~~G III 5 II~~

H. Un.

707 x (2

Weber

12

Lehrbuch der Weltgeschichte.

Zweiter Band.

1163–1164
fehlt

G III 5, II.

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

von

Georg Weber

Doctor der Philosophie und der Theologie, Commandeur des Zähringer Löwenordens.

Zweiter Band.

Neunzehnte Auflage

durchgängig revidirt, verbessert und fortgeführt.

(Namen- und Sachregister am Schluß des 1. Bandes.)

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann

1883.

G. m. 5176

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Aus dem Tausch der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft

Das Recht der Uebersetzung bleibt vorbehalten.

Königl. Universitäts-Hand-Bibliothek

Aus der Universitäts-Hand-Bibliothek ausgeschieden.

Br

Inhalt.

Drittes Buch.

Die neue Zeit.

I. Die Vorboten der neuen Zeit.

II. Das Zeitalter der Reformation.

A. Die Begründung der neuen Zustände unter Karl V.

Viertes Buch.

Das Revolutions-Zeitalter.

A. Die Vorboten der Revolution.

Fünftes Buch.

Neueste Geschichte.

B. Die öffentliche Lebensthätigkeit der europäischen Völker seit der Julirevolution.

I. Uebersicht und Allgemeines.

C. Die Revolutionsbewegungen der Jahre 1848 und 1849.

Drittes Buch.

Die neue Zeit.

I. Die Vorboten der neuen Zeit.

1. Erfindungen und Entdeckungen.

a) Compaß. Schießpulver. Buchdruckerkunst.

§. 539. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert kamen mehrere große Erfindungen in Anwendung, die auf die Umgestaltung der mittelalterlichen Welt von dem wichtigsten Einfluß waren, der Compaß, das Schießpulver und die Buchdruckerkunst. — Die wunderbare Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, war schon frühe verschiedenen Völkern bekannt, aber erst als Flavio Gioja aus der Gegend von Amalfi dieselbe im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf die Schifffahrt anwandte, kam sie in allgemeinen Gebrauch und war von unberechenbaren Folgen. Denn ohne den Compaß, ohne diesen in einer Kapsel schwebend erhaltenen Polweiser (Boussole), hätte die Schifffahrt wie bisher auf das Mittelmeer beschränkt und Küstenfahrt bleiben müssen; jetzt wagte man sich auf den Ocean und unternahm weite Entdeckungsreisen. — Ob das Schießpulver den Chinesen, Indern und Arabern bekannt gewesen, oder von dem deutschen Mönch Berthold Schwarz aus Freiburg 1354.
im Breisgau erfunden worden, ist streitig, gewiß aber ist, daß es seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Anwendung kam und auf die Umgestaltung des Kriegswesens ebenso folgenreich gewirkt hat, wie der Compaß auf die Veränderung der Seefahrt. Die Einführung der Schießwaffen, die den Werth des geharnischten Reiters bedeutend herabdrückten, beschleunigte den Untergang des entarteten, von keiner höhern Idee mehr getragenen Ritterthums. An die Stelle des seit der Entkräftung des Lehnswesens machtlos gewordenen ritterlichen Heerbannes trat ein geübtes Fußvolk von bezahlten Söldnerschaaren und endlich stehende Heere, durch welche die Fürstengewalt über die losen Feudalzustände siegte. — Auf die Erfindung der Buchdruckerkunst, die in der geistigen Ausbildung der europäischen Menschheit eine neue Epoche schuf, mochte die im vierzehnten Jahrhundert entstandene und zunächst zur Verfertigung von Spielkarten und Heiligenbildern angewandte Holzschneidekunst nicht ohne Einfluß gewesen sein. Allein die Ehre des Gedankens, eine Anzahl einzelner Buchstaben auf hölzerne Stäbchen einzugraben und zu Wörtern zusammenzusetzen, gebührt dem deutschen Bürger **Johann Guttenberg**, gebürtig aus Mainz, aber in 1440.
Straßburg lange wohnhaft. In Verbindung mit dem Mainzer Goldschmied Fust oder Faust, der das zu den Arbeiten nöthige Geld hergab, und mit dem ge-

wandten Bücherabschreiber Peter Schöffer brachte Guttenberg die neue Erfindung bald zu solcher Vollendung, daß schon 1456 eine lateinische Bibel mit großer Vollkommenheit gedruckt werden konnte. Aber dem Erfinder war es nicht vergönnt, den Lohn seiner Anstrengung zu genießen. Faust zerfiel mit ihm, ließ sich durch das Gericht für seine Geldvorschüsse alle Lettern und Geräthschaften zusprechen und führte dann im Verein mit Schöffer, dem er seine Tochter vermählte, das Begonnene in größerem Maßstabe weiter fort. Durch die Unterstützung eines Mainzer Rathsherrn wurde Guttenberg von Neuem in Stand gesetzt, eine Presse anzulegen, die neben der andern noch lange fortbestand. Doch haben die bitteren Erfahrungen seinem Herzen einen schweren Stoß gegeben. Später trat er in den Hofdienst des Erzbischofs Adolf und starb am 24. Febr. 1467. Schöffer, ein fähiger Kopf, erfand die zu den Lettern geeignete Metallmischung und die Druckerschwärze und führte gegossene Lettern ein anstatt der geschnittenen hölzernen, deren sich Guttenberg bedient hatte. Die anfangs geheim gehaltene Kunst wurde bald überall bekannt, als in dem Kriege, den der Erzbischof Diether mit seinem Mitbewerber Adolf von Nassau führte (§. 476), Mainz
1462. erobert wurde und sich viele Gesellen in andere Länder flüchteten. In Kurzem besaßen alle bedeutenden Städte Deutschlands und Italiens Druckerpressen und durch deutsche Kunstgenossen wurde die neue Erfindung bald allen civilisirten Nationen überbracht. Ward schon dadurch die Verbreitung der Bücher unter dem für die geistigen Erzeugnisse alter und neuer Zeit so sehr empfänglichen Volke erleichtert, so geschah dies noch mehr seit der Anwendung des Leinen- und Baumwollenpapiers statt des theuern Pergaments. Nun gelangten die Bücher, die bisher nur den Reichen und Vornehmen zugänglich gewesen, in Jedermanns Hände, und was der Geist erschuf, war nicht mehr Sondergut der bevorzugten Stände, sondern drang ins öffentliche Leben, in die freie Welt. Die geistliche Censur, die bald nachher als natürliche Gegenkraft in Köln, Mainz u. a. O. ins Leben trat, und endlich von Rom aus allgemein eingeführt wurde, war nicht vermögend, den neuen Geist, der durch die Buchdruckerkunst über die Welt gekommen, zu unterdrücken. — Auch das durch Kaiser Maximilian in Deutschland und durch Ludwig XI. in Frankreich begründete Postwesen förderte durch Erleichterung des schriftlichen und persönlichen Verkehrs den Austausch der Ideen und wirkte zur Begründung der neuen Zeit mit.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die im vierzehnten Jahrhundert aufgekommene Kunst der Holzschneiderei und des Metallstichs, die zunächst auf Spielkarten und Kalender, auf Heiligenbilder, auf Gebet- und Andachtsbücher, auf Schulbücher mit Holztafeln u. dergl. angewendet wurde, den Anstoß und die erste Anregung zu der Typographie gegeben hat, daß die sogenannten Briefmaler oder Briefdrucker die Vorläufer der Buchdruckerkunst gewesen sind. Diese handwerksmäßige Uebung scheint besonders in den Niederlanden verbreitet gewesen zu sein, und ein Bürger aus Harlem, Laurens Janszoon Coster, mag dies Verfahren zu größerer Vollendung geführt haben. Wenn aber die Holländer aus einigen späteren Andeutungen und sagenhaften Erzählungen die Folgerung gezogen haben, daß Coster der eigentliche Erfinder der Buchdruckerei gewesen und durch ein Denkmal in Harlem ihrem Landsmann den Ruhm der Priorität dieser großen Erfindung zu sichern suchten, so wurden sie zu dieser Annahme mehr durch patriotischen Stolz als durch historische Beweisgründe geleitet, und die Behauptung, die von Coster erfundenen Lettern, womit er die Blätter des holländischen „Heilsspiegels" gedruckt, seien durch treulose Gesellen entwendet und nach Mainz gebracht worden, scheint eine aus

deutschen Verhältnissen auf das Nachbarland übertragene Fabel zu sein. Selbst angenommen, der Niederländer sei auf eigenem selbständigen Wege zu seinen Entdeckungen gelangt, so sind doch seine typographischen Versuche, durch die gleichzeitigen Mainzer Erfolge weit überflügelt, bald in Vergessenheit gekommen.

b) Der Seeweg nach Ostindien.

§. 540. Im Mittelalter wurden die Waaren des reichen Indiens auf beschwerlichen Wegen (Karavanenzügen) unter Vermittelung der Araber und anderer Mohammedaner durch die Venetianer und Genuesen dem Abendlande zugeführt. Aber in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ließ der portugiesische Prinz Heinrich der Seefahrer, Johanns des Unechten (§. 514) dritter Sohn und Großmeister des reichen Christus-Ordens, ein rauher Mann von großem Unternehmungsgeist und beseelt von dem Streben, sein Vaterland zu verherrlichen und das Evangelium zu verbreiten, Entdeckungsreisen in dem atlantischen Meere unternehmen, die den glücklichsten Erfolg hatten. Der Auffindung der Inseln Porto Santo und Madeira, wo die Anpflanzung des Weins und Zuckerrohrs vortrefflich gedieh, nachdem man die undurchdringlichen Waldungen zum Theil in Brand gesteckt, und der canarischen Inseln mit ihren wilden, in Höhlen wohnenden und in Ziegenfelle gekleideten Bewohnern (Guanchen), folgte bald die Erwerbung der Azoren und die Entdeckung des mit Palmenhainen geschmückten grünen Vorgebirgs, so wie der an Goldstaub, Elfenbein und Gummi reichen Küste von Oberguinea südwärts der Sierra Leone. Hier erblickte man mit Erstaunen die ersten krausharigen Neger, welche die menschliche Gewinnsucht durch den Sklavenhandel bald auf schmachvolle Weise ausbeuten lernte. Eine Urkunde des Papstes ertheilte den Portugiesen das Eigenthumsrecht über diese und alle ferneren Entdeckungen bis nach Indien. König Johann II., der zuerst die rohe Macht des Adels brach und die Königsgewalt und den Bürgerstand hob, betrieb die Entdeckungsreisen planmäßiger. Die Linie wurde durchschnitten und dadurch das Vorurtheil zerstört, daß die heiße Zone unbewohnbar sei. Von Unterguinea (Congo) aus gelangte sodann der kühne **Bartholomäus Diaz** nach Afrika's Südspitze, dessen anfängliche Benennung „stürmisches Vorgebirg" der vertrauensvolle König bald in die der „guten Hoffnung" umwandelte. Denn schon im zweiten Jahrzehnte darauf, nachdem mittlerweile die neue Welt im Westen aufgegangen, **entdeckte** von da aus unter König Emanuel dem Großen der unternehmende **Vasco de Gama** den **Seeweg** nach **Ostindien**, indem er von Afrika's Ostküste (Mozambique und Zanquebar) über den indischen Ocean nach der Malabarischen Küste segelte und in den Hafen von Calicut einfuhr.

Heinrich der Seefahrer † 1460.
1419–20.
um 1330.
1445.
1461.
Johann II. von Portugal 1481–1495.
1486.
Emanuel der Große 1495–1521.
1498.

§. 541. Da der Beherrscher (Samorin) von Calicut, aufgestiftet von den neidischen Mohammedanern, die bisher im Alleinbesitz des Handels gewesen, feindselig gegen die Portugiesen auftrat, so beschlossen diese, sich mit Gewalt Niederlassungen in Ostindien zu erkämpfen. Dieses schwierige Vorhaben wurde mit solcher Ausdauer und solchem Heldenmuthe ausgeführt, daß es den großartigsten Unternehmungen des Alterthums würdig zur Seite treten kann. Die Zwietracht der indischen Fürsten kam den Portugiesen zu Statten. Im Bunde mit dem Beherrscher von Cochin kämpften zuerst Vasco de Gama und Cabral

1500. (der bei der Ueberfahrt Brasilien entdeckt und für Portugal in Besitz genommen hatte) mit Glück wider den Samorin. Vor Allen war es der muthige und besonnene Francisco d'Almeida und der heldenmüthige **Albuquerque**, die Portugals Macht in Indien begründeten und, wie einst die Hellenen, den Beweis lieferten, daß eine von Ehrgefühl, Ruhmbegierde und Vaterlandsliebe begeisterte und von europäischer Kriegskunst unterstützte kleine Schaar stets den Sieg über die despotisch regierten Massen des Orients davon trägt.

Almeida, ein vaterländisch gesinnter Mann, gewann eine glorreiche Schlacht über
1509. die vielfach überlegenen Streitkräfte der Inder und Mohammedaner, machte mehrere Fürsten zinspflichtig und zwang sie, die Oberhoheit Portugals anzuerkennen und die Anlegung von Factoreien in ihren Hauptstädten zu gestatten. Nach Almeida, der auf der Rückkehr mit einer Schaar tapferer Männer beim Wasserholen in Südafrika von wilden Hottentotten erschlagen wurde, erhielt Alfonso d'Albuquerque, der Entdecker der Insel Madagascar, bei welchem Heldensinn mit Weisheit gepaart war, die indische Statthalterschaft, zu deren Hauptsitz er das mit der größten Tapferkeit und Ausdauer eroberte
1511. Goa erkor. Mit achthundert Portugiesen erstürmte er dann Malacca, den Stapel-
1515. platz des hinterindischen Handels, brachte den Beherrscher von Ormuz im persischen Meerbusen und mehrere andere Fürsten zur Unterwerfung und machte Emanuels Namen geachtet und gefürchtet. Aber dieser lohnte dem treuen Diener mit Undank; der Kummer
1515. darüber brach dem Helden das Herz, er entschlummerte im Angesichte Goa's. — In den nächsten Jahrzehnten gründeten die Portugiesen Niederlassungen und Factoreien auf der Insel Ceylon und der Küste Coromandel und unterwarfen sich die gewürzreichen Molukken und Sundainseln; selbst das Christenthum mußte ihnen zur Erweiterung ihres Handels dienen. Aber bald wich der Heldengeist dem Eigennutz und der Gewinnsucht; leicht erworbener Reichthum erzeugte Verweichlichung und Ueppigkeit; Druck und Ungerechtigkeit machte die Herrschaft der Portugiesen verhaßt und bewirkte ihren baldigen Verfall. Lange war Lissabon der Sitz des Welthandels, bis Mangel an eigener Industrie und die Schätze des Auslandes Schlaffheit hervorbrachten und das durch den neuen Handels- und Eroberungsgeist gegründete Bürgerthum seine Freiheit an die unbeschränkte Königsmacht und an die vielvermögende Geistlichkeit einbüßte.

c) Entdeckung von Amerika durch Christoph Columbus.

§. 542. Der Entdeckungseifer, den die portugiesischen Unternehmungen geweckt, führte einen der kühnsten und edelsten Männer, deren die Weltgeschichte gedenkt, den Genuesen Christoph **Colombo** (Colon), der sich von Jugend an der Seefahrt gewidmet und einen großen Theil seines Lebens in Portugal zugebracht hatte, auf die Idee, durch eine westliche Fahrt einen neuen Weg nach dem gepriesenen Indien aufzufinden. Dunkle Sagen aus grauer Vorzeit von einer verschwundenen Insel Atlantis und märchenhafte Berichte über unbekannte Wunderländer hatten seine Phantasie erfüllt, und der hohe Gedanke, diese der Welt zu erschließen, „das Morgenland in westlicher Richtung aufzusuchen", gewann mit den Jahren und den Hindernissen, die der Ausführung entgegentraten, immer mehr Festigkeit bei ihm. Er theilte sein Vorhaben dem König Johann II. von Portugal mit, konnte aber keine Unterstützung erlangen. Man erklärte seinen Plan für ein träumerisches Phantasiegebilde, machte aber doch hinter seinem Rücken den Versuch, ob nicht vielleicht etwas Wahres daran sei. Verstimmt über das unedle Verfahren verließ Columbus Lissabon und wandte sich nach Spanien, während sein Bruder Bartholomäus nach England reiste, um bei König

Heinrich VII. für das Unternehmen zu wirken. Aber auch in Spanien fand Columbus lange kein Gehör; er wurde mehrmals als Schwärmer und Abenteurer abgewiesen. Zuletzt ließ sich jedoch Isabella von Castilien in der Freude ihres Herzens über die glückliche Eroberung Granada's (§. 516) nach einigem Bedenken durch den Vertrag von Santa Fé bewegen, drei Schiffe auszurüsten und dem kühnen Seefahrer anzuvertrauen. Die Würde eines Groß-Admirals und Unterkönigs über alle zu entdeckenden Länder und Inseln nebst dem zehnten Theil der daraus zu hoffenden Einkünfte und der Adelstand für sich und seine Nachkommen wurde ihm als Preis des Gelingens zugesagt. Am 3. August verließ 1492.
die kleine Flotte mit neunzig Seeleuten, darunter drei Brüder aus der erfahrenen Schifferfamilie Pinzon, den andalusischen Hafen Palos und fuhr an den canarischen Inseln vorbei immer westwärts. Es ist eine bekannte in Sage und Dichtung verbreitete Erzählung, daß die Schiffsmannschaft eine Verschwörung gemacht, um den Admiral zur Rückkehr zu zwingen, ja daß sein Leben bedroht worden; neuere Forscher haben nachgewiesen, daß diese Meuterei und das erzwungene Versprechen des Entdeckers, daß man umkehren wolle wenn sich nicht binnen drei Tagen Land zeige, nur eine der Entstellungen sei, welche großartige Weltbegebenheiten vom zweiten Geschlecht zu erdulden haben. Die natürlichen Befürchtungen und gespannten Erwartungen der aufgeregten Seeleute wurden zu drohenden Auftritten und meuterischen Scenen gesteigert, die dann durch die Tradition sich fortpflanzten. Daß sich die zwischen Furcht und Hoffnung wechselnden Gefühle der Matrosen auf verschiedene Weise äußerten, und daß hie und da auch Anzeichen von Widersetzlichkeit gegen die Weiterfahrt in der Meereseinöde laut geworden sein mögen, ist sehr natürlich; aber das feste Auftreten des Admirals, der bald durch Verheißungen den Ehrgeiz oder die Habsucht reizte, bald durch Drohungen und durch die Berufung auf die Befehle der spanischen Herrscher die Trotzigen und Widerspenstigen in die Schranken wies, war hinreichend die Murrenden zum Schweigen zu bringen. Da jedem, welcher zuerst Land erblicken würde, eine Leibrente von dreißig Goldstücken zugesagt war, so wurden mehrmals voreilig Landsignale gegeben, die sich dann nicht bewährten; um nun die dadurch sich fortwährend erzeugende Aufregung und Niedergeschlagenheit zu verhüten, ließ Colon verkündigen, daß fortan Jeder, der durch falschen Landruf ungegründete Erwartungen errege, seinen Anspruch auf den Finderpreis verliere. In den ersten Tagen des Oktober mehrten sich die Anzeichen, daß Land in der Nähe sein müsse. Züge von kleinen bunten Vögeln schwärmten um die Schiffe her und flogen dann weiter nach Südwest; Thunfische spielten in dem ruhigen Meer; frische grüne Gewächse vom Lande gelöst trieben auf dem Wasser umher; ein Rohr, ein kleines Brett, ein künstlich geschnitzter Stab wurden aufgefischt. Das Geschwader richtete den Lauf ein wenig gen Süden; die Luft war so lieblich und balsamisch wie Frühlingswehen in Sevilla. Am 11. Oktober glaubte der spähende Feldherr in der klaren Herbstnacht ein sich bewegendes Licht in der Ferne zu bemerken. Er empfahl daher nach dem gewöhnlichen Abendgesang Salve Regina der Mannschaft besondere Wachsamkeit, indem er dem ersten Rufer zu dem Gnadengeschenk der Monarchen noch ein seidenes Wams versprach. Um zwei Uhr in der Frühe, Freitag den 12. Oktober, entdeckte ein Matrose der Pinta, Juan Rodriguez Bermeijo aus Molinos bei Sevilla im Mondenglanz den schimmernden Saum

eines vorspringenden Gestades. Unter dem freudigen Rufe Land! Land! stürzte er auf das nächste Geschütz, um das Signal zu geben. Aber die Belohnung wurde nachmals dem Admiral zuerkannt, weil er früher das Licht gesehen hatte. Sobald der Tag graute, legten die Schiffe an und Columbus bestieg, in scharlachrothe Admiralsuniform gekleidet und das königliche Banner von Castilien schwingend, das neuentdeckte Land. Es war die Watlings-Insel, welche die Einwohner Guanahani nannten, der aber Colon zu Ehren des Erlösers den Namen San Salvador beilegte. — Sie fanden ein schönes, fruchtbares und baumreiches Land mit nackten Wilden von kupferbrauner Farbe, die ohne allen Argwohn der feierlichen Besitznahme ihres Landes im Namen des spanischen Herrscherpaares zusahen und ihre besten Güter gegen Flitter, Glasperlen, Schellen und Spielwerk vertauschten. „Ohne Bedeckung ihrer Blößen, ohne Maß und Gewicht, ohne den Fluch des Geldes, ohne Gesetz und ränkesüchtige Richter, ohne Bücher, befriedigt von den Gaben der Natur und sorglos um das Künftige, genießen jene Menschen ein goldenes Zeitalter"; so schilderten unmittelbar nach der Entdeckung die Europäer die Zustände der westindischen Inselbewohner. Aber die erwarteten Schätze an Gold, Edelgestein und Perlen waren weder hier noch auf den beiden größern Inseln Cuba und Hayti (Hispaniola, St. Domingo), die bald nachher entdeckt wurden, in der gehofften Fülle vorhanden. Dagegen waren die Spanier entzückt über die üppige Vegetation und das reizende Klima dieser Tropenländer, über das herrliche Grün der mächtigen Waldungen, die von Schwärmen glänzend gefiederter, hellsingender Vögel belebt waren, über den balsamischen Duft der Gewürzhaine und Blumenfelder, über die Pracht des nächtlichen sternbesäeten Himmels in seiner leuchtenden Klarheit. Nachdem Columbus auf der „spanischen Insel" die Veste Navidad erbaut und eine Colonie gegründet, kehrte er nach Castilien zurück und überbrachte nach einer gefahrvollen Ueberfahrt dem erstaunten Europa die Kunde von einer neuen Welt, die in Folge des ursprünglichen Irrthums bald den Namen West-Indien erhielt. Eine päpstliche Schenkungsacte verlieh den Spaniern alle 370 Meilen westwärts von den Azoren gelegenen neu zu entdeckenden Länder. Die stolze Verheißung der Kirche, daß die Heiden ihr Erbtheil und die äußersten Enden der Erde ihr Eigenthum sein würden, schien durch die großartige Begebenheit ihrer Erfüllung entgegen zu gehen.

Zweite Entdeckungsfahrt 1493—96. §. 543. Auf den folgenden zwei Reisen, die Columbus nach der neuen
Welt unternahm, entdeckte er noch mehrere Inseln, wie Jamaika und die
Dritte Entdeckungsfahrt 1498—1500. kleinen Antillen mit dem kräftigen, gebildeteren, aber als Menschenräuber
gefürchteten Volksstamme der Caraiben (Cannibalen), und endlich auch das
südliche Festland nicht weit von der Mündung des Orinoko. Doch trägt der
neue Erdtheil seinen Namen nicht von dem Entdecker, sondern von dem ersten
Beschreiber, dem Florentiner **Amerigo** Vespucci aus Sevilla, welcher den
1499. Spuren Colons folgend in Verbindung mit einigen andern Seefahrern die Küste
von Guyana und die Mündungen des Amazonenstromes befuhr und in mehreren Briefen beschrieb. Diese „Schilderungen" Vespucci's, welche ein deutscher Geograph, Martin Waldseemüller aus Freiburg zu St. Dié in Lothringen in lateinischer Sprache herausgab, verbreiteten in den meisten Ländern Europa's die erste genauere Kunde über den neuen Welttheil und wurden Veranlassung,

daß man demselben allmählich den Namen **Amerika** beilegte und wohl auch den Beschreiber als den Entdecker bezeichnete. — Columbus theilte mit vielen genialen Männern das Loos, daß ihm nicht vergönnt war, die Früchte seiner That zu genießen. Trüge der Urheber eines großen Werkes nicht den Lohn in seiner Seele, der Dank der Welt würde nie zu hohen Unternehmungen ermuthigen. Die auf Hispaniola zurückgelassene Besatzung war durch Hader der Colonisten unter sich und durch Streit mit den gedrückten und mißhandelten Eingebornen, welche die Fremdlinge gastfrei bei sich aufgenommen und die Früchte und Erzeugnisse ihres gesegneten Landes wohlwollend mit ihnen getheilt hatten, in große Verwirrung gerathen. Ihre Zügellosigkeit und ihr ungebundenes Leben hatten die Ehrerbietung, die der Admiral durch sein würdevolles und kluges Benehmen den Indianern eingeflößt, bedeutend geschwächt und ihren Untergang herbeigeführt. Columbus stellte das gute Einvernehmen mit den Eingebornen wieder her, legte die Pflanzstädte **Isabella** und **San Domingo** an und war aufs Eifrigste bemüht, sowohl durch kriegerische Streifzüge, als durch friedliche Unterhandlungen und Verträge die spanische Herrschaft zu befestigen. Der Kazike **Caonabo**, der tapfere Häuptling des kriegerischsten und feindseligsten Stammes der Insel, wurde von dem verwegenen Ojeda durch List und muthige Entschlossenheit aus der Mitte seines Volkes gefangen weggeführt und in die Gewalt des Admirals gebracht, der ihn nach Spanien schickte. Der „stolze Herr des goldenen Hauses", wie man den einst mächtigen Gebieter der Landschaft **Cibao** nannte, starb jedoch auf der Ueberfahrt am gebrochenen Herzen über die unglückliche Wendung seines Schicksals. Aber bald brachen unter der Besatzung auf Hispaniola aufs Neue Meutereien und Verschwörungen aus, die den Fortgang des Entdeckungswerks hinderten. Als nun Columbus zur Herstellung der Ordnung die zügellosesten Ruhestörer strafte und Andere nach Europa zurücksandte, fanden diese einen Weg, den als Fremdling gehaßten und beneideten Mann am spanischen Hof zu verleumden und seine Verwaltung in dem schwärzesten Lichte darzustellen. Eigennutz und Härte wurden ihm zur Last gelegt. Da schickte Ferdinand, der dem großen Entdecker nicht so hold war als Isabella, einen engherzigen, unfähigen Beamten, Francisco de Bobadilla, zur Untersuchung ab, welcher, seine 1500.
Vollmachten überschreitend, sein Werk damit begann, daß er Columbus seiner Statthalterwürde entsetzte und in Ketten nach Spanien bringen ließ. Hier wurden zwar seine Fesseln, über die ganz Europa empört war, gelöst, aber die Erfüllung des abgeschlossenen Vertrags wußte der castilische Hof zu verzögern und zu vereiteln. Während er noch in Spanien weilte, segelte der neue Befehlshaber **Ovando** mit einer großen Flotte von Ansiedlern nach der westindischen Inselwelt, um sein Werk zu vollenden. Der Neid und die Scheelsucht der Spanier verfolgten den großen Genuesen und seine Brüder. Von Hispaniola fern gehalten unternahm Columbus mit seinem thatkräftigen Bruder Bartolomeo eine vierte Entdeckungsfahrt in der Absicht, in Mittelamerika eine westliche Durchfahrt zu finden. Dieses Unternehmen fiel jedoch unglücklich aus, theils durch mancherlei Unfälle zu Land und zur See an der Küste von Veragua, theils durch die Feindseligkeiten und verrätherischen Umtriebe einer meuterischen Rotte unter seiner Mannschaft auf der Insel Jamaica, wo er zu landen gezwungen war. Krank und erschöpft kehrte er nach Spanien zurück; und da um dieselbe Zeit seine Gön-

Colons vierte Entdeckungsfahrt 1502—1504.

1504. nerin Isabella starb, so waren seine zwei letzten Lebensjahre trübe und freudenleer. Seiner Aemter und Würden beraubt, starb er tief gekränkt über den Undank seines Gebieters in Valladolid, von wo sein Leichnam später nach San Domingo und von da (im J. 1796) nach Cuba gebracht wurde. Die Ketten, mit denen er gefesselt nach Spanien geführt worden, gab ihm, seinem Verlangen gemäß, sein Sohn Diego ins Grab mit. Erst die Nachwelt erkannte die wahre Größe des Mannes, der nicht blos durch seine Verdienste, sondern auch durch seine königliche Natur so mächtig unter seinen Zeitgenossen emporragte. Weniger der große Gedanke, den zu gleicher Zeit auch der Arzt und Astronom Toscanelli in sich trug, und dessen Entstehung in einer gährenden, von neuen Ideen bewegten und durch Erzählungen und Sagen von wunderbaren Entdeckungen in steter Aufregung gehaltenen Zeit wohl begreiflich war, reißt uns zur Bewunderung hin, als die hohe Begeisterung, mit der Columbus denselben, allen Hindernissen und Vorurtheilen zum Trotz, durchführte und zur Thatsache erhob; darin gab sich der höhere Geist, der ihn beseelte, kund. Er blickte stets mit Stolz und Selbstgefühl auf sein Werk. Und doch wie weit überstieg die Wirklichkeit alle Träume und Gebilde seiner Phantasie. Wie verschieden war die Entdeckung selbst, zu der er die Thore geöffnet, von dem Glauben, mit dem er aus dem Leben schied. Denn er war bis an seinen Tod der Meinung, die neuentdeckte Welt sei die Ostküste Asiens, sei das Wunderland Zipangu, von dem das alte Reisebuch Marco Polo's so reizende Schilderungen enthielt.

20. Mai 1506.

Colon's Charakter. In einer gebildeten, regsamen Stadt des südlichen Himmels und in einer strebsamen, neuerungssüchtigen Zeit geboren, besaß Columbus alle Eigenschaften, Tugenden und Irrthümer, die wir an jenem großartigen Geschlechte bewundern. Eine rege Phantasie, nicht frei von Schwärmerei und Wunderglauben, übte einen wesentlichen Einfluß auf seine Unternehmungen und trieb ihn vorwärts in die unbekannten, mit dem dichterischen Zauber einer Märchenwelt geschmückten Regionen; doch war diese Phantasie gezügelt durch verständige Ueberlegung und besonnenes, auf vielseitigen praktischen Kenntnissen beruhendes Urtheil. Nie wurde sein klarer Blick durch den unerwarteten Erfolg so getrübt, daß er dem ziellosen Treiben der in jenen Tagen herrschenden Abenteuerlust verfallen wäre. Auch bei ihm war die Begierde nach Gold und Schätzen nicht der geringste Antrieb zu kühnen Wagnissen auf unbekannter See; aber diese Begierde artete nicht zu der leidenschaftlichen Habsucht aus, die uns bei den meisten Genossen jener Entdeckungsfahrten so widerwärtig berührt und die alle menschlichen Regungen und Gefühle erstickte. Columbus verlor, trotz der bittersten Erfahrungen, nie den Sinn für Großmuth, nie den Glauben an Treue und menschliche Tugend; und auf der Höhe des praktischen Lebens bewahrte er noch einen empfänglichen Sinn für das harmlose Dahinleben einfacher Menschen in kindlicher Unschuld und für das großartige Walten einer mächtigen Natur. — Eine geborne Herrschergestalt, wußte Columbus durch die Würde seiner Erscheinung, wie durch sein gebieterisches Wesen und seinen edlen Stolz, sich Gehorsam und Ehrerbietung zu verschaffen, aber die größte Bewunderung verdient die Kunst der Selbstbeherrschung in schwierigen Lagen und die Gewalt, womit er die eigene erregbare Natur bändigte und die Leidenschaften niederhielt.

d) Weitere Entdeckungen und Eroberungen in der neuen Welt.

§. 544. Balboa. Magellan. Durch Columbus war ein neuer Heldengeist geweckt worden; alle muthvollen, mit der See vertrauten Männer zogen auf Entdeckungen aus. Wer wollte da müßig sein, wo für Geld-, Ruhm- und Ehrbegierde ein so weites Feld offen stand? Noch ehe Columbus das süd-

liche Festland entdeckt hatte, war ein anderer unternehmender Italiener, Joh. Cabot aus Venedig, dessen rege Einbildungskraft durch die Lorbeeren seines Genuesischen Landsmannes aufgeregt worden war, mit seinen drei Söhnen von Bristol aus auf englischen Schiffen nordwärts gesegelt und hatte das ferne Land Labrador mit seinen Eisbären, Klippen und wilden Einwohnern aufgefunden; 1497.
doch war das nördliche Küstenland, das sein unternehmender Sohn Sebastian Cabot und der Portugiese Cortereal in seiner ganzen Ausdehnung von 1498. 1501.
Florida bis zum Lande der Eskimos entdeckten, nicht berufen, jetzt schon in das geschichtliche Leben einzutreten; seine Bedeutung für die europäische Menschheit lag noch verhüllt in der Zukunft. — Unter unglaublichen Beschwerden, welche die Beschaffenheit des Landes, die wilden Thiere und die feindseligen, von kriegerischen Häuptlingen (Kaziken) beherrschten Horden der Eingebornen den verwegenen Abenteurern bereiteten, überstieg der unternehmende, einfache **Balbōa**, eine der hervorragendsten Erscheinungen aus dieser tapfern „Weltmeer-Ritterschaft", mit einer kleinen Schaar die gebirgige Landenge von Panama und entdeckte die Südsee. Ein Schwert in der Hand und eine Fahne mit dem Bilde 1513.
der Heil. Jungfrau schwingend trat er bis zum Knie in die Fluthen hinab, laut ausrufend, daß er im Namen der Monarchen von Castilien und Aragon Besitz nehme von diesen Meeren, Ländern, Inseln und Gestaden. Der Tod durch das Henkerbeil, wozu ihn der Neid seines unfähigen, heuchlerischen Nachfolgers, Pedrarias Davila, auf Grund einer Anklage wegen Aufruhrs verdammte, machte seinen 1517.
weitern Entdeckungsplänen ein Ende. Wie bei allen wichtigen Begebenheiten wirkten auch hier die verschiedenartigsten Motive zu einem Ziele hin; die kleinsten persönlichen Triebfedern neben dem großartigsten Streben wissenschaftlicher und praktischer Erkenntniß, gemeiner Eigennutz neben heroischer Hingebung und Opferfähigkeit, barbarische Härte und Wildheit mit dem doch unverkennbaren Hintergrund eines großen menschlichen Culturzweckes. — Einige Jahre später glückte es dem in spanische Dienste getretenen Portugiesen **Magellan** (Magelhaens) durch die nach ihm benannte Straße in das „stille Weltmeer" zu gelangen 1519—21.
und nach den furchtbarsten Hungerleiden die ostindischen Inseln (die Marianen und Philippinen) zu erreichen und somit die erste Reise um die Welt anzubahnen. Der schreckliche Tod seines Vorgängers Diaz de Solis, der 1515.
einige Jahre früher bei einer Landung an den Ufern des breiten La Platastroms von den wilden Bewohnern erschlagen und verzehrt worden war, hatte ihn nicht abgeschreckt. Ruhmbegierde und Entdeckungseifer überwanden alle Schrecknisse, Schwierigkeiten und Todesfurcht. Auch Magellan, ein tapferer energievoller Seemann, starb eines gewaltsamen Todes durch die Wilden auf den Philippinen und 1521.
mußte Andern die Vollendung des Unternehmens überlassen. Seine Ermordung bei einem stürmischen Angriff auf die Insel Zebu verschaffte dem Sebastian Elcano die Ehre des ersten Weltumseglers und einen Erdglobus als Wappen. 1522.
Die Phantasie, aufgeregt durch den Glauben, daß man in der Südsee, als einem Theile des indischen Oceans, gruppenweise an Gold, Edelsteinen, Gewürzen und Perlen reiche Inseln entdecken würde, füllte die Seele mit den kühnsten Hoffnungen und trieb zu großen Unternehmungen an. „So vereinigte sich Vieles in dieser wunderbaren Zeit der Conquista (Zeit der Anstrengung, der Gewaltthätigkeit und des Entdeckungsschwindels auf Meer und Land), das, trotz

des gänzlichen Mangels politischer Freiheit, die individuelle Ausbildung der Charaktere begünstigte und einzelnen Höherbegabten manches Edle erringen half, was nur den Tiefen des Gemüths entquillt. Gefahren erhöhen immer die Poesie des Lebens." Die Südsee, welche Magellan noch als Einöde erschien, belebte sich allmählich mit neu entdeckten Inseln, die aber freilich aus Mangel genauer astronomischer Ortsbestimmungen, „wie schlecht gewurzelt", auf den Karten hin und her schwankten.

Mexico 1519—1521. §. 545. **Cortez in Mexiko.** Im zweiten Jahrzehnt des ereignißvollen sechszehnten Jahrhunderts unternahm der heldenmüthige Ferdinand **Cortez**, der Besonnenheit und Klugheit mit Tapferkeit und Feldherrngaben vereinigte und dessen große Seele auch für edlere Regungen empfänglich und
1519. für den Sieg des Christenthums begeistert war, die Eroberung des mexicanischen Reichs im Lande Anahuac, dessen Einwohner (die Azteken und Tezcucaner) in volkreichen Städten wohnten, Künste und Gewerbe trieben, sich in baumwollene Stoffe kleideten und in einer geordneten Staatsverfassung lebten unter einem unbeschränkten König, den ein reicher Adel und eine mächtige Priesterschaft im Regimente unterstützten. Mit siebenhundert kühnen Spaniern, denen einige eingeborne Völkerschaften (die Tlascalaner) als schwache Bundesgenossen zur Seite standen, unterwarf Cortez eine volkreiche Nation, der weder Kriegsmuth noch Vaterlandsliebe abging, nahm ihren stolzen König Montezuma in seinem eigenen Palaste gefangen und eroberte die große, von einem See umgebene Hauptstadt Mexico, das „Venedig der westlichen Welt", mit ihren weißen Thürmen und pyramidenartig emporstrebenden Tempeln. Die schrecklichen Wirkungen des donnernden Geschützes, die Reiter auf den furchtbaren Rossen, welche auf die Einbildungskraft der Eingebornen eine geheimnißvolle Macht übten, der Glanz des europäischen Kriegswesens erzeugten in den Azteken die Vorstellung, daß die weißen Männer höhere Wesen seien, denen sie mit ihren schwachen Kräften und ihren armseligen Waffen (Eisen war ihnen unbekannt) nicht zu widerstehen vermöchten, eine Vorstellung, die in einer alten Volkssage einen tiefwurzelnden Anhalt fand. Es sollte nämlich der wohlthätige Luftgeist, der die Mexicaner im Gebrauch der Metalle, des Landbaus und der Regierungskunst unterwiesen, dann aber vor dem Neide der obern Götter auf einem aus Schlangenhäuten gefertigten Zauberschiffe nach dem westlichen Weltmeere entflohen, dermaleinst mit seinen Nachkommen zurückkehren. Dennoch vertheidigten die Mexicaner ihr Vaterland und ihre Freiheit mit Heldenmuth. Sie tödteten ihren gefangenen König, der den Spaniern hold und ergeben war, mit Steinwürfen, nöthigten die Fremdlinge durch einen verzweifelten Aufstand in der berühmten „Trauernacht" (vom 1. zum 2. Juli 1520) zu einem verlustvollen Rückzug auf dem unterbrochenen Dammweg über den See, und würden in der heißen Schlacht von Otumba durch ihre überlegene Menge dieselben bis auf den letzten Mann vernichtet haben, hätte nicht Cortez, ein Mann von instinctiver Genialität und unwiderstehlicher Herrscherkraft, in rascher Entschlossenheit den Anführer zu Boden gestürzt und dadurch die wilde Flucht der Uebrigen bewirkt. Aber weder der tapfere Widerstand der Eingebornen noch die feindseligen Angriffe der von dem neidischen Statthalter Velasquez von Cuba gegen Cortez ausgesandten spanischen Truppen schreckten den kühnen Feldherrn von seiner Unternehmung ab.

Nachdem er die letztern durch einen nächtlichen Ueberfall überwunden und durch die Aussicht auf reiche Beute zum Anschluß bewogen hatte, brachte er allmählich die von den Azteken unterworfenen und gedrückten Völkerschaften im reizenden Thale von Anahuac zum Abfall und bezwang dann die von dem neuen König 1521.
Guatemozin heldenmüthig vertheidigte Hauptstadt. Innerhalb zwei Jahren eroberte Cortez das Land, machte dem gräuelvollen Götzendienst, dem jährlich Tausende von Menschen als Opfer geschlachtet wurden, ein Ende und dachte bereits auf Einrichtungen, welche die Wunden des Kriegs heilen und die Einführung europäischer Cultur und christlicher Sitte fördern sollten, als Mißgunst und Verleumdung seine Zurückberufung bewirkten. Die Verwaltung des eroberten 1523
Landes wurde ihm entzogen, damit er nicht in Versuchung komme, ein eigenes Reich zu stiften. Die Erhebung in den Grafenstand (Marquis del Valle) und die Verleihung einiger Güter und Ländereien am reizenden mexicanischen See war die einzige Belohnung für die unsäglichen Mühen und Gefahren. Bald waren seine Verdienste vergessen, obgleich er, um seine nach Thätigkeit dürstende Seele zu befriedigen, neue Züge nach Honduras unternahm und Californien, „eine dürre, waldlose Halbinsel", entdeckte. Kummer und Verdruß über den 1535.
Undank seines Gebieters verkürzten seine Tage. Er starb in Spanien im Jahre 1547. Seine Asche, von Sevilla nach der von ihm entdeckten neuen Welt gebracht, wurde in der Folge durch wiederholte Ausgrabung in ihrer stillen Ruhe gestört.

Die Eroberung von Mexico war die merkwürdigste Begebenheit in dieser gewaltigen Zeit voll romantischer Abenteuer und kühner Wagnisse. Die großartige Natur des Landes, wo am Fuße thätiger oder ausgebrannter Vulkane mit schneebedeckten, weithin leuchtenden Gipfeln Thäler und Ebenen von wunderbarer Fülle und Fruchtbarkeit sich hinziehen, und über dem Ganzen der Zauber einer tropischen Natur mit ihrem üppigen Pflanzenwuchse, ihrer Farbenpracht und ihrem Reichthum an edlen Früchten nnd kostbaren Gewächsen ausgegossen ist; die hohe Bildung der alten Bewohner von Mexico und Tezcuco, der Tolteken, deren dunkle Geschichte nur als mündlich überlieferte Sage zu den europäischen Eroberern hinüberklang, und der Azteken, die in deren Wohnsitze im Lande Anahuac einrückten und den Ackerbau, die Gewerbsamkeit, die Baukunst und die Zeitrechnung von ihnen entlehnten, ihre milde Religion dagegen mit dem blutigen Opferdienst des schrecklichen Kriegsgottes Huitzilopochtli und anderer gräulichen Götzen vertauschten und ihre Herrschaft über die benachbarten Völker durch das Schwert und die Macht des Schreckens begründeten; endlich die Geschichte der Eroberung selbst, die an ritterlichen Großthaten, an romantischen Begebenheiten und an tragischen Wechselfällen mehr dem Bereiche der Dichtung als der Wirklichkeit anzugehören scheint, verleihen dieser Unternehmung einen eigenthümlichen Reiz.

Die Entstehung der Stadt Mexico erzählt Prescott folgendermaßen: „Nach einer Reihe Mexico.
von Abenteuern und Wanderungen, die einen Vergleich mit den überspanntesten Sagen aus der Heldenzeit des Alterthums nicht zu scheuen brauchen, machten die Azteken endlich an den südwestlichen Ufern des Hauptsees im Jahre 1325 Halt. Daselbst sahen sie auf dem Zweige eines stacheligen Birnbaumes, der aus einer Spalte eines von den Wellen bespülten Felsens hervorschoß, einen Königsadler von ungewöhnlicher Größe und Schönheit sitzen, eine Schlange in seinen Klauen haltend und seine mächtigen Flügel gegen die aufgehende Sonne ausgebreitet. Sie begrüßten dies heilbringende Zeichen, das, durch einen Götterspruch verkündet, die Lage ihrer künftigen Stadt anzeigte, und legten den Grund zu derselben, indem sie Pfähle in die seichten Stellen senkten, denn das niedere Marschland lag halb unter Wasser. Auf diesen errichteten sie ihre leichten Gebäude aus Rohr und Binsen, und suchten einen unsichern Lebensunterhalt von Fischen und von dem wilden Geflügel, das sich am Wasser aufhielt, sowie vom Anbau solcher Gewächse, die sie in ihren

schwimmenden Gärten erzielen konnten. Der Ort wurde zum Zeichen seines wunderbaren Entstehens Tenochtitlan genannt, wiewohl er Europäern nur unter seinem andern Namen Mexico, von ihrem Kriegsgotte Mexitli hergeleitet, bekannt ist. Die Sage von seiner Gründung ist noch immer durch das Sinnbild des Adlers und Cactus erhalten, welche das Wappen des neuen Freistaats Mexico bilden." — Während man dem Staats- und Rechtswesen, der Gesetzgebung und zweckmäßigen Gerichtsordnung der Mexicaner seine Bewunderung nicht versagen kann, und in ihrer Bilderschrift, ihren gesellschaftlichen Lebensformen, ihren astronomischen und astrologischen Kenntnissen und ihren gewerblichen Künsten und Fertigkeiten einen ziemlich hohen Bildungsgrad erkennen muß, wenden wir uns mit Abscheu von den grausenhaften Gebräuchen der Menschenopfer und der cannibalischen Sitte, das Fleisch der Geschlachteten mit den Freunden bei schwelgerischen Mahlen zu verzehren, in dem schrecklichen Wahne, dadurch eine der Gottheit wohlgefällige Religionshandlung zu begehen. Niemals sind gewiß Feinheit und äußerste Rohheit in so nahe Berührung mit einander gebracht worden. Die Tezcucaner (oder Acolhuaner), ein den Azteken verwandter Volksstamm, waren diesen an Verstandesbildung und Künsten der geselligen Verfeinerung überlegen. Etwa hundert Jahre vor der Eroberung des Landes Anahuac durch Cortez hatten die Tezcucaner ihr goldenes Zeitalter unter dem König Nezahualcoyotle, dem Alfred jenes westlichen Volkes, der nach einer stürmischen Jugend voll romantischer Abenteuer, Gefahren und wunderbarer Rettungen eine nach Innen und Außen glorreiche Regierung führte. Dichter und Weltweiser, beförderte er die Künste und die astronomische Wissenschaft, ohne den Krieg und die Rechtspflege darüber zu vernachlässigen. Eine Reihe prachtvoller Gebäude in der Hauptstadt Tezcuco, umgeben von herrlichen Gärten mit Bädern, Cypressenhainen und Springbrunnen und eingeschlossen durch eine hohe Mauer aus Ziegeln und Mörtel, gaben Kunde von seiner Prachtliebe wie von seinem Kunstsinn. — Fernando Cortez, zur Zeit der Eroberung dreiunddreißig Jahre alt, war nach Prescott's Schilderung von mehr als mittlerer Größe, seine Gesichtsfarbe bleich, und sein großes, dunkles Auge gab ihm einen Ausdruck von Ernst, den man bei Jemand von seiner heitern Gemüthsart nicht erwartet haben sollte. Seine Gestalt war schlank, aber seine Brust gewölbt, seine Schultern breit, sein Körperbau muskelstark und ebenmäßig. Er zeigte den Verein von Behendigkeit und Kraft, welcher ihn zum trefflichen Fechten, Reiten und andern ritterlichen Uebungen tüchtig machte. In seiner Nahrung war er mäßig, legte keinen Werth auf Essen und trank wenig, dabei schienen ihm Beschwerde und Entbehrung völlig gleichgültig zu sein. Seine Kleidung (denn er verschmähte nicht den Eindruck, den man durch solche unwesentliche Mittel hervorbringt) war von der Art, daß sie seine schöne Gestalt vortheilhaft hervortreten machte, weder glänzend noch auffallend, aber reich. Er trug wenig Schmuck, und gewöhnlich denselben, aber von hohem Werth. Sein offenes, militärisches Benehmen verbarg einen höchst kalten und berechnenden Geist. In seine fröhlichste Laune mischte sich ein bestimmtes, entschlossenes Wesen, welches denen, die ihm nahten, das Gefühl gab, daß sie gehorchen müßten, und das der Anhänglichkeit seiner ergebensten Gefährten etwas der Furcht Aehnliches beimischte. Eine solche Vereinigung, worin Liebe sich mit Würde paarte, war wahrscheinlich das einzige und am besten geeignete Mittel, den rauhen und unruhigen Gemüthern, unter welche ihn seine Bestimmung trieb, Hingebung einzuflößen. Sein Charakter bildete sich erst völlig unter den großen Begebenheiten, welche Eigenschaften hervorriefen, die vorher in seiner Brust geschlummert hatten. „Es giebt kühne Naturen, welche der Wärme aufgeregter Thätigkeit bedürfen, um ihre Kräfte zu entfalten, gleich den Pflanzen, welche sich dem milden Einfluß einer gemäßigten Breite verschließen, und nur in dem brennenden Himmelsstrich der Wendekreise zu ihrem vollen Wachsthum gelangen und ihre Früchte zu Tage bringen." Seine rauhe, aber ergreifende Beredsamkeit, worin er die herrschenden Gefühle und Leidenschaften seiner Soldaten, Ehr- und Ruhmbegierde, Habsucht und religiösen Eifer anzuregen pflegte, durchzuckte mit ihrem Laute die Herzen seiner kriegerischen Zuhörerschaft. Von seinem Verstande und seiner Bildung geben die berühmten Briefe Zeugniß, die in ihrer einfachen Gediegenheit nicht nur eine gedrängte und doch verständliche Darstellung der Kriegszüge und Ereignisse enthalten, sondern auch treffliche Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten der eroberten Länder. In seiner ganzen Erscheinung und Persönlichkeit hatte er nach der Versicherung eines seiner Kriegsgefährten das Wesen eines vornehmen Herrn.

Die Tezcucaner. — Cortez. Ferd. (Randbemerkungen)

Peru 1529—35. §. 546. **Pizarro in Peru.** Waren schon Mexico's Schätze groß genug, um Cortez und seine habgierigen Gefährten zu bereichern, was konnte man erst

von Peru erwarten, das die Eingebornen selbst als das Goldland bezeichneten? Pizarro und Almagro, Männer von eben so feurigem Unternehmungsgeist und Kriegsmuth wie Cortez, aber ohne Stand und Bildung und von Eigennutz und rohen Leidenschaften beherrscht, vollendeten die Eroberung Peru's mit noch geringeren Hülfsmitteln, als dem Ueberwinder Mexico's zu Gebote standen. Die von dem reichen Königsgeschlecht der Inkas beherrschten Peruaner waren eine gebildete, blühende Nation von mildem Charakter und ohne den gräuelvollen Götzendienst der Mexicaner, aber auch ohne deren kriegerische Tugend. Am See Titicaca, auf dessen Inseln die großen Sonnen- und Mondtempel standen, war die Wiege ihrer Cultur. „Man sieht bei ihnen Schafe (Llamas), aus deren Wolle sie Tücher weben," heißt es in einer alten Beschreibung, „große gemauerte Städte und geräumige Tempel, wohin sie in Procession ziehen, um ihre Götter anzurufen, wenn es lange nicht geregnet hat." Ein Thronstreit in dem Regentenhause erleichterte den Spaniern die Eroberung des Landes und der Hauptstadt 1532.
Cuzco. Nach dem Willen des mächtigen Inca Huayna Copac theilten sich seine Söhne Huascar und Atahualpa derart in das Reich, daß der erstere den Süden mit Cuzco, der letztere den Norden, das neuerworbene Reich Quito beherrschte. Grenzstreitigkeiten führten jedoch bald zu einem Krieg, in welchem der kräftigere Atahualpa seinen Bruder überwand und in der Gefangenschaft sterben ließ. Aber er sollte sich seines Sieges nicht lange erfreuen. Als er an der Spitze seiner Edlen mit Pizarro in Caxamalca eine Zusammenkunft hatte, wurden die Anwesenden plötzlich von den Spaniern überfallen, der König gefangen weggeführt, seine Umgebung verrätherisch niedergemacht. Atahualpa wollte sich die Freiheit mit seinen Schätzen erkaufen; als Pizarro auf den Vertrag einging, schaffte er aus den Tempeln und Palästen eine unermeßliche Menge Goldes herbei; aber der grausame Castilianer hielt sein Wort nicht; er fürchtete, der befreite Inca möchte das Volk in Aufruhr bringen. Daher ließ er den Gefangenen durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen und wegen angeblicher Gotteslästerung öffentlich hinrichten. Darauf unterwarf er das schöne an 1533.
Goldminen reiche Land und legte die neue Hauptstadt Lima an. Bald ent- 1535.
zweiten sich Franz Pizarro und seine Brüder (Ferdinand und Gonzalo) mit Almagro dem Entdecker von Chile; es kam zum Kampf und die Peruaner erlebten das Schauspiel, daß die Europäer ihre Waffen wider einander kehrten. Almagro wurde besiegt und enthauptet, allein sein Sohn rächte des Vaters Tod, indem er mit einer Schaar Verschworner, die als Freunde Almagro's bei der Ländervertheilung ausgeschlossen worden, Franz Pizarro in seinem Hause uner- 1541.
wartet überfiel und tödtete. Aber auch dieser starb im nächsten Jahr eines gewaltsamen Todes durch Henkershand, als er sich auf widerrechtliche Weise der Statthalterwürde bemächtigen wollte. Durch die wilde Wuth der Eroberer kam der Staat an den Rand des Untergangs; das mißhandelte und gedrückte Volk suchte sich durch Aufstände seiner Peiniger zu entledigen. Da schickte Kaiser Karl V. einen weisen, besonnenen Priester, Pedro de la Gasca, als Statthalter nach Peru, wo Gonzalo Pizarro als Herr und Gebieter schaltete, unterstützt von dem hochbetagten Kriegsmann Carbajal und anerkannt von der Mehrzahl der spanischen Ansiedler. Gasca kam ohne Heer; aber der geheiligte Charakter seiner Mission und die angeborne Loyalität der Spanier waren starke

Waffen. Nachdem er einen großen Theil der Europäer auf seine Seite gebracht,
1548 besiegte er die aufrührerischen Schaaren, ließ den letzten Pizarro nebst seinem Schicksalsgefährten am Galgen sterben und ordnete dann den Staat aufs Neue. — Von Peru aus hatte Orellana unter unglaublichen Gefahren und Nöthen den Marañon oder Amazonenstrom entdeckt und durch seine fabelhafte Schilderung von einem Goldlande (Eldorado) die Wundersagen vermehrt und zu neuen abenteuerlichen Unternehmungen angefeuert. Die durch zahlreiche Rittergeschichten aufgeregte Phantasie des Spaniers erhielt frische Nahrung durch die Erzählungen von den Wagnissen und Abenteuern, die der kühne Entdecker im fernen Westen überstanden, durch die Schilderungen von einer Natur voll üppigen Pflanzenwuchses, voll fabelhafter Fruchtbarkeit, voll unerschöpflicher Schätze. Dichtung und Wahrheit wirkten zusammen, um sein Gemüth zu einer Höhe der Begeisterung zu steigern, die ihn über alle Gefahren und Mühseligkeiten hinwegführte. Krieg und Waffenführung galten ihm als der einzige eines edlen Blutes würdige Beruf. Die neue Welt mit ihren fremdartigen und geheimnißvollen Gefahren bot der Ausübung dieses Berufs eine würdige Bühne, und von den Spaniern, bei welchen das Licht des hinsterbenden Ritterthums am längsten flimmerte, wurde diese Bühne mit voller Begeisterung betreten.

Zwei Vicekönige verwalteten fortan von Mexico und Peru aus die der spanischen Krone unterworfenen neuentdeckten Länder; später kam noch ein drittes Vicekönigthum, das von Neu-Granada, hinzu. Die Vicekönige waren der obersten Verwaltungsbehörde in Madrid und dem Handelshof in Sevilla untergeordnet. In den neuen Städten Cumana, Cartagena, Lima, Vera-Cruz, Buenos-Ayres u.a. wurden oberste Justizhöfe und Erzbisthümer eingerichtet. Für Klöster, Mönchsorden, Missionen und Jesuiten boten die neuen Länder ein weites Feld der Wirksamkeit. „Wie in den ersten Eroberern die gemeinen und edeln, die materiellen und ideellen Antriebe, Habsucht und Frömmigkeit, Heldenmuth, christlicher Glaubenseifer und unmenschliche Herrschbegierde dicht neben einander lagen, so rangen dieselben guten und bösen Mächte nachher in der inneren Geschichte der Pflanzlande langehin fort, und schufen wechselnd anarchische und idyllische Zustände, militärischen Druck und theokratische Milde, eine menschenfreundliche Gesetzgebung und eine barbarische Praxis, zweckmäßige Einrichtungen, die die Noth auferlegt hatte und die dann, über Noth fortdauernd und entartend, durch Mißbrauch zu Fluch und Unheil wurden."

d) Folgen der Entdeckung der neuen Welt.

§. 547. Zustand der Eingebornen. Die Entdeckung von Amerika schuf eine neue Zeit; aber mit welchen Gräueln war die Besitznahme dieses Landes verknüpft! Die farbige Bevölkerung der westindischen Inseln, schwach von Kräften und schlaff von Sitten, ward in wenigen Jahrzehnten eine Beute der brutalsten Mißhandlung. Was dem Schwert und den verheerenden Wirkungen des Schießpulvers entrann, oder was nicht den Pocken und ansteckenden Krankheiten erlag, die durch die Eroberer in die neue Welt gebracht, eine furchtbare Todesernte unter den einfachen Naturmenschen hielten, wurde durch anstrengende Arbeiten, denen ihr schwacher, nur an Pflanzennahrung gewöhnter Körper nicht gewachsen war, unbarmherzig aufgerieben. Die Indianer mußten die Pflanzungen bestellen, welche die Eroberer in ihrem Eigenthum gründeten; sie mußten die Gold- und Silberminen graben, welche die Habgier und Gewinnsucht der Europäer anlegten; sie mußten im Frohndienst die Felder bebauen und die häuslichen Dienstleistungen besorgen. Verzweiflungsvoll gaben sich Einzelne, ja selbst ganze Gemeinden den Tod, um von der Last der Arbeit befreit zu werden. Durch Selbstmord und durch Verhinderung neuer Geburten beschleunigten die Indianer den Untergang der farbigen Race, der die Berührung mit den Europäern todbringend war. Umsonst predigten wohlmeinende Dominicanermönche, die durch Missionen dem Christenthum und der Civi-

lisation Eingang bei den Wilden zu verschaffen suchten, Milde und Menschlichkeit und bemühten sich, durch die Lehre von der gemeinsamen Abstammung und Erlösung aller Menschen in den Eingebornen „das entstellte Ebenbild Gottes herzustellen“ und ihnen die Rechte des Menschen und des Himmels zuzuwenden — der Eigennutz verstockte die Herzen der Europäer und machte sie taub gegen die Lehren des Evangeliums; die Gewalt der Eroberer, die mit dem Lande die Eingebornen unter sich vertheilten, sie auf ihren Lehen an die Scholle fesselten und mit Last- und Sklavendienst erdrückten, zu Perlenfischerei, zu harten Bergbaufrohnden zwangen, blieb mächtiger als alle indianerfreundlichen Bestrebungen der Geistlichkeit und der Regierung. Und als endlich der edle Priester
Las Casas, der warme Verfechter und Fürsprecher der Indianer in Schrift und Rede, † 1506.
die stärkeren afrikanischen Neger zu den anstrengenden Arbeiten der Pflanzer empfahl,
um das Loos der Eingebornen zu erleichtern, so gab dies Veranlassung zu dem grau- 1517.
samen Sklavenhandel, der eine Plage für den schwarzen Menschenstamm wurde, ohne jedoch den Untergang der kupferfarbigen Race zu hindern. Seine philantropischen Absichten wurden durch die Herzenshärtigkeit der europäischen Ansiedler in einen Fluch für die Menschheit verkehrt. Nicht besser war das Loos der Bewohner des amerikanischen Festlandes. Die Peruaner und Mexicaner wurden (durch die Einrichtung der Repartimientos) als leibeigene Knechte spanischer Colonisten zu Arbeiten gezwungen, denen sie größtentheils erlagen; die Wilden wurden in die Urwälder getrieben, wo sie in alter Weise fortlebten; aber die Axt neuer Anbauer, die sie mit reißenden Bluthunden jagten, raubte ihnen eine Strecke nach der andern, und durch den Verkehr mit der europäischen Cultur wurden sie in ihrem innersten Leben gebrochen. Die fremden, der weißen Race angehörigen Uebersiedler, Spanier und Portugiesen, Briten und Franzosen, Deutsche und Niederländer, eigneten sich die Herrschaft zu, indeß die farbigen Bewohner, Indianer und Neger, zu dem harten Loos der Unterwürfigkeit und Knechtschaft verdammt, zu einer geist- und willenlosen Heerde gemacht wurden. „Von den alten Culturstaaten sind längst nur noch steinerne Trümmer übrig. Die Paläste im Heliadenreiche der Incas sind in Schutt und Staub zerfallen. Die Kaiserburgen der Azteken sind dem Boden gleich gemacht worden, die Teocalli (Götzentempel) haben christlichen Kirchen weichen müssen.“ Ein „dritter Lichtpunkt aufdämmernder Bildung“, das Reich der Muyscas auf dem Hochlande von Bogota, ist seit Jahrhunderten erloschen. Kaum eine Sage deutet an, von wem einst jene großen Prachtstädte in Chiapas und Yucatan erbaut wurden, deren Trümmer uns mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen. Ueberall ist der weiße Mann durch sein Schwert und seine überlegene Bildung Herr des Amerikaners geworden. Rasch wurden durch die Berührung mit der europäischen Menschheit den großen Reichen der Indianer die Flügel geknickt. Aber wie groß auch die Leiden und Bedrückungen der lebenden Geschlechter waren, Land und Bevölkerung wurden durch die Eroberung einem würdigeren Lebensziel entgegengeführt. „Wie mit einem Zauberschlag gelang das große Werk, diese Völker dem Christenthume zu gewinnen und die Anfänge der Gesittung dort einzupflanzen, wo zuvor der roheste Naturzustand neben den Merkmalen einer frühen Entartung war, Menschenfraß neben chinesischem Luxus- und Ceremonienprunk, Einfalt neben den Lastern eines verfeinerten Gesellschaftszustandes, Thierheit neben den Künsten einer abgefeimten Despotie, das niedere Volk wie Lastthiere gedrückt, ohne Eigenthum, ohne Lebensschutz, ohne Freiheit der Bewegung, ohne die natürlichsten Gefühle der Blutsverwandtschaft, ohne jede Triebfeder menschlicher Bildsamkeit!“

Die gebornen Europäer heißen in Südamerika Chapetonen; sie sind die Inhaber aller Regierungsstellen; die in Amerika gebornen Europäer werden Kreolen genannt, die Mischlinge der Europäer und Indianer Mestizen, die der Europäer und Neger Mulatten; Geschlechter, die von ihren ungleichen Eltern durchschnittlich alle Untugenden und keine Tugenden erben. — Neuere Forscher haben die amerikanische Menschheit, die sie größtentheils als eine eingeborne, nicht als eine aus Asien eingewanderte Race zu betrachten geneigt sind, in zwei große Gruppen eingetheilt, in die toltekische und amerikanische. Mit der ersten (willkürlich gewählten) Benennung belegen sie alle Völker, welche sich durch eigene Entwicklung auf eine höhere Bildungsstufe emporgearbeitet hatten, unter der zweiten fassen sie alle übrigen Bewohner der westlichen

Hemisphäre mit Ausnahme der Polarmenschen, Eskimo, zusammen. Die toltekische Familie begreift die civilisirten Völker von Mexico, Peru, Bogota, also hauptsächlich die Bewohner der Hochebene auf der Cordillere und des westlichen Küstenlandes von Nord-, Mittel- und Südamerika in sich; die als amerikanische Gruppe bezeichneten Volksstämme zerfallen wieder in den apalachischen Zweig, der alle Völkerschaften Nordamerika's, mit Ausnahme der Mexicaner, und die Stämme im Norden des Amazonenstroms und im Osten der Andes in sich faßt, in den brasilianischen, dem die Völkerschaften zwischen dem Amazonenfluß und dem La Plata von den Andes bis zum atlantischen Ocean angehören; in den patagonischen, zu dem man die Stämme in den Gebirgen Chile's und vom La Plata bis zur Magellans-Straße rechnet, und endlich in den feuerländischen Zweig, der nur wenige Tausend Köpfe zählt, und dessen Angehörige in geistigem Stumpfsinn durch die traurige Wildniß schweifen.

548. **Producte und Handelsverhältnisse.** Die Folgen der Entdeckung der neuen Welt auf die Sitten, die Cultur, das Gesellschaftsleben der europäischen Menschheit überstiegen alle Berechnung. Waren auch die Erzeugnisse, die man aus den westindischen Colonien in Europa einführte, Anfangs nicht von großem Belang, so wußte der menschliche Fleiß desto mehr das tropische Klima und den fruchtbaren Boden zur Anpflanzung von Culturgewächsen zu benutzen, welche bald eine völlige Umgestaltung der ganzen Lebensweise herbeiführten. Unter den einheimischen Producten, welche die neue Welt dem alten Erdtheile abgetreten, sind nur wenige, z. B. der Mais, oder das indische Korn, der Truthahn, gleich nach der Entdeckung in Spanien und andern Ländern eingebürgert worden; die wichtigeren, wie der Tabak, die Kartoffel u. A. fanden erst im Laufe der Zeit ihren Weg. Das wichtige Knollengewächs, das bald nach der Entdeckung von Peru und Chile, seiner ursprünglichen Heimath von Spaniern über den Ocean gebracht ward, erhielt erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch den Sklavenhändler John Hawkins und den englischen Seefahrer Francis Drake größere Verbreitung. Nach und nach in allen Ländern Europa's angebaut bildete die Pflanze seitdem einen unentbehrlichen Nahrungszweig aller Stände. Erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sah man Matrosen in europäischen Häfen Tabak rauchen, und noch später wurde man mit dem Nutzen der von Cochenillethierchen bewohnten Feigendistel bekannt. Auch die Vanille und der Cacao kamen erst in spätern Jahrhunderten in Gebrauch. Dagegen gewannen die Culturgewächse, welche die Europäer in dem neuen Lande anpflanzten, wie die Kaffeestaude und das Zuckerrohr, unter dem günstigen Himmelsstriche einen so glücklichen Fortgang, daß seitdem die dadurch erzielten Producte in allgemeinen Gebrauch gekommen sind. Wie groß war der Einfluß, den die Vermehrung der edlen Metalle auf alle Lebensverhältnisse und auf den Werth der Güter übte! Denn wenn auch auf Hispaniola und auf den andern Inseln die Goldadern mit der Zeit versiechten, die Minen von Mexico, von Peru, die Silbergruben von Zacatecas und Potosi und von andern Gegenden des amerikanischen Festlandes gewährten eine viel reichere Ausbeute. Und welchen Aufschwung haben nicht die Erzeugnisse aus allen Naturreichen, die man allmählich dem jungen Boden abzugewinnen lernte, die Baumwolle, die Farbestoffe (Cochenille, Indigo), die feinen Holzarten für elegantes Hausgeräthe, so viele Wurzeln, Früchte, Gewürze u. A. der gesammten Industrie und Handelsthätigkeit verliehen! — Die Entdeckung von Amerika und die neuen Seewege gaben dem Güterleben und dem Handel eine andere Richtung; wie bisher die italienischen Seestädte und Republiken, so wurden jetzt die westlichen Staaten, Portugal, Spanien, die Niederlande, und etwas später England, der Mittelpunkt des Verkehrs und der Sitz des Reichthums. Da aber die beiden ersten gleich von Anfang den Handel in Fesseln schlugen, so war die Blüthe von vorübergehender Dauer. Industrie und Handel gedeihen nur bei Freiheit; beide Staaten schlossen aber andere Nationen von ihren Kolonien aus, gestatteten diesen nur den Verkehr mit dem Mutterlande und legten ihnen drückende Lasten und hemmende Beschränkungen auf. In den spanischen und portugiesischen Niederlassungen gab es keine gewerbsame weiße Bevölkerung, die redlich im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brod verdienen wollte, daher konnten die Töchterstaaten nie zur Blüthe und Selbstständigkeit gelangen; und wie sie im Innern ohne freien Bürgerstand waren, so traten sie auch gegen das Mutterland nie aus dem

Zustande der drückendsten Abhängigkeit heraus. Die Kolonien durften nur Rohstoffe und Naturproducte absetzen, alle Erzeugnisse des Gewerbfleißes und der Kunst lieferte das Mutterland; und wenn darum jene nie zu einer erfreulichen Macht und Blüthe sich zu erheben vermochten, so versank das letztere durch den leichten Gewinn in Schlaffheit und Trägheit. „Die goldene Fluth, welche, wenn man ihr freien Lauf gelassen hätte, die Gegend, durch welche sie strömte, befruchtet haben würde, begrub durch die Wirkungen des Alleinhandels und die Prohibitivmaßregeln das Land unter einer Ueberschwemmung, welche alles Grünen und Leben darin erstickte. Feldbau, Handel, Fabriken, jeder Zweig des Gewerbfleißes und der Verbesserung erlahmte und gerieth in Verfall; und das Volk, gleich dem phrygischen Könige, der Alles was er berührte in Gold verwandelte, eben durch die Erfüllung seiner Wünsche mit einem Fluch beladen, war arm mitten unter seinen Reichthümern.“ — Während die Spanier jährlich auf den stolzen Galeonen und Silberflotten die Schätze Amerika's, die der ergiebige Hüttenbau von Zacatecas und Potosi zu Tage förderte, in ihre Seehäfen einführten, geriethen ihre eigenen Bergwerke in Verfall; die Reichthümer, die aus der neuen Welt der Staatskasse zuflossen, vernichteten den letzten Rest ständischer Rechte, indem sie die despotischen Könige in Stand setzten, die Einberufung der Cortes, deren Geldbewilligung sie entbehren konnten, zu unterlassen; und mit der Freiheit schwand auch der Wohlstand, als die Spannkraft des Geistes und die Regsamkeit der Arme, wodurch allein eine Nation blühend wird, unter der harten Hand spanischer Gewaltherrscher erschlafften. Auch noch andere schlimme Erscheinungen hat die Geschichte Europa's zu verbuchen, deren Ursprung mit der Entdeckung der neuen Welt zusammenfällt. Ist es auch noch immer ein historisches Problem, ob die Lustseuche, die syphilitische Vergiftung, welche zum ersten Mal im Jahr 1494 in Italien unter dem französischen und spanischen Kriegsvolk bemerkt wurde, von dem geschlechtlichen Verkehr der Europäer mit indianischen Frauen herrührte, oder aus andern Quellen floß, so trat doch von der Zeit an ihre unheimliche Erscheinung im Abendlande und Morgenlande auf, und der Umstand, daß in Amerika den Eingebornen specifische Heilmittel gegen das Uebel bekannt waren, spricht für die transatlantische Geburtsstätte der ansteckenden „Frankenkrankheit“. Auch das gelbe Fieber, welches an den Küstensäumen hinschleichend früher nur innerhalb der Wendekreise auftrat, hat sich seit der Ankunft der Europäer in Mexico zu einer Epidemie ausgebildet, die in immer weitere Kreise vordrang. — Unverkümmert dagegen war der Gewinn, den die Wissenschaft, besonders die Natur- und Erdkunde, die Beobachtung und Erkenntniß der kosmographischen und physikalischen Erscheinungen im Himmelsraum und auf den großen Weltmeeren aus den überseeischen Entdeckungen davon trug, und für das mehr und mehr an Uebervölkerung leidende und von religiöser Verfolgungswuth heimgesuchte Europa gewährte die neue Welt eine willkommene Zufluchtsstätte, namentlich seitdem die Entdeckungsreisen in Nordamerika größern Fortgang nahmen.

Die Geschichtschreibung über die neue Welt. Auch die spanische und portugiesische Historiographie erhielt durch die Entdeckungen einen bedeutenden Aufschwung. Wir wissen, mit welcher Empfänglichkeit für das großartige Naturleben der neuen Welt und für das harmlose Dasein der in kindlicher Unmündigkeit dahinlebenden Urbewohner Columbus selbst begabt war, welche poetische Begeisterung seine Briefe und Schilderungen athmen. Auch Fernando Cortez, wenn gleich aus rauherem Stoff gebildet, hat in seinen Sendschreiben an Kaiser Karl V., worin er mit Kraft, Einfachheit und Klarheit seine Thaten und Erlebnisse schildert, ein schönes Denkmal seiner Bildung und Geistesfrische aufgestellt, so daß man dabei in manchen Stücken an Cäsar's Commentarien erinnert wird. Was diese fürstlichen Männer in großen Zügen und imponirendem Lapidarstil vorgetragen, wurde für das ganze Geschlecht der Conquistadoren Muster und Vorbild. — Bernal Diaz del Castillo hat in seinem späten Lebensalter mit der redseligen Breite eines alten Kriegsmannes die merkwürdigen Schicksale und Erlebnisse seines Feldobersten Cortez und seiner Waffengefährten bei der Eroberung von Mexico niedergeschrieben, mit sichtbarem Wohlgefallen für jene Weltmeer-Ritterschaft, unter welcher er selbst eine so hervorragende Stelle einnahm, und deren Muth, Treue, Tapferkeit und Ausdauer eben so viel Antheil an dem Gelingen des großen Unternehmens hatte, als die genialen Geistesanlagen des Führers. Der treuherzige Ton der Erzählung, die naive Selbstgefälligkeit beim Aus-

malen solcher Scenen, wobei er selbst betheiligt war, die südländische Ostentation, die gerne die eigene Person in den Mittelpunkt rückt, die lebendige Schilderung der merkwürdigen Ereignisse, deren Mitthäter und Mitleider er war, verleihen den „wahrhaftigen Geschichten" des ritterlichen Schriftstellers einen eigenthümlichen Reiz, wenn auch die Ursprünglichkeit und Kunstlosigkeit in der Form eine geringere Uebung und Gewandtheit in Handhabung der Feder als des Schwertes darthut. Die Denkwürdigkeiten sind der Ausdruck und das Abbild einer großen Jugenderinnerung, wie sie im Gedächtniß fortgelebt und in einem langen Dasein sich gestaltet hat. Die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit der Darstellung wird daher stets höher anzuschlagen sein als die historische Treue und Wahrhaftigkeit in der Einzelschilderung. — Diese Vorzüge und Mängel trägt auch das Werk eines andern großen Zeitgenossen der Conquista, die historia general de las Indias von Las Casas, eine Geschichte des Pflanzstaates von der Entdeckung des Landes durch Columbus bis zum Jahr 1520, die jedoch nur handschriftlich vorhanden ist, aber von andern Historikern, insbesondere von Herrera, vielfach benutzt und ausgezogen wurde. Auch die Großthaten der Portugiesen in Indien fanden einen begeisterten Historiographen in Johann Barros, dessen „Decaden" mit den Geschichtsbüchern des Livius verglichen wurden.

2. Das Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste.

A) Blüthe der humanistischen Studien.

§. 549. Die humanistische Zeitbildung in Italien. Das Wehen des neuen Geistes, der in jener bedeutungsvollen Zeit alle Gebiete des Volkslebens durchdrang, der die kirchlichen und politischen Zustände so gewaltig umgestaltete, der in den Gesellschaftsformen so manche drückende Fessel sprengte, der in der Kunst ein frisches reges Leben entfachte, mußte auch der Wissenschaft zu gut kommen, mußte auch hier neue Gedanken und Ziele, neue Anschauungen und Grundsätze aufstellen. Auch auf diesem Felde waren die mittelalterlichen Formen ausgelebt, auch hier strebte ein freieres und regsameres Geschlecht nach neuen Bildungen. Im Gegensatz zu der erstarrten und verknöcherten scholastischen Gelehrsamkeit des Mittelalters machte sich der Trieb nach freier humaner Bildung geltend, nach Entfesselung des strebenden Menschengeistes von dem Zwang des Kirchenglaubens und der Schulsysteme. Noch aber bedurfte man eines Lehrmeisters und Wegweisers, und wo war ein besserer und bewährterer als das klassische Alterthum, als die unvergänglichen Geistesschöpfungen der alten Culturvölker? Mit der Wiederbelebung derselben hängt die neue Gestaltung alles wissenschaftlichen Forschens und Denkens aufs Innigste zusammen. Jahrhunderte lang und bis auf den heutigen Tag ist diese Grundlage höherer wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung beibehalten worden, gelten die Schrift- und Kunstwerke der antiken Welt als Ideal und Vorbild jedes geistigen Strebens. — Dem spätern Mittelalter war ihre Kunde fast abhanden gekommen; unbeachtet moderten die alten Schriftbände, die einst fleißige Mönchshände gefertigt, im Staub der Klosterbibliotheken. Erst als die reichen Schätze der alten Welt wieder gehoben wurden, als man wieder an ihrer Hand nach idealer Schönheit und reiner Menschenbildung strebte, als man die geistige Finsterniß mit dem Lichte freier Forschung erhellte, da war der Boden bereitet für die moderne Cultur. — In Italien, wo Sprache und Geschichte das lebende Geschlecht mit der Vergangenheit verbanden, wo die Trümmer von Bauten und Kunstwerken an die große alte Zeit gemahnten, war die Wiege des Humanismus. Als der eigentliche Begründer der klasischen Studien ist Francesco Petrarca anzusehen, den wir schon als den melodischen Sänger der Sonette und Canzonen kennen (§. 456); ihm selbst und den Zeitgenossen schienen seine Verdienste um die Erschließung der klassischen Welt, in die er sich mit schwärmerischer Bewunderung versenkte, viel bedeutsamer als seine poetischen Leistungen in der Landessprache. Die schönste Bereicherung gewann das antike Studium, als ge-

lehrte Byzantiner, wie Chrysoloras, Theodorus Gaza, Georg von Trapezunt, Gemistus Plethon, Bessarion, Chalkondylas, Laskaris u. a. dem Abendlande das Verständniß der griechischen Sprache und Literatur wieder eröffneten; die Vereinigungsversuche der beiden Kirchen und die Eroberung Constantinopels durch die Türken waren für die literarische Verbindung zwischen Morgen- und Abendland von segensreichen Folgen. Bald war die humanistische Bildung ein hochgeschätztes Gut, das zu Ansehen und Ehre führte; bald wetteiferten die Fürstenhöfe und die Stadtrepubliken um den Ruhm, die Künste und Wissenschaften zu hegen und zu fördern und dem freien Geschlecht der Humanisten eine Heimath zu bieten. Vor Allem war Florenz unter dem gepriesenen Herrscherhause der Mediceer der Sitz der neuen Bildung und Kunst; in der platonischen Akademie (§. 507) vereinigten sich die edelsten Geister in wissenschaftlichem Freundeskreise. Aber auch in Mailand und Venedig, in Neapel und Rom, besonders unter dem humanistischen Papste Nicolaus V. († 1455) entfaltete sich ein reges literarisches Treiben. Poggio, Filelfo, Lorenzo Valla und der ganze Schwarm des Humanistengeschlechts waren gefeierte und geehrte Gäste. Es entfaltete sich eine lebhafte Thätigkeit auf literarischem Gebiete, eine Betheiligung aller Stände, die eine unglaubliche Rührigkeit erzeugte. Werthvolle Manuscripte wurden eingesammelt und durch die Buchdruckereien, die allenthalben aufkamen und theilweise, wie die Aldinische (des Aldus Manutius) in Venedig, zu hohem Ruhme gelangten, vervielfältigt und verbreitet; Wörterbücher und Grammatiken wurden bearbeitet; Erklärungen und Uebersetzungen erleichterten das Verständniß der alten Schriftsteller. Ein klassisches Latein verdrängte die barbarische Sprache der Scholastiker und das Mönchslatein des Mittelalters, und schon der erwähnte Laurentius Valla († 1457.) wandte seine neuen Sprachkenntnisse zur Bekämpfung der Schulweisheit, zur Erläuterung des Bibeltextes und zur historischen Kritik an, indem er die Unächtheit der Constantin'schen Schenkungsacte nachwies. Aber nicht blos das entartete Kirchenthum erlitt durch die neue Bildung einen heftigen Stoß, sondern auch die christliche Religion und Moral. Die Anhänger der platonischen Weisheit (Akademie) und der aristotelischen Philosophie (Peripatetiker), die zwei feindliche Parteien bildeten, vergaßen das Evangelium und die christliche Weltanschauung über den Lehren ihrer Meister, und aus Bewunderung und Nachahmung der Denk- und Redeweise des Alterthums fanden die gelehrten Cardinäle und Prälaten endlich Gefallen an heidnischen Vorstellungen und Ansichten und überließen die Lehren des Christenthums dem ungebildeten Volke, dem die heidnische Weisheit nicht zugänglich war, und das sich in demselben Grade dem Aberglauben hingab, wie jene in Unglauben versanken. Mit der Gleichgültigkeit gegen das Evangelium (Indifferentismus) ging der Verfall der Moral und Tugend bei den höhern Ständen Hand in Hand. Eigennutz und Selbstsucht ward die Quelle alles Thuns, weltliche Klugheit wurde allein geachtet. So entstand jene sittliche Verworfenheit, die der florentinische Staatsmann und Geschichtsschreiber Machiavelli († 1527) in seinem „Fürsten" der Welt enthüllt hat (§ 671) und als deren Repräsentant die gottvergessene Familie Borgia (§. 509) angesehen werden kann.

§. 550. **Humanisten und Obscuranten.** Italien wurde nunmehr die Pflanzschule für ganz Europa. Gelehrte und Künstler zogen schaarenweise aus allen Ländern dahin und brachten die Schätze der Weisheit und Kunst nach Frankreich, England, Deutschland zurück. Bald traten allenthalben zwei Parteien einander feindlich gegenüber, die für die neue Wissenschaft kämpfenden Humanisten und ihre für die Beibehaltung des Alten eifernden und als Obscuranten geschmähten Gegner mit dem Dominicanerorden an der Spitze. Die Humanisten aller Länder standen, ohne Rücksicht auf Geburt oder Vaterland, mit einander in innigem Verband. Das Latein, welches damals die allgemeine Sprache der Gelehrten und Diplomaten war, erleichterte den Verkehr und das Verständniß; ein lebhafter Briefwechsel, der die Stelle der Zeitungen vertrat, unterhielt die Verbindung; die literarischen Erscheinungen steuerten auf Ein Ziel los und wurden von Humanisten aller Nationen als Gemeingut betrachtet. Was konnte die altkirchliche Partei einer solchen Macht entgegenstellen? Ihre barbarische Sprache und spitzfindige Wortphilosophie konnte vor dem ele-

ganten Latein und der gesunden Weltweisheit der Humanisten nicht bestehen und ihr blinder Eifer und ihre Verketzerungssucht erlagen ohnmächtig unter dem Spotte und den witzigen Satiren der Neuerer; die geistige Versunkenheit der Mönche, die Unsittlichkeit so vieler Kleriker, das weltliche Treiben der Prälaten boten manche Blöße zum Angriff. Dieser geistige Kampf hatte eine Veränderung der ganzen Denkweise zur Folge. Während aber in Italien, Frankreich und England die hochgestellten Gelehrten die neue Weisheit als Sondergut ihres Standes zur Bereicherung ihrer Lebensgenüsse betrachteten und sie in aristokratischer Vornehmheit dem Volke vorenthielten, drang sie in Deutschland, wo der Bürgerstand im Besitze der Bildung war und die Religion tiefere Wurzeln hatte, in den Kern des Volks ein und ging aus der Gelehrtenstube ins Leben über, und während dort die Humanisten der Kirche und Geistlichkeit spotteten, dem Volke aber seinen Glauben und Aberglauben ließen, ward in Deutschland die ganze Nation zur Betheiligung an dem geistigen Kampfe herangezogen und dadurch eine Umgestaltung aller Verhältnisse in Kirche und Staat herbeigeführt.

§. 551. Universitäten und gelehrte Gesellschaften. Die nächste Folge des geistigen Aufschwungs war die Gründung neuer Bildungsanstalten. In Italien entstanden im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in vielen Städten Gymnasien und Universitäten, Kunstschulen und Akademien. Gelehrte Italiener begaben sich nach Frankreich und England und streuten hier, verbunden mit einheimischen Gleichgesinnten, einen Samen aus, der im Anfang des folgenden Jahrhunderts unter den alle Künste und Wissenschaften fördernden Königen Franz I. und Heinrich VIII. schöne Früchte trug und durch neugegründete Collegien zu einer nationalen Bildung aufblühte. Den fruchtbarsten Boden jedoch fand der Humanismus in Deutschland, das von jeher mit Italien in enger Verbindung gestanden. Hier erhoben sich eine Menge Lehranstalten und Universitäten*) mit Immunitäten, eigner Gerichtsbarkeit und mancherlei Privilegien, und einige der älteren, wie Wien (seit 1365) und Heidelberg (seit 1386), nahmen einen neuen Aufschwung. Auch geringere Schulanstalten, deren eine große Menge an allen Orten und Enden entstanden, waren Pflanzstätten des Humanismus; so Deventer, wo Hegius wirkte, so die berühmte Schule von Schlettstadt unter der Leitung des gelehrten Dringenberg aus Westfalen; so Münster unter Rud. von Langen's segensreicher Wirksamkeit und unter dem Einfluß Hermanns von dem Busche; so Gotha, wo unter Andern der edle Mutianus Rufus freiere Lebensanschauungen und höhere Gesinnungen zu wecken suchte. Und nicht blos Geistliche und Lehrer, auch Dichter, wie der elegante Poet und heitere Gesellschafter Eoban Hessus († 1540 in Marburg) und Staatsmänner, wie Konrad Peutinger von Augsburg († 1547) und der reiche Patrizier und Rathsherr Willibald Pirkheimer von Nürnberg († 1530), waren thätige Förderer der humanistischen Denkweise. Besonders war der Letztere, der in Italien der Rechtswissenschaft obgelegen und von Kaiser Maximilian in wichtigen Reichsgeschäften verwendet wurde, durch Bildung und Lebensstellung eine hervorragende Persönlichkeit in den höheren Gesellschaftskreisen jener Tage. — Es bildeten sich gelehrte Vereine zur Hebung und Verbreitung des Humanismus. So die rheinische Gesellschaft, gestiftet von Konr. Celtes und Joh. von Dalberg; so die Straßburger Gesellschaft, gegründet von Jacob Wimpfeling, dem vielseitigen, schreibseligen, streitfertigen Gelehrten und Gelegenheitsschriftsteller aus Schlettstadt, der an der bedrohten Grenzmark als Wächter und Vorkämpfer deutschen Gemüthes und deutscher Nationalität eine scharfe Feder führte, u. A. Auch Ulrich Zasius, der gelehrte Romanist von Freiburg, gehörte dem Kreise an. Sie alle standen mit einander in Verbindung und erzeugten einen Gemeinsinn, der wie eine „elektrische Kette" sich durch die Länder zog. Der Cultus des Erasmischen Genius belebte den geistigen Austausch. Neben Nürnberg, Basel, Erfurt, Straßburg u. a. O. war besonders Heidelberg der Brennpunkt dieses geistigen Lebens, der Sammelpunkt vieler edlen Kräfte. Hier wirkten abwechselnd Dalberg, Bischof von Worms, Freund und Rathgeber des Kurfürsten Philipp des Aufrichtigen, Agricola, Konr. Celtes, ein vielseitig gebildeter und vielfach anregender Mann, u. A. Reuchlin blieb in fortwäh-

render Verbindung mit der rheinischen Gesellschaft und Melanchthon machte in Heidelberg seine Studien. Die meisten dieser Gelehrten führten ein vielbewegtes, thätiges Leben und suchten sich durch Reisen und persönliche Bekanntschaften einen größern Wirkungskreis zu eröffnen. Durch sie wurde der Klerus aus dem Alleinbesitz der Wissenschaft und Gelehrsamkeit gedrängt. Die bedeutendsten darunter waren Reuchlin, Erasmus von Rotterdam und Ulrich von Hutten.

*) Deutsche Universitäten wurden gegründet: Köln 1388; Erfurt 1392; Würzburg 1403; Leipzig 1409 (§. 469); Rostock 1419; Löwen in Brabant 1436; Trier 1454; Greifswald 1454; Freiburg im Breisgau (durch Herzog Albrecht von Oesterreich) 1456; Basel 1460; Ingolstadt 1472; Tübingen und Mainz 1477; Wittenberg 1502; Frankfurt a. d. O 1506; Marburg 1527; Straßburg 1538 u. a. m.

§. 552. Johann Reuchlin (Kapnio) geb. 1455 zu Pforzheim, studirte zu Freiburg und zog dann mit dem Sohne des Markgrafen Karl nach Paris, wo er zuerst die griechische Sprache lernte und unter Johann Wessel sich dem Studium der Bibel zuwandte. Im J. 1474 begab er sich nach Basel und arbeitete daselbst ein lateinisches Wörterbuch aus, das in siebenundzwanzig Jahren dreiundzwanzig Auflagen erlebte. In seinen griechischen Vorlesungen von den Mönchen gestört, ging Reuchlin abermals nach Paris, wo er sich seinen Unterhalt durch Abschreiben griechischer Schriften erwarb, dann widmete er sich in Orleans und Poitiers der Rechtswissenschaft und verfaßte daneben eine griechische Grammatik. Im J. 1481 ließ er sich in Tübingen nieder, wurde Doctor der Rechte und Universitätslehrer und begleitete Graf Eberhard im Bart als geheimer Rath nach Italien. Hier machte er die Bekanntschaft des Marsilius Ficinus, des Politianus und des gelehrten Picus von Mirandola (§§. 507. 510), von denen er zu weitern wissenschaftlichen Forschungen und namentlich zum Studium der hebräischen Sprache angeregt wurde. Nach seiner Rückkehr wurde er Assessor des Hofgerichts in Stuttgart und Anwalt des Dominicanerordens in ganz Deutschland, ein Ehrenamt, das er neunundzwanzig Jahre lang bekleidete. Als sein Gönner, Graf Eberhard im Bart, im J. 1496 starb und der Nachfolger seinen erbittertsten Feind zum Kanzler machte, glaubte sich Reuchlin in Stuttgart nicht länger sicher und folgte daher einer Einladung Johanns v. Dalberg nach der Universität Heidelberg, wo er als Freund dieses gelehrten Bischofs und Kanzlers und als Bibliothekar und täglicher Gesellschafter des hochsinnigen Kurfürsten Philipp ein heiteres, durch geistige Thätigkeit gehobenes Leben führte, und ein Handbuch des Civilrechts und eine kurzgefaßte Weltgeschichte nach dem System der vier Weltmonarchien ausarbeitete. Nach dem Thronwechsel in Würtemberg kehrte Reuchlin im J. 1499 nach Stuttgart zurück und wurde 1502 Richter des schwäbischen Bundes. Diese einflußreiche Stelle, die er elf Jahre lang inne hatte, hielt den strebsamen Mann nicht ab, sich mit großem Fleiße den Wissenschaften zu widmen und sich solche Kenntnisse des Hebräischen zu erwerben, daß er 1506 die erste Grammatik dieser Sprache herausgab. Dabei befaßte er sich eifrig mit dem Studium der Kabbala, wie die Gespräche „vom wunderthätigen Wort" beweisen. Im J. 1509 nahm der merkwürdige Streit mit den Dominicanern in Köln seinen Anfang. Pfefferkorn, ein getaufter Jude, ein kluger aber leidenschaftlicher Mann, verfolgte seine ehemaligen Glaubensgenossen aufs Heftigste und richtete Bittschriften an den Kaiser und die Regierungen, um die gewaltsame Bekehrung der Juden zu erwirken. Die Dominicaner in Köln unterstützten denselben und erlangten eine Verordnung des Kaisers Maximilian, daß diejenigen Schriften der Juden, „welche Schmähungen gegen das Christenthum enthielten", von der Obrigkeit jedes Ortes verbrannt werden sollten. Als die Ausführung dieses Befehles Hindernisse fand, weil die Ortsbehörden den Inhalt dieser Schriften nicht kannten und folglich keine Auswahl zu treffen vermochten, wurde die Sache dem Erzbischof von Mainz als Reichserzkanzler übertragen, der Reuchlin als den größten Kenner des Hebräischen um ein Gutachten anging. Dieser verfaßte hierauf im J. 1510 den „Rathschlag, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abthun und

Reuchlin 1455—1522.

verbrennen solle", worin er sich dahin aussprach: 1) Der Talmud, Auslegung der 613 in den fünf Büchern Mosis enthaltenen Gebote und Verbote, sei in den ersten Jahrhunderten von den berühmtesten jüdischen Religionslehrern verfaßt, enthalte ihre ganze Theologie, Jurisprudenz und Medicin, werde von den Juden selbst selten verstanden und könne deshalb nicht viel schaden. 2) Die Kabbala bedürfe keiner Rechtfertigung: Papst Alexander VI. habe sie als dem christlichen Glauben förderlich erkannt und Sixtus IV. sie ins Lateinische übersetzen lassen. 3) Die Commentare zum A. Test. seien die nützlichsten Vorarbeiten für die christlichen Ausleger. Hilarius und Hieronymus würden weniger oft gefehlt haben, wenn sie dieselben gekannt hätten. 4) Gesang- und Predigtbücher zu verbrennen liege nirgends ein Recht vor; die Juden hätten freie Religionsübung; man solle zehn Jahre lang auf allen Universitäten Hebräisch lehren, dann werde man im Stande sein, die Juden auf ihrem Felde zu widerlegen und zu bekehren. — Gegen dieses Gutachten verfaßte der Prior der Kölner Dominicaner Jacob von Hoogstraten den „Handspiegel", eine heftige Schmähschrift, worin Reuchlin der Bestechung, Fälschung, Betrügerei und Unwissenheit beschuldigt war, und gab dadurch dem Angegriffenen Gelegenheit, in der trefflichen Selbstvertheidigung „der Augenspiegel" sich und sein Gutachten zu rechtfertigen. Dies führte einen heftigen Streit vor den geistlichen Gerichten zu Mainz und Speyer und vor der Pariser Univer-
1514. sität herbei. Nach siebenundvierzig Sitzungen sprach die letztere über den Augenspiegel das Verdammungsurtheil aus, worauf das Buch dort, sowie in Löwen, Mainz und Erfurt, verbrannt wurde. Die Kölner waren schon vorher eigenmächtig zu demselben Verfahren geschritten. Gegen dieses Verdammungsurtheil appellirte Reuchlin an den Papst, unterstützt von dem Kaiser, dem Cardinal-Bischof von Gurk, dem Kurfürsten von Sachsen, dem Herzog von Baiern, dem Markgrafen von Baden, 5 Bischöfen, 13 Aebten und 53 Reichsstädten. Je mehr aber Reuchlins Sache in den Augen der Gebildeten gewann, desto heftiger wurde der Grimm der Kölner. Sie erklärten die griechische Sprache für die Mutter aller Häresie und das Erlernen des Hebräischen für eine Hinneigung zum Judenthum und suchten durch die Drohung, sich an ein allgemeines Concil wenden zu wollen, auf die Entscheidung in Rom einzuwirken. Nach langen Discussionen erschien endlich der päpstliche Befehl, die Sache für jetzt ruhen zu lassen. So wurde dieser heftige Federkrieg, in welchem alle Freunde der Bildung und namentlich die strebsame Jugend auf Reuchlins Seite standen und die Sache der freien Wissenschaft gegen Geistesbeschränktheit und rohe Gewaltthätigkeit kräftig verfochten, zu Gunsten des Humanismus beendigt. Die Kölner wurden zu den Proceßkosten verurtheilt und, als sie mit deren Entrichtung zögerten, von dem aufgeklärten Franz von Sickingen, dessen Stammschloß, die Ebernburg bei Kreuznach, der Sammelplatz vieler freisinnigen Männer war, mit Gewalt dazu angehalten. Dieser Streit, bei welchem der Kaiser und viele Fürsten und Städte Partei für Reuchlin nahmen, mehrte die Zahl der Humanisten und förderte die Sache der Bildung. Von dem Kreise, der sich um Reuchlin schaarte, gingen die Briefe der Dunkelmänner (Epistolae obscurorum virorum) aus, bei deren Abfassung, neben dem Haupturheber Crotus Rubianus, namentlich Ulrich von Hutten thätig gewesen ist. In diesen ist „die Dummdreistigkeit der Bettelmönche, ihre gemeine Sittenlosigkeit und ihr Zetergeschrei über die Ketzerei der Humanisten mit ihrem eignen Küchenlatein als so treue Caricatur dargestellt, daß anfangs Dominicaner selbst dieses Buch verbreiteten, gegen das sie nachher vergeblich Bannflüche aufboten." Im J. 1519 begab sich Reuchlin auf einige Zeit nach Ingolstadt, aber ein Zwist mit Dr. Joh. Eck führte ihn wieder nach Stuttgart zurück, wo er 1522, 67 Jahre alt, starb.

§. 553. Erasmus von Rotterdam (1467—1536) war ein kluger, feiner Mann, voll Scharfsinn und Witz. Er wurde in seiner Jugend beredet, in ein Kloster zu gehen, obwohl seine ganze Natur dem Mönchsleben widerstrebte. Durch den Beistand des Bischofs von Cambray erhielt er nach einiger Zeit seine Freiheit wieder und die Vergünstigung, in Paris Theologie zu studiren. Hier faßte er einen solchen Widerwillen gegen die Scholastik, daß er sie, wie auch das Mönchswesen, sein ganzes

Leben hindurch mit allen Waffen des Witzes und Verstandes bekämpfte. Bald erscholl sein Ruhm bei allen europäischen Völkern; Fürsten und Edelleute überhäuften ihn mit Einladungen, Geschenken und Schmeicheleien; in allen Ländern begehrte man seiner und suchte ihn durch glänzende Versprechungen zu locken. Aber er zog ein freies Literatenleben jedem Amte vor; er bereiste alle Staaten des civilisirten Europa's, hielt sich aber zuletzt größtentheils in Basel auf, wo er in Verbindung mit dem Buchdrucker Froben eine Menge Schriften in der Sprache und im Geiste des Alterthums herausgab. „In sein Haus zu Basel strömten die Geschenke; von allen Seiten besuchte man ihn, nach allen Weltgegenden empfing er Einladungen. Ein kleiner, blonder Mann mit blauen halbgeschlossenen Augen voll Feinheit der Beobachtung, Laune um den Mund, von etwas furchtsamer Haltung; jeder Hauch schien ihn umzuwerfen; er zitterte bei dem Worte Tod." Unter seinen zahlreichen Werken sind das Lob der Narrheit und die correcte Ausgabe des Neuen Testaments im griechischen Urtexte nebst lateinischer Uebersetzung und Umschreibung (Paraphrase) die wichtigsten. Jenes, eine volksthümliche Satire in lateinischer Sprache, aber vielfach übersetzt, geißelte die Thorheiten aller Stände, besonders der Geistlichen und Mönche, dieses regte zum Studium der Heiligen Schrift in der Ursprache an und that der Reformation großen Vorschub. Als nach Luthers Auftreten der Kampf des Neuen gegen das Alte eine so großartige Gestalt annahm, zog sich Erasmus, ein schüchterner, auf ruhigen Genuß des Lebens bedachter Mann, scheu zurück und bekämpfte Luthers Verfahren, das er anfangs gebilligt. Erasmus hatte für die Leiden des Volks kein Herz und jede gewaltsame Erschütterung füllte ihn mit Schrecken; was er und seine aristokratischen Freunde kritisirten und verspotteten, sollte darum nicht auch dem Volke entrissen werden. Deshalb war er allen Demagogen abhold und verschloß dem flüchtigen, verfolgten Hutten, der in Basel bei seinem ehemaligen Freunde vorsprechen wollte, die Thür. Die Züchtigung des Verraths der Freundschaft war Huttens letzte heftige Schrift.

Dem Erasmus am nächsten in Gesinnung und Geistesrichtung stand der englische Kanzler Thomas Morus, der witzige und geistreiche Verfasser der Utopia (Nirgendheim), einer Schrift, in der durch die Schilderung der idealen Zustände eines fabelhaften Glückslandes die Gebrechen der Staaten und der Kirche in der Wirklichkeit anschaulich gemacht sind. Wie Erasmus wurde später auch Morus ein Gegner der Reformation und gebrauchte seine richterliche Stellung zur Verfolgung der Religionsneuerer. Aber die Nemesis ereilte ihn. Er starb auf dem Blutgerüste, als er die Maßregeln Heinrichs VIII. zur Losreißung Englands von dem Papstthum nicht billigte und an der Lehre von der Transsubstantiation festhielt. Uebrigens war Morus im Leben ein höchst achtungswerther Mann, im Amte ein unbestochener Richter, und den Tod ertrug er mit der Ruhe und Standhaftigkeit eines Weisen. 1535.

§. 554. Ulrich von Hutten (1488—1523), aus einem fränkischen Rittergeschlechte, war der kühnste und kräftigste Kämpfer für die neue Bildung und für die Unabhängigkeit Deutschlands von jeder fremden Macht. Er verlor die Gunst seines rauhen, eigensinnigen Vaters, weil er das Klosterleben in Fulda floh, zu dem ihn dieser bestimmt hatte, und mußte dann, „ein zweiter Ulysses", unter Gefahren und Entbehrungen, unter Mühsal und Armuth lange umherirren, bald in Deutschland von Unterstützung lebend, bald in Italien sein Brod mit dem Schwerte in den Heeren Karls V. erwerbend, immer den Studien obliegend und geistig thätig; und als ihn nach des Vaters Tod die liebevolle, zärtliche Mutter mit Thränen anflehte, die Vortheile seines Standes zu genießen, da entsagte er freiwillig dem Besitz und einer gesicherten Existenz auf dem alten Stammschloß Stackelberg, um ein freies Dichterleben zu führen und ungehemmt die ganze Kraft seiner starken Seele der Befreiung seines Vaterlandes von den mancherlei Ketten, die es umstrickt hielten, zuzuwenden. Unter den Leiden einer drückenden Krankheit, unter der Last der Armuth, der Mißachtung, der Verfolgung schritt er ohne Wanken auf seiner Bahn voran. In Gedichten, Satiren und Flugschriften geißelte er die Juristen und das römische Recht, den rohen Adel und die Tyrannei der Fürsten (Ulrichs von Würtemberg, §. 595), die Unsittlichkeit und geistige Versunkenheit der Prie-

ster und Mönche und die Albernheit der unpraktischen Schul-Gelehrten. Schon war sein Ruhm weit erklungen und der Dichterlorbeer, von Peutingers schöner Tochter geflochten und von Kaiser Maximilian zu Augsburg ihm aufgesetzt (1517), umkränzte bereits sein Haupt, als ihn der um Künste und Wissenschaften hochverdiente Erzbischof Albrecht von Mainz auf Anregung des wackern Kanzlers Eitelwolf vom Stein an seinen Hof berief. Allen Warnungen zum Trotz nahm Hutten die Einladung an und entsagte dem freien Literatenleben zu derselben Zeit, als Luthers Kampf gegen Rom anhub und in Huttens Seele die stärksten Anklänge fand. Nicht lange konnte er dem Drange widerstehen, seine freudige Theilnahme für die Reformation zu beurkunden und in Luthers Ton einzustimmen. Dies machte seine Stellung unhaltbar, besonders seitdem er den Kölner Professor und „Ketzerrichter" Jacob von Hoogstraten auf offener Straße angefallen. Papst Leo X. forderte seine Auslieferung; Albrecht von Mainz entzog ihm seine Gunst und seinen Schutz; Mörder trachteten ihm nach dem Leben. Da begab sich Hutten zu seinem Freund Franz von Sickingen auf die Ebernburg bei Kreuznach, die Zufluchtsstätte verfolgter Reformationsfreunde, eines Aquila, Bucer, Oecolampadius, und schleuderte von dort aus heftige Gedichte, Sendschreiben und satirische Gespräche in die Welt, nun nicht mehr in lateinischer, sondern in der deutschen Volkssprache. Unter diesen sind besonders die in Gesprächsform eingekleidete „Klag und Vermahnung wider die übermäßige, unchristliche Gewalt des Papstes", „Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit" und „die Anschauenden" zu bemerken, Schriften voll des beißendsten Witzes und der heftigsten Invectiven, die gerade zu der Zeit erschienen, als der Reichstag zu Worms die Gemüther in Aufregung hielt, daher sie von der größten Wirkung waren. Durch seine Schriften wie durch sein Leben geht ein Sturm, „der aus einem tief leidenschaftlichen Gemüth stammt, und was in demselben brennt, ist nicht das weiße, stille Gaslicht der Idee, sondern die brausende, rothe Flamme, welche auf derbere Nahrung hinweist." — Von nun an war Huttens Bahn eine gefahrvolle. Statt des geistigen Kampfes will er Kampf mit dem Schwerte; die Freiheit und die nationale Einheit in kirchlicher und politischer Hinsicht soll mit Gewalt erkämpft werden; die unruhigen Bewegungen, die sich hie und da unter den Bauern zeigen, scheinen ihm nicht
7. Mai 1523. unwillkommen zu sein — da starb sein Beschützer Sickingen in einem Kampfe gegen den Erzbischof von Trier auf seiner Burg Landstuhl, und Hutten mußte sich, um der Rache seiner Feinde zu entgehen, nach der Schweiz flüchten, wo Elend, Krankheit und
August 1523. der ungestüme Drang seiner Feuerseele ihn in ein frühes Grab stürzten. Er starb im 36. Jahr seines Lebens auf der Insel Ufnau im Züricherse, wohin er sich auf Anrathen Zwingli's zu ärztlicher Pflege begeben hatte. „Hutten war ein kleiner, schmächtiger, unscheinbarer Mann mit blondem Haar und dunkelm Bart, dessen blasse Gesichtszüge, in welchen etwas Strenges, ja Wildes lag, dem Gedächtniß eines Jeden sich einprägten, der ihn einmal gesehen hatte. Ein scharfer und herber Geist, war ihm Ruhe und Milde versagt und so verlief auch sein Leben ohne Ruhe von der Wiege bis zum Grab." Sein Wahlspruch war: „Ich hab's gewagt!"

§. 555. **Künstlerischer Aufschwung.** Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nahm die Kunst wie die Literatur durch den Einfluß des Antiken eine neue Richtung. Dies geschah zuerst in Italien, wo man der alten Cultur näher stand und wo die Ueberreste des Alterthums selbst als Muster dienten; und wie sich hier das Interesse für alte Literatur zunächst darin bethätigte, daß man von allen Seiten Manuscripte einsammelte, so äußerte sich der Eifer für antike Kunst dadurch, daß man die Trümmer von Gebäuden, Denkmälern und Tempeln der alten Welt sorgfältiger vor dem Untergang bewahrte und durch Ausgrabungen und Nachforschungen das Verborgene ans Licht zu bringen suchte. (Apollo von Belvedere 1500 in Antium, Laokoon 1506 in Rom entdeckt.) Die neue Kunstrichtung gibt sich besonders zu erkennen in der Reinigung der Form, in der Rückkehr zum Körperhaften und Realen, und in der Losreißung der Sculptur und Malerei von der kirchlichen Architektur. Durch diese Scheidung der bildenden Künste von der Baukunst, durch diese Emancipation der Bildnerei und Malerei aus dem bisherigen Dienstverhältniß gelangte jede Kunstgattung zu größerer Vollendung, aber die

Vereinigung aller zu einem Ganzen und Allgemeinen und die durch diese Einheit und Gemeinsamkeit erzeugte großartige Wirkung ging darüber verloren. — Das Vorherrschen des Religiösen und Kirchlichen und die Sinnigkeit der ernsten germanischen Natur, die mehr den Blick ins Innere als nach Außen richtet, bewirkte jedoch, daß auch die moderne Kunst eine mehr innerliche blieb und daß daher hauptsächlich die Malerei mit ihrem reichen Seelenleben zur Ausbildung kam.

§. 556. Architektur und Sculptur. Der Einfluß der Antike machte sich zunächst in der italienischen Baukunst bemerkbar. Unter der Leitung **Brunelleschi's** und seiner nächsten Nachfolger erhoben sich in Florenz der Palazzo Pitti und andere burgähnliche Paläste, in deren mächtigem, aus festen Quadern gebildetem Mauerwerk die altrömische Kunst nachgeahmt ist, aber mit Freimuth und naiver Anmuth. Im sechzehnten Jahrhundert hielt man sich genauer an die antiken Monumente, befolgte die Regeln und Vorschriften des römischen Schriftstellers Vitruvius über die Baukunst und brachte der treuen Nachahmung die lebensvolle Phantasie und den freien poetischen Hauch der vorhergehenden Zeit zum Opfer. Den Mittelpunkt dieser Kunst bildete Rom, wo namentlich **Bramante**, der den Grundriß zu St. Peter machte, und **Michelangelo** Buonarotti, der Meister dreier Künste, einflußreich wirkten. Der Letztere, dessen Hauptwerk die Treppen und Paläste des Capitols sind, führte die Peterskirche weiter, die jedoch erst von Andern nach verändertem Plane vollendet und zuletzt von Bernini mit der Colonnade umgeben und mit Decorationswerken geschmückt ward. — In dem Stile des sechzehnten Jahrhunderts sind die meisten Paläste von Venedig und Verona unter der Leitung des vielseitigen **Palladio** von Vicenza aufgeführt, und in Genua die Marmorpaläste mit den herrlichen Treppenhallen und Vorplätzen (Vestibülen). Michelangelo und Palladio bilden die Grenze des guten Geschmacks; jener, in allen seinen Schöpfungen kühn und gewaltig, ahmte die Antike mit Laune und Willkür nach und verleitete dadurch seine Nachfolger zur Manierirtheit, indem sie statt der festen Gesetze und Regeln der Schönheit individuellen Ansichten folgten; und Palladio's mannichfache Zierlichkeit führte im siebzehnten Jahrhundert den affectirten Decorationsstil voller Schnörkel und Windungen herbei, worin Bernini Meister war. — In der Bildhauerkunst war der Einfluß der Antike am stärksten, daher sich hier vorzugsweise eine Richtung zur realen Formbildung, ein Interesse an körperlicher Existenz und körperlichem Handeln beurkundet; da aber fast allen Werken geistige und religiöse Ideen zu Grunde liegen, so findet sich hier nicht selten antike Aeußerlichkeit mit moderner Innerlichkeit gepaart. So besonders bei dem großen florentinischen Künstler Lorenzo **Ghiberti**, dessen berühmte Bronzethüren an dem Baptisterium in Florenz die reiche, mannigfaltige Composition moderner Malerei mit der planen Form des antiken Basreliefs verbinden. Sein Zeitgenosse Donatello faßte die Aufgabe der Bildhauerkunst schärfer ins Auge, indem er sich rückhaltlos der Antike hingab und Kraft und lebensvolle Körperlichkeit zur Erscheinung zu bringen bemüht war. Von ihm finden sich in Florenz eine große Menge Bronzewerke. Auch als Münzstecher (Medailleur) war Donatello ausgezeichnet. Von der größten Bedeutung für die Sculptur ist **Michelangelo**, dessen Natur sich besonders in seinen Bildhauerwerken zu erkennen gibt. Da er aber hauptsächlich nach dem Gewaltigen strebte, so erliegt häufig das Gepräge der Wahrheit und Schönheit unter dem Ausdrucke der Kühnheit und Kraft. Seine bedeutendsten Werke sind sein Moses an dem großen Grabmonumente Julius' II. in Rom, zwei im Auftrage Leo's X. in Florenz ausgeführte Grabmäler der Mediceer Giuliano und Lorenzo und eine Christusstatue in Rom. Unter seinen Schülern verdienen besonders der durch seine (von Goethe deutsch bearbeitete) Selbstbiographie bekannte florentinische Goldarbeiter Benvenuto Cellini, der abwechselnd in Florenz, Rom und Paris lebte, und namentlich wegen seiner schönen Decorationswerke und als Medailleur berühmt ist, und Michelangelo's Nebenbuhler Bandinelli hervorgehoben zu werden. — Zu gleicher Zeit blühte die Sculptur auch in Nürnberg, das damals den Mittelpunkt der deutschen Kunst bildete und wo sich neben Adam Kraft (1429—1507) die Familie Vischer durch treffliche Bronzearbeiten auszeichnete. Das Sebaldusgrab aus Erz in der Kirche dieses Heiligen zu Nürnberg von Peter Vischer gehört zu den edelsten und vollendetsten Kunstwerken jener reichen Zeit. Sein würdiger Kunstgenosse und Landsmann war Veit Stoß (1490—1533), dessen kunstvolle Schnitzwerke noch jetzt allgemein bewundert werden. — Nach Michelangelo's Tode gerieth die Sculptur in Verfall. Künstelei und Manier traten an die Stelle der Genialität, und wenn auch in Italien die antiken Vorbilder noch einige Formvollendung festhielten, so gibt sich doch die Nüchternheit und Phantasielosigkeit der Zeit allenthalben kund, besonders in den affectirten Werken eines Bernini.

Brunelleschi 1377—1446.
Bramante † 1515.
Michelangelo 1475—1564.
Palladio 1518—1580.
Bernini 1598—1680.
Ghiberti 1378—1455.
Donatello 1386—1466.
B. Cellini 1500—1572.
P. Vischer ca. 1455—1529.

§. 557. Malerei. 1) Italien. Auch auf diesen Zweig der Kunst wirkte
Giotto die Antike ein, wenngleich in geringerem Grade als auf die andern. Aus der Vergeisti-
ca. 1266–1337. gung und Ruhe, die sich noch in den Bildern Giotto's, eines Zeitgenossen von Dante
† um 1302. (§. 456), und Cimabue's findet, ging die Malerei zur Auffassung des wirklichen Lebens über, das sie bald mehr, bald weniger idealisirte und wobei sie durch Anwendung der Perspective eine große Mannichfaltigkeit und eine reiche Fülle der Darstellung entfaltete. Die Malerei, die am Ende des fünfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts im ganzen Abendlande in der höchsten Blüthe stand, wird zur leichteren Uebersicht in verschiedene Schulen eingetheilt. In Italien, wo ihr Hauptvorzug in der Idealisirung der Wirklichkeit zur vollendeten Schönheit besteht, zerfällt sie nach dem Wirkungskreise der bedeutendsten Künstler in die florentinische, römische, venetianische, lombardische und bologneser Schule. Von der reichen Kunst-
Vasari 1512–1574. welt jener Tage gibt Vasari's Sammlung von Künstlerbiographien ein anschauliches Bild, eine Mischung von Wahrheit und Dichtung und doch eine unschätzbare Quelle für die Erkenntniß der Meister und ihrer Werke. Giorgio Vasari aus Arezzo, Michelangelo's Zeitgenosse und Freund, war selbst Maler und Baumeister und Kenner der Verhältnisse und Persönlichkeiten, unter denen er sich bewegte.

a) In Florenz, das unter den Mediceern der Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen war, schlug die Malerei zuerst eine freie Richtung ein. Von dem ruhigen Ernst und der erhabenen Würde eines Masaccio († 1429) und von der Zartheit und religiösen Tiefe eines Giovanni da Fiesole († 1455) und Seb. del Piombo (1485–1547) ging sie in Andrea del Sarto († 1531) zur heiteren Anmuth über und erreichte in **Michelangelo** Buonarotti ihren Höhepunkt. Der Letztere, Meister in allen Künsten, wirkte anfangs in Florenz, bis er nach Rom berufen wurde, wo er seine bedeutendsten Werke vollbrachte, zu denen im Gebiet der Fresco-Malerei die Schöpfungsgeschichte im Deckengemälde und das dem Dante nachgebildete jüngste Gericht in der Sixtinischen Kapelle, in der Sculptur das Grabmal des Papstes Julius II. mit der gewaltigen Mosesstatue gehören. Da seine große Seele nur für das Kräftige und Kühne empfänglich war, so entbehren seine Bilder der Anmuth und Zartheit, weshalb seine Nachahmer und Schüler bald ins Gezwungene und in Uebertreibung verfielen. Um seine großen Kenntnisse in der Anatomie des menschlichen Körpers zu zeigen, gab er seinen Gestalten oft absichtlich schwierige und gezwungene Stellungen. Auch als Dichter hat Michelangelo sich hervorgethan, darin mit seiner geistreichen Freundin Vittoria Colonna wetteifernd. In Siena hat Giantonio Bazzi genannt Sodoma aus der Lombardei gebürtig eine nachhaltige künstlerische Wirkung geübt.

Raphael 1483–1520. b) Die römische Schule gelangte zur höchsten Vollendung durch **Raphael** Sanzio von Urbino, gefördert durch die Kunst- und Prachtliebe der Päpste Julius II. und Leo X. Die Schönheit der Form als Ausdruck eines lauteren Zustandes der Seele, das harmonische Gleichmaß der innern und äußern Existenz, die hohe ungetrübte Ruhe des Gemüths und sein unermüdlicher Fleiß in der Nachbildung von Antiken bildet den eigentlichen Grundzug von Raphaels Kunst und erwarb ihm den Beinamen des Göttlichen. Seine ersten Werke sind noch im Stile seines Lehrers Pietro Perugino und der umbrischen Schule gehalten, aber bald schwang er sich zu einer Höhe, die alle andern Künstler unter sich ließ, und auf der er jene herrlichen Bilder, theils in Oel, (wie die Verklärung, die Madonna von Foligno, die Sixtinische Madonna u. a.), theils in Fresco (die Stanzen und Loggien im Vatican), theils in Cartons zu Tapeten verfertigt hat, die bis jetzt noch unerreicht sind. In seinen zahlreichen Madonnen stellte er die künstlerisch verklärte Vertreterin aller mütterlichen Schönheit und Seligkeit auf Erden dar. Raphael förderte auch die Kupferstecher- und Holzschneidekunst durch Marc Antonio, der eine Menge Blätter nach seinen Zeichnungen in Kupfer gestochen hat. Unter seinen Schülern ist Giulio Romano († 1546) der ausgezeichnetste. Auch Pietro da Cortona († 1669) war ein geachteter Künstler der römischen Schule.

c) Die venetianische Schule, bei der besonders das Colorit zur Ausbildung kam,
Tizian 1477–1576. erreichte ihre höchste Blüthe in **Tizian**, dessen zahlreiche Gemälde, namentlich Portraits, mit aller Wärme des Lebens erfaßt und mit allem Zauber des Lichts und der Farbe ausgeführt sind. Auf gleicher Höhe der äußern Vollendung und in ungetrübter Heiterkeit erscheint die Kunst bei Paolo

Veronese († 1588), während sie bei dem kräftigen, leidenschaftlich bewegten Tintoretto († 1594) schon zu sinken beginnt.

d) Die lombardische Schule. Dem Raphael am nächsten steht sein älterer Zeitgenosse **Leonardo da Vinci** aus Florenz, hauptsächlich in Mailand am Hof des Franz Sforza (§. 505) thätig. Auch er verband mit einer vollkommenen Bildung der Formen eine tiefe innige Auffassungsweise. Das bedeutendste Werk dieses vielseitig gebildeten, auch als Dichter und feiner Weltmann ausgezeichneten Künstlers ist das mit Oelfarbe auf eine Klosterwand gemalte Abendmahl in Mailand. Er starb in Frankreich, wohin ihn der kunstliebende Franz I. berief. Unter seinen Schülern hat Luini (c. 1530) den größten Ruhm erlangt. Neben Leonardo steht noch **Correggio** in der Reihe der ersten Meister, der den ganzen Reiz der Erscheinung in jenem Spiele des Lichtes erfaßte, welches die Welt der Formen zugleich heraushebt und doch wieder in seinem eigenen Schimmer auflöst, dabei aber das Zarte und Weiche auf eine gefährliche Spitze führte, auf welche sich nur ein so hoch begabter Künstler, der alle Falten des Gemüths durchdrungen, mit Sicherheit bewegen konnte. Seine Bilder, in denen alle Seelenzustände mit affectvoller Beweglichkeit gezeichnet sind, führten die Nachahmer ins Sentimentale und Affectirte. Zu seinen berühmtesten Werken gehören die unter dem Namen der Nacht bekannte Anbetung der Hirten und die büßende Magdalena (in Dresden) und seine Frescomalereien in Parma.

Leonardo da Vinci 1452—1519.

Correggio 1494—1534.

e) Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts blühte in Bologna die sogenannte eklektische Malerschule, die von den ältern Künstlern ihre Eigenthümlichkeiten entlehnte und in ihren Werken mit Freiheit nachahmte. Mehrere Künstler dieser von den drei **Caracci** begründeten Schule sind zu hohem Ruhm gelangt, so Annibale Caracci, Domenichino († 1640), Guercino, und besonders **Guido Reni**, ein talentvoller, phantasiereicher Künstler. Ihnen entgegen stehen die Naturalisten, die sich einer gemeinen Auffassung der Natur hingaben. Unter ihnen sind Caravaggio, in dessen Bildern der Ungestüm der Leidenschaft herrscht, der Neapolitaner Spagnoletto († 1656) und der Landschaft- und Genre-Maler **Salvator Rosa**, der vorzugsweise die düstere Seite der Natur und des Lebens auffaßte, die bedeutendsten. Schon zu ihrer Zeit bildeten die Maler einzelne bestimmte Richtungen mit Vorliebe aus, daher die Kunst bald in Historienmalerei, Genremalerei, Landschaftsmalerei und andere Zweige auseinander ging.

Annib. Caracci 1560—1609.

Guido Reni 1575—1642.

Salvator Rosa 1615—1673.

§. 558. 2) Niederlande, Deutschland u. a. Zu gleicher Zeit standen die Künste in den Niederlanden und in Deutschland in der Blüthe; aber so glücklich auch diese Schulen das Einzelne in der Natur auffaßten und darstellten, und so sehr die tiefe Innigkeit und der fromme Sinn in ihren Gemälden das Gemüth ansprechen, so blieben sie doch im Ganzen hinter dem großartigen Aufschwung in der italienischen Kunst zurück, woran theils der Mangel der Antike, theils die Reformation, die alle Kräfte dem speculativen Denken zuwandte, Ursache sein mochten.

a) Die niederländische Schule (deren Begründer im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Brüder van Eyck, die Maler des schönen allegorischen Altarbildes vom unbefleckten Lamm der Offenbarung in Gent und Berlin, waren) faßte frühe mit liebevoller Sorgfalt die gemüthliche Seite der Natur und des Lebens auf. Ihrem Vorbilde folgte eine Anzahl von Schülern, unter denen um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Hemling (oder Memling 1430—1495) von Brügge einer der bedeutendsten ist. Unter seinen Werken ist der Reliquienkasten mit den Miniaturbildern aus der Märtyrersage der heiligen Ursula im Johanneskloster zu Brügge das berühmteste. Seit den Freiheitskriegen, welche eine Trennung des Landes in den protestantischen Norden (Holland) und den katholischen Süden (Belgien) zur Folge hatten, schlug die niederländische Schule zwei verschiedene Richtungen ein; denn während die flandrische und brabantische, gleich den italienischen Eklektikern, die ältern großen Meister zum Muster nahm und von den Italienern die Farbenpracht und den Schwung entlehnte, befolgte die holländische einen freien und unabhängigen Gang, insbesondere mit Lucas von Leyden († 1533), und begnügte sich mit der Auffassung und Darstellung der Wirklichkeit. Zu jener gehören außer Quintin Messys aus Antwerpen († 1530), vor Allen P. P. **Rubens**, dessen Bilder Leben und Bewegung in der Composition mit Schönheit des Colorits vereinigen, und sein Schüler van Dyck (1599—1641), welcher sich besonders durch seine Portraits auszeichnete. Der vorzüglichste Künstler der holländischen Schule ist **Rembrandt**, in dessen meistens im Dämmerlichte des Helldunkels dargestellten Bildern eine

Hubert van Eyck 1366—1426.

Johann van Eyck 1386—1440.

Rubens 1577—1640.

Rembrandt 1607—1669.

düstere, trotzige Gemüthsstimmung mit einer getreuen und innigen Auffassung der Natur und einem poetischen, leidenschaftlichen Elemente vereinigt ist. In den Niederlanden bildete sich auch jene niedere Genre-Malerei aus, worin die Zustände des gemeinen Lebens in derber Ungebundenheit aufgefaßt und mit keckem Pinsel in heiterer Komik dargestellt sind. In dieser Gattung zeichneten sich besonders aus Jan Steen, die beiden Teniers, Adrian v. Ostade (1610—1685) u. A. Die holländische Schule besitzt auch die talentvollsten Landschafts- und Thiermaler, unter denen M. Hobbema, J. Ruysdael († 1682), dessen Bilder meistens schauerliche, einsame Gegenden darstellen, J. und A. Both, Allard von Everdingen, Paul Potter († 1654), Alb. Cuyp († 1691), A. van der Velde, N. Berghem und besonders der Pferde- und Schlachtenmaler Ph. Wouverman aus Haarlem († 1668) und Huysum (1682—1749), der Maler von Thierstücken, Stillleben, Blumen und Früchten, zu erwähnen sind.

b) Die deutsche Schule. Hat die italienische Malerei das Ideale zur Ausbildung gebracht, die niederländische die reale Wirklichkeit zur vollendeten Darstellung geführt, so steht die deutsche Schule, die mit einer richtigen Auffassung der Natur und scharfer Charakterzeichnung eine gemüthliche, in sich gesammelte Stimmung verbindet, in der Mitte. Die heil. Jungfrau im Rosenhag von Martin Schongauer, Maler und Kupferstecher aus Colmar († 1499), verbindet die Innigkeit des Gemüths der ältern deutschen Dichter mit dem Realismus der Brabanter, bei
Holbein † 1543. denen er in die Schule gegangen. Als Zierden der deutschen Schule sind zu nennen **Hans Holbein** der Jüngere, Sohn eines Malers gleichen Namens, und neben ihm der als Dichter und Künstler ausgezeichnete Nic. Manuel aus Bern. Diese Beiden führten die der deutschen Malerei eigenthümliche phantastisch-humoristische Gattung der Todtentänze ihrer Vollendung zu. In diesen wird mit schauerlicher Lust vorgestellt, wie der Tod, eine Entsetzen erregende Knochengestalt, alle Geschlechter und Alter der Menschen mit sich fortzieht; oft werden mit diesen Gebilden einer launenhaften Phantasie satirische Anspielungen auf Personen und Zustände der Zeit verbunden. Diesem Gegenstande, der seit Jahrhunderten die Phantasie des ganzen Volks beschäftigte und von dem sich alte Wandgemälde in einem Baseler Kloster vorfanden, hat Holbein in einer Reihe kleiner Holzschnitte das schönste und abschließende Gepräge gegeben. In den Bildern Holbeins, der einen großen Theil seines Lebens in England zubrachte und dort viele Portraits verfertigt hat, herrscht klare und ruhige Würde und ein lebendiges Colorit. Das Altarbild im Münster zu Freiburg im Breisgau (die Geburt Christi und die Anbetung der Könige darstellend) und die Familie des Bürgermeisters Meyer in Basel, vor der Madonna knieend, in Dresden und in Darmstadt, gehören zu seinen besten Arbeiten. Am meisten gedieh die deutsche Malerei
Albrecht Dürer 1471—1528. in dem kunstsinnigen Nürnberg, besonders durch **Albrecht Dürer.** Scharfe und bestimmte Form und Charakterzeichnung ist das Wesen dieser Schule. Bei Dürer findet man einen
Lucas Cranach 1472—1553. hohen Reichthum an Ideen und Phantasie. Durch **Lucas Cranach** verbreitete sich diese Richtung nach Sachsen. Auch er ist sehr productiv, aber statt Dürers Ernst und Tiefe des Gedankens herrscht bei Cranach ein leichter spielender Humor, wie in Hans Sachs. Hans Burgmaier lebte und wirkte in gleichem Sinne zu Augsburg. Alle diese Künstler leisteten auch Bedeutendes in der Kupferstecher- und Holzschneidekunst.

Murillo 1617—1682. c) Zu hoher Vollendung wurde die Malerei im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auch in Spanien geführt, wo namentlich **Murillo** eine glühende Begeisterung und hohen Schwung mit bestimmten Formen und lebensvollem Colorit vereinigt. Ihm reihen wir den besonders durch seine Portraits ausgezeichneten Velasquez (1599—1660) an.

d) Die französischen Künstler folgten hauptsächlich italienischen Vorbildern. Von ihnen wollen wir nur den vorzüglich durch das Studium der Antike gebildeten Nicol. Poussin († 1665), den gewandten und liebenswürdigen Lesueur und den lieblichen Landschaftsmaler
Claude Lorrain 1600—1682. **Claude Lorrain** hervorheben. In Lebrun († 1690) zeigt sich schon die theatralische Scheingröße und das affectirte, pomphafte Wesen, das den Verfall der Kunst in Frankreich herbeiführte.

e) In England kam die Kunst erst später zur selbständigen Ausbildung. Am merkwür-
Hogarth 1697—1764. digsten unter den Aelteren ist Wilhelm **Hogarth** durch seine satirischen und humoristischen Darstellungen der gesellschaftlichen Zustände mit ihren Albernheiten und Lastern, von ihm selbst in Kupfer gestochen.

§. 559. Die **Tonkunst.** Die Musik wurde meistens im Schooße der Kirche groß gezogen und lernte am Latein der Liturgie die Sprache. Von dem um das lateinische Kirchenlied sehr verdienten heiligen Ambrosius (Erzbischof von Mailand 374—397) sollen die noch in der katholischen Kirche üblichen Antiphonien, Hymnen und Vigilien zuerst eingeführt sein, doch ist der sogenannte Ambrosianische Lobgesang Te

Deum laudamus von einem 100 Jahre späteren Verfasser. Papst Gregor der Große (590—604), Stifter einer Singschule zu Rom, war der Schöpfer des nach ihm benannten (unisonischen) Gregorianischen Chorgesanges, der sich über das ganze christliche Abendland verbreitete und von Karl dem Großen und Alfred besonders begünstigt und befördert wurde. — Die weitere, zunächst theoretische Ausbildung fand die Musik in den Klöstern. Hucbald, ein flandrischer Mönch († 930), machte die ersten noch unsichern Versuche in der Harmonie, welche durch die Arbeiten der folgenden Jahrhunderte vertieft und zu praktischen Resultaten geführt wurden. Im elften Jahrhundert begründete der Benedictinermönch Guido von Arezzo, dessen Unterrichtsmethode im Gesange (Solmisation) weite Verbreitung fand, durch Verbesserung und zweckmäßige Anordnung der Tonschrift das neuere Notensystem, im zwölften bis dreizehnten der Presbyter Franco von Köln die Lehre vom musikalischen Zeitmaß (Mensur). Während die Pflege der heiteren Kunst des Gesanges den Troubadours, Minstrels und Minnesängern überlassen blieb, war bis ins sechszehnte Jahrhundert der Fleiß der Musikgelehrten meistens auf die Fortbildung der Harmonie gerichtet, wofür die Niederländer das tonangebende Volk wurden. In den Künsten des allmählich entwickelten contrapunctischen Stils zeigten Dufay († 1432) und Ockenheim († c. 1513) eine erstaunliche technische Fertigkeit, welche des Letzteren Schüler Josquin des Prés († 1515) zu noch größerer musikalischer Wirkung erhob und für das Leben fruchtbar machte. Josquin „schließt die Reihe der Notenberechner und eröffnet die der wahren Componisten.“ Orlando Lasso (geb. zu Mons 1520, gest. als Capellmeister in München 1594), neben Palestrina der Beste seiner Zeit, war der letzte und größte Meister der Niederlande, dessen Werke (die sieben Bußpsalmen, Magnificat u. a.) für alle Zeit selbständigen künstlerischen Werth haben. Zu seiner Zeit wurde jedoch die Autorität der bisherigen scholastischen Doctrin so übertrieben geltend gemacht, daß sich die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reinigung der geistlichen Musik immer mehr herausstellte. Bei zunehmender Vernachlässigung des Sinnes und Zusammenhanges der Textworte beherrschte die Form so sehr den Gedanken, daß der alte einfache Kirchengesang in einer durch kunstreiche Stimmenverschränkung für den Hörer gestaltlosen Tonfülle unterzugehen drohte. Die gerechten Klagen des Trienter Concils und die dadurch ernstlich gefährdete Existenz der Figuralmusik weckten den Schöpfergeist Palestrina's, welcher für den durch würdigere Stellung der kirchlichen Melodie (canto fermo) wiedergeborenen und durch geläuterte Harmonie verklärten Choralgesang eine neue Zeit herbeiführte. Er erhob die bisher abstracte Wissenschaft des vielstimmigen Tonsatzes zu einer herrlichen und echt kirchlichen Kunst und hinterließ in seinen durch Correctheit im Gange der Stimmen und Reinheit des Stils (alla capella) unsterblichen Werken (missa papae Marcelli, Assumpta für Mariä Himmelfahrt, Lamentationen, Hymnen u. a.) die Vorbilder zu jener gedankenreichen, schwunghaften und edlen Musik, die sich an die Messe anschloß und in der päpstlichen Kapelle ihren Mittelpunkt fand. — Des vielgewandten, um melodischen Gesang wie in der geistlichen Cantate verdienten Carissimi (geb. 1600) genialer Schüler Alessandro Scarlatti (1649—1725), neugestaltend in der Oper wirkend, schrieb Palestrina's würdige Messen. Aus der von ihm gegründeten neapolitanischen Schule gingen die bedeutenden Meister Durante (1693—1755), Leo (1694—1742), Astorga (geb. 1681) hervor, deren Werke (Psalmen, Litaneien, Stabat Mater von Astorga u. a.) ein edles Maß und die glücklichste Mischung der Reize des neuen (melodischen) Stils mit der ernsten Schönheit des alten auszeichnet. Unter der großen Zahl von Componisten freierer Kunstrichtung, wie Jomelli, Piccini, Sacchini u. A., machte sich Pergolese (1710—1736) durch sein zart empfundenes Stabat Mater berühmt und beliebt. Aus der durch den Niederländer Willaert († 1563) gestifteten, für Deutschland einflußreichen venetianischen Schule hat Joh. Gabrieli (1556—1612) durch seine kraft- und schwungvollen Motetten verdiente Anerkennung gefunden; neben ihm war Monteverde (1568—1649), nach ihm waren Lotti († 1740) und Marcello († 1739) von Bedeutung.

Orlando Lasso 1520—1594.

Palestrina 1514—1594.

Im Gegensatze zu Italien hatte inzwischen die deutsche Musik, durch Luther selbst und seinen Freund Ludwig Senfl wesentlich gefördert, einen überwiegend

protestantischen Charakter angenommen. Die durch die Reformation herbeigeführte Theilnahme der Gemeinde am Gesange ließ aus der frischen alten Volksweise die Melodie des evangelischen Chorals erblühen, welchen Orl. Lasso's Schüler Johann Eccard (geb. 1533 zu Mühlhausen, gest. 1611 als Capellmeister in Berlin) kunstmäßig ausbildete. — Das siebenzehnte Jahrhundert brachte für Deutschland die große Gestalt des Heinrich Schütz (1585—1672) in einer Zeit des Ueberganges, bestimmt, die Kunstmittel theils zu erhalten theils fortzubilden und somit das Erscheinen Bach's und Händel's vorbereitend. Beide, nach verschiedenen Seiten bahnbrechende Genies, gaben der auf protestantischem Boden erwachsenen Musik ihre Vollendung und bezeichnen zugleich „den Eintritt und die Obergewalt eines neuen Volkes in der Geschichte der Seb. Bach 1685—1750. Musik". (Chrysander.) — Johann Sebastian Bach (geb. 1685 zu Eisenach, gest. 1750 zu Leipzig) wurde durch seinen großen und edlen Kirchenstil der musikalische Repräsentant des nach Innen gekehrten Lutherthums, dessen ursprüngliche Härte er auch in seiner Compositionsweise bewahrte. Bach's Größe ist jedoch keineswegs blos historisch, er hat in seinen durch Naivetät der Auffassung, Innigkeit der Empfindung und Feinheit der Charakteristik ausgezeichneten Passionsmusiken, den unübertroffenen Fugensätzen für Orgel und Clavier („Das wohltemperirte Clavier") u. A. Werke bleibenden Werthes geschaffen, deren Wiederbelebung in unsern Tagen so erfreulich zunimmt, daß Riehl mit Recht sagen konnte, das achtzehnte Jahrhundert habe ihn für die Schule und Kenner geboren, das neunzehnte für die Nation. Georg Fried-Händel 1685—1759. rich Händel (geb. 1685 zu Halle, gest. 1759 zu London), ein Riese an Geist, wie er von Körper war, beherrscht durch die ursprüngliche Gewalt und Erhabenheit seiner unerreicht gebliebenen Oratorien dieses ganze Kunstgebiet, wie er in seinen Opern eine Fülle der schönsten Gesänge geschrieben hat. Der Grundstein seines Ruhmes wurde der Messias, „eine wahre christliche Epopöe in Tönen" (Herder), welche das Leben und Leiden des Herrn in erhabener Ruhe vorüberführt. Josua, Jephta, Samson, Saul (mit dem berühmten Todtenmarsch) und Judas Makkabäus feiern die Retter ihres von Freiheitsdrang zum Kampf getriebenen Volkes; auch Israel in Aegypten ist von dem kräftigen Hauche der Freiheit durchweht, deren begeisterter Prophet Händel in dem stolzen freien England wurde. — Eine neben Bach's Passionsmusiken und Händel's Messias achtungswerthe Stelle in der Gunst der Mit- und Nachwelt gewann K. H. Graun's (1701—1759) Passionsoratorium „der Tod Jesu", eine fromm empfundene Composition, welche, bei edler und würdiger Haltung, die weichere Stimmung der gleichzeitigen Literatur ausspricht.

II. Das Zeitalter der Reformation.

A. Die Begründung der neuen Zustände unter Karl V.

1. Ueberschau und Vorblick.

a) Politisches.

Karl V. 1519—56. † 1558. §. 560. Karl der Fünfte (vgl. §§. 517. 520). In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war das burgundisch-habsburgische Regentenhaus im Besitz eines Reichs, wie seit Karls des Großen Tagen keins bestanden.

Der Repräsentant des Hauses war Karl V. (geb. 1500 zu Gent), ein Mann von seltener Klugheit, feinem, verschlagenem Wesen und unermüdlicher Thatkraft; groß im Cabinet als kluger Ordner der Staatsgeschäfte und tapfer im Felde als Führer der Heerschaaren. Alle Fäden der Politik hielt er in seiner Hand und lenkte sie nach seinen in schweigsamer Seele verschlossenen Plänen, bei deren Ausführung ihm jedes Mittel, selbst Falschheit und Wortbrüchigkeit, dienen mußte. Von schwächlichem Körper, den Krankheit und Gichtleiden vor der Zeit abzehrten, und mit einem melancholischen Ausdruck auf dem blassen Gesichte, gab er nicht auf den ersten Anblick den raschen Geist kund, der in ihm lebte. In minderjährigem Alter war er schon Herr der reichen Niederlande, 1506.
die ihm als väterliches Erbe zugefallen, als Jüngling gelangte er (nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters Ferdinand des Katholischen) zu dem Besitz 1516.
der vereinigten spanischen Monarchie mit dem reizenden Königreiche Neapel und Sicilien, den neuentdeckten Ländern Amerika's und den fruchtbaren Inseln Westindiens, und als angehender Mann erbte er die habsburgisch-österreichischen Staaten (die er seinem Bruder Ferdinand zur Verwaltung und dann zum Besitz überließ) und ward durch die Wahl der Kurfürsten der Nachfolger seines Großvaters Maximilian auf dem deutschen Kaiserthron. Mit Recht konnte er sagen, daß die Sonne in seinem Reiche nie untergehe. — In allen diesen Staaten standen dem Monarchen feindliche Mächte gegenüber, zu deren Bezwingung verschiedene Kräfte und Mittel erforderlich waren. In den Niederlanden bewachte ein mißtrauischer, von stolzem Zunftgeist durchdrungener Bürgerstand jede Handlung des Landesherrn, damit kein Eingriff in seine Gerechtsame geschehe, und war stets bereit, alter Sitte gemäß, sich bei der ersten Gelegenheit um die Fahne des Aufruhrs zu schaaren und mit Schwert und Armbrust zu streiten; in Spanien konnte der hochfahrende Sinn des mächtigen Feudaladels und die trotzige Kraft eines freien Bürgerstandes nur mit Gewalt unterdrückt werden und auch nach Verminderung und Abschwächung der ständischen Rechte und Freiheiten forderte der nationalstolze Geist der Spanier noch umsichtige Behandlung und Ueberwachung; in Unteritalien und Sicilien wurden die schönen Fluren von den Osmanen und den nordafrikanischen Seeräubern (Corsaren) heimgesucht, die Handel und Wandel störten und gefangene Christen in Sklaverei schleppten; an der Grenze der österreichischen Staaten wüthete das Schwert der Türken und die ungestümen Janitscharen brannten vor Verlangen, den Halbmond auf den Zinnen von Wien aufzupflanzen; in Deutschland fürchteten die zahlreichen Fürsten und Edlen die Rückkehr eines kräftigen Kaiserregiments, wodurch sie ihrer angemaßten oder erworbenen Besitzungen und Rechte verlustig gehen konnten, und suchten daher dem Oberhaupt des Reichs bei der Krönung durch einen beschränkenden Vertrag (Capitulation) die Hände zu binden. Oct. 1520.
Die größten Verwickelungen jedoch führte die religiöse Spaltung herbei, wobei des Kaisers Pläne und Interessen den Wünschen der Völker und den Vortheilen der Fürsten entgegentraten. Aber allen Schwierigkeiten bot Karl die Stirn, und konnte er nicht alle überwinden, so widerstand er ihnen doch mit Haltung und Würde; nur sein Plan, dem vielgegliederten deutschen Reichskörper und der getrennten Kirche wieder Einheit zu geben, den verblichenen Glanz der Kaiserkrone und die alte Schutzvogtei über den päpstlichen Stuhl wieder herzustellen, scheiterte

[Margin notes: Jan. 1519. (beside "habsburgisch-öster-"); 28. Juni 1519. (beside "Mit Recht")]

an Ereignissen, die eine höhere Macht geschaffen und die aller menschlichen Klugheit und Berechnung spotteten. — Nächst der Spaltung der Kirche waren ihm republikanische Verfassungen und ständische und municipale Rechte besonders verhaßt, aber für eine absolute Universalmonarchie mit religiöser Gleichförmigkeit, wie er sie anstrebte, war kein Raum mehr in Europa.

Franz I. v. Frankr. 1515—47. Heinrich VIII. von England 1509—47. §. 561. **Franz I. und Heinrich VIII.** Die bedeutendsten gleichzeitigen Regenten waren Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England, zwei einander ähnliche Fürsten, die ihrem ritterlichen Wesen nach dem scheidenden Mittelalter angehörten, während ihre Liebe für Kunst und Wissenschaft, ihre weichliche Genußsucht und ihre Gewaltherrschaft sie an die Spitze der neuen, unter Italiens Einwirkung entstandenen Zeit stellten. Franz und Heinrich bildeten in vielen Dingen einen Gegensatz zu Karl; sie waren eben so leichtsinnig, unbesonnen und rasch, wie dieser klug, umsichtig und bedächtig; der Wollust und der Frauenliebe waren alle drei ergeben, während aber die erstern sich in den wichtigsten Angelegenheiten von weiblichem Einflusse leiten ließen, Franz zu dem verfeinerten Hofstaate und zu dem (fortan zum Nachtheile des Landes herrschend gebliebenen) Weiber- (Mätressen-) Regiment den Grund legte und Heinrich sich durch seine Leidenschaft für Anna Boleyn zur Trennung der englischen Kirche von Rom fortreißen ließ, folgte Karl den Rathschlägen kluger Staatsmänner, besonders des gebildeten und umsichtsvollen Granvella und seinem eigenen hohen Verstand, und bediente sich weiblicher Einwirkung nur da, wo er dadurch schneller zum Ziele kam. Für die Freiheit der Völker war es ein großes Glück, daß diese drei Fürsten, vor deren despotischem Sinn und gewaltigem Herrscherwillen weder Volks- noch Menschenrechte Geltung fanden, durch Verschiedenheit der Interessen von einer Vereinigung abgehalten, ja zu gegenseitiger Bekämpfung bestimmt wurden. — Zwischen Franz und Karl bestand eine unvertilgbare, durch die Gleichheit ihrer Bestrebungen erzeugte Eifersucht. Im stolzen Gefühl ihrer Größe und gestachelt von Ehrgeiz und Ruhmsucht, wollten beide die ersten Fürsten Europa's sein und bewarben sich daher eifrig um die deutsche Kaiserkrone, die diesen Vorzug allein verleihen konnte. Karl siegte, und seitdem suchte Franz die Macht desselben zu schwächen, indem er stets auf die Seite der Feinde trat und sie gegen den Kaiser unterstützte. Zu diesen Feinden gehörte in erster Linie Heinrich von Albret, der Sohn jenes Königs Johann, dem Ferdinand der Katholische Ober-Navarra entrissen und mit Castilien vereinigt hatte (§ 517); Heinrich, mit Franzens Schwester Margaretha vermählt, besaß nur Nieder-Navarra sammt dem Ländchen Béarn im Norden der Pyrenäen; mit Hülfe seines Schwagers wollte er nun wieder zum Besitz des ganzen Königreichs gelangen; zu ihnen gehörten ferner die niederländischen Dynasten Karl von Egmont, welcher Geldern gegen die Vergrößerungssucht Burgunds vertheidigte und Wilhelm von Cleve, der dann über den Besitz desselben Herzogthums Geldern mit dem Kaiser in Streit lag, und endlich die protestantischen Fürsten Deutschlands. Ja selbst mit den Türken verband sich der „allerchristlichste" König gegen seinen verhaßten Nebenbuhler, der ihm überall den Rang ablief. Bei dieser Stimmung mußte das von den Franzosen besetzte, aber von dem Kaiser als deutsches Reichslehen angesprochene Herzogthum Mailand (§. 505), sowie Karls Bestreben, das von Ludwig XI. seinem elterlichen Hause entrissene Burgund (§. 520) wieder zu erwerben, bald

Kriege herbeiführen. — Wäre Heinrich VIII. ein staatskluger Fürst gewesen so hätte er aus diesen Umständen leicht Vortheil ziehen können; da er aber nur seinen Launen folgte und sich ohne politische Beweggründe bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigte, so hatte er auf die Gestaltung der Dinge wenig Einfluß. Durch seine Ehescheidung von Katharina von Aragonien zerfiel er mit dem Kaiser, ihrem Neffen, und schloß sich daher seit dieser Zeit enger an Franz an.

b) Zug der Reformation durch Europa.

§. 562. Die lutherische Kirche. Von der sächsischen Universität Wittenberg ging von kleinen Anfängen die geistige Bewegung aus, die dem 1517.
Bau der mittelalterlichen Hierarchie den gewaltigsten Stoß versetzte. Von Sachsen und Hessen, die zuerst die neue Kirchenform einführten, verbreitete sich die lutherische Reformation, unter mancherlei Kämpfen, allmählich über die benachbarten Länder, gelangte im nördlichen Deutschland zur Herrschaft, machte in Franken und Schwaben, am Rhein und an der Donau siegreiche Fortschritte und brach sich von Straßburg aus Bahn nach Elsaß und Lothringen. Die zahlreichen Reichsstädte mit ihrem gebildeten Bürgerstand waren der Hauptsitz der evangelischen Lehre. — Frühe drangen Luthers Grundsätze an die Weichsel, wo der Hochmeister des Deutschordens (§. 379), Albrecht von Brandenburg, gedrängt von den Polen und dem streitbaren Bürgerstand von Danzig und Elbing und verlassen von Kaiser und Reich, der evangelischen Kirche beitrat, 1525.
Preußen in ein Erbherzogthum verwandelte und die deutsche Oberlehnsherrlichkeit mit der polnischen vertauschte. Dasselbe geschah in Kurland und Livland von dem Heermeister der Schwertritter. Die beiden, durch freiwilligen Austritt der Mitglieder fast verödeten Orden, bei denen die Kriegslust, der Religionseifer und die Ritterehre, die sie früher zu Großthaten begeistert, längst verschwunden waren, wurden aufgelöst, ihre Güter säcularisirt und die noch übrigen Ordensglieder der Welt zurückgegeben. Ohne diese Veränderung wären jene bedrängten und hülflosen Staaten wahrscheinlich eine Beute Polens geworden und ihrer Nationalität verlustig gegangen. Die kirchliche Umgestaltung hatte also hier die Erhaltung des germanischen Wesens zur Folge (§. 583). — Auch über die Ostsee drang Luthers Lehre. In Schweden änderte Gustav Wasa die bis- 1527.
herige Staatsverfassung und Kirche; er schuf ein unabhängiges Erbkönigreich, führte die Augsburgische Confession ein und verlieh dem neugegründeten Thron einen Theil der kirchlichen Einkünfte. In Dänemark, Norwegen und Island war der Sieg des evangelischen Glaubens an den Ausgang des Thronstreits geknüpft, durch den der lutherische König Christian III. zur Herrschaft 1536.
gelangte. — In Böhmen wachte der alte Hussitengeist, der noch in der national-czechischen Secte der Brüdergemeinde und in der böhmischen Bibel nebst Gesangbuch einen starken Rückhalt hatte, von Neuem auf und erleichterte dem Evangelium den Eingang; aber weder hier noch in Ungarn und Siebenbürgen errang die neue Lehre einen vollständigen Sieg, weil das Habsburger Regentenhaus in allen seinen Staaten die alte Kirche begünstigte. Doch erwarben sich die zahlreichen Bekenner der lutherischen Confession in diesen Ländern Religionsfreiheit und Rechtsgleichheit. —

Eifriger als die ersten österreichischen Fürsten (Ferdinand I. und Maximilian II.) wirkten die beiden Herzoge von Bayern, die der Papst durch Verleihung von Hoheitsrechten über ihre einer Reformation zustrebende Geistlichkeit und von Einkünften aus den kirchlichen Instituten ihres Landes zu gewinnen gewußt, für Erhaltung des alten Glaubens, der in der Universität Ingolstadt eine thätige Pflanzschule erhielt. — Auch die geistlichen Reichsstände blieben größtentheils bei der katholischen Kirche, da sie keine Lust trugen, ihre Einkünfte und ihre unabhängige Stellung als Fürstbischöfe aufs Spiel zu setzen. Nur in Köln begann der sechsundsiebenzigjährige ehrwürdige Erzbischof Hermann von Wied eine Reformation in gemäßigtem Sinne, aber des Kaisers Sieg bei Mühl-
1547. berg hatte seine Absetzung und die Unterdrückung seiner Versuche zur Folge.

Das Haus Sachsen. Das von Friedrich dem Streitbaren abstammende sächsische Regentenhaus (Wettin) war seit 1485 in zwei Zweige getheilt, den ältern, Ernestinischen, welcher Thüringen und die Kurwürde, und den jüngern, Albertinischen, welcher Meißen und Dresden mit dem Herzogstitel besaß. Zu jener Linie gehören die muthigen Beschützer der Reformation Friedrich der Weise (1486—1525); sein Bruder Johann der Beständige (1525—1532) und dessen Sohn Johann Friedrich (—1554). Zu der Albertinischen gehört der eifrige Verfechter der katholischen Kirche, Herzog Georg der Bärtige (— 1539), sein Bruder, der evangelisch gesinnte Heinrich der Fromme (— 1541) und des letzteren Sohn, der kluge Moritz (— 1553), nach dessen Tod sein Bruder August, von dem die königliche Linie in Sachsen abstammt, an die Regierung kam.

§. 563. Die reformirte Kirche. Unterdessen hatte Hulbrich **Zwingli**
seit 1519. in Zürich die Reformation der Schweiz begonnen. Während der tiefsinnige, durch harte Seelenkämpfe und das überwältigende Gefühl von der Hülflosigkeit des Menschen durch die Sünde gepeinigte Luther in seiner monarchischen Gesinnung von dem Bestehenden ausging und durch Reinigung des Glaubens, auf dem allein unsere Rechtfertigung vor Gott beruhe, auf Sitte und Leben zu wirken suchte, ging Zwingli, ein freier, lebensmuthiger Republikaner, auf den Urzustand des Christenthums zurück und suchte in seiner den Bedürfnissen des praktischen Lebens zugewandten Gesinnung zunächst Sitte und Leben zu bessern und der Eidgenossenschaft in moralischer, kirchlicher und politischer Beziehung eine neue Gestalt zu geben. Leider führte die verschiedene Auffassung der Lehre vom Abendmahl (§. 589) eine frühe Spaltung der neuen Kirche herbei. Zwingli's durchgreifende Reformation schlug Wurzel in Zürich und Bern, im Rheinthale und in den östlichen Kantonen und wäre wahrscheinlich durch die ganze Eid-
1531. genossenschaft gedrungen, hätte nicht die Schlacht von Kappel, wo Zwingli und der Kern der protestantischen Bürgerschaft Zürichs den Heldentod starben, ihrer Verbreitung Einhalt gethan. — Von größerer Ausdehnung und Wirksamkeit war die reformirte Kirche **Calvin's**, der in seiner streng Augustinischen Prädestinationslehre (§. 271) mit Luther übereinstimmte, in Kirchenverfassung und Kirchenzucht sich zu Zwingli hielt und in der Auffassung des Abendmahls eine mittlere Stellung zwischen beiden einnahm. Das auf der Grenze von Savoyen und Frankreich lieblich gelegene Genf, das durch den kräftigen Reformator Calvin seiner politischen und kirchlichen Freiheit entgegengeführt wurde, ward die Pflanzschule jenes demokratischen Calvinismus, der in der wälschen Schweiz raschen Eingang fand, der in die nördlichen Provinzen der Niederlande mit

der politischen Unabhängigkeit siegend einzog, zu dem sich im Süden von Frankreich über zweitausend Gemeinden bekannten, der in Italien und Spanien, in der Nähe des Papstes und des Kaisers Anhänger zählte und der in seiner äußersten Strenge als presbyterianische Kirche in Schottland auf den Trümmern der Klöster und Domkirchen sein Panier aufpflanzte. — Auch nach Deutschland drangen Calvin's Grundsätze und vergrößerten die Spaltung und Zerissenheit. In der Rheinpfalz gelangte der im Heidelberger Katechismus niedergelegte calvinische Lehrbegriff zur Herrschaft, was bei den lutherischen Fürsten eine solche Erbitterung hervorrief, daß sich der Kurfürst durch ein Bündniß mit auswärtigen Staaten (Niederlande, England und Frankreich) gegen Angriffe sichern zu müssen glaubte. In Frankreich rang die neue Kirche lange mit der alten um den Sieg. Franz I., im Bunde mit den protestantischen Fürsten Deutschlands und mit dem schismatischen König von England, hatte manche Aufforderung zum Abfall von Rom. Auch ging er mehrmals mit dem Gedanken einer Reformation um und ließ an Melanchthon dringende Einladungen ergehen. Aber theils seine Verbindung mit dem Papst, der die Besetzung der geistlichen Stellen dem König überließ*) und ihm zur Wiedererlangung des Herzogthums Mailand unentbehrlich schien, theils sein despotischer Sinn, der jede freie Volksbewegung haßte, hielten ihn bei der alten Kirche fest. Am Hofe selbst dachte man über Religion so gleichgültig wie in Italien; aber wie hätten wollüstige und genußsüchtige Hofleute an der calvinischen Sittenstrenge Gefallen finden sollen? Bald ergingen daher Verbote gegen das Einbringen calvinischer und lutherischer Schriften; die verwegensten Reformations-Prediger starben in den Flammen, und die Zerstörung mehrerer von Waldensern bewohnten Ortschaften in der Provence bewies die ernste Absicht des Hofes, die alte Kirche bei ihrem herkömmlichen Rechte zu erhalten.

*) Durch das zwischen Franz I. und Leo X. (14. Dec. 1515) abgeschlossene Concordat wurden die in der „pragmatischen Sanction" festgesetzten alten Freiheiten der gallicanischen Kirche, wonach die geistlichen Corporationen ihre Obern selbst wählten, sehr beschränkt; der König erlangte dadurch unter Vorbehalt päpstlicher Bestätigung das Recht, zu allen geistlichen Stellen (10 Erzbisthümer, 83 Bisthümer, 527 Abteien) mit geringen Beschränkungen die Vorsteher zu ernennen, was ihm große Vortheile brachte und den Klerus der Krone unterordnete; seitdem wurden einträgliche Pfründen von dem Hofe als Belohnung für Verdienste im Felde oder Cabinet oder aus Gunst ertheilt; dem Papst wurden dafür die an das Recht der Bestätigung geknüpften Annaten und die von den Concilien zu Constanz und Basel bestrittene Superiorität über die Kirche zuerkannt.

§. 564. „Nach Spanien kamen die Gedanken der Reformation in des Kaisers Gefolge, umgaben vielleicht noch sein Sterbebett und wurden von Einzelnen mit hoher Begeisterung aufgenommen. Aber der Katholicismus, besonders die Heiligenverehrung, ist tief verwachsen in dem zähen Volkscharakter; Reinheit des Glaubens galt dem Spanier so hoch als Reinheit des Bluts, und der Bruder erschlug den abtrünnigen Bruder" (Diaz). Bald machte die Inquisition dem Protestantismus in Spanien ein Ende; die Verdächtigen starben theils in grausenhaften Kerkern, theils auf dem Scheiterhaufen „im volksbeliebten Gepränge der Autos da fé" (§. 515). — In Italien begrüßten die Humanisten und die Feinde der Hierarchie mit Freuden die neue Bewegung. In allen größeren

Städten gewann die evangelische Lehre Bekenner, besonders in Ferrara unter dem Schutze der Herzogin von Este; „aber die Geistigkeit des deutschen und französischen Protestantismus konnte bei einer so sinnlich künstlerischen Nation nicht Volkssache werden. Als man daher in Rom die Gefahr erkannte und ein
1542. Inquisitonstribunal mit furchtbaren Vollmachten niedersetzte, entflohen Viele über die Alpen, Andere widerriefen und gingen unter in Leichtsinn, Gleichgültigkeit oder Wahnsinn. Scheu vor der Beredsamkeit des Märtyrerthums schreckte die Inquisition mehr durch Kerker, Galeeren und geheimen Tod. Nur in Calabrien wurden einige Gemeinden Waldenser wie wilde Thiere gejagt. Gegen Ende des Jahrhunderts verschwinden die Spuren jeder protestantischen Gemeinschaft. Unter den Flüchtigen waren hochgeehrte Theologen und Prälaten (Peter Martyr, Ochino, Vergerio u. A.). Sie sind mit wenig Ausnahmen im Auslande verkümmert.“ In Spanien und Italien, wo jede von der Kirchenlehre abweichende Ansicht mit gleicher Strenge verfolgt ward, geriethen einige Denker auf Grundsätze, die selbst von den Reformatoren als häretisch verworfen wurden, wie die beiden Italiener Socinus (Lälius † 1561 und sein Neffe Faustus † 1604), welche die Gottheit Christi und die Trinitätslehre leugneten und die in Polen weit verbreitete Secte der Socinianer (in England Unitarier genannt) stifteten, und der Spanier Michael Servet, der wegen schwärmerischer Ansichten über die Dreieinigkeit auf Calvin's Antrag von der weltlichen Obrigkeit in Genf verbrannt wurde (1533). — In England wurden die Anhänger Luther's wie die alten Lollarden (§. 494) anfangs blutig verfolgt, bis Heinrich VIII. wegen seiner Ehescheidung mit dem Papste zerfiel, durch Parlamentsbeschluß die englische Kirche von Rom trennen und sich zum Oberhaupte derselben erklären ließ. Aber außer der Auflösung der Klöster und Vertilgung der Heiligenbilder geschah unter ihm wenig für die Reinigung der Kirche. Lutheraner und Papisten
Eduard VI. 1547—1553. starben an demselben Galgen. Erst unter seinem Sohne Eduard VI. wurde durch Cranmer, Erzbischof von Canterbury, die englische Kirche begründet.
Maria 1553—1558. Seine Nachfolgerin Maria glaubte mit der Verbrennung des Reformators auch sein Werk vernichten und den Katholicismus wiederherstellen zu können; aber die Uniformitätsacte ihrer Schwester Elisabeth verschaffte der anglikanischen Religionsform den Sieg. Dagegen wurden die eine Reinigung der Kirche nach Calvin's Grundsätzen anstrebenden Puritaner blutig verfolgt und zur Flucht nach Nordamerika's freiem Boden getrieben, wo sie, in zahlreiche Secten gespalten, das demokratische System jenes Reformators der vollendetsten Ausbildung entgegenführten. In Irland blieb der alte Glaube die Religion des Volkes, wenn gleich Englands Machthaber durch tyrannische Gesetze und Gewaltschritte den Religionsbeschlüssen des Parlaments auch dort Geltung zu verschaffen bemüht waren und das ganze irische Kirchenvermögen der englischen Hierarchie und Aristokratie zutheilten. Das irische Volk, von der neuen Lehre schlecht unterrichtet und für die geistige Auffassung des Christenthums nicht reif, folgte lieber den Worten seiner Priester als den Geboten des verhaßten Nachbarvolks, zumal da ihm das Evangelium in der englischen Sprache eben so unverständlich war als die lateinische Messe.

2. Die deutsche Reformation.

a) Die Stimmung in Deutschland.

§. 565. Seitdem die Hoffnungen, die man auf die großen Concilien in Constanz und Basel gesetzt, verschwunden waren, herrschte in Deutschland unter allen Ständen Verstimmung und Unzufriedenheit über die kirchlichen Zustände. Die Fürsten zürnten, daß alle Mahnungen an die Päpste zu einer freiwilligen Selbsterneuerung unbeachtet geblieben; daß die geistliche Gerichtsbarkeit den weltlichen Rechtsgang hemmte; daß der päpstliche Hof durch Ausdehnung seiner Dispensationsrechte und anderer Befugnisse Alles an sich reiße; daß durch die Annaten (die dem ersten Jahresertrag gleichkommende Abgabe für die Ertheilung der bischöflichen Würde), die Pfründenverleihung an auswärtige Cardinäle, die Sportelerhebung und die mannichfache Besteuerung der Landeskirchen das Geld aus dem Reiche gehe; die deutschen Prälaten waren ungehalten über die Eingriffe der römischen Curie in ihre Rechte; die niedere Geistlichkeit sah mit Neid auf die Bettelmönche, die, von dem römischen Stuhle mit hohen Vorrechten begabt, jene um allen Einfluß bei dem Volke brachten. Die Frommen nahmen Aergerniß an dem weltlichen Treiben der Prälaten und der Sittenlosigkeit so vieler Geistlichen; die Aufgeklärten waren empört über den beim Volke absichtlich genährten Aberglauben, der sich in dem übertriebenen Bilder- und Reliquiendienst und in der Verehrung der Heiligen kund gab; die Gelehrten sahen mit Verachtung auf die Unwissenheit, den Stumpfsinn und die Geistesträgheit so vieler Mönche und Geistlichen herab, während sie zugleich den künstlichen Bau der Scholastik und Kirchenlehre erschütterten, theils mit den philosophischen Waffen des klassischen Alterthums, theils durch Forschung in der dem Volke gänzlich entzogenen heiligen Schrift und in den ersten Kirchenvätern (so Joh. Goch, Joh. Wessel, Joh. v. Wesel u. A.). Die Reichsstädte sahen sich durch die Befreiung der Geistlichen von ihren Gesetzen und Einrichtungen vielfach beeinträchtigt; ihre Zunftrechte wurden häufig verletzt, das Asylrecht hemmte die Handhabung der städtischen Justiz und Polizei, die Klöster und die vielen Feiertage begünstigten Bettelei und Vagabundenleben, dem der ehrsame Bürgerstand vor Allem gram war — kein Wunder also, daß die Volksliteratur, die damals in den Städten blühte, ihre Angriffe, ihre Satire und ihren Spott vorzugsweise gegen Mönche und Geistlichkeit richtete und hierin mit dem Streben der Humanisten zusammentraf. — Noch war in Sachsen und den Nachbarländern der Same der hussitischen Ketzerei nicht ganz untergegangen und nährte in dem gemeinen Mann, dem die hohen Stolgebühren oft wehe thaten, während er in Zeiten der Trübsal umsonst sich um Hülfe und Trost an den gleichgültigen Seelsorger wandte, den Geist der Opposition.

b) Dr. Martin Luther (geb. 10. Nov. 1483, † 18. Febr. 1546).

§. 566. Martin Luther wurde geboren zu Eisleben am 10. Nov. 1483. Sein Vater war ein ehrsamer Bergmann aus einem Bauerngeschlecht in Möhra, der später nach Mansfeld übersiedelte. Hier in der gesunden Bergluft des Thü-

ringer Waldes wuchs Luther unter strenger Zucht heran. Da ihn sein Vater zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt hatte, so wurde er in seinem
1501. 15. Jahre auf die Schule zu Eisenach gebracht und besuchte dann die Universität Erfurt. Vier Jahre lag er hier den Studien mit allem Fleiß ob, als ihn angstvolle Sorge um das Heil seiner Seele, der plötzliche Tod eines Freundes und eigne Lebensgefahr bei einem schweren Gewitter zu dem Entschluß brachten,
1505. in das Kloster zu gehen. Noch einmal ergötzte er sich mit seinen Freunden bei heiterm Gesang, Saitenspiel und Wein, und schloß sich dann in die stille Zelle eines Augustiner-Klosters in Erfurt ein. Hier unterzog er sich gewissenhaft allen Pflichten und Dienstleistungen eines Bettelmönchs, aber weder die Erniedrigung und Selbstentsagung, noch das fleißige Studium der Scholastiker vermochten den Trübsinn seiner Seele und das angstvolle Ringen der Creatur nach einer Vereinigung mit ihrem Schöpfer zu lindern; das thatenlose Leben in der einsamen Klause begünstigte seinen Hang zum Grübeln und erhöhte seine Schwermuth und seine Seelenleiden, bis er endlich Beruhigung fand in dem Glauben, daß der Mensch nicht durch seine Werke, sondern durch den Glauben an die Barmherzigkeit Gottes in Christo selig werde. Durch die Empfehlung des Ordensvorstehers Staupitz, der sich Luther's Vertrauen gewonnen und ihn durch Trost und Führung aufgerichtet hatte, kam er 1508 nach Wittenberg, um auf der von Kurfürst Friedrich dem Weisen neugegründeten Universität theologische Vorlesungen zu halten. In diesem seiner kräftigen Natur entsprechenden Wirkungskreis entfaltete er alsbald die größte Thätigkeit; er wartete seines Amts als Prediger und Seelsorger, er bekümmerte sich um die Angelegenheiten seines Klosters, für das er 1511 eine Reise nach Rom unternahm, er hielt Vorlesungen und befaßte sich mit wissenschaftlichen Arbeiten, die theils die Auslegung der heiligen Schrift, theils die Bekämpfung der Scholastik und der Werkheiligkeit zum Zweck hatten.

§. 567. Die 95 Theses. Um diese Zeit ließ Kurfürst Albrecht von Mainz im Auftrag Leo's X. zum Bau der Peterskirche einen Ablaß feil bieten, worin dem Käufer Vergebung der Sünden, Wiedererlangung der Gnade Gottes und Befreiung von den Strafen des Fegfeuers zugesichert war. Albrecht, der die Hälfte des Gewinns zog, bediente sich dazu in Sachsen des Dominicaners Tetzel, welcher so frech zu Werke ging, daß Luther, der dadurch die wahre Buße und das Ansehen des Beichtstuhls gefährdet sah, sich getrieben fühlte, am Vor-
31. Oct. 1517. abend vor Allerheiligen 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze (Theses) anzuschlagen, mit dem Erbieten, sie gegen Jedermann zu vertheidigen. In denselben bestritt er die Wirksamkeit des Ablasses ohne Reue und sprach dem Papst das Recht ab, Andern als Bußfertigen die Absolution zu ertheilen; der Ablaß könne nur von Kirchenstrafen befreien, nicht aber die Gnade Gottes erwerben. Er wies darin auf den Unterschied hin zwischen falschen Bußübungen und wahrer Buße, zwischen äußerlichen Glaubensmeinungen und innerem Glauben, zwischen todter Werkheiligkeit und echten guten Werken. Das kühne Auftreten eines Mannes, bei dem ein tiefer religiöser Ernst nicht zu verkennen war, fand in ganz Deutschland, besonders unter der gebildeten Jugend, mächtige Theilnahme, die durch die schwachen Gründe, womit Tetzel und andere Verfechter der

päpstlichen Allmacht ihn zu widerlegen vermeinten, noch sehr erhöht ward. Die Curie ließ eine Ladung an Luther ergehen, sich in Rom zu stellen, aber auf die Verwendung des dem Reformator gewogenen Kurfürsten übernahm der päpstliche Nuntius, der gelehrte Dominicaner **Cajetanus**, in Augsburg das Verhör. Mit einem Geleitsbrief versehen, erschien Luther in ärmlichem Aufzug in Augsburg; der stolze Kirchenfürst glaubte, den demüthigen Mönch „mit den tiefen glitzernden Augen" leicht durch seine scholastische Gelehrsamkeit widerlegen zu können; aber Luther zeigte mehr Tiefe und Belesenheit, als jener ihm zugetraut. Nach einer kurzen Disputation befahl ihm Cajetan fortzugehen und nicht wieder vor ihm zu erscheinen, bis er widerrufe. Nach Abfassung **einer Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst** entfloh Luther in großer Eile aus Augsburg unter dem Beistand einiger Freunde, geschützt durch das Dunkel der Nacht. Umsonst stellte Cajetan die Forderung an den Kurfürsten, den verwegenen Prediger entweder nach Rom zu liefern, oder doch aus seinen Staaten zu verbannen; Friedrich antwortete, daß Luther's Begehren, vor ein unparteiisches Gericht gestellt zu werden, ihm billig dünke. Theils Wohlgefallen an dem evangelischen Sinn des Reformators, theils Rücksicht für den Flor der Universität und für die öffentliche Meinung bestimmte den wackern Fürsten, sich seiner anzunehmen. Oktober 1518.

§. 568. **Die Leipziger Disputation.** Im Januar 1519 starb Kaiser Maximilian. Bis die streitigen Kurfürsten sich zur Wahl seines Nachfolgers geeinigt, führte Friedrich der Weise die Reichsverwesung im nördlichen Deutschland, ja Manche wünschten ihn selbst mit der Kaiserkrone zu schmücken. Diese Verhältnisse kamen Luther zu Statten. Der Papst, der die Erneuerung der mittelalterlichen Kaiseridee fürchtete, wenn die Wahl auf den mächtigen, staatsklugen Karl fiele, begünstigte heimlich die Bewerbung des französischen Königs Franz I. und suchte darum Friedrich auf seine Seite zu ziehen. Er hatte noch bei Lebzeiten Maximilians seinen Kämmerling **Miltiz**, einen gewandten sächsischen Edelmann, mit einer goldenen Rose, dem Zeichen der päpstlichen Gunst, an den Kurfürsten abgeschickt. Miltiz entbot Luther zu einer Unterredung, gab ihm Recht in Betreff der Mißbräuche des Ablasses, die er unverhohlen tadelte, und erlangte durch freundliche Vorstellungen über die Nachtheile einer Spaltung, und durch die Versicherung, daß der anstößige Handel aufhören sollte, von demselben die Zusage, daß er den Streit über den Ablaß fallen lassen wolle, wenn seine Gegner auch darüber schwiegen. Zugleich versprach Luther, in einer Schrift Jedermann zum Gehorsam und zur Ehrerbietung gegen die römische Kirche aufzufordern, und den Papst in einem Briefe zu versichern, daß es nie seine Absicht gewesen, die Vorrechte des römischen Stuhls anzutasten. Und Beides wurde von ihm offen und ehrlich ausgeführt. — Nicht lange nachher forderte **Johannes Eck**, Professor in Ingolstadt, ein gelehrter und im Disputiren gewandter Mann, die Wittenberger Theologen Dr. **Carlstadt** (Bodenstein) und **Luther** zu einer Juni und Juli 1519. Disputation auf. Diese fand zu Leipzig in Gegenwart des Herzogs und vieler vornehmen Zuhörer statt. Hier bestritt Luther die Behauptung Ecks, daß der Primat des Papstes sich von Christo selbst durch Petrus herschreibe, und bewies, daß der römische Bischof nicht nach göttlichem Recht, sondern durch menschliche Einrichtung späterer Jahrhunderte Oberhaupt der Kirche geworden. Eck, der die aus der heiligen Schrift und der Geschichte entnommenen Gründe Luthers

nicht widerlegen konnte, warf auf ihn den Verdacht hussitischer Ketzerei und brachte ihn dadurch zu dem kühnen Ausspruch, daß unter Hussens Sätzen sich auch einige grundchristliche und evangelische befänden, und daß es schwer fallen möchte, die Unfehlbarkeit der Concilien zu beweisen.

§. 569. Melanchthon. Durch die Verwerfung der Unfehlbarkeit der Concilien hatte Luther die alte heilige Scheu vor der römischen Kirche zerrissen. Jetzt öffnete ihm das Studium der hussitischen Schriften und der griechischen Kirchenschriftsteller neue Gesichtspunkte; bald war die ganze Opposition, die sich je gegen das römische Kirchensystem erhoben, in ihm vereinigt, was dem Kampfe eine großartigere Gestalt gab. Philipp Melanchthon aus Bretten, der kurz vor der Disputation als Lehrer der griechischen und hebräischen Literatur nach Wittenberg berufen worden und Luther nach Leipzig begleitet hatte, steuerte auf dem ruhigen Wege wissenschaftlicher Forschung nach demselben Ziel. Dieser vielbegabte Mann, der schon als zwanzigjähriger Jüngling alle Tiefen der Wissenschaft durchforscht hatte, und auf dem die Hoffnungen aller Humanisten und namentlich seines Verwandten und Lehrers Reuchlin (§. 552) ruhten, schloß sich mit aller Wärme an Luther an, für dessen Charakterstärke und schöpferische Begeisterung er eine tiefe Verehrung fühlte, und suchte als Rathgeber, Freund und Vermittler die Unternehmungen desselben zu fördern. Luthers heftige und ungestüme Kraft war zum Niederreißen geschaffen, während Melanchthons sanfte und nachgiebige Natur zum Aufbauen geschickt war. „Ich bin dazu geboren", schrieb einst Luther, „daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich". Durch Melanchthon kam das sächsische Schul- und Kirchenwesen in Flor, und der Humanismus wie die protestantische Theologie ehren in ihm einen ihrer größten Förderer. Sein Ruf als praeceptor Germaniae war ein europäischer.

Melanchthon geb. 1497. † 1560.

§. 570. Die Bannbulle. Während Luther und Melanchthon auf verschiedenen Wegen zu der Ansicht gelangten, daß das Papstthum nicht göttlicher Einsetzung sei und weder diesem noch den Concilien Unfehlbarkeit zukomme, verfaßte Eck ein gelehrtes Buch, in dem er aus den päpstlichen Decretalen und den Kirchenvätern die entgegengesetzte Ansicht zu begründen suchte, und eilte damit nach Rom, wo er eine sehr gute Aufnahme fand. Auf sein Betreiben wurde eine Bulle erlassen, in der eine Reihe von Luthers Sätzen als irrgläubig verdammt, seine Schriften zum Feuer verurtheilt und er selbst mit dem Bann beladen wurde, wenn er nicht innerhalb sechzig Tagen widerriefe. Triumphirend kehrte Eck nach Deutschland zurück, wo er als päpstlicher Bevollmächtigter mit großem Uebermuth die Bulle bekannt machte. Aber nur in Köln, Mainz und Löwen kam man der gebotenen Verbrennung der Lutherischen Schriften nach, in Sachsen wurde die Bulle gar nicht zugelassen und in ganz Deutschland war man erzürnt über das Verdammungsurtheil, das der römische Hof, ohne den Angeklagten gehört zu haben, unter dem Einflusse seines größten Gegners erlassen. Bei dieser Stimmung machten Luthers zwei Schriften: an den christlichen Adel deutscher Nation und von der babylonischen Gefangenschaft und christlichen Freiheit einen mächtigen Eindruck. In der ersten deckt er mit der ganzen Kraft seiner kernhaften Sprache alle Bedrückungen und alle Schmach, die Deutschland seit Jahrhunderten von Rom erfahren, schonungslos auf und fordert zur

Juni 1520.

Abstellung verjährter Mißbräuche und unbiblischer Lehrmeinungen auf.*) In der zweiten Schrift erhebt er Zweifel über die Wandlungslehre (Transsubstantiation), bestreitet die Siebenzahl der Sacramente, spricht dem Volke den Genuß des Kelchs beim Abendmahl zu und stellt die beseligende Allmacht des Glaubens über die äußere Werkheiligkeit der Kirche. — Ermuthigt durch die Begeisterung, mit der diese Schriften aufgenommen wurden, und durch den Ruf der Freiheit, der durch die deutschen Gaue schallte und sich namentlich in den kecken Satiren eines Hutten (§. 554) kund gab, wagte Luther nunmehr einen Schritt, der ihn durch eine unübersteigbare Kluft von der römischen Kirche trennte. Er zog an der Spitze 10. Dec. 1520.
der ganzen Studentenschaft vor das Elsterthor von Wittenberg und warf dort, zur Vergeltung für die Verbrennung seiner Schriften, die Bannbulle nebst dem kanonischen Rechtsbuche in die Flammen mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer."

*) Darin wird dem Klerus die höhere Weihe abgesprochen; alle Christen seien Priester, die Priesterschaft nur eine Amtsführung, folglich die Geistlichkeit der weltlichen Obrigkeit unterworfen; das Papstthum solle in die gehörigen Schranken gewiesen und seiner weltlichen Macht entkleidet werden, Deutschland einen Primas erhalten, vor dessen Gericht die Appellationen von den Bischöfen in höchster Instanz, aber nicht nach kanonischem Recht, entschieden würden, die gezwungene Ehelosigkeit (Cölibat) der Geistlichkeit solle aufhören, der Jugendunterricht verbessert, die Zahl der Klöster beschränkt, der knechtische Eid der Bischöfe abgestellt werden u. dgl.

c) Der Reichstag zu Worms (April 1521.)

§. 571. Als im Anfang des Jahres 1521 der junge Kaiser Karl V., nach seiner Krönung in Aachen, den Rhein heraufzog, ergingen von Hutten, Sickingen und andern Vorkämpfern nationaler Freiheit warme Mahnungen an ihn, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und die Gründung einer deutschen Nationalkirche zu befördern. Aber Karl verstand weder die Sprache noch die Natur des Volks, dessen Herrscherkrone er trug. Seine eigene Ueberzeugung und die Ueberredungskunst des päpstlichen Botschafters Aleander machten ihn von vornherein zum Gegner der Reformation. Als nun auf dem Reichstage im Bischofshofe zu Worms das Reichsregiment geordnet, das Kammergericht verbessert und die Uebertragung der österreichischen Lande auf den jüngeren Bruder Ferdinand eingeleitet worden, ging man an die Prüfung der kirchlichen Zustände und entbot Luther unter Zustellung eines kaiserlichen Geleitbriefes vor die Versammlung. Nicht ohne Befürchtung, das Schicksal von Huß zu erfahren, aber voll Gottvertrauen und Muth langte Luther unter dem Zuströmen einer theilnehmenden Volksmenge in Worms an. Der glänzende Reichstag, auf dem 16. April 1521.
außer dem Kaiser und dem Nuntius viele Fürsten, Herren, Prälaten und städtische Abgeordnete zugegen waren, machte ihn anfangs befangen. Zum Widerruf aufgefordert bat er sich Bedenkzeit bis zum folgenden Tag aus. Bei dem 17. April
zweiten Auftreten hatte er aber seine ganze Kraft und Entschlossenheit wieder 18. April
gewonnen. Die erwartungsvolle Theilnahme der zahlreichen Versammlung belebte ihn. Frei und offen bekannte er sich als Verfasser der Schriften, die man ihm vorzeigte, wies die Aufforderung zum Widerruf mit den Worten zurück, „so lange man ihn nicht mit Sprüchen der heiligen Schrift überführe, daß er irre, so könne und wolle er nicht widerrufen, weil sein Gewissen in

Gottes Wort gefangen sei," und schloß, nach einer alten Ueberlieferung, mit dem Ausruf: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!" Alle Versuche, ihn zu einer mildern Erklärung zu bringen, scheiterten; aber die Theilnahme und der Enthusiasmus des Adels und Volks sprach sich so unverhohlen aus, daß
26. April 1521. man keinen Gewaltstreich wagte. Luther reiste ungefährdet ab; mehrere Fürsten und
26. Mai. Ständeglieder thaten dasselbe; da erst wurde die Reichsacht über Luther und seine Anhänger ausgesprochen und seine Schriften zum Feuer verdammt. Karl V., nunmehr in engem Bunde mit dem Papste, war entschlossen die Ketzerei auszurotten.

§. 572. Die Wartburg. Aber schon war Luther in Sicherheit. Auf der Heimfahrt ließ ihn Kurfürst Friedrich überfallen und als Ritter Georg auf der Wartburg gefangen halten. Hier verlebte er beinahe ein Jahr, anfangs betrauert von seinen Freunden, bis kühne Schriften gegen die Ohrenbeichte, die Klostergelübde u. dgl. und ein zorniges Schreiben wider Albrecht von Mainz, der aufs Neue Ablaß verkaufen ließ, sie überzeugten, daß er noch lebe und wirke. Albrecht ging in sich und stellte den Handel ein. Während aber Luther auf der Wartburg ein thätiges, von Krankheit und Schwermuth vielgetrübtes Leben führte, entstanden in Wittenberg ruhestörende Auftritte, denen der fromme friedliebende Kurfürst nicht ernst genug entgegentrat. Dr. Carlstadt, ein unklarer, in seinen Grundsätzen wandelbarer Mann, stellte die Messe ab, reichte den Laien den Kelch und eiferte gegen Bilder und Ceremonien. Bald gesellten sich die sogenannten Zwickauer Propheten zu ihm, Männer ohne Bildung und von schwärmerischen Gefühlen beherrscht, die gegen die Kindertaufe sprachen, weil ein Sacrament ohne Glauben keinen Sinn habe, und mit der Wiedertaufe der Erwachsenen (daher Wiedertäufer, Anabaptisten) allerlei schwärmerische Ansichten von unmittelbarer Eingebung Gottes verbanden. In einigen Kirchen wurden Bilder und Meßgewänder zerstört, Mönche und Nonnen entliefen dem Kloster, Verwirrung bemächtigte sich der Gemüther. Da hatte
März 1522. Luther keine Ruhe mehr auf der Wartburg. Er eilte nach Wittenberg, predigte eine Woche lang täglich gegen die voreiligen, lieblosen Neuerungen, wies die Zwickauer Schwärmer zurück und gewann die Gemüther für die ruhige Entwickelung der Reformation. Was nicht den klaren Worten der Schrift widerstrebte, ließ man bestehen, ohne auf strenge Beobachtung zu halten.

Die Wiedertäufer. Die wiedertäuferische Richtung war die demokratisch-republikanische Seite der Reformation, die auf dem Wege der Revolution einherschritt und mit einigen echt christlichen Lehren Satzungen verband, die theils gegen Gesetz, Sitten und Herkommen verstießen, theils in das weite Gebiet nebelhafter Gedankenschwärmerei und Mystik ausschweiften. Die wiedertäuferischen Secten strebten nicht nur nach einer Reformation der christlichen Kirche in Lehre und Gottesdienst, wie die Lutheraner, nicht nur nach Verbesserung der Sitte und Verfassung, was die Zwinglianer und Calvinisten als Hauptaufgabe ansahen, ihr Ziel war vielmehr die Gemeinschaft der Heiligen, „die Sammlung aller wahrhaft Gläubigen und Wiedergebornen außer der großen verderbten Kirche in eine neue heilige Gemeinde, welche dazu berufen sei, das Reich Gottes und seine Entwickelung, sowie seine Verherrlichung auf Erden in einem sichtbaren (tausendjährigen) Reiche vorzubereiten und auszuführen." Sie entwickelten also Luthers Lehre von dem allgemeinen Priesterthume aller Christen in der Folgerichtigkeit, daß sie die kirchlichen Dinge durch Laienversammlungen wollten entschieden, die Priester durch die Gemeinden wollten gewählt haben. In diesem Bunde der Gläubigen, in den man durch die Wiedertaufe eintrete, sollte alles Weltliche und Sündliche durch christliche Zucht und Bann ferne gehalten, die christlichen Grundsätze

wahrer Bruderliebe durch Gemeinschaft der Güter und durch ein waffen- und racheloses Leben zur wirklichen Ausführung gebracht werden; kein solcher durch die Wiedertaufe geheiligter Christ dürfe ein obrigkeitliches Amt bekleiden, das Schwert brauchen, einen Eid schwören u. A. m. Den größten Werth legten die Wiedertäufer auf die göttliche Inspiration, auf das innere Wort und die unmittelbare Offenbarung im Geiste gegen das geschriebene Wort Gottes, daher die Verwerfung des Priesteramtes und des geistlichen Lehrerstandes, durch den das göttliche Wort der Gemeinde zugeführt werde; als ein Bund der Auserwählten und Heiligen glaubten sie alle gleicher Gnade theilhaftig zu sein und mieden in strengem Separatismus jede engere Verbindung mit Unbekehrten und jede Einmischung in die irdischen und bürgerlichen Verhältnisse. Die Verwerfung der Kindertaufe und die Ausübung der Wiedertaufe war das gemeinsame Kennzeichen der verschiedenen, in ihren einzelnen Lehren und Richtungen mannigfach abweichenden Secten. Die Verachtung der Ehe und Gestattung der Vielweiberei war eine auf der Uebertragung alttestamentlicher Verhältnisse in die christliche Welt beruhende Entartung des wiedertäuferischen Wesens in der schwärmerischen Secte von Münster, keineswegs ein allgemein gültiger Grundsatz. Solche, die christliche Sitte verhöhnende und die bürgerliche Gesellschaft gefährdende Auswüchse wurden später von den Gegnern mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, um die Verfolgung zu rechtfertigen.

§. 573. Verbreitung der Reformation. Die Ausführung der Wormser Acht unterblieb, wie sehr auch der neue Papst Adrian VI. darauf drang und eine von 1522.
ihm selbst auf gesetzmäßigem Wege begründete Reform der Kirche verhieß. Die neuen Ansichten gewannen immer festern Boden und größern Anhang. Wittenberg wurde bald der Mittelpunkt deutscher Bildung. Hierher strömte die strebsame, lernbegierige Jugend aus allen Gegenden des Vaterlandes; von hier ließ Luther von Zeit zu Zeit einen Theil seiner Bibelübersetzung oder eine derbe Streitschrift ausgehen; hier begründete Melanchthon die neue Glaubenslehre durch sein weitverbreitetes Buch loci communes. Die auf der Wartburg begonnene und in Wittenberg nach sorgfältiger Berathung im Freundeskreise vollendete lutherische Bibelübersetzung erschien vollständig im Jahre 1534, „ein Meisterwerk deutscher Sprache und deutschen Gemüths, die Grundlage der bibelfesten Sprache und Gesinnung vieler Menschenalter." — Luthers Streben wurde mächtig gefördert durch die Humanisten und die ganze gebildete Jugend. Diese stellten die Reformation als Kampf für die geistige und politische Freiheit Deutschlands dar und gaben die Gegner durch Witz und Satire dem Hohne preis; die Volksliteratur mit ihren Spottliedern und Fastnachtsspielen schlug sich auf die Seite Luthers, den Hans Sachs als Wittenberger Nachtigall, die den Frühling bringe, begrüßte. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß Mönche und Weltgeistliche in Masse sich der neuen Lehre zuwandten, die Gleichgesinnten um sich schaarten und deutschen Gottesdienst einrichteten? daß Fürsten sich von der Macht der Bewegung fortreißen ließen und das Beispiel des Kurfürsten von Sachsen und des entschlossenen, thatkräftigen Philipp von Hessen nachahmten? — Allen aber that es der aufgeklärte Bürgerstand an Eifer für die neue Lehre zuvor. Wo der Volkswille galt, wie in den Reichsstädten, siegte daher die Reformation unbedingt; oft stimmte die versammelte Gemeinde aus eigenem Antrieb einen Psalm oder ein neues Kirchenlied an und gab dadurch den Anstoß zur Abstellung der Messe. Wo man dem evangelisch gesinnten Volke die Kirche versagte, hielt es seine Andacht im Freien, auf Friedhöfen, auf Feldern und Wiesen. — War die religiöse Begeisterung nicht wirksam genug, so halfen andere Beweggründe. „Den Fürsten wurden Kirchengüter, den Priestern Weiber, den Völkern Freiheit geboten." Daher machte die Neuerung reißende Fortschritte und selbst in den süddeutschen Ländern (Bayern, Oesterreich u. a.), wo man durch Censur, Verfolgung, Pranger, Kerkerstrafen und Hinrichtungen „die lutherische Ketzerei" abzuhalten suchte, konnte das reformatorische Streben nicht ganz unterdrückt werden.

§. 574. Ursprung der Spaltung in Deutschland. Papst Adrian VI., Adrian VI.
früher Professor in Löwen und Karls V. Lehrer, ein gelehrter und wohlmeinender Jan. 1522—
Herr, war den Mißbräuchen der Kirche nicht minder gram als der lutherischen Sept. 1523.

Neuerung. Er steuerte der Simonie, stellte den Ablaßverkauf ein, beschränkte den Luxus der Hofhaltung u. dgl. Dadurch erregte er das Mißfallen seiner italienischen Umgebung, die den hohen Sinn und die feine Bildung seiner Vorgänger in ihm vermißte und für sein strenges, sittliches Leben keine Anerkennung hatte. Zur Freude der leichtsinnigen Römer starb er schon im zweiten Jahre
Clemens VII. 1523—1534. seines Pontificats und Clemens VII., ein Mediceer, wurde sein Nachfolger. Dieser kluge, gebildete Fürst, dem die Erweiterung des Kirchenstaats und die Größe seines Hauses nicht minder am Herzen lag, als das Wohl der Kirche, glaubte mit diplomatischer Gewandtheit und mit den feinen Künsten des Kabinets die mächtige kirchliche Bewegung hemmen zu können. Aber was er dadurch an einem Orte gewann, verlor er doppelt am andern. Unter Vermittelung seines Nuntius, des Cardinals Campeggio, schlossen die Herzoge von Bayern,
1524. Ferdinand von Oesterreich und die meisten süddeutschen Bischöfe in Regensburg ein Bündniß zu gegenseitigem Schutz und zur Ausschließung der Wittenberger Neuerung aus ihren Landen. Umsonst bemühten sich die evangelisch gesinnten Fürsten, namentlich Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen und Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, ein junger, strebsamer Fürst, ihre Mitstände zu einem einmüthigen Verfahren in kirchlichen Dingen zu bewegen und trugen zu dem Zweck auf eine Versammlung in Speyer an; der mit dem Papst verbundene Kaiser verbot die Zusammenkunft und brachte jene dadurch zu dem Entschluß, sich durch das mit einigen gleichgesinnten Fürsten (Lüneburg, Mecklenburg, Anhalt, Mansfeld) und
1526. Reichsstädten getroffene Torgauer Gegen-Bündniß (zu gegenseitigem Beistand bei jedwedem Angriff wegen des göttlichen Worts) sicher zu stellen. Zwar gestattete kurz darauf Karl, als er mit dem Papste wegen der italienischen An-
1526. gelegenheiten zerfallen war, die Versammlung zu Speyer; aber man überzeugte sich bald, daß an eine gemeinschaftliche Reform der deutschen Kirche bereits nicht mehr zu denken sei, überließ es daher jedem Reichsstand, „sich in Ansehung des Wormser Edicts zu halten, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue", und gestattete somit jedem Territorialherrn, in seinem Gebiet die kirchlichen Zustände nach eignem Ermessen zu reguliren, bis ein freies Concilium allgemeine Bestimmungen treffe. So ward der Grundsatz herrschend cujus regio ejus religio und der Same einer unseligen Spaltung in Deutschland ausgestreut, gerade in dem Augenblick, als die Freiheit und Unabhängigkeit der Nation das Streben ihrer edelsten Geister war.

d) Der Bauernkrieg.

§. 575. Die Ohnmacht der weltlichen Obrigkeit gab den geringen Mann schutzlos der Willkür und Bedrückung der Ritter und Grundherren preis. In harter Leibeigenschaft gehalten, von Frohndiensten, Zehnten und Abgaben schwer gedrückt, bei dem zunehmenden Luxus des Herrenstandes mehr und mehr mit Steuern belastet, in allen Kriegen hart mitgenommen und mißhandelt, war der Bauernstand in einer traurigen Lage und in rechtlosem Zustande. Ohne Schutz und Vertretung im Reich und bei den Gerichten war er der Willkür des rohen Adels und den Uebervortheilungen und Betrügereien habgieriger Juristen und

Schreiber ausgesetzt. Besserung seiner Lage konnte er von den höhern Ständen, die ihn mit der größten Verachtung behandelten, nicht erwarten, daher er auf den Gedanken kommen mußte, durch gewaltsame und eigenmächtige Schritte die versagten Rechte zu erringen. Schon in den neunziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts erhoben sich in den Niederlanden große Schaaren von Bauern, die „Käse und Brod" in ihrer Fahne führten; die Unterthanen des Abtes von Kempten vertrieben ihren ungerechten Herrn und erwarben sich eine bessere Stellung, im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts pflanzte der „Bundschuh" in Speyer, in Schlettstadt und in den Rheingegenden das Panier der Selbsthülfe auf; unter den furchtbarsten Eidschwüren mußten die Theilnehmer des Bundes Treue und Verschwiegenheit geloben; in Schwaben führte der Steuerdruck und die Schmälerung des Maßes und Gewichtes durch den verschwenderischen Herzog Ulrich von Würtemberg und seine gewissenlosen Räthe die bewaffnete Erhebung der Bauernverbindung „vom armen Konrad" herbei; auch in Oesterreich und Kärnthen zeigten sich drohende Bewegungen und in Ungarn stand das Volk gegen Adel und Klerus unter Waffen. Neben Erleichterung des materiellen Nothstandes verlangten die deutschen Bauernschaften auch Abstellung der geistlichen und „rothwelschen" Gerichte; sie wollten nicht von Juristen nach den Gesetzen Roms ihr Recht zugewiesen haben. Wurden auch diese vereinzelten Aufstände bald niedergeworfen, so waren sie doch Kundgebungen einer weitgehenden erbitterten Stimmung und konnten als Vorboten eines großen Kampfes gelten. Noch war die Erinnerung daran nicht verwischt, als der allgemeine Ruf nach Freiheit und Unabhängigkeit, der seit Luthers Auftreten durch ganz Deutschland erschallte, in dem Bauernstand, der unter „evangelischer Freiheit" die Abstellung aller drückenden Verhältnisse verstand, kühne Hoffnungen und Wünsche erregte, die durch verschiedene Umstände genährt wurden.

Zuerst scheinen Sickingen, Hutten u. A. die Aufregung begünstigt zu haben, in der Absicht, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und mit dem Schwerte Deutschlands politische und religiöse Umgestaltung durchzusetzen. Sickingens Fehde mit dem Erzbischof von Trier sollte den Anfang machen. Da aber Luther jedes gewaltsame Verfahren mißbilligte, und das göttliche Wort nicht durch fleischliche Waffen geschützt wissen wollte, so fand Sickingens Unternehmung nicht die gewünschte Unterstützung, und sein Tod bei der Belagerung seiner Burg Landstuhl (1523) verzögerte den Ausbruch des Aufstandes noch zwei Jahre. Da zogen mehrere aus Sachsen vertriebene Wiedertäufer, besonders der schwärmerische **Thomas Münzer**, in Süddeutschland umher, sprachen von Abstellung geistlicher und weltlicher Gewalt, und von Aufrichtung eines himmlischen Reiches, wo alle Menschen gleich sein und jeder Unterschied zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering verschwinden sollte. Aehnliche Ansichten verkündete Balthasar Hubmaier, Professor in Ingolstadt, dann Prediger in Waldshut. In Wort und Liedern erhob man sich gegen den Adel und die reichen Leute, welche auf stolzen Hengsten reiten und im Uebermuth daher gefahren kommen, „das Gut der Armen ohn' Unterlaß verzehren". Diese Lehren drangen auch in den Schwarzwald und die Gegend des Bodensees, wo das Beispiel der nahen Schweiz, die durch eigene Kraft die fremde Zwingherrschaft gebrochen und nun in einem freien Staatsleben sich bewegte, zur Nachahmung reizte und wo die österreichische Regierung das Alte

mit äußerster Strenge festzuhalten suchte und dadurch Erbitterung hervorrief. Es
1525. währte nicht lange, so sammelte sich alles Volk von der Wutach bis zur Dreisam um Hans Müller von Bulgenbach, einen ehemaligen Soldaten, der sich den Bauern zum Führer anbot. Mit rothem Mantel und rothem Barett an der Spitze seiner Anhänger zog er von Flecken zu Flecken; auf einem mit Laub und Bändern geschmückten Wagen ward die Haupt- und Sturmfahne hinter ihm hergefahren. Sie führten zwölf Artikel mit sich, denen sie mit dem Schwerte Nachdruck zu geben bereit waren. Darin forderten sie Freiheit der Jagd, des Fischfangs, der Holzung u. dgl., Aufhebung der Leibeigenschaft, der Frohndienste und der Zehnten, das Wahlrecht ihrer Geistlichen und die freie Predigt des Evangeliums. Selbst in der Ueberschreitung des Freiheitsdranges zur blinden Naturgewalt, zu socialen Verirrungen konnte somit das deutsche Gemüth der religiösen Erhebung, des himmlischen Reiches nicht entbehren. Müller sprach im Namen einer christlichen Vereinigung und evangelischen Brüderschaft, der Alle beitreten sollten.

§. 576. Dem Beispiele des Oberlandes folgten bald die Bauern im Odenwald, am Neckar und in Franken, unter der Leitung des verwegenen Wirths Georg Metzler von Ballenberg. Sie zwangen die Grafen von Hohenlohe, Löwenstein, Wertheim, Gemmingen, die Vorsteher des deutschen Ordens in Mergentheim u. A., die Artikel anzunehmen und ihren Unterthanen die geforderten Rechte zu gestatten; wer ihnen zu widerstehen wagte, wie Graf Helfenstein von Weinsberg, starb eines martervollen Todes. Sengend und brennend durchzogen sie das Land, dem rohen Ungestüm ihrer Natur folgend, zerstörten Klöster und Burgen und nahmen blutige Rache an ihren Widersachern. Unter der Führung tapferer Ritter, wie Florian Geier und Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, drangen sie ins Würzburgische vor, indeß andere Schaaren in den badischen Landen hausten, den Markgrafen Ernst, der auf ihre Forderungen nicht einging, verjagten und seine Schlösser brachen. Bald erstreckte sich der Aufstand über ganz Schwaben, Franken, Elsaß und alle Gegenden an beiden Rheinufern. Wüster und wüster durchbrach das Volk jede Schranke der Ordnung und Sitte und stürmte dem gähnenden Abgrund zu. Die geistlichen und weltlichen Herren geriethen in Schrecken und bewilligten die Forderungen der empörten Bauern. Der Kurfürst von der Pfalz ging einen Vertrag mit ihnen ein; die kleinen Städte, die durch den Hochmuth und die Brutalität des Raubadels viel zu leiden hatten, schlossen sich ihnen an, und selbst in den größeren zeigten sich Gährungen ähnlicher Art; in Heilbronn beriethen sich die Leiter des Aufruhrs über die gänzliche Umgestaltung des Reichs in kirchlicher und politischer Beziehung. — Mehr von religiöser Schwärmerei geleitet war der Aufstand in Thüringen und am Harz. In Mühlhausen war Thomas Münzer zu hohem Ansehen und zum Rufe eines Propheten gelangt. Er verwarf Luthers gemäßigte Ansicht, umgürtete sich mit dem „Schwerte Gideons" und wollte ein Gottesreich gründen mit Freiheit und Gleichheit aller Glieder. Von seinen Predigten angefeuert, zerstörte das Volk in roher Wuth Schlösser, Klöster und Denkmäler der Vorzeit.

§. 577. Anfangs, als der Aufstand noch keine so drohende Gestalt angenommen, rieth Luther zum Frieden; er hielt den Fürsten und Herren ihre Ge-

waltthätigkeiten vor und mahnte zugleich die Bauern vom Aufruhr ab. Als aber die Gefahr zunahm, Kirchliches und Weltliches vermischt ward und die „Mordpropheten und Rottengeister“ sich erhoben, da ließ er eine heftige Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern“ ausgehen, worin er die Obrigkeit aufforderte, mit dem Schwerte drein zu schlagen und keine Barmherzigkeit zu üben. Da zogen Fürsten und Reisige von allen Seiten wider die Aufrührer aus. Kurfürst Johann von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen u. A. brachen gen Thüringen auf, und gewannen bei Frankenhausen 15. Mai 1525. durch ihr Geschütz und ihre kriegsgeübten Söldner einen leichten Sieg über Thomas Münzer und seine schlecht bewaffneten, bethörten Bauern, die singend und betend den Beistand der himmlischen Heerschaaren erwarteten. Vor Mühlhausen wurde das Hochgericht aufgeschlagen, an dem der „Prophet“ von Thüringen nach martervollen Folterqualen sein blutiges Ende fand, und in Frankenhausen wateten die Krieger im Blute der gesammten männlichen Bevölkerung. Die Entschädigungs- und Schutzgelder an die Fürsten und Edelleute und eine dreifache Schirmherrschaft vernichteten den Wohlstand der alten Reichsstadt Mühlhausen. — Um dieselbe Zeit erlagen die Elsässer Bauern bei Zabern und Scherweiler den Soldknechten und Reitern des Herzogs Anton von Lothringen; trotz des abgeschlossenen Vertrags wurden sie auf dem Rückzug überfallen und 17,000 erschlagen. Ihr Anführer Erasmus Gerber wurde an einem Weidenbaum aufgeknüpft und unter Hohn und Marter getödtet. In Schwaben stellte Truchseß von Waldburg, Hauptmann des schwäbischen Bundes*), die Ruhe her und zog dann im Verein mit dem Pfalzgrafen bei Rhein und dem kriegerischen Erzbischof von Trier wider die fränkischen Schaaren, die das wohlvertheidigte Schloß von Würzburg belagerten. Auch hier siegte die bessere Kriegskunst und Bewaffnung über die ungeordnete Masse. Nach kurzer Gegenwehr überließen sie sich einer wilden Flucht, in der die Meisten ihren Tod fanden; die Gefangenen wurden niedergemacht und die Bürger der fränkischen Städte, die sich mit den Aufrührern verständigt hatten, schwer gezüchtigt. Lange noch wüthete das Richtbeil im Würzburgischen. Aehnlich erging es am Mittelrhein, wo die vereinigten Truppen von Trier und Basel die Aufrührer zu Paaren trieben und die alte Ordnung zurückführten. Größern Widerstand fand der Truchseß von Waldburg und der berühmte Kriegsmann Georg von Frundsberg im Schwarzwald und an den Quellen der Donau; aber Brand und Mord lichteten auch hier endlich die Reihen der Insurgenten und stellten die Ruhe her. Hinrichtungen und Brandschatzungen folgten der Niederlage. In den meisten Gegenden wurden den Bauern wieder alle früheren Lasten aufgebürdet, und hartherzige Edelleute sprachen wie einst Rehabeam: „Unsere Väter haben euch mit Peitschen gezüchtigt, wir aber wollen euch mit Scorpionen züchtigen.“ Wie der Anfang des Bauernkriegs nichts als rohe Gewaltthat war, so war auch sein Ende nichts als ein Act der Rache, ein ruhmloser Sieg der staatlichen Ordnung ohne innere Heilung. Aus der Zerstörung entkeimte kein neues Leben. Nur wenige Grundherren waren so billig, einige Erleichterungen zu gewähren. Die „Lutheraner“, denen man den Aufstand beimaß, fühlten besonders die Rache der dem alten Zustand anhängenden Fürsten, Prälaten und Herren. Blühende und volkreiche Landschaften waren zur Einöde geworden.

*) Der schwäbische Bund, der, auf Betreiben Kaiser Friedrichs III. im Febr. 1488 geschlossen, seit der Zeit seiner Entstehung durch den Beitritt vieler Fürsten, Herren, Prälaten und Städte sehr verstärkt und über ganz Schwaben und Franken ausgedehnt worden war, hatte den
1519. Herzog Ulrich von Würtemberg wegen Landfriedensbruchs verjagt und sich seiner Lande bemächtigt (§. 595). Jetzt besorgte er, der vertriebene Herzog möchte mit Hülfe der Bauern wieder in seine Staaten zurückkehren, und war darum so eifrig auf Unterdrückung des Aufstandes bedacht.

e) Karls V. französisch-italienische Kriege, 1521—1529.

1515. §. 578. **Eroberung von Mailand.** Durch die Schlacht von **Marignano** (§. 505) war Franz I. Herr von **Mailand**, **Genua** und einem großen Theil der **Lombardei** geworden. Kaum hatte aber Karl V. die deutsche Kaiserkrone erlangt, so machte er die alten Lehnsrechte des Reichs über Oberitalien geltend, die noch Kaiser Maximilian durch die Belehnung seines Verwandten Ludwig Moro mit der lombardischen Krone zu sichern gesucht hatte.
1521—26. Dies und Anderes (§. 561) führte einen blutigen Krieg herbei, in dem die Schweizer auf französischer Seite fochten, während deutsche Landsknechte unter den tapfern Rottenführern **Frundsberg**, **Schärtlin** u. A. den Kern der kaiserlichen Heere bildeten. Damals wurden die Kriege nur mit Miethtruppen geführt und keine Nation konnte sich mit den Helvetiern und Deutschen messen; ihren Handbüchsen erlag die ritterliche Kriegskunst früherer Zeit, wie die Burgen der Gewalt des groben Geschützes. Der Papst, der König von England und Venedig standen auf des Kaisers Seite. — Diesen vereinten Kräften mußten die wegen ihres Drucks und Uebermuths allgemein verhaßten Franzosen bald
1521. weichen. Mailand wurde erobert und der rechtmäßige Erbe **Franz Sforza** zur Freude des Volks als Herzog unter kaiserlicher Ober-Lehnsherrlichkeit eingesetzt. Bald fiel auch Genua in die Hände der Verbündeten, und die Franzosen sahen sich in Kurzem über die Alpen zurückgedrängt. Umsonst unternahm im
1523. zweiten folgenden Jahr **Bonnivet** mit einem stattlichen Heere die Wiedereroberung des schönen Landes. Zum zweiten Male siegten die kaiserlichen Truppen und verfolgten die Franzosen bis tief in die Alpen; auf dem Rückzug fiel der tapfere
2. Mai 1524. **Bayard**, „der Ritter ohne Furcht und Tadel", durch die Kugel eines deutschen Hakenschützen. Den glücklichen Ausgang verdankte Karl hauptsächlich einem französischen Anführer, dem tapfern **Connetable von Bourbon**. Dieser Fürst, nach dem König der reichste und mächtigste Edelmann in Frankreich, der im Besitze von zwei Herzogthümern und fünf andern Herrschaften gewesen und seine Blicke sogar auf die Königskrone gerichtet hatte, war von dem französischen Hofe zurückgesetzt, von des Königs Mutter, Luise von Savoyen, durch Ränke umgarnt und mit dem Verluste seiner bedeutendsten Besitzungen bedroht worden. Ergrimmt hatte er sich nach Italien geflüchtet und dem Kaiser als Heerführer
1524. angeboten. Als solcher zog er jetzt rachedürstend mit den aus Deutschen, Spaniern und Italienern gemischten Schaaren über die westlichen Alpen nach Frankreich und träumte schon von Eroberung des Landes, als sein Angriff auf Marseille an dem tapfern Widerstand der Bürger scheiterte. Bedachtsam trat das Heer den Rückzug an und zerstreute sich dann nach allen Richtungen.

§. 579. **Schlacht von Pavia 1525.** Dies kam dem König von Frankreich, der jetzt an der Spitze eines prächtigen, mit allen Bedürfnissen vollauf

versehenen Heeres die Alpen überschritt, zu Statten. In Kurzem war alles 1524.
Land bis an den Tessin in seiner Gewalt. Da er aber vor den Mauern Pavia's, wo eine tapfere Besatzung deutscher Landsknechte mit der ghibellinischen Bürgerschaft allen Stürmen Trotz bot, lange hingehalten ward, gelang es dem thätigen Bourbon, aus den deutschen Landen neue Schaaren von Landsknechten an sich zu ziehen und sich mit dem spanischen Feldherrn Pescara zu verbinden. Aber Mangel an Sold und Lebensmitteln brachte die vereinigte Armee bald in große Noth, indeß das reiche Lager der Franzosen Alles im Ueberfluß besaß. Diesen Umstand benutzten Bourbon und Frundsberg, um die Landsknechte zu einem stürmenden Angriff wider dasselbe aufzureizen. Aus einem nächtlichen Ueberfall entspann sich eine blutige Schlacht, die trotz der günstigen Stellung 24. Febr. 1525.
und der Tapferkeit der Franzosen mit einer gänzlichen Niederlage derselben endigte. Franz selbst mußte sich nach ritterlichem Kampfe ergeben und als Gefangener nach Madrid wandern. Zehntausend schmucke Krieger fanden auf dem Schlachtfeld oder in den Wellen des Tessin ihren Tod. Während aber Karl V. seinen Gegner, dem die längere Gefangenschaft unerträglich war, zu dem Madrider Frieden zwang, worin Franz (unter heimlichem Protest) 1526.
schwur, seinen Ansprüchen auf Mailand zu entsagen, Burgund heraus zu geben und den Feinden des Kaisers allen Schutz zu entziehen, bildete sich auf Betreiben des Papstes Clemens VII. ein Bund zur Befreiung Italiens von spanischer Herrschaft.

§. 580. Plünderung Roms. Kaum war Franz, nach Auslieferung seiner beiden Söhne als Geiseln, auf französischem Boden angelangt und hatte mit der Luft der Freiheit auch wieder das Gefühl der Macht und Ehre Frankreichs eingesogen, so näherte sich ihm der Papst, entband ihn seines Eides und schloß mit ihm, mit Heinrich von England und mit mehreren italienischen Fürsten die sogenannte heilige Liga wider Spanien. Zugleich erklärte das Pariser 1526.
Parlament, daß die Abtretung der Grafschaft Burgund den Rechten des Königreichs widerstrebe und ein erzwungener Friedensvertrag keine Gültigkeit habe. — Dies war die Losung zu einem zweiten Waffengang. Von Neuem brach jetzt 1527—29.
die Kriegswuth in Italien los; von Neuem wirbelte die Trommel in den deutschen Städten zur Anwerbung von Landsknechten. Da es gegen den Papst ging, so eilten die lutherisch Gesinnten schaarenweise herbei, so daß der tapfere Frundsberg in Kurzem ein mächtiges Heer über die Alpen führen und sich mit Bourbon verbinden konnte. Aber bald fehlte es an Geld, um den Sold zu zahlen; der Unmuth der Miethlinge ging in offenen Aufstand über; ihre Drohungen machten auf Frundsberg einen solchen Eindruck, daß er durch einen Schlagfluß sprachlos wurde und bald nachher starb. Sie begehrten nach Rom geführt zu werden, und Bourbon gab ihrer Forderung nach. Es war am 6. Mai 1527, als die spanischen und deutschen Söldner die Mauern Roms ohne Mühe erstiegen. Unter den ersten Gefallenen war Bourbon. Ohne Führung ergossen sich nun die raubgierigen Schaaren über die Straßen der Stadt und wiederholten die Auftritte der Vandalenzeit. Die reichen Paläste und Wohnhäuser wurden geplündert, die Kirchen ihres Schmucks und ihrer Gefäße beraubt; die Beute soll sich auf mehr als eine Million Ducaten belaufen haben. Im Vatikan zündeten die Hauptleute ihre Wachfeuer an; mit Mummereien und lächerlichen Aufzügen

höhnten die Deutschen Papst und Cardinäle, indeß die Spanier sich sittenlosen Ausschweifungen hingaben. Clemens harrte umsonst in der Engelsburg auf die Ankunft des Bundesheeres. Er mußte seine Freiheit unter harten Bedingungen erkaufen und benutzte die erste Gelegenheit zur Flucht.

§. 581. Der Kaiser bezeigte Schmerz und Unwillen über die Unbill, die dem Haupt der Christenheit widerfahren, so sehr er sich auch im Herzen über die Demüthigung seines Gegners freuen mochte. Unterdessen machten die Franzosen Eroberungen im obern Italien und rückten dann in Neapel ein, um dieses König-
1528. reich den Spaniern zu entreißen. Aber der Abfall des Genuesen Andreas Doria (§. 504) von Frankreich zu dem Kaiser und der Untergang eines großen Theils des französischen Heers durch eine Pest und einen unordentlichen Rückzug von Neapel nach Aversa vereitelte dies Unternehmen, und da auch die Zahl der kaiserlichen Landsknechte durch ihr schwelgerisches Leben in Rom auf die Hälfte herabgeschmolzen war, und die Kriegsnoth schwer auf den Völkern lastete, so sehnte sich Jedermann nach Frieden. Unter Vermittelung von Franzens Mutter und
1529. Karls Tante vereinigten sich die hadernden Könige in dem **Damenfrieden von Cambray** dahin, daß Franz seinen Ansprüchen auf Mailand entsagte und für die Befreiung seiner Söhne zwei Millionen Kronen bezahlte, dagegen im Besitz von Burgund verblieb. Bald machten auch der Papst und die italienischen Staaten ihren Frieden mit dem Kaiser unter Bedingungen, die dessen Herrschaft über Italien sicherten. Clemens VII., besorgt über den Fortgang der lutherischen Neuerung in Deutschland und erzürnt auf Florenz, das die Mediceer aus seinen Mauern getrieben, versöhnte sich mit dem Kaiser, der ihm zur Ausrottung der Ketzerei und zur Züchtigung der übermüthigen Republik seine Hülfe versprach. Nachdem Karl in Bologna, wo er längere Zeit mit Clemens unter Einem
24. Febr. 1530. Dache gewohnt, von demselben mit der lombardischen und römischen Krone gekrönt worden (wobei fremde Fürsten die Reichsinsignien trugen), beraubte er das nach harter Belagerung eroberte Florenz seiner republikanischen Verfassung und setzte einen Mediceer als Herzog darüber (§. 508), zugleich schrieb er zur Beilegung der kirchlichen Zwistigkeiten einen Reichstag nach Augsburg aus.

f) Ausbildung des lutherischen Kirchenwesens.

§. 582. Luthers und Melanchthons vereinte Thätigkeit. — Während dieser Vorgänge, die des Kaisers Blicke von Deutschland abzogen, machte die Reformation große Fortschritte. Luthers Thätigkeit wuchs mit der Zahl der Gegner. Auf Heinrich VIII. von England, der gegen die „babylonische Gefangenschaft" (§. 570) zu Felde zog und die Siebenzahl der Sacramente mit scholastischen Gründen verfocht, aber von dem Wittenberger Mönch derb abgefertigt wurde, folgte Erasmus (§. 553) als Kämpfer für den freien Willen gegen Luthers Augustinische Ansicht von der Unfreiheit desselben, ein Streit, der eine gänzliche Entzweiung dieser ihrem Wesen nach sehr verschiedenen Männer zur Folge hatte. Im Jahr 1524 verließ Luther das fast gänzlich verödete Augustiner-Kloster und vermählte sich im folgenden Jahr mit Katharina von Bora, einer ehemaligen Nonne. Im Kreise treuer Freunde und Amtsbrüder (Justus Jonas und J. Bugenhagen aus Pommern) führte er nunmehr ein glückliches Familienleben, das seiner Natur so sehr zusagte. Die Kraft und das heitere Gottvertrauen wurde weder durch die wiederholten Krankheitsanfälle, noch durch die ärmlichen Verhältnisse gebrochen oder getrübt. — Nicht minder thätig war Melanchthon. Als durch die Kirchenvisitation, die der Kurfürst

von Sachsen in seinem ganzen Lande anstellen ließ, der mangelhafte Zustand der Religion zu Tage kam, verfaßte Melanchthon im Einvernehmen mit Luther ein Visitationsbüchlein, worin die evangelischen Pfarrer in der Einrichtung des Gottesdienstes, in der Leitung der Seelsorge und des Volksunterrichts unterwiesen wurden. Kam dadurch Einheit in die evangelische Kirchenordnung, so legten Luthers beide Katechismen (der größere für die Geistlichen, der kleinere für die Jugend) den Grund zu einem gleichförmigen Glaubensbekenntniß und zu einem durchgreifenden Religionsunterricht.

§. 583. Fortgang der Reformation. Mit der Ausbildung der Kirchenlehre hielt die räumliche Ausbreitung der Reformation gleichen Schritt. Bis zum Jahr 1530 hatte das evangelische Kirchenwesen von Kursachsen aus Eingang gefunden in Hessen (wo in Marburg die erste evangelische Universität errichtet wurde); in dem brandenburgischen Markgrafthum in Franken (Ansbach, Bayreuth u. a. O.); in Braunschweig-Lüneburg; in Ostfriesland und Schleswig-Holstein; in verschiedenen Fürstenthümern Schlesiens (obschon dieses Land als böhmisches Lehn unter Oesterreichs Oberhoheit stand). Im Dome zu Königsberg verkündete am Christtag 1523 der Bischof von Samland selbst die große Freude, daß der Heiland seinem Volke von Neuem geboren sei, und der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, sagte sich, auf Luthers Rath, vom Reich und der Kirche los und stellte sich unter Polens Oberhoheit. Die Lehnsverbindung war jedoch eine sehr lose. Das Land, das durch deutsche Hände angebaut und cultivirt worden, wo deutscher Fleiß die Wälder gelichtet und die Wildniß in lachende Fluren verwandelt, dessen Burgen, Städte und Dörfer von deutschen Einwanderern erbaut worden, behielt seine selbständige Verfassung, sein eigenes Recht; es zahlte keine Abgaben an Polen, es stellte kein Contingent zu den Kriegen der Republik Polen, die deutsche Sprache blieb Landessprache. Sorgfältig wurde die deutsche Nationalität in Preußen gehütet (§. 562). Aehnliches geschah in Livland durch Plettenberg, Großmeister des Schwertordens, und etwas später in Kurland durch Kettler. Den größten Eifer aber für die neue Lehre zeigten die Reichsstädte vom baltischen Meere und der Nordsee bis zur Grenze der Schweiz. Magdeburg, das trotz der fürstbischöflichen Hoheitsrechte des Kurfürsten von Mainz sich in reichsstädtischen Formen bewegte, und das kunstsinnige, gebildete Nürnberg machten den Anfang; ihrem Beispiele folgten unter Bugenhagens Einfluß Hamburg, Bremen und Lübeck, sodann Braunschweig, Rostock, Goslar, die Städte von Pommern u. a., im Süden Straßburg, Ulm, Frankfurt u. a. Wo die neue Kirchenform Eingang fand, wurden die zum Theil verlassenen Klöster meistens aufgelöst (säcularisirt), die Mönche und Nonnen der Welt zurückgegeben und entweder zu geeigneten Geschäften verwendet oder durch Leibrenten gegen Mangel geschützt, das Klostervermögen ward theils zur Verbesserung von Pfarrstellen und zur Gründung von Schulanstalten, Hospitälern u. dgl. benutzt, theils fiel es den Fürsten und Edelleuten anheim. Die Bischöfe mußten ihre weltliche Macht an die Landesfürsten abgeben; wo die bischöfliche Würde in den evangelischen Landen bestehen blieb, wurde sie in eine kirchliche Aufsichtsbehörde umgewandelt.

§. 584. Die Unterscheidungslehren. Die Hauptunterschiede der evangelischen Lehre von der römisch-katholischen, wie sie sich während dieser und der folgenden Zeit ausgebildet haben, sind im Wesentlichen folgende: 1) Glaubenslehre: Nur die heilige Schrift nach freier Forschung und Erklärung ist Quelle des Glaubens; alle auf Tradition und Kirchenvätern beruhenden kirchlichen Satzungen, sowie alle Concilienbeschlüsse, die nicht mit den klaren Worten der Bibel übereinstimmen, haben keine bindende Gewalt über die Gewissen. — Nur der Glaube, d. h. die völlige Hingebung des ganzen Gemüths an Christus, den Erlöser der Menschheit aus dem hülflosen Zustande der Erbsünde, hat beseligende Kraft, nicht die guten Werke; denn der wahrhaft gläubige Mensch kann nur gute Werke (fromme Handlungen) vollbringen, aber die scholastische Werkheiligkeit ist ohne Verdienst. — Nur zwei Sacramente, die Taufe und das mit Buße und Sündenvergebung (Absolution) verbundene Abendmahl, haben ihre Begründung in der Bibel, alle übrigen sind Satzungen spä-

terer Zeit und Menschenwerk. — Es gibt nur Einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, Christus; jede andere Vermittelung durch Maria und die Heiligen ist wirkungslos und ihre Anrufung eine Zurücksetzung des Heilands. — 2) Cultus: An die Stelle der lateinischen Messe trat deutscher Gottesdienst mit Predigt, Gebet und Gesang, und das farbige Meßgewand des Priesters ward durch einen schwarzen Chorrock verdrängt. Das deutsche Kirchenlied, das der musikalischen und poetischen Natur Luthers seine Entstehung verdankt, bildete fortan einen Hauptbestandtheil der evangelischen Liturgie. — Das Abendmahl wurde in beiden Gestalten gereicht, die Absolution ohne Ohrenbeichte ertheilt, eine Menge Ceremonien abgeschafft, die Zahl der Feiertage beschränkt und der todten Werkheiligkeit, als da sind Gelübde, Fasten, Wallfahrten, Opfer und Almosen, Verehrung von Reliquien und Gnadenbildern, Processionen u. dgl., das lebendige Wort Gottes durch Verbreitung der Heiligen Schrift unter dem Volke entgegengesetzt. — 3) Klerus und Kirchenverfassung: Die folgenreichste Neuerung war die geänderte Stellung der Kirche zum Staat. Mit der Verwerfung des päpstlichen Primats und der kanonischen Gesetze fielen alle mittelalterlichen Satzungen und Einrichtungen, die darauf gegründet waren, zusammen. Man kehrte nunmehr zu der apostolischen Ansicht zurück, daß alle Christen gleiche Berechtigung zum Priesteramt hätten, nahm dem Klerus, durch Verwerfung der Priesterweihe als eines Sacraments und der apostolichen Nachfolge (Succession), die höhere Stellung, gestattete ihm die Ehe und gab das Ernennungsrecht des Geistlichen theils dem Staat, theils den Gemeinden anheim. Behufs der Aufsicht und Einsetzung der durch eine einfache Ordination (vermittelst Händeauflegung) zur Verwaltung der Sacramente befähigten Geistlichen wurden Decane, Superintendenten (hie und da Bischöfe genannt) und Consistorien aufgestellt, dagegen die hierarchischen Rangordnungen der römischen Klerisei, als Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe u. s. f., von Grund aus abgeschafft. Nach Aufhebung der kanonischen Gesetze ging die zeitliche Macht und die besondere Gerichtsbarkeit des Klerus an den Staat über, so daß die Geistlichen gleich allen übrigen Staatsbürgern Unterthanen oder Beamte der Staatsregierung wurden, sich den weltlichen Gesetzen und Gerichten zu fügen hatten und ihrer Immunitäten verlustig gingen. Die Abgaben nach Rom hörten auf, die Stolgebühren wurden vermindert.

§. 585. Die Protestation (1529). Die Fortschritte der Reformation machten die katholischen Fürsten, geistliche wie weltliche, besorgt. In Bayern und Oesterreich, in Köln und Mainz suchte man durch Ueberwachung der Presse, durch strenge und entehrende Bestrafung der Neuerer, ja selbst durch Verbrennung evangelischer Prediger den alten Zustand zu erhalten. Durch den Beitritt des mit dem Papste ausgesöhnten Kaisers erlangten sie nunmehr das Uebergewicht
1529. und setzten auf dem **Reichstag zu Speyer** eine Abänderung des früheren Beschlusses in folgender Fassung durch: „Wer bis jetzt das Wormser Edict gehalten, solle es auch ferner thun. In den Landschaften, wo man davon abgewichen, solle man keine weiteren Neuerungen machen und Niemanden verwehren Messe zu halten. Kein geistlicher Stand solle seiner Rechte beraubt werden." Gegen diesen Reichtagsabschied, durch welchen die Reformation zu einem tödtlichen Stillstand verurtheilt worden wäre, legten Kursachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt, der Markgraf von Brandenburg und vierzehn Reichsstädte, darunter Straßburg, Augs-
19. April 1529. burg, Nürnberg, Ulm u. a., sogleich Protestation ein und appellirten an den Kaiser, an ein allgemeines oder deutsches Concil und an jeden unparteiischen christlichen Richter. Davon erhielten diese und Alle, welche die Autorität des Papstes und die Satzungen der römisch-katholischen Kirche verwarfen, den Namen **Protestanten.** Da der Kaiser die ihm nach Italien überbrachte Protestation

nicht annahm, so wäre schon jetzt ein Vertheidigungsbund zwischen den protestirenden Fürsten und Städten abgeschlossen worden, hätten nicht Luther und die evangelischen Theologen „in großartiger Gewissenhaftigkeit" den Grundsatz vom leidenden Gehorsam aufgestellt, jede Beschützung des göttlichen Worts durch weltliche Waffen verworfen und eine Verbindung mit den Anhängern Zwingli's (§. 588 ff.), dessen Ansicht vom Abendmahl in mehreren süddeutschen Städten Eingang gefunden, widerrathen.

§. 586. Die Augsburger Confession (1530). Im Frühjahr zog der Kaiser zur Eröffnung des nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstags über die Alpen, entschlossen, die von der Kirche Abgewichenen zurückzuführen oder die Schmach, die man Christo angethan, zu rächen. Die Versammlung war zahlreich und glänzend. Die protestirenden Stände reichten alsbald in lateinischer und 25. Juni 1530.
deutscher Sprache ihre von Melanchthon verfaßte und von Luther gebilligte Confession ein, worin sie zu zeigen suchten, daß sie keine neue Kirche stiften, sondern nur die alte gereinigt wiederherstellen wollten. Diese mit großer Klarheit und Mäßigung ausgearbeitete Bekenntnißschrift umfaßte im ersten Abschnitte die Lehrsätze der Evangelischen in möglichster Annäherung an den katholischen Glauben und mit strenger Verwahrung gegen die Ansichten der Zwinglianer (deren eigene, von Straßburg, Lindau, Memmingen und Constanz eingereichte Confession nicht angenommen ward); im zweiten Abschnitt die Mißbräuche, gegen die man ankämpfte, aber mehr rechtfertigend (apologetisch) als angreifend (polemisch). Nach Verlesung dieser **Augsburger Confession** waren die eifrigsten Gegner der Meinung, „man solle mit Blut die rothen Rubriken dazu machen"; aber die gemäßigte Ansicht, daß man zuerst alle Mittel einer Vereinigung anwenden und mit der Widerlegung der evangelischen Bekenntnißschrift beginnen solle, drang durch. Die von Eck, Cochläus u. A. verfaßte Confutation, in welcher eine Rechtfertigung der römischen Glaubenslehren und Gebräuche versucht war, machte indeß durch ihre schwache Beweisführung nur geringen Eindruck, darum suchte man durch eine aus geeigneten Männern beider Confessionen zusammengesetzte Conferenz einen Vergleich zu Stande zu bringen. Wirklich kam man auch über die meisten Dogmen überein, aber bei den Gebräuchen und der Verfassung scheiterte das Unternehmen. Wie hätte man sich verständigen können, wo von der einen Seite alle Kirchenordnungen als göttliche Satzungen, von der andern als Menschenwerk bezeichnet wurden? Auch war der Papst gegen den Vergleich, und Luther, der als Geächteter dem Reichstag nicht anwohnen durfte und sich deshalb während der Berathung auf der Feste Coburg aufhielt, widerrieth weitere Nachgiebigkeit. So schien denn das Schwert die Entscheidung geben zu müssen und der Kaiser nahm bereits eine kriegerische Haltung an. Aber wie viele Gefahren auch ein längerer Widerstand über die evangelischen Stände herabzuziehen drohte, und so sehr es dem friedfertigen Kurfürsten gegen die Seele ging, dem Kaiser ungehorsam zu sein; so verwarfen doch sowohl die protestirenden Fürsten als die bedeutendsten Städte (Straßburg, Ulm, Augsburg, Frankfurt und Nürnberg) den Reichstagsabschied, worin ihnen die Verbreitung ihrer Lehre untersagt und sie als Secte bezeichnet waren, deren Confession mit guten Gründen der H. Schrift widerlegt sei. Melanchthons Vertheidigung (Apologie) der Confession bewies der Welt die Unwahrheit dieser Behauptung, worauf

die evangelischen Stände nach eingelegter Protestation den Reichstag verließen, ohne dessen Schluß abzuwarten. Der nach ihrer Entfernung gefaßte Reichstagsabschied (vom 19. Novbr.), worin die neue Secte mit baldiger Ausrottung bedroht und über alle Anhänger, die nicht in bestimmter Frist von ihren eigenmächtigen Neuerungen abgehen würden, die Acht ausgesprochen war, schreckte weder die Fürsten, welche die Ruhe ihres Gewissens höher achteten als des Kaisers Gunst, noch den Wittenberger Reformator, dessen Zuversicht und heiteres Gottvertrauen damals am größten war, wie das unsterbliche Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" beurkundet, das in den Stürmen dieser Tage entstanden ist, sei es während des Speyerer Reichstags in Wittenberg, sei es auf der Veste Coburg selbst, mit Recht als „Luthers Heldenlied" bezeichnet. Ein religiöser Aufschwung, der über alles Irdische wegsieht, war damals mit neuer Kraft in seine Seele eingezogen.

§. 587. Der Nürnberger Religionsfriede. — Gestützt auf den Reichstagsabschied schritt nunmehr das Kammergericht gegen die evangelischen Stände wegen Einziehung geistlicher Güter mit gerichtlichen Verfolgungen ein. Darum schlossen die protestantischen Fürsten und Städte, die darin den Anfang
Ende Dec. 1530. des Kampfes sahen, zu Schmalkalden im Thüringer Wald einen Bund zu gegenseitigem Schutz, wenn Einer von ihnen um des göttlichen Wortes willen
1531. angegriffen würde. Auf einer zweiten Versammlung in Frankfurt wurden nähere Bestimmungen getroffen und der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen als Bundeshauptleute anerkannt. Dies geschah in demselben Augenblick, als die gegen die Reichsgesetzgebung vorgenommene Wahl und Krönung Ferdinands zum römischen König Unzufriedenheit erregte und dem Bunde neue Mitglieder zuführte, und als die Osmanen Ungarn und Oesterreich mit einem wiederholten Einfall bedrohten. Deshalb gab der Kaiser für jetzt den Gedanken einer gewaltsamen Ausrottung der Religionsneuerer auf und schloß, während auf einem neuen Reichstag in Regensburg Maßregeln zu einer nachdrücklichen Vertheidigung der Grenzen getroffen wurden, unter Vermittelung der Kurfürsten von Mainz
23. Juli 1532. und Pfalz mit dem Bunde den Nürnberger Frieden, in welchem beide Theile versprachen, sich bis zum Concilium, dessen Einberufung der Kaiser bei Clemens eifrig betrieb, nicht feindlich anzufallen. Der Gerichtsgang sollte indessen ruhen, der Friede aber nur diejenigen umfassen, die der Augsburger Confession bereits beigetreten. Dieser Vergleich band den Protestanten die Hände,
Johann Friedrich 1532—1554. ohne ihre Zukunft sicher zu stellen. Bald darauf segnete Kurfürst Johann das Zeitliche und hinterließ das begonnene Reformationswerk seinem gleichgesinnten Sohne Johann Friedrich zur Beendigung.

1532. Das gegen die Osmanen aufgebotene, aus Streitern aller Confessionen zusammengesetzte Reichsheer war das schönste, das seit Jahrhunderten in der Christenheit gesehen worden. Der Sultan Suleiman, der schon bei Schloß Günz in Niederungarn einem unerwarteten Widerstand von Seiten der kühnen Besatzung und der von Verzweiflung angetriebenen Bevölkerung begegnet war und nun die Christenwelt, auf deren Spaltung er zuversichtlich gerechnet, vereinigt sich gegenüber sah, gab den Eroberungsplan auf und trat den Rückzug an. — Luther schied so sehr Weltliches und Geistliches, daß er drei Jahre früher, zur Zeit des drohenden Reichstags in Speyer, in seiner „Heerpredigt wider die Türken" den Antrag des Kaisers auf
1529. eine Reichshülfe gegen den bereits die Mauern von Wien belagernden Suleiman eifrig unterstützte. Das damals gebildete Heer hatte gleichfalls den Abzug des Sultans herbeigeführt. (§. 536.)

3. Die helvetische Reformation durch Zwingli (1519—1531).

§. 588. Huldrich Zwingli (geb. 1484), ein klassisch gebildeter, verstandesklarer Theologe, predigte zuerst als Pfarrer zu Glarus gegen den Söldnerdienst, den er aus eigener Anschauung kennen gelernt und als Helfer zu Einsiedeln gegen den Mariendienst, der den wahren Mittler verdränge. Als Leutpriester an das Großmünster in Zürich berufen, suchte er die Zustände des 1519.
Staats, der Kirche und des Lebens nach Kräften zu bessern. Er eiferte gegen das Reislaufen in fremde Kriegsdienste, gegen die Jahrgehalte, welche einflußreiche Familien von fremden Fürsten zogen, um den Handel mit Christenblut aufrecht zu halten, gegen den Ablaßverkauf des Franciscaners Samson. Eifriges Forschen in der heiligen Schrift führte seinen von republikanischem Freiheitssinn erfüllten und durch ernstes Studium der Alten gestärkten Geist bald auf Ansichten, die der herrschenden Kirche entgegen waren. Da ihm aber Luthers religiöser Tiefsinn und Gemüthsleben eben so fremd waren wie dessen Seelenkämpfe, so machte er nicht, wie jener, die Verbesserung der Lehre und des Glaubens zum nächsten Ziel seines Wirkens, sondern die Verbesserung der Sitte und des Wandels, ein Streben, das seinem praktischen, verständigen Sinn und seiner nüchternen Lebensanschauung mehr entsprach. Auch ging er viel durchgreifender zu Werke. Denn während Luther auf dem Boden der Kirche blieb und nur abstellte, was den Worten der Schrift widersprach, suchte Zwingli die einfachsten Zustände des Christenthums wiederherzustellen und wollte Alles entfernen, was nicht aus der Bibel zu erweisen sei. Nach seiner Ansicht ruht die kirchliche Gewalt in der Gemeinde, die jedoch ihren Willen nicht in Volksversammlungen, sondern durch ihre Repräsentanten, die bürgerliche Obrigkeit, kund gibt; darum nahm er nach zwei öffentlichen Religionsgesprächen in Zürich im Einverständniß mit dem großen Rath eine vollständige Umwandlung der
kirchlichen Lehren und Gebräuche vor, ließ alle Bilder, Kreuze, Kerzen, Altäre 1523.
und Orgeln aus den Kirchen schaffen und richtete das Abendmahl, in dem er nur ein Zeichen der Erinnerung und Gemeinschaft erkannte, nach Art der urchristlichen Liebesmahle ein, so daß den an langen Tafeln sitzenden Gläubigen Brod und Wein gereicht wurde.

Die Verschiedenheiten der lutherischen und reformirten Kirchenreformation faßt ein neuerer Theologe (Ullmann) in folgenden Sätzen zusammen: Während von beiden Seiten die Herstellung der alleinigen Ehre Gottes im Gegensatze gegen alles Menschliche angestrebt wird, haben die Lutheraner dabei mehr die Gnade, die Reformirten mehr das Wort Gottes im Sinne; jenen wird daher das Evangelium mehr eine Rechtfertigung des Sünders, die man im Glauben ergreifen, diesen mehr eine Lehre, die man im Gehorsam befolgen soll. Während beide eine Belebung und Verinnerlichung des Christenthums, ein Christenthum des Geistes und der Wahrheit wollen, geht die deutsche Reformation mehr von innen heraus, vom rechten Glauben zur kirchlichen Institution, die schweizerische mehr von außen hinein, von der kirchlichen Institution zum rechten Glauben. Jene bekämpft mehr das Innerliche, die Werkheiligkeit des Judaismus, den Gesetzlichkeitsgeist der alten Kirche und setzt demselben das paulinische Glaubensprincip entgegen; diese bekämpft mehr das Aeußerliche, die Vergötterung des Creatürlichen, den Paganismus der alten Kirche und setzt ihm den inneren Dienst Gottes entgegen. Jene gründet sich mehr auf das materielle Princip, die Rechtfertigung durch den Glauben, und ist specifischer paulinisch, diese mehr auf das formelle, die Schriftmäßigkeit der Lehre und des Lebens, und ist mehr allgemein christlich. Bei der lutherischen Reformation überwiegt das religiöse Interesse, sie ist mehr Glaubensreformation; bei der zwinglischen das ethische, sie ist mehr Lebens- und Sittenreformation; die

lutherische schafft daher mehr als eine neue Theologie und hat in der Theologie eine vorwaltende Neigung zum Dogmatischen; die zwinglische dagegen schafft mehr einen neuen Kirchen- und Sittenzustand und bildet frühe und mit Vorliebe auch eine christliche Sittenlehre aus. — Luther und die Seinigen wenden das Schriftprincip, auf das sie erst im Verlaufe des Kampfes selbst geführt werden, mit mehr Pietät gegen das Bestehende an und gehen daher einen mehr allmählichen historischen Gang; Zwingli geht sogleich viel bestimmter vom Schriftprincip aus und macht davon einen viel abstracteren, rücksichtsloseren, durchgreifenderen Gebrauch; der Erstere verwirft nur, was gegen die Schrift ist, der Andere scheidet Alles aus, was nicht ausdrücklich in der Schrift enthalten ist; dort wird mehr eine Umbildung der Kirche, hier eine vollständige Erneuerung des Christenthums gefordert. Die lutherische Reformation hat mehr einen objectiven Charakter, sie will neben der Freiheit und fast noch mehr als diese die Einheit; die zwinglische hat mehr einen subjectiven Charakter, duldet Mannichfaltigkeit und strebt vorzugsweise nach Freiheit; die aus jener hervorgegangene Kirche ist daher compacter, die aus dieser hervorgegangene formenreicher; ja der Lutheraner hat überhaupt das Christenthum wesentlich unter der Form der Kirche, während der Reformirte nur nach einem schriftgemäßen christlichen Lebenszustande verlangt. Endlich hat auch das Lutherthum von seinen Grundlagen und Anfängen her mehr mystische und gemüthliche Elemente, ist poetischer und überschwenglicher, während der Zwinglianismus einen Grundzug der Nüchternheit, des klaren, praktischen Verstandes hat. Mit einem Worte, die deutsche Reformation ist die mehr objective und historische, die schweizerische die mehr subjective und radicale; jene die Reformation des innigen, pietätsreichen Gemüthes, diese des hellen, durchgreifenden Verstandes. Beide waren unter den gegebenen Verhältnissen nothwendig; beide ergänzen sich; und sintemal der Mensch ewig aus beiden besteht, aus Gemüth und Verstand, so werden wir sagen müssen, daß beide Formen der Reformation nur integrirende Theile eines wesentlich Zusammengehörigen sind, welche, weil alle menschliche Entwickelung etwas Beschränktes und Einseitiges hat, wohl auseinander gehen und unter dem Einflusse leidenschaftlichen Eifers sich sogar befehden konnten, aber auch wieder in freier Liebe zusammengehen müssen, sobald erkannt wird, daß sie doch eigentlich das Nämliche wollten und auf gemeinsamer Grundlage des apostolisch-christlichen Glaubens ruhen.

§. 589. **Der Abendmahlsstreit.** Die verschiedene Auffassung der Abendmahlslehre verwickelte Zwingli in einen verhängnißvollen Streit mit Luther, der zwar auch die scholastische **Transsubstantiationslehre** verwarf, dessen mystischer Tiefsinn aber eine leibliche Gegenwart Christi bei der heiligen Handlung nicht entbehren konnte. Luther wollte die Erklärung der Einsetzungsworte „das ist mein Leib" durch „das bedeutet meinen Leib", wie sie Zwingli und sein Anhänger **Oekolampadius** von Basel auffaßten, nicht gelten lassen. Umsonst suchte Philipp von Hessen die gefährliche
1529. Spaltung auszugleichen; die **Disputation von Marburg** führte keine Annäherung herbei. Luther sah in seines Gegners Behauptung eine Verleugnung Christi und stieß mit den Worten: „Ihr habt einen andern Geist in Euch!" die Bruderhand zurück, die Zwingli unter Thränen darreichte. Auch widerrieth er jede Verbindung mit den oberdeutschen Städten (§. 586), die sich zu Zwingli's Ansicht neigten, weshalb diese der **Augsburger Confession** nicht beitraten, sondern ein eigenes Bekenntniß einreichten. Da aber bei der drohenden Haltung des Kaisers und der katholischen Stände die Trennung beiden Theilen verderblich werden mußte, so vermittelte der friedliebende, fügsame **Buzer** (Bucer) von Straßburg, welcher die dogmatischen Streitigkeiten stets dem Begriffe der evangelischen Einheit unterordnete, endlich einen Vergleich, worauf sich die zwinglischen Städte der Augsburger Confession und dem schmalkaldischen Bund anschlossen.

§. 590. **Spaltung in der Schweiz.** In der Schweiz hielt man an Zwingli's Lehren fest. Zuerst wurden die kirchlichen Zustände Zürichs vollständig reformirt; bald folgte **Basel**, wo der gelehrte, sanfte Oekolampadius, Erasmus' Freund, für die neue Lehre wirkte, und **Bern**, wo **Hallers** Predigten und **Manuels** Fastnachtsspiele den Klerus um alles Ansehen brachten. Zugleich wurden strenge Maßregeln gegen Laster und Unsittlichkeit ergriffen, das Reislaufen beschränkt und die Jahrgelder gekündigt. Dieses Vorschreiten gegen eine alte Unsitte erzeugte bei den Aristokratenfamilien, die aus den Verträgen mit den fremden Mächten Vortheil zogen, Abneigung gegen die kirchliche Reform, welche ihre Wurzeln in den Zünften und im Volk hatte. Jene verbanden sich

daher mit den Prälaten zur Erhaltung des alten Zustandes und führten dadurch eine ähnliche Spaltung in der Eidgenossenschaft herbei, wie sie in Deutschland bestand. Wo die neue Lehre siegte, wurde die Regierung gewöhnlich in demokratischem Sinne geändert. Umsonst hofften die Altgläubigen durch den redefertigen Dr. Eck, den der bischöfliche Generalvicar Johann Faber von Constanz zu Hülfe rief, der Reformation Einhalt thun zu können; die Disputation von Baden, wo, in Abwesenheit Zwingli's, Oekolam- 1526.
padius Meßopfer, Heiligendienst, Bilder und Fegfeuer bekämpfte, trug trotz des vorgeblichen Sieges, dessen sich die katholischen Stände rühmten, zur Förderung der Reformation bei. Appenzell (Außer-Rhoden) drohte den Geistlichen, die lehren würden, was sich nicht aus der Schrift erweisen ließe, mit dem Verlust ihrer Bezüge; in St. Gallen entfloh der Abt, als er die Volksstimmung erkannte; in Glarus hatten die Reformirenden die Mehrheit; in Schaffhausen siegte nach langem Kampfe die neue Lehre; in Graubündten wurde Jedem die freie Wahl seines Glaubens gelassen, als aber der Abt von St. Luzi Verrath spann zur Bewältigung der Evangelischen in Chur, wurde er enthauptet. In Solothurn kämpften noch die Parteien; aber im Thurgau und im Rheinthal erlangte die Neuerung die Oberhand durch den Einfluß der Berner und Züricher.

§. 591. Der Religionskrieg der Eidgenossen. In den Urkantonen Uri, Schwyz, Unterwalden so wie in Luzern und Zug fand die neue Lehre entschiedenen Widerstand, theils weil die hier von Zwingli so eifrig bekämpften Jahrgelder und Kriegsdienste einen Hauptnahrungszweig bildeten (vertraute doch der Statthalter Christi selbst die Sicherheit seiner Person und seines Palastes der helvetischen Garde!), theils weil der Einfluß der Priester und Mönche auf diese unter einfachen patriarchalischen Verhältnissen und in gebirgiger Abgeschlossenheit lebenden Menschen größer war, als auf die Bewohner der volkreichen Städte. Die fünf Lande ahmten Oesterreich und Bayern nach. Sie hinderten die Verbreitung der neuen Lehre durch strenge Verordnungen; sie belegten die evangelischen Prediger und ihre Anhänger mit entehrenden Strafen; sie verbrannten Geistliche, die sich durch die Verbote nicht schrecken ließen. Das rücksichtslose Verfahren der Berner und Züricher in den von den Eidgenossen gemeinschaftlich verwalteten Herrschaften und Aemtern, wo man Klöster, Bilder und Kirchenschmuck den Flammen übergab, steigerte die Erbitterung und führte Feindseligkeiten herbei. Die protestantischen Kantone schlossen unter sich und mit Straßburg und Constanz ein „christliches Burgrecht", die 1529.
Fünforte dagegen gingen mit Oesterreich, dem Erbfeind des Landes, ein Bündniß zur Erhaltung des alten Glaubens und zu gegenseitiger Hülfeleistung ein. Da rüstete Zürich zum Krieg. Zwingli selbst begleitete die Truppen und hielt sie in Zucht und Gottesfurcht. Aber ehe es zum Kampfe kam, wurde ein Landfrieden vermittelt, worin die Waldstätte dem österreichischen Bündniß entsagten, die Schmähreden gegen die Reformation zu bestrafen und die freie Predigt nicht zu hindern versprachen.

§. 592. Zwingli hatte den Frieden widerrathen. Sein Plan war, den politischen Zustand der Schweiz so umzugestalten, daß die zwei mächtigsten Bürgerstädte Bern und Zürich das Uebergewicht bekämen. Bald zeigte es sich, daß die Vermittelung keine Versöhnung bewirkt habe; die Schmähungen dauerten fort und die Forderungen der Züricher, den Lästerern Schweigen aufzuerlegen und die evangelischen Glaubenslehren unter sich zu dulden, fanden kein Gehör.

Der Züricher Rath, in welchem Zwingli das entscheidende Wort führte, wollte durch einen neuen Waffengang die Gegner nöthigen, die freie Predigt des Evangeliums zu gestatten und in eine zeitgemäße Reform der eidgenössischen Verfassung zu willigen; allein Bern, eifersüchtig auf das gebieterische Hervortreten der Nachbarrepublik, bekämpfte das kriegerische Vorgehen und empfahl eine andere Zwangsmaßregel, die Kornsperre. Gegen Zwingli's Warnung wurde der Vorschlag der Berner angenommen. Die nördlichen Kantone verlegten die Handelswege und hinderten die Zufuhr von Waaren und Lebensmitteln. Dies setzte die Fünforte in Wuth. Sie rüsteten heimlich und fielen in das Gebiet der Züricher ein. Diese, überrascht und unschlüssig und von den Bernern verlassen, zogen mit einem Fähnlein von zweitausend Mann dem viermal stärkeren Feind entgegen,
11. Okt. 1531. erlitten aber bei Kappel eine blutige Niederlage. Neben dem Banner der Stadt fiel der patriotische Zwingli und mit ihm der Kern reformatorisch gesinnter Männer. Sein Leichnam, an dem der wüthende Haufen seinen Hohn ausließ, wurde zuletzt verbrannt und die Asche den Winden preisgegeben. Dieser Ausgang erfüllte die Katholischen mit Zuversicht, die Protestanten mit Kleinmuth; jene waren einig und fest, indeß die auf Zürichs wachsende Macht neidischen Berner wenig Eifer zeigten. Zuletzt kam ein Frieden zu Stande, worin jedem Kanton das Recht der freien Anordnung seiner Religion zuerkannt ward; aber in den gemeinsamen Herrschaften und in den noch unentschiedenen Orten (Solothurn) wurde größtentheils die alte Kirche wiederhergestellt. So trat auch in der Schweiz eine confessionelle Trennung ein und die Fünforte und die Aristokratenpartei vermochten mehr als zuvor.

4. Die Zeit der deutschen Religionskämpfe.

a) Karls V. auswärtige Kriege.

§. 593. Die hohe Macht des Habsburgischen Hauses erregte überall Befürchtungen. Franz I., der den Gedanken an eine Wiedererlangung Mailands keineswegs aufgegeben hatte und wenigstens seinen Söhnen das Anrecht darauf sicher zu stellen suchte, unterhielt Verbindungen mit allen Gegnern des Kaisers, und trat (nach der Vermählung seines Sohnes Heinrich mit des Papstes Nichte Catharina von Medicis) in ein engeres Verhältniß zu Clemens, der theils aus Besorgniß vor Karls Uebermacht in Italien, theils aus Unwillen, daß ihn dieser zur Abhaltung eines die päpstliche Autorität bedrohenden Concils
1535. drängte, mit dem Kaiser gespannt war. Als nun in demselben Jahr, da Karl durch eine heldenmüthige Waffenthat Tunis eroberte, dem Seeräuberwesen des mohamedanischen Corsarenfürsten Hairaddin Barbarossa ein Ende machte und zwanzigtausend Christensklaven in Freiheit setzte, Franz Sforza in Mailand (§. 578) starb, erneuerte der französische König seine Ansprüche auf dieses Herzogthum und nahm durch einen raschen Feldzug vorläufig Besitz von dem benachbarten Gebiet des mit dem Kaiser verwandten und verbündeten Herzogs
1536. von Savoyen und Piemont. Da rückte Karl mit einem stattlichen Heer in die Provence ein, um den Gegner im eignen Lande zu bekämpfen; allein theils durch die Maßregeln des französischen Feldherrn, des Connetable von

Montmorenci, der alles flache Land zwischen der Rhone und den Alpenpässen in eine Wüstenei verwandelte und dadurch Hunger und Krankheit in dem feindlichen Heer erzeugte, theils durch den tapfern Widerstand, den Marseille den Angriffen des Kaisers entgegensetzte, schlug das Unternehmen fehl. Nach großen Verlusten mußte Karl von der Bekämpfung abstehen. Da aber die ganze Christenheit über des Königs Verbindung mit den Osmanen, die in Unteritalien und auf den griechischen Inseln gräuliche Verwüstungen anrichteten, empört war, so trat der neue Papst Paul III. als Vermittler auf und bewirkte die Beendigung dieses dritten Kriegs durch den zehnjährigen Waffen- 1536–38.
stillstand von Nizza, der Jedem ließ, was er gerade in Händen hatte. 1538.
Eine persönliche Zusammenkunft der beiden Monarchen am Ausflusse der Rhone ins Meer schien den Hader für immer ausgleichen zu sollen; und Karl war so sehr von der ritterlichen Treue seines Gegners überzeugt, daß er im nächsten Jahr seinen Weg über Paris nahm, als ein Aufstand in Gent seine schleunige 1539.
Anwesenheit in den Niederlanden erheischte.

§. 594. Aber Neid und Eifersucht wurzelten zu tief. Die Feinde des Kaisers fanden fortwährend am französischen Hof Aufmunterung und Unterstützung, und der Rückhalt, den der Sultan an Franz hatte, machte alle Türkenzüge des Kaisers erfolglos. Und doch war es gerade die Bekämpfung dieses Feindes der Christenheit, was dem Kaiser nächst der Ausgleichung der kirchlichen Spaltung vorzugsweise am Herzen lag. Darum betrieb er nicht nur die ungarischen Feldzüge so eifrig, sondern er unternahm auch einen zweiten afrikanischen Zug, um die Corsaren, die jetzt von Algier, wie früher von Tu- 1541.
nis aus, das Mittelmeer unsicher machten, vollends zu unterdrücken. Allein die Stürme und Regengüsse des Spätherbstes und die auf dem moorigen Boden höchst verderblichen Angriffe der Feinde vereitelten diesmal das Unternehmen. Nach schweren Verlusten an Schiffen und Mannschaft mußte der Kaiser, der großherzig alle Gefahren und Leiden mit dem Niedrigsten theilte, unverrichteter Sache abziehen. — Dieser Ausgang mochte den König von Frankreich mit der Hoffnung erfüllen, endlich doch noch seinen Gegner zu überwinden. Die Ermordung zweier Unterhändler des französischen Hofs, die sich heimlich durch die Lombardei nach Venedig und Constantinopel begeben sollten, bot dem König die erwünschte Veranlassung, im Verein mit dem Herzog von Cleve und dem Sultan einen vierten Krieg wider den mit England verbündeten Kaiser zu 1542–44.
beginnen. Die Grenzländer gegen Spanien, Italien und die Niederlande wurden schwer heimgesucht; als aber Karl (nachdem er den Herzog von Cleve besiegt und zur Entsagung seiner Ansprüche auf Geldern und Zütphen gezwungen) mit einem größtentheils aus Deutschen bestehenden Heer in die Champagne eindrang und sich auf zwei Tagemärsche der bestürzten Hauptstadt näherte, da bot Franz eilig die Hand zum Frieden, der dann auch in Crespy 1544.
unter der Bedingung, daß alle Eroberungen herausgegeben würden, zum Abschluß kam. Die dem König gelassene Aussicht, Mailand für einen seiner Söhne zu gewinnen, war nur eine Täuschung. Das Uebergewicht der Habsburger in Italien blieb fortan unbestritten.

31. März 1547. Bald nachher starb Franz I. Ein ausschweifendes Leben stürzte ihn im fünfzigsten Jahre ins Grab. Er besaß alle Eigenschaften zu einem großen Fürsten, hätten nicht Genußsucht, Despotie und Unbesonnenheit ihn auf Irrwege geführt. Er war ein lebenskräftiger, schöner Mann, der an Muth und ritterlicher Gewandtheit keinem seiner Zeitgenossen nachstand und die Anstrengungen der Jagd und der Waffen über Alles liebte. „Er war eine alles Andere in Schatten stellende Erscheinung, hoch von Gestalt, breit von Schultern und Brust, mit vollem, braunem Haupthaar, frischer Gesichtsfarbe. Eine gewisse Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen, aber Alles athmete Mannheit und Lebenslust, eine sich selber fühlende Fürstlichkeit in ihm." Er verlieh zuerst dem Hof den Glanz und die eleganten Formen, die seitdem daselbst herrschend blieben, er liebte die Gesellschaft geschmückter Damen und gefiel sich in ihrer Mitte „in dem golddurchwirkten Wamms, durch dessen Oeffnungen das feinste Linnen hervorbauschte, dem Ueberwurf mit Stickereien und goldenen Troddeln." Ein Freund des Alterthums und der antiken Bildung hob er die klassischen Studien und die Universität (Collège de France). Im Amphitheater zu Nimes sah man ihn einst knieend über römische Inschriftsteine gebeugt, sie mit seinem Tuche reinigend, um sie zu entziffern. Er unterstützte Gelehrte und Dichter, die ihm dafür reichliches Lob spendeten; er zog italienische Künstler, wie Leonardo da Vinci und Benvenuto Cellini, in seine Nähe und ließ Kunstwerke von ihnen anfertigen; er beförderte Gewerbfleiß (Seidenspinnerei in Lyon), legte den Grund zur französischen Seemacht und trug zur Verbesserung des Kriegswesens bei. Aber für Volksfreiheit, Bürger- und Menschenrechte hatte er keinen Sinn, und zur Befriedigung seiner sinnlichen Genußsucht gestattete er sich jede, auch die ungerechteste Handlung. („Der König amüsirt sich.") Um den zunehmenden Aufwand zu decken, wurde unter ihm die Sitte, die Richter- und Beamtenstellen zu verkaufen, immer mehr herrschend. — „Franz I. (so schließt Ranke die Charakterschilderung dieses Königs) liebte den Genuß. Glänzend in der ihm angeborenen Würde, von dem Volke angebetet, herrlich und in Freuden wollte er seine Tage zubringen, in einer ununterbrochenen, raschen, vollen Bewegung aller Lebenskräfte: aber zugleich hatte er eine große Sache durchzuführen und widmete sich ihr. Sein Leben war ein fortwährendes Gefecht, ein politischer und militärischer Wettkampf. Den höchsten Preis, der ihm in seiner Jugend vorschwebte, hat er nicht davon getragen, aber gegen den klugen, ruhigen und niemals rastenden, die Welt mit ehrgeizigen und großen Gedanken umfassenden Gegner hat er das unabhängige Ansehen, die Macht seiner Krone behauptet. Daß er dies anstrebte und erreichte, darin lag das Geheimniß des Gehorsams, den er fand. Er lebte, dachte und fühlte wie sein Volk; sein Glückswechsel, seine Gefahren und Verluste, so wie seine guten Erfolge waren die der Nation."

b) Zunehmende Spaltung in Deutschland.

§. 595. Herzog Ulrichs Rückkehr nach Würtemberg (1534). Wie Frankreich und der Papst des Kaisers Uebermacht in Italien fürchteten, so die deutschen Fürsten die Vergrößerung des Habsburgischen Hauses im Süden und Osten. Besonders fühlten sich die ringsum von österreichischem Gebiet eingeschlossenen Herzöge von Bayern dadurch beunruhigt und machten nicht selten gemeine Sache mit den protestantischen Fürsten gegen die Habsburger, mit denen sie doch wieder gleiches kirchliches Interesse hatten. Dies zeigte sich besonders in der Würtemberger Angelegenheit. Herzog Ulrich von Würtemberg, ein jähzorniger, tyrannischer Mann, der aus Eifersucht einen Ritter seines Hofs (Hans von Hutten, einen Verwandten des ritterlichen Dichters Ulrich von Hutten §. 554) im Böblinger Walde mit eigener Hand erschlagen, seine Gemahlin, eine bayerische Fürstentochter, durch Mißhandlung zur Flucht gezwungen, seine Unterhanen gedrückt und die Reichsstadt Reutlingen erobert hatte, wurde endlich wegen Landfriedensbruchs geächtet und durch den schwäbischen Bund (§. 577), dem Reutlingen angehörte, und in welchem der Herzog von Bayern die Feldhauptmannschaft
1519. führte, von Land und Leuten vertrieben. Während der vierzehn Jahre, die er als Flüchtling im Ausland zubrachte, stand sein Herzogthum unter österreichischer Verwaltung, da

der schwäbische Bund dasselbe für den Ersatz der Kriegskosten an den Kaiser verpfändet und dieser seinen Bruder Ferdinand damit belehnt hatte. Als Ferdinand aber anfing, das Land als sein Eigenthum zu behandeln, erwachte das Mißtrauen der Fürsten, besonders der bayerischen. Sie begünstigten daher die Flucht von Ulrichs Sohn aus österreichischer Gefangenschaft in demselben Augenblick, als die Auflösung des schwäbischen Bundes dem Landgrafen Philipp von Hessen den Gedanken eingab, den an seinem Hofe als Flüchtling lebenden Herzog nach Würtemberg zurückzuführen. Unterstützt von Frankreich durch Geldsummen, zog Philipp mit einem wohlgerüsteten Heer nach Schwaben, besiegte den österreichischen Statthalter bei Laufen am Neckar und gab das mit leichter Mühe er- 1534.
eroberte Herzogthum dem rechtmäßigen Gebieter zurück. Ferdinand, der umsonst den Papst um Hülfsgelder angegangen, mußte in dem Vertrag von Kadan das Geschehene gutheißen. In Kurzem war in ganz Würtemberg die Kirche umgewandelt. Das Evangelium, dessen Trost Ulrich im Unglück empfunden, wurde dem Volke, das während der österreichischen Landesverwaltung den frühern Druck vergessen hatte und dem angestammten Herrscher freudig entgegenkam, durch Johannes Brentz und Schnepf in lutherischem Sinn mitgetheilt. Bald fand auch in andern Gegenden des Oberlandes, wo der schwäbische Bund bisher die evangelischen Regungen niedergehalten hatte, die Reformation Eingang. Markgraf Bernhard von Baden, mehrere grundherrliche Familien und Reichsstädte, so wie ein Theil des Elsasses traten der neuen Kirche bei. Die von Graf Eberhard im Bart im J. 1477 gegründete Universität Tübingen wurde eine der vornehmsten Pflanzstätten der protestantischen Gelehrsamkeit.

§. 596. Die Wiedertäufer in Münster (1534—1535). Während des Bauernkriegs waren die sächsischen Wiedertäufer, die ihre Leidenschaften für göttliche Eingebung gehalten, größtentheils vernichtet worden (§. 577); aber ihre durch Flüchtlinge insgeheim fortgepflanzten schwärmerischen Lehren tauchten hie und da wieder auf, so sehr sie auch von jeder gesetzmäßigen Obrigkeit ausgestoßen und von deutschen und helvetischen Reformatoren bekämpft wurden. In Westfalen hatte in mehreren Städten, wie Soest, Paderborn u. a., die von dem Bürgerstand geforderte, vom Adel und Klerus bekämpfte Reformation gewaltsam gesiegt, und in Münster war der Bischof mit den Domherren und einigen dem alten Glauben ergebenen Stadträthen vertrieben und nur gegen das Versprechen, die freie Predigt des Evangeliums fürder nicht hindern zu wollen, wieder zugelassen worden. Bald aber zeigte es sich, daß der einflußreichste Prediger der Stadt, Rottmann, wiedertäuferische Ansichten hege (§. 572). Umsonst widerstrebten ihm die Gemäßigten im Rath und in der Bürgerschaft; sein Talent und einnehmendes Wesen erwarben ihm Anhänger, und als von den Niederlanden her, wo die wiedertäuferischen Lehren in dem zahlreichen Gewerbstand einen fruchtbaren Boden gefunden, der wandernde Prophet Jan **Matthiesen** (ein Bäcker aus Leiden) mit seinem Landsmann und Jünger, dem Schneider Johann Bockold (genannt **Johann von Leiden**) in Münster einzog, erlangte ihre Partei bald so sehr das Uebergewicht, daß sie die städtische Verwaltung stürzten, den Rath und alle Aemter mit ihren Glaubensgenossen be- 1534.
setzten und endlich, von Fanatismus und Habsucht getrieben, ihre die Wiedertaufe verwerfenden Mitbürger mitten im Winter hülflos aus der Stadt jagten und deren Habe unter sich theilten. Nun errichteten sie ein religiöses Gemeinwesen, worin Matthiesen unumschränkte Gewalt besaß, Gütergemeinschaft einführte, Propheten aussandte und die Vertheidigung der mit Kriegs- und Mundvorrath reichlich versehenen Stadt gegen das Belagerungsheer des von Köln und Hessen unterstützten Bischofs ordnete und leitete. Am höchsten stieg

die Schwärmerei, als Matthiesen bei einem Ausfall getödtet ward und Bockold an die Spitze des Gemeinwesens trat. In Folge göttlicher Eingebung, der angeblichen Quelle aller seiner Gebote und Verordnungen, übertrug dieser zuerst das Regiment der Stadt den aus den ärgsten Schwärmern ausgewählten zwölf Aeltesten, unter denen Knipperdolling als Bürgermeister und Henker die wichtigste Rolle spielte. Dann führte er Vielweiberei ein und ließ die über diese Verhöhnung christlicher Sitte empörten Widersacher unbarmherzig hinrichten. Als der fanatische Wahnsinn den höchsten Grad erreichte, nahm der Prophet auf den Vorschlag einer seiner Anhänger, gleich ihm vom Geiste Gottes getrieben, den Titel eines **Königs des neuen Israel** an. Angethan mit den Insignien der Herrschaft (der Krone und einer an goldener Kette hangenden Weltkugel) und gekleidet in Pracht und Herrlichkeit, hielt nunmehr „Johann von Gottes Gnaden König im neuen Tempel" Gerichtssitzungen auf dem Markte zu Münster, wo der „Stuhl Davids" aufgerichtet stand, und führte ein fanatisch tyrannisches Regiment ein, in dem geistlicher Hochmuth und fleischliche Sinnenlust, fromme Hingebung und Selbstaufopferung mit blutdürstiger Rohheit und niedriger Genußsucht aufs Widerlichste gepaart waren.

§. 597. Lange widerstanden die Wiedertäufer mit Glück und Muth den schlechtgerüsteten Truppen der Belagerer. Dies hatte zur Folge, daß sich in den Städten am Rhein und in verschiedenen Gegenden Niederdeutschlands wiedertäuferische Regungen kund gaben, die dem König von Münster die Herrschaft der Welt zuerkannten und von seinen Siegen die Befreiung von dem Regimente der „Pfaffen und Herren" erwarteten. Darüber geriethen die Fürsten und Obrig-
1535. keiten in Besorgniß und bewirkten, daß das Belagerungsheer von Reichswegen verstärkt wurde. Bald entstand nun in der aller Zufuhr beraubten Stadt die schrecklichste Hungersnoth, aber die Schwärmer verzagten nicht und beharrten (im Vertrauen auf die Hülfe, die ihnen die ausgesandten Propheten zuführen würden) bei der Vertheidigung. Selbst als die Feinde schon innerhalb der
25. Juni. Mauern waren, wehrten sie sich noch mit dem Muthe der Verzweiflung und ergaben sich nur gegen Vertrag, der aber von den ergrimmten Landsknechten nicht gehalten wurde. Rottmann soll im Kampfe gefallen sein; Johann von Leiden, Knipperdolling und Krechting wurden gefangen, zu Tode gemartert und in eisernen Käfigen an einen Thurm gehängt; was von den Uebrigen nicht bei der Erstürmung gefallen war, wurde verjagt oder hingerichtet. Die Vertriebenen kehrten zurück, die städtischen Freiheiten und Rechte wurden vernichtet, die Herrschaft der Hierarchie und des Adels hergestellt und der Katholicismus in aller Form und Strenge wieder eingeführt.

Durch diesen Ausgang verloren die Wiedertäufer das Vertrauen auf eigne Unfehlbarkeit und auf die Errichtung eines irdischen Reichs, worin sie die „Auserwählten" sein würden. Niedergebeugt und gespalten zerstreuten sie sich in verschiedene Länder Europa's, bis sie in den Niederlanden und Norddeutschland durch die fromme Betriebsamkeit eines ehemaligen Priesters, Menno († 1561), in kleine Gemeinden versammelt wurden (Mennoniten, Taufgesinnte). Strenge Kirchenzucht, Einfachheit in Tracht und Lebensweise, Verwerfung des Priesterstandes, der Kindertaufe, des Eids, der Kriegsdienste, Prozesse u. A. m. zeichnen sie noch jetzt aus, aber die sitten- und staatsgefährlichen Grundsätze der ersten Zeit haben sie aufgegeben. Sie führen ein stilles Leben als Pächter

und Landbauern. Die Secten der Baptisten und Quäker (Freunde, §. 733) in England und Nordamerika (Pennsylvanien) befolgen ähnliche Grundsätze. — Die Niederlage der Wiedertäufer in Münster war zugleich ein Sieg der Aristokratie in den norddeutschen Städten über die zur Herrschaft gelangte Demokratie der Zünfte. In Lübeck wurde der kühne Bürgermeister Jürgen Wullenweber, der an der Spitze der Demokraten und Unzufriedenen dem Hansabund die Herrschaft über die Ostsee, über Dänemark 1534—36.
und den Sund verschaffen wollte und schon im Besitz von Kopenhagen war, als „neuerungssüchtiger Bösewicht" seines Amtes entsetzt und gefangen nach Wolfenbüttel geführt, 24. Sept. 1537.
wo er unter Martern den Todesstreich empfing, wie schon vor ihm sein Gefährte und Gesinnungsgenosse Marx Mejer; beide unternehmende Männer von vaterländischem Streben, deren größter Fehler war, „daß sie ein entartetes Geschlecht nach der eigenen Kraft maßen."

§. 598. **Erweiterung des schmalkaldischen Bundes.** Trotz der wiedertäuferischen Auswüchse nahm der wahre, schriftgemäße Protestantismus an Stärke nach Innen und Ausdehnung nach Außen zu. Um die lutherische Lehre gegen zerstörende Grundsätze sicher zu stellen, bereitete man die auf die augsburgische Confession und die ältesten Concilienbeschlüsse gegründeten symbolischen Bücher vor, und als Papst Paul III. mit der Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung Ernst zu machen schien, wurden in den von Luther entworfenen schmalkaldischen Artikeln die Be- 1537.
dingungen aufgestellt, unter denen allein eine Vereinigung möglich sei, daher hier der Gegensatz gegen die römische Kirche aufs schärfste ausgesprochen ist. Wie konnte man aber eine Versöhnung erwarten, da der Papst die Ausrottung der lutherischen Ketzerei als die Aufgabe dieses Concils bezeichnete? — Die äußere Erweiterung des schmalkaldischen Bundes hielt mit der Ausbildung der Lehre gleichen Schritt. Zwar gelang es dem kaiserlichen Vicekanzler Held, dem protestantischen Bunde einen in Nürnberg geschlossenen katholischen (dem die Herzöge von Bayern, die Erzbischöfe von Mainz und 1538.
Salzburg, Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig beitraten) entgegenzusetzen; da aber dem Kaiser durch auswärtige Kriege die Hände gebunden waren und er die Unterstützung der deutschen Fürsten nicht entbehren konnte, so untersagte er alle Feindseligkeiten und dehnte den in dem Nürnberger Frieden gewährten Aufschub aller Reichsprozesse auch auf die seit jener Zeit dem schmalkaldischen Bunde beigetretenen Mitglieder aus. Dieser „Anstand zu Frankfurt" förderte die Sache der Protestanten in einem 1539.
günstigen Augenblick. Denn um dieselbe Zeit starb Herzog Georg von Sachsen (Albertiner Linie), ein thatkräftiger, strenger Vertheidiger des alten Glaubens, ohne Nachkommen und katholische Verwandte. Sein jüngerer Bruder Heinrich, in allen Dingen der Gegensatz von Georg, führte sogleich die von dem sächsischen Volke längst ersehnte Reformation ein. Am Pfingstfeste predigte Luther in Leipzig; Meißen und Dresden 1539.
folgten dem Impulse der Zeit; die halbverödeten Klöster wurden aufgehoben. Wie Georg war auch Kurfürst Joachim von Brandenburg (1499—1535), ein auf Hebung der Wissenschaften und Verbesserung der Rechtspflege bedachter Herr, der die Universität Frankfurt a. d. Oder gründete und die „Joachimschen Constitutionen" anfertigen ließ, ein 1528.
eifriger Verfechter der alten Kirche. „Er brachte sein Weib zur Flucht, weil sie ihres Glaubens leben wollte, und nahm von seinen Söhnen einen Eid, festzuhalten am alten christlichen Glauben gegen die Neuerung." Aber von seinen beiden Söhnen trat zuerst Johann von der Neumark, ärgerlich über die Verschleppung des Concils, dem schmalkaldischen Bunde und der evangelischen Kirche bei, und im nächsten Jahre empfing Kurfürst Joachim III., ein friedliebender, heiterer Mann, in Spandau aus den Händen 1539.
des Bischofs von Brandenburg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Freudig folgte das ganze Land dem Beispiele des Herrn. Joachim behauptete jedoch eine unabhängige Stellung, indem er sich nicht dem schmalkaldischen Bunde anschloß und die Würde der Bischöfe, sowie mehrere Ceremonien aus der alten Kirche beibehielt. Der Uebertritt von Sachsen und Brandenburg war für ganz Norddeutschland entscheidend. Anhalt, Mecklenburg, die geistlichen Herrschaften schlossen sich der neuen Kirche an, selbst der Erzbischof von Mainz ließ in seinem Stifte Magdeburg und Halberstadt der Re-

1541. formation freien Lauf, als die Stände seine Schulden übernahmen. Bald nachher kam das Bisthum Naumburg in Erledigung. Das Kapitel wählte den gelehrten und milden Domprobst Julius Pflug, aber der Kurfürst von Sachsen setzte den Wittenberger Theologen Amsdorf mit dem Gehalte eines Pfarrers als Bischof ein und übertrug die weltliche Verwaltung einem sächsischen Beamten.

§. 599. Jetzt hielt sich im Norden nur noch Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel zur alten Kirche, weniger aus Ueberzeugung, als aus Haß gegen den Landgrafen von Hessen, seinen ehemaligen Jugendfreund. Heinrich war ein leidenschaftlicher, ruchloser und harter Mann, der die Städte Braunschweig und Goslar auf alle Weise drückte und die katholischen Fürsten fortwährend gegen die Glieder des schmalkaldischen Bundes aufreizte. Darüber kam es zuerst zu einem heftigen, alle Fürsten- und Menschenwürde verletzenden Schriftwechsel zwischen Heinrich und den beiden Bundeshauptleuten, denen sich auch Luther („wider Hans Worst") anschloß. Von Schmähungen
1542. ging man zu Waffen über. Sächsische und hessische Truppen rückten vor Wolfenbüttel, nöthigten die Stadt zur Uebergabe und den Herzog zur Flucht und unterstützten die von Bugenhagen (§. 582) geleitete Reformation des Landes. Heinrichs Versuch, nach
1545. dem Abzug der Feinde sich wieder in den Besitz seines Landes zu setzen, endigte mit seiner Niederlage und Gefangennehmung durch den Landgrafen. — Auch im Süden und Westen des Reichs gewann die lutherische Lehre stets neue Bekenner. Die Herzöge von Bayern konnten nicht verhindern, daß die Reichsstadt Regensburg dem Beispiele von Augsburg folgte und daß ihr eigner Vetter Otto Heinrich von der Oberpfalz (Neuburg, Sulzbach, Amberg) dem schmalkaldischen Bunde beitrat und durch den Prediger Osiander von Nürnberg den neuen Ritus in seinen Kirchen einführen ließ. In der Rheinpfalz wurde die unter dem Volke schon längst verbreitete evangelische Lehre durch den Kurfürsten Friedrich II. begründet, nachdem die in der heiligen Geistkirche in Heidelberg zur Messe versammelte Gemeinde das Lied: „Es ist das Heil uns kommen
1546. her!" angestimmt. Am 3. Jan. 1546 wurde das Abendmahl zum erstenmal unter beiderlei Gestalt ausgetheilt. Auch Baden-Durlach trat dem evangelischen Bekenntnisse bei. Am meisten erschrak die altkirchliche Partei über die Neuerungsversuche des Kurfürsten von Köln, Hermann von Wied, der seinen Ständen einen von Butzer und
1543. Melanchthon bearbeiteten Reformationsentwurf von gemäßigterer Form vorlegte, so wie er einige Zeit nachher in England zur Ausführung kam. Bald reichten in Bonn, Andernach u. a. O. verheirathete Geistliche das Abendmahl in beiderlei Gestalt, so sehr auch Universität, Kapitel und Magistrat von Köln gegen die Neuerung protestirten. Selbst unter dem österreichischen Adel zählten die lutherischen Ansichten viele Anhänger.

§. 600. Religionsgespräch in Regensburg und Luthers Tod. Bei solcher Stimmung war der nochmalige Versuch einer Ausgleichung ganz
Januar 1541. natürlich. Auf dem **Reichstag zu Regensburg** wurde auf der Grundlage eines von dem Kanzler Granvella vorgelegten Vergleichs eine Besprechung zwischen Melanchthon, dem frommen und toleranten Legaten Contareni und einigen andern ähnlich gesinnten Männern (Jul. Pflug) angeordnet. Und wirklich kam man in den vier wichtigsten Artikeln des Glaubens einander näher als je, so daß die gemäßigten Ständeglieder auf eine Uebereinkunft drangen, bei der man das Verglichene zu Grunde legen, das Unverglichene einem Concil vorbehalten sollte. Aber sowohl der Papst, der in seines Legaten Nachgiebigkeit einen Verrath argwöhnte, als Luther und der Kurfürst, die in dem ganzen Plan nur einen Fallstrick erblickten, hintertrieben die Vereinigung. Nun gab Karl den Gedanken an eine friedliche Ausgleichung auf. Durch Verträge und Zugeständnisse suchte er die Ruhe in Deutschland zu erhalten, so lange ihn auswärtige Kriege beschäftigten, nachdem er aber mit Frankreich Frieden geschlossen und mit den Osmanen

einen Waffenstillstand eingegangen, that er ernste Schritte zur gewaltsamen Unterdrückung der kirchlichen Neuerung. Zuerst geschah dies in dem Erzstift Köln 1543.
und in dem Herzogthum Cleve (mit Düsseldorf), von wo aus die evangelische Lehre leicht nach den Niederlanden bringen konnte. Die protestantischen Fürsten sahen ruhig zu, wie der Herzog Wilhelm von Cleve, ein von Heresbach in der humanistischen Wissenschaft erzogener Fürst, der im Begriff stand, dem schmalkaldischen Bunde beizutreten, gezwungen ward, die begonnene Reformation seines Landes einzustellen, wie auf die Klage des Kölner Kapitels in Rom und Brüssel gegen den Erzbischof Hermann Prozesse eingeleitet wurden und wie man in den Niederlanden protestantische Prediger den Flammen übergab und ihre Anhänger mit schweren Strafen verfolgte. — Mit großen Sorgen blickte Luther auf den Ausgang des herannahenden Kampfes. Sein gutes Geschick überhob ihn jedoch dem Kummer, das Werk seines Lebens so schrecklich bedroht und gefährdet zu sehen. Von körperlichen Leiden viel geprüft, starb er am 18. Februar 1546 1546.
in seiner Geburtsstadt Eisleben, wohin er zur schiedsrichterlichen Ausgleichung eines Streites zwischen den Grafen von Mansfeld gerufen worden. Seine Leiche wurde unter großen Trauerfeierlichkeiten und unter dem Geleite des von allen Orten zuströmenden Volkes nach Wittenberg gebracht.

c) Der Schmalkaldische Krieg.

§. 601. Rüstungen und Bündnisse. Wenige Monate vor Luthers Tod wurde von Paul III. ein **allgemeines Concilium** nach **Trient** in Tirol 13. Dec. 1545.
ausgeschrieben. Aber die Protestanten, die voraussahen, daß auf einem solchen unter dem Einfluß des Papstes gebildeten und handelnden Concil ihre Grundsätze würden verdammt werden, verwarfen dasselbe als ein unfreies und parteiisches und forderten eine Kirchenversammlung deutscher Nation. Dies schlug die letzte Hoffnung des Kaisers auf eine friedliche Lösung der Streitigkeiten vollends nieder, zu einer Zeit, da der schmalkaldische Bund durch die Verstimmung, Zwietracht und Lauheit einzelner Glieder loser war als je und in der Umgebung des Kaisers der Rath religiöser Eiferer großen Einfluß gewann. Durch ein Bündniß mit dem Papste erhielt Karl beträchtliche Hülfsgelder, womit er in Italien, Deutschland und den Niederlanden Werbungen und Kriegsrüstungen vornehmen ließ; der Herzog von Bayern wurde durch die Aussicht auf die Pfälzer Kurwürde gewonnen, die geistlichen Reichsfürsten hielten ohnedies zu dem Kaiser, der jetzt auch noch einen der bedeutendsten protestantischen Fürsten, den Herzog Moritz von Sachsen, auf seine Seite brachte. Dieser junge, kluge und kriegskundige Fürst, seit 1541 Nachfolger seines Vaters Heinrich im albertinischen Sachsen, hatte sich schon längst aus Feindschaft gegen seinen Vetter Johann Friedrich, mit dem er in stetem Hader lebte, von dem schmalkaldischen Bunde losgesagt und dem Kaiser angeschlossen, obschon Philipp von Hessen sein Schwiegervater war. Auf dem Reichstag von 28. März 1546.
Regensburg (bei dem sich außer Moritz und den brandenburgischen Markgrafen Johann von Küstrin und Albrecht von Bayreuth keine protestantischen Fürsten persönlich eingefunden) wurde der ehrgeizige Mann durch die Aussicht auf Erweiterung seines Herzogthums und durch die Verleihung der Schutzherr-

lichkeit über die Stifter Magdeburg und Halberstadt (um die er mit dem Kurfürsten lange Streit geführt) bewogen, sich von seinen Verwandten und von der Gemeinschaft mit den Evangelischen loszusagen. In einem Vertrag versprach er dem Kaiser Gehorsam und Ergebenheit und Anerkennung der Tridentiner Beschlüsse unter der ihm und den beiden andern protestantischen Bundesgenossen mündlich gegebenen Zusicherung, daß in den drei Hauptpunkten, Rechtfertigung durch den Glauben, Kelch und Ehe der Geistlichen, keine Aenderung in ihren Ländern vorgenommen werden sollte.

§. 602. Der Feldzug an der Donau. Der Kaiser befand sich noch in Regensburg, als der schmalkaldische Bund, aufgeschreckt durch eine unbestimmte, drohende Antwort auf seine Anfrage über den Zweck der Kriegsrüstungen, rasch seine Truppen aufbot und vierzigtausend Mann ins Feld rücken ließ. Die Protestanten hatten so wenig eine Ahnung von dem Bündnisse des Kaisers, daß der Kurfürst beim Auszug seinem Vetter Moritz die Verwaltung der Kurlande übertrug und daß die Bundeshauptleute, aus Rücksicht auf die vermeintliche Neutralität Ferdinands und des Herzogs von Bayern, die verständigen Vorschläge des von den oberdeutschen Städten zum Feldherrn gewählten Sebastian **Schärtlin** von Burtenbach verwarfen. Dieser wollte nämlich durch einen raschen Zug auf Regensburg, wo sich der Kaiser mit wenigen Truppen befand, eine schnelle Entscheidung herbeiführen, aber der Kriegsrath, bei dem Viele zu gebieten hatten, untersagte es ihm, um Bayern nicht zu verletzen. Hierauf wandte sich Schärtlin gegen Tirol, bemächtigte sich durch einen raschen Angriff der Klause bei Füßen und war im Begriff, in das Gebirgsland einzudringen, um den Zugang der italienischen Truppen abzuschneiden oder das Concil von Trident zu zersprengen — aber auch dieses Unternehmen wurde nicht gestattet, damit Ferdinand nicht gekränkt würde. So erhielt Karl, der bereits über den Kurfürsten und den Landgrafen wegen Hochverraths an Kaiser und Reich die Acht ausge-
20. Juli 1546. sprochen, Zeit, aus Italien Hülfstruppen herbeizuziehen und in Ingolstadt eine feste Stellung zu nehmen. Die Achtserklärung machte anfangs Viele bedenklich, zumal da sich der Kaiser bemühte, die Idee eines Religionskriegs fern zu halten; als aber ein aufgefangenes Ausschreiben des Papstes an die katholischen Stände der Schweiz den Protestanten die Augen öffnete über die Verbindung Karls mit Rom und über das Ziel des Kriegs, da erwachte in dem protestantischen Heere Zorn und Unwillen über die Täuschung. Eine Vertheidigungsschrift widerlegte die Beschuldigungen der Achtserklärung, eine Reihe heftiger Flugschriften suchte die Nation aufzureizen wider einen Kaiser, „der sich aus einem Reichsoberhaupt zum Gehülfen nnd Beamten des Papstes gemacht" und gegen den man daher mit Recht die Waffen ergriffen habe. Indessen hatten der Kurfürst und der Landgraf selbst die Führung übernommen und bekämpften den Kaiser, dem sie noch immer an Zahl überlegen waren, in Ingolstadt. Umsonst rieth Schärtlin hier zu einem Hauptsturm; mit kleinen, fruchtlosen Gefechten vergeudeten sie die Zeit, bis auch die niederländischen Truppen sich mit dem kaiserlichen Heere vereinigt hatten, und Karl im Stande war, angriffsweise zu verfahren. Er rückte in Schwaben ein. Noch waren die Streitkräfte gleich, und da die naßkalte Witterung Krankheiten bei den spanischen und italienischen Truppen erzeugte, so durften die Protestanten, die dem Kaiser nicht von der

Seite wichen, bald einen billigen Vertrag erwarten, wenn schon dieser bis jetzt nur von Unterwerfung auf Gnade und Ungnade hören wollte, — da gelangte die Nachricht von Moritzens Verrath in das Lager vor Giengen und verbreitete Schrecken auf der einen und Freude auf der andern Seite.

§. 603. Nachdem Moritz die Befürchtungen seiner Stände wegen Religionsveränderung beschwichtigt und durch Ferdinand, mit dem er sich über die Theilung Kursachsens in Böhmen verständigt, im Namen des Kaisers die Zusicherung der Kurwürde und des größten Theiles der Länder seines Vetters erhalten hatte, brach er mit Heeresmacht in die Kurlande ein, um, wie er vorgab, einer Besetzung durch den römischen Kaiser zuvorzukommen, und eroberte schnell eine Stadt um die andere. Auf diese Nachricht eilte Johann Friedrich in seine Staaten zurück; und da zugleich Mangel in dem Bundesheere einriß, die oberdeutschen Städte weitere Zahlungen weigerten und die Söldner schaarenweise die Fahne verließen, so löste sich im Spätherbst das ganze schmalkaldische Heer auf. Der Landgraf und die übrigen Führer zogen nach Hause, um für das Frühjahr neue Rüstungen zu machen. Nun stand dem Kaiser Süddeutschland offen. Wohlmeinende Rathgeber suchten ihn zu bewegen, die Religion frei zu geben und dadurch alle Stände wieder zur Ergebung und zum Gehorsam zurückzuführen. Aber Karl hatte größere Pläne. Durch Unterwerfung der Protestanten unter das Concil wollte er der kaiserlichen Macht das alte Ansehen zurückgeben, sie sowohl über die Landesfürsten als über den Papst erheben und in Staat und Kirche eine neue Ordnung der Dinge begründen. Darum stellte er an die oberdeutschen Stände die Forderung unbedingter Unterwerfung und Lossagung von dem schmalkaldischen Bunde. Die erschrockenen Städte, in denen der für seinen Handel und seine Schätze besorgte Kaufmannsstand das Uebergewicht hatte, ergaben sich eilig unter höchst ungünstigen Bedingungen. Ulm lieferte sein Geschütz aus und erkaufte die Gnade des Kaisers durch große Geldopfer, desgleichen Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen u. a. O. Augsburg war mit Waffen und Mundvorrath so wohl versehen, daß Schärtlin dem Magistrat anbot, die Stadt Jahr und Tag zu halten, bis sich das protestantische Deutschland erholt und neu gerüstet hätte; aber der kleinmüthige Rath der Kaufherren (besonders der Fugger) trug den Sieg davon; mit der Stadt gewann der Kaiser das treffliche Geschütz und hohe Geldsummen; bald folgten auch Frankfurt und Straßburg. Der alte Herzog Ulrich von Würtemberg demüthigte sich vor Karl, zahlte Brandschatzung und räumte seine wichtigsten Festungen den kaiserlichen Truppen ein. Der greise Kurfürst Hermann von Köln, vom Papste gebannt, von spanischen Truppen bedroht und von seinen Ständen zuletzt verlassen, entsagte seiner Würde und machte einem altgläubigen Nachfolger Platz, der den deutschen Gottesdienst schnell wieder durch die Messe verdrängte. Bis zum Frühjahr war ganz Süddeutschland ohne Schwertstreich zum Gehorsam gebracht. Schärtlin, mit der Acht belegt, trat in französische Kriegsdienste.

§. 604. Der Feldzug an der Elbe. Mittlerweile hatte Johann Friedrich Moritzens Truppen zurückgeschlagen, sein Land mit leichter Mühe wieder besetzt und den größten Theil des albertinischen Sachsen, bis auf Dresden und Leipzig, erobert. Ueberall begrüßte ihn die protestantische Bevöl-

kerung mit Jubel. In Böhmen war der hussitische Geist wieder erwacht, die Stände versammelten sich eigenmächtig zu Prag, in der Absicht, Ferdinand der Krone zu berauben und sich mit Kursachsen zu verbinden; in Schlesien und der Lausitz regte sich das Volk gegen die österreichische Herrschaft, die norddeutschen Städte behaupteten eine trotzige Stellung den kaiserlichen Heerführern gegenüber; Frankreich und England erklärten sich zur Unterstützung bereit — aber Johann Friedrich war kein unternehmender Mann, er hatte die Waffen nur zur Vertheidigung seines Glaubens ergriffen; in seinem frommen Herzen war die angestammte Ehrfurcht gegen den Kaiser trotz der Acht noch nicht erloschen; er verschmähte fremden Beistand. — In ihrer Noth riefen Moritz und Ferdinand die Hülfe des Kaisers an. Dieser eilte, ungeachtet seiner Gichtschmerzen und seines kranken Körpers, mit einem aus Spaniern und Italienern bestehenden und von Herzog Alba befehligten Heer nach Böhmen, vereinigte sich in Eger mit den Andern und zog dann seinem Feinde, der mit sechstausend Mann an der Elbe stand, entgegen. Der gleichzeitige Tod seines alten Gegners Franz I. schien seine Pläne zu begünstigen. Bei der Annäherung des Kaisers wollte sich Johann Friedrich mit den wenigen Truppen in das feste Wittenberg zurückziehen, bis er seine zerstreuten Heerabtheilungen an sich gezogen hätte; aber die kaiserliche, 27,000 Mann starke Armee setzte, von einem Bauer geführt, über die Elbe, überraschte an einem Sonntag Morgen als der Kurfürst gerade dem Gottesdienst anwohnte, die im Abzug begriffene Reiterei desselben und gewann auf der Lochauer Haide in der **Schlacht bei Mühlberg** einen leichten Sieg. Johann Friedrich, ein körperlich unbeholfener, schwerfälliger Mann, wurde im Gesicht verwundet und nach tapferer Gegenwehr zum Gefangenen gemacht. Dasselbe Loos traf auch seinen Gefährten, Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg. — In der Gefangenschaft bewies Johann Friedrich die Seelenruhe, die ein gutes Gewissen und festes Gottvertrauen gewähren. Mit der größten Fassung, ohne nur sein Schachspiel zu unterbrechen, vernahm er das Todesurtheil, das der Kaiser über ihn aussprechen ließ. Doch wagte Karl nicht zur Vollstreckung zu schreiten; er zog vor, die Todesstrafe in ewige Gefangenschaft umzuwandeln, unter der Bedingung, daß Johann Friedrich seine Festungen (namentlich Wittenberg, das alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen) dem Kaiser übergebe, und durch die „Wittenberger Capitulation" sein Land nebst der Kurwürde an Moritz abtrete. Die dritte Bedingung, sich dem Tridentiner Concil zu unterwerfen, wies er standhaft zurück. So ging der kurfürstliche Rang von der Ernestinischen auf die Albertinische Linie in Sachsen über.

(Margin: 24. April 1547. — 19. Mai 1547.)

(Margin: Sächsische Ländertheilungen. Die Grumbachschen Händel.)

Jedoch ward Moritz durch die Wittenberger Capitulation verpflichtet, den Söhnen Johann Friedrichs ein ihrem Rang entsprechendes Einkommen zu lassen. Aus den dazu bestimmten Aemtern Weimar, Jena, Eisenach, Gotha, Orlamünde u. a. O., die zu einem neuen Fürstenthum umgeschaffen wurden, sind später, nachdem Moritzens Nachfolger August in dem Naumburger Vertrag 1554 das Amt Altenburg und andere Gebietstheile wieder herausgegeben, die jetzigen sächsischen Herzogthümer in Thüringen entstanden. Die im J. 1558 gegründete Universität Jena sollte ein Ersatz für das verlorene Wittenberg sein. Johann Friedrichs gleichnamiger Sohn konnte den Verlust nicht verschmerzen. Er horchte auf die Einflüsterungen des unruhigen, fehdelustigen Raubritters Wilhelm v. Grumbach aus Franken, der ihm zur Wiedererwerbung der verlornen Würde und Lande durch französische Hülfe Hoffnung machte. Dies führte die Grumbachischen Händel herbei. Als nämlich Grumbach

wegen der durch seine Leute vollbrachten Ermordung des Bischofs von Würzburg mit der Reichsacht belegt wurde, gewährte ihm Johann Friedrich gegen des Kaisers Verbot Schutz. Da rückte ein Executionsheer vor Gotha und nahm Beide gefangen, worauf Grumbach nebst dem herzoglichen Kanzler Brück geviertheilt wurde, der Herzog aber seine Leichtgläubigkeit mit ewiger Gefangenschaft in Steyermark büßte. 1567. Seine edle Gemahlin Elisabeth, die Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, theilte freiwillig die Leiden der harten Gefangenschaft bis zu ihrem Tode (1594), den der Herzog nur ein Jahr überlebte. Sein Bruder Johann Wilhelm erhielt alsdann für sich und seine Nachkommen das Fürstenthum Sachsen-Weimar; die beiden Söhne des gefangenen Herzogs dagegen theilten 1572 die übrigen Besitzungen unter sich, so daß Johann Casimir Koburg und Johann Ernst Eisenach empfing. In der Folge traten noch mehrere Gebietstheilungen ein, bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nach und nach das Recht der Erstgeburt in allen Linien eingeführt ward.

§. 605. Karls Triumph. Nun sollte auch der Landgraf von Hessen gezüchtigt werden. Moritz und Joachim von Brandenburg (der gleichfalls dem Kaiser gehorsam geblieben, aber am Krieg keinen Theil genommen) verwendeten sich für ihn und erlangten die Zusicherung, „wenn er sich auf Gnade und Ungnade ergebe, Abbitte thue und seine Festungen ausliefere, so solle er weder mit Leibesstrafe noch mit ewigem Gefängniß belegt werden.“ Diese Bedingungen wurden aber durch weitere mündliche Verhandlungen mit dem Kaiser dahin gemildert, daß der Landgraf nach seiner Unterwerfung „weder an Leib noch an Gut geschädigt, auch nicht mit Schmälerung seines Landes oder mit Gefängniß beschwert werden solle.“ Unter dieser von Moritz und Joachim verbürgten Zusicherung nahm Philipp den Capitulationsentwurf an und begab sich, von den beiden Kurfürsten mit einem „freien, sichern, ehrlichen, ungefährlichen Geleit“ versehen, nach Halle, wo das kaiserliche Feldlager war. Als er hier in feierlicher Versammlung fußfällig Abbitte gethan, und dann, von Herzog Alba zum 19. Juni 1547. Abendessen eingeladen, sich aufs Schloß begeben hatte, wurde er allen Einwendungen zum Trotz festgehalten. Der Kaiser hatte, gegen Ferdinands Rath, diesen Schritt befohlen; er konnte sich den Triumph nicht versagen, seine beiden größten Gegner in seiner Gewalt zu haben. Den bestürzten Kurfürsten, die ihn des andern Tages mit Bitten um Aufhebung der Haft bestürmten, hielt er seine ursprüngliche Zusage entgegen, „daß er ihn nicht in ewiger Gefangenschaft halten wolle“. Erzürnt verließen die Betrogenen das Hoflager. Bald darauf begab sich Karl zur Regulirung der kirchlichen Verhältnisse mit seinen beiden Gefangenen nach Oberdeutschland, indeß Ferdinand seinen Gegnern in Böhmen und in der Lausitz schwere Züchtigung auflegte und kaiserliche Heerführer die niedersächsischen Städte zur Unterwerfung zu bringen bemüht waren. Aber Bremens feste Mauern und der Heldenmuth der evangelischen Bürger Norddeutschlands setzten dem Siegeslauf des Kaisers einen Damm. Hier behielt die protestantische Sache die Oberhand und das geächtete Magdeburg ward der Hort des Protestantismus.

Prag und die andern Städte in Böhmen ergaben sich auf Gnade und Ungnade, lieferten ihr Geschütz aus und entrichteten die geforderten Geldsummen. Ihre wichtigsten Rechte wurden ihnen entrissen, die Schuldigsten unter dem Herrenstande wie unter den Bürgern an Leib und Gut bestraft, die Königsmacht der beengenden Schranken entkleidet und das Wahlrecht der Könige den Ständen entzogen.

d) Die Zeit des Interims.

§. 606. Das Tridentiner Concil. Das am 13. Dec. 1545 eröffnete Tridentiner Concil hielt unterdessen seine Berathungen. Obwohl für Deutschland bestimmt, war es doch fast nur aus Italienern und Spaniern zusammengesetzt. Dominicaner und andere Ordensgeistliche bildeten den Kern der Versammlung, die ihre Sitzungen unter der Leitung eines päpstlichen Legaten hielt und nach Köpfen stimmte. Unter diesen Umständen mußte die Berathung eher eine feindliche als versöhnliche Richtung den Protestanten gegenüber einnehmen. Dies zeigte sich gleich bei den ersten Berathungen über die Bibel, wo man die bisher von der Kirche als authentisch anerkannte alte lateinische Uebersetzung (Vulgata) auch für alle Zukunft als einzige Autorität aufstellte, und über die Tradition, der man gleiches Ansehen mit der Heiligen Schrift beilegte. Bei der Lehre von der Rechtfertigung ward die Wirksamkeit guter Werke beibehalten; dem hierarchischen Priesterthum wurde eine göttliche Einsetzung untergelegt, die Siebenzahl der Sacramente festgehalten u. dergl. Dieser Gang war dem Kaiser, der jetzt die längst gewünschte Vereinigung der Confessionen zu Stande zu bringen hoffte, höchst unangenehm; er machte Vorstellungen und forderte die Geheimhaltung der Beschlüsse. Aber Paul III., der wohl merkte, daß der Kaiser die Absicht hege, das Papstthum zu beschränken und in der katholischen Kirche solche Reformen einzuführen, daß die Protestanten sich zu einem Beitritt entschließen könnten, ließ nicht nur die Decrete bekannt machen, sondern er verlegte auch unter dem Vorwande einer Pest
1547. das Concil nach Bologna, zog seine Truppen aus des Kaisers Heeren zurück und trat mit Frankreich in Verbindung. Die Minderzahl der Prälaten blieb, dem Befehle des Kaisers gemäß, in Trient und führte dadurch eine Spaltung des Concils herbei.

§. 607. Bei dieser Lage der Dinge war die Nachricht von dem vollständigen Sieg des Kaisers in Deutschland dem Papst höchst unerfreulich. Politische Streitpunkte gesellten sich zu den kirchlichen und machten die Zwietracht größer.
24. Febr. 1548. Nun hielt Karl einen glänzenden Reichstag in Augsburg. Hier brachte er die protestantischen Fürsten zu dem Versprechen, sich dem Concil zu unterwerfen, wenn es wieder nach Trient zurück verlegt und die bereits entschiedenen Punkte einer neuen Berathung unterworfen würden. Da aber hierzu weder der Papst noch die in Bologna versammelten Theologen vorerst zu bewegen waren, so faßte der Kaiser, der jetzt auf dem Höhepunkt seiner Macht stand und die deutschen Fürsten in Demuth und Ehrerbietung seiner Befehle gewärtig sah, den Entschluß, aus eigner Machtvollkommenheit eine Reformation der deutschen Kirche vorzunehmen und eine Verordnung ergehen zu lassen, wie es bis zu Austrag
Mai 1548. des Concils gehalten werden solle. Dies geschah durch das **Augsburger Interim**, bei dessen Abfassung der gemäßigte Julius Pflug von katholischer und der brandenburgische Theolog Agricola von protestantischer Seite thätig waren.

Nach des Kaisers Absicht wurde in dem Augsburger Interim die päpstliche Macht beschränkt; allein in Betreff der Bischofsgewalt, der hierarchischen Verfassung und des ganzen Cultus und Ceremoniels sollte der bisherige Brauch der katholischen Kirche auch ferner beobachtet werden, nur Kelch und Priesterehe ward den Protestanten zugestanden, und in der Lehre von der Rechtfertigung, der Messe u. a. wurde versucht, durch einige unbestimmte Ausdrücke die beiden Ansichten einander näher zu bringen; die Herausgabe der Kirchengüter sollte durch gütlichen Vergleich bewirkt werden.

§. 608. Das Interim war für beide Confessionen bestimmt. Da aber die katholischen Stände (den mit dem Papste innig verbundenen Herzog von Bayern an der Spitze) dasselbe verwarfen, so wurde es auf die Protestanten beschränkt. Allein auch hier

fand es vielen Widerspruch, weniger bei den Fürsten (von denen außer dem gefangenen Johann Friedrich nur noch zwei, Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken und Markgraf Johann von Küstrin, ihre Zustimmung bestimmt versagten), als bei den Städten und Predigern. Zwar brachte Karl durch Zwang und Drohungen die meisten oberdeutschen Städte zum Gehorsam, nachdem die Vernichtung der demokratischen Verfassung in Augsburg (wo die Zünfte aufgehoben und das Regiment einigen reichen Kaufherren übertragen worden) und die gewaltsame Unterwerfung von Konstanz unter Oesterreichs unmittelbare Herrschaft (was auch daselbst die Rückkehr zur katholischen Kirche herbeiführte) die andern erschreckt hatte. Aber weder Drohungen noch Verfolgungen, weder Kerkerstrafe noch Schädigung an Gut und Amt waren im Stande, die protestantischen Prediger zur Annahme einer Religionsbestimmung zu bewegen, die ihrem Gewissen widerstrebte. Von ihren Stellen vertrieben, flohen sie die Heimath und den häuslichen Herd, um sich auf verborgenen Wegen nach den norddeutschen Städten zu retten, die das „seelenverderbende" Interim entschieden zurückwiesen und entschlossen waren, ihre Religionsfreiheit um jeden Preis zu behaupten. Gegen vierhundert Prediger (darunter Joh. Brentz) waren landesflüchtig; den meisten bot das mit der Acht belegte Magdeburg ein Asyl. Auch in Sachsen, der Wiege der Reformation, entflohen viele Geistlichen aus Haß gegen das Leipziger Interim, bei dessen Abfassung sich Melanchthon den Vorwurf der Schwäche und Muthlosigkeit zugezogen hat. Von Magdeburg ging eine Menge heftiger Flugschriften, Satiren, Spottgedichte und Holzschnitte aus, welche Hohn und Haß gegen das Katholiken und Protestanten gleich widerwärtige Interim und dessen Urheber bei dem Volke zu erregen suchten.

Das Leipziger Interim. Die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz, Herzog Erich von Braunschweig u. A. nahmen das Interim unbedingt an; Moritz bat sich Bedenkzeit aus, weil er seinen Ständen Religionsschutz zugesagt hatte. Er fand anfangs entschiedenen Widerspruch; aber es gelang ihm, Melanchthon, dessen von dem Kaiser begehrte Auslieferung Moritz verweigerte, zu einer Abänderung der Augsburger Confession und zur Theilnahme an dem Vereinigungswerk zu bewegen. So entstand unter seiner Leitung das Leipziger Interim, „in welchem hinsichtlich des Glaubens Unevangelisches abgelehnt, aber der größte Theil des katholischen Ceremoniels als gleichgültig (adiaphoron) zugestanden ist. Des Papstes und der Bischöfe Gewalt sollte anerkannt werden, wenn sie dieselbe zur Erbauung und nicht zur Zerstörung der Kirche brauchten." Dieses Gesetz ward nach großem Widerstreben von Seiten der Stände und Geistlichen in Sachsen eingeführt. Theils in dieser, theils in der ursprünglichen Fassung wurde das Interim sofort auch in Hessen, Pommern, Mecklenburg, Lippe u. a. O. angenommen.

e) Moritz von Sachsen.

§. 609. Magdeburg. In dem Augenblick, da der dem Kaiser ergebene Papst Julius III. das Concilium aufs Neue nach Trient verlegte, da die Be- 1. Sept. 1551.
schickung desselben sowohl von Seiten der katholischen Kurfürsten als mehrerer evangelischen Stände (Sachsen und Würtemberg) Karls lange gehegte Wünsche zum Ziel zu führen schien, da alle Umstände sich vereinigten, ihn zum weltlichen Oberhaupt der Christenheit im mittelalterlichen Sinne zu erheben, und er bereits mit dem Plane umging, seinen Sohn zu seinem Nachfolger wählen zu lassen und dadurch diese erneute Kaisermacht in seiner Familie erblich zu machen, fand er einen unerwarteten Widersacher in dem Manne, dem er seine bisherigen Siege hauptsächlich zu verdanken hatte, in Moritz von Sachsen. Die Pläne des Kaisers drohten dem deutschen Reiche eine Umgestaltung zum Nachtheile der Fürstenmacht; die fortdauernde Anwesenheit spanischer und italienischer Truppen in Süddeutschland lastete drückend auf dem Land; die

schweren Strafen, womit jede Uebertretung des katholischen Ritus belegt wurde, machten böses Blut: man schien Deutschland in eine spanische Provinz umwandeln zu wollen. Die Verstimmung erreichte den höchsten Grad, als Moritz, der verhaßte Verräther der protestantischen Sache und ihrer Führer, im Namen
Oct. 1550. des Kaisers die Vollziehung der Acht wider Magdeburg übernahm und die Stadt, „wo das lautere Wort des Evangeliums allein noch eine Freistätte gefunden" zu belagern begann. Dieser Verstimmung kam nur der Jubel gleich, mit dem man die heldenmüthigen Kriegsthaten der von den Geistlichen angefeuerten Magdeburger Bürgerschaft vernahm, die im zuversichtlichen Vertrauen auf den Beistand Gottes, dessen Sache sie führte, und stark durch den Eid, im Leben und Tod Alle für einen Mann zu stehen, die Stürme und Angriffe muthig zurückschlug. In Sachsen herrschte große Aufregung; die Stände warfen bereits ihre Blicke auf Moritzens Bruder August. Da gingen dem jungen Kurfürsten die Augen auf über seine Stellung. Seine wiederholten Verwendungen für die Befreiung seines in Mecheln gefangen gehaltenen Schwiegervaters Philipp waren bisher ohne Erfolg geblieben, vielmehr dessen Haft, seit einem gescheiterten Fluchtversuch, noch geschärft worden; das verpfändete Wort des Kurfürsten schien bei dem Kaiser wenig Gewicht zu haben. Moritzens Ehre war für immer dahin, wenn er sie nicht durch eine That wieder herstellte; und wie konnte er die öffentliche Stimme, gegen die kein bedeutender Mann gleichgültig ist, besser gewinnen, als wenn er die Freiheit des Reichs und der Kirche mit Einem Schlag der Nation zurückgab! Zu dem Zwecke verband er sich zuerst mit dem eifrigen Bundesgenossen der Magdeburger, dem unternehmenden Markgrafen Johann von Küstrin, mit dem er bisher manche Gefechte bestanden. Dieser betrieb die Aussöhnung der beiden sächsischen Linien und die Beilegung des Streits mit Magdeburg. Bald traten der Herzog von Mecklenburg, die Söhne des Landgrafen von Hessen u. A. dem Bunde bei, und der ritterliche Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach verfolgte gleiche Zwecke. Dieser war es auch, welcher, unterstützt von dem geächteten Schärtlin, zuerst eine Verbindung mit Frankreich bewirkte. In dem Vertrag, den dann Moritz mit König Heinrich II. abschloß, wurde diesem gestattet, für die den protestantischen Fürsten zu leistende Hülfe die Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray zu besetzen, mit Vorbehalt der Rechte des Reichs.

§. 610. Innsbruck und Passau. Während dieser Verhandlungen hatte Moritz zum Schein die Belagerung von Magdeburg fortgesetzt. Kaum war aber der Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, so bot er der Stadt Gnade und Religionsfreiheit an und brachte sie dadurch zur Huldigung und Anerkennung
9. Nov. 1551. seiner Hoheitsrechte. Der Kaiser befand sich ohne Truppen in Innsbruck, mit dem Tridentinischen Concil und seinen Entwürfen beschäftigt. Umsonst kamen ihm Warnungen zu; Moritz, schlau und geheimnißvoll und Meister in der Verstellung, wußte aus der Ferne einen Argwohn, der in des Kaisers Seele auftauchte, zu zerstreuen. Unter äußerer Fröhlichkeit versteckte er seine tiefen Pläne, und seine lustigen Gelage, seine Jagdliebe und seine galanten Abenteuer dienten ihm oft als Hülle, oft als Mittel zur Erforschung fremder Vorsätze. Der in spanischen und italienischen Ränken geübte Karl hielt es für unmöglich, daß ein
März 1552. Deutscher ihn überliste. Plötzlich brachen drei Heerhaufen unter Moritz,

Albrecht und dem hessischen Prinzen Wilhelm, dem Sohn des Landgrafen, nach Süden auf, besetzten Augsburg, wo die alte volksthümliche Zunftverfassung und der religiöse Frieden wieder hergestellt wurde, und rückten, die zerstreuten Besatzungen des Kaisers niederwerfend, in Tirol ein, indeß die französischen Truppen Metz eroberten und über Lothringen nach dem Elsaß und Oberrhein vordrangen. Schon hatte Moritz die Ehrenberger Klause erstürmt und näherte sich Innsbruck, um den Kaiser, der sich in der größten Verlegenheit befand, gefangen zu nehmen, als eine Meuterei unter den deutschen Landsknechten dem letztern Gelegenheit zur Flucht gab. In großer Bestürzung hatte sich bereits das Concil aufgelöst, als Karl den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich in Freiheit setzte und dann gichtkrank und niedergeschlagen bei nächtlicher Weile über die schneebedeckten Tiroler Gebirge durch das Pusterthal nach Villach in Kärnthen floh. Seinem Bruder Ferdinand, der des Kaisers Absichten und Interessen nicht theilte und den Deutschen mehr gewogen war, wurde nun das schwierige Geschäft der Friedensstiftung übertragen. Nach Abschluß einer Waffenruhe trat dieser sofort mit den sechs Kurfürsten, mit den Herzögen von Pommern, Würtemberg, Bayern, Braunschweig u. a. zu einer Berathung zusammen, die den Abschluß des **Passauer Vertrags** zur Folge hatte.

April 1552.

29. Juli 1552.

In dem Passauer Vertrag wurde die Herstellung eines beständigen Friedenszustandes als erste Bedingung festgesetzt, so daß Alles, was diesem Frieden im Wege stehe, theils sogleich gehoben, theils auf einem demnächst zu berufenden Reichstag beigelegt werden sollte. Vor Allem kam man daher überein, daß den Bekennern der Augsburger Confession unbedingte Religionsfreiheit gewährt, das Interim abgestellt, das Tridentiner Concil nicht auf die Protestanten ausgedehnt und der Landgraf von Hessen in Freiheit gesetzt würde; der Entscheidung des Reichstags sollten die Beschwerden über Verletzung der Reichsgesetze und die Herstellung der Einigkeit in Glaubenssachen vorbehalten bleiben, doch so, daß wenn auch kein Religionsgesetz zu Stande käme, doch der Friedenszustand bestehen solle. Der Zutritt zum Kammergericht sollte beiden Confessionen geöffnet sein und durch eine umfassende Amnestie das Vergangene vergessen und vergeben werden. — Unter den Freudenthränen und dem Jubel des Volks kehrten die gefangenen, gleich Märtyrern verehrten Fürsten in die Heimath und die vertriebenen Prediger zu ihren Gemeinden zurück. Zwei Jahre später (März 1554) starb der vielgeprüfte Kurfürst Johann Friedrich, der sein Gottvertrauen, das er in dem schönen Kirchenlied: „Wie's Gott gefällt, so g'fällts mir auch!" ausgesprochen, auch in Noth und Gefangenschaft bewährt hatte.

§. 611. Moritzens Tod. Der Kaiser, immer noch auf Wiederherstellung der Religionseinheit bedacht, verwarf den Artikel von dem unbedingten Friedenszustand; aber der französisch-osmanische Krieg, der mit erneuter Stärke ausbrach, zog ihn von den deutschen Angelegenheiten ab. Während nun die kaiserlichen Truppen die von den Franzosen besetzte und von dem Herzog von Guise tapfer vertheidigte Stadt Metz vergebens belagerten, Moritz mit Ferdinand gegen die Osmanen in Ungarn kämpfte und eine französisch-türkische Flotte Neapel bedrohte, führte Markgraf Albrecht von Brandenburg, der dem Passauer Vertrag nicht beigetreten war, einen Raubkrieg wider die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und suchte sich für seine Kriegskosten durch die Plünderung und Brandschatzung von Klöstern und Stiftern zu entschädigen. Da der

1552.

Kaiser seinem wilden Treiben ruhig zusah und ihn schonte, um sich seiner gegen die Franzosen und bei Gelegenheit auch gegen die deutschen Fürsten zu bedienen, so verband sich Moritz mit Ferdinand, Heinrich von Braunschweig (der nach der Schlacht von Mühlberg wieder Land und Freiheit erlangt hatte, §. 599) und den von dem Markgrafen befehdeten geistlichen Fürsten zur Erhaltung des Landfriedens und erneuerte heimlich seinen Bund mit Frankreich. Um die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte zu hindern, zog nunmehr Albrecht, ein kühner, unternehmender Kriegsmann, wider Heinrich von Braunschweig und suchte Niedersachsen mit rohem Raub- und Fehdewesen heim. Da rückte ihm Moritz entgegen.
9. Juli 1553. Bei dem Dorfe Sievershausen, an der Stelle, wo drei Jahrhunderte später ein Denkmal errichtet ward, kam es zur blutigen Schlacht. Der rasche Moritz siegte, aber im wilden Reitergetümmel empfing er eine Schußwunde, an der er zwei Tage nachher, in der Blüthe männlicher Kraft, verschied. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften; „so bedächtig und geheimnißvoll, so unternehmend und thatkräftig, mit so vorschauendem Blick in die Zukunft und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache." Die Todeswunde in der Brust, befaßte er sich noch mit den kriegerischen und politischen Angelegenheiten Deutschlands. Das Männliche und Kühne seines Charakters hat ihn zum Helden des protestantischen Volks gemacht. Sein Fall gab dem Markgrafen neue Hoffnung. Er erneuerte nach einiger Zeit seinen Angriff auf Braunschweig; aber zum zweitenmal besiegt und als Friedensstörer von dem Reichskammergericht und endlich auch vom Kaiser mit der Acht belegt, mußte er seine Erblande (Bayreuth und Hof) seinen Feinden überlassen und als Flüchtling Schutz in Frankreich suchen. Allmählich kehrte die Ruhe in die deutschen Gaue zurück. Nach zweijährigem Aufenthalt kam Albrecht wieder nach Deutschland, fand aber ein frühes Grab
1557. auf dem Schlosse zu Pforzheim, wo ihm der Markgraf von Baden, sein Schwager, Schutz gewährt hatte. Seine evangelisch-christliche Gesinnung hat er in einigen Kirchenliedern kund gegeben. („Was mein Gott will, gescheh' allzeit!")

Kur-Sachsen. Im Kurfürstenthum Sachsen folgte auf Moritz sein Bruder **August** (1553—1586), der trotz mancher Ungerechtigkeiten, deren er sich durch Vergrößerung seines Gebiets auf Unkosten seiner Nachbarn schuldig machte, bei seinen Unterthanen in liebevollem Andenken geblieben ist. Durch sorgfältige Pflege der Landwirthschaft, insbesondere der Obstcultur, suchte er den Wohlstand des Volks zu heben; durch weisen Haushalt, worin er selbst und seine dänische Gemahlin, „Mutter Anna", als Muster vorleuchteten, gewann er die Mittel zur Anlegung nützlicher Anstalten, zur Beförderung der Wissenschaften, zur Belebung des Handels. Durch Aufnahme betriebsamer Niederländer brachte er die sächsische Industrie, namentlich die Tuchbereitung und Baumwollenmanufactur, in Aufschwung. Aber viele seiner Schöpfungen gingen nach der kurzen Regierung seines Sohnes Christian I. (1586—1591) und seines minderjährigen Enkels Christian II. (1591—1611) unter seinem zweiten Enkel **Johann Georg** (1611—1656) in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges wieder zu Grunde. Johann Georg I. und seine drei Nachfolger gleichen Namens (Johann Georg II. 1656—1680; Joh. Georg III. 1680—1691 und Joh. Georg IV. 1691—1694), standen meistens in engem Bunde mit Oesterreich, nicht immer zum Vortheil ihres Landes und Volkes.

f) Der Augsburger Religionsfriede und Karls V. Ausgang.

§. 612. Durch schwere Erfahrungen waren beide Confessionsparteien zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Friede im Reich nur durch gegenseitige

Anerkennung der Glaubensfreiheit zu sichern sei. Diese Anerkennung zerstörte aber Karls Pläne und Entwürfe hinsichtlich der Kirche und Kaisermacht für immer; kein Wunder also, daß ihm die deutschen Angelegenheiten verleidet waren und er den Vorsitz bei dem im Passauer Vertrag verheißenen Reichstage seinem Bruder überließ, um nicht die Demüthigung zu erfahren, öffentlich eingestehen zu müssen, daß er den Hauptgedanken seines Lebens nunmehr aufgebe. Auf diesem denkwürdigen in **Augsburg** abgehaltenen Reichstage kam nach langen 25. Sept. 1555.
lebhaften Verhandlungen der **Religionsfriede** zu Stande, in welchem den protestantischen Ständen Augsburger Confession nicht nur völlige Gewissens- und Religionsfreiheit, sondern auch politische Rechtsgleichheit mit den katholischen und der Fortbesitz der bereits eingezogenen Kirchengüter zugesichert ward. Für Unterthanen, die der Religion des Landesfürsten nicht folgten, wurde das Recht freien Abzugs und für die Bleibenden Duldung ausbedungen. Den heftigsten Streit erregte die Forderung der Altgläubigen, daß die geistlichen Stände, die in Zukunft der neuen Kirche beitreten würden, ihrer Würde und Einkünfte verlustig gehen sollten. Da man sich hierüber nicht vereinigen konnte, so wurde der sogenannte „**geistliche Vorbehalt**" durch kaiserliche „Declaration" festgestellt und als Reichsgesetz ausgesprochen, zugleich aber auch der Protest der evangelischen Stände dagegen zugelassen. So blieb die ganze Frage über die kirchlichen Besitzungen unausgetragen als Aussaat blutiger Kämpfe. „Der Augsburger Friede war also keineswegs eine endgültige Lösung der deutschen Frage, er war vielmehr nur ein Compromiß für den Augenblick, berechnet, sowohl den bisherigen thatsächlichen Verlauf der Geschichte rechtlich festzustellen, als auch jener unaufhaltsamen Strömung der Nation zu einer Glaubensfestsetzung ohne die alte Kirche einigen Einhalt zu thun, und dem Bedürfniß nach Ruhe und Frieden Geltung zu verschaffen."

Der Grundsatz cujus regio ejus religio, der in diesem Frieden Geltung erlangte, war der Ausbildung der Fürstenmacht (Territorialgewalt) nicht minder förderlich, als der Ausgang des Krieges, der eigentlich eine Erhebung gegen das Reichsoberhaupt war. Auf dem Einverständniß der Landesherren beruhte jetzt die Ordnung des Reichs, der Gang der Reichspolitik. — Der Religionsfriede umfaßte alle „Augsburger Confessions-Verwandte", also die gesammte deutsche Kirche der neuen Lehr- und Cultusform. Die Anhänger des Zwinglischen und Calvinischen Bekenntnisses wurden Anfangs als in dieser Bezeichnung inbegriffen gedacht, durch spätere Folgerungen aber, als die Spaltung erweitert und die Grundsätze mehr zu Tage getreten waren, für ausgeschlossen erklärt. — Trotz der Unbestimmtheit in einzelnen Punkten trug der Augsburger Friede reichliche Früchte. „Auf dem Gebiete der geistigen Strömungen erzeugte er eine weitere Annäherung der Gegensätze, in den politischen Bestrebungen eine reinere Eintracht der vorwaltenden Fürsten, in dem materiellen Zustand einen mächtigen Aufschwung des Handels und der Industrie: allseitig also erhöhteren Wohlstand, allgemeinere Zufriedenheit. Es gewöhnten sich die Gegensätze neben einander zu bestehen, die religiös Getrennten friedlich neben und unter einander zu wohnen. Auch in dem streitig gebliebenen Punkt fand sich ein thatsächliches Auskommen. Wollte es nicht anders gehen, so ließ man geistliche Fürstenthümer auch durch weltliche Herren protestantischen Bekenntnisses verwalten, ein kaiserlicher Indult half über alle Schwierigkeiten."

§. 613. Der Kaiser, der durch den Religionsfrieden das Ziel seines Lebens, die Einheit der abendländischen Kirche, zerstört sah, verlor jetzt sein früheres Interesse für die Dinge dieser Welt und faßte, von körperlichen Leiden niedergebeugt, den Entschluß, der Regierung und der Welt zu entsagen und in stiller Zurückge-

zogenheit und klösterlicher Büßung den Rest seiner Tage zuzubringen. Zu dem
25. Okt. 1555. Zweck übertrug er in einer feierlichen Versammlung zu **Brüssel** seinem Sohne
1556. **Philipp** zuerst die Regierung der **Niederlande** und einige Zeit nachher auch die Königreiche **Spanien** und **Neapel**, so wie die **neue Welt**; die österreichischen Staaten aber und die Leitung der deutschen Angelegenheiten blieben seinem Bruder **Ferdinand** überlassen. Hierauf begab er sich, nachdem er am 7. Sept. 1556 auch die Kaiserkrone niedergelegt, nach dem westlichen Spanien, wo er sich neben dem Kloster **San Juste** bei Placenzia an dem freundlichen Abhang eines von Baumpflanzungen umgebenen Hügels eine Wohnung hatte errichten lassen. Hier lebte er noch zwei Jahre in stiller Zurückgezogenheit, mit Handarbeiten, Religionsübungen und frommen Betrachtungen beschäftigt, ohne jedoch die Angelegenheiten des Reichs aus den Augen zu verlieren oder sich der Einwirkung auf die Regierung zu begeben. Und um sich mit dem Sterben ver-
† 1558. traut zu machen, berichtet die Volksüberlieferung, feierte er kurz vor seinem Hinscheiden sein eigenes Leichenbegängniß, unter dem Abhalten eines Todtenamts. **Ferdinand** I. aber, schon früher von den deutschen Fürsten zum Kaiser gewählt, verband nunmehr die Reichskrone mit den österreichischen Erbstaaten, nachdem er
1558 sich verpflichtet, den **Religionsfrieden** zu beobachten, den Landfrieden nach der erneuerten Kammergerichtsordnung zu handhaben und nie ohne den Rath und Willen der Stände zu regieren. Diesem Eid kam Ferdinand gewissenhaft nach. Er und noch mehr sein milder Sohn **Maximilian** II. legten der Ausbreitung der evangelischen Lehre keine Hindernisse in den Weg.

§. 613 a. **Der Verlust der Reichslande in Lothringen.** Der Schmalkaldische Krieg hat nicht nur die Hoffnungen der Patrioten für Begründung einer deutschen Nationalkirche auf evangelischer Grundlage unabhängig von Rom vernichtet; er hat auch deutsches Reichsland dem begehrlichen Nachbar zum Opfer gebracht. Wir haben früher (§. 520 a) die Stellung des Herzogthums Lothringen bis zu Ende des Mittelalters kennen gelernt. Wie sehr sich auch das Lehnsband, welches das überrheinische Land an Kaiser und Reich knüpfte, im Laufe der Zeit gelockert hatte, daß das Herzogthum deutsches Reichsland sei, der Herzog unter kaiserlicher Lehnshoheit stehe, wurde staatsrechtlich nicht in Zweifel gezogen. Allerdings hatte das herzogliche Geschlecht seit einem Jahrhundert mehr Sympathie für Frankreich gezeigt als für das verlotterte deutsche Reich; dagegen waren die drei Bischöfe von **Metz**, **Toul** und **Verdun**, deren Besitzungen in dem lothringischen Herzogthum lagen, reichsunmittelbare Fürsten, erhielten vom Kaiser die Investitur und gehörten zu dem Metropolitanverbande von Trier. Die drei Städte waren freie Reichsstädte, die nur unter der Oberhoheit des Kaisers standen und in Rechtssachen die kaiserliche Kammer in Speyer als oberstes Gericht anerkannten. In Metz war der Reichstag abgehalten worden, auf welchem 1356 das Reichsgrundgesetz Deutschlands, die goldene Bulle, zu Stande kam. Die Bürgerschaft, deutsch in Sprache, Sitte und Denkweise, hielt jederzeit treu zur deutschen Nation. Als Moritz von Sachsen zögernd das von Frankreich dargebotene Schutz- und Trutzbündniß annahm, um die Selbständigkeit Deutschlands und die Existenz des Protestantismus gegen die kaiserliche katholische Politik Karls V. zu retten, gedachte er nicht, jene westlichen Reichsstädte den Franzosen preiszugeben. Die vieljährigen Kriege zwischen Frankreich und Habsburg, die Furcht des französischen Hofes vor der wachsenden Uebermacht des spanisch-österreichischen Herrscherhauses konnten die deutschen Fürsten wohl zu dem Glauben führen, Heinrich II. habe keinen andern Zweck, als dieser Uebermacht entgegenzutreten, die Unabhängigkeit Deutschlands zu erhalten und die protestantischen Fürsten in ihrer religiösen Freiheit zu schützen: denn so lauteten die gleisnerischen Worte des Vertrags. Moritz mochte der Meinung sein, das gemeinsame Interesse gegen den gemeinsamen Feind sei eine genügende Grund-

lage zu einer politischen Allianz. Wenn bei der Gelegenheit vielleicht die drei geistlichen Herren ihre weltliche Herrschaft einbüßten und die Kriegsentschädigung mit ihren zeitlichen Besitzungen bestritten würde, so mochte eine solche Säcularisation dem evangelischen Kurfürsten nicht als ein großes Unglück erscheinen. Freilich hätte ihn das Verfahren des Königs gegen die eigenen reformirten Unterthanen überzeugen können, daß Heinrich II. ein unzuverlässiger Beschützer der „evangelischen Freiheit" des deutschen Volkes sein dürfte; aber eine solche Politik war ja doch möglich und wurde von Frankreich zu verschiedenen Zeiten unbedenklich verfolgt. So kam denn das Bündniß zu Stande wider den Rath Melanchthons, der davor warnte, wie einst die Propheten Juda's vor dem Bund mit Aegypten, und wider die Vorstellung der sächsischen Stände. Ein Manifest in deutscher Sprache von Fontainebleau aus erlassen, verkündete alsbald der Welt, „daß allerlei schwere Klagen vieler Fürsten und andrer trefflichen Leute deutscher Nation zu dem König gedrungen, wie sie vom Kaiser mit unerträglicher Tyrannei und Knechtschaft unterdrückt und in ewige Dienstbarkeit und Verderben geführt würden; dies könne nicht ohne Schaden der Krone Frankreichs geschehen, da die deutsche Nation eine feste Vorburg der ganzen Christenheit sei. Deswegen habe er den deutschen Fürsten und Ständen seine Hülfe nicht versagen wollen, sondern mit ihnen aus göttlichem Eingeben und Antrieb einen Bund aufgerichtet und den festen Entschluß gefaßt, alle seine Macht, Freunde, auch eigene Person mit denselben in Gemeinschaft einzusetzen. Dabei habe er keinen andern Zweck, als aus freiem königlichen Gemüthe die Freiheit der deutschen Nation und des heil. Reiches zu fördern, die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit, in welche sie versetzt worden, zu befreien, den Herzog Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen ihres langwierigen Gefängnisses zu entledigen und hierdurch einen unsterblichen Namen zu erlangen, wie er einst dem Flamininus in Griechenland zu Theil geworden. Niemand solle einiger Gewalt sich befürchten, da er den Krieg blos deshalb unternommen habe, um einem Jeden seine verlorne Gerechtigkeit, Ehren, Güter und Freiheiten wieder zu verschaffen." Diese feierliche Betheuerung des Königs, der sich sogar auf dem Titel des Manifestes als „Retter der germanischen Freiheit und der gefangenen Fürsten" bezeichnete, daß er keinen eigenen Vortheil oder Gewinn suche, war berechnet, den Kurfürsten Moritz und die übrigen Verbündeten zu täuschen und in Sicherheit einzuwiegen. Daher wurde dem König auch vertragsmäßig zugestanden, die Städte Metz, Toul und Verdun zeitweilig als Vicarius des heil. Reichs mit Vorbehalt aller dem Reiche zustehenden Rechte zu besetzen. Zu dieser „einstweiligen" Occupation traf nun der König sofort die nöthigen Anstalten. Während Moritz gegen den Kaiser zu Felde zog, rückte der Connetable von Montmorency mit einer beträchtlichen Streitmacht von Fußvolk und Reiterei in Lothringen ein, brachte Toul, Verdun und Nanzig zur Unterwerfung, entzog der Herzogin Christine von Dänemark, einer Nichte des Kaisers, die vormundschaftliche Regierung, die sie seit dem Tode ihres Gemahls, des Herzogs Franz († 1545) über ihren minderjährigen Sohn Karl führte, und übertrug die Verwaltung dem Grafen von Vaudemont, einem ergebenen Diener Frankreichs. Nanzig erhielt eine französische Besatzung. Den jungen Fürsten sandte man nach Paris zur Vollendung seiner Erziehung. Dort wurde er in der Folge mit des Königs Tochter Margaretha vermählt und damit der Weg zur Annectirung betreten. Die Protestation der Herzogin Mutter blieb unbeachtet. Kaiser Karl V. hatte für die bedrohte Landschaft keine Hülfe. Eine Widerlegung des französischen Manifests war Alles, was er zum Schutze Lothringens unternahm. — Der Plan Heinrichs II. war indessen nur unvollkommen erreicht, wenn nicht auch Metz, die so günstig gelegene feste Moselstadt in französische Hände kam. Dazu bedurfte es aber größerer Anstrengungen und stärkerer Hebel, da die Bürgerschaft treu zum Reiche hielt und entschlossen war, jeden Versuch einer feindlichen Occupation von sich zu weisen. Die französische Politik fand jedoch Mittel und Wege, durch Hinterlist und Täuschungen zum Ziel zu kommen, und erlangte wie ein Jahrhundert später bei dem Anschlag auf Straßburg ein willfähriges Werkzeug in dem Bischof von Metz, einem Cardinal und Würdenträger der Kirche. Denn die römisch-katholische Geistlichkeit fühlte sich zu allen Zeiten sicherer und wohler unter dem Schutze des „allerchristlichsten Königs" als unter dem ohnmächtigen Reichsregiment mit Reichstagen, wo protestantische Fürsten und Stände Sitz

und Stimme hatten. Bischof Robert, „ein unterwürfiger Knecht Frankreichs", verstand es, mit Hülfe einiger Patrizier eine Spaltung im Stadtrathe zu erzeugen und eine französische Partei zu bilden. Im Vertrauen auf diese Unterstützung stellte der Connetable von Montmorency das Verlangen eines Durchzugs seiner Armee durch die Stadt: die Bürgerschaft widersetzte sich der Anmuthung standhaft, wurde aber allmählich durch die Intriguen und Verführungskünste der französischen Parteigenossen zu dem Zugeständniß gebracht, der Feldherr selbst möge seinen Durchzug durch die Stadt nehmen, begleitet von Einem Fähnlein der Garde und den Cavalieren seines Stabes, nicht aber das Heer. Mehr bedurfte man nicht. Dem Einen Fähnlein folgte die Garde, und dieser die ganze Armee. Auf die Vorstellungen der Bürgerschaft stellte sich der Connetable sehr entrüstet über den Zudrang, meinte aber, die Stadt würde keinen Schaden nehmen, wenn das Heer seinen „Durchzug" durch dieselbe mache. Kaum aber war der letzte Mann in das Thor eingezogen, so wurden die Truppen bei den Bürgern einquartiert und von einem Abzug war keine Rede mehr. Die Komödie war gut gespielt, aber sie sollte mit einem tragischen Ende schließen. Um den Magistrat zu einem gefügigen Werkzeug der französischen Politik zu machen, lud Montmorency diejenigen Mitglieder, die nicht von der Partei waren, unter einem erdichteten Vorwand in sein Zimmer und durchbohrte mit eigener Hand den Aeltesten des Schöppenraths, während seine Garden über die andern herfielen und sie niedermachten. Wer wollte nach solchen Vorgängen noch Widerstand wagen? Als der König am 18. April 1552 in Metz einzog, feierte ihn die Inschrift eines Triumphbogens als „Protector des heil. römischen Reichs" und auf die Bitte des Magistrats, der Stadt ihre Freiheiten und Privilegien zu erhalten, antwortete er zweideutig: „Ich werde Euch wie die Meinigen behandeln." Der glückliche Erfolg in Lothringen füllte Heinrich II. mit der Hoffnung, auch Straßburg zu gewinnen und mit den deutschen Fürsten am Rhein einen Bund unter Frankreichs Protectorat aufzurichten. Dazu war aber die Zeit noch nicht gekommen. Als die Straßburger Miene machten, den Retter der deutschen Freiheit, der bereits nach Zabern vorgedrungen, mit den Waffen zu empfangen und die rheinischen Kurfürsten nebst einigen andern Landesherren auf einer Versammlung in Worms das vorgeschlagene Bündniß entschieden von sich wiesen und bei der dem Reiche schuldigen Treue beharren zu wollen versicherten, stand der König vorerst von seinen weiteren Plänen ab und begnügte sich, mit einem kleinen Gefolge in Straßburg einzureiten und sich von dem Rathe bewirthen zu lassen. Der Abschluß des Passauer Vertrags mahnte ihn zur Mäßigung. Er erklärte den Abgesandten des Wormser Fürstentages: da durch ihn das Reich wieder zu seiner Freiheit gelangt sei, sehe er sein Werk als beendigt an und ziehe sein Heer aus Lothringen zurück. Doch wurde auf dem Heimweg noch Luxemburg mit Feuer und Schwert verwüstet und somit dieses Grenzland gleich Anfangs in die Leidensgeschichte Deutschlands hineingezogen. Die drei Bisthümer aber, deren einstweilige Besitznahme dem König im Vertrag mit Moritz zugestanden war, wurden nicht geräumt; vielmehr wurden die Städte Metz, Toul und Verdun dem französischen Reichskörper einverleibt und damit ein Gebiet von 50 Quadratmeilen mit einer meistens deutschen Bevölkerung von 300,000 Seelen dem Reich entfremdet. Heinrich II. zögerte nicht, sich den Raub für die Zukunft zu sichern. Hatte sein Gesandter trotz aller „Praktiken" nicht vermocht, den Passauer Frieden zu hintertreiben, so wollte er doch wenigstens für seine guten Dienste um die deutsche Freiheit entschädigt sein. Vor Allem lag ihm Metz am Herzen. „An diese Stadt knüpfte sich Verlust oder Gewinn der Bisthümer Lothringens, des Herzogthums Bar und der Champagne, sie war der Schlüssel zu Frankreich selbst, eben so wie seither zu Deutschland." Darum setzte der König einen Mann zum Befehlshaber ein, der sich die Stadt nicht leicht entreißen ließ — den Herzog Franz von Guise. Dieser verbesserte die Festungswerke, legte eine starke und treffliche Besatzung in die Stadt und traf alle Anstalten zu einer dauerhaften Vertheidigung. Denn als der französische König sich weigerte, die temporäre Occupation, die er als Reichsvicar unternommen, vertragsmäßig aufhören zu lassen, rückte ein kaiserliches Heer ein, um die „Vormauer des deutschen Reichs" wieder mit Gewalt zu gewinnen. Der langsame Zug Karls gab jedoch dem Herzog Zeit, seine Vertheidigungsanstalten in Metz zu vervollständigen. Erst im Herbst betrat der Kaiser das lothringische Gebiet. Er brachte den Markgrafen

Albrecht von Culmbach, welcher eine zweideutige Haltung zwischen den kriegführenden Mächten beobachtet und trotz seines Bundes mit Frankreich den Herzog von Aumale, den Bruder des Commandanten von Metz, besiegt und als Gefangenen nach seiner Veste Plassenburg geführt hatte, auf seine Seite, freilich mit großen Zugeständnissen gegen den unruhigen Friedensbrecher. Ende October begann der schwere Belagerungskrieg vor Metz Oct. 1552. unter der Leitung des Herzogs von Alba und dauerte in den Winter hinein. Guise hatte nicht nur alle Einwohner, welche bei der Waffenführung und Vertheidigung nicht zu gebrauchen waren, aus der Stadt entfernt und alle Arbeiter mit Gewalt in den Dienst gezogen und unter strenges Kriegsgericht gestellt; er hatte auch die umliegenden Dörfer in Brand gesteckt, um dem Feinde die Annäherung zu erschweren. So nahm denn die Belagerung, obwohl der Kaiser selbst mit dem Markgrafen von Brandenburg und mit dem Grafen Egmont sich vor Metz einstellte und das Heer auf 40,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reiter sich belief, keinen rechten Fortgang. Wie viele Breschen auch geschossen wurden, neue Verschanzungen, in der Eile von dem energischen Guise errichtet, hinderten das Vordringen. Die strenge Winterkälte war den Kaiserlichen verderblich; Tausende erstarrten, die Lagerfeuer konnten aus Mangel an Holz nicht hinlänglich genährt werden; epidemische Krankheiten forderten zahllose Opfer. Endlich wurde der Befehl zum Abzug nach Diedenhofen (Thionville) gegeben, nachdem die Armee auf die Hälfte zusammengeschwunden, der Rest halb erfroren und ausgehungert war. Margraf Albrecht leitete den Rückzug, der bald in vollständige Flucht ausartete. Die ganze Straße war mit todten Jan. 1553. und sterbenden Menschen und Pferden, mit Waffen, Kriegsvorräthen und verlassenen Gepäckwagen bedeckt. Gefangene und Beutestücke in Menge wurden in die Stadt eingebracht, deren Loos durch diesen Ausgang entschieden war. Der Bischof-Cardinal nahm die Macht in geistlichen und weltlichen Dingen an sich, setzte einen neuen Stadtrath ein und förderte die Verbindung mit Frankreich aus allen Kräften. Mit der Reichsfreiheit gingen auch die Keime des Protestantismus in Metz unter: alle ketzerischen Bücher wurden aufgesucht und verbrannt. Auf den Kaiser machte dieser Ausgang einen niederschlagenden Eindruck; und er hatte noch den Verdruß, daß der deutsche Volkswitz seine Schadenfreude in dem Spottliede kund gab: „Die Metz und die Magd (Magdeburg) Haben dem Kaiser den Tanz versagt." So ging das Kleinod von Lothringen für das Reich und für die protestantische Kirche verloren. Klerus und Adel frohlockten, aber die Bürger trauerten noch lange um die verlorne Freiheit und städtische Selbstverwaltung; doch was half es, daß Magistrat und Bürgerschaft von Metz, trotz der mißtrauischen Ueberwachung der französischen Obrigkeit, wiederholt den deutschen Reichstag mit Bitten um Herstellung ihrer alten Rechte und ihrer Angehörigkeit zum Reich bestürmten; was half es, daß einzelne deutsche Fürsten in den Jahren 1559 und 1568 der Reichsversammlung die warnenden Worte zuriefen, daß die Franzosen die drei lothringischen Stifter und Städte als „Schlüssel zu Deutschland" gebrauchen würden, um die Länder am Rhein unter ihre Gewalt zu bringen; der kurzsichtige Eigennutz der habsburgischen Kaiser, die mehr Werth auf die Mehrung ihrer Hausmacht und die Erhaltung der katholischen Kirche als auf die Wahrung der Integrität des Reiches legten, so wie die Spaltung und Zwietracht der Fürsten und Stände, die jedes thatkräftige Handeln nach Außen lähmten, ließen Frankreich im Besitze des Raubes. Allerdings blieben die Rechte des Reiches vorbehalten und noch ein Jahrhundert lang staatsrechtlich in Geltung; die Städte und Bischöfe konnten noch immer als Stände und Fürsten des Reiches angesehen werden; die kaiserliche Investitur bestand der Idee nach noch fort; ab und zu wurde auch wohl noch der Reichstag beschickt; aber es war nur eine Fiction, die nicht mehr Bedeutung hatte, als die oberlehnsherrlichen Rechte des Reichs über das Herzogthum Lothringen. „Es mußte sogar als bedenklich erscheinen, Fürsten, die thatsächlich blinde Vasallen der Beherrscher Frankreichs waren, sich rechtlich als deutsche Reichsstände geriren zu lassen." Es war daher für Deutschland kein großes Opfer und kein wirklicher Verlust als im westfälischen Frieden diese heuchlerische Maske endlich abgerissen und die Besitznahme der drei lothringischen Bisthümer durch Frankreich nachträglich sanctionirt ward.

5. Die Calvinisch-reformirte Kirche.

§. 614. Calvin in Genf. Auch nach der welschen Schweiz war der neue Glaube gedrungen. Wilhelm Farel, ein feuriger Bekenner der evangelischen Lehre aus der Dauphiné, und der beredte Viret waren die ersten unerschrockenen Verkündiger, die mit dem Muthe der alten Heidenbekehrer den Aberglauben und die Werkheiligkeit bekämpften und auf Feld und Markt, auf Kanzel und Kirchhöfen durch kühne Predigten das Volk für das Evangelium zu gewinnen suchten. Waadt, durch Bern von Savoyen erobert, nahm die Religion des neuen Gebieters an; in Aigle, Murten, Neuchatel u. a. O. siegte Farels Beredsamkeit; Genf, wo die von den savoyischen Herzögen eingesetzten Bischöfe sich schon längst als Feinde der städtischen Freiheiten erwiesen, wurde unter Berns Beistand von Savoyen befreit und der Reformation und der Eidgenossenschaft zugeführt. Aber noch war die Verfassung schwankend, das Volk verwildert, die Sitte zügellos, als Johannes Calvin, aus Noyon in der Picardie, der von der Jurisprudenz zur Theologie übergegangen, bald aber wegen seiner reformatorischen Ansichten verfolgt und zur Flucht genöthigt worden war, sich in Genf niederließ und Ordner des republikanischen Gemeinwesens, Verbesserer der Sitten und wahrer Begründer der Kirche wurde. Seine strenge Kirchenzucht erregte Anfangs Mißfallen und führte seine Vertreibung herbei; aber bald siegte die bessere Einsicht. Er wurde zurückgerufen und übte nun, gleich den Gesetzgebern des Alterthums, bis zu seinem Tode den größten Einfluß auf Verfassung, Religion, Sitte und Bildung der Stadt, die ihm ihre ganze Bedeutung zu danken hat. Genf wurde durch ihn ebenso der Mittelpunkt des reformatorischen Lebens für den Süden, wie Wittenberg für den Norden. Die Genfer Lehranstalt, wo Calvins treuer Amtsgenosse Theodor Beza (1519—1605), ein mit allen Vorzügen des Geistes, des Körpers und der Geburt begabter französischer Edelmann, seine vielseitige Thätigkeit entwickelte, bildete jene eifrigen Prediger, die mit Gefahr ihres Lebens das Evangelium in die Fremde trugen (§. 563); Genfer Buchdruckereien (Stephanus) versorgten die meisten reformirten Kirchen mit Religionsschriften, viele wegen ihres Glaubens verfolgte Geistliche und Gelehrte aller Nationen suchten in Genf Schutz und Obdach und trugen zur Hebung der Cultur wie der Bedeutung der Republik bei. „Alles Fremdartige in seinem Innern vertilgend, das Verwandte an sich ziehend, pflegend, und im geeigneten Moment wieder aussendend, erscheint Genf wie eine kriegerische religiöse Mark an den Grenzen einer feindseligen Welt zum Angriff und zur Vertheidigung.“ Calvin selbst erlangte durch seine Schriften, durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel, durch Rathschläge und Gutachten eine Wirksamkeit und ein gesetzgebendes Ansehen gleich Luther und Melanchthon. Er war ein Mann von wenig Phantasie, aber hohem Verstand, und von unerbittlicher Strenge im Denken wie im Handeln. „Hart gegen Andere, wie gegen sich selbst, doch nicht ohne ein tiefes Gefühl, jedem irdischen Genusse feindselig, um Volksgunst unbekümmert, gebot er über die Geister durch die Ehrfurcht vor seinem starken, reinen Willen.“

Calvin, geb. 10. Juli 1509, gest. 27. Mai 1564.

§. 615. Der Calvinismus. Die Lehre Calvins, wie er sie in seinem „Unterricht über die christliche Religion“ entwickelt hat, trägt den Charakter ihres Urhebers —

Strenge und Einfachheit. In der Glaubenslehre schließt er sich größtentheils an Zwingli an, doch nimmt er in der Abendmahlslehre eine vermittelnde Stellung zwischen ihm und Luther und folgt in der Gnadenwahl der strengen Augustinischen Ansicht, wonach der durch die Erbsünde verderbte menschliche Wille unfrei und aus eigener Kraft zum Guten unfähig ist, folglich ein Theil der Menschen durch göttliche Vorausbestimmung (Prädestination) zur Seligkeit, der andere zur Verdammniß bestimmt sein muß; so daß das Heil der Erwählten, auch wenn sie irren und fallen sollten, nicht verloren gehen könne, während der Verworfene unwiderruflich von der himmlischen Seligkeit ausgeschlossen sei. — Im Cultus und in den Ceremonien geht Calvin, wie Zwingli, auf die apostolische Urzeit zurück und verordnet die größte Einfachheit. Bilder, Ornamente, Orgeln, Kerzen und Crucifixe sind aus der Kirche verbannt; der Gottesdienst besteht aus Gebet, Predigt und dem Absingen der von Beza und Marot bearbeiteten und von Goudimel mit Chorälen versehenen Davidischen Psalmen; außer dem streng gefeierten Sonntag (Sabbath) gibt es keine kirchlichen Feste. — Die Verfassung der calvinischen Kirche ist eine republikanische Synodalverfassung (wie sie ursprünglich durch den auf der Marburger Universität wirkenden flüchtigen Franzosen Lambert auch für die hessische Landeskirche beabsichtigt, aber nicht erzielt worden). Die durch den Rath der Aeltesten (Presbyterium) repräsentirte Kirchengemeinde übt die Kirchengewalt. Sie wählt den Geistlichen, überwacht durch die Aeltesten die Sitten und handhabt Kirchenzucht, Kirchenstrafen und Almosenpflege. Die gesetzgebende Macht ruht in den aus Geistlichen und Aeltesten bestehenden Synoden, die theils eine Landschaft, theils die ganze Kirche repräsentiren. Die höchste Bedeutung legte Calvin auf die Kirchenzucht. Der Grundsatz war, „daß man Laster und Sünde vertilgen müsse, weil ihre Duldung den Zorn und die Rache Gottes herbeiziehen würde.“ In der Ausschließung von der Communion, die ihm als „der Mittelpunkt der kirchlichen, ja des gesammten individuellen und bürgerlichen Lebens“ galt, sah er das größte Strafmittel. Ihre Sittenstrenge führte die Calvinisten bisweilen auch zur Bekämpfung erlaubter Freuden, als Theater, Tanz und feinerer geselligen Genüsse, daher ihre Lehre weniger in den höhern Kreisen des Lebens als in dem Mittelstande Wurzel schlug. Am besten gedieh der Calvinismus bei dem gebildeten Bürgerstand der Städte, da er auf Beförderung eines thätigen, arbeitsamen Lebens, auf Verbannung des Luxus und aller überflüssigen Genüsse und auf Begründung strenger Zucht und Ehrbarkeit lossteuerte.

§. 616. **Verbreitung des Calvinismus.** Calvins Lehre kam zur Herrschaft in den französischen Kantonen der Schweiz; sie faßte Boden in Frankreich, besonders in den blühenden Städten des Südens, wo vor Jahrhunderten die Albigenser durch das Schwert der Kreuzfahrer und den Bekehrungseifer der Dominicaner vertilgt worden (§. 401); anderthalb Jahrhunderte kämpften die französischen Calvinisten (Huguenotten) um ihre Existenz; Mord, Verfolgung und Druck minderte zwar die Zahl der Bekenner, war aber nicht vermögend, den reformirten Glauben auszurotten. Von Frankreich und der Schweiz drang der Calvinismus in die Niederlande, wo ihm nach blutiger Bekämpfung in den nördlichen Provinzen (Holland) der Sieg zu Theil ward. Freie republikanische Verfassung und Unabhängigkeit von Spaniens Herrschaft war in seinem Gefolge. In der Presbyterialkirche Schottlands erhielten Calvins Ansichten ihre schärfste demokratische Prägung. Hier erhob sich die Synodalverfassung auf den Trümmern der Hierarchie über den machtlosen Königsthron. In England erlagen die ähnlichen Grundsätze der Puritaner der Macht der Episcopalkirche; aber zahlreiche Secten pflanzten sie fort, und auf Nordamerika's freiem Boden erlangten sie ihre vollendetste Ausbildung. Auch in Deutschland fand der volksthümliche Calvinismus zahlreiche Bekenner. Friedrich III. von der Pfalz führte denselben in seinem Lande ein und ließ durch Ursinus und Olevianus 1562.
den Heidelberger Katechismus, eine weitverbreitete Bekenntnißschrift des 1559.
reformirten Glaubens, abfassen. Doch gelangte daselbst die calvinische Kirchenform erst durch Casimir zum völligen Sieg. Dasselbe geschah nicht ohne heftige Kämpfe und 1604.
mancherlei Zerrüttung in Hessen durch den gelehrten Landgrafen Moritz, im An-

halt'schen (1596) und zum Theil in Bremen und Brandenburg, wo Johann
1613. Sigismund in Berlin das Abendmahl nach calvinischer Weise nahm. Selbst Melanchthon und seine Anhänger (Phillipisten, Kryptocalvinisten) waren im Herzen von der Wahrheit der calvinistischen Auffassung überzeugt. Durch Kundgebung dieser Ansicht verbitterte sich jener den Abend seines Lebens so, daß er kummervoll und
1560. verleumdet in die Grube hinabfuhr, und die letztern zogen sich in Sachsen Verfolgung und
1580. Kerker zu. Die Concordienformel (§. 692) machte dem Kryptocalvinismus mit der Zeit ein Ende, befestigte aber die Kluft zwischen Calvinisten und Lutheranern und nährte den unseligen Haß der einen Confession gegen die andere. Der Kanzler Crell, der nochmals einen Versuch machte, Sachsen dem Calvinismus zuzu-
1601. führen, starb nach zehnjähriger Haft als Hochverräther unter dem Schwert des Scharfrichters.

6. Gründung der anglikanischen und presbyterianischen Kirche.

Heinrich VIII. 1509—47. §. 617. Heinrich VIII., ein in scholastischer Wissenschaft unterrichteter Fürst, bekämpfte anfangs Luthers Ansichten mit einer Streitschrift über die sieben Sacramente, und dessen Anhänger mit Kerkerstrafen und Scheiterhaufen. Aber seine Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, der ihm zum Lohn für seinen Eifer den Titel eines Beschützers des Glaubens verlieh, wurde in Haß gekehrt, als Clemens VII. aus Rücksicht für den Kaiser dem Wunsche des Königs, von seiner spanischen Gemahlin Katharina geschieden zu sein, nicht willfahrte, wie er ihm doch vorher Hoffnung gemacht. Theils Gewissensscrupel über die Gültigkeit seiner Ehe mit Katharina, die seines verstorbenen Bruders Weib gewesen, theils das Verlangen, sich mit der liebenswürdigen Anna Boleyn zu vermählen, erzeugten endlich in Heinrich den Vorsatz, durch eine Trennung von Rom die Möglichkeit einer Scheidung zu erlangen. Gestützt auf eine Reihe von Gutachten einheimischer und auswärtiger Universitäten und gelehrter Körperschaften über die Unzulässigkeit seiner Ehe, ließ er sich durch den zum erzbischöflichen Stuhl von Canterbury erhobenen **Thomas Cranmer**, eigen-
1533. mächtig scheiden, nachdem er sich schon vorher mit Anna hatte trauen lassen (1532); er nöthigte ferner den Klerus, ihn als Oberhaupt der englischen Kirche anzuerkennen, und brachte das servile Parlament zu einer Reihe von Beschlüssen, durch die des Papstes Autorität über England abgeschafft, jede fernere Geldzahlung nach Rom untersagt, jede Berufung an das kirchliche Obergericht daselbst verpönt wurde. Der hoffärtige Cardinal Wolsey, der bisher den König
1534. unbeschränkt geleitet, starb in Ungnade, weil er die Scheidung lässig betrieben, und **Thomas Cromwell**, ein dienstfertiger Knecht seines despotischen Gebieters, erlangte die Würde eines Generalvicars und Großsiegelbewahrers und leitete, in Verbindung mit Cranmer, die kirchlichen Neuerungen nach Heinrichs Laune.

Die zahlreichen Klöster wurden gewaltsam aufgelöst, die Mönche und Nonnen kaum vor Hunger geschützt und die reichen Klostergüter theils der Krone verliehen, theils an Höflinge verschenkt, theils zu wohlthätigen Anstalten und zur Befestigung und Wehrhaftmachung des Reichs verwendet. Gegen die Schätze alter Kunst und Wissenschaft verfuhr man dabei mit rohem Vandalismus. — Nächst den Klöstern wüthete der König besonders gegen Gnadenbilder und andere Gegenstände einer abergläubischen Verehrung. Beckets (§. 490) Grab mit dem reichen Altare wurde geschändet und beraubt und das Andenken des alten Heiligen durch eine lächerliche Procedur gehöhnt; mit hölzernen Heiligenbildern zündete man die Flammen an, welche Papisten wie Lutheraner

verzehrten; die erstern traf der Zorn des despotischen Königs, weil sie, wie der ehrwürdige Bischof Fisher und der von klassischer Bildung und hellenischem Witz durchdrungene Thomas Morus (More) (§. 553), seine Gewaltmaßregeln wider Papst und Kirche mißbilligten; die letzteren der Grimm des scholastischen Theologen, der seine einst gegen Luther behaupteten Ansichten auch später noch festhielt. Darum ließ er nicht nur alle Dogmen, Gebräuche, Ceremonien und hierarchischen Einrichtungen der alten Kirche bestehen, sondern er beschränkte auch den anfangs gestatteten Gebrauch der von dem flüchtigen Tyndall übersetzten englischen Bibel und gebot durch das Statut der sechs Artikel, von dem Volke als „Blutartikel" bezeichnet, 1539.
bei Todesstrafe die Beobachtung des Cölibats, der Ohrenbeichte, der Mönchsgelübde, der Stillmessen, der Substanzverwandlung und der Kelchentziehung.

§. 618. Wie Heinrich VIII. mit dem religiösen Bewußtsein des Volks ein tyrannisches Spiel trieb, so auch mit dem Leben seiner Unterthanen und den Köpfen seiner Frauen. Als die Enthauptung Fisher's und More's und die blutige Verfolgung der Karthäuser und anderer päpstlich Gesinnten die Rache des römischen Hofs hervorrief, als ein furchtbarer Bannfluch gegen den König und seine Anhänger ausging und von dem englischen Cardinal Reginald Pole, einem Verwandten des königlichen Hauses, verbreitet wurde, ließ Heinrich die achtzigjährige Mutter desselben, den letzten Sprößling der glorreichen Plantagenets, und alle seine Verwandten und Freunde auf dem Blutgerüste oder am Galgen sterben; und als die Unzufriedenheit über die Auflösung der Klöster im Norden des Reichs eine Empörung unter dem Landvolk erregte, wobei Mönche die Schaaren der „Pilgerschaft der Gnade" anführten, so wurden Aebte und Klosterbrüder in der Ordenstracht dem Henker überliefert. Vor Allem aber gab sich die mit Sinnlichkeit gepaarte Despotenlaune des Königs in der Behandlung seiner Frauen kund. Kaum war die verstoßene Katharina in der Klosterzelle, wo sie in strengen Bußübungen gelebt, fern vom Hofe den Kränkungen und Leiden erlegen, so wurde ihre Gegnerin Anna Boleyn auf Befehl ihres durch boshafte Verläumdung zur Eifersucht getriebenen und von 19. Mai 1536.
einer neuen Liebe gefesselten Gatten im Tower enthauptet. Die dritte Gemahlin, die junge, sanfte Johanna Seymour, starb wenige Tage nach der 1537.
Geburt ihres schwächlichen Sohnes Eduard, worauf sich Heinrich durch das Zureden seines Generalvicars Cromwell und durch ein Portrait des Malers Holbein verleiten ließ, um eine deutsche Fürstentochter, Anna von Cleve, zu werben. Aber weder ihre Gestalt, noch ihr Wesen gefielen dem weibersüchtigen 1540.
König. Ein ganz nichtiger Vorwand wurde als Grund zu einer abermaligen Scheidung gebraucht, die dann Cromwells Ungnade und Enthauptung zur Folge hatte. Katharina Howard, Heinrichs fünfte Gattin, blieb einem frühern Geliebten auch nach ihrer Erhebung gewogen und büßte ihre Unvorsichtigkeit 1542.
auf dem Schaffot; und daß die letzte Königin, Katharina Parr, nicht ein Opfer ihres Reformationseifers wurde, verdankte sie nur ihrer großen Klugheit. Seit Nero und Domitian hat kaum ein Monarch so sehr den Eingebungen einer despotischen Natur, einer blutdürstigen Leidenschaft und einer tyrannischen Willkür sich hingegeben. Noch auf dem Sterbebette ertheilte er den Befehl zur Hinrichtung des katholisch gesinnten Herzogs von Norfolk und seines hochherzigen, ritterlichen Sohnes, den Grafen von Surrey. „Was er sprach war Geißel, und was er schrieb war Blut."

Eduard VI. 1547—53. §. 619. **Eduard VI.** stand bei seines Vaters Tod erst im zehnten Jahre; darum war zur Leitung der Regierung bis zu dessen Volljährigkeit von Heinrich ein **Regentschaftsrath** bestellt worden, in dem Eduards mütterlicher Oheim, der Herzog von **Somerset**, und der Erzbischof **Cranmer** bald den höchsten Einfluß erlangten. Der erstere, zum **Protector von England** erhoben, riß allmählich die ganze Staatsgewalt an sich und begünstigte die von seinem Freunde Cranmer mit Mäßigung und Bedachtsamkeit begründete **Kirchenreform**.

Durch Parlamentsbeschluß wurde das Statut der sogenannten sechs Blutartikel aufgehoben, aber der König von Neuem als Oberhaupt der Kirche anerkannt und die Wahl und Einsetzung der **Bischöfe** an die Krone geknüpft. Durch Verbreitung der **englischen Bibel**, durch ein von Cranmer selbst verfaßtes **Predigt-** (Homilien-) **Buch** und durch einen dem lutherischen nachgebildeten **Katechismus** wurde das Volk allmählich an die Landessprache in religiösen Dingen gewöhnt, bis das unter des Erzbischofs Leitung aus alten Meßbüchern von mehreren Theologen ausgearbeitete **allgemeine Gebet- und Ritualbuch** (book of common prayer) von dem Parlament bestätigt und dadurch auch der **liturgische Theil des Gottesdienstes** bestimmt war. Die **Communion unter beiderlei Gestalt** verdrängte nunmehr die Messe; die **Aufhebung des Cölibats** und das unter der Mitwirkung auswärtiger Theologen, wie Martin Butzer und Peter Martyr ausgearbeitete **Glaubensbekenntniß** der 39 Artikel stellte die **anglikanische Kirche** in die Reihe der protestantischen; wenn gleich die Beibehaltung der **bischöflichen (Episcopal-) Verfassung** und hierarchischen Rangordnung des Klerus, so wie der Fortgebrauch des farbigen **Ornats** beim Cultus, das Dogma von der **apostolischen Bischofsfolge**, das mit der Bischofswürde verbundene **Ordinationsrecht** und andere Ceremonien und Satzungen an die katholische Kirche erinnern. Auch das neue **Kirchenrecht** hielt, wie die ganze (anglicanisch-katholische) Hochkirche, die Mitte zwischen der römisch-katholischen und der protestantischen Kirche des Festlandes. — **Gardiner**, Bischof von Winchester, ein schlauer Prälat, der ungehalten war, daß man ihn von der Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen, und **Bonner**, der leidenschaftliche Bischof von London, bestritten das Recht des Regentschaftsrathes, während des Königs Minderjährigkeit kirchliche Reformen vorzunehmen, weshalb sie ihrer Stellen entsetzt und in Haft gehalten wurden.

§. 620. **Maria Tudor.** Somersets Herrschsucht und barsches Wesen zog ihm die Feindschaft der übrigen Glieder der Regentschaft, und sein Streben, die Lage des von den neuen Eigenthümern der ehemaligen Klostergüter hart gedrückten Landvolks zu erleichtern, den Haß des Adels zu. Eine mächtige Partei erhob sich gegen ihn und bewirkte durch Ränke und Verschwörungen
1552. zuerst seinen Sturz und dann seine Hinrichtung. An seine Stelle trat das Haupt der Gegenpartei, der ehrgeizige **Warwick**, der als Herzog von **Northumberland** über den schwachen König und das Reich eben so unumschränkt regierte wie sein Vorgänger. Und um seine Herrschaft zu verlängern, beredete er den todtkranken **Eduard** zur Abänderung der Testaments-Bestimmung seines Vaters, so daß er statt seiner katholischen Schwester Maria die mit Dud-
Johanna Gray 9—20. Juli 1553. ley, Northumberlands Sohn, vermählte evangelisch-gesinnte **Johanna Gray**, eine Großnichte Heinrichs VIII., zu seiner Nachfolgerin ernannte. Aber theils der Haß gegen den herrschsüchtigen Northumberland, theils die angestammte
Maria Tudor 1553—58. Ehrfurcht vor der gesetzmäßigen Erbfolge wirkten für Maria. Durch die Zusicherung, Niemanden in seinem Glauben stören zu wollen, brachte sie das Volk schnell auf ihre Seite und gewann den Thron. Northumberland starb auf dem Schaffot.

Dudley und die edle, klassisch gebildete Johanna Gray, die in Plato's Schriften nicht minder als in der Bibel belesen war, schmachteten einige Zeit im Kerker, bis sie gleiches Geschick traf. Johanna zählte erst siebenzehn Jahre, als sie das Schaffot bestieg. Unter den Leiden und Sorgen des Lebens waren 1554
die weichen Gefühle und zarten Empfindungen ihrer Seele fremd geworden. Ihr Glaubenseifer hatte sie mit einer Stärke erfüllt, vor welcher der Tod seine Schrecken verlor, aber er hatte auch ihrem Herzen einen tiefen Groll gegen die alte Kirchenform eingeprägt. — Maria blieb ihrer ursprünglichen Zusage nicht treu. Erzogen im Glauben an die katholische Kirche, für den ihre Mutter Katharina geduldet und sie selbst eine freudenlose Jugend voll Entbehrung zugebracht, war sie begeistert für dessen Sieg.

Sie bewog das Parlament, die unter ihres Bruders Regierung eingeführte Kirchenordnung aufzuheben, entsetzte Cranmer und die widerstrebenden Bischöfe ihrer Würden und ließ ihn und seine eifrigsten Gefährten, Ridley und Latimer, zu Oxford in den Flammen sterben. Cardinal Pole, der gelehrte Verfechter des päpstlichen Primats und der Todfeind ihres Vaters, gegen den er von Italien aus Verschwörungen geleitet, bestieg den erzbischöflichen Stuhl in Canterbury und wirkte, im Bunde mit Gardiner und Bonner, die ihre Stellen zurück erhielten, für die Wiedereinführung des alten Zustandes, die Herstellung der päpstlichen Gewalt und die Ausrottung der Ketzerei; Scheiterhaufen loderten in allen Gegenden des Reichs; Schaaren von Flüchtigen zogen über das Meer und suchten Schutz bei den Glaubensgenossen des Festlandes, in Holland, Friesland, Deutschland (Straßburg und Frankfurt), Genf und der deutschen Schweiz. Wer die Messe nicht besuchte, war in Lebensgefahr. Bonners Name ist mit blutigen Zügen in Englands Religionsgeschichte gezeichnet. Sein hartes Herz fand Wohlgefallen an den Leiden und Qualen der Andersdenkenden. — Das der Krone verliehene Kirchengut wurde zurückgegeben, aber den Edelleuten das Ihrige gelassen, damit sie nicht die ganze kirchliche Restauration hintertrieben.

Als Maria ihre Hand dem strenggläubigen Philipp von Spanien gab, nahm 1554.
die Verfolgung noch zu. Zugleich wurde England in Folge dieser Verbindung zur Theilnahme an Philipps Krieg gegen Frankreich gebracht, wodurch die wichtige Seestadt Calais, der letzte Rest der glorreichen Eroberungen des fünfzehnten Jahrhunderts, verloren ging (§§. 498. 637). Dieser Verlust so wie Kummer über die sichtbare Abneigung ihres Gemahls, Schwermuth und Menschenhaß verkürzten Maria's Tage. Sie starb in dem Augenblick, als sie sich mit der eitlen Nov. 1558.
Hoffnung trug, der Nation einen katholischen Thronerben zu geben. — Ihre gehaßte Schwester Elisabeth, die Tochter der unglücklichen Anna Boleyn, vertauschte ihre bisherige Wohnung im Tower, wo sie unter Trübsal und Gefahr eine kummervolle Jugend verlebt, mit dem Königspalast, und da sie einer Kirche, nach deren Grundsätzen sie für illegitim und regierungsunfähig galt, nicht die Herrschaft lassen durfte, so stellte sie die unter Eduard begründete Reformation dem Wesen nach durch die Gleichförmigkeits-(Uniformitäts-)Acte 1562.
wieder her. Sie besaß den herrischen Sinn ihres Vaters, darum fanden die demokratischen Ansichten der calvinischen Puritaner keine Gnade vor ihren Augen.

§. 621. Schottland. Bald nach Elisabeths Thronbesteigung erlangte auch in dem benachbarten Schottland die neue Lehre einen vollständigen Sieg. Lange rang das dem Evangelium zustrebende Volk mit dem Hof und der Geist-

lichkeit um das kostbare Gut der Gewissensfreiheit. König Jakob V. ging für das Papstthum und den alten Glauben einen Kampf mit seinem Oheim Heinrich VIII. ein und brachte das Glück seines Lebens zum Opfer. Nach einer verlornen Schlacht starb er in Trübsinn, wenige Tage nach der Geburt seiner Tochter **Maria Stuart**, für welche nunmehr ihre Mutter, Maria von Guise, eine französische Edelfrau aus einem der römischen Kirche eifrig ergebenen Geschlecht, die Regentschaft führte. Von Frankreich unterstützt, waren Hof und Klerus wohl im Stande, die Reformation durch Strenge niederzuhalten. Scheiterhaufen, Kerker und Flucht minderten die Reihen der muthigsten Bekenner und schreckten die Zaghaften. Von den Tagen, da der durch Studien in Deutschland der neuen Lehre befreundete junge Edelmann Patrick Hamilton in den Flammen starb (1527), bis auf den Märtyrertod des prophetischen Predigers Wishart, blutete dem alten Glauben manches Opfer. Aber „das Märtyrerthum war die mächtigste Predigt für ein rohes, sinniges und treuherziges Volk". Cardinal **Beton**, der Urheber der meisten Hinrichtungen, fiel unter den Streichen einer Schaar Verschworner im eignen Hause; und wenn gleich die meisten derselben auf französischen Galeeren für ihre That büßten, so gewann doch durch Englands Einfluß, während Maria's schwankender Regentschaft, das Evangelium festern Boden und weitere Verbreitung unter dem Volke. **Johann Knox**, der sich Betons Mördern angeschlossen und ihr Schicksal getheilt hatte, kehrte nach erfahrungsreichen Wanderjahren in die Heimath zurück und vereinigte die Reformirten zu einer Congregation Christi. Ein dreijähriger wechselvoller Kampf erhob sich. Die Regentin erhielt Hülfstruppen aus Frankreich (wo ihre dem Dauphin verlobte Tochter erzogen und der Grund zu deren verhängnißvollen Lebensgeschicken gelegt ward), die Evangelischen fanden einen Halt an England, seitdem **Elisabeth** Krone und Glauben gegen Maria's Ansprüche zu beschützen hatte. Knox, gefühllos gegen die Leiden und Freuden des irdischen Daseins, zog den Schaaren voran, ermuthigte die Wankenden und Schlaffen durch die Kraft seiner rauhen Beredsamkeit und ließ die Brandfackel in Klöster und Domkirchen schleudern. Der Tod der Regentin verschaffte endlich den Neuerern den Sieg. Durch Parlamentsbeschluß wurde das Glaubensbekenntniß, der Ritus und die Synodalverfassung der calvinischen Kirche in Schottland eingeführt, die Messe und der „Götzendienst" der römischen Kirche bei Strafe an Leben und Gut verboten, und dem Adel der größte Theil der geistlichen Güter verliehen, so daß der Thron und die neue Kirche (nachmals von ihren regelmäßigen Versammlungen die presbyterianische genannt) arm blieben. Mit religiösem Vandalismus wüthete man gegen Klöster, Kunstschätze und Kathedralkirchen.

1542. 1546. 1557. 1561.

7. Scandinavien, Polen, Ungarn.

Christian II. 1513–23.

§. 622. Christian II. letzter Unionskönig. Christian II., ein listiger und kluger, aber harter und rachsüchtiger Fürst, wurde nach vielen Kämpfen endlich als Unionskönig von den drei scandinavischen Reichen anerkannt (§. 524). Als solcher richtete er sein Streben auf Begründung einer unumschränkten Königsmacht und auf Mehrung seiner Kroneinkünfte und unternahm zu

gleicher Zeit einen Kampf wider die Aristokratie, wider die Handelsherrschaft der Hanseaten und wider die Macht des Klerus.

In Schweden ließ er in Verbindung mit dem Erzbischof von Upsala (Gustav Trolle) und gestützt auf einen päpstlichen Bann die einflußreichsten Glieder der 1520.
obern Stände, 94 an der Zahl, in dem dreitägigen Stockholmer Blutbad hin- 8. Nov.
richten und setzte durch Blutscenen das ganze Land in Schrecken. — In Dänemark wurde der Adel durch willkürliche Gesetze in seinen bisherigen Gerechtsamen beeinträchtigt, und des Königs Vertrauen Leuten von geringer Herkunft zugewendet (besonders der ehemaligen Obsthändlerin, Sigbrite, der klugen Mutter der königlichen Geliebten, Düveke oder „Täubchen" genannt), dafür aber der Bürger- und Bauernstand aus seiner Niedrigkeit erhoben; um die hanseatische Handelsübermacht zu brechen und die eigene Betriebs- und Gewerbsthätigkeit zu heben, erschwerte er, durch Errichtung von Zöllen, die Ein- und Ausfuhr der Waaren, und um den Klerus zu schwächen, begünstigte er in Dänemark die Reformation, während er in Schweden, wo die Geistlichkeit der dänischen Herrschaft günstig war, die Neuerung abhielt.

Statt aber durch solche Maßregeln seine Herrschaft zu befestigen und von den durch die Wahlcapitulation auferlegten Schranken zu befreien, beschleunigte er seinen eigenen Sturz und die Auflösung der Calmarer Union. Von den Lübeckern aufgereizt und unterstützt, hob sich der Adel von Jütland gegen den gewaltthätigen Fürsten, wählte Christians Oheim, Friedrich von Schleswig-Holstein, zum König und nöthigte jenen zur Flucht ins Ausland. Als- 1523.
bald wurde Friedrich I. auch von Seeland, Fünen und Schonen anerkannt.

§. 623. Gustav Wasa. Noch früher stürzte Christians blutgetränkter Herrscherbau in Schweden. **Gustav** (Erichson) **Wasa**, ein mannhafter Jüngling, auf dem der Muth und die Weisheit der Sturen, seiner Verwandten, ruhte, war von Christian II., der eingesehen haben mochte, daß ein Mann dieser Art seinen Nacken nicht unter fremdes Joch beugen würde, wider gegebenes Wort als Geisel nach Dänemark abgeführt worden. Bald fand derselbe jedoch Gelegenheit zur Flucht nach Lübeck, wo man ihn nicht nur schützte, sondern auch mit Geld und Versprechung zur Befreiung seines Vaterlandes aufmunterte. In dem-
selben Jahr, als das Stockholmer Blutbad Alles mit Schrecken füllte 1520.
und die dänische Herrschaft fester als je begründet schien, landete Gustav Wasa auf einem Kaufmannschiffe an der heimathlichen Küste. Unter unzähligen Gefahren und Abenteuern entging er durch eigene Entschlossenheit und durch die Treue seiner Landsleute den Verfolgungen Christians, dessen Schergen ihm stets auf den Fersen waren, bis er zuletzt Schutz und Hülfe bei den rauhen Thalbewohnern des Nordens (Dalekarlen) fand. Mit einer Schaar abgehärteter Bauern er-
oberte er Falun mit dem Kupferberg, schlug die Truppen des Erzbischofs und seiner 1521
dänisch gesinnten Verbündeten und nahm Westerås und Upsala ein. Bald erscholl der Ruhm seines Namens und der lockende Ruf der Freiheit durch alle Gaue und führte ihm zahlreiche Streiter zu. Der Reichstag von Wadstena ernannte Gustav Wasa zum Reichsvorsteher und Heerführer; die Lübecker unterstützten ihn mit Truppen, Geschütz und Geld. Dadurch wurde sein Ansehen und seine Macht so fest begründet, daß die dänische Besatzung in Stockholm Schweden verließ und dem Gegner das Feld räumte. Zu derselben Zeit, als Christian II. in der Fremde Hülfe gegen Dänemark suchte, hielt Gustav Wasa, auf dem Reichs-

6. Juni 1523. tag von Strengnäs zum König gewählt, seinen Einzug in Schwedens
23. Juni. Hauptstadt. Fast alle Burgen und Festungen des Reichs öffneten ihm freiwillig die Thore, und zu Malmoe wurde unter Vermittelung der Lübecker (deren fortwährenden Beistand er durch Verleihung großer Vorrechte und Handelsvortheile
1524. erkaufte) ein ewiger Frieden zwischen Dänemark und Schweden geschlossen. Das Calmarer Band war also endlich ganz aufgelöst, das neue Reich Schweden aber
1544. blieb vorerst ein Wahlreich, bis zwanzig Jahre später der Reichstag von Westerås die Erblichkeit der Krone aussprach.

§. 624. Reformation in Schweden. Unter der schwachen Regierung der dänischen Könige war das Krongut so geschmolzen, daß die jährlichen Einkünfte kaum den dritten Theil der nöthigen Ausgaben deckten. Von dem Adel, der die Erhebung eines Ebenbürtigen mit Neid betrachtete, ließ sich keine Hülfe erwarten, und der arme Bauernstand konnte nicht höher besteuert werden. Was blieb daher übrig, als den reichen und mächtigen Klerus, der während des Kampfes auf dänischer Seite gestanden, seines Ueberflusses zu berauben und durch Einführung der Reformation die geistliche Gewalt zu brechen? Hierbei ging Gustav bedächtig zu Werke, um keine Volksbewegungen hervorzurufen. Er ließ durch die Brüder Olaus und Laurentius Petri (Peterson), die zu Wittenberg studirt hatten und ähnlich wie Luther und Melanchthon einander ergänzten, dem Volke das Evangelium nach lutherischer Auslegung erklären und durch seinen Kanzler Laurentius Andreä (Anderson) die H. Schrift übersetzen. Nachdem so die Aenderung vorbereitet und eine unter königlichem Schutze zu Upsala ge-
1526. haltene Disputation die Begründung der evangelischen Lehre in der Schrift nach-
1527. gewiesen, wurden auf dem Reichstag zu Westerås, dem auch Abgeordnete des Bürger- und Bauernstandes anwohnten, die Kirchengüter zur Verfügung des Königs gestellt. Die Edelleute, gewonnen durch die Bestimmung, daß sie gerichtlich alle Güter, die seit 1453 von ihren Familien in die Hände der Geistlichkeit gekommen, wieder an sich bringen dürften, beförderten des Königs Absichten. Gestützt auf diesen Beschluß, ließ Gustav allmählich die Reformation im ganzen Lande einführen und raubte der Kirche den größten Theil ihrer Einkünfte, um sie der Krone zu verleihen. Die Bischöfe, die nach langem Widerstreben die neue Ordnung der Dinge anerkannten, blieben Reichsstände und Obere der Kirche, doch abhängig vom König und beschränkt durch Consistorien. Aufstände zu Gunsten der alten Kirche wurden gewaltsam unterdrückt. Mit einem Theil der Glocken wurden die Schulden an die Lübecker abgetragen. So beugte der König den Klerus, aber in dem Adel, dessen Macht und Reichthum durch die Reformation stieg, erstand dem Thron bald ein viel mächtigerer Gegner. — Nachdem Gustav so die neue Königsmacht befestigt, suchte er durch Gesetze und Einrichtungen sein Land
1536. zu heben. Er vernichtete die hohen Vorrechte der Lübecker und legte den Waaren der Hanseaten einen Eingangszoll auf; er entfesselte den schwedischen Handel, beförderte die einheimische Industrie durch Herbeiziehung fremder Handwerker und Künstler und schloß
1544. endlich einen vortheilhaften Handelsvertrag mit England und den Niederlanden. In Anerkennung dieser Verdienste erklärten die schwedischen Stände die Krone für erblich in dem Mannsstamm der Wasas. Aber unglücklicherweise ließ sich Gustav durch seine Vaterliebe verleiten, die Untheilbarkeit des Reichs zu verletzen. Denn während dem ältesten Sohne Erich XIV. die Krone zufiel, wurden den übrigen Söhnen große Territorien als Fürstenthümer unter Erichs Oberhoheit eingeräumt. Johann erhielt das Großfürstenthum Finnland, Magnus Ostgothland, und Karl Südermanland.

§. 625. Dänemark reformirt. Der vertriebene Christian II. ging die lutherischen Fürsten Deutschlands um Hülfe an; aber die wenigen Miethtruppen, die er
Friedrich I. 1523—33. erhielt, vermochten nichts gegen Friedrich, der gleich Gustav Wasa eine stehende Miliz errichtet hatte und von den Hanseaten aufs beste unterstützt ward. Da trat Christian zur alten Kirche zurück, um von dem Papst und von Kaiser Karl V., dessen

reiche Schwester Isabella er geheirathet hatte, Hülfe zu erlangen, während Friedrich, ein Verwandter des sächsischen Fürstenhauses, der Reformation freien Einzug in Dänemark gewährte. Er ging dabei sehr behutsam zu Werke, weil in seiner Wahlcapitulation den Bischöfen, die mit dem Adel alle Macht und Güter besaßen, ihre Vorrechte verbürgt waren. Gestützt auf die Stimmung des dem neuen Glauben geneigten Volks, bewirkte der König auf dem Reichstag zu Odensee, daß den Protestanten bürgerliche Gleich- 1527.
heit mit den Katholiken zugestanden, die Priesterehe erlaubt und die Unabhängigkeit der Bischofswahlen von Rom ausgesprochen ward. Im Vertrauen auf die dadurch erregten Befürchtungen der dänischen Geistlichen und die Unzufriedenheit der altgläubigen Partei in Norwegen machte Christian II. von Norwegen aus einen neuen Angriff auf Däne- 1532.
mark, gerieth aber in Gefangenschaft, und mußte sechzehn Jahre auf dem Schlosse Sonderburg in einem finstern Thurme schmachten, ohne andere Gesellschaft als die eines norwegischen Zwergs. Erst gegen Ende seines Lebens wurde seine Haft erleichtert. † 1559.
Friedrichs Tod erregte große Kämpfe zwischen den beiden Religionsparteien 1533.
über die Wahl des neuen Königs. Diese Zeit der Verwirrung suchten die unternehmenden Bürger von Lübeck, Mejer und Wullenweber (§. 597), nachdem sie die Verfassung ihrer Vaterstadt im demokratischen Sinn umgestaltet hatten, zu benutzen, um Dänemark für den Hansabund zu erobern, Lübecks Macht in Schweden fester zu begründen und dem niederländischen Handel die Ostsee zu verschließen, indem sie im Bunde mit den Bürgermeistern von Kopenhagen und Malmoe die Grafen Christoph von Oldenburg und Johann von Hoya in ihren Thronbewerbungen unterstützten. Aber ihr Unternehmen scheiterte. Nach der Niederlage der Lübecker und ihrer Schützlinge in die sog. „Grafenfehde" erlangte Friedrichs Sohn, der streng lutherische 1534–36.
Christian III., mit Hülfe Gustav Wasa's die Krone und vollendete das Werk der Re- Christian III. 1534–59.
formation. Die an Einem Tag verhafteten Bischöfe erkauften ihre Freiheit durch Verzichtleistung auf ihre Würde. Ein in Kopenhagen, ohne Beiziehung der Geistlichkeit, 1536.
abgehaltener Reichstag vernichtete die politischen Rechte der Kirche, in deren Reichthümer sich die Krone und der Adel theilten. Bugenhagen errichtete eine Kirchenordnung in gänzlicher Abhängigkeit von der Regierung, aber mit Beibehaltung einiger Titularbischöfe. In Norwegen (von jetzt an als Provinz dem dänischen Reichsrath unterworfen) wurde die neue Kirche durch die freie Bauernschaft friedlich begründet, nachdem 1537.
der Erzbischof von Drontheim mit den Kirchenschätzen entflohen war. In Island fiel 1550.
die bischöfliche Partei mit den Waffen in der Hand.

Durch die Reformation vermehrte der Adel seine Macht, seinen Reichthum und seine die Friedrich II. 1559–88.
königliche Gewalt sehr beschränkenden Vorrechte in solchem Grade, daß Christians Nachfolger Christian IV. –1648.
(Friedrich II., Christian IV., Friedrich III.) mehr die Vollstrecker der Befehle des aristokratischen Friedrich III. –1670.
Reichsraths als selbständige Regenten eines freien Königreichs waren. Doch hob sich unter diesen kräftigen Regenten die Industrie und der Wohlstand des Landes, die Handelsherrschaft der Hanseaten wurde beschränkt und ihr republikanisches Regiment in Bergen gestürzt: in Kronenburg mußte fortan für alle den Sund passirenden Waaren ein Zoll entrichtet werden. Holstein wurde durch die Unterwerfung der Dithmarschen erweitert, (§. 524) aber die Kriege mit Schweden 1559.
endeten meistens zum Nachtheil der Dänen.

§. 626. **Schweden unter Gustavs Söhnen.** Unter Gustavs Söhnen erlebte Schweden schwere Zeiten. Erich XIV., der durch die Erwerbung von Erich XIV. 1560–68.
Esthland den Grund zur Herrschaft auf der Ostküste des baltischen Meeres legte, war von einer so leidenschaftlichen Heftigkeit, daß er endlich in Geistesverwirrung verfiel. In diesem Zustande ermordete er eigenhändig mehrere Glieder der hochherzigen Familie der Sture und machte alle Großen vor einem ähnlichen Schicksal erbeben. Seine Brüder Johann und Karl, durch den finstern Argwohn und Neid des Königs an Besitzthum und Leben gefährdet, bildeten endlich eine Verschwörung, in Folge deren Erich den Thron mit dem Kerker vertauschte, wo er zuletzt nach vielen Mißhandlungen an Gift starb, das ihm von 1574.

Johann III. 1568—92. seinem Bruder und Nachfolger Johann in Folge eines Beschlusses des Reichsrathes gereicht ward. Johann III. war ein beschränkter Fürst von höchst wankelmüthigem
1570. Charakter. Er brachte zwar in dem Stettiner Frieden Dänemark zur Entsagung seiner Ansprüche auf Schweden und befestigte seine Herrschaft über die Ostsee gegen die Russen, aber im Innern erregte seine unbesonnene Religionsänderung heftige Stürme gegen den Thron. Verleitet von seiner Gemahlin, einer polnischen Fürstin von streng katholischen Grundsätzen, versuchte er eine allmählige Wiederherstellung der alten Religionsform, die aber an dem Widerstand des Volks gegen die katholischen Ceremonien scheiterte. Er selbst ließ sich durch den schlauen Jesuiten Possevino, der unter der Hülle eines Gesandten in Stockholm lebte, zur Abschwörung des lutherischen Glaubens und zur katholischen Erziehung seines Sohnes bereden; als aber seine zweite, der evangelischen Lehre zugewandte Gemahlin für die protestantische Kirche wirkte, bereute er seinen Schritt und willigte in die Vertreibung der Jesuiten. — Und damit unter seinem Sohn und Nachfolger,
Sigismund 1592—1600. dem katholischen Sigismund, der bereits König von Polen war, die lutherische Confession nicht aufs Neue gefährdet werde, wurde auf Betreiben Karls von
1593. Südermanland, durch die Synode von Upsala die von Gustav Wasa eingeführte evangelische Kirchenlehre als Religion des Landes festgestellt. Als aber Sigismund diesem von ihm selbst bestätigten Decret zuwiderhandelte, bestimmte ein Reichstagsbeschluß, daß die evangelisch-lutherische Religion die allein herrschende und allein geduldete in Schweden sein sollte, und ernannte, da Sigismund nach Polen zurückgekehrt war, dessen Oheim Karl von
1598. Südermanland zum Reichsvorsteher. Sigismund, mit dieser Anordnung unzufrieden, griff zu den Waffen, erlitt aber durch seinen Oheim bei Stangebro eine Niederlage, worauf ein unter Karls Einfluß abgehaltener Reichstag die Forderung an Sigismund stellte, entweder dem Papstthum zu entsagen und seine Erblande in Person zu regieren oder seinen Sohn innerhalb fünf Monaten nach Schweden zu schicken, damit er in der Landesreligion erzogen werde. Als Sigis-
Karl IX. 1600—11. mund dieser Anmuthung nicht nachkam, erhielt Karl IX., der Vertheidiger des
1604. Protestantismus, die Krone, nach der er lange getrachtet. Ein neues Erbfolgegesetz sicherte den Thron Karls Nachkommen. Der Krieg mit Polen, den sein Sohn Gustav Adolf erbte, endigte zum Vortheil Schwedens, welches bald Livland und einen Theil von Preußen mit seinen übrigen Ostseeprovinzen (Finnland, Esthland u. a.) vereinigte.

§. 627. Polen. Verfolgte und flüchtige Religionsneuerer aus verschiedenen
Sigismund August II. 1558—72. Ländern fanden in Polen eine Freistätte unter dem Schutze Sigismund Augusts II. und einzelner Großen. Böhmische Brüder (§. 472), Lutheraner und Reformirte gründeten Gemeinden und selbst solche, deren Ansichten von Luther und Calvin verworfen wurden (wie die Socinianer, §. 562) wurden in Polen geduldet. Nach langen Kämpfen vereinigten sich alle als Dissidenten bezeichneten Gegner der römisch-katho-
1570. lischen Kirche auf einer Synode zu Sandomir zu einem gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnisse, „in dessen unbestimmten Formeln geringe Verschiedenheit ihrer Lehre Raum hatte“. Nach Sigismund August II., mit dem der Jagellonische Mannsstamm in Polen erlosch, trat eine stürmische Zwischenzeit ein, bis man sich über die Kö-
1573. nigswahl, die auf den französischen Prinzen Heinrich von Anjou fiel (§. 653), vereinigte. Während dieses Interregnums kam ein Religionsfriede (pax Dissidentium) zum Abschluß, kraft dessen Katholiken und Dissidenten einen ewigen Frie-

den und gleiche bürgerliche Rechte haben, die Bisthümer und Kirchenpfründen aber der katholischen Partei verbleiben sollten. Die Bestätigung dieses Friedens war einer der Artikel der Wahlcapitulation, die Heinrich von Anjou, und nach dessen heimlicher Flucht und darauf erfolgter Absetzung, sein Nachfolger Stephan Bathory von Siebenbürgen beschworen. 1575. „Aber schon unter dem schwedischen Sigismund III. (§. 626) verstärkte sich die katholische Partei durch die Lockungen, welche die Krone und die Kirche besonders dem hohen Adel zu bieten hatten, während viele Dissidenten unbefriedigt von dem gemeinsamen Glaubensbekenntnisse die inneren Streitigkeiten erneuten." Sigismund III. 1587. 1632. Das in Rohheit und Barbarei versunkene Volk war dabei wenig betheiligt, daher die Reformation hier nicht Quelle einer höhern Cultur und einer erneuerten Staatsverfassung wurde. Sigismunds III. lange und schwache Regierung war für Polen ein Unglück. Der in Factionen gespaltene Adel vergaß Gehorsam und Achtung vor dem Gesetze und erweiterte seine Privilegien auf Kosten der Krone. Verheerende Kriege wider Schweden, Rußland und die Türkei hemmten alle Besserungs- und Bildungsversuche, und was Polen im Osten von den Russen gewann (Smolensk, Severien u. a.) war ein geringer Ersatz für die verlornen Landschaften an der Ostsee, die es den Schweden überlassen mußte.

§. 628. Ungarn und die österreichischen Staaten. Fand schon unter Ferdinand I., der in der letzten Zeit die Verbreitung des neuen Glaubens in seinen Staaten nicht mehr hinderte, die Reformation viele Anhänger, so wuchs deren Zahl noch bedeutend unter dem milden, wohlgesinnten Maximilian II., der dem österreichischen, der neuen Lehre besonders zugewandten Adel und den Städten volle Gewissens- und Religionsfreiheit gestattete, unbekümmert um den Groll des Papstes und die Verläumdung der Zeloten, die ihn für einen heimlichen Protestanten ausschrieen. Ferdinand I. 1556–64. Maximilian II. 1564–76. Bald erhoben sich in Oesterreich, Kärnthen und Steyermark protestantische Kirchen. Noch rascher war der Fortgang der Reformation in Ungarn, wohin frühe lutherische Schriften und Lehren drangen, theils durch Eingeborne, die in Wittenberg studirten, theils durch die deutschen Truppen, die Habsburgs Ansprüche auf Ungarns Thron verfochten. 1527. Ferdinand, trotz seiner Wahl und Krönung noch im zweifelhaften Besitz des Landes, hütete sich, durch Härte gegen die der neuen Kirche zugewandten Magnaten den Anhang seiner Gegner zu vermehren. Er ertheilte dem Adel und den Städten Gewissensfreiheit und kirchliche Rechte, die unter Maximilian noch erweitert wurden. Die Deutschen in Ungarn wandten sich größtentheils der Augsburger Confession zu; unter den Magyaren fand der Calvinismus zahlreiche Anhänger zum großen Nachtheil der Eintracht und Ruhe, die ohnehin dem von wilden Parteien zerrissenen und von feindlichen Kriegsschaaren durchzogenen Lande fremd war. — Nach Siebenbürgen wurden Luthers Schriften durch Kaufleute aus Hermannstadt von der Leipziger Messe gebracht (1521). Nach manchen Verfolgungen erklärten sich alle sächsischen Gemeinden für die Augsburger Confession. 1544. Auf dem Landtag von Klausenburg erhielt Siebenbürgen volle Religionsfreiheit. 1555. Als diese durch Kaiser Rudolph II. beschränkt ward, griff der Fürst von Siebenbürgen, Stephan Botskai, mächtig durch seinen Bund mit den Türken, für die Herstellung der politischen und religiösen Freiheit zu den Waffen und erhielt den Wiener Frieden, durch welchen für Ungarn und Siebenbürgen die Augsburger und Helvetische Confession freigegeben wurden. 1606. — In Böhmen überdauerten die Lutheraner und Utraquisten die von Ferdinand verhängte Verfolgung (§. 605). Unter Maximilian mehrte sich ihre Zahl und selbst der unter geistlichem Einfluß stehende Rudolf II., der in allen seinen Ländern die Evangelischen bedrängte, die Glaubensfreiheit auf den Adel beschränkte und den Gottesdienst gewaltsam unterdrückte, sah sich genöthigt, den evangelischen Ständen Böhmens durch den Majestätsbrief Religionsfreiheit, Gleichstellung mit den Katholiken und eigene Beschützer (Defensoren) zur Wahrung ihrer Rechte zu gestatten (§. 692). Rudolph II. 1576–1612. 11. Juli 1609.

B. Die Zeit der Gegenreformation.

I. Das katholische Kirchenthum.

a) Der Jesuiten-Orden.

§. 629. Gründung. Inigo (Ignaz) v. Loyola, der Sohn eines unbemittelten spanischen Edelmanns aus den Gebirgen der Basken, erhielt bei der heldenmüthigen Vertheidigung von Pamplona gegen die Franzosen eine schwere Wunde, die
1521. ihn aufs Krankenlager warf. Das Lesen von Heiligengeschichten während einer langen, schmerzhaften Heilung erzeugte in seinem Innern die Sehnsucht, „wie St. Franciscus durch der Erde Elend des Himmels Herrlichkeit zu erwerben". In der Kapelle der Heil. Jungfrau von Montserrat, deren reinem Dienste er als geistlicher Ritter sich weihte, hängte er Schwert und Dolch auf, umgürtete seine Lenden mit einem Strick und trat eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande an. Bettelnd zog er von Ort zu Ort unter Entsagungen und Kasteiungen, die seinen Körper abzehrten; durch siebenstündiges Gebet jeden Tag nährte er die Gluth der Andacht und hielt Anfechtungen fern. Nachdem er auf dem heil. Grab durch inbrünstiges Gebet seine Sehnsucht gestillt, faßte er den Gedanken, der Stifter eines neuen Ordens zu werden. Mit unglaublicher Beharrlichkeit erwarb er sich in Salamanca, und dann, als ihn die über seinen Bekehrungseifer besorgte Inquisition hier beunruhigte, in Paris die mangelnde Bildung. Mit dem größten Eifer trieb er theologische und philosophische Studien, nach deren Beendigung
1534. er mit sechs Genossen auf eine geweihte Hostie schwur, nicht nur den Mönchsgelübden (Armuth, Keuschheit, Gehorsam) treu zu sein, sondern auch sich von dem Papste das Ziel ihrer Wirksamkeit bestimmen zu lassen und demselben in unbedingter gläubiger Folgsamkeit nachzukommen. Im nächsten Jahr ging Ignaz über Spanien, wo er wie ein Heiliger verehrt ward, nach Italien, um der Uebereinkunft gemäß mit seinen Genossen in Venedig zusammenzutreffen. Durch Bußübungen und Predigten, durch Krankenpflege und Bekehrungen erlangten alle einen großen Ruf, ehe sie sich dem heiligen Vater in Rom zu Füßen warfen und die Bestätigung ihres neuen Ordens nachsuchten. Nach einigen Bedenken willigte Paul III. in ihre Bitte und ertheilte der Gesellschaft Jesu auf
1540. die von ihnen aufgestellte Grundlage seine Genehmigung. Ignatius wurde der erste Ordensgeneral, aber nicht ihm, sondern seinem klugen Nachfolger, dem Spanier Lainez († 1564), verdankt die Gesellschaft Jesu ihre feinberechnete Organisation. Bei Ignaz hielt die glühende Phantasie den Verstand befangen; in seiner religiösen Aufgeregtheit vermochte er nur das Nächste zu erfassen, sein Leben war Krankenpflege, Kinderlehre und Seelsorge; geistliche Uebungen und Ertödtung aller sinnlichen Triebe bildeten den Mittelpunkt seines Strebens. Er starb 1556. Pet. Canisius war der erste Deutsche im Orden, dessen Zwecke er in Köln und Wien, wo er 1597 starb, eifrig verfolgte.

§. 630. Verfassung. Die Verfassung des Ordens war militärisch-monarchisch. Dem Haupte dieser Glaubensritterschaft, dem General in Rom mit seinem Rath von Assistenten, waren die Vorsteher der Provinzen, die Provinziale, unterworfen und von diesen ging wieder, wie beim Heer, eine Reihe von Abstufungen durch Superiore und Rectoren in genau gegliederter Hierarchie bis zum untersten Bruder hinab. Gehorsam und strenge Subordination war die Seele des Bundes. Alle Glieder wurden aufs sorgfältigste überwacht. Die Aufzunehmenden mußten eine lange und schwere Prüfungszeit bestehen, während welcher die Eigenschaften und Neigungen eines Jeden genau erforscht wurden, um ihm den geeignetsten Wirkungskreis anzuweisen. Nur wenige Erwählte gelangten zu der Meisterschaft der Professen, aus denen die Obern hervorgingen, die Mehrzahl diente als Gehülfen (Coadjutoren),

ohne die innersten Triebfedern des großen Maschinenwerks, dessen Räder sie waren, zu kennen. Der Eintretende mußte alle Bande, die ihn an die Welt knüpften, lösen, den Orden als Vaterland, die Obern als seine Vorsehung betrachten. Dadurch wurde es möglich, daß ein unveränderlicher Wille den ganzen Bund in allen Welttheilen beherrschte. — Die Wirksamkeit und Verbreitung der Gesellschaft Jesu war in Kurzem sehr ausgedehnt. Die päpstliche Curie verlieh ihr nicht nur alle Privilegien der Bettelmönche, sondern stellte ihr auch jede Art von Dispensation zu Gebot, so daß die Glieder in alle Verhältnisse des Lebens eindringen und sich allenthalben frei bewegen konnten; und damit der Zweck des Bundes nie durch ein anderes Streben gefährdet werde, schlossen sich die Jesuiten selbst von allen festen Aemtern und Kirchenwürden aus. Die Beschäftigungen der Mitglieder waren mannichfach und nach den Gaben und Geistesrichtungen eines Jeden geregelt. Dem Einen gestattete man ein frommes Klosterleben oder wissenschaftliche Muße, Andere leiteten den Unterricht der Jugend; die Klügsten und Feinsten suchten eine einflußreiche Wirksamkeit an Höfen und in Palästen, feurige Redner wirkten als Prediger der innern Mission und die Eiferer zogen als Heidenbekehrer in fremde Welttheile.

Heidenmission. In Indien, China, Japan (Xaver), auf Ceylon, den indischen Inseln und in Afrika errichteten die Jesuiten Anstalten und führten dem Papste Gläubige zu; in Südamerika gründeten sie einen eigenen Staat (Paraguay) und in Brasilien und den spanischen Colonien waren sie zahlreich und mächtig. Klug verbanden sie Geistliches und Weltliches. Handelsunternehmungen mehrten den Reichthum, den sie in ihren Kirchen voll Pracht aber ohne Geschmack zur Schau stellten. Später erhielten die Unternehmungen zur Verbreitung des katholischen Glaubens jenseit des Weltmeeres eine geregelte Leitung und Unterstützung durch die Congregation der „Glaubenspropaganda" in Rom und das Collegium der Propaganda.

§. 631. Grundsätze und Wirksamkeit. Das Hauptziel des Ordens war die Bekämpfung des Protestantismus und die Unterdrückung der durch die Reformation ins Volk eingedrungenen Geistesfreiheit. Nach diesem Ziele strebten sie auf verschiedenen Wegen; durch Ueberredung und Verführung suchten sie die Anhänger des neuen Glaubens zur Rückkehr in die alte Kirche zu bringen; der Beichtstuhl mußte ihnen dienen, um Fürsten und einflußreiche Personen zu Gegenreformationen und zur Beschränkung der Glaubensfreiheit zu bewegen, und durch Beherrschung des Jugendunterrichts suchten sie den Glauben der jungen Geschlechter zu bilden und deren Geistesrichtung zu lenken. Beichtstuhl und Hörsaal waren das Feld ihrer Thätigkeit; in jenem wirkten sie für die Gegenwart, in diesem für die Zukunft, und die Vermächtnisse und Schenkungen, die sie dort zu erwirken wußten, dienten oft zur Gründung von Collegien und Seminarien. Der Reichthum des Ordens erleichterte die Errichtung und Unterhaltung der Jesuitenanstalten, die, mit Allem reichlich versehen, bei Ertheilung des Unterrichts freigebig zu Werke gingen und dadurch manchen Dürftigen anlockten. Daß sie aber nicht wie die Bettelorden des Mittelalters ihre Sache blos auf klösterliche Frömmigkeit und religiösen Eifer gründeten, sondern auch zeitgemäße Wissenschaften in ihren Bereich zogen, geschah in der richtigen Einsicht, daß gerade die geistige Verdumpfung und Unwissenheit der Klostergeistlichkeit der Reformation den größten Vorschub gethan, und daß folglich der neue Glaube und die neue Erkenntniß nur dadurch erfolgreich bekämpft werden könnten, daß man den geistigen Bedürfnissen der Zeit entgegen komme, der Bildung aber eine andere, weniger gefährliche Richtung und Gestalt gebe; darum ließen die Jesuiten den veralteten Scholasticismus fahren, schlugen aber den Geist in neue, nicht minder beengende Fesseln. Und wie der Jesuitenorden durch sein Ziel der Störer des confessionellen Friedens, durch seine Lehrweise der Feind der Geistesfreiheit und Volksaufklärung wurde, so durch seine gefährliche Moral der Vernichter von Treu und Glauben und der Verbreiter heimtückischer und falscher Grundsätze. Die im fünfzehnten Jahrhundert ausgebildete, jedes menschliche und christliche Gefühl empörende und jede Rechtssicherheit gefährdende

casuistische Lehre, daß der Zweck das Mittel heilige und daß ausgesprochene Worte und Eide keine Gültigkeit hätten, wenn der Geist anders denke (geistiger Rückhalt, reservatio mentalis), wurde von den Jesuiten auf eine vermessene Weise in Anwendung gebracht. Selbst Königsmord, sofern dadurch der Kirche ein Dienst geschehe, fand Rechtfertigung, daher die Zeitgenossen die Ermordung Heinrichs IV. und Wilhelms von Oranien und die Nachstellungen, von denen Elisabeths Leben bedroht war, den Eingebungen der Jesuiten zuschrieben. List und Gewalt, Ränke und Verrath, Verläumdungen und Verhetzungen waren erlaubte Mittel, wenn es galt, die Rechte der Protestanten zu verkümmern und die Schwachen oder Gedrückten in den Schooß der alten Kirche zurückzuführen. Das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Confessionen wurde durch die Jesuiten gestört; darum lastete auf ihnen der Haß der Völker und der Fluch der Familien, deren Frieden sie untergruben. In großartiger, welthistorischer Wirksamkeit beherrschten sie über zwei Jahrhunderte das katholische Europa, trotz des Neides der andern Orden und des Argwohns einiger Regierungen.

§. 632. Unterrichtswesen. Der Unterricht der Jesuiten bezweckte nicht eine Entwickelung des jugendlichen Geistes zum selbständigen Denken und zur Befähigung, alles menschlich Wichtige zu erkennen und zu beurtheilen, sondern nur das Erlernen der im praktischen Leben anwendbaren Kenntnisse. Es war mehr ein Abrichten als ein Unterrichten. Die Jesuitenzöglinge wurden fähig gemacht, in dem ihnen vom Schicksal angewiesenen Stand und Beruf zu wirken, den Posten, auf den sie gestellt waren, auszufüllen und als brauchbare Geistliche, Lehrer oder Gewerbleute ihrer Bestimmung nachzukommen, ohne sich um das, was über oder außer ihrem Bereich lag, zu kümmern. Wie die Jesuiten selbst nur als Werkzeuge eines höhern Willens ihren bestimmten Zweck auf gewiesener Bahn verfolgten, so sollten auch alle Zöglinge handeln und denken. Geistesfreiheit schien ihnen eine gefährliche und nutzlose Sache. Alle Wissenschaften wurden daher in eine bestimmte, engbegrenzte Form gebannt; der Gedanke, der dieselbe zu durchbrechen strebte, war ein sündhafter. Alle Religionssatzungen, Gebräuche und Einrichtungen der römischen Kirche wurden als göttliche Wahrheiten, deren genaue Befolgung allein zum Himmel führe, über allen Zweifel gestellt; die Philosophie war ein Formelwesen, durch das der Geist gefesselt, statt zum Nachdenken angeregt ward, die Geschichte war eine chronikartige Zusammenstellung vergangener Ereignisse, nicht ein lebendiges Bild von dem Leben der Völker, und die Charaktere der Menschen, ihre Ideen und Bestrebungen wurden nur nach dem Maßstabe, den die römische Kirche dafür aufgestellt, beurtheilt. Fertigkeit in der lateinischen Sprache galt für eine nothwendige Eigenschaft des Gebildeten; damit sich aber nicht der freie Geist des Alterthums in das jugendliche Herz einschleiche, las man die Klassiker nicht vollständig, sondern nur in Auszügen oder verstümmelt. Die Jesuiten gründeten ihr Erziehungssystem auf die unlautern Triebe und Regungen der Menschen, auf den Ehrgeiz, auf die Selbstsucht, auf den Eigendünkel; statt das weiche und empfängliche Herz der Jugend der Menschenliebe zu öffnen, füllten sie es mit engherzigem Confessionshaß; statt unter den Zöglingen Vertrauen, Freundschaft und Bruderliebe zu pflanzen, suchten sie durch Aufstachelung des Ehrgeizes, durch Beförderung der gegenseitigen Ueberwachung und Angeberei, durch strenge Censuren und Belobungen Mißtrauen, Neid, Schadenfreude zu erregen. Ihre Wirksamkeit war um so größer und sicherer, weil sie fern von allem Idealen auf der wirklichen Beschaffenheit der menschlichen Natur fußte, die leider! mehr nach der Erde als nach dem Himmel strebt. Wer sich der menschlichen Schwächen und Fehler zur Erreichung seines Ziels bedient, geht sicherer, als wer auf Tugend und Edelmuth baut; aber eine Erziehung, die sich diesen traurigen Umstand zu Nutze macht, um durch Cultivirung der menschlichen Gebrechlichkeit desto sicherer über die Zöglinge zu herrschen, sie desto mehr zum unbedingten Gehorsam zu gewöhnen, ruht auf schlechtem Boden. Mag eine solche Erziehungsweise auch noch so sehr bemüht sein, durch strenge Disciplin die äußern Unarten zu entfernen, den widerspenstigen Geist der Jugend zu brechen, Geschick und Fügsamkeit in allen Verhältnissen zu erzeugen; das Hauptziel jeder wahrhaften Erziehung, Veredelung des Menschen, wird dabei gänzlich verfehlt. Im Erziehungswesen, in
1584. das Aquaviva's Schulplan System, Planmäßigkeit und Consequenz brachte, gab demnach der Jesuitenorden mehr als in den übrigen Unternehmungen die kluge Berechnung der Umstände und der menschlichen Natur in ihrer Gebrechlichkeit kund.

b) Das Tridentiner Concil.

§. 633. Zweimal war die dringend verlangte Kirchenversammlung bereits eröffnet worden (1545—48; 1551—52), ohne zum Ziel zu kommen. Große politische Ereignisse brachten sie auf einige Zeit in Vergessenheit; aber nach Abschluß des Augsburger Religionsfriedens und nach Beendigung der spanisch-französischen Kriege durch den Frieden von Chateau-Cambresis (§. 637) wurde die Mahnung, das begonnene Werk zu 1559.
vollenden, mit größerem Ungestüm erneuert, so daß Pius IV. das innere Widerstreben bezwang und am 8. Januar 1562 die Sitzungen eröffnen ließ. Damit begann die 1562.
dritte Periode des Tridentiner Concils. Die Geschäftsführung lag in den Händen des päpstlichen Legaten; die Beschlüsse wurden durch Stimmenmehrheit der anwesenden Bischöfe und Ordensvorsteher gefaßt, wobei die Italiener, welche die Mehrzahl bildeten, das päpstliche Interesse gegen die Opposition der spanischen und französischen Bischöfe verfochten. Theils dadurch, theils durch Verhandlungen mit einzelnen Höfen und Prälaten erhielt die römische Partei zuletzt einen vollständigen Sieg. Nach der 25. Sitzung wurden die Verhandlungen plötzlich für geschlossen erklärt, worauf Pius die 1563.
gefaßten Beschlüsse bestätigte, aber deren Auslegung allein dem römischen Stuhl vorbehielt. Diese Beschlüsse bilden die Grundlage der katholischen Kirche. Sie wurden in den meisten italienischen Staaten, sowie in Portugal, Polen und vom Kaiser unbedingt angenommen, in Neapel, Spanien und Belgien mit Vorbehalt der königlichen Rechte, in Frankreich nur hinsichtlich des Glaubens. Auf den Gang des Tridentiner Concils (in dem die Katholiken ihre Reformation erblickten) übte die Bewegung, die dem Protestantismus seine Entstehung gab, eine unverkennbare Rückwirkung. Zu den einflußreichsten Wortführern gehörte der Jesuitengeneral Lainez und der französische Cardinal von Lothringen (Guise).

In den Glaubensbestimmungen hielt sich das Tridentiner Concil an die im Mittelalter ausgebildeten und bisher gültigen Dogmen, nur daß es dieselben einer Revision unterwarf und sie in möglichst weite Formen und unbestimmte Ausdrücke kleidete, damit ängstliche Gewissen nicht auf Bedenklichkeiten geführt würden. Da allen Glaubenssätzen das Siegel der Unfehlbarkeit aufgedrückt wurde, so war die einem jeden Dogma beigefügte Verdammung (Anathem) aller derer, die dasselbe entweder läugneten oder unkirchlich auslegten, eine natürliche und nothwendige Folge, so sehr auch dadurch die Spaltung zwischen den Confessionen vergrößert ward. Im Uebrigen stellte die Synode eine gereinigte Sittenlehre her, wie es schon Papst Adrians VI. Absicht gewesen (§. 574), begründete eine strengere Kirchenzucht, schärfte den Bischöfen die Pflichten ihres Amtes, namentlich die Beaufsichtigung ihres Klerus ein, führte manches Altkirchliche zurück und schaffte viele Mißbräuche ab.

Da das Tridentiner Concil als die Standarte der katholischen Kirche angesehen ward, so fanden fortan keine weitern Synoden statt und die Repräsentativ-Verfassung der mittelalterlichen Kirche mußte einer absolut-monarchischen weichen. Auf diese Weise wurde jedem Streben nach Reformen und Neuerungen vorgebeugt und der Charakter der Stätigkeit (Stabilität) dem Katholicismus aufgedrückt, wogegen das Wesen des Protestantismus Fortbildung und freie Schriftforschung ist. Die katholische Kirche hat den Vorzug der Einheit und Unwandelbarkeit, sie besitzt einen kunst- und poesiereichen Cultus und nimmt eine unabhängige, selbständige Stellung dem Staate gegenüber ein. Die protestantische Kirche steht in diesen Punkten der Schwesterkirche nach; aber sie besitzt dafür das hohe Gut der Freiheit; sie herrscht auf dem Gebiete der Wissenschaft, und die neuere Theologie und Philosophie verdanken derselben ihre Ausbildung. Von der katholischen Kirche und ihren Oberhäuptern ging die Idee der absoluten Monarchie aus, wogegen sich der Protestantismus gern in ständischen Formen bewegte.

c) Die römische Hierarchie.

§. 634. Die Päpste (vgl. §. 574). Unter den Päpsten des sechszehnten Jahr-

hunderts waren einige durch große Eigenschaften und durch angestrebte oder vollführte Verbesserungen ausgezeichnete Fürsten, nur daß ihre Härte gegen die Abtrünnigen diese
Paul III. 1534—49. Eigenschaften in Schatten stellte. Paul III., der durch seine Hülfsgelder im Schmalkaldischen Krieg dem Kirchenstaat eine schwere Schuldenlast aufbürdete und den Jesuitenorden bestätigte, gab doch einigen gelehrten und frommen Cardinälen den Auftrag, einen Re-
1534. formationsentwurf auszufertigen, wodurch der Willkür der Papstgewalt, der Unfähigkeit und Unsittlichkeit des Klerus und andern Uebelständen gewehrt werden möchte. Die un-
Julius III. 1549—55. zeitige Bekanntmachung und Luthers Hohn darüber vereitelte den Plan. Nach Julius III.
Paul IV. 1555—59. und der kurzen Regierung Marcellus II. erlangte Paul IV. aus dem Neapolitanischen Geschlechte Caraffa die päpstliche Würde. Dieser „brachte den finstern Ernst eines achtzigjährigen, leidenschaftlichen Mönchs auf den Thron". Seine eigene Härte und die grausame Strenge, womit auf seinen Befehl das Inquisitionsgericht alle Verdächtigen züchtigte, reizte das Volk so, daß es an seinem Todestag seine Bildsäulen verstümmelte und das Haus der Inquisition niederbrannte. Die Juden, die er in das Ghetto eingeschlossen und auf das Furchtbarste beschränkt und gedrückt hatte, schlossen sich dem
Pius IV. 1559—65. wüthenden Römervolk an. Seine Nachfolger Pius IV., der Vollender des Tridentiner
Pius V. 1565—72. Concils, und Pius V. befolgten dieselben Maßregeln der Strenge gegen die Protestanten,
Gregor XIII. 1572—85. und Gregor XIII., der Verbesserer des kanonischen Rechtsbuchs und der Ordner der Jahresrechnung, ließ bei der Nachricht von der Batholomäusnacht ein Tedeum singen für die Ausrottung der Feinde Christi. Der bedeutendste Kirchenfürst des ganzen Jahrhunderts war der von einem armen Hirtenjungen zum Franziscaner, Inquisitor,
Sixtus V. 1585—90. Cardinal und endlich zum Papst erhobene Sixtus V., ein Mann von einer gewaltigen Herrschernatur, der weniger danach strebte, die Ketzer auszurotten, als dem päpstlichen Ansehen den alten Glanz zu verleihen und die katholischen Fürsten mit der Curie in nähere Verbindung zu bringen. „Er vernichtete die Banditen, stellte durch unerbittliche barbarische Strenge einen festen Rechtszustand her, unterstützte die Armen auf vernünftige Weise, weckte die Betriebsamkeit, gab der vaticanischen Bibliothek ihre Größe, ließ verschiedene Bibelwerke (darunter eine revidirte authentische Vulgata) drucken, zog die Riesenwerke des Alterthums aus ihren Trümmern (Colosseo), so weit sie dienen mochten, den Sieg des Kreuzes zu verherrlichen, und obwohl er nicht unwürdige Bauwerke neben sie stellte, auch seine Verwandten (Nepoten) bereicherte, hinterließ er doch einen großen Schatz in der Engelsburg, durch Anleihen und durch die äußerste Ausdehnung des Aemterverkaufs gesammelt." Er wurde gehaßt und geschmäht, aber von Mit- und Nachwelt
Clemens VIII. 1592—1605. bewundert. Clemens VIII. besaß einen sanfteren Geist. Er gab Frankreich die langentbehrte Ruhe durch die Absolvirung Heinrichs IV., stiftete den Frieden zwischen ihm und Spanien und erwarb dem Kirchenstaate Ferrara, wo mit dem Aussterben des Hauses Este der Glanz des durch Kunst und Wissenschaft verherrlichten Hoflebens erlosch.
Paul V. 1605—21. Der stolze Paul V. sprach über Venedig Bann und Interdict aus, weil es die Auslieferung einiger verurtheilten Kleriker und die verlangte Aufhebung eines Gesetzes gegen die Vermehrung des Grundeigenthums der Kirche verweigerte. Der Mönch Paolo Sarpi (§. 671) verfocht die Rechte der Republik mit solchem Erfolg, daß Rom einen
Gregor XV. 1621—23. Compromiß einging. Gregor XV. erhielt die Heidelberger Bibliothek als Ersatz für die Anstrengungen, die er für den deutschen Krieg machte. Sein Nachfolger
Urban VIII. 1623—44. Urban VIII. sah nicht ungern, daß die Uebermacht des österreichischen Hauses durch die Schweden in Deutschland vermindert ward, verlor aber dabei das Interesse der katholischen Kirche keineswegs aus dem Auge.

§. 635. Neue Orden. Seit dem Tridentiner Concil nahm die katholische Kirche einen Umschwung. Wurden einerseits manche Mißbräuche abgestellt und die Kirchenzucht strenger gehandhabt, so wurden anderseits auch alle freisinnigen Kräfte, die sich in der mittelalterlichen Kirche unbefangen äußern durften, nunmehr sorgfältiger überwacht und unterdrückt. Das Mißtrauen sah leicht gefährliche Feinde, und wo zwei so thätige Anstalten, wie der Jesuitenorden und die Inquisition, alle geistigen Regungen mit Argusaugen bewachten, konnte es an Schuldigen und Verdächtigen nicht fehlen. Die Humanisten, die einst von Italien aus die Welt erleuchtet und die neue Zeit herbeigeführt, wurden jetzt durch die Wachsamkeit der Jesuiten in ihrer freien Geistesthätigkeit

beschränkt und bald wich die Begeisterung für das Alterthum der kirchlichen Gesinnung. Eine strenge Censur und ein weitgreifendes Verzeichniß verbotener Bücher (Index librorum prohibitorum) suchte die Resultate kühner Forschung und verwegener Kritik der katholischen Welt zu entziehen. Widerstand gegen Andersgläubige war jetzt das Hauptziel der Hierarchie, daher auch die neuen geistlichen Orden eine dem Protestantismus entgegenwirkende Tendenz annahmen, so sehr auch religiöse Begeisterung, Christenliebe und Selbstentsagung bei deren Gründung obgewaltet haben mochten, und selbst die ältern Orden erhielten zum Theil eine strengere Form mit einer polemischen Richtung gegen die Glaubensneuerung. Diese neuen Orden bezweckten theils die Hebung des geistlichen Standes durch Bildung (wie der unter Bischof Petrus Caraffa, nachmals Papst Paul IV., gestiftete und nach dessen früherem Bischofssitz benannte Theatinerorden) oder durch Frömmigkeit (wie der Verein der geistlichen Väter des Oratoriums zu gegenseitiger Erbauung ohne Gelübde, gegründet von dem frommen, nur auf Wohlthun, Krankenpflege und Büßungen sinnenden Philipp von Neri); theils Volksbelehrung und Seelsorge, wie der Bettelorden der Kapuziner (gestiftet 1528), dem mit der Kapuze der ursprüngliche Charakter der Franziscaner, wodurch sie das Herz des Volks gewonnen hatten, zurückgegeben wurde; theils Armen- und Krankenpflege, wie der von einem armen Portugiesen Johann di Dio gegründete Verein der barmherzigen Brüder und der in Frankreich und Deutschland weit verbreitete Orden der barmherzigen Schwestern, den die Wittwe Le Gras unter dem Beistande des mit der geistigen und leiblichen Noth des Volks vertrauten Vincent von Paula gestiftet; theils Erziehung, wie die von der frommen Angela von Brescia († 1540) begründeten Ursulinerinnen für weibliche Erziehung und die von demselben gottbegeisterten Vincent von Paula herrührenden Priester der Mission (Lazaristen) für Beförderung des Christenthums unter dem verwahrlosten Volke u. a. m. Auch die fromme Thätigkeit des zum Heiligen erhobenen Karl Borromeo († 1587) von Mailand galt eben sowohl der Bekehrung der Ketzer auf den südlichen Abhängen der Alpen, als der Verbreitung religiöser Gesinnung unter den Bewohnern seiner Landschaft, und Franz von Sales, Bischof von Genf (Annecy), († 1622) suchte durch seine mystischen, mit herzlicher Volksthümlichkeit abgefaßten Schriften sowohl die Abtrünnigen zu bekehren, als die Gläubigen zu erbauen. Mit diesem Bekehrungseifer gingen Armen- und Krankenpflege und eine liebevolle Sorge für des Volkes geistige und leibliche Wohlfahrt Hand in Hand und bildeten die „Lichter im Katholicismus". Aber die Menschenliebe war auf die rechtgläubigen Seelen beschränkt; Duldsamkeit und weitherziges Christenthum galten nicht als Tugend. Auch auf gelehrtem Wege dauerten die Widerlegungs- und Vereinigungsversuche fort, aber mit wenig Erfolg und immer mehr abnehmendem Eifer.

Theatiner 1524.

Kapuziner 1528.

Barmherzige Brüder und Schwestern 1634.

Ursulinerinnen 1624.

Lazaristen.

II. Das Zeitalter Philipps II. (1556—1598) und Elisabeths (1558—1603).

1. Spanien und Portugal.

§. 636. Philipp II. Drei Dinge waren es, die sich der finstere, kalte und mißtrauische Philipp II. zum Ziel seines Lebens gesetzt, Vergrößerung seiner Macht, Vertilgung des Protestantismus und Vernichtung aller Volksrechte. Diesem menschenfeindlichen Streben opferte er das Glück der Nationen, den Wohlstand seines Reichs und die Liebe seines Volks und seiner nächsten Verwandten. Während er seine Flotten und Heere wider seine protestantischen Unterthanen ausschickte und blühende Staaten und gewerbsame Bürger mit verheerenden Kriegen heimsuchte, störten die Corsaren durch ein verwegenes Freibeuterleben den Handel des Mittelmeers und plünderten

die Küstenländer, und die geschwächte Pforte fand Zeit, sich nach den Verlusten von Lepanto wieder zu erholen und christliche Länder mit ihrer despotischen Herrschaft zu erdrücken. Seine kostspieligen Kriege (der niederländische soll allein 564 Millionen gekostet haben!) und seine auf Bestechung gegründete falsche Politik zehrten an dem Mark des Landes und bewirkten, daß trotz der Schätze Amerika's und Westindiens bei seinem Tode die Finanzen in einem so traurigen Zustande waren, daß ein Staatsbankbruch nur dadurch verhindert werden konnte, daß Geistliche von Haus zu Haus steuern gingen und daß man in Castilien auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse drückende Abgaben legte, um die hohen Zinsen der Staatsschuld, womit der creditlose König das Land belastet hatte, decken zu können. „Es ist der Fluch des Despotismus, daß er sich in sich selbst zerstören muß, indem er den nährenden Staatsboden aussaugt, um allein seine häßliche Blüthenkrone zu zieren." Und zu welchen Schritten ließ sich Philipp durch seinen todbringenden Argwohn gegen seine Angehörigen verleiten! Der ritterliche Don Juan von Austria wurde nach dem Sieg bei Lepanto (§. 537) in seinen Unternehmungen gegen Tunis und die mohammedanischen Corsaren Nordafrika's von seinem neidischen Halbbruder so schlecht unterstützt, daß er nichts ausrichten konnte, und als er sich nachher in den Niederlanden einen seiner Thatkraft angemessenen Wirkungskreis schuf, umstrickte ihn Philipp mit einem Gewebe von Falschheit, Tücke und Späherei und lähmte ihn so,
1578. daß er vor Verdruß und Gram frühe ins Grab stürzte. Philipps ungestümer, leiden-
1568. schaftlicher Sohn Don Carlos starb, mit einer schweren Anklage belastet, während einer langen Untersuchungshaft in der verschlossenen Heimlichkeit des Palastes, ungewiß ob eines natürlichen oder gewaltsamen Todes, und als einige Monate nachher auch des Königs französische Gemahlin, die tugendhafte Elisabeth, plötzlich verschied, wurde ein geheimer schrecklicher Zusammenhang geglaubt oder ersonnen, von dem jedoch nur Dichtung und Roman, nicht aber die Geschichte weiß. Im Bunde mit der Priestermacht bildete Philipp die menschenfeindliche, auf Angeberei, Spionenwesen und Polizeidespotismus beruhende Staatskunst aus, die seitdem der Fluch der meisten katholischen Länder geblieben ist und in der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel einen todbringenden Stillstand hervorgebracht hat. — Philipp durchzog nicht wie sein Vater an der Spitze der Heere die Länder Europa's; er barg sich hinter den Mauern seines Palastes in Madrid und leitete von Spanien aus und durch Spanier die Geschicke der Völker. Thätig und arbeitsam in seltenem Grade, nahm er von Allem Einsicht und suchte sich über Personen und Sachen aufzuklären; da ihm aber der höhere Herrschergeist abging und er seine Belehrung nicht aus eigener Anschauung, sondern aus fremden Mittheilungen schöpfte, so verfiel er in Irrthum und Täuschung. Nach einer zweiundvierzigjährigen Regierung, die das Grab der spanischen Freiheit ward und dem Fluch der Völker keine segensvolle Anordnung, kein menschenbeglückendes Werk entgegen zu halten vermochte, erlag er einer entsetzlichen Krankheit. Unbeweint sank er von seiner einsamen Höhe in die kalte Mar-
1598. morgruft seiner stolzen Prachtkirche im Escurial, die er einst zum Andenken des Sieges von St. Quentin hatte erbauen lassen. — Der Glanz, den Spanien unter Philipps Vorgängern erlangt, dauerte freilich noch fort; spanische Kunst und Literatur entzückten und belehrten noch die Welt; spanische Sprache und Mode überschritten noch weit die Pyrenäen; aber es war nur die Nachblüthe, der Grund dieser hohen Cultur war von Andern gelegt worden; unter ihm verdorrten allmählich die Wurzeln. Wie konnten Künste und Wissenschaften, die Werke eines freien Geistes, unter einem Fürsten blühen, der Inquisition und Jesuiten begünstigte und an den Schrecknissen der Autos dafé Gefallen fand? Gepreßt unter den schwarzen Flügel des düstern Glaubensgerichts, ward Spanien ausgeschlossen von dem Lichte, das im sechzehnten Jahrhundert dem übrigen Europa anbrach, das die Nationen zu großen Unternehmungen in dem gesammten Bereich des Wissens und Könnens trieb. Der Genius des Volkes war geknickt, sein Geist erloschen unter dem bösartigen Einfluß eines Auges, das nie schlummerte, eines unsichtbaren Armes, der stets zum Losschlagen erhoben war.

§. 637. Der Frieden von Chateau-Cambresis. Obgleich Philipp II. es als seine vornehmste Regentenpflicht ansah, der römischen Kirche

die verlorene Herrschaft wieder zu gewinnen und nach seinem eigenen Geständniß „lieber aufhören wollte König zu sein, als über Ungläubige herrschen“, so war es doch gerade das Oberhaupt der Kirche, der leidenschaftliche Paul IV., der im Bunde mit Heinrich II. von Frankreich die ihm verhaßten Spanier aus Italien zu verdrängen und einen Theil ihrer Besitzungen an sich zu bringen suchte. Alba's rascher Einfall in den Kirchenstaat und sein siegreiches Vordringen bis in die Nähe von Rom vereitelte zwar Paul's Pläne, aber der strenggläubige König gewährte dem geistlichen Fürsten einen vortheilhaften Frieden, während er mit Heinrich II. den Krieg noch drei Jahre fortsetzte, bis die Siege der spanisch-niederländischen Truppen unter Philibert von Savoyen und Egmont (bei St. Quentin und Gravelingen) die Franzosen, die unterdessen 1557. 1558. den mit Spanien aus Familienrücksichten innig verbündeten Engländern Calais, die letzte Errungenschaft der mittelalterlichen Thronkämpfe, entrissen (§. 620), zu dem Frieden von Chateau-Cambresis zwangen, worin sie alle Eroberungen, 1559. namentlich Piemont und Savoyen (§§. 506, 593) herausgaben, dafür aber im Besitz von Calais und den lothringischen Städten Metz, Toul und Verdun (§. 609) blieben. Eine doppelte Vermählung sollte den Friedensbund besiegeln. Philipp, der kurz zuvor seine Gemahlin, die englische Maria, verloren, führte Heinrichs Tochter Elisabeth, die vorher mit dem Infanten Don Carlos verlobt gewesen war, in die dritte Ehe, und Emanuel Philibert von Savoyen erlangte die Hand von Heinrichs Schwester Margaretha. Aber die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden dem ritterlichen französischen König todbringend (§. 649).

Nach Beendigung des äußern Kriegs dachte Philipp auf Ausrottung der Ketzerei. Durch die Schrecken der Inquisition (§. 515) und die Festgräuel der Autos da fé gelang es ihm, in zwei Jahrzehnten die Ansätze der protestantischen Lehren und den maurischen Unglauben (§. 516) zu bewältigen; aber so allgemein war das Entsetzen vor dieser blutigen Bekehrungsart, daß Philipps italienische Staaten sich aus allen Kräften der Einführung der spanischen Inquisition widersetzten (dadurch aber das Joch der römischen auf sich luden) und die Niederländer lieber einen Kampf auf Leben und Tod eingingen, als daß sie sich den Odem der Freiheit durch dieses furchtbare Institut rauben ließen. Als aber die Aragonier sich ebenfalls gegen die richterliche Willkür Philipps und seiner Inquisition auflehnten, drangen kastilische Heere ins Land, erstickten den Aufstand durch Bürgerblut und vernichteten den letzten Rest altständischer Rechte. Nun lagerte sich ein finsterer Despotismus und eine geisttödtende Priesterherrschaft über die pyrenäische Halbinsel. Die Menschen wurden nicht nach ihrem Verhalten im Leben, sondern nach ihrem Glauben gerichtet; der Unterschied der Religion machte eine weitere Trennung als Race, Sprache und Interesse. Die Kämpfe der Spanier mit den europäischen Nationen waren Religionskämpfe; ihre Kriege nahmen den Charakter eines ständigen Kreuzzuges an. Auch in Frankreich ließ es Heinrich II. nach dem Abschluß des Friedens sein vornehmstes Geschäft sein, die Ketzerei auszurotten.

§. 638. **Portugal mit Spanien vereinigt.** Unter Johann III., Johann III. 1521—1557. dem Sohn Emanuels des Großen (§. 540), wurden die Entdeckungsreisen in Indien fortgesetzt und die Länderkunde und der portugiesische Handel erweitert. Aber der schnell gewonnene Reichthum, mit dem die Industrie nicht gleichen Schritt hielt, äußerte bald seine nachtheiligen Folgen; denn während sich die Schätze Indiens in wenigen Familien häuften, versank die Masse der Nation in Trägheit und Armuth, und als nun noch die von dem König be-

günstigten Jesuiten nebst der thätig wirkenden Inquisition dem Volke geistige Fesseln anlegten und dadurch seine Kräfte lähmten, ging Portugals Blüthe in wenigen Jahrzehnten spurlos zu Grabe. Die alten Rechte und Freiheiten erlagen wie in Spanien der absoluten Königsmacht und der Hierarchie, das Volk wurde in Unmündigkeit gehalten und verlor bald den Heldensinn, der es zu den frühern Großthaten begeistert hatte. Die von Johann eingeführte neue Gerichtsordnung und die Uebertragung des Großmeisterthums der Ritterorden an die Krone beförderten die königliche Allgewalt. —
Sebastian 1557–78. Während der Minderjährigkeit von Johanns Enkel **Sebastian** gewannen die Jesuiten hohen Einfluß auf die Regierung, und indem sie die Erziehung des jungen Königs gänzlich in ihre Hände nahmen, suchten sie demselben eine ihre Herrschaft für immer sicher stellende Richtung zu geben. Sie schilderten ihm Gehorsam gegen den Papst und Kampf gegen die Ungläubigen als die ersten Tugenden eines christlichen Fürsten und prägten ihm die schwärmerische Gesinnung eines Kreuzfahrers ein. Kaum war er daher den Jahren der Unmündigkeit entwachsen, so sann er auf abenteuerliche Unternehmungen und ergriff, als ihn ein vertriebener marokkanischer Fürst um Hülfe gegen einen Verwandten anging, mit Begierde die Gelegenheit, wider die ungläubigen Mauren zu ziehen und so zugleich seinen Bekehrungseifer und seine Eroberungslust zu befriedigen. An einem glühendheißen Augusttage griff er mit Ungestüm das
1578. überlegene Heer der Feinde in der Ebene von **Alcassar** in Afrika an und erlitt eine furchtbare Niederlage; zwölftausend christliche Streiter bedeckten das Schlachtfeld; unter den Vermißten war auch König Sebastian, aber nirgends wurde sein Leichnam entdeckt. Dies war für Portugal ein verhängnißvolles Ereigniß. Denn
Heinrich 1578–80. als zwei Jahre später auch Johanns III. Bruder, der alte Cardinal Heinrich, dem unerwartet die Krone zugefallen, ohne Leibeserben starb, machten drei Prätendenten (darunter Philipp II., als Sohn der ältesten Schwester Johanns III.) Ansprüche auf den portugiesischen Thron. Adel und Volk waren aus Nationalhaß und nachbarlicher Eifersucht gegen eine Vereinigung mit Spanien und begünstigten einen andern Bewerber, den Malteser-Prior Antonio, der sich für einen rechtmäßigen Enkel Emanuels ausgab; aber Philipp verlieh seinen Ansprüchen durch eine von Alba befehligte Armee Nachdruck. Sein
1580. Gegner wurde geschlagen und zur Flucht gezwungen, Lissabon ergab sich und bald folgte das ganze Land dem Beispiel der Hauptstadt. Nachdem das Richtbeil die einflußreichsten Widersacher der spanischen Herrschaft aus dem Wege geräumt, fügte sich das Volk zitternd Philipps Machtsprüchen. Aber der Haß über die drückende, in Portugal noch durch Mißtrauen gesteigerte Zwingherrschaft, konnte nicht getilgt werden. Traurig sahen die Portugiesen die wiederholten Unternehmungen des von England und Frankreich unterstützten Antonio scheitern und richteten lange ihre hoffenden Blicke auf die falschen Sebastiane, die von Zeit zu Zeit eine Befreiung vom spanischen Joche verhießen; als aber
1595. Antonio in Dürftigkeit und von steter Todesfurcht gepeinigt in Paris starb und der vierte Sebastian, dessen Echtheit von Vielen geglaubt ward, in
1598. einem spanischen Kerker seinen Tod gefunden, da fügten sie sich in das Unabänderliche. Zwar wurde dem Lande seine Verfassung und Gesetzgebung und eine getrennte Verwaltung zugesichert, aber die allmähliche Vernichtung der

Adelsmacht und die planmäßige Veräußerung der Krondomänen zeigte deutlich das Bestreben der spanischen Regierung, Portugals Unabhängigkeit unter einem einheimischen König unmöglich zu machen. Allein gerade dieses Bestreben erweckte das Nationalgefühl der Portugiesen und führte in der Folge die Befreiung des Landes durch den reichen und angesehenen Herzog von Braganza herbei. 1640.
Sechzig Jahre dauerte die unheilvolle spanische Herrschaft, während welcher die portugiesische Seemacht zu Grunde ging, die überseeischen Besitzungen größtentheils in die Hände der Holländer geriethen und der europäische Handel seinen Stapelplatz von Lissabon nach Amsterdam und London verlegte.

2. Die Freiheitskämpfe der Niederländer.

§. 639. Margaretha's Statthalterschaft. Schon Karl V. hatte den auf ihre angestammten Freiheiten und Rechte eifersüchtigen niederländischen Provinzen manchen Anlaß zu Klagen gegeben. Die häufigen Steuerforderungen, die wiederholte Anwesenheit fremder Truppen, die strenge Handhabung des Wormser Edikts gegen die Lutheraner, von denen Hunderte im Kerker und auf dem Blutgerüst starben, hatten vielfach Murren erzeugt und die Genter sogar zur Empörung getrieben, für die sie schwer gezüchtigt wurden. Aber Karl war ein Niederländer, er hatte ein Herz für das Volk, unter dem er geboren, er liebte ihre Sitten und ihr Wesen, er ertrug ihre Unarten mit Nachsicht; er war freundlich und zutraulich gegen Adel und Bürger und schmeichelte ihrem Nationalstolz, indem er sie seinen übrigen Unterthanen vorzog. Ganz anders Philipp. Er war Spanier, behandelte die Niederlande wie die italienischen Staaten nur als Provinzen, die er durch spanische Beamten verwalten und durch spanische Truppen bewachen lassen wollte. Sein Stolz und seine kalte Zurückhaltung verletzten den Bürger und sein Haß gegen alle Volksrechte machte ihn zum natürlichen Widersacher der Niederländer, deren ganzes Wesen mit ihren ständischen Freiheiten verwachsen war. Unter diesen Freiheiten standen Steuerbewilligung, unabhängiges Gerichtswesen und Fernhaltung spanischer Truppen und Beamten obenan. — Es erregte gleich anfangs Mißmuth, daß Philipp, als er seine Halbschwester Margaretha von Parma, eine Frau von männlichem Geiste und kluger Haltung, zur Statt- 1559.
halterin in Brüssel einsetzte, den ihr beigegebenen, aus den ersten Edelleuten des Landes gebildeten Staatsrath einem Ausländer von dunkler, blos durch königliche Gunst erhobenen Familie, dem arglistigen Cardinal Granvella, dem Sohn des kaiserlichen Kanzlers, unterordnete und eine spanische Besatzung im Lande ließ. Denn die lebhaften, erregbaren Niederländer haßten die kalten, anmaßenden Fremdlinge. Diese Mißstimmung stieg, als zur Wahrung des reinen Glaubens und der kirchlichen Ordnung die Ketzergesetze geschärft wurden und die Errichtung von vierzehn neuen Bisthümern, die dem zum Erzbischof von Mecheln erhobenen Cardinal Granvella untergeordnet, und wozu die nöthigen Geldsummen aus andern Pfründen und Klöstern entnommen werden sollten, befohlen ward. Diese ohne Befragung der Stände vorgenommene Vermehrung der vier bisherigen Landesbisthümer erregte um so größere Besorgniß, als der letzte Zweck davon die Einführung

der verfolgungssüchtigen spanischen Inquisition schien, indem in der päpstlichen Bulle für jedes der neu zu errichtenden Bisthümer zwei Inquisitoren angeordnet waren und der Cardinal bereits den Titel eines Groß-Inquisitors führte. Vergebens suchte die patriotische, auf Beschützung der Landesinstitutionen gegen die Zerstörungspläne der spanischen Regierung bedachte Partei, durch Petitionen und Gesandtschaften den König zur Änderung dieses verfassungswidrigen Verfahrens und zur Abberufung des verhaßten Cardinals zu bewegen; Philipp gab ausweichende Antworten und willigte erst in die von Granvella selbst dringend nachgesuchte Beurlaubung, als **Wilhelm von Oranien** (Statthalter von Holland), Lamoral Graf **von Egmont** (Statthalter von Flandern) und der Graf von Hoorn den Staatsrathssitzungen nicht mehr beiwohnten und die Regentin selbst auf dessen Entfernung drang. Aber Granvella's machiavellistische Ansichten fanden auch nach
1564. seiner Abberufung noch Vertheidiger, und des Königs gleichzeitiges Verlangen, die Beschlüsse des Tridentiner Concils im Lande einzuführen, bewies, daß der Gedanke einer kirchlichen Gleichförmigkeit tief in ihm liege und eine Milderung der Ketzergesetze oder eine Gestattung von Glaubensfreiheit nicht zu erwarten sei. Dies ging auch aus der Antwort hervor, die er dem von dem Staatsrath und der Regentin nach Madrid abgeordneten
1565. Egmont ertheilte, „er wolle lieber tausendmal sterben und jeden Fußbreit des Reiches verlieren, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten.“ Geschärfte Weisungen an die Inquisitoren und die zunehmenden Verfolgungen, Einkerkerungen und martervollen Hinrichtungen bewiesen den Ernst dieser Worte. Wilhelm von Oranien, von lutherischen Eltern geboren, aber in der römischen Kirche erzogen, wurde durch diese Strenge, welche viele seiner Landsleute in die Verbannung oder auf den Scheiterhaufen führte, in seiner tiefsten Seele verletzt, so daß er um diese Zeit dem evangelischen Glauben beitrat, den seine Angehörigen bekannten.

§. 640. Der Geusenbund und die Bilderstürmerei. Die neue Kirche hatte nur unter dem Bürgerstand Anhänger; der Adel hielt noch größtentheils am alten Glauben fest, war aber entschlossen, sich der Inquisition, in der er das Grab der nationalen Freiheit erblickte, aus allen Kräften zu widersetzen. Zu dem
Novbr. 1565. Endzweck unterzeichneten etwa vierhundert Edelleute den sogenannten **Compromiß** zum Widerstand gegen die Inquisition und zu gegenseitiger Hülfeleistung bei Religionsverfolgungen, und verfaßten dann eine Petition um Aufhebung der Ketzergesetze und Einstellung der Inquisitionsprocesse. Als sie damit vor den
5. April 1566. Palast der Statthalterin zogen, gerieth diese über die Anzahl der den ersten Familien angehörenden Bittsteller in Bestürzung. Da sagte einer der neben ihr stehenden Räthe (Barlaimont), sie sollte vor diesen Lumpen (gueux) nicht bange sein, ein Wort, das den Verbündeten hinterbracht und von diesen zum Wahrzeichen ihres Bundes genommen ward. Sie nannten sich Geusen und trugen fortan am Halse eine Schaumünze mit dem Bildniß Philipps und mit der Inschrift: „Getreu dem König bis zum Bettelsack!“ Die Petition blieb ohne Erfolg. Die Bischöfe, denen die Befugnisse der Inquisition übertragen waren, fuhren fort, die Ketzer mit Hinrichtung, Landesverweisung und Güterverlust zu bestrafen, und die auf den Rath der Regentin bewilligte allgemeine Verzeihung

wurde durch einen geheimen Protest des Königs illusorisch gemacht. Dessenungeachtet fand die religiöse Neuerung immer mehr Eingang; Psalmen wurden gesungen, die öfters im Freien gehaltenen Predigten evangelischer Geistlichen, die in aufregender Weise sich über die kirchliche Lage verbreiteten, von Tausenden besucht, Mönche, Marienbilder und heilige Gegenstände verhöhnt. Allerwärts fühlte man in der Atmosphäre die elektrische Spannung, welche dem Sturme vorangeht. Endlich kam in St. Omer und Ypern, in Antwerpen und Brüssel, in ganz Flandern 14. Aug. 1566. und Brabant die langverhaltene Wuth des Volks über den Religionsdruck zum stürmischen Ausbruch. Ein den untersten Klassen angehörender Volkshaufen verstümmelte mehrere am Wege stehende Cruzifixe und Heiligenbilder; bald vergriff sich die wachsende Menge an Kirchen und Klöstern, raubte oder zerstörte heilige Geräthschaften und Ornamente und beging kirchenschänderische Frevel. In drei Tagen zählte man vierhundert verwüstete Kirchen und Kapellen. Die Straßen waren bedeckt mit zerschlagenen Marien- und Christusbildern und mit den Trümmern heiliger Kunstwerke. Diese Vorfälle führten eine Spaltung unter den Häuptern der Nation herbei. Die der alten Kirche ergebenen Edelleute trennten sich von denen, die sich der neuen Lehre zugewandt. Dadurch gelang es der Regentin, einer klugen, in den Künsten der Verstellung geübten Frau, durch Strenge gegen die Einen und Mäßigung gegen die Andern die Ruhe fester zu begründen. Mittelst einiger in der Eile geworbenen Truppen brachte sie mehrere rebellische Städte, wie das tapfer vertheidigte Valenciennes und etwas später Antwerpen, zur Unterwerfung, verhängte schweres Gericht über die Bilderstürmer und Religionsneuerer und gewann die Gemäßigten durch die Zusage, die Ketzergesetze zu mildern und über das Vergangene den Schleier der Vergebung und Vergessenheit zu ziehen.

§. 641. Alba (1567—1573). Aber am Hofe zu Madrid ward anders beschlossen. Nach langer Ueberlegung, ob die von der Regentin empfohlene Milde oder die von Alba begehrten Gewaltmaßregeln die aufgeregte Nation am schnellsten und sichersten zum Gehorsam zurückführen würden, siegte die letztere Ansicht, und Alba, der despotische Diener eines tyrannischen Gebieters, zog mit einem auserlesenen, aus Spaniern und Italienern bestehende Heere nach den Niederlanden. August 1567. Der Schrecken, der vor ihm herging, trieb die Einwohner schaarenweise zur Flucht; über hunderttausend Kaufleute und Handwerker wandten ihre Betriebsamkeit und ihr Vermögen andern Ländern, besonders England, zu. Wilhelm von Oranien, das Haupt der vaterländisch gesinnten Partei, ein besonnener, umsichtiger Mann in der vollen Kraft der Jahre, entschlossen, thatkräftig und schweigsam, wich dem Sturme aus und begab sich nach Deutschland, dem Lande seiner Geburt, wo sich viele theure Freunde um ihn sammelten. Mit Thränen trennte er sich von Egmont, den er umsonst auf einer Zusammenkunft in Willbroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, zu gleichem Schritt zu bereden gesucht. Egmonts heitere Natur glaubte nicht an die spanische Tücke, vor der Oranien ihn warnte. Im Gefühl seines gerechten Strebens und im Vertrauen auf seine vergangenen Verdienste und seine bewährte Treue und Anhänglichkeit an das Regentenhaus wartete er Alba's Ankunft ab. Er besaß nicht das weitblickende Auge seines Freundes und trug Bedenken, seine flandrischen Güter zu verlassen. Aber kaum war der stolze Herzog über Oberitalien, Burgund und Lothringen

mit unbeschränkten Vollmachten in Brüssel angelangt, so ließ er in seinem Palaste Culemborghaus den arglosen Egmont, des Volkes Abgott, und den tapfern Hoorn durch seinen natürlichen Sohn Ferdinand von Toledo festnehmen und sie dann vor dem neuerrichteten „Rath der Unruhen" des Hochverraths anklagen, worauf beide nebst achtzehn andern Edeln verurtheilt und auf dem Marktplatze
5. Juni 1568. in Brüssel enthauptet wurden. Durch Wegräumung der Häupter des Adels, dem man die aufrührerischen Bewegungen hauptsächlich zur Last legte, hoffte man die der Führung beraubte Nation leicht zum stummen Gehorsam zu bringen. Furchtbar wüthete nun das spanische Richtbeil in dem unglücklichen Lande. Die Regentin, empört über die Gräuel des Despotismus, denen sie ruhig zusehen mußte, entsagte ihrer Stelle und begab sich, beschenkt und betrauert, nach Italien. Ihr Andenken blieb in Ehren. Mit unerhörter Strenge verfuhr nunmehr der von Alba eingesetzte Rath der Unruhen, von den Niederländern Blutrath genannt, worin ein harter, gewissenloser, mit den Gesetzen und Gebräuchen des Volks unbekannter Spanier, Vargas, den Vorsitz führte und des Herzogs tyrannische Befehle vollstreckte. Habsucht, Blutgier und Fanatismus suchten um die Wette ihre Opfer. An allen Orten sah man Galgen und Rad errichtet; Scheiterhaufen loderten für die protestantischen Geistlichen und die hartnäckigen Bekenner des Evangeliums; an die Balken niedergerissener Kapellen knüpfte man sowohl bilderstürmende Neuerer als friedfertige Calvinisten und Lutheraner auf. „Alles in den Niederlanden sonst so einheimische fröhliche Leben verschwand, das Entsetzen eines großen allgemeinen Grabes füllte alle Gemüther." Die Bürgerschaft von Antwerpen mußte das Geld zu dem Baue der Citadelle hergeben, durch die Alba Stadt und Land in Fesseln schlagen wollte. Den in Lüttich zurückgelassenen Sohn Wilhelms von Oranien ließ der König nach Madrid bringen und ihm durch eine fanatische Erziehung Haß gegen die neue Lehre und gegen den eigenen Vater einprägen.

§. 642. Bedrohte der grausame Blutrath Leben und Freiheit, so gefährdeten
1569. Alba's Steuerpläne den Wohlstand und Handel. Unzufrieden mit der gesetzlichen Bestimmung, daß alle Steuern von den Ständen jeder Landschaft auf kurze Frist bewilligt und von ihnen selbst nach eigenem Ermessen auferlegt und erhoben werden sollten, erlangte Alba eine ständige Steuer zu hohem Belauf und vertheilte sie auf eine dem Handel und Verkehr höchst nachtheilige Art*). Wie sehr auch die Stände protestirten, Alba bestand auf seiner Forderung; aber durch diesen willkürlichen Eingriff in die Landesgesetze, der den Kaufmann wie den Gutsbesitzer, den Katholiken wie den Protestanten mit gleichem Ruin bedrohte, weckte er den eingeschüchterten Oppositionsgeist und näherte die durch Confessionsunterschied Getrennten einander wieder. Als Alba mit Gewalt den Kaufaccis eintreiben lassen wollte, schlossen die Brüsseler Kaufleute ihre Magazine, die Krämer, Bäcker u. s. w. ihre Läden und verweigerten die Zahlung. Schon drohte der tyrannische Herzog, die Widerspenstigen vor ihren Häusern aufhängen zu lassen — als die Nachricht, daß eine Schaar Ausgewanderter, die sich zur See
1 April 1572. herumtrieben und darum Meergeusen genannt wurden, die Hafenstadt Briel erobert hätten und mehrere Städte in Holland und Seeland zu ihnen abgefallen wären, die Gebeugten ermuthigte und die Spanier betroffen machte. Bald nachher gelang es dem zurückgekehrten Wilhelm von Oranien, die nördlichen Provinzen zu vereinigen. Er wurde als Statthalter von Holland, Seeland,

Utrecht und Friesland anerkannt und mit Geld und Kriegsmannschaft ausgerüstet. Jetzt gewann der Widerstand eine ernstere Gestalt. Die Gräuel, welche die spanischen Truppen auf Alba's Befehl in einigen der widerspenstigen Städte, wie Haarlem, Naarden u. a. begingen, wo sie ohne Unterschied des Geschlechts und Alters die Einwohner niederhieben, die Wohnungen plünderten und, nachdem sie sich an Mord, Raub und viehischer Wollust gesättigt, die Brandfackeln in die öden Häuser und Kirchen warfen, verbreiteten Wuth und Entsetzen über das ganze Land und bewogen den Madrider Hof, Alba's Abberufung zu beschließen. Decbr. 1573.

*) Alba forderte außer einer hohen Vermögenssteuer (des hundertsten Pfennigs) den Zwanzigsten von den unbeweglichen und den Zehnten von den beweglichen Gütern, so oft sie verkauft wurden.

§. 643. Oranien und Don Juan von Austria. Alba's Nachfolger, Ludwig von Zuniga und Requesens, beurkundete zwar durch die Aufhebung des „Raths der Unruhen" einen mildern Sinn; da er aber weder Gewissensfreiheit gewähren, noch der Brutalität der Truppen, denen er den Sold schuldete, Einhalt thun, noch die drückende Besteuerung aufheben konnte, so vermochten weder seine beschränkte Amnestie, noch die wiederholten Vermittelungsversuche des wohlgesinnten Kaisers Maximilian II. das verlorene Zutrauen herzustellen und die empörten Provinzen zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Zwar gewann der Statthalter die Schlacht auf der Mookerheide (bei Nymwegen), wo zwei Brüder Oraniens den Heldentod starben; aber an dem Freiheitssinn und der Hochherzigkeit der Bürgerschaft von Leyden scheiterte sein Glück. Als die von Hunger, Pest und Feindeswuth heimgesuchte Stadt sich nicht mehr halten konnte, durchstachen die Bürger die Dämme und führten die Fluthen der Nordsee, die ihren Wohlstand auf lange zerstörten, in die Nähe der Stadt, so daß ein großer Theil der Feinde in den Wellen den Tod fand und Kähne mit Lebensmitteln an die Mauern treiben konnten, den Hungernden Erlösung bringend. Eine protestantische Universität war der Lohn für diese Aufopferung. Denn in demselben Jahre hatten die nördlichen Provinzen auf einer Synode in Dordrecht den Heidelberger Katechismus angenommen, den Calvinismus zur Landesreligion erhoben und mit den eingezogenen Kirchengütern ihre Streitkräfte vermehrt. Dieser religiöse Gegensatz erweiterte die Kluft zwischen den Niederländern und Spaniern, daher auch der unter Vermittelung des deutschen Kaisers Maximilian II. eingeleitete Friedenscongreß zu Breda keinen Erfolg hatte. Bald nachher starb Zuniga, und bis zur Ankunft des neuen Statthalters leitete der Staatsrath die Verwaltung und Militärmacht. Da derselbe aber außer Stande war, den Uebermuth der verwilderten, unbezahlten Truppen zu bändigen, und diese die reichen Städte Maestricht und Antwerpen mit Raub, Mord und grausenhafter Verwüstung heimsuchten, so gelang es dem in den nördlichen Provinzen mit hoher Macht bekleideten Oranien, sämmtliche Landschaften in dem **Genter Vertrag** (Pacification) zu dem Beschluß zu vereinigen, sich gegenseitig mit Gut und Blut zur Vertreibung der spanischen Heere beizustehen und bis zur Regulirung der kirchlichen Angelegenheiten durch einen allgemeinen Reichstag die Strafbefehle wegen der Religion unvollstreckt zu lassen. Diese Punkte bildeten auch die Grundlage des zwischen dem neuen spanischen Statthalter Don Juan und den Landschaften

Margin notes: 1574 (Mookerheide); 1575 (Universität); 1575 (Friedenscongreß); 1576 (Zuniga); 1576 (Genter Vertrag); Don Juan 1576—78.

1577. abgeschlossenen ewigen Vertrags. Aber die unbestimmte Fassung des Artikels über Religionsduldung, verbunden mit einer gleichzeitigen drohenden Kreuzbulle des Papstes, bewog die Staaten Holland und Seeland, dem „ewigen Vertrag" nicht beizutreten, sondern den Kampf fortzusetzen. Bald merkten auch die übrigen Provinzen, daß Juan nicht redlich zu Werke gehe, bei Aemterbesetzungen Spanier vorziehe, neue Religionsverfolgungen vorbereite und sich der widerspenstigen Städte mit Gewalt zu bemächtigen suche. Die Stände von Brabant kündigten ihm daher den Gehorsam auf und wählten Oranien zum Statthalter (Ruwart), setzten ihm aber, da der einheimische Adel aus Neid und die Strenggläubigen aus Religionseifer den calvinischen Oranien nicht liebten, den Erzherzog Matthias von Oesterreich zur Seite, indeß die französischredenden wallonischen Landschaften (Hennegau und Artois) ein Bündniß mit dem Herzog Franz von Anjou eingingen. So mehrte sich der Widerstand und die Zahl der Feinde in demselben Augenblick, als Don Juan
1578. im Verdruß über das Scheitern seiner Pläne starb.

§. 644. Alexander Farnese von Parma (1578—1592). Aber gerade die Spaltung der Herrschermacht, wodurch die Interessen getheilt und Eifersucht und Zwistigkeit genährt wurden, machte es dem klugen, gewandten und mit ausgezeichneten Feldherrngaben ausgerüsteten Nachfolger Don Juans, dem Herzoge Alexander Farnese von Parma (Sohn der Statthalterin Margaretha), möglich, die wankende Herrschaft Spaniens im Süden zu erhalten. Er weckte den Neid der brabanter Edelleute gegen Oranien und den Religionseifer des katholischen Südens gegen den evangelischen Norden. Dies bewog Oranien,
1579. durch die **Utrechter Union** die nördlichen Staaten (Holland, Seeland, Geldern, Utrecht, Ober-Yssel, Friesland, Gröningen) in einen engern Bund zu gemeinsamem Wirken und zur Abstellung alles Religionszwanges zu vereinigen. Dieser im ersten Entwurf noch sehr unbestimmte Vertrag wurde die Grundlage der Vereinigten Staaten der protestantischen Niederlande. Zwei Jahre später ward dem König von Spanien der Gehorsam förmlich gekündigt, nach dem Grundsatze: „daß einem Volke und seinen Ständen immer das natürliche Recht zustehe, einem Tyrannen, der seiner Pflicht zuwiderhandelt, nachdem er vergebens vermahnt war, ihrerseits die Pflicht aufzusagen." Nicht so einig war der Sü-
1581. den. Matthias verließ Brabant, wo er eine ganz nichtige Rolle gespielt; und Anjou verlor durch sein Streben, sich mit französischer Hülfe die Herrschaft zu verschaffen, so sehr alles Ansehen, daß er nach Frankreich zurückkehrte, wo er
1583. bald starb. Diese Verwirrung benutzte der thatkräftige Parma, um viele Städte zum Gehorsam zurückzuführen. Die Empörung schien ihrem Ende nahe, wenn es gelang, Oranien aus dem Wege zu räumen. Gegen diesen richtete sich daher Philipps ganze Wuth. Er hatte denselben bereits geächtet und dem, der ihn todt oder lebendig überliefern würde, eine große Belohnung und den Adel zugesichert. Diese lockenden Versprechen und die Geschäftigkeit leidenschaftlicher Priester hatten mehrmals Mordanschläge zur Folge. Einigen entging Oranien, aber die Kugel des fanatischen Gerard aus der Franche-Comté streckte ihn an
10. Juli 1584. der Thüre des fürstlichen Speisesaals in Delft todt nieder. Der Mörder wurde ergriffen und fand statt des gehofften Lohns eine martervolle Hinrichtung. Der Tod des Begründers der niederländischen Freiheit führte jedoch nicht deren Unter-

gang herbei. Die nördlichen Provinzen, die an einer Versöhnung mit einem König, der hartnäckig die Duldung ihrer Religion verweigerte, nicht denken konnten, übertrugen Oraniens zweitem Sohne Moritz die Statthalterschaft und die Leitung des Kriegs, indeß der Staatsrath, wo der besonnene Oldenbarneveld das meiste Ansehen hatte, den innern Angelegenheiten vorstand. Aber die glücklichen Unternehmungen Parma's, der Gent, Brüssel, Mecheln, Nymwegen, und endlich Antwerpen eroberte, brachte die Niederländer zur Ueberzeugung, daß sie ohne auswärtige Hülfe den Spaniern nicht gewachsen seien. Sie boten daher zuerst dem König Heinrich III. von Frankreich, und als dieser aus religiösen Bedenken ablehnte, der englischen Königin Elisabeth die Herrschaft an. Diese schlug zwar das Anerbieten gleichfalls aus, schickte ihnen aber Hülfstruppen unter der Anführung ihres Günstlings, des Grafen Leicester, dem die Niederländer die Würde eines Generalstatthalters mit ausgedehnter Macht verliehen. 1585
Bald erregte jedoch sein zweideutiges und ungeschicktes Benehmen und seine ränkevolle Politik den Argwohn der Stände; sie machten ihm Schwierigkeiten und führten dadurch seine Abdankung herbei. 1587.

§. 645. Die unüberwindliche Flotte. Aber die Gefahr, welche beiden Staaten von der großen, aus 130 gewaltigen Kriegsschiffen bestehenden **Armada** drohte, hielt die Engländer und Niederländer vereinigt. Diese „unüberwindliche Flotte", deren Kosten man auf 60 Millionen Thaler berechnete, 1588
sollte einen Hauptschlag gegen alle Feinde der römischen Kirche führen und daher vor Allem den Herd der Ketzerei, England, und dessen gebannte Königin treffen, auf deren Befehl kurz zuvor das Haupt der katholischen Maria Stuart gefallen, und durch deren Hülfe die Niederländer und die französischen Huguenotten ihren Feinden so kräftigen Widerstand leisteten. Allein das Unternehmen schlug zur Schmach und zum Verderben Spaniens aus. Die von Medina Sidonia befehligte und vom Herzog von Parma unterstützte Flotte erlag den Stürmen und der Gewandtheit und der Tapferkeit der Engländer; und was den Brandern, den Klippen und den Feinden im Kanal entging, zerschellte größtentheils an den Küsten der Hebriden und Shetlandsinseln, als Sidonia um Schottland herum nach Spanien zurückfahren wollte, so daß der gebeugte Admiral von der stolzen Flotte nur einige Trümmer zurückbrachte. Es war ein verhängnißvoller Schlag. Das erkannte auch Philipp, als er den zitternden Anführer mit den Worten beruhigte, „er habe ihn gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt". Dieser Ausgang brach Spaniens Uebermacht zur See und sicherte die Unabhängigkeit der Niederlande um so mehr, als bald nachher Philipp thätigen Antheil an den französischen Religionskriegen nahm und Parma daher zweimal seine Truppen nach Frankreich führen mußte. Darüber erlahmten seine Unternehmungen in den Niederlanden, und Moritz fand Gelegenheit, durch glänzende Waffenthaten sein Feldherrntalent zu bethätigen und sein Ansehen zu heben. Parma starb im Unmuth über die fehlgeschlagenen Pläne. 1592

§. 646. Unabhängigkeit der Niederlande. Was dem unternehmenden Parma mißlungen war, vermochten seine talentlosen Nachfolger noch weniger zum Ziel zu führen. Darum kam Philipp kurz vor seinem Tod auf den Gedanken, die Niederlande und Franche-Comté seiner Tochter Isabella Clara Eugenia bei ihrer Vermählung mit dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich als

Lehen zu übertragen, mit der Bedingung, daß, falls die Ehe kinderlos bliebe, die
1598. Länder an Spanien zurückfallen sollten. Die südlichen Provinzen (Belgien) ließen sich die Anordnungen gefallen und nahmen **Albrecht**, nachdem er ihre Gerechtsame gewährleistet, als Statthalter an; aber die nördlichen (Holland), deren Unabhängigkeit bereits von mehreren Höfen anerkannt worden, verwarfen die trügerische Uebereinkunft, die ihre **Religionsfreiheit** aufs Neue gefährdete, und beharrten im Kampf für Freiheit und Selbständigkeit, deren Segnungen sie bereits
1604. empfunden. Zwar glückte es dem spanischen Heerführer **Spinōla** aus Genua, das durch eine dreijährige Belagerung ausgehungerte, entvölkerte **Ostende** zu erobern und die spanische Waffenehre dem gewandten Moritz von Oranien gegenüber zu behaupten; dagegen machten die vereinigten Staaten zur See die wichtigsten Eroberungen und **legten den Grund** zu ihrer **Handelsgröße**.

Da nämlich unter dem schwachen, von dem Herzog von **Lerma** unumschränkt be-
1602. herrschten Philipp III. den niederländischen Schiffen die Einfuhr in die spanischen und portugiesischen Häfen untersagt und dadurch der Zwischenhandel mit den ostindischen Waaren, worauf Hollands Macht und Wohlstand beruhte, gestört wurde, so suchten sie selbst den Weg nach Indien und betrieben die directen Handelsverbindungen mit solchem Erfolg, daß sie bald Niederlassungen anlegten und viele Besitzungen der Portugiesen an sich brachten. Gegen eine jährliche Abgabe an die Stände erlangte die **ostindische Compagnie** den ausschließlichen Handel jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung. — Holländische Fahrzeuge beherrschten jetzt die Meere und beeinträchtigten den spanischen und portugiesischen Handel in Ost- und Westindien, was dem morschen Staatsbau Philipps II. den letzten Stoß gab.

Darum war sowohl der König von Spanien als der Erzherzog Albrecht erfreut, als es endlich der Vermittelung Heinrichs IV. gelang, Moritz und die
1609. niederländischen Stände zum Abschluß eines **Waffenstillstandes** zu bringen, der ihnen Unabhängigkeit, Religionsfreiheit und directen Handel mit Ostindien zusicherte. Die spätern Kriege mit Spanien fielen zum Vortheil der Niederländer aus, so daß, als der **Westfälische Friede** die Unabhängigkeit der **Vereinigten Staaten von Holland** anerkannte, sie nicht nur große Besitzungen in Indien, sondern auch beträchtliche Ländereien in Brabant und Flandern erworben hatten.

§. 647. **Verfassung, Handel und Colonien.** Während der Freiheitskriege erhielt die **Verfassung der Vereinigten Staaten**, hauptsächlich durch den großen Staatsmann **Oldenbarneveld**, seit 1586 Groß-Pensionar (Land-Syndicus) von Holland, ihre Ausbildung. Die **gesetzgebende und souveräne Staatsgewalt** mit dem **Steuerbewilligungsrecht** lag in den Händen der aus Abgeordneten der sieben von einander unabhängigen Landschaften gebildeten **Generalstaaten**; die **ausübende Regierungsgewalt** besaß der **hohe Rath** mit dem **Statthalter** an der Spitze; die Verwaltung des **Kriegswesens** und die Leitung der Land- und Seemacht stand dem **Statthalter allein** zu. Die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten wurden von den aus Adel und Städteabgeordneten zusammengesetzten **Provinzialständen** besorgt; in diesen aber hing Alles wieder von den einzelnen Städten ab, wo eine bürgerliche Aristokratie die Leitung der Dinge in der Hand hatte. An Macht, Reichthum und Einfluß ragte die **Provinz Holland** vor allem hervor. Bald nahm die **Republik** der Generalstaaten nach allen Seiten hin einen mächtigen Aufschwung. Handel und Schifffahrt erlangten eine seltene Höhe, die **Schiffsbaukunst** und die städtischen Gewerbe kamen in Flor; auf den Universitäten glänzten große **Gelehrte**: die holländischen **Philologen** Just. **Lipsius**, Joseph **Scaliger**, Gerh. **Vossius**, Vater und Sohn, **Gronov**, Dan. **Heinsius** (Aristotelische Poetik), **Grävius** (römische Alterthümer), etwas später **Hemsterhuis**, (geb. 1685 zu Gröningen), der tiefste Kenner der **griechischen Sprache**, der er zuerst eine feste wissenschaftliche Grundlage gab (seine Schüler

Ruhnken und **Valckenaer** wirkten in seinem Geiste fort), ferner **Perizonius** (1651—1715), Prof. in Leyden, der in seinen „historischen Anmerkungen", einem Werke voll der feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen, zuerst gelehrt hat, die Ueberlieferung vorurtheilslos, frei und kritisch anzusehen, und die Unsicherheit der frühesten Geschichte Roms nachwies. Die Buchdruckerkunst, schon in den Tagen Guttenbergs in Holland bekannt, ja nach einigen Angaben dort zuerst erfunden durch Lorenz Janszoon Coster von Haarlem (†. c. 1439 vgl. §. 539), hob sich besonders durch die Familie Elzevirii in Amsterdam und Leyden; die schönen Künste standen in hoher Blüthe (§. 558). Aber der Nerv der Nation blieb der Handel. Die ostindische Compagnie setzte den Kampf mit den Portugiesen und Spaniern mit Erfolg fort. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts faßten die Niederländer festen Fuß auf Amboina, einer der Molukkischen Inseln, und behaupteten sich dort (nicht ohne Härte und Grausamkeit) gegen die Engländer und Portugiesen mit solchem Glück, daß in Kurzem der ganze Handel mit Gewürznelken in ihre Hände kam. Mittelpunkt ihres ostindischen Handels wurde das neugegründete Batavia auf der Insel Java; 1620. auch Ceylon und Malacca wurden den Portugiesen entrissen, und durch Eroberung von Negapatnam, Cochin u. a. O. brachten sie um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den einträglichen Pfefferhandel an sich. Durch die beim Wiederausbruch des Krieges mit Spanien gegründete westindische Compagnie machten sie Eroberungen in Brasilien (die jedoch durch Selbstsucht und 1621. Zwietracht bald wieder verloren gingen), legten Colonien an der neuentdeckten Hudsonsbay an und fügten der spanischen Monarchie beträchtlichen Schaden zu, indem durch den Zwischenhandel der Holländer die spanischen Zolleinnahmen gemindert und der Credit geschwächt und zugleich ihre Galeeren und Waarenladungen weggefangen wurden. Auf dem Cap gründeten sie eine Ackerbaucolonie. Aber die unmenschliche Härte, womit sie ihren Alleinhandel (Monopol) zu befestigen suchten, machte sie allenthalben verhaßt. Ihre Handelsgrundsätze waren nicht minder von Gewinnsucht geleitet, wie die der Spanier und Portugiesen. In den nördlichen Gewässern erwarben sie den Häring- und Wallfischfang und durch Trockenlegung inländischer Seen und Moräste gewannen sie urbares Land zu Schafweiden und Hanfbau, was den innern Betrieb bedeutend beförderte. So schuf die Freiheit und Unabhängigkeit, die in den Bewohnern Rührigkeit und Selbstvertrauen weckte, das unscheinbare Land zu einem blühenden Staate um. Nur Schade, daß Gewinnsucht und ein kleinlicher Handels- und Krämergeist die höheren Interessen allmählich zurückdrängte und eine engherzige Politik herbeiführte.

§. 648. Die Dordrechter Synode 1618. Kaum war der von Oldenbarneveld und der republikanischen Partei begünstigte, von dem Statthalter Moritz von Oranien lange hintertriebene Waffenstillstand mit Spanien abgeschlossen, so gerieth die niederländische Republik durch einen Religionsstreit in die größte Aufregung. Arminius († 1609), Prof. in Leyden, ein Anhänger der Ansichten Zwingli's, strebte nach einer nähern Verbindung von Kirche und Staat und suchte Calvins strenge Lehre von der Gnadenwahl nach dem natürlichen Gefühle der Freiheit zu mildern. Seine Meinung ward von den Republikanern der Provinz Holland, besonders dem wackern Oldenbarneveld und dem gelehrten Hugo de Groot (Grotius), Pensionar (Anwalt) von Rotterdam, angenommen. „Bildung und Duldsamkeit, Handelsrücksichten und Weltverkehr, der politische Grundsatz, daß die Kirche unter der Staatsgewalt stehen müsse, zog das Patriziat auf diese Seite." Dagegen verfocht Armins Amtsgenosse Gomarus den Calvinismus sowohl in der Lehre von der Gnadenwahl (Prädestination) als in der Scheidung der demokratisch eingerichteten Kirche von der Staatsgewalt. Zu seiner Ansicht bekannte sich die Mehrheit der größtentheils in Genf gebildeten Geistlichen und des von ihnen geleiteten Volks, und auch der Statthalter schloß sich ihnen an, weniger aus Ueberzeugung, als aus Haß gegen die Republikaner, die seinem Streben nach ausgedehnterer Gewalt entgegen waren. Umsonst baten die bedrängten Arminianer in einer den Ständen von Holland überreichten Vorstellung (Remonstranz, daher Remonstranten) um Glaubensfreiheit; die mächtige Partei der Gomaristen bekämpfte die Eingabe durch eine Gegenschrift (Contraremonstranz, daher Contraremonstranten) und setzte die Bedrückung fort, was die von Oldenbarneveld geleiteten holländischen Stände bewog, die verfolgten Arminianer in einigen Orten durch eine Wache beschützen zu lassen. Dies erklärte der Statthalter für einen Eingriff in seine

1618. Rechte und ließ daher auf der Dordrechter Synode, wo der theologische Streit entschieden werden sollte, Oldenbarnevelt, Hugo Grotius und zwei andere Häupter der Gegenpartei verhaften und durch ein parteiisches und ungerechtes Gericht wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Versuchs zur Trennung der vereinigten Staaten, den einen zum Tode, die andern zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilen. Noch ehe die aus Gomaristen zusammengesetzte Synode die Arminianische Lehre verdammt und den strengen Calvinismus zur Landesreligion erklärt hatte, fiel das Haupt
1619. des zweiundsiebzigjährigen hochverdienten Oldenbarnevelt durch die Hand des Scharfrichters. Die Remonstranten-Prediger und Lehrer wurden hernach des Landes verwiesen und ihre Ansichten verboten. Erst als sich die Leidenschaften gelegt und nach Moritzens
1625 Tod die republikanische Partei wieder in die Höhe kam, erhielten die Arminianer Duldung und ein durch freisinnige Wissenschaft blühendes Kirchenwesen. Hugo Grotius, der Geschichtschreiber der niederländischen Freiheitskämpfe, der Begründer des Staats- und Völkerrechts nach den Grundsätzen der Alten, gleich ausgezeichnet als vielseitiger Gelehrter wie als Staatsmann, entkam nach zweijähriger Gefangenschaft auf Schloß Lövestein durch die List und Treue seiner Gemahlin in einer Bücherkiste und lebte fortan theils in Frankreich, theils in Schweden, von Richelieu und Oxenstierna geehrt und verwendet.

Auf Moritz folgte in der Statthalterwürde sein Bruder Heinrich (— 1647), ein Held wie jener, der während des dreißigjährigen Krieges mit Hülfe französischer Subsidiengelder und unterstützt von dem Seehelden Tromp den Kampf gegen Spanien mit Glück fortsetzte. Die spanische Silberflotte wurde erobert (1628), die spanischen Kriegsschiffe vernichtet (1639) und in Ostindien und Amerika Besitzungen gewonnen. Heinrichs Sohn Wilhelm II. (— 1650) starb zwei Jahre nach Abschluß des westfälischen Friedens, der Hollands Unabhängigkeit feststellte.

3. Frankreich während der Religionskriege.

§. 649. Die Parteien. In einem bei den Vermählungsfeierlichkeiten zweier französischer Fürstentöchter (an Philipp von Spanien und Philibert von
1559. Savoyen) veranstalteten Turnier erhielt Heinrich II., eben so ritterlich und tapfer, und eben so unermüdlich in Jagd und Waffenspiel wie sein Vater, aber ein noch strengerer Verfolger der Religionsneuerer, eine Wunde ins Auge, an
Franz II. 1559—60. der er starb (§. 637). Unter seinem schwachen, kränklichen Sohne **Franz** II. erlangten die **Guisen**, die Oheime der schottischen Maria Stuart, der reizenden jungen Gemahlin des Königs, große Macht bei Hofe. Der kriegskundige Herzog Franz von Guise und sein stattlicher Bruder, der beredte und kluge Cardinal von Lothringen, waren die bedeutendsten Glieder der ehrgeizigen, herrschsüchtigen Familie. Sie waren eifrige Verfechter der päpstlichen Autorität, auf der die Ansprüche ihrer Nichte an die Krone von England beruhten. Der Feuertod des edeln Parlamentsraths Dübourg, den der Kurfürst von der Pfalz umsonst durch eine Berufung an die Universität Heidelberg zu retten suchte, war die erste Kundgebung der religiösen Strenge, die nunmehr unter ihrem Einfluß in Anwendung kommen sollte. Ihr wachsendes Ansehen erfüllte die mit dem Regentenhaus verwandte Familie **Bourbon**, an deren Spitze der wankelmüthige Anton, Titularkönig von Navarra (Schwiegersohn Heinrichs von Albret §. 561), und dessen Bruder, der ritterliche Prinz von Condé, standen, und das edle Geschlecht der Chatillons, dem der kraftvolle Admiral von **Coligni** angehörte, mit Neid. Und wie daher die Guisen sich auf den Papst und den katholischen Theil der Nation stützten, so

schlossen sich ihre Gegner, die als Eingeborne in den Augen des Volkes einen Vorzug hatten vor den aus Lothringen stammenden Fremdlingen, an den mächtig aufstrebenden Bürgerstand des Südens an und wurden die Häupter der **Hugenotten.** Die von einem calvinischen Edelmann (La Renaudie) gebildete Verschwörung von Amboise hatte zum Zweck, die Guisen aufzuheben, sich der Person des Königs zu versichern und durch die Stände die Regierung neu ordnen zu lassen. Der Anschlag mißlang; La Renaudie fiel im Kampfe, die übrigen Führer wurden mit dem Schwerte enthauptet. Das Ansehen der Guisen stieg, und nur mit Mühe hintertrieb der weise und gemäßigte Kanzler L'Hôpital durch ein hartes Ketzeredict die Einführung der spanischen Inquisition. Ein nach Orleans beschiedener Reichstag sollte die Religionssachen und die Finanzen ordnen, wurde aber von den Guisen zum Sturz der Bourbons, denen man die Verschwörung von Amboise zuschrieb, gebraucht. Condé und Anton von Navarra wurden verhaftet; jener sollte als Hochverräther hingerichtet, dieser gefangen gehalten werden, als des Königs plötzlicher Tod sie aus dem Kerker zu Macht und Ehre berief. Die bisher zurückgesetzte Königin-Mutter **Katharina von Medicis** trat während der Minderjährigkeit des neuen Königs **Karl IX.**, ihres zweiten Sohnes, an die Spitze der Regierung; Anton, als nächster Verwandter zur Regentschaft berechtigt, begnügte sich mit dem Range eines Generalstatthalters des Reichs und Vorstehers des Rathes. Erzürnt über ihre Zurücksetzung, begaben sich die Guisen mit ihrer Nichte Maria Stuart nach Lothringen, von wo aus letztere bald nachher ihre verhängnißvolle Rückkehr nach Schottland antrat. Mit Wehmuth schied sie aus dem schönen Lande, wo sie so viel Glück und Freude genossen.

1560. 5. Dec. 1560. Karl IX. 1560—74.

§. 650. Die drei ersten Religionskriege (1562—1570). Katharina, in dem Hader der Parteihäupter die Befestigung ihrer Herrschaft sehend, nahm anfangs in dem Religionsstreit eine neutrale Haltung ein, wenn sie schon in ihrem Herzen der katholischen Kirche stets eifrig zugethan blieb. Darum willigte sie ein, daß nach dem Religionsgespräch von Poissy, worin Theodor Beza und Peter Martyr, zwei würdige und gelehrte Männer von edler Bildung und Sitte, wider den Cardinal von Lothringen und den Jesuitengeneral Lainez die Sache des Evangeliums gegen die Satzungen der Kirche vertheidigten, das frühere harte Religionsedict auf L'Hôpitals Antrag gemildert und den Calvinisten Predigt, Gebet und freie Religionsübung gestattet wurde. Nur sollten sie sich verpflichten, „keine andere Lehre, als die in den Büchern des alten und neuen Testaments und in dem Symbol des Concils von Nicäa enthalten sei, zu lehren, sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen und ihre Synoden nicht ohne Erlaubniß der königlichen Beamten zu halten." Es schien, als ob der Protestantismus in Frankreich die Oberhand gewinnen und zugleich freiere politische Institutionen begründen sollte. Auf dem mit der geistlichen Versammlung von Poissy gleichzeitig abgehaltenen Reichstag von Pontoise verlangten die weltlichen Stände: „eine wechselnde, auf Wahl begründete Magistratur; Verkauf der geistlichen Güter in Masse zum Nutzen wie des Königs so auch des Adels und der Stände; einen auf die Staatskasse angewiesenen besoldeten Klerus; die königliche Macht durch periodische Ständeversammlungen von zwei zu zwei Jahr beschränkt." Erschreckt durch diese Kund-

1561. Jan. 1562.

gebungen reformatorischer Bestrebungen, bewilligte der Klerus dem Hofe auf sechs Jahre eine freiwillige Beisteuer von mehr als anderthalb Millionen Livres und bewirkte dadurch eine günstigere Stimmung. Zugleich vereinigten die drei mächtigsten katholischen Edelleute ihre Kräfte zu gemeinsamem Widerstand, indem der Herzog von Guise mit dem Connetable von Montmorenci, dem einflußreichsten Feldherrn und Rathgeber Heinrichs II., und dem Marschall von St. André ein Triumvirat zur Erhaltung des alten Glaubens schloß. Bald brachten sie auch durch Versprechungen und durch die List des spanischen Hofes den wankelmüthigen Anton von Navarra auf ihre Seite, zur großen Betrübniß seiner evangelischen Gemahlin Johanna von Albret, die in ihrem Lande Bearn, dem französischen Theil von Navarra, durch Beza die Reformation eingeführt hatte und ihren Sohn Heinrich in der neuen Lehre erzog. Durch spanische und römische Unterstützungen gelangte der Bund bald zu sol-
1. März 1562. cher Macht, daß er einen Kampf nicht mehr zu scheuen hatte. — Das **Blutbad**, das die Guisen und ihr Gefolge bei ihrer Rückkehr nach Paris an den in einer Scheune zum Gottesdienst versammelten wehrlosen Calvinisten des Städtchens Bassy anrichteten, gab das Signal zum ersten Religionskriege, dem mit
1. Krieg 1562–63. geringer Unterbrechung noch sieben andere folgten. Die höhnende Verletzung der gestatteten Glaubensfreiheit durch diese blutige Gewaltthat schrie um Rache. Bald war ganz Frankreich in zwei feindliche Heerlager getheilt, die einander mit heftiger Erbitterung bekämpften. Glaubenswuth, Leidenschaft und lang gehegter Groll trieben zu schaudervollen Gräuelthaten, besonders im Süden. „Vor der religiösen Idee traten die Principien der Moral zurück, welche aller Gesittung und der menschlichen Gesellschaft zu Grunde liegen; eine Mischung von Hingebung und Feindseligkeit, von Religion und Haß bildete sich aus, die noch nie so in der Welt gewesen; es war wie eine religiöse Blutrache, in der sich das Bekenntniß wie eine Familie betrachtete." In Toulouse erschlug die fanatisirte
16. Mai 1562 Bürgerschaft viertausend Huguenotten, als diese nach Niederlegung der Waffen in Folge eines Vertrags die Stadt verlassen wollten. — Wo die Calvinisten siegten, zerstörten sie die Bilder und den Schmuck der Kirchen, verspotteten die Reliquien und stürzten Crucifixe und Altäre um; siegte die Gegenpartei, so verbrannte sie die Bibeln und Religionsbücher, erschlug die evangelischen Geistlichen und zwang die Getauften und Getrauten zur Erneuerung der heiligen Handlung nach katholischem Ritus. Das Reich wurde in seinen innersten Fugen erschüttert. Als Gegengewicht gegen die spanische und römische Hülfe erlangten die Huguenotten Unterstützung von Elisabeth. Deutschland und die Schweiz gaben Söldner. — Der Krieg war den Häuptern der Parteien verhängnißvoll.
1562. Anton von Navarra starb vor Rouen, in der unentschiedenen Schlacht von Dreux wurde Montmorenci von den Huguenotten, Condé von den Katholiken gefangen und St. André getödtet; und als Franz von Guise vor Orleans rückte, das die Calvinisten zu ihrem Heerlager erkoren, fand er seinen Tod durch Mörderhand. Mit Unrecht beschuldigte der Thäter (Poltrot) die in Orleans anwesenden Häupter der Huguenotten, Coligni und Beza, der Mitschuld. Heinrich von Guise folgte dem Vater in seinen Aemtern und Hoff-
1563. nungen. Der Friede von Amboise gewährte den Calvinisten Freiheit des Cultus in allen Städten, wo er bereits in Uebung sei, mit Ausnahme der

Hauptstadt; überdies sollte den Huguenotten in jedem Amtsbezirk ein Ort zu Ausübung ihres Gottesdienstes angewiesen werden und allen Edelleuten das Recht zustehen, mit ihren Unterthanen nach ihrem Bekenntniß zu leben.

§. 651. Der Anblick der zerstörten Crucifixe und heiligen Gegenstände auf einer bald nach dem Frieden von Katharina und dem jungen Könige unternommenen Reise, der Rath des Herzogs von Alba, mit dem sie in Bayonne eine Zusammenkunft hatten, und die drohende Haltung des katholischen Adels und Volkes brachten in dem Hof, der bisher grundsatzlos von einer religiösen Partei zur andern geschwankt hatte, eine Sinnesänderung zum Nachtheil der Religionsneuerer hervor. Das Edict von Amboise wurde daher vielfach verletzt, und das Frohlocken der Katholiken über Alba's Gewaltschritte in den Niederlanden (§. 641) konnte als Vorbote dessen gelten, was den Religionsneuerern in Frankreich bevorstehe. Dies bewog die Protestanten, 2. Krieg 1567–68.
zum Schutz ihres gefährdeten Glaubens abermals zu den Waffen zu greifen. Condé's Plan, sich der Person des Königs und seiner Mutter zu bemächtigen, mißlang und füllte diese mit um so größerem Haß, und die Schlacht von St. Denis, wenn gleich Montmorenci darin seinen Tod fand, war den Huguenotten ungünstig; 1567. da aber die Katholischen eines geschickten Führers ermangelten, so bestätigte man den Gegnern auf's Neue das frühere Religionsedict und 1568. übernahm die Bezahlung der deutschen Söldner, die Casimir von der Pfalz seinen Glaubensgenossen zugeführt. Aber auch diesmal wurden die Friedensbedingungen nicht gehalten. Gewaltthätigkeiten von der einen, Widersetzlichkeiten von der andern Seite, gegenseitige Anklagen erfüllten alle Gemüther mit neuer Zwietracht. Die Calvinisten hielten La Rochelle und andere Huguenottenstädte besetzt und der Hof ließ Parlamente, Jesuiten und Mönche gewähren, hinderte die religiösen Versammlungen und billigte Verfolgung und Mord. Die Stimme des Cardinals von Lothringen, unterstützt von den Ermahnungen des Königs von Spanien und des heiligen Vaters in Rom, war wieder von großem Gewicht im Rathe. L'Hôpital, der sich den strengen Maßregeln gegen die Huguenotten und namentlich ihrer Ausschließung von den Staatsämtern widersetzte, wurde aus dem Staatsrathe entfernt, dagegen die Leitung des Kriegswesens Katharinens Lieblingssohne, Heinrich von Anjou, übertragen. Dieser wünschte die Erneuerung des Kriegs, in dem er sich Lorbeeren zu erkämpfen hoffte, und rückte daher, von der Geistlichkeit und dem römischen Hof mit Geld unterstützt, gegen La Rochelle, das die Huguenotten zum Waffen- 3. Krieg 1569–70.
platze erkoren. Condé, mit Mühe einer Gefangennehmung entronnen, wo ihn dann das Schicksal Egmonts erwartet hätte, trat abermals an die Spitze der streitbaren Calvinisten, die von allen Seiten zur Vertheidigung der Gewissensfreiheit nach La Rochelle geströmt waren. Elisabeth gab Geld und Kriegsbedarf; Wolfgang von Zweibrücken führte Miethtruppen herbei; aber die Uebermacht der Feinde trug den Sieg davon. Der Tag von Jarnac entschied wider die 1569.
Huguenotten. Condé wurde nach seiner Ergebung meuchlings erschossen. Sein Sohn und der junge Heinrich von Navarra (Béarn), dessen heldenmüthige Mutter, Johanna von Albret (die Tochter der geistreichen Margaretha, Franz' I. Schwester), sich ebenfalls nach La Rochelle geflüchtet hatte, traten jetzt an die Spitze der Huguenottenschaaren; aber die Seele des Ganzen

war der tapfere Coligni, der den Prinzen als Führer und Rathgeber zur
1569. Seite stand. Ein zweites Treffen bei Moncontour war zwar den Reformirten abermals ungünstig; allein die Zwietracht der Gegenpartei, die Furcht der Königin vor Spaniens Uebermacht und die eigene Festigkeit führten zuletzt
1570. dennoch zu einem glücklichen Ausgang. Der Friede von St. Germain gestattete den Hugenotten freie Religionsübung in ausgedehnterer Weise als früher und den Zutritt zu allen Aemtern.

§. 652. Die Bartholomäusnacht, 24. August 1572. Karl IX. schien den Frieden ernstlich zu wünschen. Konnte er ruhig zusehen, wie alle Bande der Ordnung und Gesetzlichkeit sich lösten, wie die öffentliche Moral durch die gefährliche Casuistik der Jesuiten, daß man Ketzern keine Treue schuldig sei, erschüttert ward, wie die Künste des Friedens und mit ihnen der Wohlstand des Landes unter dem Getöse der Waffen erlagen, wie fremde Mächte mit hoffnungsvoller Schadenfreude auf das Selbstzerfleischen der großen Nation blickten? Durch genaue Erfüllung der Friedensbedingungen suchte er daher das Mißtrauen der Hugenotten zu zerstreuen; er näherte sich den Niederländern und der englischen Königin; er berief Coligni an den Hof und ehrte ihn wie einen väterlichen Rathgeber; er überlegte ernstlich alle Gründe für einen Krieg wider Spanien zu Gunsten der Niederlande; er begünstigte die Häupter der Hugenotten bei jeder Gelegenheit. Und um die beiden Religionsparteien durch
18. Aug. 1572. ein festes Band zu vereinen, betrieb er die Vermählung seiner Schwester Margaretha von Valois mit dem Bourbon Heinrich von Béarn, dem Haupte der Hugenotten. Aber Katharina und der Herzog von Anjou theilten des Königs Ansicht nicht. Sie haßten den Admiral und fürchteten von einem Krieg mit Spanien Gefahr für Frankreich und die katholische Kirche. Katharina bekannte sich zur Moral ihres Hauses, „daß zur Behauptung der Gewalt Alles erlaubt sei". Treu den Lehren, die ihr Alba gegeben und die er selbst in den Niederlanden mit scheinbar gutem Erfolg in Anwendung brachte, suchte sie in Verbindung mit den Guisen sich der Häupter der Reformirten zu entledigen, um alsdann die führerlosen Schaaren leichter zu bewältigen. Johanna von
Juni. Albret, die ernste Anhängerin Calvins und Beza's, starb kurz vor der Vermählung ihres Sohnes, nicht ohne den Verdacht einer Vergiftung. Coligni
22. Aug. 1572. sollte durch einen gedungenen Mörder getödtet werden, aber die Kugel zerschmetterte nur seinen Arm, der mißlungene Meuchelmord drohte die Schuldigen der Entdeckung und Schmach preiszugeben, darum mußte man einen neuen Mordplan ersinnen. Da schien die Hochzeit, zu deren Feier viele vornehme Hugenotten nach der Hauptstadt eilten, von selbst Gelegenheit zu einem Hauptschlag darzubieten. Katharina und die Guisen verabredeten den Plan zu der schrecklichen **Bartholomäusnacht**, die aus Heinrichs und Margaretha's Vermählung
23./24. Aug. eine **Bluthochzeit** machte. Als um Mitternacht die Sturmglocke von St. Germain l'Auxerrois das Signal gab, stürzten bewaffnete Mörderbanden über die wehrlosen Calvinisten her. Coligni, der greise Held, war das erste Opfer, das die Guisen ihrem rächenden Hasse brachten. Er wurde in seinem Zimmer überfallen. Ohne Rücksicht auf seine grauen Haare sollen ihn die gedungenen Bösewichter zum Tod verwundet und noch lebend zum Fenster hinausgestürzt haben. „Er habe sich, sagt man, mit dem linken Arm an einer Säule des

Fensters festhalten wollen, da habe man ihn mit neuen Verwundungen in den Hofraum hinabgestoßen, wo Guise und Angouleme den in diesem Augenblicke seinen Geist Aufgebenden empfingen." Dann durchstreiften die Mörderschaaren alle Theile der Stadt, füllten Häuser und Straßen mit Blut und Leichen und höhnten Gefühl, Menschlichkeit und Gesetz. Drei Tage dauerte die Schlächterei, die in mehreren Städten nachgeahmt ward und nach der mäßigsten Berechnung 25,000 Huguenotten ins Grab stürzte. „Mündliche Befehle, mit Windeseile von Stadt zu Stadt getragen, autorisirten überall den Fanatismus. Auch als man der losgelassenen Wuth Einhalt gebot, flammte sie immer wieder von Neuem auf; sie lebte in ihrer eigenen Bewegung, nach Blut verlangend, von Blut sich nährend; die Geister erfüllten sich mit wilden Phantasien, in denen ihnen vor sich selber und vor den Elementen graute." Der König, den man den Plan kurz vor der Ausführung mitgetheilt und durch lügnerische Vorspiegelung von drohenden Gefahren einleuchtend gemacht hatte, folgte dem Triebe der Leidenschaft und der angeborenen Wildheit seiner Natur und schoß selbst auf die Fliehenden. Nicht zufrieden mit der Ermordung der bedeutenderen Huguenottenhäupter, wie das ursprüngliche Vorhaben gewesen zu sein scheint, dehnte er die Blutthat auf alle Bekenner des reformirten Glaubens aus. Und als nach geschehener That die Guisen von der öffentlichen Stimme als Urheber bezeichnet und zur Verantwortung gezogen wurden, nahm Karl die ganze Sache auf sich und entschuldigte die Gräuel mit einer erdichteten Verschwörung.

In Madrid erzeugte die Botschaft laute Freude und in Rom erschallte ein Tedeum zum Dank für die Vertilgung der Ketzer. Entsetzt verließen viele protestantische Franzosen den blutgetränkten Boden der Heimath und suchten Schutz in der Schweiz, in Deutschland (Pfalz) und in den Niederlanden, andere bargen sich hinter den Burgen und Festungen des Südens, entschlossen, ihren Glauben nur mit ihrem Leben dahinzugeben; die Schwächern wurden die Beute der Mönche und Jesuiten. Heinrich von Navarra und Condé retteten ihr Leben durch eine gezwungene Abschwörung. Sobald sie aber in Sicherheit waren, kehrten sie zu dem frühern Glauben zurück. Ueberhaupt hatte die Bluthochzeit nicht den erwarteten Erfolg. Während im Heer die entsetzliche Gräuelthat Zwietracht und in mildern Gemüthern Abscheu erregte, erzeugte sie in den Huguenotten den Entschluß, lieber in ehrenvollem Kampfe zu sterben, als durch Mörderhand meuchlings zu fallen. In La Rochelle, Montauban und Nimes vertheidigten sich die zur Verzweiflung gebrachten Calvinisten mit solchem Heldenmuthe, daß ihnen der Hof abermals Gewissensfreiheit und politische Rechte zugestehen mußte. Der Mißbrauch der Königsmacht bei Ausführung der Blutthat führte zu der neuen staatsrechtlichen Idee von der Souveränetät des Volkes und von der Nothwendigkeit, den absoluten Thron mit gesetzlichen Schranken zu umgeben. Keine geschichtliche „Schönfärberei", mag sie auch noch so genial ausgeübt werden, wird im Stande sein, den sittlichen Abgrund zu verdecken, in den wir damals den französischen Hof und die herrschende Klasse versunken sehen.

§. 653. **Heinrich III.** Zwei Jahre nach der Bartholomäusnacht starb Karl IX., gefoltert von Gewissensbissen und geängstigt von schweren Träumen, in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr. Das Gefühl, bei Mit- und Nachwelt als ein Fürst von hartem Herzen und unbezähmbarer Wildheit zu gelten, hatte ihm alle Lebensfreude verbittert. Sein Bruder **Heinrich** (bisher Herzog von Anjou), seit einem Jahre Wahlkönig von **Polen** (§. 627), entfloh heimlich aus dem rauhen Weichsellande, um sich über Italien nach Frankreich zu begeben, wo

30. Mai 1574.

Heinrich III. 1574–89.

eine schönere Krone und eine genußreichere Hauptstadt seiner warteten. Heinrich III. zeigte als König keine Spur von der frühern Thatkraft. Weichlichkeit, Genußsucht und Eitelkeit hielten ernste Gedanken fern. Mit seinen Lieblingen (Mignons) und Schooßhunden in die innern Räume des Palastes eingeschlossen, vergaß er das Reich mit seinen Stürmen und Wehen; und wenn die Angst ihn beschlich über sein sündhaftes, in Lüsten und Schwelgerei verbrachtes Leben, suchte er Trost in abergläubischer Andacht, in Pilgerungen und Processionen, in Büßungen und Geißelungen. — Der Religionsfrieden, den ihm bald nach seiner Ankunft die unzufriedene Partei der Politiker und die mit ihnen verbundenen Huguenotten, das Schwert in der Hand, abtrotzten, vernichtete die Früchte aller bisherigen Anstrengungen und empörte die eifrigen Katholiken.
1576. Sie schlossen daher unter der Leitung Heinrichs von Guise und im Einvernehmen mit Philipp II. eine **heilige Ligue** zum Schutze der beeinträchtigten Religion. Durch die Bemühungen zelotischer Priester, Mönche und Jesuiten wurden dem Bunde viele Glieder gewonnen. Besorgt über die Aufregung, näherte sich daher der wankelmüthige, treulose Heinrich III. den katholischen Eiferern, erklärte sich zum Haupt der Ligue und ließ durch einen Reichstag den Religonsfrieden beschränken. Dies führte zwar eine Erneuerung des Kriegs herbei, brach aber die Macht der Ligue, deren geheimer Plan neben der Ausrottung des Calvinismus eine Beschränkung der Königsgewalt oder ein Thronwechsel gewesen war. Aus Furcht vor der herrschenden Parteiwuth suchte jedoch Heinrich III. den Krieg möglichst bald unter billigen Bedingungen beizu-
1577. legen. Dies geschah in dem Frieden von Poitiers, worin den Huguenotten freie Religionsübung, Befähigung zu allen Aemtern und gemischte Kammern mit einigen Beschränkungen gewährt wurden.

Heinrichs III. erster Frieden. In dem ersten Religionsfrieden wurde den Huguenotten, nebst vollkommener Glaubens- und Cultusfreiheit, Rechtsgleichheit mit den übrigen Staatsbürgern, bei jedem der acht obersten Gerichtshöfe (Parlamente) eine aus Katholiken und Reformirten gemischte Kammer (chambre mipartie) für Rechtsfälle, an denen beide Confessionen betheiligt waren, und acht Festungen zugestanden. Des Königs Bruder, Franz Herzog von Alençon, neben Montmorenci und seinem Bruder Damville, Gouverneur von Languedoc, das Haupt der Politiker, erhielt das Herzogthum Anjou mit Berry und viele Einkünfte und Rechte. Damville verlangte zugleich ein Nationalconcilium, zu welchem auch die Huguenotten ihre Abgeordneten schicken sollten, um „durch eine wirkliche Reformation des Klerus den göttlichen Zorn zu besänftigen".

§. 654. Die Ligue. Nach einigen unsichern Friedensjahren, während welcher die Waffen ruhten, aber in Aller Herzen Haß und Mißtrauen herrschte,
1584. starb Franz, der nach Heinrichs III. Thronbesteigung zum Herzog von Anjou erhobene letzte Bruder des kinderlosen Königs, und der Bourbon Heinrich von Navarra (Béarn) wurde der nächste Thronerbe. Da rief Guise die Ligue von Neuem ins Leben. Die Aussicht auf einen protestantischen König schreckte das katholische Frankreich und gab den Einflüsterungen der Priester und den Ränken der Jesuiten großen Nachdruck. Die mit den grellsten Farben geschilderten Verfolgungen der Katholiken in England wurden als Vorbild dessen, was den Franzosen drohe, dargestellt. Wo Kanzel und Beichtstuhl nicht wirkten, da half Geld, an dem, seit Philipp II. dem Bunde beigetreten,

kein Mangel war; der von dem Hof vernachlässigte und niedern Günstlingen ohne Verdienst und Würde nachgestellte Adel schloß sich eifrig einem Bunde an, der neben der Erhaltung des katholischen Glaubens Abstellung verjährter Mißbräuche und Bereicherung mit eingezogenen Huguenottengütern in Aussicht stellte; und an Schaaren waffengeübter Streiter hatte Frankreich Ueberfluß. In Kurzem war die Ligue unter der Leitung des klugen und thatkräftigen Heinrich von Guise eine furchtbare Macht. Heinrich von Navarra wurde von Papst Sixtus V. gebannt und der Thronfolge für unwürdig erklärt; der schwache, durch seine Lebensweise und schwankende Haltung verächtlich gewordene König mußte alle früheren Verträge mit den Huguenotten widerrufen, die Ausrottung der Ketzerei verkünden und alle Anordnungen des Bundes gutheißen. Bei Verlust von Gut und Leben wurde jedes von der römisch-katholischen Kirche abweichende Glaubensbekenntniß verboten. Aufs Neue wurde Frankreich in dem „Krieg der drei Heinriche“ durch bürgerliche Kämpfe zerfleischt; und wie tapfer auch die Calvinisten die Rechte ihres Führers und ihre eigene Glaubensfreiheit verfochten — die Uebermacht der Gegner gewann die Oberhand und zersprengte ihre Heere. Der Sieg machte den Herzog kühner. Stark durch die Gunst des Volkes, das ihn als den zweiten Gideon, den starken Hort des katholischen Glaubens ehrte, durfte er Alles wagen. Anfangs wurde ein alter Oheim des Bearners als Thronerbe vorgeschoben; jetzt strebte Heinrich von Guise selbst nach dem Thron; er, ein angeblicher Abkömmling der Karolinger, konnte ältere Ansprüche geltend machen als die regierende Familie.

§. 655. Die Barricaden. In Paris, wo die eifrigsten und verwe- 1588.
gensten Liguisten bald nach Entstehung der Ligue den geheimen Bund der Sechzehn geschlossen hatten und die Bürgerschaft durch fanatische Volksredner in beständiger Gährung gehalten wurde, bildete sich eine Verschwörung gegen die Freiheit oder das Leben des Königs. Man ging mit dem Plane um, den letzten Valois wie einst den letzten Merowinger des Thrones zu berauben und in der Verborgenheit sterben zu lassen (§. 316). Heinrich, vor dem Anschlage gewarnt, suchte sich durch Herbeiziehung von Schweizertruppen zu schützen. Dies erzeugte Bestürzung unter den Verschwornen. Um ihnen daher neuen Muth und Unternehmungsgeist einzuflößen, begab sich der Herzog selbst, trotz des Königs Verbot, nach Paris, wo sich in Kurzem 30,000 Verbündete um ihn schaarten. Eine Unterredung mit dem König blieb ohne Erfolg und die Gährung dauerte fort. Das plötzlich ausgestreute Gerücht, alle Häupter der Ligue sollten ermordet werden, vermehrte die Aufregung in solchem Grad, daß, als die Ankunft neuer Truppen die Wahrheit desselben zu bestätigen schien, das Volk sich in Masse erhob, Straßen und Brücken durch Barricaden abschloß und die getrennten
Truppenabtheilungen gefangen nahm und erschlug. Zitternd entfloh der König 12. Mai 1588.
mit seinen Günstlingen nach Chartres und überließ die Hauptstadt seinem Gegner, der nun nach hergestellter Ruhe die obrigkeitlichen Aemter mit zuverlässigen Leuten besetzte, sich der Bastille und anderer Waffenplätze versicherte und dann den König zwang, ihm durch Ertheilung des unbeschränktesten Oberbefehls über alle Heere eine Stellung einzuräumen, wie sie die Majordomus bei den Merowingern besessen. Aber die Zugeständnisse schlugen weder die durch geheime Aufwiegler genährte Aufregung des Volks nieder, noch setzten sie den maßlosen Forderungen

Sept. 1588. des Herzogs und seiner Freunde ein Ziel. Ein nach Blois berufener Reichstag, wo die Partei der Guisen das Uebergewicht hatte, ging nicht nur damit um, die Bourbons ihres Thronrechts zu berauben und den Calvinismus zu vertilgen, sondern auch die Regierung zu ändern, die königlichen Einkünfte über jedes Maß zu beschränken und den Guisen und ihrem Anhang alle Macht in die Hände zu spielen. Da wagte Heinrich III. einen kühnen Schritt. Er ließ den
24. Dec. 1588. Herzog von Guise und seinen Bruder, den Cardinal Ludwig, ermorden und die einflußreichsten Häupter ihrer Partei verhaften. Die Angst über die Folgen dieser That beschleunigte den Tod der kranken Katharina von Me-
5. Jan. 1589. dicis, auf deren schuldvolles Haupt alles Elend dieser verhängnißvollen Zeit zurückfällt.

§. 656. **Heinrichs III. Ausgang.** Die Ermordung der Guisen brachte eine furchtbare Aufregung im ganzen Reiche hervor. Rache gegen den gottvergessenen König, der die Säulen des Katholicismus gestürzt, war die Losung des Tages. Paris gerieth in eine fieberhafte Gährung; fanatische Volksredner erhielten die reizbare Bevölkerung in steter Bewegung. Unverholen wurde die Lehre verkündigt, „daß ein Tyrann, der das gemeine Wesen und die Religion verletze, von Privathänden ermordet werden könne." Guise's Bruder, Karl Herzog von Mayenne, ein energischer, entschlossener Charakter von rastlosem Ehrgeiz, stellte sich an die Spitze der Ligue und der Bundestruppen; dem König wurde der Gehorsam aufgekündigt; in einem großen Theil des Reichs ging die Regierungsgewalt von den königlichen Beamten an den liguistischen Rath der Vierzig und in Paris an den demokratischen Rath der Sechzehn über, der sich die städtische Verwaltung aneignete. Vergebens versuchte Heinrich III. den Sturm zu beschwören und die Gemüther zu beruhigen — von dem Papste gebannt, von seinen Freunden verlassen, von seinem Volke gehöhnt, ohne Geld und Heer, blieb ihm nichts übrig als ein Bund mit Heinrich von Navarra und den
Juli 1589. Huguenotten. Blutiger als je wüthete aufs Neue der Bürgerkrieg; aber das Glück war der Ligue entgegen. Schon belagerte Heinrich Paris und drohte, die treulose Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, als das Messer eines fanatischen Dominicaner-Mönchs, Jacob Clement, den Mord der Guisen rächte. Am 1. August 1589 starb der letzte Valois von Mörderhand, nachdem er den von dem vierten Sohne Ludwigs des Heiligen abstammenden Heinrich von Navarra und Béarn zu seinem Nachfolger bestimmt.

Heinrich IV. 1589—1610. §. 657. **Heinrich IV.** Aber diesem stand noch ein schwerer Kampf bevor, ehe Frankreichs Krone sein Haupt schmückte. Die Liguisten, von Mayenne geführt und von den spanischen Truppen des waffenkundigen Parma unterstützt, widerstanden dem calvinischen Thronerben aus allen Kräften. In ihrem Religionshaß hätten sie lieber einen König aus Philipps II. Hand empfangen und sich unter Spaniens Protectorat gestellt, als einen Ketzer auf dem Thron geduldet, so sehr sie auch dessen ritterliche Eigenschaften bewunderten. Lange versuchte Heinrich mit
1590. dem Schwert sein Erbe zu erringen; nach der siegreichen Schlacht bei Ivry über Mayenne bedrängte er Paris mit harter Belagerung und ließ die Bürgerschaft alle Schrecknisse des Hungers und des Kriegs empfinden. Aber die Zahl der Feinde mehrte sich; Spanien trat immer kecker mit seinen Absichten hervor; Mayenne trachtete unverhohlen nach dem Throne; ganze Provinzen drohten, sich

von dem Reiche zu lösen und unter einheimischen Fürsten eine unabhängige Stellung zu erringen. Da überzeugte sich Heinrich IV., daß er durch Schlachten und Siege nie zum ruhigen Besitz des französischen Thrones gelangen könnte, und „hielt die Krone Frankreichs einer Messe werth." Er trat in der Kathedrale von St. Denis zur katholischen Kirche über und brach dadurch die Kraft der Ligue. Paris öffnete nun seine Thore und empfing den Friedensbringer mit Jubel; die Häupter der Ligue eilten, sich mit ihm zu versöhnen, so lange es noch mit Vortheil geschehen konnte; die Sorbonne bekannte sich feierlich zu der Lehre, „daß Jedermann der Obrigkeit gehorsam sein solle, und daß das geheiligte Königthum eine göttliche Einrichtung sei"; der Papst löste den Bann und schloß einen Vertrag auf gemäßigter Grundlage und Philipp II., ohne ferneren Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in Frankreich und von Heinrich IV. mit einem Kriege bedroht, willigte in den Frieden von Vervins. So siegte das legitime Fürstenrecht zugleich über die innern und äußern Feinde und der „Welttag" der bourbonischen Monarchie in Frankreich brach an.

25. Juni 1593.

1598.

§. 658. Die Versöhnung. Nachdem so Frankreichs Ruhe nach Innen und Außen hergestellt, ertheilte der König seinen ehemaligen Glaubensgenossen, mit denen er so lange Freud und Leid getragen, durch das unwiderrufliche **Edict von Nantes** Religions- und Cultusfreiheit mit geringer Einschränkung, vollkommenes Staatsbürgerrecht und mancherlei andere Vergünstigungen, als getheilte Kammern bei den Parlamenten (d. h. aus Anhängern beider Bekenntnisse zusammengesetzte Gerichte zur Erörterung und Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Katholiken und Reformirten), mehrere befestigte Sicherheitsplätze mit allen Kriegsvorräthen (La Rochelle, Saumur, Montauban, Nimes u. a.), auch wurden sie von der bischöflichen Gerichtsbarkeit befreit, mußten jedoch der katholischen Kirche den Zehnten entrichten. Dafür bestritt der König einen Theil ihrer geistlichen Bedürfnisse und der Besatzungskosten in den Sicherheitsplätzen. Neben den kirchlichen Synoden für ihre religiösen Angelegenheiten hielten sie noch von Zeit zu Zeit politische Versammlungen, auf welchen die Deputirten gewählt wurden, die an dem königlichen Hofe die allgemeinen Interessen des reformirten Bekenntnisses wahrnehmen sollten. So erlangten die Huguenotten nach vielen Stürmen eine kaum erwartete Stellung. Aber viele Hoffnungen waren gescheitert; von den zweitausend Kirchengemeinden, die vor dem Ausbruche des Krieges bestanden, zählte man noch achthalbhundert! Die Jesuiten hatten thätig an ihrer Verminderung gearbeitet und dennoch hob Heinrich IV. das Verbannungsurtheil, das die Gerichte über den Orden ausgesprochen, als Chastels Mordversuch gegen den König demselben zur Last gelegt wurde, nach einiger Zeit auf, um die Versöhnung, die er Frankreich bringen wollte, vollständig zu machen.

13 April 1598.

„Ein mit unnatürlichen Lastern befleckter junger Mensch, des Namens **Jean Chastel** (erzählt Ranke), hatte in der wilden Verwirrung aller Begriffe, die noch vorherrschte, die Meinung gefaßt, daß er seine Sünden nur dadurch büßen, die ewige Verdammniß, die er verdiene, nur dadurch abkaufen könne, wenn er Heinrich IV. aus dem Wege schaffe. In der Ermordung seines Königs sah er ein gutes kirchliches Werk. Er wußte eines Tages sich im Louvre Eingang zu verschaffen und inmitten einer zahlreichen Umgebung des Königs auf ihn einzudringen; er verwundete ihn mit seinem Mordinstrument in den Mund. Aus seinem Verhör ergab sich, daß er bei den Jesuiten studirt hatte; er bekannte, von ihnen die Lehre vernommen zu haben, daß der König von Frankreich, so lange er der Absolution des Papstes ermangele, nur eben ein Tyrann sei, der nach menschlichem und göttlichem Rechte getödtet werden könne. Bei einer Haussuchung in dem Collegium der Jesuiten fand man Aufzeichnungen, die, in den Zeiten der Ligue ganz in dem Sinne, der dieselbe beherrschte, gemacht, alles das zu bestätigen schienen, was man bisher von der Ruchlosigkeit und Gefahr ihrer Lehrmeinungen mehr vermuthet und ausgebreitet, als eigentlich gewußt

hatte. Wie die Dinge standen, beruhte die ganze Zukunft von Frankreich auf dem Leben des Königs. Wenn jemals, so mußten jetzt regicidische Doctrinen, die ein Attentat gegen ihn, wo nicht unmittelbar hervorgerufen, doch mit veranlaßt hatten, eine allgemeine Bewegung gegen ihre Urheber und Bekenner zur Folge haben. Chastel ward zum Tode verdammt. Aber das Parlament begnügte sich mit der Hinrichtung des Verbrechers nicht; es wollte die Quelle des Uebels verstopfen. Es sprach die Verbannung des Ordens der Jesuiten aus dem Reiche aus; die Lehrmeinung, daß der König vor der päpstlichen Absolution nicht als König betrachtet werden dürfe, bezeichnete es nicht allein als verwerflich, sondern als ketzerisch, und verbot, sie vorzutragen. Die Jesuiten wichen hierauf; zwar mit nichten aus dem ganzen französischen Reiche, — in den Bezirken der beiden südlichen Parlamente wurden sie geduldet, — aber doch aus dem Mittelpunkte und den meisten Provinzen." Ihre späteren Bemühungen um die Herstellung des Friedens und der Versöhnung zwischen dem kirchlichen Oberhaupte und dem Könige bahnten ihnen den Weg zur Rückkehr. — Das Edict von Nantes fand anfangs großen Widerstand an dem Pariser Parlament. Um denselben niederzuschlagen, lud Heinrich die vornehmsten Mitglieder zu einer Unterredung ein und brachte durch seine ernste und verständige Ermahnung eine solche Wirkung hervor, daß alle Einwendungen verstummten. „Er empfing sie in seinem Hauskleide, denn er wollte vertraulich mit ihnen reden; und begann dann mit einer Erinnerung an die blutigen Greuel der Bürgerkriege. Wollten sie dieselben erneuern (sagte er), so möchten sie sich dazu anschicken, wie die Capuziner der Ligue, die das Schwert über die Kutte gürteten; er für sich wolle ein friedlicher König, ein König-Hirt sein, und das Blut der Seinigen nicht vergießen. Davor, daß ihm Aufruhr in der Stadt erregt werden könne, fürchte er sich nicht, er werde die Barricaden von Paris übersteigen, wie so viele Mauern anderer Städte. Er bedeutete sie, daß der Religionseifer den Ungehorsam nicht entschuldige; rücksichtsloser Eifer verdiene vielmehr Strafe: er habe in dieser Sache den Papst für sich, der werde die Widerspenstigen selbst mit dem Banne belegen. Wohl wisse er, daß das Reich nicht ohne die katholische Religion bestehen könne; aber auch das sei klar, daß ohne seine Person, der Gott die Regierung des Reichs durch erbliches Recht anvertraut habe, weder das Reich noch die Religion bestehen würden! Und am wenigsten die Mitglieder des Parlaments sollten ihm widerstreben; daß sie auf ihrem Stuhle sitzen, verdankten sie ihm; den Einen habe er zu ihren Häusern geholfen, den Andern zu der Freiheit ihren Glauben zu bekennen. Nicht durch Gewalt könne man Menschen bekehren; aber der Unterschied zwischen Katholiken und Hugenotten müsse doch aufhören; sie müßten alle gute Franzosen sein; er trage sich seit langer Zeit mit einem Gedanken, den er noch auszuführen denke; eine Reformation der Kirche wolle er ins Werk richten!"

§. 659. **Heinrichs Ausgang.** Heinrichs IV. Regierung war ein Segen für das Land. Die Nation freute sich des lang ersehnten Friedens unter einem Fürsten, der für die Leiden und Freuden des Volkes ein theilnehmendes Herz besaß, dessen echt französische Natur, heiteres und freundliches Wesen ebenso die Liebe des Volks gewann, wie sein Kriegsruhm und seine Herrschergaben der nationalen Eitelkeit schmeichelten. Darum scheiterten auch die Versuche unzufriedener Edelleute, den Bürgerkrieg zu erneuern, und ihr Führer, der tapfere
1602. und ritterliche **Biron**, büßte für sein unruhiges Treiben mit gewaltsamem Tode. Durch die weise und umsichtige Finanzverwaltung des zum Herzog von Sully erhobenen Maximilian de Bethune, Herrn von **Rosny**, der Heinrichs langjähriger Gefährte in den Zeiten der Noth gewesen und seines Gebieters ganzes Vertrauen besaß, war die Staatskasse stets gefüllt, ohne daß das Volk über Steuerdruck zu klagen hatte. Ackerbau, Gewerbthätigkeit und Handel blühten fröhlich auf; in den Räumen des Arsenals wurden in eisernen Schränken die Schätze der Krone verwahrt. Selbst Heinrichs einzige Schwäche, seine allzugroße Frauenliebe (die schöne Gabriele d'Estrées), war in den Augen der Franzosen ein verzeihlicher Fehler; und daß kein Maitressenregiment aufkam, dafür sorgte Sully's Ernst; die beabsichtigte Vermählung des Königs mit Gabriele verhinderte ihr
1599. plötzlicher Tod. Bald darauf nahm er mit Bewilligung des Papstes, der die

erste Ehe mit Margaretha von Valois für ungültig erklärt hatte, Maria von Medicis zu seiner zweiten Gemahlin. Aber der Fanatismus schlummerte nur; 1600.
Heinrichs duldsamer Sinn gegen die Ketzer weckte ihn. Als er mit dem großartigen Plane umging, im Einverständniß mit der deutschen Union und andern europäischen Mächten ein christliches Weltreich mit Rechtsgleichheit für die drei Confessionen zu gründen und dadurch die Uebermacht des Habsburger Regentenhauses zu brechen, fiel er unter Ravaillacs Messerstichen. 14. Mai 1610.
„Wenn Gott für uns ist, wer kann wider uns sein?" rief der Cardinal von Toledo bei der Nachricht aus und bezeichnete dadurch das Gefühl der Spanier über das große Ereigniß.

„Heinrich war mit den einfachsten Neigungen geboren," sagt Ranke, „er zog Sackpfeife und Schalmei kunstmäßiger Musik vor; er liebte, sich zu dem gemeinen Volke zu gesellen. Wie er einst auf den Feldzügen mitten unter den gemeinen Soldaten sitzend ihr Schwarzbrot mit ihnen getheilt hatte, so mischte er sich jetzt, auf den Fähren über die Flüsse, in den Schenken, in die ihn seine Jagden führten, so lang' als möglich unerkannt, unter die Leute, und ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, wo er denn zuweilen auch Dinge hat hören müssen, die er lieber nicht gehört hätte. Auch auf den Messen und Märkten erschien er und kaufte selber ein; aber er bot immer die geringsten Preise, die Hälfte, ein Drittheil der Forderung; man bemerkte, daß der, welcher an den König verkaufe, darum keinen Vortheil habe. Die Leidenschaft der letzten mediceischen Valois, durch Freigebigkeit zu glänzen, hatte er nicht; eher das Gegentheil: er wußte, daß man ihm Geiz vorwarf, und lachte darüber. — Wenn man ihn sah, fiel alsbald der Widerspruch zwischen den grauen oder weißen Haaren, die seinen Scheitel und seine Schläfe vor der Zeit bedeckten, und seinen kräftigen Gesichtszügen, seiner mannhaften Haltung ins Auge. Jene leitete er von den Stürmen der Widerwärtigkeiten her, die ihn von Jugend auf betroffen; diese zeigten eine volle, durch die Anstrengung der Jagd und des Lagers befestigte Gesundheit. Die Gicht, die ihn zuweilen plagte, loszuwerden, schien ihm verdoppelte Anstrengung das beste Mittel; er ermüdete Jedermann. Er war lauter Lebenskraft und Lebenslust; nicht frei von dem Cynismus, der diese zu begleiten pflegt, besonders in geschlechtlichen Verhältnissen; äußere Würde durfte man bei ihm nicht suchen. Auch in der Unterhandlung war ihm jede Entschuldigung gut; er machte gar kein Hehl daraus, daß andere Umstände ihn zu veränderten Beschlüssen führten; wer mit ihm zu verhandeln hatte, mußte sich hüten, ihn nicht die Oberhand gewinnen, sich nicht in Schrecken setzen zu lassen. Bei aller Einfachheit seines ursprünglichen Naturels wetteiferte er mit den gewandtesten Diplomaten. Er war vertraulich und anziehend, aber zugleich wegwerfend, beleidigend, zugleich kaustisch und gutmüthig; doch durfte man sagen, sein scharfes Wesen bildete immer nur die Außenseite, und traf Einzelne; in der Tiefe war er gütig und wohlwollend für Alle.

Mochte er manche Eigenschaften mit Andern theilen, zu dem Manne, der er war, machte ihn das Bewußtsein seiner Stellung und seines Berufs, das ihm keinen Augenblick aus den Augen verschwand. Die Vergnügungen und Beschäftigungen des Tages verdunkelten ihm nie das Gefühl seiner Bestimmung, die sich in großen Zügen vor seinem Geist ausbreitete. Seinen Scharfsinn, seine Wachsamkeit und Gewandtheit, seine ganze Thatkraft warf er in die Durchführung des monarchischen Gedankens."

4. England und Schottland.

§. 660. Elisabeth 1558—1603. Elisabeths Charakter bildete sich in der Schule des Unglücks unter Maria's Regierung. Sie besaß ihres Vaters gebieterischen Sinn und Hochmuth und führte das Scepter mit Ernst und Strenge, aber sie opferte nicht wie er das Staatswohl ihren Leidenschaften und Despotenlaunen; sie schlug die politische und religiöse Freiheit ihres Volkes in Fesseln und unterdrückte jeden kecken Widerspruch, mochte er sich im Parlament, auf

der Kanzel oder in Druckschriften kund geben; aber sie handelte nach Grundsätzen, nicht nach Willkür, und ehrte Gerechtigkeit. Frühe gewöhnt an ernste Studien und an Nachdenken, brachte sie einen gebildeten Geist und hohen Verstand auf den Thron mit, wie sich sowohl in der Wahl ihrer Rathgeber (unter denen der kluge **Cecil**, Lord **Burleigh**, den ersten Rang einnahm) als in ihrer Politik kund gab; aber Verstellungskunst, die sie ebenfalls in der Jugend geübt, ließ sie Gefallen finden an den Schlangenwegen der Falschheit und an den Winkelzügen einer unredlichen Staatsklugheit. Die Tugend der Entbehrung, die sie im Tower gelernt, führte sie zur Sparsamkeit, die in ihren späteren Jahren sogar in Geiz überging, und zur weisen Staatshaushaltung, wodurch sie das Parlament, dessen Hülfe sie wenig benöthigt war, leichter in Unterwürfigkeit halten konnte. Hohe Herrschergaben haben ihr selbst ihre Gegner nicht abgesprochen und der durch sie begründete Flor Englands in Handel, Gewerbe, Schifffahrt, Ackerbau und Literatur (Shakespeare, Baco von Verulam u. A.) beweist, wie sehr ihr die Wohlfahrt des Staats am Herzen lag.

§. 661. Kirchliches (vgl. §. 620.). Da Elisabeths Thronrecht im Protestantismus wurzelte, so mußte sie diesem zum Sieg verhelfen. Sie ließ sich zum „obersten Lenker und Regierer" (supreme governor) der Kirche erklären und der Krone die höchste Macht (Suprematie) über Kirchenverfassung, Gottesdienst und Kirchenlehre beilegen; sie ließ die neu durchgesehenen und verbesserten symbolischen Bücher (39 Artikel und allgemeines Gebetbuch) durch das Parlament bestätigen und nöthigte die Diener der Kirche und des Staats, so wie die Mitglieder des Unterhauses, durch den Suprematseid die getroffene Kirchenordnung anzuerkennen. Dadurch ward Elisabeth unumschränkte Gebieterin des Glaubens, und da ihr zugleich die Befugniß zustand, ihre kirchliche Autorität Andern zu übertragen, woraus die hohe Commission hervorging, so wurde jede geistige Regung auf kirchlichem Gebiet einer Art Inquisition unterworfen. Dies erregte Widerspruch bei Katholiken (Papisten) und Reformirten (Puritanern), die daher als Nichtübereinstimmer (Nonconformisten oder Dissenters) gedrückt und verfolgt, mit Amtsentsetzung, Güterverlust und Geldbußen belegt und später, da sie gewaltsame Aenderungen anstrebten, mit Beil und Holzstoß gestraft wurden. Bei Elisabeths Vorliebe für kirchliche Ceremonien und gottesdienstliche Pracht, worin sie ein wirksames Mittel sah, das Volk in heiliger Ehrfurcht vor der Religion und im Gehorsam gegen die Obrigkeit zu erhalten, wären die Katholiken von ihr nicht gedrückt worden, hätten nicht die von den überseeischen Seminarien zu Gunsten der katholischen Maria Stuart angesponnenen und unterhaltenen Verschwörungen den Zorn der strengen Gebieterin geweckt. Desto mehr haßte sie die demokratischen Grundsätze der calvinistischen Partei, der hauptsächlich die unter Maria Tudor verfolgten und nun als Märtyrer von dem protestantischen Continent zurückgekehrten Geistlichen angehörten, welche Aergerniß nahmen an der Abhängigkeit der Kirche vom Staat, an der hohen Stellung und den Privilegien der Bischöfe (besonders an dem auf der apostolischen Successionslehre beruhenden ausschließlichen Ordinationsrecht), und an dem katholicirenden Cultus und Kirchenwesen. Diese nach einer von den Schlacken des Papstthums gereinigten Kirche strebende und darum Puritaner genannte Partei errichtete eine der schottischen ähnliche Presbyterial- und Synodalverfassung, einen einfachen Gottesdienst ohne Beiziehung von Kunst und Poesie, und eine Kirchenzucht, „der jede irdische Freude Sünde war". Unter den über sie verhängten Verfolgungen wurden sie heftiger und finsterer und wuchsen endlich zu einer drohenden Partei heran. Bald schied sich aus dem Schooße der Puritaner eine radicale Partei aus, die Independenten, welche die bindende Kraft der Synoden verwarfen, jede Gemeinde als selbständige Kirche ansahen und jedem Einzelnen das Recht zugestanden, Gott nach der Vorschrift seines Gewissens zu verehren.

§. 662. **Maria Stuart in Schottland.** Die reizende Königin, die zwei Jahre nach Elisabeths Thronbesteigung das schöne Frankreich mit dem 1560.
ihr fremd gewordenen heimathlichen Schottland vertauschte, war an Charakter, Eigenschaften und Lebensgeschicken der Gegensatz ihrer nachbarlichen Nebenbuhlerin. Wie die eine aus den Widerwärtigkeiten ihrer Jugend Unliebenswürdigkeit, Ernst, Falschheit und Neid als Ausstattung ins Leben herüber nahm, so brachte die schöne Maria nach einer in Freud' und Glück verlebten Jugend eine liebenswürdige, heitere Natur, ein offenes Herz und einen lebensfrohen Sinn auf den schottischen Thron mit; und während Elisabeths Lebensgeschicke und Hoffnungen mit dem Protestantismus verflochten waren, während der Papst sie bannte, Jesuiten sie lästerten und Fanatiker sie mit Dolchen bedrohten, war Maria durch ihre phantasiereiche und kunstsinnige Natur an den Katholicismus und durch ihr eigenes und ihrer Familie (der Guisen) Interesse an das Papstthum gewiesen. Elisabeth erhob ihre Religionsform zur Nationalkirche und verknüpfte dadurch das Interesse des Volks mit dem ihrigen; Maria stand mit ihrem Glauben allein unter einem rohen Volke, das die Messe als Götzendienst verabscheute und an die königliche Hauscapelle kirchenschänderische Hand legte; und als sie die heitern Vergnügungen und die leichten Sitten Frankreichs an ihrem Hofe fortführen wollte, und durch ihre heimliche Verbindung mit Rom und mit ihren Oheimen das Streben und den Wunsch ihres Herzens nach einer Wiederherstellung des Papstthums verrieth, trat ihr der strenge **Knox** (§. 621) entgegen, wie die Propheten den abgöttischen Königen in Israel, und richtete auf der Kanzel und im Palaste Strafreden wider sie, ungerührt durch ihre Thränen und unerschüttert durch ihre Drohungen.

§. 663. **Darnley. Rizzio.** Da Maria sich weigerte, den zwischen den schottischen Großen und der englischen Königin abgeschlossenen **Edinburger** 1560.
Vertrag, wodurch sie ihre Ansprüche auf den englischen Thron aufgeben und die Reformation in Schottland gutheißen sollte, zu bestätigen, so kam sie gleich anfangs in eine ungünstige Stellung zu Elisabeth und zu ihrem mit England sympathisirenden Volke. Dieses Verhältniß gestaltete sich zwar mit der Zeit etwas freundlicher und Maria holte bei der Wahl eines zweiten Gemahls den Rath der englischen Königin ein; aber das falsche und zweideutige Benehmen Elisabeths, die bald diesen, bald jenen in Vorschlag brachte und dann wieder verwarf und heftig zürnte, als endlich Maria ihrem Vetter, dem jungen, in England erzogenen schottischen Edelmanne **Darnley** die Hand reichte, erzeugte 1565.
neue Mißstimmung. Die Ehe war keine glückliche. Der eitle, unbesonnene, von falschen Freunden übel berathene Gatte fand nur Vergnügen an Jagd und Gelagen und zürnte dann der Königin, daß sie ihn zurücksetzte und ihr Vertrauen dem Sänger **Rizzio** aus Turin, der ihre Correspondenz mit den Guisen und dem Papste besorgte, zuwandte. Angetrieben von Eifersucht und verletztem Ehrgefühl und aufgereizt von Uebelwollenden, bildete Darnley mit einigen von Neid über Rizzio's Glück und von Besorgniß über einen beabsichtigten Umsturz der reformirten Kirche erfüllten Edelleuten eine Verschwörung — und Maria's übermüthiger Günstling fiel vor den Augen seiner Gebieterin in ihren eigenen 1566.
Gemächern, von vielen Dolchstichen durchbohrt, entseelt nieder. Diese entsetzliche

That erfüllte das Herz der Königin mit bitterm Groll gegen ihren Gemahl, von dessen Mitschuld sie trotz seines Leugnens überzeugt war. Sie entfernte sich immer mehr von ihm, ging mit dem Gedanken einer Scheidung um und wandte ihre Gunst einem kurz zuvor aus Frankreich heimgekehrten schottischen Edelmann, dem Grafen Bothwell, zu. Erst als Darnley von einer Krankheit befallen wurde, schien sich ihr Groll zu legen. Sie pflegte seiner mit großer Sorgfalt in einem abgelegenen Gartenhaus. Aber in einer Nacht, da
10. Febr. 1567. Maria abwesend war, wurden die Bewohner Edinburgs durch ein entsetzliches Getöse erweckt. Man fand das Landhaus des Königs in die Luft gesprengt und Darnley als Leiche mit sichtbaren Spuren gewaltsamen Erstickens. Die öffentliche Stimme bezeichnete Bothwell als den Thäter, und diesen sah man drei Monate nachher als Maria's Gemahl. Er war durch ein unordentliches, hastiges Gerichtsverfahren freigesprochen worden, hatte sich von seiner Gemahlin scheiden lassen, die Königin auf einer Reise entführt und dann deren Hand erhalten. War es zu verwundern, daß man sie der Mitschuld an Bothwells Frevelthat anklagte? Empört über die verbrecherische Ehe, griff der schottische Adel zum Schwert. Bothwell floh besiegt vom Schlachtfeld, führte ein Freibeuterleben auf den Hebriden, wurde aber von den Dänen gefangen und endete im Kerker als Wahnsinniger. Maria wurde im Triumphe unter den Verwünschungen des Volks nach Edinburg geführt und dann in das einsame Inselschloß Lochlevin eingeschlossen, wo sie der Krone entsagen und ihrem Halbbruder Murray während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Jacob (VI.) die Regentschaft übertragen mußte. Zwar entkam Maria, widerrief ihre Thronentsagung und fand
1568. Hülfe bei der mächtigen Familie Hamilton, die Murray's Regentschaft mit Scheelsucht betrachtete; aber die Schlacht von Langside entschied wider sie und hätte sie zum zweitenmal in die Hände ihrer Feinde geführt, wäre sie nicht in größter Eile nach England geflohen, um Elisabeths Schutz und Hülfe anzuflehen.

§. 664. **Maria in England.** Die englische Königin lehnte jede Zusammenkunft mit Maria ab, ehe diese sich von der auf ihr lastenden Beschuldigung des Gattenmordes gereinigt, versprach ihr aber Wiedereinsetzung, wenn Murray und die übrigen mit Actenstücken aus Schottland herbeigekommenen Ankläger widerlegt wären. Maria verwarf als unabhängige Königin das fremde Gericht; auch Murray trug Bedenken, Schottlands freie Stellung durch Anerkennung der oberlehnsherrlichen Rechte Elisabeths zu gefährden; die Untersuchung blieb daher ohne genügendes Resultat und die gegenseitigen Beschuldigungen waren beiden nachtheilig. Maria wurde in England zurückgehalten; allein ihre Gegenwart bedrohte bald Elisabeths Sicherheit. Der Herzog von Norfolk trachtete nach Mariens Hand, verlor aber darüber zuerst seine Freiheit und dann das Leben (1572). In den nördlichen Provinzen zählte die alte Kirche noch viele Anhänger; die Grafen von Northumberland und Westmoreland erhoben die Fahne der Empörung, um ihre Königin zu zwingen, Maria in Freiheit zu setzen und für ihre Thronerbin zu erklären. Zugleich proclamirten sie die Herstellung der katholischen Kirche und riefen zu diesem Zweck die Mächte des Auslandes um Hülfe an. Aber ihr Unternehmen schei-
1570. terte; Northumberland, als Flüchtling von den Schotten ausgeliefert, starb auf dem Blutgerüste. Maria stand im Verdacht der Mitwissenschaft; man entfernte

sie aus jener Gegend und überwachte sie schärfer. Alle Bemühungen auswärtiger Höfe, ihre Befreiung zu erwirken, blieben erfolglos. Der aufgeregte Zustand Schottlands, wo Murray der Rache der Hamiltons erlag, sein Nachfolger, Darnley's Vater, erschlagen ward und der letzte Regent Morton, ein in die verhängnißvollen Geschicke des schottischen Hofes tief verflochtener Mann, auf dem Blutgerüste starb, schien Maria's fortdauernde Haft nothwendig zu machen. Von ihrem Sohne Jacob war keine Hülfe zu erwarten. „Er kannte die Mutter nur als eine des Mordes seines Vaters verklagte abgöttische Frau, war mit der Königin von England in freundschaftliche Verhältnisse getreten, rechnete darauf, sie zu beerben, zog seit Kurzem ein Jahrgeld von ihr." Mittlerweile ging die Luft immer schärfer und schneidender durch die Welt und lenkte die Aufmerksamkeit auf die alternde Maria. Oraniens Ermordung, das unheimliche Treiben der Jesuiten, die grauenvollen Religionskriege des Festlandes hielten die Engländer in steter Angst vor Verschwörungen. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um Maria, deren Schloß man als den Herd aller Conspirationen ansah, zu verderben. Diesen gaben Babington und seine Genossen, die den Plan hatten, Elisabeth zu ermorden und, von spanischen Truppen unterstützt, Maria auf Englands Thron zu setzen. Ihr Vorhaben wurde entdeckt; die Schuldigen starben auf dem Schaffot, und da aus der Untersuchung hervorging, daß Maria von der Verschwörung Kunde gehabt, so sprachen die Gerichte das Schuldig auch über sie aus, worauf Elisabeth von dem Parlamente ersucht ward, zur Erhaltung der Religion, zur Ruhe des Reichs und zur Sicherung ihrer Person der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen; sie wünschte den Tod der Feindin, scheute aber die Folgen. Die Fürbitte des Sohnes und die Verwendung fremder Höfe wurde zurückgewiesen. Endlich war der Kampf überwunden; Elisabeth unterzeichnete das Todesurtheil; Burleigh ließ es eilig vollstrecken; 1587
am 8. Februar fiel Maria's Haupt, im neunzehnten Jahre ihrer Gefangenschaft und im fünfundvierzigsten ihres Lebens. Sie starb standhaft und treu ihrem Glauben im Schlosse Fotheringhay in Northamptonshire. Elisabeth aber klagte, daß ihre Minister gegen ihren Befehl die Vollziehung des Urtheils angeordnet, und bestrafte ihren Secretär Davison an Freiheit und Gut, weil er das Urtheil aus seinen Händen gegeben.

§. 665. **Englands Aufschwung.** Papst Sixtus V. und Philipp II. vernahmen die That mit Entsetzen. Jener erklärte die ketzerische Königin für vogelfrei, übertrug dem spanischen Monarchen die Eroberung Englands und sicherte ihm eine beträchtliche Geldhülfe zu. Philipp hatte Grund zur Rache; Elisabeth hatte bei ihrer Thronbesteigung seine Hand verschmäht, sie hatte den Niederländern Hülfe gesendet, sie hatte seine Handelsschiffe kapern und seine Flotte in Cadix beschädigen lassen. War nicht jetzt, wo alle Katholiken über Maria's Hinrichtung empört waren, die beste Zeit, zu der Eroberung Englands und der Gründung eines katholischen Weltreichs im Westen Europa's zu schreiten? Die Unterwerfung Portugals, die wüthenden Parteikriege in Frankreich, die Zerrissenheit der Niederlande schienen die Unternehmung zu begünstigen. Aber der Untergang der unüberwindlichen Flotte (§. 645) hob Englands Ruhm. Die Königin, die durch ihre Erscheinung an der Küste die

Ausrüstung beschleunigt, das Nationalgefühl geweckt und ihrem Volke Muth und Begeisterung eingeflößt halte, zog nach erlangtem Sieg auf weißem Zelter, den Marschallstab in der Hand, im Triumphgepränge in ihre Hauptstadt ein. „Ein Strom von vaterländischer Begeisterung ging durch England." Admiral Howard, der Zerstörer der Armada, und Franz Drake, der gefeierte Weltumsegler, der mit Hawkins sich um die Verbreitung der Kartoffelpflanze in Europa verdient gemacht (§. 548), und andere Helden hatten das Element entdeckt, auf dem Englands Macht und Ruhm aufgebaut werden mußte. Handel und Seefahrt, die Nerven der Nation, nahmen von nun an einen gewaltigen Aufschwung:
(gegr. 1600.) flüchtige Flandrer halfen den Flor der innern Fabriken (Strumpfwirkerei) begründen; die **ostindische Compagnie** und die Erwerbung Virginiens („des Jungfrauenlandes") in Nordamerika legten den Grund zu Englands Colonialwesen. Sir Walther Raleigh (§. 669), „der geistige Ahnherr der Vereinigten Staaten von Amerika", wies auf die überseeischen Verbindungen und Ansiedelungen und auf die Hebung der Industrie als die Grundlage des Reichthums und der Macht der Nation hin. Der „Protestantismus und die Seemacht hatten ihre Proben zu gleicher Zeit bestanden. Mit beiden durfte es nun nicht wieder rückwärts gehen."

§. 666. Elisabeths Ausgang. Die jungfräuliche Königin konnte sich nicht entschließen, die Herrschaft mit einem Gemahl zu theilen; sie wies alle Bewerbungen zurück (hie und da, wie bei dem Herzog Franz v. Anjou, Bruder Heinrichs III., nicht ohne innere Kämpfe) und duldete keine Einmischung des Parlaments in ihre häuslichen Angelegenheiten. Dagegen besaßen zwei englische Edelleute, der Graf von Leicester und nach ihm sein Stiefsohn, der ritterliche Essex, ihre langjährige Gunst. Der erstere war ein feiner, geistreicher Hofmann, aber mittelmäßig als Staatsmann und Feldherr und von unedler Gesinnung. Der letztere war der Gunst der Königin, die an seinem offenen, dreisten Wesen Gefallen fand, würdiger, aber sein Glücksstern erbleichte in Irland. Diese seit Jahrhunderten eroberte, doch nie ganz besessene Insel war von Heinrich VIII. zum Königreich erhoben und den Religionsgesetzen Englands unterworfen worden. Allein nur in dem östlichen Drittel, wo die englische Herrschaft wirklich anerkannt war, nahm die aus britischen Uebersiedlern bestehende Bevölkerung die Reformation an, die Irländer, der englischen Kirchensprache eben so unkundig wie der lateinischen, hingen dem alten Glauben und ihrem Klerus an. Elisabeth versuchte die Insel mit der Krone enger zu verknüpfen und in Kirche und Staat eine Umbildung vorzunehmen. Diesem Vorhaben widersetzte sich Graf Tyrone, einer der kriegerischen Stammfürsten der Insel, und verlangte, im Vertrauen auf die katholische Bevölkerung und auf spanische und römische Hülfe, Sicherstellung der alten Religion. Essex forderte und erlangte die irische Statthalterschaft. Statt aber Tyrone zu schlagen, schloß er in der Bedrängniß einen schimpflichen, der englischen Herrschaft wie dem Protestantismus gleich nachtheiligen Vertrag mit ihm ab. Darüber fiel Essex bei der Königin in Ungnade, und als er, statt in Ruhe bessere Zeiten abzuwarten, mit Jacob von Schottland ein Complot bildete, um Elisabeth zur Entlassung ihrer Räthe und zur Anerkennung der Thronrechte des schottischen Königs zu zwingen,
1601. wurde er nach einem mißlungenen Aufstandsversuch verhaftet und im Tower,

dreiunddreißig Jahre alt, enthauptet. Gram über den Hingang des Günstlings und die Wahrnehmung, daß ihre nächste Umgebung und ihr vertrauter Rathgeber, der jüngere Cecil (Burleigh), sich in geheime Verbindung mit dem König von Schottland gesetzt und daß die Liebe der Bürgerschaft seit Essex' Hinrichtung gegen sie erkaltet sei, verbitterte ihr die letzten Lebensjahre so, daß sie Tage und Nächte in Thränen und Seufzern auf Kissen, womit der Fußboden bedeckt war, zubrachte, bis der Tod im siebenzigsten Jahre ihres Lebens ihrem Harm ein Ende machte. Das eifersüchtig bewahrte Geheimniß der Thronfolge 24. März 1603. wurde erst auf dem Sterbebette enthüllt: sie setzte Maria's Sohn Jacob von Schottland zum Erben ihrer Krone ein.

C. Zustand der Cultur und Literatur von der Reformation bis zum Zeitalter Ludwigs XIV.

1. Schulen und Universitäten in Deutschland.

§. 667. Melanchthon und die Humanisten weckten im nördlichen Deutschland Liebe und Begeisterung für die Werke des klassischen Alterthums, die von nun an den Mittelpunkt des Jugendunterrichts in den humanistischen Schulen bildeten. Durch seine Vorlesungen und Erklärungen, durch seine Grammatik und Uebersetzungen erschloß Melanchthon der strebsamen Jugend, die von allen Seiten nach Wittenberg strömte, den hohen Sinn griechischer und lateinischer Autoren, und weckte in ihrer Seele Trieb und Interesse für die höhere Menschenbildung. Sein Beispiel wirkte anregend auf Andere. In großen und kleinen Städten des protestantischen Deutschlands erhoben sich Schulen, auf welchen in Melanchthons Geiste gelehrt wurde; in Nürnberg, in Augsburg, wo der große Philologe Hieronymus Wolf lebte, in Straßburg, wo Sturm seine Thätigkeit entfaltete, waren vielbesuchte Bildungsanstalten; auf den Universitäten Leipzig, Erfurt, Tübingen hielten gelehrte und wohlgesinnte Männer, wie Joachim Camerarius († 1574), Eobanus Hessus u. A., die sich durch das Gezänke eigensinniger Theologen nicht irren ließen, Liebe und Interesse für die edlern Wissenschaften wach; zahllose Uebersetzungen machten die Schriften des Alterthums auch dem Volke zugänglich. So wurde durch die stille Wirksamkeit bescheidener Männer, deren Namen freilich nicht zu so glänzendem Ruhm gelangten, wie die gleichzeitigen Gelehrten des Auslandes, die Franzosen Salmasius und Casaubonus, die beiden aus Italien stammenden Scaliger u. A., unter allen Ständen der deutschen Nation eine Bildung verbreitet, die nirgend ihres Gleichen hatte. Was Wittenberg für die lutherischen Länder war, ward Heidelberg, wo Männer wie Gruterus, Sylburg u. A. wirkten, für die calvinischen. Die Schätze der Bibliothek zogen Gelehrte von allen Seiten herbei; durch den regen Verkehr mit Genf, Frankreich und den Niederlanden diente die Heidelberger Universität als Vermittlerin deutscher und ausländischer Bildung. Für die realen Wissenschaften, besonders das von Purbach und Regiomontanus geweckte Studium der Sternkunde und Mathematik, war die von den Kaisern Rudolf und Matthias begünstigte Universität Prag von größter Wichtigkeit.

2. Astronomie.

§. 668. Copernicus, Kepler, Galilei, Newton. Die innere Unwahrscheinlichkeit der alten Ptolemäischen Anschauung des Weltalls war unzweifelhaft

Männern von ernstem wissenschaftlichen Streben und ausgezeichneter Begabung, wie
Purbach 1423—61. Purbach und Regiomontanus, längst zum Bewußtsein gekommen. Der äußerste
Regiomontanus Zwang, der angewandt werden mußte, um die genauer erforschten Thatsachen den alten
1436—76. Voraussetzungen unterzuordnen, war Vielen ein Stein des Anstoßes geworden, und wurde so die Veranlassung zu mannichfachen Versuchen der Verbesserung und Erweiterung
Copernicus 1473—1543. der alten Grundlagen. Aber erst Nicolaus Copernicus aus Thorn, Domherr von Frauenburg, hatte den Muth und die schöpferische Kraft des Geistes, gegen das Ansehen der durch tausendjähriges Alter gekräftigten und überdies durch den Machtspruch der Kirche geheiligten Vorurtheile mit Entschiedenheit aufzutreten, einen großen, neuen und fruchtbaren Gedanken an die Stelle des als falsch erkannten alten zu setzen. Eifriges Studium der Schriften alter und neuer Forscher und, was mehr ist, eine sorgfältige und gewissenhafte Beobachtung und Würdigung der Erscheinungen am Sternhimmel, hatten in ihm die Ueberzeugung geweckt und befestigt, daß das Ptolemäische Weltsystem (§. 256), dessen Wahrheit anderthalb Jahrtausende unangefochten bestanden, auf unrichtiger Grundlage beruhe. In seiner Wohnung am Dom zu Frauenburg betrachtete er die Höhen der Planeten, des Mondes, der Sonne und der Fixsterne mit sehr unzulänglichen Instrumenten und kam durch genaue Beobachtung und Berechnung der Erscheinungen und Bewegungen an der Himmelskugel zu der Ueberzeugung, daß die Sonne im Mittelpunkt des Planetensystems ruhe und sich nur um ihre Axe drehe, die Erde aber, gleich den übrigen Planeten, außer der Axendrehung auch noch eine höchst regelmäßige Kreisbewegung um die Sonne habe und den Mond zum Trabanten. Aufs Gewaltigste durchbrach Copernicus die Welt des Scheins und war dabei so weit von Ruhmsucht und Ehrbegierde entfernt, daß er lange seine Ideen nur mündlich vortrug und sich erst kurz vor seinem Tode durch einen seiner Schüler bewegen ließ, seine Entdeckung schriftlich bekannt zu machen. Sein System setzte die Welt in Erstaunen und führte mehrere begabte Männer auf dieselbe Bahn. Durch die schlagende Einfachheit der Grundlagen des Copernicanischen Systems war ein längeres Festhalten an dem Ptolemäischen System für die Wissenschaft zur Unmöglichkeit geworden, aber mit solcher Zähigkeit hingen selbst
Tycho Brahe 1546—1601. ernste Forscher an den überlieferten Vorurtheilen, daß der große dänische Astronom Tycho Brahe, den Kaiser Rudolf II. nach Prag berief, wo ihm reichliche Mittel zur Verfolgung seiner wissenschaftlichen Untersuchungen zu Gebote standen, sich nicht zu dem Gedanken erheben konnte, daß die Erde sich bewege, sondern mit großem Scharfsinn eine andere Bahn der Bewegung der Himmelskörper ersann, welche zwar dem Ptolemäischen System gegenüber als ein Fortschritt zu betrachten war, aber verglichen mit dem Copernicanischen als ein schwerer Rückfall in alte Fehler erscheint. Nur durch seine genauen, in den Rudolfinischen Tafeln niedergelegten Beobachtungen und Berechnungen der Erscheinungen am Himmelsgebäude förderte er die astronomische Wissenschaft. Mit freierem
J. Kepler 1571—1630. Geist und tieferer Einsicht hatte sein armer Gehülfe Johannes Kepler die Copernicanische Entdeckung erfaßt. Er war fest von der Richtigkeit ihrer Grundlagen überzeugt, hatte aber mit nicht geringerer Genialität, als Copernicus selbst, auch die Schwächen und Unvollkommenheiten der neuen Lehre erkannt und durch seine große Entdeckung der nach ihm benannten drei Grundgesetze der Planetenbewegung beseitigt, indem er namentlich den noch von Copernicus als Grundwahrheit betrachteten Satz, daß sich die Planeten in Kreisen bewegen, durch die Entdeckung der elliptischen Bahn derselben umstieß. Unter beständigem Kampf mit der Ungunst der Verhältnisse, unter fortwährenden Anfeindungen von kirchlicher Seite, unter drückenden Nahrungssorgen machte Kepler zum Theil mit den bescheidensten Hülfsmitteln seine großen Entdeckungen und suchte in Platons Geist seine astronomischen Forschungen und Demonstrationen mit den Gebilden einer schaffenden Phantasie zu verbinden. Dies geschah besonders in seiner „Weltharmonie" und in „Keplers Traum", wo seine dichterische Seele und sein bildender Geist Ideen aufstellte, die, wenn sie auch nicht alle von Irrthum und Schwärmerei frei waren, immerhin den größten und erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes beigezählt werden müssen. Kepler, „der lieber hungern wollte als abfallen von der Augsburgischen Confession, wurde als ein ungesundes Schaf von der Heerde des Herrn weggewiesen, weil er sich weigerte, die Verdammung der Calvinisten zu unterschreiben, und die Allgegenwart

des Leibes Christi bezweifelte. Seine Mutter starb, als Hexe angeklagt, in Ketten" (vgl. §. 693 Note). Keplers großer Zeitgenosse Galilei aus Pisa hat sich durch seine Entdeckungen im Gebiete der Mechanik und Physik ein unsterbliches Verdienst erworben. Er war der erste, der den Zusammenhang zwischen Kraft und Bewegung richtig erkannte und wurde so der Begründer der wissenschaftlichen Mechanik, welche der Naturforschung der kommenden Jahrhunderte bis in unsere Tage zur sichern Richtschnur diente. Mit Hülfe des kurz zuvor in Holland erfundenen Fernrohrs, das er zuerst gen Himmel richtete, entdeckte er die Trabanten des Jupiter und andere noch unbekannte Erscheinungen. Aber durch seine Behauptung, daß die Erde sich bewege und die Sonne still stehe, gab er den von Neid erfüllten Anhängern des Alten, die ihn schon wegen seiner Bekämpfung der aristotelisch-scholastischen Philosophie anfeindeten, Gelegenheit zur Klage. Er wurde im Jahre 1616 nach Rom geladen, wo er dem Cardinal Bellarmin versprechen mußte, die Erdbewegung nicht weiter zu lehren. Einige Zeit nachher verfaßte er die berühmte Schrift in Gesprächsform, worin er drei Personen redend einführte, von denen die eine das Copernicanische, die zweite das Ptolemäische System vertheidigt, die dritte aber beider Gründe dergestalt abwägt, daß die Sache dem Anschein nach unentschieden bleibt, in Wirklichkeit aber das Copernicanische als das richtige erscheint. Dadurch reizte er den Zorn der strengkirchlichen Partei, welche die copernicanische Ansicht für schriftwidrig und ketzerisch hatte erklären lassen. Man brachte ein wahrscheinlich gefälschtes Protokoll über das erste Verhör vor, um zu beweisen, daß er sein Versprechen nicht gehalten, und suchte den Papst Urban VIII. zu überzeugen, unter dem Simplicio, dem Vertheidiger des Ptolemäus, sei er selbst verspottet, da er vor seiner Erhebung gesprächsweise mit dem ihm damals befreundeten Galilei ähnliche Gründe gegen die Erdbewegung vorgebracht hatte. Deshalb von der Inquisition zu einem zweiten Verhör vorgeladen (1633) und auf Grund des angeblichen Protocolls des Wortbruchs beschuldigt, mußte Galilei kniend seine Ansicht über die Bewegung der Erde als irrig und schriftwidrig abschwören, während diese mit ihm und seinen Richtern im Fluge dahin rollte. Sein Werk wurde verboten; er selbst mußte einige Zeit in den Kerkern der Inquisition schmachten, wo seine Augen zu leiden anfingen, so daß er später erblindete. Trotz der gezwungenen Abschwörung beharrte er doch bei seiner Ansicht. Unwillig über den geistigen Zwang soll er leise die Worte gesprochen haben: E pur si muove (und doch bewegt sie sich)! Was Kepler und Galilei unbeendigt ließen, führte der Engländer Isaak Newton zur Vollendung. Durch die große Entdeckung der allgemeinen Schwere (Gravitation) war die wahre physikalische Ursache, die treibende Kraft der Planetenbewegung gefunden, welche als nothwendige Folge das Copernicanische System und die Keplerschen Gesetze verlangte, die dadurch ihre bis in die kleinsten Einzelheiten gehende befriedigende Erklärung und Bestätigung fanden, wodurch ihre Richtigkeit über jeden Zweifel erhoben wurde. In diese Zeit fällt eine der folgenreichsten Entdeckungen, welche eine gänzliche Umgestaltung der Mathematik und sämmtlicher mit derselben im Zusammenhang stehenden Wissenschaften herbeiführte, nämlich die Erfindung der Infinitesimalrechnung, über deren Priorität sich ein langer, beiderseits mit großer Erbitterung geführter Streit zwischen Leibniz und Newton erhob, und welche jedenfalls zu den genialsten und zugleich fruchtbarsten Schöpfungen des menschlichen Geistes zu rechnen ist.

Galilei 1564—1642.

Newton 1643—1727.

Kalender. Die Fortschritte in der Astronomie und mathematischen Geographie brachten die Mängel des Julianischen Kalenders (§. 229), welcher das Jahr auf 365¼ Tage, somit 11 Minuten 12 Secunden zu hoch berechnete, zum Vorschein; ein Irrthum von 10 Tagen war dadurch schon entstanden, so daß im Jahr 1582 die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche auf den 11. statt auf den 21. März fiel. Dies bewog Papst Gregor XIII., den Rath der einsichtsvollsten Astronomen einzuholen und danach eine Verbesserung des Kalenders vorzunehmen, in Folge deren man vom 4. October 1582 gleich zum 15. überging. Die protestantischen Staaten weigerten sich lange, die päpstliche Neuerung anzunehmen. Erst als im Jahr 1700 die deutschen Protestanten die Aenderung vornahmen und auf den 18. Februar gleich den 1. März folgen ließen, fand der neue Kalenderstil in Europa allmählich Anerkennung. Nur die Anhänger der griechischen Kirche (Russen u. a.) verharren noch bei der alten Jahresrechnung.

3. Die übrigen Wissenschaften.

§. 669. Der geistige Aufschwung, den die Reformation und die vorausgegangene Erkenntniß des Alterthums hervorbrachte, gab sich bald in allen Wissenschaften kund.
Jurisprudenz. Das römische Recht drang von den Universitäten und der Gelehrtenstube mehr und mehr in die Praxis und kam zur Anwendung an den Gerichten, besonders in den Reichsstädten, mochten auch hie und da die Schöffen über die Umgestaltung der Rechtspflege unter den Händen halbwissender und eigennütziger „Schreiber" sich ereifern und von „Barteln und Baldeln (Bartolus und Baldus) und andern Doctoren" nichts wissen wollen. Populäre Rechtsbücher, unter welchen der „Layenspiegel" von Ulrich Tengler und als Ergänzung dazu der „Klagspiegel" des bekannten Straßburger Humanisten, Rechtsgelehrten und Volksdichters Sebastian Brant eine große Bedeutung und Verbreitung erlangten, führten die römische Jurisprudenz dem Verständniß näher und dienten der großen Menge halbgelehrter Sachwalter, Notare und Schriftführer als Hülfs- und Handbücher bei allen Rechtsfällen. Und nicht nur, daß das römische Recht durch populäre Werke und juristische Encyclopädien in der Landessprache wie in lateinischen Texten in das praktische Leben und in das Volksbewußtsein Eingang fand, auch das Studium der römischen Rechtsquellen, welche unter den Händen der Glossatoren (§. 448) mit fremdartigen Zusätzen entstellt und von einem undurchdringlichen Wald traditioneller Meinungen verdeckt und verdunkelt worden waren, erhielt eine neue Gestalt und wissenschaftlichere Bearbeitung, seitdem ein junger Deutscher, Haloander (Hoffmann) die nach italienischen Handschriften verbesserten Pandekten und andere Theile
1529–31. des Corpus Juris (§. 291) herausgab. Gelehrte Juristen, wie der Franzose **Cujacius**
Cujacius 1522–1590. u. A., verbesserten den Text durch Vergleichung anderer Handschriften, erklärten die dunkeln Stellen, deren Sinn sie durch Erforschung und Verständniß der Rechtsquellen zu erfassen suchten, und legten den Grund zur systematischen Rechtswissenschaft, unbeirrt durch die gegnerischen Bestrebungen der „Anti-Tribonianer" (Hottoman). Das von nun an vorzugsweise gepflegte und ausgebildete römische Recht ging mehr und mehr ins Leben über und wurde in den meisten Ländern Europa's neben den heimischen Rechtsinstituten angewendet. Seitdem verloren die Völker die rechtsübende richterliche Gewalt. Die Rechtspflege, bei welcher bisher Oeffentlichkeit und Mündlichkeit vorgewaltet, kam nun an gelehrte Juristen und wurde geheim und schriftlich; das altdeutsche Schöffenthum welkte dahin, bis es an Entkräftung erstarb. Nur England bewahrte das altgermanische Institut der Schwurgerichte mit standesgleichen Geschwornen. Die Tortur und die barbarischen Strafen des Mittelalters wurden gemildert, aber die Hexenprozesse übten noch zwei Jahrhunderte ihre Gräuel. Doch war die von Kaiser Karl V. als Reichsgesetz erlassene und nach ihm Carolina genannte peinliche Gerichtsordnung ein großer Fortschritt zu einem einheitlichen verbesserten Gerichtsverfahren auf Grund vernünftiger und humaner Strafrechtsbestimmungen und wissenschaftlicher Rechtsauffassungen. An der Aufstellung der aus einer Verschmelzung römischer und deutscher Rechtsbestimmungen zusammengesetzten Constitution hatte der fränkische Freiherr von
Schwarzenberg Schwarzenberg auf Hohenlandsberg bei Nürnberg, Landhofmeister des Fürst-Bischofs
1463–1528. von Bamberg, den größten Antheil, wenn gleich die aus seinen Arbeiten hervorgegangene Reichscriminalordnung erst einige Jahre nach seinem Tod auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 zur Annahme gelangte. Der Particularismus der Einzelstaaten widerstrebte lange der Einführung und die sog. Salvatorische Clausel setzte auch in der Folge der Anwendung Schranken. Wenngleich die Carolina durch ihre harten Strafbestimmungen und die Zulassung der Folter noch ihren mittelalterlichen Ursprung verräth, so war sie doch im Vergleich zu der grausamen und willkürlichen Gerichtsanarchie früherer Zeit eine wohlthätige auf juristischen Studien und vernünftigen Anschauungen beruhende Reform des Strafprozeßrechts. Auch in Frankreich wurde eine Verbindung und Durchdringung des römischen Rechts und der Landesrechte angestrebt durch Dumoulin, der „eben so kundig der alten wie der neuen Rechte die Pariser Coutumes praktisch commentirte und sich den Namen des Papinian von Paris erwarb. Von den Begriffen des römischen und des altfranzösischen Rechts aus setzte sich Dumoulin überdies dem Vordringen der päpstlichen Autorität entgegen".

Auch die Rechts- und Staatsphilosophie fand im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert fruchtbare Anregung: In Frankreich untersuchte Johann Bodin in seinem berühmten Werk „vom Staat" das Wesen und die Vorzüge der verschiedenen Staatsformen und redete der absoluten concentrirten Staatsgewalt, wie sie die römische Gesetzgebung vorzeichnete, im Gegensatz zu den zerfahrenen Zuständen des mittelalterlichen Lehnsstaats das Wort. „Bodin verschmäht, die Hoheit des Fürstenthums auf eine angebliche Abdankung des Volkes zu begründen, aus der man bereits gefährliche Folgerungen abgeleitet hatte; selbst das Recht der Steuerbewilligung, das er billigt und empfiehlt, fordert er gleichwohl nicht mehr unbedingt, denn es könne Fälle geben, wo der Fürst, dem das allgemeine Wohl anvertraut sei, die Beistimmung des Volkes nicht erwarten dürfe. Besonders ist er durchdrungen von dem Begriff der Majestät, welche dem Fürsten zukomme, über dem Niemand sei als Gott allein; aus diesem leitet er das Recht des Kriegs und Friedens, des Lebens und des Todes, die Exemtion von den Gesetzen, das oberste Gericht und besonders die Hoheit über die Geistlichkeit her, deren Reichthümer, Vorrechte und selbständige Befugnisse ihm verwerflich scheinen. Er betrachtet es als ein Unglück, wenn es in einem Reiche mehr als Eine Religion gebe; sobald dies aber einmal durch die Hand des allmächtigen Gottes geschehen sei, so müsse der Fürst die Abgewichenen lieber dulden, als den Staat gefährden, und vor Allem nie die Waffen gegen sie ergreifen; denn damit mache er gleichsam den Versuch, ob er von seinen Unterthanen besiegt werden könne oder nicht." — In den Niederlanden lehrte Hugo de Groot (Grotius §. 648) in seinem epochemachenden Werk „über das Recht des Kriegs und Friedens" eine Rechts- und Staatsphilosophie auf durchaus humaner, freier und vernunftgemäßer Grundlage, setzte an Stelle der theokratischen Ordnung des Mittelalters und des zerstörten gemeinsamen Glaubens ein gemeinsames Rechtsbewußtsein als Quelle aller staatlichen Ordnung und suchte insbesondere einer neuen Gestaltung des Völkerrechts und der Ausbildung menschlicher Grundsätze auch im Kriege Eingang zu verschaffen. „Entstanden in der Zeit einer großen geistigen Bewegung der christlichen Völker und in dieselbe tief eingreifend, liefert es den das Gemüth erfreuenden Beweis, daß Werke, welche sich an den ewig in der Menschheit und in den Völkern lebenden Sinn der Humanität wenden, und aus der christlichen Religion den alle Dogmen und confessionellen Unterschiede überragenden göttlichen Geist der Menschenliebe für das Leben fruchtbar zu machen suchen, eines gesegneten nachhaltigen Erfolges im Leben der Menschheit gewiß sind." — In Deutschland entfaltete nach dem dreißigjährigen Kriege Samuel Pufendorf eine bedeutsame Thätigkeit auf dem Gebiete des Rechts und der Geschichtschreibung. In seinem Werk über das Natur- und Völkerrecht gab er die erste umfassende Darstellung dieser Wissenschaft, befreite die Forschung von dem Druck der Theologie und Scholastik, von der Autorität des kirchlichen Dogmas und des Aristoteles und legte (wie später Rousseau) das Bedürfniß einer natürlichen Religion im Gegensatz zu den geoffenbarten für die Staatsgesellschaft dar, ein Lehrer großartig freier Grundsätze, die den höchsten Ingrimm des orthodoxen Lutherthums, namentlich in seiner sächsischen Heimath, erregten. Als Geschichtschreiber ist er durch die umfangreichen Werke über die Zeitgeschichte Schwedens und Preußens (unter dem großen Kurfürsten und Friedrich III.) und eine allgemeine Weltgeschichte, und als politischer Schriftsteller durch die treffende, scharfe und witzige Betrachtung des deutschen Reichs bekannt, die er unter dem Namen Severinus de Monzambano herausgab, ein pikantes Werkchen, das großen Sturm in der publicistischen Welt erregte. —

Bodin 1530—1596.

Grotius 1583—1645.

Pufendorf 1632—1694.

Auch die Geschichtschreibung, bei der man sich, wie bei allen wissenschaftlichen Werken, der lateinischen Sprache bediente, erhielt nach dem Muster der Alten eine neue Gestalt. Die Reformationsgeschichte von Luthers Auftreten bis zu Karls V. Resignation fand einen trefflichen Bearbeiter in dem Straßburger Rechtsgelehrten und Geschichtschreiber des schmalkaldischen Bundes, Joh. Sleidan (Philipson von Sleida bei Köln), und ein Jahrhundert nachher an dem gelehrten Staatsmann Seckendorf († 1692). Der Franzose Thuanus (de Thou) schrieb nach Livius' Vorbild eine ausführliche, die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts umfassende Historie seiner Zeit; die Freiheitskriege der Niederlande hatten etwas später einen patriotischen Be-

Geschichte.

Sleidan 1506—56.

Thuan 1553—1617.

arbeiter in Hugo Grotius, der sich Tacitus' Stil und Form zum Muster nahm. In der Kirchengeschichte zündeten die Magdeburger Centuriatoren (so genannt, weil sie den Stoff nach Jahrhunderten eintheilten) zuerst die Leuchte der Kritik an, während der Italiener Baronius († 1607) seine großen Kirchenannalen im päpstlichen Sinne abfaßte. — Einige Jahrzehnte später schrieb der geistreiche, freisinnige und weitblickende Engländer Sir Walter Raleigh (§. 665), unter Elisabeths glorreicher Regierung als Kriegsheld, als Beförderer der Ansiedelungen in Nordamerika und als Entdecker ferner Länder weit berühmt, während einer fünfzehnjährigen Gefangenschaft, in die ihn eine mysteriöse Verschwörung gegen Jacob I. gebracht, die erste Weltgeschichte in der Landessprache. Später führte ihn eine fehlgeschlagene Entdeckungsreise in Guiana, wobei er eine spanische Stadt beschießen ließ, aufs Schaffot, indem man das früher über ihn gefällte Todesurtheil nachträglich an ihm vollziehen ließ.

W. Raleigh 1552–1618.

Medicin. Paracelsus † 1541.

In der Medicin ging Theophrastus Bombast von Hohenheim (Paracelsus), der aus Schwaben gebürtig im Gebirge aufgewachsen und auf vielen Reisen mit Menschen, welche die Natur und die Wirksamkeit der Kräuter kannten, umgegangen war, von den Bücherlehren, die von Griechen und Römern durch Araber und Italiener ihren weiten Weg nach den deutschen Universitäten gefunden, zur Natur und unmittelbaren Anschauung zurück, nahm die Chemie und andere Wissenschaften zu Hülfe, schlug aber in seinem trotzig reformatorischen Sinne eine zerstörende Bahn ein. Sein tiefer, sinnvoller und mit seltenen Kenntnissen ausgerüsteter Geist gerieth auf phantastische und schwärmerische Ideen, die in eine wilde, geschraubte, mit Naturbildern und alchymistischen Kunstausdrücken angefüllte Sprache gekleidet wurden. Erst als der Wittenberger Professor Cornarius den Text des Hippokrates hergestellt und übersetzt hatte, schritt man auf der Bahn der Alten zur wissenschaftlichen Medicin fort, zog die Anatomie herbei, zu der Karls V. Leibarzt Vesalius durch sein Werk über den Bau des menschlichen Körpers den Grund gelegt hatte, und benutzte die Kenntnisse der Botanik, die der Begründer der Naturgeschichte Conrad Geßner u. A. aus den alten Autoren geschöpft und durch eigene Beobachtungen erweitert hatten. Ein strebsamer deutscher Arzt, Georg Agricola, der bei den Bergleuten von Joachimsthal verweilte, wurde der Begründer der wissenschaftlichen Mineralogie.

Anatomie. Botanik. Naturgeschichte.

4. Philosophie.

§. 670. a) Erneuerung alter Systeme. Der Kampf gegen die Scholastik war der Grundzug der Philosophie des sechzehnten Jahrhunderts. Doch begnügte man sich anfangs mit Wiederholung und Weiterbildung der alten Systeme, bis Baco von Verulam der Schöpfer eines auf Erfahrung gegründeten Systems der empirischen Philosophie und Cartesius (Descartes) der Begründer der unabhängigen Speculation wurde. — Der trockenen Verstandesphilosophie der Scholastiker stellte man zuerst den idealen Platonismus und den Realismus der aristotelischen Peripatetiker entgegen. Bei dem jugendlichen Enthusiasmus für Wissenschaft und Wahrheit und bei dem herrschenden Glauben an Geheimlehren, wodurch der Zusammenhang der Natur und Welt mit dem Geisterreich erfaßt werden könnte, kam man bald zur orientalischen Philosophie, als der vermeintlichen Quelle des Platonismus und des Christenthums, besonders seitdem Reuchlin (§. 553) das Studium des Hebräischen eingeführt. Von dem Neuplatonismus (§. 257) ging man zur Kabbalistik über und glaubte der Unzulänglichkeit des menschlichen Erkenntnißvermögens durch eine tiefsinnige Geheimweisheit aufhelfen zu können. Bald war diese Geheimweisheit auf Erforschung der in der Natur wirkenden Kräfte (Magie), wie bei Corn. Agrippa von Nettesheim, bald auf Erfassung des Geisterreichs und des Einflusses der Gestirne und der Geisterwelt auf die irdischen (sublunarischen) Dinge (Theosophie), wie bei Paracelsus und Val. Weigel, gerichtet. — Verwandt mit der letztern Richtung, aber auf der Religion und Bibel fußend, ist die mystische Philosophie, die besonders in Deutschland durch den frommen, von Religions

Agrippa 1486–1535.

Weigel † 1588.

zweifeln geängstigten Jacob Böhme, ausgebildet ward, einen Görlitzer Schuster, den seine tiefsinnige, in die Anschauung des Göttlichen versenkte Schwärmerei zu wunderlichen Vorstellungen von dem Wesen der Gottheit und dem Ursprunge der Dinge aus derselben, als göttlichen Offenbarungen, führte. Unter seinen schwierigen, dunkeln Schriften ist die „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang", durch die er sich die Verfolgung der Geistlichkeit zuzog, die bedeutendste. Jac. Böhme † 1624.

Eine freiere Haltung der Kirchenlehre gegenüber nahmen die Peripatetiker (§. 115) ein, gegen die daher auch die Geistlichkeit hier und da Verfolgungen bis zum Scheiterhaufen verhängte. Auf den Schulen und Universitäten Deutschlands herrschte durch das ganze sechzehnte Jahrhundert Aristoteles, für dessen Erkenntniß Melanchthon und Erasmus erfolgreich wirkten; in Frankreich suchte der auf Anstiften eines feindseligen Collegen in der Bartholomäusnacht getödtete Peter Ramus die aristotelische Weisheit durch eine populäre Philosophie zu verdrängen und in Holland wandten sich die Philologen Justus Lipsius († 1606) und Dan. Heinsius dem Stoicismus zu.

b) Neue Systeme. Das hochgebildete Italien war reich an neuen Schöpfungen, aber bei der raschen Lebendigkeit des Volks gerieth die Philosophie wie die Theologie leicht ins Schrankenlose, Unhaltbare und Schwärmerische. Giordano Bruno, ein mit ungewöhnlichen Gaben und Kenntnissen ausgerüsteter Mann von dichterischen Anlagen, wurde, dem Dominicanerorden entflohen, nach mancherlei Schicksalen in Genf, Paris, London und Wittenberg, endlich als er in Padua philosophische Vorlesungen zu halten wagte, von den Venetianern der Inquisition ausgeliefert, die ihn nach zweijährigen Kerkerleiden in Rom öffentlich verbrennen ließ. Fußend auf der Lehre des Platonikers Ficino, daß die Gottheit in zahllosen Formen oder Seelen über das Weltall gegossen sei, hat Bruno alle diese Seelen in Eine zusammengefaßt, in die Seele der Welt; sie ist Verstand (Intelligenz, Geist), Seele und Körper zu gleicher Zeit, ist Gott und Natur mit einemmal. Seine Lehre, daß die Welt (das Universum), als die geschaffene Natur, Eins sei mit der Gottheit, als der schaffenden, und beide ewig und unvergänglich, ist eine geistreich entwickelte und mit Kraft und Wärme vorgetragene Erneuerung des althellenischen Pantheismus. Bruno's jüngerer Zeitgenosse, der Franciscaner Thomas Campanella aus Calabrien, der sein halbes Leben in Gefangenschaft zubrachte, zu welcher ihn der spanische Absolutismus in Neapel und in milderer Form die Inquisition in Rom verurtheilte, verfaßte unter vielen andern Schriften und Gedichten in Frankreich das merkwürdige Buch „der Sonnenstaat", ein lateinisch in Dialogform geschriebenes Idealbild eines Staates nach Art der platonischen Republik oder der Utopia des Thomas Morus, worin die Keime der späteren Socialsysteme enthalten sind. Das Dasein Gottes aus der Gewißheit der eigenen Existenz beweisend, sieht Campanella in der Welt ein lebendiges Abbild der mit den „Primalitäten" Macht, Weisheit und Liebe ausgestatteten unendlichen Gottheit, welche ihr Wesen und Sein in den Weltraum und in die vergänglichen Dinge ausgießt und wie in der Pflanzenwelt ein erquickender Regen alles Creatürliche mit Leben und Freude füllt. Die platonische Doctrin von der Herrschaft der Philosophen nimmt bei dem Calabresischen Mönch die Gestalt einer Priesterherrschaft unter der Supremativ eines geistlichen Oberhauptes an, der die weltlichen Gewalten untergeordnet sein müßten. — Diese Mannichfaltigkeit alter und neuer Systeme führte einige an ruhiges Selbstdenken gewöhnte Geister zum Skepticismus (Zweifelsystem). Der berühmteste unter diesen ist der geistreiche, durch das Studium der Alten und durch eigene Erfahrung auf Reisen und im Umgang mit Menschen gebildete Franzose Michel de Montaigne, der in seinen Versuchen (Essais) die Wahrheit der subjectiven Gesinnung gegenüber den widerstreitenden und zweifelhaften Systemen zu entdecken suchte, „die Ungewißheit der menschlichen Erkenntniß und die Schwäche der Vernunft als letztes Resultat alles Beobachtens und Denkens aussprach und zuletzt sich mit dem Glauben an die Offenbarung beruhigte." Montaigne's Philosophie wagt sich nicht an die hohen Probleme der Menschheit; indem sie die Welt aus heiterer Höhe betrachtet, sucht sie dem Gemüthe Ruhe und Gleichmuth zu verleihen und Erge-

Bruno † 1600.

Campanella † 1639.

Montaigne † 1592.

bung bei allen Wechselfällen des Lebens zu empfehlen. Nachdem so die verschiedenen Richtungen des Denkens betreten und indessen Mathematik, Astronomie, Naturkunde und Naturphilosophie ausgebildet worden, konnte es der im Denken geübte Geist unternehmen, „das Gewirre auf dem Gebiete der Wissenschaft mit selbständiger Kraft zu durchbrechen" und die gesammte Erkenntniß mit gesetzgeberischer Strenge in eine systematische Einheit und logische Ordnung zu bringen. Dies geschah durch Baco Lord Verulam, einen Mann von ausgezeichneten Talenten, aber nicht fleckenlosem Charakter. Prachtliebend und verschwenderisch, strebte er nach Geld durch unlautere Mittel. Unter König Jacob I. bekleidete er die Lordkanzlerwürde und andere hohe Staatsämter, aber vor Gericht schwerer Amtsvergehen überführt, ward er an Gut, Freiheit und Ehre gestraft. Seine auf Erfahrung und Beobachtung (Induction) gegründete empirische Philosophie, die er in seinen Hauptwerken Encyclopädie und Methodik (Organon) der Wissenschaften dargelegt, blieb lange herrschend. Mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet und den klaren Forscherblick auf das Reale und Praktische gerichtet, suchte er die Wissenschaft nicht in den engen Zellen des menschlichen Geistes, sondern in dem weiten Reiche der Welt. Aber der Mangel des sittlichen Geistes ließ ihn nicht zur Erkenntniß und rechten Würdigung der idealen Gebiete und Güter gelangen. Von Baco's Erfahrungswissenschaft angeregt, bildete sein Landsmann Hobbes seine auf das Körperliche, mit den Sinnen Wahrnehmbare gerichtete materialistische Philosophie aus, wodurch er sich den Vorwurf des Atheismus zuzog, der aber weniger gegründet ist als der Vorwurf des Absolutismus, indem er in seinem Staatsrecht, den republikanischen Grundsätzen seiner Zeit gegenüber, die absolute Gewalt des Regenten und den absoluten Gehorsam der Unterthanen als nothwendig für das Bestehen des Staats darstellte.

Baco † 1626. Hobbes † 1679.

Cartesius † 1650.

c) Cartesius. Malebranche. Spinoza. Im Gegensatz gegen Baco und Hobbes bildete der tiefe Denker Descartes (Cartesius) aus Touraine ein auf freies Nachdenken (Speculation) gegründetes System (Idealismus) aus.

Von dem Selbstbewußtsein und Denken ausgehend, schließt er auf die Existenz der denkenden Substanz, der Seele (cogito ergo sum), und aus dem Vorhandensein der Vorstellung eines absolut vollkommenen Wesens in der menschlichen Seele folgert er die Existenz eines solchen Wesens (Gottes), ohne welches die Vorstellung nicht möglich wäre. Und wie er aus einer der Seele angeborenen Idee die Existenz Gottes beweist, so aus den übrigen Ideen der Dinge, die wir klar und deutlich erkennen, die wirkliche Existenz auch dieser. Die körperlichen Substanzen entwickelt er aus einer Urmaterie, die nichts anderes als die reine, in Thätigkeit begriffene Ausdehnung sei. Die Seele ist nach ihm frei und unsterblich. So bildete Descartes eine Lehre aus, „welche durch ihren Gegensatz gegen die damals verbreitetsten Ansichten der philosophischen Schulen, die Doctrinen über die verborgenen Qualitäten, die Endursachen, das Leere, durch den Scharfsinn ihrer Ausführung und ihre rationalistische Tendenz ein sehr wirksames Ferment der geistigen Bewegung der neueren Jahrhunderte geworden ist."

Descartes schrieb seine meisten Werke in Holland, wohin er gezogen, nachdem er das Kriegsleben, dem er sich anfangs gewidmet, aufgegeben hatte. „Die Luft von Paris," soll er geäußert haben, „verhindere das abstracte Denken," wenigstens hätte er für seine freien Ansichten an der Sorbonne und an dem rechtgläubigen Hofe große Widersacher gefunden. In seinen letzten Lebensjahren folgte er dem Rufe Christinens von Schweden nach Stockholm, wo er starb. Unter seinen Gegnern ist der als Mathematiker und Physiker berühmte Gassendi, unter seinen Anhängern der fromme Malebranche der bedeutendste.

Gassendi † 1655.

Malebranche 1638–1715.

Malebranche vervollkommnete das cartesische System durch Ausbildung der religiösen Seite, indem er die körperlichen und geistigen Substanzen, die Descartes getrennt und selbständig neben einander bestehen ließ, durch ein Höheres, Gott, verbindet, der nach ihm die Einheit der Dinge und des Denkens ist. Gotteserkenntnßi ist daher die höchste Weisheit und ein sittlicher Lebenswandel die Folge davon.

Spinoza 1632–77.

Am ausgebildetsten erscheint dieser cartesische Idealismus bei dem Amsterdamer Juden Baruch (Benedict) Spinoza, der, von seinen Glaubengenossen ausgestoßen, von den Christen wegen des unverdienten Rufs eines Atheisten gemieden, in stiller Ver-

borgenheit sein folgenreiches System ausarbeitete, „in welchem zum erstenmal der Pantheismus in seiner strengen ungemilderten Eigenthümlichkeit sich geltend machte," ein großartiges Lehrgebäude, nach dem sich Alles mit mathematischer Nothwendigkeit aus Einem obersten Grunde entwickeln sollte, wobei aber die freie Selbstbestimmung keinen Raum fand.

Spinoza verwarf den Gegensatz von Sein und Denken, legte einer höchsten Substanz, der Gottheit, allein wirkliches unendliches Sein bei, während die endlichen Dinge nur Scheinsubstanzen, nur Modi der der Gottheit inwohnenden unendlichen Ausdehnung und des unendlichen Denkens seien. Diese ewige Substanz ist sowohl die Ursache ihrer selbst als alles Einzelnen, sie ist das „All-Eine und Allgemeine, welches in allem Besonderen und Individuellen sich selbst, als in seinen näheren Bestimmungen und Zuständen darstellt"; allen einzelnen körperlichen Dingen liegt die unendliche Ausdehnung, allen endlichen Denkweisen das absolute Denken zum Grunde; darum „giebt es keine Zufälligkeit, sondern nur Nothwendigkeit, die in Gott mit Freiheit verbunden ist, weil er die einzige Substanz ist, deren Wesen und Wirken durch keine andere beschränkt ist. Auch nach ihm besteht unsere höchste Seligkeit in der lebendigen Erkenntniß Gottes und unser Glück und unsere Freiheit in einem Wandel nach seinem Willen".

5. Italien.

A) Italienische Prosa.

§. 671. Geschichtschreibung. Machiavelli. Davila. Sarpi. Italiens hoher Culturzustand während des fünfzehnten Jahrhunderts dauerte noch im sechzehnten fort. Künste und Wissenschaften aller Art hatten ihr goldenes Zeitalter. Vor Allem blühten Geschichtschreibung und Poesie. Florenz bildete noch immer den Mittelpunkt. (Vgl. §. 507 ff.) Hier lebte und schrieb der große Staatsmann, Politiker und Historiker Nicolo **Machiavelli**, einer der geistreichsten und scharfsinnigsten Männer aller Zeiten, der in zahlreichen Schriften das Gold, welches die Landessprache birgt, eben so für die prosaische Darstellung auszubeuten wußte, wie es Dante für die dichterische verstanden hatte. Seine Werke lassen sich eintheilen in solche, die er als Freund aristokratisch-republikanischer Verfassungen, und in solche, die er als ein in den Staatsgeschäften einer gottvergessenen und treulosen Zeit ergrauter Staatsmann und Diplomat (er war Staatssecretär der florentinischen Republik und öfters Gesandter) abfaßte. Unter jenen sind am berühmtesten seine vortrefflichen Gespräche (discorsi) über Tit. Livius, zwanglose Betrachtungen, in denen er aus der ältern Geschichte Roms eine Reihe allgemeiner Regeln und politischer Maximen abzuleiten und dabei nachzuweisen sucht, daß die Verfassung des alten Rom vorzüglicher gewesen sei als alle spätern, heidnische wie christliche, ein Werk voll der feinsten und treffendsten Wahrnehmungen auf dem Gebiete der Politik, und seine florentinische Geschichte (in neun Büchern bis 1494), in der er mit unnachahmlicher Kunst und mit großer Welt- und Menschenkenntniß die Verfassungskämpfe des kleinen Freistaats schildert, häufig untermischt mit Reden und Reflexionen politischen und staatsphilosophischen Inhalts, so daß er an der Geschichte seiner Vaterstadt zugleich den historischen Entwicklungsgang des Rechts-, Staats- und Verfassungslebens aller Völker andeutet und erkennen läßt. Unter seinen politischen Schriften ist das vielbesprochene Buch „der Fürst" am berühmtesten. In diesem für Lorenzo de Medici, den Vater der französischen Königin Katharina, in unfreiwilliger Zurückgezogenheit auf einem ärmlichen Landsitz geschriebenen Werk stellt Machiavelli das Bild eines Fürsten (Tyrannen) auf, der, wie Cäsar Borgia u. A., ohne Rücksicht auf Tugend, Moral oder Religion durch Klugheit und consequentes Handeln in dem von ihm unterjochten Staate seine Alleinherrschaft zu begründen und seinen Willen zum Gesetz zu machen weiß. Freiheit und Bürgerglück werden dabei eben so wenig berücksichtigt wie Treue und Recht, nur Klugheit findet Geltung. „Reussiren" ist die große Maxime. Thorheit und Verkehrtheit, nicht Lasterhaftigkeit, stürzt die Herrschaft. Daher wird bis auf den heutigen Tag die treulose Politik, die, alle Menschlichkeit und bürgerliche Moral bei Seite lassend, nur nach Macht, Herrschaft und Vortheil strebt, nur aus der Staatsraison die Motive des öffentlichen Handelns schöpft, Machiavellismus genannt. Diese Ansichten gaben vielen Anstoß, so daß Friedrich II. von Preußen und Voltaire ihre Widerlegung unternahmen; auch scheinen sie so sehr Machiavelli's sonstigen Grundsätzen entgegen zu sein, daß man die Vermuthung aufgestellt hat, er habe durch diese Schilderung seine Landsleute

Machiavelli † 1527.

(1513)

vor der Fürstenmacht warnen und zum Festhalten an der republikanischen Staatsordnung ermahnen wollen. In Wahrheit wollte der Verfasser mit dieser Schrift den Weg bezeichnen, auf welchem ein kräftiger Emporkömmling zur Einigung und Befreiung Italiens vorzuschreiten habe. Denn Vaterlandsliebe war Machiavelli's herrschende Tugend; diese suchte er auf alle Weise auch in seinen Landsleuten zu wecken und sie zur Vertreibung der herrschsüchtigen Fremdlinge aus Italien anzuspornen.

„Man muß einsehen," so faßt ein neuerer Schriftsteller den Charakter des Buches vom Fürsten zusammen, „daß ein Fürst, und zumal ein neuer Fürst, nicht alle die Dinge beobachten kann, wegen deren die Menschen für gut gehalten werden, da er oft genöthigt ist, um die Herrschaft zu behaupten, gegen die Treue, gegen die Nächstenliebe, gegen die Menschlichkeit, gegen die Frömmigkeit zu handeln. Und darum muß er ein Gemüth haben, das fähig ist, sich zu wenden, wie die Winde und die Schwankungen des Glückes ihm gebieten, und sich vom Guten nicht trennen, wenn er kann, aber auf das Ueble einzugehen wissen, wenn er genöthigt wird. Ein Fürst muß also große Sorge tragen, daß nie etwas aus seinem Munde gehe, was nicht erfüllt wäre von den oben genannten Eigenschaften und daß er, wo man ihn sieht und hört, ganz Mitleid, ganz Treue, ganz Menschlichkeit, ganz Redlichkeit, ganz Frömmigkeit scheine. Und es giebt nichts, das man mehr zu besitzen scheinen müsse, als die letzte Eigenschaft. Denn die Menschen urtheilen im Allgemeinen mehr nach den Augen, als nach den Händen, weil zu sehen jedem gegeben ist, zu fühlen nur wenigen. Was du schauest, sieht jeder; was du bist, fühlen wenige" (Kap. 18). Dabei darf man aber nicht vergessen, daß Machiavelli vor Allem den traurigen Zustand Italiens im Auge hatte, daß er nicht einen Fürsten zeichnen wollte, wie er sein soll, sondern einen solchen, wie er der zerissenen Nation Noth that. Da galt es, mit eiserner Hand und mit Mitteln wie Cesare Borgia sie anwandte, erst Ruhe im Innern zu schaffen, dann mit der gesammten Kraft des Landes die Fremdlinge hinauszuwerfen. — Auch als Dichter nimmt Machiavelli keine geringe Stelle ein. Nicht blos Sonette und Canzonen besitzt man von ihm; auch im Lustspiel versuchte er sich, und in der allegorischen Dichtung „der goldene Esel" hat er die Gedanken und Erfahrungen seines reichen Lebens in den vielseitigsten Anwendungen niedergelegt.

Guicciardini 1482—1540. Der Florentiner Francesco Guicciardini, ein von den mediceischen Päpsten Leo X. und Clemens VII. in öffentlichen Geschäften vielfach verwandter Staatsmann, schrieb nach dem Muster der Alten, besonders des Livius, aber in der Landessprache, die Geschichte Italiens von dem ersten Eroberungszuge der Franzosen unter Karl VIII. (1494) bis zu deren Vertreibung durch die Schlacht von Pavia (§. 579) und zu den letzten Kämpfen der florentinischen Republik. Wenn auch schwerfällig im Stil, übermäßig breit in der Darstellung und mit Prunkreden oft allzu rhetorisch ausgeschmückt, ist die Geschichte Italiens doch ein wichtiges Kunstwerk, reich an scharfsinnigen Beobachtungen der Personen und Verhältnisse, hervorragend durch tiefe Menschenkenntniß und edle humane Gesinnung.

Eleganter und kunstreicher in Form, Sprache und Charakterzeichnung ist die Geschichte der französischen Bürgerkriege (1559—1598) von dem Venetianer Davila. Der Verfasser, der lange in Frankreich lebte, war mit den handelnden Personen, mit den Sitten und dem Charakter des Volks und mit den Ränken des intriguanten Hofs aufs Genaueste bekannt, daher seine Schilderungen höchst lebendig und anziehend sind. Durch genaue Erforschung und Darstellung der Triebfedern und Beweggründe, von denen die handelnden Personen bestimmt wurden, führte Davila den geschichtlichen Pragmatismus auf eine gefährliche Spitze. Von der Ansicht ausgehend, es handle sich bei diesen Kriegen nur um den Kampf zweier entgegengesetzten Factionen und den Versuch einer schwachen Regierung, beide im Zaum zu halten und über sie Herr zu werden, sieht er in der ganzen Geschichte nichts als ein Getriebe von egoistischen, einander bekämpfenden Intriguen, ohne die geistigen und religiösen Elemente, die dabei mit im Spiel waren, gehörig zu würdigen. Selbst in den religiösen Dingen führte er Alles auf egoistische Antriebe zurück, so daß das Göttliche und Gottverwandte in der menschlichen Natur aus der geschichtlichen Darstellung fast ganz verschwindet.

Davila † 1631.

Weniger glatt in der Form, aber tiefer und gehaltvoller ist die Geschichte des Conciliums von Trident von dem venetianischen Mönch Paolo Sarpi, einem Mann, der die verschiedensten Wissenschaften mit gleicher Gründlichkeit durchdrungen hatte. —

Paolo Sarpi 1552—1623.

Er verstand alle Theile der Physik, Chemie und Mathematik und war dabei der tiefste Kenner des Kirchenrechts, wodurch er dem römischen Hofe in einem Streit mit der Republik Venedig (§. 634) eben so sehr schadete, wie durch die freisinnige und unparteiische Darstellung der Concilverhandlungen dem päpstlichen Ansehen. Auch entging er mit Mühe den Dolchen der wider ihn ausgesandten Banditen. „Das ist der Griffel der römischen Curie" rief er aus, als ihn einst ein Dolchstoß an den Rand des Grabes gebracht hatte. Sprache und Darstellung sind ernst und würdig und die Charakterzeichnung treffend und tief. Die im päpstlichen Interesse geschriebene Geschichte des Tridentiner Concils von dem Cardinal Sforza Pallavicini steht jener an Kraft und Wärme weit nach. Ein ganz anders gearteter Mann aus derselben angesehenen Familie war Ferrante Pallavicini, welcher wegen seiner in Prosa geschriebenen Satire „die himmlische Ehescheidung" zu Avignon enthauptet wurde. Im himmlischen Ehestandsgericht wird auf Scheidung Christi von seiner Braut, der Kirche auf Erden, erkannt auf Grund ihres lästerlichen Lebenswandels. Nun melden sich die lutherische und reformirte Kirche als Bräute; der himmlische Bräutigam aber will fortan im Cölibat leben. Pallavicini † 1667.

B) Blüthezeit der italienischen Poesie.

§. 672. Die Italiener haben an der mittelalterlichen Dichtung, deren Charakter und Entwickelungsgang wir bei andern Völkern kennen gelernt, nur geringen Antheil genommen. Als Erben einer überreifen Cultur entbehrten sie der frischen Kindheit und Jugend, in deren Genuß die Völker Deutschlands, Englands, Frankreichs, Spaniens sangen und dichteten. Die Italiener waren früher als alle Nationen Europa's verfeinert, durch blühenden Handel und Luxus verweichlicht. Schnell entwachsen den beseligenden und anfeuernden Illusionen der jugendlichen Glaubenszeit, lernten sie von der Kirche nicht moralische Erhebung, sondern schlaue Benutzung der Thatkraft anderer Völker und Verspottung ihres Enthusiasmus. So ging das ganze Leben und der eigenthümliche Geist des Ritterthums fast spurlos an ihnen vorüber; sie träumten diesen Traum nicht mit. Ihre Dichter nahmen keinen ehrlichen Antheil an der allgemeinen Ausbildung der großen epischen Ritterdichtungen des Mittelalters. Mehr um der Unterhaltung und des ästhetischen Genusses willen entlehnten sie diese Stoffe von den Nachbarvölkern; sie behielten die fremden Charaktere, Personen, Situationen, auch den fremden Schauplatz bei. Italienisch aber wurde diese eingeführte Waare dadurch, daß sich der ihrem Zauber schon entwachsene Geist darüber stellt und nach eigenster Laune sie behandelt.. Daher der ironische und zuweilen auch burleske Zug, welcher in den großen romantischen Epopöen dieser Zeit vor Allen den Sagenkreis von Karl dem Großen und Roland durchdrang. Und zwar bildet diese ironische Stimmung den Grundton sowohl bei Bojardo, wie bei Pulci und Ariost, nur daß sie bei Ersterem noch verhältnißmäßig zurücktritt gegen das ehrliche Interesse am Stoff, während sie beim Zweiten fast ganz allein auf dem Plan ist und im Dritten endlich eine harmonische Durchdringung von Stoff und Form eintritt. So beraubte der Italiener, den der romantische Trieb im ungünstigsten Zeitpunkte überfiel, in den Tagen fortgeschrittener philosophischer Bildung und abgeschlossener Verstandescultur, die in das Land verpflanzten Stoffe ihrer schönsten Eigenschaft, der Kindlichkeit, um sie dafür mit skeptischem Lächeln aus kühler Wolkenhöhe spielend umzugestalten. Dies vor Allem charakterisirt Ariosto's vielgepriesenen „rasenden Roland", der, stückweise aus dem planlosen Dichterübermuth eines reichen Geistes hervorgegangen, die glänzenden, freigeistigen und verdorbenen Fürstenhöfe Italiens ergötzt hat. Während nun aber der „verliebte" und der „rasende Roland" wenigstens sich noch als echte Sagengestalt, wenn auch nicht gerade als einheimisch italienische darstellt, so steht dagegen Tasso's Gedicht vom „befreiten Jerusalem", an sich gleichfalls mehr einen allgemein christlichen, als einen italienisch nationalen Stoff behandelnd, schon dadurch im Nachtheil, daß es einem großen geschichtlichen Ereignisse gilt, welches, um episch behandelt werden zu können, zuvor erst künstlich mußte in Sage umgesetzt werden. Am wenigsten aus eigentlicher Begeisterung hervorgegangen, ist dieses Epos die Frucht eines langen, mühsamen Studiums der Regeln

der Dichtkunst überhaupt, der Erfordernisse zum Rittergedicht insonderheit. Es kann als Muster eines Kunstepos gelten, zugleich aber auch als reiner Gegensatz zu der Iliade, den Nibelungen, den Romanzen vom Cid und Allem, was aus dem Boden einer lebendigen Volksüberlieferung hervorgegangen ist. Einen Markstein aber bezeichnet es auch insofern, als hier der ironische und frivole Ton der früheren Poetengeneration erloschen ist. Dafür ist der Hauch der Poesie ein durchaus schwärmerischer, inniger, ja geradezu sentimentaler, getragen von der süßen, weichen Sprache, über die Tasso wie kein Anderer gebot. Ist schon in Bojard und Ariost der italienischen Epik das plastische Element abhanden gekommen und an seine Stelle das malerische getreten, so steigert sich letzteres jetzt in Tasso zum musikalischen.

Die Fürstenhöfe. Diese Entwickelung der Poesie läuft im Allgemeinen parallel mit den Stadien, welche das Verhältniß der Päpste zu der neuen Geistesrichtung selbst durchmachte. Leo X. hatte Interesse und Würde der Kirche dem Kunstgeschmack geopfert. An seiner Tafel strömten zu den köstlichsten Weinen die lustigsten Verse der Reimer und Spaßmacher, von denen er umgeben war. Selbst Cardinäle dichteten die Lustspiele, an welchen er sich ergötzte. Am Hofe Clemens VII. standen Sannazar und Berni in Ansehen. Nachdem die Eroberung Roms durch die Deutschen (1527) diesem künstlerischen Treiben im Vatican den ersten nachhaltigen Stoß gegeben hatte, setzte der Cardinal Hippolyt von Medici, in Rom wohnhaft, die Bestrebungen seines Hauses daselbst fort, und noch unter Paul III. sehen wir den gelehrten Humanisten Bembo, der sich auch als lateinischer und italienischer Dichter hervorthat, mit dem Cardinalshut begabt.

Und wenn mit der Zeit der geistliche Herr Italiens, seiner kirchlichen Pflichten eingedenk, den weltlichen und schriftstellerischen Interessen den Rücken wandte, so wetteiferten doch eine Zeit lang noch die größeren und kleineren Fürstenhöfe in der Pflege der Poesie. In Florenz geschah das besonders, seitdem das Haus der Medici zur herzoglichen Würde erhoben worden war. In Ferrara ließ Alfons I. von Este, der Mäcenas Ariosto's, das prächtigste Schauspielhaus bauen, welches die Zeit kannte; hier vor Allem gedieh das italienische Theater. Sein Sohn Herkules II. machte selbst Verse, indessen seine Gemahlin Renata, Ludwigs XII. von Frankreich Tochter, classische Studien trieb. In denselben Spuren gingen die Kinder dieses Ehepaars, Alfons II. und seine aus Tasso's Lebensgeschichte bekannten Schwestern. Zu diesen beiden Familien gesellt sich als dritte im Bunde die der Gonzaga, welche theils mit herzoglichem Titel in Mantua, theils in Sabionetta und in Guastalla herrschte. Nicht minder theilte der Adel den Enthusiasmus für Kunst, Dichtung und Wissenschaft. Berühmte Dichter wie Bojardo und dichtende Frauen wie Vittoria Colonna gehörten hochadeligen Familien an. — Unter der Pflege dieser höheren Schichten der Gesellschaft gedieh ganz vorzüglich das Theater. Neue Schauspiele drängten sich fast noch mehr als neue Epen. Eine Fülle von Witz und guter Laune ist in den Lustspielen ausgeschüttet; aber nicht eines von allen hat sich auf die Dauer als Meisterwerk erwiesen und erhalten. Weit unter dem komischen Schauspiele stand noch das tragische oder gar die dramatische Allegorik, an welcher man gleichfalls auf den fürstlichen Theatern Geschmack fand. Während sich so der Adel am Epos und Schauspiel ergötzte, überhaupt die Sache auch von der ernsteren Seite auffaßte, sprach sich die im italienischen Nationalcharakter liegende Lust an Spaß, Satire und Schlüpfrigkeit am liebsten in burlesken und satirischen Gedichten, namentlich in den sog. Capiteln (Capitoli) aus. Fast alle Dichter und viele ernste Gelehrte und Staatsmänner der Zeit haben zu dieser scherzhaften Poesie, die man nach einem ihrer ausgezeichnetsten Vertreter Berni benannte, Beiträge geliefert, und hier vor Allem offenbart sich die den Gebildeten dieser Epoche mehr als Tasso's schwärmerischer Ernst zusagende Frivolität und Verspottung alles Heiligen. — Von wesentlicher Bedeutung für die literarische Fruchtbarkeit waren die zahlreichen gelehrten Gesellschaften oder Akademien, von denen ganz Italien bedeckt war. Bereits im 15. Jahrhundert entstand unter dem Einflusse des Humanismus zuerst in Florenz eine platonische, dann am Sitze der Päpste eine römische Akademie. Schon hier war des Spielens und Tändelns mit altgriechischen und altrömischen Formen, Namen, Einrichtungen viel gewesen. Allmählich bildete sich daraus ein eigenthümliches Club- und Cliquenwesen zur Beherrschung des Geschmacks und der Literatur, an welchem sich der

Italiener allerorts leidenschaftlich betheiligte. Keine Erscheinung ist so bezeichnend für die Art von literarisch-ästhetischem Gemeingeist, wie er damals in Italien herrschte, als diese Organisation des gesammten lesenden Publikums in kritisirende Gesellschaften und Verbrüderungen. Wie kläglich freilich der Witz der Italiener noch im Jahrhundert Ariosto's und Tasso's sich verirren konnte, ersieht man aus den unglaublichen Pedanterien und läppischen Witzeleien, wie sie in diesen Akademien zu Hause waren. Schon die Namen sind bezeichnend. Am berühmtesten wurden die Akademien der „Ungeschlachten" (Rozzi), welche in Siena ihren Sitz hatten und von Leo X. zur Belebung des komischen Theaters nach Rom gezogen wurden, und „von der Kleie" (della crusca), zu Florenz etwa ein Jahrhundert nach der platonischen Akademie entstanden. Außerdem gab es „Hitzige" in Bologna, „Ungestalte" und „Wilde" in Ravenna, „Verirrte" in Faenza, „Eintönige" und „Unsinnige" in Perugia, „Stumpfe" in Spoleto, „Betäubte" in Urbino, und so hatte schließlich fast jedes Winkelstädtchen in seinen Mauern eine oder mehrere solcher Verbrüderungen, die einander in der Ehre eines sinnlosen und abgeschmackten Aushängeschildes nichts nachgaben.

§. 672b. Aufschwung der Nationalliteratur am mediceischen Hof. Unter den drei großen Nationaldichtern, die wir früher (§. 456) kennen gelernt, war es weniger Dante, an welchen sich die nationale Dichtung anlehnte, als Petrarca und vor Allen Boccaccio. Dante, den letzten Zeiten der Kraft angehörend, war den späteren Geschlechtern entfremdet, mehr ein Gegenstand der Bewunderung, als ein Quell productiver Anregung. Als ein Nachklang seiner Poesie mag höchstens Matteo Palmieri's „Stadt des Lebens" (Città di vita) genannt werden, deren Druck später von der Inquisition verhindert wurde. Aber auch die schöne und durchsichtige Klarheit Petrarca's fand eigentlich erst im 16. Jahrhundert Würdigung und Nachahmung. Fluthen von Sonetten sind freilich auch schon vorher nach seinem Beispiel allenthalben gedichtet und darin die lyrische Kunst zur leeren Form und Harmonie des Sprachklanges herabgedrückt worden. Zunächst aber war es Boccaccio, der die Folgezeit beherrschte. In seiner Nachfolge fanden vor Allem die Novellen und volksthümlichen Satiren eifrige Bearbeitung und großen Anklang. Freilich hatte schon er seine Natur und die Nahrung für seine ganze Thätigkeit aus der Zeit der Schwäche und des inneren Verfalls des Vaterlandes gezogen. Dieser Verfall machte seither mit jedem Jahrhundert Fortschritte. Es waren äußere und innere Uebel, die ihn herbeiführten. Die durch die Hierarchie genährte Eifersucht der einzelnen Städte gegeneinander, die dadurch entzündeten niedern Leidenschaften, angefachten Bürgerkriege, der Untergang der Republiken, die stufenweise fortschreitende politische Schwächung des Bürgerstandes, die Entstehung von Aristokratien und Despotien, welche letztere die traurige Gattung der Hofdichter hervorriefen. Aber erst mit dem im Verlaufe des 16. Jahrhunderts auftretenden Untergang der politischen Freiheit verschwindet auch der freie schöpferische Geist, so daß Blüthezeit und Verfall hier hart neben einander stehen. Das hauptsächlichste, bis unmittelbar in das Reformationsjahrhundert hineinwirkende innere Uebel aber war die Unwahrheit und Unsittlichkeit in der Kirche, wodurch die moralische Kraft und Religion unterging und sich der Hauptzug in dem Charakter der Prosa, die Frivolität, die Ironie und der Spott, mächtig entwickelte. Geistiger und politischer Druck kam dazu, und so wurden nur diejenigen Dichtarten ganz national, welche das satirische, frivole und burleske Element in sich aufnahmen. Viel Frische und Kühnheit besaß diese dichterische Richtung, welche ihren Namen (die burleske) einem Florentiner Barbier, Burchiello, verdankt, der eine Menge ebenso launiger wie frecher Sonette verfaßt hat. Von solchem Stoff nährten sich die zahlreichen Bänkelsänger, denen schon damals die Italiener mit Leidenschaft Gehör schenkten, um sich an den schmutzigen Spottgedichten oder boshaften persönlichen Angriffen zu ergötzen. Dagegen brachte es die neben der nationalen gepflegte gelehrte oder klassische Satire nicht weiter als zur frostigen Nachahmung des Horaz oder Juvenal. Was die Novellen betrifft, als deren Meister in dieser Zwischenperiode Sacchetti und Ser Giovanni im 14., Massuvio im 15. Jahrhundert auftreten, so waren freilich die meisten nicht ursprünglich italienisch, sondern stammten aus dem Orient und waren in verschiedenen Formen über Sicilien, Spanien und Frankreich eingewandert. Aber gerade das Schlüpfrige und Leichtfertige darin begünstigte ihre Einbürgerung, und man brauchte nur Personen- und Ortsnamen zu verändern, so waren die Geschichten ganz italienisch. Nur zuweilen macht das große Hauptthema, der leichtfertige Spott

a. Novelle und Satire

Matteo Palmieri, † 1475.

Domenico Burchiello, † 1448.

über die Geistlichkeit, deren sittenloses Leben oft in sehr derben Bildern geschildert wird, sowie über eheliche und bürgerliche Verhältnisse einer ernsten Schilderung von großherzigen Thaten und Gesinnungen oder einer ehrlich gemeinten frommen Legende Platz.

b) Komödie. In einem eigenthümlichen Gegensatze hierzu stand die dramatische Poesie. Wenn in Italien wie in andern Ländern, im Mittelalter sich die scenischen Darstellungen an die Kirchenfeste anlehnten, so zweigte sich bald eine weltliche Richtung ab und tauchte die Farce als Hauptelement des italienischen Volkstheaters auf, welches nun durch die Gestaltung der Masken ein ganz eigenthümliches Gepräge gewann. Dieselben, Zanni genannt, stellten nämlich in der Nachfolge des altrömischen Mimus gewisse stehende Charaktere dar, welche zugleich die Verschiedenheiten der italienischen Volksarten in Tracht, Sprechart und komischen Manieren abbildeten und zur Ausführung der beliebten Neckereien dienten, welche sich in Italien Provinz gegen Provinz, Stadt gegen Stadt erlaubte. Diese Masken improvisirten ihre Stücke und bereiteten sich dazu höchstens durch eine Skizze des Planes vor. Die lustige phantastische Ausführung blieb der Eingebung des Augenblicks überlassen. Den Gegensatz zu diesem aus dem Stegreif sich entwickelnden Volksschauspiel (commedia dell' arte) bildete das gelehrte Schauspiel (commedia erudita), wie es erst seit 1470 aufkam, als die römische Akademie der Gelehrten und Dichter unternahm, einige Lustspiele des Plautus lateinisch aufzuführen. Solche Darstellungen, später in italienische Sprache umgesetzt, wurden bald zu Festen der gebildeten Welt, und bei der oft fast kindischen Freude, die man ob der Nachahmung des Alterthums empfand, übersah man gänzlich das Leere der Handlung, überhörte man das hohle Pathos des Ausdrucks. Weil aber keine Stadt der anderen in der Manier dieser Aufführungen einen entschiedenen Vorrang abgewinnen konnte, so vermochte sich auch kein so allgemein herrschendes System der dramatischen Kunst wie in Frankreich zu gestalten, und so blieb der Gegensatz der älteren volksthümlichen Posse und des antiken Vorbildern nachstrebenden Drama's bestehen.

c) Lyrik. Dagegen war es für die lyrische Poesie ein günstiger und verheißungsreicher Umstand, daß sie ihre Pflege an demselben Hofe zu Florenz und vielfach auch von denselben Händen finden sollte, welche sich um das Wiederaufleben der alten Culturwelt so große Verdienste erworben

Lorenzo de Medici, † 1492. hatten. Lorenzo de' Medici war zu vielseitig gebildet und zu realistisch in seinem ganzen Wesen, als daß ihm mit steifer Nachahmung der Antike gedient gewesen wäre. Vielmehr steht er zugleich an der Spitze der neu anbrechenden klassischen Zeit nationaler Dichtung. In seinen Sonetten und Canzonen, die er zur Verherrlichung der Lucretia bei Donati und anderer Damen verfaßte, schloß er sich an Petrarca an. Am volksthümlichsten aber sind seine Carnevalsgedichte gehalten (canti carnascialschi), Couplets voll fröhlichen Scherzes, welche die prächtigen Umzüge und andere Lustbarkeiten begleiteten, die er dem Volke gab und mit ihm theilte. Endlich hat er Rondos, die er selbst bei den Tänzen auf öffentlichem Markte sang, und — geistliche Hymnen hinterlassen. — Aber der fürstliche Dichter war auch wieder Freund und Beförderer von Dichtern.

d) Angelo Poliziano 1454—94. Wir haben in seinem Hause bereits jenen gelehrten und geistreichen Angelo kennen gelernt (§. 507), der auf dem Schlosse Monte Pulciano (daher Poliziano) geboren, in lateinischen und italienischen Versen gleich hervorragte. Seine „Stanzen" bilden den Eingang zu einem unvollendeten Rittergedichte, das den Giuliano de' Medici und seine Liebe zur schönen Simonetta feiert. Die Sprache ist bilderreich und der Bau der gereimten Achtzeilen (Ottave rime) in diesem Gedicht gilt geradezu als klassisch. Er hat zuerst gezeigt, welcher Anmuth diese Form fähig sei. Ein Gelegenheitsgedicht, wie diese zur Feier eines Turniers 1468 geschriebenen Stanzen, war auch der Orpheus (Favola d'Orfeo), in zwei Tagen verfertigt und 1483 zu Mantua zur Feier der Rückkehr des Cardinals Gonzaga mit großem Aufwand von Decorationen und Musik aufgeführt. Ein fünfactiges Drama mit Chören, der Form nach von den hergebrachten geistlichen Mysterien nicht so sehr verschieden, aber mit einem der altgriechischen Mythologie entnommenen Inhalt. Man hat darin auch schon eine Oper sehen wollen, aber nur die Chöre wurden gesungen und von Musik begleitet. Ein kurzer Dialog setzt nämlich die von einem Act zum andern vorgefallenen Ereignisse auseinander und führt so eine Ode, einen Gesang oder eine Klage herbei. Abwechselnde Silbenmaße, die Terza rima, die Ottave, selbst die kunstreichen Strophen der Canzone dienen zum Dialog, und die lyrischen Stücke sind fast immer durch einen Refrain gehoben.

Weitaus am erfolgreichsten wirkte unter den Dichtern am Hofe Lorenzo's Luigi Pulci aus Florenz. Er lenkte zuerst entschieden ein auf die Wege, welche dann die italienischen Dichter auf Akademien und an Höfen während des ganzen 16. Jahrhunderts mit unglaublicher Regsamkeit verfolgten, indem er eine den epischen Gedichten des Mittelalters nachgebildete Nationaldichtung anstrebte. Pulci verfaßte auf Verlangen der Lucrezia Tornabuona, Lorenzo's Mutter, das Epos von den Abenteuern des von Roland bekehrten Riesen Morgante (Morgante maggiore), ganz im Geschmack und Sinn der skeptischen und frivolen Richtung des damaligen vornehmen und gebildeten Florenz. In Stanzen geschrieben, erschien es zuerst in Venedig 1481 23, später 28 Gesänge umfassend. Es sind die bekannten Gestalten, die Verhältnisse Karls und seiner Paladine, die Feindschaften der edeln Häuser, die Beziehungen des Kaisers zum Volk und zu seinen Vasallen, vorzüglich aber das Christenthum mit seinen Glaubenslehren und Heilsmitteln, welche für die echt italienische, ebenso empfängliche wie bewegliche Phantasie des Dichters, in deren Zauberspiegel sich der tiefste Ernst unversehens zum Mittel des derbsten Spottes umsetzt, die Puppen und Decorationen abgeben müssen, mit deren Hülfe er die tollsten Karikaturen schafft, die wunderbarsten Schauspiele aufführt. Hier hat die ältere Manier der Romanzisten, welche die fremden Sagen im Sinne der Kirchenherrlichkeit gläubig nachahmte, fast ganz dem italienischen Geschmack an Burleske und Satire Platz machen müssen. Die Sprache der Helden, Priester und Prinzessinnen ist durchweg mit Redensarten des niedrigsten Florentiner Pöbels versetzt. Pulci gehörte zu den zahlreichen Personen am florentinischen Hofe, welche, während die andern für die neuplatonische Mystik schwärmten oder ihre ganze Kraft in wüthenden Zänkereien um die neuerworbenen Güter des Alterthums einsetzten, nur Auge für die negative Seite am Treiben dieser Welt, das auf Dummheit oder Schlechtigkeit zurückzuführende Niedrige in derselben hatten. Religion, Staat und Familie erschienen auf diesem ironischen Standpunkte nur als eitle und leere Uebereinkunftsformen, die ihr Dasein halb der Berechnung, halb der Beschränktheit verdankten. Selbst der im Ganzen ernsthaft gehaltene biedere Charakter des Morgante ist kein Hinderniß, daß seine Reden zuweilen in's Komische, seine Thaten in's Ungeschlachte überspringen. Pulci 1431—87.

§. 673. Matteo Maria Bojardo stammte aus einem alten, fast stets in den Reihen der Anhängerschaft des Hauses Este erscheinenden Geschlechte, welchem seit 1423 als Este'sches Lehen die Grafschaft Scandiano am Fuße des Apennin verliehen worden war. Der junge Graf machte seine Studien in Ferrara, wo er namentlich eine gründliche Kenntniß beider klassischen Sprachen, außerdem auch die philosophische und juristische Doctorwürde erlangte. Hochgeehrt von den ersten Herzogen von Ferrara vermählte er sich mit einer Tochter aus dem Hause Gonzaga. Seit 1478 bekleidete er mit geringer Unterbrechung bis zu seinem Tode die Statthalterschaft von Reggio in der Lombardei. Außer seinem großen Epos hat er eine beträchtliche Anzahl kleinerer Gedichte in italienischer Sprache hinterlassen, Sonette und Canzonen, ferner ein fünfactiges Lustspiel Timon, dem bekannten Dialoge Lucians nachgebildet, wie er denn überhaupt einen guten Theil seiner Muße auf Uebersetzung klassischer Schriftsteller, des Herodot, Xenophon, Apulejus u. A. verwendet hat. — Alle gedruckten Werke des bescheidenen Mannes sind erst nach seinem Tode erschienen, mit einziger Ausnahme der beiden ersten Bücher des „Verliebten Roland" (Orlando innamorato), welche 1481 vollendet, 1486 in Venedig an's Licht traten; auch sie wahrscheinlich ohne des Verfassers Wissen und Willen. Nach seinem Tode erschien, von seinem Sohn Camillo besorgt, das ganze Gedicht, soweit es fertig geworden war. Das erste Buch besingt in 29 Gesängen die Ursachen von Rolands Liebe zur Fürstin Angelica, die Belagerung ihrer Stadt Albrana und die Abenteuer der vertheidigenden und angreifenden Helden, das zweite in 31 Gesängen die Unternehmung der afrikanischen Mächte gegen Karl den Großen und die Auffindung Ruggiero's, des Stammvaters des Hauses Este. Vom dritten Buche sind blos 9 Gesänge zur Vollendung gediehen; auch sie sind nur langsam (1484—94) entstanden und schließlich wurde der Verfasser durch die, im letzten Vers des Ganzen erwähnte französische Invasion gestört, der sein Tod am 21. December 1494 auf dem Fuße folgte. Verhängnißvoller Weise hat Bojardo dieses große Gedicht, darauf sein Nachruhm fast ganz beruhen sollte, nicht in der rein toscanischen Sprache geschrieben, wie sie durch die drei großen Florentiner schon im 14. Jahrhundert zur allgemeinen Schriftsprache Italiens erhoben worden war. Seine kleineren Gedichte beweisen zwar, daß er derselben vollständig mächtig war. Gleichwohl wimmelt der „verliebte Roland" von Bojardo 1435—94.

veralteten und provinziellen, namentlich lombardischen Ausdrücken, so daß man vermuthet hat, das Ganze liege überhaupt nur im ersten schriftstellerischen Entwurfe vor. In Wahrheit hat sich der Dichter nur der zu seiner Zeit am Hofe zu Ferrara herrschenden Sprache bedient, daher aber auch die spätere Zeit mannichfache Versuche aufzuweisen hat, das Werk sprachrichtig umzuarbeiten und dadurch lesbarer zu machen. — Wie sämmtliche italienische Romanzisten, so ist auch Bojardo von älteren Quellen abhängig. Namentlich folgt er seinen Vorgängern in der Berufung auf den fabelhaften Erzbischof Turpin, dessen angebliches Werk „über die Thaten Karls des Großen und Rolands" schon Papst Calixtus II. 1122 für echt erklärt hatte. Bojardo selbst wird schwerlich an die Echtheit geglaubt haben, doch nahm er die Erzählungen dieses Sagenkreises so wie er sie fand zur Grundlage seines Gedichtes. Es fällt ihm nicht ein, sie zu veredeln. Kaiser Karl ist auch hier wie bei allen andern Bearbeitern dieses Stoffes stets ein hochbejahrter Herr, polternd, jähzornig, seine Paladine bald ausscheltend, bald, wenn er ihrer bedarf, sie umwerbend. Einmal, da sie ihm nicht gehorchen, ergreift er den Stock „und schlägt wohl mehr als dreißig Köpf' entzwei". Während aber die früheren Dichtungen der Rolandssage ihren Helden nur als Vorkämpfer der Christenheit auffaßten, suchte Bojardo, vertraut mit der Romanwelt anderer Völker und besonders mit der Artussage, dem vorhandenen Stoffe durch Einführung der ritterlichen Frauenliebe einen neuen Reiz zu verleihen. Die Eigenthümlichkeit dieser Wendung betrifft vor Allem den Haupthelden Roland selbst. Diesen hatten die früheren Dichter als für die Liebe unempfänglich und selbst mit seiner Gemahlin Alda in blos geschwisterlichem Verhältnisse stehend geschildert. Bojardo erwähnt zwar auch dieser Alda, bringt aber zugleich seinen Helden in Liebesverhältnisse zu der an Karls Hof erscheinenden chinesischen Fürstin Angelica und zu der Zauberin Origilla. Bei der Darstellung dieser Verhältnisse betritt auch Bojardo bereits den Weg der Ironie, nur daß sich die Ironie noch nicht so bewußt des gesammten Stoffes bemächtigt, sondern der wirklichen Begeisterung für die Ritterwelt, deren Ideale im Großen und Ganzen Rettung erfahren, noch einiger Raum gelassen wird. Auch die christliche Frömmigkeit der Helden ist nicht frei von ironischen und satirischen Anwandlungen. Aber zum durchschlagenden Ton sind die Spöttereien gleichwohl nicht geworden. Der Verfasser nimmt für das Christenthum Partei. Jedweder christliche Ritter hat, wie seine Dame, so auch seine Religion, deren er mindestens morgens eingedenk ist, wie der Herzog Adolf, sobald er im Sattel sitzt. Die Heiden dagegen sind nicht einmal ihrem Gotte treu, und insonderheit thut sich Rodomont als frecher Spötter und Gottesleugner hervor. Zwei Gesänge des ersten Buches sind der verschiedenen Stellung gewidmet, welche Christen und Mohamedaner zur Gottheit einnehmen. Hier erscheinen dann allerdings Roland und Rinaldo ebenso tief fromm, wie andererseits Agrican und Marfisa ihren Mohamed bald ignoriren, bald frech lästern, wenn er ihnen nicht den Willen thut. Endlich aber läßt sich der sterbende Agrican taufen und verscheidet mit der Hoffnung auf die göttliche Gnade. Indessen weiß der Verfasser dafür zu sorgen, daß man das Ganze nicht zu ernst nehme. Gilt doch das furchtbare Ringen der Asiaten mit den Europäern nicht etwa, wie noch bei Homer, einem Weibe, sondern dem Schwerte Hektors, welches Mandricard haben will, während Roland es besitzt, und Rinaldo's Roß Bayard, nach dessen Besitze Gradaß strebt; über all' dem furchtbaren Toben, Stechen und Hauen, davon Bojardo's Gesänge wiederhallen, kann man doch nicht umhin, sich zu erinnern, daß die ersten Leser nur an den ganz unblutigen Lärm denken konnten, welchen damals die auf ihre gegenseitige Wohlerhaltung bedachten Söldnerschaaren in Italien aufführten, bis endlich Bojardo's Todesjahr den wirklichen Krieg brachte. In jedem Kampfe werden den Haupthelden die Waffen gänzlich zerstört und zerhauen, und in jedem folgenden Zusammentreffen sind sie wieder ganz vorhanden und glänzen, wie eben aus der Waffenschmiede hervorgegangen. So darf man sich nichts zu gefährlich vorstellen, und wenn fortwährend abgehauene Arme und Beine in die Luft fliegen, so geschieht das nur zur Augenweide, nicht im Ernste; denn sonst wäre es thöricht, daß Agrican sich solchem Vergnügen mitten in der Schlacht auch gegenüber den eigenen Leuten hingibt. Wie auf dem Theater, wo dasselbe Dutzend Statisten immer wieder auf der Bühne erscheint, um neue Heeresmassen vorzustellen, so geschieht auch hier. „Wenn sie auch schon einmal getödtet worden, so drängen auf dem Schlachtfeld sich die Horden."

Die eigentliche Virtuosität Bojardo's aber, der Punkt, mit welchem er in der That alle Epiker Italiens überragt, liegt in der Kunst, womit die individuellen und charakteristischen Züge seiner Helden gemalt und festgehalten sind. Nicht allein Agrican, Brandimart, Brunell, Martasin und so viele andere Personen sind mehr als bloße Namen: auch die beiden kriegerischen Damen

Marfisa und Bradamante unterscheiden sich sehr merklich, jene durch tapferes, aber durchaus unweibliches Benehmen, diese durch Seelenadel und wirklichen Reiz. Meisterhaft ist der individuelle Gegensatz zwischen Roland und Rinald gehalten. — Unter den Heiden ist es besonders Rodomont, welcher durch die Darstellung Bojardo's zu einer typischen Gestalt geworden ist. Seine übermüthigen Reden, Drohungen und Schwüre, als Rodomondaten in allen Sprachen Europa's berüchtigt, dienen insonderheit seinem grundsatzmäßigen Atheismus zur Ausstaffirung.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß schon dieses Gedicht in einer Weise angelegt war, daß bei seiner weiteren Fortführung nothwendig hätte Ruggiero als Hauptheld an die Stelle Rolands treten müssen, wie denn bei Ariost wirklich geschehen ist. Wie das ganze Mittelalter, durch Virgil mit dem trojanischen Krieg bekannt geworden, für Hektor Partei nahm, so erscheint auch hier dessen Tod durch Achill nur als Folge gemeinen Verraths. Ausführlich wird mitgetheilt, wie von ihm abstammt Ruggiero, der spätere Paladin und fabelhafte Stammvater des Hauses Este, dessen künftige Herrlichkeit mehrfach angedeutet wird. Als Plan des Gedichtes wird zu Anfang des dritten Gesanges die Geschichte Ruggiero's bis zu seinem Tode durch den Verrath des Hauses von Mainz angekündigt. Aber nicht einmal Bojardo's Fortsetzer Ariosto ist so weit gediehen, sondern schließt mit der Vermählung Ruggiero's und Bradamante's und dem Tode Rodomonts.

So ist bei Bojardo in jeder Beziehung der Grundton angeschlagen, welchen dann Ariost weiter führt. Schon hier kommen alle Völker Europa's, Asiens und Afrika's an und unter einander. Der Schauplatz ist die ganze damals bekannte Welt. Die Helden irren beständig auf dem ganzen Erdboden umher, finden sich aber und begegnen sich dennoch auf Schritt und Tritt, wie wenn sie sich in einem Irrgarten von wenigen Stunden Ausdehnung bewegten. Und neben ihnen sind es wieder ihre Pferde und Waffen, die gleichfalls ihre besonderen Schicksale haben und erst nach mancherlei Irrfahrten wieder zu ihrem ursprünglichen Besitzer zurückgelangen. Auch die mitgetheilten Abenteuer, die Episoden und Liebesgeschichten sind im Allgemeinen wie bei Ariost, hier und da allerdings roher, bizarrer, unschöner, zuweilen aber auch feiner und keuscher. Derbheiten und Anstößigkeiten sind verhältnißmäßig selten, raffinirte Lüsternheit begegnet nirgends. Die Eingänge bewegen sich besonders in den späteren Theilen des Gedichts in der Form allgemeiner Reflexionen, zuweilen auch philosophischer Betrachtungen. Auch inmitten der Erzählung liebt es der Verfasser, Resultate seiner Welt- und Menschenbeobachtung mit leichtem Humor einzuflechten. Aber auch an schönen und gefälligen, an großartigen und ergreifenden Einzelbildern ist dieses Gedicht reich. Unter den Episoden verdient besonders die Geschichte von der Freundschaft Irold's und Prasild's Erwähnung, die den Rinald so bewegt, daß er fast mit den Worten des Dionysios bei Schiller als Dritter im Bunde aufgenommen zu sein wünscht. Durch ihren in den allgemeinen Sprachgebrauch gedrungenen Ruf ist bekannt geworden die Geschichte von der Glücksfee Morgane, die man an der Stirnlocke fassen muß, um glücklich zu werden. Daß er dieses Sprichwort wahr gemacht, läßt sich von einem Manne sagen, welcher sachlich nur Fortsetzer des Bojardo war, ihn aber gleichwohl weit überflügelt hat: von Ariosto.

Lodovico Ariosto war in Reggio geboren, wo sein Vater kurz vor Bojardo Statthalter Ariost 1474—1533
war. Dieser wollte aus dem Sohne einen gelehrten Juristen machen. Der aber ging seine eigenen Wege. Nachdem er sich in Rom mit der alten Literatur, vorzüglich mit den Dichtern beschäftigt hatte, verfaßte er nach dem Muster des Plautus und Terenz Lustspiele („Cassaria", „Die Verwechslungen"). Mehr durch Kenntnisse und Gewandtheit, als durch dichterisches Genie
empfahl er sich dem Cardinal Hippolyt von Este, dem Bruder des Herzogs Alfonso I. von 1503.
Ferrara, in dessen Diensten er zu diplomatischen Sendungen verwendet, ja sogar auf Feldzüge geschickt wurde — Alles nicht zu seinem Vergnügen. Da er aber weder eigenes Vermögen besaß, noch einen bestimmten Beruf ergreifen wollte, noch auch den Genüssen und Annehmlichkeiten des Lebens zu Gunsten der Kunst und Wissenschaft zu entsagen vermochte, so befand er sich in der Lage, dasjenige immer sein zu müssen, als was man ihn haben wollte. So sah er sich sein ganzes Leben hindurch in eine traurige Abhängigkeit von der herzoglichen Familie gestellt. Um so eifriger war er bedacht, sich in ihrer Gunst zu erhalten. Davon zeugt fast jeder Gesang seines, dem Cardinal gewidmeten und ihn, dessen Maro Ariost zu sein vorgab, beständig anredenden Hauptwerks, des in erster Bearbeitung 1516 in 40 Gesängen erschienenen „rasenden Roland".

Dasselbe stellt sich sogleich als Fortsetzung des „verliebten Roland" dar. Die fabelhaften

Thaten dieses Paladins waren Modethema der erzählenden Poesie geworden, und so konnte auch Ariost, wenn er dem Hofe von Ferrara gefällig sein wollte, kaum lange zweifelhaft über die Wahl seines Stoffes sein. Das Labyrinth, in welches der erfinderische Bojardo Rolands Abenteuer hineingeführt hatte, gab den besten Tummelplatz ab für neue Spiele der Phantasie. So trug Ariosto kein Bedenken, die Erfindungen Bojardo's einfach als Thatsachen vorauszusetzen und gerade da fortzufahren, wo dieser aufgehört hatte. Und zwar that er das, nachdem ihm ein Versuch in der Terza rima, dem Versmaße Dante's, mißlungen war, in der für die romantische Erzählung Italiens bereits zur stehenden Form gewordenen, der schwatzhaften und breiten, aber auch pittoresken Schilderung so günstigen achtzeiligen Stanze, die kaum Einer anmuthiger behandelt hat, als er. — Genauer angesehen ist übrigens der „rasende Roland" doch wieder ein Ganzes für sich, auch inhaltlich von dem „verliebten" verschieden. Nur dem Namen nach ist Roland überhaupt noch der Held der Erzählung. Manchmal wird er sogar in den Kämpfen, in die er sich stürzt, schlimm genug heimgeschickt. Neben ihm treten Rinaldo, Brandimart, Gryphon, Astolf, Marfisa, Zerbin, Mandrikart mindestens als gleichberechtigte Mittelpunkte des Gedichtes auf. Auch die Raserei, in welche „der Graf" Angelica's wegen verfällt, füllt nur wenige Gesänge, und er erscheint in diesem Zustande nicht eben besonders interessant, eher grotesk. Der eigentliche Held ist offenbar Ruggiero, den auch Ariost von Hektor abstammen und Vater des Hauses Este werden läßt. Der einzige Zweck, der sich durch die bunte Reihe der Abenteuer verfolgen läßt, ist die endliche Heirath des zum Christenthum bekehrten Ruggiero mit Bradamante, Rinaldo's Schwester. So nämlich wird dem erlauchten Geschlechte Entstehung verliehen, dessen einzelne männliche und weibliche Glieder bereits in das Epos eingeführt werden. Wie Bojardo, so bedient sich nämlich auch Ariosto des von Apokalyptikern und Epikern ausgebrauchten Kunststücks, die unmittelbare Gegenwart in der Form von allerhand Weissagungs-
1517. bildern und prophetischen Gestalten zu besingen. — Gleichwohl aber zerriß gerade um die Zeit, als Ariost den Lohn seiner Arbeit in dem Beifall des Cardinals zu finden hoffte, das Band zwischen beiden. Hippolyt war mehr Gelehrter als Dichterfreund; wie er nur auf alle diese Possen verfallen sei, gab er dem nach Lob und Lohn dürstenden Künstler zur Antwort. Die Gunst des Cardinals verwandelte sich sogar in Haß, als Ariosto sich aus Gesundheitsrücksichten weigerte, ihn auf einer zweiten Reise nach Ungarn zu begleiten. Er versuchte jetzt sein Glück am Hofe des Herzogs, der ihn nunmehr dazu benutzte, die Banditen und Aufrührer der Gar-
1521—24. fagna zu Paaren zu treiben. Dem Dichter blieb nichts übrig, als seinem Unwillen in Satiren Luft zu machen. Häufig klagt er über die Laune und Undankbarkeit seiner Gönner. Bedenkt man aber die Schmeicheleien, mit denen er sie in seinem Epos umworben hatte, so kann man sich nicht wundern, wenn kein reines Verhältniß gegenseitiger Achtung bestehen konnte. Gleichwohl gelangte er zu Würden und Ehren, besonders als zu Ferrara ein prächtiges Schauspielhaus erbaut wurde, wofür nun Ariost fleißig Lustspiele schrieb, die von den hohen Herren selbst auf-
1532. geführt wurden. Namentlich aber ließ er jetzt den Roland in derjenigen Gestalt erscheinen, wie er sich in der Nachwelt erhalten hat. Zu diesen 40 Gesängen kommen noch 5 weitere, die sein
6. Juli 1533. Sohn Virginio nach Ariosto's Tode mittheilte, die sich aber neben dem vom Dichter selbst vollendeten Werke nicht als ebenbürtige Producte erhalten konnten.

Für den Inhalt seines Epos hat Ariost außer den Romanzisten vornehmlich die lateinischen Dichter benutzt, die er wohl kannte, während er das Griechische nicht verstand. Ganz insonderheit ist es Ovid, dem er, wie theilweise schon Bojard gethan hatte, viele seiner Erzählungen entlehnt hat. Gelegentlich entnimmt er seine Episoden auch dem Lucan und noch mehr der Aeneide des Virgil. Schließt doch Virgils Gedicht ganz ebenso mit dem Tode des Turnus, wie Ariost mit dem endlichen Untergang des Rodomont. Außerdem hat Ariost in seinem Gedichte zugleich seine ganze geographische und ethnographische Wissenschaft niedergelegt. Denn der Schauplatz der Handlung ist nur in ganz wenigen Stellen Italien, gewöhnlich Frankreich, Spanien, England, Schottland, Holland, auch das Innere von Asien wird nach Marco Polo's Bericht in abenteuerlicher Weise geschildert, ebenso ist Afrika schon durch die Fabel selbst bedacht, ja sogar die Entdeckung Amerika's wird gepriesen. Endlich sind es auch die politischen Erfahrungen des Dichters, welche Stoff zu seinen Versen liefern. Er klagt, daß Italien der Raub nordischer Barbaren geworden, die man zur übeln Stunde herbeigerufen habe, um die inneren Händel zu schlichten; viel besser würden die christlichen Völker ihrem Namen Genüge thun, wenn sie alle vereint die Türken aus Europa schlagen und das heilige Grab befreien würden. Statt

dessen sei unter Päpsten, Kaisern, Königen und Republiken die Lüge zum amtlichen Verkehrsmittel geworden; nie werde ein wahres Wort zwischen ihnen gewechselt.

Wenden wir uns nunmehr zu den poetischen Vorzügen, welche dieses Gedicht, das noch im 16. Jahrhundert über 80 Ausgaben fand, mit unverwelklichem Reize schmücken und den Namen seines Verfassers schon bei den Zeitgenossen zum gefeiertsten aller Dichternamen machten. Schon die ausgefeilte Eleganz der Sprache verschaffte ihm einen raschen Sieg über den Vorgänger Bojardo. Die Abenteuer sind nicht minder mannichfach, aber mit mehr Behagen und Geschmack ausgeführt. Als ob sie wie Blumen und Früchte aus einem Füllhorn fielen, drängen sich die Naturscenen, Ritterthaten, Liebesgeschichten, Leidenschaften, und jedes dieser Gemälde lebt in jedem Zuge. Eine rege, stets neu und jugendlich anstrebende Phantasie athmet durch das ganze Werk, und mit ihrer Kraft und Verwegenheit verbindet sich eine Zartheit des Gefühls, die zugleich den Erfolg, den Ariosto bei der Frauenwelt fand, rechtfertigt. Mit feiner heiterer Ironie, die duftig über dem Ganzen schwebt, reiht er in graziösen Versen Wunderdinge an Wunderdinge in loser Verknüpfung, die Wahrheit derselben weder glaubend noch bezweifelnd. Durch prächtige Bilder fesselt er die Einbildungskraft der Leser und umgaukelt sie mit einer wunderbaren Traumwelt. Es ist besonders der Geschmack der höheren Stände, den er dabei befriedigt. Geschäfts- und Hofleute, Fürsten, Maler, Frauen, in alle Verwickelungen der Eitelkeit und Intrigue verstrickte Menschen — sie verlangten eben nach einer so leichten, glänzenden und anmuthigen Unterhaltung, wie dieses sorgfältig geglättete Gedicht sie bot, da Alles nur lose und flüchtig aneinanderhängt, ja nur zufällig nebeneinander steht. Auch fehlt es nicht an frivolen Zügen und schlimmen Zweideutigkeiten, vor Allem nicht an Spott und Hohn gegen Kirche und Geistlichkeit, was dann in frommen Familien der Hauscaplan mit Papier zu überkleben pflegte, wie um es desto kenntlicher zu machen. Gleichwohl ist es nicht bitterer, bösartiger Spott, sondern mehr nur Humor und Scherz, was solche Striche ins Gemälde bringt. Nur dieser humoristische Zug läßt es erträglich erscheinen, wenn in jedem Gesang unablässig gehauen, gefochten, gestochen und geschlagen wird, und die wunderlichsten Erscheinungen vorgeführt werden. Auch die Reflexionen und Bemerkungen, die von der Welt- und Menschenkenntniß des Dichters Zeugniß geben, erhöhen den Reiz der Dichtung. Mit diesen Vorzügen sind jedoch auch mancherlei Mängel verbunden. Es fehlt dieser labyrinthischen Composition, dieser athemlosen Phantastik, die den Leser toll mit sich fortwirbelt, nicht bloß an aller Einheit und Uebersichtlichkeit, sondern auch den auftretenden Personen an jeder individuellen Zeichnung. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß Einige gutmüthig und sanft, Andere unbändig und wild sind. Nicht eine Charaktergruppe, eine bloße Namengruppe füllt dieses sonst so reiche und bunte Bild aus. Kaum daß der tollkühne Rodomont unter den Herren, die romantische Kriegerin Bradamante unter den Damen einiges individuelle Interesse erwecken. Die übrigen sind Marionetten, die fast nur vom Drahte der Sinnlichkeit gelenkt werden. Und wie sehr der „Rasende" Roland um der unterhaltenden Mannichfaltigkeit des Inhalts, der bezaubernden Schalkhaftigkeit der Behandlung und der ebenso anmuthigen Leichtigkeit wie durchsichtigen Correctheit der Form willen das beliebteste Lesebuch wurde, so hat man doch schon frühe allerlei Fehler und Schwächen an demselben gerügt, als da sind Mangel an genialer Erfindung und origineller Schöpfungskraft, rücksichtslose Aneignung fremder Erzeugnisse, Benutzung poetischer Phantasieproducte einer Menge von Dichtern von Ovid bis Bojard. Bei seinen Naturschilderungen hatte er die älteren italienischen und französischen Dichter vor Augen, und fast alle Episoden sind ursprünglich spanische oder provenzalische Romanzen, ältere Novellen oder Scenen aus den alten Dichtern. Aber während es Ariost nicht vergönnt war, die bewegenden Kräfte seiner Zeit in sich anzusammeln und in einer großartigen Schilderung voll Leben und Handlung zum poetischen Genusse auszustellen, bewährte er ein unübertroffenes Talent in der malerischen Darstellung einzelner Momente, in der correcten Ausführung der einzelnen Bilder bis ins Kleinste, in der Ausmalung der Situationen, die er mit meisterhafter Lebendigkeit und unerschöpflicher Gestaltungskraft vor die Augen zaubert. Sein ganzes Gedicht ist eine Reihe von prächtigen Bildern, die den Leser nicht nur an sich entzücken, indem er mehr schaut als liest, sondern auch dadurch, daß das Behagen und die Heiterkeit, womit sie gemalt sind, in ihn selbst übergeht. Dieses malerische Talent theilt sich auch seiner Sprache mit, die durch ihre Weichheit, Eleganz und Harmonie allen seinen Schöpfungen noch einen ganz besonderen, unnachahmlichen und unübertragbaren Ton, ein

reizendes Colorit verleiht und durch Grazie und Naivetät so hinreißt, daß man über der schimmernden Oberfläche gern vergißt, nach der Tiefe zu suchen.

§. 673 b. **Dichtungen in verschiedenen Gattungen.** Zwischen Bojardo und Ariosto in die Mitte fällt die Blüthezeit einiger Dichter, welche das Studium der Alten nicht blos, wie jene gethan hatten, formell auf sich einwirken ließen, sondern sich ihren Mustern mit so sclavischer Treue hingaben, daß sie darüber ihre Nationalität völlig vergaßen. Sie bilden demnach gleichsam den Uebergang von dem philologischen und philosophischen Enthusiasmus der lateinisch schreibenden Humanisten zur italienischen Poesie. Es sind die beiden Florentiner **Giovanni Rucellai**, dessen Leben sonst staatsmännischen Geschäften gewidmet war, und **Luigi Alamanni**, den seine politische Opposition gegen die Medici nach Frankreich verschlug, wo er diplomatische Dienste bei Franz I. versah und u. A. zu Gunsten Benvenuto Cellini's thätig war; ferner **Giovan Giorgio Trissino** aus Vicenza, der als päpstlicher Gesandter am Hofe von Max und Karl V. erschien und als Ritter des goldenen Vließes zu Rom starb. Wie der äußere Lebensgang dieser dichterischen Staatsmänner, so weist auch ihre poetische Begabung und Richtung ungemeine Aehnlichkeit auf. Einfache, durchsichtige, aber auch mehr oder weniger oberflächliche Gedanken, klassische Correctheit der Diction, elegante Behandlung der Sprache, harmonischer Versbau, reiner Geschmack, klarer Verstand, beschränktes Talent, Mangel an Phantasie und Erfindungskraft — das Alles kennzeichnet bei geringer Nuancirung des Mischungsverhältnisses jeden dieser Dichter. Dazu kommt, daß sie alle drei in ihrer Nachahmung des Alten so weit gehen, den Reim fallen zu lassen und endlose Reihen von reimlosen fünffüßigen Jamben (versi sciolti) zu schaffen. Von nachhaltigerer Wirkung waren die lyrischen Dichter, welche sich den Petrarca zum Vorbild nahmen und in Sonetten und Canzonen mit einander wetteiferten. Unter ihnen haben sich besonders **Molza**, **Sannazaro** und **Vittoria Colonna**, Michelangelo's Freundin, Ruhm und Beifall erworben. Auch die epische Dichtung feierte nicht; doch hat sich nur **Berni**, der Bearbeiter des Bojardo einigen Ruhm bei den Zeitgenossen erworben.

Rucellai 1475—1525. Den Anfang mit solchen reimlosen Versen machte **Rucellai** in dem ersten Lehrgedichte, welches die neue Literatur aufzuweisen hat. Dasselbe besingt unter dem Titel „die Bienen" (le api) die Geschichte eines Bienenstaates und der Honigernte in anmuthigen Versen und feiert die Keuschheit dieser „Jungfräulein" und „Engelein" unter den Insekten. Erschien der Dichter hier nicht ohne poetische Ader, so fielen dagegen seine Tragödien „Rosamunde" und „Orest" um so unglücklicher aus. Namentlich bewegen sich die in Canzonenform geschriebenen Chöre in trivialen Gemeinplätzen. Ebenfalls an Virgil, wie Rucellai in den „Bienen", aber nur mit noch minderer Selbständigkeit, schließt sich **Trissino** in seinem der Befreiung Italiens von den Gothen durch Belisar gewidmeten, ganz den antiken Stil affectirenden Epos (Italia liberata da' Gotti). Es sind 27 Bücher voll versificirter Prosa, die aber um ihrer Correctheit willen bei den italienischen Philologen in hoher Achtung stand. Die Belagerung Roms ist mit topographischer Genauigkeit erzählt; eine unendliche Zahl von Helden wird erfunden, die sich aber nur durch Stammbaum und Wappen von einander unterscheiden. Das Ganze ist eine Hof- und Staatsaction mit frostig prunkenden Schilderungen und langweiligen Redeübungen der auftretenden Personen. Zum Ueberfluß wird auch noch eine himmlische Mythologie aufgeboten; neben dem Gott der Christen erscheinen die altclassischen Gottheiten als Sterngötter. Daß aber schließlich doch Alles von jenem abhänge, wird im Schlußverse als Moral des Ganzen dem ermüdeten Leser zu Gemüthe geführt. Mehr Glück machte der Verfasser mit seinem nach Plautus und Terenz geschaffenen Lustspiel „die Zwillinge" und besonders mit seinem Trauerspiel „Sophonisbe", in welchem er aus der tragischen Geschichte der Karthagerin alle Poesie möglichst vertrieb. Dafür treten auch hier Weiber, Canzonen singend, als Chor auf, um schließlich ganz nach Euripides, die Wechsel- und Unfälle des menschlichen Lebens zu bejammern. Ebenso hat endlich auch **Alamanni** bald Lust- und Trauerspiele (Flora, Antigone), bald Epen und Lehrgedichte geschrieben. Das Epos „Giron der Edle" (Girone il cortese) ward auf Anregen des Königs Franz I. unternommen, welcher den, diesen Helden feiernden, französischen Roman in italienische Stanzen übertragen sehen wollte. Dagegen stellt die „Avarchide", eine ernsthaft gemeinte, aber

(Margin notes: Trissino 1478—1550. — Alamanni 1495—1556.)

komisch wirkende Umsetzung der Iliade aus dem Classisch-Antiken ins Romantisch-Ritterliche dar. Alamanni verlegt die Handlung, ganz wie sie bei Homer sich findet, in die Gegend der französischen Stadt Bourges, ehemals Avaricum genannt. Achilles heißt Lancelot, Agamemnon Artus, die schöne Sclavin Briseis wird zur Prinzessin Claudiana, mit welcher Lancelot eine Liebschaft nach den Regeln des Ritterthums unterhält. Sonst blieb Alles beim Alten. Mehr Ruhm hat sich der Dichter durch sein, mit Höflichkeiten gegen Franz I. gewürztes Gedicht über den Landbau (della coltivazione) erworben, wobei er die vier Bücher der Georgica Virgils durch ihrer sechs überbot und überhaupt an die Stelle der geschmackvollen Auswahl, wie sie das Original kennzeichnet, pedantische und systematische Ordnung setzte. Einige dieser sechs Bücher haben nahe an, andere über tausend reimlose Verse und ermüden bei aller Eleganz der Sprache und Bilder eben durch ihre erschöpfende Vollständigkeit.

Die vielen Lyriker des 16. Jahrhunderts schlossen sich sämmtlich an Petrarca an, dessen Nachahmung durchaus Modesache geworden war. Dahin gehört schon Benivieni, ein trefflicher Schüler Savonarola's, welcher in seiner berühmten Canzone über „die göttliche Liebe" den Platonismus in's Christliche zu übersetzen suchte, ferner Cornazzano, Guidiccioni, Capello, Veniero, der Graf Baldassare Castiglione, den Karl V. als „einen der besten Ritter der Welt schätzte", der Cardinal Pietro Bembo, ein durch liberale Denkart und umfassende Gelehrsamkeit ausgezeichneter Prälat, dessen prosaische Schriften nicht minder geachtet wurden als seine Sonette, vor Allen aber Francesco Maria Molza, der, wiewohl in Modena verheirathet und Vater von vier Kindern, doch fast sein ganzes Leben in den Genüssen der geistlichen Hauptstadt Italiens verbrachte. Hätte er nicht durch fortgesetztes Studium der Römer und Griechen seinen Geschmack stetig gebildet, so würde seinen, mit dem Roman seines Lebens zusammenhängenden Sonetten zwar nicht die feurige Energie selbstempfundenen Gefühls, seinen Bildern auch nicht der excentrische orientalische Schwung, wohl aber dem Ganzen jene Eleganz und Grazie mangeln, ohne welche es keinen ästhetischen Genuß gibt. Im Allgemeinen kann man nicht sagen, daß dem Sonette diese Häufigkeit der Anwendung gut bekommen wäre. Es wurde allmählich wieder zu dem, was es vor Petrarca gewesen, zur leeren metrischen Form, die jeden beliebigen Inhalt in sich bergen konnte, so daß man die auch inhaltlich der ursprünglichen Manier treugebliebenen Sonette (Petrarcheschi) von den satirischen, burlesken, pastoralen, dithyrambischen, polyphemischen, maritimen und geistlichen zu unterscheiden anfing. Am meisten erinnert in seinen Sonetten und Canzonen, nicht minder aber durch Leben und Begabung an Petrarca der Neapolitaner Jacopo Sannazaro, dem es gelungen ist, auch im Urtheile der Nachwelt einen bleibenden Ehrenplatz einzunehmen. Wiewohl ohne Vermögen, war er von Jugend auf den klassischen Studien ergeben und besonders der Schäferpoesie zugethan gewesen. Eine Laura sollte er in der schönen Neapolitanerin Carmosina Bonifacia finden, die ihn zu dem Gedichte, welches seinen Namen in der italienischen Literatur vorzugsweise verewigte, begeistert hat. Er dichtete diese „Arkadien" während einer selbstgewählten Verbannung von der Geliebten. Die zwölf Bücher, eine jugendlich liebliche Dichtung, theils in Versen, theils in romantischer Prosa, schließen sich zuerst an den von Boccaccio in seinem Admet bearbeiteten Schäferroman an. Aber erst durch Sannazaro ist diese Art von Poesie geworden, was sie ihrer Natur nach werden kann, und er hat das Signal zur gesammten Eklogendichterei des Jahrhunderts gegeben. Mit seiner empfindsamen, zärtlichen Sinnesart fühlte er auch das Wesen der idyllischen und bukolischen Schwärmerei reiner als der sinnliche, leidenschaftliche Vorgänger. Wie die Gedanken, so sind auch die Bilder einfach und gefällig, die Sprache natürlich und prunklos. Mehrere der Gesänge, welche die Hirten zur Aufführung bringen, werden den schönsten italienischen Canzonen beigerechnet. In Neapel wußte er die Gunst der Könige Ferdinand, Alfons und Friedrich in hohem Grade zu erwerben. Dem Letzteren folgte er in die Verbannung und kehrte erst nach dessen Tode nach Neapel zurück. Indessen hatte er die Poesie in der Muttersprache schon seit Carmosina's Tode aufgegeben, um sich zur lateinischen Dichtung zu wenden. Hier gehören seine Leistungen zu den schönsten Nachahmungen der Antike, und namentlich hat ihm eine in Hexametern geschriebene Darstellung der evangelischen Geschichte („Die Geburt der Jungfrau") auch in der religiösen Welt großen Ruhm eingetragen.

Benivieni † 1542.
Castiglione 1478—1529.
Bembo 1470—1547.
Molza 1489—1544.
Sannazaro 1458—1530.

Eine besondere Erwähnung verdienen bei dieser Gelegenheit noch die dichtenden italienischen Damen. Ihrer zählt Lodovico Domenichi um 1560 schon ein halbes Hundert. Dahin gehören Tullia d'Aragona, Gaspara Stampa, Veronica Gambara und vor Allen die

Vittoria Colonna 1490—1547. vielbewunderte und in der That fast einzig in ihrer Art und Zeit dastehende **Vittoria Colonna**, die Tochter des tapfern Fabricio Colonna und Wittwe des trefflichen Ritters Fernando d'Avalos, Marchese von Pescara, der, noch nicht dreißig Jahre alt, nach der Schlacht von Pavia gestorben war (§. 579). Fast ist kein Dichter dieser Zeit, der nicht auf irgend eine Weise seine Huldigung dem Marchese oder seiner schönen, geistreichen Gemahlin dargebracht hätte. Auch Ariost, der freilich selbst für Lucretia Borgia Worte höchsten Ruhmes hat, gedenkt ihrer aufs ehrerbietigste. Schon in der Wiege waren beide Gatten für einander bestimmt worden. Den frühen Tod des ritterlichen Marchese, mit dem sie auf der Insel Ischia so glückliche Jahre verlebt hatte, beklagt die in schwärmerischer Verehrung an seinem Andenken hängende Gattin in tiefempfundenen, rührenden Sonetten. Er war „die Sonne ihrer Gedanken". Seitdem lebte sie fast abgeschieden von der Welt, aber in Verbindung mit den Dichtern und Gelehrten der Zeit, vor Allem aber mit den Männern, welche die reformatorische Partei am römischen Hofe vertraten. Schon in Neapel hatte sie den frühern Mönch Occhino kennen gelernt; dort trafen sich in ihrem und der schönen Julia Gonzaga Palast die Gesinnungsgenossen des
1536. Spaniers Valdes. Nach Rom übergesiedelt trat sie, die als Tochter und Wittwe zweier der ersten Feldherren der Zeit dem höchsten Adel beigezählt wurde und den Besuch des Kaisers Karl V. empfing, mit den Cardinälen Polo und Contarini in Verbindung. Der zufällig erhaltene Bericht eines portugiesischen Malers erzählt uns, wie sie des Sonntags in der Kirche San Silvestro auf dem Monte Cavallo mit Tolomei, Michelangelo und Anderen sich die paulinischen Briefe erklären ließ und anregende Gespräche daran sich knüpften, „die Marchesa konnte niemals reden, ohne diejenigen, mit denen sie sprach, und den Ort selbst, wo sie sich befand, zu adeln".
1538. Bald darauf wurden ihre Gedichte zum erstenmale gedruckt. Man verschlang sie damals in Italien. In sanften Wendungen umschreiben sie das Gefühl der Harmonie mit sich selbst und der Versöhnung mit Gott, wie es den Grundton der Stimmung bei den religiös Angeregten
Michelangelo 1475—1564. des Jahrhunderts bildet. Sie pflegte ihre Gedichte von Viterbo zunächst an **Michelangelo Buonarroti** zu senden, welchen selbst sie dadurch in einem Alter, da der Liederborn sonst versiegt zu sein pflegt, zu einer Reihe von Sonetten begeisterte, die zu den schönsten Denkmälern der seit Petrarca herrschenden neuplatonischen Theorie der Liebe gehören.

Im Epos ist neben Bojardo und Ariost ein Dritter zu nennen, welchem es, obwohl an dichterischem Genius und Adel nachstehend, doch gelungen ist, eine gewisse ebenbürtige Stellung dadurch zu erringen, daß er das Gedicht Bojardo's in der Manier Ariosts umarbeitete und auf diese Weise das Original selbst dem Bewußtsein seiner Landsleute fast ganz entfremdete. Noch heute lesen die Italiener Bojardo's Gedicht fast nur in der Travestie, die ihm ein witziger und witzelnder Sonderling angedeihen ließ, welcher zugleich eine neue Periode der, den Italienern so sehr zusagenden burlesken Poesie (poesia bernesca) bezeichnet. Dieser Dichter, zu Lam-
Berni 1490—1536. porecchio in Toscana geboren, mit Namen **Berni**, **Bernia** oder **Berna**, hat von Bojardo nur den Stoff genommen; die Form gehört ihm ganz, soweit er darin nicht den Ariost nachzuahmen sucht. Zu diesen, dem Ariost abgelernten Zügen gehört namentlich die Manier, jedem Gesang einen philosophirenden Eingang zu geben. Aber diese Eingänge sind meist sehr armselig und stehen tief unter der geistreichen Art seines Vorgängers. Außer diesen Eingängen finden sich nur zwei größere Zusätze, die Beschreibung der Einnahme von Rom durch die Truppen Karls V. (Einnahme von Albracca bei Bojardo I, 14) und die Schilderung seines eigenen Lebens und Charakters (bei Bojardo III, 7). Hiernach ist er, einer adeligen, aber armen Familie entsprossen, neunzehn Jahre alt nach Rom zu seinem Verwandten, dem Cardinal Bibbiena, Rafaels Freund, gekommen, der ihm „weder Gutes noch Böses that". Nach
1520. dessen Tode wird er Secretär beim „Statthalter Gottes", wo er, je schlechter er arbeitet, desto mehr zu thun hat, aber selten seinen Lohn bekommt. Seine Neigungen aber gehörten nicht der Arbeit, sondern, wie er selbst sagt, den Pferden und dem Lotterbett. Es ist daher begreiflich, wenn seine Feinde ihm mit mancher übeln Nachrede zusetzten. Zu diesen gehört namentlich Pietro Aretino, der den Titel seines Gedichts also wiedergab: „Roland der Verliebte, verpfuscht von Berni". Das italienische Volk freilich dachte anders. Der Grund lag nur theilweise in der reineren Sprache, vorzugsweise aber darin, daß der nur ganz leichte Hauch von Ironie, der über dem Gemälde Bojardo's lagert, hier zur Hauptsache gemacht, die ernsthafte Seite dagegen mehr in den Hintergrund getreten ist. Auch Ariosto's Witz war für die Mehrzahl seiner Leser noch zu fein. Berni näherte daher nicht blos Bojardo's Darstellung so sehr als möglich der

Ariost'schen, sondern ging auch über die letztere noch durch unaufhörliche Witzelei und Erfindung komischer Situationen hinaus. Was Ariost mit männlichem Verstand aus der Fülle seiner Phantasie hervorgehoben hatte, das suchte jener durch Muthwillen, Wortspiele und andere Possen zu ersetzen, wobei er zugleich den einfachen, ungeschmückten Stil Bojardo's arg entstellte. Diese leichtsinnige Manier, verbunden mit einer sehr gebildeten Sprache und fließendem Versbau, behagte den Italienern und begründete das Glück des Verfassers. Auch als Lyriker und noch mehr als Satiriker in der niedrig komischen Gattung hat sich Berni einen Namen gemacht. In dieser Richtung wurde er jedoch von einem Manne überboten, der durch Talent wie durch Keckheit und Rücksichtslosigkeit sich bei den Zeitgenossen berühmt und gefürchtet gemacht hat — durch Pietro Aretino.

Pietro der Aretiner kann als persönlicher Vertreter der ganzen Vielseitigkeit der damaligen italienischen Literatur, zugleich aber auch als ihr böser Genius gelten. Keiner hat wie er in seinen Satiren, Schilderungen und persönlichen Invectiven so sehr alle Rücksichten auf Sitte, Ehre, Anstand aus den Augen gesetzt, als dieses dämonische Talent. Manche Fürsten und hochgestellte Personen bezahlten das Stillschweigen seiner Lästerzunge mit regelmäßigen Pensionen und es wird erzählt, Karl V. habe, als er von dem schlecht ausgeführten Unternehmen gegen Algier zurückkehrte, vor Allem 100 Scudi an Aretino gesandt, um zum Schaden nicht auch den Spott zu haben. Jedenfalls hat es niemals eine frivole ruchlose Wüstlingsnatur so weit gebracht, so große Summen mit ihrer Vielschreiberei verdient. Je nachdem er bezahlt wurde, schrieb er schlüpfrige Sonette, Bußpsalmen, glatte Zoten, die Bücher von der Menschheit Christi, schamlose Dialoge, Lustspiele, Trauerspiele, Erklärung der Genesis, Epopöen u. s. f. Er selbst rühmt sich, um jährlich 1000 Scudi zu verdienen, bedürfe er nichts, als ein Tintenfaß, eine Feder und ein Buch Papier. — Seine Schriften gehörten fast alle zu den verbotenen Büchern in Italien. Heutzutage freilich ist ein solches Verbot unnütz, da sie meistens nur für den Tag geschrieben, nur für Zeitgenossen interessant und verständlich sind. Was damals einschnitt und bald Enthusiasmus, bald Schrecken verbreitete, erscheint heute matt und werthlos. Blos als Lustspieldichter zählt er zu den Autoren ersten Rangs. Die Leichtigkeit seines Dialogs, die komische Wahrheit der gezeichneten Situationen, die Virtuosität, allen Verhältnissen des Lebens eine lächerliche, freilich zugleich gewöhnlich auch schlechte Seite abzugewinnen — das Alles mußte ihm gerade auf der komischen Bühne große und dauernde Erfolge sichern. Aretino nahm übrigens ein seiner würdiges Ende, als er bei einem zu Venedig veranstalteten Gelage, über die Liebesabenteuer seiner Schwester lachend rücklings zur Erde fiel, um nicht wieder aufzustehen.

Pietro Aretino 1492—1557.

§. 673c. Torquato Tasso. Unter Ariosts vielen Nachahmern wurde das romantische Epos immer flacher und gehaltloser, denn der Gegenstand, das Ritterthum, wurde den Italienern immer fremder, die Gläubigkeit überhaupt immer geringer und die ironische Behandlung doch auch sehr verbraucht. Der Uebergang zur komischen Epopöe, die Aless. Tassoni in seinem „geraubten Eimer" machte, worin volksthümliche Satire und romantische Epik verbunden erscheint, war daher ein natürlicher und naheliegender. Es gab nur noch Einen Zeitpunkt in Italien, wo das Ritterwesen, und zwar im strengen Dienst der christlichen Hierarchie gegen die Angriffe der Ungläubigen, noch einmal von der ernsten Seite gefaßt werden konnte, und zwar nicht in einem nationalen Stoff, sondern in einem allgemein christlichen. Diese Zeit war das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, als die römische Hierarchie über die reformistischen Bestrebungen, die von Deutschland und der Schweiz erweckt waren, in Italien vollständig gesiegt und Geist und Herz wieder unter ihr Joch gebracht hatte. Unter diesen Kämpfen und ehe noch der Sieg, der dann das traurige siebenzehnte Jahrhundert herbeiführte, entschieden war, trat Torquato Tasso von Sorrento auf. Ein begabter Dichter, dessen Vater schon im Ritterepos sich versucht hatte („Amadis von Gallien"), der als Lyriker alle andern Petrarchisten seiner Zeit übertraf, der durch sein Schäferspiel „Aminta" einen neuen Aufschwung in die bukolische Dichtung brachte, hat Tasso dennoch ein unglückliches Leben geführt und ein tragisches Ende genommen. Er lebte Anfangs an dem glänzenden Hofe zu Ferrara unter ritterlichen Vergnügungen, Pracht, Luxus und ehrgeizigen Bestrebungen; aber äußere Anfechtungen und innere Grübeleien und Kämpfe, die durch alle diese Verhältnisse und

Tassoni 1565—1635.

durch Hofkabalen genährt wurden, brachten sein weiches, krankhaft empfindliches, keines festen Entschlusses fähiges Gemüth endlich zum Wahnsinn. Daß er wegen eines zarten Verhältnisses mit der Prinzessin Leonore von Este ins Gefängniß geworfen und als Irrsinniger behandelt worden sei, scheint eine spätere romantische Erfindung. In der Verherrlichung des Rinaldo brachte der Dichter dem Herrscherhause von Ferrara, als dessen Ahnherr jener gefeierte Held dargestellt wird, seine schmeichelnde Huldigung dar.

Tasso 1544–1595. Torquato Tasso war berufen, auf dem italienischen Parnasse die zweite Stelle neben Ariost, dem man allgemein den ersten Preis zuerkannte, einzunehmen. Beide lebten unter ähnlichen Verhältnissen, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, an demselben Hofe. Aber Ariost war zwar in der Poesie pittoresk und ausschweifend, im Leben dagegen praktisch und weltklug. Tasso blieb auch da, wo es praktischen Verstand galt, ein Dichter. Immer nach dem Höchsten strebend, jedem Gefühle mit leidenschaftlicher Schwärmerei sich hingebend, mit seinem naiven Kindersinn, der ihn ganz in seiner Phantasiewelt heimisch werden ließ, einsam dastehend unter dem zweideutigen, lüsternen Geschlechte der zeitgenössischen Dichter, dabei aber zugleich auch wieder mit starkem Selbstgefühl begabt, ehrgeizig, anspruchsvoll und empfindlich, wie je ein Künstler, erscheint er zu einem tragischen Loose fast wie prädestinirt. Nichtsdestoweniger beginnt seine Lebensgeschichte glänzend und verheißungsreich. Gerade die frühe Verwöhnung durch das Glück hat neben seinem zarten und reizbaren Nervensystem seinen Untergang verschuldet. Geboren zu Sorrent, erzogen im Jesuitencollegium zu Neapel, später in Rom und Bergamo, in Pesaro und Venedig, begab er sich in seinem dreizehnten Jahre auf die Universität Padua, um nach vier Jahren in drei Facultäten zugleich zu promoviren: in der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie.
1562. Noch nicht 19 Jahre alt, trat er mit seinem ersten Epos „Rinaldo" in die Oeffentlichkeit. Den Stoff für diese zwölf Gesänge entlehnte er dem Karolingischen Sagenkreise. Aber er besaß dafür weder die Einfachheit der alten Volkssänger, noch die reiche Phantasie Bojardo's, noch die frivole Leichtigkeit und Behendigkeit Ariosts, so daß fast nur die Namen der alten Romantik geblieben sind. Schon der Held selbst, Rinald, erinnert an Ariost, den zu übertreffen der leitende Gedanke von Tasso's Leben war. Er hatte das Gedicht dem Cardinal Ludwig von Este, dem Bruder des Herzogs Alfons II. von Ferrara, zugeeignet. Der letztere berief den Dichter, der unterdessen zu Bologna, Modena und Padua seine Studien fortgesetzt und namentlich der
1565. platonischen Philosophie zugewandt hatte, nach Ferrara und ernannte ihn zum Hofcavalier. Lucrezia, nachmalige Herzogin von Urbino, und Leonora begegneten dem jugendlichen Dichter, in welchem sie einen zweiten Ariost heranzubilden hofften, mit Wohlwollen. Im Schloß zu Ferrara fand er was er wünschte: ein anständiges Auskommen und nichts zu thun. Längst beschäftigte er sich mit dem Plane eines zweiten Heldengedichts, welches, langsam heranreifend, den Roman seines Lebens bis zur Katastrophe begleiten sollte. Um die romantischen Ideen von Liebe und Jugend bewegte sich seine ganze Vorstellungs- und Dichtungskraft. Jeder Zug nicht blos von Ironie und Spott war ihm fremd, sondern ebenso sehr auch jene ariostische Unbefangenheit, die mit der Natur scherzen konnte, ohne sie zu beleidigen. Alles sah er von der moralisch ernsthaften Seite an, vor Allem das lächerlich werdende Ritterthum, dessen poetischer Todtengräber bereits in Cervantes herangereift war, als Tasso mit seinem „befreiten Jerusalem" fertig wurde. Zu den sonderlichen Eigenschaften des Menschen und Künstlers traten nun aber noch die Liebhabereien des Gelehrten. Was er in seinem Homer und Virgil gelesen, was er aus seinem Petrarca sich angeeignet hatte, konnte er nicht vergessen noch verleugnen, und so fehlt allen seinen Werken die höhere Originalität. Stets schwankte er zwischen seiner Vorliebe für antike Muster, denen er sich unselbständig anschmiegte, und eigener romantischer Neigung. So warm die Quellen des Gefühls sprudeln, so kalt und bleich sind bei ihm alle Lichter des Geistes, des Humors und des Witzes geblieben. Seine Werke leiden an Gedanken- und Erfindungslosigkeit. Zum Lyriker geboren, suchte er durch Studien vergeblich zu ersetzen, was ihm an epischer Schöpfungskraft abging. Dagegen ist er der erste Lyriker der Zeit, viel näher mit Petrarca, als mit Ariost verwandt. Zart und lebendig sprechen aus seinen Sonetten, Madrigalen, Canzonen, wie er von seinem Knabenalter an ihrer unzählige gedichtet hat, alle Gefühle der Liebe; Wort und Gedanke vereinigen sich zu einem zauberhaften Seelengemälde.
1570. Berühmt, wie selten ein junger Mann in diesem Alter gewesen ist, begleitete Tasso den Cardinal von Este auf seiner Reise nach Paris um auch da verherrlicht und gepriesen zu werden. Aber

eine unvorsichtige Aeußerung zu Gunsten der Huguenotten brachte ihn um den Dienst beim Cardinal, worauf er nach seiner Rückkehr vom Herzog aufgenommen wurde. Durch dessen Wohlwollen sah er sein Schäferspiel Aminta mit rauschendem Beifall vor dem Hofe zu Ferrara aufgeführt. Erst Tasso hat Geist und Reiz in das Schäferdrama gebracht, indem er in der 1572. Darstellung der Empfindung aus den Erfahrungen des eigenen Lebens schöpfte und wirkliche Erlebnisse in schönere Möglichkeiten umwandelte. Nach langer unglücklicher Liebe stürzte sich der schäferliche Held des Gedichtes von einem Felsen herab, um dann unter den Küssen der endlich erweichten Geliebten wieder aufzuleben. Die ganze Fabel dient der Idee eines goldenen Zeitalters, einer idealen Naturwelt, darin statt aller Gesetze nur Neigungen, statt aller Pflichten nur tadellose Triebe gelten. So lebt und webt Tasso mit seiner zärtlich idealisirenden und romantisch schwärmenden Phantasie in dem ganzen Gedichte. Das Silbenmaaß wechselt, wie die Wahrheit des Ausdrucks es verlangt. Die Hirten vertreten den Chor, und schon ihr erster Gesang gilt dem berühmten Wahlspruch: „Erlaubt ist was gefällt.“

Aber während Tasso seine ganze Seele so in sein Schäfergedicht ergoß, verfolgte er mit Fleiß und Leidenschaft das eigentliche Ziel seines Lebens, das Epos der Zukunft. Laut verkündigte er, daß er mehr zu leisten gesonnen sei, als der vergötterte Ariost, an dem er nicht blos die unschickliche Composition, sondern auch die ganze Manier tadelte. Aber gerade damit verstieß er gegen den Geist der Zeit und forderte den Spott der Verehrer Ariosts heraus, die ihn jetzt nicht mehr blos als einen verzogenen Günstling des Glücks beneideten, sondern auch als Phantasten und Pedanten verlachten. Noch lächelte ihm indessen die Sonne der Hofgunst ungetrübt. Nachdem er mehrere Monate in dem reizenden Castell Durante bei Urbino in vertrauter Freundschaft mit seiner Gönnerin, der Herzogin Lucrezia von Urbino, verlebt, begleitete er sie, die sich von ihrem Gemahle getrennt und wieder zu ihrem Bruder zurückbegeben hatte, und diesen auf sein Lustschloß Belriguardo. Kaum ließ man ihn vorübergehend nach Rom ziehen, um dort sein Gedicht einer geistlichen Prüfung zu unterlegen. In Rom trat er in Unter- 1575. handlung mit dem Cardinal Ferdinand von Medici, nachmaligem Großherzog von Toscana. Seither bildete er sich ein, in Ferrara als Verräther angesehen und von der Inquisition verfolgt zu werden. Ueberall glaubte seine melancholische Reizbarkeit Feinde und Neider zu entdecken, die auf seinen Sturz hinarbeiteten. Eines Tags sah man ihn gegen einen Höfling, welcher 1577. ihn verächtlich behandelt haben sollte, in den fürstlichen Gemächern den Degen ziehen. Der Herzog, obgleich damals dem Dichter noch sehr gewogen, konnte diese Verletzung des Hausfriedens und Anstands nicht ungeahndet hingehen lassen und gab ihm für einige Zeit Arrest im Franciscaner-Kloster zu Ferrara. Tasso aber empfand die gelinde Strafe als die tödtlichste Beleidigung und meinte, der Entehrung durch Flucht sich entziehen zu sollen. Damit hatte er eine Bahn betreten, die für ihn verhängnißvoll werden mußte: schon durch seinen unpraktischen Sinn, durch seine Unfähigkeit, mit dem Geld umzugehen oder sich den Launen des Geschicks irgend anzupassen. Unstät und flüchtig finden wir ihn zuletzt bei seiner in Sorrent verheiratheten Schwester Cornelia.

So war eben der erste schwere Schatten auf die Laufbahn des Dichters in einem Augenblick 1579. gefallen, als sein Ruhm den Zenith erstiegen hatte. Denn gerade jetzt erschien als Probe des Ganzen der vierte Gesang des „befreiten Jerusalem“ (Gerusalemme liberata). Das Ganze geht freilich aus einem weit anderen Tone als der verliebte und der rasende Roland, wie auch gleich der Stoff ein ganz anderer ist. Jerusalem selbst war das neue Troja, und damit der Schauplatz verlegt in das Vaterland aller christlichen Wunder, die Wiege der Märchenwelt. Auch die Zeit war richtig getroffen: die Tage, da der Rittergeist im höchsten Schwunge seiner Kraft Gottes und der Damen Sache als die höchste Einheit zu begreifen und zu vertheidigen begann. Religion, Heroismus und die Schwärmerei der Liebe, die drei höchsten Triebe des Ritterthums, wurden auch die Elemente des Gedichtes, wie sie die Factoren der gesammten Gemüths- und Vorstellungswelt des Dichters waren. Zugleich handelt es sich um den höchsten Preis, dabei Gott selbst unmittelbar interessirt ist, um die Wiedergewinnung des heiligen Grabes. Welch ein Anlaß, zugleich die übernatürlichen Kräfte in Mitwirkung zu ziehen und Himmel und Hölle als die feindlichen Lager erscheinen zu lassen, deren Sache durch die Schwerter der Christen und Heiden ausgefochten wird. Es sind daher nicht blos die Engel und die Geister der erschlagenen Helden des Christenheeres, welche unsichtbar über den Reihen der Belagerer schweben und sie im Kampf unterstützen, sondern der christliche Gott selbst ergreift entschieden Partei. Anderseits er-

setzt der Fürst der Finsterniß, Pluto genannt, der den irdischen Gegnern des Himmels mit Rath und That beisteht, seine Dämonen und Furien, Zauberer und Feen, die feindlichen Götter Homers. Und man muß gestehen: auch dieser Teufel handelt und redet wie ein König. Sein mächtigstes Organ, durch das er wirkt, ist eine schöne Zauberin Armida, und es ist bezeichnend, daß unser Dichter zum erstenmal den ganzen Reichthum der ihm zu Gebote stehenden Mittel in jenem vierten Gesang entfaltet, welcher dem ersten Auftreten Armida's gewidmet ist. Auf dieselbe Höhe erhebt sich seine Poesie erst dort wieder, wo sie sich zu Rinald wendet, den man dem Christenheere untreu gemacht hat und auf einer Insel mit Zauberkünsten und üppigen Freuden umstrickt hält. Die Schilderung, die Tasso von dem italienischen Tannhäuser und seinem verzauberten Aufenthalt auf den Inseln Elysiums gibt, übertrifft alle Farbenpracht Ariosts und stellt die classische Vollendung dieses vielversuchten Thema's dar; selbst der grämlichste Kritiker gibt willig zu, daß das Ende des fünfzehnten und der Anfang des sechszehnten Gesangs in der Geschichte der Poesie so einzig dasteht, wie die berühmtesten Prachtepisoden Homers, Virgils und Dante's. Hier, wo Tasso's geheimnißvolle Gewalt, das Musikalische, sich entfalten kann, ist er ganz in seinem Element; hier leistet er Mustergiltiges, und selbst ein an sich schlüpfriger Inhalt wird immer mit Anstand und einer Art von schwärmerischem Ernste, nie mit der kecken Frivolität Ariosts ausgemalt. Neben Stellen dieser Art ragen besonders diejenigen Schilderungen hervor, an welchen irgend ein Interesse der Rührung und des Gefühls haftet. Diese Sprache stand dem Dichter mit ihrem ganzen Reichthum und ihrer ganzen Harmonie in wunderbarer Weise zu Gebote. Es ist über seine Verse ein Zauber musikalischer Schönheit ausgegossen, der am meisten dazu beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter des Volkes zu erheben, dessen Sprache er die süßesten Töne entlockt hat. Es ist durchaus begreiflich, wenn einzelne Stanzen seines Gedichts zu Volksgesängen geworden sind, die sehr lange im Munde der Gondoliere von Venedig lebten. Damit kein Versuch fehle, das Gedicht der Nation in jeder Form ans Herz zu legen, übertrug man es sogar in die verschiedenen Dialekte. Aber auch bei allen cultivirten Nationen Europa's hat kaum ein anderes episches Gedicht der christlichen Zeit solches Glück gemacht, als das durch Uebersetzungen in die meisten Sprachen übertragene befreite Jerusalem.

Und dieser bei Mit- und Nachwelt gefeierte Dichter führte das unglücklichste Leben. Von Neapel, wo er durch die liebevolle Sorgfalt der Schwester wieder Ruhe gefunden, kehrte er nach Ferrara zurück, von dem Hof mit Theilnahme und Freundschaft wieder aufgenommen. Aber durch Unvorsichtigkeiten oder durch einen Vorfall, über dem noch immer ein Schleier schwebt, zog er sich aufs Neue die Ungnade des Herzogs zu. Er behandelte den Dichter als einen Wahnsinnigen und ließ ihn in ein Hospital bringen, in welchem er sieben Jahre verlebte, bald wirklich in Geistesstörung, bald wieder so weit geheilt, daß er sich mit neuen literarischen Arbeiten beschäftigen konnte. Aus dieser Zeit stammen zwei dramatische Versuche, ein Lustspiel „Die Liebesintriguen" und ein Trauerspiel „Torismondo". Nach seiner Freilassung hielt er sich in Mantua und anderen Städten Italiens auf, ohne den Frieden der Seele zu finden. Die letzten traurigen Jahre seines Lebens brachte er bald in Neapel und Rom, bald in Florenz und Mantua zu, unstet und unruhig, sich und andern mißtrauend, stets auch krank und vor Allem bitter arm. Um ihn nach so vielen Leiden vor seinem Tode noch einmal zu erquicken, lud ihn
Nov. 1594. der Neffe des Papstes Clemens VIII., der Cardinal Cinzio Aldobrandini, nach Rom ein, um ihn auf dem Capitol mit dem Lorbeer krönen zu lassen. Aber während des Winters schwanden seine Kräfte. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich nach dem Hieronymitenkloster San Onofrio auf dem Janiculus bringen, von wo man den herrlichen Blick herab auf Rom und St. Peter bis hinüber nach den Sabiner- und Albanerbergen genießt. Als der Frühling
25. April 1595. kam, der die feierliche Krönung bringen sollte, sank der arme müde Dichter ins Grab und fand in der Gruft des Klosters die lang entbehrte Ruhe.

Der Letzte, welcher in der epischen Literatur ein ungewöhnliches Aufsehen machte, aber durch seinen Einfluß diesen Zweig der Dichtkunst ganz zum Untergang brachte, war der Neapolitaner
Marini 1569–1625. Marini mit seinem kolossalen, halb idyllischen, halb epischen und mythologischen Gedicht „Adonis". Das aus zwanzig Gesängen bestehende Schäfergedicht ward mit unbegrenztem Beifall in Italien und andern Ländern aufgenommen und hat wohl am meisten zu der verdorbenen Geschmacksrichtung im siebenzehnten Jahrhundert beigetragen. Fruchtbare Phantasie, lebendige Erzählung, leichter Redefluß, ein unnachahmlich harmonischer Versbau bewirkten, daß er der Abgott eines Heers von Bewunderern und Nachahmern wurde, und so machte sich auch seine

häufige Anwendung von übertriebenen Metaphern, falschen Gedanken- und Wortspielen, seine Vorliebe für Schilderungen entnervender, sinnlicher Zustände und Actionen als poetisches Gesetz geltend, und das tonangebende Publikum in Italien und andern Ländern war in der moralischen Haltung schon tief genug gesunken, um den gänzlichen Mangel an kraftvollen Schilderungen, an erhebenden Gedanken und Handlungen in dem Gedicht zu übersehen.

§. 674. Hirtendichtung und Drama. Tasso's Hirtendrama Aminta, das vorzüglichste Produkt der Schäferpoesie, trägt ganz den weichen empfindsamen Charakter seiner übrigen Dichtungen. Diese Art von Schauspielen war in jener schwächlichen, erschöpften und überreizten Zeit sehr beliebt; sie wurden mit großem Pomp und Luxus dargestellt, mit Gesangstücken durchwebt und führten bei der gleichzeitigen Ausbildung der vielstimmigen Musik sehr bald zur Oper, die vom Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts an das italienische Theater beherrschte. Tasso's bekanntester Nebenbuhler im Hirtendrama war der ebenfalls am Hofe zu Ferrara lebende Guarini. Sein „Treuer Hirt" (pastor fido) die freiwillige Aufopferung des Myrtill für seine Geliebte, hat mehr Handlung und Verwicklung als der Aminta; aber beide, sowie ihre vielen Nachahmungen, sind nur Caricaturen menschlicher Leidenschaften, Tugenden und Fehler in der Form eines empfindsamen Hirtenlebens. Guarini † 1612.

Die dramatische Poesie hielt in der Blüthezeit der italienischen Literatur nicht gleichen Schritt mit dem Epos und der Lyrik. Die unglückliche Absonderung der gelehrten Dichter, die nur für die Akademien und das vornehme Publikum schrieben, von den Volksdichtern, wie wir sie oben kennen gelernt, dauerte fort, ohne zu einer Vereinigung oder Verständigung zu kommen; und dieser Absonderung ist zum großen Theil zuzuschreiben, daß die Italiener sich nie zur Höhe der echten Tragödie zu erheben vermochten, in der Komödie aber immer im Geschmack der gemeinen Volksklasse blieben.

Im Trauerspiel ahmten die Gelehrten nur die Alten, besonders den Seneca nach und verfielen in dieser sklavischen Arbeit bald in die furchtbarste Uebertreibung und Unnatur. Mord und empörende Schandthaten, Verrath und Laster, die dann durch wortreiche Sentenzen und ausgeschmückte Tiraden einen erhabenen Anstrich erhalten sollen, sind meistens der Gegenstand dieser Dramen, und es ist nicht zu verwundern, daß das Trauerspiel schon seit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts der Oper weichen mußte, bei der es übrigens mehr auf Musik und glanzvolle Darstellung als auf den Inhalt ankam. Auch der Italiener **Metastasio**, den Kaiser Karl VI. als Hofdichter nach Wien berief, vermochte die dramatische Poesie nicht zu heben, wenn gleich seine Operntexte, Cantatendichtungen und Singspiele sehr beliebt waren. Großes Aufsehen machte durch seine Tragödien am Ende des achtzehnten Jahrhunderts **Alfieri** aus Asti. Er war nicht zum Dichter, geschweige zum Tragiker geboren, sondern wurde durch Erziehung, Studium und die gährende Zeit dazu gemacht. Empörung gegen jede mißbrauchte Gewalt und Tyrannei, ein begeistertes Gefühl für Freiheit, tiefer Groll über die Erschlaffung seines Volks, das sich weder gegen innern noch äußern Druck stemmte, waren die Hauptzüge, die von Kindheit an seinen Charakter bestimmten und die auch die Seele seiner Tragödien ausmachten. Aber ihm fehlte durchaus die Wärme des Herzens, die Kenntniß der menschlichen Natur und das lebendige Interesse daran; daher war es ihm nicht möglich, lebendige Gestalten in ihrem Kampf mit dem Geschick und den Leidenschaften vorzuführen, und seine Charaktere sind nur kalte und magere Ausführungen abstracter Ideen, die an einer nothdürftig in Gang gebrachten Handlung verkörpert werden. Zu seinen besten Stücken gehören Saul und Philipp II. „Im scandinavischen Norden war ihm die düstere Melancholie des Ossian verständlich geworden, aus Englands politischen und religiösen Zuständen fiel ihm zuerst das Licht auf die Lage seines Vaterlandes, und Shakespeare war ihm bekannt geworden und „ins Blut gegangen", obgleich er sich, im italienischen Stolze gegen die nordische Barbarei, seiner erwehrte. Mit diesem vorsätzlichen Eigensinn blieb er an den französischen Formen und dem Bekenntnisse des Klassicismus hängen, im grellsten Widerspruche mit den Richtungen und Zwecken seiner Dichtung." Metastasio 1698–1782. Alfieri 1749–1803.

Die Komödien bildeten sich zuerst nach den lateinischen Mustern des Plautus und Terentius, wurden aber bald den Händen der Gelehrten entzogen und nahmen mehr von der Volks-

thümlichkeit der sogenannten Kunstkomödien (Commedie dell' arte) an, die nach einem nur leicht angedeuteten Plan von stehenden Masken aus dem Stegreif eingeführt wurden. Durch diese Verbindung werden sie im sechszehnten Jahrhundert echt national, lebendig, burlesk, beißend, aber auch höchst ausgelassen und schmutzig. Die berühmtesten Komödiendichter in jener Zeit sind Ariosto, Machiavelli und Pietro Aretino. Die folgende Zeit mit dem Druck der Hierarchie, des Aberglaubens und der moralischen Schwäche des Volks war auch dem Lustspiel nicht günstig, und neben der Oper herrschte nur die Kunstkomödie mit ihren Possen, bis diese in
Goldoni 1707–1793. der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von dem bühnengewandten Venetianer **Goldoni** verdrängt wurde. Goldoni hat unstreitig ein großes Talent für das Lustspiel gehabt und wußte mit Behaglichkeit die Sitten und Zustände seines Volks naturgetreu darzustellen. Aber in diesen Sitten zeigt sich eine solche Kraftlosigkeit, ein so gänzlicher Mangel an Würde, Erhebung und Ehrgefühl, daß sie uns weder moralisch noch künstlerisch interessiren können; Goldoni hat das Genie nicht, das den Dichter über sein Zeitalter erhebt, er fühlte sich selbst zu behaglich in den dargestellten Zuständen, als daß er nicht gerne mit hochtönenden Redensarten den Mantel der Tugend und Ehre um gemeine Charaktere gehängt hätte. Sein Zeitgenosse und Gegner war
Gozzi 1722–1806. der witzige, kecke, oft phantastische Graf **Gozzi**, der seine auf Effect berechneten Komödien meistens aus Feenmärchen entnahm (Turandot). Als Nebenbuhler von Goldoni's Erfolgen trat in unsern Tagen besonders der Turiner Alberto Nota mit einigem Glück auf, aber die neueren Zeiten waren nicht geeignet, die Dichter Italiens von der allgemeinen Mattigkeit zu befreien, und es bleibt bei der jetzigen Gährung der Zukunft überlassen, ob der kräftigere Geist des sechszehnten Jahrhunderts, aber mit bessern Sitten, noch einmal auferstehen wird.

6. Spanien und Portugal.

§. 675. Die lyrische und bukolische Dichtung und Mendoza's Lazarillo. Hatten schon die Dichter am Hofe Johannes II., (§. 517 c.) ihre Vorbilder in Italien gesucht, und der letzte Troubadour in der Mundart Valencia's, Ausias March, Petrarca's Liebessonette nachgeahmt; so wurde im sechzehnten Jahrhundert, als der Verkehr zwischen den beiden romanischen Halbinseln sich aufs Lebhafteste entwickelte und durch Kaiser Karl V. eine spanisch-habsburgische Vorherrschaft sich über das ganze Land ausdehnte, die italienische Kunstpoesie der Mutterschooß, aus dem die spa-
Boscàn † 1543. nische Lyrik ihre Motive und Formen schöpfte. Juan Boscàn Almogaver, einer angesehenen Bürgerfamilie in Barcelona entstammt und durch gute Erziehung, durch Kriegszüge und Reisen in seiner Jugend in weitere Gedankenkreise geführt, vertauschte den heimischen Liederstil, in dem er seine ersten Gedichte („das Meer der Liebe") verfaßt, mit dem der Sonette Petrarca's und anderer italienischer Sänger. Dem Sohne der catalonischen Hauptstadt, wo einst die provenzalische Poesie geblüht und die „fröhliche Kunst" ihren Sitz gehabt, erschien nunmehr die volksthümliche Dichtung der spanischen Zunge als roh und ungebildet und er wandte seine Muse den weichen Tönen und künstlichen Formen der Sonette und Canzonen zu, denen er jedoch die Gluth und Leidenschaftlichkeit seines südlicheren Himmels einhauchte und den Ernst moralischer Betrachtungen, wie sie dem spanischen Charakter zusagten. Unter seinen Gedichten waren am beliebtesten: die bekannte Erzählung „Hero und Leander" in reimlosen Versen; „Capitolo" eine Elegie der Liebe und eine freie Uebersetzung der italienischen Schrift „der Höfling" in musterhafter Prosa.

Die Studien und literarischen Beschäftigungen nahmen Boscàns ganzes Leben in Anspruch; wohl bewegte er sich in den vornehmsten Gesellschaftskreisen, und soll auch eine Zeit lang die Erziehung des in der Folge so berühmt gewordenen Herzogs von Alba geleitet haben, aber in seinen späteren Jahren zog er ein Leben voll wissenschaftlicher Muße im Umgange mit gleichgesinnten Freunden jeder Ehrenstelle und Auszeichnung vor.

Vega 1503–1536. Ganz anders verfloß das Leben seines Freundes Garcilaso de la Vega, aus einer alten, angesehenen Familie Castiliens, in Toledo geboren. Kaum in die männlichen Jahre eingetreten und mit einer vornehmen Dame verheirathet, nahm er an allen Kriegszügen Karls V. Theil. Bei der Belagerung Wiens durch Sultan Suleiman im J. 1532

begünstigte er die Intriguen eines seiner Neffen mit einer kaiserlichen Hofdame und wurde deshalb einige Zeit auf einer Donauinsel in Gefangenschaft gehalten, ein Mißgeschick, das den Inhalt einer seiner schönsten Canzonen bildet. Nach seiner Freilassung zu höherer Gunst aufsteigend, begleitete er den Kaiser auf dem Feldzug gegen Tunis und kehrte an Kopf und Arm verwundet über Sicilien und Neapel in die Heimath zurück, wie er uns in einer am Fuße des Aetna gedichteten Elegie belehrt. Im nächsten Jahr 1536 stand er mit dem kaiserlichen Heer in der Provence. Da erhielt er bei dem Angriff auf einen Thurm unweit Frejus an den Kopf einen Steinwurf, der nach einigen Tagen seinen Tod in Nizza herbeiführte, in einem Alter von 33 Jahren. Während dieses kurzen vielbewegten Lebens fand der hochbegabte Kriegsmann und Dichter noch Muße zu poetischen Arbeiten im Geiste der Italiener, eines Petrarca, Bembo, Sannazaro u. a., zu Sonetten, Canzonen, Elegien, welche die süßeste Weichheit der Empfindung mit dem reinsten Wohlklang der Sprache verbinden. Er gehört zu den beliebtesten und bewundertsten Lyrikern des spanischen Volks.

Ein dritter Mitstreiter um den Dichterlorbeer war Fernando de Acuña, von einem edlen portugiesischen Geschlechte aber in Madrid geboren und erzogen, ein Freund und Gesinnungsgenosse von Boscàn und Garcilaso und mit letzterem auch noch durch die gleiche militärische Laufbahn verbunden. Wenn er ein französisches Ritterbuch über die Thaten und Lebensschicksale Karls des Kühnen: „der entschlossene Ritter" in altspanischem Versmaße übersetzte, so folgte er hierin nur dem Auftrage und den Wünschen des Kaisers; denn sein Sinn und Geschmack war ganz der italienischen Poesie zugewendet. Er dichtete Sonette und Canzonen, besang in reimlosen Versen den „Streit des Ajax und Ulysses" mit homerischer Einfachheit und übersetzte italienische Dichter ins Spanische. *Acuña † 1580.*

Niemand hat mehr zum Siege des italienischen Geschmacks in Spanien beigetragen als Diego Hurtado de Mendoza, den wir schon oben als Geschichtschreiber kennen gelernt, ein Mann, der den von seinen erlauchten Ahnen ererbten Ruhm durch eigene Thaten, Verdienste und hervorragende Eigenschaften bedeutend vermehrt hat, von dem es streitig bleibt, ob er mehr als gewandter Staatsmann, Diplomat und Krieger oder mehr als Gelehrter, Dichter und Historiker ausgezeichnet war. Der jüngste von fünf Brüdern wurde Mendoza dem geistlichen Stande bestimmt und erhielt eine gelehrte Erziehung in Salamanca. Aber schon hier bewies er, daß seine Natur nicht für die Kirche angelegt war. Seine berühmte Jugendarbeit „Lazarillo de Tormes", noch in Salamanca ausgearbeitet, verräth nach keiner Seite einen geistlichen Autor. *Mendoza 1503—1575.*

Der Roman Lazarillo de Tormes ist ein angeblich selbstgeschriebenes Leben eines armen Knaben, der in einer Mühle an den Ufern des Tormes bei Salamanca geboren, von einer rohen Mutter verlassen, die Höhlen des Elends und Lasters, der Schelmerei und Schurkerei durchwandert, im Dienste bei verschiedenen Herren Hunger und Noth aussteht, alle Fehler, Thorheiten und Verbrechen kennen lernt, selbst alle Arten von Lüge und Verschlagenheit, von Hinterlist und Betrügerei sich aneignet, bis er sich zuletzt mit der Haushälterin eines Domcapitulars verheirathet und häuslich niederläßt. Der Lazarillo, eine satirische Schilderung aller Stände und Lebensverhältnisse des castilischen Volks, gab den Anstoß zu jener Gattung von Romanen, die unter dem Namen picarische oder Schelmenromane (del Gusto picaresco) ihren Lauf durch die Weltliteratur machten. „Das Buch ist in sehr kühnem, reichem und echt castilischem Stile geschrieben, der uns oft an die Celestina erinnert. Einige Schilderungen gehören zu den frischesten und anschaulichsten, welche man unter allen prosaischen Dichtungen finden kann, so frei und lebendig, daß zwei davon, die vom Mönch und vom Ablaßkrämer, bald von der Kirche gerügt und in den mit ihrer Genehmigung gedruckten Ausgaben ausgelassen wurden. Der ganze Roman ist kurz; aber dessen leichte geistreiche Haltung, die treue Beobachtung spanischen Lebens und spanischer Sitten, und der Gegensatz der leichten, heiteren und biegsamen Frechheit Lazarillo's selbst, eine dem Dichter ganz eigenthümliche Schöpfung, zu der feierlichen, unbeugsamen Haltung alter castilischer Naturen, machten ihn gleich von Anfang an äußerst beliebt." Das Buch wurde nicht nur durch viele Ausgaben in Spanien selbst rasch verbreitet, es wurde auch im Auslande vielfach übersetzt und nachgeahmt und im Laufe der Jahre erschie-

nen mehrere Seitenstücke und Fortführungen. Die bekannteste darunter ist der zweite Theil des Lazarillo von Juan de Luna.

Eine bedeutende Laufbahn öffnete sich dem talentvollen jungen Manne in Italien, wo er bald im Heere Karls V., bald als Gesandter in Venedig und Rom, bald als Gouverneur von Siena und als kaiserlicher Abgesandter auf dem Tridentiner Concil mit Geschick und Auszeichnung diente und sich die Gunst und das Vertrauen seines Herrn erwarb. Dabei fand er noch Zeit, sich mit der altklassischen Literatur eingehend zu beschäftigen, Manuscripte anzukaufen, die Schriften der Italiener zu studiren und durch poetische Episteln im Geiste des Horaz wie durch Sonette und Canzonen die schöne Literatur seines Vaterlandes zu mehren und die Bestrebungen seiner Freunde Boscàn und Garcilaso zu fördern. Unter dem strengen Philipp II. verlor Mendoza die Hofgunst; ein Streit mit einem Höfling im Palaste führte seine Verbannung herbei. Er begab sich nach seiner Vaterstadt Granada, wo er seine Muße zur Abfassung des trefflichen Geschichtswerks verwendete, dessen wir oben Erwähnung gethan. Bei seinem Tode im 72. Lebensjahre übermachte er seine Sammlung von Büchern und Handschriften, darunter viele arabische Werke, dem König für die Bibliothek in Escurial.

Wenn sich Mendoza bei aller Vorliebe für klassische und italienische Poesie doch auch mit einiger Liebe und Theilnahme der alt-spanischen Liederdichtung zuwandte, so darf man darin vielleicht den Einfluß einer Reaction erkennen, welche das Erbgut des Volkes vor der Ueberfluthung des Fremdländischen zu bergen suchte. Einer der geschicktesten und thätigsten Vorkämpfer dieses patriotischen Strebens war Christòval de Castillejo, ein Edelmann aus Ciudad Rodrigo, der den größten Theil seines Lebens als Sekretär des Erzherzogs, nachmals Kaisers Ferdinand in Wien verbrachte, wo er die Geliebte seines Herzens, Anna von Schaumburg später mit Erasmus von Stahremberg vermählt, in zarten und anmuthigen Liedern besang. Des Weltlebens und der Galanterie müde kehrte er nach Spanien zurück, um dort seine letzten Jahre als Cisterzienser-mönch zu beschließen. Castillejo war ein Dichter von Talent und hoher Begabung; viele seiner Gedichte sind Ergüsse wahrer und warmer Empfindungen und dabei lebensvolle Zeichnungen der Volkssitten und Volksgefühle; aber im Eifer gegen die „Petrarchisten" folgte er mehr und mehr seiner Neigung zu Spott und Satire und schlug mitunter einen so muthwilligen Ton an, daß manche seiner Lieder von der Inquisition verboten wurden. Die plebejisch gefärbte castilianische Volkspoesie sollte den vornehmen, gespreizten Sonetten und Canzonen ein Gegengewicht bieten. Aber bei allem Witz, bei aller geistigen Beweglichkeit waren Castillejo und einige Gesinnungsgenossen, wie Antonio de Villegas, wie der Portugiese Gregorio Silvestre, nicht vermögend, die altkastilischen Dichtungsformen gegenüber der italienischen Kunstpoesie aufrecht zu erhalten. Silvestre selbst wandte sich zuletzt der neuen fremden Kunst zu, die im Laufe der Zeit mehr und mehr das Feld behauptete.

(Castillejo † 1556.)

Es ist eine alte historische Erfahrung, daß in Zeiten politischen Stillstandes und Todes die idyllische und bukolische Poesie mit besonderer Liebe gepflegt wird; aus der unerfreulichen, abstoßenden Wirklichkeit birgt sich das Gemüthsleben gern in eine Traumwelt, welche die Phantasie mit Gebilden willkürlich bevölkern kann. So war es auch in den späteren Jahrzehnten des sechszehnten Jahrhunderts in den beiden romanischen Halbinseln. Das alexandrinische und augusteische Zeitalter schien zurückgekehrt, Theocrit und Virgil thronten aufs Neue auf dem Helikon. — Saa de Miranda verfaßte theils in castilischer Sprache, theils in seinem heimischen Portugiesisch bukolische Gedichte voll sinniger Vertiefung in die Reize der Landschaften am Mondego und liebevoller Theilnahme für das ländliche Treiben der Bewohner, Gedichte, worin Naivetät und Grazie innig gepaart sind. Sein Landsmann, nach seinem Geburtsort bei Coimbra gewöhnlich Jorge de Montemayor genannt, der als Sänger der Hofkapelle in Madrid seine geringe Bildung in Spanien erwarb und durch Reisen nach verschiedenen Theilen der Monarchie erweiterte, hat in dem vielgelesenen und vielbewunderten Schäferromane „die verliebte Diana" seine eigene unglückliche Liebe zu einer Castilianerin, Marfida, in anmuthiger Sprache und in lieblichen Bildern geschildert und in den eingestreuten lyrischen

(Miranda 1495—1558.)

(Montemayor † 1561.)

Gedichten theils im italienischen, theils im altcastilischen Stil seine Empfindungen für die Ungetreue, die während seiner Abwesenheit einem andern ihre Hand gereicht, mit feinem Erfindungsgeist und graziöser Einfachheit ausgehaucht, ein Buch, das trotz seiner lockeren und verwirrten Composition und trotz der phantastischen Erdkunde, der Vermischung von Heidenthum und Christenthum durch die reizende Scenerie eine ungemeine Verbreitung erlangte. Montemayors romantische Prosa blieb fortan das Muster für alle Schäferromane, deren die nächsten Jahrzehnte noch mehrere brachten, bald Forsetzungen, bald Seitenstücke. Unter diesen fand „die liebende Diana" des Valencianers Gil Polo, besonders in dem metrischen Theile der Erzählung die meiste Anerkennung. Die übrigen lyrischen Gedichte Montemayors wurden in einem eigenen „Liederbuch" gesammelt. Seinen Tod soll er bei einem Zweikampf in Turin gefunden haben. — Es war sehr begreiflich, daß sich in der Zeit der weltlichen Zwingherrschaft und des geistlichen Drucks die lyrische Poesie in das Reich der Träume und der idyllischen Hirtenwelt flüchtete, wenn nicht einmal ein so reines und unschuldiges Gemüth wie Luis Ponce de Leon, aus einem der Leon 1527—1591.
vornehmsten andalusischen Geschlechter in Granada, welcher aus Liebe zu einem religiösen beschaulichen Leben in den Augustinerorden zu Salamanca eintrat, den Krallen der Fanatiker entging! In geistliche und weltliche Gelehrsamkeit eingeweiht und auf den Lehrstuhl der biblischen Theologie erhoben, wagte es Luis de Leon gegen das Verbot der Kirche das Hohe Lied Salomo's in die Landessprache zu übersetzen und gleich einer Ecloge des klassischen Alterthums zu behandeln. Darin erblickte die spanische Geistlichkeit Spuren religiöser Neuerungssucht und da seine Familie im Verdacht stand, daß jüdisches Blut sich unter den Vorfahren mit christlichem vermischt habe, so wurde er vor den Gerichtshof der Inquisition in Valladolid geladen, fünf Jahre lang in strenger Gefangenschaft gehalten und mehr als fünfzig peinlichen Verhören unterworfen. Geduldig beugte sich der sanfte Mann unter das geistliche Strafgericht, und versicherte in beredten Worten, daß er nie von der Rechtgläubigkeit gewichen und sich den Geboten der Kirche in Allem unterwerfe. Endlich wurde er durch das höchste Glaubensgericht in Madrid unter strenger Verwarnung in Freiheit gesetzt und seiner Lehrkanzel zurückgegeben, sein Werk aber unterdrückt. Erst im J. 1806 kam dasselbe zur Veröffentlichung durch die Presse. Im Gefängniß verfaßte er die schöne Schrift „die Namen Christi", worin er nach Art der Tusculanischen Untersuchungen Cicero's in Gesprächsform an den verschiedenen Benennungen des Heilands als Gottessohn und Friedensfürst, als Hirte und König u. s. w. den Charakter des Welterlösers zu entwickeln und in den Lesern andächtige Gefühle zu erwecken suchte. Mit gleicher religiöser Begeisterung und in derselben blühenden und correcten Sprache sind auch seine andern Werke in ungebundener Redeform „die vollkommene Hausfrau" und die „Erklärung des Hiob" verfaßt. Die Schrift „von der heiligen Theresia" blieb unvollendet. Die Leiden der Inquisitionsverfolgung hinterließen tiefe Furchen in seinem leiblichen und geistigen Leben; und wenn er schon vorher das Dichten nur als Nebenbeschäftigung betrieben hatte, so erlahmten von der Zeit an seine Schwingen noch mehr. Die meisten seiner Gedichte, sowohl die „geistlichen Lieder" als die „Eklogen" und „Oden", die er frei nach Virgil und Horaz, und die „Psalmen", die er nach alttestamentlichen Vorbildern bearbeitete, stammen aus der Zeit vor und während seiner Gefangenschaft. Aber Alles, was von ihm herrührt, mag es Nachbildung oder freie Schöpfung sein, trägt so sehr den Stempel der Correctheit und Vollendung, daß er von Mit- und Nachwelt zu den ersten spanischen Lyrikern gerechnet wird. Seine Gedichte, fast sämmtlich Oden in altcastilischen Versmaßen voll seelenvoller Innigkeit, sind von klassischer Reinheit und sorgfältigster Kunstvollendung. — Neben Luis de Leon ist der gefeiertste Odendichter Fernando de Herrera aus Sevilla, ein mit gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteter Herrera † 1597.
Mann, der sich erst in späteren Jahren dem geistlichen Stande gewidmet zu haben scheint. Vielleicht, daß die unter verschiedenen Namen von ihm so sehr gefeierte Dame mehr als ein idealer Gegenstand seiner Zärtlichkeit war. Den Beinamen „der Göttliche", womit ihn seine Landsleute belegten, hat er sich hauptsächlich erworben durch die formale Vollendung seiner Oden oder Canzonen, in denen er mit Pindar zu wetteifern suchte, durch die gefeilte Dichtersprache mit neuen Wortbildungen und Wortstellungen, durch die Harmonie seiner Verse, durch die gewählte Diction, durch die tadellose Ausführung seiner poetischen

Erzeugnisse. Neben diesen formalen künstlerischen Vorzügen, die in jenen Tagen am meisten geschätzt wurden, muß man dem Dichter auch nachrühmen, daß er sein Herz nicht gegen die Zeitereignisse verschlossen hielt, ja daß zwei seiner schönsten und wirksamsten Oden den wichtigsten historischen Erscheinungen des Tages, der Seeschlacht bei Lepanto und dem tragischen Ende des portugiesischen Königs Sebastian gewidmet waren. Die erstere ist eine aufjauchzende Siegeshymne mit alttestamentlichem Psalmenschwung, die letztere ein Trauergesang aus tiefster Seele hervorquellend. Am meisten Bewunderung erregte seine liebliche Ode „an den Schlaf".

Aber wie sehr auch immer Herrera's formale Vollendung, seine metrische und sprachliche Glätte gefeiert werden mögen, so tragen doch seine Gedichte schon die Merkmale des Gekünstelten an sich; so grenzen sie doch schon an die Scheidelinie, welche die Schönheit (Gongora de Argote 1561–1627.) und Manierirtheit trennt. Diese überschritt Gongora de Argote, ein Mann von angebornem Talent aber wegen Mangel an Anerkennung gegen die Welt verbittert. Nachdem er viele Jahre vergebens um die Hofgunst gebuhlt, kehrte er in seine Vaterstadt Cordova zurück und trat um der Noth zu entgehen in den geistlichen Stand. Diese verbitterte Stimmung war die Quelle seiner „satirischen Sonette" und seiner „burlesken Satire in Romanzen und Liedern", voll kaustischer Schärfe. Seinen größten Ruhm aber erlangte er durch den Versuch, einen „höher gebildeten Stil" (estilo culto) für die ernsthafte Poesie zu begründen, wodurch er der Stifter einer eigenen Schule, der „Culturisten" ward, die mit den Marinisten Neapels die affektirte Dichtersprache gemein hatte.

(Cervantes 1547–1616.) §. 675b. **Cervantes. Lope de Vega. Calderon.** Den höchsten Dichterruhm erlangte Spanien im Roman und im Drama. Nachdem Mendoza in seinem Lazarillo de Tormes die Gattung der Schelmenromane begründet, wurde Michael Cervantes de Saavedra durch den komisch-satirischen Roman Don Quixote der Schöpfer eines neuen Geschmacks. Cervantes hatte in einem vielbewegten, erfahrungsreichen Kriegsleben, wobei er in der Schlacht von Lepanto (§. 537) seinen Arm eingebüßt und mehrere Jahre die Sklavenketten eines Corsaren in Algier getragen, viel Ehre und Menschenkenntniß, aber wenig zeitliches Gut erworben, so daß er bis an seinen Tod mit Nahrungssorgen kämpfen mußte. Der erste Theil des merkwürdigen Buchs: „Leben und Thaten des edlen, sinnreichen Ritters Don Quixote de la Mancha" erschien 1605; zehn Jahre später der zweite, nachdem mittlerweile ein Anderer eine mit spöttischen Ausfällen auf Cervantes selbst angefüllte Fortsetzung verfaßt hatte. In dem durch verschrobene Ritterromane verrückt gewordenen Don Quixote, der das Leben eines von den edelsten Vorsätzen geleiteten fahrenden Ritters fortsetzen will in einer ganz anders gestalteten Welt, wird ein Mensch geschildert, der vor den nebelhaften Gebilden einer Traumwelt die Dinge der Wirklichkeit gänzlich mißkennt und für eine Sache ficht, die nur in seiner Einbildung besteht. Der Contrast seiner idealen Welt mit der nüchternen Wirklichkeit ist rührend und lächerlich. Ihm, dem hagern Tugendhelden auf dürrem Roß, der in seinem hohen Streben nur Mißgriffe thut und Unheil stiftet, statt Dankes Schläge bekommt und Schaden leidet, wird der feiste, blos auf Genuß bedachte Diener Sancho Pansa als Repräsentant der gemeinen Alltäglichkeit entgegengestellt. In diesen komisch-satirischen Rahmen hat Cervantes das Bild eines reichen, mannichfaltigen südlichen Lebens in unübertrefflicher Sprache und Darstellung eingeschlossen. — Die Leidensgeschichte von Persiles und Sigismunde, eine abenteuerliche nordische Novelle, erschien erst nach Cervantes' Tod. — Verwandt mit dem Schelmenroman Mendoza's ist das weitverbreitete Buch „Geschichte und Leben des großen Erzschelms Paul von Segovia" von Gomez de (Quevedo 1580–1645.) Quevedo, einem gelehrten und witzigen Schriftsteller, der sich in verschiedenen Gattungen der Literatur hervorgethan hat, den aber Verfolgung und Kerkerleiden gegen die Welt erbittert und ihm den scharfen Griffel der Satire in die Hand gegeben haben. Am bekanntesten sind seine „Träume" (Sueños), eine Reihe von Bildern und Visionen voll bitterer Ausfälle gegen die Verkehrtheiten der Menschen. Auch im Drama hat sich Cervantes versucht („der Fall von Numantia", „die Lebensweise in Algier"), aber in (Lope de Vega 1562–1635.) dieser Gattung wurde er verdunkelt von seinem Zeitgenossen Lope de Vega, der zuerst als Soldat auf der Armada focht, dann in den geistlichen Stand trat. Kein Schriftsteller

kann sich einer gleichen Productivität rühmen wie Lope, der eigentliche Begründer der spanischen Nationalbühne, für die er, seine andern Dichtungen abgerechnet, allein 1500 Comedias verfaßt haben soll. Mit einer Fruchtbarkeit der Erfindung und einer Fülle von Einbildungskraft, die man nicht genug bewundern kann, verband er große Gewandtheit in Form und Technik und hohe Meisterschaft in Sprache und Ausdruck.

Lope de Vega versuchte sich in allen Gattungen und überall folgte ihm der Beifall, doch blieb das Drama sein eigentliches Feld, und so wenig Zeit ihm auch die Schauspieler zur Abfassung der Stücke — geistliche, allegorische, historische und Intriguenstücke — gaben, so ward er doch nie einförmig oder langweilig. Rasche Handlung, Mannichfaltigkeit der Ereignisse, geschickte Anlegung der Verwickelungen, verbunden mit einer bilderreichen Sprache und einem sinnigen Spiel von Witz fesseln das Interesse. Am bekanntesten ist das auch ins Deutsche übersetzte Drama: der Stern von Sevilla.

Aehnlich an Lebensschicksalen und an ehrenvoller Anerkennung wie an Talent und Streben ist sein jüngerer Zeitgenosse Calderon de la Barca, der größte dramatische Dichter der Spanier, nicht so fruchtbar und schöpferisch wie Lope, aber demselben überlegen in der Einheit genialer Erfindung und schöner, harmonischer Entwickelung. Calderon 1600—81.

Unter seinen Schauspielen, die man in geistliche (Frohnleichnamsstücke), historische, mythologische und Intriguenstücke theilt, sind in Deutschland am bekanntesten: das Leben ein Traum, der standhafte Prinz, Dame Kobold und das öffentliche Geheimniß. Bei den weltlichen Stücken dreht sich Alles um die Begriffe von Liebe und Ehre, bei den geistlichen, das christliche Heldenthum feiernden Festspielen um den Glauben. Scharfe Charakterzeichnung, reine edle Sprache, geschickte bühnengerechte Anlage und die gelungene Schilderung eines bewegten südlichen Lebens verkünden überall den Meister. Seine Lustspiele erinnern durch die Einfachheit des Thema's und den leichten Bau an die antike Komödie. Calderons Dramen, deren Zahl sich auf mehr als hundert beläuft, blieben das Vorbild aller folgenden Dichter, unter denen Moreto durch das Lustspiel Donna Diana, oder Stolz und Liebe, am bekanntesten ist. Moreto † 1668.

§. 676. Camoens. Zu gleicher Zeit trat in Portugal ein Dichter auf, der alles Große der Nation, alles, was je von Begeisterung in ihr lebte, in seiner Seele vereinigte. Dieser Dichter ist Luis de Camoens, der Sohn eines verdienten Seemannes. Keiner hat wie er so erfolgreich mit den Italienern, die ihm als Vorbild dienten, um die Palme gerungen, sowohl als Lyriker wie als Epiker. Um den Schmerz einer unglücklichen Liebe, die er zu einer Hofdame gefaßt, zu vertilgen, trat er in den Seedienst, verlor im Kampfe mit den Mauren vor Ceuta ein Auge und begab sich dann, erbittert über seine Zurücksetzung im Vaterland, nach Indien. Er dichtete Sonette und Canzonen, Elegien und Oden, worin er seine Liebe besang und alles was sein Herz bewegte, der Ausdruck der wahrsten und wärmsten Empfindung in der vollendetsten Form. In Goa empörten ihn die Mißbräuche der Regierung, er geißelte sie in einem satirischen Gedichte und zog sich dadurch eine Verbannung nach Macao zu. Hier, in einer mit allen Reizen des Orients ausgestatteten Gegend, legte er die erste Hand an sein unsterbliches Epos, die Lusiade, worin er mit metrischer und poetischer Vollendung die Umschiffung Afrika's und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch Vasco de Gama schildert. Camoens 1524—80.

Ueber den Großthaten der Portugiesen (Lusitaner), die er mit patriotischer Wärme und mit der Frische eigener Anschauung und Erfahrung darstellt, treten seine persönlichen Leiden zurück, lassen sich aber doch in dem wehmüthigen Zuge erkennen, der selbst über den reizendsten Schilderungen schwebt. Nicht nur die Entdeckung Indiens und die nachfolgenden Großthaten werden in dem Gedichte geschildert, sondern Alles, was die ältere Geschichte des Volks Schönes, Edles und Großes aufzuweisen hat, ist hinein verflochten, es umfaßt die ganze Poesie der Nation und ist darum auch vor allen andern national geworden.

Nach einigen Jahren kehrte Camoens nach Portugal zurück; aber auf der Ueberfahrt verlor er durch einen Schiffbruch sein ganzes mühsam erworbenes Vermögen und rettete nichts als das nackte Leben und sein vom Seewasser durchnäßtes Heldengedicht.

Arm langte er in seiner Heimath an. Der kleine Jahrgehalt, den ihm König Sebastian reichte, hörte nach dem tragischen Untergang dieses Fürsten (§. 638) auf und der Dichter kam in solche Armuth, daß er sich Nachts durch einen indischen Diener Brod betteln ließ, um nicht Hungers zu sterben. Niedergedrückt von Kummer über sein eigenes Geschick und gebrochen von Schmerz über den Untergang der portugiesischen Freiheit und Größe, starb er im Hospitale, umgeben von einigen Mönchen. Eine hohe vaterländische Gesinnung durchweht die Lusiade, die als der „Schwanengesang eines untergegangenen Heldenvolks" betrachtet werden kann.

7. Frankreich.

§. 676b. Auch Frankreich nahm an der Wiedergeburt des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens Theil, die am Wendepunkt der beiden Jahrhunderte von Italien aus ihren siegreichen Gang durch die Welt machte. Durch die Feldzüge dreier Könige (Karl VIII., Ludwig XII., Franz I.) war ein reger Verkehr zwischen Frankreich und der apenninischen Halbinsel begründet und in der Folge durch die beiden mediceischen Königinnen, Katharina und Maria, lebendig erhalten worden. Es war daher natürlich, daß das geistige und künstlerische Leben, das in den italienischen Städten seinen Sitz aufgeschlagen hatte und das in den Augen Franz I., dem Lande gerade so großen Reiz verlieh, auch seinen Weg über die Alpen fand. Wie viele Künstler, Dichter und Gelehrte wanderten in die reichen gebildeten Städte an der Seine, der Loire, der Rhone, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden und Geld und Ehre für ihr Können und Wissen fanden. Nicht nur Leonardo da Vinci und Benvenuto Cellini erfreuten sich der Gunst des Königs Franz; Architekten, Bildhauer, Maler waren in allen großen Städten beschäftigt; Sprachkenner, Aerzte, Rechtsgelehrte, wie Laskaris, Alciati, Scaliger verbrachten einen Theil ihres Lebens in Frankreich und bildeten Schüler. Die Wirkung dieses wissenschaftlichen Verkehrs machte sich bald bemerkbar: Gallien wurde die gelehrige Tochter Italiens. Der Humanismus fand begeisterte Jünger, die den höchsten Lebenskreisen angehörten und sich der Gunst des Königs und der Aristocratie erfreuten: die vier Brüder Du Bellay, wovon der eine den Cardinalshut erlangte und die alle häufig zu wichtigen Staatsgeschäften verwendet wurden, waren Kenner der griechischen Sprache und der alten Literatur, welche sie auf jede Weise zu fördern suchten; Wilh. Budäus wurde selbst von Erasmus wegen seiner umfassenden Kenntnisse bewundert. Unter dem Schutze hoher Gönnerschaft wurden die Sprachen und Wissenschaften des Alterthums in Frankreich so gepflegt und ausgebildet, daß bald die gründlichsten Gelehrten daselbst zu finden waren. Wer hätte einen Henricus Stephanus, einen Joseph Scaliger, einen Isaac Casaubonus in der Sprachkenntniß, einen Cujacius in der Jurisprudenz übertroffen; wie gewaltig hat Peter Ramée die scholastisch-aristotelische Philosophie erschüttert; wie wunderbar hat Thuanus die Geschichte seiner Zeit in Livianischer Weise dargestellt! — Diese Vorliebe für die klassische Literatur und Sprache des Alterthums und ihre Vermittler, die italienischen Dichter und Schriftsteller hatte zur Folge, daß der Geist der Renaissance in Frankreich sein siegreiches Panier aufpflanzte, daß die klassischen Vorbilder der antiken Welt und der italienischen Nachbildner den Kunstgeschmack beherrschten und bestimmten; daß die Romantik und Ritterpoesie, die so lange von Frankreich aus die gesammte Culturwelt durchzogen, aus dem Leben verschwand und nur noch in den Nachzüglern der Amadisromane (§. 886b) ein wenig bemerktes Dasein fristete. Zum zweitenmal wurde Gallien von Rom überwunden. Wie einst das römisch-griechische Imperatorenreich seine Sprache, sein Recht, seine Götter an der Seine und Loire einführte, so wanderten jetzt die Musen der römisch-griechischen Welt in Frankreich ein, und fanden in der neuen Heimath Verehrung und Anbetung. Ein neuer Parnaß entstand, ein neuer Geschmackstempel erhob sich mit den alten Kunstgesetzen, Kunstformen und Dichtungsgattungen; nicht blos den Musen und Grazien diente man, auch der Cultus der Unzucht und des unverhüllten Naturalismus fand Eingang sowohl in den Schöpfungen der Einbildungskraft und des Witzes, als in Sitten und Lebensweise.

Wenn in den Ritterdichtungen früherer Tage Wollust und Lüsternheit verschleiert oder in allegorischer Einkleidung einherging, so trat jetzt der Libertinismus, die muthwillige Ausgelassenheit in antiker Nacktheit hervor; in glatter correkter Kunstform waren viele häßliche Züge versteckt. Die Zeit der Renaissance war ein reiches Ackerfeld voll Weizen und Unkraut. Bei keinem Schriftsteller zeigt sich dies deutlicher als bei François **Rabelais**, Mönch und Humanist, Arzt und Priester, in dessen Schriften, wie in den Komödien des Aristophanes alle Seiten des Lebens, alle Vorzüge und Gebrechen eines geistig und sinnlich erregten Geschlechts, alle Tugenden und Laster, alle Verkehrtheiten und Geistesrichtungen jener Zeit sich abspiegeln. Auf Grund eines schnurrigen Volksmärchens seiner Heimath Chinon in Poitou hat er in dem humoristischen Roman Gargantua und Pantagruel alle Lebensfragen, welche an die damalige Menschheit herantraten und sie in Bewegung setzten, im heitern Bilde des Komos, in der Gestalt eines lachenden Philosophen vorgetragen oder angedeutet. Seine Geschichte von dem Riesenkönig Gargantua und seinem Sohne Pantagruel ist eine von natürlichen Derbheiten, Unschicklichkeiten, cynischen Ausdrücken und Obscönitäten angefüllte poetische Carricatur, die aber durch echten Volkswitz, durch komische und satirische Anspielungen, durch lebendige, anschauliche Schilderungen und durch volksthümlichen Spott, Scherz und Humor auf die Zeitgenossen eine anziehende Wirkung übte. Wenn er in der Vorrede, anknüpfend an den weltweisen Sokrates in Silenengestalt die Bemerkung macht, daß wie in der Apotheke die feinen Spezereien und Heilmittel gewöhnlich in Büchsen mit allerlei lustigen und schnakischen Bildern aufbewahrt würden, so auch in seinen Schriften unter der schalkhaften Außenseite viele nützliche Lehren und Wahrheiten enthalten seien, so gibt er damit selbst zu verstehen, daß man in dem Gemälde von Zuchtlosigkeiten und abstoßenden Nacktheiten, das er vor dem Leser aufrollt, nach einem tieferen verhüllten Sinn forschen müsse. Indem er in der Form und Einkleidung des Romans zunächst eine Parodie auf die romantische Poesie und ihre Helden, besonders die Amadisbücher vorführt, zieht er im Laufe seines Gemäldes das ganze öffentliche Leben in Kirche, Staat und Gesellschaft in den Bereich seiner Satire: er rügt die Irrungen aller Stände, die Mißbräuche der Justiz, die Erpressungen der Amtleute, die Sittenlosigkeit des Clerus, die Verkehrtheit der scholastischen Erziehung, die Pedanterie der Schulgelehrten, alle offenen und geheimen Beschwerden und Leiden des Volks. Doch warnt Rabelais auch vor einer zu weit gehenden Interpretations- und Deutungskunst; man solle auch der Volkssage, dem Märchenhaften seinen Platz lassen, nicht nach Allegorien forschen, wo nur die Volksüberlieferung gegeben wird. Rabelais' Gargantua und Pantagruel ist ein unerschöpflicher Schatz von Witz und Ironie, von Lebensweisheit und Menschenkenntniß im Gewande des Momus, von satirischer Genialität in burlesker Form und phantastisch gebildeter Sprache, von Volkswitz, Volksnatur und Volksleben, wie sie sich in Sprüchwörtern, in Wortspielen, in Räthselfragen, in zweideutigen Redensarten, in der Bouffonerie und Polissonnerie des gemeinen Verkehrs auf Gasse und Markt, in der Schenke und Gesellschaft abspiegeln, ein originelles Bild jener tiefbewegten Zeit der Widersprüche und Gegensätze, der derben Naturwüchsigkeit und des idealen Kunststrebens, der gährenden Geburtsstätte einer neuen Culturwelt auf den Trümmern des dahinsinkenden Mittelalters.

Rabelais 1483—1553.

Aus den Humanistenkreisen gingen viele Anhänger der Reformation hervor. Calvin selbst zählte in seiner Jugend zu ihnen; wahrscheinlich war er mit Rabelais persönlich bekannt. Mit der Zeit aber, als die religiösen Verfolgungen die Unbefangenheit störten, das fürwitzige Spielen und Kokettiren mit freisinnigen Ansichten, das Spotten gegen Scholastik und Aberglauben gefährlich wurde, da gingen die Wege auseinander. Calvin wanderte nach Genf aus, den Blick unverwandt auf sein Vaterland gerichtet. Das weltgeschichtliche Werk „Lehrbuch der christlichen Religion" mit seiner klassischen Vorrede an König Franz ist neben der Uebersetzung des Plutarch von Amyot Muster und Vorbild einer kräftigen Prosasprache geworden. Beide Werke waren für das ganze Jahrhundert eine Autorität für die französische Schriftsprache. — Mit Calvin und Beza in religiösen Ansichten übereinstimmend, wenn auch kein standhafter Bekenner der reformirten Glaubenslehren war Clement **Marot**, ein gewandter lyrischer und satirischer Dichter von großem Ansehen bei seinen Zeitgenossen. Ein galanter Mann, bei Hofe und bei den Damen

Amyot 1513—1593.

Marot 1495—1544.

wohl gelitten, hat er sich eine große gesellschaftliche Bedeutung zu verschaffen gewußt und zur Begründung der neuen Geschmacksrichtung nach den Vorbildern der Alten wesentlich beigetragen. Aber er war ohne Tiefe des Charakters, ohne sittlichen Halt im Leben und sein Talent entbehrte der genialen Schöpferkraft. Schon als Jüngling gewann er sich die Gunst des Königs Franz durch das allegorische Gedicht „Tempel des Liebesgottes". Er führte ihn seiner geistreichen Schwester Margaretha als Page zu, die dem jungen Poeten stets zugethan blieb. Dafür hat er in seinem bewegten Leben gar manches reizende Gedicht, gar manche poetische Epistel an die Gebieterin gerichtet, welche gegen solche Huldigungen nicht unempfindlich war. In ihrer Umgebung sog Marot die religiösen Ansichten ein, die ihn der Reformation geneigt machten und zu dem Werke führten, das seinen Namen am meisten auf die Nachwelt gebracht hat, zu der Uebersetzung der Psalmen, die durch Beza vermehrt und von dem alten Tonmeister Goudimel mit Sangweisen versehen ein wichtiges Element des reformirten Gottesdienstes der Huguenotten geworden ist. Durch dieses Werk und durch manche satirische Ausfälle auf die Scholastiker lud Marot den Haß und Argwohn des Klerus auf sich. Er wurde der Ketzerei angeklagt und ins Gefängniß geworfen. Die Gnade des Königs verschaffte ihm die Freiheit, und er rächte sich an seinen Widersachern durch ein allegorisch-satirisches Gedicht „die Hölle". Doch hielt er es für gerathen, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren: er begab sich nach Genf; aber die rigorose Sittenstrenge dieser Republik duldete ihn nicht lange in ihren Mauern; er nahm seinen Aufenthalt in Ferrara, wo die Herzogin Renata von Este allen Freunden der Reformation ein Asyl bot. Wohl kehrte er noch einmal nach dem schönen Frankreich zurück; aber nur auf kurze Zeit. Sein Grab fand er in Turin. Marot war der Dichter der höheren Stände; er stieg nicht wie Villon in die Tiefe des Volkslebens hinab, schilderte nicht das Laster, die Gemeinheit, das Verbrechen mit dem Galgenhumor jenes Plebejers; seine Gedichte bewahren den Anstand der guten Gesellschaft, die Eleganz der Hofkreise, die leichte Grazie und den liebenswürdigen „Esprit" des französischen Nationalcharakters. Und wie sehr auch die Kritik seine antikisirende Sprache, seine fremdartigen Wortbildungen und Wortfügungen, das frostige Pathos in seinen „Königsgesängen" rügen mag; die Leichtigkeit und Lieblichkeit seiner Lyrik, wie sie besonders in seinen Epigrammen, Rondeaux, Sonetten hervortrat, hat so sehr gefallen, daß man diese poetische Einfachheit und Gewandtheit mit dem technischen Ausdruck style Marotique bezeichnete. Marot's Gönnerin, die Königin

Margaretha von Navarra 1492—1549. **Margaretha von Navarra** theilte mit dem Dichter nicht blos die freieren religiösen Ansichten, sondern auch die Vorliebe für die klassische Literatur und für die italienische Poesie. Ihre Novellen, die sie nach dem Decamerone des Boccaccio „Heptameron" nannte, geben davon Zeugniß. Es sind Erzählungen, größtentheils den alten Contes und Fabliaux entnommen, mit denen sie die leichte anmuthige Sprache, aber auch die Lascivität und den nackten Naturalismus gemein haben.

Das poetische Siebengestirn. Wenn Marot noch mit Einem Fuße in der Ritter- und Minnepoesie früherer Zeiten stand, so bewegten sich dagegen die Dichter, denen man den aus der alexandrinischen Literaturperiode (§. 150) hergeholten Namen des Siebengestirns oder der „französischen Plejade" beilegte, ganz auf dem Boden des antiken und italienischen Kunstsinnes der Renaissance.

Jodelle 1532—1573. Etienne **Jodelle** unternahm es, das volksthümliche Schauspielwesen des Mittelalters, das sich in den Händen zweier Gesellschaften befand, der **Passionsbrüder** und der **Bazoche**, durch das kunstmäßige Drama nach griechischem Vorbild, sogar mit Einschluß des Chors zu verdrängen, indem er eine Tragödie „Cleopatra" aufführen ließ und durch eine Komödie nach Plautus und Terenz, „Abt Eugen" eine Reform des französischen Lustspiels anbahnte. Wenn schon die Versuche nicht vollständig durchdrangen, so ist doch Jodelle als der Begründer des klassischen Drama's in Frankreich zu betrachten. Als Haupt

Ronsard 1524—1585. und Stifter des französischen Siebengestirns gilt Peter **Ronsard**, von den Zeitgenossen als „Dichterfürst" gepriesen. Nichts zeugt mehr von der Hingebung der höheren Gesellschaft an das Alterthum, an die Kunstschöpfungen der Griechen und Römer und ihrer italienischen Nachahmer, als die hohe Verehrung, die man einem Dichter zollte, dessen Hauptwerth in der Einführung und Nachbildung antiker und italienischer Dichtersprache und Dichtungsformen bestand, der ohne tieferes Verständniß echter Poesie durch pedantische Nachahmungen eine neue Literaturperiode zu begründen vermeinte, der die französische

Sprache durch griechische und römische Wortbildungen und Redeweisen verunstaltete, um sie reicher und malerischer zu machen, der „den alten Parnaß plünderte, um dessen Bäume und Blumen in den Garten seiner Heimath zu verpflanzen" und in einer prunkenden Gelehrsamkeit und künstlichen Phraseologie Erhabenheit und Würde erblickte. Was das Alterthum hervorgebracht, was Italien bewunderte, wollte Ronsard seinem Vaterlande im eigenen Gewande zuführen. Durch sein Epos „die Franciade" in gereimten Jamben wollte er der französische Homer und Virgil werden. In der dichterischen Erzählung von den Schicksalen und Abenteuern des Prinzen Francus, eines angeblichen Sohnes von Hector, der nach vielen Stürmen und Irrfahrten Gründer des Frankenreichs geworden, konnte er seine mythologischen und historischen Studien trefflich an den Mann bringen; seine fünf Bücher „Oden" sollten seinen Landsleuten Pindar und Horaz ersetzen. In einigen hundert Sonetten, „Gedichte der Liebe" genannt, wird eine Cassandra, welche die Rolle von Petrarca's Laura einnimmt, in gelehrten Versen gefeiert; auch bei seinen übrigen lyrischen Gedichten, Elegien, Liedern, Madrigalen, folgte er klassischen Vorbildern. — Ronsard hatte eine Menge Verehrer, Schüler und Nachahmer, die gleich ihm „ihre Muse griechisch und lateinisch sprechen ließen." Der Bischof Joachim du Bellay übersetzte die ersten Du Bellay † 1560. Bücher der Aeneide und folgte dem Meister in Oden und Sonetten; Baif, der ein Baif. Spottgedicht auf Coligni's Leiche machte, überbot in seinen Epigrammen den Martial an Unzüchtigkeiten. Die übrigen Sterne der Plejade erwärmten sich nur am geborgten Lichte. „Ronsard und seine Freunde und Schüler schlossen sich an den Hof an, lebten mit ihm und von ihm, sie waren meistens mit guten Pfründen versehene Kleriker und hielten sich an die katholische Partei; aber das hinderte sie nicht, das ganze poetische Heidenthum nach Frankreich hinüberzuführen und sich jede Art poetischer Freiheit auch im Leben zu erlauben. Mit den Alten wetteiferten sie auch in der kecken Nacktheit ihrer Darstellungen." — Im Gegensatz zu dieser Leichtfertigkeit der Ronsard'schen Schule wendeten die Anhänger Calvins ihre rigorose Sittenlehre auch auf die Kunst und ihre Träger an; sie wollten vom Alterthum nur die Geistesfreiheit, die Formen der Poesie, die Erzeugnisse der Wissenschaft, die Gesetze des Denkens herübernehmen, nicht zugleich die Frivolität, die Sinnlichkeit, den moralischen Leichtsinn. Der Dichter und Historiker d'Aubigné hat nicht nur in den d'Aubigné 1550—1630. Reihen der Huguenotten mit dem Schwert die Katholiken bekämpft; er hat auch mit beißender Satire die poetischen Produkte der vom Hofe begünstigten, von der Nation gefeierten Schriftsteller gerügt und sich mit Abscheu von ihnen gewendet; und der Huguenottendichter Du Bartas unternahm es, in einer großartig angelegten Dichtung, „die Woche der Du Bartas 1544—1590. Schöpfung" genannt, die ganze heilige Geschichte von Erschaffung der Welt bis zum Eintritt des Christenthums den Zeitgenossen poetisch näher zu bringen, ein Werk, das unvollendet blieb, aber von Milton in seinem „Verlornen Paradies" studirt und benutzt ward. Durch dieses Werk wurde du Bartas „der Patriarch der protestantischen Poesie", die aber im Zeitalter einer Katharina von Medicis sich keine Geltung in den höheren Kreisen zu schaffen vermochte.

Ein halbes Jahrhundert behauptete sich die Ronsard'sche Schule mit ihrer Sprachmengerei, ihren gesuchten Metaphern und ihren verschrobenen Compositionen auf der Höhe des Parnassus. Allein die Unnatur der Richtung war doch zu groß, als daß nicht eine Reaction hätte erfolgen sollen. Schon bei Bertaud und Desportes, obwohl auch sie dem Beispiele des gefeierten Meisters folgten, machte sich das Bestreben nach reinerer Dichtersprache und correkterer Form bemerklich; der alexandrinische Vers verdankte ihnen die Herrschaft. Aber erst dem kritischen Geist des François de Malherbe Malherbe 1555—1628. aus der Normandie war es beschieden, die Irrwege zu vermeiden, auf welche die blinde Nachahmung des Alterthums geführt hatte und in Bahnen einzulenken, die dem französischen Charakter und Nationalgefühl mehr entsprachen. Auch er bewegte sich in den Dichtungsformen, die der antike und italienische Klassicismus aufgestellt; aber indem er Sprache und Diction veredelte, auf die Metrik und Composition größere Sorgfalt verwendete, und Verse machte, welche die spätere Kritik als die ersten echt französischen Verse gelten ließ, ward er der Begründer der klassischen Literatur Frankreichs. Keiner feilte und überarbeitete seine Gedichte mit so unermüdlichem Eifer als er; seine glatten Alexandriner weisen bereis auf das Zeitalter Ludwigs XIV. hin. Malherbe's Poesie war freilich

nur Verstandesarbeit, nur Produkt der Reflexion ohne natürliche Begeisterung, ohne freien Aufschwung der Seele, ohne mächtige Erhebung der Phantasie in das Reich der Ideale; aber die formale Vollendung, die geistreiche Einkleidung seiner Gedanken, die correkte Sprache, Metrik und Diction erhoben ihn in den Augen seiner Landsleute zum Bahnbrecher und Fahnenträger der französischen Klassicität.

Wie Ronsard hatte auch Malherbe viele Schüler. Schon die Hofgunst, die seiner verstandesklaren, im harmonischen Rhythmus und in tadelloser Form und Sprache dahingleitenden Poesie zu Theil ward, und für die er sich durch Schmeicheleien und Huldigungen erkenntlich zeigte, war für viele verlockend genug, ihn als ihren Meister zu verehren, seinen Spuren zu folgen. Bis in die Zeiten Richelieu's beherrschte die Malherbe'sche Schule das Reich der lyrischen Poesie, ohne daß namhafte Versuche gemacht worden wären, von der betretenen Straße abzulenken. Man dichtete Oden, Sonette, Stanzen und Epigramme nach den Vorbildern der Antike und der Renaissance, wie Theophile Viaud, wie Maynard, Sarazin und viele Andere. Auch die Schäferpoesie, die aus Italien und Spanien ihren Weg nach Frankreich nahm, lehnte sich an Theokrit und Virgil, an Tasso und Guarini an, die ja auch einem Montemayor und Gil Polo als Muster dienten.
d'Urfé geb. 1467. Nach der Diana des ersteren hat Honoré d'Urfé in dem Schäferroman „Astrea" eigene Lebensschicksale in allegorischer Verhüllung und ungebundener Rede vorgetragen. Nur in der Satire zeigten sich noch einige Spuren von Originalität. Für die kühne Derbheit und cynische Rücksichtslosigkeit eines Rabelais war freilich kein Raum mehr in dem Frankreich des dritten und vierten Heinrich; dagegen fanden die satirischen Sittengemälde
Regnier 1573–1613. Juvenals einen geschickten Bearbeiter in Regnier und in der „Mennipeischen Satire" sind die Umtriebe der Ligue und ihrer Häupter im Geiste Lucians mit kaustischer Schärfe und satirischer Volkslaune dargestellt.

8. England.

§. 677. **Ossian. Chaucer. Das Drama.** Die ältesten (keltischen) Bewohner Britanniens waren ein sagen- und poesiereiches Volk, mit einem eigenen Sänger- oder Bardenstand, der sich in den von den angelsächsischen und normännischen Ansiedlern unbezwungenen Landschaften (Wales, Irland, schottisches Hochland) lange erhalten hat. Von solchen mündlich fortgepflanzten Bardenliedern mögen einzelne Ueberreste oder Reminiscenzen den von dem Schotten Macpherson (1762 ff.) bekannt gemachten Gedichten Ossians zum Grunde liegen, so sehr auch die ursprüngliche Gestalt durch spätere Zuthaten, durch Um- und Nachbildungen und willkürliche Veränderungen entstellt oder verwischt ist.

Diese viel gepriesenen und viel getadelten Gedichte enthalten Heldenlieder, in denen die Thaten von Ossians Vater (einem mythischen König Fingal) und dessen früh verstorbenem Sohne Oskar von dem blinden Sänger Ossian besungen werden. Die wehmüthige, melancholische Stimmung, die alle Lieder athmen, die Sehnsucht nach einer Befreiung aus diesem Erdenleben und nach einer Vereinigung mit den auf Wolken schwebenden Geistern der gefallenen Helden haben für weiche, sentimentale Naturen einen hohen Reiz und machten daher im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland einen mächtigen Eindruck.

In England verstummte die ursprüngliche Volksdichtung unter dem Geräusche der Waffen; ein durch die fremden Eroberungen herbeigeführtes Sprachengemisch stand einer allgemein verständlichen Poesie lange hemmend entgegen. Erst als im vierzehnten Jahr-
Chaucer ca.1340–1400. hundert Geoffrey Chaucer (§. 486 d), ein Rechtsgelehrter und Diplomat von angesehener gesellschaftlicher Stellung und den Wycliffeschen Reformen zugethan, die Novellen des Boccaccio in seinen „Canterburgischen Geschichten" nachgebildet und durch Begründung der englischen Dichtersprache und Ausbildung der Form „der Vater der britischen Poesie" geworden, konnte die englische Dichtkunst allmählig ihrer Vollendung entgegengeführt werden. Dieser Zeitpunkt trat ein, als nach den Stürmen der Reformation unter Elisabeths glorreicher Regierung der Grund zu Englands innerer und

äußerer Größe gelegt ward, und London der Sammelplatz aller Talente und der Mittelpunkt jeglicher Kunst wurde. Der Hofdichter Spenser († 1599) wurde mit seinem durch Wohllaut der Sprache und milde Weichheit des Tones ausgezeichneten „Schäferkalender“ der Schöpfer der lieblichen Pastoral- und Naturdichtung.

Chaucer. Kein Mann war so geignet, der englischen Nation die literarischen Erzeugnisse des Auslandes zuzuführen und zu eigen zu machen als Chaucer. Vertraut mit der lateinischen, französischen und italienischen Sprache, in der vornehmen Welt sich bewegend und in den Geschmack und die gesellschaftliche Bildung des Festlandes eingeweiht, war er ein trefflicher Uebermittler und Verpflanzer der literarischen Güter des Auslandes auf englischem Boden, und sein Geist war gewandt und beweglich genug, das Fremde und Geliehene in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und in eine nationale Form zu gießen. In dieser Gabe der Aneignung und Verarbeitung fremder Stoffe, in der Verbesserung des Metrums durch Einführung und Nachbildung der italienischen Versmaße, insbesondere der fünffüßigen Jamben, in der leichten scherzhaften und witzigen Erzählungsweise und in der Empfänglichkeit für die Natur in allen ihren Erscheinungen, in Flur und Wald, wie in der Menschenwelt, besteht das Hauptverdienst Chaucers. Er war kein schöpferischer Geist, denn bei den meisten seiner Dichtungen folgte er fremden Vorbildern: seine „Canterbury'schen Erzählungen“ sind in Anlage und zum Theil auch im Inhalte Nachbildungen von Boccaccio's Decamerone; auch „Troilus und Cressida“ ist diesem italienischen Dichter entlehnt; andere Geschichtchen und Poesien hat er den französischen Fabliaux, den Provenzalen, den Märchen des Alterthums und des Orients entnommen, sogar viele Worte und Ausdrücke aus seinen französischen Quellen in die englische Sprache eingeführt: aber die kunstvolle Darstellung, die Verflechtung und Gruppirung des Ganzen, der heitere Witz und Humor und die trefflichen Charakterzeichnungen sind sein volles Eigenthum; diese Eigenschaften erheben ihn zum originellen Nationaldichter. Ueberall erkennt man den gebildeten, welterfahrenen Mann, der sich in allen Gesellschaftskreisen umgesehen, das wirkliche Leben aus eigener Anschauung kennen gelernt, alle Eindrücke, die er im Verkehr mit den Menschen der verschiedenen Stände in sich aufgenommen, mit Klarheit und sicherem Takte zu gestalten und zu reproduciren versteht. Dabei war er der eigentliche Schöpfer der poetischen Kunstsprache der Engländer, indem er den alten schwerfälligen Stabreim verdrängte, eine auf das Princip der Hebungen und Senkungen in gesetzmäßigem Wechsel gegründete Prosodie schuf und einen correkten Reim und gefälligen Tonfall einführte. — Diese Eigenschaften traten nirgends deutlicher zu Tage als in seinem berühmtesten Werke den Canterbury-Geschichten. Den Gedanken, eine Anzahl Personen „allerlei Volk“, die auf einer Wallfahrt nach Canterbury begriffen sind, in der Herberge zum Heroldsrock in Southwark sich versammeln und auf den Vorschlag des Wirthes die Weiterreise durch Erzählungen verkürzen zu lassen, entnahm er ohne Zweifel dem Decamerone; aber die Charakteristik der Pilger in dem heiteren humoristischen Prolog und die darin eingeflochtene Schilderung der socialen Zustände seiner Zeit voll der treffendsten satirischen Züge und Anspielungen sind ihm ganz eigenthümlich und geben Zeugniß von seinem großen Talent in der Beurtheilung und Darstellung realer Verhältnisse. In der Beschreibung der Gesellschaft entrollt er ein farbenreiches Bild von dem öffentlichen Leben und Treiben jener Tage unter allen Ständen. Die Erzählungen des verschiedenartigsten Inhalts mit den redseligen Einschaltungen und Digressionen, den ausgesponnenen Betrachtungen, Reflexionen und Nutzlehren bilden einen reichen Schatz von Literaturkunde, Welterfahrung und Menschenkenntniß, von Witz und Humor.

Die glänzendsten Erzeugnisse jedoch wurden auf dem Gebiet der dramatischen Poesie geschaffen. In dieser Gattung gelangte England in der zweiten Hälfte des sechzehnten und in der ersten des siebzehnten Jahrhunderts zu einer Höhe und Vollendung und zu einem Reichthum der Production, die nie und nirgends ihres Gleichen hatten. „Das englische Drama entwickelte sich gleich den freien Staatsformen ohne fremden Einfluß; groß ohne Hofdienst und Kirchendienst, war es der naturwüchsige Ausdruck einer ruhmreichen und heitern Zeit voll Geistesfrische und Thatkraft.“ Bei höchst unvollkommenem Bühnenwerk entfalteten hier eine Anzahl dramatischer Dichter die mannichfaltigsten Talente und schlugen die verschiedensten Richtungen ein, die dann den großen Shakespeare auf die Bahn der wahren Kunst führten. Nachdem Lily in einer Reihe von Hofkomödien den witzelnden und spielenden Ge-

sellschaftston in Anwendung gebracht, der überspannte, im Leben und in der Poesie auf
Marlow † 1593. Irrwegen wandelnde Marlow, der Verfasser des an kraftvollen und großartigen Zügen reichen Faust, die Tragödie zur Uebertreibung geführt, schlug der talentvolle, aber durch
Green † 1592. ein regelloses Leben in sich zerrissene Robert Green in dem launigen Schauspiel Pater
Heywood † 1633. Baco eine edlere und natürlichere Richtung und Thomas Heywood, ein heiteres, fruchtbares Talent, behandelte bereits die ergiebigsten Stoffe mit großem theatralischen Effect („die durch Güte getödtete Frau").

Shakespeare 1564—1616. §. 678. Shakespeare. Nach solchen Vorgängern wendete einer der größten Geister aller Zeiten, William Shakespeare, sein Talent der Bühne (im Globus) und der dramatischen Poesie zu. Er steht auf der Grenzscheide zweier Weltalter und überschaut mit eben so sichern Blicken „die Herrlichkeit, Größe und Kraft der untergehenden Feudalwelt und des verschwindenden Ritterwesens", wie er mit prophetischem Geiste die aus der Reformation sich entwickelnde neue Welt der „selbstbewußten Sittlichkeit, des Verstandes und der Weltklugheit" erfaßt. Shakespeare ist gleich groß im Lustspiel wie im Trauerspiel, und im Sonette enthüllt er seine eigne, tiefe Gefühlswelt und gestattet uns einen Blick in sein von manchen Jugendsünden entstelltes Leben. Wie in der Wirklichkeit, die ihm als eine heitere Welt des Scheins, aber mit einer ernsten Grundlage erscheint, ist in seinen Stücken, deren man 35 entschieden echte besitzt, Tragisches und Komisches gemischt, so daß die meisten heitern Schauspiele eine große Idee mit einem tragischen Anklange in sich tragen, aber zu einem fröhlichen Ende geführt werden.

So in dem „Wintermärchen" und in „Was ihr wollt" frische Liebe, im „Kaufmann von Venedig" (wo der tragische Ernst der Verwickelung und die schwermüthige Stimmung des Hauptthelden in den heiteren Nebenscenen und in der überraschenden Lösung ein Gegengewicht hat) edle Freundschaft, in „Cymbeline" Treue u. s. w.; andere, wie „die bezähmte Widerspänstige", und „Maaß für Maaß" enthalten eine bestimmte Lehre oder Moral. Zu den gelungensten Lustspielen gehören: der „**Sommernachtstraum**", in welchem die blühendste Einbildungskraft, die in den Elfenscenen waltet, mit Schalkheit und Humor, der in dem närrischen Treiben der Spießbürger sich kund giebt, aufs anmuthigste gepaart ist, „der Liebe Müh' umsonst" mit der gutmüthigen Ironie, und der „**Sturm**" mit seiner malerischen und überraschenden Mannichfaltigkeit.

Die Tragödien behandeln entweder geschichtliche Ereignisse oder umfassen die menschliche Natur und ihre Geschicke von allgemeinen Gesichtspunkten. Hierin entfaltet Shakespeare in der Zeichnung der Charaktere eine Alles überwältigende Meisterschaft; die Handlungen entwickeln sich naturgemäß aus den Eigenschaften, Gesinnungen und Leidenschaften der Handelnden; was in der innersten Tiefe des menschlichen Herzens seinen Sitz hat, tritt mit überraschender Wahrheit ans Licht.

Im „Coriolan", dem stolzen Patricier, wird der Kampf der Stände im republicanischen Rom veranschaulicht; in „Cäsar", „Antonius und Cleopatra" erhält man ein treues Bild von den mächtigen Parteikämpfen, aus denen sich die monarchische Kaiserzeit entwickelt, und im „Titus Andronicus„ wird diese entartete gräuelvolle Zeit selbst geschildert. Aus der englischen Geschichte behandelte Shakespeare vorzugsweise die blutige, ereignißvolle Zeit der Bürgerkriege, die mit Richards II. tragischem Ende beginnt. Die Frevel seines klugen Nachfolgers und Mörders **Heinrich** IV., die durch das kurze Leben des heldenmüthigen, hochherzigen Heinrich V. nicht ganz gesühnt werden, rächen sich an dem gutmüthigen, schwachen Heinrich VI., in dem (durch drei Stücke) die gewaltigen Kämpfe der weißen und rothen Rose vorgeführt werden. Das siegende Geschlecht aber nährt in seinem Schooß den unmenschlichen **Richard** III., der an seinen eigenen Verwandten das Unrecht straft, das diese an den andern begangen. Die Feudalzeit der Gewaltthat geht unter und in Heinrich VIII., dem Vater der Elisabeth, sieht Shakespeare bereits die Morgenröthe einer neuen Zeit, wo Verdienst und Tugend herrschen. — Heinrichs V. Seelenadel bei äußerem Leichtsinn wird gehoben durch den Contrast seiner Genossen, unter denen der dicke Falstaff (der auch in den „lustigen Weibern von Windsor" als gefoppter Verliebter auftritt) als unerreichbares Muster der Komik dasteht. Unter den tragischen Stücken, denen allgemein menschliche Geschicke zur Grund-

lage dienen, steht obenan **Hamlet**, Prinz von Dänemark, ein grübelnder, unentschlossener Charakter, der den Tod seines Vaters an dem Könige, seinem Mörder, rächt, aber selbst dabei zu Grunde geht. Den Gegensatz zu ihm bildet der rasche **Macbeth** von Schottland, der ehrsüchtige, von seinem leidenschaftlichen Weibe angetriebene Königsmörder; im König **Lear** ist der unendliche Jammer, den die leidenschaftliche Bosheit entarteter Kinder über das graue Haupt eines in thörichter Verblendung handelnden Vaters zu häufen vermag, mit erschütternden Zügen dargestellt; in **Romeo und Julie**, die beide durch einen verhängnißvollen Irrthum ihren Tod finden, werden das süße Glück der Liebe und die schrecklichen Folgen eines leidenschaftlichen Familienhasses reizend und furchtbar geschildert; **Othello den Mohren** treibt die durch falsche Einflüsterungen genährte Eifersucht zur Ermordung seiner tugendhaften Gattin. **Timon der Menschenhasser**, der sich aus einer trugvollen Welt in die Einsamkeit flüchtet, gehört den spätesten Jahren des Dichters an.

In Behandlung der Sprache ist Shakespeare der größte Meister; dem Starken und Erhabenen, wie dem Gefälligen und Zarten, weiß er angemessene Worte zu leihen; Stand, Bildung, Charakter und Gemüthsstimmung der Sprechenden geben sich schon in der verschiedenen Ausdrucksweise kund. Reimlose fünffüßige Jamben sind sein gewöhnliches Versmaß, in dem jedoch viele Abwechselung herrscht. Dabei ist er der „Dichter der Würde", der die Poesie stets in den innigsten Verband mit der Sittlichkeit setzte und niemals „den leeren Strunk des Lasters überblümte und der Häßlichkeit des Bösen den Grazienschleier überwarf." — Unter Shakespeare's Zeitgenossen sind noch als Dramatiker zu erwähnen: **Beaumont** und **Fletcher**, zwei Dichter, die gemeinschaftlich nach Shakespeare's Vorbild für die Bühne arbeiteten, aber in dem Streben, diesen zu überbieten und dem verwöhnten Publikum zu gefallen, auf Uebertreibungen geriethen und nach Theatereffekt haschten. Bei Fletcher scheint die Phantasie und Erfindungskraft, bei Beaumont die Gabe der Anordnung und Darstellung vorgeherrscht zu haben; ferner **Ben Jonson**, ein geistvoller, klassisch gebildeter Schriftsteller, der sich nach einem schicksalvollen Leben der dramatischen Poesie zuwandte und, gleich Fletcher, mehr im Lustspiel („Jedermann in seinem Humor") als im Trauerspiel glänzte. Er ist mehr durch Witz und glückliche Behandlung scherzhafter Situationen als durch Gefühl und Phantasie ausgezeichnet; den Mangel eigener Erfindung suchte er durch das Studium antiker Dichter zu ersetzen. — Die darauf folgende Revolution und die Herrschaft der Puritaner, die das Theater schließen ließen, hemmte die weitere Entwickelung der dramatischen Poesie.

Beaumont 1585—1616. Fletcher 1576—1625

Ben Jonson † 1637.

§. 679. **Milton.** Die Begeisterung für Religion und deren kirchliche Befestigung trat jetzt in den Vordergrund und beherrschte die Poesie wie das Leben. John **Milton**, ein Republikaner von puritanischer Strenge, eine Zeit lang Secretär des Staatsraths unter Cromwell, später erblindet, schilderte in dem religiösen Epos „das **verlorene Paradies**" den Sündenfall der ersten Menschen, durch den alles Unheil in die Welt gekommen. Eine so ernste Zeit wie die seinige, wo die Nation zu Gericht saß über den König und wo nach himmlischem Rathschluß die Sünden der Väter heimgesucht wurden am spätgebornen Enkel, war für die göttliche Strenge des verlornen Paradieses eben so geeignet, wie die Zeit der Humanität und des Kosmopolitismus im achtzehnten Jahrhundert für die göttliche Barmherzigkeit und Versöhnung, die **Klopstocks Messiade** verkündet. Der zweite spätere Theil, „das **wiedergewonnene Paradies**", das die Versuchung Christi in der Wüste behandelt, steht dem ersteren an Werth nach.

Milton 1608—1674.

Meisterhaft hat Milton die blühende Natur des Paradieses, den kindlichen Frohsinn Adams und Eva's, das Glück der ehelichen Liebe, und besonders Satan als König der Hölle geschildert. Im Gegensatz zum Mittelalter, wo der Teufel Gegenstand des Spottes war, tritt er hier zuerst, wie nachher bei Klopstock und Göthe, als willenskräftiger, verschlagener, boshafter Verführer auf, der, zürnend über den Verlust ehemaliger Herrlichkeit, dem Ueberwinder sein Werk zu verkümmern und zu zerstören sucht.

Wie sich in dem republikanischen Milton der fromme Ernst der Zeit abspiegelt, so in dem unter Karl II. lebenden **Butler** der Spott der Royalisten über die mannich- Butler 1612—78.

fachen Uebertreibungen des puritanischen und presbyterianischen Eifers. Das komische Epos „Hudibras“, eine Nachbildung des Don Quixote ist eine satirische Verhöhnung des religiösen und politischen Fanatismus. — Mit den Stuarts kam Charakterlosigkeit, Frivolität und französische Leichtfertigkeit an den Hof zurück. Diesen Zustand lernt man an dem schmeichelnden, glatten Hofdichter Dryden kennen, der zuerst Cromwell durch ein Lobgedicht zu gewinnen suchte, dann Karl II. verherrlichte und zuletzt mit Jacob II. zur katholischen Kirche übertrat und die protestantischen Secten verspottete. Zierlichkeit des Stils, witzige Wendungen und glatte, gefeilte Form können in seinen zahlreichen dramatischen und lyrischen Gedichten den Mangel an Phantasie, Schwung und Tiefe nicht ersetzen.

Dryden 1631—1701.

§. 680. Das achtzehnte Jahrhundert war mehr der Philosophie als der Poesie zugewendet; selbst der witzige und gewandte Dichter Pope, der den Homer durch eine freie gereimte Uebersetzung dem englischen Volke zugänglich machte, und Satiren, Lehrgedichte, komische Heldengedichte (der Lockenraub) und andere Gattungen mit Glück behandelte, war mehr Philosoph als Dichter, wie sein Versuch über den Menschen beweist; nur Thomson's Jahreszeiten enthalten die wahrhaft poetischen Naturschilderungen eines gemüthlichen, empfänglichen Dichters. Young's Nachtgedanken oder Klagen über Leben und Tod sind philosophische Betrachtungen in dem schwermüthigen Ton der alten Volksdichtung. — Dagegen wurde die leichte Prosa durch anziehende Unterhaltungsbücher zu hoher Vollkommenheit gebracht. Swift deckte in seinen satirischen Erzählungen (Gullivers Reisen in Liliput; das Märchen von der Tonne) alle Widersprüche und Verkehrtheiten seiner Zeit in jedem Gebiet des Lebens mit vortrefflichem Humor auf; Addison stellte in der musterhaft stilisirten Zeitschrift „Spectator“, die noch heute als klassisch gilt, ein Gemälde der Sitten seiner Zeit auf, worin er bald mit Ernst, häufiger mit Spott und Ironie die Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten des Tages, mehr geistreich als tief, in treffenden Zügen und Charakterbildern vorführte, und die großen Romanschreiber weckten durch die ergreifende Darstellung idealer Charaktere und erdichteter Schicksale Gefühl und Empfindsamkeit. Unter diesen in Deutschland viel bewunderten und nachgeahmten Verfassern sentimentaler Romane sind besonders hervorzuheben: Richardson durch seine „Clarissa“, seinen „Grandison“ und andere, worin weibliche und männliche Ideale, die alle Tugenden und Vollkommenheiten ihres Geschlechts besitzen, geschildert sind; Fielding, in dessen Familienstücken (Tom Jones und andere) gute und böse Menschen in ihrer Natürlichkeit, nicht zu Engeln und Teufeln umgebildet, auftreten, und besonders Sterne, der in seiner „empfindsamen Reise“ und in „Tristram Shandy“ mit dem gutmüthigsten Humor die Eigenschaften der Menschen in ihren Gewohnheiten u. s. w. darstellt und solche als nothwendig zu ihrer Individualität in Schutz nimmt. Oliver Goldsmith's vielgelesener „Vicar von Wakefield“ ist ein rührender Familienroman, in dem liebevolle, zarte Verhältnisse mit Naturwahrheit dargestellt sind, und der um so mehr anziehen mußte, als das eigene sorgenvolle Leben des Verfassers, worin die angeborne Dichternatur mit der praktischen Wirklichkeit hart zusammenstieß, ohne daß doch die Leiden und Bitterkeiten der Armuth und Niedrigkeit den gutmüthigen Humor zu erdrücken vermochten, den tiefen Hintergrund bildet; Smollet's „Humphrey Klinker“ schildert das Leben im heitern Ton der Komik. Seitdem blieb der Roman der Hauptzweig der englischen Literatur bis in unsere Zeit.

Pope 1688—1744.
Thomson 1700—48.
Young 1684—1765.
Swift 1667—1745.
Addison 1672—1719.
Richardson † 1761.
Fielding † 1754.
Sterne 1713—68.
Goldsmith † 1774.
Smollet † 1771.

9. Deutschland.

§. 681. Die Volksliteratur im sechszehnten Jahrhundert. Wir haben früher gesehen, daß die deutsche Poesie im Anfang Gemeingut des ganzen Volkes gewesen, daß sie dann unter den Händen der Geistlichkeit eine christlich-religiöse Färbung angenommen, bis sie durch die adeligen und ritterlichen Minnesänger zu einer Kunstpoesie, zu einer Beschäftigung der vornehmen Stände und der gebildeten Weltleute wurde, welche sie zur Trägerin der romantischen Zeitideen machten und sich

ihrer zum Schmuck und zur Verschönerung des höfischen und ritterlichen Lebens bedienten. Einen ähnlichen Gang sehen wir auch die deutsche Dichtung in ihrer zweiten mit der Reformationszeit und ihren Vorboten beginnenden Periode durchschreiten. Als sich die ritterliche Minnepoesie überlebt hatte, entstand, wie erwähnt, in den Städten der bürgerliche Meistergesang unter der Pflege der Handwerker und daneben das Volkslied, das überall heimisch, besonders der theure Schatz der fahrenden Leute ward, der Studenten und Wandergesellen, der Soldaten und Jäger, der fröhlichen Zecher, der heitern Spieler und der kummervoll Trauernden. Waren die Meisterlieder der ehrbaren Sängerzunft in den deutschen Reichsstädten, gleich den Minneliedern, an deren Stelle sie traten, eintönig und ohne Schwung und wahre Poesie nach gewissen Regeln und Weisen (Tabulaturen) eingerichtet, so herrschte dagegen in den deutschen Volksliedern eine frische Natur, Wahrheit und Tiefe der Empfindung und ein echtes Gefühl, sei es der Wehmuth, wie bei den Abschiedsliedern, oder des Liebesgrames, sei es der Freude und der Lebenslust. Auch der Volksliteratur ist schon oben gedacht worden, sowohl der alten Sagen und Erzählungen, die sich bei dem Verfall der Ritterdichtung und Romantik in einzelnen prosaischen Volksbüchern erhalten haben, wie die Erzählungen von den vier Haimonskindern, dem gehörnten Siegfried, Herzog Ernst von Schwaben u. a. m., als der komischen und satirischen Volksliteratur voll Witz und Humor, wie Till Eulenspiegel u. a., worin ein Landstreicher, Gauner, einer jener fahrenden Leute, von denen es damals in Deutschland wimmelte, den Helden abgab und den Mutterwitz und die Naturtriebe der unteren Volksklassen gegen die steife Convenienz und Höflichkeitsformen der Vornehmen zur Geltung brachte. Auch die Erzählungen von dem Erzschwarzkünstler Doctor Johann Faust sind in einem solchen Volksbuch enthalten. Die Sage hat ihn dann zum Repräsentanten der geistigen Ueberhebung und des vermessenen und frevelhaften Forschungstriebes ausgebildet, wie den Don Juan zum Träger der unbezähmten sündhaften Sinnen- und Liebeslust, bis beide dem bösen Feinde anheimfallen. Der fruchtbarste Schriftsteller in dieser Gattung spaßhafter und zugleich belehrender Volksliteratur war der Nürnberger Schuhmacher und Meistersänger Hans Sachs, der unter Scherzen und Späßen, unter Laune und Muthwillen das Treiben und Thun der unteren Volksklassen, der Handwerker und Bauern, der Soldaten und Landstreicher, der Zigeuner und Gauner mit einer Natürlichkeit und Lebendigkeit schildert, wie sie in der niederländischen Genre-Malerei herrscht und doch so, daß überall eine gute Lehre oder Sittenpredigt zu Grunde liegt, überall ein ehrsamer Sinn, eine redliche Natur hervorleuchtet. Erzählungen, Fabeln, Schwänke, Gedichte, dramatische Volksstücke, Fastnachtsspiele u. A. m. dienten ihm als Formen für seine unterhaltende und belehrende Schriftstellerei.

Hans Sachs 1494—1576.

Hans Sachs ist einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Schriftsteller dieser reichen, regsamen Zeit, der Alles dichterisch darzustellen wußte, was bis dahin im deutschen Volke lebendig gewirkt hatte. Geboren zu Nürnberg, einer Stadt, die damals der Mittelpunkt des geistigen Verkehrs war, wo Künstler (Albrecht Dürer u. A. §. 558) und Dichter (Celtes, Rosenblüt, Folz) lebten, wo gebildete Patrizier, wie Pirkheimer, gelehrte und talentvolle Männer unterstützten und an sich zogen, wo Handel und Gewerbfleiß Wohlstand schufen und eine gute städtische Verfassung bürgerliche Freiheit und Selbständigkeit begründete, kann Hans Sachs als Repräsentant des ruhigen, patriotischen und ehrsamen Bürgerstandes angesehen werden. Er war ein Volksdichter, mied aber die plebejische Gemeinheit und den rohen Ton der herrschenden Literatur; er war ein Freund der Kirchenreformation und begrüßte schon um 1523 in der „Wittenberger Nachtigall" Luthers Auftreten als den Anbruch eines neuen Tages, der Religion und Kirche von vielen Mißbräuchen reinigen werde, aber er stimmte nicht in den leidenschaftlichen Ton der himmelstürmenden Neuerer ein und sprach in der Klagrede über Luthers Tod seine Mißbilligung aus über die Streitigkeiten der Theologen und über die „Maulchristen"; er tadelte die Gebrechen des deutschen Reiches, geißelte das Gebahren der Römlinge und Juristen, durch welche Eintracht und Gemeinsinn untergraben werde, und strafte die Selbstsucht der obern Stände als die Hauptquelle des Verfalls des Reiches; aber er schrieb keine geharnischten Reden und Aufrufe voll Feuer und Heftigkeit wie Hutten und verlor nie seine Stellung als bürgerlicher Dichter und

Handwerker aus dem Auge. Sein Streben ist vorzüglich auf die Belehrung und Besserung seiner Standesgenossen gerichtet. Er stellt eheliche Treue, Nächstenliebe und häusliche Tugend als Grundlage jedes bürgerlichen Glücks dar; er eifert gegen Eigennutz, Neid und Egoismus als die Quelle alles Unheils und preist Einfachheit, Ruhe und Zufriedenheit als Gegensatz gegen die herrschende Hoffarth und Erwerbsucht. Als Quelle der Belehrung dienten ihm die Uebersetzungen der alten Schriftsteller und die Bibel, deren Verständniß er dem Bürgerstande erschloß. In populären Erzählungen legte er dem Volke die kräftigen Züge von Freundschaft, Vaterlandsliebe, Bürgertugend und Seelenadel der Griechen und Römer ans Herz, und an die Geschichten und Gleichnisse der Bibel knüpfte er passende Lehren fürs Leben. — In seiner späteren Periode bildete Hans Sachs mehr die spaßhafte Gattung, Schwänke und Fastnachtsspiele, aus und traf so sehr den richtigen Ton, daß er der ganzen folgenden Zeit Muster und Vorbild wurde. Seine zahlreichen Schriften, von denen viele noch nicht gedruckt sind, setzen durch die Mannichfaltigkeit der Form in Erstaunen. Die von ihm selbst in drei Foliobänden veranstaltete Ausgabe von 1558—1561 enthält Erzählungen aus der Geschichte und Mythologie (über 480); biblische Erzählungen, Legenden und geistliche Betrachtungen (210); Fabeln und Schwänke (286); Psalmen, Meistergesänge, Gespräche, Anekdoten, Allegorien, vermischte Gedichte und endlich noch eine große Anzahl dramatischer Stücke, Tragödien (56), Komödien (68) und Fastnachtsspiele (62).

§. 682. Drama und Oper. Zu gleicher Zeit gab Hans Sachs der deutschen Volkskomödie einen großen Aufschwung, indem er sich nicht mehr blos an religiöse Gegenstände hielt, sondern auch die alte Geschichte und Mythologie, die mittelalterlichen Sagen und Erzählungen, kurz den ganzen Stoff des Lebens und der Geschichte in den Kreis seiner dramatischen Dichtungen zog; und so unvollendet auch nach Form und Anlage die meisten Stücke sind, wo die Erzählung oft nur in einen Dialog umgewandelt erscheint, so ist er doch als der Schöpfer des kunstmäßigen Drama's in Deutschland anzusehen, indem sein Verfahren für die folgenden

Ayrer † 1605. dramatischen Dichter, unter denen der Nürnberger Notar Jacob Ayrer der bedeutendste ist, maßgebend blieb. Die Stücke von Ayrer, wie alle gleichzeitigen dramatischen Producte, sind zwar mit Zügen von roher Grausamkeit und blutiger Barbarei angefüllt, entbehren aber keineswegs tragischer Kraft und dramatischer Anlage. Eine englische Schauspielertruppe, die im J. 1600 Deutschland durchzog und mit großem Beifall ihre blutigen Tragödien aufführte, übte darauf einen unverkennbaren Einfluß. — Wäre man auf Hans Sachsens und Ayrer's Spur fortgeschritten, so hätte sich im siebenzehnten Jahrhundert, wo der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig bereits eine Hofbühne hatte und selbst Schauspiele dichtete, in Deutschland eben so leicht ein Nationaltheater bilden können, wie in England durch Shakespeare und in Spanien durch Lope de Vega; aber theils der niedrige Culturstand des Volks, theils der Mangel einer gebildeten Hauptstadt und eines bedeutenden Dichters hemmte das Begonnene und hielt den rohen Volkston fest, dessen Organ besonders der Hanswurst oder die „lustige Person", eine Art Eulenspiegel, war.

Die Oper. Während des dreißigjährigen Krieges, wo alle Volksbelustigungen aufhörten, wurde das Volksschauspiel vergessen. Opitz, der Vater der neuen Kunstpoesie, führte auch das Drama wieder ein, indem er außer der Antigone des Sophokles auch einige Tragödien des Seneca und einige italienische Sing- und Schäferspiele übersetzte, aber nicht für die Bühne, sondern zur Lectüre. Und wie denn Opitz in Allem maßgebend war und Nachahmer fand, so auch hier. Gryphius, Lohenstein und Weise schritten auf seiner Bahn fort; die Pegnitzdichter bildeten die mit Musik begleiteten dramatischen Sing- und Schäferspiele aus, die nach dem westfälischen Frieden, als an den Höfen und beim Volke die Lust an Schaugepränge einriß, in die Oper übergingen. Diese letztere Gattung, die aus Italien eingeführt wurde und zuerst in Sachsen, dann in den Reichsstädten (Nürnberg, Augsburg, Hamburg) in Aufnahme kam, wurde bei der immer mehr zunehmenden Schauwuth bald so mächtig, daß sie das Drama ganz verdrängte. Alle Künste, Musik, Malerei, Architektur und Dichtung, wirkten hier zusammen, und um die Sinnenreize eines verwöhnten Geschlechts noch zu mehren, wurden Maschinenkunst, Tanz, Feuerwerk u. dergl. hinzugefügt. Dies war der Anfang des Theaterprunkes, der in unsern Tagen so zugenommen hat, daß „die Bühne die Handlung in sich hineinschluckt und sie gewissermaßen blos zur Staffage der Decoration herabsetzt." Das ganz sinnliche Gaukelwerk

ohne Natur und Gehalt erfuhr im achtzehnten Jahrhundert von drei Seiten her einen Widerstand, der seinen wuchernden Uebergriffen einen Damm setzte, von den Geistlichen, von dem großen Musiker Händel und von Gottsched.

§. 683. Satirische Lehrpoesie. Joh. Fischart. An der satirischen Lehrpoesie, welche die Weisheit im Gewande der Thorheit auftreten läßt und mit Lachen die Wahrheit sagt, fand das damalige Geschlecht besonderes Wohlgefallen. An der Derbheit und Ungeschliffenheit in Form und Sprache nahm man keinen Anstoß. So kam es, daß die bedeutendsten Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts sich dieser Form zu ihren satirisch-didaktischen Werken bedienten, sowohl der Straßburger Rathsherr Sebastian Brandt und der wandernde Franciskanermönch Thomas Murner, von denen schon oben die Rede war (§. 485), als Johann Fischart von Mainz in einer Reihe witziger, mit sonderbaren Wortbildungen angefüllter Streitschriften gegen Mönche und Jesuiten und in seiner Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel von Rabelais. Selbst der gelehrte Erasmus von Rotterdam (§. 553) schrieb ein satirisches Buch zum „Lob der Narrheit" und der Freiheitsmann Ulrich von Hutten (§. 554) verfaßte seine satirischen Gespräche in volksthümlicher Sprache. Damals wurde auch die alte Thiersage von Reineke Fuchs, die ursprünglich in den Niederlanden zu Hause, aber schon im zwölften Jahrhundert Gemeingut der gesammten europäischen Menschheit geworden war, im niederdeutschen Volksidiom bearbeitet, das Abbild eines Hofes, wo Gewalt über Recht, Lug und Trug über Tugend geht, der gebotene Landfriede, wie im deutschen Reich, nur von dem Schwachen geachtet, von dem Starken dagegen zum eigenen Vortheil mißbraucht wird, wo Selbstsucht und sinnliche Triebe in ungebundener Rücksichtslosigkeit walten und Reinecke, der größte Schelm und Verbrecher unter allen, nur darum der gerichtlichen Strafe entgeht und über alle seine Ankläger und Feinde triumphirt, weil er sie an List und Verschlagenheit, an Klugheit und Beredsamkeit eben so sehr übertrifft, wie an Frechheit und Verstellung, an Gleisnerei und Frevelsinn.

Johann Fischart aus Mainz, welcher lange in Straßburg lebte und als Amtmann in Forbach starb, ist der fruchtbarste und witzigste Schriftsteller in der satirischen Volksmanier. Die Zahl seiner verschiedenartigen Werke beläuft sich auf mehr als fünfzig. Er war bewandert in der alten und neuen Literatur aller civilisirten Völker und besaß eine merkwürdige Sprachphantasie, durch die er sich zu den verwegensten Wort-, Satz- und Tonbildungen, zu den ausschweifendsten Gedankenverbindungen, zu den komischsten Verdeutschungen fremder Wörter, zu einem wahren Sprachgewirre verleiten ließ. Im Uebermuthe seiner Einbildungskraft und im Vertrauen auf seinen Witz und seine Gewandtheit überschritt er auf die keckste Weise die soliden Grenzen der Sprach- und Wortbildung, die Luther gesteckt. Ebenso ließ er sich auch von dem Reichthum seines Wissens und der Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse zu dunkeln und unverständlichen Anspielungen verleiten. Das ganze Volksleben seiner Zeit mit allen hervorragenden Namen und Erscheinungen ist in seinen Satiren abgespiegelt. Seine Hauptwerke sind folgende: 1) Das glückhafte Schiff, „ein Lobspruch von der glücklichen und wolfertigen Schifffahrt einer bürgerlichen Gesellschaft aus Zürich auf das ausgeschriebene Schießen gen Straßburg", ein erzählendes Gedicht, das die Mitte hält zwischen dem niedern Volkston und der ernsten Sprache der Heldendichtung. Es ist ein Ehrengedicht auf ein Schützenfest, das im Jahr 1576 die Straßburger anstellten und wobei die Züricher sich vermaßen, die viertägige Wasserfahrt nach Straßburg in Einem Tage zu machen und einen in Zürich gekochten Hirsenbrei noch warm zu überbringen, zum Beweis, daß sie ihren Freunden in der Noth beistehen könnten. Solche Ehrengedichte von bestellten Pritschmeistern oder Spruchsprechern waren damals bei jeder Volksbelustigung üblich, aber Fischart's schöne Beschreibung, die hie und da einen echt poetischen Schwung hat und seine Bekanntschaft mit den Alten verräth, übertrifft alle ähnlichen Gedichte.

Johann Fischart geb. c. 1545. † 1589.

2) Der satirische Heldenroman Gargantua, dessen Titel schon Fischart's übertriebene Witz- und Sprachverschwendung bezeichnet*). In dieser dem französischen Satiriker Rabelais (§. 676 b) nachgebildeten „Geschichtklitterung" stellt Fischart derbe Natur und gesunden Verstand der verschrobenen Unnatur der Helden- und Ritterromane entgegen. Sie dient ihm als Rahmen, um deutsche Sitten, Irrthümer und Verkehrtheiten zu schildern und zu verspotten, die

Weisheit im Gewande der Thorheit auftreten zu lassen und den Werth höherer humanistischer Bildung und aufgeklärter Religiosität zu zeigen. Fischart „übergießt darin nach einander mit beizender Lauge die Thorheiten der Genealogien und Stammbäume, die Schwelgerei und die Trunksucht, die Kleiderpracht und unvernünftige Kindererziehung, die suberkluge Gelehrsamkeit, die Händel- und Prozeßsucht und so fortan; alles in den lebendigsten, wahrsten, wärmsten Gestalten, voll des frischesten, unmittelbarsten Lebens". Auch die witzige Satire auf die damalige Mode der Astrologie, des Nativitätsstellens, des Prognosticirens und Kalendermachens, die unter folgendem Titel herauskam: „Aller Praktik Großmutter, das ist, die dickgebrockte pantagruelische betrugbicke Prockdick oder Pruchnastikatz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein, auf alle Jahr und Land gerechnet und gericht, durch den wohlbeschickten Mäusstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt", ist dem Rabelais nachgebildet.

*) Der Titel lautet: Affentheuerliche Naupengeheuerliche Geschichtklitterung. Von Thaten und Rahten der vor kurtzen Langenweilen volln wol beschreiten Helden vnd Herren Grandgusier Gargantua vnd Pantagruel, Königen inn Utopien vnd Nienenreich. Etwan v. M. Rabelais französisch entworfen; nun aber vberschrecklich lustig inn ein teutsches Model vergossen vnd vngefährlich obenhin, wie man den Grindigen laußt vertiret durch Huldrich Elloposcleron (ellops Fisch und scleros hart) Reznem (Menzer).

3) Eine Reihe von satirisch-didaktischen und polemischen Schriften, wovon wir folgende hervorheben: a) Flohhatz, Weiber Tratz*), eine niedrig-komische Satire voll witziger und treffender Wortbildungen (z. B. die Namen der Flöhe Pfetzsilind, Zwickst, Zupfsikek u. a.), neu geschaffener Sprichwörter und gewandter Reim- und Wortspiele. Unter den vielen komischen Zügen liegt die Lehre, daß sich Niemand über seinen Stand erheben solle.

*) „Der Wunder vnrichtige und spottwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern, vermehrt mit dem Lobe der Mücken und des Flohes Strauß mit der Laus" u. s. w. — Ein Floh klagt der Mücke sein Leid wegen der Verfolgung der Weiber; der Rechtshandel kommt vor Jupiter, die Weiber vertheidigen sich und erhalten ein günstiges Urtheil. Dieses von Derbheiten und Natürlichkeiten strotzende Schriftchen wurde von den lachlustigen Zeitgenossen mit der größten Begierde gelesen.

b) Die burlesk-satirischen Schriften gegen die Mönchsorden und Jesuiten („Jesuwider, die Schüler des Ignaz Lugiovoll"), wobei er den Franciscaner Johann Nasus in Ingolstadt, einen gewesenen Schneidergesellen, zum Stichblatt seines Witzes machte. Dahin gehören: „das vierhörnige Jesuitenhütlein", „der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit" (worin Fischart die gereimte Erklärung eines Holzschnittes voll Laune und reicher Composition gibt, wie der heilige Franciscus von den Stiftern der verschiedenen Secten seines Ordens, den Capuzinern, Minoriten, Observanten *c.* gemartert und zerrissen wird); ferner der Bienenkorb, eine Umarbeitung aus dem Holländischen, dessen Inhalt und Sprachwitz man wieder aus dem Titel ersehen kann*):

*) Bienenkorb des h. röm. Imenschwarms, seiner Hummelzellen oder Himmelszellen, Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß. Sampt Läuterung des h. röm. Kirchen Honigwaben; Einweihung und Beräucherung oder Fegfeuerung der Imenstöcke, und Erlesung der Bullenblumen, der Dekretenkreuter, des Heydnischen Klosterhysops, der Suiter (Jesuiter) Säudisteln, der Saurbonischen Säubohnen des Magisnostrischen Liripipefenchels und des Imenplatts der Plattinen, auch des Meßthaues u. H. Saffts von Wunderbäumen cet. cet. alles nach dem rechten Himmelsthau oder Manna justirt und mit Mentzerkletten durchziert. Durch Jesuwalt Pickhart u. s. w.

4) Das Ehezuchtbüchlein, eine satirisch-didaktische Schrift, in welcher sich neben vielen komischen und scherzhaften Zügen auch eine treffliche Abhandlung über Haus- und Familienleben befindet. In dieser schildert der größte deutsche Satiriker „mit Zartheit und Freisinnigkeit das Glück und den Frieden des häuslichen Lebens, die stille Eingezogenheit, die unermüdliche Thätigkeit, die ruhige Milde der wahren Hausfrau." — Wie Fischart in dem Ehezuchtbüchlein das Verhältniß der Ehegatten zu bessern sucht, so in seiner: „Anmahnung zu christlicher Kinderzucht", das Verhalten der Eltern zu den Kindern. Auch in dieser kleinen Schrift sind goldene Worte enthalten. 5) Podagrammisch Trostbüchlein*).

*) Podagrammisch Trostbüchlein. Innhaltend Zwo artlicher Schutz Reden von herrlicher Abkunft, Geschlecht, Hofhaltung, Nutzbarkeit vnd tifgesuchtem Lob des Hochgeehrten, Glidermächtigen vnd zarten Fräuleins Podagra. Nun erstmals zu kitzeligem trost vnd ergezung andächtiger Pfotengrammischer personen, oder Handkrämpfigen vnd Fusverstrickten kämpfern lustig vnd wacker (wie ein Hund auf dem Lotterbett) bossirt und publicirt durch Huldrich Elloposcleron a. 1577.

§. 684. Thierfabel. Gleich dem Reinecke Fuchs wurde auch die äsopische Thierfabel in dem Reformationszeitalter auf die Zustände der Gegenwart in Kirche und Staat angewendet. Der Erste, der sich mit Erfolg damit befaßte, war **Burkard**
Burkard Waldis **Waldis**, ein gelehrter, in der alten und neuen Literatur belesener und durch große Reisen
† nach 1556. praktisch gebildeter Mann voll gesunder Ansichten, Charakterstärke und patriotischer Gesinnung. Er benutzt die Fabel, um die Selbstsucht, die ihm die Quelle alles Uebels

ist, zu bekämpfen und Armuth und Bescheidenheit zu preisen. Heftiger in seinen Angriffen, aber weniger vollendet in Form und Darstellung ist Erasmus Alberus, der in seinen Fabeln eben so gegen Ablaßhandel, Klerus und Papstthum, wie gegen Wiedertäufer, Schwärmer, Sectirer und das Interim eifert. — Mehr aufs Weltliche und auf den Staat gerichtet erscheint die Satire in dem der griechischen Batrachomyomachie (§. 70) nachgebildeten **Froschmäusler** des Georg **Rollenhagen** (aus dem Brandenburgischen). Sein Vorbild ist der Reinecke Fuchs und seine Absicht, mit Lachen die Wahrheit zu sagen. Erasmus Alberus † 1533. Rollenhagen 1542–1609.

Bröselbieb, der Sohn des Mäusekönigs Parteckfresser, kommt an den Hof des Froschkönigs Seyholt Bausback, wird freundlich aufgenommen, erzählt den Fröschen Mancherlei vom Treiben der Mäuse und läßt sich von den Fröschen erzählen. Bei einer Wasserfahrt auf dem Rücken des Froschkönigs kommt Bröselbieb ums Leben, was einen blutigen Krieg zwischen den Mäusen und Fröschen verursacht. Das Gedicht ist in drei Bücher getheilt. In dem ersten erzählt die Maus, wie es in ihrem Staat zugehe, und scheint die Lehre begründen zu wollen, daß Alles seine natürlichen Feinde habe. In dem zweiten werden an die Fabel vom Könige der Frösche Untersuchungen über die Vortheile der Republik, Aristokratie und Monarchie angeknüpft und dabei gelehrt, wie nothwendig es sei, den Storch (Kaiser Karl V.) und den Beißkopf (den Papst) fern zu halten. Das dritte behandelt das Kriegswesen in der epischen Darstellung der Kämpfe zwischen den Fröschen und Mäusen. — Anfangs mehr in der Art eines Thierepos gehalten, mit treuem Anschmiegen an die Natur, nimmt das Gedicht im Verlauf immer mehr den Charakter einer Satire an.

Auch die Sammlungen deutscher Sprichwörter durch Johann Agricola, den Mitverfasser des Interims (§. 607), und durch Seb. Franck aus Donauwörth, einen vielseitigen Schriftsteller und Geschichtschreiber von wiedertäuferischen Ansichten, gehören in die Klasse der Volksliteratur dieser Zeit. Ihren Fußtapfen folgte der Heidelberger Jul. Wilh. Zinkgref durch seine Sammlung deutscher Witzreden, Sentenzen und Anekdoten („Apophthegmata, scharfsinnige Sprüche der Deutschen"), die von Opitz ihrer vaterländischen Tendenz wegen gepriesen wurden. Auch als lyrischer Dichter hat sich Zinkgref durch seine Lieder ausgezeichnet. Agricola † 1566. Seb. Franck † 1545. Zinkgref 1591–1635.

§. 685. Religiöse Richtung der Literatur. Luthers Einfluß. Die Volksliteratur mit ihrer derben Sprache, ihren formlosen Versen (Knittelversen) ohne Silbenmaß, ihrem satirischen Muthwillen fand ihren Abschluß mit der Begründung der Reformation in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Durch diese Begebenheit wurde der Sinn der Menschen mehr auf das Kirchliche und Religiöse gelenkt; der Volkshumor, der sich besonders gegen die vornehmen Stände, gegen Adel und Klerus gewendet hatte, verlor seine Unbefangenheit und Naivetät und überließ dem ernsteren Zeitgeiste das Feld. In der Wissenschaft wie in der Dichtkunst trat das Religiöse in den Vordergrund. Luther selbst bahnte den Uebergang. Eine apostolische Natur von volksthümlicher Kraft und Beredsamkeit hat er sowohl in seinen prosaischen Schriften (Streit- und Flugschriften, Predigten, Tischreden u. dgl.) und in seiner Uebersetzung der Bibel (§. 573), als auch in seinen Kirchenliedern ganz und gar Form und Charakter der Volksliteratur beibehalten, aber zugleich das religiöse Element als das Gebiet der schriftstellerischen Thätigkeit aufgestellt, und da er für die nächste Folge in Allem Muster und Vorbild war, so kam die Dichtkunst wieder größtentheils in die Hände der Geistlichkeit oder doch unter den Einfluß der Kirche und Religion. Die Lyrik wendete sich fast ausschließlich dem Kirchenlied zu, das nunmehr den Meistergesang in sich aufnahm und das leichtfertige Volkslied verdrängte. Ueber ein Jahrhundert dichtete man im protestantischen Deutschland, wo die Bildung hauptsächlich ihren Sitz hatte, geistliche Lieder zum Theil von großer Innigkeit und religiöser Wärme, meistens mit Benutzung der Psalmen des Alten Testaments und älterer Kirchengesänge, mitunter auch aus unmittelbarer religiöser Begeisterung. Zu den berühmtesten Dichtern solcher kirchlichen Lieder gehörten im protestantischen Deutschland Paul Gerhard und

Paul Flemming aus Sachsen und im katholischen Friedrich von Spee und Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius (der „Cherubinische Wandersmann").

Luthers Schriften. Luthers Einfluß auf die deutsche Literatur. Deutsche Prosa. Luther war nicht nur der Gründer einer neuen Kirche, er war auch der Schöpfer der neu-hochdeutschen Prosasprache und des für das kirchliche Leben der Protestanten so wichtigen Kirchenliedes. Seine in apostolischem Geiste verfaßte Bibelübersetzung (§. 573), die in die Hände des Volks überging und eine beispiellose Verbreitung erlangte, wurde eben so die Grundlage der Sprache wie der evangelischen Gesinnung. Tiefes religiöses Gemüth, Kernhaftigkeit des Ausdrucks, Wärme und Kraft der Sprache beurkundeten eine innere Seelenverwandtschaft des Uebersetzers mit den gottbegeisterten Verfassern der alt- und neutestamentlichen Schriften und verliehen dem Bibelwerke auf Jahrhunderte ein gesetzgebendes Ansehen für deutsche Denkweise und für deutsches Gefühl. Nächst der Bibel waren Luthers didaktische Werke, wozu seine Predigten, seine Katechismen, eine Anzahl Trostschriften, Tischreden u. dergl. m. gehören, sowie Briefe und Gutachten, Streit- und Flugschriften für deutsche Sprachbildung von höchster Bedeutung. Diese letztern waren in der Regel der Erguß einer kräftigen, von Religiosität und Vaterlandsliebe durchdrungenen Gesinnung, so sehr auch hie und da der Feuereifer des Reformators sich in leidenschaftlichen Ausfällen kund gab und die Kraft seiner Natur ihn zu zornigen, derben, ja rohen Aeußerungen fortriß. Charakter und Bildung der Zeit waren derb und rauh; wie sollte Luther, in dessen Natur sich alle Vorzüge und Fehler jener kräftigen Zeit vereinigt fanden, fein und gesittet erscheinen? Von der Art sind seine Streitschriften gegen König Heinrich VIII. von England, gegen Heinrich von Braunschweig „wider Hans Worst" (§. 599) und die zornige Flugschrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern (§. 577). Zu den besten in gemäßigter Sprache verfaßten Streitschriften gehört die Aufforderung „An den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung" und „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" (§. 570).

Luthers Streitschriften wurden von dem zankfüchtigen Theologen der Reformationszeit nur zu sehr nachgeahmt und überboten, indeß seine religiöse Tiefe und Innigkeit und seine bibelfeste Sprache unter dem Streit über unerklärbare Glaubenssätze und symbolische Rechtgläubigkeit (§. 692) zu Grunde ging, bis die in gemüthlicher und herzlicher Rede abgefaßten vier Bücher vom wahren Christenthum von Joh. Arndt und die Wirksamkeit Spener's und der Pietisten (§. 791) der deutschen Nation die lutherische Bibelsprache und mit ihr die Gefühlswärme und freie Schriftforschung zurückgaben. — Die durch Luther begründete deutsche Prosa kam bald in Geschichtswerken und in einzelnen wissenschaftlichen Schriften zur Anwendung. Zwar blieb für die ernstere Geschichte auch im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert die lateinische Sprache noch die gewöhnliche, wie wir aus Sleidanus, Thuanus, Grotius (§. 669), Seckendorf's Reformationsgeschichte u. a. ersehen; aber neben dieser gelehrten Geschichte wurden gleichzeitig historische Werke in der Volkssprache bearbeitet, die, wenn sie gleich durch die unkritische Darstellung und mancherlei fabelhafte Zusätze für die Geschichtsforschung von geringer Bedeutung sind, doch als Volksbücher wegen ihrer gemüthlichen und anziehenden Sprache und Erzählung hohen Werth haben.

Arndt 1555–1621.

Tschudi. Aventinus.

Von der Art sind die Schweizer Chronik von Aegidius Tschudi (1505—1572), die bayerische Chronik und die Chronika vom Ursprunge des alten Deutschlands von dem Bayern Turnmeyr von Abensberg (Aventinus; † 1534) und die Chronika, Zeytbuch und Geschichtbibel von Anbegyn bis 1531 von dem vielverfolgten Wiedertäufer Sebastian Franck (1500—1545); auch die etwas rohe Selbstbiographie des bekannten fränkischen Ritters Götz von Berlichingen (§. 576) verdient eine Erwähnung. Derselbe Sebastian Franck gab auch die erwähnte Sammlung deutscher Sprüchwörter nebst Erklärung ihres Sinnes („Schöne weise herrliche Clugreden und Hoffsprüch") heraus, worin ihm der als Mitverfasser des Interims (§. 607) bekannte Johann Agricola von Eisleben († 1566) vorangegangen war. Auch bei wissenschaftlichen Werken bedienten sich einige nicht dem Gelehrtenstande angehörige Männer der deutschen Sprache, wie Albrecht Dürer (§. 558) (Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheidt in Linien, ebenen und ganzen Corporen u. s. w.), Jakob Böhme (§. 670) u. A., doch blieb bis auf Thomasius bei gelehrten und wissenschaftlichen Werken und Vorträgen die lateinische Sprache die allein gültige und gebräuchliche.

Seb. Franck.

Agricola.

§. 686. **Kirchenlied.** Wir haben bereits (§. 573) erwähnt, wie das Anstimmen eines neuen Kirchenliedes häufig das Signal zur Einführung der Reformation geworden. Diese tiefe Bedeutung des religiösen Gesanges auf das Gemüth der Menschen erkannte die poetische und musikalische Natur des deutschen Reformators sehr bald; er machte darum den deutschen Kirchengesang zu einem wesentlichen Bestandtheile des evangelischen Gottesdienstes und regte durch That und Wort zur Abfassung geistlicher Lieder an. Er übersetzte ältere lateinische Kirchengesänge, bearbeitete Psalmen und dichtete geistliche Lieder, wobei er den kühnen Schritt und den gedrungenen Ausdruck des mehr im Süden einheimischen Volklieds beibehielt und einfache, leicht faßliche Melodien theils selbst componirte, theils den Hussiten entlehnte. Sein Beispiel und seine Anregung erweckte Nacheiferung. Dichter und Sänger, hingerissen von dem gewaltigen Geiste der Zeit, widmeten ihre Kräfte dem geistlichen Liede und bahnten dem Evangelium den Weg zum Volke, dessen Gemüth und Phantasie durch die neuen religiösen Gesänge mächtig ergriffen ward. Während man auf Reichstagen und in Religionsgesprächen über die evangelische Kirchenlehre stritt, führte das deutsche Kirchenlied mit seinen ernsten, einfachen Chorälen Tausende dem Evangelium zu. In Kirche und Haus, im stillen Kämmerlein und auf der lauten Gasse erschallten Psalmen und geistliche Lieder. Ein neuer Volksgesang, an kunstloser Form und einfachem Bau dem alten Volkslied verwandt, aber mit religiösem Inhalt, in dem sich Zuversicht und heiteres Gottvertrauen aussprach, brach sich breite Bahn. Das Kirchenlied weckte in den Herzen des Volks religiöse Empfindung; es gab der Stimmung und dem Gefühle Ausdruck, es riß die Menge zur Begeisterung hin. Die ältesten und kräftigsten Lieder waren der Erguß einer augenblicklichen Empfindung, einer herrschenden Stimmung; sie waren Gelegenheitsgedichte, in denen sich häufig die kirchlichen und politischen Zustände der Zeit, die religiösen Meinungen, die geistigen Kämpfe abspiegelten. In der Noth erflehen sie Hülfe vom Himmel; in Kummer und Trübsal gewähren sie Trost durch Erweckung der Hoffnung und Zuversicht in Gott; im Glück athmen sie Gefühle des Dankes. Die ältesten Kirchenlieder ahmten in Ton und Haltung, ja nicht selten auch in der Melodie Volkslieder der Zeit nach, z. B.: „O Welt, ich muß dich lassen"; „Herzlich thut mich verlangen"; „Ach Gott vom Himmel sieh' darein!" u. a. m.

Anfangs war die geistliche Dichtung vorzugsweise in den Händen der protestantischen Geistlichen (Erasmus Alberus, † 1553; Paul Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her!"; Nic. Decius: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!"; Mich. Weiß, † 1540, der die Hussitischen Lieder übersetzte); als aber die religiösen Angelegenheiten so vorherrschend wurden, daß sie alle anderen Interessen und Gefühle zurückdrängten, versuchten sich Leute aus allen Ständen darin. Hatte dies einerseits die Wirkung, daß der Volksgesang durch das Evangelium geheiligt und geläutert ward, so führte es auch anderseits eine massenhafte Vermehrung der geistlichen Lieder herbei, wodurch dann bald eine Scheidung in eine gemüthlich weltliche und eine feierlich kirchliche Richtung eintrat.

Die eine, mehr weltliche Gattung, als deren Vertreter Nic. Hermann († 1561), Cantor in Joachimsthal, und Ringwaldt gelten können, lehnte sich an das Volkslied an und war mehr für das Haus als die Kirche geeignet, indem sie in traulichem, einfachem Tone die Empfindungen des Menschen bei den Wechselfällen des Lebens aussprach, sich allen Ständen anpaßte, auf alle Lagen einging; die zweite, mehr feierliche und darum beim Gottesdienst angewendete Gattung schloß sich an die Psalmen an und wurde vorzugsweise von Gelehrten und Geistlichen gepflegt. Die schlichte und natürliche Uebertragung des ganzen Psalter von Burkard Waldis wurde am Ende des Jahrhunderts durch die mehr kunstgerechte des Königsbergers Lobwasser verdrängt, der zuerst von der lutherischen Bibelsprache abging und den Uebergang zu Opitz bildet.

Auch im siebenzehnten Jahrhundert war das Religiöse noch so vorherrschend, daß das Kirchenlied ein Hauptbestandtheil der Dichtkunst blieb; doch nahm dasselbe in Ton und Behandlungsart verschiedene Gestalten an. **Paul Gerhard** aus Sachsen, eine Zeit lang Prediger in Berlin, folgte Luthers Vorbilde und bewahrte in seinem frommen Gemüthe die Heiterkeit, die Zuversicht und das Gottvertrauen der ältern Lieder. „Als er sein Lutherthum in Berlin gefährdet sah, befahl er Gott seine Wege und wanderte ins Elend." Seine 120 Lieder in einfacher, Paul Gerhard 1607–76.

kräftiger Sprache waren „eine helle Stimme des christlichen Volksgesangs in allen Beziehungen des Menschenherzens zur Gottheit". („Befiehl du deine Wege"; „Sollt ich meinen Gott nicht singen"; „Wach auf mein Herz und singe"; „O Haupt voll Blut und Wunden" u. a.). Dagegen gingen Andere auf Tauler und die Mystiker zurück, führten das alte Bild von Christus als einem Bräutigam und der Seele als Braut in unzähligen Wendungen durch, und verbanden mit einem Reichthum von Bildern und sinnlichen Anschauungen eine Weichheit des Gefühls, die hie und da ins Süßliche und Mattherzige überging. Dazu gehört der katholische Spee 1592—1635. Liederdichter Friedrich von Spee („Trutz Nachtigall") und der von ihm angeregte Johann Angelus Silesius 1624—77. Scheffler, genannt Angelus Silesius, der später zur katholischen Kirche übergetretene Verfasser des „Cherubinischen Wandersmann", einer Sammlung geistlicher Sprüche und Sinngedichte, nicht ohne Tiefe des Gefühls und dichterischen Schwung. Die Verschiedenheit der Gesinnung und Schreibart, die sich in den übrigen Schriften des zelotischen Convertiten Joh. Scheffler von der sanften Mystik des Angelus Silesius kundgibt, hat neuere Forscher zu der Meinung geführt, daß jener heftige Feind des Protestantismus nicht der Verfasser des „Cherubinischen Wandersmann" sei.

§. 687. Dichter nach fremden Vorbildern. Der religiöse Charakter verblieb der deutschen Lyrik auch im siebenzehnten Jahrhundert, wo sich in Schlesien eine neue Dichterschule aufthat, die den gelehrten und vielseitig gebildeten Poeten und Schriftsteller Martin Opitz als Stifter verehrte. Und wahrlich, das deutsche Volk bedurfte in dieser Zeit der schwersten Kriegsnoth des religiösen Trostes, wenn es nicht verzweifeln sollte. So entstand denn in einer Zeit, da die Stimme der Musen von dem Getöse der Waffen übertönt wurde, manches geistliche Lied voll frommer Inbrunst und religiöser Empfindung. Weder Opitz noch seine Nachahmer und Verehrer der ersten und zweiten schlesischen Schule, wie Andreas Gryphius, Kaspar Lohenstein, Christ. Hoffmann von Hoffmannswaldau, Simon Dach u. a. m. waren geniale Dichter; doch hielten sie in der öden und trüben Zeit des dreißigjährigen Krieges Sinn und Interesse für Literatur und Poesie lebendig, und verhinderten eine gänzliche Verwilderung. Auch haben einige von ihnen neue Wege angebahnt, wie denn überhaupt die Aufstellung poetischer Kunstformen und metrischer Regeln das Hauptverdienst der schlesischen Schule war. So versuchte sich Gryphius im Drama, indem er den Tod Karls I. von England zu einer Tragödie benutzte (Ermordete Majestät oder Karl Stuart u. a.); der verständige Friedrich von Logau verfaßte „Sinngedichte" voll Witz und gesunder Lebensansichten, und ein unter dem angenommenen Namen Samuel Greifenson von Hirschfeld bekannter Dichter (eigentlich Christoph von Grimmelshausen) schilderte in dem berühmten Roman „Simplicissimus", im Charakter der spanischen Schelmenromane (§. 675), das an Abenteuern und Wechselfällen so reiche Leben seiner Zeit mit Witz, Laune und heiterer Gemüthlichkeit. Auch die satirische Schrift des Joh. Mich. Moscherosch: „wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald", worin in Form von Visionen oder Träumen die Hauptgebrechen des Tages vorgeführt werden, folgte einem spanischen Vorbilde. Denn in dieser Zeit, als Deutschland der Tummelplatz für alle Völker war, wurde auch die fremde Literatur, zuerst die italienische, dann die spanische und endlich die französische, nachgeahmt. Der verheerende Krieg hatte den Deutschen mit ihrer Bildung und ihrem Lebensglück auch die Gabe des Schaffens und Erfindens geraubt und Nationalstolz und Selbstgefühl gebrochen.

Der dreißigjährige Krieg, der das deutsche Land und Volk fremden Einwirkungen preisgab, begründete auch in der Literatur die Herrschaft des Auslandes. Diese Fremdherrschaft läßt sich sowohl in dem Charakter der Sprache, als in den gelehrten Genossenschaften und in Form und Inhalt der deutschen Dichtungen erkennen. — Die deutsche Sprache verlor den kräftigen, einfachen Charakter, den ihr Luther verliehen, und wurde durch Einmischung vieler den alten oder den romanischen Sprachen entlehnten Fremdwörter entstellt; und wie in Italien und Frankreich Akademien, so wurden in Deutschland gelehrte Gesellschaften zur Ausbildung der Sprache und zur Hebung der Dichtkunst errichtet. So die der italienischen „Kleiengesellschaft" (academia della Crusca) nachgebildete fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden in Weimar und Köthen (gestiftet 1617), dessen

vornehme, theils hochgeborne, theils hochgelehrte Mitglieder Beinamen aus dem Pflanzenreich trugen, was zu Affectationen und lächerlichen Spielereien führte; die von Zesen gebildete deutschgesinnte Genossenschaft (gegründet 1643), die in ihrem Eifer für Sprachreinheit (Purismus) sich zu unsinniger Verdeutschung von Fremdwörtern verleiten ließ; der von den Nürnberger Dichtern Harsdörfer und Klai 1644 gestiftete Pegnitzer Blumenorden, dessen Mitglieder Hirtennamen führten; der von Joh. Rist 1656 gegründete Schwanenorden an der Elbe u. a.

Zu Vorbildern nahmen die deutschen Dichter besonders den schwülstigen, bilderreichen Italiener Marini (§. 673) und die glatten französischen Schriftsteller, von denen sie die schleppende „heroische" Versart, den Alexandriner, sowie die Regeln der Sprach- und Dichtkunst entlehnten. Von dieser Zeit an blieb über ein Jahrhundert die in Darstellung und Form vollendete, aber kalte und steife Literatur der Franzosen Muster und Vorbild der deutschen Dichtung. — Selbst das Studium der altklassischen Literatur war für die deutsche Poesie dieser Periode unheilvoll, indem man nur ihre Kunstregeln befolgte und ihre Formen nachahmte, aber für den hohen Geist derselben kein Verständniß hatte. Kraft, Freiheit und Selbstgefühl gehen diesen Dichtern gänzlich ab; sie kriechen vor allem Vornehmen und spenden den hochgebornen Schützern und Gliedern des fruchtbringenden Ordens endlose Lobpreisungen und Schmeicheleien. In der Poesie dieser Zeit herrscht der Gattung nach die Lyrik, dem Inhalt nach das Religiöse vor; und so künstlich und geziert diese Dichter in ihren meisten Erzeugnissen waren, im Kirchenlied hielten sie sich an die überlieferten Beispiele und blieben daher volksthümlich und herzlich. Der Hauptsitz ist nicht mehr wie früher der Süden, sondern der protestantische Norden; die zwei einzigen süddeutschen Dichter von Bedeutung, der Würtemberger Weckherlin († 1653), ein kräftiger Odendichter (Trauergedicht auf Gustav Adolf), und der erwähnte Heidelberger Zinkgref lebten an protestantischen Höfen.

Opitz und Paul Flemming. Der Schlesier **Martin Opitz** wurde durch drei Dinge „Vater und Wiederhersteller der Dichtkunst", 1) weil er die herabgekommene Poesie wieder zu Ehren brachte. Während der Reformation war das weltliche Volkslied verstummt, Gelehrte hatten sich der Poesie bemächtigt und ihre Gedanken gewöhnlich in lateinische Verse gekleidet; die weltliche Dichtkunst war Bänkelsängern und Gelegenheitspoeten anheimgefallen und ganz in Verachtung gerathen. Es war daher ein großes Verdienst, daß Opitz, der als Mitglied des Palmenordens und als gelehrter, gebildeter Mann in hohem Ansehen stand und mit den bedeutendsten Gelehrten des Auslandes, wie Heinsius, Hugo Grotius (§. 648. 669), de Thou u. A. befreundet war, seine Kräfte der deutschen Poesie zuwandte und dadurch den gesunkenen Dichterstand wieder hob. 2) Weil er eine neue, auf die Gesetze des Alterthums gegründete Kunstform schuf und 3) weil er, auf dem Boden des Humanismus stehend, die altklassische Literatur als Vorbild empfahl und zu dem Zweck die Antigone des Sophokles und andere griechische und lateinische Werke übersetzte. Vertraut mit den Werken des Alterthums und mit den modernen Dichtungen des Auslandes, war Opitz der Schöpfer einer neuen poetischen Kunstform, indem er den Tabulaturen der Meistersänger eine auf den Grund der antiken Dichtungen aufgebaute Poetik entgegensetzte („von der deutschen Poeterei", 1624), den bisher üblichen Knittelvers durch eine geregelte Metrik verdrängte und durch das Gesetz, daß der Accent eine Silbe lang mache, und daß man im deutschen Verse mit Hebung und Senkung eben so regelmäßig abwechseln müsse, wie im antiken mit Länge und Kürze, die neue Prosodie begründete. — Wie hoch auch Opitz bei den Zeitgenossen in Ansehen stand, so war er doch weder durch seinen Charakter, noch durch seine Dichtungen eine bedeutende Erscheinung. Durch Schmeicheln und Kriechen wußte er sich die Gunst der Vornehmen zu erwerben und benutzte dann seinen Einfluß, um mittelmäßige und geringe Talente zu heben und durch sie gelobt und verherrlicht zu werden, auf seinen Reisen drängte er sich zu den Gelehrten des Auslandes und bediente sich ihres Namens zur Erhöhung seines Ruhms. Er ward in den Adelstand erhoben (von Boberfeld) und weithin gepriesen, und doch sind seine poetischen Erzeugnisse von geringem Werth. Ohne Schwung, Phantasie und Tiefe der Empfindung legte er auf die Vollendung der Form, auf die Reinheit und Glätte der Sprache und des Versbaues, auf witzige, überraschende Wendungen das größte Gewicht; seine Poesie ist eine Poesie des Verstandes, die, verglichen mit der

Martin Opitz 1597—1639.

herzlichen Gemüthlichkeit Luthers und mit der phantasie- und gemüthvollen Volksdichtung, kalt und platt erscheint. Opitz wagte sich weder an das Epos, noch an die dramatische Poesie; nur die lyrische Dichtkunst wurde in geistlichen und weltlichen Liedern und die didaktische in beschreibenden Gedichten (Vesuvius), in Trost- und Lehrgedichten („Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs"; „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths"; „Vielgut oder vom wahren Glück") gepflegt und ausgebildet. Opitzens ästhetische Grundsätze, daß die Poesie, indem sie ergötze, zugleich nützen und belehren müsse, und daß die Dichtung eine lebendige Malerei sei, gaben der didaktischen Poesie den Vorzug vor jeder andern Gattung. Diese an sich trockenen Gedichte sind durch die Anwendung des schleppenden Alexandriners fast ungenießbar. In seinen späteren Jahren widmete Opitz seine Muße vorzugsweise der geistlichen Dichtung. Er dichtete Kirchenlieder, übersetzte Psalmen, das Hohe Lied u. A. und verfaßte einen Lobgesang auf die Geburt Christi nach Art der antiken Hymnen; dadurch daß er sich dabei nicht an die lutherische Bibelübersetzung hielt, sondern die geistlichen Stoffe in eine neue kunstgerechte Sprache und Form kleidete, wurde er der Schöpfer einer neuen Richtung, die in Miltons verlorenem Paradiese (§. 679) und in Klopstocks Messiade in höchster Vollendung erscheint. Noch kurz vor seinem Tode gab er das altdeutsche „Annolied" heraus.

Während Opitz durch Klugheit und Weltkunst einen Ruhm erlangte, der weit über seine Verdienste ging, war sein Zeitgenosse Paul Fleming (geb. 1609 in Sachsen, † 1640 in Hamburg), der an Talent, Gesinnung und Charakter jenen weit übertraf, nicht im Stande, eine Schule zu gründen oder zu hoher Auszeichnung zu gelangen. Große Reisen im Gefolge einer Gesandtschaft nach Rußland und Persien, auf denen er den Keim eines frühen Todes einsog, entfremdeten ihn der Heimath. Seine Lieder erinnern durch ihre Gemüthlichkeit und durch ihren treuherzigen Ton an Walther von der Vogelweide; Gelegenheitsgedichte und geistliche Lieder bilden den Hauptinhalt seiner poetischen Werke. Das bekannte Sonett „an sich" und seine eigene, drei Tage vor seinem Tode verfaßte Grabschrift gehören zu seinen besten Dichtungen und geben, wie auch das bekannte Kirchenlied „In allen meinen Thaten", Zeugniß von seiner „hellen, starken Dichterfreudigkeit".

Paul Fleming 1609—40.

§. 688. Die lyrischen Dichter nach Opitz. Opitz gründete in Schlesien und Norddeutschland eine Pflanzschule von lyrischen und didaktischen Dichtern; aber je größer ihre Zahl wurde, desto schwächere Leistungen kamen zum Vorschein. Die Unterstützungen freigebiger Fürsten, das gegenseitige Heben und Herausstreichen, die Dichtergesellschaften, in denen ein pedantischer Kunstrichter („Pfalzgraf") über den Werth oder Unwerth eines Gedichtes entschied, begünstigten die unkrautartige Mehrung mittelmäßiger Producte und talentloser Poeten. Da die Form als Hauptsache galt, so richtete man die ganze Aufmerksamkeit auf eine planmäßige, klare Anlage, auf Reim und Versbau und auf wohltönende Worte; Gemüth und Phantasie verschwanden aus der Dichtung; Plattheit und Gemeinheit hüllten sich in eine fremde prunkvolle Kunstform, bis zuletzt die ganze Poesie in ein Reimgeklingel und in Spielerei ausartete. Zu den bedeutendsten, größtentheils der „fruchtbringenden" Gesellschaft angehörenden Dichtern sind zu rechnen: 1) Simon Dach in Königsberg, um den sich eine Anzahl gleichgesinnter Jünglinge (Rob. Roberthin, Heinr. Albert) zu einem Dichterbund mit Schäfernamen vereinigten. Ein Geist der Schwermuth und des Ernstes herrscht in den Liedern dieser zum Theil kränklichen und früh verstorbenen Jünglinge. Ihre düstern Ansichten vom Leben als einem Jammerthale und ihre Sehnsucht nach dem Tode kleideten sie in Naturgesänge, Kirchenlieder, Gelegenheitsgedichte u. s. w. Dach's „Aennchen von Tharau" ist noch jetzt ein Lieblingslied des Volks. 2) Philipp von Zesen (in Hamburg, Hauptsitz der damaligen Dichtkunst) war ein Gelehrter und Vielschreiber (historische Romane, wie Ibrahims und Isabella's Wundergeschichte, Sophonisbe, Simson u. s. w.), der die Dichter des Auslandes übersetzte und nachahmte, sich aber besonders durch seinen übertriebenen Eifer für Reinigung der deutschen Sprache von allen Fremdwörtern (Purismus) berühmt oder vielmehr berüchtigt und lächerlich machte. Sein Geist lebte fort in der von ihm gegründeten deutschgesinnten Genossenschaft. Neid und Verleumdung von Seiten anderer Dichter verbitterten ihm das Leben. 3) Johann Rist, Pastor in Wedel, war der fruchtbarste und seichteste von Opitzens Nachahmern. Obschon seine zahlreichen Gedichte und Kirchenlieder größtentheils nur wässerige breite Reimereien sind, in die er seine gottseligen Betrachtungen kleidete, so hatte dieser „nordische Apoll" doch einen mächtigen Anhang. wurde Pfalzgraf der fruchtbringenden

Dach 1605—59.

Zesen 1619—89.

Rist 1607—67.

Gesellschaft und Stifter des Elbschwanenordens und galt für einen unfehlbaren Geschmacksrichter. Durch vielfache Verbindungen, durch Loben, Schmeicheln und Gunstbezeugungen erwarb er sich eine Menge Freunde, die ihn verherrlichten. Ein religiöser Eiferer, scheute er sich doch nicht, auf seinen Gegner Zesen Verleumdungen und Verdächtigungen zu häufen. 4) Ph. Harsdörfer, Klay und der auch als Geschichtschreiber bekannte Birken, die Stifter der Gesellschaft der Birken 1626—81. Pegnitzschäfer oder des gekrönten Blumenordens. Dieser Dichterbund dauerte am längsten aus, weil er in Nürnberg, dem Hauptsitz des Meistergesangs, auf volksthümlichem Boden ruhte. Hirtenpoesie und Schäfergedichte, worin ihnen theils Opitz (in seiner Hercynia), theils die italienischen Dichter Vorbild waren, galten ihnen als höchste Gattung der Poesie, die sie daher in verschiedenen Formen, als Schäfer-Romane, Allegorien, Sinngedichte, Parabeln, Fabeln u. s. w. ausbildeten. Eine Dichtungsart, bei der alle Handlung wegfiel und der Stoff wenig Interesse einflößte, mußte auf Abwege gerathen; sie setzte ihren Werth auf Ueberladenheit und Schwulst und in Künsteleien mit Klingreimen und Naturlauten, wozu die deutsche Sprache weniger geeignet ist als die romanischen. Die dramatischen Sing- und Schäferspiele dieser Dichter gaben, wie erwähnt, der Oper ihre Entstehung.

§. 689. Zweite schlesische Schule. **Andreas Gryphius** aus Glogau war der Andr. Gryphius 1616—64. begabteste und vielseitigste unter den schlesischen Dichtern. Harte Schicksalsschläge, die ihm nach einander Vater, Mutter und zwei Geschwister raubten und ihn selbst aufs Krankenlager warfen, erzeugten in seiner Seele eine schwermüthige Stimmung, die sich in dem düstern Ton seiner Gedichte, in seinem Hang zu Schwärmerei und Aberglauben und in seinem mystischen Gefühlsleben kund gab und durch seine großen Reisen in die meisten europäischen Länder nicht getilgt ward. „Die Herrlichkeit auf Erden muß Staub und Asche werden.“ Ernst und Tiefe des Gefühls hielt ihn fern von dem Reimgeklingel der Pegnitz-Dichter wie von der Verstandespoesie der Opitz'schen Schule, und war auch er von Fehlern und Verirrungen nicht frei, so flossen diese doch aus einer poetischen Natur. Er führte Gemüth und Phantasie in die Poesie zurück und beschränkte sich nicht auf die geistliche Dichtung („Kirchhofsgedanken“) und weltliche Lyrik (Oden, Sonette u. a.), sondern bildete auch das Drama aus, sowohl die Tragödie („Ermordete Majestät oder Carl Stuart“, „Leo der Armenier“, der „sterbende Papinian“ u. a.) als die Komödie (Peter Squenz; Horribilicribrifax u. a.), und in seinen kernhaften und gedrungenen Satiren hält er den „titelsüchtigen, lügenhaften, modeverderbten Sitten der Gegenwart“ die Einfalt der alten Zeit treffend entgegen. — Gryphius war von der Natur mit allen Gaben ausgerüstet, das deutsche Drama umzubilden; aber theils der Mangel einer deutschen Bühne, theils die Gleichgültigkeit und mangelhafte Bildung des Volks, theils seine eigene Weltverachtung standen ihm im Wege. Statt die Welt und die Menschen in der Wirklichkeit des Lebens zu beobachten und sich an nationale Stoffe zu halten, schöpfte er aus Büchern und arbeitete nach gelehrten Vorbildern, wobei er unglücklicherweise auf Seneca verfiel (§. 257), dessen hochtrabende, sententiöse Sprache und Uebertreibungen seinem ernsten Sinne zusagten, und anstatt in Handlung, Lebendigkeit und Charakterzeichnung seine Größe zu suchen, führte er Declamation, Wort- und Redereichthum ein, gefiel sich im übertrieben Tragischen, in unnatürlichen Leidenschaften und Tugenden und suchte durch das Gewaltige und Schreckliche Effect zu machen. Auch den dem neuern Drama fremdartigen Chor (Reigen) entlehnte er den antiken Vorbildern. Sein Peter Squenz (eine dem Sommernachtstraum des Shakespeare entnommene Rolle) ist eine gelungene Persiflage der „eingebildeten Bettelpoeten und hochnasigen Schulmeister“ seiner Zeit. Im Horribilicribrifax verspottet er die prahlerischen Kriegsleute, die sich damals überall zeigten, die Eisenfresser und Bramarbas. Beide sind ein Fortschritt aus der alten Fastnachtsposse zur höhern Komik.

In beiden Gattungen fand Gryphius Nachahmer; in der Tragödie folgte ihm der als Verfasser eines historischen Romans (Arminius oder Hermann und Thusnelda) und als schwülstiger Lyriker bekannte Breslauer **Kaspar Lohenstein**; in der Komödie Christ. Weise († 1708 in Lohenstein 1635—83. Zittau). Jener behandelte in seinen Dramen die schrecklichsten Gräuel und Mordscenen aus der römischen und türkischen Kaiserzeit in einer den Italienern entlehnten kunstgerechten Form mit einer Masse ungeeigneter Gelehrsamkeit. Der „Mordspektakel“, der in Ayrer's Volksstücken mit Widerwillen erfüllt, kehrt in Lohensteins Sophonisbe, Agrippina, Kleopatra, Ibrahim Bassa u. a. in aller Rohheit und Gemeinheit wieder und verletzt um so mehr, als er in einer pomphaften, sententiösen, mit Bildern und Gleichnissen überfüllten Sprache auftritt. Den Gegensatz

bildet der Lustspieldichter Weise; denn wie jener sich zu einem unnatürlichen Pathos versteigt, so sinkt dieser oft in den gemeinen Ton der Volksdichtung herab. Allein wie sehr auch zuweilen in Weise's Lustspielen und Possen die Derbheit und rohen Witze verletzen, so muß man es doch billigen, daß er wieder zur Natur zurückkehrte, die steife Kunstform und Regelmäßigkeit verschmähte und seine Studien im Leben, nicht im Buche machte.

Hoffmannswaldau 1617—79. Innig befreundet mit Gryphius, wenn gleich von entgegengesetztem Charakter, war **Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau**, Rathsherr in Breslau. Hoffmann war eben so heiter und lebensfroh wie Gryphius schwermüthig und ernst. Seine Liebeslieder „Heldenbriefe" (Heroiden, oder Briefe von Liebenden in Ovids Manier) sind fließend und elegant, wenn gleich nicht ohne Leichtfertigkeiten und Unzüchtigkeiten; Frohsinn und Lebensgenuß, hie und da mit Lüsternheit verbunden, sprechen sich in seinen Gedichten aus, die zum Theil, da er wenig Ehrgeiz besaß, ohne sein Zuthun von seinen Freunden herausgegeben wurden. Uebrigens leidet Hoffmannswaldau, wie Lohenstein und die meisten Dichter der zweiten schlesischen Schule (Asmann von Abschatz, Christ. Gryphius, Sohn des Andreas) an Schwulst, Uebertreibung und Künstelei, die sich besonders in gesuchten und abgeschmackten Bildern und Beiwörtern kund geben und von ihren italienischen und französischen Vorbildern entlehnt sind.

In den Gedichten von Opitz und seinen Nachahmern traten Verstand und Witz an die Stelle der Phantasie und Empfindung. Dies führte natürlich zur epigrammatischen Dichtung, wo eine Anekdote mit einer witzigen Wendung (Pointe) eben so gebraucht wird, wie in der didaktischen Poesie die Fabel mit der moralischen Nutzanwendung. Der bedeutendste, aber erst von den folgenden Geschlechtern erkannte und gewürdigte Epigrammendichter dieser Zeit ist

Logau 1604—55. **Friedrich von Logau**, in dessen Sinngedichten sich Witz, gesunde Lebensansichten und ein freier Geist aussprechen. Sein Freimuth äußert sich besonders in den mannichfachen Beziehungen und Anspielungen auf die damaligen öffentlichen Zustände und Sitten. — Satiren betrachtete man nur als erweiterte Epigramme. In dieser Gattung zeichneten sich neben Andreas Gryphius aus: Wilhelm Laurenberg aus Rostock durch seine in hohem Alter verfaßten vier Scherzgedichte im Volkston und plattdeutscher Sprache und Joachim Rachel. Laurenberg's Satiren, in denen er „die Veränderlichkeit in allen menschlichen Dingen und das Nichtige des Modewesens der Zeit" (die Kleidertracht, die Sprachmengerei, die neumodische Dichtung u. dergl.) lächerlich macht, sind reich an Mutterwitz, Lebenserfahrung und gesunden Ansichten. —

Rachel 1618—69. Der Satiriker Rachel aus Schleswig steht an Correctheit und Regelmäßigkeit der Form und an feiner und verständiger Beobachtung eben so weit über Laurenberg, als er an Natur und Lebendigkeit hinter ihm zurückbleibt.

§. 690. Simplicissimus. Philander von Sittewald. Der dreißigjährige Krieg hatte bei Manchem einen großen Glückswechsel und eine Umkehrung seiner bisherigen Verhältnisse zur Folge; mancher Arme wurde reich, mancher Bauernsohn stieg durch Kriegsthaten zu Rang und Reichthum auf, indeß mancher Edelmann zum Bettler wurde, und mancher Wohlhabende sein Vermögen verlor. Nach Beendigung des Kriegs durchzogen Massen von Soldaten als Landstreicher, Vagabunden und Räuber das Land, führten ein ausschweifendes Leben und ergaben sich den rohesten Genüssen der Sinnlichkeit. Diese Zustände der Wirklichkeit gaben Veranlassung zu den in Spanien zuerst ausgebildeten Picarischen oder Schelmenromanen, wobei ein Abenteurerleben, Uebergänge aus den niedrigsten Ständen in die höchsten, eine freie Mischung von Vornehm und Gering und ein vertrauter Verkehr zwischen Herr und Knecht den Mittelpunkt bilden. Die Helden sind Glücks- oder Unglückskinder, die aus den untern Ständen empor oder aus den obern herabgekommen, in der Welt umhergeworfen werden, alle Lebensverhältnisse durchmachen, sich durch Schelmereien aus bedrängten Lagen helfen, durch die Noth klug und gewürfelt, aber selten weise werden. Die Denkwürdigkeiten des Hans von Schweinichen, der am Ende des sechszehnten Jahrhunderts als Abenteurer im Reiche umherzog, können als erstes Beispiel dieser Gattung gelten. Berühmter ist der **Simplicissimus** von

Chr. v. Grimmelshausen (Greifenson) geb. c. 1625, † c. 1676. Christoph v. Grimmelshausen, genannt Samuel Greifenson von Hirschfeld (geb. zu Gelnhausen, gest. zwischen 1673 und 1683 als Amtmann zu Renchen im Schwarzwald), in dem das ganze Leben jener Zeit mit Witz, Laune, Lebendigkeit und heiterer Gemüthlichkeit dargestellt ist.

Der Held, der seine Geschichte selbst erzählt, ist der Sohn eines Bauern aus dem Spessart, der durch die Gräuel des Kriegs vom elterlichen Hause getrennt und von einem Einsiedler auferzogen wird. Dann kommt er in das Haus

eines Commandanten, wo er durch seinen Mutterwitz und Eulenspiegeleien allerlei Streiche spielt, die den Commandanten auf den Gedanken bringen, ihn zum Narren auszubilden. Gewarnt narrt er die, die ihn narren sollen, entflieht dann und wird nach allerlei Gaunereien und Schalkheiten, wobei er aber immer eine ehrliche Haut bleibt, ein Kriegsmann; hier zeichnet er sich aus, erlangt Glück und Ehre und wird Freiherr. Nun geht es aber wieder abwärts. Seine Ehe schlägt übel aus; er verliert sein Geld, die Blattern rauben ihm seine Schönheit, er wird von den Soldaten Bernhards von Weimar gefangen und macht nun eine Reihe der buntesten Abenteuer durch, bis er zuletzt sich bekehrt und Einsiedler wird, nachdem, wie er selbst bekennt, sein Leib müde, sein Verstand verwirrt, seine Unschuld dahin und seine edle Zeit verschwendet war. — Man hat in diesem merkwürdigen Roman bald eine Parodie, bald ein Seitenstück zum Parzival des Wolfram von Eschenbach erkennen wollen; und es ist nicht zu leugnen, daß ein bestimmtes Verhältniß obwaltet. „Beide Werke haben in dem innersten Gedanken, der sie gestaltet, ihren Berührungspunkt; beide stellen in dem Leben ihrer Helden dar den Kampf zwischen Geist und Welt, Glaube und Leben, der zuletzt mit dem Frieden der Kämpfenden endet." Der Simplicissimus hält die Mitte zwischen dem Parzival und Göthe's Faust. „Der eine kämpfend verliert den Glauben, der andere die Sittenreinheit und der dritte in dem rastlosen Suchen nach Befriedigung entsagt dem Glauben und überspringt die Schranken der Sitte."

Ziegler. Ant. Ulr. v. Braunschweig.

Dieser Roman rief eine Reihe ähnlicher hervor, die dann von den gelehrten Dichtern benutzt wurden, um ihre Kenntnisse in Geographie, Geschichte, Antiquitäten u. dergl. darin niederzulegen. Besonders liebte man, Beschreibungen ferner Länder und Sitten, Schilderungen fremder Völker anzubringen, in welcher Gattung die *asiatische Banise, oder blutiges doch muthiges Pegu* von *Anselm von Ziegler und Klipphausen* lange berühmt war, bis im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die *Robinsonaden* nach dem Vorbilde des Engländers *Defoe* dieselbe verdrängten. Auch der Roman: „Octavia, römische Geschichte", von dem in hohem Alter zur katholischen Kirche übergetretenen Herzog *Anton Ulrich von Braunschweig* war wegen der vielen eingestreuten Anekdoten und Erzählungen aus der Hofgeschichte jener Zeit lange ein vielgelesenes Buch.

Moscherosch (Philander v. Sittewald) 1601—69.

Neben dem Roman fand auch die *prosaische Satire* Bearbeiter. Zu dieser Gattung gehört das einem spanischen Werke nachgebildete und für die Sittengeschichte des dreißigjährigen Krieges höchst wichtige Buch des *Joh. Mich. Moscherosch* (aus dem Hanauischen) „*Wunderliche und wahrhafte Gesichte* **Philanders von Sittewald**", worin der Verfasser unter der Form von Gesichten (Visionen) oder Träumen die Hauptgebrechen seiner Zeit lebendig darstellt. Diese Gebrechen bestehen nicht in Lastern einer rohen, derben Natur, wie Habsucht, Unzucht u. dergl., sondern in einer falschen Bildung und in Verirrungen des Kopfes. Moscherosch kämpft daher nicht in einer Sprache des Gemüthes gegen Unmoralität, sondern in der Sprache des Verstandes und Witzes gegen Verkehrtheiten und schlechte Sitten. In der Vision Todtenheer macht er die verkehrte Gelehrsamkeit der Rechtsgelehrten und ihr juristisches Rothwelsch, die Quacksalber, Astrologen u. a. lächerlich; in einer andern wird die französische Kleiderpracht, Perrücken, Schminken und dergl. und die deutsche Bastardsprache, woraus auch auf eine unpatriotische Bastardnatur geschlossen werden könne, mitgenommen; auch gegen die Schelmenromane und die darin gelehrte Grundsatzlosigkeit, gegen die sogenannte Ehre oder „Reputation", die über Gewissen gehe und zu den verkehrtesten Handlungen führe, richtet er den Stachel seines Spottes. Am bekanntesten ist das Kapitel vom Soldatenleben, das man oft als Gemälde der barbarischen Rohheit jener Kriegszeiten ausgezogen hat. Auch seine mit lateinischen Versen und französischen, italienischen und spanischen Worten und Redensarten angefüllte Sprache und Darstellungsart ist ein charakteristisches Bild der Zeit.

Schupp 1610—61.

Abraham a Sancta Clara 1642—1709.

Auch Geistliche, protestantische wie katholische, schrieben im siebenzehnten Jahrhundert Satiren. Unter jenen ist am bedeutendsten *Balth. Schupp*, zuletzt Prediger in Hamburg, der in seinen in Gesprächsform geschriebenen *lehrreichen Schriften* als ein Mann von Witz, Menschenkenntniß und Verstand und als Feind jeder Pedanterie erscheint; unter diesen hat sich der Pater *Abraham a Sancta Clara* einen bleibenden, aber keineswegs beneidenswerthen Ruf erworben durch seine Schriften und Predigten, die mit Schnurren, komischen Gleichnissen, Anekdoten, Possen und Schwänken in der alten Volksmanier, eingestreuten lateinischen Brocken und andern drolligen Zuthaten ausgestattet sind. Unter Abraham's zahlreichen Schriften ist *Judas der Erzschelm*, in vier Quartbänden, und *Merks Wien* am bekanntesten. Seine Manier ist von Schiller in der Kapuzinerpredigt in Wallenstein's Lager nachgebildet.

Weise 1642—1708.

§. 691. *Die Gegner der schlesischen Dichtung.* Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erlitt die schlesische Dichterschule von drei Seiten heftige Angriffe. *Christian Weise* ging, wie im Drama, so auch in der Lyrik zur Natur- und Volksdichtung zurück und stellte das „Naturelle" als Grundsatz dem „Galanten" des Hoffmannswaldau entgegen. Allein sein niederer Begriff von der Dichtkunst, die er nur als Dienerin der Redekunst ansah und aus der er alles Heroische und Erhabene verbannte, raubte der Poesie jede Bedeutung und bewirkte, daß Flachheit und prosaische Nüchternheit in die nur als Nebensache betrachtete Dichtkunst ein-

lehrten und Mittelmäßigkeit als wahre Poesie galt. — Ein zweiter Stoß ging von den Hofpoeten aus, welche die französischen Dichter zum Vorbild nahmen, die Poetik des Horaz und Boileau der Opitz'schen entgegenstellten und in Oden, Fest- und Gelegenheitsgedichten, Satiren u. s. w. die glatte Form und gebildete Gesellschaftssprache der Franzosen nachahmten. Ihre Dichtungen fanden um so günstigere Aufnahme, als damals gerade die französische Bildung und Sprache an den Höfen und beim Adel vorherrschend zu werden anfing und der französische Geschmack als maßgebend galt. — Die bedeutendsten unter diesen Dichtern sind Fr. L.
Canitz 1654—99. v. Canitz, ein angesehener, feingebildeter Staatsmann in Berlin; Neukirch, Besser,
Neukirch 1665—1729. Drollinger aus Baden u. A. Auch der talentvolle **Joh. Chr. Günther** strebte nach dem
Günther 1695—1723. Range eines sächsischen Hofdichters, verscherzte aber Gunst und Glück durch ein wüstes Leben und rohe Sitten. Schon als Student gerieth er auf Irrwege, die ihm seines Vaters dauernden Haß zuzogen und ihn ins tiefste Elend stürzten; seine Reue vermochte dessen hartes Herz nicht zu versöhnen; Armuth, Hoffnungslosigkeit und Ausschweifung zerstörten die guten Anlagen und bereiteten ihm ein frühes Grab. An Gemüth und schöpferischer Einbildungskraft übertraf er die meisten seiner Zeitgenossen.

Ein dritter Angriff gegen die schlesischen Dichter ging von Hamburg aus, wo Christian
Wernike † c. 1720. Wernike, der geistreichste Anhänger der Dichtungstheorien des Horaz und Boileau, seine „Ueberschriften" oder Epigramme den Logau'schen Sinngedichten entgegensetzte und die Schlesier und ihre italienischen Muster mit beißenden Satiren verfolgte. Wernike war ein feingebildeter Weltmann, vertraut mit der Lebensphilosophie der Franzosen und Engländer, klug und witzig und mit Menschenkenntniß ausgerüstet. Er übertraf Logau eben so sehr an Feinheit, Schärfe und Witz, wie er an Offenheit und Geradheit des Charakters und an Reinheit der Gesinnung ihm nachstand. — Zugleich versuchte sich daselbst Postel an dem Epos, und so lächerlich auch seine poetische Uebersetzung des 14. Buchs der Ilias und sein Wittekind (1724) erscheinen mögen, so wies er doch auf die höhere Gattung hin und wurde bahnbrechend für Klopstock.

Brockes 1680—1747. Der bedeutendste unter den Hamburger Dichtern war Barth. Heinr. **Brockes**, der nicht nur als Gegner der schlesischen, sondern auch der neuen, den Franzosen nachgebildeten Dichtungsart auftrat, indem er auf die englischen Naturdichter (namentlich auf den von ihm übersetzten Thomson, §. 680) hinwies und Gefühl und Sinnenreiz in die Poesie zurückführte. Sein „irdisches Vergnügen in Gott" begründete die schildernde Naturpoesie. Brockes suchte Musik und Malerei mit der Dichtkunst zu verbinden, vertauschte daher den Alexandriner mit einem leichtern Versmaß und machte die Natur zum Vorwurf der Dichtkunst. Diese Poesie, welche die Natur in allen ihren Wirkungen und Erscheinungen mit Liebe und einer Art Begeisterung und Andacht ins Kleinste ausmalt, hatte jedoch eine andere Einseitigkeit zur Folge. Sie wies von dem Menschen auf die leblose Natur hin und erzeugte dadurch „eine große Weichheit der Gemüthsstimmung und Empfindsamkeit, auf der Klopstock seinen Messias aufbaute." Brockes' Richtung fand bei den Dichtern jener Zeit großen Beifall, und da er selbst schon den Plan hatte, ein System der Natur poetisch zu bearbeiten, so wurde die beschreibende Lehrdichtung jetzt die einzige Gattung, die Geltung und Pflege fand. Alle Wissenschaften zog man in den Kreis der Poesie.

III. Das siebenzehnte Jahrhundert.

A. Die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und der englischen Thronumwälzung.

1. Der dreißigjährige Krieg (1618—1648).

1. Wachsende Spannung im Reich.

Ferdin. I. 1556—64 §. 692. Maximilian II. und Rudolf. Während der Westen Europa's in blutigen Religionskämpfen lag, ruhten in Deutschland unter dem milden Scepter

Ferdinands I. und Maximilians II. die Waffen. Desto heftiger ertönte das Gezänke der Theologen, dem die Concordienformel nicht zu steuern vermochte. Die dadurch herbeigeführten Spaltungen in der protestantischen Welt dienten den Jesuiten zur Verbreitung ihrer Wirksamkeit, zur Einigung und Stärkung der katholischen Kirche und zur Errichtung jesuitischer Schulanstalten an allen Orten und Enden. — Mit gerechtem und unparteiischem Sinn hielten die beiden Fürsten den Religionsfrieden aufrecht. Ungehindert breitete sich daher der Protestantismus im deutschen Reiche aus und erlangte selbst in den österreichischen Erbstaaten zahlreiche Bekenner (§. 628). Maximilian II. Maximilian II. 1564—76.
war nicht nur ein milder und gerechter, sondern auch ein einsichtsvoller, mit häuslichen Tugenden und Herrschergaben ausgerüsteter Regent, der stets dem Grundsatz der Vermittelung, des Friedens, der Versöhnung huldigte. Das Finanz- und Kriegswesen war im besten Zustande, so daß die kaiserlichen Waffen nicht nur die vorübergehenden Friedensstörungen im Reich (durch die Grumbachischen Händel, §. 604) rasch beendigten, sondern auch mit Glück den türkischen Heeren widerstanden. Als aber nach Maximilians frühem Hinscheiden dessen in Spanien erzogener Sohn Rudolf II., ein den Wissenschaften, besonders der Astro- Rudolf II. 1576—1612
nomie, (§. 668) geneigter, aber mit geringem Herrschertalent begabter und der katholischen Kirche eifrig ergebener Fürst an die Regierung kam, nahm die Zwietracht und Parteiung im deutschen Reiche und die Unordnung in den österreichischen Erbstaaten so sehr überhand, daß seine nächsten Verwandten, aus Furcht, das Habsburger Regentenhaus möchte durch Rudolfs Unfähigkeit und Sorglosigkeit sein bisheriges Ansehen verlieren, den Kaiser zwangen, die Herrschaft von Oesterreich, Mähren und Ungarn seinem Bruder Matthias zu über- 1608.
tragen. Die Böhmen, denen Rudolf sehr gewogen war und deren Hauptstadt Prag er zu seiner Residenz erkoren, hielt er durch Ertheilung des **Majestäts-** 1609.
briefs, der den Utraquisten und Lutheranern Religionsfreiheit, Gleichstellung mit den Katholiken und eigene Schirmherren, „Defensoren" gewährte, noch einige Zeit in der Treue und gestattete zugleich, daß die katholischen und evangelischen Stände durch einen besonderen „Vertrag" ihre kirchlichen Verhältnisse noch genauer bestimmten; als aber seine Soldtruppen das Land drückten und Raub und Mord begingen, wurde er genöthigt, auch Böhmen nebst Schlesien und Lausitz seinem Bruder Matthias abzutreten, so daß er nur noch die machtlose Kaiser- 1611.
krone besaß, als der Tod seinem ruhmlosen Leben ein Ziel setzte.

1. **Religionskämpfe, Concordienformel, symbolische Bücher.** Da Melanchthon, dem der Frieden der Kirche über Alles ging, über verschiedene Punkte des Glaubens um der Eintracht willen weniger streng urtheilte als Luther, so schied sich die lutherische Kirche Deutschlands in eine strenge Partei, die Luthers Ansichten auf die Spitze trieb und an der von Johann Friedrichs Söhnen gegründeten Universität Jena ihre Stütze hatte, und in eine weniger strenge, die sich 1558.
an Melanchthon und seine Anhänger anschloß und in Wittenberg das Regiment führte. Der heftigste, von dem leidenschaftlichen Flacius hervorgerufene Streit entstand über eine mildernde Auslegung der Prädestinationslehre, indem Melanchthon erklärte, daß außer der göttlichen Gnade auch der zustimmende Wille des Menschen mitwirke (synergistischer Streit), und über den Satz, daß nur das Evangelium, nicht auch das alte Gesetz im Christenthum gepredigt werden solle (antinomistischer Streit). Zur Ausgleichung dieser Streitigkeiten wurde von dem Tübinger Kanzler Andreä eine Einigungsformel entworfen und auf Betreiben des Kurfürsten von Sachsen zu Kloster Bergen bei Magdeburg vollendet. In diesem im Jahre 1580 von 96 lutherischen Reichsständen unterzeichneten Concordienwerk wird die H. Schrift als

alleinige Glaubensform angenommen, neben dem Evangelium, das allein Seligkeit schaffe, die Predigt des alten Gesetzes als förderlich erachtet zur Zucht, Belehrung und Abhaltung von Sünde; Adiaphora (unwesentliche Satzungen) werden anerkannt, aber in Zeiten der Verfolgung auch das Gleichgültige für wichtig erklärt; gute Werke folgen nothwendig aus dem wahren Glauben, sind aber zur Seligkeit nicht erforderlich; die Lehre von der Erbsünde wird ebenso wie die Allgemeinheit der göttlichen Gnade anerkannt, der Calvinismus verdammt und die Allgegenwart des Leibes Christi zur Begründung der lutherischen Abendmahlslehre herbeigezogen. Diese **Concordienformel** (die von Hessen, Anhalt, Pommern, Holstein, Braunschweig, Bremen, Nürnberg, Straßburg u. a. O. als zu streng abschließend verworfen ward) wurde in den lutherischen Ländern, die ihr beitraten, in die Zahl der zum allgemeinen Gesetzbuch des Kirchenglaubens erhobenen **symbolischen Bücher** aufgenommen, denen noch außerdem die drei ältesten (ökumenischen) Glaubensbekenntnisse (das apostolische, nicäische, athanasische), die Augsburger Confession, die Apologie, die Schmalkaldischen Artikel und Luthers Katechismen beigezählt werden.

2. **Kaiser Maximilian** II. (geb. 1. Aug. 1527). Maximilian war im Anfang der Lehre der Augsburger Confession zugethan, zu der sich sein erster Lehrer Wolfg. Severus insgeheim bekannte, doch hielt er stets die äußeren Ceremonien für unwesentlich, daher er auch den Cultus und die Verfassung der römisch-katholischen Kirche durchaus beibehalten wissen wollte. In diesem Sinne bewirkte er, daß auf dem Concilium von Trient die österreichischen Gesandten für Kelch und Priesterehe stimmten; in diesem Sinne verwendete er sich bei Philipp von Spanien für die Niederländer und mißbilligte Alba's Vorgehen; in diesem Sinne unterhielt er freundschaftlichen Verkehr mit Kurfürst August von Sachsen und mit Herzog Christoph von Würtemberg und wendete sein Vertrauen der reformirenden Partei zu, der neben seinem Leibarzt Krato von Kraftheim noch Peucer, Ursinus, Camerarius u. A. angehörten. Aber mit der Zeit überwog bei ihm mehr und mehr das Interesse seines Hauses die großen Fragen der Nation; die spanische Staatskunst gewann die Oberhand und die Grundsätze der Versöhnung der Parteien wichen auch bei ihm der Habsburgischen Politik, die mit dem Sieg der katholischen Kirche die Größe des Herrscherhauses nothwendig verknüpft sah. Dadurch wurde Maximilians Haltung unsicher; er nahm zu große Rücksichten auf außerdeutsche Verbindungen und entfremdete sich dadurch die deutschen Fürsten so sehr, daß er es nur durch die unerhörtesten Anstrengungen dahin bringen konnte, seinem Sohn Rudolf die Nachfolge im Reich zu verschaffen. „Von den geistlichen Kurfürsten ward er dabei unterstützt, von den weltlichen bekämpft. Erst die Spaltung zwischen Reformirten und Lutheranern, und dann das persönliche Zerwürfniß zwischen Kurfürst Friedrich von der Pfalz und Kurfürst August von Sachsen, dies erst brachte dem österreichischen Plane den Sieg. Ein Bündniß mit den geistlichen Fürsten, eine Spaltung unter den Augsburger Confessions-Verwandten, das, was Max früher bekämpft und beklagt, das waren jetzt die Resultate seines Zurückgehens auf eine spanische Politik, deren gefährlichster Gegner er im Beginn seiner politischen Laufbahn gewesen. Der Aufschwung, den in Deutschland die nationale Sache bis 1568 genommen, alle früheren Aussichten seines Anfanges waren jetzt zu Grunde gerichtet: zuletzt hatte seine Politik, in Karls V. Wege einlenkend, die Einigung Deutschlands wiederum Preis gegeben, um die Ansprüche seines Hauses auf außerdeutsche Länder aufrecht zu halten. Wenn nun auch Max zu allen den heftigen Störungen des Friedensstandes im Reiche, wie sie unter seinen schwachen Nachfolgern bald in Uebung kamen, nie seine Zustimmung gegeben, vielleicht auch ihnen entgegen getreten wäre, so hat er doch die Möglichkeit dieser folgenden Entwickelung verschuldet. Wenn daher auch seinen persönlichen Eigenschaften, seinen guten Absichten, vor allem seiner religiösen Toleranz, die frei von allem Confessionalismus ihrer Zeit um ein Bedeutendes vorangeeilt war, volle Anerkennung gezollt werden mag, so hat doch die Geschichte, unerbittlich in ihrem Spruche und unzugänglich gegen solche persönliche Rücksichten, über das schließliche Resultat seiner Politik ihr Urtheil deutlich und klar gesprochen. Am Ende seiner Regierung war Deutschland mehr als je von Parteien zerrissen, mehr als je kreuzten und befehdeten sich politische und religiöse Interessen, mehr als je standen sich die extremen Gegensätze in ganzer Schroffheit gegenüber." — „Maximilian war kränklicher und melancholischer Natur," so schildert ein neuerer Schriftsteller diesen merkwürdigen Fürsten, „aber dabei von lebhaftem, durchdringendem Geiste, er zeigte Talente zu allseitiger Bildung des Geistes, er erwarb frühe gute Kenntnisse, Gewandtheit der Rede, Eifer und Sorgfalt in Geschäften. Schon frühe erwartete man von ihm große

Dinge. In Spanien lernte er dann Verschlagenheit, Intriguen und diplomatisch-höfische Kunst, hier sog er auch tiefen Haß und gründliche Abneigung ein gegen das spanische Wesen und den starren spanischen Katholicismus."

§. 693. Klagen. Indeß der thatlose Rudolf die Staatsgeschäfte über seinen Marställen, Gemälden und Alterthümern vergaß, mit astrologischen und alchymistischen Träumereien seine Kräfte und Zeit vergeudete, gerieth das Reich durch die unheilvolle Geschäftigkeit der Jesuiten, die allenthalben den Samen religiöser Zwietracht ausstreuten, in die größte Aufregung und Verwirrung. Der Religionsfriede wurde verletzt, die Reichstagsbeschlüsse, denen der kraftlose Kaiser keinen Nachdruck zu geben vermochte, blieben unbeachtet, die Entscheidungen des Kammergerichts fanden keine Geltung. Die stets wachsende Ausbreitung der Reformation führte neue Einziehungen geistlicher Güter nach sich, was den katholischen Ständen Veranlassung gab, über Beeinträchtigung der Kirche zu klagen und wiederholt auf die Herausgabe alles seit dem Augsburger Religionsfrieden säcularisirten Kirchenguts zu bringen. Die evangelischen Stände dagegen beschwerten sich über vielfache Verletzung des Religionsfriedens. Als Gebhard von Truchseß-Waldburg, Erzbischof von Köln, zur reformirten Kirche übertrat, 1583.
theils aus Neigung zur protestantischen Lehre, theils um sich mit der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld zu vermählen, und trotz des Widerspruches des Domcapitels und des Senats von Köln in den meisten Städten des Erzstifts die neue Lehre einführte, wurde er vom Papste mit dem Banne belegt und seiner Aemter und Würden entsetzt. Vergebens suchte er sich mit den Waffen zu behaupten; von dem Reichstag zu Frankfurt in die Acht erklärt und von den Lutheranern preisgegeben, floh er zuerst nach den Niederlanden und lebte dann bis an seinen Tod mit seiner Gemahlin in Straßburg, während ein Prälat aus dem bayerischen Fürstenhause den erzbischöflichen Stuhl bestieg und mit Hülfe der Spanier die widerspenstigen Städte, wie Bonn, Neuß u. a., zur Unterwerfung und die Religionsneuerer zur Flucht oder Rückkehr in die alte Kirche zwang, ein Verfahren, wodurch die einst so blühenden Städte in ihrem innersten Kerne geknickt wurden. Der reformirte Prediger in Bonn wurde nach Uebergabe der Stadt an die Bayern mit zusammengebundenen Händen und Füßen in den Rhein geworfen. In Straßburg wurde bei einer streitigen Bischofswahl der „geistliche Vorbehalt" 1592.
(§. 612) zum Nachtheil der Protestanten entschieden. In Steyermark, Kärnthen und Krain versagte der von Jesuiten erzogene und geleitete Erzherzog Ferdinand (ein Enkel Kaiser Ferdinands I.) den zahlreichen Protestanten die bisher genossene Religionsfreiheit, ließ evangelische Kirchen und Schulhäuser niederreißen und die Bibeln verbrennen, und trieb Alle, welche den Besuch der Messe weigerten, unbarmherzig aus dem Lande, zum großen Nachtheil ihrer Habe. Nach den Lehren, die ihm auf der Universität zu Ingolstadt die Jesuiten Gregor von Valencia, Canisius und Gretser beigebracht, galt ihm die infallible Autoriät der Kirche und des Papstthums als erstes Dogma; „man betrachtete den Protestantismus als eine Wiederholung früherer Ketzereien, welche nicht allein ohne Berechtigung sei, sondern auch mit allen Mitteln vernichtet werden müsse." In der Reichsstadt Aachen wurde nach langen Kämpfen der protestantische Magistrat durch einen katholischen verdrängt, die evangelischen Prediger vertrieben und eine gewaltsame Gegenreformation begonnen. Die größtentheils evangelische Reichs- 1598.

1606. stadt Donauwörth wurde wegen Störung einer Procession mit der Acht belegt
1607. und von dem unduldsamen Herzog Maximilian I. von Bayern eingenommen und mit Verlust ihrer Religionsfreiheit bestraft.

Kepler aus Gratz vertrieben. Bei Gelegenheit der Religionsverfolgungen in Steyermark mußte auch der große Kepler (§. 668) seinen bisherigen Wohnsitz Gratz verlassen; folgender Brief, den er am 9. Sept. 1600, bald nach der gegen die Protestanten in Gratz angeordneten Maßregel, an einen Freund schrieb, gibt von dem durch die Verfolgung bewirkten Zustand ein deutliches Bild: „Am Anfang des Monats August wurden mehr als tausend Einwohner und darunter auch ich auf immer aus Grätz verbannt. Tycho lud mich ein, zu ihm nach Prag zu kommen, und ich habe im Sinne, meine Familie nach Linz zu bringen, und von dort allein nach Prag zu reisen, um mündlich über die Bedingungen mit ihm zu unterhandeln. Würden sich aber zu viele Schwierigkeiten zeigen, so hole ich die Meinigen in Linz wieder ab und reise zu Euch. Ich will Medicin studiren, vielleicht habt ihr ein Plätzchen für mich. Denn ich bin bei Gott sehr arm geworden. Meine Frau stammt aus einer vermöglichen Familie, aber ihr ganzes Vermögen besteht aus liegenden Gütern, die jetzt völlig werthlos, ja unverkäuflich sind, denn es ist verboten, die innerhalb der uns gesetzten Frist von 45 Tagen unverkauft gebliebenen Güter an Katholiken zu verpachten. Dies ist wohl ein schweres Unglück, aber ich weiß jetzt, wie süß es ist, für den Glauben, zu Gottes Ehre, mit einem Häuflein Brüder Schaden und Schmach zu erleiden, Haus und Hof, Freunde und Vaterland zu verlassen. Wenn Märtyrerthum und Verlust des Lebens so sich verhalten, daß mit der Größe des Unglücks auch die Freudigkeit steigt, dann ist es leicht, für den Glauben in den Tod zu gehen. Ich werde jedoch nicht ohne Kampf weichen, wenn er auch mit Nachtheilen für mich verknüpft ist, mich stützend auf meine frühere Zurückberufung, damit diese mir nicht mehr Schaden als Nutzen bringe. Denn wäre ich vor zwei Jahren nicht wieder zurückgekommen, so hätte die Beschlagnahme der Güter meiner Frau und noch manches Andere vermieden werden können. Lebe wohl und bete für uns."

§. 694. Union und Liga. Als die Klagen der Evangelischen über Verletzung des Religionsfriedens bei dem schwachen, gleichgültigen Kaiser keine Abhülfe fanden, und Maximilian die ihres protestantischen Gottesdienstes beraubte Stadt Donauwörth als Unterpfand für seine Kriegskosten besetzt hielt und seinem Lande beizufügen gedachte, da schlossen auf Betreiben des **Kurfürsten Friedrich von der Pfalz**, eines frommen, leutseligen und gebildeten jungen Herrn, und des **Fürsten Christian von Anhalt** die calvinischen Stände (Pfalz, Anhalt, Hessen-Cassel und andere) mit den lutherischen Fürsten von Würtemberg, Baden-Durlach, Pfalz-Neuburg, den brandenburgischen Markgrafen in Franken und fünfzehn Reichsstädten (darunter Straßburg, Ulm, Nürnberg)
1608. die **protestantische Union** zu gegenseitigem Beistand wider Angriffe und Gewalt.
1609. Diesem Bund trat bald die **katholische Liga** entgegen, die Maximilian von Bayern zuerst mit den Bischöfen von Würzburg, Salzburg, Regensburg, Augsburg und Passau und dann mit den drei geistlichen Kurfürsten (Mainz, Trier, Köln) abschloß, „ein katholisches Kleindeutschland unter bayerischer Hegemonie, jedoch im weitern Bund mit Oesterreich". Wie einst im schmalkaldischen Krieg zwei Häupter des Hauses Wettin einander bekriegt hatten (§. 601), so stritten jetzt in Friedrich und Maximilian zwei Fürsten des Hauses Wittelsbach wider
1609. einander. Der um dieselbe Zeit erfolgte Tod des blödsinnigen, kinderlosen Herzogs von Cleve, Jülich und Berg gab die erste Veranlassung zu einer feindlichen Begegnung der beiden Religionsparteien. Da nämlich die Erbfolge streitig war, so sprach bis zur ausgemachten Sache der Kaiser das Land an, aber die beiden erbberechtigten Fürsten, der Kurfürst von Brandenburg und Pfalzgraf Wolf-

gang von Neuburg, verglichen sich und nahmen rasch gemeinschaftlich Besitz von dem Land. Ein blutiger Krieg drohte schon jetzt das zerrissene und aufgeregte Reich heimzusuchen, indem im Namen des Kaisers die Spanier unter Spinola (§. 646) in Wesel einzogen und die Liga Rüstungen machte, die „possedirenden Fürsten" aber die Hülfe der mit Heinrich IV. von Frankreich und den Holländern verbundenen Union anriefen. Heinrich traf bereits Anstalten zu einem Krieg, der das europäische Staatensystem umgestalten und die Uebermacht des Hauses Habsburg für immer brechen sollte (§. 658), als Ravaillacs Mörderhand sein Vorhaben vereitelte und den Ausbruch des 1610.
allgemeinen Kampfes noch auf einige Jahre hinausschob. Die Union schloß mit der Liga Frieden, worauf beide von einer gewaffneten Einmischung in den Erbfolgestreit abstanden.

Durch eine Vermählung des Pfalzgrafen Wolfgang von Neuburg mit der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg sollte auf gütliche Weise der Erbfolgekrieg ausgeglichen werden. Aber bei einem Gelage erhitzten sich beide so, daß der Kurfürst seinem zukünftigen Schwiegersohn einen Backenstreich gab, worauf dieser die Verbindung zerriß, eine Schwester des Herzogs von Bayern heirathete, zur katholischen Kirche übertrat und mit Hülfe spanischer Truppen sich den Besitz seines Erbes zu erkämpfen suchte. Der Kurfürst von Brandenburg trat dagegen, zum Schrecken seiner lutherischen Unterthanen, der calvinischen Lehre bei, um des Schutzes der Holländer theilhaftig zu werden. 1613.
Lange kämpften beide Parteien mit fremden Streitkräften wider einander, bis der Jammer des durch die Kriegsnoth schwer heimgesuchten Volks sie zu einem Theilungsvertrag 1614.
brachte, wodurch Cleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, Jülich-Berg mit Düsseldorf an Pfalz-Neuburg kam. Aber Haß und Religionsdruck dauerten fort. Donauwörth blieb bayerisch.

2. Der böhmische Krieg.

§. 695. Matthias. Matthias besaß eben so wenig Kraft und Herrschertalent wie Rudolf, dessen Kronen er an sich gerissen, und da er alt und kinderlos war, bestimmte er mit Einwilligung seiner Brüder seinen Vetter Ferdinand zum Nachfolger in Oesterreich, Ungarn und Böhmen. Die Wahl eines Fürsten, der in Steyermark und Kärnthen bewiesen, daß er den Sieg des Katholicismus für seine erste Regentenpflicht halte, und von dessen Entschlossenheit und Charakterfestigkeit für den Protestantismus Alles zu befürchten stand, erregte bei den böhmischen Utraquisten und Lutheranern Besorgniß, zumal da die katholische Partei im Vertrauen auf diese Stütze das Haupt stolzer emporhob und die Jesuiten den Grundsatz aufstellten novus rex, nova lex! Da wurde bei dem Bau zweier protestantischen Kirchen auf dem Gebiet des Abts von Braunau und des Klosters Grab (bei Teplitz) die Streitfrage erhoben, ob 1618.
auch den evangelischen Unterthanen geistlicher Stände freie Religionsübung zustehe oder ob der Majestätsbrief diese nur dem Herren- oder Ritterstande und den königlichen Städten und Territorien zusichere, wie der wörtliche Inhalt besage. Die zum Nachtheil der Evangelischen gefällte Entscheidung, in Folge deren die eine Kirche geschlossen, die andere niedergerissen wurde, steigerte die Aufregung. Die von den Protestanten zur Wahrung ihrer Rechte aufgestellten Beschützer (Defensoren) hielten eine Zusammenkunft und entwarfen eine Vorstellung an den in Ungarn abwesenden Matthias. Aber die Antwort des Kaisers

Matthias 1612—19.

fiel verweisend aus und verbot alle weiteren Versammlungen. Da erschienen unter der Anführung des Grafen von Thurn die Abgeordneten der utraquistischen Stände bewaffnet auf der Schloßkanzlei, um die mit der Verwaltung Böhmens betrauten kaiserlichen Räthe, denen man das scharfe Schreiben Schuld gab, zur Rede zu stellen. Nach kurzem Wortstreite ergriffen die erhitzten Protestanten zwei der anwesenden Statthalter, Martinitz und Slawata, die als katholische Eiferer besonders verhaßt waren, und warfen sie nebst dem Geheim-
23. Mai 1618. schreiber Fabricius zum Schloßfenster hinunter. Aber trotz der Höhe und der nachgefeuerten Schüsse kamen alle drei mit dem Leben davon.

§. 696. Ferdinand II. Um der Strafe für diese rasche That zu entgehen, rissen hierauf die utraquistischen Stände die Regierung des Landes an sich, nahmen die Beamten in Eid und Pflicht, verjagten die Jesuiten und rüsteten ein Kriegsheer unter Thurns Oberbefehl aus. Die Nachricht von diesen Vorgängen füllte die Seele des kränklichen Kaisers mit Schrecken und Besorgniß; allein seine Vorschläge zur Milde und zur Nachgiebigkeit wurden von Ferdinand bekämpft. Als dem Befehle, die neue Regierung aufzulösen und die Truppen zu entlassen, nicht alsbald gehorcht wurde, rückte kaiserliches Kriegsvolk ins Land. Aber Thurn, unterstützt von dem tapfern Schaarenführer **Ernst von Mansfeld**, welcher, in den Niederlanden geboren, aus Aerger über erfahrene Zurücksetzung den spanischen Kriegsdienst und die katholische Religion verlassen und sich den Böhmen angeschlossen hatte, schlug die feindliche Armee zurück und zog dann,
20. Mai 1619. ermuthigt durch die Kunde von Matthias' Tode und durch die Furcht der Protestanten vor dem „spanischen Dominat" unter dem neuen Gebieter Ferdinand II., in Brünn ein; die Stände von Mähren schlossen sich, wie schon vorher die Schlesier und Lausitzer, an die Böhmen an und vertrieben die
Juni 1619. Jesuiten. In Kurzem stand Thurn vor den Thoren Wiens. Ferdinand, entschlossen, den Kampf mit den Böhmen aufzunehmen, weshalb er sofort den bedenklichen Cardinal Klesel aus dem kaiserlichen geheimen Rath entlassen und ergebenere Männer wie Eggeberg, Harrach, Trautmannsdorf um sich gesammelt hatte, verharrte fest und muthig in seiner Hauptstadt, wohl einsehend, daß seine Flucht den Beitritt Oesterreichs zu Böhmen herbeiführen und Habsburgs Kronen wanken machen würde. Diese Haltung wurde in der Folge von der Kirchenlegende zu einem sagenhaften Heldenmuth gesteigert. Die gedrückten Protestanten von Oesterreich, hieß es, traten mit Thurn in Verbindung; ihre Abgeordneten drangen in die Kaiserburg und forderten drohend Gleichstellung beider Religionsparteien und andere wichtige Zugeständnisse. Ferdinands beharrlicher Widerstand hätte ihm leicht Gefahr bringen können, wären nicht in demselben Augenblicke Dampierre'sche Reiter auf den Burghof gesprengt und hätten ihn aus der Bedrängniß befreit. Ungünstige Witterung und Mangel an Geld und Lebensmitteln nöthigten Thurn zum Abzug. — Bald nachher wurde Ferdi-
Ferdin. II. 1619—37. nand in Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt; aber noch ehe die Krönung vollzogen war, fielen die Stände von Böhmen, Mähren und Schlesien von dem Hause Oesterreich ab und wählten (indem sie das alte, ihnen von Ferdinand I. nach der Mühlberger Schlacht entrissene Wahlrecht sich wieder beilegten, §. 605) das Haupt der protestantischen Union, den Kurfürsten

Friedrich V. von der Pfalz zum König. Umsonst warnten die Kurfürsten, die Könige von England und Frankreich und selbst Friedrichs eigene Mutter, eine Tochter Wilhelms von Oranien, vor der Annahme dieses gefahrdrohenden Geschenks; die Stimme seiner stolzen Gemahlin Elisabeth, der Tochter Jakobs I. von England, die Ermahnungen seines Hofpredigers Abraham Scultetus, dem Rufe des Himmels zu folgen, das Zureden Christians von Anhalt, eines der einflußreichsten Mitglieder der Union, und sein eigenes Gelüsten gaben Nov. 1619
den Ausschlag. Der eitle, schwache Mann nahm die verhängnißvolle Krone an und eilte zur Krönung und Huldigung nach Prag.

§. 697. Friedrich V. und Maximilian. Während aber Friedrich in Böhmen mit leerem Schaugepränge die Zeit vergeudete, sich sorglos seinem Hang zu Freud und Lustbarkeit hingab und durch seinen calvinischen Eifer, der ihn bis zur kirchenschänderischen Zerstörung der Bilder und heiligen Gegenstände trieb, die böhmischen Utraquisten und Lutheraner beleidigte und die evangelischen Glieder der Union verstimmte, schloß Ferdinand einen Vertrag mit der wohlgerüsteten und durch Eintracht starken Liga, indem er deren Oberhaupt Maximilian, der sein Freund und Studiengenosse in Ingolstadt gewesen und die Sache des Katholicismus klug mit seinem Vortheil zu verbinden wußte, durch die Aussicht auf die Kurwürde und auf Ländererwerb gewann, trat mit Spanien in ein Bündniß und brachte den lutherischen, von seinem Hofprediger Hoe von Hohenegg geleiteten Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, der den calvinischen Pfalzgrafen um seine Stellung in der Union und die Königskrone beneidete, und gleich den meisten übrigen deutschen Fürsten in der nationalen Erhebung der Böhmen Gefahr für das Erbrecht der Fürstengewalt fürchtete, durch die Zusicherung der Lausitz auf die österreichische Seite. Umsonst näherte sich Thurn, im Bunde mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor, einem unternehmenden Manne evangelischen Glaubens von weitausgreifenden Entwürfen, der damals nach der Krone von Ungarn strebte, zum zweitenmal den Mauern Wiens; er mußte abermals unverrichteter Sache abziehen und Ferdinand konnte nunmehr die ungehorsamen Stände Oesterreichs zur Unterwerfung zwingen, indeß Spinola mit einem spanischen Kriegsheer sich der Pfalz näherte. Sorglos ließ sich die zwieträchtige Union durch einen Vertrag mit der Liga die Hände binden und entzog dem Böhmenkönig ihren Beistand. — Jetzt rückte Maximilian, in dessen Diensten der kriegskundige Niederländer **Tilly** stand, mit einem wohlgerüsteten ligistischen Heere in Böhmen ein und zog, von Ferdinands Truppen verstärkt, gerade auf Prag los, ohne sich auf Unterhandlungen einzulassen. Bald ereignete sich die **Schlacht am weißen Berg**, wo Friedrichs ermüdete, von Chri- 8. Nov. 1620.
stian von Anhalt und Thurn geführte Streiter der feindlichen Uebermacht erlagen und ihr Heil in wilder Flucht suchten. Eine einzige Stunde entschied Böhmens Schicksal. Friedrich, der „Winterkönig", verlor so sehr alle Besonnenheit und allen Muth, daß er am nächsten Morgen in größter Eile nach Schlesien entfloh, obwohl Mansfeld und Bethlen Gabor mit bedeutenden Streitkräften in der Nähe standen, und die Prager Bürgerschaft zu seiner Vertheidigung gerüstet war. In unaufhaltsamer Flucht eilte er von Breslau nach Berlin und von da in die Niederlande, verfolgt von der kaiserlichen Achtserklärung, die ihn seiner pfäl-

zischen Erbländer beraubte. Auch die Kurfürstin Elisabeth, der Friedrich stets mit treuer Liebe zugethan war, floh mit ihren Kindern nach Schlesien und Brandenburg, von dem englischen Hof verlassen, von den Katholischen in Spottliedern verhöhnt. In wenigen Monaten war Böhmen, Mähren und Schlesien dem österreichischen Hause aufs Neue unterworfen.

Mit eigner Hand, so erzählte man sich, zerschnitt Ferdinand den Majestätsbrief; siebenundzwanzig der vornehmsten protestantischen Edelleute bluteten auf dem Schaffot; Hunderte büßten ihre Schuld mit dem Verlust ihres Vermögens; das Rauben, Plündern und Mißhandeln nahm kein Ende. Die eingezogenen Güter wurden den wieder zurückgekehrten Jesuiten verliehen, die lutherischen Geistlichen mußten Mönchen und katholischen Priestern weichen. Pater Lämmermann (Lamormain), Ferdinands II. fanatischer Beichtvater, hielt eine reiche Ernte. Zwang, Druck und Verführung verschaffte in einigen Jahrzehnten der katholischen Religion einen vollständigen Sieg, nachdem über 30,000 Familien das Land verlassen. Die Künste der Jesuiten waren wirksamere Bekehrungsmittel als das Schwert, dem die Utraquisten so lange getrotzt. Von dem an war Böhmens Flor und politische Bedeutung für immer dahin. Bald darauf löste sich die Union
1621. unter dem Hohn der Völker auf und selbst Bethlen Gabor reichte die Hand zum Frieden.

3. Der Krieg in der Rheinpfalz.

§. 698. Tilly und Mansfeld. Indeß der Kaiser auf Mittel sann, der katholischen Kirche allenthalben die Herrschaft zu verschaffen, seine Freunde zu belohnen und sich an den Gegnern zu rächen, wagten drei Männer für die Sache des geächteten Kurfürsten und für den bedrohten Protestantismus ins Feld zu ziehen: Herzog Christian von Braunschweig, Ernst von Mansfeld und Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach. Christian von Braunschweig, ein rauher Kriegsmann, der sich „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" nannte, trat theils aus angeborner Waffenlust, theils aus Besorgniß, der Kaiser möchte ihm das Bisthum Halberstadt, dessen Verwalter er war, entreißen, als Kämpfer für die ihm nahe verwandte unglückliche Böhmenkönigin Elisabeth auf, deren Handschuh er mit ritterlicher Galanterie an seinem Reiterhelm trug. Während er mit einem geworbenen Heerhaufen in Westfalen einfiel, seine Raubluft an Klöstern und geistlichen Stiftern ausließ und die zerstörende Kriegsfackel bis an den Main trug, zog der tapfere, waffenkundige Mansfeld aus der Oberpfalz (die sofort Maximilian in Besitz nahm und durch Jesuiten bekehren ließ) durch Franken nach der Rheinpfalz. Sein Kriegsruhm führte ihm beutelustige Streiter aus allen Gauen zu; Plünderungen und Brandschatzungen gaben ihm die Mittel zum Unterhalt. Die Bisthümer und Stifter am Main und Rhein und die Klöster im Elsaß fühlten besonders den Druck seiner Kriegsschaaren. In Kurzem war Mansfelds Macht so angewachsen, daß der flüchtige Pfalzgraf es wagte, unter dessen Schutze in seine Erbstaaten zurückzukehren. In Verbindung mit Georg Friedrich von Baden lieferte Mansfeld dem in
27. April 1622. die Pfalz eingerückten Tilly bei **Wiesloch** (Mingolsheim) ein siegreiches Treffen. Als sich aber die Sieger bald nachher trennten, verlor Georg Friedrich schon
6. Mai. im nächsten Monat die **Schlacht bei Wimpfen** wider Tilly und wäre selbst in die Hände der Feinde gerathen, hätte nicht seine getreue Garde seinen Rückzug gedeckt. Daß Pforzheimer Bürger diese Rettung mit Aufopferung ihres eigenen Lebens bewirkt, hat sich als unbegründete Sage erwiesen. Einige Wochen später erlag auch

Christian von Braunschweig bei Höchst den kriegsgeübten Truppen des ligistischen Feldherrn. Mit dem Reste seiner geschlagenen Armee gesellte er sich zu Mansfeld, und da um dieselbe Zeit der durch leere Verheißungen von Frieden und Versöhnung hingehaltene Kurfürst die beiden Heerführer aus seinem Dienste entließ und sich nach Holland zurückbegab, zogen jene mit ihren Söldnerschaaren nach Lothringen und von da in die Niederlande, indeß Tilly Heidelberg, Mannheim und Frankenthal erstürmte und durch Raub und Mord hart mitnahm. 20. Juni

Bei dieser Gelegenheit wurde die berühmte, aus den kostbarsten Manuscripten bestehende Heidelberger Bibliothek (Bibliotheca Palatina) auf Maximilians Befehl aus der Kirche zum heiligen Geist weggeführt und als Ersatz für geleistete Hülfe dem römischen Hof überschickt. Erst nach dem Pariser Frieden wurde ein kleiner Theil der geraubten Schätze von der vaticanischen Bibliothek zurückerstattet.

Nachdem sich Tilly durch Besatzungen der Pfalz versichert, rückte er in Westfalen ein, wo der aus den Niederlanden zurückgekehrte Christian von Braunschweig von Neuem einen verheerenden Krieg begonnen hatte. Die blutige Schlacht von Stadtlohn, zu der Christian vor seiner beabsichtigten Vereinigung mit dem in Ostfriesland weilenden Mansfeld gezwungen ward, vernichtete die letzte Hoffnung der Protestanten. Die beiden mit der Acht belegten Heerführer begaben sich ins Ausland. Bereits hatte der Kaiser auf dem Fürstentage zu Regensburg, allen Vorstellungen zum Trotz, die pfälzische Kurwürde an Maximilian von Bayern übertragen, und die Verfolgungen, die in den österreichischen Erbstaaten, im Erzbisthum Mainz und anderwärts über die Protestanten verhängt wurden, zeugten von dem tiefen Ernste des Kaisers, seine Siege zur Wiederherstellung der katholischen Kirche zu benutzen. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Welt nur in dem von Rom gelehrten Glauben zur Seligkeit gelangen könne, schauderte er nicht vor dem Gedanken, über Leichenhügeln die Einheit der Kirche zurückzuführen. 6. August 1623. 25. Febr. 1623.

4. Der niederdeutsch-dänische Krieg.

§. 699. **Wallenstein.** Oesterreichs steigende Macht, die auch auf die Spanier zurückwirkte, machte den von dem klugen Staatsmann Richelieu geleiteten französischen Hof und die niederländischen Freistaaten eben so besorgt, als die Fortschritte des Katholicismus im Westfälischen, wo Tilly die von den Protestanten lange besessenen geistlichen Stifter den Katholiken überwies, die evangelischen Stände Niederdeutschlands. König Jacob von England, der sich bisher durch die Aussicht auf ein Ehebündniß seines Sohnes mit einer spanischen Infantin von einer kräftigen Unterstützung seines bedrängten Schwiegersohnes hatte abhalten lassen (§. 722. 2.), änderte jetzt seine Gesinnung und setzte den unternehmenden Ernst von Mansfeld durch Unterstützung an Truppen und Geld in Stand, aufs Neue ins Feld zu rücken. Auch Christian von Braunschweig fand Hülfe und seine wilde Kriegsweise lockte die tollkühne, beutelustige Jugend. Bald trat auch noch ein neuer Vertheidiger der protestantischen Sache auf, König Christian IV. von Dänemark, der Oheim von Friedrichs V. Gemahlin; Religionseifer und die Hoffnung auf Ländererwerb im nördlichen Deutsch- 1624.

land führten ihn ins Feld. England und Holland schlossen Verträge mit ihm und Richelieu versprach Hülfsgelder. Ein neuer Kriegssturm erhob sich. Da beschloß der Kaiser, dem die Abhängigkeit von der Liga und das hohe Ansehen Maximilians, in dessen Hände er die Lenkung der Geschicke Deutschlands immer mehr übergehen sah, bedenklich wurde, ein eigenes Heer aufzustellen. Hierzu bot ihm **Albrecht von Wallenstein** (Waldstein), ein böhmischer Edelmann aus der Gegend von Königingrätz, seine Dienste an. Von lutherischen Eltern geboren, aber in einer Jesuitenanstalt zur katholischen Kirche bekehrt, war er nach vollendeten Studien zu Altdorf und Padua in das kaiserliche Heer eingetreten, und hatte zuerst vor Gradisca gegen die Venetianer, dann im Kriege wider die Böhmen und Türken seine Ergebenheit für die kaiserliche Sache, sein Feldherrntalent und seine Gabe, die Soldaten zu beherrschen und an sich zu fesseln, an den Tag gelegt. Im Besitz eines großen Vermögens, das er theils ererbt, theils erheirathet, und durch den Ankauf eingezogener Güter sehr vermehrt hatte, trat Wallenstein mit der Erklärung vor Ferdinand, er wolle ein Heer auf eigene Kosten aufbringen und unterhalten, wenn man ihm den unbeschränkten Oberbefehl geben und ihn einst durch eroberte Länder entschädigen würde. Es wird erzählt, als man ihm 20,000 Mann zugestehen wollte, habe er gesagt, diese könne er nicht erhalten, aber 50,000. Schon Mansfeld hatte ja das Beispiel geliefert, den Krieg durch den Krieg zu nähren. Nach einigem Bedenken ging Ferdinand auf den Vorschlag des kühnen Abenteurers ein. Er hatte ihm schon früher wegen seiner Verdienste im böhmischen Krieg die Herrschaft Friedland an der Nordgrenze von Böhmen mit der Würde eines Herzogs verliehen; jetzt erhob er denselben in den Reichsfürstenstand. — Allenthalben wurde nun die Werbetrommel gerührt; Wallensteins Name und die lockenden Verheißungen führten Schaaren handfester Streiter unter seine Fahne. In einem Kriege, wo Raub und Brandschatzung ungescheut geübt ward, fand der Soldat Lebensgenüsse und Reichthümer, während der Bürger und Bauer hungerte und seines Lebens und Eigenthums nicht sicher war. Und was ließ sich für den Kriegsmann unter einem Feldherrn erwarten, der kein Herz für die Leiden des Volks, aber eine freigebige Hand für den Soldaten hatte?

1625. §. 700. Wallensteins und Tilly's Siege. Im Frühjahr eröffnete Christian IV., den die niederdeutschen Stände zum Kreisobersten gewählt, im Bunde mit England und Holland und unterstützt von den andern protestantischen Heerführern, an der Weser den Krieg gegen Tilly, ohne etwas Namhaftes auszuführen. Ein gebildeter, einsichtsvoller Mann, war er jedoch ohne militärische Talente. Als nun aber Wallenstein mit seinen wilden Schaaren die vom Krieg bisher unberührte Gegend an der Elbe besetzte und mit Tilly in Verbindung trat, erlangte die kaiserlich-ligistische Kriegsmacht bald die Oberhand über den getheilten und zwieträchtigen Norden und die geschwächten Truppen der pro-
April 1626. testantischen Heerführer. Mansfeld erlitt bei der Dessauer Brücke durch die Friedländischen eine schwere Niederlage, die ihm alles Geschütz und einen großen Theil seines Kriegsvolks raubte. Verfolgt von Wallenstein, zog der unermüdliche Kriegsheld mit dem Reste seines Heeres auf höchst beschwerlichen Märschen durch Brandenburg, Schlesien und Mähren nach Ungarn, um sich mit

Bethlen Gabor zu vereinigen, der mit Christian IV. und Holland einen Bund geschlossen und von den Türken unterstützt gegen die kaiserlichen Heere in Ungarn ins Feld gerückt war, um „auf den Confinien der Barbarei und der Culturwelt ein evangelisches Dacien zu gründen"; da aber dieser wankelmüthige Fürst zu derselben Zeit mit Ferdinand einen Frieden abschloß, und die Osmanen durch kriegerische Bewegungen in den Grenzlanden gegen Persien vom Westen abgezogen wurden, so entließ Mansfeld seine Truppen und trat mit wenigen Begleitern den Rückzug an. Er schlug seinen Weg über Bosnien nach Venedig ein, wurde aber auf dem Marsche in Folge der allzugroßen Anstrengung von einem Fieber dahingerafft. Im Kriegsgewand und mit dem Schwert umgürtet, Nov. 1626 erwartete er auf zwei Knechte gestützt stehend den Tod, ein echter Soldat und Glücksritter, wie jene tiefbewegte Zeit sie erzeugte. Seine Leiche liegt in Spalatro begraben. Wenige Monate vorher war auch der tapfere Christian von 16. Juni 1626. Braunschweig, der „tolle Bischof", wie er sich wohl selbst nannte, im 27. Jahre seines Lebens ins Grab gestiegen, nachdem er drei Jahre zuvor im ritterlichen Streit seinen Arm verloren, und im August dieses ereignißvollen Jahres erlitt Christian IV. bei Lutter am Barenberge nach heldenmüthigem Kampfe 27. August 1626. durch Tilly eine Niederlage, bei der er selbst nur mit Mühe der Gefangenschaft entging. Auch Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar, ein standhafter Vorkämpfer der protestantischen Sache, erlag um dieselbe Zeit einer Krankheit, die er sich durch seine kriegerischen Anstrengungen zugezogen. Ganz Niederdeutschland war jetzt dem ligistischen Heere bloßgestellt und die evangelischen Stände eilten, selbst unter harten Bedingungen, mit dem Kaiser ihren Frieden zu machen. Zwar erschien Christian IV., in Verbindung mit dem Markgrafen von Baden und unterstützt von England, abermals mit einer ansehnlichen Streitmacht an der Elbe; als aber Wallenstein nach der siegreichen Schlacht bei Cosel die Feinde aus Schlesien drängte, die beiden Herzöge von Mecklenburg 1627. wegen ihres Anschlusses an den Dänenkönig aus ihrem Lande trieb und sich dann mit Tilly vereinigte, mußte das dänisch-deutsche Heer, durch Abfall und Zwietracht geschwächt, der Uebermacht weichen. Mecklenburg wurde von dem Kaiser dem siegreichen Feldherrn zur Belohnung verliehen, und den Einwohnern 1628. der Huldigungseid auferlegt; in Kurzem fielen Holstein, Schleswig und Jütland unter entsetzlichen Verheerungen in die Hände der Kaiserlichen, und Wallenstein ging mit dem Gedanken um, diese Länder ihrem angestammten Fürsten zu entreißen und Ferdinands unmittelbarer Herrschaft zu unterwerfen. Die Spanier, in der Hoffnung, die Niederlande wieder zu gewinnen, unterstützten und begünstigten Wallensteins Pläne in Norddeutschland. Nur die Furcht vor dem hartnäckigen Kriege, in den dadurch der Kaiser mit allen Staaten der Nord- und Ostsee verwickelt worden wäre, der Mangel einer hinreichenden Seemacht und der Heldenmuth der Stralsunder (§. 702) brachten den Herzog von dem Vorsatz ab. Christian IV. erhielt im Frieden von Lübeck seine verwüsteten Länder Mai 1629. zurück, mußte aber versprechen, sich jeder weitern Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu enthalten.

§. 701. Oesterreichs Uebermacht. Nach der Schlacht bei Lutter schien Ferdinands Machtvollkommenheit in Deutschland eben so fest begründet wie

in seinen Erblanden. Die zwieträchtigen Protestanten waren theils besiegt, theils gewonnen, theils eingeschüchtert; im Kurfürstencollegium waren seit Maximilians Erhebung fünf Katholiken gegen zwei laue Protestanten (Sachsen und Brandenburg). Hätte der Kaiser die Hand zur Versöhnung geboten, so wäre Habsburgs Macht in Deutschland größer gewesen als je. Aber Ferdinands religiöse Befangenheit stand einer großartigen Politik im Wege. Sein Sieg sollte zugleich der Triumph des Katholicismus über die ausgeschiedenen Confessionen sein; darum wurden in Böhmen und Oesterreich die Gewaltschritte gegen die Ketzer immer härter und nur schleunige Flucht mit Verlust der Habe vermochte den standhaften Protestanten vor dem Besuche der Messe zu retten. Aehnlich verfuhr Maximilian in der ihm vom Kaiser zuerst als Lehn, dann erb- und eigenthümlich überwiesenen Oberpfalz, und selbst in dem Theil der Unterpfalz, der als Kostenersatz ihm einstweilen zugetheilt worden, trieben die Jesuiten ihr Bekehrungswerk. Dem Norden drohte ein ähnliches Verfahren, seitdem Wallenstein durch kaiserliche Belehnung das Herzogthum Mecklenburg mit Rostock erhalten und nach dem Siege bei Wolgast über den Dänenkönig dasselbe durch Eroberung der pommern'schen Ostküste zu erweitern trachtete. Das Beispiel des Herzogs von Pommern, der sein Land den verheerenden Truppen des Friedländers einräumen mußte, und des dem Kaiser bisher treuergebenen Kurfürsten von Brandenburg, in dessen Staaten ebenfalls kaiserliche Besatzung gelegt wurde, schreckte alle protestantischen Fürsten. Es war nicht zu verkennen, daß Wallenstein die kaiserliche Machtvollkommenheit der bisherigen Schranken zu entkleiden und die uralten Landesselbständigkeiten zu unterdrücken suchte. Die Verfassung des Reichs wie die Hoheitsrechte der Fürsten wurden wenig geachtet. Und als nun gar der herrschsüchtige Feldherr, dem der dankbare Kaiser auch den Oberbefehl zur See verliehen, Anstalten traf, an dem baltischen Meer eine deutsche Seemacht zu gründen, um die Feinde des Kaisers vom Ostseehandel auszuschließen, und zu dem Zweck sich aller Küsten- und Hafenstädte zu bemächtigen suchte, als er den Jesuiten, welche die Uebertragung Mecklenburgs an den Herzog bewirkten, „weil sie zum Nutzen der katholischen Religion gereiche", in ihrem Bekehrungseifer freie Hand ließ, da geriethen nicht nur die Hanseaten und alle Ostseestaaten, sondern auch die Niederländer und Engländer in die größte Besorgniß.

§. 702. Das Restitutionsedict und Wallensteins Absetzung. In dieser Noth gab Stralsund ein erhebendes Beispiel von Vaterlandsliebe und Heldenmuth. Standhaft weigerte sich die Bürgerschaft, friedländische Besatzung in ihre Mauern aufzunehmen. Da rückte Wallenstein mit seinen furchtbaren Kriegsschaaren vor die Stadt und schwur, wie man sich erzählte, er müsse sie erobern und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden. Aber alle Stürme scheiterten an der festen Lage und an dem Heldenmuth der Bürgerschaft, die geschworen hatte, Gut und Blut hinzugeben für die Erhaltung der Religion und der alten Rechte und Freiheiten. Von Dänemark und Schweden unterstützt, Mai—Juli 1628. trotzte Stralsund zehn Wochen lang allen Stürmen; 12,000 Menschen opferte der kaiserliche Feldherr umsonst. Es war das letzte Auflodern des freien hanseatischen Bürgergeistes. An ihrem Heldenmuth empfing die vordringende katholische

Reaction den ersten bedeutenden Stoß. Das Beispiel Stralsunds wirkte ermuthigend auf Magdeburg. Im März erließ der Kaiser auf Antrieb der geistlichen Kurfürsten und im Vertrauen auf die errungene Uebermacht das Restitutionsedict, kraft dessen alle seit dem Passauer Vertrag (§. 610) eingezogenen Stiftungen und geistlichen Güter der katholischen Kirche zurückgestellt, die Calvinisten vom Religionsfrieden ausgeschlossen und katholische Stände an der Bekehrung ihrer Unterthanen nicht gehindert werden sollten. Dieses Edict, das drei Erzbisthümer, fünfzehn Bisthümer und fast alle norddeutschen Stifter und Abteien, welche unter weltliche Verwaltung gestellt waren, ihren dermaligen Besitzern zu entreißen drohte, das den „geistlichen Vorbehalt" ohne Mitwirkung der Reichsstände eigenmächtig und willkürlich zu Gunsten der Katholischen entschied, und dem ganzen Reformationswerk die Axt an die Wurzeln legte, verlängerte den unseligen Krieg, indem es den Kaiser nöthigte, die Heere unter den Waffen zu halten, um der Vollstreckung Nachdruck zu geben. Die Beschwerden der Fürsten und Städte blieben unbeachtet; wo die Katholiken die Oberhand hatten, nahmen sie Besitz von den geistlichen Gütern; ein betäubender Schrecken erfaßte das protestantische Deutschland. Selbst Wallenstein mißbilligte den unverständigen Religionseifer am kaiserlichen Hof, vermochte aber der Politik des Fanatismus keinen Einhalt zu thun. Da widersetzte sich Magdeburg, dessen Bürgerschaft einst das Interim verworfen (§. 608), der Ausführung des Restitutionsedicts und einer kaiserlichen Besatzung. Schon rückte der furchtbare Pappenheim, einer der kühnsten Hauptleute des Friedländers, vor das „Ketzernest", aber der Sturm, der sich bald darauf über Wallensteins Haupt zusammenzog, brachte eine kurze Rettung. — Als nämlich auf Ferdinands erstem **Reichstag in Regensburg** die Fürsten allgemein Klagen erhoben über die furchtbare Länderverwüstung und barbarische Kriegsweise des Herzogs von Friedland, über seine eigenmächtigen Eingriffe in die Reichsverfassung, über die Requisitionen und Gewaltthätigkeiten, und Maximilian mit Nachdruck die Entfernung des anmaßenden und gebieterischen Nebenbuhlers verlangte, der den Kurfürstenrath so geringschätzig behandelte, der das Restitutionsedict so lässig ausführte, der protestantische Oberste in seiner Armee anstellte, da sah sich Ferdinand, der für die beabsichtigte Kaiserwahl seines Sohnes eine günstige Stimmung erzeugen wollte, genöthigt, die Absetzung Wallensteins auszusprechen und sein Heer zu vermindern. Mit astrologischen Studien beschäftigt, vernahm der Feldherr in Memmingen den Beschluß. „Die Sterne deuten an," sagte er den Abgesandten, auf die Constellation zeigend, „daß der Geist des Bayern den Geist des Kaisers beherrschen wird." Gegen Erwarten fügte er sich und begab sich auf seine böhmischen Güter, wo er in stolzer Ruhe und im Genusse königlicher Reichthümer die Zeit abwartete, da man seiner wiederum bedürfen würde.

6. März 1629. — 1630. — Aug. 1630.

5. Schwedens Einmischung.

§. 703. Gustav Adolf. Als die protestantischen Stände Deutschlands rathlos und eingeschüchtert sich vor Oesterreichs Uebermacht beugten und in banger Erwartung der verschobenen Ausführung des Restitutionsedicts entgegen sahen, erschien ein fremder Herrscher auf deutschem Boden, der durch sein über-

wiegendes Ansehen die getrennten und zwieträchtigen Religionsgenossen vereinigte — der Schwedenkönig **Gustav Adolf**. Beleidigt durch die Absetzung der mecklenburgischen Herzöge, seiner Verwandten, und durch die Hülfstruppen, die der Kaiser den von ihm bekriegten Polen zugeschickt, und besorgt um die durch Wallensteins Pläne bedrohte Herrschaft der Ostsee, beschloß Gustav Adolf, sich in den deutschen Krieg zu mischen, theils um den gefährdeten evangelischen Glauben in Deutschland zu erhalten, theils um Schwedens Macht zu sichern und über die ganze Ostseeküste (wo er bereits Esthland und Livland besaß) auszudehnen. Der Cardinal Richelieu, der Unterdrücker der französischen Huguenotten, trug kein Bedenken, zum Schutze der deutschen Protestanten mit Gustav Adolf ein Bündniß einzugehen, und demselben zur Bekämpfung des in Deutschland und Italien immer mächtiger aufstrebenden Hauses Habsburg Hülfsgelder zu liefern, unbekümmert um den Unwillen und die Drohungen des Papstes. Das Zusammentreffen der französischen und schwedischen Politik brachte den Bund schnell zu Stande. Selbst der Kurfürst von Bayern und die Häupter der Liga, eifersüchtig auf die kaiserliche Uebermacht, wie sie Wallenstein zu begründen suchte, begünstigten Frankreichs Eingreifen.

In Italien bestritt nämlich um dieselbe Zeit das spanisch-österreichische Haus die gegründeten Erbansprüche des von Frankreich unterstützten Herzogs von Nevers (aus der Familie Gonzaga) auf das erledigte Herzogthum Mantua. Oesterreichische Truppen besetzten das durch furchtbare Religionskriege entzweite und geschwächte Graubündten und Valtellin, erstürmten Mantua und übten die gewohnten Kriegsgräuel. Wenn es gelang, das Fürstenthum als Reichslehn einzuthun, konnte dann nicht die alte Reichshoheit auch in andern Theilen Italiens geltend gemacht werden, das Habsburgische Haus über die appenninische Halbinsel die Vorherrschaft erlangen? Aber dennoch wurde der Mantuanische Erbfolgekrieg (1627—1630) nach Richelieu's Wunsch geendigt. Der Kaiser belehnte den französischen Prätendenten mit Mantua und Montferrat; Graubündten wurde von den spanischen Truppen verlassen und Richelieu, der selbst in der entscheidenden Stunde als Heerführer nach Italien gezogen war, erwarb für Frankreich die wichtige Festung Pignerolo.

Nach einer unter französischer Vermittelung zwischen Schweden und Polen
24. Juni 1630. geschlossenen Waffenruhe erfolgte **Gustav Adolfs Landung an Pommerns Küste.** Der alte Herzog dieses von den kaiserlichen Truppen grausenhaft verheerten und mißhandelten Landes, Bogislaw, schloß mit den Schweden einen Vertrag, worauf diese Stettin einnahmen, die Feinde vertrieben und ganz Pommern mit Rügen besetzten. Gustavs Frömmigkeit und die strenge Mannszucht seiner Soldaten, die sich zweimal täglich zur Andacht um ihre Feldprediger sammelten, bildete einen auffallenden Contrast gegen die länderverwüstende Kriegsweise Tilly's und Wallensteins, daher das Volk die Schweden und ihren hochsinnigen König überall als Retter und Befreier begrüßte. Nicht so die Fürsten, die, aus Furcht vor des Kaisers Rache, das angebotene Bündniß zurückwiesen und
20. Febr. 1631. auf dem Leipziger Fürstentag den Beschluß faßten, eine neutrale Stellung zu beobachten, dagegen die Vollziehung des Restitutionsedicts, welche der Papst und die katholischen Kurfürsten dringend forderten, mit Waffengewalt zu hindern; nur Magdeburg, die Herzöge von Lüneburg, Sachsen-Weimar und Lauenburg und der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel schlossen sich dem Könige an. In Wien freute man sich, daß es nun Gelegenheit zu Con-

fiscationen und Compensationen gebe; es wurden bereits Proscriptionslisten der Schuldigen und Mißliebigen aufgestellt; der Kurfürst von Trier meinte, bald würden die Evangelischen ihr Felleisen packen müssen, denn im Reich werde man sie nicht dulden.

§. 704. Magdeburgs Zerstörung und die Leipziger Schlacht. Während die Schweden an der Oder heraufzogen und Frankfurt erstürmten, rückte Tilly, dem nunmehr auch der Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen übergeben war, vor Magdeburg, wo der in schwedischen Diensten stehende Oberst Falkenberg die Vertheidigungsanstalten leitete. Gustav Adolf versprach der Stadt baldige Hülfe. Um aber im Rücken gedeckt zu sein, mußte er den ihm verschwägerten Kurfürsten von Brandenburg, der bisher mit dem Kaiser in Frieden gewesen, so wie Sachsen zu einem Vertrag bringen. Der erstere räumte nach einigem Zögern den Schweden Spandau als Waffenplatz ein; da aber der Kurfürst Johann Georg von Sachsen hartnäckig den Durchzug durch sein Land verweigerte und sich daher der Schwedenkönig mit Unterhandlungen aufhielt, wurde **Magdeburg** nach wiederholten Stürmen von **Tilly** und Pappenheim **erobert und zerstört.** Von Raubsucht und Rachgier getrieben, stürmten die entmenschten Kriegsschaaren, denen eine dreitägige Plünderung zugesagt war, in 10. Mai 1631. die unglückliche Stadt, die nunmehr der Schauplatz entsetzlicher Gräuel ward, bis eine von allen Seiten unaufhaltsam sich fortwälzende Feuersbrunst sie zuletzt in einen Aschenhaufen verwandelte. Die Domkirche, wo der Sieger ein Te Deum singen ließ, das Liebfrauenkloster und einige ärmliche Häuser und Fischerhütten waren die einzigen Reste der blühenden Reichsstadt. Falkenberg war unter den Erschlagenen. Während sich hierauf Gustav Adolf des Landes zwischen der Oder und Elbe bemächtigte und die Herzöge von Mecklenburg wieder in ihre Staaten einsetzte, wendete sich Tilly mit ligistischem und kaiserlichem Kriegsvolk gegen Hessen und Weimar, um diese Fürsten wegen ihres Bündnisses mit Schweden zu züchtigen, und kehrte dann seine Waffen gegen Kursachsen, das Haupt des Leipziger Bundes. Schon waren Halle, Merseburg, Naumburg und andere Orte in den Händen der Kaiserlichen, als der Kurfürst in seiner Bedrängniß mit Gustav Adolf ein Bündniß schloß und dessen Beistand gegen Tilly's mordbrennerische Schaaren anflehte. Da kam es zu der blutigen **Schlacht von Leipzig** und **Breitenfeld**, wo die kampfgeübten kaiserlich-ligistischen 7. Sept. 1631. Truppen durch das überlegene Feldherrntalent des Königs und die standhafte Tapferkeit seiner Krieger eine schwere Niederlage erlitten. Tilly, der selbst in Lebensgefahr schwebte, verlor 7000 seiner tapfersten Streiter und mußte eilig nach dem Süden ziehen, indeß die Sachsen unter Feldmarschall Arnim in Böhmen einrückten und Prag besetzten, und Gustav Adolf, dem nunmehr ganz Deutschland offen stand, sich dem Main und Rhein zuwandte, um seinen französischen Bundesgenossen näher zu sein. Noch vor Ablauf des Winters war das Bisthum Würzburg und der größte Theil der Unterpfalz in schwedischen Händen. Der Erzbischof von Mainz entfloh; der Bischof Philipp von Speyer und Trier, ein eifriger Jesuitenfreund und hartherziger Volkspeiniger, stellte eilig seine beiden Festungen Philippsburg und Ehrenbreitstein unter Frankreichs Schutz, um sie vor dem Schwedenkönig zu sichern.

§. 705. Gustavs Siegeszug. Das von seinem Bischof verlassene Stift Würzburg mußte dem König huldigen und empfing eine schwedische Landesregierung. Die reiche Jesuitenbibliothek wanderte nach Upsala. Hierauf zog Gustav über Hanau nach der kaiserlichen Krönungsstadt Frankfurt, bewerkstelligte bei Oppenheim einen beschwerlichen Uebergang über den Rhein (wobei 500 Spanier erschlagen wurden) und besetzte Mainz, Worms, Mannheim, Speyer und viele pfälzische Orte. Dieser glänzende Fortgang scheint in Gustavs Seele allerlei hochstrebende Pläne geweckt zu haben. Daß er sich an verschiedenen Orten als Lehnsherr huldigen ließ, daß er den geächteten Kurfürsten von der Pfalz, der sich in Frankfurt bei ihm eingefunden, zwar mit großer Auszeichnung behandelte und bei sich behielt, aber nicht in seine Staaten einsetzte, daß er deutsche Fürsten ermunterte, in schwedische Kriegsdienste zu treten (wie den tapfern Bernhard von Weimar u. A.), das Alles schien anzudeuten, daß Gustav mit dem Gedanken umgehe, festen Fuß in Deutschland zu fassen und vielleicht die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Wenn es ihm gelang, das pfälzische Haus sowohl im rheinischen Kurfürstenthum als in Böhmen herzustellen und Bayern seiner neuerworbenen Würde wieder zu berauben, so bildeten die protestantischen Fürsten die Mehrzahl im obersten Reichscollegium und der Schwedenkönig konnte sich auf gesetzlichem Wege die römische Krone verschaffen. Der Kurfürst von Sachsen schöpfte bald Argwohn und führte daher den böhmischen Krieg mit großer Schonung gegen die katholische Kirche und die kaiserliche Regierung, um sich den Rückzug zu Ferdinands Gnade nicht zu erschweren. Auch andere Fürsten wurden lau. Dagegen gewann der mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen begabte König immer mehr die Herzen des Volks. Sein freundliches, mildes Wesen und seine aufrichtige Frömmigkeit erweckten eben so sehr Liebe, wie seine Regentenweisheit, sein Muth und Feldherrntalent Ehrfurcht und Bewunderung. Im Frühjahr rückte Gustav Adolf über Nürnberg, wo er mit Jubel empfangen und reich beschenkt ward, an die Donau, um den Krieg nach dem bisher verschont gebliebenen Bayern zu tragen und sich mit Tilly, der nahe bei dem Einfluß des Lech in die Donau eine feste Stellung genommen, abermals zu messen. Er erzwang den Uebergang über den wohlvertheidigten Lech. Bei der Erstürmung der feindlichen Schanze wurde Tilly durch eine Stückkugel
† 20. April 1632. so gefährlich verwundet, daß er vierzehn Tage nachher in Ingolstadt starb, noch im Augenblicke des Todes mit kriegerischen Gedanken beschäftigt. Der Krieg füllte des Helden ganze Seele. Einfach und mäßig in seiner Lebensweise, verschmähte er Geld und Güter, wie Titel und Würden. Sinnliche Genüsse waren ihm eben so fremd wie höhere Bildung und Adel der Gesinnung. Nach der Besetzung von Augsburg, wo sich Gustav Adolf huldigen ließ, den lutherischen Gottesdienst wieder herstellte und den Protestanten das Regiment der Stadt zurückgab, machte das schwedische Heer einen vergeblichen Sturm auf Ingolstadt und rückte dann in das Herz von Bayern ein, indeß Maximilian nach Regensburg eilte, um die Vertheidigung dieser wichtigen Stadt zu leiten. Im Mai zog Gustav Adolf, begleitet von Kurfürst Friedrich, als schonender Sieger in das von dem Hofe verlassene München ein. Eine Geldbuße und die Entführung von 140 verborgenen Kanonen war die einzige Strafe, die der König den zitternden Bayern auflegte.

§. 706. **Wallensteins Wiederkehr.** Mittlerweile hatte Kaiser Ferdinand in seiner Bedrängniß seine Zuflucht wieder zu Wallenstein genommen. Der stolze Herzog hatte Anfangs, um sich für seine Absetzung zu rächen, an eine Verbindung mit den Schweden und Sachsen gedacht; aber durch die zaudernde Politik Gustav Adolfs hingehalten, war er zu einem andern Entschluß gekommen. Er näherte sich wieder dem kaiserlichen Hof, um noch einmal den Befehlshaberstab zu ergreifen. Doch ließ er sich lange bitten, ehe er seine Werber ausschickte, Dec. 1631. und als der Name des Friedländers, der hohe Sold, das Elend der Zeiten und die Hoffnung auf Beute und Reichthümer Schaaren kriegslustiger Streiter von allen Nationen, Ständen und Religionsmeinungen unter seine Fahne geführt, übernahm er das Commando nur unter Bedingungen, die ihm fast unbeschränkte April 1632. Gewalt einräumten und sowohl die strategische Führung als auch den Gang der Politik in seine Hand gaben. Nicht nur, daß ihn der Kaiser zum Generalissimus der gesammten Heeresmacht der beiden Linien des Hauses Oesterreich ernannte und seiner vollen Gnade versicherte, daß er ihm den Besitz Mecklenburgs oder eines andern Reichslandes von gleichem Einkommen und andere Entschädigungen in Aussicht stellte; es wurde ihm auch gestattet, in den eroberten Ländern Confiscationen oder Begnadigungen nach Gutdünken auszuüben, die neuen Obersten anzustellen und sich, wo ihm ein Widerspruch entgegentrete, unmittelbar an den Kaiser selbst zu wenden. Zugleich wurde ihm durch den befreundeten Rath Eggeberg die Aufhebung des Restitutionsedicts in einer mündlichen Unterredung zugesagt, wodurch eine Verständigung mit Sachsen ermöglicht ward. Spanien versprach ihm Subsidiengelder. — Allgemein erwartete man nun, **Wallenstein** würde sogleich die Schweden aus Bayern vertreiben; aber sei es aus Groll gegen Maximilian, den Urheber seiner Absetzung, sei es, daß er andere Kriegspläne verfolgte, er zog nach Böhmen, wo die Sachsen nach der Einnahme von Prag unthätig und in zweideutiger Haltung gegen Gustav Adolf verharrten. Erst als er Prag wieder erobert und nach einem vergeblichen Versuch, den Kurfürsten von Sachsen zu einem Frieden zu bewegen, das ganze Land mit leichter Mühe von den Feinden befreit hatte, beachtete er die dringenden Bitten Maximilians und die Mahnungen des Kaisers, indem er sich der bayerischen Grenze näherte und nach der Vereinigung mit den Truppen des Kurfürsten dem Schwedenkönig, der mittlerweile eine feste Stellung in der Nähe des befreundeten **Nürnberg** bezogen, Juli. nach Franken entgegenrückte. Unter Brand und Verheerung zogen die Wallenstein'schen Truppen herbei, schlugen zwei Stunden von Nürnberg auf einer Anhöhe ein festes Standlager auf, dergleichen man auf deutscher Erde noch nicht gesehen, und schnitten dem Feinde jede Zufuhr ab. Umsonst bot Gustav Adolf, nachdem er seine zerstreuten Truppenabtheilungen an sich gezogen, dem Gegner eine Schlacht an; Wallenstein verharrte in seiner Stellung Monate lang. Bald war alles Land auf sieben Meilen in der Runde ausgezehrt und verwüstet und die reichen Vorräthe **Nürnbergs**, womit bisher die Bedürfnisse des schwedischen Heeres befriedigt worden, fingen an zu schwinden. Dies bestimmte Gustav zu einem Angriff auf Wallensteins Lager; aber vor den furchtbaren Feuerschlünden der 4. Sept. weit um den „Burgstall" ausgedehnten Festungslinien erlagen die kühnen Stürmer. Nach schwerem Verlust mußte der Plan aufgegeben werden, worauf die

Schweden, nachdem sie Nürnberg durch eine gute Besatzung geschützt, sich wieder nach der Donau wendeten, in der Hoffnung, den Feind nachzuziehen.

§. 707. Schlacht bei Lützen. Aber Wallenstein verfolgte andere Pläne. Nachdem er sein Lager angezündet, rückte er unter wilder Verheerung über Bamberg (wo ihn Maximilian mit seinen Truppen verließ) in Sachsen ein, eroberte Leipzig und vereinigte sich mit Pappenheim. Dringend flehte der bedrohte Kurfürst Gustavs Hülfe an, und dieser zog abermals zur Rettung des zweideutigen Bundesgenossen in Eilmärschen über den Thüringer Wald an die Saale. Da ereignete sich an einem nebeligen Novembertage die folgenreiche **Schlacht bei**
6. Nov. 1632. **Lützen**, wo die Schweden siegten, ihr König aber den Heldentod starb. Nach dem Blasen des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" rückten die schwedischen Krieger, ihren heldenmüthigen König an der Spitze, muthig vor und begannen den Angriff mit Erfolg. Als jedoch Pappenheims Reiter den ermüdeten linken Flügel warfen und zum Weichen brachten, eilte Gustav Adolf zur Herstellung der Ordnung dahin, kam aber mit seinem kurzen Gesicht dem Feinde zu nahe und fiel, von zwei Kugeln durchbohrt, im Schlachtgetümmel. Schon hofften die Kaiserlichen zu siegen; allein die Kunde von Gustavs Fall füllte die Schweden mit dem Gefühl der Rache. Unter der Anführung des wackern Bernhard von Weimar drangen sie mit Ungestüm vor; bald wurde der kühne Pappenheim, der furchtbarste Arm des Feldherrn, tödtlich verwundet von der Wahlstatt getragen und Wallenstein genöthigt, das Schlachtfeld und einen Theil des Geschützes den Feinden zu überlassen und mit seiner geschlagenen Armee nach Böhmen zu ziehen. „Ist es nicht wie eine Fügung des Schicksals, daß der Urenkel des niedergeworfenen, geächteten, beraubten Johann Friedrich, ein fast besitzloser Herzog von Weimar, es sein mußte, der diese entscheidende Schlacht vorbereitete und dann hauptsächlich zu einem glücklichen Ende brachte?"

Die Schweden zogen den ausgeplünderten und durch viele Wunden und Pferdetritte entstellten Leichnam ihres Heldenkönigs unter den Todten hervor und ließen ihn in vaterländischer Erde bestatten. Im 38. Jahre seines thatenreichen Lebens schied Gustav Adolf von dem blutigen Schauplatz. Er war die Säule des Protestantismus, darum erfüllte sein Fall alle Freunde des Evangeliums mit Schrecken und Trauer. Adel der Gesinnung, ungeheuchelte Frömmigkeit und ein mitleidvolles Herz für die Drangsale des Volks haben ihm selbst seine Feinde zugestanden. Er war die Zierde des Throns, der reinste Charakter in dieser tiefbewegten Zeit. Die katholischen Eiferer triumphirten, aber Ferdinand konnte sich bei dem Anblick des blutigen Kollers einer tiefen Bewegung nicht enthalten. „Für Gustav Adolf war der evangelische Name Alles," sagt Ranke, „er stritt für das Bestehen des Protestantismus mit vollem Herzen. Er hatte denselben zum Princip seiner Heerführung gemacht: er selbst gehörte ihm mit freudigem und sicherem Bekenntniß an, heiter von Natur, durch und durch populär, ein Mann der deutschen Bürgerschaften, die ihn mit Freuden selbst als ihren Herrn begrüßt hätten. Die Verehrung, die man ihm zollte, war ihm fast zu stark." Für Deutschlands Einheit und Unabhängigkeit wie für Gustavs eigenen Ruhm war sein früher Tod ein Glück. Aus einem Retter wäre er wahrscheinlich ein Eroberer geworden und hätte dadurch den Glanz, der jetzt um seinen Namen strahlt, verdunkelt. Elf Tage nach Gustav starb Kurfürst Friedrich V. in Mainz, „kaum bemerkt und unbeklagt". Die Kurfürstin Elisabeth lebte noch drei Jahrzehnte in stiller Zurückgezogenheit im Haag, bis sie von ihrem Neffen Karl II. nach England zurückberufen, im Lande ihrer Geburt ihr wechselvolles, schicksalschweres Dasein beschloß (13. Febr. 1662).

§. 708. Der Heilbronner Bund. Der schwedische Reichsrath, der

während der Minderjährigkeit Christina's, Gustav Adolfs Tochter, das Regiment führte, beschloß die Fortsetzung des deutschen Kriegs und übertrug dessen Leitung dem Kanzler **Axel Oxenstierna**, einem umsichtigen, thatkräftigen und von höhern Ideen erfüllten Staatsmann. Da aber die niederdeutschen Stände (besonders Sachsen, das gern selbst an die Spitze der Protestanten getreten wäre, und Brandenburg, aus Besorgniß für Pommern, nach dessen Besitz die Schweden unverkennbar strebten) sich der schwedischen Obmacht zu entziehen suchten, so vermochte Oxenstierna nur die protestantischen Stände von Franken, Schwaben, Ober- und Niederrhein zu dem Heilbronner Bündniß zu vereinigen. 13. April 1633. In diesem wurde bestimmt, daß dem Kanzler, als dem Director des Bundes, die Entscheidung in Kriegssachen allein zustehe; im Uebrigen aber sollte er gehalten sein, die Meinung eines Bundesraths einzuholen. Den Oberbefehl über das Hauptheer erhielt der mit dem Herzogthum Franken und den Bisthümern Bamberg und Würzburg belehnte **Bernhard von Weimar;** doch stand ihm der schwedische General Horn mit gleichem Rang zur Seite. Jetzt brach der Krieg im Süden und Norden mit neuer Wuth aus. Bayern wurde von den Schweden, die seit Gustavs Tod in verheerender Kriegsweise den Gegnern nicht nachstanden, schwer heimgesucht, da Wallenstein sich aus Groll gegen Maximilian weigerte, dem bedrängten Lande zu Hülfe zu kommen, trotz der Anstrengungen des bayerischen Generals Johann von Werth, der sich vom gemeinen Reitersmann zum ruhmgekrönten Heerführer aufgeschwungen hatte. Gleichzeitig führte ein anderer Befehlshaber der Heilbronner Verbündeten, der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, den Krieg in Niederdeutschland. In Schlesien hausten die friedländischen Truppen auf eine Weise, die den Wohlstand des Landes auf lange vernichtete.

§. 709. Wallensteins Ausgang. Seit der Schlacht von Lützen waren Wallensteins Unternehmungen minder kraftvoll und großartig als früher. Nachdem er Strafe und Lohn nach Verhalten vertheilt und die Lücken im Heer ergänzt hatte, verweilte er erst lange unthätig in Böhmen und als er endlich gegen Schlesien und die Lausitz vorrückte, schloß er nach einigen unbedeutenden Gefechten mit dem Feinde einen Waffenstillstand und ließ sich mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und sogar mit Oxenstierna in Unterhandlungen ein, die ein friedliches Abkommen ermöglichen sollten, aber den katholischen Eiferern am Wiener Hof Stoff zu Verdächtigungen gaben. Sein Sieg auf Steinau's 11. Okt. 1633. Feldern über die Schweden und die Eroberung der Oderfestungen wurde durch andere Eindrücke bald wieder verwischt. Er setzte den gefangenen Grafen von Thurn, Habsburgs Erbfeind, in Freiheit und statt die Schweden aus Bayern zu vertreiben, wie ihm der Kaiser befohlen, kehrte er nach einem kurzen Feldzug gegen Straubing und Cham beim Beginne des Winters nach Böhmen zurück, die späte Jahreszeit vorschützend, schlug sein Lager in Pilsen auf und bedrückte die österreichischen Erbstaaten mit Einquartierung. Unterdessen fiel Regensburg, 5. Novbr. 1633. das Bollwerk Bayerlands, in die Hände Bernhards von Weimar, und die alte Bischofstadt sah wieder den evangelischen Gottesdienst in ihren Mauern aufleben. Bis gen Passau dehnte der sächsische Feldherr seine Eroberungen aus, in Wien blickte man mit Sorge auf die Fortschritte der deutschen und schwedischen Waffen.

So sehr auch strategische Rücksichten Wallensteins Verfahren rechtfertigten, so gab es doch seinen zahlreichen Neidern und Gegnern am Wiener Hof, zu denen auch Graf Schlick, Präsident des Kriegsraths, und vor Allen der intrigante Graf Slawata gehörten, Stoff zu Verdächtigungen. Des Herzogs selbständige Haltung und eigenmächtiges Auftreten gaben Anstoß. Er wollte sich durch mächtige Allianzen so stellen, daß er stets Meister der kaiserlichen Waffen sei und den Wiener Hof nöthigen könne, den Frieden nach seinen eigenen Gedanken und Plänen zu schließen. Wenn nicht die Krone von Böhmen, so sollte ihm doch ein bedeutendes Reichsland, wozu er die Pfalz mit der Kurwürde ausersehen haben mochte, als selbständiges Fürstenthum zu Theil werden. Seine Verbindungen mit den böhmischen Ausgewanderten, besonders dem reichen Grafen Kinsky, seine geheimen Unterhandlungen mit Feuquières, dem Abgesandten Richelieu's, und mit dem sächsischen General Arnim, durch dessen Vermittelung er mit dem Kanzler Oxenstierna und den deutschen Protestanten verkehrte, seine Weigerung, die spanischen Absichten auf die Niederlande durch Ueberlassung eines Theiles seiner Truppen an den Infanten Don Fernando und den spanischen General Feria zu unterstützen und sich dem mit einer spanischen Königstochter vermählten König von Ungarn, des Kaisers Sohn, im Commando unterzuordnen, das Alles erregte Besorgniß und Aerger. Nicht die Hofburg, sondern Wallensteins Lager war der Mittelpunkt der europäischen Politik, wo alle Fäden zusammenliefen; nicht der Kaiser, sondern der Herzog von Friedland schien die Weltlage zu beherrschen. Und als nun gar im Palaste Illo's (Illow's) das
12. Januar 1634. von dem Dichter so meisterhaft geschilderte Banket stattfand, wobei die Obersten der verschiedenen Truppenabtheilungen, besorgt, durch Wallensteins Rücktritt ihre Geldvorschüsse einzubüßen, in einem Revers sich eidlich verpflichteten, bei dem Oberfeldherrn standhaft auszuharren und sich auf keine Weise von ihm trennen zu lassen; da erschrak man in den Hofkreisen vor der Militärmacht, die man ins Leben gerufen und deren man nun nicht mehr Meister zu werden fürchtete, vor dem Kriegsfürsten, der sich eigenmächtig mit den protestantischen Höfen Deutschlands und zugleich mit den Schweden und mit Frankreich in Unterhandlungen und Verträge einließ, um den Frieden mit Hülfe der Armee durchzuführen, möge man am kaiserlichen Hofe wollen oder nicht, der die Rolle des Kurfürsten Moritz von Sachsen im Schmalkaldischen Krieg wiederholen zu wollen schien. Feindselige Einflüsterungen steigerten die eigenmächtigen Friedensunterhandlungen zu verrätherischen Plänen. Die Mönche und Jesuiten haßten den Herzog wegen seines religiösen Freisinns, die Spanier zürnten über seine eigensüchtige Politik, welche die Interessen der Habsburger Dynastie zu wenig beachtete und ihren Einfluß auf das Reich fern zu halten suchte, die Ligisten und die Freunde Maximilians arbeiteten an seinem Verderben, der kaiserliche Beichtvater Lamormain erblickte in ihm das Haupthinderniß für die Ausrottung des Protestantismus. Der Kaiser, in Besorgniß wegen der hohen Gewalt, die er so unvorsichtig in die Hände eines ehrgeizigen, hochfahrenden Unterthanen gelegt, faßte Argwohn, und da eine zweite Absetzung gefahrdrohend erschien, so verfuhr diesmal der Wiener Hof, wie der türkische Sultan gegen ungehorsame Paschas zu verfahren pflegt. Um Wallensteins wirklichen oder erfundenen Verrath zu vereiteln, wurde Verrath gesponnen in seiner eigenen Umgebung. Nachdem man sich der einflußreichsten Anführer, Gallas,
21. Jan. Piccolomini und Aldringer, versichert, sprach der Kaiser Wallensteins Ab-

setzung aus, und als dieser nun mit dem ihm ergebenen Reste seines Heeres von Pilsen nach Eger zog, um einer Verbindung mit den Schweden näher zu sein, wurde er nebst seinen treuesten Anhängern, Illo, Terzky (Trczka) und Kinsky, von dem Irländer Buttler und einigen Mitverschworenen ermordet. Die 25. Febr. 1634. großen Güter des Herzogs und seiner Freunde wurden eingezogen und seinen Verräthern und Mördern zugetheilt. Würden, Ehren und Reichthümer waren der Lohn der Frevler. Dagegen mußten die, welche ihm treu geblieben waren, zu Grunde gehen. Der tapfere Schaffgotsch, „der auf freier Haide im ritterlichen Kampfe zu sterben gehofft hatte, wurde zu Regensburg in ein dunkles Kerkerloch geworfen und dann auf dem Marktplatze enthauptet". Die Spanier betrachteten die Ermordung Wallensteins als „eine große Gnade, die Gott dem Hause Oesterreich erwiesen hat".

So starb Wallenstein, der Schrecken der Völker, der Abgott der Soldaten. Er besaß einen verwegenen, unternehmenden Geist, ein durch den finstern Ernst seines Angesichts und die Schweigsamkeit seiner Natur erhöhtes, gebieterisches Wesen und einen maßlosen Ehrgeiz und Stolz. Wenn seine hohe Gestalt im Scharlachmantel und mit der rothen Feder auf dem Hute durch das Lager schritt, befiel die Krieger ein wunderliches Grauen. Der militärische Gesichtspunkt überwog bei ihm den religiösen; wie in seinem Lager Krieger aller Nationen und Zungen vereinigt waren, so wurden auch ohne Unterschied Protestanten wie Katholiken aufgenommen und jeder, der sich durch Tapferkeit und gutes Verhalten hervorthat, konnte auf Beförderung rechnen. Strafe und Lohn wurden mit unparteiischem Sinn nach Verdienst ausgetheilt. Ein geborner Kriegsfürst hat er zuerst die Prinzipien einer großartigeren Kriegskunst festgestellt, welche politische und strategische Pläne mit praktischen Anordnungen im Verwaltungs- und Verpflegungswesen vereinigend für umfassende Combinationen Raum schuf. Im Geheimnißvollen und Außerordentlichen sah er die Seele des Herrschens, in ungemessener Prachtentfaltung und königlicher Freigebigkeit den würdigen Ausdruck eines fürstlichen Mannes. Die religiösen Fragen waren für ihn von untergeordnetem Werthe; dagegen beugte sich seine gewaltige Natur vor eingebildeten Schicksalsmächten; er glaubte an die Sterndeutekunst. Was seine von Ehrgeiz erhitzte Phantasie in den Gestirnen zu lesen vermeinte, das gestaltete sich in seiner düstern, verschlossenen Seele zu tiefen, geheimnißvollen Entwürfen. Seine Persönlichkeit hat sich mit dämonischer Gewalt den Zeitgenossen eingeprägt. Noch jetzt lebt des Wallensteiners finstere Gestalt unter den Bergbewohnern der schlesisch-böhmischen Grenze in Lied und Sage fort.

„Unmöglich kann man annehmen," sagt Ranke, „daß Ferdinand selbst, der es immer auf das entschiedenste mit feierlichem Nachdruck geläugnet hat, mit voller Kunde der Sache den Befehl zu der Ermordung gegeben habe. Aber in dem Getümmel der Anklagen und Besorgnisse, der leidenschaftlichen Aufregung gegen Wallenstein ließ er der Partei der Action freie Hand gegen ihn, deren Losungswort es jetzt geworden war: Wallenstein entweder lebendig oder todt einzubringen." Mit Buttler hatten sich die Befehlshaber der Stadt Eger, die beiden Schotten Gordon und Lesley verbunden. „Merkwürdig," heißt es bei Ranke, „wie die verschiedenen Nationalitäten an diesem Ereigniß betheiligt waren. Die Schweden haben den General vorlängst zu einem Unternehmen dieser Art vorwärts getrieben; ihnen lag vor allem die Zurückführung der böhmischen Ausgewanderten am Herzen; — die Franzosen griffen in der Absicht ein, einen Umsturz des Hauses Oesterreich überhaupt hervorzubringen. Am nächsten standen die protestantischen Norddeutschen dem General: in seiner Größe sahen sie den Rückhalt, dessen sie bedurften; sonst aber beabsichtigten sie nichts, als eine Herstellung der alten Zustände, eine Verständigung zwischen den Reichsständen und ihrem Oberhaupt: den Ruin des Hauses Oesterreich wollten sie nicht. Das war nun aber einmal die Stellung Wallensteins geworden, daß die großen Interessen der Religion und Politik um ihn her einander entgegentraten. Bittere Feinde waren ihm die deutschen Katholiken, die alten Ligisten; doch würde ihnen genügt haben, ihn noch einmal und auf immer des Generalates beraubt zu sehen. Die Spanier, denen er jetzt als der Gegner ihrer Welt-

macht erschien, hatten geradezu sein Verderben im Auge; in seinem Widerstreben gegen die kaiserliche Autorität sahen sie eine todeswürdige Schuld. Zu ihrer Seite standen, wie damals überhaupt, die Italiener. Sie versahen diese mit den besten Beweisstücken zu seiner Anklage und trugen das Meiste dazu bei, die großen Heerführer von dem Obergeneral abtrünnig zu machen. Die Freunde waren lau und fern; die Feinde feurig und entschieden und in unmittelbarer Thätigkeit; unter ihrem Einfluß haben, selbst ohne legale Ermächtigung, zu welcher sich der Hof nicht entschließen konnte, die fremden Soldaten die letzte Katastrophe herbeigeführt. Es waren die sonst immer Entzweiten, Schotten und Irländer, Protestanten und Katholiken. Die ersten bewog das Gefühl militärischen Gehorsams gegen den Kriegsherrn und die durch den Diensteid eingegangene nicht einseitig aufzulösende Verpflichtung. In den Irländern lebte die Hingebung gegen die bestehenden höchsten Gewalten und der Eifer für die Religion, welche sie in ihrem Vaterlande verfochten, auch in der Fremde. — Wallenstein hatte, wie Oxenstierna von ihm sagt, mehr unternommen, als er ausführen konnte. Der Idee der kaiserlichen Gewalt und der Macht des Hauses Oesterreich mußte er erliegen, so wie sie sich gegen ihn kehrten. Wie mußte nun aber sein Untergang eben dieser Idee und den Bestrebungen der Spanier, die daran anknüpften, zu Statten kommen!"

§. 710. Die Schlacht von Nördlingen. Jetzt erhielt des Kaisers Sohn Ferdinand den Oberbefehl, folgte aber den Weisungen des kriegskundigen Gallas. Nie hatte die Verbindung der beiden Linien des Hauses Oesterreich einen glänzenderen Triumph davongetragen. Mit vereinter Heeresmacht rückten nunmehr die Kaiserlichen in Bayern ein, brachten das tapfer vertheidigte Regensburg wieder in ihre Gewalt und besiegten im Verein mit der bayerischen, von Johann von Werth befehligten Armee das geschwächte Heer der
6. Sept. 1634. Schweden in der blutigen **Schlacht von Nördlingen.** Diese Schlacht, die Bernhard von Weimar gegen den Rath des alten waffenkundigen Horn geliefert, vernichtete das Uebergewicht der Schweden. Horn gerieth in Gefangenschaft; alles Geschütz und Gepäck fiel in die Hände der Feinde, die nun Schwaben und Franken besetzten, den Herzog von Würtemberg und den Markgrafen von Baden zur eiligen Flucht nach Straßburg zwangen und an den Mitgliedern des Heilbronner Bundes schwere Rache nahmen. Bernhard von Weimar zog nach Lothringen, um Hülfe bei Frankreich zu suchen. Der Kurfürst von Sachsen aber verließ zum zweitenmal die Sache seiner Glaubensgenossen und schloß mit dem Kaiser, der endlich die Nothwendigkeit einsah, das Restitutionsedict zu widerrufen, den (Separat-)Frieden von Prag, worin ihm, außer der Bestätigung des
30. Mai 1635. Passauer Vertrags und des Augsburger Religionsfriedens, auf vierzig Jahre der ruhige Besitz der bis zum Jahr 1627 eingezogenen geistlichen Güter und die Ober- und Niederlausitz als Mannlehn zugesagt wurden. Diesem Frieden traten allmählich Weimar, Lüneburg, Anhalt, Brandenburg und andere Fürsten und Reichsstände bei, so daß nur noch Hessen-Cassel, Baden und Würtemberg den Schweden treu blieben.

6. Frankreichs offene Theilnahme.

§. 711. Kriegsleiden. So hatte der Kaiser nochmals die Oberhand. Die schwedischen Truppen wurden an die Küste der Ostsee gedrängt und am Oberrhein mußte Bernhard von Weimar den kaiserlichen Heeren weichen; — da stellte der Bund, den Richelieu mit Oxenstierna und Bernhard abschloß, das

Gleichgewicht wieder her. Dieser große Staatsmann, der eben die Huguenottenkriege beendigt (§. 740), faßte das alte Ziel der französischen Politik, Minderung der Habsburger Macht und Ausdehnung der Grenzen gegen den Rhein, fest ins Auge und versprach nicht nur dem Kanzler Oxenstierna, der sich zu ihm nach Paris begeben, kräftige Hülfsleistung, sondern übernahm auch in einem Vertrage mit Bernhard die Unterhaltungskosten für dessen Armee und schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit Holland gegen Spanien. Bald 1635
erlangten die Heere der Schweden wieder das Uebergewicht. **Banér**, der thatkräftigste Feldherr aus Gustav Adolfs Schule, schlug die Sachsen bei Dömitz 1. Nov 1635.
aufs Haupt, verheerte dann die brandenburgischen Lande und erfocht einen entscheidenden Sieg bei Wittstock im Brandenburgischen über den mit den Sachsen 4. Oct 1636.
vereinten kaiserlichen Feldherrn Hatzfeld. Diese Niederlage brachte Pommern, Thüringen und Sachsen in die Gewalt der Feinde. Furchtbar straften diese das Volk für den Abfall seiner Fürsten. Die fruchtbaren, mit blühenden Ortschaften gesegneten Fluren zwischen Oder und Elbe wurden in menschenleere Wüsteneien umgewandelt, Hungersnoth und ansteckende Krankheiten entvölkerten ganze Städte. Unsäglicher Jammer lastete auf der deutschen Nation. Der lange Krieg mit seinen blutigen Thaten und mit den gräßlichen Scenen roher Gewalt hatte in der wilden Soldateska alle Regungen der Menschlichkeit und der Nächstenliebe erstickt; die Schweden bewirkten durch Grausamkeit und thierische Gräuel, daß ihr Name fortan in Deutschland nur mit Entsetzen genannt wurde. In diesem Augenblick starb Kaiser Ferdinand II. Mögen katholische Eiferer immerhin die 15. Febr. 1637.
Beharrlichkeit rühmen, womit er dem Zielpunkt seines Lebens in guten und schlimmen Tagen treu geblieben, und als eine hohe Tugend preisen, daß er der römischen Kirche in seinen Erbstaaten den Sieg verschafft, — der Zustand Böhmens, dessen Bevölkerung von drei Millionen auf weniger als 800,000 herabgesunken, der geschwundene Wohlstand seiner Erblande und die allgemeine Verwilderung der Gemüther klagen ihn einer kurzsichtigen Härte und eines unheilvollen Fanatismus an. Dabei war er nicht frei von persönlicher Eigenliebe und sinnlicher Genußsucht; seine Neigung zur Jagd und zur Musik stand ihm höher als seine Regentenpflichten, und wenn er auch äußerlich den Habsburger Charakterzug der Leutseligkeit und Popularität gerne zur Schau trug, Abhülfe der Beschwerden wurde selten gewährt, und was seine Kirchlichkeit betrifft, so ging dieselbe immer mit den Interessen der Familie und des großen Hauses, dem er angehörte, Hand in Hand. Alle gottesdienstlichen Handlungen verrichtete er mit der größten Pünktlichkeit, selbst unter strömendem Regen wohnte er den Processionen bei und die Heilige Jungfrau galt ihm als oberstes Kriegshaupt. Sein Sohn Ferdinand III. wurde zu seinem Nachfolger erwählt und führte die Regierung Ferdinand III. 1637–57.
in des Vaters Sinn, nur mit weniger Energie. Um dieselbe Zeit schied auch der alte Herzog Bogislav von Pommern und Rügen aus dem Leben. Durch 10. März 1637.
seinen Tod wurden seine Besitzungen ein Gegenstand des Streits zwischen dem Kurhaus Brandenburg, dem das Herzogthum kraft eines Erbvertrags zufallen sollte, und den Schweden, die dasselbe besetzt hatten und nicht räumen wollten.

§. 712. **Bernhard von Weimar und Banér.** Ferdinand III. schickte Gallas mit dem österreichischen Hauptheer gegen die Schweden in Nord-

deutschland. Dadurch glückten die Unternehmungen, welche Bernhard im Bunde mit Frankreich am Oberrhein ausführte. Nachdem er bei Rheinfelden den
März 1638. ligistischen General Johann v. Werth geschlagen und zum Gefangenen gemacht,
Dec. eroberte er Freiburg und das ausgehungerte feste Breisach und ging mit dem Gedanken um, auf beiden Ufern des Rheins sich ein unabhängiges Fürstenthum zu gründen und sich mit der heldenmüthigen Landgräfin Amalia von Hessen zu verbinden. Dies verwickelte ihn bald in verdrießliche Unterhandlungen mit dem französischen Hof, der ihm zwar früher den Besitz des Elsasses zugesichert, jetzt aber sich selbst diese günstig gelegenen Länder anzueignen suchte.
8. Juli 1639. Als daher Bernhard kurz nachher in der Blüthe der Jahre plötzlich starb, argwohnten Viele eine Vergiftung. Wenigstens wußte Frankreich die Umstände zu seinem Vortheil zu benutzen, indem es sich rasch des Elsasses bemächtigte und unter Vermittelung des Generals von Erlach aus der Schweiz Bernhards Heer durch große Versprechungen an sich lockte und in Sold nahm. Mit französischen Truppen vereinigt, setzte dasselbe unter dem Marschall Guebriant, dem dann der Herzog von Enghien (nachmals Prinz Condé) und Türenne im Commando folgten, den Krieg im südlichen Deutschland gegen die kaiserlichen und bayerischen Truppen fort, indeß im Norden der kühne Banér mit Glück die Feinde bekämpfte und über das unglückliche Böhmen nochmals die furchtbarsten Drangsale verhängte. Banérs verwegener Plan, aus den Winterquartieren plötzlich nach dem Süden
Januar 1641. aufzubrechen und in Verbindung mit der französischen Armee die auf einem Reichstag in Regensburg versammelten Reichsfürsten mit dem Kaiser aufzuheben, hatte nicht den erwarteten Erfolg. Thauwetter und die Ankunft der Feinde nöthigten den schwedischen General zum Rückzug, auf dem er an den Folgen der Anstrengung und
Mai 1641. eines unmäßigen Lebens im kräftigsten Mannesalter starb. — Zu gleicher Zeit machten die Franzosen unter Condé's Anführung glückliche Feldzüge in den spani-
Mai 1643. schen Niederlanden, gewannen die Schlacht von Rocroy über den ruhmgekrönten Feldherrn de la Fuenta und eroberten die wichtige Festung Thionville. Mit Holland im Bund, erwarben sie drei Jahre später die Stadt Dünkirchen, raubten der spanischen Seemacht das bisherige Uebergewicht und richteten ihre Blicke schon damals auf Flandern und die spanische Freigrafenschaft.

§. 713. Torstenson und Wrangel. Banérs Nachfolger war **Torstenson**, der talentvollste Zögling aus Gustavs Schule, der seiner Gichtschmerzen wegen sich meistens in einer Sänfte tragen ließ und dennoch durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen die Welt in Erstaunen setzte. Er eroberte Schlesien, trug dann den Krieg in die österreichischen Erbstaaten, gewann über den ihn
2. Nov. 1642. beim Rückzug verfolgenden Piccolomini den glorreichen Sieg bei Leipzig, auf dem Siegesfeld Gustav Adolfs, zog, nachdem sich seine Soldaten in dieser Stadt erholt, von Neuem nach Mähren (wo er die Bibliothek von Olmütz wegführte) und machte den Kaiser in seiner Hauptstadt erzittern. Plötzlich erschien
1643. er an der Niederelbe, besetzte Holstein und Schleswig und zwang den König Christian IV., der eine feindselige Haltung gegen das Nachbarland angenommen, zu
1645. dem nachtheiligen Frieden von Brömsebro, wodurch Schweden einige Landschaften und Inseln (Gothland) und für alle seine Unterthanen Befreiung von dem lästigen Sundzoll erhielt. Einem solchen Feind gegenüber vermochte der kaiserliche

Heerführer das Feld nicht zu behaupten. Nach einem Sieg am Berg Tabor in März 1645.
Böhmen drang Torstenson zum drittenmal nach Mähren vor, belagerte Brünn und bedrohte das Herz der österreichischen Staaten mit einem Einfall; aber Mangel an Truppensendungen nöthigte ihn zum Rückzug nach Böhmen, wo er von Krankheit erschöpft und voll Unmuth den Befehlshaberstab niederlegte. Der tapfere Wrangel wurde sein würdiger Nachfolger. Dieser brachte zuerst Sachsen und Brandenburg zum Abschluß eines Waffenstillstandes und trug dann, vereint mit Condé und Türenne, die sich indessen, nach dem blutigen Treffen bei Freiburg gegen den umsichtigen Feldmarschall Mercy, der meisten Festun- Aug. 1644.
gen am Rhein bis Mainz bemächtigt hatten, den Krieg nach Bayern. Mercy's Niederlage und Tod bei Allersheim unfern Nördlingen öffnete den Franzosen Aug. 1645.
den Weg nach Süddeutschland. Besorgt für sein Land schloß Maximilian zu Ulm mit den Feinden einen Waffenstillstand, trat aber, als Türenne und 1647
Wrangel sich entfernt hatten, wieder auf Oesterreichs Seite. Da zogen die beiden Feldherrn als Rächer der gebrochenen Treue abermals nach Bayern, nöthigten den Kurfürsten zur Flucht nach Salzburg und straften das Land mit schrecklicher Verheerung. „Denn das war nun das Geschick von Deutschland, daß das culturzerstörende Verderben keine Provinz verschonen sollte"; jeder Theil suchte den Boden, den er verließ, für den Gegner, der nach ihm kam, unwirthbar zu machen. Schon dachte Wrangel auf einen neuen Zug nach Böhmen, wo der schwedische General Königsmark glückliche Fortschritte gemacht und die Kleinseite von Prag erobert hatte, als die Kunde von dem Abschluß des west- 24. Oct. 1648.
fälischen Friedens die Kriegsunternehmungen beendigte. In Prag, wo der Kampf begonnen, fand er auch sein Ziel.

7. Der westfälische Frieden und die Folgen des Kriegs.

§. 714. Schon seit dem Jahre 1643 wurden zu Osnabrück (zwischen dem Kaiser und den Katholiken einerseits und den Schweden und Evangelischen andrerseits) und zu Münster (zwischen Deutschland und Frankreich) Friedensunterhandlungen geführt. Aber theils die hohen Ansprüche Frankreichs und Schwedens, theils das wechselvolle Glück der Waffen, das die Forderungen der Sieger immer höher spannte, theils kleinliche Streitigkeiten über Rang, Titel und Etikette verzögerten den Abschluß des Friedens, den die kriegsmatten Völker mit drohender Verzweiflung forderten*). Als endlich alle Schwierigkeiten, welche Habsucht, Ehrgeiz, Leidenschaften und falsche Staatskunst bereitet, aus dem Wege geräumt waren, vereinigte man sich über folgende Punkte: 24. Oct. 1648.

a) Territorialbestimmungen. Frankreich erhielt außer der Bestätigung der im schmalkaldischen Krieg erworbenen Bisthümer und Reichsstädte Metz, Toul und Verdun die österreichische Landgrafschaft im oberen und unteren Elsaß nebst dem Sundgau und der Stadt Breisach, sowie die Landvogtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte: Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Obernheim, Roßheim, Münster und Thüringheim und das Besatzungsrecht von Philippsburg, mußte jedoch den Reichsstädten und den übrigen unmittelbaren Ständen im Elsaß ihre bisherigen Freiheiten und ihr Verhältniß zum deutschen Reich zusichern. Eine Geldentschädigung von drei Millionen Livres für die Söhne des Erzherzogs Leopold war der dürftige Ersatz, den Oesterreich für die Abtretung der althabsburger Besitztitel und Rechte

erlangte. — Schweden bekam Vorpommern und von Hinterpommern Stettin u. a. Städte, die Insel Rügen, die Stadt Wismar und die Bisthümer Bremen und Verden, aber unter der Oberhoheit des deutschen Reichs, dazu eine Entschädigung von fünf Millionen Thaler. — Der östliche Theil von Hinterpommern wurde Brandenburg zuerkannt, und dieses noch außerdem mit den Bisthümern Magdeburg, Halberstadt, Minden und Camin entschädigt. — Mecklenburg erhielt für das verlorne Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; — Sachsen die Lausitz und vier Magdeburgische Aemter; — Hessen außer einer Geldentschädigung die Abtei Hersfeld und einige Aemter vom Bisthum Minden (Schaumburg). — Bayern blieb im Besitz der Oberpfalz sammt der Kurwürde; — die Unterpfalz mit der neugeschaffenen achten Kurwürde wurde dem Sohn des geächteten Friedrich, Karl Ludwig, zurückgegeben. Die übrigen Fürsten und Reichsstände traten in ihren früheren Besitzstand und die Schweiz und die Niederlande wurden als selbständige Staaten anerkannt.

*) Frankreichs Sache führte der gewandte, feingebildete Graf d'Avaux und der geistreiche, aber anmaßende Servien. Schweden wurde vertreten von Johann Oxenstierna, dem Sohn des Kanzlers, und dem schleichenden Salvius; Oesterreichs Angelegenheiten besorgte der verständige und einsichtsvolle Graf von Trautmannsdorf, das päpstliche Interesse vertrat Chigi (nachmals Papst Alexander VII.). Frankreich befolgte eine so selbstsüchtige und treulose Politik, daß d'Avaux einst rieth, „die Religionsstreitigkeiten in Deutschland nicht zu beendigen, um durch solche Schwäche der Einmischung und Eroberung immerdar sicher zu sein". Maximilian hielt zu Frankreich, dessen Macht er für minder gefährlich hielt, als die der Protestanten und Schweden. Von der Zeit an war es das eifrigste Bestreben der französischen Regierung unter dem Vorwande, die deutsche Freiheit zu schirmen und den westfälischen Frieden aufrecht zu erhalten, ihre Herrschaft am Oberrhein mehr und mehr auszudehnen und zu befestigen. Wurde doch sogar im Jahr 1658 mit einer Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten auf beiden Seiten des Stromes eine „rheinische Allianz" unter Frankreichs Protectorat geschlossen, die neun Jahre dauerte, ein Vorbild des Bonaparte'schen Rheinbundes.

§. 715. b) Rechtszustand und Religionssachen. In Betreff des Staatsrechtes wurde festgesetzt: das Recht der Gesetzgebung, Steuererhebung, Kriegs- und Friedensschlüsse, Achtserklärung u. A. steht den von Kaiser und Ständen gebildeten Reichstagen zu; — die Fürsten besitzen Landeshoheit und dürfen Bündnisse unter sich und mit andern Mächten eingehen, nur nicht gegen Kaiser und Reich; — das Reichskammergericht, vor dem die Klagen der Stände unter sich und mit ihren Unterthanen zur Entscheidung kommen, wird aus Richtern beider Confessionen gleichmäßig besetzt; auf den Reichstagen haben die Reichsstädte gleiches Stimmrecht mit den Fürsten, und wenn bei Berathungen beide Religionstheile ungleicher Meinung sind, soll nicht durch Stimmenmehrheit, sondern durch gütlichen Vergleich entschieden werden. — Hinsichtlich der kirchlichen Angelegenheiten vereinigte man sich nach langen Kämpfen dahin, daß der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede den Protestanten bestätigt, der „geistliche Vorbehalt" aufgehoben und der Friede auch auf die Bekenner der helvetischen Confession ausgedehnt ward. Für den Besitzstand der geistlichen Güter wie für das Recht freier Religionsübung wurde das Normaljahr 1624 angenommen. Wie es damals gewesen, sollte es bleiben oder werden. Somit wurde dem landesherrlichen Reformationsrecht ein Ende gemacht und den drei christlichen Confessionen Religions- und Cultusfreiheit und politische Rechtsgleichheit zugesichert, Andersgläubigen ward Hausandacht, Gewissensfreiheit und das Recht freier Auswanderung gewährt. **Seitdem traten die religiösen Interessen hinter die politischen zurück.**

§. 716. Folgen. a) **Deutschlands politischer Zustand seit dem westfälischen Frieden.** Durch die erwähnten Rechtsbestimmungen sank die kaiserliche Macht immer mehr zu einem Schattenbild herunter, indeß die einzelnen Landesfürsten zu souveräner Gewalt emporstiegen und alle wichtigeren Reichsangelegen-

heiten der Entscheidung des Reichstags anheimfielen, dessen Geschäftsgang durch die Vermehrung stimmberechtigter Glieder von nun an immer schleppender ward. Mit Einschluß der 8 Kurfürsten gab es 240 Reichstagsstimmen, wovon die geistlichen Fürsten 69, die weltlichen Fürsten 96 und die Reichsstädte 61 besaßen; die nicht gefürsteten Prälaten hatten zusammen 2 Stimmen, die sämmtlichen Grafen und Herren 4 Stimmen, die protestantischen Bischöfe hatten gleich den katholischen Sitz und Stimme auf den Reichstagen. — Die ungebührliche Ausdehnung der Gerechtsame der Landesherren war das Resultat des Krieges. Denn während desselben waren die Landstände an eine regelmäßige Besteuerung ohne Anfrage gewöhnt worden; nun ließ man sie fortbestehen; — die Soldtruppen, welche die Landesfürsten während des Krieges geworben, wurden beibehalten, woraus für den Adel und Bürgerstand eine Entwöhnung der Waffen, für die Fürsten die Möglichkeit, jeden Widerstand niederzuschlagen, hervorging. Hofräthe, Kanzleien, Hofgerichte und eine Schaar von Beamten und Schreibern waren die nächste Folge der fürstlichen Territorialhoheit, wodurch wieder Mehrung der Steuern und Abgaben und Ausdehnung der Hoheitsrechte herbeigeführt wurden. Die größtentheils den Landesfürsten zu Gute kommende Säcularisation der geistlichen Stifter trug zur Ausbildung und Hebung dieser Territorialgewalt wesentlich bei. Das deutsche Reich stellte bald nur noch eine lockere Föderation einzelner territorialer Gewalten dar. „Von den Kurfürstenthümern und Fürstenthümern geistlichen und weltlichen Ursprungs an bis zu den reichsgräflichen, städtischen und ritterschaftlichen Territorien herab bildete sich eine bunte Masse von Gebieten aus mit besonderen Grundgesetzen, eigener Rechtspflege und Polizei, eigenen Steuern, eigenen Kreisordnungen, mit dem anerkannten Rechte, Krieg zu führen, Frieden zu schließen und völkerrechtliche Bündnisse einzugehen. Gegenüber dieser so vielfältigen Gliederung, die in dem angebornen Individualismus der deutschen Natur ihre starke Grundlage fand, vermochte der Grundsatz einer abgeschwächten, mittellosen Einheitsgewalt nur ein unzulängliches Gegengewicht zu üben."

b) Was Deutschlands religiöse Zustände angeht, so war der Sieg, den die protestantische Kirche aus dem westfälischen Frieden davontrug, zunächst kein Gewinn für den freien Glauben. Denn der lebendige und schöpferische Geist, den die Reformatoren der Kirche eingeflößt, wich allmählich einer starren Verehrung des Buchstabens der symbolischen Bücher und einem neuen knechtischen Autoritätsglauben; eine starre, mit rechthaberischer Heftigkeit verfochtene Orthodoxie trat an die Stelle der innern Glaubenswärme und statt des geistigen Lebens und der schaffenden Seelenthätigkeit des sechszehnten Jahrhunderts herrschte nunmehr ein dürrer Dogmatismus und eine protestantische Scholastik, bis einerseits die Gemüthswelt der Pietisten, andrerseits die Speculation der Philosophen sie bemeisterten.

c) Für Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel hatte der dreißigjährige Krieg die nachtheiligsten Folgen. Die Verheerungen der Soldaten hatten ganze Gegenden in Wüsteneien umgewandelt und die heimkehrenden Krieger fanden statt volkreicher Städte und blühender Dorfschaften Aschenhaufen und Trümmer und statt Felder und Wiesen — mit Buschwerk überdecktes Haideland. Hatten doch Schwert, Hungersnoth und Seuchen über die Hälfte der Bevölkerung dahingerafft! Die Stadt Augsburg zählte einst über 90,000 Einwohner; nach dem Krieg schlichen noch 6000 Bewohner durch die weiten, stillen Gassen; und wie sah es erst im Norden aus, wo Krieg, Pest und feindliche Occupation ganz anders wütheten als im Süden! — und gab auch der Pflug und die Karste dem Boden seine frühere Gestalt und Fruchtbarkeit wieder, Industrie und Handel erlangten nie mehr ihren vorigen Flor. Weder die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, noch die Ausbreitung der türkischen Herrschaft über die Levante und die Südküsten des Mittelmeeres waren vermögend gewesen, im Reformationsjahrhundert den italienisch-deutschen Handel zu vernichten, vielmehr hatte nach dem Abschluß des Augsburger Friedens die Handels- und Gewerbthätigkeit einen neuen Schwung genommen, als der ganze Westen Europa's durch Philipps II. Religionseifer von blutigen Kriegen heimgesucht war. Noch beherrschte die Hansa den nordischen Handel, bis England und

Holland, wo die Reformation neue Lebensthätigkeit geschaffen, ihr über den Kopf wuchsen; die Augsburger Kaufleute Fugger und Welser machten Antwerpen, wohin sie übersiedelten, zur glücklichen Nebenbuhlerin von Lissabon und ließen Handelsschiffe nach Ostindien und Amerika absegeln, bis Alba's Härte den Flor von Antwerpen vernichtete und Handel und Verkehr ihren Sitz in Amsterdam nahmen. Große Handelsstraßen durchzogen Deutschland von Danzig nach Genua, von Nürnberg nach Lyon; schlesische Leinwand, wollene Tücher und Seidenstoffe wurden in Deutschland fabricirt und dem Auslande mit unermeßlichem Gewinn zugeführt. Allgemeiner Wohlstand war die Folge. Mit der Thätigkeit der Hände hielt die Regsamkeit des Geistes gleichen Schritt. Dies Alles ging durch den dreißigjährigen Krieg zu Grunde. Der Hansebund umfaßte bald nur noch Lübeck, Hamburg und Bremen, neben welchen Städten blos noch Frankfurt und Leipzig lebhaften Handel trieben; die meisten Reichsstädte wurden allmählich von fürstlichen Residenzstädten überholt und verloren ihre Bedeutung; manche gingen ihrer Selbständigkeit verlustig und wurden Landesfürsten unterthan. Die bisherigen Handelswege konnten der Unsicherheit wegen nicht mehr befahren werden, daher wurden die Märkte und Waarenlager verlegt; baar Geld war wenig im Lande und bis die Wunden des Kriegs geheilt waren, hatten die Niederlande, England und Frankreich einen zu großen Vorsprung gewonnen. — Die schöne Cultur des Reformationsjahrhunderts ging unter. Die Kunst verschwand ganz, und in der Literatur verdrängte die Nachahmung fremder Unnatur die nationalen Geistesproducte. Frankreichs Sprache, Literatur und Moden herrschten von nun an in Deutschland und im übrigen Europa. Geschmacklose Trachten, gepuderte Haare und Perrücken und die tausend Auswüchse einer unnatürlichen Convenienz galten fortan als Kennzeichen feiner Bildung. Das Spanische wurde durch das Französische verdrängt, aber auch das altdeutsche Volksthum erlag dem Einfluß des Fremden.

2. Der Norden Europa's.

Christine 1632—1654. §. 717. Christine von Schweden. Durch Gustav Adolfs Herrschertalent und Feldherrngröße nahm Schweden einen mächtigen Aufschwung nach Außen und Innen. Während der Minderjährigkeit seiner Tochter Christine leiteten die fünf höchsten Beamten (worunter Axel Oxenstierna und zwei
1632—44. seiner Verwandten den größten Einfluß besaßen) als Vorsteher des Reichsraths die Angelegenheiten des Staats zwölf Jahre lang. Unter diesem Regiment vermehrte der Adel seine ohnedies schon sehr hohen Vorrechte, so daß von der Zeit an eine mächtige Aristokratie mit dem Königthum in stetem Kampfe lag. Befreiung von Steuern und Zöllen, Jagd- und Fischereirecht und Alleinbesitz der einträglichen Aemter gehörten zu seinen Privilegien. Der Bauernstand war arm und gedrückt; die Krone hatte ein geringes Einkommen, das unter Christine noch abnahm, weil diese Fürstin, um ihre Liebe zu Künsten und Wissenschaften, wie ihren Hang zu glänzenden Hoffesten und zu verschwenderischer Freigebigkeit zu befriedigen, viele Krongüter verkaufte. Die Besoldungen der Reichsräthe dagegen waren auffallend groß. — Durch Beförderung der Künste und Wissenschaften verlieh übrigens Christine ihrem Lande hohen Glanz. Sie selbst besaß vielseitige Kenntnisse und ging gerne mit Gelehrten um. Darum berief sie aus allen Ländern Männer der Wissenschaft nach Stockholm (Salmasius, Cartesius, Heinsius, Hugo Grotius u. A.). Ihre Bildung war männlich wie ihr Charakter und Wesen, aber ihre Natur fühlte sich in dem rauhen protestantischen Norden nicht
1654. heimisch. Nach einer zehnjährigen selbständigen Regierung entsagte Christine der

Krone von Schweden zu Gunsten ihres Vetters Karl Gustav, behielt sich eine bedeutende Leibrente vor und verließ das Land ihrer Väter. In Innsbruck trat sie feierlich zur katholischen Kirche über, durchreiste dann die Niederlande, Frankreich und Italien und nahm endlich ihren bleibenden Aufenthalt in dem von aller Herrlichkeit der Kunst angefüllten Rom, wo Künstler und Dichter ihr reichliches Lob und Schmeicheleien spendeten. Da ihre Geldbezüge ins Stocken kamen, war ihr Alter von Sorgen verbittert. Sie starb am 19. April 1689 und liegt in der St. Peterskirche begraben. Eitelkeit war der Grundfehler ihrer Natur.

§. 718. **Karl X.** Durch die Ausdehnung der Steuerfreiheit auf die vom Adel allmählich erworbenen, früher steuerpflichtigen Güter und durch die Verminderung des Kronguts waren bei Christina's Abdankung die königlichen Einkünfte so zusammengeschmolzen, daß ohne eine übermäßige Belastung des gedrückten Bauernstandes die Regierungsausgaben nicht bestritten werden konnten. Der Adel mußte sich daher in die Nothwendigkeit fügen, die seit Gustav Adolfs Tod durch Kauf, List oder Schenkung erworbenen Krongüter theils mit, theils ohne Entschädigung wieder herauszugeben. Die Herausgabe war aber sehr unvollständig, daher unter der folgenden Regierung eine gänzliche Rückerstattung aller Krongüter erzwungen ward. Um nun der beschränkten Königsmacht wenigstens äußern Glanz zu verleihen, suchte der neue König **Karl (X.) Gustav** von Pfalz-Zweibrücken (Kleeburg) den schwedischen Kriegsruhm zu erneuern. Zu dem Ende gab er den Einflüsterungen eines verrätherischen polnischen Vicekanzlers Gehör und überzog das von äußern Feinden bedrohte und von innern Factionen zerrissene Polen mit Krieg. Die Weigerung Johann Casimirs von Polen, den neuen Schwedenkönig anzuerkennen und die von seinem Vater Sigismund (§. 626) ererbten Ansprüche auf den schwedischen Thron aufzugeben, mußte als schwacher Grund zum Krieg dienen.

Karl X. 1654–60.

a. Polenkrieg.

Wladislav IV. und sein Bruder und Nachfolger Johann Casimir, die Söhne des schwedischen Sigismund, führten einen blutigen Kampf wider die als gewandte Reiter ausgezeichneten Kosacken, die an den Küsten des schwarzen Meers ein kühnes Freibeuterleben führten, dem Namen nach der polnischen Schutzherrlichkeit unterworfen, in der That aber unter selbstgewählten Häuptlingen (Hetmans) einer wilden Ungebundenheit folgend. Da beschloß der polnische Reichstag, den Kosacken das Wahlrecht ihres Hetman zu entreißen und das Land durch polnische Statthalter verwalten zu lassen. Der Druck der fremden Beamten, verbunden mit Religionszwang, brachte aber das wilde, streitbare Volk bald zur Empörung. Unterstützt von den Tataren und Russen, erkämpften sie sich Unabhängigkeit von Polen und begaben sich dann unter die Schutzherrlichkeit des Zaars von Moskau. Als Bekenner der griechischen Religion standen sie ohnedies den Russen näher als den römisch-katholischen Polen. Umsonst kehrte der polnische Adel sein Schwert gegen die früher oft überwundenen Feinde; die Russen und ihre neuen Bundesgenossen behielten den Sieg über Wladislav, der noch vor Beendigung des Krieges kummervoll ins Grab sank; sie eroberten Smolensk und Kiew und bedrohten Polen im Osten zu derselben Zeit, als der Schwedenkönig mit seinen abgehärteten Truppen und seinen im dreißigjährigen Kriege gebildeten Feldherren siegreich von Norden und Westen vorrückte.

Polen: Wladislav IV. 1632–48. Johann Casimir 1648–68.

Kosackenkrieg 1647–54.

Die verrätherischen Statthalter (Starosten) von Posen und Kalisch übergaben die ihnen anvertrauten Provinzen dem schwedischen General Wittenberg. Karl Gustav selbst, kampflustig und ruhmbegierig, nahm Warschau und Krakau

1655.

ein, nöthigte den König Johann Casimir zur Flucht nach Schlesien, eroberte Masovien und andere Landschaften und konnte, als auch das von den Russen bedrängte Litthauen sich den Schweden unterwarf, sich als Herrn von Polen ansehen. Um das Erworbene sicherer zu behaupten schloß er mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Preußen einen
1656. Vertrag zu Labiau, worin dieser gegen Aufhebung der Lehnsabhängigkeit, in der bisher Preußen von Polen gestanden, dem Schwedenkönige seine Hülfe zusagte. Polens Selbständigkeit war bedroht. Die Schweden betrachteten das Land als ein erobertes und bedrückten es schwer. Der Adel griff zum Schwert; das von den Jesuiten gegen die protestantischen Feinde gereizte Volk schloß sich ihm an; mit den Russen und Kosacken wurde Friede gemacht; der Kaiser, Sachsen und Dänemark, Schwedens zunehmende Macht fürchtend, verhießen Hülfe. Der flüchtige Johann Casimir kehrte zurück und stellte sich an die Spitze des Heeres. Jetzt zeigte sich Karls X. Kriegsmuth und Feldherrntalent im glänzendsten Lichte. In Verbindung mit Friedrich Wilhelm zog er dem vereinten Polenheer entgegen
18.–20. Juli 1656. und gewann in der dreitägigen Schlacht von Warschau mit geringen Streitkräften einen glorreichen Sieg. Zum zweitenmal war er Herr des Landes. Da rief ihn der Einfall der Dänen in das schwedische Gebiet an der Weser und die drohende Haltung des Kaisers und der Verbündeten auf einen andern Schauplatz. Nach seinem Abzug vermochten die schwedischen Besatzungen der feindlichen Uebermacht nicht zu widerstehen. Polen errang seine Selbständigkeit wieder,
1657. mußte aber, um Friedrich Wilhelms Beistand zu erlangen, im Welauer Vertrag Preußens Unabhängigkeit (Souveränetät) anerkennen. Drei
23. April 1660. Jahre später entsagte Johann Casimir im Frieden von Oliva (einem Kloster des deutschen Ordens bei Danzig) allen Ansprüchen auf die Krone Schwedens, sowie auf Esthland und Livland und erhielt dafür Kurland, Marienburg und Elbing zurück. Dagegen brach der Krieg mit Rußland von Neuem aus und
1667. dauerte noch sieben Jahre bis zum Frieden von Andrussow, in welchem Rußland Smolensk, Severien und andere eroberte Orte erhielt. Gegen das Kosackenreich wurde der Dnepr als Grenzfluß bestimmt.

1668. Im nächsten Jahr legte Johann Casimir die Krone nieder, um in einem französischen Kloster sein Leben zu beschließen. Er war der letzte männliche Sprosse der Wasa und der letzte, in dessen Adern noch das Blut Jagello's floß. Seine Abdankung führte einen siebenmonatlichen Wahlsturm herbei, bis man einen litthauischen Großen zu seinem
1672. 73. Johann Sobiesky 1674–96. Nachfolger wählte. Ein unglücklicher, mit Verlusten begleiteter Türkenkrieg füllte dessen ganze kraftlose Regierung, worauf der heldenmüthige Kronfeldherr Johann Sobiesky den Thron erlangte. — So machtlos auch die polnische Krone war, da der Adel jede Wahl zur Vergrößerung seiner eigenen Rechte und zur Beschränkung der Königsgewalt und der Kroneinkünfte benutzte, so standen doch bei jeder Thronerledigung mehrere Bewerber auf und stürzten das unglückliche Land in die wüthendsten Parteikämpfe. Die Königswahl in der Ebene von Wola unter der Leitung des Erzbischofs von Warschau war sehr oft von den stürmischsten Kämpfen begleitet. Unter Johann Casimir erwarb der Adel das unheilvolle Recht des liberum Veto. Nach diesem konnte ein einziger Landbote (Deputirte des Adels) alle Reichstagsbeschlüsse hemmen oder zu nichte machen, wenn er Einsprache that und sich entfernte. Als Gegenmittel bediente man sich der Conföderationen, vermehrte aber dadurch nur die Zwietracht und Parteiung.

b. Dänischer Krieg 1657. §. 719. Karl Gustav stand in Litthauen, als ihm die Nachricht von dem

feindlichen Einfall der Dänen in das schwedische Gebiet an der Weser zukam. Alsbald verließ er mit einem kleinen, aber abgehärteten Heere Polen und zog in rastloser Eile und gewaltigen Märschen längs der Ostseeküste an die Elbe. Das dänische Heer leistete keinen Widerstand, so daß vor Anfang des Winters Schleswig und Jütland mit Ausnahme der Festung Friedericia in der Gewalt der Schweden waren. Auch diese wurde noch im Oktober von Wrangel durch einen so kühnen Streich erstürmt, daß der König darüber Eifersucht fühlte 24. Okt. 1657.
und die Waffenthat seines Feldherrn durch eine noch kühnere That zu übertreffen suchte. Er setzte daher im Januar an der Spitze seines mit allem Kriegsbedarf 1658.
versehenen Heeres zu Fuß über den zugefrornen kleinen Belt nach Fühnen und wenige Tage darauf über den großen Belt nach Seeland (wobei freilich zwei Compagnien unter den Augen des Königs ertranken). Hier gerieth man über die plötzliche Erscheinung der Feinde in solche Bestürzung, daß man kaum an Vertheidigung dachte und sogleich in Roeskild (Rothschild) Friedensunterhandlungen einleitete. Bedrängt von Karl, der nur noch zwei Meilen von Kopenhagen entfernt stand, mußte Friedrich III. in die Abtretung der dänischen Provinzen im südlichen Schweden (Schonen, Bleckingen, Halland), des norwegischen Stiftes Drontheim und der Insel Bornholm willigen und den verbannten dänischen Edelmann Korfiz Ulfeld, der bei Karl den Verräther seines Vaterlandes gemacht, in seine Güter und Rechte wieder einsetzen. Aber so vortheilhaft die Bedingungen des Roeskilder Friedens für Schweden waren — den Februar 1658.
eroberungssüchtigen Karl X. befriedigten sie nicht. Er trug sich mit der Idee, die drei scandinavischen Reiche unter seine Herrschaft zu bringen und sich zum Gebieter des Nordens zu machen. Darum fing er nach einigen Monaten den Aug. 1658.
Krieg von Neuem an. Der selbstsüchtige dänische Adel rieth zur Unterwerfung, aber König Friedrich III. und die Bürgerschaft von Kopenhagen erklärten, sie wollten lieber in ehrenvollem Kampfe fallen, als dem schmählichen Untergang ihres Reichs ruhig zusehen. Diese Gesinnung, verbunden mit den Belohnungen, die der König allen Streitern verhieß, bewirkte, daß die Schweden, als sie zur Belagerung von Kopenhagen schritten, tapfern Widerstand fanden. Die ganze Bürgerschaft, ohne Rücksicht auf Alter, Stand und Geschlecht, nahm an der Vertheidigung Antheil und aus dem ganzen Lande eilten Freiwillige zu ihrer Hülfe herbei. Holland, das Dänemarks Untergang nicht wünschte, brachte der hungernden Stadt Zufuhr. Diese Haltung der Dänen und die gleichzeitigen Feindseligkeiten der brandenburgischen, polnischen und österreichischen Truppen in Niederdeutschland gegen Schweden, wodurch eine Theilung der Streitkräfte nothwendig ward, verzögerten die Eroberung der über ein Jahr belagerten Hauptstadt Dänemarks. Ein langwieriger Krieg drohte, als Karls X. plötzlicher Tod eine rasche Febr. 1660.
Wendung der Dinge herbeiführte. Wie groß aber das Ansehen der schwedischen Kriegskunst war, ersieht man daraus, daß der neue, unter Vermittelung von Frankreich, den Niederlanden und England geschlossene Kopenhagener Frie- 27. Mai 1660.
den dem Rothschilder fast gleich war, nur daß Schweden Drontheim und Bornholm fahren ließ. Korfiz Ulfeld, der aufs Neue Verrath gesponnen, endete als Flüchtling im Auslande.

§. 720. Verfassungsänderungen. Karls X. Tod hatte in den beiden

scandinavischen Reichen innere Veränderungen entgegengesetzter Natur zur Folge. In Schweden trat nämlich wieder wie nach Gustav Adolfs Tod eine vormundschaftliche Regierung der fünf ersten Kronbeamten und des Reichsraths ein, die ihre Stellung zur Hebung der Aristokratie benutzten, während in Dänemark durch eine blutlose Revolution der beschränkteste Monarch Europa's in den allerunbeschränktesten umgeschaffen und der mächtige Adel seiner Vorrechte beraubt wurde.

Dänemark Bisher mußten die dänischen Könige bei ihrer Wahl eine Capitulation unterzeichnen, wodurch alle Regierungsgewalt einem aristokratischen Reichsrath zufiel und der grundbesitzende Adel, der bei der Königswahl gewöhnlich den Ausschlag gab, allmählich eine Menge Vorrechte, als Steuer- und Zollfreiheit, Besetzung der Reichsrathsstellen, geringen Pachtzins für die Krongüter, Vorzug vor Gericht u. dgl., erwarb. Als nun nach Beendigung des Krieges, in dem der Adel eben so viel Selbstsucht und Gleichgültigkeit als der Bürgerstand Aufopferung und Eifer gezeigt, ein Reichstag (Ständeversammlung) die zur Deckung der Schulden und Kriegskosten erforderlichen Summen durch Umlagen aufbringen sollte, suchte der Adel dem Bürgerstand alle Lasten zuzuwälzen. Die dadurch erzeugte Verstimmung wurde von der Königin und dem schlauen Cabinetssecretär Gabel klug zum Umsturz der bestehenden Verfassung benutzt. Mit Hülfe des einflußreichen Bischofs von Seeland (Svane) und des geachteten Bürgermeisters Nansen von Kopenhagen und unterstützt von der in der Hauptstadt anwesenden Militärmacht, Oktober 1660. gelang es der Hofpartei, die Stände zu dem Beschluß zu bringen, „daß das Wahlkönigthum und die darauf beruhende Capitulation in Dänemark aufgehoben sein und die Krone Friedrichs III. Nachkommen, männlichen wie weiblichen, erblich zustehen solle“. Statt aber selbst ein neues Staatsgrundgesetz zu entwerfen, legte die Ständeversammlung vertrauensvoll die Ausarbeitung der Verfassung, die an die Stelle der aufgegebenen Ca- Januar 1661. pitulation treten sollte, in die Hände des Königs und leistete unbedingte Huldigung. Dadurch führte sie nicht nur die Schwächung der Aristokratie, sondern den Umsturz der ganzen ständischen Verfassung herbei. Denn die von Gabel entworfene Souveränetäts-Acte, worauf das einige Jahre später von dem klugen Kanzlei-Secretär Schuhmacher ausgearbeitete oder verbesserte Königs-Gesetz beruhte, legte dem Monarchen absolute Gewalt bei. Doch ging Friedrich III. bei der Umgestaltung des ganzen öffentlichen Lebens behutsam zu Werke. Eine neue Besteuerungsart, ein stehendes Heer, Erhöhung des Pachtzinses für die Domänen und Verwandlung des Reichsraths in eine berathende Behörde waren die wichtigsten Einrichtungen. Erst unter seinem Nachfolger Christian V. 1670–99. Christian V. wurde nach dem Rathe des zum Großkanzler und Reichsgrafen von Greifenfeld erhobenen Peter Schuhmacher die neue Regierungsweise vollständig organisirt. Ein neu geschaffener Grafen- und Freiherrenstand mit bestimmten Privilegien und die Errichtung des Danebrog-Ordens vernichtete vollends die alte Adelsmacht. Menschliche Eitelkeit griff begierig nach dem Spielwerk und verhüllte die Ohnmacht mit einem vom Throne verliehenen Schimmer. Greifenfeld selbst fühlte das Gewicht einer despotischen Königsgewalt, denn er mußte 23 Jahre lang in enger Gefangenschaft schmachten, weil es einer Adelsfaction gelang, den König zu täuschen und gegen seinen Kanzler aufzubringen.

Schweden Karl XI. 1660–97. Diese Vorgänge blieben nicht ohne Einfluß auf Schweden, wo indessen Karl XI., ein kluger, sparsamer und strenger Fürst, die Zügel der Herrschaft in die eigene Hand genommen. Durch die mit Härte ausgeführte Einforderung alles entfremdeten Kronguts, wobei freilich mancher Edelmann Hab und Gut verlor, erhöhte der König die Staatseinnahmen so, daß die Schuldenlast gemindert und die Steuern erleichtert werden konnten. Dem Reichsrath entzog er die unbefugte Gewalt und zwang ihn, innerhalb der Schranken einer berathenden Behörde zu bleiben; aber den Reichstag (die Stände) ließ er bestehen und erkannte das Steuerbewilligungsrecht desselben an. Karl XI. regierte fast eben so unumschränkt wie die dänischen Könige; aber die Institutionen blieben und gaben dem Adel späterhin Gelegenheit, die alte Macht wieder an sich zu bringen.

3. Die englische Thronumwälzung.

1. Die beiden ersten Stuarts.

§. 721. Jacobs I. Charakter und Grundsätze. Maria's Sohn Jacob I. war von der Natur körperlich und geistig verkürzt worden. Mit häßlicher Gestalt und ungraziösem Wesen verband er einen beschränkten Verstand, einen maßlosen Hochmuth und eine verschrobene Bildung. Aufgewachsen unter dem Gezänke presbyterianischer Prediger, war er besonders mit theologischer Gelehrsamkeit ausgerüstet und befaßte sich gerne mit kirchlichen Streitfragen. Sein Geist hatte eine einseitige, pedantische Richtung genommen, und während er sich in Schrift und Rede als einen tiefen Gelehrten zeigte, war er als Staatsmann und Herrscher in kurzsichtiger Verblendung befangen. Aus Furchtsamkeit friedliebend, brachte er der äußern Ruhe die Ehre des Landes zum Opfer; und unwürdige Günstlinge (besonders der zum Herzog von Somerset erhobene Robert Carr und der als Herzog von Buckingham bekannte Georg Villiers), die durch körperliche Wohlgestalt den schwachen Monarchen zu fesseln wußten, wurden mit Ehren und Reichthümern überschüttet und nach dem Tode des umsichtigen Robert Cecil (Lord Burleigh) bei Besetzung einflußreicher Staatsämter den verdientesten Männern vorgezogen. Sein häusliches und sittliches Leben war vorwurfsfrei, Neigung zu Verschwendung und Trunk abgerechnet; aber Adel der Gesinnung gebrach ihm eben so, wie praktische Klugheit im Leben und Staat. Von der Königsmacht hegte er die übertriebensten Vorstellungen; er war fest überzeugt, daß sie unmittelbar von Gott herrühre und unumschränkt sei, und suchte die Beweise für diese Ansicht im alten Testamente. „Indem er aber seine Beredsamkeit anstrengte, um das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das ihrige." — Darum war ihm die presbyterianische Kirche Schottlands, in der er erzogen worden, in der Seele verhaßt, weil nach ihren demokratischen Grundsätzen von der Gleichheit Aller vor Gott der König mit dem geringsten Gliede der Kirchengemeinde auf gleicher Stufe stand; gegen die katholische Kirche hatte er innerlich nichts einzuwenden, als „daß sie den Papst an den Platz stellte, welcher allein dem König gebührte"; desto mehr war dagegen Englands Episcopalkirche, wonach der König als Quelle aller geistlichen Macht erschien, nach seinem Sinne, und die anglikanischen Bischöfe trugen durch ihre Schmeichelei und Devotion nicht wenig bei, diese Zuneigung des eitlen Monarchen zu steigern. Sie priesen ihn als „zweiten Salomo" und verehrten seine Worte als höhere Aussprüche. „Kein Bischof, kein König!" war fortan der Wahlspruch aller Stuarts und der Kampf gegen die widerstrebenden Ansichten der Presbyterianer und Puritaner bildet den Mittelpunkt ihrer ereignißvollen Geschichte. Jacob begann den Kampf damit, daß er in England die puritanischen Geistlichen, die den Suprematseid weigerten, ihrer Stellen entsetzte und in Schottland dreizehn Predigern den Bischofstitel beilegte, sie zu Vorsitzern der Synoden und Presbyterien machte und ihnen durch englische Bischöfe die Weihe ertheilen ließ. Bald erhielten sie auch höhern Gehalt — und als das schottische Parlament ihnen geistliche Gerichtsbarkeit zutheilte und das Gesetz aufstellte, daß die Prediger den Suprematseid gegen den König und den Eid des Gehorsams gegen die Bischöfe zu leisten hätten, schien in Schottland das Episcopalsystem die calvinische Kirche des strengen Knox überwunden zu haben. Auch das seit Tyrone's Unterwerfung (§. 666) wehrlose Irland suchte Jacob (der zuerst den Titel eines Königs von Großbritannien und Irland annahm) der britischen Regierung fügsamer zu machen. Dadurch, daß er das englische Gerichtswesen einführte, das Grundeigenthum der Häuptlinge, die sich empört hatten und überwunden worden waren, als Kronlehen ansprach und an englische Colonisten verkaufte, schwächte er die Macht des irischen Adels und brachte Geld in seine Kasse. Die meisten Ländereien in Ulster und an der Küste von Dublin bis Waterfort wurden als Krongut eingezogen und zum großen Schaden der alten Besitzer an englische Protestanten verkauft. Gegen diese neuen Besitzer richtete sich nun die ganze Wuth des Volks.

Jacob I. 1603—25.

1618.

§. 722. **Jacobs Regierung.** Drei Punkte sind unter Jacobs Regierung besonders bemerkenswerth: die **Pulververschwörung**, die **Brautfahrt** des Prinzen von **Wales** und der wachsende **Widerstand** im **Parlament**. 1) Jacob hatte den englischen Katholiken, um sie für seine Thronbesteigung günstig zu bestimmen, Duldung verheißen. Kaum saß aber die Krone fest auf seinem Haupt, so trieb er mit Härte von allen **Nichtübereinstimmern** (Nonconformisten oder Recusanten) das von Elisabeth auferlegte hohe Kopfgeld ein, um seine Günstlinge zu bereichern und seine Hoffeste zu bestreiten. Darüber geriethen die getäuschten Katholiken in Wuth; mehrere von ihnen, darunter Männer von Rang und Vermögen, bildeten im Einverständniß
1605. mit einem Jesuitenmissionar eine Verschwörung, um bei Eröffnung des Reichstages den König und alle Glieder des Ober- und Unterhauses vermittelst einer im Keller des Parlamentshauses zu veranstaltenden Pulverexplosion in die Luft zu sprengen und dann die Regierung zu ändern. Durch eine schriftliche Warnung, die einem katholischen Lord zuging, wurde der Anschlag kurz vor der Ausführung
5. Nov. entdeckt und vereitelt. Der Hauptschuldige (Guy Fawkes) ward ergriffen und hingerichtet; die andern Theilnehmer flohen. „Viele von ihnen suchten und fanden ihren Tod in vereintem Widerstand gegen die bewaffnete Macht, andere büßten gefangen ihren Entwurf mit dem Tod." Allen übrigen Katholiken in England wurde außer schweren Geldstrafen, wozu der König durch die öffentliche Stimme sich gezwungen sah, ein neuer „**Eid der Treue**" aufgelegt, in dem sie geloben mußten, sich durch keine Gebote oder Excommunicationen des päpstlichen Stuhls zur Untreue gegen den König verführen zu lassen.

Noch jetzt feiert das englische Volk am 5. November das Andenken an die Pulververschwörung durch höhnende Aufzüge und Mummereien.

2) In seinem Stolze glaubte Jacob, nur eine Königstochter ersten Ranges sei würdig, die Gemahlin seines Sohnes zu werden, und ließ daher für denselben um die Hand einer spanischen Prinzessin werben. Eine katholische Königin war aber den Engländern damals ein unerträglicher Gedanke, darum erregte das Vorhaben großes Aergerniß, um so mehr, als die über die Wegräumung aller Schwierigkeiten geführten jahrelangen Verhandlungen den englischen König von jeder Unterstützung seines landesflüchtigen protestantischen Schwiegersohnes, Friedrich V. von der Pfalz, abhielten. Der friedliebende Jacob traute der spanischen Gleißnerei und ließ sich durch trügerische Aussicht auf eine friedliche Lösung der Pfälzer Sache hinhalten; er gab nicht nur zu, daß die künftige Königin und ihr Gefolge freie Religionsübung haben sollte, sondern versprach auch, die gegen die Katholiken verhängten Strafbestimmungen nicht zu vollziehen und das Parlament zu deren Abschaffung zu vermögen. Endlich gab der Papst und der spanische Hof die Einwilligung und der Verbindung schien nichts mehr im Wege
1623. zu stehen. Da beredete der eitle **Buckingham** den Prinzen Karl zu einer Reise nach Madrid, und der König, der in der Jugend seine dänische Braut auf ähnliche Weise überrascht hatte, begünstigte das Unternehmen. Wie einst Jacob seine Braut aus dem eisigen Norden, von Bergen in Norwegen heimgeführt, so sollte Karl die seinige aus dem Süden persönlich abholen. Unter fremden Namen kamen beide in Madrid an, und wurden, als man sie erkannte, mit großer Aus-

zeichnung behandelt. Aber Buckinghams leichtfertiges, übermüthiges Benehmen erregte Anstoß bei dem auf strenge Etikette haltenden spanischen Hofe. Diplomatische Verwicklungen bei Abschließung der Eheverträge erhöhten die Spannung. Der mächtige Günstling verfeindete sich mit dem Grafen Olivarez, von dem in Spanien Alles abhing, und da er seinen Sturz vor Augen sah, wenn die Infantin Karls Gemahlin würde, so hintertrieb er die dem englischen und spanischen Volke gleich verhaßte Vermählung, für die schon alle Anstalten getroffen waren. Bald trat ein Bruch ein; die alte Feindschaft kehrte zurück und Jacob rüstete sich kurz vor seinem Tode zur thätigen Theilnahme am dreißigjährigen Krieg.

Henriette von Frankreich, Ludwigs XIII. Schwester, ward Karls Gemahlin. Ihr und ihrer katholischen Umgebung wurde vom König freie Religionsübung zugesagt und das Versprechen gegeben, die englischen Katholiken fernerhin nicht mehr zu Geldstrafen anzuhalten, noch ihre Hausandacht zu hindern.

3) Die Tudors hatten das Parlament zu einem fügsamen Werkzeug ihrer Despotie gemacht. Jacob, durchdrungen von der Allmacht und Majestät der aus Gott stammenden Königswürde, war weit entfernt, diese Schranken zu erweitern. Aber er besaß weder die Herrscherkraft Elisabeths, um den aufstrebenden Widerstandsgeist zu bändigen, noch konnte er wie sie durch den Glanz und Ruhm seiner Regierung den Despotismus verhüllen; und während Elisabeths sparsamer Staatshaushalt sie in den Stand setzte, selten die Hülfe des Parlaments ansprechen zu müssen, war der verschwenderische Jacob stets in Noth. Dieser Noth suchte er auf verschiedene Weise abzuhelfen; er nöthigte reichere Einwohner zu Darlehen und Gaben, an deren Rückzahlung er nie dachte; er verkaufte Monopolrechte und schuf einen niedern Brief-Adel (Baronets), zu dem man das Patent (Brief) erkaufen konnte; und als dies Alles nicht zureichte und das Parlament in seinen Geldbewilligungen sehr karg war, beschwerte er, ohne bei demselben anzufragen, die Ein- und Ausfuhr aller Waaren mit willkürlichen Taxen. Diese eigenmächtige Besteuerung erklärten die Stände als eine Verletzung ihrer Rechte. Umsonst drohte der König, löste das Parlament wiederholt im Zorne auf, ließ die kühnsten Redner in Haft bringen — jede neue Versammlung führte 1614.
dieselbe Sprache; sie widersetzten sich nicht nur allen Eingriffen in ihre alten Gerechtsame, sondern äußerten auch unverhohlen ihr Mißfallen über die spanische Brautwerbung und die Nichtunterstützung des protestantischen Kurfürsten. Der König verwies ihnen diese Einmischung in Dinge, die weit über das Begriffsvermögen des Hauses gingen, und erklärte, ihre vermeintlichen Rechte seien nur Privilegien, die sie der königlichen Gnade zu verdanken hätten. Da gaben die Glieder des Unterhauses einen Protest zu Protokoll, worin sie die Frei- 1621.
heiten des Parlaments für das unzweifelhafte Geburtsrecht und Erbe der Unterthanen von England erklärten, nicht nur Gesetzgebung und Steuerbewilligung, sondern auch die Befugniß ansprachen, in schwierigen und dringenden Geschäften ihren Rath zu geben und Beschwerden einzureichen; dabei nahmen sie volle Freiheit der Rede und Sicherheit der Person gegen willkürliche Haft für alle Parlamentsglieder in Anspruch. Wüthend über diese Vermessenheit, riß der König eigenhändig das Blatt aus dem Protokollbuch, löste das Parlament auf und ließ einige Deputirte festsetzen. Aber der Geist des Widerstandes blieb im

Volke und äußerte sich noch stürmischer, als Karl I. den Thron bestieg, ein Fürst, der an häuslichen Tugenden und ritterlichem Wesen wie an edlem Kunstsinn und manchen königlichen Eigenschaften den Vater weit übertraf, der aber durch seinen stolzen, eigenmächtigen Charakter, durch seine Vorliebe für unbeschränkte Herrschergewalt wie durch seine Neigung zu Zweideutigkeit, Winkelzügen und Verstellung die Liebe und das Vertrauen des Volkes verscherzte.

Karl I. 1625—49. §. 723. **Wachsende Aufregung.** Karls Regierung begann mit einem so heftigen Kampf gegen das Parlament, daß dasselbe in den beiden ersten Jahren zweimal aufgelöst ward. Der stolze Herrscherwille des Königs wollte sich nicht unter den Geist der Zeit beugen, der für den gebildeten Mittelstand Theilnahme am Staatsleben ansprach. Karls freigebige Natur nahm Aergerniß an der Kargheit des Parlaments, das des Königs Geldbedürfnisse zur Sicherstellung der Volksrechte benutzen wollte, und darum nicht nur höchst sparsam in seinen Bewilligungen war, sondern nicht einmal die Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes, des herkömmlichen Zolles für ein- und ausgehende Waaren, auf die ganze Regierungszeit zugestand, wie bisher üblich gewesen.

Karl nahm diese Beschränkung um so ungnädiger auf, als ihm ein unglücklicher Krieg wider Spanien und die Unterstützung der Heerführer in Deutschland große Ausgaben verursachten. Er erhob daher das Tonnen- und Pfundgeld ohne ständische Bewilligung, erzwang Gaben und Anlehen von den Unterthanen und verkaufte Domänen und Monopolien; und statt nach Beseitigung des spanischen Kriegs zu trachten, ließ er sich durch den leichtfertigen Buckingham, den Jacob seinem Sohn als die schlimmste Erbschaft hinterlassen hatte, zu einem neuen Krieg wider Frankreich bereden, angeblich zur Unterstützung der Huguenotten (§. 740), eigentlich aber, weil der eitle ausschweifende Günstling an dem französischen Hofe dafür Rache nehmen wollte, daß er wegen einer beleidigenden Zudringlichkeit gegen die Königin Anna von Richelieu eine empfindliche Zurückweisung und Kränkung erfahren hatte.

Als auch der Krieg gegen Frankreich einen unglücklichen Ausgang nahm und englisches Blut und englische Ehre schmachvoll geopfert wurden, da entstand in dem dritten Parlament ein so heftiger Sturm gegen Buckingham, daß der
1628. König die von beiden Häusern ihm vorgelegte **Bitte um Recht** (petition of right) als rechtsgültig anerkannte, um seinen Günstling, an dem er mit allem Eigensinn festhielt, vor der gedrohten Anklage zu retten. — In dieser Bitte waren die alten Rechte über persönliche Sicherheit und Unverletzbarkeit des Eigenthums so klar dargethan, daß jede willkürliche Verhaftung von Parlamentsräthen, wie sie von Jacob und Karl verhängt worden, und jede eigenmächtige Besteuerung künftig als Eingriff in die Verfassung und Gesetze erscheinen mußte. Doch wurde das Parlament nicht geschmeidig. Buckingham galt für die Ursache
1628. aller Leiden des Volkes, seine Ermordung durch Felton konnte daher nicht blos als das Werk der Privatrache, sondern auch als Wirkung der allgemeinen Aufregung angesehen werden. Es war ein neuer Geist über das Volk gekommen;
1629. auch das dritte Parlament wurde aufgelöst, nachdem es in einer stürmischen Sitzung jede Erhebung eines Zolles für ungesetzmäßig und Jeden, der ihn bezahle, für einen Verräther erklärt. Neun Mitglieder, darunter Hollis, wurden verhaftet.

§. 724. **Strafford und Laud.** Zu diesem Gewaltschritt war der König von **Thomas Wentworth** beredet worden, den der Ehrgeiz verlockt hatte, von scharfer Opposition im Unterhause in den königlichen Rath überzutreten, und der nun raschen Schrittes zum Statthalter von Irland und zum Grafen Strafford aufstieg. Er war ein harter, aber kraftvoller Mann, jetzt über Alles beflissen, die Macht der Krone zu verstärken. Er wollte Unumschränktheit, aber zum Besten des Volks gebraucht. Darum rieth er dem König, den Versuch zu machen, ohne Parlament zu regieren, und ging mit dem Plane um, zum Schutze des Thrones ein stehendes Heer zu errichten, das jeden Widerstand ersticken sollte. Um die Ausgaben zu vermindern, wurde rasch mit Spanien und Frankreich Friede geschlossen und sowohl die Sache des Pfalzgrafen als der Huguenotten aufgegeben; und um das zu den laufenden Ausgaben unentbehrliche Geld zu erlangen, ließ die Regierung theils die bisherigen Steuern ohne ständische Bewilligung erheben, theils schuf sie neue, theils machte sie verjährte oder vergessene Ansprüche der Krone wieder geltend.

So bezog der König das Tonnen= und Pfundgeld fort und machte von dem Verkauf der Monopole einen sehr ausgedehnten, für Industrie, Verkehr und Billigkeit nachtheiligen Gebrauch; er erpreßte von den Inhabern ehemaliger Domänen und Kirchengüter unter dem Vorwand mangelhafter Besitztitel ungeheure Summen; er ließ viele Forsten für Krongut erklären und belegte die Hausbesitzer, die ohne Erlaubniß neue Wohnhäuser in der Umgegend von London erbaut (was durch ein wenig befolgtes Gesetz untersagt war), mit Geldstrafen. Dabei wurden die wichtigsten Lebensartikel, als Licht, Wein, Salz, Seife, Leder u. a., besteuert, und endlich ward in Folge eines alten Gesetzes zum Bau und zur Unterhaltung der Flotte ein jährliches Schiffgeld für die königliche Kasse eingefordert.

Während die Erhebung des Schiffgeldes allgemeines Murren erregte und das gerichtliche Verfahren gegen den besonnenen, charakterfesten John **Hampden**, 1637.
der die Steuer verweigerte, das ganze Land in Aufregung hielt, erzeugte die Strenge, mit der man das anglicanische Kirchenwesen fester zu begründen und den aufstrebenden Puritanismus zu unterdrücken suchte, großes Aergerniß. Viele Mitglieder der Opposition bekannten sich zu den demokratischen Grundsätzen der Puritaner und Presbyterianer, und je mehr ihr politisches Streben im Volke Anklang fand, desto größere Verbreitung gewannen auch ihre religiösen Ansichten. Beiden Richtungen aber trat Karl mit Entschiedenheit entgegen, und wie er sich bei politischen Maßregeln von Strafford leiten ließ, so bei den kirchlichen von Bischof Laud von London, dessen Grundsätze von dem göttlichen Rechte der Könige und dem leidenden Gehorsam der Völker seiner herrischen Natur eben so willkommen waren, wie dessen Neigung für kirchliche Ceremonien und pomphaften Gottesdienst seiner geheimen Vorliebe für den Katholicismus.

Die hohe Commission und die Richter der Sternkammer (so genannt von dem mit Sternen verzierten Gerichtssaal) verhängten harte Strafen über die Nonconformisten; Prynn, ein puritanischer Eiferer, ward verurtheilt, beide Ohren zu verlieren, am Pranger zu stehen und eine schwere Geldbuße und ewige Gefangenschaft zu leiden, weil er in einem Buche Tanz, Maskenzüge und Schauspielwesen, an denen der Hof Gefallen fand, als Werke des Teufels verdammt hatte. Durch Pranger, Einkerkerung, Gliederverstümmelung und andere entehrende Strafen hoffte man den puritanischen Starrsinn zu brechen. Aber die Verfolgungen erzeugten neue Märtyrer; die Puritaner wurden aus verachteten Sectirern gepriesene Kämpfer für religiöse und politische Freiheit. Und

als der verhaßte Laud nun den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury bestieg, und durch neue Einweihung der Paulskirche, durch Ausschmückung mehrerer Kathedralen mit Altären, Bildern und Ornamenten, durch Einführung neuer, der römischen Kirche sich anschließender Ceremonien beim Gottesdienst die Gerüchte von einer beabsichtigten Wiedereinführung des Katholicismus zu begründen schien, erreichte die Aufregung des für seine bürgerliche und kirchliche Freiheit besorgten Volks einen sehr hohen Grad. Die geheime Neigung der Stuarts für den Katholicismus und der Einfluß der katholischen Königin, in deren Umgebung man nur Katholiken und Convertiten sah und die durch Priester und heimliche Jesuiten von verdächtigem Streben mit dem römischen Hof verkehrte, vergrößerte das Mißtrauen des Volks. Puritanische Prediger, die von dem zelotischen Prälaten unbarmherzig von ihren Stellen vertrieben und dem Elende preisgegeben wurden, zogen im Lande umher und reizten durch fanatische Reden die erhitzten Gemüther noch mehr auf. In dieser Zeit der Bedrängniß verließen viele Puritaner die Heimath und schlugen ihre Zelte in der heulenden Wildniß Amerika's auf, um die süße bürgerliche und religiöse Freiheit zu genießen. Sie waren die Vorfahren der angelsächsischen Bevölkerung der jetzigen Vereinsstaaten.

§. 725. **Schottland.** Karl merkte nicht, daß sein Thron auf einem gährenden Vulkan stehe, bis das glaubenseifrige Schottland die Fahne der Empörung aufpflanzte. Auch hier sollte die von Jacob unvollständig begründete bischöfliche Jurisdiction, mit der hohen Commission im Gefolge, die demokratischen Synoden und Presbyterien ersetzen, ein neues geistliches Gesetzbuch der legislativen Macht der Kirchenversammlung ein Ende machen, das allgemeine Gebetbuch die freien und kühnen Predigten der Geistlichen verhindern und eine hierarchische Rangordnung den Stolz der Gleichheit brechen und Ehrgeiz, Egoismus und menschliche Schwächen unter den Predigern wecken. Als aber in der Domkirche zu
23. Juli 1637. Edinburg der erste Gottesdienst nach dem neuen Ritus statt fand, entstand ein Tumult gegen die Errichtung des „Baaldienstes". Die Menge schrie: „Papst! Antichrist! steinigt ihn!" warf Stühle nach dem Geistlichen und trieb ihn hinaus. Unter Fasten und Beten wurde der alte Bund (**Covenant**) zur Beschützung der reinen Religion und Kirche gegen papistische Irrlehren und Ver-
1638. derbnisse erneuert. Eine ohne Zuthun der Regierung gebildete **Volksvertretung** (die **vier Tafeln**) leitete die Sache der bewaffneten Nation. Der Episcopat und alle von den Stuarts eingeführten hierarchischen Einrichtungen wurden von der wider des Königs Gebot in Glasgow tagenden General-Synode unter dem Vorsitz des kühnen **Henderson** mit einemmal umgestoßen. — Da beschloß Karl Krieg; und um das dazu nöthige Geld zu erhalten, berief er nach elfjähriger Unterbrechung wieder ein Parlament ein. Als aber das Unterhaus, statt die verlangten Subsidien zu bewilligen, in laute Klagen ausbrach gegen den Despotismus in Kirche und Staat, erfolgte eine abermalige Auflösung und die Verhaftung der kühnsten Redner in demselben Augenblick, als die Schotten mit Heeresmacht die englische Grenze überschritten. Umsonst suchte der König Hülfe bei dem Adel, — das Oberhaus wagte nicht, dem drohenden Verlangen des Volkes nach einem freien Parlament hindernd in den Weg zu treten; es stimmte in den allgemeinen Ruf der Nation ein. Und als nun die königlichen Truppen vor dem von Glaubenseifer durchdrungenen Heer der Schotten, die unter Psalmengesang und Gebet ins Feld rückten, ohnmächtig zurück wichen, war für Karl kein Aus-
1640. weg mehr übrig, als aufs Neue ein Parlament einzuberufen.

§. 726. **Das lange Parlament.** Bei dem allgemeinen Mißtrauen gegen den Hof fielen die Wahlen größtentheils auf Gegner der Regierung und der Episcopalkirche. Neben Männern eines besonnenen, gemäßigten Fortschritts auf der Grundlage der alten Volksrechte, wie John **Hampden**, standen rastlos vorstrebende Kämpfer für kirchliche und politische Freiheit, wie **Pym** und **Hollis**; religiöse Eiferer, wie **Henry Vane**, **Haslerig** und der gelehrte **Selden**, und finstere Fanatiker, wie **Oliver Cromwell**. Der letztere (geb. 25. April 1599), ein Nachkomme jenes Thomas Cromwell, der unter Heinrich VIII. so thätig für die Begründung der Reformation gewirkt (§. 617), war schon seit dem Anfang des parlamentarischen Kampfes als ein entschiedener Vorfechter für religiöse und bürgerliche Freiheit aufgetreten und hatte sich durch ein musterhaftes häusliches Leben, durch Wohlthun und Freigebigkeit und durch einen streng sittlichen Wandel so sehr die allgemeine Achtung in seinem Geburtsort **Huntingdon** erworben, daß er als Vertreter dieser Grafschaft in das Parlament gewählt wurde, wo er bald eine hervorragende Stellung einnahm. Einfach und ländlich in Kleidung und Benehmen und ohne glänzende Rednergaben, herrschte er über seine Zeitgenossen nur durch die Ueberlegenheit seines Geistes, durch die Energie seines Willens und durch seinen entschlossenen, thatkräftigen Charakter. Die Gluth seiner Seele wußte er unter äußerer Demuth und gottseligen Reden und Handlungen zu verbergen. Die meisten Mitglieder des neuen Parlaments waren oder wurden **Puritaner**, und ihr demokratischer Freiheitssinn ging bald von der Kirche auf die Politik über und weckte republikanische Ideen. Sie wollten in Staat und Kirche statt der monarchischen Regierung des Bischofs und Königs die volksherrliche Gewalt der Synode und des Parlaments. Eine wunderbare Fügung hatte gewollt, daß einige der genannten Männer drei Jahre früher durch ein königliches Verbot an der Uebersiedelung nach Amerika gehindert worden.

Anstatt, wie die königliche Thronrede verlangte, sogleich die Mittel zu bewilligen gegen die schottischen „Rebellen", trat vielmehr das Parlament heimlich mit diesen in Verbindung und bewirkte unter Zusicherung namhafter Geldsummen zum Unterhalt des Heeres, daß sie in ihrer Stellung auf der Grenze verharrten. Dann richtete es seine Angriffe gegen die Willkürmaßregeln in Kirche und Staat; Prynn und seine Leidensgefährten wurden nach einer Revision ihres Prozesses für unschuldig erklärt und die Richter der Sternkammer zu einer Geldstrafe verurtheilt; **Strafford**, „der große Abtrünnige", den der König aus Irland berufen, und der Erzbischof **Laud** wurden in Anklagestand versetzt und in den Tower gebracht. Um beide zu retten, zeigte sich der König nachgiebig; er bildete ein neues Ministerium aus Gliedern der Opposition; er gab seine Einwilligung zu dem Gesetz, daß Tonnen- und Pfundgeld fernerhin nur mit Bewilligung des Parlaments erhoben werden dürfte, und bestätigte die Bill, daß spätestens **jedes dritte Jahr ein Parlament statt haben sollte**. Aber das Unterhaus gab darum seine Rachepläne gegen die Gefangenen nicht auf. Strafford wurde vor dem Oberhause des Hochverraths angeklagt. Siebenzehn Tage lang vertheidigte er sich mit Würde und Besonnenheit, und wies aufs Ueberzeugendste nach, daß keiner der gegen ihn vorgebrachten Klagepunkte als Hochverrath gedeutet werden könne. Seine Gründe machten die Peers betroffen; seine Vertheidigungsrede war von so mächtiger Wirkung, daß man seine Freisprechung erwartete. Da schritt das Unterhaus zu einem despotischen Mittel; es erklärte durch eine sogenannte bill of attainder, daß Strafford des Versuchs, die Freiheiten des Landes zu vernichten, als überwiesen zu betrachten sei. Die Mehrheit des Oberhauses trat dieser Bill bei und der König hatte die Schwäche, sie zu bestätigen und dadurch seinen treuesten Diener der

1640. 1641.

Volkswuth zu opfern. „Verlasset euch nicht auf Fürsten," rief er aus, „denn
11. Mai 1641. bei ihnen ist keine Hülfe!" Mit großer Fassung starb Strafford auf dem Schaffot. Sein Leidensgefährte Laud blieb noch drei Jahre in Haft; aber die Abschaffung der Sternkammer und der hohen Commission, und etwas später die Ausschließung der Bischöfe aus dem Oberhause waren das Vorspiel des Sturzes der hierarchischen Hochkirche. — Bald darauf machte Karl eine Reise nach Schottland in der Absicht, Beweisstücke für die hochverrätherische Verbindung des Parlaments mit dem mittlerweile entlassenen schottischen Heer zu erlangen. Die puritanischen Ständeglieder geriethen in Besorgniß. Da ward die englische Nation durch die Kunde von einer allgemeinen Ermordung der protestantischen Colonisten Irlands durch die katholischen Einwohner in Schrecken und Wuth versetzt. Dieses durch die Gewaltthätigkeiten Jacobs (§. 721) und die Härte Straffords bewirkte Ereigniß wurde dem Hof und besonders der Königin zur Last gelegt und von den Puritanern des Parlaments benutzt, um das Volk durch das Gerücht einer Verbindung der Papisten, Bischöfe und Höflinge zur Vernichtung des Glaubens und der Freiheit in eine fieberhafte Aufregung zu setzen. Es bildeten sich bewaffnete Vereine zum Schutze des Parlaments, während andererseits viele Landedelleute und Officiere sich um den in allen seinen Rechten bedrohten König schaarten. Diese nannte das Volk Cavaliere, sie aber belegten ihre Gegner mit dem Spottnamen Rundköpfe, von dem Schnitt ihrer Haare. Flugblätter und Zeitschriften, die neuen Erzeugnisse einer freien Presse, aufreizende Reden in Kirchen und Versammlungen erhielten das Volk in Aufregung und hatten eine unbeschreibliche Wirkung. Tumultuarische Auftritte, täglich wiederholt, waren die Vorboten des Bürgerkriegs. Das Einbringen einer Bill, daß in Zukunft die Einrichtung des Heers und die Ernennung der Befehlshaber von der Zustimmung des Parlaments abhängig sein sollte, gab den Ausschlag. Der König wollte
1642. während der Sitzung fünf Glieder der Opposition (Hampden, Pym, Hollis, Haslerig und Strode) verhaften und des Hochverraths anklagen lassen. Sie entflohen, hielten sich einige Tage verborgen und wurden dann von der Bürgermiliz und von einer zahllosen Volksmenge im Triumphe in das Parlamentshaus zurückgeführt. Das hielt Karl nicht aus. Er begab sich nach York und beschloß Krieg.

§. 727. Bürgerkrieg (1642—1646). Hatte der König früher durch Verletzung der Volksrechte gegründeten Anlaß zu Klagen gegeben, so machte sich jetzt das Parlament einer gleichen Verletzung der Königsrechte schuldig. Nicht zufrieden, die monarchische Gewalt in die gesetzlichen Schranken gewiesen zu haben, legte es sich die legislative Autorität in Staat und Kirche allein bei und riß die ganze Regierungsgewalt an sich, indem es die Ernennung und Absetzung der höheren Staatsbeamten und Heerführer ansprach, die Einrichtungen der Land- und Seemacht seiner Zustimmung unterwerfen und sogar die Erziehung und Vermählung der königlichen Kinder von seiner Einwilligung abhängig machen wollte. Diese Forderungen konnte der König nicht bewilligen. Er sammelte in York die ihm ergebenen Mitglieder des Ober- und Unterhauses und die bewaffnete Kriegsmacht um sich, indeß die Königin sich nach Holland

flüchtete, um fremde Hülfe anzusprechen. Da aber die ganze Streitmacht des Festlandes in dem dreißigjährigen Krieg verwendet war, so konnte keine Unterstützung erlangt werden; und wo hätte dieselbe auch landen sollen, da alle Hafenstädte und die ganze Seemacht sich in den Händen des Parlaments befanden? So begann der Krieg mit sehr ungleichen Streitkräften. Denn während der König ohne Geld war und sein Heer an Allem Mangel litt, besaß das Parlament nicht nur alle öffentlichen Einnahmen, sondern ward auch durch Privat-Beiträge reichlich unterstützt. Bei der ersten Aufforderung brachten die Familien ihr Silbergeräth, die Weiber ihren Schmuck; und alle Steuern und Abgaben, die man dem König hartnäckig bestritten, wurden dem Parlament willig dargereicht. Dennoch war Karls kleines, aus geübten Truppen bestehendes Heer anfangs im Vortheil gegen die frischen Schaaren des Parlaments, mit denen Graf Essex ins Feld zog. In zwei Treffen behielt die von Karls stürmischem Neffen Ruprecht von der Pfalz geführte königliche Reiterei die Oberhand. Auch das zweite Jahr begann für das Parlament mit Verlusten, unter denen der Fall des redlichen und tapfern John Hampden in einem Gefechte unweit Oxford der empfindlichste war. Als aber Oliver Cromwell, der puritanische Religionseiferer, aus seinen gottseligen Freunden eine entschlossene Reiterschaar bildete, die ohne Rücksicht auf Menschen und ohne Scheu vor den Mühseligkeiten und Gefahren des Kriegslebens für Gottes Sache blind in die Schlacht ging, als das Parlament mit den Schotten einen Bund schloß, in Folge dessen ihre fanatischen Heerhaufen abermals über die Grenze rückten, nahmen die Dinge eine andere Wendung. In der Schlacht von Marstenmoor verlor Pfalzgraf 2. Juli 1644.
Ruprecht durch seinen kriegerischen Ungestüm ohne Vorsicht den Sieg an Cromwells finster blickende Schwadronen. 10,000 Royalisten deckten die Wahlstatt. Die treue Stadt York fiel in die Hände der Puritaner. Seitdem stand Cromwells Name im Heere obenan, zumal da Pym gestorben und Essex im Felde unglücklich war.

Die **Puritaner.** Macaulay macht von dieser religiösen und politischen Partei folgende anziehende Schilderung: Die Puritaner waren Menschen, deren Geist durch die tägliche Betrachtung überirdischer Dinge und höherer Interessen einen ganz besonderen Charakter angenommen hatte. Nicht zufrieden, in allgemeinen Ausdrücken eine allbeherrschende Vorsehung anzuerkennen, schrieben sie durchgängig jedes Ereigniß dem Willen des höchsten Wesens zu, für dessen Macht nichts zu groß, für dessen Einblick nichts zu klein ist. Ihn zu kennen, ihm zu dienen, in ihm sich zu freuen: das war für sie der große Zweck ihres Daseins. Daher entsprang ihre Verachtung für irdische Unterscheidungen. Der Unterschied zwischen den größten und den verachtetsten der Menschen schien zu verschwinden, wenn verglichen mit dem grenzenlosen Zwischenraume, der das ganze Geschlecht von dem schied, auf den ihre eigenen Augen beständig gerichtet waren. Wenn sie unbekannt waren mit den Werken der Philosophen und Dichter, so waren sie tief belesen in den Orakeln des Herrn. Wenn ihre Namen nicht in alten Wappenbüchern zu finden waren: sie waren verzeichnet im Buche des Lebens. Waren ihre Schritte nicht begleitet von einem glänzenden Gefolge: Legionen dienender Engel hielten über ihnen Wache. Ihre Paläste waren Häuser nicht von Menschenhänden gebaut, ihre Diademe Kronen des Ruhms, der niemals verblich. Auf den Reichen und Beredten, auf Edle und Priester schauten sie mit Verachtung hernieder; denn sie achteten sich reich an einem kostbareren Schatz, beredt in einer höhern Sprache, geadelt durch eine Ernennung von Ewigkeit her, Priester durch die Handauflegung eines Mächtigern. Der Geringste von ihnen war ein Wesen, dessen Geschick eine geheimnißvolle, furchtbare Wichtigkeit hatte, auf dessen leichteste Handlung die Geister des Lichts und der Finsterniß mit ängstlicher Spannung schauten, das, ehe Himmel und Erde geschaffen waren, für

eine Glückseligkeit bestimmt war, die Himmel und Erde überdauern sollte. Um seinetwillen waren Reiche aufgetaucht und in Blüthe gestanden und gefallen. Für ihn hatte der Allmächtige seinen Willen verkündet durch die Feder des Evangelisten und die Harfe des Propheten. Er war theuer erkauft, nicht durch das Blut eines irdischen Opfers. Für ihn hatte sich die Sonne verfinstert, waren die Felsen zerrissen, waren die Todten erstanden; für ihn hatte die ganze Natur geschaudert bei den Todesschmerzen ihres Gottes. — So war der Puritaner aus zwei verschiedenen Menschen zusammengesetzt: der eine ganz Zerknirschung, Buße, Dankbarkeit, Dulden; der andere stolz, ruhig, unbeugsam, scharfsichtig. Er warf sich in den Staub vor seinem Schöpfer, aber er setzte den Fuß auf den Nacken von Königen. In seiner einsamen Andacht betete er mit Convulsionen, mit Seufzen und Thränen. Er war halb wahnsinnig vor den Bildern der Glorie oder des Schreckens. Er hörte die Psalmen der Engel oder das versuchende Flüstern des bösen Feindes. Aber nahm er seinen Sitz im Rath oder gürtete er sein Schwert zum Kriege, so hatte dieses stürmische Arbeiten der Seele keine bemerkbaren Spuren in ihm zurückgelassen. — Die Fanatiker brachten in den bürgerlichen und kriegerischen Dienst eine Kälte des Urtheils und eine Unbeugsamkeit des Entschlusses, welche einige Schriftsteller mit ihrem religiösen Eifer nicht zu vereinigen wußten, welche aber in der That dessen nothwendige Wirkung war: die starke Richtung ihres Gefühls auf einen Gegenstand machte sie ruhig gegen jeden andern.

§. 728. Sieg der Independenten. Die glücklichen Erfolge im Kriege gaben den Puritanern den Muth, zum Umsturz der verhaßten Hochkirche zu schreiten und die alte Zeit durch eine unübersteigliche Kluft von der neuen zu trennen, wenn sie gleich einsahen, daß sie dadurch das bereits sehr zusammengeschmolzene Oberhaus vollends von sich entfernen würden. Ihr puritanischer Eifer verschmähte weltliche Rücksicht. Das allgemeine Gebetbuch und die anglicanische Liturgie wurden sofort durch einen dem presbyterianischen nachgebildeten Gottesdienst, und das hierarchische Episcopalsystem durch die presbyterianische Synodalverfassung verdrängt; Bilder, Zierrath, Orgeln u. dergl. verschwanden aus der Kirche, die gemalten Fenster wurden eingeschlagen, Monumente, die als Träger des Aberglaubens und der Abgötterei gelten konnten, niedergerissen und die Feiertage verboten. Die von Laud entsetzten puritanischen Geistlichen traten ihre Stellen wieder an und hielten durch lange Predigten den Fanatismus wach, indeß der gefangene Erzbischof sein Leben auf dem
Januar 1645. Blutgerüste beschloß, und die anglicanischen Geistlichen, die der neuen Kirchenform nicht huldigen und dem geistlichen Ornate nicht entsagen wollten, ihre Pfarreien verloren. Die früher mißhandelten Puritaner schwangen die Geißel der Verfolgung über die Nacken ihrer ehemaligen Verfolger und wurden aus Bedrückten Bedrücker. Die Erscheinungen blieben dieselben, aber die Spieler auf der Schaubühne des Lebens hatten ihre Rollen gewechselt. — Bald brach jedoch im Heerlager der Sieger selbst Zwiespalt aus. Die Independenten, die wegen ihres Enthusiasmus, ihres Eifers und ihrer Energie bei dem Parlamente, dem Heere und der Bürgerschaft immer mehr an Ansehen gewannen und nicht gewillt waren, die schwer errungene Freiheit und Unabhängigkeit einem fremden Kirchenregiment unterzuordnen, murrten, daß der kirchliche Despotismus nur eine andere Form angenommen, und daß nun statt einiger wenigen Bischöfe eine Schaar presbyterianischer Geistlichen in den Synoden eine neue Zwingherrschaft übte. Sie verlangten, daß jede kirchliche Gemeinschaft gesetzgebendes Recht über Glauben, Cultus und Disciplin habe, daß alle Kirchengemeinden, die sich durch das freiwillige Zusammentreten gleichgesinnter Gläubigen bildeten, gleichberechtigt seien, und daß Niemand gezwungen werde, sein Gewissen unter eine allgemeine Vorschrift zu beugen, sondern daß Jedermann Gott nach eigenem Ermessen dienen möge; Verschiedenheit des Glaubens und Cultus müsse folglich gestattet und Toleranz eine heilige Pflicht sein. Geistige Freiheit, sowohl auf dem Gebiete der Religion als im Bereiche des Gedankens und des geschriebenen und gesprochenen Worts, war die mächtige Losung der Independenten.

Aus Furcht über die zunehmende Macht der Independenten suchten die Presbyterianer im Parlament eine Versöhnung mit Karl. Allein die Unterhandlungen von Uxbridge scheiterten an der geforderten Abschaffung des Episcopats

und der Uebertragung des Befehls über die Land- und Seemacht an das Unterhaus. Um so kühner erhoben die Independenten das Haupt. Sie setzten die **Selbstentsagungsacte** durch, nach welcher kein Mitglied der beiden Häuser eine Befehlshaberstelle oder ein Amt bekleiden dürfe. Dadurch wurde Essex zur Niederlegung seiner Kriegswürde gezwungen und **Fairfax**, ein talentvoller, aber ganz von Cromwell geleiteter Feldherr, trat an die Spitze des Gesammtheers. Cromwell, das Haupt der Independenten, hatte die Selbstentsagungsacte am eifrigsten betrieben. Er begab sich zum Heer, um sein Commando in Fairfax' Hände niederzulegen. Aber dieser erklärte alsbald dem Parlamente: Cromwell sei unentbehrlich; nur Er könne die Reiterei führen; — denn wo Er mit seiner gottseligen Schaar im Namen des Herrn kämpfte, da war stets der Sieg. Das Parlament willigte ein und die **Schlacht bei Naseby** in der Nähe von Northampton, wo der Rest der königlichen Armee zerstreut und Karls letzte Hoffnung vernichtet ward, bewies, welchen Umschwung die Energie der Independenten bewirkt hatte.

Februar 1645.

14. Juni 1645.

§. 729. **Karl bei den Schotten.** Von nun an nahm der Kampf eine leidenschaftlichere Gestalt an. Die Independenten trugen ihre republikanischen Ansichten von der Kirche auf den Staat über und bekämpften das Königthum mit derselben Entschiedenheit wie die hierarchische Hochkirche. Karls Briefe, worin er die Fürsten des Auslandes um Hülfe angegangen, waren in die Hände der Feinde gefallen; ihre Bekanntmachung brachte den König um den letzten Rest von Ansehen. Es ging das Gerücht, er habe die Irländer durch große Zusagen zu einem neuen Aufstand aufzureizen gesucht; daher gebot das Parlament, in Zukunft keinem gefangenen Irländer des königlichen Heeres Pardon zu geben. Sie wurden zu Hunderten auf gräuelhafte Weise erschossen und alle Royalisten an Hab und Gut gestraft. Von der Spitze von Cornwallis bis zum schottischen Hochlande wüthete ein blutiger Religions- und Bürgerkrieg, aber die Energie der Fanatiker und Republikaner siegte. Umsonst bot jetzt der gedemüthigte König die Hand zum Frieden; man traute ihm nicht, und Cromwell und Fairfax schickten sich an, ihn in Oxford zu belagern. Da faßte Karl einen verzweifelten Entschluß: — als Diener verkleidet entfloh er mit zwei Begleitern aus Oxford 1646.
in das Lager der Schotten, in der Hoffnung, bei seinen Landsleuten das geschwächte Gefühl der Anhänglichkeit und Loyalität wieder zu erwecken. Allein in den durch harte Geistliche geleiteten Schotten war alle Pietät für die gefallene Größe erloschen. Sie hielten ihn in strenger Aufsicht, nöthigten ihn, den langen Predigten der Presbyterianer, deren gewöhnlicher Text seine und seiner Vorfahren Missethaten waren, beizuwohnen und traten mit dem englischen Parlamente über sein Schicksal in Unterhandlung. Als Karl nicht dahin gebracht werden konnte, den Covenant zu unterzeichnen, den Episcopat abzuschaffen, die Land- und Seemacht auf zwanzig Jahre dem Parlamente zu überlassen und seine treuesten Anhänger der Rache ihrer Gegner preis zu geben, opferten die Schotten ihren König um schnöden Sold. Gegen Entrichtung einer hohen Geldsumme wurde Karl den Commissarien des Parlaments ausgeliefert und in das feste Schloß Januar 1647.
Holmby gebracht, worauf sich das schottische Heer auflöste.

§. 730. **Zwiespalt zwischen Independenten und Presbyterianern.** Der Krieg schien beendigt und das größtentheils aus Presbyterianern bestehende Parlament wollte nunmehr die Armee, in welcher die Independenten die Oberhand hatten, vermindern oder sich ihrer durch Versendung nach Irland entledigen. Das Heer weigerte sich jedoch und verlangte trotzig den rückständigen Sold; es bildeten sich Vereine von Offizieren und Soldaten, die eine feindselige Haltung gegen die Presbyterianer annahmen. Cromwell und seine Freunde waren die Seele dieser Bewegung; aber so schlau wußte jener unter andächtigen Reden und äußerer Frömmigkeit seine politischen Pläne zu verbergen, daß das Unterhaus ihm den Auftrag ertheilte, das meuterische Heer zur Ordnung zurückzuführen. Bald galt Cromwell bei den Soldaten mehr als Fairfax. Auf seinen geheimen
3. Juni 1647. Befehl entführte der Cornet Joyce, ein puritanischer Eiferer, mit einer Reiterschaar den gefangenen Karl und brachte ihn nach Hamptoncourt in die Gewalt der Heergemeinde. Die Presbyterianer erschraken und drangen auf eine Aussöhnung mit dem König. Aber schon näherte sich die Armee den Thoren von London und verlangte die Ausschließung von elf Presbyterianern aus dem Parlament. Das Unterhaus gehorchte. Allein die Ausgeschlossenen, unter denen Hollis sich befand, reizten die Londoner Bürgerschaft zur Empörung. Mit den Waffen in der Hand forderte diese die Rückkehr des Königs und bedrohte das Independentenparlament. Da flüchteten sich viele Glieder, den Sprecher an der Spitze, zu dem Heer und gaben diesem Veranlassung, in die Hauptstadt einzurücken und die Geflüchteten im Triumphe auf ihre Sitze zurückzuführen. Zitternd fügten sich die Widerstrebenden der gebieterischen Macht der Independenten, die jetzt im Parlament wie in der Armee die Oberhand hatten.

§. 731. **Karls Hoffnung vereitelt.** Während dieser verhängnißvollen Tage schien Cromwell nicht abgeneigt, dem König den Thron zurückzugeben, sich aber hohen Rang zu sichern. Schon ward das Heer argwöhnisch: seine Gottseligen nahmen Aergerniß und die Soldaten bildeten drohende Vereine gegen den Verrath an dem Herrn. Eine fanatische Secte, Levellers genannt, verlangte Gleichheit der Stände und des Vermögens, eine Staatsverfassung, wonach das Volk sich selbst regiere, und vollkommene Religionsfreiheit ohne kirchliche Gemeinschaft und geregelten Gottesdienst. Aber bald überzeugte sich Cromwell durch einen aufgefangenen Brief von der falschen Gesinnung des Königs; er brach die Unterhandlungen ab, gewann schnell sein altes Ansehen wieder und löste durch entschlossene Thatkraft den Verein der den Presbyterianern wie den Independenten gleich furchtbaren Levellers auf. Fortan herrschte unversöhnliche Feindschaft zwischen Cromwell und dem König. Noch einmal schien diesem ein Stern zu
Novbr. 1647. leuchten. Er entkam nach der Insel Wight in demselben Augenblick, als die Schotten, beschämt, ihren Herrn um Silberlinge verkauft zu haben, zu seiner Rettung die Waffen ergriffen und in Wales und Irland eine drohende Gährung sich kund gab. Allein Cromwells Energie überwand die Gefahr. Mit einem kleinen Heer schlug er die Schotten zurück, drang in ihr Land ein und zwang sie, den Bund mit England zu erneuern. Mit geheimem Grauen vernahm das englische Parlament Cromwells Sieg, da Karl, von Irland und dem Ausland Rettung erwartend, auch den letzten Friedensversuch der Presbyterianer von sich gewiesen.

§. 732. **Karls Ausgang.** Cromwell, aufgereizt von seinem fanatischen Schwiegersohn Ireton, hatte bereits Karls Untergang beschlossen, so sehr er auch im Parlament immer noch christliche Demuth und gottselige Gesinnung an den Tag legte. Seiner geheimen Weisung zufolge bemächtigte sich die Armee des Königs und brachte ihn auf ein ödes, finsteres Felsenschloß an der Meeresküste. Dann umstellte der Oberst Pride das Parlamentshaus mit seinen Truppen und ließ 81 presbyterianische Mitglieder, unter ihnen Prynn, der im Kampfe gegen die Despotie an Leib, Gut und Ehre gestraft worden, gewaltsam wegführen. Nach dieser unter dem Namen Pride's Reinigung (Purganz) bekannten That bezog Cromwell die königlichen Gemächer in Whitehall; denn jetzt war er Herr und Gebieter und das aus Independenten bestehende sogenannte Rumpfparlament nur ein willenloses Werkzeug in seiner Hand. Es wurde beschlossen, den gefangenen König vor einem außerordentlichen Gerichtshofe des Verraths anzuklagen, weil er Krieg gegen das Parlament geführt habe. Als das auf zwölf Mitglieder zusammengeschmolzene Oberhaus sich diesem Ansinnen widersetzte, erklärten die Independenten, „daß ihr Wille allein das Gesetz mache, da die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt bei dem Volke zu suchen und sie allein Volks-Repräsentanten seien." Demgemäß wurde „Karl Stuart" viermal vor dem aus 135 Personen, theils Unterhausmitgliedern, theils Offizieren, theils Richtern bestehenden Gerichtshof, in dem der Rechtsgelehrte Bradshaw den Vorsitz führte, verhört und als Tyrann, Verräther, Mörder und Landesfeind zum Tode verurtheilt. Drei Tage gestattete man ihm noch zur Vorbereitung und zum Abschied von seinen Kindern. Dann führte man ihn auf das am Schlosse Whitehall aufgeschlagene schwarz bedeckte Schaffot, wo zwei vermummte Scharfrichter in Matrosentracht die Hinrichtung vollzogen. Schweigend sah die unzählige Volksmenge dem entsetzlichen Schauspiele zu. Erst als der Nachrichter das bluttriefende Haupt bei den Haaren faßte und ausrief: Das ist der Kopf eines Verräthers! machte das versammelte Volk dem gepreßten Herzen durch ein dumpfes Stöhnen Luft.

December 1648. *30. Jan. 1649.*

2. Die Republik.

§. 733. **Cromwells Siege.** Das auf 80 Glieder herabgekommene Rumpfparlament wurde durch neue Wahlen und Einberufung ausgestoßener Mitglieder auf 150 vermehrt und nach Aufhebung des Oberhauses als Parlament von England (Nationalconvent) mit der höchsten Macht bekleidet. Jeder über siebenzehn Jahre zählende Engländer mußte der neuen Regierung „ohne König und Oberhaus" den Eid der Treue leisten. Die ausübende Regierungsgewalt wurde einem aus 42 Mitgliedern bestehenden Staatsrath übertragen, dessen Präsident Bradshaw war und zu dessen Secretären der Dichter Milton (§. 679) gehörte. Der letztere hatte durch seine schwungvollen Flugschriften gegen Prälatenthum und absolute Königsmacht nicht wenig zum Sieg seiner Gesinnungsgenossen beigetragen und führte jetzt durch seine freiheitbegeisterten Rechtfertigungsschriften die Sache seiner republikanischen Freunde mit solcher Hingebung, daß er darüber sein Augenlicht verlor. — Ein Obergerichtshof befaßte sich mit den Vergehungen gegen den Staat, gleich der frühern Sternkammer, und übte strenge Justiz gegen Royalisten wie gegen Radicale in Kirche und Staat. — Die presbyterianische Kirchenform blieb die herrschende; aber bei der religiösen Aufregung entstanden viele neue Secten, unter denen die von dem Schuster Georg Fox gestiftete Gesellschaft der Freunde, vom Volke Quäker (Zitterer) genannt, zu großem 1649.

Ansehen gelangte. „In Felle gekleidet, zog Fox durch England, predigte auf den Straßen und in den Häusern Buße und Evangelium, klagte über die Sünden der Christen und verkündigte ein neues Gottesreich."

Quäker. Die Quäker glauben: „daß das religiöse Bewußtsein unmittelbar vom göttlichen Geiste bewirkt werde, daß Jeder, der diesen ernstlich suche, durch stille Beschaulichkeit und andächtige Einkehr in sich der göttlichen Offenbarung theilhaftig werden und das innere Licht in sich entzünden könne. Das innere Wort, wie sie dies Licht nennen, stellen sie daher neben und zum Theil noch über das äußere oder die Bibel." — „Sie halten die Sacramente nur für Sinnbilder innerer Zustände, nicht mehr äußerlich zu vollziehen, verwerfen das Predigtamt sammt aller Theologie als Menschenwerk und wollen nur eine Geistkirche. Ihre religiöse Entschiedenheit verwirft Kriegsdienst, Eid, Zehnten und die Moden der geselligen Welt." In England lange verfolgt, fanden sie endlich eine Freistätte in Nordamerika, als William Penn († 1718) das Land am Delaware kaufte und den Staat Pennsylvanien, „die Wiege der Freiheit für die Neger und die Welt", zur Hälfte mit Quäkerkolonisten gründete. Zuletzt erwarben sie sich auch in England Duldung, nachdem Rob. Barclay († 1690) ihre Lehre wissenschaftlich ausgebildet.

a) Irland. Die Nachricht von des Königs Tod erzeugte in Schottland und Irland eine furchtbare Aufregung. Dort hatte der hochherzige Montrose das königliche Banner in den Hochlanden lange aufrecht erhalten; endlich erlag er den Heeren der Covenanters und mußte für seine Anhänglichkeit
1650. an das Königthum einen entsetzlichen Tod erleiden. Sein Haupt und seine Glieder wurden als schreckliche Warnung über den Thoren der vier größten Städte Schottlands befestigt. Dennoch wurde nach einiger Zeit der in Holland weilende Prinz von Wales herbeigerufen und als König Karl II. anerkannt, mußte aber zuvor den Covenant unterzeichnen und der presbyterianischen Kirche beitreten, so sehr auch der kalte Fanatismus der schottischen Geistlichen dem leichtsinnigen, genußsüchtigen Fürsten zuwider war und ihre stundenlangen Gebete und strengen Predigten über die Sünden und Frevelthaten seines Hauses ihm das Leben verbitterten. — Auch Irland erkannte den neuen König an und griff zu den Waffen. Da zog Cromwell an der Spitze eines entschlossenen republikanischen Heeres gegen
1649. die ungehorsame Insel. Drogheda wurde nach drei Stürmen erobert und die royalistische Besatzung bis auf den letzten Mann niedergehauen. Ueber Blut und Leichen ging des Siegers Weg. Cromwells Schwiegersohn Ireton schritt auf derselben Bahn fort, und als ihn ein schneller Tod dahinraffte, vollendete Fleetwood, Cromwells anderer Schwiegersohn, das begonnene Werk in ähnlichem Geist. In drei Jahren war der drohendste Aufstand erstickt; aber Irland war ein entvölkertes, von rechtlosen Bettlern bewohntes Land.

Als das Schwert ruhte, wüthete ein hoher Gerichtshof mit Beil und Verbannung gegen die Volkshäuptlinge; Tausende verließen das Land ihrer Väter und suchten in den katholischen Ländern Europa's und in Amerika neue Wohnsitze, alle Kriegsgefangenen und eine große Zahl von Weibern und Kindern wurden nach Westindien gebracht und in Jamaica zum Zuckerbau verwendet. Die Zurückgebliebenen verloren den größten Theil ihrer Habe an englische Kolonisten, und die Bevölkerung ganzer Districte wurde in andere Gebiete verpflanzt; alle katholischen Geistlichen mußten das Land meiden; der römische Cultus wurde verboten und seine Anhänger aller Aemter für unwürdig erklärt. Fortan blieb in Irland Alles auf dem Kriegsfuß. Aber trotz aller Härte und Gewaltthat überstieg die katholische Bevölkerung die protestantische noch um das Siebenfache. In Wäldern und Morästen verbargen sich die Verfolgten, horchten mit knirschendem Ingrimm auf die Worte ihrer Priester und fielen raubend und mordend über die Besitzungen der Ansiedler her.

b) Schottland. Da Fairfax den Krieg gegen die Schotten nicht übernehmen wollte und vom Commando abtrat, so zog der mit dem Oberbefehl über die Gesammtarmee ausgerüstete Cromwell auch gegen dieses Land. Das 1650.
schottische Heer hatte eine feste Stellung bezogen, wo ihm Cromwell nicht beikommen konnte. Bald riß Hunger und Krankheit in der englischen Armee ein und minderte die Zahl der Streiter. Cromwell dachte schon an einen Rückzug. Da beredeten die im schottischen Heer anwesenden Parlamentsglieder und Prediger, denen das kriegerische Selbstvertrauen der Royalisten und die heitere Lebenslust des Königs und seiner Umgebung anstößig war, den Heerführer zum Angriff. Als Cromwell die Bewegung des presbyterianischen Heeres sah, rief er aus: „Sie kommen hernieder, der Herr hat sie in unsere Hände gegeben;" die Schlacht von Dunbar, (3. Sept.) entschied gegen die Schotten. Ihre 1650.
Prediger schrieben die Niederlage dem Zorne Gottes über das sündhafte Treiben der Krieger zu. Während Karl II. zu Scone gekrönt wurde, eroberte Cromwell Edinburg und rückte nach dem Herzen von Schottland vor. Der Herr der Heerschaaren, der von den Presbyterianern wie von den Independenten unter Fasten und Beten und mit inbrünstigem Lippendienst angerufen ward, war mit den Kühnen und Starken. Plötzlich schritt Karl zu einem gewagten Unternehmen. Er rückte mit seinen Truppen über die englische Grenze und rief die Anhänger des Königthums zu seinem Beistande auf. Aber Ueberraschung, Furcht und Unschlüssigkeit hielt die meisten ab, Gut und Leben aufs Spiel setzen. So kam es, daß am Jahrestag der Schlacht von Dunbar das royalistische Heer bei Worcester eine gänzliche Niederlage erlitt. Das Blut 3. Sept. 1651.
von Tausenden floß an den schönen Ufern des Severnflusses; was nicht auf der Wahlstatt blieb, gerieth in Gefangenschaft. Diese Schlacht machte Karl zu einem heimathlosen Flüchtling, auf dessen Fahndung das Parlament einen hohen Preis setzte. Unter tausend Gefahren, Nöthen und Abenteuern entkam er verkleidet nach Frankreich. Nun mußte sich auch Schottland vor dem siegreichen Schwert des republikanischen Generals Monk beugen und in eine Vereinigung mit der englischen Republik willigen. Die Einziehung der Krongüter und der Habe der Royalisten bewies jedoch, daß man Schottland nicht minder als eroberte Provinz ansah wie Irland.

c) Niederlande. Mit der Republik der Generalstaaten beabsichtigte die Regierung des britischen Gemeinwesens anfangs eine Verbindung. Als aber der englische Gesandte im Haag von flüchtigen Royalisten ermordet und sein Nachfolger schwer beleidigt ward, ohne daß man die Thäter auswies, erfolgte ein Bruch zwischen Großbritannien und Holland. Die von dem Parlamente erlassene Schifffahrts (Navigations-)Acte, wonach „bei Strafe der Confiscation Oct. 1651.
von Schiff und Ladung Auswärtige fortan keine andern Waaren als selbst erzeugte auf eigenen Schiffen nach England bringen dürften", versetzte dem holländischen Zwischenhandel einen furchtbaren Schlag. Als die geforderte Zurücknahme verweigert wurde, brach der Krieg aus, den Cromwell eben so sehr wünschte, als ihn die Generalstaaten gern vermieden hätten. Anfangs behaupteten die Holländer ihren Ruhm im Seekriege; große Schlachten wurden gewonnen und die holländischen Seehelden Tromp und de Ruyter befuhren die

Themse und verwüsteten die Gestade; aber bald nahm das unter den Stuarts vernachlässigte Seewesen einen mächtigen Aufschwung, die Tage der Armada kehrten wieder und der englische Admiral Blake, ein Mann von altem Republi-
Februar 1653. kanersinn und rauher Tugend, trug in einer dreitägigen Seeschlacht über Tromp und de Ruyter den Sieg davon. **Monk**, im Land- und Seekriege gleich erfahren und gleich glücklich, vermehrte Englands Ruhm durch neue Seesiege.
15. April 1654. Holland mußte einen nachtheiligen Frieden schließen, die Stuarts aus seinem Lande entfernen und den minderjährigen Prinzen Wilhelm von Oranien, Sohn einer Tochter Karls I., von der Statthalterwürde ausschließen. Die Schifffahrtsacte aber blieb bestehen. Auch ein Krieg mit Spanien nahm für England einen glücklichen Ausgang. Der Hafen von Dünkirchen, damals wieder im Besitze der Spanier, und die fruchtbare Insel Jamaica wurden dem auswärtigen Gebiet der Republik beigefügt. Die Corsaren von Nordafrika züchtigte Cromwell mit starker Hand und machte England zu Land und zur See gefürchtet und geachtet.

§. 734. Die Verfassungskämpfe. Diese Erfolge weckten das Selbstgefühl des Parlaments; es suchte die Seemacht auf Kosten des Landheeres zu heben und dachte auf Vermehrung seiner Mitglieder durch Einberufung ausgestoßener Presbyterianer. Von diesen Entwürfen fürchtete Cromwell Gefahr für seine Macht; daher beschloß er die Auflösung des langen Parlaments. Nachdem er das Haus mit Truppen umstellt, trat er in seiner schwarzen Puritanertracht in den Saal, hielt eine mit Schmähungen angefüllte Rede und trieb dann die Anwesenden mit Hülfe der eingetretenen Soldaten
20. April 1653. hinaus, indem er dem Einen zurief: „Du bist ein Trunkenbold!" dem Andern: „Du bist ein Ehebrecher!" dem Dritten: „Du bist ein Hurer!" Ein neuer, größtentheils aus Offizieren zusammengesetzter Staatsrath übernahm nunmehr unter Cromwells Vorsitz die Bildung eines andern Parlaments. Hierzu ließ man in allen Bezirken Listen von frommen, gottesfürchtigen Leuten anfertigen und wählte dann aus den „Heiligen" die Geeignetsten als Vertreter der drei Reiche aus. Diese, nach dem Lederhändler Preisegott Barebone (Todtenknochen) spottweise des Barebone-Parlament genannte Versammlung gab schon durch die biblischen Vornamen der meisten Mitglieder (Habakuk, Hesekiel, Töddediesünde, Stehfestimglauben u. a.) ihre Richtung und religiöse Gesinnung kund. Dennoch waren Männer von tiefem Verstand und ernstem politischen Streben darunter; sie beabsichtigten dem Lande ein einfaches Gesetzbuch zu geben, drangen auf Abschaffung der kirchlichen Patronatsrechte und Zehnten und wollten den Gemeinden das Wahlrecht ihrer Geistlichen anheimgeben. Und als deswegen alle in ihrem Besitze Bedrohten einen gewaltigen Sturm gegen das Parlament erregten, nahm Cromwell, der mit den wunderlichen Leuten nicht so leicht fertig ward, als er gehofft hatte,
12. Dec. 1653. Veranlassung, das Ständehaus abermals durch Soldaten räumen zu lassen, worauf die meisten Mitglieder freiwillig ihre Gewalt niederlegten. Eine neue, von General Lam-
16. Dec. bert entworfene Verfassung trat hierauf ins Leben. Nach dieser wurden einem alle drei Jahre einzuberufenden Parlament von 400 Mitgliedern für die vereinigten Reiche die gesetzgebende Gewalt und die Zustimmung bei Besetzung der höhern Staatsämter verliehen; Cromwell aber sollte als lebenslänglicher Lord-Protektor im Verein mit einem Staatsrath die ausübende Gewalt und die Verfügung über Land- und Seemacht sowie das Wahlrecht seines Nachfolgers besitzen.

Als Protector regierte Cromwell mit Glanz und Kraft nach Außen. Frankreich schloß ein Bündniß mit ihm, trieb die Stuarts aus dem Reiche und gestattete, daß die durch gemeinsame Anstrengung den Spaniern entrissene Seestadt Dünkirchen den Engländern verblieb; Savoyen sah sich gezwungen, die Verfolgung der Waldenser einzustellen, als sich Cromwell, der als Haupt und Schutz-

Herr des protestantischen Europas galt, nachdrücklich für sie verwendete; Holland demüthigte sich; die englische Flotte beherrschte den atlantischen Ocean und brach die Uebermacht Spaniens, des alten Nationalfeindes; englische Schiffe beeinträchtigten die Hanseaten in der Nord- und Ostsee. Im Innern dagegen hatte Cromwell viele Widersacher an den Republikanern, gegen deren Kühnheit er stets Gewaltmaßregeln durch Ausschließung von Einzelnen oder durch Auflösung des Parlaments anwenden mußte. So sehr man auch seine hohen Regentengaben gelten ließ, so sehr man seine sparsame bürgerliche Lebensweise und sein ehrsames Hauswesen achtete, das gegen Karls II. leichtfertige Hofhaltung in Köln und anderwärts vortheilhaft abstach; die Macht in der Hand eines Einzigen, der nicht legitimer Thronerbe war, erregte Neid und Widerstand. Darum strebte Cromwell zuletzt nach dem Königstitel. Schon war das Parlament gewonnen, 1657.
aber der hartnäckige Widerstand der Offiziere und des Heeres bewog ihn, den Gedanken aufzugeben. Dagegen suchte er durch Einführung eines **Oberhauses** 1658.
sich der alten Verfassung wieder zu nähern. Da aber der stolze Adel sich weigerte, in dieses „andere Haus" einzutreten, so wurden die neuen erblichen Peers aus den Söhnen und Verwandten des Protektors, aus Rechtsgelehrten und Militärbeamten gebildet und die Macht blieb nach wie vor im Unterhaus. — Verdüstert durch Argwohn, bekümmert über das Leiden und den frühen Tod seiner royalistisch gesinnten Lieblingstochter und in steter Furcht vor Nachstellungen, starb Cromwell an dem Jahrestage seiner Siege von Dunbar und Worcester, der ihm 3. Sept. 1658.
stets ein Glückstag gewesen, mit dem festen Glauben, daß er in der Gnade Gottes stehe.

§. 735. **Anarchie und Restauration.** Olivers Sohn **Richard Cromwell**, ein kraftloser, friedfertiger, den Lüsten des Lebens ergebener Mann, wurde der Nachfolger des Vaters in der Würde eines **Lord-Protektors**. Aber ein in der behaglichen Ruhe des Privatlebens aufgewachsener Herr, der weder Kriegsmann noch Beter war, konnte sich auf dem hohen Posten nicht lange halten. Bald standen drei Gewalten, der **Protektor**, das **Parlament** und die von unternehmenden Führern, wie **Monk** und **Lambert**, be- April 1659.
fehligte **Armee** einander hadernd gegenüber. Die Militärmacht siegte; das Parlament wurde aufgelöst und das alte **Rumpfparlament** wieder einbe- 25. Mai 1659.
rufen; Richard Cromwell mußte abdanken und da er, wie sein jüngerer Bruder Heinrich, bereits mit den Stuarts in Unterhandlung getreten war, so verlor er den ihm zugesicherten Unterhalt und mußte vor seinen Gläubigern ins Ausland fliehen. — Aber bald gerieth die Militärmacht auch mit dem Rumpfparlament, worin der thatkräftige **Haslerig** seine freie Stimme von Neuem erhob, in Streit. Haslerigs Versuch, durch ein Bürgerheer Lambert und andere Befehlshaber verhaften zu lassen, schlug fehl und hatte abermals die gewaltsame Auflösung des Parlaments durch das Heer zur Folge. Eine **Sicherheits-Commission**, in welcher der schwache **Fleetwood** (Cromwells Schwiegersohn) und der kühne **Lambert** den Vorsitz führten, übernahm nun die oberste Leitung der Dinge; allein die Stimmung des Volks war gegen eine solche Einrichtung; Unzufriedenheit herrschte überall und ein neuer Bürgerkrieg drohte. Allmählich gewann die Ansicht von der Nothwendigkeit einer **Restauration** der vertriebenen Königsfamilie Boden. **Monk**, Befehlshaber der in Schottland aufge-

stellten Kriegsmacht, ein kluger, im Felde aufgewachsener Mann, ohne religiöse Begeisterung und politische Ideale, trat daher mit dem in den spanischen Niederlanden weilenden Karl Stuart in geheime Unterhandlungen, hielt aber aus Furcht vor dem republikanischen Geiste der Truppen seine Gesinnung sorgfältig zurück. Er bewirkte die Wiedereinberufung des republikanischen Rumpfparlaments, von dem dann Lambert verhaftet und der Sicherheitsrath aufgelöst
Februar 1660. wurde. Ja, als die der Wiederherstellung des Königthums geneigte Londoner Bürgerschaft einen Aufstand erregte, ließ Monk sich von dem Rumpf zur Bewältigung desselben gebrauchen. Aber schon am andern Tag trat er der Bürgerschaft bei und setzte die Einberufung der seit 1648 ausgeschiedenen Unterhausmitglieder durch. Gab sich schon bei diesen das Streben nach einer Rückführung der alten Ordnung kund, so daß der Republikaner Haslerig mit seinem nähern Anhang austrat, so wurde, als endlich das lange Parlament durch ein neugewähltes, größtentheils aus Royalisten bestehendes ersetzt ward, die Restauration der Stuarts mit aller Hast und Uebereilung betrieben. Umsonst warnten wohlgesinnte Freiheitsfreunde, das Errungene nicht unvorsichtig aufs Spiel zu setzen, und der blinde Dichter Milton erhob zum letztenmal als „Prediger in der Wüste" seine kräftige Stimme zu Gunsten einer republikanischen Bundesverfassung; der prosaische Heuchler Monk, unterstützt von der Stimmung des nach Ruhe und gesetzlicher Ordnung sich sehnenden und an die monarchischen Einrichtungen gewöhnten Volkes, bot die Königskrone ohne Machtverminderung an. Amnestie und Gewissensfreiheit waren die einzigen unbedingten Zusagen,
29. Mai 1660. die Karl vor seinem feierlichen Einzuge in London, wo er von einem jubelnden Volke empfangen wurde, zu leisten hatte. Allein selbst diese Bedingungen wurden nicht gehalten. Ueber Alle, die bei Karls I. Prozesse zu Gericht gesessen, wurde als über Königsmörder die Todesstrafe erkannt und zehn von ihnen, darunter Cromwells energischer Freund Harrison, wirklich hingerichtet; aber der Triumph der Cavaliere über den Untergang ihrer Feinde wurde sehr gemindert durch die Standhaftigkeit der Puritaner bei ihrem letzten Gang. Von den übrigen entflohen Viele nach dem Festland, Andere huldigten den neuen Machthabern. Cromwells, Iretons und Bradshaws Leichen wurden ausgegraben und an den Galgen gehängt zum fröhlichen Schauspiel der Royalisten. Lambert demüthigte sich und kam mit einer Verbannung davon; der hochsinnige Henry Vane dagegen starb nach einer muthvollen Vertheidigung auf dem Schaffot. In Vevey, am lieblichen Ufer des Lemanischen Sees, verlebten die zwei „Königsmörder" Ludlow und Broughton als unbußfertige Bekämpfer königlicher Willkürherrschaft den Rest ihrer Tage, beständig bedroht von royalistischen Ultras. Eben so wenig wurde die Glaubensfreiheit geachtet; die englische Kirche erhielt alle Rechte und Pfründen zurück, die Bischofsmacht waltete wieder in England und Schottland, und die Erneuerung der Uniformitätsacte legte allen Staats- und Kirchendienern die Verpflichtung auf, das Abendmahl nach englischem Ritus zu nehmen und die 39 Artikel zu beschwören. Dadurch verloren gegen zweitausend presbyterianische Geistliche ihre Stellen. Die Käufer eingezogener Güter wurden ohne Ersatz von dem neuerworbenen Eigenthum getrieben. Ein solches System der Rache schuf eine neue Kluft zwischen Thron und Volk und legte zu einer zweiten Umwälzung den Grund.

---

4. Das westliche Europa.

1. Spanien und Portugal.

§. 736. Unter Philipp III. bietet Spanien ein trauriges Bild des tiefsten Verfalls dar. Ein kraft- und thatloser Monarch, der die Regierung Andern überläßt; ein allmächtiger Günstling, der Herzog von Lerma, der bei der ganz von ihm geleiteten Staatsverwaltung nur die Befriedigung seiner Habgier und Ehrsucht und die Erhebung seiner Familie und seiner Freunde im Auge hat und mit seinem ehemaligen, zum Grafen (von Oliva) und Marquis erhobenen Diener Calderona die Staatseinkünfte vergeudet, während in allen Kassen des Reichs der äußerste Mangel herrscht und alle größeren Unternehmungen ins Stocken oder in Verfall gerathen; ein in Armuth, Schmutz und Trägheit versunkenes Volk, das Handel, Verkehr und Industrie Fremdlingen überläßt und seine geistige Bildung dem stets zunehmenden Priester- und Mönchsstand anheimgibt; ein fanatischer Klerus, der seine Macht der unverrückten Handhabung der alten Religions- und Ketzergesetze und zu der harten, für Anbau und Bevölkerung so unheilvollen Vertreibung der Mauren gebraucht (§. 516), und ein verderblicher Steuerdruck, der vom Mark des Landes zehrt, dies sind die Erscheinungen in einem Reiche, dem von der ehemaligen Größe nichts blieb als der Hochmuth des Adels, der leere, auf Förmlichkeiten (Etikette) beruhende Glanz des Hofes und die Anmaßung des Habsburger Herrscherhauses. Noch trauriger wurde Spaniens Zustand unter Philipp IV., der dieses Hofceremoniel auf den Gipfel führte. Zwar war der allmächtige Minister und Günstling, der Herzog von Olivarez, ein uneigennütziger, von den besten Absichten durchdrungener Mann, der alsbald die Zahl und Besoldungen der Beamten beschränkte, aber zur Heilung der tiefwurzelnden Uebel gebrach es ihm an Talent und Kraft. Daß die Interessen der Habsburger Dynastie allenthalben in den Vordergrund gestellt wurden, gab der Politik eine für die Nation verderbliche Richtung. Um die Kosten zur Theilnahme an dem dreißigjährigen Krieg in Deutschland und zu den Feldzügen in Italien und in den Niederlanden aufzutreiben, wurden neue, Handel und Industrie noch mehr gefährdende Zölle und Abgaben eingeführt, hochverzinsliche Anlehen gemacht, Aemter und Krongüter verkauft, die Colonien ausgebeutet und das Recht der Pfründenverleihung, trotz des päpstlichen Widerspruchs, der Krone beigelegt. Als zuletzt auch noch ein verderblicher Krieg gegen Frankreich ausbrach, beschloß Olivarez, die Landschaften Catalonien und Aragonien, die bisher vermöge ihrer Rechte weniger hart gehalten waren, in gleiche Verfassung mit Castilien zu bringen und durch Vernichtung aller besonderen Provinzialeinrichtungen eine gleichförmige Regierungsweise überall einzuführen. Zu dem Ende wurde ohne Befragen der Stände eine neue Steuer ausgeschrieben und die Aushebung junger Mannschaft zur Ergänzung der Heere befohlen. Die Catalonier protestirten, ihre Abgeordneten wurden verhaftet. Da entstand in Barcelona und der Umgegend eine Empörung. Die französische Regierung leistete den Insurgenten Vorschub und es erfolgte ein zehnjähriger, hartnäckiger Bürgerkrieg. Frankreich stand auf dem Punkte, seine Besitzungen bis zum Ebro auszudehnen, weil die gleichzeitige Erhebung von Portugal, Andalusien und

Philipp III. 1598—1621.

1609.

Philipp IV. 1621—65.

1613.

Neapel Spaniens Streitkräfte in Anspruch nahm; aber die innern Unruhen Frankreichs unter Mazarins Ministerium bewahrten Spanien vor einer Zerstückelung. Nur Portugal schüttelte das schwere Joch der spanischen Despotie ab.

§. 737. **Portugals Losreißung von Spanien.** Schon längst hatte in Portugal der Uebermuth der spanischen Statthalter und Beamten, die ohne Befragung der Stände aufgelegten Steuern, Abgaben und Zölle, der Verkauf der Krongüter und die vielen Handel und Colonien gefährdenden Maßregeln eine unzufriedene, gährende Stimmung erzeugt. Olivarez' übereilter Versuch, den reichen Herzog von Braganza, dem er die Schuld der Aufregung beimaß, in seine Gewalt zu bringen, führte eine Empörung herbei. Dem Beispiele von Lissabon, wo der Aufstand an Einem Tage vollendet war, folgte (1. Dec. 1640.) mit raschem allgemeinem Nationalgefühl das ganze Königreich. Der Herzog von Braganza, aus dem alten Königsgeschlecht, bestieg als Johann IV. den portugiesischen Thron. (Haus Braganza: Johann IV. 1640–56.) Die europäischen Mächte erkannten die Umgestaltung an, nur der päpstliche Stuhl zögerte aus Wohlwollen für Spanien noch achtundzwanzig Jahre. Die nach langer Unterbrechung einberufenen portugiesischen Stände bestätigten die Revolution und trafen über Steuererhebung und Kriegswesen mehrere gute Einrichtungen. Ohne große Anstrengung behauptete sich Johann IV. gegen das machtlos ankämpfende Spanien. (Alfons VI. 1656–67. † 1683.) Sein ältester Sohn Alfons VI. folgte ihm. Aber dessen an Blödsinn grenzende Schwachheit machte ihn zur Selbstregierung unfähig und sein unsittliches Leben zog ihm die Verachtung des Volkes zu. Dadurch gelang es seiner französischen Gemahlin mit Hülfe eines von dem jüngern (1667.) Bruder des Königs Don Pedro, geleiteten Aufstandes, Alfons zur Entsagung des Thrones zu bringen. Don Pedro, mit der geschiedenen Königin vermählt, führte hierauf mit Einwilligung der Cortes anfangs als Regent und dann, als sein in stumpfsinniger Muße in Cintra lebender Bruder gestorben war (1683), (Peter II. 1683–1705.) als König (Peter II.) die Regierung. Während seiner Regentschaft ward mit Holland ein Friede geschlossen, der den Portugiesen Brasilien und den Rest ihrer ostindischen Besitzungen sicherte. Dagegen wurde der Krieg mit Spanien hitziger geführt. Als aber Portugal von Frankreich und England Unterstützung erhielt und der französische General Schomberg den Spaniern zwei große Niederlagen beibrachte (1665.) (bei Almexial und Villa Viçosa), da fügte sich der Madrider (1668.) Hof in die Nothwendigkeit und erkannte im Frieden von Lissabon die Unabhängigkeit Portugals an. Aber die Sicherstellung des portugiesischen Throns war ein Nachtheil für die Freiheit der Nation. Die Cortes, die während der Revolution und der darauf erfolgten Kämpfe und Stürme große Macht erworben, wurden bald dem Fürstenhaus Braganza beschwerlich. Ihre Einberufung unterblieb (Johann V. 1705–50.) allmählich und König Johann V. regierte wie ein Herr, „der von Gott und Rechtswegen König ist."

(1643.) §. 738. Die Empörung von Catalonien und Portugal führte den Sturz von Olivarez und die Erhebung Don Luis' de Haro zum Premierminister herbei. Aber bald erregte der Steuerdruck und die Aushebung für die Armee auch in Neapel und Sicilien drohende Bewegungen. — Dort schaarte sich das über die Härte und Habsucht der Steuererheber empörte Volk um einen

Fischer von Atrani (bei Amalfi) Masaniello (Thomas Aniello), bemächtigte 1647.
sich der Hauptstadt und zwang den Vicekönig in der Burg Schutz zu suchen. Zwar wurde Masaniello, der einige Tage als Oberhaupt von Neapel das größte Ansehen genoß, bald jedoch in Geistesverwirrung verfiel, von seinen Feinden ermordet; allein der Aufstand war darum nicht unterdrückt. Vielmehr bluteten alle Spanier, die in die Hände der Rebellen fielen, als Opfer für Masaniello und Neapel wurde als Republik regiert. Erst als die spanische Regierung den verhaßten Vicekönig abrief und die Steuerlast minderte, kehrte allmählich die Ruhe zurück. Auf Philipp IV. folgte sein unmündiger, an Körper und Geist schwacher Sohn Karl II., für den seine Mutter, eine österreichische Fürsten- Karl II. 1665—1700.
tochter, die Regentschaft führte. Als diese ihr ganzes Vertrauen einem deutschen Jesuiten Neidhard zuwandte, regte sich der spanische Nationalstolz. Neidhard mußte sich nach Rom begeben, aber nur um einem unwürdigen und unfähigen Buhlen der Königin Mutter Platz zu machen. Als endlich der König selbst die Zügel der Herrschaft in die Hand nahm, war die Lage der Nation um nichts gebessert. Der spanische Staat krankte an tiefwurzelnden, unheilbaren Uebeln. Der Geldmangel war aufs höchste gestiegen, die Regierung im Innern wie in den Colonien ohne Kraft und Ansehen und dabei ein eroberungssüchtiger Monarch auf Frankreichs Thron, der eine Strecke nach der andern von dem spanischen Reiche losriß, bis er zuletzt die Hand nach dem Ganzen ausstreckte. „Träge und kraftlos, unfähig, sich zu geistiger Thätigkeit, wie zu geistigen Genüssen zu erheben, saß dieser Schattenkönig auf dem Thron, der umleuchtet von den Flammen des letzten Auto da fé, unter ihm zusammenbrach, während eine der spanischen Provinzen nach der andern in fremde Hände überging.“ Als Karl II. kinderlos 1700.
verstarb, erlosch der Habsburger Mannsstamm in Spanien, was den verhängnißvollen Erbfolgekrieg herbeiführte.

2. Frankreich unter Richelieu und Mazarin.

§. 739. Maria von Medici und Ludwig XIII. Durch einen Ludwig XIII. 1610—43.
Beschluß des Parlaments von Paris ward Maria von Medici zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, Ludwig XIII., erklärt. Der Prinz von Condé und der hohe Adel waren darüber ungehalten, besonders als sie sahen, daß aller Einfluß an Maria's Hofdame und Jugendfreundin Leonore Galigai aus Florenz und ihren zum Marquis d'Ancre und zum Marschall von Frankreich erhobenen italienischen Gemahl Concini überging. Jene suchten daher eine Aenderung in der Verwaltung zu bewirken, was eine Reihe von Kämpfen und unruhigen Bewegungen zur Folge hatte. Aber ihr Streben war ohne höheres vaterländisches Ziel; ihre Unternehmungen bezweckten nur Befriedigung ihrer Selbstsucht und Leidenschaften und Mehrung ihrer Fürstenmacht auf Kosten der monarchischen Gewalt. Sie zeigten eben so wenig Gefühl für des Landes Wohl und Wehe als die Günstlinge des Hofes, gegen die sie ankämpften. Durch Geschenke und Jahrgehalte aus dem öffentlichen Schatze erkaufte sich anfangs die schwache Regentin Ruhe und Frieden, was den Herzog von Sully bewog, in einem stolzen Schreiben Abschied zu nehmen vom „Tempel der Göttin Moneta“ und sich in sein Gouvernement Poitou zurückzuziehen; als aber die durch seinen

weisen Haushalt gefüllte Staatskasse erschöpft war und der Sturm von Neuem losbrach, suchte sie durch Condé's Verhaftung die übrigen Großen zu schrecken und im Gehorsam zu halten und sich durch innigen Anschluß an Spanien und an den Papst zu stärken. Umsonst berief Ludwig XIII. gleich nach seiner Voll-
1614. jährigkeitserklärung zum letztenmal die Stände des Reichs zusammen; Uneinigkeit und vorherrschende Selbstsucht ließen auch sie zu keinem Resultate kommen, Adel und Geistlichkeit hatten die Oberhand, und da der schwache, talentlose König sich um die Staatsgeschäfte wenig bekümmerte, so dauerte die Willkürherrschaft Maria's und ihrer Günstlinge in derselben Weise fort, wie das wilde Treiben der Edelleute und der Steuerdruck der untern Stände. Endlich wurde Ludwig XIII. von **Luynes**, seinem Gespielen und Gefährten beim Jagen und Vogelstellen, gegen das Regiment der anmaßenden Fremdlinge eingenommen und durch Vorstellung von Gefahren, die ihm und dem Reiche drohten, so weit gebracht,
1617. daß er seine Einwilligung zu der Ermordung des Marschalls d'Ancre gab. Von drei Kugeln durchbohrt, fiel der stolze Emporkömmling, dessen Reichthümer und Prachtliebe, die er hoffärtig zur Schau trug, den Neid der französischen Edelleute erregt hatten, im Vorhofe des Louvre nieder. Das Volk schleppte höhnend seinen Leichnam durch die Straßen, hängte ihn an den Galgen und trieb Spott mit seiner Asche. Seine Gemahlin wurde trotz ihrer würdevollen Haltung und Vertheidigung als Hexe zum Tode verurtheilt und nach der Enthauptung verbrannt. Ihr Zaubermittel war, wie sie vor den Richtern aussprach, die Macht einer starken Seele über eine schwache. Die Königin Mutter ward nach Blois verwiesen und Armand Richelieu, Bischof von Luçon, mußte aus dem Staatsdienst scheiden und beschäftigte sich während seiner unfreiwilligen Muße mit der Abfassung einer „Unterweisung für Christen". Aber Ludwig XIII. besaß eine unselbständige Natur, die fremder Leitung nicht entbehren konnte. Darum trat Luynes an d'Ancre's Stelle, stieg zum Herzog und Connetable empor und schaltete nach Gutdünken über die Schätze, Würden und Aemter des Reichs. Die Nation gewann nichts bei dem Tausch. Luynes war eben so habsüchtig und unfähig wie der Italiener, und die Großen, die sich eine ähnliche, selbständige Stellung zu erringen suchten, wie die deutschen Fürsten, bekämpften den neuen Günstling und seine Brüder und Genossen nicht minder heftig als den frühern. Einige von ihnen, insbesondere der reiche, unternehmende Herzog von Epernon, schlossen sich an die Königin Mutter an, verhalfen ihr zur Flucht und beabsichtigten, sie mit den Waffen in der Hand nach Paris zurückzuführen. Zwei Höfe und
1620. zwei Factionen standen einander drohend gegenüber. Zwar vermittelte Richelieu, der die royalistische Gesinnung als Erbtheil seiner Familie in sich trug, eine äußere Versöhnung zwischen Mutter und Sohn und erwarb sich dadurch den Cardinalshut und die Rückkehr zum Staatsdienst, aber Mißtrauen und Haß dauerten fort und die Parteikämpfe der Großen nahmen bald einen ernstern und bedenklichern Gang, als auch die Hugenotten, erbittert über vielfache Verletzung des Edictes von Nantes und über die Zurückgabe der Kirchengüter in Bearn an die katholische Geistlichkeit, zu den Waffen griffen und mehrere Edelleute, besonders Rohan und Soubise, sich an ihre Spitze stellten und durch sie ihre aristokratischen Parteiinteressen zu stärken suchten. Während des Kriegs, der durch innere Uneinigkeit und mangelhafte Rüstungen und Vorbereitungen

zum Nachtheil der Huguenotten ausschlug, starb Luynes zur Freude der 1621.
Nation und des Königs, der seiner bereits überdrüssig geworden. „Plötzlich war seine Macht aufgestiegen, in einem Momente war sie verschwunden. Ihre Bestandtheile wurden unter Andere getheilt. Niemand gedachte seiner weiter; die Führer seiner Leiche spielten Würfel auf seinem Sarge.“ — Bald darauf trat **Richelieu** in den Staatsrath und gab, indem er an La Vieuville's 1624.
Stelle die oberste Leitung der Geschäfte übernahm, der Regierung einen mächtigen Umschwung.

„Ludwig XIII. bot nicht im Entferntesten den Anblick der stolzen und entschlossenen Persönlichkeit dar, welche man auf dem Throne sucht. Auf ihn war nichts von dem gewinnenden und fortreißenden Naturell seines Vaters, noch von der Prachtliebe seiner Mutter übergegangen. Um ihn her war weder Glanz noch Behagen, seine Vorzimmer waren leer von den Edelleuten des Hofes, die sich sonst um die Könige drängen; seine Tafel war nicht besonders gut besorgt; seine Einladungen bildeten keinen Gegenstand der Eifersucht; in seinem Marstall hatte man Mühe, ein gutes Gespann zusammenzubringen. Er selbst machte den Eindruck des Krankhaften und Schwächlichen, und nicht selten kamen seine Krankheiten eben dann zum Ausbruch, wenn er am meisten der Gesundheit bedurft hätte. Als er einst im Parlament ein Edict bekannt machte, das von allen, die er gegeben, den meisten Widerspruch erfahren hat, in seinem Thron-gericht, ward er vom Fieber ergriffen. Fast ironisch lautet die Schmeichelei, die ihm einer seiner Begleiter sagte: indem er Andere erzittern mache, zittere er selbst. Er stotterte, wenn er zu sprechen anfing. Aber er hatte, wenn wir so sagen dürfen, einige negative Tugenden. Wie aller unüberlegten Freigebigkeit, so war er auch für sich selbst jedem nicht unbedingt nothwendigen Aufwand abhold. Wie geringfügig und arm nahm sich das kleine Jagdschloß aus, das er zu Versailles bauen ließ, verglichen mit dem Luxemburg; mehr erlaubte er sich nicht. In der Mitte tausendfältiger Verführung, der laxen Moral, die an dem Hofe gäng und gäbe war, zum Trotz, hielt er sich sittlich immer unbefleckt; wenn er jemals Wohlgefallen an einer Dame gezeigt, so ist dies unschuldig geblieben. Das einzige Vergnügen, dem er sich mit Lust hingab, war die Jagd, doch hätte er darüber nie versäumt, der Messe beizuwohnen oder in dem Ministerrath zu erscheinen; er war frei von Leidenschaften. Nur für das Militärwesen hatte er von Jugend an eine Vorliebe.“ (Ranke.)

§. 740. Richelieu. Dieser große Staatsmann behauptete achtzehn Jahre lang eine fast dictatorische Gewalt im Reich und am Hofe, obwohl ihn der König nie liebte, die Königin und der Adel fortwährend an seinem Sturze arbeiteten und eine Reihe von Cabalen und Verschwörungen gegen ihn ersonnen wurde. Richelieu's Streben war auf Vergrößerung und Abrundung Frankreichs nach Außen und auf Hebung und Kräftigung der Königsmacht nach Innen gerichtet. Um das Erstere zu erreichen, kehrte er zur alten, auf Schwächung Habsburgs gerichteten Politik der französischen Könige zurück, sicherte in dem mantuanischen Erbfolgekrieg (§. 703) Frankreichs Einfluß in Italien, trat mit den Feinden des Kaisers in Deutschland in Verbindung, nahm zweimal vorübergehend Besitz von dem Herzogthum Lothringen, unterstützte die Holländer und bekriegte Spanien an der nördlichen und südlichen Grenze. Dadurch wurde der Grund zu Frankreichs Uebergewicht über alle europäischen Staaten gelegt. Noch folgenreicher war seine innere, auf Vernichtung aller Schranken und Hemmnisse der königlichen Regierungsgewalt gerichtete Politik. Zu dem Ende bekämpfte er zuerst die Huguenotten, die im südlichen und westlichen Frankreich einen fast unabhängigen Föderativstaat mit eigenen Festungen, einer streitbaren Militairmacht und großen Privilegien bildeten, brach dann die

Macht des Adels und des unabhängigen Beamtenstandes und unterließ die Einberufung der Reichsstände. Mit wunderbarem Glück führte er seine Pläne aus und siegte über alle seine zahlreichen Gegner und Widersacher.

Durch zwei Kriege, in denen die wichtigsten Huguenottenstädte (Nimes, Montauban, Montpellier, Usez, Castres u. a.) erobert und ihrer Festungswerke beraubt wurden, gelang es dem Cardinal endlich, trotz der den Feinden von Seiten Englands geleisteten
Sept. 1627— Hülfe (§. 723) das Bollwerk der Calvinisten — La Rochelle — einzunehmen. Vier-
Novbr. 1628. zehn Monate widerstanden die Huguenotten in dieser Stadt dem zu Land und zu Wasser ihnen mehrfach überlegenen königlichen Heere mit dem größten Heldenmuthe und ergaben sich erst, als Hungersnoth und Krankheit ihre Reihen furchtbar gelichtet hatten. „Ich nehme die Würde eines Anführers nur unter der Bedingung an," erklärte der entschlossene, heldenmüthige Guiton, „daß ich dem ersten, der von Uebergabe spricht, den Dolch ins Herz bohre; wenn ich je daran denke zu capituliren, so mag man ihn gegen mich kehren." Hundertvierundfünfzig halb verhungerte und verwundete Krieger schlichen noch in den Gassen umher, als die Festung übergeben wurde. Wie in La Rochelle der reformirte, so entfaltete um dieselbe Zeit in Stralsund der lutherische Geist die der Ueberzeugungstreue inwohnende Kraft, wenn auch mit verschiedenem Erfolg (§. 702). Uebrigens zeigte sich Richelieu nach seinem Siege als großen Staatsmann. Er raubte den Huguenotten ihre politische Macht, ihre Festungen und ihre selbständige republikanische Stellung inmitten des monarchischen Staates, aber er gewährte ihnen durch das Gnadenedict von
1629. Nimes Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den katholischen Unterthanen. — Durch die Entwaffnung der Huguenotten war den unruhigen Großen ihr stärkster Rückhalt genommen; daher der Kampf gegen diese mit mehr Erfolg geführt werden konnte. Durch Hinrichtung, Haft und Verbannung wurden die verwegensten oder unvorsichtigsten weggeräumt, und als die Königin Mutter Maria von Medici, die kunstsinnige Erbauerin des Palastes Luxemburg, und ihr zweiter Sohn, der Herzog Gaston von Orleans (der lange als Thronfolger angesehen ward, weil der Dauphin erst wenige Jahre vor des Königs Tod zur Welt kam), durch Verschwörungen und Aufstände den Sturz des verhaßten Cardinals herbeizuführen suchten, um ihre Anhänger und Günstlinge an die Spitze der Verwaltung zu bringen, so mußte die erstere das Reich verlassen und den Rest
1631. ihrer Tage zu Köln in Dürftigkeit zubringen, der letztere aber wurde mit den Waffen in der Hand überwunden, als er im Vertrauen auf die Hülfe Spaniens und Wallensteins neue Empörungen zu erregen suchte, und mußte erleben, daß sein treuester Anhänger, der tapfere Herzog von Montmorenci, der Sprosse eines der glorreichsten
1632. Geschlechter Frankreichs, durch die Hand des Scharfrichters in Toulouse starb, als er in Languedoc die Fahne der Empörung erhob. Auch der mächtige Marschall Marillac, den die Königin Maria zu Richelieu's Nachfolger ausersehen, erlitt dasselbe Schicksal. Orleans selbst entkam nach Brüssel, aber Richelieu benutzte die Gelegenheit, um in die wichtigsten Städte des Herzogs Karl III. (IV.) von Lothringen, mit dessen Schwester sich jener vermählt hatte, französische Besatzung zu legen und die spätere Besitzergreifung des Landes durch die Krone Frankreich vorzubereiten. Einer der gefährlichsten Anschläge bedrohte den Cardinal noch kurz vor seinem Tode. Cinq-Mars, ein junger Edelmann aus des Königs Umgebung, bildete, weil der Minister seine ehrgeizigen Bestrebungen nicht begünstigte, gegen denselben eine weitverzweigte Verschwörung, woran nicht nur die Königin Anna, welcher die Verschworenen bei dem als nahe gedachten Tod des Königs die Regentschaft zuwenden wollten, und die Herzöge von Orleans und Bouillon Antheil hatten, sondern um die sogar Ludwig selbst wußte. Spanischer Hülfe versichert, glaubten die Verschworenen ihres Zieles nicht verfehlen zu können. Aber Richelieu's Geist beherrschte den König so sehr, daß eine einzige Zusammenkunft mit demselben die Pläne der Verschworenen vernichtete. Cinq-Mars und sein Vertrauter de Thou, Sohn des
1642. Geschichtschreibers (§. 669), wurden in Lyon enthauptet; Bouillon verlor seine Hauptstadt Sedan; der Herzog von Orleans floh nach Savoyen und erlangte nur Vergebung gegen die Entsagung aller Aemter und Würden. Und dies geschah zu einer Zeit, da Richelieu, an allen Gliedmaßen gelähmt, sich in einer Sänfte von Ort zu Ort bringen

lassen mußte. — Auch gegen die Aristokratie der Parlamente und Beamten richtete Richelieu seine Angriffe.

Seitdem die Regierung die Einberufung der Generalstände unterließ, sah sich das Pariser Parlament, das an der Spitze der mächtigen Beamtenwelt stand und dem, einem alten Gebrauche gemäß, alle Gesetze und Verordnungen vorgelegt werden mußten, als Vertreter der Nation an und weigerte sich, Verordnungen, die es für nachtheilig hielt oder die den bestehenden Rechten zu nahe traten, in die Gesetzregister einzutragen, was zur Folge hatte, daß die Unterbeamten in den Provinzen dieselben nicht vollzogen. Nur wenn der König selbst den Sitzungen beiwohnte (lit de justice), mußte jede Widerrede verstummen. Da die Beamtenstellen um hohe Summen gekauft wurden und gegen eine jährliche Abgabe, Paulette, in den Familien erblich blieben, so hatten Alle gleiches Interesse, daß die Rechte jedes Einzelnen sorgfältig geachtet wurden. „Die vornehmsten Familien des höheren Bürgerstandes, welche die Stellen inne hatten, die Tausende von Anderen, die mit ihnen zusammenhingen, wurden durch jede ihrer socialen Stellung drohende Gefahr auf das engste verbunden.“ Die Parlamente theilten mit dem Königthum den Vorzug der Souveränetät und sprachen die Rechte der Generalstände an: „der Wille des Fürsten müsse durch die, welche die Gerechtigkeit verwalten, für gerecht erklärt werden, dann führe das Volk ihn aus!“

Dieser Beamtenmacht trat Richelieu energisch entgegen. Die Parlamente mußten Abbitte thun, wenn ihre Einwendungen ungeeignet oder vermessen schienen; durch Einführung von Intendanten, die blos vom Minister abhingen, schwächte er die Gewalt der Provinzialbeamten und durch Aufstellung außerordentlicher Gerichtshöfe für politische Vergehungen minderte er den Geschäftskreis der Parlamentsgerichte. Eben so entschlossen trat er den übertriebenen Ansprüchen der ultramontanen Hierarchie entgegen und rief den Beistand der Sorbonne an gegen Santerels berüchtigtes Buch, „worin dem Papstthum das Recht vindicirt wurde, Könige und Kaiser von der Kirchengemeinschaft auszuschließen und ihre Absetzung auszusprechen, nicht allein wegen großer Vergehen, sondern auch, wenn sie unfähig seien und die öffentliche Wohlfahrt das fordere.“ „So machte Richelieu aus allen bösen Bestrebungen und Thorheiten der Parteien in Frankreich, aus der Schwäche des deutschen Reichs und der Unfähigkeit Spaniens gleichsam ein Kapital, das er zu den Zwecken der königlichen Unumschränktheit gebrauchte. Er war ein Absolutist ganz nach Machiavelli's Sinn, dessen persönliche Leidenschaften sich mit denen für das Staatsinteresse verschmolzen, dem man seine grausame Härte verzieh, weil er dem Staate nach Außen eine nie besessene Macht gab, dessen Bestrebungen, weil sie dem Staate förderlich und in rücksichtsloser Consequenz verfolgt wurden, von stets treuem Glück begleitet waren.“ Ein schlagfertiges Kriegsheer, scharfe, mit Consequenz durchgeführte Gesetze gegen Aufruhr, Stärkung des bürgerlichen Elements in den Notablenversammlungen waren Richelieu's Hauptmittel. Einen treuen Verbündeten und klugen Unterhändler besaß er in dem Kapuziner Pater Joseph, dessen strenge Außenseite einen feinen Verstand und diplomatische Gewandtheit verbarg. — Auch als Gesetzgeber der französischen Literatur trat Richelieu auf, indem er durch Gründung der aus vierzig Mitgliedern bestehenden französischen Akademie einen obersten Gerichtshof des Geschmacks und der Sprache aufzustellen suchte. Aber im Gebiete der freien Wissenschaft war sein despotischer Geist nicht zum Heile. Die Beförderung der modernen klassischen Literatur, die Bemühung, die französische Sprache zu correcter Ausbildung zu führen, die Gründung der Wochenschrift „Gazette de France“ hatten alle nur einen und denselben politischen Zweck — Erhebung der Monarchie über jeden besonderen Willen.

„Richelieu war wie ein zweiter König im Lande,“ urtheilt Ranke. „Schon beim Jahre 1629 schildert man ihn, wie eine sollicitirende und diensteifrige Menge sein Haus erfüllt, die Thüren seiner Gemächer, wie sie ihn ferner, wenn er etwa in seiner Sänfte herumgetragen wird, mit Ehrfurcht begrüßt, der Eine niederkniet, der Andere ihm eine Bittschrift überreicht, ein Dritter sein Kleid zu küssen sucht; Jeder preist sich glücklich, der sich eines gnädigen Blickes von ihm rühmen kann. Denn die Summe der Geschäfte lag schon damals in seinen Händen; er hatte sich die höchsten Würden, deren ein Unterthan fähig ist, übertragen lassen; aber noch

höher stellte ihn, daß er damit den Purpur der Cardinäle verband; der vornehmste Prinz von Geblüt, Condé, ließ ihm den Vorrang. Seitdem war er nun noch um Vieles mächtiger und vor Allem furchtbarer geworden. In tiefer Zurückgezogenheit lebte er in Ruel, in einem vor den Nordwinden einigermaßen geschützten Park, wo man mitten in dem revolutionären Ruin doch einige Spuren kunstfertiger Menschenhände bemerkt, einige Reste der Wasserkünste, die aus Italien zuerst hierher verpflanzt worden sein sollen. Wenig zugänglich — die fremden Gesandten mußten etwas Wesentliches vorzutragen haben, wenn sie ihn sprechen wollten — war er der eigentliche Mittelpunkt der Staatsgeschäfte. Der König kam oft von St. Germain zum Staatsrath herüber. Fuhr er selber hinüber, so war er von einer Leibwache umgeben, welche auf seinen Namen verpflichtet und von ihm besoldet war; denn auch in dem Hause des Königs wollte er nichts von seinen Feinden zu fürchten haben; eine ganze Anzahl junger Edelleute aus den vornehmsten Häusern, die sich ihm angeschlossen, versahen den persönlichen Dienst bei ihm; er hatte eine Schule für sie errichtet. Er hatte einen vollständiger besetzten Marstall, glänzendere Dienerschaft, eine kostbarer besorgte Tafel als der König; er wohnte besser. In Paris besaß er den kleinen Luxemburg und baute sich Palais Royal, das damals in großen Schriftzügen die Aufschrift Palais Cardinal trug, so wie das Hotel Richelieu; er hatte da jene goldene Kapelle, in der alle Kirchengeräthschaften von den kostbarsten Metallen und Edelsteinen zusammengesetzt waren, ferner eine herrliche Sammlung ausgesuchter Kunstwerke, eine Bibliothek und sein eigenes Theater. Eine berühmte italienische Sängerin, Signora Leonora, ließ er nach seinem Landhaus kommen. Für das aufkommende französische Schauspiel hegte er eine Art Leidenschaft; wer ihm da Vergnügen machte, wie die kleine Jacqueline Pascal, dem stand eine Bitte an ihn frei; seinen Freunden selbst hat es oft geschienen, als widme er der Durchsicht der Stücke, die er geben ließ, allzu viel anstrengende Aufmerksamkeit. Unentbehrlich war ihm das Gespräch mit geistvollen und angenehmen Freunden — der Umgang mit einem von ihnen ist ihm von den Aerzten förmlich als Heilmittel vorgeschrieben worden. So war ihm auch eine natürliche Vorliebe und Hinneigung zur Literatur eigen. Wir werden noch berühren, welche mächtigen productiven Geister ihn umgaben; mit der Monarchie selbst entsprangen auch die literarischen Tendenzen, welche sie verherrlichen sollten. Die Absicht Richelieu's war zunächst auf die Reinigung der Sprache gerichtet. In seinen zur Bekanntmachung bestimmten Aufsätzen zeigt sich noch das Uebertriebene der bisherigen Schreibweise, der Stil seiner Briefe ist rein und richtig, die Worte sind wohl gewählt und treffend; in dem Wurf der Sätze prägt sich der Wechsel seiner Stimmung aus. Bei der Gründung der französischen Akademie war sein vornehmster Gedanke, die französische Sprache von allen Verunstaltungen, die sie durch willkürlichen Gebrauch ihrer Regeln erlitten, zu reinigen, sie aus der Reihe der barbarischen Sprachen für immer zu erheben; sie sollte den Rang einnehmen, wie einst die griechische, dann die lateinische; sie sollte in dieser Reihe die dritte sein."

4. Dec. 1642. §. 741. **Mazarin und die Fronde.** Gegen Ende des Jahres 1642 starb **Richelieu**, gehaßt und gefürchtet von König und Volk, aber bewundert von Mit- und Nachwelt, die Geißel der Großen und der Unterdrücker aller Bevorrechteten. Ludwig XIII., ein Fürst ohne große Tugenden und Laster, abhängig von Jedem, der sich seine Gunst zu erwerben oder sich ihm furchtbar zu machen wußte, folgte
14. Mai 1643. ihm bald nach. Sein letzter Wille übergab die Regierung während seines Sohnes Minderjährigkeit einem Regentschaftsrathe, worin die Königin **Anna von Oesterreich**, eine Schwester Philipps IV. von Spanien, nur eine untergeordnete Stelle einnahm, und der Italiener **Mazarin**, der Erbe von Richelieu's Amt und Staatsgrundsätzen, lenkendes Haupt war. Aber Anna, die schöne Königin mit dem großen, ausdrucksvollen Auge und dem reichen, braunen Haare, die ihr Wohlwollen auf die huldvollste Weise kund gab, und durch weibliche Anmuth, feine Sitte und edle Tugend in den gebildeten, heitern Gesellschaftskreisen glänzte, die sie um sich zu versammeln liebte, sie war bisher die Stütze und Hoffnung des Adels gewesen; von ihrer Hand erwartete er die verlorene Macht wieder, so wie anderseits auch die Parlamente ihr gebrochenes Ansehen

unter der weiblichen Regierung wieder fester zu begründen hofften. Beide waren daher einer Verwaltung feind, die Richelieu's Grundsätze befolgen wollte, und es gelang ohne Mühe einer Partei von Edelleuten, die man die Wichtigen (Importants) nannte und an deren Spitze der junge, dem Königshaus verwandte Herzog von Beaufort stand, das Testament Ludwigs XIII. bei dem Parlamente für nichtig erklären zu lassen und die Regentschaft einzig den Händen der Königin anzuvertrauen. Anna war jedoch nicht Willens, die Schranken der Königsmacht, die Richelieu niedergerissen, wieder aufzurichten. Kaum war sie im Besitze der Regentschaft, so wendete sie dem Cardinal Mazarin, dem lebensklugen, geschmeidigen und ehrgeizigen Diplomaten, der allein in dem Labyrinth der allgemeinen europäischen Geschäfte den leitenden Faden zu besitzen schien, ihr volles Vertrauen zu. Mazarin suchte dieses Vertrauen durch die größte Hingebung an Frankreich zu rechtfertigen. „Das ist ohnehin die Regel, daß Fremde die Interessen des Landes, dem sie sich angeschlossen haben, mit noch größerem Eifer verfechten als selbst die Eingebornen, die ihre Ergebenheit nicht zu beweisen brauchen." Nun verbanden sich die getäuschten Edelleute mit dem Parlamente, um des Ministers Entfernung zu bewirken; aber gegenseitiges Mißtrauen lockerte ihren Bund. Es war nicht Freiheitsliebe oder Haß gegen den Despotismus, was die Gegner des Hofs im Krieg der Fronde zusammenführte — man kämpfte nur für die Erhaltung alter Standesrechte. „Es war nichts mehr zu finden von dem raschlodernden Parteifeuer der früheren Zeiten, nichts mehr von den Bewegungen um ein großes geistiges oder staatliches oder auch nur körperschaftliches Interesse. Alles war ein Spiel kleiner Hofränke gegen die Minister." Eigennutz und persönliche Triebfedern bestimmten die Rollen, welche die Handelnden wählten und nach den Umständen wechselten oder unter Truggeweben listig verhüllten; Scherz, Intrigue und galante Verhältnisse übten großen Einfluß auf den Gang der blutigen Ereignisse und die Politik stand nicht selten im Dienste buhlerischer Frauen von freien Sitten; an das Wohl und Wehe des Volks dachte Niemand. Kein Wunder also, daß dieses zuletzt sich von ihnen abwandte und lieber die ganze Macht in den Händen eines einzigen, als vieler Despoten sah.

Krieg der Fronde 1648—53

So lange der auswärtige Krieg die Gemüther beschäftigte, ließ man sich den Steuerdruck Mazarins und seines schwelgerischen italienischen Finanzministers Emery gefallen, wenn gleich mit Widerstreben und unter drohenden Reden, „daß man die Schwämme, die sich mit dem Marke des Volkes vollgesogen, ausdrücken müsse"; als aber der westfälische Friede Frankreichs Uebergewicht gesichert, widersetzte sich der Steuerhof und die Oberrechnungskammer des Pariser Parlaments der Forterhebung der harten Auflagen, die für jene Zeit schon an und für sich hoch, noch drückender wurden durch die Art der Einbringung, indem den sogenannten Partisans, welche der Regierung die nöthigen Geldsummen vorstreckten, die dafür verpfändeten Gefälle und Steuern zur eigenen Erhebung überlassen waren, ein Verfahren, wodurch Land und Volk auf das unbarmherzigste ausgesogen und bedrückt wurden. Diesen Mißbräuchen trat das Parlament, das den Geldbesitzern nicht hold war, ernstlich entgegen; es verbot jede Steuererhebung, die nicht auf regelmäßig verificirte Edicte gegründet sei. Der Hof hoffte, im Vertrauen auf Condé's Siege über die Spanier und die in Italien erfochtenen Vortheile, durch die Verhaftung einiger Räthe (Blancmenil und Broussel) den Widerstand zu brechen; aber die Bürgerschaft von Paris erhob sich, errichtete Barricaden und erzwang die Rückgabe der Gefangenen. Dies gab den Anfang zum Krieg der Fronde, worin die

getäuschte Partei der Wichtigen und der Coadjutor des Erzbischofs von Paris, der ehrgeizige, geistreiche und gewandte Paul v. Gondi, Cardinal von Retz (auch als Schriftsteller durch seine trefflichen Denkwürdigkeiten bekannt) mit dem Parlamente und der Bürgerschaft gemeinsame Sache machten, um den Hof zur Entfernung Mazarins zu zwingen. Der kluge Prälat, dem aus Florenz stammenden Hause Gondi entsprossen, war, trotz seines sittenlosen und ausschweifenden Lebens, stark durch die Gunst des Volks und durch die Anhänglichkeit des Klerus. Die Königin flüchtete sich mit ihrer Familie und mit dem geächteten und für einen öffentlichen Feind erklärten Minister nach St. Germain und ließ durch den großen Condé, der sich im dreißigjährigen Krieg durch die Siege von Rocroy (Mai 1643) und Lens 1648 gegen die Spanier in den Niederlanden einen berühmten Namen erworben, die Bürger der Hauptstadt bekriegen; aber am Ende sah sich der Hof doch zum Nachgeben bewogen und schloß mit dem Parlamente, dessen Vorstand der würdige Molé war, einen Frieden, wodurch die Steuern vermindert, die persönliche Sicherheit der Parlamentsräthe gegen willkürliche Verhaftung geschützt und mehrere Mißbräuche gehoben wurden. — Condé, der erste Prinz von Geblüt und der größte Feldherr seiner Zeit, das stolze Haupt des Adels und der Feind bürgerlicher Freiheit, betrug sich jetzt, im Vertrauen auf die geleisteten Dienste, herrisch und übermüthig gegen den Hof. Im Bewußtsein seiner Bedeutung im Felde und seines Einflusses auf die Kampfgenossen, mit denen er als „guter Kamerad" lebte, war er im gewöhnlichen Leben rücksichtslos und hochfahrend. „Wer ihn in der Schlacht sah," heißt es von ihm in französischen Berichten, „eine schlanke Gestalt, mit dem Ausdruck des Adlers im Auge, kaltblütig zwischen den vorbeisausenden oder um ihn her niederschlagenden Kugeln, sein Antlitz fleischlos, die Hand, welche das Schwert führte, mit Feindesblut bespritzt: der meinte den Kriegsgott zu erblicken." Um sich der lästigen Autorität des herrschsüchtigen Mannes zu entziehen, ging die Königin, nach einer geheimen Unterredung mit dem Cardinal von Retz, auf den Vorschlag ihres Ministers ein, sich mit den Häuptern der Fronde
1650. zu verbinden und den Prinzen nebst seinem Bruder (Conti) und Schwager (Longueville) gefangen nach Vincennes führen zu lassen. Doch konnte der unnatürliche Bund nicht von Dauer sein, da die Glieder der Fronde unvertilgbaren Haß gegen Mazarin hegten und die weiblichen Verwandten der Gefangenen Alles wider den Hof in Bewegung setzten; die Stimmen für Entfernung des Ministers wurden immer lauter und der Cardinal sah sich endlich genöthigt, als auch die Hoffnung, durch die Freilassung Condé's sich eine Stütze zu gewinnen, gescheitert war und der Herzog von Orleans, welcher der Königin so lange in guten und bösen Zeiten zur Seite gestanden, sich mit der Gegenpartei ver-
1651. bunden hatte, Frankreich auf einige Zeit zu verlassen. Aber Mazarin besaß die unwandelbare Gunst der Königin, die ihm mit solcher Liebe anhing, daß man sogar von einem geheimen Ehebund sprach; an Festigkeit des Charakters und an unbeugsamer Willenskraft stand er indessen weit unter Richelieu und glich ihm nur an listigem und ränkevollem Geiste und an falscher Gemüthsart und Verstellungskunst. Jetzt beherrschte er von Köln aus (wo er in Schloß Brühl als Gast des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Bayern mit seinem zahlreichen Gefolge ehrenvolle Aufnahme gefunden) durch seine der Königin ertheilten Rathschläge Frankreich eben so wie vorher in Paris und fand um so mehr Gehör, als Condé im Vertrauen auf die ihm ergebenen adeligen Familien im Süden und Westen des Reichs dem Hof und der Königin mit großer Rücksichtslosigkeit begegnete. Endlich traf Mazarin Anstalten, an der Spitze eines großen, ihm ergebenen Heeres nach der Hauptstadt zurückzukehren. Da setzte das Parlament einen Preis auf seinen Kopf und bestimmte, daß dieser aus dem Erlös seiner Bibliothek bezahlt werden sollte, und der große Condé, von Neuem mit mißtrauischen Augen betrachtet und in seiner Freiheit bedroht, schloß sich an die Fronde an und erhob in Verbindung mit dem Herzog von Orleans und seiner kriegerischen Tochter, der Prinzessin von Montpensier, die Fahne des
1651. Bürgerkrieges zu derselben Zeit, als der junge Ludwig XIV. die Jahre der königlichen Mündigkeit erreicht hatte und man die Regierung in seinem Namen zu führen anfing. Ein heftiger Kampf erhob sich; die Bürgerschaft von Paris, durch Reden und Flugschriften aufgereizt, nahm Partei für den Prinzen und seine Anhänger. Allein Condé, gegen die Feinde des Vaterlandes stets Sieger, mußte nach dem berühmten Treffen in

der Vorstadt St. Antoine vor den von Türenne geführten Truppen des Hofes nach dem Süden entweichen, wodurch in der Hauptstadt allmählich die royalistische Gesinnung die Oberhand erhielt. Der Bund des Prinzen mit Spanien, das noch immer mit Frankreich im Krieg war und die Aufständischen mit Mannschaften und Geld unterstützte, brachte ihn vollends um alles Ansehen. Mazarin kehrte triumphirend zurück. An den Thoren der Hauptstadt empfing ihn der König und der junge Adel; bald öffnete auch Bordeaux, der Hauptherd des Aufstandes, seine Thore.

2. Juli 1652.

1653.

§. 742. **Mazarins Ausgang.** Mazarins feierlicher Einzug in Paris war das Signal, daß die absolute Königsmacht mit Hülfe der Militärgewalt gesiegt habe und daß der Wille des Monarchen fürder als Gesetz gelte. Noch sechs Jahre genoß der Minister in Frankreich und Europa eines Ansehens, wie es kaum Richelieu besessen, der Cardinal von Retz mußte sein Vaterland meiden, nachdem er zuvor im Kerker von Vincennes für sein unruhiges Treiben gebüßt, und seinen Ansprüchen auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris entsagen; Condé mußte sich, nach tapfern aber fruchtlosen Kämpfen, arm und unglücklich bei den Spaniern herumtreiben, bis seines Herrn Gnade ihm unter Vermittelung des Hofes von Madrid die Rückkehr und den Wiederbesitz seiner Güter und Würden gewährte; Mazarins Nichten, Italienerinnen ohne Stand und Namen, wurden mit den Reichthümern Frankreichs ausgestattet und von den ersten Edelleuten, ja von einem Prinzen von Geblüt (Conti) als Gemahlinnen gesucht, und die Mitglieder des Parlaments fügten sich ohne Widerrede den höhern Weisungen, seitdem der König in Stiefeln und Reitgerte vor ihnen erschienen war und drohend Gehorsam verlangt hatte. Nunmehr konnte Ludwig XIV. den Grundsatz geltend machen: „der Staat bin ich“ (l'état c'est moi). „Im Gegensatz mit den Verkündigungen der Fronde kam nunmehr die Doctrin von dem leidenden Gehorsam auf, nach welcher es dem Volke, auch wenn es von seinem Fürsten Unrecht leidet, darum doch nicht frei steht, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, weil dies noch viel größere Uebelstände hervorbringen würde; einen Fürsten dürfe man nicht nach den Regeln des Privatlebens richten; man werde einen Strom nicht trocken legen wollen, weil er sich zuweilen über seine Ufer ergieße.“ — Der **Pyrenäische Friede** mit Spanien war Mazarins letztes Werk. Er wurde auf einer kleinen Insel des Flüßchens Bidassoa, von der nicht ausgemacht war, zu welchem von beiden Reichen sie gehöre, unter großem Gepränge und einer merkwürdigen Entfaltung von Pracht und Etikette zwischen dem Cardinal und dem spanischen Minister Don Luis de Haro abgeschlossen. Frankreich erhielt dadurch im Norden Artois mit Arras und mehrere Plätze in Flandern und Luxemburg, besonders Thionville und Avesnes, im Süden Perpignan und Roussillon, nebst dem italienischen Pignerolo, Ludwig XIV. aber, der seine Neigung zu Mazarins schöner Nichte Olympia Mancini auf die ernste Ermahnung des Cardinals dem Staatswohl zum Opfer brachte, die Hand der Infantin Maria Theresia. Bald darauf starb der Minister mit Hinterlassung eines unermeßlichen Vermögens, werthvoller Bücher und Kunstwerke und herrlicher Paläste und Gärten. „Noch in seinen letzten Jahren erschien er als ein stattlicher Mann von braunem lockigem Hauptthaar, breiter und hoher Stirn, sorgfältig in seinem Aeußern, von jener Milde des Ausdrucks, die man an gebildeten Italienern bemerkt, gewinnend und durch eigene Ruhe die Andern be-

13. April 1655.

7. Nov. 1659.

9. März 1661.

ruhigend." Sein Tod trat in dem Augenblick ein, als Ludwig seiner überdrüssig zu werden anfing und sich sehnte, die Zügel der Herrschaft in die eigene starke Hand zu nehmen. „Darin, daß Mazarin in vollem Genuß von Würde, Macht, Reichthum und Ansehen hinging, sahen die Menschen eine Fortsetzung desselben Glückes, das ihn von Anfang an begleitet hatte." Seine später mit dem Grafen von Soissons von der Linie Savoyen-Carignan vermählte Nichte Olympia war die Mutter von Prinz Eugen. Lange in hoher Gunst bei dem König, fiel sie später in Ungnade und nahm ihren Aufenthalt in Brüssel.

B. Das Zeitalter Ludwigs XIV. und der unumschränkten Fürstenmacht.

I. Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts.

1. Ludwig XIV. und seine Minister und Feldherren.

Ludwig XIV. 1643—1715. geb. 1638. §. 743. In Ludwig XIV. erreichte die königliche Allgewalt den höchsten Gipfel. Das ganze öffentliche Leben drehte sich um den Hof und die Person des Monarchen. Er ward wie ein Halbgott verehrt und von seinen Unterthanen erhielt nur der Bedeutung, auf dem die Gnade des Gebieters ruhte. Er war von einem Selbstgefühl durchdrungen, das nicht den leisesten Schatten auf der spiegelhellen Fläche seines Glanzes dulden wollte. Dies hatte für den König die Folge, daß Befriedigung seiner Eigenliebe, seines Stolzes und seiner Despotenlaune das Hauptziel seines Strebens wurde, für die Untergebenen, daß sie durch Schmeichelei, Servilismus und Kriecherei die Hofgunst, die allein zu Glück und Ehre führte, zu erlangen suchten. „Es war, als ob sie Alle aufgäben, für sich selbst etwas zu sein; sie waren nur in so fern etwas, als sie im Verhältniß zu dem König standen, ein Abglanz von ihm." Jedes Zeichen der Gnade machte sie glücklich, die mindeste Ungunst elend. Daher lagerten sich alle bösen Geister eines entarteten Hofes, Charakterlosigkeit, Verläumdung, Ränkesucht und Neid um den König und verschlossen allmählich der Tugend, Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit den Weg. Um die verschiedenen Seiten der langen, glanzvollen Regierung Ludwigs XIV. zu beurtheilen, muß man die vier Haupteigenschaften seiner Natur, Herrschsucht, Stolz, Prachtliebe und religiöse Devotion ins Auge fassen. Die erste verleitete ihn, durch vier blutige Kriege ganz Europa in Bewegung zu setzen, sein Stolz sprach für den Hof von Versailles (wohin die königliche Residenz verlegt wurde) den ersten Rang an; seine Prachtliebe machte Frankreich zum Muster des Geschmacks in Kunst, Literatur, Moden und Lebenseinrichtungen, und seine religiöse Devotion, die von Zeit zu Zeit sein sündhaftes Leben durchbrach, trieb ihn zur Verfolgung der Huguenotten. Alle seine Handlungen hatten übrigens ihren Grund in dem autokratischen Geiste des Machthabers, der sich auch darin beurkundete, daß er nach Mazarins Tode keinen Premierminister mehr duldete, sondern sich von den verschiedenen Ministern unmittelbar referiren ließ. Der Generalprocurator und Oberintendant Nicol. Fouquet, der unter Mazarin das ganze Finanzwesen fast unumschränkt geleitet und durch sein Ansehen bei den Geldmännern den Credit des Staates aufrecht erhalten, sich aber dabei so bereichert hatte, daß er
1661 einen größern Aufwand machen konnte, als der König selbst, wurde seiner Stelle entsetzt und in Nantes, als er gerade vom König nach Hause ging, auf Ludwigs ausdrücklichen

Befehl verhaftet. Das einige Zeit nachher von dem Gerichtshof gegen den Intendanten gefällte Urtheil der Landesverweisung schärfte der König, indem er den einflußreichen und geistvollen Mann, der Künstler und Dichter mit freigebiger Hand unterstützt, aus fernen Gegenden seltene Gewächse für seine prachtvollen Gärten und Landhäuser herbeigeschafft und Adel und Beamtenwelt durch Darlehn sich verpflichtet hatte, auf einer entlegenen Festung den Rest seines Lebens zubringen ließ. Seitdem verwaltete Colbert († 1683), Fouquets Gegner, ein einfacher, höchst arbeitsamer Mann, unter einem bescheidenen Titel (General-Controleur) die Finanzen des Reiches mit solcher Weisheit, daß er nicht allein das Geld zu den kostspieligen Kriegen, zu den glänzenden Festen und Einrichtungen und zu den Bestechungen auswärtiger Minister ohne drückende Maßregeln herbeischaffte, sondern daß er auch der Betriebsamkeit Frankreichs einen neuen Aufschwung gab, Fabriken und Manufacturen (Gobelins-Teppiche), Handel und Seewesen hob, eine glänzende Marine schuf und Künste und Wissenschaften unterstützte. Die Bestrafung aller „Partisans" (§. 741) und ihrer Unterbeamten an Geld oder Freiheit, die Herabsetzung der Rente, die Verminderung der Zahl der Steuer-Exemtionen, die Einführung einer gleichmäßigen Zollordnung für das ganze Reich und die Einsetzung eines Gerichtshofs zur Untersuchung finanzieller Unterschleife bildete den Anfang des neuen Staatshaushalts. Der Kanzler Le Tellier besorgte mit Umsicht, Wohlwollen und Geschäftsthätigkeit die inneren, und der gewandte, feine und scharfblickende Lionne mit Klugheit und Würde die äußeren Angelegenheiten. „Mit diesen drei Männern speciellster Befähigung verwaltete nun Ludwig XIV. die Geschäfte seines Reichs. Der Eine war der geübteste und scharfsinnigste Diplomat, den es vielleicht in der Welt gab, der Zweite der in den innern Geschäften des Reichs erfahrenste Staatsmann von erprobter Zuverlässigkeit, der Dritte ein Mann von schöpferischen Ideen für allgemeine Reformen und einer nie zu ermüdenden Arbeitskraft. Sie hatten alle unter Mazarin die zweite Rolle gespielt, und waren zufrieden, eben so dem König zur Seite zu stehen, ohne Anspruch darauf, etwas für sich selber zu sein." Neben ihnen machte sich einige Jahre später Le Telliers ehrgeiziger Sohn, der Kriegs- 1666.
minister Louvois, berühmt durch die neue treffliche Organisation des Heerwesens, dessen Einrichtungen bald von allen europäischen Fürsten nachgeahmt wurden, wie berüchtigt durch seine grausame und verwüstende Kriegsweise. Er vereinigte einen beweglichen, durchdringenden Verstand mit einem allezeit entschlossenen Willen, und da die Gunst und Gnade des Königs, dessen geheimste Gedanken und Wünsche er verstand und an das Licht des Tages hervorrief, sein höchstes Lebensziel war, so erlangte er den größten Einfluß. Auch Colberts Sohn, der Marquis von Seignelai († 1690) und sein Bruder Croissy Colbert erwarben sich als Minister hohe Achtung. In diesen beiden Familien war somit die gesammte Staatsverwaltung vereinigt. Dieselbe Ueberlegenheit der Talente, die Ludwig in seinem Cabinet versammelte, zeigte sich auch im Heerwesen und in der Flotte. Wie verschieden war seine Armee von dem freiwilligen und auf eine gemessene Zeit beschränkten Dienste des Adels, mit welchem Heinrich IV. seine Feldzüge hatte führen müssen, und von der zweifelhaften Ergebenheit ausländischer Söldner und ihrer Führer, auf welche Richelieu noch angewiesen war! Die königlichen Truppen standen unter Feldherren wie Türenne, Condé und Luxemburg; die Edelleute, welche die Offiziersstellen inne hatten, wetteiferten in Treue und Hingebung für den Monarchen, dessen Gnadenzeichen, der neu gegründete militärische Orden, ihnen als höchste Ehre galt, Vauban, der berühmteste Kriegs-Ingenieur, verwandelte die eroberten Grenzstädte in uneinnehmbare Festungen, und suchte zugleich durch nationalökonomische Schriften alle Kräfte der Nation in den Dienst des Staats zu zwingen; Dü Quesne und Tourville brachten das französische Seewesen zu hohem Ansehen. In den Künsten der Diplomatie waren die französischen Gesandten allen andern eben so überlegen, wie Ludwig XIV. an Herrschergaben, gebieterischem Wesen und königlichem Anstand die meisten Fürsten seiner Zeit übertraf. „Er besaß von Natur die zum Geschäft der Regierung erwünschtesten Eigenschaften: richtigen Verstand, gutes Gedächtniß, festen Willen. Er wollte nicht allein ein weiser oder gerechter, oder ein tapferer Fürst sein: nicht allein vollkommen frei von fremdem Einfluß, unabhängig im Innern, gefürchtet von seinen Nachbarn, sondern alle diese Vorzüge wollte er zugleich besitzen. Er wollte nicht allein sein, noch viel weniger

blos scheinen, er wollte beides: sein und dafür gelten, was er war. Er war verführerisch, hinreißend, wenn er es sein wollte, in demselben Grade aber schrecklich, wenn er zürnte. Denn auch zu zürnen hielt er für königlich. Seine Stirne war, wie man sich ausdrückte, mit dem Blitz bewaffnet." Unbedingter Gehorsam galt ihm als Verdienst; jedes Widerstreben als strafwürdiges Verbrechen. „So stark aber auch im Innern die Hand empfunden wurde, welche die Zügel ergriffen hatte, so wird man doch nicht etwa die Hingebung der Großen wie des Adels, die fast ununterbrochene Ruhe der Provinzen, die Anhänglichkeit des Bürgerstandes der rohen Gewalt zuschreiben wollen: der allgemeine Gehorsam beruhte noch auf einem andern tiefern Grunde. Es waren die großen Ideen der Einheit der Nation, einer durchgreifenden gesetzlichen Ordnung und einer ruhmvollen Stellung in der Welt, die dem Königthum, welches sie repräsentirte, Dienstwilligkeit und selbst freudiges Anschließen verschafften."

2. Die zwei ersten Kriege.

§. 744. Der spanische Krieg (1667—1668). Nachdem Ludwig XIV. die ersten Jahre seiner Selbstherrschaft angewendet, um mit den rheinischen Kurfürsten Bündnisse zu schließen, Dünkirchen durch Kauf an sich zu bringen und Frankreichs Vorrang zu begründen: über England (das sich bequemte, den Seegruß zu bieten), über Spanien (das dem französischen Gesandten den Vortritt gestattete) und über den Papst (der für den Ungestüm seiner korsischen Garde in einem Streite mit einigen Franzosen durch eine feierliche Gesandtschaft demüthige
1665. Abbitte thun mußte), benutzte er den Tod seines Schwiegervaters, Philipp IV. von Spanien, um im Namen seiner Gemahlin die spanischen Niederlande für Frankreich anzusprechen. Zwar hatte die Infantin bei ihrer Vermählung mit Ludwig allen Erbansprüchen entsagt; dies hinderte aber den französischen König nicht, eine Bestimmung des in den Niederlanden gültigen Civilerbrechts, Devolutions-Recht genannt, wonach der Königin von Frankreich, als der ältern Schwester, näheres Recht auf die Erbfolge in den Niederlanden zustehe, als ihrem jüngeren Bruder, durch eine gezwungene Deutung auf die Krone auszudehnen und seinen Ansprüchen mit zwei wohlgerüsteten Heeren Nachdruck zu
1667. geben. Ludwig selbst unterwarf ohne Mühe die burgundische Freigrafschaft (Franche Comté), indeß seine Feldherren rasche und leichte Eroberungen in Flandern machten. Die Ohnmacht der spanischen Regierung während Karls II. Minderjährigkeit (§. 738) und der Hader der oranischen und republikanischen Partei in den Niederlanden begünstigten das Unternehmen. Aber die reißenden Fortschritte des eroberungssüchtigen Königs machten die Holländer besorgt. Sie
1668. schlossen daher unter Vermittelung des britischen Gesandten William Temple im Haag mit England einen Vertrag, der nach dem Beitritt Schwedens der Dreimächtebund (Tripleallianz) hieß und die Erhaltung der spanischen Herrschaft in Flandern und Brabant zum Zweck hatte. Dadurch sah sich Ludwig XIV.
2. Mai 1668. genöthigt, den **Frieden von Aachen** einzugehen, wodurch die eroberten niederländischen Städte Charleroi, Douai, Tournai, Courtrai, Lille und Oudenarde bei Frankreich verblieben (und durch Vauban zu unüberwindlichen Festungen umgeschaffen wurden), die Freigrafschaft aber den Spaniern zurückgegeben ward.

§. 745. Einleitung zum Krieg wider Holland. Holland hatte gewagt, den Siegeslauf des großen Königs zu hemmen. Es hieß, eine ruhmredige Schaumünze

sei geprägt worden, auf der sich ein holländischer Gesandter als den Josua bezeichnet habe, welcher der Sonne, dem Sinnbilde des Königs, Stillstand geboten. Für diese Vermessenheit sollte es bestraft werden. Man machte in Paris geltend, welcher Zuwachs an Macht für Frankreich entstehen würde, wenn es gelänge, die reiche Republik mit ihrer Seemacht, ihren Colonien und ihrem Handel dem französischen Scepter zu unterwerfen. Würden dann nicht die spanischen Niederlande von selbst dem französischen Reiche zufallen? und wer wollte den großen Ludwig hindern, den Rhein zur Grenze seiner Herrschaft zu machen? Die kirchlichen und politischen Gegensätze beider Staaten, ausschließender Katholicismus und protestantische Toleranz, Monarchie und Republik, Mercantilsystem und freier Handel, erhöhten noch die Verstimmung. Mit Eifersucht schaute das monarchische und katholische Frankreich, wo die ganze öffentliche Gewalt in den Händen eines Einzigen vereinigt war, auf das protestantische Holland, wo man Alles abzuschaffen bemüht war, was noch aus alten Zeiten an die Monarchie erinnerte, und wo die aus politischen oder religiösen Gründen in Frankreich Verfolgten oder Flüchtigen eine Freistätte zu literarischer Thätigkeit und eine freie Presse für ihre kühne Polemik fanden. Den verstimmten und gereizten Staatsmännern Frankreichs erschien die Zertrümmerung dieses Gemeinwesens, das so verhaßten Richtungen Leben gab, als ein wünschenswerthes Ziel der Waffenmacht. Die Zustände der wichtigsten europäischen Staaten waren dem Unternehmen günstig. Der deutsche Kaiser Leopold I. besaß zu wenig Staatsklugheit und war zu sehr im Osten seines Reiches beschäftigt, als daß er der schlauen Politik Ludwigs, der mit dem Kurfürsten von Köln, dem Bischof von Münster und mehreren andern Reichsständen einen Bund geschlossen und den ersten Minister des Kaisers, Lobkowitz, durch Bestechung gewonnen hatte, einen kräftigen Widerstand hätte bieten können; der deutsche Reichstag in Regensburg kam zu keinem einmüthigen Beschluß, und mehrere Fürsten, insbesondere die drei Fürstenbergischen Brüder: Franz Egon, Bischof von Straßburg; Hermann, Oberhofmeister des Kurfürsten von Bayern, und Wilhelm, geheimer Rath des Kurfürsten von Köln, die „Egonisten", förderten aus katholischem Religionseifer die Vergrößerungspläne des französischen Königs; Schweden, wo während Karls XI. Minderjährigkeit eine selbstsüchtige Aristokratenpartei die Herrschaft besaß, wurde leicht von der Triplealliianz abgelöst und in Frankreichs Interesse gezogen. Noch müheloser geschah dies in England, wo der leichtfertige, charakterlose Karl II. mit 1670.
Freuden einen Bund mit Ludwig XIV. einging, als dieser ihm einen Jahrgehalt zusicherte und seine Schwägerin Henriette von Orleans, Karls katholisch gewordene Schwester, in Begleitung einer schönen französischen Hofdame nach London schickte, wo letztere als Herzogin von Portsmouth bald großen Einfluß erlangte und im Interesse Frankreichs und des Katholicismus wirkte. Ein nur den beiden Monarchen bekannter Vertrag setzte die Subsidien und die Abtretungen fest, die Karl für die Einführung des katholischen Glaubens in England und für die Unterstützung im holländischen Krieg erhalten sollte. Der Beistand der englischen Kriegsflotte schien den Ausgang des Unternehmens zu sichern. So von allen Seiten gerüstet und gedeckt, erklärte Ludwig XIV. den uneinigen General- 1672.
staaten den Krieg.

Seit dem Frieden mit Cromwell und während der Minderjährigkeit Wilhems III. von Oranien (§. 733) stand der holländische Staat ganz unter der Leitung der Republikaner. Die Häupter dieser Aristokratenpartei, besonders der Großpensionär **Johann de Witt**, gehörten zu den edelsten Männern und uneigennützigsten Patrioten, die Holland je besessen. Der blühende Handel und der treffliche Zustand der Seemacht (wodurch sich die Republik zum Schiedsrichter des dänisch-schwedischen Kriegs (§. 719) aufwerfen konnte) zeugten von der Thätigkeit und dem vaterländischen Sinne dieser Republikaner. Aber als Karl II., der mütterliche Oheim des jungen Oranien und der Feind der holländischen Aristokraten, die ihn einst aus ihrem Lande gewiesen (§. 733 c.), den englischen Thron bestieg, hob die in Seeland, Ober-Yssel und Gröningen mächtige oranische Partei ihr Haupt kühner empor. Bald entstand Krieg zwischen England und Holland. Streitigkeiten der englischen und holländischen Ansiedler auf der afrikanischen Westküste (Guinea) und in Amerika gaben dem Londoner Hofe, der den Krieg wünschte, eine willkommene Veranlassung. In einem schlachtenreichen Seekrieg maßen die beiden nach 1664–67.

der Herrschaft des Meeres strebenden Nationen ihre Kräfte; Ehrgefühl, Nationalstolz und Ruhmbegierde, verbunden mit Eroberungslust, Gewinnsucht und Handelsinteressen, trieben sie zu Großthaten. Der **Herzog von York** (Karls Bruder), als Groß-Admiral der englischen Flotte und der zum Herzog von Albemarle erhobene Monk (§. 735) kämpften anfangs mit Glück und Erfolg gegen die holländischen Seehelden **de Ruyter** und den jüngern **Tromp**. Aber de Witts Energie und de Ruyters Ueberlegenheit trugen endlich den Sieg davon. Der letztere
1666. fuhr siegreich die Themse hinauf, vernichtete die englische Flotte und blockirte die Häfen. Dies bewog die englische Regierung in dem Frieden von Breda die Navigationsacte (§. 733 c.) zum
21. Juli 1667. Vortheile der Holländer zu mildern und Surinam der Republik zu überlassen. Die erwähnte Triple-Allianz gegen Frankreich, mit dem die republikanische Partei bisher in gutem Vernehmen gestanden, war die nächste Folge dieses Friedensschlusses. — Die Republikaner, die sich während des englischen Kriegs genöthigt gesehen hatten, aus Rücksicht für die oranische Partei nicht nur die Ausschließungsacte wieder aufzuheben, sondern auch dem jungen Oranien ein Staatsgehalt anzuweisen, beschlossen jetzt, das Ansehen, das ihnen der vortheilhafte Friedensschluß gewährte, zur Sicherstellung der republikanischen Verfassung in Holland anzuwenden. Das von den holländischen Ständen beschlossene **ewige Edict**
1667. bestimmte, daß in Zukunft der Oberbefehl über die Land- und Seemacht von der Statthalterschaft getrennt sein sollte; nur unter dieser Bedingung dürfe die Statthalterschaft wieder ins Leben treten. Diesem Beschluß traten allmählich alle Provinzen bei.

§. 746. Der holländische Krieg 1672—1679. Noch ehe die Kriegserklärung an die Generalstaaten erlassen worden, hatte Ludwig XIV. das günstig gelegene Lothringen, dessen Herzog Karl III. (IV.), durch die Vergrößerungssucht Frankreichs aus seiner schwankenden Haltung aufgeschreckt, mit den Holländern in Bund grtreten war, durch den Marschall Crequi in Besitz genommen, ohne Rücksicht auf Kaiser und Reich, unter deren Schutz derselbe stand. Jetzt rückte
1672. der König selbst an der Spitze eines wohlgerüsteten, von den trefflichsten Feldherren (Condé, Türenne, Vauban) geführten Heeres von 120,000 Mann durch das Gebiet des Kurfürsten von Köln (der sich von dem französisch-gesinnten Domherrn Fürstenberg zu einem Bündniß mit dem Reichsfeinde „zum Vortheil der katholischen Religion“ hatte verleiten lassen) an den Rhein, erzwang, durch kölnische und münster'sche Truppen verstärkt, den berühmten Uebergang über den Rhein bei Tolhuis (Zollhaus) und drang im reißenden Siegeszuge in das Herz der Generalstaaten. Da war Holland in Noth. „Ueber dem ganzen Land lag jenes betäubende Gefühl, wo ein Jeder, an den öffentlichen Dingen verzweifelnd, nur sein persönliches Dasein zu retten sucht.“ Viele flohen nach Seeland, ja nach Hamburg und Dänemark. Die Republikaner, die bisher den Staat geleitet, waren mehr auf Hebung der Seemacht als auf Erhaltung und Mehrung der Landheere bedacht gewesen, und wenn gleich der große Kurfürst von Brandenburg, der Oheim des jungen Wilhelm von Oranien, aus Besorgniß für seine clevischen Länder und für den gefährdeten evangelischen Glauben sich der bedrängten Holländer annahm, mit richtigem Blick die Gefahr ermessend, die von Frankreichs Uebergewicht dem zerrissenen Deutschland drohte, so waren doch weder seine noch die holländischen Truppen vermögend, die überlegene Streitkraft der Gegner aufzuhalten. Lüttich, Utrecht und Ober-Yssel kamen in die Gewalt der Feinde; französische Dragoner streiften bereits in der Provinz Holland und näherten sich der Hauptstadt auf zwei Meilen; die erschreckten Republikaner baten demüthig um Frieden, wurden aber trotz der angebotenen hohen Geldopfer und Landesabtretungen nicht

erhört. Nur wenn sie das Gelderland mit Nymwegen hergeben und den Katholiken freie Religionsübung und Zutritt zu den Aemtern gestatten würden, sollte ihnen der Friede gewährt werden. Hätte der König Condé's Vorschlag, sogleich auf Amsterdam loszugehen, angenommen, so wäre Holland verloren gewesen; Louvois' Rath, zuvor die Festungen einzunehmen und durch Besatzungen zu sichern, schwächte die französische Streitmacht und gab den Holländern Zeit, sich zu fassen. Ludwig XIV., der nur nach dem Ruhm und Gewinn, nicht nach den Beschwerden eines Feldzugs Verlangen trug, eilte bald zu seinen Hoffesten, Schmeichlern und Buhlerinnen zurück, während in Holland die oranische Partei, nachdem sie auf blutigem Wege zur Herrschaft gelangt, mit Energie zur Rettung des Vaterlandes schritt.

Die Anhänger des Prinzen schoben die ganze Schuld des Unglücks auf die Republikaner, die das Land in unzureichenden Vertheidigungszustand gesetzt hätten, klagten den Großpensionär de Witt des Einverständnisses mit Frankreich an und erzeugten eine solche Aufregung unter dem Volk, daß dieses nicht nur mit Drohen die Aufhebung des ewigen Edicts und die Wiedereinsetzung des Prinzen von Oranien in die Statthalterwürde von Holland und Seeland forderte und erlangte, sondern daß auch in einem Pöbelaufstand der hochherzige Johann de Witt und sein gleichgesinnter Bruder Cornelius 20. Aug. 1672.
in den Straßen von Haag ermordet und ihre Leichname von der wüthenden Rotte gehöhnt und beschimpft wurden. So schmachvoll diese That für Holland und den Prinzen war, sie gab dem Staate Einheit und Kraft. Der gährende Volksgeist hatte mit fürchterlichem Instincte den Weg der Rettung erkannt und betreten.

Wilhelm III. von Oranien, auf den sowohl die kluge Besonnenheit und Wilhelm III. 1672—1702.
Charakterstärke als das Feldherrntalent seiner Vorfahren übergegangen war, weckte kriegerischen Sinn und patriotische Begeisterung in den Streitern. Er war entschlossen, die Republik, deren Leitung ihm jetzt zugefallen, in ihrer ganzen Macht und in ihrer religiösen und politischen Unabhängigkeit zu behaupten. Die Holländer durchstachen die Dämme und machten ihr überschwemmtes Land den Franzosen unnahbar; die Mauern Gröningens hielten die Feinde lange auf; Stürme zerschlugen die englisch-französische Flotte, die am Texel Anker geworfen, und des Marschalls von **Luxemburg** kühner Marsch gegen Amsterdam auf den gefrornen Gewässern wurde durch plötzlich eintretendes Thauwetter vereitelt. So unterstützten die Elemente und die Natur des Landes die patriotischen Bestrebungen der Holländer. Auf den Knien flehte das Volk um den Beistand des Himmels und verwandelte dann die Fasttage in Dankfeste. Zugleich brachte der große Kurfürst von Brandenburg, der mit vaterländischem Sinn allen Lockungen Frankreichs widerstand, den Kaiser Leopold zur Theilnahme am Krieg. Die Erscheinung ihrer Truppen am Nieder- und Mittelrhein nöthigte den Marschall **Türenne**, den Kriegsschauplatz zu verlegen. Zwar sah sich Friedrich Wilhelm im nächsten Jahr gezwungen, mit den Franzosen einen Neutralitätsvertrag Juni 1673.
abzuschließen, weil der kaiserliche Heerführer **Montecuccoli** von seinem Hof die Weisung hatte, sich in keine Gefechte einzulassen, und dadurch eine so unsichere Haltung einnehmen mußte, daß die brandenburgischen und österreichischen Truppen den mit erneuten Kräften ins Feld rückenden Franzosen nicht gewachsen waren, und die militärischen Pläne des Kurfürsten und des Prinzen von Oranien nicht ausgeführt werden konnten, weil der kaiserliche Feldherr seine Mitwirkung versagte. Als aber der französische Machthaber Trier, Cleve und andere Orte

besetzte, mehrere Reichsstädte im Elsaß an sich riß und durch rücksichtslose Verletzung des deutschen Reichsgebiets und der alten beschwornen Rechte seinen Uebermuth beurkundete, da erklärte endlich Leopold offen den Krieg, dem nunmehr auch
1673. Spanien, aus Besorgniß für seine seit dem Fall von Mastricht nahe bedrohten Niederlande und etwas später das deutsche Reich beitrat. Die gemeinsame Gefahr ließ alle confessionellen Bedenken und kleinen Nebenrücksichten vergessen.

§. 747. Saßbach und Fehrbellin. Aber mit der Zahl der Feinde mehrte sich auch Frankreichs kriegerische Kraft. Türenne setzte nach barbarischer Verwüstung der pfälzischen Lande über den Rhein und drang sengend und brennend in Franken ein, indeß Condé und Luxemburg die Freigrafschaft (Franche Comté) eroberten und in den Niederlanden der spanisch-holländischen Kriegsmacht entgegentraten. Bei der Unfähigkeit und Zweideutigkeit der kaiserlichen Feldherren, die zum Theil den Weisungen des von Frankreich erkauften Ministers Lobkowitz folgten, und bei der Uneinigkeit der deutschen Fürsten wären Frankreichs Eroberungen noch glänzender geworden, hätten nicht der große Kurfürst (der seit der Kriegserklärung des deutschen Reichs als Glied desselben von Neuem ins Feld gezogen war) und der talentvolle, muthige Wilhelm von Oranien,
1. August 1674. (der in der mörderischen Schlacht bei Senef gegen den ungestüm andringenden Condé seine Stellung behauptete) die Kriegsehre gerettet, bis die Umstände eine andere Wendung nahmen. Um dieselbe Zeit nämlich, als das englische Parlament den König und sein Ministerium nöthigte, den durch Tromps und de Ruyters Heldenmuth bisher zum Nachtheil Englands geführten Seekrieg auf-
1674. zugeben und gegen eine Entschädigungssumme Frieden zu schließen (§. 745), wurden die geistlichen Fürsten von Köln und Münster durch den Reichstag zur Entsagung des französischen Bündnisses gezwungen, und die kaiserlichen Feldherren brachten durch dringende Vorstellungen den Kaiser zur Entfernung des bestochenen Ministers Lobkowitz. Die Folgen waren bald sichtbar. Die Franzosen sahen sich
27. Juli 1675. genöthigt, nach dem unglücklichen Treffen bei **Saßbach**, wo Türenne durch eine Kanonenkugel getödtet ward, das rechte Rheinufer, das sie vom Breisgau bis zum Neckar furchtbar verheert hatten, zu verlassen und über den deutschen Strom zurückzukehren.

Der Fall des Marschalls Türenne, der gerade in diesem Krieg sein großes Feldherrntalent entwickelt und kurz vorher die verbündete Macht der Feinde durch geschickte Strategik von einer beabsichtigten Invasion in Frankreich selbst abgehalten hatte, war für die Franzosen ein empfindlicherer Verlust als die Niederlage selbst. Er galt für den eigentlichen Begründer der neuern, auf umfassenden Plänen und künstlichen Märschen und Stellungen beruhenden Kriegskunst. „Er war einer von den Menschen, die in der Mitte einer großen und weltumfassenden Thätigkeit, in der Anschauung großer Ziele sich selbst vergessen. Eben mit dieser Monarchie aber und ihrem Emporstreben hatte er sein ganzes Leben und Sein identificirt." Selbst sein Uebertritt zum Katholicismus mag aus der Gewohnheit entsprungen sein, sich dem Ganzen unterzuordnen. Bescheiden und von angeborner Humanität und Milde, kannte er doch, wo der Vortheil des Staats oder der Zweck des Kriegs harte Maßregeln zu fordern schien, so wenig Erbarmen wie Louvois. Schon unter ihm wurde, um den Feinden die Nahrungsmittel zu entziehen, die Pfalz dergestalt verwüstet, daß der Kurfürst in gerechter Entrüstung über die Mordbrennereien den Marschall zum Zweikampf herausforderte. — Condé, von Gichtleiden geplagt, nahm gleichfalls seinen Abschied und starb zehn Jahre später auf seinem Landgute, vom Hofe vergessen. Aber auch die
1676. Holländer verloren ihren siebenzigjährigen Seehelden de Ruyter in einer Seeschlacht bei Sicilien,

als er das unter französischem Schutze von Spanien abgefallene Messina mit geringen Streitkräften erobern sollte.

Kurz vor der Schlacht von Saßbach hatte Ludwig XIV. die Schweden, seine Verbündeten, bewogen, von Pommern aus in das brandenburgische Gebiet einzufallen, um den großen Kurfürsten nebst seinem tapfern Feldherrn Derflinger zum Abzug von der Rheinarmee zu nöthigen. Aber ehe die Feinde die geringste Ahnung hatten, erschien der thatkräftige Fürst in der von den Schweden hart heimgesuchten Mark, besiegte die überraschten schwedischen Truppen in der glorreichen **Schlacht von Fehrbellin** und eroberte Stettin und den größten Theil 28. Juni 1675. von Pommern, während die holländische und dänische Flotte Rügen, Gothland 1676—78. u. a. O. wegnahm. Diese Schlacht legte den Grund zu Preußens Größe. — Von nun an zog sich der Krieg hauptsächlich nach den Niederlanden, wo Wilhelm III., dem indessen die Statthalterschaft als erbliche Würde seines Mannsstammes verliehen worden, trotz der französischen Uebermacht und des überlegenen Talents eines Luxemburg, Crequi, Schomberg, Vauban, Catinat u. A. mit Ehren das Feld behauptete. Das barbarische System der Länderverwüstung, wodurch Louvois die Feinde von einem Einfall in Frankreich abhalten wollte, wurde jetzt an der Mosel und Saar angewendet, wie später in der Pfalz. Als aber England Miene machte, sich an das seit Wilhelms III. Vermählung mit der Tochter des Herzogs von York (Karls II. Bruder) eng verbundene Holland anzuschließen und die Zahl der Feinde Frankreichs zu vermehren, beschloß Ludwig, dem Kriege ein Ende zu machen. Klug wußte aber die französische Staatskunst die Gegner zu trennen, damit ihr König als Gebieter auftreten könne. Nachdem Holland, durch Zugeständnisse gewonnen, die Waffen 1678. niedergelegt und seine Verbündeten preisgegeben hatte, waren die übrigen Mächte genöthigt, die von Frankreich vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen. So kam der **Nymweger Friede** zu Stande, der ebenso vortheilhaft für Frankreich und 5. Febr. 1679. Holland, als schmachvoll für den Kaiser, das Reich und die andern kriegführenden Theile war. Frankreich gab an Holland alle Eroberungen zurück, erhielt aber von Spanien die oft gewonnene und wieder zurückgegebene burgundische Freigrafschaft und alle in der Linie von Valenciennes, Condé und Maubeuge liegenden festen Orte mit Ypern (so daß die spanischen Niederlande ohne allen Schutz den Franzosen offen standen), und vom deutschen Reiche statt des zurückgegebenen Besatzungsrechts von Philippsburg die wichtigere Stadt Freiburg im Breisgau nebst Umgegend.

Der Kaiser und die deutschen Fürsten mußten sich die größten Demüthigungen, Zurücksetzungen und Uebervortheilungen gefallen lassen. Um nur an den Verhandlungen Theil nehmen zu dürfen, mußte Leopold, durch einen gefährlichen Krieg in Ungarn bedroht, den in Köln verhafteten verrätherischen Fürstenberg auf freien Fuß setzen und zugeben, daß das Herzogthum Lothringen seinem in österreichischen Kriegsdiensten stehenden neuen Fürsten Karl IV. (V.), Neffen des im J. 1670 verstorbenen Karl III. (IV.), unter so entehrenden Bedingungen zurückgestellt ward, daß dieser vorzog, es noch länger in den Händen der Franzosen zu lassen. Der große Kurfürst aber, von Oesterreich aus Eifersucht verlassen, wurde gezwungen (in dem Frieden von St. Germain en Laye), alle mit so vieler Anstrengung eroberten 1679. Landschaften und Städte in Pommern den Schweden wieder einzuhändigen. Zürnend fügte sich der hochherzige Fürst in die Nothwendigkeit: „Möge aus meinen Gebeinen ein Rächer entstehen!"

3. Frankreichs innere Zustände.

§. 748. **Das Zeitalter Ludwigs XIV.** Seit dem **Frieden von Nymwegen** bis zum Ende des Jahrhunderts stand Frankreich auf dem Höhepunkt seiner Macht nach Außen und seiner Blüthe nach Innen, so daß das **Jahrhundert Ludwigs XIV.** als das **goldene Zeitalter Frankreichs** in den Annalen der schmeichelnden Geschichte jener Tage gepriesen wird.

„Man sah überall im allgemeinen Wohlstande des Reichs die herrlichsten Früchte dessen, was Colbert gethan; Fabriken und Manufacturen (Wollen- und Seidenweberei, Strumpfwirken, Tuchbereitung, Spiegel- und Spitzenverfertigung nach Venetianischer Kunst) waren innerhalb zwanzig Jahren erstaunlich emporgekommen und mit ihnen der große auswärtige Handel, dem auch die außerordentliche Autorität des Königs in Europa den ausgezeichnetsten Vortheil verschaffte. Frankreich war Seemacht geworden; es besaß hundert Linienschiffe, während England nur sechzig hatte; die Häfen von Brest und Toulon wurden in Stand gesetzt; die Marine mit sechzigtausend Seeleuten vermehrt, und bald erfuhren Algier, Genua und Tripoli die Wirkung." Alles schien zu gedeihen, was Ludwig unternehmen ließ. Der Canal von Languedoc, ein wunderbares Werk, durch welches das Mittelmeer mit dem atlantischen Ocean in Verbindung gesetzt ward, kam durch Colberts großartigen Sinn zur Ausführung. Der König erschien als Herr von Land und Meer; „die Berge wichen, wenn er sprach", rühmte die schmeichelnde Dichtkunst. Marseille und Toulon wurden Hauptstapelplätze des levantischen Handels; zu **Pondichery** entstand die erste französische Niederlassung in Ostindien; in **Cayenne**, auf **St. Domingo**, auf **Madagascar** u. a. O. wurden Colonien gegründet, **Handelsgesellschaften** begünstigten die Ansiedelungen; Canada erhob sich durch königliche Unterstützung aus dem Zustand der Schwäche und Gefährdung, in dem es sich befand; die Antillen wurden wieder eng mit dem Mutterland verbunden. Aber „unter der centralen Leitung und fürstlichen Veranstaltung aller Dinge litt die Selbstthätigkeit der Einzelnen, auf der zuletzt Alles beruht." — Auch auf die Vereinfachung und Verbesserung der **Rechtspflege** und Gesetzgebung war Ludwig bedacht. Nach des Königs eigener Versicherung gab es Bezirke, wo Gesetz und Gerechtigkeit verachtet wurde, der Schwache keinen Schutz mehr gegen den Mächtigen fand, das Verbrechen nicht gestraft werden konnte. Nachdem die Hinrichtung des angesehenen Vicomte de la Mothe de
1665. **Canillac**, der sich während des Krieges der Fronde besonders hervorgethan, Schrecken unter den Großen verbreitet und Vertrauen unter den Bürgern und Bauern geweckt, wurde eine gleichförmige Gerichtsordnung gegründet und „das Ansehen der Gesetze in die Regionen der Berge getragen, wo man seit Jahrhunderten nichts davon wußte", so daß Jeder das Gefühl in sich trug, daß ein Richter über ihm sei. — Der französische Hof entfaltete eine bis dahin ungesehene Pracht: der hohe Adel, der dem König so lange feindlich gegenüber gestanden, drängte sich jetzt um den Monarchen und in die Säle des Schlosses und unterwarf sich der strengen Etikette des Hofes; Feste aller Art, Carousselpartien, Ballete, Feuerwerke, Opern und Theater, wozu die ersten Geister Frankreichs ihre Talente in Bewegung setzten, folgten in reizendem Wechsel auf einander; Dichter, Künstler und Gelehrte wetteiferten in Verherrlichung eines Fürsten, der alle Talente, die zu seinem Ruhme oder zu seinen Vergnügungen beitrugen, mit freigebiger Hand belohnte und zu dessen Ehrgeiz es gehörte, die Wissenschaften zu befördern. Stolze Bauwerke, wie das **Invalidenhaus**, kostbare **Bibliotheken**, herrliche Druckwerke, großartige Anstalten für Naturwissenschaften, Astronomie und Alterthumskunde, Akademien für Gelehrte (académie des inscriptions et des belles lettres, die Akademien der Künste, Malerei, Bildhauerei, Musik und für reale Wissenschaften) erhöhten den Glanz und Ruhm des großen Monarchen. An die Gründung des Observatoriums knüpften sich die Fortschritte der Astronomie und Geographie, an die Einrichtung des botanischen Gartens die Entwickelung der Naturgeschichte, selbst der Physiologie. Eine auf königliche Kosten unternommene Forschungsreise nach Cayenne förderte die Kenntniß der Polarabplattung der

Erde und ihrer sphäroidischen Gestalt. Ludwigs Aufmerksamkeit, Beifall oder Gunst war das allgemeine Ziel aller Bestrebungen; kein Wunder, daß der Egoismus bei ihm auf die Spitze getrieben ward und daß er alle Genüsse des Lebens, deren sein gesunder, kräftiger Körper fähig war, im reichsten Maße einsog! Das Schloß und die mit Statuen, Fontänen, Baumalleen u. dergl. geschmückten Gärten von Versailles galten als Muster des Geschmacks für ganz Europa. Die feine Geselligkeit, der gebildete Ton, die leichten Manieren des Adels und der Hofleute besiegten Europa weiter und dauernder als die Armeen. Französische Moden, auf der glanzvollen Osterpromenade nach dem Kloster Longchamps zur Schau gestellt, französische Sprache und Literatur wurden von nun an eben so herrschend in den höhern Kreisen wie die französische Leichtfertigkeit und Unsittlichkeit. Zwar verlor Ludwig XIV. bei seinen zahlreichen Liebschaften (La Vallière, Frau von Montespan u. A.) nie den Anstand aus dem Auge, und die an seinem Hofe herrschende Galanterie bewahrte noch immer einen Anstrich von ritterlichem Wesen und romantischer Gesinnung; aber bald lockerten sich die Bande der Zucht und Ehrbarkeit, und Buhlerinnen, wie die reizende Kokette Ninon de l'Enclos, die bis in ihr hohes Alter durch Geist, Anmuth und körperliche Schönheit die Männerwelt bezauberte, bereiteten das sittenlose Zeitalter Ludwigs XV. vor.

§. 749. Kirchenzustände. Ludwigs XIV. Anhänglichkeit an die katholischen Satzungen und seine äußerliche Kirchlichkeit hielten ihn nicht ab, dem Papste gegenüber ebenso seine rücksichtslose Selbstherrschaft geltend zu machen, wie gegen die weltlichen Fürsten. Besonders führte die Erweiterung des königlichen Rechts (Regale) auf die Einkünfte der Bisthümer während ihrer Erledigung und des Asylrechts der französischen Gesandten in Rom eine Reihe heftiger Kämpfe zwischen dem kirchlichen Oberhaupte und dem französischen Autokraten herbei. Ein aus Prälaten aller Provinzen zusammengesetztes Nationalconcilium wurde vom König einberufen, „um über die Aufrechterhaltung 1682.
der Freiheiten der gallicanischen Kirche und die Ausführung der zwischen der Krone und dem Stuhle zu Rom bestehenden Verträge zu berathschlagen", und faßte die bekannten vier Beschlüsse, worin „die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von allen Eingriffen, die Superiorität der Concilien über das Papstthum, die Nothwendigkeit der Beistimmung der Kirche in geistlichen Fragen und die Beobachtung der nationalen Gesetze in weltlichen" ausgesprochen war. Aber der entschlossene Widerstand des Papstes, die vier Sätze anzunehmen, und die Furcht, die gallicanische Kirche möchte auf den Weg des Schisma gerathen, hielt Hof und Klerus von weitern Schritten ab, so daß diese Vorgänge ohne praktische Folgen blieben. Von desto größerer Bedeutung und Wirkung waren dagegen die Streitigkeiten der Jansenisten und Jesuiten und die Verfolgung der Huguenotten.

a) Jansenismus. Seitdem die religiösen Dinge hinter der Politik der Staaten zurückgetreten, hatten bei dem Jesuitenorden die weltlichen Interessen die Oberhand gewonnen; die Macht und der Reichthum des Ordens standen als Hauptziel im Vordergrund. Die Folge war, daß die Jesuiten in ihren Lehren sich mehr der Richtung der Zeit anbequemten und namentlich in der Erklärung der Sünde eine sehr laxe Ansicht aufstellten. Nur wo vollkommene Einsicht des Vergehens und die bestimmte Absicht, es zu vollbringen, obwalte, sei eine Sünde vorhanden, äußeres Thun ohne innere Zustimmung und Freiwilligkeit sei kein Vergehen. Diese Casuistik führte zu einem Gewebe von Heuchelei und Sophistik. Die Lehren von dem geistigen Rückhalt (reservatio mentalis) und von der Heiligung des Mittels durch den Zweck wurden noch erweitert durch die Lehre von dem Probabilismus, nach der man in einem zweifelhaften oder zweideutigen Falle eben so gut die wahrscheinlich falsche als die wahrscheinlich wahre Bestimmung ergreifen dürfe. Diese in dem von den Jesuiten fast ganz beherrschten Beichtstuhl aufgestellten Grundsätze machten das Joch Christi sehr leicht, zerstörten aber jeden sittlichen Halt. Daher trat der fromme Jansenius, Professor in Löwen, dann Bischof von Ypern der schlaffen Jesuiten-Moral entgegen und erneuerte in seinem mit Tiefe und Gründlichkeit abgefaßten Buche „Augustinus" die alte (1640)

strenge Lehre dieses Kirchenvaters, daß nur der durch die Gnade Gottes von den sündhaften Trieben des Fleisches erlöste und durch Glauben und Gottseligkeit mit seinem Schöpfer versöhnte und verbundene Geist in das ewige Leben eingehe. Seine auf Erweckung des religiösen Gefühls und eines innerlichen Christenthums gerichteten Ansichten gewannen besonders viele Anhänger unter den Nonnen des Klosters Port Royal bei Paris und ihr sittlicher Ernst zog ihnen so viele Gleichgesinnte zu, daß sie größere Räume aufsuchen mußten, worauf mehrere fromme, gelehrte, von Jansens Ansichten durchdrungene Männer in die Einsamkeit von Port Royal einzogen. Die über die Fortschritte des Jansenismus beunruhigten Jesuiten hoben die Nothwendigkeit einer freien Selbstbestimmung so lebhaft hervor, daß darüber die Idee von der Gnade in den Hintergrund ge-
1653 drängt wurde, und erwirkten vom Papst eine Verdammung von fünf in Jansens „Augustinus" enthaltenen Sätzen über Gnade und Prädestination. Aber die Anhänger desselben, unter denen sich die ersten Geister Frankreichs, Arnauld, Pascal, Nicole u. A., befanden, läugneten, daß diese Sätze in der angeführten Weise sich im Augustinus befänden, und richteten, als der Papst nichts desto weniger auf seiner Verdammung bestand, ihre geistreiche Polemik nicht nur gegen die Jesuiten und den kirchlichen Leichtsinn, sondern auch gegen die päpstliche Autorität, der sie die höhere Macht Gottes, wie er sich in der H. Schrift offenbart, entgegensetzten. Gingen doch die unbedingten Verfechter der päpstlichen Infallibilität so weit, daß sie behaupteten, der Papst sei auch in Fragen über Thatsachen unfehlbar; „denn von dem göttlichen Stifter der Religion sei die ihm eingeborne Unfehlbarkeit auf den heil. Petrus und dessen Nachfolger übertragen worden: der religiöse Glaube selbst rechtfertige daher die Annahme, daß die verdammten Propositionen von Jansenius in der That behauptet worden seien." Solche übertriebene, die Rechte der gallicanischen Kirche gefährdende Grundsätze erregten selbst bei dem Hofe, dem Parlamente und der Sorbonne Bedenken. Es erhob sich ein heftiger Streit, der dem Ansehen der Jesuiten und der Hierarchie um so mehr in den Augen der Gebildeten schadete, als die Mitglieder des Port Royal nicht nur geistreiche und witzige Schriftsteller, sondern auch edle Männer von religiöser Gesinnung und sittlich strengem Wandel waren. Wie in den ersten Regungen der Reformation in Frankreich war auch in dem Jansenismus eine mystische und praktische Tendenz verbunden. Seine Anhänger bildeten eine pietistisch-ascetische Partei innerhalb der katholischen und französischen Welt, hielten sich aber auf dem Boden des restaurirten Katholicismus mit seinen Dogmen und Diensten und dem ganzen Klosterleben. Die Glieder der angesehensten Adelsfamilien, die Schwester und der Bruder des Prinzen von Condé und viele andere Männer und Frauen aus den ersten Kreisen der Gesellschaft suchten in den geweihten Räumen von Port Royal Schutz gegen die Sündhaftigkeit der Welt. Lange widerstanden die Jansenisten und die Nonnen von Port Royal allen Versuchen, sie mit Strenge und Verfolgung zum unbedingten Gehorsam zu zwingen; endlich wurde unter Ludwigs XIV. Vermittelung eine
28. Sept. 1668. mildere Form der Unterwerfung aufgestellt, in welcher dann der „Kirchenfrieden" abgeschlossen wurde, den der König mit so vieler Selbstzufriedenheit als sein Werk ansah.

Pascal. Unter den Jansenisten ragte vor Allen **Pascal** hervor, gleich ausgezeichnet als geistreicher Schriftsteller wie als tiefer Philosoph und gründlicher Mathematiker. Seine Schrift, lettres provinciales, die eine neue Epoche in der Prosaliteratur begründete, ist bis auf den heutigen Tag wegen des vortrefflichen Stils, der feinen Ironie und des witzigen, gewandten Vortrags ein viel gelesenes Buch. Die gelungene Verspottung der Casuistik und der sittenverderbenden Lehren der Jesuiten schadete dem Orden mehr als alle bisher gegen ihn gerichteten Angriffe. Pascals großes Werk, worin er (im Gegensatz zu Cartesius) die Unzulänglichkeit der Vernunft zur Erkenntniß der letzten Gründe und Ursachen der Dinge und die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung und mithin die Wahrheit der christlichen Religion philosophisch darzustellen suchte, blieb unvollendet. „Ihm zufolge sind nur zwei Philosophien möglich: die eine des Zweifels, welche von Gott entfernt; die andere, welche in den Menschen die Kraft voraussetzt, zu wissen, sich zu Gott zu erheben." Er findet, daß diese beiden Systeme einander ewig bekämpfen, einander zerreiben, zerstören, eben dadurch aber die Religion hervorrufen und dem Evangelium Platz machen. Doch sieht er die religiöse Offenbarung, der er sich zuwendet,

nicht in der kirchlichen Rechtgläubigkeit. Das unter dem Titel „Gedanken" (pensées) nach seinem Tode von seinen Freunden herausgegebene geistreiche Buch, theils theologischen, theils skeptisch-philosophischen Inhalts enthält nur Bruchstücke dieses großen Werkes, woraus jene absichtlich Alles entfernten, was dem neugeschlossenen „Kirchenfrieden" und dem guten Verhältnisse zu der Geistlichkeit hätte hinderlich sein können. In seinem Geiste wirkten auch Arnauld (dessen Werke 45 Quartbände umfassen) und Nicole. Klarheit und Schärfe der Gedanken zeichnen ihre Schriften aus; darum wurden die Werke des Port Royal Muster der französischen Prosa und ihre Lehrbücher über Grammatik, Rhetorik, Logik und Mathematik hatten bedeutenden Werth.

Mit neuer Heftigkeit entbrannte der Streit der Jansenisten gegen die Jesuiten, als Quesnel, ein Anhänger der Grundsätze des Port Royal, moralische Betrachtungen über das N. T. bekannt machte, die ein volksbeliebtes Erbauungsbuch wurden, dem selbst der Erzbischof Noailles von Paris seinen Beifall zollte. Nun ruhten die Jesuiten, von Ludwig XIV. unterstützt, nicht eher, bis der Papst zuerst durch die Bulle »In Vineam 1713.
Domini« die Constitutionen der früheren Kirchenfürsten über den Jansenismus erneuerte und Port Royal aufhob, alsdann durch die Bulle »Unigenitus« eine Reihe von Lehrsätzen, meistens solche, welche die Lehre über die Gnade und menschliche Freiheit betrafen, verdammte und somit das Buch selbst als irrig verwarf. Der ganze höhere Klerus von Frankreich nahm an dem geistigen Kampfe, der noch die Regierungszeit Ludwig XIV. überdauerte, den wärmsten Antheil, und die Annahme der Constitution Unigenitus mußte durch Entsetzung, Kerker und Verbannung erzwungen werden. Endlich wurde das Kloster zerstört und selbst die Leichname ausgegraben. Aber die Ansichten des Port Royal erhielten sich theils als ein von Rom getrenntes Kirchenwesen in den Niederlanden (Utrecht und Haarlem), theils als Gefühlsschwärmerei (convulsionaires), theils als freisinniges Element in der katholischen Theologie und bei einem Theile des französischen Klerus. Daß die Jansenisten der Religion eine selbständige Bedeutung geben wollten, nicht in der nationalen Macht und Einheit das letzte Ziel erblickten, zog ihnen die Abneigung und den Zorn des Königs zu. — „Ludwig XIV. haßte alle Neuerungen aus Princip; die Quietisten, die den äußern Cultus mißachteten, denen man nachsagte, daß ihnen Alles erlaubt scheine, was der Leib verlange, wofern der Geist sich nur einmal Gott ergeben habe, mußten ihm eben so gefährlich für das bürgerliche Leben, wie für die Kirche erscheinen." Darum wurden die Mystiker, wie Mad. Guyon und die Quietisten nicht weniger mit Ungunst, Zurücksetzung und Verfolgung belegt als die Jansenisten.

§. 750. b) Huguenottenverfolgung. Ein Machtherrscher wie Ludwig XIV. der sich für ein sündhaftes Leben mit einer vorübergehenden Devotion und Reue ohne Sinnesänderung und Zerknirschung abfand, mußte besonders Aergerniß nehmen an dem demokratischen Wesen der Calvinisten, an ihrem auf Sittenstrenge gegründeten religiösen Ernste, an dem Stolze, den ihnen das Gefühl der Geistesfreiheit und Selbsterkenntniß einflößte. Die Treue und Ergebenheit, die sie während des Kriegs der Fronde bewiesen, bewog ihn wohl im Anfange seiner Regierung, das Edict von Nantes zu bestätigen; als aber seine Bemühungen, sie durch einige Zugeständnisse zu einer „Reunion" mit der Kirche zu bewegen, an ihrer religiösen Festigkeit scheiterten, so erwachte sein Unwille, „weil er es unerträglich fand, daß es in seinem Reiche eine Partei gab, welche die Religion, zu der er sich bekannte, des Irrthums zieh und von ihm gesondert die rechte Wahrheit zu besitzen vermeinte." Zu dieser Abneigung kam noch Ludwigs Ansicht, daß Einheit der Kirche zu einer vollendeten Monarchie ebenso nothwendig sei wie Einheit des Staates. Darum bedrückte er die Jansenisten, bis ihr Widerstand gegen das kirchliche Oberhaupt gebrochen war, und zwang durch die härtesten Verfolgungen die Calvinisten theils zur Flucht, theils zur Rückkehr in den Schooß der herrschenden Kirche. Lange hintertrieb Colbert, der die Huguenotten als betriebsame, gewerbthätige Bürger schätzte, gewaltsame Maßregeln. Die Reformirten hatten einen bedeutenden Antheil an der Verwaltung der Finanzen, den Staatspachtungen, dem Anleihewesen; die Fabriken und Manufacturen in Eisen, Leder,

Seide und Wolle waren großentheils in ihren Händen; sie zeichneten sich aus durch Thätigkeit, Wohlstand und Bildung. Aber die Einflüsterungen des königlichen Beichtvaters La Chaise, eines Jesuiten, der in dem „Gewissensrath“ Ludwigs die erste Stimme hatte, der Bekehrungseifer der frömmelnden Frau von Maintenon (die aus einer verlassenen Waise protestantischer Eltern, Franziska d'Aubigné, zuerst die Gattin des verwachsenen, witzigen Dichters Scarron, dann die Erzieherin der natürlichen Kinder des Königs und endlich Ludwigs angetraute Gemahlin geworden war und durch ihre unbedingte Hingebung und Uebereinstimmung mit dessen Natur und Geistesrichtung großen Einfluß auf alle Vorgänge in Staat und Kirche übte) sowie der despotische Sinn Louvois' trugen endlich den Sieg über Colberts weisere Rathschläge davon. Während des holländischen Krieges hatte der Klerus den König durch eine große Geldbewilligung erfreut und daran die Bitte geknüpft, er möge die Ketzerei aus dem Lande vertilgen. Dies machte auf Ludwig um so größeren Eindruck, als er die Huguenotten im Verdacht hatte, sie hegten mit ihren Glaubensgenossen größere Sympathien als mit ihren Landsleuten. Nach der Herstellung des Friedens wurde daher eifrig an das Werk der Bekehrung geschritten. Eine lange Reihe drückender Maßregeln gegen die Huguenotten bereiteten den Hauptschlag vor. Zuerst nahm man ihnen den Rest ihrer politischen Sonderrechte, die getheilten Kammern, dann minderte man durch gezwungene Deutungen des Edicts von Nantes und unter allerlei Vorwänden die Zahl ihrer Kirchen, beschränkte den Gottesdienst auf wenige Hauptorte und verbot ihre Synoden. Ludwigs Anfälle von Reue und Andacht wurden stets die Quelle neuer Drangsale für die calvinischen Ketzer, durch deren Bekehrung er seine Sünden zu sühnen hoffte. Man schloß sie allmählich von Aemtern und Würden, von den Pachtungen und Gemeindestellen, ja von den Zunftrechten aus und begünstigte die Bekehrten; dadurch wurden die Ehrgeizigen verlockt; die Armen suchte man durch Geld zu gewinnen, das aus Ludwigs Bekehrungskasse und aus den milden Gaben vornehmer Frommen floß; und durch die Verfügung, daß der Uebertritt minderjähriger Kinder bis zu sieben Jahren herab gültig sei, öffnete man dem Bekehrungseifer ein weites Feld. Familien wurden getrennt, Unmündige ihren Eltern entrissen und im katholischen Glauben erzogen, die Wiederaufnahme eines reuigen Neubekehrten in die Gemeinschaft als Verbrechen mit Verlust der Kirche und Vertreibung des Geistlichen bestraft. Hof und Klerus, der lieblose und beredte Bischof Bossuet an der Spitze, setzten alle Mittel in Bewegung, um Frankreichs kirchliche Einheit zu begründen. Der Adel opferte seinen Glauben der Hofgunst, seitdem der Huguenotte Türenne, der ruhmbedeckte Marschall Frankreichs, der Beredsamkeit Bossuets gewichen; unter dem geringen Volke ließ sich Mancher durch Geld zum Besuche der Messe bewegen, was die Jesuiten und Frömmler zu täuschenden Beweisen für die leichte Ausführbarkeit einer kirchlichen Einigung benutzten; aber der wohlhabende Bürgerstand, der Kern der calvinischen Confession, widerstand allen Lockungen. Bei ihm galt es für eine Ehrensache, „um keines Vortheils willen, noch wegen irgend eines Verlustes die Religion zu wechseln“. Ohne Waffen versammelten sie sich auf den Trümmern ihrer Kirchen, um zu beten und Bußpsalmen zu singen. Dieser gebildete und ehrenfeste Bürgerstand konnte nur durch
seit 1680. Gewalt gezwungen werden; darum schritt man endlich zu den Dragonaden, in dem Glauben, daß nur Hartnäckigkeit und Eigenwille die Absonderung aufrecht erhalte. Auf Louvois' Befehl besetzte Reiterei die südlichen Landschaften an den Pyrenäen, der Garonne und Rhone und nahm ihre Quartiere in den Wohnungen der Huguenotten. Generale und Intendanten vereinigten sich mit den Missionaren. Bald schwand der Wohlstand der gewerbsamen Bürger, von deren Gut die rohen Dragoner praßten. Die brutalen Mißhandlungen der gespornten Bekehrer, die das Haus des Abtrünnigen verließen und in doppelter Anzahl bei den Standhaften einrückten, die für die ruchlosesten Handlungen statt Strafe Lohn zu erwarten hatten und darum die empörendsten Schandthaten verübten, wirkten mächtiger als alle Lockungen des Hofs und alle Verführungen der Priester. Tausende entflohen ins Ausland, um auf fremder Erde ihres Glaubens zu leben; in den Kerkern von Toulouse schmachteten zu gleicher Zeit sechzig reformirte Prediger. Aber noch sehr groß war die Zahl derer, die unter allen Drangsalen standhaft blieben, als die
22. Oct. 1685. Aufhebung des Edicts von Nantes dem Verfolgungssystem die Krone aufsetzte

und die Huguenotten in Verzweiflung stürzte. Ihr Gottesdienst ward gänzlich verboten, ihre Kirchen wurden sämmtlich niedergerissen, ihre Schulen geschlossen, ihre Prediger, sofern sie dem für ihre Bekehrung verheißenen Preis widerstanden, des Landes verwiesen. Selbst in Privathäusern war die Religionsübung verboten. Und als die Auswanderung in erschreckendem Maße zunahm, wurde dieselbe unter Galeerenstrafen und Güterverlust untersagt; verdiente und angesehene Männer trauerten mit Ketten beladen in finstern Kerkern, die in Kurzem überfüllt waren. Aber trotz aller Drohungen und Verbote trugen über 500,000 französische Calvinisten, die unter unglaublichen Beschwerden und Gefahren, theils zu Schiff zwischen Waarenballen, in dunkeln Räumen versteckt, theils zu Land, im Dickicht der Gebüsche übernachtend, mit Hinterlassung ihrer Habe die Flucht bewerkstelligten, ihre Betriebsamkeit, ihren Glauben und ihr Herz in das protestantische Ausland. Die Schweiz, die Rheinpfalz, Brandenburg, Holland und England (Spitalfield in London) boten den Verfolgten ein Asyl. Ihre Bildung, ihre Industrie, ihre geistige Rührigkeit blieben nicht ohne Einfluß auf die Cultur der Völker, zu denen sie geflüchtet. Aber in Frankreich war der Wohlstand und die beneidete Blüthe der südlichen Landschaften dahin! Die Seidenwebereien und die Kunst des Strumpfwirkens wurden durch flüchtige Huguenotten dem Auslande mitgetheilt; 60 Millionen Capital wanderten in andere Länder; calvinische Schriftsteller richteten ihre Feder gegen Frankreich und calvinische Krieger traten in die Reihen der Feinde beim Wiederausbruch des Krieges. Man hatte vergessen, „daß die Ordnung der Welt auf moralischen Gesetzen beruht, die noch niemals übertreten worden sind, ohne die Rache auf das Haupt dessen herabgezogen zu haben, der sie übertritt." Schmeichler priesen den König als Vertilger der Ketzerei, ein Dichter von Ruf machte das Ereigniß zum Gegenstand eines Heldengedichts; man reihte das Werk der kirchlichen Einigung unter die Großthaten der Geschichte, gegen welche die Verdienste, die sich das Haus Oesterreich durch den gleichzeitigen Kampf wider die Osmanen um die Christenheit erwarb, weit in Schatten träten; aber der Heldenmuth der Bauern in den Cevennen uud die Tausende von Huguenotten, die mit stiller Hausandacht sich begnügten, bewiesen, wie wenig der Religionsdruck dem gehofften Ziele zuführte. Als sich nämlich die Verfolgung auch in die stillen Thäler der Cevennen erstreckte, wo Abkömmlinge der Waldenser, die sich den Calvinisten angeschlossen, in Glaubenseinfalt und nach alter Sitte dahinlebten, da fanden die Dränger hartnäckigen Widerstand. Die Verfolgung erhöhte den Muth der Gedrückten, die Mißhandlungen steigerten ihren Glaubenseifer zur Schwärmerei. Aus dem Haufen der Ungelehrten gingen Verkündiger des göttlichen Wortes hervor, deren Reden die Gemüther um so gewaltiger anzogen und fesselten, als man in ihnen die Wirkungen unmittelbarer Inspiration erblickte. „In den wildesten Einöden versammelte man sich um sie her, um ihre Predigten zu vernehmen; in den entferntesten Anlagen, die zur Weide des Viehes in den Bergen gemacht waren, vollzog man die religiösen Handlungen nach dem reformirten Ritus." Flüchtige Prediger entflammten die aufgeregten Gemüther der „Kinder Gottes" mit wilder Kampfslust. Angeführt von Cavalier, einem ehemaligen Schäferjungen, und andern „Propheten" warfen die in leinene Kittel gekleideten Camisarden „die nackte Brust den französischen Marschällen entgegen." Ein gräuelvoller Bürgerkrieg, in dem über 100,000 Menschen bluteten, 1702—1704.
füllte die friedlichen Thäler der Cevennen. „Man zählt bei vierzig Kirchen und eine ganze Reihe von Schlössern, welche sie zerstörten; kein altkatholisches Dorf, keine Meierei war vor ihnen sicher. Unerwartet brachen sie aus den Bergen hervor; die Sympathie ihrer Glaubensgenossen kam ihnen bei jeder ihrer Unternehmungen zu Hülfe." Erst als der französische Machthaber den „Propheten und Helden", so viele ihrer vom Schlachtfeld und Schaffot übrig waren, freien Abzug zugestanden, nahm der schreckliche Camisardenkrieg allmählich sein Ende. Cavalier trat als Oberst in englische Dienste. An zwei Millionen 1704.
Huguenotten blieben fast rechtlos und ohne Gottesdienst, bis mildere Zeiten die strengen Ketzergesetze ermäßigten. Aber der Rückschlag dieser Glaubenstyrannei auf die französische Kirche blieb nicht aus. „Geheuchelter Formelglaube, zur Schau getragene Kirchlichkeit war die nächste Folge jenes Widerrufs, und sie dauerte so lange, als Ludwigs Augen offen standen; als zwei Augen sich zuthaten, und es nicht mehr einträglich war, das Credo auf den Lippen zu tragen und die kirchliche Fahne zu schwingen, ließ man die todte

Hülfe fallen, in welcher ein lebendiger Kern niemals gewesen war", und es trat nunmehr Unglauben, Gottlosigkeit und kirchenfeindliche Gesinnung um so ungescheuter hervor, je mehr Zwang die befohlene Gläubigkeit den Gemüthern auferlegt hatte. — Auch die frommen Waldenser in den Thälern von Piemont wurden auf Anstiften französischer Religionseiferer um dieselbe Zeit verfolgt; und an den Seen Nordamerika's und im Stromgebiet des obern Mississippi, wo damals der Glaube an den wahren Gott und zugleich der Ruhm des „großen Capitains der Franzosen" von eifrigen Glaubensboten verbreitet wurde, hielt man jede reformirte Auffassung des Christenthums mit blutiger Strenge nieder.

4. Ludwigs XIV. Uebermuth und Oesterreichs Bedrängniß.

§. 751. Die Reunionen. Die Artikel des Nymweger Friedens waren von den europäischen Mächten angenommen worden, wie sie Frankreichs König, der auf die Unterhandlungen selbst den persönlichsten Einfluß übte, vorgeschrieben hatte. Ermuthigt durch diese Furchtsamkeit, schritt nunmehr Ludwig zu den unerhörten **Reunionen.** Hatte er schon während des Kriegs die zehn elsässischen Landvogteistädte (§. 714) unterworfen und befestigen lassen, so wurde jetzt die Behauptung aufgestellt, eine Anzahl Ortschaften und Gebietstheile seien als ehemalige Pertinenz- oder Dependenz-Stücke der im Westfälischen und Nymweger Frieden an Frankreich gefallenen Landschaften und Städte in der Abtretung inbegriffen, da in dem Friedensvertrag ausgesprochen sei, daß diese Gebietstheile mit ihren Distrikten der französischen Souveränetät unterstellt sein sollten. Um der Anmaßung einen Schein von Recht zu geben, ließ nunmehr Ludwig in
1679. Metz, Besançon, Doornik und Breisach sogenannte Reunionskammern zur Ermittelung dieser Pertinenzstücke errichten und ward so Kläger, Richter und Vollstrecker in Einer Person. Von dem Grundsatz ausgehend, daß die Rechte des Reichs sämmtlich an ihn übergegangen seien, erklärte sich sodann Ludwig zum Oberlehnsherrn aller derer, welche ihm als Vasallen der abgetretenen Bisthümer und Länder bezeichnet wurden.

Der Gerichtshof von Metz sprach achtzig außerhalb Frankreich liegende Lehen als
1680. der französischen Souveränetät unterworfen an, die Kammer von Breisach erklärte außer den zehn elsässischen Reichsstädten nebst dem Gebiet von Hagenau und Weißenburg eine Anzahl im Elsaß ansässiger Reichsunmittelbaren, Fürsten, Aemter, Stände, Ritterschaft für Vasallen des Königs, so daß allmählich 600 Städte, Flecken, Dörfer, Burgen, Mühlen u. s. w. mit Frankreich verbunden wurden. „Aller Orten wurde das französische Wappen angeschlagen, der Eid der Treue, nach französischem Gebrauch von den Unterthanen wie von den Herren gefordert. Die mächtigeren Reichsglieder widerstrebten, aber ihre Beamten wurden verjagt, ihre Archive verschlossen, ihre Renten vorenthalten, wendeten sie sich an den französischen Hof, so wurden sie an die Gerichtshöfe von Metz oder Breisach gewiesen; die Minister versagten jede Rücksprache und Unterhandlung." Am härtesten wurde der Erzbischof von Trier betroffen. Ludwig nahm drei Ortschaften an der Maas in Anspruch, „weil König Pipin, der sie dem Stift geschenkt hatte, sich dabei königliche Macht und Schutz darüber vorbehalten habe." Oberstein, das dem Erzbisthum seit fünf Jahrhunderten angehörte, wurde jetzt von französischen Truppen besetzt, ebenso Homburg und Bitsch. Der glückliche Fortgang ermuthigte zu neuen Unternehmungen. Dem Herzog von Würtemberg wurde durch die Kammer von Besançon Mömpelgard, als zur Franche Comté gehörig, dem König von Schweden seine Besitzungen in Pfalz-Zweibrücken und den Spaniern Luxemburg und andere niederländische Städte abgesprochen. Zugleich ließ der König an allen Grenzen Frankreichs durch Vauban unan-

greifbare Festungswerke errichten, die das Königreich für alle Zukunft gegen feindliche Invasionen sicher stellen sollten. Deutscher Seits machte man schüchterne Vorstellungen gegen solche Uebergriffe, bestritt das Recht dazu durch juristische Deductionen und stritt sich auf dem Congreß in Frankfurt mit lächerlichem Eifer über Rang und Titel, über die Form der Tische und Sitze, während der Feind bereits Hand an das edelste Reichskleinod gelegt und Louvois und General Montclar ihre Netze ausgespannt hatten.

Die Krone setzte Ludwig seinem Raubsysteme dadurch auf, daß er mitten im Frieden die freie Stadt **Straßburg dem deutschen Reiche entriß.** 30. Sept. 1681.
Der verrätherische Bischof Franz Egon von Fürstenberg und einige bestochene Rathsherren waren bei der Ueberraschung und Besetzung behülflich. Die einst freie Bürgerschaft mußte nach ihrer Entwaffnung dem fremden Machthaber knieend den Unterthaneneid leisten; das Münster wurde dem katholischen Cultus zurückgegeben, das Zeughaus geleert. Während der König als Sieger seinen feierlichen Einzug hielt und der Bischof ihn vor der wiedereroberten Kathedrale mit den Worten begrüßte: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen," wurde von Vauban die Citadelle abgesteckt, bei deren Ausbau deutsche Bürger und Bauern Hand anlegten. Von Kaiser und Reich verlassen und von dem zaghaften Magistrat verrathen, fügte sich die Bürgerschaft in das unvermeidliche Schicksal und opferte ihre politische und kirchliche Selbständigkeit einem König, der im Falle eines Widerstandes Krieg und Verwüstung drohte, bei friedlicher Unterwerfung aber Verfassung, Rechte und Religionsfreiheit zu achten versprach. — Statt mit vereinten Kräften den Uebermuth zu strafen und den Mahnungen Wilhelms von Oranien Gehör zu geben, schlossen nach langen unfruchtbaren Verhandlungen der Kaiser, Spanien und das durch Confessionshaß gespaltene deutsche Reich mit dem despotischen Monarchen zu Regensburg einen zwanzigjährigen Waffenstillstand, in dem alle reunirten und geraubten Gebiete und Ortschaften mit Einschluß Straßburgs und der kurz vorher eroberten Festung Luxemburg dem letztern überlassen wurden unter der einzigen Bedingung, daß die neuen Erwerbungen bei ihren religiösen und politischen Rechten und Besitzthümern erhalten, die Reunionen eingestellt und die französischen Hoheitsrechte nicht weiter ausgedehnt würden. (15. Aug. 1684.) Aber die Langmuth der Nachbarn steigerte nur Ludwigs Habgier und Uebermuth. „In der Natur vorwaltender Mächte liegt es nicht, sich selbst zu beschränken, die Schranken müssen ihnen gesetzt werden." Nicht nur, daß gegen den ausdrücklichen Vertrag die Religionsverfolgungen auch auf die Protestanten im Elsaß ausgedehnt wurden; die Grenzverletzungen am Rhein und anderwärts dauerten fort; die Reunionskammer von Metz nahm die bedeutendsten (1683.) Städte und Herrschaften in Lothringen als Lehnstücke der drei Bisthümer für Frankreich in Besitz und auch über Italien dehnte Louvois und sein despotischer Gebieter die Gewaltstreiche aus. Casale, der Schlüssel zum Mailändischen, war zugleich mit Straßburg besetzt worden und der verrätherische, zweideutige Unterhändler Matthioli wurde, vielleicht unter der Hülle der „eisernen Maske", auf Lebenszeit in Haft gehalten; nun büßte auch das stolze Genua für seine Anhänglichkeit an die alte Freiheit durch ein schreckliches Bombardement (1684.) und mußte in Versailles demüthig Abbitte thun, daß es mehr Neigung zu Spanien als zu Frankreich gezeigt. Die Welt war in Schrecken gefesselt.

§. 752. Die Türken vor Wien. Während dieser ganzen Zeit war Kaiser Leopold im Osten seines Reichs beschäftigt. In Ungarn hatten die Bedrückungen der Protestanten durch die unter dem Einfluß der Jesuiten stehende österreichische Regierung, die Verletzung ständischer Rechte, die Gewaltthätigkeiten gegen einige Magnaten und die schweren Einquartierungen gerade in dem Augenblicke gefährliche Aufstände erregt, als einige rüstige Großveziere die Eroberungspläne früherer Sultane erneuten und den kriegerischen Geist der Janitscharen wieder weckten. Der Fürst von Siebenbürgen ward gezwungen, der Pforte einen hohen Tribut zu entrichten, und als der Adel jenes Landes mit österreichischer Hülfe das türkische Joch abschütteln wollte, wurde nicht nur Siebenbürgen in größere Abhängigkeit gebracht, sondern die Osmanen besetzten auch ganz Niederungarn und wären noch weiter gedrungen, hätte nicht Montecuccoli's glän-
10. Aug. 1664. zender Sieg bei St. Gotthard an der Raab ihren Lauf gehemmt. Die mit den Türken abgeschlossene Waffenruhe benutzte die österreichische Regierung, besonders der den Ungarn feindlich gesinnte Minister Lobkowitz, zur allmählichen Vernichtung der ungarischen Freiheiten und Rechte.

1670. Eine von den mächtigsten Edelleuten Ungarns gebildete Verschwörung zur Abwehr des von den österreichischen Beamten, Jesuiten und Soldaten geübten Drucks gab dem Kaiser die gewünschte Gelegenheit, Ungarns Selbständigkeit zu brechen. Nachdem die
1671. Häupter der Verschworenen (Zrinyi, Nadasdy und Frangepan) auf dem Schaffot geblutet, erklärte ein kaiserliches Edict, daß die Gewalt des Thrones unumschränkt sei und die Ungarn fernerhin eine österreichische Kriegsmacht zu erhalten und die ihnen eigenmächtig aufgelegten Steuern zu entrichten hätten. Ein harter, ungerechter Fremdling ward als Haupt der neuen despotischen Militärregierung eingesetzt. Protestantische Prediger wurden als Ruderknechte verkauft; die Bekenner des Evangeliums, die dem Preise des Abfalls, Bischofsstühlen, Hof- und Staatsämtern widerstanden, ihrer Kirchen, ja ihrer Kinder beraubt.

Aber die Gewaltschritte weckten den Freiheitssinn und den Kriegsmuth der Ungarn. Emmerich Tököli, ein thatkräftiger, talentvoller Edelmann, dessen
1674. Güter eingezogen wurden, entfaltete die Fahne der Empörung. In Kurzem stand ihm eine beträchtliche Streitkraft zu Gebote, mit der er das österreichische Kriegsvolk aus Ungarn vertrieb. Ludwig XIV. leistete ihm Beistand, und die
1681. Pforte, die ihn als zinspflichtigen König von Ungarn anerkannte, trug zu
1682. seinem Schutz von Neuem den Krieg in das Herz von Oesterreich. Mit einem Heere von 200,000 Mann rückte der Großvezier Kara Mustapha sengend
Juli 1683. und brennend bis vor die Mauern Wiens. Der Hof flüchtete sich nach Linz, Oesterreichs Hauptstadt schien verloren. Aber der Heldenmuth der von dem entschlossenen Befehlshaber Rüdiger von Staremberg geleiteten Bürgerschaft und die Ungeschicklichkeit der Osmanen im Belagerungskrieg bewirkten, daß Wien sechzig Tage lang allen Angriffen Trotz bot, bis die von Karl von Lothringen befehligte Reichsarmee und ein mit derselben vereinigtes polnisches Heer unter dem Heldenkönig Johann Sobieski der bedrängten Stadt zu Hülfe
12. Sept. 1683. kam. Eine blutige Schlacht unter den Mauern Wiens entschied wider die Türken. Sie zogen eilig ab und ließen unermeßliche Beute in den Händen der Sieger. Kara Mustapha wurde auf Befehl des Sultans enthauptet, aber das Glück der Schlachten blieb bei dem christlichen Heere. Karl von Lothringen eroberte eine ungarische Stadt nach der andern, und als endlich auch Ofen,

das die Türken 146 Jahre lang besessen, in die Gewalt der Oesterreicher fiel, 1686.
glaubte Leopold seinen lang gehegten Plan gegen Ungarn ausführen zu können.
Das **Blutgericht von Eperies** beraubte den Adel seiner unternehmendsten 1687.
Häupter und schreckte die Nation so, daß die Stände auf dem Reichstag von Preßburg in die Aufhebung des Wahlkönigthums willigten und das wichtige Recht, verfassungswidrigen Verordnungen sich widersetzen zu dürfen, aufgaben.

Seitdem hörte Ungarn auf, ein Wahlreich zu sein und die königliche Würde ward dem habsburger Mannstamm erblich zuerkannt. Die übrigen Rechte verblieben der Nation und mußten bei jedem Thronwechsel vom Herrscher beschworen werden. Aber die Klagen der Protestanten über die Bekehrungslist der Jesuiten fanden kein Gehör. „Die evangelische Kirche wurde durch ein unblutiges Märtyrerthum über die Hälfte vermindert." Tököli flüchtete sich zu den Türken, wo er eine Zeit lang in Ketten gehalten wurde, bis der Sultan sich von seiner Treue überzeugte und ihn von Neuem im Krieg wider Oesterreich gebrauchte.

Die Osmanen, von den Venetianern in Morea und in dem alten Hellas glücklich bekriegt und von den Oesterreichern aus Ungarn und Siebenbürgen getrieben, stürzten ihren Sultan vom Thron und erhoben einen andern; aber **Karl von Lothringen, Prinz Eugen** und **Ludwig von Baden** hielten den Sieg bei Oesterreichs Fahnen fest. Erst als der Großvezier Köprili die Leitung das Krieges übernahm, schwankte eine Zeit lang das Glück; das mit den größten Anstrengungen eroberte Belgrad kam wieder an die Türken. 1688.
Allein Ludwigs von Baden glorreicher Sieg bei **Salankemen**, wo 19. Aug. 1691.
26,000 türkische Leichen, darunter der kräftige Großvezier selbst, die Wahlstatt
bedeckten, und die blutige Schlacht von **Zentha** an der Theiß, in der Prinz 11. Sept. 1697.
Eugen sein überlegenes Feldherrntalent entwickelte und eine unermeßliche Kriegsbeute in die Hände der Sieger fiel, zwang endlich die Pforte, den **Carlowitzer** 26. Januar 1699.
Frieden einzugehen. Siebenbürgen und alles Land zwischen der Donau und Theiß wurde an Oesterreich abgetreten, Morea und einige Inseln fielen an Venedig; Rußland, das zuletzt gleichfalls am Kriege Theil genommen, behielt das eroberte Asow. So ging Oesterreich ruhmvoll aus einem Kampfe hervor, der so gefahrdrohend begonnen hatte. Graf Tököli, vom Sultan mit dem Titel eines Fürsten von Widdin beschenkt, starb (1705) als Flüchtling auf einem Landgut bei Nicomedien, fern von der Heimath, deren Befreiung sein einziges Lebensziel gewesen war.

5. England unter den beiden letzten Stuarts.

§. 753. Karl II. Die Regierungszeit des leichtsinnigen, charakterlosen Karl II. 1660–85.
und wollüstigen Karl II. war für England verhängnißvoll. Weder das Schicksal seines Vaters, noch die eigenen schweren Lebensgeschicke dienten ihm zur Lehre und Warnung. An dem fröhlichen Hof von Whitehall gedachte man weniger als irgendwo sonst der ernsten Vergangenheit. Kaum war die Rache der Royalisten an den Puritanern und Republikanern gestillt (§. 735), so wurde das
Reich von schweren Drangsalen heimgesucht. Eine ansteckende Krankheit stürzte 1665.
in einem einzigen Sommer hunderttausend Bewohner der Hauptstadt ins Grab;

1666. im nächsten Jahr verzehrten die Flammen zwei Drittel von London (13,000 Häuser, 89 Kirchen) und bald darauf befuhr die holländische Flotte die Themse, verbrannte die Kriegsschiffe und raubte Fahrzeuge und Gut. Den leichtsinnigen König focht dies wenig an; am Tage des Flottenbrandes jagte er mit seinen Buhlerinnen in kindischem Getändel einer Motte nach; ohne Vaterlandsliebe und Ehrgefühl verkaufte er an Frankreich das durch Cromwell erworbene Dünkirchen und „verjubelte den Kaufpreis"; und als seine verschwenderische Hofhaltung Schulden und Geldnoth mehrte und das Parlament, bei dem der erste Enthusiasmus für das Königthum bald vorüberging, in seinen Bewilligungen nicht so freigebig war, wie der König wünschte, so horchte Karl auf die lockende Stimme Frankreichs und verkaufte an Ludwig XIV. die Ehre und den Vortheil des Landes und den eigenen Glauben um Jahrgelder und Mätressen (§. 745). Die damals an dem tonangebenden französischen Hofe herrschende Sitte, durch Religionswechsel und Proselytenmachen seine vornehme Bildung und feine Lebensart zu beurkunden, hatte bereits auch in England Wurzel gefaßt. Der Herzog von York, des Königs Bruder, trat zur römischen Kirche über und brachte auch seine Gemahlin, die Tochter des Ministers Clarendon, des royalistischen Geschichtschreibers der englischen „Rebellion", zu demselben Schritt, und daß Karl II. seine katholische Ueberzeugung in seiner Brust verschloß und lieber den unheimlichen Pfad der Heuchelei und Falschheit wandelte, rührte von dem Rathe Ludwigs XIV. her, der von einem raschen Uebertritt Gefahr für den Thron und Schaden für seine eigenen Interessen fürchtete und darum die unbesonnene Kundmachung der Glaubensänderung hintertrieb. Das Volk ahnte wohl, was in des Königs Herzen vorgegangen; Gewißheit erlangte es aber erst, als Karl
1673. bei seinem Tode die katholischen Sterbesacramente nahm. Durch die **Testacte**, welche festsetzte, daß Jeder, der ein Amt oder eine Militärstelle bekleide, der englischen Kirche angehören müsse, suchte das Parlament den anglicanischen Glauben gegen die Ränke des Hofs und gegen die Einflüsse Ludwigs XIV. sicher zu stellen.

Conventikel-Acte. Toleranzedict. Testacte. Die Erinnerung an die Härte der presbyterianischen Geistlichen während seiner verhängnißvollen Jugendjahre, die Abneigung des genußsüchtigen Fürsten gegen die ascetische Strenge der Puritaner und das Bedürfniß, für ein wollüstiges und lasterhaftes Leben eine leichte Absolution zu erlangen und durch eine kraftlose Buße den Fortgenuß aller sinnlichen Freuden zu erkaufen — dies waren die Motive, die Karl II. dem Katholicismus geneigt machten und ihn auf eine Bahn führten, auf der er Heuchelei, Doppelzüngigkeit, Falschheit und Wortbrüchigkeit nicht vermeiden konnte. Die vor seiner Rückkehr erlassene Zusicherung der Gewissensfreiheit blieb unbeachtet, so lange die englische Nation und ihre unduldsame Geistlichkeit ihren Zorn gegen die Puritaner richteten, an denen sie die erlittene Schmach rächen wollten. Er duldete, daß die Uniformitätsacte zweitausend puritanische Geistliche ihrer Stellen beraubte und sie mit Weib und Kind dem Elende preisgab; und als diese bei ihren bisherigen Pfarrkindern Mitleid, Hülfe und Anhänglichkeit fanden und heimliche Bet- und Andachtsstunden anordneten, wurden durch die Conventikel-Acte alle religiösen Zusammenkünfte von mehr als fünf Personen, wobei nicht das allgemeine Gebetbuch zu Grunde gelegt sei, für ungesetzlich und aufrührerisch erklärt und die Theilnehmer mit schweren Strafen bedroht. Diese Conventikel-Acte wurde auch nach Schottland ausgedehnt, wo das Episcopalsystem in aller Strenge eingeführt und den gemäßigten Presbyterianern eine halbe Duldung unter dem Namen Indulgenz gewährt wurde. „Aber es gab viele ungestüme und entschlossene Männer (sagt Macaulay), besonders in den westlichen Niederlanden, welche der Meinung waren, daß die Verpflichtung, den Covenant zu halten, höher stehe, als die Verpflichtung, der Obrigkeit

zu gehorchen. Die Menschen fuhren fort, im Widerspruch mit dem Gesetz Versammlungen zu halten, und Gott auf ihre Art und Weise zu verehren. Die Indulgenz betrachteten sie nicht als eine halbe Entschädigung für die Unbilden, welche von der Obrigkeit der Kirche zugefügt würden, sondern als ein neues und um so gehässigeres Uebel, weil es unter dem Scheine einer Wohlthat verborgen gehalten ward. Verfolgung, sagten sie, könne allein den Körper tödten, aber die schwarze Indulgenz tödte die Seele. Aus den Städten vertrieben, versammelten sie sich auf Haiden und in Gebirgen; durch die bürgerliche Macht angegriffen, vertrieben sie ohne Bedenken Gewalt mit Gewalt. Bei jedem Conventikel erschienen sie in Waffen, mehrfach kam es zum offenen Aufruhr. Sie wurden mit Leichtigkeit besiegt, aber unter Niederlagen und Strafen wuchs ihr Muth. Gejagt gleich wilden Thieren, gefoltert, bis ihre Knochen breitgeschlagen waren, eingekerkert zu Hunderten, gehängt zu Dutzenden, zu einer Zeit preisgegeben der Zügellosigkeit der Soldaten von England, zu einer andern der Barmherzigkeit der Räuberbanden des Hochlandes, behaupteten sie trotz ihrer Bedrängniß einen so wilden Muth, daß der kühnste und mächtigste Dränger nicht umhin konnte, ihre Verwegenheit und Verzweiflung zu fürchten." — Als aber die Episcopalen ihre Rache an den Dissenters gestillt und die Strenge der Nonconformistengesetze auch die Katholiken traf, da erinnerte sich Karl wieder seiner frühern, von Breda aus erlassenen Zusicherung und wünschte eine Milderung derselben. Seit dieser Zeit ging dem König der Druck, unter dem die Katholiken seufzten, sehr zu Herzen. Daher erließ er ohne Befragung des Parlaments eine Duldungsverordnung (**Toleranzedict**), worin er vermöge seiner höchsten Macht in kirchlichen Dingen alle Strafgesetze gegen die Nonconformisten suspendirte, religiöse Versammlungen an bestimmten Orten erlaubte und die dissentirenden Priester unter den Schutz der Obrigkeit stellte. Aber bei der hochkirchlichen Nation erregte diese Duldungsverordnung, die man als den ersten Schritt zum Papismus betrachtete, eine solche Entrüstung, daß der König sich genöthigt sah, nicht nur die Declaration zurückzunehmen, sondern auch die von dem Parlament mit Ungestüm begehrte Probe- und Prüfungsacte (**Testacte**) zu bestätigen, wonach Alle, welche sich weigern würden, den Eid der Treue und des königlichen Supremats zu leisten, das Abendmahl nach dem Ritus der anglicanischen Kirche zu nehmen und eine Erklärung gegen die Transsubstantiation zu unterzeichnen, unfähig sein sollten, irgend ein Amt oder eine Militärwürde zu bekleiden und in das Parlament oder in den Staatsrath gewählt zu werden. Der Herzog von York leistete den Testeid nicht, legte seine Stelle als Groß-Admiral nieder und vermählte sich in zweiter Ehe mit einer katholischen Prinzessin. Dadurch wurde sein Glaubenswechsel offenkundig, und da er bei dem Abgang eines legitimen Prinzen von Wales der nächste Thronerbe war, so näherten sich die protestantischen Dissenters und die Hochkirchlichen einander, um mit vereinten Kräften dem Katholicismus entgegen zu treten. Yorks beide Töchter, Maria, mit Wilhelm III. von Holland vermählt, und die an einen dänischen Fürstensohn verheirathete Anna, blieben protestantisch.

§. 754. Shaftesbury's Thätigkeit. Nach achtjähriger tüchtiger Amtsführung fiel Karls II. Minister Clarendon in Ungnade und mußte als 1667.
Landesflüchtiger seine alten Tage in der Fremde beschließen. Ein Ministerium, nach den Anfangsbuchstaben seiner Mitglieder (Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley, Lauderdale) von dem Volke bezeichnend **Cabal-Ministerium** genannt, leitete jetzt die Regierung nach dem Wunsche des Königs ohne Rücksicht auf die 1669—74.
Rechte und Ehre der Nation. Von Neuem erhob sich ein heftiger Kampf zwischen dem nach Unumschränktheit strebenden Königthum und dem die Volksrechte und die Landesreligion wahrenden Parlament. Unterstützt von diesem aus geistreichen, aber grundsatzlosen Männern bestehenden Ministerium, unternahm Karl den unpopulären Krieg gegen Holland, der ihm französische Jahrgelder, dem Lande aber Unehre und Nachtheil brachte. Bestechung und Käuflichkeit verloren jetzt in den höhern Regionen alles Schmachvolle. Die Londoner Juweliere, die der Regierung eine große Summe Geldes vorgeschossen hatten, wurden durch unglaubliche Treulosigkeit um ihr Eigenthum betrogen und dadurch Viele

ihrer ganzen Habe beraubt. Umsonst zwang das Parlament den König nach
1674. einigen Jahren zur Beendigung des Kriegs; Karl, für seine Geldbezüge besorgt, ließ seinen natürlichen Sohn Monmouth mit einigen Tausend Engländern im französischen Sold, und als endlich das Unterhaus dringend die Zurückberufung derselben verlangte und den König nöthigen wollte, mit Holland gemeine Sache gegen Frankreich zu machen, prorogirte der von Ludwig aufs Neue erkaufte Karl das Parlament und machte sich dann durch einen eigenhändig geschriebenen Vertrag
1675. verbindlich, ohne Einwilligung des französischen Königs kein Bündniß mit Holland einzugehen. Gestützt auf diese Uebereinkunft, setzte Ludwig den Krieg in den Niederlanden so lange fort, bis er sich überzeugte, daß sein Bundesgenosse dem ungestümen Verlangen des englischen Volkes nicht länger widerstehen könne, und die Stimmung der Holländer ihm einen vortheilhaften Frieden (von Nymwegen, §. 747) verhieß.

Mittlerweile waren die Glieder des Cabal-Ministeriums nach und nach abgetreten und mehrere, namentlich der geistreiche Graf von Shaftesbury (Ashley), schlossen sich der Gegenpartei an, aus Furcht, des Königs Schwachheit, Wankelmuth und verfassungswidriges Verfahren möchte ihnen selbst zum Schaden gereichen. Und um sich bei der Nation, die den Brand der Hauptstadt und alles Unheil des Landes den Jesuiten und Papisten zuschrieb, Vertrauen zu erwerben, benutzte Shaftesbury die Gerüchte von einem
1678. papistischen Complot gegen das Leben des Königs, um Karls katholische Rathgeber zu entfernen oder zu verderben. Diese auf den Aussagen zweier schändlichen Menschen, des meineidigen Heuchlers Oates und des verurtheilten Straßenräubers Bedloe, beruhende Verschwörung war wahrscheinlich eine leere Erfindung, die nur bei einem von Mißtrauen und Religionshaß erfüllten Geschlechte Glauben finden konnte. Aber so groß war die aus einem bösen Bewußtsein hervorgehende Schwachheit des Königs, daß er, obgleich von der Unwahrheit des Complots innerlich überzeugt, seine Zustimmung zu den Zwangsmaßregeln gegen die Papisten gab. An zweitausend Menschen, darunter angesehene Lords, wurden eingekerkert, eine noch größere Zahl aus London verwiesen und mehrere katholische Geistliche hingerichtet; die Testacte (§. 753) erhielt eine strengere Fassung und alle Papisten verloren ihre Sitze im Parlament, worauf die katholischen Peers von selbst austraten. — Die Inschrift auf der bekannten Denksäule in London, worin den Papisten der Brand der Stadt Schuld gegeben wird, ist noch zur Stunde ein merkwürdiges Zeugniß von dem damaligen Katholikenhaß des Volks.

Januar 1679. Umsonst löste endlich Karl das Parlament, mit dem er achtzehn Jahre regiert hatte, auf; das neue führte dieselbe erbitterte Sprache gegen die katholicirende Richtung des Hofes und die verderblichen Pläne der Papisten, so daß sich der König genöthigt sah, um nicht in die verlangte Ausschließung seines Bruders von der Thronfolge zu willigen, denselben aus dem Lande zu schicken, seinen vertrauten Minister Danby zu entlassen, ein neues Ministerium unter Sir William Temple's und Lord Shaftesbury's Leitung zu ernennen und den Staatsrath durch die Beiziehung volksthümlicher Männer zu verstärken. Dieses Ministerium hat sich in der englischen Geschichte einen un-
1679. sterblichen Namen gemacht durch die **Habeascorpus-Acte**, das Palladium der persönlichen Freiheit der Engländer.

Nach diesem Gesetze darf Niemand in Haft gebracht werden, ohne daß ein schriftlicher Befehl der Behörde die Gründe der Verhaftung angibt; auch soll der Gefangene innerhalb einer bestimmten Frist (in der Regel drei Tage) vor Gericht gestellt und in kein Gefängniß außerhalb seiner Grafschaft gebracht werden; dabei sind die Fälle, wo die Loslassung gegen Bürgschaft einzutreten habe, genau bestimmt. Schon früher wurde ein anderes wichtiges Gesetz erlassen,

„welches den Boden frei machte, indem es die Ritterlehen aufhob und sie in freie Erbzinsgüter ohne Kriegspflicht und Lehnslasten verwandelte, nur freilich das abhängige Bauerngut in seinen Lehnslasten beließ."

Als aber Shaftesbury und das neue Parlament die Verfolgungen gegen die Papisten fortsetzten, der Habeascorpusacte zum Trotz Einkerkerungen verhängten, den siebzigjährigen William Howard (Lord Stafford) hinrichten ließen und die Ausschließungsbill der Herzogs von York mit erneuter Anstrengung betrieben, löste Karl die Reichsversammlung auf. Und da um diese Zeit die französischen Jahrgelder wieder reichlicher flossen und dadurch seine Ausgaben auch ohne die Geldbewilligung des Unterhauses gedeckt waren, so schritt er wiederholt zu dieser Maßregel, bis die Nation, aus Furcht vor der Wiederkehr des Bürgerkrieges und den Angebern des papistischen Complots endlich mißtrauend, eine gemäßigtere Gesinnung an den Tag legte. Dies benutzte der Hof, um durch den Oberrichter Jeffreys der Krone das Bestätigungsrecht der städtischen Magistrate und größern Einfluß bei Besetzung der Schwurgerichte zu verschaffen, Shaftesbury zu entfernen und den Herzog von York zurückzurufen. Jetzt bildeten sich die zwei politischen Parteien, deren Namen **Whigs** und **Tories** noch heute die Engländer in zwei große Heerlager theilen. 1681.

Jene, an deren Spitze Shaftesbury und mehrere der geistreichsten, edelsten und charakterfestesten Männer Englands, wie Lord Russel, Sidney, Grey und andere standen, betrachteten die Staatsverfassung als einen gegenseitigen Vertrag zwischen König und Nation und legten dieser im Fall der Verletzung das Recht des thätigen Widerstandes bei; die Tories dagegen, deren Haupt die hochkirchliche Universität Oxford war, verwarfen den Grundsatz daß die bürgerliche Gewalt vom Volke ausgehe, und heischten von den Unterthanen einen leidenden Gehorsam.

Gegen die Häupter der Whigs, die auf Yorks Ausschließung beharrten und theils an Wiederherstellung der Republik, theils an eine Uebertragung der Krone an Karls unebenbürtigen Sohn Monmouth oder einen andern protestantischen Verwandten des Königshauses dachten, richtete nun der Hof seinen ganzen Zorn. Shaftesbury entging der Gefahr durch seine Flucht nach Holland, wo er bald starb, aber seine Freunde erlagen den Streichen ihrer Gegner. Der Hof 1683.
benutzte eine von einigen nichtswürdigen Menschen angelegte Verschwörung gegen das Leben des Königs und seines Bruders, um jene Männer, die mit diesen Verbrechern nichts gemein hatten, zu verderben. Lord Russel und Algernon Sidney, von einem ihrer Meinungsgenossen verrathen und von Torrichtern des Hochverraths schuldig befunden, bluteten auf dem Schaffot. Monmouth floh nach Holland. Die Nation, der Conspirationen müde und den Republikanern abhold, verhielt sich seitdem ruhig, so daß der Herzog von York seine Aemter wieder antreten und Karl bis an seinen Tod unumschränkter als je 1685.
regieren konnte.

§. 755. **Jacob II.** Wenige Wochen nach Jacobs II. Thronbesteigung Jacob II. 1685—88.
landete der Herzog von Monmouth, ein schöner reicher und vom Volke geliebter Edelmann, mit einer Schaar englischer Flüchtigen in Britannien, um seinem Oheim die Krone zu entreißen. Viele Unzufriedene sammelten sich zu seiner Fahne. Allein die Unbesonnenheit und Feigheit des Führers, die Unfähigkeit seiner Rathgeber und die Spaltung unter seinem Anhange, als er durch die

Annahme des Königstitels die Republikaner von sich entfernte, vereitelten das
1685. Vorhaben. Monmouth starb eines schmerzlichen Todes auf dem Schaffot. Aber Jacobs Grausamkeit gegen alle Theilnehmer und Förderer des Aufstandes, von denen 330 hingerichtet und über 800 nach Westindien deportirt und zu Sklavendiensten gezwungen wurden, tilgte den letzten Funken von Anhänglichkeit aus dem Herzen des Volks. Der Name des Oberrichters Jeffreys, der mit dem Richtbeil und mit einer Henkerschaar die Grafschaften durchzog, ist mit blutigen Zügen in die Jahrbücher der englischen Geschichte gezeichnet. Und als nun dieser Jeffreys Lord-Kanzler wurde, als in der Verwaltung und im Heere die Zahl der katholischen Vorgesetzten auf eine beunruhigende Weise zunahm, als die Umgehung der Testacte durch Ausdehnung des königlichen Dispensationsrechts und die beabsichtigte Einführung eines Toleranzedicts die allmähliche Rückführung des Katholicismus vorzubereiten schien und alle Schritte andeuteten, daß Jacob eine Umgestaltung der kirchlichen und bürgerlichen Verfassung Englands zu bewirken suchte, da gerieth die Nation in die größte Aufregung.

Jacob II. war ein zu eifriger Convertit, als daß er sich wie Karl II. mit einer bloßen Duldung seines Glaubens begnügt hätte. Mit dem Eifer eines Missionars und dem Trotze eines Fanatikers suchte er dem Katholicismus zur Herrschaft zu verhelfen. Er schickte einen Gesandten an den Papst und nahm einen päpstlichen Nuntius an; er stellte im Schlosse die Messe wieder her und gestattete den katholischen Cultus in Privatkapellen; er gewährte den Jesuiten und andern Ordensbrüdern sichern Aufenthalt im Reiche, beförderte Bekehrungen durch Anstellungen und andere Vortheile und sicherte den übergetretenen Geistlichen den Fortgenuß ihrer Pfründen. Die Aussicht auf irdische Vortheile, auf Aemter und Ehrenstellen verfehlte ihre Wirkung nicht bei den Schwachen, die Verführung war zu lockend und das Beispiel von Oben gab Manchem Scheingründe zur Beschwichtigung seines mahnenden Gewissens. Der Befehl, Alle, die unter der vorhergehenden Regierung wegen Verweigerung des Eides der Treue und des Supremats in Haft gebracht worden, in Freiheit zu setzen, gab etliche Tausend Nonconformisten, darunter auch protestantische Dissenters, der menschlichen Gesellschaft zurück. Damit aber nicht die Meinung Geltung fände, als ob des Königs Herz auch mit diesen Mitleid fühle, ließ er bald darauf das Buch des Huguenotten-Geistlichen Claude über die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich durch Henkershand öffentlich verbrennen und sprach somit seine Billigung der von Ludwig XIV. angewendeten Maßregeln aus. — Doch konnte Jacob nicht auf Erfolg rechnen, so lange die Testacte noch in Kraft war. Um daher deren Abschaffung vorzubereiten, wurde der Grundsatz geltend gemacht, „es stehe in der Macht des souveränen Königs von England, in gewissen Fällen von den Reichsgesetzen zu dispensiren." Dies hatte zur Folge, daß in der Armee die höchsten Befehlshaberstellen Katholiken und Convertiten übertragen wurden, und als dies unter der Geistlichkeit Murren erzeugte und die beständige Mahnung von den Kanzeln herab, „fest an dem protestantischen Glauben zu halten und sich nicht von den Irrthümern des Papstthums umgarnen zu lassen", das Volk in Aufregung brachte, wurde der Bischof von London, eine kräftige Säule der Opposition, seines Amtes beraubt. — Mit dem der ganzen Familie Stuart eigenthümlichen Starrsinn fuhr Jacob II. fort, durch Proclamationen in Schottland und England seinen Glaubensgenossen die Rechte zu ertheilen, die ihnen die Landesgesetze versagten. Aber die presbyterianischen, dem religiösen Fanatismus so zugänglichen Schotten, die kurz zuvor durch die Ermordung des für die Einführung des Episcopats eifrig wirkenden Erzbischofs Sharp von Edinburg ihren Haß gegen die kirchlichen Neuerungen der Stuarts zu erkennen gegeben, widersetzten sich der Ausübung des streitigen Königsrechts und erklärten, „Toleranzgewährung liege nicht in dem Bereiche der weltlichen Obrigkeit und sei unvereinbar mit Gottes Geboten; ihr Zweck sei, Tyrannei aufzurichten und die Herzen der Protestanten dem Papismus zu öffnen und somit Ketzerei, Gotteslästerung und Abgötterei zu gestatten." Eine ähnliche Aufregung bewirkte in England die königliche Verfügung, daß alle Strafgesetze wegen Uebertretung kirchlicher Bestimmungen außer Wirkung gesetzt und die Abnahme irgend eines Religionseides als Bedingung des Zutritts zu einem Amte verboten sei, zumal

da die offenkundigen Wahlumtriebe und Wahlbeherrschung bei der Bildung eines neuen Parlaments die Nation überzeugten, daß die Aufhebung der Testacte und die Einführung einer allgemeinen Toleranz den Umsturz der Staatskirche auf legalem Wege bewirken solle. Als daher der Geistlichkeit die Weisung ertheilt wurde, die Verordnung in der Kirche zur Zeit des gewöhnlichen Gottesdienstes zu verlesen, weigerten sich sieben Bischöfe, dem Befehl nachzukommen. Wüthend über diese Vermessenheit, ließ Jacob die Prälaten anklagen und in den Tower bringen. Auf dem Zuge dahin wurden sie von dem Volke wie Heilige verehrt und knieend ihr Segen erfleht. Die Freisprechung der Angeklagten wurde wie ein Siegesfest mit Freudenfeuer und Jubelgeschrei gefeiert, was den König von der nahen Gefahr hätte überzeugen müssen, wenn er nicht verblendet die Augen vor dem gähnenden Abgrund absichtlich verschlossen hätte.

§. 756. Die Revolution von 1688. Am höchsten stieg der Unwille des englischen Volks, als Jacob zu einer Zeit, da auf Anregung Wilhelms von Oranien der Kaiser, Holland, Brandenburg, mehrere Glieder des deutschen Reichs, Spanien und Schweden den Augsburger Bund gegen Frankreichs Uebermacht schlossen, mit Ludwig XIV. in Verbindung 1686. trat und die schon seit Jahren in holländischem Solde stehenden englischen Truppen zurückrief. Nur sechsunddreißig Officiere und wenige Gemeine folgten der Mahnung; die übrigen verblieben bei dem Oranier, dem als Gemahl der ältesten Tochter Jacobs Ansprüche an Englands Thron zustanden und der durch seine Erklärung gegen die Aufhebung der Testacte seine Mißbilligung über seines Schwiegervaters Maßregeln und Bestrebungen öffentlich ausgesprochen hatte. Da schlug die Nachricht, dem König sei ein Prinz von Wales ge- Juni 1688. boren, die Hoffnungen der Engländer auf baldige Erlösung vom Joche des Papstthums nieder und erzeugte den Gedanken, sich durch Selbsthülfe und unter dem Beistande Wilhelms von Oranien, davon zu befreien. Die Echtheit des Prinzen wurde in Zweifel gezogen; Schaaren mißvergnügter Briten strömten nach dem Haag; die Partei der Whigs, angesehene, ehrenwerthe Männer an ihrer Spitze, traten mit dem Oranier in Verbindung und verhießen ihm im Falle einer Landung die Hülfe der protestantischen Nation. In unbegreiflicher Verblendung sah Jacob den Rüstungen der Generalstaaten zu, die nun ihrem Erbstatthalter durch großartige Unterstützung die Rettung ihres Landes vergalten. Selbst die Vorstellungen Ludwigs XIV. waren nicht vermögend, dem König die Augen zu öffnen. Erst als Wilhelm mit holländischer Kriegsmacht an Englands Küste landete, als die englischen Farben mit dem Wahlspruch: „die protestantische Religion Novbr. 1688. und die Freiheit von England" am Hauptmaste seines Schiffes seine Absichten kund gaben und ein von dem Geschichtschreiber Burnet verfaßtes und in zahlloser Menge über das Land verbreitetes Manifest eine allgemeine Bewegung hervorrief, da gewahrte Jacob den Vulkan, auf dem sein Thron stand. Umsonst nahm er alle verfassungswidrigen Maßregeln zurück, das Vertrauen des Volks war verscherzt. Jacob II. wurde jetzt zu seinem Schaden gewahr, wie gefährlich es sei, dem Grundsatze Raum zu geben, daß man Gesetze und Eidschwüre durch sophistische Deutung umgehen könne. Denn wie er seinen Krönungseid und die Testacte unbeachtet bei Seite geschoben, so hielt sich auch die Nation nicht länger an den Grundsatz vom passiven Gehorsam und von der Gesetzwidrigkeit eines bewaffneten Widerstandes gebunden. Der Boden, auf dem er stand, war durch Verrath, Heuchelei und Meineid, womit die Stuarts die Nation vertraut gemacht, wankend geworden. Als der später zum Herzog von Marlbo-

rough erhobene Lord Churchill mit seinen Truppen zu Wilhelm überging, als sogar Jacobs Lieblingstochter Anna und ihr dänischer Gemahl Georg halb freiwillig, halb gezwungen auf die nationale Seite traten und die Stimmung der Armee und der Seemannschaft den König seinen Fall ahnen ließ, da schickte er
Decbr. 1688. seine Gattin mit dem Prinzen nach Frankreich, warf das Reichssiegel in die Themse und floh dann in Verzweiflung aus dem Lande seiner Väter, um dessen schönen Thron er sich und seine katholischen Nachkommen gebracht.

Jacob lebte fortan in St. Germain von einem Gnadengehalt Ludwigs XIV., nachdem sein Versuch, durch die irischen Insurgenten wieder auf den Thron zu gelangen, gescheitert war. Das Volk ließ seine Wuth an den Katholiken aus und verschonte nicht einmal die fremden Botschafter.

§. 757. **Wilhelm und Maria.** Nach Jacobs II. Flucht erklärten die Vertreter des englischen Volkes (die National-Convention) den Thron für verlassen und kamen nach langer Berathung darin überein, daß die katholische Linie der Stuarts von der Regierung ausgeschlossen und diese dem Königspaar Wilhelm und Maria übertragen werden sollte. Aber belehrt durch
13. Febr. 1689. die Vergangenheit, sicherten sie durch die „Bill der Rechte“ (bill of rights) die alten Satzungen und Rechte der Nation gegen künftige Gewaltstreiche, ohne der Würde der Krone zu nahe zu treten. Das königliche Dispensationsrecht wurde abgeschafft und die Verantwortlichkeit der Minister für alle Regierungsmaßregeln festgesetzt; aber das strenge Festhalten an der Testacte und den kirchlichen Gleichförmigkeitsgesetzen bewies, daß die Tugend der Duldung auf religiösem Gebiete noch nicht zu dem Bewußtsein des Engländers gekommen. Weigerten doch viele Geistliche den Huldigungseid, weil sie von dem calvinistischen König, der die strengen Gesetze gegen die Dissenters milderte, für die Herrschaft ihres hierarchischen Systems Gefahr fürchteten! Desto bereitwilliger erkannten die Schotten, die unter den beiden letzten Stuarts schwere Drangsale und religiöse Verfolgung zu erdulden gehabt, die neue Ordnung der Dinge an, besonders als Wilhelm in die Abschaffung des verhaßten Episcopats und die Wiederherstellung der presbyterianischen Synodalverfassung willigte. Die von Frankreich unterstützten und von Jacob II. selbst in den Kampf geführten Irländer aber wurden erst durch die blutige Schlacht an
1. Juli 1690. der Boyne, wo der alte, als Huguenotte aus Frankreich flüchtige Marschall Schomberg den Heldentod starb, zur Anerkennung Wilhelms und Maria's gezwungen. Auf beiden Seiten kämpften Franzosen; bei den Iren die Truppen des katholischen Königs, bei Wilhelm die ausgewanderten Huguenotten.

Cromwells harte Maßregeln wurden von Neuem gegen dieses unglückliche Land angewendet. Die irischen Jacobiten verloren ihre Güter und wanderten zu Tausenden aus. Viele traten in französische Kriegsdienste. Die Insel ging als erobertes Feindesland aller Rechte verlustig. — Unter Wilhelm wurde der letzte Grundstein zu Englands Freiheit und Größe gelegt. Der Staatshaushalt ward von dem Privathaushalt (Civilliste) des Königs geschieden, die Preßfreiheit schlug feste Wurzeln; die Seemacht hob sich, die Londoner Bank trat ins Leben, die ostindische Compagnie wurde erweitert; Gewerbfleiß, Handel und Colonialwesen stiegen zu hoher Blüthe. Wilhelms Herrschernatur wurde mehr bewundert als geliebt; sein ernstes, kaltes Wesen, seine Vorliebe für Holland, seine Verschlossenheit entfremdeten ihm die Herzen der Briten. Desto größere Anerkennung und Liebe fand er bei den Holländern.

Als der Tod den kränklichen Fürsten kinderlos hinwegnahm, folgte ihm 1702.
Jacobs II. jüngere Tochter **Anna** (geb. 1664), unter welcher die vollständige **Ver-** Anna 1702—14
einigung Schottlands und Englands zu Stande kam, so daß von dem an 1707.
schottische Repräsentanten im englischen Parlament stimmten. Auch sie sank kinderlos in die Gruft; sie überlebte ihren Gemahl und alle ihre Kinder, daher kam nach ihrem Tode die englische Krone an den Kurfürsten Georg von Hannover, den Enkel der unglücklichen Pfalzgräfin und Böhmenkönigin Elisabeth (§. 696). Gern hätte Anna ihrem von Frankreich als König von Großbritannien anerkannten Halbbruder, dem Prätendenten Jacob III., die Krone zugewandt, aber die Abneigung der Nation gegen die katholische Linie der Stuarts vereitelte ihr Vorhaben.

Jacob II. war 1701 in St. Germain gestorben; der Versuch seines Sohnes, den die An- 1715.
hänger der Stuarts als König Jacob III. ehrten, durch eine Landung in Schottland dem hannöver'schen Hause die Krone wieder zu entreißen, schlug fehl, eben so auch das noch umfassendere
Unternehmen des „Prätendenten" Karl Eduard, des Sohnes von Jacob III. (§. 774). Beide 1745—46
lebten nach dem Scheitern ihrer Pläne in Italien; jener, ein unschlüssiger, thatloser und wegen seines regellosen Lebens wenig geachteter Edelmann, starb als Chevalier von St. George im J. 1766, dieser (vermählt mit der Gräfin von Stolberg, der bekannten Freundin des Dichters Alfieri) als kinderloser Herzog von Albany 1788; sein jüngerer Bruder, der Cardinal von York († 1807), war der letzte vom Mannsstamm der Stuarts.

6. Ludwigs XIV. dritter (Orleans'scher) Krieg (1689—1697).

§. 758. Das Augsburger Bündniß (§. 756) überzeugte Lud- 1686.
wig XIV., daß die europäischen Völker der französischen Zwingherrschaft müde seien; und da zugleich das österreichische Waffenglück seinen Verbündeten, den Großsultan, sehr ins Gedränge brachte, so beschloß er aufs Neue Krieg, um seinen Feinden zuvorzukommen und die deutsche Militärmacht vom Osten an den Rhein zu ziehen. Die pfälzische Erbschaftssache und die Kölner Erzbischofswahl gaben willkommene Veranlassung zur Kriegserklärung. Will man noch persönliche Gründe annehmen, so wird man dieselben weniger in der bekannten Erzählung suchen dürfen, Louvois habe seinen über das unsymmetrische Fenster am neuen Lustschloß Trianon zürnenden Gebieter durch Kriegshändel beschäftigen wollen, als in dem Ehrgeiz Ludwigs, zu beweisen, daß seine Unternehmung gegen die Protestanten ihn nicht geschwächt habe, daß er noch immer der kriegsbereiteste Fürst von Europa sei.

1) Als Kurfürst Karl, der Sohn Karl Ludwigs (§. 714) von der simmern'-
schen Linie, ohne männliche Erben starb, fiel die Pfalz nach den Gesetzen des Reichs und 1685.
des kurfürstlichen Hauses, wie nach dem Testament des Verblichenen an die katholische Seitenlinie Pfalz-Neuburg. Aber Ludwig XIV. sprach für die an seinen Bruder, den Herzog von Orleans, vermählte geistreiche, charakterfeste und offenherzige Schwester des verstorbenen Kurfürsten, Elisabetha Charlotte, nicht nur die ganze bewegliche Hinterlassenschaft an, sondern begehrte auch die Pfalz-Simmern'schen Lande und dehnte endlich seine Forderungen über alle Territorien aus, von denen der Kurfürst Philipp Wilhelm nicht nachweise, daß sie nur Mannlehen seien.

2) Bei dem Tode des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln wünschte Ludwig 3. Juni 1688.
den französisch gesinnten Wilhelm von Fürstenberg, Bischof von Straßburg und Coadjutor von Köln, zu dessen Nachfolger. Durch Bestechung brachte er die Mehrzahl der Domherren dahin, daß sie, einer ernsten Abmahnung des Kaisers zum Trotze, dem

französischen Söldling ihre Stimmen gaben; aber der Papst war der Wahl entgegen und bestätigte den von der Minderzahl gewählten und von dem Kaiser „mit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reichs" begünstigten jungen Kandidaten Joseph Clemens aus dem bayerischen Fürstenhause. Ludwig hatte sich gerade damals mit dem römischen Hofe über das Recht der Quartierfreiheiten der französischen Gesandten entzweit.

Dieser dritte Krieg begann mit einer barbarischen Maßregel. Um den Feinden das Eindringen in Frankreich unmöglich zu machen, beschloß Louvois mit Genehmigung seines despotischen Königs, durch Verheerung der Rheingegenden eine Wüstenei zwischen beiden Reichen zu schaffen. Sofort besetzten französische Truppen unter harten Feldherren die Rheinpfalz, die sich von den frühern Kriegsleiden noch kaum erholt hatte, und verübten unmenschliche Grausamkeiten. Wie Mordbrenner fielen die wilden Schaaren über die blühenden Dörfer an der Bergstraße, über die reichen Städte am Rhein, über die Ort-
März 1689. schaften der südlichen Pfalz her und verwandelten sie in Aschenhaufen. Der gesprengte Thurm des Heidelberger Schlosses ist noch jetzt ein stiller Zeuge von der Barbarei, mit welcher Melac und andere Anführer die Befehle einer grausamen Regierung vollzogen. Elisabetha Charlotte, die sich als die Ursache zu dem Ruin ihres Vaterlandes betrachtete, brachte in lautem Weinen die Nächte zu und sprach ihren Schmerz in zahllosen deutschen Briefen aus.

Heidelberg ging zum Theil in Flammen auf, nachdem die Neckarbrücke in die Luft gesprengt worden; Rohrbach, Wiesloch, Kirchheim, Baden, Bretten, Rastatt, Pforzheim u. a. O. wurden zerstört, Handschuchsheim, Ladenburg, Dossenheim, Schriesheim erholten sich nie wieder ganz von den Verheerungen, womit sie der „allerchristlichste" König heimsuchte; vom Haardtgebirg bis zur Nahe — Frankenthal, Alzey, Kreuznach — rauchten Städte und Dörfer, Weinberge und Fruchtfelder; in Mannheim mußten die Ein-
Juni 1689. wohner selbst zerstörende Hand an die Festungswerke und Gebäude legen. Worms wurde mit Ausnahme der Domkirche in eine öde Brandstätte verwandelt, und in Speyer verjagten die Franzosen die Bürgerschaft, zündeten die ausgeplünderte Stadt und den altehrwürdigen Dom an und trieben Hohn mit den Gebeinen der alten Kaiser. Die Festung Mainz und die meisten Städte des Kölner Erzstifts erhielten französische Besatzungen; tief in Schwaben und in Franken trieb der Reichsfeind Brandschatzungen ein. „Man kann noch heute die Holzschnitte der Zeit, in denen über den Thürmen und Dächern so vieler altberühmten und kunstgeschmückten Städte die herausschlagenden Flammen und die darüber liegenden Rauchwolken abgebildet sind, nicht ohne Herzeleid ansehen."

Trotz der überlegenen Anzahl der Feinde behielten die von den ausgezeichnetsten Feldherren geführten Franzosen im Ganzen die Oberhand. In den Niederlanden siegte der talentvolle Marschall von Luxemburg, eben so tapfer
1690. 1692. und unternehmend als sittenlos und ränkesüchtig, bei Fleurus und Stenkerken über die Deutschen und Holländer; in Italien, wo Victor Amadeus II., der kluge Herzog von Savoyen und Piemont, sich Frankreichs Feinden ange-
18. Aug. 1690. schlossen, erfocht der tapfere, geistreiche und charaktervolle Catinat den Sieg von Staffarda, und am Oberrhein fühlten die Bewohner des Breisgau's und Badens die Geißel französischer Einqartierung und Plünderung. Auch zur See
1690. machte sich der treffliche Zustand der französischen Marine geltend. Bei Dieppe siegte Admiral Tourville; und selbst die große Niederlage, die derselbe
1692. einige Zeit nachher durch die überlegene englisch-holländische Seemacht bei La Hogue erlitt, wo Frankreichs Flotte fast gänzlich zu Grunde ging, war so

ruhmvoll für die französische Tapferkeit und Kriegsehre, daß man den Verlust verschmerzte, zumal da im nächsten Jahr der Marschall von Luxemburg kurz vor dem Ende seiner Heldenlaufbahn den glänzenden Sieg von Neerwinden 1693. über Wilhelm von Oranien davon trug, und in Italien und Spanien das Kriegsglück Frankreichs Fahne folgte. Auch in Deutschland, wo **Ludwig von Baden**, der talentvolle Zögling des mittlerweile gestorbenen Karl von Lothringen, an die Spitze der Kriegsmacht getreten war, blieb das französische Heer noch lange im Vortheil; Heidelberg und das Schloß fielen durch die Feigheit des Befehlshabers zum zweitenmal in die Hände der Feinde, die nun nachträglich zerstörten, was sie beim erstenmal verschont hatten, und zugleich dem Eigennutz an der Bekehrungssucht der Jesuiten und Kapuziner Vorschub leisteten. Spanien verlor 1697. Barcelona an Vendome und einige belgische Städte an andere Feldherren, und an der niederländischen Grenze wurde die feste Stadt Limburg bis auf wenige Mauern und Thürme von Grund aus zerstört. Um so mehr erstaunte man, daß Ludwig zu der allgemein ersehnten Beendigung des Kriegs die Hand bot, und **im Frieden von Ryswick** (einem großen, mit Gärten und Laubgängen 9. Mai — 31. Oct. 1697. umgebenen Schloß zwischen Haag und Delft) sich viel genügsamer zeigte als in Nymwegen. Der Stand der Staatskasse, die selbst unter der Verwaltung des begabten Pontchartrain die Kriegskosten nicht länger zu bestreiten vermochte, und die durch die Huguenottenverfolgungen herbeigeführte, durch den Krieg vermehrte Stockung der früher so blühenden Gewerbthätigkeit und des Handelsverkehrs machten den Frieden für das erschöpfte Land nothwendig. Auch die höhern Stände litten unter der weitgreifenden Einkommensteuer (Capitation), zu welcher die Regierung, im Vertrauen auf den royalistisch-patriotischen Enthusiasmus der Nation, geschritten war.

In diesem unter Vermittlung Schwedens in den strengsten Formen der Etikette abgeschlossenen Frieden behielt Ludwig von den spanischen Eroberungen nur eine Anzahl Orte, auf die er ein Recht zu haben vorgab, weil sie zu früheren Abtretungen gehörten, nebst der Insel St. Domingo; dem Herzog von Savoyen, den Ludwig XIV. schon im Jahre 1696 durch die Ueberlassung von Casale und Pignerolo auf seine Seite gebracht und dessen junge Tochter mit seinem Enkel, dem Herzog von Burgund, vermählt worden war, wurden alle Besitzungen zurückgegeben; Holland erlangte Handelsvortheile und der Erbstatthalter die Anerkennung als König von England, sowie die Versicherung, daß Ludwig die Feinde Wilhelms III. weder direct, noch indirect unterstützen werde. Deutschland, von seinen Verbündeten verlassen, kam auch hier wieder am schlimmsten weg; es mußte nicht nur Straßburg und die elsässischen Reunionen gegen die Rückerstattung von Freiburg, Breisach und Philippsburg in den Händen der Franzosen lassen, sondern auch die aufgezwungene Klausel genehmigen, daß in allen protestantischen, von den Franzosen vorübergehend oder dauernd besessenen Ortschaften der katholische Cultus geduldet und das gegen Fürstenberg eingeleitete Gerichtsverfahren niedergeschlagen werden solle. Diese „dem Reiche obtrudirte Ryswicker Klausel“, welche die meisten evangelischen Stände zu unterschreiben sich weigerten, war von unheilvollen Folgen für die Protestanten der Pfalz. Wo nur irgend einmal ein katholischer Feldprediger Messe gelesen, da sollte fortan der Katholicismus zu Recht bestehen. Dagegen wurden Lothringen, dessen Herzog Leopold sich mit einer Nichte des französischen Königs vermählte, und Zweibrücken ihren frühern Besitzern zurückgegeben. Durch vorsichtige Haltung wußte Leopold von Lothringen sein Herzogthum unter schwierigen Verhältnissen bis zu seinem im März 1729 erfolgten Tod gegen Frankreichs Ländergier zu behaupten; aber sein Sohn und Nachfolger Franz Stephan brachte der europäischen Politik das schöne Erbland seiner Väter zum Opfer (§. 787). Louvois, der Haupturheber des Kriegs, hatte die Beendigung nicht erlebt. Am 16. Juli 1691 war er plötzlich an einem Schlaganfall oder, wie behauptet ward, an einer Vergiftung gestorben.

7. Frankreichs klassische Literatur.

§. 759. Das enge Anschließen an die antiken Formen und Dichtungsarten, wie wir sie früher kennen gelernt (§. 676 b.) verblieb der französischen Literatur auch dann noch, als durch Richelieu's Akademie (§. 740) für Sprache und Geschmack ein höchster Gerichtshof gegründet worden. D'Ablancourt und der witzige Menage erlangten durch ihre Uebersetzungen und Bearbeitungen altklassischer Schriftsteller bei ihren Zeitgenossen großes Ansehen. Dieses unter königlichem Schutz stehende Institut benahm übrigens der französischen Literatur die freie Entwickelung und drückte ihr den Charakter der höfischen auf. Nur was die Grammatik und das Wörterbuch der Akademie als sprachrichtig bezeichnete, fand allgemeine Geltung, und ihre Poetik und Rhetorik bestimmten die Formen und Regeln, wie man dichten und schreiben müsse. Hatte das Erstere wenigstens den Vorzug, daß die französischen Schriftsteller Sprache und Stil beachten und ausbilden mußten, so schlug dagegen das Letztere jede Naturanlage, jede geniale Eigenthümlichkeit in die Fesseln der Convenienz und der Regel. Nichts desto weniger verschaffte jene Eleganz der Form, jene Leichtigkeit und Gewandtheit des Stils, verbunden mit Frankreichs politischem Uebergewicht, der französischen Sprache und Literatur fast ein ganzes Jahrhundert lang die Herrschaft in Europa. Die für den geselligen Verkehr, für Conversation wie für Briefe besonders ausgebildete französische Sprache, auf deren Vervollkommnung die Hauptsorge aller Gelehrten und Dichter jener Zeit gerichtet war, blieb fortan die Sprache der Diplomatie, der Höfe und der höhern Gesellschaft; ihre Schriftsteller und Schöngeister standen mit den berühmtesten Fürsten und Staatsmännern in brieflicher Verbindung; dies begann schon mit Balzac und Voiture, deren zierliche Briefe von der schwedischen Christine, von Richelieu und von dem ganzen gebildeten Europa bewundert wurden. Wie sehr dagegen der Despotismus des Cardinals und seiner Schützlinge in der Akademie jede wahre Poesie vernichtete, ersieht man aus den erbärmlichen Producten eines Chapelain und Desmarets, die (jener durch seine Jungfrau von Orleans, dieser durch seinen Clovis) den Franzosen ein Nationalepos schaffen wollten, und aus dem Widerstand, den der einzige geniale Corneille 1606–84. Dichter, Peter Corneille von Rouen, bei Begründung eines National-Dramas zu überwinden hatte. Sowohl der Cardinal selbst, als die von ihm begünstigten Schriftsteller, insbesondere der Dramaturg Franz Hedelin Abbé d'Aubignac suchten das Aufkommen Corneille's zu hindern.

§. 760. Drama. Corneille, Racine, Molière. Als Corneille wagte, ohne Zustimmung des Cardinals und der Akademie sein Hauptdrama, den Cid, auf die Bühne zu bringen, worin er den von den Spaniern entlehnten tragischen Stoff und die dem Euripides und Seneca nachgeahmte Form und prunkvolle Darstellung zu einem, in Sprache und Ton eigenthümlichen und den nach Effect haschenden Franzosen besonders zusagenden Dichtungsstücke umzuschaffen gewußt hatte, fanden der Cardinal und seine Freunde an diesem neuen Geschmack Vieles auszusetzen, mußten aber erfahren, daß die überall unterdrückte Nationalstimme wenigstens in der Literatur noch Gewicht hatte. Denn während Chapelain im Namen der Akademie eine klassische Kritik des Cid ausarbeitete, und ein sehr mittelmäßiger Kopf, Scudéry, dessen Schwester durch ihre breiten Romane im falschen Geschmacke jener Zeit sich einen Namen und viele Nachahmer erworben, tadelnde Bemerkungen gegen denselben schrieb, fand Corneille's Drama solchen Beifall beim Volke, daß er dadurch ermuthigt ward, auf den Cid die Horazier und den Cinna folgen zu lassen. Das letztere Stück stand in inniger Beziehung zu den herrschenden Zeitideen über Königthum und höchste Gewalt. In ihm „erscheinen die republikanischen Stürme und Zwistigkeiten, aus denen gehässige Leidenschaften und blutige Ereignisse entspringen, im Gegensatz zu der Monarchie, die, nachdem sie einmal begründet ist, keiner Gewaltsamkeiten zur Sicherung ihrer Zukunft bedarf und nur nach Verdienst belohnt und bestraft; die Fabel des Stücks beruht auf dem Widerstreite der Rachsucht, welche die Nachkommen der Besiegten erfüllt, und der Milde, mit welcher der Fürst sie entwaffnet."

So wurde Corneille, „eine zugleich bescheidene und hochstrebende, durch beschränkte Verhältnisse auf eine gewisse Fügsamkeit angewiesene, aber in sich selbst auf das Ideale gerichtete Natur“, der Schöpfer der dramatischen Poesie der Franzosen, die in der Form sich enge an die von den Alten gegebenen Muster anschloß, wie gleich sein erstes, dem Seneca nachgebildetes Drama „Medea“ bewies.

Aus Mißverständniß der aristotelischen Poetik wurde das Gesetz der drei Einheiten (Zeit, Ort, Handlung), wonach alle Momente der tragischen Handlung an demselben Orte und in dem engen Zeitraum eines Tages sich entfalten müßten, eigensinnig festgehalten, so groß auch die Unwahrscheinlichkeiten waren, in die sich die Dichter dadurch verwickelten. Der Stoff wurde gewöhnlich der griechischen und römischen Geschichte oder dem Oriente entnommen, aber die Helden traten mit der Feinheit der gebildeten Welt und mit den Sitten des französischen Hofes auf, eine Vermischung des Antiken und Modernen, die bisweilen höchst lächerlich erscheinen mußte; und da der Ton und die Bildung der vornehmen Kreise in die Poesie übertragen wurde, so konnte es nicht fehlen, daß ein kaltes Pathos und hohle Declamation häufig an die Stelle der Natur und der wahren Empfindung traten. Aber die Schönheit der Form und Sprache, die Glätte der Versification, die kunstmäßige Anlage entzückten ganz Europa und verschafften dem französischen Geschmacke überall den Sieg. Aus den Alten schöpfte Corneille die Lehre, daß die Nebensachen nicht auf die Bühne gebracht werden dürfen, um das Gemüth nicht zu zerstreuen. Ihm kam es nur darauf an, die großen Motive, welche die Begebenheit innerlich beleben, den Kampf zwischen Liebe und Ehre, hervorzuheben, die großen Gestalten der alten Romantik auf eine dem Sinne seiner Zeit gemäße Weise zu vergegenwärtigen. Damit berührte er eine Lebensader seiner Zeit. — Corneille's 33 Tragödien, unter denen die spätern den ersten nachstehen, haben sich auf der Bühne erhalten. Im „Polyeukt“ stellt der Dichter die siegreiche Macht und die Wahrheit der christlichen Ideen vor Augen und berührt darin die damals viel besprochenen Streitigkeiten „über Gnade, Vorherbestimmung und Freiheit;“ im „Nicomède“ liegt die Idee, „daß die Nationalfreiheit, das oberste aller Güter, von dem Fürsten um jeden Preis vertheidigt werden müsse“, im „Tod des Pompejus“ dagegen tritt die schwache und verrätherische Gewalt eines kleinen Fürsten und seiner Minister, welche ihr Verfahren mit empörenden Grundsätzen beschönigen, um so verächtlicher auf. „Rodogune“ beruht auf der Leidenschaft, „welche den Zweck des Lebens in dem Besitze der Gewalt erblickt, alle durch die Sitte gebotene Zurückhaltung sprengt, aller Verhüllung entsagt und das innerste Wesen hervorkehrt; bis auch endlich die, mit der sie streitet, sich das Herz faßt, zu lieben und zu hassen, und dem Sohne Rache gegen seine Mutter zum Preise ihrer Liebe setzt. Es entstehen Situationen, welche zu den gräßlichsten gehören, die jemals auf der Bühne vorgekommen sind, aber eine Ader in dem nationalen Charakter und selbst in den Stimmungen der Zeit berühren.“ Ueberhaupt zeigen die Frauen Corneille's die Mischung ehrgeiziger Theilnahme an den öffentlichen Dingen und persönlicher Leidenschaft, Liebe oder Rachsucht, wodurch seine Landsmänninnen nicht selten in die Geschichte eingegriffen haben. Zuweilen erscheinen sie als Vertheidigerinnen der Nationalität, wie Sophonisbe und die Fürstin in „Viriathe“. In allen seinen Stücken rollt der Dichter „eine Welt voll großartig angeregter und energischer Naturen“ vor uns auf: sein Sinn war, „nicht allein durch Schrecken und Mitleid, sondern auch durch Bewunderung den ethischen Zweck der Tragödie, die Reinigung der Leidenschaften zu erreichen.“

Der vollendetste dramatische Dichter Frankreichs, wenn gleich dem vorigen an Kraft und Charakterschilderung nachstehend, ist Jean Racine, bei dem die Eleganz der Form, die Schönheit der Sprache und der gleichmäßige Fluß der Rede unübertrefflich sind und verbunden mit der harmonischen Zusammensetzung und Klarheit der Anlage einen ergreifenden Eindruck hervorbringen. Racine 1639—99.

In seinen beiden ersten Stücken (die „feindlichen Brüder“ und „Alexander“) erscheint er als Nachahmer Corneille's; erst in der „Andromache“ und im „**Britannicus**“ schlug er eine eigenthümliche Bahn ein und wurde national. In dem letztern Stück ist die Schilderung des verfeinerten, von Tücke umstrickten römischen Hofs zu Nero's Zeit besonders interessant und gelungen, weil die ähnlichen Zustände des französischen Hofes unter Ludwig XIV. dem Dichter dabei vor der Seele standen, was seinem Gemälde Farbe und Leben gibt. Denn „ein unbedingtes, rücksichtsloses Ergreifen und Wiedergeben des Gegenstandes wurde nur da recht durch-

führbar, wo das gesellschaftliche Leben selbst denselben bildete." In der „Berenice" ist eine feine Schmeichelei auf Ludwigs erste Geliebte nicht zu verkennen. Das von der Herzogin von Orleans den beiden großen Dichtern zur Bearbeitung gegebene Süjet dieses Stückes bildet die Resignation eines großen Fürsten, des Kaisers Titus, auf eine leidenschaftliche Zuneigung. Corneille legte nun den meisten Nachdruck auf die politischen und nationalen Motive, indeß Racine den innern Streit mehr als Gegensatz zwischen Vernunft und Pflicht auffaßte und das Hauptgewicht auf die Bewegungen und Stürme der Seele bei der Nothwendigkeit einer Trennung legte. Im „Mithridates" entwickelte Racine eine richtige Kenntniß des Alterthums, nur ist hier die Ansicht, daß in jedem Stücke ein Liebesverhältniß vorkommen müsse, besonders übel angewandt; von der „**Iphigenia**" und „**Phädra**" behaupten die französischen Kritiker, besonders Laharpe, daß sie den Stücken des Euripides, die jenen als Vorbilder dienten, vorzuziehen seien; hinsichtlich der Anlage mögen sie vielleicht Recht haben, aber die kräftigen Züge und das echte Colorit des Alterthums, wie sie sich in Euripides bei allen Mängeln noch finden, fehlen der pomphaften und conventionellen Poesie des Franzosen gänzlich. In beiden hatte Racine den Höhepunkt seiner dichterischen Ausbildung erreicht, als Frau von Maintenon in eine Art Pietismus versank und an der weltlichen Dichtkunst Anstoß nahm. Sie beredete daher Racine zu den beiden letzten Dramen biblischen Inhalts: „**Esther**" und „**Athalie**", wovon jenes für die unter dem Schutz der Frau von Maintenon stehende weibliche Erziehungsanstalt von St. Cyr bestimmt war, das letztere erst nach des Dichters Tod zur Aufführung kam. In beiden Stücken wollte man politische Tendenzen erkennen, das erste sollte den Sturz des mächtigen Ministers Louvois, der unter Hamans Namen versteckt war, bezweckt haben, das zweite sollte gegen Wilhelm III. gerichtet gewesen sein und die Verherrlichung des jungen Sohnes Jacobs II. im Auge gehabt haben.

Molière 1622—73. Gleichzeitig mit Racine brachte Jean Bapt. Poquelin de Molière das französische Lustspiel zur Vollendung, und der talentvolle Musiker und Componist Joh. Bapt. Lully (geb. zu Florenz 1633, gest. zu Paris 1687) wurde Gründer der großen französischen Oper. Molière war zuerst Director einer wandernden Schauspielertruppe, bis ihm die Leitung und Anordnung der königlichen Bühne übertragen wurde. Er verband mit der Kenntniß des antiken Drama's und der spanischen Bühne tiefe Menschenkenntniß und ein vollkommenes Verständniß seiner Zeit mit allen ihren Gebrechen. Sorgfalt bei der Ausarbeitung sowie Gewandtheit und Leichtigkeit im Versemachen gaben seinen Dichtungen eine hohe Vollendung und Glätte der Form, seinem Dialog die echt französische Grazie.

Uebrigens muß man unter Molière's Dramen die schnell entworfenen Gelegenheitsstücke (wie la princesse d'Elide, l'amour médecin und selbst les fâcheux) von den ausgearbeiteten und klassischen Stücken unterscheiden. In diesen wußte er geschickt die antike Charakterkomödie und ihr moralisches Ziel mit den spanischen Intriguenstücken, in denen die Anlage, die Verwickelung des Knotens und der Begebenheit die Hauptsache ist, zu verbinden. Unter seinen zahlreichen Stücken heben wir hervor: die Affectirten (les précieuses ridicules), worin die damals herrschende Ziererei und Sentimentalität, die Affectation des Geschmacks, Alles geistreich und originell sagen zu wollen, und die gezwungene Complimentensucht dem Spotte preisgegeben wird; die Schule der Männer und die Schule der Frauen, worin die Resultate einer verkehrten Behandlung der Frauen dargestellt werden, gehören nach Anlage, Charakterzeichnung und Sprache zu seinen gelungensten Stücken; in der dramatischen Posse Kritik der Schule der Frauen machte er die albernen Beurtheilungen dieses Dramas lächerlich. Der **Menschenfeind** (misanthrope) ist durch den Streit Rousseau's und d'Alemberts über die Errichtung eines Theaters in Genf berühmt geworden, wobei jener das Stück einseitig sophistisch tadelte und dieser es ebenso einseitig sophistisch vertheidigte. Das Komische und Lächerliche eines tactlosen Wahrheitsfreundes in einer unwahren Welt und eines ungeschickten Vertheidigers wahrer Empfindungen im gewöhnlichen Verkehr des Lebens ist freilich für das größere Publikum zu fein. Um daher das Volk nicht leer ausgehen zu lassen, verfaßte Molière von Zeit zu Zeit Possen und Nationalfarcen zur Belustigung der Menge. Dahin gehören: Der Arzt wider Willen, der Bürgeredelmann, Georg Dandin, Sganarelle, Scapins Schelmenstreiche u. a. Nachdem Molière noch im **Geizigen** und in den

gelehrten Frauen Gebrechen seiner Zeit gegeißelt, bearbeitete er das vollendetste seiner Stücke, den **Tartuffe**, worin er das scheinheilige Treiben der Frömmler und Pietisten, die unter der Maske der Religion eigennützige und weltliche Absichten und sinnliche Begierden verbergen, auf eine so anschauliche Weise darstellte, daß in den höheren Kreisen, wo solche Heuchelei damals häufig vorhanden war, ein heftiger Sturm gegen das Stück erhoben wurde und es nur selten zur Aufführung kam.

Wie groß Molière's Verdienste im komischen Drama waren, ersieht man aus dem ungeheuren Abstand der nächstfolgenden Komiker, unter denen nur der durch sein ungeregeltes Abenteurerleben wie durch seine Schicksale bekannte Regnard eine Erwähnung verdient. Aber selbst bei ihm können witzige Einfälle und komische Situationen den Mangel an Tiefe und Menschenkenntniß, die Molière in so hohem Grade besaß, nicht ersetzen. Der „Spieler" und der „Universalerbe" sind unter seinen Stücken am merkwürdigsten, jenes, weil er darin sich und sein eigenes zerrissenes Leben darstellt, dieses als Sittenspiegel der Zeit. — Ein Menschenalter nach Racine und Molière hat der geistreiche, vielseitige Voltaire (Franz Maria Arouet) auch der Bühne seine Aufmerksamkeit und seine Feder zugewandt. Er erreichte aber weder in der Tragödie, noch in der Komödie seine Vorgänger. Seine Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit hinderten ihn an einer sorgfältigen Ausarbeitung, was eine mindere Vollendung der Form zur Folge hatte, und der Mangel eines tiefern religiösen Gemüths und ernster sittlicher Grundsätze benahm seinen Tragödien die Gediegenheit und Würde der ältern. „Mit Vergnügen wirft seine Muse das tragische Gewand von sich ab und erscheint mit frivoler Geberde auf dem Markt, wo ein vornehmer oder niedriger Pöbel an dem Gemeinen seine Freude hat." Geist, Witz und Talent, die er in hohem Grade besaß, waren nicht vermögend den Mangel an tieferem Gefühl zu decken, so sehr auch seine Eitelkeit ihn glauben machte, daß diese Eigenschaften zur Ueberwindung aller Schwierigkeiten hinreichten. Doch suchte er an der Hand und nach dem Vorbilde der Dramatiker des Alterthums nach besten Kräften das französische Theater aus der Weichlichkeit und Ziererei emporzuheben, worin es durch die ungebührliche Herrschaft der Galanterie auch in der Tragödie verfallen war.

Regnard 1647—1709.

Voltaire 1694—1778.

In Zaïre und Alzire suchte Voltaire durch christliche Gesinnung zu rühren, obwohl er sein Leben lang das Christenthum bekämpfte; im Oedipus, Brutus und Cäsars Tod steht er an Kenntniß der Geschichte und Zustände des Alterthums weit hinter Corneille und Racine zurück; in der Merope suchte er die Majestät des griechischen Dramas ohne Beiziehung der romantischen Liebe zu erneuern; im Orest dagegen ist der alte Mythus entstellt und gefälscht; im **Mahomet** wollte er die Gefahren des Fanatismus, oder vielmehr des Glaubens an irgend eine Offenbarung schildern, entstellte aber auf schnöde Art einen großen geschichtlichen Charakter.

Von Voltaire's jüngern Zeitgenossen spiegelte Beaumarchais in dem lebendigen, durch kunstreichen Plan und Anlage ausgezeichneten und mit pikanten Anspielungen angefüllten Lustspiel „Figaro's Hochzeit" die elegante Frivolität und sittliche Auflösung der höhern Stände und Diderot in seinen in Prosa geschriebenen und in Deutschland von Jünger, Iffland und Kotzebue nachgeahmten bürgerlichen Dramen („der Hausvater", „der natürliche Sohn" u. a.) die Wirklichkeit treffend ab. Diderots dramaturgische Ansichten, daß die Erscheinungen natürlich, die Motive moralisch sein müßten, bewirkten, daß das Rührende, Natürliche und Empfindsame lange als nothwendig für das Drama angesehen ward. — Auch die (später von Metastasio ausgebildete) italienische Oper wurde durch Mazarin in Frankreich eingeführt und durch den Dichter Quinault und den Componisten Lully zu hoher Vollendung gebracht. (§. 100 b.)

Beaumarchais 1732—99.

Diderot † 1784.

§. 761. Die übrigen Dichtungsarten. Einer der angesehensten Dichter in Ludwigs XIV. Zeit war Boileau (Despréaux), der Horaz der Franzosen. Sein Hauptverdienst bestand in der vollendetsten Ausbildung der französischen Sprache und

Boileau 1636—1711

des Stils, so daß er als Gesetzgeber der poetischen Formen und des Geschmacks angesehen ward.

Sein bedeutendstes Werk sind seine Satiren, worin er mit Freimüthigkeit die Heuchelei und Anmaßung der Jesuiten, die durch ihr Journal de Trevoux den französischen Geschmack bilden und leiten wollten, die Erbärmlichkeiten der zahlreichen Dichterlinge und die Gebrechen seiner Zeit züchtigt; in seinen Episteln erscheint Boileau als niedriger Schmeichler des Königs, dessen Gunst und Schutz er sich auf diesem Wege erwarb; durch seine Poetik, die er verfaßte, als er auf dem Gipfel seines Ansehens stand, wurde er Gesetzgeber der Dichtkunst nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, so niedrig auch sein Standpunkt und so oberflächlich sein Urtheil ist. Dem komischen Heldengedicht, „das Chorpult" (le lutrin) fehlt es nicht an interessanten Partien und erheiternden Scherzen.

In seinen Oden setzte Boileau seiner Schmeichelei die Krone auf; aber gerade diese Gattung bewies seinen Landsleuten, daß er eigentlich kein Dichter, wenigstens kein Odendichter sei. Die Oden und geistlichen Lieder des mürrischen, aus Frankreich verwiesenen Joh. Baptist Rousseau, des Schützlings des Prinzen Eugen, haben bei aller Frostigkeit doch viele Vorzüge vor denen Boileau's. Der gelesenste Dichter Frankreichs ist Lafontaine, dessen Erzählungen und Fabeln sich noch jetzt in Aller Händen befinden. In einer Welt voll Zwang, Förmlichkeit und steifen, vornehmen Wesens bewahrte er stets seine angeborne Naivetät, seine heitere Unbefangenheit und seine kindliche Natur. Im Leben wie in der Literatur wußte er sich von allen Kunstregeln frei zu halten und den fremden Stoffen durch leichte und anmuthige Behandlung, „naturnachahmende Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und Musik der Verse" ein „gallisches Gepräge" zu geben.

Johann Baptist Rousseau † 1741. Lafontaine † 1695.

In seinen dem Boccaccio und den alten Provençalen nachgebildeten Erzählungen findet sich zwar nicht die offene Unsittlichkeit jener ältern Dichter, aber an schlüpfrigen und lüsternen Stellen ist auch bei ihm kein Mangel. Die durch Leichtigkeit des Stils und Anmuth der Darstellung ausgezeichneten Fabeln wurden als Schul- und Kinderbuch in allen Familien bekannt und dienten den folgenden Fabeldichtern als Vorbild, so sehr auch ihre breite Geschwätzigkeit der echten Fabel entgegen war.

Was das Epos betrifft, so blieb dasselbe seit den durch Richelieu veranlaßten, aber von der Nation verschmähten Versuchen Chapelains u. A. unbearbeitet, bis Voltaire durch seine Henriade auch diese Gattung nach der Meinung der Franzosen zur Vollendung brachte. Aber die historisch treue Schilderung eines Bürgerkriegs in wohllautenden Alexandrinern mit allegorischen Figuren ist von einem echten Heldengedicht sehr weit entfernt. Dagegen ward die dem Epos verwandte Gattung des Romans von den Franzosen frühe ausgebildet. Von den breiten, der alten Geschichte entnommenen Romanen Calprenède's und der Scudéry ging man zu dem historischen Roman über und schilderte die Zeitgeschichte (Gräfin von Lafayette, † 1693); im komischen Roman war der als Gemahl der Frau von Maintenon bekannte witzige Dichter Scarron ausgezeichnet; aber den größten Ruhm erlangte Lesage durch gelungene Bearbeitung der spanischen Romane, worunter die vielgelesene „Geschichte des Gil Blas von Santillana" durch klassische Darstellung und „der hinkende Teufel" durch seine Anspielungen auf Personen, Zustände und Geschichten von Paris zu jener Zeit am bekanntesten sind. Zur epischen Dichtung gehört auch das merkwürdige, in poetischer Prosa geschriebene Buch Fenelon's, Erzbischofs von Cambray, die Abenteuer Telemachs, ein Werk von edlem Geist und freisinnigen politischen Grundsätzen, das eine solche Verbreitung erlangte, daß es in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist und nächst der Bibel und der Nachfolge Christi (§. 463) die meisten Auflagen erlebt hat. Fenelon, ein edler Mann von mildem Charakter und christlicher Gesinnung und Tugend, war Erzieher der königlichen Enkel und schrieb dieses an Homers Odyssee sich anschließende Werk in der Absicht, dem Erben des Thrones die Pflichten eines Regenten anschaulich zu machen und ihn vor den Irrwegen zu bewahren, auf welche Ludwig durch seine Herrschsucht, seine Ruhmbegierde und seine

Lesage † 1747. Fenelon 1651—1715.

Kriegsliebe geführt worden. „Dem kriegerischen, verfolgenden, prächtigen, absoluten Königthum Ludwigs XIV. setzt er ein friedliches, tolerantes, den Gesetzen unterworfenes, auf die Förderung eines unschuldigen, einfachen Volkslebens gerichtetes entgegen, das offenbar das Ideal seines Zöglings (des Herzogs von Burgund) sein sollte.“ Nie hat der Erzieher eines Fürsten sein Amt mit so großem Eifer, so klarem Blick und mit so steter Rücksicht auf das Land, dem der Zögling angehörte, verwaltet.

Da die dort aufgestellten Grundsätze durch den grellen Contrast mit der Regierung Ludwigs XIV. als eine Satire auf die letztere gelten konnten und man hie und da Anspielungen zu finden glaubte, so verbot der von dem neidischen Bossuet gegen Fenelon aufgebrachte König nicht nur den bereits begonnenen Druck, sondern belegte auch den Bischof, mit dessen mystisch-religiösen Ansichten er überdies unzufrieden war, mit seiner Ungnade. Erst nach Ludwigs Tode wurde das Ganze vollständig gedruckt und zugleich die merkwürdige Abhandlung („Anweisungen für das Gewissen eines Königs“) beigefügt, in der Fenelon aus den Lehren des Christenthums die Grundsätze einer von Räthen aus dem Volke umgebenen constitutionellen Monarchie ableitete, die regelmäßige Einberufung der Generalstände empfahl und die Verwaltung des Staates nach festen Gesetzen zur Gewissenssache des Regenten machte. Nicht in der Größe und dem Glanze eines Reiches, sondern in der Wohlfahrt der Angehörigen desselben sieht er das Ziel der Staatsverwaltung. Die zur Vergrößerung des Reichs oder für den Ruhm eines Fürsten geführten Kriege werden in den Schriften Fenelons auf das Entschiedenste verdammt. Alle Staaten gehören nach ihm einer einzigen großen Genossenschaft, dem menschlichen Geschlechte an, demnach sind alle Kriege nur Bürgerkriege. Bei ihm findet sich zuerst die schöne Idee der Philanthropie klar ausgesprochen. „Fenelon würde es vorziehen, wenn die Macht niemals mit der Religion in Verbindung gerathen wäre; in ihm erscheint die individuelle Religion, auf ein unmittelbares Verhältniß der geistlichen Spiritualität zu ihrem göttlichen Urquell, die sich nur vor Abwegen zu hüten hat, gegründet, von der Idee des menschlichen Geschlechts durchdrungen; seine Sprache strebt nach der Leichtigkeit und Anmuth, die das Ideal des achzehnten Jahrhunderts bildet.“

§. 762. Prosa-Literatur der Franzosen. Einen neuen Zweig der Prosa-Literatur bildeten die von nun an immer häufiger entstehenden Zeitschriften, sowohl politische als literarische. Unter den letztern waren am bedeutendsten das im Sinne der katholischen Kirche und des Pariser Hofes redigirte Journal des Savants (seit 1665), die von Leclerc (Clericus) und Bayle in den Niederlanden geleiteten Nouvelles de la république des lettres im protestantisch-freisinnigen Interesse und das Jesuiten-Journal de Trevoux. — Von der polemischen Literatur, zu welcher der Streit der Jansenisten (Pascal u. A.) mit den Jesuiten Veranlassung gegeben, ist schon oben (§. 749) die Rede gewesen. — Bayle, ein während der Huguenottenverfolgungen aus Frankreich Bayle 1647—1706. in die Niederlande geflüchteter Gelehrter, war einer der scharfsinnigsten Kritiker und hellsten Köpfe der Zeit. Sein Grundsatz, daß die menschliche Vernunft nur vermögend sei, Irrthümer zu entdecken, keineswegs aber die Wahrheit zu erkennen, hat seinen Untersuchungen einen auflösenden und vernichtenden Charakter aufgedrückt. Er bekämpfte mit Freimuth und überzeugender Gründlichkeit und Klarheit alle Irrthümer und Vorurtheile in Kirche, Staat, Wissenschaft und Leben und unterwarf alles Vorhandene in Sitten, Meinungen, Staatseinrichtungen und Religion seinem prüfenden Verstand. Ein Vorkämpfer der Denk- und Glaubensfreiheit, hat er mit Kühnheit und Gelehrsamkeit den Widerspruch zwischen Denken und Glauben, Vernunft und Offenbarung nachgewiesen und daraus Berechtigung zum Zweifel und den Anspruch auf Duldung jeder von den herrschenden kirchlichen Vorstellungen abweichenden Ueberzeugung hergeleitet, sofern sie nur dem Staat nicht gefährlich werden konnte. Seine Schriften waren um so wirksamer, als er Meister des Stils war und selbst den gelehrtesten Abhandlungen durch witzige und unterhaltende Darstellung und Anekdoten ein Interesse zu geben wußte. In seine Fußstapfen traten Fontenelle, der geistreiche Weltmann St. Evremont und vor Allen der gleichfalls in Holland lebende Genfer Leclerc, der des Meisters Ansichten überbietend den Zweifel zur vollkommenen Verneinung steigerte.

Bayle's Hauptwerk ist sein historisches und kritisches Wörterbuch, worin er an eine Anzahl Namen aus der politischen, kirchlichen und literarischen Geschichte seine gelehrten

Forschungen und skeptischen Betrachtungen anreiht, ein Buch, das, bei aller Ruhe und Gewissenhaftigkeit der Forschung, zum Zweifel und Unglauben anregt und daher von jeher heftige Tadler unter allen Parteien gefunden hat. Ergriffen von den Leiden der Verfolgung, schrieb er ferner das berühmte Büchlein: „über die religiöse Toleranz", deren Werth er aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte, und unterstützte darin seine Vernunftgründe durch Sprüche und durch den Geist der Bibel.

Auf entgegengesetztem Standpunkt steht der als Kanzelredner, Huguenottenbekehrer
Bossuet 1627–1704. und Eiferer für katholische Rechtgläubigkeit bekannte Bossuet, Bischof von Meaux, ein kluger, ehrgeiziger Prälat, der bei seinem kirchlichen und literarischen Wirken vor Allem nach der Gunst des Hofes strebte und die Wahrheit der kirchlichen Offenbarung durch historische Studien zu beweisen suchte. „Er verfocht die religiöse Idee, wie sie sich mit dem Staat gleichsam verschmolzen hat, und die einmal festgesetzte Doctrin, mit der Sicherheit, welche wohlbegründete Ueberzeugung und tieferes Verständniß gewähren, in dem majestätischen Ausdruck der Kirchensprache des siebenzehnten Jahrhunderts."

Außer seinen geistlichen Reden und polemischen Schriften wider die Protestanten (die Geschichte der religiösen Veränderungen (variations) in der protestantischen Kirche) ist am bekanntesten sein mit Kraft und Beredsamkeit geschriebenes, zunächst für den Dauphin Ludwig bestimmtes Werk über Weltgeschichte (discours sur l'histoire universelle), die er zuerst als ein Ganzes und mit christlich-theologischer Beziehung auffaßte, um die Wege zu zeigen, auf welchen die göttliche Vorsehung die Menschen geleitet. Seine Politik, worin er die Uebereinstimmung der Formen der französischen Monarchie mit den Aussprüchen der Heil. Schrift nachzuweisen sucht, gestattet dem Fürsten unumschränkte Gewalt und Autorität, den Unterthanen als Mittel gegen Willkür und Tyrannei — demüthige Vorstellungen und Gebete. Bossuet trug, wie auch seine gefeierten Mitbewerber um die Palme der Kanzelberedsamkeit, Flechier, Bourdaloue u. A., kein Bedenken, die Ausrottung der calvinischen Ketzerei als eine der preiswürdigsten Thaten des großen Königs zu rühmen.

Was die Geschichtschreibung angeht, so muß man die gelehrten, eine Zusammenstellung aller Materialien bezweckenden Arbeiten von den zur Unterhaltung und Belehrung geschriebenen Geschichtswerken unterscheiden.

Von jener Art sind Tillemont's Schriften über die römische Kaisergeschichte und die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche, die Gibbon bei seiner Geschichte des Untergangs des römischen Reichs fleißig benutzt hat; Pagi's kritische Forschungen der kirchlichen Annalen des Baronius, ein gründliches und mit Geist abgefaßtes Werk vom freisinnigen Standpunkte der gallicanisch-katholischen Kirche; Beaufort's kritische Schrift „über die Ungewißheit der fünf ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte", worin mit gelehrter und kritischer Prüfung der Schriftsteller nachgewiesen wird, daß die traditionelle Geschichte des ältesten Roms nirgends eine urkundliche Gewähr für sich habe; Rollin's fleißige, aber kritiklose, „römische Geschichte"; und Du Cange's Wörterbücher (Glossarien) über die Latinität und Grācität des Mittelalters, wodurch das Verständniß des Feudalrechts und der Zustände des Mittelalters sehr gefördert ward. Diese und andere historische Sammelwerke verdankten der Protection des Königs ihren Ursprung und Fortgang. — Auch die Werke des Alterthums wurden durch Ausgaben, Commentare und Uebersetzungen (Homer der Frau Dacier) zugänglicher gemacht; doch sind die Ausgaben der Klassiker zum Gebrauch des Dauphin (in usum Delphini) mehr durch ihre typographische Ausstattung, als durch ihren innern Werth ausgezeichnet.

Unter den zur Belehrung geschriebenen Geschichtswerken steht die Geschichte
Mezeray † 1683. Frankreichs von Mezeray oben an. Dieser zwar keineswegs elegante, aber sehr gründliche Schriftsteller faßte das Nationalleben in seiner Tiefe und Totalität auf und stellte, im Geist der Fronde, der er einst durch Flugschriften gedient, das Abgabensystem und die damit verbundene Tyrannei in ein so grelles Licht, daß er darüber seine Stelle und den Gehalt eines königlichen Historiographen verlor. Von ähnlichem Geiste und von
Aubigné † 1630. gleich kräftiger Sprache ist das ältere Geschichtswerk des Huguenotten d'Aubigné aus der Zeit der Religionskriege, „gedankenreich, markig und gedrungen." Neben dieser

ernsten, gedankenvollen Geschichte nimmt die auf Unterhaltung berechnete Mittelgattung zwischen Geschichte und Roman eine untergeordnete Stelle ein. Dahin gehören besonders die Werke von Vertot (Geschichte des Malteserordens u. A.) und St. Real (Verschwörung von Venedig u. A.) und die zunehmende Zahl der Denkwürdigkeiten, unter denen die von Sully (§. 658, freilich von angefochtener Echtheit, aber ein herrliches Denkmal der Verdienste und hohen Gesichtspunkte des Ministers) und noch mehr die des Cardinals von Retz (§. 741) eine Auszeichnung verdienen. Die letztern sind als treues Abbild der bewegten Zeit der Fronde eben sowohl durch ihren Inhalt, als durch den für die Kenntniß der Conversationssprache der vornehmen Kreise wichtigen Stil merkwürdig. Seine Werke zeigen eine Feinheit des Pinsels und eine Sicherheit der Conturen, wie man sie nur bei großen Meistern findet, sind aber weniger zuverlässig in den Erzählungen. Einen ähnlichen Charakter tragen auch die „Briefe der Frau von Sevigné“, worin mit unvergleichlicher Leichtigkeit und Anmuth des Ausdrucks sowohl die Begebenheiten des Tages erzählt werden, als die gesellschaftliche Bildung der Zeit ihre Darstellung findet. Bewundert und viel gelesen sowohl wegen der eleganten Form als der Lebendigkeit der Schilderungen waren die Charakterzeichnungen Labruyere's (§. 115) eines feinen Hofmanns und Lebensphilosophen, dem die Lächerlichkeit als der größte Fehler erscheint, weil sie die Klippe ist, woran der Mensch in der Gesellschaft scheitert, und die durch glänzenden Stil ausgezeichneten „Grundsätze und Betrachtungen“ (maximes et reflexions) von Larochefoucauld, dessen Haus den Sammelplatz der größten Geister seiner Zeit bildete. Aus diesem Buche ersieht man, wie sehr der Egoismus die Haupttriebfeder der höhern Kreise war, denn seine Maximen sind nicht sowohl „Resultate des allgemeinen Denkens als der damaligen Sitte“. — Ein merkwürdiges Denkmal deutscher Gesinnung und deutschen Gemüths sind die Briefe und Denkwürdigkeiten der Elisabethe Charlotte von der Pfalz, zweiten Gemahlin des Herzogs von Orleans (§. 758). Mitten im Gewühle des Hofes einsam, ohne Liebe für ihren Gemahl, fühlte sie sich mit ihrem Bedürfniß vertraulicher Mittheilung auf entfernte Verwandte angewiesen, denen sie warme und ausschließende Sympathien widmete.

Vertot † 1735. St. Real † 1692. Frau von Sevigné 1626—96. Labruyere † 1696. Larochefoucauld † 1680. 1652—1722.

II. Erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Süden und Westen Europa's.

a) Der spanische Erbfolgekrieg (1701–1714).

§. 763. Veranlassung. Der Ryswicker Friede (§. 758) ward darum von Frankreich so eilig abgeschlossen, weil Ludwig bei der bevorstehenden Erledigung des spanischen Thrones die Hände frei haben wollte. Noch bei Lebzeiten des letzten spanischen Habsburgers, des kinderlosen Karl II., hatten die Seemächte und Frankreich im Haag einen Theilungsvertrag über dessen Länder abgeschlossen. Dies reizte den Monarchen so sehr, daß er den bayerischen Prinzen Joseph Ferdinand, dessen Mutter eine Habsburgerin war, zum Universalerben einsetzte*). Aber zum Unglück für Europa starb der siebenjährige Kurprinz noch vor dem Erblasser, was dem französischen Botschafter in Madrid Gelegenheit gab, den schwachen, durch einen zweiten Theilungsvertrag aufs Neue tief beleidigten König zu einem geheimen Testament zu bereden, worin mit Umgehung Oesterreichs, das nach früheren Hausverträgen das nächste Anrecht auf

1697. 1698. 1699. 1700.

den erledigten Thron hatte, der zweite Enkel Ludwigs XIV., der Herzog Philipp von Anjou, zum Erben der ganzen spanischen Monarchie ernannt ward, unter der Bedingung, daß beide Kronen niemals vereinigt werden dürften. Auf diese Weise glaubte man in Spanien eine Theilung des Reiches, welcher Regierung und Volk widerstrebten, zu vermeiden. Auch war der Papst, den der spanische König um seinen Rath angegangen, dem Plan gewogen. Mit dem Beginne 1. Nov. 1700. des neuen Jahrhunderts starb Karl II., und Ludwig XIV., die Ehre und den Vortheil seines Hauses erwägend und von seinen Räthen, seinem Enkel und der Frau von Maintenon (§. 750) bestimmt, entschied sich nach einigem Bedenken in einer Conferenz zu Fontainebleau für die Annahme des Testaments. „Die Machtvergrößerung von Frankreich, das kirchliche, das dynastische Interesse wirkten zusammen, um den König zu vermögen, daß er über die Verpflichtungen, die er gegen die Seemächte im zweiten Theilungsvertrag eingegangen war, hinwegsah und sich zu der Annahme des Testaments entschloß." In einer feierlichen Versammlung wurde Philipp dem Hof von Versailles als König von Spanien vorgestellt. „Ludwig XIV. suchte noch einmal den Begriff von Macht und Größe, Staat und Religion, der ihm von jeher vorgeschwebt hatte, und gleichsam das Resultat der früheren Geschichte war, geltend zu machen."

*) Philipp III.

Anna, Gem. Ludwig XIII. — Philipp IV. — Maria, Gem. Ferdinand III.

Ludwig XIV. Gem. Maria Theresia. — Karl II. — Margaretha Ther. Gem. Kaiser Leopold. — Leopold I. zweite Gemahlin: Eleonore Magdalena v. Pfalz-Neuburg.

Ludwig, Dauphin † 1711. — Marie Antonie Gem. Max Eman. v. Bayern. — Joseph I. Karl VI.

Ludwig v. Bourgogne. † 1712. — Philipp V. v. Anjou. — Joseph Ferdinand † 1699.

Ludwig XV.

Leopold I. 1657—1705. Dies hatte den heftigsten aller bisherigen Kriege zur Folge. Denn Kaiser Leopold griff zu den Waffen, um seinem zweiten Sohne Karl das Erbe der Habsburger zu erkämpfen. Das erschöpfte Frankreich, wo junge Minister und unfähige, durch Hofgunst erhobene Feldherren, wie Villeroi, das Ruder führten, wo die Geldbedürfnisse zwangen, nicht blos die Aemter, sondern auch die Offizierstellen zu verkaufen, wo die Religionsbedrückungen den Camisardenkrieg (§. 750) hervorgerufen, wo die kostspieligen Kriege und die verschwenderische Hofhaltung einen furchtbaren Steuerdruck erzeugt hatten, ging diesmal mit weniger Aussicht auf Erfolg in den Kampf als früher. Savoyen und Portugal, die anfangs auf Seiten Frankreichs standen, traten bald zu Oesterreich und seinen Verbündeten über, so daß nur Max Emanuel, Kurfürst von Bayern (dem Ludwig den Besitz der Niederlande, wo jener Statthalter war, zugesagt und die Rheinpfalz in Aussicht gestellt hatte), und dessen Bruder, der Erzbischof Joseph Clemens von Köln, Ludwigs Bundesgenossen blieben; auf Oesterreichs Seite dagegen standen nicht nur die meisten Fürsten Deutschlands (besonders Brandenburg, dessen Kurfürst Friedrich für diesen Beistand in Bezug auf das Herzogthum Preußen mit der Königswürde geschmückt, und Hannover, für das kurz zuvor eine neunte Kur errichtet worden war), sondern auch die Seemächte England und Holland, dieses aus Furcht vor Frankreichs drohender Uebermacht, wenn Ludwig XIV. auch über die spanischen Besitzungen verfügen, die spanischen mit den französischen Streitkräften vereinigen könnte, jenes nach einigem Zaudern aus Unwillen, daß 1701. der französische König den Prätendenten Jacob (III.) Stuart bei dem Tode seines

Vaters als König von England anerkannte und somit der neuen Erbfolgeordnung, welche die katholische Linie vom englischen Thron ausschloß, entgegentrat (§. 757). Aber Spanien empfing den französischen Thronerben mit Jubel und Begeisterung und ergriff die Waffen zum Schutze des bourbonischen Königs Philipp V., eines wahrheitsliebenden, milden Fürsten von unbescholtenen Sitten, dessen ganze Natur spanisches Gepräge trug und dessen Charakterschwäche und Trübsinn an die Habsburgischen Regenten erinnerte, deren Blut auch in seinen Adern rollte. Erst später gelang es dem österreichischen Thronbewerber, in Catalonien, Aragonien und Valencia sich eine Partei zu schaffen, was aber zunächst nur die Folge hatte, daß die Castilianer sich um so fester an jenen anschlossen. Ihr Haß gegen Aragonien, verbunden mit ihrem Selbstgefühl und den stolzen Erinnerungen an ihre frühere Weltstellung, machte sie zu begeisterten Anhängern Philipps V.

§. 764. Höchstädt. Was diesmal so entschieden das Kriegsglück an Oesterreichs und Englands Fahnen knüpfte, war, daß die beiden größten Feldherren der Zeit, **Prinz Eugen von Savoyen** und der Herzog von **Marlborough**, die Heere führten. Jener, aus einer dem savoyischen Fürstenhause verwandten, in Frankreich ansässigen Familie entsprossen (§. 741), verließ das Land seiner Geburt, wo dem nach Kriegsruhm strebenden, aber für den geistlichen Stand bestimmten Jüngling von kleiner, unscheinbarer Gestalt keine Laufbahn offen stand, um in den österreichischen Heeren dem Drang seiner kriegerischen Natur zu folgen. Sein Feldherrntalent entschied den Türkenkrieg zu Oesterreichs Vortheil (§. 752), und welchen Umschwung das kaiserliche Kriegswesen unter seiner Leitung genommen, zeigte sich gleich im Anfang des gegenwärtigen Krieges. Die Franzosen hatten 1701.
alle nach Italien führenden Alpenpässe besetzt; aber dem umsichtigen Feldherrn gelang es, mit Hülfe der ergebenen Gebirgsbewohner, auf unwegsamen Pfaden mit unsäglicher Mühe die Höhen zu übersteigen. „Wo seit Menschengedenken kein Karren durchgebracht worden, passirte ein großes Kriegsheer mit seinem Geschütz und Gepäck." Ungarische Reiterei durchstreifte wieder die italienische Ebene. Dieselbe Meisterhaftigkeit bewies Eugen auf dem ganzen Feldzug. Ohne eine Schlacht zu liefern, drängte er den wackern, aber am Hofe wenig beliebten Feldherrn Catinat bis nach Mailand zurück, gewann Mirandola und Modena und nahm Catinats Nachfolger Villeroi, einen Mann von persönlicher Tapferkeit, aber ohne militärische Einsicht, in Cremona gefangen. Dadurch gewann Oester- 1702.
reich das Vertrauen der übrigen Mächte; und da bald nachher Marlborough, das Haupt der seit dem Regierungsantritt der Königin Anna das Staatsruder führenden Whigs (§. 754), mit großer Heeresmacht und unumschränkter Gewalt in den spanischen Niederlanden erschien, die von dem bayerischen Statthalter unterstützten Franzosen zurückdrängte und den unpatriotischen Kurfürsten von Köln durch die Eroberung von Bonn u. a. O. so in die Enge trieb, daß er sich nach Frankreich flüchten mußte, erlangten die Verbündeten bald die Uebermacht über die Feinde, so sehr auch die treffliche Einrichtung des französischen Heerwesens, die Kriegskunst der geübten Truppen und die Einheit und Planmäßigkeit der Bewegungen gegenüber der vielgegliederten Kriegsmacht der andern Staaten sich anfangs noch geltend machte. Der Herzog von Savoyen entsagte dem französischen Bündniß, ungeachtet der Verwandtschaft, in der er durch die Vermählung seiner Töchter an den Herzog von Bourgogne und an Philipp von Anjou zu dem Hof von Versailles stand, zog aber dadurch schwere Kriegsnoth

über sein Land. Vendome, ein geschickter Feldherr, aber gleich dem Marschall von Luxemburg genußsüchtig und sittenlos, eroberte Piemont und die reichen Fluren der Lombardei und gedachte sich mit dem Kurfürsten von Bayern, der nach der Besetzung der Reichsstadt Ulm in Tirol einfiel, Kufstein erstürmte und über
Juni 1703 Innsbruck dem Brenner zuzog, zu verbinden; allein der muthige Aufstand der Tiroler, die, erfüllt von Hingebung für Oesterreich, wie von angestammtem Nachbarhaß gegen Bayern, von den wohlbekannten Berghöhen und aus den unzugänglichen Thalschluchten die Feinde mit ihren Büchsen angriffen und durch einen wohlgeleiteten Schaarenkrieg am Vorrücken hinderten, vereitelte den Plan. Nach einem vergeblichen Angriff auf Trient zog Vendome wieder nach Italien, sich durch gräuliche Verwüstung des Etschthales für den Widerstand rächend; eben so mußte auch der Kurfürst, der umsonst gehofft hatte, die gefürstete Grafschaft Tirol mit seinen übrigen Besitzungen zu vereinigen, nach großen Verlusten das Bergland räumen und zum Marschall Villars, der durch das Kinzigthal an die obere Donau gedrungen war und Bayern gegen die Feinde geschützt hatte, zurückkehren. Die Einnahme von Augsburg und Passau, wodurch sich Max Emanuel, ein tapferer, unternehmender Fürst, zu entschädigen hoffte, war die letzte glückliche Waffenthat der Bayern und Franzosen. Als weder die Mahnungen des Kaisers, noch die Verwüstung des bayerischen Landes den verblendeten Fürsten von seinem Bunde mit Frankreich abzuziehen vermochten, er viel-
1704. mehr im nächsten Jahr seine Truppen mit dem neuen Heer verband, das ihm der Marschall Tallard, ein Mann von untergeordnetem Geiste und Talent, im Auftrag des Königs zuführte, vereinigte sich Eugen mit dem Anführer der Reichsarmee, **Ludwig von Baden**, und trat in Schwaben den Feinden entgegen. Als Präsident des Wiener Hofkriegsraths konnte Eugen bei allen Unternehmungen seinem eigenen Geiste folgen und Niemand übersah damals so klar die Lage der Dinge als er. „Mit jenem Talente ausgerüstet, welches das Allgemeine und Große fest im Auge behält und dabei das Kleinste nicht übersieht, und mit der Autorität, die, auf Erfahrung und Einsicht gegründet, sich jeden Augenblick geltend macht, entwarf er den Feldzug und Schlachtplan.“ Bald schloß sich Marlborough nach einem meisterhaften Zuge am Rhein und der Mosel (wo er seine Absicht nicht nur vor den verfolgenden Franzosen, sondern sogar vor seinen eigenen holländischen und englischen Truppen zu verbergen wußte) den beiden andern an; worauf Eugen und Marlborough den alten bedächtigen Markgrafen Ludwig zur Belagerung von Ingolstadt abschickten und dann in der
13. Aug. 1704. **Schlacht bei Höchstädt** (oder, wie die Engländer sie nennen, von **Blenheim**) die französische und bayerische Armee aufs Haupt schlugen. Zwanzigtausend Leichen deckten das Schlachtfeld, 15,000 Franzosen, darunter Tallard selbst, geriethen in Gefangenschaft, das ganze Kriegsgeräthe wurde erbeutet; in allen Familien Frankreichs, vornehmen wie geringen, herrschte Trauer. Der Kurfürst von Bayern mußte den Franzosen über den Rhein folgen und sein Land dem Kaiser preisgeben, dessen Beamte und Besatzungstruppen das unglückliche Volk mit Steuern, Abgaben und Einquartierung auf barbarische Weise peinigten. Als endlich der Druck unerträglich wurde, erregten die Bürger und Bauern, die den Bund der „Landesvertheidiger“ gestiftet, einen Aufstand, der von verabschiedeten Soldaten geleitet, bald sich über ganz Ober- und Niederbayern erstreckte. Aber

Unordnung und Verrath führten die Niederlage bei Sendlingen durch österreichische Truppen herbei. Die schlechtbewaffneten Insurgenten ließen 2000 Leichen auf dem Kampfplatz. Die Gefangenen wurden an die Bäume aufgeknüpft, die Führer mit dem Schwerte hingerichtet, die kurfürstlichen Prinzen als Geiseln weggeführt, die Leiden und Drangsale durch neuen Druck erhöht. Noch lange erzählte sich das bayerische Volk von dem riesengroßen „Schmiedbalthes" (Balthasar Mayr), der nach vielen tapfern Kriegsthaten, die er einst vor Belgrad verrichtet, bei Sendlingen von einer Lanze durchbohrt ward, noch im Sterben das Löwenbanner schwingend. Um das bayerische Fürstenhaus für seine undeutsche Gesinnung zu züchtigen, sprach der neue **Kaiser Joseph** I., der seines Vaters Politik und Gesinnung beibehielt, über Max Emanuel und seinen Bruder, den Kölner Kurfürsten, die Acht aus und gab dem Pfalzgrafen bei Rhein die Oberpfalz (§. 701) zurück. Den Herzog von Marlborough dagegen erhob er zum Fürsten des Reichs. In den religiösen Kreisen Frankreichs war man verwundert und betroffen, daß sich Gott „für Ketzer und Usurpatoren" erkläre.

1705. Joseph I. 1705—11. 1705.

§. 765. Spanien. Philipps V. schwache Regierung, auf welche ein ränkevolles Weib, die Gräfin Orsini, Oberhofmeisterin der jungen Königin, den mächtigsten Einfluß übte, führte viele unzufriedene Große unter die Fahne der Gegner. Bald wurde die pyrenäische Halbinsel der Schauplatz eines leidenschaftlichen Bürgerkriegs. Die Landschaften des alten Königreichs Aragonien erkannten aus angebornem Nationalhaß gegen Castilien großentheils den österreichischen Thronbewerber (Karl III.) an, als dieser in Catalonien landete und ihre alten Rechte (Fueros) zu beobachten versprach. Barcelona, Valencia und alle bedeutenden Städte fielen ihm zu, indeß die englische Flotte den Verkehr mit dem spanischen Amerika störte und das feste Gibraltar eroberte, und die Portugiesen Madrid besetzten und den Hof zur Flucht nach Burgos nöthigten. Aber theils die Unfähigkeit des Erzherzogs, theils der Haß der Spanier gegen dessen Bundesgenossen, die Holländer und Portugiesen, theils die Planlosigkeit der Verbündeten bewirkten, daß die Franzosen in Spanien die Oberhand behielten, während sie in allen andern Ländern unterlagen. Philipps V. Sieg bei Almanza unter dem Beistande des französischen Heerführers Berwick (Fitz James), eines natürlichen Sohnes Jacobs II. von England, sicherte ihm die Krone, und Madrid empfing ihn aufs Neue mit Jubel. Ein furchtbares Strafgericht erging nunmehr über die abgefallenen Landschaften. Die schönen Fluren von Valencia wurden verwüstet, die entschlossenen Bewohner, die lieber das Aergste über sich ergehen ließen, als daß sie sich den verhaßten Castilianern unterwarfen, erlitten den Tod in jeglicher Gestalt, und um nicht dem Hohne der Sieger preisgegeben zu werden, zündeten sie, wie einst die Bürger von Sagunt und Numantia, selbst ihre Häuser an und begruben sich unter den Trümmern. Als endlich nach der Eroberung von Saragossa und Lerida der Widerstand gebrochen war und das Richtbeil die kühnsten Häupter gefällt hatte, verloren die drei Landschaften Aragonien, Catalonien und Valencia den letzten Rest ihrer Rechte und wurden fortan nach castilischen Gesetzen regiert. Zwar besetzten die Verbündeten zwei Jahre später unter Stanhope und Stahremberg nochmals Madrid, aber Vendome's Feld-

1704. 25. April 1707.

10. Dec. 1710. herrntalent und sein Sieg bei Villaviciosa überwand die Gegner und sicherte die wankende Krone auf Philipps Haupt. Catalonien fügte sich jedoch erst der castilischen Herrschaft, als der Kaiser seine Hülfe zurückhielt und Barcelona
1714. nach muthvoller Vertheidigung erstürmt war.

§. 766. Ramillies. Turin. Das Jahr 1706 war durch große Kriegsthaten ausgezeichnet. In den Niederlanden siegte Marlborough über den unfähigen Marschall Villeroi, den Günstling der Frau von Maintenon, bei
23. Mai 1706. **Ramillies**, wo das französische Heer theils verwundet oder getödtet, theils gefangen oder zerstreut ward und Geschütz, Fahnen und Kriegsgeräth den Siegern zufielen. Die spanischen Niederlande mußten sich den Verbündeten ergeben und den österreichischen Thronbewerber als Herrscher anerkennen. Auf Karls III. Versicherung, daß er ihre geistlichen und weltlichen Privilegien aufrecht erhalten wolle, schwuren ihm die Stände von Brabant und Flandern Treue. Eifersüchtig auf Marlboroughs Glück suchte Prinz Eugen in Oberitalien, wo an Vendome's Stelle der Herzog von Orleans und zwei andere Befehlshaber (Marsin und der Düc de Feuillade) das aus 80,000 Mann bestehende französische Heer anführten, ähnlichen Kriegsruhm zu erkämpfen. Er vereinigte sich durch einen meisterhaften Marsch mit dem Herzog von Savoyen und brachte dann mit
7. Sept. 1706. weit geringeren Streitkräften in der **Schlacht bei Turin** den mit der Belagerung dieser Hauptstadt beschäftigten Franzosen eine solche Niederlage bei, daß die große Armee vernichtet oder zerstreut ward und ganz Oberitalien in die Gewalt der Sieger kam. Eugens Ruhm erschallte weit hin und sein Name blieb fortan im Munde des Volks, das seine Thaten in Liedern pries. „Der glänzende und gebildete, vielgewandte und hochstrebende Lord Marlborough, der bescheidene, methodische, einfache, ein wenig pedantische und umständliche Prinz Eugen ergänzten einander gleichsam in ihren persönlichen Eigenschaften und gingen wunderbar zusammen; beide, wie ein Dichter der Zeit voll Bewunderung sagt, hart geworden im Feld und verfeinert an den Höfen: voll eines Muthes, der nicht aus plötzlichen Aufwallungen, sondern aus Vernunft entspringend und durch Vernunft gemäßigt, in Zeiten des Friedens nicht bemerkt wird, am Tage der Schlacht hervorbricht.“ Zu dem glänzenden Sieg von Turin hat Leopold von Dessau, der Anführer der preußischen Hülfsarmee, durch seinen Heldenmuth wesentlich beigetragen. Von Mailand aus wurde im nächsten Jahr das
1707. Königreich Neapel durch einen einzigen leichten Feldzug für Karl von Oesterreich gewonnen. — Nur in Deutschland, wo an Stelle des kurz
1707. vorher gestorbenen Ludwig von Baden ein unfähiger Feldherr zum Anführer des langsamen, zwieträchtigen und unschlüssigen Reichsheeres ernannt worden, behauptete der Marschall Villars das Feld. Raubend und verwüstend durchzogen seine Truppen, von Straßburg aus, Schwaben und Franken.

§. 767. Frankreichs Demüthigung. Ludwig XIV., an einem glücklichen Ausgang des Kriegs verzweifelnd und die Noth seines erschöpften Reichs erwägend, wünschte nunmehr Frieden. Er wollte auf Spanien verzichten und selbst die Niederlande der Entscheidung der Generalstaaten überlassen, wenn seinem Enkel nur die spanischen Besitzungen in Italien verblieben und der Kur-

fürst von Bayern wieder in sein Land eingesetzt würde. Aber durch den Einfluß Eugens und Marlboroughs, die das Kriegsglück zu Frankreichs Demüthigung benutzen wollten, wurden seine Anträge von England, Holland und Oesterreich zurückgewiesen. Umsonst hoffte Ludwig durch neue Anstrengungen Frankreichs gesunkene Kriegsehre wieder herzustellen und dann wie früher die Friedensbedingungen vorzuschreiben — der glänzende Sieg Eugens und Marlboroughs bei **Oudenarde** an der Schelde über die zwieträchtigen 11. Juli 1708.
Anführer Vendome und den Herzog von Bourgogne, ältesten Sohn des Dauphin, vernichtete die letzte Hoffnung Ludwigs, und da eine durch strenge Winterkälte verursachte Mißernte den gedrückten Landmann an den Bettelstab brachte und die Minister eine Fortsetzung des Kriegs für unmöglich erklärten, mußte der stolze Monarch sich zu den größten Demüthigungen bequemen. Damals hat der französische Machthaber, der gegen Andere nichts als Selbstgefühl und Zuversicht an sich blicken ließ, in Gegenwart der Frau von Maintenon zuweilen Thränen vergossen. Man verlangte von ihm die unbedingte Entsagung auf Spanien, Mailand, die Niederlande und die außereuropäischen Besitzungen, und als er dazu bereit war und für seinen Enkel nur Neapel und Sicilien ansprach, steigerte man die Forderungen, indem man nicht nur auf der Abtretung der ganzen spanischen Monarchie, sondern auch des Elsasses mit Straßburg, der Freigrafschaft und der Bisthümer in Lothringen bestand; selbst unter diesen Bedingungen würde Ludwig den Frieden angenommen haben, hätten nicht die beiden Feldherren und der holländische Großpensionair Heinsius, ein rechtschaffener, einfacher und besonnener Staatsmann, der damals in den Generalstaaten größere Macht besaß als der Statthalter Wilhelm Friso, endlich noch die entehrende Forderung beigefügt: Ludwig solle seinen eigenen Enkel aus Spanien vertreiben helfen. Dies schien dem französischen Hof zu hart und der Krieg dauerte fort. Aber in der mörderischen, wenn gleich unentschiedenen **Schlacht von Malplaquet** (unweit Doornik), wo 11. Sept. 1709.
33,000 Leichen die Wahlstatt deckten und der Marschall Villars verwundet weggetragen wurde, verlor Frankreich mehr Leute, als bei irgend einer der früheren Niederlagen und würde den Frieden unter jeder Bedingung haben annehmen müssen, hätte nicht die göttliche Strafgerechtigkeit nunmehr auch den Uebermuth der Andern züchtigen wollen, auf daß der Mensch Mäßigung lerne!

§. 768. Umschwung und Friedensschlüsse. Ein Streit der stolzen, herrschsüchtigen Gemahlin Marlboroughs mit der Königin Anna und eine daran geknüpfte Kabale hatte die Ausschließung der erstern vom Hofe und die Verdrängung des dem Herzog und seiner Gemahlin ergebenen Whig- 1710.
Ministeriums durch die Tories zur Folge. Diese, den berühmten Bolingbroke (St. John) und den Grafen von Oxford an der Spitze, wünschten nunmehr die Beendigung des Kriegs, um dadurch das Haupt der Gegenpartei, Marlborough, dem sie den Oberbefehl über das Heer nicht ganz zu entziehen wagten, entbehrlich zu machen, und leiteten deshalb mit Frankreich geheime Unterhandlungen wegen eines Separatfriedens ein. Die dem Kriege abgeneigte 1711.
Stimmung im Lande, die sich bei der neuen Parlamentswahl kund gab, begünstigte das Vorhaben der Tories und der Königin. — Umsonst wendeten Eugen und

die Holländer, die bisher so standhaft die Anträge Frankreichs zurückgewiesen, alle Mittel an, um das englische Ministerium von diesem Schritte abzuhalten; Unterhandlungen begannen und wurden um so schneller zum Ziele geführt, als im
17. April 1711. nächsten Jahre der wackere Kaiser Joseph I. ohne männlichen Sprößling
Karl VI. 1711—40. starb und sein Bruder Karl, dem die spanische Monarchie bestimmt war, der Erbe seiner Kronen ward. Nunmehr konnte es nicht im Interesse der fremden Mächte liegen, den österreichischen Ländermassen auch noch die spanischen beizufügen und dadurch abermals eine habsburgische Uebermacht in Europa zu gründen. Der Abschluß einer Waffenruhe gab Marlboroughs Feinden Gelegenheit
1712. zur Rache. Der siegreiche Held verlor alle seine Würden und wurde vor dem Parlamente des Unterschleifs angeklagt. Darauf vereinigten sich England und Frankreich, dessen Uebermuth mit dem Glück wiedergekehrt war, zu dem **Utrechter**
11. April 1713. **Frieden**, welchem bald auch die Generalstaaten (Holland), Preußen, Savoyen und Portugal beitraten.

In Folge dieses Friedens verblieb Spanien und Indien (Amerika) dem bourbonischen König Philipp V., mit der Bedingung, daß die spanische und französische Krone nie vereinigt werden dürften, weshalb der Herzog von Anjou für sich und seine Linie feierlich allen Erbansprüchen auf den Thron Frankreichs entsagte; Holland erhielt außer einigen Handelsvortheilen das Besatzungsrecht in mehreren Festungen auf der spanisch-niederländischen Grenze (Menin, Ypern, Tournay, Condé, Lille); Preußen das Oberquartier von Geldern, die Souveränetät über Neufchatel und Valengin und die Bestätigung seiner Königswürde; Savoyen außer einigen mailändischen Landschaften die schöne Insel Sicilien, die es aber sieben Jahre
1720. später gegen Sardinien vertauschen mußte. Der Titel eines Königs von Sardinien, den fortan die Herzöge von Piemont und Savoyen führen durften, war dafür ein geringer Ersatz. England erlangte von Frankreich Neuschottland (Akadien), Neufundland und die Hudsonsbai, nebst der Anerkennung seiner protestantischen (hannöver'schen) Thronfolge, von Spanien Gibraltar und Minorca und einen vortheilhaften Assiento- oder Negerhandel-Tractat, wonach einer englischen Gesellschaft das ausschließliche Recht zustand, gegen eine mäßige Abgabe jährlich fünftausend Neger in die spanischen Indien zu verkaufen. Auch sollte das Meer, das England umfluthet, fortan als das britische bezeichnet werden.

Kaiser Karl VI. und ein großer Theil des deutschen Reichs traten dem Utrechter Frieden nicht bei und setzten den Kampf noch einige Zeit fort. Als
Juli 1712. aber die Franzosen nach dem Siege bei Denain und einigen erfolgreichen Feldzügen in den Niederlanden nunmehr ihre ganze Kriegsmacht an den Rhein rücken ließen und Landau u. a. O. wegnahmen, überzeugte sich der Kaiser, daß er allein in Verbindung mit den saumseligen Reichstruppen den Krieg wider Frank-
7. März 1714. reich nicht bestehen könne, und gab daher seine Einwilligung zu dem **Rastatter Frieden**, den Eugen und der Marschall Villars auf die von England in Utrecht festgesetzten Bedingungen abschlossen und dem dann auch das deutsche
7. Sept. 1714. Reich zu **Baden** im Aargau beitrat.

Oesterreich bekam darin die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand und das später gegen Sicilien vertauschte Sardinien. Gegen das Reich wurde die im Ryswicker Frieden bestimmte Grenzlinie nebst der (von den Engländern als „skandalös" bezeichneten, aber umsonst angefochtenen) Religionsklausel (§. 758) aufrecht erhalten. Die Kurfürsten von Bayern und Köln erhielten ihre Länder und Würden zurück. Landau blieb französisch.

10. Sept. 1715. Im folgenden Jahre starb Ludwig XIV., des Lebens überdrüssig und von harten Schicksalsschlägen niedergebeugt. Innerhalb zwei Jahren (von 1710—1712) hatte er

seinen Sohn, seinen Enkel (den von Fenelon in die Grundsätze einer weisen Staatsverwaltung und sittlich-religiösen Ordnung eingeführten Herzog von Bourgogne), dessen geistreiche Gemahlin und seinen ältesten Urenkel verloren, und zwei Jahre später (1714) seinen dritten Enkel, den Herzog von Berry, durch plötzlichen Tod eingebüßt; so daß sein jüngster Urenkel, ein fünfjähriges Kind (nachmals Ludwig XV.) den Thron erbte. Und wie war das bei Ludwigs XIV. Regierungsantritt so blühende und starke Königreich herabgekommen! Eine Schuldenlast von mehr als tausend Millionen Gulden drückte das Land; Gold- und Silbergeld war ohne Erhöhung des Gehaltes im Werth willkürlich gesteigert und durch Papierscheine von wenig Sicherheit ergänzt worden, die Kräfte des Staats wurden über Gebühr durch hohe und ungleich und ungerecht vertheilte Steuern in Anspruch genommen; Adelstitel, Aemter und Würden wurden verkauft; der innere Wohlstand war verschwunden, das Kolonialwesen ging seinem Verfall entgegen; die Seeherrschaft befand sich in den Händen der Engländer; Krieg und Verfolgung hatten viele Provinzen ganz entvölkert; Hunger und Krankheit herrschten allenthalben; Frankreich war erschöpft und sein Credit und guter Name dahin. „Wir bestehen nur noch wie durch ein Wunder," sagte damals Fenelon; „der Staat ist eine alt gewordene ruinirte Maschine, die unter dem früheren Anstoß fortkriecht, um unter dem ersten Schlage zusammenzubrechen."

b) Innere Zustände.

§. 769. 1) **Frankreich.** Während Ludwigs XV. Minderjährigkeit führte der Herzog **Philipp von Orleans** (Ludwigs XIV. Brudersohn) die **Regentschaft**. *Orleans Regent 1715–23.* Er und sein früherer Lehrer, der von ihm zum Minister und vom römischen Stuhl zum Cardinal erhobene Abbé **Dubois**, waren geistreiche und talentvolle, aber höchst sittenlose Männer, welche Religion und Moral verachteten, Eigennutz und Selbstsucht für die einzigen Triebfedern des Handelns und sinnliche Genüsse als den Zweck des Lebens ansahen. Schon in der Jugend war er verführt worden und in schlimme Gesellschaft gerathen. Wie viel Kummer und Herzeleid hat seine Mutter, die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte (§. 758) darüber empfunden und wie lebhaft hat sie in ihren zahlreichen Briefen ihren Gefühlen Ausdruck gegeben! Der Regent und seine als **Geräderte** (roués) gebrandmarkten Genossen führten ein üppiges Schlemmerleben und setzten sich über Glauben, Sitte und Anstand hinweg. Die Ausschweifung und Verschwendung dieser mit Aemtern und Würden gezierten Wüstlinge erschöpften die Einkünfte des Staats und erhöhten die Schuldenlast. Die von dem Schotten John **Law**, einem Spieler und Abenteurer, mit unzulänglichen Geldmitteln unter Genehmigung der Regierung errichtete **Zettelbank**, die nicht nur hohe Prozente verhieß, sondern auch großen Gewinn in Amerika (Louisiana) in Aussicht stellte, erzeugte in ganz Frankreich einen unbegreiflichen Schwindelgeist, den der gewissenlose Regent und seine Gefährten auszubeuten verstanden. Fast alles geprägte Geld floß in die Bank, die der Regent zur „königlichen" erklärte und ihr dadurch einen unbegrenzten Credit verschaffte, und wurde gegen Papiergeld ausgetauscht; die öffentlichen Kassen wurden mit Banknoten gefüllt, die Depositengelder ausgewechselt, der tägliche Verkehr mit Geldscheinen geführt. Was anfangs freiwillig geschah, wurde später durch Edicte gefordert. „Die königliche Bank" übernahm den Senegal-Handel, sie erhielt das Privilegium der früheren indischen Compagnie, welche von Colbert gegründet worden, aber seitdem in Verfall gerathen war, die Renten der Stadt wurden durch sie ausgezahlt, die sämmtlichen Schulden des Königs getilgt, schließlich nahm sie auch die Generalpachten an sich. Noch niemals hat die Phantasie, auf so wenig sichern Boden gestützt, über eine ganze Nation eine so unbeschränkte und unselige Herrschaft geübt. Die gesammten Finanzen des Staats beruhten auf einer Handelsgesellschaft, ihre Actien stiegen auf das Zwanzigfache ihres ursprünglichen Werths. Der Regent, den die allgemeine Trunkenheit mit fortriß, ließ eine zahllose Menge von Scheinen anfertigen, und im Jahr 1719 betrug der chimärische Werth der Actien achtzigmal so viel als das sämmtliche im Königreich circulirende Geld. Law war der vielbewunderte Mann des Tages; er wechselte die

Religion und erhielt die Stelle eines Generalcontroleurs der Finanzen. „Reich zu werden und zu genießen" war das allgemeine Losungswort. Die habsüchtigen Großen bereicherten sich, indeß der Bürgerstand und die fremden Kaufleute und Wechsler bei dem gänzlichen Bankbruch, der sich bald herausstellte, als die ängstlich gewordenen Actien- und Banknotenbesitzer ihre Scheine plötzlich verwerthen wollten, unendliche Verluste erlitten. Am 20. October 1720 wurden sämmtliche Actien außer Curs gesetzt. Die Wuth des Volks trieb nicht nur den Urheber des Unglücks zur Flucht nach Venedig, wo er bald nachher arm starb, sie bedrohte sogar den Regenten selbst. Aber der Staat wurde dadurch eines großen Theils seiner Schuld ledig. — Das ausschweifende Leben stürzte den Herzog-Regenten früh ins Grab. Wenige Monate nach dem plötzlichen Tode des Ministers Dubois wurde
7. Decbr. 1723. er in dem Zimmer seiner Geliebten eben so überraschend durch einen Schlaganfall dahingerafft. „Die Dame verfiel in Wahnsinn; das Volk sah einen Faust in ihm, dessen Pact mit dem Bösen in dieser Stunde abgelaufen sei." Hierauf übernahm Ludwig XV. selbst die Regierung und übergab, nach der Entfernung des Herzogs von Bourbon-Condé, der drei Jahre lang an der Spitze des Ministeriums gestanden und die Vermählung des
1726. Königs mit der Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszinski (§. 787) bewirkt hatte, die Leitung der Staatsgeschäfte seinem alten Lehrer Fleury, einem friedfertigen, auf Hebung des Ackerbaues, der Industrie und des Seewesens bedachten Prälaten von feinem Geist und Verstand.

Von dem Herzog Philipp von Orleans, dem Sohne der erwähnten Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, welchen Ludwig XIV. zum Vorsteher der Regentschaft für seinen unmündigen Urenkel Ludwig XV. in seinem Testament eingesetzt hatte, der aber ohne Rücksicht auf das ihm gewisse Beschränkungen auferlegende Testament im Einvernehmen mit dem Parlamente kraft seiner Geburtsrechte Besitz von der höchsten Staatsgewalt nahm, gibt Ranke folgende Charakterschilderung: „Unter allen Abkömmlingen der damaligen Dynastien gab es keinen von mannichfaltigeren Fähigkeiten als diesen Prinzen. Er würde als Maler, als Musiker, vielleicht selbst als Gelehrter sich haben geltend machen können, wenn er auf Kunst oder Wissenschaft angewiesen gewesen wäre. Die Geheimnisse der Natur und des Denkens zogen ihn auf gleiche Weise an. Er beschäftigte sich gern mit den tiefsten Problemen der philosophischen Speculation, die ihm von Deutschland her durch den Verkehr seiner Mutter mit dem Hofe von Hannover und mit Leibnitz nahe gebracht wurden; dem Chemiker Homberg errichtete er ein Laboratorium im Palais Royal, und liebte es, mit ihm zu arbeiten. Daß er sich keinem einzelnen Fach zuwandte, verstattete ihm eine um so größere Theilnahme an allen. Bei einer Vorstellung der Akademie der Inschriften zeigte er eine ausgebreitete Kenntniß der Arbeiten auch der minderberühmten Mitglieder; die Präsentation wurde zum Gespräch. Er hat der großen Bibliothek eine würdigere Aufstellung gegeben und sie dem allgemeinen Studium eröffnet. Gern zog er Männer von literarischem Talent an sich: man kam bei ihm in dem Maße in Gnade, in welchem man seinen Geist unterhielt. Er selbst wußte sich mit eben so viel Anmuth wie Nachdruck auszusprechen. Auch bei den geschäftlichen Vorträgen zeigte er Verständniß und empfänglichen Sinn für das Materiellste sowie für das Geistigste. Den meisten Werth legte er selbst auf seine militärische Befähigung; und in der That schrieb ihm die öffentliche Meinung nicht allein Muth, sondern auch Feldherrngabe zu. Er hatte Handlungen ausgeführt, welche andern unmöglich schienen: und noch viel mehr, so meinte man, würde er vollbracht haben, wenn er freie Hand gehabt hätte; er fühlte sich als ein würdiger Sprosse Heinrichs IV. Aber, wie seine Mutter, eine bekannte Fabel auf ihn anwendend, sagte: allen den Gaben, die ihn schmückten, hatte eine vernachlässigte Fee den Fluch hinzugefügt, daß sie ihm nichts nützen, sondern durch eben so große Laster verdunkelt werden sollten. In früher Jugend durch die Schuld seines Vaters in die schlechteste Gesellschaft gerathen, artete er dieser nach. Solche Naturen gibt es ja, für welche das, worin Andere Genuß suchen und ihre Ehre sehen, einen unwiderstehlichen Reiz hat, so daß sie ihm ihr eigenes besseres Gefühl aufopfern. Er ließ sich nicht allein zu Ausschweifungen fortreißen, sondern zu dem Ehrgeiz, wie in Studien und Künsten, so auch in wildem Genuß es allen Andern zuvorzuthun. Er raste die ganzen Nächte, und wenn seine Kräfte erschöpft waren, meinte er, sie durch starkes Trinken zu erneuen, so daß er sich vollends zerrüttete. Oft gerieth er in eine widerwärtige Abhängigkeit von den Gefährten oder den Werkzeugen seiner Ausschweifungen,

welche dann zur Folge hatte, daß die Bedürfnisse seiner nächsten Angehörigen vernachlässigt wurden, nur etwa die Tochter, Herzogin von Berry, ausgenommen. Die Nachwelt nennt ihn nicht, ohne mit seinem Namen das Gedächtniß schamloser Orgien zu verbinden. Auch bei Tafel kannte er kein Maß, und wenn er voll Weines war, so gab es nichts, was ihm Rücksicht eingeflößt und die wildesten Ausbrüche der Laune, der Wegwerfung und des Hasses oder auch offenbarer Gottlosigkeit zurückgehalten hätte. Denn auch als ein starker Geist wollte er glänzen; er legte Werth darauf als ein Mensch zu gelten, den das Jenseits und die übersinnliche Welt nicht kümmere." Dem Parlamente gab der Regent zum Dank, daß es seine Regentschaftsrechte so bereitwillig anerkannte, das ihm nach altem Herkommen zustehende Recht zurück, über die Edicte des Königs vor ihrer Registrirung zu berathen und remonstrirende Vorstellungen dagegen einzubringen.

§. 770. 2) Spanien. Philipp V. war ein schwacher, von Weibern beherrschter Regent. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin leitete ihn die Gräfin Orsini noch unumschränkter als zuvor, bis die neue Königin, Elisabeth von Parma, sie gleich 1714.
nach ihrer Ankunft aus Spanien entfernte. Bei dem zunehmenden Trübsinn Philipps kam alle Macht in die Hände der Königin und ihres vertrauten Ministers, des ränkevollen Italieners Alberoni, der nunmehr ein absolutes Kabinetregiment begründete und den Ehrgeiz seiner Gebieterin zu Kriegs- und Eroberungsplänen benutzte. Er hob das spanische Seewesen und suchte dann die durch den Utrechter Frieden seinem König entrissenen Staaten in Italien wieder zu erobern. Schon war Sardinien und 1717.
Sicilien in den Händen der Spanier, als die drohende Haltung der Quadrupelallianz (Frankreich, England, Oesterreich und Holland) den furchtsamen Philipp so 1718.
schreckte, daß es einer von dem Herzog-Regenten von Frankreich gebildeten weiblichen Hof-Kabale nicht schwer ward, Alberoni zu stürzen; er erhielt Befehl, innerhalb zwei 1719.
Tagen das Reich zu verlassen; die Eroberungen wurden aufgegeben. Aber der ränkevollen Königin Elisabeth gelang es doch nach einiger Zeit, für ihren ältesten Sohn Karl das Königreich Neapel und Sicilien und für ihren zweiten Sohn Philipp 1735.
das Herzogthum Parma, Piacenza und Guastalla zu erwerben. So erhielten diese Staaten bourbonische Herrscher. — Philipp V. übergab in einem Anfall von Schwermuth die Regierung seinem ältesten Sohne; als dieser aber schon nach acht 1724.
Monaten starb, übernahm er die Herrschaft wieder, ohne sich jedoch um die Staatsgeschäfte zu kümmern, die der holländische Abenteurer Ripperda nach den Wünschen der Königin leitete. Dadurch verlor Spanien immer mehr an Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in Europa. Als endlich Philipp V., dessen Melancholie mit den Jahren wuchs, unter Gram und Sorgen ins Grab sank, folgte ihm sein zweiter Sohn (erster Ehe) Ferdinand VI., auf den des Vaters Gemüthskrankheit übergegangen war, so daß er zuletzt in unheilbare Schwermuth versank und nur bei Harfenspiel und Gesang, wie auch Philipp und weiland König Saul, Erleichterung fand; daher der Opernsänger Farinelli großen Einfluß bei Hofe gewann. Nach Ferdinands Tode folgte dessen Halbbruder Karl, bisher König von Neapel und Sicilien, welches Reich er seinem dritten Sohne Ferdinand überließ. 1746. Ferdinand VI 1746—59. Karl III. 1735—59 in Neapel. 1759—88 in Spanien

§. 771. 3) Italien. a) Ober-Italien. Die Herzöge von Savoyen und Piemont wußten durch kluge Benutzung der politischen Umstände und durch glückliche Bündnisse mit mächtigen Fürsten in Kriegszeiten ihr Gebiet zu erweitern und die Verluste gegen die Schweiz durch Eroberungen in Italien auszugleichen. Karl Emanuel der Große zog aus den französischen Religionskriegen und der kirchlichen Spaltung der Schweiz mancherlei Vortheile, wenn schon die großen Hoffnungen, die er genährt hatte, nicht alle in Erfüllung gingen. Karl Emanuel I. 1580—1630.
Victor Amadeus I. erwarb bei Gelegenheit des Mantuanischen Erbfolgestreits (§. 730) einen schönen Theil des Herzogthums Montferrat. Victor Amadeus I. 1630—37.
Unter seinem Sohne Karl Emanuel II. brachte eine streitige vormundschaftliche Regierung viel Unglück über Volk und Land; Karl Emanuel II. 1637—75.
aber durch die glänzenden Eigenschaften und das Glück seines Nachfolgers Victor Amadeus II. wurde das Herzogthum so sehr vergrößert, daß die Herrscher von nun an den Titel Könige von Sardinien führten, nachdem sie die Insel (1720) gegen das ursprünglich erworbene Sici- Victor Amadeus II. 1675—1730.

lien eingetauscht (§. 768). Victor Amadeus „ist ein höchst seltenes Beispiel in der Geschichte, daß ein kleiner Herr mit großen zusammenspielte und doch am Ende des Spiels einen beträchtlichen Gewinn machte". Er war nicht nur darauf bedacht, sein Reich zu mehren und zu befestigen; er verbesserte auch die Rechtspflege, entriß dem Adel die lange besessenen Kronländereien, gründete die Universität Turin, hob den Schulunterricht und ordnete die kirchlichen Verhältnisse durch ein Concordat mit Rom. In einem Alter von
1730. 64 Jahren übergab er seinem Sohne die Regierung und vermählte sich mit der Gräfin San Sebastiano, die erst Hofdame bei seiner Mutter, dann bei seiner Schwiegertochter gewesen; aber verstimmt, daß man seinem Rath nicht in Allem folgte, und von seiner ehrgeizigen Gemahlin aufgereizt, widerrief er im nächsten Jahre seine Thronentsagung, weil sein Sohn nicht fähig sei zu regieren, wurde aber auf den Vorschlag des Ministers d'Ormea gefangen weggeführt und lebte dann noch dreizehn Monate, von aller Welt geschieden, kummervoll und strenge überwacht im Schlosse von Rivoli. Geistig gebrochen
1. Nov. 1732. wurde er kurz vor seinem Tode nach Moncarlier in Savoyen gebracht, wo er verschied.
Karl Emanuel III. 1730—73. Die Gräfin endete im Kloster. **Karl Emanuel III.** erwarb im österreichischen Erbfolgekriege einige beträchtliche Landstriche vom Herzogthum Mailand (§. 802) und suchte durch geordneten Staatshaushalt und durch Beiziehung der Geistlichkeit zu den Steuern des Landes die großen Ausgaben zu decken, die ein übermäßiger, kostspieliger Militärstand unter adeligen Offizieren herbeiführte. Dabei war er auf Abstellung und Erleichterung der Feudallasten bedacht und traf manche gute Einrichtung, ohne die reformirende Hast vieler gleichzeitigen Fürsten und Minister zu theilen. Aber ein abgelebter Staat und ein erschlafftes, unmündiges Volk trug nicht die Kraft in sich, einem mächtigen Stoß
Victor Amadeus III. 1773—96. von Außen zu widerstehen; als unter **Victor Amadeus III.**, der des Vaters gute und fehlerhafte Maßregeln fortsetzte, die französische Revolution an die Thore von Savoyen und Piemont schlug, wurde das Land bald eine Beute der anstürmenden Nachbarn. — Die Republiken **Venedig** und **Genua** suchten ihre aristokratische Verfassung
Venedig. im alten Zustand zu erhalten. Der ersteren gelang es, die strengen Formen gegen jede Neuerungssucht zu behaupten, allein der Stillstand und die politische Versumpfung, die dadurch über das ganze öffentliche Leben kamen, zerstörten im Volke alle Kraft und Energie und legten den Keim des Todes in das ganze Staatswesen. Die **Türkenkriege** waren nicht ruhmlos für die Republik, da der Reichthum die Unterhaltung einer trefflichen Seemacht und eines tapfern Söldnerheers möglich machte, aber sie endigten doch mit dem Verluste der Besitzungen in den östlichen Theilen des Mittelmeers. Schon im sechszehnten
1571. Jahrhundert hatten die Osmanen **Cypern** an sich gerissen; beinahe hundert Jahre später war auch nach einem fünfundzwanzigjährigen verderblichen Krieg die Insel
1669. **Candia** bis auf wenige feste Orte in deren Hände gefallen. Die peloponnesische Halb-
1699. insel (**Morea**), welche die Republik im **Frieden von Carlowitz** (§. 752) mit
1718. Hülfe der Oesterreicher gewann, mußte sie im **Passarowitzer Frieden** (§. 798) wieder an die Türken abtreten. Nur **Korfu** und **Dalmatien** wurden durch die tapfere Vertheidigung **Schulenburgs** gerettet. Im Bewußtsein der innern Schwäche vermied von dem an der venetianische Senat feindlichen Zusammenstoß mit fremden Mächten, gönnte aber der bürgerlichen Freiheit keine Wohnstätte und untergrub dadurch dem Lebensbaum des Volkes alle Wurzeln. — **Genua** war vermöge seiner Lage nicht
Genua. im Stande, ein so abgeschlossenes Sonderleben zu führen als Venedig. Es mußte seine aristokratischen Formen mildern und von Zeit zu Zeit die Verfassung umgestalten. Drei mächtige Nachbarn strebten nach dem Besitze des schönen und reichen Freistaats: Savoyen, Oesterreich und Frankreich, und die Kämpfe und Anstrengungen der Bürgerschaft, ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen deren Vergrößerungssucht zu schirmen, bilden den Inhalt der genuesischen Geschichte der zwei letzten Jahrhunderte. Die Insel **Corsika**, seit dem vierzehnten Jahrhundert unter Genua's Herrschaft, wurde von den hartherzigen adeligen Kaufherren schwer gedrückt. Da erhoben sich die wilden kriegerischen Einwohner und verjagten ihre bisherigen Gebieter. Nach einem langen, wechselvollen Kampfe, wäh-
1730. rend dessen es dem deutschen Abenteurer **Baron Theodor von Neuhof** aus Westfalen gelang, sich auf einige Zeit zum **König von Corsika** aufzuschwingen, riefen
1736. endlich die Genuesen die Franzosen zu Hülfe. Aber die Corsikaner vertheidigten sich lange

mit großer Tapferkeit, besonders seitdem Paoli an ihrer Spitze stand, so daß die Franzosen nur mit der größten Mühe und Anstrengung sich der Insel endlich bemächtigten, worauf Genua dieselbe kurz vor der Geburt Napoleon Buonaparte's vertragsweise an Frankreich abtrat. Paoli, „eine antike Gestalt, die sich in das achtzehnte Jahrhundert verirrt hatte", fand nach langem Ringen mit seinen Genossen Schutz in England. Während des österreichischen Erbfolgekriegs wurde Genua von kaiserlichen Truppen eingenommen und sollte gezwungen werden, die Landschaft Finale an Sardinien abzutreten. Allein die Genuesen erregten einen Aufstand und schlugen die Oesterreicher mit großer Tapferkeit zu ihren Mauern hinaus; und alle Anstrengungen der Feinde, die Stadt wieder zu erobern, waren vergeblich. Im Achener Frieden erhielt die Republik ihr ganzes früheres Gebiet zurück. — Mailand nebst Mantua blieben seit dem Frieden von Utrecht (§. 768) im Besitze Oesterreichs.

1755. 1768. 1743. 1748. 1713.

§. 772. b) Mittel-Italien. Die alte Republik Florenz wurde zuerst (1530) in ein Herzogthum (§. 581) und um 1569 in ein Großherzogthum Toskana verwandelt und noch zwei Jahrhunderte von der Mediceischen Familie nicht ohne Ruhm verwaltet. Cosmo, ein kluger, unternehmender, aber treuloser Fürst, erweiterte das Gebiet durch Erwerbung von Siena und andern Territorien, und begründete die Unabhängigkeit des Herzogthums durch die schlaue Entfernung der spanischen Besatzungen aus den bedeutendsten Städten seines Landes. Hierauf überwand er die Florentinischen Emigranten, die, unter der Leitung des entschlossenen Strozzi und unterstützt von dem Papste und mehreren italienischen Fürsten, feindliche Angriffe auf Toskana machten, um den Florentinischen Freistaat wieder herzustellen, und richtete dann seine ganze Thätigkeit auf Vernichtung der republikanischen Formen und der ständischen Freiheiten und auf Begründuug einer unumschränkten einherrlichen Gewalt. Dies geschah nicht ohne große Strenge, List und Grausamkeit, „denn der Herzog war argwöhnisch und die Florentiner sprachen gern von alten Zeiten. Wider Friedensstörer und Rebellen wurde ein eigenes Inquisitionsgericht angeordnet, zum Ermorden der Rebellen durch Belohnungen aufgefordert. Bei Confiscation aller Güter und bei Lebensstrafe sollte Niemand ein Gewehr tragen. Kaum verhinderte noch Torelli, daß nicht der vermeinten religiösen und politischen Ruhe zu Ehren aller Buchhandel zu Grunde gerichtet wurde. Von diesem Cosmo sagten die Ausgewanderten, in ihrem schönen Tyrrhenerlande, wo sonst Gerechtigkeit und Ehre so viel gegolten, erscheine jetzt der als der Beste, der sich am meisten mit Blut befleckt und die meisten Wittwen und Waisen gemacht habe". Als Cosmo durch solche Mittel seine Herrschaft befestigt, war er bemüht, den Wohlstand des Volks durch Beförderung des Handels und der Fabriken zu heben; auch die schönen Künste fanden in ihm einen freigebigen Gönner. Mit Kaiser Augustus, den man dem ersten Großherzog Cosmo mit Recht verglichen, hatte er auch in Familienunfällen eine traurige Aehnlichkeit; doch haben sich die Verbrechen, wodurch seine Kinder fast sämmtlich den Tod gefunden haben sollen, durch neuere Forschungen als Erdichtungen herausgestellt. Man erzählte einst: „Ein Herzog von Ferrara vergiftete Lucrezia, Tochter des Großherzogs, seine Gemahlin; ein Fürst Orsini fand Gründe, Isabella, ihre Schwester, zu erwürgen; der Cardinal Johann von Medici wurde über einer Jagdstreitigkeit von Garcia, seinem Bruder, ermordet; diesen tödtete Cosimo, ihr beider Vater, eigenhändig (beide Brüder waren das Opfer der Malaria geworden); Schmerz brachte die unglückliche Mutter zu Grabe; der Großherzog ließ auch seine älteste Tochter wegen unanständiger Liebschaft vergiften." Gebeugt von den vielen häuslichen Leiden, übertrug Cosmo noch vor seinem Ende die Regierung seinem Sohne Francesco, einem Fürsten, „der mit den sinnlichen Richtungen eines Spaniers die geistigen Liebhabereien eines Florentiners am griechischen Alterthum und an den schönen Künsten verband". Wie sein Vater begünstigte auch Francesco Handel und Fabriken, wobei er sich selbst betheiligte und hohen Gewinn nahm. Sein Liebesverhältniß zu der schönen Venetianerin Bianca Capello, die mit ihrem Geliebten Bonaventuri entflohen war und in Florenz Schutz gesucht hatte gegen die Verfolgungen ihrer Familie, verursachte ihm viel häusliches Leid. Nach der Ermordung Bonaventuri's und nach dem Tode der

Cosmo 1537—74. 1554. Francesco 1575—87.

Großherzogin gelang es der ränkevollen Bianca, Francesco's rechtmäßige Gemahlin zu
werden. Beider Gatten gleichzeitiger Tod wurde einer vergifteten Speise zugeschrieben,
welche Bianca für ihren Schwager, den Cardinal **Ferdinand**, bestimmt hatte, die aber
Ferdinand I. 1587—1609. durch sonderbare Fügung ihr und ihrem Gemahl verderblich wurde. Ferdinand I. besaß
den Herrschersinn und die Klugheit, wie die Kunstliebe und Sinnlichkeit der früheren
Mediceer. Seine großartigen und ausgedehnten Handelsunternehmungen erwarben ihm
unermeßliche Schätze und setzten ihn in Stand, manche nützliche Einrichtung zu treffen.
Livorno blühte auf. Mit großer Klugheit wußte er sich zwischen den Spaniern und
Franzosen, die ihn wechselsweise bedrohten und anlockten, durchzuwinden, so daß er das
Großherzogthum unabhängig und vergrößert seinem Nachfolger übergeben konnte. Unter
Cosmo II. 1609—21. **Cosmo II.** behauptete Toskana noch seinen Reichthum und seine Blüthe, wenn schon
der ausgedehnte Handel nach Osten und Westen sich zu mindern begann. In Künsten
und Wissenschaften nahm Florenz, eine der schönsten und reichsten Städte des Erdbodens,
immer noch einen hohen Rang ein; aber sinnliche Genüsse hatten die Kraft der Bürger-
1621—28. schaft gebrochen und allen Freiheitssinn erstickt. Die nachfolgende **vormundschaft-**
Ferdinand II. 1628—70. **liche** Regierung und dann die lange Herrschaft **Ferdinands II.** war ein Wendepunkt
zum Schlimmen in der Florentinischen Geschichte. Der gesammelte Schatz ging größten-
theils verloren, als sich der Großherzog ganz an Habsburg anschloß und die leeren Hände
der Spanier und Oesterreicher mit den ersparten und erworbenen Summen seiner Vor-
gänger füllte. Die Geistlichkeit gelangte zu großer Macht und zu politischem Einfluß,
und die verkehrten Maßregeln der Regierung, verbunden mit Pest und Mißwachs, schlu-
gen dem Lande tiefe Wunden, die selbst der äußere Glanz nicht zu verhüllen vermochte.
Toskana ging von der Zeit an demselben Verfall entgegen, in den schon die meisten
übrigen Staaten Italiens gerathen waren. Banditenschaaren trieben überall ungestört
Cosmo III. 1670—1723. ihr Raubwesen und spotteten aller Gesetze und Obrigkeit. — **Cosmo III.**, von Mön-
chen und Geistlichen erzogen, hielt die Verherrlichung der Kirche, die Bekehrung der
Ketzer und die Bereicherung des Klerus für seine erste und höchste Regentenpflicht. Seine
lange Regierung wurde das Grab des Florentinischen Wohlstandes. „Man erhob das
Geld, das auf unnütze Pracht und Stiftung neuer Klöster und Pensionirung von Prose-
lyten verwandt wurde, durch unerträgliche Abgaben von den Unterthanen, und je weniger
bei der abnehmenden Wohlhabenheit des Landes die alten Steuern abwarfen, desto härter
trieb man ihre letzten Reste ein und desto gieriger erfand man neue. Der Staat seufzte
unter einer drückenden Last von Schulden und aller Wohlstand war vertrocknet.“ Noch
kläglicher sah es in der Herrscherfamilie selbst aus. Die Großherzogin ließ sich nach einer
dreizehnjährigen Ehe scheiden und führte in Paris ein Leben in niedrigster Sinnenlust;
der Erbprinz starb vor dem Vater an den Folgen der Ausschweifung. Mit Cosmo's
Johann Gasto 1723—37. zweitem Sohn **Johann Gasto** erlosch das mediceische Herrscherhaus, dessen letzte Spröß-
linge sich ihrer großen Ahnen unwürdig gemacht. — Noch vor **Johann Gasto's** Tod
waren die europäischen Mächte übereingekommen, daß **Franz Stephan**, Gemahl der
Kaiserin Maria Theresia, das Großherzogthum nebst dem Allodialvermögen und den
Schulden der Familie erben sollte (§. 787). Von dem an stand Toskana unter dem Ein-
fluß von Oesterreich, trotz der Bestimmung, daß es nie mit dem Kaiserreich unter Einem
Franz Stephan Regenten vereinigt werden solle. Auf **Franz Stephan**, der den kaufmännischen Geist
1737—65. der Mediceer besaß, aber die Einkünfte Toskana's oft zum Vortheil Oesterreichs verwen-
Leopold 1765—90. dete, folgte sein zweiter Sohn **Leopold**, unter dem das Großherzogthum wieder glück-
liche Zeiten erlebte. Bei seiner Thronbesteigung in Oesterreich übergab er Toskana sei-
Ferdinand III. 1790—1824. nem zweiten Sohne **Ferdinand Joseph**. — **Parma**, vom Papst Paul III. in ein
Herzogthum verwandelt, wurde seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts durch das
1731. Haus **Farnese** regiert. Als mit Herzog Anton der Farnesische Mannsstamm ausstarb,
1735. wurde das Herzogthum **Parma** mit **Piacenza** und **Guastalla** einem spanisch-bour-
bonischen Infanten verliehen und zwar zuerst dem ältern Prinzen Don **Carlos** und
dann, nach dessen Erhebung auf den neapolitanischen Königsthron, dem zweiten, Don
Philipp 1748—65. **Philipp**. Philipps Sohn und Nachfolger **Ferdinand** gerieth in einen folgenreichen
Ferdinand 1765—1804. Streit mit dem Papst, woraus allerlei kirchliche Reformen hervorgingen. Nach seinem
Tode wurde das Land dem französischen Oberitalien beigefügt. — Das Herzogthum

Modena mit Reggio, Mirandola und Massa-Carrara wurde im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert von Gliedern des Hauses Este regiert. Der letzte war Hercules III., der sein Land den Franzosen überlassen mußte und in Deutschland starb. — 1796.
Der Kirchenstaat krankte an unheilbaren Wunden, die das geistliche Regiment dem Wohlstand, der Thätigkeit und der Freiheit der Einwohner schlug. In der Regel bestiegen nur Cardinäle den apostolischen Stuhl, „die den großen Familien Italiens angehörten und, in den Staatsgeschäften der römischen Prälatur ergraut, nicht groß im Guten noch im Bösen waren". Innocenz X., der den westfälischen Frieden verwarf, vernichtete Innocenz X. 1644—1655.
durch das Kornmonopol der päpstlichen Kammer den römischen Ackerbau und gab durch seine Abhängigkeit von den Rathschlägen der Donna Olympia Maldachini, Wittwe seines Bruders, den Gegnern Veranlassung zum Spott. Seine Nachfolger, besonders Alexander VII., „der den unnützen Triumph hatte, die geistreiche Tochter Gustav Alexander VII.
Adolfs auf dem Capitol zu empfangen" (§. 717), und dessen dritter Nachfolger, der strenge 1655—1667.
Innocenz XI., hatten viele Kämpfe mit Ludwig XIV. zu bestehen, der nicht nur in die Innocenz XI. 1676—1689.
Kirchen- und Hoheitsrechte des Papstes eigenmächtig Eingriffe machte, sondern den heiligen Vater in der ewigen Stadt selbst durch seine Gesandten und deren Gefolge bedrohte und vorübergehend die päpstliche Stadt Avignon in Frankreich besetzte; erst Innocenz XII., einem wohlmeinenden Fürsten, der sich Kirchenzucht und Armenpflege angelegen sein ließ, gelang die Herstellung des Friedens mit Frankreich. Clemens XI. Innocenz XII. 1691—1700. Clemens XI. 1700—21.
widersetzte sich umsonst dem Königstitel des Kurfürsten von Brandenburg; in einem Streit über die Kirchenhoheit in Sicilien unterlag er der weltlichen Macht. Benedict XIII. Benedict XIII. 1724—30.
behielt auch auf dem päpstlichen Thron die Sitteneinfalt und Lebensweise eines Dominicanermönchs bei; Benedict XIV., ein gelehrter, wohlwollender und scherzhafter Herr Benedict XIV. 1740—58.
von einfacher, edler Sitte, suchte die Würde der Curie gegen die katholischen Fürsten durch verständiges Nachgeben aufrecht zu erhalten. Clemens XIII. vermochte nicht den Clemens XIII.
Jesuitenorden gegen die Verfolgungen Pombals und der bourbonischen Höfe zu schützen 1758—69.
(§. 813); Clemens XIV., Ganganelli, ein freisinniger Mann „voll Talent und Clemens XIV.
schöner Menschlichkeit", machte seine Regierung denkwürdig durch Aufhebung des Jesuitenordens (1773). Sein Nachfolger Pius VI. suchte umsonst die Würde und Macht des Papstthums gegen eine unkirchliche Zeit zu vertheidigen. 1769—74. Pius VI. 1774—99.

§. 773. c) Unter-Italien. Zwei Jahrhunderte stand das Königreich Neapel und Sicilien unter spanischer Herrschaft, seitdem Ferdinand der Katholische durch List und Gewalt sich des schönen Landes bemächtigt (§. 511). Es wurde von spa- 1504.
nischen Vicekönigen regiert und theilte mit Spanien alle Leiden und Mißgeschicke. Die alte ständische Verfassung wurde allmählich beseitigt, die Freiheit ging unter, hohe Besteuerung vernichtete den Wohlstand des Landes. Denn außer den Ausgaben, welche die eigene Staatsverwaltung, die Rechtspflege, das Kriegs- und Polizeiwesen u. s. w. erforderten, wanderten noch große Summen nach Madrid in die königliche Kasse und nach Rom in den Säckel des Papstes, der noch immer die alten lehnsherrlichen Rechte über Unteritalien geltend machte. Was aber mehr als alle Steuern das schöne Land allmählich zu Grunde richtete, war die Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen des Adels und des Klerus. Kein Amortisationsgesetz steuerte dem Wachsthum ihrer Besitzungen, und sowohl in Neapel als in Sicilien gehörten nach und nach wohl zwei Drittheile des ganzen Grundeigenthums zur todten Hand. Der Bürgerstand war arm, der Bauernstand unfrei und gedrückt; eine unwissende, träge und sittenlose Priesterschaft ließ das geistige Leben verkommen, indem sie durch Beförderung eines blinden sinnlichen Aberglaubens, einer laxen Moral und einer erschlaffenden Werkheiligkeit das Volk in geistiger Verdumpfung und in Unkenntniß über alle höhern Dinge hielt. Der Volksaufstand in Neapel unter Masaniello 1647.
(§. 738) scheiterte an der Unfähigkeit der Führer und an der mangelhaften Unterstützung der Franzosen. Im spanischen Erbfolgekriege wurde Neapel von den Oesterreichern 1707.
erobert und besetzt (§. 766) und im Utrechter Frieden wurde diese Besitznahme gut geheißen; und als einige Jahre später Oesterreich auch die Insel Sicilien erhielt und dafür 1720.
Sardinien an Piemont abtrat (§. 768), schien das Königreich eine bleibende Besitzung des österreichischen Kaiserhauses zu werden. Aber schon nach sechszehn Jahren willigte

Kaiser Karl VI., um die Anerkennung der „pragmatischen Sanction" (§. 799) zu erlangen, ein, daß Neapel und Sicilien als eigenes Königreich dem spanisch-bourbonischen
1735. Königssohne Don Carlos übergeben wurde, bei dessen Nachkommen es mit einiger Unterbrechung bis in die neueste Zeit geblieben ist. Kraft eines Familiengesetzes sollte Unteritalien nie mit Spanien verbunden werden. Als Don Carlos unter dem Namen
1759. Karl III. zu dem spanischen Throne berufen wurde, übertrug er die Regierung seinem minderjährigen Sohne Ferdinand IV., dessen ereignißvolle Regierungszeit die französischen Revolutions-Stürme und die Restauration überdauerte. Er starb als Ferdinand I. König beider Sicilien im J. 1825.

Georg I. 1714—27. Georg II. 1727—60. Georg III. † 1820. §. 774. 4) England. Unter den Regenten des Hauses Hannover (Georg I., Georg II. Georg III.) erlangten die freien Institutionen Englands solche Festigkeit, daß die persönlichen Eigenschaften der Könige wenig Einfluß auf den Gang der Begebenheiten übten. Sie wurden immer mehr abhängig von der Gewalt der öffentlichen Meinung und der nationalen Interessen, und erschienen mehr und mehr als bloße „Würdenträger eines von innern Kräften bewegten und im Gange erhaltenen Gemeinwesens". — Der weder mit geistigen noch sittlichen Vorzügen ausgerüstete Georg I. wendete sein Vertrauen wieder den Whigs zu und ließ die Toryminister (Bolingbroke, Ormond, Oxford) wegen Uebereilung des Utrechter Friedens und wegen Begünstigung des Prätendenten als Staatsverräther anklagen. Die Schuldigen flohen zu Jacob, der, von ihnen verleitet, den Versuch machte, mit Hülfe der unzufriedenen Tories (Jacobiten) die Krone Englands zu erwerben. Allein die Entschlossenheit des Ministers Robert Walpole, der unter Georg I. und II. 21 Jahre lang an der Spitze der Staatsgeschäfte stand, und die Unfähigkeit der Jacobitischen Führer vereitelten das Unternehmen.
1715. Als Jacob in Schottland landete, war seine Partei bereits geschlagen. Er eilte nach Frankreich zurück; aber über seine Anhänger ergingen schwere Verfolgungen. Und um den
1716. Frieden im Innern sicherer zu begründen, wurde das Gesetz siebenjähriger Parlamente eingeführt und die Mehrung der Landarmee beschlossen. Dies schreckte nicht nur die innern Feinde, sondern legte auch den Grund zu Englands Uebergewicht in
1717. Europa. Die Verschwörung, die im nächsten Jahre der schwedische Baron Görtz, der verschmitzte und ränkevolle Rathgeber Karls XII. (§. 783), mit Alberoni anstiftete, um Englands Krone den Stuarts zurückzugeben, schlug ebenfalls fehl. Das Vorhaben wurde entdeckt und Görtz verhaftet. Von nun an ward Georgs I. Regierung nicht weiter angefochten und die Nation hatte Muße, ihren Handel und ihre Betriebsamkeit zur
1719. Vollendung zu führen. Das gefährliche Beginnen der Südsee-Compagnie, die alle Staatsschulden an sich brachte und dann einen ähnlichen Speculationsschwindel wie Law in Frankreich erzeugte, blieb ohne nachtheilige Folgen für den Wohlstand. Die den Repräsentanten des Volkes verantwortliche Regierung hatte nur die Wohlfahrt des Landes und die Größe der Nation im Auge. Die Mißbräuche, die am englischen Hofe unter den beiden ersten Georgen so gut wie in andern Ländern durch Günstlinge und Mätressen Eingang fanden, waren nicht vermögend, dieses Ziel im Großen zu verrücken. Merkwürdige Erfindungen auf dem Gebiete der Industrie bahnten die neue Zeit an. Im Jahr 1769 construirte James Watt aus Greenock in Schottland, der sich in Glasgow zum Instrumentenmacher ausbildete, die Dampfmaschine, die durch die Anwendung auf Schiffe und Locomotiven eine neue Periode des Weltverkehrs schuf; und um dieselbe Zeit erfand nach jahrelangem Nachsinnen der Barbier Arkwright den Spinnstuhl, die Spinnmaschine und die Maschinenweberei für Wolle, Baumwolle und Flachs. „Während er die Unordnung der Haare durch Kämmen, Schneiden und Bürsten überwand, setzte seine Phantasie die mannichfachen Räder und Maschinentheile zusammen, durch welche aus der rohen Baumwollmasse eine Reihe glatter Bänder und Fäden entleitet werden sollte."
Smith 1723—1790. Zu gleicher Zeit begründete Adam Smith, Professor in Glasgow, durch sein berühmtes Werk: „Untersuchung über die Ursachen des Reichthums der Nationen" eine neue Epoche in der Staatswirthschaftslehre, indem er die freie Entwickelung und Bewegung der Menschenkräfte als die Hauptquelle des Reichthums eines Staats aufstellte. — Unter Georg II., einem wenig beliebten und wenig befähigten König, machte Jacobs III. Sohn,

der ritterliche, muthige, mit vielen körperlichen und geistigen Vorzügen ausgerüstete Stuart **Karl Eduard** abermals einen Versuch, die britische Krone zu gewinnen. Mit französischer Hülfe landete er in Schottland, wo er bei den tapfern Hochländern und der katholischen Bevölkerung zahlreichen Anhang fand. Der anfängliche Erfolg ermuthigte ihn zu einem Einfall in England. Aber bald verließ das Glück seine Fahne. Die **Schlacht von Culloden** vernichtete für immer die Hoffnungen der Stuarts. Wie einst Karl II. wurde **Karl Eduard**, auf dessen Kopf die englische Regierung einen hohen Preis gesetzt, von Freunden und Anhängern seines Hauses auf eine wunderbare und romanhafte Weise gerettet. Der Friede von Aachen vertrieb ihn aus Frankreich; im Opernhaus wurde er verhaftet und gebunden weggeführt. Nur Schade, daß das nachherige Leben des Wollüstlings das Interesse verringerte, das seine Abenteuer, sein muthvolles Unternehmen und seine romantische Rettung einflößten. Gegen seine Anhänger wurde furchtbar gewüthet. Martialgerichte und bills of attainder (§. 726) wurden zu Hülfe gerufen, um die Schuldigen zu fällen. Der achtzigjährige **Lord Lovat** starb auf dem Blutgerüste; Hinrichtungen und Gütereinziehungen nahmen kein Ende. Von Edinburg bis London füllten sich die Gefängnisse mit Jacobiten. Als Karl Stuart lange nachher einst die rührende Melodie des Liedes (Lochaber no more) hörte, das seine zum Beil verurtheilten Gefährten im Kerker gesungen hatten, brach er in Thränen aus.

2. August 1745.

27. April 1746.

1748.

„Die Macht und der Reichthum Englands wuchs mit jedem Jahr; das Fabrikſystem, die Gewerbe, Alles, was Geld gibt und mit Geld bewirkt wird, blühte; die Reisenden konnten nicht satt werden, zu loben und zu bewundern; sie sahen nur die Oberfläche, die mit Goldblech bedeckt war. Den Jammer der Millionen Irlands vergaß man über Prachtgebäuden, Gallerien, Bewirthung der wenigen Reichen; die Thränen der von speculirenden Pächtern vertriebenen Schotten flossen im Stillen; das Elend, die Qual und die Laster der Tausende von Kindern und unglücklichen Arbeitern in den Fabriken bemerkte Niemand, denn die Paläste der Fabrikherren und die Ausfuhrlisten blendeten den gierigen Haufen. Unstreitig verbreitete sich damals mehr wie jetzt auch über den Mittelstand große Behaglichkeit und selbst Reichthum; aber dieser Mittelstand gewöhnte sich zugleich an eingebildete und künstliche conventionelle Bedürfnisse und ward Affe und Sklave der Reichen. Mit dem wachsenden Reichthum mehrten sich die Lasten, und die Erfinder aller Maschinen erfanden endlich eine Maschine der Besteuerung, die früher oder später in allen Ländern allen Besitz in die Hände weniger Reichen, Wucherer, Speculanten, der Regierung und ihrer Creaturen bringen wird." — — „**Schottland** ward inniger mit England vereinigt, die ödesten Gegenden wurden angebaut, große Capitalien angewendet, um nach neuem System, nach den Grundsätzen einer ganz neuen Wissenschaft zu benutzen, was bisher gar nicht oder nur nach alter Sitte unvollkommen bebaut war. Die Cultur Englands verbreitete sich über ganz Schottland, bequemes und behagliches Leben trat in ganzen Gegenden an die Stelle der Armseligkeit und des Mangels, welcher sie vorher gedrückt hatte. Der Reisende bewunderte die umgeschaffenen Haiden und Moore; der Wohlstand, die Reinlichkeit und Nettigkeit entzückte ihn; er verkündigte bei seiner Rückkehr im Vaterlande die Blüthe der Manufacturen und Fabriken. Reichthum, Glanz, Gastfreundschaft englischer Gutsbesitzer waren sprichwörtlich; ein reicher, großartiger Engländer Theatergott aller Romane; aber gerade über das, worüber die Reisenden und die Menge jauchzen, klagt der denkende und einsame Forscher, daß alle Poesie des Lebens dem Gelde gewichen sei. Die einst glücklichen, wenn gleich sehr armen Vasallen der Güterbesitzer mußten nach wenigen Jahren den geliebten Boden neuen betriebsamen Pächtern überlassen; sie schieden im Jammer von den Gräbern der Väter und von der Erinnerung der Vorzeit, um in Amerika eine Freiheit ohne Geschichte, ein Glück ohne Poesie zu suchen. Mit dem Patriarchalischen und Wilden entwich der heroische Sinn, verschwand das Leben der Armuth und Natur; Geld ward überall einziges Ziel des Strebens, und jetzt gilt von der Tiber bis zum äußersten Thule nur Geld allein, es herrscht nur Schmutz des Erwerbs." (Schlosser.)

2. Der Norden und Osten Europa's.

a) Der große nordische Krieg (1700–1718).

§. 775. Karl XII. und seine Gegner. Schweden stand bei dem
1697. Tode Karls XI. auf dem Höhepunkt seiner Macht. Der staatskluge Despotismus des Königs hatte der Krone unumschränkte Gewalt verliehen; die vollständige Einziehung des entfremdeten Kronguts (§. 720), verbunden mit der Sparsamkeit des Monarchen, hatte die Staatskasse gefüllt und die Abtragung der Schulden wie die treffliche Ausrüstung des Heeres und der Flotte möglich gemacht. Im Besitze der Küstenländer und der reichen Städte Wismar, Stralsund, Stettin, Riga und Reval, beherrschte Schweden den Handel der Ostsee und deckte die Armuth des eigenen Landes durch einträgliche Zölle; befanden sich ja die Ausflüsse der Weser, Oder, Düna und Newa in seinem Gebiet! Ingermanland, Livland und Esthland waren Schwedens Kornkammern, und die Stelle, wo das heutige Petersburg steht, war eine mit wenigen Fischerhütten bedeckte sumpfige Niederung auf schwedischem Grund und Boden. Die kriegerische Kraft des abgehärteten Volks, das Feldherrntalent einiger waffenkundigen Könige und die Zwietracht der Nachbarstaaten hatten die kleine, arme Nation in die Reihe der europäischen Großmächte gestellt. Mit neidischen Blicken betrachteten die benachbarten Fürsten dieses Uebergewicht der Schweden, und als nach Karls XI. Tode die Regierung an dessen sechszehn-
Karl XII. 1697–1718. jährigen Sohn Karl XII. gelangte, und dieser mit Hülfe des Staatsraths Piper die von dem Vater bestellte vormundschaftliche Regierung bei Seite schob und mit Einwilligung der Stände die unbeschränkte Königsgewalt in die eigene Hand nahm, schien der günstige Zeitpunkt gekommen, die schwedische Uebermacht für immer zu brechen. Denn wie sollte ein junger, unerfahrener und schlecht erzogener König im Stande sein, die drei mächtigen Beherrscher von Rußland, Polen und Dänemark, die jetzt unter Vermittelung des mit der schwedischen
1699. Herrschaft unzufriedenen Livländers Patkul einen engen Bund gegen Schweden schlossen, im Kriege zu bestehen? Der russische Zaar **Peter der Große** wünschte festen Fuß an der Ostsee zu fassen; der polnische Wahlkönig Friedrich
Friedrich August II. 1697–1733. August II. (der Starke), Kurfürst von Sachsen, trachtete nach dem Besitze von
Friedrich IV. 1699–1730. Livland, und der dänische König Friedrich IV., der um dieselbe Zeit Christian V. nachfolgte (§. 720), hoffte mit Hülfe dieser Bundesgenossen die durch den Frieden von Kopenhagen (§. 719) eingebüßten Landschaften wieder zu gewinnen und zugleich das dem Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, einem Schwager Karls XII., zugehörige Schleswig, wonach schon längst die Dänen lüstern waren, zu erobern.

§. 776. Rußland unter dem Hause Romanow. Als mit Feodor (§. 531) das Rurik'sche Regentenhaus erlosch, trat eine Zeit der Gesetzlosigkeit und Gewaltthat ein. Der von den russischen Großen (Bojaren) zum Zaar erhobene
Boris 1598–1605. Boris war ein gerechter, auf Hebung des Handels und der Cultur bedachter Fürst; als aber ein entlaufener Mönch Gregorius sich für den (lange zuvor getödteten) Bruder Feodors Demetrius ausgab und mit Hülfe der Polen einen Theil von Rußland in seine Gewalt brachte, verlor Boris den Muth und tödtete sich durch Gift. Die Polen

besetzten hierauf **Moskau** und den **Kreml** und waren ihrem Schützlinge behülflich, die Zaarenwürde an sich zu reißen. Die Ermordung von Boris' Sohn war der Anfang der Regierung des **falschen Demetrius**. Aber nur dreizehn Monate währte die Herrschaft des frechen Betrügers. Seine Vorliebe für Polen und für den römischen Katholicismus erzeugte Unzufriedenheit. Es entstand ein Aufruhr, der ihm das Leben kostete. Nun trat eine völlige Anarchie ein, während welcher noch **drei falsche Demetrius** die Nation äfften, die Großen zwieträchtig haderten und die **Polen** und **Schweden** ihre Grenzen gegen Rußland erweiterten. Einmal hatte es den Anschein, als sollte die polnische und russische Krone auf Einem Haupte vereinigt werden, als ein Theil der russischen Großen den polnischen Prinzen **Wladislav Wasa** als Zaar ausrief — aber der Uebermuth der in Moskau gebietenden Polen und die Verschiedenheit der Sitten und Religion vereitelten den Plan. Verschwörungen, Verräthereien und Ermordungen füllten Moskau mit Mißtrauen und Blut. Müde der Verwirrung, ermannten sich endlich die russischen Großen, trieben die Polen aus dem Kreml und vereinigten sich zur Wahl des siebenzehnjährigen **Michael Romanow**, der ein Sohn des geachteten Metropolitanbischofs von Moskau und mütterlicherseits ein Abkömmling des alten Zaarenhauses war. Ein aus **Adel**, **Klerus** und **Städteabgeordneten** gebildeter **Reichstag** entwarf ein Staatsgrundgesetz, wonach Michael für sich und alle seine Nachkommen **unumschränkte Zaarengewalt** erhielt. Mit ihm beginnt das **Romanow'sche Regentenhaus**, dem Rußland seine Größe und Ausbildung zur **europäischen Großmacht** verdankt. Michaels Mäßigung und Friedensliebe war sehr geeignet, die innern Wunden zu heilen. Er ordnete die Grenzen durch Friedensschlüsse mit Polen und Schweden, und mußte auch manche Eroberung diesen mächtigen Nachbarn überlassen bleiben — die Russen nahmen später Alles mit Wucher zurück. Schon Michaels Sohn **Alexei Romanow** erwarb durch den großen Polenkrieg (§. 718) **Smolensk**, **Severien** und andere Orte und brachte die streitbaren, wohlberittenen **Kosacken** zur Anerkennung der russischen Oberhoheit. Doch mußte er ihnen die freie Wahl ihres Hetmans und die militärisch-demokratische Verfassung bestätigen. Zugleich eröffnete **Alexei** Handelswege nach Persien und China über Sibirien und die Wolga hinauf, hob die innere Betriebsamkeit und begünstigte europäische Cultur. Sein ältester Sohn **Feodor** that einen großen Schritt zur kaiserlichen Allgewalt durch Vernichtung der **Geschlechtsregister** (Rosrad), auf denen die Ansprüche der Adelsfamilien beruhten. Nach seinem Tod änderten die **Strelitzen** durch einen Aufstand die von Feodor getroffene Thronfolgeordnung und übertrugen dem älteren, aber schwachsinnigen Bruder **Iwan** die Herrschaft und seiner Schwester **Sophie**, welche den Aufstand veranlaßt hatte, die Mitregentschaft; als aber **Peter**, **Alexei's** jüngster Sohn, das siebenzehnte Lebensjahr erreicht hatte, riß er sein Recht wieder an sich, ließ seine Schwester ins Kloster bringen und führte dann mit starker Hand die Alleinherrschaft, die sich durch die gewaltsame Unterdrückung der alten Volksfreiheiten Raum für eine neue Staatsordnung schuf.

Der falsche Demetrius 1605—6. — *1606.* — *Februar 1613.* — *Romanow'sches Haus. Michael 1613—45.* — *Alexei 1645—76.* — *Feodor 1676—82.* — *1682.* — *Iwan 1682—89.*

§. 777. **Peter der Große.** Der junge Zaar Peter war ein außerordentlicher Mensch, von einer Schnellkraft, die nie gelähmt werden zu können schien, und von einem Wahrheitssinn, den kein religiöses oder politisches Vorurtheil täuschen konnte. Sein Ehrgeiz, so grenzenlos er war, verleitete ihn nie zur Eitelkeit, seine Wißbegierde nie zur bloßen Neugier, sein großer Monarchie-Plan nie zur kahlen Habsucht des Eroberers, und so rastlos thätig er war, so standhaft war er auch in allen seinen Entwürfen. „Seine Energie und Thatkraft bebte vor keiner Gefahr und vor keinem Hinderniß zurück, und seine glorreichen Erfolge nach Außen söhnten vielfach aus, was er im Innern Gewaltthätiges beging." Als Mittel der Cultur dienten ihm Reisen, vertrauter Umgang mit Menschen aller Art und eigene Versuche. Durch den Hauptmann **Lefort** aus Genf erfuhr der Zaar zuerst, wie die Länder des civilisirten Europas aussähen; dies erzeugte in seinem empfänglichen Gemüthe Liebe zur Ordnung und den Wunsch, einen ähnlichen Zustand in seinen Staaten herbeizuführen. Von dem an ging sein ganzes Streben dahin, das russische Reich aus einem asiatischen, wie es bisher gewesen, in einen

Peter der Große 1689—1725.

europäischen Staat umzuwandeln. Zu dem Zweck beförderte er die Einwanderung ausländischer Handwerker, Seeleute und Offiziere nach Rußland, unbekümmert um den Fremdenhaß seiner Landsleute; dann unternahm er im Gefolge
1697. einer Gesandtschaft, an deren Spitze Lefort stand, seine erste Reise über Norddeutschland nach Holland und England, um den Schiffbau zu erlernen. Und damit er dieses Ziel sicherer erreiche, trat er in Saardam (Zaandam) unweit Amsterdam bei einem Zimmermann in Arbeit und verkehrte in England hauptsächlich mit den Schiffleuten auf den Werften. Die Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Mühlen, Dämme, Maschinen u. dergl. fesselten die Wißbegierde des jungen Regenten. In England wurde er so sehr von Bewunderung für die Seemacht hingerissen, daß er ausrief: Wäre ich nicht Zaar von Rußland, so möchte ich englischer Admiral sein! Als er das Land verließ, um sich über Wien nach Venedig zu begeben, schickte er eine große Anzahl Seeleute, Wundärzte und Künstler in seine Heimath. Kaum aber war Peter nach Wien gelangt, so nöthigte ihn
1698. ein Aufstand der Strelitzen (Strelzi), von den gegen die Neuerung und die Fremdlinge erbitterten Großen hervorgerufen, zur schleunigen Rückkehr. Die Empörung wurde unterdrückt und die Schuldigen mit furchtbarer Härte gezüchtigt. Das Hängen, Rädern, Enthaupten dauerte mehrere Wochen lang; der Zaar legte selbst Hand an. Seine ehrgeizige Schwester Sophie, die bei diesem Aufstand besonders thätig gewesen, schmachtete bis zu ihrem Tod (1704) in einem engen Kerker, der nur durch ein einziges vergittertes Fenster Licht erhielt; und vor diesem ließ er die Häupter der Verschwornen aufstecken, so daß sie nichts als die Reste dieser Unglücklichen vor Augen hatte. Denn trotz seines Strebens, der europäischen Cultur in seinen Staaten Eingang zu verschaffen, und trotz seiner europäischen Tracht, die er auch seinen Unterthanen gebot, blieb Peter in Sitte, Denkungsart und Herrscherweise ein Barbar, dem Branntweintrinken ergeben, roh in seinen Begierden und wüthend im Zorn. Der Aufstand der Strelitzen beförderte seinen Plan, das russische Kriegswesen allmählich durch das europäische zu verdrängen und die Uniformirung des Reiches, die er bei allen seinen Reformen als letztes Ziel vor Augen hatte, auch im Heere zu begründen. Er errichtete zwei Garden, schuf aus dem Adel eine Cavallerie und bildete aus den Rekruten, die ihm die Geistlichen und Edelleute liefern mußten, eine Infanterie. Fremde, in russische Dienste getretene Offiziere übten die Truppen nach europäischer Weise ein und vervollkommneten seine Artillerie. So kam es, daß er bereits in dem oben erwähnten Türkenkrieg festen Fuß am
1699. Asow'schen Meer fassen konnte, indem er durch den Carlowitzer Frieden (§. 752) der Pforte die mit Hülfe brandenburgischer, österreichischer und holländischer Heerführer eroberte Stadt Asow abtrotzte und dann Taganrog anlegen ließ. Wie erstaunten die Türken, als plötzlich eine russische Fregatte in den Hafen von Constantinopel einlief; der Schwedenkrieg eröffnete den Russen bald auch die Ostsee.

§. 778. Polen. Als der kriegskundige König Johann Sobieski (§. 752) nach vergeblichen Mühen, das polnische Staatswesen zu ordnen und den Trotz des Adels
1696 zu bändigen, von häuslichen Leiden niedergebeugt, kummervoll ins Grab gestiegen war, erhob sich ein neuer Wahlkampf zwischen den Anhängern eines französischen Thronbewerbers und der Partei des Kurfürsten Friedrich August des Starken von Sachsen. Der letztere trug den Sieg davon, weil die durch den Verkauf deutscher Aemter und Städte erlangten Geldmittel des sächsischen Bewerbers weiter reichten. Friedrich August, ein durch seine Körperstärke wie durch seine Galanterie und Prachtliebe bekannter Fürst,
28. Juni 1697. wurde zum König von Polen ausgerufen, nachdem er zuvor zum Jubel des römischen Hofes in den Schooß der katholischen Kirche übergetreten war und den machtlosen Thron durch Verzichtung auf seine große protestantische Stellung in Deutschland und auf die Liebe und das Vertrauen eines treuen Volkes erkauft hatte. Der polnische Adel, der allein Staatsbürgerrechte besaß und alle Staats- und Kriegsämter verwaltete, indeß der Bauer in Leibeigenschaft und Armuth schmachtete und der Bürgerstand sich nicht aus seiner untergeordneten Stellung emporzuarbeiten vermochte, benutzte jeden Wahlkampf zur Erweiterung seiner Corporationsrechte und zur Minderung der Königsgewalt durch beschränkende Capitulationen (pacta conventa) und strenge Ueberwachung aller Re-

gierungshandlungen durch den Reichstag, bis der Staat die Form einer Adelsrepublik erhielt, in welcher das gewählte Oberhaupt nicht viel mehr als der Vollstrecker der Reichstagsbeschlüsse war. Parteileidenschaften, Conföderationen, stürmische Berathungen, die den polnischen Reichstag sprichwörtlich gemacht haben, bildeten das politische Leben; die Fortschritte der europäischen Cultur blieben der Nation fremd. Sie verharrte in dem mittelalterlichen Zustande mit strenger Scheidung der Stände, während das übrige Europa einer Auflösung der Standesbegrenzungen und einer Verschmelzung der verschiedenen Volksklassen zustrebte. Der hohe Klerus theilte die Vorrechte des Adels, der niedere die Unwissenheit und den Aberglauben der Leibeigenen, die zahlreiche und schmutzige Judenschaft war im Besitze des Kleinhandels und der wenigen Gewerbe. Neun Zehntel der Einwohner waren hörige Bauern, die ohne irgend einen Rechtsschutz der Willkür ihrer Herren preisgegeben waren. Die Frohnden wuchsen bis zu der Höhe von vier Tagen in der Woche, die Brutalität des persönlichen Verhältnisses übersprang alle Schranken.

§. 779. Karls XII. Siegeszüge. Nach geschlossenem Bund rückte Friedrich August mit einem sächsischen Heer an die Grenze von Livland, 1699.
wo die von Patkul geleitete Ritterschaft geneigt schien, die schwedische Herrschaft abzuschütteln, und bedrohte Riga, indeß die Russen in Esthland einfielen und Narwa belagerten, und Friedrich IV. von Dänemark den Herzog von Holstein-Gottorp mit Krieg überzog. Aber wie erstaunte Europa, als der junge Schwedenkönig plötzlich einen raschen, lebendigen Geist und ein ausgezeichnetes Kriegstalent entwickelte! Entrüstet über das ungerechte Beginnen
seiner Gegner, setzte er schnell mit seinem tapfern Kriegsheer und einer durch 1700.
englische und holländische Schiffe vermehrten Flotte nach der Insel Seeland über, schritt alsbald zur Belagerung von Kopenhagen und verbreitete solchen Schrecken unter den Dänen, daß König Friedrich nach wenigen Wochen im
Travendaler Frieden dem Bündniß gegen Schweden entsagte und den 18. Aug.
Herzog von Holstein zu entschädigen versprach. Die edle Mäßigung, womit Karl jeden eigenen Gewinn verschmähte, steigerte die Bewunderung für den jugendlichen Kriegshelden, und die strenge Mannszucht seines Heeres erwarb ihm die Liebe der Völker. Jetzt richtete Karl seine Waffen wider die andern Gegner. Am 30. November schlug er mit achttausend Mann Schweden das zehnmal stärkere Heer der Russen vor Narwa und erbeutete 105 Kanonen und anderes Kriegsgeräth. Die Gefangenen ließ er größtentheils laufen. Dann zog er über Livland, wo die Sachsen seine Ankunft nicht abgewartet hatten, nach Kurland, zerstreute ein russisch-sächsisches Heer und bedrohte die Polen mit einem Kriege, wenn sie nicht ihren König absetzen würden. Die polnische „Republik" erklärte, daß sie Friedrich Augusts Einfall in Livland weder gebilligt noch unterstützt habe, wies aber die Anmuthung des Schwedenkönigs zurück und bat um Anerkennung ihrer neutralen Haltung. Allein Karl beharrte mit unwandelbarem Starrsinn bei seinem Vorhaben, den Kurfürsten von
Sachsen, der indessen seinen Bund mit dem Zaar erneuert hatte, der polnischen 1701.
Krone zu berauben. Ohne sich auf Unterhandlungen mit ihm einzulassen, rückte er mit seinen schwedischen Truppen in Polen ein und stand in wenigen Tagen
vor Warschau. Zitternd überreichte ihm die Bürgerschaft die Schlüssel der 1702.
Hauptstadt und bezahlte die aufgelegte Kriegssteuer. Nach dem Siege bei Klissow über das sächsisch-polnische Heer, ein Sieg, der seinem Schwager, dem Herzog von

Juli † 1702. Holstein-Gottorp, das Leben kostete, nahm Karl auch von **Krakau** Besitz und verfolgte dann seinen Gegner nach Polnisch-Preußen, alle Vorstellungen seiner Freunde, alle Vermittelungsvorschläge der zwieträchtigen Polen, alle Friedensanträge Friedrich Augusts standhaft zurückweisend. Lublin, Pultusk, Thorn, Elbing
1703. und Danzig geriethen im nächsten Jahre in seine Hände, so daß er nunmehr den größten Theil der Republik in seiner Gewalt hatte, und mit mehr Erfolg die Entthronung des Kurfürsten betreiben konnte. Die den Sachsen feindlich gesinnte Partei, den Cardinal Primas an der Spitze, erklärte in einer Versamm-
1704. lung zu **Warschau** den König Friedrich August der Krone verlustig, weil er Polen in einen unheilvollen Krieg verwickelt und gegen die Capitulation sächsische Truppen ins Land gezogen habe. Hierauf wurde in einer von schwedischen
12. Juli 1704. Soldaten umstellten Wahlversammlung Karls Schützling **Stanislaus Lesczinski,** Woiwode von Posen, zum König ausgerufen. Den ursprünglichen Plan des Schwedenkönigs, einem der unweit **Breslau** wohnenden Söhne **Johann Sobieski's** die väterliche Krone zuzuwenden, hatte Friedrich August durch deren plötzliche Verhaftung und Wegführung nach Leipzig zu vereiteln gewußt.
1705. Aber obschon Stanislaus im nächsten Jahr durch den Bischof von Lemberg gekrönt wurde, so war seine Stellung doch noch keineswegs gesichert, da nicht blos eine sächsische, sondern auch eine russische Partei seiner Erhebung entgegen war und sowohl Peter als Friedrich August große Streitkräfte aufboten, um den Schützling ihres Feindes zu stürzen. Nur durch das fortdauernde Waffenglück der Schweden konnte daher Stanislaus gehalten werden.

§. 780. **Karl XII. in Sachsen.** Um die beabsichtigte Verbindung der Russen und Sachsen zu verhindern, zog Karl auf höchst beschwerlichen Märschen nach Galizien und eroberte **Lemberg**. Dies benutzte Friedrich August zu einem raschen Zuge nach **Warschau**, das auch wirklich in seine Gewalt gerieth und für seinen Abfall gezüchtigt wurde. Als aber Karl eilig der Hauptstadt zu Hülfe zog, mußten die Sachsen wieder weichen, wobei jedoch ihr Feldherr **Schulenburg** einen so meisterhaften Rückzug veranstaltete, daß sie, ohne von den nacheilenden Schweden Schaden zu leiden, über die Oder entkamen. Nun wandte sich Karl nach **Litthauen** und **Volhynien**, wo er, trotz unsäglicher Schwierigkeiten und Beschwerden, welche ihm die späte Jahreszeit, der morastige Boden, die Armuth des Landes und die überlegene Zahl der Feinde bereiteten, die Russen zum Weichen brachte und die Anerkennung seines Königs durchsetzte; und da indessen sein wackerer Feldherr **Rhenskjöld** die Sachsen
13. Febr. 1706. bei **Fraustadt** aufs Haupt geschlagen, so vereinigte er sich jetzt mit dessen Truppen, um seinen Feind Friedrich August im eigenen Lande aufzusuchen. Ohne bei dem Kaiser anzufragen, rückte er über **Schlesien** in die Lausitz ein und stand in Kurzem in dem Herzen von Sachsen, das trotz Karls strenger Mannszucht durch die feindliche Kriegsmacht schrecklich mitgenommen wurde. Die Einwohner des flachen Landes flüchteten sich in die Städte, die Königsfamilie suchte Schutz im Nachbarlande, und wenn gleich August, um sein Land zu retten,
24. Sept. 1706. in den schimpflichen **Frieden von Altranstädt** willigte, der ihn verpflichtete, für sich und seine Nachkommen der polnischen Krone zu entsagen, sein Bündniß mit dem Zaar aufzulösen, die Söhve Sobieski's in Freiheit zu setzen und den

als Peters Geschäftsführer am sächsischen Hofe weilenden Livländer **Patkul** dem Schwedenkönig auszuliefern (der ihn eines grausamen Todes auf dem Rade sterben ließ): so blieb die feindliche Kriegsmacht doch ein ganzes Jahr in Sachsen zum großen Schaden des Landes, das neben den Einquartierungen und Kriegssteuern auch noch durch die Verschwendung des Dresdener Hofes schwer zu leiden hatte. 10. Oct. 1707.

Friedrich Augusts II. Regierung war für Sachsen ein großes Unglück. Die Bestechung der polnischen Edelleute zur Erlangung der Schattenkrone, die Erhaltung einer königlichen Garde, der verhängnißvolle Krieg und die Prachtliebe des Kurfürsten machten Ausgaben nöthig, welche die Kräfte des Landes überstiegen. Während die Stände mit Seufzen die hohen Steuern genehmigten und der verarmte Bauer fast verhungerte, veranstaltete der Kurfürst ein prachtvolles Hoffest nach dem andern und verschwendete ungeheure Summen auf Lustschlösser. Und was kostete erst die Unterhaltung und Versorgung der Mätressen und natürlichen Kinder des galanten Fürsten! Karl XII. bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu dem genußsüchtigen und leichtfertigen Kurfürsten. Jener besaß eine vollkommene Soldatennatur, seine Mäßigkeit ging soweit, daß er sich aller geistigen Getränke enthielt und im Felde mit der geringen Kost des Heeres sich begnügte; Sommer und Winter trug er dieselbe unzierliche Kleidung, einen langen mit Messingknöpfen versehenen Soldatenrock und große Reiterstiefel; auf Märschen und im Kampf unterzog er sich den größten Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren; weiblichen Umgang mied er; nur das Kriegsleben mit seinen Gefahren hatte für ihn Reiz; das Getöse der Schlacht, das Pfeifen der Kugeln, das Wiehern der Streitrosse ging ihm über Opern, Hoffeste und Concerte. Gern wäre damals Ludwig XIV. in seiner Bedrängniß (§. 766) mit dem siegreichen Schwedenkönig in einen Waffenbund getreten; aber Karl XII. haßte die Tyrannei des französischen Königs und seine Gewaltschritte gegen die Huguenotten, er ein eifriger Protestant, der sich gerade um dieselbe Zeit bei dem Kaiser um Erleichterung seiner Glaubensgenossen in Schlesien verwendete und, durch die damalige Weltlage unterstützt, einige religiöse Zugeständnisse erwirkte.

§. 781. **Pultawa.** Indeß Karl XII. starrsinnig seinen Entthronungsplan gegen Friedrich August verfolgte, benutzte Peter die Abwesenheit der schwedischen Streitkräfte, um sich **Ingermanland** und einen Theil von **Livland** und **Esthland** zu unterwerfen und festen Fuß an der Ostsee zu fassen. Er erbaute die Festungen **Schlüsselburg** und **Kronstadt**, ließ die morastigen Niederungen an der Newa mit unsäglicher Mühe durch Leibeigene, die auf zweihundert Meilen zusammengetrieben wurden, austrocknen und legte den Grund zu der neuen Residenz **Petersburg**. Aus Moskau und andern Städten mußten Edelleute, Kaufleute und Handwerker mit ihren Familien dahin übersiedeln; auch Ausländer wurden zur Einwanderung aufgemuntert. Bald fuhren holländische Schiffe die Newa hinauf und leiteten directen Verkehr mit Rußland ein. — Der Zaar mochte mit einiger Bangigkeit auf seine neue Schöpfung blicken, als Karl XII. von Dresden, wo er seinen bisherigen Gegner mit einem unerwarteten Besuch überraschte, über Schlesien nach Polen zog, um seine siegreichen Waffen gegen seinen letzten und mächtigsten Feind zu kehren. Aber zu Peters Glück wählte Karl nicht die Ostseeländer zum Kriegsschauplatze, sondern beschloß, auf **Moskau** loszurücken und in das Herz von Rußland zu dringen. Er nahm **Grodno** und **Wilna** weg, setzte im Juni über die **Berezina** und schlug den Weg nach **Smolensk** ein. Kein russisches Heer bestand vor dem tollkühnen König, der an der Spitze seiner tapfern Truppen Flüsse durchwatete

Marginal dates: 1703 (beside "zu der neuen Residenz Petersburg"); 1707 (beside "warteten Besuch überraschte"); 1708 (beside "nahm Grodno und Wilna weg").

und weglose Morastgegenden überschritt. Aber jetzt trat ein Wendepunkt in Karls Glücke ein. Statt seinen Feldherrn Löwenhaupt, der mit frischen Truppen und mit Kleidung und Nahrungsmitteln für das ermattete Heer auf dem Wege zu ihm war, abzuwarten und dann mit vereinten Kräften auf Smolensk loszugehen, ließ er sich durch den alten Kosackenhetman Mazeppa, der sich mit schwedischer Hülfe von Rußlands Oberherrlichkeit frei machen wollte und dem König Hülfstruppen und reichliche Zufuhr versprach, zu einem höchst beschwerlichen Marsch in die von ungeheuren Wäldern und Steppen durchschnittene Ukraine bereden. Dies gab den Russen Gelegenheit, ihre ganze Macht gegen Löwenhaupt zu richten, und so glänzende Proben eines ausgezeichneten Feldherrntalents dieser auch ablegte, so konnte er doch nur nach Aufopferung seiner ganzen Artillerie, alles Gepäcks und aller Vorräthe mit einem geringen Heer den rastlos vorwärts eilenden König erreichen. Auf die herbstlichen Regengüsse, welche Krankheiten erzeugten und die Wege zerstörten, folgte ein äußerst harter
1708—9. Winter; dennoch setzte Karl, allen Vorstellungen zum Trotz, seinen Marsch fort, obwohl Mazeppa's Verheißungen sich als unwahr erwiesen und die Kosacken wenig Lust zeigten, sich der russischen Schutzherrlichkeit zu entziehen. Mit verblendetem Starrsinn rannte Karl in sein Verderben; viele seiner abgehärteten Soldaten erlagen der Kälte, Tausenden erstarrten Hände und Füße; feindliche Schaaren, die ihnen nachrückten und jede mißliche Lage zu Angriffen benutzten, lähmten den Muth, und der Abgang von Lebensmitteln brach auch des Stärksten Kräfte. Endlich schritt Karl zur Belagerung der festen Hauptstadt Pultawa; aber bei dem Mangel an Geschütz konnte wenig ausgerichtet werden. Die Belagerung dauerte mehrere Monate, bis Peter selbst an der Spitze einer bedeutenden Streitmacht vor Pultawa erschien und den Schwedenkönig, der kurz zuvor am Fuße verwundet worden, zu einem Treffen zwang. Die **Schlacht von**
8. Juli 1709. **Pultawa** entschied wider die Schweden. Rhenskjöld, der die Anordnung getroffen, Piper und viele der ersten Militärbeamten geriethen in Gefangenschaft, alles Gepäck und die reiche Kriegskasse fiel in die Hände der Sieger. Karl XII. wurde aus dem stolzen Ueberwinder dreier Könige ein hülfloser Flüchtling, der sich nur durch die angestrengteste Flucht in einer obdach- und nahrungslosen Steppe mit etwa zweitausend Begleitern auf das türkische Gebiet rettete und kaum den Grenzfluß Bug bei Oczakow glücklich überschritten hatte, als die nachsetzenden Russen am andern Ufer ankamen. Löwenhaupt sammelte den Rest der Flüchtigen; da aber bei dem Mangel an Nahrung und Geschütz kein Rückzug möglich war, so ergab er sich mit 16 000 Mann. Keiner der tapfern Krieger sah die Heimath wieder; sie wurden in dem weiten Reiche zerstreut und starben theils in den Bergwerken Sibiriens, theils als Bettler auf den Landstraßen. So wurde das heldenmüthige Heer, gleich bewundernswürdig im Dulden wie im Handeln, vernichtet.

§. 782. Karl XII. in der Türkei. Karl XII. wurde von den
1710. Türken ehrenvoll aufgenommen und großmüthig behandelt. In seinem Lager vor Bender lebte er als Gastfreund des Sultans in königlicher Weise. Aber der Gedanke, als Besiegter ohne Heer in seine Staaten zurückzukehren, war seiner stolzen Seele unerträglich. Er wollte die Türken zu einem Kriege mit

Rußland zwingen und dann an ihrer Spitze die Staaten seines Feindes durchziehen. Während er zu dem Ende in Bender Zeit und Kräfte vergeudete und alle Mittel anwandte, um die dem Kriege abgeneigten Türken für seine Pläne zu gewinnen, erneuerten seine drei Gegner das frühere Bündniß gegen Schweden, worauf Friedrich August den Altranstädter Vertrag für nichtig erklärte und nach Vertreibung Stanislaus Lesczinski's sich mit Hülfe des polnischen Adels wieder in den Besitz des Thrones setzte, Zaar Peter seine Eroberungen an der Ostsee über Esthland, Livland und einen Theil von Finnland ausdehnte und der König von Dänemark an der Küste von Schonen landete, aber bald von einem kleinen Heer abgehärteter Bauernbursche unter Stenbocks Oberbefehl zurückgedrängt wurde. Endlich schien Karls XII. Plan in Erfüllung zu gehen. Seinem Bevollmächtigten in Constantinopel, dem gewandten Polen Poniatowski, gelang es, durch Hofränke die Entfernung zweier Großveziere und die Kriegserklärung gegen Rußland zu erwirken. Schon rückte ein türkisches Heer in die Moldau, wohin sich der Zaar auf ähnliche Weise durch die Verheißungen 1711.
des Hospodars hatte locken lassen, wie Karl durch Mazeppa in die Ukraine. Am Pruth kam das russische Heer in eine so mißliche Lage, daß es ohne Schwertstreich in die türkische Kriegsgefangenschaft gerathen wäre, hätte nicht Peters Gemahlin Katharina, die aus einer Sklavin des russischen Ministers Menzikoff endlich Beherrscherin aller Reussen ward, das Mittel gefunden, den Großvezier durch Bestechung zum Abschluß eines Friedens zu bringen, in dem Peter nur versprach, Asow zurückzugeben, die Festungswerke von Taganrog zu schleifen und dem Schwedenkönig den Durchzug durch seine Staaten zu gestatten. Karl XII. schäumte vor Wuth, daß das so nahe gedachte Ziel nun ferner als je gerückt. Dennoch beharrte er in seinem Vorsatze und blieb selbst dann noch im türkischen Reich (in Warnitza), als ihm die Pforte die Gastfreundschaft kündigte, die bisher gereichte Geldunterstützung entzog und das türkische Gebiet zu verlassen befahl. Er ließ sich von der Pforte das Reisegeld zahlen und blieb dennoch; endlich erstürmten die Janitscharen sein Lager, steckten seine Hütte, in der er sich mit Löwenkraft vertheidigte, in Brand und nahmen 8. Febr. 1714.
ihn bei einem wüthenden Ausfalle gefangen. Aber noch mehrere Monate verharrte er in türkischer Gefangenschaft und verzehrte seine Kraft in kindischem Eigensinn. War es zu verwundern, daß man anfing ihn für geistesverwirrt zu halten? Erst als man ihm meldete, daß auch die deutschen Besitzungen bis auf Stralsund und Wismar in den Händen der Feinde seien und die Schweden mit dem Gedanken umgingen, einen Reichsverweser zu ernennen, verließ er nach fünfjährigem Aufenthalt die Türkei und langte nach einer vierzehntägigen, ohne alle Unterbrechung, meist zu Pferde fortgesetzten Reise durch Ungarn und Deutschland plötzlich vor den Thoren Stralsunds an. 27. Nov. 1714.

§. 783. **Karls XII. Ausgang.** Mit edler Anstrengung hatten indessen die Schweden den zahlreichen Feinden Widerstand geleistet. Stenbock siegte bei Gadebusch zum zweitenmal über das zwanzigmal stärkere Heer der Dänen, 20. Dec. 1712.
eroberte und verbrannte Altona, gerieth aber bei weiterem Vorrücken durch 1713.
Holstein in Kriegsgefangenschaft und mußte bis an seinen Tod (1717) zu Kopenhagen in einem engen Kerker schmachten. — Aber wie sollte das durch einen

vierzehnjährigen Krieg geschwächte und seiner ergiebigsten Provinzen beraubte Land der vereinten Kriegsmacht der fünf Nachbarstaaten (da sich auch noch Hannover und Preußen den übrigen Verbündeten angeschlossen) gewachsen sein? Karl mußte daher nach den größten Anstrengungen und nach Aufopferung der heldenmüthigen, eines bessern Schicksals würdigen Truppen die hartbedrängte
December 1715. Stadt Stralsund aufgeben und nach Schweden übersetzen. Ganz Pommern, nebst der von dem tapfern Leopold von Dessau eroberten Insel Rügen, kam sofort in die Gewalt der Preußen. Auch Wismar, die letzte schwedische Besitzung auf deutschem Boden, ging verloren. Und noch immer wollte der starrsinnige König von keinem Frieden hören. Auf den Rath des erfindungsreichen, ränkevollen Barons Gg. Heinr. von Görtz, aus einem alten fränkischen Rittergeschlechte, der aus holsteinischen in schwedische Dienste getreten war und für die Fortsetzung des Krieges wirkte, um einen billigen Frieden zu erzwingen, ließ der König zur Bestreitung der Kosten für neue Kriegsrüstungen geringhaltiges Geld prägen und zu vollem Nennwerth ausgeben, und rückte
1716. dann im Februar in Norwegen ein. Aber Klima, Natur und die Tapferkeit der Einwohner bereiteten ihm solche Schwierigkeiten, daß er bald zur Rückkehr genöthigt ward. Nun suchte Görtz den russischen Kaiser, der ungehalten war, daß sich der Kurfürst von Hannover (Georg I. von England) in den Besitz von Bremen und Verden gesetzt, zu einem Separatfrieden zu bewegen, und leitete zugleich mit Alberoni ein Complot zur Rückführung der Stuarts auf den englischen Thron ein (§. 774), allein noch ehe die Verhandlungen mit Peter zu
1718. Ende geführt waren, brach Karl XII., der nur Krieger, nicht Staatsmann, nur Soldat, nicht Feldherr war und den die innere Unruhe rastlos vorwärts trieb, abermals mit zwei Heerabtheilungen in Norwegen ein. Die kleinere unter
Januar 1719. Armfeld richtete ihre Angriffe auf Drontheim, mußte jedoch bei eintretender Kälte unverrichteter Sache abziehen und erlag auf dem Rückzug über die menschenleeren, mit Schnee und Eis bedeckten Berge dem Froste, dem Hunger und der Ermüdung. Noch ehe sie die eisigen Höhen des Nordens erklommen, hatte ihr König vor der Festung Friedrichshall, die er mitten im Winter
11. Dec. 1718. belagerte, seinen Tod gefunden. Als er bei nächtlicher Weile an eine Brustwehr gelehnt den Arbeitern in den Laufgräben zusah, ward er getödtet. Die Kugel, die seinem Leben ein Ende machte, kam wahrscheinlich von Mörderhand. — Karls Tod hatte in Schweden eine Umgestaltung der Verfassung, eine Reihe nachtheiliger Friedensschlüsse mit den verbündeten Mächten und den Justizmord des Ministers Görtz zur Folge.

b) Die innern Zustände.

§. 784. 1) Schweden. Der schwedische Adel, des Militärdespotismus längst müde, benutzte die streitige Thronfolge zur Wiedererlangung der ihm von Karl XI. entrissenen Rechte. Ehe Karls XII. jüngere Schwester Ulrike Eleonore und ihr Gemahl Friedrich von Hessen-Kassel von den Ständen (die ihr altes Wahlrecht sich wieder beilegten und den rechtmäßigen Thronerben Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, den Sohn von Karls XII. ältester Schwester, umgingen) auf den schwedischen Thron gehoben wurden, mußten sie der unumschränkten Königsmacht entsagen und nicht nur in die Wiederherstellung der alten Verfassung willigen, sondern

auch dem neu errichteten aristokratischen Reichsrath eine so unabhängige Stellung einräumen, daß dieser allmählich zu einer mitregierenden Behörde emporstieg. Als ständiger Ausschuß der Reichsstände, denen die oberste Machtvollkommenheit und Staatshoheit (Souveränetät) beigelegt ward, sollte der Reichsrath nur diesen verantwortlich sein. Dies hatte die Folge, daß nach und nach alle Regierungsgewalt in die Hände des nach Stimmenmehrheit entscheidenden Reichsraths kam und die Königswürde zu einer machtlosen Ehre herabsank. Schwedens Verfassung wurde eine drückende Oligarchie; der Reichsrath, in dem der König nur zwei Stimmen hatte, entschied über alle Regierungssachen und besetzte die obersten Stellen im Heer, in der Justiz, und in der Verwaltung. — Als erstes Opfer der zur Macht gelangten Adelspartei (von der auch wahrscheinlich des Königs Ermordung ausgegangen) blutete Karls verhaßter Rathgeber Görtz. Ohne der beschuldigten Staatsverbrechen überführt zu sein, ward er durch ein ungerechtes und höchst parteiisches Gerichtsverfahren zum Tode verurtheilt und grausam hingerichtet. Und damit der Reichsrath seine neu errungene Gewalt in Sicherheit und Ruhe genießen könne, wurden alsbald mit den gegen Schweden verbündeten Mächten Friedensschlüsse eingegangen, bei 1719–21.
denen der Adel mehr seinen Eigennutz als den Vortheil und die Ehre des Landes berücksichtigte. Von der Zeit an schied Schweden aus der Reihe der Großmächte; an seine Stelle trat Rußland.

In den Friedensschlüssen erwarb Georg I. von England gegen Entrichtung einer Million 1719.
Thaler an die schwedische Regierung das Herzogthum Bremen und Verden für sein Stammland Hannover, Friedrich Wilhelm I. von Preußen behielt für zwei Millionen Thaler das 1720.
von ihm besetzte Stettin und Vorpommern bis an die Peene, nebst den Inseln Usedom und Wollin. Dänemark erlangte den Besitz der dem Herzog von Holstein-Gottorp entrissenen Pro- 1721.
vinz Schleswig, gab aber die schwedischen Eroberungen (Stralsund, Greifswald u. a.) zurück, nachdem Schweden auf die bisher genossene Sund-Zollfreiheit verzichtet. Gegen die alten Grundrechte, wonach Schleswig und Holstein vereint und ungetheilt bleiben sollten, verband Friedrich IV. das Herzogthum Schleswig mit Dänemark und unterwarf es widerrechtlich dem dänischen Königsgesetz. — August II. wurde als König von Polen anerkannt. Am längsten dauerte der Krieg mit Rußland. Erst als Peter die schwedische Küste mit Feuer und Schwert barbarisch verheeren ließ, willigte endlich die Regierung im Frieden von Nystädt in die Abtretung 10. Sept. 1721.
der reichen Provinzen Ingermanland, Esthland, Livland und eines Theils von Carelien an die Russen gegen die Rückgabe von Finnland und die geringe Entschädigung von zwei Millionen Thalern.

§. 785. 2) Rußland. Wie ganz anders ging Rußland aus dem Kampfe hervor. Der Zaar, der nunmehr den Kaisertitel annahm, hatte seinem Reiche blühende, cultivirte Länder erworben, seiner neugegründeten Seemacht zwei Meere erschlossen, die wenig bevölkerte Provinz Ingermanland durch erzwungene Uebersiedelung volkreich gemacht, Petersburg, das der europäischen Cultur näher lag als Moskau, zum Sitz der Regierung und zur Hauptstadt des Reiches erhoben und durch großartige Anlagen und Bauwerke in Aufschwung gebracht. Durch Anlegung von Canälen und Landstraßen erleichterte Peter den innern Verkehr seines unermeßlichen Reiches; mit den Seestaaten des Auslandes wurden directe Handelsverbindungen angeknüpft und zu dem Ende Seehäfen angelegt und die Schifffahrt befördert. Gewerbe und Manufakturen erfreuten sich besonderer Begünstigungen, und neu erschaffene Bergwerke förderten den innern Reichthum des Landes zu Tage. Dies hatte zur Folge, daß am Ende des zweiundzwanzigjährigen Krieges der russische Staat nicht nur schuldenfrei war, sondern das Finanzwesen sich in so gutem Zustande befand, daß der Kaiser unmittelbar nachher einen Krieg gegen Persien, hauptsächlich für Handelszwecke, unternehmen konnte. Auch 1722–24.
die ganze Verwaltung des Reichs gewann durch Peter eine neue Gestalt. An die Stelle des alten Bojarenhofs trat der vom Kaiser abhängige und von ihm ernannte Senat als oberstes Reichsgericht in Petersburg; und in den Ukasen wurde nicht mehr wie früher der Zustimmung der Bojaren zu dem Willen des Souveräns gedacht.

Zehn neue Regierungs-Collegien mit bestimmtem Geschäftskreis leiteten die Verwaltung in den Provinzen. Eine nach französischem Muster eingerichtete Polizei sicherte die Hauptstadt, aber leider glaubte Peter, daß eine geheime Inquisitionskanzlei auch zur guten Polizei gehöre, und ließ daher dieses von Iwan Wasiljewitsch gegründete schreckliche Institut bestehen. Auch die Verhältnisse der Leibeigenschaft wurden fest geregelt und den Herren die erweiterte Befugniß ertheilt, „die Bauern nicht blos mit der Scholle zu verkaufen, sondern sie auch zu jeder beliebigen Haus- und Fabrikarbeit zu verwenden." — Ja selbst eine Akademie der Wissenschaften wurde in Petersburg gegründet, aber von ihren gelehrten Forschungen hatte das rohe Volk keinen Gewinn. — Eine der
1700. folgenreichsten Neuerungen Peters des Großen war die Aufhebung der Patriarchenwürde und die Errichtung der heiligen Synode als oberster Kirchenbehörde, welche vom Kaiser, ihrem Präsidenten, Verhaltungsbefehle empfing. Eine nach dem Tode des Patriarchen Adrian von Peter angeordnete zwanzigjährige Verwesung seiner Stelle hatte das Volk zuvor eines kirchlichen Oberhauptes entwöhnt. Von nun an stand in Rußland Kirche und Staat unter einem militärischen Regiment. Hätte Peter noch seinen Plan, dem ganzen Reiche ein allgemeines Gesetzbuch zu verleihen, ausgeführt, so wäre die Staatsorganisation zur Vollendung gebracht worden. — Aber wie viel Peter auch für Cultivirung seines Landes that, er selbst blieb bis an das Ende seines Lebens ein der Völlerei und rohen Sinnengenüssen ergebener Despot. Eine zweite, in Begleitung der
1716–1717. Kaiserin Katharina unternommene Reise durch Deutschland nach Holland und Frankreich bewies, wie weit noch die russischen Sitten hinter der europäischen Civilisation zurückstanden; und Peters Verfahren wider seinen einzigen Sohn Alexei, auf den er die Abneigung gegen dessen verstoßene Mutter übertragen, zeugte von der harten Gemüthsart des Machthabers. Durch Trotz und störrisches Wesen hatte Alexei die Liebe des Vaters verscherzt, er hatte sich mißbilligend über die Neuerungen geäußert, hatte sich mit lauter Freunden des alten Zustandes umgeben und den Vorsatz ausgesprochen, seine Residenz einst wieder nach Moskau zu verlegen. Umsonst suchte Peter ihn durch Vermählung mit einer deutschen Fürstentochter der europäischen Cultur zu befreunden; Alexei blieb bei seinem Sinn und entwich endlich aus dem Reich. Da ließ ihn Peter, besorgt um den Fortbestand seiner Einrichtungen, verhaften, in die Heimath zurückbringen und zum Tode
1718. verurtheilen. Ob Alexei hingerichtet ward oder vor der Vollstreckung des Urtheils starb,
1722. ist streitig. Ein Ukas gab alsdann die Bestimmung der Thronfolge dem Willen des regierenden Kaisers anheim. Dadurch verschwand aus dem russischen Reich der Begriff der Legitimität: die zaarische Thronfolge wurde rechtlos, ein Spielball der kaiserlichen Laune.

1725. Peters des Großen Tod führte eine Reihe schwankender Regierungen und stürmischer Thronwechsel herbei, die an die Kaiserzeit von Rom und Byzanz erinnern. Menzikoff, der von dem niedrigsten Stande zum Günstling des Kaisers und allmächtigen Minister emporgestiegen, verschaffte seiner ehemaligen Dienerin, der Kaiserin
Katharina I. 1725–27. Katharina, den Thron und führte in ihrem Namen ein unumschränktes Regiment; und als Katharina I. starb und nach Menzikoffs Weisung den unmündigen Sohn des
Peter II. 1727–30. enthaupteten Alexei, Peter II., zum Thronfolger ernannte, riß jener herrschsüchtige Staatsmann die Regentschaft an sich und gedachte durch die Vermählung seiner Tochter mit dem jungen Fürsten die Kaiserwürde an seine Familie zu bringen. Aber Dolgorucky, ein unternehmender Edelmann und Peters II. Jagdgefährte, bewirkte den Sturz des übermüthigen Emporkömmlings. Menzikoff brachte mit seiner Familie den Rest seiner Tage in Sibirien zu und von seinen Millionen blieb ihm nur noch ein
1729. spärlicher Unterhalt. Gram und Schwermuth machten seinem Leben bald ein Ende. Aber auch die Herrschaft der Dolgorucky, die als Leiter des Staatsrathes eben so unumschränkt über den Senat und die Regierungscollegien geboten, wie Menzikoff, war von kurzer Dauer. Noch ehe die beabsichtigte Vermählung des Kaisers mit einer Schwester
1730. Anna I. Iwan Dolgorucky's zu Stande kam, starb Peter II., und seine Nachfolgerin Anna,
1730–40. Peters des Großen Bruderstochter und verwittwete Herzogin von Kurland, hielt sich nicht lange an die Capitulation, wodurch die Dolgorucky und ihr Anhang ihr

oligarchisches Regiment zu befestigen gehofft. Im Vertrauen auf den Wunsch des Volks und des niedern Adels, die mit Neid die Uebermacht jener aristokratischen Familien betrachteten, vernichtete sie die beschränkende Capitulation, stellte die absolute Kaisermacht wieder her und wendete ihr ganzes Vertrauen ihrem Günstling Biron, den sie nach dem Erlöschen des Kettler'schen Regentenhauses zum Herzog von Kurland erheben ließ, und den beiden thatkräftigen Deutschen Ostermann und Münnich zu. Die Dolgorucky und Galitzin wurden vom Hofe entfernt, und als sie neue Versuche machten, die verlorne Macht wieder zu erlangen, endeten sie theils auf dem Schaffot, theils in Sibirien. Ostermann leitete nunmehr die äußern Angelegenheiten im Kabinet, der talentvolle, in Eugens Schule gebildete Münnich aber gab der Kriegsmacht und dem Seewesen den vorigen Glanz wieder. In dem mit Oesterreich gemeinschaftlich geführten Türkenkrieg entwickelte Münnich großes Talent und hohen Muth, opferte aber Tausende von Menschen seinen kühnen Plänen. Er eroberte die Krim und besetzte die Moldau, und wenn gleich der schimpfliche Friede, den Oesterreich übereilt in Belgrad abschloß (§. 798), auch Rußland zur Herausgabe des Eroberten zwang, mit Ausnahme der wiedergewonnenen Stadt Asow, so hatte doch Münnich den Weg gezeigt, wo Rußland seine Grenzen ausdehnen könne. Anna ernannte zu ihrem Nachfolger den erst einige Monate alten Sohn ihrer Nichte gleichen Namens, Iwan, während dessen Minder- 1740. Iwan.
jährigkeit ihr Günstling Biron die Regentschaft führen sollte. Allein Münnich, des unfähigen, übermüthigen Emporkömmlings müde, bewirkte seinen Sturz. Biron wanderte nach Sibirien, und Iwans Eltern (Anna und ihr Gemahl Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg) übernahmen die Regentschaft und verliehen Münnich die Würde eines Premierministers. Zwietracht schwächte jedoch ihre Macht und begünstigte den Plan Lestocqs, des französischen Leibarztes der Prinzessin Elisabeth, der jüngsten Tochter Peters des Großen, dieser den Thron zuzuwenden. Mit Hülfe der kaiserlichen Garde, December 1741.
welche Elisabeth durch gemeine Vertraulichkeit gewonnen hatte, wurde in einer einzigen Nacht die Revolution beendet, die Elisabeth zur Herrschaft, Iwan und seine Eltern Elisabeth 1741–62.
in den Kerker, Münnich und Ostermann nach Sibirien führte. Die schon unter Anna und ihrer Nichte am Petersburger Hof einheimische Sittenlosigkeit erreichte unter der wollüstigen Elisabeth den höchsten Gipfel. Wie in Frankreich ein Mätressenregiment an der Wohlfahrt und den sittlichen Grundlagen des Staates zehrte, so in Rußland eine Favoritenherrschaft. Die Finanzen geriethen in Unordnung; der Wohlstand sank, alle gemeinnützigen Anstalten verfielen. Elisabeth überließ sich und das Reich ihren Günstlingen und folgte selbst in den wichtigsten Staatsangelegenheiten ihren Leidenschaften. Uebungen andächtelnder Frömmigkeit waren bei ihr mit Sittenlosigkeit und Ausschweifung verbunden. Auch Lestocq, der in Preußens Interesse wirkte, wurde gestürzt und von der undankbaren Kaiserin nach Sibirien geschickt, worauf Bestucheff 1748.
die Regierung zu Oesterreichs Vortheil leitete, bis Elisabeths Tod und Peters III. Thronbesteigung wieder eine Umgestaltung herbeiführte. So bewährte sich das entsetzliche Wort: „die russische Verfassung ist despotisch, aber durch den Meuchelmord gemildert."

Alexei † 1676.

Feodor 1676—1682. | Iwan II. 1682—1689. | Peter I. 1689—1725.

Iwan II.: Katharina, verm. mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin. — Anna, Gem. Friedrich Wilhelm, Herzog v. Kurland. 1730—1740.

Katharina: Anna, Gem. Ant. Ulr. v. Braunschweig. — Iwan III. † 1764.

Peter I.: 1) Alexei — Peter II. 1727—1730. | 2) Anna Gem. Karl Friedr. v. Holst.-Gottorp. — Peter III. † 1762. | 3) Elisabeth 1741—1762.

§. 786. 3) Polen. Friedrich Augusts II. Plan nach seiner Wiedereinsetzung, mit Hülfe seiner Sachsen und Bundesgenossen die Königsmacht in Polen zu heben,

scheiterte an dem Widerstand des Adels. Eine allgemeine Conföderation zwang ihn, die sächsischen Truppen aus dem Reiche zu entfernen. Desto besser gelang sein Vorhaben, durch Einführung eines gesteigerten Luxus und Sittenverderbnisses sich den Adel mehr zu eigen zu machen und den kriegerischen Sinn zu brechen. Die von Paris nach Dresden und von Dresden nach Warschau verpflanzte Prachtliebe, Schwelgerei und Ueppigkeit, zerstörte die letzte sittliche Kraft unter dem polnischen Adel und wirkte um so nachtheiliger, als äußere Verfeinerung mit innerer Rohheit und sinnlicher Erregbarkeit gepaart war. Bestechlichkeit wurde nunmehr so allgemein, daß sie aufhörte, ein entehrendes Laster zu sein; von der europäischen Cultur, die in allen andern Ländern Riesenschritte machte, nahm Polen nichts an als den äußern Firniß, den Weibereinfluß und die durch Gründung des weißen Adlerordens genährte Eitelkeit und Hoffahrt, und während in ganz Europa das geistige Streben auf religiöse Aufklärung und Abstreifung der Confessionsunterschiede gerichtet war, gesellte sich in Polen zu den übrigen Gebrechen auch noch Verfolgungssucht gegen Andersdenkende. Im Widerspruch mit dem Frieden von Oliva (§. 718) suchte die von den Jesuiten geleitete Adelsaristokratie den Dissidenten, welche als Anhänger der Schweden galten, die seit zwei Jahrhunderten genossenen kirchlichen und bürgerlichen Rechte zu entreißen. Ein auf einem außerordentlichen
1717. Reichstag verfassungswidrig durchgeführtes Gesetz verbot ihnen Kirchen zu bauen; und als in der protestantischen Stadt Thorn der allgemeine Haß gegen die
1724. friedenstörenden Umtriebe der Jesuiten sich in einem Volksaufstand wider das Jesuiten-Collegium Luft machte, bewies der Orden seine Macht durch die furchtbare Rache, die er in der Stadt nahm. Der erste Bürgermeister Rösner und neun evangelische Bewohner Thorns starben auf dem Schaffot; auch die letzte der Hauptkirchen der Stadt, welche den Evangelischen noch geblieben war, mußte den Katholiken eingeräumt werden und nur durch Entrichtung einer hohen Entschädigungssumme vermochte die Bürgerschaft
1733. endlich den Groll der Väter zu versöhnen. Kurz vor dem Tode Friedrich Augusts II., der zu Gunsten seiner ehemaligen Glaubensgenossen keine Schritte zu thun wagte, um nicht den Schein einer geheimen Anhänglichkeit an Luthers Lehre auf sich zu ziehen, wurden alle Dissidenten durch Reichstagsbeschluß sowohl von der Nationalrepräsentation, als von allen Staatsämtern ausgeschlossen. War es unter diesen Umständen zu verwundern, daß die Dissidenten ihre hoffenden Blicke auf Rußland richteten, das diese Zwietracht zu seinem Vortheile zu benutzen verstand?

§. 787. Der polnische Erbfolgekrieg, 1733 und 1734. Nach Friedrich Augusts II. Tod schwur der zu einer Convocation zusammengetretene Adel, nur einen Einheimischen (Piasten) als König anzuerkennen, und theilte dem unter einer Verkleidung aus dem Elsaß nach Warschau geeilten Stanislaus
1733. Lesczinski die Krone zu. Dieser hatte seit seiner Flucht (§. 782) in ärmlichen Umständen zuerst in dem seinem Schutzherrn Karl XII. zugehörenden Zweibrücken, dann in Weißenburg gelebt, bis ihn die Vermählung seiner Tochter mit König Ludwig XV. von Frankreich aus aller Noth befreite. Aber Rußland und Oesterreich begünstigten die Bewerbung von Friedrich Augusts gleichnamigem Sohn, dem ebenfalls zur katholischen Kirche übergetre-
Friedrich August III. tenen Friedrich August III. von Sachsen, theils um Frankreichs Einfluß von
1733—63. Polen und Deutschland ferne zu halten, theils weil der Kurfürst beiden Höfen Vortheile in Aussicht stellte, dem österreichischen die Bestätigung der pragmatischen Sanction (§. 799), dem russischen die Belehnung Birons mit der Herzogswürde von Kurland (§. 785). Stanislaus Lesczinski, obwohl von der Mehrheit der polnischen Nation anerkannt und französischer Hülfe versichert, mußte aus Mangel an Kriegsmuth vor seinem in Praga unter russischem Beistand von wenigen Edelleuten und Prälaten ausgerufenen und von Münnichs Kriegsschaaren eingeführten Mitbewerber nach Danzig entfliehen, wo er lange

umsonst auf französische Unterstützung harrte. Und als endlich der friedliebende Cardinal Fleury zur Absendung einiger Schiffe vermocht wurde, war die geringe Kriegsmacht nicht im Stande, die Russen von Danzigs Mauern zurückzuschlagen. Stanislaus floh in Bauerntracht nach Königsberg und von da nach Frank- 1734. reich und überließ Polens Krone seinem Mitbewerber. Danzig wurde schwer gezüchtigt. Aber Stanislaus, ein Mann ohne Kraft und Charakter, wenn gleich von liebenswürdigem Wesen, erlangte nach Entsagung aller Ansprüche auf Polens machtlose Krone die seiner Gemüthsart weit entsprechendere Herrschaft über das Herzogthum Lothringen. Um Frankreich, dessen Heere am Rhein und in Italien die österreichischen Besitzungen bedrohten, vom Kriege abzubringen und seinen Beitritt zur pragmatischen Sanction zu erlangen, willigte Karl VI. in die höchst nachtheiligen Wiener Friedenspräliminarien, wonach Franz Stephan, Her- 3. Oct. 1735. zog von Lothringen, des Kaisers Schwiegersohn, seinem Erbland zu Gunsten des Polenkönigs Stanislaus Lesczinski entsagte mit der Bedingung, daß ihm bei dem bevorstehenden Aussterben des Mediceischen Hauses das Herzogthum Toscana zu Theil werde. Nach dem Tode des Königs Stanislaus sollte dann Lothringen und Bar an die französische Krone fallen. Neapel und Sicilien war als Königreich dem spanischen Prinzen Don Carlos (§. 770) überlassen. So wurde ein deutsches Reichsland ohne Mitwirkung der Fürsten und Stände an Frankreich abgetreten. Der Reichstag, dessen Einwilligung man nachträglich der Form wegen einholte, dankte dem Kaiser 1736. für seine „Fürsichtigkeit in diesem so nöthigen als nützlichen und heilsamen Friedensgeschäft“ und dem Herzog von Lothringen für seine „aus Friedensliebe gefaßte großmüthige Entsagung. Frankreich aber erlangte ohne alle eigene Opfer das schöne Herzogthum, nach dem es seit zwei Jahrhunderten getrachtet hatte. Doch erst durch den Frieden von Lüneville wurden die letzten Verbindungsfäden Lothringens mit dem deutschen Reich zerschnitten. Bald darauf starb der letzte Mediceer, und nun konnte die Wiener Uebereinkunft in einen definitiven Frieden verwandelt werden. 18. Nov. 1738.

Noch 29 Jahre regierte hierauf Stanislaus, der Gönner der Jesuiten, mit dem Titel eines Königs in Lüneville und Nancy, geliebt und geehrt von seinen Unterthanen, ein Wohlthäter der Armen, ein Beförderer der Künste und Wissenschaften, ein Verschönerer der lothringischen Städte. Polen dagegen ging unter Friedrich August III. seiner völligen Auflösung entgegen. Der sogenannte Pacificationsreichstag erklärte jeden für infam oder vogelfrei, der fremde 1736. (also auch sächsische) Heere ohne besondere Bewilligung der Republik ins Königreich führen würde, und verschärfte aus Besorgniß, der König möchte für den Glauben seiner Jugend noch einige Neigung haben, die harten Dissidentengesetze. „Kaum sollte man überhaupt ein Regentenleben dieser Art, wie König Augusts III. war, eine Regierung nennen; denn der regiert doch nicht, der blos durch sein körperliches Dasein wirkt? Mißhelligkeiten der großen Familien arteten unter ihm bis zu wahren Fehden aus. Die roheste Uncultur des Mittelalters herrschte unter dem allgemeinen Haufen der Nation, und die Großen, deren einzige Cultur oft kaum nur aus Reisen nach Frankreich entsprang, konnten selten Patriotismus oder wahren Charakter haben, denn wie sollte Patriotismus oder kraftvoller Geistescharakter bei der Erziehung entstehen, die sie gewöhnlich genossen; oder bei der eitlen, unthätigen, schwelgerischen Lebensart sich erhalten, die unter den Edelsten ihrer Art fast allgemein herrschend war.“ Da der König und sein Minister Brühl sklavisch um Rußlands Gunst buhlten, so wurde der Einfluß dieses drohenden Nachbarstaates immer mächtiger.

§. 788. 4) Preußen. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, gab seinen Staaten einen mächtigen Aufschwung, theils indem er die getrennten, seit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts dem kurfürstlichen Hause zugefallenen Landestheile Preußen und Cleve (§§. 694. 718) mit dem Hauptland Kurfürst Friedrich Wilhelm 1640—88.

in nähere Verbindung brachte und zu einem zusammenwirkenden Ganzen umschuf, theils indem er Einwanderungen aus gebildeten Ländern in die durch den dreißigjährigen Krieg verödeten Provinzen begünstigte (französische Huguenotten) und der Gewerbthätigkeit und den Künsten des Friedens kräftig aufhalf, theils durch Bildung einer bedeutenden Kriegsmacht, womit er dem Lande eine unabhängige, selbständige Stellung erkämpfte. Auf diesen einsichtsvollen, kräftigen und besonnenen Fürsten folgte sein prachtliebender Sohn,
Friedrich III. (I.) 1688–1713. Kurfürst Friedrich III., dem der äußere Glanz, womit Ludwig XIV. den Hof von Versailles umgeben, als der höchste Triumph irdischer Majestät erschien. Er setzte daher den größten Werth auf eine prunkvolle Hofhaltung; eine verschwenderische Pracht in Kutschen, Marställen, Garderobe u. dgl., glänzende Feste und ceremonielle Feierlichkeiten gingen ihm über Alles. Mit Neid sah er auf die Kurfürsten von Hannover und Sachsen, denen das in seinen Augen unschätzbare Gut einer Königskrone zu Theil geworden, und wie groß war seine Freude, als sich Kaiser Leopold geneigt zeigte, ihm gegen die Zusicherung kräftiger Unterstützung im spanischen Erbfolgekriege den Titel und Rang eines Königs von Preußen, den er sich beilegte, durch kaiserliche Anerkennung gut
18. Jan. 1701. zu heißen und seinem Hause sicher zu stellen. Nach feierlicher Krönung in Königsberg, wobei der Kurfürst sich selbst und seiner Gemahlin, der geistreichen Sophie Charlotte, die Krone aufsetzte, und nach einer Reihe prunkvoller Feste (Stiftung des schwarzen Adlerordens) hielt der neue König Friedrich I. einen glänzenden Einzug in Berlin, das er durch Bauten (Schloß, Zeughaus, lange Brücke, Kirchen), Kunstdenkmale (die metallene Reiterstatue Friedrich Wilhelms durch den Architekten und Bildhauer Andr. Schlüter) und Anlagen zur würdigen Residenz eines Königs zu machen suchte. Wissenschaften und Künste fanden Aufmunterung. In dem Lustschloß Charlottenburg, wo die als Leibnitzens Gönnerin bekannte Königin in Anmuth waltete, war stets ein Kreis geistreicher und ausgezeichneter Personen versammelt; in Berlin trat die Societät der Wissenschaften und die Akademie der Künste ins Leben;
1693. in Halle erhob sich eine blühende, durch edle Geistesfreiheit ausgezeichnete Universität, wo Männer wie Thomasius, Herm. Francke (Stifter des Waisenhauses), Christian Wolf u. A. wirkten und der Freiherr v. Canstein die Bibeldruckerei gründete. — Dieser Aufwand, verbunden mit der Unterhaltung einer beträchtlichen Kriegsmacht in des Kaisers Diensten, drückte hart auf das arme Land; schwere Steuern lasteten auf dem Bürger- und Bauernstande, gewissenlose Beamte mißbrauchten die Freigebigkeit des Hofes; der neue Glanz des Herrscherhauses schien dem Staate unheilvoll zu werden; da folgte zum Glück dem verschwenderischen Friedrich I. der sparsame, ja geizige Frie-
Friedrich Wilhelm I. 1713–40. drich Wilhelm I., in Allem das Gegenbild seines Vorgängers. Die Juwelen und kostbaren Geräthschaften, die der Vater mühsam erworben, verkaufte der Sohn und bezahlte mit dem Erlös die Schulden; Alles, was an Luxus grenzte, wurde vom Hof verbannt, die Dienerschaft aufs Nothwendigste beschränkt, jeder überflüssige Aufwand vermieden. Die Lebensweise des Königs und seines Hofes war bürgerlich; die Mahlzeiten bestanden aus Hausmannskost, die Königin und ihre Töchter mußten sich mit häuslicher Arbeit befassen. Kleidung und Hausgeräthe waren einfach. An die Stelle der geistreichen Cirkel, die Friedrich I. und seine Gemahlin um sich versammelt, trat das Tabakscollegium, worin Friedrich Wilhelm und seine „guten Freunde" auf Kosten einiger Einfältigen oder Gutwilligen unfeine Scherze trieben, und jeder eine Tabakspfeife im Munde haben mußte; die Opernsänger und Schauspieler wurden verabschiedet; Dichter, Künstler und Gelehrte verloren ihre Gehalte ganz oder theilweise; Christian Wolf, dessen Philosophie den Rechtgläubigen und Frommen anstößig war, erhielt den Befehl, „bei Strafe des Stranges" innerhalb vierundzwanzig Stunden Halle zu verlassen. Aber so sehr man des Königs Härte, Geiz und Haustyrannei tadeln und an seiner Derbheit, seinem barschen Wesen, seiner Verachtung aller Bildung, Gelehrsamkeit und feiner Sitten Anstoß nehmen mag, doch muß man zugestehen, daß seine kräftige Natur, seine gesunde Einsicht und sein sparsamer Haushalt dem jungen Staat Halt und Festigkeit verliehen.

Um den Bürger- und Bauernstand emporzubringen, hob er die drückendsten Abgaben auf und ordnete das Steuerwesen auf eine billigere Art; die adeligen Lehngüter verwandelte er in Erbgüter

und legte ihnen statt der bisher gelieferten Kriegspferde eine feste Steuer auf; er vergrößerte Berlin, hob Potsdam zu einer beträchtlichen Stadt und ließ abgebrannte und heruntergekommene Orte neu aufbauen; er begünstigte Manufacturen und Gewerbthätigkeit und verbot, um die Landesindustrie zu heben, die Einfuhr fremder Fabrikate, verletzte aber freilich dabei so sehr die persönliche Freiheit der Unterthanen, daß er den Frauen auf der Straße ihre aus fremdem Baumwollenzeug verfertigten Kleider vom Leibe reißen und kattunene Bettvorhänge aus den Häusern wegnehmen ließ. Er war ein abgesagter Feind der neuen französischen Bildung und Mode und duldete weder Schöngeister noch Sprach- und Tanzmeister in seinen Staaten; mit der alten Tracht und den vaterländischen Sitten hoffte er auch deutsche Zucht und Ehrbarkeit und altgläubige Frömmigkeit aufrecht zu erhalten. Fremde, zum Ackerbau und zur Gewerbthätigkeit fähige und willige Ansiedler fanden bei ihm Schutz und Obdach; zur Unterstützung der von dem fanatischen Erzbischof von Salzburg aus ihrer Heimath vertriebenen Protestanten (§. 790) gab der sonst so sparsame Monarch Millionen her, um sie in den verödeten Gegenden seiner Staaten bequem anzusiedeln.

Alle Handlungen dieses eigenartigen Fürsten zeugen von einer derben, oft harten Natur, aber von einem geraden, rechtlichen Sinne und von einem praktischen Verstande, der sich nicht durch den Schein bestechen ließ, sondern auf den Grund ging. Seine Polizei war despotisch, seine Gerechtigkeitspflege oft willkürlich, persönliche Freiheit wurde nicht geachtet, aber am Hofe herrschte bürgerliche Tugend und Einfachheit, des Volkes Wohlfahrt war das Ziel des Monarchen; deutsche Tüchtigkeit fand Geltung und wurde nicht durch fremden Schimmer verdrängt; dies bewirkte, daß man sich willig der strengen Zuchtruthe, die Friedrich Wilhelm über Hoch und Niedrig schwang, fügte und über dem zunehmenden Wohlstand den Mangel an Freiheit übersah. Des Königs eigenes Beispiel bewies, wie viel durch Sparsamkeit, umsichtigen Haushalt und Benutzung aller Kräfte erreicht werden konnte; denn obgleich er für seine Potsdamer Garde, zu der er aus allen Ländern Europa's „lange Kerle" werben und stehlen ließ, ungeheure Summen aufwendete, obgleich er ein Kadettenhaus, ein Waisenhaus, ein Krankenhaus und manche andere nützliche Anstalten gründete und Stettin nebst dem westlichen Theil von Vorpommern um eine hohe Geldsumme von Schweden kaufte (§. 784), so hinterließ er doch bei seinem Tode einen baaren Schatz von mehr als acht Millionen Thaler, einen großen Reichthum an silbernen Geräthschaften, eine geordnete und vermehrte Staatseinnahme und eine bedeutende, von dem Fürsten Leopold von Dessau (dem alten Dessauer) trefflich organisirte und geübte Kriegsmacht.

Die Furcht vor dem heftigen Könige, der von Allem Einsicht nahm und jede Uebertretung oder mangelhafte Vollziehung seiner Befehle aufs strengste bestrafte, trieb alle Beamte, trotz der großen Verminderung ihrer Besoldungen, zur pünktlichsten Erfüllung ihrer Berufsgeschäfte. Friedrich Wilhelm glich in seinem ganzen Thun und Lassen einem derben Landjunker von einer ungebildeten, aber auch unverdorbenen Natur. Die wilden Jagden im Walde von Wusterhausen, denen er in seinen kräftigen Jahren mit Leidenschaft oblag, mußte er später wegen großer Beleibtheit einstellen; dafür unterhielt er sich in seinem Zimmer mit Drechseln und Handarbeiten.

§. 789. **Friedrichs II. Jugend.** Friedrich war in vielen Stücken der Gegensatz seines Vaters. Wenn dieser seinen wilden Jagden nachging oder mit seiner Umgebung eine rohe Unterhaltung führte, beschäftigte sich der talentvolle, geistreiche Prinz mit französischen Schriftstellern und mit dem Flötenspiel, das er leidenschaftlich liebte. Die Verschiedenheit ihrer Natur entfremdete beide einander. Friedrich nahm Anstoß an des Vaters Tyrannei gegen seine Familie, an seinem barschen Wesen, an seiner Härte gegen Dienstboten und Soldaten; eine unüberwindliche Abneigung faßte in seiner Seele Wurzel, und da Friedrich Wilhelm, erbittert, daß sein Sohn einen andern Weg einschlagen wolle, ihn durch strenge Ausübung der väterlichen Gewalt von dieser Richtung abzubringen gedachte, so nahm die Kälte und Abneigung mit den Jahren zu, so daß Friedrich endlich, als der Vater aus Laune dessen beabsichtigte Vermählung mit einer englischen Prinzessin, oder, wie es in andern Nachrichten heißt, mit Maria Theresia von Oesterreich, nicht gestattete, mit einigen jungen Freunden den Plan faßte, sich durch die Flucht der väterlichen Gewalt zu entziehen. Eine Reise des Königs in die Rheingegenden schien eine

Friedrich II. geb. 1712.

1730.

günstige Gelegenheit zu bieten. Aber ein aufgefangener Brief Friedrichs an seinen Vertrauten, den Lieutenant von Katte, brachte das Geheimniß an den Tag. Der König schäumte vor Wuth. Er ließ den durch ein Kriegsgericht als Ausreißer zum Tode verurtheilten Kronprinzen auf die Festung Küstrin bringen und Katte, wie es heißt, vor dessen Fenstern hinrichten; Alle, von denen der König nur den leisesten Verdacht eines Einverständnisses mit seinem Sohne hatte, wurden von dem über die Verletzung seiner hausväterlichen Autorität aufgebrachten Monarchen schwer gezüchtigt. Friedrichs Schwester (die durch ihre Denkwürdigkeiten bekannte nachmalige Markgräfin von Bayreuth) erhielt als Mitwisserin Faustschläge ins Gesicht. Erst als Friedrich reumüthig des Vaters Vergebung anflehte und der Kaiser sich für ihn verwendete, wurde er aus der Festung entlassen, mußte aber noch einige Zeit auf der Domänenkammer in Küstrin arbeiten, ehe ihm Uniform und Degen zurückgegeben wurden. Bald darauf erfolgte Friedrichs Vermählung mit einer Fürstentochter von Braunschweig-Bevern, allein sein Geist fand wenig Gefallen an den engen Schranken der Häuslichkeit; er sah seine Gemahlin selten, besonders seitdem ihm der Vater das Städtchen Rheinsberg überlassen, wo er fortan im Kreise geistreicher, gebildeter und freidenkender Freunde (wie Kaiserling, Jordan, Chazot, Fouquet u. A.), ein von Witz, Scherz und munterer Unterhaltung erheitertes und von ernsten und vielseitigen Studien gehobenes Leben führte. Er las die Werke der Alten in französischen Uebersetzungen und schöpfte daraus die edle Ruhmbegierde, an Großthaten und Geistesbildung den griechischen und römischen Helden nachzustreben; er bewunderte die französische Literatur und faßte für Voltaire eine solche Verehrung, daß er ihm die schmeichelhaftesten Briefe schrieb und den persönlichen Umgang eines so großen Geistes als das höchste Glück pries; mit den bedeutendsten Gelehrten und Schriftstellern des In- und Auslandes trat er in brieflichen Verkehr. Kein Wun-
1740. der, daß seine Thronbesteigung in ganz Europa als ein wichtiges Ereigniß angesehen ward, zumal da gleich seine ersten Handlungen den großen und freisinnigen Regenten beurkundeten.

Des Vaters kostspielige Riesengarde wurde abgeschafft und das Geld zweckmäßiger angewendet. Der Philosoph Wolf ward von Marburg nach Halle zurückberufen, weil in Friedrichs Staaten „Jeder nach seiner Façon selig werden könne", ein Wort von großer Tragweite, wodurch das Recht freier Prüfung in einer viel allgemeineren Weise als in der Reformation anerkannt, die Moral über das Dogma gestellt und der Staat von der Kirche emancipirt ward. Voltaire besuchte den König und nahm später sogar auf längere Zeit seinen Aufenthalt in Berlin; aber der persönliche Umgang, der die eigennützige, selbstsüchtige und eitle Natur des Franzosen, sowie sein von Neid und Bosheit erfülltes Herz, seine Streitlust und vor Allem seine schmutzige Erwerbsucht an's Licht brachte, benahm dem König viel von seiner frühern Bewunderung. Ein so spottsüchtiger Mann wie Voltaire, der nie einen Witz oder einen pikanten Einfall, wie verletzend sie auch sein mochten, unterdrücken konnte, war nicht zum Umgang mit einem Fürsten von ähnlicher Natur geschaffen. Besser eigneten sich dazu minder bedeutende Geister, wie der wegen seiner freigeistigen Denkungsart aus Frankreich verwiesene witzige Spötter La Mettrie und der materialistische Philosoph d'Argens. Der französische Mathematiker Maupertuis wurde zum Präsidenten der von Friedrich wieder begünstigten Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt.

§. 790. Kirchliches. — a) Verfolgungen. Religionswechsel. Vereinigungsversuche. — Die Bestimmungen des westfälischen Friedens hinderten die Jesuiten und Römlinge nicht, nach wie vor die Bekehrung der Protestanten mit allen Mitteln zu betreiben und das friedfertige Nebeneinanderleben der verschiedenen Confessionen zu stören. Einige katholische Regierungen (wie die österreichische) fuhren fort, ihren andersgläubigen Unterthanen die Ausübung ihres Gottesdienstes und den Genuß der Sacramente zu versagen, um dadurch allmählich die kirchliche Einheit in ihren Erbstaaten zu begründen. In Oesterreich war der Uebertritt von der protestantischen zur katholischen Kirche der sicherste Weg zu Aemtern und Würden, wie die kaiserlichen Räthe Bartenstein, Wiesenhüter und der Feldmarschall Traun bewiesen. Wo die

Glaubenstreue dem Bekehrungseifer und den Verlockungen widerstand, schritt man (wie in Schlesien u. a. O.) zu Landesverweisungen. Siebenbürgen ward den österreichischen Evangelischen Freistätte und Exil. In Salzburg waren seit dem 16. Jahrhundert stille Gemeinden Evangelischgesinnter als fleißige Unterthanen geduldet worden, bis der Erzbischof Firmian sie mit Gewalt bekehren wollte. „Hundert Aelteste 1729. schwuren auf die Hostie und geweihtes Salz in einer einsamen Kluft der Schwarzach unter der Sonntagsmorgendämmerung dem dreimaleinigen Gott Treue am evangelischen Glauben und einander ein brüderlich Herz im Unglück." Das erzbischöfliche Emi- 31. Oct. 1731. grationspatent vertrieb sie unter den härtesten Bedingungen von Haus und Hof; an zwanzigtausend, welche in ihrer Heimath an Hab und Gut noch über dritthalb Millionen Gulden zu fordern hatten, fanden Gastfreundschaft in Preußen, wo ihre Abkömmlinge 1732. noch heut zu Tage mitten unter litthauischer Bevölkerung ungemischt fortbestehen. Die Vermögenden unter ihnen kauften sich Freigüter, die Unbemittelten erhielten Koffäthenhöfe, die sie auf ihre Kinder vererben konnten. Dreihundert wurden im nächsten Jahr mit englischer Hülfe nach der damals neuen Colonie Georgia gebracht und mit Grundbesitz versehen. Ihre Nachkommen haben sich durch Fleiß, Sparsamkeit und häusliche Tugend Wohlstand erworben. — Am härtesten war der Druck der Reformirten in der Pfalz unter den katholischen Kurfürsten, besonders als die Clausel des Ryswicker Friedens (§. 758), daß der Gottesdienst in dem Zustande verbleiben solle, wie er während der französischen Occupation gewesen, den Bedrückungen einen Schein von Recht verlieh. Die Klagen der Pfälzer Reformirten über Druck und Beeinträchtigung waren ein stehender Artikel auf dem seit 1663 permanenten Reichstag von Regensburg, wo die Gesandten der protestantischen Stände (Corpus Evangelicorum) eine machtlose Schutzbehörde bildeten. Als einmal mehrere protestantische Höfe, wie England, Holland, Preußen, sich der bedrängten Bürger Heidelbergs annahmen und es dahin brachten, daß der Kurfürst Karl Philipp die den Calvinisten entrissene Kirche zum heiligen Geist wieder herausgeben und den Gebrauch des Heidelberger Katechismus gestatten mußte, rächte sich derselbe durch Verlegung seiner Residenz nach Mannheim. Das Kirchengut 1720. kam zum großen Theil in die Hände der begünstigten Religionsgenossenschaft, und Verführung, Gewalt und weltliche Vortheile brachten Viele zum Abfall. — Nächst der Bedrückung der Evangelischen war besonders das Hinüberziehen einzelner Fürsten zur katholischen Kirche ein Mittel zur Beförderung des Katholicismus und zur Erhaltung der Uneinigkeit in Deutschland. Sachsen erhielt dauernd, Braunschweig (in Anton Ulrich, 1710), Würtemberg (in dem genußsüchtigen und verschwenderischen Karl Alexander) vorübergehend katholische Regenten; das pfalz-zweibrückische Regentenhaus, das jetzt den bayerischen Thron besitzt, trat in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zur katholischen Kirche über. Da seit Ludwig XIV. diese Art Religionswechsel als Beweis feiner Bildung und vornehmen Wesens galt, so wurde in den höheren Kreisen der Uebertritt zum römischen Glauben immer häufiger.

Die Versuche, auf friedlichem Wege durch Ausgleichung der Unterscheidungslehren eine kirchliche Einigung herbeizuführen, waren im 17. und 18. Jahrhundert von keinem bessern Erfolge begleitet als im Reformationszeitalter. Als Calixtus, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges Professor in Helmstädt, ein edler, durch Bücher und Reisen vielseitig gebildeter Mann, der Theologie eine freiere Richtung zu geben suchte, einen sittlichen Wandel (gute Werke) höher stellte als den Glauben an den Buchstaben der Concordienformel, und eine Vereinigung der verschiedenen Confessionen für möglich hielt, wenn alle auf die Concilienbeschlüsse der fünf ersten Jahrhunderte zurückgingen und sich damit begnügten, so entstand ein heftiger Sturm der Orthodoxen gegen ihn. Man nannte sein Streben Religionsmengerei (Synkretismus), schalt ihn einen geheimen Papisten und eiferte gegen das Religionsgespräch in Thorn, wodurch eine Versöhnung 1645. bewirkt werden sollte. Calixtus fand Schutz bei seinem Fürsten und Achtung bei den höheren Ständen des In- und Auslandes; aber der Uebertritt einiger seiner Schüler zur katholischen Kirche rechtfertigte die Furcht und den Zorn seiner Wittenberger Gegner. Ein Menschenalter später griff einer der größten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker

aller Zeiten — Leibnitz — den Plan einer Vereinigung der Confessionen wieder auf und trat deshalb mit Bossuet in Verbindung; er überzeugte sich jedoch bald, daß jedes derartige Streben erfolglos sei, so lange man in Rom die Protestanten als verirrte Abtrünnige ansehe, die nur durch reumüthige Rückkehr in den Schooß der alleinselig-machenden Kirche Versöhnung erlangen könnten. Auch er stand in dem ungegründeten Rufe eines heimlichen Katholiken. Vereinigungsversuche der evangelischen und reformirten Confession wurden besonders von Brandenburg aus, aber mit gleicher Erfolglosigkeit, betrieben. Die Bemühungen der calvinischen Kurfürsten (seit 1613, §. 694), durch mildere Fassung der Unterscheidungslehren die Vereinigung allmählich herbeizuführen, scheiterten an dem Eifer der lutherischen Geistlichkeit und Landstände. Doch trat endlich die durch viele Einwanderungen von Calvinisten vermehrte reformirte Kirche gleichberechtigt neben die lutherische.

§. 791. b) Pietisten, Herrnhuter. Methodisten. — Bei der Richtung, welche die protestantische Theologie seit dem westfälischen Frieden genommen, war Gefahr vorhanden, daß über der dürren Orthodoxie und dem Glauben an den Buchstaben der symbolischen Bücher, die das Evangelium aus der Kirche allmählich verdrängt hatten, das christliche Leben und die Wärme des religiösen Gefühls ganz zu Grunde gehe. Beides durch Wiederbelebung des Bibelstudiums zu erwecken, war das Streben des in Straßburg gebornen, in Frankfurt und Dresden wirksamen und in
Spener 1635—1705. Berlin als Probst verstorbenen Philipp Jacob Spener und seiner Freunde und Anhänger, die von der übertriebenen Kundgebung ihrer Frömmigkeit im äußern Leben Pietisten genannt wurden.

Speners Hausversammlungen (collegia pietatis, seit 1670) weckten eine fromme Innigkeit durch erbauliche Auslegung der H. Schrift und durch christliches Gespräch. Seine „frommen Wünsche" ermunterten zu einer Reformation der verdorbenen Kirche: durch die Schrift sollte die Kirche wieder erbaut und der geistliche Stand zur Gottseligkeit erzogen werden, damit das Christenthum, in apostolischer Einfalt gepredigt, wieder die Religion des Herzens und der That werde. Spener suchte, unter großer Anfeindung der Orthodoxen, durch Wort und That, durch Predigt, Katechisation und Erbauungsschriften und besonders durch die unter seinem Einfluß
1687. von jüngeren Gelehrten in Leipzig gegründete Gesellschaft zur Auslegung und frommen Nutzanwendung der H. Schrift religiöses Gefühl, christliche Gesinnung und Glaubensinnigkeit zu erwecken und den theologischen Wortkram zu verdrängen.

Hermann Francke † 1727. Unter Speners Jüngern zeichnete sich besonders aus Herm. Francke, dessen von Studenten und Bürgern fleißig besuchte Vorlesungen über das Neue Testament so sehr den rechtgläubigen Eiferern mißfielen, daß sie seine Vertreibung aus Leipzig bewirkten.
1690. Die Uebersiedelung Francke's und des gleichfalls aus Leipzig verdrängten freisinnigen
1693. Christian Thomasius nach Halle gab Veranlassung zur Gründung der Universität Halle (§. 788), wo Francke eifrig bemüht war, durch Predigten, Bibelauslegungen und Erbauungsschriften einen frommen Sinn, ein gottseliges Leben zu schaffen, die heilige Schrift in die Hände des Volks zu bringen und in Schule und Haus christliche Gesinnung einzuführen. Das von ihm gegründete Waisenhaus ist „ein Siegesdenkmal des Gottvertrauens und der Menschenliebe". Spener und Francke forderten die Menschen zu selbstthätiger Empfängniß einer Gottesoffenbarung auf, die in unendlich vielfältiger Strahlenbrechung sich dem Herzen vermittelt. Von ähnlichem Geiste beseelt
Arnold 1666—1714. war der an Gottesfurcht und christlicher Tugend reiche Gottfried Arnold, der in seinen geistlichen Liedern religiöses Gefühl der leeren Glätte der Franzosen entgegensetzte und in seiner unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie das bestehende Kirchensystem und die orthodoxe Schuldogmatik bekämpfte, indem er zu beweisen suchte, daß die herrschende Kirche oft weniger vom Geist des wahren Christenthums beseelt gewesen sei, als die verfolgten und unterdrückten Secten, „daß das wahre und weltveredelnde Christenthum sich von jeher außerhalb der herrschenden und rechtgläubigen Kirche seine Hütten gebaut". Dieses in herzlicher Sprache und frommer Gesinnung ver-

faßte Buch erregte einen Sturm des Beifalls und des Widerspruchs. In seinem „Leben der Gläubigen" und in seiner „Historie und Beschreibung der mystischen Theologie oder geheimen Gottesgelahrtheit" zeigt Arnold, wie reich das gottbegeisterte Leben derer ist, die nach einem höheren religiösen Ziele streben. Arnolds kirchengeschichtliche Erzählungen regten den gelehrten Mosheim zu ähnlichen Forschungen an, woraus die erste wissenschaftliche Kirchengeschichte hervorging. Mosheim † 1755.

Anfangs war das Streben und die Wirksamkeit der Pietisten, welche den Protestanten die von Luther erstrittenen Vortheile zurückgaben, höchst wohlthätig. Sie redeten in der Sprache der Bibel zum Gemüthe des Volks und kämpften für Glaubensfreiheit von dem Drucke der Schultheologen und Consistorien und für Erweckung wahrer Religiosität im Herzen des Volks; als aber ihre Gegner endlich, überwunden vom Geiste der Zeit, verstummten, da „verlor der Pietismus mit dem freien reformatorischen Geiste seine Energie und erschien als mattherzige Gefühlsreligion, welche, nächst der Scheu vor jeder weltlichen Freude und Herrlichkeit, das Christenthum unter dem alleinigen Gesichtspunkt des natürlichen Sündenelends und der Rechtfertigung durch den Versöhnungstod auffaßte." Ein hochmüthiger Sectengeist, gegründet auf den Glauben an eine geistige Wiedergeburt, trat an die Stelle der frühern Herzenseinfalt und Christenliebe und bewirkte, daß der Pietismus in einem sittlich entnervenden Sündenbewußtsein ohne freudige Glaubenskraft, in einer einseitigen Methode eines ängstlichen und weltflüchtigen Lebens verkam.

Unter der Form einer Gemeindeverfassung erscheint der Pietismus in der vom Grafen von Zinzendorf gegründeten Herrnhuter Brüdergemeinde. Böhmische und Mährische Brüder, die, vor Oesterreichs Religionsverfolgungen flüchtend, sich auf des Grafen Gütern in der Lausitz niedergelassen und das Dorf Herrnhut gegründet, bildeten die Grundlage der von Zinzendorf selbst eingerichteten Religionsgemeinschaft, die sich dem Lehrbegriff nach der Augsburger Confession anschloß, aber eine eigenthümlich kirchlich-politische Verfassung annahm und eine auf genauer Kenntniß aller Mitglieder beruhende strenge Kirchenzucht einführte. Die sanfte, tändelnde und mit sinnlichen Bildern und Gleichnissen (von den Wunden des Lammes, das der Welt Sünden trägt) überfüllte Sprache der Herrnhuter gab ihren Reden und Liedern, die der unmittelbare Erguß des Herzens sein sollten, ein mattes, süßliches Gepräge. Um den verschiedenen protestantischen Confessionen den Zutritt zu erleichtern, gestattete Zinzendorf drei Arten (Tropen) des Lehrbegriffs, den mährischen, lutherischen und reformirten; denn das Wesen der Brüderunität sollte nicht in einem besonderen Lehrbegriff, sondern in der christlichen Färbung und religiösen Gemüthlichkeit und in der traulichsten Liebe zum Heilande bestehen. Das deutsche Element in der Brüdergemeinde bildete mehr das heimathliche Stillleben aus, das mährische aber, dem Leiden und Wirken für den Herrn zur andern Natur geworden war, ergriff die Pilgerschaft, um dem Heiland Seelen zu gewinnen. Glaubensboten (Missionare) trugen die Ansichten der Herrnhuter ins Ausland und unter die Heiden Westindiens, Afrika's und Amerika's; die Heidenmission wurde ein wesentlicher Bestandtheil ihres Gemeindelebens. Die Herrnhuter verpflanzten ihr stilles Haus-, Familien-, Handwerker- und Industrieleben unter die heidnischen Naturvölker, um ihnen erst Beispiel und Grundlage für ein höher gesittetes, nach göttlicher Anordnung eingerichtetes Christenleben mit Familie und Arbeit darzubieten.

Zinzendorf 1700—60. 1722.

Die Verfassung der Herrnhuter Kirchengemeinde ist den ersten Christengemeinden nachgebildet. Aelteste, Bischöfe und Diaconen bilden die Vorsteher der Gemeinde, die aus mehreren (nach Alter, Geschlecht und ehelichem Stande getrennten) Chören besteht. Jeder Chor hat einen eigenen Chorherrn zur Leitung der Seelsorge und Andachtsübungen. Die ganze Brüder-Unität wird durch die von der Generalsynode ernannte und alle vier bis zehn Jahre ergänzte Aeltesten-Conferenz verwaltet. — Die Kirchenzucht wird strenge gehandhabt. Unsittliche werden zuerst durch ernste Vermahnungen zur Besserung aufgefordert; bleiben diese wirkungslos, so erfolgt Ausschließung vom Abendmahl und endlich Ausstoßung aus dem Gemeindeverband. Strenge auf häufiger Andachtsübung und Communion beruhende Kirchlichkeit, verbunden mit Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und Fernhaltung weltlicher Mode- und Spielsucht und

Lustbarkeit sind die Mittel zur Bewahrung kirchlichen Sinnes und eines sittlichen Wandels. Die Geschlechter werden getrennt gehalten und die Ehen nur mit Bewilligung der Aeltesten geschlossen. Handel, Gewerbfleiß und Sparsamkeit erzeugten Wohlstand. Eine unter der Leitung der Aeltestenconferenz stehende Gemeindekasse dient zur Unterstützung der Missionen und zur Beförderung der Unitätsinteressen. — Auf Erziehung der Jugend zu frommen, sittlichen und thätigen Menschen ist die Brüdergemeinde mehr bedacht als auf wissenschaftliche Ausbildung.

Methodisten. Eine ähnliche Erregung, wie der deutsche Protestantismus durch die Pietisten und Herrnhuter, erfuhr die englische Kirche durch die Methodisten. Ursprünglich ein Verein frommer Studenten, die sich zu Oxford um John Wesley († 1791) sammelten, und wegen ihres „pedantisch heiligen Lebens" Methodisten genannt wurden, erlangten sie durch ihre religiöse Tiefe, durch ihren sittlichen Wandel und durch ihre Sorge für die Geringen im Volke in England und Amerika bald eine große Wirksamkeit. Neben Wesley war der eifrige Prediger Whitefield († 1770) Gründer und Träger des methodistischen Christenthums. Die Methodisten schieden nicht aus der englischen Episcopal-Kirche aus, sondern suchten vielmehr derselben ein „Sauerteig gegen Erstarrung" zu sein; nur wo ihnen die Landeskirchen verschlossen wurden, predigten sie im Freien, oder erbauten sich eigene Bethäuser, Tabernakel genannt. Von den anglikanischen Geistlichen vielfach verfolgt, gründeten sie zuletzt einen eigenen Gemeindeverband mit strenger Kirchenzucht unter Synoden und Superintendenten. Die Verderbniß des natürlichen Menschen, die Erlösung durch Christi Tod und die Buße und Wiedergeburt bilden die Grundlehren der Methodisten. Als Anfang eines neuen gottseligen Lebens fordern sie eine „im Bewußtsein bemerkte, gern auch leiblich stürmisch verkündete Zeit des Durchbruchs zur Gnade". Mit den Herrnhutern haben sie die Gliederung der Gemeinde in Klassen und Unterabtheilungen gemein. In der Ansicht von der Gnadenwahl trennten sie sich in calvinistische Whitefieldianer und in arminianische Wesleyaner (§. 648). Die Methodisten nahmen sich des armen, verwahrlosten Volkes an und brachten den Sklaven in Westindien und Amerika den Trost des Evangeliums und die Hoffnung der Erlösung. Wilberforce's heiliger Kampf für die Freiheit ist vom Methodismus ausgegangen.

Swedenborg 1688—1772. Um dieselbe Zeit stiftete Emanuel von Swedenborg, ein vielseitiger, durch gründliche Schriften über Mechanik und Bergbaukunde ausgezeichneter Gelehrter von Stockholm, die Kirche des neuen Jerusalem. Tiefes Forschen nach den Geheimnissen der Natur, innere religiöse Kämpfe und das Studium der mystischen Schriften von Jacob Böhme (§. 670) und andern Geistesverwandten führten ihn zum Glauben, „des Umgangs mit Geistern gewürdigt zu sein, zu denen er, wahrscheinlich in magnetischen Zuständen, bald in den Himmel, bald in die Hölle verzückt wurde". Das dort im Geist Erschaute (Visionen) gab er der Welt sinnreich kund, ehe er sich durch eine vom Herrn selbst ausgehende Offenbarung berufen fühlte, „zur Rettung aus dem Verfalle des Christenthums seit der Synode von Nicäa, die Kirche des neuen Jerusalem zu gründen, als das dritte Testament und die geistige Wiederkunft Christi". In Schweden sind seine Ansichten weit verbreitet, in Würtemberg fand der nordische Seher einige eifrige Anhänger, in England und Nordamerika bildeten sich einzelne Kirchengemeinschaften nach seinen Grundsätzen, die auf einen „phantastischen Rationalismus" hinausgehen, daher einige seiner Anhänger sich zu den „geheimnißvollen Erscheinungen der Natur und des Geisterlebens" hinneigten, andere das Christenthum als Vernunftreligion auffaßten.

In der katholischen Kirche suchten neue Orden durch Erweckung der alten Ascetik und des strengen Confessionseifers der religiösen Erschlaffung und Gleichgültigkeit (Indifferentismus) entgegen zu wirken. Der von dem französischen Abt La Rancé
1664. († 1700) in dem Kloster La Trappe gegründete Trappisten-Orden war eine Wiederherstellung des ursprünglichen Cistercienserordens (§. 398) mit erhöhter Enthaltsamkeit, denn selbst der Trost des Gespräches und der Wissenschaft war ihnen versagt. — Für das in Frankreich verwahrloste Volksschulwesen gründete de la Salle den Orden
1724. der Brüder der christlichen Schulen (Ignorantins), vornehmlich zur Bil-

dung künftiger Lehrer. Durch den Neapolitaner **Liguori** († 1787), „dem der Wille des Papstes der Wille Gottes war", bildete sich die **Congregation vom allerheiligsten Erlöser** (Redemtoristen, Liguorianer) „als eine befreundete Abart der Jesuiten, später ihre Zuflucht und Hoffnung". 1732. Zu den Vereinen ohne Gelübde gesellten sich Geschwisterschaften zur **Anbetung des Herzens Jesu und Maria's**, „eine sinnliche Verehrungsweise, welche von den Jesuiten auf Anregung liebeschwärmender Nonnen empfohlen, und endlich in Rom zugestanden, in einzelnen Ortschaften 1765. eingeführt wurde".

§. 792. **Die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts vor Klopstock.** In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts befand sich die deutsche Sprache und Cultur in einem heillosen Zustand. An den Höfen und in der vornehmen Welt wurde französisch gesprochen und gelesen, und nur der konnte auf Geltung zählen, der seine Bildung in Paris und an dem glänzenden Hofe Ludwigs XIV. geschöpft, oder von ausgewanderten Franzosen erzogen worden war; man wagte kaum zu zweifeln, daß die französische Sprache die vollkommenste sei und die französische Literatur die altklassische übertreffe, oder doch ihr ganz gleich stehe. An den Universitäten herrschte die lateinische Sprache, die hochgelehrten Professoren hielten es unter ihrer Würde, in der Sprache des Volks zu schreiben oder zu lehren. In der Kirche wurde der todte Wortglaube in starrer Form und barbarischer Sprache gepredigt, und bei Amt und Gericht bediente man sich unverständlicher Ausdrücke, fremder Gesetze und sinnloser Formeln. Die Lage des deutschen Volks war rathlos; Nationalgefühl, Selbstvertrauen und Selbstachtung schienen erstorben. Aber während mittelmäßige Talente und knechtische Naturen willig dem Zeitgeiste huldigten, das Fremde auf Kosten des Heimischen hoben, bewunderten und förderten und den Zustand geistiger Barbarei, in den sie sich mühsam eingewöhnt, festzuhalten suchten, traten einige hochbegabte, von höherem Sinn beseelte Männer dem herrschenden Unwesen entgegen und brachen die Bahn zu einer neuen **nationalen** Bildung. Für die **Wissenschaft** standen Leibniz und Wolf, für die **Sprache und Lehrart Thomasius**, für **Religion und Kirchlichkeit Spener** als Reformatoren auf. In der **Poesie** blieb der französische Geschmack durch die Thätigkeit **Gottsched's** und seiner Verehrer länger herrschend, so daß die meisten Dichter der Zeit von Canitz und Günther (§. 691) bis auf **Hagedorn, Gellert** und **Lichtwer** französischen Vorbildern folgten; aber als **Haller** und seine Landsleute **Bodmer** und **Breitinger** auf die englische Literatur hingewiesen, **Klopstock** durch seine **Messiade** eine neue Welt der Empfindung erschaffen, bedurfte es kaum mehr der kritischen Geißel in **Lessings** starker Hand, um die ausländische Bildung vom deutschen nationalen Boden zu verdrängen und in die Paläste der Fürsten und die Salons der Diplomaten zu bannen.

§. 793. **Leibniz. Wolf. Thomasius.** Gottfr. Wilh. v. **Leibniz** war einer der Leibniz 1646–1716. vielseitigsten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker aller Zeiten. Den Grund zu seiner Bildung legte er in Leipzig, seiner Geburtsstadt; Selbststudium, Reisen, längeres Verweilen zu London und Paris und Verkehr mit den größten Geistern des Auslandes hoben ihn bald über alle seine Zeitgenossen empor. Seine spätern Jahre verlebte er als Bibliothekar in Hannover, wo er an der geistreichen Kurfürstin Sophie eine wohlwollende Gönnerin fand. Die Berliner Akademie wurde von ihm gegründet; verschiedene Höfe bezeigten ihm ihre Anerkennung durch Standeserhöhung, Titel und Pensionen; alle gelehrten Gesellschaften durch Ernennung zum Mitglied. — Leibniz war in allen Wissenschaften gleich bewandert und traf mit wunderbarem Tact und Scharfsinn stets das Richtige, an Fleiß und Thätigkeit kam ihm Niemand gleich. Das Studium der **Jurisprudenz**, dem er sich zuerst gewidmet, führte ihn zu den gründlichsten Untersuchungen über **Staats- und Völkerrecht**, den Historikern zeigte er durch seine umfassenden **Quellenforschungen** über die **Geschichte** des Hauses Braunschweig, wie viel noch über die vaterländische Geschichte aus dem Staube der Archive zu ziehen sei; sein großartig angelegtes Werk: „Annalen des deutschen Reichs", das bei dem Tode des Verfassers erst zum Jahr 1005 gediehen war, blieb zum großen Nachtheil der Geschichtswissenschaft über ein Jahrhundert blos Manuscript, bis der

vaterländische Sinn unserer Zeit es an das Licht der Oeffentlichkeit zog. In Mathematik und Naturwissenschaften begründete er eine neue Periode: er erfand die Differentialrechnung, die er in der ersten, von Otto Mencke gegründeten, gelehrten Zeitschrift Acta eruditorum bekannt machte, und daß der größte englische Physiker Isaak Newton ihm die Priorität mancher Erfindung streitig machte, verbitterte ihm die letzten Tage seines Lebens. Von seinen theologischen Bestrebungen, Einheit der Kirche zurückzuführen, ist bereits gesprochen (§. 790): seine scharfsinnige, aber nicht von Spitzfindigkeiten und Sophismen freie Theodicee oder Beweis, daß die bestehende Welt die beste sei (Optimismus), zeugt eben so wohl für seine theologische als seine philosophische Bildung. Ueber Verbesserung der deutschen Sprache äußerte Leibniz vortreffliche Gedanken, wenn er gleich selbst nur lateinisch und französisch schrieb. — Die Anwendung der deutschen Sprache in wissenschaftlichen Werken war eines der Hauptverdienste seines Schülers
Wolf Christian von Wolf. Gerade dadurch erhielt die Leibniz-Wolfische Philosophie
1679–1754. eine so große Verbreitung und nachhaltige Wirkung, wenn schon Wolf selbst dem Sturm der hallischen Orthodoxen weichen mußte (§. 788).

Die Principien der Philosophie hat Leibniz in verschiedenen zerstreuten Schriften niedergelegt und Wolf in ein durch mathematische Beweisführung und pedantische Methode trockenes System gebracht. Den Mittelpunkt derselben bildet die Monadenlehre und die Annahme der präſtabilirten Harmonie. Monaden nennt Leibniz die letzten einfachen untheilbaren Substanzen, die allem Zusammengesetzten zum Grunde liegen, das wahrhaft Seiende sind und nur durch eine Schöpfung Gottes entstehen. Sie haben Vorstellung (Perception) und Trieb, einige mit Bewußtsein und Unterscheidung, andere bewußtlos; aus jenen bestehen die beseelten Körper, die eine Centralmonade als Mittelpunkt haben, aus diesen äußerlich durch den Raum verbundenen, mindest thätigen und triebsamen Monaden die unorganischen Körper (Materie). Die Erkenntniß der Wahrheit beruht auf dem Grundsatz des zureichenden Grundes. Der zureichende Grund der Welt ist Gott, der Urquell alles Seienden und Möglichen, von dem alle Monaden ausgehen und der ihnen ihre Beziehung und ihr Verhältniß zu einander von Anfang an festgesetzt hat. Diese Einrichtung, vermöge deren alle Veränderungen der einen Monade den Verhältnissen und Veränderungen der andern entsprechen, nennt Leibniz präſtabilirte Harmonie. In der Theodicee sucht Leibniz gegen Bayle durchzuführen, daß unter allen möglichen Welten die wirkliche die beste sei, daß das Uebel, das als nothwendige Schranke zu dem Wesen endlicher Dinge gehöre, in einer endlichen Welt nicht entbehrt werden könne, und daß der Wille des Menschen frei sei.

Thomasius 1655–1728. Christian Thomasius wagte zuerst den großen Kampf wider verjährte Vorurtheile. Als Privatdocent in Leipzig schrieb er ein deutsches Programm (Discours), worin er die Nation aufforderte, im Gebrauch und in der Ausbildung der Muttersprache die Franzosen nachzuahmen, und hielt dann philosophische Vorlesungen in deutscher Sprache. Unerschüttert durch das Geschrei der Pedanten, die in der Neuerung eine Minderung ihres Ruhms erblickten, und der strenggläubigen Theologen, die von seiner freien Richtung Gefahr für Zion fürchteten, schritt Thomasius auf der betretenen Bahn ruhig fort. Durch deutsche Vorträge weckte er den Geist der Jugend; durch populäre Werke über wissenschaftliche und philosophische Gegenstände bemühte er sich unter dem Volke Licht und Aufklärung zu verbreiten; durch Begründung der ersten deutschen Zeitschrift („Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatgespräche über allerhand, vornehmlich über neue Bücher" 1688—90), worin mit Witz und Verstand die neuesten literarischen Erscheinungen gewürdigt wurden, suchte er eine neue Periode der Literatur zu begründen und das barbarische Schullatein, das bisher auf dem Katheder und in allen Lehrbüchern herrschte und dem er die Schuld beimaß, daß die Deutschen hinter andern Nationen in der Bildung zurückständen, zu verdrängen. Als der „Irrlehrer" dem Zorne seiner
1693. Gegner weichen und unter dem Geläute des Armensünderglöckchens Leipzigs Mauern verlassen mußte, begab er sich an der Spitze einer Schaar treuergebener Studenten nach Halle und führte dadurch die Gründung einer neuen Universität herbei. Hier konnte er als Professor der Rechte mit weit mehr Nachdruck die Bahn verfolgen, die er in Leipzig eingeschlagen. Alles, was einer freien Entwickelung hemmend im Wege stand, ward von ihm mit allen Waffen des Witzes und Verstandes bekämpft. Die schmachvollen Hexenprocesse wurden durch seine lateinische, später ins Deutsche übersetzte Abhandlung de crimine Magiae so mächtig erschüttert, daß fortan die meisten Gerichtshöfe sich schämten, dergleichen vorzunehmen. Weniger erfolgreich waren seine Angriffe gegen die Folter. Noch über ein halbes Jahrhundert bestand dieser Gräuel, bis der hochsinnige Markgraf Karl Friedrich von Baden den Anstoß zu deren Entfernung gab. Was Luther dem deutschen Volke zu verleihen gesucht, Kenntniß und Anwendung seiner Sprache, Gebrauch seiner Vernunft und eine Religion des Herzens, suchten Thomasius, Spener und Francke demselben zurückzugeben.

§. 794. Haller und Hagedorn. Der bedeutendste Lehrdichter, der wie Brockes in die
Haller 1708–77. Fußstapfen der Engländer trat, war Albrecht von Haller (geb. in Bern 1708, Professor der

Medicin in Göttingen, gest. als Director der Salzwerke in Bex 1777), einer der größten Gelehrten aller Zeiten und als wissenschaftlicher Schriftsteller (über Medicin und Botanik) nicht minder berühmt wie als Dichter, Romanschreiber und Geschichtskenner. In dem historischen Roman **Usong** beschrieb er das Leben des Turkmanenfürsten Usunhasan (§. 535), wie Xenophon in der Kyropädie das Leben des Kyros. Haller war ein ernster, ja zuweilen finsterer und schwermüthiger Mann, der in christlicher Strenggläubigkeit die Ruhe seiner Seele suchte und als warmer Verfechter (Apologet) der christlichen Lehre auftrat. Durch Kraft und Gewandtheit der Sprache wurde er epochemachend, wenn gleich das Streben nach Kürze und Gedrungenheit seinen Stil zuweilen unklar machte. Betrachtender Verstand beherrschte bei ihm die Einbildungskraft. Sein berühmtestes Werk ist das weitverbreitete Lehrgedicht **die Alpen**, worin die Naturansichten jener großartigen Schweizergegend malerisch beschrieben, die schlichten Sitten des Volks geschildert und die Reize eines einfachen Naturlebens gepriesen werden, kräftig und würdig, wenn auch in ungelenken Versen. Sein religiöses Gedicht **vom Ursprung des Uebels** kann als Vorläufer der Messiade gelten. Eben so bedeutend für die neue Gestaltung der Dichtkunst wie Haller, wenn gleich an Charakter und Richtung der Gegensatz zu ihm, ist **Friedrich von Hagedorn** aus Hamburg. Stößt Haller durch seinen Ernst und seine Verschlossenheit zurück, (Hagedorn 1708—54.) so zieht Hagedorn durch seine gutmüthige, heitere und gesellige Natur und durch seine sokratische Lebensansicht an, so daß er sich eben so viele Freunde erwarb, als Haller Anfechtungen und Kämpfe zu bestehen hatte. Haller hielt sich lediglich an die Engländer und an Virgil, der feine Weltmann Hagedorn dagegen ging auch bei den eleganten französischen Schriftstellern in die Schule; er nahm in der **Fabel** und **poetischen Erzählung** Lafontaine zum Vorbild, im heiteren **Lied** und in der **Epistel** dagegen hatte er Horaz vor Augen. Hagedorn war Meister in der leichten „Poesie der Grazie".

§. 795. **Gottsched und die Schweizer.** In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhun- (Gottsched 1700—66.) derts übte im nördlichen Deutschland ein Mann von untergeordneten Talenten, aber vielseitiger Thätigkeit eine dictatorische Gewalt über Literatur und Geschmack — Johann Christoph **Gottsched** aus der Provinz Preußen, Professor an der Universität Leipzig. Durch **Mencke**, bei dem er anfangs Hauslehrer war, kam er in die 1728 gegründete **deutsche Gesellschaft**, wurde bald Haupt derselben und übte durch sie mächtigen Einfluß auf die vielen ähnlichen Verbindungen in den sächsischen und preußischen Städten, die sich an die Leipziger Gesellschaft anlehnten. Geleitet von der Idee einer deutschen Gesammtliteratur, gründete er in Leipzig eine **deutsche kritische Zeitschrift**, die unter verschiedenen Namen („die vernünftigen Tadlerinnen", „kritische Beiträge", „neuer Büchersaal" u. s. w.) lange Jahre bestand und eine Menge Nachahmungen in den Provinzialstädten hervorrief, die Auszüge aus jener enthielten. — Als Verehrer von Opitz und den Schlesiern hatte er die zahlreichen Anhänger dieser Schule auf seiner Seite; als Lehrer der Poesie und Redekunst bildete er Schüler, die nach seinem Beispiel und Vorgang die vaterländische Sprache aus ihrem Verfall zu heben bemüht waren und ihm Beifall und Anerkennung in reichlichem Maße zollten. — Die Anhänger der Leibnitz-Wolfischen Philosophie gewann er dadurch, daß er nach ihrem System seine **kritische Dichtkunst** entwarf; aus diesem Werke, wie aus seiner **Redekunst**, **Sprachkunst** u. a., verfertigte er für die sächsischen Schulen Lehrbücher (Compendien), die allgemeine Geltung besaßen. Läßt sich bei diesen Bestrebungen ein gewisses Verdienst nicht in Abrede stellen, „so war Gottsched doch zu kurzsichtig und engherzig, zu sehr eigenmächtiger Pedant, um nicht alsbald bei den Einsichtigen mancherlei Bedenken, dann entschiedenen Widerspruch zu erregen und zuletzt sich Hohn und Verachtung zuzuziehen". — Als Verehrer der französischen Dichter, deren Regeln er neben den Mustern der Alten als maßgebend für die formelle literarische Bildung ansah und deren Werke er und seine, ihm an Geschmack und Talent weit überlegene Frau (Luise geb. **Culmus**) um die Wette ins Deutsche übersetzten, erlangte er die Gunst der vornehmen Welt, der er bei jeder Gelegenheit seine Huldigung darbrachte; durch Widerstand gegen die hereinbrechende Freigeisterei erwarb er sich das Zutrauen der Frommen und durch Loben und Anpreisen mittelmäßiger Talente gewann er sich einen Schwarm von Freunden und Verehrern. Er war der gefeierte Kunstrichter des Nordens; sein Urtheil galt als unfehlbares Gesetz des Geschmacks, so daß er die Dreistigkeit hatte, in seiner Redekunst seine eigenen Werke als Muster neben die Alten zu stellen. — Ohne Begriff von einem freien Wachsthum der Poesie glaubte er, daß man blos die Gesetze und

Regeln der Dichtkunst zu erfinden brauche, um poetische Werke *machen zu lernen*, und trat daher keck nicht nur als Geschmacksrichter, sondern auch als Musterdichter und Wiederhersteller der dramatischen Poesie auf. Die feierliche Verbannung des Harlekins (Hanswursts) vom Leipziger Theater war das Signal, daß die bisherigen Volksschauspiele mit ihren gemeinen Späßen von der Bühne verschwinden sollten; kunstgerechte französische Dramen, in deutsche Alexandriner gekleidet, traten an die Stelle, bis Gottsched selbst eine regelrechte Tragödie in französischem Geschmack: „*der sterbende Cato*", nach Addison's frostigem Stück „Cato", als Muster eines deutschen Originalschauspieles aufstellte. Dieses werthlose Stück, das in der von ihm veranstalteten *deutschen Schaubühne* an die Spitze gestellt ward, erlebte in Kurzem zehn Auflagen. Doch war es den Bemühungen Gottsched's und der mit ihm befreundeten Schauspielerin *Neuber* zuzuschreiben, daß die Kluft geschlossen ward, welche so lange zwischen der Dichtkunst und Schauspielkunst, zwischen der höheren Bildung und dem volksthümlichen Theater lag.

Während im Norden Gottsched's Worte wie Orakelsprüche verehrt wurden, erhob sich in der Schweiz gegen den pedantischen Geschmacksrichter ein gewaltiger Sturm, der zur Folge hatte, daß sein Truggebäude umgestürzt und er mit Hohn von dem angemaßten Posten vertrieben
Bodmer 1698—1783. wurde. In Zürich nämlich schaarten sich um Joh. Jac. **Bodmer**, einen gewandten, witzigen, für alles Höhere empfänglichen Schriftsteller von vielen, wenn auch nicht gerade tiefen Kennt-
Breitinger 1701—76. nissen, eine Anzahl strebsamer Männer, darunter Joh. Jac. **Breitinger**. Diese waren eben so tiefe Bewunderer der englischen Literatur, wie Gottsched der französischen, daher bald Reibungen zwischen beiden entstanden. Die Züricher gingen in ihren *Discursen der Maler* den Wochenschriften und Zeitungen, die in Gottsched's Diensten standen, zu Leibe. Dies ärgerte den Leipziger Professor und er trat daher, als Bodmer *Milton's verlornes Paradies* übersetzte, gegen den englischen Dichter und dessen religiöse Poesie in seinen kritischen Beiträgen mit scharfem Tadel auf. Dies war der Anfang eines folgenreichen literarischen Kampfes, worin man mit Ernst und Gelehrsamkeit, wie mit Spott und Satire das Wesen und Ziel der Dichtkunst zu ergründen und festzusetzen suchte. Zu den Schweizern gesellte sich der kräftige, durch
Liscov 1701—60. klassische und englische Literatur gebildete Christ. Ludw. **Liscov** (aus dem Schwerin'schen), der mit einer bis dahin unerhörten Schärfe des Spottes und der Ironie und in einer musterhaften deutschen Prosa bald gegen die orthodoxen Theologen, bald gegen die pedantischen Gelehrten und Schulmänner, bald gegen die erbärmlichen Schriftsteller und kritischen Wochenschriften zu Felde zog. („Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten.") Seine derbe Satire und sein beißender Witz, die anfangs nur Gottsched's Günstlinge trafen, bald aber den Meister selbst nicht verschonten, erschütterten das Ansehen des gravitätischen Kunstrichters gewaltig.

Von den zahlreichen Schriften, die innerhalb fünfzehn Jahren von den Schweizern gegen Gottsched und seine Ansichten gerichtet wurden und eine gänzliche Niederlage desselben zur Folge hatten, wollen wir nur *Breitinger's kritische Dichtkunst* erwähnen, in welcher ein den Gottsched'schen Grundsätzen entgegengesetztes System aufgestellt ward. Entwickelt auch Breitinger in diesem System Ansichten, die beweisen, daß er von Kunst und Ideal keinen Begriff hatte, indem er die Fabel, weil sie zugleich nütze und ergötze, als die höchste Dichtungsgattung hinstellt, so wird darin doch *Phantasie* und *schöpferische Kraft* als das Wesen der Dichtkunst der trockenen, auf Regeln aufgebauten Verstandespoesie Gottsched's entgegengesetzt, so wird doch die Poesie als Kunst betrachtet.

Zugleich suchte Bodmer durch die Herausgabe der *Minnesänger*, der *Nibelungen*, des *Parzival* und anderer mittelalterlichen Dichtungen das Ansehen Gottsched's, der das Romantische gänzlich verwarf, bei der Nation herabzusetzen. — Ihr Zweck wurde erreicht. Gottsched, übermüthig und durch den lange genossenen Beifall verwöhnt, verkannte die Richtung der Zeit und glaubte durch Schmähungen und Verdächtigungen seiner Gegner den Sturm beschwichtigen zu können. Aber er erlitt eine vollständige Niederlage; und als er sich nachher in thörichter Verblendung auch gegen Klopstock's *Messiade* erklärte und das von der Nation mit Begeisterung aufgenommene Gedicht durch das elende Machwerk eines seiner Anhänger („Herrmann, oder das befreite Deutschland" von Christoph Otto Freiherr von Schönaich) zu verdunkeln meinte, verlor er so sehr alles Ansehen, daß er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in gänzlicher Vergessenheit zubrachte. Sein Landsmann *Pyra* bewies in einer kritischen Abhandlung, „daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe"; seine Zeitschriften konnten sich nicht mehr halten; seine Lehrbücher wurden durch bessere verdrängt; in der akademischen Wirksamkeit wurde er von Gellert u. A. überflügelt; sein Cato ward von der Schauspielerin *Neuber*, die ihn früher in seinem Streben für kunstmäßige Bühnenstücke thätig unterstützt hatte, mit der er aber zerfallen war, so lächerlich dargestellt, daß das Publikum nunmehr verspottete, was es früher bewundert, daß Oper und Volkslustspiel wieder auf die Bühne zurückkehrten und somit auch seine ernsten und folgenreichen

Bestrebungen um die deutsche Dramatik in Dunst aufgingen. Ja sogar seine unbestreitbaren Verdienste um die deutsche Sprache, deren Verbreitung und Veredelung er nach Kräften befördert, wurden in Frage gestellt.

§. 796. Rabener und Gellert. Nunmehr wendeten sich Gottsched's begabteste Schüler von dem Meister und seinem treuen Schildträger Schwabe ab und gründeten eine eigene Zeitschrift: Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, die von dem Druckort Bremen „Bremer Beiträge" genannt und von Chr. Gärtner geleitet wurden. — Gärtner 1712—91.
Die Mitarbeiter dieser Zeitschrift, eine Anzahl talentvoller und für das Höhere begeisterter junger Männer, traten zu Leipzig in einen Bund zusammen, der, nach Hagedorn's Vorbild, heitere Geselligkeit und erlaubten frohen Lebensgenuß, der steifen Gelehrtensitte Gottsched's entgegen, als Zweck aufstellte. Das Band inniger Freundschaft umschlang Alle, und so verschieden auch die späteren Schicksale und Richtungen der einzelnen Mitglieder waren, so gedachten doch Alle stets liebevoll dieser Jugendzeit und beklagten in vielen Gedichten die Trennung von den Freunden und das Aufhören jener frohen Geselligkeit. Später wurde Klopstock, der Hochgefeierte, die Seele des Leipziger Bundes. Dies hatte zur Folge, daß eine elegisch-sentimentale Stimmung an die Stelle der ursprünglichen Heiterkeit trat, und daß ein Ton der Schwermuth, wie in Young's Nachtgedanken (§. 680), in die lyrischen Gedichte Ebert's, Gisele's u. A. einkehrte. Tiefes Gefühl für Freundschaft war der vorherrschende Zug dieses von Klopstock in der Ode Wingolf poetisch geschilderten Dichterkreises und Kampf gegen die einreißende Freigeisterei die einzige Polemik ihrer sonst friedfertigen Gedichte. Unter den übrigen Mitgliedern sind Rabener, als Satiriker und Briefsteller, Gellert, der Dichter vielgelesener Fabeln, Kirchenlieder und Schauspiele, und Zachariä, der Verfasser komischer Heldengedichte (der Renommist u. a.), hervorzuheben.

Gottl. Wilh. Rabener ist als heiterer Gesellschafter, tüchtiger Beamter (Steuerrevisor) und wackerer Mann höher zu achten, denn als Schriftsteller in seinen Satiren. Statt nämlich wie Liscov die Fehler und Gebrechen der Zeit, die den Entwickelungsgang der Nation hemmten, zu züchtigen, wendete sich Rabener's zahme Satire gegen einige Thorheiten des geselligen Verkehrs der mittleren Klassen, und statt seine Geißel über die höheren Stände zu schwingen und die Quelle des Verderbnisses dem Volke kenntlich zu machen, richtete der vorsichtige, kluge Mann seine Angriffe gegen rohe Landjunker, gegen klatschende Frauen, gegen pedantische Schulmeister u. dergl. m. und zog, um ja jede persönliche Anspielung zu verhüten, Alles ins Breite und Allgemeine. Ohne Phantasie und Verstandestiefe, ohne Kühnheit und Schärfe, klebte Rabener an der langweiligen Alltäglichkeit des bürgerlichen Lebens. Darum blieb auch der friedliebende, gutmüthige Mann ruhig und unangefochten in seinem Steueramte, selbst unter Brühl's Verwaltung, indeß Liscov einige Zeit im Gefängniß schmachten mußte und sein Amt verlor. Die Leute waren freilich damals so empfindlich gegen jede Stichelei und Anspielung, daß Rabener nicht wagen durfte, kühner aufzutreten. Hatte ja doch sogar der sanfte, bescheidene, von christlicher Demuth und Tugend durchdrungene Christian Fürchtegott Gellert durch sein Lustspiel die Betschwester Anstoß gegeben. — Gellert kann als Repräsentant der Demuth und Schwächlichkeit seiner Zeit gelten, die zu dem Stolz und Selbstvertrauen des Alterthums den Gegensatz bildet. Schwermuth und Ernst, die Folge eines siechen Körpers und schweren Blutes, machten Gellert für die Genüsse des Lebens unempfindlich und trieben ihn zu Andachtsübungen, zu ängstlichen Selbstprüfungen und Selbstquälereien, die seine guten Stunden verkümmerten. Mit den Jahren nahm seine Sittenrichterstrenge und sein christlicher Eifer zu, er ging auf Seelenrettungen aus und verdammte selbst seine unschuldigsten Jugendgenüsse, seine Beschäftigungen mit der Fabel und dem Lustspiel und widmete seine literarische Thätigkeit hauptsächlich dem geistlichen Liede. Als Lehrer an der Universität Leipzig war Gellert von der größten Wirksamkeit. Er las über Dichtung, Beredsamkeit und Moral, verband mit seinen Vorlesungen stilistische Uebungen und ließ sich zu diesem Behufe von seinen Zuhörern Gedichte, Briefe, Reden und Abhandlungen einreichen, die er mit Bescheidenheit und Sorgfalt durchging und beurtheilte. Nicht blos bei den Studenten, die sich in großer Zahl um ihn schaarten, sondern bei allen Ständen war Gellert in größtem Ansehen, er wurde von Jedermann um Rath angegangen, seinen Empfehlungen schenkte man blindes Vertrauen, und die Briefe, die er zu schreiben hatte, waren unzählig. Seine Fabeln und Erzählungen, worin er sich an die französischen Vorbilder, besonders

Rabener 1714—70.

Gellert 1715—69.

Lafontaine hielt, waren und sind zum Theil noch ein Lieblingsbuch des Volks. Der verfeinerte scherzhafte Ton, die breite, geschwätzige Erzählung mit moralischen Nutzanwendungen sagte der Zeit mehr zu als die kurze, kräftige äsopische Fabel, daher auch die meisten übrigen Fabeldichter, Lichtwer 1719–83. Pfeffel 1736–1809. wie Magnus Gottfr. Lichtwer und Gottl. Conr. Pfeffel in dieselbe Bahn einlenkten. Manche der Lichtwer'schen Fabeln, z. B. „die seltsamen Menschen", „die Katzen und der Hausherr", sind durch lebendige Darstellung ausgezeichnet. Pfeffel, der mit Gemüthsruhe und Heiterkeit das große Leiden einer fünfzigjährigen Blindheit ertrug, lehnte sich noch näher als seine Vorgänger an die französischen Fabeldichter (Lafontaine und Florian) an und ahmte sie auch in der glatten Form und zierlichen Darstellung nach.

Zachariä 1726–77. Auch Fr. W. Zachariä aus Frankenhausen gehörte dem Leipziger Verein an. Er hat mehrere komische Epopöen, worin ein kleiner Gegenstand in dem großen Stile des ernsten Epos behandelt wird, verfaßt (Renommist, Phaëton, das Schnupftuch, eine Nachahmung von Pope's Lockenraub [§. 680], Murner in der Hölle u. a.), die, so arm sie auch an Erfindung sind, doch als Zeit- und Sittenschilderung Bedeutung haben und eine Menge Nachahmungen hervorriefen, besonders als die feierliche Seraphendichtung in der Messiade zu Parodien (Verspottungsgedichten) aufforderte.

Einer der geistreichsten Schüler Gottsched's war der Mathematiker und Epigrammendichter Kästner 1719–1800. Abrah. Gotth. Kästner, dessen „Sinngedichte" voll treffenden Witzes dem Bedeutendsten beizuzählen sind, was jene Zeit hervorbrachte. In dem literarischen Streite zwischen Gottsched und den Schweizern behauptete er eine unabhängige Stellung und richtete seine Pfeile nach beiden Seiten.

§. 797. d) Deutsche Fürstenhöfe. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war Deutschland in einem Zustande tiefster Erniedrigung. Eine Menge kleiner Höfe, die in äußerer Pracht und verschwenderischem Aufwand den glänzenden Königssitz in Versailles nachahmten, übten auf das öffentliche Leben, auf Sitten und Ansichten, auf Charakter und Bildung einen traurigen Einfluß. Bei der Ohnmacht des Kaisers und dem geringen Ansehen der Reichstage und Reichsgerichte erlangten die zahllosen Fürsten und reichsunmittelbaren Standesherren eine völlig selbständige Stellung und übten die Rechte der Landeshoheit fast ohne alle Beschränkung. Eitel und eifersüchtig suchte immer Einer den Andern an Pracht der Hofhaltung, an verschwenderischen Festlichkeiten, an kostspieligen Bauten, Gartenanlagen und Kunstwerken zu überbieten. Die Residenzstädte und fürstlichen Lustorte mehrten sich mit jedem Jahr; jeder Fürst hielt eine größere oder kleinere Anzahl gemietheter, durch verschmitzte Werber zusammengetriebener Truppen und Schaaren von Lakaien, Hofbedienten, Stallburschen, Kammerdienern und Gesinde aller Art; ein Heer von Hofräthen, Beamten und Schreibern füllte die Hauptstädte und nährte sich vom Mark des Landes; Mätressen und Günstlinge, Schauspielerinnen und Sängerinnen umschwärmten die Fürstenhöfe, übten den unheilvollsten Einfluß auf die Regierung und bereicherten sich durch Stellen-Handel und den Verkauf von Gunst und Protection. Während an den Höfen und in den Palästen der Edelleute ein verschwenderisches Fest das andere drängte, rohe Sinnenlust und äußerer Glanz die Hülfsquellen des Landes erschöpften, wurde der Bürger und Bauer durch Steuerdruck, durch Abgaben und Leistungen, durch Zölle und Sporteln in Armuth gestürzt, und durch gewissenlose Amtleute, Advocaten und Richter zur Verzweiflung gebracht. „Man begnügte sich nicht, den Landständen die Disposition über die Landessteuern zu entziehen, es sollte zugleich jeder Versuch eines gesetzlichen Widerstandes gegen die Uebergriffe der Herrschaftsgelüste unmöglich gemacht werden." Ueberall herrschte Willkür und Bedrückung des Schwachen durch den Starken. Die deutsche Treue und Biederkeit wurde in den höhern Kreisen mißachtet und französischem Witz und französischer Leichtfertigkeit nachgestellt; das deutsche Volksthum entwich ganz und gar, und französische Sprache, Literatur, Sitten und Moden herrschten in unbestrittener Geltung. Wer für fein und gebildet angesehen werden wollte, mußte französisch sprechen. Natur, Freiheit und Männerwürde waren unbekannte Dinge. Wie Alongeperrücke, Reifrock, gepuderte Haare und die ganze abgeschmackte Tracht die Menschengestalt zum Unkenntlichen entstellte, so wurde der Charakter und der Werth des Mannes nur nach Rang, Orden und Titel beurtheilt. — In der Pfalz herrschte von

1716—1742 Kurfürst Karl Philipp, der Bruder und Nachfolger Johann Wilhelms (1690—1716), des harten Bedrückers der pfälzischen Protestanten. Karl Philipp „suchte seine Ehre und Vergnügungen im Prunken und in Festen, verfolgte die Reformirten, errichtete Bauwerke, stellte große Jagden an, ward angestaunt und verehrt vom hohen Adel, der bei ihm Bewirthung und Zeitvertreib fand; denn er bewirthete diesen mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit, während der Bauer vor seinen Augen unterging." Auf ihn folgte Karl Theodor (1742—1799), ein eifriger Zögling der Jesuiten, denen er sein ganzes Leben hindurch folgsam blieb. Wollüstig, leichtsinnig und kunstliebend führte er in Mannheim und Schwetzingen ein genußreiches und üppiges Leben; und so unwürdig auch der französisch gebildete Fürst sein mochte, bei dem die Neigung zu Literatur und Kunst nur ein Stück der eiteln Prachtliebe war, die Pfälzer betrachten seine Regierung, womit ihr selbständiges Staatsleben zu Ende ging, dennoch als das goldene Zeitalter. — Würtemberg wurde vor allen Ländern von seinen Regenten schwer heimgesucht. Eberhard Ludwig (1693—1733) war ein verschwenderischer, sittenloser Fürst, unter dem ein lasterhaftes Weib (von Grävenitz) einen verderblichen Einfluß auf die Regierung übte, Hof- und Ministerstellen ihren Günstlingen verlieh und mit Aemtern und Würden einen schmählichen Handel trieb. Das treue, biedere Volk wurde so bedrückt, daß sich Tausende durch Auswanderung nach Amerika der einheimischen Noth entzogen und in der Fremde eine neue Heimath gründeten. Unter seinem Nachfolger, Karl Alexander (1733—1737), der in Oesterreich zur katholischen Kirche übergetreten war und aus dem verwildernden Kriegsdienste und dem wüsten Lagerleben des Kaiserstaats lasterhafte Sitten heimbrachte, zog die Grävenitz mit ihren Schätzen aus dem Lande, um dem Hofjuden Süß Oppenheimer Platz zu machen, der Kirchen- und Staatsämter an die Meistbietenden verkaufte und durch die ausgesuchtesten Erpressungen dem Herzog Geld für seine Hoffeste, Opern, Theater und Sängerinnen, sich selbst aber unermeßliche Reichthümer verschaffte. Der plötzliche, in Folge schwelgerischer Feste eingetretene Tod Karl Alexanders befreite das Land von dem Juden, wie von einer zur Katholisirung des protestantischen Volkes angelegten Verschwörung. Unter der vormundschaftlichen Regierung (1737—1744), die nunmehr folgte, wurde zwar Süß mit dem Strange hingerichtet; aber als Karl Eugen (1744—1793) selbst die Regierung antrat, wurde das Elend des Landes größer als zuvor. Kriegsliebend, genußsüchtig und despotisch, wurde Karl Eugen, der alle Gaben zu einem guten Regenten besaß, hätten ihn nicht Sinnlichkeit, Leidenschaft und böser Rath auf Abwege geführt, die Geißel des Volkes, das er durch Steuern, Aemterverkauf und verderbliche Finanzkünste zur Verzweiflung brachte. Seine Kunstliebe, die ihn zum Bau der Lustschlösser Ludwigsburg, Solitüde, Hohenheim u. a. sowie zur Beförderung von Opern, Balleten, Concerten und dergleichen führte, war dem Wohlstande des Landes nicht minder verderblich, als seine schwelgerische Hofhaltung, seine üppigen Feste und seine Wollust. Von seinem Despotismus hatte besonders der Dichter Dan. Schubart zu leiden, der seinen Freimuth durch zehnjährige Haft auf dem Asberg unter der strengen Zucht eines engherzigen, pietistisch beschränkten Commandanten büßte, und dem Landschaftsconsulenten Johann Jacob Moser zog sein unparteiischer Rechtssinn in einem Streite zwischen dem Herzog und den Landständen eine fünfjährige Festungsstrafe auf Hohentwiel zu, wo er seine Gedanken und Gefühle mittelst einer Lichtscheere auf die Wände seines Gemaches und auf die weißen Stellen seiner Bibel eingrub; Schiller entging vielleicht einem ähnlichen Schicksal durch die Flucht. Friedrich von Preußen schrieb ihm einst (1744): „denke nicht, daß das Land Würtemberg um deinetwillen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung dich berufen hat, das Volk glücklich zu machen, seine Wohlfahrt mußt du jederzeit deinem Vergnügen vorziehen." Aber auf seine sinnliche und despotische Seele machten solche Lehren keinen Eindruck. — In Bayern folgte auf Maximilian Emanuel (1679—1726), der durch seinen Bund mit Frankreich sein Land ins Verderben stürzte (§. 764), sein Sohn Karl Albert (1726—1745, vergl. §. 799), der nicht minder durch seine Eitelkeit und Prachtliebe, wie durch den unglücklichen Versuch, mit Hülfe der Franzosen die österreichischen Länder an sich zu reißen, das schrecklichste Elend über sein Volk brachte. In Bayern herrschte am Hofe wie im Land Rohheit, Unwissenheit und Aberglauben in erstaunlichem

Pfalz.

Würtemberg.

Bayern.

Grade. Jagdhunde, Pferde und Kirchenfeste verursachten hier einen eben so großen Aufwand wie anderwärts Opern und Hoffeste, und zehrten am Wohlstande des Landes. Unter Maximilian Joseph (1745—1777) erlebte Bayern bessere Zeiten, wenn schon auch seine Kräfte nicht hinreichten, die Wunden zu heilen und die tiefen Mißstände zu heben. Er ließ Justiz und Gerichtswesen bessern und die Strafgesetze schärfen, weil die Zahl der Verbrecher und Landstreicher zu einer erschrecklichen Höhe gestiegen war; er hob die Universität Ingolstadt aus dem Zustande der Barbarei und Rohheit, in die sie seine Vorgänger hatten gerathen lassen, aber die Jesuiten blieben nach wie vor im Alleinbesitz der akademischen Stellen und waren bei Hofe einflußreiche Beichtväter und Prinzenerzieher; er beförderte Künste und Wissenschaften, allein in dem von Geistlichen und Mönchen geleiteten und von der Nacht des Aberglaubens bedeckten Lande blieb die Volksbildung stets zurück und die Wissenschaft ohne praktischen Einfluß. Die Finanzunternehmungen des wohlmeinenden Kurfürsten wurden unter den Händen hartherziger und eigennütziger Amtleute eine Quelle neuer Bedrückungen, und was halfen alle Wünsche zur Hebung und Besserstellung des Bauernstandes, wenn er das Jagdwesen und den Wildstand unverändert fortbestehen ließ, damit er selbst und der rohe Landadel ihrer gewohnten Jagdlust leben könnten? Auf ihn folgte Karl Theodor von der Rheinpfalz (1777—1799), dessen maßlose Verschwendung und vorsätzliche oder unvorsichtige Mißgriffe Bayern in einen traurigen Zustand versetzten; am Ende seiner Regierung „war das Land erschöpft und ohne Credit, das Heer in der elendesten Verfassung, die Stellen in der Armee wie im Civildienst durch Gunst verliehen oder verkauft, der größte Theil des Adels arm, der begüterte meist tief verschuldet, die Geistlichkeit unwissend, die Religion ein todtes Formenwesen, der Unterricht vernachlässigt, die Städte durch Magistrate niedergehalten, die jede freie Regung und Bewegung in Handel und Verkehr hemmten, das Landvolk unwissend und roh und durch die Bestechlichkeit der Beamten tief entsittlicht, in der Verwaltung die Herrschaft schrankenloser Polizeiwillkür." — Kein deutsches Land hat wohl so viele Leiden und Drangsale aufzuweisen, als das Kurfürstenthum Sachsen unter Friedrich August II., dem Starken (1694—1733), dem Bruder Joh. Georgs IV. (§. 611), und seinem Sohn Friedrich August III. (1733—1763). Jener, ein leichtsinniger, gottvergessener Fürst, opferte seiner Sinnenlust, seiner Prachtliebe und seiner Eitelkeit den Glauben seiner Väter, die Liebe seiner Unterthanen und den Wohlstand seines Landes. In kurzsichtiger Verblendung verscherzte er durch seinen unbesonnenen, aus politischen Beweggründen unternommenen Uebertritt zur katholischen Kirche die sichere Stellung Kursachsens als Haupt des protestantischen Deutschlands, um die leere Würde eines polnischen Wahlkönigs zu erlangen. Ueber Opern und Concerten, über Festlichkeiten und Lustschwelgereien, über Mätressen und Jagden übersah der gewissenlose Fürst die Thränen seines Landes während des schwedischen Kriegs und die Leiden des gedrückten schwerbesteuerten Volks (vergl. §§. 778. 780. 786). Nicht besser war der Zustand Sachsens unter Friedrich August III., der sich ganz der Leitung des hoffärtigen, schwelgerischen und despotischen Grafen Brühl überließ (vergl. §§. 787. 799). — Nach einer fünfjährigen Zwischenregierung (1763—1768) kam Friedrich August IV. auf den Thron, den er 59 Jahre lang (1768—1827) mit Ehren besaß. Unter ihm erlebte Sachsen glückliche und glänzende Zeiten und manche Wunde konnte vernarben; aber nach einigen Jahrzehnten trafen die Schläge des Unglücks mit neuer Gewalt Haupt und Glieder, Land und Volk. An dem Aufschwung, den zu jener Zeit Kunst, Literatur und Wissenschaft in Deutschland nahmen, hatte Sachsen und Thüringen keinen geringen Antheil, das Schulwesen erfuhr große Verbesserungen; die Rechtspflege wurde musterhaft gehandhabt und die Friedenszeit in den siebziger und achtziger Jahren wirkte wohlthätig auf Handel, Gewerbsamkeit und Ackerbau; die regsamen häuslichen und sparsamen Bewohner der Städte und Dörfer gelangten wieder zu Glück, Wohlstand und Zufriedenheit. — Während dieser Friedenszeit nahm auch in Hannover der materielle Wohlstand zu. Die Abhängigkeit von England gereichte dem Lande nicht zum Nachtheil, indem die englischen Könige ihr deutsches Stammland stets mit einiger Vorliebe behandelten und ihm von ihrem Ueberfluß manches zuwendeten. Die unter Georg II. gegründete Universität Göttingen (1737) war eine weithin strahlende Leuchte in Norddeutsch-

Sachsen. Hannover.

land. — Für das Aufblühen der Kunst und Literatur, für das Wachsthum der Bildung und Wissenschaft waren die deutschen Residenzstädte und die zahlreichen Fürstenhöfe, namentlich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, höchst förderlich, wäre nur dieser hohe Bildungsgrad und diese Literaturblüthe ein genügender Ersatz gewesen für die Verarmung des Volks, für die Abnahme der Charakterstärke, der Thatkraft und der männlichen Tugend und für den Untergang aller politischen Freiheit, alles öffentlichen Lebens, aller praktischen Volksthätigkeit, alles vaterländischen Gemeinsinnes.

3. Der österreichische Erbfolgekrieg (1740–1748).

§. 798. Karls VI. Türkenkriege. Kaiser Karl VI. war ein gutmüthiger, aber in keiner Weise bedeutender Fürst, der die im Anfange seiner Regierung errungene Vergrößerung der österreichischen Monarchie in seinen spätern Jahren durch nachtheilige Friedensschlüsse und Verträge theilweise wieder einbüßte. Kaum war der spanische Erbfolgekrieg zu Ende, so brach die Pforte 1714. den Carlowitzer Frieden (§. 752) und entriß, im Einverständniß mit den über religiösen und materiellen Druck der venetianischen Herrschaft empörten Griechen, jenem reichen und harten Handelsstaate den Peloponnes (Morea) wieder. Oesterreich, zur Gewährleistung jenes Friedens verpflichtet und für seine eigenen Erwerbungen besorgt, schloß mit den Venetianern ein Bündniß. Dies benutzten die durch das Waffenglück in Griechenland übermüthigen Osmanen zur Kriegserklärung an Oesterreich. Aber auch diesmal behielten die kaiserlichen Heere die Oberhand. Eugens glänzende Siege bei Peterwardein und Belgrad 1716. 1717. zwangen die Pforte zu dem nachtheiligen Frieden von Passarowitz, worin 21. Juli 1718. sie zwar im Besitz des eroberten Peloponnes blieb, aber an Oesterreich Temesvar, die Walachei bis zur Aluta und Belgrad nebst einem beträchtlichen Stücke von Bosnien und Serbien abtreten mußte, so daß jetzt Nissa, Widdin, Nikopoli und Sophia die Grenzfestungen des osmanischen Reichs gegen Ungarn bildeten.

Der Sultan überzeugte sich, daß das türkische Kriegswesen dem durch neue Erfindungen stets verbesserten und ausgebildeten europäischen nicht mehr gewachsen sei, und suchte mit Hülfe des tapfern, aus Frankreich und Oesterreich verwiesenen, in Constantinopel zum Islam übergetretenen Abenteurers Bonneval (Achmet Pascha) Heerwesen und Artillerie nach europäischem Muster umzugestalten. Aber diese Neuerung, verbunden mit einer Verkaufssteuer (Accis), erzeugte einen gefährlichen Aufstand der Janitscharen, durch den die Abschaffung aller Reformen und somit der Fortbestand der Unordnung und Kraftlosigkeit erzwungen wurde.

Mittlerweile gerieth aber auch in Oesterreich seit Eugens Tode das † 1736. Militärwesen in so schnellen Verfall, daß bei dem Türkenkrieg, den der Kaiser kurz vor seinem Tod als Rußlands Verbündeter zu führen hatte 1736–39. (§. 785), den Osmanen der Sieg verblieb, indeß die Russen unter Münnichs Leitung kühne und erfolgreiche Streifzüge in das türkische Gebiet machten. Aber noch schimpflicher und unheilvoller als die Verluste im Felde war für Oesterreich das Benehmen seiner Anführer Neipperg und Wallis, welche über die Mißgeschicke so sehr den Kopf verloren, daß sie zur Ueberraschung der Türken und zum Verdruß der Russen in aller Eile den Frieden von Belgrad ab- 10. Sept. 1739. schlossen, worin Alles, was Oesterreich durch Eugens Tapferkeit in Passarowitz errungen hatte, wieder an die Türken zurückgegeben wurde.

Der Kaiser fühlte das Schmachvolle dieses Friedensschlusses: er erließ an alle Höfe ein Rechtfertigungsschreiben, worin er die Schuld auf seine Generale schob, die ihre Vollmacht überschritten hätten, und die darum auch in Haft kamen. Da sie aber der hohen Aristokratie angehörten und vermuthlich im Auftrage der Thronerbin Maria Theresia handelten, die bei dem bevorstehenden Hingang ihres Vaters und den vorauszusehenden Thronkämpfen in keinen Krieg mit den Türken verwickelt sein wollte, so wurden sie bald wieder in Freiheit gesetzt und mit Aemtern und Ehren bedacht. Allein ihre Unfähigkeit zog dem Staate neue Verluste zu.

§. 799. Die pragmatische Sanction. Da Karl VI. keine männlichen Erben hatte, so war es seine angelegentlichste Sorge, seiner einzigen, an den Herzog Franz Stephan von Lothringen (Toskana, §. 787) vermählten Tochter **Maria Theresia** die Nachfolge in den österreichischen Erblanden zu sichern. Statt aber, wie ihm Eugen gerathen, das Heerwesen in solchen Stand zu setzen, daß seine Tochter damit jeden Angriff hätte zurückschlagen können, erkaufte er durch große Opfer von allen Höfen die Anerkennung des unter dem Namen der **pragmatischen Sanction** bekannten Hausgesetzes, wodurch die österreichischen Erblande ungetheilt bleiben und, falls der Mannsstamm aussterbe, auf die weibliche Linie übergehen sollten, und setzte sein Vertrauen auf diplomatische Eide. Kaum hatte nun der Kaiser seine Augen geschlossen, so erhob Karl Albrecht (Albert), Kurfürst von Bayern, der als Gemahl der Maria Amalia, Kaiser Josephs I. Tochter, gleich anfangs gegen das vom Reichstag zu Regensburg gewährleistete Erbfolgegesetz Verwahrung eingelegt hatte, sowohl in Folge seiner Verwandtschaft als einer angeblichen Testamentsbestimmung Ferdinands I., Ansprüche auf die österreichischen Erbstaaten und fand Hülfe bei Frankreich, Spanien und andern Mächten, die über den zu hoffenden Vortheilen ihre frühere Zustimmung zur pragmatischen Sanction nicht achteten. In Versailles fürchtete man, wenn der Gemahl der Maria Theresia die Kaiserwürde erlange, möchte er die Streitkräfte Deutschlands zur Wiedereroberung seines Heimathlandes Lothringen gebrauchen, und in Spanien hoffte man bei der Auflösung der österreichischen Monarchie auf Grund alter Verwandtschaftsverhältnisse einige Territorien zu er-
1741. werben. Ein in Nymphenburg zwischen Bayern und dem französischen und spanischen Hofe abgeschlossener Bund sicherte dem Kurfürsten den Beistand dieser Staaten, aber unter der schmählichen Bedingung, daß er als Kaiser von Deutschland und Erbherr von Oesterreich die Eroberungen der Franzosen am Rhein und in den Niederlanden nicht zurückfordern und den Spaniern freie Hand in Italien lassen wolle. Friedrich II. von Preußen aber wollte die günstige Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, die alten Erbansprüche seines Hauses auf die von Oesterreich während und nach dem dreißigjährigen Kriege in Besitz genommenen schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend zu machen, und begünstigte daher sowohl den bayerischen Kurfürsten bei seinen Ansprüchen auf Oesterreich, Ungarn und Böhmen und bei seiner Bewerbung um die Kaiserkrone, als den Polenkönig August III. von Sachsen, der als Gemahl der ältesten Tochter Kaiser Josephs I. bei der Beute nicht leer ausgehen wollte, in der Bewerbung um Mähren. Rußland, in einen von Frankreich angeregten Krieg mit Schweden verwickelt, blieb theilnahmlos.

Karl Albert v. Bayern. Weder **Karl Alberts** geistige Fähigkeiten, noch die Kraft seines Landes waren der Art, daß er seine Ansprüche gegen die durch Klugheit und Herrschergaben wie durch Schönheit, Tugend und bürgerliche Leutseligkeit und Sitte ausgezeichnete Maria Theresia mit Erfolg geltend

machen konnte. Während die Völker hoffende Blicke auf die verständige und aufgeklärte Maria Theresia richteten und von ihrer Einsicht Abstellung verjährter Mißbräuche erwarteten, gab der von Jesuiten und Geistlichen geleitete Karl Albert durch seinen Aberglauben, seine Geistesbeschränktheit und seine Liebe für leeren Prunk und Schimmer seinen Mangel an Charakterstärke kund. Sein Land war durch den Aufwand, den seine Vorgänger mit Pferden, Jagdhunden, Hof- und Kirchenfesten trieben, schwer verschuldet, Heer und Staatskasse im erbärmlichsten Zustande, er selbst, wie einst Max Emanuel, an Frankreich verkauft und dem Pariser Hofe (der ihm das Geld zur Befriedigung seiner Prachtliebe und die Heere zur Erwerbung von Kronen nur in der Absicht gab, um dadurch den Kaiser und den deutschen Reichskörper ganz von sich abhängig zu machen) blind ergeben. Was aber Ferdinands I. Testament betrifft, auf das Karl Albert seine Ansprüche gründete, so bewies der Wiener Hof durch Vorzeigung der echten Urkunde, daß darin den Nachkommen seiner nach Bayern verheiratheten Tochter Anna nur im Falle eines Aussterbens des ehelichen, nicht des männlichen Stammes der österreichischen Habsburger die Erbfolge zugesichert sei.

Noch trauriger war der Zustand in dem durch eine Reihe verschwenderischer und prunksüchtiger Fürsten schwer heimgesuchten **Sachsen**, wo der stumpfsinnige, arbeitsscheue August III., der nur am Tabakrauchen, Jagen und dem Salongerede der Gräfin von Brühl Gefallen fand, die Regierung und Einkünfte gänzlich der Leitung des Grafen von Brühl überließ, welcher seinen Bedienten und Creaturen Titel und Stellen zutheilte, mit Kirchen- und Staatsämtern den schmählichsten Handel trieb, das Land mit Schulden und drückendem Steuerwesen belastete und das sächsische Volk wie Leibeigene behandelte. Während die Unterthanen darbten, Land und Städte verarmten und das Militärwesen in Verfall gerieth, schwelgte Brühl in Luxus und Pracht, ließ Modewaaren und Leckerbissen aus Paris kommen und opferte die Ehre und Wohlfahrt der Nation seinem Eigennutz und seiner Selbstsucht auf. Die Gemahlin Augusts III., Maria Josepha, hatte gleich ihrer an den Kurfürsten von Bayern verheiratheten Schwester bei ihrer Vermählung auf ihre nähern Erbrechte Verzicht geleistet. August III. von Sachsen.

In **Frankreich**, wo noch der friedliebende Fleury an der Spitze des Ministeriums stand, trug die Regierung lange Bedenken, sich des Kurfürsten von Bayern anzunehmen und das erschöpfte Reich mit einer neuen Schuldenlast zu beladen; aber um diese Zeit fingen genußsüchtige und sittenlose Edelleute, wie Belleisle, Soubise, der Herzog von Richelieu und Andere an, den König von seiner Gemahlin zu entfernen und seine sinnliche, für das Edle unempfängliche Natur durch den Reiz der Ueppigkeit und Wollust vollends zu verderben. Ausschweifende Günstlinge und sittenlose Buhlerinnen beherrschten von dem an Frankreichs Hof, hielten treue und wohlmeinende Rathgeber entfernt und rissen den König von Genüssen zu Genüssen. Ueber den Schwelgereien der Tafel und den Freuden der Jagd, des Spiels und des Weins vergaß Ludwig XV. das Reich und des Volkes Wohlfahrt und gestattete seiner aus Mätressen und Wüstlingen bestehenden Umgebung den größten Einfluß auf die Staatsgeschäfte. Für den Ernst des Lebens und die Erfüllung seines hohen Berufs hatte er keine Ausdauer. Und da jetzt die beiden Brüder Belleisle sich nach einer passenden Gelegenheit zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Eitelkeit sehnten, so wurde der Krieg wider Oesterreich beschlossen. Fleury erlebte dessen Ausgang nicht († 1743). Ludwig XV v. Frankreich.

§. 800. **Oesterreichs Unfälle.** Wenige Wochen nach Karls VI. Tod, lange ehe die bayerischen Truppen gerüstet waren und die Franzosen den Rhein überschritten, rückte Friedrich II. mit seinem trefflichen Kriegsheer in Schlesien ein, um die Ansprüche, die ihm in Folge der Verwandtschaft und Erbverbrüderungen des brandenburgischen Hauses mit den frühern Fürsten von Liegnitz, Brieg, Jägerndorf und Wohlau zustanden, geltend zu machen. Dieser **erste schlesische Krieg** bewies alsbald, daß das preußische Volk von einem neuen Geiste beseelt sei. Der König selbst war bei der Armee, mehr um den Krieg zu lernen und durch seine Anwesenheit den Muth der Tapfern zu erhöhen, als um das Commando zu führen, das er vielmehr den beiden geübten Feldherren **Schwerin** und Leopold von **Dessau** überließ. Die österreichischen Truppen unter Neipperg † 20. Oct. 1740. Dec. 1740–42.

waren nicht im Stande, den unter den Augen ihres Königs für Ruhm und Ehre fechtenden preußischen Heeren zu widerstehen. In der blutigen **Schlacht von**
10. April 1741. **Molwitz** errang Schwerin nach harter Anstrengung den Sieg, worauf die Preußen den größten Theil von Ober- und Niederschlesien besetzten. — Bald nachher zogen die Franzosen mit Heeresmacht über den Rhein nach Deutschland. Die eine Abtheilung verband sich mit den Truppen Karl Alberts, der bereits durch Ueberrumpelung der Stadt Passau den Krieg wider Maria Theresia begonnen, die andere rückte vereint mit den Sachsen in Böhmen ein. Ohne sonderlichen Widerstand durchzog der bayerische Kurfürst Oberösterreich und konnte
1741. bereits im October in Linz die Huldigung als Erzherzog entgegen nehmen. Statt aber jetzt seinen Marsch gerade nach Wien zu richten und durch Ueberraschung der Hauptstadt einen festen Halt zu gewinnen, wendete sich Karl Albert mit seiner französisch-bayerischen Kriegsmacht plötzlich nach Böhmen, um auch hier einer prunkvollen Huldigung und des Königstitels theilhaftig zu werden. Prag ward erobert, und der Kurfürst und sein Gönner Belleisle feierten pomphafte Krönungsfeste. Jetzt stand Karl Albert auf dem Höhepunkte des Glücks. Die Kaiserwahl hatte sich zu seinen Gunsten entschieden und er traf bereits Anstalten zu einer glänzenden Krönungsfeier in Frankfurt; selbst der Kurfürst von Hannover (Georg II. von England), der Oesterreichs Partei ergriffen, wurde durch ein französisches Heer zu einem Vertrag gezwungen, in dem er sich verpflichtete, der „Königin von Ungarn" keinen Beistand zu leisten und bei der Kaiserwahl dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme zu geben. Und um Maria Theresia's Bedrängniß vollständig zu machen, ließ Friedrich II. nunmehr seine Truppen auch in Mähren und Böhmen einrücken.

§. 801. Umschwung. In ihrer Noth wandte sich Maria Theresia an die Ungarn. Auf einem Reichstag in Preßburg (wo sie nach einer verbreiteten Sage mit ihrem jungen Sohne Joseph auf den Armen erschienen sein soll) erregte sie durch die Schilderung ihrer Bedrängniß und durch günstige Verheißungen eine solche Begeisterung unter den Magnaten, daß diese sich mit dem einstimmigen Rufe: Vivat Maria Theresia Rex! erhoben und die streitbare Nation unter die Waffen riefen. Auf gleiche Weise beurkundeten auch die Tiroler ihre alte Treue zu Oesterreich. In Kurzem zog aus Ungarns Niederungen eine gewaltige Streitmacht ins Feld. Die kriegerischen Völkerschaften von der Theiß und Marosch, die wilden, zu Streifzügen und Ueberfällen geschickten Schaaren der Croaten, Slavonier, Panduren und andere rückten unter Khevenhüller's und Bärenklau's (Pereklö's) Anführung in Oesterreich ein, trieben die bayerischen und französischen Truppen mit leichter Mühe zurück, eroberten die besetzten Städte wieder und drangen plündernd und verheerend in Bayern ein. Um dieselbe Zeit, als Karl Albert in Frankfurt durch französischen
24. Jan. 1742. Schutz unter großem Festgepränge mit der ersehnten Kaiserkrone geziert ward, zogen die Feinde in seine Hauptstadt München ein, besetzten Landshut und ließen ihre wilden Reiterschaaren bis an den Lech streifen. Seiner Erblande beraubt, gerieth der neue Kaiser Karl VII. bald in solche Noth, daß er nur durch französische Unterstützung seinen Unterhalt nothdürftig zu bestreiten vermochte. — Zu gleicher Zeit drang eine österreichische Armee in Böhmen ein, wo zwei fran-

zösische Heere unter zwieträchtigen Anführern standen; und damit diese nicht einen Hinterhalt an den Preußen hätten, deren König kurz zuvor durch die Schlacht von Chotusitz (oder Czaslau) in Böhmen seine kriegerische Ueberlegenheit aufs Neue glänzend bewährt hatte, willigte Maria Theresia, wenn gleich mit schwerem Herzen, in den Frieden von Breslau, worin beinahe ganz Ober- und Niederschlesien an Preußen abgetreten wurde. Freudig begrüßten die schlesischen Protestanten, die unter Oesterreichs Herrschaft harte Drangsale erduldet, den neuen Gebieter. — In Kurzem war der größte Theil von Böhmen wieder in den Händen der Oesterreicher; Prag, wo Belleisle mit einer beträchtlichen Armee lag, wurde bereits belagert; Krankheit und Mangel an Lebensmitteln drohten der ganzen Streitmacht den Untergang. Da bewies Belleisle durch den kühnen Rückzug von Prag nach Eger mitten im Winter, daß der kriegerische Geist der Franzosen noch nicht entschwunden sei. Freilich war der Weg mit Todten und Erstarrten bedeckt und selbst die Geretteten trugen den Keim des Todes in sich; dafür wurde aber Belleisle als zweiter Xenophon gefeiert. Die Nachricht von diesen Unfällen beschleunigte den Hingang des alten Cardinals Fleury. Mit Reue und Herzeleid fuhr er in die Grube. — Im folgenden Frühjahr wurde Maria Theresia in Prag gekrönt und zugleich erlangte sie einen mächtigen Bundesgenossen an Georg II. von Hannover und England, dessen Eifer für Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction sich erst recht bethätigen konnte, als das englische Parlament aus Neid gegen Frankreich und Spanien freigebig die Geldmittel genehmigte, die zur Unterstützung und Erkaufung von Bundesgenossen, wie zur Unterhaltung eines aus Hannoveranern und deutschen Söldnern bestehenden Heeres erforderlich waren. Ein kriegskundiger englischer Feldherr führte die sogenannte pragmatische Armee, bei der sich der König selbst und einer seiner Söhne (Cumberland) befanden, an den Main, wo das französische Hauptheer unter Marschall Noailles stand. **Die Schlacht von Dettingen**, unweit Aschaffenburg, entschied wider die Franzosen, die, verfolgt von den englischen und österreichischen Truppen, schleunig über den Rhein zurückzogen. Bald trat auch Sardinien, das durch klugen Wechsel der Bundesgenossen aus allen Kriegen Vortheil gezogen, auf Maria Theresia's Seite, als diese in die Abtretung einiger dem Herzogthum Mailand zugehörenden Länderstrecken willigte; und Sachsen, dessen allmächtiger Minister Brühl nicht nach politischen Grundsätzen handelte, sondern sich von seinem Eigennutz und von fremden Einflüssen bald dahin, bald dorthin leiten ließ, schloß sich ebenfalls an Oesterreich an und nahm von England Subsidiengelder.

[Randnotizen: 17. Mai 1742. — 28. Juli. — Decbr. 1742. — 1743. — 27. Juni 1743 — Septbr. — 20. Decbr. 1743.]

§. 802. Erweiterung und Ausgang des Kriegs. Die Schlacht von Dettingen und die Verträge mit Sardinien und Sachsen machten den österreichischen Erbfolgekrieg zu einem europäischen. Frankreich, das bisher nur als Bundesgenosse Karl Alberts an dem Kampfe Theil genommen, erklärte jetzt an England und Oesterreich direct den Krieg und verband sich aufs Neue mit Friedrich von Preußen, der in gerechter Besorgniß, Oesterreich und dessen neue Verbündete möchten ihm Schlesien wieder zu entreißen suchen, den **zweiten schlesischen Krieg** wider Maria Theresia begann. Während Friedrich als Verbündeter des bedrängten Kaisers mit einem starken Heere „kaiserlicher

[Randnotizen: 1744. — 1744–45.]

August 1744. Hülfsvölker" rasch in Böhmen einrückte, Prag und Budweis einnahm und den
Grenzen Oesterreichs sich näherte, fand Karl VII. Gelegenheit, sein Erbland
Bayern wieder zu gewinnen und in seine Hauptstadt München zurückzukehren.
Da jedoch bald darauf Friedrich mit großen Verlusten an Mannschaft und Geschütz aus Böhmen nach Schlesien zurückgedrängt wurde, so wäre auch der Kaiser
20. Jan. 1745. von Neuem zur Flucht gezwungen worden, hätte nicht der Tod ihn von allen
Leiden befreit. Karl Alberts Sohn, Kurfürst Maximilian Joseph, reichte
nach einem unglücklichen Feldzuge die Hand zum Frieden. In dem Vertrag
April. von Füßen entsagte er gegen völlige Zurückgabe der bayerischen Lande allen
Ansprüchen auf das österreichische Erbe und gab bei der neuen Kaiserwahl dem
Gemahl Maria Theresia's seine Stimme, worauf dieser, trotz der Protestation
Octbr. Kurbrandenburgs, als **Franz** I. in Frankfurt die Krönung empfing. Mittlerweile hatte Friedrich II. an den wackern österreichischen Feldmarschall **Traun**
4. Juni. den größten Theil von Schlesien eingebüßt; aber sein glänzender **Sieg bei Hohenfriedberg** (Striegau) verschaffte ihm wieder das Uebergewicht. Der Kriegsruhm des preußischen Monarchen und seiner Generale Ziethen, Winterfeld
30. Sept. u. A. strahlte weit hin, und bei Sorr legte Prinz **Ferdinand von Braunschweig**
die ersten Proben seines Feldherrntalents ab. Als nun noch mitten im Winter
16. Decbr. 1745. der alte Dessauer in der blutigen **Schlacht von Kesselsdorf** die Sachsen
besiegte und Friedrich in die von August III. verlassene Hauptstadt Dresden
einzog, da nahm Maria Theresia die Bedingungen des durch England vermittelten
25. Decbr. Friedens von Dresden an, wodurch Friedrich im Besitz von Schlesien und
Glatz blieb, den Herzog Franz Stephan als Kaiser anerkannte und für die Räumung Sachsens eine Million Thaler erhielt. — Der durch diesen Frieden in
Deutschland beendigte Krieg dauerte in den Niederlanden und Italien
noch einige Zeit fort. Dort kämpften die von Friedrich Augusts II. natürlichem
Sohne, dem ebenso talentvollen und tapfern, als sittenlosen und ausschweifenden
Marschall von Sachsen angeführten Franzosen mit Glück gegen das eng-
11. Mai 1745. lische, holländische und österreichische Bundesheer. Die **Schlacht von Fontenoy**, bei welcher König Ludwig XV., den seine neue Geliebte (Chateauroux)
mit Heldenruhm umstrahlt sehen wollte, zugegen war, wurde von den Franzosen
gewonnen; Hennegau und die beiden Flandern waren der Preis des Sieges.
Bald darauf zog das englische Heer ab, um dem von Frankreich unterstützten
Prätendenten Karl Stuart in Schottland entgegen zu treten (§. 774). Dies
hatte die Folge, daß der Marschall von Sachsen nach dem siegreichen Treffen bei
11. Oct. 1746. Raucoux die österreichischen Niederlande bis Luxemburg und Limburg eroberte
und drohend an die Grenzen der Generalstaaten vorrückte.

Hier war, wie im Jahr 1672 (§. 746), die Nation in die aristokratisch-republikanische und die oranische Partei gespalten. Seit Wilhelms III. Tode hatte jene die
Mai 1747. Oberhand, daher die Statthalterwürde lange Jahre unbesetzt geblieben war. Jetzt erhob
sich das Volk in mehreren Landschaften gegen die Aristokratenherrschaft, unter der das
Wilhelm IV. 1747—1751. Kriegswesen in Verfall gerathen war, und setzte es durch, daß Georgs II. Schwiegersohn,
Wilhelm IV. von Nassau-Oranien, ein Seitenverwandter Wilhelms III., nicht nur
zum Statthalter und Generalcapitän der vereinigten Staaten ernannt, sondern daß auch
diese Würde für dessen männliche und weibliche Nachkommen erblich erklärt
wurde. Seitdem ward Holland hauptsächlich durch englischen Einfluß beherrscht.

Nachdem in Holland dem Hause Oranien für immer die Erbstatthalterwürde übertragen worden, brach der Krieg von Neuem mit erhöhter Energie aus. Zur See waren die Engländer im Vortheil. Die Schlacht bei Cap Finisterre unter dem Oberbefehl des Weltumseglers Anson vernichtete die Kriegsmarine und Handelsflotte von Frankreich. Dagegen folgte im Landkrieg noch immer der Sieg den französischen Waffen. Die Schlacht von Laffeld und die glorreiche Eroberung des der Wahlstatt nahe gelegenen Mastricht bedeckte den Marschall von Sachsen mit neuem Heldenruhm. Kriegsehre war übrigens der einzige Gewinn, den Frankreich aus diesem nutzlosen Kampfe davontrug. Die erschöpften Staaten sehnten sich alle nach Beilegung der Feindseligkeiten; daher die kriegerische Haltung Rußlands, das in Folge eines Vertrags mit Oesterreich und den Seemächten ein Heer an den Rhein schickte und den Krieg zu verlängern drohte, den Abschluß des **Friedens von Aachen** beschleunigte.

1747. 3. Mai. 2. Juli. 30. Apr. 1748. 18. October 1748.

In diesem Frieden gab Frankreich alle Eroberungen heraus und wies die Stuarts aus seinen Staaten, erhielt aber dafür in Amerika und Ostindien das an die Engländer Verlorene zurück. Auch England ging aus dem achtjährigen Kriege, der, da er hauptsächlich mit englischen Hülfsgeldern geführt worden, die Staatsschuld um mehr als 31 Millionen erhöhte, leer aus; aber während Frankreich außer dem gänzlichen Ruin der Finanzen auch noch den Untergang seiner Flotte und die Minderung seines Handels- und Colonialwesens beklagte, hatte sich Englands Seemacht aufs glänzendste bewährt und bewirkt, daß Spanien den verhaßten Assiento-Vertrag (§. 768), den es abzuschütteln gedacht, von Neuem genehmigen mußte. — Oesterreich trat dem spanisch-bourbonischen Prinzen Philipp das Herzogthum Parma mit Piacenza und Guastalla ab, bestätigte dem König von Preußen aufs Neue den Besitz von Schlesien und überließ an Sardinien die bereits abgetretenen mailändischen Landschaften. Bayern und Sachsen erlangten nichts für die Verwüstung ihrer Länder und die hohen Geldopfer.

4. Der siebenjährige Krieg, 1756–1763.

§. 803. Bündnisse 1755. Die acht Friedensjahre, die nach dem österreichischen Erbfolgekrieg eintraten, wurden von Friedrich dem Großen angewendet zur Hebung der Industrie, zur Besserstellung des Bauernstandes, zur Belebung des Ackerbaues und Handels und zur Mehrung und Verbesserung des Militärwesens; von Maria Theresia zur Abstellung mancher Mißbräuche in der Verwaltung, zu Reformen im Erziehungs- und Kriegswesen und zur Abschließung folgenreicher Bündnisse. Die Kaiserin konnte den Verlust von Schlesien an ihren verhaßtesten Gegner nicht verschmerzen. Sie benutzte daher den Neid der andern Mächte gegen das rasch emporgekommene Preußen zu ihrem Vortheil. Friedrichs spöttische Natur, die ihn zu vielen witzigen und verletzenden Bemerkungen über gleichzeitige Regenten und Minister verleitete, kam der Kaiserin dabei zu Statten. Rußlands lustschwelgerische Beherrscherin Elisabeth hatte sich, beleidigt durch Friedrichs Spottreden über ihr sittenloses Leben und erfüllt von der Hoffnung, sich der günstig gelegenen Provinzen an der Ostsee zu bemächtigen, schon im Jahr 1746 durch ihren an Oesterreich verkauften und dem preußischen Monarchen feindlich gesinnten Minister Bestucheff zu einem Bunde mit Maria Theresia und zu dem Versprechen, ihr zur Wiedererwerbung Schlesiens behülflich zu sein, bewegen lassen. — Dieses Bündniß wurde nun erneuert und der sächsische Hof, dessen Alles vermögender Minister Brühl mit Neid den Flor des Nachbarstaates betrachtete, und sich in seiner Eitelkeit durch

den Hohn, womit der große König seiner stets gedachte, tief gekränkt fühlte, auf Oesterreichs Seite gezogen und zum Mittelpunkt der Verhandlungen gemacht. Zugleich brachte Maria Theresia's kluger Minister Kaunitz den französischen Hof, Oesterreichs Erbfeind, zum Aufgeben seiner langjährigen natürlichen Politik, nachdem sich die stolze, auf Sittlichkeit und häusliche Tugend haltende Kaiserin so weit herabgelassen hatte, die Marquise von Pompadour, Ludwigs XV. allmächtige Mätresse, durch einen schmeichelhaften Brief in ihr Interesse zu ziehen. Unter Vermittelung der Pompadour und ihrer mit den höchsten Staatsämtern
Sept. 1755. gezierten Creaturen wurde zwischen Oesterreich und Frankreich ein Bündniß geschlossen, dessen Zweck war, den König von Preußen seiner Eroberungen zu berauben und wieder zu dem Range eines Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg herabzudrücken. So wurde durch persönliche Triebfedern die Stellung der Großmächte zu einander verrückt. Aber der enge Bund Frankreichs und Oesterreichs erfüllte das mit der französischen Regierung wegen Grenzbestimmungen in Nordamerika im Streit liegende England mit Besorgniß und führte einen
Januar 1756. Vertrag zwischen Friedrich II. und Georg II. zur Fernhaltung auswärtiger Kriegsvölker vom deutschen Boden herbei. Am französischen Hofe fielen auch die religiösen und kirchlichen Interessen ins Gewicht. Das kriegerische Preußen ward zugleich als die vornehmste Burg des Protestantismus betrachtet; es erschien als ein hohes kirchliches Verdienst, wenn man es niederwerfe oder doch beschränke.

§. 804. Pirna (1756). Friedrich, durch einen bestochenen Schreiber Brühls von allen gegen ihn gefaßten Anschlägen genau unterrichtet, beschloß, seinen Feinden durch einen unerwarteten Angriff zuvorzukommen. Mit einem
August 1756. Heer von 70,000 tapfern Preußen fiel er plötzlich in Sachsen ein, besetzte Leipzig, Torgau, Wittenberg und das vom König verlassene Dresden und ordnete, da August III. das vorgeschlagene Freundschaftsbündniß zurückwies, eine preußische Landesverwaltung in Sachsen an. Dadurch kamen die Hülfsquellen des fruchtbaren Landes in Friedrichs Gewalt; die Vorrathshäuser wurden den preußischen Heeren geöffnet, Waffen und Geschütz wanderten nach Magdeburg; die Steuern und alle öffentlichen Einnahmen wurden für Friedrich in Beschlag genommen. Das kaiserliche Abmahnungsschreiben und die Klagen über Landfriedensbruch beantwortete der König mit Bekanntmachung der in Dresden vorgefundenen Actenstücke über die Pläne seiner Gegner. Die sächsischen Truppen hatten eine feste Stellung bei Pirna an der Elbe, wo sie nur durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden konnten. Friedrich schloß sie mit einem Theile seines Heeres ein, mit dem andern zog er dem aus Böhmen zu ihrem Entsatz herbeirückenden
1. Oct. 1756. österreichischen Feldmarschall **Brown** entgegen und brachte ihm bei Lowositz mit viel geringeren Streitkräften eine Niederlage bei, worauf die ausgehungerten
16. Oct. sächsischen Truppen capituliren mußten. 14,000 wackere Streiter geriethen in Kriegsgefangenschaft. Friedrich zwang sie in preußische Dienste zu treten; aber bei der ersten Gelegenheit entflohen sie schaarenweise nach Polen, wo sich während des ganzen Krieges der sächsische Hof aufhielt. Friedrich verweilte in Dresden und zwang das eroberte Land zu schweren Lieferungen an Geld und Rekruten.

§. 805. **Prag. Roßbach. Leuthen** (1757). Die über Sachsen verhängten Drangsale wurden von den Gegnern benutzt, um den König im gehässigsten Lichte darzustellen und ihm neue Feinde zu bereiten. Von allen Himmelsgegenden rückten Kriegsvölker heran, um das kleine Preußen zu erdrücken und dann die Provinzen zu theilen. Schweden, dessen aristokratische Regierung nach französischer Eingebung handelte, und das deutsche Reich, das in Sachsens Besitznahme eine Verletzung des Landfriedens sah, schlossen sich Preußens Gegnern an. Friedrich überließ den Kampf gegen die über den Rhein an die Weser ziehenden Franzosen (die in diesem Kriege ihres frühern Waffenruhms gänzlich verlustig gingen) seinen Bundesgenossen (England, Hannover, Braunschweig, Hessen-Kassel und Gotha); von seinem eigenen Kriegsvolk schickte er einen Theil wider die in Preußen eingerückten Russen, die jedoch bald dem geringen Heere bei Großjägerndorf eine Niederlage beibrachten; er selbst aber zog mit der Aug. 1757.
Hauptmacht den Oesterreichern in Böhmen entgegen. Durch die tapfere Anstrengung seiner Truppen und durch den Heldenmuth und Heldentod Schwerins gewann Friedrich den glänzenden, aber theuer erkauften **Sieg bei Prag.** 6. Mai 1757
Doch widerstand die Hauptstadt allen Angriffen, und schon im nächsten Monate brachte die **Niederlage bei Kollin** durch den tapfern österreichischen 18. Juni
Feldmarschall **Daun** den preußischen König um alle Vortheile. 20,000 heldenmüthige Krieger hatte Friedrich durch den Sieg und die Niederlage eingebüßt. Seine verdüsterte Gemüthsstimmung vor und nach dem Tage von Kollin gab Zeugniß von den schweren Sorgen, die auf ihm lasteten. Verfolgt von den Oesterreichern, zog er mit dem Reste seiner Truppen nach der Oberlausitz, wendete sich aber bald wider die in Verbindung mit der deutschen Reichsarmee heranrückenden Franzosen, die sich eben anschickten, in Sachsen Winterquartiere zu nehmen, nachdem sie Friedrichs Bundestruppen bei Hastenbeck, unweit Hameln, besiegt und den ungeschickten englischen Anführer Cumber- Juli.
land zu dem schmachvollen Vertrag (Convention) vom Kloster Seven gezwungen Sept.
hatten. Der sittenlose Prinz Soubise, ein Günstling der Pompadour und ein vertrauter Genosse der Orgien Ludwigs XV., stand mit großer Heeresmacht an der Saale, als Friedrich einen unerwarteten Angriff machte und in der **Schlacht bei Roßbach** den glänzendsten Sieg davontrug. 5. Novbr. 1757.
Das französische Heer folgte, unter Zurücklassung seines mit Mode- und Luxusartikeln reich versehenen Gepäcks, in wilder Flucht der von dem Prinzen von Hildburghausen befehligten Reichsarmee, die gleich beim Beginn der Schlacht so eilig davon geflohen war, daß der Witz der Spötter ihre Benennung in „Reißausarmee" verkehrte. Von dem an war Friedrich der Held des Tages bei den Patrioten und der Stolz des protestantischen Deutschlands. — Mittlerweile hatten die Oesterreicher in Schlesien glückliche Fortschritte gemacht. Winterfeld, Friedrichs Vertrauter, 7. Sept.
war gefallen, Schweidnitz und Breslau mit ihren gefüllten Magazinen und Zeughäusern in die Hände der Feinde gerathen; viele tapfere Preußen trauerten in Novbr.
Kriegsgefangenschaft. — Da erschien Friedrich und führte mit der „Berliner Wachtparade", wie die Feinde spottweise seine Armee nannten, einen raschen Umschwung der Dinge herbei. In der **Schlacht bei Leuthen** gewann er durch 5. Decbr.
seine geschickte Anordnung einen glorreichen Sieg über die dreimal stärkern, von Daun angeführten Feinde und brachte Breslau und ganz Schlesien wieder in

seine Gewalt. Als in der kalten Winternacht die Krieger still und ernst über das Schlachtfeld schritten, stimmte ein alter Grenadier aus tiefer Brust das schöne Lied an: „Nun danket alle Gott!“ Es war der Ausdruck der Gefühle, von denen das ganze Heer durchdrungen war. Alsbald fiel die Feldmusik ein und alle Anwesenden, wohl 25,000 Mann, sangen wie aus einem Munde: „Nun danket alle Gott Mit Herzen, Mund und Händen, Der große Dinge thut An uns und allen Enden.“

Schwer lastete indessen die Kriegsnoth auf dem nördlichen Deutschland. Preußen wurde von den russischen Schaaren hart mitgenommen; in Pommern zehrte das unthätig weilende schwedische Heer vom Mark des Volkes, und in Hannover, Braunschweig und Hessen-Kassel sog der sittenlose Herzog von Richelieu, der durch Erpressungen und Kriegssteuern sich neue Mittel zur Verschwendung und Schwelgerei zu verschaffen suchte, das Land auf so empörende Weise aus, daß der französische Hof sich seiner schämte und ihn abberief.

§. 806. Zorndorf, Hochkirch (1758). In England war Friedrich seit der Schlacht von Roßbach der Abgott des Volkes. Daher beschloß das Ministerium, in dem der ältere Pitt (Lord Chatham) den größten Einfluß besaß, den Vertrag von Kloster Seven aufzugeben, den König von Preußen mit Geld und Truppen reichlicher zu unterstützen und ihm die Bestimmung des Feldherrn zu überlassen. Friedrich ernannte zum Anführer des Bundesheeres den umsichtigen Ferdinand von Braunschweig, der beim Beginn des Frühlings
23. Juni 1758. die Franzosen über den Rhein trieb, sie in der Schlacht bei Crefeld schlug und den ganzen Sommer hindurch Norddeutschland vor ihren räuberischen Einfällen sicher stellte. — Die Russen hatten sich nach dem Sieg bei Großjägerndorf plötzlich zurückgezogen, weil Bestucheff, in der Meinung, die Kaiserin Elisabeth würde der gefährlichen Krankheit, von der sie ergriffen war, erliegen, den bevorstehenden Thronwechsel zur Ausschließung des ihm verhaßten Großfürsten Peter (von Holstein-Gottorp) benutzen wollte. Als aber Elisabeth genas und von dem Vorhaben Kunde erhielt, verbannte sie Bestucheff und schickte Fermor mit großer Heeresmacht an die Oder. Preußen wurde besetzt und, als ob das Land schon eine sichere Beute wäre, die Bürgerschaft von Königsberg zum Huldigungseid gezwungen. Dann rückten die wilden Kriegsschaaren ins Brandenburgische ein, legten Küstrin in Asche und füllten das Land mit Brand, Mord und Verwüstung. Da machte Friedrich von Mähren, wohin er nach der Eroberung von Schweidnitz, der letzten Besitzung der Oesterreicher in Schlesien, im Frühling gezogen war, einen meisterhaften Rückzug an die Oder und
25. August 1758. steuerte dem weitern Vordringen der Russen durch die mörderische **Schlacht bei Zorndorf**, wo die Preußen, hauptsächlich durch die Geschicklichkeit des tapfern Reiterführers **Seydlitz**, des Helden von Roßbach, einen freilich mit schweren Opfern erkauften Sieg erfochten. Hierauf wollte Friedrich seinem von den Oesterreichern bedrängten Bruder Heinrich nach Sachsen zu Hülfe ziehen, aber von Dauns überlegenem Heer in einer ungünstigen Stellung überrascht, verlor er bei
14. Oct. dem **Ueberfall von Hochkirch** sein ganzes Geschütz und viele tapfere Streiter. Dennoch bewerkstelligte er durch einen geschickten Marsch seine Verbindung mit Heinrich und verdrängte die Feinde abermals aus Schlesien und Sachsen.

§. 807. Kunersdorf (1759). Aber bald zog sich ein neuer Sturm über Friedrichs Haupt zusammen. Während der preußische König an großer Erschöpfung litt, die Lücken, welche die Schlachten in seinen geübten Truppen hervorgebracht, durch drückende Aushebung junger, unerfahrener Rekruten mühsam ergänzte und seine Bedürfnisse an Geld und Lebensmitteln nur durch harte Kriegssteuern und hohe Auflagen kümmerlich deckte, erlangte Maria Theresia durch den geistreichen, gewandten, bei der Pompadour und dem König viel vermögenden Minister Choiseul aufs Neue die Zusicherung reicher Hülfsgelder und großer Heere, und Elisabeth suchte durch Siege die Erinnerung an Zorndorf zu verwischen und schickte neue Kriegsschaaren unter Soltikoff gegen Preußen ins Feld. Friedrichs Stärke beruhte auf der Begeisterung des Volks für den Helden und der Bewunderung der Gebildeten für den geistreichen, freidenkenden König, die nirgends größer war als in dem tonangebenden Frankreich, woraus sich deutlich erkennen ließ, daß die Politik der Regierung mit den Wünschen und Ansichten des Volks nicht im Einklang stand. Eine Heeresabtheilung, die Friedrich gegen die Russen schickte, um deren Verbindung mit den Oesterreichern zu verhindern, wurde bei Züllichau geschlagen, und als er selbst die nunmehr Juli 1759. vereinigten und zu großer Heeresmacht angewachsenen Gegner unweit Frankfurt an der Oder mit einer viel geringern Armee angriff, erlitt er in der blutigen **Schlacht von Kunersdorf**, nachdem er die Russen bereits siegreich zurückgeschla- 12. Aug. gen, durch die unter dem geschickten Feldherrn **Laudon** zu günstiger Zeit hervorbrechenden Oesterreicher eine so vollständige Niederlage, daß er an einem glücklichen Ausgang des Kriegs zu verzweifeln begann und kleinmüthig den Tod wünschte. „Alles ist verloren," schrieb er mit Bleistift an seinen Minister Finkenstein, „rette Er die königliche Familie. Adieu für immer!" Unter den zahlreichen Gefallenen, die das Schlachtfeld von Kunersdorf bedeckten, war der Natur- und Idyllendichter Ewald v. Kleist, „ein Sänger und ein Held zugleich". Was er geahnet: „vielleicht sterb' einst auch ich den Tod für's Vaterland", ging hier in Erfüllung. Nun stand den Feinden der Weg nach Berlin offen, aber die Uneinigkeit der Russen und Oesterreicher bewirkte, daß der Sieg nicht so benutzt wurde, wie Maria Theresia es wünschte. Dagegen gingen Dresden und nach der unglücklichen Capitulation von Maxen, wo 12,000 21. Nov. 1759. Preußen unter Fink in Kriegsgefangenschaft geriethen, auch noch andere Theile von Sachsen verloren. Die Rettung der übrigen verdankte Friedrich der allzugroßen Bedächtigkeit des umsichtigen, behutsamen Feldmarschalls Daun, dessen methodische Kriegführung dem raschen König häufig die nöthige Zeit zur Erholung gewährte. — Glücklicher hatten indessen Friedrichs Verbündete unter Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen gefochten. Zwar hatte der Herzog von Broglie in der Schlacht von Bergen bei Frankfurt a. M. 13. April. die Oberhand erhalten, aber Ferdinands glänzender Sieg bei Minden trieb 1. Aug. das französische Heer über den Rhein zurück und rettete Westfalen und Hannover.

§. 808. Liegnitz. Torgau (1760). Die Unfälle hatten das preußische Heer so geschwächt, daß der König beim Wiederausbruch des Kriegs sich gegen seine Gewohnheit vertheidigungsweise verhalten mußte. Zwar führte Friedrichs Name und die Gewandtheit seiner Werber aus allen Gauen Schaaren von

Rekruten zu den preußischen Fahnen; aber den Abgang waffenkundiger Officiere und gedienter Soldaten konnten selbst Friedrichs hohe Feldherrngaben nicht ganz ersetzen. Zur Bestreitung der Kriegskosten mußte er zu den drückendsten Auflagen und zur Prägung geringhaltiger Geldmünzen seine Zuflucht nehmen. Während er von Dauns Heer beobachtet in Sachsen weilte und umsonst Dresden wieder in seine Gewalt zu bringen suchte, ging Schlesien nach der, übrigens ehrenvollen
23. Juni 1760. Niederlage des tapfern, dem Könige sehr befreundeten Fouquet bei Landshut durch die viermal überlegene Streitmacht Laudons verloren. Da gab Friedrich Sachsen preis, um Schlesien wieder zu erwerben. Und obgleich zwei österreichische Heere sein Vorhaben zu vereiteln suchten, so erreichte er doch durch den
15. Aug. glänzenden **Sieg bei Liegnitz** an der Katzbach über Laudons Truppen seinen Zweck und verhinderte die Vereinigung der österreichischen und russischen Streitkräfte. Dagegen konnte er nicht verhüten, daß österreichische und russische
Oct. Truppen in die Mark einbrachen, Berlin besetzten und das Erbland des Königs mit Raub und Verwüstung heimsuchten, bis die Nachricht von Friedrichs Anrücken sie zu rascher Flucht trieb. Nun nahm Daun eine feste Stellung auf einer Anhöhe unweit der Elbe, um den Winter in Sachsen zuzubringen, indeß Soltikoff Miene machte, seine Russen ins Brandenburgische zu führen. Um Beides zu hintertreiben, wagte Friedrich den verwegenen Angriff auf Dauns Lager, obgleich vor den aufgestellten Feuerschlünden die tapfern Krieger schaarenweise hinstürzten. Durch den unter **Ziethens** Beistand schwer errungenen **Sieg bei**
3. Novbr. 1760. **Torgau** gewann der preußische König Sachsen wieder und konnte die Winterquartiere in Leipzig beziehen; aber 14,000 Streiter bedurften keiner Herberge mehr: Dauns Lagerstätte war ihre Grabstätte geworden.

§. 809. Friedrichs Bedrängniß (1761). Trotz der kriegerischen Großthaten der preußischen Heere schien Friedrich den von allen Seiten auf ihn einstürmenden Mißgeschicken erliegen zu müssen. Dresden und ein Theil von Sachsen war in Dauns Gewalt; durch den Besitz der Festung Glatz hatte Laudon einen Halt in Oberschlesien. Preußen war in den Händen der Russen; in Pommern lagen die Schweden und über den Rhein zogen zwei französische Armeen von mehr als 150,000 Mann. Diesen feindlichen Streitkräften hatte Friedrich nur kleine, aus ungeübten Neulingen bestehende Heere entgegenzustellen, und da Lord Bute, der Günstling des neuen Königs von England, Georg III., dem preußischen Monarchen die Hülfsgelder entzog, so konnte dieser nur durch harten Druck und Erpressungen der ihm noch unterworfenen Landschaften, besonders Leipzigs, die Kosten zu einem neuen Feldzug aufbringen. Dazu vermehrte sich die Zahl seiner Gegner durch den Beitritt Spaniens, das, seit Karls III. Thronbesteigung mit Frankreich verbündet, bald nachher durch den von Choiseul geknüpften Fami-
15. Aug. 1761. lienbund der bourbonischen Höfe aufs engste mit dessen Interessen verwuchs. Aber muthig und entschlossen ging Friedrich den Gefahren entgegen. Indeß Prinz Heinrich Sachsen mit Geschicklichkeit und Erfolg gegen Daun vertheidigte, Ferdinand von Braunschweig und sein Neffe gleichen Namens im westlichen Deutschland die von den zwieträchtigen Marschällen Broglie und Soubise angeführten und aller Kriegszucht entwöhnten Franzosen glücklich vom weitern Vordringen abhielt, suchte Friedrich selbst die Oesterreicher aus Schlesien

zu treiben und ihre Vereinigung mit den Russen zu verhindern. Das Letztere Aug.
mißlang ihm zwar, aber die Eifersucht des russischen Heerführers auf Laudons
Kriegsruhm hemmte auch nach ihrer Verbindung jedes gemeinsame Unternehmen. Sept.
Dagegen machte sich Laudon nach der Erstürmung der Festung Schweidnitz zum Meister von Oberschlesien, und die Russen eroberten Kolberg und einen Theil von Pommern. Friedrichs Hoffnungslosigkeit und Schwermuth gab sich in den Briefen an seine Freunde und in seinen Gedichten kund. Schlesien schien an Oesterreich, Preußen an Rußland fallen zu müssen. 1. Oct. 1761. Dec.

§. 810. Umschwung und Friedensschlüsse (1762 und 1763). Als Friedrichs Noth am höchsten war, starb die Kaiserin Elisabeth und ihr Neffe **Peter** III., der größte Verehrer des preußischen Monarchen, bestieg den Thron. 5. Jan. 1762.
Dieser Wechsel führte plötzlich einen Umschwung der Dinge herbei. Peter, ein gutmüthiger, aber unbesonnener, mit Uebereilung handelnder Fürst, der in seiner Bewunderung für Friedrich so weit ging, daß er preußische Uniform trug, setzte sogleich die Kriegsgefangenen in Freiheit und gab in dem rasch abgeschlossenen Frieden nicht nur alles Eroberte zurück, sondern ging mit Friedrich ein Schutz- und Trutzbündniß ein, in Folge dessen eine russische Armee sich mit den Preußen verband. 5. Mai 1762.
Auch Schweden entsagte der Theilnahme an einem Kriege, der dem Lande weder Ehre, noch Gewinn brachte. Zwar wurde Peter III. (der trotz Friedrichs wohlmeinender Warnungen durch die Umwandlung des russischen Militärwesens nach preußischer Weise, und durch unvorsichtige Neuerungen in Kirche und Staat die Russen gegen sich aufbrachte) nach sechsmonatlicher Regierung auf Anstiften oder doch mit Wissen seiner, wegen ihrer Sittenlosigkeit von Peter hart behandelten Gemahlin Katharina, einer Anhaltischen Fürstentochter, von einigen russischen Vornehmen (Orloff) auf barbarische Weise ermordet, 17. Juli 1762.
aber Katharina II., die sich jetzt der ihrem Sohn Paul gebührenden Herrschaft bemächtigte, bestätigte den abgeschlossenen Frieden. Dagegen löste sie das Bündniß mit Friedrich auf und rief ihre Truppen zurück. Allein vor dem Abzug half der russische, dem preußischen Monarchen ergebene Feldherr diesem noch die Schlacht bei Burkersdorf gegen Daun gewinnen, worauf Friedrich mit großer Juli.
Anstrengung Schweidnitz und den größten Theil von Schlesien wieder eroberte, indeß Prinz Heinrich nach dem Siege bei Freiberg in Verbindung mit 29. Oct.
Seidlitz, Fr. W. v. Kleist u. A. Sachsen von den Reichstruppen säuberte und Prinz Ferdinand von Braunschweig nach der Einnahme von Kassel die Franzosen dem Rheine zudrängte. Das deutsche Volk, dessen Länder verwüstet, dessen Industrie ins Stocken gerathen, dessen Ackerbau verfallen, dessen Wohlstand vernichtet war, forderte verzweiflungsvoll den Frieden. Als der Oberst Kleist Franken durchstreifte, Bamberg und Nürnberg brandschatzte und Regensburg bedrohte, geriethen die deutschen Fürsten in Schrecken und traten großentheils vom Bunde wider Friedrich ab. Aber auch Oesterreich war durch den langen Krieg so erschöpft, daß es nur mit der größten Anstrengung und durch Anhäufung einer beträchtlichen Staatsschuld Armeen und Kriegsbedarf aufbrachte. Maria Theresia widersetzte sich daher nicht länger dem von allen Seiten begehrten Frieden. Ein zwischen Preußen, Frankreich und Oesterreich abgeschlossener Waffenstillstand wurde zu Unterhandlungen benutzt, die im Anfange des 6. Nov.

nächsten Jahrs den **Pariser** und wenige Tage später den **Hubertsburger**
15. Febr. 1763. **Frieden** herbeiführten. In diesem Frieden wurde dem **König von Preußen der Besitz von Schlesien für immer zugesichert**, dagegen die Herausgabe aller übrigen Eroberungen ausbedungen. Von dem an nahm Preußen seinen Rang unter den fünf europäischen Großmächten ein.

Mittlerweile wurde in Amerika und in Europa zwischen **England** und **Frankreich** ein wechselvoller See- und Landkrieg geführt. Als die in dem Utrechter Frieden
Juni 1756. (§. 768) an England abgetretene Insel **Minorka** von dem Herzog von **Richelieu** erobert wurde und auch in Amerika die aus Hannoveranern und **gekauften Hessen** bestehenden Truppen der Engländer mit wenig Erfolg kämpften, gab die englische Nation ihren Unwillen so laut kund, daß das Ministerium das Volk durch ein Opfer zu versöhnen beschloß. Es schob die Schuld des Verlustes von Minorka auf das feige und ungeschickte Benehmen des **Admirals Byng**, und ließ denselben durch ein Kriegsgericht verurtheilen und an dem Maste seines Schiffes erschießen. — Aber erst als **William Pitt** ins Ministerium trat, nahmen die Dinge eine andere Wendung. Englische Heerführer
1759. eroberten **Quebeck** (wobei der siegreiche General **Wolf** den Heldentod starb) und besetzten **Canada**, englische Admirale schlugen die französischen Flotten und hinderten die Ausfuhr nach Amerika. Als auch das seit dem Familienpact von 1761 enge mit Frankreich verbundene Spanien an dem Kriege Theil nahm, gingen viele westindische Inseln an England verloren. Allein durch Lord Bute's Einfluß wurde Pitt verdrängt, worauf das englische Ministerium den Vertrag mit Preußen aufhob und dann mit Frankreich
10. Febr. 1763. und Spanien in Unterhandlungen trat. In dem **Pariser Frieden** wurde England durch die Erwerbung von **Canada** und **Florida** (wofür Spanien von Frankreich Louisiana erhielt) und der Insel Grenada reichlich entschädigt; seine Seemacht war vergrößert, aber auch seine Schuldenlast vermehrt worden.

Viertes Buch.

Das Revolutions-Zeitalter.

Viertes Buch.

Das Revolutions-Zeitalter.

Das Revolutions-Zeitalter.

A. Die Vorboten der Revolution.

I. Die Literatur der Aufklärung.

1. Die englischen Freidenker (Deisten).

§. 811. Die im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts gegen Religion und Kirche, gegen die bestehenden Staatsverfassungen und gegen die aus dem Mittelalter stammenden bürgerlichen Zustände gerichteten Schläge führten eine gänzliche Umgestaltung der Ansichten und Denkweise der höhern Stände herbei. Aberglaube und kirchliche Beschränktheit verschwanden, aber Religion und Frömmigkeit litten dabei Schaden. Die unbeschränkte (absolute) Regierungsform und das patriarchalische Regiment wurden erschüttert, aber durch die gegen die Uebergriffe und Mißbräuche geführten Streiche wurde auch die Ehrfurcht gegen Fürsten und Obrigkeit aus dem Herzen des Volkes verdrängt; Standesrechte galten als widerrechtlich erworbene und durch Vorurtheil aufrecht erhaltene Güter, die, durch Gewalt gewonnen, auch wieder durch Gewalt entrissen werden könnten. Der geoffenbarten Religion des Christenthums stellte man einen dem Menschengeiste begreiflichen, auf die Wahrnehmung der Sinne, auf die Denkthätigkeit des Verstandes oder auf naturwissenschaftliche und philosophische Beweisführung gegründeten Vernunftglauben entgegen; die Sittenlehre wurde nicht aus dem geoffenbarten Willen Gottes hergeleitet, sondern als Bestätigung und Vollendung des ursprünglichen Gefühls des Menschen für Gerechtigkeit und Menschenliebe aufgefaßt; an die Stelle des göttlichen Rechts der Könige trat die Souveränetät des Volks, und die Standesvorrechte des Adels und der Geistlichkeit wurden untergraben durch die Lehre von den Menschenrechten und der angebornen Gleichheit Aller. Es war ein großartiger Kampf der Philosophie gegen uralte Knechtschaft und verjährte Mißbräuche, gegen Alles, was in Kirche und Staat den unverbrüchlichen Rechten des Geistes und Gemüths zuwider lief; aber ausgehend von dem siegenden Selbstbewußtsein des Geistes, von dem stolzen Glauben an die Kraft und Wahrheit der eigenen Anschauungen und Reflexionen, vergaß das kühne Geschlecht die Schranken der Menschenvernunft und gerieth zu einer Höhe philosophischer Aufklärung, die für Vergangenheit und geschichtliche Entwickelung kein Verständniß und keine Achtung hatte, die in der Religion nur Priestererfindung, im Staat nur einen zufälligen Vertrag erblickte.

Der Kampf gegen den Kirchenglauben ging von England aus, wo zwei hervorragende Gestalten, Newton und Locke, den Grund zu einer neuen Culturentwickelung legten. Newtons Entdeckung der Gravitation, als allwaltenden Princips des Universums (§. 668), übte nicht nur auf die Naturwissenschaft und Astronomie, sondern auch auf die religiösen Anschauungen einen mächtigen Einfluß. „Die Welt stand von jetzt an als in sich selbst ruhend und sich selbst erhaltend, als ein Werk ewiger, still waltender Gleichmäßigkeit da. Die Wissenschaft begann jetzt sich von der Herrschaft der biblischen Vorstellungen zu befreien und ihren eigenen Weg zu verfolgen. Diese Lehre von der innern unabhängigen Begründung des Weltalls schloß zwar nicht den Glauben an einen Schöpfer aus, wie denn Newton für seine Person immer ein strenger Anhänger der Offenbarung blieb und sich sogar viel mit den apokalyptischen Weis-

Newton 1642–1727.
Locke 1632–1704.

sagungen beschäftigte, aber im Laufe der Zeit ward seine Ansicht von der Construction des Universums auf die Natur des menschlichen Geistes übertragen, welcher, als eben so in sich bestehend, von allen willkürlichen Einflüssen frei gedacht wurde, was auf das Verhältniß der Menschen zum Glauben und zuletzt auch zum Staat, nicht ohne Rückwirkung bleiben konnte." Von denselben Grundsätzen ging auch Locke aus, der Erzieher und Freund des geistreichen Grafen Shaftesbury, dessen politische Schicksale, namentlich dessen Flucht nach Holland er theilte (§. 754), indem er Religion und Wissenschaft seinem scharfen, kritischen Verstande unterwarf. Nachdem er in seinem „Versuch über den menschlichen Verstand" ein System aufgestellt, das, von sinnlicher Erfahrung und Wahrnehmung ausgehend, alle Erkenntniß übersinnlicher Dinge, sofern sie nicht Erzeugnisse unserer eigenen Geistesthätigkeit sind, aufhob, suchte er in einer Reihe von Schriften über Kirche, Staat und Erziehung Denkgläubigkeit (Rationalismus) und Religionsduldung in die Kirche einzuführen, ohne dieser jedoch feindlich entgegenzutreten. Durch Condillac fanden seine Lehren Eingang in Frankreich. Indem Locke sich somit gegen die angebornen Ideen erklärte und alle menschliche Erkenntniß ursprünglich einzig von den Eindrücken der Außenwelt auf die Sinne ableitete, die dann von dem Geiste vermöge der ihm eigenthümlichen Gesetze verarbeitet und zu allgemeinen Begriffen erweitert würden, befreite er den menschlichen Geist von dem Einflusse der Theologie und machte die innere und äußere Erfahrung zur Grundlage alles menschlichen Denkens und Wissens. Von Locke angeregt, ergab sich der geistreiche und witzige **Shaftesbury**, Enkel des früher erwähnten Staatsmannes, der von Bayle (§. 762) und andern Franzosen in den Niederlanden ausgebildeten Zweifelslehre (Skepticismus) und richtete seine feine Ironie, seinen Witz und seinen Spott gegen die Satzungen der Kirche, gegen jede auf Offenbarung gegründete Religion. Seine unter dem Titel „Charakteristiken von Menschen, Sitten und Zeiten" erschienenen Schriften, worin er eine Vernunftreligion und ein Moralgesetz als die sichersten Führer durch das Leben darstellt, brachten durch ihren leichten Stil, durch ihre witzige und klare Darstellung den größten Eindruck in den gebildeten Kreisen hervor und führten Voltaire und die Encyclopädisten auf dieselbe Bahn. Der „Moralist" und die Abhandlung über „Verdienst und Tugend" suchten gegen die Gottesgelehrten zu beweisen, daß die Welt, wie sie ist, vollkommen sei (Optimismus), und so sehr die begeisterte Rechtfertigung (Theodicee) des Weltschöpfers Viele entzückt hat, die tiefer Blickenden sahen in seinem Gottesglauben nur eine Art Fatalismus. „Im Gegensatz zu Locke stellt Shaftesbury die Tugend als etwas durchaus Wesentliches und in sich selbst Begründetes dar, das nicht durch äußere Einrichtungen entstanden, sondern von Gewohnheit, Phantasie, Willen unabhängig sei, und welches selbst von der Gottheit nicht verändert werden könne. Ein tiefes, von früher Jugend an gehegtes Studium der alten Literatur, namentlich Plato's, und eine vertraute Bekanntschaft mit den Meisterwerken der italienischen Kunst führte ihn auf den Gedanken, daß die Tugendlehre mit der Schönheitslehre zusammenfalle, daß die Ethik eine Aesthetik der Sitte werden müsse, und daß die Vereinigung des Guten und Schönen, die Kalokagathie der Griechen, das pulchrum und honestum der Römer, die Aufgabe des Lebens sei." — Nicht aus Neigung zu Spott und Satire, wie Shaftesbury, noch geleitet von Eitelkeit, wie Viele der Franzosen, die später denselben Ton anstimmten, gerieth Locke's gelehrter Freund Collins zu ähnlichen Resultaten, die er aber nicht in der Sprache und Manier der feingebildeten Welt, sondern in der ernsten Form gründlicher Gelehrsamkeit vortrug. Die Einmischung in den Schulstreit zweier Rechtgläubigen führte ihn zum Zweifelsystem. Unter seinen vielen gründlichen, von den Franzosen später ausgebeuteten Schriften sind die „Rede über Freidenken" und die „Prüfung der biblischen Prophezeihungen" am bekanntesten. Dreister, aber zum Theil weniger geschickt, wurde der bestehende Kirchenglaube von einer Reihe von Schriftstellern angegriffen, die unter dem Namen **Deisten** bekannt sind, weil sie die christliche Ansicht von einem Dreieinigen Gott bekämpften und nur Ein höchstes Wesen als Gott (Deus) verehrt wissen wollten. „Sie vertheidigten mit Gründen des gemeinen Menschenverstandes, einige auch mit gelehrten Hülfsmitteln, eine Ueberzeugung, der das natürliche Gottesbewußtsein und Gewissen die hinreichende und vollkommene Religion ist, daher das Christenthum von einigen nur beachtet wurde, wiefern es diese natürliche Religion als Kern enthalte, von andern als Priestertrug bekämpft, von allen seiner historischen Bedeutung und Grundlage beraubt." Einer der heftigsten Gegner des Christenthums und alles dessen, was damit zusammenhängt, war der platte Toland, der in seinem „Christenthum

Shaftesbury † 1713.

Collins † 1729.

Toland † 1722.

ohne Geheimnisse" und andern Werken die Echtheit der neutestamentlichen Schriften bestritt, den jüdischen Charakter des Christenthums nachwies, und so sehr gegen jeden positiven Glauben eiferte, daß seine Schriften verboten, er selbst verfolgt wurde. Ihm hat nur der Pantheismus Geltung; der Glaube an einen persönlichen Gott, an Unsterblichkeit der Seele u. dgl. erscheint ihm als Aberglaube. — Mehr mit Rücksicht auf das in England bestehende Kirchenwesen griff der leichtfertige Spötter **Tindal** in seinem Buch „von den falschen Kirchen" jede mit dem Tindal † 1733. Staatswesen verbundene und weltlicher Güter bedürftige Kirchenverfassung an und lehrte in seinem „Christenthum so alt als die Welt", daß das Christenthum nichts Anderes sei, als die von den Zusätzen und Schlacken der Juden gereinigte Vernunftreligion der Urwelt. Bescheidener und gemäßigter suchte der rechtschaffene **Wollaston** in seinem „Gemälde der Wollaston † 1724. natürlichen Religion" eine reine Vernunftreligion (die das Streben nach Glück vermöge eines eifrigen Suchens der Wahrheit und der Bildung der Vernunft sei, und keiner Offenbarung, noch Sündenvergebung bedürfe) zu begründen. Seine tiefen, vielgelesenen Werke wurden, wie die von Collins, von den Franzosen übersetzt, verbreitet und benützt. **Woolston** deutete die Wunder Jesu allegorisch, d. h. er suchte darzuthun, sämmtliche Wundergeschichten des N. Test., Woolston † 1733. die Erzählung von der Auferstehung Jesu mit eingerechnet, seien nie wirklich so vorgefallen, sondern von den Evangelisten nur erzählt, um geistliche Wahrheiten damit vorzubilden. Dafür starb er im Gefängniß. **Morgan** behandelte alles Geschichtliche im Christenthum als Priestertrug Morgan † 1743. und wollte die Moral an die Stelle der Religion setzen; der unsittliche **Mandeville** aber Mandeville † 1733. stellte sogar in seiner Fabel von der Biene und dem Commentar dazu Leidenschaften und Laster als nothwendig für die Blüthe des Staats dar, „eine Satire auf die Moral und die Ideale der Kirche". — **Chubb**, ein gelehrter Theolog, dachte in seinem wahren Evangelium Chubb † 1747. „an ein von den Aposteln mißverstandenes (und daher mit Wundern und fremdartigen Zusätzen bekleidetes) Christenthum als Offenbarung des natürlichen Sittengesetzes, dessen Verletzung durch Reue versöhnt, durch ein künftiges Gericht gestraft werde." Peter **Annet** suchte in seiner Annet † 1768. „Auferstehung Jesu" die Welt zu überzeugen, daß ein auf Geschichte gegründeter Glaube keine wahre Religion sein könne.

Wichtiger als diese deistischen Schriftsteller ist der als Staatsmann und politischer Parteigänger bekannte Lord **Bolingbroke**, von dem sein Freund Voltaire sagte, er Bolingbroke † 1751. vereinige mit den Kenntnissen des Engländers alle Feinheit eines Franzosen. Bolingbroke war der witzigste Kopf seiner Nation, Meister in der Behandlung der Sprache und Kenner der vornehmen Welt und des dort einheimischen Tons, aber ohne religiöse und moralische Grundsätze. Während die Deisten die dogmatische und historische Seite des Christenthums zur Folie ihrer Angriffe machten, sah Bolingbroke in demselben ein durch Priestertrug zu hierarchischen und politischen Zwecken aufgestelltes Lehrgebäude; das echte Christenthum sei nichts als die natürliche Religion. Am berühmtesten sind seine „Briefe über das Studium der Geschichte", worin er gegen die Kirchlichgesinnten bewies, daß derselbe Weltverstand, der jetzt die Geschichte lenke, sie immerdar gelenkt habe; gegen die Schulgelehrten, daß der unbefangene Blick eines verständigen Weltmannes tiefer in das Leben der Völker eindringe als ihre Gelehrsamkeit, und gegen Solche, die in der Ruhe das höchste Glück erblicken, daß Kämpfen und Ringen von der Freiheit unzertrennlich sei. Aber freilich erschütterte er auch den Glauben an Tugend und uneigennützige Vaterlandsliebe, indem er mit weltmännischer Kälte Eigennutz und Selbstsucht als die ersten Triebfedern aller Handlungen hinstellte. Auf seinen Schultern stehen Englands größte Geschichtschreiber: **Gibbon** (der talentvolle Verfasser der mit Gibbon † 1794. Kunst und Geschicklichkeit, aber mit rhetorischer Färbung geschriebenen „Geschichte des Sinkens und Falls des römischen Reichs") und **Hume**, der geistreiche Ver- Hume † 1776. fasser der „Geschichte von England", zugleich ein heiterer skeptischer Lebensphilosoph. Beide waren französisch gebildet und standen mit Voltaire und den Pariser geistreichen Kreisen in inniger Verbindung, beide huldigten den Grundsätzen geistiger Freiheit und philosophischer Weltanschauung, beiden ging über dem deistischen Glauben an die Nothwendigkeit einer ewigen Weltordnung das tiefere Verständniß der Erhabenheit des historischen Christenthums verloren. — Der schottische Geistliche **Robertson** dagegen, der neben diesen seinen Rang als Geschichtschreiber einnimmt, Robertson † 1793.

obgleich er beiden an Geist, Schwung und Kühnheit nachsteht, theilte weder die französische Bildung, noch die kirchenfeindliche Richtung. Ein freisinniger und duldsamer Theologe von edler Gesinnung und humanistischem Streben, übte er einen großen Einfluß auf die kirchlichen und politischen Ansichten seiner Zeitgenossen in Schottland. Seine vielgelesenen Werke („Geschichte von Schottland unter Maria Stuart", „Geschichte Kaiser Karls V.", „Geschichte der Entdeckung von Amerika") sind gewissenhafte und zuverlässige, aber trockene und ohne Begeisterung abgefaßte Pope † 1744. Schriften. — Dagegen huldigte der Dichter **Pope**, der den **Homer**, freilich mit Aufopferung der Würde und Erhabenheit des antiken Sängers, den Engländern zugänglich machte (§. 680), der französischen Glätte und Bolingbroke's Weisheit, daß die Menschen im Leben von der Selbstsucht geleitet würden, in der Religion ihrer Vernunft folgen Swift † 1745. müßten; und in **Swift's** Satiren werden Kirchenthum und Kirchenglaube ebenso verspottet, wie die Thorheiten der Gesellschaft und die Gebrechen des Staats.

2. Frankreichs kirchenfeindliche Literatur.

§. 812. **Voltaire. Montesquieu. Rousseau.** Die literarische Thätigkeit dieser drei Männer, deren geistreiche, mit allem Zauber der Sprache und Darstellung geschmückten Werke von dem ganzen gebildeten Europa gelesen wurden, hat mehr als alles Andere zur Umgestaltung der hergebrachten Ansichten in Kirche und Staat, wie zur Ausrottung von Vorurtheilen und verjährten Sitten und Gewohnheiten im geselligen Verkehr beigetragen. Ihre Wege waren verschieden, aber die Re- Voltaire 1694—1778. sultate ähnlich. **Voltaire** bekämpfte mit den Waffen des Witzes und des gesunden Verstandes alles Verjährte und alle herrschenden Meinungen, ohne sich darum zu küm- Montesquieu 1689—1755. mern, was an dessen Stelle treten sollte; **Montesquieu**, ein gehaltvoller und ernster Schriftsteller, wies das Fehlerhafte und Abgeschmackte des Bestehenden nach, in der Ab- Rousseau 1712—78. sicht, es zu verbessern und zeitgemäß umzugestalten, und **J. J. Rousseau** bekämpfte die bestehenden Zustände durch die reizende Schilderung der Gegensätze, indem er dem herrschenden Kirchenwesen eine Religion des Herzens entgegenstellte, das absolute Königthum durch die Lehre vom Vertrage zwischen Volk und Regent erschütterte, die Rechts- und Vermögensungleichheit der Stände durch die Lehre von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen aufzuheben suchte und die Unnatur der Sitten und die verwickelter Zustände der Gesellschaft und Convenienz durch die Darstellung der Reize eines einfachen Naturzustandes untergrub. Die heftigsten Feinde des Bestehenden erhoben sich in dem **Holbachischen Club** und in den **Encyclopädisten**. Ausgehend von dem Condillac 1715—1780. Sensualismus des geistreichen Philosophen **Condillac**, welcher, alle angebornen Ideen und geistigen Anlagen verwerfend, die Functionen des Denkens nur für abgeleitete und durch Uebung vervollkommnete Arten des Empfindens erklärte und alle Verstandesthätigkeit auf das Sprachvermögen zurückführte, ließen sie nur die Wahrnehmungen der fünf Sinne für Wahrheit gelten, stellten die Eigenliebe als höchstes Grundgesetz des Handelns auf und setzten des Lebens Zweck in Genuß und Glückseligkeit. Quesnay 1694—1774. Zugleich erschütterte **Quesnay**, Leibarzt Ludwigs XV., durch seine **physiokratische** Lehre der Volkswirthschaft, wonach Grund und Boden die alleinige Quelle des Reichthums sein sollte und der Ackerbau die einzige Beschäftigung, welche die Gütermasse vermehre, das bisher geltende „Mercantilsystem", das in der ausschließenden Begünstigung der städtischen Erwerbszweige, besonders des auswärtigen Handels durch Privilegien, Monopole, Zölle, Einfuhrverbote rc. die Grundbedingung des öffentlichen Wohlstandes erblickte. „Das Zeitalter der französischen Aufklärung war eine Uebergangsepoche mit allen Hoffnungen und Selbsttäuschungen einer solchen, aber auch mit den fruchtbaren Keimen, die in solchen Zeiten enthalten zu sein pflegen."

Voltaire (vgl. §. 760). Unter allen Schriftstellern, die auf ihre Zeit tonangebend gewirkt haben, hat keiner jemals einen größern Einfluß geübt als **Voltaire**. Aufgewachsen in den höhern Kreisen der Gesellschaft, bei denen leichtfertiger und geistreicher Spott zum Modeton gehörte,

wählte der begabte Mann gleich bei seinem ersten literarischen Auftreten diejenige Gattung, die seiner witzigen, spottsüchtigen Natur am meisten zusagte und von der er sich den größten Erfolg versprechen konnte — die satirische Dichtung, zog sich aber durch den dreisten Spott auf die Regierung und hochgestellte Persönlichkeiten bald Verbannung aus Paris, bald Haft und Verfolgung zu, was ihn bewog, sich, nachdem sein literarischer Ruf bereits gegründet war, auf einige Zeit nach England zu begeben. Bei der damals zwischen England und Frankreich 1726—29. obwaltenden Aehnlichkeit der Bildung und Literatur, der Sitten und Religionsgrundsätze fand der witzige Voltaire eine begeisterte Aufnahme, die er sehr gut bei der neuen Ausgabe seiner Henriade (§. 761) zu seinem Vortheile auszubeuten wußte. Die Erfahrungen, die er hier in den höhern, von französischer Bildung durchdrungenen Kreisen machte, und die Bekanntschaft mit den deistischen Schriftstellern bestärkten ihn in seinen Ansichten und lieferten ihm neue Mittel zur Bekämpfung verjährter Einrichtungen und Meinungen. Nach Frankreich zurückgekehrt, machte er seine Landsleute in den englischen Briefen mit dem politischen und gesellschaftlichen Leben, mit den literarischen und religiösen Zuständen und namentlich mit der skeptischen Religionsphilosophie der Engländer auf eine so dreiste, aber dabei so geistreiche und witzige Art bekannt, zugleich mit so scharfen Seitenhieben auf Frankreich, daß er sich von Seiten der Regierung neue Verfolgung zuzog, aber auch die Bewunderung der höhern Stände, der Fürsten und Hofleute von ganz Europa erwarb. Während er sich auf einer Reise befand, wurde in Paris das Buch als „anstößig, der Religion, den guten Sitten und der Achtung gegen die Obrigkeit zuwiderlaufend" durch den Henker zerrissen und verbrannt. Nun nahm er seinen Aufenthalt auf Schloß Cirey, dem Landgute seiner Freundin der Marquise von Chatelet in 1734. Lothringen, wo er mehrere Jahre mit literarischen Arbeiten und nebenbei mit mathematischen und physikalischen Wissenschaften, denen seine gelehrte Freundin sehr zugethan war, beschäftigt zubrachte. Als sein Ruhm den höchsten Gipfel erreicht hatte, folgte er dem Rufe Friedrichs II. 1750. nach Berlin (§. 789), entzweite sich aber bald mit demselben und kehrte über Frankfurt in sein Vaterland zurück. Von Deutschland abgestoßen, von den Regierenden in Frankreich nicht wie er es wünschte willkommen geheißen, ließ er sich nach allerlei Irrfahrten erst in der französischen Schweiz nieder und erwarb dann durch Kauf in einem Grenzstrich seines Heimathlandes unweit Genf das reizende Gut Ferney, wo er in beneidenswerther Unabhängigkeit von dem großen Vermögen lebte, das er sich durch seine Schriften erworben, durch glückliche Speculationen und gute Wirthschaft vermehrt hatte; zugleich eifrig bemüht, die Einwohner des Ortes durch Industrie und Fleiß zum Wohlstand zu führen. Am 30. Mai 1778 starb er in Paris, wohin er sich von Ferney begab, um der Aufführung seines letzten Dramas Irene beizuwohnen. Sein Glaubensbekenntniß, das er zwei Monate vor seinem Tode niederschrieb, lautete: „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens." — Voltaire legte seine Ansichten in den verschiedenartigsten Werken nieder; in Gedichten, Satiren und Romanen (Ingénu, Candide u. a.), in geschichtlichen und philosophischen Arbeiten. Durch seine Briefe stand er mit den gepriesensten Regenten Europa's, mit Staatsmännern, Feldherren und Gelehrten in Verbindung und sein Urtheil galt allenthalben als maßgebend. Seine scharfe Feder richtete sich gegen Alles, was die Welt bisher als heilig verehrt, als herkömmlich geachtet und als gesetzlich befolgt hatte. Religion und Kirche, Priesterthum und Volksglaube erfuhren die heftigsten Angriffe. Von der „**Henriade**", einem epischen Gedicht in Alexandrinern mit allegorischen Figuren, worin er Toleranz gegen Andersdenkende pries und den kühnen und in manchen Theilen glücklichen Versuch machte, auf ein Ereigniß der neueren Geschichte die Forderungen des Epos zu übertragen, schritt er allmählich zu der frivolen Dichtung in epischer Form „**Jungfrau von Orleans**" fort, worin er Alles vereinigte, was der frechste Witz und der boshafteste Muthwille gegen Religion und Sitte, gegen Personen und Sachen, die man sonst nur mit Ehrfurcht betrachtete, vorbringen kann. Was dem gesunden Menschenverstand nicht sogleich einleuchtet, wurde für Priestertrug, Aberglaube und Vorurtheil erklärt und mit allen Waffen des Witzes und der Satire bekämpft; und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er dem Fanatismus Einhalt gethan, manche Vorurtheile zerstört, manchen Aberglauben beseitigt, der Religionswuth und Intoleranz manches Opfer entrissen (die Familie Calas in Toulouse*), so ist dagegen auch nicht zu verkennen, daß er aus manchem Herzen das religiöse Gefühl verdrängt, in manches Gemüth Zweifel und Unglauben gepflanzt und kalte Weltklugheit und mit ihr Selbstsucht, Eigenliebe und Eigennutz als innerste Triebfedern der

menschlichen Handlungen hingestellt hat. Nicht nur Religion und Kirche, ihre Träger und Institute waren seinen spottenden Angriffen ausgesetzt, sondern auch alle andern, durch Zeit und Herkommen geheiligten Einrichtungen: Staatsverfassung, Königthum, Gerichtsverfahren, Standesrechte, Unterrichtswesen, Kunst und Wissenschaft u. s. w. „Er zog auf den lauten Markt des Lebens, was bisher nur die stille Geheimlehre vereinzelter Kreise gewesen." Mancher Mißbrauch und Schlendrian wurde dadurch abgestellt, manches Unrecht aufgedeckt, aber zugleich auch Pietät, Ehrfurcht und christliche Tugend untergraben. Voltaire war auf dem Gebiet des Geistes ein Eroberer, der bei Verfolgung seiner Zwecke die der Menschheit geschlagenen Wunden nicht in Anschlag brachte. Eitelkeit und Eigenliebe waren die Haupttriebfedern seines Thuns. Wie in der berühmten Inschrift auf der Kapelle zu Ferney: „Deo erexit Voltaire" stellte er sich überall Gott als Gleichen gegenüber. Er stürzte jedes Idol, weil er selbst der Abgott sein wollte. — Einen hervorragenden Platz nehmen Voltaire's historische Schriften ein, worin er Bolingbroke's Manier im Großen und Ganzen anzuwenden wagte. Waren auch seine Geschichte **Karls** XII. von Schweden, Peters I. von Rußland, das vielgepriesene **Zeitalter Ludwigs** XIV. und das im Hoftone geschriebene Siècle de Louis XV. nicht aus gründlichen Forschungen hervorgegangen und weder unparteiisch, noch zuverlässig, so waren sie doch epochemachend, indem die Klarheit und natürliche Einfachheit der Darstellung, die Leichtigkeit und Anmuth des Stils, die Anwendung der Vergangenheit auf das Leben und die dreiste Kritik die pedantische und trockene Geschichtschreibung der Schulgelehrten verdrängte und die Kreise der Gebildeten den belehrenden Studien der Geschichte erschloß. Am merkwürdigsten ist der unter dem Titel: **„Versuche über die Sitten und den Geist der Nationen"** erschienene Abriß der Weltgeschichte, als Gegensatz gegen das Werk von Bossuet (§. 762). Denn wie dieser Alles auf den Glauben begründet, so beginnt Voltaire mit dem Zweifel, und wie Bossuet Alles zur Ehre des christlichen Glaubens wendet, so findet dieser in dem Christenthum und in den Lastern des Klerus alles Unheil der mittleren Zeit. „Voltaire war Deist im Sinne jener englischen Freidenker, welche zwar mit der christlichen Offenbarung gebrochen hatten, aber auf Grund ihrer aus der menschlichen Einsicht stammenden sogenannten Vernunftreligion an der Persönlichkeit Gottes als dem Kern und Ursprung aller Dinge festhielten und auch dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, wenn schon hier und da mit Zweifeln gemischt, treu blieben. Als die wesentlichste Eigenschaft der Gottheit stellte Voltaire deren Gerechtigkeit hin, von der ein Wiederschein in das menschliche Herz gefallen sei, und daselbst das Bedürfniß der moralischen Ordnung in der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft hervorgerufen habe. Er ist deshalb immer ein entschiedener Gegner des Atheismus gewesen, den er nicht als eine Befreiung, sondern als eine Erniedrigung des Geistes ansah, weil er das Gewissen seiner vornehmsten Stütze, des Glaubens an eine wegen der Gerechtigkeit Gottes unausbleibliche künftige Vergeltung, beraube. Voltaire hat außerdem jene Geheimnisse der moralischen Welt, welche die Denker aller Zeiten beschäftigt haben, das Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit, die Verbindung des Geistes und der Materie, den Ursprung des Uebels behandelt, aber nach langen und scharfsinnigen Betrachtungen die Unlösbarkeit dieser Räthsel eingestehen müssen. Sein Geist war zu weit und zu frei, um sich in dieser wie in anderer Beziehung in ein besonderes System einzuschließen. Bei seinem kühn vordringenden Wesen berührte er alle speculativen Fragen, warf zuweilen einen scharfen Blick in ihre innerste Natur, ließ aber wieder von ihnen ab, sobald er merkte, daß er keinen festen Boden mehr hatte. Denn Klarheit und Sicherheit war das vorherrschende Bedürfniß seines Geistes."

*) Johann Calas, ein protestantischer Kaufmann in Toulouse, wurde beschuldigt, seinen Sohn, der sich in einem Anfall von Trübsinn in dem väterlichen Hause erhenkte, ums Leben gebracht zu haben, weil er die Absicht gehegt, zur katholischen Kirche überzutreten. Fanatische Priester und Mönche erregten einen Volkstumult und schüchterten dadurch das Toulouser Parlament dergestalt ein, daß es trotz der offenbaren Beweise der Unwahrheit dieses Gerüchts den unglücklichen Calas zum Tod durch das Rad verdammte und sein Vermögen confiscirte (1762). Calas erlitt den Tod mit großer Standhaftigkeit, seine Unschuld bis zum letzten Athemzug betheuernd. Seine Wittwe und ein jüngerer Sohn des Hingerichteten begaben sich nach der Schweiz, wo Voltaire ihre Bekanntschaft machte. Empört über den offenbaren Justizmord sammelte er mit unermüdlichem Fleiß alle Documente, durch welche das unerhörte Gerichtsverfahren in seiner ganzen Schändlichkeit und Ungerechtigkeit offenbar ward, lenkte in Flugschriften die Aufmerksamkeit der Nation auf die schmachvolle Frevelthat und verfaßte dann die berühmte Schrift „Tractat über die Toleranz aus Veranlassung des Todes von Jean Calas" (1765), welche die Wirkung hatte, daß der Proceß revidirt, das Urtheil als ungerecht verworfen, der Familie die Ehre zurückgegeben und für die Vermögensverluste eine Entschädigung von 36,000 Livres bewilligt wurde. — Nicht minder heftig entbrannte Voltaire's Zorn über eine andere That des Fanatismus in Abbeville, wo zwei Jünglinge gefoltert und zum Tode verurtheilt wurden (1766), weil sie ein Crucifix beschädigt, vor einer Procession den Hut nicht abgenommen und religiös anstößige Lieder gesungen haben sollten. Der Eine rettete sich durch die Flucht nach Preußen, wo sich Voltaire in der Folge seiner annahm, der andere (de la Barre) wurde hingerichtet.

Montesquieu. In den **persischen Briefen** bekämpfte Montesquieu mit demselben leichtfertigen Spotte wie Voltaire den Kirchenglauben und das ganze Lehr- und Regierungssystem und die Regierungsform Frankreichs und machte auf ähnliche Weise die Sitten und geselligen Zustände seiner Zeitgenossen durch Witz und Ironie lächerlich. Die unbegreiflichen Lehren der scholastischen Theologie, die Hierarchie, das Klosterwesen und die kirchlichen Einrichtungen werden durch Vergleichung mit ähnlichen mohammedanischen und orientalischen Zuständen herabgesetzt und als Aberglaube und Thorheit dargestellt. Nachdem Montesquieu so die Gebrechen der bestehenden Zustände anschaulich gemacht, suchte er in den geistreichen **Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer und ihres Staates** darzuthun, daß Patriotismus und Vertrauen auf eigene Kraft einen Staat groß mache, Despotismus aber denselben seinem Untergange zuführe. Das dritte Werk: **Vom Geist der Gesetze**, das erst später, als Montesquieu England und andere europäische Länder kennen gelernt, verfaßt wurde, ist in einem gemäßigteren und ernsteren Tone gehalten. Um so wirksamer waren die mit Ruhe und Klarheit darin niedergelegten Lehren von einer vernünftigen Freiheit. Bei der Darstellung der verschiedenen Staatsformen wird die republikanische als Ideal obenangestellt, das aber nur bei hoher Bürgertugend möglich sei. Nach ihr kommt die constitutionelle Verfassung Englands mit scharfer Trennung der drei Gewalten, der gesetzgebenden, ausübenden und richtenden, und mit Achtung der Standes- und Corporationsrechte, und zuletzt die absolute, die leicht in Despotie umschlage und als Ursache aller Entartung und alles Sittenverderbs anzusehen sei. Dabei wurden das Gerichtsverfahren, das Besteuerungswesen und andere in Frankreich herrschende Mißstände stark gerügt und das Fehlerhafte in der Regierungsweise aller Staaten des europäischen Festlandes hervorgehoben, Religion und Kirche dagegen mehr geschont als in den persischen Briefen. „Der Grundgedanke in dem Geist der Gesetze liegt in der scharfen Hervorhebung der Naturbedingtheit aller rechtlichen und staatlichen Einrichtung durch Boden, Klima, Sitte, Bildung und Religion. Durch diese innige Wechselwirkung zwischen Gesetz und Volksgeist erscheint der Staat von vornherein nicht als etwas willkürlich Gemachtes und darum willkürlich Veränderliches, sondern als nothwendig, naturgemäß und sich in sich selbst entwickelnd. Zweck des Staats ist unter allen Umständen die Darstellung gesetzlicher Freiheit. Da dieser Zweck am besten erreicht werde durch die Verbindung der Volksvertretung mit dem Königthum, so sei die constitutionelle Monarchie die vorzüglichste Staatsform.“ Montesquieu bildet den Gegensatz zu dem Marquis d'Argenson, der zwar auch die Monarchie durch demokratische Institutionen erneuert und verstärkt und den Adel und die Geistlichkeit zur Steuerpflicht beigezogen wissen will, aber indem er sich gegen die allgemeinen Reichsstände und für die Beschränkung oder Aufhebung aller Corporationsrechte ausspricht, sucht er die Unabhängigkeit der Königsgewalt aufs Neue zu befestigen.

Rousseau. Den größten Einfluß auf die Umgestaltung der Ansichten und Meinungen seiner Zeit hatte Jean Jacques Rousseau. Er war in Genf geboren und zu dem Gewerbe seines Vaters, eines Uhrmachers bestimmt, entfloh aber der Strenge seines Lehrmeisters und führte von dem an ein vielbewegtes, erfahrungsreiches Leben, bald in Savoyen und Oberitalien, bald in Paris oder in der ländlichen Stille von Montmorenci, bald als verfolgter Flüchtling auf der Petersinsel im Bieler-See, im Neuenburger Canton unter dem Schutze Friedrichs II., in England bei dem Geschichtschreiber Hume, bis er, gedrückt von Schwermuth und Lebensüberdruß, plötzlich auf dem Gute eines seiner Verehrer unweit Paris starb. Er selbst hat alle Umstände seines äußern und innern Lebens in seinen **Bekenntnissen** mit seltener Offenheit und Aufrichtigkeit der Welt dargelegt, eine Lebensgeschichte, die um so wichtiger ist, als sich die Richtung seiner Ansichten daraus erklären läßt. Frühe seiner Mutter beraubt, erhielt er eine mangelhafte Erziehung. Er las mit seinem Vater eine Menge von Romanen ohne alle Auswahl, wodurch sein Gefühl überreizt, seine Phantasie mit unwahren und idealen Gebilden angefüllt wurde, indeß sein Geist ohne gediegene Kenntnisse und echte Belehrung blieb. Durch seine Geburt und Erziehung war er an Einfachheit, an bürgerliche Zucht gewöhnt und blieb daher sein Leben lang ein Feind des Luxus und der Ungleichheit der Güter. Auf seinen Wanderungen sah er den Druck der Armuth, die Mißhandlung der dienenden und arbeitenden Klasse durch die Reichen und Vornehmen, und sein Gemüth empörte sich über diese Ungerechtigkeit. Die bürgerlichen Zustände mit ihrer Standesverschiedenheit und den großen Unterschieden des Ranges und Vermögens kamen ihm verkehrt und unnatürlich vor; er fand die Ursache dieser

Gebrechen in der gesteigerten Civilisation und stellte daher in seinen zwei ersten Schriften die Künste und Wissenschaften als die verderblichsten Güter der Menschheit dar. Ein eingebildeter Naturzustand wurde von ihm als die Heimath der Freiheit und der Unschuld gepriesen und nur in dem Rückgange zu diesem und in der Abschüttelung aller Fesseln, die Bildung, Erziehung und Gewohnheit geschlungen, sah er das Heil der Welt. In einem andern Buche, dessen Grundsätze auf den Gang der französischen Revolution vom größten Einflusse waren, in dem **Gesellschaftsvertrag** (contrat social) stellt er die Gleichheit aller Menschen als Bedingung jedes Staats dar und findet nicht wie der von ihm bekämpfte Montesquieu in einer constitutionellen Verfassung, sondern in der völligen Demokratie mit gesetzgebenden Volksversammlungen die würdigste Staatsform und in dem leiblichen Wohlbefinden des Volks den höchsten Zweck des Staats. — Wie Rousseau hierin die bestehenden Regierungsformen erschütterte, so in seinen berühmtesten Werken: **die neue Heloise** und **Emil**, die Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise und Erziehung der damaligen Zeit. In dem erstern schildert er in poetischer Sprache und in der Form eines in Briefen geschriebenen Romans die Vorzüge eines sentimentalen Naturlebens vor den verschrobenen Verhältnissen der Wirklichkeit, und durch das letztere sucht er eine auf Natur und Elternliebe beruhende vernünftige Erziehung zu begründen. Seine Worte sind der Ausdruck eines tiefen innern Gefühls und bringen zum Herzen, weil sie vom Herzen kommen; daher war auch die Wirkung seiner Schriften besonders bei den Frauen unbeschreiblich. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß es in Frankreich wieder Mütter gab, daß wieder Liebe und Häuslichkeit in die Familien einkehrte und daß in den mittlern Ständen Natur, Einfachheit und Sittlichkeit der Verschrobenheit, Unsittlichkeit und Uebersättigung der höhern Klassen entgegentrat. Dadurch sühnte Rousseau die Sünde, die er gegen seine eigenen Kinder, welche er ins Findelhaus bringen ließ, begangen. Auch in der Musik, über die er geistreiche Ideen aufgestellt, ging er auf Natur und Einfachheit zurück. Er bestritt den Satz, daß die Harmonie der einzige Grund der Tonkunst sei, und wies auf die ursprüngliche melodische Kunst hin, „die ganz Natur ist und wie eine zweite Sprache ihren Ausdruck aus den Wandlungen des Gemüths, nicht aus den Regeln des Generalbasses schöpft". Daß Rousseau vor dem Kirchenthum und dessen Satzungen wenig Ehrfurcht hatte, geht schon daraus hervor, daß er seinen Glauben zweimal wechselte. Doch trieb er damit nicht wie Voltaire einen leichtfertigen Spott, sondern er lehrte eine Religion des Herzens und des Gefühls. Er suchte vom Christenthum das Unwesentliche abzustreifen, um den Kern zu retten, und ging auch hier wie überall zur Einfachheit, Natur und Vernunft zurück. Aber so sehr auch das **Glaubensbekenntniß eines savoyischen Vicars** im Emil Rousseau's Achtung vor Religion beurkundete, so zog ihm doch die freie Haltung der herrschenden Kirche gegenüber die Verfolgungen der rechtgläubigen Katholiken und Protestanten zu. Das Buch wurde durch richterlichen Spruch von Henkers Hand verbrannt und er selbst zur Flucht aus Frankreich gezwungen.

Der **Holbachische Club und die Encyclopädisten.** Eine Anzahl talentvoller Schrift-
Holbach † 1789. steller, die sich häufig bei dem deutschen Baron **Holbach** in Paris versammelten, gingen, indem sie die negativen Seiten der Lehren Condillacs und Locke's vereinigten und den positiven Inhalt derselben fallen ließen, im zerstörenden Eifer am weitesten. Mehrere Werke, wie z. B. das **Natur-**
Helvetius † 1771. **system**, als dessen Verfasser Holbach selbst galt, und das Buch des Generalpächters **Helvetius „vom Geist"** suchten die Ewigkeit der Materie zu beweisen (Materialisten) und Eigenliebe und Selbstsucht als die einzigen Triebfedern menschlicher Thätigkeit darzustellen. In der Verbindung dieses Triebes mit dem öffentlichen Nutzen erblickten sie das Maß der Sittlichkeit und Wahrheit. Die Ideen von Gott, Unsterblichkeit und Freiheit hatten bei ihnen keine Geltung; die ewige, ewig bewegliche Natur war ihnen der Urgrund aller Dinge. Solche Lehren, die alles Höhere zu zerstören drohten, die Tugend und Moral für Thorheit erklärten, die Gemüth und Phantasie tödteten und Befriedigung der Sinnlichkeit als Weisheit priesen, mußten von verderblichem Einfluß sein. Dennoch bewunderte die höhere Gesellschaft, nicht blos in Frankreich, sondern in ganz Europa, den Verstand und leichtfertigen Witz dieser Schriftsteller, las ihre Werke mit Entzücken und nahm ihre Grundsätze an. Eine ähnliche zerstörende Richtung hatten die sogenannten **Encyclopädisten,**
Diderot † 1784. d. h. die Verfasser des von dem geistreichen, vielseitig gebildeten und thätigen **Diderot** und dem
d'Alembert † 1783. scharfsinnigen Mathematiker und Philosophen **d'Alembert** geleiteten encyclopädischen Wörterbuchs, eines Werks, das als Uebersicht alles menschlichen Wissens klar, großartig und frei, aber jedem höhern Streben feindlich, ein Träger sensualistischer Doctrinen war. Die Encyclopä-

disten brachten die verderbten Sitten der höhern französischen Gesellschaft in ein System epicureischer Philosophie, „in dem die Folgerungen der Lehre von der Abhängigkeit des Geistes von den Sinnen in unverblümter Nacktheit auf die Spitze getrieben wurden, in dem der Zufall der Schöpfer der Welt, der Fatalismus ihr Lenker, der Mensch ein Maschinenwerk war". Aber sowohl in Beziehung auf die innere Vollendung wie auf den äußern Erfolg war die „Encyclopädie" in 17 Bänden die größte literarische Erscheinung der Zeit. Nach diesem Werk führten alle Anhänger der damaligen Philosophie, auch wenn sie nicht zu den Mitarbeitern gehörten, den Parteinamen „Encyclopädisten". Frei von solchen Tendenzen nahm Büffon († 1788) das Gesammtleben der Natur zum Vorwurf seiner Schilderungen und Beschreibungen und baute die Naturgeschichte auf einem festen, großartigen Grundplan auf.

3. Wirkungen.

§. 813. Der Einfluß dieser Männer auf die Denkart von ganz Europa war um so größer, als damals Paris in allen Dingen den Ton angab, als die französische Sprache und Literatur in den höhern Kreisen allein gesprochen und gelesen ward und diese Schriften durch ihre gefällige Form und geistreiche Darstellung allgemeines Interesse erregten. Regenten wie Friedrich II., Gustav III. von Schweden, Karl III. von Spanien, Katharina II. von Rußland, Staatsmänner wie Pombal, Choiseul, Aranda u. A., die einflußreichsten Personen aller Stände und Nationen standen mit den meisten dieser Schriftsteller in persönlichem oder brieflichem Verkehr und bewunderten ihre Werke. Die nächste Folge war, daß in den meisten Staaten Religionsduldung eingeführt wurde, daß man Aberglauben und Vorurtheile zu vertilgen suchte und daß mehrere Fürsten und Minister kühne Reformen mit dem Bestehenden vornahmen; eine zweite Folge aber war, daß das französische Volk die Ehrfurcht vor dem Heiligen und die Achtung vor dem Herkömmlichen, vor Gesetz und Verfassung verlor und daher bei der Abstellung verjährter Mißbräuche sich nicht in den Schranken des Rechts und der bürgerlichen Ordnung hielt. — Der Sieg der Aufklärung führte die Aufhebung des Jesuiten-Ordens herbei. Eine geistliche Corporation, deren ganzes Streben darauf gerichtet war, die Aufklärung des Volkes zu hindern, dasselbe in der Unmündigkeit zu erhalten und sich allen Reformen und Neuerungen entgegenzustellen, welche die Bekehrung aller akatholischen Christen zum „alleinbeseligenden" Glauben als Hauptaufgabe auf ihre Fahne schrieb, mußte in einer Zeit, da die ganze gebildete Welt nach Aufklärung, Toleranz und Humanität strebte, große Anfechtungen erfahren. Als daher Pombal in Portugal und Aranda in Spanien die 1759.
Jesuiten-Collegien schließen und die Ordensglieder in den Kirchenstaat bringen ließ (§§. 820. 821) und in Frankreich und bei den übrigen bourbonischen Höfen, ja sogar in Malta ihr Beispiel Nachahmung fand, sah sich endlich Papst Clemens XIV., ein verständiger und gemäßigter Kirchenfürst, „charaktergroß, geistesstark und makellos" bewogen, „im Vertrauen auf die Eingebung und den Beistand des heiligen Geistes", die Gesellschaft Jesu aufzuheben und die Jesuiten-Collegien im Kirchenstaate zu schließen. 1773.
Dies nöthigte auch Maria Theresia, die den Orden lange zu halten, aber dessen Einfluß zu mindern gesucht, in die Aufhebung zu willigen, und auch in Bayern und den übrigen katholischen Ländern Deutschlands vollzog man den päpstlichen Befehl. „Man verjagt uns wie Hunde," sagte der General des Ordens, Pater Ricci, bei der Aufhebung „aber wir werden wiederkommen wie Adler." Nur Friedrich II. hatte den Stolz, den Orden in Schlesien noch eine Weile zu dulden, und Rußland begünstigte denselben in den polnischen Provinzen unter einem eigenen Generalvicar. „Das Schicksal der Jesuiten wie einst der Tempelherren war nicht unverschuldet, aber wie diese sind sie ohne Urtel und Recht verdammt und viele wohlverdiente Männer mit einem hülflosen Alter belohnt worden." Doch hörte nach der Auflösung des Ordens die Wirksamkeit der einzelnen Glieder nicht auf. Exjesuiten verfolgten das Ziel der Gesellschaft mit ungestörter Beharrlichkeit und widerstrebten, wenn auch anfangs mit wenig Erfolg, so lange dem Zeitgeiste, bis dieser sich änderte und die allgemeine Rückkehr zum Alten auch die Wiederbelebung des Ordens gestattete. — Als Gegengewicht gegen das Streben und den Einfluß der Ex-

1777. jesuiten stiftete Adam Weißhaupt, Professor des kanonischen Rechts in Ingolstadt, in Verbindung mit Knigge, von Zwackh u. A. nach Art des Freimaurerordens eine geheime Verbindung, Illuminaten genannt, welche die über den Zwiespalt der Confessionen erhabene Aufklärung des Volks und die Vervollkommnung der Menschen zum Zweck hatte. Sie suchten nach Kräften dem Treiben der Exjesuiten und der Thätigkeit der Mönche und Geistlichen entgegen zu wirken, sahen sich aber bald den Verfolgungen der bayerischen und anderer Regierungen ausgesetzt. — Auch unter der katholischen Geistlichkeit erhoben sich damals mächtige Stimmen gegen die Uebergriffe des Papstes in die Rechte der Landeskirchen, für zeitgemäße Reformen in dem Kirchensystem und für die Trennung von Rom durch Gründung einer deutschen Nationalkirche. Von diesen Bestrebungen zeugt vor Allem das lateinische Buch des Weihbischofs Hontheim von Trier, der unter dem Namen Justinus Febronius in der 1763 herausgegebenen Schrift „über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes" ein dem päpstlich-jesuitischen entgegengesetztes System des Kirchenrechts aufstellte. „Ein dem sterbenden Greise abgepreßter Widerruf konnte die Wirksamkeit seiner Nachweisungen über die Entstehung der päpstlichen Gewalt nicht entkräften." Als Folge dieses
25. Aug. 1786. merkwürdigen Buchs kann der Congreß von Ems angesehen werden, wo vier Erzbischöfe (Mainz, Trier, Köln und Salzburg), erbittert über die Machtvergrößerung der päpstlichen Botschafter, namentlich der neuerrichteten Nuntiatur in Bayern, auf Kosten der deutschen Metropolitanrechte, in der sogenannten Emser Punctation über die Grundlage einer freien Nationalkirche und die Fernhaltung fremder geistlicher Gerichtsbarkeit vom deutschen Boden sich vereinigten. „Die Neigung des Jahrhunderts, die landesherrliche Allgewalt von allen hemmenden Schranken zu befreien, kam jener Reformthätigkeit zu Hülfe. Die Erzbischöfe widerstrebten dem römischen Einflusse, weil sie ihre geistliche Souveränetät ähnlich vom Papste zu emancipiren gedachten, wie die weltliche sich des Kaisers entledigt hatte." Sie erklärten, daß der von dem Pontificat den Bischöfen auferlegte Eid mit der Würde des Reichs im Widerspruch stehe. Aber theils die Weigerung der übrigen Prälaten, welche die ferne römische Gerichtsbarkeit der nahen erzbischöflichen vorzogen, den Beschlüssen beizutreten, theils die Anhänglichkeit des bayerischen Fürstenhauses an den päpstlichen Stuhl, von dessen Gunst es stets Vortheile über die Landeskirche zu erlangen gewußt, theils die Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, und endlich die drohenden Bewegungen in Frankreich brachten das Unternehmen um allen Erfolg. Ebenso erging es den Beschlüssen der Synode von Pistoja (1786), wo eine Anzahl toskanischer Prälaten unter der in jeder Hinsicht lobenswerthen Regierung Leopolds (§. 772) auf Beschränkung des päpstlichen Kirchenrechts, auf Abschaffung abergläubischer Ceremonien, auf Verbreitung der H. Schrift und auf Einführung der Landessprache bei dem Gottesdienste drang. In diesen Bestrebungen gab sich noch einmal der Geist des Kostnitzer und Baseler Concils kund; der alte Gegensatz der bischöflichen gegen die päpstliche Hierarchie, der das fünfzehnte Jahrhundert so heftig aufgeregt, ward hier von Neuem lebendig. Preußen, das aus der erzbischöflichen Bewegung eine engere Verbindung der geistlichen Fürsten mit Oesterreich fürchtete, suchte den Zwist mit Rom zu vermitteln und erlangte für seine Bemühungen die Ernennung des aufgeklärten Karl Theodor v. Dalberg zum Coadjutor von Mainz.

II. Der nordamerikanische Freiheitskampf.

§. 814. Einleitung. Seit den Tagen, wo durch Walther Raleigh unter der jungfräulichen Königin Elisabeth die erste Niederlassung der Engländer in Virginien gegründet ward (1585), bis auf die Zeit, da der Quäker William Penn in Pennsylvanien Schutz suchte gegen die religiöse Verfolgung Altenglands (1682), waren in Nordamerika viele Ansiedelungen aufgeblüht, so daß in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die englischen Colonien aus folgenden dreizehn Staaten bestanden: 1) Massachusets (mit der Hauptstadt Boston); 2) Connecticut; 3) Rhodeisland; 4) New Hampshire (mit Concord), diese vier

zusammen Neu-England genannt; 5) Neu-Jersey; 6) Maryland (wo die jetzige Bundesstadt Washington); 7) Neu-York (mit Albany); 8) Pennsylvanien (mit Philadelphia); 9) Delaware; 10) Virginien; 11) und 12) Nord- und Süd-Carolina; 13) Georgien. — Jeder dieser Staaten stand unter einem von der englischen Regierung ernannten Statthalter als Stellvertreter des Königs; im Uebrigen regierten sie sich nach eigenen, mehr oder weniger demokratischen Formen und wurden nicht durch das Band einer gemeinschaftlichen Verfassung oder Vertretung zusammengehalten. Die Kriege der europäischen Völker führten gewöhnlich entsprechende Kämpfe in den Colonien nach sich, die das Selbstgefühl der letztern weckten und ihnen die eigenen Kräfte und Bedürfnisse zum Bewußtsein brachten. So wurden sie in den spanischen Erbfolgekrieg gezogen, in Folge dessen die Franzosen im Utrechter Frieden (§. 768) an die englischen Colonien Acadien (Neu-Schottland und Neu-Braunschweig) abtraten. Da aber bei der Unbekanntschaft der Gegend die Grenzen nicht genau bestimmt waren, so gingen daraus Streitigkeiten hervor, die zuletzt, als auch die Franzosen Ansprüche auf das Missisippi-Gebiet (Louisiana) geltend machten und an der Virginischen Grenze Forts errichteten, einen Krieg zwischen England und Frankreich herbeiführten, an dem auch später das seit dem Familienvertrag mit 1761.
Frankreich innig verbündete Spanien Antheil nahm. Dies war um dieselbe Zeit, als Europa durch den siebenjährigen Krieg erschüttert wurde, daher dessen Wechselfälle sich in Ost- und Westindien und in Amerika fühlbar machten. Diesem Krieg setzte der mit dem Hubertsburger gleichzeitig abgeschlossene Pariser Frieden ein Ende und vermehrte abermals die Macht der 1763.
Engländer in Nordamerika, indem sie von den Franzosen Canada und von den Spaniern Florida gewannen (§. 810).

§. 815. **Veranlassung des Kriegs.** Die Erweiterung des Kolonialgebiets im Pariser Frieden hatte England nur mit hoher Anstrengung und durch Ver- 1763.
größerung seiner Schuldenlast erlangt. Die Regierung hielt sich deshalb für berechtigt, den Kolonien, welche durch die Verdrängung der Franzosen am meisten gewonnen hatten, einen Theil der Lasten aufzubürden. Sie belegte daher bald nach dem Frieden mehrere Handelsartikel mit Eingangszöllen und erschwerte den Schleichhandel mit dem spanischen Westindien. Aber das Selbstgefühl der Kolonien war durch den Krieg gewachsen. Die Amerikaner hatten einsehen gelernt, daß es hauptsächlich ihre Kraft und Anstrengung gewesen, die England aus dem Kampfe siegreich hervorgehen ließ, und als daher durch die Einführung der Stempeltaxe der Unmuth, der sich schon laut gegen die 22. März 1765.
Zölle ausgesprochen, noch erhöht wurde, entstand bald eine bedenkliche Aufregung. Die Amerikaner machten geltend, daß ein Parlament, bei dem sie nicht vertreten seien, sie nicht besteuern könne; daß ihre eigenen Abgaben bei ihrer Armuth schon groß genug seien, daß das in dem Parlament repräsentirte englische Volk kein Recht habe, sie (die Amerikaner) wie rechtlose Unterthanen zu behandeln und mit willkürlichen Steuern zu belasten, daß es unbillig sei, die Kolonien nicht nur in der Vertretung, sondern auch in Beziehung auf Rechtsschutz vor den Gerichten gegen die Engländer von Geburt zu verkürzen. Ihre Beschwerden fanden Anklang bei einem großen Theile der englischen Nation, und eine starke Opposition, den großen Redner und Staatsmann Will. Pitt (Lord Chatham) an der Spitze, bekämpfte im Ober- und Unterhause die Maßregeln der Regierung gegen die Kolonien. Theils diese Angriffe, mehr aber noch die gleichzeitigen energischen Schritte der Amerikaner, die sich der Stempeltaxe nicht unterwarfen, die Einführung zollpflichtiger Fabrikate untersagten und in einer musterhaften Adresse an König und Parlament die Rechte der Kolonien aufs klarste darlegten, führten einen Ministerwechsel und die Zurücknahme der Stempeltaxe herbei. Da man aber durch eine Ergän- 1766.
zungsbill dem Parlament das Besteuerungsrecht der Kolonien ausdrücklich wahrte und im nächsten Jahr auf Thee, Glas, Papier und Malerfarben eine geringe, zur Besoldung der 1767.
amerikanischen Beamten bestimmte Abgabe legte, so blieb der Geist des Widerspruchs, und die Demonstrationen gegen jede Art von Besteuerung mehrten sich. Die Kaufleute von Boston beschlossen, keinen der zollpflichtigen Artikel einzulassen, und ihr Beispiel wurde bald von den übrigen Provinzen nachgeahmt, was dem englischen Handel so empfindlich schadete, daß die öffentliche Stimme in England auch die Zurücknahme dieser Besteue- 1770.
rungsbill durchsetzte, nachdem bereits der offene Widerstand gegen die Zollbeamten in

Boston die Regierung genöthigt hatte, Truppen in diese Stadt zu legen. Der von Puritanern gegründete Staat Massachusets schien den hartnäckigen Sinn seiner Vorfahren am treuesten bewahrt zu haben. Die englische Regierung beharrte indessen auf dem Besteuerungsrechte, suchte aber dasselbe den Amerikanern so leicht als möglich zu machen. Allein so sehr war bereits die Erbitterung gegen das Abgabensystem gestiegen, daß in Boston einige als Wilde verkleidete junge Leute drei Schiffsladungen Thee
18. Dec. 1773. ins Meer warfen. Dies führte mehrere Parlamentsacte herbei, wodurch die Aufregung
1774. bald zur offenen Widersetzlichkeit gesteigert ward. Durch die eine wurde der Hafen von Boston gesperrt, durch die zweite die freie Verfassung von Massachusets bedeutend beschränkt, und durch eine dritte die Grenze von Canada nach den Vereinsstaaten zu erweitert und somit die dort herrschende absolute Verfassung auch über den dazu gezogenen Theil der letztern ausgedehnt. — Während dieser Vorgänge wurde das englische Volk durch Zeitschriften, Reden und Parlamentsdebatten in nicht geringerer Aufregung gehalten als das amerikanische, und da die öffentliche Meinung über die Maßregeln der Regierung und die Gerechtigkeit des Streits getheilt war, so entstand eine so heftige Parteiung, daß diese Jahre ganz den Charakter einer leidenschaftlich bewegten Revolutionszeit annahmen. Zur Steigerung dieser Aufregung trugen vor Allem die berühmten Juniusbriefe (1769—1772) bei, eine durch die Kraft der Sprache, durch die Schönheit des Stils und der Darstellung wie durch die Macht der Polemik ausgezeichnete Flugschrift, deren Verfasser bis jetzt nicht mit Sicherheit ausgemittelt werden konnte. Auch der englische Demokrat Thomas Payne schrieb im Interesse der Amerikaner.

§. 816. **Kriegsbegebenheiten.** Die Bostoner Hafenbill und die beiden andern Parlamentsbeschlüsse, die in schwarzrandigen amerikanischen Zeitungen bekannt gemacht wurden, erzeugten eine allgemeine Entrüstung und
14. Sept. 1774. riefen einen planmäßigen Widerstand hervor. Ein Congreß von Abgeordneten sämmtlicher Colonien (nur Georgien schloß sich erst später an) trat in Philadelphia zusammen und faßte den Beschluß, keine Waaren und Erzeugnisse aus England und dem britischen Westindien weiter zuzulassen und nach Ablauf einer bestimmten Frist allen Verkehr zwischen Amerika und dem Mutterlande abzubrechen. Zugleich erließ derselbe einige mit großer Geschicklichkeit, Ruhe und Mäßigung abgefaßte Zuschriften an den König, das englische Volk, die Bewohner von Canada u. a., worin aufs Ueberzeugendste nachgewiesen war, daß die Amerikaner nur ihre angebornen und mühsam erworbenen Rechte gegen die Willkür und die Machtgebote der englischen Regierung und des Parlaments zu vertheidigen suchten. Diese Adressen machten den größten Eindruck und lenkten die Aufmerksamkeit von ganz Europa nach jenem Lande, wo einfache und ruhige Männer mit der größten Besonnenheit und Entschlossenheit Freiheit und Menschenrechte gegen Gewalt und Uebermacht schützten. — Die Engländer erklärten hierauf Massachusets in Aufruhrstand, untersagten allen Verkehr mit den amerikanischen Provinzen und verboten jede Einfuhr von Waffen und Kriegsbedarf. Da verstärkten die Amerikaner ihre Milizen, bemächtigten sich gewaltsam englischer Waffen und Munition und errichteten in Concord ein Vorrathshaus von Kriegsbedürfnissen. Um dieses zu zerstören, rückte der Befehlshaber der Bostoner Besatzung mit seinen Truppen
19. April 1775. aus, wurde aber auf dem Hinweg und Rückweg bei Lexington angegriffen und somit das erste Bürgerblut vergossen. Diesem Treffen folgte bald
17. Juni 1775. die Schlacht von Bunkershill, wo zwar die Amerikaner nach dreimaligem Angriff zurückgeschlagen wurden, die Engländer aber so viele Leute verloren, daß

sie Boston bald räumen mußten. Diesen Ausgang verdankten die Amerikaner ihrem hochherzigen, als Staatsmann und Feldherr gleich ausgezeichneten Mitbürger Georg **Washington** aus Virginien, der dem hohen Ziel, Befreiung des Vaterlandes, seine Thatkraft und sein Vermögen widmete. Wie Er im Felde mit dem Schwerte für seine Mitbürger wirkte, so der als Erfinder des Blitzableiters, als Verfasser und Verbreiter nützlicher Volksschriften und als erster Begründer einer öffentlichen Bibliothek in Amerika bekannte frühere Buchdrucker **Benjamin Franklin** durch Rede und Schrift als kluger Geschäftsführer seines Vaterlandes an den Höfen von London und Paris. Die Erscheinung des schlichten, verständigen Mannes im einfachen Quäkerkleide erzeugte in Frankreichs erregbarer Hauptstadt einen solchen Enthusiasmus für Freiheit und Demokratie, daß der junge, reiche Marquis von **Lafayette** und andere gleichgesinnte Edelleute in hochherziger Begeisterung übers Meer setzten, um Gut und Blut für den amerikanischen Freiheitskampf zu wagen, durch welchen sie Rousseau's Ideale verwirklicht zu sehen glaubten. Im Vertrauen auf diese in Frankreich herrschende Stimmung sprachen die Abgeordneten der dreizehn vereinigten Staaten die Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien von England aus. Diese von dem klugen amerikanischen Staatsmann Jefferson ausgearbeitete Unabhängigkeitserklärung stellte das Recht der Amerikaner in ein so helles Licht, daß ihr Kampf in Europa allgemeine Theilnahme fand, daß sich aus verschiedenen Ländern freisinnige Männer ihrer Sache anschlossen (Kalb, Steuben, Kosciuszko, Larochefoucauld, die Brüder Lameth, Rochambeau u. A. m.) und daß alle für Freiheit empfänglichen Herzen dem Ausgange eines Kriegs, den man als Kampf der Vernunft und Menschenrechte gegen verjährte, angemaßte Ansprüche betrachtete, erwartungsvoll entgegenschlugen. Aber trotz dieser Sympathien, die selbst von den englischen Oppositionshäuptern Pitt, Fox u. A. getheilt wurden, und trotz der Anstrengung der hochherzigen Führer des jungen Staats schien die Sache der Amerikaner einen schlimmen Ausgang zu nehmen, als die englische Regierung Verträge mit mehreren deutschen Fürsten abschloß und ein großes Heer von Hessen, Hannoveranern, Braunschweigern, Waldeckern u. a. auf schmähliche Weise durch Werber zusammengetriebenen und um Geld an England verkauften Deutschen über das Meer geführt wurde, um ihre europäische Kriegskunst an den freien Söhnen der neuen Welt zu erproben. Wie laut auch die liberale Opposition des englischen Parlaments und das ganze gebildete Europa ihre Entrüstung aussprachen über den Menschenhandel und Seelenverkauf der deutschen „Landesväter von Gottes Gnaden", Eigennutz und Gewinnsucht auf der einen, engherzige Politik auf der andern Seite verstockten die Herzen und bewirkten, daß die elegischen Klagetöne der Dichter wie der Schmerzensschrei der Menschenfreunde unerhört verhallten. Mit Mannschaft und Kriegsbedarf aufs Beste versehen, gelang es nunmehr dem englischen Feldherrn Howe, sich New-Yorks zu bemächtigen und die Feinde aus den angrenzenden Provinzen zu verdrängen, während andere Führer in Canada den Amerikanern, die auch dieses Land zum Abfall zu bringen suchten und darum einige Truppen dahin geschickt hatten, mit Glück widerstanden. Aber durch die Sorglosigkeit Howe's, der im Winter seinen Vergnügungen nachging, glückte es dem wachsamen Washington, um Weihnachten unvermerkt über den gefrornen Delaware zu

17. März 1776.

4. Juli 1776.

1776.

setzen, eine Truppenabtheilung Hessen (bei Trenton) gefangen zu nehmen und die
Jan. 1777. Engländer (bei Princeton) zu schlagen. Die dadurch erlangten Vortheile gingen zwar wieder verloren, indem Washington von dem wackern englischen General
Herbst 1777. Cornwallis am Flusse Brandywine besiegt und dann Philadelphia einge-
17. Oct. 1777. nommen wurde; aber die bald darauf erfolgte **Capitulation von Saratoga,** wodurch 7000 Mann englischer Truppen, die bisher unter Bourgoyne in Canada einen höchst beschwerlichen Feldzug gemacht, nebst dem ganzen Kriegsvorrath in die Gewalt des amerikanischen Generals Gates fielen, änderte die Lage der Dinge so sehr zum Vortheil des jungen Freistaats, daß jetzt die Franzosen, welche die wachsende Blüthe der englischen Colonien schon längst mit Neid und Aerger betrachtet hatten, kein Bedenken mehr trugen, mit den Amerikanern einen Bund zu schließen, wodurch der Krieg eine andere Gestalt gewann.

§. 817. Erweiterung des Kriegs. Nach der in Frankreich mit Jubel vernommenen Capitulation von Saratoga erkannte die französische Regierung, mehr die öffentliche Meinung als die Wohlfahrt des eigenen Staates berücksich-
6. Febr. 1778. tigend, die Unabhängigkeit Nordamerika's an und versprach in dem mit dem Congreß abgeschlossenen Bunde, die vereinigten Staaten mit aller Macht so lange zu unterstützen, bis diese Unabhängigkeit fest begründet sei. Großmüthig entsagte dabei Frankreich allen eigenen Vortheilen, so sehr auch der neue Krieg die ohnedies schwierige Finanzlage zu verschlimmern drohte.

Der Versuch des englischen Ministeriums, durch Anknüpfung von Unterhandlungen mit Amerika den Bund zu hintertreiben, scheiterte an dem richtigen Tacte des Congresses, der wohl einsah, daß er bei der Begeisterung der französischen Jugend für die Idee der Freiheit und eines geträumten Naturzustandes durch die Fortsetzung des Kampfes größere Vortheile erringen könne, als ihm die Engländer zugestehen würden. War ja doch Franklin in Paris so sehr der Held des Tages, daß man allenthalben sein Portrait erblickte und seine Erscheinung im schmucklosen Kleide und mit weißem, natürlichem Haare unter den gepuderten und besternten Herren überall einen begeisterten Beifall hervorrief.

Anfangs unterstützten die Franzosen ihre Bundesgenossen nur mit Geld und
Juli 1780. Schiffen, bis sich Lafayette nach Paris begab und die Absendung einer Armee durchsetzte, bei der sich viele durch Geburt, Reichthum und Talente ausgezeichnete Männer als Freiwillige befanden. Nunmehr zogen sich die Engländer aus Pennsylvanien nach New-York zurück und beschlossen dann, den Krieg nach den südlichen Landschaften Carolina und Georgien zu verlegen, wo sich noch viele Anhänger des englischen Königthums (Royalisten, Loyalisten) befanden. Sie eroberten Savannah und Charleston und gewannen unter dem tapferen Cornwallis zwei Schlachten. Diese Unfälle, verbunden mit dem Geldmangel, dem die Freigebigkeit einiger Privatleute nur auf kurze Zeit abzuhelfen vermochte, mit Meutereien unter den Truppen und mit dem Verrath des amerikanischen Generals
2. Oct. Arnold, wobei der als Unterhändler gebrauchte englische Major André einen schimpflichen Tod durch Henkershand erlitt, brachten die junge Republik in große Noth. Dieser Zustand der Dinge erhielt aber plötzlich eine andere Wendung, als das französisch-amerikanische Heer unter Washington und Lafayette den General Cornwallis, der sich von Virginien aus mit dem englischen Befehlshaber
19. Oct. 1781. Clinton in New-York verbinden wollte, in Yorktown einschloß und zu einer

Uebergabe zwang, in Folge deren seine 7000 Mann starke Truppenabtheilung mit Geschütz und Kriegsgeräth in die Hände der Sieger fiel. Dieses Mißgeschick des wackern Cornwallis wurde für den Ausgang des Kriegs entscheidend. Die Engländer, die ihre Waffen gegen ihre europäischen Feinde kehren mußten, führten von dem an den überseeischen Krieg mit weniger Heftigkeit; auch war das neue, aus den bisherigen Oppositionsgliedern Sheridan, Burke und Fox gebildete Ministerium einem friedlichen Uebereinkommen mit Amerika mehr geneigt als das frühere unter Lord North.

Pitt war schon im Mai 1778 gestorben. Eine heftige Rede gegen die Maßregeln der Regierung bei der Nachricht von Amerika's Bunde mit Frankreich hatte seine geschwächte Gesundheit so erschüttert, daß er im Parlamente umfiel und bald nachher auf seinem Landgute, wohin man ihn brachte, verschied. Eine trauernde Britannia wurde seinem Sarge vorangetragen.

§. 818. **Die bewaffnete Neutralität. Holland.** Der zwischen Frankreich und Amerika abgeschlossene Bund, dem bald auch Spanien beitrat, 26. Juni 1779. hatte einen heftigen Seekrieg mit England zur Folge. So lange blos diese Mächte gegen das meerbeherrschende Eiland ankämpften, blieb die britische Seemacht ungeschwächt. Als aber der von Katharina II. von Rußland gefaßte Plan, die am Kriege unbetheiligten Seestaaten zu einem bewaffneten Neutralitätsbund zu vereinigen, raschen Fortgang nahm, da schien Englands Seeherrschaft mehr als je bedroht.

Um nämlich die Uebermacht der Briten, die während des Kriegs den freien Seehandel störten, durch ihre Kaper alle Meere beherrschten und die Schiffe aller Nationen durch lästiges Untersuchen nach verbotenen Waaren (Contrebande) behelligten, zu beschränken, schloß Katharina II. mit mehreren Seestaaten einen Vertrag, wodurch dem Grundsatz: „Neutrales Schiff! Neutrales Gut!" Geltung verschafft und der Handel der neutralen Staaten an der Küste und in den Häfen der kriegführenden Mächte (mit einziger Ausnahme von Waffen und Kriegsbedarf) gestattet sein sollte.

Diesem Neutralitätsbund traten allmählich bei: Rußland, Dänemark, Schweden, Preußen, der Kaiser, Neapel und Portugal; aber Holland, dessen Anschluß seiner Lage und Seemacht wegen besonders wichtig gewesen wäre und dem Bunde im atlantischen Meer und in der Nordsee erst die rechte Bedeutung gegeben hätte, zögerte so lange, bis England von dem Vorhaben Kunde erhielt und sich beeilte, den Holländern den Krieg anzukündigen, ehe diese die Erklärung ihres Novbr. 1780. Beitritts, zu dem sie sich endlich entschlossen, nach Petersburg gelangen lassen konnten. Dadurch schied Holland aus der Zahl der neutralen Mächte und konnte folglich dem Bunde nicht mehr beitreten.

Als Gründe für die Kriegserklärung machte England geltend, daß ihm die Holländer den durch frühere Verträge festgesetzten Beistand verweigerten und daß die Stadt Amsterdam mit Amerika wegen eines Freundschafts- und Handelsvertrags, wovon die Urkunden in die Hände der Engländer gefallen waren, Unterhandlungen gepflogen.

Den Generalstaaten kam der Krieg sehr ungelegen, da bei der steten Eifersucht der aristokratischen Republikaner (Patrioten) gegen das Haus Oranien und dessen Anhänger das Militärwesen und die Kriegsschiffe sich in der traurigsten Verfassung befanden. Herzog Ernst von Braunschweig, der anfangs als Vormund des minderjährigen Erbstatthalters Wilhelm V. und dann, nach Wilhelm V. 1751—1795. † 1806. seit 1759. dessen Volljährigkeit, vermöge eines mit seinem ehemaligen Mündel abgeschlossenen

gesetzwidrigen Vertrags (**Consultations-Acte**) die Angelegenheiten der niederländischen Staaten leitete, stand ganz in Englands Interesse, während die Aristokraten, die nur ihre Handelsvortheile im Auge hatten, eine dem britischen Insellande feindselige Politik befolgten. Durch diesen Zwiespalt war der Staat, und besonders dessen Kriegsmacht, in Verfall gerathen, weshalb auch Holland aus dem Kampfe nur Nachtheile zog. Denn bei dem auch während des Kriegs fortbestehenden Hader zwischen der Regierung und den Patrioten erlahmten die Kräfte der
5. Aug. 1781. Republik so sehr, daß trotz der unentschiedenen **Seeschlacht auf der Doggersbank** an der englischen Küste der alte Ruhm der Holländer einen empfindlichen Stoß erlitt. Am fühlbarsten jedoch war dem nur auf Handel und Erwerb bedachten Volke der große Verlust, den ihm der englische Admiral **Rodney** durch Eroberung der Insel St. Eustathius und durch Beschlagnahme alles Privat-Eigenthums daselbst zufügte; und wenn gleich die Franzosen einige Zeit nachher ihnen wieder zum Besitz der Insel verhalfen, so war dennoch der ganze Krieg in Ost- und West-Indien so sehr zum Nachtheil Hollands, daß dieses seine Bedeutung zur See gänzlich einbüßte, daß die ost- und westindischen Gesellschaften unersetzliche Verluste erlitten und daß dem Handel Wunden geschlagen wurden, von denen er sich nie wieder erholte. Die Abtretung der ostindischen Stadt
1783. **Negapatnam** an England im Frieden von Versailles war der geringste Schaden, den die Republik aus diesem unheilvollen Kampfe davontrug. Doch trat seitdem Holland in eine engere Verbindung mit Frankreich, wodurch es einige Zeit nachher in Stand gesetzt ward, den kriegerischen Bewegungen, mittelst deren Kaiser
1784. Joseph II. die freie Ausfuhr auf der Schelde zu erzwingen hoffte, mit solchem Nachdruck zu begegnen, daß dieser von seinem Verlangen abstand und sich mit einer Geldentschädigung und mit der Aufhebung des drückenden **Barrieretractats** (§. 768), wonach holländische Besatzung in den belgischen Grenzstädten unterhalten werden mußte, begnügte.

Diese Vorgänge hatten den Haß des Volks gegen den Erbstatthalter und dessen unberechtigten Leiter so gesteigert, daß der letztere es für räthlich hielt, seine Aemter nie-
1784. derzulegen und das Land zu meiden. Damit war aber das Volk, zu dem auch die neuen Ideen von demokratischer Freiheit und von Menschenrechten gedrungen, nicht zufrieden, sondern es ließ seinen Groll sogar an dem Statthalter selbst aus. Wilhelm V. mußte zuerst den Haag verlassen; dann erhob sich die ganze Provinz Holland unter der Leitung der Patrioten, entzog dem Statthalter den Oberbefehl über die Truppen und fing an, die
1785. Verfassung zu ändern. Utrecht und Seeland folgten dem Beispiele, und bald standen die Staaten, die es mit dem Statthalter hielten, und die andern, wo die patriotische Partei und die Bürgermilizen das Uebergewicht hatten, einander feindlich gegenüber. Selbst in den nördlichen Provinzen, die sonst für oranisch galten, zeigten sich revolutionäre Regungen. An mehreren Orten hatte der Pöbel bereits Plünderungen und Excesse begangen, zwischen Bürgern und Soldaten war es zu blutigen Auftritten gekommen, als die Erb-
Juni 1787. statthalterin, eine kraftvolle, entschlossene Frau, von Geldern aus, wo sich der Hof damals aufhielt, eine Reise nach dem Haag unternahm, aber an der Grenze aufgehalten und von den Bürgermilizen zur Umkehr genöthigt wurde. Dieser Vorfall, der von der Prinzessin und dem englischen Gesandten als eine schwere Verletzung gegen die rechtmäßige Obrigkeit dargestellt wurde, schien dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, dem Bruder der Erbstatthalterin, die königliche und ritterliche Pflicht aufzulegen, die beleidigte Schwester zu beschützen.
Sept. 1787. Er ließ eine ansehnliche Armee unter dem **Herzog von Braunschweig** in Holland einrücken, um den Prinzen wieder in seine Würde einzusetzen. Umsonst wandten sich die Patrioten, überrascht und außer Stand, mit ihren ungeübten Bürgertruppen den Preußen

zu widerstehen, an Frankreich; die zunehmende Geldnoth gestattete diesem Reiche keine Einmischung in fremde Angelegenheiten; so wurden Utrecht und Amsterdam mit leichter Mühe besetzt und die Verfassung wieder in früherer Weise hergestellt. Großmüthig verzichtete der König auf die Rückerstattung der Kriegskosten; doch war der enge Bund Preußens mit England und Holland ein genügender Ersatz. Der schnelle und leichte Sieg erfüllte das preußische Militär und namentlich die adeligen Anführer mit allzugroßem Selbstvertrauen, mit Uebermuth und mit Verachtung des Bürgerstandes.

§. 819. **Gibraltar. Friedensschlüsse.** Mit besserm Erfolg kämpften Spanien und Frankreich gegen England. Eine französisch-spanische Flotte eroberte die Insel Minorka, die achtzig Jahre lang gleich Gibraltar im Besitze August 1781.
der Engländer gewesen, und nur vorübergehend im Anfange des siebenjährigen Krieges in die Hände der Franzosen gerathen war (§. 810). Dieser glückliche Erfolg füllte die Verbündeten mit der Hoffnung, sich auch Jamaika's und Gibraltars zu bemächtigen. Um das Erstere zu bewirken, wollte sich der französische Admiral de Grasse mit der spanischen Flotte verbinden, wurde aber von Rodney bei Dominica plötzlich mit solchem Erfolg angegriffen, daß seine 12. April 1782.
Flotte durchbrochen ward und er selbst mit dem Admiralschiffe in die Gewalt der Engländer gerieth. Mit desto größerer Zuversicht hoffte man Gibraltar einzunehmen, das schon seit 1779 von der Landseite blokirt war und das man nun auch zu Wasser mit der größten Anstrengung vermittelst der sogenannten schwimmenden Batterien angriff. Diese von dem französischen Ingenieur d'Arçon Sept. 1782.
gemachte Erfindung bestand darin, daß eine Anzahl entmasteter Schiffe mit einem elastischen schrägen Dache von nassen Häuten bedeckt wurde, an denen, wie man hoffte, die feindlichen Kugeln abprallen würden, so daß man sich der Festung ohne Gefahr nähern könnte. Aber diese mit den ungeheuersten Kosten ausgeführte Unternehmung erwies sich bald als nichtig. Die schwimmenden Batterien mit ihren Dächern von Häuten wurden durch glühende Kugeln in Brand gesetzt und zerstört. Der Angriff scheiterte und die Vereitelung einer Belagerung, auf welche die Blicke von ganz Europa gerichtet waren, bedeckte den englischen Commandanten **Elliot** und seine, meist hannöver'schen Truppen mit ewigem Ruhme.

Bald nach dem gescheiterten Angriff auf Gibraltar wurde, weil Spanien und Frankreich die Friedensunterhandlungen in die Länge zogen, zwischen den amerikanischen Freistaaten und dem englischen Ministerium ein vorläufiger Vertrag (**Provisional-Artikel**) abgeschlossen, wodurch die junge Republik nicht allein die Anerkennung ihrer Nov. 1782.
Unabhängigkeit, sondern auch vortheilhaftere Grenzen und Antheil an der Fischerei in New-Foundland erhielt. Dieser letztere Punkt wurde in den zu Versailles abgeschlossenen **Präliminarien** auch Frankreich zugestanden, das überdies noch die Insel Tabago 20. Jan. u. 3. Sept. 1783.
bekam und in Ostindien und Afrika die verlorenen Besitzungen wieder erlangte. Spanien gab seine Ansprüche auf Gibraltar gegen die Zurückgabe von Florida und Minorka auf. In England erregte der Abschluß dieser Präliminarien bei Volk und Parlament solche Unzufriedenheit, daß die Minister abtreten mußten und ein sogenanntes **Coalitions-Ministerium**, bestehend aus den Häuptern der einander widerstrebenden Parteien, 2. April 1782—
North und Fox, an ihre Stelle trat. Allein auch diese hielten die Bestätigung der Frie- 20. Decbr. 1783.
densartikel für durchaus rathsam, da die Schuldenlast Englands während des Krieges unermeßlich gestiegen war.

So hatte Amerika seine Freiheit erstritten, und Washington konnte seine Oberbefehls- Decbr. 1783.
haberstelle in die Hände des Congresses zurückgeben und sich, ein zweiter Cincinnatus, auf sein Landgut Mount Vernon in Virginien begeben. Aber noch viele innere Stürme waren

zu bestehen, ehe Amerika zu der Verfassung gelangte, die es heutzutage genießt. Es fehlte am guten Willen der Einzelstaaten, die Unionsschuld zu tilgen oder nur zu verzinsen, die nöthigen Truppen zum Schutze der Gesammtheit zu stellen, die demokratisch-repräsentativen Verfassungen und Freiheiten einem gemeinsamen Regiment, den Machtbefugnissen einer Centralregierung unterzuordnen. Spanien hemmte den Handelsverkehr an den Missisippimündungen; in einzelnen Staaten herrschte Creditlosigkeit und ein rechtloser Zustand. Als der Congreß sich an Washington wandte, auf daß er seinen Einfluß zur Abstellung der Mißbräuche geltend mache, antwortete er: „was ihr braucht, ist Regierung, nicht Einfluß!" Da traf Alex. Hamilton, der als Washingtons Adjutant im Befreiungskrieg mitgefochten, dann Advocat und Mitglied des gesetzgebenden Körpers in New-York geworden war, die rechte Form. Er führte die Idee durch, daß die Einzelstaaten mit ihren Eigenthümlichkeiten weiter bestehen sollten, daß aber zugleich für alle wirklich gemeinsamen Interessen eine einheitliche Gesammt-Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege gegründet werden müßte. Mit unermüdlicher Thätigkeit suchte er die Einzelstaaten zur Anerkennung eines solchen Staatsorganismus zu bewegen; er stieß lange auf großen Widerstand, und nur unter heftigster Opposition der Particularisten vereinigten sich endlich im J. 1787 die meisten Staaten dahin, daß die gesetzgebende Gewalt und die oberste Bundesregierung einem Congresse und einem alle vier Jahre neuzuwählenden verantwortlichen Präsidenten zustehen sollte. Jener zerfällt in den Senat, in den jeder der dreißig dermaligen Staaten zwei Abgeordnete sendet und worin der Bundes-Vicepräsident den Vorsitz führt, und in das Haus der Repräsentanten, die alle zwei Jahre von sämmtlichen Bürgern der Föderativ-Republik aufs Neue gewählt werden, so daß auf je 70,000 Einwohner ein Abgeordneter kommt. Das Wahlrecht ist durch keinen Census bedingt und die Presse frei. Die richterliche Gewalt liegt in höchster Instanz in den Händen eines obersten Bundesgerichts, das aus einem Oberrichter und acht Beisitzern besteht, über Staatsprozesse und Bundesangelegenheiten entscheidet und zugleich als Appellationsgericht dient. Unter ihm bestehen noch 35 Bezirksgerichte, in jedem Staat eins oder mehrere, mit Geschwornen, und sogenannte umgehende Gerichte, ebenfalls mit Geschwornen. Die richterliche Gewalt ist getrennt von der Administration, und überall herrscht vollkommene Religonsfreiheit ohne Staatskirche. Jeder einzelne Staat hat eine eigene Verfassung, eine freie selbständige Regierung zur Leitung seiner innern Angelegenheiten nebst einem Landtag und besitzt die volle Souveränetät in allen Dingen des öffentlichen Lebens, die nicht an die Union „delegirt" sind. Dem Congreß steht das Recht der Gesetzgebung für das Vereinsreich, Zoll- und Handelsbestimmungen, der allgemeine Staatshaushalt und die Verhältnisse der Nationalbank, Kriegserklärung, Friedensschlüsse, Staatsverträge u. A. zu. Der Präsident, der ein Jahrgehalt von 25,000 Dollars bezieht und das „weiße Haus" in Washington als Staatswohnung inne hat, ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht, ernennt mit Zustimmung des Senats alle Beamten, vollzieht die Beschlüsse des Senats und Repräsentantenhauses, schickt und empfängt Gesandte, schließt Verträge u. dgl. m. Acht Jahre lang (bis 1797) bekleidete der würdige Washington diesen Ehrenposten, zu dem ihn die allgemeine Anerkennung seiner Mitbürger zuerst berief. Er galt als der eigentliche Schöpfer des Vereinigten Bundesstaates, daher auch die Hauptstadt auf dem zwischen Maryland und Virginien neu geschaffenen Gebiet Columbia, wo das neue Capitol mit dem Sitze der Regierung aufgeschlagen ward, nach seinem Namen genannt wurde. Franklin starb 1790 als vierundachtzigjähriger Greis allgemein betrauert. Er war ein praktisch-kluger Mann ohne Ideale, dem in seinem Thun und Handeln wie in seiner schriftstellerischen Thätigkeit immer etwas von dem Kleinlichen und Sachlichen seines ersten Gewerbes anklebte. In seinem „Kalender des armen Richard" erscheint er als eine jener Naturen, die da meinen, der Mensch lebe vom Brod allein. Trotz vieler Vorzüge und guter Eigenschaften kann er darum keineswegs als Vertreter dessen gelten, was die menschliche Natur im Großen bedarf und was sie zu erreichen wohl hoffen mag.

III. Die Reformationsversuche der Regenten und Minister.

1. Westen und Süden.

§. 820. a) Portugal unter Pombal. Unter König Peter II. (§. 737) und seinen kraftlosen Nachfolgern schritt Portugal rasch seinem gänzlichen Verfall entgegen. Die Kolonien kamen an fremde Besitzer, Handel und Schifffahrt geriethen in Stocken, die innere Industrie erlahmte, namentlich seitdem durch den sogenannten Methuen-vertrag, der den englischen Wollenwaaren freie Einfuhr in Portugal gewährte, die Handelsherrschaft der Briten im Lande begründet und das einst so regsame Volk ganz von England abhängig wurde. Der dem Klerus blind ergebene Johann V. verwendete die Einkünfte des Staats auf den Bau von Kirchen und Klöstern (das mit dem königlichen Schlosse verbundene Franciscanerkloster Mafra kostete allein 45 Millionen Gulden!) und überließ die Regierung der Geistlichkeit. Dafür ertheilte ihm der Papst den Titel des Allergetreuesten, aber das Land seufzte unter der Uebermacht der Mönche. Diesem elenden Zustande suchte der aufgeklärte, mit einer despotischen Herrschernatur begabte Pombal, der allmächtige Minister des sinnlichen, feigen und furchtsamen Königs Joseph I. Emanuel, gründlich zu steuern; und da er die Jesuiten als die Haupturheber des Elends ansah und jede Reform Gefahr lief, an ihrem Widerstande zu scheitern, so richtete er zuerst seine Angriffe gegen die reiche und mächtige Gesellschaft Jesu. Ein Länderstreit in Südamerika, wo der Orden in Paraguay ein eigenes, allen Fremden unzugängliches Reich mit patriarchalischer Verfassung gegründet hatte, gab die willkommene Veranlassung zu den ersten feindseligen Schritten. Aber erst als ein mysteriöser Mordversuch gegen den König durch die den Jesuiten ergebene Adelsfamilie Tavora von den Eingebungen des rachsüchtigen Ordens ausgegangen zu sein schien, wurde der allgemeine Unwille zu ihrer Verweisung benutzt. Mit großer Härte ließ man die bejahrten Väter gewaltsam auf Schiffe bringen und nach dem Kirchenstaat abführen. Der als Heiliger verehrte Pater Malagrida starb, durch die von Pombal zuerst mißbrauchte, dann geschwächte Inquisition als Ketzer verdammt, in den Flammen. Durch Aufklärungsschriften, durch Verbesserung der Volksschulen und des höhern Unterrichtswesens, durch Herbeiziehung fremder Lehrer und Buchdrucker, durch Gründung einer Akademie u. dgl. m. hoffte man die Rückkehr der geistlichen Macht auf immer zu hindern. Alle vom König Johann der Kirche verliehenen Güter wurden der Krone zugestellt. Minderung der Feiertage und Beschränkung der Papstgewalt sollte eine neue Zeit in Portugal begründen.

1703. — Johann V. 1705–50. — Joseph I. Emanuel 1750–77. — 1758. — 1759.

Die Verweisung der Jesuiten wurde zwei Jahre lang vorbereitet. Zuerst suchten mehrere Schriften die Entartung und Verweltlichung des Jesuiten-Ordens, der sich mit Wucher und Sklavenhandel abgab und in Ost- und Westindien große Handelsunternehmungen betrieb, der Welt kund zu machen und trafen dabei mit den gleichzeitigen Bestrebungen der französischen Aufklärungsliteratur, deren Ansichten auch Pombal huldigte, zusammen. Dann verwies man sie vom Hofe, wo sie bisher alle Beichtstühle gefüllt hatten, und untersagte ihnen, unter dem Vorgeben, sie wiegelten das Volk gegen die Minister auf, alles Predigen und Beichtehören. Während des nach dem erwähnten Mordversuch gegen sie eingeleiteten Processes wurden sie mit großer Härte behandelt, ihre Güter und Einkünfte eingezogen, ihre Unterrichtsanstalten geschlossen.

Mit demselben Ernste suchte Pombal auch die mangelhaften Zustände der Staatsverwaltung, der Landwirthschaft, des Kriegswesens und der Rechtspflege zu bessern. Als in Lissabon durch ein schreckliches Erdbeben 30,000 Häuser zerstört wurden und Verzweiflung und Verbrechen alle Bande zu lösen drohten, war er unermüdlich bedacht, die Wunden zu heilen. Durch strenge Justiz wehrte er den Dieben und Uebelthätern, durch Oeffnen der königlichen Kornspeicher und durch Herbeischaffung fremden Getreides steuerte er der Noth und durch Wiederherstellung der Wasserleitungen sorgte er für die nächsten Bedürfnisse. Bei dem Wiederaufbau der Stadt drang er auf breite Straßen und

1. Novbr. 1755.

zweckmäßige, ansehnliche Wohnhäuser, damit das Volk an Reinlichkeit gewöhnt würde, und verschönerte Lissabon durch prachtvolle, gemeinnützige Gebäude, wie Börse, Kaufhaus, Arsenal. Als im siebenjährigen Kriege das mit England verbündete Portugal von Spanien bedroht wurde und der erbärmliche Zustand des Heerwesens zum Vorschein kam, berief Pombal den als Feldherr berühmten Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg und brachte mit dessen Hülfe die portugiesische Armee bald auf einen solchen Fuß, daß sie hinter andern Nationen nicht zurückstand. Dabei war die Staatskasse stets gefüllt, weil er viele unnütze Hofschranzen entfernte. Auch dem Ackerbau und der Industrie widmete Pombal seine Sorge, um Wohlstand, Thätigkeit und Selbständigkeit in der Nation zu erzeugen, aber in Allem bewies er neben der hohen Kühnheit eines unternehmenden Reformators die Härte und Willkür eines Despoten. Alle Kerker waren mit Geistlichen
1777. und Edelleuten angefüllt und furchtbare Stimmen erhoben sich gegen ihn, als diese nach
Maria † 1816. Josephs Tod unter der Regierung seiner schwachen und abergläubischen Tochter Maria zu Hunderten ihren Gefängnissen, die bisher ihre Gräber gewesen, entstiegen und um Rache schrieen. Pombal zog sich zurück und vertheidigte seine Verwaltung in einer energischen Schrift; aber durch diese reizte er seine Feinde so sehr, daß er als achtzigjähriger Greis noch vor Gericht gestellt und dann aus der Nähe der königlichen Residenz
Pombal † 8. Mai 1782. verwiesen wurde. In Kurzem gingen alle seine Neuerungen unter; Priester und Mönche herrschten wieder am Hof; Aberglaube, Unreinlichkeit und Unwissenheit kehrten wieder bei dem Volke ein und die Nation sank zurück in den traurigen Zustand, aus dem sie
1792. Pombals kräftige Hand zu reißen gesucht. Maria verfiel zuletzt in Wahnsinn, so daß
seit 1816. ihr Sohn Johann VI. die Regentschaft übernehmen mußte. Erst nach ihrem Tode führte er den Königstitel.

Karl III. in Spanien 1759–1788. §. 821. b) Spanien und Neapel unter Karl III. und seinen Ministern. Karl III., ein aufgeklärter, der französischen Philosophie huldigender Fürst, suchte zuerst als König von Neapel (seit 1735) durch den geschickten und freisinnigen Staatsmann Tanucci, dann als König von Spanien durch gleichgesinnte Minister, wie Aranda, Grimaldi, Squilaci u. A., die Zustände in Kirche und Staat auf eine die Volksbildung und den Nationalwohlstand fördernde Weise zu reformiren. Da aber der Jesuitenorden allen ihren Bestrebungen Hindernisse in den Weg legte, so ahmten die bourbonischen Höfe Pombals Beispiel nach. In Frankreich hatte ein vor dem Pariser Parlament gegen die Jesuiten geführter ärgerlicher Prozeß wegen Handelssachen die schlaffe Moral und die verderblichen Grundsätze des Ordens von Neuem ans Licht gebracht und die ungünstige Stimmung gegen die Gesellschaft Jesu so gesteigert, daß, als der Ordensgeneral durch den bekannten Ausspruch sint ut sunt aut non sint jede Abänderung ihrer Statuten verweigerte, der Minister Choiseul den
1764. König bewog, das Bestehen des Jesuitenordens für unvereinbar mit dem Staatswohl zu erklären und ihre Collegien schließen zu lassen. Dies ermuthigte den spanischen Minister Aranda zu einem kühnen Gewaltstreich. Nach einem angeblich von den Jesuiten bewirkten Aufstand gegen die Finanzmaßregeln der Regierung in Madrid ließ er in Einer Nacht
31. März 1767. an 5000 Glieder des Ordens in allen Provinzen des Reichs verhaften, ohne Unterschied des Alters oder Ranges zu Schiffe bringen und gleich Verbrechern nach dem Kirchenstaate abführen. Ihre Güter wurden eingezogen, ihre Anstalten geschlossen. Aehnliche Gewaltschritte geschahen in den spanischen und portugiesischen Töchterstaaten Amerika's, ferner in Neapel, wo Tanucci unter Karls III. minderjährigem Sohne,
Ferdinand IV. in Neapel 1759–1825. Ferdinand IV., das Reich fast unumschränkt verwaltete, und in Parma, wo der Papst durch eine heftige Bulle den bourbonischen Herzog und seinen französischen Minister von kirchlichen Neuerungen abhalten wollte.

Tanucci's kirchliche Reformen waren für Neapel sehr wohlthätig. In diesem von den Päpsten als Lehn behandelten Reiche hatte die Kirche und der Klerus so sehr das Uebergewicht, daß die weltliche Regierung ganz machtlos war. 112,000 Geistliche waren nicht nur für sich und ihre Güter von den Landesgesetzen befreit, sondern schützten auch Alle, die in ihren Bezirken ein Asyl suchten; der Papst betrachtete die geistlichen Stellen als sein Eigenthum und bezog die

Einkünfte während deren Erledigung. Tanucci hob dieses päpstliche Recht auf, verlieh dem Thron und der weltlichen Regierung höhere Gewalt, minderte die Privilegien und die Zahl des Klerus und säcularisirte eine Menge überflüssiger Klöster zum Vortheil der Staatskasse. — In Amerika war die Ausweisung der Väter in Beziehung auf die Indianer ein schweres Uebel. „Am Marannon, in den östlichen Ebenen des heutigen Ecuador verkamen, in Californien verschwanden die aufblühenden Missionen der Jesuiten; am Paraguay erfolgte Zerrüttung und Verwilderung nach ihrem Abgange; den Eingebornen ging ihr gewohnter Unterricht, der Sporn ihrer Thätigkeit, die Zucht der Sitte verloren; die Indianerschulen auch in den Städten verfielen." So nachtheilig aber die Unterdrückung der Jesuiten für die Indianer, die keiner andern Zucht fähig waren, erscheinen muß: so segensreich war dieselbe für die Fortbildung und Hebung der Weißen, die jetzt erst anfingen, sich den Studien zu widmen und sich an dem geistigen Leben Europa's zu betheiligen.

Aranda's Reformthätigkeit erstreckte sich über alle Einrichtungen in Kirche und Staat. Er beschränkte die furchtbare Inquisition und ihre Ketzergerichte; er minderte die Gewalt der päpstlichen Curie, er machte das Unterrichtswesen unabhängig von der Geistlichkeit; er sorgte für gemeinnützige Anstalten und für eine geordnete Verwaltung; er übertrug seinem Freund Olavides die Kolonisirung der öden, unbebauten Sierra Morena. Als aber die Geistlichkeit über den alternden Karl III. wieder Einfluß gewann, wurde Aranda von den Geschäften entfernt. Er begab sich nach Paris, 1773. sein Freund Olavides aber wurde von der wieder zur Macht gelangten Inquisition vorgeladen, weil er Protestanten aus Deutschland und der Schweiz in der neuen Kolonie (La Carolina) angesiedelt hatte, und mußte mehrere Jahre im Kerker schmachten, bis es ihm glückte, nach Genf zu entkommen, wo er seine freigeistigen Ansichten allmählich ablegte und sich dadurch die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath erwarb. — Eine ähnliche Sinnesänderung beurkundete auch ein anderer spanischer Minister, Florida Blanca, der unter der Regierung Karls IV. als Mäcenas gepriesen ward, weil er Karl IV. 1788—1808. Wissenschaft und Gelehrte begünstigte, Künste hob und die Hauptstadt verschönerte.

2. Der Norden Europa's.

§. 822. a) Dänemark. Struensee. Durch die Verfassungsänderung vom Jahr 1660 (§. 720) war die dänische Königsmacht unumschränkt geworden, und durch die Eigenschaften der Herrscher ward der Zustand des Landes bedingt. Friedrich IV. Friedrich IV. 1700—30. (§. 775) ahmte die Pracht des französischen Hofes nach, war aber dabei doch ein guter Staatswirth, so daß er ein wohlhabendes Land und eine gefüllte Staatskasse hinterließ. Sein Nachfolger Christian VI. war ein äußerst frommer, auf Gottesdienst und kirch- Christian VI. 1730—46. liche Zucht haltender Monarch; aber über dem Streben, seinen Unterthanen dieselbe fromme Gesinnung einzuflößen, vernachlässigte er den Staatshaushalt so, daß sein Reich in Schulden gerieth. Der Bau des prächtigen Residenzschlosses in Kopenhagen und eines andern stattlichen Schlosses auf dem Lande trug freilich auch dazu bei. Dennoch geschah Manches für Hebung der Industrie, des Handels und Ackerbaues und für Verbesserung des Schulwesens. Die Regierung Friedrichs V. wird als das goldene Zeitalter Friedrich V. 1746—66. Dänemarks für Wissenschaft und Kunst gepriesen. Glänzende Gebäude erhoben sich, Akademien wurden gegründet, ein botanischer Garten angelegt, Schauspiele und Opern, die unter der vorigen Regierung verboten waren, ergötzten wieder den Adel und die Bewohner der Hauptstadt. Klopstock erhielt zur Vollendung seiner Messiade ein Jahrgehalt, und auf eine von namhaften Gelehrten (darunter der ältere Niebuhr) unternommene Reise in den Orient wurden große Summen verwendet; für Besserstellung des gemeinen Mannes, des Bauern und Handwerkers, geschah dagegen wenig. Nur der ältere Graf Bernstorf, ein in jeder Beziehung musterhafter Edelmann, dessen Thätig- † 1772. keit dem Handel, der Industrie und den Wissenschaften nicht minder zugewendet war, als der Hebung des Ackerbaues, setzte die leibeigenen Bauern seiner Güter in Freiheit und versorgte sie mit einem genügenden Eigenthum, ein Beispiel, das dann die Krone und der übrige Adel bald nachzuahmen sich genöthigt sahen. — Christian VII. war ein geistes- Christian VII. 1766—1808.

schwacher, durch eine verfehlte Erziehung mißleiteter Fürst, der durch seinen Hang zu sinnlichen Ausschweifungen und toller Ausgelassenheit schon in jungen Jahren Gegenstand der Besorgnisse für alle Wohlmeinenden war. Bald nach seiner Thronbesteigung unternahm er eine so unvernünftige, kostspielige und für das arme Land drückende Reise, daß durch eine sogar auf Dienstboten ausgedehnte Kopfsteuer die Kosten dazu aufgebracht werden mußten. Von dieser Reise kam der König geschwächt an Körper und zerrüttet an Geist zurück. Daher fiel es dem deutschen Arzte Struensee, einem schönen, gebildeten jungen Manne aus Halle gebürtig, der die Reise mitgemacht, sich durch seine geistreiche Unterhaltung die Gunst des Königs erworben hatte und nun als Leibarzt angestellt wurde, nicht schwer, sich unentbehrlich zu machen und mit Hülfe der Königin Caroline Mathilde, einer Schwester Georgs III. von England, von Stufe zu Stufe zu steigen,
1771. bis er als Reichsgraf und allmächtiger Minister den Monarchen und den Staat ganz nach seinem Willen leitete und mit der unerhörten Vollmacht ausgerüstet wurde, daß alle von ihm unterzeichneten und mit dem Kabinetssiegel versehenen Verordnungen dieselbe Gültigkeit haben sollten, als wenn der König sie selbst unterschrieben hätte. — Struensee entfernte die bisherigen Minister und Gesellschafter des Königs aus dessen Nähe, verschaffte der hochsinnigen Königin, die dem Fremdling mit ungewöhnlicher Neigung zugethan war, größern Einfluß bei ihrem Gemahl und umgab den Monarchen, dessen Geistesschwäche immer sichtbarer wurde, mit zuverlässigen Leuten, unter denen besonders der gleich Struensee in den Grafenstand erhobene Gesellschafter des Königs, Brand, durch seinen Einfluß wie durch sein tragisches Ende merkwürdig war. Struensee, der aus dem fromm und orthodox erzogenen Sohne eines deutschen Pastors in Altona ein Freigeist im Sinne Voltaire's und der Encyclopädisten geworden, führte nun eine Reihe höchst wichtiger Neuerungen in Dänemark ein. Bisher waren die meisten Beamtenstellen von den Edelleuten, die höheren an ihre Standesgenossen, die niedern an ihre Diener vergeben worden, jene mit übergroßen, diese mit kärglichen Besoldungen. Diesem Uebelstande steuerte Struensee gründlich und auf eine Weise, daß die Verwaltung besser, die Beamten angesehener und die Ausgaben geringer wurden. Kein Diener, der einem Herrn aufgewartet, durfte ferner zu einem Amte vorgeschlagen werden. Ebenso machte er den Gerichtsgang einfacher und weniger kostspielig, indem er den Richtern die Sporteln untersagte und feste Einnahmen aus der Staatskasse zuwies, den Proceßgang verkürzte und die Zahl der Gerichtshöfe verminderte. Er beseitigte die „scharfe Examination" oder die Unsitte, mit der Knute Geständnisse zu erzwingen, schaffte die zahlreichen Titel und Ehrenauszeichnungen ab, lohnte Fähigkeiten, Kenntnisse und Verdienste durch Aemter und Beförderungen und minderte die Befugnisse des adeligen Staatsraths; er hob die Monopolien, Zünfte und Innungen auf und stellte durch Regelung der Frohndienste den Bauer unter den Schutz der Gesetze. Während diese und ähnliche Einrichtungen, wodurch die Gewalt der Regierung erhöht, bürgerliche Gleichheit begründet und Ersparungen im Staatshaushalt eingeführt werden sollten, den mächtigen Adel verletzten, beleidigte Struensee durch die Anwendung der deutschen Sprache in seinen Edicten und im Verwaltungs- und Gerichtswesen das Nationalgefühl der auf das deutsche Element ohnedies stets eifersüchtigen Dänen und durch die Aufhebung der dritten Feiertage und Milderung der strengen Kirchenzucht die orthodox-lutherische Geistlichkeit. Unter diesen Umständen war die Aufhebung der Censur sehr bedenklich, indem die Presse nun ihre Angriffe hauptsächlich gegen den Minister selbst richtete. Ueber dem Haupte Struensee's und der mit ihm verbundenen Königin zog sich daher bald ein unheilvolles Gewitter zusammen, dessen Ausbruch er selbst durch Mangel an Muth und Entschlossenheit beschleunigte. Ein von 300 Matrosen erregter Tumult setzte ihn so in Schrecken, daß er mit dem Hofe entfloh und den Tobenden ihre Forderungen gewährte. Die berittene Leibgarde, die er unter andere Regimenter vertheilen wollte, empörte sich und trotzte ihm ihren Abschied und Geldgeschenke ab. Die bei diesen und anderen Gelegenheiten bewiesene Unentschlossenheit und Muthlosigkeit Struensee's erfüllte die herrschsüchtige Stiefmutter des Königs, Juliane, und ihre Vertrauten Guldberg und Ranzau-Ascheberg mit dem
Jan. 1772. Gedanken, den Sturz des Ministers zu bewirken. Durch eine nächtliche Ueberraschung und durch Schilderung bevorstehender Gefahren brachten sie den König dahin, die gegen

Struensee, Brand und zwölf andere einflußreiche und mit dem Minister befreundete Männer bereits ausgefertigten Verhaftsbefehle zu unterzeichnen und die Königin durch ein Handbillet nach der Festung Kronenburg zu verweisen. Hierauf wurden Struensee und Brand gefesselt in moderige Kerker geworfen, nach einer unter Angst und Entbehrungen fünf Wochen lang ertragenen Haft vor ein außerordentliches, größtentheils aus ihren Gegnern zusammengesetztes Gericht gestellt und als Hochverräther mit Enthauptung 28. April 1772.
und Verlust der rechten Hand bestraft. Die Königin Karoline Mathilde, durch Struensee's Schwäche verrathen, wurde von dem Könige geschieden. Sie lebte fortan in Celle, eine liebevolle Helferin der Armen und Bekümmerten, starb aber schon nach drei 1775.
Jahren vor Gram. Nach Struensee's Sturz bemächtigte sich Juliane der Regentschaft und ließ durch Guldberg alle mißfälligen Neuerungen abstellen. Erst nach zwölf Jahren wurden beide durch den Kronprinzen Friedrich entfernt, der alsdann im Namen 1784.
seines Vaters die Regierung führte und die Leitung des Ministeriums und der Verwaltung dem jungen Bernstorf, des Vorigen Neffen, übertrug. Dieser ausgezeichnete Staatsmann stand bis zu seinem Tod dem hohen Posten mit Kraft und Klugheit vor und war auf Hebung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Wissenschaft rühmlichst bedacht. Er bewies, daß selbst in einer absoluten Monarchie Preßfreiheit bestehen kann, wenn die Verwaltung sich in tüchtigen Händen befindet und die Regierung das Volkswohl gewissenhaft im Auge hat.

Der Haus-Vertrag mit Rußland, wodurch der Großfürst Paul als Herzog von Holstein 1773.
seinen Antheil an diesem Lande und alle Ansprüche auf Schleswig an Dänemark abtrat und dafür die bald nachher zum Herzogthum erhobenen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst erhielt, war zwar für Dänemark vortheilhaft, begründete aber daselbst den russischen Einfluß. Nicht lange darauf übertrug Paul das neue Herzogthum Oldenburg dem Fürstbischof Friedrich August von Lübeck von der jüngern Holsteinischen Linie.

§. 823. b) Schweden unter Gustav III. Die nach Karls XII. Ermordung in Schweden eingeführte Adelsherrschaft unter dem Scheinregimente eines Königs (§. 784) führte eine Periode der Schmach herbei. Die herrschende Aristokratie oder Oligarchie bestand aus Leuten ohne Ehrgefühl und Patriotismus, die sich fremden Staaten verkauften und denjenigen Höfen dienten, von denen sie die größten Summen zogen; des Landes Ehre und Wohlfahrt kam dabei nicht in Betracht. Nach dem Abschlusse der erwähnten schmachvollen Friedensschlüsse (§. 784) verkauften sich die Einen, Graf Gyllenborg an der Spitze, an Frankreich, die Andern unter dem Paniere des Grafen Horn, an Rußland. Jene bezeichnete man als Hüte, diese schalt man Mützen. Beide Parteien haßten und verfolgten einander aufs Blut und machten die Reichstage zum Schauplatze ihrer feindseligen Angriffe. Beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs wünschte die französische Regierung Rußland zu beschäftigen, um es vom Anschluß an Maria Theresia abzuhalten. Sie bewirkte daher durch ihre Partei in Schweden, daß die Reichsstände an Rußland den Krieg erklärten, wozu die Ermordung 1741.
eines schwedischen Gesandten von russischen Soldaten die Veranlassung bot. Da aber der herrschende Adel die von Frankreich gewährten Subsidiengelder unter sich getheilt hatte, so war das Heer in der erbärmlichsten Verfassung. Die Schweden wurden daher bei Willmanstrand in Finnland aufs Haupt geschlagen und bei Helsingfors so 1741.
eingeschlossen, daß sie in ihrer Rathlosigkeit Finnland den Russen hätten preisgeben müssen, 1742.
hätte nicht die Kaiserin Elisabeth unter der Bedingung, daß das Unrecht an der mit Rußland verwandten Holstein-Gottorp'schen Linie wieder gut gemacht würde, in dem Frieden von Abo ihre Forderungen herabgestimmt. Die Schweden ernannten den 1743.
Herzog von Holstein-Gottorp, Adolf Friedrich, den nächsten Verwandten des russischen Großfürsten, zum Thronerben und willigten in die Abtretung Finnlands bis zum Flusse Kymene. Unter der Regierung des schwachen, mit einer Schwester Friedrichs II. von Preußen vermählten Königs Adolf Friedrich gelang es dem schwedischen Adel, Adolf Friedrich
die Königsrechte noch mehr zu beschränken und die Krone vollends um alle Macht und 1751—71.
alles Ansehen zu bringen. Der Reichsrath mischte sich in die innern Angelegenheiten der

königlichen Familie und in die Erziehung der Prinzen; er riß die Befugniß an sich, die wichtigsten Staatsämter zu besetzen und Beschlüsse, denen der König zweimal seine Zustimmung versagt, eigenhändig mit dessen Unterschrift zu versehen. Ein Versuch der „Mützen", die Verfassung zu Gunsten des Monarchen zu ändern, schlug fehl und verschaffte den „Hüten" den vollständigsten Sieg. Die Folge davon war, daß Schweden als Bundesgenosse Frankreichs gegen den Willen des mit dem preußischen Hofe verwandten Königs in den siebenjährigen Krieg gezogen wurde, wodurch das ohnedies verarmte Land in die traurigste Lage kam. Dies führte zwar den Sturz der französischen Partei herbei, aber die neue Oligarchie der russischen Partei tyrannisirte König und Volk nicht minder als ihre Vorgänger, so daß Adolf Friedrich zuletzt durch die Drohung, die Krone
1769. niederzulegen, die Machthaber zwang, einen außerordentlichen Reichstag einzuberufen. Dieser entließ den größten Theil der dem Monarchen widerstrebenden Räthe und gab dem Throne wieder einiges Ansehen zurück; aber eine gänzliche Umgestaltung der bestehenden Ordnung, wie der kühne und kluge Kronprinz sie gewünscht, scheiterte an der Friedensliebe und Rechtlichkeit des Vaters.

Gustav III. 1771—92. Bei dem Tode Adolf Friedrichs befand sich sein Sohn Gustav III. in Paris. Er faßte alsbald den Plan, die Verfassung umzustürzen, und empfing von dem französischen Hofe Mittel und Rath dafür, leistete aber dennoch den Eid auf die bestehende Ordnung. Gustav war ein für französische Sitten und Bildung eingenommener Mann, beredt, klug, entschlossen und tapfer und bei dem schwedischen Volke als eingeborner König sehr beliebt. Die Zwietracht des übermüthigen Adels, der Haß des rechtlosen Volkes gegen die herrschende Oligarchie und die traurige Lage des Landes bestärkten den jungen, in der Kunst der Verstellung geübten Monarchen nach seiner Rückkehr in dem Vorsatz, der Krone ihre frühere Macht wieder zu geben. Bald nach seiner kostspieligen, pomphaften Krönung kündigte in Christianstadt verabredetermaßen ein Hauptmann mit seiner Mannschaft den versammelten Ständen den Gehorsam auf, und während diese Anstalten trafen, die Vermessenheit zu bestrafen, glückte es dem ritterlichen König, durch eine wohlgesetzte Rede die in der Hauptstadt liegenden Garden zu gewinnen und zu einem Eide, der sie nur ihm verpflichtete, zu bewegen. Leicht brachte er dann das Volk, das dem freundlichen König ebenso gewogen als der stolzen Adelsaristokratie abgeneigt war, auf seine Seite, indeß seine Brüder in den Provinzen die Truppen zu gewinnen wußten. Unter diesen Um-
1772. ständen blieb dem am 20. August zusammengetretenen Reichstag nichts übrig, als die vom König vorgelegte Verfassung anzunehmen, zumal das Sitzungshaus mit Militär und Geschütz umstellt war. Durch diese unblutige Revolution, bei der sich Gustav mit großer Umsicht und Mäßigung benahm, wurde dem schwedischen Throne Ehre und Macht zurückgegeben.

Der aus siebenzehn Edelleuten bestehende Reichsrath wurde in die Schranken einer berathenden Behörde gewiesen und ihm nur das Vorschlagsrecht bei der Besetzung erledigter Rathsstellen gelassen. Die Stände durften sich nur in Folge einer königlichen Einberufung versammeln und blos mit dem befassen, was der König ihnen vorlegen würde, wogegen sich dieser verpflichtete, keinen Krieg ohne ihre Zustimmung anzufangen. Die ausübende Gewalt aber, die Verfügung über die Land- und Seemacht, die Anstellung aller Staats- und Kriegsbeamten und das Recht, mit fremden Nationen Verträge zu schließen, lag gänzlich in der Hand des Monarchen. Ja sogar die Besteuerung war seinem Willen fast ganz anheimgestellt, indem er nur einen von ihm abhängigen Ausschuß der Stände zu Rathe zu ziehen brauchte, eine bei einem so prachtliebenden und verschwenderischen Fürsten, wie Gustav III., höchst bedenkliche Bestimmung.

§. 824. Gustavs III. Ausgang. Von den Einrichtungen, die Gustav III. nach der Verfassungsänderung traf, gereichten einige zum Wohle des Volks, wie die Verbesserung des Gerichtswesens, wobei die Folter abgeschafft wurde, die Anlegung von Hospitälern und Waisenhäusern u. A. m., zum großen Theil aber gingen sie aus Prachtliebe, aus Nachahmungssucht französischer Sitten und aus Anhänglichkeit an verschwundene Ritterzeiten hervor. Die Gründung einer Akademie nach französischem Zuschnitt,

die Errichtung von Theatern und Opernhäusern und die Wiederherstellung der Turniere und Ringelrennen brachten dem Lande nicht den geringsten Vortheil und kosteten weit mehr Geld, als durch die Abstellung alter Mißbräuche erspart wurde. Des Königs unzeitgemäße Heldenträume, die Wiederbelebung einer untergegangenen Ritterlichkeit, die versuchte Einführung einer allgemeinen Nationaltracht u. dgl. m. lenkten seine Thätigkeit und seinen Sinn auf nichtige Dinge und betrogen die Welt um die großen Hoffnungen, die sie von seinen Talenten gehegt. Seine oft unüberlegten Neuerungen erbitterten den gegen ihn aufgebrachten Adel immer mehr, und das Gesetz, welches das Branntweinbrennen für ein königliches Vorrecht erklärte und allen Schweden die Verpflichtung auflegte, das gewohnte, sonst von jeder Familie selbst bereitete Getränk um theures Geld den königlichen Brennereien abzukaufen, erregte auch bei den untern Ständen große Unzufriedenheit. — Die feindselige Stimmung gab sich zuerst kund, als Gustav, ohne bei den Ständen anzufragen, einen Krieg gegen Rußland unternahm, um die 1788.
früheren schwedischen Besitzungen wieder zu erobern. Die finnische Armee, durch russische Unterhändler verführt, erklärte sich nach einigen Gefechten gegen den verfassungswidrigen Krieg. Bestürzt verließ Gustav das Heer und wendete sich mit seiner eindringlichen Beredsamkeit an das Volk, besonders die kräftigen Dalekarlen im nördlichen Gebirgsland, die ihn bald in Stand setzten, an seinen Widersachern Rache zu nehmen. Durch die sogenannte Vereinigungs- und Sicherheits-Acte, die er dem durch die Verhaftung von dreißig seiner Hauptgegner geschwächten Reichstag abtrotzte, riß der König das Recht an sich, ohne Befragung der Stände Krieg zu führen, hob den Reichsrath und alle bei der Aenderung der Verfassung noch übrig gelassenen Schranken auf und gewährte dem Bürgerstand den Zutritt zu allen Aemtern und die Befugniß, Rittergüter zu erwerben. Durch eine neue drückende Steuer mit dem nothwendigen Gelde versehen, setzte jetzt Gustav den Krieg zu Wasser und zu Lande mit Ernst gegen Rußland fort; allein so viele Proben er auch von persönlicher Tapferkeit ablegte und so glänzend der Waffenruhm der Schweden auch erneuert wurde, so ließ der Friede von Werelä doch die früheren 14. Aug. 1790.
Grenzen bestehen und der kostspielige Krieg blieb ohne allen Gewinn. Noch bluteten die Wunden, die der russische Krieg geschlagen, und eine schwere Schuldenlast drückte das Land, als Gustav, nunmehr im Bunde mit Rußland, auf einen neuen Krieg mit Frankreich sann, um der Verbreitung der Revolutionsideen entgegenzutreten und in der Rettung des unglücklichen Ludwig XVI. seinen ritterlichen Sinn zu bewähren. Schon hatte Gustav eine Reise nach Deutschland unternommen, um für diesen, die Kräfte seines Volks weit übersteigenden Krieg Bundesgenossen zu werben, als sein Unternehmen zuerst an der hartnäckigen Weigerung der Stände, die nöthigen Geldmittel zu bewilligen, scheiterte. Um nun aber nicht einen neuen Gewaltstreich zu erleiden, bildeten einige tiefgekränkte Edelleute eine Verschwörung, in Folge deren Gustav III. auf einem Maskenballe von dem 17. März 1792.
ehemaligen Gardeofficier Ankarström eine tödtliche Schußwunde empfing, an welcher † 29. März.
er zwölf Tage nachher starb. Sein Sohn Gustav IV., der bis zu seiner Volljährigkeit Gustav IV. 1792—1809.
unter der Leitung seines Oheims Karl von Südermanland stand, erbte seines Vaters ritterliche Grillen, trieb sie aber zu seinem Unglück auf eine so bedenkliche Höhe, daß sie seine Absetzung zur Folge hatten.

3. Deutschland zur Zeit Friedrichs des Großen und Josephs II.

§. 825. a) Das deutsche Reich (vgl. §. 797.) Schon längst war das deutsche Reich als Staatseinheit um alle Achtung gekommen, und sowohl das Oberhaupt als die Glieder verfolgten ihre eigenen Interessen, unbekümmert um das Gemeinwohl. Der aus bevollmächtigten Gesandten der Fürsten und Reichsstädte bestehende ständige Reichstag in Regensburg (§§. 716. 790) hatte alles Ansehen verloren, indem er vor Reden und Unterhandlungen selten zu einem Beschluß kam, oder, wenn er dazu kam, demselben keinen Nachdruck zu geben vermochte. Die alten Reichscollegien entbehrten des lebendigen Zusammenhangs, boten keine wirkliche Vertretung des Reichs mehr und waren in ein Labyrinth schwerfälliger Formen und pedantischer Ceremonien verstrickt. Durch

Uebertragung waren in der Regel mehrere Stimmen in einer Hand vereinigt und die Abgesandten größerer Staaten vertraten zugleich die Rechte der kleineren, der Kostenersparung wegen. Mit kleinlicher Eifersucht verfocht man veraltete Rechte, wachte mit der größten Sorgfalt über Rang, Titel und Stimmberechtigung und widmete zwecklosen Streitigkeiten über äußerliche Formalitäten oder über zweifelhafte Rechte und Befugnisse dieses oder jenes katholischen oder evangelischen Reichsstandes alle Zeit und Thätigkeit, während Fremdlinge oder dem Reiche entfremdete einheimische Fürsten Deutschland zum Schauplatz ihrer Kriege machten und den vielfach getrennten und uneinigen Staatskörper mit Verachtung und Uebermuth behandelten. Wurde nach jahrelangen Berathungen die Aufstellung eines Reichsheeres beschlossen, so war dasselbe so mangelhaft und in so elendem Zustande, daß es zum allgemeinen Gespötte diente. Die im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich II. erlassene Achtserklärung wurde mit Hohn und Gelächter vernommen und so gering war das Gewicht, welches der Beitritt des deutschen Reichs in die Wagschale des Kriegs legte, daß dasselbe bei den Friedensunterhandlungen in Hubertsburg gar nicht vertreten war und der Abschluß ohne seine Zustimmung erfolgte. Der Reichstag hatte nichts dabei zu thun, als dem Kaiser zu danken, daß er mit landesväterlicher Sorge für Erhaltung der Verfassung, Würde und Freiheit des Reiches bedacht gewesen sei, obwohl Deutschlands verwüstete Fluren und niedergebrannte oder ausgeplünderte Ortschaften noch lange die Wunden zeigten, die der Krieg geschlagen.

Wie die kraftlose Vertretung des deutschen Staatskörpers das ganze Reich um alles Ansehen und alles Gewicht in den europäischen Staatenverhältnissen brachte, so raubte der traurige Zustand des **Gerichtswesens** dem Schwachen jeden Schutz und gestattete dem Verwegenen, Klugen oder Mächtigen jede Art von Ungerechtigkeit und Bedrückung. Das **Reichskammergericht** in Wetzlar, „das Kleinod der deutschen Verfassung", vor welchem die Klagen der Reichsstände unter einander oder mit ihren Unterthanen zur Untersuchung kamen, verlor mehr und mehr an Ansehen, theils indem sich die mächtigeren Reichsglieder der Wirksamkeit desselben zu entziehen wußten, theils weil es mit solcher Bedächtigkeit und Weitschweifigkeit verfuhr, daß die Processe viele Jahre anhängig waren, ehe es zum Spruche kam, daß die klagenden Parteien oft darüber starben oder verarmten und daß die Gerichtsacten sich ins Unermeßliche anhäuften. Dabei sahen sich die Richter, wegen der unregelmäßigen Einzahlung der von den einzelnen Staaten zu leistenden Matricularbeiträge, hinsichtlich ihrer Besoldung größtentheils auf die **Sporteln** angewiesen, wodurch der Bestechung Thür und Thor geöffnet war. Daher die häufigen Klagen über Parteilichkeit, Ungerechtigkeit und Verrath des Amtsgeheimnisses. Was aber die **niedere Gerichtsbarkeit** angeht, so war es bei der großen Verschiedenheit der Landesgesetze, bei der Kleinheit der Territorien und bei der unbegrenzten Herrschaft der Beamten und Richter für den geringen Mann sehr schwer, sich Recht zu verschaffen. Juristen und Advocaten hatten ihr goldenes Zeitalter. — Am schlimmsten stand es um die **ausübende Regierungsgewalt**. Die Macht des Kaisers war zu einem leeren Schatten, sein Einkommen auf wenige tausend Gulden herabgesunken. „Damit der Kaiser nichts Böses thue, war ihm das Vermögen genommen, überhaupt etwas zu thun." Ungefähr vierthalbhundert erbliche oder gewählte Fürsten und republikanische Gemeinheiten mit der verschiedensten Macht und dem ungleichsten Länderbesitz, nicht zu gedenken der zahlreichen reichsunmittelbaren **Ritterschaft** in Franken, Schwaben und am Rhein, herrschten mit vollkommenen Hoheitsrechten in Deutschland und ließen dem gemeinsamen Oberhaupte nichts übrig als die Bestätigung gegenseitiger Verträge, Standeserhöhungen, Volljährigkeits- und Legitimations-Erklärungen. „Alle Größe im politischen Leben des deutschen Volks war erstickt; Niemand fühlte sich als Glied eines großen Ganzen, für welches man leben und sterben müsse."

Grafen- u. Fürstenthümer.

Die reichsunmittelbare Fürsten-, Grafen- und Ritterschaft und die Reichsstädte. Am schlimmsten waren die öffentlichen Zustände in den zahlreichen **Grafen- und Fürstenthümern** von „reichsunmittelbarem" Rang. „Auch in diesen Gebieten, in denen höchstens für eine patriarchalisch-einfache Verwaltung Raum war, versuchte man zu regieren, bestand ein Hof, existirten Minister, wurden Rechtspflege, Kirchen- und Schulwesen, Finanzen und Militärsachen

wie umfassende Departements gesondert, und je mehr die Kleinheit der Mittel einen Zweifel an der fürstlichen Herrlichkeit wecken mochte, um so eifersüchtiger ward auf die Machtvollkommenheit der von „Gottes Gnaden“ eingesetzten Souveränetät gehalten.“ In solchen Händen war die souveräne Gewalt „ein furchtbares Spielwerk, ein schneidend Schwert in der Hand des schwachen Kindes, zum Ernst zu wenig, zum Scherz zu viel.“ — Auch die zahlreiche „Reichsritterschaft“ übte auf ihrem Gebiet nicht nur Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht, sondern auch „die Regalien der Münze, des Zolls, des Geleits, der Posten, der Jagd, der Gerichtsbarkeit und Polizei, also eine Reihe von Hoheitsrechten, welche dem landsässigen Adel versagt waren.“ Die Ritterschaft hielt gewöhnlich zum Kaiser, der ihr dafür allerlei Privilegien zuwendete. Durch Verbindungen schützte sie sich gegen die Angriffe der größeren Landesherren und hielt dadurch die Incorporation ab. Sie zerfiel in Cantone mit eigenen „Ortsvorständen“, welche bei dem Kaiser und Reichstag die Freiheiten und Gerechtsame der Ritterschaft zu wahren hatten. Durch Verschwendung und schlechte Wirthschaft in ihrem Vermögen und Einkommen beschränkt und in ihrem Lebenswandel vielem gerechten Tadel ausgesetzt, war die Ritterschaft ohne Kraft und moralischen Halt und vermochte nur mühsam den Uebergriffen der Landesfürsten zu widerstehen. Die schlechte Beschaffenheit der ritterschaftlichen Staatsverwaltung war der Entwickelung der größern Staaten, deren Nachbarn oder Enclaven die ritterschaftlichen Gebiete waren, sehr hinderlich. „Laut klagte man, daß sie den Verkehr störten, die öffentliche Sicherheit beeinträchtigten, daß durch sie jede strenge Handhabung der Justiz und Polizei unmöglich werde. In den ritterschaftlichen Gebieten, hieß es, kann keine Commerz- und Zollordnung aufkommen, dort findet man die trefflichen Schulen nicht, die überall ringsum bestehen. Wohl aber hausen dort die Vagabunden, Zigeuner, Betteljuden und Afterärzte.“ Steuerdruck und Frohnden stürzten die Unterthanen in Armuth. — Auch von den einst blühenden und stolzen Reichsstädten waren nur noch wenige in einer gedeihlichen Lage. Zwar bestanden im achtzehnten Jahrhundert noch 51 reichsunmittelbare Städte, deren Abgeordnete, in zwei Bänke vertheilt, ein besonderes Collegium auf dem Reichstag bildeten; aber wie tief waren sie durch die verheerenden Kriege des siebenzehnten Jahrhunderts von ihrer ehemaligen Bedeutung herabgesunken! „Die Zeit war vorüber, wo sich die friedlichen Künste des Lebens, bürgerlicher Fleiß, Wissenschaft und Kunst fast nur hinter den Mauern der Reichsstädte in ungestörter Blüthe entfalten konnten, die größeren fürstlichen Gebiete waren jetzt der Raum geworden, auf dem sich das staatliche und Culturleben rührig und wohlthuend entwickelte.“ Die Reichsstädte waren in ihrem Gebiete und in ihrer ökonomischen Lage heruntergekommen, ihr Handel lag darnieder, und in ihrer Verwaltung und Rechtspflege standen sie hinter den größern und mittlern Staaten weit zurück. Magistrate und Bürgerschaft waren häufig im Streit; Bestechlichkeit und Nepotismus waren stehende Klagen gegen die städtischen Verwaltungen, und die Einmischung der Reichsjustiz mußte häufig angerufen werden. „Das früher so blühende bürgerliche Gewerbe war verfallen; der handwerktreibende Theil der Bevölkerung theils in eine tiefe Erschlaffung gerathen, theils durch eine verkehrte Zunftgesetzgebung gehindert, sich zu einer freien und selbständigen Thätigkeit zu entwickeln.“ Und mit der materiellen Kraft war auch zugleich das Selbstvertrauen und der kühne Freiheitsstolz der alten Zeit verloren gegangen. Die städtischen Contingente der Reichsarmee waren der Gegenstand des Spottes und Gelächters. „Ein Zustand solcher Art konnte eine größere Erschütterung nicht mehr überdauern. Von der geistigen Bewegung der Nation abgesperrt, aller der Vortheile entbehrend, welche das Staatsleben auf einem größern Raum gewährte, in materiellem Wohlstande tief herabgekommen, und zugleich in Schlaffheit und Verknöcherung befangen, ohne lebendigen Trieb aus der Zerrüttung sich emporzuarbeiten, sondern eben nur von dem Schatten alter Größe und Herrlichkeit zehrend — so konnten die Reichsstädte wohl noch in friedlichen Zeiten fort vegetiren, aber dem Sturm nicht mehr trotzen, der eine neue Weltepoche brachte. Sie theilten mit den geistlichen Staaten und den Gebieten der kleinen reichsunmittelbaren Herren das Loos, von Stoffen der Gährung am stärksten erfüllt und jeder revolutionären Berührung am meisten ausgesetzt zu sein. Darum erlagen sie auch mit jenen am raschesten dem ersten Einflusse der neuen Zeit.“

Reichsritterschaft.

Reichsstädte

§. 826. **Josephs II. Pläne.** Der traurige Zustand des deutschen Reichs erfüllte den thatkräftigen Kaiser **Joseph** II. mit Widerwillen und erzeugte den Wunsch in ihm, durch zeitgemäße Reformen die Uebelstände zu heben. Kaum war er daher durch den Tod seines Vaters Besitzer des deutschen Kaiserthrones

Joseph II 1765–90.

1765.

geworden, als er dem Reichshofrathe von Wien, der dem Reichskammergericht mit gleichen Rechten gegenüberstand und hinsichtlich der Unbescholtenheit und Rechtlichkeit der aus Adeligen und Gelehrten bestehenden Richter wie in Betreff der Geschäftsführung und Gerechtigkeitsliebe in noch viel schlimmerem Rufe stand als der Gerichtshof in Wetzlar, die Annahme jeder Art von Geschenken und „Erkenntlichkeiten" streng untersagte und ihn zu einer beschleunigteren Rechtspflege anhielt. Sodann bewirkte er bei dem Reichstage die Niedersetzung einer
1767. Prüfungscommission für das Kammergericht in Wetzlar; allein so sehr auch Jedermann von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der Rechtspflege überzeugt war, so gerieth bei der Furcht der Stände vor jeder Neuerung die Untersuchung doch bald wieder in Stocken, und das Unternehmen blieb ohne namhaftes
Mai 1776. Resultat. Nach neunjähriger Arbeit trennte sich die Commission „mit gegenseitiger Erbitterung". — Hatte schon dieser Versuch, den morschen Bau von den offenkundigsten Schäden zu heilen, den Fürsten Besorgnisse eingeflößt, so machte sie der Plan des Kaisers, den Thronwechsel in Bayern zur Erwerbung einiger ihm günstig gelegenen Länder zu benutzen, noch mehr bedenklich. Mit Maximilian
30. Decbr. 1777. Joseph erlosch nämlich die bayerische Linie des Wittelsbacher Hauses und das Kurfürstenthum fiel an den nächsten Erben Karl Theodor von der Pfalz. Dieser, ohne rechtmäßige Nachkommen und ohne Liebe für das ererbte Land, ließ sich leicht bereden, Josephs Ansprüche auf Niederbayern, die Oberpfalz und die Herrschaft Mindelheim in einem Vertrag (Convention) als gültig anzuerkennen, um durch Abtretung dieser Landschaften Vortheile für seine natürlichen Kinder zu erlangen. Friedrich II., besorgt über Oesterreichs Vergrößerung und des Kaisers Ländersucht, strebte dieses Vorhaben zu hintertreiben, indem er den nächsten Erben, den Herzog Karl von Zweibrücken, bewog, bei dem Reichstag gegen die Convention zu protestiren, und als dies ohne Erfolg blieb, ein Heer in Böhmen einrücken ließ, um mit gewaffneter Hand eine Aenderung des
1778–79. bestehenden Zustandes zu hindern. Dies führte den **Bayerischen Erbfolgekrieg** herbei, wo im Felde nur wenig, desto mehr mit der Feder gestritten wurde, indem sich beide Theile bemühten, durch gelehrte juristische Abhandlungen ihr Recht zu beweisen. Da aber alle Staaten einen allgemeinen Krieg scheuten, so gelang es der Vermittelung Rußlands und Frankreichs, die Kaiserin Maria Theresia, die
13. Mai 1779. an der Neuerungssucht ihres Sohnes kein Wohlgefallen hatte, zu dem Frieden von Teschen zu bewegen, worin dem pfälzischen Hause Bayern, dem österreichischen das Innviertel mit Braunau und dem preußischen die Erbfolge in den Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth zugesichert ward. Dieser Friede bot der russischen Staatskunst die erste Brücke zur Einmischung in die Angelegenheiten des deutschen Reichs. Nach dem Tode Maria Theresia's machte der über das Scheitern seiner Pläne ungehaltene Kaiser einen zweiten Versuch, Bayern an sich zu bringen, indem er die österreichischen Niederlande (Belgien) als burgundisches Königreich dagegen austauschen wollte. Auch dazu ließ sich Karl Theodor bewegen, und russische Unterhändler waren bemüht, durch lockende Verheißungen die Zustimmung des Herzogs von Zweibrücken zu erwirken.
23. Juli 1785. Aber Friedrich II. suchte durch Stiftung des Fürstenbundes, der allmählich Hannover, Kursachsen, Kurmainz, Hessen-Kassel, Braunschweig, Baden, Anhalt, Mecklenburg u. a. umfaßte und dessen Zweck die Wahrung der fürstlichen

Selbständigkeit und die Erhaltung des Reichs in seinem dermaligen Zustande war, auch diesen Plan zu hintertreiben und dem Pfälzer Haus abermals die Erbfolge in Bayern zu sichern. Der Fürstenbund hob in demselben Grade die Macht und Bedeutung des preußischen Königs, wie er das kaiserliche Ansehen vollends untergrub. Dort herrschte Rechtssicherheit und Achtung vor dem Rechte, während der Kaiser, im Streben nach Vermehrung seiner Hausmacht, nicht selten in die bestehende Ordnung störend eingriff. — Diesem Umschwung in der bisherigen Politik beider Staaten hatte Friedrich das Gelingen der „preußischen Union" zu verdanken, die er in frühern Jahren mehrmals vergebens angestrebt hatte. Dadurch wurde der König von Preußen der Schirmherr der deutschen Reichsverfassung. Allein trotz dieser losen Einigung wurden die Bande, die das deutsche Reich umschlossen, immer mehr gelockert. Jeder Fürst strebte nach selbständiger, unbeschränkter Macht; jeder bildete einen kleinen Hof, wo in Pracht und Verschwendung, in Sitten und Moden, in Sprache, Literatur und Kunst der Hof in Versailles als Vorbild diente. Selbst der Fürstenbund, den einzelne patriotische Mitglieder, wie der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, als Grundlage einer nationalen Einigung und einer Umgestaltung der Reichsverfassung zu benutzen und auszudehnen wünschten, wurde nach Friedrichs II. Tod, als man die österreichischen Vergrößerungspläne nicht mehr fürchten zu müssen glaubte, vernachlässigt, bis er endlich ohne Ergebniß dahinschwand.

§. 827. b) Oesterreich. In Oesterreich, wo die Stände die kaiserliche Macht nicht beschränkten, konnte Joseph II. seine Reformen mit besserem Erfolg ausführen, als in Deutschland. Maria Theresia 1740—1780. Maria Theresia hatte schon während ihrer vierzigjährigen Regierung in Verbindung mit ihrem verständigen und aufgeklärten Minister Kaunitz mancherlei Mißbräuche abgestellt und manche zeitgemäße Aenderung auf ruhigem Wege und mit Umsicht und Besonnenheit getroffen. Das Heer- und Kriegswesen hatte eine gänzliche Umwandlung erfahren, das Gerichtswesen war neu gestaltet worden und in die Finanzen hatte ihr Gemahl, der sich auf Handel und Oekonomie vortrefflich verstand und mit kaufmännischen Talenten besser ausgerüstet war, als mit diplomatischen oder kriegerischen Gaben, Ordnung und Sparsamkeit eingeführt, ohne jedoch dem herkömmlichen Glanze und Aufwande am Hofe zu entsagen. Sie hatte versucht, durch Ritterakademien und andere Unterrichtsanstalten dem unwissenden Adel einige Bildung beizubringen, in den Gemeindeverfassungen und in dem Gewerbe- und Zunftwesen Ordnung und Gleichförmigkeit zu begründen und sie der Aufsicht der Regierung zu unterstellen, und selbst an einige kirchliche Mißbräuche hatte sie ihre reformirende Hand gelegt, so wenig sie auch sonst die kirchenfeindlichen Schritte anderer Staaten billigte. Das landesherrliche Placet wurde in der strengsten Form aufrecht erhalten, das Schulwesen dem Einfluß der Geistlichkeit mehr und mehr entrückt und manche Klostereinrichtung zeitgemäß umgestaltet. Auch die verwirrten Verhältnisse in Ungarn erfuhren durch das große Urbarialgesetz eine heilsame Umwandlung. Dieses bestimmte, daß jedem Besitzer das Maß seiner Berechtigung am Grundbesitz abgemessen, dem Hörigen aber die ungemessene Robot in eine gemessene verwandelt und auf bestimmte Wochentage beschränkt werde. Allein bei allen Anordnungen hatte Maria Theresia die Rechte der ihrem Scepter unterworfenen Nationen, den Glauben des Volks und die Verhältnisse der Stände geschont, und darum ihren talentvollen, aber mit allzugroßer Eile vorwärtsstrebenden Sohn von der Verwaltung der Erbstaaten fern gehalten und ihm eben so wenig Einfluß auf die Staatsgeschäfte gestattet, wie ihrem Gemahl Franz I. Kaum war aber der junge Kaiser durch den Tod seiner Mutter unumschränkter Gebieter der österreichischen Monarchie, als er eine Reihe von Reformen begann, die theils die Geistlichen und ihre Freunde beleidigten, theils den bevorrechteten Adel beeinträchtigten, theils 29. Nov. 1780.

das Nationalgefühl der dem Kaiserhause gehorchenden Völker verletzten. Zwar hatte Joseph II. bei seinen Schritten die edelsten Zwecke, und die Nachwelt, die seine Bestrebungen und Absichten besser zu würdigen vermag, wird seinen Namen stets mit Verehrung nennen; aber er verfuhr mit allzugroßer Hast und Willkür, nahm zu wenig Rücksicht auf bestehende Verhältnisse, Gebräuche und Vorurtheile und gönnte der Aussaat nicht die gehörige Zeit zur Reife. Seine Menschen- und Völker-beglückenden Ideen wurden verkümmert und verdächtigt, weil Vorrechte und Gewohnheiten, die Jahrhunderte bestanden, dadurch gekränkt wurden; sein Bestreben, kirchliche Mißbräuche abzustellen und Bildung und Aufklärung unter das Volk zu bringen, wurde Irreligiosität und Freigeisterei gescholten, und seine Bemühungen, eine Staatseinheit mit gleichförmiger Gerichtsverfassung und einfacherer Verwaltung zu begründen, galten für Tyrannei und für Aeußerungen einer despotischen Seele. Seinen edeln Enthusiasmus für die Beglückung der Völker würdigten nur Wenige, und für die Mäßigkeit in seinen Neigungen, die Einfachheit in seinem Wesen und die unermüdliche Thätigkeit und Anstrengung, womit er selbst von Allem Einsicht nahm, dem Hohen wie dem Niedrigen stets freien Zutritt zu seinem Kabinet gestattete, die Beamtenwillkür abstellte und die Unterthanen gegen Gewaltthat schützte, die Wohlthätigkeitsanstalten aus allen Kräften förderte, hatten seine Zeitgenossen, die sich durch seine Neuerungen in der gewohnten Ruhe und Bequemlichkeit gestört sahen, nicht die volle Anerkennung. Kirche, Staat, Gerichtswesen und Ständeverhältnisse fühlten Josephs reformatorische Hand.

§. 828. **Josephs Reformen.** Josephs regsamer und thatendürstender Geist verbreitete sich über alle Gebiete des öffentlichen Lebens. Doch faßte er, der allgemeinen Zeitrichtung folgend, zunächst die Kirche und die bürgerliche Gesellschaft ins Auge: 1. Er führte **Religionsduldung**
1781. ein, indem er durch ein „Toleranzedict" den Bekennern der beiden protestantischen Confessionen wie der griechischen Kirche freie Religionsübung und gleiche politische Rechte mit den Katholiken ertheilte; sodann verminderte er die Zahl der Klöster um ein Drittel, indem er etwa 700, meistens den Bettelorden angehörende Mönchs- und Nonnenklöster mit 30 bis 36,000 Conventualen aufhob. Das durch diese Säcularisation wie durch die Verminderung der großen Einkünfte der Bischöfe gewonnene Gut und Vermögen verwendete er auf Verbesserung des Unterrichtswesens, auf Errichtung neuer Pfarreien und Schulen und auf Gründung gemeinnütziger Anstalten, wie eines Krankenhauses, eines Taubstummen-Instituts u. dergl. Die übrigen Klöster, noch 1324 an der Zahl, mit 27,000 Mönchen und Nonnen, stellte er unter strengere Aufsicht und verbot ihre Verbindung mit Rom und auswärtigen Obern. — Ferner beschränkte er das Uebermaß der Werkheiligkeit, Processionen, Wallfahrten u. dgl., ließ die Bibel in die Landessprache übersetzen und führte deutsche Kirchenlieder ein; er verminderte die Dispensationsrechte des Papstes, erschwerte die Verbindung seines Klerus mit Rom, hemmte die geistliche Gerichtsbarkeit der Nuntien, verlieh den einheimischen Bischöfen höhere Gewalt, untersagte den Besuch des Collegium Germanicum in Rom und ließ dem Klerus eine eigene Erziehungsweise in den österreichischen Staaten vorzeichnen. Umsonst versuchte Papst Pius VI. durch den ganz uner-
1782. hörten Schritt einer Reise nach Wien den Kaiser auf andere Wege zu bringen. Joseph empfing ihn höchst ehrenvoll und weder er, noch sein Hof ließen es an Beweisen von Ehrfurcht und Hochachtung fehlen: allein über die Angelegenheiten, um derentwillen der Papst gekommen war, wurde nichts verhandelt, und Pius VI. mußte sich mit der Ehre begnügen, die man ihm in Süddeutschland, namentlich in Bayern, zu Theil werden ließ.

2. **Reformen der bürgerlichen Verhältnisse.** Zu den segensreichsten Einrichtungen Josephs II. gehören die Begründung der persönlichen Freiheit durch **Aufhebung der Leibeigenschaft,** die gleichmäßige Besteuerung aller Staatsbürger ohne Unterschied des Ranges nach Maßgabe des einer neuen Vermessung (Katastrirung) unterworfenen Grundbesitzes und die Gleichstellung vor dem Gesetze ohne Ansehen der Person oder des Standes. Freilich gab seine Raschheit und Schonungslosigkeit bei der Ausführung manchen Anstoß und verletzte bestehende Rechte und verjährte Gewohnheiten. Auch suchte er den Wohlstand seiner Staaten durch Beförderung der Landescultur, der Viehzucht und der Gewerbthätigkeit zu heben; er verbot die Einführung fremder Weine und Kunstwaaren, bestrafte den Schleichhandel mit unerbittlicher Strenge und öffnete dem österreichischen Verkehr einen Weg nach dem schwarzen Meer durch Ver-

träge mit den Türken. Der Versuch, die freie Ausfuhr auf der Schelde zu ertrotzen und dadurch den Handel von Antwerpen zu heben, verwickelte ihn in einen Krieg mit den Holländern, worin er zwar einige Vortheile erlangte, aber von seinem Vorhaben abstehen mußte (§. 818).

§. 829. **Josephs Streit mit den Niederländern und Ungarn. 3. Einführung einer gleichförmigen Staats- und Gerichtsorganisation.** Josephs Plan, die verschiedenen dem österreichischen Scepter unterworfenen Völker, die ihre eigenthümlichen Rechte und Verfassungen hatten, nach Einer Form zu regieren und zu Einer großen Nation und in Ein Reich umzuwandeln, scheiterte zunächst in **Belgien** und **Ungarn**. Jenes bestand aus einer Anzahl von Landschaften mit herkömmlichen Rechten, Freiheiten und Einrichtungen, worunter die durch die sogenannte Joyeuse entrée verbriefte Verfassung Brabants am berühmtesten war. Ein **Statthalter** und ein Minister repräsentirten den Kaiser und leiteten die Verwaltung; aber die Stände der einzelnen Provinzen mußten bei allen wichtigen Fragen, besonders in Betreff der Abgaben zu Rathe gezogen werden, und die Regierung des Landes befand sich gänzlich in den Händen eingeborner Beamten. Die meisten Landschaften hatten eigene unabhängige **Obergerichte**, unter denen besonders der große **Rath von Brabant** in hohem Ansehen stand. Von größter Bedeutung war die reiche und mächtige **Geistlichkeit**, in deren Händen sich aller Unterricht befand und die auf das Volk einen unbegrenzten Einfluß übte. Diese seit Jahrhunderten bestehenden Zustände wagte Joseph gleichfalls umzugestalten, um größere Gleichförmigkeit und Centralisation einzuführen. Er theilte das Land in neun Kreise mit ebenso vielen **Intendanten**, errichtete einen obersten Regierungsrath, und vereinigte alle Gerichte zu einem einzigen **höchsten Justizhofe** in Brüssel. Dann tastete er die kirchlichen Einrichtungen an, indem er, wie in Oesterreich, Toleranz gewährte, mehrere Klöster einzog, die Werkheiligkeit beschränkte und eine durchgehende Schulreform, besonders der Universität **Löwen**, vornahm. Dies erregte zuerst einen Aufstand bei den ganz unter geistlichem Einfluß stehenden Studenten der Hochschule. Kaum war dieser gedämpft, so gab sich der Unwille gegen die neue Verwaltungsart und Rechtspflege durch eine allgemeine, vom Klerus und Adel angeführte 1787.
und von rohen Pöbelexcessen begleitete Empörung kund. Die Stände von Brabant verweigerten die Steuern, bis die Neuerungen abgestellt seien; die Städte errichteten eine bewaffnete Bürgermacht, um die Herstellung des alten Zustandes zu erzwingen. Da der Kaiser als Bundesgenosse von Rußland gerade in einen Krieg mit den Türken verwickelt war, so versprach die bestürzte Landesregierung in ihrer Rathlosigkeit die Wiederherstellung der alten Ordnung, um die Empörung niederzuschlagen. Allein Joseph versagte seine Einwilligung. Zwar versprach er hinsichtlich der Verwaltung und des Gerichtswesens ihrem Verlangen zu willfahren, aber die kirchlichen Neuerungen und die Reform der Universität und des Unterrichtswesens sollten fortbestehen. Jetzt brach der Sturm von Neuem los; die aristokratisch-klerikale Partei vereinigte sich mit der demokratischen zu gemeinsamem 1789.
Widerstand, jene unter der Leitung **van der Noots**, diese unter **Voncks** Einfluß, beide Advocaten am souveränen Rath von Brabant. Umsonst versuchte das österreichische Militär den Aufstand mit Gewalt zu unterdrücken; das empörte Volk trieb die schwache Kriegsmacht zurück, worauf sich die **niederländischen Provinzen für unabhängig erklärten** und in Brüssel einen **Congreß** einsetzten. Nun löste sich aber die Juni 1790.
unnatürliche Verbindung der beiden Parteien, und der Klerus und die in seinem Dienste handelnde große Masse richteten ihre Wuth gegen die Vonckisten. Sie wurden bedroht, mißhandelt, ihre Häuser geplündert. Man sah Mönche, ein Crucifix in der einen, einen Degen in der andern Hand, von blindem Eifer fortgerissen ihre Beichtkinder zum Kampfe führen. „Die Gefängnisse waren bald überfüllt mit Bürgern, die man ohne alle richterliche Formen einkerkerte, die Unverletzlichkeit des häuslichen Herdes, das Briefgeheimniß, die kostbarsten Garantien der Verfassung wurden frech mit Füßen getreten. Ein System des Schreckens und der Unterdrückung herrschte in der Hauptstadt." Bei diesen Vorgängen war die Einwirkung von Frankreich nicht zu verkennen, so verschieden auch die Ziele waren, nach denen man in beiden Ländern strebte; denn in Belgien kämpfte man für den Fortbestand der klerikalen Herrschaft mit allen ihren Mißbräuchen, die man in

Frankreich um dieselbe Zeit niederwarf. „Wie Schade," rief Camille Desmoulins in Paris aus, „daß diese Pfaffen die brabantische Revolution so verderben." Diese Vorgänge und die ähnlichen Erfahrungen in Ungarn brachen dem reizbaren Kaiser das Herz.

Joseph hatte sich nämlich die auf ihre herkömmlichen Rechte und Institute eifersüchtigen Ungarn nach seiner Thronbesteigung dadurch entfremdet, daß er sich nicht dem frühern Gebrauche gemäß in Preßburg krönen, sondern die heilige Krone der Ungarn nach Wien bringen ließ (wodurch er den Eid auf die ungarische Verfassung, die ihm große Fesseln angelegt hätte, umging), dann, daß er, um bei seinen beabsichtigten Reformen freie Hand zu haben, keinen Reichstag einberief, und endlich, daß er deutsche Kolonisten auf ungarischem Grund und Boden ansiedelte und statt der bisher üblichen lateinischen Sprache die deutsche zur Geschäftssprache erklärte und alle Ungarn zur Erlernung derselben anhielt. Die Verstimmung wurde durch die nachfolgenden Maßregeln des Kaisers noch vermehrt, so wohlthätig dieselben auch für dieses aristokratisch regierte Land gewesen wären. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und des Zunftzwangs, die Gleichmäßigkeit der Besteuerung, Vereinfachung der Verwaltung und Rechtspflege u. dgl. m. erbitterten den mächtigen Adel, die Verminderung der Klöster und die Duldungsverordnung den katholischen Klerus; beide benutzten ihre Macht und ihren Einfluß auf den unwissenden Bürger und Bauer, um diesen durch Vorspiegelung von Gefahren und Rechtsverletzungen in Aufregung zu bringen, so daß auch hier drohende Bewegungen entstanden, die den mit dem Türkenkrieg beschäftigten Kaiser nöthigten, die meisten Verordnungen wieder zurückzunehmen.

Das Mißlingen seiner menschenbeglückenden Pläne, die Verkennung und Mißdeutung seiner edelsten Absichten nagten an dem Leben des Kaisers und beschleunigten seinen
20. Febr. 1790. Tod, dessen Keim er in den ungesunden Donauländern während des Türkenkrieges eingesogen. Seine letzten Worte, „er habe das Unglück gehabt, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen," bewiesen, wie sehr seine Seele von dem schmerzlichen Bewußtsein einer fruchtlosen Lebensthätigkeit geknickt war. — „Das 18. Jahrhundert mit seiner Philanthropie und Humanität, und doch wieder seiner Härte und Gewaltthätigkeit, wo es galt, die theuern Theorien durchzuführen, die Zeit voll wunderlicher Widersprüche, bald für die Freiheit schwärmend, bald brutal-despotisch, hier von einem höheren Bewußtsein des Rechts erfüllt, dort wieder jedes Recht mißachtend, tolerant und doch auch wieder unfähig, eine fremde Meinung zu toleriren, diese seltsame Zeit war kaum in einer bedeutenden Persönlichkeit so scharf ausgeprägt, wie in Joseph II." „Groß gezogen in den naturrechtlichen Anschauungen Martini's, besaß der Kaiser kein Verständniß und keine Achtung vor geschichtlicher Entwicklung. Er scheute sich nicht althergebrachte Institutionen der Kirche und des Staates über den Haufen zu werfen, wenn sie dem Ideal seiner Staatsform widersprachen, jener absoluten Regierung, welche durch das Licht der Aufklärung das Volk durchdringen, den Willen des Herrschers als verkörperte Staatsraison betrachtet und alle Fäden des Regiments in die Hand des Landesfürsten gelegt wissen wollte." „Die Religion war dem Kaiser Erziehungsmittel des Volkes; die Kirche eine Polizei-Anstalt, die den staatlichen Zwecken so lange dienstbar zu sein habe, bis die Aufklärung des Volkes ihre Ablö-
Leopold II. 1790–92. sung durch die weltliche Polizei gestatte." Sein Bruder und Nachfolger Leopold II., milder und nachgiebiger als Joseph und von weniger erregbarer Natur, führte in Belgien und Ungarn die alte Verfassung und die gewohnten Einrichtungen wieder zurück, beschwichtigte Adel und Klerus durch günstige Verheißungen und stellte durch kluge und geschmeidige Staatskunst mit Preußen das gestörte gute Vernehmen her. Dadurch kehrte allmählich die Ruhe im Reiche zurück. Mit innerem Widerstreben willigte der Kaiser und sein Minister Mercy in die Zurücknahme der Reformen in den Niederlanden, um sich von den Umtrieben des Klerus frei zu machen; aber trotz seiner Nachgiebigkeit mußte
1791. Leopold die Auflösung des Congresses mit Waffengewalt erzwingen. Allein die Gewaltthätigkeiten und Willkürhandlungen, die bei der Unterdrückung des Aufstandes, in Brüssel, Löwen u. a. O. von den österreichischen Soldaten und Beamten verübt wurden, erzeugten solchen Haß unter allen Ständen, daß bald nachher die französischen Heere, unter denen sich viele niederländische Flüchtlinge befanden, allenthalben mit offenen Armen als Befreier empfangen wurden.

Leopold II. und Franz II. Leopold, als Großherzog von Toscana ein eben so eifriger, nur mit mehr Besonnenheit handelnder Reformator wie sein Bruder, huldigte als Kaiser den entgegengesetzten Grundsätzen, indem er nicht nur die meisten Neuerungen seines Bruders in Kirche und Staat wieder abstellte, sondern auch aus Furcht vor den französischen Revolutionsideen die Rede- und Druckfreiheit beschränkte und mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich schloß. Sein baldiger Tod bewahrte ihn vor dem verhängnißvollen Krieg, zu dem ihn Friedrich Wilhelm II. zu drängen suchte und den dann sein Sohn Franz erbte, ein Fürst, in dessen Charakter die widersprechendsten Züge vereinigt waren. Eifersüchtig auf seine unbeschränkte Fürstenmacht und von dem „eigenliebigen Wahn" erfüllt, daß die Erhaltung seiner Person das wichtigste Augenmerk des ganzen Staats sein müßte, verfolgte er alles, was dieser absoluten Herrschermacht entgegentrat und die Heiligkeit seiner Person zu gefährden schien; und die Herzenshärte und Gefühllosigkeit, die er bei einzelnen Gelegenheiten an den Tag legte, wo seine Eigenliebe verletzt oder sein Mißtrauen gereizt ward, stellten nicht selten die Züge von Gutmüthigkeit und Popularität, den „Rest von dem großen Schatze von Volksglück, Liebe und Treue, den er mit dem Reiche von seinem Vater überkommen hatte", in Schatten. Ein natürlicher Feind der Josephinischen Neuerungen, ließ Franz in innern Dingen den verderblichen Einfluß des finstern Thugut walten, „des Mannes byzantinischer Schule, der von Leopolds II. mäßigern Einlenkungen schroff zu dem alten Systeme der Ferdinande zurücksprang, und an die Stelle jener schwunghaften Josephinischen Thätigkeit den todten Mechanismus der Centralisation, der Amtsformen und der polizeilichen Ueberwachung zurückbrachte." „Kaiser Franz II. schätzte die Wissenschaft nicht als reine, freie und gesunde Blüthe des menschlichen Geistes, sondern nur als Dienerin äußerer Zwecke; er verlangte keine gelehrten, sondern gute Bürger; daher gewährte sie auch nur spärliche Früchte und konnte das Leben nicht durchdringen und veredeln. In Erziehung, Unterricht, Verwaltung herrschten die überkommenen Formen vor; mechanisches Getriebe ersetzte und verdrängte die lebendige Bewegung der Geister, welche selbständige Glieder des Staatsverbandes in wohlgeordneten Grenzen zu einem gemeinschaftlichen Ziele treibt; das Unterrichten ward ein Abrichten, das Regieren ein Erfüllen bestimmter Vorschriften. Mit besonderer Vorliebe bildete der Kaiser die Hinterlassenschaft seines Vaters, die italienische geheime Polizei, aus; sie ward vorsichtshalber in verschiedene Zweige getrennt, um jeden durch die andern zu überwachen, mit gesonderten Personen und Geschäften, welche in des Kaisers Person zusammenliefen und den Fluch des Aushorchens und Angebens unglaublich vervielfältigten. Kein Papier in den Wohnungen war sicher." — „Die natürliche Folge dieser kurzsichtigen Politik, welche jede geistige und sittliche Höhe fürchtet, dem Streben der Nation seine edelsten Ziele nimmt, war die allgemeine Richtung auf sinnlichen Genuß, das Einreißen einer sittlichen Verderbniß, welche nachhaltiger als politische Bewegung die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung unrettbar zerstört. Der sittenreine Kaiser duldete in seiner nächsten Umgebung übelberüchtigte Leute und zog sie, als abhängig, edleren Naturen vor. Die Entsittlichung der höchsten Stände durfte ungehindert wuchern, und warf in Wien selbst die äußere Scham ab."

Franz II. 1792—1835.

§. 830. c) **Preußen.** Sechsundvierzig Jahre lang regierte Friedrich II. den preußischen Staat mit unumschränkter Gewalt und fügte demselben Schlesien, einen Theil von Polen und das Fürstenthum Ostfriesland bei, so daß bei seinem Tode das von seinem Vater ererbte Reich um 1325 Quadratmeilen und mehr als drei Millionen Einwohner gewachsen und eine europäische Großmacht mit schiedsrichterlichem Ansehen über Deutschland geworden war. Als Selbstherrscher, ohne leitende Minister, Günstlinge oder einflußreiche Mätressen, verwaltete er den Staat ganz eigenmächtig und führte viele einen neuen Zustand begründende oder vorbereitende Reformen ein. Doch ging er dabei mit großer Umsicht zu Werke, übereilte nichts und fing nicht mit Dingen an, mit denen man besser endet. Von dem Grundsatz ausgehend, daß der König der erste Diener des Staats sei und daß die Wohlfahrt der Gesammtheit sein erstes und höchstes Ziel sein müsse, hatte Friedrich überall das Glück des Volkes im Auge; nach seiner Ansicht wäre der Fürst für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper; dieser Stellung könne er aber nur genügen durch die größte Pflichttreue und die angestrengteste Thätigkeit. Seine Hauptsorge war der materiellen Verbesserung seiner Staaten und der Vermehrung

Friedrich II 1740—1786.

seiner Einkünfte zugewendet. Zu dem Ende löste er die Fesseln des Handels und der Gewerbe, ließ Kanäle graben, Flüsse schiffbar machen und die Seehäfen reinigen, legte Fabriken an (die Berliner Porzellan-Fabrik u. a.) und berief Handwerker und Künstler aus dem Auslande. Ferner beförderte er den Ackerbau, die Forstcultur und den Bergbau und suchte die unbebauten Gegenden seines Reiches durch Anlegung von Kolonien zu cultiviren. Doch führte ihn mitunter sein Verbesserungseifer auch auf Maßregeln, die seinem Lande nicht angemessen waren, wie die Seidenzucht in Pommern und Brandenburg und der Weinbau bei Potsdam. Die Wunden, die der siebenjährige Krieg geschlagen, suchte er nach Kräften zu heilen, indem er die herabgekommenen Gutsbesitzer und Fabrikanten in Schlesien und der Mark mit beträchtlichen Geldsummen unterstützte, ihnen auf mehrere Jahre die Steuern erließ und das Loos der Bauern erleichterte. — Mit dem Wohlstand der Unterthanen stiegen auch die Einkünfte des Monarchen, auf deren Vermehrung er ungemein bedacht war. Durch Oekonomie in dem Staatshaushalt, durch Verminderung der Besoldungen der höhern Staatsdiener, durch Einfachheit der Hofhaltung wurden große Summen erspart, und durch Hebung der Gewerbthätigkeit, des Handels und Ackerbaues ward es ihm möglich, die Abgaben zu erhöhen, ohne die Unterthanen zu drücken. „Indem er selber das nachahmungswertheste Beispiel sparsamer Entbehrung aufstellte, mit äußerster Thätigkeit über Noth und Mißbrauch wachte, einem Jeden gleiches Recht und gleichen Schutz angedeihen ließ und alle Hülfsquellen eben nur wieder der Wohlfahrt und Größe des Staats selber zuwandte, erschienen wohl die Lasten leichter, die der hohe Preis dieser Macht und Größe waren." Erst später schritt er zu lästigen und harten Maßregeln. Dahin gehörte vor allen die Zoll- und Accise-Administration (Regie), die Friedrich, wahrscheinlich auf den Rath des französischen Generalpächters Helvetius, zur Erhebung der indirecten, auf Kaffee, Tabak, Salz und andere Artikel gelegten Steuern einrichtete und die aus vier reichbesoldeten französischen Ober-Zollbeamten und etwa tausend Unterbeamten derselben Nation bestand. Diese Zöllner suchten jeden Schleichhandel mit den besteuerten Waaren (Contrebande) zu verhindern und machten durch ihren Uebermuth und ihre Brutalität die ohnehin für den Bürger und Bauer so drückende Einrichtung im höchsten Grade verhaßt. — Allein durch diese Zolladministration und durch die dem Volkswohlstand gleichfalls gefährlichen Lotterien brachte es der König dahin, daß seine Staatskasse trotz des Aufwandes für Heer- und Kriegswesen und für großartige und kostspielige Bauwerke (Berliner Opernhaus, Domkirche, Universitätsgebäude, neuer Palast und Lustschloß Sanssouci in Potsdam u. v. a.) stets gefüllt war und er seinem Neffen Friedrich Wilhelm II. einen baaren Schatz von 72 Millionen und ein trefflich gerüstetes Heer von 200,000 Mann zurücklassen konnte. — Dem Kriegswesen, auf dem Preußens Macht vorzugsweise beruhte, blieb Friedrichs Hauptsorge zugewendet, daher es bei Errichtung der Berliner Ritterakademie und mehrerer Cadettenhäuser zunächst auf Bildung des jungen Adels zu Offizieren abgesehen war. Diese Begünstigung des einheimischen und fremden Adels im Militär auf Kosten der Bürgerlichen trug indessen viel zu dem Verfall des Heerwesens bei, der sich bald nach Friedrichs Tod kundgab. — Am wenigsten erfreute sich das Kirchen- und Schulwesen der Aufmerksamkeit des Königs. Die Schulstellen kleiner Orte mußten ihm oft zur Versorgung verabschiedeter Unteroffiziere dienen, indeß die höhern Anstalten häufig der Leitung von Franzosen überlassen wurden. Für Religion und Kirche aber hatte der freigeistige König wenig Interesse; doch muß man es rühmend anerkennen, daß Friedrich zuerst den Grundsatz christlicher Toleranz aufstellte und praktisch übte. Er stand vermöge seiner Bildung und seiner freidenkenden Geistesrichtung über dem Gezänke der Theologen und den kleinlichen confessionellen Streitigkeiten, und wenn gleich die französische Philosophie, der er huldigte, keineswegs als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt werden kann, so wirkte sie doch in so fern vortheilhaft, daß sie der Vernunft ihre Rechte zurückgab, den Religionshaß minderte und eine freiere humane Bildung begründen half. — Größere Sorgfalt widmete Friedrich dem Gerichtswesen, wo er eine Menge Uebelstände abstellte. Die Tortur und die grausamen und entehrenden Strafen des Mittelalters wurden aufgehoben; der Gerichtsgang ward vereinfacht und beschleunigt; die Gesetze unterlagen zeitgemäßen Reformen; das unter seinem Nachfolger Friedrich

Wilhelm II. als preußisches Landrecht eingeführte neue Gesetzbuch wurde unter Friedrich vorbereitet. In diesem „allgemeinen Landrecht“ sprach sich der Gedanke aus, „daß Preußen ein Rechtsstaat, daß selbst die Gewalt des Königs den bestehenden Gesetzen unterworfen sei, daß landesherrliche Verordnungen niemals als Gesetze angesehen, daß die natürliche Freiheit des Bürgers niemals weiter beschränkt werden könne, als es der Zweck des gemeinschaftlichen Wohles erfordere“. Er wollte dadurch „ein Recht etabliren, welches sich blos auf Vernunft und Landesverfassung gründe“. Wichtiger aber als alle Verordnungen und Einrichtungen war es, daß Friedrich II. selbst von Allem Kenntniß nahm, auf seinen Reisen sich nach Rechtspflege und Verwaltung genau erkundigte, die Säumigen antrieb, die Gewissenlosen bestrafte. Durch seine unermüdliche Thätigkeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend erlangte er eine umfassende Einsicht in alle Zustände seines Reichs; und sein dictatorisches Wesen, das selbst den Stock nicht verschmähte, schreckte die Trägen und Ungerechten. Friedrich II. war eine Persönlichkeit, an deren Größe sich die gesammte Nation ohne Unterschied der Stämme, der Meinungen, der religiösen Bekenntnisse wieder erhob. Der unermüdliche, thätige und wachsame König in seiner schlichten, anspruchslosen Erscheinung, mit seinem scharfen Auge, seinem unverwüstlich gesunden Sinne, seiner Verachtung des Scheins, der Lüge, der Schmeichelei, seiner Gerechtigkeitsliebe — ist in zahllosen Geschichten, Erzählungen und Anekdoten in alle Kreise des Volkslebens eingedrungen und wie keine andere Persönlichkeit unserer Geschichte das lebendige Eigenthum der Nation geworden. Er ist der einzige Mann, dem es mitten in der Zerrissenheit gelang, im ganzen Kreise der Nation populäre Wurzeln zu schlagen. — Nur Eine Eigenschaft ist oft mit Recht an dem großen König getadelt worden: seine Vorliebe für das Fremde und seine Verkennung, ja Verachtung des Vaterländischen. In der Sprache und Literatur lag die Ursache nahe. Als er den Thron bestieg, beherrschte Gottsched und seine Schule die deutsche Poesie und den Geschmack, und ihre geistlosen Nachahmungen und Uebersetzungen französischer Dichtungen konnten dem hochstrebenden Fürsten nicht genügen. Er wendete sich der klaren und glatten, aber hohlen und phantasielosen Kunstpoesie der Franzosen zu, bewunderte Voltaire als Dichter und Philosophen auch dann noch, als sie sich in Feindschaft getrennt und einander die bittersten Dinge gesagt hatten, und unterhielt mit den literarischen Notabilitäten Frankreichs einen ununterbrochenen Briefwechsel in französischer Sprache. In seinen spätern Jahren hatte Friedrich weder Lust noch Zeit, die Ansichten seiner Jugend zu ändern; er verschloß seine Augen vor der gänzlichen Umgestaltung der deutschen Literatur durch Klopstock und Lessing. — Aber nicht blos in der Literatur war Friedrich ein Verehrer des französischen Geschmacks: das ganze Thun und Treiben dieser Nation wurde bewundert und nach Möglichkeit nachgeahmt. Französische Abenteurer fanden zu Hunderten in Preußen Ehre und Unterhalt, und da diese Bewunderung des Fremden auch an andern Höfen zum guten Ton gehörte, so wimmelte es in allen Gegenden Deutschlands von luftigen Franzosen. Pariser Friseurs, Sprachlehrer und Tanzmeister wurden gar oft bei Besetzung hoher Hof- und Verwaltungs-Aemter den verdientesten Inländern vorgezogen, und ihre Leichtfertigkeit und modische Genußliebe brachte der altdeutschen Einfachheit, Ehrbarkeit und Sitte tiefe Wunden bei und vergiftete das öffentliche Leben und den gesellschaftlichen Ton der größern Städte.

§. 831. Friedrich Wilhelm II. Friedrichs II. Nachfolger Friedrich Wilhelm II. befolgte in vielen Dingen andere Grundsätze als sein Oheim. Die lästige Regie sammt dem Tabaks- und Kaffeemonopol wurde aufgehoben, die französischen Beamten erhielten ihre Entlassung, das Heer- und Steuerwesen wurde auf eine den gemeinen Mann minder drückende Weise umgewandelt, der deutschen Bildung wurde mehr Rechnung getragen und dem Unterrichts- und Erziehungswesen durch Einführung eines „Oberschulcollegiums“ größere Sorgfalt gewidmet; auch Landwirthschaft, Gewerbewesen und Handel fanden Aufmunterung, und der Verkehr wurde durch Anlegung von Kunststraßen erleichtert. Aber durch verkehrte Politik nach Außen, durch ein unsittliches Hofleben und durch Beschränkung der Geistesfreiheit im Innern verlor der preußische Staat die Würde und freie Haltung, die ihm Friedrich verliehen. Der Minister Herzberg,

Friedrich Wilhelm II. 1786–97.

1789 ein Anhänger des Systems vom politischen Gleichgewicht, beredete den König zu einem zwecklosen Bunde mit der Pforte, um Oesterreich und Rußland abzuhalten, ihre Grenzen gegen die Türkei auszudehnen, oder um eine neue Ländervertheilung zu erwirken, in Folge deren Danzig und Thorn preußische Besitzungen werden sollten. Diese Politik, die Preußen eine Zeit lang zum Schiedsrichter der europäischen Angelegenheiten zu machen schien, nahm durch die schwankende, unsichere und unschlüssige Haltung Friedrich Wilhelms zuletzt eine ungünstige Wendung; die Unterhaltung eines beträchtlichen Heeres auf dem Kriegsfuß verursachte große Ausgaben, wodurch ein bedeutender Theil der Ersparnisse Friedrichs nutzlos verschwendet wurde. Aber noch schlimmer war die moralische Niederlage.
Juli 1790. Von Oesterreich im Reichenbacher Congreß überlistet, gab Preußen die gebieterische Stellung auf, ohne die gehoffte Gebietserweiterung oder irgend einen andern Vortheil erlangt, oder auch nur der Pforte Erleichterung verschafft zu haben, und verließ somit die entschlossene, kühne und thatkräftige Politik früherer Tage. Die nächste Folge davon war der vollständige Sieg Oesterreichs in den Niederlanden und in Lüttich. Hier hatten die Unterthanen den Fürstbischof zur Abstellung einiger Mißbräuche und zu einer Reform der Verfassung gebracht. Mißmuthig über die Aenderung, entfloh der Bischof, widerrief treulos alle Zugeständnisse und suchte und erlangte Hülfe bei dem Reichskammergericht. Executionstruppen rückten ein, wurden aber zurückgeschlagen. Umsonst suchte nun Preußen eine Vermittelung zu Stande zu bringen. Der Einfluß von Trier und
1791. Köln überwog in Wetzlar und bewirkte, daß österreichisches Kriegsvolk von Brabant aus in Lüttich einrückte und den alten Rechtszustand gewaltsam wiederherstellte. Dies führte bald nachher den Abfall dieses Grenzlandes an Frankreich herbei. — Noch weniger fand die innere Regierung Friedrich Wilhelms II. Billigung und Lob. Um den kirchenfeindlichen Bestrebungen, die unter Friedrichs II. Schutz in Preußen Eingang gefunden und in Flachheit und Trivialität ausgeartet waren, entgegenzutreten, zugleich aber auch die denkgläubige (rationalistische) Richtung, die durch Nicolai und seine Gesinnungsgenossen in der deutschen Literatur Boden gewonnen, zu unterdrücken, erließ der König auf den Rath des pietistischen Oberfinanzraths Wöllner das berühmte Religions-Edict, welches den Geistlichen bei Strafe der Absetzung jede Abweichung vom kirchlichen, durch die symbolischen Bücher festgestellten Lehrbegriff verbot, die Anstellbarkeit der Prediger und Lehrer von einer Prüfung ihrer Rechtgläubigkeit abhängig machte und sie einer strengen Aufsicht unterwarf und die Gewissensfreiheit dem Einzelnen nur gestattete, „so lange er ruhig als guter Staatsbürger seine Pflichten erfülle, seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behalte und sich sorgfältig hüte sie auszubreiten". Diese Beschränkung der Lehr- und Glaubensfreiheit erregte heftigen Widerspruch, der durch die geschärfte Censurverordnung nicht beschwichtigt wurde. Der Einfluß der zur Gräfin von Lichtenau erhobenen Frau Rietz, Tochter des Hofmusikus Enke, und der pietistischen Umgebung (Wöllner, Bischoffswerder u. A.) auf den sinnlichen und mystischen König war für Preußens Ehre und würdige Haltung eben so unheilvoll, wie die unpatriotische Politik eines Haugwitz, Lucchesini und Lombard. Anfangs mit Jubel und Schmeichelei empfangen und als der „Vielgeliebte" begrüßt, wurde Friedrich Wilhelm II. in der Folge über Gebühr getadelt und geschmäht. — Durch die Erwerbung der fränkischen Für-
1792. stenthümer Bayreuth und Anspach (womit auch der rothe Adlerorden an Preußen überging) und durch Polens Theilung nahm unter Friedrich Wilhelm II. der preußische Staat an Umfang und Menschenzahl zu. Der rasche Aufschwung Preußens und die bedeutende Vergrößerung seines Gebiets erfüllte Hof, Adel und Heer mit einer gewaltigen Selbstüberhebung, die, durch das Kriegsglück in Holland (§. 818) noch gesteigert, in der Folge dem Staate höchst verderblich ward. Man schrieb dem eigenen Verdienste zu, was doch vorzugsweise „die gesegnete Arbeit eines genialen Herrschers" war, und übersah die Gebrechen, die unter der glänzenden Außenseite verborgen lagen.

Friedrich Wilhelm II. und seine Minister und Günstlinge. „Friedrich Wilhelm II. (geb. 1744) vereinigte mit einem starken, durch das Studium der Geschichte bereicherten Gedächtniß einen richtigen Verstand und einen edlen, wohlwollenden Charakter, ein lebhaftes Gefühl seiner Würde; diese guten Eigenschaften verdunkelte Sinnlichkeit, die ihn von seinen Mätressen

abhängig machte, Hang zum Wunderbaren, zur Geisterseherei, wodurch mittelmäßige, schlaue Menschen ihn beherrschten, und Mangel an Beharrlichkeit. Einen großen Theil der Fehler seiner Regierung muß man jedoch der Nation zuschreiben, die sogleich ohne Rückhalt und Anstand vor seinen Günstlingen Bischoffswerder und Wöllner und seinen Mätressen kroch, in der Folge seine bessern politischen Pläne vereitelte und seine Freigebigkeit auf eine unwürdige Art bei der Verschenkung der polnischen Güter mißbrauchte." — „Hans Rudolf von Bischoffswerder, um das Jahr 1741 im Thüringischen Sachsen geboren, dann in militärischen und höfischen Diensten verschiedener Herren, hatte seit dem bayerischen Erbfolgekrieg sich näher an den Prinzen von Preußen herangedrängt und war seitdem sein unzertrennlicher Begleiter und Rathgeber geworden. Von feinem intriguanten Geiste, einer unergründlichen Zurückhaltung, mit dem Höflingstalente ausgestattet, unbedeutend zu erscheinen, und doch auch wieder sehr geschickt, durch seine geheimnißvolle mystisch-feierliche Außenseite zu imponiren, voll Herrschsucht, ohne sie äußerlich an den Tag zu legen, hatte er die arglose und offene Natur Friedrich Wilhelms völlig umstrickt, und höchstens der Einfluß der Rietz war im Stande, vorübergehend den seinigen zu durchkreuzen." — Johann Christoph von Wöllner, 1732 zu Döberitz bei Spandau geboren, von Hause aus Theologe und seit 1755 Pfarrer zu Behnitz, hatte seit 1759 diesen Beruf aufgegeben und war der Gesellschafter eines märkischen Adeligen, seines früheren Zöglings, geworden; bald war der Begleiter des jungen Itzenplitz der Mitpächter der Behnitz'schen Güter, später dessen Schwager. Früher nur durch gedruckte Predigten als Schriftsteller hervorgetreten, warf er sich nun völlig auf Land- und Staatswirthschaft; seine literarischen Versuche machten ihn sogar zum Mitarbeiter der Nicolaischen „allgemeinen deutschen Bibliothek". Seit 1782 unterrichtete er den preußischen Thronfolger in denselben Fächern, war dann unter der großen Zahl derer, an die der König 1786 den Adelstitel verschwendete, und erhielt neben der Stelle eines geheimen Oberfinanzraths zugleich die Intendantur über die königlichen Bauten, sammt der Aufsicht über die sogenannte Dispositionskasse. „Dies bunte Leben zeugte von ähnlicher Geschicklichkeit, Menschen und Verhältnisse zu lenken und auszubeuten, wie bei Bischoffswerder; nur mischte sich in Wöllner die Natur eines Intriguanten mit Frömmelei und pfäffischer Herrschsucht. Beide, Bischoffswerder und Wöllner, waren seit Jahren befreundet, dieser zum Theil durch die Unterstützung des Andern emporgekommen, beide in die mystischen Gesellschaften verflochten, deren Geheimbündelei, deren Geistersehen und anderer Spuk einen so wunderlichen Gegensatz zu der Aufklärungssucht jener Tage bilden. Es wird immer schwer zu ergründen sein, wie weit diese Männer und ihre Genossenschaft das weiche Gemüth des Königs und seine reizbare Phantasie zu rosenkreuzerischem Betrug mißbrauchten; unter den Zeitgenossen bestand eine reiche Ueberlieferung über das frevelhafte Gaukelspiel dieser Art, womit sie sich ihre Gewalt über Friedrich Wilhelms Gemüth gesichert haben sollen." — „Haugwitz, ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und verbindlichem Wesen, aber dem Ausdruck der Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit, besaß einen gewandten, biegsamen, schlauen Verstand, seinem Charakter fehlte Reinheit, Stätigkeit und alle Wahrheit. Er hatte im Laufe seines Lebens mannichfaltige und einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies, deutscher Schöngeister mit dem Streben nach dem Schein ungebundener Sonderlinge, dann Landwirth, Theosoph, Geisterseher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, bei denen er erzogen war, in deren Sinn er ein Gebetbuch schrieb. Zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung, mit oberflächlicher, schönwissenschaftlicher und Weltbildung, die er durch Lesen und auf Reisen erworben hatte, leer an gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, faul, abgespannt, zerstreut. Mit solchen Eigenschaften flößte er weder Achtung noch Vertrauen ein, noch war er fähig einen großen Gedanken zu ergreifen und im Kampfe mit großen Hindernissen in die Wirklichkeit zu führen. Er war abhängig von den Umgebungen des Königs, besonders vom Cabinetsrath Lombard, mit dem er in einer der cynischen Gemeinheit nahe kommenden Vertraulichkeit stand; seine Verbindung mit dessen jüngerem Bruder, Peter Lombard, war von der verworfensten Art." — „Lucchesini war ein Mann von vielem, durch wissenschaftliche Kenntnisse und Welterfahrung entwickeltem Geist, höchst fein und schlau, ein vollkommener, scharf berechnender Egoist, der immer bereit war, seine Meinung aufzugeben, um nicht anzustoßen, und der nach dem Genuß des höchsten Vertrauens damit endigte, eine Kammerherrnstelle bei der Elise Bacciochi anzunehmen."

§. 832. d) Die geistlichen Staaten. Friedrichs und Josephs Reformbestrebungen fanden auch in andern deutschen Staaten, besonders in den geistlichen Fürstenthümern, Nachahmung. Während noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die geistlichen Staaten an Bildung und Wohlstand hinter den andern Ländern zurückstanden, die bischöflichen Regenten, ohne Liebe und Interesse für das Volk, die meistens kurze Frist ihrer Herrschaft in genußreichem Müßiggang zubrachten, jede Neuerung fern hielten und statt das Ehrgefühl der Arbeit in der Bevölkerung zu wecken und Handel, Ackerbau und Industrie zu fördern, die Trägheit und das arbeitlose Leben so sehr nährten, daß man auf 1000 Menschen, die in geistlichen Landen die Quadratmeile bewohnten, 50 Geistliche und 260 Bettler zählte, gab sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sowohl in den geistlichen Kurfürstenthümern am Rhein, als in den fürstbischöflichen Staaten in Westfalen, am Main und anderwärts ein eifriges Streben kund, das Volk aus der Verdumpfung und Unthätigkeit zu reißen, der Bildung und der Betriebsamkeit Wege zu bahnen, die Tugend der Toleranz in den Gemüthern zu wecken und die Stätten der Unwissenheit und der Verfinsterung mit den Strahlen des geistigen Lichts zu durchdringen. In Köln, wo Clemens August von Bayern 37 Jahre lang (1724—61) mit königlichem Glanze regiert, Schlösser und Prachtbauten errichtet und seine aristokratische Umgebung mit freigebiger Hand beglückt und bewirthet hatte, widmeten seine beiden Nachfolger, der sparsame Max Friedrich von Königsegg (1761—84) und Maximilian Franz (Kaiser Josephs Bruder), ihre Sorgfalt der Verbesserung des Schulwesens und der Rechtspflege und suchten durch Verminderung der Feiertage und Beförderung der Gewerbthätigkeit den Wohlstand des Landes zu heben. — In Münster, das in dem Kurfürsten von Köln zugleich seinen Bischof hatte, übte der Domherr Fr. W. Franz v. Fürstenberg, der seit dem siebenjährigen Krieg dort leitender Minister war, eine höchst wohlthätige Wirksamkeit im Sinne Friedrichs II. „Das durch den Krieg schwer heimgesuchte Land ward gehoben, die Schuldenlast erleichtert, Ackerbau und Industrie mit wachsamer Fürsorge gefördert, in allen Kreisen des kleinen Staats Leben und Bewegung geweckt, für bessere Schulen und tüchtige Erziehung der Geistlichen gesorgt und in Verwaltung, Rechtspflege und Polizei ein Zustand hergestellt, wie er sonst in keinem dieser kirchlichen Gebiete existirte." — In Kur-Trier, wo nach dem schlichten, altväterischen Franz Georg v. Schönborn und dem prachtliebenden, verschwenderischen Johann Philipp von Walderndorff ein sächsischer Prinz Clemens Wenceslaus den erzbischöflichen Stuhl bestieg (1768), lag die alte und neue Richtung im Kampfe mit einander. Altgläubig und den vornehmen und künstlerischen Neigungen seines Hauses hingegeben, war er zwar innerlich den neuen Ideen fremd, konnte aber doch nicht umhin, zur Hebung der Industrie und Arbeitskraft allerlei Verbesserungen einzuführen, im Unterrichtswesen Reformen zu unternehmen und durch ein Toleranzedict v. J. 1783 die Niederlassung protestantischer Handelsleute und Fabrikanten in seinem Gebiete zu erleichtern. — Kur-Mainz wurde vom Jahr 1763 an elf Jahre lang von Emmerich Joseph regiert, einem edlen, einsichtsvollen Mann, „den die Tugenden des reinsten Wohlwollens und unbegrenzter Herzensgüte schmückten, freigebig ohne Verschwendung, ein frommer Bischof und zugleich ein rühriger, wachsamer Regent". Er ließ neue Straßen anlegen und die Fesseln, die auf den Handel drückten, erleichtern; und ohne in Glaubenssachen die Aufklärermeinungen zu theilen, aber von den humanen und milden Ansichten des Zeitalters beherrscht, legte er an das Kirchenthum und Klosterwesen reformirende Hand, verbesserte das Schulwesen und übte edle Duldung gegen Andersgläubige. Aber in einem Staate, wo auf 320,000 Einwohner 2928 Personen geistlichen Standes und 2200 besoldete Beamte kamen, vermochte auch der wohlwollendste und edelste Fürst nicht die Uebelstände zu heilen. Nur wer wenigstens sechszehn Ahnen zählte, durfte in dem Erzstift, das von dem edeln Willigis, dem Sohne des Radmachers, sein Wappen führte, im Domcapitel sitzen. Sein Nachfolger Friedrich Karl Joseph von Erthal, ein Prälat von französischer Bildung und französischen Sitten, welcher der Voltaire'schen Aufklärung huldigte und die Toleranz mit einer gewissen Ostentation übte, so daß er mehrere literarische Berühmtheiten protestantischen Glaubens, wie Johannes Müller, Forster, Sömmering, Heinse, um sich

Köln. Münster. Trier. Mainz.

sammelte, war dennoch in seinem ganzen Thun ein kraftloser Fürst, der sich von Weibern und Höflingen leiten ließ und sich blos dem stiftsfähigen Adel, Priestern und Mönchen huldvoll zeigte. „Die Bedürfnisse und der Luxus eines zahlreichen Adels und einer nicht minder zahlreichen Priesterschaft ernährten in Mainz eine ungeheure Menge geschäftiger Müßiggänger, Vermittler oder Werkzeuge ihrer Ueppigkeit, und das Vorbild von Nichtsthun, Unwissenheit und sinnlichem Genusse, das oben gegeben ward, zog auch im Volke die Weichlichkeit, Leere und den Leichtsinn groß, der zur Physiognomie der geistlichen Bevölkerung gehörte." — In den fränkischen Hochstiftern **Bamberg** und **Würzburg** Bamberg. Würzburg. führte von 1779—1795 **Franz Ludwig v. Erthal** eine segensreiche Regierung nach dem Beispiele Friedrichs II. Wie dieser, hielt auch er sich für den ersten Bürger und Diener des Staats und trat allen Mißbräuchen ernstlich entgegen. Verwaltung und Rechtspflege wurden trefflich bestellt, die Finanzen umsichtig geordnet, das Armenwesen musterhaft geführt, die Schulen gehoben, die Universität im freisinnigen und duldsamen Geiste gefördert. In den geistlichen Kreisen zu Würzburg herrschte heitere Geselligkeit, ein aufgeklärter und ungezwungener Ton und wissenschaftliches Interesse. — Gegen diese geistlichen Staaten mit einem milden, patriarchalischen Priesterregiment bildeten die **süddeutschen** Fürstbisthümer einen grellen Contrast, wo man mit der geistigen „Aufklärung" auch alle materielle und moralische Verbesserung fern hielt. Aber hier wie dort gab sich im Volk ein unbestimmtes Sehnen nach neuen Zuständen kund; die Ansicht, daß die geistlichen Herrschaften nicht länger haltbar seien, hatte unter allen Ständen Eingang gefunden. Die Reformen brachten die Schäden erst recht zu Tage und weckten auch in den übrigen eine fortwuchernde Neuerungssucht. Die Trägheit des Klerus, die Ueppigkeit des Adels, die Käuflichkeit der Verwaltung und Rechtspflege wurden erst recht Gegenstände allgemeinen Aergernisses, seit man in einzelnen geistlichen Staaten selber bessere Regierungen gesehen hatte.

4. Rußland unter Katharina II. (1762—1796) und Polens Unfälle.

a) Das Innere.

§. 833. Katharina II. saß auf einem blutbefleckten Thron, der ihr nicht gebührte. Dies führte Einige auf den Gedanken, sie aus der Herrschaft zu verdrängen. Der erste Versuch kostete dem unglücklichen **Iwan III.** (§. 785), der statt des Throns, zu dem er in der Jugend bestimmt gewesen, einen Kerker gefunden hatte, das Leben. Zehn Jahre später empörte sich **Pugatscheff**, ein donischer Kosacke, der einige Aehnlichkeit mit Peter III. hatte und sich für diesen ausgab. Unterstützt von der Geistlichkeit und den altgläubigen, über die Abänderung einiger Kirchengebräuche erbitterten Russen, sammelte er große Schaaren von Kosacken und **leibeigenen Bauern**, denen er Befreiung von dem Joche der Grund- 1773—75. herren verhieß, um sich und zog, eine weiße Fahne mit dem altgläubigen Kreuze als Feldzeichen aufpflanzend, mordend und verheerend in den Wolgagegenden umher. Er bemächtigte sich der Stadt **Kasan**, ließ Münzen prägen mit dem Bildnisse Peters III. und richtete bereits seinen Lauf gen **Moskau**, wo er eines großen Anhangs gewärtig sein konnte, als es den russischen Heerführern gelang, ihn über die Wolga zu drängen und sich seiner vermittelst der Verrätherei seines früheren Busenfreundes zu bemächtigen. Durch seine Rohheit und Grausamkeit hatte sich Pugatscheff die bessern unter seinen Anhängern entfremdet, und die altrussischen Edelleute, die einen Thronwechsel nicht ungern gesehen hätten, fürchteten von seiner verheißenen Aufhebung der Leibeigenschaft Verminderung ihrer Macht und handelten ihm entgegen. Pugatscheff wurde in Moskau enthauptet und Januar 1775. sein Leichnam zerstückelt. — Katharina II. besaß große Herrschergaben und einen empfänglichen Geist, so daß sie bei weniger Sinnlichkeit und Genußsucht eine würdige Nachfolgerin Peters des Großen geworden wäre. Sie war eine hochgebildete, für die französische Aufklärungsphilosophie eingenommene Frau, nach ihrer eigenen Versicherung „Republikanerin in der Seele", welche mit **Voltaire** und seinen Gesinnungsgenossen in Briefwechsel stand und den Dichter und Philosophen **Diderot** bewog, seinen Aufenthalt auf einige Zeit in Petersburg zu nehmen. Die Bezeichnung „Semiramis des Nordens", welche die

französischen Schriftsteller ihr beilegten, war nach allen Seiten zutreffend; sie theilte mit der Mythenkönigin alle Eigenschaften, Herrschergröße, Schönheit und Wollust. In diesem freisinnigen Geiste entwarf sie, wie andere gleichzeitige Herrscher, Reformpläne, von denen sich jedoch bald die meisten als unpassend für die russische, noch auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehende Nation erwiesen und wieder aufgegeben werden mußten. Dahin gehörte das Vorhaben, ein allgemeines Gesetzbuch nach Montesquieu's Grundsätzen in dem ganzen unermeßlichen Reiche einzuführen, ein Vorhaben, von dessen Unausführbarkeit sie sich schon bei den ersten Berathungen, wozu sie Abgeordnete aus allen Provinzen nach Petersburg berief, überzeugte. Dagegen wurde die Rechtspflege verbessert, die Verwaltung durch eine neue Organisation der Statthalterschaften und Vertheilung der Geschäfte besser geregelt und die Aufsicht über Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten einer besonderen Behörde übertragen. Sie beförderte die Zunahme eines freien Bürgerstandes durch Anlegung und Begünstigung städtischer Gemeindeverbände, milderte das Loos der Leibeigenen und war für die Cultivirung der Nation durch Unterrichtsanstalten besorgt. Sie ließ fremde Bücher ins Russische übersetzen und legte selbst Hand an; sie schrieb Kinderbücher und Theaterstücke für ihre Enkel, und schuf eine Akademie nach dem Muster der französischen zur Ausbildung der russischen Sprache. Künste und Wissenschaften fanden in ihr eine freigebige Gönnerin, und religiöse Duldung übte sie in hohem Grade. Vieles jedoch, was von Voltaire und Andern gepriesen wurde, war nur Schein und hatte nicht mehr Gehalt als die Schöpfungen Potemkins bei Katharina's Reise nach Taurien, wo künstliche Dörfer, zusammengetriebene Hirten und
1787. Heerden und ländliche Feste als Blendwerk gebraucht wurden, um die Kaiserin glauben zu machen, das Land sei blühend und volkreich. Ihren Sohn Paul hielt sie von allen Staatsgeschäften fern, vernachlässigte seine Erziehung und ließ ihn aufs Sorgfältigste überwachen, damit er nicht die Hand nach der ihm gebührenden Krone ausstrecken möge. — Die dauerndsten Verdienste erwarb sich Katharina durch Hebung des Handels, wozu die neu eroberten Länder vortrefflich geeignet waren, durch Beförderung innerer Industrie, durch Begünstigung des Kaufmannstandes, durch Sorge für Schifffahrt und Seewesen, und durch Abschaffung vieler Monopole. Doch blieb die Hauptsorge der Verbesserung und Ausbildung des Kriegswesens, als der Grundlage des russischen Eroberungsstaates, zugewendet. Was den russischen Hof und Katharina's Privatleben angeht, so konnte an Sittenlosigkeit, Luxus, Ueppigkeit und entnervender Wollust Petersburg mit Paris und Versailles verglichen werden. Wie hier Mätressen das Staatsruder führten und die Staatseinkünfte verpraßten, so dort Günstlinge. Nach Gregor Orloff, dem die Kaiserin zum Lohne für seine Mitwirkung bei der Ermordung ihres Gemahls sich und das Reich überlassen, folgte eine große Reihe anderer Liebhaber, die alle mit Ehren und Reichthümern überschüttet wurden. Die Stelle eines begünstigten Lieblings der Kaiserin wurde zuletzt wie ein Hofamt vergeben. Keiner genoß jedoch so dauernd ihre Gunst und benutzte seinen Einfluß auf seine Gebieterin so sehr zur Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Geldgier und seiner Genußsucht als Potemkin der Taurier. Sechszehn Jahre lang leitete er die Angelegenheiten des Staats und die Eroberungspläne, lebte während der Zeit mit einer ans Fabelhafte grenzenden Pracht und trug die Reichthümer, womit ihn seine freigebige Gebieterin, der er abwechselnd schmeichelte und trotzte, überschüttete, auf die auffallendste Weise zur Schau. Selbst als sich die Neigung Katharina's Andern zugewendet, blieb der übermüthige Potemkin an der Spitze aller Unternehmungen; ja er führte der Kaiserin selbst Günstlinge zu; sobald aber einer derselben seine Stellung zu Intriguen gegen ihn mißbrauchte, erzwang er dessen Entfernung. Der kühne Unternehmungsgeist des Tauriers, der weder Menschenleben, noch Geld schonte, imponirte der Kaiserin; nur ein Mann von solchen Eigenschaften war nach ihrer Ansicht fähig, ihrer Regierung den würdigen Glanz und Ruhm zu verleihen. Die Leiden, die dessen barbarischer Ungestüm und seine maßlose Verschwendung über das Volk brachten, schlug sie nicht an. — In ihrem Alter verabscheute Katharina II. die Ideen von Freiheit und Menschenbeglückung, die sie in ihrer Jugend gehegt, als die Vorgänge in Frankreich zeigten, welche Folgen die Anwendung und Verwirklichung dieser Ideen nach sich ziehen könne. Alle Pläne wurden sofort aufgegeben, durch deren Ausführung der Absolutismus in seiner Machtvollkommen-

heit irgendwie hätte beschränkt oder dem Volke irgend ein Einfluß auf die Gestaltung des Staatslebens hätte gegeben werden können; zugleich wurde die später zum Grundsatz erhobene Absperrung gegen das europäische Leben eingeleitet. Aber wie sehr die Kaiserin zum Krieg wider das revolutionäre Frankreich drängte, sie selbst war nicht gewillt, die Waffen zu ziehen; ihr Zweck war nur, Preußen, Oesterreich und Schweden in einen weitaussehenden Kampf im Westen zu verwickeln, um dann desto freiere Hände gegen Polen und die Türkei zu haben.

b) Die erste Theilung Polens und der erste Türkenkrieg.

§. 834. Polens Ohnmacht (vgl. §. 778). Unter dem kraftlosen Regimente Augusts III. (§. 787) erreichte der anarchische Zustand Polens einen solchen Grad, daß der Fortbestand des Reichs unter der bisherigen Verfassung unmöglich schien. Die Krone war durch die beschränkendsten Wahlcapitulationen (pacta conventa) aller Macht entkleidet; die Krongüter waren in den Händen des Adels (der Starosten), der nur eine geringe Abgabe vom Reinertrag an die Staatskasse entrichtete und die Bewirthschaftung nachlässig betrieb; der hohe Adel, der sich die Leitung des Kriegswesens, der Rechtspflege, der Schatzkammer und der Polizei angeeignet, nahm vom König weder Befehle an, noch legte er demselben Rechenschaft ab, und betrachtete die Aemter und Richterstellen nur als Mittel zur Vermehrung seiner Einnahme; das Recht des liberum Veto, das die Landboten (Vertreter des Adels) als Grundlage der gleichen Berechtigung Aller festhielten, und das Recht der bewaffneten Conföderationen machten zeitgemäße Reformen auf friedlichem Wege unmöglich und riefen die leidenschaftlichen Parteikämpfe hervor, die das Ansehen des Staates vollends zerrütteten; die Wahlverfassung hatte längst die Nation der Käuflichkeit zugänglich gemacht und den benachbarten Staaten alle Mängel und Schwächen aufgedeckt. Der Bauer schmachtete unter dem Drucke der Leibeigenschaft in thierischer Stumpfheit und in einer Unwissenheit, welche fast die „letzte Spur der Denkkraft" vertilgte und ihn für alle höheren Güter, für alle Mißgeschicke des Vaterlandes unempfänglich machte. Das polnische Reich war ein morscher Bau, der nur durch die Zwietracht und Eifersucht der Nachbarstaaten, nicht aber durch eigene Kraft und bürgerliche Tugend aufrecht erhalten wurde. In kurzsichtiger Verblendung ließ der selbstsüchtige Adel, der zwar an Güterbesitz sehr ungleich, aber im Genuß der politischen Rechte und der persönlichen Freiheit ganz gleich war, im siebenjährigen Krieg die günstige Gelegenheit vorübergehen, durch Anschluß an Preußen sich der drohenden Uebermacht Rußlands zu erwehren; die Republik, deren Kriegswesen ganz heruntergekommen war, beobachtete eine schädliche Neutralität, die sie nicht einmal zu behaupten vermochte: denn russische Heere zogen ohne Umstände durch polnisches Gebiet und Friedrich ließ russische Magazine auf polnischem Grund und Boden zerstören.

Bald nach Abschluß des Hubertsburger Friedens gab der Tod
Augusts III. das polnische Reich den alten Wahlstürmen preis. Es bildeten 1763.
sich zwei Parteien, wovon die eine (die Familie Potocki, den Kronfeldherrn Branicki und den jüngern Fürsten Radzivil an der Spitze) den alten Zustand erhalten, aber jeden fremden Einfluß bei der Königswahl ausschließen wollte; die andere dagegen (Czartoryski, Poniatowski u. A.) nach einer Reform der Verfassung, wenn auch unter fremdem Beistand, strebte. Rußland und Preußen, erfüllt von der Begierde und Hoffnung, sich auf Kosten des zwieträchtigen Nach-
barstaats zu vergrößern, schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß zur Erhaltung April 1764.
der polnischen Wahlverfassung, zur Beschützung der rechtlosen Dissidenten und zur Erhebung des polnischen Fürsten Stanislaus Poniatowski, eines frühern Geliebten der russischen Kaiserin, auf den machtlosen Thron von Warschau.
Nach einem stürmischen, blutigen Wahlkampf wurde **Poniatowski** unter dem 4. Sept. 1764.
Geklirre russischer Säbel in der Ebene von Wola zum Könige gewählt und seine

Gegner zur Flucht genöthigt; aber die beabsichtigte Reform der Verfassung scheiterte am Einspruch des russischen Gesandten Repnin, der sich in Warschau wie ein Dictator benahm und im Namen seiner Kaiserin eine Art Protectorat über Polen übte. Poniatowski, ein Mann von liebenswürdigem Charakter im Privatleben und ein feiner Kenner und Beschützer der Literatur und Künste, aber als König schwach, haltungslos und ohne Willenskraft, mußte schon jetzt einwilligen, daß Rußland zur Abrundung seiner Grenzen eine Strecke Landes von Polen losriß.

§. 835. Der Dissidentenstreit. Da geschah es, daß die Dissidenten, wozu nicht nur Protestanten und Socinianer, sondern auch die Bekenner der griechischen Kirche gerechnet wurden, um Rückerstattung der ihnen durch den Frieden von Oliva (§. 718) zugesicherten, aber durch den Einfluß der Jesuiten längst entrissenen Religionsfreiheit und Rechtsgleichheit mit den Katholiken bittend einkamen. Ihr nicht nur von Rußland und Preußen, sondern auch von Schweden, Dänemark und England unterstütztes und von dem König gebilligtes Gesuch wurde auf Betreiben des Klerus von dem katholischen Adel auf dem Reichstage verworfen. Da bildeten die Dissidenten
23. Juli 1767. im Verein mit den „Mißvergnügten" die General-Conföderation von Radom, um unter dem Schutze Repnins und der von ihm herbeigerufenen russischen Armee ihre Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. Der Reichstag, eingeschüchtert durch die Verhaftung des fanatischen Bischofs von Krakau (Soltyk) und die gewaltsame Wegführung der eifrigsten Gegner der Duldung, bewilligte den Dissidenten freie Religionsübung, Zutritt zu allen Aemtern, Stimmrecht in der Nationalversammlung und die im Jahre 1717 innegehabten Kirchen. Umringt von russischen Truppen, unterzeichneten die Landboten unter dem Bildnisse der Kaiserin die Toleranzacte, welche in ganz Europa mit Jubel begrüßt ward, aber mehr die Ohnmacht Polens als den Sieg religiöser Aufklärung bezeichnete; und damit diese Ohnmacht dauernd bleibe, mußte derselbe Reichstag die Beibehaltung des liberum Veto und aller Uebelstände der alten Verfassung beschließen, so sehr auch der König, seine Oheime (Czartoryski) und andere patriotische Edelleute auf Abstellung des anarchischen Zustandes hinwirkten. Ohne die Zustimmung Rußlands, das die polnische Verfassung gewährleistete, sollte in Zukunft kein Reichstagsbeschluß Geltung haben. So wußte Rußland die unvernünftige Intoleranz der Priester und Altgläubigen im Namen religiöser Duldsamkeit heuchlerisch auszubeuten, um die obrigkeitlichen Gewalten immer mehr in den Staub zu ziehen und alles Ungesunde und Verworrene der polnischen Verfassung unter seinen Schutz zu nehmen. Diese Vorgänge verletzten das Nationalgefühl und weckten den Religionshaß der katholischen Eiferer. Die podolische Gegen-
28. Febr. 1768. conföderation von Bar (geleitet von Krasinski, Pulawski, Potocki u. A.) hatte zum Ziel: Abschüttelung der russischen Uebermacht und Vernichtung der den Dissidenten verliehenen Rechte. Nun zwang Repnin den Senat zu der Bitte, die Kaiserin möge ihre Heere nicht aus Polen entfernen. Ein wüthender Kampf erhob sich zwischen den von Frankreich mit Geld und Offizieren unterstützten Conföderirten und den Russen und ihren polnischen Schützlingen. Alle Schrecken eines verheerenden Kriegs lagerten sich über das unglückliche Land. Bald waren

die Conföderirten aufs Aeußerste gebracht, so daß sie nach Erstürmung ihrer Festungen Bar und Krakau sich auf türkisches Gebiet flüchten mußten. Die Russen folgten ihnen und enthielten sich selbst im fremden Lande des Brennens und Plünderns nicht; sie ermordeten in einem türkischen Flecken an tausend Männer, Weiber und Kinder und brannten ein mohammedanisches Bethaus nieder. Die Nachricht davon wurde von dem französischen Gesandten in Constantinopel in so aufregender Weise verbreitet, daß ein Volksaufstand die Pforte zwang, den Großvezier abzusetzen und den Krieg an Rußland zu erklären. Die polnischen Oktober 1768. Conföderirten begrüßten diese Kriegserklärung mit Jubel und benutzten die Bestürzung ihrer Gegner zu blutiger Rache an den Dissidenten.

§. 836. Der erste Türkenkrieg. Der mörderische Krieg, der nunmehr zwischen Rußland und der Türkei ausbrach, wurde mit furchtbarer Wuth und unter entsetzlichen Gräueln an mehreren Orten zugleich geführt. Während der tapfere Romanzoff nach zwei blutigen Treffen am Pruth und am Kagul 18. Juli u. 1. Aug. (oder Kartal) die Moldau und Walachei eroberte und die grausige Erstür- 1770. mung von Bender Europa mit Staunen und Schrecken füllte, wurde Morea, 26. Sept. wo sich die Griechen im Vertrauen auf russische Hülfe gegen die drückende Herrschaft der Türken erhoben hatten, von diesen mit Feuer und Schwert entsetzlich verwüstet, so daß ganze Strecken mit Trümmern und Leichenhaufen bedeckt waren. Zugleich wüthete der furchtbarste Seekrieg. Im Hafen von Tschesmé, der Insel Chios gegenüber, wurde die ganze türkische Flotte in Brand gesetzt, wo- 16. Juli 1770. von in Smyrna die Erde bebte und das Meer wie von einem Sturm bewegt ward. Der Ruhm der russischen Waffenthaten erscholl in ganz Europa. Die Kaiserin wurde die Große genannt; der Bey von Aegypten kündigte dem Sultan den Gehorsam auf und trat mit Rußland in Verbindung. Aber die er- 1771. oberten Länder, zu denen bald auch noch die Halbinsel Krim kam, waren verwüstet und menschenleer; blutgetränkte Steppen, niedergebrannte Ortschaften und jammernde Völker bezeichneten den Weg der russischen Heere. Der schreckliche Alexis Orloff, der die Flotte befehligte, wurde, wie sein Bruder Gregor, Katharina's roher Günstling, mit Ehren und Reichthümern überschüttet, aber die Noth des Volks, das außer dem Krieg auch noch durch eine verheerende Pest, die allein in Moskau und der Umgegend 90,000 Menschen hinraffte, heimgesucht ward, wurde von Niemand beachtet.

§. 837. Polens erste Theilung. Mittlerweile wurde Polen von den Schaaren der zwieträchtigen, nur auf Raub und Rache sinnenden Conföderirten, denen sich Dümouriez und andere französische Offiziere angeschlossen, durch- 1771. zogen. Sie erklärten den König für abgesetzt und machten den Versuch, ihn aus Warschau zu entführen; nur wie durch ein Wunder entging Poniatowski den Händen der Verschwornen. — Die Gräuel gegen die Dissidenten rissen die Russen zu gleicher Leidenschaft fort; die Bauern aus der Ukraine und die Kosacken aus den Moräßten des Dnepr nahmen blutige Rache an den katholischen Polen für alte, an den Bekennern der griechischen Kirche begangene Frevel; weithin rauchte das Land und Tausende wurden erhängt, ermordet, in die Erde gegraben. Das polnische Reich war zerrissen, seine Ohnmacht lud zum Raube ein. Ländersucht

führte Preußen und Oesterreich zur ungerechten und falschen Politik. Um Polen den Russen nicht allein als Beute zu überlassen, beschlossen jene Mächte, an dem Raube Theil zu nehmen. Nach einer mündlichen Besprechung Friedrichs II. mit Joseph II. (da die rechtlich gesinnte Maria Theresia dem Theilungsplane abhold war) und nach einem Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in Petersburg
5. Aug. 1772. kam zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich ein Theilungsvertrag zu Stande, in Folge dessen jeder dieser Staaten die an sein Gebiet grenzenden polnischen Länderstrecken an sich riß.

Ein Manifest, worin die drei Mächte die Wiederherstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung in Polen, der alten Verfassung und der Freiheit des Volkes als Zweck ihrer gemeinsamen Wirksamkeit darstellten, suchte dann durch Geltendmachung verjährter Rechte und Ansprüche zu beweisen, daß das von Düna, Dnepr und Drubsch eingeschlossene Land von 2000 Quadratmeilen und mit mehr als 1½ Millionen Einwohnern den Russen rechtlich zustehe, daß das polnische Preußen sammt dem Netzdistrict und den fruchtbaren Gegenden an der Weichsel (Elbing, Marienburg, Culm u. s. w. von etwa 630 Quadratmeilen und mit mehr als 400,000 Menschen den Preußen gehöre, und Ostgalizien und Lodomirien, etwa 1300 Quadratmeilen reichbevölkertes, mit 300 Städten und Flecken geziertes Land, mit 2½ Millionen Bewohnern und den unschätzbaren Salzbergwerken von Wielicka ein Bestandtheil von Oesterreich sei.

König und Reichstag widersetzten sich; der letztere bewies, daß die angeführten Rechte längst durch Verträge und Verzichtleistungen aufgehoben worden und daß ein solches Verfahren Treue und Glauben umstoße, und protestirte feierlich vor Gott und vor der Welt gegen den Mißbrauch der Uebermacht. Weder Drohungen, noch Versprechungen waren vermögend, den Widerstand des Reichstags zu brechen; selbst die Mißhandlungen der Widerspenstigen durch russische Einquartierungen blieben ohne Einfluß auf die Landboten, die bei dieser Gelegenheit einen edlen Patriotismus an den Tag legten. Erst die Drohung, daß bei längerem Widerstand ganz Polen getheilt würde, brachte den von russischen Waffen umringten Reichstag zur Einwilligung in die Landabtretung, zumal da seit dem
21. Juli 1774. Frieden von Kudschuck Kainardsche, den die Pforte nach den schweren Verlusten von Schiumla mit Rußland abschließen mußte, auch die Hoffnung auf türkischen Beistand vernichtet war. Der Rest des Polenreichs behielt seine verderbliche Wahlform, sein liberum Veto und alles Unheil des alten Zustandes; und die Errichtung des ohne Zuthun des Königs vom Adel gewählten und nach Katharina's und ihres Gesandten Weisungen handelnden immerwährenden Raths, der für die Vollziehung der Gesetze und die Besetzung aller Staats- und Kirchenämter sorgen sollte, entriß dem König den letzten Rest von Herrschermacht. Von dem an war der russische Gesandte in Warschau der eigentliche Gebieter der polnischen Republik.

Damit war der Existenz des Polenreichs die Axt an die Wurzel gelegt. Der Adel, verschuldet, käuflich, sittenlos und von keiner höhern Idee getragen, ging durch die eigene Entartung zu Grunde, und das stumpfsinnige Volk, unter der unmenschlichen Herrschaft barbarischer Edelleute ein thierisches Dasein fristend, sah dem Untergang des Vaterlandes mit trägem Gleichmuth zu. Wie sollte ein Volk, von dessen Leben ein neuerer Schriftsteller (Sybel) folgende Züge entwirft, für Vaterland und Nationalität streiten? „Die polnischen Bauern," sagt er, „wohnten in hölzernen, mit Lehm beworfenen Hütten; das Innere derselben bildete stets einen einzigen Raum, in welchem Männer und Weiber, Menschen und Vieh zusammen hausten; es

gab kein Hausgeräth als den großen Ofen, der zugleich die Schlafstätte der ganzen Familie bildete, und dessen Rauch durch die Thüre und Fugen des Hauses den Ausgang suchte. Dem Zustand der Wohnung entsprach die Nahrung und Kleidung; von geistiger Ausbildung war keine Rede, und die allen Slaven eigene mechanische Anstelligkeit wurde in dem armseligen Einerlei ihres Daseins nicht entwickelt. Keiner suchte etwas vor sich zu bringen, weil keiner etwas für sich oder seine Kinder erwarb; der Kantschu des Herrn trieb sie zur Arbeit, und hinter dem Rücken desselben fielen sie in schlaffe Unthätigkeit zurück. Die einzige Freude war es für Männer und Weiber, in der Schenke, welche jeder Gutsherr unterhielt, allsonntäglich beim Schall der Geige im Branntweinrausche das Elend ihres Lebens zu vergessen. So waren sie so weit herabgekommen, daß sie jedes Gefühl nach einem bessern Zustand und jedes Streben nach menschlicher Existenz verloren hatten. Es war beinahe unerhört seit hundert Jahren, daß es zu einer Widersetzlichkeit unter den Bauern gekommen wäre: in keiner der vielen Zwistigkeiten, durch welche der Adel den polnischen Staat zerrüttet, hatte sich unter dem Volke eine politische Regung gezeigt. Dieselbe Stumpfheit herrschte aber auch jetzt, als es sich um das Dasein des Reiches handelte. Woher hätten sie Gemeingefühl und Vaterlandsliebe nehmen sollen? Sie wußten nichts vom Staate, und fragten nicht, wer sie beherrschte, weil alle Herrschaft ihnen nichts als Frohnde, Mißhandlung und Branntweinschank brachte. Um so gleichgültiger mußte es ihnen sein, ob ihre Herren einer polnischen Republik, einer russischen Czarin oder einem deutschen Könige gehorchten; sie hätten das Letzte vielleicht gewünscht, wenn in ihre Hütten eine Kunde gedrungen wäre, daß ihre Stammesgenossen in Westpreußen und Galizien zwar mit harter Strenge, aber immer wie Menschen regiert wurden." — In dem Frieden von Kudschuck Kainardsche wurden die Tataren und die Krim für unabhängig von der Pforte erklärt, die Moldau und die Walachei unter Rußlands Schutz gestellt und den russischen Schiffen die freie Durchfahrt durch die Dardanellen und freie Schifffahrt auf den türkischen Meeren gewährt.

§. 838. Die Erwerbung der Krim. Die Kaiserin begnügte sich nicht lange mit den Bedingungen des Friedens von Kudschuck Kainardsche. Durch Geld, Versprechungen und Ränke brachte der allmächtige Günstling Potemkin den eiteln Khan der Tataren zur Niederlegung seiner Würde und zur freiwilligen Unterwerfung unter das Scepter der Kaiserin. Russische Heere gaben diesem Schritte Nachdruck. Mit barbarischer Strenge brach der schreckliche Potemkin den Widerstand des Volks; nachdem 30,000 Menschen jeden Alters und Geschlechts niedergehauen waren, beugte sich das unglückliche Land. Der Khan, von Potemkin um sein Jahrgehalt betrogen, gerieth in türkische Gefangenschaft und büßte seine That mit einem gewaltsamen Tode; die ohnmächtige Pforte, außer Stand, den Waffen des wilden Eroberers Einhalt zu thun, sah sich zur Anerkennung der russischen Herrschaft über die Krim, Kuban und Taman und zu einem schimpflichen Han- 1783.
delstractat gezwungen. Der alte Name Taurien wurde wieder hergestellt, in die menschenleeren Steppen rief man Colonisten aus Deutschland, die Handelsstädte Cherson und Odessa erhoben sich und ein äußerer Schein von Cultur blendete die Welt. „Aber ein noch in den achtziger Jahren zahlreiches, freies, reiches, in Seidenstoffe gekleidetes ansehnliches Volk ist ganz zusammengeschwunden und zu einem hungernden Bettelvolke herabgesunken, seine ehemals prächtigen und glänzenden Zeltstädte sind zu Zigeunerlagern geworden und seine von Stein gebauten Ortschaften, Häuser und Paläste sind in Trümmer zerfallen."

c) Die zweite Theilung Polens.

§. 839. Zweiter Türkenkrieg. Rußlands Herrschsucht und Uebermuth, sowie die Einwirkungen der wegen der bewaffneten Neutralität (§. 818) auf Katharina erbitterten Engländer und die Aussicht auf Hülfe von Seiten des auf Rußlands Uebermacht eifersüchtigen Königs von Preußen trieben die Pforte zu einer neuen Kriegserklärung gegen das Moskowitenreich. Joseph II. trat 1787.

nothgedrungen auf Rußlands Seite, um bei den zu erwartenden Eroberungen an der Donau nicht leer auszugehen. Auch diesmal begleitete der Sieg die russischen Heere und ihre schrecklichen Führer. Von Triest bis zu den Donaumündungen wüthete ein furchtbarer Land- und Seekrieg. Mitten im Winter erstürmte Po-
17. Dec. 1788. temkin das feste Oczakow, nachdem er die Laufgräben mit Blut und Leichen
18. Nov. 1789. gefüllt, und im nächsten Jahr Bender; sein Unterfeldherr, der tapfere und talentvolle Suwaroff, schlug, von den Oesterreichern unter Coburg und andern Befehlshabern unterstützt, die Türken in mehreren blutigen Treffen (bei
Juli und Septbr. 1789. Fokschan und bei Martinjestie am Rimnik) und erstürmte unter ähnlichen
22. Dec. 1790. Gräueln, wie bei Oczakow verübt worden, die Festung Ismail, indeß Laudon Belgrad eroberte. Den Russen stand der Weg nach Constantinopel offen, und der Name von Katharina's zweitem Enkel, Constantin, wurde auf die geheime Absicht der Kaiserin gedeutet, einen christlichen Fürsten in die byzantinische Hauptstadt einzuführen; Potemkin, auf dem Gipfel seiner Macht und von seiner dankbaren Kaiserin mit allen Ehren und Gütern der Erde überschüttet, betrachtete sich schon als Fürsten der Moldau und Walachei. Aber theils der Tod von Katharina's Verbündetem, Joseph II. (dessen Nachfolger Leopold durch Herausgabe von Belgrad und den übrigen Eroberungen den Frieden von der Pforte erkaufte), theils die drohende Haltung Englands und die kriegerischen Bewegungen der Polen, theils die durch den asiatischen Luxus und eine fabelhafte Verschwendung herbeigeführte Erschöpfung der russischen Staatskasse bewogen Katharina,
19. Jan. 1792. mit der Pforte den Frieden von Jassy abzuschließen, wodurch der Dniestr als Grenzfluß zwischen Rußland und der Türkei bestimmt wurde. Potemkin er-
15. Oct. 1791. lebte diesen Frieden nicht mehr. Einige Monate früher war er auf einer Reise fern von der Hauptstadt in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, gestorben.

§. 840. **Polens Constitution.** Als Rußlands Heere im Türkenkriege und in dem gleichzeitigen Kriege mit Schweden (§. 824) beschäftigt waren, und England und Preußen eine feindselige Haltung gegen das übermächtige Moskowitenreich einnahmen, schien für Polen der Augenblick gekommen, sich dem gebieterischen Einflusse Rußlands zu entziehen und wieder politische Selbständigkeit zu erringen. Dies war nur möglich, wenn die bisherige Verfassung, deren Bestand von Rußland gewährleistet worden, einer Reform unterworfen wurde, und da Preußen, dessen Minister Herzberg sich mit der Idee trug, die Mittelmächte Schweden, Polen und die Pforte den Russen und Oesterreichern als Gegengewicht entgegenzustellen, die Abschüttelung der russischen Garantie und die Begründung der politischen Selbständigkeit Polens billigte, so erwachte unter den Gegnern Rußlands ein enthusiastischer Eifer für die Umgestaltung der Verfassung und für Kräftigung und Befreiung der Nation. Trotz des Widerspruchs vieler Edelleute wurde mit Preußen, das für seine Hülfe die Gebiete von Thorn und
1790. Danzig zu erwerben hoffte, ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, der immerwährende Rath aufgehoben und dann auf einer stürmischen Versammlung
3. Mai 1791. die Annahme der neuen Verfassung durchgesetzt. Selbst der König, sonst ein gehorsamer Knecht der russischen Kaiserin, wurde von dem Enthusiasmus hingerissen und begünstigte die Reform.

Nach dieser Verfassung sollte das verderbliche Wahlkönigthum aufhören, Polen ein Erbreich werden und die Krone nach Poniatowski's Tode dem Kurhause Sachsen zufallen; die vollziehende Gewalt sollte dem König mit seinem Staatsrathe, die gesetzgebende dem in zwei Kammern (der Landboten und der Senatoren) geschiedenen Reichstag zustehen und die Richtergewalt unabhängig sein. Die Gewalt der Landboten wurde beschränkt, das heillose liberum Veto wurde für abgeschafft erklärt, der Bürger- und Bauernstand mit einigen wesentlichen Rechten (die Städte mit dem Repräsentativrecht auf den Reichstagen) bedacht, die Befreiung des bäuerlichen Grundbesitzes angebahnt, ein geordnetes Heerwesen geschaffen und den Dissidenten Religionsfreiheit, daneben freilich dem Adel alle Privilegien zugesichert.

§. 841. **Kosciuszko und die Conföderation von Targowicz.** Ganz Europa begrüßte diese zeitgemäße Verfassungsänderung mit Beifall; Friedrich Wilhelm II. ließ seinen Glückwunsch darüber aussprechen, selbst Katharina verbarg ihren Aerger. Aber wie sollte eine von Aristokraten beherrschte und seit Jahrhunderten an Anarchie gewöhnte Nation, die bisher nicht der Stimme der Vernunft und einer gesunden Politik, sondern nur dem Drange der Leidenschaft und dem Ungestüm der Parteiwuth gefolgt war, nun auf einmal die zur Begründung neuer Staatsformen erforderliche Eintracht, Kraft und patriotische Tugend besitzen? Viele Große waren mit der Aenderung unzufrieden; russisches Geld vermehrte ihre Zahl und steigerte ihren Widerstandsgeist, es bildete sich eine Partei zur Erhaltung der polnischen Freiheit, wie sie in ihrer Verblendung die alte Verfassung nannten, und rief den Schutz der Kaiserin an. Diese ergriff mit Freuden die Gelegenheit, das durch den eben erfolgten Friedensschluß mit der Pforte freigewordene Kriegsheer an die polnische Grenze rücken zu lassen. Im Vertrauen auf diesen Beistand schloß die russische Partei (Branicki, Felix Potocki, Malachowski u. A. an der Spitze) die Conföderation von Targowicz zur Wiederherstellung der alten Wahlverfassung. 14. Mai 1792. Bald stand eine große russische Kriegsmacht im Herzen von Polen, um den Forderungen der Targowiczer Verbündeten Nachdruck zu geben. Die Hoffnungen der Patrioten auf preußischen Schutz erwiesen sich als nichtig. Herzbergs Gleichgewichtssystem war seit dem Reichenbacher Congreß (§. 831) in Berlin aufgegeben und der Minister selbst bald nachher in Ungnaden entlassen worden; die Vorgänge in Frankreich machten die Höfe bedenklich, einer Verfassung Vorschub zu leisten, die vom Volke ausgegangen war und mit den neufranzösischen Ideen und Staatsformen einige Aehnlichkeit zu haben schien; auch war für Preußen mehr Aussicht, Danzig und Thorn von den Russen, als von den Polen zu erwerben. Darum versagte Friedrich Wilhelm II., dessen monarchischem Sinn und mystisch-religiöser Richtung der Widerstand gegen die revolutionären Ideen und die Herstellung des legitimen Thrones in Frankreich nunmehr als das wichtigste Anliegen aller europäischen Fürsten erschien, jede Hülfe, und der Kurfürst von Sachsen folgte seinem Beispiele. Doch verzweifelten die Polen nicht an ihrer gerechten Sache. Der Reichstag benahm sich mit Würde; der König erheuchelte Enthusiasmus und beschwor nochmals die Verfassung, die Bürger boten ihre Arme zur Vertheidigung des Vaterlandes an. **Kosciuszko**, ein tapferer Kriegsheld, der in Amerika unter Washington für die Sache der Freiheit gefochten, trat mit Ignaz Potocki, Hugo Collontay u. A. an die Spitze der Patrioten und widerstand bei Dubienka mit Ruhm und Erfolg der russischen Uebermacht. 17. Juli 1792. Aber Parteiung, Zwietracht, Verrath und Planlosigkeit und vor allem der große Geldmangel und

die Gleichgültigkeit des in harter Leibeigenschaft schmachtenden Volkes gegen die einheimische Regierung hemmten jede Unternehmung und lähmten die Kräfte. Der König, statt die Begeisterung der Vaterlandsfreunde zu benutzen, verfiel bald in seine alte Unschlüssigkeit und Zaghaftigkeit zurück und ließ sich durch einen drohenden Brief der Kaiserin so einschüchtern, daß er, um seinen morschen Thron
22. Juli 1792. zu retten, dem Targowiczer Bunde beitrat, die Handlungen des Reichstags verdammte und alle Feindseligkeiten gegen die Kaiserin, „die Wiederherstellerin der polnischen Freiheit", untersagte. Von Wuth und Schmerz erfüllt, legten hierauf die tapfern Kämpfer für Polens Wiederbelebung das Schwert nieder und verließen die Heimath, um dem Hohn und der Rache der triumphirenden Gegner zu entgehen. Die Wiederherstellung des alten Zustandes mit allen Mißbräuchen und Verkehrtheiten bezeichnete den Sieg der Targowiczer Verbündeten und Rußlands Uebermacht.

§. 842. **Die neue Theilung.** Aber bald wurden die Sieger gewahr, daß sie blos fremder Habgier als Werkzeuge gedient und daß Eigennutz, nicht
1793. Nächstenliebe, die Triebfeder ihrer Beschützerin gewesen. Im April erklärten Preußen und Rußland, durch einen Vertrag verbunden, daß man sich genöthigt sehe, Polen in engere Grenzen einzuschließen, um den Freiheitsschwindel, der von Frankreich aus in die Republik eingedrungen, zu ersticken und die Nachbarstaaten vor jeder Ansteckung durch den demokratischen Jacobinismus zu bewahren. Zugleich
Mai 1793. besetzten die Preußen die westlichen Landschaften Polens und zwangen Danzig, nach einem blutigen Auftritt, zur Uebergabe. Umsonst widersetzte sich der in Grodno versammelte Reichstag dem neuen Theilungsvertrag. Russische Truppen umstellten das Sitzungshaus und erzwangen durch die Androhung einer Kriegs-
22. Juli. erklärung zuerst die Abtretung der von Katharina begehrten Landschaften (Litthauen, Kleinpolen, den Rest von Volhynien, Podolien, Ukraine, über 4000 Quadratmeilen mit mehr als 3 Millionen Einwohnern). Hartnäckiger widerstanden die Landboten der preußischen Forderung, zumal da Rußland eine Zeit lang dieselben nicht gehörig und aufrichtig unterstützte; erst als die Stimmung in Petersburg günstiger ward und die kühnsten Sprecher des Reichstags von den
25. Sept. russischen Soldaten, die den Versammlungssaal von Außen und Innen umstellt hatten, verhaftet und weggeführt wurden, wagten die Uebrigen nicht mehr, ihren Widerstand laut werden zu lassen. Ihr Stillschweigen wurde als Einwilligung gedeutet und der Vertrag vollzogen.

Dadurch erhielt **Preußen** außer **Danzig** und **Thorn** die **Woiwodschaft Posen**, **Gnesen**, **Kalisch** und andere Landschaften von **Großpolen**, über 1000 Quadratmeilen mit mehr als einer Million Bewohner, die es als „Südpreußen" mit seinen übrigen Besitzungen verband; **Rußland** die oben erwähnten ausgedehnten Landschaften von 4553 Quadratmeilen. Der Republik Polen blieb kaum mehr ein Drittheil ihres ehemaligen Gebiets. Die Auftritte in Grodno glichen an Brutalität und Gewaltthätigkeit den gleichzeitigen Schreckensmaßregeln der französischen Demokraten. Mit höhnender Sophistik hatte der preußische Gesandte erklärt, sein König habe mit der **Republik Polen** einen Bund geschlossen; da diese aber in eine **constitutionelle** Erb-Monarchie umgewandelt worden, sei er seiner Verpflichtung enthoben.

Um dem noch übrigen Polenreich und seinem ohnmächtigen König den letzten Rest von Selbständigkeit zu rauben, wurde der **immerwährende** Rath

wiederhergestellt und ein neuer Bundesvertrag mit Rußland abgeschlossen, vermöge dessen die Polen ohne Erlaubniß der Kaiserin keine Veränderung in der Verfassung vornehmen und mit keiner fremden Macht ein Bündniß eingehen durften, indeß die russischen Truppen das Recht haben sollten, zu jeder Zeit in das Königreich einzurücken. So überlieferten die republikanischen Gräuel in Frankreich, welche die Thätigkeit Englands auf den nähern Kriegsschauplatz beschränkten, Polen und die Türkei der Herrschsucht der Kaiserin Katharina.

§. 843. Polens Ende. Im Vertrauen auf die verschiedenen Heerabtheilungen der Russen und Preußen, die selbst nach Abschluß des Vertrags das Land nicht räumten, gebot Katharina's Gesandter, der barsche und übermüthige Igelström, mit despotischem Trotze in Warschau. Da erwachte noch einmal der polnische Nationalgeist. Es bildete sich eine geheime, durch das ganze Land verzweigte Verschwörung. Die ausgewanderten Patrioten, vor allen Kosciuszko, kehrten zurück und stellten sich an die Spitze der Bewegung. Igelströms Befehl, die polnischen Heere aufzulösen. gab das Signal zum Aufstand, dessen Mittelpunkt Krakau war. Kosciuszko, zum unumschränkten Befehlshaber der Nationalmacht ernannt, erließ von Krakau aus einen Aufruf an das Volk, in welchem er die Wiederherstellung der Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, die Wiedereroberung der entrissenen Provinzen und die Einführung der vernichteten Constitution als Ziel des Kampfes darstellte. Ein Sieg der Insurgenten über 1794. eine russische Heerabtheilung trieb die Bewohner der Hauptstadt zum Aufstand. Am Gründonnerstag wurde die russische Besatzung in Warschau angegriffen und 17. April. theils niedergemacht, theils gefangen. Igelströms Palast ging in Flammen auf; vier der vornehmsten Anhänger Rußlands starben am Galgen. Wilna und Litthauen folgten dem Beispiel der Hauptstadt; alle Woiwodschaften traten der Krakauer Conföderation bei; selbst der König erklärte sich für die Erhebung der mißhandelten Nation; Alles versprach einen guten Erfolg. Die Preußen, die nach der Einnahme von Krakau durch eine besondere Heerabtheilung die feste und wohlvertheidigte Hauptstadt Warschau belagerten, wurden, durch einen Aufstand im Rücken, in dem neuerworbenen „Südpreußen“, bedroht, und durch Krankheit und Juli. Nahrungsmangel geschwächt, von den tapferen Generalen Kosciuszko, Dombrowski und Joseph Poniatowski (des Königs Neffen) zu einem übereilten und verlustvollen Rückzug gezwungen. Aber das Waffenglück der Polen mehrte den Groll der Feinde. Im Einverständniß mit Oesterreich und Preußen schickte nunmehr Katharina ihren furchtbarsten Feldherrn Suwaroff mit einem großen Heere nach Polen. Kosciuszko, welcher Feldherrngaben mit Heldenmuth verband, mußte der überlegenen Macht seines kühnen, von den russischen Soldaten eben so geliebten als gefürchteten Gegners weichen. Nach einem unglücklichen Treffen 10. Oct. 1794. bei Maciejowicze stürzte er mit dem Ausrufe: „Polens Ende!“ verwundet vom Pferd und wurde, nachdem er einige Zeit bewußtlos auf dem Schlachtfeld gelegen, in russische Gefangenschaft fortgeführt. Am 4. November wurde die Vorstadt Praga von Suwaroff mit großer Kühnheit gestürmt und furchtbare Rache geübt. Zwölftausend Wehrlose wurden theils erschlagen, theils in der Weichsel ertränkt. Das Angstgeschrei der Gemordeten schreckte die Bewohner der Hauptstadt und machte sie willig zur Ergebung. Am 9. November hielt Suwaroff als

Sieger seinen glänzenden Einzug in Warschau. Poniatowski erhielt Befehl, die Krone niederzulegen. Er lebte bis zu seinem Tode (1798) in Petersburg von einem Jahrgehalt, der verdienten Verachtung der Nachwelt preisgegeben. Einige
21. Jan. 1795. Monate später erklärten die drei Mächte, sie hätten aus Liebe zum Frieden und um der Wohlfahrt ihrer Unterthanen willen beschlossen, die Republik Polen ganz zu theilen.

Demgemäß erhielt Oesterreich, obschon es gegen den Aufstand keinen Schwertstreich gethan, durch Katharina's Gunst im Süden an 800 Quadratmeilen mit Krakau, Preußen das Land links der Weichsel mit der Hauptstadt Warschau, und das als „Neuostpreußen" mit der Monarchie verbundene Gebiet bis zum Niemen, etwa 900 Quadratmeilen mit 1 Million Einwohner; alles Uebrige, über 2000 Quadratmeilen, riß Rußland als seinen „Löwenantheil" an sich, um dieselbe Zeit, wo sich ihm auch das Herzogthum Kurland, das zwei Jahrhunderte lang (seit dem Großmeister Gotthard Kettler, 1562) unter Polens Lehnsherrschaft gestanden, unterwerfen mußte. Russische Intriguen
18. März 1795. brachten den kurländischen Landtag dahin, um die Vereinigung mit Rußland einzukommen, worauf der letzte Herzog Peter Biron gegen eine jährliche Rente freiwillig entsagte. So schwand das einst ruhmreiche und mächtige Polen aus der Reihe der selbständigen Staaten, ein Opfer selbstverschuldeter Schwäche und fremder, Recht verachtender Gewaltthat. Parteiwuth, Gesetzlosigkeit und die Unterdrückung des Volks durch einen übermüthigen Adel waren die Quellen des Unglücks. „Der Mangel jedes volksthümlichen Gesammtgefühls, die volle Zersetzung alles dessen, was sonst einen Staat und eine Gesellschaft ausmacht, Verrath und grobe Bestechung ist selten so grell und schamlos hervorgetreten wie in diesen letzten Tagen Polens." „Es schien dies Land von der ewigen Vorsicht zum warnenden Beispiel ausersehen, wohin die ungezügelte Herrschaft von Junkern und Priestern ein Volk führen muß." Zugleich wollte aber auch, nach dem Ausspruch eines berühmten Historikers, Gott damals die Moralität der Großen zeigen. — Kos-
1817. ciuszko, von Kaiser Paul I. in Freiheit gesetzt, starb als Privatmann in der Schweiz. Sein Leichnam wurde nach Krakau gebracht und unter dem von den Händen der Bürgerschaft freiwillig aufgeführten Kosciuszko-Hügel beigesetzt.

IV. Deutschlands klassische Literatur.

1. Poesie.

§. 844. Gang der poetischen Kunstbildung. Ehe wir den mächtigen Strom der französischen Revolution mit seiner Alles überwältigenden Kraft vorüberführen, wollen wir einen Blick auf das Geistes- und Gemüthsleben des deutschen Volkes werfen, wo auch hochgehende Wogen die bisherige Uferbegrenzung überstiegen, aber nur befruchtende und belebende Wirkungen hervorbrachten. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erfuhr die Literatur, die Dichtkunst, die Wissenschaft und das ganze geistige Leben der deutschen Nation einen mächtigen Umschwung. Hochbegabte Männer der verschiedensten Richtungen schlugen neue Bahnen ein und begründeten theils durch Bekämpfung und Zerstörung verjährter Irrthümer, Vorurtheile und falscher Ansichten, theils durch geniale Schöpfungen im Gebiete der Dichtung oder der Wissenschaft einen Höhegrad der Bildung, wie er in der neuern Geschichte kaum seines Gleichen hat. — Den größten Aufschwung nahm die Dichtung und der Kunstgeschmack, so daß die poetische Bildung jeder andern den Vorrang abgewann, daß Philosophie und Religion im Bunde mit der Dichtkunst standen, daß Phantasie und Gefühl, der wahre Boden der Poesie, auch auf das Feld der Wissenschaft hinübergetragen ward. Der Dichtkunst wen-
Klopstock 1724—1803. deten die größten Geister der Nation ihre Talente zu. **Klopstock** weckte Empfänglichkeit,

Begeisterung im Volke, indem er seinen christlichen Glauben, seine Gefühlswärme und seinen vaterländischen Freiheitssinn in würdiger, erhabener Sprache der strebsamen Jugend ins Herz legte. **Lessing** schwang seine kritische Geißel über die französische Theaterliteratur und zeigte durch seine eigenen Bühnenstücke den Weg, auf dem man zu einer ächten dramatischen Poesie gelangen könne; zugleich öffnete er in seinem Laokoon den Denkenden die Augen über das Wesen der Dichtkunst und der bildenden Kunst, deren Verständniß gleichzeitig durch Winckelmann auf einem andern Wege erschlossen ward. Lessing's Spuren folgte der phantasievolle, geistreiche **Herder**, der auf den Ursprung aller Sprache und Poesie zurückging, mit feinem Sinn die Schönheiten der morgenländischen Naturdichtung und den tiefen Gehalt des kunstlosen Volksgesanges bei den verschiedenen Völkern enthüllte und durch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit eine mächtige Anregung zu weitern Forschungen gab. — **Wieland**, der heitere Lebensphilosoph, redete in seinen Romanen (Agathon, Aristipp, Abderiten), die größtentheils das altgriechische Leben mit moderner Färbung zur Grundlage haben, der Gesinnung und Denkweise der höhern, französisch gebildeten Stände das Wort und predigte in leichter, lüsterner Sprache weisen Genuß des Lebens, eine Lehre, die den höhern Klassen der Gesellschaft zusagte und der deutschen Literatur jene Kreise öffnete, die bisher nur französische Werke gelesen. Zugleich erneuerte er in seinem Oberon, einem Epos im Geiste und in der Form Ariosts mit dem Hauche heiterer Ironie, die romantische Heldendichtung des Mittelalters. Durch diese drei Männer erfuhr die deutsche Prosa eine gänzliche Umgestaltung; Lessing verlieh ihr Kraft, Schärfe und Klarheit, Herder Schwung und Reichthum an Bildern, Wieland Leichtigkeit und Anmuth. — Auf dem von ihnen bestellten Boden führte der größte Genius des Jahrhunderts, **Goethe**, seine Schöpfungen auf, in denen sich das Geistesleben der Nation und sein eigener Bildungsgang abspiegelt. In der kraftgenialen Zeit der siebziger Jahre, als die mit Ungestüm vorwärts strebende Jugend alle Regeln der Kunst und Convenienz verschmähte, nur den, wenn auch formlosen Erzeugnissen des Genius Werth beilegte, die Tiefe der Urpoesie und Naturdichtung pries, sich am Volkslied ergötzte und mit staunender Bewunderung auf Ossian und Shakespeare blickte, da erregten Werther's Leiden und Götz von Berlichingen, wobei jene Dichter als Vorbild dienten, einen Sturm von Begeisterung; als Lessing und Winckelmann das Interesse für antike Kunst in Deutschland geweckt, erschienen zur geeigneten Stunde die klassischen Dramen Tasso und Iphigenia, im Geiste und in der klaren harmonischen Form des Alterthums und belebt durch die eigenen Eindrücke und Empfindungen, die Goethe auf seiner Reise nach Italien in sich aufgenommen und die sich auch in den unübertrefflichen Volksscenen des Trauerspiels Egmont abspiegeln. Das idyllische Epos Hermann und Dorothea berührte die großartigen politischen Ereignisse der Zeit und die Leiden der Ausgewanderten; der Roman Wilhelm Meister, worin an die Schilderung des Schauspielerlebens in allen seinen Erscheinungen die reichste und mannichfaltigste Charakterzeichnung voll psychologischer Tiefblicke und feiner Beobachtungen geknüpft ist, und die Novelle: die Wahlverwandtschaften zeigen den Einfluß der romantischen Poesie mit ihrer Liebe zum Wunderbaren, Geheimnißvollen und Märchenhaften; in Dichtung und Wahrheit schildert Goethe seinen eigenen Lebensgang und die Umstände, die zu seiner Bildung beigetragen, und in dem großartigen dramatischen Gedichte Faust, mit dem wir ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt finden, hinterließ er der Nachwelt ein Abbild seiner innersten Seelenzustände. — Mittlerweile hatte die politische Welt eine großartige Gestalt angenommen und die Blicke der Völker auf Geschichte und Staatswesen gerichtet — da traf **Schiller** mit seinen historischen Dramen, die der Nation ähnliche Sturmperioden aus der einheimischen und fremden Geschichte vor die Seele führten, und mit seiner Begeisterung für Freiheit, Vaterland und Menschenbeglückung die Saite, die beim Volke den stärksten Nachhall fand. Die drei ersten Tragödien: die Räuber, Kabale und Liebe und Fiesco gehören der stürmischen Jugendzeit an, mit dem Drama Don Carlos beginnt eine neue geläutertere Periode; während seines Aufenthaltes in Jena als Professor der Geschichte befaßte er sich mit dem dreißigjährigen Krieg, mit dem Abfall der Niederlande und mit dem dreitheiligen Drama Wallenstein und schuf in der lyrischen Dichtung, die Glocke,

Lessing 1729—81.

Herder 1744—1803.

Wieland 1733—1813

Goethe 1749—1832.

Schiller 1759—1805.

ein reizendes Gemälde des menschlichen Lebens in seinen glücklichen und traurigen Fällen, und in seinen letzten, durch Krankheit viel getrübten Lebensjahren in Weimar verfaßte er: Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und das herrliche Drama Wilhelm Tell. Durch die Lauterkeit seiner Gefühle und die Wahrheit seines Strebens erwarb Schiller die Freundschaft Goethe's, so verschieden auch beider Naturen waren, und ihre vereinte Thätigkeit bezeichnet den Höhepunkt der deutschen Poesie; denn durch ihren Bund waren die ewigen Gegensätze Idealismus und Realismus, Subjectivität und Objectivität in Eintracht gepaart.

§. 845. Klopstock und seine Schule. Mit Klopstock beginnt die klassische Periode der deutschen Literatur. Geboren zu Quedlinburg in der lieblichen Gegend des Harzes, da wo einst Heinrich der Finkler als deutscher König begrüßt wurde (§. 342), verbrachte er seine Jugend unter den Eindrücken einer schönen Natur und einer großen Vergangenheit, an der Hand einer frommen gläubigen Mutter und eines männlich kräftigen Vaters. Die Liebe zur Natur, ein vaterländischer Sinn und ein christliches Gemüth waren die hohen Güter und Gaben, die er aus der Vaterstadt und dem elterlichen Hause mit sich nahm, als er die berühmte Lehranstalt zu Schulpforta bei Naumburg, in der reizenden Gebirgsgegend des Thüringer Waldes bezog. Hier widmete er sich mit Begeisterung der klassischen Literatur des Alterthums; ihr entlehnte er die Kraft der Rede, die Mannichfaltigkeit des Versbaues, den Schwung und die Musik der poetischen Sprache und den Flug der Phantasie, die sich in seinen Oden kund geben; dieser Begeisterung für die Poesie des Alterthums ist es auch zuzuschreiben, daß er in seinen Dichtungen den Reim verschmähte, daß er in dem großen Epos die Messiade den Hexameter anwendete, mit dem vor ihm nur Fischart einen schwachen Versuch gemacht hatte, und in seinen Oden sich der Versmaße des Horaz bediente. In Schulpforta entwickelte sich auch sein Hang zur Empfindsamkeit, der sich in der Liebe zur Natur und Einsamkeit äußerte und eine elegische Stimmung in ihm erzeugte. In Leipzig, wo er den Studien oblag, führte ihn sein Freundschaftsbedürfniß in den Kreis jener jungen strebsamen Männer, welche sich von Gottscheds Einfluß frei gemacht und, wie erwähnt, die neue Zeitschrift „Bremer Beiträge" gegründet hatten; in diesen machte er (1748) die drei ersten Gesänge seiner Messiade bekannt, die in ganz Deutschland eine so enthusiastische Bewunderung erregten, daß er als der Schöpfer einer neuen Epoche der Literatur, als der Begründer einer neuen Dichtersprache begrüßt wurde. Eine unerwiederte Liebe zu Fanny, der Schwester eines seiner Freunde, erhöhte die schwermüthige und sentimentale Stimmung, ohne jedoch die männlich-kräftige Natur und Gesinnung in ihm zu tilgen, die sich namentlich während seines Aufenthaltes in Zürich bei Bodmer äußerte und in seiner Liebe zum Reiten und Schlittschuhlaufen, das er so begeistert besang, zu erkennen gab. Im J. 1751 bekam er durch die Vermittelung des Grafen Bernstorf (§. 822) von dem dänischen König Friedrich V. ein Jahrgehalt, damit er ganz der Dichtkunst leben könne, ohne nach Amt und Brod zu gehen. Nun hielt er sich abwechselnd in Kopenhagen und Hamburg auf. Auch in Karlsruhe, wohin ihn Markgraf Friedrich berief, weilte er kurze Zeit. Als er in Hamburg im J. 1803 starb, wurde er in dem Dorfe Ottensen bei Altona mit königlichen Ehren neben seiner früh verstorbenen Gattin Meta beigesetzt. 25 Jahre verflossen, bis das große Epos die Messiade in den 24 Gesängen vollendet vorlag, und während dieser Zeit folgte die deutsche Nation mit der gespanntesten Erwartung der erhabenen Dichtung, welche die seit achtzehn Jahrhunderten in der christlichen Menschheit lebende Idee von der Erlösung der Welt durch den Opfertod des Heilands zum Inhalt hat und damit die ganze altchristliche Mythologie von guten und bösen Engeln verbindet; weichmüthige Seelen vergossen Ströme von Thränen und das ganze Volk schwelgte in einer elegischen Stimmung. Aber Klopstock selbst erlebte noch, daß die Zahl der Bewunderer größer war als die der Leser, und daß die letzteren mit jedem Jahre sich verminderten. Die menschliche Natur ist nicht geschaffen, sich in einer ununterbrochenen feierlichen und religiösen Stimmung zu erhalten, und die Phantasie kann sich nicht auf die Dauer in die himmlischen Regionen versenken, die uns die Dichtung vorführt, nicht mit den Heerschaaren der guten und bösen Geister verkehren; die langen Reden und gehäuften Bilder und

Schilderungen, wie schön und poetisch sie auch sein mögen, ermüden den Leser; er bedarf der Ruhe und Abwechselung, die er hier vergebens sucht. Aber trotz dieser Mängel ist die Messiade dennoch ein großartiges Werk und kein Dichter verdient mehr am Eingang des Tempels der klassischen Literatur als Hüter und Pförtner zu thronen denn Klopstock. Seine religiöse Gesinnung voll inniger Glaubenswärme, die sich neben der Messiade auch in seinen Oden, in seinen geistlichen Liedern und biblischen Dramen ausspricht, sein vaterländisches Hochgefühl, das den Blick der Zeitgenossen zum ersten Mal auf die Großthaten der deutschen Vorzeit und die nordische Götterlehre lenkte, und sein reines sittliches Leben wirkten bestimmend auf den Gedanken- und Empfindungskreis der ganzen Nation.

Drei Jahrzehnte lang bildete der Dichter der Messiade den Mittelpunkt der deutschen Poesie; nur was in seinem Geiste gedichtet war, konnte auf Beifall rechnen. Vom heitern Wein- und Liebesliede bis zum feierlichen Hymnus fand man in ihm das Vorbild; seine in der Gelehrtenrepublik niedergelegten Ansichten über Sprache und Literatur erlangten allgemeine Geltung; man zollte ihm eine grenzenlose Verehrung sowohl wegen des Adels seiner Gesinnung und der Trefflichkeit seines Charakters, als wegen seiner Dichtungen, und diese Verehrung verlor sich selbst dann nicht, als er sich in vornehmer Abgeschlossenheit vom Volke zurückzog, sich nur in einem engen aristokratischen, von schöngeistigen Herren und Frauen gebildeten Kreise bewegte, über Grammatik und Orthographie schrieb und an der geistigen Regsamkeit um ihn her keinen Theil mehr nahm. Diesem Einfluß der Klopstock'schen Dichtungen verdankte die deutsche Nation einen sittlichen Aufschwung, einen edlen gehobenen Sinn, wie er sich selten in der Geschichte kund gibt, aber freilich auch eine weiche sentimentale Stimmung, ein Schwelgen in Gefühlen und Empfindungen, eine Entfremdung vom praktischen Leben, vom werkthätigen Handeln. Besonders wurden die idyllischen Erzählungen und Schilderungen des Alten Test. nach Klopstock's Vorbilde dichterisch behandelt; der Büchermarkt füllte sich mit sogenannten „Patriarchaden". Der Spott eines Zachariä machte die Welt nicht irre. Nirgends wurde aber Klopstock's Erscheinung mit größerm Jubel begrüßt, als in der Schweiz. Bodmer lud den Sänger der Messiade zu sich ein und wurde durch ihn so jugendlich angeregt, daß er sein früher begonnenes Werk, die Noachide, nunmehr in Klopstock's Manier vollendete und noch andere Werke in ähnlicher Art verfaßte. Klopstock zeigte sich für diese Theilnahme sehr empfänglich und schloß sich mit Innigkeit an Bodmer an, um so mehr, als Gottsched in thörichter Verblendung die neue Richtung der Poesie verdammte, zur Bekämpfung der seraphischen („sehr affischen") Dichtung alle ihm zu Gebote stehenden Waffen, Verdächtigung bei den Orthodoxen und ohnmächtige Verspottung, anwendete und den talentlosesten aller Dichter, den erwähnten Freiherrn von Schönaich, der ein Epos nach altem Schlag und eine satirische Aesthetik gegen Bodmer und Klopstock verfaßt hatte, dem Sänger der Messiade als ebenbürtigen Mitbewerber um die Palme der Dichtkunst gegenüber stellte. Bodmer's Landsmann, der Maler und Buchhändler Salomon Geßner von Zürich, legte seinen in ungebundener Sprache verfaßten sentimentalen „Idyllen" oder Hirtenpoesien mit Vorliebe Stoffe und Schilderungen aus dem Alten Test. zum Grunde („der Tod Abels" u. a. m.), aber die Welt, in der sich seine Poesie bewegt, war dem Dichter fremd, daher auch seinen idyllischen Sittengemälden, seinen Schilderungen und Ausmalungen einzelner Scenen eines unschuldigen Natur- und Hirtenlebens nicht nur Kraft, sondern auch Natürlichkeit und Wahrheit abgeht. Seine Hirten sind Menschen der großen Welt, im Schäfergewande auf die Wiese gesetzt. Noch ein dritter Schweizer, Joh. Kasp. Lavater, wurde durch Klopstock zur religiösen Dichtkunst angeregt; und wenn auch der berühmte Prediger von Zürich, der in der Folge als Vorkämpfer der strengreligiösen Gläubigkeit gegen Aufklärung und Freigeisterei einen großen Ruf erlangte, sich noch auf anderen Gebieten der Wissenschaft hervorthat, so war doch seine Wirksamkeit als religiöser Schriftsteller am größten und nachhaltigsten. Seine ersten Producte waren poetischer Art, theils Schweizerlieder, aber immer unter dem christlich-moralischen Gesichtspunkte, theils geistliche Gesänge, wo er einen feierlichen, salbungsvollen Ton anstimmte, theils epische Paraphrasen einzelner Theile der Bibel in Klopstock'scher Art. Als Mitglied der für Religion und Vaterland glühenden „patriotischen Gesellschaft" der Schweiz theilte er mit vielen seiner Landsleute das schwärmerische Hochgefühl und Selbstvertrauen, das Klopstock entzündet, aber später überspannte er seinen Geist durch gesteigerte Andachtsübungen, Selbstprüfungen und religiöse Betrachtungen bis zur Schwärmerei. Von Klopstock angeregt, versuchte sich

Die Schweizer.

Geßner 1730—87.

Lavater 1741—1801.

Moser 1723—98. auch der als Publizist und Staatsmann berühmte Freiherr Fr. Karl von **Moser** aus Stuttgart in mehreren geistlichen Dichtungen („Daniel in der Löwengrube"); doch ist er bekannter durch seine prosaischen Schriften (Staatsgrammatik; der Herr und Diener; patriotische Briefe; patriotisches Archiv; vom deutschen Nationalgeist u. a.). Er war ein vaterländisch gesinnter Mann, der freiere, den Engländern nachgebildete Ansichten über Staatsverfassung und Bürgerthum mit christlicher Strenggläubigkeit verband und die Ansicht zu begründen suchte, daß wahre christliche Gesinnung auch wahren Patriotismus erzeuge. Trotz des nachlässigen Stils und der ungeübten Sprache sind seine freisinnigen Aeußerungen über Regierungszustände in den kleineren deutschen Staaten, über Beamtendespotie, Richterwillkür und andere Mißstände von ergreifender Wirkung.
Sulzer 1720—79. — Was die Schweizer Dichter praktisch übten, faßte ihr Landsmann Joh. G. **Sulzer** aus Winterthur theoretisch zusammen, indem er in seiner berühmten „Theorie der schönen Künste" die Erweckung sittlicher Gefühle als Endzweck der Dichtung hinstellte und folglich die Klopstock'sche Poesie, welche Moral mit Schönheit anstrebte, als die einzig wahre pries, wenn er schon andererseits
Lieder- und Odendichter. der französischen Verstandespoesie auch ihre Rechte eingeräumt wissen wollte. — Noch zahlreicher waren Klopstock's Verehrer in Deutschland. Nicht nur die Leipziger Jugendfreunde, ein **Gärtner**, **Ebert**, **Giseke**, sonnten sich in dem Ruhme des Dichterkönigs, der einst ihrem Kreise angehört und die Genossen in der Ode „Wingolf" besungen hatte; die lyrischen Dichter der Zeit, J. W. Ludw.
Gleim 1719—1803. **Gleim** aus Halberstadt, ein edler freigebiger Mann, dessen Herz nur der Freundschaft und Liebe
Kleist 1715—59. schlug, Christ. Ewald von **Kleist**, der Dichter des idyllisch-beschreibenden Gedichtes „der Frühling", ein Sänger und ein Held zugleich (§. 807), Joh. Georg **Jacobi** („Aschermittwochslied", „Am
J. G. Jacobi 1740—1814. Tage aller Seelen"), der kräftige Odendichter Peter **Uz** aus Anspach und sein Landsmann Fr. von
Uz 1720—96. **Cronegk** (Verfasser des Dramas „Kodrus"), Luise Karsch (die **Karschin**), der feine Kritiker K.
Cronegk 1731—59. W. **Ramler**, der Oden- und Fabeldichter **Willamov** und viele andere schlossen sich an Klop-
Karschin 1722—91. stock an; und die jungen strebsamen Männer, die im Anfang der siebenziger Jahre in **Göttingen**
Ramler 1725—98. den **Dichterbund** schlossen, verehrten den Sänger der Messiade als ihren Führer und Banner-
Willamov 1736—77. herrn. An der Spitze dieses Göttinger Kreises stand Joh. Heinr. **Voß**, der sprachgewandte
Idyllend. Voß 1751—1826. Uebersetzer des Homer und der meisten griechischen und römischen Klassiker, der durch seine erzählende Dichtung „**Luise**", wie durch seine **Idyllen** und **Lieder** den Beweis lieferte, daß er den griechischen Vorbildern die echte Naivetät, Wahrheit und Natur abgelernt hatte. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Eutin und Jena wurde er nach Heidelberg berufen. Hier lebte und wirkte er bis an seinen Tod, ein Muster ehrenhafter, bürgerlicher Hausväterlichkeit, ein treuer Freund der Gleichgesinnten, ein Vorfechter für Licht, Wahrheit und echte Humanität und ein Feind und Verfolger sowohl alles Dessen, „was engherzig an Scholle, Zelle und Schule hängt, als was ins Weite ziellos ausschweift". Was Voß durch seine Idyllen in niederdeutscher Mundart für den Norden sein
Hebel 1760—1826. wollte, das ward der Oberländer Peter **Hebel** durch seine „**Allemannischen Gedichte**" für den Süden. In Karlsruhe, wo er ein hohes Kirchenamt bekleidete, fühlte er eine stille Sehnsucht, eine Art Heimweh nach dem friedlichen Landleben und zu den einfachen, frommen Bewohnern des Schwarzwaldes, wo er aufgewachsen; dies erzeugte in dem gemüthlichen, kindlichen Manne jene halb wehmüthige, halb freudige Stimmung, die den Grundton seiner lieblichen, im allemannischen Dialekte geschriebenen idyllischen Gedichte bildet. Vertraut mit dem Ideenkreis des Volkes, verirrte er sich nie auf fremdes Gebiet; und wie richtig er den Geist, den Witz, den Humor des Volks kannte, beweisen seine Volksschriften: **der rheinische Hausfreund**, **das Schatz-
Usteri 1763—1827. kästlein** u. a. In ähnlichem Geiste dichtete auch der Schweizer Martin **Usteri** seine ländlichen Sittengemälde, zum Theil in der Mundart seines Volks. Von ihm rührt das bekannte Volkslied her: „Freu't euch des Lebens."

§. 846. **Der Göttinger Dichterbund.** Neben Voß, den der Dichter H. Chr. Boie aus Meldorf in Süddithmarschen nach Göttingen zog, damit er ihn bei seinem **Musenalmanach** unterstütze, waren die bekanntesten Glieder des Göttinger Hainbundes: L. H. Chr. **Hölty**, die beiden Grafen von **Stolberg**, **Cramer**, **Hahn**, **Miller** (Verfasser des Siegwart) u. A. m.; auch die beiden Volksdichter **Bürger** und **Claudius** standen mit ihnen in Verbindung, wenn gleich jener durch Richtung und Lebensschicksale, dieser durch seine Entfernung von Göttingen von dem Bunde der Barden abgezogen wurde. Sie schwärmten für Freundschaft, Religion, Vaterlandsliebe und alles Edle und Hohe; sie feierten Klopstock als Dichterkönig und verdammten Wieland's leichtfertige,

sittenverderbliche Schriften. Wie manches Ueberspannte auch bei ihren Versammlungen unter der deutschen Bundeseiche zum Vorschein kommen mochte, das Streben nach einem hohen, edlen Ziel war höchst ehrenwerth. Klopstock ließ sich in den Bund aufnehmen; er setzte hohes Vertrauen in die begeisterten Jünglinge, die seine Gelehrtenrepublik als einzig richtige Geschmackslehre ansahen, und bei denen sich seine drei Richtungen, das Vaterländische, Antike und Christliche, so entschieden kund gaben. Ergriffen vom Geiste der kraftgenialen Zeit, setzten sich die Göttinger Barden über die Lehren veralteter Schulweisheit und Kunstregeln weg und wandten sich der Natur, der Volkspoesie und dem Alterthum zu. „Der Gesang der Einfalt, der Natur, des Landlebens stammte aus diesem Kreise, und die Volksdichtung ward hier gleichsam neu geboren.“ Auch als Uebersetzer der klassischen Werke des Alterthums zeichneten sich mehrere der Göttinger Barden in der Folge aus.

1) Gottfr. Aug. **Bürger** aus Molmerswende im Halberstädt'schen war eine hochbegabte Dichternatur; aber ein regelloses Leben, gedrückte Verhältnisse, Armuth und Nahrungssorgen, drei durch Leidenschaft und Unbesonnenheit zerrüttete Ehebündnisse und mancherlei häusliche Unfälle zerstörten seine Anlagen und stürzten ihn kummervoll und frühe ins Grab. Bürger besaß alle Gaben eines Volksdichters; er erfaßte die deutsche Natur mit richtigem Tacte, daher seine lyrischen Gedichte, worin niedrig Komisches mit innig Gefühlvollem verbunden erscheint, großen Anklang fanden. Am ausgezeichnetsten und bekanntesten sind seine nach schottischen Vorbildern verfaßten und zum Theil deutschen Volkssagen entlehnten Balladen und Romanzen, in welchen die Einfachheit, Kraft und phantasievolle Lebendigkeit mächtig ergreifen und hinreißen. Durch diese wurde er der Liebling des Volks, so hart auch Schiller über ihn urtheilte, durch seine Lenore gewann er die ganze Nation und sein wilder Jäger, des Pfarrers Tochter von Taubenheim, der Kaiser und der Abt, das Lied vom braven Mann, Frau Magdalis u. a. sind jetzt noch im Volke bekannter als die meisten neuern Gedichte. — Mit Bürger und andern Mitgliedern des Göttinger Hainbundes befreundet war Leop. Fr. G. Göckingk, in der literarischen Welt bekannt durch Epigramme, poetische Episteln und durch seine „Lieder zweier Liebenden“. — 2) Matth. **Claudius** aus dem Holsteinischen, lebte größtentheils in Wandsbeck, daher er sich auch den Wandsbecker Boten (oder Asmus) nannte. Claudius besaß noch entschiedeneres Talent zum Volksdichter als Bürger und war frei von dessen Schwanken zwischen Kunst- und Naturdichtung. Von der Studienzeit in Jena an gehörte er zu den Verehrern Klopstock's, dessen Religionsgefühl und Tugend, dessen Freiheitssinn und Vaterlandsliebe er theilte, und diese Gefühle, namentlich die christliche Frömmigkeit und Heiterkeit, blieben auch stets lebendig in ihm. Die Ansichten der siebenziger Jahre, daß Anlage und Natur über Kunst gehe, entschieden seine Richtung als Volksdichter. Seine Schreib- und Dichtungsart war das Abbild der höchsten Einfachheit in Sitte und Denkweise, daher auch seine Lieder, aus denen Gemüthlichkeit, Treuherzigkeit, frommer Sinn und heitere Laune hervorleuchten, in den Mund und ins Herz des Volks kamen („Bekränzt mit Laub“; „Warum sind der Thränen“; „Der Mond ist aufgegangen“ u. a.). Eine gewisse aus Ossian und Yorik geschöpfte Empfindsamkeit und Schwermuth herrscht in den meisten seiner Gedichte vor, und nahm in dem Maße mit den Jahren zu, als christliche Mystik und Religiosität in ihm die Obermacht erlangten. — 3) **Hölty** (Ludw. Heinr. Christoph), aus dem Hannöver'schen, ein Jüngling von weicher, empfindsamer Gemüthsart und krankhaftem Körper, der ihn jung ins Grab führte. In seinen lyrischen Gedichten (Oden, Lieder, Idyllen &c.) herrscht neben der stillen Freude an der Schönheit ländlicher Natur eine schwermüthige elegische Stimmung, die aus einer Ahnung seines frühen Todes hergeflossen sein mag. („Das Landleben“; „Der Tod“; „Elegie auf ein Landmädchen“; „Der arme Wilhelm“ u. a.). Am bekanntesten ist das schöne Gedicht: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit.“ Voll warmer allumfassender Liebe hat er in der Natur umhergeblickt und gesungen, was sein Herz empfand. — 4) Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu **Stolberg**, zeichneten sich als Dichter (Lyriker und Dramatiker) und Uebersetzer aus. Von Christian, dem weniger befähigten, aber auch weniger verirrten Bruder, besitzt man Lieder, Schauspiele (Belsazar; Otanes), Balladen (die weiße Frau) und eine noch immer viel gelesene Uebersetzung des Sophokles. — Wichtiger ist der jüngere, phantasiereichere Bruder, Friedrich Leopold, von dem außer lyrischen Gedichten, Schauspielen (Theseus) und Uebersetzungen (Aeschylus; Ilias) auch noch prosaische Werke

Bürger 1748—94.

Göckingk 1748—1828.

Claudius 1740—1815.

Hölty 1748—76.

Christian Stolberg 1748—1821.

Fr. Leop. Stolberg 1750—1819.

von Bedeutung vorhanden sind. In Stolberg sind die Eigenschaften der Klopstock'schen Poesie, Begeisterung für Alterthum, Freiheit und Vaterland und für Religion deutlich zu erkennen, nur daß in seinen spätern Jahren das Religiöse in dem Grade die Oberhand erhielt, als die frühere Freisinnigkeit, die ihn zu den patriotischen Liedern (Mein Arm ist stark; Sohn! da hast du meinen Speer; In der Väter Hallen ruhte u. a.) und zu den kräftigen Jamben (Satiren) begeisterte, der Unfreiheit und aristokratischen Vornehmheit wich. Die französische Revolution bewirkte diese Sinnesänderung und sein überspannter Geist übersprang bald alle Schranken der Mäßigung. Der Widerwille gegen die religiöse Freigeisterei und den demokratischen Freiheitsschwindel wurde so mächtig in ihm, daß er mit seiner Familie zur katholischen Kirche übertrat (1800) und nun im Kreise der Fürstin Gallitzin jene Werke religiösen Inhalts verfaßte, die seinen beschränkten Glaubenseifer und seinen Hang zu geistiger Verfinsterung beurkunden (Geschichte der Religion Jesu Christi; das Buch der Liebe, u. a. m.). Den Wendepunkt, „wo Friedrich Stolberg von dem Parnasse gejagt ward und dafür ins Himmelreich kam," bezeichnet der idyllische Roman die Insel, in welchem Stolberg's blühende Phantasie und poetische Natur zum letztenmal sichtbar ist. Die Reise nach Italien und die Gespräche Plato's leiden schon an jener „vornehmen Seichtigkeit" und „gesuchten Frömmelei", die seit seinem Uebertritt den Grundton seiner Schriften bilden. Diese Richtung entzweite ihn mit seinem Jugendfreund Voß, der, ein Gegner aller Religionsschwärmerei und jeder Art von Fanatismus und Mysticismus, den Abfall von den freien Ideen früherer Jahre schwer strafte („Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?"). — Auch die romantische Literatur mit ihren romanischen und orientalischen Neigungen sagte dem nüchternen, verstandesklaren Dichter in Heidelberg nicht zu. Diese Abneigung des Rationalisten gegen die neuromantische Mystik spiegelt sich am schärfsten ab in dem heftigen Kampf, den Voß mit seinem Collegen Creuzer über die Deutung der griechischen Götterlehre (Symbolik) führte.

§. 847. **Friedrichs II. Stellung zur deutschen Literatur.** Bisher war Sachsen der Hauptsitz der deutschen Bildung gewesen; in Leipzig wurde die Literatur, in Dresden die Kunst gepflegt; aber mit der Einnahme Sachsens im siebenjährigen Krieg scheint auch die Literatur in das Land des Siegers eingewandert zu sein, so wenig auch Friedrich II. dieselbe aufmunterte. Durch ihn und die Thaten des siebenjährigen Krieges kam der erste und wahre höhere Lebensgehalt in die deutsche Poesie. Daß dieser große König den Umschwung der deutschen Literatur während seiner Regierung nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte und der französischen Dichtkunst treu blieb, haben wir früher erwähnt (§. 830). Freilich konnte einem so nüchternen, verständigen Manne die überschwengliche Gemüthspoesie Klopstocks nicht behagen; die religiöse Dichtung brachte dem freidenkenden König die Tage seiner Jugend in Erinnerung, wo er zur Strafe geistliche Lieder lernen mußte; selbst die durch seine Siege gehobene patriotische Begeisterung und
Kretschmann 1738—1809. die daraus hervorgegangene Bardendichtung eines Kretschmann, Denis u. A.
Denis 1729—1800. fand keinen Anklang bei ihm, da er nicht Deutschlands, sondern Preußens Größe und Macht im Auge hatte und weder für Ossians sentimentale Gefühlspoesie, noch für die germanische Helden- und Götterwelt, die in dieser Bardendichtung vorwalteten, empfänglich war. Auch Lessings kritischer Geist, der die schwachen Seiten der französischen Poesie so klar und scharfsinnig darlegte, mußte ihm mißfallen. Indessen hat vielleicht diese Abneigung des gefeierten Monarchen der deutschen Literatur mehr genützt, als wenn er sie unter seinen Schutz genommen hätte. Man bestrebte sich in edlem Stolze, auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst den deutschen Namen eben so zu Ehren zu bringen, wie Friedrich im Felde und in der Politik. Dadurch bewahrte die deutsche Literatur ihre Freiheit und wurde in ihrem selbständigen Entwickelungsgang weder gehemmt noch abgelenkt, was schwerlich der Fall gewesen wäre, wenn sich Friedrich derselben eifriger angenommen hätte; ein Mann von so mächtigem Geiste und so vorherrschendem Einfluß hätte nothwendig der Poesie ein eigenthümliches, vielleicht höfisches und fremdartiges Gepräge aufdrücken müssen. Um so wohlthätiger war der Einfluß, den seine großartige Persönlichkeit, seine Thaten und Grundsätze auf den Bildungsgang und die Anschauungen der Mitlebenden übten. Indem er die in der Zeit liegenden Ideen in seinem Walten als Fürst in hervorragender Weise zur Geltung brachte und die Literatur veranlaßte, daraus

ihren Inhalt zu wählen, gab er der gesammten Zeitbildung und Geistesrichtung einen mächtigen Impuls.

Einen großen Einfluß auf die deutsche Literatur übte eine kritische Zeitschrift — die von dem Berliner Buchhändler Nicolai gegründeten Literaturbriefe (1759—65). Diese Zeitschrift, woran außer dem größten Kritiker der Zeit, Lessing, verständige Männer, wie Abbt, der treffliche jüdische Kaufmann und Philosoph Moses Mendelssohn u. A. thätig waren, bekämpfte die den Franzosen nachgebildeten Theorien und Schulsysteme, setzte dem Klopstock'schen Gefühls- und Empfindungsleben den gesunden Menschenverstand, Erfahrung und Weltkenntniß entgegen, suchte durch klare und scharfe Kritik das usurpirte Ansehen mittelmäßiger Köpfe zu erschüttern, junge Talente zu heben und richtig zu leiten und schuf eine elegante Prosa, wobei Lessing die ersten Proben von der wunderbaren Gabe ablegte, durch Darstellung, Ausdruck und Lebendigkeit der Rede den Leser für jeden, auch noch so trockenen und gelehrten Gegenstand zu fesseln. Nicolai war ein Mann des Lebens, der mit praktischem Sinne die Zeitumstände und Bedürfnisse erfaßte, und die Menschen beobachtete und richtig beurtheilte; und so sehr ihn auch später sein nüchterner, prosaischer Geist auf Abwege führte, so sehr er aus Widerwillen gegen jede Art von Uebertreibung alle Sentimentalität und Gefühlspoesie bekämpfte und als flacher Kunst- und Geschmacksrichter alle literarischen Erscheinungen bekrittelte: durch diese Schöpfung hat er sich große Verdienste um die Literatur erworben. Die Literaturbriefe.

§. 848. Wieland. Wie zahlreich auch die Verehrer der Klopstock'schen Gefühlspoesie sein mochten, ein großer Renegat verließ ihre Reihen — Christoph Martin Wieland, der Sohn eines schwäbischen Geistlichen in Biberach, ein frühreifes Talent von lebhafter erregbarer Natur. Die strenge, altgläubige Frömmigkeit im elterlichen Hause, seine Erziehung in einer pietistischen Schulanstalt und die herrschende religiöse Empfindsamkeit wirkten mächtig auf ihn ein. Er knüpfte als Knabe den Bund platonischer Liebe mit Sophie Gutermann, der nachmaligen Romanschriftstellerin Laroche, und versuchte sich als schwermüthiger, von Gefühlschwärmerei erfüllter Jüngling auf der Universität Tübingen an Gedichten im Geiste Klopstock's und seiner frommen Schweizer Nachahmer. Darum lud ihn Bodmer als neuen Genossen nach Zürich ein und nahm ihn in sein Haus auf. In Zürich und Bern verlebte Wieland etliche Jahre und verfaßte mehrere dichterische Werke, die seine gänzliche Befangenheit in der seraphischen Gefühlspoesie und christlich-frommer Weltanschauung beurkundeten („Der geprüfte Abraham", eine Patriarchade). Diese religiös-empfindsame Richtung verschwand allmählich, als durch Wieland's Anstellung in seiner Vaterstadt Bodmer's Einfluß auf den jungen Dichter abnahm und dieser im Hause des Grafen Stadion, ehemaligen kurmainzischen Staatsministers, dessen Pflegesohn Laroche mit Wieland's Jugendfreundin Sophie vermählt war, feinere Weltbildung, französische Philosophie und weisen Lebensgenuß kennen lernte. Theils der persönliche Umgang des durch Lebenserfahrung und Menschenkenntniß gebildeten Edelmanns, theils die Bekanntschaft mit englischer und französischer Literatur hoben Wieland über den beschränkten Gesichtskreis, in dem er bisher geweilt, und öffneten seine Seele einer freieren, weitherzigeren Lebensanschauung. Er versuchte sich zuerst im Drama (Johanna Gray oder der Triumph der Religion); als ihn aber Lessing in den Literaturbriefen hart anließ und ihm nachwies, daß die Tragödie kein Feld für ihn sei, wendete er seine Thätigkeit dem Zweige der Literatur zu, auf dem sein Talent sich am glänzendsten zeigte — dem Romane und der scherzhaften Erzählung. In diesen legte er seine Lebensansichten, seine heitere Weltanschauung und seine anziehenden, in leichte, liebliche Sprachen gekleideten, mitunter sinnlichen und schlüpfrigen Schilderungen der Liebe nieder und wurde nun ein ebenso eifriger Gegner der Klopstock'schen Dichtung, als er früher ein Verehrer derselben gewesen. Bis zum Jahre 1769, wo er als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften an die Kurmainzer Universität Erfurt berufen ward, erschienen rasch nacheinander Don Sylvio von Rosalva, wobei ihm Don Quixote als Muster vorschwebte, der philosophische Roman Agathon, das durch Anmuth und Leichtigkeit der Darstellung ausgezeichnete Gedicht Musarion, die Grazien, eine zierliche Dichtung, worin Verse mit Prosa abwechseln u. a. m. Durch diese und andere Schriften in dem

leichtfertigen Tone der Franzosen wurde Wieland „der gesellschaftliche Schriftsteller der Nation" und verschaffte der deutschen Dichtkunst Eingang in die höheren, gebildeten Kreise, wohin früher nur französische Literatur gedrungen. Aber die Zahl seiner Gegner war groß. Die Frommen verdammten seine Schriften, die Anhänger Klopstocks vergalten dem Abtrünnigen mit ihrem Hasse, der Göttinger Dichterbund verbrannte seine Werke; selbst mildere Beurtheiler fürchteten von dem schlüpfrigen Inhalte und der sinnlich üppigen Darstellung Gefahr für deutsche Sittsamkeit und Tugend. Wieland konnte sich auf seine reinen Absichten, auf sein Streben nach Wahrheit, auf seinen musterhaften Lebenswandel berufen; aber die Abwege, auf die mehrere seiner Anhänger und Nachahmer geriethen, rechtfertigten die Besorgnisse der Gegner. Der feine Epikureismus und der um alles Höhere unbekümmerte aristokratische Lebensgenuß, dem seine Schriften das Wort redeten, machten dieselben der gebildeten vornehmen Welt angenehm, wirkten aber nachtheilig auf die Sitten und Denkweise des Volks. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Erfurt wurde Wieland als Prinzenerzieher nach Weimar berufen, wodurch er in die für seine Natur geeignetsten Verhältnisse versetzt ward. Hier entstand seine berühmteste Dichtung „Oberon", ein romantisches Epos im Geiste Ariosts.

In Erfurt befaßte sich Wieland neben Horaz und Lucian, mit deren Lebensansichten, Denkart und Darstellungsweise er am meisten übereinstimmte, mit Rousseau, Voltaire und den kirchenfeindlichen Schriftstellern der Franzosen (§. 812). Die vielfachen Reformen in Kirche und Staat lenkten seine Blicke auf Verfassungswesen und Regierungsweise, worüber er seine Ansichten in dem didaktischen Roman „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian" niederlegte. Seine deutsche Gemüthlichkeit und seine große Nachsicht mit den Fehlern, Vorurtheilen und Schwächen der Menschen, die er, statt sie zu geißeln, nur fein verspottet, hielten ihn von Voltaire's Zerstörungstrieb fern, und gegen Rousseau suchte er den Grundsatz aufrecht zu halten, daß die Wohlfahrt der Menschheit nicht in einem auf Unkenntniß des Bösen beruhenden Zustand der Unschuld, sondern in Selbsterkenntniß und der dadurch erlangten Beherrschung der zum Bösen führenden Leidenschaften bestehe. In Weimar gründete Wieland mit Fr. H. Jacobi u. A. eine literarische Zeitschrift, „der deutsche Mercur", die sowohl durch ihre Urtheile und Anzeigen, als besonders dadurch wichtig ward, daß sie als Organ mancher bedeutenden Erscheinungen diente, und wendete sich zugleich dem reichen Felde der Romantik zu, wo er durch sein reizendes Heldengedicht Oberon, dessen nebelhafte Gebilde er aus Shakespeare's „Sommernachtstraum" entlehnte, den größten und dauerndsten Ruhm erlangte. Doch blieb der geschichtlich-philosophische Roman mit satirischer und ironischer Färbung das eigentliche Feld seines fruchtbaren Geistes. Zwischen diesem Roman (Geschichte der Abderiten, Aristipp u. a.) und zwischen den Uebersetzungen von Horazens Briefen und Satiren, Lucian's Werken und Cicero's Briefen finden wir seine spätere Thätigkeit getheilt. Die von Wieland früher unternommene Uebersetzung von Shakespeare's dramatischen Werken führte diesen großen Dichtergeist zuerst in Deutschland ein. Für Wieland's religiöse Ansichten sind die Göttergespräche, Peregrinus Proteus und Agathodämon von Wichtigkeit. Er geht mit den Freigeistern, so lange sie die Außenwerke des Christenthums, kirchliche Institute, Priesterthum, Hierarchie und Aberglauben bekämpfen, aber den Glauben an Gott und Unsterblichkeit und das Wesen der christlichen Religion will er nicht angetastet wissen.

Daß die Gegner der Wieland'schen Poesie nicht ganz Unrecht hatten, wenn sie derselben einen verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit zuschrieben, beweist dessen Nachahmer Wilhelm Heinse aus Thüringen, Bibliothekar des französisch gebildeten Erzbischofs Karl Joseph von Mainz (§. 832). Begabt mit einer reizbaren Phantasie und mit dem Talente lebendiger, anziehender Darstellung, suchte er durch lüsterne, wollustathmende Natur- und Kunstschilderungen die Einbildungskraft zu fesseln und Wohlbehagen zu erregen, stellte aber das abschreckende Beispiel auf, „zu welcher Verwahrlosung des Gemüths die Sinnlichkeit führt, wenn sie den Zügel der Sitte abwirft". Eine Reise nach Italien und seine Vertrautheit mit den italienischen Dichtern, besonders Tasso und Ariost, die er in Prosa übersetzte, waren von großem Einfluß auf seine Kunstrichtung und seinen üppigen Stil, in welchem er nach dem melodischen Wohlklang der Südländer strebte. Sein Hauptwerk ist der Roman Ardinghello oder die glücklichen Inseln, bei dem die Erzählung nur als Rahmen dient für seine Schilderungen und Ansichten über Kunst, Wissenschaft und Staat. Er stellt darin gegen

Heinse 1749—1803.

Winckelmann das Studium der Natur über das Studium der Antike, spricht dem Romantischen der Genre- und Landschaftsmalerei das Wort und empfiehlt ein nacktes Naturleben zur Herstellung der Kunst. In Hildegard von Hohenthal legte er seine Ansichten über Musik nieder.

§. 849. Lessing. Zu den einflußreichsten Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts gehört Gotthold Ephraim Lessing, der Sohn eines Predigers zu Camenz in der Lausitz. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt auf der Fürstenschule in Meißen, wo seine ungewöhnlichen Anlagen die Aufmerksamkeit seiner Lehrer erregten, die ihn mit einem Pferd verglichen, das doppeltes Futter haben müsse, bezog er die Universität Leipzig (1746). Die Theologie, der er sich widmen sollte, ward ihm bald zuwider; die Lehrer verstanden es nicht, durch ihre Vorträge den aufstrebenden Geist für diese Wissenschaft zu gewinnen. Er trieb Philosophie und schöne Literatur, lernte tanzen, reiten und fechten und suchte den Umgang von Schauspielern und strebsamen jungen Männern, auch wenn sie, wie Mylius, im Rufe der Freigeisterei standen. Der Vater gerieth in Sorge und rief den vermeintlich verlornen Sohn nach Hause. Lessing folgte und überzeugte den Zürnenden, daß er besser sei, als der Ruf ihn dargestellt. Doch entsagte er für immer dem geistlichen Stande. Er begab sich nach Berlin, wo ihm seine kleinen Schriften und Abhandlungen die Bekanntschaft von Nicolai, Moses Mendelssohn u. A. erwarben. Dort nahm er Theil an den Literaturbriefen, aber sein unruhiger Geist trieb ihn weiter fort; er wollte das Leben und die Menschen von allen Seiten kennen lernen; seinem Freiheitssinn widerstrebte jede feste Lage und bindende Anstellung, darum finden wir ihn bald in Wittenberg, bald in Breslau (1760—1765), als Secretär des Generals von Tauenzien, bald wieder in Berlin, bald in Hamburg (1767—1770), immer mit neuen Plänen erfüllt, mit neuen Arbeiten beschäftigt, von neuen Menschen umgeben; und als er endlich zu Wolfenbüttel die Stelle eines Bibliothekars übernahm und nach seiner Verheirathung einen ruhigen Hausstand zu begründen hoffte, stieß ihn sein Schicksal wieder auf die Wanderung, indem es ihm seine geliebte Gattin und sein einziges Kind durch raschen Tod raubte und ihn dadurch antrieb, den Schmerz in neuen Lebensplänen und Reiseunternehmungen zu ersticken. Die innern Kämpfe verkürzten seine Tage. Er starb zu Braunschweig am 15. Febr. 1781. So zerrissen, wechselvoll und unstät Lessings Leben war, so vielseitig und verschiedenartig erscheint seine Beschäftigung. Unermüdlicher Forschungstrieb und rastloses Streben nach Wahrheit sind die Grundzüge seiner kräftigen männlichen Natur. Er schrieb einst: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzig inneren regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und zu mir spräche: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" Er war eben so weit entfernt von Klopstock'scher Empfindsamkeit und Gefühlsüberspannung, wie von Wieland'schem Epikureismus und weltkluger Lebensweisheit; sein Charakter war derb und deutsch, sein Geist genährt an dem gesunden Sinn des klassischen Alterthums, das er an der Quelle schöpfte. Er buhlte nie um die Gunst der Hohen, trachtete nie nach Titeln und Würden, sein männlicher Stolz widerstrebte jeder Abhängigkeit und Unterordnung, und das Gefühl seines wahren Werthes ließ ihn jeden Schein, jede falsche Ehre verschmähen. Lessing war mehr Kritiker und Gelehrter als Dichter; Verstand und Urtheilskraft gingen bei ihm über die Phantasie. Dies hat Niemand klarer eingesehen als er selbst. Er spricht es unverhohlen aus, daß er den lebendigen Quell der Poesie, der durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, nicht in sich fühle, daß er Alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen müsse, daß Kritik und Reflexion die Stützen seiner Productionskraft seien. Darum hat er sich auch auf solche Dichtungsarten beschränkt, die weder hohen Flug der Begeisterung noch tragisches Feuer erfordern, wie Fabeln, Epigramme und bürgerliche Dramen, und wo er sich höher verstieg, wie in Emilie Galotti und Nathan der Weise, da hat er ältere Stoffe benutzt und umgearbeitet, dort die Erzählung von der Virginia im Livius, hier die wahrscheinlich dem Orient entstammte Parabel „von den drei Ringen" aus Boccaccio. Dennoch gehört Lessing unstreitig zu den ersten Größen der deutschen Literatur, deren hohe Blüthe durch seine vielseitige und an-

regende Thätigkeit ganz besonders gefördert ward. Er war Dichter, Kritiker, Kunstkenner und theologisch und philosophisch gebildeter Gelehrter und hat in allen diesen Gattungen namhafte Werke von nachhaltiger Wirkung verfaßt. Seine Schriften über Kunst und Alterthum haben eine helle Fackel angezündet; die dramatische Poesie und das Theaterwesen sind durch seine Meisterwerke bereichert und durch seine kritischen und ästhetischen Untersuchungen auf eine neue Stufe der Entwickelung und richtigen Erkenntniß geführt worden, und in der Religionswissenschaft hat er einen mächtigen Impuls zu folgenreichen Forschungen gegeben.

Winckelmann 1717—68. a) Ueber **Kunst und Alterthum.** Joh. **Winckelmann** von Stendal, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, aber erfüllt von Bewunderung für den hohen Geist der Alten, gelangte bei Beschauung der Dresdener antiken Kunstwerke zum Bewußtsein seiner Bestimmung, der Welt die Größe und Bedeutung der griechischen Kunst zu erschließen. Durch seinen Uebertritt zum Katholicismus, der jedoch auf seine antike Natur keine Wirkung hatte, erwarb er sich die Mittel und wichtige Empfehlungen zu einer Reise nach Rom, wo er zuerst als Bibliothekar des Cardinals Albani, dann als Aufseher aller Alterthümer in und um Rom durch eine Reihe geistreicher Schriften die Wissenschaft der Archäologie begründete und durch die erste, trefflich geschriebene **Kunstgeschichte** das Reich des Schönen erschloß und ein Licht anzündete, dessen weithin leuchtende Strahlen viele schlummernde Kräfte ins Leben riefen. Nach einem mehr als zwölfjährigen Aufenthalt in verschiedenen Städten Italiens faßte er den Vorsatz, in die Heimath zurückzukehren. Kaum hatte er jedoch die Alpen überstiegen, so befiel ihn eine solche Sehnsucht nach dem verlassenen Kunstlande, daß er in Regensburg umkehrte und über Wien nach Triest reiste. Aber hier ereilte ihn der Tod. Ein Bösewicht, der sich in Winckelmann's Vertrauen eingeschlichen, ermordete ihn vermeintlicher Schätze wegen im Gasthause. — Die neuen Kunstideen führten den strebsamen Lessing zur Abfassung des merkwürdigen kritisch-ästhetischen Buches: **Laokoon** oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, worin er durch Vergleichung der Gruppe des Laokoon mit dem Drama „Philoktet" von Sophokles und mit zahllosen Stellen alter und moderner Dichter die Grundzüge der Aesthetik in großartigen Umrissen feststellte. Diese beiden Kunstwerke des Alterthums, in denen der körperliche Schmerz dargestellt ist, dienen ihm als Unterlage für den ästhetischen Grundsatz, daß in der plastischen Kunst körperliche Schönheit und ideale Menschengestalt, in der Poesie ein Ideal der Handlungen das höchste Ziel und Gesetz sei. Demnach müßten die bildende und die redende Kunst getrennt gehalten werden, woraus sich ergebe, daß die beschreibende und malerische Naturpoesie nicht als echte Kunstform gelten könne. Einzelne Ergänzungen und Ausführungen dieser Grundzüge legte er in den „**Antiquarischen Briefen**" nieder, einer Reihe von Untersuchungen und Abhandlungen, worin er seine Ansichten gegen einzelne Ausstellungen des Professors Klotz in Halle rechtfertigte, eines Mannes, der als lateinischer und deutscher Dichter, Philolog und Alterthumskundiger von den Gelehrten hochgefeiert war und als Herausgeber kritischer Zeitschriften durch klug berechnetes Loben und Tadeln sich einen Namen gemacht, wie einst Gottsched, und viele Anhänger und Verehrer gewonnen hatte. Der Streit war noch nicht zu Ende, als Klotz im besten Mannesalter starb, niedergeschmettert durch den Eindruck der antiquarischen Briefe, deren Polemik sowohl wegen des schlagenden Witzes und der meisterhaften Ironie, als wegen der wunderbaren Beredsamkeit und der Kunst und Kraft der Sprache von vernichtender Wirkung war.

b) **Dramatik.** Das gute Theater in Leipzig hatte Interesse für die dramatische Poesie geweckt, das selbst durch Gottsched's elende Stücke und durch die steifen, dem französischen Geschmack nachgebildeten Tragödien und Komödien seines Freundes Joh. Elias Schlegel nicht unterdrückt werden konnte. Schon hatte der jugendliche Lessing durch sein Lustspiel „Der junge Gelehrte" gezeigt, daß er auf einem andern Boden stehe, und in seinem Trauerspiel „Miß Sara Sampson", dem es bei aller Ungelenkigkeit in Form und Anlage nicht an tragischen Elementen gebricht, an der Hand der englischen Dramatiker das bürgerliche Trauerspiel eingeführt, als Nicolai in seiner neuen Zeitschrift „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (1757) einen Preis für das beste Trauerspiel aussetzte und dadurch das Interesse für Drama und Theater erhöhte. Der Kodrus des jung verstorbenen Cronegk erhielt den Vorzug. In dem gewandten, doch oberflächlichen Christian Felix Weiße, der zuerst Trago-

Weiße 1726—1804 dien (Eduard III.; Befreiung von Theben; Romeo und Julie u. A.) und Komödien

(Matrone von Ephesus, Amalie u. A.) dichtete, dann, durch Lessing's scharfe Kritik verstimmt und abgeschreckt, zur komischen Oper (Lottchen am Hof; der Dorfbarbier u. A.) überging und zuletzt Kinderbücher (der „Kinderfreund"; „Lieder für Kinder") und „scherzhafte Lieder" verfaßte, herrschte doch im Allgemeinen noch der französische Geschmack, nur daß die Alexandriner hie und da den reimlosen Jamben oder auch der Prosa weichen mußten. Eine selbständige, unabhängige Nationalbühne schien noch in weiter Ferne zu stehen. Da erschien Lessing's **Minna von Barnhelm**, zu einer Zeit, wo die Schlacht von Roßbach noch in frischem Andenken war, welche Selbstgefühl und Nationalstolz in jeder deutschen Brust geweckt hatte, und regte das Interesse des Volks mächtig an. Der echte deutsche Charakter des wackern preußischen Offiziers, die komische Rolle, die der Franzose spielt, der glückliche Griff in das Nationalleben und die geschickte dramatische Behandlung wirkten schlagartig auf die ganze Nation. Der Gedanke an ein Nationaltheater faßte Wurzel im Volk. Die Hamburger zogen gute Schauspieler (die Familie Ackermann, Eckhof u. A.) in ihre Stadt und beriefen (1767) Lessing als Theaterdichter und Kritiker. Dieser folgte der Einladung und verfaßte die **Hamburger Dramaturgie**, die aus einer bloßen Theaterzeitung zu einem klassischen Werke geworden ist. Anknüpfend an die aufgeführten Stücke, unterwarf er darin die bisherigen dramatischen Leistungen einer scharfen Kritik, erschütterte das Ansehen Voltaire's und der französischen Theaterdichter mit unwiderstehlicher Kraft, Beredsamkeit und Kenntniß und entwickelte zugleich die Grundgesetze des echten Trauerspiels und Lustspiels mit solcher Klarheit und Reinheit des Geschmacks, daß die Hamburger Dramaturgie die Grundlage aller Aesthetik ward. Nur Diderot's bürgerliches Schauspiel (§. 760) fand Gnade vor seinen Augen, weil er einsah, daß dieses dem deutschen Charakter mehr zusagen würde, als die heroische Tragödie der Griechen. — Nun verdrängte der von ihm gerühmte und von Wieland und Eschenburg übersetzte Shakespeare die Dichterwerke Corneille's und Voltaire's. Gerstenberg's schauerliche Tragödie Ugolino war der erste entscheidende Schritt zum englischen Drama; damit aber nicht der Geschmack am Wilden und Rohen Wurzel fasse, zeigte Lessing in seinem Meisterwerke **Emilie Galotti**, worin er die tragische Geschichte der Virginia zur Zeit der römischen Decemvirn in modernes Gewand kleidete und den antiken Patriotismus durch ein persönliches psychologisches Pathos ersetzte, wie man Shakespeare und die romantischen Dramendichter nachbilden müsse. Gerstenberg 1737—1823.

c) **Theologie und Philosophie.** Lessing's vielseitiger Geist hatte über der Poesie die große Bewegung auf dem Gebiete der Religion und Theologie nicht aus dem Auge verloren und bei Herausgabe der auf der Wolfenbüttler Bibliothek entdeckten Schrift des Berengarius von Tours über das heilige Abendmahl (1770) bewiesen, daß er die trockensten theologischen Stoffe interessant zu machen wisse. Aber er verschmähte es, sich unbedingt einer der herrschenden Richtungen anzuschließen, und lud daher den Zorn aller Parteien auf sich. Als er den tiefen Forschungen der Scholastiker gegen die flache Aufklärungssucht der Neuerer und gegen die in Berlin herrschende Irreligiosität das Wort redete, beschuldigten ihn die Rationalisten einer Hinneigung zum Katholicismus; als er wagte, die **Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten** bekannt zu machen, entbrannte die Wuth der Orthodoxen wider ihn. Die Schrift, Auszüge aus einem größeren Werke: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", welches der Hamburger Professor Reimarus im Geiste der englischen Deisten (§. 811) über das Verhältniß zwischen Bibel und Christenthum niedergeschrieben und im engeren Freundeskreise manuscriptlich mitgetheilt hatte, versetzte der christlichen Glaubenslehre heftige Schläge durch die Zweifel, die darin gegen die Echtheit und Wahrhaftigkeit der biblischen Urkunden und gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien, besonders in der Auferstehungsgeschichte, aufgeworfen und mit großer Gelehrsamkeit und Belesenheit begründet wurden. Trotz der Erklärung des Herausgebers, daß er nicht in allen Dingen mit dem Ungenannten übereinstimme, und seiner widerlegenden Anmerkungen erging eine Fluth von Schmähungen, Verdächtigungen und Angriffen über Lessing. Gereizt brachte dieser jetzt durch seine Streitschriften gegen einen Hauptgegner, den Pastor Melch. Göze von Hamburg, die Sache, die anfangs nur für Gelehrte bestimmt war, vor die Nation. Die unter dem Titel **Antigöze** bekannten Streitschriften gehören durch Kraft der Sprache und siegende Beweisführung zu dem Vollendetsten, was in dieser Gattung je geschrieben worden. Sie bekämpften die alte Dogmatik, ohne dem Wesen der christlichen Religion wehe zu thun. Lessing ehrte den Kern des Christenthums, der ihm, wie sein Gespräch: „Das Testament Johannis" beweist, in der Liebe besteht; aber er betrachtet das A. und N. Testament nicht als die letzten

Offenbarungen Gottes, sondern als eine Vorschule, womit die **Erziehung des Menschengeschlechts** begonnen habe, wie er in der trefflich geschriebenen Abhandlung, die diesen Titel führt, darzuthun suchte. Dies geht auch aus dem Fragment: Christenthum der Vernunft, worin der Keim und Kern der neuesten Philosophie enthalten ist, hervor. Doch war ihm stets das Christenthum die Weltreligion und die Bibel die heilige Urkunde des göttlichen Planes für die Entwickelung der Menschheit. — Die schönste Frucht jener theologischen Streitigkeiten ist Lessing's **Nathan der Weise**, den er gleichsam als Vermächtniß kurz vor seinem Tod der Nation hinterlassen hat. In diesem durch Versbau, Sprache und Anlage vortrefflichen Drama zeigte Lessing, welch ein himmelweiter Unterschied sei zwischen wahrer Religiosität des Herzens und Lebens und zwischen kirchlicher Rechtgläubigkeit und mechanischer Religionsübung. Freilich gab das ungleiche Verfahren, daß das Judenthum und der mohammedanische Glaube durch ideale Charaktere dargestellt werden, indeß die Repräsentanten des Christenthums der Wirklichkeit entnommen sind, den Gegnern Gelegenheit, den Dichter einer gewissen Voreingenommenheit und Bitterkeit gegen die christliche Kirche zu zeihen.

§. 850. Die genialische Zeit. In Lessings Fußstapfen trat der geistreiche Theologe Herder, der mit der freien Geistesrichtung und dem kritischen Verstande Lessings noch die Resultate verband, welche die beiden Königsberger Gelehrten, der fromme mystische Hamann und der große Philosoph Kant, ein König im Reiche der Gedanken, durch ihre inhaltreichen Schriften zu Tage förderten. Hamann gehörte in die Klasse der sogenannten „Originalgenies", welche, auf den alten Satz zurückgehend, daß der Dichter geboren werde, nur Das als wahre Poesie gelten ließen, was gleichsam unbewußt aus der angebornen Dichternatur hervordringt, wie die Prophetenworte aus dem Munde eines gottbegeisterten Sehers. Man streifte alle bisher gültigen Gesetze und Kunstregeln ab, kehrte zur Urdichtung einfacher Zeiten, zum Volkslied, zu Homer und Ossian und zu dem reichen Shakespeare zurück und „suchte im Gebiete der Dichtung und Kunst jene Gabe, die nicht nach Vorschrift und Regel mühsame Werke baute, sondern auf Einen Wurf Schöpfungen hervorrief, die zugleich ihre Gesetze in sich trugen". Diese Gabe nannte man Genie; ihre Schöpfung sollte wie sie selbst naturwüchsig, original sein. Genialität und Originalität war die Losung der Zeit; und während man früher den freien Flug des Geistes und der Phantasie durch enge Begrenzung der Convention hemmte und nur das als Dichtung gelten ließ, was sich in den herkömmlichen Formen und Gesetzen bewegte, so gerieth man in dieser Periode des „Sturms und Drangs" auf den Gegensatz, indem man an dem Regellosen Gefallen fand, auf Verachtung conventioneller Sitte einen Werth legte und oft in den Ausgeburten einer zügellosen Phantasie Erzeugnisse des Genies erblickte. Manche aufstrebende Talente gingen unter den Stürmen dieser kraftgenialischen Zeit zu Grunde oder fielen, wie der Livländer J. M.
Lenz 1750—92. Reinhold Lenz, in Wahnsinn, aber die kräftigeren kämpften sich empor und erreichten das Ziel der Vollendung. Als Durchgangsperiode von steifer Form und Regel zur Freiheit war die ungestüme Umwälzung des Herkömmlichen und die Rückkehr zur Natur und Einfachheit höchst wohlthätig. Die Kraftgenies strebten im Reiche der Dichtung dasselbe an, was Rousseau im geselligen Leben und in der Politik. Als ihr Repräsentant kann
Klinger 1752—1831. Max Klinger aus Frankfurt gelten, von dessen Drama Sturm und Drang der Name dieser Periode herrührt.

In Klingers Werken bemerkt man den innern Kampf zwischen Ideal und Welt, Herz und Verstand, Freiheit und Convenienz, Natur und Cultur; Mißvergnügen und bitterer Schmerz über die verkehrten Zustände des Lebens spricht sich in seinen zahlreichen Tragödien („die Zwillinge"; „Otto"; „das leidende Weib") und Romanen aus. In den letzteren, unter denen „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt", „Raphael de Aquillas", „Geschichte Giafars des Barmeciden", „der Weltmann und der Dichter", am bekanntesten sind, legte Klinger, der vom Sohne armer Eltern aus Frankfurt in Rußland zu den höchsten Stellen im Militär und in der Verwaltung emporstieg, seine trüben Ansichten über Religion, Regierung, sociale Zustände und Lebensverhältnisse nieder und kommt zu dem stoischen Ergebniß, „daß ein unerbittliches Schicksal die Welt regiere und daß die höchste Weisheit des Sterblichen darin bestehe, daß er den Gang dieses Schick-

fals errathe und sich demselben angemessen zu verhalten verstehe.“ Er ist ein bewundernder Schüler Rousseau's, mit dem er Alles für gut hält, was aus den Händen der Natur kommt, und Alles unter den Händen der Menschen entarten läßt. Neben Klinger ist **Maler Müller** aus Kreuznach (in Rom während einer Krankheit zur katholischen Kirche bekehrt) der bedeutendste Genosse dieser stürmischen Zeit, deren wilde Kraft, Begeisterung und Leidenschaft er besitzt. Seine „modern bäuerlichen“ **Idyllen**, seine Dramen **Faust** und **Genoveva** tragen den Charakter dieser formlosen Naturdichtung. Von noch größerer Bedeutung, weniger durch seine Werke als durch die Anregung auf die Zeitgenossen war F. Georg **Hamann** aus Königsberg. Als Gegner aller Schulweisheit, als Bekämpfer alles Herkömmlichen und Conventionellen war er der eigentliche Schöpfer des kraftgenialischen Ungestüms. „Sein Beiname: **der Magus aus Norden** zeigt uns schon den tiefen und dunkeln Geist des Mannes an, der sich in Orakelsprüchen gefiel und Alles auf das Unerforschliche und Ewige richtete.“ Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regel und Muster, geht Hamann auf die Urpoesie zurück, eifert wider alle moderne Dichtkunst, die Erzeugnisse des Verstandes und Witzes, und findet sein Heil in der das Kindesalter der Menschheit abspiegelnden **orientalischen Poesie** der Bibel und in der edlen Einfalt der Evangelien, neben welchen ihm nur Homer, Ossian und Shakespeare Bedeutung haben. Seine in dunkler, mystischer Prophetensprache verfaßten Werke (Biblische Betrachtungen eines Christen; Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publicums; Kreuzzüge der Philologen, eine Reihe vermischter Aufsätze und Studien; Golgatha und Scheblimini u. a.) waren trotz ihrer unästhetischen Form wegen der hie und da zerstreut liegenden Goldkörner von großer Wirkung auf seine Zeit- und Gesinnungsgenossen. Man erkennt darin einen tief religiösen Sinn, der auf das Unnennbare im Heiligthum des menschlichen Gemüthes hinweisend sich mehr in begeisterten Blicken als in zusammenhängenden Betrachtungen kund giebt. Den größten Einfluß übte er auf seinen Landsmann Herder. Die letzte Lebenszeit brachte Hamann in der Umgebung der gebildeten, von Kunstenthusiasmus und Religions- und Gefühlsschwärmerei erfüllten Fürstin von Gallitzin in Münster zu.

Maler Müller 1750—1825.

Hamann 1730—88.

§. 851. **Herder.** Joh. Gottfr. **Herder**, als Knabe schüchtern, empfindsam und abgeschlossen, ward nach vollendeten theologischen Studien Lehrer in Riga, hielt sich, zum Reiseprediger des Herzogs von Holstein-Eutin berufen, einige Zeit in Frankreich auf, wo er in Straßburg Goethe's Bekanntschaft machte; 1770 erlangte er die Stelle eines Hofpredigers bei dem militärischen, für Bildung und Volksbeglückung thätigen Grafen von Bückeburg und zuletzt die eines Oberconsistorialraths und Superintendenten in **Weimar**, wo er 1801 in den Adelstand erhoben wurde. — Er war ein großer Genius, der durch Ehrgeiz zu früher Entfaltung seines hohen Talents und seiner reichen Kenntnisse getrieben, mit kühnem Griff das Verschiedenste und Fremdartigste erfaßte und neu gestaltete. Gleich groß als geistreicher **Theolog**, schöpferischer **Philosoph** und ideenreicher **Kritiker**, hat er in allen diesen Gebieten unsterbliche Werke geschaffen, über denen der Hauch dichterischer Anschauung und phantasievoller Bildungskraft ausgegossen ist, und die durch ihre bilderreiche poetische Sprache beweisen, daß in ihm der Dichter mit dem Philosophen verschmolzen war. Er vereinte „hellenische Lebensfrische mit orientalischer Lebenswürde“ und trug daneben das „tief Christliche“ in sich. Neben Hamann, von dem er die Bewunderung für **Naturpoesie** und für das Kindesalter der Menschheit, die Liebe zum **Orient** und zur Bibel und die poetische Auffassung der christlichen Lehren und Sagen überkam, übte besonders Lessing großen Einfluß auf ihn, so daß dieser fast Nichts geschrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, spät oder frühe, billigend oder polemisch Rücksicht genommen, und von Winckelmann adoptirte er die Vorliebe für **Allegorien**, wozu seine Natur ihn hinzog. Auch Kant's großartige Gedankenwerke übten fortwährend einen mächtigen Einfluß auf Herder, so wenig auch das „tonlose Gemüth“ des Königsberger Philosophen der phantasievollen Natur des dichterischen Theologen zusagen konnte, wie aus der gegen denselben gerichteten Schrift **Kalligone** hervorgeht. Begabt mit wunderbarem Verständniß der Zeiten und Völker, erfaßte er mit offenem, empfänglichem Sinne Alles, was **fremde Nationen** echt Poetisches und Großes geschaffen, und wußte es mit genialem Tact nach eigenem Geiste dichterisch umzugestalten (der Cid u. A.). Diese Empfänglichkeit für fremde Natur und Poesie, dieser

Universalismus des Wissens und Interesses eröffnete sein Herz der Idee von einem Weltbürgerthum (Kosmopolitismus), das höher stehe als Patriotismus und beschränkende Nationalität, und seine Bewunderung des schaffenden Menschengeistes, der wahre Menschenbildung begründet, führte ihn zum Humanismus, als dem höchsten Zweck der Menschennatur. Echtmenschliche Cultur galt ihm für die höchste Vollendung der Religion, weshalb er die Glaubenssätze möglichst allgemein und einfach, die Kirche möglichst umfassend wünschte und Toleranz und Menschenliebe als die erste christliche Tugend pries. „Licht, Liebe, Leben" war sein schöner Wahlspruch.

Von den Literaturbriefen angeregt, schrieb Herder seine **Fragmente über die neuere deutsche Literatur**, worin er in keckem, poetischem Stil vortreffliche Bemerkungen über Literatur, Sprache, Metrik macht, die edle Größe Homer's und der hellenischen Dichter mit warmer Beredsamkeit hervorhebt, seine Belesenheit in alter und neuer Literatur beurkundet und seine Ahnungen und Begriffe von höherer Poesie andeutet. Zog er hier mit seinen anregenden Beobachtungen gegen die neue Dichtung zu Felde, so bekämpfte er in den **kritischen Wäldern** die neue Kritik und namentlich die im Laokoon u. a. W. ausgesprochenen Kunsturtheile Lessing's, setzte aber nicht selten unklare Empfindungen und Andeutungen den lichtvollen Behauptungen jenes scharfen Denkers entgegen. In den mit Goethe herausgegebenen Blättern **von deutscher Art und Kunst** drückte er zuerst in einer Sprache voll sinnlicher Gluth seine Bewunderung für **Ossian**, für **Naturdichtung** und für eine **Ursprache** aus, wo noch keine Scheidung zwischen niederen und hohen Ausdrücken, zwischen dichterischen und prosaischen Wörtern eingetreten sei; er erklärt aller Kunst und Regel den Krieg, nur die **Volkspoesie** mit ihrer kräftigen Sinnlichkeit, mit ihrer bilderreichen Phantasie, mit ihren ungestümen Leidenschaften und Naturtrieben hat in seinen Augen Werth. Diese Vorliebe für die schwunghafte, kunstlose Volksdichtung führte ihn zur Bearbeitung des poesievollen Buches **Stimmen der Völker in Liedern**, einer Sammlung von Volksliedern, worin die vorherrschenden Stimmungen, Seelenzustände und Charaktere der verschiedenen Nationen mit überraschender Treue und Einfalt aufgefaßt und durch tactvolle Wahl und feine Wandlungsgabe dargestellt sind. Unter denselben Eindrücken verfaßte Herder das anregende, wirksame Buch vom **Geiste der hebräischen Poesie** (1782), das seine Gabe der Auffassung und Auslegung meisterhaft beurkundete. Indem er die erhabenen Dichtungen des A. Test. ins Deutsche übersetzte und auf ihre Schönheiten hinwies, wurde er für das achtzehnte Jahrhundert, was Luther für das sechszehnte gewesen. Er zeigte, daß die poetischen Schriften der Hebräer nicht nur als Träger der religiösen Ueberlieferungen und göttlichen Offenbarungen hohen Werth besäßen, sondern daß sie auch den schönsten und erhabensten Producten beizuzählen seien, welche der menschliche Geist unter allen Völkern und zu allen Zeiten hervorgebracht habe, daß ihnen außer dem religiösen Werth auch noch ein poetischer und künstlerischer innewohne. Dieses Buch war sein Lieblingswerk; er wollte dadurch die ihm so theuere Bibel der gebildeten Welt ans Herz legen, daher auch die übertragenen Stellen „Zweck und Frucht" sind, das Uebrige nur „Schale". Auch die Uebersetzungen **morgenländischer Sagen**, Dichtungen und Sprüche, die in den **Palmblättern** mitgetheilten lehrreichen Erzählungen des Orients, die in den **Paramythien** zu Parabeln umgebildeten Mythen der Griechen, die Nachbildung einiger Stücke der griechischen Anthologie und die **spanischen Romanzen vom Cid**, in denen sich Herder's Uebersetzungskunst und eigene Dichtergabe berühren, sind in diesem Geiste verfaßt. Herder war ein freier Geist von hohem Streben und weitem Gesichtskreis, der mit „prometheischer Himmelsstürmerei" alle Verhältnisse des Lebens und alle Wissenschaften geistig zu durchdringen und sich die verschiedenartigsten Kenntnisse anzueignen bemüht war. Doch blieben **Philosophie** und **Urgeschichte** die Hauptgebiete, auf denen sich sein dichterisch schaffender Geist bewegte. Das geistreiche Schriftchen über den **Ursprung der Sprache**, die er als eine „Entwickelung der Vernunft", als eine „Production menschlicher Seelenkräfte" erklärte, die vielangefochtene, mit orientalischem Geist verfaßte **älteste Urkunde des Menschengeschlechts**, worin er mit dem Zorn und der Sprache eines Propheten gegen die dürren Auslegungen der Schöpfungsgeschichte eifert und eine poetisch allegorische Deutung aufstellt, sind nur als Vorstudien zu seinem größten und berühmtesten Werke **Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit** zu betrachten. In diesem poesiereichen Buche sucht Herder aus der Beschaffenheit der Erde und der Natur eine Fortbildung oder

Stufenleiter der Geschöpfe nachzuweisen, aus der Organisation des Menschen, dessen Vernunftfähigkeit und dessen äußerer Bildung seine Anlage zur Humanität und Religion herzuleiten und ihn als Mittelglied zweier Welten darzustellen; dann baut er mit Phantasie und orientalischem Schmuck ein kühnes Gebäude von urweltlichen Traditionen auf, von denen Wissenschaften, Künste, Regierungen u. s. w. hergeleitet werden, und stellt die Religion als älteste und heiligste aller ererbten Traditionen dar. Dabei dient ihm Moses' Schöpfungsgeschichte, die er durch kühne, geniale Deutungen mit den Resultaten der neuesten Naturforschung in Uebereinstimmung zu bringen weiß, als Ausgangspunkt. Dieses mit poetischem Schwung und edlem Enthusiasmus und in bilderreicher Sprache verfaßte Werk, welches das rein Menschliche über das Christliche und Nationale stellt, war von der größten Wirksamkeit, war das eigentliche Evangelium des Humanitätsprincips. Alle Gebildeten, die dem dürren Symbolglauben der Orthodoxen eben so abhold waren wie der zerstörenden Denkgläubigkeit der Neuerer, flüchteten sich zu Herder's Religionspoesie, die der Phantasie und dem Gemüthe Nahrung gab, ohne den denkenden Geist zu fesseln. Die strenggläubigen Theologen waren dagegen weder mit den kühnen freien Grundsätzen und Ideen, noch mit der profanen Uebertragung alttestamentlicher Schriften zufrieden (Lied der Liebe oder die ältesten und schönsten Lieder des Morgenlandes, Maran Atha oder von der Zukunft des Herrn u. a.). Aber Herder ließ sich nicht irre machen; in seinen Briefen über das Studium der Theologie suchte er das empfängliche Gemüth der Jugend für die poetische und weitherzige Auffassung des Christenthums zu begeistern und Humanität als Zweck und höchste Vollendung aller Religion hinzustellen, und in den Humanitätsbriefen und andern Schriften ging er auf die letzten Quellen und den reinsten und einfachsten Kern des Christenthums zurück und redete im Gegensatz zu den bestehenden Landeskirchen und Secten einer Menschheitsreligion und Weltkirche das Wort, worin natürlich ein möglichst weites und allgemeines Glaubensbekenntniß die Grundlage bilden mußte. Seitdem traten Confession und Nationalität hinter dem Princip der Humanität zurück: Vaterland und Kirche bestimme der Zufall der Geburt, der Glaube an die Würde der Menschheit dagegen sei die Errungenschaft der eigenen Culturbestrebung. In diesen Anschauungen stimmte Herder mit dem Freimaurer-Orden überein. Sie sind der Schooß, aus dem die Ideen der Sklavenemancipation, der Friedenscongresse, der Philanthropie emporwuchsen.

§. 852. Goethe. In keinem Dichter spiegelt sich die Zeit so klar und richtig ab als in Goethe, was von seiner Beobachtungsgabe und Empfänglichkeit für alle Eindrücke zeugt. Geboren zu Frankfurt a. M. (am 28. Aug. 1749), in einer wohlhabenden angesehenen Familie, genoß er einer vortrefflichen Erziehung, die er dann in Leipzig und Straßburg vollendete, ward aber auch frühzeitig mit den verflochtenen Verhältnissen und sittlichen Zuständen einer großen Stadt vertraut, zum Nachtheil seiner jugendlichen Unschuld, daher auch seine ersten, in den beiden Lustspielen „die Laune des Verliebten“ und „die Mitschuldigen“ niedergelegten dramatischen Versuche, die er während seines Leipziger Aufenthalts verfaßte, das Sittenverderbniß im Familienleben zum Mittelpunkt haben und keine Spur jugendlicher Dichterbegeisterung verrathen. In Leipzig, wo er die Rechte studirte, kam er in Verbindung mit Gellert und den Verfassern der Bremer Beiträge, fühlte sich aber abgestoßen von der engen Literatur und dem niedern Gesichtskreis dieser schwunglosen Dichter. Klopstock, dessen Gedichte er schon im elterlichen Hause, zum großen Verdruß seines regelrechten, pedantischen Vaters, gelesen, blieb der Gegenstand seiner Bewunderung, bis Lessing's Laokoon, Winckelmann's Kunstgeschichte und Büffon's neue Gestaltung der Naturwissenschaft seinem Geiste eine neue Welt erschlossen. Fortan blieben Kunst und Naturkunde die Gebiete, auf denen sein forschender Sinn am liebsten weilte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt, wo er sich mit mystisch-chemischen Werken befaßte und mit Pietisten und Herrnhutern verkehrte (Fräulein von Klettenberg, aus deren Unterhaltung „die Bekenntnisse einer schönen Seele“ in Wilhelm Meister entstanden), begab er sich nach Straßburg, wo die anregende Einwirkung Herder's seinen Blick auf die Natur- und Volksdichtung richtete, ihm Geschmack an der Bibel, an Ossian und Shakespeare einflößte und ihn zu der Ansicht führte, „daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger fein gebildeten Männer“. Das ehrwürdige Münster erweckte in ihm Bewunderung für

die gothische Bauart, und sein Liebesverhältniß zu Friederike, der Pfarrerstochter zu Sesenheim, füllte sein Herz mit zarten Gefühlen und hauchte seiner Lyrik jenen seelenvollen, empfindungsreichen Ton ein, der in seinen schwunghaften Liedern so ergreifend nachklingt. — Große Entwürfe wurden gefaßt, aber bedachtsam zurückgehalten; nur das dramatische Gemälde **Götz von Berlichingen**, worin sich das Freiheitsgefühl, das damals über den deutschen Boden zog, Luft machte, ist als eine Frucht der Straßburger Eindrücke und der Bewunderung für Shakespeare zu betrachten. Die männlich deutsche Natur des Ritters mit der eisernen Hand athmet den kühnen, derben Geist der Sturm- und Drangperiode, die mit der bewegten Zeit der beginnenden Reformation manche Aehnlichkeit hatte. Trefflich erfaßte und zeichnete Goethe die mächtige Zeit mit ihren gewaltigen Charakteren und lebendigen Leidenschaften, mit ihrer Liebe und ihrem Haß; das scheidende Mittelalter mit seiner ritterlichen Tugend und Treue in Götz und seiner Umgebung und die neu hereinbrechende Culturwelt mit ihrer sinnlichen Lust und höfischen Tücke in dem Bamberger Hof. In der edeln Gestalt des Lerse hat Goethe einen frühverstorbenen Straßburger Freund verewigt. Mit Götz hatte sich Goethe „den Shakespeare vom Halse geschafft"; nun griff er in seiner eigenen Seele nach neuen Stoffen. Goethe hatte sich als Advocat in seiner Vaterstadt niedergelassen; um aber seine juristischen Kenntnisse zu mehren und den Rechtsgang am Reichskammergericht kennen zu lernen, begab er sich 1772 nach Wetzlar. Hier entwickelte sich aus eigenen und fremden Erlebnissen der Briefroman: **Leiden des jungen Werther.** In diesem poesievollen Werk schildert er einen von den Ideen der kraftgenialischen Zeit durchdrungenen Jüngling, der, mit der Wirklichkeit zerfallen, sich in das Reich der Dichtung zu dem schwermüthigen Ossian und in die einsame Natur flüchtet und endlich ein Raub der Empfindung wird, indem er sich aus Liebesgram das Leben nimmt. Diese geniale Dichtung, wodurch sich Goethe von der eigenen Krankheit einer erschlaffenden Empfindsamkeit Heilung verschaffte, erregte einen Sturm von Beifall, Nachahmung und Widerspruch. Die zarten, sentimentalen Seelen vergötterten Werther und seinen Verfasser und riefen dadurch eine Fluth liebeschmachtender und schwermuthathmender Romane ins Leben, unter denen nur Miller's „Siegwart, eine Klostergeschichte" diese schwärmerisch empfindsame Zeit überdauert hat; die lutherischen Rechtgläubigen dagegen, „Göze mit der Fahne des bedrängten Zion an der Spitze" erhoben laut ihre Stimme wider das sündige Buch, in dem der Selbstmord als eine Heldenthat gepriesen werde, und Nicolai, das Haupt der trockenen, prosaischen Sitten- und Kunstrichter in Berlin, suchte das poetische Werk, worin er sittengefährdende, charakterentnervende Lehren fand, durch eine matte Parodie „Freuden und Leiden des jungen Werther" lächerlich zu machen.

Goethe's Liebe zu Lotte, der mit „Albert" verlobten Tochter eines Amtmanns in Wetzlar, war die nächste Veranlassung zu dem in Briefen verfaßten Liebesroman, dem gerade diese wirkliche Unterlage die Wärme und Frische verlieh. Auf den tragischen Ausgang hatte offenbar der, wie man vermuthete, durch die Liebe zu einer verheiratheten Frau herbeigeführte Selbstmord des jungen Jerusalem, eines Bekannten von Goethe, großen Einfluß. Aus diesem Jerusalem und sich selbst schuf Goethe eine einzige Person, den Werther, „einen jungen Menschen (wie er selbst schreibt), der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." Nicolai's plattes Machwerk, in dem Werther mit einer Besudelung durch die mit Hühnerblut geladene Pistole davon kommt, schadete nur dem Verfasser, ohne die Wirkung des Goethe'schen Romans zu schwächen. Im Siegwart wollte Miller eine tugendhafte Liebe darstellen, darum endet Siegwart nicht durch Selbstmord, sondern verschmachtet auf dem Grabe Mariannens. Goethe rächte sich an seinen Gegnern in den Frankfurter Anzeigen, die er mit seinem Schwager J. Georg Schlosser und seinem sarkastischen, geschmack- und urtheilvollen Freunde, dem Darmstädter Kriegsrath Merck, dem Urbild seines Mephistopheles herausgab, durch derbe, mit reformatorischer Kühnheit abgefaßte Artikel, worin er gegen das „Berliner Laternenlicht" und gegen die „Hamburger Dunkelheit" losfährt, und durch ein Epigramm „Nicolai auf Werther's Grab", das von Hand zu Hand ging und den Groll des Mannes schürte; und gereizt durch eine ungünstige Recension des Götz in Wieland's Mercur, verspottete er dessen matte und wässerige Darstellung des hellenischen Wesens durch die witzige Farce „Götter, Helden und Wieland".

Diese Werke, die in Deutschlands Literatur eine neue Epoche begründeten, lenkten die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf den genialen Dichter, der damals in voller Kraft und männlicher Schönheit stand, und dessen Leichtigkeit, sich in jede fremde Natur zu finden, auf Alle eine bezaubernde Wirkung übte. Sein heiterer Lebensmuth, seine Wärme, seine Achtung vor jeder ganzen Natur, mochte sie auch von der seinigen noch so verschieden sein, gewannen ihm Aller Herzen. Er stand brieflich und persönlich mit den bedeutendsten Männern der Zeit im Verkehr. Kecke Satiren in Hans Sachsischer Art und Form wie Pater Brey, Satyros oder der vergötterte Waldteufel (auf Basedow), Jahrmarktsfest zu Plunders-

weiler u. a. kleinere ernsthafte Sachen, wie „Künstlers Erdenwallen" und „Hans Sachsen's poetische Sendung", Jugendlieder, worin er nach Art des alten einfachen Volkslieds „Alles mit Bildern belebte, allen Gedanken Gestalt zu geben wußte", Entwürfe zu größern Gedichten, worin sich die Titanennatur des aufstrebenden Geschlechts abspiegeln sollte (Faust, Prometheus) störten ihn so wenig im frohen Lebensgenuß, als die Advocatenbeschäftigung, der er sich, dem Wunsche des Vaters gemäß, widmete, die ihn aber wenig befriedigte. In alle Zustände wußte er sich leicht zu finden, Allem eine poetische Seite abzugewinnen. Als heiteres Weltkind machte er mit Lavater und Basedow („Prophete rechts, Prophete links") die bekannte Rheinreise. Seine lyrischen Gedichte, besonders seine seelenvollen „Lieder", sind der Spiegel dieser Lebensfülle. Zarte Verhältnisse, wie sein Verlöbniß mit „Lili" (Anna Elisabeth Schönemann), sein Verkehr mit Maximiliane Brentano, geb. Laroche, sein poetischer Briefwechsel mit Auguste v. Stolberg, hielten sein Gemüth in Aufregung und seine Dichterphantasie in Thätigkeit. Das Drama „**Clavigo**" nach den Memoiren des französischen Dichters Beaumarchais mit Anklängen an sein eigenes Verhältniß zu Friederike von Sesenheim, **Stella**, ein Schauspiel für Liebende, nach einer Verführungsgeschichte aus der vornehmen Welt ohne höheren sittlichen Gehalt, „das verzerrte Gegenbild zum Werther", die Singspiele Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella stammen in ihrer ersten Gestalt aus dieser Frankfurter Periode und geben Zeugniß von des Dichters rascher Erfindungsgabe, Compositionsfähigkeit und hoher Sprachgewandtheit. Diesem Lebenskreise wurde Goethe durch seine Berufung nach Weimar (1775), dem Sammelplatz der größten Geister jener Zeit, entrissen. Der Umgang eines gebildeten, heiteren Hofes, dessen Seele die geistreiche, anregende Herzogin Anna Amalia war, im Besitze der Freundschaft und Gunst des Herzogs Karl August, der ihn zum Geheimen Rath ernannte und seine Gesellschaft und Unterhaltung kaum einen Tag entbehren mochte, bewundert und geschmeichelt von Jedermann, ließ sich Goethe anfangs ganz vom Strudel des Lebens fortreißen. Ueber Festen und geselligen Freuden, wobei ihn der freie, frohe Ton fesselte, über der Besorgung eines Liebhabertheaters, für das er Singspiele (Jery und Bätely, Lila, die Fischerin) und kleinere dramatische Stücke (der Triumph der Empfindsamkeit, die Geschwister, die Operette Scherz, List und Rache) verfaßte, über Reisen (erste und zweite Harzreise, Reise nach der Schweiz), Staatsgeschäften und Zerstreuungen aller Art fand er nicht Zeit, die großen Entwürfe seines Innern zu gestalten und die angefangenen Werke (Elpenor, die Geheimnisse u. a.) zum Abschluß zu bringen. Er überließ sich dem Genusse und dem äußern Leben, sammelte aber innere reiche Erfahrungen für die Zukunft. Besonders war der Umgang mit Frau von Stein, „welche die Welt sah, wie sie ist und doch durchs Medium der Liebe", auf seine dichterischen Erzeugnisse, vor allen auf seine Lyrik vom größten Einfluß.

§. 853. Goethe in Italien. Die Faustdichtung. Die im Jahre 1786 unternommene italienische Reise gab dem Geiste Goethe's neue Schwungkraft und weckte den erlahmten Schöpfungstrieb. Das seiner empfänglichen Natur so sehr zusagende südländische Treiben, Italiens Reichthum an Naturerzeugnissen und Kunstschätzen, das freie, zwanglose Leben und der ganze über dies Land ausgegossene Zauber wirkten wunderbar anregend auf seinen Geist. Er gab sich den mannichfaltigsten Eindrücken hin und befaßte sich mit den verschiedenartigsten Dingen. Das Wohlgefallen an der klassischen Vollendung der Alten verdrängte die kraftgenialische Formlosigkeit; die nordisch düstere Poesie, die im Werther vorwaltete, wich dem Geschmack an der klaren, harmonischen Schönheit der Griechen; Ossian und Shakespeare traten gegen Homer und Sophokles zurück. Griechische Kunst und hellenisches Wesen fanden vor Allem Geltung in seinen Augen und erstickten sein früheres Wohlgefallen an christlich-gothischer Baukunst. Der reinste Abdruck dieser antiken Anschauung nach Inhalt und Form ist das herrliche, von hellenischem Geiste durchwehte Drama **Iphigenia**, worin der Dichter „die reinste Blüthe der modernen Sittigung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Alterthums in eine harmonische Mischung zu verbinden wußte". Der große, klare Geist des Alterthums ist durch moderne Weichheit und Innigkeit gemildert und über das Ganze der Hauch der Versöhnung und des Friedens ausgegossen. Die deutschen Auswanderungen, die seit der Eroberung der Halbinsel Krim (Tauris) durch die Russen (§. 838) nach jenem fernen Ostlande unternommen wurden, gewährten dem Stück, das der Dichter in ungebundener Rede als „theuere Last" mit sich über die Alpen getragen und am Gardasee und in den

Städten Italiens in die metrische Gestalt umgegossen hatte, noch ein eigenthümliches Zeitinteresse. Wie Goethe in der Iphigenia die Eindrücke der antiken Welt niederlegte, so in dem zarten, gemüthvollen Drama **Torquato Tasso** die aus den italienischen Dichtern Tasso und Ariost geschöpften Empfindungen. In dieses Kunstwerk, worin der Zwiespalt zwischen Dichter und Weltmann mit so vieler Seelenkenntniß und Feinheit gezeichnet ist, hat Goethe seine innersten Erfahrungen und geheimsten Gefühle hineingetragen. Der naheliegende Vergleich zwischen den kunstliebenden Höfen von Ferrara und Weimar machte die Beziehungen noch feiner. In beiden Stücken ist wenig Handlung, aber Goethe wußte die „Gesinnung zur Handlung" zu machen. Hat Tasso seinen Hauptwerth in der Fülle edler Gedanken und den schönen Lehren praktischer Lebensweisheit, so ist Iphigenia ausgezeichnet durch die tief durchdachte künstlerische Anlage, die vollendete Form und die Einfachheit der Handlung. — Goethe's Tagebuch der *italienischen Reise*, so wie seine lebendige Beschreibung des *römischen Carnevals* beweisen, daß auch sein prosaischer Stil durch die neuen Eindrücke und den neuen Aufschwung zu hoher Vollendung geführt ward. „Wo er seine Feder ansetzte, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Er schaltete in der Schriftsprache königlich." Alles, was Goethe von dieser Zeit an schrieb, trägt die Einwirkung der italienischen Erfahrungen an der Stirne und ist besonders in Beziehung auf Form von den Producten der ersten Periode durch eine weite Kluft geschieden. Er hatte sich selbst wiedergefunden und was er bisher geschaffen, auf die Höhe der reinsten Kunst erhoben. In dem Trauerspiel **Egmont**, das er, wie Iphigenia und Tasso, in früheren Jahren entworfen und theilweise ausgearbeitet, aber erst nach dem italienischen Aufenthalt vollendet hat, erscheint die alte und neue Richtung gemischt. Der Stoff selbst und die lebendig geschilderten Volksscenen erinnern an Shakespeare und Götz, aber die Anlehnung des Ganzen an den Haupthelden, dessen Liebenswürdigkeit, Selbstvertrauen, Volksgunst und Tapferkeit der Dichter mit so viel Liebe und Geschick gezeichnet, verräth den Einfluß antiker Kunstregel. Auf den auffallenden Ausgang mag Goethe's gleichzeitige Beschäftigung mit dem italienischen Singspiele von Einfluß gewesen sein. — In den borghesischen Gärten zu Rom zeigen deutsche Künstler und Reisende noch die Stelle, wo Goethe die Blocksbergscene seines Faust dichtete. In keinem Werke hat Goethe so sehr sein eigenes inneres Leben und seine menschliche und poetische Entwickelung dargelegt, als in dem dramatischen Werke **Faust.** Diese Dichtung, deren Grundzüge schon in der frühesten Jugend entworfen worden und deren Abschluß erst ein Jahr vor seinem Tode erfolgte, zieht durch Goethe's langes Leben hin, daher die große Verschiedenheit nicht nur des *ersten Theils* vom *zweiten*, sondern auch der einzelnen Partien im ersten selbst. Daß aber darin dennoch „das Schönste, was poetische Darstellung geben kann, mit beneidenswerther Leichtigkeit und Ueberlegenheit niedergelegt ist, und wie der Dichter in die Tiefe des menschlichen Wesens hinabtaucht, um das Verborgenste seiner Natur zur schönsten Erscheinung schmeichelnd herauf zu zaubern, darüber hat die Stimme der Welt längst entschieden"; nur mit dem „Umspinnen und Umweben dunkler Vorstellungen mit dunklen Worten", die freilich ihre Erklärung in dem tiefsinnigen Stoffe finden, hat man sich nicht allgemein befreunden können. An die Volkssage anknüpfend, hat Goethe die Figur des Faust zum Träger und Repräsentanten der Zeitideen und der geistigen Richtungen und Bestrebungen gemacht, im ersten Theil ihn mehr als Persönlichkeit, im zweiten mehr als ideales Begriffswesen erfassend.

Im ersten Theil erscheint Faust als einer jener kraftgenialen Menschen, der alle Tiefen des Wissens durchdrungen hat, ohne die innere Befriedigung zu finden, und mit dem Gedanken umgeht, sich von den Banden des Körpers, die das Eindringen in das Innere der Natur und die Erkenntniß des Wesens der Dinge verhindern, durch Selbstmord zu befreien. Da weckt der Ostergesang die süße Erinnerung an die glücklichen Jahre der Jugend, wo seine Seele im Glauben Beruhigung gefunden und die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse reiner Natur das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens war, und hält ihn von seinem Vorhaben ab. Diesen Glauben an die göttliche Offenbarung in seinem Innern neu zu begründen, ist sein ernstes Trachten; da er aber bereits vom Baume der Erkenntniß gekostet, so kann er nicht wieder zu der unbefangenen Gläubig-

keit zurückkehren. Bei dem Versuche, den Anfang des Evangeliums Johannis zu übersetzen, beginnt er mit Grübeln und wird nun die Beute des Bösen, der ihn bereits unter der Gestalt eines Pudels in weiten Kreisen umzogen hat. Im Bunde mit Mephistopheles gibt er das Jenseits in kühner Wette auf und den Drang des Wissens ablegend, jagt er verjüngt den Freuden des Lebens, dem Genuß in allen seinen Erscheinungen nach; der geistige Heros Faust wandelt nun die Wege des Don Juan, des Helden der Sinnenwelt, ohne auch hier Befriedigung zu finden. Das menschliche Glück, das er im Besitz des reinen, von dem Dichter meisterhaft gezeichneten weiblichen Wesens (Gretchen) zu erlangen hofft, zerstört ihm der Böse, weil es nicht auf Recht und Tugend, sondern auf die sinnliche Menschennatur gegründet war. Gretchen, durch Liebe und Verführung aus ihrer Züchtigkeit und Unschuld herausgerissen, übertritt die Schranken der weiblichen Sitte, der kindlichen Pietät, der häuslichen Zucht und gibt sich der Lust verbotener Liebe völlig hin, worauf dann eine Sünde die andere gebiert. Ihre Mutter wird durch einen Schlaftrunk in die Ewigkeit gefördert; ihr Bruder, der brave Soldat Valentin, fällt im nächtlichen Zweikampf durch Faust und Mephistopheles; ihr eigenes Kind stirbt von ihrer Hand; ihr Erdenglück ist dahin, aber als Kindesmörderin der Strafgerechtigkeit überantwortet, büßt sie für ihre Missethaten und wird der himmlischen Gnade theilhaftig. Irren Geistes, aber mit dem angebornen Gefühl der christlichen Tugend, verschmäht sie die Flucht aus dem Gefängniß und wird dem Himmel gerettet, weshalb sie auch im zweiten Theil unter dem seligen Chor der Büßerinnen auftritt. — Sollte die Faust-Dichtung zu einer befriedigenden Lösung kommen, so mußte eine Versöhnung zwischen der geistigen Freiheit und Ausbildung und der sinnlichen Menschennatur erzielt werden; denn nur in diesem Einklang der höchsten Geistesbildung mit den kräftigen Trieben einer reinen Natur liegt das Ideal eines vollkommenen Menschen; diese harmonische Verbindung zu bewerkstelligen und den so organisirten Menschen ins wirkliche und handelnde Leben einzuführen, auf das Wissen und den Genuß die That folgen zu lassen, wäre die Aufgabe des zweiten Theils vom Faust gewesen; aber weder die zahlreichen Fortsetzungen, wozu Goethe selbst aufgefordert hatte, die aber nur Wiederholungen waren, noch Goethe's eigener zweiter Theil, an dem die Spuren des Alters und der veränderten Gesinnung nicht zu verkennen sind, können als gelungene Lösung dieser Aufgabe gelten.

Bald nach Göthe's Rückkehr aus Italien nahm die französische Revolution ihren Anfang. Diese gewaltige Begebenheit mit ihrer politischen und kriegerischen Aufregung und ihren demokratischen Bewegungen, welche die Gemüthlichkeit und das ruhige behagliche Dasein störte, widerstrebte dem aristokratischen Wesen und der künstlerischen Natur des Dichters; und wenn er gleich in Begleitung des Herzogs von Weimar den Feldzug in die Champagne mitmachte, so wendete er sich doch mehr und mehr vom öffentlichen Leben ab und flüchtete sich in die Kunst- und Natur-Studien (Metamorphose der Pflanzen; Farbenlehre) oder versenkte sich in seine italienischen Erinnerungen (Venetianische Epigramme; römische Elegien; Bearbeitung des Benvenuto Cellini). Zugleich knüpfte er ein näheres Verhältniß an mit Christiane Vulpius, der „lieben Kleinen", die er in sein Haus aufnahm und in der Folge zu seiner Ehegenossin machte. Selbst die Dichtungen, die er im Laufe der Revolutionsjahre verfaßte, hatten wie „die natürliche Tochter" (nach den Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti), der Großkophta u. a. eine Beziehung zu den Erscheinungen in Frankreich. Auch die Bearbeitung des **Reinecke Fuchs**, in hochdeutschen Hexametern war nicht ohne einen polemischen Beigeschmack. Erst der Umgang mit Schiller riß Goethe aus dieser unbehaglichen Stimmung und setzte ihn in Stand, in dem schönen idyllischen Epos: „**Hermann und Dorothea**" eine ältere Begebenheit an die politischen Zeitereignisse anzuknüpfen, die nur von ferne in die beschränkte Sphäre des bürgerlichen Glücks hereindrohen, und durch die Leiden und Schicksale der Ausgewanderten dem Gedichte einen tieferen bedeutsameren Hintergrund zu geben. Um dieselbe Zeit vollendete er auch seinen Roman: „**Wilhelm Meisters Lehrjahre**", worin er das bürgerliche Leben nach den verschiedenen Ständen und Berufsarten und insbesondere das Theaterwesen und Schauspielerleben nach seinem ganzen Umfang in so meisterhafter Art und mit solcher formellen Grazie und glücklichen Charakteristik, namentlich der Frauengestalten, gezeichnet hat, daß das Werk, trotz der unklaren Tendenz und der schwankenden Gestalt des Helden, allgemeine Bewunderung erregte, und im „Erlkönig" bezeichnete er die Macht der Natur in ihrer furchtbaren Wirkung, wie im „Fischer" in ihrer anziehenden Zauberkraft.

§. 854. Schiller. a. Jugendzeit. Als Goethe diese Werke verfaßte, lebte Friedrich Schiller als Professor in Jena. Wenn anfangs Goethe sich gegen die Bekanntschaft des zehn Jahre jüngeren Dichters aus der schwäbischen Stadt Marbach sträubte, weil ihm die ersten Dramen desselben mit ihrem kraftgenialen Ungestüm und ihrer wilden ungezügelten Leidenschaftlichkeit mißfielen; so entstand nach näherer Bekanntschaft ein so inniges Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden großen Dichtern, daß sie nicht nur ihre Arbeiten sich gegenseitig mittheilten und ihre Gedanken und Ideen austauschten, sie vereinigten sich sogar in den scharfen Epigrammen, die sie nach dem Vorbilde Martials Xenien nannten, zu gemeinsamer Thätigkeit, um den seichten Producten der Tagesliteratur und allen verkehrten und ungesunden Richtungen in satirischen Ausfällen und persönlicher Ironie zu Leibe zu gehen und „die dicke Luft zu reinigen". Dieser Bund, in den die beiden großen Dichter trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen als abgeschlossene Charaktere zusammentraten, bezeichnet die höchste Blüthe der deutschen Poesie. Ihr Zusammenwirken ist das schönste Zeichen ihres hohen Strebens, ihrer lauteren Gesinnung. Als der dritte in ihrem Bunde konnte Wilhelm von Humboldt gelten, der feine Kritiker und Aesthetiker. — Während Goethe von Jugend auf sich in Glück und Wohlstand bewegte und sein Leben in Gesundheit bis ins höchste Alter führte, war Schiller wenig vom Glück begünstigt. Die ärmlichen Verhältnisse, unter denen er seine Jugend verbrachte, haben ihn nie ganz verlassen und von den sechsundvierzig Lebensjahren, die ihm die Parze gönnte, war ein großer Theil durch Krankheit verkümmert. Schillers Vater war zuerst Werbeoffizier, dann Garteninspector bei Herzog Karl von Würtemberg, jenem tyrannischen Fürsten, der den berühmten Rechtsgelehrten Johann Jacob Moser sechs Jahre in der Festung Hohentwiel am Bodensee, und den Dichter Daniel Schubart, den Verfasser der „Fürstengruft" und des „ewigen Juden", zehn Jahre lang in dem Staatsgefängniß Hohen-Asperg schmachten ließ, weil sie Recht und Freiheit höher achteten, als den Willen des Despoten. Als die Leidenschaften der Jugend ausgetobt hatten, suchte der Herzog durch nützliche Anstalten sein früheres Leben in Vergessenheit zu bringen. Zu diesen gehörte die Akademie oder „Karlsschule", die auf dem Schloß Solitüde bei Stuttgart gegründet wurde. Hier studirte Friedrich Schiller zuerst die Rechtswissenschaft, dann die Medicin; daneben aber folgte er seinem inneren Berufe, der ihn zur Dichtkunst führte. Schon in der Schule, wo die strengste militärische Zucht jede freie Entwickelung niederhielt, zeigte er seinen Widerwillen gegen den geistigen Zwang. Er wandte sich von der vorgeschriebenen Wissenschaft weg nach der verbotenen Lectüre, die er und einige gleichgesinnte Freunde sich mit List zu verschaffen wußten. Sie lasen Klopstock, Goethe's Götz und Werther, Gerstenbergs Ugolino, bewunderten und verbreiteten die Gedichte Schubarts, mit dem Schiller mehrere Zusammenkünfte auf dem Asperg hatte, und ergötzten sich an Rousseau's Naturleben und an den Helden des Alterthums im Plutarch. Mehrere lyrische Gedichte von Schiller (gesammelt in der „Anthologie auf das Jahr 1782") rühren aus dieser Zeit des Sturms und Drangs und fließen über von Freiheitseifer, Heldensinn und Männertrotz in bombastischer Großrednerei. Aus dieser Zeit stammt das Drama **„die Räuber"**, die Frucht seiner tiefen Mißstimmung über die verschrobenen Zustände der Welt, wodurch das Genie in die Bande der Convenienz und des Zunftzwanges geschlagen werde, und gegen die „feige Schurkerei", die mit ihrem schleichenden Gifte verderblicher wirke, als große Laster und Verbrechen. Als das wildgeniale Stück, das Schiller in seinem neunzehnten Jahre verfaßte, auf der Hofbühne in Mannheim mit großem Beifall zur Aufführung kam, entschloß er sich, den Militärdienst, in den er bereits als Regimentsarzt eingetreten war, zu verlassen und sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Denn der Herzog, betroffen über den gewaltigen Eindruck des ergreifenden Stückes mit seinen Schauder und Entsetzen erregenden Scenen und seiner kühnen, mächtig eindringenden Sprache, hatte ihm diese Beschäftigung verboten, und mit dem gestrengen Herrn war nicht zu scherzen. Schiller entfloh bei Nacht aus Stuttgart, lebte einige Zeit in Mannheim und im nahen Oggersheim unter Noth und Sorgen und in steter Furcht vor einer Auslieferung an den Herzog. Es waren harte, von Fieber und Nahrungssorgen schwer getrübte Tage. Bei einem so gedrückten, freudenarmen Leben war es daher nicht zu ver-

Wilhelm v. Humboldt 1767—1835.

Schubart 1743—91.

wundern, daß in den ersten Dramen und Gedichten Schillers sich eine trübe Weltanschauung ausspricht, daß er wie J. J. Rousseau, dessen Schriften auf ihn einen großen Einfluß übten, in der menschlichen Gesellschaft nur Verkehrtheit und Entartung sah, wo der Lasterhafte herrsche und triumphire und der Edle unter Räuber verstoßen werde oder aus Verzweiflung Hand an sich selbst lege. Der Mannheimer Theaterintendant Dalberg benahm sich gegen den Dichter, der sich ihm begeistert in die Arme warf, klein und unedel. Er ließ ihn seufzen unter dem Druck der Armuth, und als das von Schiller mit Noth und Angst im heimlichen Aufenthalt zu Oggersheim verfaßte republikanische Trauerspiel **Fiesko**, „das Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes", eine laue Aufnahme fand, verließ er den bedrängten Dichter und wies das Stück, durch das sich derselbe vom Druck der Nahrungssorgen zu befreien gehofft, zurück. Mit diesem Revolutionsstück eröffnete Schiller die Reihe der geschichtlichen Dramen, worin er an der Tugend der Vorgeschlechter die Folgezeit zu entzünden begann und mit sicherm Griff das Höchste der tragischen Dichtkunst geleistet hat. Hier weht schon jener Hauch der politischen Freisinnigkeit, die seit dem nordamerikanischen Befreiungskriege in der Brust der Gebildeten lebte, und deren Erfassung den schwäbischen Dichter zum Dolmetscher des deutschen Volks, zum hochgefeierten Sänger der Freiheit gemacht hat. — Schillers Geist erlag nicht unter den Widerwärtigkeiten des Geschicks; männliches Selbstvertrauen, Standhaftigkeit und Ehrgefühl hielten ihn aufrecht. Er nahm den Zufluchtsort an, den ihm seine Gönnerin, Frau von Wolzogen, die Mutter eines seiner Freunde aus der Karlsschule, in Bauerbach unweit Meiningen darbot, und vollendete hier im Kreise wohlwollender Freunde, deren Theilnahme dem weichen Herzen des Dichters unendlich wohlthat, das in Oggersheim begonnene Trauerspiel **Kabale und Liebe**, das durch die vollklingende Sprache, durch die Uebertreibungen in der Charakterzeichnung der edlen und verwerflichen Naturen und durch die lebendige Schilderung eines zerrütteten, lasterhaften Hoflebens eben so ergreifend auf die Jugend gewirkt hat, wie die Räuber, ob es gleich künstlerisch zu den weniger gelungenen Stücken des Dichters gehört. „Die grausige Darstellung eines Zustandes, wo der Privilegirte Alles wagen konnte, der Bürgersmann Alles leiden mußte, machte das Stück zu einer auch von der politischen Seite bedeutenden Erscheinung; denn hier zum erstenmal wird auf der deutschen Bühne der Adel der Seele über den Adel der Geburt so sehr hinausgesetzt, daß das umgekehrte Verhältniß, welches in der Gesellschaft bestand, als unhaltbar erscheinen mußte". Bei der Zeichnung einzelner Charaktere, besonders bei der Darstellung des Fürsten und des Hofes, scheint dem Dichter Lessings Emilie Galotti vorgeschwebt zu haben. — Bald wurde Schiller von Dalberg nach Mannheim zurückgerufen und als Theaterdichter angestellt; aber sein Eifer und seine Pläne stießen bei dem kleinlichen Intendanten überall auf Hindernisse, was ihn bewog, auf eigene Hand die Zeitschrift **Thalia** herauszugeben und sich der Nation in die Arme zu werfen.

Sein Vertrauen betrog ihn nicht. Das begeisterte Hochgefühl für Freiheit und Männerwürde schlug warm an die Herzen des Volks; freundliche Einladungen riefen ihn nach Sachsen, wo er in Leipzig und Dresden an Huber und an dem edeln, hochgebildeten Körner warme Verehrer fand; nachher wechselte sein Aufenthalt zwischen Weimar und Rudolstadt bis zu seiner Verheirathung und Berufung nach Jena als Professor der Geschichte (1789). Diese Jahre waren für Schiller eine ähnliche Läuterungsperiode aus dem wilden Sturm und Drang, wie für Goethe der Aufenthalt in Italien. In beiden wurde die innere Umbildung durch tieferes Eindringen in den Geist des klassischen Alterthums bewirkt. Schillers „Hymne an die Freude" war der Vorklang einer reineren Dichtung; sein **Don Carlos**, von dem die drei ersten Acte, in ungebundener Rede und im alten stürmischen Stile ausgearbeitet, in der Thalia vorlagen, erlitt eine gänzliche Umgestaltung in Form und Anlage. Während es vorher im Don Carlos auf ein fürstliches Familienstück abgesehen war, wo „die trostlose Leidenschaft des Prinzen, die zerrütteten Verhältnisse der Familie, der Druck des Despoten das Hauptaugenmerk war", trat jetzt Marquis Posa mit seinen weltbürgerlichen Freiheitsideen, seinen Träumen von Völkerbeglückung und seiner Selbstaufopferung in den Vordergrund. Die Ver-

fechtung der Menschenrechte gegen Despotenwillkür, der Vernunft und des Naturrechts gegen die Beschränkungen der Tyrannei, des Weltbürgerthums gegen Kabinetsweisheit bildet den Mittelpunkt dieses erhabenen Dramas, dessen richtiges Verständniß „die Briefe über Don Carlos" erleichtern sollten. Die Ideen von Freiheit, Recht und Nationalität, die später die deutsche Jugend in den Kampf getrieben, werden hier verkündet und im Volk verbreitet.

Von Schiller's Beschäftigung mit dem Alterthum gibt seine Uebersetzung der Iphigenia und der Phönizierinnen des Euripides und eines Theils von Virgil und die Bewunderung für Homer Zeugniß. Seine Sehnsucht nach der untergegangenen Welt des Heidenthums ist in dem Gedichte „Die Götter Griechenlands" ergreifend ausgesprochen, während das inhaltschwere Gedicht „Resignation" seine Zweifel und Bedenken über die christliche Vergeltungslehre kund gibt und der „Pilgrim" klagt, daß der Himmel die Erde nie berühren will und das Dort niemals Hier ist. In dem philosophischen Gedicht „die Künstler" wird der Einfluß der Kunst auf die Entwickelung der Menschheit vom Naturzustand zum Culturleben in genialen Zügen dargelegt.

§. 855. b. Schillers geschichtliche und philosophische Arbeiten. Ueber den Studien der alten Kunst und Literatur verlor jedoch Schiller das handelnde Leben nicht aus dem Auge, und da ihm die Weltgeschichte der Spiegel war, in dem er die Ereignisse der Gegenwart beschaute, so vertiefte er sich immer mehr in **historische Studien** und weilte namentlich bei dem tiefbewegten Reformationsjahrhundert, auf das ihn die Vorarbeiten zu Fiesko und Don Carlos geführt und dessen erschütternde Religionskämpfe mit den politischen Bewegungen seiner Zeit manche Aehnlichkeit hatten. Als Frucht seiner historischen Studien erschien gegen Ende der achtziger Jahre die **Geschichte des Abfalls der Niederlande**, ein mit vieler Wärme ausgeführtes Gemälde jenes großartigen Freiheitskampfes. Die Berufung nach Jena wies den Dichter noch mehr auf die Geschichte, über die er nunmehr Vorlesungen zu halten hatte. Die Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" und eine Reihe historischer Aufsätze über verschiedene Gegenstände geben Zeugniß von der rastlosen Thätigkeit des strebsamen Mannes auf diesem Gebiete, ehe er an sein berühmtes Geschichtswerk, den **dreißigjährigen Krieg**, Hand anlegte. Dieses mit dichterischem Geiste erfaßte und mit dramatischer Gestaltung unter vielen Körperleiden ausgeführte historische Gemälde ist durch die Wärme und fesselnde Darstellung ein Lieblingsbuch der Nation geworden, so sehr auch kleinliche Kritiker und confessionelle Eiferer in der Folge bemüht waren, dasselbe durch den Vorwurf der Ungründlichkeit und kirchlichen Parteilichkeit herabzusetzen. Sein Zweck war, das Interesse des Volks für die Geschichte vermittelst der Poesie zu erregen, die verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, aufopfernden Sinn für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren juristischen und rechtshistorischen Behandlung der deutschen Reichsgeschichte entgegen zu setzen. — Neben der Geschichte beschäftigt sich Schiller vorzugsweise mit **Philosophie**, so daß auf einige Zeit die Dichtkunst hinter die Wissenschaft zurücktrat. Als er, gestützt auf die Grundsätze des Aristoteles und die Forschungen Lessing's und Winckelmann's, seine Gedanken über Wesen und Ziel der Poesie und Kunst ordnete und niederschrieb, wurde er durch die Kantischen Kritiken überrascht und mächtig angeregt. Aber weder das Verfahren des Königsberger Philosophen, der ohne Rücksicht und Kenntniß der bestehenden Kunstwerke und Kunstkritik die strengen Gesetze des abstracten Denkens auf Dichtkunst und Geschmack anwendete, noch die Resultate seiner Forschung thaten Schiller Genüge. Er unternahm es, die starren Grundgesetze dieses Denkers durch Herbeiziehung der Erfahrung und Geltendmachung der Sinnlichkeit, durch Benutzung der Lessing'schen und Winckelmann'schen Ideen und durch Berücksichtigung der vorhandenen Kunst- und Dichtwerke zu berichtigen, zu ergänzen und zu beleben. Schiller, der mit philosophischem Geiste schöpferische Phantasie und Kenntniß des auf dem Gebiete der Kunst und Poesie Geleisteten verband, führte nunmehr durch eine Reihe philosophischer Abhandlungen, Vorträge und Aufsätze (für die Horen) die Schönheits- und Geschmackslehre zu solcher Höhe und Klarheit, daß „über den Begriff des Schönen, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln, über die Grundlagen aller Kunst und über die Kunst selbst in diesen Arbeiten alles Wesentliche enthalten ist." Die ästhetischen Aufsätze, namentlich die Briefe über ästhetische Erziehung und

die Schrift über naive und sentimentale Dichtkunst, regten ein Meer von Ideen an und bewirkten, daß Kunstkritik und Literaturgeschichte eine neue Gestalt erlangten. Von größerer Bedeutung jedoch, als alle ästhetischen Aufsätze, blieben Schiller's philosophische Gedichte; denn Niemand verstand besser als er, ein gemüthlich schwärmendes Volk durch die Dichtung zur Welt der Ideen zu erheben. Durch diese Poesie wurde die ganze Nation für Philosophie und Idealität geweckt, in trüben Tagen über die traurige Gegenwart emporgehoben und für die kommenden Jahre der Prüfung und des Kampfes gestärkt und gestählt. Alle diese Gedichte sind ausgezeichnet durch Lebendigkeit der Darstellung, durch den Klang und Glanz der Sprache, durch Stärke und Tiefe der Empfindung; „es sind laute Rufe einer stürmenden, ins Weite hinausdrängenden und doch von allen Seiten eingeengten Seele." In Jena entstanden jene herrlichen Balladen „der Taucher"; „die Bürgschaft"; „Ritter Toggenburg"; „der Kampf mit dem Drachen" u. a. m., der theuerste Hausschatz des deutschen Volkes; dort entstanden die tiefsinnigen Gedichte „das Ideal und das Leben"; „die Würde der Frauen"; die Elegie „der Spaziergang" und vor Allen „die Glocke", die Tonleiter aller menschlichen Empfindung.

§. 856. c. Die späteren Lebensjahre Schiller's. In Jena endlich schuf Schiller in der Trilogie **Wallenstein's Lager, die Piccolomini** und **Wallenstein's Tod** ein für die Theatergeschichte epochemachendes Nationaldrama, in dem des Dichters früherer Ungestüm, rhetorischer Schwung und idealisirende Manier durch Goethe's Einfluß und durch die eigene Besonnenheit und Umsicht gemäßigt erscheinen. Zwei Dinge haben diesem dramatischen Werke große Bedeutung gegeben, einmal die glückliche Wahl, die eine ereignißvolle Periode unserer vaterländischen Geschichte der durch erschütternde Staatsumwälzungen aufgeregten und ernst gestimmten Gegenwart, wo „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit ward gerungen", vor Augen stellte, und dann die hohe Vollendung des Stücks, namentlich der tumultuarischen Scenen, woraus hervorgeht, daß der Dichter „auf dem großen Theater der Geschichte und der Weltereignisse, des Kriegs und der Kämpfe männlicher Thaten und strebender Ideen mehr zu Hause ist, als auf dem Gebiete sanfter Empfindung". Dieses Stück, das dem Drama mit richtigem Tact die neuere Geschichte als Gebiet anwies und derselben durch ideale Auffassung eine poetische Seite verlieh, das einen nationalen, in der Volkstradition noch nicht erloschenen Helden in seinem gewaltigen Kampfe gegen Herkommen und überlieferte Rechte und in seinem tragischen Untergange darstellte, riß das Schauspiel aus den kleinen, engen Verhältnissen, in die es Iffland, zugleich Schauspieler und dramatischer Dichter, und der schreibfertige Bühnendichter August von Kotzebue mit ihren empfindsamen Familienstücken herabgezogen, auf einen höheren Schauplatz, würdig der Zeit, in welcher die lebenden Geschlechter „strebend sich bewegten". Doch erhielten sich Ifflands Schauspiele („die Jäger"; „die Spieler" u. a.) und Kotzebue's rührende und heitere Schau- und Lustspiele („Menschenhaß und Reue"; „die Hussiten vor Naumburg"; „der arme Poet"; „Armuth und Edelsinn" u. a.) noch lange bei dem deutschen Theaterpublicum in Gunst. — Nun faßte man in Weimar, wo unter Goethe's Einfluß ein gutbesetztes Hoftheater entstanden war, den Entschluß, durch Verdrängung mittelmäßiger und gehaltloser Stücke und durch Aufführung gediegener Kunstwerke der Bühne eine höhere Bedeutung zu geben und sie zu einer Lehranstalt der Kunst umzuschaffen. Zu dem Behufe siedelte Schiller, dem seine Stellung in Jena nicht mehr zusagte, nach Weimar über und widmete in Gemeinschaft mit Goethe seine Kräfte dem Theater. Die Schauspieler wurden für die neue Richtung gewonnen und eingeübt, außer den Schiller'schen Stücken wurden die gehaltvollen, wenn gleich mehr zur Lectüre als zur Darstellung bestimmten Dramen von Lessing, Goethe, ja selbst die zur Aufführung ganz ungeeigneten dramatischen Dichtungen von Klopstock, Stolberg und den Romantikern auf die Bühne gebracht; und als dieses Alles zu einem guten Repertoir nicht hinreichte, suchte man den Mangel durch Uebertragung fremder Theaterstücke zu heben. Zu dem Zweck bearbeitete Goethe die französischen Stücke Tancred und Mahomet von Voltaire, wobei er jedoch der Nüchternheit des Originals „etwas Belebendes anzudichten" suchte, Schiller Racine's Phädra, das orientalische Märchen Turandot (nach Gozzi) und zwei französische Lustspiele von Picard (der Neffe als Onkel und der Parasit);

auch spanische und selbst römische Bühnenstücke kamen in deutschen Uebersetzungen zur Aufführung, und Shakespeare wurde durch Schillers Bearbeitung des Macbeth in seiner wahren Gestalt und tragischen Würde auf die Weimarer Bühne gebracht. — Dieser Zudrang des Fremden hätte dem einheimischen Theater verderblich werden müssen, wäre nicht Schiller seit seiner Uebersiedelung nach Weimar (1800), theils durch die dortige Anregung, theils aber auch durch seine bedrängte Lage, zu solcher Thätigkeit gespornt worden, daß er zum Nachtheile seiner geschwächten Gesundheit jedes Lebensjahr mit einem neuen Bühnenstücke zierte. **Maria Stuart** (1800) und die **Jungfrau von Orleans** (1801) waren durch Anlage und Bau für die Bühne vorzugsweise geeignet. In beiden Stücken ist der Einfluß der neuen Romantik nicht zu verkennen, dort im Charakter des Fanatikers Mortimer, hier in der von Religionsschwärmerei und Ritterthum erfüllten Heldin selbst. In der **Braut von Messina** (1803) sind antike und romantische Elemente in Form und Inhalt mit großer Geschicklichkeit und richtiger Wahl des Orts (Sicilien) verbunden. Der Chor und das die Geschicke der Menschen geheimnißvoll lenkende Verhängniß (Fatum) weisen auf das Alterthum zurück, indeß die Leidenschaft der Liebe und die Verschmelzung heidnischen und christlichen Religionswesens der Romantik angehören. Auf dieses eigenthümlich schöne Stück mit seiner prachtvollen Sprache und hinreißenden Darstellung
1804. folgte Schillers letztes, beliebtestes Drama, **Wilhelm Tell**, das der Dichter vor seinem frühen Hinscheiden, wie eine ernste Mahnung in schweren Zeiten, der Nation ans Herz legte. Wie Wallenstein, erhielt auch dieses Stück durch seine historisch-vaterländische Beziehung eine hohe Bedeutung; an der Vaterlandsliebe und an der freien Luft der Volksbewegungen, die hier weht, begeisterte sich die deutsche Jugend für die Freiheitskämpfe gegen eine Zwingherrschaft, die der im Tell geschilderten nicht unähnlich war. Unter großen Entwürfen (Demetrius; die Malteser) starb Schiller am Vorabend einer verhängnißvollen Katastrophe. In einer stillen Mainacht trugen einige Verehrer die Leiche des Dichters in das stille Todtengewölbe, aus dem man einige Jahrzehnte später die Gebeine mühsam hervorholte, um sie neben den Särgen des Herzogs und Goethe's in der neuen Fürstengruft beizusetzen.

2. Prosaliteratur.

§. 857. Wissenschaftliche Thätigkeit. Nicht blos die Dichtkunst, auch die Religionswissenschaft, die Philosophie, die Geschichtschreibung, das Schul- und Erziehungswesen, kurz das ganze geistige Leben erfuhr damals einen mächtigen Umschwung. Protestantische Kirchenlehrer durchforschten die Bibel und stellten die christliche Lehre nach der eigenthümlichen Richtung ihres Geistes dar. Die Einen, wie der Züricher Prediger Lavater, suchten durch Erbauungsschriften die Welt in der strengen Gläubigkeit zu erhalten und die Ueberzeugung festzustellen, daß der Mensch durch das Gebet mit der Gottheit in unmittelbarer Verbindung stehe; die Andern, wie der Buchhändler und Schriftsteller Nicolai, wollten nur die menschliche Vernunft und das Denkvermögen als Richter in göttlichen Dingen gelten lassen, und erklärten Alles, was dieser widerstrebe, für Aberglauben. Jene nennt man Supranaturalisten, die Bekenner der letztern Richtung bezeichnete man in der Folge als Rationalisten oder Denkgläubige. Eine dritte Partei, wozu Hamann, der Philosoph Fr. H. Jacobi und der Dichter Fr. Graf zu Stolberg gehörten, machten wie die Mystiker im Mittelalter die Religion zu einer Sache des Gefühls. — Lavater war auch der Schöpfer der Physiognomik, jener zweifelhaften Wissenschaft, welche lehrt, den Charakter und die vorherrschenden Anlagen und Richtungen des Menschen aus der Bildung des Kopfes und der Gesichtszüge zu erkennen, erfuhr aber dabei harte Angriffe von dem geistreichen Satiriker und Humoristen Lichtenberg in Göttingen. — In der Philosophie stellte der große Denker Kant in Königsberg ein Lehrgebäude auf, das schnell in alle Wissenschaften eindrang und die gelehrte Welt in Deutschland mächtig anregte und beherrschte; sein großer Schüler Fichte ging von dem Kant'schen Kriticismus zum reinen Idealismus über, indem er in seiner „Wissenschaftslehre" das Ich als

das Erste und Ursprüngliche setzte und in seinem „System der Sittenlehre“ Freiheit und Selbstthätigkeit als Ziel des sittlichen Strebens hinstellte. Als kühner Vorkämpfer für Volksfreiheit in seinen zu Berlin gehaltenen „Reden an die deutsche Nation“ ist Fichte's Name im deutschen Vaterlande in ehrenvollem Andenken geblieben. Fichte's Jünger Fr. W. J. Schelling verband diesen Idealismus mit der Naturphilosophie und Georg Fr. W. Hegel schuf durch seine dialektische Philosophie ein Lehrgebäude, das auf das ganze geistige Leben seiner Zeit von dem größten Einfluß war. In der Geschichtschreibung, die durch Herders „Ideen“ einen neuen Impuls empfing, hat Spittler durch Schärfe und Klarheit, der Schweizer Johannes Müller durch Gelehrsamkeit und kunstvolle Darstellung eine neue Zeit begründet; und in dem Erziehungswesen haben Basedow, angeregt von dem französischen Naturphilosophen J. J. Rousseau, durch die Dessauer Musterschule (Philanthropinum), Campe und Salzmann durch ihre Kinderschriften neue Lehrmethoden ins Leben gerufen, auf welche dann der Schweizer Heinr. Pestalozzi sein System von Kindererziehung und Volksschulwesen gründete.

§. 858. Religion und Theologie. Während die Dichtung solche Eroberungen machte, durfte die Wissenschaft nicht feiern. Die größte Thätigkeit zeigte sich auf dem Gebiete der Religion, die mit der Poesie einen gemeinsamen Boden hat — das Herz und Gemüth des Menschen. Anfangs suchte man die Theologie mit den philosophischen Forschungen und mit den Resultaten einer fortschreitenden Kritik und Auslegungskunst (Exegese) in Uebereinstimmung zu bringen; dies führte zu jenem gemäßigtfreien Standpunkte, auf dem Semler in Halle, Michaelis in Göttingen, Ernesti in Leipzig, die Kirchenhistoriker Mosheim und Planck („Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs“) u. A. standen. Diese achteten die Offenbarung, suchten sie aber auf Vernunft zu gründen; sie hielten die Bibel heilig, allein sie benutzten zu ihrer Erklärung die Hülfsmittel der Wissenschaft, als Sprachforschung, Kritik, Alterthumskunde, und stellten sie somit auf eine Linie mit andern Werken der Vorzeit. Einen Schritt weiter gingen die Berliner Theologen und Philosophen, die im Kampf mit der Freigeisterei des Hofes selbst freidenkend geworden waren, ohne sich jedoch vom protestantischen Kirchenglauben zu entfernen; sie schieden die wesentlichen Lehren des Christenthums von dem, was Theologie und Schulgelehrsamkeit hinzugefügt, und suchten den Offenbarungsglauben mit der Vernunft und Naturreligion in Harmonie zu setzen. Sie lernten den englischen Deisten die Kunst ab, durch faßliche Behandlung und gefällige Sprache religiöse Erörterungen in weitere Kreise zu bringen, die christliche Lehre dem gesunden Menschenverstand einleuchtend und die christliche Moral zur Richtschnur des Wandels zu machen. Haupt- und Mittelpunkt dieser Berliner Freidenker, die in der Folge Rationalisten oder Denkgläubige genannt wurden, war Nicolai und die von ihm gegründete allgemeine deutsche Bibliothek (seit 1765); aber sie führten alle Religion auf bloße Sittenlehre zurück ohne Anregung der Phantasie und Empfindung. Zu ihnen gehörte Spalding, der in seiner Schrift „über die Nutzbarkeit des Predigtamtes“ dem geistlichen Amte keine apostolische Heiligkeit beilegte, sondern seine Hauptbedeutung in der Gemeinnützigkeit und in der Anleitung zur Sittlichkeit erblickte. — Standen diese Männer noch alle auf dem Boden der Kirche und der christlichen Gläubigkeit, so gingen dagegen Andere über diese Schranken hinaus und legten in ihren Schriften Ansichten nieder, die theils mit den freigeistigen und materialistischen Grundsätzen der französischen Philosophen übereinstimmten (wie Mauvillon, Unzer, Dippel, Edelmann), theils dem Christenthum und den ehrwürdigen Religionsurkunden die höhere Würde und Heiligkeit benahmen und sie ins Alltägliche und Gemeine herabzogen. Dippel († 1734) verspottete unter dem Namen des christlichen Demokritus das protestantische Papstthum und bekämpfte die Lehre einer stellvertretenden Genugthuung, Edelmann († 1767) leugnete jede übernatürliche Offenbarung und ließ sich in roher Weise über die heil. Schrift aus und Bahrdt († 1792), ein Mann ohne Schwung und Idealität in Gesinnung und Leben, griff im kecken Volkston die Bibel und vornehmlich die geschichtliche Grundlage des Christenthums an.

a) Freidenker.

Gegen diese Freidenker traten Männer von entgegengesetzter Richtung, aber unter sich von verschiedener Färbung und Bestrebung, in die Schranken. Die Orthodoxen, die auf ihre geistliche Würde wie auf den Buchstaben der Bibel und die Gültigkeit der symbolischen Dogmen hielten, bekämpften jede freidenkende Aeußerung, die den bestehenden Kirchenglauben zu gefährden

b) Die Orthodoxen und Nicolai.

schien. An ihrer Spitze stand der eifrige Zionswächter Melchior **Goeze**, Hauptpastor in Hamburg, der in Verbindung mit einer Schaar obscurer „Mitstreiter in Gott" wider Alle zu Felde zog, die an dem lutherischen Dogma rüttelten oder die Worte der heil. Schrift anders deuteten, als die Schultheologie festgesetzt. Feind aller Poesie und Philosophie, unternahm er mit herausfordernder Derbheit einen Kampf, dem seine schwachen Kräfte nicht gewachsen waren, daher er mit

Nicolai 1733—1811. Schmach bedeckt von der Wahlstatt getrieben wurde. Zuerst trat Fr. Christoph **Nicolai** mit seinem berühmten satirischen Roman „**Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker**" gegen das Treiben der rechtgläubigen Eiferer auf. Kaum hatte sich dieser Sturm in etwas gelegt, so wurde Goeze von **Lessing**, der, ohne die Religion zu kränken, die Rechte der Vernunft und Denkfreiheit wider den beschränkten Eiferer kirchlicher Rechtgläubigkeit verfocht, in den berühmten Flugblättern (Antigoeze) so scharf zurechtgewiesen, daß seitdem sein Name als Gattungsbegriff für alle Klopffechter diente.

In dem künstlerisch unbedeutenden Buche Sebaldus Nothanker, dessen Grundlage die Schicksale und Leiden des wegen seiner religiösen Ansichten von dem orthodoxen Superintendenten Stauzius und seinen Glaubensgenossen verfolgten ehrlichen Philosophen Sebaldus bilden, werden die heuchlerischen Geistlichen, welche die Seligkeit an Lehrformeln knüpfen, mit treffenden und derben Zügen dem Spott und Gelächter preisgegeben. Da darin zugleich auch Dichter und Schriftsteller, die Nicolai's Geschmack nicht zusagten, namentlich der süßliche, tändelnde J. G. Jacobi (Herr von Säugling) und sein in gespreizter Vornehmheit auftretender Bruder, mit kenntlichen Zügen verspottet wurden, so erlangte das Werk, dem die beigefügten Küpferchen von **Chodowiecki** einen noch größeren Reiz verliehen, solche Bedeutung, daß es schnell nach einander drei Auflagen erlebte, und daß alle Getroffenen ihrem Zorn in heftigen Ausfällen gegen den prosaischen Propheten des flachen Verstandes Luft machten.

In ganz anderem Sinne kämpfte der Kreis, der sich um die katholische Fürstin **Gallitzin**

c) Der mystische Kreis in Münster. in Münster sammelte, gegen Aufklärung und Rationalismus. Diese verfochten nicht den kirchlichen Dogmatismus oder die Symbolgläubigkeit, sondern machten Gefühl, Poesie und Mystik zur Grundlage der Religion, bewunderten die Tiefe der orientalischen Dichtung in der Bibel und betrachteten den **christlichen Glauben** als Grund und Anfang aller Weisheit. Mittelpunkt dieses Kreises war, neben der schwärmerischen Fürstin selbst, der „Magus aus Norden" **Hamann**; zu

F. H. Jacobi 1743—1819. ihm gehörte der bestimmbare und wankelmüthige **Fr. H. Jacobi**, der Verfasser der philosophischen Romane „**Allwill's Briefsammlung**" und „**Woldemar**", worin er seine Gefühlsphilosophie und seine moralischen und religiösen Betrachtungen niederlegte, und später der zum

Fr. Stolberg 1750—1819. Katholicismus übergetretene Fr. Leop. Graf zu **Stolberg**. Sie bekämpften nicht blos die Berliner, gegen deren dürre Verstandesrichtung sie Gemüth und Phantasie in Schutz nahmen, sondern Jacobi, dessen evangelischer Glaube sich hart auf der Grenzscheide des Katholicismus hielt, erklärte Lessing für einen Spinozisten, was dessen Freund Mendelssohn so tief ergriff, daß die Schrift, worin er den Verstorbenen gegen diese Beschuldigung rechtfertigte, der Nagel zu seinem Sarge ward.

d) Lavater u. Lichtenberg. Lavater 1741—1801. Ein höchst merkwürdiger Mann für die Geistesrichtung der Zeit war der fromme Züricher Prediger **Lavater**, in dem alle Fäden der religiösen Bildung und supranaturalistischen Anschauung zusammenliefen. In religiöser Ueberspannung forschte er nach dem Zusammenhange des Menschen mit der Gottheit und gelangte zu dem Glauben, daß Gott mit der gläubigen Creatur in unmittelbarem, persönlichem Verkehr stehe, daß die Zeit der Propheten und Apostel, „wo das Gebet Wunder wirkte und der Glaube Berge versetzte", noch gegenwärtig sei, und daß der Mensch im Stande der Gnade göttliche Eingebungen erhalte. Von diesem Glauben durchdrungen, zog er Alles in den Kreis des Religiösen, sah in Allem, was ihm begegnete, den Finger Gottes und steigerte zuletzt seine Gefühle bis zu den Schwärmereien der Mystiker, die in ihren religiösen Empfindungen den größten Genuß fanden. Keine Kritik oder Auslegungskunst vermochte seinen Glauben an die Göttlichkeit der H. Schrift zu erschüttern, und der ihn umgebende Unglaube bestärkte ihn nur in der Ueberzeugung, daß er in die Welt gekommen sei, „um von der göttlichen Wahrheit Zeugniß zu geben." Durch seine **erbaulichen Schriften** („Aussichten in die Ewigkeit" u. a.), durch seine **Predigten**, durch seine **religiösen Dichtungen** erlangte Lavater hohen Ruhm und wurde in gewissen Kreisen als Prophet und Heiliger verehrt; aber die Mittel, wodurch er zu diesem Ruhme gelangte, waren oft irdisch und kleinlich. Eitle Selbstgefälligkeit, weltlicher Ehrgeiz und geistlicher Hochmuth lagen im Grunde seiner Seele unter der Hülle äußerer Demuth verborgen; und aus seinem **geheimen Tagebuche eines Beobachters seiner selbst** erkennt man die bewußte Absichtlichkeit, mit der er nach dem Heiligenschein des Propheten strebte. Darum ward er auch häufig der Gegenstand satirischer und humoristischer Angriffe. Sein Tagebuch wurde von Wieland (im Endymion) verspottet; seine Proselytenmacherei, die ihn verleitete, den jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn zum Uebertritt in das Christenthum aufzufordern,

wurde von dem witzigen Göttinger Mathematiker und Physiker Lichtenberg (im Timorus) gegeißelt, und als er sein berühmtestes Werk über Physiognomik unter dem Titel: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und der Menschenliebe" in vier prachtvoll ausgestatteten, mit Kupfern versehenen Quartbänden herausgab, so verspottete **Lichtenberg** den Orakelton und die hochtrabende, bombastische Sprache Lavater's dadurch, daß er dessen schwülstige, feierliche Aussprüche und physiognomische Urtheile an Hund- und Sauschwänzen persiflirte. — Der verwachsene Lichtenberg konnte freilich an dem Grundsatz, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne, kein solches Gefallen finden, wie der schöngebildete Lavater. Ueberhaupt war Lichtenberg in Allem der Gegensatz zu Lavater; jener war eben so ungläubig und freidenkend wie dieser gläubig und christlich; bei jenem beruhte Alles auf Natur und Anlage, bei diesem war das Meiste angebildet; Lavater's Wesen war voll Feierlichkeit, Würde und Salbung, Lichtenberg's Charakter war auf Muthwille, Witz und Verstand aufgebaut. Der Göttinger Mathematiker wäre der geeignetste Mann gewesen, den humoristischen Roman der Engländer nach Deutschland zu verpflanzen, da er selbst alle Launen, Stimmungen und Widersprüche eines Humoristen in seinem Charakter vereinigte und durch seine geistreichen Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche seinen tiefen Blick in das Seelenleben der Menschen beurkundete; allein seine sonderbare Natur ließ ihn bei keiner größern Arbeit ausdauern; humoristische und satirische Abhandlungen, fliegende Blätter und Fragmente, in denen er alle verkehrten Richtungen, die überspannten Kraftgenies, Lavater's Prophetenthum und Philadelphia's prahlerische Taschenspielerkunst verspottete, waren neben einigen wissenschaftlichen Schriften die einzige Frucht seines hohen Talents und seines klaren, selbstbewußten Geistes.

Lichtenberg 1742—99.

Von gleicher Gesinnung und Richtung wie Lavater, aber mit mehr Natürlichkeit und einem reichern Gemüthsleben begabt, war Joh. Heinr. **Jung** gen. **Stilling**, aus der Gegend von Siegen. Aus seinem von ihm selbst verfaßten gemüthlichen Jugendleben ersieht man, wie der sinnige, phantasievolle Knabe allmählich zu der elegischen, sentimentalen Weltanschauung und zu der religiösen Gläubigkeit gelangte. Die Einwirkung einer frommen, abergläubischen Umgebung, die Entfernung von Welt und Menschen, das süße Schwärmen in einsamer Natur, der Druck der Armuth, die ihn nöthigte, zuerst das geringe Gewerbe eines Schneiders zu ergreifen und in seinem Innern Trost gegen die Mißachtung der Welt und die mannichfachen Entbehrungen zu suchen, erzeugten in seinem Gemüth einen außerordentlichen Grad von Empfindbarkeit und Weiche, die, von der rauhen Außenwelt vielfach verletzt, ihn zur Selbstbeschauung, zu einem Gefühls- und Religionsleben führten. Die merkwürdigen Schicksale seines Lebens, die ihn allmählich vom Schneidergewerbe zum Schulmeister, dann (nach zurückgelegten Studien in Straßburg, wo er mit Goethe und Herder in Verbindung kam) zum Augenarzt und endlich zum Professor der Staatswirthschaft in Marburg und Heidelberg emporgehoben, und die Hülfe, die ihm in jeder Noth zu Theil ward, befestigten in ihm den Glauben, daß er unter Gottes besonderem Schutze stehe, und daß alle Haare seines Hauptes gezählt seien. Er sah in jedem Ereigniß, in jedem Zufall die Hand Gottes, mit dem er sich in persönlichem Verkehr glaubte; er fühlte zu Christus eine persönliche Liebe. Dieser Glaube bewirkte, daß er unter allen Widerwärtigkeiten seine Sanftmuth, seine Menschenliebe und sein Gottvertrauen bewahrte. Seine Werke, namentlich seine Romane (Morgenthau; Florentin von Fahlenborn; Theobald der Schwärmer u. a.), die alle eine religiöse Tendenz haben und viel Schwärmerisches und Mystisches, viel Wunder- und Aberglauben enthalten, sind nicht ohne Poesie und tiefes Gefühl. — Gegen die verflachende Richtung Spalding's und der Nationalisten trat auch Herder auf; in den Provinzialblättern suchte er dem Christenthum seine Weihe und dem Predigtamte die Würde des alten Priester- und Prophetenthums zurückzugeben; da er aber das Christliche im Reinmenschlichen (Humanität) aufgehen ließ, ein poetisches Urchristenthum, fern von allem Dogmatismus, als ideale Religion hinstellte und einer Weltkirche mit möglichst einfachem Glaubensgrund das Wort redete, erfuhr er mancherlei Widersprüche und Anfechtungen.

e) Jung Stilling 1740—1813.

§. 859. Erziehungswesen. Die religiösen Bewegungen, die nur die obern Schichten der Gesellschaft berührten, hatten auf Kirche und Leben weniger Einfluß als die gleichzeitigen Reformen im Erziehungswesen auf Schule und Haus. Joh. Bernhard **Basedow** aus Hamburg, ein unruhiger, wandelbarer, aber anregender Mann, der durch Rousseau's Emil von der

Basedow 1723—90.

Theologie auf das Gebiet der Pädagogik geführt wurde, gab den Anstoß zur Befreiung der Schule von der Herrschaft der Geistlichkeit und der Kirche. Durch sein mit unerhörter Prahlerei und Wichtigthuerei angekündigtes Elementarwerk, von dem die Zeitgenossen solche Erwartungen hegten, daß vor dem Erscheinen 15,000 Thaler auf dem Subscriptionsweg darauf gezeichnet wurden, und durch seine unter dem Beistande des menschenfreundlichen Fürsten von Dessau in dieser Stadt errichtete Musterschule und Lehrerseminar (Philanthropinum) wurde er Reformator des Erziehungswesens. Zwar war der oberflächliche, zanksüchtige Basedow, der weder häuslichen Sinn noch Gemüth besaß und an einem regellosen, unsittlichen Leben, an Spiel, Tabak und Trunk Gefallen fand, nicht der geeignete Mann, der Anstalt Fortdauer, Halt und Gedeihen zu verleihen; aber sein auf Rousseau's philanthropischen Grundsätzen aufgebautes System, das auf Erleichterung des Unterrichts und auf Verbreitung von Kenntnissen und Bildung unter den niedern Volksklassen hinauslief, wurde von andern strebsamen Männern weiter geführt und brach sich überallhin Bahn. Die nach dem Dessauer Philanthropinum in der Schweiz und in verschiedenen Gegenden Deutschlands errichteten Anstalten führten eine gänzliche Umgestaltung des Schulwesens herbei, namentlich als der für Kindererziehung und Volksbildung begeisterte Schweizer Joh. Heinr. **Pestalozzi** das von Basedow und seinen Schülern Campe, Salzmann und Anderen Begonnene zum Ziele führte. Eine große Menge Kinderbücher und Volksschriften waren die nächste Folge dieser neuen Bestrebungen, doch hat keines der ersteren den Ruf von Campe's Robinson Crusoe und Entdeckung von Amerika und keine der letztern den Werth des gemüthlichen Romans Lienhard und Gertrud von Pestalozzi erreicht. Der gute Erfolg, den die Kinder- und Volksschriften bei der empfänglichen Nation hatten, bewirkte, daß Deutschland in Kurzem von einer Fluth mattherziger Kinderbücher zur Belehrung und Unterhaltung überschwemmt wurde. Campe's zahlreiche Schriften und Reisebeschreibungen, mit eingestreuten läppischen Gesprächen und Bemerkungen; Salzmann's wässerige und langweilige Bücher; der Kinderfreund des dramatischen Dichters Christ. Felix Weiße und viele ähnliche Producte brachten ihren Verfassern Ruhm und Gewinn. — Ein gleicher Eifer erwachte für volksfreundliche Schriftstellerei und für die Belehrung des Landmanns, seitdem der wackere und verständige J. G. Schlosser in seinem Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk die Bahn gebrochen und Fr. Eberh. v. Rochow seinem Beispiel gefolgt war. Doch verdient nur Pestalozzi's erwähntes Volksbuch eine Auszeichnung wegen „der Einfalt und Schlichtheit, mit der es dem Volke seinen Gesichtskreis entlehnt und seine Denk- und Handlungsweise und die Freuden des häuslichen Heerdes schildert, um es an sich selbst und innerhalb seiner Sphäre fortzubilden." Wie nichtig nimmt sich dagegen Salzmann's Roman „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend" aus.

Pestalozzi 1746—1827.

Kinder- und Volksschriften.

§. 860. Philosophie. In der aufgeregten Zeit, da der Geist sich bemühte, alle seinen freien Flug hemmenden Fesseln abzustreifen, konnte sich die Leibniz-Wolfische Schulphilosophie mit ihrem Formelkram nicht halten; eben so wenig war das System des gelehrten, trockenen und grübelnden Crusius zu Leipzig im Stande, die strebsame Jugend zu fesseln; die Zeit der geschmacklosen, auf unerquicklichen Theorien und unverständlichen Terminologien beruhenden Weltweisheit schien vorüber, und Männer von literarischer Bildung und ästhetischem Sinn, wie Moses Mendelssohn („Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele"); Garve („Cicero von den Pflichten" u. a.); Abbt („vom Tode fürs Vaterland") u. A. kleideten ihre philosophischen Betrachtungen in geschmackvolle Form und in verständliche Sprache ohne dunkle Schulausdrücke. Selbst die Lehrer der Philosophie auf Universitäten, wie J. Gg. Heinr. Feder in Göttingen, huldigten den Forderungen der Zeit und befleißigten sich in Vortrag und Schrift einer faßlichen, geschmackvollen Darstellung. Dadurch gewann zwar die philosophische Wissenschaft an Klarheit und formaler Ausbildung, aber Gehalt, Gründlichkeit und Tiefe verschwanden. Ein oberflächlicher Eklekticismus, vom flachen Dilettantismus nicht viel verschieden, gab sich für echte Weltweisheit aus. Da wurde Immanuel Kant in Königsberg der Schöpfer eines neuen philosophischen Systems, das, anfangs wegen seiner Schwierigkeit wenig beachtet, bald eine gänzliche Umgestaltung aller Wissenschaften zur Folge hatte. In seinen Schriften, unter denen seine drei Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft, Kritik der praktischen Vernunft, und Kritik der Urtheilskraft als Grundpfeiler emporragen, bestimmte er genau die Beschaffenheit und nothwendigen Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens, stellte die Moral als wesentliche Grundlage aller vernünftigen Religion auf und

Kant 1724—1804.

gab der Rechtslehre und Aesthetik einen festen, einfachen Boden. Hatte anfangs die Kant'sche Philosophie zu wenig Anerkennung gefunden, so erlebte sie bald das Gegentheil. Sie fand Eingang in alle Wissenschaften und Literaturzweige, in die Poesie und ins Leben; sie bewirkte eine gänzliche Reform der Philosophie und bahnte den Weg zu der freien theologischen Richtung, die man seitdem mit dem Namen **Rationalismus** (**Denkgläubigkeit**) belegte, und die Heftigkeit, womit Fähige und Unfähige als Verfechter oder Gegner der neuen Weisheit zum Kampf auszogen, gab Zeugniß von dem mächtigen Eindruck, den seine Grundsätze auf alle Gebildeten hervorgebracht. Zur Verbreitung der neuen Philosophie trug Wielands Schwiegersohn, der aus dem Jesuitenorden ausgeschiedene und zum Protestantismus übergetretene Philosoph **Reinhold**, welcher im „deutschen Merkur" Briefe über die Kant'sche Philosophie veröffentlichte und in Jena vielbesuchte Vorlesungen darüber hielt, nicht wenig bei. — Kant's großer, scharfsinniger Schüler **Fichte**, ein muthvoller, charakterfester Mann von echt deutscher Gesinnung, nahm einen kühnen Flug, indem er, wie oben erwähnt, von dem Kant'schen Kriticismus zu dem reinen **Idealismus** überging, in seiner „Wissenschaftslehre" das Ich als das Erste und Ursprüngliche setzte, so daß der Mensch alle Außendinge nur durch und in seiner Vorstellung kennt, nicht was sie an und für sich sind, und in seinem „System der Sittenlehre" Freiheit und Selbstthätigkeit als Ziel des sittlichen Strebens hinstellte. Ein energievoller Geist von folgerichtigem Denken, „versuchte Fichte von einem einzigen unumstößlichen Grundsatz und Gedanken aus die Welt aufzuerbauen", und gerieth endlich zu der unbedingten Leugnung jeder Realität der Außenwelt. — An Fichte's Grundsätze knüpfte sein Jünger und Nachfolger **Schelling** seine, auf einer Verbindung des Idealismus (**Transcendentalphilosophie**) und Realismus (**Naturphilosophie**) durch die **intellectuelle Anschauung** beruhende **Identitätslehre** an, die er jedoch in der Folge mit andern mystisch-theosophischen Systemen vertauschte, bis er zuletzt zu der neuesten, der Welt versprochenen, aber nicht kundgegebenen „**positiven Philosophie der Mythologie und Offenbarung**" kam. Schelling's intellectuelle Anschauung gestaltete sich in Hegel's **dialektischer Philosophie** zu einem Begriff, von dem Alles ausgeht und zu dem Alles zurückkehrt, zu der Philosophie des Geistes, der, durch verschiedene Entwickelungsstufen vom Denken zum Sein aufsteigend, nach Ueberwindung der Gegensätze zum vollkommenen Selbstbewußtsein gelangt. — **J. Fr. Herbart** aus Oldenburg, (vgl. §. 1037 b) hat während einer fruchtbaren akademischen Wirksamkeit in Königsberg und Göttingen sich vorzugsweise bestrebt, die Welt der Begriffe und Vorstellungen aufzuhellen, das Verhältniß der äußeren Erscheinungen zu der Perceptionsfähigkeit der Seele und den geistigen Functionen zu ergründen und in einer Reihe von philosophischen und pädagogischen Schriften seiner Doctrin den vorherrschenden Charakter des Realismus gegeben.

Fichte 1762—1814.
Schelling 1775—1854.
Hegel 1770—1831.
J. Fr. Herbart 1776—1841.

Kant.

Kant, seit 1770 Professor der Logik und Metaphysik in Königsberg, hat eine große Anzahl Schriften hinterlassen (über das Gefühl des Schönen und Erhabenen; Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft; Rechtslehre; Anthropologie u. a.), die sich zur Vervollständigung des Systems an die drei Kritiken, zu denen er durch Hume's Skeptik und dessen Annahme des Causalitätsgesetzes oder der zeitlichen Aufeinanderfolge der Erscheinungen angeregt wurde, anschließen. Kant geht von dem Satz aus: ehe Etwas über die Objecte der Erkenntniß entschieden werden könne, müsse das Erkenntnißvermögen selbst geprüft werden. Er fand dann in der **Sinnlichkeit**, als der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, die Formen des Raums und der Zeit; in dem **Verstande** das Vermögen, vermittelst der Kategorien die Mannichfaltigkeit der Erfahrung zur Einheit des Begriffs zu führen; in der **Vernunft** die Idee des Unbedingten und Absoluten und in der **Urtheilskraft** den Begriff der Zweckmäßigkeit und im **Willen** (praktische Vernunft) den kategorischen Imperativ des Sittengesetzes. Durch diese Formen des menschlichen Geistes ist nur eine **Erkenntniß** der in der Erfahrung gegebenen Objecte zu erzielen; was über die Erfahrung oder die, durch die Sinne wahrnehmbare und durch den Verstand begriffene Natur hinausliegt, kann nicht mehr durch Erkenntniß erfaßt werden. Diese höhere Welt, der tiefere Urgrund der Wirklichkeit, wurde von **F. H. Jacobi** u. A. ganz dem **Glauben** überwiesen; Kant aber suchte für die der theoretischen Seite der Vernunft entzogene Befugniß in der praktischen eine Stütze für den Glauben an Gott und Tugend und stellte als solche die unbedingte Gültigkeit des Sittengesetzes auf. Zur Erfüllung dieses Sittengesetzes (des kategorischen Imperativs) werden als **Postulate** gewisse unerweisliche Sätze, wie **Freiheit**, **Unsterblichkeit**, **Dasein Gottes** als nothwendig angenommen und als moralisch-praktische Bedürfnisse hingestellt. In der **Rechtslehre** machte Kant die angebornen und ursprünglichen Menschenrechte zur Grundlage aller Rechtsverhältnisse. — Joh. Gottl. **Fichte** stellte als Ursatz alles Denkens und als Ursache alles Seins das sich selbst und das Nicht-Ich setzende Ich auf. Das Ich ist das mit unendlicher Selbstthätigkeit begabte Absolute, das als Anstoß und Schranke seiner Thätigkeit das Nicht-Ich, d. h. die Welt der Objecte, die Natur, gegenüberstellt. Die äußere Welt existirt nur durch das Ich und in dem Ich. Das Ich ist also das Ursprüngliche, aus welchem zuerst die Welt und dann Gott als Weltordnung hervorgeht. Diese mit der größten Hartnäckigkeit, ohne alle Rücksicht auf den herrschenden religiösen Glauben durchgeführte Lehre bewirkte, daß Fichte als Professor der Philosophie in Jena des Atheismus verdächtigt wurde. Ein in seinem philosophischen Journal abgedruckter Aufsatz: **Ueber die Gründe unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung** führte ein Verbot des Journals und eine amtliche Untersuchung herbei, in deren Folge Fichte seine Entlassung forderte und erhielt. Von dem an lebte er theils in Erlangen, theils in Berlin. Als kühner Vorkämpfer für Volksfreiheit, sowohl gegen die überlieferte Politik der europäischen Cabinete und Regierungen („Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten. Heliopolis im letzten Jahr der alten Finsterniß." [1793.] „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution", 1793), als gegenüber dem mächtigsten Zwingherrn des Zeitalters, ist Fichte bei der Nation in ehrenvollem Andenken geblieben. In seinen „**Reden an die deutsche Nation**" strebte er das Volk zum Leben und Handeln zu erwecken, indem er dessen sittliche Erziehung zu verbessern unternahm. — Fichte's Nachfolger in Jena wurde Fr. W. Schelling, geboren am 27. Jan. 1775 zu Leonberg im Würtembergischen, gestorben auf einer Badereise zu Ragaz in der Schweiz im August 1854. Frühe entwickelt, bezog er mit fünfzehn Jahren die Universität Tübingen und verfaßte schon während seiner Studienzeit mehrere philosophische Abhandlungen in Fichte's Geist. Während seines Aufenthaltes in Jena ergab er sich immer mehr dem Idealismus seines Vorgängers, wie aus der Schrift „über das Ich" hervorgeht, die Fichte als einen Commentar seiner Wissenschaftslehre ansah. In der Schrift „Ideen zu einer Philosophie der Natur" erscheint ihm die Natur noch ganz als

Fichte.
Schelling.

Ausfluß des menschlichen Geistes, als „Doppelbild, das der Geist selbst producirt, um durch die Vermittelung desselben zur reinen Selbstanschauung, zum Selbstbewußtsein zurückzukehren.“ Erst in der Schrift „von der Weltseele“ legt Schelling der Natur ein eigenes, selbständiges Dasein bei und stellt der idealen Transcendental-Philosophie Fichte's eine Naturphilosophie zur Seite. Diesen Uebergang zu der *zweiten Periode* bezeichnen die zwei Schriften: „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie“ und „System des transcendentalen Idealismus“; beide Wissenschaften, die Natur- und Geistesphilosophie, erscheinen hier als die zwei entgegengesetzten Pole, jene als Inbegriff des blos Objectiven, diese als Inbegriff des blos Subjectiven. Die Naturphilosophie, die, von der Erfahrung ausgehend, durch eine Reihe endloser Entwickelungen aufsteigt, hat zum Ziel die „vollkommene Darstellung der Intellectualwelt in den Gesetzen und Formen der erscheinenden Welt und hinwiederum vollkommenes Begreifen dieser Gesetze und Formen aus der Intellectualwelt, also die Darstellung der Identität der Natur mit der Idealwelt.“ Die Transcendentalphilosophie ist die „inwendig gewordene Naturphilosophie“, worin dieselbe successive Entwickelung am anschauenden Subject vorgenommen wird, bis durch eine Stufenfolge von Anschauungen, „das Ich sich zum Bewußtsein in der höchsten Potenz erhebt.“ Wie die Naturphilosophie zerfällt auch die Transcendentalphilosophie in drei Theile, in die *theoretische*, in die *praktische* und in die *Philosophie der Kunst*. Das Kunstwerk „als die vollkommene Identität der Idee und der Erscheinung“ (des Geistes und der Natur) ist dem Philosophen das höchste Product des Geistes, in welchem die Intelligenz zur vollkommenen Selbstanschauung gelangt. — Durch diese Entgegensetzung der Natur- und Transcendentalphilosophie war Schelling schon über Fichte hinausgegangen. Er lehnte sich mehr an *Spinoza* an und machte in der *dritten Periode* seines geistigen Lebens, während seines Aufenthalts in *Würzburg*, die Identität des Idealen und Realen, des Denkens und Seins zum Prinzip, daher auch seine Philosophie nach diesem hervortretenden Kriterion hauptsächlich als *Identitätslehre* bezeichnet wird. Seine bedeutendsten Schriften aus dieser Periode sind: „Bruno oder das göttliche und natürliche Princip der Dinge“; „*Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums*“ u. a. In der letztern Schrift versuchte Schelling von diesem Standpunkte der Identität oder Indifferenz aus eine encyklopädische Bearbeitung sämmtlicher philosophischen Disciplinen in übersichtlicher, populär gehaltener Darstellung. Nach diesem neuen Standpunkt „sollte die *intellectuelle* Anschauung eine Handlung der absoluten Vernunft sein, und diese absolute Vernunft sollte das Absolute als Indifferenz zwischen dem Subjectiven, welches Fichte hervorgehoben, und dem Objectiven, welches Jacobi suchte, vermittelnd auffassen“. — „Zwischen Subject und Object kann daher, da es eine und dieselbe absolute Identität ist, die sich in beiden darstellt, kein qualitativer Gegensatz, sondern nur eine quantitative Differenz (ein Unterschied des Mehr oder Weniger) stattfinden, so daß Nichts entweder blos Object oder blos Subject ist, sondern daß in allen Dingen Subject oder Object vereinigt sind, nur in verschiedenen Mischungen“; — die Stufenfolge dieses Uebergewichts ist eine Reihe von *Potenzen* des Subjects und des Objects, und es ist die Aufgabe der wissenschaftlichen *Construction* (wie Schelling seine neue *Methode* nannte), die Stufenfolge dieser Potenzen ohne die Beihülfe der Erfahrung als nothwendige Evolutionen und Manifestationen des Absoluten darzustellen. — Aber auch auf dem Standpunkt der Indifferenz harrte Schelling nicht aus. Die construirende Methode verlassend, folgte er mehr und mehr seiner schrankenlosen Phantasie und warf sich auf die religiöse Mystik, besonders seitdem er durch seine Berufung nach *München* an die Academie und dann an die neugegründete Universität in neue Umgebung gekommen. In seiner Schrift: „Philosophie und Religion“ u. a. lehnt er sich an die Neuplatoniker an, läßt die Welt durch einen Abfall vom Absoluten entstehen und sieht in der Versöhnung dieses Abfalls, in der vollendeten Offenbarung Gottes die Endabsicht aller Geschichte. Mit dieser Idee verknüpft er die platonischen Vorstellungen von einem „Herabsteigen der Seele aus der Intellectualität in die Sinnenwelt“, von einer Wanderung und Erlösung und legt der Wissenschaft nur in so fern Werth bei, „als sie speculativ, d. i. Contemplation Gottes ist.“ „Losgesagt von der Meinung des aufklärerischen Geschlechts, daß die Menschheit sich erst allmählich von der Dumpfheit des Instinkts zur Vernunft emporgerichtet, fand Schelling sie vielmehr von einem Zustand früherer Bildung herabgesunken, in dem sie einst der Erziehung höherer Wesen, „eines Geistergeschlechts“, theilhaftig gewesen sei; in der gefallenen Periode zeigten sich solche Lehrer nur noch einzeln wieder, die mit Bewußtsein zur Herstellung jenes vollkommeneren Lebens anleiteten. In der Rolle solch eines Lehrers wies er also auf die Urwelt zurück, wo ihm die Sage von Göttern und Halbgöttern als eine geschichtliche Thatsache, die Mythologie als das größte aller Kunstwerke erschien, das einer unendlichen Auslegung fähig sei.“ Dieses Eingehen auf den Neuplatonismus und auf die religiösen Mystiker und Schwärmer des Mittelalters führte endlich Schelling zu der tiefsinnigen Theosophie des Jacob *Böhme* und zu einer fünften Periode seiner Philosophie. Diese Richtung gab sich zuerst kund in der merkwürdigen Schrift: „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit“ und in einer Streitschrift gegen *Jacobi*. Darin stellt er Gott als Urgrund oder Indifferenz dar, der in zwei gleich ewige Anfänge, in Grund und Existenz, in Ideales und Reales aus einander gehe, um dann durch die Liebe, durch das ewige Wort in Gott, wieder versöhnt zu werden. Indem sich nämlich der Urgrund nach dunkeln und ungewissen Gesetzen, einem wogenden Meere gleich, sehnend bewegt, erzeugt er eine innere Vorstellung, durch welche er sich selbst im Ebenbilde erblickt. Diese Vorstellung ist „das ewige Wort in Gott“, welches „in der Finsterniß als Licht aufgeht und zu seinem dunkeln Sehnen den Verstand hinzugibt“. Dieser Verstand, vereint mit dem Grunde, wird freischaffender *Wille*. Sein Geschäft ist die Anordnung der Natur, des bisher regellosen Grundes; und aus dieser Verklärung des Realen durch das Ideale entsteht die Schöpfung der Welt. Die Weltentwickelung hat zwei Stadien: 1) Die Geburt des Lichtes oder die stufenweise Entwickelung der Natur bis zum Menschen. 2) Die Geburt des Geistes oder die Entwickelung des Menschen in der Geschichte. In jedem Naturwesen sind zwei Prinzipien zu unterscheiden, das dunkle Princip, durch welches die Naturwesen von Gott geschieden sind und einen Particularwillen haben, und das göttliche Prinzip des Verstandes, des Universalwillens. Bei den vernunftlosen Naturwesen herrscht der Universalwille als äußere Naturmacht, als leitender Instinkt; im Menschen sind beide Prinzipien, der Universalwille und der Particularwille, vereinigt, aber zertrennlich, und auf dieser Zertrennlichkeit beruht die Möglichkeit des Guten und Bösen. „Das Gute ist die Unterordnung des Particularwillens unter den Universalwillen, die Verkehrung dieses richtigen Verhältnisses ist das Böse“; in der Möglichkeit beider besteht die menschliche Freiheit. In Christus ist das Prinzip der Liebe dem Mensch gewordenen Bösen entgegengetreten. „Das Ende der Geschichte ist die Versöhnung des Eigenwillens und der Liebe, die Herrschaft des Universalwillens, so daß Gott ist Alles in Allem.“ Seine Gottesidee ist demnach eine Vereinigung von Naturalismus und Theismus, so daß Gott Grund und Ursache zugleich ist. — Nach der Aufstellung dieses Systems beobachtete Schelling ein langes Schweigen, indem er, einige kleinere Abhandlungen abgerechnet, Nichts im Druck erscheinen ließ. Selbst seine im Jahr 1841 erfolgte Berufung nach Berlin, um durch sein neues System „*Philosophie der Mythologie und Offenbarung*“ der Hegel'schen Begriffslehre entgegen zu wirken, hat dieses Schweigen nicht zu zerreißen vermocht. Die Darstellung dieses letzten Systems der „positiven Philosophie“ hat Schelling der Welt vorenthalten, und das von Andern darüber Veröffentlichte kann nicht als authentische Quelle gelten. „Die Schelling'sche Philosophie ist kein geschlossenes, fertiges System, zu dem sich die einzelnen Schriften als Bruchtheile verhielten, sondern sie ist wesentlich, wie die platonische Philosophie, Entwickelungsgeschichte, eine Reihe von Bildungsstufen, die der Philosoph an sich selbst durchlebt hat. Statt die einzelnen Wissenschaften vom Standpunkt seines Prinzips aus systematisch zu bearbeiten, hat Schelling immer wieder von vorn angefangen, immer neue Begründungen, neue Standpunkte versucht, meist (wie Plato) unter Anknüpfung an frühere Philosopheme (Fichte, Spinoza, Neuplatonismus, Leibnitz, Jacob Böhme, Gnosticismus), die er der Reihe nach in sein System zu verweben gesucht

Hegel.

hat.“ Schelling's Landsmann und Studiengenosse in Tübingen war Georg W. Fr. **Hegel**, geb. den 27. Aug. 1770 zu Stuttgart. Nach einigen in der Schweiz und in Frankfurt a. M. als Hauslehrer verlebten Jahren habilitirte sich Hegel in Jena, wo er bis zum Jahr 1806 in Schelling's Geist philosophische Vorträge hielt. Unter dem Kanonendonner der Schlacht bei Jena vollendete er die „*Phänomenologie des Geistes*“, sein erstes großes und selbständiges Hauptwerk, die Krone seines Jenaer Wirkens, seine „Entdeckungsreisen“, wie er sie selbst nannte. Von Jena siedelte er nach Bamberg über, wurde aber schon im Jahre 1808 Rector des Gymnasiums zu Nürnberg, wo er sein großes Werk über „*Logik*“ bearbeitete. Im Jahre 1816 folgte er einem Rufe als Professor der Philosophie nach Heidelberg und gab dort die „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ heraus, worin er zum erstenmal das Ganze seines Systems aufstellte. Seine größte Berühmtheit aber erlangte Hegel erst durch seine 1818 erfolgte Berufung nach Berlin, wo er sich eine ausgebreitete, wissenschaftlich thätige Schule heranzog, Vorlesungen über alle Zweige der Philosophie hielt und seinem System eine Zeitlang die Geltung einer Staatsphilosophie erwarb. An Schelling sich

anlehnend, theilte Hegel seine Philosophie in drei Theile: „1) Die Exposition des Indifferenzpunktes, die Entwickelung der reinen, allem natürlichen und geistigen Leben zu Grunde liegenden Begriffe oder Denkbestimmungen, die logische Entfaltung des Absoluten — die Wissenschaft der Logik; 2) die Entwickelung der realen Welt oder der Natur — Naturphilosophie; 3) die Entwickelung der idealen Welt oder des concreten, in Recht, Sitte, Staat, Kunst, Religion, Wissenschaft sich bethätigenden Geistes — Philosophie des Geistes. Diese drei Theile des Systems stellen zugleich die drei Momente der absoluten Methode: Thesis, Antithesis und Synthesis dar. Das Absolute ist zuerst reiner, stoffloser Gedanke; zweitens ist es Anderssein des reinen Gedankens, Verzerrung desselben in Raum und Zeit — Natur; drittens kehrt es aus dieser Selbstentfremdung zu sich selbst zurück, hebt das Anderssein der Natur auf und wird erst dadurch wirklicher, sich wissender Gedanke oder Geist." Diese fortschreitende Entwickelung des Geistes von den niedrigen zu den höhern Bewußtseinsformen bis zur vollkommenen Selbsterkenntniß und Selbstgewißheit geschieht durch die Methode der Dialektik.

§. 861. **Geschichtschreibung.** Auch die Geschichtschreibung nahm einen mächtigen
Umschwung. Justus **Möser** zeigte in seiner Osnabrück'schen Geschichte, wie man nur — Möser 1720—94
durch Erforschung und Würdigung der einheimischen Lebensverhältnisse, Sitten und Einrichtungen zu einer wahren Volks- und Landesgeschichte gelangen könne; Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit gaben den Anstoß zu einer freiern, großartigern Auffassung der Weltgeschichte, indem sie den Forscher auf die philosophische Höhe führten, von
der das Auge die Völkermassen vieler Jahrhunderte überschaut; und wenn schon **Schlözer** — Schlözer 1735—1809.
gegen diese poetische Auffassung ankämpfte, die klassischen Autoren geringschätzte und mit praktischem Sinn blos die bestehenden Verhältnisse erfaßte und zu bessern suchte; die höhere philo-
sophische Anschauung der Geschichte machte sich dennoch geltend. Ludw. Tim. v. **Spittler** — Spittler 1752—1810.
schied zuerst mit ordnendem Sinn den Geist und das Wesen der Geschichte aus dem massenhaften Material der Kirchen- und Staatengeschichte, machte auf das Freiheitsbedürfniß der Menschennatur und auf die heiligen Rechte der Völker aufmerksam und verlieh der historischen Dar-
stellung Klarheit, Würde und Adel der Sprache. Der Schweizer **Johannes v. Müller** strebte — Johannes v. Müller
nach dem Ruhm eines deutschen Thukydides, indem er die großartigen Erscheinungen der Welt- — 1752—1809.
geschichte in objectiver Ferne betrachtete und in kunstvoller rhetorischer Sprache darstellte; ihm war es gegeben, den historischen Stoff, den er sich durch unermeßliche Belesenheit zu eigen gemacht, mit dem Lichte des Geistes zu durchdringen und zu schöner Form zu gestalten. Ein begeisterter Herold der Freiheitskämpfe und der republikanischen Tugend seiner Landsleute in seiner Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, entbehrte er im Leben der männlichen Haltung und Festigkeit und endete als Minister der Napoleonischen Militärherrschaft in Kassel; er bildete in dieser Beziehung den Gegensatz zu seinem Mainzer Collegen, dem charakter-
vollen, für Freiheit und Weltbürgerthum schwärmenden Georg Forster, der im Strudel der — Georg Forster 1754—94.
französischen Revolution unterging.

Justus Möser, ein westfälischer Beamter, war einer der bedeutendsten Prosaschriftsteller seiner Zeit, der die — Möser.
Sprache des Volks wie wenige in seiner Gewalt hatte. In einer humoristischen Schrift, Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen, nahm er zuerst das Volksmäßige auf der Bühne gegen Gottsched und seine Genossen und eine aus dem Volke hervorgehende Literatur gegen Pietisten und vornehme Nachahmer in Schutz; in einem zweiten höchst wichtigen Werkchen: „Schreiben an den Herrn Vicar von Savoyen, abzugeben an Herrn Rousseau" verficht Möser mit echt deutschem Sinne gegen Rousseau's wohlgemeinte Träume die Nothwendigkeit einer positiven Religion und eines Cultus für das Volk und weist in herzlicher und besonnener Rede nach, „wie schwankend eine Moral ist, die, durch sentimentale Reden erzeugt, auf Gefühle gegründet wird, welche nach der verschiedenen Organisation einzelner Menschen verschieden sind". Von höchster Wichtigkeit ist Möser's Einleitung in die Osnabrück'sche Geschichte, die ein neues Licht über das Wesen der historischen Wissenschaft verbreitete; und in seinen patriotischen Phantasien sind treffliche und freimüthige Gedanken und Bemerkungen über öffentliche Dinge aller Art niedergelegt. „Ein Geist, wie der seinige, der, an die noch gesunden niedersächsischen Verhältnisse anknüpfend, vom Kleinen und Einzelnen zur Reform des Großen und Allgemeinen hinstrebte, dem die kosmopolitische Bildung des Jahrhunderts den feinen Tact für das Volksthümliche und Deutsche nicht abgestumpft, der mit dem richtigsten Verständniß für die Mannichfaltigkeit des deutschen Lebens der aufkeimenden Richtung des Uniformirens und Centralisirens entgegentrat, ein solcher Geist konnte in einer Zeit, wo der kosmopolitische Humanitätseifer in voller Blüthe stand, nur eben einen
begrenzten Einfluß gewinnen." — Aug. Ludwig **Schlözer**, Professor der Geschichte und Staatswissenschaft in Göttingen, — Schlözer.
wandte die Grundsätze eines Bolingbroke und Voltaire (§. 811, 812) auf die gelehrte Geschichte an und verband mit ihrer Kritik tiefe Forschungen und gründliche Kenntnisse; und genügt auch der trockene, prosaische Mann, dem in seiner Kleinen Weltgeschichte, in seiner Allgemeinen Geschichte von dem Norden und in seinen Russischen Annalen das Materielle über das Geistige und die numerische Größe über die sittliche ging, bei weitem nicht allen Anforderungen, so war doch sein Freimuth, sein Kampf gegen Willkür im Staats- und Rechtswesen und sein Eingehen in den nach Freiheit, bürgerlicher Bewegung und Abschüttelung der mittelalterlichen Fesseln gerichteten Geist der Zeit höchst ehrenwerth und folgenreich. In seiner Zeitschrift („Briefwechsel") für Staatsverwaltung, Regierung und Zeitgeschichte „schuf er ein Tribunal, vor dessen Aussprüchen bald alle Finsterlinge Deutschlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen erblaßten." Anfangs ein lauter Verfechter der Revolution, selbst des Bastillesturms, der Vernichtung des Feudalstaats am 4. August und der Erklärung der Menschenrechte, änderte er seine Gesinnung und sein Urtheil, als die neuen Ideen auf blutigen und kriegerischen Bahnen einherschritten. — Reicher
an Ideen und gewandter in Stil und Darstellung war Ludw. Tim. **Spittler** aus Stuttgart, Professor der Geschichte — Spittler.
in Göttingen, später Minister und Staatsrath in Würtemberg. In seinem Grundriß der Kirchengeschichte, der als kurzer Inbegriff seiner gelehrten Untersuchungen in dem weiten Gebiet der Religionsgeschichte und des Kirchenrechts gelten kann, stellt er mit großem Freimuth die allmähliche Entstehung der kirchlichen Satzungen und Einrichtungen dar und führt harte Schläge gegen Priesterthum und Hierarchie. In seiner geistreichen Geschichte der europäischen Staaten weist er allenthalben auf das Bedürfniß freier landständischer Verfassungen hin und steht daher weit über Schlözer, der auf die freie Bewegung eines Volkes weniger Werth legte, als auf Ordnung, kräftige Verwaltung und gute Rechtspflege. Mit richtigem Tacte trifft Spittler überall das Wesentliche, worauf es in jeder Periode ankommt, und zeigt hier, wie in seiner Geschichte von Würtemberg und von Hannover, an der Vergangenheit, welche Rechte seine Zeitgenossen gegen Fürsten und Privilegirte zu schützen hätten, aber als kluger Weltmann bricht er bei der

Geschichte seiner Zeit ab. Auch in dem mit Meiners herausgegebenen göttinger historischen Magazin lieferte Spittler vortreffliche Beiträge zur Aufhellung schwieriger und wichtiger Punkte der verschiedenen Staatengeschichten. — Den größten Ruhm als Geschichtschreiber erlangte **Johannes v. Müller** aus Schaffhausen. Seine Empfänglichkeit für jede großartige Erscheinung in der Geschichte, so wie der Mangel fester Grundsätze und männlicher Gesinnung bewirkten, daß er bald für Volksfreiheit begeistert war und den Bastillesturm als den „schönsten Tag seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft“ pries, bald der unumschränkten Herrschermacht, wo sie in großartiger Thatkraft sich kund gab, das Wort redete. Vor dem französisch-preußischen Kriege als Genosse der Kreise des Prinzen Louis Ferdinand ein eifriger Gegner der Bonaparte'schen Zwingherrschaft, änderte Müller schon 1806 seine Gesinnung, als ihn Napoleon in Berlin in einer Audienz empfing und durch Freundlichkeit seiner Eitelkeit schmeichelte. Seine eigenen wahren Ansichten treten nirgends hervor, weder wenn er in seiner Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft die Großthaten eines einfachen, für Freiheit und Vaterland kämpfenden Volkes schildert; noch wenn er in den vier und zwanzig Büchern Allgemeiner Geschichte bald die Herrlichkeit eines Ludwig XIV. oder die großartige Wirksamkeit eines Zaar Peter preist, bald sich für die Heldenthaten und den Freiheitssinn der griechischen und römischen Vorzeit begeistert; noch wenn er, wie in seinen Reisen der Päpste, der römischen Curie das Wort redet, oder durch glänzende Schilderung der Ritterzeit dem Adel schmeichelt. Er schuf objective Kunstwerke, die den Eindruck eines Epos machten und eine mächtige poetische Wirkung hervorbrachten. Aber zwei Dinge werden mit Recht an ihm getadelt, sein bombastischer, rhetorisch ausgeschmückter Stil, bei dem er Tacitus zum Vorbild nahm, und seine Charakterschwäche und Gesinnungslosigkeit im Leben. Auf dem schlüpfrigen Boden, auf den ihn Geschick und Eitelkeit geführt, bewegte er sich mit unsicherm Tritt. Er machte in Mainz den Höfling der geistlichen Herren, in Wien den Schmeichler der Fürsten und Vornehmen und endete als Minister des leichtsinnigen Hieronymus Bonaparte in Kassel und als Lobredner der Napoleonischen Militärdespotie. — In vielfacher Berührung mit Müller, aber an Charakter, Gesinnung und Lebensglück gänzlich von ihm verschieden, war Georg Forster. Schon als Knabe nahm er mit seinem Vater Theil an der Cook'schen Entdeckungsreise um die Welt und erwarb sich als Jüngling durch die anziehende Beschreibung derselben einen literarischen Namen. Seinem unternehmenden Geist waren die deutschen Verhältnisse zu enge; er sehnte sich nach einem großartigern Wirkungskreise, als ihm seine Lehrämter in Kassel, Wilna und Mainz darboten. Die französische Revolution ergriff ihn mächtig; sie schien ihm das Glück der Freiheit zu bringen, dessen Ahnungen im Grunde seiner Seele lagen; er stürzte sich in den Strudel, in dem er gebrochenen Herzens umkam. Abhandlungen verschiedener Art und Briefe geben Zeugniß von seinem edlen Streben und Charakter, wie von seinem scharfen Beobachtungssinn für alles Schöne und Eigenthümliche in der Natur, in Kunst und Völkerleben. Nur für deutsche Nationalität hatte er kein Verständniß.

(Marginalien: Joh. v. Müller. — Forster.)

B. Die französische Revolution.

I. Die letzten Zeiten der unumschränkten Königsmacht.

§. 862. Ludwigs XV. Ausgang. a) Hofleben. Ludwig XV. besaß anfangs die Liebe des Volks in solchem Grade, daß man ihn den Vielgeliebten nannte und daß, als ihn einst in Metz eine gefährliche Krankheit befiel, das ganze Land trauerte und seine Wiedergenesung mit dem größten Jubel feierte. Aber diese Liebe verwandelte sich allmählich in Haß und Verachtung, als sich der König den schamlosesten Ausschweifungen hingab, als er den Genossen seiner Lustschwelgereien und den Dienern seiner Wollust und Sinnlichkeit die Regierung des Landes, die Leitung der Heere, die Bestimmung über Recht und Politik überließ, und als Buhlerinnen (Mätressen) ohne Sitte und Scham Hof und Reich beherrschten. Unter diesen hat keine größeren und dauernderen Einfluß geübt als die Marquise von Pompadour, die zwanzig Jahre lang Frankreichs ganzes Staatsleben lenkte, die wichtigsten Aemter mit ihren Günstlingen besetzte, die erste Stelle im Ministerium ihrem Freunde Choiseul übertragen ließ, über Krieg und Frieden bestimmte und über die Staatsgelder wie über ihre eigene Kasse verfügte, so daß sie nach einem in Pracht und Ueppigkeit verbrachten Leben noch Millionen zurückließ. Sie und ihre Creaturen nährten Ludwigs Sinnlichkeit und Genußsucht, damit er sich immer tiefer in den Pfuhl des Lasters stürze und die Leitung der Staatsgeschäfte ihnen überlasse. — Uebrigens gebrauchte die Pompadour ihre Stellung und ihren Einfluß noch mit einiger Würde, mit Tact und Umsicht; als aber die Gräfin Dübarry, eine Frau aus der niedrigsten Volksklasse, an deren Stelle trat, verlor der Hof alles Ansehen und alle Achtung. Choiseul wurde entfernt, um einem Schmeichler der neuen Mätresse Platz zu machen; der frühere Kriegsruhm ging zu Grabe, und das politische Gewicht sank so tief, daß Polen, Frankreichs alter Bundesgenosse, ungestraft getheilt wurde. Es war ein Regiment der Lüste, unter dem die Staatseinkünfte schmachvoll verpraßt wurden, indeß das Volk unter dem größten Drucke schmachtete und von aller Theilnahme am Staatsleben ausgeschlossen war. Durch den Mangel einer

(Marginalie: † 1764.)

ständischen Vertretung fehlte der Nation das Organ, auf gesetzlichem Wege zeitgemäße Verbesserungen in Vorschlag zu bringen, und dem gebildeten und aufgeklärten Bürgerstande die Gelegenheit, die ihm gebührende Stellung zu erringen. Der zucht- und sittenlose Adel war im Besitz aller Ehrenstellen und Aemter, machte sich aber durch seine Lasterhaftigkeit und seinen Uebermuth verächtlich und gehaßt. Die zahlreichen Adelsverleihungen, welche die Regierung als Finanzquelle benutzte, minderten die Zahl der Steuerpflichtigen. — Mußte unter solchen Umständen nicht jede Ehrfurcht und Anhänglichkeit gegen den Thron aus den Herzen der Unterthanen verschwinden? Umsonst bestrafte die Regierung die kecken und leichtfertigen Schriftsteller mit Kerker und Verbannung; was sie aussprachen, dachte und fühlte die ganze Nation; der Glanz der Krone und die Majestät des Herrschers waren dahin.

§. 863. b) Besteuerung. Der Luxus des Hofs, die hohen Pensionen und Gnadengelder und die kostspieligen, nutzlosen Kriege erschöpften die Staatskasse und mehrten die Schuldenlast. Steuern und Anleihen waren die einzigen Mittel, das mit jedem Jahre zunehmende Deficit zu decken; aber beide waren für das Land drückend. Denn da die Regierung ohne Vertrauen und Credit war, so wurden die Darlehen nur gegen hohe, die Finanzverlegenheit stets mehrende Interessen dargereicht, und was die Steuern und Auflagen betrifft, so waren zwar die dadurch erlangten Summen im Vergleich mit der heutigen Besteuerung gering, allein sowohl deren Erhebung durch die Generalpächter und ihre blutsaugenden Unterbeamten, als ihre Vertheilung auf den Bürger- und Bauernstand, da der reiche Adel und die Geistlichkeit Steuerfreiheit genossen, machten sie für die unteren Stände, die ohnedies mit Zehnten, Frohnden und andern ihren Gutsherren schuldigen Abgaben schwer belastet waren, höchst drückend. Die Grund- und Vermögenssteuer (Taille), die Kopfsteuer, die Häusersteuer (der Zwanzigste), die Zölle und die Salzauflagen u. a. m. entrissen dem geringen Mann die Früchte seines Erwerbs und hinderten das Aufkommen eines wohlhabenden Bürgerstandes, indeß die Generalpächter, denen die Regierung alle Abgaben gegen bestimmte Summen überließ, solchen Gewinn machten, daß sie in Kurzem Millionäre wurden. Dazu kam noch, daß die Intendanten, die unter den adeligen Gouverneuren in den Provinzen die ganze Verwaltung, Justiz und Besteuerung in Händen hatten, sich durch Rücksichtslosigkeit, Uebermuth und Härte allgemein verhaßt machten.

§. 864. c) Streit mit den Parlamenten. Nun bestand die Sitte, daß alle Steueredicte und Gesetze bei dem obersten Gerichtshof in Paris (Parlament) in Register eingetragen werden mußten (§. 740). Daraus folgerte dieser, daß in Ermangelung der Generalstände des Reichs, die seit 1614 nicht mehr einberufen worden, die Gültigkeit der Auflagen und Verordnungen von seiner Bestätigung abhänge und daß er somit auch das Recht habe, durch Verweigerung der Eintragung sich den Gesetzen und Steueredicten zu widersetzen. Dies erzeugte bei jeder neuen Auflage einen heftigen Streit zwischen dem Parlamentshof und der Regierung, der gewöhnlich dadurch geendigt wurde, daß der König eine Thron- oder Kissensitzung (lit de justice) hielt und den Widerstand niederschlug. Ludwig XV. war nicht gewillt, die königliche Machtvollkommenheit, wie sie sein Vorgänger geschaffen und geübt, vermindern, zwischen sich und die Nation eine controlirende Behörde eintreten zu lassen. „Mir allein gehört die legislative Gewalt", äußerte er sich einst, „unabhängig und ungetheilt, von mir haben die obersten Höfe ihre Autorität; in mir persönlich hat die souveräne Gewalt ihren Sitz; man will in der Nation eine von dem Monarchen abgesonderte Gemeinschaft erkennen, aber ihre Interessen und Rechte sind mit den meinen identisch und ruhen allein in meiner Hand." — Außer diesen Steueredicten waren besonders die willkürlichen Haftbriefe (lettres de cachet), welche in die Gerechtsame des Parlaments eingriffen, ein Gegenstand des Haders zwischen dem Gerichtshofe und der Regierung. Diese furchtbaren Siegelbriefe, die sich nicht nur die Minister, sondern auch Unterbeamte, Bischöfe, Familienväter und Alle, die am Hofe einigen Einfluß hatten, leicht verschaffen konnten, waren ein despotischer Eingriff in die persönliche Freiheit, indem dadurch Jedermann ohne Verhör und Gericht in Haft gebracht werden konnte. Zehn Jahre lang kämpften das Pariser Parlament

Haftbriefe.

und die mit ihm verbundenen Gerichtshöfe der Provinzen gegen den Hof und die Regierung, aber nicht für Freiheit und Volksrechte, sondern für Privilegien und Corporationsrechte. Die Beamtenaristokratie der Parlamente, stolz auf die erkauften Stellen und mächtig durch ein Heer von Schreibern und Advocaten, war dem Zeitgeist und dem Fortschritt mehr entgegen als die Minister. Die Parlamentsräthe haßten zwar die Jesuiten, weil sie den eben so engherzigen Ansichten der Jansenisten huldigten (§. 749), aber sie ließen Rousseau's Emil durch Henkershand verbrennen und verhängten schwere Verfolgungen über die kecken Bekämpfer verjährter Ansichten, Einrichtungen und Vorurtheile. Nur wo ihr eigner Vortheil mit den Forderungen des Volks zusammentraf, huldigten sie den neuen Ideen. Als daher der König, ihres beharrlichen
1771. Widerstandes müde, die widerstrebenden Mitglieder durch Soldaten gefangen nehmen ließ und dann den Pariser Gerichtshof einer neuen Organisation unterwarf, wodurch dessen Oppositionsgeist gebrochen ward, fanden sie so wenig Theilnahme bei dem Volke, daß sie es für gerathen hielten, sich demüthig in die Beschränkung zu fügen und eine Einrichtung zuzulassen, die ihnen weniger Macht, dem Hofe weniger Verdruß und dem
1774. Volke schnellere Justiz gab. — Daß Ludwig XVI. sich bald nach seiner Thronbesteigung von seinem alten, beschränkten Rathgeber und mehrjährigen Premierminister Maurepas bereden ließ, den Parlamenten ihre alte Einrichtung und Gewalt zurückzugeben und dadurch den Kampf von Neuem hervorzurufen, war der erste große Fehlgriff dieses Königs.

Ludwig XVI. 1774–93. §. 865. Ludwig XVI. a) Der Hof. Als Ludwig XV. in Folge seiner Aus-
1774. schweifungen mitten in der Sünde von einer schrecklichen Krankheit dahingerafft wurde, war die Staatskasse erschöpft, das Reich mit einer Schuld von 4000 Millionen beladen, der Credit verloren und das Volk von Lasten schwer gedrückt. Unter so schwierigen Umständen wurde der unbeschränkteste Thron von einem Fürsten bestiegen, der zwar das beste Herz, aber einen schwachen Kopf besaß, der gutmüthig genug war, die Uebelstände heben und die Lage des Volks erleichtern zu wollen, der aber weder Charakterstärke genug hatte, um der Verschwendung und dem Leichtsinne seiner Brüder, des Grafen von Provence (nachmals Ludwig XVIII.) und des Grafen von Artois (Karl X.) zu steuern, noch so viel Selbständigkeit, um dem Einflusse seiner, an der aristokratischen Vornehmheit und dem königlichen Glanze des alten Hofes festhaltenden Gemahlin Marie Antoinette, Maria Theresia's hochgebildeter Tochter, zu widerstehen. Durch ihr stolzes Wesen zog sich die Königin die Ungunst des Volks in hohem Grade zu, daher dieses nur zu geneigt war, die Freiheiten, die sie sich im Privatleben gestattete, mochten sie auch noch so unschuldig sein, übel zu deuten. War man doch schon lange gewohnt, nur Unsittlichkeit am Hofe zu sehen, und in der Lebhaftigkeit ihres Geistes vermied sie nicht immer den bösen Schein. Durch ihre Neigung, in Alles handelnd und thätig einzugreifen, bewirkte Marie Antoinette, daß man ihr alle unvolksthümlichen Maßregeln zuschrieb und ihren Namen überall einmischte, wie die berühmte mysteriöse Halsbandgeschichte beweist. Ihre Gegner, vor Allen der Herzog von Orleans, waren beflissen, gehässige Nachreden, Gassenlieder, Carricaturen, Pasquille in Umlauf zu setzen, geeignet, die letzte Spur von Ehrfurcht gegen die Königin und den ganzen Hof aus dem Herzen
Mai 1770. des Volks zu tilgen. Das traurige Vermählungsfest, wobei in Folge eines Feuerwerks auf dem Platze Louis-Quinze (Revolutionsplatz; Concordienplatz) sich ein solches Gedränge erhob, daß mehrere hundert Menschen erdrückt und zertreten wurden, war ein Ereigniß von verhängißvoller Vorbedeutung.

Die Halsbandgeschichte. Ein kostbarer Halsschmuck war der Königin zum Kauf angeboten, aber als zu theuer zurückgewiesen worden. Dies benutzte die ränkevolle Gräfin Lamotte zu einem Gewebe von Betrug und Intrigue. Durch gefälschte, im Namen Marie Antoniens ausgestellte Handbillete machte sie den sittenlosen, verschwenderischen Cardinal Rohan, Bischof von Straßburg, den die Ungnade der Königin von der ersehnten Ministerstelle fernhielt, glauben, daß er durch den Ankauf dieses Schmucks die verscherzte Hofgunst wieder erlangen könne. Der unter dem Namen eines Grafen von Cagliostro ganz Europa durchreisende

italienische Abenteurer, der mit Zauberkünsten, Geisterbeschwörungen und einer vorgeblichen Geheimlehre die leichtgläubige vornehme Welt betrog, unterstützte durch Weissagungen die Absichten der Gräfin, die den bethörten Cardinal zuletzt noch durch eine geheime Audienz mit einer als Marie Antonie verkleideten Buhlerin vollends sicher machte. Der Schmuck wurde gegen einen Wechselbrief gekauft und der Gräfin eingehändigt, welche die Edelsteine in England einzeln verkaufen ließ. Als aber sowohl die versprochene Zahlung von Seiten der Königin, als die gehoffte Ministerstelle ausblieb und der Cardinal den fälligen Wechsel der Juweliere nicht lösen konnte, kam der Betrug durch einen ärgerlichen Proceß an den Tag. Rohan wurde 1785. nach langer Haft freigesprochen, die Gräfin gebrandmarkt und zu lebenslänglicher Einsperrung verdammt, entkam aber durch die Flucht. Das Volk glaubte gern an die Mitschuld der unbeliebten Königin und wurde durch verschiedene Denkschriften Uebelwollender, besonders der schwerbeleidigten Familie Rohan, in seiner Meinung bestärkt.

§. 866. b) Malesherbes' und Türgots Reformpläne. Bald nach seiner Thronbesteigung berief Ludwig XVI. zwei Männer ins Ministerium, die den Willen und die Kraft hatten, durch gründliche Reformen den rathlosen Staatshaushalt zu ordnen und dem wankenden Thron wieder Festigkeit zu verleihen — Türgot und 1776. Malesherbes. Sie brachten eine gänzliche Umwandlung der Verwaltung mittelst einer Gliederung des Volks im Sinne der Selbstverwaltung nach Gemeinden, Kreisen, Provinzen in Vorschlag; sie drangen auf Zulassung der Bürgerlichen zu den höhern Aemtern und Gerichtsstellen, auf Beseitigung der geheimen Polizei und der Beamtenwillkür, auf Abänderung der Besteuerungsart, auf Sparsamkeit im Staatshaushalt und auf Vernichtung aller den Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß beengenden Schranken, namentlich auf Milderung der strengen Zunftrechte, welche der individuellen Thätigkeit und Betriebsamkeit hemmend entgegenstanden. Auf gleiche Weise suchte der Kriegsminister St. Germain die bei der Armee obwaltenden Mißbräuche zu heben.

Nach ihrem Plane sollten die bestehenden Steuern allmählich durch eine neue, auch den Adel und Klerus umfassende und auf einer Landesvermessung (Kataster) beruhende Besteuerungsweise verdrängt werden; die Abstellung der Frohnden und Loskaufung der Feudallasten, die Aufhebung der Zünfte, Innungen und Binnenzölle und die Einführung von gleichem Maß und Gewicht sollte die Hebung des Bürger- und Bauernstandes befördern; Toleranz gegen die Protestanten, Beschränkung der Klöster, Verbesserung des Unterrichtswesens und Freigebung der Presse sollte eine zeitgemäße Volksaufklärung begründen und die falsche Aufklärerei verdrängen; Verminderung oder Abstellung der Haftbriefe, deren über tausend jährlich ausgegeben wurden, sollte der Beamtenwillkür steuern und Vertrauen zu der Regierung wecken; durch Beschränkung des Mißbrauchs bei den Pensionen, durch Verminderung des Zinsfußes der Staatsschuld und durch Sparsamkeit sollte Ordnung in die zerrütteten Finanzen eingeführt werden. Ein allgemeines Gesetzbuch sollte den Schlußstein bilden. Der Kriegsminister St. Germain, ein durch ein wechselvolles Leben vielgeprüfter Greis, wollte die Käuflichkeit der Offizierstellen und den Vorrang der königlichen Garden vor den übrigen Heerabtheilungen abschaffen.

Diese Vorschläge fanden so heftige Gegner theils an dem Adel und Hof, mit Ausnahme des Königs, theils an den Parlamenten, besonders aber an der Geistlichkeit (welche den ihren Jahreseinkünften drohenden Sturm durch eine freiwillige Abgabe, don gratuit, abzuwenden suchte), daß sich die Minister zur Niederlegung ihrer Stellen gezwungen sahen. Türgot schied mit trüben Ahnungen über das Schicksal der Monarchie aus seinem Amte. Voltaire, der sein Ministerium als den Anbruch des Zeitalters der Vernunft gepriesen hatte, bezeigte ihm in der „Epistel an einen Mann" seine Hochachtung.

§. 867. c) Mißliche Finanzlage. Nicht besser erging es dem Genfer Ministerium Banquier Necker, der nach Türgot die Verwaltung der Finanzen übernahm. Hatte er Necker 1777—81. schon als Bürgerlicher und Protestant eine schwierige Stellung, so machten ihn die Mittel, die er zur Herstellung des zerrütteten Staatshaushaltes in Anwendung brachte, Sparsamkeit und Beiziehung der Provinzialstände, dem Hof und der Aristokratie vollends ver-

haßt, und die Veröffentlichung des finanziellen Zustandes (compte rendu) bei Gelegenheit einer Anleihe erregte solchen Unwillen gegen diese der öffentlichen Meinung
Mai 1781. dargebrachte Huldigung, daß er seine Entlassung verlangen mußte. Sein Abgang befreite den Hof von langweiliger Sparsamkeit, mehrte aber die Unordnung im Staatshaushalt. Die Ausgaben überstiegen jedes Jahr die Einnahmen um viele Millionen; Anleihen konnten bei dem schwachen Credit und der schon sehr hohen Staatsschuld nur unter unvortheilhaften Bedingungen erlangt werden und brachten blos eine kurze Erleichterung, ohne das Uebel zu heben. Der amerikanische Krieg verschlang die Einkünfte von drei Jahren und schuf dem Thron außer der finanziellen Verlegenheit mächtige unbekannte Feinde durch Erweckung des Bürgerstolzes, des Republikanersinnes und des Freiheitsgefühls bei Hohen und Geringen. In dieser kritischen Zeit übernahm der leichtsinnige,
Calonne 1783. verschwenderische Calonne die bedenkliche Finanzverwaltung. Er wich von Neckers Sparsystem ab, kam den Wünschen der Königin und den Bedürfnissen der Prinzen und Hofleute willig entgegen und täuschte eine Zeit lang die Welt durch verheißene Finanzreformen, die aller Noth ein Ende machen sollten. Die glänzendsten Feste wurden in Versailles gefeiert und Calonne's Talente hochgepriesen. Bald waren jedoch auch seine Mittel erschöpft, und die aus Adel und Klerus, hohen Staatsbeamten, Parlaments-
22. Febr. 1787. räthen und einigen Städteabgeordneten bestehende Notablen-Versammlung, zu deren Einberufung man sich seit Begründung der absoluten Königsmacht hie und da in schwierigen Fällen entschloß, sollte Rath schaffen. Aber statt der erwarteten Hülfe fand Calonne in ihr die heftigsten Feinde. Sein Vorschlag einer allgemeinen, auch den Adel und Klerus umfassenden Besteuerung wurde von diesen Privilegirten standhaft verworfen, und der Sturm über das bei der Gelegenheit zu Tage gekommene Deficit ward so heftig, daß Calonne seiner Stelle entsagte und sich nach London begab, um der ihm drohenden
Lomenie de Brienne 1787—88. Anklage zu entgehen. Sein eifrigster Gegner bei der Notablenversammlung, Lomenie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, wurde sein Nachfolger.

§. 868. d) Hader mit dem Parlamente. Brienne hatte einen schweren Stand. Als er zwei neue Steueredicte bei dem Parlamente einzeichnen lassen wollte, stieß er auf so hartnäckigen Widerstand, daß der König zuerst zu dem gewohnten Zwangs-
August 1787. mittel einer Thronsitzung (lit de justice) schritt, und als selbst dies nicht fruchtete, die kühnsten Räthe nach Troyes verwies. An diesen Streitigkeiten nahm das durch die Notablenversammlung mit dem Zustande der Staatskasse bekannt gewordene, für Freiheit und Menschenrechte schwärmende französische Volk den eifrigsten Antheil. Es umstellte lärmend das Sitzungshaus, begrüßte mit Jubel die Redner der Opposition und mit Scheltworten die Regierungspartei; schon jetzt konnte die Justiz nicht mehr gehandhabt werden. Im Parlament wie auf den Straßen wurde der Ruf nach Generalständen
Nov. 1787. laut. Umsonst schloß der Minister mit den ältern bedächtigen Gliedern des nach Troyes verwiesenen Parlaments eine Uebereinkunft, wonach die Steueredicte zurückgenommen, dagegen aber eine Anleihe von 440 Millionen bewilligt werden sollte; kaum wurde in einer königlichen Sitzung auf Bestätigung des Anlehens angetragen, als mehrere Mitglieder (vor allen der Herzog von Orleans) gegen die Maßregel protestirten und nach des Königs Entfernung sich in so heftigen Reden ergingen, daß der Hof zu neuen Verhaftungen zu schreiten beschloß, dadurch aber nur die Erbitterung und den
Mai 1788. Widerstand mehrte. In einer von dem Parlamentsrath Duval d'Eprémésnil entworfenen und von allen seinen Collegen angenommenen Erklärung wurde die seit Richelieu herrschende Ansicht, daß dem Monarchen nicht blos die ausübende, sondern auch die gesetzgebende Gewalt inwohne, erschüttert und sowohl das Steuerbewilligungsrecht der Stände, als die Ungesetzlichkeit der Haftbriefe und die Gültigkeit der Rechte und Privilegien der Magistrate und Provinzen so klar und energisch dargethan, daß der König und die Minister, ergrimmt über die Vermessenheit und beunruhigt über den neuen Geist, von dem der ganze Gerichtshof erfüllt zu sein schien, mit den Parlamenten eine ähnliche Umwandlung wie unter Ludwig XV. vorzunehmen beschlossen. Zu dem Ende wurden die kühnsten Räthe verhaftet, die übrigen durch aufgestellte Truppen und eine Thronsitzung zur Annahme der neuen Organisation (in cours plénières) ge-

zwungen. Allein sowohl die Protestation der Räthe gegen die erzwungene Zustimmung, als die Unzufriedenheit des Volks, das seine Gesinnung durch Aufstände und wilde Excesse in der Provence, Languedoc, Dauphiné und besonders in Bretagne, und durch Verbrennung des Ministers im Bilde kund gab, hätte eine einsichtsvolle Regierung überzeugen müssen, daß die Zeit der Machtherrschaft und Autokratie vorüber sei.

Nach der neuen Organisation sollte statt des Parlaments eine aus dem hohen Adel und einigen Hofleuten gebildete cour plénière die Eintragung der Gesetze und Steuererlasse vornehmen; die Parlamente der Provinzen wurden in ihrem richterlichen Geschäftskreise verkürzt, indem fast alle bürgerlichen Streitigkeiten und alle peinlichen Sachen, bei denen weder Geistliche, noch Edelleute betheiligt waren, mittlern Gerichtshöfen zur Erkenntniß anheimgegeben wurden.

§. 869. e) Einberufung der Reichsstände. Der stets zunehmende Sturm gegen den Minister nöthigte endlich den Hof, in Brienne's Entlassung zu willigen, zu einer Zeit, wo die Geldnoth so groß geworden, daß alle Baarzahlungen eingestellt werden mußten und ein Staatsbankbruch unvermeidlich schien. Nun erfolgte die Uebertragung des Finanzministeriums abermals an den volksbeliebten Necker, woraus man schloß, daß der König gesonnen sei, der mehrfach verheißenen und von allen Seiten mit Ungestüm geforderten Einberufung der Stände nunmehr Folge zu geben. Kaum hatte daher Necker durch Freilassung der gefangenen Räthe und durch Zurücknahme der Edicte gegen die Parlamente die Aufregung beruhigt und der Regierung wieder Zutrauen verschafft, als er die zu dem wichtigen und folgenreichen Ereigniß nöthigen Anordnungen traf. Nun zeigte sich bald, daß die Parlamente nur insofern dem Geiste des Fortschritts huldigten, als dieser ihre Standesinteressen nicht gefährdete; denn sowohl sie, als die von Necker abermals befragten Notablen waren der Meinung, die neue Versammlung sollte sich in der Zahl der Abgeordneten und in dem Geschäftsgange nach den Ständen des Jahres 1614 richten, indeß Necker dem Bürgerstand (tiers état) die doppelte Anzahl zugestanden und nach Köpfen, nicht nach Ständen abgestimmt haben wollte, eine Ansicht, der die talentvollsten Wortführer der Nation in einer Menge von Flugschriften beitraten. Unter diesen hat keine größern Eindruck gemacht als die Schrift von Abbé Sieyes: „Was ist der dritte Stand?" Graf und Geistlicher zugleich, sprach er doch sowohl gegen den Adel wie gegen den Klerus und stellte den Hauptsatz der Revolution auf, „daß der dritte Stand die Nation selbst sei, die Nation in ihrer wahren Souveränetät und Machtvollkommenheit". Der französische Staat gleiche in seiner jetzigen Beschaffenheit einer auf die Spitze gestellten Pyramide; man müsse ihm die naturgemäße Stellung zurückgeben, indem man ihn auf seine Basis, das Volk, stütze. Neckers Meinung siegte. Eine königliche Verfügung bestimmte die Zahl der adeligen, und geistlichen Mitglieder auf je dreihundert, die der bürgerlichen auf sechshundert und setzte den 1. Mai des folgenden Jahres als Zeitpunkt der Eröffnung fest. Zu spät bereute das von der Ungunst des Volks betroffene Parlament seinen Widerstand und suchte durch Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung seine frühere Stellung wieder zu gewinnen — die Volksgunst war verscherzt und der Glanz, in dem bald die neue Versammlung strahlte, verdunkelte das Parlament so sehr, daß dessen spätere Auflösung fast unbemerkt vorüberging. Necker war der Held des Tages, aber er war nicht der Lenker des Staatsschiffs, sondern „trieb nur mit dem Winde". Ohne Plan und Vorbereitung trat der kurzsichtige Vertreter der Regierung den von den kühnsten und mannichfachsten Ansichten erfüllten Volksvertretern entgegen. — Durch eine mangelhafte und nach den Provinzen verschiedene Wahlart war der Grundbesitz in dem neuen Reichstag ungenügend vertreten, und durch die von den alten Generalständen beibehaltene Einrichtung, daß die Wählercorporationen ihren Abgeordneten Instructionen und Wünsche schriftlich (in Cahiers) mitgaben, kamen viele übereilte Reformvorschläge in die Kammer. Vernichtung des absoluten Königthums, Aufhebung der Feudalverhältnisse, Verbesserung der Rechtspflege durch Vereinfachung der Proceduren und Verringerung der Particular- und Gewohnheitsrechte, Minderung der Macht und des

August 1788.

Necker 1788—89.

Novbr. 1788

Decbr. 1788.

Reichthums der Hierarchie standen in erster Reihe. „In ganz Frankreich war nur der eine Gedanke, daß von hier an ein neues Zeitalter für das Volk und das Reich beginne, und, trete in den Weg wer da wolle, sich vollenden müsse."

Mirabeau 1749—91. Der beredteste Wortführer, der diesem Gedanken den rechten Ausdruck gab, war Honoré Gabr. Victor Riquetti Graf von **Mirabeau**, geb. 9. März 1749 in der Provence, ein talentvoller Mann, welcher durch die verkehrte Behandlung eines jähzornigen, tyrannischen Vaters, der den Sohn von Jugend auf haßte, durch die zerrütteten Verhältnisse im elterlichen Hause und durch die eigene leidenschaftliche Natur frühe auf eine ziellose Lebensbahn gerathen war. Durch die Entführung der Sophie Ruffey, der jugendlichen Gattin eines alten Edelmannes in Pontarlier, und durch seine Flucht mit ihr nach Holland hatte er den Zorn seines Vaters dergestalt gereizt, daß dieser den abwesend zum Tode verurtheilten Sohn verhaften und durch einen königlichen Siegelbrief auf mehrere Jahre in dem Gefängniß von Vincennes einschließen ließ. „In der dumpfen Kasemattenluft dieses Kerkers, wo die alte Monarchie ihre ultima ratio ausspielte, hat sie sich auch ihren Rächer großgezogen; als er die Wände seines Gefängnisses hinter sich hatte, war über den Charakter seiner politischen Zukunft unwiderruflich entschieden." Nach einjähriger Haft erlangte er seine Freiheit wieder und bewirkte dann durch seine Beredsamkeit, daß bei Wiederaufnahme des Processes in Pontarlier das Urtheil cassirt und er mit einer kurzen Gefängnißstrafe belegt ward. Nachdem er noch durch seine Selbstvertheidigung in der Anklage gegen seine Gemahlin aus dem angesehenen Geschlechte derer von Marignan die ganze Provinz in Bewunderung und Aufregung versetzt, begab er sich, um nicht wegen seiner Schrift „über den Despotismus" eine neue Verhaftung zu erleiden, nach England, wo er als Schriftsteller lebte und sich mit den Zuständen des Landes bekannt machte. Nach seiner Rückkehr bereiste er Deutschland und hielt sich längere Zeit in Berlin auf. Ein bedeutendes Werk über die preußische Monarchie war die Frucht der unmittelbaren Eindrücke. Durch diese und andere politische Schriften war der Name des Grafen Mirabeau in weiteren Kreisen bereits bekannt geworden, als ihn die Revolution auf einen größeren Schauplatz rief. „Jetzt kommt meine Zeit!" rief der Mann, der im Kerker von Vincennes den Absolutismus in seiner schrecklichsten Gestalt kennen gelernt. Von dem Adel zurückgewiesen, trat er als Bewerber für den dritten Stand auf und wurde der eifrigste Gegner der privilegirten Stände des absoluten Königthums. Er brauchte nicht erst Tuchhändler zu werden, wie man gefabelt hat, der Enthusiasmus des Volkes trug ihn empor. „Bittere Lebenserfahrungen hatten ihn gereift, er hatte im dreißigsten Jahre mehr erlebt als irgend Einer seines Alters, und auch das durfte er von sich sagen: Vielleicht haben wenige Menschen mit größerer Anstrengung an sich gearbeitet als ich. Seine Schicksale hatten ihn bunt genug herum geworfen, seine Studien von früher Zeit her sich mit Vorliebe politischen Dingen zugewendet, er kannte die Verfassungen der Völker aus den Büchern wie aus dem Leben; umfassender und gründlicher, als dies den meisten Menschen zu gelingen pflegt und namentlich als irgend einem Franzosen der Zeit, kannte er die Welt aus eigener Anschauung. Er hatte in der Schweiz, in England, in Holland, in Deutschland gelebt und beobachtet, sein Horizont war in politischen Dingen der weiteste und reichste. Seit er selbständig zu denken angefangen, hatte Staat und staatliches Leben ihm im Vordergrund gestanden, als dreiundzwanzigjähriger Jüngling begann er in der Haft zu Manosque den essai sur le despotisme, im Kerker zu Vincennes die lettres de cachet und seit 1783 gehörte fast all sein Thun der Politik an. Und welche Politik das sein mußte, das lehrt sein Leben. Er stand am Ausgang einer despotischen Ordnung, die das Gericht des Himmels herausgefordert; seit seinen jungen Tagen liebte er, ein echter Riquetti, die Freiheit mehr als das Leben und unter dem Fluch des alten Despotismus hatte er geblutet wie Keiner; daher die glühenden erschütternden Ausbrüche seines Despotenhasses."

II. Die constituirende Versammlung (5. Mai 1789 bis 30. Sept. 1791.)

§. 870. Die Nationalversammlung. Anfangs Mai versammelten sich die Abgeordneten der drei Stände, darunter die talentvollsten und gebildetsten Männer Frankreichs, in Versailles. Schon in der Tracht (der Adel trug schwarze, mit Gold und Spitzen besetzte Sammetmäntel mit Federhüten, der Bürgerstand einfache schwarze Mäntel, Hüte ohne Knöpfe und Federn), mehr aber noch bei der Audienz fühlte sich der dritte Stand zurückgesetzt und verletzt. Desto mehr Geltung verschaffte er sich gleich nach der feierlichen Eröffnung. 5. Mai 1789.
Bereits in den ersten Sitzungen gerieth er mit den beiden oberen Ständen und der Regierung über die Prüfung der Vollmachten in Streit, indem diese eine nach Ständen gesonderte Untersuchung verlangten, der Bürgerstand dagegen auf einer gemeinschaftlichen bestand. Da dieses auch gemeinschaftliche Berathung und Abstimmung nach Köpfen zur Folge hatte, wodurch der Adel und die Geistlichkeit, von denen viele den Ansichten des dritten Standes huldigten und etliche ausgeblieben waren, in Nachtheil kommen mußten, so wurde dieser Streit mehrere Wochen lang hartnäckig fortgesetzt, bis er durch einen kühnen und erfolgreichen Schritt zum Vortheile des Bürgerstandes entschieden ward. Dieser nämlich, der den edeln, von wahrem Enthusiasmus und Freiheitssinn durchdrungenen Abgeordneten von Paris, den Astronomen **Bailly**, zum Präsidenten gewählt hatte, aber von den überlegenen Talenten eines **Sieyes** und **Mirabeau** geleitet wurde, erklärte sich zur **Nationalversammlung**, und lud die andern Stände zum 17. Juni 1789.
Beitritt ein, worauf ein Theil der niedern Geistlichkeit sich dem ihr verwandten Bürgerstande anschloß, während die andern in ihrem Widerstande verharrten. Die Beschlüsse, welche die Nationalversammlung nach diesem wichtigen Schritt faßte, sich nicht eher zu trennen, als bis sie der Nation ihre alten Rechte wiedergegeben, und indessen dafür zu sorgen, daß die bestehenden Abgaben, so ungesetzmäßig sie auch seien, fort erhoben und die Zinsen der Staatsschuld entrichtet werden sollten, so lange die Stände nicht aus irgend einem Grunde aufgelöst würden, waren klug berechnet, um den Hof zu schrecken und die Nation, besonders die Staatsgläubiger, für das Fortbestehen der Versammlung zu interessiren.

§. 871. Die königliche Sitzung (23. Juni). Diese Vorgänge beunruhigten den Hof und gaben ihm den Gedanken ein, der Nation selbst eine neue Verfassung zu verleihen und dadurch die Reichsstände entbehrlich zu machen. Zu diesem Zweck wurde auf den 23. Juni eine königliche Sitzung anberaumt und unterdessen, um die dazu nöthigen Vorkehrungen zu treffen, der Versammlungssaal geschlossen. Als nun Bailly, der erst ganz spät von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt worden, mit sämmtlichen Abgeordneten erschien, wurde ihnen der Eintritt versagt, worauf sie sich unter dem Geleite einer unermeßlichen Menschenmenge in den leeren Saal des Ballhauses begaben und dort die Hände 20. Juni 1789.
zum feierlichen Eide erhoben, daß sie sich nicht trennen wollten, bevor sie dem Reiche eine neue Verfassung gegeben. Bei der nächsten, in

der Ludwigskirche abgehaltenen Versammlung schloß sich die größere Hälfte der Geistlichkeit, mehrere Erzbischöfe an der Spitze, dem Bürgerstande an. Am
1789. 23. Juni fand die königliche Sitzung statt. Die mit Mißbilligungen, Vorwürfen und Drohungen gefüllte Declaration des Königs erregte um so mehr Verdruß, als die Abwesenheit Neckers, von dem der erste Entwurf herrührte, zu beweisen schien, daß er die später damit vorgenommenen Aenderungen nicht billigte, weshalb auch die entworfene Staatsreform sehr kalt aufgenommen wurde. Namentlich fand der Punkt, daß Niemand in seinem Eigenthum gekränkt werden sollte, Anstoß, weil die bevorzugten Stände gerade alle die Rechte als Eigenthum ansprachen, die der dritte Stand abgeschafft wünschte. Nach geendigter Sitzung hieß der König die Versammlung auseinandergehen. Der Adel und die Geistlichkeit gehorchten; aber der Bürgerstand blieb unbeweglich sitzen; und als der Ceremonienmeister zum Gehorsam aufforderte, rief Mirabeau, nachdem er die Versammlung an ihren Eid erinnert und zum Widerstande ermahnt: „Sagen Sie Ihrem Herrn (maître), daß wir hier sind kraft der Macht des Volks und daß man uns nur durch die Gewalt der Bayonette wegtreiben wird.“ Der gutmüthige König wagte es nicht, dem entschlossenen Widerstand mit Gewalt zu begegnen. Die Versammlung erklärte sich für unverletzlich, und bald schloß sich wiederum ein Theil des höhern Klerus (darunter **Talleyrand-Perigord**, Bischof von Autun, und Henry **Gregoire**, nachmals Bischof von Blois) und des Adels (den lasterhaften, reichen und ehrsüchtigen
27. Juni. **Herzog von Orleans** an der Spitze) dem Bürgerstande an, so daß nunmehr Ludwig selbst zu einer vollständigen Vereinigung rieth.

§. 872. Erstürmung der Bastille (14. Juli). Dieser Sieg des dritten Standes, und noch mehr die unruhigen Bewegungen in der Hauptstadt schreckten die aristokratische Hofpartei und führten sie auf den Gedanken, sich durch einen Machtstreich der drohenden Gefahr zu entledigen. Da man den von der Bewegung fortgerissenen und mit der Bürgerschaft sympathisirenden Garden nicht traute, so wurde der König beredet, einige Regimenter deutscher und schweizer Truppen unter dem Befehl des Marschalls Broglie nach Versailles zu berufen. Vergebens suchte die Nationalversammlung das Vorhaben, von dem ihr nichts Gutes ahnte, durch Vorstellungen zu hintertreiben; der Hof beharrte bei der Maßregel. Die Besorgnisse der Stände theilten sich schnell der Bürgerschaft von Paris mit.

Hier hatten die Wähler nach der Wahl ihrer Abgeordneten einen Verein gebildet, um als Vermittelung zwischen der Stadtgemeinde und der Nationalversammlung zu dienen, ein Beispiel, das bald in den Provinzen Nachahmung gefunden. Dieser demokratische Wählerverein wurde durch Aufwiegler, durch Zeitungen und Flugschriften, die legionenweise auftauchten, durch Reden in Kaffeehäusern und Weinschenken in steter Aufregung und im Haß gegen die höhern Stände erhalten, und suchte seine Gesinnung auch den untern Volksklassen mitzutheilen. So kam es, daß sich die lebhafte volkreiche Stadt in einer beständigen Aufregung und Gährung befand, und daß im Palais royal (der Wohnung des Herzogs von Orleans), an öffentlichen Plätzen, in Wirthshäusern, Schaaren müssiger und verwegener Menschen den aufreizenden Reden des hochbegabten und für Freiheit schwärmenden jungen Advocaten Camille Desmoulins und anderer Demagogen über Volksfreiheit, Menschenrechte und Gleichheit aller Stände begierig zu-

hörten. In diesen Tagen der Aufregung wurde der Grund zu der bewaffneten Bürgermacht gelegt, die unter dem Namen Nationalgarde an den stürmischen Ereignissen der nächsten Zukunft einen so wesentlichen Antheil hatte. Den Kern bildete ein abgefallenes Garderegiment. Dadurch gerieth die Hauptstadt ganz in die Gewalt des Wählervereins, der nach dem Bastillesturm, in welchem Flesselles Prévôt des Marchands, das bisherige Oberhaupt der mittelalterlichen Stadtverfassung, seinen Tod fand, eine neue demokratische Municipalität (Gemeinderath und Magistratsbehörden) einsetzte, Bailly zum Maire (Bürgermeister) von Paris machte und durch die Vorsteher der sechzig Districte (Sectionen), in welche damals die Hauptstadt getheilt war, fortwährend das untere Volk und den schrecklichen Pöbel der Vorstädte bearbeiten konnte.

Die Kunde von der Zusammenziehung der Truppen, die von den geheimen Aufwieglern Mirabeau's und Orleans' als offenbarer Beweis eines beabsichtigten Machtstreichs dargestellt wurde, hatte bereits das Volk in große Aufregung versetzt, als die Nachricht sich verbreitete, Necker sei plötzlich entlassen und des Landes verwiesen worden und ein Günstling der Königin und des verhaßten Grafen von Artois (Foulon) sei an seine Stelle getreten. Dies galt für den ersten Schritt zu dem Gewaltstreich und gab das Signal zu einer allgemeinen Erhebung. Schaaren rohen Gesindels zogen lärmend durch die Straßen, mit der neuerfundenen National-Cocarde geschmückt; die Sturmglocken wurden geläutet, die Werkstätten der Waffenschmiede geplündert, Tumult und Verwirrung herrschte überall. Am 14. Juli, als das Volk aus dem Invalidenhaus dreißigtausend Flinten und etliche Kanonen weggenommen, erfolgte die **Erstürmung der Bastille.** Die Zerstörung dieser, am Eingang in die Antoniusvorstadt gelegenen Burg sollte nicht nur die Stadt gegen einen möglichen Angriff sicher stellen, sondern auch das Ende der Zwingherrschaft und der Haftbriefe und den Sieg der neuen Zeit über die mittelalterlichen Feudalzustände, der Volkssouveränetät über das Königthum von Gottes Gnaden bezeichnen. Der Befehlshaber Delaunay und sieben Mann der Besatzung fielen als Opfer der Volkswuth; ihre Köpfe wurden auf Stangen unter lärmendem Jubelgeschrei durch die Straßen der Stadt getragen, und der Pöbel gab durch Ermordung mehrerer als Aristokraten bekannter Männer, wie des Bürgermeisters Flesselles, zu erkennen, daß Gesetz und Obrigkeit machtlos und die Gewalt bereits in seinen Händen sei. Selbst die Führer der Stürmenden, der ehemalige Offizier Hélie und der kühne Schweizer Hulin, welche die Gefangenen nach dem Rathhaus führen wollten, retteten sich nur mühsam vor dem Grimme der rasenden Menge. Nun wurde der verbannte Necker zurückgerufen; sein Einzug in die Städte und Dörfer Frankreichs glich dem Triumphzug eines sieggekrönten Helden; der verhaßte Anführer der Schweizergarde, Besenval, der dem Befehlshaber der Bastille Hülfe in Aussicht gestellt und ihn dadurch zum Widerstand ermuthigt hatte, wurde durch seine Fürsprache gerettet. Der eitle Mann nahm als Huldigung für seine Verdienste und Bestrebungen, was doch nur Erguß des neuen Freiheitsgefühls und des Hasses gegen den Hof und das Aristokratenwesen war. Erschreckt über diese Aeußerungen eines feindseligen Volkswillens und erzürnt, daß der König nicht zu bewegen sei, durch Blut und Bürgerkrieg die Bewegung niederzuschlagen, verließen Artois, Condé, die Polignacs und andere als Aristokraten gehaßte Edelleute ihr Vaterland und machten den Anfang der folgenreichen Auswanderung (**Emigration**), wodurch das alte königliche

12. Juli 1789.

14. Juli.

Frankreich mit seiner ganzen Verderbniß, Verschwendung und Geldnoth in das „äußere Frankreich“ übergepflanzt ward. Die Ernennung **Lafayette's** zum Anführer der als **Nationalgarde** organisirten Bürgermacht, die Erhebung Bailly's zum Maire der Hauptstadt und die Reise des Königs nach Paris, wo er sich mit der Cocarde am Hut auf dem Söller des Rathhauses dem versammelten Volke zeigte und dadurch seine Billigung des Geschehenen ausdrückte, machten den Beschluß dieser Begebenheit, die das Todesringen der absoluten Königsmacht und der Geburtskampf der neuen Zeit war. — Von da an schwiegen Gesetz und Ordnung: die Anarchie herrschte in der Hauptstadt wie in den Provinzen. Foulon und sein Schwiegersohn Berthier de Sauvigny fielen als Opfer des rasenden Pöbels. Das Landvolk steckte die Schlösser seiner Gutsherren in Brand und kam seinen Verpflichtungen gegen Adel und Kirche nicht weiter nach. Wie in Paris übte in allen Städten und Dörfern der Gemeinderath und die Nationalgarde die Polizei und die obrigkeitlichen Verrichtungen; unpopuläre Männer schwebten in Lebensgefahr, ihre Ermordung blieb ungestraft.

Die Tricolore. Als Camille Desmoulins im Palais royal der versammelten Menge die durch Zusammenziehung der fremden Truppen dem Volke drohende Gefahr schilderte, riß er ein Blatt vom Baum, steckte es an seinen Hut und forderte die versammelte Menge auf, ein Gleiches zu thun, damit die Patrioten ein Erkennungszeichen hätten. Bald waren alle Bäume entlaubt. Da aber Grün die Farbe des verhaßten Artois war, so nahm man die Farben der Stadt Paris, Blau und Roth, an und fügte später auf Lafayette's Vorschlag Weiß, die Farbe der Bourbonen, bei, um den Bund der Nation und des Königthums zu bezeichnen. So entstand die bedeutungsvolle Tricolore.

§. 873. Die Schöpfungen der Nationalversammlung (4. August). Da die Regierung der Nationalversammlung keine Vorlagen zur neuen Verfassung gemacht hatte, sondern plan- und rathlos der Zukunft zusteuerte, so war sie außer Stande, die Berathungen zu leiten und den Geschäftsgang zu bestimmen. Dies hatte zur Folge, daß die Abgeordneten dem Impulse der Zeit folgten und nach dem Vorgange der amerikanischen Freistaaten damit begannen, womit man besser geendet hätte — mit der Erklärung der Menschenrechte. Durch diese von einer falschen Begeisterung für Volksfreiheit eingegebenen allgemeinen Satzungen wollte man den Despotismus der Königsmacht und die Vorrechte der privilegirten Stände abstellen, führte aber dadurch die Tyrannei der Masse herbei. Wie man früher nur der Pflichten der Unterthanen erwähnte und ihre Rechte überging, so gerieth man jetzt auf den entgegengesetzten Abweg. Noch war man mit diesem Abschnitte nicht zu Ende, als das Sengen und Brennen des Landvolks die Aufmerksamkeit auf die Adelsrechte lenkte. 4. Aug. 1789. Da trat am 4. August der Vicomte von Noailles, Lafayette's Schwager, mit dem Vorschlage auf, die bevorzugten Stände sollten dem Volke durch die That beweisen, daß man seine Lasten erleichtern wolle, und zu dem Ende aus eigenem Antrieb allen aus dem Mittelalter stammenden Feudalrechten entsagen. Dieser Vorschlag erregte einen Sturm von Begeisterung und Selbstentsagung. Niemand wollte zurückbleiben. Stände, Städte, Provinzen wetteiferten um die Ehre, die größten Opfer dem Gemeinwohl zu bringen. Die Anträge drängten einander in fieberhafter Eile und Lebendigkeit, so daß eine

einzige in die Nacht verlängerte Sitzung den künstlichen Bau einer mehr als tausendjährigen Einrichtung vernichtete und den bisherigen Zustand Frankreichs gänzlich umgestaltete.

Der Adel entsagte ohne alle Entschädigung den Frohndiensten und allen Feudallasten, die der Grundherr von den Bauern anzusprechen hatte, dem Jagdrechte und der damit verbundenen barbarischen Bestrafung der Jagdfrevler und der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit; die Geistlichkeit opferte ihre sich jährlich auf 60—80 Millionen belaufenden Zehnten; die bürgerlichen Abgeordneten willigten in die Aufhebung des Aemterverkaufs, der Zünfte und Innungen und aller provinziellen und städtischen Vorrechte. Dabei wurde gleichmäßige Vertheilung der Steuern und Zulassung aller Bürger zu den Staats- und Militairämtern als Grundsatz aufgestellt. Mirabeau nahm an der Sitzung des 4. August keinen Theil. Er sah in den Beschlüssen eine „Bartholomäusnacht des Eigenthums", nannte die epidemische Opferwilligkeit der Versammlung einen „elektrischen Wirbelwind" und tadelte es, daß man „von einer großherzigen Empfindung zu einem epigrammatischen Effekt überging".

Die Rechte des Königs der Franzosen wurden durch die neue Verfassung über Gebühr beschränkt. Man entschied sich für Eine Kammer, die nicht unter, sondern neben dem König stehen, allein die gesetzgebende Macht besitzen und mit dem Rechte der Initiative ausgerüstet sein sollte. Nur mit Mühe wurde dem Könige statt des anfangs beantragten und von Mirabeau vertheidigten absoluten Veto's ein aufschiebendes (suspendirendes) Veto zugestanden, durch dessen Gebrauch ein von der Kammer beschlossenes Gesetz auf vier Jahre verschoben werden konnte. Die gegenwärtige Verfassung sollte der königlichen Bestätigung nicht bedürfen.

§. 874. Der König und die Nationalversammlung nach Paris (5. October). Da der König mit der Bekanntmachung der Verfassungsartikel zögerte, so verbreitete man das Gerücht von einem beabsichtigten Gewaltstreiche. Dieses Gerücht gewann an Stärke, als das Regiment Flandern nach Versailles berufen ward und bei einem Feste, welches die Leibgarde den neu angekommenen Offizieren bereitete, der König die Unvorsichtigkeit beging, mit der Königin und dem Dauphin sich während des Mahls in den Speisesaal zu verfügen und dadurch der von Wein erhitzten Versammlung zu unklugen Aeußerungen, Toasten und Liedern Veranlassung zu geben. Diese Vorgänge wurden durch geschäftige Zungen schnell in Paris bekannt und steigerten die Aufregung des Volks, das schon ohnedies durch den herrschenden, der Abwesenheit des Hofes von Paris zugeschriebenen Brodmangel gereizt war. Am 5. October zogen daher unzählige Pöbelhaufen, größtentheils Weiber, unter Anführung des Bastillenhelden Maillard und eines mit dem Namen „Kopfabschneider" bezeichneten Metzgerknechts (Jourdan) nach Versailles, um von dem König Abstellung des Brodmangels und Verlegung der Residenz nach Paris zu verlangen. Nachdem sie die Nationalversammlung durch Theilnahme an der Sitzung und Einmischung in die Berathungen entehrt, schickten sie eine Deputation an den König, der sie durch eine begütigende Antwort zu beruhigen suchte. Aber in der Nacht wurde ein Flügel des Schlosses gestürmt, die den Eingang bewachenden Leibgarden wurden niedergemacht; zitternd flüchtete sich die Königin mit ihren Hofdamen in die Gemächer ihres Gemahls; erst die etwas verspätete Ankunft Lafayette's mit der Nationalgarde verhütete weiteres Unheil. Am andern Tage mußte der König einwilligen, mit seiner Familie unter dem Geleite dieser schrecklichen Schaaren nach Paris zu reisen und seinen Wohnsitz in dem seit vielen Jahren unbewohnten

Tuilerienschloß zu nehmen. Bald folgte auch die Nationalversammlung, für welche die in der Nähe des Schlosses gelegene Reitschule eingerichtet wurde.

Der Herzog von Orleans, beschuldigt, den Auftritt in Versailles veranlaßt zu haben, um sich, wenn die königliche Familie dabei ermordet würde, an die Spitze des Staats zu stellen, begab sich auf einige Zeit nach London. General Lafayette, der auf den König wegen seiner Weigerung, die Menschenrechte anzuerkennen und bekannt zu machen, einen Groll hatte, scheint absichtlich bei der Unterdrückung des Pöbelaufstandes wenig Eifer gezeigt zu haben. Mirabeau, durch seine Verbindungen von dem bevorstehenden Sturme unterrichtet, hatte dem Präsidenten umsonst gerathen, die Sitzung aufzuheben. Der daraus gefolgerte Verdacht einer Urheberschaft war ungerechtfertigt.

§. 875. Begründung neuer Zustände. Wie der 4. August die Macht des Adels brach, der 5. Oktober den Glanz des Königthums in den Staub zog, so wurde im November und den folgenden Monaten die unabhängige Stellung des Klerus und die Gerichtsbarkeit der Parlamente vernichtet und durch Entfernung aller Schranken, die das historische Recht und die kirchliche Gesetzgebung aufgerichtet, den Weg zur „Freiheit und Gleichheit“ aller französischen „Bürger“ gebahnt.

Auf Talleyrands Antrag wurde das Kirchengut für Staatseigenthum erklärt und veräußert und die Besoldung der Geistlichen wie die Sorge für Cultus und Armenpflege der Regierung anheimgegeben. Bald folgte auch die Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden und im nächsten Jahre eine neue Organisation der Bisthümer (10 Erzbischöfe und in jedem Departement ein Bischof) mit der Bestimmung, daß die Wahl der Geistlichen dem Volke zustehen und vollkommene Religionsfreiheit herrschen solle. Das Gesetz, daß alle Kleriker die neue Ordnung (constitution civile du Clergé genannt) beschwören sollten, theilte die Geistlichkeit bald in zwei große Heerlager. Der größere Theil weigerte sich, den von dem Papste verworfenen Bürgereid zu leisten, und opferte lieber seine Stellen; nur ein Drittel des Klerus unterzog sich dem Eide. Unter ihnen befand sich der edle Menschenfreund Henry Gregoire, Bischof von Blois, der sowohl durch sein öffentliches Wirken in der constituirenden Versammlung und im Convent, wie durch seine Schriften bewies, „daß er in der Sache der Revolution zugleich die Sache der Humanität und Menschenliebe suchte“. Seitdem war in Frankreich eine Menge von geistlichen Stellen unbesetzt und man unterschied zwischen beeidigten und unbeeidigten Priestern, welche letztere nun nicht länger für Priester gelten sollten, aber in den Augen der Gläubigen um so mehr dafür galten. Dieses Decret vernichtete in Frankreich die Staatsreligion und mit ihr den Einfluß der Curie auf die Staatsverwaltung. Da der Verkauf der Kirchengüter nicht sogleich vollzogen werden konnte, so theilte man schriftliche Anweisungen oder Scheine (**Assignaten**) auf dieselben als Papiergeld aus. Diese Anfangs in löblicher Absicht getroffene Einrichtung wurde in der Folge eine tyrannische, den Ruin von Tausenden herbeiführende Maßregel. Denn da die stets wachsende Geldnoth die Regierung zwang, dergleichen Geldscheine im Uebermaß auszudehnen, so verlor das Volk, das ohnehin in den Bestand der Dinge wenig Glauben hatte, alles Zutrauen und verweigerte die Annahme. Vergebens setzte später der Convent in den Tagen des Schreckens einen gezwungenen Curs fest, im täglichen Verkehr sank ihr Werth von Tag zu Tag, bis endlich der Staatsbankerott erfolgte.

Den Vernichtungsschlag gegen den aristokratischen Richter- und Beamtenstand der Parlamente bereitete man während der Herbstgerichtsferien, die man verlängerte, bis die neue Landeseintheilung und die damit verbundene Gerichtsordnung vollendet war.

Februar 1790. In Folge dieser Einrichtung erhielt Frankreich eine neue geographische Eintheilung in 83 nach Flüssen, Gebirgen und andern natürlichen Beschaffenheiten benannte Kreise (**Departements**), wobei die alte Provinzeintheilung mit ihren Binnenzöllen und besonderen Einrichtungen verschwand. Gleichheit des Maßes, Gewichtes, Münzfußes u. dergl. und Gleich-

förmigkeit des Gerichtswesens vollendete die staatliche Einheit Frankreichs. Wie die Departements in Arrondissements (Bezirke und Kantone) zerfielen, so die Gerichte in Kriminalgerichte mit Geschworenen (Assisen, Kreisgerichte), in Tribunale (Bezirksgerichte) und in Friedensgerichte (Kantonalgerichte). Ueberall sollte Oeffentlichkeit und Mündlichkeit herrschen, die Folter und die grausamen Strafarten des Mittelalters abgeschafft werden. Auch die Censur ward aufgehoben und Preßfreiheit gestattet.

Nachdem so alle Standesunterschiede vernichtet waren, that die Nationalversammlung den letzten Schritt, indem sie die Gleichheit aller Bürger aussprach, den Erbadel und alle Bezeichnungen eines Standesunterschieds, als Titel, Wappen, Livrée u. dgl., so wie die Quelle des Vermögensunterschieds, das Recht der Erstgeburt (Majorat), aufhob. 10. Juni 1790.

Die durch diese Einrichtung bewirkte Vertheilung des Grundbesitzes, sowohl der Kirche als des Adels, war eine der wohlthätigsten Folgen der Revolution, indem dadurch der Bürger- und Bauernstand Grundeigenthum erhielt und die durch die große Vermögensverschiedenheit begründete Kluft zwischen den obern und niedern Ständen verschwand. Die bürgerliche Gleichheit, welche einst von den germanischen Franken durch das Feudalwesen zerstört worden war, wurde jetzt von dem romanisch-keltischen Volke wieder hergestellt. — Der deutsche, in Frankreich erzogene Baron Anacharsis Cloots, ein verschrobener, schwärmerischer Anhänger des republikanischen Gleichheitsprincips, dankte, an der Spitze einer aus Vertretern verschiedener Nationen und Völkerschaften bestehenden Deputation, im Namen der Menschheit der Nationalversammlung für diese Beschlüsse. Der Freiheitsschwindel erreichte eine krankhafte Höhe, und die in ihrem Ursprunge schönen und edlen Ideen der Philanthropie und des Kosmopolitismus wurden jetzt von Schwärmern und Betrügern zu lächerlichen Scenen und phrasenreichen Declamationen mißbraucht. Neben Cloots hat sich auch eine Amazone von großer Schönheit, Théroigne de Méricourt aus Lüttich, durch überspanntes und tolles Gebahren bemerkbar und berüchtigt gemacht.

Während die Nationalversammlung mit diesen Verfassungsarbeiten beschäftigt war, kam allmählich alle Macht in die Hände der Masse. Sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen riß das durch heftige Volksredner und aufreizende Zeitschriften in steter Aufregung gehaltene Volk die Leitung der Polizei und Rechtspflege an sich und wurde zugleich Richter und Henker. Unter diesen Zeitschriften hat keine einen so verderblichen Einfluß geübt als der die Leidenschaften und dämonischen Triebe des Pöbels weckende und aufreizende „Volksfreund" des häßlichen, blutdürstigen und gemeinen Arztes Marat aus Neuchatel. — Die in mehrere Ausschüsse unter selbstgewählten Vorstehern und Beamten getheilten Sectionen in Paris trotzten den Gesetzen und der Obrigkeit; sie wurden geleitet von den demokratischen Clubs, die nach den Klöstern, wo sie ihre Versammlungen hielten, die Namen Jacobiner (Dominicaner) und Cordeliers (Franziscaner) erhielten. Jacobiner und Cordeliers.

Die letzteren, an deren Spitze der furchtbare, durch seine Stentorstimme die Massen beherrschende **Danton** und der talentvolle, als Volksredner ausgezeichnete Advocat **Camille Desmoulins** standen, übten den größten Einfluß auf den Pöbel und wirkten im Interesse des lasterhaften Herzogs von Orleans. Der Jacobinerclub, ursprünglich von den Deputirten der Bretagne gegründet, war der zahlreichste und umfaßte Männer von verschiedener Bildung und verschiedenem Charakter, aber von dem gleichen Streben beseelt, einen Zustand der Gleichheit und Freiheit zu begründen, und zu dem Zweck die alten Einrichtungen gänzlich zu zertrümmern. Die Jacobiner von Paris standen mit ihren Meinungsgenossen in den Provinzen, wo über 150 ähnliche Clubs gebildet wurden, in Verbindung. — Neben diesen beiden Gesellschaften hatte der nach Begründung einer constitutionellen Monarchie mit freien Grundgesetzen strebende und der Pöbelgewalt hemmend entgegentretende Club der **Feuillans**, zu dem sich Lafayette hielt, wenig Bedeutung und ging bald ganz ein.

§. 876. Föderativfest. Flucht des Königs. — Auf den Jahrestag des Bastillensturms wurde ein großartiges Verbrüderungs- (Föderations-) 14. Juli 1790.

Fest angeordnet. Es muß ein ergreifender Anblick gewesen sein, als auf dem durch den Wetteifer freiwilliger Arbeiter mit einem Amphitheater versehenen Marsfelde von Paris der Bischof von Autun (Talleyrand) an der Spitze von dreihundert weißgekleideten, mit dreifarbigen Schärpen umgürteten Priestern vor dem in der Mitte des Platzes sich erhebenden Altare des Vaterlandes die Fahnenweihe der 83 Departemente vornahm, als Lafayette im Namen der Nationalgarde, der Präsident der Nationalversammlung, und endlich der König selbst der Verfassung Treue schworen, als die ganze, aus einer halben Million Menschen bestehende Versammlung die Hände feierlich emporstreckte und den Bürgereid nachsprach, und selbst die Königin, von der Begeisterung fortgerissen, den Dauphin in die Höhe hob und in den Jubel einstimmte. Dies waren die „schönen Tage" der Revolution, die in ganz Europa freudig begrüßt wurden. Die deutschen Dichter und Philanthropen glaubten die Zeit gekommen, wo ihre schönsten Träume verwirklicht werden sollten. — Aber die Begeisterung ging vorüber und die Lage des Königs wurde immer schwieriger. Necker, unfähig die Bewegung nach seinem Sinne zu leiten, verließ Frankreich und begab sich nach der Schweiz. Mirabeau, der, vom Hofe gewonnen, sich zuletzt mit seiner ganzen Kraft weiteren Beschränkungen der Königsmacht entgegengestellt und eine constitutionell-monarchische Verfassung mit strenger Scheidung der drei Gewalten — der gesetzgebenden, ausübenden und richterlichen — festzuhalten
2. April 1791. gesucht hatte, erlag im 42. Lebensjahre einer durch ein regelloses Leben und das Uebermaß seiner Arbeiten hervorgerufenen, oder doch verschlimmerten Krankheit.

In **Mirabeau** sank die letzte starke Säule des Throns. Seine Wirksamkeit hätte noch eine größere und nachdrücklichere sein können, wenn er nicht durch einen Beschluß der Nationalversammlung, welcher allen Abgeordneten den Eintritt in das Ministerium untersagte, in eine schiefe Stellung gedrängt worden wäre, in welcher er dem König nur als geheimer Rathgeber durch Denkschriften dienen konnte. Die allgemeine Theilnahme bei seinem Tod und Begräbniß war eine öffentliche Huldigung, die man ohne Rücksicht der Partei der Geistesgröße darbrachte. — In ihm verlor der schwache, unselbständige König den klügsten und besonnensten Rathgeber, daher von nun an sein Schicksal rasch dem Ende zueilte.

Ludwigs Zögerung, die von dem Papste verworfene bürgerliche Ordnung der Priester zu bestätigen, und seine Weigerung, sich beeidigter Geistlichen zu bedienen, und die Emigranten, die von Turin, Koblenz und Worms aus die europäischen Höfe zu einem Kriegszug gegen Frankreich zu bewegen suchten, für Verräther zu erklären, gaben den Gegnern der monarchischen Verfassung und den Freunden wilder Empörung neuen Stoff, das Volk der Sectionen aufzuregen. Da faßte der König den verzweifelten Entschluß, heimlich an die Nordgrenze des Reiches zu fliehen. Eine beabsichtigte, aber von dem Pariser Volke verhinderte Reise nach St. Cloud in der Osterwoche hatte ihn überzeugt, daß seine persönliche Freiheit gefährdet sei; die drohende Stimmung der Hauptstadt ließ neue Aufstände befürchten; zu einer friedlichen Lösung schien wenig Aussicht. Es wurden viele Pläne gefaßt und verworfen; Bouillé, ein entschlossener, dem König ergebener General in Lothringen, ward ins Geheimniß gezogen und versprach mit seinen Truppen die Flucht, zu deren Ausführung der schwedische Graf Fersen behülflich war, zu unterstützen. Mit Hinterlassung einer Schrift, die eine Schilderung der unzähligen Kränkungen und

einen Protest gegen alle seit October 1789 ihm abgedrungenen Erlasse enthielt, entkam der König mit seiner Familie in einem großen Wagen glücklich aus Paris. Aber nur zu bald mißlang das ungeschickte Unternehmen. Ludwig wurde vom Postmeister Drouet in St. Menehould erkannt, von der Bürgergarde in Varennes festgehalten und auf Befehl der Nationalversammlung, die auf die erste Kunde von der heimlichen Entweichung die Suspension des Königs ausgesprochen und sich die vollziehende Gewalt und das Reichssiegel beigelegt hatte, zurückgeführt. Drei Deputirte (Pétion, Barnave, Latour-Maubourg) nahmen die erlauchten Gefangenen in Empfang und begleiteten sie auf der verhängnißvollen Rückreise, die durch das Zuströmen unzählbarer Volksmassen als ein düsteres Vorspiel kommender Ereignisse gelten konnte. Diese unheilvolle Flucht und der Widerruf der bestätigten Verfassungsartikel raubten dem König den letzten Rest von Macht und Ansehen. Eine große Partei verlangte, daß Ludwig in Anklagestand versetzt und gerichtlich verhört werde; die Feinde der Monarchie erregten einen Volksaufstand, um des Königs Absetzung zu erzwingen; dies wurde zwar durch die Anstrengungen der constitutionellen Partei und durch Lafayette's Sieg über die Volksmassen glücklich vereitelt und der Grundsatz der königlichen Unverletzlichkeit aufrecht erhalten — aber die Suspension blieb über den Monarchen verhängt, bis er die Ende Septembers vollendete Reichsverfassung beschworen und bekannt gemacht. Da erst erlangte die Krone wieder einen Schimmer von Hoheit und Gewalt. 21. Juni 1791.

III. Die gesetzgebende Versammlung (1. October 1791 bis 20. September 1792).

§. 877. Zunahme des Republikanismus. Nach Vollendung der Constitution löste sich die constituirende Versammlung auf und machte einer andern Platz, die den Verfassungsbau durch Hinzufügung einer neuen Gesetzgebung vollenden sollte und daher den Namen der gesetzgebenden (legislativen) annahm. Da die Mitglieder der constituirenden Versammlung auf Robespierre's Antrag durch einen Act edler aber unkluger Selbstentsagung sich von dem Eintritte in die neue Kammer ausgeschlossen hatten, fiel die nach Departementen angeordnete und von den Jacobinern geleitete Wahl größtentheils auf die Stimmführer des Volks, auf kühne Demokraten und auf Republikaner verschiedener Färbung. 30. Sept. 1791.

Die Zahl der neuen Deputirten war 745, meistens junge, rasche Leute, zur Hälfte Advocaten, darunter Männer von hohem Rednertalent. Die rechte, aus Anhängern der constitutionellen Monarchie bestehende Seite des Versammlungshauses, die sogenannten Feuillans (Vaublanc, Beugnot, Dümas u. A.), wurde täglich schwächer, indeß die linke, von den Republikanern gewählte Seite stets zunahm. Diese zerfiel in zwei Heerlager, den **Berg**, wo die entschiedensten Demokraten und Radicalen ihre Plätze hatten (Chabot, Bazire, Jean de Bry, Merlin de Thionville, Couthon, Thüriot, Cambon, Dühem u. A.), und die Ebene, wo die gemäßigten Republikaner von aristokratischer Färbung zu sitzen pflegten. Zu den letztern gehörten Männer von Rang, Bildung und hohen Talenten, besonders mehrere Abgeordnete von Bordeaux und aus dem Departement von Gironde (daher **Girondisten**). Sie steuerten auf eine Republik im Geiste des Alterthums oder auf eine Bundes- (Föderativ-) Republik wie in Nordamerika los. „Von feuriger und glänzender Rhetorik, erfüllt mit der

ganzen Erregbarkeit und Leidenschaft des Südens, ehrgeizig und nicht ohne eine ausgesprochene Neigung zur Intrigue, mußten sie mit ihrem doctrinären Demokratismus, wie er aus Schulerinnerungen des Alterthums und aus Meinungen des achtzehnten Jahrhunderts zusammengeflossen war, sehr rasch eine überwiegende Stellung in einer Versammlung gewinnen, aus welcher durch einen Act unerhörter Naivetät alle wirklichen Talente und Erfahrungen der ersten Versammlung ausgeschlossen waren."

Die Pariser Bürgerschaft, die an Bailly's Stelle den Republikaner Pétion zu ihrem Maire machte und die Blutmenschen Robespierre und Danton in den Gemeinderath wählte, übte eine furchtbare Gewalt. Jacobiner. Der Jacobinerclub nahm an Macht und Bedeutung zu und mehrte seinen Anhang in den Provinzen. Robespierre, Marat (der in seinem „Volksfreund" immer schrecklicher Allen, die durch Geburt oder Vermögen über dem Pöbel standen, Untergang und Verderben drohte), der gewesene Schauspieler Collot d'Herbois, der Journalist Tallien, der wegen Unsittlichkeit aus dem Kloster verstoßene Billaud-Varennes u. A. führten daselbst das große Wort. Auch Danton und Camille Desmoulins, die Häupter der Cordeliers, nahmen an den Sitzungen des Jacobinerclubs Antheil, und die Girondisten trennten sich erst nach dem Sturze des Königs von dem demokratischen Bunde. In der legislativen Versammlung hatten die durch Vaterlandsliebe und Girondisten. Tugend, wie durch Bildung und Rednertalent ausgezeichneten Girondisten die Oberhand. Sie sammelten sich Anfangs um Roland und dessen geistreiche und tugendhafte Gemahlin; später erlangte Brissot, ein Verehrer der amerikanischen Verfassung, das größte Ansehen (daher Brissotisten). Die bedeutendsten unter ihnen waren ferner: Guadet, Vergniaud, Gensonné, der Philosoph Condorcet, Büzot, Isnard, Lanjuinais, Barbaroux (der Geliebte der Charlotte Corday) u. A. m. Auch der General Dümouriez hielt zu ihnen „Waren diese Männer zwar unfähig, eine dauernde Schöpfung aufzurichten, so besaßen sie doch die wahrhaft revolutionäre Gabe, durch ihre rednerische Agitation die Leidenschaften zu schüren, mit der Macht der Phrase ein entzündliches Volk, wie die Franzosen, in Fiebergluth zu setzen, und ohne irgend einen Zug der groben, handgreiflichen Demagogie an sich zu tragen, doch den Zielen wildester demagogischer Zerrüttung erfolgreich in die Hände zu arbeiten." — Die rothe Jacobinermütze, die um diese Zeit aufkam, war ein allgemeines Kennzeichen der Republikaner; die Marseillaise von Rouget de l'Isle hauchte Begeisterung und Kampflust ein; die Errichtung der Freiheitsbäume gab zu lärmenden Versammlungen und zu aufreizenden Reden Gelegenheit. Kühne Volksredner und freche Journalisten weckten und spornten die Leidenschaften des Pöbels und reizten die Massen zum Umsturz alles Bestehenden und zur blutigen Verfolgung aller durch Rang, Bildung oder Vermögen von den unteren Klassen geschiedenen und darum als Aristokraten dem Hasse des Volkes preisgegebenen Bürger. (Ah, ça ira!)

§. 878. **Stürme gegen das Königthum.** Die neue Versammlung richtete ihre Angriffe hauptsächlich wider die eidweigernden Priester, die das Volk zur Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gegen seine Vertreter aufzureizen suchten, und wider die Emigranten, die Koblenz, Worms u. a. O. zu einem „Herd der Gegenrevolution" machten, indem sie nicht nur gegen die vom König angenommene Verfassung protestirten und durch ihre kriegerische Haltung die Absicht beurkundeten, den alten Zustand mit Gewalt zurückzuführen, sondern auch die europäischen Mächte zu einem Kriegszug gegen das empörte 1791. Frankreich zu bewegen trachteten. Im November erschien ein Decret, „es sollten Listen über die beeidigten und unbeeidigten Priester angefertigt werden, die letztern sollten ihre Pensionen verlieren und, im Fall sie Empörung gegen das Gesetz oder böse Gesinnung gegen das Vaterland erzeugten, in zweijährige Haft kommen." Gegen diesen der Religionsfreiheit widerstrebenden Beschluß legte der König sein Veto ein, ebenso gegen den gleichzeitigen Antrag, daß alle Emigranten, die nicht bis zum Januar 1792 nach Frankreich zurückgekehrt sein würden,

als Hochverräther und Verschwörer gegen ihr Vaterland zum Tode verurtheilt und ihre Güter und Einkünfte der Nation überwiesen werden sollten.

Der Gebrauch des königlichen Veto bei den Strafbestimmungen gegen die notorischen Feinde der neuen Ordnung erzeugte eine sehr feindselige Stimmung in der Versammlung. Man schrieb den Widerstand des Königs den geheimen Hoffnungen des Hofs auf die Hülfe der fremden Mächte und die Siege der Emigranten zu. Wußte man doch, daß die Königin mit dem deutschen Kaiser, ihrem Bruder, in Verbindung stand und in dem ausgewanderten Adel ihre Stütze und ihr Heil sah.

Gegen die Emigranten war die ganze Wuth der Volksvertreter gerichtet. Als die deutschen Höfe den Beschwerden des aus den Girondisten **Roland, Dümouriez**, Clavière und Servan bestehenden Ministeriums gegen die Rüstungen der Ausgewanderten keine Folge gaben und Preußen und Oesterreich eine drohende Haltung annahmen, wurde beiden der Krieg erklärt und der König mußte mit Thränen seine Einwilligung geben. — Und um die Hauptstadt 20. April 1792. und die Nationalversammlung gegen jeden Angriff zu schützen, beschloß man unter dem Vorwande der Wiederbegehung des Bastillenfestes 20,000 Nationalgarden (Föderirte) aus den südlichen Provinzen zu berufen und ihnen die Sicherheit und Beschützung von Paris zu übertragen. Aber sowohl diesem Beschluß als einem neuen Decret, das den eidweigernden Priestern Verbannung und Deportation auflegte, versagte Ludwig standhaft die Bestätigung. Da legten die Girondistenminister ihre Stellen nieder, nachdem ein von der hochherzigen, für Freiheit und Völkerbeglückung schwärmenden Frau Roland entworfener Brief dem Könige scharfe Verweise wegen seines Starrsinns und strenge Lectionen 18. Juni. über seine Pflichten gegeben. Dieser Brief, der sich bald in Aller Händen befand, brachte eine solche Aufregung hervor, daß es den über die Verwerfung der Decrete und die Entfernung der Girondistenminister ergrimmten Republikanern leicht wurde, einen Volksaufstand zu veranstalten. Am 20. Juni, dem Jahrestage des Schwurs im Ballhause, zog der furchtbare, mit Piken bewaffnete Pöbel 20. Juni. der Vorstädte unter der Leitung des Brauers Santerre, des Fleischers Legendre und des Kupferschmiedgesellen Rossignol zuerst in die Nationalversammlung, dann in den königlichen Palast, um den Monarchen zu zwingen, die Decrete gegen die unbeeidigten Priester und für die Berufung der Föderirten zu bestätigen. Auch hier blieb Ludwig standhaft. Er trotzte mehrere Stunden lang allen Gefahren und Drohungen und ertrug den Hohn des Pöbels, der ihm sogar die rothe Jacobinermütze aufsetzte und aus einer Flasche zu trinken gab, mit dem Muthe eines Märtyrers. Die etwas verspätete Ankunft Pétions mit der Bürgergarde befreite ihn endlich aus der entsetzlichen Lage. — Dieser Auftritt erfüllte Alle, die noch einige Achtung vor Gesetzlichkeit und Ordnung hatten, mit Entrüstung und bewog Lafayette, der sich seit der Auflösung der constituirenden Versammlung bei der Nordarmee befand, eigenmächtig nach Paris zu reisen, um die verachtete Constitution zu beschützen, die Urheber des Juli. Frevels zur Strafe zu ziehen und den König zu retten. Aber theils die Abneigung der Königin gegen den „Bürgergeneral", theils seine eigene Unschlüssigkeit machte seinen Plan scheitern. Er kehrte zur Nordarmee zurück, verfolgt von dem Haß und dem Mißtrauen der Jacobiner.

§. 879. **Der Sturz des Königthums am 10. August.** Hatte der König durch die Pöbelexcesse in den Tuilerien bei den Bessern an Ansehen gewonnen, so beförderten die verkehrten Schritte der Emigranten und die Hoffahrt der feindlichen Anführer die Absichten der Republikaner. Der Krieg war endlich ausgebrochen*) zum großen Jubel der preußischen Offiziere, die von dem „militärischen Spaziergang", wie sie den französischen Feldzug ansahen, sich leichte Mühe und schönen Gewinn versprachen. Unter der Anführung des Herzogs **Ferdinand von Braunschweig**, eines mit reichen Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestatteten Fürsten, der in der Schule Friedrichs des Großen gebildet und von dem Glanz der Siege des siebenjährigen Krieges mit verherrlicht bei den Zeitgenossen im höchsten Ansehen stand, rückte eine preußische, durch eine Abtheilung Hessen verstärkte Armee in Lothringen ein. Das österreichische, von Clairfait (Clerfait) commandirte Heer war ihm untergeordnet, und 12,000 Emigranten, die sich anschlossen, brannten vor Begierde, das „Advocatenregiment" zu stürzen und Rache an ihren Widersachern zu nehmen. Bei seinem Aufbruch erließ der Herzog ein von einem Emigranten entworfenes,
25. Juli 1792. höchst ungeschicktes Kriegsmanifest voll beleidigender Drohungen gegen die Nationalversammlung, die Stadt Paris, die Nationalgarde und alle der Neuerung ergebenen Franzosen, im Falle dem König noch ferner Zwang oder Gewalt angethan würde; sollten sich aber die Bewohner von Paris unterwürfig zeigen und ihr Unrecht bereuen, so würden Ihre kaiserliche und königliche Majestäten nach dem Einzuge des Heers in die Hauptstadt sich bei König Ludwig verwenden, daß er ihnen ihre Verirrungen verzeihe. Diese hochmüthige Sprache machte auf das für die neue Ordnung begeisterte und für Freiheit und Unabhängigkeit glühende Volk einen unbeschreiblichen Eindruck. Es erkannte darin die dünkelhafte Gesinnung des ausgewanderten Herrenstandes, der wieder in den Besitz seiner Vorrechte, seines Eigenthums und seiner Macht treten wollte, und wurde mit dem größten Ingrimm erfüllt gegen die Emigranten, die durch ihre Sittenlosigkeit den französischen Namen im Ausland schändeten, gegen ihre Schützer, die soeben Polen getheilt, und gegen den Hof, der ihren Bestrebungen fördernd entgegen kam. Diese Stimmung benutzten die Jacobiner zum Sturz des Königs. Die Bewegungspartei hatte bereits durchgesetzt, daß die Anklage gegen die Häupter des Stadtraths, Pétion und Manuel, wegen der Pöbelexcesse in den Tuilerien niedergeschlagen ward; sie hatte den Beschluß der Nationalversammlung, „das Vaterland sei in Gefahr" benutzt, um zur Zeit des
Juli. zweiten Bastillenfestes aus Marseille, Brest u. a. Seestädten Schaaren des verworfensten Pöbels, selbst Galeerensklaven nach Paris zu berufen und in allen Städten und Dörfern eine neue Militärmacht zu gründen; jetzt errichteten die Jacobiner ein Aufstandscomité und bearbeiteten die rohen und handfesten Bewohner der Vorstädte für den großen Sturm gegen das Königthum. Am
10. August. 10. August erschallte um Mitternacht die Sturmglocke. Der Auswurf der Seestädte, an ihrer Spitze Danton, Camille Desmoulins und Carra, und der Pariser Pöbel, von Westermann und Santerre geführt, rückten zuerst gegen das Rathhaus, um eine neue, aus den furchtbarsten Demokraten, wie Chaumette, Hebert, Billaud-Varennes u. A., bestehende Municipalverwaltung einzusetzen, ehe sie den Sturm gegen die von 900

Schweizern und der Pariser Nationalgarde unter Mandats Anführung vertheidigten Tuilerien unternahm. Die neue Municipalität ließ den rechtlichen Mandat, der entschlossen war, mit der Nationalgarde die immer drohender andringende Masse gewaltsam zurückzudrängen, zu sich bescheiden und auf dem Wege ermorden, worauf die Nationalgarden, ungewiß, was zu thun, und verstimmt über die vielen im Schlosse anwesenden Edelleute, sich größtentheils zerstreuten. Immer drohender wurde die Volksmenge; Kanonen waren auf das Schloß gerichtet; die Pikenmänner drangen zu allen Eingängen ein; laut verlangte das Volk die Entsetzung des Königs. Da ließ sich Ludwig von dem Syndicus Röderer bereden, mit seiner Familie in dem Sitzungssaale der Nationalversammlung Schutz zu suchen. Sechszehn Stunden brachte sie hier in einer engen Seitenloge zu, indeß durch die Vertreter der Nation „die Krone von Frankreich vor den Augen des Königs zerbrochen ward" und das Volk außen die letzten Verfechter des Thrones hinmordete. Kaum hatte nämlich der König das Schloß verlassen, so drang die wogende Menge heftiger vor; die Schweizergarde leistete tapfern Widerstand und wahrte die Eingänge des Schlosses. Als der Donner des Geschützes in der nahen Versammlung gehört wurde, zwangen die erzürnten Deputirten den eingeschüchterten König, seiner Garde das Feuern zu untersagen. Dadurch wurden die treuen Beschützer des Monarchen dem Untergange geweiht. Kaum merkte der über den Fall einiger Stürmer wüthende Pöbel, daß die feindlichen Gewehre ruhten, so erstürmte er das Schloß, mordete die Anwesenden und zerstörte allen Hausrath. Gegen 5000 Menschen, darunter 700 Schweizer, blieben im Kampfe oder fielen nachher als Opfer der Volkswuth. Mittlerweile faßte die Nationalversammlung auf Vergniauds Antrag den Beschluß, „die königliche Gewalt zu suspendiren, den König mit seiner Familie unter Aufsicht zu stellen, dem Prinzen einen Erzieher zu geben und einen Nationalconvent einzuberufen," von dessen Entscheidung die künftige Verfassung Frankreichs ausgehen sollte. Bald umfing der Temple, ein von den Tempelherren erbautes festes Schloß, die königliche Familie als Gefangene. Von den Wächtern mit Schmähung und Kränkung überhäuft, jeder Bequemlichkeit des äußeren Lebens beraubt, auf das Strengste von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, verlebte sie hier bittere, kummervolle Tage, bis der Tod sie erlöste.

*) **Ursachen des Krieges.** Die Hauptursache des Krieges war die Furcht der Fürsten und Regierungen vor der Verbreitung der Revolutionsideen, da die Pariser Jacobiner sich mehr und mehr bemühten, den Aufruhr über die Grenze zu tragen und ihr „Krieg den Thronen und Friede den Hütten" zur allgemeinen Losung zu machen. Aeußere Beweggründe waren folgende: 1) Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert waren zwei provençalische Gebiete, die Grafschaft Venaissin und die Stadt Avignon, an den päpstlichen Stuhl gekommen. Diese fremde Herrschaft auf französischem Grund und Boden war den nach nationaler Einheit strebenden Neuerern verhaßt und sie brachten es dahin, daß die päpstlichen Unterthanen dieser Territorien sich gegen ihre Obrigkeit empörten und mit Hülfe benachbarter Nationalgarden ihre Verbindung mit Frankreich durchsetzten. Doch geschah das nicht ohne Gewaltthätigkeiten, blutige Frevel und wilde Gräuelthaten gegen die Verfechter des alten Zustandes. — 2) „Durch die Abrundung, welche Frankreich plötzlich seinem Staate gab, fiel eine Menge von geistlichen und weltlichen Hoheitsrechten und nutzbaren Rechten weg, welche bis dahin altherkömmlich vom deutschen Nachbarlande her mit ihren verwitterten Ecken tief in Frankreich hineinragten. Wie viele französische Unterthanen standen nicht unter der Obhut eines deutschen Bischofs! Wie viele

deutsche Landeshoheiten machten sich nicht auf französischem Gebiete geltend, mit Steuerfreiheit, Zehnten, Frohnen, Patrimonialgerichten, Leibeigenen ausgestattet, durch Staatsverträge geschützt, und von dem Allen sollte von nun an nicht mehr die Rede sein! Die hauptsächlich verletzten deutschen Reichsstände waren die drei geistlichen Kurfürsten, die rheinischen Bischöfe, die Häuser Hessen-Darmstadt, Baden, Nassau, Würtemberg, Zweibrücken, ein Theil der Reichsritterschaft. — Von deutscher Seite schlug man die zu vergütenden Verluste auf mindestens 100 Millionen Livres an, wollte aber der Mehrzahl nach von Entschädigung nichts wissen." — 3) Für die Actionspartei in der französischen Nationalversammlung galt als Hauptursache des Krieges: die drohende Haltung der Emigranten, die aus den kurfürstlichen Zeughäusern Waffen erhielten und an mehreren Orten des Rheins Werbungen anstellten und Truppencorps bildeten, sowie die Erklärung Leopolds II. von Oesterreich und Friedrich Wilhelms II. nach der Besprechung in Pillnitz (der auch Artois, Bouillé und Calonne beiwohnten) und nach dem österreichisch-preußischen Vertrag vom 7. Febr. 1792, „daß sie mit vereinten Kräften dahin wirken wollten, den König von Frankreich in Stand zu setzen, die Grundlagen einer monarchischen Regierung wieder mit völliger Freiheit zu befestigen". Die französische Regierung führte Klage, erhielt aber zur Antwort: nur wenn die Verfassung so eingerichtet würde, wie sie der König im Juni 1789 selbst entworfen, dem Papste die entrissenen Territorien und den deutschen Fürsten und Edelleuten ihre Güter, Rechte und Einkünfte in Lothringen und Elsaß zurückerstattet würden, sollten die
20. April 1792. Rüstungen unterbleiben. Dies hatte die Kriegserklärung Frankreichs zur Folge. Das Treiben der Emigranten, die ihr gewohntes ausschweifendes Leben auch in der Fremde fortsetzten, war indessen mehr geeignet, die französische Aristokratie in ihrer ganzen Sittenlosigkeit und Entartung vor der Welt zu zeigen, als die Nationalversammlung zu schrecken, so sehr man auch dort sich das Ansehen gab, als sei man vor den „Horden der Contrerevolution" in Sorge. „In Festgelagen und ausgelassenen Zerstreuungen, Komödien, Hazardspiel und Liebeshändeln brachte der junge Adel dort seine Tage zu, und seine royalistische Begeisterung beschränkte sich auf unfruchtbare Klagen oder lärmende Demonstrationen für das bedrängte Königthum." Diese kriegerischen und feindseligen Demonstrationen der Herren vom Adel förderten die Absichten der Girondisten, die in einem Krieg mit dem Auslande das beste Mittel zur Durchführung ihrer politischen und socialen Pläne erblickten. Als der Krieg erklärt wurde, herrschte in Frankreich die größte Verwirrung; die Nation war zerrissen, die Kassen leer, die Führer unfähig und unzuverlässig, Mißtrauen allenthalben; nur die Langsamkeit der beiden deutschen Großmächte beim Rüsten und Angreifen, die Erstarrung des deutschen Reichs, die Selbstsucht der meisten Fürsten und der Mangel an allem Gemeinsinn bewahrte die Franzosen im Anfang vor Niederlagen und entscheidenden Unfällen.

§. 880. **Die Septembertage.** Nach der Suspension des Königs wurde von der Nationalversammlung, die bis zur Beendigung der Wahlen für den Convent das Regiment in der Hand behielt, ein neues Ministerium ernannt. Die frühern Girondistenminister (Roland, Servan, Clavière) und der Mathematiker Monge hatten darin Antheil; aber die Seele desselben war der furchtbare **Danton** als Justizminister und Siegelbewahrer. Er und der neue Gemeinderath von Paris, der sich selbst eingesetzt und nach seiner großen That am 10. August mit zuverlässigen, vor keinem Frevel zurückschaudernden Mitgliedern verstärkt hatte, theilten sich nunmehr in die Macht. Der Municipalrath, vor dem sich selbst die Nationalversammlung beugen mußte, ließ die Polizei der Hauptstadt durch die Pikenmänner verwalten und bald waren alle Kerker mit Verdächtigen und Aristokraten gefüllt. Gestützt auf die Macht der städtischen Verwaltung, welcher der schändliche Marat als Zeitungsschreiber diente, führte nun der Justizminister Danton jene Schreckensmaßregeln aus, die seinen Namen in eine Reihe mit Marius und Sulla setzen. — Der erste Streich traf die eidweigernden Priester, die theils des Landes verwiesen oder deportirt, theils zu Hunderten in den Klöstern und Kerkern durch gedungene

Mörder niedergemacht wurden. Als Nachrichten von den Fortschritten der Verbündeten einliefen, wurde die Aushebung einer Armee von 30,000 Mann aus dem Pariser Departement angeordnet und die Stimmung des Volks zur Vernichtung aller Gegner der neuen Ordnung benutzt. Der Gemeinderath errichtete einen Wachausschuß und einen provisorischen Gerichtshof, ließ die Hauptstadt sperren und Haussuchung anstellen; alle als Anhänger des alten Zustandes, als Aristokraten oder Royalisten Verdächtige wanderten in die Gefängnisse. Als diese gefüllt waren, reifte der blutige Entschluß, sich ihrer durch ein allgemeines Mordgericht zu entledigen, um durch Schrecken allen Widerstand gegen das Neue zu brechen. So erschienen die grauenvollen **Septembertage.** 1792.
Vom 2.—7. September zogen Banden gedungener Mörder und Bösewichter in die Gefängnisse. Zwölf von ihnen, den schrecklichen Maillard an der Spitze, fungirten als Geschworne und Richter, die andern als Henker. Von diesen entmenschten Schaaren wurden dann unter der Form eines Gerichtsverfahrens die Verhafteten ermordet, mit Ausnahme einiger Wenigen, deren Namen auf den Listen bezeichnet waren. Gegen 3000 Menschen, darunter die angesehensten und verdientesten Männer Frankreichs, wurden durch diese Mordbanden, die für ihre „Arbeiten" von dem Gemeinderath einen Tagelohn erhielten, entweder einzeln hingeschlachtet oder in Masse getödtet.

Unter ihnen befand sich die durch Adel der Geburt wie der Gesinnung ausgezeichnete Prinzessin Lamballe, die intimste Freundin der Königin; ihren Kopf trug ein Schwarm Pikenmänner auf einer Stange an den Temple und hielt ihn an Marie Antoniens Fenster.

Ein von Marat u. A. unterzeichnetes Rundschreiben forderte die Bewohner der Departemente zur Nachahmung auf, damit nicht, während die Patrioten ihre Waffen gegen den äußern Feind kehrten, Verräther in ihrem Rücken lauerten. In vielen Städten kam man der Aufforderung nach. (In Versailles am 9. Sept.) Die Errichtung des außerordentlichen Gerichtshofes, nebst dem städtischen Ausschuß der Wache (comité de surveillants), wobei neben den Schreckensmenschen Tallien, Mehée de la Touche, Sergent u. A., der schmutzige, in seiner ganzen Erscheinung ekelhafte Marat ein thätiges Glied war, die Uebertragung des Oberbefehls der Nationalgarde an Santerre, und die wilde Zerstörung aller Statuen, Wappen, Inschriften und anderer Zeichen der alten Zeit bildeten den Schluß der August- und Septembertage, die den Uebergang aus dem monarchischen Frankreich in das republikanische machten. Die Herbst-Tag- und 21. Sept.
Nachtgleiche wurde als der Anfang der Herrschaft von Freiheit und Gleichheit unter dem republikanischen Nationalconvent bezeichnet. Die Revolution wollte dem Menschen die Freiheit des Verkehrs und der Arbeit, die Anerkennung seiner menschlichen Würde, die Verbindung mit seinen gleichartigen Volksgenossen, die Berechtigung des Glaubens und des Gedankens erringen; aber an die Stelle der ökonomischen Freiheit setzte sie die Beraubung der Eigenthümer, an die Stelle der allgemeinen Rechtsfähigkeit die Verfolgung der höheren Stände, an die Stelle der befreiten Religiosität die Mißhandlung der Geistlichen und Kirchenfürsten.

Lafayette sah diesen Wechsel der Dinge nicht mehr im Vaterland. Sein rechtlicher Sinn und seine Anhänglichkeit an die constitutionelle Monarchie machten ihn dem Umsturz abgeneigt. Er ließ die Abgesandten der Nationalversammlung, die das Heer durch einen Eid an die neue Ordnung knüpfen wollten, verhaften. Aber bald überzeugte er sich, daß seine Truppen mit den Republikanern übereinstimmten. Von der Nationalversammlung als Hochverräther erklärt und zur Verantwortung vorgeladen, blieb ihm nichts übrig als Flucht. Seine Absicht war, sich mit einigen Gleichgesinnten (Alex. Lameth, Latour-Maubourg) über Holland nach Nordamerika zu begeben; aber er fiel in die Hände der Feinde, die ihn unedel als Kriegsge-

fangenen festhielten und fünf Jahre lang in den Kerkern von Magdeburg und Olmütz schmachten ließen. **Talleyrand** ließ sich von Danton einen Paß nach England geben und wartete dann in Amerika ruhigere Zeiten ab.

IV. Das republikanische Frankreich unter der Herrschaft des National-Convents (Sept. 1792 bis Oct. 1795.)

§. 881. Hinrichtung des Königs. Die neue Versammlung, zu welcher die Mitglieder der beiden früheren Zutritt hatten und jeder 25 Jahre alte, und nicht in Diensten eines Andern stehende Franzose ohne Rücksicht des Vermögens wahlfähig und wählbar war, wurde unter dem Einfluß der Jacobiner aus den heftigsten Republikanern und Demagogen zusammengesetzt. Anfangs hatten die Girondisten das Uebergewicht, aber bald siegten die Blutmenschen Robespierre, Danton, Marat, Couthon, Fouché, der Herzog von Orleans, der jetzt den Namen Egalité führte, der ehemalige Marquis St. Jüst, die intriguanten Schauspieler Collot d'Herbois und Fabre d'Eglantine, niedrige Menschenseelen, u. A. m. Barère, „der Anakreon der Guillotine", wandte sich stets den Siegern zu. Die Jacobiner und Cordeliers beherrschten den Gemeinderath; dieser besaß in der Nationalgarde und in dem als „Sanscülotten" bezeichneten Pöbel der Sectionen eine furchtbare, allezeit fertige Streitmacht, mit der er den Convent zu Allem zwingen konnte. Die von dem Deputirten Guillotin erfundene und nach ihm genannte Enthauptungsmaschine (Fallbeil) war ein treffliches Mittel, rasch vom Leben zum Tode zu befördern.

Der Proceß des Königs „Ludwig Capet" war eine der ersten Handlungen des Nationalconvents. In einer Wand der Tuilerien hatte man einen eisernen Schrank mit geheimen Briefen und Actenstücken entdeckt, aus denen hervorging, daß der französische Hof nicht nur mit Oesterreich und den Emigranten in Verbindung gestanden und mit ihnen Pläne zum Umsturz der von Ludwig beschworenen Verfassung entworfen, sondern daß er auch durch Jahrgelder, Bestechungen und andere Mittel einzelne Glieder der Nationalversammlung (Mirabeau) zu demselben Zweck zu gewinnen gesucht. Darauf gründeten die Republikaner, die sich gern des Königs entledigen wollten, vor dem Nationalconvent die Anklage auf Verrath und Verschwörung gegen Land und Volk. Unter dem Beistande zweier Rechtsanwälte, denen sich aus freiem Antriebe der edle Malesherbes anschloß, erschien Ludwig zweimal vor dem Convent (11. und 26. December). Aber trotz seiner würdevollen Haltung und Vertheidigung und trotz der Bemühungen der Girondistenpartei (die zwar den Sturz des Königthums, aber nicht den Tod des Königs wünschte und daher das Urtheil dem gesammten Volke in Urversammlungen anheim gestellt wissen wollte)
17. Jan. 1793. wurde Ludwig in einer stürmischen, tief in die Nacht hinein verlängerten Sitzung mit einer geringen Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilt. — Die Jacobiner hatten alle Mittel aufgeboten, um durch Schrecken dieses Resultat zu erlangen; aber sie wären doch nicht zum Ziele gekommen, hätten sie nicht zuvor die gesetzliche Bestimmung, daß bei einem peinlichen Gerichtsverfahren nur dann auf Todesstrafe erkannt werden dürfe, wenn zwei Drittel der Geschworenen dafür seien, dahin abgeändert, daß die bloße Majorität genügend sei. So wurde die Ermordung in eine gerichtliche Form gehüllt. Vergebens bemühten sich zuletzt noch

die Girondisten und Gemäßigten, einen Aufschub der Hinrichtung zu erlangen — ihr Widerstand beschleunigte ihren eigenen Fall. Schon am 21. Januar bestieg der unglückliche König das Blutgerüst auf dem Revolutionsplatze. Der Trommelwirbel der Nationalgarde übertönte seine letzten Worte und „Robespierre's Weiber" begrüßten sein blutendes Haupt mit dem Ausruf: „Es lebe die Republik!" — So wurden in jenen verhängnißvollen Tagen zwei große Verbrechen begangen, in Frankreich ein Königsmord, in Polen ein Volksmord.

„Ludwig war der einzige Mensch in Paris, der am Tage der Hinrichtung in seiner Seele den Frieden besaß. Die zahmeren Anhänger der Revolution wanden sich unter dem Drucke des Gewissens, die Gironde sah den eigenen Sturz vor Augen, die Jacobiner knirschten über die Einsamkeit ihres Siegesjubels. Den Tag über blieben die Läden in Paris geschlossen, die Stille eines dumpfen Staunens lag auf der Stadt, Abends wurden die auf Befehl eröffneten Theater spärlich besucht. Die Frauen waren an dem Tage traurig, sagt ein jacobinisches Journal, das trug nicht wenig zu dem düstern Anblick der Stadt bei. Wir haben unsere Schiffe hinter uns verbrannt, rief Marat. Es war der kürzeste Ausdruck für die Wahrheit der Thatsache. Der Grundstein der Republik war an diesem Tage durch Mörderhand in Blut gesenkt, Blut und Mord blieb die Ordnung in allen Theilen des heranwachsenden Gebäudes. Die Sieger hatten seitdem keine Wahl mehr außer dem eigenen Tode oder der Vernichtung aller Gegner. — Aber eine große und gebildete Nation erträgt es auf die Dauer nicht, von einem Verbrechen zu zehren und von dem Morde regiert zu werden."

Verurtheilung und Tod des Königs. „So herrschte der Schrecken im Convent," erzählt Sybel, „so zwang er ihn am 16. Januar, den Königsmord mit bebenden Händen zu vollziehen. Seit dem Anbruch des Tages erfüllten die Schaaren Fourniers und Maillards, die Banditen des 6. October und die Taglöhner des 2. September, alle Höfe und Eingänge des Gebäudes. Die Stunden vergingen unter vorbereitenden Verhandlungen, erst um zehn Uhr Abends begann der Namensaufruf. Der Saal war schwach beleuchtet, die Deputirten gingen umher in schweigender Unruhe oder leisem Gespräch; auf den Galerien drängten sich, trinkend und rauchend, mit fanatisirten Weibern untermischt, die bewaffneten Banden, und warfen ihre Schmähungen jedem freisprechenden Votum aus dem Dunkel entgegen. Niemand war im Zweifel, was erfolgen würde, wenn das Todesurtheil nicht die Mehrzahl erlangte: einige Wenige erhoben sich in dem Gefühl des Zwanges zu entrüstetem Trotze, die Meisten aber erlagen der Furcht, theils für ihr eigenes Leben, theils für die Zukunft des Landes. Vergniaud hatte Tags zuvor mit den Vertheidigern des Königs geredet und seinen Abscheu gegen ein Todesurtheil ausgesprochen. Er war unter den Ersten der Stimmenden, sah die drohenden und knirschenden Massen vor sich, und votirte den Tod. Mehr als zwanzig Gleichgesinnte folgten dem Beispiele; man konnte, haben sie später versichert, doch um des einen Menschen willen nicht den Bürgerkrieg entzünden. Hier war noch eine Erinnerung an das Gesammtwohl, aber auch der unverhüllte Selbstsinn fehlte nicht. Mein Gott, sagte noch in den glanzvollen Tagen des Kaiserthums Graf Cochon, ich hielt Ludwig für ganz unschuldig, aber sollte ich mich als Volksverräther mißhandeln lassen? Der Aufruf ging fort, die Nacht und den folgenden Tag hindurch. Um Mittag feierten, wenige Schritte von dem Sitzungssaale entfernt, die Proletarier der Sectionen ihr Verbrüderungsfest mit den Föderirten auf dem Carousselplatze; der Gemeinderath beschloß zu derselben Stunde, eine Steuer auf die Reichen zu beantragen, aus deren Ertrage den Armen Brot geliefert werden sollte. Abends um acht Uhr schloß im Convent der Namensaufruf: in diesem Augenblicke langte eine Depesche an, worin der König von Spanien nur so viel Aufschub des Processes erbat, um eine Friedensvermittelung zwischen Frankreich und Deutschland versuchen zu können. Alle Momente des Zustandes, Pöbelgewalt, communistische Tendenzen, revolutionärer Krieg drängten sich in diesem letzten Augenblicke des Trauerspiels zusammen. Es war überall dieselbe Entscheidung. Robespierre, der so oft gegen den Krieg geredet, der später die Girondisten unter Anderm wegen der Kriegserklärung auf das Blutgerüst sandte, stieß den Frieden hinweg, der ihn zur Schonung Ludwigs genöthigt hätte. Die Tyrannen sind nur am Kopfe verwundbar, sagte auch Danton; mit den Tyrannen Europa's

können wir nur durch Schlachten verhandeln, ich stimme für den Tod des Tyrannen. — Von 721 Anwesenden hatten 361, also genau die absolute Mehrzahl, für den Tod gestimmt. 26 hatten sich angeschlossen, dabei aber eine Verhandlung gefordert, ob die Vollziehung nicht aus politischen Rücksichten aufzuschieben wäre. 13 hatten den Aufschub zur Bedingung des Todesurtheils gemacht, 321 für Gefängniß oder sonstige Strafen gestimmt. Die Jacobiner hatten allen Grund zufrieden zu sein; es war jetzt offenbar, daß der Schrecken vor ihren Drohungen die Versammlung beherrschte. Um so gebieterischer forderten sie die Beseitigung des letzten Hindernisses, des in Vorschlag gebrachten Aufschubs. — Ludwig hatte seit Wochen keinen Zweifel über den Ausgang und war bereitet auf den letzten Augenblick. Die erste Nachricht über das Urtheil brachte ihm einer seiner Vertheidiger, der ehrwürdige Malesherbes, in hellen Thränen. Der König umarmte ihn völlig gefaßt mit den Worten: der Tod erschreckt mich nicht, ich baue auf die Barmherzigkeit des Himmels. In dieser Stimmung blieb er die Tage hindurch, unwandelbar, ohne Schmerz noch Zorn, beinahe heiter; was ihn selbst betraf, so hatte er alle Wünsche, alle Hoffnungen dieser Erde weit hinter sich. Ich fürchte den Tod nicht, sagte er zu seinem Kammerdiener Clery, aber ich schaudere, wenn ich an die Königin, an meine unglückseligen Kinder denke. Er überwand auch das, er fand selbst ein tiefes Mitgefühl für die Nation, die ihn unter den Griff seiner Peiniger geworfen: ich sehe die Gräuel in langer Reihe sich folgen, den endlosen Hader Frankreich zerfleischen. So ging er durch den letzten bittersten Schmerz hindurch, den Abschied von den Seinen, die er wehrlos und freundlos in der Hand der Barbaren zurückließ — ein Ausbruch langgehäuften Jammers zwei Stunden hindurch, eine einzige, nicht endende, mit Schluchzen erfüllte Umarmung — nun ist auch das überwunden, sagte er nachher; warum muß man lieben und geliebt werden in solchen Schmerzen! denken wir jetzt an das Eine, was Noth thut, an das ewige Heil. Nach ruhigem Schlaf erwachte er am Morgen des 21sten, im Gefühle körperlicher Schwäche, mit Mühe sich der Morgenkälte erwehrend; dann aber schnell gestärkt durch die Erinnerung an Gottes ewige Gerechtigkeit, unberührt von den rohen Schimpfreden seiner Wächter, mit einem letzten Blick auf die Fenster der Seinen, bestieg er den Wagen, der ihn zum Blutgerüste führte.“

Die Champagne.

§. 882. **Kriegsbegebenheiten.** Langsam und methodisch rückte das preußisch-österreichische Heer unter **Braunschweig** über Lothringen der Champagne zu. Umsonst suchte **Friedrich Wilhelm II.**, der sich nebst seinen beiden Söhnen bei dem Heere befand und mit royalistischer Romantik vor Verlangen brannte, einen ritterlichen Kampf gegen die Revolution zu führen, die verletzte Majestät zu rächen und den gestürzten Königsthron wieder aufzurichten, den Herzog zu einem schleunigen Zug gegen Paris zu bewegen. Dieser, an die kunstgerechte und bedächtige Kriegsweise des siebenjährigen Kriegs gewöhnt, vergeudete die Zeit mit der Eroberung unbedeutender Festungen (Longwy und Verdun) und betrat die Champagne in der ungünstigsten Jahreszeit, als die Wege durch den Regen ungangbar geworden und der Genuß ungesunder Nahrung und unreifer Früchte das Heer schwächte und aufrieb. Als daher **Dümouriez**, ein leichtfertiger, aber mit großem Selbstvertrauen erfüllter Feldherr, das Argonner Wäld-
20. Sept. 1792. chen besetzte und **Kellermann** in der „**Kanonade bei Valmy**“, unweit der catalaunischen Felder, wo einst die Hunnenschlacht sich ereignet, mit einigem Erfolg den Angriff der Feinde zurückschlug, gab man im preußischen Heere den Plan eines weiteren Vordringens auf. Nach sechstägigen fruchtlosen Verhandlungen, die Dümouriez benutzte, um die Truppen in Unthätigkeit zu halten und zwischen Preußen und Oesterreich Mißtrauen und Uneinigkeit zu erzeugen, traten die Deutschen, entmuthigt und entkräftet durch die schlechte Witterung und Verpflegung, durch Hunger und Ruhr, den Rückzug nach Verdun an, ohne von den Feinden verfolgt zu werden, und verließen dann, durch die Abberufung einzelner Truppencorps geschwächt, das französische Gebiet. So endigte der Zusammen-

stoß bei Valmy, der bei der schlechten Verfassung der französischen Armee durch einen raschen, muthigen Angriff, wie ihn der König wünschte, den deutschen Truppen einen sichern Sieg hätte bringen müssen, durch die allzugroße Vorsicht des Oberfeldherrn zum Vortheil der Franzosen und führte eine für die Geschicke Europa's entscheidende Wendung herbei. Aber die Vertheidigung des „Thermopylenpasses", wie die Franzosen großsprecherisch das Argonner Gehölz nannten, war kein Heldenkampf. — Nach dem Abzug der preußischen Truppen wandte sich Dümouriez gegen das österreichische Heer in Belgien, gewann die Schlacht 6. Nov. 1792.
von Jemappes und eroberte nicht allein die österreichischen Niederlande mit Lüttich (wo das Volk, schon lange mit dem Fürstbischof im Streit (§. 831), sich gern den Kämpfern für Freiheit und Gleichheit anschloß), sondern er bemächtigte sich auch der Grenzfestungen gegen Holland und bedrohte dieses Land mit ähnlichem Schicksal. Eben so rasch und glänzend waren die Fortschritte der französischen Armee gegen Sardinien, das sich den Feinden Frankreichs angeschlossen. Savoyen und Nizza wurden mit leichter Mühe erobert und gleich Belgien und dem linken Rheinufer als neue Departemente der französischen Republik einverleibt.

Diese Machtschritte des Convents, so wie die Verbreitung der Revolutionsideen durch Einführung republikanischer Verfassungen, durch Errichtung von Jacobinerclubs und Freiheitsbäumen in den eroberten Ländern und durch Aufrufe an die Unterthanen monarchischer Staaten, die neue Ordnung der Freiheit und Gleichheit einzuführen, und endlich das Entsetzen der europäischen Mächte über Ludwigs XVI. Ermordung führten eine gewaltige Coalition unter Englands Panier gegen das republikanische Frankreich herbei. Das aristokratische Großbritannien, die Niederlande, Preußen, Oesterreich, das deutsche Reich, Italien und Spanien zogen aus, um in Frankreich die neuen Ideen zu unterdrücken, gleich gefährlich für Thron und Altar, wie für die Vorrechte der privilegirten Stände. Die Völker begrüßten anfangs mit Jubel die französischen Streiter, welche Befreiung von tausendjährigem Druck und Gleichheit aller Menschen verhießen, aber bald wurden sie von ihrer Begeisterung für die gepriesene Freiheit herabgestimmt, als die Truppen von ihrer Habe zehrten, als Schaaren raubgieriger Vagabunden und Abenteurer das Land aussaugten und mißhandelten und die Mitglieder und Commissarien des Convents sich mit ihrem Gute bereicherten. Aus den reichen Klöstern und Kirchen Belgiens wurde alles Werthvolle fortgeschafft, die heiligen Gegenstände unter Hohn zerstört.

Dümouriez, den Ansichten der Girondisten huldigend, war mit dem wilden Treiben des Convents und der republikanischen Vereine unzufrieden und zog sich daher bald den Haß und Verdacht der herrschenden Demokratenpartei zu. Als Verbündeter des Herzogs von Orleans, dessen Sohn Louis Philipp (später König der Franzosen) sich bei der Armee befand, wurde Dümouriez anfangs von Danton gegen Robespierre, Marat und andere Jacobiner geschützt; als sich aber in der Nationalversammlung der Kampf zwischen der Gironde und der Bergpartei heftiger gestaltete, ward auch Dümouriez' Stellung schwieriger. Conventsdeputirte überwachten den General, untergruben sein Ansehen bei dem Heer und schalteten in den eroberten Ländern eigenmächtig. Dies war um dieselbe Zeit, als ein neues österreichisches Heer unter dem Prinzen von Koburg, dem Clairfait (Clerfait) und der junge, talentvolle Erzherzog Karl beigegeben waren, in den Niederlanden erschien, die Franzosen an der Maas zurückdrängte und Dümouriez selbst bei Neerwinden besiegte. Diese Niederlage schrieb der

Belgien.

18. März 1793.

französische General hauptsächlich den Jacobinern zu, weil sie das Heer verführt, die Lieferungen der Kriegsbedürfnisse aus Gewinnsucht schlecht besorgt, und ihm einen unfähigen Mitfeldherrn an die Seite gestellt hätten. In seinem Verdruß gab er nicht undeutlich zu erkennen, daß er auf den Sturz des Convents und die Wiederherstellung einer monarchischen Verfassung mit dem Herzog von Orleans oder dessen Sohn als König, sinne. Der Convent, von Allem unterrichtet, schäumte vor Wuth; er setzte den General in Anklagestand und lud ihn zur Verantwortung nach Paris. Aber Dümouriez hatte durch den General Mack bereits Unterhandlungen mit Clairfait eingeleitet. Er ließ daher die Abgeordneten des Convents, die ihn nach Paris geleiten sollten (Beurnonville, Camus, Lamarque u. A.), verhaften und den Feinden ausliefern, dann begab er sich selbst mit Ludwig Philipp und etwa 1500 Mann seiner Truppen in das feindliche Lager. Belgien kam somit wieder in die Hände der Verbündeten und büßte schwer für seine republikanischen Sympathien; da aber die Engländer und Holländer, die mittlerweile an dem Kriege Theil genommen, nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß sie ihre Kriegsentschädigung in dem wiedergewonnenen Lande zu erlangen hofften, so erweckten sie dadurch in den Oesterreichern Mißtrauen, das auf den Gang des Krieges lähmend zurückwirkte.

Dümouriez, von dem Convent als Vaterlandsverräther geächtet, lebte fortan bald auf dänischem, bald auf englischem Gebiet und starb am 14. März 1823 vergessen und verachtet in der Nähe von London, selbst von dem royalistischen Frankreich ausgestoßen.

1792. Rheingegend. Im Herbst war der Husaren-General **Cüstine** mit einem kleinen Heer in die Rheingegenden eingefallen, hatte sich bei der obwaltenden Zwietracht der kleinern Fürsten ohne Mühe der Städte Speyer, Worms und Mainz bemächtigt und sogar Frankfurt besetzt und gebrandschatzt. Die Unterthanen der deutschen Grenzländer, von unbilligen Steuern, von Jagdunwesen und Feudallasten schwer gedrückt und einer unparteiischen Rechtspflege wie jedes nachdrücklichen Schutzes entbehrend, empfingen die Fremdlinge, welche die Herrschaft der Menschenrechte und einen Zustand von Freiheit und Gleichheit verhießen, mit lauter oder stiller Freude.*) Die lebhafte, leichtsinnige und genußsüchtige Bürgerschaft von Mainz, vom Kurfürsten, von den Domherren und vom Adel verlassen und sich nach Befreiung von dem morschen geistlichen Regimente sehnend, wurde leicht zum Anschluß an Frankreich und zur Errichtung einer republikanischen Verfassung und eines Jacobinerclubs bewogen, als die hülflose und schlechtbefestigte Stadt von dem muthlosen Festungscommandanten Gymnich und dem Oberstlieutenant
21. Oct. 1792. Eickemeyer, einem talentvollen Mann von bürgerlichem Stande und den neuen Ideen zugethan, den Franzosen vertragsweise übergeben worden. Unter den „Clubisten von Mainz" befand sich Georg Forster, der Weltumsegler, ein Mann von hochfliegendem Geiste und beseelt für die Idee der Freiheit, aber wie viele andere deutsche Professoren und Gelehrte, „von staatsverderblichem Weltbürgersinn angesteckt". — Von Mainz aus machte Cüstine Streifzüge über den Rhein und brandschatzte die Gegenden in der Wetterau und an der Lahn,
2. Decbr. bis er durch die Tapferkeit der hessischen Truppen vor den Thoren Frankfurts eine Niederlage erlitt, die ihn nöthigte, sich auf Mainz und Castel zu beschränken. Dieser Sieg war die einzige kräftige Waffenthat im ganzen Feldzug.

*) Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das Allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte Jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
(Goethe, Hermann und Dorothea.)

Mainz. An den Kreis mißvergnügter Gelehrten und Schriftsteller, welche der Kurfürst nach Mainz berufen, hatten sich die Unzufriedenen und Zurückgesetzten aus dem Mainzer Bereich selber angeschlossen, Männer wie Eickemeyer, oder die Geistlichen mit Illuminatenmeinungen, wie Blau und Dorsch. „Der Parteigeist jener Tage hat die Meisten von ihnen mit Unrecht beschuldigt, durch eine weitläufig angesponnene Conspiration den Ueberfall von Mainz herbeigeführt zu haben; der ganze Gang der Octoberereignisse läßt jedoch den Gedanken eines absichtlichen Verraths gar nicht aufkommen; vielmehr fällt die Hauptschuld auf jene unfreiwillige Verrätherei, wie sie durch muthlose und verzagte Menschen zu jeder Zeit geübt wird, und was von Einverständnissen dabei mitwirkte, beschränkte sich eben auf die Kenntniß der trostlosen Lage der Stadt, über die sich bis zum letzten Augenblicke Jeder durch die offenen Thore der Festung Gewißheit verschaffen konnte.“ — In Mainz, wo im kurfürstlichen Schlosse die sehr gemischte Gesellschaft von „Freunden der Freiheit und Gleichheit“ sich aufthat, wie in den andern Städten des linken Rheinufers fand unter der Einwirkung der „Clubisten“ das französische Wesen und die republikanische Gesinnung viele Anhänger, so wenig auch die neuen Gebieter die Grundsätze von Freiheit und Volkssouveränetät achteten, das Land vielmehr als eroberte Provinz behandelten. Doch fanden sich die Anhänger der Republik mehr in den Reihen der Gebildeten als des Volks. Im März wurde in einer Versammlung, worin Hoffmann und Forster den Vorsitz führten, der 1793.
Beschluß gefaßt, „den ganzen Landstrich von Landau bis Bingen zu einem Freistaat umzugestalten, allen Zusammenhang mit dem deutschen Reiche zu lösen und die landesherrlichen Rechte der geistlichen Fürsten von Mainz, Worms und Speyer, der Fürsten von Nassau, von Baden, von Salm, von Leiningen, so wie der Grafen, Ritter und Reichsstädte, die jenes Gebiet umschloß, für ewig erloschen zu erklären.“ Diese „rheinische Republik“ konnte natürlich nicht für sich bestehen, daher am 21. März der Beschluß erfolgte: „daß das rheinisch-deutsche freie Volk die Einverleibung in die fränkische Republik wolle und eine Deputation abgesandt werden solle, um diesen Wunsch dem fränkischen Nationalconvent vorzutragen.“ An der Spitze dieser Deputation standen Georg Forster und Adam Lux. Sie sahen beide die Heimath nicht wieder. Der letztere blutete noch in demselben Jahre auf der Guillotine, als er seine hohe Bewunderung für Charlotte Corday öffentlich kund gab, und Georg Forster starb im Januar des folgenden Jahres (1794) am gebrochenen Herzen in Paris, getäuscht in seinen schönsten Hoffnungen und voll Unwillen über die Gräuel, die er vor seinen Augen sich entwickeln sah. Unternehmend und strebsam, ging er kurz vor seinem Tode mit dem Gedanken um, nach Indien zu reisen, da ihm das Leben in Frankreich verleidet war und ihm die Rückkehr nach Deutschland, wo man ihn geächtet und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, nicht mehr frei stand. — Mittlerweile hatten nämlich preußische und deutsche Truppen Mainz von allen Seiten eingeschlossen. Die Belagerten, welche die verfallenen Festungswerke wieder in guten Stand gesetzt hatten, und von zwei Conventsgliedern, die sich in ihrer Mitte befanden, zum Widerstand angefeuert wurden, vertheidigten sich mit großem Muthe, mußten aber zuletzt, von der furchtbarsten Hungersnoth gedrängt, die Stadt den Preußen vertragsweise übergeben. Sie durften mit ihren Waffen und 23. Juli 1793.
Feldzeichen abziehen, unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen, eine Bedingung, die dadurch ihre Bedeutung verlor, daß die Besatzung nunmehr unter ihrem General Kleber nach der Vendée zog, um dort den Aufstand zu bekämpfen (§. 885). Die Uebergabe von Mainz kostete dem General Beauharnais, der zu spät zum Entsatz gekommen, das Leben. Auch Cüstine blutete auf der Guillotine, als er die Städte Condé und Valenciennes auf der belgischen Grenze in die Hände der Feinde fallen ließ. Wenige Monate nachher folgte ihm sein Sohn. Die deutschen Freiheitsmänner in Mainz, für welche die Franzosen keine Begnadigung zu erwirken vermochten, büßten größtentheils ihren republi-

kanischen Traum mit mehrjähriger Haft und Verlust ihrer Habe. „So unvernünftig und wüste das Treiben der Mainzer Demokraten gewesen war, so roh und zügellos waren die Anfänge der wiedereingesetzten legitimen Gewalt. Mißhandlungen und Confiscationen, Einkerkerungen und brutale Gewaltthaten, auch gegen Solche, die ihr Alter oder Geschlecht hätte schützen sollen, waren nun an der Tagesordnung. Der hohe Stiftsadel, der seinen Staat so schmachvoll preisgegeben, weidete sich nun mit niedrigem Hohne an den Opfern der siegreichen Reaction. Die schalen Komödien des demokratischen Clubs, seine Umzüge, Freiheitsbäume und Brüderlichkeitsfeste wurden nun durch eben so abgeschmackte Schaustellungen der Gegner parodirt;" eine Verordnung vom 31. Juli z. B. bestimmte, die Reste des Freiheitsbaumes seien dergestalt zu verbrennen, „daß hierbei die Schindersknechte adhibirt, ein etwas höheres Gerüst verfertigt, eine rothe Kappe darauf gesetzt, durch Zuziehung einiger Musikanten mehr Zuschauer herbeigelockt und die verhafteten Hauptclubisten, unter Bedeckung preußischer Soldaten, mit auf den Platz geführt würden." — In ganz Deutschland machte sich der Rückschlag, den die Entartung der französischen Revolution und die Mainzer Episode übten, fühlbar in der schärfern Ueberwachung der Presse und in den strengeren Polizeimaßregeln gegen alle Aeußerungen der Freiheit.

§. 883. **Sturz der Gironde.** Nach dem Tode des Königs legte sich der Convent die **ausübende** und **gesetzgebende** Gewalt bei und theilte die verschiedenen Arbeiten verschiedenen **Ausschüssen** (Comités) zu. Diese wurden allmählich mit immer größerer Gewalt ausgerüstet und auf eine immer kleinere Zahl beschränkt, bis zuletzt der **Ausschuß der öffentlichen Sicherheit** alle **Regierungsgewalt** an sich riß und der aus neun Mitgliedern bestehende **Wohlfahrtsausschuß** die Schreckensgesetze entwarf, die dann der Convent bestätigte. Diese Ausschüsse, besonders der letztere, beherrschten Frankreich mit unerhörter Despotie. Das Hauptmittel ihrer Tyrannei war das aus zwölf Geschworenen und fünf Richtern bestehende **Revolutions-Tribunal**, bei welchem der schreckliche Blutmensch **Fouquier Tainville** das Amt eines öffent-
1793. lichen Anklägers versah. Dieser Gerichtshof, dem nach einem Gesetze vom 8. April auch die Conventsmitglieder unterworfen waren, fällte nur Todesurtheile, bei denen weder Appellation noch Begnadigung stattfand. **Marat**, der neben Robespierre im Jacobinerclub das meiste Ansehen hatte, forderte immer kecker die Armen zum Kampf gegen die Reichen, den Pöbel zur Vernichtung aller Gebildeten auf. „Er war mit der Macht des Pöbels emporgekommen, weil er in seiner grenzenlosen Selbstüberhebung die Fähigkeit besaß, Alles, was sonst für verrückt und ruchlos gegolten, Todtschlag der politischen Gegner, Raub des fremden Eigenthums, Meuterei der Soldaten gegen ihre Offiziere, mit voller Ehrlichkeit und Unbefangenheit als das gute Recht des Volkes zu fordern." Bald sah sich jedoch Marat überboten von **Hebert**, der in dem Volksblatte père Duchesne die äußerste Grenze des Cynismus betrat, indem er in seinem, von unfläthigen Ausdrücken und pöbelhaften Schmähungen und Redensarten strotzenden Journale die Hefe des Volkes, dessen Sprache er redete, zu Mord und Aufständen zu reizen suchte. Nach ihren Grundsätzen handelte der **Municipalrath** von Paris, an dessen Spitze nach dem Sturze des schleichenden Heuchlers **Pétion** der Jacobiner **Pache** als Maire und der scheußliche **Chaumette** als Syndicus standen. Schlagfertige Fäuste fanden sie theils in der Nationalgarde, die unter **Henriot's** Oberbefehl sich in eine Schaar von „**Sanscülotten**" verwandelte, theils in zwei im Mai ausgehobenen **Revolutionsarmeen**, wovon die eine die Aristokraten in Ordnung halten, die andere gegen die Vendée ziehen sollte. Für **Pöbeltumulte** sorgten die **Ausschüsse der Sectionen**, an die sich Marat, Danton, Camille Desmoulins u. A. wendeten, wenn sie den Convent zu einer Maßregel zwingen wollten. Diese aus je zwölf Mann bestehenden Sectionsausschüsse übten die **Polizei** in ihren Districten, theilten Sicherheitskarten aus und beriethen sich in nächtlichen Versammlungen über die zu ergreifenden Maßregeln. Durch diese von den Jacobinern im ganzen Reich begründete Einrichtung kam die Macht gänzlich in die Hände der Masse und die Herrschaft in die Gewalt der untersten Volksklassen. Alle Wohlhabenden schwebten in steter Gefahr, beraubt zu werden, und mußten sich zur Erhaltung der brodlosen Menge hohen Zwangsanleihen und Progressivsteuern unterwerfen. Die Bäckerläden und Krämerbuden wurden häufig von den gräßlichen

Weibern der Vorstädte und den „harten Fäusten" der Proletarier geplündert, was den Wohlfahrtsausschuß endlich bewog, ein Maximum des Preises für Getreide, Brod und andere Lebensmittel festzusetzen und so die Verfügung über Hab und Gut der Besitzenden vollständig in die Hand zu nehmen. „Die Träume und Schäume von der Freiheit aller Menschen und aller Völker waren verflogen. Wie weit lagen die Zeiten zurück, in welchen die niedere Volksklasse mit der Aufhebung der Privilegien die Rechtsgleichheit der Bürger beklatscht hatte! Einmal auf den Weg der Gewalt gerathen, erkannte sie jetzt keinen andern Zustand mehr an als die Herrschaft des Proletariats über die einst höher Gestellten. Die Führer des Pariser Pöbels, durch das Königsblut berauscht, nöthigten durch die Decrete des willenlosen Convents die französischen Bauern in ihren Dienst, um von nun an das Joch ihrer Begierden dem gesammten Europa aufzuerlegen." — Diese Herrschaft der Pariser Gemeinde brachte die Brissotisten auf den Gedanken, Frankreich in einen aus mehreren kleinen Republiken bestehenden Föderativ-Staat umzuwandeln, um das Unheil der Centralisation abzuwenden. Daraus ging ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Föderalisten (Brissotisten, Gironde) und Jacobinern hervor.

Kaum war durch Dümouriez' Flucht und Verrath die Partei Orleans gesprengt und er selbst in Haft gebracht, so richteten die Demokraten des Bergs ihre Angriffe gegen die Gironde, um durch den Sturz aller Gemäßigten und Lauen mehr Einheit und Kraft in den Convent zu bringen und Frankreich vor der drohenden Zerstückelung zu bewahren. Ihr Wortführer **Robespierre** stellte daher den Antrag: die Häupter der Girondistenpartei als Mitschuldige Dümouriez' vor das Revolutionstribunal zu stellen. Als sein Vorschlag an der überlegenen Beredsamkeit der Angegriffenen scheiterte, forderte Marat den Pöbel, dem um dieselbe Zeit die bisher genossenen Unterstützungen aus der Staatskasse entzogen wurden, zum Aufstand gegen die Feinde der Republik und zur Selbsthülfe gegen die Urheber der Theuerung auf, was den Girondisten Anlaß gab, wider diesen Wütherich vor dem Revolutionstribunal eine Anklage zu erheben. Dies brachte in den Sectionen eine heftige Bewegung hervor. Drohend verlangte das Volk wiederholt die Verhaftung der Girondisten, und als Marat von dem aus Jacobinern bestehenden Gerichtshofe losgesprochen wurde, gab dasselbe 24. April 1793.
seine Gesinnung dadurch zu erkennen, daß es seinen Abgott im Triumph in den Convent trug. Von dieser Zeit an drängte ein Aufstand den andern, und nicht nur alle gemäßigten Conventsglieder, sondern alle rechtlichen und besonnenen Bürger, die dem wilden Treiben des Pöbels abhold waren, schwebten in steter Lebensgefahr. Da setzten die Girondisten und ihre Meinungsgenossen im Convente ein Decret durch, daß zur Untersuchung der täglichen Unruhen und zur Erforschung ihrer Urheber eine aus zwölf Mitgliedern bestehende Commission niedergesetzt werde. Diese ließ den Journalisten Hebert, „den Liebling der Straßendemokratie", und einige andere Wortführer des großen Haufens als Urheber der Tumulte und Mordpläne verhaften. Aber am nächsten Tage erzwang der tobende Pöbel ihre Freilassung, worauf Hebert und seine Genossen aus Rache den Aufstand vom 31. Mai veranstalteten, nachdem sie zuvor den gebrandmarkten **Henriot**, der früher Lakai, dann Schleichhändler und zuletzt Polizeispion gewesen war, zum Anführer der Nationalgarde gemacht. An diesem und den beiden folgenden Tagen umlagerte eine ungeheuere Volksmasse die Tuilerien, wo jetzt der Convent seine Sitzungen hielt, und forderte laut und drohend die Aufhebung der Commission der Zwölfe („Decemvirn") und die Ausschließung der Girondisten und Gemäßigten. Vergebens boten diese die ganze Kraft ihrer

Beredsamkeit auf, um durch Schilderung der schrecklichen Folgen einer solchen Schwäche und Nachgiebigkeit auf die Versammlung zu wirken; der Pöbel, von der Bergpartei ermuthigt, drängte sich in den Saal und auf die Galerien und verlangte mit wildem Toben und Geschrei seine Opfer. Vergebens versuchte die Mehrzahl der Versammlung, den Präsidenten Herault de Sechelles an der Spitze, in Masse den Sitzungssaal zu verlassen, wo sie nicht mehr in Freiheit berathen könnten; — von Henriot zurückgetrieben, blieb ihnen nichts übrig, als in die Forderungen des Volks und der Bergpartei zu willigen und die Herrschaft der Masse anzuerkennen. Vierunddreißig Girondisten wurden
2. Juni. sofort ausgeschlossen und in Haft gebracht; zwanzig von ihnen (worunter Pétion, Guadet, Barbaroux) entkamen und riefen die Bewohner der Bretagne, der Normandie und der Seestädte des Südens zu den Waffen gegen die Jacobiner. Aber die Empörung hatte keinen glücklichen Fortgang und beschleunigte den
13. Juli 1793. Untergang ihrer Urheber, besonders als Marats Ermordung durch die edle, von Barbaroux' Reden angefeuerte Charlotte Corday den Gliedern des Bergs eine willkommene Gelegenheit bot, durch Schilderung von Verschwörungen zur Ermordung der Patrioten und zum Umsturz der Freiheit das Volk in angstvoller Gährung zu halten. Charlotte Corday starb auf dem Blutgerüste; Marats Leiche dagegen wurde im Pantheon beigesetzt, nachdem sie zu theatralischen Schaustellungen gedient hatte.

Am 31. October wurden die in Paris anwesenden Girondisten zur Guillotine geschleppt; aber auch die Entflohenen und Geretteten starben größtentheils eines gewaltsamen Todes; die meisten, wie Roland, Pétion, Büzot, Condorcet, Rebequi, durch Selbstmord. Auch Frau Roland blutete auf dem Schaffot. Dreiundsiebzig Conventsglieder, die gegen die Ausschließung der Girondisten Protest eingelegt, wurden einige Monate später ebenfalls ausgestoßen, so daß der Convent nunmehr zum bloßen Werkzeug des Wohlfahrtsausschusses herabsank.

§. 884. Die Gräuel im Süden. Die Blutherrschaft der Jacobiner mit ihren Zwangsanleihen, Pöbelbewaffnungen und Aushebungen erzeugte Aufstände im Innern von Frankreich, die nur durch die unmenschlichste Grausamkeit unterdrückt wurden. Der mißlungene Versuch der Einwohner der Normandie und Bretagne, die ausgeschlossenen Girondisten wieder in ihre Rechte einzusetzen, gab dem Wohlfahrtsausschuß Gelegenheit, die Gegend von der Seine bis zur Loire und zur äußersten Meeresküste durch den schrecklichen Carrier mit Mord und Blut heimzusuchen. Dieses Ungeheuer ließ in Nantes seine Opfer hundertweise erschießen oder vermittelst Schiffen mit Fallböden in der Loire ertränken (Noyaden), so daß nach der niedrigsten Berechnung seine viermonatliche Thätigkeit fünfzehntausend Menschenleben hinraffte. Noch entsetzlicher waren die Gräuelthaten der Jacobiner in den Städten des Südens, in Lyon, Marseille und Toulon. In der ersten Stadt hatte der ehemalige Priester Chalier, als Vorsteher des Jacobinerclubs, durch schändliche Maueranschläge, worin der Pöbel zur Beraubung und Ermordung der als Gegner der neuen Ordnung bezeichneten reichen und angesehenen Bürger aufgefordert ward, solche Erbitterung bei allen ehrbaren und wohlhabenden Einwohnern hervorgerufen, daß die in Eigenthum

und Leben Bedrohten sich gegen die Jacobiner erhoben, in einem heftigen Straßenkampf siegten und Chalier hinrichten ließen. Diese That füllte die Pariser Schreckensmänner mit furchtbarer Wuth. Eine republikanische Armee rückte vor die Mauern der Stadt; nach hartnäckigem Kampfe wurde dieselbe eingenommen und mit Mord und grausenhafter Verwüstung heimgesucht. Collot d'Herbois, Ronsin, Fouché, Couthon u. A. ließen die Einwohner massenweise erschießen, weil die Guillotine zu langsam wirkte; ganze Straßen und Häuser wurden eingerissen oder mit Pulver gesprengt; in die Habe der wohlhabenden Bürger theilte sich der Pöbel; Lyon sollte vertilgt werden und zu einer Gemeinde ohne Namen herabsinken. Auf ähnliche Weise wütheten die Republikaner in Marseille und Toulon. Die Royalisten von Toulon hatten die Engländer zu Hülfe gerufen und ihnen Stadt und Hafen übergeben. Zugleich hatten sie spanische und italienische Truppen, zwölftausend an der Zahl, bei sich aufgenommen. Im Vertrauen auf diesen Beistand und auf die Stärke der Festungswerke trotzten die Toulonער Bürger ihren republikanischen Widersachern. Aber die Armee der „Sanscülotten", bei welcher der junge Korse **Napoleon Bonaparte** die ersten Proben seines Feldherrntalents ablegte, überwand alle Hindernisse. Toulon wurde erstürmt. Die Engländer, außer Stande, die Stadt zu halten, steckten die Flotte in Brand und gaben die unglücklichen Bewohner der entsetzlichen Rache des Convents preis. Hier ließ der schreckliche Fréron alle wohlhabenden Bürger in Masse niederschießen und ihre Habe den Sanscülotten austheilen. Die ehrbaren Einwohner entflohen und überließen die Stadt, deren Bevölkerung von 28,000 auf 7000 herabsank, dem Gesindel und den Galeerensklaven. Achthundert gefangene Bürger bluteten unter den Kugeln einer savoyischen Mörderbande, dann erst folgte die Einsetzung eines Revolutionsgerichts, welches binnen drei Monaten über 1800 Menschen ohne Beweis und Untersuchung hinwürgte. Zur Feier eines republikanischen Festes schickte man elf junge und schöne Frauen auf das Schaffot. — Nicht viel besser verfuhr Tallien, zugleich Wütherich und Schlemmer, in Bordeaux, und im nördlichen Frankreich zog Lebon mit der Guillotine von Ort zu Ort und häufte Gräuel auf Gräuel. „Für die Jacobiner gab es keine Rettung, wenn sie nicht schrankenlos herrschten; es gab aber keine Sicherheit ihrer Herrschaft, wenn sie nicht weit um sich her das Land zur Einöde machten. Sie waren tollkühn und blutdürstig aus Todesfurcht."

16. Juli 1793.

9. Oct.

Nap. Bonaparte.

Napoleon Bonaparte (Buonaparte), Sohn eines korsischen Edelmanns, der sich als Freund von Paoli in den Kriegen, die der Besitznahme der Insel durch die Franzosen vorangingen (§. 771), ausgezeichnet hatte, wurde am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren, zwei Monate nach der Unterwerfung der Insel unter Frankreich. „Ich wurde geboren, als mein Vaterland starb," schrieb er 1789 an Paoli; „das Geschrei der Sterbenden, die Wehklagen der Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit der Stunde meiner Geburt." Als zehnjähriger Knabe wurde er in die Kriegsschule zu Brienne aufgenommen, wo er fünf Jahre verblieb (1779—1784) und dann in die Pariser Militärschule überging. An beiden Orten widmete er sich besonders den mathematischen und geschichtlichen Studien, an denen er auch in der Folge fortwährend das meiste Gefallen fand. Nach seinem Eintritt in die französische Armee machte er sich als Artillerielieutenant im südlichen Frankreich und auf der Insel Korsika durch Muth und militärisches Geschick bald bemerklich, so daß er schon im Februar 1792 zum Artilleriehauptmann befördert ward. Den Revolutionsideen und den demokratischen Freiheitsbestrebungen mit Eifer zugethan, war er den neuen Machthabern Frankreichs ein willkommener Gehülfe und auch seine von Ehrgeiz erfüllte Seele erkannte schnell die

Vortheile, die ihm die Verbindung mit den Männern des Berges bringen könnte. Als Paoli für die Lostrennung Korsica's von Frankreich wirkte, trat er dem alten Freunde scharf entgegen, und in einer kleinen Gelegenheitsschrift aus jener Zeit „das Souper de Beaucaire" machte er den Schutzredner des Staatsstreiches gegen die Gironde. „Inmitten des Chaos seiner Zeit und mit den guten Waffen, die er sein eigen nannte — dem Genius eines großen Feldherrn, der Kunst, sich der Phantasie der Zeitgenossen zu bemächtigen, einem wunderbaren Scharfblick, einer tiefen Kenntniß und Verachtung der Menschen, der Schlauheit des Italieners und der unbezwinglichen Hartnäckigkeit des Korsen — war jedes Ziel für ihn erreichbar."

Von den Gräuelscenen in Lyon macht Sybel folgende Schilderung: „In der Stadt lag Gewerbe und Industrie darnieder, auf dem Lande stockte der Ackerbau, und nur durch die Drohung sofortigen Erschießens wurden die Landleute zur Bestellung der Felder gezwungen. Die Linientruppen sahen den Ausschweifungen der Pariser Rotten mit kochendem Ingrimm zu; es kam endlich so weit, daß einige Tage lang förmliche Gefechte zwischen ihnen statt fanden, und die ängstlichsten Berichte darüber nach Paris abgingen. Collot ließ sich dadurch nicht irren und setzte Verhaftungen, Räubereien und Ermordungen mit immer lebhafterem Eifer fort. Er selbst trat mit orientalischem Prunke und brutaler Grandezza auf. Man gelangte erst nach dreimaliger Bitte zu seiner Audienz, eine lange Reihe von Vorgemächern lag vor seinem Empfangsaal; dort mußte jeder Bittsteller funfzehn Schritte von ihm entfernt bleiben, zwei Grenadiere mit gespanntem Gewehre waren an seiner Seite, den Blick auf den Besuchenden geheftet. Seine Antworten waren kurz und kalt, bei Gnadengesuchen meist mit cynischem Spotte gemischt, bei Anfragen seiner Werkzeuge oft in absichtliche Zweideutigkeit gehüllt. Jeden Mittag schwelgte er mit einem Trosse von Lustigmachern und liederlichen Dirnen, fertigte unter dem Mahle neue Todesurtheile aus, und trank auf das Wohl der Republik, während der Donner der Mitrailladen dumpf von dem Platze der Hinrichtungen herüberdröhnte."

§. 885. **Die Blutscenen der Vendée.** Am schrecklichsten war das Schicksal der Vendée, jenes eigenthümlichen, von Gehölzen, Hecken und Gebüschen überdeckten und von Gräben durchschnittenen Landes im westlichen Frankreich. Hier lebte ein zufriedenes Volk in ländlicher Stille und in der Einfalt alter Zeit. Die Bauern und Pächter hatten Anhänglichkeit an ihre Gutsherren, die sie nicht drückten, sie liebten den König, von dem sie nichts zu leiden hatten, und hingen mit Verehrung an der Geistlichkeit und den kirchlichen Gebräuchen, die ihnen von Jugend auf theuer und heilig gewesen. Als nun die Nationalversammlung ihre unbeeidigten Priester vertrieb und morden ließ, als der König
24. Febr. 1793. auf der Guillotine blutete, als die Bauernsöhne durch das allgemeine Aufgebot zur Vertheidigung des Vaterlandes in die Armee einberufen wurden, da vereinigten sich alle Geister des Zorns und der Rache in den Gemüthern der Vendéer Bauern und trieben sie zum Widerstand und zum Bürgerkrieg. Unter geschickten, kühnen, durch den Krieg gebildeten Führern aus geringem Stande, wie Charette, Stofflet und Cathelineau, denen sich einige Edelleute, wie La Roche-Jaquelein, d'Elbée u. A. beigesellten, schlugen sie anfangs die von Santerre und andern Jacobinern befehligten republikanischen Heere zurück, eroberten Saumür und bedrohten Nantes. Da schickte der Convent die aus dem Auswurf des Volks bestehende Revolutionsarmee unter Westermann und den rasenden Jacobinern Ronsin und Rossignol nach der Vendée ab. Diese fielen wie reißende Wölfe über die unglücklichen Bewohner her, steckten Dörfer, Städte, Meierhöfe und Gehölze in Brand und suchten durch Schrecken und Gräuel den Widerstand der „Royalisten" zu brechen. Aber der Muth des Vendéer Landvolks blieb ungebeugt. Weder die Schrecknisse des vielgestaltigen Todes, noch die Verwüstungen ihrer Meierhöfe und Aecker waren im Stande,

ihre Gesinnung zu ändern oder ihren Arm zu lähmen. Als jedoch die, nach der Uebergabe von Mainz (§. 882) in die Heimath zurückgekehrten, tapfern Truppen unter fähigen, kriegskundigen Anführern, wie Kleber, gegen die Rebellen der Vendée geschickt wurden, erlag das unglückliche Volk allmählich den Streichen seiner Gegner, nachdem das Land zur Wüste geworden und Tausende der Bewohner den heimathlichen Boden mit ihrem Blute getränkt. Aber beruhigt wurde die Vendée erst, als nach Robespierre's Sturz der eben so tapfere als menschenfreundliche **Hoche** aus dem Kerker an die Spitze des Heeres trat und den Einen, die des Kampfes müde waren, Frieden bot, die Widerstrebenden aber durch die Schärfe seines Schwerts und die Ueberlegenheit seiner Kriegskunst zur Unterwerfung brachte. Stofflet und Charette wurden zu Kriegsgefangenen gemacht und erschossen. Mittlerweile war das Regiment des Schreckens zu Ende gegangen und eine mildere Gesinnung herrschend geworden.

Der im Juli 1795 von einigen Schaaren ausgewanderter Royalisten unternommene Versuch, durch eine mit englischer Hülfe auf der Insel Quibéron veranstaltete Landung die kriegsmatten Bewohner der Vendée und die Chouans zu neuem Kampf gegen die republikanische Regierung anzuspornen, endete zur Schmach und zum Verderben der Angreifer. Nach einem kurzen Gefechte gerieth die gelandete Mannschaft mit einem großen Vorrath von Waffen, Kriegsgeräth und Geld in die Hände der Republikaner, die achthundert gefangene Royalisten grausam niedermachten. Pitt tröstete sich, daß dabei wenigstens kein englisches Blut geflossen, erhielt aber von dem Redner Sheridan die verdiente Entgegnung, dafür sei englische Ehre aus allen Poren geströmt.

§. 886. Der erste Coalitionskrieg (1793—1796). Die englische Regierung trug lange Bedenken, den Kampf mit der Revolution zu beginnen. Sie duldete die Emigranten im Lande, nahm aber auch einen Gesandten von der bestehenden Regierung in Frankreich an und ließ Freunde und Feinde der neuen Ordnung ihre Ansichten ohne Zwang in Rede und Schrift kund geben. England

In dem an öffentliches Staatsleben gewöhnten englischen Volke bildeten sich bald zwei Parteien, wovon die eine, Edmund Burke und die Tories an der Spitze, die neue Gestaltung in Frankreich und ihre Urheber mit Haß und Abscheu betrachtete und mit den ärgsten Schmähungen belegte; die andere, die den genialen, an Geistesgröße wie an regelloser Lebensweise dem Grafen Mirabeau ähnlichen Staatsmann und Redner Fox zum Oberhaupt, und in dem Verfechter der demokratischen Verfassung von Nordamerika, Thom. Payne, einen eifrigen Wortführer hatte, die Grundsätze der Revolution, wenn gleich nicht die blutigen Auswüchse derselben, billigte. Burke, ein gebildeter, kenntnißreicher Staatsmann und ein schwungvoller Redner, der freilich an Bombast und rhetorischen Floskeln etwas zu sehr Gefallen fand, war während der amerikanischen Freiheitskriege ein warmer Vertheidiger der Volksrechte und mit Fox die Seele der Opposition gegen die Regierung. Aber nun wandelte er seinen Sinn, stellte in einem vielgelesenen Buche die französische Revolution als das heilloseste und fluchwürdigste Ereigniß dar, zu dessen Bekämpfung alle Fürsten Europa's ausziehen sollten, und ging in seinem Eifer für die Erhaltung der alten Zustände so weit, daß er in einer Parlamentssitzung öffentlich seinem langjährigen Meinungsgenossen Fox feierlich die Freundschaft kündigte und in Haß sich von ihm wandte. Damals stand der jüngere Pitt, der Sohn des großen Lord Chatham, an der Spitze des Ministeriums. Er wie seine Gesinnungsgenossen, die Tories und der ihnen gewogene König Georg III. und sein gleichnamiger Sohn, der Prinz von Wales (der während des Vaters langer Geisteszerrüttung als Prinz-Regent den Staat leitete und erst nach dessen Tode 1820 als Georg IV. den Königstitel annahm), waren den republikanischen Ideen, die nicht blos den Kronen der Fürsten,

sondern auch den Standesvorrechten der Edelleute Verderben drohten, sehr abhold und belobten und belohnten daher Burke's Eifer; öffentlich trat aber die englische Regierung gegen Frankreich erst dann feindselig auf, als das Haupt des Königs gefallen war, Belgien erobert und das befreundete Holland mit Krieg bedroht ward, als der verwegene Convent allen Völkern, die sich gegen die Tyrannei ihrer Regierungen und die Obmacht der bevorrechteten Stände erheben und den Druck der Feudallasten abschütteln würden, Frankreichs Beistand verhieß, von einer englischen Gesellschaft für republikanische Zwecke eine Gesandtschaft vor sich ließ und die vorbereitenden Schritte zu einer gewaltsamen Schilderhebung in dem Insellande durch geheime Verheißungen und in Aussicht gestellte Unterstützungen förderte und ermunterte. Nun begann England den folgenreichen Krieg zu Wasser und zu Land, von dem es erst abstand, als die Revolution und die daraus hervorgehende Militärherrschaft Napoleons besiegt zu Boden lag. Fortan wurde Frankreich nicht nur von englischen Schiffen und englischen Heeren bekämpft, sondern englische Hülfsgelder brachten auch die saumseligen Fürsten und die zaudernden Regierungen zum Anschluß an den Krieg gegen den gemeinschaftlichen Feind. England glaubte um so mehr die Revolution bekämpfen zu müssen, als dieselbe in den unzufriedenen und erregbaren Irländern thätige Anhänger hatte, so daß Pitt wegen Verschwörungen und Aufständen wiederholt zur Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte (§. 754), zur Verkündigung des Kriegszustandes, zu politischen Processen (gegen Horne, Tooke u. A.) und zu Ausnahmsgesetzen schreiten mußte.

§. 887. **Europa gegen Frankreich.** Im Sommer 1793 bedrohte fast ganz Europa die französischen Grenzen. Während die englischen Flotten Frankreichs Seemacht zu vernichten und seine Colonien zu erobern suchten und Pitt durch reiche Hülfsgelder den Krieg im Schwung zu erhalten bedacht war, rückten Holländer, Oesterreicher und Engländer von den Niederlanden aus in Flandern ein; zugleich setzten deutsche, preußische und österreichische Truppen über den Rhein; Sardinien und Toskana bedrohten den Südosten, an den Pyrenäen standen spanische und portugiesische Heere; Neapel und Portugal folgten den Weisungen Englands. — Aber die Ungeschicklichkeit und Planlosigkeit der Anführer, die schlechten Verpflegungsanstalten, die Uneinigkeit der Verbündeten, die alle ihre besondern Vortheile und Interessen im Auge hatten, und die Hoffahrt der Offiziere hinderten glänzende Erfolge selbst zu einer Zeit, da Frankreich sein neues Kriegssystem, wodurch es nachher ganz Europa Trotz bieten konnte, noch nicht geschaffen hatte. Die Oesterreicher, von Thuguts preußenfeindlicher Politik
Juli 1793. geleitet, wünschten sich nach der Einnahme von Condé und Valenciennes (§. 882) in dem französischen Flandern festzusetzen und betrachteten mit Neid und Mißtrauen die gleichzeitigen Gebietserweiterungen der Preußen in Polen (§. 842); die Engländer hatten ihre Blicke auf Dünkirchen gerichtet, das sie einst besessen und das sie wieder zu gewinnen hofften. Unter solchen Umständen konnten die Kriegsunternehmungen der Verbündeten nur geringen Fortgang nehmen, wenngleich im Anfang die bessere Uebung der österreichischen und preußischen Truppen und die tapfere Haltung ihrer Reiterei über die Feinde manchen Vortheil davon trug. In den Niederlanden wurde das englisch-holländische Heer von den mißtrauischen Oesterreichern nicht gehörig unterstützt, wodurch
8. Sept. es dem republikanischen General Houchard möglich ward, bei Hondschooten über die Holländer und Hannoveraner einen nicht unbedeutenden Sieg zu erfechten. Noch nachtheiliger war die Wirkung dieser zwieträchtigen und mißtrauischen Haltung bei der Rheinarmee. Während nämlich nach der Einnahme

von Mainz die preußischen Truppen unter dem Herzog von Braunschweig das Gebiet an der Queich und Lauter bis zur Saar besetzten und mit alter Tapferkeit die Franzosen bei Pirmasenz und in dem blutigen Treffen bei Kaiserslautern zurückschlugen, führte der österreichische General Wurmser im Elsaß den Krieg auf eigne Hand und suchte im Einvernehmen mit den Royalisten und Aristokraten in Straßburg und andern Orten eine Gegenrevolution zu bewirken. Aber dieses Vorhaben, das den Herzog verhinderte, seine Siege rechtzeitig zu benutzen, schlug gänzlich fehl und zog die blutige Rache der Republikaner auf die Unzufriedenen und Verdächtigen im Elsaß herab. Denn der Convent, jede Niederlage und jedes Mißgeschick als die Folge aristokratischer Verrätherei ansehend, entwickelte eine furchtbare Energie, um durch Schrecken über alle Feinde und Widersacher zu triumphiren. Houchard, der Sieger bei Hondschooten, blutete, wie schon vorher Cüstine und Beauharnais (§. 882), auf der Guillotine, weil er später der feindlichen Uebermacht bei Courtray hatte weichen müssen, und Hoche, ein junger, begabter Feldherr, der den Mangel militärischer Erfahrung und gelehrter Kenntnisse durch gesunden Menschenverstand, scharfen Blick und kecken Naturalismus ersetzte, büßte im Kerker die Niederlage bei Kaiserslautern und würde von seinem Feinde St. Jüst ein ähnliches Schicksal erfahren haben, hätte ihn nicht Robespierre's Sturz befreit. — Waren unter diesen Verhältnissen die deutschen und englischen Truppen unvermögend, das zerrissene und von Innen und Außen bedrohte republikanische Frankreich zu überwältigen, so konnte dies noch weit weniger geschehen, als der thatkräftige **Carnot** in den Wohlfahrtsausschuß trat und mit furchtbarer Einheit und Energie die Kriegsangelegenheiten nach einem neuen kühnen System organisirte. Alles, Gut und Leben, mußte nun dem Zwecke der Selbstvertheidigung dienen. Dadurch nahm der Gang des Krieges bald eine andere Wendung. Allenthalben wurden Waffen geschmiedet und Geschütze gegossen; durch das allgemeine Aufgebot (levée en masse) wurde die ganze Nation an dem Kriege betheiligt; fanatische Schaaren wurden nun massenweise, nicht mehr in kleinen Heerabtheilungen, dem Feinde entgegengestellt; aus den Reihen gemeiner Krieger erstanden die größten Feldherren des Jahrhunderts. Gegen solche einheitliche Kräfte konnten die alten Generale mit ihrer methodischen Kriegsweise und mit Soldaten, die um Sold, nicht für Vaterland und Freiheit kämpften, nicht Stand halten, zumal da die Kriegsunternehmungen der Verbündeten häufig durch politische Rücksichten und Wechselfälle gelähmt und durch diplomatische Künste durchkreuzt wurden. — Bei Wattignies maßen die neuen Heere in einer Reihe von Gefechten zuerst ihre Kräfte mit den Oesterreichern; und wenn auch die Kriegsübung der alten Truppen noch im Ganzen die Oberhand behauptete, so betrachteten es die Franzosen doch mit Recht als einen Sieg, daß ihre Feinde beim Eintreten des Winters die Belagerung von Maubeuge aufgaben und sich in ihre alten Linien zurückzogen. Noch entscheidender waren die Vortheile der französischen Truppen am Rhein, wo die Uneinigkeit zwischen dem Herzog von Braunschweig und dem Grafen Wurmser mehr und mehr zunahm, seitdem Friedrich Wilhelm II. die dortige Armee verlassen, um die preußischen Interessen an der Weichsel durch seine Anwesenheit zu fördern. Wurmser mußte nach den Verlusten von Hagenau die lange vertheidigten Weißenburger Linien aufgeben und über den Rhein ziehen, und die Preußen

14. Sept. 28.—30. Nov. 1793.

15., 16. October 1793.

29. Sept 1793.

vermochten Landau nicht zu erobern. Verstimmt und „moralisch krank", begehrte der Herzog seinen Abschied. An seine Stelle trat der Feldmarschall Möllendorff. Diese Vorgänge wurden von Manstein, Kalkreuth, Lucchesini und andern preußischen Staatsmännern benutzt, dem König den Gedanken eines Friedens mit Frankreich annehmbar zu machen. Die Vorgänge in Polen, wo unter Kosciuszko ein Nationalkrieg ausgebrochen war (§. 843), und die erschöpfte Lage des Königreichs verliehen ihren Bemühungen Nachdruck. Schon war in Berlin die Abberufung der Truppen bis auf das vertragsmäßige Reichscontingent beschlossen,
19. April 1794. als es den Seemächten England und Holland gelang, durch den Subsidien-Vertrag im Haag den König noch länger bei der Coalition zu halten. Dies hatte zur Folge, daß Möllendorff und der Husarenoberst Blücher an den Vogesen und am Haardtgebirg, wo sich die Franzosen und die Deutschen so oft in Waffen begegnet waren, noch einmal den Feinden tapfer widerstanden und auf den blut-
23. Mai. getränkten Höhen von Kaiserslautern abermals ihre Kräfte maßen; allein die Weigerung des Feldmarschalls, auf den Ruf der Seemächte in die Niederlande
18. Mai. zu ziehen, um die Franzosen, die um dieselbe Zeit bei Tourcoing über die österreichisch-englische Kriegsmacht einen glänzenden Sieg erfochten, von weiterem Vordringen abzuhalten, löste die Haager Uebereinkunft, die dem preußischen Ehrgefühl eine tiefe Wunde geschlagen, wieder auf und gab Flandern den Feinden preis. Die Tactik der französischen Feldherren bestand darin, den Gegner durch zahllose einzelne Schläge zu verwirren, zu ermüden und seine Verbindungen zu zerreißen, bis der Moment gekommen war, mit einem letzten gewaltigen Stoß
1794. seine Kraft zu zertrümmern. — Im Juni eroberte Pichegrü Ypern, während Jourdan, nachdem er viermal über die Sambre zurückgedrängt worden, endlich
26. Juni. die Feinde bei Fleurus schlug und die Räumung Belgiens erzwang. Unter Jourdan dienten die ausgezeichnetsten Feldherren der nächsten Kriegsjahre, wie Marceau, Kleber, Lefebvre, Championnet, Bernadotte, Marescot u. A. Der österreichische Minister Thugut schien nicht abgeneigt, die Niederlande zu opfern und im Osten, in Bayern oder Polen, günstiger gelegene Entschädigungen zu suchen. Mißmuthig über diese lähmende Politik, reichte auch der Prinz von Coburg sein Entlassungsgesuch ein und verließ das Heer. Sein Nachfolger
October. Clairfait führte alsdann die erschöpften Truppen über den Rhein. Beim Eintritt des Herbstes waren nicht nur die österreichischen Niederlande wieder im Besitz der Franzosen, sondern auch Trier und die holländischen Grenzfestungen. Die eroberten Länder wurden mit werthlosen Assignaten überschwemmt, durch Kriegssteuern und Auflagen ausgesogen und durch ein unerhörtes Raubsystem in Elend und Verzweiflung gestürzt.

§. 888. **Holland.** Unter solchen Umständen war es dem General Pichegrü, in dessen Heer sich Moreau, Souham, Macdonald, Van-
1794—95. damme u. A. befanden, möglich, im December und Januar über die beeisten Gewässer einen kühnen Kriegszug gegen die holländischen Generalstaaten zu unternehmen, mit einem an Kleidung, Nahrung und allen Lebensbedürfnissen Mangel leidenden Heere sich des ganzen Landes zu bemächtigen und die englischen Truppen unter dem Herzog v. York zu einem höchst beschwerlichen und gefahrvollen Rückzug zu zwingen. Der Erbstatthalter Wilhelm V., seit seiner Einsetzung

durch die preußischen Armeen (§. 818) und der mit ihrer Hülfe bewirkten Vermehrung seiner Hoheitsrechte im Lande wenig beliebt, entsagte seiner Würde und begab sich nach dem befreundeten England; die flüchtigen, mit den französischen Republikanern übereinstimmenden Patrioten kehrten zurück und unterstützten, in Verbindung mit ihren zurückgebliebenen Meinungsgenossen, die Bemühungen der siegenden Franzosen, durch Begründung einer batavischen Republik mit demokratischer Grundlage dieses reiche Land mit seinen Schätzen, Schiffen, Seehäfen und Colonien näher an das republikanische Frankreich zu knüpfen. Freiheitsbäume wurden errichtet, die Menschenrechte verkündigt, republikanische Gesellschaften gegründet und die Regierung der französischen Partei übergeben. Aber nur zu bald empfanden die Holländer die Nachtheile dieses Löwenbundes. Die ausgehungerten und zerlumpten Truppen mußten genährt, gekleidet und besoldet werden; ein am 16. Mai mit Frankreich abgeschlossener 1795.
Vertrag sicherte diesem Staate nicht nur freie Schifffahrt auf den Gewässern und Benutzung der Seehäfen, sondern erwarb ihm auch 100 Millionen als Entschädigung der Kriegskosten, das holländische Flandern mit Mastricht und das Besatzungsrecht der wichtigsten Festungen, und während unter dem neuen republikanischen Regiment und seinen französischen, vom Mark des Landes zehrenden Beschützern die Staatskasse erschöpft ward und die Finanzverwaltung in Verwirrung kam, bemächtigten sich die Engländer nicht nur der Handelsschiffe der Holländer und beschränkten oder vernichteten ihre Fischereien, sondern sie brachten auch die meisten Ansiedelungen derselben in der Ferne an sich.

Von 1795—1797 gingen die holländischen Besitzungen in Hindostan und auf dem Cap an die Briten verloren; ferner Malacca, Ceylon, Amboina, Ternate und andere Inseln; von den westlichen Niederlassungen erlangten die Engländer Demerary und Essequibo; im Jan. 1799 Surinam; 1800 Curaçao und 1801 St. Eustach nebst Saba. —

Die batavische Republik theilte alle Schicksale der Franzosen; bis 1798 stand ein demokratischer Convent an der Spitze; dann wurde die Souveränetät der einzelnen Provinzen aufgehoben, das Land in acht neu benannte Departemente getheilt und die eine untheilbare Batavische Republik mit einem Staats-Bewind (Directorium) von fünf Personen als ausübender, und zwei Kammern als gesetzgebender Macht errichtet. Napoleon stellte die alte Provinzialeintheilung wieder her und änderte die Regierung und die gesetzgebende Macht, aber ein neuer Vertrag, wonach ein französisches Besatzungsheer von 18,000 Mann auf Kosten des Landes 1801.
unterhalten, ein eigenes Heer von 16,000 Mann aufgestellt und fünf Linienschiffe und fünf Fregatten ausgerüstet werden mußten, drückte hart auf das Land. Der Handel nahm ab, die Colonien gingen verloren, das Land wurde verschuldet. Im Januar 1805 wurde Schimmelpennink als Raths-Pensionair an die Spitze der ausübenden Macht gestellt und eine Landesrepräsentation mit der gesetzgebenden Gewalt bekleidet. Aber schon im nächsten Jahre wurde 1806.
Napoleons Bruder Ludwig Bonaparte zum König von Holland ernannt und die Repräsentanten auf achtunddreißig vermehrt. Vließingen und andere Orte kamen an Frankreich, da- 1807.
gegen wurde Ostfriesland nebst der Herrschaft Jever mit Holland verbunden. Nach einigen Jahren entzweite sich Ludwig mit seinem Bruder und entsagte dem Thron, worauf die Ver- 1810.
einigung Hollands mit Frankreich erfolgte. Ein neues Gesetzbuch, die allgemeine Conscriptionspflichtigkeit, eine geheime Polizei und die Herabsetzung des Zinses der Staatsschuld auf ein Drittel waren die Geschenke des neuen Machthabers Napoleon.

§. 889. Die Rheingegenden. Eben so erfolgreich waren die französischen Waffen am Rhein. Im October zogen sich die preußischen Truppen, nachdem sie unter Hohenlohe zum drittenmale in der Nähe von Kaiserslautern 18.—20. Sept. 1794

rühmlich gestritten, über den deutschen Strom zurück und überließen das jenseitige Gebiet den Feinden. Bald darauf knüpfte die preußische Regierung, mit den Vorgängen in Polen beschäftigt (§. 843) und auf Oesterreich eifersüchtig, durch Hardenberg mit Frankreich Unterhandlungen an, die den Frieden von
5. April 1795. Basel herbeiführten. In diesem wurde nicht nur das linke Rheinufer nebst Holland den Feinden preisgegeben und der Rhein als „natürliche Grenze" Frank-
17. Mai. reichs festgesetzt, sondern auch durch Aufstellung einer bewaffneten Demarcationslinie das nördliche für neutral erklärte Deutschland von dem südlichen, wo der Krieg fortdauerte, getrennt, und somit die Einheit des Reichs thatsächlich aufgelöst. Spanien und die deutschen Reichsländer, die wie Hannover, Hessen, Braunschweig u. a. Preußens Hülfe und Vermittelung angerufen, traten dem Frieden bei. Toscana hatte sich schon früher mit der Republik vertragen. So war die Coalition gesprengt und der Grundsatz der solidarischen Interessen sämmtlicher monarchischen Staaten gegenüber der Revolution aufgegeben. „Der Bund von Königen, der einen Kreuzzug für Thron und Altar angekündigt, war frühe in einen selbstsüchtigen Kampf um Sonderinteressen umgeschlagen, und keiner von den Theilnehmern konnte vor dem andern sich rühmen, daß er größere Treue und Aufopferung für den Grundsatz bewährt, um dessenwillen der Krieg unternommen war." — Die in Preußen gehegte Hoffnung, der Baseler Frieden würde die Grundlage eines allgemeinen Weltfriedens werden, erwies sich als eitel. Nicht nur England beharrte bei dem Krieg, auch die Oesterreicher, durch englische Subsidien gewonnen, setzten den Kampf mit großer Anstrengung im Süden Deutschlands fort, das somit in zwei Lager getheilt war. Unter der Anführung der wackern Feldherren Clairfait und Wurmser widerstanden sie mit Erfolg den französischen Heeren, die, im Vertrauen auf die Zwietracht der deutschen Fürsten, auf die Feigheit und Verrätherei vieler Beamten und Befehlshaber, den Rhein überschritten, sich der pfälzischen Stadt Düsseldorf bemächtigt hatten und am Main und Neckar Eroberungen zu machen suchten. Erschreckt flüchteten sich wie drei Jahre früher die geistlichen und weltlichen Höfe am Rhein in das Innere des Reichs; alle Straßen waren mit Auswanderern und Fliehenden gefüllt. Aber bald führten die österreichischen Waffen eine Wendung herbei.
24. Sept. 1795. Nach Clairfaits Sieg bei Handschuchsheim über Pichegrü und nach den glücklichen Gefechten an der Nibda mit Jourdan zogen sich die Franzosen über den Rhein zurück, ihre Flucht mit Raub, Verwüstung und thierischen Aus-
29. Oct. schweifungen bezeichnend. Der glorreiche Sieg bei Mainz verschaffte dem österreichischen Oberfeldherrn den Besitz des überrheinischen Landes und setzte ihn
22. Novbr. in den Stand, den Franzosen Heidelberg wieder zu entreißen und nach einem furchtbaren, mehrtägigen Bombardement die feste Hauptstadt Mannheim zu erobern, die der pfalzgräfliche Befehlshaber Oberndorf bei der ersten Aufforderung mit den reichen Vorräthen an Kriegsbedarf schmachvoll dem Feinde übergeben hatte. Ein Theil der Stadt lag in Trümmern, als die Deutschen wieder einzogen. Hunger und Kriegsnoth drückten mit schwerem Gewicht auf die gesegneten Fluren am Rhein, als der siegreiche Feldherr, verstimmt über die ränkevolle Regierung Thuguts und die Vorwürfe des Kriegsraths, zum allgemeinen Erstaunen seine Entlassung begehrte und erlangte. Sein Nachfolger wurde Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, der bald glänzende Proben eines ausgezeichneten

Feldherrntalents ablegte. Er widerstand mit Glück den beiden Heeren, die unter Jourdan an die Lahn und unter Moreau über den Schwarzwald nach Schwaben vorrückten, schlug den erstern bei Wetzlar und einige Monate später 15. Juni 1796.
in dem hitzigen Treffen bei Würzburg und nöthigte ihn zum eiligen Rückzug 3. Sept.
an den Rhein. Die Bewohner des Frankenlandes, des Spessarts und Odenwalds, ergrimmt über die Bedrückungen und Brandschatzungen, die Plünderungen und Mißhandlungen der Fremdlinge, standen gegen die abziehenden Feinde auf und erschlugen sie, wo sie sich einzeln blicken ließen. Marceau, einer der tapfersten und ritterlichsten Führer des französischen Heeres, fiel auf dem Rückzug im Westerwald durch eine österreichische Kugel. Glücklicher war Moreau, 19. Sept.
der zwar aus Bayern und Schwaben zurückgedrängt ward, aber durch einen meisterhaften Rückzug über die Thäler des Schwarzwaldes ohne großen Verlust 19. Sept. bis
an den Rhein gelangte. Die deutschen Regierungen, weit entfernt die Erhebung 24. Oct.
des Volkes gegen die Reichsfeinde zu ermuntern, ahmten größtentheils das Beispiel Preußens nach und suchten durch Verträge mit Frankreich sich von der Kriegslast zu befreien und Erweiterung ihres Gebiets und andere Vortheile zu erlangen. Schon im August hatten Würtemberg und Baden ihren Frieden mit der Republik geschlossen und sich gegen die abgetretenen überrheinischen Besitzungen Entschädigungen in geistlichen Gütern versprechen lassen. Im September erkaufte die bayerische Regierung in Abwesenheit des Kurfürsten durch den Vertrag von Pfaffenhofen von Moreau um Geld und Naturallieferungen Schutz und Frieden, als dieser sich bereits zum Rückzug vor den Oesterreichern anschickte.

§. 890. Die Schreckensregierung (Terrorismus). Ein volles Jahr (vom Juli 1793 bis Juli 1794) beugte sich Frankreich unter die furchtbare Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses. An der Spitze der neun Mitglieder, die diesen Ausschuß bildeten, standen drei Männer, deren Namen lange der Schrecken des Landes waren — der neidische, heimtückische und ehrgeizige Robespierre, der blutdürstige Couthon und der Schwärmer für republikanische Freiheit und Gleichheit St. Jüst. Diese politischen Fanatiker regierten mit unerhörter Despotie und bereiteten Allen, die sich nicht unter ihr Machtwort beugten, Tod und Verderben. Neben ihnen bewahrte blos der redliche Carnot eine selbständige Haltung; damit dieser aber dem blutigen Gebahren seiner Collegen, das er nimmermehr gebilligt haben würde, nicht im Wege stehe, übertrugen ihm die Triumvirn die Leitung des Kriegswesens, um ihn vom Innern abzulenken. Die übrigen Mitglieder des Ausschusses waren größtentheils Creaturen Robespierre's (Barére, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Prieur, Lindet, Jean Bon de St. André). Die äußerst demokratische Verfassung, die man in der Eile entworfen und nach der Annahme durch das Volk am 10. August mit großer Feierlichkeit verkündigt hatte (wobei der bekannte Maler David, ein republikanischer Schwärmer, Festordner war), wurde einstweilen bei Seite gelegt und eine revolutionäre Regierung unter Aufsicht des Wohlfahrtsausschusses begründet. Wie diese Regierung ihre Gewalt zur Vernichtung der Anhänger des Alten gebrauchte, mag der einzige Umstand lehren, daß in den Monaten Juni und Juli nicht weniger als 1285 Menschen auf der Guillotine 1794

starben. Das wirksamste Mittel, Alle zu verderben, die der herrschenden Partei
17. Sept. 1793. im Wege standen, war das schreckliche Gesetz gegen die Verdächtigen, das alle „Feinde des Vaterlandes“, alle, die Anhänglichkeit an den frühern Zustand oder an die Priesterschaft und den Adel an den Tag legten, mit dem Tod bedrohte. In Folge dieses und ähnlicher Gesetze wurden alle Gefängnisse mit Tausenden von sogenannten Aristokraten gefüllt und jeden Tag durchschnittlich 29 Menschen zur Schlachtbank geschleppt. Alle anständigen Leute, die sich durch Rang, Vermögen, Bildung und Adel der Gesinnung von den herrschenden Demokraten unterschieden, schwebten in steter Lebensgefahr. Die boshafte Verläumdung eines Feindes, die Denunciation eines Spähers, der Haß eines Sanscülotten war hinreichend, einen Unschuldigen in den Kerker und vom Kerker aufs Schaffot zu bringen. Der Uebergang war so rasch, daß der Tod seine Schrecken verlor und die Gefängnisse die Sammelplätze heiterer, feiner Gesellschaft und geistvoller Unterhaltung wurden. Man scherzte noch in den Krallen des Todes und vergaß allen Rangunterschied. Unter den Schlachtopfern waren die edelsten und ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, der frühere Minister Malesherbes, die Mitglieder der constituirenden Versammlung Bailly, Barnave, Linguet u. A., viele republikanische Abgeordnete von gemäßigter Gesinnung; Gelehrte und Schriftsteller, wie der Chemiker Lavoisier, die Dichter Andr. Chénier, Roucher u. A. m. Florian verfaßte seinen „Wilhelm Tell“ kurz vor seinem Tode im Kerker; Alle, die dem alten Königthum angehörten und nicht durch die Flucht sich gerettet hatten, starben unter dem Fallbeil. Unter ihnen war die schwer geprüfte Königin Maria Antoinette, die bei ihrem Verhör und ihrem
16. Oct. 1793. Tode alle ihrer Geburt und ihrer Bildung würdige Standhaftigkeit und Seelenstärke bewies, so daß sie bei dem ewigen Einerlei des Mordens noch einige Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. Ihr Sohn starb unter der harten Zucht eines Jacobiners, des Schusters Simon, ihre Tochter (Herzogin von Angouleme) trug einen finstern Geist und ein verbittertes Herz für ihr ganzes Leben davon. Nach
10. Mai 1794. der Königin starb Ludwigs XVI. fromme Schwester Elisabeth auf dem Blutgerüste, und wenige Wochen nach der Hinrichtung der Girondisten fiel auch das
6. Nov. 1793. Haupt des ruchlosen Herzogs von Orleans, den selbst Dantons Gunst nicht gegen Robespierre's Neid zu schützen vermochte. — Jede Stadt hatte einen oder mehrere Terroristen, die Robespierre und die übrigen „großartigen Bösewichter“ nachahmten, mit der wandernden Guillotine umherzogen, und durch ihre bewaffneten Banden über Eigenthum und Leben aller Bürger nach Willkür schalteten. So Eulogius Schneider, ein verlaufener deutscher Gelehrter, in Straßburg, Maignet in Orange u. A. Conventscommissare zogen mit „Revolutionsheeren“ in allen Provinzen umher, verhafteten oder tödteten alle „Aristokraten, Egoisten und Fanatiker“, schickten die geraubten Güter und Schätze, bestehend in Gold, Silbergeräth, Kirchenschmuck, Kleidungsstoffen u. dgl., an den Convent in Paris; der Raub wurde nach Millionen berechnet. So Dümont in der Picardie, Isoré in Flandern, Ruhl in der Champagne, Lacoste in Lothringen, Bassal und Lamarque im Süden des Reichs u. A. m. In den Departements Nievre und Allier forderte Fouché die Ablieferung alles Metallgeldes und aller Pretiosen, ließ Priester und „Aristokraten“ massenweise in Haft bringen und beraubte die Kirchen ihres Schmuckes.

Leiden und Tod der Königin. Bis Ende Juli 1793 befand sich Marie Antoinette mit ihren beiden Kindern im Temple. Da wurde vom Wohlfahrtsausschuß die Trennung der Mutter von ihrem Sohne verfügt. „Der Gemeinderath vollzog diesen Beschluß," erzählt Sybel, „mit jubelnder Grausamkeit. Seine Beamten erschienen inmitten der Nacht, um der aus dem Schlafe aufgerissenen Mutter den Befehl zu verkünden. Eine entsetzliche Scene folgte. Länger als eine Stunde leistete sie den Schergen verzweifelten Widerstand, warf sich über das Bett des Knaben und deckte ihn so mit ihrem Leibe gegen die Angreifer. Kein Zureden, keine Drohung half, sie wich und wankte nicht — bis plötzlich einer der Unmenschen ihre Tochter ergriff: er werde das Mädchen niederstoßen, wenn sie nicht den Sohn überliefere. Da brach die Arme zusammen, und ließ sich ein Kind entreißen, um das andere zu erretten. Nach dieser grauenvollen Nacht gab es für sie kein Schlimmeres mehr: bei allen weiteren Qualen hatte sie nur noch stille Ergebung und sichere Todeshoffnung." Die Verfolger ließen sie nicht lange darauf harren. Am 1. August verfügte der Wohlfahrtsausschuß durch den Convent die Abführung der Königin in die Conciergerie und ihre Ueberweisung an das Revolutionsgericht. Am 14. October wurde, nach einer von Mißhandlungen aller Art erfüllten achtwöchentlichen Haft in der Conciergerie, die Königin vor die Schranken des Revolutionsgerichts geführt. „Sie erschien in zerlumptem Kleide mit grau gewordenem Haare, aber in so ruhiger Würde und leuchtender Resignation, daß selbst das Publikum dieses Tribunals sich der Ehrfurcht und des Mitleidens nicht erwehrte. Ihren Höhepunkt erreichte diese Stimmung, als Hebert unter den Belastungszeugen auftrat. Er hatte den achtjährigen Sohn und die zwölfjährige Tochter der Angeklagten mit einem Verhöre gepeinigt, ob die Mutter mit jenem in unzüchtigem Verkehr gestanden; es war ihm gelungen, von dem Knaben, welchen sein Wärter, der Schuster Simon, bald mit Schlägen quälte, bald mit Branntwein berauschte, die Unterzeichnung eines mit solchem Inhalte besudelten Protocolls zu erschleichen; es hatte, damit ja die ganze Partei sich mit dem Brandmal dieser Abscheulichkeit belaste, der Gemeinderath seine Bemühungen gebilligt, der Jacobinerclub seine Erzählung beklatscht. Jetzt kam er zu dem Gerichte, um die Königin vor der Hinrichtung noch mit der Anklage unnatürlicher Wollust zu entehren. Sie aber schwieg zuerst, und dann, zur Antwort aufgefordert, vernichtete sie ihn mit den halberstickten Worten: eine Mutter kann auf solche Dinge nichts entgegnen; ich rufe jede Mutter an, die etwa hier anwesend ist. — Ein tiefes Murren ging durch den Saal, und die Richter wagten keine weitere Frage. — Das Schlußurtheil verstand sich von selbst; am 16. October fiel das Haupt der Königin auf dem Blutgerüst."

§. 891. **Sturz der Dantonisten.** Diese Wuth und Grausamkeit empörte zuletzt die Häupter der Cordeliers, Danton und Camille Desmoulins, die durch ihre Herrschaft über die Masse die Revolution bisher geleitet und die Republik gegründet hatten. Danton, mehr genußsüchtig als leidenschaftlich und gemüthlicher Regungen fähig, war des Mordens müde und begab sich auf einige Monate in die Provinz, um mit einer jungen Gattin das Glück und den Reichthum zu genießen, die ihm die Revolution verschafft. Camille Desmoulins aber wendete in seinem geistreichen, vielgelesenen Blatte: der alte Cordelier, die Stellen, worin der römische Geschichtschreiber Tacitus die Tyrannei und Grausamkeit des Tiberius in den grellsten Farben schildert, so treffend auf seine Zeit an, daß die Beziehungen auf die drei Häupter des Wohlfahrtsausschusses und ihre Gesetze gegen die Verdächtigen nicht zu verkennen waren. Dies setzte die Jacobiner in Wuth, und da um dieselbe Zeit mehrere Freunde und Anhänger Dantons (der ehemalige Kapuziner Chabot und der niederträchtige Fabre d'Eglantine, sein Werkzeug bei allen Geschäften, welche das Tageslicht scheuten, u. A.) sich bei Aufhebung der ostindischen Compagnie Betrügereien und Bestechlichkeit zu Schulden kommen ließen, und Andere durch ihre kirchenschänderischen Freveltaten und gottlosen Umzüge Anstoß gaben, so benutzte der Wohlfahrtsausschuß die Gelegenheit, um Dantons ganze Partei zu verderben.

Seitdem nämlich der Convent den Kalender und die Benennung der Monate*) geändert, den Anfang des Jahres und der neuen Zeit auf den 22. Septbr. 1792 verlegt, Sonn- und Feiertage abgeschafft und dafür die Dekaden und Sanscülottenfeste eingeführt hatte, gaben mehrere Dantonisten, wie Hebert, Chaumette, Momoro, Cloots u. A., in ihrer Wuth gegen Christenthum und Priesterschaft viel Aergerniß. Sie entweihten und plünderten die Kirchen, trieben mit den Meßgewändern und kirchlichen Geräthschaften, die sie in gotteslästerlichen Aufzügen durch die Straßen führten, ihren Spott, rasten mit vandalischer Wuth gegen alle Denkmale des Christenthums, schändeten die Königsgräber in St. Denis, und setzten endlich im Convent den Beschluß durch, daß an die Stelle des katholischen Gottesdienstes der Cultus der Vernunft treten solle.
19. Nov. 1793. Eine festliche Feier, wobei Momoro's schöne Frau die Göttin der Vernunft in Notre-Dame vorstellte, bezeichnete den Anfang dieser Ausgeburt einer vermessenen, zuchtlosen Geistesfreiheit. Die Kirchen wurden geschlossen, der Bischof von Paris (Gobel) und Andere entsagten dem Christenthum; selbst die christlichen Namen wollte man vertilgen. An diesem Treiben nahm Robespierre, der sich mit dem Ruf der Tugend brüstete, weil er die Ausschweifung und Habsucht Dantons und seiner Genossen nicht theilte, Anstoß. Er beschloß, die republikanischen Stürmer zu verderben und Camille Desmoulins und Danton, vor dessen größerer Seele sein eigener, von Neid, Herrschsucht und Ehrgeiz erfüllter Geist dürr und trocken erschien, in ihren Sturz zu verwickeln. Kaum hatte daher Danton im Februar
März 1794. 1794 seinen Sitz in dem Convent wieder eingenommen, als **St. Jüst** mit einem merkwürdigen Berichte, worin er die Feinde der Republik in drei Classen theilte, in Corrupte, Ultrarevolutionäre und Gemäßigte, und auf ihre Bestrafung drang, den gewaltigen Kampf begann. Dieser Bericht hatte zur Folge, daß schon am 24. März neunzehn Ultrarevolutionäre, darunter Cloots, Hebert, Momoro, Ronsin (der Sanscülottenheld von Lyon) und mehrere Glieder des Gemeinderaths zur Guillotine geführt wurden. Am 31. März wurden die Corrupten vor das Revolutionstribunal gestellt, und Danton, Camille Desmoulins, Herault de Sechelles u. A. boshaft als ihre Theilnehmer bezeichnet und in ihren Proceß verwickelt. Aber Danton und Desmoulins, denen bei aller Verworfenheit Gemüth und edle Regungen nicht fremd waren, verlangten mit drohendem Ungestüm und unter dem wilden Toben der Masse, die den angeklagten kühnen Frevlern mehr zugethan war als den kalten, gemeinen Jacobinern, aus denen ihre Richter bestanden, daß die Ankläger ihnen gegenüber gestellt würden. Drei Tage lang machte Dantons Stentorstimme und der Tumult der Volksmenge seine Verurtheilung unmöglich. Zum erstenmal geriethen die Blutmenschen des Revolutionstribunals in Verwirrung. Da ertheilte der Convent durch ein eigenes Gesetz dem Gerichtshof die Vollmacht, die Angeklagten, deren Absicht sei, durch einen Aufstand die bestehende Ordnung zu stürzen, ohne weiteres Verhör zu verdammen, worauf die blutbefleckten Helden des 10. August und der Septembertage, die bei ihrem Verhör bewiesen, daß auch in einer Verbrecherseele noch ein hoher Sinn wohnen könne, zur Guillotine ge-
5. April 1794. führt und mit einer Schaar gemeiner Hebertisten enthauptet wurden. Sie starben mit Muth und Entschlossenheit.

*) Die republikanischen Monatsnamen waren: 1) für den Frühling: Germinal, Floreal, Prairial; 2) für den Sommer: Messidor, Thermidor, Fructidor· 3) für den Herbst: Vendemiaire, Brümaire, Frimaire; 4) für den Winter: Nivose, Pluviose, Ventose.

§. 892. Robespierre's Sturz. 9. Thermidor (27. Juli) 1794. Dantons Fall war Robespierre's letzter Triumph; der Dictator erstickte am Blute seines großen Widersachers. Zwar regierten die drei Führer des Wohlfahrtsausschusses noch einige Monate ganz allmächtig und brachten das Schreckenssystem durch vermehrte Hinrichtungen und Verhaftungen auf den höchsten Gipfel; aber sie hatten bei der Gemeinde und den Sectionen ihre Macht und im Convent das Zutrauen verloren, und trugen das Bewußtsein in sich, daß sie der Nation ein Gegenstand des Hasses und Abscheus geworden, daher auch Robespierre nie ohne Waffen war und nie ohne Begleitung handfester Leute ausging. Dantons Freunde waren von dieser Zeit an gegen sie auf der Lauer, um den günstigen Augenblick eines Angriffs zu erspähen. Die Zahl ihrer Feinde nahm zu, als Robespierre, um dem gotteslästerlichen Treiben der Anhänger des Vernunftcultus ein Ende zu machen, im Mai durch den Convent decretiren ließ: „Das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele sei eine Wahrheit", und sich bei den neuen Festen des höchsten Wesens im Tuileriengarten als Oberpriester durch seinen Hochmuth zugleich 8. Juni 1794.
verhaßt und lächerlich machte. Zu seinen Gegnern gehörte Tallien, der früher in Bordeaux gewüthet, den aber die reizende Fontenay-Cabarrus auf andere Grundsätze gebracht hatte. Mit ihm verbanden sich Fréron und Fouché, die Wüthriche von Lyon und Toulon, Vadier, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und zuletzt der glatte Redekünstler Barère. Am 9. Thermidor begann im Convent ein Kampf auf Leben und Tod. Robespierre und seine Anhänger kamen 27. Juli 1794.
nicht zum Wort; die Gegner überschrieen sie und setzten in einer stürmischen, von Toben und Geschrei vielfach gestörten Sitzung den Beschluß durch, daß die drei Häupter des Wohlfahrtsausschusses und Henriot in Anklagestand gesetzt und nach dem Palast Luxembourg in Haft geführt werden sollten. Auf dem Wege wurden sie von dem Pöbel befreit, worauf der betrunkene Henriot den Convent mit der Nationalgarde bedrohte, indeß Robespierre, Couthon, St. Jüst u. A. auf dem Rathhause auf Rache sannen. Aber die Nationalversammlung kam ihnen durch raschen Entschluß zuvor. Eine laut ausgerufene Achtserklärung zerstreute plötzlich Henriots Armee, während die den Jacobinern abgeneigten Bürger sich um den Convent schaarten. Die Angeklagten wurden auf dem Rathhause aufs Neue verhaftet. Henriot verkroch sich in eine Cloake, aus der man ihn mit Haken hervorzog. Robespierre versuchte sich durch einen Pistolenschuß zu tödten, zerschmetterte sich aber nur die Kinnlade und wurde, schrecklich entstellt, unter den Flüchen und Verwünschungen des Volks, zuerst vor das Revolutionstribunal geführt, dann mit 21 seiner Anhänger guillotinirt. An den beiden folgenden 28. Juli.
Tagen theilten noch 72 Jacobiner das Schicksal ihrer Häupter.

§. 893. Die letzten Zeiten des Convents. War auch der Sturz Robespierre's und seiner Freunde durch die Thermidorianer nur ein Werk persönlicher Rache, so ward er doch der Anfang einer Rückkehr zur Ordnung und Mäßigung. Man brach die Macht des Wohlfahrts- und Sicherheitsaus-

schusses, indem man ihnen einige andere Ausschüsse zur Seite stellte und die Arbeit wie die Gewalt gleichmäßiger vertheilte; man beschränkte die Volksversammlungen der Sectionen, entzog dem Pöbel die für seine Anwesenheit in den Versammlungen oder bei Tumulten bezahlten Tagegelder (2 Fr.), wodurch die Wohlhabenden bald in der Mehrzahl waren, und benutzte die spätern Aufstände, um dem Gesindel die Waffen zu entziehen. Die Macht des Pariser Gemeinderaths wurde durch die neue Eintheilung der Stadt in zwölf Districte mit besondern Maires und Municipalräthen vernichtet. Fréron, aus einem republikanischen Wütherich in einen Aristokraten umgewandelt, versammelte die vornehmen Jünglinge, die von ihrer Kleidung die vergoldete Jugend (Jeunesse dorée) genannt wurden, um sich. Diese griffen bei jeder Gelegenheit mit den schweren Stöcken, die sie gewöhnlich bei sich führten, die Jacobiner auf den Straßen und in ihrem Club an und setzten der Marseillaise das Lied vom Erwachen des Volks (le réveil du peuple) entgegen. Dadurch wurde allmählich die Macht der Jacobiner so gebrochen, daß der von der Partei der Thermidorianer beherrschte Convent im November es wagen konnte, den Club zu schließen und im nächsten Jahr das Jacobinerkloster niederreißen zu lassen. Der Convent verstärkte sich durch Einberufung der ausgestoßenen Mitglieder und der noch vorhandenen Girondisten, und beurkundete seinen Abscheu vor dem Schreckensregiment durch Aufhebung der furchtbarsten Blutgesetze und durch Hinrichtung der ärgsten Blutmenschen, eines Carrier und Genossen, dann des gräulichen Staatsanklägers Fouquier Tainville nebst elf Richtern des Revolutionstribunals. Als aber vier der thätigsten Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses (Barère, Vadier, Collot d'Herbois und Billaud-Varennes) in Anklagestand versetzt wurden, rafften die Jacobiner ihre letzten Kräfte zusammen und trieben das durch die Theuerung der Lebensmittel und die große Masse werthloser Assignaten in Verzweiflung gebrachte Volk zu einem furchtbaren Aufstand. Schaaren gräßlichen Gesindels umstellten das Versammlungshaus und forderten mit drohendem Geschrei die Freilassung der Patrioten, Brod und die Constitution von 1793. Von dem Reste der Bergpartei unterstützt, hätten die Terroristen wahrscheinlich obgesiegt, wäre nicht der in Paris gerade anwesende Pichegru dem bedrängten Convent mit Soldaten und Bürgern zu Hülfe gekommen. So wurde der Aufstand unterdrückt und die vier Angeklagten deportirt.

11. u. 12. Germinal (31. März u. 1. April) 1795.

Collot starb im Jahre 1796 in Guyana, B.-Varennes diente als Journalist dem Negerkönig Christoph auf St. Domingo, wo er 1819 starb, Barère und Vadier entkamen.

20. Mai 1795. Der noch gefährlichere Aufstand vom 1. Prairial, wo der Pöbel von sieben Uhr Morgens bis zwei Uhr in der Nacht den Convent von Außen und im Innern umstellt hielt, um die Wiederherstellung des Schreckenssystems zu erzwingen, und ein Conventsmitglied (Feraud) in der Versammlung ermordet wurde, scheiterte ebenfalls theils an der Festigkeit des muthigen Präsidenten Boissy d'Anglas, theils an der rechtzeitigen Hülfe der ordentlichen Bürger und der Truppen. Von der Zeit an war die Macht der Terroristen dahin. Einige Jacobiner starben durch Selbstmord (Romme, Goujon u. A.), andere endeten auf der Guillotine, die meisten büßten in Kerkern oder in den entfernten Colonien. — Ein weit mächtigerer Feind erstand aber jetzt den Thermidorianern

des Convents in den Royalisten, die immer kühner ihr Haupt emporhoben. Damit sie nun nicht bei der Einführung der im August (5. Fruct.) beendigten und vom Volke bestätigten neuen (dritten) Verfassung aus ihrer Macht gedrängt würden, suchten jene sich durch eine höchst eigenmächtige Clausel die Wiedererwählung zu sichern. Nach dieser Verfassung sollte nämlich die vollziehende Gewalt einem Directorium von fünf Personen, die gesetzgebende dem aus 250 Mitgliedern gebildeten Rathe der Alten und dem Rathe der Fünfhundert zustehen. Der Convent beschränkte aber die freie Wahl dadurch, daß er festsetzte, zwei Drittheile dieser beiden gesetzgebenden Räthe müßten aus den Conventsgliedern gewählt werden, und wenn zwei oder mehrere Wahlbezirke denselben Abgeordneten wählten, so stehe die Besetzung der vacanten Stelle nicht dem Volke (durch eine neue Wahl), sondern dem Convente zu. Gegen diese „Nachfugen“ erhob die von Royalisten bearbeitete und den Conventsgliedern feindselig gesinnte Pariser Bürgerschaft Einsprache, und als diese erfolglos blieb, ergriffen die Sectionen, wo nunmehr die Gemäßigten und Royalisten die Oberhand hatten, die Waffen gegen den Convent. Da nahm dieser seine Zuflucht zur Armee und übertrug, auf Barras' Antrag, dem General Napoleon Bonaparte (§. 884), der nach Robespierre's Sturz durch den Director des Kriegsausschusses Aubry sein Artilleriecommando verloren hatte und sich nun ohne Anstellung in Paris befand, die Bekämpfung der im Aufstand begriffenen Sectionen. Der in den Straßen von Paris erfochtene blutige Sieg vom 13. Vendemiaire verschaffte den Republikanern die Oberhand 5. Oct. 1795.
und dem sechsundzwanzigjährigen Napoleon den Oberbefehl über die italienische Armee. Einige Tage nach seiner Ernennung feierte er seine Hochzeit mit der 8. März 1796.
Wittwe des enthaupteten Generals Beauharnais, Josephine, der schönen und anmuthsvollen Tochter des französischen Hafencapitains auf der Insel Martinique Tascher de la Pagerie, die er durch Barras hatte kennen lernen und die er leidenschaftlich liebte, obwohl sie mehrere Jahre älter war als er.

V. Frankreich unter der Directorial-Regierung (26. October 1795 bis 9. November [18. Brumaire] 1799.)

§. 894. Napoleons italienische Feldzüge bis zum Frieden von Campo Formio. Victor Amadeus III., König von Sardinien und Piemont, hatte ein prunkendes Heerwesen eingerichtet und den zahlreichen Adel seines Landes mit Officierstellen versorgt (§. 772); als aber die republikanischen Heere der Franzosen in Savoyen und Nizza einrückten, erlagen seine Truppen den Schlägen der begeisterten Schaaren. Der Regierungswechsel in Paris und die Betrügereien der Lieferanten brachten jedoch bald schreckliches Elend über die französische Armee in Italien. Die Soldaten litten an Allem Mangel; sie hungerten und ihre Kleidung war im jämmerlichsten Zustande; seitdem der Schrecken sie nicht mehr vorwärts trieb, schien ihre Kraft gewichen; — da erschien Napoleon Bonaparte als Obergeneral. Von der Natur mit ausgezeichneten

Sardinien.

militärischen Gaben ausgerüstet, wußte er die muthlosen Truppen, bei denen sich talentvolle Unterfeldherren und Officiere befanden, bald so zu begeistern und an sich zu fesseln, daß sie unter seiner Leitung jeder Gefahr trotzten und ihm von Sieg zu Sieg folgten. „Der erste Aufruf, womit er sein Heer begrüßte, ließ die ganze Virtuosität des Mannes ahnen; in wenig Sätzen von antiker Kraft und Einfachheit war darin zugleich dem Selbstgefühle des Soldaten geschmeichelt, die Zuversicht des Siegs in ihm geweckt und die blühenden Ebenen Italiens ihm als Siegesfeld gezeigt, wo statt Noth und Entbehrung nur Genuß und
1796. Ruhm seiner warte." Am 11. und 12. April schlug Napoleon bei Millesimo und am 13. und 14. bei Montenotte den fast achtzigjährigen österreichischen Feldherrn Beaulieu, trennte durch diese Siege die Oesterreicher von den
22. April. Sardiniern und setzte, nach dem siegreichen Treffen von Mondovi, den König Victor Amadeus durch einen raschen Zug gegen Turin so sehr in Schre-
15. Mai. cken, daß dieser in einen schimpflichen und nachtheiligen Frieden willigte, worin er Savoyen und Nizza an die Republik abtrat, dem französischen Heerführer sechs Festungen seines Landes überließ, große Geldsummen bezahlte und die drückende Verpflichtung einging, den französischen Heeren jederzeit den Durchzug durch sein Land und während desselben die nöthigen Lebensmittel zu gewähren und an keinem Bunde gegen Frankreich Theil zu nehmen.

Durch diesen Frieden wurden die Franzosen die eigentlichen Gebieter von Piemont. Fünf Monate nachher starb Victor Amadeus und überließ den Thron seinem frommen, aber schwachen Sohne Karl Emanuel IV. (1796—1802), einem Schwager des unglücklichen Ludwig XVI.
1798. Diesem trotzten die Sieger noch die Citadelle von Turin ab, als Oesterreich und Neapel von Neuem Krieg drohten, und mißhandelten ihn so lange, bis er der Regierung über Piemont entsagte und sich mit seiner Familie nach Sardinien begab. Umsonst protestirte er feierlich gegen den ihm aufgelegten Zwang; die französische Regierung nahm Besitz von seinem Lande, das zuletzt von Napoleon mit Frankreich vereinigt und in sechs Departements getheilt ward, als
1802. Karl Emanuel seinem Sohne Victor Emanuel seine Rechte abgetreten und sich nach Rom begeben hatte.

Lombardei. 10. Mai 1796. Nach dem Frieden mit Piemont setzte Napoleon rasch seinen Siegeslauf fort. Er erzwang den Uebergang über die Brücke von Lodi, zog mit königlichem Glanz und unter dem Jubel des leichtsinnigen Volkes in das österreichische Mailand ein und schreckte die kleinen Fürsten von Italien so sehr durch sein Waffenglück und seinen Uebermuth, daß sie um jeden Preis den Frieden von dem kühnen und klugen Sieger zu erhalten strebten.

Napoleon trotzte den lombardischen Städten, den Fürsten von Parma, Modena, Toskana u. A. ungeheure Summen und die werthvollsten Gemälde, Kunstschätze, Manuscripte ab. Er verfuhr, wie einst die römischen Feldherren, die er aus Plutarchs Lebensbeschreibungen kannte. Er bereicherte die französische Hauptstadt mit den Werken des Genius, um das schaulustige und eitle Pariser Volk zu ergötzen. „Weder Geld noch Proviant, noch Werke der Kunst und Wissenschaft, noch Erzeugnisse der Industrie und des Ackerbaues, nichts entging einem Plünderungssystem, das bisher in der modernen Völkergeschichte ohne Gleichen war" (Lanfrey). Das Directorium billigte und befahl alle diese Erpressungen.

An die Stelle des alten Beaulieu trat nun Wurmser. Aber auch dieser
5. Aug. 1796. ward bei Castiglione geschlagen, worauf die Franzosen das feste Mantua eingeschlossen. Umsonst suchte Wurmser die Stadt zu befreien; in zwei Treffen

besiegt, wurde er endlich selbst mit dem Reste seiner Armee in Mantua belagert. Das zu seiner Befreiung unter Alvinzi abgesandte Heer erlitt drei blutige Niederlagen (bei Arcole, Rivoli und La Favorita), wodurch die ganze 15.–17. Nov. 1796.
österreichische Kriegsmacht, theils vernichtet ward, theils in Gefangenschaft gerieth. 14. Jan. 1797.
Dies nöthigte den wackern Wurmser, Mantua an den glorreichen Sieger, dessen Name bereits in Aller Munde war, zu übergeben. Bonaparte, des Feindes Tapferkeit ehrend, gewährte dem greisen Feldherrn mit seinem Generalstab und einem Theil der muthvollen Besatzung freien Abzug. Erschreckt über diese raschen 2. Febr. 1797.
Erfolge, eilte Papst Pius VI., durch den nachtheiligen Frieden von Tolentino (worin er auf Avignon und Venaissin verzichtete, Bologna, Ferrara u. a. 19. Febr.
O. abtrat, 30 Millionen Livres bezahlte und eine Anzahl werthvoller Gemälde lieferte) das siegreiche Heer von dem Einzug in den Kirchenstaat abzuhalten. Bald nachher übernahm Erzherzog Karl als „Generalissimus" die Führung der österreichischen Armee in Italien, aber ohne besseren Erfolg. Auch er mußte sich nach großen Verlusten mit den entmuthigten Truppen zurückziehen, worauf Bonaparte ihn bis nach Klagenfurt verfolgte, in der Absicht, auf Wien loszugehen. Kaiser Franz, besorgt über das Schicksal seiner Hauptstadt, ließ sich durch weiblichen Einfluß und durch Thuguts ränkevolle und ehrlose Politik gerade in dem Augenblicke zum Abschluß des nachtheiligen Präliminarfriedens von 18. April 1797.
Leoben bestimmen, als die Lage der französischen Armee durch das Ausbleiben der erwarteten Hülfstruppen, durch die unruhigen Bewegungen der kräftigen Tiroler, Steyrer und Kärnthner und durch den neuerwachten Kriegsmuth in Oesterreich selbst bedenklich zu werden anfing. Die in Leoben festgesetzten Grundbedingungen sicherten den Franzosen den Besitz von Belgien und der Lombardei und stellten ihnen die Erfüllung des Lieblingsgedankens „der natürlichen Grenzen am Rhein" in Aussicht, wenn gleich noch zum Schein von der „Integrität des Reichs" die Rede war. Die bis zum völligen Friedensschluß eingegangene Waffenruhe wußte nunmehr Napoleon vortrefflich zur Demüthigung des einst so stolzen und mächtigen Venedig zu benutzen.

Der morsche Freistaat, dessen oligarchische Verfassung den Forderungen der Zeit nicht Venedig.
mehr entsprach, hatte bisher zwischen den kriegführenden Mächten eine Neutralität beobachtet, die von beiden Seiten wenig geachtet wurde, weil sie nur die Folge der Ohnmacht war. Die Franzosen trugen großes Gelüste nach der reichen Handelsstadt mit ihren Flotten und Vorrathshäusern und hatten bereits mit vielen nach dem Umsturz der bestehenden Verfassung strebenden Demokraten Verbindungen und Intriguen angeknüpft, als die Unbesonnenheit des Senats einen willkommenen Anlaß zur allmählichen Vernichtung des republikanischen Freistaats bot. Die im Rücken der französischen Armee entstandene Volksbewegung erfüllte die venetianische Regierung mit der Hoffnung, die Feinde würden den Streichen des rüstigen Landvolks erliegen; sie nährte daher die unter den Bewohnern des venetianischen Festlandes herrschende Aufregung und rief dadurch einen drohenden Aufstand hervor. Am 17. April fiel das ergrimmte Volk von Verona und 1797.
der Umgegend über die zurückgebliebenen Franzosen her, ermordete sie und schonte nicht einmal der Kranken und Verwundeten in den Hospitälern. Der feige Senat, in dem thörichten Glauben befangen, der Augenblick der Rache sei gekommen, nahm im Vertrauen auf Oesterreich eine kriegerische Haltung an und billigte das Geschehene. Da traf plötzlich die Nachricht von dem Abschluß des Friedens von Leoben ein und erzeugte in dem zaghaften Senat die größte Bestürzung.

Statt dem kriegdrohenden Feinde muthig Widerstand zu leisten und mit Ehren zu fallen, flehten die Rathsherren von Venedig demüthig die Gnade des stolzen Siegers an und willigten, unter Vorbehalt ihrer Pensionen, in die Entlassung der tapfern Truppen (Slavonier) und in die Uebertragung der Staatsgewalt an einen vom Volke neugewählten demokratischen Rath. Dies war das Vorspiel zum gänzlichen Untergang des Freistaats, denn Napoleon hatte die Absicht, Venedig auszuplündern und dann die ausgeleerte Stadt als Entschädigung an Oesterreich zu überlassen. Mit machiavellistischer Politik wußte er jedoch diesen Plan unter gleisnerischen Worten so lange zu verbergen und die Hoffnung eines Fortbestandes der Republik zu nähren, bis jede Möglichkeit eines Widerstandes von Seiten des patriotischen Theiles der Bevölkerung verschwunden und die Einwilligung des Directoriums erlangt war. „Venedig," so schrieb er an die Pariser Regierung, „das seit der Entdeckung des Cap der guten Hoffnung und seit dem Aufblühen Triest's und Ancona's im Absterben begriffen ist, wird den Schlag, den wir ihm beibringen, schwerlich überleben. Mit seiner trägen, feigen, für die Freiheit untauglichen Bevölkerung ohne Land und ohne Wasser, erscheint es als das Natürlichste, die Stadt demjenigen zu überlassen, dem wir das Festland geben. Wir werden alle Schiffe nehmen, das Arsenal leeren, die Kanonen fortschaffen und die Bank vernichten; Corfu und Ancona behalten wir für uns." Zu dem Ende zogen im Mai die Franzosen in die Lagunenstadt ein, führten die Schiffe und die Vorräthe des Zeughauses weg, beraubten die Kirchen, Galerien und Bibliotheken ihrer schönsten Zierden und kostbarsten Schätze und hielten die Stadt so lange besetzt, bis die Unterhandlungen mit Oesterreich, die sich durch Thuguts ränkevolle Politik und durch die Hoffnung der verbündeten Mächte auf einen in Paris zu erwartenden Umschwung der Dinge im royalistischen Sinn in die Länge zogen, so weit gediehen waren, daß der **Friede von**
17. Oct. 1797. **Campo Formio**, wodurch Oberitalien als **cisalpinische Republik** unter Frankreichs Herrschaft gerieth, und Belgien und die linke Rheinseite der Repulik gewonnen wurden, zum Abschluß kam.

Der Friede von Campo Formio und der Rastatter Congreß. In diesem Frieden, worin die kecke Staatskunst Napoleons über die alte Diplomatie und die höfischen Formen des Grafen Cobenzl den vollständigsten Sieg erlangte, wurde das venetianische Gebiet nebst Istrien und Dalmatien an Oesterreich überlassen, wogegen dieses die aus der österreichischen Lombardei, Mantua, Modena, Ferrara, Bologna u. a. eroberten Länderstrecken und Städtegebieten gebildete und nach Art der französischen Republik durch ein Directorium und zwei
30. Decbr. 1797. gesetzgebende Räthe verwaltete **cisalpinische Republik** anerkannte, in die Abtretung Belgiens an Frankreich willigte und den entsetzten Herzog von Modena durch den Breisgau zu entschädigen verhieß. Außerdem versprach Kaiser Franz, seine Truppen aus Mainz, Mannheim, Ehrenbreitstein, Ulm und andern Festungen zu ziehen, wodurch das deutsche Reich den französischen Angriffen schutzlos preisgegeben ward. Mainz mußte sofort geräumt und damit das ganze linke Rheinufer, mit Ausnahme der preußischen Gebiete von Cleve, Meurs und Geldern, an Frankreich überlassen werden. Die Schifffahrt auf dem Rhein wurde für frei erklärt und die Maaszölle abgeschafft. Die geistlichen Kurfürsten und andere zu Schaden gekommene Fürsten, Prälaten und Edelleute sollten auf dem rechten Rheinufer entschädigt und diese, so wie die übrigen, Deutschland betreffenden Punkte, auf dem **Congreß von Rastatt** regulirt werden.
9. Decbr. 1797. Diesen Congreß eröffnete Napoleon selbst, aber das langwierige und verwickelte Friedensgeschäft vermochte seinen thatendürstenden Geist nicht lange zu fesseln. Er übertrug die Leitung einigen Diplomaten und begab sich im December nach Paris, wo er vom Volke mit Jubel begrüßt und

von der Directorial-Regierung, der er durch Talleyrand vorgestellt ward, mit Ehren und Auszeichnung empfangen wurde. „Mit dem Frieden von Campo Formio begann ein neuer Abschnitt der europäischen Geschichte. Die alten völkerrechtlichen Verhältnisse waren aufgelöst, die Triumphe der revolutionären Propaganda in Holland, am Rhein, in Italien anerkannt, gegen weitere Siege desselben Princips, wie sie im Kirchenstaat und in der Schweiz rasch gefolgt sind, die Dämme weggeräumt. Die Thugut'sche Politik gab sich diesen neuen Grundsätzen so vollständig hin, daß sie nicht nur die Beraubung des Reiches und die Entschädigung auf Kosten Dritter zuließ, sondern selber begierig an der Vertheilung der großen Beute Theil nahm." Eifersüchtig ließ sich Oesterreich von dem Reichsfeinde versprechen, Preußen solle keinerlei Gebietserweiterung erhalten. So erleichterte die innere Zwietracht, die Rivalität der beiden deutschen Großmächte und die Schwäche der kleinen Staaten den Franzosen den Sieg. „Oesterreich war lüstern auf Bayern und voll Hoffnung, diese langersehnte Beute jetzt endlich mit Frankreichs Hülfe zu erlangen; Preußen gleich begierig nach Arrondirungen in Franken und Westfalen und nicht weniger eifrig, diese Beute jetzt endlich mit Frankreichs Hülfe zu gewinnen. Die kleineren Reichsstände erschienen zu Rastatt wohl mit der patriotischen Miene, die Integrität des Reiches zu erhalten, aber auch von ihnen waren schon mehrere in geheimem Einverständniß mit Frankreich, hatten die Abtretung des linken Rheinufers ihres Theils zugesagt und sich die geistlichen Stifter versprechen lassen. Allenthalben nur betrogene Betrüger, vom Kaiser an bis zu den kleinsten süddeutschen Reichsständen herab!" — Der Congreß von Rastatt war die Leichenfeier des heil. römischen Reichs deutscher Nation; und es schien, als sollte die ganze Zerrissenheit, Pedanterie und Starrheit desselben noch einmal vollständig zu Tage kommen. Man weiß nicht, soll man mehr über die Frivolität und den Leichtsinn der Diplomaten erstaunen, oder über die Niederträchtigkeit und Charakterlosigkeit, womit die Gesandten der kleinen Höfe durch Kriecherei und Bestechung des französischen Gesandschaftspersonals bis zum Kammerdiener und Kutscher herab um Frankreichs Protection buhlten, oder über die Dreistigkeit und jacobinische Rohheit der republikanischen Geschäftsführer, welche die entzweiten Großen gegenseitig durch Erregung ihrer Eifersucht in Schach hielten und die Mittleren und Kleinen abwechselnd liebkosten oder schreckten und dadurch die hülflose Lage des Reichs vollkommen auszubeuten verstanden. — „Wenn es in einer so trüben Geschichte ein Trost sein könnte," sagt Häusser, „daß alle die Mächte und Stände, die das alte Reich bildeten, gleichmäßig zu dessen Auflösung mitgewirkt haben, so ist uns dieser Trost in vollem Maße zu Theil geworden. Oesterreich und Preußen, Bayern, Baden wie Pfalz-Zweibrücken, die weltliche wie die geistliche Fürstenschaft, sie sind alle in diese Schuld gleich tief verstrickt und Keiner hat Ursache, den Andern um seines geringen Patriotismus willen vor der Nachwelt anzuklagen."

§. 895. **Die Directorialregierung im Innern.** Die Mitglieder der beiden durch Doppelwahlen gebildeten gesetzgebenden Versammlungen, des Raths der Alten und des Raths der Fünfhundert, waren größtentheils gemäßigte Männer von republikanischer Gesinnung; die von den Räthen aus ihrer Mitte gewählten fünf Directoren dagegen waren eifrige Republikaner, theils im Sinne der Girondisten, wie La Reveillère-Lepeaux, theils Jacobiner, wie Carnot, Barras, Reubel.

La Reveillère-Lepeaux war ein sehr achtungswürdiger Mann, aber ein fanatischer Feind des Kirchenwesens und der Geistlichkeit, weil er eine Naturreligion an die Stelle des Christenthums setzen wollte und zu dem Zwecke die Gesellschaft der Theo-Philanthropen (Gott- und Menschen-Freunde) gründete. Auch die Uebrigen, mit Ausnahme des sittenlosen Schlemmers Barras, waren patriotische Männer, die mit größter Anstrengung und Aufopferung ihr mühsames Amt verwalteten und trotz des Raubsystems, das in allen Ländern von ihnen eingeführt wurde, in dürftigen Verhältnissen lebten; doch waren sie, Carnot ausgenommen, in keiner Hinsicht bedeutend. Durch den Eifer, sich vermittelst eines bunten, aus Scharlach und Sammt bestehenden Amtskleides Ansehen und Würde zu geben, machten sie sich lächerlich. Die Directoren.

Die Directorialregierung war übrigens sowohl den heftigen Republikanern im Sinne des Convents (Terroristen), als den Royalisten verhaßt und hatte von beiden Angriffe zu erleiden. Den ersten Versuch eines Umsturzes machten die Republikaner unter der Führung des Gracchus-Babeuf, der, ähnlich jenem römischen Volkstribun, dessen Namen er an- Parteitreiben. Mai 1796.

genommen, Ausgleichung des Eigenthums und eine neue Güterveriheilung begründen wollte. Ihm schlossen sich einige der alten Jacobiner, namentlich Drouet und Rossignol, an. Ihr Unternehmen scheiterte an der Wachsamkeit der Regierung; nach einem Aufsehen erregenden Gerichtsverfahren ließ sich Babeuf den Dolch in die Brust stoßen, die Uebrigen wurden theils hingerichtet, theils verbannt. Babeufs Andenken blieb bei seinen Meinungsgenossen in Ehren, und seine Ansichten bildeten die Grundlage der späteren politischen Vereine der Communisten und Socialisten. — Größer war die Gefahr, die der ohnmächtigen Directorialregierung von den Royalisten drohte, welche den Club von Clichy gegründet hatten und unter den gesetzgebenden Räthen und beim Directorium Meinungsgenossen zählten. Als nach Ablauf des ersten Jahres laut der Verfassungsurkunde ein Drittel der Räthe ausschied und die Zahl durch neue Wahlen ergänzt wurde, gelang es den Royalisten, fast lauter Leute ihrer Farbe in die gesetzgebende Versammlung zu bringen. Unter ihnen befand sich Pichegrü, der schon früher als Oberfeldherr der Rheinarmee mit den Emigranten in Verbindung gestanden und jetzt als Präsident des Raths der Fünfhundert die Zurückführung des Königthums zu bewirken suchte. Dies machte die Republikaner im Directorium und in den gesetzgebenden Kammern besorgt.
Juli 1797. Sie suchten zuerst durch den tapfern Feldherrn Hoche die royalistische Bewegung niederzuschlagen; als aber die Hitze des Generals und ihre eigene Unentschlossenheit den Plan vereitelten, wandten sie sich an Bonaparte. Dieser schickte eine Abtheilung seines Heeres unter dem klugen Bernadotte und dem Haudegen Augereau nach Paris, angeblich um die eroberten Fahnen zu überbringen, in der That aber,
4. Sept. 1797. um den Directoren gegen die Royalisten zu dienen. Am 18. Fructidor umstellte Augereau mit seinen Truppen die Tuilerien und bemächtigte sich der royalistischen Deputirten, worauf elf Glieder des Raths der Alten, 42 der Fünfhundert (darunter Pichegrü und Willot) und zwei Directoren (Barthelemy und der mit seinen schwachen Collegen zerfallene und von der Nothwendigkeit einer Aenderung überzeugte Republikaner Carnot) zur Deportation nach dem feuchten Guyana (Cayenne) in Südamerika verdammt wurden.

Durch ein von dem neuen Director Merlin entworfenes Decret wurden alsdann die royalistischen Wahlen cassirt, die zurückgekehrten Emigranten und einige noch anwesende Verwandte des Königshauses in die Fremde getrieben, eine Reihe von Zeitschriften zu Gunsten des Königthums unterdrückt und deren Eigenthümer, Redactoren und Mitarbeiter zur Deportation verurtheilt. Ein neuer Eid der Treue für die bestehende Verfassung und den religiösen Cultus sollte das neue Jacobinerregiment gegen ähnliche Angriffe sicher stellen. Moreau, als Mitwisser von Pichegrü's Plänen angesehen, wurde trotz eines ehrlosen Briefs, worin er die ganze
18. Sept. 1797. Schuld seines Freundes aufdeckte, vom Dienste entfernt. Hoche begab sich zur Rheinarmee, wo er bald an einer unbekannten Krankheit starb; dies vorzeitige Ende gab Anlaß zu dem Gerüchte von einer Vergiftung, ein Gerücht, das bis jetzt weder bestätigt noch widerlegt worden ist. „Seine hohe Begabung, sein Ehrgeiz, dem jede Gemeinheit fern lag, seine militärischen Talente, seine politischen Fähigkeiten, die er bei der schwierigen Pacification der Vendée entfaltet, die Achtung und Popularität, die sich an seinen Namen knüpften, machten Hoche zu dem einzigen Manne, welcher im geeigneten Augenblick im Stande gewesen wäre, dem Glücke Bonaparte's die Wage zu halten." Carnot entging der ihm zugedachten Deportation durch die Flucht nach Deutschland und kehrte erst nach dem 18. Brümaire nach Frankreich zurück. Von da an wurde das Schicksal der Staaten, wurden Verfassungen und Regierungen durch Bayonette entschieden.

Ich habe gar nichts gegen die Menge,
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Goethe.

So stark fühlte sich das Directorium durch Bonaparte's Schutz, daß es einige Zeit nachher eine Anzahl royalistischer, oder, wie man sich ausdrückte, anarchistischer

Wahlen eigenmächtig cassirte, durch Militärgerichte die Royalisten und deren Freunde blutig verfolgte und durch harte Gesetze die heimgekehrten Adeligen und Emigranten zu schrecken suchte. Zugleich wurden aber auch gegen die Jacobiner, die ihr Haupt kühner erhoben, Gewaltmaßregeln verhängt. Und dennoch fehlte der Directorialregierung Kraft und Ansehen nach Außen und Achtung und Zutrauen nach Innen. Handel, Gewerbfleiß und Ackerbau stockten, schwere Abgaben drückten das Volk, und die gänzliche Entwerthung der Assignaten, wovon eine unglaubliche Masse angefertigt worden, brachte die größte Zerrüttung sowohl in die Staatskasse, als in den Vermögensbestand der Privaten. Vergebens schuf man durch Anweisung auf die Emigranten- und Nationalgüter eine neue Art Papiergeld, die Mandate, mit denen man einen Theil der Assignaten einzulösen gedachte, um dann die übrigen für ungültig zu erklären; die neuen Anweisungen waren bald so werthlos wie die früheren; vergebens suchte man die Staatsgläubiger durch die sogenannten Inscriptionen zu befriedigen und zu neuen Anlehen zu bewegen — der offenkundige Staatsbankerott raubte der Regierung alles Vertrauen; die Verluste der Kapitalisten waren unermeßlich; das Vermögen war von den Reichen und Bevorzugten zu den unteren Ständen gewandert. Zur Bestreitung der Kriegskosten und anderer Ausgaben errichtete die Directorialregierung in den eroberten Ländern ein wahres Raubsystem. Die Niederlande, die Schweiz und vor allem die Fürsten und Städte Italiens wurden von den Directoren und ihren Diplomaten, Heerführern und Commissären aufs gewissenloseste ausgeplündert. Gewalt, List und Drohungen kamen in Anwendung; die ganze Welt sehnte sich nach Befreiung von dieser drückenden und charakterlosen Regierung; aber der einzige Mann, von dem man Rettung erwarten konnte, war nach der Beendigung seines italienischen Feldzugs ausgezogen, um ein fernes Wunderland aufzusuchen und sein Haupt mit neuen Lorbeeren zu umflechten. Statt nämlich eine Landung in England zu unternehmen, wie Jedermann aus den Kriegsanstalten in den Seehäfen geschlossen hatte, schiffte Napoleon Bonaparte mit einem Theil seines italienischen Heeres, mit den ausgezeichnetsten Feldherren und mit den berühmtesten Künstlern, Gelehrten, Mathematikern (Monge), Naturkundigen (Bertholet, Comte), Astronomen, Aerzten u. dgl. über Malta, das durch Verrath dem Johanniterorden entrissen ward, nach Aegypten und eroberte am 2. Juli die Hauptstadt Alexandrien. Große Pläne leiteten ihn bei diesem abenteuerlichen und gefahrvollen Unternehmen. Von Aegypten aus konnte das Mittelmeer beherrscht werden, wo Frankreich seit dem Frieden von Campo Formio bereits das Protectorat über die ionischen Inseln besaß; von Aegypten aus konnte man die morsche Herrschaft der Türken in Kleinasien und Griechenland erschüttern, von Aegypten aus konnte Frankreich seine Arme nach Ostindien strecken und Englands Macht in seinen Kolonien vernichten. Darum hob sich auch die britische Nation zu einem neuen mächtigen Kampf und brachte die unglaublichsten Geldopfer, um die andern europäischen Mächte zu gleichem Kampfe zu bewegen.

Geldnoth.

Bonaparte nach Aegypten 19. Mai 1798.

§. 896. **Das Ausland.** So schwach und charakterlos die Directorial-Regierung im Innern war, so übermüthig, raubsüchtig und tyrannisch benahm sie sich dem Auslande gegenüber. „Erst jetzt, wo die Revolution die wilden Parteierschütterungen durchlebt hatte, und in starker militärischer Rüstung dastand, trat jene Gefahr ein, die das alte Europa schon 1791 und 1792 gefürchtet; ihre erobernde Kraft, durch politische Propaganda unterstützt, wandte sich nach Außen und begann die feudalen und monarchischen Ordnungen zunächst in den an Frankreich angrenzenden Gebieten von Grund aus zu erschüttern.“ Im Winter 1797 entstanden in Rom und andern Theilen des Kirchenstaats republikanische Bewegungen, zum Theil aus Unwillen über den von der päpstlichen Regierung geübten Druck, zum Theil durch französische Einwirkungen. Bei der Unterdrückung derselben kam der General Düphot ums Leben. Dies gab der französischen Regierung Veranlassung, Berthier mit einem Heer in Rom einrücken zu lassen.

Rom.

10. Febr. 1798. Auf dem römischen Forum wurde ein Freiheitsbaum errichtet; dem Papste ward die weltliche Gewalt entzogen und einer aus Consuln, Senatoren und Tribunen bestehenden und der französischen Verfassung nachgebildeten republikanischen Re-
15. Febr. 1798. gierung übertragen. Dann legten die neuen Befreier (besonders der harte Massena) der Stadt drückende Kriegssteuern und Auflagen auf, plünderten Kirchen und Paläste, pflegten und kleideten die Armee auf Unkosten der Einwohner und schleppten die öffentlichen Kunstwerke als Trophäen nach Paris. Ja, als das Volk Anstalt machte, sich der aufgedrungenen Freiheit wieder zu entledigen, wurde der greise Papst Pius VI. nach Frankreich abgeführt und über die Cardinäle schwere Verfolgung verhängt.

„Hernach folgten auf die blutigen und grausigen Scenen des Mordens und Plünderns republikanische Lustspiele. Die Cardinäle wurden gezwungen, ihre Würde niederzulegen und das Land zu verlassen; dann ward am 20. März unter dem gewöhnlichen Pomp und mit allen möglichen feierlichen Reden der Phrasenmacher, mit Prahlen, Singen, Spielen und Tanzen die neue Republik auf dem Capitolium ausgerufen und ihr Bund mit Frankreich theatralisch verkündet. Dallemagne entfaltete dabei mit seiner vom Blute der Römer noch triefenden Hand die Fahne ihrer Freiheit, und auf Berthier ward eine Medaille geschlagen, die ihn als den Wiederhersteller des alten Roms (Restitutor Urbis) und die Franzosen als Retter des Menschengeschlechts (Gallia salus generis humani) in unsern Medaillencabinetten verewigt." — — Pius VI. legte sein vom Alter gebeugtes Haupt zu Valence ins Grab (29. Aug. 1799), aber wenige Tage nach seinem Tode wurde die republikanische Regierung in Rom gestürzt, worauf sein unter Oesterreichs Schutze in Venedig gewählter Nachfolger Pius VII. von den verbündeten Mächten (Russen, Engländer, Türken) wieder nach dem Vatican geführt ward.

Auch Genua erhielt eine demokratische Verfassung und stand als ligu-
Genua. rische Republik unter Frankreichs Einfluß, bis es zuletzt (1805) ganz mit demselben vereinigt ward; Lucca büßte mit seiner aristokratischen Verfassung seinen
Lucca u. a. reichen Schatz ein, und als auch der König von Sardinien die Entsagungsacte
December 1798. auf Piemont unterzeichnete, als Neapel den siegreichen Waffen der französischen Armee erlag und als parthenopäische Republik den Weisungen des Directoriums folgte, stand Frankreich auf dem Punkte, die ganze schöne Halbinsel, das Thatenziel so vieler französischen Könige und das Grab so manches tapfern Kriegers, unter seine Herrschaft zu bringen.

Neapel. In Neapel befaßte sich der feige König Ferdinand IV. (§. 773) nur mit Jagd und Fischerei und lebte unter den Lazzaroni seiner Hauptstadt, während seine stolze, leidenschaftliche Gemahlin Karolina, eine Tochter der Maria Theresia, die Staatsgeschäfte führte und sich ganz von dem britischen Gesandten und seiner Gemahlin, der berüchtigten Buhlerin Lady Hamilton, leiten ließ. Erfüllt von tödtlichem Hasse gegen Frankreich und die königsmörderischen Republikaner, vernahm sie mit der ungemessensten Freude die Kunde von einem neuen großen Bunde gegen Frankreich und zugleich das Schicksal der französischen Flotte, die bei Abukir an der ägyptischen Küste von dem englischen Admiral Nelson theils zerstört, theils entführt worden war. In ihrem Freudentaumel wartete Karoline die Zeit nicht ab, bis die alliirten Mächte den Krieg an Frankreich erklärt hatten, sondern bestimmte ihren Gemahl, ein allgemeines Aufgebot ergehen zu lassen und mit einem großen Heer ungeübter und von dem untauglichen österreichischen General Mack befehligter Truppen in den Kirchenstaat einzurücken.
23. Nov. 1798. Rom wurde besetzt und von den neapolitanischen Soldaten eben so mißhandelt, wie früher von den französischen. Nach einigen Tagen rückten jedoch die zurückgedrängten republikanischen Truppen unter Championnet wieder vor, schlugen die Neapolitaner in die Flucht, bemächtigten sich Roms und drangen in das Gebiet ihrer Feinde ein. Bestürzt

und rathlos flüchtete sich der neapolitanische Hof nach Sicilien, ließ seine eigene Kriegsflotte in Brand stecken und gab die Hauptstadt und das ganze Land den Siegern Preis. Mack und der königliche Statthalter theilten die Rathlosigkeit ihrer Gebieter. Sie schlossen einen Vertrag, vermöge dessen sie die Festungen den Franzosen zu überliefern und zehn Millionen durch Kriegsumlagen herbeizuschaffen versprachen. Dies setzte das von dem Klerus geleitete Volk in der Stadt und auf dem Land in Wuth. Schaaren zerlumpten Gesindels (Lazzaroni), mit Bauern und Galeerensklaven verbunden, bemächtigten sich Neapels und erzeugten solchen Schrecken, daß der königliche Statthalter sich nach Sicilien flüchtete und Mack Schutz bei den Franzosen suchte und als Kriegsgefangener nach Paris wanderte. Ueber Blut und Leichen bahnte sich alsdann Championnet einen Weg in die hartnäckig vertheidigte Hauptstadt, nach deren Eroberung er im Einvernehmen mit den einheimischen, den gebildeten Ständen angehörenden Republikanern die parthenopäische Republik mit einer der französischen Directorial-Regierung ähnlichen Verfassung einrichtete. Alle angesehenen, gebildeten und von vaterländischem Gefühl durchglühten Neapolitaner schlossen sich, erfreut über die Erlösung von dem langjährigen Drucke des königlichen und priesterlichen Despotismus, den Fremdlingen an. Die kurze Frist, während welcher sie ihrem schönen Traum leben konnten, hinderte die edlen Schwärmer, ihrer Täuschung bewußt zu werden. — Championnet beleidigte die Directorial-Regierung, als er die neue Republik vor der Habsucht ihrer Abgesandten schützen wollte; er mußte daher den Oberbefehl an Macdonald abtreten und wurde zurückgerufen und verhaftet.

21. Decbr. — Januar 1799.

Um dieselbe Zeit wurde auch die Verfassung der Schweiz geändert. — In diesem Lande war schon seit lange die Herrschaft der einzelnen Kantone in den Händen einiger wenigen Patricierfamilien, die nicht nur ihren minder angesehenen Mitbürgern der Hauptstädte, sondern auch den Bewohnern des Landes allen Antheil an der Regierung versagten und sie als Unterthanen behandelten. Am drückendsten war dieses Verhältniß in Bern. Hier herrschten einige Rathsherren, die nur aus gewissen Familien gewählt wurden, nicht blos über den ganzen Kanton, sondern auch über das seit 1536 unterworfene, an Sprache und Gesinnung den Franzosen verwandte Waadtland und über Aargau. Die nach Unabhängigkeit und Selbstregierung strebenden Waadtländer suchten sich mit Hülfe der Franzosen der fremden Herrschaft zu entziehen. Es entstanden demokratische Volksbewegungen, die, von Frankreich genährt, endlich in einen Aufstand gegen die Berner Aristokraten ausgingen. „Es war ein demokratischer Gegenschlag des Volks gegen die entartete Aristokratie, der Unterthanlande gegen die Hauptstädte, des Nationalgeistes gegen die lockere Bundesverfassung." Von den Bernern bedroht, suchten die Waadtländer Schutz bei der französischen Regierung. Diese ergriff die Gelegenheit zu einer Intervention, wobei sie die zu dem ägyptischen Zuge erforderlichen Geldsummen zu erbeuten hoffte. Unter dem Beistand einer französischen Armee machte sich Waadt nach einigen unbedeutenden Gefechten von der Berner Herrschaft frei. Da aber bei dieser Gelegenheit einige Franzosen getödtet wurden, so gab dies dem General Brune den gewünschten Vorwand, Bern zu besetzen, sich des reichen Schatzes und Zeughauses zu bemächtigen und durch Kriegssteuern und Plünderungen dem Lande, dem man ohnedies wegen Duldung der Emigranten grollte, große Summen abzupressen. Zwietracht und Parteihaß erzeugten auch in Basel und andern Kantonen der Schweiz Volksbewegungen und brachten den Plan der Directorial-Regierung, in der Schweiz eine der französischen nachgebildete Verfassung zu begründen, schnell zur Reife.

Schweiz. — Februar 1798.

Die Bundesrepublik der Schweiz wurde für aufgelöst erklärt, um der einen und untheilbaren helvetischen Republik mit fünf Directoren (darunter die Urheber der Umwälzung, Ochs von Basel und Laharpe von Waadt) und zwei gesetzgebenden, vom gesammten Volke in Urversammlungen gewählten Räthen Platz zu machen. Genf wurde dem französischen Gebiete beigefügt, Zürich, Luzern u. a. O. durch Raub und Erpressung schwer heimgesucht.

29. März 1798. — April.

Umsonst lehnten sich die katholischen Cantone am Vierwaldstättersee, auf Anstiften ihrer Priester, gegen diese Bestimmung auf und griffen zu den Waffen; nach heftigem Widerstand und vielen blutigen Kämpfen wurden sie besiegt und gezwungen, dem Beschlusse der übrigen beizutreten.

§. 897. **Der neue Coalitionskrieg** (1798—1799). a. **Entstehung.** Das Glück der französischen Waffen, verbunden mit dem Uebermuth der Republikaner, die in allen Ländern das Alte umzustürzen und neue Verfassungen zu gründen drohten, führte die meisten europäischen Mächte zu einem neuen großen Bunde.

Oesterreich. **Oesterreich** war wegen Italiens in Sorge und stand schon lange mit dem Directorium in Spannung, welches zürnte, weil in Wien bei einem Volksfeste die Wohnung des französischen Gesandten **Bernadotte** gestürmt und die dreifarbige Fahne, (13. April 1798.) die er wie zum Trotz ausgehängt hatte, abgerissen und verbrannt worden war, ohne daß die österreichische Regierung die verlangte Genugthuung gegeben. — (England.) **England** fürchtete von der ägyptischen Unternehmung Gefahr für seine ausländischen Besitzungen und streute daher Geld mit vollen Händen aus, um Frankreich neue Feinde zu bereiten. Auch hatte es gegründete Ursache zum Zorn, da das Directorium in Paris die schon lange in Irland herrschende Gährung durch Zusage bewaffneter Unterstützung zur Empörung steigerte. Im Vertrauen auf diese Hülfe griffen die durch die harte Verwaltung und das strenge Gerichtsverfahren der Engländer in Verzweiflung gesetzten Irländer zu den (Mai 1798.) Waffen, konnten aber, trotz der Hülfeleistung des tapfern Generals **Humbert**, der überlegenen Kriegsmacht Englands und der Kriegskunst des Feldherrn **Cornwallis** nicht widerstehen. Nach einem blutigen Bürgerkrieg wurde der Aufstand unterdrückt, Humbert, der nur eine geringe Mannschaft bei sich hatte, zur Capitulation genöthigt und (August.) dann das ganze Land unter strenges Kriegsrecht gestellt. **Wolf Toun**, ein geistvoller politischer Schriftsteller und Haupturheber des französischen Bündnisses, starb durch kriegsrichterlichen Spruch. **Napper Tandy**, sein Gesinnungsgenosse, entkam nach Hamburg, wurde aber später von dem dortigen Senat ausgeliefert. Die **Vereinigung Ir**-(Juli 1800.) **lands mit England** in Verwaltung und Gesetzgebung war die letzte Maßregel zur (Rußland.) Unterwerfung des unruhigen Landes. — In **Rußland** herrschte seit 1796 Katharina's einziger Sohn, der menschenfeindliche, argwöhnische **Paul**, ein Fürst von etwas zerrüttetem Geiste, der gegen die das göttliche Recht der Selbstherrschaft gefährdenden Grundsätze der Revolution den größten Haß hegte und in seinem Eifer für das Alte so weit ging, daß er, gleich der Königin Karoline von Neapel, die neumodischen Trachten, als Erzeugnisse der Revolution, strenge verbot. Als großer Verehrer des Malteserordens, zu dessen Großmeister er sich ernennen ließ, obwohl er einer andern Kirche angehörte, sah er in der Wegnahme Malta's durch Napoleon einen hinreichenden Grund zum Krieg. Mit ritterlichem Sinn begann er den Kampf für die gestörte Legitimität (Türkei.) und für die Wiederherstellung der alten Zustände und Ansichten. Selbst der **Sultan** schloß sich der Coalition an, als die kühnen Republikaner das türkische Reich von Aegypten und Syrien aus bedrohten. Nur **Preußen**, wo am 16. Nov. 1797 der mit allen häuslichen Tugenden und mit echter Frömmigkeit geschmückte **Friedrich Wilhelm III.** den Thron bestiegen, und mit seiner schönen und tugendhaften Gemahlin **Luise** ein gemüthliches Leben in Liebe und Eintracht und bürgerlicher Einfachheit führte, hielt sich neutral, wie sehr sich auch Rußland und England Mühe gaben, es zum Beitritt zu bewegen.

Preußen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. Die beschränkte Erziehung seiner Jugend hatte dem von Natur gesunden Geiste des Königs nicht die volle Stärke verliehen und die angeborne Schüchternheit und Unsicherheit seines Wesens genährt, und eine aus unbedeutenden, am Kleinlichen und Herkömmlichen haftenden Männern bestehende Umgebung wie General v. **Köckeritz** und Cabinetsrath **Beyme**, hielt ihn von jedem kräftigen Handeln

zurück. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten blieb nach wie vor Männern ohne Vaterlandsliebe, Ehrgefühl und Charakterstärke überlassen, dem sittenlosen Haugwitz und dem leichtfertigen, genußsüchtigen Lombard. General von Zastrow leitete das Kriegswesen nach altem Schlendrian. Nur Wöllner, der Urheber des hochkirchlichen Religionsedicts, der durch Ueberwachung, Gewissenszwang und theologische Censur die Hoforthodoxie im ganzen Lande zu verbreiten bemüht war, wurde in Ungnade entlassen. Aber die Wirkungen der Heuchelei und der zu gleicher Zeit genährten sittlichen Schlaffheit gaben sich bereits im Volke kund. „Das nüchterne, an Arbeit und Entbehrung gewöhnte, starkmüthige Geschlecht der alten Zeit war nicht mehr; Frivolität und Genußsucht waren namentlich in die Städte eingekehrt und wirkten um so entnervender auf den alten preußischen Geist, je weniger in den Männern der Regierung selber jener Geist lebendig war." Der Adel, dünkelhaft und selbstsüchtig, suchte weniger durch Tugend und vaterländische Hingebung dem Gemeinwohl zu dienen, als seine Privilegien, Begünstigungen und Vorrechte auszubeuten und zu mehren.

§. 898. b. **Rastatt und Italien.** Die Wegnahme von **Ehrenbreitstein**, dessen tapfere Besatzung mitten im Frieden von den Franzosen durch Hunger zur Uebergabe gezwungen ward, eröffnete den neuen blutigen Krieg, der indessen bald eine für Frankreich ungünstige Wendung nahm. In Deutschland wurde **Jourdan** von Erzherzog Karl bei **Osterach** und **Stockach** geschlagen und zum Rückzug über den Rhein genöthigt. Dies bewog die französischen Gesandten (Roberjot, Bonnier und Jean Debry), die bisher in **Rastatt** das Friedensgeschäft geleitet und durch Trotz und Uebermuth sich allgemein verhaßt gemacht hatten, sich Pässe zur Rückreise geben zu lassen. Aber kaum hatten sie bei Anbruch der Nacht die Stadt verlassen, als sie wider alles Völkerrecht von Szekler Husaren, vielleicht unter Mitwirkung französischer Emigranten, angefallen, ihrer Papiere beraubt und so mißhandelt wurden, daß zwei sogleich starben und der schwer verwundete Jean **Debry** sich nur dadurch rettete, daß er in einen Graben kroch. Diese entsetzliche Blutthat, deren geheime Fäden sich in das Wiener Cabinet verliefen und deren offenkundige Urheber in Oesterreich nie in gerichtliche Untersuchung gezogen wurden, erzeugte überall Abscheu und wurde von dem Directorium benutzt, um das Volk zur Rache zu entflammen. — Noch schlimmer ging es in **Italien**. Während der größte General mit 40,000 Mann der geübtesten Kerntruppen in dem glühenden Sande Aegyptens stand, erlagen seine italienischen Schöpfungen unter den Streichen der abgehärteten, von dem ruhmgekrönten **Suwaroff** geführten russischen Truppen. „Ein fast siebenzigjähriger Veteran, jedoch von dem Feuer und der Kraft eines Jünglings, in den Formen geschmeidig wie ein russischer Höfling, aber in seinem Wesen zäh, schroff und eigensinnig wie Wenige, ein geschulter Feldherr und doch wieder wilder, genialer Naturalist, in seinen Entwürfen kühn bis zur Verwegenheit, aber von beispielloser Ausdauer und Kaltblütigkeit in ihrer Durchführung, besaß Suwaroff eine Macht über die Soldaten, wie sie wenigen Feldherren gegeben war. Gleich seinem kaiserlichen Herrn ein heftiger Hasser der Revolution und voll Ungeduld für die stricte Wiederherstellung des Alten, verstand er es meisterhaft, nach russischer Weise den religiösen und nationalen Fanatismus der Masse aufzuregen und nach seinen militärischen Zielen hinzulenken. Er konnte dem Soldaten das Ungeheuerste zumuthen, denn der gemeine Mann war von dem Aberglauben beherrscht, daß der Sieg an seine Fahne geknüpft sei." In wenigen Wochen eroberten die Russen und die von **Kray** geführten Oesterreicher die **cisalpinische Repu-**

Randnotizen: 24. Jan. 1799. — Deutschland. — 21., 25. März. — 28. April. — Italien. — 1799.

5. April. blik, nachdem der Kriegsminister Scherer bei Magnano, südlich von Verona,
27. April. der wieder angestellte Moreau bei Cassano und der aus dem Neapolitanischen herbeigerufene Macdonald an dem durch Hannibals Sieg berühmten Flusse
17.–19. Juni. Trebia überwunden worden. Die blutige Niederlage der Franzosen in
15. Aug. der **Schlacht von Novi**, wo der von der mißtrauischen Directorial-Regierung als dermaleinstiger Rivale und Gegner Napoleons auserſehene junge General Joubert den Heldentod starb, vollendete den Verlust Italiens. Die cisalpinische Republik gerieth in volle Auflösung; Alles, was an die neue Ordnung geknüpft war, ergriff die Flucht, der ganze Staat schien wie „eine im Frühjahr locker gewordene Eismasse in einzelnen Trümmern fortzuschwimmen." Frankreich war in schlimmer Lage, aber der Zwiespalt der Verbündeten bewahrte es vor dem Aeußersten.

Reaction in Neapel 13. Juni 1799. Auch die parthenopäische Republik sank schnell zusammen, als nach dem Abzug der Franzosen der gräßliche Cardinal Ruffo mit Banden calabrischer Bauern und wüthender Lazzaroni die Stadt erstürmte und seinen Weg mit Leichen und Brandstätten bezeichnete. Die hochsinnigen Republikaner widerstanden lange mit Heldenmuth und schlossen endlich unter fremder Vermittelung einen Vertrag, der ihnen Sicherheit und freien Abzug gewährte. Aber kaum war die königliche Familie unter Nelsons Beistand aus Sicilien zurückgekehrt, als in Folge des Grundsatzes, daß man Rebellen keine Treue schuldig sei, blutige Verfolgungen, nicht nur über die Urheber der Republik, sondern über alle Gebildeten und Wohlhabenden verhängt wurden. Der Sieger von Abukir, umstrickt von den Reizen der alternden Lady Hamilton, schändete seinen ruhmgekrönten Namen durch den Beistand, den er der rachsüchtigen Königin und ihrer Umgebung gewährte. Thaten, vor denen die Gräuelscenen der französischen Schreckenszeit in Schatten treten, wurden von der königlichen Regierung und der wüthenden Priesterschaft verübt. Nachdem das Rauben und Morden der Lazzaroni vorüber war, begann das Geschäft der Blutrichter, Henker und Kerkermeister. Alle Theilnehmer, Anhänger und Förderer der republikanischen Einrichtungen wurden mit blutiger Rache verfolgt. Ueber viertausend der gebildetsten und angesehensten Männer und Frauen (Pagano, Cirillo, Eleonore Caraffa, Fonseca u. A.) starben auf dem Blutgerüste oder in gräßlichen Kerkern. Vaterlandsliebe, Freiheitsgefühl, Begeisterung für Menschenwürde und das Streben, das Volk aus seiner Versunkenheit und Verdumpfung zu erlösen, galten für todeswürdige Verbrechen; glücklich, wer als landesflüchtiger Bettler die Fremde erreichte! Der greise Fürst Caraccioli, Ferdinands früherer Vertrauter und Nelsons Freund, wurde an einer Segelstange aufgeknüpft und dann, mit einem Gewicht beschwert, den Wellen preisgegeben. „Auch die schreckliche Lehre, welche die Gottheit dem gefühllosen König dadurch gab, daß sie den ins Meer geworfenen Leichnam dem Könige zum Schrecken aus der Tiefe wieder heraufführte, war an seiner steinharten Seele verschwendet. Als nämlich Ferdinand aus Palermo zurückkam und ganz vorn im Schiffe stand, schwamm ein Leichnam auf dem Wasser; als dieser näher kam, hob eine Welle den Vorderleib und der König erblickte das Angesicht seines alten Freundes mit triefenden greisen Locken. Er rief laut: Caraccioli! und äußerte sich wie Macbeth bei Shakespeare. Der Eindruck war aber vorübergehend; der König blieb, wie er von Kindesbeinen an gewesen war." Dem Fall der parthenopäischen Republik folgte die römische auf dem Fuße.

Schweiz. 1799. §. 899. c. Die Kämpfe in der Schweiz und in Holland. Glücklicher behaupteten sich die Franzosen in der Schweiz. Schon im März gelang es ihrer Raschheit und Energie, eine Reihe glänzender Erfolge zu erkämpfen, sich den Zugang zum westlichen Tirol zu eröffnen und an Gefangenen und Trophäen eine reiche Ausbeute zu gewinnen. Massena, ein tapferer, aber harter und habsüchtiger Feldherr, bekämpfte mit Glück den kaiserlichen Feldmarschall

Hotze, einen gebornen Schweizer, der sich in russischen und österreichischen Diensten ausgezeichnet hatte, und drängte ihn aus dem Bündtner Rheinthal nach Tirol, während Lecourbe den schneebedeckten Rücken des Bernhardin überstieg und das Engadin gewann, und Dessoles über das Wormser Joch in das österreichische Gebiet einrückte. Auch als die Oesterreicher ihre Streitkräfte unter Erzherzog Karl vereinigten und im Mai und Juni in einer Reihe von Gefechten, die man als die erste Schlacht bei Zürich bezeichnet, Massena's Heer an- 4. Juni.
griffen und zum Rückzug nöthigten, behaupteten sich die Franzosen am Vierwaldstättersee und im Reußthal bis zum Gotthardspaß. Bedrohter wurde die Lage Massena's als Suwaroff den Befehl erhielt, seinen Siegeslauf in Italien zu verlassen und sich mit den Oesterreichern und einem zweiten russischen Heer unter Korsakoff in der Schweiz zu vereinigen. Mit wunderbarer Kühnheit überstieg Suwaroff die unwegsamen Eisberge und Alpen, um die Franzosen aus ihrer Ende Sept.
Stellung bei Zürich zu verdrängen. Auf diesem Zuge kämpften die russischen Heere mit Beschwerden und Gefahren, die selbst die Leiden der französischen Armee in Aegypten und Syrien überstiegen. Auf dem Gotthard, an der Teufelsbrücke wurden gegen Natur und Feinde Kämpfe bestanden, die zu den kühnsten Waffenthaten in der Weltgeschichte gehören. Auf Gebirgspässen, die bis dahin nur dem einzelnen Wanderer zugänglich waren, auf Höhen, die noch nie ein Kriegsheer begangen, lagerten Armeen und wurden Schlachten geliefert. Die abgehärteten, an Mühseligkeit und Krieg gewöhnten russischen Soldaten folgten ihrem thatkräftigen, beharrlichen Anführer mit stummem Gehorsam über Eisberge und Schneefelder. Aber trotz der unglaublichen Anstrengung vermochten sie doch die Franzosen nicht aus der Schweiz zu verdrängen. Noch vor ihrer Vereinigung mit den befreundeten Truppen waren die zwieträchtigen Oesterreicher und Russen in der zweiten Schlacht bei Zürich den Streichen der Franzosen 26., 27. Septbr. 1799.
erlegen und der tapfere Hotze in einem Plänklergefecht gefallen. Bei der Einnahme der Stadt Zürich wurde der Prediger Lavater von einem französischen Soldaten zu Tode verwundet. Suwaroff, mit dem kaiserlichen Feldherrn und dem Wiener Cabinet gänzlich entzweit, führte, nach einem zweiten Zuge über die Anf. Oct.
schneebedeckten Alpenhöhen von Graubündten, im December den Rest seiner Armee in die Heimath zurück, wo er einige Monate nachher in Kummer über die un- 18. Mai 1800.
verdiente Ungnade seines Kaisers starb. Kutaissow, früher Kammerdiener, dann Vertrauter Pauls, war bei einer Begrüßung von dem General verächtlich behandelt worden und hatte aus Rache seinem Gebieter hinterbracht, daß einige Kleinigkeiten des Gamaschendienstes, die er während des Krieges anbefohlen hatte, bei der Armee in Italien nicht beachtet worden seien.

Suwaroffs Alpenzug. „Auf die russischen Truppen," erzählt der neueste Geschichtschreiber dieser denkwürdigen Begebenheiten (Häusser), „die plötzlich aus den gesegneten Regionen Italiens in diese engen Felsschluchten der Alpen eintraten, um sich den Schnee- und Eisregionen des Gotthard zu nähern, machte dieser rasche Uebergang aus der heitersten Fruchtbarkeit in eine wilde, düstere Natur von riesenhaften Dimensionen den Eindruck, den das Gewaltige und Ungeheuere unwillkürlich erweckt. Sie fühlten sich beengt, beunruhigt und schwankten zum ersten Male in ihrem Vertrauen auf den sieggewohnten Feldherrn. Es kam zu Ausbrüchen des Ungehorsams, die zu dämpfen es der ganzen Geistesgegenwart Suwaroffs und seiner Kunst, die Menschen zu behandeln, bedurfte. Er ließ ein Grab für sich graben, Angesichts der Soldaten, um, wie er sagte, die Schmach eines zuchtlosen Heeres nicht zu überleben; es gelang ihm auch,

die Truppen zum alten Vertrauen zurück zu führen. — — Am Morgen des 25. Sept. war Suwaroff an dem Urner Loch angelangt; seine Soldaten drängten vor, Hunderte fanden an dem geöffneten Abgrunde der Teufelsbrücke ihren Tod, und es schien nicht denkbar, selbst gegen die viel schwächere Zahl der Franzosen den Durchgang zu erzwingen, als die Russen den kühnen Entschluß wagten, mitten im Feuer des Feindes einzeln den steilen Rand der Reuß hinabzuklettern, durch den wildschäumenden Fluß zu waten, und, indem sie am andern Ufer mühsam hinaufstiegen, die Franzosen zu umgehen. So ward die Brücke gewonnen, der Uebergang über den gesprengten Bogen mit Brettern und Baumstämmen hergestellt. Am 26. Sept. langte Suwaroff zu Altdorf an, wo die Gotthardstraße in die Wellen des Vierwaldstädter Sees mündet und kein Fahrzeug bereit lag, ihn nach dem andern Ufer zu bringen. Eine unwegsame Gebirgsmasse trat ihm entgegen und streckte ihren nackten Felsenarm in das finstere Schächenthal hinaus wie ein riesiger Wegweiser des Schicksals. Nur auf den Hirten- und Jägerpfaden dieser engen Thalschlucht und der Bergübergänge im Hintergrunde war es möglich, zu wirthlichern Gegenden zu gelangen, und selbst dies war zweifelhaft, wenn der Ausgang des Kampfes, der in denselben Stunden am Züricher See gefochten ward, den Feind in den Besitz dieser Alpenpässe brachte. Und in welchem Zustande war das Heer! Seit sechs Tagen zog es bergauf, bergab, mußte sich um Fußpfade und Brückensteige schlagen, die Reuß durchwaten, steile Abhänge hinanklimmen, mit kümmerlicher Nahrung, während strömende Regengüsse jeden Schritt erschwerten. Schon bildete der Zug der Armee von Airolo bis Altdorf eine ununterbrochene gemischte Reihe von Lastthieren und Nachzüglern.

Ohne den Truppen Ruhe und Rast zu gönnen, schlug der unerbittliche Feldherr am 27. Sept. den Weg ins wilde Schächenthal ein, um von da über die steile Höhe des Kinzigkulm den Weg ins Thal der Muotta zu finden. Noch am Abend trafen die ersten Kosakenschwärme in Muotta ein und nahmen dort ein paar Compagnien Franzosen gefangen, die von dem nur drei Stunden entfernten Schwyz dahin gesandt waren; der Zug des ganzen Heeres, das sich raupenartig über die öden Felsmassen hinbewegte, dauerte sechszig Stunden. Am Abend des 29. Sept. war die ganze Masse, nach unnennbaren Anstrengungen, in Muotta angekommen, es war kein Leiden, das erschöpfte Soldaten treffen kann, ihnen erspart worden, und wie viele waren der Ermüdung erlegen oder hatten in den grausigen Felsabgründen ihr Grab gefunden! — Als Suwaroff das Schicksal der verbündeten Heere erfuhr und die Unmöglichkeit einer Verbindung mit denselben einsah, entschloß er sich, wenn gleich mit innerem Widerstreben, zu einem nicht minder beschwerlichen Rückzug über die Bündtner Alpen, mit einem ermatteten Heere ohne Fußbekleidung und ohne zureichende Lebensmittel. — Ein frisch gefallener, zwei Fuß tiefer Schnee, der mit jedem Schritte wich, deckte die schmalen Fußwege, auf welchen die Felsmassen des Gebirgsrückens einzeln und mühsam erklettert werden mußten. Von der Höhe herab, so weit das Auge reichte, zeigten sich Graubündten und Tirol als eine ungeheure Schneewüste: keine menschliche Spur, kein Pfad war zu sehen; kein Strauch gewährte die Möglichkeit Feuer zu machen; keine Felsenspitze ragte hervor, um dem Wanderer zum Wegweiser oder zur Stütze zu dienen. Auf dem jenseitigen Abhange war der Schnee durch die kalten Winde so glatt gefroren, daß nur der Sturz der vorderen Menschen und Pferde die folgenden warnen konnte, den gefährlichen Steig mit einem andern ebenso gefährlichen zu vertauschen. Opfer hat natürlich dieser Marsch genug gekostet; die Kranken und Verwundeten mußten ohnedies zurückbleiben. Zwischen dem 8. und 10. October kam dann die Armee im Vorderrheinthal an, wo sie die ersehnte Ruhe und Erholung fand.

So schloß dieser wunderbare Alpenzug, der an kühnen Abenteuern und an Ausdauer der Truppen Alles hinter sich läßt, was die gerühmtesten Bergzüge alter und moderner Zeiten aufzuweisen haben. Wohl war der Verlust an Menschen und Material, den die drei Wochen gekostet, einer verlorenen Schlacht gleich, aber der moralische Eindruck sah eher einem Siege ähnlich. „Wenn Suwaroff und sein Heer," sagt Clausewitz, „diesen Zug durch ein für sie so wunderbares Land, von welchem sie selbst hinterher nur verworrene Vorstellungen und fabelhafte Eindrücke haben konnten, mit einem Blick durchliefen, so mußte ihnen derselbe wie ein reißender Strom vorkommen, der alle die Dämme durchbrochen hat, welche ihm das feindliche Heer beim Gotthard, dem Cryspalt, bei Amsteg, bei Altdorf entgegengesetzt hatte, und jede dieser Ueberwältigungen wie ein Sieg über das feindliche Heer. Sie hatten diese wunderbaren Berge auf Pfaden überstiegen, welche nie ein Kriegsheer betreten hat und wahrscheinlich nie wieder betreten wird, und als sie nach der äußersten ihrer Anstrengungen im Thale von Muotta wie

ein gejagtes Wild ermattet niedersanken und der feindliche Feldherr selbst herbeieilte, sie gefahr- und muthlos zu überwältigen, hatten sie sich, wie der Bär in seiner Höhle, zerfleischend auf ihn geworfen und ihn in Schrecken und Verwirrung wieder hinausgejagt."

Hatten in Italien und der Schweiz die Oesterreicher durch verkehrte Maßregeln, Neid und Gewinnsucht den Fortgang der russischen Waffen gehemmt, so bewiesen die Engländer, als der unfähige Herzog von York in Verbindung mit den Russen die Franzosen unter Brune aus Holland vertreiben und den Erbstatthalter wieder einsetzen wollte, daß auch sie nur von Selbstsucht und Eigennutz geleitet wurden. Nachdem der ungeschickte Oberfeldherr die Russen den Feinden geopfert, erkaufte er sich und den Seinigen durch eine schmachvolle Capitulation die Rückkehr. Dieses unedle und selbstsüchtige Benehmen erbitterte den über den Untergang so vieler tapfern Krieger bekümmerten Kaiser Paul so sehr gegen die Coalition, daß er mißmuthig zurücktrat und einige Zeit nachher sich an Bonaparte anschloß, dessen straffes militärisches Regiment mit Ordnung und Gehorsam bald seine Bewunderung erregte. Holland. 18. Oct. 1799.

§. 900. **Bonaparte in Aegypten und Syrien.** Während dieser Vorgänge führte Napoleon sein tapferes Heer von Alexandrien aus durch die ägyptische Wüste gen Cairo. Die Noth des Heeres in dem glühenden Sonnenbrande, ohne Wasser und hinreichenden Mundvorrath, war entsetzlich. In der Schlacht an den Pyramiden, „von deren Höhen vier Jahrtausende auf die französischen Kämpfer herabblickten", wurden die Mameluken, die damals unter türkischer Oberhoheit Aegypten beherrschten, besiegt, worauf Napoleon in Cairo einzog und (nach der Wegnahme der französischen Flotte bei Abukir durch Nelson der Hoffnung einer baldigen Rückkehr beraubt) eine neue Verwaltung, Polizei und Besteuerung nach europäischem Zuschnitt einrichtete, während die Künstler und Gelehrten, die sich beim Heere befanden, die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst in diesem Wunderlande vortrefflich erforschten und beschrieben. So sehr indeß Bonaparte und seine Soldaten die Religionsgebräuche der Mohammedaner schonten und ihren Priestern, Moscheen, Ceremonien und Gebräuchen alle äußere Achtung zollten, so entbrannte doch der Fanatismus in der Brust der Muselmänner und machte ihnen die Herrschaft der Christen höchst verhaßt. Als nun in Folge des neubegründeten europäischen Finanzwesens Steuern und Kriegsumlagen auferlegt wurden und die Pforte, die sich durch Napoleons Vorspiegelungen von Freundschaft und Ergebenheit nicht täuschen ließ, die Muhammedaner Aegyptens und Syriens zum Kampf wider die Christen aufrief, entstand in Cairo eine fürchterliche Empörung, die nur mühsam durch die überlegene europäische Kriegskunst unterdrückt ward, nachdem gegen 6000 Mameluken erschlagen worden. Napoleon benutzte den Sieg zu Erpressungen und zog dann nach Syrien, um die von der Pforte abgeschickten Truppen vom Eindringen in Aegypten abzuhalten. Nach Besiegung der Mameluken bei El Arisch eroberte Bonaparte Jaffa (wo er an 2000 rüstige Arnauten, die früher gefangen und unter der Bedingung, nicht ferner gegen Frankreich zu dienen, entlassen, jetzt aber wieder ergriffen worden waren, als Meineidige erschießen ließ) und schritt zur Belagerung von Jean d'Acre (Akkon). Hier erfuhr Napoleons Glück den ersten Stoß. Die Türken, von dem englischen 21. Juli 1798. 1., 2. Aug. 1798. 21. Oct. 20. Febr. 1799. 17. März — 17. Mai

Schiffsobersten (Commodore) Sidney Smith mit Belagerungsgeschütz vortrefflich ausgerüstet, schlugen alle Stürme der Franzosen, die bei dieser Gelegenheit Wunder der Tapferkeit verrichteten, glücklich zurück und tödteten viele der heldenmüthigen Krieger. — Zugleich bedrohte ein türkisches Heer die europäischen Streiter im Innern des Landes. Das letztere wurde zwar bei Nazareth von Junot und am Tabor von Kleber besiegt und zersprengt, aber dennoch sah sich Bonaparte genöthigt, als die Pest unter seinen Truppen zu wüthen begann, Jean d'Acre aufzugeben und nach furchtbarer Verwüstung des Landes den Rückzug anzutreten. Alle Pferde wurden mit Kranken und Verwundeten beladen; die Soldaten litten den schrecklichsten Mangel; die Gefahren und Kriegsleiden waren entsetzlich. Napoleon theilte alle Mühseligkeiten mit dem Geringsten seines Heeres; ja er soll sogar ein mit Pestkranken gefülltes Hospital besucht haben. Die Angabe, daß er den Stabsarzt Desgenettes aufgefordert habe, die Pestkranken, die in Jaffa zurückgelassen werden mußten, durch Opium aus der Welt zu schaffen, eine Zumuthung, welche dieser mit den Worten zurückgewiesen, „sein Beruf sei, die Menschen zu heilen, nicht sie zu tödten“, hat sich als eine verleumderische Nachrede seiner Feinde herausgestellt. Im Juni erreichte Bonaparte
25. Juli 1799. Cairo wieder und schon im folgenden Monat schlug er bei Abukir eine dreimal stärkere türkische Armee und richtete durch diesen Sieg, der zu seinen glorreichsten Waffenthaten gehört, den sinkenden Muth der Soldaten wieder auf. Bald nachher erfuhr er von einigen von Sidney Smith ihm aus Schadenfreude zugeschickten Zeitungsblättern die Unfälle der Franzosen in Italien, was einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß der Entschluß einer Rückkehr nach Frankreich schnell in ihm reifte. In aller Stille betrieb er mit der größten Eile seine Abreise. Nach Uebertragung des Oberbefehls über die ägyptische Armee an **Kleber** (unter dem der allgemein geachtete **Desaix**, der sich als Befehlshaber von Oberägypten selbst bei den Eingebornen den Beinamen des gerechten Sultans erworben hatte, der verschrobene, zum Islam übergetretene Menou u. A. m. standen), fuhr Napoleon mit etwa 500 Begleitern (darunter Mürat, Marmont, Düroc, Berthier, Lannes, der Geheimschreiber Bourienne, die Gelehrten Monge, Ber-
24. Aug. tholet u. A.) auf zwei Fregatten und einigen kleinen Fahrzeugen aus dem Hafen von Alexandrien ab und erreichte, von seinem Glücksstern geleitet, unentdeckt von den Engländern die französische Küste, wo er bei Frejus unter dem Jubel des
9. Oct. Volks ans Land stieg.

§. 901. **Der 18. Brumaire.** Die Directorialregierung hatte alles Ansehen und alle Haltung verloren. Die ausübenden Directoren, bei denen Sieyes den Republikaner Reubel ersetzt hatte, lagen mit der gesetzgebenden Versammlung der Fünfhundert im Hader. Die Unfälle im Kriege, die Steuergesetze, die Beschränkungen der Preßfreiheit durch Unterdrückung der Journale u. A. m. dienten der Opposition, an deren Spitze Napoleons Bruder, Lucian Bonaparte, stand, zu Angriffen gegen die Regierung. Die durch die soge-
18. Juni. nannte Revolution des 30. Prairial bewirkte gewaltsame Ausschließung des wackern La Reveillère-Lepeaux und zweier seiner Collegen und ihre Ersetzung durch drei ganz unbedeutende Männer erhöhte die allgemeine Unzufriedenheit. In den Provinzen regten sich die Royalisten; in Paris hielten die Jacobiner

Versammlungen in der Reitschule und erneuerten den alten Club unter andern Formen. Zu ihnen hielten sich die Feldherren Augereau, Bernadotte und Jourdan (welcher letztere sich als Mitglied der Fünfhundert durch Begründung des später auch in Deutschland und andern Staaten eingeführten Conscriptionsgesetzes um Frankreichs Kriegsmacht verdient gemacht). Die Unfälle in Italien wurden der Abwesenheit Bonaparte's zugeschrieben, den das Directorium aus Neid „deportirt" habe. Nirgends hatte die bestehende Regierung Freunde, und Jedermann war von der Nothwendigkeit einer Aenderung der Verfassung überzeugt, als die Kunde von Napoleons Landung Aller Augen auf diesen lenkte. Das kühne, mit heidnischem Fatalismus und altrömischem Selbstvertrauen unternommene und durchgeführte Wagniß steigerte die Bewunderung des Volkes für den neuen Cäsar. Die „Heimkehr des Helden" bildete den Inhalt aller Gespräche, an seinen Namen knüpften sich die kühnsten Hoffnungen. — Bald nach seiner Ankunft in Paris faßte Bonaparte, in Verbindung mit Sieyes und seinem zum Präsidenten der Fünfhundert gewählten Bruder Lucian, den Entschluß, die Directorial-Verfassung zu stürzen. Zu dem Ende versicherte er sich der in Paris anwesenden Truppen und Offiziere und ließ dann durch Lucian unter dem Vorwande eines Jacobinischen Complotts die Sitzungen nach St. Cloud verlegen, um die Mitglieder der Räthe in die Gewalt der Soldaten zu bringen. Die Directoren waren entweder, wie Sieyes und Roger-Dücos, in die Verschwörung eingeweiht, oder sie wurden zur freiwilligen oder gezwungenen Entsagung gebracht. In St. Cloud versuchte Napoleon zuerst durch Ueberredung die Deputirten für seine Pläne zu gewinnen; als ihm dies nicht gelang und die Versammlung der Fünfhundert ihn mit Vorwürfen und Drohungen überschüttete, ertheilte er seinen Grenadieren den Befehl, mit gefälltem Bayonett den Sitzungssaal zu leeren. Die Republikaner, die der Gefahr muthig die Stirn boten, mußten zuletzt der Uebermacht weichen und durch Thüren und Fenster ihr Heil suchen; die Trotzigsten wurden von den Grenadieren fortgetragen. Die Ausschließung von 61 Mitgliedern aus dem Rathe der Fünfhundert, die Errichtung einer Consularregierung, wozu Sieyes, Roger-Dücos und Bonaparte bestimmt wurden, und die Ernennung einer Commission von fünfzig Personen, die während der Vertagung der Rathssitzungen die Rechte der Gesetzgebung üben und den Entwurf einer neuen Verfassung und eines Gesetzbuches anfertigen sollten, machten den Beschluß des kühnen Gewaltstreiches vom 18. und 19. Brumaire. Das zwei Tage später erlassene Decret, wodurch 37 der heftigsten Jacobiner deportirt und 22 auf die Westküste verbannt werden sollten, wurde bald zurückgenommen.

9. Nov

9. u. 10. Nov. 1799.

C. Napoleon Bonaparte's Machtherrschaft.

1. Das Consulat (1800—1804).

§. 902. Die Consular-Verfassung. — Die neue, hauptsächlich aus Sieyes' Kopf hervorgegangene, aber von Bonaparte veränderte (vierte) Verfassung, die durch Abstimmung von der ganzen Nation angenommen ward, ließ den

Schein einer Republik bestehen, schuf aber in der That eine Militärmonarchie, indem sie den ersten Consul mit solcher Macht bekleidete, daß er von einem Regenten nicht verschieden war. Die wesentlichen Bestimmungen der neuen, mit dem Anfang des Jahrhunderts in Wirkung tretenden Verfassung waren folgende: I. Dem aus 80 Mitgliedern bestehenden (Erhaltungs-) Senat stand die Befugniß zu, aus den von den Departements einzuschickenden Namenslisten die Glieder der gesetzgebenden Macht und die obersten Beamten und Richter zu wählen. Unter der Zahl der reichbesoldeten und wenig beschäftigten Senatoren befanden sich auch Siehes und Roger-Dücos. „Der Senat wurde die Zufluchtsstätte von Berühmtheiten, denen das Alter die thätige Laufbahn versagte, oder der Lohn gewisser Anhänger, die nicht nützlicher verwendet werden konnten." II. Die des Rechts der Initiative beraubte gesetzgebende Gewalt zerfiel a) in das Tribunat, das 100 Mitglieder zählte und die Vorschläge der Regierung zu prüfen und darüber zu debattiren hatte, und b) in den gesetzgebenden Körper zu 300 Gliedern, die diese Vorschläge nur unbedingt annehmen oder verwerfen durften; von beiden Räthen sollte jährlich ein Fünftel erneuert werden. III. Die Regierung bestand aus drei auf zehn Jahre gewählten Consuln, wovon der erste, Bonaparte, unmittelbar oder durch den Senat alle Stellen besetzen, über Krieg und Frieden allein entscheiden und einen Staatsrath zur Seite haben sollte, indeß die beiden andern Consuln (Cambacérès und Lebrun) nur als Beiräthe zu fungiren hatten. — In den Staatsrath und in das Ministerium wählte Bonaparte die talentvollsten und erfahrensten Männer, die mit der Bildung der alten Zeit die Thätigkeit und Geschäftsgewandtheit der Revolutionszeit verbanden. „Er wollte im Schatten seiner Macht eine Art von neutralem Gebiet abgrenzen, auf dem alle Parteien die Waffen strecken und sich die Hand reichen, wo alle Meinungen zu seinen Gunsten aufgegeben werden sollten." Der kluge Diplomat Talleyrand ward Minister des Aeußeren, Gaudin (später Herzog von Gaëta) stand den Finanzen vor; der verschlagene Fouché besorgte die Polizei; der energische Carnot war eine Zeit lang Kriegsminister, nachdem Berthier als Chef des Generalstabs den Oberbefehl über die italienische Armee übernommen, da Bonaparte nach den Worten der Verfassung die Grenzen Frankreichs nicht verlassen sollte. Der arbeitsame Maret (Herzog von Bassano) besorgte die Geschäfte eines Generalsecretärs. Das französische Gesetzbuch (Code Napoleon), bei dessen Abfassung der als Jurist ausgezeichnete, aber als Mensch durch seine Eitelkeit und Schlemmerei verächtliche zweite Consul Cambacérès, so wie Merlin, Lebrun, Röderer u. A. thätig waren, ist ein durchschlagender Beweis von den Einsichten des Staatsrathes. Die Einsetzung von Präfecten in den Departements und von Unterpräfecten in den Arrondissements brachte das Land in die Hände der Regierung und begründete die für Frankreich so verhängnißvolle Centralisation.

a) Das Aeußere.

§. 903. Marengo und Hohenlinden. „Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Aufgabe eines Friedensstifters der Republik, eines obersten Vermittlers der Parteien dem Geiste Napoleons vorgeschwebt, ehe ihn der Taumel des Ehrgeizes fortriß." Dieses Urtheil Lanfrey's findet in den ersten Unternehmungen des neuen Herrschers seine Bestätigung. Nach Einrichtung der neuen Verfassung nämlich schrieb Bonaparte eigenhändig an den König von England einen mit hochklingenden Redensarten angefüllten Brief, worin er die Hand zum Frieden bot; ebenso an den Kaiser. Aber der ungewöhnliche Schritt fand wenig Anklang; eine kalte diplomatische Antwort sprach von Wiedereinsetzung der Bourbonen und von Rückkehr zu den alten Grenzen. Der Contrast zwischen der scheinbaren Wärme, Offenheit und Großmuth Napoleons und der abweisenden Kälte der Cabinette von London und Wien erzeugte bei den feurigen Franzosen einen Sturm

von Begeisterung und Kampflust. Von allen Seiten strömten dem Consul tapfere Krieger zu, aus denen er ein streitbares Heer bildete und in der Nähe des Genfersees sammelte, indeß die in Dijon aufgestellte sogenannte Reservearmee unter Berthier die Welt täuschte und den Spott der Engländer erregte. Glücklicher war Napoleon in seiner Bemühung, den russischen Kaiser auf seine Seite zu ziehen. Pauls Vorliebe für die Soldaten und seine Verstimmung gegen die eigennützigen Bundesgenossen, welche die gefangenen Russen nicht eintauschen wollten (§. 899), klug benutzend, schickte Napoleon etliche Tausend dieser Gefangenen neu gekleidet und bewaffnet ohne Lösegeld unter eigenen Anführern durch Frankreich und Deutschland nach Rußland zurück und gewann dadurch diesen launenhaften Kaiser in solchem Grade, daß er in brieflichen Verkehr mit dem Consul trat und dessen Unternehmungen gegen Oesterreich und England begünstigte. — Nach Beendigung der Rüstungen eilte Bonaparte nach Genf, wo er eine Unterredung mit Necker hatte, und unternahm dann mit der Hauptarmee den kühnen und großartigen Zug über den von Schnee und Eis bedeckten großen St. Bernhard, indeß andere Heerabtheilungen über den Simplon, St. Gotthard und andere Pässe nach Italien drangen. Das kühne Unternehmen mit seinen Beschwerden und Gefahren erinnerte an Hannibals Heldenzeiten. Das Heer zog an dem zwischen Schnee- und Eisbergen gelegenen Hospiz vorüber in das Flußthal der Dora Baltea hinab, wo ihm das von den Oesterreichern besetzte Fort Bard unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten schien. Aber Napoleons Geist fand Auswege. Auf einem Hirtensteig überschritten die Truppen die nahe Berghöhe, indeß das Geschütz heimlich zur Nachtzeit mit List und Vorsicht unter den Batterien des Forts durchgeführt wurde. So kamen die Franzosen ganz unerwartet in Oberitalien an in demselben Augenblicke, als ihre letzte Besitzung Genua nach der entsetzlichsten Hungersnoth, die über fünfzehntausend Menschen dahinraffte, von den tapfern, aber gefühllosen Feldherren Massena und Soult den Oesterreichern übergeben worden und diese demnach im Besitz des ganzen Landes waren. Dieser Zustand änderte sich jedoch bald. Fünf Tage nach Genua's Fall erlitten die Oesterreicher bei Montebello (durch Lannes' Tapferkeit) eine Niederlage und kurz darauf wurde unweit Alessandria die entscheidende **Schlacht von Marengo** geliefert. Zweimal behaupteten die Oesterreicher unter Melas das Schlachtfeld und nöthigten die Franzosen zum Rückzuge, und der Feldmarschall war seines Sieges so gewiß, daß er schon Boten mit der frohen Nachricht nach Wien abfertigte; als aber der alte kränkliche Feldherr zu seiner Stärkung einer kurzen Ruhe pflegte, erneuerte Napoleon, nachdem er den General Desaix, der einige Tage zuvor aus Aegypten zurückgekehrt war, mit seinen Truppen an sich gezogen, das Treffen zum drittenmal und erlangte den Sieg, hauptsächlich durch das rechtzeitige Einschreiten des jungen Kellermann, der aus eigenem Antrieb einen Reiterangriff in die Flanke des Feindes machte und den General Zach gefangen nahm. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Oesterreicher und brachte sie zur wilden Flucht. Die Niederlage war vollständig und das Wiener Cabinet eilte, durch den Waffenstillstand von Alessandria den Rest des Heeres zu retten und gab die Lombardei zum zweitenmal preis. Das Glück war mit dem Kühnen und Entschlossenen. Desaix, einer der edelsten und größten Männer der Revolutionszeit, starb bei Marengo den Heldentod; ihm und dem Reiter-

1800.

Mai 1800.

16.—20. Mai.

4. Juni 1800.

9. Juni.

14. Juni.

15. Juni.

führer Kellermann gebührte die Ehre des Tages. Gleichzeitig war eine Armee unter Moreau, Lecourbe u. A. in Schwaben und Bayern eingedrungen,
3. Mai 1800. hatte die Oesterreicher bei Stockach, Möskirch und auf dem berühmten
19. Juni. Schlachtfelde von Höchstädt und Blenheim (§. 764) zurückgeschlagen und zu
15. Juli. dem Waffenstillstand von Parsdorf genöthigt, der den Süden von Deutschland den Franzosen eben so völlig preisgab, wie der Vertrag von Alessandria
27. Juni. Italien. Auf diesem Zuge fiel der tapfere Latour d'Auvergne, der „erste Grenadier von Frankreich", in einem blutigen Gefecht mit einer österreichischen Truppenabtheilung. Da jedoch das Wiener Cabinet Bedenken trug, ohne England einen Frieden einzugehen, so wurde der Krieg bald wieder erneuert. Aber der glorreiche Zug Macdonalds und Moncey's über die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Graubündtner Alpen und Moreau's glänzender Sieg in der
3. Decbr. blutigen **Schlacht von Hohenlinden**, der den Franzosen den Weg nach Wien
9. Febr. 1801. öffnete, nöthigte die Oesterreicher, in dem **Frieden von Lüneville** die in Campo Formio eingegangenen Bedingungen anzunehmen und den Thalweg der Etsch und des Rheins als die Grenzen des französischen Reichs anzuerkennen. Die Bildung einer italienischen Republik unter Bonaparte's Präsidentschaft und die Bestimmung, daß die zu Verlust gekommenen deutschen Fürsten und Reichsstände durch säcularisirte Kirchengüter und aufgehobene Reichsstädte auf der rechten Seite des Rheins entschädigt werden sollten, waren die folgenreichsten Artikel des Friedens von Lüneville. Die nähere Ausführung der einzelnen, Deutschland berührenden Bestimmungen erfolgte dann durch den sogenannten Reichsdeputationshauptschluß, die Ergänzungsacte des Lüneviller Friedens.

Friede von Lüneville. Aus der cisalpinischen Republik wurde eine italienische Republik, deren nach Lyon berufene und von Talleyrand schlau geleitete Vertreter (Consulta) Bonaparte zum Präsidenten wählten und ihm die Regierungsgewalt gänzlich anheimgaben. Die gesetzgebende Macht wurde einem aus verschiedenen Ständen gewählten Rath und dessen Ausschüssen (Staats-Consulta) übertragen. — Die Unterhaltung eines großen Heeres für den Dienst Frankreichs war eine drückende Last, wofür jedoch eine mäßige Preßfreiheit und Theilnahme an dem öffentlichen Staatsleben einigen Ersatz gewährte. Die Italiener, die von römischer Freiheit und Republikanismus geträumt, krochen bald im Staube vor dem neuen Machthaber, der in Mailand zum ersten Mal wieder die Messe besuchte, als Einleitung zum Abschluß des Concordats. — Der Herzog von Modena, dem österreichischen Kaiserhause verwandt, erhielt zu seinen Besitzungen im Breisgau noch die Ortenau und die Bisthümer Brixen und Trient mit ihren sämmtlichen Gütern, Einkünften, Besitzungen, Rechten und Vorrechten. — Toscana wurde zu einem Königreich Etrurien umgeschaffen und dem spanisch-bourbonischen Herzog von Parma Ludwig I. übergeben, auf den zwei Jahre später sein unmündiger Sohn Karl Ludwig unter Vormundschaft seiner Mutter Marie Louise von Spanien folgte, eine traurige, unheilvolle Regierung bis zum 3. November 1807. — Der österreichische Großherzog von Toscana erhielt das Erzstift Salzburg mit der Probstei Berchtesgaden, einen Theil des Hochstifts Passau und des Bisthums Eichstädt und die Kurwürde, Entschädigungen, die mit den Gebietserweiterungen der deutschen Fürsten nicht verglichen werden konnten. Am 27. März 1799 war Ferdinand III. aus seiner schönen Hauptstadt geschieden. Die französische Besatzung war zwar vorübergehend wieder durch die österreichische verdrängt worden, nun erfolgte aber eine neue französische Occupation. Bei solchen Wechselfällen war das Land allen Unordnungen tumultuarischer Besatzungen, allen Räubereien französischer Emissäre, allem Elend des kleinen Kriegs, allen Gräueln des Parteihasses ausgesetzt.

§. 904. Deutschland seit dem Reichsdeputationshauptschluß. Die deutschen Reichsstände, die durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich

Länder und Rechte eingebüßt, oder durch rechtzeitigen Anschluß an den mächtigen Nachbar Napoleons Gunst erlangt hatten, erhielten durch den „Reichsdeputationshauptschluß" reichliche Entschädigung in den säcularisirten Bisthümern und Stiftern und in den aufgehobenen Reichsstädten auf dem rechten Rheinufer. „Es war eine Entschädigung ungewöhnlicher Art, wie sie nur bei den deutschen Verhältnissen möglich war. Die Dynastien wurden entschädigt, das Reich verlor; die Fürsten erhielten so viel und noch mehr, als sie eingebüßt, die Nation in ihrer Gesammtheit erlitt einen Verlust, die ihre politische Unabhängigkeit bedrohte." Deutschland verlor bei diesem Ausgleichungs- und Säcularisationsverfahren etwa 1150 Quadratmeilen an Gebiet und beinahe vierthalb Millionen Bewohner. Und welche Niederträchtigkeit, Kriecherei und Bestechungskünste kamen dabei zu Tage! „In Paris begann ein Handel mit deutschen Bisthümern, Abteien, freien Reichsstädten, wobei die fürstlichen Bewerber vor dem ersten Consul, seinen Gesandten und Geschäftsmännern mit goldbeladenen Händen erschienen und vor Talleyrands Mätresse, seinem Secretär Matthieu und dem Gesandten Laforest in Regensburg um die Wette krochen." Wer die größten Gaben brachte oder am geschicktesten zu schmeicheln und zu intriguiren verstand, trug die besten Güter davon. Mancher hochgestellte Diplomat erlitt damals freiwillig und geduldig „die altdeutsche Strafe des Hundetragens". „Aus diesen Vorgängen lernte Bonaparte zuerst Deutschland genauer kennen; der Grad der Achtung, den er vor der Nation empfand, ist aus den Eindrücken erwachsen, welche ihm damals deren Lenker erweckten." Schlau wußte der französische Machthaber die einzelnen Fürsten und Staaten zu trennen und sie zu Sonderverträgen mit Frankreich zu bringen. Dies hatte zur Folge, daß sich Preußen und Bayern in den Besitz der ihnen von Frankreich zugesicherten und von Rußland gebilligten Entschädigungsgebiete setzten, ehe noch der Reichstag in Regensburg seine Zustimmung gegeben und die Aenderungen durch den „Reichsdeputationshauptschluß" gutgeheißen hatte. 25. Febr. 1803.

Preußen erlangte die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, den größten Theil des Hochstifts Münster nebst der Stadt, mehrere Abteien und Reichsstädte (Mühlhausen, Nordhausen, Goslar), die mainzischen Besitzungen in Thüringen (Erfurt) und das Eichsfeld. **Bayern**, wo der neue Kurfürst Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken (seit Febr. 1799) theils aus wohlberechneter Politik, theils durch englische Subsidien gewonnen, anfangs an der Coalition gegen Frankreich eifrig Antheil genommen und dadurch die Unabhängigkeit seines bedrohten Landes vor Oesterreichs Eroberungsgelüsten geschützt hatte, empfing zum Lohn für das Bündniß, das es am 24. Aug. 1801 mit Frankreich abgeschlossen, und als Entschädigung für die großen Verluste auf beiden Seiten des Rheins die geistlichen Fürstenthümer Würzburg, Bamberg, Augsburg, das Bisthum Freising und einen Theil des Hochstifts Passau, eine Anzahl Abteien und Reichsstädte (Schweinfurt, Kempten, Memmingen, Kaufbeuern, Nördlingen, Rothenburg, Windsheim 2c.). Der zum Kurfürsten erhobene Markgraf Karl Friedrich von **Baden** bekam die durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor (+ 1799) erledigten pfälzischen Aemter Bretten, Heidelberg und Ladenburg mit der Stadt Mannheim; ferner die diesseitigen Gebiete der säcularisirten Bisthümer Konstanz, Basel, Straßburg und Speyer, die Herrschaft Lahr, mehrere Reichsstädte (Pfullendorf, Offenburg, Zell, Gengenbach u. a.) und viele Klöster und Stifter (Salem, Lichtenthal, Allerheiligen, Ettenheimmünster u. a.). Baden war bei den Entschädigungen am reichlichsten bedacht, weniger wohl, wie Bonaparte vorgab, „wegen der Regententugenden des Markgrafen Karl Friedrich, die ihm seit lange die Achtung Europa's erworben", als weil hier die Wünsche des Kaisers Alexander für das verwandte Haus und das Interesse Frankreichs, einen befreundeten Nachbar zu haben, zusammentrafen. Der tyrannische, aber kluge Herzog Friedrich von **Würtemberg** erhielt für seine Verluste in Frankreich (Mömpelgard u. A.) eine große Anzahl säcularisirter Abteien und Klöster und mehrere wichtige Reichsstädte (Reutlingen, Hall, Gmünd, Rottweil, Heilbronn, Eßlingen, Giengen u. a.). Auf ähnliche Weise wurden entschädigt und vergrößert: **Hessen-Kassel** (durch Fritzlar, Amöneburg, Gelnhausen u. a.); **Hessen-Darmstadt** (mit den Mainzer Aemtern Gernsheim, Bensheim, Lorsch, Heppenheim u. a., mit dem Reste des Bisthums Worms, mit einigen pfälzischen Aemtern [Lindenfels u. a.], mit mehreren geistlichen Stiftern, als Hirschhorn, Seligenstadt u. a. und mit der Reichsstadt Friedberg); **Nassau** (mit mehreren mainzischen und pfälzischen Aemtern im

Rheingau, als Höchst, Rüdesheim, Oberlahnstein, ferner Hochheim am Main, Bad Soden, mehrere Kapitel und Abteien, wie Limburg u. a. Nach dem Erlöschen der Linie Nassau-Usingen im J. 1816 gingen diese Erwerbungen auf die Weilburger Linie über); **Hannover** (durch das Bisthum Osnabrück); einige nachmals mediatisirte Fürsten, wie die von Leiningen (mit den Abteien Amorbach und Gerlachsheim und einigen Mainzer und Würzburger Aemtern, als Miltenberg, Buchen, Boxberg, Tauberbischofsheim u. a.), Bretzenheim (mit Lindau), Isenburg, Hohenlohe, Löwenstein und mehrere Reichsgrafen. Wilhelm von Oranien, der Sohn des flüchtigen Erbstatthalters von Holland (§. 888), erhielt die Stifter Fulda und Corvey. Auch der Deutschherren- und Johanniterorden erhielten Entschädigungen, letzterer besonders im Schwarzwald und im Breisgau. Dagegen wurden die beiden geistlichen Kurfürstenthümer Köln und Trier und eine große Anzahl Bisthümer ganz eingezogen, das Erzstift Mainz auf wenige Orte (Aschaffenburg, Wetzlar) beschränkt und die zahlreichen Reichsstädte auf sechs vermindert (Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg). Die höchste geistliche Würde erhielt der Fürst Karl von Dalberg als Kurfürst, Reichserzkanzler und Fürst Primas. Außer dem Rest des Kurfürstenthums Mainz besaß er noch das Bisthum Regensburg. Baden, Würtemberg und Hessen-Kassel wurden zu Kurfürstenthümern erhoben. Mit diesen Veränderungen war auch nothwendig eine Umgestaltung des Reichsfürstenraths und der Stimmenvertheilung verbunden. So wurde durch den Lüneviller Frieden und den Reichsdeputationshauptschluß dem deutschen Reich die Axt an die Wurzel gelegt und ein neues Staatswesen begründet, das in den nächsten Jahren seine weitere nothwendige Entwickelung fand. „Das neue Regiment der künftigen Rheinbundsregierungen," sagt Häusser, „zerstörte wohl mit dem alten Wuste auch manchen guten Keim; es wollte überall gleichmachen, uniformiren und verfuhr darum gegen Alles, was an persönliche, communale oder körperschaftliche Freiheit erinnerte, mit der gleichen Feindseligkeit wie gegen die üblen Auswüchse der feudalen Anarchie; aber alle diese Schattenseiten traten doch in den Hintergrund neben den Wohlthaten eines geordneten und rührigen Regiments, die man in vielen Gebieten Deutschlands vorher noch niemals hatte kennen lernen. Es kam doch statt des alten Wustes eine Art Gesetzlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetze zur Geltung, es wurde eine bessere Rechtspflege eingerichtet, die Erblichkeit und Käuflichkeit der Stellen abgeschafft, der Industrie und dem Verkehr, die ganz darniederlagen, neue Anregung gegeben, dem Bauer manche Erleichterung geschaffen, das schädliche Uebermaß mönchischen und geistlichen Nichtsthuns beseitigt, überhaupt das allgemeine Wohl rühriger und erfolgreicher gefördert, als es in den verrotteten kleinen Gebieten irgendwie auch nur versucht worden war. Gewaltthätig und brutal hat man, wie bei allen Revolutionen, auch hier vielfach verfahren; die Gleichmacherei, der grobe Nützlichkeitseifer, die Leidenschaft, Alles vom Schreibtische aus zu reguliren, die Abneigung gegen das Geschichtliche und Ueberlieferte, der Vandalismus selbst gegen die künstlerischen Symbole und Denkmale der alten Zeit, das Alles ist jetzt und nachher in der rheinbündischen Epoche grell genug hervorgetreten. Gleichwohl war die Auflösung des Alten unvermeidlich und selbst diese gewaltthätige Periode des Uebergangs hatte eine Menge Fesseln gesprengt und eine Fülle von Lebenskeimen zu wecken angefangen, die bisher in kleinstaatlicher und kleinbürgerlicher Misere gebunden lagen."

§. 905. Tod des Kaisers Paul von Rußland. Während dieser Vorgänge hatte sich in Rußland eine wichtige Begebenheit zugetragen. Pauls Verhältniß zu Oesterreich und England war in demselben Grade feindselig geworden, als seine Verbindung mit Bonaparte sich freundlicher und inniger gestaltet hatte (§. 903). Er nahm den Plan seiner Mutter wieder auf (§. 818), durch einen bewaffneten Neutralitätsbund mit Dänemark, Schweden und Preußen die britische Seeherrschaft zu brechen, und suchte in Verbindung mit dem französischen Consul die italienischen Angelegenheiten gegen Oesterreichs Vortheile und Absichten zu ordnen. Da aber die meisten Handlungen dieses sonderbaren Monarchen, der in krankhafter Ueberspannung und unter der Macht einer schrankenlosen Phantasie von einem Aeußersten zum andern übersprang, bald Großmuth, romantischen Sinn und ritterliches Wesen kund gab, bald in

blinde Leidenschaft, unmenschliche Grausamkeit und tyrannische Wuth ausbrach, unzweifelhaft bewiesen, daß er in seinem Thun und Treiben unberechenbar sei, daß sein Geist alles geordneten, folgerichtigen Denkens entbehre und an unheilbarer Zerrüttung leide, so bildeten einige durch seine wilden Launen und Willkürmaßregeln verletzte oder durch seinen finstern Argwohn und Menschenhaß bedrohte Großen eine Verschwörung, deren Seele der mächtige Graf Pahlen, Polizeiminister und Gouverneur von Petersburg, war. In Folge derselben wurde Kaiser Paul in seinem Schlafzimmer von Suboff, Orloff, Ben- 23. März 1801.
nigsen u. A. überfallen und, als er die geforderte Entsagung weigerte, unter heftigem Widerstand grausam mit einer Schärpe erwürgt und dann dessen Sohn Alexander zum Kaiser ausgerufen. Die Mörder trugen Lohn und Ehren davon und in den höhern Kreisen feierte man den Todestag als einen „Tag des Ruhmes und der Zufriedenheit". „Die Krone, viel zu scheu um zu strafen, wagte nicht einmal zu zürnen oder undankbar zu erscheinen." Die Aussöhnung mit England und die Auflösung des Neutralitätsbundes war die nächste Folge dieser Katastrophe für die auswärtige Politik; doch wurde auch das gute Vernehmen mit Frankreich aufrecht erhalten und durch einen förmlichen Friedensschluß 8. Oct. 1801.
befestigt. Seitdem wurden die deutschen Angelegenheiten theils durch französischen, theils durch russischen Einfluß bestimmt.

§. 906. Der Friede von Amiens. Nachdem auch Spanien und Portugal mit Frankreich Frieden geschlossen, war nur noch England von der großen Coalition unter den Waffen. Dieses thatkräftige Inselland mit seiner freien Verfassung und seinem unerschöpflichen Reichthum hatte durch den Krieg zur See und in den Colonien ebenso an Macht gewonnen, wie Frankreich auf dem Festlande. Aber auch hier wünschte das Volk Ruhe und Erholung, namentlich seitdem der russische Kaiser Paul aus Haß gegen die selbstsüchtigen und übermüthigen Insulaner mit Preußen, Schweden und Dänemark den Bund der bewaffneten Neutralität erneuert (§. 905), dadurch England in einen 16. Dec. 1800.
Krieg mit den Dänen verwickelt und zur Unterhaltung einer Kriegsflotte im Sund gezwungen hatte, und die Ausrüstung zahlreicher französischer Schiffe eine abermalige Landung der Feinde an der Küste des gedrückten Irlands befürchten ließ. Es wurden Unterhandlungen eingeleitet, die aber lange zu keinem Resultate führten, weil man sich über Aegypten nicht vereinigen konnte; erst als sich die Engländer überzeugten, daß weder die britische, aus allen Völkerschaften geworbene Landarmee, noch die unbeholfenen türkischen Schaaren im Stande wären, die kriegskundigen Franzosen im Nillande zu überwinden, entschloß sich das englische Cabinet zu einem Vergleich hinsichtlich Aegyptens, und dann, nach eingetretenem Ministerwechsel, zu dem ungünstigen **Frieden von Amiens**, worin die 27. März 1802.
Herausgabe des größten Theils der auswärtigen Eroberungen bedungen war.

Aegypten. Nach Bonaparte's Rückkehr hatte der unzufriedene Kleber, den der neue Consul trotz des zwischen ihnen bestehenden alten Grolles großmüthig in seiner Oberbefehlshaberstelle bestätigte, mit dem englischen Commodore Sidney Smith und den Türken einen Vertrag auf freien Abzug abgeschlossen. Als aber die englische Regierung den Vertrag nicht bestätigte, sondern auf Kriegsgefangenschaft der französischen Armee bestand, brach Kleber unwillig alle Verhandlungen ab, besiegte die Türken in der Schlacht bei Heliopolis mit einem sechsmal geringeren Heere und eroberte wieder 20. März 1800

die ihm mittlerweile von den Mameluken entrissene Hauptstadt Cairo unter blutigen Kämpfen
14. Juni. und grausamer Zerstörung. Aber am Schlachttage von Marengo erlag er in dem Garten seines Palastes dem Dolch eines fanatischen Mohammedaners. Bei dem Mangel an Zufuhr und Unterstützung aus Frankreich konnte sich Klebers Nachfolger, der unfähige Menou, nur mit großer Mühe und Anstrengung gegen die von dem wackern General Abercromby befehligten englischen Truppen behaupten, so tapfer sich auch die französischen Krieger und ihre Führer (besonders Reynier und Belliard) benahmen. Erst
21. März 1801. als der siegreiche Abercromby an den in dem Treffen bei Canopus erhaltenen Wunden gestorben, kam endlich ein Vertrag zu Stande, in Folge dessen die französischen Truppen (24,000 Mann) mit Waffen, Kriegsbedarf und allen Schätzen der Wissenschaft und Kunst auf englischen Schiffen nach Frankreich geführt wurden. In dem Frieden von Amiens versprachen die Engländer, die den Franzosen entrissene Insel Malta dem Johanniter-Orden zurückzugeben und willigten ein, daß Aegypten, so wie die Republik der ionischen Inseln, wieder unter die Oberhoheit der Pforte zurückkehre.

§. 907. **Neuer Zwist.** Der Friede von Amiens war von Seiten Englands mit großer Uebereilung abgeschlossen worden, deswegen erhob die Presse laut ihre Stimme dawider und nahm dabei einen feindlichen Ton gegen Bonaparte an. Das Protectorat, das sich die französische Regierung damals nicht nur über Italien (§. 903), sondern auch über Holland (§. 888) und über die Schweiz beilegte, wurde als unerträgliche Tyrannei dargestellt.

In der **Schweiz** benutzte Bonaparte den Streit zwischen den Anhängern der alten Cantonalverfassung und den Freunden der neu begründeten Einheit und Untheilbarkeit, um durch die sogenannte Vermittelungs- (Mediations-) Acte die Verfassung nach der französischen umzubilden. In dieser richtete der erste Consul als Protector der Schweiz die alte Cantonalunabhängigkeit wieder auf, doch so, daß das Land als Gesammtstaat durch einen Landamman und eine Tagsatzung repräsentirt ward. „Die Vermittelungs-Acte, eines der wohlthätigsten politischen Werke Napoleons, stellte somit die Cantone her und schlang um die Eidgenossenschaft einen bundesstaatlichen Verband, der zwischen Einheit und Besonderheit eine verständige Mitte hielt.

Die Angriffe einer freien Presse, die ohne Verletzung der Verfassung von der englischen Regierung nicht gehindert werden konnten, erregten in Bonaparte, der weder Tadel noch Widerspruch zu ertragen wußte, großen Mißmuth. Die französische Staatszeitung, der Moniteur, in welche Bonaparte selbst Artikel lieferte, antwortete in einem gereizten Tone, der immer bitterer und höhnischer wurde, als England mit der Räumung Malta's zögerte. Große Thätigkeit auf den französischen Schiffswerften und die Reise Sebastiani's in den Orient schienen auf ein feindliches Unternehmen gegen Britannien hinzudeuten. Selbst die Friedliebenden in Großbritannien überzeugten sich bald von der Nothwendigkeit eines fortgesetzten Kampfes gegen Bonaparte. Der Krieg wurde daher von Neuem an Frankreich erklärt, und der Wiedereintritt Pitts ins Ministerium, an dessen Spitze er bis zu seinem Tode (1806) blieb, konnte als Beweis gelten, daß die englische Regierung entschlossen sei, den neuen Militärherrscher und sein angemaßtes Protectorat über die Nachbarstaaten eben so energisch zu bekämpfen, wie vorher die Revolution.

St. Domingo. Durch diesen neuen Krieg wurde die französische Regierung an der Wiedereroberung von **St. Domingo** gehindert. Auf dieser französischen Colonie waren in Folge der Erklärung der Menschenrechte und der Freilassung der Sklaven furchtbare Unruhen ausgebrochen, indem sich die Mulatten und Neger gegen die weißen Pflanzer erhoben, gleiche Rechte mit ihnen ansprachen, und zuletzt eine Neger-Republik unter dem schlauen und unternehmenden Neger Toussaint-Louverture errichteten. Dieser, welcher auf St. Domingo dieselbe Rolle
8. Juni 1802. spielte, wie Bonaparte in Frankreich, wurde zwar von Napoleons Schwager Leclerc treulos gefangen genommen und nach Frankreich abgeführt, wo er bald starb; aber die Tapferkeit der Neger und das ungesunde Klima raffte in zwei Jahren gegen 40,000 Land- und Seesoldaten, darunter den Anführer selbst, dahin. Als bei der Erneuerung des Krieges die französische Regierung ihre Seemacht gegen England kehren mußte, erhoben sich die Farbigen und Schwarzen wieder,

errichteten die Republik Hayti und stellten den Neger Dessalines, einen blutdürstigen Tyrannen, an ihre Spitze. Nach dessen Ermordung entstanden innere Kämpfe, die mit einer Trennung der Insel in eine (Neger-) Monarchie (Negerkönig Christoph) und in eine (Mulatten-) Republik unter dem Mulatten Alex. Pétion endigten, bis nach König Christophs Selbstmord der Präsident Boyer im Jahre 1820 die ganze Insel vereinigte und einen Freistaat begründete. Die französischen Plantagenbesitzer wurden in der Folge durch einen Vertrag mit der französischen Regierung abgefunden; da aber die hohe Entschädigungssumme eine drückende Besteuerung der Neger und Mulatten, die allein die Rechte von Staatsbürgern besaßen, nöthig machte, so entstanden in den dreißiger und vierziger Jahren neue Bewegungen, die Boyers Flucht und Absetzung (1843) zur Folge hatten. Seitdem herrscht Bürgerkrieg und Anarchie auf der unglücklichen Insel, die nur die äußern Formen civilisirter Staaten in äffischer Weise nachahmt, ohne die staatliche und gesellschaftliche Ordnung derselben erwerben zu können. Die Bodencultur liegt darnieder, die Kaffeepflanzung ist verwildert, der Baum des Zuckerrohrs gänzlich verschwunden. Dem Bananenbaum und den halbwilden Schweinen verdankt es der „freie Neger“ fast allein noch, daß er auf dieser paradiesischen Erde nicht aus Faulheit dem Hungertode erlegen ist. October 1805. 1808.

b) Das Innere.

§. 908. Der neue Hof und das Concordat. Bonaparte's anfängliches Streben, das Alte mit dem Neuen zu versöhnen und die Errungenschaft der Revolution mit den Einrichtungen des Königthums zu verbinden, war klug und löblich; aber zu bald ließ er sich durch die Bewunderung und Vorliebe seiner Umgebung für die Formen der königlichen Zeit zur unbedingten Wiederherstellung der alten Zustände, Sitten und Gebräuche fortreißen. Am Hofe des ersten Consuls in den Tuilerien sah man bald wieder die ehemaligen Trachten und Moden, die Formen der alten Etikette, die Eleganz der royalistischen Zeit. Aristokratisches Wesen, vornehme Bildung und feine Manieren galten bald wieder als Vorzüge der guten Gesellschaft. Bonaparte's eitle und putzsüchtige, dabei aber liebenswürdige Gemahlin Josephine, ihre Kinder (Eugen und Hortense Beauharnais), seine Schwestern, besonders Pauline, und sein Schwager Murat prangten in Schönheit und Jugend und förderten und erleichterten durch ihre geselligen Gaben das Streben des Herrschers*). Die Verminderung der Emigrantenlisten führte viele Royalisten in die Heimath zurück, und die Gunst, die ihnen erwiesen ward, machte sie willfährig und geschmeidig zum Dienste am neuen Hof. Frau von Stael (Neckers Tochter) versammelte wieder, wie in alter Zeit, einen Kreis gebildeter und berühmter Männer (darunter Benjamin Constant) in ihrem Salon. Die Eitelkeit der Franzosen beförderte besonders die Rückführung der persönlichen Auszeichnung durch Orden und Titel; der Jacobiner Cambacérès schritt mit Orden und Bändern geschmückt „wie ein Pfau“ im Palais-Royal einher; und als Napoleon den Orden der Ehrenlegion errichtete, griffen Republikaner und Royalisten begierig nach dem neuen Spielwerk menschlicher Schwäche und Eitelkeit. — Eine der ersten Sorgen des Consuls war die Wiederherstellung des christlichen Cultus in den französischen Kirchen. Wenn auch selbst gleichgültig gegen jede Kirche, erkannte er doch die Nothwendigkeit der katholischen Religion zur Beruhigung des Staats. „Denn durch die Revolution war offenbar geworden, daß ein Volk, auch nachdem es alle Bande zerbrochen hat, nicht bestehen kann ohne Gott, und aus dem Blutstrome, in welchem Schuldige und Unschuldige untergegangen waren, stieg wie ein Morgenroth die Erinnerung an die altväterliche Kirche.“ Nachdem er die republikanischen Feste (10. August und 21. Januar) abgeschafft und die Feier des Sonntags wieder eingeführt, wurden Unterhandlungen mit dem römischen Hofe eingeleitet, die endlich zum Abschluß des Concordats führten. 15. Juli 1801. Um die Kirche und ihre Diener sich eben so gefügig und unterwürfig zu machen, wie den Staat und die Beamten, wünschte Napoleon weder die Wiederherstellung der alten gallicanischen Kirche mit ihren Synoden und ihrer trotzigen Selbständigkeit, noch den Fortbestand des beeidigten demokratischen Klerus der Revolutionszeit. Er zog vor, sich mit der Curie über einen Zustand zu vereinigen, wodurch die französische Kirche zur Dienerin des Papstes und des weltlichen Herrschers herab-

sank. Eine neue kirchliche Eintheilung sollte die alten Erinnerungen verwischen und die Besoldung der höhern und niedern Geistlichkeit durch den Staat und ihre Bestätigung durch die Curie in Rom die frühere Unabhängigkeit vernichten. Der Bund des weltlichen und geistlichen Gebieters war weder heilsam noch dauerhaft. Jeder strebte nach ausschließlicher Gewalt, und der römische Bekehrungseifer nahm bald Aergerniß an der Bestimmung der Verfassung, daß nicht blos alle christlichen Confessionen, sondern auch die Juden bürgerliche und kirchliche Rechtsgleichheit haben und sich vollkommener Toleranz erfreuen sollten.

18. April 1802. Das *Concordat*, dessen Abschluß mit dem päpstlichen Minister *Consalvi* am ersten Ostertag durch ein öffentliches Dankfest gefeiert ward, enthält folgende wesentliche Bestimmungen: 10 Erzbischöfe und 50 Bischöfe werden von der Regierung ernannt und besoldet und vom Papste bestätigt. Alle Geistlichen, sowohl die unbeeidigten, als die beeidigten und verheiratheten, entsagen ihren Stellen, können aber aufs Neue eingesetzt werden. Die Ausgeschlossenen werden wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen und erhalten bis zu ihrem Tode vom Staate einen Gehalt. Das eingezogene Kirchengut verbleibt in den Händen der gegenwärtigen Besitzer, die Zahl der Feiertage wird beschränkt.

Große Gewalt und Einfluß erhielt der monarchische Staat durch die Ueberweisung des *Unterrichtswesens an die weltliche Regierung*. Dadurch, daß alle Lehrer und Schulanstalten vom Staate abhängig waren, erlangte dieser auf die Geistesrichtung des Volkes denselben Einfluß, den früher die Kirche besessen.

Die Sorgfalt des Consuls war hauptsächlich den *höhern Lehranstalten* (besonders der von Monge eingerichteten *polytechnischen* Schule in Paris) zugewendet. Diese wurden von der Staatskasse reich fundirt, während man die *Bürger-* und *Elementarschulen* (Primär- und Secundärschulen) den Gemeinden überwies, sie aber der Aufsicht der Staatsbehörde unterwarf. Zur Zeit des Kaiserthums wurde die von der Regierung abhängige *kaiserliche*
Kaiserl. Universität. *Universität* an die Spitze des gesammten Schulwesens gestellt, mit der Befugniß, alle Lehranstalten zu organisiren und zu überwachen, die Lehrer zu prüfen und das ganze Unterrichtswesen zu leiten, eine großartige Maßregel, wodurch die Leitung des Unterrichts der Geistlichkeit entzogen und der Regierung anheimgegeben ward. Das von dem Directorium an der Stelle
National-Institut. der aufgehobenen Akademie errichtete *National-Institut* zur Pflege und Förderung der Künste und Wissenschaften wurde von Napoleon neu organisirt und erweitert, war aber nur eine gelehrte Prunkanstalt, in der dem Consul und nachmals dem Kaiser Weihrauch gestreut wurde.

*) Stammtafel der Familie Bonaparte aus Ajaccio auf Corsica.

Carlo Bonaparte ‿ *Lätitia*, geb. Ramolini († 1836 zu Rom).

1. Joseph Bonaparte, Graf von Survilliers, † 1844.	2. Napoleon B., (I.), Napoleon (II.), Herzog von Reichstadt, † 1832.	3. Lucian B., Fürst von Canino, † 1840.	4. Elisa ‿ Bacciochi, † 1820.
5. Ludwig B., Herzog v. St. Leu, † 1846.	6. Pauline ‿ Borghese, † 1825.	7. Karoline ‿ Mürat, Gräfin v. Lipona (Napoli), † 1839.	8. Hieronymus B., Herzog v. Montfort, † 1860, als Gouverneur des Invaliden-Hotels in Paris.

Napoleon Bonaparte ‿ *Josephine Beauharnais* (geb. Tascher de la Pagerie)

Eugen, Herzog v. Leuchtenberg, † 1824.	Hortense ‿ mit Ludwig Bonap., Herzog von St. Leu, † 1837.

Ludwig Napoleon (III.)
(von 1848—1852 Präsident der französischen Republik, seit dem 2. Dec. 1852 Kaiser der Franzosen).
† 9. Jan. 1873.

§. 909. *Verschwörungen*. Napoleon besaß, wie alle an militärische Zucht gewöhnten Männer, eine despotische Natur. Er beschränkte daher immer mehr die Freiheit und politischen Rechte der Bürger, verfolgte die Jacobiner und theoretischen Republikaner („Ideologen") und setzte sein Vertrauen auf seine Garde und auf seine strenge

dreifache **Polizei**, die unter der Leitung des schlauen, mit allen Ränken und Pfiffen vertrauten **Fouché** stand. Diese Verfolgungen nahmen zu, als der kühne Korse **Arena** und der talentvolle Bildhauer **Ceracchi** mit einigen Gefährten den Entschluß faßten, den ersten Consul niederzustoßen, aber, von Fouché entdeckt, mit dem Leben büßten. 2. Dec. 1800.
Von dem an wurden alle Verschwörungen und Mordanschläge zum Verderben der demokratischen Republikaner benutzt, auch wenn diese nicht im mindesten dabei betheiligt waren; so das verwegene Unternehmen, vermittelst der sogen. **Höllenmaschine**, eines mit Pulver, Kugeln und Brennstoff künstlich gefüllten Fasses, Bonaparte bei einer Fahrt 24. Dec. 1800.
nach dem Opernhaus in die Luft zu sprengen, ein Attentat, dem Napoleon nur durch die Schnelligkeit seines Kutschers entging, durch das aber mehrere Häuser zerstört und viele Menschen getödtet wurden. In Folge dieser Frevelthat wurden 130 als Terroristen und Septembermörder bezeichnete oder verdächtige Jacobiner zur Deportation verurtheilt und selbst dann nicht begnadigt, als sich herausstellte, daß der Anschlag von Royalisten aus der Umgebung des Grafen v. Artois (Cadoudal, Hyde de Neufville u. A.) ausgegangen sei. Gefährlicher und ausgedehnter wurden die Verschwörungen gegen Bonaparte, als ihm durch **Volksabstimmung** das Consulat auf Lebenszeit übertragen und 2. Aug. 1802.
das Recht zu Theil ward, seine Nachfolger zu ernennen. Dadurch ward den Bourbonen die letzte Hoffnung abgeschnitten, weshalb die Emigranten, von dem englischen Ministerium und seinen Gesandten und Diplomaten in Deutschland mit Geld und andern Hülfsmitteln unterstützt, Alles aufboten, um Napoleon zu verderben. Als Werkzeuge ließen sich abermals der verwegene George **Cadoudal** und der riesenstarke General **Pichegrü**, der schon früher mit Condé in Verbindung gestanden und sich seit seiner Flucht aus Südamerika (§. 895) in England aufhielt, gebrauchen. Sie begaben sich heimlich nach Frankreich, hielten eine Zusammenkunft mit **Moreau**, der, obwohl an dem Staatsstreich des 18. Brumaire betheiligt, Napoleons Herrenthum haßte, wurden aber entdeckt und mit etwa vierzig Mitverschwornen verhaftet. Noch ehe über ihr Loos entschieden war, ließ sich Napoleon, dem man vorgestellt hatte, daß der **Herzog von Enghien**, der ritterliche Enkel des Prinzen von Condé, die Seele aller royalistischen Verschwörungen sei, zu einer empörenden Handlung hinreißen. Auf seinen Befehl wurde der junge, talentvolle Edelmann in dem badischen Städtchen **Ettenheim** durch eine Schaar Bewaffneter in der Nacht ergriffen, in größter Eile über Straßburg nach Paris 15. März 1804.
geführt, durch ein hastiges Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und trotz seiner hochherzigen Vertheidigung, worin er jeden Antheil an dem Complot entschieden zurückwies, in dem Graben von Vincennes erschossen. 21. März.
Diese That, die Bonaparte in eine Reihe mit den rasenden Schreckensmännern vom Jahre 1793 stellte, empörte ganz Europa und machte das Lob seiner Bewunderer verstummen. Der romantische Dichter **Chateaubriand**, der Verfasser des berühmten Werkes „**Genius des Christenthums**", das die Rückkehr des christlichen Cultus und den Abschluß des Concordats angebahnt hatte, entsagte dem Staatsamte, das ihm Bonaparte's Schwester Elisa verschafft, und begab sich nach der Schweiz. In Regensburg suchten Rußland, Schweden (für Pommern) und England (für Hannover) eine Erklärung zu erwirken, wie sie die Würde und Selbständigkeit des Reichs bei solcher Rechtsverletzung zu fordern schien, aber die Bevollmächtigten der deutschen Regierungen zögerten mit der Abgabe ihrer Stimmen so lange, bis die Reichstagsferien ihre schleunige Abreise gestatteten. So stark war die Furcht vor dem mächtigen Nachbar. Einige Monate später wurde auch der englische Geschäftsführer 24. Oct. 1804.
Rumbold aus derselben Ursache von dem Hamburger Gebiet gewaltsam weggeführt, aber auf Preußens Verwendung wieder frei gegeben. Bald nachher erfüllte sich das Schicksal der Verschwornen. Pichegrü war bereits im Gefängniß eines gewaltsamen Todes gestor- 10. Juni 1804.
ben, ob durch eigne Hand oder fremde, ist ungewiß; George Cadoudal bestieg mit elf Mitverschwornen die Guillotine, und der schwache, von seiner Frau und Schwiegermutter geleitete Moreau fügte sich in eine freiwillige Verbannung nach Amerika, nachdem er durch ein höchst willkürliches Gerichtsverfahren zu zweijähriger Haft und Tragung der Gerichtskosten verurtheilt worden war. Die Uebrigen wurden theils eingekerkert, theils unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Furcht vor der geheimen Macht der Legitimität bewirkte, daß Napoleon fortwährend mit Unruhe und Besorgniß auf die emigrirte Königsfamilie blickte,

und die Enthüllung seiner Versuche, im Anfang des Consulats mit dem in Warschau weilenden Ludwig XVIII. in Unterhandlungen zu treten, von Seiten des Getäuschten, reizte den Zorn des Machthabers gegen die Bourbonen. Sowohl die Ermordung Enghiens, als die spätere Entthronung der Bourbonen in Neapel und Spanien gingen aus diesem Gefühl des Zorns und der Rache hervor.

II. Das französische Kaiserreich (1804—1814).

§. 910. Das Kaiserthum. Die Verschwörungen wurden von Bonaparte zur Ausführung seines langgehegten Planes der Errichtung einer Erbmonarchie benutzt. Durch die Machinationen seiner blinden Anhänger wußte er es dahin zu bringen, daß die Uebertragung der erblichen Kaiserwürde mit dem Rechte einer entsprechenden willkürlichen Verfassungsänderung an den ersten Consul von dem Tribunat in
18. Mai 1804. Vorschlag gebracht, von dem Senat bestätigt und von dem Gesammtvolke mittelst Listen mit Namensunterschriften gutgeheißen ward. Während noch die Gemüther von den blutigen Hinrichtungen in angstvoller Aufregung befangen waren, wurde Napoleon I. als Kaiser der Franzosen ausgerufen und am Ende des Jahres von dem Papste in der
2. Dec. 1804. Notre-Dame-Kirche feierlich gesalbt. Die Krone setzte er jedoch sich und seiner vor ihm knieenden Gemahlin Josephine selbst auf's Haupt. Das glänzende Krönungsfest schien der Schluß der Revolution zu sein, da nun allmählich alles Alte, dessen Vertilgung Tausende von Menschenleben gekostet, wiederkehrte. Der neue Kaiser umgab seinen Thron mit einem glänzenden Hofstaat, an dem die alten Titel, Orden und Rangstufen unter anderer Form wieder auflebten. Er selbst blieb zwar stets militärisch einfach, aber die Glieder seiner Familie wurden zu Prinzen und Prinzessinen mit reichen Dotationen erhoben; seine Generale, fast sämmtlich aus bürgerlichen Lebenskreisen und aus den Reihen gemeiner Soldaten emporgestiegen, wurden Marschälle; ergebene Diener und Förderer seiner Pläne wurden als Großwürdenträger der Krone oder als Senatoren mit großen Einkünften an den neuen Kaiserthron geknüpft. Die Begründung eines neuen Lehens-Adels mit den alten Titeln von Fürsten, Herzögen, Grafen, Baronen vollendete den neuen Prachtbau eines glänzenden Kaiserhofes. Heimgezogene Royalisten und Republikaner drängten sich um die Wette in den Kaiserpalast, der bald an Glanz nicht nur den ehemaligen Hof von Versailles, sondern alle Fürstenhöfe überstrahlte. Reichbesoldete Hofbeamte, Schmeichler und Ohrenbläser fanden sich wieder reichlich ein, und das Volk vergaß abermals über den Festlichkeiten und dem Gepränge den Verlust seiner Freiheit. Nur Carnot und Lafayette huldigten dem neuen Herrenthum nicht und trugen daher weder Würden, noch Titel zum Lohne. Die republi-
1806. kanischen Einrichtungen gingen allmählich unter. Der alte Kalender wurde wieder eingeführt. Der neue Lehensadel durfte Majorate gründen, der Klerus und die Ordensgeistlichkeit griff wieder in die Erziehung ein, die Presse wurde strenge überwacht, die persönliche Freiheit mißachtet, die politische Thätigkeit des Volkes und das Wahlrecht der Bürger immer mehr beschränkt. Jeder Widerspruch war dem Herrscher unerträglich; er bedurfte des einheitlichen Machtgebrauchs und konnte nicht wollen, daß ständische Körperschaften über die Mittel der Macht verfügten. Darum verminderte er schon im Jahre 1802 die Zahl der Tribunen auf 50, verbot dann die allgemeinen Berathungen und
1807. hob zuletzt das ganze Institut des Tribunats auf. Fortan galt nur Gehorsam; und Frankreich stand unter einer Zwingherrschaft, die gewaltiger war als die des alten Königthums. Aber dieser Zwingherr war ein großer Mann, darum beugte man sich williger unter ihn und die Errungenschaft der Revolution. „In den Ideen und Thatsachen der französischen Umwälzung erwachsen, rein gehalten von ihren Verbrechen, begabt mit der Geistesstärke, ihre Wahrheiten wie ihre Verirrungen zu erkennen, war er in Zeiten innerer und äußerer Zerrüttung der Retter Frankreichs geworden und schien berufen, der Sammler der großen Ernte des Jahrhunderts, der Wohlthäter Europa's, der Begründer einer neuen

Ordnung der Zukunft zu werden." Gleichheit vor dem Gesetze, gleiche Besteuerung und Eigenthumsrecht des Bauern an Grund und Boden machte den Druck erträglicher. Wohl war das Conscriptionsgesetz während der blutigen Kriege eine schwere Zuchtruthe und die directen und indirecten Steuern (Droits réunis) eine große Last, aber dennoch mehrte sich die Bevölkerung und der Wohlstand, weil der gemeine Mann ein Eigenthum besaß und das Gefühl persönlicher Freiheit ihn zur Thätigkeit anspornte. Wohl war die drückende Continentalsperre, wodurch der englische Handel ruinirt werden sollte, eine harte Plage, die das unsittliche Gegengift eines großartigen Schleichhandels nothwendig machte — aber im Innern des mächtigen Kaiserreichs blühte der Handel ohne hemmende Schranken und an Geld war Ueberfluß. Die Industrie schritt mit Riesenschritten voran, bürgerliche Künste nahmen einen gewaltigen Aufschwung, Gewerbschulen bildeten Handwerker, die bei dem allgemeinen Wohlstand prosperirten und wohlhabend wurden. Die praktischen Wissenschaften fanden Schutz und Beförderung und erreichten eine hohe Blüthe, und selbst Poesie und dramatische Kunst ermangelten nicht der Aufmunterung. Großartige Straßen, wie die über die Alpen, Kanäle, Brücken und Anlagen aller Art sind noch heut zu Tage sprechende Denkmale der rastlosen Thätigkeit dieses merkwürdigen Mannes. In Paris erhoben sich glänzende Paläste, majestätische Brücken und herrliche Straßen; im Louvre war Alles vereinigt, was die Kunst irgendwo Großes und Schönes geschaffen hatte, die französische Hauptstadt prangte in nie gesehener Pracht. Der Ruhm, der von dem Kaiser der Nation verliehen wurde, machte dieser jedes Joch leicht; sie vergaß, daß unter dem Geräusche der Waffen und unter dem Schall der Trompeten die Sprache der Freiheit verhallte, und daß der hochtrabende Ton der Schlachtberichte (Bülletins) und die Prunkreden des Senats und des gesetzgebenden Körpers Wahrheit und Aufrichtigkeit vertilgten. „Die Zöglinge und Erben der Demokratie überboten sich in Schmeichelei und Weihrauch der Verehrung; der „große" Napoleon genügte nicht mehr, es ward ein „heiliger" Napoleon erfunden, in dessen Cultus zugleich die Wiederherstellung der Religion und die Geburt des Kaisers vereinigt war."

1. Der dritte Coalitionskrieg.

§. 911. Die neue Coalition. Während die Engländer den Wiederausbruch des Kriegs mit Frankreich benutzten, um holländische und französische Schiffe unerwartet wegzunehmen, ließ Bonaparte seine Truppen unter Mortier Mai 1803.
an die Weser rücken, um das dem englischen Könige zugehörende Kurfürstenthum Hannover zu besetzen. Volk und Heer waren entschlossen, Gut und Blut an die Vertheidigung des Vaterlandes zu setzen, aber der selbstsüchtige Adel im Geheimerathscollegium und die feige Beamtenwelt zogen eine schmachvolle Capitulation, die das ganze Land bis an die Elbe den Franzosen preisgab, einem ehrenvollen, möglicherweise mit Verlusten verbundenen Kampfe vor. Knirschend mußte sich die tapfere Armee unter Wallmodens Oberbefehl nach dem schmählichen Vertrag von Suhlingen zuerst über die Elbe ins Lauenburgische zu- 3. Juni 1803.
rückziehen und dann in die von der mattherzigen Regierung befohlene Auflösung willigen. Waffen, Kriegsvorräthe und treffliche Pferde kamen in die Hände der 5. Juli.
Franzosen, die nunmehr das Land mit ihren Truppen besetzten, mit schweren Einquartierungen heimsuchten und durch Kriegssteuern und Lieferungen aussogen. Um Mitte Juli gab es kein hannöver'sches Heer mehr, und das arme Volk war schutzlos der fremden Zwingherrschaft und Polizeigewalt preisgegeben. Viele von Muth und Ehrgefühl erfüllte und von Vaterlandsliebe beseelte Männer flüchteten sich nach England, wo sie in die Reihen der „deutschen Legion" traten und die angestammte Tapferkeit in manchen Gefechten fern von der Heimath

bewährten. „In dieser neuen Gestalt haben die braven Truppen im Kampfe gegen die Bonaparte'sche Zwingherrschaft die Scharte rühmlichst ausgewetzt, die nicht sie selber, sondern eine unfähige Regierung verschuldet hatte."

Man hat berechnet, daß die 26 Monate französischer Occupation dem Lande 26 Millionen Thaler gekostet haben, während man die jährlichen Einkünfte des Landes damals höchstens zu 5 Millionen anschlug. „Der Zustand war so mitleiderregend, daß die Nachbarn Hannovers, die Hansestädte und selbst der Kurfürst von Hessen, unter der Form eines Anlehens der Lande, eine Beisteuer zusammenbrachten, die sich auf mehr als zwei Millionen Thaler belief, aber doch nur einen kleinen Theil des Bedürfnisses deckte. Es ist schwer zu sagen, welch größeren Druck man hätte fürchten müssen, wenn man sich den Franzosen gewaltsam widersetzte und als Ueberwundener nach der Strenge des Kriegsgesetzes behandelt ward."

Die drohende Haltung, die Napoleon von Hannover aus gegen den ganzen Norden annahm, verbunden mit seinen gewaltthätigen Uebergriffen in Italien, trug dazu bei, das schon seit der Ermordung Enghiens erkaltete Bündniß zwischen dem französischen und russischen Kaiser vollends zu zerreißen. Als daher Pitt, durchdrungen von der Ansicht, daß für England und Europa keine Ruhe bestehen könne, so lange die alle historischen Rechte und alles Staatswesen gefährdenden Ideen der Revolution in Frankreich Geltung hätten, und von einem despotischen, allezeit schlagfertigen Soldatenkaiser aufrecht erhalten würden, den von Napoleon nach Errichtung des Kaiserreichs abermals angebotenen Frieden zurückwies und mit Rußland über den Abschluß einer neuen Coalition Unterhandlungen anknüpfte, fand er eine günstige Stimmung. Kaiser Alexander, besorgt und eifersüchtig über Napoleons wachsende Macht in Italien (wo er sich durch eine nach Paris berufene
17. März 1805. Consulta zum König von Italien erklären und in Mailand mit der eisernen Krone der Lombarden feierlich krönen ließ), in Deutschland (wo bei den Entschädigungsverhandlungen keine russischen Gesandten zugelassen wurden, wo die Huldigungen und Schmeicheleien, die Napoleon nach Errichtung des Kaiserreichs auf seinem Triumphzug durch die
Sept. 1804. rheinischen Städte in Aachen, Köln und Mainz von Fürsten und Volk entgegennahm, das wachsende Ansehen und die schiedsrichterliche Stellung des neuen Gebieters kund gaben), in Spanien (das durch einen neuen Vertrag sich zur Lieferung von Schiffen und zur Entrichtung jährlicher Subsidien an Frankreich verpflichtete) und in Holland (wo der wackere Schimmelpennink gegen seinen Willen zur Errichtung einer monarchischen Verfassung behülflich sein mußte; §. 913. 2), und gereizt durch mancherlei Kränkungen, die der französische Kaiser in seiner Heftigkeit dem russischen Gesandten in Paris zugefügt, schloß mit England ein Bündniß, um Europa vor Napoleons Herrschsucht und Ländergier sicher zu stellen und Frankreich in seine frühern Grenzen zurückzudrängen. Bald trat
April 1805. Oesterreich und wenige Wochen später Schweden bei, und auch Neapel wurde leicht zum Anschluß gebracht, als eine englisch-russische Flotte an der campanischen Küste erschien. England bezahlte mit Subsidiengeldern die Vortheile, die es durch die Coalition zu gewinnen hoffte. Preußen dagegen blieb neutral, so sehr auch die kriegerisch gesinnte Partei, die hochherzige, mit allen königlichen und bürgerlichen Tugenden geschmückte Königin Luise und den tapfern und lebensfrohen Prinzen Louis Ferdinand an der Spitze, den vaterländischen Sinn zu beleben und den friedliebenden, unentschlossenen König zum Anschluß an die Coalition zu bewegen bemüht war; dabei nahm es jedoch eine zweideutige, drohende Haltung an, die den französischen Machthaber beleidigte, ohne ihm zu schaden. Ein zwischen dem König und dem Staatsministerium stehendes Cabinet, worin die französisch gesinnten, alles vaterländischen Gefühls ermangelnden Kabinetsräthe Haugwitz und Lombard und der eingebildete, beschränkte Beyme herrschten, besaß des Königs Vertrauen und übte einen verderblichen Einfluß. Eine Denkschrift des Freiherrn vom Stein, der damals die Stelle eines Ministers über Zoll-, Handels- und Bankfachen bekleidete und den König durch eine „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerialconferenz" zur Entlassung seiner Räthe und zur Aenderung seiner Politik zu bewegen suchte, blieb vorerst ohne Erfolg.

Prinz Louis. „Dem Prinzen Louis Ferdinand, dem Vetter des Königs," sagt Häusser, „hatte die Natur die Talente verliehen, der ritterliche Held und Vorkämpfer dieser rauhen, eisernen Zeit zu sein. Mit den reichsten fürstlichen Gaben ausgestattet, voll tapfern, verwegenen Muthes und frischer Lebensfreudigkeit, in allen ritterlichen Künsten Meister, geistreich, witzig, beredt, mit künstlerischen und geselligen Gaben verschwenderisch ausgerüstet, zugleich von einem freien Blick über die Weltlage und keineswegs befangen in dem blinden Aberglauben an die Vortrefflichkeit des alten Wesens, schien dieser Prinz, der jetzt in der vollen Jugendkraft des Lebens stand, mehr als jeder andere geboren, den altpreußischen Heldensinn und die geniale Eigenthümlichkeit der Zeiten des großen Königs in sich zu einem Bilde zu vereinigen. Es fehlte ihm leider nur die alte preußische Strenge und Zucht. Nicht als wenn eine solche Natur in den Genüssen, womit er sich betäubte, in Spiel, Ausgelassenheit, Liebesabenteuern und frivoler Gesellschaft so leicht hätte untergehen können, der edle Stoff in ihm hat sich in den entscheidenden Momenten nie verläugnet, aber es ward doch eine Kraft zersplittert und vergeudet, die den Beruf zum Größten in sich trug."

Italien. Hier wurde nicht nur die italienische Republik in ein Königreich Italien umgewandelt und als Stellvertreter des Kaisers sein Sohn **Eugen Beauharnais** zum Vicekönig eingesetzt, sondern Napoleon vergrößerte dasselbe auch durch Beifügung von Parma (welches die andern Mächte dem König von Sardinien als Ersatz für Piemont geben wollten), und verlieh die zur engbegrenzten Aristokratie eingeschrumpfte Republik Lucca mit Piombino und einigen umliegenden Orten seiner als Gönnerin der Gelehrten und romantischen Dichter 1805. gepriesenen Schwester Elisa und ihrem korsischen Gemahl Bacciochi als erbliches Fürstenthum, bis sie später, als auch Toscana als Königreich Etrurien mit Frankreich vereinigt ward, die 1803. Verwaltung dieses Landes erhielten. In Lucca blieb die Regierung Elisa's und ihres Gemahls in gutem Andenken. Sie war voll Thätigkeit und guten Willens. Der Code Napoleon wurde eingeführt, die Wohlthätigkeitsanstalten und Gefängnisse, das Erziehungswesen der höheren Stände wie die Elementarschulen für das Volk und namentlich die Landgemeinden, Ackerbau und Gewerbe erfreuten sich gleichmäßiger Beachtung und verständiger Umgestaltungen. Besondere Aufmerksamkeit ward dem Straßen- und Wasserbauwesen zu Theil; die reizenden Anlagen im Thal der Lima bei den lucchesischen Bädern entstanden damals; die Stadt verdankt dieser Zeit und Regierung unendliche Verschönerungen. Elise verfocht die Interessen ihres Landes gegen die französischen Anmaßungen und gegen die Machtgebote ihres kaiserlichen Bruders. — Auch der römische Fürst Borghese, der zweite Gemahl der schönen, leichtfertigen Pauline (Leclercs Wittwe), erhielt bedeutende Länderstrecken; und Genua wurde gezwungen, um Einverleibung der Republik Ligurien in Frankreich zu bitten. Piemont, auf dessen Rückerstattung an den ehemaligen Besitzer der Kaiser von Rußland fortwährend gedrungen, blieb bei dem Kaiserreich.

§. 912. Austerlitz. Während die Aufmerksamkeit von ganz Europa nach der Westküste von Frankreich gerichtet war, wo Napoleon Schiffe aller Art mit großer Thätigkeit ausrüsten ließ und ein großartiges Heerlager in Boulogne sammelte, um, wie man glaubte, eine Landung an der englischen Küste zu unternehmen, traf er in aller Stille seine Anstalten zu dem denkwürdigen Feldzug von 1805. Nie strahlte Napoleons Feldherrntalent und militärisches Genie in glänzenderem Licht, als bei dem mit raschem Geist und richtigem Blick entworfenen und mit Schnelligkeit und Glück ausgeführten Plane des Kriegszugs. Des Beistandes der meisten süddeutschen Fürsten versichert, setzte Napoleon im Herbste Sept. 1805. mit sieben von den erfahrensten Feldherren wie Ney, Lannes, Marmont, Soult, Mürat u. A. befehligten und aus den geübtesten Truppen bestehenden Heerabtheilungen über den Rhein, um den Oesterreichern, welche in Bayern eingerückt waren und München besetzt hatten, entgegen zu ziehen. Indeß Bernadotte, um sich mit den Bayern zu verbinden, ohne Rücksicht auf Preußens Neutralität durch das Gebiet der Brandenburgischen Markgrafschaft

Anspach nach der Donau vordrang und dadurch den schwankenden Friedrich Wilhelm III., der sich bisher bald den Franzosen, bald dem ihm persönlich befreundeten Kaiser von Rußland genähert, so beleidigte, daß sich dieser zur unrechten Zeit zum Anschluß an die Coalition entschloß, rückte Napoleon in Schwaben ein. Die Kurfürsten von Baden, Würtemberg und Bayern verstärkten mit ihren Truppen die Heere des übermächtigen Feindes, von dessen Gunst sie eben so viel zu hoffen, als von seinem Zorn zu fürchten hatten. Aehnliches thaten die Herzöge von Hessen, Nassau u. A. Schon im October waren die Franzosen Meister der beiden Donauufer, nachdem sie bei Donauwörth diesen Fluß
6.–11. Octbr. 1805. überschritten und die Oesterreicher bei Wertingen, Günzburg und Albeck überwunden hatten. Sie besetzten Augsburg und München, indeß der österreichische Obergeneral Mack in unglaublicher Kurzsichtigkeit und Verblendung mit seinem Heere in der Festung Ulm verharrte und die Feinde sich ringsum ausbreiten ließ. So geschah denn das Unglaubliche. Nach dem glücklichen Treffen,
14. Oct. das Ney bei Elchingen bestand, wurde Mack in Ulm gänzlich eingeschlossen und von dem Hauptheer abgeschnitten. Rathlos und an aller Rettung verzweifelnd, knüpfte der unfähige, von muthlosen Edelleuten umgebene Feldherr mit dem
20. Oct. Sieger Unterhandlungen an, welche die schmachvolle **Capitulation von Ulm** zur Folge hatten. Durch diesen ehrlosen Vertrag geriethen 23,000 Oesterreicher, darunter 18 Generale, in Kriegsgefangenschaft. Beschämt zogen die tapfern Krieger an Napoleon vorüber, streckten das Gewehr vor dem Sieger, legten vierzig Fahnen vor ihm nieder und überlieferten ihm sechzig bespannte Kanonen. Zu spät sah man in Wien ein, daß Mack der hohen Stelle nicht gewachsen sei, und ließ ihn durch ein Kriegsgericht seiner Ehren, Würden und Dienstvortheile berauben. „Bei solchen Gelegenheiten, die freilich selten sind, zeigt sich, wie verderblich es ist, wenn eine Regierung mehrere Generationen hindurch nur mechanische Thätigkeit, nur praktische Uebung, Gedächtnißwesen, prosaische Klugheit, egoistische Berechnung fördert, jede Poesie, jede Charakterstärke, Eigenthümlichkeit und jede Genialität verfolgt.“ Schon seit Jahren hatte man in Wien alle selbständigen Persönlichkeiten beseitigt und lenksame Mittelmäßigkeiten begünstigt.

21. Oct. 1805. Der gleichzeitige Seesieg der Engländer bei Trafalgar, der den Verlust der ganzen mit den ungeheuersten Kosten ausgerüsteten französischen Flotte zur Folge hatte, minderte jedoch Napoleons Freude über das unerhörte Kriegsglück. Auf ein Menschenalter hinaus gab es keine französische Seemacht mehr; die Flotte, die England sollte erobern helfen, schwamm in Trümmern um die andalusische Küste, und die britische Seeherrschaft war in der alten Welt ohne Rivalen. Aber auch der Jubel der Engländer war nicht ungetrübt, da ihr ruhmgekrönter Seeheld Nelson geblieben war. Seine letzte lakonische Rede: „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue,“ hatte die größte Wirkung. Die Ulmer Katastrophe entschied auch den italienischen Kriegszug.
30. Oct. Trotz der Tapferkeit, womit Erzherzog Karl gegen Massena bei Caldiero die österreichische Kriegsehre herstellte, mußten sich die kaiserlichen Truppen über den Isonzo zurückziehen und Oberitalien den Feinden überlassen.

Während Friedrich Wilhelm III. von Preußen, erbittert über die rücksichtslose Verletzung seiner Neutralität und angespornt durch die patriotische Kriegspartei, den Russen und Schweden den Durchgang durch sein Gebiet nach Hannover gestattete, mit dem weichen, empfindsamen Kaiser Alexander in der Gar-

nisonskirche zu Potsdam über Friedrichs des Großen Sarg in einer nächtlichen Stunde den Bund ewiger Freundschaft erneuerte und dann Haugwitz mit der 3. Novbr.
drohenden Forderung an Napoleon abordnete, die früheren Verträge in Deutschland, Italien, Holland und der Schweiz als Friedensgrundlage herzustellen, zogen die Franzosen unter blutigen Gefechten mit den Oesterreichern und mit den tapfern, von Kutusoff und Bagration geführten Russen längs der Donau den österreichischen Staaten zu. Die Truppen des österreichischen Generals Merveldt wurden zersprengt und er selbst mit einem kleinen Rest zum 8. Nov.
eiligen Rückzug nach Ungarn gezwungen; dagegen erlitt Mortier durch Kutusoff große Verluste bei Dürrenstein. Hatte das blutige Treffen von Dürrenstein 11. Nov.
und Stein den Franzosen bewiesen, daß sie an den Russen eben so tapfere als kriegskundige und umsichtige Gegner hatten, so erfüllte sie dagegen die Leichtigkeit, womit Mürat sich der Hauptstadt Wien bemächtigte, die Willfährigkeit 13. Nov.
der feigen Beamten, den raubenden Feinden ihr Geschäft möglichst zu erleichtern, und die Kopflosigkeit des Fürsten von Auersperg, der sich durch die kecke List der französischen Befehlshaber und durch vorgespiegelte Friedensunterhandlungen berücken ließ, die befestigte Donaubrücke unversehrt und unvertheidigt den Feinden zu überlassen, mit der größten Zuversicht. Die Unschlüssigkeit und Zaghaftigkeit des Kaisers Franz sowie die Uneinigkeit der Oesterreicher und Russen erleichterte den Sieg der Franzosen, die mit unermeßlicher Kriegsbeute beladen das russisch-österreichische Heer unter beständigen Gefechten nach Mähren verfolgten. Hier kam es am Jahrestag der Kaiserkrönung zu der mörderischen 2. Dec. 1805.
Dreikaiserschlacht von Austerlitz, wo die Wintersonne den glänzendsten Sieg Napoleons beschien.

Die Russen verloren den größten Theil ihrer Artillerie und ihres Heeres, wohl an dreißigtausend Mann, und zogen sich in eiliger Flucht mit ihrem Kaiser über die March zurück, um sich durch neue Truppen zu verstärken. Statt diese abzuwarten und im Verein mit ihnen und mit den endlich schlagfertig gemachten Preußen den Feind aufs Neue anzugreifen, ließ sich Kaiser Franz durch den Fürsten Johann von Liechtenstein bereden, Napoleon einen demüthigen Besuch im französischen Lager abzustatten und in einen Waffenstillstand zu willigen, der den Russen die Rückkehr in ihre Heimath auflegte 6. Dec.
und Oesterreich der Willkür des Siegers preisgab. Diesen Tag der Erniedrigung vergab der österreichische Monarch dem französischen Machthaber niemals.

§. 913. Der Friede von Preßburg und seine Folgen. Um die feindlichen Heere, die das Land mit Kriegssteuern, Raub und Erpressung schwer heimsuchten, schneller los zu werden, beschleunigte die österreichische Regierung den Abschluß des **Preßburger Friedens**, obschon derselbe Vorderösterreich, Tirol und das venetianische Gebiet von dem Reiche losriß, 26. Dec. 1805.
die Kronen von Neapel und Holland an Glieder der bonapartischen Familie brachte, das deutsche Reich aber der Auflösung zuführte und unter den unbedingten Einfluß des französischen Machthabers stellte, mit dem die Höfe von Baden, Würtemberg und Bayern auch noch durch die Bande der Verwandtschaft verbunden wurden.

Haugwitz, der mit dringenden Vermittelungsvorschlägen in Napoleons Hauptquartier abgeschickt worden und sich nach einer lange verzögerten, langsamen Reise durch Napoleons Klugheit und berechnete Höflichkeit hatte hinhalten lassen, bis der entscheidende

Schlag bei Austerlitz gefallen, wagte nicht, seine Aufträge, die den Zorn des ohnedies auf Preußens kriegerische Haltung ergrimmten Siegers noch mehr gereizt hätten, vorzubringen, sondern ließ sich ohne Genehmigung seines Hofes theils durch die Drohungen, theils durch die gewinnende Freundlichkeit des französischen Kaisers zur Unterzeichnung
15. Dec. des nachtheiligen Vertrages von Schönbrunn bewegen, worin Preußen mit Napoleon ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß, an Frankreich den auf dem rechten Rheinufer gelegenen Theil des Herzogthums Cleve nebst der Festung Wesel und das Fürstenthum Welsch-Neuenburg (Neufchatel), an Bayern aber die Markgrafschaft Anspach in Franken abtrat und dafür Hannover erhalten sollte, mit der Verpflichtung, die Engländer von den Häfen der Nordsee auszuschließen. Umsonst sträubte sich der König gegen den Tausch, der ihn mit England zu verfeinden drohte; durch den schnellen Abschluß des Preßburger Friedens von Oesterreich getrennt, blieb ihm nichts übrig, als sich dem Machtspruche des Siegers zu fügen. Zwei Jahre früher hatte der König von England vergebens die Preußen aufgefordert, das Kurfürstenthum zu besetzen, ehe die heranrückenden Franzosen sich desselben bemächtigen könnten; in ihrer Neutralitätspolitik hatten sie es unterlassen, nun thaten sie es auf Napoleons Befehl, zur unrechten Stunde. Und selbst jetzt strebte man noch den Boden der Neutralität zu behaupten und sein Heil in halben Maßregeln zu suchen. Bei der Besitznahme erklärte Graf Schulenburg-Kehnert, daß das Kurfürstenthum Hannover bis zur Abschließung des allgemeinen Friedens von Preußen allein „in Verwahrung und Administration" genommen werden sollte. Dieses Verfahren erbitterte Napoleon aufs Neue, indem er darin das Bemühen sah, „Hannover als Prämie von der Coalition, nicht von ihm zu erlangen", ohne jedoch England und Hannover zu versöhnen, die vielmehr entschieden Protest gegen die Besetzung einlegten, und bald nachher dem preußischen Handel durch Wegnahme seiner Fahrzeuge eine tödtliche Wunde schlugen.

1. **Deutschland.** In dem Preßburger Frieden erlangten **Bayern und Würtemberg** den Königstitel mit Landessouveränetät, ohne daß sie jedoch aufhören sollten, dem
Bayern. deutschen Staatenbund (Confédération) anzugehören. Der neue König von Bayern, Max Joseph, ein gutmüthiger, volksfreundlicher, wenn gleich der Sinnlichkeit, Genußsucht und Prachtliebe ergebener Fürst, wurde für seine Anhänglichkeit an Frankreich belohnt mit dem österreichischen Tirol nebst Brixen, Trident u. a. O., mit dem preußischen Anspach und mit der Reichsstadt Augsburg; wogegen das Herzogthum Berg an Frankreich überlassen ward. Eine glänzende Vermählungsfeier zwischen Eugen Beauharnais, Napoleons adoptirtem Stiefsohn, und der Tochter des Königs vollendete den engen Bund des bayerischen Hauses mit dem französischen Hofe. Um die Finanznoth zu mindern, wurden durch den König und seinen französisch gesinnten Minister Montgelas, einen klugen, aufgeklärten Mann savoyischer Abkunft, viele Klöster säcularisirt. „Die Vergrößerung des Staats mit neuen Gebieten gab Vorwand und Mittel, die alten Stände zu beseitigen, nach dem gleichmachenden System der Franzosen die Adelsvorrechte, die Steuerbefreiungen und was auf den gutsherrlichen Unterthan drückte, abzustellen und nach dem centralistischen Beispiele Napoleons die bunten Verschiedenheiten der alten Ordnungen mit Einem Striche zu tilgen." „Eine ganz neue Organisation der Regierung, die Verschmelzung der verschiedenen Herzogthümer zu einem Ganzen, die Verbesserung der Finanzen, die Herstellung des Credits, die Einführung eines neuen Steuer- und Zollsystems, die Umgestaltung des Heerwesens, die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, der Justiz und Polizei, Beschränkung der grundherrlichen Befugnisse, Erleichterung des Bauernstandes, Milderung der Censur, Beschränkung des priesterlichen Einflusses, Einführung der kirchlichen Toleranz —, das Alles wurde in möglichst kurzer Frist durchgesetzt und wie zu Josephs II. Zeiten drängten sich in bunter Folge neue Organisationen und Verordnungen." Lächerlich war die Fiction, womit man anfangs der Nationaleitelkeit schmeichelte, als sei der von Napoleon verliehene Königstitel nur die „Wiederherstellung" des „uralten" bayerischen Königthums. Der neue König von
Würtemberg. Würtemberg, Friedrich I., der die österreichischen Besitzungen in Schwaben nebst fünf Donaustädten und andern Gebieten erhielt, benutzte seine Souveränetät zur Abschaffung der alten, mit großen Rechten versehenen Stände, zur Errichtung eines hohen und niedern Adels und einer Beamtenaristokratie, die er auf alle Weise seine Willkürherrschaft fühlen ließ, und zur

despotischen Bedrückung seiner Unterthanen. Einige Zeit nachher wurde die edle Fürstentochter von Würtemberg Katharina an Napoleons leichtfertigen Bruder Hieronymus vermählt, der vorher auf des Kaisers Befehl von seiner bürgerlichen Gattin geschieden worden. Ein kluger, entschlossener Mann, war übrigens der König von Würtemberg der einzige Fürst, der gegen Napoleon und dessen Marschälle seine Würde zu behaupten wußte. Mit seinem Sohne, dem Kronprinzen Wilhelm, der den deutschen Interessen zugethan war, lebte er in offenem Zwiespalt. — **Baden**, bald nachher zum Großherzogthum erhoben, erhielt eine neue Vergrößerung durch den österreichischen Breisgau, die Stadt Constanz und andere Gebietstheile. Unter dem alten trefflichen Karl Friedrich gelangte das Großherzogthum zu hoher Blüthe. Der Universität Heidelberg ward der frühere Glanz zurückgegeben, den sie im achtzehnten Jahrhundert verloren hatte; das französische Gesetzbuch verdrängte die verschiedenartigen Territorialrechte; Gewerbe, Industrie und Ackerbau fanden Aufmunterung. Karl Friedrichs Enkel Karl wurde mit der von Napoleon adoptirten Stephanie Beauharnais, einer Nichte der Kaiserin Josephine, vermählt. Die von Preußen abgetrotzten Cleveschen Lande mit Wesel wurden nebst dem von Bayern abgetretenen Herzogthum **Berg** zu einem Großherzogthum umgewandelt und dem Schwager Napoleons Joachim Mürat übergeben, nach dessen Erhebung auf den Thron von Neapel dieses Gebiet theils an Frankreich kam, theils dem unmündigen Sohne Ludwig Bonaparte's zugewiesen wurde. Am 25. März 1806 hielt der prachtliebende Reiterführer seinen glänzenden Einzug in Düsseldorf. Um dieselbe Zeit wurde auch ein anderer Verwandter des französischen Kaisers in das Reich eingeschwärzt, indem der Reichserzkanzler Dalberg den Cardinal Fesch, Napoleons Oheim, zu seinem Coadjutor und Nachfolger ernannte, eine That, die selbst dem Reichstag von Regensburg eine Erklärung voll Unwillen und Mißbilligung abzwang. Das schweizerische Welsch-Neuenburg (Neufchatel mit Valengin), dessen Bürgerschaft einst (1707) den König von Preußen als Erben des Hauses Oranien zum Fürsten gewählt (eine Wahl, die von dem Utrechter Friedensvertrag gutgeheißen worden, — §. 768), wurde dem Marschall Berthier verliehen. — Für das an Oesterreich gefallene Erzstift Salzburg erhielt der frühere Großherzog von Toscana, Bruder des österreichischen Kaisers, das Fürstenthum Würzburg.

Baden. Cleve. Berg. Neuenburg.

2. **Holland.** Holland, von dem ehrenhaften, vaterländischen Rathspensionarius Schimmelpenninck bisher musterhaft regiert, wurde durch Napoleons Ränke und Drohungen dahin gebracht, daß es sich einen Napoleoniden als König erbat. Der französische Kaiser bestimmte dazu seinen mit Hortense Beauharnais vermählten Bruder Ludwig Bonaparte. Schimmelpenninck, der die Umwandlung Hollands in eine constitutionelle Erbmonarchie umsonst zu hindern gesucht, dankte ab. Die Bestimmung, daß nur geborenen Holländern die Staatsämter übertragen werden sollten, ward wenig geachtet. Im Juni 1806 zog Ludwig in sein neues Königreich ein.

3. **Italien.** Das Streben Napoleons, gleich Karl dem Großen eine Universalmonarchie zu gründen und alle europäischen Staaten von Frankreich abhängig zu machen, die Kronen als Erblehen seinen Verwandten zu übertragen und die nach französischem Fuße eingerichtete Staatsverwaltung und Rechtspflege durch Franzosen oder französisch gesinnte Eingeborne leiten zu lassen, kam am deutlichsten in Italien zum Vorschein. Hier wurde nicht blos das den Oesterreichern entrissene venetianische Gebiet mit dem Königreich Italien verbunden und dem Vicekönig Eugen und seinen französischen Rathgebern untergeordnet; auch Napoleons Schwestern Elise und Pauline erlangten Erweiterungen ihrer Ländergebiete (jene Massa und Carrara). Bald hernach wurde auch das zum Königreich Etrurien erhobene Toscana dem französischen Kaiserreich beigefügt und in drei Departements getheilt. Marie Louise von Spanien, Vormünderin ihres Sohnes Karl Ludwig, verlor Toscana wieder, das man ihr früher als Ersatz für das entrissene Parma verliehen hatte (§. 903). Statt eines in Aussicht gestellten neuen Königreichs in Portugal (§. 921) erhielt sie ein Kloster zum Kerker angewiesen. Zwei Jahre später wurde Elise Bacciochi, Napoleons Schwester, bisher Herzogin von Lucca, als Regentin eingesetzt, war aber eigentlich nur Statthalterin des Kaisers. — Das Königreich **Neapel** wurde an **Joseph Bonaparte** unter des Kaisers Oberlehnsherrlichkeit verliehen. Die Königin Karoline, die ihren Groll gegen die Franzosen und deren Machthaber nicht ersticken konnte, hatte beim Wiederausbruch des Kriegs, gegen den mit Napoleon eingegangenen Ver-

Nov. 1807. 1809. Neapel.

trag, eine russisch-englische Flotte landen lassen und die gelandeten Truppen mit Freuden aufgenommen. Da unterzeichnete, am Tag nach dem Abschluß des Preßburger Friedens, Napoleon in Schönbrunn das Decret, das die berüchtigte Formel enthielt: „Die Dynastie der
27. Dec. 1805. Bourbonen in Neapel hat aufgehört zu regieren." Umsonst suchte die Königin zuerst durch eine demüthige Gesandtschaft an Napoleon, dann, als diese nicht angenommen ward, durch Aufwiegelung der Lazzaroni und Calabresen den Verlust ihrer Krone zu verhindern. Als die
15. Febr. 1806. Franzosen unter Joseph und Massena anrückten, flüchtete sich der Hof mit seinen Schätzen, Kostbarkeiten und Freunden nach Sicilien. Unter blutigen Kämpfen mit empörten Pöbelschaaren, die abermals das Leben und Eigenthum der Wohlhabenden bedrohten, nahm Joseph Besitz von der neapolitanischen Königskrone, die er jedoch schon nach zwei Jahren an seinen Schwager Mürat abtreten mußte, als ihn der Machtspruch des Kaisers auf den Thron von Spanien berief. Neue Gesetze, eine neue Verwaltungsform, Einziehung vieler Klöster und viele den Franzosen nachgebildete Einrichtungen und Besteuerungsarten traten überall ein, wo Glieder der Bonapartischen Familie die Herrschaft erhielten; nicht durch milde Regierung, schrieb Napoleon an seinen Bruder, könne er sich die Liebe seiner italienischen Unterthanen erwerben,
Rom. sondern nur durch „heilsamen Schrecken" ihnen imponiren. Auch mit Pius VII., welcher weder den englischen Schiffen seine Seehäfen verschließen, noch der Lehnsherrlichkeit über Neapel entsagen wollte, wurde um diese Zeit ein Streit begonnen, der nach zwei Jahren mit dessen Gefangennehmung endigte. Vorerst begnügte sich Napoleon mit der Besetzung einiger Festungen des Kirchenstaats und mit der Verleihung der zwischen Rom und Neapel streitigen Gebiete von Benevent und Pontecorvo an Talleyrand und Bernadotte als Reichslehen mit dem Herzogsrang.

4. Errichtung eines neuen Lehensadels. Französische Marschälle. In dem von Oesterreich abgetretenen venetianischen Gebiete wurde eine Anzahl Reichslehen mit beträchtlichen Einkünften gegründet und an französische Marschälle und Staatsmänner, die sämmtlich aus den mittleren oder unteren Ständen hervorgegangen waren, mit dem Herzogstitel verliehen. So das Herzogthum Dalmatien an Soult; Treviso an Mortier; Rovigo an Savary; Cadore an Champagny; Istrien an Bessières; Friaul an Düroc; Belluno an Victor; Conegliano an Moncey; Feltre an Clarke; Bassano an Maret; Vicenza an Caulaincourt; Padua an Arrighi. Zu diesen Großlehen kamen etwas später noch andere, wie Rivoli (Massena, später Herzog von Eßlingen); Montebello (Lannes); Ragusa (Marmont); Reggio (Oudinot); Tarent (Macdonald); Castiglione (Augereau); Valmy (Kellermann); Parma (Cambacérès); Plaisance (Lebrün); Otranto (Fouché); Ney wurde zuerst Herzog von Elchingen, dann Prinz von der Moskwa; Davoust Herzog von Auerstädt, Lefebvre Herzog von Danzig; Mouton Fürst von Lobau u. A. m. — Die durch Conventsbeschluß vom 21. Februar 1793 abgeschaffte Marschallwürde war von Napoleon durch Senatsconsult vom 28. Floreal des Jahres XII. (Juni 1804) wieder hergestellt und 14 Marschälle ernannt worden. 1) Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram, Sohn eines Portiers im Kriegsministerium, Ingenieur-Geograph 1766, Kriegsminister 1799, Major-General und Viceconetable, gestorben zu Bamberg 1. Juni 1815, 62 Jahre alt. 2) Mürat, Großherzog von Cleve und Berg, Wirthssohn von La Bastide bei Cahors, Soldat 1787, König von Neapel 1808, Lieutenant des Kaisers 1812, erschossen zu Pizzo in Calabrien 13. Oct. 1815. 3) Moncey, Herzog von Conegliano, Freiwilliger 1768, erster General-Inspector der Gensdarmerie, Gouverneur des Invalidenhotels, gest. zu Paris 20. April 1842. 4) Jourdan, Sohn eines Buchdruckers zu Limoges, Soldat 1778, 1815 in den Grafenstand erhoben, Gouverneur des Invalidenhotels, gest. 23. Nov. 1833, 71 Jahre alt. 5) Massena, Herzog von Rivoli, Fürst von Eßlingen, Sohn eines Weinhändlers aus Nizza, Soldat 1775 mit dem Beinamen: l'Enfant chéri de la Victoire, gest. zu Paris 4. April 1817, 50 Jahre alt. 6) Augereau, Herzog von Castiglione, Sohn eines Gemüsehändlers in Paris, Soldat 1774, gest. zu la Houssaye 12. Juni 1816, 59 Jahre alt. 7) Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo, Sohn eines Advocaten in Pau, Soldat 1780, König von Schweden 1818, gest. zu Stockholm im Jan. 1844. 8) Soult, Herzog von Dalmatien, geb. 1769, Sohn eines Bauern aus St. Amand bei Castres, Soldat 1785, Oberbefehlshaber des Boulogner Lagers 1804, Generalmarschall 26. Dec. 1847, gest. Juli 1851, 82 Jahre alt. 9) Brune, beim Ausbruch der Revolution Buchdrucker, trat 1792 in die Armee, 1797 Brigadegeneral in Italien, ermordet

zu Avignon 2. Aug. 1815, 52 Jahre alt. 10) Lannes, Herzog von Montebello, mit dem Beinamen: le Roland de l'armée, Sohn eines Färbers aus Lectoure, Unterlieutenant 1792, tödtlich verwundet bei Eßlingen, 22. Mai 1809, gest. 31. Mai in Wien, 40 Jahre alt. 11) Mortier, Herzog von Treviso, von bürgerlicher Abkunft, begann seine militärische Laufbahn als Nationalgardist, Hauptmann 1791, getödtet zu Paris 28. Juli 1835 (durch Fieschi's Höllenmaschine). 12) Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, mit dem Beinamen: le Brave des braves, Sohn eines Küfers von Saarlouis, Soldat 1788, General 1796, erschossen zu Paris 7. December 1815, 46 Jahre alt. 13) Davoust, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmühl, Zögling der Militärschule 1785, gest. zu Paris 1. Juni 1823, 53 Jahre alt. 14) Bessières, Herzog von Istrien, Soldat 1792, Oberbefehlshaber der Kaisergarde, gefallen auf dem Schlachtfelde zu Lützen, 1. Mai 1813. Durch dasselbe Decret wurden mit dem Marschallstitel vier Senatoren beehrt, welche Obercommandos geführt hatten: 1) Kellermann, Herzog von Valmy, Sohn eines Straßburger Bürgers, Cadet 1752, gest. zu Paris 23. Sept. 1820, 85 Jahre alt. 2) Lefebvre, Herzog von Danzig, Soldat in den französischen Garden 1773, gest. zu Paris 14. Sept. 1820, 65 Jahre alt. 3) Marquis de Perignon, Unterlieutenant 1782, gest. zu Paris 25. Dec. 1818, 54 Jahre alt. 4) Serrurier, Lieutenant 1755, gest. 21. Dec. 1819, 77 Jahre alt. — Die übrigen Ernennungen während des Kaiserreichs sind folgende: 1) Victor Perrin, Herzog von Belluno, ursprünglich Ladendiener in Troyes, Soldat 1781, Marschall nach der Schlacht von Friedland 13. Juli 1807, gest. zu Paris 1841. 2) Oudinot, Herzog von Reggio, mit dem Beinamen: le Bayard moderne, Kaufmannssohn aus Bar le Duc, Soldat 1782, Invalidengouverneur, gest. 13. Sept. 1847. 3) Marmont, Herzog von Ragusa, Unterlieutenant der Artillerie 1790, gest. zu Hamburg 12. März 1852, 72 Jahre alt. 4) Macdonald, Herzog von Tarent, Soldat 1784, gest. zu Courcelles bei Gien, 25. Sept. 1840. Diese drei Ernennungen vom 12. Juli 1809, nach der Schlacht von Wagram. 5) Suchet, Herzog von Albufera, Soldat 1792, Marschall 8. Juli 1811, gest. 3. Januar 1826 zu St. Joseph bei Marseille, 54 Jahre alt. 6) Marquis de Gouvion St. Cyr, Pariser Freiwilliger 1792, Marschall 27. Aug. 1812, gest. 17. März 1830 in Hyères, 66 Jahre alt. 7) Fürst Poniatowski, Freiwilliger 1792, Marschall 16. Oct. 1813, gest. 19. October, 51 Jahre alt.

Unter der **Restauration** wurden 9 Marschälle ernannt, von Ludwig XVIII. durch Verordnung vom 3. Juli 1816 die vier folgenden: 1) Herzog de Coigny, Mousquetaire 1752, gest. als Invalidengouverneur 18. Mai 1821, 84 Jahre alt. 2) Marquis de Beurnonville, Freiwilliger 1774, gest. 23. April 1821, 69 Jahre alt. 3) Clarke, Herzog de Feltre, Cadet 1781, Kriegsminister von 1807 bis 1814, gest. 28. Oct. 1818, 53 Jahre alt. 4) Graf Viomesnil, Lieutenant 1747, gest. 5. März 1827, 93 Jahre alt. — Sodann 5) Marquis de Lauriston, Artilleriezögling 1784, Marschall 6. Juni 1823, gest. 11. Juni 1828, 60 Jahre alt. 6) Graf Molitor, Hauptmann 1791, Marschall 9. Oct. 1823, gest. 28. Juli 1849. 7) Fürst von Hohenlohe-Bartenstein, Marschall (wegen der Einnahme von St. Sebastian 1823) 8. März 1827, gest. 31. Mai 1829, 61 Jahre alt. 8) Marquison de Maison, Hauptmann der Föderirten 1792, Obergeneral in Morea, gest. 12. Februar 1840. 9) Graf de Bourmont, Oberanführer gegen Algier, Fähndrich in der französischen Garde 1788, Marschall 14. Juli 1830, gest. auf Schloß Bourmont in Anjou, im Oct. 1846. — Unter der **Julidynastie** waren 10 Promotionen: 1) Graf Gérard, Freiwilliger 1791, Marschall 17. August 1830, gest. 18. April 1852, 78 Jahre alt. 2) Graf Clauzel, Unterlieutenant 1791, Marschall 30. Juli 1831, gest. 1842, 69 Jahre alt. 3) Mouton, Graf von Lobau, Soldat 1792, gest. 27. Nov. 1838. 4) Marquis de Grouchy, Artilleriezögling 1780, Marschall 19. Nov. 1831 (eigentlich schon 7. April 1815 ernannt) gest. zu St. Etienne 29. Mai 1847. 5) Graf Valée, Marschall 11. Nov. 1837 (Eroberung von Constantine), gest. 15. August 1846. 6) Graf Sebastiani-Porta, Marschall 21. October 1840, gest. 22. Juli 1851, 76 Jahre alt. 7) Graf Drouet d'Erlon, Freiwilliger 1791, Marschall 9. Aug. 1843, gest. 25. Jan. 1844. 8) Bugeaud, Marquis de la Piconnerie, Herzog von Isly, Soldat bei den Velites-Grenadieren der Garden 1804, Marschall 31. Juli 1843, gest. 10. Juni 1849. 9) Graf Reille, Grenadier 1791, Marschall 17. Sept. 1847. 10) Vicomte Dode de la Brunerie, Aspirant im Geniecorps 1794, Marschall 17. Sept. 1847, gest. 1851. — Endlich unter der **Republik** 1) Jerome Bonaparte, Marine-Aspirant 9. Nov. 1799, Divisionsgeneral 14. März 1807, Marschall 1. Jan. 1850, gest. 1860 als Gouverneur des Invalidenhotels, 2) Excelmans, Freiwilliger 1791, Divisionsgeneral 1812, Großkanzler der Ehrenlegion 1849, Marschall 1851, gest. 23. Juli 1852, 77 Jahre alt. Dazu kamen noch unter dem **zweiten Kaiserthum**: Johann Bapt. Philibert Vaillant geb. 6. Dez. 1790; Marschall 1851, † 1872, Graf Baraguay d'Hilliers (28. Aug. 1854), J. J. A. Pelissier, Herzog von Malakoff (12. Sept. 1855, gest. 22. Mai 1864 in Algier), Graf J. L. C. Randon (März 1856), Franc. Certaine Canrobert (18. März 1856), Elie Fréder. Louis Forey (3. Juli 1863), geb. 10. Febr. 1804, Marschall 1863, gest. 20. Juni 1872. François Achille Bazaine, geb. 13. Febr. 1811, Marschall 1864. Mac Mahon, Herzog von Magenta, geb. 13. Juni 1808, Marschall 1859.

§. 914. Der Rheinbund. Durch die Erhebung der Kurfürsten von Bayern und von Würtemberg zur souveränen Königswürde war bereits die Verfassung des deutschen Reichs aufgelöst. Napoleon kam daher auf den Gedanken, durch **Stiftung des Rheinbundes** den Süden und Westen von Deutschland dem österreichischen Einflusse ganz zu entrücken und an sich zu ketten. Bei der Selbstsucht der meisten deutschen Fürsten und bei der obwaltenden Furcht vor dem gewaltigen Gebieter, auf dessen Seite immer das Schlachtenglück war, fiel

es dem schlauen *Talleyrand* und dem Kurfürsten-Erzkanzler Karl Theodor von *Dalberg* nicht schwer, durch die Aussicht auf Ländergewinn und Machtvergrößerung eine Anzahl Fürsten und Reichsstände zur Trennung vom deutschen Reiche und zum Anschluß an Frankreich zu bewegen. Am 17. Juli 1806 wurde in Paris der Grundvertrag unterzeichnet, kraft dessen *Napoleon als Protector des Rheinbundes* den einzelnen Gliedern (Bayern, Würtemberg, Baden, Darmstadt, Cleve-Berg, Nassau, Hohenzollern, Liechtenstein u. a. m.) in Betreff der Besteuerung, Conscription, Gesetzgebung und obersten Gerichtsbarkeit vollkommenes Herrenrecht (Souverainetät) zuerkannte, gegen die Verpflichtung, eine bestimmte Anzahl Truppen (bis zum Belauf von 63,000 Mann) zu des Kaisers Verfügung bereit zu halten. Der zum *Fürst Primas* erhobene und mit der Stadt *Frankfurt* beschenkte Kurfürst-Erzkanzler *Dalberg* ward als Napoleons Stellvertreter beim Rheinbund ausersehen, ein gebildeter Gönner der Künste und Wissenschaften, aber von den weltbürgerlichen Ideen jener Tage beherrscht und ohne Charakterfestigkeit und vaterländischen Sinn den Machtsprüchen des französischen Kaisers sich fügend. Durch neue Gebietsvermehrung und durch Unterordnung (*Mediatisirung*) vieler kleinen vordem unmittelbaren Reichsstände unter die Oberhoheit der größeren Fürsten, von deren Gebiet jene eingeschlossen waren, nahm die Macht der Bundesglieder bedeutend zu. Kaiser
14. Aug 1804. Franz II., der schon vorher durch Uebertragung der Kaiserwürde auf die österreichischen Erbstaaten sein geringes Vertrauen auf den Fortbestand des Reichs kund gegeben, entsagte der deutschen Kaiserwürde, nannte sich *Franz I., Kaiser von Oesterreich*, und entzog seine sämmtlichen Staaten dem deutschen Reichs-
6. Aug. 1806. verband. Damit wurde das **heilige römische Reich deutscher Nation aufgelöst**; durch innere Zwietracht und machtlose Vielherrschaft war es schon längst zum Schatten herabgesunken. Jetzt wurden seine mächtigsten Glieder die Vasallen eines fremden Zwingherrn. Die Reichsgesetze sammt dem Reichstag und dem Reichsgericht wurden abgeschafft und die Unterthanen der Rheinbundsstaaten traten bis zur Ausarbeitung neuer Gesetze in den Zustand einer rechtlosen Uebergangsperiode. Wohl drückte das Gefühl der Schmach manche deutsche Brust; und E. M. *Arndt* gab in dem „Geist der Zeit" diesem Gefühle Worte; aber wie Wenige wagten es noch ferner zu sprechen, seitdem der wackere Buchhändler *Palm* von Nürnberg auf Befehl des despotischen Machthabers das Opfer eines
26. Aug. 1806. schmachvollen Justizmordes in Braunau geworden, weil er sich weigerte, den Verfasser einer von ihm verlegten kleinen Schrift „*Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung*" anzugeben!

Der Rheinbund umfaßte noch einige Reichsglieder, die später mediatisirt wurden, nämlich *Salm, Isenburg, Aremberg* und Dalberg's Neffen, den *Fürsten von der Leyen*. Wie das Wort „Mediatisirung" verlautete, „drängte man sich wie im J. 1802 und 1803 bei den Säcularisationen eifrig nach Paris, bettelte, bestach, intriguirte mit allen Kräften. Deutsche Länder und Stämme wurden wieder im Aufstrich verkauft; wer zahlte, war seiner Existenz zunächst sicher und die hohen Würdenträger des Kaiserreichs sackten Millionen ein. Die Trinkgelder und diplomatischen Geschenke wurden nach dem Ausdruck eines Franzosen wie Börsengeschäfte verhandelt." So wurden „ohne Rechtstitel, lediglich durch einen Act revolutionärer Gewalt von einem fremden Eroberer und einer Anzahl ihnen gleichgestellter Mitstände im Reiche, eine Reihe fürstlicher Familien eingeschmolzen, die nicht so glücklich gewesen waren, brauchbare Werkzeuge für die Bonaparte'sche Politik zu sein, oder durch Geld, Protection, Familienver-

bindung ihre bedrohte Existenz zu retten." — Zu den mediatisirten Fürsten gehörten: Fürstenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Löwenstein, Oettingen, Hohenlohe, Leiningen, Nassau-Oranien, Wied-Runkel, Metternich, Fugger, Bentheim, Solms, Sayn-Wittgenstein u. A.; ferner die Grafen von Castell, Erbach, Stolberg, Isenburg, Sternberg, Plettenberg, Wartenberg, Waldbott-Bassenheim u. A. Die Mediatisirten (Standesherren) behielten ihr Patrimonial- und Privateigenthum, das Recht der niedern und mittleren Gerichtsbarkeit und das Jagd-, Fischerei- und Patronatsrecht, Zehnten, Lehngefälle u. A.

2. Der preußische Krieg (1806).

§. 915. a) Veranlassung. Hatte die schwankende Haltung Preußens während des österreichischen Kriegs und die Unschlüssigkeit des friedfertigen, aber übel berathenen Königs den französischen Kaiser mit tiefem Groll erfüllt, so erzeugte die Demuth und Willfährigkeit, womit sich der gewissenlose, unpatriotische Haugwitz und andere Minister allen Machtsprüchen Napoleons fügten, alle Demüthigungen geduldig ertrugen und der Huld des Gewaltigen die Ehre des Landes zum Opfer brachten, in ihm die Ansicht, daß man gegen Preußen alle Rücksicht und Schonung bei Seite setzen dürfe, daß der König als Freund unzuverlässig, als Feind zaghaft und unschädlich sei. In dieser Voraussetzung behandelte Napoleon die preußischen Staatsmänner mit Hohn und Uebermuth und gab bei jeder Gelegenheit seinen Groll und seine Mißachtung zu erkennen. „Er schien es darauf anzulegen, daß der gebeugten Monarchie Friedrichs des Großen keine Wahl mehr blieb, als den Kelch der Demüthigung schweigend bis zur Neige zu leeren, oder einen hoffnungslosen Kampf der Verzweiflung einzugehen." Die vielfachen Kränkungen, die Napoleon absichtlich der preußischen Regierung zufügte, namentlich seitdem sie durch die zweideutige Haltung bei Besetzung des Kurfürstenthums Hannover „die letzte Probe", die er ihr in dem Schönbrunner Vertrag gesetzt, in seinen Augen nicht bestanden hatte, überzeugten diese endlich, daß der französische Kaiser den Krieg wünsche und daß der Friede nicht länger mit Ehren aufrecht erhalten werden könne. Hatte man doch in Berlin dem Kanzler Hardenberg, der dem französischen Bündniß, das Napoleon durch den Pariser Vertrag erzwungen, nicht unbedingt ergeben schien und als Hannoveraner mehr zu England neigte, bereits einen Urlaub auf unbestimmte Zeit bewilligt und Haugwitz an seine Stelle gesetzt, war man doch schon mit England und Schweden in ein offenes Kriegsverhältniß getreten, ohne dennoch das Vertrauen und die Zufriedenheit des französischen Machthabers zu gewinnen. Zwei Ursachen erweiterten den schon bestehenden Bruch und steigerten in Preußen die Erbitterung bis zur Kriegserklärung. 1) Noch ehe der Rheinbund zum Abschluß gekommen, gedachte Preußen mit Sachsen und Hessen-Kassel in einen „engern Verband" zu treten, um die eigene Existenz und Unabhängigkeit zu wahren. Diesem Vorhaben kam Napoleon fördernd entgegen, indem er in Berlin den Plan eines „norddeutschen Bundes", oder, wie die Franzosen sich lockend ausdrückten, eines „norddeutschen Kaiserthums" anregen ließ, um dadurch zum Voraus alle Einsprache gegen den Rheinbund zu beseitigen. Diesem Bunde sollten außer Sachsen und Hessen-Kassel alle am Rheinbunde noch unbetheiligten Reichsstände im Norden, als Mecklenburg, Oldenburg, die Hansestädte, Holstein u. a., beitreten. Kaum war aber der rheinische Bund abgeschlossen, so suchte die französische Diplomatie die preußischen Unionsbestrebungen, die ohnedies schon an der eigennützigen und zwieträchtigen Gesinnung der einzelnen Staaten unbesiegbare Hindernisse fanden, auf alle Weise zu vereiteln; eine Doppelzüngigkeit, die Preußen tief verletzen mußte, zumal da man es bei der Bildung des Rheinbundes ohne alle Mittheilungen gelassen, das verwandte Haus Thurn und Taxis mediatisirt und das befreundete und benachbarte Holland an Frankreich geknüpft hatte. 2) Das Berliner Cabinet brachte in Erfahrung, daß Napoleon bei Erneuerung der Friedensunterhandlungen mit dem englischen Ministerium diesem die Zurückgabe des an Preußen abgetretenen Kurfürstenthums Hannover in Aussicht gestellt habe, ohne mit der preußischen Regierung darüber Rücksprache zu nehmen. (— Die Vernichtung der französischen Flotte

15. Febr. 1806.

bei Trafalgar (§. 912) hatte den Kaiser aufs Neue überzeugt, daß er trotz aller Land-
23. Jan. 1806. siege das meerbeherrschende England nicht überwinden könne, und der Tod Pitts, der den freisinnigen, den Ideen der Revolution befreundeten Fox ins Ministerium führte, erfüllte ihn mit der Hoffnung eines Friedensschlusses. Allein ehe die Verhandlungen zum
13. Sept. Ziel gekommen, starb Fox und die Kriegspartei bekam wieder die Oberhand. —) Diese Erfahrungen, verbunden mit mannichfaltigen Grenzverletzungen (Besitznahme von Wesel nebst den Abteien Elten, Essen und Werden durch den Großherzog von Berg) und dem sichtlichen Bestreben, Preußen immer mehr zu isoliren, brachten endlich die Regierung in Berlin zu der Ueberzeugung, daß sie sich von Frankreich des Schlimmsten zu versehen habe. Sie gab ihren Unwillen auf diplomatischem Wege zu erkennen, setzte die Heere auf den Kriegsfuß, und brach, als das sogenannte Ultimatum, worin in trockenem Tone die unverzügliche Räumung Süddeutschlands von den Franzosen, die ungehinderte Zulassung des norddeutschen Bundes und die Schlichtung der noch übrigen streitigen Interessen gefordert war, mit Hohn und unziemlichen Ausfällen zurückgewiesen ward, alle Verhandlungen mit Frankreich ab. Die Verstimmung und Besorgniß, die sich bei einem großen Theil der Nation über die wachsende Uebermacht der Fremdlinge kund gab, mochte Preußen in der Hoffnung bestärken, daß es berufen sei, der Retter des bedrängten Vaterlandes zu werden. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, wo man sich an das Volk selbst wendete; noch baute man auf den übermüthigen Soldatenstand, der im siebenjährigen Kriege Großes geleistet hatte, dessen Ohnmacht und unzweckmäßige Einrichtung aber unter den neuen Verhältnissen schon längst allen Einsichtsvollen klar geworden war; noch setzte man die Hoffnungen auf die Prahlereien eines veralteten, dünkelhaften Junkerthums, das vor dem neuen Geist der Zeit die Augen verschlossen hatte. Die Enttäuschung des Königs und seiner hochsinnigen Gemahlin war schrecklich. Aber die Prüfungen der Noth blieben nicht fruchtlos. „Es war der erste Keim einer bessern Zeit, der sich mitten in der chaotischen Auflösung der alten Dinge in den Gemüthern zu entfalten begann."

§. 916. b) Jena. Indeß man in Berlin noch die letzte Antwort von Frankreich erwartete und in der trügerischen Hoffnung auf Friedensbotschaften die Kriegsunternehmungen lässig betrieb, standen die französischen Truppen unter Napoleon und seinen kriegskundigen Marschällen schon im Herzen von Thüringen und Sachsen, dessen Kurfürst sich nach einigem Sträuben an Preußen angeschlossen. Ein tactloses Manifest von Haugwitz, das der französischen Nation ein großes Sündenregister vorhielt und das Uebermaß der eigenen Demüthigungen zur Rechtfertigung des unternommenen Krieges aufführte, reizte Napoleons Rachsucht aufs Aeußerste, wie aus der feindseligen, von unedeln Ausfällen gegen die Königin und die Kriegspartei erfüllten Sprache seiner Proclamationen und
10. Oct. Bülletins hervorging. — Gleich das erste Treffen bei Saalfeld, worin der tapfere, „geniale" Prinz Louis Ferdinand seinen Tod fand, entschied wider die Preußen; aber schrecklich und verhängnißvoll war die Niederlage des von dem alten Herzog von Braunschweig befehligten Heeres in der großen **Doppel-**
14. Oct. 1806. **schlacht** von **Jena** und **Auerstädt.** Sie entschied über das Schicksal der Länder zwischen Rhein und Elbe. — Jetzt schlug der frühere Uebermuth plötzlich in Kleinmuth um, und die größte Plan- und Rathlosigkeit bemächtigte sich der zwieträchtigen Führer. „Wagen, Geschütze, Fußgänger und Reiter, Alles schob sich in Wirrwarr weiter, die Einzelnen waren in Dörfern und Häusern zerstreut, um Hunger und Durst zu stillen, die Haufen hemmten und durchkreuzten sich gegenseitig, ungangbare Wege und die einbrechende Dunkelheit mehrten die Verwirrung ins Unbeschreibliche." Da keine Vorkehrungen zu einem Rückzug getroffen waren, so trennten sich die Heere in mehrere Abtheilungen und wurden einzeln die Beute

des rasch vordringenden Siegers. Am 17. Oct. erlitt Herzog Eugen von Würtemberg bei Halle eine Niederlage, welche die unter seinem Commando stehende Reservearmee gänzlich zersprengte; der alte Fürst von Hohenlohe, der nach tapferem Kampfe mit der Hauptarmee auf Umwegen nach Magdeburg zog, mußte, als er sich bei der herrschenden Verwirrung in dieser Stadt nicht halten konnte und den Weg weiter nach Stettin verfolgte, getäuscht durch falsche Vorspiegelungen und irregeleitet durch Massenbachs kleinmüthige Rathschläge, bei Prenzlow mit 28. Oct. 12,000 Mann die Waffen strecken und die ermatteten und hungernden Truppen in Kriegsgefangenschaft liefern. Die Festungen, die fast sämmtlich unter dem Commando alter, körperlich und geistig abgestumpfter Leute standen, ergaben sich mit solcher Eile, daß man bei vielen Befehlshabern Verrath argwöhnte, weil die Muthlosigkeit und der gänzliche Mangel an Selbstvertrauen unbegreiflich waren. „Mit furchtbarer Ueberraschung enthüllten sich plötzlich die Folgen einer Verwaltung, die zwar Freiheit des Denkens und wohlgeordnete Staatswirthschaft kräftig gefördert, aber in dem Streben auf Entwickelung der Production und Sicherung von Handelsvortheilen die Selbst- und Gewinnsucht der Einzelnen mächtig genährt hatte. Nationalreichthum und öffentliches Einkommen waren bei den Regierenden in den Vordergrund getreten, so wollten auch die Menschen aller Stände erwerben, sammeln, anhäufen, genießen, und vergaßen, daß alle sachlichen Güter der Selbständigkeit und Nationalehre unbedingt untergeordnet werden müssen, wenn ein Volk sein Dasein behaupten will. Fast keine Behörde, kein Unterthan dachte an Widerstand." Yorks Uebergang über die Elbe, die muthige Haltung des Prinzen August und vor Allem Blüchers Zug durch Mecklenburg und sein Kampf in Lübeck waren die einzigen Lichtblicke in dieser trüben Zeit. Dreizehn Tage nach der Schlacht bei Jena zog Napoleon in Berlin ein und bemächtigte sich der großen Vorräthe an Pulver und Waffen, deren Fortschaffung der 27. Oct. 1806. Commandant Fürst Hatzfeld verhindert und „ruhige Fassung als die erste Bürgerpflicht und das einzig höhere Interesse" empfohlen hatte. „Wie eine große mannhafte That fortwirkend Größeres erzeugt und aus Männern Helden macht, so sind auch mit Vollbringung einer schwächlichen That deren Folgen nicht abgeschlossen: sie bleibt verdammt, fortwährend Mattes und Schwaches zu erzeugen; sie wirkt wie ein schleichendes Gift und macht Männer zu Weibern."

Schon zwei Tage nach der Schlacht fiel Erfurt mit der Besatzung von 10,000 Mann und vielen Vorräthen durch die übereilte Capitulation des alten Feldmarschalls Möllendorff und des dem königlichen Hause verwandten Prinzen von Oranien in die Hände des Feindes; am 24. und 25. Oct. wurden Spandau und Potsdam ohne Schwertstreich übergeben. Wenige Tage später capitulirten die mit Mannschaft und Kriegsvorrath aufs Beste versehenen Festungen Stettin und Küstrin beim ersten Anblick einiger französischen Reiter; und am 10. Nov. übergaben Kleist und Wartensleben an der Spitze von 19 Generalen die Festung Magdeburg, das Bollwerk des Reichs, mit einer Besatzung von 24,000 Mann, 7000 Pferden, 600 Stück Geschütz, und Munition und Lebensmitteln in Ueberfluß. Nicht besser ging es in Hannover, wo man die Franzosen als „Befreier" begrüßte, in der Hoffnung, im Frieden an England zurückgegeben und dadurch in der alten „Selbständigkeit" erhalten zu werden. In Hameln ergab sich die Besatzung von 10,000 Mann einem Belagerungscorps von 6000, am 26. Nov. wurde die gut ausgerüstete Festung Nienburg von den Franzosen vertragsmäßig eingenommen. Nur Blücher rettete in den blutigen Kämpfen in und bei Lübeck die preußische Ehre, doch konnte er die Erstürmung der schlecht be- 6. Nov. festigten Stadt und die dadurch hervorgerufenen Gräuel eines siegestrunkenen Heeres nicht hindern und mußte endlich bei Travemünde mit seinem auf 8000 Mann zusammengeschmolzenen Heere

7. Nov. capituliren, „weil er kein Brod und keine Munition mehr habe." „Alle diejenigen," sagt Häusser, „die an der Zukunft noch nicht verzweifelten, erbauten und hoben sich an den Thaten eines Führers, der jeder Ungunst der Lage mit jugendfrischem Muthe neue Mittel des Widerstandes entgegengestellt, der mit einem unglücklichen Verhängniß hartnäckig gerungen hat, um erst im letzten, äußersten Fall der Noth — und auch da grollend und mit Ehren — die Waffen niederzulegen." — Aehnlich war die Haltung der pommer'schen Festung Colberg, wo der tapfere und entschlossene Commandant Major Gneisenau, ein Mann von genialem Geiste, schöpferischer Thatkraft und edler Bildung, unterstützt von dem verwegenen, unternehmenden und ritterlichen Dragonerlieutenant Ferdinand von Schill und von dem wackern Bürger Joachim Nettelbeck, einer kräftigen Seemannsnatur von vaterländischer Gesinnung und ehrenfestem Charakter, jeden Kleinmuth fern hielt und die Stadt gegen das überlegene Belagerungsheer der Franzosen so lange vertheidigte, bis der Waffenstillstand den Angriffen ein Ende machte und die Stadt vor der Nothwendigkeit einer Uebergabe oder vor den Leiden einer Erstürmung rettete. Nirgends bewährte sich der Muth und die Aufopferungsfähigkeit der Bürgerschaft glänzender als in Colberg. Auch Graudenz hielt sich durch die Entschlossenheit des alten Commandanten Courbière bis zum Frieden. — Die von den französischen Schriftstellern so hoch gepriesene Großmuth Napoleons gegen die Fürstin von Hatzfeld, die Gemahlin des Gouverneurs von Berlin, die den französischen Kaiser fußfällig um die Begnadigung ihres wegen eines verrätherischen Briefes verhafteten Gatten bat, war mehr eine Komödie, da der strafbare Brief, den Napoleon der Fürstin einhändigte, nichts enthielt, was ein Todesurtheil vor dem Militärgericht hätte herbeiführen können.

Von Berlin aus ließ Napoleon seine Machtsprüche ergehen, durch die der Norden von Deutschland in noch größere Abhängigkeit kommen sollte, als der Süden. Der bisher mit Preußen verbundene Kurfürst von Hessen, der beim Ausbruch des Krieges seine tapfere, schlagfertige Armee dem Kampfe entzogen hatte, um eine ihm und den Bundesgenossen gleich verderbliche Neutralität zu beobachten, mußte Heer und Land dem Feinde überlassen und in der Fremde (Prag) Sicherheit suchen, während seine schmachvoll erworbenen Schätze in Rothschilds Keller zu Frankfurt geborgen wurden. Der schwer verwundete und des Augenlichts beraubte Herzog von Braunschweig ließ sich auf dänisches Gebiet bringen, als Napoleon mit unedler Strenge den unglücklichen Anführer der preußischen Heere aus seiner Hauptstadt trieb, wohin er sich nach der Jenaer Schlacht auf einer Bahre hatte tragen lassen, und ihn zwang, in fremder Erde ein ungestörtes Grab zu suchen. Mecklenburg und Oldenburg wurden besetzt, Jever und Ostfriesland mit Holland verbunden, die Hansestädte wie auch Leipzig durch Wegnahme aller englischen Waaren und durch schwere Kriegssteuern gedrückt und aus allen Gegenden Schätze der Kunst und Wissenschaft und die Trophäen früherer Siege weggeführt. Nur dem Kurfürsten von Sachsen, dessen Truppen in den preußischen Heeren bei Jena mitgefochten, ließ der Sieger Gnade widerfahren. Er setzte die kriegsgefangenen Sachsen in Freiheit und gewährte dem Kurfürsten einen günstigen Frieden, worauf dieser, mit dem Königstitel
11., 15. Decbr. 1806. geziert, gleich den übrigen sächsischen Herzögen, dem Rheinbunde beitrat. Seitdem fühlte sich Friedrich August zu seinem und seines Volkes Unglück durch die Bande der Dankbarkeit an Napoleon gefesselt. Karl August von Sachsen-Weimar hatte als preußischer General bei Jena und auf dem Rückmarsch mit Muth und Entschlossenheit gekämpft und dadurch Napoleons Unwillen erregt; aber die würdige und muthige Haltung, womit die Herzogin dem Sieger entgegen trat, machte Eindruck und bewog ihn zu dem Ausspruch, wenn der Herzog die Armee verlasse und seine Truppen zurückrufe, solle ihm verziehen und seine Souveränetät erhalten werden. — Der König von Preußen war zuerst

nach Graudenz und dann nach Königsberg geflüchtet, von wo aus er umsonst durch große Anerbietungen, ja selbst durch die Bereitwilligkeit, dem Rheinbund beizutreten, von dem Sieger Waffenruhe und Frieden zu erlangen suchte. — Napoleons Forderungen stiegen mit seinem Glück; Friedrich Wilhelm mußte sich nothgedrungen zur Fortsetzung des Kriegs mit dem zornerfüllten Gegner entschließen, dessen Hohn und Uebermuth nicht einmal die Königin, „Preußens Helena", verschonte.

§. 917. c) Eylau. Friedland. Tilsit. In seiner Bedrängniß wandte sich der König von Preußen an seinen Freund Alexander, der, erbittert, daß Napoleon als Bundesgenosse der Pforte Rußlands Absichten auf die Moldau und Walachei zu hintertreiben suchte, alsbald zwei russische Heere unter Bennigsen, Buxhöwden u. A. nach Ostpreußen abschickte, um die Franzosen vom Uebergang über die Weichsel abzuhalten. Da erließ Napoleon einen von Dombrowski u. A. unterzeichneten Aufruf an die Polen, worin dieses mißhandelte Volk aufgefordert ward, zum Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit auszuziehen. Fälschlich bediente man sich dabei Kosciuszko's Namen, um größeres Vertrauen zu erregen.

Begeistert von dem Gedanken, das alte Polenreich wieder ins Dasein zu rufen, schlossen sich alle von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl durchdrungenen Polen dem französischen Kaiser an, der ihnen Befreiung von dem schweren Joche und Rache an ihren Widersachern verhieß. Bereitwillig brachten sie die größten Opfer und verstärkten die Reihen der französischen Krieger mit ihren tapfern Schaaren. Sie bedachten nicht, daß sie ihr Herzblut für einen Beherrscher vergossen, der für fremde Nationalität kein Gefühl besaß und der in Italien, Deutschland und Niederland Länder und Völker mit despotischer Laune bald trennte, bald vereinigte. Am 2. Januar zog Napoleon unter dem 1807
Jubel des Volks in Warschau ein; aber nur zu frühe merkten die Polen, daß sie ihre Hoffnungen herabstimmen müßten, daß der fremde Sieger, dessen Soldaten sie nährten und kleideten und für den ihre tapfersten Streiter ins Feld zogen, mehr auf die Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht als auf die Wiederbelebung ihres Reiches bedacht sei. Mit ihren Gütern bereicherte er seinen kriegerischen Lehnsadel; aber nicht einmal der Name Polen kehrte ins Dasein zurück.

Mörderische Schlachten wurden an den Ufern der Weichsel geliefert und bei Dec. u. Jan.
Pultusk und Morungen Ströme von Blut vergossen. Aber der Hauptschlag geschah in der **Schlacht von Preußisch-Eylau**, wo der Kriegsmuth der Fran- 7. u. 8. Febr. 1807.
zosen und Russen und die tapfere Haltung der Preußen unter dem braven, entschlossenen Lestocq einen Kampf erzeugte, der an Menschenverlust den blutigsten Ereignissen der Weltgeschichte gleichkommt. Gegen 60,000 Todte und Verwundete deckten die weite Schneefläche der Wahlstatt; beide Theile sprachen den Sieg an und die Anstrengung und Erschöpfung war so groß, daß der Krieg eine viermonatliche Unterbrechung erlitt. Während dieser Zeit wurden neue Unterhandlungen eingeleitet; allein so sehr auch der mit seiner Familie in Memel weilende König von Preußen die Beendigung des Kriegs wünschte, um sein Volk von der furchtbaren Bedrückung der Franzosen und den Gewaltthaten und dem Uebermuthe der Russen zu befreien, so war er doch zu treu und redlich, seine Sache von Rußland und England (mit welchem letzteren er zu Anfang des Jahres einen Friedensvertrag geschlossen und darin auf Hannover verzichtet hatte)

zu trennen. Auch hoffte er, durch eine glückliche Wendung des Krieges von dem französischen Kaiser, dem bei aller Erpressung die Unterhaltung einer so großen Armee in der Ferne sehr schwer fiel, mildere Bedingungen zu erlangen, als dieser bisher geboten, zumal da bei der damals in Oesterreich herrschenden Kriegslust der zwischen Preußen und Rußland abgeschlossene und von England und Schweden
26. April. gebilligte Vertrag von Bartenstein eine europäische Coalition gegen die französische Uebermacht erwarten ließ, und sich trotz des angeblichen Sieges in Frankreichs Hauptstadt und Armee eine gedrückte Stimmung kund gab. Aber als auch in Schlesien, ungeachtet der muthigen Gesinnung und vaterländischen Hingebung der Bevölkerung, durch die Rathlosigkeit des Statthalters und die Feigheit der Befehlshaber die Festungen an der Oder, Glogau, Brieg, Schweidnitz und Breslau, in die Hände der Franzosen kamen, als selbst
25. Mai. das schwerbedrängte Danzig, aller Hülfe von Außen beraubt, von dem tapfern Commandanten Kalkreuth dem Marschall Lefebvre (daher Herzog von Danzig) übergeben werden mußte, und als der Kaiser von Rußland, durch schlimme Rathgeber verleitet, eine Versöhnung mit Napoleon zu wünschen schien, da verlor der König alles Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang. Man hatte sich noch so wenig mit dem Gedanken eines Volkskriegs vertraut gemacht, daß die preußischen Beamten die den Feinden Verderben drohenden Bewegungen der schlesischen Bürger und Bauern unterdrückten. Als nun die Franzosen bei Wiedereröffnung des Kriegs nach dem blutigen, aber unentschiedenen Treffen
10. Juni. bei Heilsberg am Jahrestage von Marengo über die Russen unter Bennigsen
14. Juni 1807. in der **Schlacht von Friedland** einen glänzenden Sieg erfochten, Königsberg besetzten und die russische Grenze bedrohten, da hielten es die verbündeten Monarchen für rathsam, nach einer persönlichen Zusammenkunft mit Napoleon in
7.–9. Juli. einem Schiffspavillon auf dem Niemen (Memel) in den **Frieden von Tilsit** zu willigen, so drückend auch die Bedingungen waren. Alexander, von seinem Bruder Konstantin, von dem ränkevollen und treulosen Bennigsen u. A. zum Frieden beredet und von Napoleon in einer vertraulichen Unterredung durch die Aussicht auf Theilung der Weltherrschaft gewonnen, opferte seinem Ehrgeiz die Waffenbrüderschaft mit Preußen und brach den Freundschaftsbund, den er mit Friedrich Wilhelm unter den heiligsten Versicherungen ewiger Treue geschlossen hatte. Ja, er scheute sich nicht einmal, von dem preußischen Polen den Grenzdistrict Bialystock als Geschenk von Napoleon anzunehmen und sich somit auf Kosten seines niedergeworfenen Bundesgenossen zu vergrößern. Durch den Tilsiter Frieden, bei dessen Abschluß der preußische Geschäftsführer Kalkreuth „mit beispiellosem Leichtsinn und Gedankenlosigkeit" zu Werke ging, verlor Friedrich Wilhelm die größere Hälfte seiner Staaten; er mußte in die Abtretung aller Länder zwischen Rhein und Elbe, in die Gründung eines Herzogthums Warschau unter der Oberhoheit des Königs von Sachsen und in die Erhebung Danzigs mit seiner Umgebung zu einem Freistaate willigen und die unerhörte Summe von 150 Millionen Thaler als Kriegsentschädigung genehmigen. Selbst die Bitten der Königin Louise, die man nach Tilsit berief, vermochten den rücksichtslosen Sieger nicht von seinen Forderungen herabzustimmen. Die von Preußen abgetretenen Gebiete nebst Kurhessen, Braunschweig und Süd-Hannover vereinigte Napoleon zu einem neuen **Königreich Westfalen** mit der Hauptstadt

Kassel und setzte daselbst seinen jüngsten Bruder Hieronymus (Jerome) als König ein mit der Verpflichtung, in Magdeburg eine Besatzung von 12,000 Mann zu unterhalten, dem Kaiser die Hälfte des Ertrags der Kammergüter abzugeben und als Genosse des Rheinbundes sein Truppencontingent zu den ferneren Kriegen zu stellen.

§. 918. Deutschlands Prüfungsjahre. Schwer drückte die fremde Herrschaft auf die treuen Deutschen; aber durch sie wurde eine neue Zeit vorbereitet, ein neuer Geist geweckt. Die Vortheile, die den Franzosen aus ihrer blutigen Umwälzung geblieben, kamen auch den Westfalen zu gute, Gleichheit der Besteuerung, Abschaffung persönlicher Privilegien, Beseitigung der Grundlasten, landständische Verfassung, Gewerbfreiheit und Rechtsgleichheit aller Staatsbürger. Sie weckten das Selbstgefühl des Bürgerstandes und brachten ihm seine Bestimmung, Lenker der Geschicke der neuen Zeit zu sein, zum Bewußtsein. Auch auf die übrigen Rheinbundsstaaten (denen unterdessen noch der Kurfürst von Würzburg (§. 913. 1), die Fürsten von Schwarzburg, Anhalt, Waldeck und die Herzöge von Mecklenburg und Oldenburg beigetreten) ging der neue Geist über; die deutschen Krieger, die in fernen Landen des Kaisers siegreiche Schlachten fochten, erlangten wieder den alten Kriegsmuth und Vertrauen auf eigene Kraft. Freilich kam mit diesen Gütern auch großes Ungemach über das deutsche Volk, namentlich über das westfälische Königreich. Das Land wurde durch die verschwenderische Hofhaltung des ausschweifenden, leichtfertigen, der Sinnlichkeit ergebenen, im Uebrigen aber gutmüthigen Königs Jerome mit Abgaben und Staatsschulden schwer gedrückt; die leichtsinnige, aus Abenteurern und Glücksrittern aller Nationen bestehende Umgebung des Königs übte eine schlimme Wirkung auf die Sitten und verdrängte Tugend und ehrbares Leben aus der Hauptstadt; fremde Minister und Beamte, mit Ausnahme des thätigen Siméon größtentheils Leute ohne Talent, Kenntnisse und Verdienste, verwalteten das Reich in ihrem und ihres Gebieters Interesse, verschleuderten die Staatseinkünfte und hemmten den Einfluß der deutschen Minister, eines Bülow (Hardenbergs Neffe), Malchus und Johannes Müller. — Besonders wurde für Preußen die durch den unglücklichen Krieg und den unheilvollen Frieden über das Volk verhängte Noth die Mutter mancher heilsamen Einrichtung, wie hart auch die Geißel war, welche der ergrimmte Sieger über das Land schwang. Bis zur gänzlichen Abtragung der Kriegsentschädigungssumme, der Contributionen und der vielfachen andern Auflagen und Erpressungen, die nach offiziellen Berechnungen zusammen die Summe von 245 Mill. Thaler oder 906 Mill. Franken überstiegen und von dem unmenschlichen Oberintendanten Darü eingetrieben wurden, verblieben französische, von dem Lande zu unterhaltende Besatzungen in preußischen Festungen; selbst das im Tilsiter Frieden dem König „aus Gnade" gelassene Gebiet, das von 5570 Q.-Meilen mit 9,743,000 Einwohnern auf 2877 Q.-Meilen mit nicht völlig 5 Millionen Bewohnern herabsank, wurde durch Kriegsstraßen noch mehr verkümmert und durch gezwungene Deutungen geschmälert. Aber unter den Mißhandlungen des übermüthigen Siegers erwachte auch hier ein neuer Geist und Selbstvertrauen. Beyme und die französisch gesinnten Minister, die bisher den von Natur unschlüssigen König zu der schwankenden Politik geführt hatten, wurden entfernt, und Männer von festem Charakter und vaterländischer Gesinnung an die Spitze der Regierung gestellt. Zastrow, der das Kriegswesen im alten Zustand und auf dem Standpunkt des siebenjährigen Kriegs erhalten hatte, verlor des Königs Vertrauen und seinen verderblichen Einfluß. Scharnhorst, ein Hannoveraner, der sich durch Talent, Muth und Umsicht unter äußerm Druck und Entbehrung vom niedern Stande eines Bauernsohnes emporgearbeitet hatte, und neben den höchsten Tugenden des Soldaten, Kühnheit, Vorsicht und Entschlossenheit, das kindlich einfache Wesen eines freundlichen, wohlwollenden, von jeder unreinen Leidenschaft freien Mannes besaß, schuf in Verbindung mit Gneisenau, Grolmann, Boyen und Clausewitz das preußische Heerwesen gänzlich um; an die Stelle der geworbenen Söldnertruppen trat die allgemeine Wehrpflicht und die verborgene Kraft der Landwehr;

Westfalen.

Preußen.

Scharnhorst 1755–1813.

und das Ehrgefühl des Gemeinen wurde durch Eröffnung der Offizierstellen für Alle und durch Abschaffung entehrender Strafen geweckt. „Wehrhaftmachung des ganzen Volks und Veredlung des Kriegsdienstes durch allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung, rasche und tüchtige Ausbildung der Massen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Offiziere, Gleichheit der Rechte und Pflichten für Alle ohne Rücksicht auf Geburt, Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst, in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick, Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens, Einfachheit und Leichtigkeit der Uebungen und Bewegungen des Einzelnen wie des Heeres mit Beschränkung des geisttödtenden und erdrückenden Kamaschendienstes, Alles unter der Leitung kräftiger, einsichtiger, charakterfester Befehlshaber, sind die Grundgedanken der Bildung des neuen preußischen Heeres," wie es, „eine neue Pallas, Waffen- und Weisheitgerüstet," aus Scharnhorsts Haupte hervorging. Der hochsinnige,
Stein 1757—1831. vaterländische Freiherr vom Stein führte, unterstützt von Schön und andern patriotischen Männern, das Volk und den Bürgerstand zum Bewußtsein seiner Rechte und Freiheiten, indem durch seine Wirksamkeit das Erwerben von Grundeigenthum jeder Beschränkung entbunden, die Erbunterthänigkeit und die feudalen Ständeunterschiede aufgehoben, die Theilbarkeit der Lehnsgüter gestattet und eine auf Freiheit und Gemein-
9. Oct. 1807. sinn gegründete Städteordnung nebst einer Provinzialvertretung eingeführt wurden. Es war der erste große Schritt, „einen freien Bauernstand zu schaffen und an die Stelle der kastenartigen Trennung ein vor dem Gesetze gleichberechtigtes Bürgerthum herzustellen". Steins Wirksamkeit war eine große Wohlthat für das preußische Land, indem durch dieselbe nicht nur die schweren Leiden der Gegenwart möglichst gemildert, sondern auch die zukünftige Lage des Volkes gebessert ward. „Den Bürgern und Bauern ward vergönnt, Grundbesitz zu haben, den Adeligen, Gewerbe und Handel zu treiben, ohne sich etwas zu vergeben; die Lasten, welche ausschließend auf den geringeren Klassen ruhten, wurden aufgehoben, so laut auch Alle, welche vom alten Zustand Vortheil zogen, murrten. Die Verpflichtung der Landleute, denen, die in königlichen Geschäften reisten, gegen geringe Vergütung Vorspann zu geben, hörte auf; Zwangs- und Bannrechte von Mühlen, Brennereien und Brauereien wurden abgeschafft oder sehr beschränkt und besser als vorher bestimmt. Das Verhältniß der Rittergutsbesitzer zu den Bauern ward geordnet und die Ablösung mancher lästigen Dienste und Entrichtungen den Bauern möglich gemacht. Innungen und Zünfte wurden aufgehoben und Gewerbefreiheit gewährt; die Gemeinderäthe und deren Wahl anders eingerichtet und viele Klostergüter, Probsteien, Kapitel, deren Einkünfte nicht für Kirchen und Schulen nöthig waren, säcularisirt." Nach der neuen Communalordnung waren die Städte nach der Zahl ihrer Einwohner in drei Gruppen getheilt, in große, mittlere und kleine. In jeder Stadt stand ein Magistrat an der Spitze und ihm zur Seite eine von der Bürgerschaft gewählte Vertretung, die Stadtverordneten. Es gab fortan nur ein Bürgerrecht, das Niemanden versagt werden konnte, welcher sich in der Stadt häuslich niedergelassen hatte und von unbescholtenem Wandel war. Die meisten dieser Stellen waren unbesoldete Ehrenämter, zu denen jeder Bürger berechtigt und verpflichtet war; der Oberbürgermeister sollte aus drei Vorgeschlagenen von der Regierung ernannt werden. Ferner wurden die Abgaben gleichmäßiger vertheilt, durch Sparsamkeit, Gehalts- und Pensionsverminderung und guten Staatshaushalt die Kriegslasten gemindert und eine Repräsentation des Volks mit Zuziehung berathender, wissenschaftlich-technischer Deputationen empfohlen, um die Wünsche und Bedürfnisse der Nation an den König zu bringen, „da unter den damaligen Umständen an neue Stände nicht gedacht werden konnte". — Diese „neuen Stände" oder vielmehr eine dem Zeitgeiste entsprechende reichsständische Verfassung mit einem freisinnigen und gerechten Wahlgesetz und mit der Befugniß, bei der Gesetzgebung und Besteuerung des Landes mitzuwirken, die Verwaltung des Staatshaushaltes zu überwachen und Beschwerden und Petitionen einzubringen, sollte den Schlußstein zu dem großartigen Organisationswerke des Freiherrn vom Stein bilden. Aber dieser letzte Plan kam nie zur Ausführung; anfangs hinderten ihn die Umstände

und Steins Flucht, später reactionäre Einflüsse. Auch von den übrigen Entwürfen wurden manche gar nicht verwirklicht, andere verstümmelt und geschwächt. Aber dennoch waren diese Anordnungen der Kern, aus welchem sich fast Alles entwickelte, was seit jener Zeit die preußische innere Verwaltung in vieler Hinsicht vor andern Regierungen ausgezeichnet hat. — Durch seine Reformen machte sich Stein unter der altpreußischen Aristokratie viele Feinde; diese verbanden sich mit der französischen Partei und suchten durch Ränke und Verdächtigungen die Entlassung des Ministers zu bewirken. Ein aufgefangener Brief von Stein an den Fürsten von Wittgenstein, in welchem unter Anderm geäußert war, man müsse den Geist der Unzufriedenheit im Königreich Westfalen unterhalten und Preußen zu einem Anschluß an Oesterreich bewegen, wurde zu seinem Verderben benutzt. Stein wurde dem König als der Mittelpunkt einer großen Verschwörung geschildert und dadurch seine Entlassung aus dem Staatsdienst erwirkt. (24. Nov. 1808.) Kaum war diese erfolgt, als ein Machtspruch Napoleons den „Namens Stein" ächtete und seine innerhalb des Rheinbundes gelegenen Güter für verfallen erklärte. Zur Betrübniß aller echten Patrioten verließ nun der Freiherr eilig die preußischen Lande und flüchtete sich zuerst nach Böhmen, dann nach Rußland, nachdem er noch in einer Denkschrift, die man in der Folge als „Steins Testament" verehrte, seine freisinnigen politischen Grundsätze kund gegeben. Sein Nachfolger, der Staatskanzler von **Hardenberg**, wirkte indessen nach Kräften in Steins Geiste fort und förderte die Verminderung mittelalterlicher Standesrechte und beschränkter Territorialbegrenzung. Unter den Auspicien des gewandten, klugen Staatskanzlers wurde 1810 durch **Humboldt**, **Altenstein**, **Niebuhr**, **Schleiermacher** u. A. die **Berliner Universität** gegründet, die für Erweckung einer freimüthigen vaterländischen Gesinnung einflußreich wirkte. Auch **Fichte's „Reden an die deutsche Nation"**, worin er unter Anderm zu einer volksthümlichen Erziehung aufrief, die sittliche Bildung und die nationale Wiedergeburt als sich gegenseitig bedingend zusammenstellte und nur in der eigenen Kraft Hülfe und Erlösung aus der traurigen Gegenwart erblickte, sowie der von dem Justiz-Assessor **H. Bardeleben**, von **Mosqua**, **Lehmann** u. A. gegründete **Tugendbund**, dem viele edle Männer des Landes und eine Anzahl jüngerer Offiziere, die sich später einen ehrenvollen Namen erwarben, angehörten oder doch geneigt waren, trugen zur Erweckung eines patriotischen Sinnes und eines lebendigeren Gefühls für die Ehre der Nation in Deutschland bei, wenn auch der Einfluß des Bundes auf die nächste Gestaltung der Dinge nicht so bedeutend war, als man lange geglaubt. Das Mißtrauen der französischen Polizei und einzelne Uebertreibungen und Unvorsichtigkeiten des Bundes selbst führten schon am Ende des Jahres 1809 dessen Auflösung herbei. Auf diese Weise wurden „die Grundsätze wahrer Ordnung, Freiheit und Nationalität wie ein stummes Geheimniß bewahrt, bis die Morgenröthe kam".

Türkei. Im Frieden von Tilsit wurden der mit Napoleon befreundeten und von den Engländern und Russen bekriegten Pforte die **Donauländer** (**Moldau und Walachei**) zurückerstattet. Der Großsultan Selim III., von dem französischen Gesandten **Sebastiani** (Selim III. 1789—1807.) geleitet, suchte die Türkei der christlichen Cultur zu nähern und nahm mehrere den mohammedanischen Eiferern verhaßte Reformen vor. Durch Einführung des europäischen Kriegs- und Heerwesens suchte er die trotzigen **Janitscharen** zu schwächen und zu verdrängen; dieser Versuch schlug bald zu Selims Verderben aus. Unterstützt von dem Mufti und den Ulemas, empörten sich die Janitscharen und zwangen den Herrscher, seine Rathgeber ihrer Rache zu opfern. Zitternd trat der kinderlose Sultan seine Macht an seinen Neffen **Mustapha** (IV.) ab, der durch Abstellung aller Neuerungen den Aufstand beruhigte. (1807.) Mustapha's Herrschaft war jedoch nicht von Dauer. **Beiraktar**, Pascha von Rustschuk, ein Anhänger Selims und seiner Reformen, empörte sich, drang in die Hauptstadt und stürmte das Serail. (Juli 1808.) Aber seine Absicht, dem vorigen Sultan Selim die Herrschaft zurückzugeben, führte dessen Ermordung durch Mustapha herbei. Bairaktar rächte diese Blutthat durch den Mord aller Rathgeber Mustapha's und durch die Absetzung des Sultans. Sein Bruder **Mahmud** wurde Beherrscher der Gläubigen und Bai- (Mahmud II. 1808—1839.) raktar als Großvezier stellte Selims Einrichtungen wieder her, rief aber dadurch einen neuen Aufstand der Janitscharen herbei, der ihm und seinen Truppen nach der tapfersten Gegenwehr

den Untergang brachte. — Nach der Ermordung des früheren Sultans Mustapha willigte Mahmud in die Rückkehr des alttürkischen Wesens und rettete dadurch seinen Thron. Die enge Verbindung Napoleons und Alexanders nach der Zusammenkunft in Erfurt führte einen Bund der Pforte mit England herbei. Bald darauf entstand ein dreijähriger blutiger Krieg zwischen Rußland und der Türkei über den Besitz der Donauländer, der durch Englands Vermittelung in dem Augenblick mit dem Frieden von Bukarest beendigt ward, als Napoleon ganz Europa
28. Mai 1812. gegen Rußland bewaffnete. In diesem Frieden wurde der Pruth als Grenzfluß zwischen den beiden Reichen bestimmt.

§. 919. Der Fürstentag von Erfurt. Seit dem Frieden von Tilsit war Europa's Freiheit und Unabhängigkeit von drei Seiten bedroht, von Frankreich, Rußland und England. Zum Glück ließ sich die englische Regierung nicht so von Napoleons Netzen bestricken wie Alexander von Rußland, der nunmehr mit dem französischen Kaiser Hand in Hand ging und sein Reich im Süden gegen die Türkei und im Nordwesten gegen Schweden ebenso zu vergrößern suchte, wie Napoleon in der pyrenäischen Halbinsel und an andern Orten. England beherrschte die Meere ebenso despotisch, wie Napoleon das Festland; auch es achtete nur das Recht, dem die Kraft der Selbstvertheidigung beiwohnte. Nach der Zusammenkunft Napoleons mit Alexander auf dem großen
27. Sept. 1808. Fürstentag in Erfurt, wo der ganze Glanz europäischer Herrlichkeit entfaltet wurde und wo vier Könige und vierunddreißig Fürsten aus Deutschland sich einfanden, um dem Gewaltigen ihre Huldigungen darzubringen und „sein Gefolge zu vergrößern", stand Europa in Gefahr, theils unter die französische, theils unter die russische Botmäßigkeit zu gerathen. Ein geheimer Vertrag verband die
12. Oct. 1808. beiden Kaiser zu gegenseitigem Beistand und zur Anerkennung ihrer Macht auf Grund des dermaligen Besitzstandes mit Einschluß der begonnenen Eroberungen. Aber der Bund der Mächtigen scheiterte an der Kraft der Völker, deren Gefühle und Leidenschaften man nicht in Anschlag gebracht hatte. — Gestärkt durch Rußlands Freundschaft, richtete nunmehr Napoleon seine ganze Wuth gegen das
21. Nov. 1806. ungebrochene Eiland. Das berüchtigte Blocadedecret vom Jahr 1806, das allen Verkehr mit England verbot und alle englischen Waaren wegzunehmen befahl, war der Anfang des lästigen und drückenden Continentalsystems, dem das britische, von Portland, Canning, Castlereagh u. A. geleitete Ministerium die Verordnung entgegensetzte, daß jedes neutrale Schiff, das aus einem Hafen Frankreichs oder seiner Verbündeten auslaufe, weggenommen werden dürfe.

§. 920. Die Vorgänge in Scandinavien. König Gustav IV. von Schweden, der bisher im Bunde mit Preußen und Rußland den Krieg wider die Franzosen geführt, trat dem Frieden von Tilsit nicht bei, sondern setzte, von England mit Subsidiengeldern unterstützt, den Kampf allein fort. Erkannte man darin anfangs Charakterstärke und Großmuth, so zeigte doch bald sein grenzenloser Eigensinn und die gänzliche Mißkennung seiner Stellung und Kräfte, daß sein Geist sich in einem zerrütteten Zustand befand. Durchdrungen von der Heiligkeit der Königswürde, versagte er dem durch das Schwert, nicht durch Gottes Gnade zum Beherrscher Frankreichs emporgestiegenen „General Bonaparte" den Kaisertitel; in religiöser Schwärmerei befangen, glaubte er sich von der Vorsehung berufen, die Bourbons wieder herzustellen und das apokalyp-

tische Thier (Napoleon) zu stürzen. Er ging in seinem Hasse gegen Napoleon so weit, daß er Preußen und Rußland, weil sie mit dem Usurpator Frieden geschlossen, durch Zurücksendung ihrer Orden und Verweisung ihrer Gesandten aus Stockholm tödtlich beleidigte. Durch dieses unkluge Betragen zog er über sein Volk unsägliches Unglück herab und brachte sich selbst um den Thron. Die Franzosen eroberten Stralsund und die Insel Rügen und raubten den Schweden die letzten Besitzungen in Deutschland, indeß die Russen mit Heeresmacht in Finnland eindrangen und sich mit leichter Mühe dieses günstig gelegenen Landes bemächtigten. — Die Engländer, besorgt, die Franzosen möchten an der Ostsee festen Fuß fassen und durch Sperrung des Sundes ihre Schiffe von allem Verkehr mit den dortigen Küstenländern ausschließen, stellten an Dänemark den Antrag, sich mit ihnen zu verbinden und seine stattliche Flotte ihnen in Verwahrsam zu geben. Diese Zumuthung wurde von dem König mit Entrüstung abgelehnt. Da erschien eine englische Kriegsflotte im Sund, bombardirte Kopenhagen, legte die Stadt in Asche und führte die ganze dänische Seemacht (18 Linienschiffe und 15 Fregatten nebst vielen kleinen Fahrzeugen) als Beute weg. Dieser Bruch des Völkerrechts erzeugte eine solche Entrüstung in Dänemark, daß sich der im Namen seines geisteskranken Vaters regierende Kronprinz Friedrich (§. 822) enge an Frankreich anschloß, den Engländern und ihrem Bundesgenossen, dem Schwedenkönig, den Krieg erklärte und zu seinem und seines Volkes Unheil den Haß gegen das übermüthige Inselland auch dann nicht fahren ließ, als weise Staatskunst eine Trennung von Frankreich und Anschluß an die Verbündeten gefordert hätte. Auch die übrigen Mächte wurden über die Engländer ob dieses völkerrechtswidrigen Verfahrens gegen Dänemark so aufgebracht, daß der ganze Continent ihren Schiffen den Zugang versagte. Sie trösteten sich dafür durch die Wegnahme der dänischen Colonien. — Nur Gustav IV. von Schweden hielt sich noch zu England, benahm sich aber so sonderbar und zweideutig, daß dieses ihn seinem Schicksal überließ. Die Russen näherten sich bereits der Hauptstadt, die Dänen und die ihnen von Napoleon zu Hülfe geschickte spanische Truppenabtheilung unter La Romana bedrohten die schwedischen Grenzen; Heer- und Kriegswesen waren durch Gustavs Nachlässigkeit und gänzlichen Mangel an Feldherrntalent im erbärmlichsten Zustande; die hohen, ohne Bewilligung der Stände aufgelegten Steuern konnten von dem erschöpften Lande nicht aufgebracht werden, und dennoch wies der König jeden Friedensvorschlag starrsinnig zurück. Da bildete sich in der Hauptstadt und in der Armee eine Verschwörung, in Folge deren Gustav IV. im Schlosse gewaltsam verhaftet und nach Unterzeichnung der Thronentsagung auf ein altes Inselschloß gebracht wurde. Der eilig versammelte Reichstag, gestützt auf sein früheres Wahlrecht, erklärte hierauf Gustav IV. und alle seine Nachkommen des Thrones verlustig, rief dessen Oheim Karl (XIII.) von Südermanland zum König aus und beschränkte die monarchische Verfassung durch Erhöhung der Macht der Stände und des Reichsrathes. Dieser Umwälzung folgte ein rascher Friede mit Rußland, Dänemark und Frankreich.

Februar 1807. — Novbr. — 2.–5. Septbr. 1807. — 13. März 1809.

An die Russen überließ Schweden Finnland bis zum Torneå und die Alandsinseln, erhielt dagegen von Frankreich die pommer'schen Besitzungen zurück mit der Bedingung, dem englischen Bunde zu entsagen und der Continentalsperre beizutreten. 1809.

Die bei dem kinderlosen Alter des Königs nothwendige Wahl eines Thronfolgers fiel anfangs auf einen Holsteinischen Prinzen und, als dieser plötzlich starb, auf den Marschall Bernadotte (Ponte-Corvo), der sich im preußischen Kriege durch sein menschenfreundliches Benehmen gegen die schwedischen Truppen bei ihrem Rückzug aus Lauenburg, wie durch seine angenehmen Manieren viele Freunde unter den Offizieren gewonnen. Bernadotte wurde, mit Napoleons ungern ertheilter Bewilligung, zum schwedischen
21. August 1810. Thronfolger erklärt und nach seinem Uebertritt zur lutherischen Staatskirche von Karl XIII. adoptirt.

Die Hoffnung der Schweden, sich durch diese Wahl Napoleon zum Freunde zu machen, erwies sich als eitel. Die Forderung des Gebieters, allen Verkehr mit England abzubrechen, wozu sich der Kronprinz Karl Johann nicht bequemen wollte, führte bald zu Mißstimmungen und Feindseligkeiten. Napoleon besetzte Pommern abermals, reizte aber dadurch seinen ehemaligen Kriegsgenossen so sehr, daß dieser beim Ausbruche des russischen Kriegs mit Alexander den Bund von Åbo schloß und sich den Engländern noch mehr näherte. Durch ihren Beistand befestigte der kluge Jacobiner aus der Gascogne die schwedische Krone auf seinem Haupte und sicherte sich den Besitz von Norwegen. Napoleons Sturz blieb ohne Einfluß auf Schweden.
1818. Nach Karls XIII. Tod folgte Bernadotte unter dem Namen Karl XIV. Johann unangefochten in der Regierung, und als er sein müdes Haupt zur Ruhe legte, bestieg sein wackerer
1844. Sohn Oskar den Thron und fühlte sich so sicher, daß er das Verbot, welches die Familie Wasa von Schweden ausschloß, aufzuheben wagte. — Nach Beendigung der neuen Verfassung erhielt der abgesetzte König Gustav IV. die Erlaubniß, unter Zusicherung beträchtlicher Einkünfte sich nach Deutschland zu begeben. Er führte fortan unter dem Namen Oberst Gustavson ein unstetes Leben und starb erst 1837 in St. Gallen, getrennt und in Unfrieden mit seiner Familie und in freiwilliger Dürftigkeit, ein fester Königscharakter, dem nur Klarheit und Klugheit fehlte. Sein Sohn, Prinz Wasa, steht in österreichischen Kriegsdiensten. Der plötzliche Tod des zum Thronfolger bestimmten Holsteinischen Prinzen Christian August wurde
† 18. Mai 1810. einer Vergiftung zugeschrieben, als deren Urheber der Graf Fersen (der einst bei Ludwigs XVI. Fluchtversuch behülflich gewesen) und seine Schwester, die Gräfin Piper, galten. Bei der Beerdigung entstand daher ein Volksaufstand, in dem Fersen grausam ermordet und der Palast seiner Schwester zerstört ward.

3. Die Ereignisse in der pyrenäischen Halbinsel.

§. 921. Portugal. Nachdem Napoleon durch Aufhebung des Tribunats und Fesselung der Presse in seinem eigenen Reiche die absolute Monarchie fest begründet, schritt er zur Verwirklichung seines lang gehegten Planes, die südlichen und westlichen Staaten Europa's zu einem Weltreich unter Frankreichs Vorherrschaft zu vereinigen. Zu dem Ende suchte er die pyrenäische Halbinsel an sich zu reißen und in Italien die noch uneroberten Gebiete in seine Gewalt zu bringen. Zuerst stellte er an die portugiesische Regierung die Forderung, dem Bunde mit England zu entsagen und den britischen Schiffen ihr Land zu verschließen. Die Weigerung des Hofes, dem Machtgebot nachzukommen, gab dem französischen Kaiser die gewünschte Veranlassung, im Einverständniß mit dem allmächtigen spanischen Minister Godoy den Marschall Jünot mit einem Heere rasch durch Spanien nach Portugal zu schicken. Der feige Hof von Lissabon wartete die Ankunft der Franzosen nicht ab, sondern
27. Nov. 1807. flüchtete sich mit allen Schätzen auf englischen Schiffen nach Brasilien, worauf Jünot, zum Herzog von Abrantes erhoben, sich mit einem kleinen, größtentheils aus neu eingereihten Rekruten bestehenden Heer der Hauptstadt und
30. Nov. des ganzen Landes bemächtigte, schwere Kriegssteuern ausschrieb und endlich im

Namen seines Gebieters erklärte: „das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren.“ 1. Febr. 1808.

In Folge eines (in Fontainebleau) abgeschlossenen Theilungsvertrags mit dem spanischen „Friedensfürsten“ Godoy sollte diesem der südliche Theil (Algarbien) als selbständiges Fürstenthum zufallen, der unmündige König Karl Ludwig von Etrurien für sein an den französischen Kaiser abzutretendes Land in Italien im Norden entschädigt werden (§. 913. 3), die mittlere Landschaft Napoleons weiterer Verfügung vorbehalten bleiben. 27. Oct. 1807.

§. 922. Das Intriguenspiel in Bayonne. In dem Vertrag von Fontainebleau lieferte der elende Godoy, der ohne alle Tugend, Verdienst und Talent durch die bloße Gunst der sittenlosen Königin und die grenzenlose Schwachheit Karls IV. zum unbeschränkten Leiter des Verwaltungs- und Heerwesens und zum eigentlichen Regenten in Spanien emporgestiegen war, sein Vaterland ganz in Napoleons Hände. Während die spanischen Heere der Fahne des französischen Machthabers folgten und in Portugal und Dänemark ihr Blut für dessen Eroberungspläne vergossen, besetzten allmählich 100,000 französische Krieger den Osten und Westen von Spanien. Der Friedensfürst, besorgt über die kriegerischen Anstalten, die er in diesem Umfange nicht erwartet hatte, und zitternd vor dem Haß des aufgeregten Volks, auf dessen Seite der dem Günstling feindlich gesinnte Kronprinz Ferdinand stand, faßte den Entschluß, mit dem Hof nach Sevilla und von da nach Amerika zu entfliehen. Aber ehe dieser Plan zur Ausführung kam, entstanden in Aranjuez und Madrid stürmische Volksbewegungen, wobei der Palast des 18. März 1808. verhaßten Friedensfürsten geplündert und zerstört, er selbst mißhandelt und mit dem Tode bedroht wurde. Erschreckt durch die Gefahr, in der das theure Leben des Günstlings schwebte, suchte der schwache König Karl IV. die Volkswuth dadurch zu stillen, daß er dem Throne zu Gunsten seines ältesten Sohnes Ferdinand, der als Gegner Godoy's bei der Nation beliebt, seinen Eltern aber gerade darum tödtlich verhaßt war, entsagte. Mit Jubel begrüßte das Volk den neuen Beherrscher; aber die gleichzeitige Besetzung Madrids durch Mürat, den Oberbefehlshaber der französischen Kriegsmacht in Spanien, füllte die fröhlichen Herzen mit bangen Erwartungen. Umsonst hoffte Ferdinand durch das demüthige Ansuchen, Napoleon möge seine Thronbesteigung genehmigen und ihn mit der Hand einer seiner Verwandten beglücken, diesen in sein Interesse zu ziehen; Napoleon hatte bereits beschlossen, Spanien zu einem Lehnsreich seiner Familie zu machen, und hätte darum lieber die Abreise des Hofes nach Amerika, als den volksbeliebten Thronwechsel gesehen. Er benutzte daher den Umstand, daß auch Karl IV. und Godoy sich klagend an ihn wandten und ihn somit zum Schiedsrichter zwischen Vater und Sohn machten, um die ganze Familie mit den Stricken einer falschen und heimtückischen Politik zu umgarnen. Ohne seine Gesinnung und Absicht kund zu geben, lud er sowohl das alte Königspaar mit dem Friedensfürsten, als Ferdinand zu einer persönlichen Unterredung nach Bayonne. Vergebens warnten die Freunde des letzteren vor diesem Gange; vergebens suchte das Volk im Vorgefühl des kommenden Unheils durch Ausspannung des Wagens den Prinzen an der Fortsetzung der verhängnißvollen Reise zu hindern; der kraftlose Ferdinand wagte nicht, dem Gewaltigen zu widerstreben. Er begab sich nach Bayonne, wo er den Friedensfürsten und seine Eltern bereits vorfand. Hier wurde der schwachsinnige Karl IV. durch den von Napoleon gewonnenen Godoy beredet, die Thronentsagung zurückzunehmen, aber nur, um sich der wiedererlangten Krone für sich und seine Nachkommen zu Gunsten Napoleons und seines Geschlechts abermals zu entäußern und den verhaßten Sohn seines Erbes zu berauben. Der charakterlose Ferdinand, eines kräftigen Entschlusses unfähig, wurde durch Napoleons Drohungen und Ränke zur Anerkennung dieses diplomatischen Gewaltstreichs gebracht. Im Genusse einer Jahresrente lebte er fortan in Frankreich, unbekümmert um den großen Kampf, den sein Volk um Freiheit und Nationalität führte. Napoleon ließ durch eine Versammlung spanischer Notablen (Constitutions-Junta) seinen Bruder Joseph als König von Spanien aner- 6. Juni 1808. kennen, umgab ihn mit einem klug gewählten Ministerium und suchte die Nation durch eine freisinnige, an die alte Cortesverfassung sich anschließende Constitution und ein treff-

2. Mai. liches Gerichtswesen für die neue Ordnung zu gewinnen; allein der fürchterliche Aufstand in Madrid, wodurch noch vor Beendigung des diplomatischen Spiels in Bayonne gegen zwölfhundert französische Krieger aus Mürats Heer der Volksrache zum Opfer fielen, bewies, daß die Nation sich der fremden Zwingherrschaft nicht so leicht fügen werde, als das kraftlose Könighaus. Karl IV. starb ruhmlos und vergessen in Rom (1819), wohin er sich mit seiner Familie und dem Friedensfürsten zurückgezogen.

§. 923. Der spanische Krieg. Noch ehe Joseph Bonaparte, nach Abtretung des Königreichs Neapel an seinen Schwager Mürat, mit einem französischen Heer seinen feierlichen Einzug in Madrid hielt, hatte sich das von einem Theil des Adels und der zahlreichen Priesterschaft geleitete Volk allenthalben erhoben und durch Errichtung von Junten in den bedeutendsten Städten und durch blutige Aufstände wider die Franzosen seinen Haß gegen die neue Ordnung zu erkennen gegeben. Erstaunt blickte Europa auf die ungewohnte Erscheinung eines Volkskrieges, der sich von Spanien nach Portugal ausdehnte und von Napoleons tapfern Streitern nicht bezwungen werden konnte.

In allen Landschaften bildeten sich bewaffnete Schaaren abgehärteter Bauern unter kühnen Führern, die, begünstigt durch die Schluchten und Berghöhen ihres Landes, den französischen Truppen hart zusetzten; die Städte verschlossen ihre Thore und der Heldenmuth, womit Saragossa unter Palafox, Girona unter Alvarez, Hostalrich, Murviedro (das alte Sagunt), Valencia u. a. O. die stürmenden Franzosen zurückschlugen, erinnerte an Numantia und Sagunt. Die Engländer, erfreut, daß dem französischen Gebieter ein neuer mächtiger Feind erstanden, leisteten den Spaniern und Portugiesen kräftigen Vorschub und begannen dann, von den Eingebornen unterstützt, in der pyrenäischen Halbinsel den ersten erfolgreichen Landkrieg wider ihre Gegner. Während der gebildete Theil der Nation der neuen Ordnung, die ihnen ein freies Staatsleben und politische Rechte gewährte, mehr zugethan war, als der absoluten Monarchie der alten Zeit und darum als „Josephinos" angefeindet wurde, war die große Masse des Volks unempfänglich für die Güter der Revolution und wurde von den fanatischen Priestern, denen die kirchenschänderischen Nachbarn ein Gräuel waren, im glühendsten Franzosenhaß erhalten. Es entbrannte daher zwischen den für Religion, Nationalität und Unabhängigkeit kämpfenden Spaniern und den kriegsgeübten Eroberern ein furchtbarer, gräuelvoller Kampf, der den Franzosen um so verderblicher war, als ihnen die Feinde selten in offener Feldschlacht entgegentraten, vielmehr einen ununterbrochenen Bandenkrieg (Guerilla) führten und einzelne Abtheilungen an ungünstigen Orten überfielen; und wie sehr auch Joseph sich bemühte, durch eine verständige, gemäßigte und freisinnige Regierung die Spanier für die neue Verfassung zu gewinnen — die Junten, die in der Central-Junta von Sevilla ihren Mittelpunkt hatten, erlangten trotz ihrer Zwietracht beim Volke mehr Macht und Ansehen, besonders als der französische Machthaber ohne Rücksicht auf die königliche Würde und Ehre seines Bruders ganz eigenmächtig über Spanien schaltete und somit die pyrenäische Halbinsel von Frankreich abhängig machen wollte. Napoleons Heere hielten zwar das königliche Regiment in Madrid aufrecht, aber die revolutionäre, in Ferdinands Namen handelnde Regierung der Junten hatte ihre Stärke im Volksgeist und in den Sympathien der fremden Nationen, die sie durch Wort und That zur Abschüttelung der französischen Zwingherrschaft ermunterten. Doch wäre bei der innern Zwietracht und dem angeerbten Haß der einzelnen Provinzen und Junten zuletzt Napoleon wohl Sieger geblieben, hätte nicht seine unersättliche Herrschbegierde ihn zu gleicher Zeit in andere Kriege verwickelt und wären nicht die Armeen der Engländer den Insurgenten zu Hülfe gekommen. Uebrigens war die Anarchie, die während des Krieges sich über die Halbinsel lagerte, den Spaniern mehr förderlich, als nachtheilig; denn bei dem Mangel aller Centralisation und einer gebietenden Hauptstadt und einheitlichen Regierung mußte jede einzelne Stadt und Landschaft

besonders erobert werden, was den Krieg ins Endlose verlängerte. Der Widerstand wuchs mit den Niederlagen.

Große Heermassen traten auf einmal in allen Provinzen den Franzosen entgegen, nachdem die Wegnahme einer französischen Flotte in Cadix das Signal zum Krieg gegeben. Zwar erfocht Bessieres bei Medina del Rio-Secco einen glänzenden Sieg über die ungeübten Schaaren, und es schien, als ob auch die Schilderhebung des spanischen Volkes nur die Triumphe des kriegskundigen Kaisers vermehren sollte — da erscholl die Kunde von Düponts Capitulation bei Baylen (in Andalusien), durch welche zwanzigtausend Franzosen in Kriegsgefangenschaft geriethen und größtentheils elendiglich umkamen. Dieser Schlag erfüllte die ganze Nation mit Enthusiasmus und Wetteifer; mehrere Minister verließen die Sache des Königs und schlossen sich den Insurgenten an; in Madrid zeigten sich die Vorboten eines Aufstandes und nöthigten Joseph zur Flucht nach dem Norden seines Reichs; die französischen Heere zogen über den Ebro zurück; und als bald darauf die Nachricht kam, daß auch in Portugal die Franzosen den vereinten Kräften der Junten und der unter Wellesley (Wellington), Moore, Napier und anderen Feldherren gelandeten Engländer hatten weichen müssen und ein ähnliches Schicksal wie Düponts Armee würden erfahren haben, wenn nicht die Engländer durch die übereilte Capitulation von Cintra den Truppen Jünots freie Ueberfahrt nach Frankreich zugestanden hätten; da schien die Sache der Franzosen in der pyrenäischen Halbinsel verloren.

[Margin: 14. Juli 1808. — 22. Juli. — 30. Aug.]

§. 924. **Die Constitution vom Jahre 1812.** Sollte aber Napoleon mit seinen kriegskundigen Heeren, die Könige entthront und Nationen unterjocht hatten, vor ungeübten Schaaren zurückweichen und den verhaßten Engländern das Feld räumen? Diesen Gedanken ertrug sein Stolz nicht. Nachdem er durch neue Aushebungen seine Truppen verstärkt, rückte er selbst an der Spitze mächtiger, wohlgerüsteter und von trefflichen Führern, wie Soult u. A., befehligter Heere über die Pyrenäen. Die aller Zucht, Ordnung und Uebung ermangelnden Schaaren der Spanier, die ohne Kriegsplan dem größten Schlachtengewinner entgegen traten, wurden leicht überwunden (bei Burgos, Espinosa, Tudela, Somosierra), so daß der Kaiser schon nach vier Wochen als Sieger in Madrid einziehen und seinem Bruder Joseph den Thron zurückgeben konnte. Indeß Napoleon in der Hauptstadt neue Einrichtungen traf, die Spanier durch Milde und Drohungen zur Anerkennung Josephs zu bewegen suchte und über einige der Schuldigsten strenges Strafgericht hielt, bestanden seine Feldherren blutige Kämpfe gegen Bandenführer und Engländer. Saragossa wurde nach der verzweifeltsten Gegenwehr („das Mädchen von Saragossa") eingenommen und Palafox als Gefangener nach Frankreich geführt; die englischen Heere beschränkten sich auf die Vertheidigung Portugals (nachdem jedoch Moore's Heldenkampf und Heldentod bei Coruña und Wellesley's (Wellingtons) Sieg bei Talavera bewiesen, daß die britischen Landheere an Muth und Tapferkeit den Kriegern der Marine nicht nachständen); auch Sevilla und ganz Andalusien und Granada geriethen in die Hände der Franzosen. Und dennoch hielt sich Spanien aufrecht. — Je siegreicher die Feinde im Felde waren, desto planmäßiger bildete sich der kleine Schaarenkrieg (Guerilla) aus, besonders als es dem von Napoleon

[Margin: 4. Dec. 1808. — 21. Dec. 1808 — 20. Febr. 1809. — 16. Jan. 28. Juli 1809.]

absichtlich nach dem fernen Dänemark entsendeten Marquis La Romana (§. 920) auf die Kunde von der Erhebung seines Vaterlandes gelungen war, mit achtzehntausend Spaniern, dem Kern der Nation, auf englischen Schiffen von Dänemark aus in die Heimath zu entweichen. Der kriegerische Geist der alten Spanier erwachte wieder und, indeß die Nationalregierung (höchste Regentschaft) in Cadix (das allein allen Stürmen der Feinde Trotz bot und darum nach dem Falle von Sevilla zur politischen Hauptstadt des Landes erhoben ward) ihre Decrete gegen Joseph und seine Anhänger schleuderte und durch Einberufung einer Nationalrepräsentation die für Spaniens Zukunft so folgenreiche neue Cortesverfassung herbeiführte, hielten verwegene Bandenführer Kriegsmuth, Fanatismus und Selbstvertrauen im Volke wach.

Es war ein merkwürdiges Geschick, daß in demselben Augenblick, da das Volk mit Wuth und Begeisterung gegen die Franzosen und ihre Einrichtungen kämpfte, die durch Volkswahl bestimmten und größtentheils dem gebildeten und gelehrten Stande angehörigen Vertreter der Nation, die sich in Cadix den alten Namen der Cortes beilegten, eine Verfassung entwarfen, die in vielen Dingen der französischen Constitution von 1789 entsprach. Durch die **Constitution vom Jahre Zwölf**, bei deren Berathung die der neuen Ordnung huldigenden Liberalen über die als Servile bezeichneten Anhänger des altspanischen Wesens den Sieg davon trugen, wurde die Souveränetät des Volks über die durch regelmäßige Cortes beschränkte Königsmacht gesetzt, die katholische Religion zur Staatsreligion erklärt, aber der Uebermacht des Priesterstandes durch Aufhebung der Inquisition und Beschränkung der Zahl der Klöster gesteuert und der weißen Bevölkerung der Colonien gleiche politische Rechte mit den Bürgern des Mutterlandes gewährt. Dabei wurde die Trennung der drei Gewalten (der gesetzgebenden, ausübenden und richtenden), eine neue Districtseintheilung und Gemeindeordnung, Aufhebung der Ständevorrechte und der mittelalterlichen, den Ackerbau und die Viehzucht drückenden Lasten beschlossen und die Freiheit der Presse anerkannt. Durch den Einfluß der Geistlichen blieb jedoch die neue Verfassung einem großen Theile des Volks fremd und verhaßt.

§. 925. Ausgang des Peninsularischen Kriegs. Als im Jahr 1809 der neue Krieg mit Oesterreich den Kaiser aus Spanien abrief, ließ er eine großentheils aus Deutschen bestehende zahlreiche Armee zurück. Diese wurde nach Beendigung jenes Krieges beinahe auf 300,000 Mann vermehrt, welche unter den erfahrensten Feldherren (Soult, Massena, Süchet, Ney, St. Cyr, Marmont, Macdonald u. A.) die verschiedenen Provinzen der Halbinsel durchzogen und den Ruhm der französischen Waffen erhöhten. Aber die Siege mehrten nur den Franzosenhaß; der kleine Krieg gestaltete sich unter geschickten und kühnen Führern (wie Ballasteros, Empecinado, Morillo, Odonnel, Mina, Moreno) immer blutiger, und gegen Meuchelmord, zu dem Wuth und Fanatismus den rachsüchtigen Spanier antrieb, schützte keine Tapferkeit. Die größten Heldenthaten, die Napoleons kriegskundige Soldaten unter der Glut der spanischen Sonne bald auf dem Schlachtfelde, bald auf mühsamen Märschen durch Gebirge und Schluchten (Massena's kühner Zug über die Sierra de Buzaco), bald bei Belagerungen und Erstürmungen (Valencia, Gerona, Ciudad Rodrigo u. A.) vollbrachten, führten nicht zum ruhigen Besitz des Landes.
Jan. — Mai 1811. Der kühne Kriegszug Massena's nach Portugal, um die Engländer aus der Halbinsel zu verdrängen und den Insurgenten ihre Hauptstütze zu entziehen, wurde durch den umsichtigen Wellington vereitelt, der auf den Höhen von Torres Vedras am Tajo Verschanzungen und Festungswerke errichtet hatte, an denen alle Angriffe der Franzosen zerschellten. Massena mußte mit seinen erschöpften Truppen den Rückzug antreten. Erzürnt über die Mißerfolge entzog der Kaiser dem hochverdienten Veteran das Commando und übertrug den Oberbefehl über sämmtliche Streitkräfte in Spanien dem Marschall Soult. Der russische Feldzug nöthigte den Kaiser, das spanische Heer zu vermindern, während die englischen Truppen vermehrt wurden und, mit Ge-

schütz und Lebensmitteln trefflich versehen, unter Wellingtons Oberbefehl in Spanien eindrangen. Von den Guerillabanden unterstützt, gewannen die britischen Heere bald Vortheile über ihre an Allem Mangel leidenden Gegner. Nach Marmonts Niederlage bei Salamanca (bei den Arapilen) durch Wellington be- 22. Juli 1812.
setzten die Engländer Madrid und vertrieben den französischen König. Noch hielten Süchet (zum Herzog von Albufera erhoben) und Soult, beide gleich tapfer und gleich hart und raubsüchtig, das weichende Kriegsglück bei ihren Fahnen fest und Joseph konnte noch einmal den wankenden Thron in Madrid einnehmen; aber die schreckliche Katastrophe, die der russische Feldzug herbeiführte, brachte auch die französischen Heere in der westlichen Halbinsel zum Weichen und zwang Joseph, den spanischen Boden zu verlassen. Nach dem glorreichen Sieg bei Vittoria und der Eroberung der hartnäckig vertheidig- 21. Juni 1813.
ten und darum schwer gezüchtigten Festungen San Sebastian und Pampelona folgte Wellington den Abziehenden über die Pyrenäen, drängte Soult Februar 1814.
bei Orthez zurück und besetzte Bordeaux. Heldenmüthig widerstand der waffenkundige Marschall noch am 10. April, als die Alliirten schon auf den elyséischen Feldern in Paris campirten, dem anrückenden Feind bei Toulouse, wenn er gleich der Uebermacht das Feld lassen mußte. Napoleons Sturz führte den heuchlerischen Ferdinand VII. (den der französische Kaiser noch vor seiner Abdankung in Freiheit setzte, um den Bürgerkrieg auf der Halbinsel von Neuem anzufachen) auf den spanischen Thron zurück; aber die Nation, die des Landes Freiheit mit ihrem Herzblut erkämpft hatte, erntete schlechten Lohn.

§. 926. Gefangennehmung des Papstes. Der Franzosenhaß und die fanatische Wuth der Spanier war vorzugsweise das Werk des Priesterstandes; Napoleon hätte daraus die Lehre ziehen sollen, welche Macht die von ihm verkannte Religion mit ihren altehrwürdigen Einrichtungen auf die Gemüther gläubiger Menschen übe; aber in seinem Stolze wollte er keine Schranke seiner Gewalt gelten lassen. Die Weigerung des Papstes, den englischen Schiffen die Häfen des Kirchenstaats zu schließen und mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß einzugehen, hatte den Kaiser so beleidigt, daß er denselben nicht nur mit Einziehung aller Länder bedrohte, die einst Karl der Große, „sein erlauchter Vorfahr“, dem Bischof von Rom verliehen, sondern daß er auch Forderungen an ihn stellte, durch deren Gewährung das geistliche Regiment des Kirchenfürsten bedeutend beschränkt worden wäre*). Als aber Pius VII. sich durch keine Drohungen bewegen ließ, dem französischen Machthaber als Werkzeug zu dienen und dessen Willkürmaßregeln sämmtlich zu billigen, riß Napoleon zuerst Ancona, Urbino und andere Gebietstheile vom Kirchenstaat los und verband sie mit dem Königreiche Italien. Dies beugte jedoch keineswegs den Sinn des standhaften Kirchenfürsten, der nun vielmehr mit England und Oesterreich gemeinsame Maßregeln gegen Frankreichs Uebermacht ergriff. Da sprach Napoleon durch ein von Schönbrunn aus erlassenes Decret das Aufhören der weltlichen 16. Mai 1809.
Macht des Papstes aus, ließ ihn gewaltsam von Rom wegführen und über Grenoble nach Savona bringen, verbannte die Cardinäle nach verschiedenen Städten und vereinigte den in zwei Departemente getheilten Kirchenstaat mit dem französischen Gebiete. Rom wurde für eine freie kaiserliche Stadt erklärt. Dieser Gewaltstreich zog auf den Kaiser den Bannstrahl herab, der, wenn gleich von 10. Juni.
Vielen verachtet, in Spanien seine Wirkungen nicht verfehlte.

Da der Papst, den Bitten wie den Drohungen des Kaisers eine unerschütterliche Ergebung entgegensetzend, als unfrei und des Raths der Cardinäle beraubt die Bestätigung aller ernannten Bischöfe verweigerte, so suchte Napoleon in Verbindung mit dem Erzbischof von Paris die freien Einrichtungen der gallicanischen Kirche zurückzuführen und schaltete eigenmächtig über die Bisthümer. Nach dem russischen Feldzug gelang es dem Kaiser, den nach Fontainebleau geführten Pius zu einem Concordat zu bewegen, durch das die Einsetzung der Bischöfe der Willkür des Papstes entzogen wurde. Aber der Sturz des Gewaltigen führte die Freilassung des Kirchenfürsten und die Wiederherstellung des Kirchenstaates herbei. „Pius VII. war von rückgezogener, bescheidungsvoller Natur, auf dem päpstlichen Stuhle wie in der Gefangenschaft zu Savona von der gleichen Einfachheit in allen äußern Dingen, von der gleichen Einfalt der Sitte und, trotz seiner theologischen Schule, selbst der Bildung, fern von dem Prunk seines Vorgängers Pius VI. und fern, wiewohl seine Verwandten meist in kargen Verhältnissen lebten, von dessen Nepotismus."

25. Jan. 1813. — Jan. u. März 1814.

*) Napoleon verlangte: 1) Einen Patriarchen für Frankreich; 2) Einführung des französischen Gesetzbuches (also Civilehe); 3) freie Uebung jeder Religion im Kirchenstaat; 4) Reformation des Bisthumswesens; 5) und 6) Abschaffung der Mönchsorden und des Cölibats.

4. Napoleons zweiter Krieg wider Oesterreich (1809).

§. 927. **Patriotischer Aufschwung in Oesterreich.** Der spanische Volkskrieg, gegen den der französische Kaiser bedeutende Streitkräfte wenden mußte, erfüllte das Wiener Kabinet, wo seit dem Preßburger Frieden die schmiegsame, charakterlose Politik eines Thugut und Cobenzl in die verdiente Dunkelheit zurückgetreten war und der kraftvolle, für Ehre und Vaterland begeisterte Graf Stadion die auswärtigen Angelegenheiten leitete und durch zeitgemäße Reformen kräftigend und veredelnd zu wirken suchte, mit der Hoffnung, durch eine neue Schilderhebung die verlorene Macht wieder zu erlangen.

Napoleons Gewaltstreiche in Italien und sein wachsender Einfluß in Deutschland erregten in Oesterreich Neid und Besorgniß; die durch die drückende Handelssperre und die Kriegsnoth hervorgerufene Unzufriedenheit und die tiefe Bewegung der Gemüther in Norddeutschland ließen hoffen, daß sich das deutsche Volk an dem Kriege gegen die fremde Zwingherrschaft betheiligen werde. Aber noch war der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Franzosen und die Furcht vor dem Eroberer zu groß, als daß die Fürsten des Rheinbundes es gewagt hätten, dem Gewaltigen, in dessen Macht es stand, sie zu erhöhen und zu stürzen, entgegenzutreten. Der Zauber des kaiserlichen Namens wirkte noch zu mächtig; die süddeutschen Soldaten wurden in den Rausch des Ruhms, der die Franzosen begeisterte, hineingerissen. In Oesterreich selbst suchte man durch Errichtung einer Landwehr die Theilnahme des Volks für den neuen Krieg zu erregen und durch pomphafte Aufrufe voll schöner Verheißungen Begeisterung und Vaterlandsliebe zu wecken, während zugleich eine neue Anleihe zur Deckung der Armeebedürfnisse alles baare Metall einforderte, die „todtliegenden Geldvorräthe" sowohl, wie das „entbehrliche Gold- und Silbergeräthe". Im Heere ging man darauf aus, durch geistige und sittliche Mittel das Ehrgefühl zu beleben und in Bewaffnung und Einrichtung zweckmäßige Aenderungen einzuführen. Das ganze Land glich einem großen Heerlager; „niemals war dies Reich von einem frischeren Strom patriotischer und kriegerischer Begeisterung durchdrungen gewesen". Die Rüstungen wurden mit verdoppeltem Eifer betrieben, durch Nationalsubscriptionen suchte man die Familien der Landwehrmänner zu unterstützen, reiche patriotische Gaben wurden dargebracht „zum Bedürfniß und zum Schmuck der Vaterlandsvertheidiger"; aus der Fahnenweihe der Freiwilligen in Wien ward ein kriegerisches Nationalfest. Der Erzherzog Karl, Oesterreichs talentvollster Feldherr, trat an die Spitze der bedeutendsten Heerabtheilung. In seinem Hauptquartier verfaßten Gentz

und Friedrich Schlegel, damals kaiserlicher Hoffecretär, jene berühmten Proclamationen, die in ganz Europa Aufsehen erregten und als Vorboten glorreicher Thaten betrachtet wurden.

Zuerst erschien am 27. März eine von Kaiser Franz unterzeichnete Declaration, worin alle Beschwerden aufgezählt waren, die Oesterreich seit dem 26. Dec. 1805 gegen Napoleon zu erheben hatte: „die unvollständige Erfüllung des Preßburger Friedens, die Weigerung, Braunau zu räumen, der Abschluß des Rheinbundes, die fortdauernde Besetzung Deutschlands vor und nach dem preußischen Kriege, der aufgedrungene Bruch mit England, die drohende Aussicht einer Theilung des türkischen Reichs und das Verfahren in Spanien, welches Oesterreich das Schicksal zeigte, das seiner wartete, wenn es künftig nicht in sich selbst gegen alle äußere Gefahren die Gewährleistung seiner politischen Existenz fände. Schon 1808 habe Napoleon Oesterreich durch Drohungen einzuschüchtern, ihm neue Feinde zu erwecken gesucht und durch das Begehren, die Wendung der Dinge in Spanien anzuerkennen, den Wiener Hof bedrängt. Dem seien dann die kriegerischen Rüstungen, der Aufruf der Rheinbundscontingente und der beleidigende Krieg gefolgt, den die Zeitungspresse in Frankreich und einem Theile von Deutschland gegen Oesterreich habe führen müssen. Oesterreich verlange nichts als Frieden, aber einen wahrhaften Frieden, welcher, statt täglich durch Drohungen, feindliche Vorkehrungen und fremdartige Begehren unterbrochen zu werden, den Völkern des Kaisers in Ruhe die Wohlthaten einer väterlichen Verwaltung und ihm selbst vergönne, das Glück seiner Völker zu genießen."

Merkwürdiger als diese Staatsschriften waren die Proclamationen, welche den nahen Ausbruch des Kampfes verkündigten. In einem Armeebefehl vom 6. April wandte sich der Erzherzog zuerst an sein Heer, um es zum Kampfe für das Vaterland und seine Unabhängigkeit aufzurufen. „Auf Euch," sagte er, „meine theuern Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt und Aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigenthum haben; Ihr sollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterjochung zu werden; Ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen, Ihr werdet nie für fremdes Interesse und fremde Habsucht bluten; Euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten, um auf den Leichen erschlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdling zu bahnen. Auf Euch wartet ein schöneres Loos, die Freiheit Europa's hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet. Eure Siege werden ihre Fesseln lösen und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung." Einen Aufruf gleichen Sinnes richtete der österreichische Oberfeldherr an die „deutsche Nation". „Wir kämpfen," hieß es darin, „um die Selbständigkeit der österreichischen Monarchie zu behaupten, um Deutschland die Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren. Dieselben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung; unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Oesterreich war Deutschland selbständig und glücklich; nur durch Oesterreichs Beistand kann es wieder beides werden. Deutsche! würdigt Eure Lage! Nehmt die Hülfe an, die wir Euch bieten! Wirkt mit zu Eurer Rettung!" — Noch kühner lautete die Sprache einiger Actenstücke, die ohne Unterschrift zugleich mit dem Vorrücken der österreichischen Armee verbreitet wurden. Die Demüthigung Deutschlands seit 1805 und 1806 war darin mit feurigen Worten geschildert; die Beraubung und Knechtschaft, die westfälische Schmach, das Aufbringen fremder Gewalten und Ordnungen, das Wegführen deutscher Jugend in den spanischen Vernichtungskrieg. „Es sind," heißt es in einem derselben, „nicht die gewöhnlichen Armeen, die zu Eurer Hülfe herbeieilen. Nein! Sie sind von Vaterlandsliebe, von Abscheu gegen fremde Unterjochung und Tyrannei entflammt! Sie kämpfen für sich, für Freiheit und Eigenthum, für Nationalexistenz, für Vaterland und Recht, für ihren angebeteten und gerechten Fürsten! die Masse der Nation selbst hat sich in ihrem gerechten Unwillen erhoben und die Waffen ergriffen! . . . . Der jetzige Augenblick kehrt nicht zurück in Jahrhunderten! Ergreift ihn, damit er nicht für Euch auf immer entflieht! Ahmt Spaniens großes Beispiel nach!"

§. 928. Aspern und Wagram. Oesterreich erneuerte im April den Krieg gegen Frankreich, indem seine Heere in Bayern, in Italien und in das Herzogthum Warschau (wo die Russen als Napoleons Verbündete und die Polen unter Poniatowski Galizien bedrohten) vordrangen. Hatten die Oesterreicher 1809

schon durch das späte Beginnen die beste Zeit verloren, den noch ungerüsteten Feind zu überraschen und die deutschen Bundesgenossen durch schnelle Besetzung ihrer Länder vom Anschluß an die Franzosen abzuhalten, so wurde noch dadurch gefehlt, daß der Erzherzog Karl seine eigenen Streitkräfte allzusehr trennte, zerstreute und zersplitterte, dafür seinem gewandten Gegner Zeit ließ, die verschiedenen Heerabtheilungen seiner Marschälle und die deutschen, durch geschickte Ansprachen gewonnenen Bundestruppen an den Ufern der Donau zu concentriren und dann in eigener Person durch sein überlegenes Feldherrntalent eine rasche Entscheidung herbeizuführen. Von Würtemberg, Bayern und andern Staaten des Rheinbundes kräftig unterstützt, zog Napoleon mit bedeutender Heeresmacht die Donau hinab, drängte durch einen meisterhaften fünftägigen Feldzug in einer
19. bis 24. April. Reihe siegreicher Gefechte und Schlachten (bei Hausen oder Tann, bei Abensberg, Landshut, Eckmühl, Regensburg) die Feinde über den Inn und rückte zum zweitenmal in das Herz der österreichischen Staaten ein. Aber trotz dieser Niederlagen war nicht zu verkennen, daß ein neuer Geist über die kaiserlichen Heere gekommen; heldenmüthig wurde überall gekämpft, die Verluste waren meistens auf beiden Seiten gleich groß; mit Aufopferung des eigenen Lebens erkaufte auf dem Rückzuge von Landshut ein österreichischer Grenadier durch Anzündung eines Pulverwagens seinen bedrohten Kameraden Rettung und sichern
3. Mai. Abzug. Bei Ebelsberg an der Traun kämpften die Oesterreicher mit wunderbarer Tapferkeit, wenn sie schon am Ende Stadt und Schloß vor dem überlegenen Feinde räumen mußten. Am 10. Mai stand der französische Kaiser vor den Mauern der Hauptstadt, in die er schon nach drei Tagen als Sieger einzog. Ein Aufruf an die Ungarn, sich einen andern König zu wählen, und die alte Unabhängigkeit wieder zu erringen, konnte als Vorbote der gänzlichen Auflösung der österreichischen Monarchie gelten. Unterhalb Wien, auf dem alten Marchfelde, wo einst der Ahnherr der Habsburger seinem Geschlechte die Herrschaft des Landes erstritten, wurde das nördliche Ufer der Donau, über die mehrere Brücken führten, vom Erzherzog Karl vertheidigt. Als nun die französischen Heere von der Strominsel Lobau aus über den Fluß setzen wollten, fanden sie
21. und 22. Mai 1809. in der zweitägigen **Schlacht von Aspern und Eßlingen** solchen Widerstand, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen und die Verfolgung der feindlichen Armee einige Wochen verschieben mußten. Diese mörderische, wenn gleich unentschiedene Schlacht, wo über fünfzehntausend französische Krieger, unter ihnen der tapfere Marschall Lannes und die Generale d'Espagne und St. Hilaire, die Wahlstatt deckten, erschütterte zum erstenmal die Meinung von Napoleons Unüberwindlichkeit und hob das Selbstvertrauen der gedrückten Völker. Furchtbar war die Noth der ermatteten Armee auf der Lobauinsel. „Um den Hunger zu stillen, schlachtete man Pferde; den Durst löschten viele mit dem dicken, lehmigen Wasser der angeschwollenen Donau, auf welcher Tausende von Leichen vorüberschwammen.“ Erst als dem Kaiser neue Verstärkungen zugekommen und Eugen Beauharnais zu der Hauptarmee gestoßen war, nachdem er von Italien aus über die kärnischen und julischen Alpen, den heldenmüthigen Widerstand der österreichischen Truppen bei Malborghetto und Predil durch Uebermacht bewältigend, nach Niederungarn vorgerückt war und am Schlachttag von Marengo und Friedland den Erzherzog
16. April. Johann (dem er früher bei Sacile hatte weichen müssen) in dem Treffen bei

Raab überwunden hatte: da setzte das französische Heer abermals, und diesmal 14. Juni
mit mehr Erfolg, über die Donau und nöthigte den Erzherzog Karl nach der gräßlichen **Schlacht bei Wagram** zum Rückzug. Der Verlust war wie bei 5., 6. Juli
Aspern auf beiden Seiten ziemlich gleich und es kam deutlich zu Tage, daß die französischen Heere, die durch die ununterbrochenen Kriege ihre geübtesten Soldaten und fähigsten Offiziere eingebüßt, während ihre Gegner mittlerweile die neue Kriegskunst erlernt, nicht mehr das frühere Uebergewicht im Felde besaßen. Nur Napoleons überlegenes Feldherrntalent, das auf diesem Feldzuge sich wieder in seinem ganzen Glanze zeigte, seine unermüdliche Thätigkeit und das wunderbare Geschick, jede Schwäche des Feindes zu benutzen und jeden erlittenen Schaden rasch wieder zu heilen, fesselten noch den Sieg an seine Fahnen. Die verspätete Ankunft des Erzherzogs Johann auf dem Schlachtfeld trug Einiges zur Niederlage bei; doch wurde nicht, wie vielfach behauptet worden, der Verlust der Schlacht dadurch herbeigeführt. Der einige Tage nachher von dem Erzherzog Karl unter Vermittelung des tapfern Fürsten Johann von Liechtenstein in Uebereilung abgeschlossene Waffenstillstand von Znaim befreite Napoleon aus 12. Juli 1809.
einer bedenklichen Lage, da die Bewegungen in Norddeutschland und der Aufstand der Tiroler einen Volkskrieg wie in Spanien herbeizuführen drohten. Der Friede von Wien oder Schönbrunn schmälerte das österreichische Reich 14. Oct.
abermals um mehr als 2000 Q.-M. und drei Millionen Einwohner und zwang die Regierung, dem Continentalsystem beizutreten und die neue Gestaltung Italiens anzuerkennen.

In dem **Wiener Frieden** verzichtete Oesterreich auf Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel u. A., welche an Bayern kamen; auf Westgalizien und einen Theil von Ostgalizien mit der Stadt Krakau, die theils mit dem Herzogthum Warschau verbunden wurden, theils an Rußland fielen; auf den Villacher Kreis in Kärnthen, sowie auf Krain, das Triester Gebiet, Friaul, Croatien und anderes, die, mit Dalmatien, Istrien und Ragusa verbunden, den neuen, vom Königreich Italien getrennten Staat der illyrischen Provinzen unter Napoleons Oberhoheit bildeten. Zugleich wurde die Auflösung des Deutschordens, die schon im Mai ausgesprochen worden, vollzogen und die Besitzungen desselben den Landesfürsten zugewiesen, in deren Gebiete sie lagen; so Mergentheim an Würtemberg. — Im nächsten Jahre hörte Napoleons Stellvertreter beim Rheinbund, Fürst Primas Dalberg, auf, geistlicher Fürst zu sein. Er erhielt die zu einem Großherzogthum Frankfurt erhobenen Städte und Gebiete Frankfurt, Hanau, Fulda, Wetzlar und Aschaffenburg. Sein Nachfolger sollte Eugen Beauharnais werden. Regensburg fiel, wie schon früher Nürnberg, an Bayern. — Seit der Schlacht von Wagram war Napoleon mit Macdonald, der unter dem Vicekönig Eugen aus Italien herbeigezogen war, innig befreundet, wogegen Bernadotte, der als Anführer der Sachsen in einem Schlachtberichte dieser Armee bedeutenden Antheil am Siege zuschrieb und prahlerisch behauptete, sie hätten gestanden „wie Erz", da sie doch aus dem brennenden Wagram hinausgeworfen wurden und einen eiligen Rückzug gegen Aderklaa nahmen, sich des Kaisers Ungnade zuzog und, seines Commando's enthoben, alsbald den Kriegsschauplatz verließ.

§. 929. Der Volkskrieg in Tirol. Das Tiroler Gebirgsland, dessen biedere, einfache Bewohner mit großer Treue und alter Pietät an Oesterreich hingen, war im Preßburger Frieden an Bayern gefallen. Ein neuer Name (Südbayern), eine neue Eintheilung in Kreise, die veränderte Organisation der Verwaltung, der Justiz, des Stiftungswesens, Eingriffe in das Kirchenvermögen und in die Besetzung der geistlichen Stellen, Wegführung der drei widerstrebenden

Landesbischöfe von Chur, Trient und Brixen, höhere Besteuerung (Stempel), Abschaffung der alten Verfassung, neue Mauthverhältnisse und vor Allem die verhaßte Conscription erzeugten um so größeren Unwillen, als dem Lande der unveränderte Fortbestand des alten Zustandes zugesichert worden. Grobe Beamte steigerten durch Rücksichtslosigkeit und brutales Benehmen die Unzufriedenheit und feindselige Stimmung dermaßen, daß es den Oesterreichern nicht schwer fiel, beim Wiederausbruch des Kriegs die Tiroler durch Versprechungen zum Aufstand gegen die Bayern und Franzosen zu bewegen, zumal da die über Bayerns religiöse Neuerungen und kirchliche Gewaltschritte gereizte Priesterschaft ihren großen Einfluß auf das bigotte, leichtgläubige Bauern- und Jägervolk zu Gunsten des stammverwandten Nachbarvolks anwendete und alle Aenderungen des Herkömmlichen und Ueberlieferten, auch wenn sie vortheilhaft waren, in dem gehässigsten Lichte darstellte. Durch zuverlässige Boten wurde eine geheime Verbindung mit Erzherzog Johann, dem Liebling der Gebirgslande, unterhalten. Im Vertrauen auf österreichische Hülfe griffen Tirols Gebirgssöhne zu den bekannten Büchsen und richteten, gleich den Spaniern, von den Berghöhen und Schluchten ihres Landes das sicher treffende Rohr auf die Franzosen und Bayern, um Gut und Blut für die alten Einrichtungen, für die Sitten und Gewohnheiten der Väter zu wagen. Der österreichische Feldherr Chasteler zog ihnen mit einer Heerabtheilung durch das Pusterthal zu Hülfe, wurde aber dafür als Urheber und Beförderer der Empörung von Napoleon geächtet und mit dem Tode bedroht, falls er ergriffen würde. An der Spitze der Insurgenten stand **Andreas Hofer**, „der Bärtige", Sandwirth im Passeyrthale, in jener großartigen, düstern Alpenregion, „in deren südlichem Ausgange die Rebe und der Feigenbaum an den Felswänden wild emporwächst, während in dem nördlichsten Gebiete, dicht an der Schnee- und Eiswelt, selbst die Tanne verschwindet", ein Mann von hohem Ansehen bei seinen Landsleuten, sowohl wegen seiner Körperstärke und Tapferkeit, als wegen seines religiösen Eifers, seiner vaterländischen Gesinnung, seines ehrenfesten Charakters, und seines geraden, treuherzigen Wesens. Klügere und tiefer blickende Männer, wie Hormayr, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes und dieses Krieges, benutzten Hofers Einfluß auf die Tiroler, um die Volksbewegung über das ganze Land und das benachbarte Vorarlberg zu verbreiten. Er und der Erzherzog Johann erließen beredte Aufrufe, worin sie zur Ehre und zum Heil des Vaterlandes verlangten: „Waffen und ein alttirolisches Herz und so viel männlichen Entschluß, um einige Mühseligkeiten und Gefahr der bisherigen Knechtschaft und einer noch ärgeren Zukunft vorzuziehen." Neben Hofer waren der kühne, starke und schlaue Speckbacher, „der Mann von Rinn", Martin Teimer von Schlanders und Joseph Straub die Seele des Aufstandes. In einer mächtigen, aber kargen Natur, wo der Mensch mühevoll dem spröden Boden oder der unstäten Laune des Himmels das Nothwendige abringen muß, ist das Volk mehr als sonst geneigt, „die Gefahr des Lebens gering zu achten und für das Wenige, was diesem bescheidenen Dasein Werth und Reiz gibt, bereitwillig Alles einzusetzen". In festlichen Aufzügen mit Jubelruf und Glockengeläute empfingen sie die österreichischen Truppen als Befreier, und wie ein Blitz zuckte der Aufstand durch das ganze Land. Feuerzeichen auf den Bergen kündigten die Stunde der Erhebung an. Die Unternehmungen, mit wunderbarer Verschwiegenheit und Uebereinstimmung zu

gleicher Zeit an verschiedenen Orten begonnen, waren von dem glücklichsten Erfolg ge-
krönt. Während die bayerischen und französischen Truppen nach einem unglücklichen
Gefechte bei Sterzing im Pusterthale unter steten Kämpfen und großen 11. April 1809.
Beschwerden über den steilen Schellenberg und Brenner gen Innsbruck zogen, die
Niederlage durch Verwüstung und Thaten des Schreckens rächend, wurde die
bayerische Besatzung der Hauptstadt, nach dem tapfersten Widerstande, am Berge
Isel zur Ergebung gezwungen, der energische Oberst Ditfurth schwer verwundet 12. April.
zum Gefangenen gemacht und Innsbruck selbst eingenommen. Unter diesen Um-
ständen blieb dem französischen General Bisson bei seiner Ankunft am Isel nichts
übrig, als durch schimpfliche Capitulation mit den Bauern seine ganze Heerab-
theilung, 4000 Mann stark, in Kriegsgefangenschaft zu liefern. Zugleich wurde
auch im Vintschgau und im Etschthal das verhaßte Joch abgeworfen und Trient
und Roveredo den Franzosen entrissen. Ganz Europa blickte mit Bewunderung
auf die Heldenthaten eines Bauernvolkes, das innerhalb fünf Tagen das Land
von seinen Drängern befreite, gegen 6000 Gefangene, darunter zwei Generale,
mit Geschütz und Feldzeichen in seine Gewalt brachte und, ohne den Sieg durch
irgend eine Grausamkeit oder Unthat zu beflecken, die alte Ordnung wieder her-
stellte und das zerrissene Band mit Oesterreich wieder anknüpfte, das, wie der
Kaiser versicherte, nun nicht mehr gelöst werden sollte. Aber die Siegesfreude
wurde bald gedämpft durch die Nachricht von den Unfällen des österreichischen
Donauheeres und von der Annäherung frischer Truppen unter Wrede und Lefebvre.
Chasteler, in seinem militärischen Stolze der Verbindung mit den aufrührerischen
Bauern ohnedies abgeneigt, war weder an Truppenzahl noch an Kriegskunst
dem Feinde gewachsen. Als die Bayern den tapfer vertheidigten Strub-
paß erstürmt, den österreichischen General bei Wörgl zurückgedrängt und den 11. Mai. 13. Mai.
blühenden Marktflecken Schwatz in Asche gelegt, zog sich Chasteler, der seit 16. Mai. 1809.
Napoleons Achterklärung alle geistige Spannkraft verloren, nach dem Brenner
und überließ die Hauptstadt nebst dem nördlichen Tirol den bayerischen und fran-
zösischen Feldherren, die am 19. Mai ihren Einzug in Innsbruck hielten. Furcht- 19. Mai 1809.
bar wütheten die erbitterten Soldaten gegen das bezwungene Volk. „Mit
Mord, Kirchenschändung, Raub und Brand, Mißhandlung von Greisen, Weibern
und Kindern war ihr Vorrücken bezeichnet. Es gab sich überall kund, daß dem
Soldaten des Rheinbundes außer der Tapferkeit jede ritterliche Tugend abging
und nur gemeine Leidenschaften ihn bewegten; und wie hätte es anders sein
können in einem Kampfe, dem jeder höhere Impuls fehlte?“ Diese Schand-
thaten, über welche selbst Wrede und Lefebvre ihre Entrüstung aussprachen, rie-
fen die Tiroler von Neuem unter die Waffen. Andreas Hofer besetzte mit sechs-
tausend Mann, meistens Schützen aus Passeyr, Meran und dem Vintschgau, den
Iselberg und hinderte das Vorrücken der Feinde. Umsonst unternahm der baye-
rische General Deroy, der an Wrede's Stelle trat, einen heftigen Angriff; die 29. Mai.
Bauern und Jäger, vor deren Reihen der unerschrockene Kapuziner Joachim
Haspinger mit dem Crucifix einherschritt, leisteten, in Verbindung mit einigen
österreichischen Truppen, so tapfern Widerstand, daß die Bayern nach großen
Verlusten den Rückzug antreten mußten und in der folgenden Nacht Innsbruck
zum zweitenmal räumten. Um dieselbe Zeit, als die Tiroler nach dem Sieg
am Iselberg von Neuem in die Hauptstadt einzogen, drängten auch die Bauern

und Schützen in Vorarlberg die französisch-würtembergischen Truppen zurück und besetzten Bregenz. In dem Advokaten Anton Schneider fand der Vorarlberger Volksstamm einen unerschrockenen und umsichtigen Führer. Glückliche Streifzüge nach Konstanz, Lindau und über die bayerische Grenze erhöhten den Muth und das Selbstvertrauen der Tiroler und weckten allenthalben die österreichischen und deutschen Sympathien. Ueber diesen Erfolgen vergaß man den fluchtähnlichen Abzug des rath- und muthlosen Chasteler aus dem unheimlichen Lande des Aufruhrs und freute sich der erneuerten Zusicherung des Kaisers, „daß er in keinen Frieden willigen werde, der das treue Land Tirol von dem Körper des österreichischen Kaiserstaates losreißen würde". Aber die Zuversicht sollte schrecklich getäuscht werden. Wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft traf die Nachricht von dem Waffenstillstand von Znaim in das Tiroler Gebirgsland und erzeugte, da sie bald geglaubt, bald bezweifelt und widersprochen ward, Entmuthigung und Unschlüssigkeit unter den Insurgenten. Die Oesterreicher zogen ab und räumten das Land den Franzosen und Bayern, deren rachesprühende Proclamationen bald durch Thaten des Schreckens und wilder Grausamkeit ihre Bestätigung fanden. Verzweiflungsvoll griff das getäuschte Volk zum drittenmal zu den Waffen. Unter der Leitung von Hofer, Speckbacher, Mayr und Haspinger
1. Aug. 1809. besetzten sie eine Anhöhe bei Brixen und vernichteten die von Innsbruck durch die Thalschlucht anrückenden Feinde mittelst herabgestürzter Baumstämme und Felsblöcke oder durch die sicher treffenden Kugeln der Schützen. Das Jammergeschrei der Verstümmelten und Sterbenden und der Hülferuf der in die brausende Eisack Geschleuderten wirkte so betäubend auf die Ueberlebenden, daß sie sämmtlich, größtentheils sächsische Rheinbundstruppen, die Waffen streckten. Noch jetzt heißt die Thalschlucht im Mund des Volks die „Sachsenklemme". Aehnlich er-
9. Aug. ging es einer bayerischen Heerabtheilung an der Pontlatzer Brücke in einer Felsenschlucht des Inn, wo die Weiber durch Herabwälzen von Steinmassen und Holzstämmen die Schützen unterstützten, und an andern Orten. In einen Sol-
14. Aug. 1809. datenmantel gehüllt, kehrte Lefebvre mit seinen zersprengten Truppen nach Innsbruck zurück, in seinen stolzen Siegeshoffnungen bedeutend herabgestimmt, und
15. Aug. verließ dann das „verwünschte Land" mit Grauen. Am Napoleonstag zog der Sandwirth von Passeyr zum drittenmal in Innsbruck ein und regierte als kaiserlicher „Obercommandant in Tirol" von der Hofburg aus das Land nach altem Herkommen, ohne die Einfachheit der Sitten und das ehrenfeste Wesen im mindesten zu ändern. Kaiser Franz selbst beschenkte ihn mit einer goldenen Kette und schien ihn dadurch in seiner Würde zu bestätigen. Aber der Traum der Unabhängigkeit war von kurzer Dauer. Als nach dem Abschluß des Wiener Friedens die Feinde in verstärkter Truppenzahl von drei Seiten in das unglückliche Land eindrangen, den Tod der Waffenbrüder und Bundesgenossen durch Sengen und Brennen, durch Mord und wilde Kriegsgräuel rächend, da wurde endlich der Widerstand des tapfern hingeopferten Volkes gebrochen. Das dreimal
October. eroberte und befreite Innsbruck fiel wieder in die Gewalt der Bayern; Speckbacher und andere Führer suchten ihr Heil in der Flucht, aber Hofer, der nach
12. Nov. verheißener Amnestie anfangs die Waffen niedergelegt, dann, durch falsche Rathgeber und unbesonnene Hitzköpfe verführt, wieder zum Krieg aufgefordert hatte, wurde von einem Bauer aus dem Passeyrthal wegen des versprochenen Preises

verrathen, in einer Sennhütte, wo er sich zwei Monate lang mit seiner Familie versteckt gehalten hatte, ergriffen und auf Eugens Befehl in Mantua erschossen. 20. Febr. 1810. „Ade, schnöde Welt," schrieb er wenige Stunden vor seinem Tod; „so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden." Er starb mit dem Muthe eines Helden und Märtyrers, hochgeehrt von seinem Volke. Tirol wurde in drei Theile getheilt, wovon der eine an das Königreich Italien, der andere an Illyrien kam, der dritte bei Bayern verblieb. So wurde das tapfere Bergvolk geopfert und mit gebundenen Händen dem dreimal überwundenen Gegner preisgegeben.

§. 930. Die Vorboten des norddeutschen Volkskriegs. Schill. So tollkühn und unbedacht die Versuche waren, die um diese Zeit in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands zur Abschüttelung des fremden Joches gemacht wurden, so waren sie doch als Beweise der tiefen Verstimmung, die überall herrschte, und der Sehnsucht nach Erlösung von Bedeutung. Diese Stimmung wurde genährt durch den um diese Zeit besonders wirksamen Tugendbund (§. 918), dem viele von Vaterlandsliebe erfüllte und nach Abschüttelung der fremden Zwingherrschaft strebende Männer in Preußen theils angehörten (wie Grolmann, Boyen, K. Fr. Eichhorn, Chazot, Krug u. A.), theils seinen Zielen und Bestrebungen zugethan waren und sie förderten (wie Blücher, Scharnhorst, Clausewitz, Schleiermacher, Gneisenau, Schön, Arndt u. A.). „Die heimliche Kunde von dem Tugendbund drang bis über die Elbe zu den Völkern, die in westfälischer und französischer Gefangenschaft saßen; Vertraute bargen das heilige Feuer vor dem Auge der Bedrücker und warfen in die Nacht der namenlosen Leiden den Hoffnungsstrahl der Erlösung; die Niedersachsen, die Westfalen und Hessen klirrten mit ihren Ketten und der Argwohn der Fremden glaubte sich von unsichtbaren Gefahren umgeben; sie fühlten das Wehen des Geistes, der ihre finstern Werke zerreißen sollte." — Eine über das ganze Königreich Westfalen sowohl unter dem Volke, als unter dem Beamten- und Offiziersstande verbreitete und bis nach Preußen verzweigte Verschwörung sollte durch gleichzeitige Aufstände die Unternehmungen Oesterreichs fördern. Während der preußische Offizier v. Katt sich der Festung Magdeburg durch einen Handstreich zu bemächtigen Anstalten traf, sollte der Oberst Ferd. W. Kasp. v. Dörnberg (1768—1850), der früher in preußischen Diensten gestanden, dann aber von Jerome zum Commandanten der neuerrichteten Jägergarde ernannt worden war, den König von Westfalen gefangen nehmen und nach Vertreiben der fremden Truppen und Beamten den in Prag weilenden und von dem Plane unterrichteten Kurfürsten wieder zurückführen. Beide Unternehmungen scheiterten. Die unge- 3. u. 22. April 1809. ordnete Schaar hessischer Bauern, die von Homberg aus nach Kassel zog, wurde durch einige Kanonenschüsse leicht zur Flucht gebracht; Katt und Dörnberg begaben sich nach Oesterreich und traten dann in fremde Kriegsdienste, jener in spanische, wo er seinen Tod fand, dieser in russische, aus denen er später zurückkehrte. Durch Jerome's mildes und versöhnendes Verfahren ging das Unternehmen ohne große Nachtheile in Kurzem spurlos vorüber. Ein neuer Aufstandsversuch, der zwei Monate später von Marburg aus unternommen wurde, hatte die Erschießung des Urhebers, des Professors Sternberg, zur Folge. Das Fehlschlagen des

hessischen Aufstandes schreckte den jungen, tapfern Schill, der in Katts und Dörnbergs Pläne eingeweiht war, nicht ab, Aehnliches zu wagen. Nach dem in Colberg bewiesenen Heldenmuth zum Major erhoben und als Inhaber eines neuen Husarenregiments nach Berlin versetzt, war Schill hier der Gegenstand einer begeisterten Verehrung und Bewunderung, die betäubend auf ihn wirkte. Im Vertrauen auf diese Volksgunst glaubte er sich berufen, eine deutsche Nationalerhebung zum Sturz der fremden Zwingherrschaft zu leiten. Getäuscht durch die falsche Kunde österreichischer Siege, zog er mit einer ihm ergebenen Reiterschaar
28. April 1809. von einigen hundert Mann über Potsdam und Wittenberg nach Dessau und Halle, entwaffnete daselbst eine kleine westfälische Besatzung und bestand, durch neue
5. Mai. Mannschaft verstärkt, bei Dodendorf unweit Magdeburg ein glückliches Treffen gegen einen französischen Oberst. Aber die Nachricht von den Unfällen der Oesterreicher, die Furcht der Völker vor dem gewaltigen Imperator und die Mißbilligung des Königs, der in einem Parolebefehl den preußischen Soldaten untersagte, sich an der „unglaublichen That" zu betheiligen, wirkte lähmend auf seine
24. Mai. Unternehmung. Nach dem glücklichen Gefechte bei Damgarten an der Recknitz, wo er sechshundert Mecklenburger zu Gefangenen machte, warf er sich mit seiner getreuen Schaar in das feste Stralsund, entschlossen, die Stadt zu einem zweiten Saragossa zu machen oder sich darin so lange gegen den Feind zu behaupten, bis er seine Einschiffung nach England bewerkstelligt hätte. Aber von
31. Mai. General Gratien mit einem Belagerungsheer eingeschlossen, fiel er bei Erstürmung der Stadt nach dem hartnäckigsten Kampfe mit vielen seiner getreuen Waffenbrüder unter den Säbeln holländischer, oldenburgischer und dänischer Reiter. Von seinen zu Kriegsgefangenen gemachten Gefährten wurden die Offiziere, sämmtlich junge Männer unter dreißig Jahren, in Wesel und Braunschweig durch kriegsrichterlichen Spruch zum Tode verurtheilt und erschossen, die Gemeinen auf französische Galeeren gebracht. Nur eine kleine Schaar von 180 Reitern erzwang sich durch ihre todesmuthige Entschlossenheit freien Abzug nach Preußen. Mit heroischer Kraft ertrugen die elf Offiziere in Wesel ihr tragisches Geschick. „Zwei und zwei an einander gefesselt, erwarteten sie stehend und mit unverbundenen Augen die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem König noch ein Hoch und commandirten dann Feuer! Im nächsten Augenblick lagen zehn am Boden; der elfte war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf und rief auf sein Herz deutend: „Hierher, Grenadiere!" Einen Moment später hatte auch er ausgelebt."

„Der stattliche, lebensfrische Mann von sechsunddreißig Jahren," schildert der neueste Geschichtschreiber dieser Zeit (Häusser) den Major v. Schill, „in dem malerischen Husarenkleid war nicht nur eine martialische, sondern zugleich eine liebenswürdige Erscheinung. Sein feuriges, schwarzes Auge, sein freundliches und wohlwollendes Wesen imponirte und gewann zugleich. Sparsam und mäßig in seinen eigenen Bedürfnissen, großmüthig gegen den Bedürftigen, freigebig gegen seine Waffengefährten, von unübertroffener Bravour und einem frischen, feurigen Wesen, auch mit einer natürlichen Gabe populärer Beredsamkeit ausgestattet, war er ganz dazu geschaffen, ein Liebling des Volkes zu werden. Wohl fiel Manchem eine krampfhafte Unruhe in seinem Wesen, ein Abspringen von Einem aufs Andere und neben der Neigung zu kecken Husarenstreichen ein gewisser Starrsinn auf, den er besonnenem Rath entgegensetzte; solche Züge erinnerten wohl an seine ungarische Abstammung. Freilich sind auch diese Schattenseiten von der schmeichelnden Bewunderung der Zeit in Vorzüge umgeschaffen und dadurch der tapfere Mann an sich selber und an dem Maße seines Könnens irre geworden." — „Die Fehler und Schwächen des Schill'schen Zuges erblaßten neben dem Glanze tapferer, todesmuthiger Hin-

gebung, wovon die Ueberwundenen ein erhebendes Beispiel gegeben. Dieser Heldenmuth blieb in dem Gedächtnisse der Mitlebenden so frisch, wie die grollende Erinnerung an die blutige Rache des Siegers."

§. 931. Wilhelm von Braunschweig. Glücklicher war Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der heldenmüthige Sohn des bei Auerstädt verwundeten Feldmarschalls. Eine leidenschaftliche, reizbare Natur von stolzem, trotzigem Wesen, verschmähte er es, in unkriegerischer Ruhe abzuwarten, bis fremdes Blut ihm sein verlorenes Erbe erstritt; er wollte lieber im muthigen Kampfe erliegen, als sich „in der Geduld des Ertragens üben." „Das Schicksal seines Hauses, der erschütternde Ausgang des Vaters und der Tod seiner Gemahlin gab ihm etwas Düsteres und Verbittertes. Er haßte in Napoleon den Urheber des öffentlichen und seines häuslichen Leidens; die Fehde, die er führte, galt der deutschen Sache und war zugleich ein Rachekrieg ganz persönlicher Art." Im Bunde mit Oesterreich sammelte er als „deutscher Reichsfürst" in Oels, seinem kleinen schlesischen Erbe, und in Böhmen eine berittene Freischaar, die man als „schwarze Legion der Rache" bezeichnete, von dem schwarzen Waffenrock und dem weißen Todtenkopf auf dunklem Tschako. Unterstützt von österreichischen Truppen unter General Am Ende und von einem Hülfscorps, das der geizige Kurfürst von Hessen ausgerüstet, fiel der Herzog in Sachsen ein, um das Volk zum Aufstand und zum Anschluß an Oesterreich zu bringen, drängte das kleine sächsische Heer unter General Thielemann zurück und bemächtigte sich, nicht ohne mancherlei Gewaltthätigkeiten, der Städte Dresden, Meißen und Leipzig. Aber bald sah er sich zum Rückzug genöthigt, als König Juni 1809.
Jerome mit überlegenen Streitkräften herbeikam und, mit Thielemann vereinigt, als „Befreier von den Raubschaaren des schwarzen Banditen" in die sächsischen Städte einzog. Er verband sich mit dem österreichischen Streifcorps in Franken und bekämpfte mit Tapferkeit und Erfolg die unter Jünot heranrückenden Feinde, bis der Waffenstillstand von Znaim ihm die österreichische Unterstützung entzog und seine Thätigkeit lähmte. Da er als „deutscher Reichsfürst" und Verbündeter des Kaisers, nicht als österreichischer General am Kriege Theil genommen, so verschmähte er den Waffenstillstand und beschloß mit seinen Getreuen, etwa 2000 Mann, von Thüringen aus sich einen Weg an die Nordsee zu bahnen und bei England Hülfe zu suchen. Mit unglaublicher Kühnheit zog die entschlossene „schwarze Schaar" über Leipzig und Halle in das westfälische Königreich, erstürmte die von Meyronnet (Graf Wellingerode) tapfer vertheidigte Festung Halberstadt und machte, nach einem furchtbaren Straßenkampf, die 29. Juli 1809.
ganze Besatzung zu Kriegsgefangenen. Nach einer kurzen Rast in Braunschweig, wo der Herzog mit Jubel und Begeisterung von dem treuen Volke aufgenommen ward, und sich einige Augenblicke gönnte, um einsam durch das Schloß seiner Väter zu eilen und seiner Jugendtage zu gedenken, zog er unter steten Kämpfen mit zwei feindlichen Heerabtheilungen, die ihn abzuschneiden trachteten, über Hannover der Weser zu, nicht entmuthigt durch den Abfall von sechszehn Offizieren, die an einem glücklichen Ausgang verzweifelnd, zur Capitulation riethen, und bewerkstelligte bei Elsfleth und Braake die Einschiffung nach Helgoland, 7. Aug. 1809.
von wo die „Schwarzen" auf britischen Schiffen nach England gerettet wurden,

um günstigere Zeiten zur Rache abzuwarten. „Das ist ein tapferer Kriegsmann", soll Napoleon in Schönbrunn ausgerufen haben, als er die verwegene That des „unbesiegten Welfen" vernahm, der die Nächte gewöhnlich auf einem Strohlager inmitten seiner Krieger zubrachte, alle Genüsse und Bequemlichkeiten verschmähte und mit dem Kirchenlied „Dir trau' ich, Gott, und wanke nicht, wenn gleich von meiner Hoffnung Licht der letzte Funke schwindet", in die Schlacht ging. — Nicht nur im Norden, auch in den südlichen Rheinbundsstaaten gab sich während dieses Krieges eine tiefe Aufregung der Gemüther kund und die heiße Sehnsucht nach Befreiung von dem verhaßten Joche des fremden Zwingherrn und seiner Genossen. In Nürnberg, Bamberg und vor Allem in dem preußischen Frankenlande, wo man die alte Zeit noch nicht vergessen hatte, kamen bei Gelegenheit eines österreichischen Streifzugs Stimmungen zum Vorschein, die von der bayerischen Gesinnung sehr verschieden waren; und als nach
25. Juni. Auflösung des Deutschherren-Ordens Mergentheim dem strengen König von Würtemberg verliehen wurde, suchten die Bauern durch einen Aufstand die Besitznahme zu verhindern, zogen sich aber ein blutiges Strafgericht von Seiten des ergrimmten Tyrannen zu, der durch „heilsamen Schrecken" ähnlichen Vermessenheiten vorzubeugen suchte. — Ein Beweis von der in ganz Deutschland herrschenden Bewegung der Gemüther war auch der von dem Naumburger Jüng-
12. Oct. ling Friedrich Staps unternommene Mordversuch gegen Napoleon in Schönbrunn. Von General Rapp ergriffen und seines Vorhabens geständig, wurde er zum Tode geführt. Bei seinem Verhör wie auf dem letzten Gang zeigte er eine kaltblütige Entschlossenheit. Diese Erscheinungen, verbunden mit der tiefen Aufregung in Preußen, wo die patriotische Partei zu einem Anschluß an Oesterreich drängte und der Freiherr vom Stein den Gedanken einer allgemeinen Volkserhebung in der Nation zu wecken suchte, waren wohl geeignet, Napoleon zu dem Ausspruch zu bringen, „fort aus diesem Krieg, sonst sind wir von tausend Vendéen umringt."

Die Engländer auf Walcheren. War in diesen, wenn gleich fruchtlosen Bewegungen das Erwachen eines Heldensinnes nicht zu verkennen, so trug dagegen die Unternehmung der Engländer gegen die Niederlande den Charakter des engherzigsten Egoismus und der rathlosesten Kleinmüthigkeit an sich. Sie landeten mit 40,000 Mann
Juli 1809. und 144 schweren Geschützen auf der Insel Walcheren, um sich Antwerpens und der Scheldemündungen zu bemächtigen, führten aber ihre Sache so schlecht, daß die Zerstörung der Festungswerke von Vließingen die einzige Frucht dieser kostspieligen Unternehmung war, bei der mehr Menschen durch das Klima und durch die Ungeschicklichkeit der Führung umkamen, als die größte Niederlage weggerafft hätte. Eine solche Truppenmacht, zur rechten Zeit an der Weser- und Elbemündung gelandet, hätte auf den ganzen Gang des Krieges entscheidend wirken, hätte der norddeutschen Bewegung einen Halt geben, Preußen aus seiner Unschlüssigkeit reißen und den Riesenkampf in Oesterreich zu einem glücklichen Ausgang führen können. „Es war aber das Verhängniß dieses Krieges, daß Alles, was die große Politik der Gegner Napoleons versuchte, an den Mängeln der Anlage oder der Ausführung Schiffbruch litt." Castlereagh und Canning geriethen darüber in so heftigen Streit, daß ein Zweikampf auf Pistolen erfolgte. Fouché, der durch eine den Kaiser beleidigende Proclamation die französische Nationalgarde zur Vertheidigung der Niederlande aufgefordert, fiel in Ungnade und verlor seine Ministerstelle, wie schon vorher Talleyrand, als er Napoleons Verfahren gegen Spanien mißbilligte.

5. Das französische Kaiserreich auf seiner Höhe.

§. 932. Nach dem Wiener Frieden stand Napoleon auf dem Gipfel der Macht und Größe. Nur der Gedanke, keinen Leibeserben zu haben, quälte ihn; darum ließ er sich, auf Grund eines bei der Trauung begangenen Formfehlers, von der bei den Franzosen sehr beliebten Kaiserin Josephine scheiden und vermählte sich, nachdem der Plan einer Heirath mit einer russischen Prinzessin gescheitert war, mit Marie Louise, Tochter des Kaisers von Oesterreich. Am 1. April 1810 feierte er seine Vermählung mit der „Tochter der Cäsaren", wobei fünf Königinnen die Schleppe trugen und eine unerhörte Pracht entfaltet wurde. Aber der Ehebund war dem österreichischen wie dem französischen Volke gleich verhaßt; dort betrachtete man ihn als eine Entweihung des glorreichen Kampfes vom vorhergehenden Jahr; hier als einen neuen Bruch mit den Erinnerungen der Revolution. Darum wurde der Brand bei dem Ballfeste, das der österreichische Botschafter, Fürst Schwarzenberg, zu Ehren der Vermählten veranstaltete und wobei dessen Schwägerin (als sie ihre Tochter, die nachherige Fürstin Windisch-Grätz, vom Feuertode rettete) in den Flammen umkam, ebenso als unheilverkündende Vorbedeutung genommen, wie das Unglück bei dem Vermählungsfeste Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette im Jahre 1770. Als dem Kaiser im nächsten Jahr ein Sohn geboren wurde, der den prunkvollen Titel eines Königs von Rom erhielt, schien sein Glück vollendet und Frankreichs Zukunft entschieden. Sein Eintritt in die Reihe der rechtmäßigen Fürstenhäuser und die Geburt eines Thronerben schienen die Hoffnungen der Bourbonen für immer abzuschneiden. Doch Stolz und Herrschsucht trieben den Unersättlichen zu immer neuen Unternehmungen und machten seinen Namen zum Schrecken der Fürsten wie der Völker. Eine furchtbare, von dem Despotenknecht Savary (Rovigo) geleitete Staatspolizei unterdrückte im Innern den letzten Rest von Freiheit und bedrohte, wie einst die Siegelbriefe, jeden Verdächtigen mit willkürlicher Haft in den zahlreichen Staatsgefängnissen; nach Außen nahmen die gewaltsamen Verbindungen, Trennungen und Vertauschungen von Ländern und Gebietstheilen kein Ende; was der Gewaltige heute schuf, stürzte er morgen um; wen er in einem Jahre groß gemacht, demüthigte er im nächsten. Alles lag in Schrecken gefesselt vor dem mächtigen Weltbeherrscher, der wie ein höheres Wesen Gnaden und Ungnaden austheilte. Das Schwert des Damokles schwebte beständig über Fürsten und Völkern, Niemand sah einer dauernden Zukunft entgegen; es herrschte weder Plan noch System; Willkür, Leidenschaft, Despotenwille traten an die Stelle des Völkerrechts; Continentalsperre, Steuerdruck, Militäraushebungen waren die Geißeln der befreundeten Länder; Kriegsnoth, Erpressungen und Einquartierungen die Drangsale der feindlichen Völker. Dabei wurden Presse und Buchhandel in enge Fesseln geschlagen und alle Bücher und Zeitschriften mit größter Strenge überwacht. Aber wie sehr immer Polizei und Censurdruck jedem Widerspruch vorzubeugen suchten, der Hauch der Geisterwelt, den bornirten Seelen unvernehmbar, drang durch alle räumlichen Schranken.

15. Dec. 1809.

20. März 1811.

Gegen England, das allein unbesiegt dastand und alle Friedensvorschläge abwies, richtete sich der ganze Zorn des Machthabers; und da er glaubte, dasselbe durch Vernich- Licenzen.

tung seines Handels mit dem Festlande überwinden zu können, so wurde die Continentalsperre zur Verzweiflung des Handels- und Gewerbstandes immer strenger. Alle festländischen Staaten wurden allmählich dahin gebracht, sich den kaiserlichen Sperrgesetzen zu fügen, und ein Heer von Zollwächtern beaufsichtigte die Grenzen und Landungsorte, ohne doch den großartigen Schleichhandel, der von Helgoland, Sicilien und Malta aus schwungvoll betrieben wurde, verhindern zu können. Nur gegen besondere bezahlte Erlaubnißscheine (Licenzen) durften Schiffe fremde Erzeugnisse, deren man für die inländische Industrie bedurfte, wie Indigo, Cochenille, Felle u. A., in französische Häfen einführen, eine Verfügung, die den Schmuggel beförderte und den rechtlichen Kaufmann zu Grunde richtete, während der Unredliche durch Bestechung leicht die Licenz zur
5. Aug. 1810. Uebertretung des Continentalsystems erlangen konnte. Der Zolltarif vom Schloß
19. Oct. Trianon belegte alle Colonialwaaren mit einem Einfuhrzoll von 50 Procent; und das Decret von Fontainebleau bestimmte, daß im Bereich der von den französischen Truppen besetzten Orte alle aus englischen Fabriken stammenden Waaren mit Beschlag belegt und verbrannt werden sollten. Das Verhehlen englischer Fabrikate wurde mit barbarischer Härte gezüchtigt.

Holland. Diese Maßregeln drohten das Königreich Holland, dessen Wohlstand unter der Fremdherrschaft schon so sehr gelitten und dessen Staatshaushalt zerrüttet war, vollends ins Verderben zu stürzen. König Ludwig, dem die Leiden seines Volks zu Herzen gingen, machte seinem Bruder Vorstellungen und suchte ihn zu einer Milderung der Handelssperre zu vermögen, erhielt aber von demselben die merkwürdige Antwort, daß er zuerst das Interesse des Kaisers, dann den Vortheil Frankreichs im Auge haben müsse und daß die Pflichten gegen sein Volk erst nach diesen kämen. Als dessen ungeachtet Ludwig die Umgehung der Handelssperre mit Milde und Nachsicht strafte, ließ Napoleon durch Schaaren kaiserlicher Mauthbeamten und durch eine bewaffnete Seemacht die holländischen Küsten bewachen und verband Seeland, Nordbrabant und das Südufer der Waal mit dem französischen Kaiserreich. Diese Mißhandlung eines Volks, das bisher Gut und Blut dem mächtigen Nachbar geopfert, empörte den wohlmeinenden Ludwig. Unwillig entsagte er zu Gunsten seines Sohnes einem Throne, den er nicht länger mit Ehren einnehmen konnte, gab aber dadurch nur dem Kaiser Gelegenheit, ohne Rücksicht auf sei-
6. Juli 1810. nes Bruders Verfügungen das Königreich Holland mit Frankreich zu vereinigen.

Dies hatte auch den Verlust der noch übrigen Pflanzungen der Holländer in Ost- und Westindien zur Folge. Der König von Holland, unter dem die jährlichen Ausgaben bis zu 90 Millionen gestiegen waren, zog sich in den Privatstand zurück und lebte fortan als Graf von St. Leu theils in Oesterreich, theils in Italien († 1846). — Holland, von dem man geltend machte, daß es nur aus Anschwemmungen französischer Flüsse, des Rheins, der Maas und der Schelde, entstanden sei und somit rechtlich an Frankreich gehöre, wurde nebst dem seit 1807 damit verbundenen Fürstenthum Ostfriesland und der Herrschaft Jever in sieben Departemente getheilt und dem Kaiserreiche einverleibt. Amsterdam wurde zur dritten Stadt erklärt, aber Volkszahl und Wohlstand waren bedeutend gesunken.

Hamburg. December 1810. Nach der Einverleibung von Holland verband Napoleon die Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck, das dem Rheinbunde zugehörige Herzogthum Oldenburg und andere zwischen Rhein und Elbe gelegene Ländergebiete (besonders das kurz vorher an das Königreich Westfalen abgetretene Hannover) mit Frankreich, das somit die Ufer der Nord- und Ostsee beherrschte und 130 Departemente zählte. Hamburg wurde zur Hauptstadt des neuen Regierungsbezirks (Gouvernement) erhoben und der harte, ungerechte Davoust, „Norddeutschlands Wächter und Quäler", als Befehlshaber, und französische Verwaltungsbeamte als Vollstrecker der kaiserlichen Decrete eingesetzt. Nirgends ist die Geißel der Fremdherrschaft mit ihren entsittlichenden Wirkungen bitterer gefühlt worden als in dieser Stadt. Auch der Kanton Wallis in der Schweiz mit der Simplonstraße wurde dem neuen Weltreiche beigefügt, „damit die Anarchie daselbst ein Ende nehme" (12. November). Die große Mißstimmung über das rechtlose Regiment der

Willkür und des Despotismus, die sich namentlich in Deutschland kund gab, war selbst den Franzosen kein Geheimniß, wie man aus dem merkwürdigen Brief des Hieronymus Bonaparte vom December 1811 kurz vor dem russischen Feldzug ersieht. „Die Gährung" schreibt er an seinen kaiserlichen Bruder, „ist auf dem höchsten Gipfel, die thörichtsten Hoffnungen werden unterhalten und mit Begeisterung gepflegt; man stellt sich das Beispiel Spaniens vor Augen, und wenn der Krieg zum Ausbruch kommt, werden die Gebiete zwischen Rhein und Oder der Herd eines gewaltigen Aufstandes werden. Die mächtige Ursache dieser Bewegung ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Ungeduld, das fremde Joch zu tragen; sie liegt noch stärker in dem Unglück der Zeiten, dem Ruin aller Klassen, der Ueberbürdung mit Auflagen, Kriegssteuern, Unterhaltung der Truppen, Durchmärschen und Quälereien aller Art, die sich ohne Unterlaß wiederholen. Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, ist zu fürchten."

4. Der Krieg gegen Rußland (1812).

§. 933. Veranlassung. Die Erweiterung des französischen Reichs bis zur Küste der Ostsee, wobei der Herzog von Oldenburg, ein naher Verwandter des russischen Kaiserhauses, seines Landes beraubt ward, gab der Freundschaft Alexanders zu Napoleon (die schon seit der Vergrößerung des Herzogthums Warschau im Wiener Frieden erkaltet war) einen mächtigen Stoß. Die Spannung der beiden Höfe machte sich bald kund in der gereizten Sprache der Diplomaten, in kränkenden Verfügungen, in den verdeckten und offenen Angriffen der Zeitungen. Der Forderung Napoleons, daß Rußland auch die Einfuhr des Zuckers und Kaffees, der einzigen überseeischen Handelsartikel, deren Zugang unter neutraler Flagge gestattet war, verbieten solle, beantwortete Alexander mit einem neuen Zolltarif, der die Einführung französischer Waaren erschwerte, während er die englischen begünstigte. Da entbrannte der Zorn des stolzen Kaisers, und bei seiner Natur war ein neuer Krieg vorauszusehen. Alexander, der den Kampf nicht scheute, gab das Signal durch die trotzige Forderung, daß die französischen Besatzungen Pommern und Preußen räumen sollten. Die Verhandlungen dauerten noch fort, als Napoleon bereits durch Abschluß eines Bündnisses mit Preußen und Oesterreich, worin sich diese Staaten zur Stellung beträchtlicher Streitkräfte verpflichteten, seine kriegerischen Absichten kund gab. Während seine unermeßlichen Heere in das Herz von Deutschland rückten, wurde zur Vertheidigung Frankreichs eine aus drei Cohorten verschiedenen Alters bestehende Landwehr errichtet. Ein Unglück für Napoleon war es, daß es den Russen gelang, die Türken zum Abschluß des Friedens von Bukarest zu bringen (§. 918) und den von Napoleon beleidigten Bernadotte von Schweden durch Aussichten auf den französischen Thron als Bundesgenossen zu gewinnen. Der Tugendbund, obwohl bereits durch einen königlichen Kabinetsbefehl vom 31. December 1809 aufgelöst, wirkte noch im Stillen für seinen hohen Zweck, und in Petersburg arbeitete eine Anzahl deutscher Patrioten für die Befreiung des Vaterlands, während der preußische König und seine Regierung nothgedrungen den Geboten des Gewaltigen gehorchten und preußische Truppen den fremden Fahnen folgten.

§. 934. Napoleons Zug gen Moskau. Im Mai erschien Napoleon 1812.
mit seiner Gemahlin in Dresden, wo sich alle Fürsten des Rheinbundes, so wie der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen einfanden, um dem Mächtigen, der jetzt halb Europa gegen Rußland unter die Waffen rief, ihre Huldigungen darzubringen. Nach einem zehntägigen Aufenthalt in der glänzenden Fürstenversammlung eilte Napoleon zu seinem über eine halbe Million starken, aus verschiedenen Nationen gemischten Heere, das mit mehr als 1000 Kanonen und 20,000 Packwagen zwischen Weichsel und Niemen (Memel) zerstreut aufgestellt war. Der linke Flügel, größtentheils aus Preußen und Polen unter

Macdonalds Führung bestehend und zur Eroberung Kurlands und Livlands bestimmt, berührte die Gestade der Ostsee; der rechte, den das von Schwarzenberg geführte österreichische Hülfsheer mit einer französischen und sächsischen Truppenabtheilung unter Reynier bildete, stand am untern Bug der russischen Südarmee gegenüber; das Hauptheer, das Napoleon selbst befehligte und unter
24. Juni. ihm die geübtesten Feldherren aus seiner Schule, setzte im Juni über den Niemen
28. Juni. und rückte in Wilna, der ehemaligen Hauptstadt Litthauens, ein. Die Erscheinung der Franzosen weckte in den Polen das unterdrückte Nationalgefühl und die Hoffnung einer Wiederbelebung ihres Reiches in der alten Ausdehnung. Hatte doch Napoleon selbst in einer Ansprache an die Soldaten seinen Heerzug wider Rußland als „zweiten polnischen Krieg" bezeichnet! Am Tage seines Einzugs in Wilna sprach daher der Reichstag von Warschau die Wiederherstellung des Königreichs Polen aus und beschloß die Bildung einer Generalconföderation. Mit Jubel und Begeisterung wurde Napoleon als Helfer und Retter von den ungestümen Slaven begrüßt und es wäre ihm leicht gewesen, den kriegerischen Geist des Volkes zu einem Nationalkampfe wider Rußland zu entflammen. Aber Volksbewegungen waren nicht nach Napoleons Sinn; er untersagte die Erhebung in Masse und schlug den Enthusiasmus der Polen bedeutend nieder, als er ihren Abgeordneten erklärte, aus Rücksicht für Oesterreich könne er nicht in die Wiederherstellung der alten Republik in ihrer ganzen Ausdehnung willigen. Dennoch stritten polnische Heere unter Poniatowski und andern Führern mit gewohnter Tapferkeit unter Napoleons Adlern gegen den Erbfeind ihrer Nation, und das polnische Volk unterstützte aus allen Kräften
16.—27. Juli. die fremden Krieger, die jetzt bei furchtbaren Regengüssen von Wilna nach Witepsk zogen. Moskau, „das Herz von Rußland", war Napoleons Ziel; bald aber merkte er, welchen gewaltigen Bundesgenossen die Russen an der Natur ihres Landes hatten. Die Wege waren ungangbar, die Zufuhr blieb aus oder reichte nicht hin; das arme, schlecht angebaute Land bot wenig Lebensmittel; das Fleisch von gefallenem Vieh und das Wasser aus den Pfützen war oft die einzige Nahrung und Labung; Krankheiten, durch das Klima und den Genuß unreifen Roggens herbeigeführt, lichteten die Reihen der Krieger und füllten die Hospitäler. — Die russischen Feldherren Barclay de Tolly und Bagration führten den Krieg „nach Parther-Art"; sie mieden eine Hauptschlacht, und lockten den Kaiser, der mit Ungeduld ein entscheidendes Treffen wünschte, immer tiefer ins Innere des Landes. Schon bei Witepsk hatten sich die Russen nach Murats kühnem Angriff auf das befestigte Lager in aller Ordnung zurückgezogen, was den Kaiser sehr bedenklich machte, so daß er ernstlich an eine Ueberwinterung
17. Aug. 1812. in Polen dachte. Allein Ehrgeiz und Leidenschaft rissen ihn fort. Bei **Smolensk** kam es zuerst zum blutigen Kampfe; aber nachdem man einen ganzen Tag ohne Entscheidung gefochten, verließen die Russen in der Nacht die in Brand gerathene Stadt und setzten ihren Marsch gen Moskau fort. Der Sieger fand am andern Morgen eine mit Blut getränkte und mit Leichen bedeckte Brandstätte. In Smolensk wurde Kriegsrath gehalten; aber so viele Stimmen sich auch gegen die Fortsetzung des unheilverkündenden Zuges erklärten, Napoleon bestand auf der Eroberung von Moskau, wo er zu überwintern und Alexander zu einem Frieden zu zwingen gedachte, und überschritt den Dnepr. Die Russen murrten

über Barclay's Kriegführung, wie einst die Römer über das Zaudern des Fabius, weshalb Alexander den Waffengenossen Suwaroffs **Kutusoff** zum Oberanführer ernannte, der als Eingeborner dem Volke näher stand und durch seine Anhänglichkeit an die religiösen Gebräuche und die altrussischen Sitten und Gewohnheiten bei dem gemeinen Russen sehr beliebt war. Nun gestaltete sich der Kampf zu einem Nationalkrieg. Ueberall flohen die Einwohner vor dem heranrückenden Feinde, nachdem sie zuvor ihre Wohnungen und Dörfer in Brand gesteckt und ringsum Alles verwüstet hatten. Schrecklich verminderten sich die Schaaren der großen Armee durch Hunger, Krankheit und feindliche Angriffe. Die heilige Stadt Moskau durfte Kutusoff nicht in die Hände der Franzosen fallen lassen, wenn er nicht alle Volksliebe verlieren wollte. Darum machte er Halt und führte dadurch die mörderische **Schlacht von Borodino an der Moskwa** herbei, in der 7. Sept. zwar die Franzosen die Wahlstatt behaupteten, aber die Russen in Ordnung abziehen lassen mußten. Ueber 70,000 Todte und Verwundete deckten das Schlachtfeld; Ney („Fürst von der Moskwa") war der Held des Tages. Zehn französische Generale und eine nicht minder große Zahl russischer (unter ihnen der tapfere Bagration) waren gefallen, die Verwundeten wurden fast sämmtlich das Opfer der Kälte, des Hungers oder der Verblutung. Am 14. September zogen die Franzosen in die mit zahllosen Thürmen und vergoldeten Kuppeln geschmückte alte Hauptstadt Moskau ein, die aber vorher von dem Adel und der wohlhabenden Bürgerschaft verlassen worden, so daß die meisten Häuser leer standen und der Pöbel im Besitz der Stadt war. Schon beim Einzug überfiel ein unheimliches Grauen die Soldaten, als sie in den Straßen blos einiges Gesindel herumschleichen sahen; aber wer schildert ihr Entsetzen, als der viertägige **Brand** 15. Sept. u. flg. 1812. **von Moskau**, der bei dem Abgang aller Löschanstalten bald zu einem Flammenmeer sich gestaltete, neun Zehntel der aus Holz gebauten Stadt, nebst der alten Zaarenburg (Kreml), die sich Napoleon als Wohnstätte ausersehen, in Asche legte, und mit einem Schlag alle ihre Hoffnungen zu nichte machte? Der Statthalter von Moskau, Rostopschin, „ein echter Russe, der unter der glatten Hülle abendländischer Formen die ganze Wildheit und Leidenschaft eines Barbaren barg", hatte ohne des Kaisers Befehl diese entsetzliche That angeordnet, um der großen Armee die Winterquartiere zu rauben und sie zu einem verderblichen Rückzug zu zwingen. — Aller Zucht und Ordnung vergessend, stürzten sich die Soldaten in die brennenden Häuser, um ihre Raublust und Leidenschaft zu befriedigen.

§. 935. Rückzug der großen Armee. Aus Allem ging hervor, daß die Russen einen Vernichtungskrieg führten, und dennoch ließ sich Napoleon, in unbegreiflicher Verblendung, durch die arglistig unterhaltene Hoffnung eines Friedens zu einem Aufenthalte von 34 Tagen in Moskau verleiten, ohne begreifen zu wollen, daß Kutusoff ihn bis zum Eintritt des Winters hinzuhalten suche, damit die Kälte die schlecht gekleideten und am Nothdürftigsten Mangel leidenden Soldaten auf dem Heimweg vernichte. Er erreichte seinen Zweck. Ende October wurde der verhängnißvolle Rückzug angetreten, der in der Geschichte der Kriegs- 1812. leiden seines Gleichen nicht hat. Der anfängliche Plan, gen Kaluga zu ziehen, wurde nach der entsetzlichen Schlacht von Malo-Jaroslavetz aufgegeben, 24. Oct.

und der Weg über das mit Leichen und Blut bedeckte Schlachtfeld von Borodino nach Smolensk eingeschlagen. Im November stieg die Kälte bereits auf 18 Grad und erreichte später 27. Wer vermöchte alle Leiden, Kämpfe und Mühseligkeiten zu schildern, durch welche die große Armee in dem strengen Winter allmählich aufgerieben wurde? Hunger, Frost und Ermattung richteten größere Verheerungen an, als die Kugeln der Russen und die Lanzen der Kosacken. Es war ein Anblick zum Entsetzen, Tausende von verhungerten und erfrornen Kriegern an der Heerstraße und auf den öden, grausigen, mit Schnee und Glatteis überdeckten Steppen, abwechselnd mit gefallenen Pferden, weggeworfenen Waffen und Trümmern aller Art und den reichsten, nun zur Last gewordenen Beutestücken liegen zu sehen! — Kutusoff, der in einer Proclamation den Brand von Moskau den Franzosen zuschrieb, um das Volk noch mehr zum Haß gegen dieselben zu entflammen, wich mit seinen durch Pelzmäntel wider Sturm und Kälte geschützten Truppen den Feinden nicht von der Seite und zwang sie, jeden Schritt zu erkämpfen. Als um die Mitte Novembers Smolensk erreicht wurde, zählte das Heer noch etwa 40,000 streitbare Soldaten; über 30,000 wehrlose Nachzügler folgten ohne Zucht, Ordnung und Führung den Spuren der Vorangegangenen, ein Bild des Jammers und Entsetzens. Und doch begann das größte Elend erst hier, weil durch fehlerhafte Anordnungen die erwartete Zufuhr von Waffen, Kleidern und Lebensmitteln sich in Smolensk nicht vorfand und die durch neue Truppen verstärkten Russen den Ziehenden überall den Weg verlegten. Die größten Heldenthaten, die unter Napoleons Augen von Eugen, Davoust, Mürat, Oudinot, Victor u. A. vollführt wurden, hatten keinen weitern Erfolg, als daß sie den Untergang des ganzen Heeres um wenige Tage hinausschoben. Der Held des Rückzugs war Ney, der Führer der Nachhut, „der Tapferste der Tapfern". Sein Uebergang über den gefrornen, aber an beiden Ufern aufgethauten und von den Russen bewachten Dnepr zur Nachtzeit war eine der kühnsten Waffenthaten, deren die Weltgeschichte gedenkt. Freilich konnte er von 6000 Mann nur 2000
16.—20. Nov. 1812. zu dem Heere führen, das unterdessen bei Krasnoi den Feind zurückgeschlagen und sich den Weg zur Beresina frei gemacht hatte. An diesen ewig denkwürdigen Fluß gelangte das Heer am 25. November. Im Angesicht der feindlichen Armee wurden zwei Brücken geschlagen, und der kleine Rest, der sich noch in Reih und Glied bewegte, unter unzähligen Gefahren hinübergeführt, aber gegen 18,000 Nachzügler, die nicht zeitig genug ankamen, fielen in die Hände der Feinde und mit ihnen eine unermeßliche Beute. Wie viele in den kalten Fluthen des Flusses zwischen den Eisschollen ertranken, oder bei dem entsetzlichen Gedränge zertreten und zerdrückt wurden, konnte Niemand berechnen. Die „Leiden an der Beresina" sind der Ausdruck für den höchsten Jammer geworden, der die
26.—29. Nov. Menschen im Krieg treffen kann. Nach dem **Uebergang über die Beresina** hatte Napoleon noch 8000 kampffähige Soldaten, und selbst diese trugen den Keim des Todes in sich; aus ihren bleichen Gesichtern sprach Stumpfsinn und Verzweiflung. Ney war der letzte Mann der Nachhut. Nach amtlichen Berichten wurden in Rußland 243,600 feindliche Leichen eingescharrt. Weite Schneegefilde bedeckten wie mit einem weißen Grabestuche die gefallenen Krieger. Halb Europa hatte zu trauern. Am 3. December erließ Napoleon das berühmte 29. Bülletin, das den harrenden Völkern, die seit Monaten ohne Nachricht geblieben waren, die

Kunde brachte, daß der Kaiser gesund, die große Armee aber so gut wie vernichtet sei. Zwei Tage später übergab er den Oberbefehl an Mürat und eilte nach Paris, um neue Rüstungen anzuordnen und durch seine persönliche Anwesenheit jede Bewegung niederzuhalten, da er mit großem Verdruß wahrgenommen, wie kurz zuvor das leere Gerücht von seinem Tode einen thörichten Aufstandsplan hervorrief, der beinahe den Umsturz seines Thrones zur Folge gehabt hätte.

Schrecklich lauten die Berichte der Augenzeugen über diesen denkwürdigen Rückzug. Kriegszucht und Ordnung waren dahin, alle Bande gelockert und neben den edelsten Thaten der Großmuth und Selbstverleugnung begegnete man der unglaublichsten Entartung. Das furchtbare Elend hatte alle menschlichen Gefühle abgestumpft, nur der Hunger behauptete sein Recht in solchem Grade, daß man selbst nicht vor Menschenfleisch zurückschauderte, und nur das Hurrahgeschrei der Kosacken war vermögend, die erstorbene Empfindung durch Entsetzen zu wecken.

D. Auflösung des Kaiserreichs und Begründung neuer Zustände.

1. Napoleons Sturz.

§. 936. Deutschlands Erhebung (1813). Talleyrands angebliche Aeußerung, daß der russische Feldzug der Anfang vom Ende sei, erwies sich bald als wahr. Zwar ergänzte eine drückende Conscription und das Aufgebot der National- und Ehrengarden bald wieder die Lücken im französischen Heere, und die rastlose Thätigkeit, die der geniale Mann aufs Neue entfaltete, setzte die Welt in Erstaunen, aber der Zauber, den Napoleons vermeintliche Unüberwindlichkeit über die Völker verbreitet, war verschwunden, der Ausgang des russischen Feldzugs wurde wie ein Gottesgericht angesehen, und die frischen, größtentheils aus jungen, ungeübten Leuten gebildeten Armeen traten einem Feinde gegenüber, den theils der errungene Sieg, theils das neuerwachte Gefühl der Vaterlandsliebe zu Großthaten begeisterte. Schon am 30. December hatte der preußische General Yorck, der unter Macdonald an der Ostseeküste stand, ein strenger, entschlossener Mann von ernstem, finsterem Wesen, „scharf wie gehacktes Eisen“, mit dem russischen Feldherrn Diebitsch den Vertrag von Tauroggen geschlossen und war mit seinen Truppen vom weiteren Kampfe abgestanden, und wenn gleich diese That in Berlin öffentlich getadelt und mißbilligt und Yorck sogar seiner Stelle entsetzt ward, so war doch die schnelle Reise des Königs meistens auf ungebahnten Nebenwegen nach der schlesischen Hauptstadt Breslau, wo er aus dem Bereiche der Franzosen war und den Russen die Hand reichen konnte, ein Vorbote dessen, was da kommen würde. Die auf Anregung des Freiherrn vom Stein von einigen vaterländischen Männern bewirkte Versammlung der

(Margin: 1812. — 5.–9. Febr. 1813.)

preußischen Stände in Königsberg und der daselbst gefaßte Beschluß einer allgemeinen Volksbewaffnung, bestehend in Landwehr und Landsturm, gab den Ausschlag. Ungeachtet die wichtigsten preußischen Festungen in Napoleons Händen und durch seine Besatzungen gesichert waren, kam dennoch bereits im Februar
28. Febr. 1813. zwischen Preußen und Rußland der Bund von Kalisch zur Befreiung Europa's durch gemeinschaftlichen Kampf gegen Frankreich zu Stande. Die grenzenlose Mißhandlung Preußens hatte in der Nation einen solchen Groll
3. Febr. gegen die fremde Zwingherrschaft erzeugt, daß des Königs Aufforderung zur Bildung freiwilliger Jägerbataillone eine unglaubliche Kampflust hervorbrachte. In Kurzem stand nicht nur ein starkes, zum großen Theil aus Freiwilligen gebildetes Kriegsheer unter den Waffen, sondern eine in allen Städten und Dörfern organisirte und auf eigene Kosten ausgerüstete Landwehr war zum Aufbruch bereit, wenn die Noth des Vaterlandes sie ins Feld rufen würde. Die Hingebung des Volkes war über alle Erwartung. Während König und Regierung anfangs so wenig Vertrauen in den Volksgeist setzten, daß man den Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung sechs Tage später noch durch das Gebot der gezwungenen Con-
9. Febr. scription verschärfen zu müssen glaubte, sah man sich später genöthigt, dem Andrang zum Kriegsdienst Schranken zu setzen. Bald nach dem Vertrag von Kalisch erfolgte
17. März. des Königs „**Aufruf an mein Volk**“, der in seiner einfachen ergreifenden Sprache eine wunderbare Wirkung hervorbrachte. Die Begeisterung ergriff alle Stände und Alter, Jünglinge und Männer entzogen sich den gewohnten Beschäftigungen und den Kreisen der Lieben, um der Befreiung des Vaterlandes ihre Kräfte zu widmen. Studenten und Lehrer verließen die Hörsäle, Beamte ihre Stellen, junge Edelleute den elterlichen Wohnsitz; sie ergriffen die Flinte und Tornister und stellten sich mit großartiger Selbstentsagung als gemeine Krieger in eine Reihe mit dem Handwerker, der aus der Werkstätte ausgezogen, und mit dem Bauer, der die Pflugschar mit dem Schwerte vertauscht hatte. Wer nicht ins Feld ziehen konnte, theilte von seiner Habe mit, selbst die Armen und Geringen im Volk brachten dem Vaterlande bereitwillig ihre Gaben und Opfer dar. Es waren Tage der Erhebung, welche die Schmach und das Elend vieler Jahre vergessen ließen. Am kräftigsten äußerte sich dieser vaterländische Kriegsmuth in dem zum großen Theil aus Studirenden gebildeten Lützow'schen Freicorps, dem Theodor Körner durch seine Lieder und seinen Tod eine höhere Weihe verlieh. Schon im März verließen die Franzosen Berlin, wo sofort der russische General Wittgenstein und der in seiner Würde und militärischen Ehre wiederhergestellte Graf York einzogen. Der
10. März. Orden des eisernen Kreuzes, gestiftet am Geburtstage der Königin Luise (geb. 10. März 1776, gest. 19. Juli 1810), war den Tapfern ein Sporn, und
25. März. der Aufruf von Kalisch, der außer der Auflösung des Rheinbundes und der Befreiung Europa's die „Herstellung der deutschen Verfassung in lebenskräftiger Verjüngung und Einheit, ohne fremden Einfluß, allein durch die deutschen Fürsten und Völker und aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes“ verhieß, erhöhte die Hoffnungen der Patrioten und steigerte die Begeisterung und Kampflust. Neben der vaterländischen Erhebung ging ein religiöser Ernst durch die Gemüther; aus der Predigt und vom Genuß des Abendmahls hinweg zogen die Freiwilligen in den „heiligen“ Krieg. Und von welchem Todesmuthe die
5. April. neuen Truppen beseelt waren, bewiesen die siegreichen Gefechte bei Möckern, wo das preußische Heer die erste ruhmvolle „Bluttaufe“ empfing.

Von Kalisch aus erließ Kutusoff einige Wochen vor seinem Tode († 28. Apr.) im Namen der beiden verbündeten Monarchen einen Aufruf an die Glieder des Rheinbundes, Napoleons Protectorat abzuschütteln und sich dem großen Kampfe anzuschließen. „Die Nationen würden künftig ihre gegenseitige Unabhängigkeit achten; man werde kein politisches Gebäude ferner auf den Trümmern vormals unabhängiger Staaten erheben; der Zweck des Krieges und Friedens sei, die Rechte, die Freiheit, die Unabhängigkeit aller Nationen sicher zu stellen", so lautete der Grundsatz dieses und aller ähnlichen Aufrufe. Aber noch hielt die Furcht vor dem Mächtigen die Meisten gefesselt, zumal da die zögernde Haltung der Verbündeten dem thatkräftigen Gegner Zeit ließ, den Eindruck der russischen Niederlage zu verwischen und die Schwankenden im Bunde zu bestärken. Nur Siege konnten die Säumigen zum Entschluß bringen, besonders seitdem Hamburg für seinen übereilten Abfall an den Oberst v. Tettenborn, den verwegenen Anführer der leichten russischen Reiterei, und an die Kosacken unter Tschernitschef bei der Wiedereinnahme der Stadt durch Davoust und Vandamme, „der den Trotz eines Bonaparte'schen Soldaten mit der Wildheit eines jacobinischen Schreckensmannes verband", zum abschreckenden Beispiele furchtbar gezüchtigt worden war und die Dänen, statt sich an die Verbündeten anzuschließen und die Stadt zu schirmen, mit Napoleon den Bund erneuert und den Franzosen den Weg gebahnt hatten. Vor Allem wünschten die beiden verbündeten Monarchen den Beitritt des Königs von Sachsen. Allein Friedrich August, den Napoleon durch Freundlichkeit und manche Beweise von Gunst und Vertrauen an sich zu ketten gewußt, dem er das Herzogthum Warschau verliehen, „eine Demüthigung für Preußen, eine Drohung für Rußland", widerstand ihrer Aufforderung, so sehr auch Volk und Heer die vaterländische Begeisterung theilten. Mit Gold und Juwelen beladen, flüchtete er sich nebst seiner Familie und dem ganzen Hof zuerst nach dem Voigtlande und begab sich dann nach Böhmen, in der Absicht, mit Oesterreich und Bayern einen Neutralitätsbund zu schließen. Als aber das Wiener Kabinet, dem die Wiedergewinnung der verlorenen Länder mehr am Herzen lag als die Befreiung Europa's und das bereits über die Volkserhebung in Norddeutschland, die „jacobinische Gährung", bedenklich zu werden anfing, mit seiner Erklärung zögerte und Napoleon den König unter Androhung der Absetzung zur Rückkehr aufforderte, folgte er seinem Geschicke und stellte sein Land, seine Festungen und seine Truppen dem Kaiser, „seinem großen Alliirten," zur Verfügung.

(Randnotizen: 18. März 1813. — 30. Mai.)

§. 937. **Der deutsche Freiheitskampf.** a) Lützen. Katzbach. Culm. In den ersten Schlachten bei Groß-Görschen (unweit Lützen) und bei Bautzen behaupteten zwar die Franzosen das Schlachtfeld und drängten ihre Gegner bis zur Oder zurück, aber der Heldenmuth der jungen deutschen Streiter, die ihre von Ehrgefühl und Vaterlandsliebe glühende Brust dem Kugelregen muthvoll entgegen trugen, bewies dem Feinde, daß ein anderer Geist, als den er bei Jena kennen gelernt, über die Preußen gekommen. Das Schlachtfeld war der einzige Preis der blutigen Tage. Die vaterländische Begeisterung, welche die Edelsten der Nation ins Lager trieb, hatte ihre Feuerprobe bestanden. „Selbst die Todten lagen da mit verklärtem Angesicht; sie waren mit dem Gefühle aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt."

(Randnotizen: 2. Mai 1813. — 20. u. 21. Mai.)

Bei Groß-Görschen empfing Scharnhorst die Todeswunde. Seine letzten Kräfte benutzte er noch zu einer Reise nach Oesterreich, um den Beitritt des Kaiserstaates zu bewirken. Da ereilte den Ermatteten und Kranken der Tod in Prag, am 28. Juni 1813. Der größere Menschenverlust war auf Seiten der Feinde; unter den Tausenden, welche die Wahlstatt deckten, befanden sich Bessières (bei Lützen) und Düroc (bei Bautzen). Der Tod des Letzteren, den Napoleon wegen seiner Liebenswürdigkeit, Treue und Anhänglichkeit vor Allen liebte und schätzte, ging dem französischen Kaiser sehr nahe.

Zum erstenmal schien eine dunkle Ahnung über die Wechselfälle des Lebens Napoleons Brust zu beschleichen. Aber Stolz und Uebermuth rissen ihn fort.

„Nicht ein Dorf soll von dem französischen Kaiserreiche mit allen seinen einver-
leibten Provinzen gerissen werden!" erklärte er trotzig, um durch diese Zuversicht
Andere zu schrecken. Doch hielt er es für rathsam, eine Waffenruhe vorzuschla-
gen, angeblich zur Einleitung von Friedensunterhandlungen, in der That aber,
um neue Aushebungen zu machen und seine Heere durch Zuzüge zu verstärken;
und die Verbündeten, denen eine längere Frist zur Ergänzung der Lücken in ihren
Heeren und zu neuen Rüstungen sehr zur Statten kam, gingen willig darauf ein,
so sehr auch die öffentliche Volksstimmung die ununterbrochene Fortsetzung des
4. Juni bis 10. Aug. Krieges verlangte. Während dieser Waffenruhe von Pläswitz (oder Poisch-
14. 15. Juni. witz) verständigte sich Oesterreich mittelst des Reichenbacher Vertrags, dem
12. Juli bis 10. Aug. auch England beitrat, mit Preußen und Rußland und bemühte sich dann auf
dem Congresse zu Prag durch den Fürsten von Metternich, einen
Frieden zu vermitteln. Aber Napoleon konnte es nicht über sich gewinnen, in
die verlangten Abtretungen zu willigen. Ihre Souveräne, äußerte er unter
28. Juni 1813. Anderm in der berühmten neunstündigen Unterredung in Dresden zu
Metternich, die auf dem Throne geboren sind, können die Empfindungen nicht
begreifen, die mich bewegen; sie kehren überwunden in ihre Hauptstadt zurück
und sind nicht weniger als sie vorher waren. Aber ich bin Soldat, ich bedarf
der Ehre und des Ruhmes; ich kann mich nicht geschwächt inmitten meines
Volkes zeigen; ich muß groß, ruhmvoll und bewundert bleiben. Die Zurück-
weisung der Vorschläge hatte die Kündigung der Waffenruhe und zwei Tage
12. Aug. nachher Oesterreichs Kriegserklärung an Frankreich zur Folge. Zwar
26. 27. August. fesselte Napoleon in der Schlacht bei Dresden das Kriegsglück noch einmal
an seine Adler und erlebte den Triumph, seinen Gegner Moreau, den Alexander
unter Bernadotte's Vermittelung aus Amerika herbeigerufen, tödtlich verwundet
auf einer Bahre wegtragen zu sehen; allein die Früchte des Dresdener Sieges,
der das verbündete Heer zum Rückzug nach Böhmen bewog und den franzö-
sischen Kaiser mit der Hoffnung erfüllte, Oesterreich wieder auf seine Seite zu
ziehen, wurden zerstört: 1) Durch Blüchers gleichzeitigen glorreichen Kampf
26. Aug. an der **Katzbach** (Wahlstatt) in Schlesien wider Macdonald (ein Kampf,
der dem „Marschall Vorwärts", der volksthümlichen Heldengestalt voll
kriegerischen Ungestüms, derber Manneskraft und treuherzigen, ehrlichen Wesens
den Titel eines Fürsten von der Wahlstatt verschaffte und 18,000 Gefangene
und eine große Masse Geschütz in seine Hände lieferte); „Schlesien ist vom
Feinde befreit," rief Blücher in einem Tagesbefehl seinen Soldaten zu; „eure
Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katz-
bach hinab. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet,
ohne der Kälte und Nässe, des Mangels und der Entbehrungen zu achten".
2) Durch die Einschließung und Gefangennahme des energischen Generals Van-
29. 30. August. damme mit 10,000 Franzosen in der heißen **Schlacht bei Culm** in Böhmen.
Napoleon hatte die anfangs gebotene Verfolgung der Feinde mit dem Gesammt-
heer aus unbekannten Gründen unterlassen und dadurch den bereits in das Thal
von Töplitz vorgedrungenen Feldherrn im Rücken bloßgestellt. Als daher nach
dem ersten blutigen Schlachttag, wo nur durch den standhaften Muth der rus-
sischen Garden unter Eugen von Würtemberg und Ostermann wider den
weit überlegenen Feind die Gefahr einer verhängnißvollen Niederlage abgewendet

worden war, der preußische General v. Kleist durch einen kühnen Zug über den Kamm des Gebirges, die „Nollendorfer Höhen", dem Feinde in den Rücken fiel und zugleich am Morgen des zweiten Schlachttages die Oesterreicher und Russen mit verstärkten Streitkräften von Neuem angriffen, war der Untergang des französischen Heeres unvermeidlich. Aber erst nach dem verzweifeltsten Kampfe streckten die abgeschnittenen Reste die Waffen und ergaben sich gleich dem Obergeneral in Kriegsgefangenschaft. „Das Schlachtfeld bot einen furchtbaren Anblick dar: in dem brennenden Culm fanden viele Schwerverwundete durch die Flammen ihren Tod, allenthalben zeigte sich Brand und Verwüstung; so weit das Auge blickte, sah es todte und verwundete Menschen und Pferde, zerstörtes Fuhrwerk und Waffen jeder Art; Tausende von Verstümmelten sehnten sich, unversorgt und von der brennenden Sonnenhitze gequält, nach rascher Erlösung." So verhaßt war Vandamme's Name, daß der Gefangene nicht vor persönlichen Mißhandlungen geschützt werden konnte. 3) Durch die glänzenden Waffenthaten des preußisch-schwedischen Heeres in den beiden Schlachten bei Groß-Beeren und 23. Aug. 1813.
Dennewitz unter Bernadotte, Bülow, Tauenzien u. A., welche die 6. Sept.
von den Marschällen Oudinot und Ney beabsichtigte Einnahme Berlins vereitelten. Diese letzteren Schlachten waren für die preußische Armee und besonders für die von Napoleon so verächtlich behandelte Landwehr um so ruhmvoller, als damals schon Bernadotte eine schwankende und zweideutige Haltung im Krieg gegen die ehemaligen Landsleute angenommen hatte, mit „stolzen Bewegungen" die Alliirten zu täuschen suchte, und bei diesen durch Bülows Muth entschiedenen Großthaten mehr hinderlich als förderlich war, obschon ihm später die Ehre des Tages fast allein zufiel. Aber der gesunde Sinn des preußischen Volkes erkannte trotz der ruhmredigen Entstellungen des Bernadotte'schen Schlachtberichts den wahren Sachverhalt und die Einwohner Berlins feierten mit rührenden Beweisen der Wohlthätigkeit den Sieg, der ihre Stadt gerettet. 4) Durch das Treffen
bei Hagelsberg, wo die kurmärkischen Landwehrmänner unter Hirschfeld 27. Aug.
das Corps des Generals Girard, bestehend aus Franzosen, Italienern, Westfalen, mit Bajonetten und Kolbenschlägen niedermachten. „Man hörte keinen Schuß, keinen Lärm und kein Geschrei, nur das Knarren der Kolbenschläge, das Stöhnen und Röcheln der Todesopfer; still, aber um so ingrimmiger, ging die Blutarbeit vor sich, bis das Quarré einer Pyramide gleich an der steinernen Mauer, vor der es sich aufgestellt hatte, aufgethürmt lag." Einige Wochen nachher erfolgte die Vereinigung der schlesischen Armee mit der Nordarmee, nachdem Graf York, unterstützt von dem tapfern General Horn, im Angesicht des Feindes den kühnen Uebergang über die Elbe erzwungen und den glorreichen Sieg bei Wartenburg (wovon er seitdem den Ehrennamen führt) davonge- 3. Oct.
tragen hatte.

§. 938. b) Leipzig. Im Herbst war der Ausgang des großen Kampfes kaum mehr zweifelhaft; die deutschen Truppen verließen theilweise Napoleons Banner und gingen zu ihren Brüdern über oder kehrten in die Heimath zurück; die frühern Gegner Blücher und Bernadotte reichten sich die Hand zum Waffenbund; die Erscheinung eines russischen Streifcorps unter Tschernitscheff vor Kassel war hinreichend, den König Hieronymus zur Flucht aus seiner Hauptstadt zu Ende Sept. 1813.

treiben, in die er erst wieder nach dem Abzug der Feinde auf einige Wochen
8. Oct. zurückkehrte; Bayern schloß mit Oesterreich den Vertrag von Ried, wodurch ihm die volle Souveränetät seines Königreichs und der bisherige Länderbesitz oder statt einzelner abzutretenden Theile (z. B. Tirols) geeignete Entschädigungen zugesichert wurden, und trat den Verbündeten bei. Selbst der sächsische General Thielemann, der Commandant der Festung Torgau, nahm preußische Kriegsdienste. Im October, als Napoleon mehrere Tage unthätig und sorgenvoll in Düben verweilte, zogen sich die Heere in der weiten Ebene von Leipzig zusammen: die Oesterreicher unter dem Fürsten von Schwarzenberg, in dessen Hände die Leitung des Ganzen gelegt war; die Russen unter Barclay, Wittgenstein, Bennigsen u. A.; die Preußen unter Blücher, York, Bülow; die Schweden unter Bernadotte. Die Kriegsmacht der Verbündeten (300,000 Mann) war am letzten Tage dem französischen von Napoleon selbst geführten Heere um 100,000 Mann überlegen; aber diese Ueberlegenheit wurde dadurch ausgeglichen, daß die französischen Truppen unter dem Oberbefehl eines einzigen ruhmgekrönten Feldherrn standen, während die Heerschaaren der Verbündeten vielen nicht immer einträchtigen Führern gehorchten, von denen nur Blücher, unter welchem York diente, fest zur Schlacht entschlossen war, indeß Bernadotte und Schwarzenberg nur zögernd die große Entscheidung
14. Oct. wagten. Der blutige Kampf bei Liebertwolkwitz, wo die Vorhut der Verbündeten mit Mürats Reiterei heftig zusammenstieß, war das würdige Vorspiel der großen Entscheidungsschlacht, die sich auf dem Kampfplatz entwickelte, den
15. Oct. 1813. am folgenden Tag Napoleon selbst auf der noch vorhandenen Linde bei Wachau überschaute. Umsonst entfaltete in der Ebene von Leipzig der gekrönte Sieger, dem der Schlachtengott so oft beigestanden, sein hohes Talent; umsonst strengten die ausgezeichnetsten Feldherren seiner Schule, Ney, Mürat, Augereau, Macdonald, der Pole Poniatowski u. A. m., ihre Kräfte und ihre
16. 18. 19. October. Kriegserfahrung an; die **dreitägige Völkerschlacht bei Leipzig** und in den nahen Dörfern Wachau, Probstheida, Connewitz, Liebertwolkwitz, Möckern, Lindenau u. a. O. war das Grab des französischen Kaiserreichs.

Die Ereignisse des ersten Schlachttages schieden sich in drei Gruppen; in die furchtbaren Kämpfe, die das böhmische Heer unter Schwarzenberg, Kleist, Eugen von Würtemberg u. A. im Süden von Leipzig um das Dorf Wachau bestand und die, Dank der heroischen Ausdauer der Führer und der standhaften Tapferkeit der Truppen, für die Alliirten nicht ungünstig, wenn auch ohne Entscheidung waren; in die Angriffe, die der österreichische General Giulay im Westen auf Lindenau und eine andere Abtheilung gegen die Polen um das alte Schloß von Dölitz unternahmen, und in das heiße Treffen, das die schlesische Armee unter York im Norden der Stadt bei Möckern siegreich und mit wunderbarem Heldenmuthe ausfocht und dadurch die Heerabtheilung unter Marmont abhielt, der Hauptmacht bei Wachau zu Hülfe zu kommen. In der Nähe von Wachau, bei dem Dorfe Güldengossa, geriethen zwei der verbündeten Monarchen in einige Gefahr durch den Ueberfall, den ein noch auf französischer Seite kämpfendes sächsisches Regiment, gedeckt durch einen Höhenzug, machte und der nur mißlang, weil ein vorher nicht gesehener Teich zwischen ihnen und dem Standpunkt der Monarchen lag. Der zweite Tag — ein Sonntag — wurde mit Heranziehung neuer Streitkräfte und kleinen Gefechten zugebracht; am dritten wüthete der Kampf auf einer ausgedehnten Schlachtreihe, deren Mittelpunkt bei den Dörfern Stötteritz und Probstheida war, wo Napoleon selbst von einer Anhöhe aus die Schlacht leitete. Als der Sieg noch schwankte,

gingen die Würtemberger unter General Normann, der noch kurz zuvor während der Waffenruhe in dem Ueberfall von Kitzen zur Vernichtung der Lützow'schen Freischaar sich hatte gebrauchen lassen, und der größte Theil der sächsischen Truppen zu den Verbündeten über. Nach einem unermeßlichen Menschenverlust verließ Napoleon am Vormittage des 19. October die Stadt, die sofort von den Alliirten erstürmt ward. Der übereilte Abbruch der Elsterbrücke lieferte 12,000 kampffähige Soldaten und 23,000 Kranke und Verwundete in die Hände der Verbündeten. Tausende fanden in den Wellen der Pleiße und Elster ihren Tod, unter ihnen der tapfere, während der Schlacht zum Marschall ernannte Poniatowski; Macdonald rettete sich durch Schwimmen. Der Verlust der Alliirten belief sich auf mehr als 40,000 Mann. „Selig die im Augenblick edelster, höchster Pflichterfüllung den bitter-süßen Tod für's Vaterland starben, die im Vollgefühl sittlicher und Leibeskraft auf frei erkämpfter Muttererde zur ewigen Ruhe sanken; aber beweinenswerth war das Loos der vielen Tausende, die, noch lebensfähig aus schweren Wunden blutend, auf der meilenweiten Wahlstatt umher lagen, mit Todten, Sterbenden, Freunden und Feinden vermengt, nach Hülfe und Rettung jammernd und keine fanden. Tausende erlagen den Qualen der Wunden, dem Hunger und Durst bei Tage, dem Frost der kalten Octobernächte, ehe es gelang, sie in eilig geschaffene Hospitäler zu bringen. Und weit entfernt, gerettet zu sein, waren sie hier für neue namenlose Leiden aufgespart." Aus dem weiten Leichenfelde ragten die Brandstätten von mehr als zwanzig Dörfern hervor, deren Bewohner hülflos und hungernd ein Obdach suchten. Eine Ueberlieferung meldet, die drei Monarchen seien bei der Siegesnachricht auf dem Hügel, wo sie die Schlacht beobachtet, niedergekniet, um Dankgebete zum Himmel emporzusenden. Es war die rechte ungesuchte Siegesfeier dieses „heiligen Krieges". „Wer hatte mehr Ursache zum Dank als die Fürsten, welche dieser Sieg aus der Schmach von Austerlitz und Jena wieder emporhob? Den Gewaltigen, der bis in diese letzten Stunden größer und überlegener war als sie, hatte die Gottheit mit blindem Uebermuth geschlagen, bis seine Riesenmacht vor den Schwächeren im Staube lag. Den Völkern hatte sie den rechten Zorn und den guten Glauben an die eigene Kraft zurückgegeben, auf daß sie in heroischer Hingebung sühnten, was vor Allen die Könige und ihre Berather verschuldet hatten."

17. Juni 1813.

Von den Feinden verfolgt, zogen die Franzosen in Eilmärschen über Erfurt dem Rheine zu. Die ersten Tage der Flucht boten den traurigsten Anblick. „Die Truppen waren erschöpft und ausgehungert, die Stimmung finster und zum Theil schon gegen den Urheber alles dieses Elends gewendet; unter den Rheinbündischen griff mit jedem Tage die Desertion mehr um sich. Napoleon selbst, dessen stolze und unbewegte Haltung bis dahin unverändert geblieben, war jetzt erschüttert; aus seinen Mienen sprach diese Niedergeschlagenheit. Stumm und nachdenkend durchschritt er zu Fuße die Ebene von Lützen, auf welcher der denkwürdige Krieg dieses Jahres begonnen und wo ihm das Siegesglück noch einmal gelächelt hatte." Er hatte einst gesagt: „Im Kriege bezeichne immer ein großes Unglück einen großen Schuldigen;" er hatte damit sein eigenes Urtheil gesprochen. Ueber der Kraftüberspannung war zuletzt Stütze um Stütze zerbrochen, Triebfeder um Triebfeder erlahmt. Bei Hanau verlegte General Wrede mit einem aus Bayern und Oesterreichern bestehenden Heer frischer Truppen den Rückziehenden den Weg, gab aber dadurch dem „sterbenden Löwen" noch einmal Gelegenheit, sein kriegerisches Talent zu zeigen. Der in der Schlacht bei Hanau über den verwundeten Wrede, freilich mit schweren Opfern, erfochtene Sieg öffnete dem Rest der französischen Armee, 70,000 Mann stark den Weg über Frankfurt nach dem Rheine. Aber die Unglücklichen trugen alle den Keim tödtlicher Krank-

30. 31 October 1813.

heiten in der Brust und noch vor Ende des Jahres starb die Hälfte davon in überfüllten Lazarethen.

§. 939. Folgen der Leipziger Völkerschlacht. In Deutschland hatte die Schlacht bei Leipzig eine große Umwandlung der Dinge zur Folge; die Auflösung des Königreichs Westfalen, die Rückkehr des Kurfürsten von Hessen und der Herzöge von Braunschweig und Oldenburg in ihre Staaten, die Wiederherstellung des Adels- und Beamtenregiments in Hannover, die Haftnehmung des Königs von Sachsen, von dem Napoleon in Leipzig Abschied genommen, waren die ersten Wirkungen dieser denkwürdigen Katastrophe. Rasch lösten sich die letzten Bande des Rheinbundes: Dalberg entsagte seinem Großherzogthum Frankfurt; Würtemberg (dessen König noch kurz zuvor den General Normann wegen seines Uebertritts bei Leipzig aus seinen Diensten entlassen hatte, und an Napoleon brieflich die Hoffnung auf eine „bevorstehende Rückkehr unter seine glücklichen Fahnen" aussprach), Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau schlossen nach einigem Zaudern Verträge mit Oesterreich und stellten ihre Truppen unter die Fahnen der Verbündeten. Ihnen, so wie allen übrigen Gliedern des Rheinbundes, wurden gegen Steins Rath ihre Besitzungen und ihre Oberherrlichkeit zugesichert und nur die Verpflichtung auferlegt, sich der für Deutschland zu treffenden künftigen Ordnung zu fügen. Ein Central-Verwaltungsrath, unter der Leitung des Freiherrn vom Stein, der beim Ausbruch des Kriegs für die Erhebung Deutschlands einflußreich gewirkt hatte, verwaltete einstweilen bis zur neuen Ordnung die den Franzosen und ihren treugebliebenen Verbündeten entrissenen Gebiete. Seine Aufgabe war: „den Unterhalt der verbündeten Truppen anzuschaffen, durch Lieferung und Geldzahlungen aus den verwalteten Ländern zu den Kriegskosten beizutragen, alle militärischen Hülfsquellen derselben zu entwickeln und über die innere Verwaltung durch die Landesautoritäten Aufsicht zu halten." Die Thätigkeit desselben erstreckte sich hauptsächlich über Sachsen und über die herrenlosen Länder Westdeutschlands. Auch die Lazarethe sollten unter seiner Aufsicht stehen. — Nur Hamburg, durch Haxo vortrefflich befestigt, widerstand unter dem harten Davoust noch bis zum Mai 1814. Nirgends übten die Franzosen solche Bedrückungen und Erpressungen wie hier; Davoust war der Fluch und die Geißel der Hamburger. Dänemark, seit 1807 Napoleons treuester Bundesgenosse, vermochte den vereinten Angriffen der benachbarten
14. Jan. 1814. Feinde nicht zu widerstehen. Es entsagte in dem Kieler Frieden dem französischen Bündnisse und willigte in die Abtretung von Norwegen an Schweden und von Helgoland an England. Für diese Verluste war die Erwerbung des von Preußen gegen den Ueberrest von Schwedisch-Pommern mit Rügen eingetauschten Herzogthums Lauenburg ein geringer Ersatz. Die kräftigen Norweger weigerten sich anfangs, Schwedens Oberherrschaft anzuerkennen; sie wollten nicht, „daß über sie wie über eine Heerde verfügt werde." Ein eigenmächtig zusammengetretener Reichstag (Storthing) wählte den dänischen Prinzen Friedrich Christian (nachherigen König von Dänemark) zum König und gab dem Lande eine freie Ständeverfassung. Erst als die Mächte mit Krieg drohten und der Schwedenkönig ihnen eine unabhängige Verwaltung und Bestätigung ihrer fast republikanischen Verfassung zusicherte, erkannten sie denselben als ihren Herrscher an. Auch in Italien stürzten die Napoleonischen Schöpfungen zusammen. Der Vicekönig Eugen überließ nach tapferer Gegenwehr der österreichischen Uebermacht das Feld und begab sich zu seinem Schwiegervater nach Bayern, indeß die schönen und fruchtbaren Gefilde der Lombardei von den Oesterreichern in Besitz genommen wurden. Der Wunsch des Volks, ein selbständiges Königreich unter Eugen zu bilden, wurde nicht berücksichtigt. Nach Toscana kehrte der Großherzog Ferdinand zurück und der Kirchenstaat empfing den schwergeprüften Papst Pius VII. wieder. Die Rückkehr des Greises aus der französischen Gefangenschaft glich einem Triumphzug. Aber die Begeisterung der Völker wurde in Deutschland und Italien schnell gedämpft durch das unverständige Treiben der heimgekehrten Emigranten und Religionseiferer.

§. 940. **Napoleons letztes Ringen** (1814). In Frankfurt hielten die verbündeten Monarchen mit ihren Ministern und Feldherren Rath, ob man über den deutschen „Grenzstrom“ setzen solle. Umsonst drangen vaterländische Männer, wie Blücher und Gneisenau, auf rasche Fortsetzung des Krieges; Oesterreichs Stimme setzte es durch, daß man noch einmal den Weg der Unterhandlung betrat. Ein Friedensentwurf, den St. Aignan dem französischen Kaiser überbrachte, sicherte diesem den Besitz von Frankreich innerhalb seiner natürlichen Grenzen, Rhein, Alpen, Pyrenäen zu, wenn er in die Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands und Italiens und in die Wiederherstellung der alten Dynastie in Spanien willigen würde. Als aber eine unbestimmte, ausweichende Antwort erfolgte und die großen Rüstungen, die Napoleon vermittelst einer harten Conscription veranstaltete, die verbündeten Mächte überzeugten, daß des Gegners Stolz noch nicht gebrochen sei, derselbe vielmehr das Glück der Schlachten abermals versuchen wolle, da wurde hauptsächlich auf Betreiben des Freiherrn vom Stein, der auf Kaiser Alexander großen Einfluß hatte, der **Uebergang über den Rhein** beschlossen.

In der Neujahrsnacht setzte **Blücher** zwischen Mannheim und Coblenz an verschiedenen Orten mit seiner schlesischen Armee über den deutschen Strom, indeß **Schwarzenberg** mit der Hauptarmee durch die Schweiz, der man die geforderte Neutralität nicht zugestanden, dem südöstlichen Frankreich zuzog, und ein zweites preußisches Heer unter **Bülow**, dem Sieger von Groß-Beeren, Holland befreite und die Rückkehr des Erbstatthalters in seine Staaten bewirkte. Die Pyrenäen wurden von den Engländern überschritten, das Königreich Italien von Oesterreich und von dem mit Napoleon entzweiten Mürat bedroht. **Bernadotte**, der sich als Vermittler zwischen Frankreich und Europa zudrängte, suchte sich durch Schonung die Gunst seiner Landsleute zu gewinnen, um vielleicht durch dieselben Mittel, die ihm die Krone von Schweden verschafft, sich den Weg zum französischen Thron zu bahnen, zog sich aber durch dieses zweideutige Verhalten das Mißtrauen der Verbündeten zu. Im deutschen Heere hatte man schon seit den Tagen von Groß-Beeren kein Vertrauen zu dem ehemaligen französischen Marschall. 1. Jan. 1814.

In der Champagne trafen die Heere Blüchers und Schwarzenbergs zusammen, und der Sieg bei **La Rothière**, der auf den blutigen aber unfruchtbaren Kampf 1. Febr. von **Brienne** folgte, versprach den Verbündeten einen schnellen glücklichen Ausgang. 29. Jan. Das französische Heer, an des Kaisers weiterem Glück verzweifelnd, verlor den Muth. Fürchterlich zugerichtet, den Strapazen und dem Hunger fast erliegend, setzte es stumm und düster den Marsch auf Troyes fort, wobei ein großer Theil der jungen Soldaten die Fahne verließ und in die Heimath eilte. Aber die zögernde Kriegsführung der Sieger ließ dem Kaiser Zeit, sich aufzuraffen und neue Kräfte zu sammeln, und da die Schwierigkeit der Verpflegung mitten im Winter in Feindesland eine abermalige Trennung der beiden Armeen nöthig machte, indem Schwarzenberg an der Seine, Blücher längs der Marne auf die Hauptstadt losging, so gelang es dem französischen Kaiser, dessen Feldherrntalent jetzt wieder in vollem Glanze strahlte, durch Kriegsthaten im alten großen Geiste den gebeugten Muth der Franzosen wieder aufzurichten. Er läßt „mit unerhörter Kühnheit“ nur eine kleine Truppenzahl zur Beschäftigung des Schwarzenberg'schen Heers zurück; mit der übrigen Streitmacht wirft er sich rasch auf Blüchers sieggewohnte schlesische Armee, schlägt sie, getrennt und überrascht,

10.–14. Februar. innerhalb fünf Tagen in fünf glücklichen Treffen (bei Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry und Vauchamps) und zwingt sie zum Rückzug. Dann wendet er sich blitzesschnell gegen die Hauptarmee und nöthigt auch diese durch 17.–18. Februar. die Siege von Nangis und Montereau zur Rückkehr nach Troyes. Diese Vorgänge machten auf die Verbündeten solchen Eindruck, daß es bei den neuen Friedens- 11.–14. Februar. unterhandlungen, die in Chatillon eröffnet worden waren, dem Kaiser nicht schwer geworden wäre, sich im Besitz des französischen Thrones zu erhalten, wenn er auf die übrigen mit Frankreich verbundenen oder von seinen Verwandten beherrschten Länder verzichtet hätte. Die allgemeine Furcht vor einer Volkserhebung in Frankreich, die Abneigung Alexanders gegen die Bourbonen, die er einst aus Curland verwiesen, die Rücksichten der Oesterreicher für den Schwiegersohn ihres Kaisers legten ein großes Gewicht in die Wagschale der Friedenspartei. Aber die mit jeder günstigen Wendung gesteigerten Forderungen Napoleons, die beschränkten Vollmachten seines Diplomaten Caulaincourt und seine eigenen zweideutigen und unbestimmten Erklärungen verzögerten den Abschluß eines definitiven Abkommens. 1. März. Die Verbündeten erneuerten in dem Vertrag von Chaumont den Beschluß, nur einen gemeinschaftlichen Frieden einzugehen und zu dem Zweck bis zu Ende des Krieges ihre Heere kampfbereit zu halten. Dadurch wurden alle Abmachungen so lange hinausgezogen, bis Blücher, Napoleons unversöhnlichster Feind, sich von den unglücklichen Treffen wieder erholt, durch Herbeiziehung der Nordarmee unter Bülow 7. März. und Winzingerode seine Streitkräfte gestärkt und bei Craonne und Laon über das 9. März. 1814. geschwächte französische Heer neue Vortheile errungen hatte. Einen vollständigen Sieg verhinderte Blüchers Krankheit und die dadurch herbeigeführte Unsicherheit in der obersten Leitung. Nun wurden alle Verhandlungen abgebrochen; der Kaiser von Oesterreich, der aus Rücksichten der Verwandtschaft eine vermittelnde Stellung eingenommen, brachte seinen Eidam und seinen Enkel dem europäischen Frieden zum Opfer; der Prinz-Regent von England, der eifrigste Fürsprecher der Bourbonen, drang mit seinem Plane einer Herstellung der legitimen Königsfamilie durch und „wurde für die Bourbonen, was Ludwig XIV. für die Stuarts geworden war." Der Marsch auf Paris und die Entthronung Napoleons wurde beschlossen. Der 13. März. siegreiche Kampf bei Rheims, wo der französische Emigrant St. Priest, der Führer einer preußisch-russischen Heerabtheilung, mit der Hälfte seiner Soldaten fiel, war der letzte glänzende Lichtstrahl, der aber nur dazu diente, den tiefen Abgrund 20. 21. März. aufzuhellen, an dem Napoleon angelangt war. Das Treffen bei Arcis an der Aube überzeugte ihn bald, daß sein vermindertes und erschöpftes Heer nichts mehr gegen die stahlfesten Reihen der Feinde auszurichten vermochte, und diese Ueberzeugung erfüllte ihn mit Unentschlossenheit. Während die verbundenen feindlichen Armeen auf Paris losrückten und seine Anwesenheit in der Hauptstadt höchst nothwendig gewesen wäre, vergeudete er seine Zeit mit kühnen, aber fruchtlosen Märschen. Noch ein Mittel der Rettung wäre vorhanden gewesen — ein Nationalkrieg und ein Aufruf an das Volk. Wenn sich der Kaiser offen, wahr und warm an die Nation wandte, die Wiederherstellung bürgerlicher Freiheit zusicherte und das rege Vaterlandsgefühl der Franzosen zu einer allgemeinen Erhebung benutzte, so konnte er den Verbündeten das Vorrücken erschweren oder unmöglich machen; aber Napoleon hatte stets sein Vertrauen auf Bajonette gesetzt und zu lange alle bürgerliche Freiheit unter dem

Glanze seines Militärdespotismus erdrückt; wie sollte er nun zu dem Volke, oder dieses zu ihm Vertrauen fassen? Darum verschmähte er auch jetzt dessen Hülfe, und doch zeigte der heldenmüthige Kampf einiger tausend Nationalgarden bei Fère-Champenoise, welche Kraft noch im Volke lag. 25. März. — Als der allgemein geachtete Carnot, der früher die Gunst des Mächtigen verschmäht, nunmehr dem vom Glück der Schlacht verlassenen Kaiser seine Hülfe anbot, übertrug dieser ihm nicht die Hauptstadt, wo er am erfolgreichsten hätte wirken können, sondern vertraute ihm die Vertheidigung der Citadelle von Antwerpen an, während des Kaisers unbeherzter Bruder Joseph den Oberbefehl über die Nationalgarde erhielt, die Kaiserin an der Spitze der Regentschaft gestellt ward und Männer von wenig Fähigkeit oder Treue die wichtigsten Posten bekleideten. Kaum hatten nun die feindlichen Armeen nach den blutigen Kämpfen um Paris den Montmartre erstürmt, so legte Joseph 30. März seine Vollmacht in die Hände Mortiers und Marmonts nieder und verließ die bedrängte Hauptstadt. Die beiden Marschälle mußten nach den heldenmüthigsten Anstrengungen der Uebermacht weichen und die Stadt vertragsweise übergeben. Hierauf erfolgte der **Einzug der Verbündeten in Paris.** 31. März 1814.

2. Begründung der neuen Ordnung.

§. 941. Sieg der Legitimität. Die Kaiserin hatte sich schon früher mit ihrem vierjährigen Sohne und einigen Ministern nach Blois begeben und dadurch dem schlauen Talleyrand, der alle Fäden der Intrigue in Händen hatte, das Geschäft, im Interesse der vertriebenen Königsfamilie zu wirken, wesentlich erleichtert. Er besaß „jene sichtende Klarheit des Geistes, die bestechende Schärfe des Worts und die gefällige Geschmeidigkeit der Form, welche die Großen zu gewinnen und zu verständigen allein im Stande war," aber sein Charakter war feil, sein Lebenswandel verworfen und seinen Adel und seine Priesterwürde hatte er durch seine Theilnahme an der Revolution entehrt. Die Regentschaft in Blois war bald ohne Macht und Ansehen, als Kaiser Alexander in Talleyrands Palast seine Wohnung aufschlug und sich von den Rathschlägen des klugen und gewandten Diplomaten leiten ließ. Die während der Kaiserzeit zurückgekehrten Emigranten, die Napoleon umsonst durch Begünstigungen aller Art an sein Haus und an seine Sache zu knüpfen gesucht, und die unbeeidigten Geistlichen der Revolution, die in Folge des Concordats wieder Stellen und Einfluß erlangt hatten, waren eifrig bemüht, die Sympathien des Volkes für die alte Königsfamilie und die geheiligte Ordnung der Vergangenheit zu wecken. Diese vereinten Bemühungen und die Sehnsucht der erschöpften und ermüdeten Nation nach Frieden gaben den Ausschlag. Schon am 1. April sprachen auf Talleyrands Betreiben die in Paris anwesenden Senatoren die Entthronung Napoleons aus mit Schmähungen auf den, vor dem sie kurz zuvor im Staube gekrochen. Mit „stockender Stimme" hatte Talleyrand den Antrag gestellt, indem er „wenigstens einmal in seinem Leben verlegen war." Eine provisorische Regierung, die Talleyrand zum Haupt und mehrere Gegner Napoleons (Emmerich Joseph v. Dalberg, Neffe des Fürsten Primas, Jaucourt, Beurnonville) nebst dem Royalisten Abbé von Montesquiou zu Mitgliedern hatte, leitete die Geschäfte bis zur neuen Ordnung der Dinge. Die alliirten Fürsten hatten noch nicht officiell ausgesprochen, wem die Krone Frankreichs verliehen werden sollte, und Alexander hatte wiederholt erklärt, daß der Wunsch der französischen Nation den Ausschlag geben würde, daher auch die Agenten der Bourbons, wie Semallé, Morin, Maubreuil, eifrig bemüht waren, bei dem Einzug der Verbündeten in die Hauptstadt royalistische Demonstrationen hervorzurufen. Allein Napoleons Entthronung wurde als nothwendig für die Ruhe Europa's angesehen, und da die Stimmung des Volks, besonders im Süden (Bordeaux) und Westen, den Bourbonen günstig schien, so wurde die Restauration der legitimen

Königsfamilie bald die Losung des Tages, und die Blicke des leichtsinnigen und wankelmüthigen Volks wandten sich dem emigrirten Regentenhaus zu. Die Menschen änderten sich in diesen Tagen noch schneller als die Dinge: Napoleon erfuhr, wie „die Volksliebe kurz und unheilvoll" sei, während der Graf Artois seine tiefe Verwunderung an Semallé aussprach über diese unverhoffte und „zauberhafte Bekehrung von schwarz zu weiß."

Familie Bourbon.

Ludwigs XV. Enkel.

- Ludwig XVI. — Marie Ant. † 1793.
  - Ludwig (XVII.), Dauphin. † 1795.
  - M. Therese — mit Herzog v. Angouleme † 1851.
- Ludwig XVIII. (Graf v. Provence) † 1824.
- Karl X. (Artois) † 1836.
  - Herz. v. Angouleme, † 1844.
  - Herz. v. Berry, ermordet 1820.
    - Heinrich (V.), Herzog von Bordeaux (Graf Chambord), geb. 29. Sept. 1820.

§. 942. **Napoleons Abdankung.** Unterdessen weilte Napoleon mit seiner Garde und seinen Getreuen, deren Zahl sich täglich verminderte, in Fontainebleau. Rathlos schwankte er in seinen Vorsätzen hin und her, bis ihn die Nachricht von Marmonts Abfall zu dem Entschluß brachte, dem Throne
4. April 1814. zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen. Aber diese bedingte Entsagung wurde von den alliirten Mächten nicht angenommen; den Kampf konnte er nicht fortsetzen, da selbst seine nächsten Freunde, wie Berthier, Ney, Oudinot u. A., ihn verließen und sich der neuen Sonne zuwandten. Da unterzeichnete
11. April 1814. Napoleon die unbedingte Entsagungsacte, wie die Verbündeten sie entworfen. Er erhielt die Insel **Elba** zum Eigenthum mit einem jährlichen Einkommen von zwei Millionen Francs und der Vergünstigung, 4000 Mann seiner treuen Garde um sich zu haben.

Der Kaiserin wurde das Herzogthum Parma mit dem Erbrecht auf ihren Sohn (Herzog von Reichstadt, † 1832) verliehen; Josephine, die wenige Wochen nachher starb, und alle Glieder der Bonaparte'schen Familie bekamen reiche Dotationen und fürstliche Titel. Eugen wurde Herzog von Leuchtenberg und erhielt Eichstädt in Bayern.

Am 20. April ließ Napoleon die Grenadiere seiner Garde im Schloßhof von Fontainebleau aufstellen und nahm mit gebrochenem Herzen unter dem Schluchzen der alten Helden rührenden Abschied. Dann fuhr er der Südküste zu, verfolgt von den Schmähreden und Verwünschungen desselben Volkes, das ihn im nächsten Jahre wieder mit Jauchzen und Frohlocken aufnahm.

Am 4. Mai landete er auf einem englischen Schiffe an der Insel Elba. — Unter den Feldherren, die dem Kaiser treu blieben, auch nachdem das Glück sich von ihm gewendet, verdienen besonders Bertrand und Macdonald genannt zu werden. Der letztere, dessen Werth Napoleon erst spät erkannte, ist einer der edelsten Charaktere dieser tiefbewegten Zeit, in der so mancher frühere Sünden zu tilgen glaubte, wenn er dem „todten Löwen" einen Fußtritt versetzte.

30. Mai 1814. Bald nachher wurde zum Jubel der kriegsmatten Völker der erste **Pariser Friede** abgeschlossen, worin Frankreich **Ludwig** XVIII. zum König, eine neue Verfassung und die Grenzen von 1792 erhielt, mit den meisten Kolonien, die es an England, Portugal und Schweden verloren hatte. Die fremden Heere verließen den französischen Boden, indeß der Kaiser von Rußland und der König

von Preußen ihren Verbündeten in London besuchten; der **Congreß von Wien** sollte die neue Ordnung der Dinge in Europa fest begründen. Aber Napoleons Schicksal war noch nicht erfüllt.

§. 943. Der Wiener Congreß. Von dem Wiener Congreß sollte die neue Gestaltung Europa's ausgehen. Kaiser und Könige, Fürsten und Edelleute und die talentvollsten Staatsmänner aller Nationen waren dort versammelt. Die Herrlichkeit und Bildung von ganz Europa zeigte sich im vollsten Glanze*). Die Rückführung der legitimen Fürstenhäuser auf die verlornen Throne und möglichste Beseitigung der republikanischen Verfassungen waren die zwei Grundsätze, über die man sich schnell vereinigte. Schwieriger war die Lösung der Frage, wie es mit den Ländern gehalten werden sollte, die man von den Franzosen und ihren Bundesgenossen erobert und unter provisorische Verwaltung gestellt hatte, und wie die Entschädigungen der kriegführenden Mächte zu ordnen seien? Eigennutz und Gewinnsucht erschwerten die friedliche Ausgleichung; bald standen die fünf Hauptmächte einander feindlich gegenüber, indem die von dem Berliner Hof geforderte Vereinigung Sachsens mit der preußischen Monarchie und die Absichten Rußlands, das Königreich Polen sich gänzlich zuzueignen und ihm eine eigene Verfassung zu geben, von England, Frankreich und Oesterreich bekämpft wurden. Arglistig streute Metternich den Samen der Zwietracht, um Preußens Absichten auf Sachsen zu durchkreuzen, und Talleyrand benutzte geschickt die Zerwürfnisse und die allgemeine Verwirrung zum Vortheil Frankreichs und der bourbonischen Höfe. Schon drohte die Zwietracht einen neuen Krieg herbeizuführen, so daß die Heere auf dem Kriegsfuß belassen wurden, als die Nachricht von Napoleons Landung bei Cannes die Fürsten schnell zur Versöhnung und zum einträchtigen Handeln trieb. Sie beantworteten seine Anträge und Friedensversicherungen mit der Achtserklärung des Ruhestörers und mit dem Aufgebot einer unermeßlichen Kriegsmacht zur Aufrechthaltung des Pariser Friedens.

Sept. 1814 — Juni 1815.

1. März 1815.

*) Die vornehmsten Gesandten und Minister beim Wiener Congreß waren: vom Papst Card. Consalvi, von Oesterreich Metternich (und Gentz als Protokollführer); von Rußland Rasumowsky, Stackelberg, Capodistria und Nesselrode; von Großbritannien Castlereagh und Wellington; von Preußen Fürst Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt; von Frankreich Talleyrand und Dalberg; für Nassau v. Gagern; von Hannover Graf Münster; von Sachsen Graf v. der Schulenburg; von Bayern Fürst Wrede und Rechberg; für Würtemberg Winzingerode u. A. m. Bedeutenden Einfluß auf alle, namentlich auf die deutschen Verhältnisse, übte der Freiherr vom Stein, mächtig durch seine persönlichen Eigenschaften, wie durch Alexanders Gunst und Vertrauen, obwohl er von keiner Regierung als Vertreter aufgestellt war. Der alte Prinz v. Ligne ergötzte die vornehmen Gäste durch seine Witze und Einfälle, und die Feste, Bälle, Mahlzeiten und Lustbarkeiten aller Art nahmen kein Ende. „In einem steten Rausche wechselten Privatbälle und Hofredouten, Maskeraden und lebende Bilder, Feuerwerke und Caroussells, Jagden, Wagen- und Reiterzüge, Musterungen und Feldübungen der Truppen; heute ein wenig passendes Todtenamt für Ludwig XVI., am Abend Ball, am andern Tage eine prachtüberladene Schlittenfahrt. Die Staffage in diesem großen Zeitbilde war von der außerordentlichsten Mannichfaltigkeit. In dem engen Stadtraume von Wien zusammengedrängt wogten so viele Fürsten mit ihrem Gefolge, so viele literarische, kriegerische und politische Größen, der prunksüchtige Adel von Oesterreich, Ungarn und Böhmen mit seinen fremden Gästen, die leichtfertigen Witzlinge der Salons, die deutschthümelnden oder weltbürgerlichen Sonderlinge, Wüstlinge und Abenteurer, Gaukler und Spieler, Tänzer und Sänger in Masse durcheinander; die verfeinertsten Leidenschaften des Westens kreuzten sich mit den roheren der halborientalischen Großen."

§. 944. Die Schöpfungen des Wiener Congresses. Nach dem Grundsatz der Legitimität und der Bevorzugung der monarchischen Verfassung vor der republikanischen oder dem Wahlreich wurden folgende Bestimmungen getroffen: 1) **Oesterreich** erhält zurück: (von Rußland) Ost-Galizien, (von Bayern) Tirol und Salzburg und, als Entschädi-

gung für Belgien und Vorderösterreich, in Italien das Lombardisch-Venetianische Königreich, Dalmatien und die Anwartschaft auf Parma; diese Gebiete bildeten in Verbindung mit den übrigen Bestandtheilen der österreichischen Monarchie und mit den von Frankreich wieder gewonnenen und zu einem Königreich Illyrien erhobenen illyrischen Provinzen ein geographisch-geschlossenes Ganze. Die Erwerbung des Veltlin mit Cleven (Chiavenna) und Worms (Bormio) förderte den Zusammenhang der italienischen Lande mit dem deutschen Gebiete. „So bewährte Oesterreich aufs Neue seine alte Kunst, aus Niederlagen mit zäher Kraft wieder aufzustehen.“ 2) Um eine starke Nordgrenze gegen Frankreich zu erhalten, wurde die Vereinigung sämmtlicher niederländischer Provinzen zu einem **Königreich der Niederlande** beschlossen und Wilhelm von Oranien als souveräner König eingesetzt; auch wurde ihm das zum deutschen Bunde gehörende Herzogthum Luxemburg zugetheilt. Aber die besten Colonien Hollands in Guyana, die indischen Comptoirs, Ceylon und das Cap blieben im Besitz der Engländer. 3) In **Italien** bekamen die von Napoleon ihrer Territorien beraubten Fürstenhäuser ihre ehemaligen Besitzungen mit Gewinn zurück: a) Das Königreich Sardinien, das dem König Victor Emanuel zurückgegeben wurde, erhielt eine Gebietserweiterung durch Einverleibung der Republik Genua und im zweiten Pariser Frieden durch Rückerstattung des anfangs bei Frankreich verbliebenen Theils von Savoyen, um einen starken Staat gegen Frankreich zu bilden. Genua bekam für den Verlust seiner ihm anfangs von Großbritannien zugesicherten republikanischen Verfassung gewisse Vorrechte, die ihm aber keinen Ersatz für die verlorene Freiheit und Unabhängigkeit boten. In einer rührenden Bekanntmachung vom Januar 1815 kündigte die von Lord Bentinck eingesetzte provisorische Regierung ihre Auflösung an. b) Das Herzogthum Modena und das Großherzogthum Toscana wurden Gliedern des österreichischen Hauses verliehen, das somit das Uebergewicht in Italien erlangte. Modena kam an den absolutistisch gesinnten Herzog Franz IV., den Sohn einer Tochter des vertriebenen Hercules von Este, Toscana an den Großherzog Ferdinand, Bruder des Kaisers Franz. c) Lucca wurde dem spanisch-bourbonischen Prinzen statt des an Maria Luise, Napoleons Gemahlin, abgetretenen Herzogthums Parma überlassen und demselben durch einen späteren Vertrag die Anwartschaft auf Parma zugesichert. d) Der Kirchenstaat, wohin Papst Pius VII. aus seiner Gefangenschaft zurückkehrte, wurde in seinem frühern Umfange wieder hergestellt. „Die Legationen,“ sagt Pertz in Steins Leben, „hätte Oesterreich gern behalten, auch Mürat bemächtigte sich ihrer zum zweiten Mal; sie gelangten durch Englands Einfluß an den Papst zurück. Der Knecht der Knechte Gottes, dem seine katholischen Söhne Kaiser Franz und Mürat seine Regierungsgeschäfte zu erleichtern wünschten, dem der allergetreuste König Avignon und Venaissin gewaltsam abnahm oder vorenthielt, fand damals in den uneigennützigen Ketzern oder Schismatikern England, Preußen und Rußland seine Stützen; auch verordnete er damals keine achttägigen Gebete, damit sie würden wie seine rechtgläubigen Söhne.“ e) Neapel wurde nach Mürats tragischem Ausgange (§. 947) mit Sicilien zu einem Königreiche beider Sicilien vereinigt und dem frühern König Ferdinand zurückgegeben. Die Königin Karoline, ihrer leidenschaftlichen Unruhe wegen von den Engländern aus Sicilien entfernt, war kurz vorher kummervoll in Oesterreich gestorben. Nach ihrer Entfernung hatte der englische Gouverneur Lord Bentinck der Insel Sicilien eine von den Ständen berathene und der englischen Constitution nachgebildete treffliche Verfassung verliehen (1812), die aber nach der Restauration nicht beachtet wurde, daher die gekränkte, mißhandelte, aller Rechte und alles politischen Lebens beraubte Insel nur mit Unwillen und Widerstreben dem neapolitanischen Königshaus gehorchte und wiederholt, aber ohne Erfolg, den Versuch machte, das drückende Joch mit Gewalt abzuschütteln. f) Die Republik der sieben ionischen Inseln wurde, mit einer freien Verfassung beschenkt, unter den Schutz Großbritanniens gestellt, das dadurch und durch den Besitz von Malta und Gibraltar die Seeherrschaft im Mittelmeer erlangte. 4) Der Thron von **Spanien** ward dem noch von Napoleon der Haft entlassenen König Ferdinand VII. zurückgegeben, und in **Portugal** trat wieder die Königsfamilie von Braganza in ihre alten Rechte. Aber König Johann VI. weilte noch einige Jahre in dem zu einem Kaiserthum erhobenen Brasilien und ließ Portugal durch den englischen Marschall Beresford verwalten. 5) Die skandinavischen Reiche **Schweden** und **Dänemark** verblieben in dem schon früher bestimmten Zustand (§§. 920. 939). 6) **Rußland** ging gestärkt und vergrößert (durch Finnland, Bessarabien, einen Theil der Moldau u. a. m.) aus dem großen Kampfe; das mit Rußland als König-

reich Polen verbundene Herzogthum Warschau erhielt von Alexander eine freie constitutionelle Verfassung, wonach der Senat und die Landbotenkammer mit dem Monarchen die gesetzgebende Gewalt theilten, eine getrennte, von einem Vicekönig und einem verantwortlichen Ministerium geleitete Verwaltung, unabhängiges Gerichtswesen, Preßfreiheit mit Rechtsschutz gegen Mißbräuche, eine städtische Communalordnung mit selbstgewählten Municipalbeamten und andere gute Einrichtungen. Auch blieb die Leibeigenschaft, die schon bei der Gründung des Herzogthums Warschau in Folge des daselbst eingeführten Code Napoleon aufgehoben worden war, für alle Zukunft abgeschafft. Allein das Gefühl der Abhängigkeit und die Sehnsucht nach Wiederbelebung der nationalen Selbständigkeit waren einer vollkommenen Versöhnung mit den mächtigen stammverwandten Nachbarn entgegen. Posen fiel an Preußen; Krakau wurde zu einem Freistaat unter dem Schutze Oesterreichs, Rußlands und Preußens erhoben, bis wiederholte Aufstände die Einverleibung in den österreichischen Kaiserstaat herbeiführten. 7) **Die Schweiz** erhielt eine Territorial-Vergrößerung durch die Beifügung der ihr von Napoleon entrissenen Kantone Wallis, Genf und Neufchatel (letzteres unter Preußens Oberhoheit) und die Anerkennung ihrer beständigen Neutralität und ihrer republikanischen Föderativ-Verfassung, deren Reform, nach Aufhebung der Vermittelungs-Acte, ihrer von Abgeordneten der 22 Kantone gebildeten Tagsatzung überlassen blieb. Waadt und Aargau behielten ihre Selbständigkeit. Der Vorort sollte wechseln zwischen Zürich, Bern und Luzern. Die Tagsatzung war, wie der deutsche Bundestag, ohne Ansehen und ohne die Macht, irgend welche gemeinsame Interessen zu fördern. Nur das Band eines einheitlichen Heerwesens und eine geschlossene Stellung dem Auslande gegenüber hatte die Schweiz vor Deutschland voraus. 8) Auf große Schwierigkeiten stieß die neue Organisation **Deutschlands**. Nachdem man die Gebietsstreitigkeiten dahin geschlichtet hatte, daß **Preußen** für seine Opfer, Anstrengungen und Verluste nicht nur durch Zurückgabe der im Tilsiter Frieden abgetretenen deutschen Landestheile, sondern auch noch durch Verleihung eines Theils von Polen (Posen, Danzig u. a. O.), der Hälfte des Königreichs Sachsen, des bisherigen Großherzogthums Cleve-Berg und der schönen, gewerbsamen, mit blühenden Städten bedeckten Länder am Mittel- und Unterrhein (die ehemals den geistlichen Kurfürsten zugehörten) belohnt, **Bayern** für seine an Oesterreich überlassenen Gebietstheile mit der Rhein-Pfalz entschädigt, **Hannover** zu einem Königreich erhoben und durch den Erwerb des vorher preußischen Ostfriesland vergrößert, und die übrigen Fürsten im Verhältnisse ihrer Verluste oder Verdienste befriedigt werden sollten, wurde zur inneren Organisation von Deutschland geschritten. Da sich weder Preußen, noch die Fürsten des Rheinbundes ihrer Souveränetätsrechte wieder entäußern wollten, so wurde das deutsche Reich mit seinem Wahlkaiserthum nicht wiederhergestellt, sondern alle Staaten, die entweder ganz aus deutschen Ländern zusammengesetzt waren, oder zu Deutschland gehörige Länder besaßen (wie Dänemark und Niederland), vereinigten sich für alle diese Länder in einen unauflöslichen **deutschen Bund** zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands und Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesstaaten. Die Zahl dieser souveränen Bundesstaaten betrug 38: Ein Kaiserreich (Oesterreich); fünf Königreiche (Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Würtemberg); ein Kurfürstenthum (Hessen-Kassel), sieben Großherzogthümer (Baden, Hessen-Darmstadt, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Weimar, Luxemburg, Oldenburg); neun Herzogthümer (drei sächsische: Meiningen, Koburg-Gotha, Altenburg; drei anhaltische: Dessau, Köthen, Bernburg; Nassau, Braunschweig, Holstein); zehn Fürstenthümer (zwei Hohenzollern, zwei Schwarzburg, zwei Reuß, zwei Lippe, Waldeck, Liechtenstein); die Landgrafschaft Hessen-Homburg und vier freie Städte (Frankfurt, Hamburg, Bremen, Lübeck). Die Angelegenheiten des Bundes werden durch die Versammlung der Bundestagsgesandten unter Oesterreichs Vorsitz gemeinschaftlich berathen und besorgt; der Sitz des **Bundestags** ist Frankfurt a. M. Der deutsche Staatenbund ist gegen das Ausland eine Gesammtmacht mit einem durch Contingente gebildeten Bundesheer von 300,000 Mann und den drei Bundesfestungen Mainz, Luxemburg und Landau (wozu noch Rastatt und Ulm gekommen sind); Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander müssen friedlich durch Austrags- (Austrägal-) Gerichte geschlichtet werden; für Streitigkeiten zwischen Regierungen und Unterthanen dagegen ist durch keine unparteiische Gerichtsbehörde gesorgt worden. — Die schlimmen Folgen der Zerstückelung Deutschlands kamen bald zum Vorschein und fanden mit Recht viele bittere Tadler; doch hatte sie auch

ihre guten Seiten, sie bewahrte der Nation ihr Volksthum und die individuelle Stammentwickelung und förderte eine naturgetreue vielseitige Bildung. „Der Körper der Einigung, die Einheit, entging Deutschland, der Geist der Einigkeit erstarkte wohl aber dadurch, der allein die einheitliche Form auf die Dauer erschaffen kann. Indem man jetzt nur die Gebrechen, die Zerklüftung des Ganzen und den Mangel der Selbständigkeit der einzelnen Staaten empfand, rückten sich die Geister und Gesinnungen mit den Bedürfnissen einander näher." Für eine staatliche Einheit war das Volk damals noch nicht reif. „Den Völkern aber ist nur zum Eigenthum beschieden, was die Frucht ihres Schweißes ist." — Ueber die Wirkung und Folgen dieser ohne alle Rücksicht auf historische und nationale Verhältnisse getroffenen Einrichtungen in Bezug auf Preußen und Oesterreich äußert sich Pertz im Leben des Freiherrn v. Stein folgendermaßen: „Man tröstete sich in Berlin darüber, und glaubte, daß die patriotischen Klagen ohne Grund seien: denn man hatte ja die arithmetisch erforderliche Zahl Seelen erhalten. Man übersah nur die Art und Neigung dieser Seelen. Daß Polen ohne alle Rücksicht auf den innern Zusammenhang seiner Provinzen, Sachsen durch die längstmögliche Linie zerrissen waren, zeigte in der Seelenrechnung keine Störung. Nur die 10,000 Bettler, die damals in Köln vor den Kirchthüren saßen und ihren Töchtern die Erbschaft ihrer Plätze als Aussteuer mitgaben, machten ganz dieselbe Seelenzahl wie 10,000 dieser rüstigen Franken aus den Markgrafschaften dieser kühnen Ostfriesen, die mit ihren Schiffen alle Meere Europa's besuchten. Und was höher als aller äußere Gewinn, die Treue, worin ein edles Volk mit einem edlen Fürstenhause unwandelbar in guten und bösen Tagen zusammensteht, die dem Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, dem Gustav Wasa, Karl Stuart in den Hütten des Volks Zuflucht und Sicherheit gab, wie sie König Friedrich Wilhelm III. durch Ströme Bluts von der Oder bis zur Seine siegreich fortgetragen hat, findet in den statistischen Tabellen keine Stelle und keinen Werth. — Wohl aber erkannte man es gleich damals bei Eingehen dieser Verhältnisse, daß Preußens Stellung in Deutschland dadurch wesentlich verändert ward. Getrennt durch Stücke Norddeutschlands, und nachdem seit dem siebenzehnten Jahrhundert der große Kurfürst und die Könige Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und II. den Rhein zu schützen ihre Heere geführt hatten, nun durch großen Besitz an dem Nordwesten befestigt, mußte Preußen selbständig den Schutz Norddeutschlands gegen Westen wie gegen Osten übernehmen. Es kam dadurch in die Lage, von nun an nothwendig mit Deutschland ganz verwachsen zu müssen: es konnte nicht mehr daran denken, sein Geschick von dem des gemeinsamen Vaterlandes zu trennen, dessen gleichmäßige Belebung und Kräftigung die Bedingung seiner eigenen Größe war. In dieser Hinsicht unterschied sich die preußische Politik gründlich von der Oesterreichs, welches, in seiner neuen Abrundung sich selbst genug, das übrige Deutschland als Ausland betrachtete, und es bald für die höchste Weisheit hielt, sich gegen dessen Leben nach Möglichkeit abzuschließen, indessen seine niederen Stände dem Genuß, die höheren Stände der Abhängigkeit von französischer Literatur, Sitte und Denkungsart mehr und mehr verfielen. Mag in dieser Stellung an beiden Grenzen Deutschlands, wohin es wider Willen durch die kurzsichtigen Ränke der Gegner gedrängt worden ist, Preußen seine Schwäche oder seine Stärke finden, es muß sie erfüllen; es kann sich nicht aufgeben, ohne Deutschland aufzugeben, dessen Leben und Größe seitdem an Preußens Leben und Größe unauflöslich geknüpft sind. Der Gedanke, Preußen zu zertrümmern, um aus seinen Theilen mit dem übrigen Deutschland gemischt ein neues, kräftiges Deutschland aufzurichten, dieser Plan, den der Wahnsinn des Jahres 1848 auswarf, gleicht dem Wahnsinn der Töchter des Pelias, welche die Glieder ihres Vaters zerstückelten, um sie aus dem Zauberkessel zu einem verjüngten Leben wieder hervorgehen zu sehen."

§. 945. Die erste Zeit der Restauration. Die provisorische Regierung hatte in der Eile eine Verfassung entworfen, worin den Bourbonen die Königsmacht, den Senatoren Erblichkeit und Unabsetzbarkeit von ihren Würden, dem Heer Erhaltung aller Grade und Ruhegehalte und dem Volke Unantastbarkeit der Schuld und der verkauften Nationalgüter, Sicherheit der Personen, Glaubens- und Preßfreiheit zugetheilt war. Als jedoch der Graf von Artois in Paris erschien und einstweilen
12. April 1814. die Statthalterschaft übernahm, gab er bald zu erkennen, daß der Grundsatz der Revolution, wonach die königliche Würde von der Nation vertragsweise verliehen, nicht durch Gottes Gnade dem Erkorenen beschieden wor-

den, in den Augen der Bourbonen keine Geltung habe. Darum verwarf Ludwig XVIII. gleich nach seiner Ankunft die Verfassung der provisorischen Regierung, welcher der Senat seine Zustimmung gegeben; aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Regierung ohne Beiziehung des Volks dem Geiste der Zeit widerstrebe, und von Kaiser Alexander, Talleyrand, Pozzo di Borgo und andern wohlmeinenden Rathgebern beredet, verlieh er der französischen Nation aus eigenem Antrieb ein Staatsgrundgesetz (Charte), das, wäre es „eine Wahrheit" gewesen, die Billigung der Nation erlangt hätte, wenn es auch in vielen wesentlichen Punkten und in den Prinzipien von der „Senatsverfassung" abwich. 4. Juni 1814.

Nach diesem Staatsgrundgesetz, das der „König von Gottes Gnaden" „gewährt, zugestanden und bewilligt" hatte und das nur die Kammern beschwören sollten, ist der constitutionelle König mit der Fülle der ausübenden Macht bekleidet und die Quelle der Gesetzgebung; diese Gesetzgebung üben gemeinschaftlich mit ihm, aber nur nach den Vorlagen der Regierung, zwei Kammern, eine vom König ernannte Kammer erblicher, mit dem Majoratsrechte versehener Pairs, aus deren Reihe man jedoch Alle strich, die als Bonapartisten oder Republikaner bekannt waren, und eine durch Wahl gebildete Deputirtenkammer; dieser steht das Recht der Steuerbewilligung und die Einsicht in die Verwendung der Staatsgelder zu. Der Census eines Deputirten betrug 1000 Fr. directer Steuer, der eines Wahlherrn 300 Fr.; die übrigen Hauptpunkte waren: Verantwortlichkeit der Minister; Unabhängigkeit der Gerichte mit Geschwornen; Religions- und Preßfreiheit; Anerkennung des Verkaufs der Nationalgüter, der Staatsschuld und des alten und neuen Adels; gleiche Berechtigung aller Bürger zu den Staats- und Kriegsämtern u. dgl. Auch sollte Niemand seiner bisherigen Meinungen und Abstimmungen wegen verfolgt und beunruhigt werden. Aber alle freisinnigen Bestimmungen waren durch widersprechende oder zweideutige Zusätze schwankend gemacht und endlich die ganze Charte durch den Artikel, dem König solle gestattet sein, „die Verordnungen zu erlassen, die zur Ausführung der Gesetze und für die Sicherheit des Staates nöthig seien," in ihrer Kraft und Wirksamkeit gelähmt oder vernichtet.

Nur zu bald zeigte es sich, „daß die Bourbons nichts gelernt und nichts vergessen hatten". Die Erinnerungen der Revolution und der Kaiserzeit wurden so viel als möglich vertilgt; die dreifarbige Nationalcocarde wurde durch die weiße ersetzt; die alten Aristokraten behandelten die neuen Emporkömmlinge mit Hohn und Uebermuth und verdrängten sie aus der Nähe des Hofes, wo der hoffärtige und tückische Graf von Artois und die finstere, mit Haß und Groll gegen die Revolutionsmänner erfüllte und jeder versöhnlichen Regung unzugängliche Herzogin von Angouleme (Tochter Ludwigs XVI.) den Ton angaben. Die verabschiedeten Garden mußten gutbezahlten Schweizern weichen; die Offiziere der großen Armee wurden mit halbem Solde entlassen und durch kränkende Reden verletzt; die Ehrenlegion durch Verleihung zahlloser Kreuze an Unwürdige gemein und verächtlich gemacht; dem verbannten Kaiser selbst und seiner Familie der Vertrag von Fontainebleau nicht gehalten. Der Hof lebte im Ueberfluß, indeß das Volk von der Last der unverminderten Abgaben und von den Folgen der Kriegsleiden schwer gedrückt ward; der Klerus und die Emigranten, die im Schlosse besonders Gnade fanden, dachten an die Wiedererlangung ihrer verlornen Güter, Zehnten und Feudalrechte, obschon die Güter durch Kauf meist schon in andere Hand gekommen waren; man sprach davon, alles seit fünfundzwanzig Jahren Geschehene für nichtig zu erklären. Dabei war Ludwig XVIII. ein körperlich unbeholfener Mann, ohne Würde und Ansehen, wenn auch nicht ohne Verstand und Herzensgüte, ohne Ernst und Tiefe, anmaßend und eigensinnig und voll Vorurtheile gegen die neuen Zeitideen, und sein Günstling Blacas, von dem alle Staatsgeschäfte geleitet wurden, ein beschränkter Kopf. „Die Zeit, die Ordnungen, die Ideen, die der einen Seite als der Gipfel aller vaterländischen Größe galten, wollte die andere Seite als Verirrung, Schmach und Verbrechen brandmarken oder womöglich in Aller Erinnerung austilgen. Die Geistlichkeit wollte zum großen Theil nach der mittelalterlichen Dunkelheit zurück, der Adel zu seinen feudalen Ordnungen, der Hof zu seiner früheren Allgewalt." Eine große Verstimmung bemächtigte sich der Nation; der Wunsch einer Aenderung wurde aufs Neue rege, besonders als gegen 100,000 Soldaten theils

aus der Kriegsgefangenschaft, theils aus den fremden Festungen in die Heimath zurückkehrten und ihre bonapartistische Gesinnung im ganzen Land verbreiteten.

3. Die Herrschaft der hundert Tage.

§. 946. Napoleons Wiederkunft. Als Napoleon die Fehlgriffe der Bourbons erkannte, als er vernahm, daß man den Emigranten ihre Güter zurückgeben wollte, „weil sie auf der geraden Bahn gewandelt," als er von Fouché, Davoust, Carnot, Maret, der Herzogin von St. Leu und andern seiner Anhänger, die mit ihm in ununterbrochenem Verkehr standen, über die Stimmung des Volks unterrichtet wurde, da versuchte er abermals sein Glück. Mit neunhundert Mann 1. März 1815. seiner Getreuen landete er an Frankreichs Südküste (bei Cannes); durch mehrere klug berechnete und rasch verbreitete Proclamationen, in denen er dem Volke den Fortbesitz seines Eigenthums und aller durch die Revolution erworbenen Vortheile, dem Soldaten Kriegsruhm und die Tricolore und dem gebildeten Bürgerstande eine den Forderungen der Zeit angemessene Verfassung und Regierungsweise verhieß, gewann er sich schnell Aller Herzen. Pomphaft verkündete er, „daß sein Adler von Thurm zu Thurm bis Notre Dame fliegen werde," und diese vermessene Weissagung erfüllte er in einem Triumphzuge, „in welchem sich ihm das Heer und das Landvolk wie in einem Rausche der Erlösung an die Fersen hing." Ueberall prangte wieder die dreifarbige Cocarde; die zu seiner Bekämpfung ausgeschickten Truppen gingen schaarenweise zu ihm über; die Bürger 7. März 1815. von Grenoble schlugen die Thore ein, als er in ihre Nähe kam, und der Obrist Labedoyère führte ihm die Besatzung zu. „Seine That versöhnte mit ihrem Zauber damals selbst viele Feinde, riß die Rohesten hin und erfüllte Einzelne und Massen mit jenem Taumel der Begeisterung, der die Menschen jedesmal erfaßt, wenn sie durch ein glänzendes Ereigniß aus der Hinzehrung über beschämenden Zuständen aufgerüttelt werden." Umsonst eilte Artois nach Lyon und suchte durch Vertraulichkeit die Soldaten zu gewinnen. Der Ruf: „Es lebe 3. März der Kaiser!" schallte ihm entgegen, und als auch Ney, der sich vermessen hatte, den Usurpator gefesselt nach Paris zu bringen, zu dem frühern Waffengenossen überging, als sich Soult, Massena u. A. für ihn erklärten und unter allen Ständen eine Begeisterung laut wurde, wie in den schönsten Tagen der vergangenen Siegeszeit, da erkannten die Bourbons, daß ihr Thron auf der Asche eines Vulkans stehe, und verließen rathlos und bestürzt zum zweitenmal den heimathlichen Boden. — Ludwig XVIII. nahm mit wenigen Getreuen seine Residenz in Gent, indeß Napoleon am 20. März in die Tuilerien einzog und ein größtentheils aus Männern der Revolutionszeit wie Carnot, Maret (Bassano), Fouché, Davoust, Caulaincourt, Cambacérès u. A. bestehendes Ministerium bestellte.

Berthier, den Ludwig zum Pair erhoben und in seiner Würde als Marschall bestätigt hatte, begab sich zu seinem Schwiegervater nach Bamberg. Aber die aufregenden Eindrücke der erschütternden Wechselfälle wirkten auf seinen schwankenden Charakter so mächtig ein, daß er in Geisteszerrüttung verfiel und sich durch einen Sturz vom Balkon 1. Juni. des Bamberger Schlosses selbst den Tod gab.

So begann die **Herrschaft der hundert Tage** unter den glücklichsten Auspicien für Napoleon, und eine neue Revolution in anderer Gestalt schien

Europa zu bedrohen. Schon bildeten sich wieder die Clubs und boten dem Kaiser ihre starken Arme. Schon schallten die Gesänge der Revolutionszeit wieder, die Arbeiter in Paris verlangten Waffen, patriotische Verbindungen traten ins Leben. Aber Napoleon hatte seine Abneigung gegen Volksbewegungen noch nicht abgelegt; auch er hatte nichts gelernt und nichts vergessen. Er war düster und zerstreut in dieser ganzen Zeit und hatte das Selbstvertrauen und das Gefühl des Gelingens verloren. Er haßte und fürchtete die Freiheit der Straße. Mochte er es auch anfangs über sich gewinnen, durch Gewährung der Preßfreiheit, durch Begründung eines selbständigen Gemeindelebens, durch Einführung einer constitutionellen Staatsform u. A. m. dem Zeitgeiste einige Huldigung zu bringen, so erkannte man doch leicht, daß es ihm nicht Ernst damit sei, daß er nicht aufrichtig auf das parlamentarische Staatswesen, auf die Selbstregierung des Volkes eingehe. Der Kaiserthron mit seinem Glanz und seinem Reichsadel sollte wieder erstehen. Dem widerstrebten aber die gebildeten Mittelklassen des Volks, die für die Unterdrückung der demokratischen und constitutionellen Regungen weder in der am 22. April veröffentlichten Zusatzacte zu der Reichsverfassung, noch in dem Schaufeste des Maifeldes, wo diese beschworen wurde, einen genügenden Ersatz 1. Juni 1815. fanden. So blieb dem Kaiser zu seinem unbedingten Anhang nichts als das Heer und ein Theil des niedern Volkes.

§. 947. Mürats Ausgang. Napoleons Triumphzug und die Flucht der Bourbonen drohten auf dem Fürstencongreß zu Wien den Grundsatz der Legitimität zu erschüttern. Sollte Europa abermals seine Kräfte aufbieten, um einer von der Nation verworfenen Königsfamilie einen Thron zu erkämpfen, den sie nicht zu wahren vermochte? Oesterreich und Rußland schienen nicht abgeneigt, mit Napoleon, der sich an die Bestimmungen des Pariser Friedens zu halten und die Ruhe Europa's nicht ferner zu gefährden versprach, aufs Neue zu verhandeln, und entweder ihn selbst oder seinen Sohn im Besitz des errungenen Throns zu lassen — da brachte Mürats Unbesonnenheit, die den kaum geschaffenen Bau des europäischen Staatensystems von Neuem umzustürzen drohte, und Talleyrands diplomatische Thätigkeit der Legitimitätslehre abermals den Sieg. Der Usurpator wurde für einen „Feind und Störer des Weltfriedens" erklärt, welcher der „öffentlichen Rache" verfallen sei und ihm der Schutz der Gesetze entzogen, und ein neuer Kriegssturm wälzte sich gegen ihn und sein Geschlecht. — Mürat hatte noch vor Napoleons Abdankung sich von seinem Schwager, mit dem er nach dem russischen Feldzug in Zwist gerathen war, getrennt, und mit Oesterreich einen Vertrag geschlossen, vermöge dessen er Neapel als Königreich behalten, dafür aber den Vicekönig von Italien bekriegen sollte. Aber Mürat fühlte bald das Unnatürliche dieses Verfahrens; er führte den Krieg lau nnd kam mit sich selbst in Zwiespalt; der Friede seines Innern war dahin und der Argwohn seiner Feinde wach. Seinem geraden militärischen Sinn widerstrebte ein solcher Verrath der gemeinschaftlichen Sache. Napoleons Landung und Siegeszug war für ihn das Signal zu einer neuen Schilderhebung. Umsonst warnte ihn der Kaiser vor übereilten Schritten; wie einst die Königin Karoline konnte auch er nicht abwarten, wie sich die Dinge gestalten würden. Er erklärte an Oesterreich den Krieg und rief die Völker Italiens zu den Waffen, um die Einheit und Unabhängigkeit des schönen Apenninenlandes zu begründen. Die Schlacht von Tolentino entschied wider ihn; sein 2. Mai 1815. Heer löste sich auf und während er als Flüchtling nach dem südlichen Frankreich eilte, zogen die Oesterreicher in seine Hauptstadt ein und gaben den erledigten Thron dem früheren Besitzer Ferdinand zurück. Mürats Gemahlin und Kinder fanden Schutz bei dem Kaiser von Oesterreich. Nach der Schlacht von Waterloo irrte Mürat eine Zeit lang an der französischen Südküste umher, nur mühsam sich vor den Nachstellungen der Bourbonen verbergend. Endlich entkam er nach Corsika und unternahm von da aus mit

einigen Anhängern eine Landung in Calabrien, um das Volk zum Aufstand gegen Ferdinand zu bewegen. Aber er wurde mit seinen wenigen Begleitern leicht überwältigt und büßte sein Unternehmen mit dem Tode. Am 13. October 1815 wurde Joachim Mürat, der durch Kriegsmuth und Glück von dem Sohne eines Gastwirths zum König des schönsten Landes emporgestiegen, zu Pizzo erschossen. Er starb als tapferer Soldat mit Muth und Standhaftigkeit.

§. 948. **Waterloo.** Noch früher entschied sich Napoleons Schicksal. Ueber eine halbe Million Krieger setzten die europäischen Mächte wider den geächteten Usurpator in Bewegung. Noch ehe diese alle ausgezogen waren, rückte
7. Juni 1815. Napoleon, nach Eröffnung der Kammern in Paris, mit den Soldaten, die ihm von allen Seiten zuströmten, in die Niederlande vor, um den dort versammelten Heeren **Blüchers** und **Wellingtons** die Spitze zu bieten. Der An-
16. Juni. fang des Feldzugs war den Franzosen günstig. Bei Ligny wurden die Preußen nach dem tapfersten Widerstand zurückgedrängt, während Ney bei Quatrebras dem aus Engländern, Holländern, Hannoveranern u. A. zusammengesetzten Heere Wellingtons mit Erfolg widerstand. Dort kam Blücher durch den Sturz seines verwundeten Pferdes in die größte Gefahr, aus der ihn nur der standhafte Muth seines Adjutanten Nostitz rettete, hier fand der ritterliche Herzog Wilhelm von Braunschweig (§. 931) den Tod. Von einem glänzenden Ballfeste aus Brüssel herbeieilend, fiel er durch eine feindliche Kugel und hauchte in einer ärmlichen Hütte seine Heldenseele aus. Auch am entscheidenden Tage schwankte lange der Sieg. Erst als die Preußen, allen Beschwerden und Gefahren kühn die Stirne bietend, im rechten Moment dem bedrängten Heere Wellingtons, das mit heroischer Ausdauer die heftigen Angriffe der Feinde ausgehalten, zu Hülfe kamen, indeß der von Napoleon zur Verfolgung Blüchers abgeschickte Marschall Grouchy sich vom Kampfplatz fern hielt, wurden die Franzosen, trotz der
18. Juni 1815. heldenmüthigen Tapferkeit der alten Krieger, in der **Schlacht von Belle-Alliance** oder **Waterloo** gänzlich besiegt. Furchtbar war der Kampf auf der Höhe von **Mont St. Jean,** wonach die Franzosen die Schlacht benennen, und die Worte, die man später dem General Cambronne in den Mund gelegt hat: „Die Garde stirbt, aber ergiebt sich nicht!" blieben bei der Nation in ehrendem Andenken, als der letzte Nachhall eines größern Geschlechtes und einer andern Zeit, indeß die Schmach, die Bourmont durch seinen Verrath und Grouchy durch seine zweideutige Haltung auf sich luden, durch keine Schutzreden getilgt werden konnte. — Bleich und verwirrt ließ sich Napoleon, von dem mit dem Glück auch die alte Spannkraft und die Gabe der raschen Erfindung gewichen zu sein schien, von Soult aus der Schlacht führen und eilte, von den Feinden überrascht, ohne Hut und Degen sich auf ein Pferd werfend, nach Paris. Bald wurde die Flucht allgemein; alles Geschütz fiel in die Hände des Feindes; nur der vierte Theil der braven Armee vermochte sich zu retten. Dem einträchtigen Zusammenwirken des englischen und preußischen Oberfeldherrn und dem Vertrauen der tapfern Heere auf die Führer und auf die eigenen Kräfte war der glorreiche Sieg zu verdanken. „Drei heftige Angriffe der Franzosen hielt die Armee und Wellington aus. Das Erscheinen der Preußen entschied. Der siebenzigjährige Greis, der am 16. von feindlichen Reitern umringt unter dem Pferde gelegen hatte, verfolgte am 18. den Feind bis tief in die Nacht. Bei Waterloo hat Wellington

das Meiste gethan, Blücher das Meiste gewagt; das größte Lob gebührt diesem, weil er zum Wohle des Ganzen das eigene aufs Spiel setzte."

§. 949. Napoleons Ausgang. In Paris trieb jetzt Fouché ein frevelhaftes Spiel von Trug und Intrigue. Er wirkte im Interesse der Bourbons, mit denen er schon lange, so wie mit Wellington und Metternich, geheime Verbindungen angeknüpft hatte, ließ aber die Kammern, in denen Männer wie Carnot, Lanjuinais, Lafayette, Barère u. A. saßen, nichts davon merken. „Er ging mit Allen, um es mit Keinem zu verderben, bereit gegen Jeden zu gehen, um Jeden zu verderben, gegen den das Glück sich wenden würde." Die Repräsentanten des Volks waren dem kaiserlichen Despotismus Napoleons eben so abhold wie den Bourbonen. Ihr Streben war bürgerliche Freiheit mit Volkssouveränetät, sei es in monarchischer oder republikanischer Form. Das Bürgerthum, das in dieser Kammer zum erstenmal wieder seinen Ausdruck fand, stieß Napoleon von sich als das Hinderniß des Friedens, nach dem sich die Nation vor Allem sehnte. Die an Lafayette sich anlehnende constitutionelle Partei hoffte nach Entfernung des Kaisers an das Regiment zu kommen.

Die Kammern stellten an den zurückgekehrten Kaiser die Forderung, daß er dem Throne entsage. Nach einigem Widerstreben fügte sich der gebeugte Herrscher diesem Ansinnen; er legte die Regierung nieder zu Gunsten seines Sohnes Napoleon II. und flüchtetete sich dann, als der siegreiche Feind zum zweitenmal vor den Mauern von Paris erschien, nach Rochefort, um sich nach Amerika zu begeben. Da die Engländer den Hafen besetzt hielten, suchte er im Vertrauen 22. Juni 1815.
auf die Großmuth des britischen Volks auf einem ihrer Schiffe (Bellerophon) Schutz. Aber die Staatsmänner, die damals das Ruder führten, hatten für die gefallene Größe kein Mitleid. Ohne Rücksicht auf die Ehre der Nation und die Stimme der Völker folgten sie nur den Eingebungen einer kalten Klugheit und bürdeten dem stolzen Inselreiche die schmachvolle Rolle eines Kerkermeisters auf. An Englands Küste angelangt, erhielt Napoleon die Schreckensnachricht, daß er als Staatsgefangener sein Leben auf der Insel **St. Helena** zu beschließen habe.

Vergebens waren seine Protestationen; am 18. October landete er an dem Ort seiner Verbannung mitten im großen stillen Weltmeer. Hier lebte er, ein gefesselter Prometheus, getrennt von den Seinen, in ungesundem Klima und unter der harten Wache des unfreundlichen, pedantischen Statthalters Hudson Lowe, eines Mannes von kleinlichem Geiste und ohne Sinn für die vom Schicksal niedergeworfene Herrschergröße. Wenige Freunde, darunter Bertrand mit seiner Familie, Montholon, Las Cases, theilten seine Verbannung. Gram über seinen Sturz, Mangel an gewohnter Thätigkeit und Aerger über die unwürdige Behandlung brachen seinen gesunden Körper und beugten seinen starken, stolzen Geist vor der Zeit. Nach sechs peinvollen Jahren fand er im Grabe die Ruhe, die ihm im Leben fremd geblieben. Er starb am 5. Mai 1821. Das Schicksal hatte sich grausamer gewendet, als Napoleons düsterste Ahnungen ihm vorgespiegelt. „Verlasse meinen Sohn nicht," hatte er einst an seinen Bruder Joseph geschrieben, „und denke daran, daß ich ihn lieber in der Seine wüßte, als in den Händen meiner Feinde; das Loos des Astyanax ist mir immer als das unglückseligste in der Geschichte erschienen." Und diesem Sohn, dem er einst die Krone der Welt in die Wiege gelegt, „war ein mildERES, aber kein besseres Geschick bestimmt, als dem unglücklichen Königskinde von Troja. Und die Prinzessin, die er zu sich emporgehoben, hatte kein Gefühl davon, was es heißt, Hektors Gattin zu sein."

4. Die Restauration.

§. 950. Nach Napoleons Abdankung wurde eine provisorische Regierung unter Fouché's Leitung eingerichtet. Diese schloß mit Wellington und

Blücher eine Uebereinkunft, daß Niemand seiner Handlungen und Meinungen wegen bestraft oder verfolgt werde, und übergab dann die Hauptstadt. Hatten die Kammern bisher die Meinung gehabt, nach der Entfernung Napoleons würde ihnen die Wahl der neuen Regierung überlassen werden, so erwies sich dieser Glaube bald als eine große Selbsttäuschung, als ein Ergebniß der französischen Eitelkeit. Nach einer Unterredung mit Ludwig XVIII. in St. Denis löste Fouché, den Talleyrand dem König vorgestellt hatte, die provisorische Regierung auf und ließ in der Nacht das Sitzungshaus der Kammern, die sich für permanent erklärt hatten, schließen. Wenige Tage nach der Uebergabe von Paris zogen die Bourbonen unter fremden Bajonetten abermals in die Tuilerien ein. Das Volk war still und theilnahmlos. Die Armeen wurden entlassen, die Kammern aufgelöst und durch eine Reihe Proscriptionen ein Anzahl Männer, die bisher die Geschicke Frankreichs und seiner Heere gelenkt, theils in die Verbannung gestoßen, theils ihrer Aemter beraubt, theils zum Tode verurtheilt. Und Fouché war es, der die Proscriptionsliste aufstellte!

Unter den letzteren waren Ney und Labedoyère. Die Verurtheilung des ruhmgekrönten Marschalls von der Moskwa war ein Schandfleck des Gerichtshofs der Pairs, 7. Dec. 1815. und seine Erschießung, wobei er mit militärischem Geiste selbst commandirte, galt für eine Verletzung der mit Wellington abgeschlossenen Uebereinkunft. Was die Hinrichtung um so peinlicher machte, war, daß man daneben einen Mann wie Davoust frei, in Ehren und bald zur Pairswürde erhoben sah, weil er noch zeitig genug seinen frühern Herrn und Meister verrathen hatte. Auch Lavalette, der als Director der Posten für Napoleons Wiedereinsetzung gewirkt, wurde als Hochverräther zum Tode verurtheilt, aber durch seine treue Gattin Emilie Louise Beauharnais, eine Nichte der Kaiserin Josephine, aus dem Kerker, und nach einigen Wochen wunderbarer Verborgenheit durch einige englische Offiziere aus Paris gerettet. Unter den Verbannten befanden sich alle Glieder der Napoleonischen Familie; alle sogenannten Königsmörder, d. h. die Abgeordneten des Convents, die für Ludwigs XVI. Tod gestimmt; darunter war auch Fouché, der daher genöthigt wurde, das ihm von den Bourbonen anfangs gelassene Amt eines Polizeiministers niederzulegen und sich ins Ausland zu begeben; dasselbe thaten Sieyes, Carnot, Barère, Cambacerès, ferner die Feldherren und Staatsmänner, die sich während der hunderttägigen Regierung an Napoleon angeschlossen, als Soult, Maret, Thibaudeau, Arrighi, Mouton u. A. Die Meisten nahmen ihren Aufenthalt in Belgien, Fouché dagegen, der vor der Bekanntmachung des Verbannungsdecrets als Gesandter nach Dresden gegangen war, begab sich zuerst nach Prag, und beschloß dann sein ereignißvolles Leben im österreichischen Kaiserstaat. Er starb am 25. Dec. 1820 in Triest. Verkleidet hatte er Frankreich verlassen, um nicht erkannt zu werden.

Mittlerweile zogen über eine halbe Million alliirter Truppen in die verschiedenen Provinzen des französischen Reichs ein und nahmen Rache an den Bewohnern für die Kriegsleiden und Drangsale, womit diese so lange und so schwer andere Völker heimgesucht. Die verbündeten Monarchen schlugen abermals ihren Wohnsitz in Paris auf und standen den Bourbonen bei Begründung der neuen Ordnung mit Rath und That zur Seite. Endlich, als die Restauration gesichert schien und das französische Staatswesen nach Alexanders Wunsch 20. Nov. 1815. geordnet war, kam der **zweite Pariser Friede** zu Stande, in welchem **Frankreich auf die Grenzen von 1790 beschränkt** ward, alle geraubten Schätze der Kunst und Wissenschaft den frühern Eigenthümern zurückerstatten, 700 Millionen Francs Kriegsentschädigung zahlen und in 17 Grenzfestungen fünf Jahre lang ein Bundesheer von 150,000 Mann unterhalten mußte. Der Antrag Preußens,

dem sich die Niederlande und Würtemberg anschlossen, die ehemals deutschen Provinzen Lothringen und Elsaß nebst Straßburg wieder mit Deutschland zu vereinigen, ein Antrag, der mit den gewichtigsten Gründen von deutschen Staatsmännern und Feldherren (Gneisenau, Stein, Hardenberg, Humboldt, Münster u. A.) unterstützt wurde, scheiterte an dem Widerstande Rußlands und Englands, die zur Ruhe Europa's und zu einem dauernden Frieden ein starkes Frankreich für nothwendig hielten. Der Plan, den christlichen Orient vom Joche der Türken zu befreien, womit Alexander schon damals umging und zu dessen Verwirklichung er eines mächtigen Frankreichs bedurfte, und die Besorgniß, Deutschland möchte zu stark werden und seine freien Kräfte wider Rußland kehren, bestimmten den russischen Kaiser, sich der Schmälerung des französischen Gebiets zu widersetzen.

So war Frankreich, wenn es gleich im zweiten Pariser Frieden an Preußen Saarlouis und Saarbrücken, an Bayern das linke Ufer der Lauter mit Landau, an die Niederlande das Herzogthum Bouillon und an Sardinien einen Theil von Savoyen abtreten mußte, doch an Umfang größer als vor der Revolution, weil die Enclaven (Avignon, Mömpelgard u. a. O.) ihm überlassen und alle Feudalrechte in Lothringen und Elsaß aufgehoben blieben. „Für Deutschland (sagt Pertz in Steins Leben) ging aus diesen Kämpfen und Verhandlungen die theuer erkaufte Lehre hervor, daß keine der großen europäischen Mächte aufrichtig sein Heil, seine Sicherheit und Kraft wünschte; daß jede derselben unter allen Umständen bereit ist, mit deutschem Blute und deutschen Waffen ihre Kriege zu führen, daß deutsche Mächte, die großen wie die kleinen, in der Stunde der Noth gesucht und gefeiert und mit den bündigsten Versprechungen zur Hingebung ermuntert werden; daß aber, so wie deutsche Heere den Sieg errungen haben und der gemeinschaftliche Feind niedergeworfen ist, keine deutsche Macht, weder große noch kleine, auf gerechte Entschädigung und auf die nothwendigen Bedingungen der Unabhängigkeit rechnen darf, sondern erwarten muß, daß die andern Mächte sich über Deutschlands Verluste die Hände reichen. Deutschland darf seine Hoffnung so wenig auf England als auf Rußland oder Frankreich setzen, es darf auf Niemand rechnen als auf sich selbst; erst wenn kein Deutscher mehr sich zu des Fremden Schildknappen erniedrigen mag, wenn vor dem Nationalgefühl alle kleinen Leidenschaften, alle untergeordneten Rücksichten verstummen, wenn in Folge einträchtiger Gesinnung Ein starker Wille Deutschlands Geschicke lenkt, wird Deutschland wieder, wie in seinen früheren Zeiten, kräftig, stolz und gefürchtet in Europa stehen.“

[illegible]

[illegible]

Fünftes Buch.

Neueste Geschichte.

Neueste Geschichte.

A. Die Völker und Staaten Europa's von Stiftung des heiligen Bundes bis zur Julirevolution.

1. Politik. Kirche. Literatur.

§. 951. Die heilige Allianz. Durch die Revolution und Napoleons Militärherrschaft waren die höchsten Schichten der Gesellschaft, die im gewöhnlichen Lauf der Dinge von den äußern Wechselfällen des Lebens wenig betroffen werden, von harten Schicksalsschlägen heimgesucht worden. Eine tiefere Betrachtung der ganzen Revolutionsbewegung von ihrer Quelle bis zu ihrer endlichen Beruhigung deutete auf das Walten einer höhern Macht hin, die jedes frevelhafte Trachten, jedes vermessene Selbstvertrauen zu Falle bringt. Religiöses Gefühl kehrte in die Herzen der Menschen zurück und bewirkte in den höhern Kreisen, daß Frömmigkeit und christlicher Glaube bald ebenso die Oberhand erlangten, wie früher Zweifelsucht, Unglaube und Freigeisterei. Durchdrungen von diesem Gefühle schlossen die drei verbündeten Monarchen, Kaiser Alexander, der damals unter dem Einfluß der religiös-schwärmerischen Frau von Krüdener stand, König Friedrich Wilhelm von Preußen und Kaiser Franz von Oesterreich, vor ihrem Abgang von Paris den heiligen Bund, dem dann alle europäischen Mächte beitraten, mit Ausnahme des praktisch-klugen Englands und des hinter seine rechtgläubige Ausschließlichkeit sich bergenden Papstes. Frankreich wurde nach dem Congreß von Aachen, wo es die Räumung seiner Festungen von den fremden Truppen erlangte, in den Bund aufgenommen. In diesem, ohne Rücksicht auf Confessionsunterschiede geschlossenen heiligen Bunde gelobten die drei Herrscher, „gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hülfe zu leisten, ihre Unterthanen als Familienväter zu beherrschen, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachten sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Religion, von der Vorsehung beauftragt, die Zweige Einer Familie zu regieren. Sie fordern alle Mächte auf, die gleiche Grundsätze anerkennen, diesem heiligen Bunde beizutreten". — Durch diese Allianz, wonach somit die europäische Staatenwelt nur eine große Familie, die christliche Bruderliebe für Fürsten und Unterthanen das höchste Gesetz, und die Handlungen der Politik mit den Vorschriften des Religions- und Sittengesetzes ausgeglichen sein sollten, suchte man dem Staatsleben eine christlich-religiöse Grundlage zu geben, that aber dem Christenthum Gewalt an, indem man dasselbe zum Träger der monarchischen Form in möglichster Unbeschränktheit machte, nicht beachtend, daß die Religion des Evangeliums mit allen Staatsformen bestehen kann, und suchte weniger die christliche Moral, als die religiöse Gläubigkeit und äußere Frömmigkeit zu fördern. Mochten auch bei dem weichen, für das Hohe und Gute nicht unempfänglichen und freisinnigen Ideen ergebenen Kaiser Alexander und bei dem gemüthvollen, frommen König Friedrich Wilhelm religiöse Motive und edle Vorsätze zum Grunde gelegen haben, so gab dagegen der Beitritt des prosaischen,

26. Sept. 1815.

Oktober 1818.

phantasielosen Kaisers *Franz*, und der Einfluß seines diplomatisch-klugen Rathgebers *Metternich*, welche schon während des Kampfes gegen Napoleon mit Sorgen auf den neuen Aufschwung und die Volkserhebung geblickt und das freisinnige Verfahren ihrer fürstlichen Bundesgenossen mißbilligt hatten, dem mystisch-patriarchalisch gefärbten Bunde bald jene reactionäre, allem freisinnigen Staatsleben abgewandte Richtung, durch welche er als ein schlauersonnenes Werk der Heuchelei erschienen und zum Fluche der Völker geworden ist. Ueber ein Jahrzehnt stand Europa unter dem Einfluß der heiligen Allianz; Unterdrückung aller Revolutionsideen durch Bekämpfung des Grundsatzes der Volkssouveränetät und des Strebens nach demokratischen Verfassungsformen, Erhaltung des bestehenden Zustandes oder Rückführung des alten, Hebung des monarchischen Princips und der Regierungsgewalt durch Festigung der patriarchalischen Verhältnisse zwischen dem Landesherrn und den Unterthanen, dies und Anderes war der vornehmste Zweck des
Congreß Bundes, der somit zu einem Bollwerk gegen jede Bedrohung der Legitimität umgewandelt
v. Aachen 1818. ward. Und damit die Erinnerung daran stets lebendig bleibe, wurden von Zeit zu Zeit
Troppau *Fürstencongresse* (zu *Aachen*, *Troppau*, *Laybach*, *Verona*) angeordnet,
Oct. 1820 Laybach zur Berathung der Mittel, wie das unter Metternichs Einwirkung aufgestellte Ziel in
1821. Verona allen Ländern erreicht werden könne. Der *Tod des Kaisers Alexander* raubte dem
1822. heiligen Bunde die wichtigste Stütze und bereitete die gänzliche Zertrümmerung des
1. Dec. 1825. Baues durch die folgenreiche *Julirevolution* vor, die in Frankreich ein „Bürgerkönigthum" mit dem Grundsatz der Volkssouveränetät ins Dasein rief und die Schöpfung des Wiener Congresses durch die Losreißung Belgiens vom Königreich der Niederlande und durch die Erhebung Polens gegen Rußlands Oberherrschaft erschütterte.

§. 952. *Kirchliches.* Die römische Curie ließ sich nicht von der Idee *christlicher Toleranz* hinreißen, nicht zur Anerkennung des neuen Völkerrechts bewegen, wonach alle christlichen Glaubensgenossenschaften als gleichberechtigte Glieder der Völkerfamilie gelten sollten. Während die drei Monarchen ohne Rücksicht auf Confessionsverschiedenheit sich die Hand zum Bruderbunde reichten, erklärte der Papst die protestantischen Bibelgesell-
7. Aug. 1814. schaften für eine Pest und rief durch eine Bulle den *Jesuitenorden* ins Leben zurück. Offen oder versteckt zogen die Väter Jesu bald wieder in die meisten katholischen Länder Europa's ein (Italien, Schweiz, Belgien, Irland, Oesterreich, Frankreich u. a.), bemächtigten sich des Jugendunterrichts und streuten aufs Neue den Samen religiöser Zwietracht. Als Gegenmacht gegen den aufstrebenden demokratischen Geist des nach Aufklärung trachtenden Volkes erlangten die Jesuiten und alle Förderer und Träger der hierarchischen, auf Hemmung des vorwärts eilenden Zeitgeistes gerichteten Bestrebungen Gunst und Unterstützung bei den höhern Ständen, bei Fürsten, Adeligen und Regierungen. Die freien Regungen und die Forderungen zeitgemäßer Reformen, die sich in beiden Kirchen immer stärker kund gaben, fanden dagegen wenig Beachtung und Erhörung bei den Regierenden. — Der römische Hof, unzufrieden, daß der Wiener Congreß nicht allenthalben den alten Zustand zurückgeführt, beharrte in ohnmächtiger Protestation gegen dessen Beschlüsse und suchte sich den Charakter der Unwandelbarkeit zu wahren durch Wiedereinführung veralteter Formen und abgestorbener Institute, die aber, da sie in dem veränderten Zeitgeiste keine Wurzeln hatten, ohne große Einwirkung auf die öffentliche Meinung und Volksgesinnung blieben. Dazu gehörte auch die Wiederherstellung des *Johanniter-Ordens*, ein Act, der sogar später in dem protestantischen Preußen Nachahmung fand, aber der zur Leiche gewordenen Verbrüderung kein Leben mehr einzuflößen vermochte. Die kirchlichen Verhältnisse wurden in den meisten Staaten durch *Concordate* neu regulirt, da das Bestreben des freisinnigen, vaterländischen Bischofs von *Wessenberg*, den Abschluß eines allgemein *deutschen* Concordats mit dem Papste herbeizuführen, ohne Erfolg geblieben war. — Die protestantische Kirche Deutschlands erhielt eine neue Gestalt, als der fromme, auf eine Wiedergeburt der Kirche bedachte
1817. König von Preußen zum *Jubelfeste der Reformation* einen Aufruf zur freien Einigung der so lange getrennten lutherischen und reformirten Confession in eine *unirte* Kirche erließ. Freudig ergriffen die Anhänger beider Bekenntnisse diese dem Geiste der Zeit entsprechende Idee und vereinigten sich in den meisten Staaten zu einer protestantisch-

evangelischen Kirche, „welche die beiderseitigen Symbole in gebührender Achtung erhält, jedoch als Glaubensgrund und Lehrnorm allein die H. Schrift anerkennt."

§. 953. Verfassungen und Parteien. Zu spät hatte Napoleon eingesehen, daß der Geist der Zeit eine Betheiligung der Völker an der Lenkung der Staaten und eine auf unwandelbaren Grundgesetzen beruhende Verfassung fordere. Die Wahrheit seiner bei der Landung in Cannes gegebenen Versicherung, künftig diesem Verlangen fördernd entgegen zu kommen, konnte nicht erprobt werden. Aber die Völker hatten während des Kampfes wider Napoleons Militärdespotie ihre Mündigkeit in solchem Grade beurkundet, daß ein längeres Widerstreben gegen diese Forderung als eine Ungerechtigkeit erscheinen mußte, die den mühsam begründeten Frieden im Innern wieder erschüttern konnte. Darum wurde von den verbündeten Mächten der Grundsatz anerkannt, daß die auf Englands Boden erwachsene und auf einer weisen Verbindung der Fürsten- und Volksrechte beruhende constitutionelle Monarchie oder „gemischte Staatsordnung" die Regierungsform sei, die dem Zeitgeiste und den Volkswünschen am meisten entspreche; denn sie wahre die Würde des Königthums, sichere dem Volke die ihm gebührenden Rechte, Steuerbewilligung, Mitaufsicht über die Verwendung der Staatseinkünfte und Theilnahme an der Gesetzgebung, und gebe durch die Freiheit der Presse der Nation und Regierung Gelegenheit zur Entwickelung und Ausbildung des Staatslebens und zur Abstellung von Mißbräuchen, Ungerechtigkeiten und unzeitgemäßen Einrichtungen. Darum wurde das Repräsentativ-System, wonach die Regierungsgewalt an die Zustimmung der Landstände (Volks-Repräsentanten) gebunden ist, die vorherrschende Verfassungsform in Europa und fand selbst da vorübergehend Eingang, wo Herkommen, Nationalcharakter oder mangelhafte Volksbildung einer erfolgreichen Wirksamkeit störend entgegenstanden, wie in der pyrenäischen Halbinsel und in Italien. Auch den deutschen Staaten war in dem 13. Art. der Bundesacte eine landständische Verfassung in Aussicht gestellt, und in Polen trat durch Alexander eine freisinnige Constitution ins Leben. Frankreich und die Niederlande erhielten ein neues Repräsentativ-System, indeß Ungarn und Schweden ihre alte Ständeverfassung beibehielten. — Nur Oesterreich verschloß sorgfältig seine Länder dem neuen Verfassungswesen und gestattete dem Volke keine Einsicht in die Lenkung des Staatsorganismus (denn die in einzelnen Gebietstheilen der Monarchie bestehenden oder neu eingerichteten Landstände mit vorwiegender Vertretung des grundbesitzenden Adels hatten nur das Recht, die Steuerforderung der Regierung zu bewilligen und zu vertheilen), und in Rußland, wo die Mehrzahl des Volkes aus leibeigenen Bauern bestand, fehlten alle Grundbedingungen zu einer constitutionellen Regierungsform. — Kaum war nun das Geräusch der Waffen und der Kriegslärm zum Schweigen gebracht, so richteten die Völker ihre forschenden Blicke auf das innere Staatswesen und überlegten, was ihnen am meisten fromme. Da bildeten sich zwei mächtige Parteien, wovon die eine (bald Aristokraten, bald Conservative, bald Servile oder Reactionäre genannt) dem Volke möglichst wenige, die anderen (Demokraten, Liberale oder, wenn sie das Aeußerste anstrebten, Radicale benamt), demselben möglichst viele Rechte eingeräumt wünschten, und während jene die Einführung constitutioneller Formen nach Kräften zu hindern, oder, wo sie eingeführt waren, sie auf jede Weise der demokratischen Elemente zu entkleiden suchten, war das ganze Streben der letzteren auf Begründung und Fortentwickelung des constitutionellen Lebens, auf Verbreitung größerer Einsicht in das Staatswesen und auf Mehrung der bürgerlichen Rechte des Volkes gerichtet. Aus den Kreisen jener wurden im Allgemeinen die Regierungen gebildet, daher die Liberalen als Opposition galten. Diese beiden Heerlager spalteten sich wieder in mehrere Fractionen von verschiedener Färbung, so daß das Parteiwesen die Seele des neuen politischen Lebens ward. Seit 1830 suchten die Leute der sogenannten rechten Mitte vergebens die entgegengesetzten Bestrebungen zu versöhnen, sie vermehrten nur die Zahl der großen Parteien durch eine dritte, die, von den beiden andern angefeindet, allen Gemäßigten, Unentschiedenen und zum Theil Furchtsamen einen gewünschten Zufluchtsort bot.

§. 954. **Der deutsche Liberalismus.** Ging auch die große Spaltung politischer Ansichten und die Parteistellung der Männer des Stillstandes oder Rückschritts zu den Männern des Fortschritts durch ganz Europa, so wurde doch **Deutschland** vorzugsweise der Sitz der liberalen Opposition gegen das Veraltete, Herkömmliche und Bestehende in Staat und Kirche. Die Ursache davon lag theils in dem Gang der öffentlichen Dinge, theils in der deutschen Natur. Bald nach dem Frieden nahm die Politik in Deutschland eine so volksfeindliche Richtung, daß alle vaterländisch gesinnten Männer an der Verwirklichung der Verheißungen zu verzweifeln begannen und sich entweder mißvergnügt vom öffentlichen Leben zurückzogen oder sich mit Wort und Schrift, ihren einzigen Waffen, der trugvollen Staatskunst entgegensetzten. Das deutsche Volk hatte sich im Vertrauen auf die Zusicherungen der Fürsten gegen den fremden Zwingherrn erhoben, um die Fesseln einer schmachvollen Knechtschaft abzuschütteln; als aber der äußere Feind besiegt war, wurden ihm die versprochenen Freiheiten und Güter vorenthalten oder verkümmert. Kein Wunder, daß sich das frühere Zutrauen in Mißtrauen verwandelte und daß daraus eine mächtige Opposition gegen alle Regierungen und Obrigkeiten emporwuchs. Diese Opposition wurde um so nachdrücklicher, als sie auf dem **Rechtsboden** stand, als sie die öffentliche Treue und Moral gegen Falschheit und diplomatische Tücke vertheidigte, als sie sich auf die Ansichten und Bestrebungen der edelsten Patrioten, eines **Stein**, **Schön**, **Arndt** u. A., berufen konnte; und die Worte der Liberalen fanden um so mehr Anklang in der Nation, als das öffentliche Leben an schweren Gebrechen litt, und die Vorenthaltung der gebührenden Rechte eine tiefe Kluft zwischen Regierungen und Volk erzeugt hatte. Die Lenker der Staaten empfanden bald diese wachsende Opposition; statt aber durch billige Zugeständnisse dieselbe zu brechen, setzten sie ihr Gewalt, Verbote und Bestrafung entgegen und verliehen somit dem Staatsorganismus den Charakter eines „**Polizeistaats**". Durch Zwang und Heimlichkeit hoffte man die widerstrebenden Kräfte zu bändigen, erhöhte aber dadurch nur den der deutschen Natur innewohnenden Widerwillen gegen jede Art von Hemmung der persönlichen Freiheit. Die Liberalen, durch den Argwohn und die Abneigung der Regierungen von jeder Betheiligung am praktischen Staatsleben ausgeschlossen, folgten der angebornen Neigung der Deutschen zu Theorien und Systemen und setzten den bestehenden Zuständen ideale Gebilde entgegen. So erhielt der deutsche Liberalismus den Charakter des Unpraktischen, und seine Opposition hatte weniger die Abstellung bestimmter Mängel und Gebrechen als die Aufstellung anderer schwer zu verwirklichender Staatsformen und Einrichtungen zum Ziel. Man verließ den Boden der Wirklichkeit und bewegte sich in einer eingebildeten, selbstgeschaffenen Welt; statt die neuerwachte Vaterlandsliebe zu pflegen, verfiel man wieder in die alte kosmopolitische Krankheit. Ueber dem Kampfe um allgemeine politische Theorien und Grundsätze verloren die Liberalen das Volksleben und die untern Klassen häufig aus dem Auge und wurden daher später von den socialen Fragen nicht minder überrascht, als ihre Gegner im Staatsregiment.

„Nur so war es möglich, daß der deutsche Liberale, anstatt eines an und für Deutschland durchgearbeiteten Ideenvorraths, in der Regel sogleich eine fertige Weltreform in der Tasche tragen konnte, daß er von Neuem anstatt des doch hinreichend großen Vaterlandes einer ganzen Menschheit bedurfte, um etwas zu umschlingen, um seine hochaufbrodelnden Sympathien in irgend einen Busen auszuschütten, daß er im Ueberdrang des Kosmopolitismus selbst solchen Erscheinungen lauten Beifall klatschen konnte, welche unserm Nationalinteresse schnurstracks zuwiderliefen, nur vorausgesetzt, daß in ihnen das oft nur scheinbar liberale Princip den Sieg davon trug. Gewiß, es war ein großes Mißgeschick, daß eine solche Hintansetzung der nächsten Interessen des Vaterlandes unter einer zahlreichen Klasse sonst braver und ehrenhafter Leute einriß." — „Es war gewiß kein Segen, daß man in, wenn auch gerechter, oppositioneller Bitterkeit gegen die Regierungen wohlthätige und nothwendige Maßregeln derselben nicht unterstützte, um nicht aus den Reihen eines systematischen Widerstandes herauszutreten, anerkannten Mißbräuchen und Unfugen nicht steuern half, um nicht den Schein des Polizeidienstes auf sich zu laden."

§. 955. **Verbreitung der deutschen Literatur.** Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren **Weimar** und **Jena** der Mittelpunkt einer Bildung und literari-

schen Thätigkeit, wie sie noch nie auf so kleinem Raume vereinigt war. Als aber der Tod Einen um den Andern der großen Dichter abrief, und ein Jahr nach Schiller's Hintritt die Schlacht von Jena und die verhängnißvollen Kriegsereignisse den literarischen Kreisen einen erschütternden Schlag versetzten, hörte das Land auf, Sammelplatz und Brennpunkt der Cultur zu sein; Weimar blieb nicht länger die Metropole der Dichtkunst, alle Städte und Landschaften fingen an, mit eigenem Lichte zu strahlen. Mit Staunen wurde man nun gewahr, welche Riesenschritte die Bildung im ganzen Vaterlande und unter allen Klassen gemacht. Die Blicke der anderen Völker richteten sich nach Deutschland, und diejenige Nation, die bisher so oft ihre geistigen Bedürfnisse von fremdem Abfall gesättigt, diente jetzt ihren frühern Lehrmeistern, den Franzosen, Engländern, Italienern, als Muster und Vorbild. Nur die humoristisch-sentimentale Romanliteratur eines Thümmel und Jean Paul lehnte sich an englische Vorbilder an. Dagegen nahm die neuromantische Poesie und Kunst, die im Gegensatz zu dem Geist der Aufklärung und der Revolution das Mittelalter mit seiner religiösen Dichtung, Kunst und Mystik zurückzuführen bestrebt war, von Deutschland aus ihren Zug durch Europa. Zwar mißbilligte Napoleon die Neigung der Franzosen für deutsche Cultur und verbannte Frau von Stael aus seinem Reiche, weil sie gewagt, in ihrem Buche über Deutschland ein anderes Volk, als die Franzosen, zu preisen, allein der Einfluß des deutschen Geisteslebens machte sich dennoch geltend; die klassische Vornehmheit und Politur der alten Zeit erlag in Paris der mit jugendlichem Ungestüm auftretenden und von den Sympathien des Volks getragenen neuromantischen Schule. Ebenso wenig vermochte sich England den Einwirkungen deutscher Bildung zu entziehen, wie sehr auch die orthodoxen Wächter des anglikanischen Zion gegen die deutsche Freigeisterei und Denkgläubigkeit eiferten. Der begabteste ihrer Dichter, Lord Byron, vereinigte in sich den ungestümen Freiheitsdrang der Kraftgenies, die philosophische Wegsetzung über kirchliche und confessionelle Beschränktheit unserer großen Dichter und das überreizte Gefühls- und Seelenleben, so wie die Sinnlichkeit unserer Romantiker. Aber alle diese Eigenschaften steigerte er aufs Aeußerste und wurde dadurch der Schöpfer jener, auch nach Deutschland verpflanzten, unglücklichen Poesie der „Zerrissenheit" und des „Weltschmerzes", zu der sich die vornehme Welt hingezogen fühlte, weil sie darin die eigene Stimmung wiederfand. Auch nach Scandinavien, Polen und Ungarn bahnte sich die deutsche Literatur einen Weg. Der große Völkerkrieg gegen Napoleon, der, wie einst die Kreuzzüge, fast alle europäischen Staaten gegen den mächtigen Zwingherrn unter die Waffen führte, begünstigte und erleichterte den Austausch. Es entstand gleichsam eine Weltliteratur, in welcher nicht ein bestimmter Geschmack, wie einst der französische, Ton und Richtung angab und die Herrschaft führte, sondern worin Alles, was irgend eine Nation Großes und Schönes geschaffen, Geltung und Würdigung haben sollte.

§. 956. **Romanliteratur.** (Jean Paul.) Die Romanliteratur, die in der stürmischen Zeit der siebenziger Jahre neu belebt wurde, gewann bald einen so festen Boden und solche Bedeutung für die ganze neuere Bildung, daß sich ihr die hervorragendsten Talente zeitweise zuwandten und sich ihrer als Rahmen für ihre Grundsätze und Ansichten, ihre Gefühle, Betrachtungen und Erfahrungen bedienten. Von den Tendenz-Romanen aus der Zeit des Sturmes und Dranges, worin kühn vorstrebende oder mit der Außenwelt zerfallene Geister der prosaischen Wirklichkeit eine dichterische Idealwelt, ein poetisches Gefühl und Geistesleben entgegenstellten, wie Goethe's Werther, wie Klinger's Faust u. A. ist früher die Rede gewesen. Diesen „Genialen" gegenüber stand in derselben regsamen Zeit eine Reihe Schriftsteller, die dem „Weltschmerz" einen universalen „Weltscherz" entgegensetzten, die nicht auf eine Umgestaltung des ganzen Lebens ausgingen, sondern sich mit Reformen einzelner Mängel begnügten; die nicht wie jene alles Kleine und Schwache bekämpften, sondern „des Menschen größte Zwecke und Bestrebungen oft an die kleinsten Anlässe, Beweggründe und Mittel geknüpft sahen, die des Menschen Schwäche liebenswürdig, seine Kleinheit rührend fanden und daher in ihren Romanen eine humoristische, heitere, bescheidene, ja beschränkte Lebensbetrachtung an die Stelle des tragischen Ernstes der Genialen setzten." Daraus gingen die humoristischen Romane hervor, die sich an die Engländer Sterne, Smollet, Fielding und Goldsmith (§. 680) oder an Don Quixote und Gilblas

(§. 675. 761) anlehnten, und am liebsten Originalcharaktere und Sonderlinge schilderten, bei denen irgend eine Leidenschaft, Laune oder Schwäche mächtig vorwaltet. Zahlreiche Uebersetzungen der genannten und ähnlicher ausländischen Schriftsteller förderten und erleichterten diese mehr oder minder auf Nachahmung beruhende Gattung. Da aber in Deutschland das freie öffentliche Leben fehlte, das den britischen Romanschreibern zu Statten kam, so drehen sich die deutschen humoristischen Werke hauptsächlich um Leben und Meinungen, um Gelehrsamkeit und Wissenschaft und besonders um Religion und Theologie. So suchte **Hermes** aus Pommern in einer Reihe breiter Romane, unter denen Sophien's Reise von Memel nach Sachsen am bekanntesten ist, seine moralischen Grundsätze, seine Ansichten und Lehren über Ehe, Haus und weibliche Erziehung und namentlich seine Gedanken über den geistlichen Stand und dessen Hebung anzubringen. Ein Feind aller Sentimentalität, preist er die alte Zucht, Ehrbarkeit und Lebensweise, aber auch alte Spießbürgerlichkeit. Eben so benutzte Theod. Gottl. **Hippel** seine mit nicht viel mehr Geschmack und mit noch größerer Selbstliebe verfaßten Romane, besonders die Lebensläufe nach aufsteigender Linie und die Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z, um seinen eigenen innern Lebensgang, die Schicksale seiner Verwandten und Freunde, seine religiösen, politischen und wissenschaftlichen Ansichten, seine Beobachtungen und Ideen über gesellschaftliche Zustände, über Ehe und Frauenleben bald mit Ernst, bald mit Witz und Laune darzulegen. Joh. K. Aug. **Musäus** (aus Jena, Gymnasiallehrer in Weimar) scherzte mit Wieland'scher Ironie in seinem deutschen Grandison über die herrschende Sentimentalität (ähnlich wie Joh. Gottw. Müller von Itzehoe im Siegfried von Lindenberg), in seinen physiognomischen Reisen über Lavater, und suchte in den **Volksmärchen** das Interesse für die vaterländische Sagenwelt zu erwecken, aber seine Ironie und gekünstelte Naivetät rauben dem letztern vielgelesenen Buche die volksthümliche Einfachheit und Natürlichkeit. — Auch Lafontaine's empfindsame Romane hatten Abschüttelung von Vorurtheilen in Erziehung („Naturmensch") und Standesverschiedenheit („Quinct. Heymeran von Flamming") zum Zweck. Joh. Karl Wezel aus Sondershausen erregte durch seine Geschichte des Tobias Knaut, eines Sonderlings, große Erwartungen, die in seinen spätern Werken nicht erfüllt wurden. Verletztes Selbstgefühl und gekränkte Eitelkeit steigerte die krankhafte Reizbarkeit seiner Natur zuletzt zur Geistesstörung. — Begabter und mit mehr Menschenkenntniß ausgestattet als die Genannten, ist Mor. Aug. **v. Thümmel** (geb. bei Leipzig). Seine in freier Anlehnung an Sterne verfaßten Reisen in die mittägigen Provinzen von Frankreich „suchen das Wesentliche der Krankhaftigkeit der Zeit im Mittelpunkt zu fassen". Sie schildern in eleganter Sprache und spannender Darstellung das Seelenleben eines Menschen, der, von Hypochondrie, von körperlichen und geistigen Leiden geplagt, nach Frankreich reist, dort sich der Liebe, dem Genuß und einem epikureischen Leben hingibt und endlich weise und von allen Irrthümern geheilt nach Hause zurückkehrt. Thümmel's erstes Werk „Wilhelmine oder der vermählte Pedant", ein komisches Heldengedicht in poetischer Prosa, ist minder gelungen, doch nicht ohne heitere Anmuth und Lebendigkeit der Schilderungen. — Den ersten Rang unter den Verfassern humoristischer Romane nimmt **Jean Paul Friedrich Richter** aus Wunsiedel ein, dessen Werke, da sie das genaue Abbild seines innern Lebens und seiner kleinen abgeschlossenen Empfindungswelt sind, nur aus der Geschichte und dem Bildungsgang des Verfassers selbst verständlich werden. Aufgewachsen in stiller, ländlicher Einsamkeit und unter den ärmlichen Verhältnissen eines Landpfarrers, ohne Umgang und Schule, blieb Jean Paul seiner regen Kinderphantasie und seiner reichen Gefühlswelt überlassen; dadurch wurde der Hang zum Klein- und Stillleben in ihm erzeugt, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete und der, verbunden mit der Empfindsamkeit und Gefühlswärme seiner Natur, die nie den Charakter der Jugendlichkeit verlor, den Grundton seiner Schriften bildet. Auf der Schule zu Hof machte er sehr rasche Fortschritte und fing schon hier an, weitläufige Notizen anzulegen und die Liebhaberei für das Kleinwesen der Gelehrsamkeit in sich auszubilden. Daraus entstand die Gewohnheit, aus wissenschaftlichen Werken, aus Reisebeschreibungen und Romanen sich auffallende und eigenthümliche Dinge aufzuzeichnen, um sie gelegentlich in seinen Schriften anzubringen, zum großen Nachtheil der Klarheit und Kunstvollendung. Als er im Begriff stand, die Universität Leipzig zu besuchen, setzte ihn der Tod seines Vaters in die ärmlichste Lage und nöthigte ihn, sich durch Schriftstellerei seinen Unterhalt zu erwerben. Er las nun hauptsächlich solche Bücher, die ihm dienlich waren, namentlich Rousseau's Werke, deren Wirkung auf seine geistige Richtung vom größten Einfluß war, eignete sich daraus zu, was

Hermes 1738—1821.

Hippel 1741—96.

Musäus 1735—87.

Müller 1744—1828.

Lafontaine 1759—1831.

Wezel 1747—1819.

Thümmel 1738—1817.

Jean Paul 1763—1825.

seiner Natur, seiner Denk- und Empfindungsweise entsprach, und hinderte dadurch eine fortschreitende Entwickelung und Umgestaltung seines Geistes, wie wir sie in dem Bildungsgang von Schiller und Goethe gewahrten. Er bewegte sich sein ganzes Leben in dem Sinnes- und Empfindungskreis der Jugend und trug die Sentimentalität, die Allmacht schöner Gefühle und die Begeisterung und Schwärmerei für ideale Zustände, die in der Jugend vorherrschen und bei ihm in erhöhtem Maße vorhanden waren, in seine Schriften über. In ihnen finden wir jene Grundsätze einer großartigen Tugend, jenen Sinn für Unschuld und Reinheit der ersten Jahre, jene gesteigerten Begriffe von Freundschaft und Liebe und jenen stürmischen Freiheitsdrang, wie sie sich in edlen Jünglingen zeigen. Diese seine ideale Welt mit ihren „hohen Menschen" steht mit der Wirklichkeit in einem merkwürdigen Contraste, und die Schilderung dieses Contrastes bildet die Grundlage aller Jean Paul'schen Romane, die daher einen doppelten Charakter tragen, den humoristischen, indem sie die Außenwelt mit Spott und Ironie verfolgen, aber auch die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins mit sonnenhellen Blicken beleuchten, und den idealistischen, insofern die Helden als Muster aller Vollkommenheit und Seelenreinheit dargestellt sind. Handlung enthalten Jean Paul's Romane wenig; ihr Hauptwerth besteht im Gefühl und in der Gesinnung, und ihr Reiz in der „Kleinmalerei", in den idyllischen Schilderungen kleiner Verhältnisse, wie sie das einförmige Leben der Landpfarrer, Dorfschullehrer und Amtleute oder die socialen Zustände kleiner Residenzen darbieten; er selbst entbehrte die Kenntniß und Liebe der altklassischen Literatur; er verschmähte es, an den großen Mustern der Hellenen sich zu bilden, und verlor sich daher in alle Irrgänge der Formlosigkeit. Seine phantastische Manier der Darstellung, das Einstreuen fremdartiger Kenntnisse, dunkler Bilder, Vergleiche und Anspielungen, wie sie ihm seine überwiegende Einbildungs- und Empfindungskraft und seine gelehrten Sammlungen an die Hand boten, hat von jeher alle klassisch gebildeten Männer von Form- und Ordnungssinn gegen ihn eingenommen; daher blieben seine Romane stets mehr die Lectüre der Frauen, die sich an seinen Idealen und an der Innigkeit seiner Gefühle erfreuen, sein „liebevolles Versenken in die innere Entwickelung der Persönlichkeit" und seinen „aufgeschlossenen Sinn für das Leben der Natur" bewundern, über das Dunkle und Regellose wegsehen und keinen Anstoß daran nehmen, daß er in das kleine Leben der Gegenwart, in dem er sich bewegt, „in die prosaische Welt unserer Höfe, Kleinstädte, Häuser und Studirstuben die schwärmerischen Liebschaften des Mittelalters, die Freundschaften der Urzeit, orientalische Einsiedler, unterirdische Erziehungen, Scheinbegräbnisse, Kinderverwechselung und Geisterspuk" hineinträgt. Auch Herder, mit dem Jean Paul während eines kurzen Aufenthaltes in Weimar im Juni 1796 Freundschaft schloß, urtheilte günstig über ihn. Am gelungensten sind seine Naturschilderungen, seine Landschaftsbilder, worin Berge und Thäler, Dörfer und Parks, der stille Haushalt der Natur mit Sonnenauf- und Sonnenuntergängen, die Beleuchtung und landschaftliche Stimmung mit großer Kunst und Lebendigkeit vorgeführt werden; dagegen sind seine Liebesschilderungen häufig zu bloßer Sentimentalität, zur Empfindung des Herzens ohne alle sinnliche Unterlage verflüchtigt. — Jean Paul, der eine große Schreiblust besaß und durch kein Amt oder äußeres Geschäft von seiner Lieblingsarbeit abgezogen wurde, hat sehr viele Werke verfaßt. Seine ersten Schriften waren satirischen Inhalts und bewiesen, daß er sich in Swift stark eingelesen. In den grönländischen Processen und in der Auswahl aus des Teufels Papieren sind mit einem großen Aufwand von Witz und Scharfsinn kleine und geringfügige Gegenstände besprochen. Die Schreibart ist wunderlich und mit Gleichnissen angefüllt, die Stimmung bitter und feindlich, wie sie sonst seiner weichen Gemüthsart nicht eigen ist. — Der geringe Erfolg dieser Satiren führte ihn zum humoristischen Roman, dem eigentlichen Felde seiner Wirksamkeit. In der unvollendeten **unsichtbaren Loge**, einer Erziehungs- und Bildungsgeschichte, tritt schon das verschwommene Gefühlswesen und die rührende Sentimentalität, die Thränen erwecken, neben den Witz und Humor, die Lachen erregen, eine Vermischung von Ernst und Scherz, die das charakteristische Element der Romane von Jean Paul bildet, und wodurch er Wehmuth und Heiterkeit zugleich erzeugte. Im **Hesperus** sind die weichmüthigen Bestandtheile das Wohlgefallen am Rührenden und das Verweilen bei dem menschlichen Elende am meisten vorherrschend. Trotz der Haltlosigkeit im Ganzen und der Schwäche der Anlage ist dieser Roman wegen der vortrefflichen Zeichnung und Schilderung im Einzelnen und wegen des Schwungs und Adels der Empfindungen von Vielen am meisten bewundert worden. In ihm hat die „Poesie der Sehnsucht" ihren vollsten Ausdruck gefunden, und ein unerschöpfliches Füllhorn von Bildern und Gedanken ist darüber ausgegossen.

Die beiden nächsten Romane (Quintus Fixlein und das rührende Buch Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs) sind der Schilderung des Kleinlebens gewidmet und gehören der eigentlich humoristischen Gattung an; es sind Beschreibungen idyllischer Zustände in der Studirstube, mit großer Gemüthlichkeit durchgeführt, und beweisen, daß dies das eigentliche Feld war, auf dem sich der Dichter mit Sicherheit bewegte. Wie in seinem früheren Roman „Wuz" ein Schulmeister, wird in Quintus Fixlein ein Gymnasiallehrer zum Helden gewählt. „Es ist die Liebe für den gedrückten Lehrerstand, welche das letztere Werk warm durchströmt, das diesem so stiefmütterlich bedachten Stand mit der einen Hand den Trost und die Freude der Poesie reicht, mit der andern die Geißel der Satire gegen verkehrte Staatsinstitutionen und unsinnige Geburtsprivilegien schwingt." Im Siebenkäs schilderte der Dichter seine eigenen trüben Verhältnisse von der Zeit an, da er in der Stube seiner Mutter in Hof an seinem Erstlingswerke arbeitete, „gelähmt und gedrückt von Innen und Außen, wie er sich nach mancherlei Prüfungen, wenn auch mit blutendem Herzen, aus dem Alltagsleben losreißt und sich in poetische Lebenskreise emporschwingt. Der Armenadvocat Siebenkäs ist Niemand anders als der Armendichter Jean Paul, der es so prächtig versteht, die Freuden der Stadtarmen anschaulich darzustellen." Aber seine Natur drängte ihn, das Verschiedenartige und Widerstrebende zu vereinen; darum sehen wir den Dichter, der eine so entschiedene Gabe für die Auffassung des wirklichen Lebens besaß, im Kampanerthal sich mit der Lehre von Gott und Unsterblichkeit befassen. Am vollständigsten erscheint Jean Paul's Wesen im **Titan** und in den **Flegeljahren**, die daher für seine bedeutendsten Romane gelten können. Dort schildert er mit ergreifender Wahrheit „die titanischen Naturen des Zeitalters" nach der ideal edlen, wie nach der grenzenlos verdorbenen Seite, zwar übertrieben, aber nichts desto weniger tief und wahr, und mit großartiger künstlerischer Ausführung. „Die Schilderungen Italiens, die enthusiastische Verklärung des Südens, aus dem die Gestalt der Linda als seine fleischgewordene Verkörperung heraustritt, athmen eben so großen Zauber, wie die idyllische Lieblichkeit von Albano's Jugendbildern." In den unvollendeten Flegeljahren wird an zwei verschiedenartigen Brüdern, von denen der eine das rührende Abbild der träumerischen Jugendunschuld, der andere ein Weltkenner und Humorist ist, die doppelte Richtung der Jean Paul'schen Poesie in gelungenster Weise anschaulich gemacht und der tragikomische Zusammenstoß der Jugendideale mit der prosaischen Welt am besten geschildert. In diesen beiden Werken scheint der Dichter „das Uebermaß seiner Phantasiekräfte ausgetobt zu haben", daher die übrigen Werke, die er in verschiedenen Städten Thüringens und Sachsens und in Bayreuth, wo er zuletzt seinen dauernden Aufenthalt nahm, im Laufe der Jahre verfaßte (wie Katzenberger's Badereise, Leben Fibel's; der Comet, ein satirischer Roman, worin er die Thorheiten der Zeit geißelte), wenig Neues mehr bringen und ruhiger gehalten sind. Ein Jahresgehalt von dem Fürst-Primas von Dalberg und nach dem Sturze Napoleon's von dem König von Bayern übernommen, entriß ihn den Nahrungssorgen, die sein früheres Leben verbittert hatten. Seine letzten Werke sind wissenschaftlicher Art: Vorschule der Aesthetik; Levana oder Erziehungslehre; Selina oder über die Unsterblichkeit (veranlaßt durch den Tod seines auf der Universität Heidelberg in Irrsinn verfallenen einzigen Sohnes, der Ausdruck seines Glaubens und Hoffens); da aber Jean Paul, der Mann der Einbildungskraft, keine Wissenschaft ganz durchdrungen, wenn gleich sich um alle behufs seiner Dichtungen bekümmert hat, so haben diese Werke keinen bedeutenden wissenschaftlichen Werth, so reich sie auch sind an einzelnen geistreichen pädagogischen und ästhetischen Bemerkungen und glänzenden Ideen.

Keine Literaturgattung fand mit der fortschreitenden Bildung so viele Bearbeitung und einen so ausgedehnten Leserkreis als der Roman. Er sammelte alle Reflexe deutscher Bildung bis in ihre verlorensten Extreme, alle Richtungen, alle Tendenzen, alle Farben. Der Staat, die Kirche, die Gesellschaft, die Familie wurden in seine Kreise gezogen; die Stoffe erschöpften in ihrer Zusammenfassung unser modernes Leben. Aber auch in keiner andern Gattung machte sich die Mittelmäßigkeit und Unfähigkeit so geltend, und in keiner andern Gattung wurde die sklavische Nachahmung inländischer und auswärtiger Vorbilder so weit getrieben, als in dieser. Der humoristische Roman wurde seit Jean Paul weniger cultivirt als früher; nur Aug. Langbein, Ad. v. Knigge und vor Allen Ernst Wagner, wie Jean Paul sich in kleinen Verhältnissen bewegend, gelangten darin noch zu einigem Ruhm. Dagegen nahm die Zahl der historischen Romane, worin der Geschmack der Zeit für Romantik und Ritterthum seinen Ausdruck fand, übermäßig zu.

Diese zunehmende Bedeutung der Novellen- und Romanliteratur für das gesellige Leben hatte zur Folge, daß selbst die größten Dichter sich dieser Literaturgattung zuwendeten, wodurch mehr Mannichfaltigkeit und Tiefe in dieselbe kam. Schiller's unvollendeter aber spannender Roman „der Geisterseher" hatte zwar zunächst nur die schlimme Folge, daß Deutschland nun neben den Ritter- und Räuberromanen eines de la Motte Fouqué und Vulpius (Rinaldini) auch noch mit einer Fluth von Zauber- und Geisterromanen überschwemmt wurde; dagegen wies Goethe durch seine Novellen („Wilhelm Meister"; „Wahlverwandtschaften") auf das reiche Familienleben mit seinen Freuden und Leiden, seinen Kämpfen und Verwickelungen, seinem vielseitigen Seelenleben hin und bewirkte dadurch, daß die Romanschriftsteller ihre Blicke mehr auf die Gegenwart richteten, die Zustände des wirklichen Lebens nach allen Richtungen erforschten und alle Verhältnisse des Familien- und Gesellschaftslebens, alle geistigen und religiösen Interessen der verschiedenen Stände, alle Wechselfälle des irdischen Daseins in ihren Werken darstellten. Dadurch wurde alles Menschliche in den Bereich des Romans gezogen und dieser folglich als Form und Rahmen für die Verbreitung bestimmter Ideen benützt.

§. 957. Die deutsche Romantik. a. Charakter und Wirkungen. Deutschland war der Mittelpunkt einer neuen Weltliteratur geworden: seine Lage, seine Bildung, die Natur des Volks schien es zum Hüter und Lenker der geistigen Bestrebungen bestimmt zu haben. Und wer wäre geeigneter gewesen, dem Vaterlande diesen Ehrenposten zu erwerben, als die Häupter der romantischen Dichtung mit ihren herrlichen Anlagen, mit ihrer anregenden Thätigkeit, mit ihrer Empfänglichkeit für die Schönheiten fremder Literatur, wären sie auf Goethe's und Schiller's Wegen fortgeschritten, statt nach neuen Kunst- und Geschmacksregeln zu streben, und hätten sie die zweideutige Ehre, Schöpfer einer Schule oder Secte zu sein, nicht dem sichern Ruhme vorgezogen, als Wahrer und Förderer der errungenen, auf Freiheit und Humanität gegründeten Cultur gepriesen zu werden? Goethe freilich war zu groß und vielseitig, als daß die Romantiker nicht hätten versuchen sollen, an diese feste Säule ihre Schule anzulehnen; sie näherten sich ihm mit ungemessener Bewunderung und Lobpreisung, um ihn als „Idol ihres Cultus" aufzustellen; erst als er den Tempel ihrer Verehrung verschmähte und sich ihnen nicht unbedingt hingab, erkaltete allmählich ihr Lob. Schiller dagegen wurde gleich anfangs von den Romantikern, die weder an seinem Freimuth, noch an seinem weiten Christenthum, noch an seinem dichterischen Verfahren Behagen fanden, unterschätzt und vornehm bei Seite geschoben, so sehr auch ihre eigenen ästhetischen Gesetze und Ansichten auf seinen Forschungen beruhten. Aus Widerwillen gegen die Aufklärung („Abklärung") und die darauf gegründeten Revolutionsideen flüchteten sie sich in das Mittelalter und in die religiöse Mystik und Mythologie und meinten, in gänzlicher Mißkennung des Zeitgeistes und der Volksbestrebungen, in dem Aber- und Wunderglauben einer geistig armen Zeit und in der thatlosen Beschaulichkeit des Morgenlandes einen Damm wider den Unglauben der Freidenker zu finden; ja Einige, wie Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zach. Werner, Hamann's Landsmann und Geistesgenosse, „der Christi Blut und Wunden poetisch predigte", u. A. m., suchten im Schooße der römisch-katholischen Kirche Schutz gegen die Vermessenheit der menschlichen Vernunft, gegen den Forschungstrieb der Rationalisten und gegen die Neuerungslust eines beweglichen Geschlechts, und dienten gleich Gentz, Jarcke u. A. der reactionären Staatskunst Metternich's in Oesterreich. Statt, wie Schiller, die neuere Zeit und die Geschichte zum Vorwurf der Dichtung zu nehmen, die Wirklichkeit zu idealisiren und dem realen Leben einen poetischen Anstrich zu geben, machten die Romantiker die Poesie zum Mittelpunkt alles Lebens und Strebens, „wo alle geistigen Richtungen, alle Momente der Welt- und Menschenauffassung zusammenlaufen sollten", und empfahlen alle jene Perioden der Menschheit, „wo ein solcher poetischer Anstrich auf dem wirklichen Leben zu liegen schien, Ritterthum und katholisches Christenthum, Mittelalter und Orient". Der Wunderglaube und die religiöse Beschaulichkeit einer christlichen Vorzeit, das Minnewesen und der sinnliche Religionsdienst einer untergegangenen Ritterzeit, die heilige Kunst des Mittelalters, die blüthenreiche Dichtung der Morgenländer, das Volkslied und die phantasiereiche Märchenwelt einer fernen

Vergangenheit fesselten vorzugsweise ihr Interesse. In den „glänzenden Hervorbringungen des Mittelalters in Leben und Poesie“ fand A. W. Schlegel die Wege, „auf denen der gottverlassene Vernunftcultus wiederum in den Tempel der wahren gotterfüllten Gemüthsandacht zurückgeführt werden könnte“, und Tieck suchte im Mittelalter „die mondserhellte Zaubernacht“, welche die Märchen und Legenden durchschwirrten, den frommen Glauben, den kindlichen Sinn, die Heilquelle für alle Gebrechen der Gegenwart. Ueberall ist das Kennzeichen der eigentlichen Romantik „die Flucht in über- und unterirdische Regionen, in das Reich der Träume und Geister und in die Fernen der Zeiten und Völker, die Wiederbelebung der Dichtungswerke dieser abgelegenen Zeitalter, die Verleugnung der Gegenwart, der Neuzeit und alles wirklichen Lebens“. Darum suchten sie zunächst die vergessenen Erzeugnisse der romantischen Literatur wieder zurückzuführen, indem sie nach Herder's Vorgang die Legenden, Sagen und Volkslieder der deutschen Vorzeit sammelten und bearbeiteten; richteten dann ihren Blick besonders auf diejenigen Literaturen, die, wie die spanische und italienische, die ritterliche und christliche Romantik am treuesten darstellten und am längsten bewahrten, und zogen die Mythologie und die darauf gegründete Poesie des Morgenlandes und des scandinavischen Nordens in den Kreis ihrer Thätigkeit. Während die Brüder Schlegel, die weder Genialität, noch fruchtbare Schöpfungskraft, wohl aber einen scharfsinnigen, empfänglichen Geist, ein reiches Wissen und einen feinen ästhetischen Sinn besaßen, durch Uebersetzungen und Abhandlungen, durch Kritiken und Charakteristiken, durch ästhetische Aufsätze und Vorlesungen für die Erkenntniß und Verbreitung dieser Schätze der Literatur wirkten, suchten Novalis und Tieck das Verständniß derselben durch freie Umbildung und eigenthümliche Einkleidung zu erwecken. Dadurch erschlossen sie der deutschen Nation eine weite Welt der Dichtung und bereicherten Geist und Gemüth mit neuen Ideen und Gefühlen. Und wie sehr man auch die neue Romantik im Ganzen als eine unnatürliche und krankhafte Erscheinung tadeln mag — diese Verpflanzung fremder Kunsterzeugnisse auf heimischen Boden und die dadurch geweckte Lust des Forschens und Nachbildens ist unstreitig ein hohes Verdienst. Der tiefsinnige, prophetische Dante wurde auf ihre Anregung hin in einer Menge von Bearbeitungen in Deutschland einheimisch; bald folgten Petrarca, Ariost, Tasso u. A. m., die der sprachgewandte Uebersetzer J. D. Gries aus Weimar mit großem Geschick in deutsche Verse übertrug. Cervantes' Don Quixote, dessen Ironie den Romantikern besonders zusagte, wurde von Tieck mit feinem Takt und Verständniß verdeutscht, und A. W. Schlegel's Bewunderung für Calderon und die spanische Romanzendichtung richtete den Blick der Literaturfreunde auf die pyrenäische Halbinsel und forderte zu Uebertragungen spanischer Dichtwerke auf. Besonders war Shakespeare, „das Muster universaler Weltpoesie“, der in dem „Brennpunkte seiner Genialität alle Bezüge des Lebens, der Geschichte, der Zeiten, Nationen und der Natur vereinigte“, der Gegenstand ihrer Verehrung, daher sie auch aufs Eifrigste bemüht waren, denselben in Deutschland einzubürgern, ein Streben, das ihnen vollkommen gelungen ist und auf England zurückgewirkt hat. Das von Herder geweckte Interesse für die orientalische Dichtung wurde durch die beiden Schlegel genährt und auf die indische Sprache und Literatur ausgedehnt. Von ihnen angeregt, unternahm der Orientalist
v. Hammer 1774—1857. v. Hammer-Purgstall die Bearbeitung der „Geschichte der Osmanen“, die Uebersetzung arabischer und persischer Dichter und das große Sammelwerk „Fundgruben des Orients“, und der als Dichter und meisterhafter Uebersetzer berühmte Friedr. Rückert führte das Beginnen zu größerer Vollendung. Eben so wurden die Edda und andere scandinavische Dichtungen übertragen und dadurch für die deutsche Literatur und
Jac. Grimm 1785—1863. Wilh. Grimm 1786—1859. Sprachforschung neue Quellen erschlossen. Die Brüder Grimm (Jacob und Wilhelm), die größten Kenner altdeutscher Sprache und Literatur, wurden von den Romantikern zu ihren folgenreichen Forschungen und zur Sammlung der alten Mythenwelt und der echten Volks- und Hausmärchen angeregt. Denn im „Märchen“ blühte den Romantikern die „blaue Blume“, das Ziel der unendlichen Dichtersehnsucht. — Auch das griechische Alterthum wurde durch den Romantiker Solger, den kenntnißreichen und ästhetischen Uebersetzer des Sophokles, von einer neuen Seite dem deutschen Volke zugeführt, und in Friedrich Creuzer von Heidelberg fand die Symbolik und Mythologie einen phantasie-

vollen und gelehrten Erklärer. — Bereicherte somit die Romantik das literarische Besitzthum der Nation mit fremden Schätzen und neuen Eroberungen, so erweiterte und vervollkommnete sie nicht minder die formale Seite der Dichtkunst durch Einführung neuer, dem Orient und dem romantischen Süden entlehnter Kunstformen, veredelte Stil und Sprache und widmete dem Versbau, dem Wohlklang und der glatten Darstellung Pflege und Sorgfalt. Mit Vorliebe und Geschick wendeten die Romantiker in ihren Schöpfungen Ironie und Humor an; in der Ironie erblickten sie „die Offenbarung der Freiheit", den würdigen Ausdruck des im Vollgefühl der Kraft und Selbstbestimmung sich frei bewegenden individuellen Geistes. Dabei hoben sie die Dichtkunst und die gesammte Literatur auf einen höhern Standpunkt und verliehen ihr Adel und Würde, sie weckten Sinn und Liebe für die schönen Künste und für das Naturleben in seinen mächtigen Wirkungen auf Gemüth und Seelenstimmung und schufen eine lebendigere Vermittelung der Literatur mit dem Leben; und wie wenig auch die Häupter der Schule die politische Freiheit geliebt und gefördert haben, für Erweckung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe waren ihre Worte und Bestrebungen von nicht geringer Wirkung. Durch scharfe und feine Kritik und Ironie wehrten sie der literarischen Flachheit und der Verirrung des Geschmacks, und Friedr. Schlegel gab den ersten Anstoß zur kunstvollen Bearbeitung der Literaturgeschichte, ein Gebiet, das seitdem mit dem besten Erfolg bebaut worden ist. Dagegen stellten sie in Bezug auf Sittlichkeit und ehrsame Lebensweise verderbliche Beispiele und Lehren auf. Ein ungebundenes und unstetes Wander- und Reiseleben, dem sich die Meisten zwanglos hingaben, beförderte die sinnlichen Neigungen und die sündhafte Lüsternheit. In ihrem Streben, die Ehrensteifigkeit aus dem geselligen Leben zu verdrängen und dasselbe durch Einführung eines freiern Tons und feiner Manieren heiterer und anmuthiger zu gestalten, geriethen einige von ihnen auf Abwege und gaben durch ihren regellosen Lebenswandel, durch ihre Sinnlichkeit und epikureisches Wohlleben mancherlei Anstoß. Die Vermischung von „himmelnder Sehnsucht und irdischer Genußsucht" ist ein charakteristisches Kennzeichen der Romantiker.

§. 958. b. Novalis. Schlegel. Tieck. Als Haupt der romantischen Schule betrachtete man den frühverstorbenen lyrischen Dichter **Novalis** (Friedrich von Hardenberg, aus dem Mannsfeld'schen) sowohl wegen seiner übersinnlichen, schwermüthigen Dichtungen („Hymne an die Nacht"; „geistliche Lieder") und poetischen Aufsätze („Blüthenstaub"), als weil er in seinem unvollendeten Roman Heinrich von Ofterdingen, einer Verherrlichung der Poesie, zuerst Zweck und Streben der Romantik kund gethan. Ihm galt die Poesie als der Mittelpunkt aller geistigen Lebensthätigkeit, so daß „seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedichte ward". Eine strenge Herrnhuter Erziehung, tiefsinnige Studien in dem mystischen Jacob Böhme (§. 670), schwindsüchtige Leiden und der frühe Tod einer geliebten Braut erzeugten in ihm jene trübe, krankhafte „Gemüthsseligkeit", jene „transcendente Sehnsucht", die in seinen poetischen Erzeugnissen den Grundton bildet. Bedeutender war die Wirksamkeit der Brüder August Wilhelm und Friedrich v. **Schlegel**, Söhne eines Predigers in Hannover, und ihres Freundes und Genossen, Ludwig **Tieck** aus Berlin. Aug. W. Schlegel, der nach einem vielbewegten Leben im Vaterlande und in der Fremde zuletzt als Professor in Bonn lebte und starb, erwarb sich größern Ruhm durch seine kritischen und ästhetischen Schriften, besonders seine **Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur**, durch sein feines Gefühl und Urtheil über fremde Poesiewerke, wodurch er anregend auf seine Zeitgenossen wirkte, durch seine (später von Tieck beendigte) meisterhafte metrische **Uebersetzung Shakespeare's** und durch seine Arbeiten über indische Literatur und Sanscritsprache, als durch seine eigenen lyrischen und dramatischen Dichtungen („Jon", ein antikes Trauerspiel), Romanzen („Arion"), Elegien u. A. Die Vorliebe für „die Sprache und Weisheit der Inder" theilte auch sein Bruder Friedrich Schlegel, der während seines Aufenthaltes in Wien den frühern Freisinn und die Leichtfertigkeit, die ihn zur Abfassung des frivolen Romans Lucinde geführt, ablegte, in seiner geistreichen, aber einseitigen **Geschichte der alten und neuen Literatur** und in den **Vorlesungen über Philosophie der Geschichte** als Eiferer für die römische Kirche und Hierarchie und als Vorfechter aristokratischer Vorurtheile auftrat, als Mann des politischen Rückschritts landständische Verfassungen bekämpfte und den Quietismus und die thatlose Beschaulich-

Novalis 1772—1801.

A. Wilh. Schlegel 1767—1845.

Friedrich Schlegel 1772—1829.

Tieck 1773—1853.

keit des Orients als höchste Tugend pries. In seinen „Vorlesungen über neuere Geschichte" stellte er das einträchtige Zusammenwirken von Papstthum und Kaiserthum als „das Ideal" dar, „welches dem europäischen Staaten- und Völkersysteme zu Grunde liege"; daher weilte sein Blick mit Vorliebe auf dem Mittelalter, wo diese beiden Kräfte den Einheitspunkt der Geschichte bildeten und das Ritterthum ein sittliches Band um alle Völker schlang, und darum war er der Lobredner Oesterreichs, das die Verfassung des Mittelalters und den Begriff von einem Ganzen der gesammten Christenheit stets aufrecht zu erhalten gesucht habe. — Bestand das Hauptverdienst der Schlegel in ihren **wissenschaftlichen Leistungen**, in ihrer **geistreichen Kritik** („Charakteristiken und Kritiken"; die kritische Zeitschrift „Athenäum"), wodurch sie die verflachte Literatur mit „göttlicher Grobheit" bekämpften und der Poesie wieder ihren idealen Standpunkt anwiesen, und in ihrer **vielseitigen Anregung**, so bestehen die Verdienste **Ludwig Tiecks**, der meistens in Berlin, wo er geboren ward und starb, und in Dresden lebte, in seinen **dichterischen Producten** und in seinen Bemühungen um das **Theaterwesen**. Den größten Ruhm erlangte er durch die **dramatische Bearbeitung alter Volkssagen** und Märchen, sowohl in den größern Dramen **Genoveva, Kaiser Octavianus, Fortunat,** als in den Sammelwerken: **Peter Leberecht's Volksmärchen** und **Phantasus**. Seine Richtung zum Wunderbaren, Mysteriösen und Phantastischen machte diese Werke zur Lieblingslectüre gewisser vornehmen Kreise, die sich nunmehr eben so dem Religiösen und Mystischen, dem Wunder- und Aberglauben zuwandten, wie früher dem Unglauben und der Freigeisterei. Diese Märchen- und Volksbücher des Mittelalters waren der eigentliche Boden für die romantische Poesie; hier lag die unbegrenzte Welt des Gemüths und der Phantasie in „mondbehellter Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", offen da; hier erreichten die Romantiker am besten ihren Zweck, den Leser „in die Empfindung eines Träumenden hineinzuwiegen". — In der spätern Periode seines Lebens widmete Tieck seine schriftstellerische Thätigkeit hauptsächlich der **Novelle**, worin er große Kunst und Erzählungsgabe bei Entwickelung des innern Seelenlebens beurkundet, aber weder poetische Tiefe noch sittliche Kraft („der junge Tischlermeister", „Dichterleben" [Shakespeare]; „Des Dichters Tod" [Camoens]; „Vittoria Accorombona" u. a. m.). Alle seine Charaktere haben etwas Träumerisches und Energieloses.

Ludwig Tieck schwankte lange in seiner Richtung, ehe er den wahren Boden für seinen Geist fand. Seine ersten Romane, das orientalische Schauerbild **Abdallah** und der in Rousseau's Sinn verfaßte Briefroman **Will. Lovell** verrathen keineswegs die spätern Ansichten des Dichters, die erst in **Peter Lebrechts Volksmärchen**, einer Sammlung phantastischer, auf humoristische Weise dramatisirter Märchen mit polemischen Beziehungen auf lebende Literaten (wie: **Blaubart; der gestiefelte Kater; die verkehrte Welt; Prinz Zerbino** oder die Reise nach dem guten Geschmack) hervortreten und noch entschiedener in dem Roman: **Franz Sternbald's Wan-**
Wackenroder 1772—97. **derungen**, den er gemeinschaftlich mit seinem frühverstorbenen Freund W. H. **Wackenroder**, dem Verfasser der „**Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders**", oder doch unter der anregenden Theilnahme desselben bearbeitete; hier kamen zuerst die Grundsätze von der religiösen Heiligung der Künste, daß der Künstler nur durch „den unmittelbaren göttlichen Beistand" seine Vollendung erreichen könne, zum Vorschein. Der **Phantasus** ist eine Sammlung von Volkssagen, romantischen Novellen, Märchen (z. B. Melusine; getreuer Eckhardt; vier Haimonskinder u. a.) mit vorherrschendem Hang zum Wunderbaren, Mystischen und Phantastischen. Tieck's Dramen sind zur Aufführung ungeeignet, eine Entfremdung vom Praktischen, die um so mehr auffallen muß, als Tieck für Theater und Schauspielwesen in Dresden sehr thätig wirkte, sowohl durch seine Uebersetzung und Arbeiten über Shakespeare und das **altenglische Theater** als durch seine **dramaturgischen Blätter**.

§. 959. c. **Lyriker. Dramatiker. Novellendichter.** Wenden wir uns von den Häuptern der Romantik zu den übrigen Erscheinungen, so finden wir im Allgemeinen, daß die romantische Poesie mehr empfangend und nachbildend, als selbstthätig war und ihren Hauptwerth in die **Vollendung von Form, Sprache und Versbau** setzte. In der **Lyrik** herrscht ein düsterer, melancholischer Grundton, eine weiche, empfindsame Stimmung, ein ungestilltes Sehnen;
Tiedge 1752—1841. so bei **Tiedge** (Urania), **Baggesen, Matthisson** und **Chamisso;** im Drama haben die schauerlichen, von religiöser Mystik und Schwärmerei durchdrungenen Dichtungen des überspann-
Werner 1768—1823. ten, ziel- und regellos umhergetriebenen **Zach. Werner** mehr Nachahmung gefunden (in den
H. v. Kleist 1777—1811. Schicksalstragödien), als die lebendigen Theaterstücke des talentvollen Heinr. von **Kleist** und die freilich oft trockenen und schwunglosen historischen Dramen der Brüder Heinrich und Matth. **Collin**, wie sehr auch **Platen** mit aristophanischem Witz die verschrobene Richtung jener „Schicksalstragödien" bekämpfte. Mit besonderem Interesse pflegten die Romantiker die **Roman- und Novellenliteratur**; aber gerade in dieser Gattung trat die überspannte und gespreizte, wenn auch theilweise geniale und hochkünstlerische Richtung dieser Schule am schärfsten zu Tage. **Arnim, Hoffmann** und **Brentano** liefern den Beweis, daß bedeutende poetische Begabung ohne die Zucht der Form und des Gedankens verhallt, ohne ein Echo in der Nation zu finden.
Fouqué 1777—1843. Mehrere dieser Dichter, wie Chamisso, de la Motte Fouqué, hatten in Verbindung mit Varn-

hagen, Hitzig u. A. zu Anfang des Jahrhunderts in Berlin den Nordsternbund gegründet, worin gemüthliche Geselligkeit, vaterländisches Streben und künstlerische Hebung das gemeinsame Band bildeten. Bei dieser Richtung der Zeit, der die talentvollsten Schriftsteller und die Wortführer des Volks huldigten, vermochten die wenigen Stimmen, die einen freiern Ton anschlugen, nicht durchzudringen. Was half es, daß der freiheitliebende, patriotische **Seume**, der rüstige Spaziergänger nach Syrakus, in seinen Gedichten, „durch die ein bitterer Gram seine Furchen zieht“, die Gedanken und Empfindungen einer freien Seele ausspricht und in Amerika's Wäldern, wohin ihn hessische Werber geschleppt, bei den Huronen Menschlichkeit findet, die der übertünchte Europäer verlernt? — die ernste Sprache des rauhen Mannes fand wenig Anklang; Heinrich **Zschokke** mußte seinen Freimuth und seinen Rationalismus in die Schweiz tragen und sein Freund Heinrich Kleist, der talentvolle dramatische Dichter, dessen Hermannsschlacht von seiner patriotischen Gesinnung und von dem Gram über Deutschlands Schmach zur Zeit des Rheinbundes zeugt, gab sich, ein „politischer Werther“, im Kummer über die Leiden der Zeit mit einer kranken Freundin in Potsdam selbst den Tod. „Ein echt romantischer Selbstmord ohne Leidenschaft, der das Leben ausstreicht, wie eine zu lange Scene in einem Drama.“

Seume 1763—1810.

Die bekanntesten lyrischen Dichter sind: der gefühlvolle Max von **Schenkendorf** aus Königsberg, wie Körner Sänger und Krieger, während seines Aufenthalts in Karlsruhe und am Rhein der Jung-Stillingschen Familie befreundet, daher seine Gedichte, neben ihrer Richtung auf „Kaiser und Reich“, hauptsächlich in christlicher Gläubigkeit, religiöser Gefühlsamkeit und in katholisirendem Romanticismus wurzeln; Friedr. Aug. von **Stägemann**, verdienter Staatsmann und Beamter unter Stein und Hardenberg und vaterländischer Dichter („Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten;“ Sonette); Ludw. Th. **Kosegarten** aus dem Mecklenburgischen, auf der Insel Rügen und in Greifswald wirksam; von ihm: lyrische Gedichte, Idyllen („Jukunde“), Romane u. A.; der erregbare, enthusiastische und unbeständige Däne **Baggesen** (Haideblumen; Parthenais; ein idyllisches Epos); Tiedge (bei Magdeburg, zuletzt in Dresden wohnhaft), dessen Begeisterung „aus Nächten dunkler Trauer“ stammt und dessen Phantasie nur „in Einsamkeit und Natur“ rege erscheint (sein elegisches Lehrgedicht Urania singt von Gott und Unsterblichkeit); Tiedge's Freund und Landsmann Matthisson, bei dem die Naturschwärmerei, die sanfte Melancholie und zugleich die Formal-Vollendung und der Wohllaut den Höhepunkt erreichten. In Matthisson's klangreichen elegischen Naturschilderungen weht eine „duftige Mondscheinspoesie voll sanfter Schwermuth, voll beschaulicher Schwärmerei, voll Natursinn und weicher melancholischer Anklänge.“ Einen düsteren Hang zur Schwermuth, eine Vorliebe für das Herzerschütternde und Grauenvolle, doch gemischt mit harmloser Heiterkeit und französischer Schalkhaftigkeit, findet man auch in den Gedichten des aus Frankreich nach Preußen übergesiedelten Adalbert von Chamisso, des Verfassers des weltberühmten Märchens Peter Schlemihl, worin er das eigene Weh des aus dem Vaterlande gestoßenen Verbannten schildert, der den Verlust des angebornen Guts weder durch fremde Schätze zu ersetzen, noch durch rastloses Wandern zu vergessen vermag, und vieler Balladen, Romanzen und anderer Gedichte, die von großer Sprachgewandtheit zeugen. In ihm erscheint die klare französische Form verbunden mit deutscher Tiefe und Innerlichkeit („Schloß Boncourt“). Zu der berühmten poetischen Erzählung „Salas y Gomez“, einem Gedichte von ausgeprägtester Physiognomie, „in welchem der Ausdruck schrofffster Oede und Weltverlassenheit und bitterer Verzweiflung in marmorharte Verstafeln gegraben ist“, wurde er auf einer dreijährigen Reise um die Welt durch unmittelbare Eindrücke angeregt. Auch Joh. v. **Eichendorff**, ein vielseitiger Schriftsteller, ist am bedeutendsten auf dem Felde der Lyrik. Seine ersten Gedichte machte er unter dem Namen Florens bekannt. In Matthisson's Geist dichtete auch der Freiherr v. **Salis** aus Graubünden, dessen gemüthvolle Gedichte und Naturschilderungen während eines bewegten Kriegslebens entstanden.

Schenkendorf 1783—1817.
Stägemann 1763—1840.
Kosegarten 1758—1818.
Baggesen 1760—1826.
Matthisson 1761—1831.
Chamisso 1781—1838.
Eichendorff 1788—1857.
Salis 1762—1834.

Dramatiker: H. Kleist (Prinz von Homburg; die Familie Schroffenstein; Käthchen von Heilbronn; der zerbrochene Krug u. a. m.); auch mehrere treffliche Erzählungen („Michael Kohlhaas“) haben Kleist zum Verfasser; Heinrich v. Collin aus Wien (Coriolan; Regulus u. a.). Der Däne Oehlenschläger, ein vielgereister, mit den Häuptern der romantischen Schule befreundeter Mann, der deutsch und dänisch dichtete (Correggio u. A.), führt uns in seinen weichen dramatischen Werken meistens in die Mythengeschichte der deutschen und scandinavischen Urzeit („Hakon Jarl“; „der Palnatoke“; „Baldur der Gute“; „die Drillingsbrüder von Damask“ sind eine Tieck'sche Nachahmung); Zach. Werner, ein regelloser Geist, nahm bei seinen, von dunkler Mystik, schauerlich erregten Ahnungen und Gefühlen und wunderbaren Verhängnissen angefüllten Tragödien (die Söhne des Thals; die Mutter der Maccabäer; der vierundzwanzigste Februar; das Kreuz an der Ostsee; Martin Luther oder die Weihe der Kraft u. a.) Calderon zum Vorbild und bewirkte durch seine Uebertreibungen, „daß die Dramatik des Tags ganz verwildert und den Schauspielern jeder Sinn für Natur und Wahrheit wieder entwöhnt ward“. Werner war eine jener Naturen, „die durch einen sonderbaren Unstern sich weder im Leben, noch in der Kunst zu orientiren verstehen, weil die vorwiegende Macht des Gemüths, das sich über seine Interessen nicht klar zu werden vermag, und die Spiele einer ungeregelten Phantasie das verständige und ästhetische Maß nicht zur Geltung kommen lassen. Er hatte offenbar von seiner Mutter den Keim einer Geisteskrankheit geerbt, die bei ihm nicht vollständig zum Ausbruch gekommen, aber doch seinem Talent die Spitze abbrach.“ Von ihm angeregt geriethen Adolph Müllner, Advocat in Weißenfels, ein Mann von nüchternem Verstand und mit der Gabe, sich fremde Muster anzueignen (die Schuld; König Yngurd, die Albaneserin u. a.), Franz Grillparzer (die Ahnfrau), E. v. Houwald (das Bild; der Leuchtthurm u. A.), auf die verschrobene, an Schiller's Braut von Messina angelehnte Schicksalstragödie, gegen welche August **von Platen**, der Dichter der orientalischen Ghaselen, seine dramatischen Satiren (die „verhängnißvolle Gabel“; der „romantische Oedipus“) in aristophanischer Weise und mit hoher Formvollendung und Sprachgewandtheit richtete. Auch der fruchtbare Romanschriftsteller Baron de la Motte Fouqué gerieth in seiner den Sagen der Edda und der Nibelungen nachgebildeten Trilogie „der Held des Nordens“ (Sigurd der Schlangentödter, Sigurd's Rache, und Aslauga) in die unnatürliche Uebertreibung des Tages. Wilh. Schütz verfolgte in seinen romantischen Dramen („Lacrymas“; „Niobe“; „Karl der Kühne“ u. a.) die Bahn der Schlegel; ebenso der Tragödien- und Novellendichter Johann August Apel († 1816), dessen Tragödien (Polyidos; Kunz von Kaufungen) und Novellen (Gespensterbuch) den Werth hoher Formreinheit besitzen. Apel's Mitarbeiter an dem „Gespensterbuch“ war der unter dem Namen Friedr. Laun bekannte Fr. A. Schulze, ein fruchtbarer Dichter und Romanschriftsteller († 1849).

Collin 1779—1823.
Oehlenschläger 1779—1850.
Müllner 1774—1829.
Grillparzer 1790—1872.
Houwald 1778—1845.

Novellen- und Romanliteratur: Clemens Brentano, Enkel der Sophie Laroche, „die Gründung Prags“, eine dramatische Dichtung voll barocker Einzelheiten; „vom braven Casperl und vom schönen Annerl“, eine Erzählung im Volkston; „Gockel, Hinckel und Gackeleia“, ein Märchen, das bei aller Verkehrtheit doch von einer gemüthlichen Auffassung des Naturlebens zeugt. Achim von Arnim, ein phantasiereicher Dichter, voll Empfänglichkeit für die untergegangene Herrlichkeit der mittelalterlichen Romantik, die er mit dem Leben der Gegenwart zu verbinden strebte, und für die Tiefe des deutschen Gefühls in den Volksliedern (wovon er in Verbindung mit seinem phantastischen Freunde, dem Dramen-, Märchen- und Novellendichter Clemens Brentano, eine Sammlung, des Knaben Wunderhorn genannt, veranstaltete) verfaßte Romane (die Kronenwächter; Armuth, Reichthum, Schuld

Cl. Brentano 1777—1842.
Arnim 1784—1831.

und Buße der Gräfin Dolores u. a.) und Dramen (Halle und Jerusalem; die Gleichen u. a.), die durch ihre Schrankenlosigkeit die Ueberspanntheit dieser Schule beurkunden. Diese Ueberspanntheit erscheint krankhaft gesteigert in dem marrherzigen, von dem „Laubwerk mittelalterlicher Ritterlichkeit" durchwachsenen Romanen des frommen Freiheitskämpfers de la Motte Fouqué (Undine, ein Märchen, die Beseelung der elementaren Naturkräfte darstellend, nicht ohne Poesie und zarte Sinnigkeit, wenn auch der Bewunderung, die es einst gefunden, nicht würdig; der Zauberring u. a.), in krampfhafter Höhe bei dem, übrigens in seiner Art sehr talentvollen und mit allen Künsten, besonders der Musik,
Amad. Hoffmann 1776–1822. vertrauten Amadeus (eig. Ernst Theod. Wilh.) Hoffmann, dem Verfasser der humoristischen Erzählungen: Elixire des Teufels; Kater Murr; Serapionsbrüder (eine aus dem Nordsternbund hervorgegangene Gesellschaft, deren Namen den Rahmen abgab für eine Reihe von Novellen); Nachtstücke; Klein Zaches; Phantasiestücke in Callot's Manier u. a. Wild und phantastisch ahmte Hoffmann den Jean Paul nach, aber ohne den Frieden in sich zu tragen, seine Schöpfungen, wie gelungen auch manche seiner Charakterzeichnungen sein mögen, haben etwas Finsteres, Dämonisches, Grausenerregendes, sie sind „ein Bild eines zerrissenen Herzens", ein „Hohlspiegel, in dem alle Gestalten zu Doppelbildern und Fratzen werden" und den Leser mit einem wunderlichen Grauen durchrieseln. Seine Schriften sind das treue Abbild seines ruhelosen, zerfahrenen Lebens und seiner aufgeregten Stimmung in durchschwärmten Nächten. In Fouqué'scher Manier sind auch die Romane und Novellen von Franz Horn gehalten. — Die Begeisterung und Schwärmerei der deutschen Jugend während der Freiheitskriege und unmittelbar nachher war nicht ohne Einfluß auf diese überreizte Poesie.

§. 960. **Körner. Uhland. Arndt. Rückert.** Die Befreiungskriege „zündeten auch in der trüben und dämmerigen Poesie eine kurze Taghelle", indem der tapfere **Theodor Körner** aus Dresden (Sohn von Schiller's Freund) in einer kräftigen, volksthümlichen Liederpoesie „Leier und Schwert", der wackere Ludwig **Uhland** aus Tübingen, der patriotische E. Moritz **Arndt** und Friedrich **Rückert** in seinen Jugendgedichten („geharnischte Sonette") von deutscher Einheit und Freiheit, von Treue und Ehre sangen und in Schiller's Geist an das Vaterland mahnten. Aber die Begeisterung der Freiheitskämpfe ging vorüber und die Ruhe und Erschlaffung, die sich über Europa lagerte, war der romantischen Dichtung günstiger, als dem aufregenden Freiheitsgesang. Körner, der in Lützow's Freischaar diente, fiel im Krieg; Rückert wandte sich der Romantik zu, die dem schwärmenden, empfindsamen Geschlechte mehr zusagte, indem er in den „östlichen Rosen" die weichen Gefühle orientalischer Poesie besang und in seinen Uebersetzungen und Nachbildungen von Indiens beschaulichen Dichtwerken („Nal und Damajanti") und den Makamen des arabischen Dichters Hariri durch die Biegsamkeit unserer Sprache die Nachbarvölker in Erstaunen setzte. Was vermochten einzelne Stimmen gegen die Richtung der Zeit, die über den Träumen an eine schöne Vergangenheit und über frommen Gefühlen und religiösen Schwärmereien die Gegenwart und das, was Noth that, übersah und mißkannte?

Th. Körner 1791–1813. Theodor **Körner**, geb. zu Dresden 1791, begab sich noch vor Vollendung seiner Studien von Leipzig nach Wien, wo er sich zuerst durch dramatische Dichtungen: „der grüne Domino", „der Nachtwächter", und namentlich durch die ernsten Stücke „Hedwig", „Rosamunde" und „Zriny" bekannt machte. Das letztere in Schiller'schem Geiste gedichtete Trauerspiel war in jener Zeit der gährenden Volkskraft durch seine Darstellung echten Heldenmuths von großer Wirkung. In den Freiheitskriegen, an denen er als Freiwilliger Theil nahm, zeichnete er sich durch seine Tapferkeit aus, bis er neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch unweit Rosenberg den Heldentod starb (26. Aug. 1813). Seine
Uhland 1787–1862. lyrischen Gedichte: Leier und Schwert verehrt das deutsche Volk als theures Vermächtniß. — Ludw. **Uhland**, geb. 1787 in Tübingen, wo er sich um 1805 dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. Ausgegangen von der vaterländischen Richtung der romantischen Schule, hat er das Schwärmerische und Träumerische, eben darum aber auch Gespannte und Unwahre, welches dem Deutschthum der älteren Romantik anhing, vollständig überwunden. Die erste um 1815 erschienene Sammlung seiner patriotischen „Gedichte" war nicht ohne Einfluß auf die Berathungen der Stände seines Vaterlandes und fand allenthalben eine begeisterte Aufnahme. Seit dem Jahre 1819 wirkte er als Mitglied der Würtembergischen Ständekammer und legte, um sich diesem Berufe ungestört widmen zu können, im Jahre 1833 die ihm einige Jahre früher verliehene Professur der deutschen Sprache und Literatur nieder. Er gehörte zu den eifrigsten Gliedern der constitutionellen Opposition. Außer seinen durch Gemüthlichkeit und wahre Empfindung ausgezeichneten lyrischen Gedichten, Balladen und Romanzen, in denen sich eine vaterländische Gesinnung und eine tiefe Bewunderung für vergangene Herrlichkeit kund gibt, besitzen wir noch einige dramatische Arbeiten (Herzog Ernst von Schwaben; Ludwig der Baier) und eine musterhafte Sammlung „alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder" nebst einer Abhandlung über „Walther von der Vogelweide". Als treuer Vorkämpfer des Fortschritts und aller freiheitlichen Ideen durch Wort und That, so daß er die Ordensverleihungen von zwei deutschen Königen zurückwies, war Uhland dem deutschen Volke ein theurer Name, daher dessen Sympathien ihn mit seltener Anhänglichkeit in den Tod begleiteten
Arndt 1769–1860. († 13. Nov. 1862). — E. Moritz **Arndt**, geb. 1769 auf der Insel Rügen, studirte in Greifswald und Jena und machte dann große Reisen, die seinen geistigen Gesichtskreis erweiterten. Als Professor in Greifswald zog er sich durch seine freisinnige Schrift „Geist der Zeit" Napoleon's Ungnade zu, so daß er sich zwei Jahre (von 1807–1809) in Stockholm aufhalten mußte und später nur durch Annahme des Namens Allmann den Nachstellungen in Deutschland entging. Im Jahre 1812 begab er sich nach Petersburg und wirkte dann als Freund und Verehrer des Freiherrn vom Stein durch patriotische Gedichte und Schriften („der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze"; „Soldatenkatechismus" u. a.) für die Sache der deutschen Freiheit gegen Napoleon's Gewaltherrschaft. Im Jahre 1818 erhielt er die Professur der neuern Geschichte in Bonn, wurde aber schon im folgenden Jahr, als bei den demagogischen Umtrieben betheiligt, suspendirt, eine unverdiente Strafe, die erst bei dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. aufgehoben wurde. „Ihm war das herbe Loos beschieden, Anfechtungen von solcher Seite zu erfahren, wohin er seine Liebe gewendet hatte." Unter seinen spätern Schriften sind seine „Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav Adolf IV.", seine „Erinnerungen aus dem äußern Leben" und seine „Wanderungen mit dem Freiherrn vom Stein" die bedeutendsten. Als Vermächtniß an sein Volk erschien bald nach seinem Tode (29. Jan. 1860)
Rückert 1789–1866. die vollständige Sammlung seiner „Gedichte". — Friedr. **Rückert**, geb. zu Schweinfurt 1789, studirte in Jena, arbeitete von 1815–1817 in Stuttgart am „Morgenblatt" und wurde nach einer Reise nach Rom im Jahr 1826 als Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen angestellt, von wo er im Jahr 1841 nach Berlin berufen ward. Seitdem wohnte er bald in dieser Hauptstadt, bald auf seinem Landgut bei Koburg. Seine ersten „deutschen Gedichte", welche auch die „geharnischten Sonette" enthielten, gab er unter dem Namen Freimund Reimar heraus. Seine Fruchtbarkeit ist beispiellos und seine Virtuosität in Handhabung der Form führte ihn zu den mannichfachsten Dichtungsarten. Dem Inhalt nach lassen sie sich eintheilen in lyrische Gedichte von bunter Verschiedenheit, in Uebersetzungen und Bearbeitungen orientalischer Poesien, und in Dichtungen religiösen Inhalts („Leben Jesu"; „Saul und David"; „Herodes der Große„ u. a.).

§. 961. **Goethe's Alter.** Goethe, dem „das schöne Gleichmaß der Persönlichkeit und ihre ästhetische Befriedigung" als Hauptziel galt, fand kein Gefallen an den

Dichtungen der Romantiker, an der „Epoche der forcirten Talente", so sehr ihm diese auch huldigten. Ihre blos empfängliche „dilettantische" Natur, die Alterthümelei und Frömmelei, „das Uebersinnliche und Phantastische" ihrer Dichtungen sagte ihm nicht zu: er warf sich auf Kunst und Wissenschaft und legte seine Ansichten und Forschungen in den Propyläen, in der Zeitschrift Kunst und Alterthum und in seinen Aufsätzen über Naturkunde (Farbenlehre) nieder; er versetzte sich in die schöne Zeit der Vergangenheit und lieferte in seiner mit unübertrefflicher Kunstvollendung verfaßten Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit" (1811 ff.) vortreffliche Beiträge zur Erkenntniß der Sitten- und Literaturgeschichte, der Personen und Zustände seiner frühern Jahre. Dieses interessante Werk führt uns hauptsächlich den Bildungsgang der Goethe'schen Jugendzeit vor die Seele; durch seine italienische Reise und durch verschiedene Abhandlungen und Notizen über Kunst und Künstler, z. B. Biographie von Hackert, Winckelmann u. dergl., wird uns die wichtige Periode seines italienischen Aufenthalts näher gerückt; in der Campagne von 1792, die er als Begleiter seines Herzogs in der preußischen Armee mitmachte, erfahren wir seine Schicksale beim Ausbruch der Revolution, und bewundern seine Gabe der Auffassung des Einzelnen; in den zahlreichen Briefsammlungen von ihm und an ihn blicken wir in das Innerste seiner Seele, seiner Sinnes- und Denkungsart, und die letzten Reden, Gedanken und Bemerkungen des Dichterhelden in Weimar sind uns von Eckermann, Riemer u. A. mitgetheilt worden. — Erst später, als ihn das Alter nachsichtiger und toleranter gemacht, versöhnte er sich mit der neuen Richtung und stimmte in den Ton und Geschmack der Zeit ein. In dem durch Vollendung der Form und durch Plan- und Regelmäßigkeit in Anlage und Ausführung ausgezeichneten Roman die „Wahlverwandtschaften" lieferte Goethe ein Meisterstück der neuen Novellenliteratur und in der Reihe kleiner Erzählungen, die als „Wilhelm Meister's Wanderjahre" erschienen und die „harmonische Organisation der Gesellschaft" anstrebten, huldigte er dem Märchengeschmack und dem Gefallen am Geheimnißvollen und Mystischen. Während der Freiheitskriege, für welche der nunmehr alt gewordene Goethe eben so wenig Sympathie empfand, wie für die Revolutionsbegeisterung der frühern Jahre, wendete er wieder dem handelnden und wirkenden Leben den Rücken und flüchtete sich in die Beschaulichkeit und in die künstliche Reim- und Formpoesie des Orients. „Die Ruhe des Alters fühlte sich von jener körperlosen, nebelhaften, unsinnlichen Lyrik angezogen; denn schon ehe er seinen westöstlichen Divan herausgab (1818), hatte seine eigene Dichtung die ähnliche Gestalt angenommen." Das „Erwachen des Epimenides" war nur ein kühler allegorischer Anklang an die Freiheitskämpfe der erwachten deutschen Nation. Auch die Wirkungen der von Lord Byron begründeten „Poesie der Verzweiflung" erlebte Goethe noch und legte in den zahmen Xenien, die von dem klaren Sinne zeugen, den der lebensweise Dichter bis ins hohe Alter festgehalten, manche treffende Bemerkung über diese und andere Entartungen der deutschen Literatur nieder. Und kurz zuvor, ehe er als drei und achtzigjähriger Greis ins Grab stieg, übergab er der Nation im zweiten Theil des Faust einen allegorischen Rückblick auf sein eigenes Leben und die Umgestaltung seiner Bildung und Dichtung von der Zeit an, „wo er aus dem Dunkel der Naturperiode herausgetreten war, welche der erste Theil zum Gegenstand hatte". † 22. März 1832.

In den beiden ersten Acten werden des Dichters Studien der Natur und des Alterthums symbolisch angedeutet. In die Tiefe der Natur hinabgetaucht, hat er in den Urbildern der Dinge das Ideal gefunden und ist auf hellenischem Boden von einem neuen Gefühl durchdrungen worden. In dem dritten, prachtvoll ausgeführten Acte wird in der Vermählung Faust's mit Helena die Verbindung des romantischen Dichters mit der Antike dargestellt: „die Frucht dieses Bundes (Euphorion) ist die romantische Poesie, ein Genius ohne Flügel, ein Gaukler, der in Icarus' Loose endigt", mit besonderem Bezug auf Lord Byron. Im vierten Acte wird die Lage des Dichters der Revolution und Restauration gegenüber, und im fünften sein Verhältniß zur Weltliteratur angedeutet. Durch die göttliche Gnade von Oben und durch seine Strebsamkeit und Richtung zum Thätigen wird endlich der Held gerettet.

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

2. Frankreich.

§. 962. Ludwig XVIII. In dem tiefbewegten französischen Reich führte die Restauration einen merkwürdigen Umschwung der Denkweise und Gesinnung herbei. Anfangs siegten die den Revolutionsideen entgegengesetzten Richtungen und es trat hier der merkwürdige Fall ein, daß der wohlmeinende König sein von ihm entworfenes und stets nach Kräften aufrecht erhaltenes Staatsgrundgesetz nur mit großer Mühe gegen den Eifer der ungemäßigten Royalisten-Partei (Ultras, von ihren Gegnern als „weiße Jacobiner" bezeichnet) zu schützen vermochte, und daß sogar Kaiser Alexander dem König rieth, durch Auflösung der sogenannten unauffindbaren Kammer (chambre
Septbr. 1816. introuvable) dem ungestümen Streben der Royalisten, das alte Frankreich mit allen ehemaligen Zuständen wieder herzustellen, zu steuern. An die Stelle der freigeistigen und kirchenfeindlichen Gesinnung trat eine fanatisch-religiöse Gläubigkeit, die, verbunden mit glühendem Royalismus, im südlichen Frankreich Gräuelscenen hervorrief, welche die blu-
Septbr. 1815. tigsten Auftritte der Revolutionszeit überboten. In Marseille, Toulon, Nimes, Avignon, Toulouse und anderen Städten fielen rasende und fanatisirte Pöbelschaaren über die als Protestanten, Napoleonisten oder Republikaner bekannten Einwohner her und mordeten sie zu Hunderten auf grauenhafte Weise. In Avignon erschossen sie den General Brune im Gasthause und warfen seine Leiche in die Rhone; in Toulouse fiel General Ramel als ein Opfer der Volkswuth, indem er den Unfug der Royalisten zu dämpfen suchte. „Der Terrorismus ward jetzt die Waffe der Königlichen; die Protestanten mußten sich flüchten und verbergen und ihre Kirchen wurden geschlossen; Mord, Plünderung, Brand waren an der Tagesordnung; das Land war unter der Willkür der Banditenhäupter, die ihr Handwerk ungehindert unter den Augen der Präfecten und wohl selbst in ihrem Auftrag übten." Die Geistlichkeit erlangte großen Einfluß, besonders durch den Schutz des Grafen von Artois und der Herzogin von Angouleme, der Häupter der Rückschrittspartei („Pavillon Marsan"). „Thron und Altar!" ward von nun an die Losung der royalistischen Eiferer, welche die Rechte und Vortheile der Krone besser zu verstehen behaupteten als der König, und diesen nöthigten, mit Widerstreben auf dem Wege der Reaction, den sie ihm vorschrieben, fortzuschreiten. Die Wahl des ehemaligen Convents-glieds und „Königsmörders" Gregoire in die Deputirtenkammer, mehr aber noch die
13. Febr. 1820. Ermordung des Herzogs von Berry, desjenigen königlichen Neffen, auf dem bei der Kinderlosigkeit Ludwigs XVIII. und seines ältesten Bruderssohns (Angouleme) die ganze Hoffnung der Bourbonen ruhte, durch Louvel einen von fanatischem Haß gegen die Königsfamilie erfüllten politischen Schwärmer, förderten das Streben der Reactionsmänner. Der König, mit Vorwürfen überhäuft, sah sich genöthigt, das gemäßigte Ministerium Decazes, dem er sein besonderes Vertrauen zugewendet, zu entlassen und in
März 1820. eine Beschränkung der persönlichen Freiheit (durch die den Ministern eingeräumte Befugniß zu außerordentlichen Verhaftungen), der Preßfreiheit und der Wahlbe-
1823. rechtigung zu willigen. Unter dem Ministerium Villèle wurde der royalistische Eifer auf die Spitze getrieben. Die Kammer stieß den liberalen Deputirten Manuel, in dessen Rede gegen die spanische Invasion die Versammlung einige Aeußerungen zu finden glaubte, die wie eine Vertheidigung des Königsmords lauteten, aus ihrer Mitte, und die von Angouleme geführte Armee überstieg die Pyrenäen, um in Spanien das unbeschränkte

Königthum herzustellen. In Verschwörungen, Mordanschlägen, Aufstandsversuchen gab sich die aufgeregte Volksstimmung kund.

§. 963. Karl X. Am 16. Sept. 1824 schloß Ludwig XVIII. sein vielgeprüftes, wechselvolles Leben. Harte Erfahrungen hatten ihn Milde und Mäßigung gelehrt; die ungestüme Heftigkeit der übrigen Glieder der Königsfamilie füllte das Herz des Sterbenden mit düstern Ahnungen der Zukunft. Sein Bruder, der Graf von Artois, wurde als Karl X. König von Frankreich. Durch seine feierliche Krönung und Salbung in Rheims schien er anzudeuten, daß er im Sinne der alten „allerchristlichsten" Monarchen 29. Mai 1825.
zu regieren gedenke. Darum wendete er dem Adel und der Geistlichkeit sein Herz zu. Da zu fürchten stand, daß die so sehr gewünschte Rückerstattung der Emigrantengüter, die eine gänzliche Umgestaltung des bestehenden Zustandes zur Folge gehabt hätte, eine neue Staatsumwälzung herbeiführen möchte, so gab der König und die Reactionspartei diesen Plan endlich auf, bewirkte aber von der Kammer, daß den durch die Emigration zu Verlust gekommenen Royalisten eine Entschädigungssumme von 1000 Millionen Franken bewilligt wurde. Machte schon dieses Gesetz bei der Nation einen schlimmen Eindruck, so erzeugten die durch jesuitische Einflüsse bewirkten Beschlüsse wider Entweihung kirchlicher Gegenstände (Sacrilegsgesetz) und zur Einführung schwesterlicher Vereine als Vorboten der Herstellung klösterlicher Orden allgemeinen Unwillen in den Reihen der Liberalen. — Zur Begünstigung der Priesterherrschaft führte den König theils die andächtige, religiöse Richtung, die sein Geist unter dem Einfluß der streng kirchlichen Herzogin von Angouleme genommen, theils die Ansicht, die kirchliche Wiedergeburt Frankreichs würde einen starken Damm gegen die Revolutionsideen bilden. Diese kirchliche Wiedergeburt hoffte Karl X. dadurch zu begründen, daß er der Geistlichkeit ihre vormalige einflußreiche Stellung zurückgab, reiche Prälaturen gründete, das Ordenswesen begünstigte und die kirchliche Werkheiligkeit mit dem ganzen neurömischen, durch die romantische Dichtung beförderten Aberglauben wieder einführte. Die Jesuiten kehrten zurück, wenn gleich nicht öffentlich; sie gründeten Vereine für fromme Verrichtungen (Congregationen) und suchten den Jugendunterricht in ihre Gewalt zu bringen. Dadurch verstärkte der König die liberale Opposition, indem alle Männer von philosophischer Bildung und die bedeutendsten literarischen Kräfte sich von einer Regierung, die sich zur Schützerin des Obscurantismus aufgeworfen, mit Unmuth abwandten. Während der verblendete Monarch glaubte, durch unzeitgemäße Missions- und Bußzüge oder durch Zwangsgesetze und Beschränkungen den Geist des Volks in die alten Fesseln schlagen zu können, lauschte die strebsame Jugend den freisinnigen Worten und Lehren der aufgeklärten Professoren an der Pariser Universität (Guizot, Villemain, Royer-Collard u. A.) oder den kühnen und freien Reden der Oppositionspresse (Globe, National, Constitutionel u. A.) und ergötzte sich an den Freiheitsliedern Berangers und an den Satiren des Hellenisten Paul Louis Courier, und der Bürger las die verbreiteten, durch billige Ausgaben leicht zugänglichen Schriften Voltaire's und der Encyclopädisten, oder die zahlreichen Geschichtswerke und Denkwürdigkeiten über die große Zeit der Revolution und die Napoleonische Ruhmesherrschaft (Thiers, Mignet u. A.).

§. 964. Die Julirevolution. Karl X. schritt, ohne die veränderte Gesinnung der Nation zu beachten, auf der betretenen Bahn der Reaction fort. Das liberale Ministerium Martignac (seit 4. Januar 1828) mußte einem ultra- 8. Aug 1829.
royalistischen unter Polignacs Vorsitz weichen; die Richter, welche die Zeitungen der Opposition freisprachen, wurden bei ihrem Neujahrsbesuch in den Tuilerien ungnädig behandelt, und als die Kammer bei ihrer nächsten Versammlung in der Eröffnungsadresse ihr Mißfallen über die dem Volksgeiste feindselige Politik der Regierung zu erkennen gab, erfolgte deren Auflösung und eine neue Wahl. 16. Mai 1830.
Umsonst! Die Männer der Opposition erschienen in verstärkter Zahl und bestätigten somit das Mißtrauen des Volks in das neue Ministerium. Karl X.

ließ sich nicht belehren. Er hoffte vergebens, der Kriegsruhm, womit die französischen Truppen sich zu derselben Zeit in Afrika bedeckten (wo sie zur Rache für die Beschimpfungen, die der seeräuberische Dey von Algier den Schiffen und dem
5. Juli. Consul Frankreichs zugefügt, dessen Hauptstadt eroberten und die französische Fahne auf den Zinnen der alten Räuberstadt aufpflanzten), würde in der Nation eine günstigere Stimmung erzeugen und ihren Sinn von den innern Angelegenheiten ablenken — die Wahl des Feldherrn raubte dem Unternehmen in den Augen des Volkes den Glanz; war denn nicht Bourmont, der Verräther von Waterloo, Kriegsminister und Heerführer? Kaum brachte der Moniteur die be-
25. Juli 1830. rühmten **drei Ordonnanzen**, wonach die Preßfreiheit suspendirt, die neue Kammer vor ihrem Zusammentreten aufgelöst, die Wahlordnung zur nächsten willkürlich abgeändert, das Recht der directen Verbesserungsvorschläge aufgehoben und die Zahl
28. Juli u. ff. der Deputirten von 430 auf 262 herabgesetzt war, so brach die **Julirevolution** aus, durch welche sich das Volk nach einem dreitägigen heldenmüthigen Kampfe Befreiung von der Herrschaft des bourbonischen Königshauses und der Priesterschaft erstritt. Die in Paris anwesenden Deputirten errichteten am 29. Juli während des tapfersten Straßenkampfes eine provisorische Regierung, an welcher Lafitte, Casimir Périer, Odilon Barrot u. A. Theil nahmen, bis die constitutionelle Partei über die republikanische siegte und der Herzog **Ludwig Philipp von Orleans** (hauptsächlich durch die Unterstützung des reichen, großmüthigen und vaterländisch gesinnten Banquiers **Lafitte** und des glorreichen, abermals zum Anführer der neugeschaffenen Nationalgarde erhobenen Generals **Lafayette**) zum Statthalter (Reichsverweser) ernannt wurde. Zu spät erbot sich Karl X. zur Zurücknahme der verhaßten Ordonnanzen und zur Einberufung eines populären Ministeriums; er mußte mit seiner Familie zum drittenmal in die Fremde wandern, indeß sein kluger Verwandter Louis Philipp, nachdem er das in der Eile revidirte, mit einigen freisinnigen Zusätzen vermehrte und einiger beschränkenden Artikel entkleidete Staatsgesetz (Charte) beschworen, als
9. Aug. 1830. König der Franzosen den Thron bestieg, gegen den so manche Schläge geführt worden. Die Wiederherstellung der Nationalfarben bezeichnete den Anfang des neuen vom Volke geschaffenen Bürgerkönigthums.

Die im Auslande weilenden Verbannten, wie Soult, Sieyes, Maret (Bassano) u. A. kehrten in die Heimath zurück, indeß Marmont (Herzog von Ragusa), der Befehlshaber der Pariser Besatzung, ins Exil wandern mußte. Er durchreiste mehrere europäische Länder, beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten und verfaßte seine Memoiren, die nach seinem am 2. März 1852 in Venedig erfolgten Tod im Druck erschienen sind. Im Jahr 1836 starb Karl X. in Görz; ebendaselbst auch sein Sohn, der Herzog von Angouleme (Graf von der Marne), am 3. Juni 1844. Seine Gemahlin, Therese, überlebte ihn noch sieben Jahre. Sie starb am 19. October 1851 in Frohsdorf unweit Wien. Dort weilt auch bis zur Stunde der letzte Sprosse des ältern Hauses Bourbon, der Herzog von Bordeaux, nach einem Schlosse an der Loire Graf von Chambord genannt, welcher einige Monate nach der Ermordung seines Vaters, des Herzogs von Berry in Paris geboren (29. Sept 1820) der Königsfamilie ins Exil gefolgt war.

3. Die Verfassungskämpfe in der pyrenäischen Halbinsel und in Italien.

§. 965. Absolutismus und Camarilla in Spanien. In den romanischen Ländern des Südens, die Jahrhunderte unter der drückenden Bevormundung der Priesterschaft gestanden, waren die durch die Revolution in die Welt geschleuderten Ideen des neuen Staatswesens nicht in das Volk gedrungen; sie lebten in den Köpfen der Gebildeten

und wurden, da es gefährlich war, sich zu ihnen zu bekennen, in geheimen Gesellschaften fortgepflanzt. Solche politische Verbindungen nannten sich in Spanien und Portugal Freimaurer, in Italien Carbonari; Abstellung der Priestermacht, Einführung freier constitutioneller Formen, Aufklärung des Volks, Erweckung der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls war ihr Hauptziel. Ihr Einfluß machte sich zuerst in Spanien geltend. Ferdinand VII., ein falscher, argwöhnischer Mann und Meister in der Verstellung, die er während seines gezwungenen Aufenthalts in Frankreich üben gelernt, entledigte sich bei seiner Rückkehr nach Spanien der ihm verhaßten Cortes-Verfassung durch einen glücklich vollbrachten Gewaltstreich und führte mit dem unbeschränkten Königthum 10. Mai 1814.
alle Uebelstände der alten Zeit zurück. Adel und Klerus, die den König mit ihren Netzen umstrickten, erlangten ihre Vorrechte und ihre Steuerfreiheit wieder; die Klöster wurden hergestellt, die Jesuiten durften einziehen, die Inquisition kehrte zurück und mit ihr die Folter und alle Schrecknisse einer finstern Zeit. Eine furchtbare Verfolgung erging nicht nur über alle Anhänger Frankreichs (Afrancesados), über Alle, die unter Joseph ein Amt bekleidet oder ihm irgend wie gedient hatten, sondern auch über die Häupter und Anhänger der Cortes, über die Bandenführer, die für König und Vaterland ihr Herzblut vergossen und nun als wohlverdienten Lohn Theilname am Staatswesen und bürgerliche Freiheit ansprachen. Viele der heldenmüthigsten Kämpfer starben unter der Hand des Henkers, Andere wanderten als Verbannte und Flüchtlinge ins Ausland; die Zurückgebliebenen verschlossen ihre Ansichten und ihren Groll in schweigsamer Brust. Eine Hofdienerschaft (Camarilla), bestehend aus selbstsüchtigen Privilegirten, fanatischen Priestern, schmeichelnden Höflingen und ränkevollen Weibern, erlangte Ferdinands Vertrauen und trieb ihn zur grausamsten Verfolgung aller Liberalen. Die Empörungen, welche dieses Regiment der Willkür und der Rache in den Provinzen hervorrief, vermehrten nur die Wuth der Verfolger und die Zahl der Opfer. Verwaltung und Rechtspflege befanden sich im jammervollsten Zustande, die Staatskasse war, trotz des Steuerdrucks, gänzlich erschöpft, die südamerikanischen Kolonien pflanzten die Fahne der Unabhängigkeit auf, Handel und Wandel stockte, Unmuth und Verstimmung herrschte in allen Gemüthern.

§. 966. Die Herrschaft der Cortes. Da geschah es, daß am Neujahrstage 1820 unter den in Cadix versammelten und zur Einschiffung nach Südamerika bestimmten Regimentern eine Militärverschwörung ausbrach. Die Fahne der Empörung wurde erhoben und die Constitution der Cortes ausgerufen Der Oberst Riego war die Seele des Unternehmens; die Leitung des Ganzen übernahm der aus der Haft befreite Quiroga. In Kurzem verbreitete sich der Aufstand über alle Theile Spaniens, in verschiedenen Provinzen und Städten wurde die Cortesverfassung verkündet und dem absoluten Königthum der Krieg erklärt; — aber der Aufstand behielt den Charakter einer Verschwörung, deren Gelingen nur der Kraftlosigkeit einer Regierung zu danken war, welcher ein belastetes Gewissen die Entschlossenheit zum Widerstande raubte; das Volk verstand nicht, um was es sich handelte, und nahm an dem Kampfe wenig Antheil. Der König versuchte umsonst, die Bewegung durch Waffengewalt niederzuschlagen und die drohende Forderung um Wiederherstellung der Constitution vom Jahre 1812 durch unbestimmte Versprechungen zum Schweigen zu bringen; — die Aufstände mehrten sich und dem erschreckten Herrscher blieb nichts übrig, als in das Verlangen der Insurgenten zu willigen, die Cortes einzuberufen und die constitutionelle Verfassung, die ihn aus einem absoluten König zum Vollstrecker der Befehle der Volksrepräsentanten machte, zu beschwören. 7. März 1820.
Drei Jahre bestand die neue Staatsform, unter heftigen Stürmen und Kämpfen. Der König haßte die ihm gewaltsam abgetrotzte Constitution, die Deputirten, an die sich mehrere demokratische Clubs mit republikanischen Bestrebungen anlehnten, erfüllten durch die Schläge, die sie wider die Klöster, die privilegirten Stände, die altherkömmlichen Einrichtungen und die nationalen Gewohnheiten und Formen führten, die Camarilla, die Priesterschaft und alle Anhänger des Alten mit tiefem Haß; im Reden und Thun hatten die Cortes, besonders die Partei der „Aufgeregten" (Exaltados), die französische Nationalversammlung vom Jahre 1789 im Auge. Um Geld zu erhalten, verkauften sie eine

Milliarde frommer Stiftungen. Bald erhoben sich von verschiedenen Seiten mächtige Stürme gegen die ihren Sieg mißbrauchenden Liberalen in Madrid. Zuerst errichteten
1821. die Anhänger des absoluten Königthums eine eigene Regentschaft und eine Glaubensarmee, um den König aus den Banden der Constitutionellen zu befreien; das von Priestern und Mönchen aufgereizte Volk griff abermals zu den Waffen; ein blutiger Meinungskampf zerfleischte die unglückliche Nation. Rachsucht und Parteiwuth erstickten alle menschlichen Gefühle, zerrissen die Bande der Landsmannschaft und brachten Gesetz und Recht in Verachtung.

§. 967. **Volksbewegungen in Portugal, Neapel, Sardinien.** Die Siege der spanischen Demokraten feuerten ihre Meinungsgenossen in Portugal und Italien zur Nachahmung an. In Lissabon und Oporto entstanden Volksbewegungen, welche die Entfernung des im Namen des abwesenden Königs und im englischen Interesse herrschenden Lord Beresford, die Bildung von Regierungs-Junten und
26. Jan. 1821. die Einberufung der Stände (Cortes) zur Folge hatten. Eine der spanischen nachgebildete Verfassung mit Preßfreiheit, Abschaffung der Inquisition, der Feudallasten u. dgl. m. wurde eingeführt und von dem König für Portugal und Brasilien beschworen. — In Neapel wurden die nach Vereinigung Italiens zu einem Gesammtstaat strebenden Carbonari durch das Beispiel der spanischen Cortes zum Aufstand ermuthigt. Eine Militärverschwörung in Nola nahm bald solchen Fortgang, daß König Ferdinand sich
13. Juli 1820. genöthigt sah, in die Einführung der spanischen Ständeverfassung zu willigen. Triumphirend zogen Wilhelm Pepe und Carascosa, die Häupter der Verschwörung, an der Spitze der aufständischen Truppen und der mit ihnen verbundenen Carbonari in Neapel ein. Selbst Sicilien ward nach einem blutigen Kampfe zur Annahme der fremden Constitution gezwungen. — Aehnliches geschah in Piemont. Hier war Victor Emanuel bemüht, die Erinnerung an die französische Herrschaft durch Rückführung aller alten Zustände und Lebensformen zu tilgen. Die Jesuiten erhielten den Jugendunterricht; Klerus und Adel traten wieder in Besitz ihrer alten Vorrechte; bürgerliche Freiheit und Volksaufklärung wurden durch alle Mittel beschränkt und gehindert. Dies erregte Unzufriedenheit und erzeugte geheime Verbindungen und Verschwörungen. Ein von Militär und Studenten gewagter Aufstand, bei dem mehrere hochge-
März 1821. stellte Personen, ja selbst der muthmaßliche Thronerbe, Karl Albert von Carignan, betheiligt waren, nahm so raschen Fortgang, daß der König dem Thron zu Gunsten seines Bruders entsagte und bis zu dessen Ankunft dem Prinzen von Carignan die Regentschaft übertrug. Dieser bewilligte den Insurgenten, die im Besitz der Hauptstadt und der Citadelle waren, die verlangte spanische Constitution. Aber ehe diese, von dem neuen noch in Modena abwesenden König Karl Felix verworfene Verfassung ins Leben treten konnte, hatte sich die Lage der Dinge geändert. Der patriotische Edelmann Giorgio Pallavicino-Trivulzio, einem reichen und berühmten Adelsgeschlechte aus Mailand angehörig, büßte seine Thätigkeit bei dieser ersten revolutionären Erhebung mit mehrjähriger Gefangenschaft auf dem Spielberg, ein Leidensgefährte Silvio Pellico's.

§. 968. **Die Intervention der heiligen Allianz.** Die Häupter der heiligen Allianz, beunruhigt über den neuen revolutionären Geist, der auch die deutsche Jugend ergriffen zu haben schien, faßten auf Metternichs Vorstellungen den Entschluß,
Januar 1821. diese demokratischen Bewegungen zu unterdrücken. Auf dem Congreß zu Laybach, bei dem sich der von den Monarchen eingeladene König Ferdinand von Neapel einfand, wurde beschlossen, die constitutionelle Verfassung in Neapel gewaltsam umzustürzen. Ferdinand billigte das Vorhaben, durch das er wieder in den Besitz seiner unbeschränkten Königsmacht kommen sollte. Ein österreichisches Heer rückte ein; vergebens stellten sich Pepe und Carascosa mit beträchtlichen Streitkräften den anrückenden Feinden entgegen; die feigen Soldaten des Erstern wurden nach einem leichten Gefechte zersprengt. Die
24. März. Andern zwangen ihren Anführer zu einer schmachvollen Capitulation. Ohne Mühe besetzten die Oesterreicher Neapel und Capua und gaben dem König, der alles seit der Umwälzung Vorgefallene für ungültig erklärte, die absolute Königsmacht zurück. Jubelnd begrüßte das leichtsinnige und unwissende Volk den Umsturz der constitutionellen Verfassung, dessen Bedeutung es nicht begriff. Von dem an verband sich die Priestermacht und das auf Miethsoldaten und Polizeiwesen gestützte absolute Königthum

zur Unterdrückung jeder freien Regung durch Geistesdruck und Furcht. Schreckliche Rache wurde an den Theilnehmern der Verschwörung und an allen Verfassungsfreunden geübt. — Dieser Ausgang entschied das Schicksal der piemontesischen Constitution. Zwar widerstanden die von Santa Rosa begeisterten Liberalen nicht ohne Ruhm bei Novara den Gegnern; aber ihre Stärke war bald gebrochen. Turin und Alessandria wurden von den Oesterreichern besetzt und der Absolutismus in seiner strengsten Form und mit allen April 1821.
Gräueln der Reaction wieder hergestellt. — Nicht viel glänzender war der Ausgang der spanischen Cortes. Ermuthigt durch die schnelle Unterdrückung der constitutionellen Bewegungen in Italien, ließen die Monarchen auf dem Congreß von Verona an die October 1822.
Cortes in Madrid die Aufforderung ergehen, ihre Verfassung abzuändern und dem König größere Gewalt einzuräumen. Trotzig wiesen die demokratischen Stände diese Anmuthung ab. Da rückte ein französisches Heer unter dem Herzog von Angouleme über die Frühjahr 1823.
Pyrenäen. Umsonst riefen die Cortes das Volk unter die Waffen; die constitutionelle Freiheit war für die von Priestern und Mönchen geleitete Masse ein unverstandenes Wort und die neue Ordnung ihren Gewohnheiten und Gefühlen zuwider; der Volkskrieg, die alte ruhmreiche Guerilla, auf welche die Cortes ihr Vertrauen gesetzt, kam nicht zu Stande. Der Pöbel und die Camarilla begrüßten die Franzosen als Retter von dem verhaßten Regimente der Freimaurer; umsonst widerstanden einzelne Führer, wie Mina in Barcelona, Quiroga in Leon u. a. A. mit Muth und Tapferkeit dem fremden Kriegsheer; die Soldaten zeigten wenig Kampfslust und suchten sich durch Capitulation zur rechten Zeit sicher zu stellen. Die Franzosen zogen als Sieger in Madrid ein und ernannten, da die Cortes mit dem König sich nach dem Süden geflüchtet hatten, eine Regentschaft. Das feste Cadix war der letzte Zufluchtsort der Verfassungsfreunde; vor diese Stadt rückten nunmehr die Franzosen. Da entsank den Cortesmitgliedern der Muth; statt, wie sie früher großsprecherisch geäußert, sich unter den Trümmern dieses Geburtsortes ihrer Verfassung zu begraben, schlossen sie mit den Belagerern einen Vertrag, worin sie in ihre Auflösung und in die Befreiung des Königs willigten. 15. Aug. 1823.
Durch fremde Bajonette wurde Ferdinand nunmehr wieder in seine Machtfülle eingesetzt; die Verfassung mit allen ihren Einrichtungen trat außer Wirksamkeit, und die apostolische Partei, die das absolute Königthum als Losung gewählt, ließ nun alle Wuth- und Rachegeister auf ihre Gegner los. Riego starb durch die Hand des Henkers; seine 7. Nov.
Meinungsgenossen fanden theils dasselbe Schicksal, theils entzogen sie sich der Volkswuth durch die Flucht und irrten als brod- und heimathlose Verbannte zu Tausenden in der Fremde umher; die Zurückgebliebenen mußten in moderigen Kerkern das Streben büßen, dem Volke die Institutionen und Zustände zu rauben, an die es durch einen dreihundertjährigen Despotismus gewöhnt worden. In Spanien wurde mit derselben Wuth für die Erhaltung des Alten gekämpft, wie in Frankreich früher für dessen Vernichtung. In beiden Ländern diente der Pöbel als Werkzeug, hier gelockt durch die Worte „Freiheit und Gleichheit“, dort fanatisirt für Religion, Königthum und die Einrichtungen der Väter.

§. 969. Der Verfassungskampf in Portugal. Der klägliche Ausgang der spanischen Cortesverfassung feuerte in Portugal die Königin (Ferdinands VI. Schwester) und ihren zweiten Sohn Dom Miguel an, durch einen Gewaltstreich sich der dem Adel, der Priesterschaft und dem Hof verhaßten Constitution gleichfalls zu entledigen. Ermuthigt durch einen von Dom Miguel geleiteten Aufstand des Militärs und Pöbels zu Gunsten des absoluten Königthums, hob der schwache und zaghafte König Johann VI. die Cortesverfassung auf und gestattete die Verfolgung der Constitutionellen Mai u. Juni 1823.
und Freimaurer. Als er aber mit dem Plane umging, das Volk durch Ertheilung eines auf Anerkennung gegenseitiger Rechte gegründeten Staatsgrundgesetzes zu versöhnen, erregte Dom Miguel einen Aufstand gegen den eigenen Vater; das frevelhafte Unternehmen 30. April 1824.
brachte ihm jedoch statt der gewünschten Regentschaft eine Verbannung aus Portugal. Zwei Jahre nachher starb Johann VI. Sein ältester Sohn Dom Pedro, der, im Jahre 10. März 1826.
1822 von dem brasilianischen Volke zum Kaiser ausgerufen, nach der von ihm beschworenen Constitution nicht zugleich König von Portugal sein konnte, übertrug die Regierung über

das Mutterland seiner unmündigen Tochter Donna Maria da Gloria und verlieh den Portugiesen eine auf freisinnigen Grundsätzen aufgebaute Verfassung (Charte). Unglücklicherweise vertraute er aber seinem aus der Verbannung zurückgerufenen Bruder Dom Miguel bis zur Volljährigkeit der Königin die Regentschaft an. Kaum sah sich Miguel im Besitze der Macht, als er mit Hülfe seiner Mutter und der apostolischen
28. Juni 1828. Partei die von ihm beschworene Verfassung umstürzte, sich zum unumschränkten König erklären ließ und mit Verbannung, Kerkerstrafe und Hinrichtung gegen die Freunde und Anhänger der constitutionellen Ordnung wüthete. Allein die Herrschaft des eidbrüchigen Despoten war von kurzer Dauer. Dom Pedro, in Brasilien zur Ueber-
1831. gabe der machtlosen Kaiserkrone an seinen unmündigen Sohn Dom Pedro II. gezwungen, landete, von England und Frankreich unterstützt, mit einem größtentheils im Auslande geworbenen Heere in Portugal und trieb seinen tyrannischen Bruder in einem zweijährigen Kriege (1832—1834) so sehr in die Enge, daß dieser sich zuletzt genöthigt sah,
7. Juni 1834. dem Throne zu entsagen und sich ins Ausland zu begeben. Er lebte eine Zeit lang in Genua und Rom und ließ sich dann seit seiner Vermählung mit Adelheid von Löwenstein-Wertheim in Heubach bei Miltenberg am Main nieder, wo er am 15. November 1866 starb, seine strengkirchliche Gesinnung noch in der Stunde des Todes kund gebend. Nach
†24. Sept. 1834. seines Bruders Flucht stellte Pedro die Cortesverfassung wieder her. Sein früher Tod, der die Regierung in die schwachen Hände seiner Tochter brachte, war für das durch Factionen zerrissene, von Geldmangel gedrückte Land unheilvoll.

§. 970. Geschichte der südamerikanischen Freistaaten. Drei Jahrhunderte trugen die unermeßlichen Ländermassen Südamerika's und Mexico's das schwere Joch des spanischen Mutterlandes, so drückend auch das Abhängigkeitsverhältniß, so schreiend auch die Mißbräuche waren. Denn nur in Europa geborene Spanier, nicht Kreolen, bekleideten die Staatsämter und Kirchenwürden und benutzten sie zu ihrer Bereicherung, ohne auf die Hebung und Heranbildung der Bevölkerung im mindesten bedacht zu sein. Der Handel war in enge Fesseln geschlagen, indem die Erzeugnisse der Kolonien nur an Spanier abgegeben und nur spanische Waaren (zuerst von Sevilla, dann von Cadix aus) in die Kolonien eingeführt werden durften, jeder fremde Zwischenhandel aber verboten war. Der Anbau des Tabaks galt als königliches Monopol und befand sich hauptsächlich in den Händen der Spanier; Producte des Mutterlandes, wie Wein, Oel u. A., durften in den Kolonien nicht gebaut werden, der Anbau des Zuckerrohrs, die Zucht des Seidenwurms, die Bearbeitung der Eisenminen waren untersagt; die auf spanischen Schiffen eingeführten Waaren wurden mit hohen Zöllen und Abgaben belegt. Dem Gouverneur der Provinz, einem gebornen Spanier, stand das Recht der „Repartimientos" oder Waarenvertheilung zu, d. h. er sendete jedem Dorfe eine Partie Waaren zur Uebernahme ohne Weiteres zu, und setzte dafür einen beliebigen Preis fest, der mit Strenge und Gewalt von der Gesammtheit der Ortseinwohner eingetrieben wurde. Diese Waaren wurden ohne Rücksicht auf das Bedürfniß vertheilt. Bei der dünnen Bevölkerung der großen Länderstrecken, bei der gänzlichen Unwissenheit der Eingebornen, denen aller Schulunterricht versagt war, und bei der strengen Wachsamkeit der Inquisition fiel es den Spaniern nicht schwer, durch wenige Truppen jede unruhige Bewegung fern zu halten, so daß sowohl der spanische Erbfolgekrieg, als die nordamerikanischen Befreiungskämpfe keine Aenderung in den Zuständen Südamerika's hervorbrachten, wie sehr auch die mehr und mehr anwachsende kreolische Bevölkerung die Uebelstände fühlte und größere Ansprüche geltend zu machen begann, und der Verkehr mit Frankreich während jenes Krieges den Amerikanern die Augen öffnete über die ungeheuern Vortheile, welche die Spanier bisher aus den Kolonien durch das Monopolsystem gezogen. Die Versuche des gewandten, in europäische Bildung und Anschauungsweise eingeweihten Kreolen Miranda aus Carracas (geb. 1754) in den neunziger Jahren, mit Hülfe von Engländern und Franzosen die südamerikanischen Landschaften zur Empörung zu bringen, scheiterten an der Unreife des Volkes, an der Zwietracht und Eifersucht der Stämme und Stände und an der Verschiedenheit der Interessen der einzelnen Provinzen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bestanden die spanischen Be-

sitzungen in Amerika, wenn auch durch Schleichhandel und fremde Einwirkungen, wie durch die gesteigerten Mißbräuche in der alten Ergebenheit für das Mutterland geschwächt, aus vier Vicekönigreichen (Neugranada, Neuspanien oder Mexico, Rio de la Plata oder Buenos Ayres und Peru) und aus fünf Generalhauptmannschaften (Chile, Venezuela, Guatemala, Havanna und Portorico); aber mit der Verdrängung der Bourbonen vom spanischen Thron löste sich auch das Band, das die Kolonien mit dem Mutterlande verknüpft hatte, und kamen die Unabhängigkeitsbestrebungen der Patrioten zur Ausführung.

Die Parteikämpfe des Mutterlandes fanden bald ihren Weg nach den Kolonien. In der beweglichen Weltstadt Buenos-Ayres suchte Mariano Moreno, ein unternehmender und für Bildung und Aufklärung eingenommener Mann, den herrschenden Zwiespalt unter den regierenden Behörden zur Bildung einer patriotischen Partei zu benutzen und das Volk für Freiheit und Unabhängigkeit zu gewinnen. Aber den Bewohnern der Hauptstadt („Porteños") erstand bald ein furchtbarer Gegner in den „Gauchos", den wilden Söhnen der Steppe. „Auf den menschenleeren Grassteppen der Pampas nämlich, die sich von der heißen Palmenzone bis hinab zu den patagonischen Eisfeldern erstrecken, trieb sich auf halbgezähmten Pferden ein verwahrlostes Hirtengeschlecht umher, dessen rohes Naturleben kein sittlicher Zügel milderte, welche unter der Freiheit nichts Anderes verstanden als Haß und Feindschaft gegen jede gesellschaftliche Ordnung und die nur mit Verachtung auf die verweichlichten Städtebewohner herabsahen." Aehnliche Abfallsversuche fanden in Mexico durch einige unzufriedene Kreolen statt; der Vicekönig Iturrigarai, ein Günstling Godoy's, wurde, als er sich mit den Neuspaniern entzweite, gefangen nach Europa geschickt und der Grundsatz aufgestellt, „daß nach der Auflösung der spanischen Regierung das Volk der Quell der Souveränetät geworden sei und eine eigene Regierung zu bilden habe". In Chile wirkte Martinez de Rosas, ein einflußreicher Mann aus Mendoza und Haupt der Patriotenpartei, im Interesse der Revolution gegen den Statthalter Carrasco; ähnliche Erscheinungen zeigten sich in Venezuela, wo eine lebhafte, mit europäischer Bildung vertraute Partei unter Simon Bolivars Einfluß nach Unabhängigkeit von Spanien strebte.

Napoleons Aufforderungen an die Südamerikaner, den neuen König Joseph und die durch ihn begründete Ordnung der Dinge anzuerkennen, fanden in den Kolonien dieselbe Aufnahme wie im Mutterlande; die Josephinischen Statthalter wurden verjagt und 1810.
in den meisten Städten Junten gebildet, die im Namen Ferdinands VII. handelten, aber der Mehrheit nach für die Unabhängigkeit waren und in diesem Sinne wirkten. In den meisten Orten wurde der Abfall ohne Blutvergießen und Gewaltsamkeiten durchgeführt; nur in Quito wurden 28 Patrioten von der spanischen Besatzung niedergehauen und ihre Häuser geplündert, und in Neuspanien (Mexico) erhob sich die eingeborne Bevölkerung unter dem Priester Hidalgo gegen Spanier und Kreolen, Mord und Brand in die Nähe der Hauptstadt tragend, bis auf einem unerwarteten Rückzug der Führer getödtet und die Empörung grausam niedergeschlagen ward. Mit diesem letztern Vorfall war die Losung zum blutigen, vernichtenden Bürgerkrieg gegeben, so sehr sich auch die folgenden Führer Rayon und Morelos bemühten, die Revolution aus dieser Verwilderung zur Menschlichkeit zurückzurufen. Als die Cortes in Cadix für Spanien die neue, auf liberalen Grundsätzen beruhende Verfassung entwarfen, verlangten die amerikanischen Abgeordneten, welche sich auf die Einladung der Versammlung zur Berathung eingefunden hatten, Gleichstellung der Rechte der Kolonien mit dem Mutterlande, gleiche Vertretung in den Cortes und volle Handelsfreiheit. Diese Forderungen, deren Gewährung das politische Uebergewicht in die Hände der Amerikaner gebracht und dem gewinnreichen Handel von Cadix einen tödtlichen Stoß versetzt hätte, fanden keine Erhörung. Nicht zufrieden mit den Zugeständnissen, daß alle Racen gleiche Rechte haben und die alten Beschränkungen des Landbaues und der Industrie aufhören sollten, sagten
sich daher die meisten Staaten von der Herrschaft der Cortes los und richteten 1811.
eigene selbständige Regierungen ein, die, wenn auch nicht überall siegreich, doch lange mit Ehren gegen die spanischen Statthalter und Truppen das Feld behaupteten, und noch größere Erfolge erfochten hätten, wenn nicht die Eifersucht der Städte und die Orts-

zwietracht hemmend im Wege gestanden wäre. „Die Spanier konnten sicher darauf rechnen, daß aus Geschwisterneid immer eine rivalisirende Stadt für die Krone sich erklären würde, wenn eine andere Freiheitsbäume pflanzte." — Nach Ferdinands Wiedereinsetzung wären auch die spanischen Kolonien zum Gehorsam zurückgekehrt, hätte nicht der übelberathene König ihnen die Gewährung ihrer billigen und zeitgemäßen Forderungen versagt und unbedingte Unterwerfung unter seine königliche Gnade verlangt, er, der eben durch die gräuelhafte Verfolgung der Cortesfreunde seinen Haß gegen jede Neuerung beurkundet. Statt der königlichen Aufforderung nachzukommen, wiederholten sie ihr Verlangen um Rechtsgleichheit mit dem Mutterlande, und als sie abgewiesen wurden, ergriffen sie das Schwert, um sich Unabhängigkeit von Spanien zu erkämpfen. Ein Krieg auf Tod und Leben begann, worin die Südamerikaner Tugenden und Kräfte entwickelten, die Niemand bei ihnen erwartete. „Von der Ausdauer im Unglück, von der Selbstverleugnung, der Entbehrungsfähigkeit, der Ertragung unsäglicher Beschwerden, von der Aufopferung von Ruhe und Besitz, von Gesundheit und Leben für die väterlichen Penaten, deren sich selbst die in Mord und Raub verhärteten Herzen jener Gauchos und Guassos, Llaneros und Rancheros fähig erwiesen, hat die Geschichte nur wenig gleiche Beispiele zu erzählen." Wie die Köpfe der Hydra erstanden die Heere der Aufständischen nach jeder Niederlage von Neuem. „Jetzt in Masse versammelt, versuchten sie einen Schlag, nach dessen Mißlingen sie truppweise wieder zerstoben; zusammengesetzt aus kleinen Landbesitzern und den Arbeitern der Güter, Zuckermühlen und Minen, die in offener Luft zu Pferde zu leben gewohnt, auf den Uebergang von Ueberfluß zu Entbehrung eingeübt waren, hatten sie den Vortheil, keines festen Aufenthalts, keines Kriegsplans und keiner Berechnungen, keiner Verwaltung und geregelten Verpflegung zu bedürfen; heute in tiefem Mangel, entschädigten sie sich morgen durch eine glückliche Plünderung; und dieses Räuberleben war ihre Lust, das ihnen die Gelegenheit bot, bald eine Privatrache, bald ein anderes Bedürfniß augenblicklicher Laune zu befriedigen." — Ferdinand schickte den harten General Morillo, der in Herzog Alba's Geist handelte, nach Südamerika ab und mit ihm den Inquisitor Torres mit ausgedehnten Vollmachten; aber schon im Jahr 1819 hatte das Vicekönigreich Rio de la Plata seine Unabhängigkeit und republikanische Verfassung fest begründet und ermuthigte durch sein Glück die übrigen Staaten, wo der Kampf härter war, zur Ausdauer. Drei Freistaaten: La Plata, Bolivia und Uruguay (Banda oriental mit Montevideo) und der lange Zeit von dem schlauen Advocaten Dr. Francia mit dictatorischer Gewalt beherrschte und in strenger Abgeschlossenheit gegen alle Fremden gehaltene Jesuitenstaat Paraguay entwickelten sich nach und nach aus dem ehemaligen spanischen Vicekönigthum.

§. 971. Der Freiheitskampf in Neugranada und Peru ist an den Kreolen **Bolivar** von Carracas geknüpft. Dieser als Feldherr und Staatsmann ausgezeichnete, mit europäischer Bildung vertraute Mann, der sich Washington zum Vorbild gewählt, widmete seine Thatkraft und sein Vermögen der Befreiung seiner Landsleute und ließ sich nicht durch deren theilweisen Undank von seinem großen Ziel ableiten. Venezuela hatte schon im Jahre 1811 seine Un-
26. März 1812. abhängigkeit ausgesprochen; ein furchtbares Erdbeben, das die Hauptstadt Carracas fast gänzlich zerstörte und in Valencia 20,000 Menschen tödtete, wurde von der Geistlichkeit als Strafe des Himmels für den Abfall gedeutet und zur Rückführung des Landes unter spanische Herrschaft benutzt. Die schonungslose Härte und Blutgier, womit die rachedürstenden Spanier die Republikaner verfolgten, brachte das erstickte Feuer von Neuem zum Ausbruch. Bolivar führte 600 Mann über die Andes; Tausende von Unzufriedenen strömten seiner Fahne zu, um den Tod der hingerichteten Patrioten zu rächen; von der neugranadischen Bundesversammlung als „Retter" zum Dictator ernannt, organisirte er einen Krieg „bis zum Messer", indem er das
2. Jan. 1814. Schauderdecret von Trujillo unterzeichnete, welches jeden des Royalismus überführten Spanier zum Tode verurtheilte. Ein furchtbarer, wechselvoller, an Beschwerden, mühseligen Kämpfen
1814. 25. Nov. 1820. und Entbehrungen reicher Krieg entstand nun zwischen Bolivar, dem der waffenkundige Paez, ein Farbiger, zur Seite stand, und Morillo; wo der Letztere siegte, floß das Blut der Republikaner in Strömen; um sich zu rächen, ließ Bolivar 800 gefangene Spanier hinrichten, „als hätte man im Rausch des Verbrechens sich Muth zur Vertheidigung der Freiheit suchen

wollen". Die Spanier erlangten eine furchtbare Hülfsmacht an den Llaneros, die wie die Gauchos der Pampas auf den Grassteppen der Tierra Firma als Hirten und Fleischer ein Beduinenleben führten und, auf den sonnigen Weiden an Abhärtung und Genügsamkeit gewöhnt, als Reiterschaaren mit der Pike, dem Fangseil und dem Steppenbrand den Republikanern großen Schaden, blutige Niederlagen bereiteten. Bolivar sah sich genöthigt, den Oberbefehl niederzulegen und sein Heil in der Flucht nach St. Domingo zu suchen; über Leichen, Gütereinziehung und Erpressung schritt die Reaction des absoluten Königthums einher. Allein Bolivar kehrte zurück; seine Erscheinung hob den gesunkenen Muth der Republikaner wieder; glückliche Waffenthaten erhöhten sein Ansehen. Venezuela und Neugranada schlossen einen Bund, wählten Bolivar zum Generalcapitän und erklärten auf einem Congreß zu Angostura, daß sich die beiden Republiken zu einem aus drei Theilen bestehenden **Freistaate Columbia** vereinigt 17. Dec. 1819.
hätten. — Ein neues Heer sollte sich in Cadix nach Amerika einschiffen. Dies war dasselbe, welches durch Aufpflanzung der Fahne des Aufruhrs die Herrschaft der Cortes in Spanien herbeiführte. Auch die Cortesregierung wollte jedoch die Selbständigkeit der Colonien nicht anerkennen, und der Krieg begann aufs Neue, aber zum Nachtheile der zwieträchtigen Spanier. Die Republik Columbia erkämpfte ihre Freiheit und wählte Bolivar zum Präsidenten. 1824
Ein Handelsvertrag verband bald den jungen Freistaat mit Nordamerika. Von Columbia aus erschien Bolivar als Retter und Befreier in **Peru.** Auch dieses Land hatte sich unter dem Beistande St. Martins, des verschlagenen und unternehmenden Befreiers von Chile, und des Engländers Cochrane eine republikanische Verfassung gegeben und St. Martin zum Protector ernannt. Zwietracht schwächte jedoch die Macht der Republikaner. St. Martin legte sein Amt nieder und kehrte nach Chile zurück; die Spanier gewannen wieder die Oberhand, die Republik schien verloren. Da kam Bolivar dem gefährdeten Freistaat zu Hülfe. Die uneinigen Spanier wurden geschlagen und zum Abzug genöthigt, der Befreier vom Congreß in Lima zum lebenslänglichen Protector ernannt. Die Häufung der Macht auf Bolivars Haupt 1825.
erregte den Neid und die Besorgniß der Republikaner. Verschworene trachteten ihm mehrfach nach dem Leben; man warf ihm vor, er wolle Bonaparte's Rolle spielen. Gekränkt durch den Undank und die Verkennung, und bekümmert über den innern Hader der Freistaaten, die sich zuletzt in sechs unabhängige Republiken spalteten, legte er sein Amt nieder. Der Tod befreite 27. April 1829.
ihn bald darauf von allen Sorgen, stellte aber die Einigkeit der Staaten nicht her, die noch † 10. Dec. 1830.
bis auf den heutigen Tag von Verfassungs- und Meinungskämpfen erschüttert werden. Ober-Peru, zu einer selbständigen Republik eingerichtet, trägt des Befreiers Namen — Bolivia. — 6. Aug 1825.
In **Neu-Spanien** (**Mexico**) büßten die ersten Kämpfer für Mexico's Gleichstellung mit dem Mutterlande ihre Unternehmungen durch schimpflichen und schmerzlichen Tod. Hidalgo, Morelos und Mina fielen als Märtyrer der Freiheit, aber ihre Grundsätze lebten im Volke fort. Die Einführung des Cortesregiments in Spanien beförderte die Unabhängigkeit Mexico's. Der Befehl der Cortesregierung, die Constitution vom Jahr 1812 auch in Neuspanien einzuführen, wurde von dem Vicekönig, geheimen Weisungen der Camarilla zufolge, nicht vollzogen, vielmehr der Kreole Iturbide, dem der Oberbefehl über das Heer ertheilt ward, zur Bekämpfung der Constitutionellen aufgefordert. Durch diese Doppelzüngigkeit der Regierung glaubte sich Iturbide zum Bruch der ihr gelobten Treue berechtigt. Er bemächtigte sich einer nach Spanien bestimmten großen Geldsumme und gab durch den „Ruf von Iguala" die Losung zum Aufstand. August 1821.
In Kurzem waren die meisten Provinzen in seiner Gewalt. Der neue Vicekönig sah sich zu einem Vertrag genöthigt, in welchem die Unabhängigkeit Mexico's anerkannt und der Thron dieses constitutionellen Kaiserthums dem König Ferdinand, oder, wenn dieser ihn ausschlüge, einem Infanten zugetheilt ward. Da die spanische Regierung diesen Vertrag verwarf, sprach der Congreß die Trennung Mexico's von Spanien aus und erhob Iturbide zum Kaiser. Der Beschluß erbitterte die Republikaner wie die Royalisten; es 18. Mai 1822.
bildete sich eine mächtige Gegenpartei gegen den neuen Kaiser Augustin I. Da löste dieser, im Vertrauen auf die ihm ergebene Armee, den Congreß gewaltsam auf und ernannte eine Regierungsjunta. Dadurch vermehrte er die Zahl seiner Gegner; einige Heerabtheilungen fielen von ihm ab, und als sein General Antonio Lopez de Santa Anna in Vera-Cruz die 8. April 1823.
Republik ausrief, erhob sich ein solcher Sturm gegen den Kaiser, daß er sich zur Thronentsagung und zur Entfernung nach Italien genöthigt sah. Mexico wurde zum Freistaat 4. Oct. 1824.
umgewandelt und ihm eine der nordamerikanischen nachgebildete Verfassung verliehen. Die fort-

dauernde Parteiung und Verwirrung erfüllte Iturbide mit der Hoffnung, die verlorne Macht wieder zu erlangen. Trotz der von dem Congresse gegen ihn ausgesprochenen Acht landete der
19. Juli 1824. Bethörte in seinem Vaterlande, wurde aber ergriffen und erschossen. Mexico behielt seine republikanische Verfassung mit einem Präsidenten an der Spitze. Der Versuch der altspanischen Partei, durch eine Gegenrevolution die neue Ordnung umzustürzen, gab ihren
1829. Gegnern, den Kreolen, Veranlassung, den Volkshaß wider sie in Flammen zu setzen. Ein Beschluß des Congresses beraubte die geborenen Spanier, mit Ausnahme derer, die für die Republik gestritten, aller Aemter, und verwies sie dann aus dem Gebiete des Freistaats. 22,000 mußten sofort auswandern. Aber Ruhe und Eintracht sind darum nicht in den vereinigten Staaten von Mexico eingekehrt. Zwei Parteien, die eine mehr demokratisch (Yorkinos), die andere mehr aristokratisch (Escosesos), kämpften um die Herrschaft, jene unter dem Banner Santa Anna's, diese unter der Führung Bustamente's. Zum großen Nachtheil für die Sitten und die Wohlfahrt des Landes erhielt jene die Oberhand; aber ihre Kraftlosigkeit
1836. und Unfähigkeit führte Anarchie im Innern und Ohnmacht nach Außen herbei. Im Streite mit den Vereinsstaaten Nordamerika's und mit den Franzosen, welche wegen der Ermordung einiger Landsleute Vergeltung nahmen, zeigte sich Santa Anna schwach und charakterlos.
1839. Er mußte dulden, daß sich wegen der Aufhebung der Sklaverei in Mexico Texas von der
1845. Föderation lossagte und sich einige Jahre später an die nordamerikanische Union anschloß. Santa Anna wurde mehrmals verdrängt, da aber seine Nachfolger nicht besser waren, so kam er immer wieder in die Höhe. Das mexicanische Staatsleben ging zuletzt in ein elendes Parteitreiben auf, unter dem die Tugend und Kraft des Volkes mehr und mehr dahinschwanden.
2. Febr. 1848. Ein zweiter Krieg mit den Vereinsstaaten endete mit dem Frieden von Guadalupe-Hidalgo, welcher der Union ein Gebiet von 12,000 Quadratmeilen, nämlich die Staaten Californien, Neu-Mexico und Tamaulipas, Cohahuila und Chihuahua überlieferte. Auch Guatemala
1. Juli 1843. errang seine Selbständigkeit und gründete die Bundesrepublik von Central-Amerika, war aber eben so unfähig, ein geordnetes Staatswesen zu schaffen. Während der innern Parteikämpfe setzten sich die Engländer auf der Ostküste von Honduras fest, von wo sie das kostbare Mahagonyholz aus den dortigen Wäldern holen und zugleich die Landenge von Panama überwachen konnten. Sie ließen sich von einem Häuptlinge der Sambos, eines aus Indianern und Negern gemischten Volksstamms mit etwas europäischer Civilisation, Belize an der Mosquitoküste abtreten, fanden aber bei weiterem Fortschreiten heftigen Widerstand an den republikanischen Staaten Nord- und Süd-Amerika's. „Sicherlich hat derjenige, welcher den Werth historischer Entwickelungen nach den Früchten der Civilisation berechnet, keinen Grund, über den Abfall der spanischen Colonien zu jubeln. Ueberall stößt man auf großartige Monumente aus der vicekoniglichen Zeit und überall auf Verfall und Unrath des nachgebornen Geschlechts. Es scheint, als ob hie und da der Abkömmling der Europäer seine Ueberlegenheit über die rothe Race eingebüßt hätte; denn die Comantschen und noch mehr die berittenen Apatschen haben große Räume des nördlichen Mexico, vorzüglich Sonora und Chihuahua, in öde Grüfte verwandelt, blühende Städte entvölkert und künstlich befruchtete Fluren der Wüste zurückgegeben. Die Hauptschuld an diesem Verfall tragen die untauglichen politischen Formen, der häufige Wechsel der Obrigkeiten, die landschaftliche und städtische Absonderung, der Bürgerkrieg und Freischaarenunfug."

4. Deutschland.

§. 972. **Die deutschen Meinungskämpfe.** Die Schöpfungen des Wiener Congresses erzeugten bei der Mehrzahl des deutschen Volks Unzufriedenheit und Verstimmung. „Die Freunde des Vaterlandes wandten sich in Bitterkeit von einem Werke ab, in dem für jenen Zweck der inneren Befreiung, für den man mitaufgerufen und mitaufgestanden war, nichts geschehen, in dem für die Befriedigung des vaterländischen Ehrgeizes, für die Beschäftigung des politischen Triebes kein tauglicher Inhalt war." Viele hatten eine Erneuerung des Kaiserreichs mit zeitgemäßen Reformen und mit Betheiligung des Volks an der Gesetzgebung und am Staatshaushalt gehofft und gewünscht, und betrachteten daher mit Mißvergnügen das zerstückelte und gespaltene Deutschland, aus

dem sich, statt der erwarteten Staatseinheit mit entscheidender Stimme nach Außen, ein aus einer Vielheit souveräner Staaten gebildeter Staatenbund mit machtloser Bundesvertretung der Regierungen ohne alle Volksrepräsentation gestaltete. Andere, die ein constitutionelles Staatswesen nach Englands Vorbild anstrebten, waren unzufrieden mit der unbestimmten Fassung des 13. Art. der Bundesacte, worin im Allgemeinen die Einführung landständischer Verfassungen verheißen war, ohne Angabe der Principien und der Art und Zeit der Ausführung. Während diese, von demokratischen Grundsätzen ausgehend, der neuen Ordnung gram waren, weil sie die Betheiligung des Volks am Staatsleben zu gering fanden, zürnten die ehemals unmittelbaren Reichsstände über den Verlust ihrer Unabhängigkeit und der Adel über den Grundsatz der Rechtsgleichheit und über das Streben, die Standesverschiedenheit zwischen Edelmann und Bürger zu mindern und auszugleichen. Trotz der allgemeinen Erschlaffung, in die Europa nach Napoleons Sturz verfiel, wurde es daher den deutschen Regierungen nicht leicht, die losgelassenen Geister wieder in die Schranken des Gehorsams zu bannen. Die sichtbare Abneigung Oesterreichs und Preußens gegen das neue Ständewesen, welches politische Kämpfe und ein aufgeregtes Staatsleben in seinem Gefolge hatte, erhöhte die Verstimmung, und die Verschiedenheit der nach mancherlei Zögerungen und Unterbrechungen in einigen Ländern zu Stande gekommenen ständischen Verfassungsformen weckte Sehnsucht nach einer großen, die ganze Nation umfassenden Staatsform mit volksthümlichen Grundlagen. Was half es, daß in den meisten Staaten von Süd- und Mittel-Deutschland landständische Verfassungen mit mehr oder minder liberalen Grundsätzen ins Leben traten, wenn der mächtigste Staat, Preußen, dem politischen Leben keinen andern Schauplatz gewährte als die Provinzialstände mit blos berathender Stimme ohne Oeffentlichkeit und gemeinsames Interesse? Jenes Preußen, das zur Zeit der Fremdherrschaft an freisinnigen und volksthümlichen Einrichtungen dem übrigen Deutschland vorangegangen war, das in dem Aufruf von Kalisch die Wiederherstellung eines einzigen freien Reichs „aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes" verheißen hatte, das nicht nur während des Kriegs, sondern auch noch auf dem Wiener Congreß auf der Bahn des politischen Fortschritts gewandelt — es gab sich allmählich gefangen unter den Einfluß der Metternich'schen Politik und steuerte der Reaction zu. Der ängstliche, unschlüssige, stets von fremden Rathgebern abhängige König folgte dem Rathe Metternichs, der die Einführung einer „Volksvertretung" wie sie verheißen worden war, als gefährlich widerrieth, ließ sich einnehmen gegen die patriotischen Männer, die Preußen mit Deutschland groß zu machen suchten und verdammte das Streben, dem er die Wiederherstellung seines Reichs verdankte. Die ehemaligen Mitglieder des Tugendbundes und die für Deutschlands Freiheit und Größe begeisterten Männer der Befreiungskriege wurden zurückgesetzt und mit Mißtrauen betrachtet, indeß ihr verleumderischer Gegner, der geh. Rath Schmalz mit Orden und Ehren geziert ward; das Verfassungswerk wurde verschoben, und wenn man auch nach einiger Zeit wieder darauf zurückkam — das Resultat der langjährigen Berathungen, jene Provinzialstände, befriedigten in ihrer beschränkten Gestalt kaum die mäßigsten Anforderungen. Lobredner des Rückschritts „suchten das System der Bevormundung und Regierungswillkür historisch wie philosophisch als das einzig wahre zu begründen." Das deutsche Volk, das sich noch vor Kurzem willig und vertrauensvoll um seine Fürsten geschaart, als es galt, das Joch der Fremdherrschaft zu brechen, fühlte sich in seinen Erwartungen getäuscht und verlor das Vertrauen in die väterlichen Gesinnungen der Regierungen. Bald schied sich auch die deutsche Nation in die zwei erwähnten Parteien, in die aristokratische, die sich an die Fürsten und an die Regierungen anlehnte und ihnen ihre conservativen und reactionären Grundsätze einzuflößen suchte, und in die liberale (freisinnige), die eine fortschreitende Entwickelung des Staatswesens in demokratischer Richtung anstrebte. Während in der letztern Partei die älteren, von praktischer Erfahrung geleiteten Männer ihre Blicke auf England und Frankreich richteten und die modernen Staatsformen mit der Errungenschaft der Revolution in Deutschland zu begründen und die bestehenden Zustände allmählich umzugestalten suchten, blickte die Jugend, angeregt durch die romantische Poesie, mit sehnsüchtiger Phantasie auf die Gebilde des Mittelalters und suchte die neue Idee von Volksherrschaft unter altdeutschen Formen und Benennungen ins Leben einzuführen.

In idealen Träumen sich wiegend, ohne Klarheit des Ziels und ohne Kenntniß oder Würdigung der Hindernisse, trachteten sie nach einer utopischen Welt- und Staatsschöpfung, ein Trachten, das als Hirngespinnst in sich selbst zerfallen wäre, hätten nicht die Regierungen, aufmerksam gemacht durch das Wartburgsfest und erschreckt durch Sands blutige That in Mannheim, den „demagogischen Umtrieben" durch gerichtliche Untersuchungen und Verfolgung der Betheiligten eine unverdiente Wichtigkeit gegeben.

Das Wartburgsfest und K. L. Sand. In dem für dem geringen Mann so verhängnißvollen Mangeljahr 1817 wurde das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation in dem protestantischen Deutschland mit hohem Eifer gefeiert. Die Erinnerung an dieses großartige Ereigniß erweckte eine allgemeine Begeisterung und lenkte den Blick auf die Gebrechen der Gegenwart. Als Einleitung zu diesem Feste wurde von einer Anzahl Studenten und einigen jüngeren Professoren der Universität Jena (Oken, Fries, Kieser) am 18. Oct., zur Erinnerung
18. Oct. 1817. an die Leipziger Schlacht, auf der Wartburg bei Eisenach eine Feier veranstaltet, wobei feurige Reden gehalten, begeisternde Lieder gesungen und nach beendigtem Feste von einigen Studenten auf dem Wartenberge, nach Luthers Beispiel, die Titel einiger ihren Ansichten widerstrebenden Bücher von Kotzebue, Kamptz, Haller u. A., worin der Absolutismus vertheidigt und der Ruf nach Freiheit und constitutionellem Verfassungswesen verdächtigt war, nebst einigen Zeichen einer veralteten, unfreien Zeit, wie Zopf, Schnürbrust, Korporalstock u. dergl., in jugendlichem Uebermuthe verbrannt wurden. — Einer dieser Wartburggenossen, Karl Ludwig Sand von Wunsiedel, ein frommer, patriotisch fühlender, aber von Schwärmerei erfüllter und von Eitelkeit beherrschter Jüngling, faßte den verbrecherischen Vorsatz, durch Ermordung des russischen Staatsraths von Kotzebue (der durch seine gehässigen Berichte an den russischen Hof über die in Deutschland herrschende Stimmung, durch seine leichtfertigen Schriften und besonders durch seine der Fürstengewalt und den Adelsvorrechten dienende Zeitschrift, worin er das Treiben der jugendlichen Weltverbesserer mit dem bittersten Spott überschüttete, den Haß der streng sittlichen, aber politisch verirrten akademischen Jünglinge auf sich geladen) die deutsche Nation von den verderblichen Rathschlägen dieses „russischen Spions", dieses „Verräthers am Vaterlande", zu befreien. Er nahte sich dem Arglosen mit einem Briefe und durchbohrte ihn während des
23. März 1819. Lesens mit Dolchstichen. Der Versuch, sich selbst zu tödten, wurde vereitelt. Von seinen Wunden geheilt, endete Sand auf dem Blutgerüste in Mannheim.

§. 973. **Deutschland nach den Karlsbader Beschlüssen.** Nun
Septbr. 1819. erfolgten die Karlsbader Beschlüsse, welche die Freiheit der Presse durch die Censur beschränkten, zur Unterdrückung der „demagogischen Umtriebe" ein Untersuchungsgericht (Central-Commission) in Mainz anordneten, die bald nach dem Wartburgfest auf den deutschen Universitäten gegründete „allgemeine Burschenschaft" mit ihren Turnanstalten untersagten, die Universitäten unter die Aufsicht besonderer Regierungsbeamten (Curatoren) stellten und endlich den Beschlüssen des Bundestags unbedingte Gültigkeit für alle Regierungen beilegten.
15. Mai 1820. Zugleich wurden in der Wiener Schlußacte durch nähere Bestimmung des 13. Art. der Bundesacte, wonach ein Unterschied zwischen den die Machtvollkommenheit der Regierungen keineswegs beschränkenden landständischen Verfassungen und dem auf dem Grundsatze der Volkssouveränetät aufgebauten Repräsentativsystem gemacht wurde, dem demokratischen Geiste der süddeutschen Landstände Schranken gesetzt. Preußen, so lange die Hoffnung und Zuversicht aller deutschen Patrioten, ging jetzt mit reactionären und volksfeindlichen Maßregeln voran und ließ sich von der Wiener Politik zu den gehässigsten Polizeidiensten gebrauchen. Männer wie Arndt, Jahn u. A., deren Wort und Beispiel in den Zeiten der Noth von so großer Wirkung gewesen, wurden nun als Förderer demagogischer Umtriebe vor Gericht gestellt, ihrer Aemter entsetzt, von der Polizei überwacht; die edelsten Staatsmänner und Feldherren, wie Wilhelm v. Humboldt, der Freund und Geistesverwandte Goethe's und Schiller's, der in dem literarischen und politischen Leben seiner Zeit zu den fruchtbarsten und regsamsten Persönlichkeiten gehörte, durch zahlreiche ästhetische Schriften und Briefe das Reich des Schönen gemehrt und durch sein Werk „über die Kawisprache auf der Insel Java" die vergleichende

Sprachforschung ins Leben gerufen, so wie Beyme, Boyen u. A., zogen sich verstimmt vom öffentlichen Leben zurück und überließen das Regiment den Männern des Rückschritts, einem Kamptz und Genossen, die jetzt im Rathe des Königs saßen und ihren Halt hatten an einigen zur katholischen Kirche übergetretenen und von romantisch-absolutistischen Grundsätzen erfüllten Staatsrechtslehrern, wie Haller, Adam Müller, Jarcke, Philipps, und an den Mitarbeitern und Freunden des Berliner „politischen Wochenblattes". Besonders einflußreich wirkte „die Restauration der Staatswissenschaften" des Berners K. L. v. Haller († 1854) auf die Stimmung des Tages. Nach ihm stammen die Rechte der Herrscher nicht aus Verträgen, sondern sie sind „ursprünglich eigene, natürliche und erworbene Rechte, auf das Eigenthum der Herrschenden an dem zuerst von ihnen ergriffenen Lande gegründet. Wie dies Eigenthum vor dem Staate ist, so sind die Herrscher vor und über dem Volke, das sich nur zu ihnen als Gutsherren oder Familienvätern sammelt und in Dienstverhältnisse zu ihnen tritt". Dem Herrscher zur Seite als Berather steht der Adel, „nicht eine menschliche Veranstaltung, sondern ein Naturerzeugniß, die nothwendige Folge der Verschiedenheit äußern Vermögens und innerer Kräfte", daher auch nur dem Herrscher verantwortlich und untergeben, wie dieser nur Gott. — Von der Zeit an standen die Parteien einander schroffer und feindlicher gegenüber. Die Uebereilung und Unbesonnenheit der neuerungssüchtigen Jugend hatte der Reaction den Sieg über die Männer des Fortschritts verschafft. Deutschlands Einheit galt für einen Traum; wer den Wunsch danach aussprach, machte sich demagogischer Bestrebungen verdächtig. Jeder einzelne Staat wurde als selbständiges Ganze angesehen und regiert, ohne Rücksicht auf die Gesammtinteressen des Vaterlandes; und wenn auch manche gute Einrichtung in Verwaltung, Rechtspflege, Kirchen- und Schulwesen getroffen ward, für Erweckung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe geschah wenig oder nichts. Zölle erschwerten den Verkehr benachbarter Staaten, Sonderinteressen zogen die Regierungen von dem Streben nach einem gemeinsamen Ziele ab. Da erscholl die Nachricht von der französischen Julirevolution in Deutschland und regte die Gemüther mächtig auf. Die Fürsten, besorgt, das bekannte Gelüsten der Franzosen nach der Rheingrenze möchte einen neuen Krieg herbeiführen, gewahrten mit Unruhe die zwischen Volk und Regierungen bestehende Uneinigkeit und eilten, durch billige Zugeständnisse die Unzufriedenheit, die sich in Sachsen, Hannover, Braunschweig, Kurhessen u. a. O. durch Aufstände kund gab, zu mildern oder zu heben.

§. 974. Deutsches Verfassungswesen. Der erste deutsche Fürst, der sein Land mit einer ständischen Verfassung beschenkte, war der Großherzog Karl August von **Sachsen-Weimar**, 5. Mai 1816.
derselbe hochgebildete Fürst, der einst die Zierden deutscher Poesie und Literatur um sich versammelte. Eine einzige, aus Rittergutsbesitzern, Bürgern und Bauern gebildete Versammlung vertritt alle Staatsbürger und besitzt die Theilnahme an der Gesetzgebung mit dem Recht der Initiative, das Steuerverweigerungsrecht, Preßfreiheit und viele andere wichtige ständische Rechte. — Zwei Jahre später folgte Nassau mit einer weniger freisinnigen Constitution. In 1818.
Würtemberg trat die neue Repräsentativ-Verfassung erst nach langen Kämpfen mit den Unterthanen Alt-Würtembergs, die auf Wiedereinführung ihrer alten, mit großen Rechten ausgestatteten Stände drangen, ins Leben. Erst unter Friedrichs Nachfolger Wilhelm I. (1816—64) kam Septbr 1819.
die neue Verfassung zu Stande, als die Karlsbader Berathungen die Alt-Würtemberger von längerem Widerstand abgeschreckt. — Im Jahre 1818 wurden auch in **Bayern** durch Maximilian Joseph und in **Baden** durch Großherzog Karl landständische Verfassungen eingeführt. In diesen drei süddeutschen Staaten besteht die Landesrepräsentation aus zwei Kammern, aus der ersten Kammer (in Bayern Reichsräthe), worin der hohe Adel, die Vertreter der beiden Landeskirchen u. A. Sitz und Stimme haben, und der durch doppelte Volkswahl gebildeten zweiten Kammer. Die sehr liberale badische Verfassung war das letzte bedeutende Regierungswerk des Großherzogs Karl, der noch in demselben Jahre starb und seinen Oheim Ludwig zum Nachfolger hatte. Nach dem Tode dieses wenig geliebten Fürsten gelangte mit dem wohlwollenden, bürgerfreundlichen Leopold I. das Haus Hochberg (aus Karl Friedrichs zweiter Ehe) zur 1830.
Regierung. Bayerns Ansprüche auf die Rheinpfalz und die Grafschaft Sponheim wurden von dem Aachener Congreß abgewiesen. — Im Anfang der zwanziger Jahre erhielt auch das Großherzogthum 1821.

Hessen-Darmstadt eine den Nachbarstaaten ähnliche Constitution, aber mit einem minder demokratischen Wahlsystem. — In Norddeutschland wurde die Einführung des Repräsentativsystems durch die Aristokratie verhindert oder erschwert, bis spätere Volksbewegungen die Regierungen nöthigten, den Forderungen der Zeit nachzugeben. — In **Hannover** wurde eine allgemeine Landesversammlung auf Grund der alten Landesverfassung eingerichtet mit überwiegendem Einfluß des Adels und der Beamten. Bei dieser nach Ständen gesonderten Vertretung war die Mitverwaltung der Steuern und die Mitberathung der Landesgesetze von wenig Belang. Da die Unterhaltungskosten (Diäten) der Deputirten den Gemeinden zur Last fielen, so wählten diese meistens Beamte der Residenz, um der Ausgaben überhoben zu sein. Diese ganz im Sinne der Regierung handelnde Kammer erregte bei dem von Steuern gedrückten Volke Mißstimmung, die endlich mehrere Aufstände in Göttingen u. a. O. erzeugte und den Vicekönig (Herzog von Cambridge) bewog, mit Einwilligung des Königs von England ein neues Staatsgrundgesetz mit erhöhten ständischen Rechten zu gewähren. Als aber nach dem
1833. Tode des englischen Königs Wilhelm IV. Hannover an dessen Bruder Ernst August
1837. (Herzog von Cumberland) fiel, hob dieser das Staatsgrundgesetz auf und stellte die alte Landesverfassung mit der ganzen Aristokraten- und Beamtenmacht wieder her. — In **Braunschweig** wurde während der Minderjährigkeit des mit dem englischen Königshause verwandten Herzogs Karl (eines Sohnes des bei Quatrebas gefallenen Friedrich Wilhelm, §. 948) von der Regentschaft eine „revidirte Landschaftsordnung" eingeführt. Diese mißfiel dem Herzog; er gestattete sich nach seiner Volljährigkeit vielerlei Eingriffe in die Verfassung, die er als eine Beschränkung seiner Hoheitsrechte ansah, und behandelte Land und Volk mit großer Härte. Endlich
1830. erreichte der Druck einen solchen Grad, daß sich die Einwohner der Hauptstadt empörten, das Schloß zerstörten und den Herzog zur Flucht zwangen. Nun übernahm dessen Bruder Wilhelm die Regierung und versöhnte die Gemüther durch Verbesserung der Landesverfassung. Ein Versuch des vertriebenen Herzogs, mit gewaffneter Hand die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen, scheiterte an der Entschlossenheit der Bürger. Seitdem blieb dem in London und Paris Weilenden nichts übrig, als ohnmächtige Protestation. — Auch in **Mecklenburg**, wo der Bauernstand noch leibeigen war und die Bürgerschaft ohne Bedeutung, blieb die landständische Vertretung aus aristokratischen Elementen zusammengesetzt und ohne gesetzgebende Macht. — Im Königreich **Sachsen** regierte bis zum Jahr 1827 der vielgeprüfte Friedrich August milde und gerecht mit Zuziehung der alten Stände des Reichs. Sein hochbetagter Bruder Anton, der ihm nachfolgte, war ein biederer, wohlgesinnter Herr; aber durch seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche wurde er dem lutherischen Lande entfremdet; Uebergriffe der Polizei und allzu große Bevormundung des Volks von Seiten der Regierung steigerten den Unmuth und riefen in Leipzig, Dresden u. a. Städten Aufstände hervor, die erst beruhigt wurden, als der König seinen volksbeliebten Neffen Friedrich August zu seinem Mitregenten und Nachfolger ernannte
Septbr. 1831. und dieser dem Königreich ein neues, im Verein mit den Ständen entworfenes Landgrundgesetz verlieh. König Anton starb im Jahre 1836. — In **Kurhessen** erhielten die Soldaten von dem zurückgekehrten Kurfürsten die Zöpfe und das Land die aus dem Mittelalter stammende Ständeversammlung wieder; alle Beförderungen, die seit 1807 in Amt und Heer eingetreten, wurden rückgängig gemacht und die Käufer der unter der französischen Regierung veräußerten Kammergüter, wozu auch die eingezogenen Besitzungen der Deutschherren in Marburg u. a. Orten gerechnet wurden, zur Rückerstattung des erworbenen Eigenthums ohne Entschädigung gezwungen; die alte Gemeindeordnung, das Feudalwesen, die früheren Rechte und Titel wurden hergestellt und im Großen und Kleinen Alles auf den alten Fuß gesetzt; die sieben Jahre seit den Tagen von Jena und Auerstädt sollten ausgestrichen sein. Auf Wilhelm I.,
1821. den reichen Diener des Mammon, folgte sein Sohn Wilhelm II., unter dem die Willkürmaßregeln der Regierung, die drückende Polizei und die Verdrängung der allgemein beliebten Kurfürstin durch die Gräfin von Reichenbach (Lessonitz) das durch Steuern schwer gedrückte Volk so lange reizten, bis in Kassel ein Aufruhr entstand, in Folge dessen der Kurfürst sich genöthigt sah, dem Lande eine freisinnige Verfassung zu verleihen. Der Haß, den das Volk bald nachher gegen die Gräfin Lessonitz an den Tag legte, beleidigte aber den Kurfürsten dermaßen, daß er
1831. seinen Sohn, den Kurprinzen, zum Mitregenten erhob und sich mit der Gräfin und seinen Schätzen aus Hessen entfernte. Er lebte bald in Baden, bald in Frankfurt, an welchem letzteren Orte er am 20. November 1847 starb. — Die sächsischen Herzogthümer und die

meisten kleinern Staaten Deutschlands erhielten ständische Vertretungen entweder durch Wiederbelebung und Verbesserung des alten Ständewesens, oder durch Einführung neuer Verfassungen.

5. Großbritannien.

§. 975. Englische Zustände. England war aus dem zwanzigjährigen Kampfe mächtig und siegreich hervorgegangen. Es hatte die Flotten der Spanier, Franzosen, Holländer und anderer mit Frankreich verbundenen Völker in mehreren glorreichen Seeschlachten vernichtet und seine eigene Marine in solchen Stand gesetzt, daß ihm die Herrschaft zur See von Niemand streitig gemacht werden konnte; es hatte seine Besitzungen in Westindien vergrößert, hatte Canada in die Höhe gebracht, hatte im Westen und Süden Afrika's Niederlassungen begründet, und hatte in Ostindien ein Reich geschaffen, das an Größe und Volkszahl das Mutterland weit übertraf; ferne Inseln, durch kühne Seefahrer, wie Cook u. A., der staunenden Welt erschlossen, beugten sich unter das Scepter des meerbeherrschenden Insellandes. Auch der wechselvolle Krieg zu Land und Wasser, den die Briten zur Zeit des russischen Feldzugs und während der Befreiungskämpfe gegen 1812—14. Napoleon mit den Vereinigten Staaten Nordamerika's führten, als diese, verstimmt, daß die Engländer den überseeischen Handel drückten, von ihrer Ueberlegenheit zur See auf Kosten der freien Schifffahrt der Amerikaner einen rücksichtslosen Gebrauch machten und von Canada aus die Indianer zu feindseligen Angriffen auf das Unions-Gebiet reizten, den Krieg erklärten, um sich den Belästigungen ihrer Kreuzer (Matrosenpresse) zu entziehen, vermehrte den Ruhm und die Größe des Inselreichs. Umsonst hofften die Amerikaner, ihr Bundesgebiet, das sie kurz zuvor durch die Erwerbung von Florida erweitert, auch über Canada auszudehnen; wenn sie auch zur See nicht unrühmlich kämpften, so standen doch ihre Landtruppen an Kriegskunst und Uebung den britischen weit nach. Nachdem der englische General Roß die Bundesstadt Washington erobert und die öffentlichen Gebäude daselbst zerstört hatte, kam unter russischer Vermittelung der Friede von Gent zu Stande, worin Alles in dem Zustand verblieb, wie es vor dem Krieg gewesen, 24. Dec. 1814. und die Amerikaner ihre Mitwirkung zur Abstellung des Negerhandels versprachen. — Der Besitz von Gibraltar und Malta, das Protectorat über die ionischen Inseln, die freie Durchfahrt durch die Dardanellen sicherten dem britischen Reiche nach dem Pariser Frieden die Herrschaft des Mittelmeers und den Verkehr mit der Levante. Vortheilhafte Handelsverträge mit den meisten Staaten Europa's und Amerika's gewährten der britischen Industrie, die unter dem Schutze eines freien Staatslebens einen nie gesehenen Aufschwung nahm, einen großen Markt. Durch seine festbegründete Verfassung mit Druck- und Redefreiheit, mit genauer Begrenzung der Volks- und Königsrechte und durch die lebendige Achtung vor dem anerkannten Gesetz erregte England den Neid der anderen Nationen. Aber bei dieser hohen Macht und Blüthe nach Außen litt der Staat an unheilbaren Wunden:

1. Während ein kleiner Theil des Volks unermeßliche Reichthümer aufhäufte, sank die große Masse zur drückendsten Armuth herab. Verarmung. Die kostspieligen Land- und Seekriege und die Hülfsgelder, die den Regierungen des Festlandes gewährt wurden, steigerten die Nationalschuld auf beinahe 900 Millionen Pfd. St., so daß die Jahreszinsen gegen 34 Mill. Pfd. betrugen. Diese enorme Schuldenlast, verbunden mit einer verschwenderischen Hofhaltung, trieb die Staatsausgaben zu solcher Höhe, daß nur durch eine stets zunehmende Besteuerung der Handelsartikel, Lebensmittel, Einkünfte (Einkommensteuer), Häuser und Grundbesitzungen die nöthigen Summen aufgebracht werden konnten. Dies hatte die Verarmung des kleinen Landeigenthümers und der Gewerbsleute von geringem Capital zur Folge; der Grundbesitz kam in die Hände begüterter Edelleute, die durch gesteigerten Pachtzins und durch Erwirkung von Korngesetzen gegen jede Einfuhr fremden Getreides ihre Einkünfte zu mehren wußten; die Industrie fiel den reichen Fabrikherren anheim, die durch Ausdehnung des Geschäfts die weniger Bemittelten überflügelten. So verschwand allmählich der Hand-

werkerstand; der bürgerliche Mittelstand, der Kern jeder Nation, nahm ab, während die Zahl der Fabrikarbeiter, die von der Hand zum Munde leben, auf bedenkliche Weise sich mehrte. Schwere, den Gemeinden auferlegte Armensteuern und zeitweise Zuschüsse der Regierung vermochten dem Elende nicht zu wehren; zumal da das Festland, das während der Continentalsperre seine eigenen Kräfte gebrauchen gelernt, sich eine eigene Industrie schuf und den englischen Waaren einen weniger günstigen Markt bot als sonst. Von Noth und Mangel getrieben, versuchten die Proletarier wiederholt durch Aufstände sich eine bessere Lage zu erkämpfen, aber ihr ungesetzliches Beginnen schlug jedesmal zu ihrem Schaden aus. Leicht wurde der wehrlose Haufen von der Militärmacht zu Paaren getrieben; allein die blutige Züchtigung der Insurgenten in Manchester hat der Regierung harten Tadel zugezogen. Die Suspension der Habeas-Corpus-Acte (§. 754), ein Mittel, zu dem schon Pitt wiederholt schreiten mußte, wurde mehrmals zur Dämpfung drohender Aufregung angewendet.

1819.

Irland.

2. Irland ist bis auf den heutigen Tag der wunde Fleck im englischen Staatskörper. Die Mißhandlungen früherer Geschlechter haben zwischen England und Irland eine Kluft erzeugt, welche die Vereinigung der beiden durch Natur, Religion und Einrichtung verschiedenen Völker nie vollkommen werden ließ. Die durch geheime Einverständnisse mit Frankreich genährte Unzufriedenheit der Irländer drohte wiederholt in Empörung überzugehen, was die Engländer nöthigte, auf ihrer Hut zu sein, und da sie die Forderungen der Nachbarn nicht gewähren wollten und ihre Zugeständnisse jene nicht zufrieden stellten, so blieb ihnen nichts übrig, als den gährenden Geist durch Strenge niederzuhalten. Zwei Dinge, durch ein altes Unrecht erzeugt, erregten besonders den Haß des irischen Volks: die harte Behandlung des armen Landvolks durch die Grundherren, die einst aus England in der eroberten Nachbarinsel angesiedelt und mit eingezogenen Gütern beschenkt worden waren, und die unnatürlichen Zustände der Kirche, da eine unbeschäftigte (englisch protestantische) Geistlichkeit im Besitz alles irischen Kirchenvermögens war, indeß das katholische, in Armuth lebende Volk seine unbezahlten Priester von seiner Nothdurft erhalten mußte. Für den erstern Mißstand wurde unter dem Aristokraten-Regiment der Tories, die für des Volkes Leiden kein Herz hatten, wenig Abhülfe getroffen, und was auch Pitt zur Besserung der kirchlichen Zustände Irlands thun mochte, bei der religiösen Engherzigkeit des Königs war keine gründliche Heilung möglich. Erst unter der folgenden Regierung wurde durch die Emancipations-Acte, die den katholischen Irländern den Zutritt in das englische Parlament gewährte, ein großer Schritt zur Versöhnung gethan.

1829.

Hof und Regierung.

Georg IV. 1820–30.

3. Nach den schweren Kämpfen gegen Napoleon trat in England ein Zustand der Erschlaffung ein; es schien, als ob sich die Engländer des errungenen Vorrangs freiwillig begeben wollten. Der in Lüsten und Genüssen versunkene König Georg IV., der in seiner Jugend mit der Opposition gegangen, schenkte sein Vertrauen den kalten, in Pitts Staatsweisheit ergrauten Tories und wendete Augen und Herz von seinem Volke ab. Dieses lohnte ihm mit Abneigung und Haß, besonders als er das erste Jahr seiner selbständigen Regierung durch einen ärgerlichen Ehescheidungsprozeß vor dem Oberhause gegen seine in unfreiwilliger Trennung von ihm lebende Gemahlin Karoline von Braunschweig denkwürdig machte. Als die Königin im nächsten Jahre starb, folgte ihr die Theilnahme und das Mitleid der Nation ins Grab, so wenig auch ihre Sitten und Lebensweise vorwurfsfrei waren. Castlereagh, der langjährige Genosse Georgs und der Träger einer falschen, treulosen Politik, gab sich in einem Anfall von Schwermuth selbst den Tod. Dies erschütterte den König, auf dem so manche Jugendsünde lastete, im höchsten Grade und machte ihn menschenscheu. In düsterer Zurückgezogenheit verbrachte er die letzten Jahre seines Lebens, während deren der große Staatsmann Canning, welcher den Grundsätzen der lange vom Staatsruder ferngehaltenen Whigs sich näherte, dem englischen Inselreiche wieder seinen früheren Vorrang verschaffte. Da Georgs IV. einzige Tochter, die geistreiche und liebenswürdige, an Leopold von Koburg vermählte Prinzessin Charlotte jung und ohne Kinder gestorben war, bestieg nach des Königs Tod sein Bruder Wilhelm IV., ein schlichter, gerader

1821.

12. Aug. 1822.

26. Juni 1830.

Mann, den Thron. Unter ihm kam endlich die Sklavenemancipation zu Stande, woran Wilberforce, Buxton und andere Philantropen viele Jahre gearbeitet. Mit großen Entschädigungskosten für die Pflanzer setzte England in seinen Kolonien die Sklaven in Freiheit und suchte seitdem aus allen Kräften auch andere Nationen zu einem ähnlichen Schritte zu bewegen und den Sklavenhandel gänzlich zu unterdrücken. Nach Wilhelm IV. erlangte seine Nichte Victoria, seit dem 10. Februar 1840 mit Prinz Albert von Koburg vermählt, die Krone Englands. 20. Juni 1837.

§. 976. Gründung der englischen Herrschaft in Ostindien. In Ostindien traten die Handelsherren der ostindischen Compagnie als Eroberer auf und erweiterten ihre Niederlassungen allmählich zu einem Reich, an Umfang und Bevölkerung dem Mutterlande weit überlegen. Sie erschienen hier in doppelter Gestalt, als Herrscher und Kaufleute. Während sie mit den Franzosen um den Besitz der vorderindischen Küstenländer und ihrer blühenden Handelsstädte rangen, richteten sie zugleich ihre Blicke auf die Gangesländer, besonders das reiche Bengalen, wo die Compagnie schon seit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eine Niederlassung und eine eigene Waffenmacht besaß. 1698 wurde Calcutta zu einer Präsidentschaft erhoben, durch Anlegung von Fort William befestigt und durch Eroberungen im Dekan das Gebiet erweitert. Als im achtzehnten Jahrhundert das große Mogulreich durch die blutigen Kämpfe mit den Mahratten und durch den Einfall des wilden Nadirschah von Persien, welcher 1737 Delhi verwüstete, zu sinken begann, machten sich die Statthalter (Subahs und Nabobs) unabhängig und die unterjochten Völker fingen an, ihre Ketten abzuschütteln. Dies kam der englischen Compagnie zu Statten, indem sie die Statthalter unter einander entzweite und zum Kriege reizte, und diejenigen unter ihnen, die dem britischen Vortheil am besten dienen konnten, durch Verträge an sich knüpfte. Zwar eroberte der Nabob von Bengalen, der unmenschliche Seratscha Daula, Fort William und ließ die Gefangenen in der schwarzen Höhle verschmachten; aber diese empörende Frevelthat, wodurch in einer einzigen Schreckensnacht 146 Menschen theils des schmerzvollsten Todes starben, theils aus Angst und Verzweiflung wahnsinnig wurden, beschleunigte den Fall der indischen Stammfürsten. Der unternehmende Gouverneur der Compagnie, **Clive**, eilte aus Madras herbei, schlug den Nabob zurück und besetzte Calcutta wieder. Nach einem neunjährigen heftigen Kampfe zwischen der britischen Gesellschaft und den eingebornen Fürsten erlangte jene durch einen Vertrag mit dem Großmogul gegen eine Jahresrente von einer Million Pfund Sterling die Hoheitsrechte über Bengalen und übte von dem an die Herrschaft über das große, reiche Land. Allein bei der Gewinnsucht der Compagnie und ihrer Statthalter und Beamten wurde das Regiment der britischen Handelsherren ein drückendes und für das Land verderbliches. Das Volk verarmte durch die schweren Erpressungen der herzlosen Kaufleute, die zur Erhöhung des Zinses den Erbpacht in einen jährlichen Pacht umwandelten, sich den Alleinverkauf (Monopol) von Salz, Opium und andern nöthigen Lebensbedürfnissen sicherten und jährlich unermeßliche Summen aus dem Lande schafften. Eine so drückende Herrschaft konnte nur durch Waffengewalt behauptet und erweitert werden; da es aber unmöglich war, eine hinreichende Kriegsmacht aus Europa zu erhalten, so schritt man zu dem bedenklichen Mittel, Armeen aus Inländern zu bilden, ein Plan, der über Erwarten geglückt ist. Nachdem die Compagnie den König von Oude zur Abtretung der Provinz Benares gebracht und die Verwaltung des von vier Gouverneuren unter der Oberhoheit der Directoren der Gesellschaft regierten Landes besser regulirt hatte (durch Erhebung des Gouverneurs von Bengalen zum Generalgouverneur aller britischen Besitzungen mit höchster Civil- und Militärmacht und durch Beiordnung eines höchsten Rathes), begann sie einen Krieg mit dem tapfern und klugen **Hyder-Ali**, Sultan von Mysore, der jedoch bald durch einen Frieden, worin Zurückgabe der Eroberungen und freier Handel bedungen ward, beendigt wurde. Zu der Zeit, als England in den nordamerikanischen Krieg verwickelt war und der harte **Warren Hastings**, ein Mann von großartiger Energie, als Generalgouverneur die indischen Besitzungen mit methodischem Druck aussog (wie einst Verres Sicilien), fing die ostindische Compagnie einen ungerechten Eroberungskrieg mit den zwieträchtigen Mahrattenstaaten an. Hyder-Ali, von den Franzosen aufgemuntert und unterstützt, schloß sich den Mahratten an und machte einen furchtbaren Einfall in Carnatik. Bald stand ganz Indien in Aufruhr, indem die Compagnie die großen Kriegs- und

Margin notes: 1756 (beside "Seratscha Daula … ver-"); 1765 (beside "Fürsten erlangte jene …"); 1773 (beside "Generalgouverneur aller britischen …").

Verwaltungskosten nur durch die furchtbarsten Erpressungen aufbringen konnte. Da wankte die britische Herrschaft in Indien. Aber der englischen Klugheit gelang es, die Verbündeten zu trennen und die Mahratten zu einem Frieden und Handelsvertrag zu bringen, zu derselben Zeit, als Hyder-
1782. Ali starb und sein gleichgesinnter und gleich befähigter Sohn **Tippo-Sahib** das Reich und den Krieg erbte. Dieser, seit dem Frieden von Versailles von den Franzosen verlassen, sah sich endlich
1784 gleichfalls genöthigt, im Frieden von Mangalore den Engländern freien Handel zu gewähren und durch Zurückgabe aller Eroberungen die Herrschaft der Kaufherren sicher zu stellen. Trotz aller Bedrückungen Warren Hastings' (der deshalb bei seiner Rückkehr in England einen berühmten Staatsproceß vou 1787—1795 vor dem britischen Oberhaus zu bestehen hatte, in dem er zwar von den Klagepunkten freigesprochen, aber zu den hohen Proceßkosten verurtheilt wurde) hatte dieser Krieg nicht nur den Gewinn der Gesellschaft verschlungen, sondern dieselbe in solche Schulden gestürzt, daß sie ihren Verpflichtungen gegen die Regierung nicht mehr nachkommen konnte und in
1784. ein Abhängigkeitsverhältniß zu derselben treten mußte. Durch Pitts Ostindische Bill wurde die Direction der Gesellschaft in Beziehung auf die ganze Territorial-Verwaltung in allen politischen, militärischen und Finanzsachen einer Regierungscommission untergeordnet, bei Besetzung der höchsten Verwaltungsstellen der Regierung das Ernennungsrecht eingeräumt und das Land in drei gleichorganisirte Präsidentschaften, Calcutta, Madras und Bombay, eingetheilt und dem Generalgouverneur untergeordnet; der Handel dagegen verblieb allein der Compagnie. — Im Jahre 1790 brach abermals zwischen Tippo-Sahib und den Engländern ein Krieg aus, der durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit Cornwallis' und Abercrombie's der-
1792. gestalt zum Vortheil Englands geführt ward, daß jener in die Abtretung der Hälfte seines Reichs und in die Entrichtung einer hohen Entschädigungssumme willigen mußte. Die Uebermacht der Franzosen während der Revolutionszeit erfüllte den indischen Sultan mit der Hoffnung, mit Frankreichs Hülfe das verlorene Gebiet wieder zu erlangen. Er trat mit Persien in Verbindung und ergriff das Schwert in demselben Augenblick, als Bonaparte in Aegypten landete. Nie schwebte die britische Herrschaft in größerer Gefahr. Aber die Energie und Raschheit der Engländer
1799 verwandelte die Gefahr in einen Triumph. Der unglückliche Tippo-Sahib verlor in dem blutigen Kriege Thron und Leben. Mit der Eroberung seiner Hauptstadt, Seringapatam, unter deren Trümmern er sich begrub, fielen ungeheure Reichthümer in die Hände der Engländer, die nun den größten Theil des eroberten Reichs ihrem Gebiete beifügten und über den Rest einen zinspflichtigen Rajah einsetzten. Um dieselbe Zeit entrissen sie den Holländern die zimmetreichen Küstenstriche von Ceylon und legten dadurch den Grund zu der Eroberung der ganzen Insel. — Während des Krieges mit Napoleon vergrößerten die Briten ihr indisches Reich durch Eroberung der französischen und holländischen Besitzungen und durch gänzliche Unterwerfung der bisher als Bundesgenossen betrachteten und geschonten Nabobs, so daß endlich die Mahrattenfürsten die einzigen mächtigen Gegner der Engländer waren. Mit diesen, die noch den letzten Rest des von ihnen einst gestürzten Mogulreichs besaßen, wurden seit 1803 blutige Kriege geführt, wodurch allmählich ein Staat um den andern den Engländern als Beute anheim fiel. Delhi kam in ihre Gewalt und der Großmogul gerieth in gänzliche Abhängigkeit von ihnen. Ein beabsichtigter Bund aller Mahrattenstaaten zum Sturz des übermächtigen Britenreichs wurde durch die Raschheit der Engländer vereitelt und führte, nachdem die einzelnen Theilfürsten vor ihrer Vereinigung geschlagen und ihr Oberherr, der Peischwa von Puma, zur Ergebung gezwungen worden und in Cawnpore
1817. das Gnadenbrod Englands angenommen, die gänzliche Unterwerfung der Mahratten herbei, so daß sich nunmehr die britische Macht in Ostindien vom Himalaya bis nach Ceylon und vom Indus bis zum Irawaddy erstreckte und ein Territorium von 140,000 Q.-M. mit mehr als 120 Millionen steuerbarer und 50 Millionen tributpflichtiger Einwohner umfaßte. Bei ihren weitern Eroberungen fanden die Engländer streitbare Gegner in dem freiheitliebenden Bergvolke der Siks (Sikh), die sie erst nach langen Kämpfen zur Anerkennung ihrer Herrschaft bringen konnten. Der indisch-europäische Handel wurde seitdem durch die Regierung allen Engländern erschlossen, aber der chinesische Handel blieb ein Monopol der ostindischen Gesellschaft. — In Verwaltung, Rechtspflege und Steuererhebung traten zeitgemäße Reformen und ein milderes System ein. Die Staatsregierung ernannte den Generalgouverneur und den obersten Kriegsbefehlshaber. Die übrigen Verwaltungsbeamten wurden von den zwölf Directoren der ostindischen Compagnie eingesetzt und von dem Generalgouverneur bestätigt. Die Compagnie besaß das Recht eigener Verwaltung unter der Controle königlicher Commissarien in wichtigen Angelegenheiten. Durch Ein-

führung des Christenthums vermittelst Missionaren suchte man das indische Volk der europäischen Cultur zu nähern und mit dem alten Cultus die geistige Knechtschaft und die unmenschlichen und unsittlichen Gebräuche (wie das Verbrennen der Wittwen, das Tödten weiblicher Kinder) zu verbannen.

6. Griechenlands Freiheitskampf.

§. 977. Die Hetärie und Ypsilanti. Auf dem Congreß von Laybach erhielten die Monarchen die erste Kunde von der Erhebung der Griechen. Der Fürst Metternich stellte nun das Ereigniß in eine Linie mit den gleichzeitigen Vorgängen in Spanien, Neapel und Sicilien, und suchte den Kaiser Alexander von jeder Unterstützung abzuhalten. — Im Jahr 1814 war zu Athen eine Gesellschaft gegründet worden, die wegen ihrer nur auf wissenschaftliche Ausbildung der Griechen gerichteten Bestrebungen sich den Namen: Hetärie der Philomusen gab. Capodistrias aus Korfu, damals russischer Bevollmächtigter auf dem Congreß zu Wien, ein kluger, feingebildeter Mann von warmer Anhänglichkeit an sein Volk, wenn auch nicht frei von Ehrgeiz und Selbstsucht, übernahm die Vorsteherschaft derselben und suchte die Fürsten und Monarchen Europa's zum Beitritt oder zur Förderung zu bewegen. Gegen Ende desselben Jahres bildete sich auf russischem Boden, in Odessa, eine andere rein politische Gesellschaft: die Hetärie der Philiker. Die Mitglieder derselben, Männer ohne Namen und Bedeutung, spiegelten nun, um mehr Anhang und Vertrauen zu finden, den leichtgläubigen Griechen vor, daß sie mit der Philomusengesellschaft in Zusammenhang ständen, und daß die geheime Spitze, die Arche ihres Bundes, der Kaiser von Rußland sei. So fanden sie weit und breit Anklang; bald hatte der politische Kern, der sich aus der wissenschaftlichen Philomusengesellschaft herausgeschält, diese überwuchert. Im Jahr 1820 trugen die Philiker die Vorsteherschaft ihres Bundes dem Grafen Capodistrias an, der damals Minister Kaiser Alexanders war. Dieser lehnte ab, redete aber dem Fürsten Ypsilanti zu, die Stelle anzunehmen. So trat Alexander Ypsilanti, ein in russischen Kriegsdiensten stehender moldauischer Edelmann, der Sohn des im Jahr 1805 von den Türken hingerichteten Hospodars, an die Spitze der „Hetärie". Er beschloß, trotz der Abmahnungen einsichtiger Freunde, zuerst in den Fürstenthümern loszuschlagen, überschritt gleich nach dem Tode des Hospodars A. Soutzos den Pruth und erließ, mit Hinweisung auf russischen Schutz, einen Aufruf an die Hellenen, das türkische Joch abzuschütteln. Durch dies Auftreten eines russischen Unterthanen sah sich das Kabinet von St. Petersburg der Pforte und den europäischen Mächten gegenüber in große Verlegenheit gesetzt. Der Kaiser ließ dem Fürsten durch Capodistrias die strengste Mißbilligung ausdrücken und entließ ihn aus seinen Diensten. Dieser Schlag wirkte lähmend auf Ypsilanti; er begann zu unterhandeln und unsicher hin und her zu ziehen; in seiner Umgebung brach Zwietracht aus, da er Unwürdigen Vertrauen schenkte und die Bojaren geringschätzig behandelte. Die heilige Schaar der Griechen unter der Führung seines Bruders Nicolaus Ypsilanti wurde in dem Verzweiflungskampf bei Dragatschan, wo sie mit dem Heldenmuth eines Leonidas fochten, gänzlich aufgerieben. A. Ypsilanti verließ heimlich seine Waffengefährten und flüchtete nach Oesterreich. Beinahe sieben Jahre lang ward er zu Munkacz und Theresienstadt in ungroßmüthiger Haft gehalten, und starb später, da unter veränderten Verhältnissen auf Kaiser Nicolaus' Verwendung seine Freilassung erfolgte, in Wien an den Folgen einer Herzerweiterung. Der Heldenkampf bei Dragatschan und der Fall der heiligen Schaar bewiesen, daß die Griechen von einem andern Geist beseelt seien, als die spanischen und italienischen Freiheitsstreiter, wenn auch der Führer Alexander Ypsilanti durch Eitelkeit und Charakterschwäche der hohen Aufgabe eines Befreiers des Vaterlandes nicht gewachsen war.

Januar 1821.

19. Juni 1821.

1. August 1828.

§. 978. Griechenlands Ringen bis zum Fall von Missolonghi. Die Bedeutung des Aufstandes in den Fürstenthümern für die Sache der Griechen war eine vorwiegend diplomatische. Als militärische Diversion war er bei weitem nicht so wichtig,

wie die Empörung des mächtigen Vasallen der Pforte, Ali Pascha's von Janina. Diese ward erst im Januar 1822 gewaltsam zu Boden geschlagen, und nahm bis dahin die Kerntruppen der Türkei in Anspruch. Fast gleichzeitig mit Alexander Ypsilanti hatte
März 1821. Morea (Peloponnes) zu den Waffen gegriffen; die griechischen Inseln, Rumelien und Thessalien folgten dem Beispiel. Die Türken schäumten vor Wuth und nahmen blutige Rache. Der Patriarch Gregorios von Constantinopel, das Oberhaupt der griechischen Kirche, ward nach der Feier der Ostermesse verhaftet, und wenige Stunden später am Thor der Patriarchen-Kirche aufgeknüpft. Um dieselbe Zeit erlitten die Metropolitane von Ephesus, Nikomedien und Anchialos in andern Stadttheilen das gleiche Schicksal. Mitglieder der vornehmsten griechischen Familien starben eines gewaltsamen Todes oder mußten in die Verbannung wandern. Das System des Fanatismus verbreitete sich von der Hauptstadt auf die Provinzen. Besonders waren die Gräuel, welche in Chios verübt wurden, geeignet, das Entsetzen der ganzen civilisirten Welt zu erwecken. Diese blühende, glückliche Insel wurde durch die Truppen des Kapudan Pascha in eine Wüste verwandelt. Auf 5000 nur schätzte man die Zahl der Entflohenen, 23,000 wurden ermordet, 47,000 an die Douane verkauft. Die türkische Flotte wurde aber sofort von der griechischen, welche die drei kleinen Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara mit patriotischem Opfermuth ausgerüstet hatten, angegriffen, und es gelang dem unerschrockenen vaterländisch gesinnten Branderführer Canaris, das türkische Admiralschiff in die Luft zu sprengen. Auch auf dem Festland waren die Griechen im Vortheil. Die wilden, streitbaren Mainoten erhoben sich unter der Anführung ihres angestammten Beys P. Mauromichalis. Allein die Seele des Kampfes war der alte, schlaue Klephtenhäuptling Kolocotronis aus Messenien. Es gelang ihm, die Türken in immer engeren Kreisen zu umziehen, bis sie im Mittelpunkt des Pelo-
Oct. 1821. ponneses in Tripolizza vollkommen eingeschlossen waren. Nach dem siegreichen Gefecht von Valtezi fiel die Stadt in die Hände der Griechen, die nun, nach diesem bedeutenden militärischen Erfolg, daran denken konnten, den Grund einer politischen Unabhängigkeit zu legen. In Piadha, unweit vom alten Epidauros, trat am 1. Jan. 1822 die erste
Jan 1822. griechische Nationalversammlung unter dem Vorsitz des europäisch gebildeten und polirten A. Maurocordato zusammen. Dort entwarf man eine Verfassung, welche die Rechte der ausübenden Gewalt allzu eifersüchtig für ein junges Staatswesen, dem Einheit und Stärke Noth that, beschränkte. Demetrius Ypsilanti, der Bruder Alexanders, dessen Ankunft zuerst mit überschwänglicher Freude begrüßt worden war, überwarf sich mit der Nationalversammlung, trat völlig vom politischen Schauplatz, wohin ihn seine Fähigkeiten auch durchaus nicht riefen, zurück, und leistete dem Vaterland fortan als Soldat redliche und unerschrockene Dienste. — Die Tapferkeit, mit der die Griechen bisher gefochten hatten, weckte Theilnahme und Bewunderung unter den europäischen Völkern. Sie eilten durch Philhellenenvereine Geldmittel und Streitkräfte zu sammeln, um den Muth der Kämpfer aufrecht zu erhalten. Galt es doch, Cultur und Christenthum gegen rohe Barbaren zu schützen! Die abendländischen Völker zeigten durch die That, daß die Lehren der Menschenliebe und christlichen Humanität tiefe Wurzeln in ihnen geschlagen und ihre Herzen auch für die Leiden fremder Nationen geöffnet. Während die Fürsten, die den heiligen Bund geschlossen, aus Liebe zur Ruhe und aus Scheu vor jeder gewaltsamen Lösung der bestehenden Zustände ein christliches Volk den Streichen ungläubiger Mohammedaner bloßstellten, während der religiös empfindsame Kaiser Alexander, in Metternichs Ideenkreis festgebannt, seine Hülfe den Bedrängten vorenthielt, zogen
1822. Schaaren fremder Philhellenen, unter der Führung des würtembergischen Generals Normann (den jedoch schon im nächsten Jahre das Klima wegraffte), in die alte Heimath europäischer Gesittung. Der berühmte englische Dichter Lord Byron widmete sein Talent, sein Vermögen und seine Thatkraft der Sache Griechenlands, wo Klima und Anstrengung
19. April 1824. ihm bald den Tod gaben, und der reiche Genfer Eynard förderte den hellenischen Freiheitskampf mit großen Geldsummen. Trotz der Zwietracht und Selbstsucht der Führer war bis zum Jahr 1825 der Sieg größtentheils auf Seiten der Griechen, und es schien, als ob auf den blutgetränkten und verwüsteten Stätten ein christliches Reich mit geordnetem Staatswesen sich in Freiheit und Selbständigkeit erheben würde. Aber auch die Pforte erlangte einen mächtigen Bundesgenossen. Sie wandte sich schon zu Anfang des Jahres

1824 an ihren Vasallen, den Vicekönig Mehemed Ali, der auf den Trümmern der Mameluckenherrschaft in Aegypten eine Staatsverwaltung und Kriegsmacht nach europäischem Muster gebildet hatte, und gewann ihn durch das Versprechen, ihm Kreta und Morea abtreten zu wollen, wenn er ihr beistehe. Mehemed Ali sandte dann seinen Sohn Ibrahim mit einem beträchtlichen, viel gemischten Heer nach dem Peloponnes. Die kleinen, zwieträchtigen Griechenschaaren hielten nicht Stand vor der wohlgerüsteten Armee des sieggewohnten Aegypters; eine Stadt um die andere fiel in seine Hände; über Blut, Leichen und Brandstätten ging der Zug Ibrahims und seiner entmenschten Truppen. Von dem festen Tripolizza aus, das er sich zum Stützpunkt gewählt, wurde der Peloponnes zwei Jahre lang grausam verwüstet. Städte und Dörfer sanken in Asche, die Leichen und Gliedmaßen der Gemordeten lagen unbeerdigt umher, ein Raub der Hunde und der wilden Thiere, die Kirchen wurden zerstört, die Priester einem martervollen Tode überliefert. Vor Missolonghi vereinigte sich Ibrahim mit dem Heere des türkischen Feldherrn Kiutagi, der die Stadt schon zweimal vergebens belagert hatte und verzweifelte, sie allein einzunehmen. Den vereinten Anstrengungen der Türken und Aegypter konnten die heldenmüthigen Bewohner auf die Dauer nicht widerstehen, zumal da sie von der uneinigen griechischen Regierung nur schwach unterstützt wurden. Als die Stadt unhaltbar geworden war, wagten sie mit Weibern und Kindern einen Ausfall auf die ringsum anstürmenden Feinde; fast der dritte Theil wurde erschlagen, die Stadt selbst ging in Flammen auf, und alle Zurückgebliebenen fanden in den Trümmern ihren Tod. Der Fall von Missolonghi schreckte die europäischen Kabinete, die bisher nur auf diploma- 22. April 1826.
tischem Wege wenig beachtete Vorstellungen gemacht hatten, aus ihrer Unthätigkeit auf.

§. 979. Ausgang. Kurz zuvor war Kaiser Alexander zu Taganrog am asow'- 1. Decbr. 1825.
schen Meer schnell und unerwartet ins Grab gestiegen, und sein zweiter Bruder Nicolaus führte, da der ältere, Constantin, schon früher dem Thron entsagt hatte, das russische Scepter, nach der blutigen Unterdrückung einer Militärverschwörung, die angeblich auf Uebertragung der Krone an Constantin und Beschränkung der unumschränkten Zaarenmacht durch constitutionelle Formen gerichtet war, die aber, da sie keinen Rückhalt im Volke hatte, scheitern mußte. In England war das Staatsruder den geschickten Händen des hochsinnigen Canning anvertraut, der auf der Höhe des Lebens seine Jugendträume und die Begeisterung für Griechenlands Befreiung nicht vergessen hatte. Es gelang ihm in Petersburg durch Wellington ein Protokoll abschließen zu lassen, worin sich England mit Rußland verband, zwischen der Türkei und Griechenland auf einer für die Griechen allerdings noch unvortheilhaften Basis zu vermitteln (Tribut, enge Grenzen). Die französische Regierung ward durch die laute Stimme der philhellenischen Opposition gedrängt, sich den beiden Mächten anzuschließen, während sich Preußen durch den Fürsten Metternich vom Beitritt abhalten ließ. Am 6. Juli 1827 kam nun zwischen England, Frankreich und Rußland auf Grundlage des Petersburger Protokolls ein Vertrag über die griechischen Angelegenheiten zu Stande, der freilich bezüglich der Ausführung des Vermittlungsgeschäftes, wie Metternich sich ausdrückte, „von Lügen und Unbestimmtheiten wimmelte". Die Instructionen, welche in Folge dieses Vertrags an die verbündeten Flottencommandanten in der Levante geschickt wurden, schrieben diesen vor, jeden Zusammenstoß zwischen den beiden Parteien zu verhüten, und ließen ihnen bei der Ausführung dieses Pacificationsgeschäfts im „Voraus einen weiten Spielraum". Die Admirale sahen ein, daß sie ihren Zweck nur erreichen könnten, wenn sie Ibrahim nöthigten, sein barbarisches Verwüstungssystem in Messenien aufzugeben, und die Flotte, die er im Hafen von Navarin hatte, nach Alexandrien zurückzusenden; sie liefen, um ihrer Forderung Nachdruck zu geben, in den Hafen von Navarin ein, wo sie die türkisch-ägyptische Flotte in Schlachtordnung aufgestellt fanden. Schüsse, die vielleicht zufällig von türkischer Seite auf das englische Admiralschiff fielen, gaben das Signal zum Kampf. Nach vier Stunden war die 20. Oct. 1827.
Flotte der Osmanen vernichtet. Während sich die Diplomatie der Westmächte zu Constantinopel in fruchtlosen Unterhandlungen erschöpfte, während Fürst Metternich, durch Cannings Tod ermuthigt, die Pforte zu veranlassen wußte, sich vertraulich an Oesterreich zu wenden, um die Vermittelung des Kaiserhofes zwischen ihr und den Verbündeten nach-

zusuchen, erfolgte diese gewaltige Entscheidung am Kriegsschauplatz, die alle Pläne der Diplomatie zerriß. Sie kam so rasch, daß die englische Regierung über das „unwillkommene Ereigniß" (untoward event) in Bestürzung gerieth. Die öffentliche Meinung in dem für seinen Handel besorgten England sprach sich auf das Entschiedenste gegen einen Krieg mit der Pforte aus. Man glaubte, daß man durch die Wehrlosmachung eines alten Alliirten indirect nur das Interesse Rußlands befördert habe. Das englische Kabinet fiel wieder in seine griechenfeindliche Haltung zurück. Es trat dem im Jahre 1827 durch russischen Einfluß erwählten Präsidenten Griechenlands, Capodistrias, kühl, ja feindselig entgegen; es sah mit Mißtrauen, daß eine französische Expeditionsarmee nach Morea geschickt wurde, um die Räumung des Landes durch Ibrahim zu erzwingen. Die Räumung erfolgte im Spätjahr 1828. Im Frühling desselben Jahres war der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochen. Der Kaiser Nicolaus hatte der fortschreitenden Entwickelung der Türkei unter Sultan Mahmud mit Besorgniß zugesehen. Die kraftvolle,
15. Juni 1826. blutige Unterdrückung der Janitscharenmacht, wobei 15,000 Moslemen eines gewaltsamen Todes starben, hatte ihm einen Maßstab dafür gegeben, daß der Sultan entschlossen war, die Europäisirung seines Landes mit allen Mitteln durchzusetzen. In der Absicht, die augenblickliche Schwäche, welche jene blutige Umwälzung zurückgelassen, zu benutzen, und die innere Reform der Türkei zu hemmen, unternahm er den Krieg. Der Feldzug des Jahres 1828 mißglückte aber beinahe völlig. Im Jahre 1829 drang der russische Feldherr Diebitsch (Sabalkansky) erobernd über den Balkan bis Adrianopel vor. Allein Hunger und Krankheiten hatten seine Reihen gelichtet; mit einem Haufen von kaum 13,000 Mann war seine Lage mitten in feindlichem Gebiet völlig unhaltbar; ein muthiger Entschluß der Pforte wäre ihm verhängnißvoll geworden. Diesen unmöglich zu machen, war das Bemühen der Diplomatie, vor Allem des preußischen Militärbevollmächtigten
14. Sept. 1829. Müffling. Die Pforte willigte endlich in den Frieden von Adrianopel, die ihr Grenzabtretungen in Asien, die Schleifung mehrerer Forts in der Wallachei, eine starke Entschädigungssumme (von 10 Mill. Ducaten) und die Anerkennung der Londoner Con-
1830. ferenzbeschlüsse über Griechenland auferlegte. Bald darauf brachte die Londoner Conferenz die griechischen Angelegenheiten zur definitiven Erledigung. Das Protokoll vom 3. Februar 1830 erkannte die Unabhängigkeit Griechenlands an, setzte die ziemlich enge Grenzlinie vom Busen von Volo nach der Mündung des Aspropotamos fest, und übertrug die Herrschaft dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg. Dieser nahm an, lehnte aber nach einigen Monaten wieder ab. Da man in Griechenland diese Abdankung den Intriguen des Präsidenten Capodistrias zuschrieb, so ward dessen Stellung seitdem unhaltbar. Es kam zum Bürgerkrieg, der griechische Admiral Miaulis sprengte die griechische Flotte in die Luft, damit sie nicht in die Hände des dem Grafen Capodistrias ergebenen russischen Admirals Ricord falle; bald darauf ward der Präsident auf der Schwelle der
13. August 1831. Hauptkirche von Nauplia von Constantin und Georg Mauromichali ermordet. Diese Verwirrung zu enden, entschloß sich die Londoner Conferenz, eine erbliche Monarchie aus
7. Mai 1832. Griechenland zu bilden, die Grenzen bis zum Busen von Arta zu erweitern, und Otto I. aus dem bairischen Fürstenhaus als König einzusetzen. Die abendländischen Völker, die in ihrer Begeisterung für Griechenlands Wiederbelebung die Verdrängung der christenfeindlichen Osmanen aus Europa erwartet hatten, fühlten sich über diesen ungenügenden Ausgang getäuscht. Selbst Samos, das nie unterworfen worden war, kam wieder in die Hände der Türken.

7. Die belgische Revolution und Polens Erhebung.

§. 980. Niederlande. Mühsam hatte die heilige Allianz fünfzehn Jahre lang den auf dem Wiener Congreß geschaffenen Zustand aufrecht erhalten. Da erregte die Kunde von der Pariser Julirevolution in den Herzen aller Unzufriedenen und Gedrückten das Verlangen und die Hoffnung einer Aenderung. Zuerst fand Frankreichs Beispiel Nachahmung in dem benachbarten, sprachverwandten Belgien, das ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Natur, der Religion, der Sprache und der Interessen mit

den holländischen Provinzen zu einem Königreich der Niederlande vereinigt worden war.

Da sich die Holländer als das herrschende Volk betrachteten und die Belgier nicht nur zur Theilnahme an der großen holländischen Nationalschuld und dem dadurch bewirkten Steuerdruck zwangen, sondern auch ihre Sprache und Gesetze ihnen aufzudrängen suchten und den Unterricht des katholischen Volks unter die Aufsicht protestantischer Staatsbehörden stellten, so hatten sich in den brabantischen und flandrischen Provinzen Parteien von Unzufriedenen gebildet, und die Presse einen feindseligen Charakter gegen Holland angenommen. Der charakterfeste, etwas starrsinnige König Wilhelm I. hoffte durch Strenge gegen die Presse und Bestrafung der Zeitungsredactoren mit Geldbußen, Kerker und Verbannung den Geist des Widerstandes zu bändigen, vermehrte aber nur die Zahl seiner Gegner. Die französisch-liberale Partei, welche Abstellung des Preßzwangs und der holländischen Beamtenmacht, Einführung der Schwurgerichte und ein freies Staatsleben verlangte, und mit den Häuptern der Pariser Opposition in Verbindung stand, schloß mit der katholisch-ultramontanen Partei (die nach Freiheit des Unterrichts von der Beaufsichtigung des Staats strebte, um die Volksbildung gänzlich in die Hände der Geistlichkeit zu bringen) ein unnatürliches Bündniß zur Bildung einer Nationalopposition; die Mißstimmung des Volks über den Steuerdruck und die Handelssperre verschaffte der unheimlichen Coalition, deren Gebahren der König in einer Thronrede als „infam" bezeichnete, einen kräftigen Rückhalt.

Die Verstimmung und Unzufriedenheit hatte bereits den höchsten Grad erreicht, als die Nachricht von den Julivorgängen in Brüssel eintraf und das ganze Land in Flammen setzte. Am Abend des 25. August, nach Aufführung der Oper: „die Stumme von Portici", zerstörten Volkshaufen die Druckerei einer im holländischen Sinne geführten Zeitung, den Palast des verhaßten Justizministers und die Wohnung des Polizeidirectors; am nächsten Tag traf ihre Wuth mehrere Fabrikgebäude. Um den weiteren Verwüstungen des Pöbels Einhalt zu thun, bildete sich eine Bürgergarde; ein Bürgerausschuß übernahm die Regierungsgewalt; in wenigen Tagen wehte in ganz Belgien die brabantische Fahne. Aber diese von dem angesehenen Theile des Volks getroffenen Einrichtungen befriedigten die Stimmführer der demokratisch-republikanischen und der ultramontanen Partei keineswegs; mit Hülfe des Pöbels bemächtigten sie sich selbst der höchsten Macht und übergaben einem aus Radicalen und Papisten gemischten Centralausschuß die Leitung der Dinge. Da machten die Holländer, im Vertrauen auf die Hülfe der angesehenen Bürger, einen bewaffneten Angriff auf Brüssel, wurden aber nach einem hartnäckigen, von Blutvergießen und Verwüstung begleiteten Kampfe zum Rückzug nach Antwerpen genöthigt. Umsonst suchte der Prinz von Oranien die Belgier durch die Verheißung einer unabhängigen Verwaltung unter seiner Regentschaft zur Niederlegung der Waffen zu bewegen; die Erbitterung gegen Holland und das Selbstvertrauen der siegestrunkenen Hauptstadt war zu groß, als daß versöhnende Worte Eingang gefunden hätten. Gänzliche Trennung von Holland war das Ziel der Belgier, die jetzt auf Antwerpen losrückten, um auch diese Stadt dem verhaßten Nachbar zu entreißen. Da zog sich der entschlossene holländische General Chassé nach der festen Citadelle zurück und beschoß aus dreihundert Kanonenschlünden sieben Stunden lang die unglückliche Stadt, die durch Verbrennung großer Waarenvorräthe einen Verlust von vielen Millionen zu erleiden hatte. Dadurch wurde eine ausgleichende Versöhnung unmöglich und es war eine natürliche Folge der erbitterten Stimmung, daß der unter Potters Leitung gebildete Nationalcongreß die Unabhängigkeit Belgiens und die Ausschließung des Hauses Oranien von dem belgischen Throne aussprach. Da man aber an der constitutionellen Monarchie festhielt, so entsagte Potter, der nach einer republikanischen Verfassung gestrebt, allen Würden und begab sich nach Paris. Nun traten die fünf Hauptmächte in London zu einer Conferenz zusammen, wo nach langen diplomatischen Verhandlungen, an denen der alte Talleyrand im Interesse der französischen Julireglerung Antheil nahm, die Unabhängigkeit Belgiens anerkannt und die Grenzen gegen Holland regulirt wurden. König Wilhelm hatte sich durch sein abstoßendes Betragen und durch die sophistische Auslegung, daß der Wiener Conferenz-

1830. Nov. 1830.

beschluß, wonach der **Rhein bis zum Meer** (jusqu'à la mer) frei sein solle, die Anlegung eines Zolles an der Mündung dieses Flusses nicht verwehre, unter den europäischen Fürsten viele Gegner gemacht. Um so weniger war die Londoner Conferenz geneigt, durch längere Zurückhaltung ihrer Anerkennung des belgischen Staats die in Europa
26. Juni 1831. herrschende Aufregung zu vermehren. Es wurde daher beschlossen, daß der dem englischen Königshaus verwandte und bald darauf mit einer französischen Prinzessin in zweiter Ehe vermählte **Leopold von Sachsen-Coburg** (§. 975. 3) die belgische Krone tragen und die **Liberalen** durch Verleihung einer freisinnigen Repräsentativverfassung, die **katholische Geistlichkeit** durch völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staat versöhnen solle. Umsonst versuchten jetzt abermals die Holländer mit Kriegsmacht die Abgefallenen zur Unterwerfung zu zwingen. Trotz der Tapferkeit des Landheers und des Muths der Seemannschaft (van Spyk) sahen sie sich zum Rückzug genöthigt, als eine englische Flotte die holländische Küste bedrohte und ein französisches Heer unter General Gérard den Belgiern zu Hülfe kam und die Citadelle von Antwerpen dem muthigen Chassé entriß. Aber noch lange stritt man sich über die Grenzen, bis endlich auch hier-
24. Dec. 1832. über eine Ausgleichung vermittelt wurde. Von da an entwickelte sich ein neues Staatsleben mit nationalen Tendenzen in Belgien. Literatur und Publicistik nahmen einen er-
1834. freulichen Aufschwung; eine durch patriotische Männer in Brüssel gegründete Hochschule förderte die freie Wissenschaft und Forschung im Gegensatz zu der klerikalen Universität in Löwen; Industrie, Handel, Fabrikwesen kamen in Flor.

§. 981. **Polen.** (Vgl. §. 944.) Der glückliche Ausgang der französischen und belgischen Revolution ermunterte die **Polen** zum Aufstand. Das Andenken an den alten Bund mit Frankreich und an die gemeinschaftlichen Kriegsthaten und Kriegsleiden unter Napoleons Adlern war so wenig erloschen, als die Erinnerung an die frühere Größe der Republik; und wenn die letztere das Nationalgefühl und die Sehnsucht nach einer Wiedergeburt des Vaterlandes wach hielt, so nährte jene die Hoffnung auf den Beistand der mitfühlenden Franzosen. Zwar war Polen unter der russischen Herrschaft zu einer höheren Blüthe gelangt, als unter der alten Anarchie, namentlich so lange es unter dem milden Scepter des großmüthigen Kaisers Alexander stand, dessen freisinnige Grundsätze in der polnischen Reichsverfassung, die er aus eigenem Antrieb und zum Verdruß von Oesterreich und Preußen dem neugeschaffenen Königreich verliehen, ihren vollkommensten Ausdruck gefunden hatten. Die Constitution mit Reichstagen, mit einer umsichtigen Verwaltung und unparteiischen Rechtspflege, mit einem geregelten Staatshaushalt und einer Nationalbewaffnung gewährte dem Volke eine geordnete Freiheit, die Industrie kam in Aufschwung, die Literatur hob sich, gangbare Heerstraßen erleichterten den Verkehr, Handel und Fabriken verbreiteten Wohlstand, Wissenschaften und Künste wurden mit Eifer gepflegt, in den Städten bildete sich ein achtbarer und wohlhabender Mittelstand, zwischen Edelmann und Bauer stellte sich ein besseres, auf persönliche Freiheit gegründetes Verhältniß fest. Dennoch fand die russische Herrschaft viele Widersacher unter den höheren Ständen, bei Beamten und Militär; es entstand eine starke Opposition, die sich zuerst in der Presse und im Reichstag vernehmen ließ, und dann, als die Regierung die Censur einführte und die Oeffentlichkeit der Verhandlungen untersagte, in geheimen Verbindungen, wie sie damals in den südlichen Ländern Europa's, in Spanien, Italien, Griechenland und anderwärts bestanden, sich erhielt und fortpflanzte. Ein weitverzweigter patriotischer Geheimbund suchte den Nationalsinn zu stärken, die Gemüther für die Herstellung Polens in seinen früheren Grenzen zu begeistern und den nie schlummernden Gedanken einer Wiederbelebung des zerrissenen Vaterlandes in seiner alten Unabhängigkeit und Freiheit zu nähren. Die Mitglieder mußten schwören, „alle Kräfte anzuwenden zur Wiedergeburt ihrer unglücklichen, aber geliebten Mutter und dafür Vermögen und Leben aufzuopfern". Umsonst warnte der Kaiser den Reichstag in seinen Eröffnungs- und Schlußreden vor revolutionären Umtrieben und verbot alle Verbindungen, auch den Freimaurerorden; der wachsende Widerstand gegen das restaurirte Königthum der Bourbonen in Frankreich erfüllte die patriotische Partei in Polen mit großen Hoffnungen, befestigte sie in ihren Gesinnungen und Bestrebungen und stärkte ihre Zahl und ihren

Einfluß. Die geheimen Verbindungen der Unzufriedenen vermehrten sich; man füllte die Phantasie der Jugend auf Schulen und Universitäten mit Traumgebilden von der alten Größe und Herrlichkeit des Reichs; Schriftsteller und Dichter, wie Lelewel, Niemcewicz u. A., weckten nationale Gesinnung; die jüngern Offiziere, verletzt durch die eiserne Strenge des Großfürsten Constantin, des Militärgouverneurs von Warschau, und aufgeregt durch überspannte Parteiführer, wie Uminski, Krzyzanowski u. A., schlossen geheime Verbrüderungen, die selbst in der russischen Armee ihre Verzweigungen hatten. Die Wahrnehmung dieser feindseligen Stimmung beschleunigte Alexanders Tod. Er starb am gebrochenen Herzen fern an Europa's Ostgrenze. Die 1. Decbr. 1825.
gerichtliche Untersuchung, die nach dem gescheiterten Militäraufstand in Petersburg (§. 979) auch über die Mitglieder der geheimen Verbindungen in Polen verhängt wurde, endete mit der Freisprechung der Angeklagten durch den unter dem Einfluß der Volksstimmung 1826.
handelnden Senat. Dieser Ausgang machte auf Kaiser Nicolaus einen ungünstigen Eindruck und erfüllte ihn mit Mißtrauen gegen die ganze Nation. Wie in den übrigen Ländern seines unermeßlichen Reiches suchte er daher auch in Polen den Absolutismus zur Herrschaft zu bringen, das constitutionelle und parlamentarische Leben allmählich zu unterdrücken und die nationalen Eigenthümlichkeiten und Einrichtungen zu schwächen und zu vernichten. Sein Bruder Constantin, der als Vicekönig das Land regierte, gestattete sich mancherlei Eingriffe in die Verfassung und in die verbrieften Rechte und erbitterte die reizbare und durch Geheimbünde und Verschwörungen unterwühlte Nation durch die Strenge der polizeilichen Ueberwachung und Censur. Mißvergnügte Edelleute, wie der reiche Fürst Adam Czartoryski, der, von der alten Königsfamilie der Jagellonen entsprossen, die russenfeindliche Gesinnung als Erbtheil seines Hauses überkommen und als Alexanders Vertrauter und Jugendfreund sich Hoffnungen auf die Statthalterwürde in Polen gemacht hatte, der in den litthauischen Landschaften einflußreiche und thätige Graf Plater u. A. unterstützten die nationalen Bestrebungen. Aber bei den getheilten Interessen und Zielen der einzelnen Parteiführer und bei der Schwierigkeit der Lage inmitten dreier absoluten Reiche würden sich die Polen kaum zu einem allgemeinen Unternehmen entschlossen und geeinigt haben, hätte nicht die Nachricht von der Pariser Julirevolution den zündenden Funken in den aufgehäuften Brennstoff geworfen und in der erregbaren Nation eine enthusiastische Erhebung erweckt, die zum raschen Handeln führte und alle Bedenken und Ueberlegungen niederschlug. Die Nachricht, daß in Petersburg der Befehl gegeben worden sei, eine Anzahl polnischer Studenten und junger Militärs, die als Häupter oder Glieder geheimer Verbindungen bezeichnet worden, zu verhaften, beschleunigte den Ausbruch der Revolution, indem die Schuldbewußten, denen schmachvoller Tod oder ewige Haft bevorstand, dem drohenden Verderben zuvorzukommen beschlossen.

§. 982. Der Revolutionskrieg in Polen. Es war am 29. November 1830.
Abends sechs Uhr, als zwanzig bewaffnete Jünglinge der Cadettenschule, Theilnehmer einer weitverbreiteten Militärverschwörung, unter der Leitung des Lieutenants Wysocki u. A., in das Belvedere, den Palast des Vicekönigs, drangen, um diesen zu tödten, während andere Verschworene das Volk der Hauptstadt zu den Waffen riefen, andere sich des Arsenals bemächtigten. Nur mit Mühe entging Constantin dem ihm zugedachten Schicksale, dagegen fielen mehrere Personen aus seiner Umgebung und einige angesehene Generale als Opfer der Nationalrache in der dunkeln Schreckensnacht; zwei Tage nachher wich der Großfürst dem Sturme und zog mit seinen russischen Soldaten und Beamten aus dem Lande. Damit nicht die ungestüme Revolutionspartei sich der Gewalt bemächtige, nahm nun eine aus den Mitgliedern des Verwaltungsrathes und einigen volksbeliebten Männern, wie Lubecki, Czartoryski, Niemcewicz und dem General Chlopicki, zusammengesetzte provisorische Regierung einstweilen die Leitung der Dinge in die Hand. Da sie aber den langsamen Weg der Unterhandlung einschlugen, statt den neuerwachten Kriegsmuth und die frische Begeisterung der patriotischen Bürger und der feurigen Jugend zum stürmenden Angriff gegen das unvorbereitete und ungerüstete Rußland zu gebrauchen, so nahm von vorn herein die Insurrection eine unglückliche Wendung. Parteiung lähmte die Unternehmungskraft; die Gemäßigten und

Besonnenen strebten nach Abstellung der Mißbräuche, aber mit Beibehaltung der bisherigen Verfassung und Union, während die Volkspartei auf Wiederherstellung des alten Polenreichs mit demokratischen Formen und nationaler Unabhängigkeit lossteuerte. Kein Wunder, daß die meisten Glieder der provisorischen Regierung bald in den Verdacht des Verraths kamen und ihnen andere demokratisch gesinnte Männer, namentlich Professor Lelewel, das Haupt des „patriotischen Club", an die Seite gesetzt wurden. Chlopicki, ein alter General, der die Kriegszüge Kosciuszko's mitgemacht und im französischen Heer mit Auszeichnung gedient, später aber, verstimmt über ungerechte Zurücksetzung, den Dienst verlassen hatte, behielt die Leitung des Heerwesens und wurde auf Veranstaltung der aristokratischen und constitutionellen Partei, die in dem ungestümen Treiben der kriegslustigen Jugend und der republikanischen Clubs nur Unheil erblickte, zum Dictator ernannt. Wie konnte man hoffen, mit dem gezogenen Schwert in der Hand von dem zürnenden Machthaber in Petersburg Gnade oder Zugeständnisse zu ertrotzen? und doch traten Chlopicki und seine aristokratischen Rathgeber mit dem Kaiser in Unterhandlung, wiesen den Vorschlag der Patrioten, die unter österreichischer, preußischer und russischer Obmacht stehenden Provinzen des ehemaligen Polenreichs zur Empörung aufzurufen, entschieden ab und setzten, statt einen Volks- und Nationalkrieg zu organisiren, ihr Vertrauen auf Frankreichs gleißnerische Zusagen und auf diplomatische Unterhandlungen, durch die sie hofften, die polnische Revolution in den Augen der europäischen Mächte als eine legitime darzustellen und sich den Weg der Gnade bei dem Kaiser offen zu halten. Sie vergaßen die alte Lehre, daß, wer das Schwert zum Aufruhr erhebt, die Scheide wegwerfen müsse. Spaltung und Mißtrauen hemmten alle Unternehmungen, indeß Kaiser Nicolaus Anstalten traf, ein Heer von 120,000 Mann mit 400 Kanonen unter Feldmarschall Diebitsch in Polen einrücken zu lassen. Der in
20. Decbr 1830. Eile zusammengerufene Reichstag bestätigte die Dictatur Chlopicki's, stellte ihm aber eine aus Senatoren und Landboten bestehende Aufsichtscommission zur Seite. Zugleich wurde ein Manifest verbreitet, worin alle Rechtsverletzungen und Beschwerden aufgezählt waren, welche Polen von Rußland zu erleiden gehabt und die zur Rechtfertigung des Aufstandes dienen konnten. Ueberzeugt, daß das polnische Heer in seiner damaligen Verfassung den Russen nicht widerstehen könne, rieth Chlopicki noch zu Unterhandlungen, als der Kaiser seine feindseligen Absichten schon zu erkennen gegeben, und war nur für einen Vertheidigungskrieg. Deshalb mit dem Aufsichtsrath entzweit und von den Demokraten in Reden und Zeitschriften heftig angegriffen, legte der Dictator seine Würde nieder, ohne sich jedoch dem Vaterlande in der Noth zu entziehen. Sein Nachfolger als Oberbefehlshaber war der reiche, vaterländisch gesinnte Fürst Radzivil, dem, weil er des Krieges unkundig war, General Chlopicki als freiwilliger Rathgeber zur Seite stand; die Verwaltung leitete ein Collegium von fünf Räthen, unter denen Fürst Adam Czartoryski das meiste Ansehen besaß und auch die Volkspartei in dem Geschichtschreiber Joachim Lelewel († 1861) ihren Vertreter hatte. Wenige Tage
25. Jan. 1831. nachher sprach der Reichstag, auf Anregung von Soltyk und Ostrowsky, die Entthronung des Kaisers Nicolaus und des Hauses Romanow in Polen aus. Nach vollendeter Befreiung sollte eine constitutionelle Monarchie auf neuer Grundlage errichtet werden. So schnitt man einerseits jede Versöhnung ab und unterließ doch anderseits die Erweckung eines Volkskriegs, der allein Polen hätte retten können,
April. indem der Reichstag den Antrag verwarf, den Bauern Grundeigenthum zu ertheilen und die Frohnden in einen ablösbaren Bodenzins zu verwandeln. Die Hoffnung, daß Frankreich sich des alten Bundesgenossen annehmen würde, erwies sich als eitel. Ludwig Philipp war mehr auf Befestigung seiner jungen Krone, als auf Erwerbung von Kriegsruhm bedacht. — Im Felde bewährte sich indessen die polnische Tapferkeit aufs Glänzendste. Trotz der Ueberlegenheit der russischen Streitkräfte waren die Polen in den meisten Gefechten siegreich oder bestanden doch mit Ehren. Chlopicki und Skrzynecky fochten mit Heldenmuth, und wenn auch Fürst Radzivil während seines Oberbefehls keine militärische Begabung zeigte und seine Unzulänglichkeit für den Posten, zu dem er berufen war, selbst bekannte, so hat er doch bei Freunden und Gegnern den Ruf persönlichen Muthes hinterlassen. Vom 17.—19. Februar folgte Gefecht auf Gefecht.

Am Tage, wo Skrzynecki, ein Begünstigter der Czartoryski'schen Familie, bei Dobre den zweimal überlegenen Feind ruhmvoll aufhielt, schlug und zerstreute Dwernicki glücklich und unerwartet die von Geismar befehligte Truppenabtheilung bei Stoczeck, und bei Wavre widerstanden Szembeck und Zymirski mit Ehren den russischen Feldherren Rosen und Pahlen. Umsonst drang Diebitsch bis in die Nähe der polnischen Hauptstadt vor; die blutige Schlacht bei Grochow, wo das schönste Reiterregiment der Russen großentheils vernichtet wurde, und Geschick und Tapferkeit auf beiden Seiten um die Palme rangen, vereitelte den beabsichtigten Sturm auf Warschau und führte einige Zeit nachher seinen Rückzug herbei. Nunmehr trat, da Radziwil freiwillig dem Oberbefehl entsagte und Chlopicki verwundet war, Skrzynecki, der Held von Dobre und Grochow, an die Spitze des Heeres. Aber so tapfer er auch im Felde war, so schadete er doch der polnischen Sache durch Unschlüssigkeit, Zögern und Unterhandeln, immer im Vertrauen auf die Vermittelung der Mächte und die beruhigenden Zusagen der Diplomaten, während Rußland mit Energie handelte. Statt die Bewohner Litthauens, die einer Erhebung geneigt waren, in den Kampf herein zu ziehen und dadurch den Russen im Rücken einen mächtigen Feind zu schaffen, ließ man dort die Bewegungspartei ohne Unterstützung, wodurch sich die revolutionäre Aufregung in einigen nutzlosen Aufständen verflüchtigte; dagegen wollte der tapfere Dwernicki Volhynien zum Anschluß bringen, fand aber keine Unterstützung und wurde durch die Uebermacht der Feinde so sehr ins Gedränge gebracht, daß er sich nur durch einen kühnen Marsch, der den größten Waffenthaten der neuern Kriegsgeschichte beizuzählen ist, auf österreichisches Gebiet retten konnte, wo er und seine 6000 tapfern Streiter als Kriegsgefangene zurückgehalten wurden. Endlich erwachte Skrzynecki aus seiner Unthätigkeit; er zog im Mai über den Bug, wurde aber von Diebitsch durch einen kühnen Eilmarsch erreicht und trotz des tapfersten Kampfes in der Schlacht von Ostrolenka besiegt. Dies war der Wendepunkt der polnischen Revolution. Zwietracht, Parteiung, Verrath und die Sirenenstimme der französischen Zwischenträger führten Polen seinem schnellen Untergange entgegen. Diebitsch starb an der Cholera. Sein Nachfolger wurde der unternehmende Paskewitsch (der von der Eroberung der persischen Stadt Eriwan mit dem umliegenden Gebiet (1828) den Beinamen Eriwanski führte). Dieser setzte (unterstützt von Preußen, das von dem Erfolg der polnischen Revolution den Abfall seiner östlichen Provinzen fürchtete) über die preußische Weichsel und näherte sich den Mauern von Warschau, wo die größte Rathlosigkeit herrschte. Da erhob sich die Demokratie zu einer furchtbaren Blutthat. Im Glauben, daß das Mißlingen der Revolution von Verrath herrühre, drang ein Volkshaufen, von Soldaten geführt, in das Schloß, mordete daselbst mehrere unter Aufsicht gestellte Generale und nahm dann, durch das Verbrechen fortgerissen, auch an andern als Aristokraten, Kundschafter und Russenfreunde verdächtigen und gehaßten Personen blutige Rache. Entsetzt floh Czartoryski verkleidet in das Lager, wo Dembinski in Skrzynecki's Geist den Oberbefehl führte, und bewirkte durch seine Entfernung aus der Stadt des Schreckens, daß die Regierungsgewalt in die Hände eines Mannes gerieth, der entweder ein höchst beschränkter Kopf oder ein Verräther war: — Krukowiecki, ein General aus der Napoleonischen Zeit von demokratischen Grundsätzen und Skrzynecki's Feind, wurde von dem Reichstage zum Regierungs-Präsidenten mit dictatorischer Gewalt ernannt. Dieser gab, als Paskewitsch sich mit seinem großen Heere der Hauptstadt näherte, durch die widersprechendsten Maßregeln und verkehrtesten Einrichtungen seine Muthlosigkeit und Verzweiflung an jedem Erfolge zu erkennen. Tapfer widerstand die polnische Armee den stürmenden Feinden bei Wola, der alten Wahlstätte der Könige, und die Heldenthaten des vierten Regiments im dortigen Kirchhofe wurden seither in Liedern gefeiert; über 11,000 Russen waren bei dem zweitägigen Sturme bereits gefallen; da übergab Krukowiecki Warschau und Praga dem russischen Feldmarschall und überlieferte sich, von dem abziehenden Heer als Verräther ausgestoßen, dem siegreichen Feinde als Kriegsgefangenen. Regierung und Reichstag begaben sich mit der Armee nach Modlin. Unter sich entzweit und von den Russen bedroht, blieb ihnen kein Ausweg, als sich auf preußisches Gebiet zu flüchten. Hier wurden die tapfern Streiter, 24,000 Mann stark, entwaffnet und so lange verpflegt, bis, nach gänz-

Randnotizen: 19. u. 20. Februar. — April. — 26. Mai. — 9. Juni. — 16. Aug. 1831. — 6. u. 7. Sept.

1. Nov. licher Bezwingung Polens, Kaiser Nicolaus durch eine Amnestie den Meisten die Rückkehr gestattete. Dasselbe Schicksal hatte Ramorino, der sich schon vorher mit seinem Heere nach Galizien geflüchtet. Der Gnade des zürnenden Kaisers mißtrauend, kehrten die polnischen Patrioten zu Tausenden ihrem Vaterlande den Rücken und wanderten nach Frankreich, England, der Schweiz und andern Ländern aus, vorziehend, das Brod der Trübsal auf freiem, wenn auch fremdem Boden zu essen, als der allmählichen Vernichtung der polnischen Nationalität geduldig zuzusehen. Die Theilnahme der deutschen Völker, welche die Unglücklichen auf ihrem schweren Gange aufnahmen und bewirtheten, war eine Linderung ihres Kummers. In Polen, Litthauen, Volhynien ergingen schwere Strafgerichte über die Schuldigen; Sibiriens Bergwerke und Schneeflächen bevölkerten sich mit Verurtheilten; einige wurden am Leben, eine große Anzahl an Freiheit, Ehre und Gut geschädigt. Die Ausgewanderten büßten Vermögen, Rang
14./26. Febr. 1832. und Bürgerrecht ein. Durch das „organische Statut" verlor Polen seine Verfassung, seinen Reichstag und seinen Reichsrath und wurde als russische Provinz mit abgesonderter Verwaltung und Rechtspflege dem großen Moskovitenreiche beigefügt und der strengsten Polizeiaufsicht unterworfen. Die Universitäten in Warschau und Wilna wurden aufgehoben, die Schätze der Kunst nach Rußland geführt, das polnische Wappen zerbrochen, die Nationalarmee aufgelöst. Seitdem herrschte Paskewitsch der Sieger als kaiserlicher Statthalter mit eisernem Scepter in dem gedemüthigten Warschau, bis er zu Anfang des Jahres 1856 als lebensmüder Greis ins Grab sank. Abermals hatten die Polen bewiesen, daß sie wohl hochherziger patriotischer Regungen und tapferer Thaten, keineswegs aber eines einträchtigen Strebens und einer edeln Selbstaufopferung fähig seien. Die alten Erbübel des polnischen Adels, Parteiung, Zwietracht und Verrath, verbunden mit aristokratischer Selbstsucht, vereitelten diesmal die Wiederbelebung des nationalen Staats, wie sie früher denselben zu Grunde gerichtet hatten.

8. Neuere und neueste Literatur des Auslandes.

§. 983. A. Italien (vgl. §§. 671—675). 1. Rückblick. Die schöpferische Kraft der Italiener ging im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert allmählich zu Grabe. Der geistige Druck, der von der Kirche, wie von den vielen kleinen Regierungen ausgeübt wurde, hemmte die frühere Regsamkeit auf dem Gebiete der freien Kunst und Literatur und förderte Sinnengenuß und Schlaffheit. Man zehrte von der großen Vergangenheit und ahmte die Werke der Vorfahren nach. In der Lyrik lehnte man sich an die klangvollen, aber gedankenarmen Sonette und Canzonen Petrarca's an oder folgte den griechischen und römischen Odendichtern, und im Heldengedichte war Lodovico Ariosto, der Begründer des humoristischen Epos, das unerschöpfliche Vorbild für die ganze Folgezeit.
Chiabrera 1552—1637. Unter seinen Nachahmern erlangten den größten Ruhm Gabr. Chiabrera von Savona, der Verfasser von fünf epischen Gedichten („das befreite Italien"; „Florenz"; „Roger" u. a.), zugleich ein fruchtbarer Lieder- und Odendichter nach antiken Vorbildern
Fortiguerra 1674—1735. (Pindar); und Nic. Fortiguerra von Rom durch sein großes, dem karolingischen Sagenkreise angehörendes romantisch-humoristisches Heldengedicht „Richardett" in 30 Gesängen. Dieses letztere Gedicht, das man trotz verschiedener Abweichungen in den historischen Angaben eine Fortsetzung des „rasenden Roland" nennen kann, ist reich an Geist, Witz und Phantasie; doch trägt Fortiguerra die komischen und satirischen Farben stärker auf als Ariost. Selbst die einzige Gattung, die im siebenzehnten Jahrhundert mit Glück behandelt wurde, das eigentliche komische Epos, lehnte sich an Ariost an,
Tassoni 1565—1635. mag nun Alessandro Tassoni von Modena durch seinen „geraubten Eimer"
Bracciolini 1566—1645. oder sein Zeitgenosse Franc. Bracciolini durch seine „Verspottung der Götter" der erste Begründer derselben gewesen sein, ein Prioritätsstreit, der einst in Italien mit großer Heftigkeit durchgefochten wurde. Der Uebergang von Ariosto's heiterer Ironie zu Tassoni's und Bracciolini's komischem Scherz und Spott war nur ein kleiner Schritt.

Den Stoff zu Tassoni's „Eimerraub" bildet eine wahre Geschichte aus den Parteikämpfen des Mittelalters, und der Eimer, den die Modenesen im dreizehnten Jahrhundert von den Bolognesen erbeuteten, hängt noch jetzt an einer Kette zu Modena. Sämmtliche zwölf Gesänge sind voll localer Satiren und Anspielungen und die Tendenz des ganzen Gedichts ist eine Verspottung der vielen kleinen Kriege, welche die italienischen Städte zum großen Verderben des Ganzen mit einander geführt haben. Klarheit der Gedanken und Bilder, Präcision des Ausdrucks, Leichtigkeit und Eleganz der Sprache haben dem „Eimerraub" ein klassisches Ansehen bei den Italienern verliehen. — Bracciolini's »scherno degli Dei« hat keinen tiefern satirischen Hintergrund; es ist eine niedrig-komische Verspottung der mythologischen Sagenwelt der Griechen, angeknüpft an die Rache, die Mars und Venus an Vulkan nehmen wollen dafür, daß er sie in dem künstlichen Bette gefangen und dem Gelächter der olympischen Götter preisgegeben hat.

Das komische Heldengedicht blieb lange die Lieblingsgattung der Italiener, doch sind die meisten Erzeugnisse jetzt der Vergessenheit anheimgefallen; so „das Leben des Mäcen" von Caporali und das mit florentinischen Sprüchwörtern angefüllte komische Heldengedicht des Malers Lorenzo Lippi „die Wiedereroberung von Malmantile" („Tischtuchsburg"). — Doch blieb auch die lyrische Poesie nicht ohne Pflege. Kräftig und eigenthümlich erscheint sie in dem Grafen Fulvio Testi von Ferrara, der am Hofe des Herzogs von Modena in hohen Ehren lebte, bis er, wahrscheinlich in Folge einer Hofcabale, als Staatsverbrecher im Kerker endete. In seinen Oden nahm er den Horaz zum Vorbilde, aber ohne den Geist und die Kraft des römischen Dichters zu erreichen. Auch die beiden von der schwedischen Königin Christina (§. 717) während ihres römischen Aufenthalts begünstigten und unterstützten Dichter Alex. Guidi von Pavia und Bened. Menzini von Florenz nahmen die Alten zum Muster, jener den Pindar, dieser den Horaz. — Edler und freier tritt die italienische Poesie auf in Vincenzo da Filicaja von Florenz, der sich ebenso fern hielt von dem geist- und gemüthlosen Getändel der Petrarchisten, als von der frostigen Nachahmung der Alten. Von kühnerem Freimuth durchdrungen als die meisten seiner Zeitgenossen, wagte er es, seine Ansichten und Empfindungen über die Erscheinungen des Tages in politischen Gedichten auszusprechen („Oden auf die Belagerung von Wien") und gab zuerst in dem unübertrefflichen Sonette »Italia! Italia!« den wehmüthigen Gefühlen der italienischen Patrioten über die trostlose Lage des schönen Vaterlandes Worte.

(Lyrische Poesie. Testi 1593—1646. Guidi 1650—1712. Menzini † 1708. Filicaja 1642—1707.)

§. 984. 2. Drama und Elegie. Größer und kunstvoller zeigten sich die Italiener in der Bühnendichtung und zwar zunächst in der ihrer musikalischen Natur entsprechenden und von dem Sinnenreize der Zeit begünstigten Oper und in dem Melodrama. Hatte die Musik schon früher in dem italienischen Drama und insbesondere in den Schäferstücken eine große Rolle gespielt, so ward sie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in den Bühnenstücken eines Apostolo Zeno, eines Metastasio u. A. (§. 674) die Hauptsache, so daß allmählich die Dichtung hinter die Musik zurücktrat. Auch Metastasio's Nachfolger im Amte eines Hofdichters zu Wien, Giambattista Casti, widmete anfangs seine dichterischen Kräfte dem musikalischen Drama, nur daß er nicht seines Vorgängers ernste, heroische Oper wählte, sondern die komische (opera buffa). Mehr Ruhm erlangte jedoch Casti durch seine in Octaven geschriebenen „galanten Novellen" in Boccaccio's Geist und mit altitalischer Leichtfertigkeit und Muthwillen, und vor Allem durch sein satirisches Thierepos „die redenden Thiere" mit scharfen Beziehungen auf das Hof- und Staatsleben, auf die politischen und socialen Ideen und Zustände seiner Zeit. — Das eigentliche Drama, sowohl das heitere Lustspiel, das durch Goldoni und Gozzi (§. 674) besonders ausgebildet wurde, als die Tragödie, welcher Scipio Maffei von Verona durch seine berühmte „Merope" und mehr noch Vittorio Alfieri (§. 674) durch seine kraftvollen historischen Dramen einen neuen Aufschwung gab, nahm im achtzehnten Jahrhundert durch die Einwirkung der französischen Bühnendichtung eine neue Richtung zu kunstmäßigerer Form und Anlage und zu einem strengen Regelzwang, dem selbst noch Alfieri trotz seiner patriotischen Erhebung treu blieb und von dem erst der Tragödiendichter Joh. Pindemonte, der eine freiere

(Zeno 1669—1750. Casti 1721—1803. Maffei 1675—1755. J. Pindemonte 1751—1812.)

Bahn der Phantasie einschlug, abzuweichen wagte. Sein jüngerer Bruder Hippolito Hipp. Pindemonte 1753–1828. Pindemonte dichtete in einer vielbewegten Zeit weiche schwermüthige Naturschilderungen voll idyllischer Anmuth und lyrische Gedichte und Episteln, in denen sich neben klassischer Bildung Tiefe und Innigkeit des Gefühls und religiöse Gesinnung ausspricht. Auch als glückliche Uebersetzer antiker Dichter (besonders des Homer) haben sich die beiden Brüder bekannt gemacht; dagegen sind Hippolito's dramatische Dichtungen mit Chören und eingeflochtenen lyrischen Gesängen größtentheils vergessen. Alfieri's talentvollster Nachahmer auf dem Gebiete der tragischen Kunst, aber ohne Monti 1754–1828. seines Meisters Freiheitsgefühl und Charakterstärke war Vincenzo Monti aus dem Ferraresischen. Ein Wohldiener der Großen, dichtete Monti (nachdem er sich durch die Tragödien „Galeotto Manfredi" und „Aristodemo" einen Namen gemacht) bei Gelegenheit der Ermordung des französischen Gesandten Basseville in Rom zu Gunsten des Papstes das an glänzenden Stellen reiche Gedicht »Basvilliana« gegen die Ideen der französischen Revolution, eine Schrift, die von den Demokraten in Mailand verbrannt wurde. Später von Napoleon in Mailand zum Hofdichter und Geschichtschreiber des Königreichs erhoben, feierte er den Ueberwinder Italiens in lobpreisenden Werken und erwarb sich zuletzt durch eine „Cantate" auf Kaiser Franz und andere höfische „Bestellungsgedichte" auch die Gunst des österreichischen Beherrschers und den lebenslänglichen Genuß seines Einkommens. Während der französischen Herrschaft war Monti eine Zeit lang Professor der italienischen Literatur in Pavia. In dieser Stelle hatte er zum Foscolo 1777–1827. Nachfolger Nic. Ugo Foscolo aus dem Venetianischen, einen leidenschaftlichen, freiheitglühenden Dichter, in dem zuerst der Gedanke einer politischen Wiedergeburt Italiens begeisterten Ausdruck fand. Seine Tragödien (»Tieste«; »Ajace«; »Ricciarda«), worin er seine Freiheitsideen niederlegte, sind weniger wegen ihrer künstlerischen Vorzüge, als wegen der patriotischen Gesinnung ausgezeichnet. Die Anfeindungen und Verfolgungen die er sich dadurch zuzog, hielten ihn nicht ab, als Mitglied der Consulta in Lyon (§. 903) eine kühne, später durch den Druck bekannt gemachte „Rede an Bonaparte" zu halten. Aber nur zu bald überzeugte er sich von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen und der Trüglichkeit seiner Hoffnungen, und dieses Gefühl des Schmerzes über die Versunkenheit seines Vaterlandes verschmolz er mit seinen Liebesklagen in dem Roman „Briefe zweier Liebenden", oder, wie er ihn nach einer spätern Umarbeitung benannte, „Letzte Briefe des Jacopo Ortis" (1802), ein Buch, das als der „italienische Werther" bezeichnet werden kann, indem der Held „deutsche Sentimentalität mit italienischem Patriotismus vereinigt und an beiden zu Grunde geht". Nach dem verlorenen Vaterlande verliert er noch eine unerlangbare Geliebte und giebt sich dann selbst den Tod. „Beide Leidenschaften, Vaterlandsliebe und Weiberliebe, waren mit ergreifender Innigkeit und der Kraft einfacher Natürlichkeit geschildert; das Buch war mit des Dichters Blut geschrieben und machte eine tiefergreifende Wirkung." Darum blieb auch Foscolo trotz seiner vielfachen Verirrungen ein Liebling der italienischen Jugend. Nicht minder einflußreich auf die Gesinnung der Italiener als dieser Briefroman war Foscolo's didaktisches Gedicht: „Die Gräber", dessen dunkle Klagetöne strafende Wahrheiten und hoffnungslosen Schmerz aushauchen. Von der mailändischen Regierung mit Argwohn betrachtet und mit gerichtlichen Verfolgungen bedroht, floh Foscolo nach London, wo er am 11. September 1827 starb. Regellos in seinem Leben und die Sitten der Gesellschaft verachtend, schwankte er in seinen Ansichten unbeständig hin und her. Dennoch war er der bedeutendste und einflußreichste Dichter von politischer und nationaler Richtung, die mit dem armen Giuseppe Parini 1729–99. Parini aus dem Mailändischen, dem Manne, „der in Italien ohne Tadel und Neid steht", begann und in Leopardi, Niccolini, Berchet und Silvio Pellico würdige Vertreter fand. Diese vaterländische Dichtung lehnte sich mit steigender Schwärmerei an Dante an, der mit seiner patriotischen Gesinnung und geistigen Kraft unter Leiden und Verbannung den nachgebornen Geschlechtern ein Leitstern war. In dieser Bewunderung trafen sie mit der neuerwachten Romantik zusammen, die daher bald einen großen Einfluß auf die italienische Literatur gewann, hier aber einen nationalen Charakter annahm.

Parini geißelte zuerst in seinem satirischen Gedichte „der Tag" die Sitten und Lebensweise der Vornehmen, der sogenannten „guten Gesellschaft", in deren Erschlaffung, Genußsucht und Indifferentismus für alles Hohe und Ideale er die Quelle des sittlichen Verfalls und aller Schäden des öffentlichen Lebens in Italien erblickte. Seine Worte blieben nicht wirkungslos: in den edlern Gemüthern erwachte die Sehnsucht nach einer nationalen Wiedergeburt, daher auch die französischen Republikaner anfangs mit freudiger Begeisterung aufgenommen wurden, bis sich die Italiener überzeugten, daß das geträumte Glück und die ersehnte Freiheit nicht durch fremde Bajonette gebracht würde. Je mehr aber die italienischen Zustände während der französischen Herrschaft „zwischen Unterdrückung und Freiheit schwankten und die Gefühle getheilt waren zwischen Stolz und Demüthigung bei dem neuen Waffenruhme italienischer Heere für eine fremde Sache, desto mehr behielten die gespannten Gemüther Zeit, die drückende Wirklichkeit mit ihren Idealen zu vergleichen und sich im Wechsel der heftigsten Leidenschaften zu verzehren." Doch blieb die französische Herrschaft nicht ohne wohlthätige Folgen, sie beförderte den Aufschwung der Nation, der auch noch fortdauerte, als Napoleons Machtherrschaft gebrochen war und die auf dem Wiener Congreß geschaffenen Einrichtungen die geistigen und nationalen Regungen niederhielten. Und an diesem Aufschwung hatte die Literatur keinen geringen Antheil. Die neue Romantik, die auf die große Zeit des italienischen Mittelalters hinwies, belebte das Nationalgefühl und die vaterländische Gesinnung. Der klassisch gebildete Graf Giacomo **Leopardi** aus der Mark Ankona, Platens Freund und Gesinnungsgenosse, gab in seinem „Canto an Italien" und in seinen Betrachtungen über ein dem Dante zu errichtendes Monument diesen Gefühlen Worte, daher auch das Gedicht mit der größten Begeisterung aufgenommen wurde. Noch kräftiger und schwungvoller war sein „Canto an Angelo Mai, als er Cicero's Bücher de republica aufgefunden hatte", ein Gedicht, das zu den edelsten Erzeugnissen der italienischen Lyrik gehört, in welchem der Dichter seinem gepreßten Herzen über die traurige Lage seines Vaterlandes und über die Entartung der Zeitgenossen in klagenden und zürnenden Worten Luft macht und zugleich durch die Hinweisung auf eine ruhmreiche Vergangenheit Muth, Stolz und Selbstvertrauen zu wecken sucht. Sein an hellenischer Weisheit und römischem Republikanismus genährter Geist wurde durch den Druck äußerer Verhältnisse, wenn auch niedergebeugt, doch nicht gebrochen. Giov. Battista **Niccolini** aus der Umgegend von Pisa, als Professor und Bibliothekar in Florenz wohnhaft, hat durch seine Tragödien aus der vaterländischen Geschichte zur Erweckung des Freiheitssinnes und Nationalgefühls wesentlich beigetragen. In seinen ersten, der alten Geschichte und Mythologie entlehnten Stücken (Polyxena, Medea und Oedipus u. a.) trat er in Alfieri's Spuren, erlangte aber erst Ruhm und Beifall, als er sich der Romantik zuwandte und in „Antonio Foscarini", „Giovanni da Procida", „Lodovico Moro", „Filippo Strozzi" und besonders in seinem gepriesenen „Arnaldo da Brescia" vaterländische Stoffe mit Freimuth und patriotischer Gesinnung behandelte. **Silvio Pellico** aus Saluzzo, eine weiche, elegische Natur, erwarb sich zuerst dichterischen Ruhm durch seine Tragödien, unter denen die dem Dante entnommene „Francesca da Rimini" die vorzüglichste ist. Von Foscolo's Dichtungen angeregt, widmete er dann seine Kräfte den vaterländischen Bestrebungen und gründete zu dem Zweck in Mailand eine Zeitschrift, mußte aber, gleich dem Dichter Maroncelli, für seinen Freimuth und seine nationale Gesinnung lange Jahre unter den Bleidächern von Venedig und in den Kerkern des Spielbergs büßen. Die Leiden seiner zehnjährigen schrecklichen Gefangenschaft hat er selbst in dem vielgelesenen Buche „meine Haft" (le mie prigioni) rührend und anziehend dargestellt. Gebrochen an Körper und Geist, erlangte er endlich seine Freiheit, aber seine ergreifenden Schilderungen steigerten in seinen Landsleuten die Sehnsucht nach Erlösung von dem entsetzlichen Drucke. Giovanni **Berchet**, geboren zu Mailand gegen das Ende der achtziger Jahre, gehörte mit Silvio Pellico, Tomaso Grossi (Verfasser des durch Wahrheit der Charakterzeichnung bedeutenden Gedichtes „die Lombarden beim ersten Kreuzzug") und Andern zu dem „jungen Italien", dessen Ansichten in der Zeitschrift „Conciliatore" verbreitet wurden. Nach der gescheiterten Revolution von 1820—21 traf ihn ein langjähriges Exil, das er abwechselnd in Frankreich, Belgien, England verlebte. Auch in Bonn und Berlin hielt er sich eine Zeit lang auf, im Umgang mit dem aus gleicher Veranlassung verbannten Marchese Arconati Visconti, mit welchem er auch, als gegen Ende der dreißiger Jahre mildere Ansichten bei der österreichischen Regierung vorwalteten, nach Italien zurückkehrte. Seine politischen Gedichte, die den Geist des Carbonarismus athmen, fanden in

Leopardi 1798—1837.

Niccolini 1785—1861.

Silvio Pellico 1789—1854.

Berchet † 31. Dec. 1851.

der Folge unter veränderten Zeitereignissen wenig Beachtung; dagegen gehört die erzählende Dichtung „die Flüchtlinge von Parga“, worin in Romanzenform der heldenmüthige Untergang jenes christlichen Freistaats an der albanesischen Küste mit tiefer Empfindung geschildert ist, zu den herrlichsten Erzeugnissen des neuern Italiens.

§. 985. 3. Prosaliteratur. Fern von diesen gefahrvollen politischen Bestrebungen, wenn auch nicht ohne Freiheitssinn und Vaterlandsliebe, wandelte der größte
Manzoni geb. 1784. † 1873. italienische Dichter der Gegenwart, Alessandro Manzoni von Mailand, seine literarische Bahn. In seinen „geistlichen Liedern“ (Inni sacri) zeigt er sich als gläubigen Katholiken und christlichen Sänger im Geiste der Neuromantiker. „Es waren Stücke in dem Geiste des alten Kirchengesangs, in dem wahrhaft frommen Gemüthe eines milden beschaulichen Mannes entsprungen, der von den großen moralischen Verwüstungen der Revolution erschüttert war und den man durch einen französischen Prediger in einer plötzlichen Erregung dem Skepticismus entrissen und der Kirche wieder zugeführt sagte.“ In seinen Tragödien („der Graf von Carmagnola“ und „Adelgis“) entzückt er durch die klassische Würde und durch die Wahrheit des Gefühls, sowie durch den lyrischen Schwung des von ihm mit Glück wieder eingeführten Chors, und verweist darin trostreich das Elend auf Duldung und Hoffnung, „da das Glück mit dem Unterdrücker so wenig einen ewigen Bund schließt, wie mit dem Unterdrückten“. Seine Trauerode auf Napoleons Tod („der fünfte Mai“) fand so ungetheilte Anerkennung, daß selbst Goethe sie ins Deutsche übersetzte. Aber am bekanntesten und verbreitetsten ist sein der historischen Romandichtung Walter Scotts nachgebildeter Roman „die Verlobten“ (i promessi sposi), eine lebendige, wenn gleich etwas breite und gelehrte Schilderung der kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustände des obern Italiens unter der spanischen Herrschaft, im Geiste der Ergebung gegen alle Selbstrache in Leid und Anfechtung. Dieses Werk rief eine Fluth von Nachahmungen hervor, so daß der historische Roman in der neuesten Literatur Italiens die erste Stelle einnimmt. Rosini's „Nonne von Monza“ kann als eine Fortsetzung der „Verlobten“ angesehen werden. Wie Foscolo suchte auch Manzoni „den kalten rednerischen Prunk abzustreifen und der Dichtung die unmittelbare Wahrheit und Einfalt der Natur wiederzugeben.“ Erst Guerrazzi von Livorno nahm in seiner „Belagerung von Florenz“ die neueste Zeit und die Bestrebungen und Kämpfe
Geschichtschreibung des „jungen Italiens“ zur Unterlage. — Die Geschichtschreibung fand im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert trotz der Ungunst der Verhältnisse in Italien einige würdige Vertreter, so gefahrvoll auch die Bahn eines wahrheitsliebenden und vaterländischen
Muratori 1672—1750. Historikers war. Lodov. Ant. Muratori legte durch seine fleißige und gewissenhafte Sammlung der mittelalterlichen Chronisten und Geschichtschreiber den Grund zu einer umfassenden Gesammtgeschichte Italiens und trat dann in seinen „Annalen von Italien“ in Guicciardini's Fußtapfen (§. 671). Sein Zeitgenosse, der gelehrte Neapolitaner
Giannone 1676—1748. Giannone, zog sich durch seine „Geschichte des Königreichs Neapel“, worin er mit Freimuth das lichtscheue Treiben der Priesterschaft und den von Rom ausgehenden Geistesdruck in lebendigen Zügen darstellte, so sehr den Haß und die Verfolgung der Hierarchie zu, daß er sich nur durch die Flucht nach dem Auslande retten konnte, und als er nach langen Jahren den vaterländischen Boden wieder zu betreten wagte, fiel er in die Hände der wachsamen Inquisition, die ihn in Turin im Kerker sterben ließ. Girolamo
Tiraboschi 1731—94. Tiraboschi von Bergamo stellte in seiner gründlichen „Geschichte der italienischen Literatur“ das geistige Leben seiner Landsleute von den Anfängen wissenschaftlicher Bildung bis zum Jahr 1700 mit umfassender Gelehrsamkeit und Wahrheit dar. Die Zeit der Revolution und der Napoleonischen Herrschaft in Italien fand einen kenntnißreichen
Botta 1766—1837. und freimüthigen Bearbeiter in dem Piemontesen Carlo Botta (storia d'Italia dal 1789—1814), einem Manne, der durch seine Stellung als Staatsmann in Piemont und als Mitglied des gesetzgebenden Körpers in Paris einen tiefern Blick in die Geschicke der Staaten und in den Gang der öffentlichen Dinge thun konnte und der daher auch vorzugsweise befähigt war, als Fortsetzer Guicciardini's aufzutreten und die Geschichte Italiens vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf seine Zeit darzustellen. Botta's
Colletta 1775—1831. Zeit- und Gesinnungsgenosse war der Neapolitaner P. Colletta, ein in die Geschicke

seines Vaterlandes unter der französischen Herrschaft wie unter Ferdinand tief verflochtener Mann von großen Kenntnissen im Kriegs- und Artilleriewesen. Nach einem thatenreichen Leben wurde er in Folge der Revolution von 1820, trotz seiner wackern Haltung als königlicher Generalcommandant von Sicilien, seiner constitutionellen Ansichten wegen als Staatsgefangener nach Brünn gebracht, wo seine sonst felsenfeste Gesundheit zu schwinden begann, so daß man ihm endlich gestattete, die letzten Jahre seines Lebens in Florenz zuzubringen. Hier verfaßte er die treffliche „Geschichte des Königreichs Neapel von 1734 bis 1825", die aber erst nach seinem Tode herauskam. Die Geschichte der „sicilianischen Vesper" von Mich. Amari, worin der Verfasser das National- gefühl und den Freiheitssinn des unglücklichen Volkes zu wecken und dem Despotismus mit beredter Zunge entgegenzutreten suchte, schien der neapolitanischen Regierung so gefährlich, daß der Verfasser sich den ihm drohenden Verfolgungen durch die Flucht entziehen zu müssen glaubte (1842). Seitdem lebte er als „unbußfertiger Revolutionär" in Paris mit ernsten Studien beschäftigt, aus denen im J. 1854 die quellenmäßige „Geschichte der Saracenen in Sicilien" hervorging, bis die Gründung des Königreichs Italien ihm die Rückkehr ins Vaterland und (1862) den Eintritt in die Dienste des Staats gewährte. Amari geb. 1806.

§. 986. B. England (vgl. §. 677 f. §. 811). 1. Volksdichtung. Walter Scott. In der zweiten Hälfte des achzehnten Jahrhunderts machte sich die englische Literatur allmählich frei von dem französischen Einfluß und Regelzwang, und kehrte wieder zu ihrer nationalen Eigenthümlichkeit und zu den einheimischen Stoffen und Dichtern zurück. Auf die Wendung des Geschmacks übte die neue Romantik, der sich auch England nicht zu entziehen vermochte, einen großen Einfluß, aber der gesunde, jeder Uebertreibung widerstrebende Sinn der Nation bewahrte die Literatur vor der krankhaften Entartung, in welche die französische und deutsche Romantik verfiel. Das Zurückgehen auf die Vergangenheit hatte in England zunächst die Folge, daß man das Mittelalter mit seinem poetischen Reichthum dem jüngern Geschlechte nahe zu führen suchte, indem man die alten Balladen und Volksdichtungen sammelte (Macpherson's Ossian; Th. Percy's Volksballaden u. a. m.), oder in Romanen und geschichtlichen Schilderungen das Leben der untergegangenen Welt in allen seinen Erscheinungen zur Anschauung brachte, daß man den während der Herrschaft des französischen Geschmacks ganz vernachlässigten Dichtungen Shakespeare's wieder die gebührende Anerkennung zollte, zumal seitdem man in Deutschland diesen Dichterhelden so hoch stellte und der große englische Schauspieler David Garrick (1716—1779) durch sein meisterhaftes Spiel der Nation die ganze Tiefe und den unendlichen Reichthum der Shakespeare'schen Dramen zum Verständniß brachte.

Am frühesten ging man von dem französischen Geschmack in Schottland ab, in jenem von dem Mittelpunkte des politischen Lebens entlegenen Lande, wo überhaupt die conventionelle Poesie die heimische Volksdichtung nie ganz zu verdrängen vermocht, wo eine reiche Fülle von volksthümlichen Geschichten, Sagen, Balladen und Liedern sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatte, „wo in den Grenz- und Hochlanden ein musikliebendes, heimathfrohes Volk, noch sehr entfernt von der eintönigen Mühsal des englischen Fabrikarbeiters, ein ungebundeneres Leben führte und an den alten Ueberlieferungen des Volksgesangs, des Aberglaubens und des politischen Sondergeistes fest hielt". Eine Reihe von schottischen Dichtern, zum Theil den untern Ständen angehörig, setzten der englisch-französischen Kunstpoesie eine einfache, gemüthvolle Naturdichtung entgegen; die reiche Natur und das sinnige Seelenleben des Volks, sowohl in der Wirklichkeit, als in den alten Nationalgesängen, war die unversiegbare Quelle ihrer literarischen und dichterischen Thätigkeit. „Anfangs die Genies und Versemacher ihres kleinen Geburtsortes, Dorfes oder Städtchens, erweiterten sie allmählich den Kreis ihres Ruhms, indem sie entweder die Umgegend bereisten, oder mit Hülfe freiwilliger Abschreiber ihre kunstlosen Dichtungen ganzen Bezirken zufließen ließen." Der erste, der diese Bahn einschlug, war Allan Ramsay, zuerst Perrückenmacher, dann Buchhändler in Edinburg; er dichtete in schottischer Mundart ein Hirtenspiel (»the gentle shepherd«) voll treuer und lebendiger

Schottland. Ramsay 1686—1758.

Naturschilderung und sammelte viele altschottische Lieder. Sein Beispiel wurde nachgeahmt von dem unglücklichen, in Folge einer Gehirnerschütterung im Irrenhause jung
Fergusson 1751—74. gestorbenen Rob. Fergusson, in dessen schottischen Gesängen sich ein innig poetisches
Lady Barnard 1750—1825. Leben kund gibt, und von Lady Anna Barnard, geb. Lindsay, in der schönen Ballade „der alte Robin Gray". Aber der eigentliche schottische Nationalsänger und Volkslieb-
Burns 1759—96. ling war Rob. Burns, ein armer Bauer aus der Grafschaft Ayr. Die drückenden Verhältnisse, unter denen er sein ganzes Leben hindurch zu leiden hatte, vermochten das angeborne poetische Talent nicht zu ersticken, doch hemmten sie seinen Flug und füllten seine lebensfrohe musikalische Natur mit Schwermuth und Kummer. Seine in zahllosen Ausgaben und Uebersetzungen verbreiteten Gedichte sind echte Naturlaute voll Wärme, Frische und Klarheit und von einer Mannichfaltigkeit der Gefühle, Empfindungen und Stimmungen, wie sie nur eine reiche Phantasie, ein empfängliches Herz und ein mit dem ganzen Seelenleben des Volkes vertrauter Geist erfassen und wiedergeben kann. Der ungetheilte Beifall, den Burns' Dichtungen allenthalben fanden, hatte zur Folge, daß diese Gattung im Uebermaß cultivirt wurde und daß die Zahl der sogenannten Naturdichter in Schottland wuchernd zunahm. Unter den vielen Namen sind hervorzuheben:
Johanna Baillie 1765—1851. Johanna Baillie, die Freundin Walter Scotts, die sich nicht minder durch ihre schottischen Lieder, als durch ihre einst sehr bewunderten moralischen „Dramen über die Leiden-
Cunningham 1784—1842. schaften" berühmt gemacht hat; der Maurer Allan Cunningham und der sogenannte
Hogg 1772—1835. Ettrick-Schäfer James Hogg, der, angeregt von den alten Sagen und Volksliedern, als Hirtenjunge zu dichten begann, ehe er noch lesen und schreiben gelernt. Von Walter Scott aufgemuntert, widmete er sich der Poesie und entfaltete bald einen sehr fruchtbaren Geist. Unter seinen zahlreichen Werken ist am bekanntesten: „Der Königin Fest" (the Queens wake), eine Sammlung von Balladen und Märchen. Manche dieser kunstlosen Volksdichtungen waren auch satirischen und epigrammatischen Inhalts. In dieser Gattung war besonders Thomas Hoggart (der Oheim des berühmten Malers Hogarth) aus dem Thale Troutbeck in Westmoreland bekannt und gefürchtet. Hoggart, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts starb, schrieb auch Schauspiele und namentlich ein Stück in Versen, „die Zerstörung von Troja", dessen Aufführung auf dem Abhang eines Hügels unter freiem Himmel drei Tage lang dauerte, und in welchem fast die ganze Pfarrei mitspielte; das Landvolk aber war von weit und breit zusammengeströmt. — Von dem größten Einfluß auf die neuere Literatur nicht blos Englands, sondern auch des Continents, war der
Walter Scott 1771—1832. vielseitige, mit fruchtbarer Schöpferkraft begabte schottische Dichter Walter Scott von Edinburg, der theils alte Volksballaden seines Heimathlandes sammelte, theils in epischen Erzählungen und Romanen geschichtliche Stoffe durch freie Ausmalung der Sitten, Gebräuche, Lebenseinrichtungen und Landesnatur und durch treffliche Charakterschilderungen einzelner Persönlichkeiten zu anziehenden Lebensbildern gestaltete. Er begann (in Waverley) damit, „die Träume seiner Kindheit zu beleben, die Einsicht auszubeuten, die ihm seine anfängliche juristische Thätigkeit in das Kleinleben seiner Landsleute verschaffte, die Kenntniß der Natur und des Volks, die er in seinen Wanderungen in die Grenz- und Gebirgslande und auf die Inseln erworben hatte, die massenhaften Studien vergessener Tractate und Volkslieder, die ihn befähigten, die Vergangenheit seines Volkes in seinen verschiedenen Perioden lebenstreu nachzubilden." Diese schottischen Orts- und Volksschilderungen sind bei weitem das Beste in seinen Werken.

Auf der Hochschule zu Edinburg legte sich Walter Scott, neben den klassischen Studien, auf die neuern Sprachen und begann dann seine dichterische Laufbahn mit einigen Uebersetzungen aus dem Deutschen (Bürgers „Lenore" und „Wilder Jäger"; Goethe's „Götz von Berlichingen" und „Erlkönig"), bis er, von Percy's Balladensammlung und Burns angeregt, sein poetisches Heimathland zur Folie seiner literarischen Thätigkeit machte. Die größtentheils mündlichen Ueberlieferungen entnommenen volksthümlichen Balladen des schottischen Grenzlandes (Minstrelsy of the Scottish border) mit geschichtlichen Erläuterungen wurden, wie auch seine erste größere Dichtung, „das Lied des letzten Minstrels", mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Dies ermunterte ihn zu neuen Schöpfungen auf dem verwandten Gebiet des romantischen Nationalepos. Im Jahre 1808 erschien die epische Ritterdichtung: Marmion, a tale of Floddenfield (ein durch die

Niederlage der Schotten im Jahr 1513 berühmtes Schlachtfeld §. 501), und zwei Jahre später sein berühmtestes Werk: „Die Jungfrau vom See" (the lady of the lake), mit herrlichen Schilderungen der schottischen Hochlandsnatur. Damit hatte Scott den Höhepunkt der romantisch-epischen Gattung erreicht; seine folgenden erzählenden Gedichte (»the vision of Don Roderick;« »Rokeby«; »the Lord of the Isles«; »Harold the dauntless« u. a. m.) stehen den frühern an Anlage und Ausführung nach. — Berühmter noch als durch seine Balladen und epischen Gedichte machte sich Walter Scott durch seine **historischen Romane**, in welcher Gattung er eine neue Epoche schuf und ein Lieblingsschriftsteller aller Völker wurde. „Ein Mann von gelassener Natur, mit einem wackeren Theil des volksthümlichen gesunden englischen Humors ausgestattet, ein guter Unterhalter und Erzähler von Jugend auf, schrieb er seine Novellen ohne irgend einen höhern Zweck für die harmlose Unterhaltung der Menge. Er arbeitete ohne Feststellung oder Festhaltung eines Planes, der ihm überhaupt nur diente als ein Faden, um daran „hübsche Dinge" anzureihen; er suchte, was er gerade schrieb, nur unterhaltend zu machen, und überließ das Andere dem guten Glück." Den Anfang machte die im Jahr 1814 anonym erschienene Novelle „Waverley", die bald so beliebt ward, daß sie als Gattungsname für eine ganze Reihe ähnlicher Romane, die Scott in kurzer Frist auf einander folgen ließ, diente. Die bekanntesten darunter sind „Guy Mannering"; „der Alterthümler"; „Rob Roy"; „das Herz von Mid-Lothian oder der Kerker von Edinburg"; „die Schwärmer" (Old mortality); „die Braut von Lammermoor"; „die Legenden von Montrose"; „Ivanhoe"; „Kenilworth"; „Quentin Durward"; „Woodstock" u. a. Am gelungensten sind seine frühesten Arbeiten und besonders diejenigen, die sich auf heimischem Boden, in Schottland und England bewegen, weil sie auf tiefer Kenntniß der Natur und des Volkscharakters beruhen und daher am meisten Frische und Leben haben; die spätern, wie „Anna von Geierstein"; „Robert von Paris" u. a., fallen gegen die ältern ab und liefern den Beweis, daß auch der kräftigste Geist durch allzu große Fruchtbarkeit geschwächt wird. Manche seiner spätern Werke schrieb Walter Scott auch in der Absicht, sein Vermögen, das durch den kostspieligen Bau und die Gartenanlagen von Abbotsford und mehr noch durch den Bankerott der Buchhändler Ballantyne und Constable, deren Geschäftstheilhaber er war, sehr abgenommen hatte, wieder herzustellen. Auch als Geschichtschreiber ist Walter Scott nicht ohne Verdienst; doch sind nur diejenigen geschichtlichen Werke wahrhaft anziehend, die, wie „die Erzählungen meines Großvaters", noch in das Bereich des Romans und der Sage gehören, während seine „Geschichte von Schottland" ohne besonderen Werth ist. Am wenigsten gelungen ist sein „Leben Napoleons", ein parteiisches und flüchtiges Werk, dagegen sind manche seiner literarhistorischen Arbeiten, wie die Lebensbeschreibungen älterer Romandichter (Richardson, Fielding, Smollet u. A.) und die Biographien Drydens und Swifts werthvoll und belehrend.

§. 987. 2. Naturdichtung. Gleichzeitig wurden auch in England glückliche Versuche gemacht, den französischen Geschmack und die conventionelle Kunstdichtung durch gemüthvolle Naturpoesie und volksthümliche Balladen und Lieder zu verdrängen. Auf Thomson und Young (§. 680), welche zuerst die äußere Natur und das innere Seelenleben der Menschen mit Gefühl und Innigkeit darstellten, folgte William Cowper, ein von religiöser Schwärmerei und krankhaftem Trübsinn erfüllter Dichter, der in seinem Lehrgedicht „die Aufgabe" (the task) ein warmes Gefühl für Recht, Freiheit und Vaterland beurkundete und in seiner humoristischen Ballade „John Gilpin" die altenglische Volksdichtung erneuerte. Noch berühmter war die Ballade Admiral Hosiers ghost von Rich. Glover, einem durch epische und dramatische Dichtungen bekannten Handelsmann und Parlamentsmitglied; und in Thomas Gray fand Thomsons elegische Naturschilderung einen trefflichen Nachfolger. Seine „Elegie auf einen Dorfkirchhof" ist noch bis zur Stunde eine Lieblingsdichtung der Engländer. Auch der vielseitige, als Historiker, Kritiker und gemüthlicher Romanschriftsteller berühmte Oliver Goldsmith (§. 680) hat in Balladen, Liedern und in dem elegischen Gemälde „das verlassene Dorf" den Ton der Volksdichtung und gefühlvollen Naturschilderung angeschlagen. Seine gemüthvoll-humoristische Novelle »the vicar of Wakefield« gehörte zu den vielgelesensten Schriftstücken aller Nationen und war auch in Deutschland von größtem Einfluß auf die Literatur. Hat es doch selbst auf Goethe so bedeutend gewirkt, daß es bei seiner reinsten Jugendliebe seinem Geiste vorschwebte, daß er in dem Pfarrhause von Sesenheim Anklänge fand an das Idyll des englischen Dichters. Ein begabter und phantasievoller Dichter war der unglückliche

England

Cowper 1731—1800

Glover 1712—85

Gray 1716—72

Goldsmith 1729—74

Chatterton 1752–70. Thom. Chatterton von Bristol, der sich in einem Anfall von Schwermuth über gekränkten Stolz und über Mangel an Lebensunterhalt als achtzehnjähriger Jüngling durch Vergiftung selbst den Tod gab. Seine in alterthümlicher Sprache verfaßten und als angebliche Erzeugnisse eines altenglischen Dichters Rowley herausgegebenen Balladen wurden auch dann noch bewundert, als ihr moderner Ursprung entdeckt war, und seine übrigen lyrischen Gedichte fanden besonders in der Folge Beachtung, da man in ihnen das erste Vorbild der im „Weltschmerz" und in der „Zerrissenheit" sich ergehenden Poesie der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit erblickte. — Ausgezeichnet durch klare, lebendige und wahre Naturschilderung, aber ohne das „sonnige Lächeln" Goldsmiths, war Georg Crabbe 1754–1832. Crabbe, der Dichter der Wirklichkeit, zuerst Wundarzt, dann Geistlicher. Aehnlich den niederländischen Malern stellt er in seinen beschreibenden Gedichten („das Dorf"; „der Flecken" (borough); „das Kirchspiel-Register"; „Erzählungen" u. A.) die Natur und das niedere Leben mit Genauigkeit und Wahrheit, aber ohne malerischen Schmuck und ideale Färbung, dar und zergliedert mit der Kenntniß und Sicherheit eines Arztes das menschliche Herz in allen seinen Regungen.

Veredelter und gehobener erscheint die Naturdichtung in William Wordsworth Die Seeschule. und der sogenannten „Seeschule", d. h. einer Anzahl Dichter, die sich mit Vorliebe in der Schilderung der reizenden Seen von Westmoreland und Cumberland ergingen und sich so sehr in die Schönheiten und Reize der Natur versenkten, daß sich ihre Bewunderung bis zur Belebung und Beseelung einzelner Erscheinungen steigerte. Die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung sind außer Wordsworth, ihrem Führer, die Dichter Coleridge, Southey und Wilson.

Wordsworth 1770–1850. 1. **Wordsworth**. Durch Studien und Reisen gebildet und im Besitz schöner Einkünfte und eines Landgutes am Rydalsee in Westmoreland war Wordsworth in der glücklichen Lage, seine ganze Muße der Dichtkunst und dem Nachdenken über das Wesen derselben zu widmen. Die kühle Aufnahme, welche seine „lyrischen Balladen" fanden, verwandelte sich allmählich in ungetheilten Beifall, als auf seine größere philosophische Dichtung »the excursion« eine Reihe von poetischen Werken folgte (»the white doe of Rylstone«; »Peter Bell«; »the waggoner« u. a. m.), die unwiderleglich bewiesen, daß Wordsworth, wenn auch nicht ein genialer, doch ein sinniger, für Einfachheit und Natur empfänglicher Dichter sei. Geregelt und geordnet in seinem ganzen Wesen, religiös und sittlich in Thun und Denken, war Wordsworth in den Augen der Engländer würdig, das Hofamt eines gekrönten Dichters zu bekleiden. Am lieblichsten äußert sich seine naive Coleridge 1772–1834. Poesie in einigen balladenartigen Liedern („Wir sind sieben"). — 2. **Coleridge.** Mit Wordsworth befreundet, aber von sehr verschiedenem Charakter und weniger fruchtbar war Samuel Taylor Coleridge aus Devonshire. In seiner Jugend ein feuriger Republikaner und Bewunderer der französischen Revolution, führte er ein wechselvolles, durch Nahrungssorgen getrübtes und durch mancherlei journalistische und literarische Arbeiten nicht genügend ausgefülltes Leben, bis er durch die Unterstützung eines Gönners in Stand gesetzt ward, eine längere Reise nach Deutschland zu unternehmen. Hier wurde er mit der romantischen Literatur vertraut, und wenn er gleich auch für Schillers Dichtungen eine solche Vorliebe faßte, daß er den „Wallenstein" ins Englische übersetzte, so behielt die Neigung für die Romantik doch die Oberhand und übte auf seine politische und literarische Richtung einen unverkennbaren Einfluß. Er wurde conservativ und leitete nach einander einige in diesem Sinne gehaltene Zeitschriften, bis die Regierung durch eine kleine Leibrente für seine nöthigsten Bedürfnisse sorgte. Er starb auf dem Landgut eines Freundes, unweit London. Coleridge war ein origineller Dichter von glühender Phantasie und tiefer Empfindung: da er aber nicht sehr fruchtbar war und seine dichterische Phantasie sich bisweilen ins Mystische und Phantastische verlor, so drangen seine Werke weniger ins Volk, als die der übrigen „Lakisten". Bei ihm steigerte sich die Bewunderung der Natur bis zu einer Art mystischer Natursymbolik, die besonders in seinen Hauptwerken „Christabel", einem schauerlich schönen, aber unvollendet gebliebenen Gedicht, in dem die Wundertöne der Sagenwelt wiederklingen, und in dem meisterhaften Romanzencyclus „der alte Seemann", sowie in einigen seiner Southey 1774–1843. Balladen und kleinern lyrischen Gedichten hervortritt. — 3. **Southey.** Robert Southey, der dritte der Seeschule, ein gewandter und fruchtbarer Dichter von lebendiger Phantasie und bil-

derreicher Sprache, theilte mit seinem Freunde Coleridge die jugendliche Bewunderung für die republikanischen Ideen, wie die spätere Rückkehr zum Conservatismus. Der Freiheitstrieb war bei Beiden anfangs so lebendig, daß sie den Vorsatz gefaßt hatten, in Verbindung mit einem dritten Meinungsgenossen Rob. Lovell nach Nordamerika überzusiedeln, welchen Plan sie jedoch aufgaben. Aus dieser Zeit des Sturms und Drangs rührt das revolutionäre Drama „Wat Tyler". Doch war nicht das Drama, sondern die Heldendichtung und die lyrische Poesie das Gebiet, das sich Southey's dichterischer Geist wählte. Nach der Herausgabe seiner, mehr durch Schönheit der Sprache und blühende Einbildungskraft, als durch künstlerische Anlage ausgezeichneten epischen Erzählung »Joan of Arc« machte der Dichter eine größere Reise nach Spanien und Portugal, wodurch sein Geist bereichert und sein Geschmack geläutert wurde, wie sein nächstes Heldengedicht „Thalaba der Zerstörer", eine wundersame arabische Geschichte in unregelmäßigen Versarten, darthut; noch größere Bewunderung erregte „der Fluch von Kehama", eine auf Hindusagen beruhende phantastische Erzählung voll treuer und schöner Schilderungen der Natur, Denkungsweise und Sitten des Landes und Volks; „Madoc" ist eine auf eine Walliser Sage, wonach im zwölften Jahrhundert wälsche Abenteurer nach Amerika verschlagen worden, gegründete Erzählung; als „Roderich der letzte der Gothen", eine Frucht seiner spanischen Reise, erschien, war Southey schon zum Hofdichter ernannt (1813). Diese Wendung in seinem äußern Schicksal gereichte seiner poetischen Thätigkeit nicht zum Vortheil; denn wenn ihm auch mitunter noch kleinere epische, lyrische und satirische Gedichte gelangen, so läßt sich doch in seinen folgenden Werken eine Erschöpfung des Geistes und eine politische und kirchliche Beschränktheit nicht verkennen. Sein mattes Gedicht »the vision of judgment« wurde von Lord Byron scharf mitgenommen; nach seinem letzten größern Gedicht »the tale of Paraguay« nahmen seine dichterischen Kräfte zusehends ab, daher er sich mehr der Geschichtschreibung und anderer Prosaschriftstellerei zuwendete. Zu den gelungensten Prosawerken gehören seine „Geschichte von Brasilien" und sein „Leben Nelsons"; von englischen und hochkirchlichen Vorurtheilen befangen zeigt er sich in seiner „Geschichte des peninsularischen Kriegs" und in seinen »Vindiciae ecclesiae angl. oder Kirchenbuch." — 4. **Wilson.** Auch der schottische Dichter John Wilson, ausgezeichnet durch männliche Schönheit und kräftige Gestalt, der sich nach einem genialen Jugendleben in Cumberland niederließ, bis er als Professor der Moralphilosophie nach Edinburg berufen ward, wird der Seeschule beigezählt, besonders wegen seiner poetischen Erzählung „die Palmeninsel", worin die Geschichte zweier Liebenden, die von einem Schiffbruch verschlagen auf eine einsame Insel sich retten und dort sieben Jahre leben, zart und lieblich dargestellt ist. Von ergreifender Wirkung ist sein dunkles Gemälde „die Stadt der Pest" eine Reihe dramatischer Scenen, die mit erschütternder Kraft eine Familientragödie aus der Londoner Pest von 1666 vorführen. Unter seinen übrigen Werken ist eine Sammlung Erzählungen aus dem schottischen Volksleben: „Licht und Schatten", am beliebtesten. Warme Menschenliebe, reiche Naturanschauung, Gedankenfülle und seltene Anmuth der Darstellung weisen ihm einen hohen Rang unter Englands neuern Dichtern an. Er war die Hauptstütze der angesehenen Zeitschrift „Blackwoods Magazine", in welcher seine Recreations of Christopher North erschienen. Wilson 1785—1854

Weniger durch reiche Erfindungsgabe und lebhafte Phantasie, als durch Anmuth und feinen Geschmack ausgezeichnet ist Samuel Rogers von London, ein didaktischer Dichter, über dessen zarten und lieblichen Schilderungen ein sanfter, elegischer Hauch ausgegossen ist. Seinen Dichterruf begründete er 1792 durch sein beschreibendes Lehrgedicht „Freuden des Gedächtnisses", das mit großem Beifall aufgenommen und auch auf dem Festlande durch Uebersetzungen bekannt wurde; dann folgte die „Reise des Columbus", die dichterische Erzählung „Jacqueline" und das bedeutendste seiner Werke, die poetische Reisebeschreibung „Italy", reich an trefflichen Schilderungen italienischer Sitten und Landschaften. — In Rogers' Geist, aber mit mehr Kraft und Wärme, dichtete Thom. Campbell von Glasgow sein didaktisches Gedicht „die Freuden der Hoffnung" mit einer pathetischen Stelle über Polens Theilung, welche Kosciuszko beim Lesen zu Thränen rührte. Nach einem längern Aufenthalt in Deutschland, wo er das treffliche Gedicht »Ye mariners of England«, „die Schlacht von Hohenlinden", der er selbst anwohnte, u. a. m. verfaßte, ließ er sich in Sydenham bei London nieder, wo er sich der den Engländern besonders zusagenden poetischen Erzählung zuwendete (»O'Connors child«; »Gertrude

Rogers 1762—1855.

Campbell 1777—1844.

of Wyoming«, ein Stoff aus Amerika's Urwäldern; »Theodoric«) und dabei mit Geschichtschreibung und Journalistik sich befaßte. Campbells Dichtungen sind mehr ausgezeichnet durch schöne Form und edle Sprache, als durch Schwung und Tiefe; doch fehlt Montgomery 1771—1854. ihnen keineswegs Innigkeit und Wärme. James Montgomery aus Ayrshire in Schottland, Sohn eines Predigers der mährischen Brüdergemeinde, benutzte die Poesie hauptsächlich zu religiösen Betrachtungen und Gefühlen, obwohl er den geistlichen Stand mit dem eines Journalisten vertauschte. Seine Bearbeitung der Psalmen (»Songs of Zion«) ist ein beliebtes Andachtsbuch. Religiöses Gefühl und moralische Gesinnung bilden auch den Kern der schönen poetischen Erzählungen „der Wanderer in der Schweiz"; „die Welt vor der Sündfluth"; „Grönland" und „die Pelikaninsel". — An Frömmigkeit und religiöser Gesinnung mit Montgomery verwandt, aber von höherem, romantischem Flug ist Felicia Hemans 1794—1835. Felicia Hemans, geboren zu Liverpool, die unter den vielen dichtenden Frauen Englands durch Tiefe des Gefühls wie durch poetische Formvollendung hervorragt. Angeregt von der deutschen Poesie, von Herder und den Romantikern, dichtete sie die herrlichen „Cid-Gesänge" und die Stimmen der Völker in Liedern (»lays of many lands«); in dem „Waldheiligthum" schildert sie in edeln Tönen die Jugendschicksale und Seelenkämpfe eines aus seinem Vaterlande in die Urwälder Amerika's entflohenen Spaniers; und in ihren Hymnen, Liedern, Balladen und andern lyrischen Gedichten entfaltet sie eine tief-Lät. El. Landon 1804—1838. poetische Natur. — Nach ihr nimmt die unglückliche Lätitia Elis. Landon, die Verfasserin mehrerer Romane und lyrisch-epischer Gedichte von romantischer Färbung (»the improvisatrice«; »the troubadour«; »the golden violet« u. a. m.) den ersten Rang ein. Vermählt mit dem englischen Gouverneur der südafrikanischen Küste, wurde sie von einer Dienerin vergiftet. Ihr Schwanengesang war das schwungvolle Gedicht „der Polar-Caroline Norton geb. 1808. Elizabeth Browning geb. 1809. stern". Zwei ebenfalls hochbegabte Dichterinnen sind Caroline Norton und Elizabeth Barrett-Browning. Caroline Norton ist eine Enkelin des berühmten Sheridan, und theilte den ganzen Zauber, die Schönheit und den Geist, welche in dieser Familie erblich zu sein schienen. In ihrem ehelichen Leben hatte sie wenig Glück, sie wurde im Jahr 1840 von ihrem Gatten geschieden, nachdem sie durch einen ärgerlichen Skandalproceß und durch die eigenthümlichen englischen Ehegesetze viel zu leiden gehabt. Man hat sie den Byron unter den englischen Dichterinnen genannt und in der That hat sie viel von der intensiven persönlichen Leidenschaft, von der kraftvollen Ausdrucksweise Byron'scher Poesie. Ihr erstes, mit 17 Jahren veröffentlichtes Werk war das Idyll »the sorrows of Rosalie«, diesem folgte »the undying One« (die Sage vom ewigen Juden), dann „der Traum" ein Gedicht mit dem sie durchschlagenden Erfolg erzielte und endlich ihr ausgezeichnetstes Werk »the child of the islands«, worunter der junge Prinz von Wales zu verstehen ist. Elizabeth Barrett, später Gattin des Dichters Browning war nicht nur eine poetisch begabte, sondern auch eine sehr gelehrte Dame, die den Prometheus von Aeschylus übersetzte. Ihr Hauptwerk ist »A Drama of exile« „eine Vision in lyrisch-dramatischer Form, ein Mysterium, in welchem die Einbuße der Jugendideale des Menschen an dem Mythus der Vertreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese sehr schön veranschaulicht wird". Ihr Gatte Robert Browning, ein Dichter, der Aehnlichkeit mit Shelley hat, war hauptsächlich Dramatiker, seine Stücke sind aber viel mehr philosophisch als handelnd, und daher durchaus nicht bühnengerecht. Wir erwähnen nur seinen „Paracelsus" eine Art englischen Faust's. — Ein anderes Dichterpaar, in dem gleichfalls der weibliche Theil der bedeutendere war, sind Mary und William Howitt. Mary Howitt, aus einer Quäker Mary Howitt geb. 1806. Familie hervorgegangen und streng einseitig erzogen, hat sich zwar später aus diesen Banden etwas befreit, ist aber eine vorzugsweise didaktische Dichterin, die viel für die Jugend geschrieben hat.

§. 988. 3. Lord Byron. Der größte Dichtername im modernen England ist Lord Byron 1788—1824. Byron; von ihm und seinen Freunden Thomas Moore, P. B. Shelley u. A. rühren die genialsten Schöpfungen der neuern englischen Poesie her. Lord Byron, ein Mann von hohen Dichtergaben und schwungreicher Phantasie, aber von reizbarem Charakter und außer Stand, das Uebermaß von Gefühl in seiner Seele zu dämpfen, führte

ein zielloses Wanderleben, bis er in Missolonghi seinen Tod fand (§. 978). Seine Empfindungen und Betrachtungen, seine Erfahrungen und Anschauungen auf seinen Reisen durch Portugal und Spanien, durch Deutschland, die Schweiz und Italien nach Griechenland und in die Levante hat er in den beiden größern epischen Gedichten „Ritter (Childe) Harolds Pilgerfahrt" und dem unvollendeten „Don Juan" hinreißend geschildert. Neben diesen sind die erzählenden Gedichte „der Giaour"; „die Braut von Abydos"; „der Corsar"; „Lara"; „Mazeppa" u. a., die dramatischen Dichtungen Manfred (eine Nachbildung des Goethe'schen Faust), Marino Faliero, die beiden Foscari u. a. und unter den lyrischen seine Balladen und die hebräischen Melodien am berühmtesten. Byron besaß eine poetische Kraft, die alles bewältigte, und einen geistigen Universalismus, der alle Regungen der menschlichen Seele, alle Falten des Herzens, alle Leidenschaften und Stimmungen zu durchdringen und in Worte zu fassen wußte. Dem ziellos Umhergetriebenen war das Leben zum Ueberdruß, und diese Stimmung bildet die düstere Unterlage seiner meisten Dichtungen; von den Menschen verkannt und geschmäht, haßte und verachtete er die höhere Gesellschaft und übergoß sie mit Spott und Satire, mit Hohn und Ironie; übersättigt an den sinnlichen Genüssen des Lebens, gedenkt er mit Wehmuth und Trauer seines hingeschwundenen Glücks und haucht in schwermüthigen Klagen jenen Seelenschmerz aus, der von dem an der Grundton der modernen Poesie der Zerrissenheit und des „Weltschmerzes" ward; mit der Gegenwart und der ihn umgebenden Menschheit zerfallen, suchte er Heilung für sein krankes Gemüth in einem der Cultur noch ferne stehenden Geschlechte, wo die Natur und die Leidenschaften noch frei und mächtig walten. Aber wie sehr die Gefühle eines innern Seelenkampfes bei Byron vorherrschen, seine Phantasie war reich und schöpferisch genug, auch alles Hohe, Edle und Ideale zu erfassen und dichterisch zu gestalten. Ohne religiöse Gläubigkeit wußte er doch die zartesten Gefühle eines frommen, hingebenden Herzens und den stillen Frieden eines gläubigen und andachterfüllten Gemüths zu schildern; in unglücklicher Ehe lebend und die Genüsse einer flüchtigen, unbeständigen, sinnlichen Liebe im Uebermaß schöpfend, verstand er doch, edle Frauencharaktere mit hinreißendem Zauber zu zeichnen und das Glück reiner Liebe und standhafter Treue in seiner ganzen Größe und Schönheit darzustellen. Ein Schwärmer für Freiheit, hat Byron den griechischen Unabhängigkeitskampf benutzt, um seinen Tyrannenhaß und seine Freiheitsbegeisterung in herrlichen Liedern und Schilderungen auszusprechen; und daß seine Worte ihm aus der Seele kamen, bewies seine Betheiligung an diesem gefahrvollen Kampfe. Und eben darin liegt die Macht der Byron'schen Poesie, daß man allenthalben den unmittelbaren Eindruck seines eigenen Seelenzustandes empfindet, daß alle seine Dichtungen der Ausdruck der eigenen Ideen, Gefühle, Stimmungen und Ansichten sind, daß sein innerstes Wesen und Sein in seinen Werken zu Tage tritt; er war so sehr ein ursprünglicher, subjectiver Dichter, daß selbst seine große Kunstfertigkeit nur als angebornes Dichtertalent erscheint.

George **Byron**-Gordon wurde am 22. Januar 1778 zu London geboren. Sein Vater, der durch Verschwendung sein Vermögen durchgebracht, starb drei Jahre nach der Geburt des Sohnes, worauf die Mutter nach Banff in Schottland zog. Hier in der Gebirgsluft der Hochlande erstarkte der Körper des mit einem Klumpfuß gebornen Knaben, so daß er in allen Leibesübungen, im Schwimmen, Reiten, Fechten, Schießen hervorragte. Als er zehn Jahre alt war, fiel ihm durch den Tod eines Großoheims eine reiche Erbschaft und die Würde eines Lord und Peer zu, worauf die Mutter nach England zurückkehrte, um dem Sohne eine wissenschaftliche Bildung zu geben. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt auf der Schule zu Harrow, wo er schon einige dichterische Versuche machte, und seine erste unglückliche Jugendliebe in dem schwermuthsvollen Gedicht „der Traum" schilderte, begab er sich auf die Universität Cambridge und überließ sich einem tollen Studentenleben. Seine erste im Jahre 1807 unter dem Titel „Stunden der Muße" (hours of idleness) erschienene Sammlung von Gedichten wurde in dem Edinburger Review sehr ungünstig beurtheilt, eine Kränkung, für die sich der geniale Dichter durch die vernichtende Satire »English bards and Scotch reviewers« rächte. Vom Jahre 1809 bis 1811 unternahm er mit seinem Freunde Hobhouse eine größere Reise nach Griechenland, Albanien und der Türkei, bei welcher Gelegenheit er von Sestos nach Abydos

über den Hellespont schwamm. Im Jahre 1812, kurz nachdem er im Oberhause seine Jungfernrede gehalten, erschienen die beiden ersten Gesänge seines »Childe Harold«, die mit unglaublichem Beifall aufgenommen wurden, und im nächsten Jahr die türkische Liebes- und Rachegeschichte »the Giaour«, die Frucht seiner orientalischen Reise. Nicht minder vollendet als der Giaour waren auch die nächsten poetischen Erzählungen „die Braut von Abydos", „der Corsar", und der düstere geheimnißvolle „Lara", die Fortsetzung und der Schluß des „Corsar". Im Jahre 1814 erschienen die „hebräischen Melodien", die, „uralten israelitischen Weisen angepaßt, in elegischer Schilderung einzelne Ereignisse der jüdischen Geschichte berühren, oder in unbeschreiblich innigen Herzenslauten die Trauer eines unglücklichen Volks über seine Vergangenheit und Gegenwart ausdrücken." Im Jahre 1815, mit dessen Beginn er eine unglückliche eheliche Verbindung mit Anna Isabella Milbanke-Noel einging, erschien „die Belagerung von Korinth" und „Parisina". Verlassen und endlich geschieden von seiner Gattin, die ihm eine Tochter gegeben, verkaufte er im nächsten Jahr sein ererbtes Gut und verließ England, um nie wieder zurückzukehren. Auf der Rheinfahrt begann er den dritten Gesang des Childe Harold und an den reizenden Ufern des Genfersee's, wo er in Verbindung mit Shelley einen Sommer zubrachte, entstand die poetische Erzählung »the prisoner of Chillon« nebst einigen andern Dichtungen und zum Theil das „in den tiefsten Räthseln des Menschenseins wühlende" Drama „Manfred". Im Herbst begab er sich nach Italien und nahm einen längeren Aufenthalt in Venedig, wo er sich den üppigsten Lebensgenüssen überließ, dabei aber in seiner dichterischen Schöpferkraft nicht geschwächt ward. Er vollendete den vierten Gesang des „Childe Harold", die schönste und hinreißendste aller poetischen Schilderungen, zu denen die unvergänglichen Reize Italiens von jeher die Sänger aller Nationen begeistert haben; er dichtete die humoristische Erzählung „Beppo" und das reizende epische Gemälde „Mazeppa"; er verfaßte die freiheitglühende „Ode an Venedig" und begann die genialste seiner Dichtungen, das unvollendete epische Gedicht „Don Juan" in 16 Gesängen von achtzeiligen Stanzen. In diesem wunderbar schönen Gedicht treibt Byron Uebermuth mit seinem Talent; er schildert in buntem Wechsel und in bizarren Sprüngen alle Leidenschaften, Ansichten, Gefühle und Stimmungen, die edelsten und erhabensten, wie die schlimmsten und gottlosesten; er entfaltet einen Reichthum der Phantasie, eine Fülle von Witz, Spott und Satire und eine Meisterschaft in Behandlung der Sprache und des Versbaues, die Bewunderung erregen. „Es herrscht eine gewisse Universalität in diesem Gedicht, die alle Tonarten des Lebens sich zu eigen gemacht, in allen Abgründen und auf allen Höhen heimisch ist. Byron hat den höchsten Aufschwung und die höchste Erschöpfung seines Geistes darin gemalt; er hat gezeigt, daß er alles Große und Erhabene der Welt erkannt und sich mit dieser Erkenntniß in den Abgrund der Vernichtung gestürzt." Die Ironie des Weltschmerzes, der Verzweiflung, des Lebensüberdrusses, die auch aus den reizendsten Schilderungen und erhabensten Stellen hervorleuchtet, erregt neben dem Wohlgefallen ein Gefühl des Grauens. Im Jahre 1820 ließ er sich in Ravenna nieder, wo er an der Seite der reizenden, von ihrem Gatten getrennten Gräfin Therese Guiccioli ein glückliches Jahr verlebte und unter andern Arbeiten das Trauerspiel „Marino Faliero" dichtete; die im folgenden Jahr herausgegebene Tragödie „Sardanapalus" mit der herrlichen weiblichen Liebesgestalt der Ionierin Myrrha war „dem berühmten Goethe" gewidmet. Diesem zunächst folgte das der venetianischen Geschichte entlehnte Trauerspiel „die beiden Foscari" und das tiefsinnige Mysterium „Cain"; gegen den Hofpoeten Southey, der ihn und seine Freunde in der „Vision des Gerichts" hart angegriffen hatte, schleuderte er die heftige Satire mit gleichem Titel. Eingeweiht in die Pläne und Unternehmungen der Carbonari, hielt sich Byron bei der Unterdrückung der italienischen Revolution in Ravenna nicht länger sicher; er begab sich mit seiner Geliebten nach Pisa, wo er seinen Freund Shelley verlor, und dann nach Genua. Unter den während dieser Zeit verfaßten Werken verdient besonders die poetische Erzählung „die Insel" hervorgehoben zu werden. Im Sommer 1823 setzte er nach Griechenland über, um die Freiheit, die er in so feurigen Worten besungen, nun auch mit Gut und Blut erkämpfen zu helfen. Er übernahm das Commando einer von ihm errichteten Brigade von Sulioten; aber ehe er zu dem beabsichtigten Angriff auf Lepanto schreiten konnte, erlag er einer durch seine fieberhafte Aufregung und durch das Klima hervorgebrachten Krankheit am 19. April 1824, im sechs und dreißigsten Lebensjahre. Seine Asche ruht, da ihm von der hochkirchlichen Geistlichkeit ein Grab in der Westminster-Abtei versagt wurde, in einer englischen Dorfkirche.

§. 989. 4. Thomas Moore und die neueste Lyrik. Mit Lord Byron befreundet und in längerm Verkehr war Thomas Moore, der Irländer. Ausgehend von Anakreon, dessen heitere und leichtfertige Lieder er übersetzte und in seinen eigenen kleinern Poesien (Tom Little's poems) mit Witz und Phantasie, aber nicht ohne Frivolität nachahmte, gewann er die Palme der lyrischen Poesie durch seine reizenden „irischen Melodien", die, den Text zu den von Stevenson gesammelten irischen Nationalweisen bildend, als ein herrliches Denkmal vaterländischer Gesinnung und warmer Anhänglichkeit an das arme grüne Eiland dastehen. Aus der lange verstummten Harfe seiner Heimath, die er wieder mächtig rührte, strömt der Dichter jene herrlichen Gesänge aus, „in welchen die Lust und der Schmerz, der Stolz und die Trauer abwechselnd in Formen voll herzergreifender Melodie jubeln und weinen, zürnen und klagen". Alle Gefühle, vom freiheitsbegeisterten Bardengesang bis zum hinschmelzenden elegischen Klaglied über Irlands verschwundene Herrlichkeit finden in diesen reizenden Gedichten ihren Ausdruck, und die Schönheiten der Natur wie die Leiden des Volks sind ergreifend geschildert. Den irischen Melodien stehen die »Sacred songs« und »National airs« würdig zur Seite. Ergrimmt über die Hartherzigkeit der englischen Tories gegen sein unglückliches Vaterland, machte Moore seinem Unwillen Luft durch eine Reihe von Satiren, unter denen »the two penny postbag« und »Letters of the Fudge family in Paris« (angebliche Briefe einer in Paris lebenden irischen Familie mit scharfen Ausfällen und Geißelhieben auf die politische Zeitgeschichte der heiligen Allianz) den ersten Rang einnehmen, und veröffentlichte dann sein Hauptwerk, die morgenländische Dichtung »Lalla Rookh« (die Tulpenwange), die aus vier poetischen Erzählungen (der verschleierte Prophet von Khorasan; das Paradies und die Peri; die Feueranbeter; das Licht des Harems) besteht, „um welche sich eine kurze, in Prosa geschriebene Liebesgeschichte als anmuthiger Rahmen legt". Als eine Art Seitenstück zu Lalla Rookh, jedoch mehr lyrisch gehalten, können die durch reizende Schilderungen und echt orientalische Färbung ausgezeichneten »loves of the angels« gelten. Nachdem Moore noch das Feld der Dichtung durch den sentimentalen Lehrroman: „Der Epicuräer" bereichert hatte, wendete er sich mehr der Prosa zu und lieferte in den »memoirs of the life of Captain Rock« eine anziehende, wenn auch parteiisch gefärbte Schilderung der irischen Zustände und in den »memoirs of Lord Edw. Fitzgerald« schätzbare Beiträge zur Geschichte von Irland. Dagegen ist die unter dem Titel »travels of an Irish gentleman in search of religion« erschienene Schutzrede des römischen Katholicismus ein wunderliches Werk voll glänzender Sophistik. Moore war ein Mann von großer Bildung und Lebenserfahrung, der unter allen Schwierigkeiten den frohen Muth behauptete und auch in bedrängten Lagen nie die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, noch die Geistesfreiheit verlor, doch war er nicht frei von den Vorurtheilen seiner Nation gegen das Ausland. Auch ihm war Großbritannien das gelobte Land und seine Bewohner das auserwählte Volk. Unter den übrigen Werken ist nur noch die Lebensbeschreibung des Dichters und Parlamentsredners Sheridan, die Moore einer von ihm veranstalteten Ausgabe der Werke dieses Dichters vorsetzte, zu erwähnen. Unter Sheridans beliebten Dramen ist das witzige Lustspiel »the school for Scandal« das beste. — Ein sehr begabter, aber religiös verirrter und innerlich zerrissener Dichter war Percy Bysshe Shelley, in welchem der Skepticismus seines Freundes Byron sich zum Pantheismus und Atheismus steigerte. Seiner irreligiösen Ansichten wegen von der Universität Oxford verwiesen, einer gegen den elterlichen Willen eingegangenen unglücklichen Ehe halber von seinem Vater verstoßen, durch einen Richterspruch des Rechts beraubt, seine Kinder erziehen zu dürfen, führte Shelley ein ruheloses, durch Seelenkämpfe und Körperleiden verkümmertes Leben, bis er in jungen Jahren, als er auf einem offenen Boote von Livorno nach Lerici segeln wollte, während eines plötzlich ausgebrochenen Sturmes im Mittelmeer ertrank. Seinen von den Wogen ans Ufer gespülten Leichnam ließ sein Freund Byron verbrennen und die Asche bei der Pyramide des Cestius in Rom beisetzen. Der innere Unfriede, der sich in Shelley's Leben zeigt, gibt sich auch in seinen dichterischen Werken kund. In seinem Hauptgedicht „Königin Mab", das er schon im 17. Jahre mit wilder Genialität verfaßte, legt er den Maßstab philosophischer Speculation an die politischen, religiösen und socialen Zustände, die er im

Moore 1780—1852

Sheridan 1752—1816.

Shelley 1792—1822.

Sinne schrankenloser individueller Freiheit zu reformiren sucht, und schildert „mit flammenden Worten den Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit", wobei ein Pantheismus des ewigen Geistes an die Stelle des Christenthums tritt. Fester in der Form und concreter im Stoff, als diese philosophisch verflüchtigte „Königin Mab" ist das von dem Hauche elegischer Schwermuth überzogene Gedicht »Alastor or the spirit of solitude«, „welches das phantastische Traumleben eines Jünglings von keuschem Gemüth und abenteuerlichem Geist schildert, den ein überschwenglich Sehnen nach einem unerreichbaren Ideal in ein frühes Grab treibt", eines Jünglings, „der, vereinzelt und einsam, das Band nicht finden kann, das ihn mit dem Weltall verknüpfe und ihm seine Stelle unter den Erschaffenen als eine nothwendige und begehrenswerthe begründe". Seine dramatischen Gedichte „der entfesselte Prometheus" (Prometheus unbound) und „Hellas" dienten ihm zur Verherrlichung der Freiheit und des griechischen Unabhängigkeitskampfes; in den „Cenci" hat er einen grausigen Stoff der italienischen Geschichte zu einer Tragödie bearbeitet; „die Empörung des Islam" (the revolt of Islam) in 12 Gesängen, Shelley's umfassendste Dichtung, schildert in einer Reihe von Gemälden die mächtigen Wirkungen einer für Freiheit und Menschenbeglückung begeisterten Seele, und in der rührenden Elegie „Adonais" betrauert er den frühen Tod des in Rom gestorbenen Dichterjünglings
Keats 1796–1820. John Keats, des Verfassers der düstern Dichtungen „Endymion"; „Hyperion" u. a. Shelley's zweite Gattin, an deren Seite ihm ein glücklicheres Leben aufging, hat sich ebenfalls als Dichterin versucht, namentlich in dem Roman »Frankenstein or the modern Prometheus«. — Diesen auf längere oder kürzere Zeit in Italien weilenden Dichtern
Landor 1775–1864. sind noch beizuzählen: Walter Savage Landor, der begeisterte Anhänger einer idealen Freiheit, die er in lateinischen und englischen Versen besungen (Heroic Idylls; Imaginary conversations; Helenics u. a. m.), der er seinen Arm im peninsularischen Krieg gewidmet, die er durch Unterstützung ungarischer und polnischer Flüchtlinge in Florenz bethätigte, sowie der als Kritiker, Satiriker und freisinniger Publicist rühmlich bekannte
Hunt 1784–1859. Leigh Hunt, welcher in der schönen poetischen Erzählung »the story of Rimini« den Dante'schen Stoff zu einem herrlichen Gemälde verarbeitete und eine Sammlung von Erinnerungen und Episoden aus Byrons Leben herausgab. Wegen eines heftigen Artikels auf den Prinz-Regenten Georg (IV.) im Examiner wurde er im Jahre 1812 zu einer Geldstrafe und zweijähriger Haft verurtheilt.

Durch Burns und Walter Scott, durch Byron und Moore und durch die „Seeschule" wurde die englische Poesie der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit auf den Höhepunkt gebracht, auf dem sie noch jetzt sich befindet, ohne daß die große Zahl der gleichzeitigen oder spätern Dichter, mit Ausnahme der Romanschriftsteller, vermocht hätte, eine neue Richtung hervorzubringen, eine neue Entwickelungsstufe zu schaffen. So
Neueste Lyrik. sehr auch die lyrische Poesie durch manches schwungreiche Lied, durch manches zarte, gefühlvolle Gedicht, durch manche rührende Ballade und anziehende Volkssage bereichert worden ist, neue Bahnen wurden nicht betreten; sie bewirkten nur eine größere Verbreitung der poetischen Literatur unter dem Volke. W. Savage Landor, der erwähnte stürmische Freiheitsdichter, der im sonnigen Florenz eine neue Heimath suchte; Ebenezer
Elliot 1781–1849. Elliot, der Sänger der feurigen »cornlaw rhymes« voll ergreifender Schilderungen des Elends und der Leiden der untern Klassen; Thom. Hood (song of the shirt) u. A.
Pollock 1798–1827. schließen sich Byron und Moore an; Robert Pollock, der frühverstorbene Verfasser des
Tennant 1785–1848. religiösen Lehrgedichts „der Lauf der Zeit"; Will. Tennant, der lahme Schulmeister von Anstruther, Verfasser des komischen Heldengedichts »Anster fair« in Ottave rime
Motherwell 1797–1835. und anderer Dichtungen; William Motherwell von Paisley, der gefühlvolle Elegiker und Herausgeber des »Minstrelsy ancient and modern« u. A. folgten der von Burns, Walter Scott und den Naturdichtern vorgezeichneten Bahn, indeß der geistliche Verfechter
Bowles 1762–1850. der Episcopalkirche, Will. Bowles, sich an Southey und die Seeschule anschloß. Unter den noch lebenden Dichtern Englands steht allen andern an Talent wie an Ruf voran:
Tennyson geb. 1810. Alfred Tennyson, der Sohn eines englischen Geistlichen. Sein äußeres Leben ist wenig bekannt geworden und scheint ruhig verflossen zu sein. Er ist der Nachfolger Wordsworth's und Southey's in der ehrenvollen Hofstellung eines poeta laureatus. Seine Ge-

dichte bestehen in Balladen, welche alle Harmonien und Mißtöne der Liebesleidenschaft erklingen lassen, in lyrischen Ergüssen, epischen Erzählungen, Klaggesängen über die Vergänglichkeit und über den Materialismus der Gegenwart, auch didaktisch gehaltenen Sachen, Visionen, Phantasien 2c. Sie haben einen außerordentlichen Reiz durch die hohe Schönheit, die classische Vornehmheit von Form und Sprache und die ganz eigenthümliche Färbung und Empfindungsweise. Der Grundton ist elegisch, manchmal fast weltschmerzlich, aber dennoch durchaus verschieden von der Byron'schen viel leidenschaftlicheren und wilderen Zerrissenheit. Durch seine prachtvollen Schilderungen und Stimmungsbilder aus dem Naturleben berührt sich Tennyson mit der Seeschule, während ihn sein Empfinden für die Bedürfnisse der Gegenwart, sein Drang, am Glück der Menschheit mitzuwirken, zu einem durchaus modernen Dichter machen. Das schöne Trauergedicht »In memoriam«, dem Gedächtniß eines verstorbenen Freundes gewidmet, und die drei Romanzencyklen »The princess«, »Maud« und »King Arthur« erschienen später als die Sammlung seiner lyrischen Gedichte. Auch seine Episode aus dem Krimkrieg „Der Reiterangriff auf Balaclava" ist mit Recht bewundert worden. Sein rührendes Fischer-Idyll **Enoch Arden**, eine Frucht schon aus gereifteren Lebensjahren des Dichters, beweist, daß seine poetische Ader noch nicht versiecht ist, daß sie im Gegentheil aus einfachstem Stoff und in geringstem Umfang eine unerschöpfliche Fülle dichterischer Schönheiten hervorzubringen, die fesselndsten Bilder des menschlichen Herzens zu gestalten weiß. — Den Dichtern des Mutterlandes traten in neuester Zeit einige **nordamerikanische** Sänger würdig zur Seite; allein wie sehr auch manche von ihnen, wie **Bryant**, der Dichter des Stilllebens in der Natur und im Menschen (»the ages«), Rich. **Henry Dana**, der die Eigenthümlichkeiten des Naturlebens seines Landes mit romantischem Sinn erfaßte (»the buccanneer«, »the dying raven«), und namentlich der phantasiereiche, durch längere Reisen in Europa gebildete H. **Longfellow** selbst in der alten Welt Anerkennung fanden, so bildet doch die englische Literatur noch immer die Hauptlectüre der Anglo-Amerikaner. **Longfellow's** hauptsächlichstes, auch in deutscher Uebersetzung bekanntes Werk „Evangeline", in englischen Hexametern und in Form von Goethe's Hermann und Dorothea, ist eine poetische Erzählung, worin das „Rauschen der Fichten des Urwalds und die ferne Meeresbrandung" den Grundton bilden. Es schildert die Schicksale französischer Pflanzer in Acadien oder Neuschottland, die von den Engländern aus ihrer ursprünglichen Heimath nach andern Kolonien mit großer Härte fortgeschleppt wurden. Die Sammlung seiner Gedichte enthält viel des Schönen, und besonders des sittlich und fromm Empfundenen, doch ist er kein Dichter von großer Originalität. Durch seine vielseitige Bildung und seine ausgedehnte Kenntniß der poetischen Literatur anderer Völker, namentlich der deutschen, ist er vielfach zu Reminiscenzen und Nachahmungen veranlaßt worden. Auch hat er sich mehrfach als geschickten Uebersetzer bewährt. Sein Prosaroman „**Hyperion**" schildert theilweise deutsches Leben. Die ursprünglichste und interessanteste seiner Schöpfungen ist sein »song of Hiawatha«; Longfellow hat in diesem seinem jüngsten größeren Werk versucht ein indianisches Heldenepos zu gestalten; gleichsam ein Schwanengesang, empfunden und gedichtet aus der Seele heraus des unglücklichen und untergehenden Volkes der Ureinwohner von Amerika. — Mit geringerem Erfolg als die Lyrik wurde die **dramatische Poesie** in England gepflegt, so sehr auch einige ausgezeichnete Schauspieler und Schauspielerinnen, wie **Kemble**, **Kean**, **Macready**, die **Siddons** u. A., bemüht waren, durch kunstvolle Darstellung der Shakespeare'schen Stücke Sinn und Interesse für das echtnationale Drama zu wecken. Zu den berühmtesten Bühnendichtern gehören: der irische Parlamentsredner Lalor **Shiel**, der Schauspieler James Sheridan **Knowles**, der sich sowohl in seinen geschichtlichen Trauerspielen (»the Gipsy«; »Virginius«; »Caj. Grachus«; »W. Tell«; »Alfred the great«), als in seinen Lustspielen (»the beggar«; »the love chase«; »Old maids«) Shakespeare zum Vorbild nahm; H. H. **Milman**, der zunächst biblische Stoffe (»Belshazzar«; »Fall of Jerusalem«) wählte, dann durch sein Trauerspiel »Fazio« großen Ruhm erlangte, später aber sich andern Gattungen zuwandte; der Rechtsgelehrte, auch als Parlamentsredner bekannte Th. **Talfourd** suchte durch seine einfachen Tragödien »Ion«; »the Athenian captive« das griechische Drama wieder zu beleben. Miß Mary Mitford ist die Verfasserin vieler zum

Bryant 1794—1878. Dana 1787—1879. Longfellow 1807—1882. Drama. Knowles 1784—1862. Milman 1791—1868. Talfourd 1795—1854

Theil guter Stücke, unter denen besonders „Rienzi" große Vorzüge besitzt. Doch sind ihre trefflichen Schilderungen des englischen Landlebens ihren dramatischen Schöpfungen weit überlegen.

§. 990. 5. Roman und Geschichtschreibung. Die Lieblingslectüre der
Roman. gebildeten Klassen in England bildet der Roman, daher auch die bedeutendsten Schriftsteller sich dieser Gattung mit Vorliebe zuwenden und sie durch Mannichfaltigkeit des Stoffes, durch Reiz der Darstellung und durch Ausdehnung auf die verschiedensten Kreise des Lebens und der Wissenschaft lehrreich und anziehend zu machen suchen. In dem historischen Roman blieb Walter Scott das unerreichte Vorbild; unter seinen Nachfolgern ist James ein höchst fruchtbarer und seiner Zeit vielgelesener, aber wenig genialer Schrift-
Cooper 1789—1851. steller am bekanntesten, doch hat nur der Amerikaner James Fenimore Cooper durch die Schilderung amerikanischer Sitten und Naturscenen, durch lebendige Darstellung des Indianer- und Ansiedlerlebens und durch glückliche Behandlung vaterländischer Stoffe neues Interesse zu wecken gewußt. „Das nordamerikanische Waldleben mit seinen Schönheiten und Schrecken, seinen Drangsalen und Fehden, mit seiner ganzen wilden Poesie" und die See mit ihren Stürmen und Gefahren bilden die anziehende Grundlage seiner zahlreichen Romane, unter denen „der Spion", ein Gemälde aus den Freiheitskriegen, „die Wassernixe" (water witch) und der „Bravo" am bekanntesten sind. Daß Seestoffe ein Lieblingsgegenstand der meerbeherrschenden Engländer und Amerikaner wurden, ist nicht zu verwundern, daher sich auch eine Reihe von Romanschriftstellern der „Seenovellistik" zuwendete. Unter ihnen nehmen Capitain Marryat, Basil Hall und C. Wilson (»Tom Cringle's log«) den ersten Rang ein. Durch irländische Zeit- und Sittengemälde, wie durch gelungene Reisebeschreibungen erlangte Lady Morgan literarischen Ruf; das reiche und mannichfaltige Familien- und Volksleben in allen seinen Abstufungen, vom Hof und der hohen Gesellschaft bis zum Räuber- und Proletarierleben herab, bildet den unerschöpflichen Stoff für die zahllosen Romane, mit welchen Theodor Hook, Sam. Warren („Tagebuch eines Arztes"), W. H. Ainsworth, Wilkie Collins (The woman in white; Antonina or the Fall of Rome), Charles Kingsley (»Hypatia«, »Westward Ho«, »Yeast«), Anthony Trollope (Framley Parsonage, Barchester Towers, He Knew he was right), Benjamin d'Israeli, Holme Lee, Charles Lever Le Fanu, White Melville, Charles Beade und eine Menge Anderer die lesebegierige Welt unterhalten. Kingsley und Trollope ragen aus der Menge dieser Namen hervor. Sie sind nicht Schriftsteller von gewöhnlichem Schlag. Kingsley hat in dem Roman Hypatia ein höchst interessantes Gemälde geliefert aus der Zeit wo im weiten Umfang des römischen Reichs Christenthum und Heidenthum um die Herrschaft stritten. Trollope ist ein vortrefflicher Zeichner des englischen Lebens, namentlich der mittleren Klassen und der anglikanischen Geistlichkeit. Die ganze Achtbarkeit dieser Kreise, und alle Engigkeit und alle Vorurtheile derselben kennt er und stellt sie um so lebenswahrer dar, als er selbst kaum darüber zu stehen scheint. Auch d'Israeli, der bekannte Staatsmann, Parlamentsredner und Publicist, hat sich in der literarischen Welt hervorgethan. Der neueste Roman »Lothaire«, ein charakteristisches Produkt dieses talentvollsten Bannerträgers hochconservativer Bestrebungen, schildert einen jungen Mann aus der hohen Aristokratie, der, nachdem er in Italien und anderwärts allerlei Irrwege gewandelt und verbotene schöne Früchte genossen, endlich zu der weisen Einsicht kommt, daß es am besten für ihn sei, einzulaufen in den sicheren Hafen einer standesmäßigen Heirath. — Zu dieser ganzen langen Reihe von Romanschreibern männlichen Geschlechts kommt dann noch eine übergroße Anzahl von Damen, die alljährlich mit einer Menge von an sich höchst harmlosen, moralischen, meist auch ganz gut geschriebenen Novellen den Büchermarkt überfluthen, und trotz aller Tugend und Frömmigkeit dennoch das Ihre dazu beitragen, die Lesewelt namentlich die weibliche mit schwächlicher, den Geist trägmachender Speise zu verwöhnen und den Geschmack an jeder kräftigen Kost zu verderben. Diese Sorte ist mit den Predigtromanen Hannah More's, die dereinst von Walter Scott vertrieben wurden, bis auf unsere Zeit vertreten durch eine lange Reihe von Namen. wie Jane Austen, Miß Martineau (die Verbreiterin na-

tional-ökonomischer Wahrheiten in novellistischem Gewande), Lady Blessington, Mrs. March, Mrs. Wood, Miß Yonge, Mrs. Gaskell, Miß Kavanagh und viele Andere. Schlimmer sind Lady Fullerton und Miß Braddon, die erstere hat schon die dünne Scheidewand, die von der Hochkirche, dem Puseyismus zum Katholicismus führt, durchbrochen und trachtet danach Andere denselben Weg zu leiten, die letztere ist eine unermüdliche Fabrikantin von sogenannten Sensations-Romanen, meist Criminalgeschichten, wo das einzige Interesse in einem gut versteckten Geheimniß liegt. Weit talentvoller sind Charlotte Bronté (Currer Bell), die Verfasserin des von Frau Birch-Pfeiffer auf der deutschen Bühne eingebürgerten Gouvernanten-Romans Jane Eyre, und die unter dem Pseudonym George Eliot schriftstellernde Gattin von Lewes, des auch in Deutschland rühmlich bekannten Biographen Göthe's. Die Romane von G. Eliot (Adam Bede, mill on the floss, Silas Marner, Romola, Felix Holt, the radical,) sind jedenfalls das Bedeutendste was die weibliche Schriftstellerei der Gegenwart in England geleistet hat. Realistisch in den Schilderungen zeugen sie doch von feiner und geistvoller Beobachtung des menschlichen Herzens, von meisterhafter Entwickelung der psychologischen Vorgänge in den einzelnen Charakteren und haben einen bedeutenderen Hintergrund an den Strömungen und Fragen der Zeit, wodurch sie sich wesentlich und vortheilhaft unterscheiden von der großen Menge englischer Durchschnitts-Romane, die nur Familienklatsch, ohne jegliches allgemeine Interesse behandeln. Eine achtbare Stellung in der Literatur haben sich auch die beiden Amerikanerinnen Elisabeth Wetherell (the wide, wide world) und Mrs. Beecher Stowe errungen. Uncle Tom's cabin war seiner Zeit fast epochemachend und hat, ein Vorläufer des großen Kriegs, jedenfalls das seinige dazu beigetragen, die Geister aufzurütteln und zu dem entscheidungsvollen Schritt der Sklavenemancipation hinzudrängen. In einem spätern Roman, Oldtown folks gibt die Verfasserin ein getreues Bild von dem Leben und dem Ideenkreis der puritanischen Ansiedler Neu-Englands zur Zeit der Losreißung vom Mutterland. Den ersten Rang unter allen Romanschriftstellern Englands seit Walter Scott nehmen Bulwer, Dickens und Thackeray ein, der erste wegen seiner vielseitigen, durch Studien und Reisen erworbenen Bildung, seines klaren, gesunden Geistes und seines philosophischen Urtheils, der zweite wegen seines trefflichen, mit rührendem Pathos verbundenen Humors und Witzes und seiner tiefen Seelenkenntniß, der letzte als Satyriker von schneidendster Schärfe.

Ed. Lytton **Bulwer** hat sich in der lyrischen und dramatischen Poesie versucht, aber nirgends solchen Ruhm erlangt wie in seinen Romanen, unter denen »Pelham«; »Eugen Aram«; »Ernest Maltravers«; »Night and morning«, so wie sein berühmtes Gemälde des Alterthums »the last days of Pompeji« und die historischen Romane »Cola Rienzi«; »the last of the barons« und »Harold« hervorzuheben sind. Schöne harmonische Sprache, scharfer Verstand und Menschenkenntniß, feine Beobachtungsgabe und kunstmäßige Beherrschung und Anordnung des Stoffes geben sich allenthalben kund; dagegen steht er an Macht und Fülle der Erfindung, an Mannichfaltigkeit der Charakterzeichnung und an Entfaltung kräftiger Leidenschaften manchen Andern nach. „Er ist mehr ein reflectirender als schöpferischer Geist, mehr Künstler als Dichter und bleibt und läßt stets besonnen.“ Durch sein interessantes Buch „England und die Engländer“ hat Bulwer eine neue Gattung ethnographischer Literatur hervorgerufen. In seinen letzten Leistungen, »the Caxtons«, »my novel«, »What will he do with it«, greift er wieder die englische Sittenschilderung auf, erhebt sich aber zu einer reineren Sphäre ethischer Auffassung, als diejenige war, in welcher er sich früher häufig bewegte. Auch seine Gattin, von der er übrigens getrennt lebte, und sein Sohn haben sich in der literarischen Welt bekannt gemacht, letzterer unter dem Schriftstellernamen Owen Meredith. — Charles **Dickens** genannt Boz begründete schon durch seine ersten humoristischen Werke »Sketches of London«, wozu ihm das reiche Volksleben der englischen Weltstadt den Stoff bot, und die »Pickwick-papers« seinen Ruf als witziger und zugleich gemüthvoller Volksschriftsteller. Schärfe der Anschauungskraft, heitere Laune, treffende Satire und hinreißende Komik, verbunden mit ergreifendem Pathos, sind die Vorzüge des mit harmloser Bewußtlosigkeit geschilderten Abenteuerlebens des Herrn Pickwick und seiner drei Freunde, worin das Leben und Treiben des englischen Volks, besonders der untern

Bulwer 1805—1873.

Dickens (Boz) 1812—70.

und mittlern Klassen, ergötzlich dargestellt ist. Seine nachfolgenden Werke »David Copperfield«; »Oliver Twist«; »Nicholas Nickleby«; »Master Humphrey's clock«; »Dombey and son»; »Tale of two cities«; «Our mutual friend« sind vielleicht in künstlerischer Hinsicht ausgebildeter, konnten aber zu dem durch die unübertreffliche Kraft und Naivetät der Pickwick-papers schon fest begründeten Ruf des Verfassers kaum noch etwas hinzufügen. Eine neue Gattung bilden seine sogenannten Weihnachtsschriften, »Christmas carol;« »Chimes;« »cricket on the hearth«, »battle of life«, worin er auf einem etwas phantastischen Hintergrund reizende kleine Bilder voll Gemüth und mit moralischem Zweck entrollte. Auch seine »American notes;« »a childs history of England« und »Pictures from Italy« sind anziehende Werke, obwohl sich die eigenste Art seines Genius nicht so darin entfalten kann, als wenn er den Boden Alt-Englands unter sich, das lebendige Treiben der Gegenwart vor Augen hat. Dickens' volksthümlicher Sittenroman voll lebendiger Gestaltungen aus dem wirklichen Leben gewährt nicht blos Unterhaltung und Belehrung, er sucht auch Mißstände aller Art zu rügen, z. B. die Schwerfälligkeit und Weitschweifigkeit englischer Gerichtshöfe, allenthalben das Loos der Armen und Gedrückten zu bessern und Balsam in ihre Wunden zu gießen. Seine Wirksamkeit gehört zu den wohlthätigsten, die je ein Schriftsteller geübt hat.

Thackeray 1811—63,

William Makepeace **Thackeray's** Bilder des socialen Lebens und des menschlichen Charakters sind wesentlich verschieden von denen von Dickens; sie haben Alles, was außerordentliches Geschick der psychologischen Analyse, durchdringende Beobachtung, und eine furchtbare, vernichtende Schärfe und Feinheit sarkastischer Ironie geben können; aber niemals war er im Stande, hat es wohl auch nie erstrebt, fortgesetzte oder lebhafte Sympathie zu erwecken, weder durch spannende Situationen noch durch die Schilderung tiefer Leidenschaften heftiger und pathetischer Art. Er hat nichts von der warmen Menschenliebe Dickens', der bei allen Fehlern, Lächerlichkeiten und Schwächen die er schildert doch niemals den Glauben verliert an den innersten guten Kern im menschlichen Herzen, an die eigentliche angeborene, wenn auch seltsam verhüllte und verbildete Würde der Menschheit. Die bedeutendsten von Thackeray's Werken sind Vanity fair und Pendennis. Der Jahrmarkt des Lebens ist die realistisch herbste Schilderung, die bitterste Satire auf die selbstsüchtige, herzlose, scheinheilige Welt der englischen, namentlich der vornehmen Gesellschaft, doch ist ein Gemälde mit nur Schatten und ohne jegliches Licht jedenfalls einseitig und falsch. In Arthur Pendennis sind viele Thatsachen aus Thackeray's eigenem Leben verarbeitet. In dem historischen Roman Henry Esmond versucht er in Geist und Sprache die Epoche der Königin Anna zu reproduciren. The Newcomes, the Virginians folgten den früheren Werken. Bis kurz vor seinem Tod redigirte er die von ihm begründete Zeitschrift Cornhill Magazine.

Lamb 1775—1834. W. Irving 1783—1859.

Neben Bulwer, Dickens und Thackeray verdienen noch der als gemüthvoller Lyriker, als Dramatiker und besonders als Verfasser von Skizzen und Erzählungen (»tales from Shakespeare«) bekannte Charles Lamb (Elia) und der Amerikaner Washington Irving von Neu-York genannt zu werden. Der letztere, durch vieljährige Reisen in allen europäischen Ländern mit den Sitten und Eigenthümlichkeiten der meisten Völker vertraut, hat in seinem weitverbreiteten „Skizzenbuch" eine anziehende Schilderung des englischen und amerikanischen Lebens und in »Alhambra« ein begeistertes Gemälde der romantischen Zeit Spaniens unter der Herrschaft der Mauren gegeben. Nachdem er noch in dem anmuthigen Buche »Bracebridge-Hall« und in den »tales of a traveller« seine Kunst in Naturschilderungen beurkundet, wendete er sich der hier und da humoristisch und romanhaft gefärbten Geschichtschreibung zu (Neu-York; Columbus; Mahomet), doch kommt er in dieser Gattung seinen beiden Landsmännern Prescott („Eroberung von Mexico und Peru" u. a. W.) und Bancroft („Geschichte der Vereinsstaaten von Amerika") an Ernst und Gründlichkeit nicht gleich. Wie Bancroft, so haben auch zwei andere amerikanische Historiker von Ruf Motley („Entstehung des holländischen Freistaats") und Ticknor („Geschichte der spanischen Literatur") längere Zeit in Deutschland gelebt und an deutscher Geschichtswissenschaft sich herangebildet. — Auch in England ist in der neuesten Zeit die Geschichtschreibung mit trefflichen Schriften, insbesondere über die Landesgeschichte, bereichert worden. Sharon Turner und John Lingard beschrieben die ältere Geschichte Englands in bändereichen Werken, jener vom Standpunkte eines Anglikaners, mehr gelehrt und gründlich als geschmackvoll, dieser mit der bewußten Parteilichkeit eines strenggläubigen Katholiken, aber mit Geist, Kunst und Quellenstudium. Mit größerer

Prescott 1796—1859. Bancroft geb. 1800. Motley 1814—77. Ticknor 1791—1871. Geschichtschreibung: Turner 1768—1847. Lingard 1769—1851.

Unparteilichkeit und klarer Durchdringung des Stoffs behandelte Hallam die Geschichte der englischen Verfassung und der durch die Reformation und Revolution bewirkten Umgestaltungen und schrieb zugleich eine Geschichte der europäischen Staaten und Literatur im Mittelalter; Napier verfaßte ein werthvolles und gründliches Buch über den peninsularischen Krieg, Tytler eine umfangreiche Geschichte von Schottland; Alison widmete seine Feder der Darstellung der europäischen Verhältnisse während der Zeit der französischen Revolution, welche letztere der geistvolle Kritiker Thom. Carlyle in ihren hervortretenden Erscheinungen als ergreifende Visionen lebendig dargestellt hat. Derselbe Carlyle ist ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur, die er durch gewandte Uebersetzungen (Wilhelm Meister u. a.) und durch Biographien („Schillers Leben") seinen Landsleuten zu vermitteln bemüht war. Auch sein neuestes Werk: „Geschichte Friedrichs des Zweiten genannt der Große" zeugt von seinem Interesse für Deutschlands literarisches und geschichtliches Leben. J. Dunlops Werke über Literaturgeschichte, Lord Broughams Biographien berühmter Staatsmänner und eine große Menge von Schriften über einzelne Theile der einheimischen Geschichte (Palgrave, d'Israeli, Godwin), sowie die vielen Sammelwerke von Urkunden und Schriften früherer Zeiten geben Zeugniß von der großen Regsamkeit der englischen Literatoren auf dem Gebiete der Geschichtschreibung und von dem Interesse der Nation für ihre große Vergangenheit. Unter Allen, die bisher ihre Muße der Erforschung und Darstellung geschichtlicher Begebenheiten und des historischen Nationallebens gewidmet haben, nimmt der als Staatsmann und Redner, als geistreicher Kritiker und als Dichter berühmte Th. B. Macaulay den ersten Rang ein durch seine unvollendete „Geschichte von England", die als Einleitung die Entwickelungsgeschichte der englischen Verfassung in übersichtlicher Darstellung vorausschickt und dann mit dem Regierungsantritt Jacobs II. die historische Erzählung beginnt. Mit gründlicher Erforschung der Verhältnisse und mit tiefer Einsicht in die Natur und Eigenthümlichkeiten der handelnden Personen verbindet Macaulay einen unparteiischen, durch Philosophie und humane Studien geweckten Sinn für Gerechtigkeit und historische Wahrheit, ein freimüthiges Urtheil, eine klare, lichtvolle Darstellung und eine edle, männlich kräftige Sprache. Auch seine kleineren historischen Schriften enthalten viel Treffliches, obwohl seine Aufsätze über Friedrich den Großen einen für einen Historiker unverzeihlichen Mangel an richtigem Blick und Verständniß wahrhaft weltgeschichtlicher Größe offenbaren. Unter seinen Gedichten sind die »lays of ancient Rome« und die »battle of Sory« die besten; sie haben denselben schlagenden, beredten und wirkungsvollen Stil, der seine Prosa auszeichnet.

Carlyle 1795–1881.

Macaulay 1800–1859.

§. 991. C. Frankreich (vgl. §§. 759—763. §. 812.) Politischer Charakter der französischen Literatur. In keinem Lande ist die Literatur so innig mit dem öffentlichen Leben verflochten und übt solchen Einfluß auf die Sitten und Denkweise, als in Frankreich. Sie beherrscht die Gesellschaft, drängt sich in die Politik und bestimmt die religiösen und kirchlichen Ansichten der gebildeten Stände. Die französische Literatur hat daher auch nicht die selbständige Stellung, nicht das freie Wachsthum, nicht die unbefangene, harmlose Selbstgenügsamkeit anderer Länder. Sie ist bald Herrscherin, bald Dienerin der Politik und hat stets die innigste Beziehung zu den öffentlichen Zuständen. Nicht zufrieden mit dem geistigen Schaffen, sucht sie die Ideen, Ansichten und Grundsätze auch zu verwirklichen und im praktischen Leben zur Geltung zu bringen. In den letzten Zeiten des alten Königthums theilte sie den allgemeinen Charakter der Auflösung, der Verneinung, des sittlichen Verfalls; in den Tagen der Republik stimmte sie den Ton wilder Freiheitsbegeisterung an und diente dem Convent als Werkzeug zur Begründung seiner welterschütternden Maßregeln; zur Kaiserzeit stieß sie in die Posaune des Ruhms und huldigte dem neuen Machthaber mit Schmeichelworten und Prunkreden; unter der Restauration erlangte die neue Romantik mit ihrer religiösen Sentimentalität die Herrschaft und stützte und förderte das System der kirchlichen Gläubigkeit und der Legitimität. Neben allen diesen Richtungen lief jedoch gleichzeitig eine kräftige Opposition einher, die bald mehr, bald weniger geschickt und erfolgreich gegen die herrschende Richtung Widerspruch einlegte und dadurch eine gefährliche Einseitigkeit verhinderte. Diese Opposition

Charakter der franz. Literat

ging zuerst von dem Romanticismus aus gegen die abgelebten und entarteten Formen der alten Klassicität; als jener aber selbst zur Herrschaft kam und seiner Eigenthümlichkeit ausschließliche Geltung verleihen wollte, erstand ihm im Liberalismus und im Hellenismus ein mächtiger Gegner, bis endlich der Socialismus auch in der Literatur einen breiten Boden gewann.

Die monarchische Zeit.

Die sittliche Entartung und religiöse Versunkenheit, die der Revolution voranging, gab sich zunächst in der Literatur kund. Nicht nur, daß die zersetzende Kritik und beißende Satire eines Voltaire die bestehenden Verhältnisse, die überlieferten Meinungen und Grundsätze erschütterte; nicht nur, daß die skeptische und materialistische Philosophie der Encyclopädisten (§. 812) den Kirchenglauben und die Grundwahrheiten der Religion angriff; auch die Begriffe von Tugend und Ehrbarkeit wurden durch die leichtfertige Romanliteratur der Zeit verkehrt und verwirrt und die Sittlichkeit in ihrem innersten Kerne vergiftet. Dieses letztere Uebel war um so wirksamer und folgenreicher, als die Romanliteratur sich immer weiter verbreitete und in alle Klassen drang. Die schlüpfrigen, unsittlichen, zu Sünde und Wollust verlockenden Romane des jüngern Crebillon († 1777), des Marquis v. Sade, der im Irrenhaus endigte († 1814), des Choderlos de la Clos († 1803), eines Genossen des lasterhaften Herzogs Egalité von Orleans; der berüchtigte Roman des Girondisten und Conventsgliedes Louvet de Couvray († 1797) »les amours du chevalier de Faublas«, in dem „das Ideal der liebenswürdigen Liederlichkeit" aufgestellt ist, hatten den sittlichen Boden der Gesellschaft bereits untergraben, als die Revolution wie ein göttliches Strafgericht sie vollends niederwarf, um sie auf neuer Grundlage aufzuführen. Aehnlich in Zweck und Wirkung waren die in Anlage und Ausführung meisterhaften Lustspiele des Bühnendichters P. A. Caron de Beaumarchais („der Barbier von Sevilla"; „Figaro's Hochzeit"), worin mit allem Zauber der Kunst und mit hinreißender Lebendigkeit unter Witz und Scherz die ganze Frivolität und der leichtfertige Muthwillen der höhern Stände dargestellt ist, so daß man behaupten kann, daß diese Dramen nicht weniger zum Sturz des Adels und zur Vernichtung der unsittlichen und verkehrten Verhältnisse der Gesellschaft beitrugen, als Rousseau's Naturschilderungen.

Beaumarchais 1732—99.

Idealismus.

Diesem Zustand der Entartung stellte nämlich J. J. Rousseau das Glück und die Tugend eines idealen Naturzustandes mit Freiheit und Gleichheit Aller entgegen (§. 812) und sah nur in einer Rückkehr zur Einfachheit und Natur das Heil der Welt. Rousseau's Gefühlsleben und idyllische Glückseligkeit wurde von dem sinnigen Dichter Bernardin de St. Pierre in den lieblichen, ergreifenden Erzählungen „Paul und Virginie" und „die indische Hütte" nachgebildet und mit dem Glanze eines südlichen Himmels übergossen.

Bernardin de St. Pierre 1737—1814.

„Paul und Virginia, ein Werk, wie es kaum eine andere Literatur aufzuweisen hat, ist das einfache Naturbild einer Insel mitten im Meere, wo, bald von der Milde des Himmels beschirmt, bald von dem Elemente bedroht, zwei anmuthvolle Gestalten in der wilden Pflanzenfülle des Waldes sich malerisch wie von einem blüthenreichen Teppich abheben. Hier und in der chaumière indienne, ja selbst in den Etudes de la nature, welche leider durch abenteuerliche Theorien und physikalische Irrthümer verunstaltet werden, sind der Anblick des Meeres, die Gruppirung der Wolken, das Rauschen der Lüfte in den Bambusgebüschen, das Wogen der hohen Palmengipfel mit unnachahmlicher Wahrheit geschildert." (Al. Humboldt.)

Frau Roland 1754—1793.

Eine der edelsten Naturen der Revolutionszeit, welche Rousseau's Idealismus und idyllischen Natursinn in einer Welt voll Leidenschaft und Selbstsucht begründen zu können glaubte, war Frau Roland, geb. Phlipon, zur Zeit der Girondistenherrschaft die Seele jener politischen Partei, die auf den Trümmern des alten Königthums ihre republikanische Welt aufzurichten vermeinte. Ihre aus dem „Vernunftschwärmer" Rousseau geschöpfte Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte verband sich mit einer feurigen Bewunderung des republikanischen und patriotischen Heldensinns der alten Welt, die sie aus Plutarchs idealen Schilderungen kennen gelernt, und trieb sie an, ihre schriftstelle-

rischen Gaben und die ganze Thätigkeit ihres Geistes der Begründung eines Zustandes in Staat und Leben zu widmen, der allein das Glück und Heil der Menschheit bewirken könne. Ihre politischen Aufsätze, sowie der bekannte, im Auftrage ihres Gemahls verfaßte Brief an den König (§. 878) sind unmittelbare Ergüsse einer für Freiheit, Vaterland und Wiedergeburt des Menschengeschlechts begeisterten Seele; wie edel, rein und lauter diese Seele war, wie fern von aller Eitelkeit und aller Beziehung nach Außen, geht aus ihrer erst im J. 1841 bekannt gewordenen Correspondenz mit ihrer Jugendfreundin hervor. Und als sie aus ihrem Traum erwachte und im Namen derselben Freiheit, die ihr theuerstes Gut war, in den Kerker geführt wurde, um ihn nach einiger Zeit mit dem Schaffot zu vertauschen, da bewies sie, welche Ruhe, Kraft und Größe in einer weiblichen, von idealen Bestrebungen erfüllten Seele wohne, indem sie hier im Angesicht des Todes ihre interessanten Denkwürdigkeiten, ihre „Berufung an die Nachwelt" verfaßte und, fürchtend, die erste Handschrift möchte verloren sein, kurz vor ihrer Hinrichtung das ganze Buch zum zweitenmal schrieb. Die politischen Ansichten und das Schicksal der Frau Roland und ihrer Partei, aber nicht die schriftstellerischen Eigenschaften derselben theilt der Marquis v. Condorcet, Mitglied der französischen Akademie und fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie, der Politik und der schönen Literatur. Durch seine Ueberzeugung und sein warmes Gefühl für Menschenwohl und Menschenwürde in den Strudel der Revolution und zu republikanischen Ansichten geführt, bewahrte er in seinen Schriften doch stets das Gepräge der früheren klassischen Bildung und schrieb „im Geiste des rechnenden und berechneten Enthusiasmus der encyclopädischen Schule". Condorcet „stützte sich in seinen Schriften auf eine Reihe wissenschaftlicher Theorien, um darzuthun, daß das menschliche Geschlecht einer ins Unendliche gehenden Vervollkommnung fähig sei. Er gehörte zu der Zahl derjenigen, welche von einem fortdauernden Fortschreiten menschlicher Weisheit, Gerechtigkeit, Glückseligkeit mitten unter den Gräueln und Grausamkeiten der damaligen demagogischen Gewalthaber träumten". Indem er aber somit ein stetes Fortschreiten und Verändern, wenn auch zum Bessern und Vollkommeneren, als oberstes Princip hinstellte, mußte er nothwendig zur Verneinung und Bekämpfung alles Positiven und Bestehenden kommen. In den Sturz der Gironde verflochten (§. 883), fand er bei einer großmüthigen Freundin ein Asyl und schrieb daselbst die treffliche Schrift: Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain. Als aber Alle, welche Geächtete verbergen würden, mit dem Tode bedroht wurden, verließ er seinen Aufenthalt in Bettlerkleidern und irrte eine Zeit lang umher, bis er erkannt und verhaftet wurde. Im Kerker nahm er Gift, das er stets bei sich führte. Condorcets Geistes- und Gesinnungsgenosse war der gelehrte K. Fr. Dupuis, der in seinem berühmten Buche: Origine de tous les cultes ou religion universelle die alten Mythen durch die Astronomie zu erklären und die Religion mit der freigeistigen Philosophie der Revolution zu durchdringen suchte, während ein anderer Genosse, der Arzt und Physiker Cabanis, das ganze Geistes- und Seelenleben des Menschen auf die Nerven zurückführte. Wie Dupuis und Condorcet bekannte sich auch Graf Constantin Volney zu den materialistischen, allen überlieferten Glauben vernichtenden Grundsätzen der Encyclopädisten. Durch gelehrte Studien, durch einen längern Aufenthalt in Syrien und Aegypten, durch politische Thätigkeit während der Revolution und durch eine Reise nach Amerika mit vielseitigen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet, hat er viele namhafte Werke politischen, geschichtlichen und philosophischen Inhalts verfaßt, unter denen das durch glänzende Rhetorik und phantasiereiche Darstellung ausgezeichnete historische Gemälde „die Ruinen" (les ruines, ou méditations sur les revolutions des Empires) am berühmtesten ist.

Condorcet 1743—94.

Dupuis 1742—1809.

Cabanis 1757—1808.

Volney 1757—1820.

§. 992. Die Revolutionspoesie. Die Girondisten, welche noch der alten Bildung angehörten und sich größtentheils der eleganten Schreibart und Redeformen der Akademie bedienten, wurden endlich überflügelt von den Jacobinern, die in der Literatur ebenso entschieden mit der Vergangenheit brachen, wie in Staat, Religion und geselligem Leben. In den Schriften und Journalen der Bergpartei herrschte ein wilder, zügelloser Geist, der die überkommenen Gesetze und Formen der Sprache und literarischen Dar-

stellung ebenso keck übersprang, wie er sich über die ererbten Satzungen in Staat, Kirche und Leben wegsetzte. Dieser Geist der Freiheit und der republikanischen Begeisterung theilte sich auch den Dichtern der Revolutionszeit mit, unter denen Joseph Rouget de l'Isle, sonst ein unbedeutender Poet, darum den ersten Rang einnimmt, weil der berühmte, von ihm zu Straßburg gedichtete und in Musik gesetzte Schlachtgesang der Rheinarmee, nach den Marseiller Föderirten, die ihn zuerst nach Paris brachten, die Marseillaise genannt, dieser Freiheitsbegeisterung den entsprechenden Ausdruck verlieh. Ihm zunächst steht Ponce-Denis Ecouchard Lebrun, der seiner Geburt und Erziehung nach der klassischen Zeit angehörte, aber sich so ganz der Revolutionsbegeisterung hingab, daß ihn der Convent als den französischen Pindar begrüßte und ihm als dem würdigsten Sänger der Republik im Louvre eine Wohnung anwies. Früher dem Kreise Voltaire's angehörend, hatte er sich durch eine Ode auf das Erdbeben von Lissabon und durch viele witzige und scharfe Epigramme bekannt gemacht, bis er später hauptsächlich durch die Ode an den Rächer (au vengeur) unter den Dichtern des Terrorismus in die erste Reihe trat. Bedeutender durch literarische und poetische Leistungen ist Marie Joseph Chénier und sein unglücklicher Bruder André Chénier. Der erstere benutzte vor der Revolution das Drama, um, dem Zeitgeiste huldigend, die im Volke oder doch unter den Gebildeten herrschenden Ideen, Ansichten und Neigungen auf der Bühne vortragen zu lassen. Während der Revolution politisch thätig, hielt er sich zu den Jacobinern und Terroristen, diente dem Convent als Odensänger und Festdichter und verfaßte den durch Mehuls Composition zum Nationallied gewordenen »Chant du départ«, dessen Wirkung man den Sieg bei Fleurus zuschrieb, und viele andere Hymnen auf merkwürdige Zeitereignisse (»Hymne à la raison«; »chant des victoires«). Ein echter Dichter der Revolution, „zu deren Entstehung er als Tragiker mitwirkte, die er als Liederdichter förderte, deren Gewalt er durch seine Hymnen vermehrte", war M. J. Chénier nicht geeignet, sich Napoleons Gunst zu erwerben, so sehr auch sein Drama „Cyrus" mit schmeichelhafter Beziehung auf den ersten Consul und die Kaiserkrönung verfaßt war, und er erlangte erst wieder Bedeutung, als er sich durch die kühne „Epistel an Voltaire" den kaiserlichen Zorn zugezogen. Sein älterer Bruder André Chénier, der in seinen Idyllen („der Bettler"; „die Freiheit"; „der Blinde") zuerst wieder echt griechischen Geist und hellenische Form und Geschmack in die französische Poesie zurückführte, war von minder biegsamem Charakter. Ein Freund constitutioneller Staatsverfassung, gerieth er bald bei den republikanischen Machthabern in Verdacht, zumal er in einer Elegie auf den Tod der Charlotte Corday Gedanken und Gefühle ausgesprochen, die dem herrschenden System von Volksfreiheit gefährlich erschienen. Er kam in Haft und büßte für seine Opposition gegen den republikanischen Vandalismus auf dem Schaffot, von dem ihn umsonst sein Bruder als Conventsmitglied zu retten suchte. Kurz vor seinem Tod dichtete er die herrliche Elegie, zu Ehren seiner schönen Mitgefangenen Mademoiselle de Coigny, „die junge Gefangene", welche Lamartine „den melodischsten Seufzer, der je aus den Spalten eines Gefängnisses hervordrang", genannt hat. Einen tiefen Eindruck machten besonders die Verse, worin der Dichter, jung und vom Beile bedroht, wie das von ihm besungene Mädchen, sein eigenes Bangen so rührend ausspricht. „Wie Rouget de l'Isle die kriegerische, so repräsentirt André Chénier die elegische Seite der Revolution."

Rouget de l'Isle 1760–1835.

Lebrun 1729–1807.

M. J. Chénier 1764–1811. André Chénier 1762–94.

Die beiden Brüder Chénier waren die Söhne des auch durch schriftstellerische Arbeiten bekannten Generalconsuls in Constantinopel und hatten eine griechische Mutter. Anfangs der militärischen Laufbahn sich zuwendend, gaben beide in der Folge diesen Stand auf, um sich der Literatur und den Studien ungehindert widmen zu können. Das erste epochemachende Stück M. J. Chéniers war das Drama »Charles IX.«, das durch die Schilderung der Bartholomäusnacht den im Volke lebenden Tyrannenhaß nährte. „Das Stück Karl IX. regte nicht, wie man gewöhnlich sagt, die revolutionären Bewegungen und den Haß gegen die Priester und gegen die Bourbons zuerst an, sondern Chénier ließ auf der Bühne in pomphaften Versen aussprechen, was das Volk im Stillen dachte und empfand. Er schuf jedoch keine neue Gattung von Drama, sondern paßte nur Voltaire's alte Manier dem demagogischen Bedürfniß an. — Als M. J. Ch.

kühn genug war, in der Person Karls IX. einen Fürsten darzustellen, der im Dienste des Fanatismus auf seine Unterthanen feuerte, drängte er in ein einziges Stück die ganze Summe des Hasses und alle Hoffnungen zusammen, welche alle Dichter der letzten fünfzig Jahre kundgegeben hatten." Wie in Karl IX. schmeichelte M. J. Ch. auch in den folgenden Dramen (»Henri VIII.«; »la mort de Calas«) den Leidenschaften und der herrschenden Stimmung des Volks. Das demagogische Stück »Cajus Gracchus« diente den Jacobinern und Cordeliers gegen die der übertriebenen Mäßigung beschuldigten Girondisten. Seine politischen Ansichten während der Herrschaft des Convents gab er in den Dramen „Fénélon" und „Timoleon" kund; doch beweist sein „Tiber", daß ihm der Terrorismus nachgerade zu stark wurde. Bei dem Feste des höchsten Wesens (§. 892) dichtete er die Festhymne. Durch seinen „Cyrus" wollte er auf dieselbe Weise für Bonaparte's Kaiserthum wirken, wie er für die Revolution durch Karl IX. gewirkt hatte. „Sein Stück mißfiel aber den Parisern durch die Schmeichelei des vergötterten ersten Consuls und diesem und seinen Kreaturen und Höflingen durch die vielen guten Lehren für Monarchen, die Chénier dem Stücke einverleibt hatte." Durch die „Epistel an Voltaire" suchte sich Ch. für das Mißlingen seines Plans zu rächen und gewann dadurch wieder in demselben Grade die Gunst des Publicums, als er sich die Ungnade des Herrschers zuzog. Während seiner letzten Jahre wendete er sich hauptsächlich geschichtlichen und literarischen Studien zu.

§. 993. Constitutionelle Richtung. Wie Frau Roland die bedeutendste Vertreterin des von Rousseau gelehrten demokratischen Idealismus und der Vernunftschwärmerei war, so ihre geistreiche Zeitgenossin Frau Necker-Staël des von Montesquieu gepriesenen Constitutionalismus und Rechtsstaates. Anne Louise Germaine de Staël, die Tochter des protestantischen Bankiers und Ministers Necker, gehörte zu jenen französischen Damen, die durch Geist, Bildung und gesellige Talente sich eine hervorragende Stellung in den höheren Kreisen der französischen Weltstadt zu verschaffen wußten, und durch die in ihrem Salon vereinigten geistreichen Cirkel auf den Geist und die Richtung der Literatur und Ansichten einwirkten. Ihrer Erziehung und Bildung nach der alten Zeit angehörend, war ihr Geist elastisch genug, sich auch in die durch die Revolution veränderten Verhältnisse und Ideen zu finden und sie zu verarbeiten, daher sie zur Zeit der Directorialregierung und selbst noch unter dem Consulat eine einflußreiche gesellschaftliche Stellung einnahm, bis Napoleon, der weder eine selbständige Haltung, noch irgend eine stille oder laute Opposition gegen seine Machtherrschaft ertrug, sie aus Paris verbannte, dadurch aber ihren Namen mit dem Glanz des Märtyrerthums umgab. Da sie den republikanischen Liberalismus und die bürgerliche Bildung der Revolutionszeit mit der aristokratischen Feinheit und Formvollendung des alten Regime zu verbinden und endlich auch die neuromantische Gefühlseligkeit und Sentimentalität sich anzueignen wußte, so wurde sie vermöge dieser geistigen Vielseitigkeit das Orakel der literarischen und vornehmen Welt. Ihre Werke zerfallen in drei Klassen, in politische, ästhetisch-sociale und poetische, die jedoch häufig in einander übergehen. Von der Zeit an, wo sie ihres Vaters Finanzverwaltung in einem vielgelesenen Briefe pries, bis kurz vor ihrem Tode, wo sie ihre „Betrachtungen über die französische Revolution" bekannt machte, hat sie in den verschiedenen Perioden des Lebens Schriften politischen Inhalts bald über bestimmte Zeitereignisse („Betrachtungen über den Prozeß der Königin" u. a.), bald über allgemeine Fragen („Betrachtungen über den Frieden"; und die halb politische, halb philosophische Schrift „über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück einzelner Menschen und ganzer Staaten" u. a. m.) verfaßt. In der Gattung der ästhetisch-socialen Schriften nimmt das geistreiche Buch „über die Literatur in Bezug auf die socialen Einrichtungen" und das bekannte Werk „über Deutschland", die Frucht eines längern Aufenthalts in Weimar und Berlin und des Verkehrs mit A. W. Schlegel und den Romantikern, die erste Stelle ein. Das Lob, das in dem letztern Werke dem Charakter und der poetischen und philosophischen Natur der Deutschen gespendet ward, reizte Napoleon so sehr, daß er durch seinen Polizeiminister Savary das Buch in Frankreich verbieten und die erste Auflage mit Beschlag belegen ließ. Sie rühmte darin den Reichthum von Ideen, der sich in Dichtung und Wissenschaft kund gebe, den religiösen Sinn des Volks, der sich neben aller Geistesfreiheit

Frau von Staël 1766—1817

des Einzelnen erhalten habe, die idealistische Philosophie, die der materialistischen Richtung ihrer Landsleute einen Damm entgegengeworfen; im Gegensatz wider die gesetzgebende Autorität der französischen Akademie und ihrer sprachordnenden Tyrannei pries sie das Selbstvertrauen und die Selbstherrschaft des deutschen Geistes, der sich selber Gesetz und Regel sei, der in all' seiner Freiheit in der Dichtung nicht zu einer „Anarchie des Geschmacks, sondern zum Idealbegriff der Kunst und zu einer reichsten Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse geführt habe". Nach ihrer Verbannung aus Paris bereiste Frau von Staël die meisten Länder Europa's und hielt sich abwechselnd in Coppet, dem reizenden Landsitze ihres Vaters, am Genfersee auf. Ihre Reiseeindrücke hat sie in verschiedenen Werken niedergelegt. Unter diesen haben die beiden Romane „Delphine" und „Corinna", worin weibliche Wesen im Kampf mit den durch Sitte, Herkommen und Convenienz gesetzten Schranken geschildert werden, die größte Bewunderung erregt. Durch diese Romane, besonders durch die Corinna, „in welcher das Ideal eines nach gesellschaftlicher Berechtigung ringenden Weibes mit glühender Phantasie gemalt" und zugleich ein reizendes Bild von Italien entworfen wird, wurde sie die Vorläuferin der socialen Romane der George Sand.

„In der Corinna und in der Delphine wird die kecke und nackte Vertheidigung der Sinnlichkeit in der Liebe, die in den Romanen der George Sand ohne Scheu vorgetragen wird, unter dem Sophisma vom Gebundensein des Weibes an Convenienz und von der Freiheit des Mannes versteckt. Corinna hat außer der genialen Leichtfertigkeit mit Goethe's Wilhelm Meister auch die Aehnlichkeit, daß sich in ihr Alles um declamatorische Poesie dreht, wie bei Goethe um Kunst, und auch darin gleicht sie den in höhern Kreisen am meisten gelesenen Meisterstücken unseres aristokratischen Dichters, daß in ihr wie bei diesem und bei Heyse Italien zum irdischen Paradiese wird. Als unser deutsches häusliches Leben als Philisterthum, unsere Natur als nordische Prosa, unsere Religiosität des Herzens und Verstandes als Mangel an Kunstsinn und Beweglichkeit dargestellt ward, seufzten alle zarten Herzen in Berlin und Dresden nach Papismus, nach Italien als dem Lande, wo Citronen blühen, Orangen glühen, Castraten singen und fromme Kunst den Mangel der Sittlichkeit erträglich macht. Die Corinna hatte ähnliche Wirkung in den Pariser Salons und die Staël krönte sich selbst, als sie in dithyrambischer Prosa ihre Corinna zur Krönung auf das Capitol führte."

Nach Napoleons Sturz kehrte Frau von Staël nach Paris zurück, wo sie bis zu ihrem Tode auf die Literatur und das öffentliche Leben Frankreichs im Geiste des liberalen Constitutionalismus zu wirken fortfuhr. Aus ihrem Kreise gingen die Männer hervor, die, wie ihr Schwiegersohn, der Herzog von **Broglie**, ihr Freund **Benjamin Constant**, der Historiker und Staatsmann **Guizot** u. A., während der Restauration und unter Louis Philipps Regierung an der Spitze der constitutionellen Opposition standen und für Aufklärung und Fortschritt thätig waren.

Benj. Constant 1767–1830.

§. 994. **Romantische Poesie. a. Chateaubriand.** Der philosophische Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts hatte in dem atheistischen und gotteslästerlichen Treiben der Revolutionsmänner seinen praktischen Höhepunkt erreicht. Es war daher ganz natürlich, daß man nach Bewältigung der Revolution auf die Wiederbelebung des religiösen Sinnes im Volke hinarbeitete und durch das Christenthum die Wunden zu heilen suchte, welche die kirchenfeindliche Philosophie geschlagen. Schon Frau von Staël hatte auf die Nothwendigkeit einer religiösen Wiedergeburt hingewiesen und während des Consulats mit dem Vicomte **Chateaubriand**, dem Begründer der christlichen **Romantik** in Frankreich, in geselligem Verkehr gestanden. Bonaparte selbst und seine Brüder und Schwestern begünstigten diese die Wiederherstellung der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung fördernde Richtung in der Literatur.

Romantische Poesie.

Chateaubriand 1768–1848.

Als Chateaubriand, der gleich vielen andern Edelleuten der Bretagne beim Ausbruch der Revolution nach Amerika ausgewandert war, nach dem 18. Brümaire mit **Fontanes**, dem rhetorischen Dichter (»le cri de mon coeur«, »le verger«) und kunstfertigen Conventsredner („Lobrede auf Washington"), nach Frankreich zurückkehrte, erhielt

Fontanes 1757–1821.

er einen Antheil an der weitverbreiteten Zeitschrift »Mercure de France« und wurde, als er durch seine im Geiste Bernardins de St. Pierre gehaltenen christlichen Erzählungen „Atala" und „René" und durch sein großes poesiereiches Werk „Geist des Christenthums" allgemeines Aufsehen erregte, mit Ehren und Gnadenbezeigungen überhäuft. Er wurde bald die Seele der geistreichen Kreise, die sich, wie in der alten monarchischen Zeit um Fontanes, den begünstigten Prunkredner der Napoleonischen Herrschaft im Senat und gesetzgebenden Körper, um Joubert, den Kritiker und Aesthetiker (»recueil de pensées«) und um einige Damen (Madame Récamier) in Paris zusammenfanden. „In der entlegenen Bretagne geboren, unter einem Stamm altväterlichen Glaubens und Aberglaubens, als Edelmann in einer ärmlichen Familienumgebung, von dem adelstolzen Vater durch harte Erziehung in sich gescheucht, von der frommen Mutter und einer überspannten Lieblingsschwester verwöhnt, war Chateaubriand frühe in ein Phantasieleben versunken, das ihn geistig und körperlich überreizte, in einen Hang zur Einsamkeit, Schwermuth und Menschenscheu, in eine stumme Träumerei, in der er mit Phantomen eingebildeter Liebe verkehrte und kränkelnd über Selbstmord brütete." Die Revolutionsgräuel hatten sein weiches Herz empört und ihn zur Flucht über den atlantischen Ocean getrieben. Unter den französischen Kolonisten in Amerika, wo noch die ursprünglichen Sitten, die alten Volkslieder und Sprachformen, die religiöse Gesinnung des sechszehnten Jahrhunderts fortdauerten, und unter den Wilden in den Wäldern und Wüsten hatte dann Chateaubriand das conventionelle Wesen abgeworfen und sich die Idee von religiösem Naturleben gebildet, die seinen ersten Producten ihren Reiz gab. Es war die Wahrheit, die Neuheit in den Gemälden und Empfindungen, welche die Romane René und Atala dem französischen Volke und allen nach religiöser Wärme und christlichem Gefühl verlangenden Gemüthern ohne Unterschied der Confession werth und anziehend machten. „In der literarischen Wüste erschienen diese Werkchen mit ihrer neuen Fremdartigkeit, ihrer Mischung von Christenthum, Gemüth, Natur und Wildheit wie rettende Oasen." Der Roman „Atala", den Chateaubriand selbst für den Bruchtheil eines größern Werkes „die Natchez" ausgab, worin die Sitten und Lebensweise eines zwei Jahre lang von ihm beobachteten nordamerikanischen Volksstammes geschildert waren, erlangte schnell die größte Verbreitung, noch ehe er, gleich dem einfachern und naiver gehaltenen Roman René, dem großen Werke „Geist des Christenthums" als Episode beigefügt wurde. Dieses letztere Werk, welches das Christenthum ganz in das Gebiet der Schönheit hinüberspielt, die Religion zu einem Gegenstand des ästhetischen Genusses macht, „enthält Chateaubriands poetische Religion und seine katholische Philosophie in Geschichten und Bildern und frommen Träumen. Es war die Bibel der Herren und Damen des Salons, denen das biblische Christenthum zu nackt und zu trocken erschien." Es ist eine poetische Rechtfertigung der christlichen Ueberlieferung, Legende und Sage, an den Schönheitssinn und die Einbildungskraft gerichtet. Der glänzende Stil, die bilderreiche, poetische Sprache und die vollendete Darstellung erregten nicht minder Beifall und Bewunderung als der christliche Inhalt und Ton. Vor Allem aber kam ihm die herrschende Stimmung jener Tage zu Statten, wo durch den Abschluß des Concordats „sich alle frommen Seelen gerettet glaubten und selbst die Nüchternen nicht ohne eine freudige Rührung zu den unvergessenen Gefühlen und Gebräuchen der Religion zurückkehrten."

„Die Tochter der Wüsten, Atala, ein Chactas und ein Pater Aubry als Hauptpersonen eines Romans oder Drama waren ganz unerhörte Erscheinungen und fielen gerade in eine Zeit, als das Concordat eine neue papistisch-bonaparte'sche Kirche in Frankreich an der Stelle der alten gallicanisch-bourbonischen stiftete. Das Neue erschien also im Roman wie im Leben unter alten Formen." — In „René" ist die Geschichte höchst einfach und ohne abenteuerliche Ereignisse; „es ist gewissermaßen nur ein kurzer und einfacher Bericht, ohne jenen Wortschwall und Klingklang der galanten Wendungen, wodurch Chateaubriand in seinen andern Schriften die Leser darüber tröstet, daß sie den Schall für etwas Reelles nehmen müssen. René konnte allerdings am besten dienen, um den Franzosen ohne alle Doctrin handgreiflich zu machen, daß das Christenthum einen Werth habe, oder, wie Chat. den Zweck seines »Génie du Christianisme« ausspricht, in der französischen Nation Gesinnungen wieder zu erwecken, die im achtzehnten

Jahrhundert ganz untergegangen gewesen". — Von ähnlichem Geist ist der kleine Roman »les aventures du dernier Abencérage«, eine Elegie auf die untergegangene Chevalerie, ein harmonisches Kunstwerk, das, ebenso sehr zur Phantasie wie zum Herzen sprechend, zur Wiederbelebung der Romantik wesentlich beitrug.

Nach dem Tode des Herzogs von Enghien (§. 909) wandte sich Chateaubriand von dem Napoleonischen Herrscherhaus ab. Nach einem längern Aufenthalt in Italien und in der Schweiz unternahm er eine große Reise nach Griechenland, Aegypten und Jerusalem, als deren Ergebniß man nicht nur sein »Itinéraire«, sondern auch die epische Dichtung „die Märtyrer", worin er die Vorzüge des Christenthums vor dem griechischen Heidenthum in glänzenden und erhabenen Zügen, aber mit vieler Uebertreibung und Parteilichkeit darzuthun sucht, ansehen darf. In der „Pilgerfahrt nach Jerusalem" sind die Eindrücke und religiösen Gefühle des pilgernden Dichters, die Empfindung bei dem Anblick der heiligen Orte, die mächtige Wirkung der vom historischen Hauche geweihten Natur des Morgenlandes treu und anziehend geschildert.

„In allen Schriften Chateaubriands findet man glücklich gewählte Bilder und Ausdrücke, Frische, Originalität und dichterisches Leben; aber man darf nicht erwarten, daß die Begriffe, die er vorträgt, die ruhige Prüfung des Verstandes aushalten, oder auch nur, daß sie unter sich übereinstimmen, noch viel weniger, daß sie ein harmonisches Ganze bilden. Sobald er über das Malen und über die Ausführung gewisser Sätze im Kleinen hinauskommt, sobald die Gegenstände größer werden, darf man seiner Beweisführung nicht mehr trauen. Man sucht das Urtheil eines ruhig prüfenden und forschenden Weisen vergeblich bei ihm; man findet dagegen überall das Colorit eines farbenkundigen, erfinderischen Malers. Sein Stil ist zuweilen allerdings erhaben; allein er sinkt stellenweise auch sehr tief herab; dies merkt man dann am meisten, wenn er die Nachahmung der Alten zu weit treibt und dadurch kalt wird. Gleichwohl ist bei allem seinem Anschmiegen an den Geschmack der vornehmen Welt seiner Zeit etwas von der Unabhängigkeit der ihm in frischer Jugend in den amerikanischen Wildnissen zu Theil gewordenen Eindrücke zurückgeblieben. Unerwartete Wendungen, originelle Färbung geben ihm eine künstliche Grazie, welche in unsern Zeiten, nachdem man zweihundert Jahre hindurch auf eine ganz einförmige Weise geschrieben hat, anziehender und reizender erscheint als die natürliche Grazie, die uns, weil sie nichts Auffallendes hat, gemein und altmodisch vorkommt."

§. 995. b. Lamartine und Victor Hugo. Als mit der Restauration Chateaubriands religiöse und politische Ansichten den Sieg erlangten, ging für den Dichter das goldene Zeitalter an. Noch in den kritischen Tagen des Schwankens und der Unbestimmtheit hatte seine mit Schmähungen, Lügen und Uebertreibungen gegen Napoleon gefüllte Schrift „Von Bonaparte und den Bourbonen" einen solchen Einfluß auf die öffentliche Stimmung in Frankreich geübt, daß sie Ludwig XVIII. an Werth einer Armee gleichstellte. Bald wurde er nun Minister, Gesandter an verschiedenen Höfen, Theilnehmer am Congreß zu Verona, Vertheidiger der legitimen Königsmacht in mehreren politischen Schriften, doch trieb ihn seine wandelbare und elastische Natur auch manchmal zur Opposition. Als Anhänger und Verfechter der Legitimität trat er nach der Julirevolution aus der Pairskammer und vertheidigte die Rechte der älteren Bourbonischen Linie in verschiedenen Flugschriften, bis der klägliche Ausgang der Herzogin von Berry in der Vendée seinen romantischen Royalismus schwächte. Seine Denkwürdigkeiten, die seiner Bestimmung gemäß erst nach seinem Tode erschienen (»mémoires d'outre-tombe«) tragen in ihrer geschwätzigen Ruhmredigkeit die Spuren des Alters an sich. Chateaubriand „bewegte sich fortwährend zwischen zwei Leben, die mit einander nichts zu thun haben", dem poetisch träumenden und dem thätigen. — Sein Freund und Gesinnungs-
Bonald 1760–1840 genosse war der Vicomte v. Bonald, der schon als Emigrant zu Heidelberg während der Revolutionszeit das legitime Königthum in einer dunkeln metaphysischen Schrift anpries und nach der Restauration einer der thätigsten Vorkämpfer der absoluten Monarchie und des kirchlichen Ultramontanismus war, und die verhaßte Volksherrschaft durch eine „Herrschaft Gottes", durch eine neue Theokratie mit hierarchischen

Stützen verdrängen wollte, bis die Julirevolution seiner Wirksamkeit ein Ziel setzte. Schon Bonald war ein Anhänger des Jesuitenordens und ein Verfechter der päpstlichen Unfehlbarkeit; aber noch eifriger und geschickter kämpfte für beide der Graf Joseph de Maistre aus Chambéry in Savoyen, seit 1803 längere Zeit sardinischer Gesandter in Petersburg. In seinen Schriften „über das Papstthum", „über die gallicanische Kirche" und in seinen „Petersburger Abenden" sieht er nur in einem theokratischen, absoluten Königthum und in der unbedingten Herrschaft der Kirche auf dem ganzen geistigen Gebiete das Heil für die durch die Erbsünde verderbte Menschheit. Er bricht nicht nur über die ganze Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und über die Reformatoren und ihr Werk den Stab, selbst die Verbreitung der heiligen Schrift unter dem Volke ist ihm ein Gräuel; „der Kirche allein gehört das lebendig fortgepflanzte abgewogene Wort; die Schrift, die Verfassungsurkunde der Reformation, ist das stumme Wort, ist ein falscher Gott." Ihm sind die Päpste „die Ordner, Schützer und Retter, die wahrhaft constituirenden Genien Europa's". Die Religion selbst dient ihm nur als Bollwerk für die Vertheidigung der socialen Zustände, nicht als Heiligung für die Seele. Auch Louis Cl. Saint-Martin, der „unbekannte Philosoph", der selbst in den Schreckenstagen der Revolution von dem Geheimnisse des Herzens und seinem Zuge zu Gott träumte, und in der Seele des Menschen den „Abglanz Gottes" erblickte, „der die Wahrheit aller Dinge erkennt oder schaut", stellte seinen dem Görlitzer Theosophen Jacob Böhme nachgebildeten mystischen Pantheismus als Religion für Eingeweihte über den Kirchenglauben der Menge. — Frei von dieser religiösen Mystik, aber ebenfalls dem bourbonischen Königthum ergeben und darum von Napoleon viel verfolgt, war der als vielseitiger Gelehrter, Kritiker und Dichter bekannte Charles Nodier von Besançon, ein begeisterter Bewunderer der deutschen Dichtkunst und besonders der „Leiden des jungen Werther", daher er auch durch die Verpflanzung deutscher Ideen einer der ersten Begründer der romantischen Schule in Frankreich wurde. Unter seinen romantisch angehauchten Novellen sind „Stella"; „der Maler von Salzburg"; „Jean Sbogar"; „Therese Aubert" und seine Erzählungen und Balladen am bekanntesten. — Chateaubriands christliche Poesie wurde lyrisch fortgeführt von Alphonse de Lamartine aus Macon. Ein Gegner der kalten Verstandesrichtung der alten Zeit, stimmte Lamartine in seinen ersten Dichtungen „poetische Betrachtungen"; „neue poetische Betrachtungen" und „religiöse und poetische Harmonien" den Ton an, der während der Restauration bei den Franzosen am meisten Anklang fand und ihn bald zum gefeierten Lieblingsdichter des Volks, besonders der Jugend und der Frauen, machte. Der schwärmerische elegische Ton seiner religiösen Lyrik, die heilige, sehnsuchtsvolle Gläubigkeit an Gott und Unsterblichkeit, die süße Melancholie seiner gefühlvollen Naturschilderungen, selbst sein rhetorischer Schwung hatte eine große Wirkung auf die jungen empfänglichen Gemüther. „Ein ätherischer Hauch umfließt diese Gedichte, deren Farbentöne mit einer bezaubernden Milde und Lieblichkeit, wie die Wolken bei einem schönen Sonnenuntergang, in einander verschmelzen." Als Anhänger der Bourbons, unter denen er eine Zeit lang eine diplomatische Stelle in Italien bekleidete, besang er die Krönung Karls X. und trat später, verstimmt über die Julirevolution, begleitet von seiner englischen Gemahlin und seiner Tochter, eine Reise nach Syrien und Palästina an, die er nach seiner Rückkehr mit dichterischem Geiste und mit empfänglichem Sinn für die großartige Natur und das morgenländische Leben beschrieb. Seine beiden größern Dichtungen, das episch-lyrische Idyll „Jocelin", worin das praktische Christenthum, die Tugend und Entsagung einer reinen edlen Menschlichkeit, aber mit idealer Steigerung geschildert ist, und der „Fall eines Engels", in welchem sich seine ungezügelte Phantasie in die vorsündfluthliche Welt unter Titanen und Riesen versteigt, sind, wenn auch als poetisches Ganze regellos und phantastisch, doch reich an reizenden Schilderungen und einzelnen Schönheiten. In den dreißiger Jahren zum Abgeordneten der zweiten Kammer gewählt, entsagte Lamartine allmählich seinen legitimistischen Ansichten und wurde der Vorkämpfer des humanitarischen Idealismus und des demokratischen Kosmopolitismus. Als schwungvoller Redner und Verfechter aller freisinnigen Ideen und Vorschläge wurde er bald ein einflußreicher Führer der Opposition, der, erhaben über die dynastische wie

Maistre 1754—1821.

St. Martin 1743—1803.

Nodier 1780—1844.

Lamartine 1790—1869.

über die republikanische Parteistellung, das Ziel der neuen Politik in einer organischen Entfaltung der gesellschaftlichen Ordnung suchte. Ein Mann von so vorherrschend idealistischer und humanistischer Richtung wie Lamartine, mußte sich besonders von den auch im Irrthum großen und edlen Gestalten der Girondisten angezogen fühlen, daher er auch in der Geschichte dieser Ideal-Republikaner ein rhetorisch und poetisch ausgeschmücktes Bild von der aufgeregtesten und interessantesten Periode des Revolutionskampfes entwarf und sich dadurch in solchem Grade die Volksgunst erwarb, daß er in den stürmischen Tagen des Jahres 1848 vorzugsweise geeignet schien, den schäumenden Wogen der Revolution Einhalt zu gebieten. Seine spätere Muße, nach der politischen Umgestaltung Frankreichs, widmete er einer „Geschichte der Restauration" und der Abfassung von „Bekenntnissen", in denen sich seine Eigenliebe und Selbstgefälligkeit abspiegelt. — Die politische Wirksamkeit und den mannichfachen Meinungswechsel theilte mit Chateaubriand und

V. Hugo geb. 1802. † 1885. Lamartine auch das dritte Haupt der romantischen Schule, Victor Hugo. Sohn eines bonapartisch gesinnten Militärs und einer bourbonisch gesinnten Mutter aus der Vendée, erhielt er schon in seiner frühesten, abwechselnd in Italien, Spanien und Frankreich verlebten Jugend verschiedenartige politische Eindrücke. Doch siegte anfangs der mütterliche Einfluß, daher er auch in seinen ersten lyrischen Gedichten (Oden und Balladen) als eifriger Royalist auftrat und sich dadurch die Gunst Ludwigs XVIII. und einen Jahrgehalt erwarb. In der Folge wurde er begeisterter Verehrer Napoleons, den er in einer seiner schönsten Oden verherrlichte, und auch unter Louis Philipp, wo er zum Pair und Mitglied der Akademie erhoben ward, wie in der spätern Republik, als Deputirter der Nationalversammlung, fand er seinen Platz. Die Wandlung aus einem Restaurationsschwärmer in einen glühenden Bonapartisten, welche er somit selbst durchgemacht, schildert er bei seinem Helden in den „Misérables". Der Jüngling wird von einem legitimistischen Großvater in äußerster Verabscheuung des Usurpators Napoleon erzogen, bis sich der Geist seines bei Waterloo gefallenen Vaters in ihm regt und mächtig wird. Es gehört die Darlegung dieses psychologischen Vorgangs gewiß zu den besten und menschlich wahrsten Stellen in Victor Hugo's Werken; sie ist meisterhaft und ergreifend. Victor Hugo hat sich als Lyriker, als Dramatiker und Romanschriftsteller einen Namen gemacht, doch ist er in der ersten Gattung am ausgezeichnetsten. „Nachdem er in seinen „Oden" den rhetorischen Pomp jugendlicher Begeisterung entfaltet, in seinen „Balladen" Anklänge mittelalterlicher Romantik wiedergetönt, in den „Orientalen" glanzvolle Schilderungen von fremden Gegenden, Menschen und Vorfällen entworfen hatte, kehrte er in den „Herbstblättern", den „Dämmerungsgesängen", den „inneren Stimmen", den „Strahlen und Schatten" mehr bei sich selbst ein und vereinigte bald wunderbar innige, zarte und zärtliche, bald in unwiderstehlicher Begeisterung prachtvoll auftönende Accorde zu einer klangvollen Harmonie, die dem Wohllaut eines reichen Glockengeläutes glich." Kann man dem Lyriker Victor Hugo einen richtigen Blick in das Seelenleben der Menschen und eine gemüthvolle Empfänglichkeit für alle Empfindungen und Stimmungen des Herzens nicht absprechen, so erscheint er dagegen als Dramatiker unnatürlich, übertrieben und widerwärtig. Ueber dem Streben, die Fesseln der klassischen Schule zu sprengen und an die Stelle der glatten, formalen und conventionellen Poesie früherer Zeit eine inhaltreichere, mehr durch die Ideen und den Stoff, als durch äußere Vorzüge wirkende Dichtung zu setzen, verletzte er nicht selten die ewigen Gesetze der Kunst, der Schönheit und des Geschmacks und gerieth ins Rohe, Uebertriebene und Abschreckende. Indem er die sog. drei Einheiten und andere willkürliche Regeln einer mißverstandenen Poetik vernichtete, stürzte er sich in den regellosen Gegensatz, wo Gräuel, Blutschuld, Unnatur und Entsetzen walten und statt einer kunstmäßigen Anlage und Entwickelung irgend ein Deus ex machina die Lösung herbeiführt. „In seinen Dramen begegnet uns fast immer ein personificirtes diabolisches Princip, herzlos, sarkastisch, finster wirkend, welches die Hauptpersonen ins Verderben hinabzieht, und dieses Hinabziehen geschieht meist in kindischer Weise durch diverse Maschinerie, Geheimtreppen, Fallthüren u. dergl., während man die echte Schicksalsidee, die ethische Nothwendigkeit, vermißt." Den Mangel einer tiefern inneren Welt sucht er durch die Malerei der Außendinge, besonders durch die Anwendung von Contrasten, zu ersetzen und geräth dadurch

ins Widerwärtige und Abstoßende. Nur wo der Dichter lyrisch wird, erkennt man sein reiches Talent. Die bekanntesten unter seinen Dramen sind „Cromwell"; „Hernani"; „der König amüsirt sich"; „Lucrèce Borgia"; „Marion Delorme", einst ein vielbewundertes Werk u. a.; sein letztes Stück „die Burggrafen" ist das verkehrteste und mißlungenste unter allen seinen Dramen. — Dasselbe Haschen nach dem Gezwungenen, Ungewöhnlichen, Effectvollen gibt sich auch in Victor Hugo's Romanen kund. Mit Ausnahme des vielbesprochenen Werkes »Notre-Dame de Paris«, worin mittelalterliche Kunst und Volksleben anziehend und mit Talent dargestellt ist, sind seine übrigen Romane lauter Zerrbilder, voll der ausgesuchtesten Seelenleiden und Folterqualen, wie im „letzten Tag eines Verurtheilten". Nach der Februarrevolution als eifriger Fürsprecher republikanischer Ideen in die Nationalversammlung gewählt, hat er sich durch schwungreiche Reden für religiöse und politische Freiheit hervorgethan, bis er als heftiger Gegner des Präsidenten Louis Napoleon durch seine Opposition gegen dessen Herrscherpläne nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 zur Flucht aus Frankreich genöthigt wurde. Um sich zu rächen, schleuderte er aus seinem Exil das schneidende Libell: Napoléon le Petit und das Gedicht »les châtiments« gegen den französischen Machthaber. Gekränkte Eitelkeit, daß er nun nicht mehr die erste politische Rolle spielen konnte, zu der er sich für befähigt hielt, hat nicht wenig zu dem Haß gegen den dritten Napoleon beigetragen. Seitdem verfaßte er die „Weltlegende" (la legende des siècles), eine Reihe epischer Bilder aus der Weltgeschichte, die „Armen und Elenden" (les Misérables), Schilderung socialer Lebenszustände in Frankreich unter Louis Philipp in einen Roman gekleidet, und sein geistreiches Buch über Shakespeare. Nach der Katastrophe von Sedan am 2. Sept. 1870 und der Errichtung der dritten Republik verließ er die Insel Jersey, den Ort seines vieljährigen Exils, und begab sich wieder nach Paris, wo wir ihm später begegnen werden.

Die „Armen und Elenden" ist ein Buch voll großer Schönheiten, so z. B. die mustergültige Schilderung der Schlacht von Waterloo, und gar nicht ohne tiefere Ideen über ernste Fragen religiöser und socialer Natur, die unsere Zeit bewegen, doch hinterläßt es im Ganzen einen unerquicklichen Eindruck und wird gegen das Ende geradezu schwach. Ein trauriges Zeichen, wohl mehr noch für die französische Gesellschaft als für den Dichter, ist es jedenfalls, daß bei all' den vielen Situationen, Verhältnissen und Personen, in denen gewissermaßen das ganze Leben einer Epoche sich spiegeln soll, auch nicht ein Bild eines gesunden und gedeihenden Familienlebens sich findet. Daher auch am Schluß der Leser nirgends weder Heilung noch Hoffnung für die Leiden und Schäden dieser Gesellschaft erspähen kann. Held und Heldin werden zwar zuletzt ein Paar, doch ist die Heldin besonders so leichten Gewichts, daß wenig Trost aus dem Gedanken an diese Ehe zu schöpfen ist. In jeder Beziehung verfehlt und sogar langweilig ist der letzte Roman Victor Hugo's »les travailleurs de la mer«.

Durch die genannten Dichter hat die von deutscher Literatur angeregte, dem christlichen Mittelalter, der Kunst und dem Katholicismus mit Vorliebe zugewandte romantische Poesie mit ihrer neuen Verskunst und metrischen Abwechselung ihre Geltung erlangt und die klassische Schule, die nur noch wenige Vertreter zählte, überwunden. Hiermit hatte sie aber auch ihren Höhepunkt und in Victor Hugo eine Spitze erreicht, die schon stark ans krankhaft Manierirte streifte, weshalb auch Alfred de Vigny, neben den Genannten der bedeutendste Vertreter der romantischen Richtung und der begabteste Uebersetzer der Shakespeare'schen Dramen, in seinen episch-lyrischen Gedichten („Dolorida"; „Eloa"; „Moïse"; „der Schnee"), wie in seinen Romanen (»Cinq-Mars«; »Servitude et grandeur militaire«; »Stello ou les diables bleus« u. a.) wieder mehr Natur und künstlerische Besonnenheit zurückführte. Victor Hugo ist das Vorbild einer Anzahl lyrisch-romantischer Dichter, unter denen Emil Deschamps († 1871), der Kritiker und Dichter Sainte-Beuve (1803—1869) und der sprudelnde, formgewandte Alfred de Musset (geb. 1810) die bedeutendsten sind; wogegen der Bäcker Jean Reboul aus Nimes (1796—1864) sich der weichen, sentimentalen Dichtung Lamartine's zuwandte. Dem Einen oder dem Andern folgten auch mehrere dichtende Frauen, wie Elise Mercoeur (1809—35), die ihren innern Gram in elegischen Gedichten aus-

Vigny 1799—1863.

hauchte; Marceline Desbordes-Valmore (1798—1849), die schwermüthige Sängerin klagender Liebe, deren äußere Lebensschicksale von Kindheit an trüb und unglücklich waren, weshalb sie auch nie zu einer heiteren und freien Entfaltung ihrer Gaben gelangte, Amable Tastü von Metz (1798—1849), Sophie Gay und deren talentvolle Tochter Delphine, später Gattin des Journalisten Emile de Gerardin, u. A. Eine eigenthümliche Stellung nimmt Edgar Quinet ein, „welcher in seinem dramatisirten Gedicht „Ahasver", das er ein Mystère nannte, die deutsche Romantik, freilich in sehr confuser Manier, in Frankreich einzubürgern suchte, in seinem „Prometheus" Hellenenthum und Christenthum zu verschmelzen unternahm und in seinem „Napoleon" den Helden des Jahrhunderts mit romantischem Brillantfeuer beleuchtete". Durch einen längeren Aufenthalt in Deutschland mit deutscher Wissenschaft vertraut, suchte er die romantischen Bildungsstoffe in die französische Literatur einzuführen, verband aber damit eine demokratisch-socialistische Weltanschauung, die nach dem Staatsstreich vom 2. December seine Verbannung aus Frankreich zur Folge hatte. Seitdem lebte er in der Schweiz mit mancherlei Arbeiten und Studien, besonders über die „Geschichte der Revolutionen Italiens", beschäftigt. — Auch mehrere Romanschriftsteller, wie der Vicomte d'Arlincourt, Fred. Soulié (les deux cadavres) u. A. m. hielten an der phantastischen Uebertreibung und Unnatur der Romantiker fest, in welcher sie sich gegenseitig durch überschwengliche Lobpreisungen bestärkten, wogegen Graf Xavier de Maistre, einer der elegantesten Novellenschriftsteller, wieder zu der Einfachheit Bernardins de St. Pierre zurückkehrte. Seine „Reise um mein Zimmer" ist der Ausdruck einer heitern und gutmüthigen Lebensansicht; „Der Aussätzige in Aosta" schildert mit lebhaften Farben die stille Verzweiflung eines Unglücklichen, der durch die schrecklichste der Krankheiten zur Einsamkeit verdammt ist. „Das Mädchen aus Sibirien" ist eine einfache und rührende Geschichte kindlicher Hingebung. Eben so beurkundet auch der Genfer Rud. Töpffer, zugleich Maler und Schriftsteller, in seinen humoristischen Novellen und Reisebildern Sinn für Einfachheit, Natur und Wahrheit, und der in Genf lebende L. Bungener, Sohn eines Deutschen, hat in mehreren historischen Romanen (Un sermon sous Louis XIV.; trois sermons sous Louis XV.; Julien u. a.) sich als eifrigen Verfechter protestantischer Denk- und Lehrfreiheit bewährt.

(Randnotizen: Quinet 1803—75. — Arlincourt 1789—1856. Soulié 1800—47. — Xavier de Maistre 1764—1852. — Töpffer 1799—1846. — Bungener geb. 1814.)

§. 996. **Die Opposition.** Die romantische Schule war zu einseitig, als daß sie nicht vielfachen Widerspruch und erfolgreiche Gegner gefunden hätte. Die klassische Richtung, wenn gleich veraltet und scheinbar überwunden, führte einen heftigen Kampf gegen die neuromantische Dichtkunst, der nur darum nachtheilig für jene ausfiel, weil die Kräfte der Vorkämpfer zu ungleich waren. Die klassische Poesie mit ihren glatten Alexandrinern, ihrer gefeilten Sprache, ihrem rhetorischen Pathos ist zu sehr mit Frankreichs Geschichte und ruhmvoller Vergangenheit verwachsen und entspricht zu sehr dem nationalen Charakter, als daß sie je ganz beseitigt würde. Freilich waren die mittelmäßigen Talente, die an der gewohnten klassischen Form festhielten, wie der charakterlose Dichter, Kritiker und Literarhistoriker Laharpe (1739—1803), die Dramatiker Arnault (1766—1834), Jouy („Belisar"), Gabr. Legouvé, Raynouard („die Templer"), der gelehrte Erforscher der provençalischen Sprache und Dichtkunst (1761—1836), nicht im Stande, die den Zeitideen entsprechende und von den talentvollsten Dichtern ins Leben gerufene neuromantische Poesie zu verdrängen, und auch die dem Hause Orleans innig befreundete Madame de Genlis, die fruchtbare und seichte Verfasserin vieler Romane, Erzählungen und Erziehungsschriften im alten Stil, sowie die beschreibenden Lehrdichtungen und Naturschilderungen des in seiner Art ausgezeichneten Idyllen- und Landschaftsdichters und Uebersetzers des Virgil, Jacq. Delille, konnten nicht mit den Werken einer Staël und eines Chateaubriand concurriren. Als aber zuerst Nep. Lemercier in seinen zahlreichen historischen Tragödien (Agamemnon; Clovis; Pinto u. a.) und in seinen Lustspielen, („Dame Censure") sich der klassischen Formen und Gesetze mit Freiheit bediente und, ohne sie zu beseitigen, sich einige Abweichungen gestattete; als Casimir Delavigne, ein klarer und volksthümlicher (»Messéniennes«; »le retour de l'Empereur«) wenn auch minder tiefer Dichter, in seinen historischen Dramen (»les vêpres siciliennes«; »les

(Randnotizen: Die klassische Richtung. — Frau v. Genlis 1746—1830. — Delille 1738—1813. — Lemercier 1773—1840. — Delavigne 1794—1846.)

enfants d'Edouard«; »Don Juan d'Autriche« u. a.) und in seinen Lustspielen (»l'école des vieillards«) die romantischen Ideen mit der klassischen Form geschickt zu verbinden wußte, ein Streben, das auch der Dramatiker Alex. Soumet (1788—1845) theilte; als die talentvolle Schauspielerin Rachel die von den Romantikern herabgesetzten Tragödien Corneille's und Racine's durch ihr kunstreiches Spiel wieder anziehend machte, da gewann allmählich, wenigstens in der Bühnendichtung, die klassische Poesie wieder einen festern Boden, zumal da die bedeutendsten Vertreter der romantischen Richtung, Victor Hugo und der als Dichter, Reisebeschreiber und Romanschriftsteller bekannte Alex. Dumas, in seinen historischen Dramen (»Henri III.«; »Monaldeschi«; »la tour de Nesle«; »Caligula« u. a.) auf der einseitigen Bahn der Uebertreibung verharrten. Einen talentvollen Dramatiker erhielt die klassische Richtung in dem Dichter Franz Ponsard, dessen „Lucrèce" als der Anfang einer neuen Zeit begrüßt ward; aber in seinem Drama „Ulysse" erscheint die „homerische Simplicität" etwas allzu stark aufgetragen. Die geschichtlichen Dramen L. Vitet's und die zahlreichen Theaterstücke des fruchtbaren, bühnengewandten Lustspieldichters Aug. Eug. Scribe, des französischen Kotzebue, sind trotz einzelner Schönheiten bei dem erstern, und geschickter Anlage und Technik bei dem letztern, ohne höhern dichterischen Werth. Ponsard 1814—67. Scribe 1791—1861.

Die romantische Poesie war nur eine Seite der revolutionären Bestrebungen, auf dem Gebiete der Literatur das Alte und Herkömmliche eben so zu vernichten, wie es im Staat und in den socialen Verhältnissen durch die Nationalversammlung geschehen war; eine andere Seite war die Wiederbelebung des hellenischen Kunstsinnes, das neuerweckte Interesse für altgriechische Literatur, Geschmack und Bildung. Beide Richtungen hatten anfangs dasselbe Ziel — Vernichtung der den Römern nachgebildeten einförmigen Klassicität durch Erweiterung des Inhalts und durch Veredelung und Vervielfältigung der Formen. Wie daher die Neu-Romantiker auf das mittelalterliche Frankreich zurückgingen, so der neue Hellenismus auf die südfranzösische Urzeit, als von Marseille aus griechische Bildung in der Provence und in Languedoc herrschend war; und wie jene die christlichen Volksballaden erneuten, so führte der neuerweckte Sinn für das Griechenthum auf tiefere Studien und Forschungen über die Sprachidiome Frankreichs. Dieser Gräcismus wurde zunächst angeregt von dem Dichter André Chénier, von Jean Jacques Barthélemy's bekannter „Reise des jungen Anacharsis", von Paul Louis Courier, dem geistvollen Hellenisten und Uebersetzer des Herodot und anderer griechischen Schriften, und besonders durch die in der Revolution herrschende Begeisterung für griechische Einfachheit und Natürlichkeit, für altrepublikanisches Wesen, für antiken Kriegsmuth und Freiheitssinn, eine Begeisterung, die sich auch gleichzeitig in den Bildern des revolutionsschwärmenden Malers David kund gibt. Bald gingen jedoch die beiden Richtungen auseinander; und während die von der Restauration gehegte und geförderte Romantik auf die Bahn kirchlicher und politischer Reaction getrieben ward und dem Grundsatz „Thron und Altar" als Stütze diente, erwuchs auf dem Boden des republikanischen Hellenismus eine mächtige Opposition gegen diese reactionären Bestrebungen. Derselbe Paul Louis Courier, der sich im Lager und im Lärm des Kriegs fortgebildet hatte, wendete sich, nachdem er den Kriegsdienst aufgegeben und sich in der Nähe von Tours dem Landleben gewidmet, der politisch-satirischen Literatur zu. Durch seine Flugschriften, „in denen uns überall ein männlicher Geist und sittlicher Ernst nebst glänzendem Witz und heiterer Ironie in der gebildetsten Sprache entgegentreten", wirkte er im Sinne des Fortschritts, der Freiheit und Aufklärung auf die Richtung der Zeit. „Bitter und satirisch von Natur, wie hätte er, der sich aus den Griechen den sarkastischen Ton ganz eigen gemacht hatte, nicht aus seinen Pamphlets Dolche machen sollen?" Der Eitelkeit unzugänglich und weder von dem Glanze des Kaiserthums, noch von der legitimen Königsmacht geblendet, war er ein furchtbarer Gegner der Reaction, bis seine plötzliche Ermordung in der Nähe seiner Wohnung seiner Wirksamkeit ein Ziel setzte. Hellenismus. Barthélemy 1716—1795. Courier 1772—1825.

Noch einflußreicher als Courier war der freisinnige Liederdichter Pierre Jean Béranger. Bekannt mit den Gefühlen und Stimmungen des Volkes, aus dessen Reihen er hervorgegangen, dem er in unwandelbarer Treue ergeben blieb, und dessen „unabhängiger Sprecher und Tröster" er war, traf er in seinen Gedichten den natürlichen, Liberale Opposition. Béranger 1786—1857.

einfachen Ton, der zu Herzen ging, weil er von Herzen kam. Ohne Ehrgeiz und von geringen Bedürfnissen, wurde er ebenso wenig durch die lockende Aussicht auf Aemter und Ehrenstellen von seiner Bahn abgelenkt, als er sich durch Strafen und gerichtliche Verfolgungen einschüchtern ließ. Béranger ist der vollkommenste Ausdruck des französischen Nationalcharakters in seiner edlern Erscheinung; heiter, lebensfroh und leichten Sinnes, dabei liebenswürdig, gutartig und beseelt von Liebe zu Freiheit und Vaterland. Dieses letztere Gefühl regte sich um so mächtiger, je mehr er mit den retrograden Schritten der Bourbons unzufrieden war, und es trieb ihn zu jenen Aeußerungen des Zorns und Unmuths, des Spottes und der Satire, der Klage und Rüge, die seine Lieder zu einer furchtbaren Waffe gegen die Restauration machten. Ein tapferer Julikämpfer, schlug er auch unter Louis Philipp die angebotene Stelle aus, um ein unabhängiges, wenn auch armes Dichterleben zu führen. Seitdem war seine Muse schweigsamer geworden. Die außerordentliche Theilnahme bei seiner Beerdigung gab den Beweis, daß ihm die Volksgunst bis zum letzten Augenblicke treu geblieben.

„Bérangers volksthümliche Leier ist reich besaitet; die epikureische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts (»le Dieu des bonnes gens«), die Freiheitsbegeisterung der Revolution (»la déesse«; »le vieux sergent«), der kriegerische Napoleon-Enthusiasmus (»les deux grenadiers«; »les souvenirs du peuple«), der liberale Spott auf die versuchte Renovation des ancien régime (»le marquis de Carabas«; »les Missionnaires«; »Nabuchodonosor«); die warme Theilnahme an der Befreiung und Beglückung der Völker (»la sainte alliance des peuples«; »hâtons-nous!«); die gesellige Heiterkeit und der Weinscherz (»ma république« u. a. m.); Liebeslust und Leid (»qu'elle est jolie!« »la vertu de Lisette«); die humoristische Vergnügung und Zufriedenheit (»le roi d'Yvetot«; »Roger Bontemps«); der freie gesunde Spaß (»mon curé«; »le sénateur«), das faunische Schmunzeln (»le vieux célibataire«), endlich die ganze Wucht der Noth, die ganze Bitterkeit der Sklaverei, welche auf den Armen und Unterdrückten lastet (»Jeanne-la-Rousse«; »le vieux vagabond«; »la pauvre femme«) — dieses Alles spricht, jubelt, kichert, lacht, grollt und weint aus Bérangers Chansons mit einer Innigkeit und Wahrheit, Anmuth und Kraft, welche deutlich fühlen lassen, daß in dieser Poesie wirklich das Volksherz klopft."

In demselben Maße als Béranger, wenn gleich in verschiedener Form, kann auch
A. de Musset 1810—1857. Alfred de Musset als ächter Sohn seines Volks, als ein Repräsentant seiner Nation in seiner Zeit gelten. Durch Absynth und wildes Leben hat er seine Kraft vor der Zeit untergraben, ist aber gerade durch seinen frühen Tod seinem Volke nur um so mehr ans Herz gewachsen. Selbst der ernste Kritiker und Literarhistoriker Nisard, der, ein ausschließlicher und einseitiger Verehrer der alten klassischen Richtung, sich schroff abwehrend gegen die neuere Art verhält, wird weich und gefühlvoll, wenn er von diesem vielbewunderten Liebling seiner Nation spricht, „der, obwohl ganz original, doch nicht die klassische Tradition verleugnet, in welcher die Originalität von Frankreich selbst besteht." Man hat Musset oft und nicht ohne Grund mit Byron verglichen, unter den Dichtern seines eigenen Volks steht ihm André Chenier am nächsten, doch hat er diesen seinen Vorgänger weit übertroffen. Er schrieb Gedichte (z. B. »Quatre nuits« darunter besonders ausgezeichnet »une nuit de mai«, »une nuit d'Octobre«), Romane (»Confession d'un enfant du siècle«) und Dramen. Seine kleinen Stücke (»Comédies et Proverbes«) sind wohl die charakteristischste seiner Schöpfungen und unübertrefflich an Feinheit, Leichtigkeit und Grazie der Zeichnung und der Sprache. Uns Deutsche hat er in seiner bekannten Antwort auf das Becker'sche Rheinlied empfindlich verspottet.

In den zwanziger Jahren fand der gehaßte Liberalismus zwei fruchtbare Vorkämpfer in August Barthélemy (geb. 1796 in Marseille, †1867) und seinem Studiengenossen Méry (1798—1866), die das herrschende System in einer Reihe satirischer Flugschriften und Gedichte angriffen und verspotteten (»la Villéliade«; »la Corbièreide«; »la Censure« u. a. m.). Wegen dieser und einiger andern zur Verherrlichung Napoleons geschriebenen Gedichte (»Napoléon en Egypte«; le fils de l'homme«) verfolgt und mit Gefängnißstrafe belegt, erlebten sie einen kurzen Triumph durch die Julirevolution, gaben

aber schon im nächsten Jahr in dem Gedicht »la dupinade ou la révolution dupée« ihren Aerger über die getäuschten Erwartungen kund. — Einer der schärfsten Satiriker des modernen Frankreichs, der mit rücksichtsloser Strenge alle volksfeindlichen freiheitgefährdenden Handlungen und Bestrebungen der Vornehmen und Mächtigen geißelt und mit demokratischer Entrüstung die Leiden der Völker schildert, ist August Barbier von Paris. Barbier geb. 1805. In dem „Jägerrecht" (»la curée«) züchtigt er die feigen Intriganten, die aus der ohne ihr Zuthun durchgeführten Julirevolution ihren Vortheil zu ziehen und das Volk um deren Früchte zu betrügen suchten; das Gedicht »l'Idole« ist eine scharfe Rüge gegen den als Abgott verehrten Kaiser Napoleon; in der »popularité« gießt er seinen Zorn über die entehrende Corruption der höhern Stände aus. Nachdem er in diesen und andern energischen Satiren, die er unter der altgriechischen (archilochischen) Benennung „Jamben" herausgab, die Zustände seines Vaterlandes geschildert, klagte er in seinen spätern Dichtungen »Il Pianto« und »Lazare« über die Lage des Volks in dem unglücklichen Italien und in England, doch mit verminderter Kraft.

§. 997. Sociale Romanliteratur. Der literarische Liberalismus, wie er sich in den Satiren P. L. Couriers und in den populären Liedern Bérangers kund gab, theilte mit dem politischen den Mangel der Productivität; mehr widersprechend und verneinend als erzeugend, konnte er den geistigen Bedürfnissen des Volkes nicht auf die Länge genügen, er war nur ein in die träge Masse des Romanticismus hineingeworfenes Ferment, das aber selbst keine gesunde und kräftige Nahrung gewährte. Aus einer Verbindung beider Kunstrichtungen, jedoch mit vorherrschend negirenden, reformirenden oder auflösenden Zielen, ging der sociale Sitten- oder Tendenz-Roman hervor, der das vielgestaltige Familienleben und die gesellschaftlichen Zustände in allen ihren Erscheinungen und Formen zur Unterlage hat und sich an die innersten Lebensfragen und Grundbedingungen der menschlichen Gesellschaft anlehnt. Der erste Schriftsteller, der das Familien- und Gesellschaftsleben der Gegenwart und die Windungen und Geheimnisse des menschlichen Herzens erforschte und in seinen zahlreichen Romanen darstellte, war Honoré Balzac aus Tours (»les femmes de trente ans«, »les parents pauvres« u. v. a.). Balzac 1799—1850. Das neunzehnte Jahrhundert in seinen socialen Erscheinungen und Richtungen war das eigentliche Fruchtfeld seiner Muse. Im Jahr 1799 geboren, lebte er mit seinen Kindererinnerungen und Eindrücken noch unter dem Glanze des ersten Kaiserreichs, war ein Jüngling unter der Restauration und ein Mann mit eben aufsteigendem Ruhm unter dem Bürgerkönigthum. So hat er diese drei Epochen, welche in Frankreich die erste Hälfte des Jahrhunderts bezeichnen und eine so verschiedene Physiognomie darbieten, gekannt und durchlebt, und bis zu einem gewissen Grad sind seine Werke ihr Spiegel. Wer hat z. B. besser wie er die Alten und die Schönen des Kaiserreichs gemalt, wer hat feiner die Herzoginnen und Vicomtessen der Restauration angedeutet, jene Frauen von 30 Jahren, in ihrer gekünstelten Eleganz und Gefallsucht. Wer endlich hat das unter der Juli-Dynastie triumphirende »genre bourgeois« handgreiflicher erfaßt und mit seiner breiten Realität wahrheitsgetreuer dargestellt? Auch war der Erfolg Balzac's nicht nur in Frankreich sondern in ganz Europa außerordentlich. Besonders in Italien und unter den slavischen Nationen des Ostens wurde er fast zum Abgott, seine Romane zum maßgebenden Gesetz. Waren doch z. B. seine Schilderungen von reichen und bizarren Ameublements, wo er nach der Willkür seiner Phantasie die Meisterwerke von 20 Ländern und 20 Epochen auf einander häufte, war doch sein weichlicher, entnervender, kitzelnder Stil, kurz diese ganze auflösende, im innersten Kern sinnliche und corrumpirende Literatur so recht nach dem Geschmack jener ungebildeten und überbildeten Gesellschaften. — Die eigentliche geniale Schöpferin des socialen Tendenzromans ist jedoch die unter dem Namen George Sand bekannte Frau Dudevant aus der Provinz Berry, welche die Mystik, George Sand (Frau Dudevant) 1804—1876. die Gefühlsamkeit und das Seelenleben der ersten Romantiker mit den Freiheitsideen und dem Demokratismus der liberalen Literatur und mit dem eigenwilligen, nach Emancipation von den Sittengesetzen und auf Befriedigung der Triebe gerichteten Streben des modernen Socialismus zu einer neuen künstlerisch vollendeten Gattung verband, die, gehoben durch die edle und kräftige Sprache, die klar gestaltete Darstellung, die Wahrheit und Tiefe der

Beobachtung und Schilderung, bald die größte Verbreitung fand und alle ähnlichen Erzeugnisse verdunkelte. Daß, unterstützt durch die frivole Zeitrichtung mit ihrer moralischen Haltlosigkeit, die Menschen aus ihren Werken gerade das herausnahmen, was ihnen paßte, was sie in der schrankenlosen Befolgung ihrer Begierden zu rechtfertigen schien, daß dieselben somit vielfach sittlich verderblich gewirkt haben, ist wohl nicht zu leugnen, lag aber gewiß nicht in der Absicht der Schriftstellerin, die, ein ernster und tiefer, ein ringender und strebender Geist, aufrichtig nach Wahrheit sucht, und an eine Heilung für die vielen Leiden der Menschheit nur dann glaubt, wenn sich dieselbe veredelt. — Aber freilich sind selbst über das, was man Veredlung der Menschheit nennt, die Begriffe zuweilen verschieden und auf jeden Fall der Weg hierzu nicht so leicht zu finden, am wenigsten wohl für eine Tochter ihres Volks in ihrer Zeit. So sehen wir sie denn oft im Finstern herumtasten oder uns die Abgründe aufdecken, die überall in der Gesellschaft und im Herzen des Einzelnen gähnen, ohne eine sichere Brücke bauen zu können, die hinüberführt. Nie aber hat sie eine seichte, ideenlose Geschichte geschrieben, die nichts will als leere Unterhaltung bieten, immer sind es tiefe Gedanken, die Fragen und Interessen der Zeit oder der Menschheit, der Kampf zweier Geistesrichtungen, religiöse und philosophische Probleme, was sie beschäftigt und ihren Schriften einen schwerer wiegenden Gehalt gibt. Nach der „Indiana", ihrem ersten bedeutenden Roman, erschien kurz nach einander eine Anzahl ähnlicher Werke („Valentine"; „Simon"; „André"; „Leone Leoni"; „Jacques"; „Lelia"; »Le Marquis de Villemer«; »L'homme de neige«; »Mauprat«), welche alle die Tendenz hatten, die gesellschaftlichen Einrichtungen in ihren verschiedenen Erscheinungen als unnatürlich, morsch und ungerecht hinzustellen und insbesondere die Frauen gegen die Gesetze der Ehe, der Convenienz, der Sitte in Schutz zu nehmen und die allberechtigende Macht der Liebe zur Anerkennung zu bringen. „Alle Probleme der Liebe und Ehe wurden von George Sand nicht nur berührt, sondern in schroffster, oft paradoxer Fassung entwickelt; über die grellsten Schilderungen sinnlicher Leidenschaften breitete sie den ätherischen Hauch eines ideellen Lebens, das mit heißem Reformdrange, mit ahnungsvollen Pulsschlägen in die unheimlichen Verwickelungen der Gegenwart vibrirte." Die Schilderung der menschlichen Leiden, die in den verkehrten Einrichtungen der Gesellschaft ihren Ursprung und ihre unversiechbare Quelle haben, wirkte auf das unzufriedene, neuerungssüchtige, fleischeslustige und sinnliche Geschlecht mit um so unwiderstehlicherer Gewalt, als die wirklichen Uebel der Gesellschaft, an deren Vorhandensein nicht zu zweifeln war, die Wahrheit der Darstellung zu beweisen schienen, nur daß mit einem der Eigenliebe schmeichelnden Kunstgriff die Ursache der Uebelstände in den Einrichtungen statt in der sündhaften Menschennatur gesucht ward. Die in diesen Romanen mit allem Reiz der Darstellung entwickelte Lehre, daß die Triebe und Leidenschaften des menschlichen Herzens ein Recht auf Befriedigung hätten, trug nicht minder zur Erschütterung der auf Gesetz, Herkommen und uralter Uebereinkunft beruhenden staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen bei, als die sophistischen Truggebilde des modernen Socialismus. — Angeregt durch Lamennais' religiösen Demokratismus, wendete sich George Sand in ihren spätern Schriften mehr den politischen und religiösen Ideen zu; so in „Spiridion"; „Horace"; „Consuelo" und „Gräfin von Rudolstadt". Im „französischen Handwerksburschen"; in „Johanna"; im „Müller von Angibault" u. a. suchte sie dann diesen socialistischen Gedankenkreis im Volke zu entwickeln. G. Sands neueste Romane (»la mare au diable«; »François le Champi«; »la petite fadette«; »les maîtres sonneurs«) stellen das Volksleben in der Provinz Berry in anziehender Weise und ohne sittengefährdende Tendenz dar.

Aurore Dupin, Enkelin einer natürlichen Tochter des bekannten Marschalls von Sachsen, wurde im Kloster erzogen und in ihrem achtzehnten Jahr ohne alle Neigung an den Herrn Dudevant verheirathet, dem sie zwei Kinder gebar. Ihre wechselvollen Lebensschicksale, ihre Jugendjahre, Umgebung und Bildungsgang, so wie ihr Urtheil über viele bedeutende Personen der künstlerischen, literarischen und politischen Welt, mit denen sie in Berührung kam, hat sie selbst unlängst in reizender Darstellung der Welt kund gethan. Ueberdrüssig dieses ehelichen Verhältnisses ohne Sympathie, verließ sie ihren Gatten und begab sich arm und hülflos nach Paris (1831), wo sie in Gemeinschaft mit ihrem Freunde Jules Sandeau sich mit literarischen Ar-

beiten befaßte. Ihr erstes Werk »Rose et Blanche« machte wenig Eindruck, desto größere Sensation erregte im nächsten Jahre (1832) ihr zweiter unter dem Druck der bittersten Sorgen verfaßter Roman „Indiana", in welchem „alle Leidenschaften und Zerwürfnisse, alle Schmerzen und Conflicte, alles Elend und alles Sehnen, Alles, was die moderne Gesellschaft bewegt, zu einem Gemälde vereinigt sind, das mit den einfachsten Mitteln die höchste Wirkung erreicht, in der Wahrheit bis zum Schrecken ergreifend, in seiner Form vollendet ist." Ein Scheidungsproceß, den sie hierauf unternahm, wurde zu ihren Gunsten entschieden; sie erhielt ihre Kinder und ein nicht unbeträchtliches Vermögen zurück. Nun lebte sie abwechselnd in Paris, auf dem Lande und auf Reisen. „Ein Sommer im Süden von Europa" sind Erinnerungen und Eindrücke ihres Aufenthaltes auf Majorka; ihre „Briefe eines Reisenden" gestatten einen Blick in ihr Gemüthsleben gleich den Bekenntnissen Rousseau's; in den „sieben Saiten" versteigt sie sich in die romantische Mystik und Symbolik. Im „Spiridion" wird auf ergreifende Weise gezeigt, „wie ein hoher Geist und ein edles Herz durch alle Pein, durch allen Jammer des Durstes nach Wissen, des Zweifels, des Unglaubens, der Verzweiflung und der Gleichgültigkeit zu einer geläuterten Ueberzeugung, zu einer freudigen Gewißheit, zu einer zugleich vernünftigen und christlich moralischen Weltanschauung hindurchdringt." Der Künstlerroman Consuelo ist vielleicht die reizvollste von allen Schöpfungen der genialen Verfasserin. Der Charakter der Heldin ist so rein, so geadelt, wie kein anderer ihrer Frauencharaktere, das Jugendleben in Venedig, die Flucht Consuelo's aus Böhmen nach Wien mit dem Knaben Joseph Haydn gehören zu dem Schönsten und Lieblichsten was die neuere Poesie in Frankreich geschaffen; dabei hat der Roman historischen Hintergrund, und spielt auf einem uns Deutschen bekannteren Boden, als die übrigen ihrer Werke. Nur tritt leider gegen Ende des Buches das phantastische und abenteuerliche Element schon sehr stark hervor und steigert sich in der Fortsetzung desselben, in der „Gräfin von Rudolstadt", zu einem unerträglichen Grad. Geistererscheinungen, Cagliostro's Schwarzkünste, Geheimbünde und Spuk aller Art machen dieses zweite Werk fast ungenießbar. Unter den jüngsten Produkten von George Sands Muse erwähnen wir noch „Cadio", eine Geschichte aus den Kämpfen in der Vendée und »Mademoiselle la Quintinie«. Das letztere ist geschrieben mit Rücksicht auf einen katholischen Tendenzroman Octave Feuillets »Histoire de Sybille« und will „einige der Ursachen darlegen, welche aufrichtige Geister und liebende Herzen auf eine andere Bahn führen können, als auf die der clericalen Partei."

Der Beifall, den George Sand durch ihre Tendenzromane fand, führte bald Andere auf dieselbe Bahn. Am nächsten an Ruhm, aber nicht an Tiefe und Gedankenfülle, steht Eugen Sue, der Sprößling einer wohlhabenden, in der medicinischen Welt rühmlich bekannten Familie aus der Provence. Nachdem er als Militärarzt Spanien kennen gelernt, dann Amerika und Griechenland bereist hatte, widmete er sich der Romanschriftstellerei und begründete zunächst den Seeroman in Frankreich. Aber weder durch diesen, noch durch den historischen Roman, dem er sich nachher zuwandte, erlangte er solche Berühmtheit, wie durch die an Zeitideen angelehnten und das Elend der Armuth und die Gräuel des Lasters schildernden Sittengemälde mit socialistischen Tendenzen. Unter diesen haben die „Geheimnisse von Paris"; „die sieben Todsünden"; der „ewige Jude" und „Martin der Findling" eine unglaubliche Verbreitung erlangt und nicht wenig zur socialistischen Revolution des Jahres 1848 beigetragen. — Nach dem Staatsstreich 1852 aus Frankreich flüchtig, starb er am 13. August 1857 zu Annecy in Sehnsucht nach dem Freudenleben in Paris, dem er von jeher sehr ergeben gewesen. — Emil Souvestre, der in seinen früheren Schriften die Gegensätze zwischen Armuth und Reichthum socialistisch-romantisch ausbeutete, hat in seinen neuesten „Familienromanen" einen harmlosern Stoff gewählt. Zu den fruchtbarsten Schriftstellern auf dem Gebiete der erzählenden und beschreibenden Literatur gehören die beiden Alexander Dumas, sowohl der Vater, den wir schon unter den Dramatikern kennen gelernt, als der Sohn. Des ältern Dumas Vater, ein verdienter General unter der Republik und dem Kaiserreich, starb frühe (1806), so daß Alexander nur eine dürftige Erziehung genoß, aber durch Talent und Fleiß holte er das Fehlende bald nach. Seine glänzendste Periode fiel in die Zeit des Julikönigthums, als ihm die Gunst der Familie Orleans und des Publicums lachte. Von ungewöhnlicher Productivität versah er die angesehensten Tagesblätter und Zeit-

Eugen Sue 1804—1857.

Souvestre 1808—54.

Alex. Dumas, Vater 1803—70.

Alex. Dumas, Sohn geb. 1824.

schriften mit Romanen, Novellen, Sitten- und Reisebildern, die er später als besondere Werke herausgab. Dahin gehören: „die drei Müsketiere"; „der Vicomte de Bragelone"; „der Graf von Monte Christo"; „die Königin Margot" u. a. Sein Hauptinteresse blieb jedoch stets der Bühne zugewendet; mehrmals trat er selbst an die Spitze von Theaterunternehmungen. — In gleichem Sinne wirkte sein Sohn, der mehrere seiner bekanntesten Romane („die Cameliendame" u. a.) in Bühnenstücke umwandelte. Die Zustände des Pariser Lebens und der französischen Gesellschaft, insbesondere die Demi-monde, bilden die breite Unterlage seiner Romane und Dramen. Vater und Sohn haben eine zahllose Menge oberflächlicher literarischer Produkte zu Tage gefördert, die zuletzt fabrikmäßig zusammengestellt wurden. Hat doch der ältere Dumas nach seinem eigenen Geständniß einen großen Theil der unter seinem Namen veröffentlichten Schriften gar nicht selbst verfaßt, sondern nur entworfen und zugerichtet. Noch eine Stufe unter Dumas steht Paul de Kock, der Liebling der unteren Schichten der Halbwelt in ganz Europa.

Zu diesen ältern Schriftstellern kommt unter dem zweiten Kaiserreich noch eine Reihe von Autoren, meistens von vorübergehender Bedeutung und von mehr als zweifelhaftem sittlichen Werth. So Edm. About (Grèce contemporaine; Rome contemporaine), Droz, Amedée Achard, Karr, Arago, Sardou, Ponson du Terrail u. A. Ehrenhafter sind Schriftsteller wie Victor Cherbulliez (»Isabella ou le roman d'une femme honnète), Octave Feuillet (»Historie de Sybille«; »roman d'un jeune homme pauvre«) und die beiden Elsaß-Lothringer Erkmann und Chatrian, die gemeinsam ihre vielgelesenen Novellen schrieben (»Le conscrit de 1813«; »Madame Therèse«; »l'ami Fritz«; »Histoire d'un paysan en 1789« ꝛc.). Alle diese Erzählungen spielen im Elsaß und der locale Hintergrund ist vortrefflich gezeichnet. Auch tritt das Zwitterdasein der Bevölkerung uns ohne Absicht der Verfasser deutlich entgegen. Sie selbst sind vollständig Franzosen und scheinen gar nicht zu empfinden wie unharmonisch sich auf diesem altgermanischen Boden mit deutschen Orts- und Personennamen, deutschen Sagen, deutschen Sitten die napoleonische Begeisterung, der Gleichheitsfanatismus französischer Revolutionen, kurz alle die neufranzösischen Anschauungen und Interessen ausnehmen, aus denen sie ihre Menschen handeln und denken lassen. — Sehr beachtenswerthe Werke sind in den sechziger Jahren anonym erschienen, die einen hochgestellten katholischen Geistlichen zum Verfasser haben, und in ergreifender Weise mit gründlichster Sachkenntniß viele der Mißbräuche, Conflicte und Immoralitäten, die eine naturgemäße Folge des Katholicismus sind, zur Darstellung bringen (Le maudit, le moine, la religieuse, le Jésuite u. s. w.). Ein Schriftsteller der letzten Jahre des zweiten Kaiserreichs ist Gustave Flaubert. Sein erster Roman »Salambo« ist ein Blut- und Intriguenstück aus der karthagischen Geschichte; von größerem kulturhistorischen Interesse ist »l'éducation sentimentale«, der Entwickelungsgang eines jungen Mannes in Paris, worin mit der nüchternsten Objectivität, ohne Schminke irgend welcher Art, ohne Sympathie und ohne Antipathie, aber mit genauester Kenntniß eine Welt des crassesten Egoismus geschildert wird, eine Welt ohne Gott, ohne Glauben an irgend welches Ideal, ohne Tugend und ohne Herz, mit dem alleinigen Streben nach Genuß, welcher Genuß aber den begierig danach Jagenden unter den Händen zerrinnt. Er erweist sich als leeres Phantom, das nicht zu fassen ist, das eitel Müh' und Kampf, Bitterkeit und Ermattung verursacht. Ueberall ist nur Lüge, Bosheit und Schlechtigkeit, nirgends eine Erhebung, bis zuletzt der Held des Romans „arm am Beutel, krank am Herzen" gänzlich leer ein leeres Leben weiter schleppt.

§. 998. **Geschichtschreibung.** Dieselbe Regsamkeit, die sich in der poetischen Literatur der Franzosen kund gibt, zeigt sich auch in den übrigen Gattungen, besonders in einer ausgedehnten journalistischen Thätigkeit. Eine Menge Zeitschriften, durch literarische Beigaben (Feuilleton) anziehender gemacht, nehmen die bedeutendsten schriftstellerischen Kräfte in Anspruch und dienen häufig zur Niederlage der neuesten Erzeugnisse im Roman, in Reisebildern (Marmier), in ästhetischer und kritischer Belletristik (Jules Janin, Taillandier u. A.). Vor Allem verdienen die Revue des deux mondes

und das Magazin pittoresque eine rühmliche Erwähnung. — In der Geschichtschreibung schritt man theils auf der durch Voltaire und Montesquieu begründeten Bahn des philosophischen Pragmatismus fort, indem einige, wie Franc. P. Guizot (Guizot 1787—1874.) („Culturgeschichte Frankreichs im Mittelalter"; „Geschichte der englischen Revolution" u. a. W.), den historisch zusammengetragenen Stoff hauptsächlich dazu benutzten, philosophische Ergebnisse und Ideen daraus zu ziehen; theils widmete man der Anordnung und Darstellung mehr Sorgfalt, wie Barante, der Verfasser der „Geschichte der Herzöge (Barante 1782—1865.) von Burgund" und der geistreichen „Geschichte der franz. Literatur im achtzehnten Jahrhundert" und die Gebrüder Thierry (Augustin, anfangs Saint-Simonist, später (Aug. Thierry 1795—1856.) erblindet, „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen"; „historische Briefe"; „Erzählungen aus den Zeiten der Merovinger" und Amédée Thierry, „Geschichte der Gallier" u. a. W.), deren durch gründliche Forschungen über die Natur und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Volksstämme unterstützte genetische oder beschreibende Geschichtsbücher neue Anschauungsweisen hervorbrachten. Zu ihnen kann auch der vielschreibende Capefigue, der Verfasser mehrerer umfangreichen Werke aus der französischen (Capefigue 1802—72.) Geschichte, gerechnet werden. Die erzählende, chronikartige Geschichtschreibung fand mehr fleißige als geistreiche Bearbeiter in Anquetil († 1808), Gallais und in dem Genfer Sismondi, welcher letztere, außer einer Geschichte Frankreichs (Sismondi 1773—1842.) und der italienischen Republiken des Mittelalters, auch eine Literaturgeschichte des Südens verfaßt hat. Jul. Michelet, der Verfasser einer weit (Michelet 1798—1874.) verbreiteten Geschichte von Frankreich, der als freisinniger Historiker in Schrift und Rede gegen den Jesuitenorden zu Felde zog, suchte den philosophischen Pragmatismus der ältern Schule mit der neuen, mehr kunstmäßigen (descriptiven) Richtung zu verbinden und in neuester Zeit durch das Buch: „die Bibel der Menschheit" die religiösen Vorstellungen der Völker zu durchdringen. Aehnliche halb philosophische, halb journalistische Schriftsteller sind auch Jules Simon (le travail, l'école u. a.) und Eugène Pelletan (la famille, la mère, ꝛc. la nouvelle Babylone ist ein Angriff gegen das zweite Kaiserreich). Geistreicher und mit mehr sittlichem Nachdruck hat Laboulaye die faulen Zustände dieser sechziger Jahre in seinen fesselnden kleinen Schriften Paris en Amérique, Prince Caniche u. a. gegeißelt. Große Anerkennung fand die „Geschichte Frankreichs" von dem republikanisch gesinnten Henri Martin, in welcher gründliche Forschung mit Wahrheitsliebe, Freimuth und (H. Martin geb. 1810.) gewandter Darstellung verbunden erscheinen. Eine gehaltvolle Schrift über den Krieg der Fronde rührt von dem Grafen St. Aulaire her; und über die Literaturgeschichte (St. Aulaire 1779—1854.) haben Raynouard, Fauriel, Ampère, Nisard, Ginguené († 1816, „Literaturgeschichte von Italien") und Sainte-Beuve werthvolle Arbeiten geliefert und gründliche Forschungen angestellt. Sainte-Beuve's Hauptwerk ist eine Geschichte von Port-Royal; seine Aufsätze, Kritiken und Recensionen, welche jeden Montag im Constitutionel zu erscheinen pflegten und jetzt in einer stattlichen Reihe von Bänden als »Causeries du lundi« gesammelt sind, gehören zu dem besten, was je in dieser Gattung geschrieben worden ist. Es sind wahre Musterstücke, sowohl durch die Feinheit und Klarheit des Stils als durch den Ernst der Auffassung und die Vielseitigkeit des Urtheils. Mit besonderer Vorliebe wendete sich die französische Geschichtschreibung der Revolution und dem Kaiserreich zu. F. A. A. Mignet hat in einer gedrängten Darstellung dieser großen (Mignet geb. 1796.) Geschichtsepoche mit logischem Geist und fatalistischer Anschauung nachgewiesen, wie jede einzelne Erscheinung als nothwendige Folge vorangegangener Ursachen unvermeidlich eintreten mußte, und Ad. Thiers hat sich durch seine ausführliche „Ge- (Thiers 1797—1877.) schichte der Revolution" den Weg zu der hohen Stellung gebahnt, die er seit 1830 in Frankreich eingenommen hat. Seine spätere „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" ist, gleich Bignons diplomatischer Geschichte dieser Zeit, eine rhetorische Parteischrift voll französischer Ruhmredigkeit. Im Gegensatz zu Thiers trat P. Lanfrey in seiner „Geschichte Napoleons des Ersten" den herr- (Lanfrey 1828—1877.) schenden Anschauungen der Franzosen über das erste Kaiserreich vielfach entgegen, indem er nachzuweisen suchte, daß der Begründer des Bonapartismus seine geistige und militärische Ueberlegenheit nur zur Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Herrsch-

sucht gebraucht und in egoistischer Rücksichtslosigkeit die französische Nation zu einer ungerechten, treulosen Politik gegen andere Völker fortgerissen habe. Ohne die persönliche Genialität Napoleons zu verkleinern, stellt er denselben als einen Mann dar, der nur mit den Realitäten des Lebens rechnete, Gewalt allenthalben über Recht stellte und die Menschen blos als Werkzeuge für seine Zwecke behandelte, und macht es seinen Landsleuten zum Vorwurf, daß sie vom äußern Ruhm geblendet dieses Hinwegsetzen über alles Staats- und Völkerrecht, diese Verachtung aller Idealität und Menschenwürde, geduldet und gefördert hätten und noch jetzt, trotz dieser inneren Gebrechen, das erste Kaiserthum als die Glanzperiode der französischen Geschichte bewunderten und feierten. „Es ist dem heutigen Geschichtschreiber nicht mehr möglich", läßt er sich im dritten Buch vernehmen, „im engern Sinn des Wortes „national" zu sein. Die Liebe zum Vaterlande ist bei ihm die Liebe zur Wahrheit. Er gehört nicht einer Race, einem Lande — er gehört allen Ländern an und spricht im Namen der allgemeinen Civilisation; er vertritt die Interessen aller Nationen, die Interessen der Menschheit, und sein Volk ist das Volk, das diesen am besten dient." Auch der als Förderer aller humanen Ideen in Frankreich hochverdiente Staatsmann Ch. Tocqueville, der in Amerika und England das Wesen und die Wirkungen volksthümlicher Staatsformen kennen gelernt und seinen Landsleuten in gediegenen Schriften im Geiste Montesquieu's dargelegt hat („über die Demokratie in Amerika" u. a. W.), machte sich durch historische Werke („Geschichte Ludwigs XV."; „das alte Regime und die Revolution" u. a.) berühmt, und Louis Blanc's „Geschichte der zehn Jahre" (1830—1840) und Geschichte der franz. Revolution waren, wie auch seine übrigen socialistischen Schriften, von großem Einfluß auf die Februar-Revolution. Von den zahllosen „Denkwürdigkeiten" berühmter Männer und Frauen, welche eine beliebte Unterhaltungslectüre der Franzosen bilden und daher in wuchernder Menge zum Vorschein kommen, haben nur wenige literarischen Werth, so reich auch manche an interessanten Einzelnheiten und Begebenheiten sein mögen. Auch für diese Gattung ist die ruhmreiche Periode der Napoleonischen Herrschaft eine ergiebige Quelle.

Tocqueville 1805—59.

Louis Blanc 1813—1882.

9. Die neuere Kunst.

1. Die bildende Kunst.

§. 999. Auch die bildende Kunst nahm seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung und entfaltete ein reiches, vielseitiges Leben. Wie in der gesammten Literatur gibt sich auch in der Malerei und Plastik das Streben kund, sich der Fesseln zu entledigen, womit ein starrer Regelzwang und die Macht der Convenienz und Mode den freien Flug der Phantasie so lange gehemmt hatte. Dieser Aufschwung ging hauptsächlich von Deutschland aus. Wir haben dargethan, wie zuerst Winckelmann und Lessing an der Hand der Antike neue Kunstanschauungen geweckt, neue Gesetze der Aesthetik begründet, neue Ideale aufgestellt haben; wir haben angedeutet, welche Thätigkeit der kunstsinnige Goethe in allen Gebieten der schönen Kunstdarstellung hervorgerufen, wie belebend Schillers edler Geist auf alle idealen Richtungen und Bestrebungen eingewirkt, wie durch Heinse und noch erfolgreicher durch J. J. Rousseau auf die Natur als die echte Mutter und Lehrmeisterin aller Kunst hingewiesen und somit die Nachbildung der Antike ein frischer Naturalismus als erwärmender Gegensatz zur Seite gestellt worden. Diese mächtige Anregung verfehlte ihre Wirkung nicht bei einem nach Abwerfung ausgelebter Formen und nach freier Geistesthätigkeit so eifrig ringenden Geschlechte. Und so sehen wir denn aus verschiedenen Richtungen und Versuchen sich allmählich eine Kunstblüthe entwickeln, welche sich an die große Vergangenheit des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts würdig anreiht, ja in der Mannichfaltigkeit der Gegenstände und in der Freiheit der Behandlung dieselbe übertrifft. Denn während jene ältere Kunst hauptsächlich im Dienste einer herrschenden Kirche stand, hat die neue, gereift unter der Einwirkung protestantischer Religionsbegriffe und getragen von

einer umfassenden Weltbildung, das weite Gebiet der Geschichte, Sage und Poesie zum Feld ihrer Thätigkeit gewählt und dabei das reiche Natur- und Volksleben in der ruhigen und aufgeregten Erscheinung zu idealen Kunstgebilden ausgebeutet. Dadurch traten der Historienmalerei die Landschaft und das Genre als ebenbürtige Gattungen zur Seite; in der Architektur ging man auf die antiken Vorbilder zurück und errichtete nach ihren Gesetzen und mit freier Anwendung ihrer harmonischen Linien, Formen und Säulenpracht großartige Bauwerke, die von dem kunstgeschichtlichen Bildungsstand des Zeitalters ein würdiges Zeugniß ablegen, und in der Bildnerei, die dem neuerwachten geschichtlichen Bewußtsein und Nationalgefühl der Völker einen kräftig wirkenden Ausdruck geben sollte, suchte man die antike Schönheit und Realität mit der modernen Geistes- und Gemüthswelt zu vereinigen.

Die Romantik, deren Ziele und Wirksamkeit wir kennen, bereicherte, wie das Leben und die Literatur, so auch die Kunst mit neuen Anregungen, Bestrebungen und Ideen; und wenn gleich diese Richtung im Ganzen und Allgemeinen als eine krankhafte Erscheinung, als ein Rückschritt in dem geistigen Bildungsgang bezeichnet werden muß, so hat sie doch auch ihre heilsamen Folgen gehabt: indem sie der klassischen Richtung einen Gegensatz aufstellte, hemmte sie die einseitige Exclusivität; die Wiederbelebung mittelalterlicher Ideen und Vorstellungen hatte neben der ungesunden Begeisterung und Hinneigung zu einem abgestorbenen Kirchenthum und Ritterthum auch die Wirkung, daß der Sinn für die nationale Vergangenheit, für die vaterländische Geschichte geweckt wurde; daß man die heilige Geschichte und die religiösen Traditionen wieder der Kunst zugänglich machte und neben den klassischen Bauwerken auch gothische Kirchen errichtete oder ausbaute (Kölner Dom), alte Ritterburgen herstellte, altdeutsche Bilder und Gedichte sammelte. Aeußere Umstände kamen dieser Richtung fördernd entgegen: „Es war die Zeit der Knechtschaft unter französischen Waffen, in der man im Gebiete des Geistes diejenige Freiheit zu suchen genöthigt ward, deren man nach Außen entbehrte, in der man sich an dem Glanze der Vorzeit wieder aufzurichten strebte und aus der geistigen Tiefe derselben Kraft und Stärke zum Widerstande in sich aufnahm." War es auch eine Verkehrtheit, wenn Friedrich Schlegel, Tieck u. A. in Raphael und Michel Angelo schon die Spuren des Verfalls erblickten und, die Verwirklichung ihrer Ideale in der Vergangenheit suchend, die Nachbildung der vom Geiste des Christenthums beseelten Kunst des Mittelalters als den einzig richtigen Weg darstellten und statt der Antiken die in Zeichnungen und Formen so unvollkommene vorraphaelische Kunstzeit als Vorbild empfahlen, so bereicherte die Romantik andererseits das Kunstgebiet mit neuen Elementen, legte den Ideen, dem inneren Sinn und Gedanken höhere Bedeutung bei, entfaltete ein tieferes Gemüths- und Seelenleben und verhinderte, daß über der formalen Vollendung der geistige Inhalt vernachlässigt ward. So kämpften die beiden Schulen, die klassische und die romantische, eine Zeit lang um die ausschließliche Herrschaft, bis man zu der Einsicht kam, daß beide, richtig verstanden und richtig angewendet, gleiche Berechtigung in sich trügen, daß das Fehlerhafte nur in ihrer Einseitigkeit und ausschließlichen Geltung bestände, und man sich zu einem Vergleich vereinigte, beruhend auf der Gemeingültigkeit des Grundsatzes: „daß nur das im Geiste Ergriffene und wahrhaft Empfundene als wahre Kunstdarstellung erscheinen kann, daß aber dazu auch nothwendig Vollkommenheit der Form gehöre, als deren Basis gründliche und richtige Zeichnung zu betrachten sei."

Romantische Kunst.

A. Malerei.

§. 1000. Gegensätze und Kampf. Schon in der eklektischen Schule von Bologna (§. 558) war das Streben nach Effect für die Sinne die vorherrschende Richtung. Darin lag der Keim der Entartung, die bald mit Macht in die gesammte Kunst einbrach. Pietro da Cortona, Andrea Sacchi und Carlo Maratta waren die letzten Nachzügler der großen Kunstperiode Italiens, in denen wenigstens noch technische Geschicklichkeit hervortrat. Bald folgte eine Zeit der Unnatur und Oberflächlichkeit,

Pietro da Cortona 1596—1669. Sacchi 1599—1661. Maratta 1625—1713.

welche die Malerkunst einem gänzlichen Verfall entgegenführte und sie in den Dienst einer verkehrten Geschmacksrichtung herabwürdigte. Dieser Verfall ging dem sächsischen Hofmaler Ismael Mengs zu Herzen, und er beschloß, seinen ältesten Sohn zum Maler heranzubilden und ihn durch Unterricht und Studium zum Wiederhersteller der Kunstbildung zu befähigen. Er gab ihm den Namen Raphael und suchte ihn von früher Jugend an durch Anstrengung seiner Kräfte und durch Hinweisung auf die großen Vorbilder zu dem hohen Berufe vorzubereiten. Und in der That erreichte Raphael

Raphael Mengs 1728—79.

Mengs die Höhe der Kunstvollendung, soweit sie durch Fleiß, Studium und gute Vorbilder erlangt werden kann. Nur der angeborne Genius, die göttliche Gabe, die jeder echten Künstlergröße innewohnen muß, ging ihm gänzlich ab. Wie sehr daher auch der Name des sächsischen Malers bei den Zeitgenossen in Ehren stand, so daß die Höfe von Dresden und Rom, von Neapel und Madrid wetteiferten, ihn durch Jahrgehalte und Auszeichnungen in ihre Nähe zu ziehen und auf die Dauer zu fesseln; die Nachwelt ehrt in ihm mehr den Begründer eines reineren, von dem Studium der Antike und der Nachahmung der großen Meister ausgehenden Kunstgeschmacks, als den Schöpfer bedeutender Kunstwerke. Seine Gemälde lassen bei aller Correctheit in Zeichnung und Behandlung den Beschauer kalt. Wie Winckelmann trat auch Raphael Mengs zur katholischen Kirche über. — Unter seinen zahlreichen in Deutschland, Italien, Spanien und andern Ländern verbreiteten Werken ist das in Fresco ausgeführte Deckengemälde in der Villa Albani zu Rom, „der Parnaß" genannt, am berühmtesten.

Schule von Mengs.

War auch Mengs keineswegs ein genialer Künstler und weder durch fruchtbare Phantasie noch reiche Erfindungsgabe hervorragend, so wirkte er doch vortheilhaft auf die Entwickelung der Kunst ein, indem er die herrschende Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit verdrängte und der idealen Schönheit und formalen Correctheit Haltung verschaffte. Und so anregend war sein

Batoni 1708—87.

Beispiel, daß selbst sein Gegner Pomp. Batoni in Rom („Sturz des Zauberers Simon") sich der neuen Richtung des strengeren Stils nicht zu entziehen vermochte, und in Deutschland eine

Angel. Kauffmann 1742—1808.

Anzahl namhafter Künstler sich theils an ihn anschloß (wie Angelica Kauffmann aus Chur, eine durch heitere und gefällige Form und Farbenbehandlung ausgezeichnete Künstlerin, wenn gleich hie und da weich bis zur Sentimentalität und anmuthig bis zur Süßlichkeit, wie der

Füßli 1742—1825.

Züricher Joh. Heinr. Füßli u. A. m.), theils auf der von ihm und Winckelmann gezeigten Bahn weiter schritt und mit kühnerer Hand die Früchte vom Baume der Antike zu brechen unter-

Chodowiecki 1726—1801.

nahm. Auch die realistische Richtung, die sich bei Dan. Nic. Chodowiecki und bei dem Landschaftsmaler Phil. Hackert kund gab, hat ihren Ursprung in der sorgfältigeren Beobachtung der Außenwelt, in den gründlicheren Studien nach der Natur und nach Modellen und in der getreuen Nachahmung der Wirklichkeit, die durch Mengs als Grundbedingung aller Kunstthätigkeit aufgestellt wurden. Chodowiecki aus Danzig verdankte seinen Ruhm vornehmlich den kleinen Zeichnungen (Radirungen), womit er die literarischen Werke seiner Zeit ausstattete und die ein treues Bild der Gestalten und Physiognomien, der Trachten, Gewohnheiten und Sitten der damaligen Gesellschaft, häufig mit einem Anflug von Ironie und Spott, darbieten, ein Schatz-

Hackert 1737—1807.

kästlein individueller Beobachtungen und deutscher Gemüthlichkeit; und Hackert aus Prenzlau förderte die Landschaftsmalerei durch die treue, sorgfältige und geschickte Zeichnung der Naturgegenstände, besonders des Baumschlags.

Die mechanische Kunstrichtung und Carstens' Reaction dagegen.

Diese Kunstrichtung hatte indessen auch ihre Gefahren und Abwege. Man legte der Einbildungskraft und dem schöpferischen Vermögen zu geringen Werth bei und hielt sich ausschließlich an die Nachahmung, an das genaue Studium der Wirklichkeit, an die getreue Darstellung der Modelle. Am weitesten ging in dieser Richtung die von David begründete klassische Schule in Frankreich, bei welcher die Nachahmung der Antike, verbunden mit Studien nach der Natur, nach Modellen und nach dem Theater, den Grundcharakter bildete, über welchen dann ein künstliches, leidenschaftliches Pathos ausgegossen ward. So entstanden Werke, „deren Verdienst lediglich in gut ausgeführten Theilen und in technischer Geschicklichkeit bestand, die aber des wahren Lebens und der organischen Einheit entbehrten, die künstlich zusammengesetzt, aber nicht gleichsam aus Einem Ergusse

des Geistes hervorgebracht waren." Man strebte die Wirklichkeit nach den Idealen der Antiken zu verbessern und ersetzte den Mangel an schöpferischer Phantasie durch künstliche Reflexion des Verstandes und durch gezwungenen dramatischen Ausdruck. Dieser mechanischen Methode trat ein junger Mann aus Schleswig, Asmus Jacob Carstens, mit Kraft und Entschiedenheit entgegen, ein Künstler, „dessen kurzes Leben eine Reihe von Drangsalen war, in welche kaum ein anderer Schein des Glücks gefallen ist, als das klare Bewußtsein des Künstlerberufes". Statt die Antiken abzuzeichnen und sich mechanisch ihre Formen anzueignen, versenkte er sich in aufmerksames Anschauen derselben und suchte den Totaleindruck seinem Geiste und Gedächtniß so einzuprägen, daß er sie in freier Darstellung zu reproduciren vermochte. Mit einer fruchtbaren und wahrhaft dichterischen Einbildungskraft begabt, gelangte Carstens auf diesem Wege dahin, die antike Kunstwelt mit Freiheit in das Leben zurück zu führen, in den Geist der Alten einzudringen, ohne bei ihnen Knechtsdienste zu thun. Aber er hatte wenig Freunde und viele Gegner. Wie sehr auch Karl Ludwig Fernow, nachmals Bibliothekar in Weimar, Carstens' Ansichten und Leistungen zur Geltung zu bringen suchte, die Stimmen seiner Neider und Widersacher, unter denen der „Maler Müller" in erster Linie stand, waren mächtiger. Verkannt und wenig beachtet, fand er nicht die nöthige Unterstützung zu großen Compositionen in Oel oder al fresco. Von Armuth und Krankheit niedergebeugt, starb er in jungen Jahren in Rom. Erst das nachgeborne Geschlecht erkannte seine hohe Begabung.

Carstens 1754—98.

Fernow † 1808.

Die künstlerische Hinterlassenschaft von Carstens besteht ausschließlich in Zeichnungen und Aquarellmalereien, wovon die bedeutendsten sich in Weimar befinden. Es sind meistens Motive aus der antiken Götter- und Heroenwelt, mit Freiheit und geistiger Selbstthätigkeit dargestellt, z. B. „der Argonautenzug"; „die Nacht mit den Schicksalsgottheiten"; „Homer als Sänger vor dem Volke"; „das goldene Zeitalter" u. a. Daß bei solchem Verfahren einzelne Fehler in der Zeichnung der Formen vorkommen mußten, war natürlich, und diese Fehler und Ungenauigkeiten dienten den Gegnern zur Folie ihrer Kritik.

Carstens hatte den Weg gezeigt, auf dem der Kunst Wahrheit und Würde wiedergewonnen werden könnte. Durch seine Anregung erwachte daher bald ein lebendiger Geist unter den deutschen Künstlern. Joseph Anton Koch, Sohn eines Tyroler Bauern aus dem obern Lechthal, in der Karlsschule in Stuttgart erzogen und an der großen Alpenwelt der Schweiz herangebildet, empfing von dem norddeutschen Künstler, mit dem er in Rom in der innigsten Freundschaft lebte, die Begeisterung für das Alterthum und für Dante's göttliche Komödie.

Schule von Carstens.

Koch 1768—1839.

Nach dem letztern Werke machte er eine Reihe von Zeichnungen und einige größere Compositionen al fresco (in der Villa Massimi), die von einer eigenthümlichen, großartigen Phantasie Zeugniß geben. Neben dem Florentiner Dichter waren es vornehmlich die griechische Mythologie und das Alte Testament, von denen er sich zu bildlichen Darstellungen angezogen fühlte. Doch beruht Kochs künstlerischer Ruhm hauptsächlich auf seinen landschaftlichen Zeichnungen, Radirungen und Gemälden, häufig durchwoben mit Scenen aus der Mythologie oder aus dem Leben der alten Völker. Am gelungensten sind seine Bilder aus der Umgegend von Rom.

Gottlob Schick aus Stuttgart wurde gleichfalls durch Carstens auf die neue Bahn geführt. Aber in der Schule von David, die er zuvor durchgemacht, hatte er sich eine größere technische Meisterschaft angeeignet, als der schleswigsche Jüngling, daher er demselben in der vollkommenen Ausbildung des Ganzen der Malerkunst eben so sehr überlegen war, als er ihm an Reichthum der Erfindung nachstand.

Schick 1779—1812.

Zu seinen ersten Werken hatte Schick den Stoff aus dem Alten Testamente und aus der Mythologie gewählt („David vor Saul auf der Harfe spielend", „das Opfer Noa's" und das herrliche Bild „Apollo unter den Hirten"). Als er sich, angeregt von Tieck, Schlegel u. A., der neuromantischen Richtung zuwendete, ging seine Erdenlaufbahn in jungen Jahren zu Ende, auch hierin seinem Freunde Carstens ähnlich. — Schick's Landsmann Eberhard v. Wächter aus Bahlingen schöpfte gleichfalls die Motive für seine Gemälde mit Vorliebe aus der Mytho-

Wächter 1762—1842.

logie, aus dem Alten Testament und aus der Geschichte des Alterthums. Er theilte mit Carstens die begeisterte Liebe zur Kunst und eine schöpferische Phantasie, stand ihm aber nach an großartigem Formsinn und an klarem Gedankenausdruck. Zu seinen berühmtesten Werken gehört „Hiob und seine Freunde". Auch der Landschaftsmaler J. Christ. Reinhart aus dem Voigtlande, dessen Bilder (besonders aus der Umgegend von Rom) das Große und Bedeutsame der Natur in harmonischer Ausführung darstellen, und der jüngere J. Heinr. Tischbein, in verschiedenen Werken nach antiken Vasengemälden, gehörten dieser Richtung an. Dagegen hielt sich der Oheim des Letzteren gleichen Namens in seiner „Hermannsschlacht" an die französische Schule.

Reinhart 1761—1846. J. H. Tischbein d. ä. 1722—89. Tischbein d. j. 1751—1829.

Die romantische Kunst.

§. 1001. Sieg der Romantik. Der klassischen Kunstrichtung traten zuerst eine Anzahl deutscher Künstler entgegen, die sich im Anfang unseres Jahrhunderts in Rom zusammenfanden und ihre innere Uebereinstimmung durch ein klösterliches Zusammenleben und durch gemeinsame Studien und Ausführungen kund gaben. Ganz in die Ideen Schlegels und Tiecks eingehend, widmeten sie ihre Kunst ausschließlich christlich-religiösen Darstellungen nach dem Vorbilde altdeutscher und altitalienischer Gemälde. Mehrere von ihnen bezeichneten ihre Erweckung für die neu-romantische Kunstrichtung durch ihren Uebertritt in die katholische Kirche. An der Spitze dieser christlich-frommen Künstlergenossenschaft stand Friedrich Overbeck von Lübeck, ein Mann von sanfter weicher Natur, der die Mythologie als „Abgötterei" verabscheute und, der antiken Kunst und Poesie sich ferne haltend, seine Gegenstände ausschließlich aus dem Gebiet der christlichen Religion und Legende wählte, der aber, „mit der alterthümlich schlichten Darstellungsweise, mit dem Ausdruck tiefster Frömmigkeit, eine solche Anmuth und Holdseligkeit in der Bildung der Gestalten zu entwickeln gewußt, daß der Mehrzahl seiner Werke die innigste Anerkennung nicht gefehlt hat". Aber bei der vorherrschenden Unsinnlichkeit seiner Bilder, die sich bis zur Allegorie steigerte, ging die Kraft und der Sinn für das Große und Gewaltige verloren. In der Kirche hat er, wenn auch nicht eine Erhebung seiner Kunst, so doch die seiner Natur entsprechende Richtung und den Frieden seines kindlichen Herzens gefunden.

Overbeck 1789—1869.

Unter seinen zahlreichen Oelgemälden christlich-religiösen Inhalts („der Einzug Christi in Jerusalem"; „Christus bei Martha und Maria"; „Erweckung des Lazarus"; die „Krönung Mariä"; eine Reihe von Zeichnungen zur biblischen Geschichte und zu den Evangelien, der Bilderkreis von den „sieben Sacramenten" u. v. a.) gibt das große Bild im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. „der Bund der Kirche mit den Künsten" von den Vorzügen und Mängeln des Künstlers, von der Schönheit und Formvollendung in Composition und Colorit, wie von der Monotonie und Leblosigkeit in den Motiven und Geberden, den anschaulichsten Begriff. Er hatte dabei die Absicht, den Entwickelungsgang der Kunst unter dem Einfluß der christlichen Religion im Bilde zu zeigen. Auch durch Gemälde in Fresco hat sich Overbeck berühmt gemacht. In der erwähnten Villa Massimi in Rom hat er eines der Zimmer mit einer Reihe von Darstellungen aus Tasso's befreitem Jerusalem geschmückt.

Wie in Overbeck die weiche, ausschließlich religiöse Gefühlsrichtung ihren Vertreter fand, so die freiere, kräftigere Stimme der Romantik in Peter Cornelius aus Düsseldorf. Sohn des Akademie-Inspectors, ist er unter künstlerischen Eindrücken aufgewachsen. Angeregt und ermuntert von den Brüdern Boisserée, gab er zuerst während seines Aufenthaltes in Frankfurt (1808—1811) in den „Federzeichnungen zu Goethe's Faust" einen Beweis von seiner fruchtbaren Phantasie, wie von seiner technischen Fertigkeit. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Rom erwarb er sich durch seine trefflichen Zeichnungen zu dem Nibelungenliede und durch seine Fresken in der Wohnung des preußischen Consuls Bartholdi und in der Villa Massimi die großartige Compositionsgabe, die er später in den Meisterwerken entfaltete, welche er im Auftrage König Ludwigs von Bayern in München und in der Folge in Berlin ausführte. Dabei bewahrte er sich eine freiere religiöse Richtung; die Conversionen der Romantiker fanden an ihm, einem Katholiken von Geburt, einen scharfen Gegner.

Cornelius 1783—1867.

Ein doppelter Ruf führte Cornelius im J. 1819 nach Deutschland zurück: im Sommer arbeitete er in der neuerbauten Glyptothek zu München, die er mit Frescomalereien mythologischen Inhalts (aus dem Trojanerkrieg u. a.) schmückte, und im Winter wirkte er als Director an der Düsseldorfer Maler-Akademie. Von jenen Fresken urtheilt Förster: „der Stil ist edel und großartig; in den vollen, breiten und schönen, bei aller Idealität durch und durch körperhaften Formen der Antike verwandt, in der Gewandung überall neu, eigenthümlich, phantasiereich, geschmack- und ausdrucksvoll.“ Dabei hat er die Kunst der Arabeske in den Wandverzierungen erneuert. Nach Vollendung der Glyptothek übernahm Cornelius die Ausmalung der Ludwigskirche und zugleich die Bilder für die Loggien der Pinakothek. Dort hat er über die Lehre von Gott und sein Verhältniß zum Menschen eine Anzahl herrlicher Wand- und Deckengemälde ausgeführt, die in dem „jüngsten Gericht“ ihren Abschluß fanden. Den Corridor vor den Sälen der Pinakothek verherrlichte er mit Bildern kunstgeschichtlichen Inhalts. Im J. 1825 als Director der Akademie nach München berufen, lebte und wirkte er ausschließlich in jener Kunststadt bis zum J. 1841, wo er sich, einem Rufe des kunstliebenden Königs Friedrich Wilhelm IV. folgend, in Berlin niederließ. Hier ist er seitdem mit umfassenden Arbeiten beschäftigt gewesen (Fresken in der Vorhalle des Museums; Zeichnungen für den als Pathengeschenk des Prinzen von Wales bestimmten „Glaubensschild“ und in der Friedhofhalle [Campo santo] des neuen Domes), zu deren Composition er öfters seinen Aufenthalt in Rom genommen hat. In den letzten Arbeiten hat er die christlichen Glaubenslehren in einer Reihe von Bildern in protestantischer Auffassung mit Freiheit und Klarheit dargestellt.

Neben Overbeck und Cornelius gehören noch dem neuromantischen Künstlerkreise an: Wilhelm Schadow (Sohn des Bildhauers Joh. Gottf.), Philipp Veit von Berlin, beide zur katholischen Kirche übergetreten, und Julius Schnorr von Leipzig. Der erste wurde im Jahre 1826 Cornelius' Nachfolger in der Kunstakademie zu Düsseldorf, wo er eine Reihe von Schülern um sich sammelte, welche durch ihre Leistungen in der Historienmalerei, wie in der Landschaft bewirkten, daß die „Düsseldorfer Schule“ der Münchner unter Cornelius und seinen Jüngern ebenbürtig zur Seite trat. Weniger befähigt zu großartigen Compositionen, aber ausgezeichnet durch treues und liebevolles Naturstudium, widmete sich Schadow mit besonderer Vorliebe der Oelmalerei und suchte seine Meisterschaft mehr in wählerischer Nachbildung der Natur, als im freien Schaffen („Gebet Christi am Oelberg“; „die thörichten und die klugen Jungfrauen“ u. a. W.); Phil. Veit (durch seine Mutter Dorothea Enkel des Philosophen Mendelssohn und Stiefsohn von Friedrich Schlegel) ließ sich nach einem längeren Aufenthalt in Rom, wo er sich durch seine Fresken in der Villa Massimi und durch sein Altarbild „Maria als Himmelskönigin“ bekannt machte, in Frankfurt a. M. nieder. Hier wirkte er als Director des Städel'schen Instituts thätig im Geiste der Romantik, bis er im J. 1843 seine Stelle niederlegte. Sein Meisterwerk ist das große Frescogemälde „die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum“ und als Nebenbilder: „Italia und Germania.“ Jul. Schnorr v. Carolsfeld, Sohn des Directors der Zeichenakademie in Leipzig, beurkundete seine reiche Phantasie und seine poetische Auffassung zuerst in den Fresken aus Ariosto's rasendem Roland, womit er die Villa Massimi ausschmückte. Nachdem er noch durch mehrere Oelgemälde („die Hochzeit zu Cana“; „Lasset die Kindlein zu mir kommen“) seinen Ruhm begründet, erhielt er die Professur der Historienmalerei an der Akademie zu München und den Auftrag, fünf Prunkgemächer im Erdgeschoß des neuen Residenzschlosses mit Fresken aus dem „Nibelungenliede“ und die „Kaisersäle“ im Königsbau mit historischen Bildern zu verzieren, eine Aufgabe, der er sich mit Glück und Erfolg unterzog. Im J. 1846 folgte er dem Rufe als Director der Kunstakademie nach Dresden. Auch der talentvolle Genre- und Landschaftsmaler Carl Fohr von Heidelberg, der als dreiundzwanzigjähriger Jüngling in der Tiber beim Baden ertrank, gehörte, wie der Züricher Ludw. Vogel („Heimkehr der Schweizer nach der Schlacht von Morgarten“), Karl Vogel aus dem Erzgebirge u. A., dem romantischen Künstlerkreis an.

W. Schadow 1789–1862. Veit 1793–1877. Schnorr 1794–1872. Fohr 1795–1818.

Um die bedeutendsten dieser Männer hat sich eine zahlreiche Schule jüngerer Künstler gesammelt, die, bald den Fußstapfen der Meister folgend, sich enge an die Vorbilder anschlossen,

Overbecks Schule.

bald die empfangene Lehre und Anregung an freien Schöpfungen fortbildeten. So entstanden in Deutschland Künstlerschulen, die im Wetteifer, einander zu überbieten und ihre Geschmacksrichtung zur Geltung zu bringen, das Interesse für die schönen Künste weckten und förderten. Die geringste Zahl unbedingter Anhänger zählte Overbeck's exclusiv christlich-romantische Anschauung. Die Benennung „Nazarener", die ihnen nicht ohne eine Beimischung von Spott zugelegt ward, bewies, daß ihr Streben nur von Wenigen anerkannt wurde. Philipp Veit
Steinle 1810–60. und Joh. Eduard Steinle aus Wien, beide in Frankfurt a. M. thätig, sind die getreuesten Verehrer des Altmeisters in Rom geblieben. Von dem Talent des letzteren geben die „Bergpredigt" und das „Paradies" in der Kapelle der Burg Rheineck und eine Anzahl religiöser Oelgemälde in verschiedenen Kirchen einen schönen Beweis. Auch der österreichische Künstler Führich aus Böhmen hielt sich an die christliche Romantik und an die alten Meister Italiens; dagegen ging Karl Rahl aus Wien († 1865) frühzeitig zur freieren vielseitigen Historienmalerei über, in der er eine fruchtbare klare Phantasie und große Arbeitskraft entfaltete. Der
Rethel 1816–59. jung verstorbene Alfr. Rethel von Aachen, dessen Frescobilder aus dem Leben Karls des Großen im Rathhaussaal seiner Vaterstadt, sowie die von Robert Reinick unter dem Titel „Auch ein Todtentanz" bekannt gemachten Zeichnungen aus der Revolutionszeit vom J. 1848 von großer Begabung zeugen, schloß sich an Veit an.

Schule von Cornelius. §. 1002. Deutsche Malerschulen. Am bedeutendsten war der Einfluß von Cornelius auf die gesammte neuere Kunst. Ihm verdanken die beiden größten Kunstschulen der Gegenwart in Düsseldorf und München ihre erste Blüthe. Hat sich auch jene in der Folge unter der Leitung von Wilh. Schadow eine eigene selbständige Bahn gebrochen, so blieb in der letzteren sein kräftiger Geist stets der eigentliche Leitstern.
Düsseldorfer Schule. Erste Periode. Schon in jener ältern Zeit gingen aus der Düsseldorfer Schule eine Anzahl namhafter Künstler hervor, die sich seitdem einen ehrenvollen Namen erworben haben, wie Wilh. Kaulbach, Hermann Stilke, Jacob Götzenberger (Fresken in Bonn und Baden-
Schorn 1803–50. Baden), E. Förster, Karl Schorn („Wiedertäufer vor Gericht"), Neffe des bekannten Kunstschriftstellers gleichen Namens, Karl Hermann („Geschichte des deutschen Volks in Bildern"), Bernh. Neher („Schillerzimmer im Weimarer Schloß"), Eugen Neureu-
Zweite Periode. Hübner 1806–1882. Bendemann geb. 1811. (in Dresden). ther u. A. m. Und auch in der zweiten Periode unter Schadow hat die Düsseldorfer Akademie Maler vom ersten Rang geliefert, wie Julius Hübner von Oels und Eduard Bendemann aus Berlin („die trauernden Juden"; „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem"), beide später nach Dresden berufen, wo sie neben Schnorr an der dortigen Akademie eine erfolgreiche Wirksamkeit entfalteten. Bendemann schmückte das Schloß mit einer Anzahl von Frescobildern aus der Geschichte; von Hübners Gemälden erlangten die zwei historischen Charakterbilder, Karl V. im Kloster und der sterbende Friedrich II. in Sanssouci, so wie auch das Reformationsbild „Disputation von Leipzig" verdientes Lob; und Schnorr hat in seiner „Bibel in Bildern" der deutschen Nation ein unsterbliches Werk voll frischer kräftiger Züge geliefert, das, durch die Holzschnitzkunst vervielfältigt, an weiter Verbreitung nur durch die lebensfrischen, treu gemüthvollen
Richter geb. 1803. Darstellungen des deutschen Volks- und Familienlebens von Ludw. Richter (Illustrationen zu Volks- und Studentenliedern; zu Grimms Volksmärchen; „Erbauliches und Beschauliches"; „Für's Haus" u. a.) übertroffen ward. — Die erste Stelle aber unter
Lessing 1808–1880. den Historienmalern der Düsseldorfer Schule nimmt Karl Fr. Lessing aus Breslau ein („das trauernde Königspaar"; „Lenore"; „Huß vor dem Concil"; „Huß vor dem Scheiterhaufen"; „die Hussitenpredigt"; „Ezzelino im Gefängniß"; Gefangennehmung des Papstes Paschalis II." u. a. m.). Im J. 1858 folgte Lessing einem Rufe nach Karls-
Schirmer 1807–1863 (in Karlsruhe). ruhe, wo er neben dem (seitdem gestorbenen) Landschaftsmaler J. W. Schirmer aus Jülich, gleichfalls ein Zögling und langjähriger Lehrer der Düsseldorfer Schule, die neue Kunstakademie leitet. Durch Lessing, Schirmer, Sohn († 1868), Achenbach, Hildebrandt, Friedr. Preller (Wielandzimmer im Weimarer Schloß) u. A. nahm die deutsche Landschaftmalerei, durch Jacob Becker, Ludw. Knaus, Benj. Vautier, den Norweger Ad. Tidemand, den Humoristen Pet. Hasenclever aus Remscheid und Heinr. Rustige aus Westfalen die Genremalerei nach der ernsten und heitern Seite einen hohen Aufschwung. Später hat sich Rustige mit großem Erfolg der

Historienmalerei zugewendet: (Herzog Alba im Schlosse von Rudolstadt; Kaiser Otto's III. Leichenzug; Friedrich II. und sein Hof in Palermo u. a. m.).

Das regste Kunstleben jedoch entfaltete sich in München unter der Protection des Königs Ludwig und unter dem anregenden Beispiel von Cornelius. Die großartigen Neubauten, die von jenem ins Leben gerufen und mit Wand- und Deckengemälden geschmückt wurden (die Ludwigskirche; die Aller-Heiligen-Hofkapelle; die Basilika des heil. Bonifacius; die Aukirche im gothischen Stil; die Glyptothek; die ältere und neue Pinakothek u. a.), führten besonders die Malerei in Fresco zu einer hohen Blüthe. Heinr. Heß von Düsseldorf, fast gleichzeitig mit Schnorr an die Akademie in München berufen, hat in der Aller-Heiligen-Hofkapelle und in der Bonifaciuskirche eine Reihe großartiger Bilder im streng katholischen Stil ausgeführt, voll Ruhe, Innigkeit und heiligen Ernstes und fern von jeder Aufregung und Leidenschaft, aber auch ohne dramatisches Leben. Sein Schüler und Gehülfe bei diesen Arbeiten war Johannes Schraudolph aus dem Allgäu, dem in der Folge die Ausschmückung des Kaiserdoms in Speyer übertragen ward. Münchner Schule. H. Heß 1798–1863. Schraudolph 1808–1879.

Eine verschiedene Richtung nahmen drei andere namhafte Künstler der Münchener Schule: Friedr. **Dietz** von Karlsruhe, seit 1864 Schirmers Nachfolger an der Kunstakademie seiner Vaterstadt; Bonavent. **Genelli** von Berlin und Moritz **Schwind** von Wien. Der Erste hat sich besonders als Maler von Schlachten und Kriegsscenen hervorgethan („Zerstörung Heidelbergs durch Melac"), eine Kunstgattung, worin sich auch Peter Heß (1792—1871), Bruder von Heinrich Heß, A. Adam († 1863), Wilhelm v. Kobell u. A. auszeichneten; der Zweite durch Aquarelle und Zeichnungen, z. B. zu Homer, Dante, ferner zwei Bilderfolgen von großartiger Leidenschaftlichkeit: „das Leben eines Wüstlings" und „das Leben einer Hexe"; Schwind endlich, der zuerst bei der Ausschmückung des neuen Königsbaues in München mitgewirkt, dann die Kunsthalle in Karlsruhe mit Fresken versehen und endlich mehrere Jahre hindurch mit der Ausmalung der inneren Räume der wiederhergestellten Wartburg mit Bildern aus der thüringischen Geschichte (Sängerkrieg; Leben der heil. Elisabeth) betraut ward, hat zugleich durch eine Reihe humoristischer Bilder („Ritter Kurts Brautfahrt"; „die Musikanten" u. a.) und zuletzt durch Bearbeitung deutscher Märchen (vom „Aschenbrödel" in Oel und von den „sieben Raben" in Aquarell) sich ungetheilten Beifall erworben. „Schwind gebietet über einen Reichthum von Phantasie und Geist, wie kein Zweiter," urtheilt E. Förster, „und spielend und endlos wie die Perlen im schäumenden Glas, reiht sich bei ihm Gedanke an Gedanke, Bild an Bild. Und Scherz, Witz, Laune bis zu den lustigsten satirischen Einfällen stehen ihm zu Gebote, wie die zarteste Empfindung, sanfte Rührung und der Ernst des Lebens und seine höchsten geistigen Güter." Ein vielseitiges bewegliches Talent in der Münchener Künstlerwelt war Franz Graf v. Pocci (1807—76) von italienischer Herkunft, Dichter, Zeichner und Musiker, der neben seinem Hofamt noch Zeit fand zu zahlreichen künstlerischen Productionen im humoristischen und volksthümlichen Genre. — Eine hervorragende Stellung als Landschaftsmaler erwarb sich der Thüringer Fr. Preller (1804—78) in Weimar durch seine landschaftlichen Bilder aus der Odyssee. Dietz 1812–70. Genelli 1800–68. Schwind 1804–71.

Aber alle diese Namen wurden in neuerer Zeit überstrahlt durch einen Künstler, der in der Frescomalerei alle bisherigen Leistungen durch geniale Composition übertroffen hat, durch Wilhelm Kaulbach. „Poesie und Geschichte sind vornehmlich die Fundgruben, aus denen Kaulbach seine Werkstücke geholt; der Kirche ist er ziemlich fern geblieben, dem wirklichen Leben aber hat er tief ins Auge geblickt. Scharfsichtig für die Gebrechen der Seele und der Sinne und reichlich gesättigt von dem Zeitgeist der Verneinung, gebietet er über die Mittel der Satire mit fast unbeschränkter Gewalt. — Tiefe des Gemüths und Wärme der Empfindung sind seinen Gestalten nicht vorzugsweise eigen; dafür wird seine Hand bei Allem, was sie schafft, bei Formen und Linien, bei Bewegungen und Gruppirungen, vom feinsten und ausgebildetsten Schönheitssinn geleitet." Kaulbach 1805–1874

Nach seiner Niederlassung in München wurde Kaulbach zuerst berufen, den neuen Königsbau mit einer Reihe von Darstellungen aus Klopstock, Goethe, Wieland zu verzieren, neben welchen Arbeiten er noch „Schillers Verbrecher aus verlorner Ehre" und „das Narrenhaus" malte. Aber seinen eigentlichen Beruf als Geschichtsmaler trat er mit dem großartigen Doppelbild „die Hunnenschlacht" an, auf welche dann „die Zerstörung Jerusalems" folgte. Zur Erholung und Erheiterung verfertigte er neben diesen großen Bildern die Zeich-

nungen zu Goethe's „Reinecke Fuchs". Die bittere Satire und Spottsucht, die Kaulbach in diesem Werke zuerst an Tag legte, wandte er bei den Fresken an den Außenwänden der neuen Pinakothek über die Geschichte der neuen deutschen Kunst in so rücksichtsloser Weise an, daß er sich die Feindschaft der meisten seiner Kunstgenossen zuzog. Den Glanzpunkt der Kaulbach'schen Kunstthätigkeit aber bezeichnen die sechs Bilder aus der Weltgeschichte im Treppenhaus des neuen Museums in Berlin, in welchen alle seine Vorzüge, Schönheitssinn in Gestaltung und Farben und ideale Auffassung des geschichtlichen Lebens, aufs Herrlichste hervortreten. Das erste Bild behandelt den „Thurmbau zu Babel", das zweite „Homer", das dritte „die Zerstörung Jerusalems", das vierte „die Geisterschlacht der Hunnen und Römer", das fünfte „die Kreuzzüge", das sechste „die Reformation". Neben diesen sechs großen Geschichts- und Culturbildern sind noch die acht Gestalten der Sage, der Geschichte, der Poesie, der Wissenschaft und der vier Zweige der bildenden Kunst angebracht und darüber ein Fries mit einer Reihe heiterer Kinderbilder, gleichsam ein Lustspiel zum hohen Ernst der übrigen.

Neben diesen großen Malern regte sich noch eine Welt von Künstlern zweiten und dritten Ranges in vielseitiger Thätigkeit, und zugleich entwickelte sich die Landschafts-
Rottmann 1798—1850. malerei unter den Händen eines Rottmann, Ernst und Bernhard Fries, Morgen-
E. Fries 1801—33. stern, Heinlein, Lindemann-Frommel u. A. zu einer hohen Blüthe und poeti-
Morgenstern geb. 1805. schen Auffassung. Die 28 italienischen Landschaften, die Karl Rottmann von Handschuchsheim bei Heidelberg al fresco in den Arkaden des Hofgartens, und die 23 griechischen Landschaftsbilder, die er in einer der Oelmalerei verwandten Harzmalerei auf Mauergrund in der neuen Pinakothek gemalt hat, so wie die Ansichten von Heidelberg und verschiedenen Gegenden Italiens von Ernst Fries zeugen von der allseitigen Ergründung und Erfassung der Natur, die sich die Münchener Schule vor Allem zur Aufgabe gestellt
Stieler 1781—1858. hat; und Joh. Stieler aus Mainz gab auch der Bildnißmalerei einen künstlerischen Schwung. Die Uebersiedelung von Cornelius nach Berlin und der längere Aufenthalt von Kaulbach daselbst trug bei, daß in Preußens Hauptstadt, wo bisher hauptsächlich die Bildnerei und Baukunst geblüht hatte, auch die Malerkunst in umfassender Weise gepflegt
Begas 1794—1854. wurde. Karl Begas aus Heinsberg bei Köln, bekannt durch mehrere Bilder christlich-romantischen Inhalts, trat durch seine „Loreley" und durch viele ausgezeichnete Bildnisse in die Reihe der hervorragenden deutschen Künstler ein. Neben ihm hat sich Wilh. Hensel († 1861) als Historienmaler, Friedr. W. Schirmer († 1866) durch Landschaftsbilder, Eduard Magnus durch seine Portraits und J. Schlesinger durch Restauration und Copien alter Gemälde einen Namen gemacht. In Rom hat der deutsche Historienmaler Anselm Feuerbach durch eine Reihe von Bildern große Talente und Arbeitskraft an den Tag gelegt (Aretino; Iphigenia; Orpheus und Eurydice; Medea; Urtheil des Paris; Francesca da Rimini, Plato's Symposium u. a.).

Vor einigen Jahren als Professor der Kunstakademie nach Wien berufen ist er neben Hans Makart aus Salzburg (geb. 1840), einem wegen effectvoller Darstellung ergreifender Scenen in farbenreicher lebensvoller Gruppirung vielbewunderten Künstler („die Pest von Florenz", auch „die sieben Todsünden" genannt; „die Abundantia"; „Katharina Cornaro" u. a.) der strebsame Vorkämpfer einer neuen Richtung.

1. Frankreich. §. 1003. Die Malerei im Ausland. Einen ähnlichen Gang nahm die Kunstentwickelung im Ausland. In Frankreich trat im Bunde mit der Revolution, welche in Staat und Leben die verdrängte Natur und Einfachheit zurückzuführen suchte, auch die altklassische Kunst der herrschenden Geschmacksentartung mit Schroffheit entgegen und bereitete, begünstigt von der Zeitrichtung und der Begeisterung für die Republiken des Alterthums, einen gereinigten Boden für ein neues Kunstleben. Nach den schüchter-
Vien 1715—1809. nen Anfängen eines reineren, naturgemäßeren Stils durch Joseph Marie Vien pflanzte
David 1748—1825. sein kühner Schüler Jacques Louis David die Fahne des Klassicismus mit dem der Zeit und der französischen Nation entsprechenden feierlichen theoretischen Pathos auf. Nachdem er in dem blinden „Belisar", im „Schwur der Horatier" und in seinem „Brutus" seine Richtung festgestellt und seinen Ruf begründet, diente er der Revolution, zu deren eifrigsten Anhängern er gehörte, bei ihren großen Volksfesten §§. 890. 1000) und lieh dann seine Hand der Verherrlichung Napoleons.

Auf Napoleons Verlangen malte David den Gewaltigen als General der italienischen Armee, wie er fest auf wildbäumendem Pferde, Mantel und Haar vom Sturme vorwärts getrieben, die Alpen übersteigt, und ein zweites Bild, die Kaiserkrönung vorstellend. Später vollendete er sein berühmtes Gemälde „Leonidas in den Thermopylen". Er starb in der Verbannung zu

Brüssel. Trotz des berechneten Pathos fesseln die David'schen Bilder doch durch großartige Anordnung und leidenschaftlichen Ausdruck.

Die von David gegründete klassische Malerschule behauptete lange die unbestrittene Herrschaft. Zu ihren bedeutendsten Genossen gehörten: Franç Gérard, im Allgemeinen der Richtung des Meisters folgend, „aber ruhiger und frei von dessen Uebertreibungen, reiner in der Zeichnung und wahrer im Colorit" (Schlacht bei Austerlitz; Einzug Heinrichs IV. in Paris); Jean Gros, dessen „Pest von Jaffa" durch die charaktervollen Figuren und Farbengluth großen Beifall fand; J. Bapt. Regnault und seine Schüler Guérin und Blondel. Dagegen hat P. P. Proudhon („die Sündfluth"), in Correggio's Fußstapfen tretend, sich mehr durch Zartheit des Colorits und wirkungsreiche Lichteffecte hervorgethan und damit den ersten Anstoß zu den neuen Richtungen gegeben, die in J. A. D. Ingres, in Fl. Fr. Richard, dem Begründer des romantischen Genre, und in Leop. Robert aus Neufchatel, dem begabten Schöpfer des „historischen Genre", in größter Bestimmtheit zu Tage traten.

Gérard 1770—1836. Gros 1771—1835. Regnault 1754—1829. Ingres 1781—1867. Robert 1797—1835.

Roberts Genrebilder erheben sich vor dem Ernst der Auffassung mit den edelsten Werken der Historienmalerei in eine Linie. „Die Reinheit des Stiles, die lautere Harmonie der Form und Farbe, die hohe Anmuth und Stille des Geistes, welche überall in seinen Gemälden — meist italienischen Volksscenen — hervorleuchten, geben ihm Vorzüge, deren nur wenige neuere Künstler theilhaftig geworden sind." Durch seine von einem leisen Hauch der Trauer angewehte Volksschilderung zieht ein großartiger historischer Geist.

Zu den gefeiertsten französischen Künstlern gehört Horace Vernet, der Liebling der Nation, deren Stimmungen und Gefühle er meisterhaft darzustellen verstand. Enkel des Marinemalers Anton, Sohn des Pferdemalers Carlo Vernet, hat Horace in seinen Schlacht- und Kriegsgemälden den kräftigen Naturalismus des Vaters und die reiche Erfindungsgabe des Großvaters vereinigt und durch umfassende Studien und großartige Naturanschauungen, die er sich auf weiten Reisen in Afrika erworben, bereichert.

H. Vernet 1789—1863

In den Darstellungen der Feldzüge Napoleons haben einzelne Züge, besonders aus dem Heer- und Lagerleben, die Franzosen begeistert, wie der »Soldat laboureur«, „der Soldat von Waterloo", „der Regimentshund" u. a. In diesen poetischen Bildern ist, wie in den Liedern Bérangers „der Ruhm des französischen Heeres, der Todesmuth der Garde, die stumme Klage des Untergangs" für die Nachwelt niedergelegt. Auch in seinen Genrebildern („Rebekka und Elieser"; „Judith und Holofernes"; das Pferdebild „Mazeppa" nach Lord Byron u. a. m.) gibt sich ein großer Gestaltungssinn und eine reiche Auffassungsgabe kund. Aber den Höhepunkt seines Ruhmes erreichte H. Vernet durch die großen Geschichtsbilder im historischen Museum zu Versailles.

Der Hang zum Realismus, zur äußerlichen Auffassung des Lebens, zu energischen Schilderungen der Wirklichkeit, welcher den französischen Künstlern innewohnt und durch die großen Meister fortwährend angeregt ward, hat die romantische Kunstrichtung, durch welche der strenge Klassicismus den heftigsten Stoß erfuhr, vor den überspannten Ausschreitungen und Uebertreibungen der deutschen „Nazarener" bewahrt. Sowohl die romantische Historienmalerei, die von Karl v. Steuben aus Mannheim, von dem aus Holland stammenden Ary Scheffer, von F. Victor Schnetz unter deutscher Einwirkung in Paris gepflegt wurde, als das „romantische Genre", das unter den Händen des begabten Malers Paul Delaroche mit besonderem Erfolg ausgebildet und von den neueren Künstlern Couture (römische Orgie), Delacroix (Dante und Virgil über den See nach der Höllenstadt fahrend; Blutbad auf Scio u. a. m.), Cogniet, Flandrin, Couder u. A. mit Vorliebe cultivirt wird, bewahrte daher stets eine kräftige Richtung zur Wirklichkeit und wandte dabei große Sorgfalt auf frisches, warmes Colorit. Dabei hatte die historische Malerei an dem großen geschichtlichen Leben der jüngsten Vergangenheit stets einen anregenden Inhalt. Denselben Vorzug besitzt auch der Schweizer Alexander Calame aus Neufchatel, welcher die großartige Natur seiner Heimath in würdiger Auffassung und poetischer Ausführung darstellte. Doré hat sich mehr durch zahlreiche

Französische Romantik. Steuben 1793—1856. A. Scheffer 1795—1858. Schnetz 1787—1870. Delaroche 1797—1856. Couture geb. 1815. Delacroix 1800—64. Calame 1810—1864. Doré 1833—1883.

Zeichnungen von realistischer Kraft, besonders zu der Bibel, als durch Gemälde berühmt gemacht.

2. Die Niederlande. — Lens 1740—1822. Brée 1773—1839. Pälinck 1781—1839. Navez 1787—1856. Gallait geb. 1810. Bièfve 1808—1882. Wappers 1803—1874. de Keyzer geb. 1813.

Die französische Kunst übte in Folge des politischen Uebergewichts des Napoleonischen Kaiserreichs auf die übrigen Länder, besonders die Niederlande und Italien (Pietro Benvenuti aus Perugia; A. Appiani und Vinc. Camuccini), einen maßgebenden Einfluß. In Belgien hatte schon Andr. Lens einen reformatorischen Weg im Sinne der Franzosen eingeschlagen, als David mit überwältigender Kraft die gesammte Kunstschule in die klassische Geschmacksrichtung hineinriß. Matth. v. Brée aus Antwerpen, J. Joh. Pälinck aus der Gegend von Gent, F. J. Navez aus Charleroi folgten den französischen Vorbildern. Aber mit dem Sturze des Klassicismus in Frankreich trat auch in Belgien eine Reaction ein, welche, in die Fußstapfen der alten Meister, namentlich Rubens', tretend, in L. Gallait und E. de Bièfve aus Brüssel, in Gust. Wappers aus Antwerpen (Septemberrevolution) und Nicaise de Keyzer aus Sandvliet (Schlacht von Woringen, die Sporenschlacht u. a.) sich zu einem kräftigen Realismus erhob, der selbst auf die deutsche Malerei eine bedeutende Wirkung ausübte.

Gallaits „Abdankung Karls V." und Bièfve's „Compromiß des niederländischen Adels" erlangten europäischen Ruf. „In diesen Bildern trat die volle Gewalt der Wirklichkeit, die zwingende Macht eines in überzeugender Lebensfrische hingestellten geschichtlichen Moments ergreifend hervor, getragen von einer Kunst und Fülle der Charakteristik, von einer siegreichen Kühnheit und glänzenden Sicherheit des Colorits, die seit den großen Meistern des siebenzehnten Jahrhunderts verloren zu sein schien." Dieselbe geistreiche naturalistische Auffassung gibt sich auch in den holländischen Malern kund, unter denen Koekoek durch seine landschaftlichen Arbeiten und Schotel durch seine Seestücke den ersten Rang einnehmen.

3. England. — Flaxman 1755—1826. Eastlake. Wilkie 1785—1841. Turner † 1854. Lawrence 1769—1830.

In England hat die französische Malerei keinen Einfluß geübt, was in der Abgeschlossenheit des Landes und in dem feindlichen nationalen Gegensatz seine Erklärung findet. Dagegen haben die gründlichen archäologischen Studien von J. Stuart und N. Revett („Alterthümer von Athen") anregend auf den Bildhauer John Flaxman gewirkt, dessen Umrisse zu Homer, Hesiod, Aeschylos und Dante durch die großartige Auffassung und die ernste und zugleich naive Anmuth verdienten Beifall geerntet haben. In der Malerkunst haben sich die englischen Künstler mehr dem Genre, dem Portrait und der Landschaft als der historischen Malerei zugewendet. Die Scenen des südlichen Volkslebens von Ch. Eastlake und die figurenreichen Bilder von David Wilkie mit Darstellungen aus dem englischen und schottischen Volksleben gehören zu den anziehendsten Werken der neueren Kunst, jene in der Weise von Leopold Robert gehalten, diese nach dem Vorbilde Hogarths. Alle Bilder der englischen Maler, besonders die Landschaften des genialen, mitunter nach phantastischen Effecten strebenden J. M. W. Turner, und die lieblichen Bildnisse des Portraitmalers Thom. Lawrence zeichnen sich durch ein anziehendes Spiel der Farben und durch glänzende Lichtwirkungen aus, Vorzüge, welche auch die Aquarellmaler Copley Fielding und C. Stanfield theilen.

B. Bildnerei (Plastik).

Canova 1757—1822.

§. 1004. Wie Mengs in der Malerei, so schuf Ant. Canova aus Possagno in der Bildhauerkunst neues Leben durch die Hinweisung auf die Meisterwerke des Alterthums. Begabt mit einem großen Talente der Ausführung und mit einem feinen Sinn für Schönheit und Anmuth, wußte er seinen Statuen eine gewisse Grazie einzuhauchen, daher ihm auch vorzüglich die jugendlichen und weiblichen Gestalten gelangen. Aber bei seiner entschiedenen Neigung für das Weiche und Gefühlvolle gab er sich mehr und mehr der sinnlich-sentimentalen Geschmacksrichtung der Zeit hin und suchte mehr durch theatralischen Effect und gezierte Lieblichkeit, als durch Ernst und Wahrheit zu gefallen. Daher mußte bei fortschreitender Entwickelung der Kunstbildung die hohe Bewunderung, womit man Canova's erste Werke überschüttete, allmäh-

lich verstummen: man erkannte, daß unter der äußeren, oberflächlich der Antike nachgebildeten Form eine mangelhafte Kenntniß vom Bau des menschlichen Körpers und eine nach sinnlichem Effecte haschende Geschmacksrichtung verhüllt liege, daß er die manierirte Methode des Bernini (§. 556) weniger verdrängt, als mit der Nachahmung der alten Kunstwerke und Kunstgesetze verbunden habe. So kam es, daß der vielbewunderte und hochgepriesene Mann, dessen „Perseus" man als einen genügenden Ersatz für die entführte mediceische Venus erklärte, dessen Statuen man allein gewürdigt hat, neben den Meisterwerken des Alterthums im Vatican zu prangen, seine späteren Jahre wenig beachtet verlebte und durch größere Männer sich verdunkelt sah. Unter diesen neuen Kunstgrößen glänzt in erster Linie Albert Thorwaldsen aus Kopenhagen, von geringen, aus Island stammenden Eltern geboren. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die drei Männer, welche die Grundsteine zum Tempel der neuen Kunst gelegt, Winckelmann, Carstens und Thorwaldsen, aus dem fernen Norden stammten, wo ihnen jede äußere Anregung abging. Desto lauter und vernehmlicher sprach der angeborne Genius in ihrer Seele und wies ihnen den Pfad des Ruhmes. Von der dänischen Regierung reichlich unterstützt, nahm Thorwaldsen im Jahre 1797 seinen Aufenthalt in Rom, das er von der Zeit an nur selten und vorübergehend verließ. Dort fand der junge Künstler in seinem Landsmann, dem Archäologen Zoëga, einen kundigen Führer und in Carstens einen treuen, anregenden Freund. Die antike Kunst war die reiche Fundgrube, aus welcher beide ihre Ideale schöpften. Aber das Lebensglück war dem Dänen holder als dem Schleswiger. Gleich die erste Statue „Jason" erlangte solchen Beifall, daß bald Bestellungen auf Bestellungen kamen und er seinen Plan einer Rückkehr in die Heimath aufgab. Die antike Götter- und Heroenwelt blieb lange die Quelle, aus der er mit Vorliebe seine Stoffe schöpfte, sowohl für seine Statuen, worin er die den Alten abgelernte Schönheit und Klarheit der Formen und Linien mit den Ergebnissen moderner Bildung und Lebensfülle zu einem seelenvollen Ganzen zu verbinden wußte (Venus, Mars, Adonis, Amor und Psyche, Hebe, Ganymed, Anakreon, Homer u. v. a.), als für seine Reliefs, die er wieder mit Vermeidung von Perspective und Verkürzungen nach griechischem Principe auf die einfache gleiche Fläche beschränkte, also von der bisherigen malerischen Behandlung abging.

Thorwaldsen 1770—1844.

In dieser Gattung hat Thorwaldsen das Größte geleistet und wieder in die naturgemäße Bahn eingelenkt. „Was bei dieser Beschränkung scheinbar an Freiheit verloren ging, wurde qurch Bestimmtheit der Formen, Einfachheit der Composition und Harmonie aller Theile reichlich ersetzt." Der „Siegeseinzug Alexanders in Babylon", ein Fries, womit er im Jahre 1811 ein Zimmer des päpstlichen Palastes auf dem Quirinal schmückte, als Napoleon daselbst seine Wohnung nehmen sollte, war das erste Denkmal der neuen Kunst in dieser Gattung, das noch zweimal in Marmor ausgeführt wurde: in der Villa Sommariva am Comersee und im Schloß zu Kopenhagen.

Aber wenn gleich die alte Götter- und Heroenwelt in ihrer klaren, schönen Gestaltung und Naivetät stets das Reich blieb, in dem Thorwaldsens Herz und Sinn vorzugsweise weilte, und wo er stets seine Gesetze und Vorbilder suchte; so stand er doch zu sehr im handelnden Leben, als daß er sich der herrschenden Zeitrichtung und den Bedürfnissen des wirklichen Daseins hätte entziehen können. Diese aber gingen auf das Religiöse und Praktische, und je mehr das Interesse an der Kunst wuchs und sich verbreitete, desto mehr verlangte die Welt, daß der Künstler dem Zeitgeiste huldige. Darum war Thorwaldsens spätere Thätigkeit hauptsächlich der kirchlichen Plastik und der monumentalen Kunst zugewendet. Christus selbst, die Apostel und andere Gestalten aus der heiligen Geschichte (die Predigt des Johannes, zwölf colossale Statuen und Gruppen im Giebelfelde der Metropolitankirche zu Kopenhagen) wurden von ihm in einer Reihe von Kunstwerken dargestellt, die freilich mehr von einer großartig poetischen als von einer tiefreligiösen und gläubigen Auffassung zeugen.

Christus und seine Jünger und das Leben Jesu bot ihm die Stoffe zu einer ganzen Reihenfolge christlicher Reliefe (Christi Einzug in Jerusalem und der Gang nach Golgatha). Die

meisten dieser Arbeiten befinden sich in der Frauenkirche und in dem Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen. Von seinen Monumentalwerken sind am berühmtesten: das Guttenbergsdenkmal in Mainz, das Standbild Schillers in Stuttgart, die Reiterstatue Maximilians in München, Graf Potocki in Krakau, die Grabmäler Pius' VII. in der Peterskirche zu Rom und des Herzogs von Leuchtenberg in München, der sterbende Löwe in Luzern u. a. m.

Mit Ehren und Auszeichnungen überschüttet, wie kein Künstler vor ihm, hat Thorwaldsen dennoch stets die Einfachheit und die gemüthliche Unterhaltung im Freundeskreise allem Glanze vorgezogen. Seine Reise in die Heimath im Jahre 1838 und seine Rückkehr nach Rom im Jahre 1841 glich einem Triumphzuge. Er starb schmerzlos im Theater zu Kopenhagen den 24. März 1844. „In Thorwaldsen verehrt unsere Zeit ihren größten Künstler," sagt E. Förster; „seit dem beglückten Urbinaten hat keiner so allgemeine Anerkennung, Bewunderung und Liebe gefunden, als er. Und mit Recht! Ausgestattet mit künstlerischen Gaben, die ihn den großen Meistern des griechischen Alterthums an die Seite stellen, hatte er ein Gemüth, das alle Herzen an sich zog und fesselte." In seiner schönen Gestalt und in dem edlen Kopfe spiegelte sich die Hoheit und Würde seines Geistes. Drei Völker zählen ihn mit gleichem Rechte zu den Ihrigen: die Dänen, welchen er durch seine Geburt angehörte, die Deutschen, nach denen er sich gebildet, und die Italiener, unter denen er gelebt und gewirkt hat.

Durch Canova und Thorwaldsen ist Rom mit seinen zahlreichen Werkstätten, seiner Marmortechnik und seinen antiken Vorbildern ein Hauptsitz plastischer Kunstthätigkeit geworden, wo Bildhauer aller Nationen ihren ständigen Aufenthalt nahmen, wie die Italiener Pietr. Tenerani († 1869), der Engländer John Gibson, die Deutschen Karl Steinhäuser aus Bremen (seit 1864 in Karlsruhe: sitzende Goethestatue in Weimar) und Ed. Mayer aus der Rheingegend, der Holländer Matth. Kessels u. A. m.

Wenn auch Thorwaldsen alle seine Zeitgenossen an Meisterschaft und Zahl der Kunstwerke weit überragte, so fanden doch noch andere Bildhauer Raum und Gelegenheit zu Ehre und Ruhm. Dannecker 1758—1841. Joh. Heinr. Dannecker aus Stuttgart, der mehr in die Fußstapfen Canova's trat, erwarb sich die größte Anerkennung durch die herrliche Büste Schillers. Unter seinen übrigen Werken sind die Ariadne auf dem Tiger in Frankfurt und seine Christusstatue in Petersburg und eine zweite in Regensburg M. Wagner 1778—1858. am berühmtesten. — Martin Wagner aus Würzburg, als Maler und Bildhauer („die Völkerwanderung", ein Relief im Innern der Walhalla) gleich ausgezeichnet, galt für den „gelehrtesten Künstler" der Neuzeit, den König Ludwig von Bayern mit der Erwerbung der „äginetischen Bildwerke" und des „barberinischen Faun" betraute, zu welchem Behuf er zweimal Griechenland bereist hat. — Bedeutender noch war Joh. Gottfried Schadow 1764—1850. Schadow aus Berlin, dessen „Siegesgöttin mit dem Viergespann" auf dem Brandenburger Thor, und eine Anzahl von Standbildern (Friedrich der Große in Stettin, der alte Dessauer, General Ziethen, Blücher in Rostock, Luther in Wittenberg u. a.) den Beweis geben, daß er es verstand, „die Kunst in das richtige Verhältniß zur Natur und Wirklichkeit zu setzen". Er war der Begründer des „Realismus" in der Bildnerei, der in Darstellung und Gewandung sich mehr an das wirkliche Leben hielt und vorwiegend nach lebendiger Auffassung und scharfer Charakteristik der individuellen Erscheinung strebte.

Ein neues Leben entfaltete sich auch für die Bildnerei durch die Kunstliebe König Ludwigs in München; und hier begegnen wir einem Manne, welcher, wenn auch nicht in Formvollendung und correcter Ausführung, so doch an Reichthum der Phantasie, an Gestaltungs- Schwanthaler 1802—48. und Schönheitssinn dem nordischen Bildhauer nahe kam — Ludwig Schwanthaler. Wenn auch nicht unempfänglich für die antike Kunst, die ihm die Motive zu seinen ersten Sculpturwerken in Relief gab (an dem silbernen Tafelservice und in der Glyptothek), so weilt er doch mit Vorliebe bei der Herrlichkeit der deutschen Ritterzeit, die er mit den Blicken eines Romantikers in idealer Verklärung auffaßte. In der Ritterburg, die er sich am Ufer der Isar erbaute, durchlebte er noch einmal die Träume seiner

Jugend. Angeregt von dem Kunstsinn des Königs, entwickelte Schwanthaler eine wunderbare Thätigkeit, wie aus der großen Menge von Statuen, Denkmälern und Basreliefs hervorgeht, die von ihm herrühren.

So schmückte er das Giebelfeld der „Walhalla“ mit der „Arminiusschlacht“ (überlebensgroße Marmorstatuen), den Thronsaal mit den Ahnen des Regentenhauses, in Erz gegossen und im Feuer vergoldet; verschiedene Gebäude mit Basreliefs. Unter seinen Standbildern sind hervorzuheben: Mozart für Salzburg, Jean Paul für Bayreuth, Goethe für Frankfurt a. M., Großherzog Karl Friedrich für Karlsruhe, Ludwig von Hessen in Darmstadt; in München: Kreitmayr; Tilly und Wrede in der Feldherrnhalle; andere Statuen in Erlangen, Stockholm, Speyer. Aber das größte Denkmal setzte er sich selbst in dem Riesenwerk „Bavaria“ vor der Ruhmeshalle. Die große Erzgießerei von Stiglmayer in München kam dieser regen Kunstthätigkeit, die sich durch Schwanthaler und seine Schüler (unter denen H. Fernkorn aus Erfurt durch sein Denkmal des Erzherzogs Karl in Wien sich einen Namen gemacht hat) in der bayerischen Hauptstadt entwickelte, fördernd entgegen.

Die Palme in der neuen Bildnerei gebührt dem Meister Christian Rauch aus Arolsen. Rauch 1777—1857. Er hat das Verdienst, eine der Gegenwart angehörige, dem Gehalte und der Form nach vaterländische Kunst geschaffen zu haben, ohne die Annäherung an die Antike zu hemmen. Dem Denkmal der Königin Louise im Mausoleum zu Charlottenburg, dessen Ausführung ihm auf Thorwaldsens Empfehlung übertragen ward, folgten die Standbilder von Bülow und Scharnhorst in Marmor; von Blücher (in Breslau) in Erzguß und das Denkmal auf dem Kreuzberg bei Berlin; König Max I. von Bayern im Krönungsornat und eine Reihe anderer Statuen. Auch die „Walhalla“ enthält mehrere Werke von ihm selbst oder nach seinen Zeichnungen von Schwanthaler ausgeführt. Den Höhepunkt seines Ruhmes erreichte er jedoch durch das herrliche Denkmal Friedrichs II. unter den Linden in Berlin, ein Werk vaterländischer Liebe und Begeisterung. In die letzten Jahre seines Lebens fallen die Standbilder Yorks und Gneisenau's und die liegende Statue Friedrich Wilhelms III. im Mausoleum zu Charlottenburg. Besaß Rauch auch nicht den schöpferischen Formsinn und die harmonische Schönheit der Bewegung von Thorwaldsen, so folgte er dagegen in Allem der Natur mit Gewissenhaftigkeit und Ausdauer. Unter seinen zahlreichen Schülern haben sich viele des Meisters würdig gezeigt, wie der Schlesier Aug. Kieß (die mit dem Tiger kämpfende Amazone zu Pferd), Friedr. Tieck, Bruder des Dichters, K. Fr. Wichmann, Friedr. Drake aus Pyrmont (Marmorstatue Friedrich Wilhelms III. im Thiergarten) u. A. m. Drake 1805—1882. Den größten Ruhm unter ihnen erlangte jedoch Ernst Rietschel aus Sachsen, Rietschel 1804—61. in ärmlichen Verhältnissen geboren, welcher, nachdem er unter Noth und Entbehrungen die inwohnende Genialität in der Akademie zu Dresden und in der Werkstätte von Rauch zur Entwickelung gebracht und dann eine Reihe Sculpturwerke in Dresden, Leipzig und Berlin ausgeführt (Denkmal des Königs Friedrich August; die allegorischen Figuren der vier Facultäten im Leipziger Universitätsgebäude; Ehrenstatue Thaers; Giebelfeld am Berliner Opernhaus und eine Pietà), zuletzt in dem Standbilde Lessings zu Braunschweig und in der Gruppe Goethe und Schiller in Weimar, die schwierige Aufgabe löste, Statuen im Gewande der Zeit darzustellen, ohne der Idealität der Auffassung zu nahe zu treten. Ueber den Arbeiten zu dem großartigen Lutherdenkmal in Worms raffte den Künstler ein früher Tod weg. Sein Ziel war die höchste Naturwahrheit in harmonischer Verbindung mit Schönheit und Würde. Ein begabter Schüler von Rietschel ist Ernst Hähnel aus Dresden (Beethoven in Bonn, Karl IV. in Prag). Großes natürliches Talent entwickelte auch der österreichische Bildhauer Hans Gasser, weniger in Gasser 1828—1868. der Wielandsstatue in Weimar, als in andern Werken.

In Frankreich befreite sich die Plastik bald von der Herrschaft der strengen Antike und nahm im Streben nach lebendiger Wirkung mehr und mehr eine Richtung zur Sinnlichkeit, zum leidenschaftlichen Ausdruck, zum einseitigen Naturalismus. Der maßvolle, edlere Stil eines Bosio, Rude und Duret wurde durch den talentvollen, mit einer genialen Leichtigkeit der Auffassung begabten P. J. David bei größern Monumental- P. J. David 1793—1856.

werken zur Uebertreibung gesteigert. Unter den Künstlern, „die überwiegend der Darstellung sinnlicher Schönheit huldigen", nimmt der Genfer James Pradier die erste Stelle ein.

Pradier 1792—1852.

C. Architectur.

§. 1005. Der in München und Berlin erwachte rege Kunstsinn gab sich auch in der Baukunst zu erkennen. Dort wetteiferten zwei Männer von entgegengesetzten Richtungen in dem gleichen Streben, die Hauptstadt Bayerns mit herrlichen Bauwerken zu schmücken. — Leo v. Klenze, bei Hildesheim geboren, und Friedr. v. Gärtner aus Koblenz; hier wußte Karl Friedr. Schinkel aus Neu-Ruppin die durch die Romantik erlangte Anregung mit den Kunstgesetzen der Alten zu neuen harmonischen Formen, zu einem dem praktischen Leben entsprechenden architektonischen Stil zu verbinden. Klenze hing mit voller Liebe an der griechischen Kunst, daher erscheint er auch am größten, wo er sich dieser Neigung ohne Zwang hingeben darf, wie in der „Glyptothek" mit ihrer herrlichen Säulenhalle, in der „Walhalla", jenem dem deutschen Nationalruhm geweihten Denkmal auf der Höhe von Donaustauf bei Regensburg, nach dorischem Baustil, wie in der Ruhmeshalle und in dem Prachtthor der „Propyläen"; doch war Klenze zu sehr durchdrungen von dem Gefühle, daß alle Künste ein zusammengehöriges Ganze bilden und alle Stilgattungen ihre eigenthümlichen Vorzüge hätten, als daß er nicht auch zur Wiederbelebung des Renaissance-Stils im „Neuen Köngsbau" und in der „Pinakothek" und des romantischen oder byzantinischen Stils in der „Allerheiligen-Hofkapelle" willig die Hand geboten hätte. Gärtner dagegen führte seine meisten Bauwerke, die „Ludwigskirche" und die übrigen öffentlichen Gebäude der „Ludwigsstraße" (Bibliothek) mit der „Feldherrnhalle" und dem „Siegesthor" an beiden Enden, im romantischen Stil aus, und bei dem „Wittelsbacher Palast" wandte er sich zur Gothik: doch fehlte ihm der große Sinn für das Zusammenwirken der verschiedenen Künste im Bauwerk und der durch diesen Verein begründete Totaleindruck. Neben diesen beiden Meistern hat sich noch G. Friedr. Ziebland aus Regensburg durch die Bonifaciuskirche im Stil der alten christlichen Basiliken und Dan. Ohlmüller aus Bamberg durch die gothische Maria-Hilf-Kirche in der Vorstadt Au einen Namen erworben. — In Berlin knüpft sich die ganze neuere Architektur an Schinkel an. Nachdem er sich in dem „Denkmal auf dem Kreuzberg" im gothischen Stil versucht und in der „Hauptwache" neben dem Zeughaus von der altgriechischen Kunst die dorische Säulenordnung entlehnt hatte, schuf er im „Schauspielhaus" und im „Museum" an der Hand der Antike Bauwerke nach neuer Anlage und neuen Combinationen, wobei auf das Zusammenwirken aller Künste gerechnet war und der von Phantasie belebte Schönheitssinn des Künstlers ans helle Licht trat. Unter Schinkels Schülern ragen Aug. Stüler (Neues Museum, Dombau mit der Friedhofhalle) und Wilh. Stier durch großartige Auffassung hervor. Zu gleicher Zeit gab sich auch an andern Orten ein eifriges Streben für Errichtung neuer Bauwerke kund und setzte mancherlei Kräfte in Bewegung: So hatte der Ausbau des Kölner Doms und die Aufführung der neuen Burgen und Kirchen am Rhein die Erneuerung der gothischen Kunst in weitem Umfang durch Zwirner, Lasaulx u. A. zur Folge; so suchte in Dresden Gottfr. Semper in dem großen (im September 1869 durch eine Feuersbrunst zerstörten) Theater, im „Neuen Museum" und in dem Polytechnicum in Zürich den Stil des vorigen Jahrhunderts an der Hand der Antike zu veredeln; so hat in Karlsruhe Heinr. Hübsch aus Weinheim, ein begabter, der romantischen Richtung huldigender Künstler, in einer Reihe öffentlicher Gebäude (Finanzministerium, polytechnische Schule, Kunsthalle, Theater, Trinkhalle in Baden-Baden und mehreren Kirchen) seinen Sinn für genaue Constructionen und maßvolle Formen beurkundet; so weckte in der alten Kunststadt Nürnberg der talentvolle Architekt K. Alex. Heideloff aus Stuttgart Sinn für die mittelalterliche Gothik und für die deutsch-vaterländische Baukunst.

Baukunst. Klenze 1784—1853. Gärtner 1792—1847. Schinkel 1781—1841. Stüler 1796—1865. Stier 1799—1856. Zwirner 1801—61. Lasaulx 1781—1848. Semper 1803—1879. Hübsch 1795—1863. Heideloff 1788—1865.

In **Frankreich** herrschte im Anfang des Jahrhunderts, wie in den andern Künsten so auch in der Baukunst, der klassische Geschmack, besonders die prunkvollen Formen der römischen Architektur, welche dem modernen Cäsarenthum zum entsprechenden Ausdruck dienten. Dieser Richtung huldigten **Percier**, **Chalgrin**, der Erbauer des Triumphbogens de l'Etoile, und **Vinchon**, der die stolze Magdalenenkirche aufführte. Während der Restauration erlangte die Romantik in der Baukunst wie in der Literatur und in den religiösen Anschauungen durch **Lassus** und **Viollet-le-duc** die Herrschaft, bis in neuerer Zeit eine Verbindung und Versöhnung beider Stile durch **Hittorf** (Kirche St. Vincent de Paul) angestrebt ward, woneben auch (im Ausbau des Stadthauses und des Louvre) der decorative Stil der Renaissance zur Anwendung kam. In **England** blieb in den Kirchen und öffentlichen Gebäuden (wie in dem großartigen Parlamentsgebäude von **Parry**) der spätgothische Stil mit üppiger Prunkentfaltung vorherrschend.

Einen bedeutenden Einfluß auf die Belebung und Verbreitung des Kunstsinnes übte die große Regsamkeit im Gebiete der vervielfältigenden Kunstthätigkeit, wodurch die Theilnahme an den Erzeugnissen der Kunst immer allgemeiner ward. Nicht blos der **Kupferstich** und **Stahlstich** wird durch tüchtige Meister ausgeübt; auch der lange vernachlässigte **Holzschnitt** (Xylographie) ist wieder zu Ehren gekommen, und die **Lithographie** und **Photographie** hat in unseren Tagen eine wunderbare Ausbildung und Bedeutung erlangt und die Kunsterkenntniß nach allen Seiten gefördert. „Alles dieses deutet darauf," so schließen wir mit Wilh. **Lübke**, „daß ein reger Sinn, eine frische Betheiligung an künstlerischen Werken immer weitere Kreise ergreift. Je mehr aber ein wahrhaft gesundes Gedeihen der Kunst auf ihrer Volksthümlichkeit beruht, desto mehr hat diese selbst ihre Ideale treu und rein zu hüten. Die Abwege ins Aeußerliche, Naturalistische und Leere liegen unserer heutigen Kunst, vor Allem der Malerei, deshalb so gefährlich nahe, weil der Zug der Zeit ein überwiegend realistischer ist. Darum muß sie ihr ewiges Erbtheil des Idealen wahren, muß treu, wahr und tief sich dem Leben hingeben, aber in den Erscheinungen desselben nicht die blendende Hülle, sondern den unvergänglichen Gehalt zu erfassen suchen. Das ist ihre Aufgabe, ihr Beruf, das die Bedingung für ihre lebendige Fortdauer."

2. Die Tonkunst.

§. 1006. Die Entwickelung der kirchlichen Musik, die wir §. 559 zu schildern versuchten und welche ihren Höhenpunkt in Palestrina erreichte, so wie die allmähliche Steigerung des individuellen musikalischen Ausdrucks durch Hülfe der Instrumentalmusik bis auf Bach und Händel, öffnete zugleich der dramatischen Musik die freie Bahn. Aus dem strengen Bann des Contrapunkts hervortretend, zeigte sich die freiere Behandlung der Melodie in verschiedenen Formen lebendig und für verschiedene Zwecke fähig. Es konnten besonders die geistlichen Volksspiele dieser mächtigen Einwirkung sich nicht entziehen und im Laufe der Zeit entwickelte sich aus ihnen gleich wie das Drama, so auch die Kunstform der **Oper**. Die erste Stufe des weltlichen kunstmäßigen Chorgesangs war das **Madrigal**. Wie die Cantate zum Oratorium, so leitete das Madrigal zum dramatischen Gesang über. — Der mächtigste Antrieb zur Schöpfung der neuen musikalischen Form jedoch lag in der Umgestaltung der italienischen Bildung zur Zeit des Wiederauflebens antiker Wissenschaft und Kunst. In dem Wunsche die antike Tragödie zu neuer Gestaltung zu bringen, versuchte man an der platonischen Akademie zu Florenz einen Ersatz für die musikalische Deklamation der alten Griechen zu finden, und gelangte so zu der Form des **Recitativs**. Die volle Verständlichkeit des Wortes war die erste Forderung der Alterthumsfreunde und man nannte das Mittelding zwischen Gesang und Rede: »musica parlante«, »stile rappresentivo«. Am 6. Februar 1600 ward die Aufführung der ersten Oper dieses Stiles von **Jacopo Peri** zur Feier der Hochzeit Heinrichs IV. von Frankreich mit Maria von Medici in Scene gesetzt. — Bei dem gesang- und melodienliebenden Volke der Italiener jedoch, machte der musikalisch deklamatorische Vortrag kein

Glück. So wurde denn bald das Recitativo bewegter, die Melodie trat hervor, die Harmonie als Begleitung des Gesanges zurück und es wurde im 17. Jahrhundert die Ausbildung der Oper vollzogen, die durch den Wechsel von Arien und Chören nebst einer vollständigen Instrumentalmusik zum Ausdruck der individuellen Empfindung und Leidenschaft, wie zur Darstellung lebendiger Situationen musikalisch befähigt ward. — Der früher als Kirchenkomponist genannte große Musiker, Alessandro Scar-
Scarlatti 1649—1725. latti steht am Beginn der Geschichte der modernen Oper in Italien. Aus seiner und Francisco Durante's Schule sind eine große Anzahl bedeutender Tonsetzer der
Piccini 1728—1800. italienischen Oper hervorgegangen, unter welchen Piccini, Jomelli und Pergolese
Jomelli 1714—1774. die bekanntesten sind. Den Glanzpunkt der italienischen Oper bezeichnet ein deutscher
Pergolese 1710—1736. Name: Adolf Hasse geb. 1699 in Hamburg gest. in Venedig 1783. Man nannte ihn in Italien, wie auch Händel, »il caro Sassone«. Kein Anderer hat wie er die
Hasse 1699—1783. Grundzüge der italienischen Oper in solcher Reinheit dargestellt. Schüler Scarlatti's und Mitstreiter des jugendlichen Mozart im Jahr 1771 umfaßte sein Wirken, auch im Kreise der Kirchenmusik, die ganze Entwickelungsgeschichte der italienischen Oper, deren Siegeszug sich allmählich über die gesammte gebildete Welt ausdehnte. In Deutschland war die
Kaiser 1673—1739. Hamburger Opernbühne unter Reinhold Kaiser und Mattheson eine der ersten
Mattheson 1681—1764. und bedeutendsten. An ihr hatte auch der junge Händel seine ersten Lorbeern erworben. Ganz besonders günstigen und durch die sogenannte klassische Tragödie wohl vorbereiteten Boden aber fand die italienische Oper in Frankreich. Im Jahre 1645 kam die erste italienische Operngesellschaft nach Paris und es gelang, weniger dem Genie
Lully 1633—1687. als der Geschicklichkeit des Florentiners Lully die italienische Oper durch Zwischenspiele und Tänze für den Geschmack des französischen Publikums so einzurichten, daß er und
Rameau 1683—1764. sein Schüler Rameau, Diderots Neffe, über ein Jahrhundert lang die französische Bühne beherrschten.

Während in Italien die Kirchenmusik durch die Einwirkung der Oper allmählich von ihrer reinen Höhe herabstieg, und diese selbst durch das Streben nach formellen Virtuosenleistungen mehr und mehr an innerlichem Gehalte verlor, begann in Paris die musikalische Reformation durch einen deutschen Künstler, dessen Erscheinung den Beginn der neueren deutschen Kunstblüthe in ihrer herrlichsten Entfaltung bezeichnet. Christoph
Gluck 1714—1787. Ritter von Gluck war der Begründer der klassischen Opernmusik. Aus dem italienischen Virtuosenthum langsam sich emporhebend trat er, nachdem er vierzig Opern in der hergebrachten italienischen Weise geschrieben hatte, im Jahr 1762 zu Wien mit seinem Orpheus auf, welcher zuerst den reinen Seelenton anschlug, der in den spätern Werken des Meisters zu der vollen erschütternden und rührenden Macht der künstlerischen Wahrheit sich steigerte. Es folgten Alceste, Armida, Iphigenie in Aulis in steigender Linie. Was Größe und Adel der Gesinnung, reine, ernste Seelenschönheit betrifft, so ist Gluck von keinem Andern übertroffen worden; die Leichtigkeit, Beweglichkeit, den musikalischen Reichthum Mozarts zu erreichen, war ihm dagegen nicht vergönnt. — Der Kampf der italienischen mit dieser neuen klassischen Opernmusik spielte sich in Paris ab und der Wettstreit der beiden Vertreter dieser Richtungen, Piccini und Gluck, endigte mit dem vollen Siege des größten Meisterwerkes des Letzteren, der Iphigenie in Aulis. Es ist dieses wahrhaftige Kunstwerk an Reinheit, Wahrheit und Schönheit ein in seiner Art unvergleichliches, wenn man es nicht etwa mit Göthe's Iphigenie zusammenstellen will. Gluck starb in Wien 1787. Er hatte die große französische Oper zu einer Höhe geführt, auf der sie ohne ihn nicht zu halten war; er hatte zugleich die durch Piccini vertretene italienische Richtung in ihrem Einflusse geschwächt; um so leichter mußte die der Natur
Gretry 1741—1813. des Volkes entsprechende heitere Operette Gretry's, Isouards (geb. 1777) u. A. zu allgemeiner Geltung kommen. Aehnliche Versuche einer volksthümlichen Entwickelung
Hiller 1728—1804. zeigten in Deutschland die Liederspiele J. A. Hillers und besonders die Wiener Volks-
Dittersdorf 1739—1799. oper, deren Hauptrepräsentant Dittersdorf ist. Neben seinem „Doctor und Apotheker“ haben sich Schenks „Dorfbarbier“ und Wenzel Müllers „Schwestern von Prag“ bis in unsere Zeit auf den Bühnen erhalten. Größeren Beifall, auch außer den
Benda 1721—95. Grenzen des Vaterlandes, fanden die ausdrucksvollen Melodramen (besonders „Ariadne auf Naxos“) von G. Benda. Mit dem an Innigkeit und ergreifender Charakteristik

zuweilen an Gluck erinnernden Méhul und dem frischen heitern melodienreichen Boieldieu erlischt die Blüthezeit der französischen Oper.

Wir wenden uns zu der deutschen Instrumentalmusik, deren Begründer und Urheber Joseph Haydn unter dem Namen des Vater Haydn in der ganzen musikalischen Welt bekannt ist. Haydn 1732—1809. Geb. 1732 zu Rohrau in Niederösterreich, hat er in Wien als armer Junge durch Kapellsingen und „passatim musiziren" sein Brod verdient und dann dreißig Jahre hindurch als Privatkapellmeister des Fürsten Esterhazy gedient. Man verdankt ihm die fertige Form der Sonate, des Streichquartetts und der Symphonie, wie er denn 118 Symphonien und 83 Quartette hinterließ. In seinen alten Tagen erst zum Vollgefühl seines Genius gelangt, und in England mit Ruhm und Gold überhäuft, erhob er sich im Greisenalter zu seinen größten Werken der „Schöpfung", die die ewige Jugend mit in's Dasein brachte und kurz vor seinem Tode hat er die „Jahreszeiten" geschrieben. Haydn starb im Jahre 1809 zu Wien. Es ist die frische herzliche Lebensfreude die er in seiner Musik ausströmt, das was dem Volksliede zumeist Inhalt und Form gibt: das Singen und Klingen, der Zauber der Natur, die Fröhlichkeit des Lebens. „Seine Flöten sind die der Idylle", heißt es in Reißmanns Charakteristik Haydns, „seine Clarinetten die Schalmeien der Hirten, seine Hörner und Trompeten sind die Instrumente des Waldes, und in seinem Streichquartett singt, jubelt und klagt das ganze bewegte äußere Leben." Die Verschmelzung dieses herrlichen Lebensreichthums mit der Macht der tiefsten Innerlichkeit und der Fülle und Schönheit des künstlerischen Ausdrucks finden wir in dem nächsten und — es möge frei ausgesprochen sein — dem größten unserer Musiker.

Den Namen, welchen wir jetzt zu nennen haben, wird ein Jeder, welcher Gefühl und Verständniß für die ideale Kunst hat, mit Ehrfurcht und Liebe nennen: Wolfgang Amadeus Mozart, geb. 1756 zu Salzburg, war das ächte reine Genie, Mozart 1756—1791 in die Welt gekommen den Menschen zur Freude. So kraftvoll und lieblich war Mozarts Genius, daß er selbst sein eigenes dürftiges und gequältes Dasein zu lichter Heiterkeit verklärt hat. Als Wunderkind auf Reisen früh gereift, ward er ein schlecht gehaltener Diener des Erzbischofs von Salzburg und die späte Befreiung aus diesen unwürdigen Fesseln eröffnete ihm das Märtyrerthum des Lectionengebens. Auf seinem Todtenbette erhielt er die Ernennung zum Kapellmeister an der Stephanskirche. Die Reihe seiner unsterblichen Werke eröffnet „Idomeneo" und die „Entführung aus dem Serail". Wenn dann im „Figaro" das volle dramatische Leben, im „Don Juan" die Scala des menschlichen Gefühls vom tiefsten Grauen des Todes bis zur überschäumenden Lebenslust, in der „Zauberflöte" die Ruhe des künstlerischen Bewußtseins in höchster Vollendung verklärt erscheint, so steht Mozart auf nicht geringerer Höhe in seinen Orchesterwerken. Von den Symphonien sind die drei größten in D-dur, G-moll und C-dur in anderthalb Monaten geschaffen. „Den Sieg nach dem Kampfe feiert die des Gottes volle C-dur, die Jupiter-Symphonie," sagt Schlüter. Die Angst des Irdischen ist überwunden, Alles ist seliger Friede, Glanz, Majestät. Es ist die Apotheose des Meisters selbst, auf dessen siegesfroher Stirne die Unsterblichkeit strahlt.

Mozart hat einen für sein kurzes Leben kaum begreiflichen Reichthum an musikalischen Schöpfungen hinterlassen. Die Streichquartette und ein Theil der Clavierconcerte gehören zu dem Schönsten, was wir von ihm besitzen, so wie eine Auswahl unter der Menge Sonaten, die er für seine Schüler geschrieben hat. Sein letztes Werk ist das wunderbare „Requiem", das unvollendet auf seinem Sterbebette lag, als er, wie Raphael, im 36. Jahre seines Alters hinweggerufen wurde.

Der Erbe seiner Kunst ward ein nicht minder begabter, doch anders gearteter Genius, der uns vielleicht näher steht als Mozart, weil er in schärferer Individualität uns entgegentritt als dieser. Der Instrumentalmusik seine höchste und beste Kraft zuwendend, erscheint als der letzte große Vertreter jener klassischen Zeit Ludwig van Beethoven, geb. Beethoven 1770—1827. 1770 zu Bonn. Beethovens Tondichtung ergreift uns so tief und wunderbar, vielleicht mehr oder doch in anderer Weise als die Mozarts, weil er den Inhalt des Lebens, in seiner eigenen leidenschaftlichen Seele verarbeitet, als individuell gezeichnetes Charaktergemälde zum

Ausdruck bringt. Was er gedacht, gefühlt, gelitten, wie er sich sehnte und freute, das hat Jeder von uns in ähnlicher Weise in sich empfunden und erfahren. Es tritt als Kunstgebilde höchster Vollendung vor uns, das uns erhebt und reinigt, und uns die selige Befriedigung eines versöhnenden Abschlusses gibt. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, hat Beethoven eine Gewalt der Offenbarung, die einzig ist in der Kunst. Wenn Mozart aus dem Lichte niedersteigt, so macht sich Beethoven die Bahn aufwärts aus dem Dunkel zum Lichte. Wenn der Erste unsere Liebe und Bewunderung ist, so fühlen wir in dem Andern einen Theil unsres eigenen Wesens. Vielleicht erklärt dies theilweise die eigenthümliche und unwiderstehliche Wirkung seiner Musik. Beethoven hat seine größten Werke in der Taubheit geschaffen. Nie hat es ein tragischeres Schicksal gegeben. Die neun Symphonien sind in dem Zeitraum von 1799—1824 geschrieben. „Wo Beethoven die Mächte seines Orchesters zusammenrief, da galt es dem Kampf mit großen Geschicken, dem Sieg über dunkle Gewalten, aus der Knechtschaft zur Freiheit, aus Nacht zum Licht."

Die Reihe der Streichquartette, die Sonaten, welche in sich eine ganze Lebensentwickelung entfalten, endlich die großen Werke, „Fidelio", Musik zu Egmont, und nebst der neunten Symphonie das letzte seiner größten Schöpfungen, die »missa solemnis«: so steht uns dieser Riesengeist gegenüber. Wenn wir die Reihe der genannten Meister überblicken, welche Nation darf sich eines ähnlichen Reichthums an Tiefe, Gewalt und Schönheit der Kunst rühmen? Beethoven starb zu Wien im Jahre 1827. Als Liedercomponist hat er in Franz Schubert, geb. in Wien 1797, seinen Nachfolger gefunden. (Schubert 1797—1828.) Das Schubert'sche Lied bezeichnet, wie die Beethoven'sche Sonate, die Vollendung der modernen klassischen Tonkunst. Es ist der Schlußstein ihres vor einem Jahrhundert begonnenen Aufbaues. Er ist der Genius, der mit lieblicher und ernster Melodie das Leben geleitet, rein wie der Quell, der aus dem Felsen kommt und unerschöpflich wie er. Die Dichtung der Zeit ist in ihrem ganzen Umfang in der Musik ihm zu eigen geworden. Kein Dichter, dem er nicht ein melodisches Liebeszeichen mit auf den Weg gegeben hat. Schubert ist der Liebling der Jugend und die Freude der Alten. In seinem Kreise ist er unmittelbar wie Mozart, und kühn und groß wie Beethoven. Auch seine Clavier- und Orchestercompositionen sind von hohem Reize, wenn auch weniger sicher in der Vollendung der Form und Gliederung. Er starb, 31 Jahre alt, 1828 zu Wien, das die Heimath aller Musiker gewesen ist.

Für die Weiterbildung der Oper in Italien, Deutschland und Frankreich waren die Mozart'schen Muster von folgenreichem Einflusse. Besonders gewann die italienische Oper an harmonischer Fülle und reicherer Instrumentation in den Werken Salieri's („Axur"), Righini's, Paër's, („Sargino"); in der auch durch dramatische Anlage und Charakteristik vervollkommneten komischen Oper glänzten Paesiello („die schöne Müllerin"), Fioravanti („die Dorfsängerinnen") und besonders Cimarosa, dessen (Cimarosa 1755—1801.) Meisterwerk „die heimliche Ehe" dem Mozart'schen Vorbilde nahe kommt. — Die deutsche, vielfach dem gleichzeitigen Singspiele (Himmel, „Fanchon") verwandte Oper ging auf dem durch Mozarts „Entführung" gebahnten Wege fort. Werke von größerer Bedeutung sind die meisterhaft sentimentale „Schweizerfamilie" von Jos. Weigl (1764—1846) und „das unterbrochene Opferfest" von Winter (1754—1825).

Selbständig und schaffend erscheint in der Weiterführung der Gluck-Mozart'schen Aufgaben die französische Oper. Nach Méhul („Joseph in Aegypten") ist Spontini der wahrste Nachfolger Glucks, dessen große Formen er zur Ver- (Spontini 1774—1851.) herrlichung des französischen Kaiserthums und Kriegsruhmes in seinen Opern „die Vestalin", „Cortez", „Olympia" genial benutzt hat. Die Mozart'sche Richtung vertritt der in jeder Hinsicht klassische, unsern großen Meistern ebenbürtige Cherubini (Cherubini 1760—1842.) (geb. 1760 zu Florenz, gest. 1842 zu Paris). Größer noch als in seinen Opern (deren Preis „der Wasserträger") erscheint sein edler und reiner Stil in seinen Werken für Kirche und Kammer, besonders dem Requiem, wie den phantasiereichen und musterhaft gearbeiteten Ouvertüren. Mit seinem Schüler Boieldieu trat das leichtere französische (Boieldieu 1775—1834.) Element in den Vordergrund. Seine melodienreichen Opern „Johann von Paris"

und „die weiße Dame" sind die besten französischen, gediegen und volksthümlich. Ihm
folgte **Auber** mit der glatt modernen Conversationsoper („Maurer und Schlosser", „Fra Auber 1782—1871.
Diavolo" 2c.). Ganz außer der Reihe steht die kühn geniale Revolutionsoper, „die
Stumme von Portici" (1827). Aubers Stil wiederholten der in „Zampa" seine Mit-
tel und Manier steigernde **Herold** (1791—1833), der leichtfertige **Adam** („Postillon
von Longjumeau", „Brauer von Preston" 2c.) und unser **Flotow**, der mit seinen ge- Flotow 1812—1883.
schickt angelegten Opern „Stradella", „Martha" 2c. dem Geschmack der Zeit zu genügen
verstand. Etwas selbständiger steht der sonst unbedeutende **Halévy** (geb. 1799) in
seiner der Marschner-Wagner'schen Richtung verwandten Oper „die Jüdin".

Der Einfluß Mozarts war an der Auber'schen Schule wirkungslos vorübergegangen,
an seine Stelle trat der auf's Neue Epoche machende **Rossini** (geb. 1792 zu Pesaro in Rossini 1792—1868.
der Romagna). Die italienische Gesangsvirtuosität feierte durch seine lebendigen Reizes
vollen genialen Opern („Tankred", „Barbier von Sevilla", „Semiramis", „Tell" 2c.)
in einer musikalisch armen und politisch ermatteten Zeit (1813—30) neue Siege. Ros-
sini ist der Mozart Italiens, im Tragischen wie im Komischen Meister. Bei **Bellini** Bellini 1801—1835.
überwiegt eine leidende Sentimentalität („Romeo und Julie", „Nachtwandlerin"), die sich
in der „Norma" zur wirklichen Leidenschaft steigert. Leichtfertig in der ernsten Oper
(„Lucia von Lammermoor", „Lucrezia Borgia"), zeigt **Donizetti** in der komischen („Re- Donizetti 1797—1848.
gimentstochter", „Liebestrank", „Don Pasquale") Charakter und Talent.

Der beliebteste unter den italienischen Operncomponisten ist ohne Zweifel jetzt **Verdi**,
dessen stabilen Melodienformen nirgend zu entgehen ist.

In Deutschland gab die romantische Oper **Carl Maria v. Webers** (geb. 1786 M. Weber 1786—1826.
zu Eutin, gest. 1826 zu London) den durch die romantische Poesie angeregten Ideen den
edelsten und echt volksthümlichen Ausdruck. Weber ist vor Allen der wahrhaft deutsche
Componist, wie in seinen erhebenden Kriegsliedern, so in der tief gemüthlichen Musik zu
dem Schauspiel „**Preciosa**", den gesangreichen, glänzend instrumentirten Opern **Frei-
schütz**, **Euryanthe**, **Oberon**. In der Richtung auf das Volks- und Liedmäßige
folgten ihm **Konradin Kreuzer** („das Nachtlager in Granada") und der derb gemüth-
liche, um die komische Oper („Czaar und Zimmermann", „Wildschütz" 2c.) wohl verdiente
Alb. Lortzing. Der directeste Nachfolger Webers, ganz Romantiker in der Wahl und Lortzing 1803—51.
Behandlung seiner Stoffe, ist **Heinr. Marschner**; doch haben seine düster gefärbten Marschner
und die Darsteller anstrengenden Opern („Vampyr", „Hans Heiling", „Templer und 1795—1861.
Jüdin") im Volke wenig Boden gefunden. Den Mangel an kräftiger und einheitlicher
Erfindung suchte **Meyerbeer** durch Raffinement und übertriebene, musikalische wie Meyerbeer 1791—1864.
außermusikalische, Effecte zu verdecken, was ihm mit seinen die Sinnlichkeit der Menge
aufregenden Monstreopern „Robert der Teufel", „die Hugenotten", „der Prophet", „die
Afrikanerin", nur zu wohl gelungen ist.

Eine neue Epoche scheint der deutschen Oper mit **Richard Wagner** aufgehen Richard Wagner
zu wollen. Noch einmal taucht durch ihn die musikalisch deklamatorische Oper auf die 1813—1883.
Oberfläche der Zeit. Ein Nachfolger Glucks im Princip, leitet ihn seine Muse gleich-
wohl nicht zur Einfachheit, sondern immer mehr ins Ungeheuerliche, Ueberschwäng-
liche. Er durchbricht die musikalische Kunstform zu seinen dramatischen Zwecken und
macht nie Dagewesenes auf seiner Bühne heimisch. Noch nie hat ein Künstler zu-
gleich so erbitterte Feinde und so begeisterte Freunde gehabt, wie Richard Wagner. Ein
endgültiges Urtheil steht der späteren Kunstgeschichte zu. Seine große Begabung und
Leistung ist einstweilen durch die Opern: Tannhäuser, Lohengrin, Meistersänger,
Rheingold und Walkyre unwiderleglich bezeugt.

Unsere Zeit ist, wie die letzten Versuche in Deutschland, in Italien und Frank-
reich zeigen, für die Oper unproductiv geworden. Concert und Kammermusik ist es,
welche besonders seit Beethovens Tode bei uns herrschend geworden. **Clementi**
(1752—1832), **Hummel**, **Fesca**, **Romberg**, **Moscheles**, **Onslow** und Hummel 1778—1837.
Andere, vor Allem **Spohr** mit seinem Faust, seiner Jessonda, so wie „in den letz- Spohr 1784—1859.

ten Dingen" und den Symphonien, bilden die ältere Schule, die in Mendelssohn Bartholdy zugleich ihren Abschluß und ihre Weiterbildung fand.

Mendelssohn-Bartholdy 1809—1847. Felix Mendelssohn Bartholdy geb. 1809 zu Hamburg, gest. 1847 zu Leipzig, ist durch die Feinheit und Gediegenheit, die meisterliche musikalische Form und durch vollendete Instrumentaltechnik der Gipfel der musikalischen Bestrebungen in den jüngst vergangenen Jahrzehnten geworden und der mit Recht hochgefeierte Liebling der musikalischen Welt. Sein Feld war das der Kammermusik und des Oratoriums. Nach dem Muster Händels schuf er seinen „Paulus" und „Elias", seine Psalmen und Motetten. Zu den ursprünglichsten und frischesten seiner Kompositionen gehört die Musik zum Sommernachtstraum, und die Walpurgisnacht. Mit den Liedern ohne Worte ist er, wie Schubert durch seine Lieder mit Worten, der Hausfreund der deutschen Musikliebhaber geworden. — Unter seinen eigentlichen Nachahmern steht der originelle Däne Niels-Gade wohl am höchsten, während Robert Schumann geb. zu Zwickau 1810, gest. bei Bonn 1856, gar bald seine eigenen Wege ging. Er ist der in unseren Tagen geliebteste der modernen Musiker, und er verdient es, wenn reiche musikalische Begabung, eine besonders feine, meistens weiche und elegische Kunststimmung und die charakteristische Gabe sich in kleinen wie umfassenden Formen gleich vollendet und abgerundet zu zeigen, hierzu berechtigt. Im Liede steht er Schubert am nächsten. Wenn auch die freie frische Naivität des Letztern ihm unerreichbar blieb, so ist ihm um so inniger und wahrer der Ausdruck poetischer und gemüthlicher Stimmungen eigen. Von größeren Werken hat er uns „Paradies und Peri", „der Rose Pilgerfahrt", „Manfred" und „Faust" hinterlassen. Seine Symphonien gehören zu dem reichsten und gediegensten, was die Neuzeit hervorgebracht hat. — Der bedeutendste unter den lebenden Tonsetzern ist ohne Zweifel jetzt Schumanns Schüler, Johannes Brahms, dessen Requiem, Schicksalslied und Siegesgesang eine neue klassische Periode anzukündigen scheint. Von Denjenigen, welche sich in den größeren Formen der Oper, des Oratoriums bewährt haben, seien hier nur Lachner, Lindpaintner, Reisiger, Nicolai und Hiller genannt. Für Salon- und Concertmusik würde die Reihe endlos werden, wollten wir mit Aufzählen beginnen. Wir begnügen uns den elegisch weichen graciösen Chopin, dann Henselt und Stephen Heller als Claviercomponisten anzuführen.

Schumann 1810—1856.

Brahms geb. 1833.

Möge dieser kurze Ueberblick einen Begriff geben von der reichen und herrlichen Entwickelung einer Kunst, die als echte Volksbildnerin ganz vorzugsweise der Volksgeschichte angehört.

B. Die öffentliche Lebensthätigkeit der europäischen Völker seit der Julirevolution.

I. Uebersicht und Allgemeines.

1. Politische Zustände.

§. 1007. Der constitutionelle Westen. Die Julirevolution trennte die europäischen Staaten in zwei Gruppen, in den constitutionellen Westen, unter dem Einfluß Frankreichs und Englands, und in den absoluten Osten, wo Oesterreich, Rußland und Preußen Gesetze vorschrieben. In den kleineren Staaten der Mitte, Scandinavien, Deutschland, Italien, huldigte die Mehrzahl des Volks dem constitutionellen Fortschritt und sympathisirte mit England und Frankreich, aber die Regierungen und die Geburts- und Beamten-Aristokratien waren im Allgemeinen für einherrliches (monarchisches) Selbstregiment und lehnten sich an Oesterreich und Rußland an; höchstens suchten sie durch Einführung beschränkter

Landstände mit Hervorhebung der Standesinteressen die Forderungen der Völker zu beschwichtigen. Gemeinsames Streben, Eifersucht auf politischen Vorrang und Talleyrands diplomatische Gewandtheit knüpften das Bündniß zwischen der Julíregierung und dem Whigregiment in England; und wenn gleich allerlei politische Reibungen, die bei der Oeffentlichkeit der Kammerverhandlungen und der Presse kein Geheimniß blieben, das gute Vernehmen vorübergehend störten, das beiderseitige Interesse und die Vorliebe Guizots u. A. für England, Broughams u. A. für Frankreich ließen es nie zu einem dauernden Bruch kommen. Als die Engländer in ihrem Eifer für die Unterdrückung des Sclavenhandels das Recht ansprachen, alle verdächtigen Schiffe untersuchen zu dürfen, und dann mit den absoluten Mächten zur Beilegung der orientalischen Verwickelungen und Kämpfe die Quadrupelallianz schlossen, da regte sich in dem französischen Volke Eifersucht, Neid und Mißtrauen; als die französische Regierung auf der Insel Otaheiti den englischen Protestantismus durch katholische Missionäre zu verdrängen und ein französisches Protectorat daselbst zu begründen suchte, als Spanien durch die Doppelheirath an das Orleans'sche Frankreich geknüpft ward, da fühlte sich der hochkirchliche Eifer und der britische Stolz verletzt. — Aber trotz dieser Reibungen litt der Bund der beiden constitutionellen Staaten, welcher in dem „herzlichen Einverständniß" der durch gegenseitige Besuche sich befreundeten Monarchen seinen Halt und Ausdruck fand, keine dauernde Störung.

§. 1008. Der absolute Osten. Gleiches Interesse verband auch die drei absoluten Mächte zur Erhaltung der von Gott stammenden Herrschermacht gegen den revolutionären Grundsatz der Volkssouveränetät zur Unterdrückung des aufstrebenden Demokratismus und zur Bewältigung der von den emigrirten Polen geleiteten Verschwörungen und Umwälzungsversuche. Das gemüthliche österreichische Volk, mehr auf Genuß, als auf Freiheit bedacht, ertrug mit großer Ergebung das patriarchalische Regiment, welches Fürst Metternich unter einem humanen Regentenhaus aufgerichtet hatte. Ausgeschlossen von deutschem Leben und deutscher Cultur und durch ein strenges Absperrungssystem getrennt von der Nation, mit der es ein Jahrtausend in trüben und fröhlichen Tagen zusammengehalten, wurde Oesterreich den deutschen Zuständen und Interessen immer mehr entfremdet; und mit fremden Nationalitäten zu einem unnatürlichen Ganzen verbunden, merkte es nicht, daß sein Staatswesen einem „Schutt" entgegenging, wie ihn sein Dichter ergreifend geschildert. — Preußen schien zu vergessen, daß seine wahre Macht in seiner Volksthümlichkeit bestehe, daß Friedrich II. seine Siege nicht minder der Sympathie der Völker, als der Tapferkeit seiner Heere verdankte. Im Besitze der größten Intelligenz, des vortrefflichsten Kriegswesens, einer blühenden Industrie und beherrscht von einem glorreichen Fürstenhause, würde Preußen eine gebieterische Stellung unter den europäischen Staaten gewonnen haben, hätte es sich dem übrigen Deutschland fest und innig angeschlossen, wäre die Regierung dem Freiheitsbedürfniß des Volks durch constitutionelle Staatsformen entgegengekommen, hätte der König seinen Stützpunkt mehr im liberalen und aufgeklärten Mittelstand, als in einer kleinen Zahl von Aristokraten, Strenggläubigen, Beamten und Gelehrten gesucht. Mit Deutschland zu einem Ganzen verbunden und die kleinern Staaten von Mitteleuropa unter seinen Schutz nehmend, würde ein constitutionelles Preußen mit Glaubens- und Lehrfreiheit die vermittelnde und gebietende Macht zwischen dem Osten und Westen gewesen sein, während es im Anschluß an den absoluten Osten und im Streben nach dem Range einer selbständigen Großmacht eine untergeordnete Stelle in der europäischen Völkerpolitik einnahm. — Rußland, der Schrecken der Demokraten, die Stütze aller nach Absolutismus strebenden Regierungen, war durch seine autokratische Herrschermacht stark nach Innen, durch diplomatische Klugheit mächtig nach Außen. Kaiser Nicolaus, von dem Gedanken beseelt, „die russische Nationalität aus sich selbst heraus zu civilisiren und in dieselbe alle unterworfenen Volksstämme hineinzuziehen in der Sprache wie im Glauben", verletzte nicht selten in seinem Streben nach Uniformität Menschenrechte, Freiheit und Nationalität. Unbeschränkter Gebieter über Staat und Kirche, beherrschte er sein unermeßliches

Reich durch die Macht seines starken, strengen Willens; der reiche Grundadel, die unwissende Geistlichkeit, und das halbwilde, zum großen Theil aus Leibeigenen bestehende Landvolk wurden durch den Schrecken des Despotismus und durch die Gewalt des Säbels in gleicher Unterwürfigkeit gehalten. — **Polen**, einst durch einen ungerechten Gewaltstreich der drei absoluten Mächte aus der Reihe der Völker gestrichen, blieb noch in seinen zerstückelten Gliedmaßen ein drohendes Gespenst für die Staaten, die durch seinen Raub sich vergrößert. Seitdem das Königreich Polen den russischen Waffen erlegen, war die Hoffnung der Emigranten auf **Krakau** gerichtet, das, als **Freistaat** unter den Schutz der drei Nachbarstaaten gestellt, mit seinen altpolnischen Königsgräbern und seinen nationalen Erinnerungen als eine glänzende Säule aus dem allgemeinen Ruin der Nation einen mächtigen Zauber auf die Flüchtlinge ausübte. Es wurden daher von der polnischen Propaganda mehrere Versuche gemacht, durch Verschwörung sich der Stadt zu bemächtigen und sie als Mittelpunkt einer Revolution zur Wiederbelebung des alten
1836. Polenreichs zu gebrauchen. Das erste Unternehmen der Art hatte eine vorübergehende
1846. Besetzung des Freistaats von Seiten der Schutzmächte zur Folge; als aber zehn Jahre später der Versuch wiederholt und in der eingenommenen Stadt eine revolutionäre Regierung errichtet wurde, erfolgte nach Bewältigung des unbesonnenen Aufstandes die Einverleibung des Freistaates in die österreichische Monarchie. Die laue Protestation Englands und Frankreichs gegen die Verletzung der Wiener Verträge blieb ohne Erfolg. Ein gleichzeitiger Plan der polnischen Propaganda, **Galizien** zum Abfall von Oesterreich zu bringen, scheiterte an dem Hasse der Bauern gegen die Gutsherren. Statt dem Ruf des Adels zu folgen, fielen die Leibeigenen mit Dreschflegeln und Sensen über ihre Dränger her und erschlugen sie massenweise. Eine weitverzweigte Verschwörung in
1847 **Posen** wurde durch Verrath und durch die Wachsamkeit und Energie der preußischen Regierung im Keime erstickt. Der Riesenprozeß in Berlin brachte das Treiben der emigrirten Polen, ihre opferwillige Vaterlandsliebe, aber auch die grenzenlose Selbsttäuschung und die jesuitischen und machiavellistischen Grundsätze ihrer Führer zu Tage. Den ungebändigten Freiheitsdrang, die Selbstüberschätzung und die Uneinigkeit haben auch die jungen Geschlechter als Erbgut des alten Polens in die Emigration mitgenommen.

§. 1009. **Die kleineren Staaten.** Die kleineren Staaten haben auf den äußern Gang der Völkergeschichte Europa's geringen Einfluß geübt. **Deutschland**, ohne großes, gemeinsames Staatsleben, ohne äußere Kriege und Politik, sah seine geistige Lebensthätigkeit auf das Gebiet der Kirche und Literatur beschränkt, wo mächtige Kämpfe durchgefochten wurden. — **Spanien** und **Portugal**, durch Bürgerkriege und Verfassungskämpfe zerrissen, standen unter dem Einfluß Frankreichs und Englands; desgleichen **Belgien**, das, eifrig bedacht, seine demokratische Freiheit gegen die Priestermacht zu schützen, unter seinem fremden constitutionellen Monarchen in Kunst und Betriebsamkeit fröhlich aufblühte, indeß **Holland** (Niederland), von einer drückenden Finanznoth schwer heimgesucht, zusehen mußte, wie sein angestammter König (**Wilhelm I.** aus dem Hause Oranien), bei seiner Thronentsagung zu Gunsten seines Sohnes gleichen Namens, Millionen ins Ausland trug. — Die **scandinavischen Höfe** zu Stockholm und Kopenhagen, mit Rußland befreundet, aber theils durch die alten Freiheiten und Rechte ihrer Völker, theils durch die Unsicherheit der Thronfolge in ihrer Herrschermacht gelähmt, übten keine bedeutende Einwirkung auf die europäische Politik. — In **Italien**, „das die Natur wie ein Opferthier geschmückt zu haben scheint“, gingen die durch die Julirevolution geweckten Hoffnungen der Patrioten schnell zu Grabe. Die Aufstände in **Bologna**, **Modena** und **Parma** wurden durch österreichische Truppen bald unterdrückt und die aus beiden letztern Orten vertriebenen Regenten wieder in ihre Herrschermacht eingesetzt. Als aber die Ermahnung der europäischen Mächte an die Regierung Gregors XVI., das Volk durch zeitgemäße Reformen zu beruhigen, wenig Gehör fand, da griffen die unter der Priesterherrschaft zur Verzweiflung gebrachten Bewohner der Legationen von Neuem zum Schwert. „Die dagegen ausgesandten päpstlichen Truppen, aus Banditen und Sträflingen ergänzt, wütheten gegen

ruhige Ortschaften und heilige Stätten, so daß österreichisches Militär nöthig war, die päpstliche Regierung und ihr Land vor ihren Soldaten zu retten." Um nicht an Oesterreich allein die Macht über Italien kommen zu lassen, wurde eine französische Expedition ausgesandt, welche in der Nacht des 23. Februar 1832 Ancona durch einen Handstreich nahm. „Der römische Hof protestirte gegen die Verletzung des Völkerrechts, sprach über Ancona das Interdict und wußte endlich der Nothwendigkeit eine gute Seite abzugewinnen." Frankreich, auf alte Erinnerungen gestützt, und England, für seine Waaren einen reichen Markt suchend, verloren Italien nicht aus dem Auge und hielten die Hoffnungen der Liberalen aufrecht; aber Oesterreichs Nähe und Uebermacht, die Waffen der Schweizer Söldnertruppen in Neapel und Rom und die Vorliebe der einheimischen Fürsten für absolute Militärdespotie lähmten ihren Einfluß und machten alle Erhebungen und Reformversuche scheitern. Ein von einer Schaar Flüchtlinge verschiedener Nationen, besonders Polen und Deutsche, unter der Führung des aus Genua stammenden polnischen Generals Ramorino von der Schweiz aus unternommener 1833.
Einfall in Savoyen, in der Absicht, den sardinischen Thron zu stürzen und, mit dem „jungen Italien" verbunden, das ganze Land zur Revolution zu bringen, nahm einen kläglichen Ausgang. Ramorino führte, von seiner eigenen Partei als Verräther ausgestoßen, ein Abenteurerleben, bis er fünfzehn Jahre später in Italien ein tragisches Ende fand. — Das Königreich Griechenland, eine unglückliche Schöpfung europäischer Diplomatie, konnte sich nicht zu der Höhe eines civilisirten Staates erheben, dessen Formen es angenommen, und stemmte sich doch zugleich gegen den Zustand der Barbarei und des Räuberlebens früherer Zeiten. Athen mit seinen Erinnerungen und Trümmern einer glorreichen Zeit ist zum Herrschersitz des neuen Königthums erkoren worden, und deutsche Bildung ward berufen, von der jungen Hochschule aus Cultur und Humanität in ihre alten Ursitze zurückzuführen. Aber das Volk, eifersüchtig auf die Fremdlinge am Hof, im Amt und Militär, warf durch eine neue Revolution im Namen 1843.
der Nationalfreiheit die Stützen deutscher Bildung von sich und vertrieb die Träger derselben, und der Staat, den abwechselnden Einflüssen Englands, Frankreichs, Rußlands und der Pforte bloßgestellt, konnte sich trotz seiner constitutionellen Verfassung, seiner Religionsfreiheit und der übrigen Güter eines freien Volkes zu keiner selbständigen, achtunggebietenden Stellung aufschwingen. — Das osmanische Reich, durch die Einführung europäischer Einrichtungen mehr geschwächt als civilisirt, geht unaufhaltsam seinem Verfall entgegen, vor dem es bis jetzt nur die Eifersucht der Mächte gerettet hat.

§. 1010. **Die Republiken.** Die Schweiz, die alte Föderativrepublik mit sehr lockerer Verbindung der einzelnen Kantone, erlitt nach der Julirevolution große Erschütterungen im Innern, indem in den meisten Kantonen die aristokratischen Regierungen und Verfassungen durch demokratische verdrängt wurden, und viele Anfechtungen von Außen, indem der Aufenthalt politischer Flüchtlinge und wandernder Arbeiter und Gesellen ihr viele Noten, Drohungen und Verbote von Seiten der benachbarten Mächte zuzog, weil die Tagsatzung die politischen Umtriebe ihrer Schützlinge nicht hindere und ruhig zusehe, wie das Asylrecht mißbraucht werde, um das Land zu einem „Heerd der Propaganda" zu machen. — Das freie Nordamerika, die Hoffnung und Zuflucht der verfolgten Demokraten und Liberalen, die Auswanderungsstätte der Bedrängten, Nothleidenden und Gedrückten, nahm unter seiner politischen und religiösen Freiheit einen mächtigen materiellen Aufschwung. Die Regierungsgewalt, concentrirt in den Händen eines alle vier Jahre vom Gesammtvolke neu gewählten Präsidenten, und die gesetzgebende Macht, in ein Senatoren- und Repräsentanten-Haus geschieden, richteten ihre Thätigkeit hauptsächlich dem äußern Flor des jungen Freistaates zu, dem Handel, der Industrie, der Verkehrserleichterung durch Eisenbahnen und Kanäle, der Erweiterung des Staats durch Eroberung oder friedliche Erwerbung, dem aus geworbenen Truppen und Milizen bestehenden Heerwesen und der Rechtspflege; die innern Güter, Religion und Bildung und deren Träger, Kirchen und Schulanstalten gaben sie der Einsicht und dem guten Willen der Gemeinden

anheim. Alle Religionen, Secten und Glaubensmeinungen, von der altgläubigsten Orthodoxie bis zum weitesten, flüchtigsten Vernunftglauben, fanden hier ihren Ausdruck, ihre Anhänger, ihre kirchlichen Gemeinschaften. Aber wie aufrichtig, abgesehen von einigen „fratzenhaften Erscheinungen", die Frömmigkeit dieses Volks sich äußerte, noch hat die christliche Cultur nicht vermocht, „durch Verbreitung schöner Menschlichkeit den gemeinsten Egoismus und den Druck einer geistlosen Geldaristokratie zu brechen," noch war sie lange nicht im Stande, die Sclaverei in allen Staaten aufzuheben. Der Volksunterricht, wenn auch noch jung und an einigen Orten erst im Beginne, gedieh mehr und mehr unter guter und humaner Pflege, und in Handel und Schifffahrt wetteiferte Amerika mit England, von dem der Kern seiner Bevölkerung ausgegangen und gegen das es immer noch alte Nationaleifersucht hegt, die bei Gelegenheit des Streits über den Besitz
1845. des Oregon-Gebiets am Columbia-Strom, mit der Pelzhandelniederlassung Astoria, von Neuem angefacht wurde. — Als der Congreß mit dem früher zu Mexiko gehörigen, dann durch eine erfolgreiche Empörung unabhängig gewordenen Texas einen
1845. Vertrag schloß, in Folge dessen dieses sclavenhaltende Land den Vereinigten Staaten einverleibt ward, gerieth der nordamerikanische Freistaat mit der durch Parteiung und
1847. innere Kämpfe zerrütteten Republik Mexiko in einen blutigen Krieg, der nach der Erstürmung der Hauptstadt Mexiko mit einer wichtigen Erweiterung des Vereinsgebiets gegen Westen endigte. Die ehemals spanischen Staaten Nordamerika's, die mit dem Mutterlande die Schlaffheit, Zerrissenheit und Unordnung gemein haben, wo bald Anarchie, bald dictatorische Gewalt (Santa Anna) herrschte, scheinen allmählich eine Beute des anglo-amerikanischen Freistaates zu werden. Florida, Texas und Californien mit seinem neuentdeckten Goldstrom sind bereits gewonnen; Yucatan mit seinen Mahagoni- und Campeche-Wäldern, schon viele Jahre gegen Mexiko im Aufstand begriffen und unaufhörlich von Freibeutern (Flibustiern) bedroht, wird seine bestrittene Unabhängigkeit schwerlich auf die Dauer behaupten können, und die in den südamerikanischen Freistaaten herrschende Gesetzlosigkeit, Parteiwuth und Empörungssucht, die durch fortwährende Bürgerkriege den Genuß gesetzlicher Freiheit und gesicherter Ordnung stören, geben Zeugniß von der Unfähigkeit des spanischen Volksstammes für ein republikanisches Selbstregiment. — Wie indessen auch die Regierungsweise eines Staates beschaffen sein mag, einer neuen Macht, die seit der Revolution in die Welt gekommen und mit der zunehmenden Civilisation und periodischen Literatur an Umfang und Bedeutung wuchs, konnte sich keine Obrigkeit ganz entziehen, diese Macht ist die öffentliche Meinung, und sie fordert: politische Freiheit mit Anerkennung der Nationalitäten, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, Betheiligung des Volks am Staatsleben durch Repräsentativverfassungen und Achtung der individuellen Freiheit auf dem Gebiet des Glaubens und der Kirche, der Wissenschaft und der Industrie.

2. Der Kampf der Nationalitäten.

§. 1011. Der Westen. Hatte die frühere Politik in den Staaten nur willkürlich gebildete Ländergebiete erblickt, Wesen und Charakter des Volksthums gering geachtet, so ging in neuerer Zeit das Verlangen der Völker auf Scheidung des Ungleichartigen, auf Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Nationalitäten und Volksstämme unter eigener Verwaltung, auf Pflege und Geltendmachung der Stamm- und Volkssprachen. Das immer offener hervortretende Streben der Regierungen, die fremdartigen Bewohner eroberter Ländergebiete mit dem herrschenden Volksstamme zu verschmelzen und durch allmähliche Verdrängung der Sprache, Sitten, Einrichtungen und Nationaleigenthümlichkeiten der Besiegten mit der Zeit ein aus gleichartigen Bestandtheilen zusammengesetztes Staats-Ganze zu bilden, erzeugte bei den Unterdrückten einen Geist des Widerspruchs, eine Vorliebe für die Sprache, Sitten und Einrichtungen der Väter und das Streben, die Nationaleigenthümlichkeiten nicht nur zu

erhalten, sondern ihnen Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Das Uniformirungs-System der Regierenden weckte somit den Particularismus der beherrschten Völker, nationale Sympathien und Antipathien, woraus Kämpfe hervorgingen, die durch Leidenschaftlichkeit und Nationalhaß zu einer Heftigkeit gesteigert wurden, wie nur die früheren Religionskriege sie kannten. Frankreich allein hatte davon wenig zu leiden, theils weil die blutige Härte der großen Revolution den Particularismus niedergedrückt hat und der Patriotismus und politische Tact der ganzen Nation, die wohl einsieht, daß die Größe des Staats auf der festen Einheit und Centralisation beruht, demselben keine Nahrung gibt, theils weil die deutsche Bevölkerung der östlichen Provinzen Lothringen und Elsaß mit nationaler Duldsamkeit und Fremdenliebe den Uniformitätsbestrebungen der Pariser Regierung keinen Widerstand entgegensetzte. Um so schärfer äußerte sich das Nationalgefühl in Belgien, wo es nicht nur zur Losreißung von Holland wesentlich beigetragen hat, sondern auch jetzt noch die flämische Sprache und Literatur gegen die zunehmende Uebermacht und Herrschaft der französischen kräftig in Schutz nimmt. — In Großbritannien, wo verschiedene Nationen zu einem großen Ganzen verschmolzen sind, regt sich nur in Irland das weiche katholische Celtenthum gegen das strenge protestantische Germanenthum der „Sachsen"; indeß in Wales und in den schottischen Hochlanden die uralte (gaelische) Landessprache nur Gegenstand wissenschaftlicher Forschung ist und höchstens in Volksliedern oder als engabgeschlossener Dialekt einiger entlegenen Thäler fortlebt. — Selbst in dem räumlich und national abgeschlossenen Spanien verfocht das kräftige Bergvolk der Basken seine angestammten Freiheiten und Rechte gegen den übermächtigen Süden, und in Aragonien und Catalonien regte sich wieder die Nationaleifersucht und der Nachbarhaß gegen die Castilier.

Frankreich. Belgien. Großbritannien. Spanien.

§. 1012. Mitteleuropa. Heftiger äußerte sich der Kampf der Nationalitäten in Mitteleuropa, namentlich in Deutschland und Italien. Dort bedurfte das deutsche Element des Schutzes: in Limburg gegen die niederländische Regierung, in den Ostseeprovinzen gegen Rußland und in dem Herzogthum Schleswig gegen dänische Gewaltthat, in jenem unglücklichen Schleswig, das seit vielen Jahren seine Nationalität und sein germanisches Wesen gegen dänische Einwirkung und Tücke mühsam vertheidigt hat und das seiner theuersten Hoffnungen, nach dem bevorstehenden Erlöschen des dänischen Königshauses, zufolge alter Gerechtsame, als vereintes Schleswig-Holstein unter einem eigenen Fürsten (Augustenburg) dem deutschen Bundesstaate beigefügt zu werden, durch den „offenen Brief" König Christians VIII. beraubt werden sollte. Für den in diesem Briefe angedrohten Fortbestand der Union mit Dänemark gewährte das von Christians Nachfolger Friedrich VII. (seit 23. Jan. 1848) gebotene Geschenk einer freisinnigen gemeinsamen Verfassung mit Dänemark keinen genügenden Ersatz. In Italien gewann die schon unter der französischen Herrschaft durch den Carbonari-Bund verbreitete Idee eines einheitlichen Italiens immer mehr Anhänger und festern Bestand, namentlich seit der Gründung des unter dem Einfluß des gewandten, kühnen Mazzini handelnden „jungen Italiens". Italiens Einheit, sei es als Monarchie unter einem eingebornen Fürsten, sei es als Bundesstaat mit republikanischer oder monarchischer Verfassung der Einzelstaaten, war die Losung des Tages und Haß gegen die „Deutschen" (Oesterreicher) der Inhalt aller Reden, das Ziel aller Demonstrationen. — In den scandinavischen Reichen, Schweden, Norwegen, Dänemark, waren (außer den deutschen Schleswigern) keine fremden Elemente zu bekämpfen, dagegen rührte sich daselbst eine scandinavische Partei, die, aus Studenten und lebhaften jungen Männern bestehend, eine Vereinigung der Reiche zu einem großen Staatsganzen anstrebte.

Deutschland. 8. Juli 1846. Italien.

§. 1013. Der europäische Osten. Die heftigsten Nationalkämpfe fanden im Osten statt, wo verjährtes Unrecht und jahrhundertelanger Druck die Leidenschaften reizte, wo nicht die Kraft der Civilisation die Ausbrüche einer derben Natur milderte und brach, wo seit den Tagen der großen Wanderzüge ein buntes Völkergemisch mehr streit-

lustig als friedfertig vereint und getrennt fortbesteht. Hier kämpfen drei Völkerstämme, Germanen. **Germanen**, **Slaven** und **Magyaren**, theils um Herrschaft, theils um Fortdauer ihrer Existenz. Die ersten, in einigen Ländern des ehemaligen Polenreichs der herrschende Stamm, können nur mit Mühe ihr errungenes Uebergewicht gegen die widerspenstigen, conspirirenden Polen bewahren und müssen, der germanischen Natur zuwider, häufiger das Schwert der Selbsterhaltung gegen die Ueberwundenen ergreifen, als daß sie sich ihrer überlegenen Bildung zur Cultivirung derselben bedienen können. In **Ungarn** und **Siebenbürgen** müssen sie ihre deutschen Sitten, Sprache, Einrichtungen Slaven. gegen die feindlichen Angriffe der herrschenden **Magyaren** schützen. Der **slavische** Volksstamm ist der verzweigteste in den östlichen Ländern, aber nur in Rußland besitzt er die Herrschaft. Das alte Polen ist als Opfer innerer Gesetzlosigkeit und äußerer Gewaltthat zu Grunde gegangen, und alle Versuche der rührigen Emigranten, durch Propaganda und Conspiration den zerstückelten Leichnam wieder zu beleben, sind bis jetzt gescheitert und werden so lange scheitern, als der polnische Adel nicht Selbstentsagung lernt und das polnische Volk nicht die Rechte und Bildung freier Staatsbürger erlangt. So lange der Bauer in Posen, trotz des regen Nationalgefühls und der warmen Vaterlandsliebe, die allen Polen innewohnen, lieber unter preußischer Regierung stehen will, als unter der Herrschaft des heimischen Adels, und so lange der **galizische** Leibeigene bereit ist, seinen ihm nur als Peiniger und Dränger bekannten Gutsherrn mit Sense und Dreschflegel zu erschlagen, wie im J. 1846, ist an Polens Wiederherstellung nicht zu denken. Die übrigen Slaven leben unter verschiedenen Namen in der ganzen österreichischen Monarchie zerstreut, nirgends herrschend, an wenigen Orten frei und für die Güter der Civilisation geringe Empfänglichkeit zeigend. Nicht kräftig genug, um das Joch der fremden Stämme abzuschütteln, und nicht hingebend genug, um sich das Wesen und die Eigenthümlichkeiten derselben anzueignen und das ihrige aufgehen zu lassen, stehen die Slaven überall in feindseligem Haß den fremden Nationalitäten gegenüber. Ein Versuch der böhmischen **Czechen**, mittelst einer blutigen Revolution sich des deutschen Einflusses zu erwehren und die Herrschaft des Landes in die eigenen Hände zu nehmen, endete mit ihrer Niederlage. Die weitverzweigte Verbindung der **Panslavisten** sucht unter den verschiedenen Stämmen aller Länder das Gefühl des gemeinsamen Ursprungs und der gemeinsamen Interessen lebendig zu erhalten und Alle für das große Ziel, nationale Einheit, zu begeistern. Der **Panslavismus** dient in manchen Ländern der russischen Politik als Träger und Förderer ihrer Interessen, in andern ist er der Gegenstand ihrer Furcht, ihres Mißtrauens und ihrer Verfolgung. Doch befreundete sich das Moskowiterthum mehr und mehr mit demselben und wußte in Galizien und in den Donaufürstenthümern durch das Gefühl der Stammes- und Religionsgemeinschaft die Sympathien der slavischen Bevölkerung für sich zu erwecken. Die Russen und die meisten slavischen Völker bekennen sich zur griechisch-katholischen Kirche und halten ihren Gottesdienst in der Landessprache; die Polen dagegen gehören zur römisch-katholischen Kirche, welche den Papst als sichtbares Oberhaupt verehrt; durch den Eifer der polnischen Propaganda und die Geschäftigkeit der Jesuiten wurden im Laufe der Zeit durch Zwang und Verführung viele Slaven, vorab unter den **Ruthenen** oder „Klein-Russen" in Galizien, im nördlichen Ungarn und in Südrußland der römischen Kirche als „unirte Katholiken" zugeführt. —
Magyaren. Der rüstige **Magyar** herrscht in Ungarn, namentlich in den fruchtbaren Niederungen ostwärts der Theiß. Ein streitbares Reitervolk, haben die Magyaren auch in den Zeiten, wo mildere Sitten ihren Einfluß übten, die kriegerische Kraft, den ungebändigten Freiheitssinn und das bei ritterlichen Völkern meistens einheimische Feudalwesen beibehalten. Als Eroberer des fruchtbaren Pannoniens sprachen sie die Herrschaft über die andern Bewohner germanischen und slavischen Ursprungs an und wollten die einst von ihnen bezwungenen Völkerschaften an den südlichen Grenzmarken, die **Slavonier**, die **Kroaten** und das zahlreiche Völkergemisch verschiedener, besonders slavischer Abstammung (Serben, Ruthenen, Walachen u. a.) im Banat und an den Ufern der Donau nicht als gleichberechtigte, sondern als unterworfene behandeln. Stolz auf ihre Abstammung und Nationalität, bewachten die Magyaren neidisch ihre Stammeigenthümlichkeiten, ihre Sprache, Sitten und Einrichtungen; ja, um vom Auslande unabhängig zu sein und

die Landesindustrie zu heben, bildeten sich Vereine, mit der Verbindlichkeit, zu Nahrung, Kleidung und häuslichen Bedürfnissen sich nur einheimischer Erzeugnisse zu bedienen. Standhaft und muthig verfochten sie ihre angestammten Rechte und Freiheiten, aber weniger gerecht als tapfer und herschsüchtig versagten sie die Güter, die sie für sich so entschieden in Anspruch nahmen, den unterworfenen Stämmen. Sie verdrängten von ihrem aus einer Adelstafel (Magnaten) und einer Ständetafel bestehenden Reichstag die seit langeher gebräuchliche lateinische Sprache durch die magyarische, ohne Rücksicht auf die andersredenden Völkerschaften; sie bestanden darauf, daß nur Ungarn (Magyaren) die höhern Militär- und Beamtenstellen bekleiden dürften, und während sie das Band, das sie mit dem österreichischen Kaiserstaat zusammenhielt, immer mehr zu schwächen bemüht waren, suchten sie zugleich die Herrschaft des Magyarenthums fester zu begründen. Um aber nicht das Loos des polnischen Adels zu theilen, lernten die Edelleute noch rechtzeitig Mäßigung und Klugheit. Die Stände bewilligten ein Urbarialgesetz, das dem Bauer Ablösung der Feudallasten und ein freies Eigenthum zugestand, und hoben die lange bestandene Steuerfreiheit des Adels auf. Dadurch wurde das Magyarenthum in sich einiger und stärker.

3. Pauperismus und Social-Reformen.

§. 1014. Das Proletariat. Die große französische Revolution, nach praktischer Verwirklichung des Grundsatzes der Freiheit und Gleichheit strebend, hatte die Fesseln der Unfreiheit, welche die frühern Geschlechter dem Niedriggebornen, Armen und Geringen angelegt, zersprengt und damit die untern, auf Erwerb durch Handarbeit angewiesenen Klassen als vollberechtigt den höhern Ständen zur Seite gestellt. Die Lastträger der menschlichen Gesellschaft, die zu den schweren körperlichen Arbeiten und zu den untern Geschäften des Lebens nothwendigen Menschen, die in den Republiken des Alterthums rechtlose Sclaven waren, im Mittelalter theils leibeigene Bauern, theils Gesellen und Knechte ohne politische Rechte, ohne Eigenthum, Besitz und persönliche Freiheit, traten nunmehr als gleichberechtigte Staatsbürger ins öffentliche Leben ein, mit den Ansprüchen auf das Recht der Existenz durch Arbeit und auf Gründung einer Familie durch Verheirathung, Ansprüche, die in frühern Zeiten unbeachtet geblieben und wesentlichen Beschränkungen unterworfen waren. Als die Stürme der Revolution vorüber gegangen, als Ackerbau, Gewerbfleiß, Industrie wieder aufblühten und mit den Künsten des Friedens Wohlstand, Lebensgenuß und Luxus einzogen, da zeigten sich bald die Folgen der Auflösung der frühern gesellschaftlichen Bande. Die unbegrenzte Theilbarkeit der Güter und die gleiche Erbberechtigung aller Kinder vermehrte den Stand der Grundbesitzer ins Unendliche und schuf einen freien Bauernstand von kleinem Grundeigenthum. Diese anfangs erfreuliche Erscheinung wurde die Quelle unsäglichen Elends. Durch die mit jeder Generation sich mehrenden Theilungen wurde der Grundbesitz dermaßen gespalten und vermindert, daß nur wenige Familien von dem Ertrag leben konnten; aus freien Bauern wurden daher allmählich Taglöhner, die viel nachtheiliger gestellt waren, als früher die Leibeigenen, denen der durch Feudalgesetze und Pietätsverhältnisse gebundene Gutsherr in den Zeiten der Noth oder bei Krankheiten und Unglücksfällen Hülfe und Unterstützung gewährte, während jetzt der selbständige Taglöhner lediglich auf die eigenen Kräfte angewiesen war und für sein Gütchen und seine Lehmhütte noch Abgaben an den Staat zu leisten und zu Gemeindelasten beizutragen hatte, nicht zu gedenken der Zehnten und Feudalabgaben, die in manchen Ländern noch dazu kamen. Die Noth trieb zum Schuldenmachen; fiel der Bauer Wucherern und Juden in die Hände, so war er in wenigen Jahren um sein Eigenthum gebracht; im besten Falle schleppte er sein mühe- und sorgenvolles Leben bis zu einem mäßigen Alter und hinterließ dann eine darbende Familie. Noch schlimmer gestalteten sich die Zustände in den Städten. Die Aufhebung aller beschränkenden Zunft- und Innungsverhältnisse vermehrte den freien Handwerker- und Gewerbstand dergestalt, daß eine übermäßige Concurrenz eintrat, die, verbunden mit der größern Wohlfeilheit der Fabrikerzeugnisse, den Absatz beeinträchtigte oder den Preis der Arbeit allzusehr herab-

drückte und somit bewirkte, daß das Handwerk die Familie nicht mehr ernährte. Die geringen Handwerker und die große Menge selbständig und frei gewordener Gesellen traten daher in die Dienste reicher Fabrikherren, deren Zahl mit jedem Tage sich mehrte, da bei der zunehmenden Herrschaft des Geldes und der Verminderung der Standes- und grundherrlichen Rechte die höhern Stände ihr Vermögen vorzugsweise solchen Gewinn bringenden Unternehmungen zuwendeten. Der Fabrikarbeiter, der von seinem täglichen Lohn sich und sehr häufig eine Familie ernähren mußte, war nicht viel mehr als der Sclave des Fabrikherrn, dem er politisch gleichstand; kein Gesetz schützte ihn vor der willkürlichen Entlassung; nahmen seine physischen Kräfte ab, so minderte sich sein Lohn. Das Kapital erlangte eine Herrschaft und eine despotische Macht, wie sie kein bevorrechteter Stand früher besessen. Dazu kam, daß durch das auf eine schwindelnde Höhe getriebene Creditwesen der Werth des Geldes sich sehr verminderte, der Lohn des Taglöhners und Arbeiters mit dem Gewinn des Handels- und Fabrikherrn in keinem Verhältniß stand, daß der Preis der Lebensbedürfnisse und der gesteigerte Luxus die Kluft zwischen Reichen und Armen, zwischen den bevorzugten Ständen, die sich im Besitz von Kapital, Bildung und Talent befanden, und dem Arbeiterstande, der sich nur auf die physische Kraft stützte, immer auffallender zu Tage kehrte. Diese socialen Mißstände nahmen während der langen Friedensjahre, die das Gebiet der Industrie, die Macht der Bildung und die Zahl der Bevölkerung unermeßlich erweiterten und steigerten, bedeutend zu und mehrten die Klagen über wachsende Verarmung (Pauperismus). Der Zustand der Freiheit und Gleichheit, für dessen Begründung Ströme von Blut geflossen, schien der Menschheit ferner als je gerückt. Was hat nun die Welt gewonnen, so fragte man, daß der dritte Stand, die Bourgeoisie, dem Adel und Klerus gleichberechtigt zur Seite trat, wenn nun die nämliche Bourgeoisie, mit einem Theil des Adels verschmolzen, den vierten Stand der besitzlosen Arbeiter (Proletarier) in größerer Knechtschaft hält, als sie selbst sich je befunden? Ist das Recht der Gleichheit ein begrenztes? Hat die Revolution der Kirche ihre Besitzungen, dem Klerus den Zehnten, dem Adel die grundherrlichen Einkünfte, die sie seit vielen Jahrhunderten als Eigenthum besessen, nur deshalb entrissen, damit das Eigenthum des Mittelstandes vermehrt werde und die arbeitende Klasse in größere Abhängigkeit und Dienstbarkeit gerathe? So lange die kriegerischen Großthaten und die mächtigen geschichtlichen Ereignisse der Revolutionszeit und der Napoleonischen Herrschaft die Aufmerksamkeit der Völker fesselten und ihre Blicke nach Außen kehrten, hörte man wenig von solchen Klagen. Das communistische System des republikanischen Schwärmers Babeuf (§. 895), das auf eine neue Ackervertheilung mit Gütergleichheit und auf eine materielle und geistige Gleichmachung (Nivellirung) aller Menschen hinausging, galt für eine der vielen unreifen Ideen, welche die aufgeregte Revolutionszeit geboren. Als aber die Friedensjahre und die damit beginnende fieberhafte Thätigkeit auf dem Felde der Industrie die Schäden der bürgerlichen Gesellschaft mehr und mehr zu Tage kehrten und die weite Kluft aufdeckten, die den besitzlosen Stand, der nur Arbeit und kräftige Arme in der Gesellschaft geltend machen konnte, von dem besitzenden schied, da wurden allmählich Stimmen laut, die eine Umgestaltung der socialen Zustände als gerecht und nothwendig darstellten, die Gründe dafür bald im Christenthum und der darin gelehrten brüderlichen Gleichheit und Menschenliebe, bald in philosophischer Weltanschauung und geschichtlichen Verhältnissen suchten und die Ausführbarkeit und volkswirthschaftlichen Berechnungen darzuthun sich bemühten. Frankreich, das den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit ins Leben eingeführt, hat auch die Systeme socialer Reformen erzeugt. Je nach den Mitteln der Abhülfe gingen diese Systeme, die alle auf dem Grundsatze der Gleichheit (Egalitätsprinzip) aller Menschen beruhen und die Begründung dieses Zustandes als Ziel anstrebten, nach zwei Richtungen auseinander, in eine socialistische, die ohne Verletzung des Eigenthums durch Vereinigung physischer und geistiger Kräfte einen solchen gesteigerten Grad von Wohlstand und Glück zu erzeugen vermeint, daß dadurch alles Elend aus der Welt schwinden und auch der Aermste ein gewisses Maß von Glück und Lebensgenuß erlangen würde; und in eine communistische, die durch Aufhebung alles Privateigenthums und durch gemeinschaftliche Verwaltung und

Vertheilung aller Erzeugnisse den Grundsatz der Gleichheit zu verwirklichen trachtet. Diese Systeme, die nicht auf dem edeln Triebe der Selbsterhaltung, die zur Thätigkeit anspornt, damit man zu etwas komme, sondern auf dem engherzigen Gefühle des Egoismus und des Neides beruhen, der mitgenießen will an dem Gute des Andern, streben in gänzlicher Mißkennung der Aufgabe des Staats und mit Verletzung der individuellen Freiheit nach einem Ziele, das die unbegrenzteste Knechtschaft und einen Zustand der persönlichen Unfreiheit herbeiführen würde, gegen die ein russischer Despotismus und eine chinesische Polizei wünschenswerthe Zustände wären. — Liegt dieses Prinzip der Selbstsucht und des rohen Genusses hauptsächlich dem Communismus zu Grunde, der in der sinnlichen Glückseligkeit das Endziel des menschlichen Lebens erblickt und nicht bedenkt, daß eine Stufenfolge aller Wesen in der Natur begründet und die menschliche Ungleichheit eine göttliche Einrichtung sei, so trifft den Socialismus der Vorwurf, daß er die menschliche Natur von einem idealistischen Standpunkte betrachtet und weder die moralische Schwachheit oder Verderbtheit, noch die Leidenschaften und Begierden in Anschlag bringt und folglich in Zweck und Mittel nur eine fehlgegriffene Philanthropie ist, die alles, auch das selbstverschuldete Uebel, aus der Welt entfernen will, ohne dessen Bedeutung für die sittliche Erziehung des Menschen zu begreifen oder zu würdigen.

§. 1015. **Saint-Simonismus.** Die erste Social-Reform wurde angebahnt durch den Grafen **Saint-Simon**, einen Mann, der als geborner Pair von Frankreich und Grande von Spanien den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehörte, der, mit Gütern und Talenten in seltener Fülle ausgerüstet, als beneidetes Schooßkind des Glücks in die Welt trat, dann aber, in der Revolution seines Vermögens beraubt, in einem wechselvollen Leben alle Verhältnisse und Zustände der menschlichen Gesellschaft aus eigener Erfahrung kennen lernte, und zuletzt in Folge eines versuchten Selbstmords im Kreise einiger Jünger endete (1825). Er war der Erste, der den Gegensatz des arbeitenden, besitzlosen Standes, von ihm Volk (peuple, plebs, Pöbel) genannt, zu dem wohlhabenden, besitzenden Mittelstand, Bourgeoisie, hervorhob und in der Versöhnung dieses Gegensatzes durch das christliche Gebot der Liebe und durch den Versuch, mittelst „Erhebung der Industrie zur höchsten gesellschaftlichen Berechtigung das Loos des Handarbeiters zu bessern", die Aufgabe des „neuen Christenthums" sah. Die in seinen anregenden Schriften zerstreut liegenden Ideen, während der Restauration von seinem Lieblingsjünger Olinde **Rodrigues** treu bewahrt, fanden in den Tagen der Aufregung nach der Julirevolution einen fruchtbaren Boden und zahlreiche Anhänger. **Bazard**, ein beredter, talentvoller, für Freiheit und Volksbeglückung begeisterter Mann, früher Haupt des Carbonaribundes in Frankreich, trug vor einer empfänglichen Zuhörerschaft die neue politisch-sociale Lehre vor, daß „die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen" aufhören müsse, daß durch eine gerechtere Ausgleichung des Eigenthums dem Zufall, der jetzt das Loos der Menschen lenke, abgeholfen werden solle, und daß zu dem Zweck das Erbrecht der Familie aufgehoben, das hinterlassene Vermögen in die Hand des Staats gelegt und vermittelst eines verzweigten Banksystems nach dem Grundsatze vertheilt werde: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit", so daß die Stellung des Individuums nicht von dem Zufalle seiner Geburt, sondern von seinem Verdienste abhänge. Zugleich verkündete **Enfantin**, ein beschränkter, der Sinnlichkeit ergebener Schwärmer, das neue Evangelium der Harmonie des Fleisches und Geistes, und stellte der christlichen Lehre von der Unterwerfung des Fleisches unter den Geist die Berechtigung aller menschlichen Triebe auf Befriedigung entgegen. Eine Priesterschaft, an ihrer Spitze ein Oberpriester oder Vater als das lebendige Gesetz, sollte die nach ihrer Beschäftigung in mehrere Ordnungen getheilte menschliche Familie wie eine gesellschaftliche Vorsehung in Liebe regieren. Durch Predigten, Missionen und Flugschriften fand diese theokratisch-industrielle Staatsordnung große Verbreitung und begeisterte Anhänger. Eine Saint-Simonistische Familie mit einer Menge von Werkstätten entstand in Paris als ein Bild der Welt im Kleinen. Als aber Enfantin seine Fürsorge vornehmlich auf die Frauen wandte, nicht blos ihre sociale Gleichstellung begehrte, sondern auch den Grundsatz der Weibergemeinschaft in der St. Simonistischen Familie aufstellte und somit die Lehre des Meisters in ein Muckerthum zu verkehren trachtete, da schied Bazard, eine offene edle Natur, aus der Familie. Der Schmerz über das Scheitern

Saint-Simon 1760—1825.

Rodrigues.

Bazard 1791—1832.

Enfantin 1796—1864.

seiner menschenbeglückenden Hoffnungen brach ihm das Herz. Ihm folgten noch andere Jünger, und als nun Enfantin immer weiter auf dem schlüpfrigen Gebiet fortschritt, das freie Weib, das als Offenbarungsfrau mit dem Oberpriester die Leitung der Familie übernehmen sollte, zu finden suchte und dazu thörichte und anstößige Mittel und Wege wählte, da trennten sich alle besonnenen und ernsten Männer von einer Schule, die sich von ihrer industriellen Mission so weit verirrt hatte. Ihr Vermögen schwand durch Aufwand und Luxus der Häupter, und als endlich die Regierung ihren Saal schloß und sie wegen Verbreitung sittengefährlicher Grundsätze vor Gericht zog, trennte sich auch Rodrigues aus Widerwillen gegen die gänzliche Vernichtung der Familienbande. Enfantin zog sich hierauf mit wenigen Getreuen in klösterliche Einsamkeit zurück, wo sie sich durch ihre Lebensweise, ihre sonderbare Tracht und ihre eigenthümliche mystische Sprache die Verachtung und den Spott der Welt zuzogen, bis ihre gerichtliche Verurtheilung sie mit einem unverdienten Märtyrerthum bedeckte.

Fourier 1772–1837. §. 1016. **Socialismus.** a) Fourier. Das genaueste, bis ins Einzelne durchgeführte System einer Umgestaltung der socialen Verhältnisse rührt von Karl **Fourier** aus Besançon her, einem wunderlichen Mann, der mit dem besten, für die leidende Menschheit warm fühlenden Herzen einen beschränkten, mit sonderbaren Grillen und Hirngespinnsten erfüllten Geist verband. Als Kaufmann erzogen und durch Unglück seines ererbten Vermögens verlustig, mußte er als Buchführer eines fremden Handelshauses mit untergeordneten Geschäften sein Leben fristen, wobei er seine freie Zeit zur Ausbildung seines, in dunkler Sprache und selbstgeschaffenen Terminologien verfaßten Socialsystems verwendete, das trotz seiner vielen Thorheiten, Sonderbarkeiten und wunderlichen Träumereien große Aufmerksamkeit erregte. Nach ihm besteht das Heil der Welt in der Vereinigung (Association) der Kräfte und Individuen zu gemeinsamen Zwecken, oder in der socialen Harmonie, deren Herstellung die Aufgabe der Menschheit sei. Diese sociale Harmonie könne nur erzielt werden durch richtige Erkenntniß der menschlichen Triebe und Leidenschaften und durch zweckmäßige Vertheilung der Thätigkeiten und Verrichtungen nach diesen Trieben und Seelenanlagen. Das menschliche Glück, das Endziel alles irdischen Strebens, beruhe wesentlich auf Befriedigung der Neigungen sowohl in der Arbeit als im Genuß; diese Befriedigung könne aber nur durch Vereinigung vieler Individuen von verschiedener Natur, Alter und Geschlecht zu gemeinschaftlichem Haushalt erreicht werden. An die Stelle der getrennten Familienwirthschaften und des unzusammenhängenden Gemeindelebens sollte deshalb der vereinigte Haushalt der Phalanx in einem großen, 1200—1800 Familien fassenden Gebäude (Phalanstère) treten mit einem entsprechenden Grundbesitz von etwa einer Quadratmeile. Die Kosten werden durch Actien gedeckt, die ein vererbbares Eigenthumsrecht auf den Grund und Boden sichern. Die Arbeit zerfällt nach ihrer Gattung in verschiedene Klassenserien mit mancherlei Unterabtheilungen, als Haushalt, Bodencultur, Fabrication, Erziehung, Wissenschaft, Kunst u. dgl., woran sich die Glieder der Phalanx je nach ihren Neigungen und Fähigkeiten betheiligen. Eben so solle auch bei der Consumtion der individuellen Neigung Rechnung getragen werden, so weit es der mit Rücksicht auf Einlagscapital, Arbeit und Talent berechnete Antheil eines Jeden am Gesammteinkommen zuläßt. — Durch eine solche Einrichtung würden alle bösen Leidenschaften und Verbrechen aus der Welt verschwinden, nicht mehr die Selbstsucht und Selbsterhaltung, sondern die Naturtriebe und Bruderliebe die Triebfedern der Handlungen bilden und durch die vereinten Kräfte und Neigungen alle Arbeit zu solcher Vollendung gebracht werden, daß aller Noth und allem Elend reichlich abgeholfen würde. Ein gewählter Rath der Alten steht dem Ganzen vor. Fourier war überzeugt, daß es nur eines Beispiels bedürfe, um seinem System ein allgemeine Verwirklichung zu verschaffen. Er ließ daher eine öffentliche Aufforderung an einen Menschenfreund ergehen, ihn mit einer Million zu unterstützen, und ging zwölf Jahre lang täglich zu einer bestimmten Stunde an den bezeichneten Ort, um zu sehen, ob sich der Menschenfreund mit der Million nicht einstellen würde. Spätere Versuche, eine Phalanstère zu errichten, scheiterten an der Unzugänglichkeit der Mittel. Fouriers talentvollster Jünger ist V. Considérant, der seines Meisters System von manchen Auswüchsen befreit und gegen viele Angriffe und Vorwürfe vertheidigt hat.

Owen 1771–1858. b) Owen. Wie Fourier suchte auch der englische Fabrikherr Rob. Owen, nachdem er durch seine Fürsorge und Menschenfreundlichkeit seine eigenen Arbeiter sittlich und glücklich gemacht, durch Umgestaltung der socialen Zustände das menschliche Elend zu entfernen und den

arbeitenden Klassen Antheil am Genuß der gesellschaftlichen Güter zu verschaffen. So lange er durch Errichtung und Verbesserung von Schulen (Armenschulen, Kleinkinderschulen, Sonntagsschulen) die untern Klassen geistlich und sittlich zu heben und zu bilden bemüht war und statt durch Belohnung und Strafe, die er verwarf, durch Erweckung des Gefühls für Ehre, Tugend, Pflicht und Recht zu wirken suchte, bewies ihm das englische Volk seine Theilnahme und Unterstützung; als er aber auf das Gebiet der Religion überging, die Erde als das Ziel alles menschlichen Strebens, den Himmel für eine Täuschung erklärte, als er an die Stelle des heiligen Instituts der Ehe die freie Wahlverwandtschaft, an die Stelle der Familie die Gemeinde setzen wollte; als er das christliche Dogma von der angebornen Sündhaftigkeit der Menschen durch die Lehre von der ursprünglichen Güte und Reinheit der durch die Verführungen der Armuth und Unwissenheit noch nicht verderbten Menschennatur verdrängte und durch Vorlesungen, Tractätchen und Missionare eine Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft mittelst Vereine zu gemeinsamen Zwecken zu begründen trachtete, da wendete sich der gesunde Sinn des britischen Volks von ihm ab und es bedurfte kaum eines gänzlich mißlungenen Versuchs, eine communistische Colonie in Indiana, einem der vereinigten Staaten, zu gründen, um seine Theorie alles Ansehens in England zu berauben.

§. 1017. **Communismus.** Mannichfaltiger und praktischer gestalteten sich die communistischen Ideen, die den meisten geheimen Gesellschaften zur Unterlage dienten. Die von Buonarotti, einem Genossen Babeufs, herausgegebene „Geschichte der Verschwörung Babeufs" gab den Anstoß zur Bildung **communistischer Vereine mit Babeufs Grundsätzen**, nur daß sie nicht wie jener ausschließlich der Landwirthschaft ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, sondern mehr der Industrie. Unter verschiedenen und abwechselnden Namen (als Volksfreunde, Gesellschaft der Menschenrechte, der Jahreszeiten; zuletzt als Gesellschaft der Gleichheits-Arbeiter, Egalitaires) predigten sie in Reden und Zeitschriften einen rohen Communismus, der den Materialismus als höchstes Naturgesetz aufstellte, die Aufhebung des Eigenthums, der Familie, der Ehe, der wirksamsten Hindernisse der unbedingten Gleichheit und Brüderlichkeit, forderte, die Civilisation und ihre Träger, die Städte, der Zerstörung preisgeben wollte und nur in völliger Gemeinschaft der Arbeit, der Güter und der Genüsse das Glück der menschlichen Gesellschaft erblickte. Diese aller Gesittung und Humanität Hohn sprechende Lehre, zu deren Verwirklichung die Mitglieder der geheimen Verbindung alle, auch die blutigsten und gewaltsamsten Mittel billigten und empfahlen, schreckte die Bessern und Gemäßigtern endlich zurück und erzeugte Spaltungen — namentlich seit dem Aufstandsversuche v. J. 1839. Es bildete sich eine gemäßigte Communistenpartei, **Reformisten** genannt, die ihr Ziel in politischer Gleichheit und in gerechter Vertheilung der durch gemeinsame Arbeit erworbenen Erzeugnisse suchten, während die Babeufisten nach einer Revolution strebten, um unter einer republikanischen Staatsform die Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft nach ihren Grundsätzen zu bewirken. — Auf die unbestimmten Ansichten der Reformisten gründete **Cabet** durch seine „Reise in Ikarien" (Utopien) und durch Flugschriften den **ikarischen Communismus**, der zwar auch völlige politische Gleichheit (sei es in monarchischer oder republikanischer Form) und Gütergemeinschaft vermittelst einer Vertheilung der Erzeugnisse des Bodens und der Industrie verlangt, aber die Ehe und Familie bestehen läßt, dem krassen Materialismus des rohen Communismus den Glauben an ein höheres Wesen entgegenstellt, und nicht durch Gewalt, sondern auf dem Wege der Belehrung und Ueberzeugung seine Grundsätze verwirklichen soll. Eine demokratische Staatsform gilt ihm als Anfang, ein Uebergangsstaatsrecht mit allmählicher Verminderung der Ungleichheiten der Güter und Bildung, durch Abänderung der Erbrechte und Einführung einer gemeinsamen und freien Erziehung, als vermittelnde Periode zu der von Christus gelehrten brüderlichen Gleichheit. — Einen eigenthümlichen Standpunkt behauptet der **kritische Communismus** des scharfen Dialektikers **Proudhon**, der das Eigenthum, als die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken, bekämpfend („Eigenthum ist Diebstahl"), aber auch die Gütergemeinschaft als Ausbeutung des Starken durch den Schwachen darstellend, mit Aufhebung der Erblichkeit ein individuelles Eigenthum nach den Leistungen eines Jeden verlangt.

Babeufismus.

Reformisten.

Ikarier (Cabet) 1788—1856.

Proudhon 1809—1865.

4. Die innere Lebensthätigkeit der Völker auf dem Gebiete der Religion und Kirche.

1. Die katholische Kirche.

§. 1018. Der Süden. Bei der obwaltenden Beschränkung der politischen Freiheit warfen sich die unruhigen Geister auf das Gebiet der Kirche. In der katholischen Kirche bildete die trotz aller Angriffe unerschütterte altkirchliche Autorität und der herkömmliche Geist der Unwandelbarkeit einen Damm gegen kecke Neuerungsversuche; allein ihr Sträuben gegen alle zeitgemäßen Reformen, ihre Huld und Nachsicht gegen mittelalterlichen Aberglauben und Wunderglauben und ihre feindliche Opposition gegen alle Errungenschaften der Revolution, der freien Forschung und der liberalen Bestrebungen, entfremdete ihr die Aufgeklärten im Volke und rief selbst in einem Theil des Priesterstandes eine freisinnige Richtung hervor; während ihre unbedingten, als Papisten und Ultramontane bezeichneten Anhänger desto schroffer das mittelalterliche Kirchenthum mit seiner Sinnlichkeit, seiner Glaubenswuth und seinem Ketzerhaß gegen die Neuerungsbestrebungen in Schutz nahmen, die Vernunft unter den Glauben gefangen gaben und nur in unbedingter Hingebung unter die Aussprüche der Curie Heil und Glück sahen.

Italien. Am harmlosesten äußerte sich dieser ultramontane Katholicismus in **Italien**, wo „die sinnliche Gestalt des Heiligendienstes Bedürfniß ist", wo „Illumination, Raketen und Kanonenschläge zum Gottesdienst, alljährlich wiederholte Wunder zur Festfreude gehören", wo „der Klerus im vielgeschäftigen süßen Nichtsthun nur der Gipfel des Volkslebens ist und in der Sicherheit seines Besitzes freundlich gesinnt." Hier waren selbst die Bemühungen der liberalen Patrioten und des „jungen Italiens", das Volk aus dem erschlaffenden Aberglauben und den Banden der Priesterschaft zu reißen und für nationale Selbständigkeit und volksthümliche Verfassung zu begeistern, von keiner großen Wirksamkeit. Erst in neuester Zeit hat die akatholische Richtung auch in Italien einigen Boden gewonnen, theils in Folge ausländischer Betriebsamkeit (Englische Secten), theils als Ansätze zur Bildung einer nationalen und eigenthümlichen Form des Protestantismus (Mazarella, de Sanctis). Als aber nach Niederwerfung der Revolution auch in der Religion die neuen Richtungen unterdrückt und in Florenz die Eheleute Madiai, weil sie die Bibel verbreitet und dadurch für den Protestantismus gewirkt, zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verur-
1852. theilt wurden, erhob sich im protestantischen Europa, insbesondere in England, ein Schrei der Entrüstung, so daß der Großherzog, nachdem er dem Andringen der öffentlichen Meinung, unter Berufung auf die Unabhängigkeit seiner Justiz und auf seine Pflicht, die Religion des Staates zu schützen, längere Zeit widerstanden hatte, endlich gerathen fand, „sich der unbequemen Gefangenen durch Landesverweisung zu entledigen." (März 1853.) Nicht so erfolgreich war die öffentliche Meinung in Rom, als sich die Kunde verbreitete, der Judenknabe Mortara sei von der Geistlichkeit seinen Eltern entrissen worden, weil er in seiner Kindheit während einer Krankheit von der Wärterin die Nothtaufe empfangen und folglich durch ein Sacrament der christlichen Kirche angehöre.

Spanien und Portugal. Auch in **Spanien** und **Portugal** war der römische Katholicismus die volksthümliche Religion der unteren Klassen, nur nahm er unter den politischen Parteiungen und „den Festen der Inquisition" einen düstern und leidenschaftlichen Charakter an. Da sich in Spanien der apostolische Thron Ferdinands VII., in Portugal die absolute Königsgewalt Don Miguels hauptsächlich auf den Klerus, auf Inquisition und Jesuiten stützten, so bewirkte der Sturz der unumschränkten Regierungsformen durch die liberale Cortesverfassung einen mächtigen Rückschlag auf die Kirche. Zur Zeit, als in Spanien der mattherzige, abergläubische Don Carlos im Bunde mit Mönchen, Priesterschaft und Pfaffenthum um den Thron kämpfte und seine Gegner, Christina und ihre Tochter Isabella, sich den Liberalen zuwendeten und durch Einberufung der Cortes einen Halt in der Nation zu erlangen strebten, rächte sich das Volk für die lange geistige Knechtschaft durch Zerstörung vieler Klöster, durch Ermordung von Mönchen und
1835–37. Priestern, die es, von Gerüchten über Vergiftung aufgeregt, für die Urheber der Cholera hielt.

Gereizt durch das Widerstreben des Klerus gegen die demokratische Umgestaltung des spanischen Staatswesens, schritten endlich die Cortes zu Maßregeln, wie einst die Pariser Nationalversammlung der neunziger Jahre. Sie zogen sämmtliche Klöster ein und verkauften die heiligen Geräthe, um der Noth des Staats zu wehren und die Kriegskosten zu bestreiten; sie hoben die Zehnten auf und erklärten das Kirchengut für Eigenthum der Nation; Inquisition und Jesuiten hörten auf. Umsonst erklärte der Papst die kirchenräuberischen Beschlüsse für ungültig
Espartero, zum Lohn seines Sieges über Don Carlos als Regent anerkannt, ließ den 1840.
Nuntius über die Grenze bringen, drohte mit einer Aufhebung der päpstlichen Gerichtsbarkeit in Spanien und entsetzte und verbannte alle Priester, die auf den Papst hörten. Allein die Strenge gegen die gebeugte Kirche, für die der Papst Gebete anstellen ließ, trug zum Sturze des Regenten bei. Die jugendliche Königin Isabella II. und ihre dem römischen Stuhl ergebene Mutter bewirkten endlich eine Versöhnung. Die vertriebenen Priester kehrten zurück und der Verkauf des noch übrigen Kirchenguts wurde eingestellt. Auch mit der portugiesischen Königin Donna Maria versöhnte sich der heilige Vater; aber die Reichthümer der Kirche und die Uebermacht des Klerus sind in der pyrenäischen Halbinsel vermindert und geschwächt. Verfolgungen Andersgläubiger sind indessen noch in neuester Zeit vorgekommen und haben nur an der Intervention des entrüsteten Auslandes eine Schranke gefunden. (Matamoros).

§. 1019. Der Westen. In Frankreich folgte nach der Julirevolution, die Frankreich.
eben sowohl gegen die zunehmende Macht des legitimistischen Klerus unter einer frömmelnden Königsfamilie, als gegen die reactionäre Politik eines nach Unumschränktheit strebenden Monarchen gerichtet war, ein Umschlag in religiöser wie in politischer Hinsicht. „An die Stelle des gesalbten, von Gott eingesetzten trat ein bürgerliches Königthum. Die Jesuiten und Trappisten flüchteten, der erzbischöfliche Palast und einige Kirchen in Paris, die politischen Zwecken dienten, wurden gestürmt, die Kreuze zugleich mit den Lilien abgenommen, die Gehalte der Prälaten verkürzt, der Katholicismus verlor das Privilegium der Staatsreligion." Aber Louis Philipp suchte durch Zugeständnisse die Hierarchie mit dem Julithron auszusöhnen und sie für seine Dynastie zu gewinnen, und es dauerte nicht lange, so zogen die Jesuiten wieder unter verkappten Namen in Frankreich ein und gründeten Erziehungshäuser; und so sicher fühlte sich der Klerus nach einem Jahrzehnt in seiner Macht, daß er mit aller Energie auf Freiheit des Unterrichts und auf Unabhängigkeit der Schulanstalten von der Pariser Universität als Oberschulbehörde drang, in der Hoffnung, die Jugenderziehung in seine Gewalt zu bekommen. Vielleicht hat er aber die Bedeutung der kirchenfeindlichen Richtung nicht hoch genug angeschlagen. Denn daß
Lamennais, einst der Verfechter der „unbedingten Nothwendigkeit einer unfehlbaren † 27. Febr. 1854.
Kirche gegen den Wahnsinn der individuellen Vernunft", dann im Ringen nach einer unmöglichen Vereinigung des freien Geistes mit der Unfehlbarkeit der Kirche scheiternd, zuletzt in den „Worten eines Gläubigen" die demokratische Seite des Evangeliums hervorhob, „um in prophetischen und apokalyptischen Bildern den Sturz des Königthums und die allgemeine Gleichheit der Kinder Gottes zu verkünden, im Vorgefühl einer ungeheuern Umwälzung," daß dieser Lamennais, eine fromme, heroische, auch im Irrthum große Natur, obwohl vom Papst verworfen, von der königlichen Regierung verfolgt, von den Gerichten verdammt, dennoch eine Macht in Frankreich blieb, war ein Zeichen, daß ein großer Theil der Nation mit der römischen Kirche keinen innern Zusammenhang mehr habe. Diese Einsicht bestimmte den Abbé Chatel, eine französisch-katholische Kirche im Sinne des radicalen Liberalismus zu gründen, die unabhängig von Rom anfangs einige Gemeinden sammelte, aber „in ihrem modernen, eiteln, politischen und negativen Wesen
bald kümmerlich vegetirte, bis die Polizei sie schloß". Je mehr im Laufe der Zeit die 1842.
Julíregierung der Kirche und dem Klerus sich huldvoll erwies, so daß sie die Gründung von Jesuitenhäusern und klösterlichen Anstalten gestattete, desto kirchenfeindlicher zeigte sich die Oppositionspartei, sowohl Liberale als Republikaner. Während namhafte Gelehrte und talentvolle Schriftsteller, wie der Geschichtschreiber Michelet und der dichterische Philosoph Quinet, gegen Kirchenthum und Jesuitismus zu Felde zogen und, unterstützt von dem liberalen Staatsmanne Thiers, wenigstens die scheinbare Aufhebung der Jesuitenanstalten durchsetzten, nahm die republikanische Literatur einen auf-

lösenden Charakter an und suchte an die Stelle der großen sittlichen Vereine von Staat und Kirche künstliche Genossenschaften mit weltlichen socialen Zwecken zu setzen und die himmlische Religion durch eine irdische Glückseligkeitslehre (Eudämonismus) zu verdrängen.

Belgien. In **Belgien** hatte der ultramontane Klerus gegen die holländische Regierung, welche die Jesuiten vertrieben und dem Fanatismus der Geistlichkeit durch eine freisinnige Erziehung entgegenarbeitete, mit den Liberalen gemeine Sache gemacht und dadurch die Trennung der beiden Königreiche herbeigeführt. Bald aber merkten die Liberalen, mit welchen gefährlichen Bundesgenossen sie sich eingelassen, als der belgische Klerus die Freiheit des Unterrichts sich zu Nutze machte, um die Erziehung der Jugend nach seinen Grundsätzen einzurichten und somit die geistige Lebensthätigkeit der künftigen Geschlechter nach seinem Sinne zu bestimmen, und als Bischöfe ihre Macht zur Ausschließung freisinniger Geistlichen von Kirchenämtern mißbrauchten und den als „Freimaurer" bezeichneten aufgeklärten Liberalen die Absolution versagten. — Als Gegengewicht gegen das päpstliche Collegium in Löwen gründeten die Liberalen aus eignen Mitteln die Universität zu Brüssel. Aber trotz des protestantischen Königs und der freien Institutionen des Landes hatte die klericale Partei meistens die Oberhand, so daß auch in neuester Zeit die trefflichsten Minister, wenn sie den Interessen des Klerus zuwider handelten, sich nur kümmerlich, mit Hülfe einer äußerst zweifelhaften Majorität der Kammer, zu behaupten vermochten.

Irland. In **Irland** verlangte ein verzweifelndes Volk, welches durch die Unbarmherzigkeit Altenglands und durch die eigene Schlaffheit und Arbeitsscheu in einen Zustand gerathen, daß es „im eigenen Vaterlande bei einer ausländischen Hierarchie und Aristokratie zur Miethe wohnt und jeden Winter zu verhungern fürchtet", mit Drohen Erlösung aus seinem Elend durch kirchliche und politische Reformen. Im Bunde mit der Geistlichkeit hielt **O'Connel**, der „große Agitator", das katholische Volk in steter Aufregung, um den Forderungen durch den gedrohten Widerruf der Vereinigungsacte (Repeal) Nachdruck zu geben, während der Dominicaner-Mönch **Mathew** († 1856) durch einen Mäßigkeitsverein (teatotallers) Nüchternheit und eine auf Selbstachtung gegründete Sittlichkeit zu erzeugen bemüht war. Aber wie sehr auch die Wighs im englischen Ministerium auf eine Reform der irischen Kirchenzustände drangen, sie konnten nur eine Umwandlung des Kirchenzehnten in einen ermäßigten Grundzins durchsetzen; jede weitere Reform scheiterte an der Engherzigkeit und dem Eifer der Hoch-
1845. kirchlichen. „Zur Versöhnung Irlands brachte das Ministerium Peel die Vermächtnißbill ein, welche der katholischen Kirche, doch mit Ausnahme der Orden, gestattet, unter eigenem Namen Eigenthum zu erwerben, und setzte für Maynooth, das Seminar zur Erziehung des katholischen Klerus, eine Dotation durch, nachdem bereits mit Regierungsunterstützung Volksschulen errichtet waren, welche den Unterschied der Kirchen zu umgehen suchten."

Deutschland. §. 1020. Deutschland. Die größten religiösen Kämpfe kamen in Deutschland zum Vorschein, theils wegen der Vorliebe des Volks zum philosophischen und grübelnden Denken, theils wegen des Mangels an einem großartigen und freien politischen Leben. Die strengkirchliche (ultramontane) Partei, die ihren Hauptsitz in Bayern, ihren Halt an Oesterreich und an den Rheingegenden hat, „ist im Gefühl, daß der Zeitgeist ihr tödtlich sei, in einen Kampf wider alle geistige Freiheit und unter den Fluch desselben gerathen". Als Gegenmittel wider die Aufklärungssucht der Liberalen förderten die Ultramontanen im Volk Obscurantismus, Aberglauben und phantastisches Wunderwesen, setzten der kecken und auflösenden Philosophie der jüngern Geschlechter die durch poetische und künstlerische Verherrlichung gehobene Gläubigkeit des Mittelalters entgegen und verwarfen, um die katholische Einheit der protestantischen Zerrissenheit recht anschaulich gegenüberstellen zu können, jede Reform, jede Neuerung, jede Abänderung des Tridentiner Concils. Die retrograden und jesuitischen Bestrebungen dieser Partei,
Görres 1776—1848. deren Haupt und Vorfechter der kraft- und phantasievolle Görres, Professor in München, war, ein Mann, der von freisinniger Opposition zum papistischen Absolutismus übergegangen war, fanden viele Widersacher in der eigenen Kirche. Eine große Anzahl katholischer Geistlichen, die im Umgang mit Protestanten Duldung gelernt und durch eine

freiere Erziehung auf gemischten Universitäten von manchen Vorurtheilen geheilt worden, drangen auf Landessynoden, um zeitgemäße Reformen zu erzielen, bekämpften das unnatürliche Gebot des Cölibats und verlangten ein dem Protestantismus annäherndes Kirchenwesen durch Gestattung der Landessprache beim Gottesdienst, durch Freigebung der heiligen Schrift, durch Abstellung der Werkheiligkeit mittelst eines aufklärenden Volksunterrichts u. dgl. m.

Im badischen Oberland fand diese Richtung viele Anhänger, und da man diese Er-
scheinung der Wirksamkeit des trefflichen Freiherrn **von Wessenberg** beimaß, so wurde er von Wessenberg 1774—1860.
der bischöflichen Verwaltung in Konstanz verdrängt, ein Beweis, „daß kein Verdienst um die
Kirche groß genug sei, um für eine freie und deutsche Gesinnung in Rom Verzeihung zu fin-
den." — In Bonn suchte Hermes im Gegensatz zu dem römischen Autoritätsglauben, „der Hermes † 1831.
nicht über den Zweifel zu erheben vermöge", den Katholicismus dadurch zu stärken, daß er mit
Mitteln der Philosophie einen Vernunftglauben herzustellen strebte, welcher dem Offenbarungs-
glauben zur Voraussetzung und Befestigung dienen sollte. Seine Ansichten erlangten das Ueber-
gewicht in den rheinischen Unterrichtsanstalten. Aber die Gegner der Hermesianer erwirk- 1835.
ten in Rom eine Breve, das die Schriften des verstorbenen Hermes verdammte. Vergebens
suchten dessen Schüler den heil. Vater von der Rechtgläubigkeit ihres Meisters zu überzeugen
und nachzuweisen, daß die Prüfung seiner Schriften ungenau und ohne Kenntniß deutscher
Sprache und Wissenschaft geschehen sei; das Verdammungsurtheil blieb in Kraft und der Erz-
bischof von Köln ließ im Beichtstuhl verbieten, bei Hermesianern Vorlesungen zu hören. Einige
Jahre später wurden die zwei thätigsten Hermesianer ihrer akademischen Aemter in Bonn ent-
hoben. Gleiches Schicksal wie Hermes hatte, bei ähnlichen Bestrebungen, der Wiener Welt- 1844.
priester A. Günther. — Zugleich wurde die entgegengesetzte Ansicht des Franzosen Louis Günther † 1863.
Bautain, daß die katholische Kirche keiner Beweismittel durch die Vernunft bedürftig oder fähig
sei, ebenfalls verdammt. — In Regensburg, Ingolstadt u. a. O. Bayerns übte der fromme
Sailer in früheren Jahren eine große Wirksamkeit, die noch nicht ganz verschwunden ist. Er Sailer 1751—1832.
versammelte einst um sich einen Kreis von Jünglingen, „deren Christenthum Erlösung, deren
Religion ein warmes Gefühlsleben war. Daher Geringachtung kirchlicher Werke, Empfehlung
Fenelons und Lavaters, Befreundung mit würtembergischen Pietisten. Von den Romanisten
verfolgt, von den Liberalen verhöhnt, sind Einige aus diesem Kreise mit der Kirche zerfallen."

§. 1021. **Der Streit über die gemischten Ehen.** Als einen Apfel der Köln.
Eris warf der böse Feind den Streit über die gemischten Ehen in das gespaltene Deutschland, um dem Streben nach Einheit einen neuen Damm entgegenzustellen. Die katholische Kirche in Preußen, unwillig, daß sie einen protestantischen Staat unterworfen, vergalt dem frommen König Friedrich Wilhelm III. die Rücksichten, die er ihr durch Bereicherung ihres Klerus, durch Errichtung von Kirchen und Schulen, durch Wiederherstellung der Majorats- und anderer Herren-Rechte an den rheinisch-westfälischen Adel bethätigte, mit wenig Dank. Seit dem westfälischen Frieden war die Scheidewand, die jede Verbindung zwischen den beiden christlichen Confessionen gehindert hatte, verschwunden und die deutsche Volkssitte hatte, wenn auch nicht mit ausdrücklicher Einwilligung, so doch ohne Widerspruch der Kirche, gemischte Ehen zugelassen, wobei sich das Gewohnheitsrecht bildete, daß, wo nicht ausdrückliche Eheverträge anders bestimmten, die Kinder je nach dem Geschlechte dem Glauben der Eltern folgten. Dieses Gewohnheitsrecht hatte in die Gesetzgebung verschiedener Länder von gemischter Bevölkerung, als dem Grundsatze der Rechtsgleichheit entsprechend, Eingang gefunden. Im Jahre 1825 wurde das preußische Gesetz, wonach bei Mischehen die Kinder sämmtlich im Glauben des Vaters erzogen werden sollten, wenn nicht der einmüthige Wille beider Eltern anders verfügte, auch auf Westfalen und die Rheinprovinz ausgedehnt. Da hier nun häufiger der Fall eintrat, daß protestantische Männer der ältern Provinz sich mit katholischen Töchtern des Landes vermählten, als umgekehrt, so gerieth die Geistlichkeit in Besorgniß, die katholische Kirche möchte verkürzt werden. Die rheinischen Bischöfe holten in Rom Verhal-
tungsbefehle ein. Ein Breve des Papstes erklärte gemischte Ehen für unerlaubt, doch 25. März 1830.
für gesetzlich gültig, und gestattete die kirchliche Einsegnung nur unter der Bedingung,

daß das Brautpaar die katholische Erziehung sämmtlicher Kinder vorher gelobe; sei dies nicht der Fall, so könne die Trauung zwar in Gegenwart des Geistlichen stattfinden, aber ohne alle kirchliche Feier. Durch Unterhandlungen mit den rheinischen Bischöfen erwirkte jedoch die preußische Regierung eine stillschweigende Ermäßigung des Breve und erlangte, daß die meisten Mischehen auch ohne jene Vorbedingung eingesegnet wurden. Auch der Weihbischof Clemens Droste zu Vischering, ein strengkirchlicher, von ultramon-
1836. tanen Einflüssen geleiteter Mann, gab bei seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl zu Köln das Versprechen, gemäß dieser Uebereinkunft zu verfahren. Kaum war er aber im Besitz seiner Würde, als er seiner Geistlichkeit gebot, sich genau an das Breve zu halten und die Trauung nur nach vorausgegangener Zusage katholischer Kindererziehung zu verrichten. Einflüsterungen im Beichtstuhl prägten den Frauen die Nothwendigkeit der kirchlichen Einsegnung zur Gültigkeit der Ehe und zum Seelenheil ein und verwirrten die Gewissen. Zu gleicher Zeit ließ sich der Erzbischof von seiner ultramontanen Umgebung zu einem strengen Verfahren wider die Hermesianer bewegen. Umsonst erinnerte die preußische Regierung an das Versprechen und drohte mit Amtsentsetzung; der
20. Nov. 1837. Erzbischof beharrte auf seinem Sinne. Da wurde er plötzlich verhaftet und nach der Festung Minden abgeführt, „weil er sein Wort gebrochen, die Gesetze untergraben und unter dem Einflusse revolutionärer Parteien die Gemüther aufgeregt habe". Dies gab das Signal zu einem heftigen Streite sowohl zwischen der preußischen Regierung und dem römischen Stuhle, der vor jeder Unterhandlung die Wiedereinsetzung des gefangenen „Märtyrers" verlangte, als zwischen den streitlustigen Gelehrten beider Confessionen. Die öffentliche Meinung war getheilt. Die Katholiken sahen in dem Verfahren eine Unterdrückung der Kirche durch den Beamtenstaat und erhoben den Ruf nach Unabhängigkeit der Kirche vom Staat; die Protestanten faßten den Streit auf als „Kampf deutscher Freiheit und römischer Herrschaft". Die „kirchlichen Wirren" nahmen noch zu, als der Erzbischof Dunin von Gnesen und Posen ein ähnliches Verbot der kirchlichen Trauung von Mischehen ohne Zusicherung katholischer Erziehung ergehen ließ und, nach Berlin geladen, sich der ihm auferlegten Haft durch die Flucht entzog, dann aber nach der Festung Colberg abgeführt ward. Unter diesen Umständen bestieg Fried-
7. Juni 1840. rich Wilhelm IV. den preußischen Thron und richtete seine ganze Sorgfalt auf die Beruhigung der Kirche. Er setzte den Erbischof Dunin auf eine sehr zweideutige Zusage hin in Freiheit, er gestattete den unmittelbaren Verkehr der Bischöfe mit Rom; er entließ den Erzbischof Droste seiner Haft und sprach ihn in einem ehrenvollen Briefe von aller Schuld an revolutionären Umtrieben frei, nachdem er mit dem Prälaten und dem römischen Stuhl übereingekommen, daß er selbst wegen Kränklichkeit von einer Rückkehr nach Köln abstand und den Bischof von Speyer, Johannes Geißel, zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge annahm. Seine Ansichten „über den Frieden unter der Kirche und den Staa-
1843. ten" hat der alte Erzbischof noch kurz vor seinem Tode „unbehülflich und ehrlich" der Welt dargelegt. Dieser siegreiche Ausgang und die bei jeder Gelegenheit sichtbare Nachgiebigkeit der protestantischen Regierungen gegen die Forderungen und Drohungen des Klerus erfüllte die katholische Kirche mit großem Selbstgefühl und kehrte die Schwäche des zerrissenen Protestantismus mehr und mehr zu Tag. Doch ist die seitdem so häufig angewendete Rede von der „Selbstauflösung des Protestantismus" mehr Wunsch und Hoffnung, als Wahrheit und Wirklichkeit. — Auch in Würtemberg zündeten die Ultramontanen die erlöschende Fackel confessioneller Zwietracht von Neuem an. Der laute Ruf nach Trennung der Schule vom Staat und Unterordnung derselben unter die Kirche beweist, daß der katholische Klerus von Deutschland sich dem nämlichen Selbstvertrauen hingibt, wie der französische und belgische Priesterstand. Die mittelalterlichen Ideen, an denen mehrere gekrönte Häupter, namentlich die Könige von Preußen und Bayern, und viele Glieder des Adels und der Aristokratie Wohlgefallen fanden, waren der Macht der katholischen Kirche sehr förderlich. Trotz vielfacher Beweise vom Gegentheil galt die römische Kirche als Träger des Conservatismus, und in den höhern Kreisen waren Ultramontane und Convertiten stets gut aufgenommen. In Bayern beurkundeten die Klöster und Kirchen, die sich aller Orten und Enden erhoben, die zunehmende Zahl der Mönche und die Beeinträchtigung und Beschränkung der Protestanten und des

evangelischen Kirchenwesens die Herrschaft einer ultramontanen Priestermacht und eines von ihr geleiteten Ministeriums; am Rhein, wo mehrere im gothischen Stil restaurirte Burgen Zeugniß ablegen von dieser romantisch-ritterlichen Liebhaberei, suchte man den Ausbau des Kölner Doms statt zu einem Symbol deutscher Einheit und Kraft zum Sieg und zur Verherrlichung der katholischen Kirche zu benutzen. Aber die offene Begünstigung der Processionen, der Wallfahrten und des ganzen auf Erhaltung und Förderung des Aberglaubens berechneten äußerlichen Kirchenwesens stand zu sehr mit dem Zeitgeiste in Widerspruch, als daß das künstliche Gewebe der Priesterschaft ganz gelungen wäre; und seit der Verwerfung des Concordates in Baden, dem der Fall des Würtembergischen auf dem Fuß folgte, scheint eine Wendung auch in dieser Richtung immer unausweichlicher zu werden, zumal da auch das von Oesterreich in übler Stunde abgeschlossene Concordat, das wahre Gegenstück zu der josephinischen Gesetzgebung, dem Kaiserstaat nur eine Kette von Verlegenheiten eingetragen, und neben den seither den protestantischen Kirchen verwilligten Rechten viel von seiner ursprünglichen Bedeutung verloren hat. 7. April 1860. 16. März 1861. 18. Aug. 1855.

§. 1022. **Der Deutschkatholicismus.** Als der rheinische Klerus zur Nachfeier des preußischen Kirchenstreits durch die Anordnung einer Wallfahrt nach dem ungenähten heiligen Rock in Trier die Gläubigkeit des Volks auf eine bedenkliche Probe stellte, geriethen viele aufgeklärte Katholiken in einen Zwiespalt mit dem Kirchenglauben. Der Jubel über diese Gottesfahrt, an der sich über eine Million Pilger betheiligt hatten, wurde gestört durch ein Schreiben aus Laurahütte „gegen das Götzenfest zu Trier an den dasigen Bischof als den Tetzel des neunzehnten Jahrhunderts". Das offene Schreiben kam von Johannes Ronge, einem jungen, wegen Ungehorsams von der kirchlichen Behörde suspendirten Priester aus Schlesien, also aus einer Gegend, wo schon früher eine freisinnige Partei, den gelehrten Theiner an der Spitze, gegen den römischen Kirchendruck angekämpft hatte. Dem Briefe folgten Flugschriften, die zur Gründung einer katholischen Nationalkirche aufforderten und bei der Aufregung der Gemüther ihres Eindrucks nicht verfehlten. Bald sammelte sich um Ronge in Breslau eine Anzahl freidenkender Katholiken, die eine von Rom und der bischöflichen Gerichtsbarkeit unabhängige Kirchengemeinde bildeten, nach dem ähnlichen Vorgange in dem preußisch-polnischen Städtchen Schneidemühl, wo der junge Vicar Joh. Czerski, weil er ein polnisches Mädchen heirathen wollte, sich von der römischen Kirche und mehreren ihrer Lehrsatzungen losgesagt und, ohne sein Priesteramt aufzugeben, mit einigen gleichgesinnten Gemeindegliedern eine christlich-apostolisch-katholische Gemeinde gegründet hatte. Nach dem Vorbilde von Breslau bildeten sich mit Kurzem in vielen Städten des nördlichen, später auch des südlichen Deutschlands deutsch-katholische Gemeinden, die, mit Ronge durch Zustimmungsadressen verbunden, in der Aufstellung eines höchst einfachen und nüchternen Glaubensbekenntnisses und in der Forderung des freien Schriftgebrauchs und der Kirchengewalt für die Gemeinde einig waren. Die von Breslau ausgehende rationalistische Richtung entsprach dem demokratischen Zeitgeiste und fand unter den mit ihrer Kirche zerfallenen Katholiken mehr Anklang, als das Glaubensbekenntniß der von Czerski ausgegangenen christ-katholischen Gemeinde, die nicht nur an den Grundzügen altkirchlicher Orthodoxie, sondern auch an einigen römischen Satzungen festhielt. So trat mit dem Entstehen auch die Spaltung ein, die durch das um Ostern 1845 in Leipzig veranstaltete, von fünfzehn Gemeinden beschickte Concil nicht gehoben ward. Das hier entworfene Glaubensbekenntniß enthielt außer der unbedingten Lossagung von der päpstlichen Hierarchie und der freien, vernunftgemäßen Auslegung der heiligen Schrift nur das verstümmelte apostolische Bekenntniß und hob die „Bethätigung des Glaubens durch Werke der Liebe" hervor. Czerski hielt an dem unverkürzten apostolischen Symbol mit dem ausgesprochenen Glauben an die Gottheit Christi fest; dagegen wurde Ronge's Deutschkatholicismus an einigen Orten verstärkt durch den Beitritt einzelner mit der Staatskirche zerfallener protestantischen „Lichtfreunde". — Die Regierungen zeigten sich den Deutschkatholiken abhold. In Bayern und Oesterreich wurden die katholischen „Dissidenten" durch Verbote und

18. Aug. — 6. Oct. 1844.

Deutschkatholicismus.

Ausweisungen von den Grenzen ausgeschlossen; in andern Staaten untersagte man ihnen den Gebrauch der Kirchen und hinderte ihre Verbreitung durch Entziehung der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit; in Kurhessen verweigerte man ihnen ein ehrliches Begräbniß. Ueberall erhoben sich die zweiten Ständekammern für ihr Recht, aber in Baden führte der Antrag auf Religionsfreiheit die Auflösung des Landtags herbei. „Die protestantische Bevölkerung hat fast einmüthig der neuen Kirche den Mitgebrauch ihrer Kirchen, Geldhülfe und die Macht der Tagespresse gewährt, ohne Lust zum Herüberziehen, aber anfangs mit großen nationalen Hoffnungen." Nach einer vorübergehenden Anerkennung oder Duldung durch die bedrängten Regierungen in den Jahren 1848 und 1849 wurden später die mittlerweile zusammengeschwundenen deutsch-katholischen und lichtfreundlichen Gemeinden in einigen Ländern ihres religiösen und kirchlichen Charakters verlustig erklärt und den Gesetzen über politische und gesellschaftliche Vereine unterworfen. Erst die kirchlich bewegtere Zeit der sechsziger Jahre brachte auch hie und da in diese Bestrebungen wieder neues Leben. (Die am 24. und 25. Oct. 1863 von Ronge, Ducat, Struve u. A. geleitete Generalversammlung der religiösen Reformvereine in Frankfurt a. M.) — Besaßen auch die Urheber und Leiter dieser kirchlichen Bewegung nicht die erforderlichen Kräfte und Eigenschaften, um dem Werke Leben und Beistand zu verleihen und die ihnen gestellte „Mission" zu erfüllen, ihr Auftreten war immerhin eine bedeutungsvolle Erscheinung und zerriß die Hülle der kirchlichen Einheit, womit der Katholicismus bisher seine Schäden bedeckt hatte. Man bemerkte nun, daß in der katholischen Kirche nicht minder große Spaltungen und Zerrissenheit obwalten, als in der protestantischen; daß Tausende, ja Millionen zu ihr gerechnet werden, die ihren Ansichten nach sehr ferne stehen, und daß auch hier alle Richtungen, vom Glauben an himmlische Erscheinungen und an die Wunderheilungen des Fürsten von Hohenlohe und des Schäfers aus dem Kölner Gebiet bis zum völligen Unglauben und Atheismus, ihre Anhänger zählen.

2. Die protestantische Kirche.

§. 1023. Religiöse Richtungen. Die protestantische Kirche, die in der geistigen Freiheit ihre Wurzeln und ihr Fundament hat, bietet eine noch größere Mannichfaltigkeit der Erscheinungen und Scheidungen dar. Deutschland, die Geburtsstätte des Protestantismus, der Herd und Mittelpunkt der protestantischen Theologie und Philosophie, blieb auch in neuester Zeit der schöpferische Boden für Religionssysteme und kirchliche Organismen, die der individualisirenden und isolirenden Natur des Volkes gemäß die verschiedensten Richtungen und Gestaltungen annahmen.

Theologische Richtungen. Der alte Zwiespalt zwischen dem Rationalismus, der das höchste Gesetz in der Vernunft als einer natürlichen Offenbarung, und dem Supernaturalismus, der dasselbe in einer heiligen Ueberlieferung als übernatürlicher Offenbarung erkennt, dauerte noch fort, aber mit abnehmender Kampfluft von beiden Seiten, wenn gleich noch lange der Vorkämpfer der „Denkgläubigkeit", **Paulus**, wie eine einsame Säule vergangener Zeiten unter den jüngern Geschlechtern aufrecht stand. Glückliche Versuche, beide Richtungen zu vermitteln und eine neue tiefere Theologie anzubahnen, wurden unternommen von **de Wette**, den einst ein Trostschreiben an Sands Mutter zur Flucht nach Basel nöthigte, wo er die heilige Schrift mit kritischem Forschungsgeist behandelte, dem Verstande im Kirchenglauben und der Moral im christlichen Leben ihre Rechte und Bedeutung wahrte, aber auch in den Dogmen der Kirche „eine nothwendige heilige Poesie als das Gemeingefühl der Kirche vermittelnd" nachwies; und mit dem größten Erfolge von **Schleiermacher**, einem als Kanzelredner, Denker und akademischer Lehrer gleich ausgezeichneten Theologen, der, durch Geburt und Jugenderziehung in Herrnhuter Frömmigkeit wurzelnd, durch Studien mit Allem vertraut, was die Literatur der Aufklärung und die Philosophie der Skeptiker wider das Christenthum vorgebracht, und durch Erforschung der Werke Platons und Kants, nicht minder durch Bekanntschaft mit Spinoza, Fichte und Schelling zu einer höhern Weltanschauung gelangt, den christlichen Glauben mit den Forderungen der freien Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen suchte und ein Leben ohne christliche Gemeinschaft, ohne Religion und Glauben als nichtig und inhaltleer nachwies. Seine

Paulus 1761—1851.

de Wette 1780—1849.

Schleiermacher 1768—1834.

Wirksamkeit in Berlin, wo er zuerst durch seine „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" zur Erweckung eines neuen religiösen Lebens mächtig beitrug, war eine erfolgreiche und nachhaltige. In diesen Reden „entrollte Schleiermacher zuerst ein allgemeines und ideelles Bild der Religion, wo er ihr abstreift, was Staat, Wissenschaft, Priesterthum, Unduldsamkeit, Streitsucht und die sinnliche Vorstellungsweise des Volks ihr Falsches, Beschränktes und Unwesentliches angehängt haben; er schildert mehr das Wesen der Frömmigkeit, der Ergebung an Gott, das Gefühl der Gemeinschaft mit dem Unendlichen, und zeigt, wie natürlich und unvermeidlich diese Gefühle in ihrer Reinheit dem menschlichen Gemüthe sind. Er gewinnt dann jene Angeredeten durch die höchst unpriesterliche Unbefangenheit, mit der er die unmündigen sinnlichen Begriffe von Gott und Unsterblichkeit, von Wundern und Offenbarung u. a. preisgiebt, den blinden Autoritätsglauben als einen sklavischen Dienst verwirft, die Religion in jeder Gestalt und Erscheinung ehrt". Schleiermachers mächtiger, frischer, stets fröhlicher Geist „war einem kühnen Heere gleich in der trübsten Zeit". Später hat er in seiner „christlichen Glaubenslehre" das Wesen der Religion auf das „Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit" zurückgeführt und auf dieser Grundlage eine ebenso scharfe, wie doch auch wieder wesentlich conservativ wirkende Kritik an der überkommenen Dogmatik geübt. — In ähnlichem Geiste wirkten Daub, Marheineke und Neander: die beiden erstern, indem sie die Resultate der philosophischen Entwickelung ihrer Zeit, namentlich das Schelling'sche und Hegel'sche System, in der Theologie auf eine selbständige und geistvolle Weise verarbeiteten; der dritte durch seine bedeutenden, von dem Geiste milder und wohlthuender christlicher Frömmigkeit erfüllten kirchengeschichtlichen Arbeiten. Der erste Sitz dieser neuen Theologie war die durch den Großherzog Karl Friedrich neubelebte Universität Heidelberg, wo Daub, de Wette, Marheineke, und mit ihnen der christliche Pädagoge Schwarz zu gleicher Zeit lehrten und wirkten, bis die drei jüngern (de Wette, Marheineke, Neander) im Jahre 1811 nach Berlin berufen wurden, wo sie im Verein mit Schleiermacher die berühmteste theologische Facultät der zwanziger und dreißiger Jahre bildeten.

Daub 1765—1836. Marheineke 1780—1846. Neander 1789—1850. Schwarz 1766—1837.

Wie Voltaire und die Encyclopädisten (§. 812) als Vorboten der großen französischen Revolution Christenthum und Kirchenthum mit feindlichen Waffen angefallen haben, so richteten auch in den dreißiger und vierziger Jahren verwegene Denker und kecke Schriftsteller ihre zerstörenden Angriffe gegen die christliche Religion, gegen den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, als die Vorläufer der Welterschütterung des Jahres 1848. Eine Anzahl Dichter und Literaten, die wir bald näher kennen lernen werden, haben, noch ehe ihr jugendlicher Geist zur vollen Reife und Klarheit gekommen, die alte Religion des Geistes, welche „die Menschheit achtzehn Jahrhunderte in ihren Schmerzen getröstet", durch „das neue Evangelium der Wiedereinsetzung des Fleisches" zu verdrängen gesucht, die einstige Seligkeit des Himmels, die Hoffnung der Armen und Bedrängten, als Priestertrug und Aberglauben dargestellt, und den Menschen mit seinen Bedürfnissen, Wünschen und Leidenschaften auf die irdische Welt und auf sinnliche Genüsse angewiesen. Und ist auch diese frivole Jugendpoesie dem sittlichen Ernst des Volks in Kurzem erlegen, so hat sie doch die Stützen der Religion, den Glauben an Gott und ein ewiges Leben, in manchem Herzen erschüttert.

Das junge Deutschland.

In dieser Religion und Christenthum unterwühlenden Richtung begegnen uns meist die letzten Ausläufer der s. g. Junghegelschen Philosophenschule. **Hegel**, zuletzt Professor in Berlin, Begründer einer wegen ihrer vorherrschenden Richtung zum Absolutismus lange begünstigten, einflußreichen Staatsphilosophie, lehrte, daß der Geist, in die Welt, die Natur, übergehe, daß beide Potenzen des Weltalls nur durch das Denken, durch die Gesetze der Logik und Dialektik, in ihrem wahren Sein, ihrer Idee erfaßt werden können, und daß auf diese Weise die Gottheit, „das Absolute", erst im menschlichen Bewußtsein zum Wissen von sich selbst und damit zur wirklichen Existenz komme. Seine Philosophie, obschon sie das Christenthum als die vollkommenste Entwickelungsform des göttlichen Selbstbewußtseins gelten ließ, trug, wie sich in der Folge auswies, was aber ihre Anhänger den Gegnern lange bestritten, die Keime des Pantheismus in sich. Nach des Meisters Tod schieden sich seine Jünger in eine „orthodoxe und heterodoxe Zunge". Während jene Richtung allmählich die ganze lutherische Rechtgläubigkeit aus den Schriften des Meisters herauslas, hoben die Vorkämpfer der letztern, junge, zerstörende Geister, den ewigen Gegensatz von Gottheit und Weltall auf, erklärten den in der Natur und in der Menschheit lebenden Geist für den einzig wahren Gott und deuteten

Junghegelianer. Hegel 1770—1831.

die Unsterblichkeit als Uebergehen der Menschenseele in das Universum, um dort mit Vernichtung aller Individualität fortzuleben, d. h. zu verschwinden. Sie verkündeten „als ein ewiges Leben in der Idee das Evangelium eines ewigen Todes, als die zur Vernunft gekommene Religion einen sich selbst anbetenden Gott und einen Gottmenschen, der nie als Individuum auf Erden

Strauß 1808–1874. gewandelt". David Fr. **Strauß**, auf den sich diese Richtung vielfach berief, hatte in seinem „Leben Jesu" mit historischer Kritik und Verstandesschärfe die Wahrheit der evangelischen Erzählungen von Christi Leben, Lehren und Tod aufgelöst und als Kern der biblischen „Mythen" einen „religiösen Genius" herausgestellt. Obwohl mit dem christlichen Volksglauben in Zwiespalt, wurde er von der liberalen Regierung Zürichs auf den theologischen Lehrstuhl ihrer Uni-

1839. versität berufen; aber der Sturz der Kantonsregierung durch das für seinen Glauben aufgestandene Volk verhinderte die Ausführung. Der Ausgang des Anführers (B. Hirzel) bewies indeß in der Folge, daß die Bewegung einen unreinen Ursprung hatte. Aber auch nicht auf einem philosophischen Katheder Deutschlands konnte Strauß einen Platz finden. Er hat sich in der Folge als Verfasser werthvoller Biographien verdient gemacht und zuletzt in dem vielbesprochenen Buch „der alte und der neue Glaube" ein, mit dem Christenthum ausdrücklich brechendes, dagegen die Resultate der modernen Naturwissenschaften bis zu ihren letzten materialistischen Consequenzen adoptirendes Bekenntniß abgelegt. Eine ganz andere,

Bruno Bauer 1809–1882. weniger einheitliche Entwickelung machte **Bruno Bauer** durch. Derselbe behandelte die Evangelien „als literarische Produkte, die auf dem Grunde des späteren Gemeindebewußtseins der Form wie dem Inhalte nach mit verschiedenem Glück und Geschick rein schriftstellerisch entstanden seien". Ansichten, die, für unvereinbar mit der Stellung eines Lehrers der Theologie erklärt, seine Entfernung von der Universität Bonn und seine Enthüllung der „theologischen Schamlosigkeiten" zur Folge hatten. Ein negirender Geist ohne die nothwendige Grenzlinie und gesunde Mäßigung, ist er später der Lobredner russischer Absolutie und griechisch-katholischer Uniformität geworden und endlich in das Lager des preußischen „Junkerthums" übergetreten.

Feuerbach 1804–1872. — Ludwig **Feuerbach**, mit Arnold Ruge, dem Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher", der Vorderste in den Reihen der negirenden Geister, „gedachte seine Nation vom Wahn der Religion überhaupt zu erlösen"; er erklärte das Christenthum für eine fixe Idee, alle Religion für die welthistorische Selbsttäuschung der Menschheit, für einen Traum des Geistes, aus dem erwachend der Mensch nur sich selbst finde, und seine Kaltwassertaufe gefiel einer „mit Gott brouillirten" Jugend. Vergebens kamen die Regierungen, besorgt über die irreligiöse und kirchenfeindliche Richtung des Zeitgeistes, die in ihren Consequenzen die tiefsten geistigen Grundlagen aller bestehenden Dinge aufzulösen drohte, der bedrängten Rechtgläubigkeit zu Hülfe, indem sie durch Entsetzung und Beschränkung ihrer Jünger der himmelstürmenden Wissenschaft Meister zu werden suchten; das deutsche Volk „überall in Opposition mit dem Polizeistaat" und seinen Absichten mißtrauend, horchte darum nur um so willfähriger auf ihre Lehren; vergebens suchte Schelling, zur Heilung der von der Philosophie geschlagenen Wunden von München nach Berlin berufen, durch eine mystische Religionsphilosophie, worin er „die vollkommene Einigung der Wissenschaft mit einer Johanneskirche der Zukunft" verhieß, die Wirksamkeit der zerstörenden Geister zu brechen; ein großer Theil des deutschen Volks, der von der Regierung begünstigten Weisheit abgeneigt, erblickte in den zurückgesetzten Schriftstellern die Verkündiger und Märtyrer der Wahrheit, und gegen den Propheten in Berlin trat selbst der alte Rationalismus (Paulus) in die Schranken. Die durch Strauß angeregte Richtung innerhalb der Theologie aber fand

F. Ch. Baur 1792–1860. endlich ihre gesunde Entwickelung in der s. g. Tübinger Schule, welche in F. Ch. Baur ihr berühmtes Haupt, in E. Zeller u. A. begabte Anhänger und Fortbildner gefunden hat. Ihr ist es gelungen, die Zustände und Entwickelungsverhältnisse des Urchristenthums in ein wirklich objectives Licht zu stellen und die Gesetze und Methode der entwickelten Geschichtswissenschaften auf dieses so spröde Gebiet mit Sicherheit anzuwenden.

Pietismus. Im Gegensatze zu dem kirchenfeindlichen Zeitgeiste bildete sich unter der schützenden Aegide des in den Händen der Fürsten ruhenden Kirchenregiments eine strenggläubige Partei mit pietistischer Färbung, die mit der ultramontanen Richtung im Katholicismus die Gunst der durch den wachsenden Geist der Verneinung bedrohten höhern Stände und den Ruf der Loyalität, als Vertheidiger des göttlichen Rechts der Dynastien, gemein hatte. Beide verachteten tiefer forschende Wissenschaft und ernstere weltliche Bildung als

Quelle echter Aufklärung und gesunder Lebensansichten, hierin mit ihren Gegenfüßlern, den Propheten der Zerstörung und Revolution, übereinstimmend.

Während die Evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg alle Personen und Erscheinungen nach dem Maßstab engherziger Kirchlichkeit und Rechtgläubigkeit aufs schonungsloseste richtete, dabei aber die Kirche selbst als altehrwürdige Anstalt der Sitte und des christlichen Lebens zu stärken suchte, während ferner in einzelnen deutschen Bundesstaaten, wie in Kurhessen durch Vilmar, in Mecklenburg durch Kliefoth, das lutherische Kirchenthum des siebenzehnten Jahrhunderts mit allem seinem Zubehör bis zu Amtsentsetzungen (Baumgarten in Rostock) restaurirt ward, nahm in einigen Gegenden die neuerwachte christliche Gläubigkeit eine krankhafte, die Sitten gefährdende Richtung. In Königsberg wurde in einem von vornehmen Personen besuchten pietistischen (Mucker-) Kreise eine raffinirt sinnliche Frömmigkeit gepflegt, die, durch die Nachreden der Gegner zu schamlosen Mysterien gesteigert, Anlaß zu gerichtlichen Untersuchungen gab. In Sachsen sammelte der Pastor Stephan, ein durch populäre Beredsamkeit auf einfache, ungebildete Menschen wirkender Geistlicher von niedriger Denkart und geheimer Lasterhaftigkeit, eine ihm bis zum äußersten Fanatismus ergebene Gemeinde von Altlutheranern um sich. Mit Untersuchung bedroht, „befahl er die Auswanderung als göttliches Gebot" und zog mit etwa 600 Gemeindegliedern nach Nordamerika. Als geistlicher und weltlicher Herrscher anerkannt, überließ er sich hier seinen sündhaften Lüsten und endete, von seiner zu spät enttäuschten Gemeinde abgesetzt und verjagt, in der katholischen Kirche. — Aehnliche Richtungen gaben sich in dem gläubigen Würtemberg kund, wo einzelne Separatistengemeinden sich mit Bewilligung und unter Aufsicht der Staatsbehörden eine eigenthümliche bürgerliche und kirchliche Verfassung gaben, andere nach dem sectenreichen Amerika auswanderten und als Harmoniten unweit Pittsburg ein Gemeindewesen mit patriarchalischen Einrichtungen und mit Gütergemeinschaft gründeten. Auch in Schweden und den deutschen Kantonen der Schweiz kamen krankhafte Religionsschwärmereien zum Vorschein, dort in den „rufenden Stimmen" einiger jungen Leute beiderlei Geschlechts, die in leidenschaftlich gesprochenen biblischen Ausdrücken zur Buße aufforderten, hier, besonders im Kanton Zürich, in den Wildenspucher Schwärmereien als Nachwirkung des Aufenthalts der Frau v. Krüdener.

[Randnotizen: Hengstenberg 1802—1869. — 1838. — 1846.]

Während der deutsche Geist, ohne die ihm gebührende Beschäftigung im staatlichen Leben zu finden, sich in diesen religiösen Extremen zu verzehren drohte, mangelte es doch auch nicht an wohlthätigen Wirkungen auf dem Gebiete der Religion. Die religiöse Innigkeit des bessern Pietismus, seine aufopfernde Thätigkeit auf dem Felde des praktischen Christenthums (Armen- und Krankenpflege, Rettungsanstalten verwahrloster Kinder u. dgl., innere und äußere Missionen) wirkten anregend auch auf Viele, denen seine sonstige Einseitigkeit, Engherzigkeit und Verfolgungssucht mißfielen, und füllten das kirchliche Leben mit reichern und tiefern Interessen. Diese wurden mit Geschick gepflegt durch Träger aus der vermittelnden Schule der Theologie, welche nicht durch Anfeindung der Wissenschaft, sondern durch rege Befreundung mit derselben Boden zu gewinnen suchte (Nitzsch, Müller, Lücke, Ullmann u. A.). Doch fehlte es dieser theologischen Schule je länger, je mehr an Widerstandskraft gegen den unwissenschaftlichen Geist der modernen Kirchlichkeit und orthodoxen Gläubigkeit, welche sich ihrerseits gerne an die Häupter der Wissenschaft anschlossen, um sich durch ihre Autorität zu stützen.

[Randnotiz: Die vermittelnde Schule.]

§. 1024. **Friedrich Wilhelm IV. Lichtfreunde. Gustav-Adolf-Verein.** Als Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron einnahm, erwarteten die Orthodoxen und Pietisten ein neues goldenes Zeitalter; aber wie sehr auch derselbe die strengkirchliche Richtung begünstigte, so besaß er doch zu viel Einsicht und Bildung, als daß er sich einer kleinen Partei ausschließlich hingegeben hätte. Wohl aber stellte er sich als Vorkämpfer der religiösen Gläubigkeit und christlichen Kirchlichkeit, in welcher Gestalt sie auch auftrat, der flachen, unkirchlichen, auflösenden Richtung schroff entgegen. Er stiftete in Verbindung mit der Königin von England das Bisthum Jerusalem nach anglikanischer Kirchenlehre und hob den Prinzen von Wales aus der Taufe; er erbaute sich bei der Dombaufeier in Köln am katholischen Pracht-Cultus, errichtete den

[Randnotiz: Friedrich Wilh. IV.]

Schwanenorden und begünstigte in Deutschland jede religiöse Lebensthätigkeit, die auf dem Boden der Kirchlichkeit und Gläubigkeit ihre Wurzeln hatte. So kam es, daß im preußischen Staate bei Besetzung von Kirchen-, Schul- und Lehrämtern, vor Allem von theologischen Prof.ssuren, ja selbst bei Verwaltungs- und Richterstellen immer ausschließlicher die kirchliche „Gesinnungstüchtigkeit" der Bewerber berücksichtigt wärd, indem das Cultus-Ministerium und das Kirchenregiment, aus strenggläubigen Männern zusammengesetzt, seinen Sympathien als Richtschnur folgte. Bei diesem Streben mochte der König von der Idee geleitet sein, der protestantischen Kirche, als dem in Deutschland maßgebenden kirchlichen Elemente, diejenige Einigkeit, Haltung und Festigkeit zu verleihen, die ihr zwischen dem streng organisirten Katholicismus Frankreichs und der griechischen Kirche Rußlands eine würdige Stellung gegeben hätte. Aber dieser Gedanke scheiterte theils an dem religiösen Freiheitsgeiste des deutschen Mittelstandes, theils an den ungeschickten Operationen der Männer, die der König als Rathgeber und Vollstrecker seiner Pläne gewählt. — Im Gegensatz zu dieser von nun an sogenannten Hof- und Consistorialkirche und ihrem pietistischen Anhang bildete sich ein Verein protestantischer Lichtfreunde zur Beförderung eines vernunftgemäßen praktischen Christenthums nach den Forderungen des Zeitgeistes. Die Seele des Vereins war der sächsische Prediger Uhlich, ein freisinniger Mann, der Beharrlichkeit mit Weltklugheit verband, sein Panier „der Rationalismus des gesunden Menschenverstands", seine Stütze der Mittelstand und die mächtige „Partei des Fortschritts". Beunruhigt durch den Anklang, den diese Richtung im Bürgerstande fand, und bange vor den Folgen des Unglaubens, der durch einige allzurasch vorwärts eilende, excentrische und verworrene Männer dieser Partei, wie Wislicenus, in den Gemüthern des Volks erregt werden könnte, schritt das Kirchenregiment mit Verboten ein, machte allen Geistlichen das unbedingte Festhalten an dem Buchstaben der symbolischen Bücher und Confessionsschriften zur heiligen Pflicht und verfuhr mit Censuren, Suspensionen und Amtsentsetzungen gegen die Widerstrebenden. Dies Loos traf Wislicenus in Halle und Rupp in Königsberg, die sich sofort beide von der Staatskirche lossagten und „freie Gemeinden" um sich sammelten. Ihr Beispiel fand Nachahmung an andern Orten. Uhlich, als Prediger und Seelsorger in Magdeburg einflußreich wirkend, wurde, weil er sich Abweichungen von der Agende erlaubte, von der unnachsichtigen Kirchenbehörde verwarnt, suspendirt und als er trotz eines am Vorabend des Reichstags erlassenen Toleranzedicts, das den vom Staate anerkannten Secten bürgerliche Rechte zuerkannte, nicht aus der Landeskirche ausscheiden wollte, seines Amtes entsetzt, was auch dort die Gründung einer freien Gemeinde zur Folge hatte. Durch diese Ereignisse vorwärts gedrängt, hat sich Uhlich mehr und mehr einer unkirchlichen, den materialistischen Zeitideen immer verwandter werdenden Geistesrichtung genähert, und es traten andere, der Schleiermacher'schen Schule entstammte Männer als die Führer der Opposition in der preußischen Landeskirche auf (Jonas, Krause). Eine nach Berlin entbotene Generalsynode, die zwischen Lehrfreiheit und Symbolzwang einen Mittelweg einschlug, aber vor dem Schluß vertagt, nicht im Stande war, durch allgemeine Begründung der Synodal- und Presbyterialverfassung die Gemeinden mehr an dem kirchlichen Leben zu betheiligen, hatte keine Wirkung auf die Nation.

Lichtfreunde. *März 1847.* *1846.*

Gustav-Adolf-Verein. 1843.

Bei dem regen Interesse des deutschen Volks für Religion und Kirche fand der in Sachsen entstandene, durch einen Aufruf aus Darmstadt verbreitete Gedanke einer Gründung des Gustav-Adolf-Vereins „zur Aufrechterhaltung evangelischer Gemeinden, welche in katholischer Umgebung der Mittel zum kirchlichen Leben entbehren", großen Anklang. Seit der Versammlung zu Frankfurt, wo die Statuten entworfen, ein Centralvorstand (in Leipzig) angeordnet und periodisch wiederkehrende Hauptversammlungen von Abgeordneten des in viele Zweigvereine gegliederten Bundes festgesetzt wurden, wuchs der Verein zu einer volksthümlichen Macht empor, als bedeutungsvoller Gegensatz zu dem aristokratischen Dombau-Verein in Köln. Von der bayerischen Regierung geächtet, von Preußen nur nach einigem Bedenken unterstützt, gewann der Verein desto größere Bedeutung durch die massenhafte Betheiligung des Volks, das an seiner freisinnigen Haltung Gefallen fand und darin „ein heiliges neutrales Gebiet für alle Parteien in der evan-

gelischen Kirche" erkannte, „die sich hier wieder zum erstenmal als eine einzige Macht darstelle". Diese Ansicht erfuhr eine große Erschütterung, als auf der Berliner Generalversammlung der Abgeordnete des Königsberger Vereins, Rupp, zurückgewiesen wurde und der Grundsatz Geltung fand, daß nur die Landeskirchen in ihrer Gesammtheit mit Ausschluß der Secten die in den Frankfurter Statuten bezeichnete evangelische Kirche bildeten. Ein lauter Schrei des Unwillens ging durch das protestantische Deutschland, ein Sturm von Protestationen erhob sich gegen diesen Beschluß, der den „freien Bund der Liebe zu einem Glaubensgericht" umgestalte, ein lebhafter Schriftenwechsel und Zeitungskampf hielt alle Glieder in Aufregung. Die drohende Spaltung wurde jedoch durch den freiwilligen Rücktritt Rupps und durch die versöhnenden Beschlüsse der nächsten Versammlung in Darmstadt vermieden.

Aber noch viel schroffer sollten innerhalb der evangelischen Landeskirchen Deutschlands selbst die Parteien auseinandertreten in Folge der großen Reaction, welche in den fünfziger Jahren auf die freiheitliche Bewegung des Jahres 1848 eingetreten war. Hatte bisher der Weizen der s. g. Vermittelungstheologie geblüht, so gestalteten sich jetzt die Dinge ganz anders, als der wissenschaftliche Kampf meist hinter den neuerwachten kirchlichen Gegensätzen zurücktrat, und die Restaurationstendenzen in der Theologie methodisch in den Dienst der politischen Reaction gezogen wurden. Jetzt empfingen die überall auftauchenden hochkirchlichen und confessionellen Bestrebungen von wegen der „Solidarität der conservativen Interessen" die sorgfältigste Pflege, nicht selten von hochadligen und fürstlichen Händen. Es kamen die Tage der inquisitorischen Kirchenvisitationen, der Denunciationen und Disciplinaruntersuchungen gegen freisinnige Geistliche, der Herabwürdigung der theologischen Prüfungen zu Glaubensgerichten. Unter den preußischen Cultusministern von Raumer und von Mühler arbeitete der gesammte kirchliche Verwaltungsorganismus lediglich im Dienste der verfolgungssüchtigsten, engherzigsten Rechtgläubigkeit. Einer der Ersten, welche mannhaft und freimüthig dem immer höher anschwellenden Aergernisse entgegentraten, war der Freiherr von Bunsen in seinen „Zeichen der Zeit". Da indessen die kirchliche Reactionsströmung auch nach einer, mit dem Rücktritt Friedrich Wilhelms IV. von der Regierung nur vorübergehend und scheinbar eingetretenen Stauung nur um so stärker anwuchs und auch die Vermittelungstheologie mit der Zeit ganz in das kirchliche Lager überging, haben sich die entschieden freisinnigen Richtungen in eigenen Vereinen zu Schutz und Trutz constituirt. So in der Schweiz der „Reformverein", in Deutschland der „Protestantenverein", welcher, von begabten Männern geistlichen und weltlichen Standes, wie von dem 1867 verstorbenen R. Rothe, Schenkel, Bluntschli, von Holtzendorff, Zittel geleitet wurde und mit jedem Jahre größere Theilnahme unter den Gebildeten fand. Die entgegengesetzte theologische Schule und kirchliche Richtung hat sich schon seit 1848 beinahe jährlich auf dem s. g. Kirchentage vereinigt, unter dem Präsidium von Bethmann-Hollweg, Mühler, W. Hoffmann und zuletzt auch Herrmann, dessen Leitung den späteren Beschlüssen dieser Versammlungen einen milderen und versöhnlicheren Charakter zu verleihen wußte. Doch hat auch die Union der christlichen Männer, welche als eine Art verjüngter Kirchentag nach dem französischen Kriege „auf Grund der kirchlichen Bekenntnisse" sowohl den radicalen wie den ultramontanen Bestrebungen entgegenzuwirken sich vorgenommen haben, die Weitherzigkeit und den Muth nicht finden können, den Männern des Protestantenvereins die Bruderhand zu gemeinsamem Handeln zu reichen.

[Margin: Neueste Gegensätze; 1855. (beside "traten, war der Freiherr von Bunsen"); 1858. (beside "von der Regierung"); 1871. (beside "Bestrebungen entgegenzuwirken")]

§. 1025. **Anglikanische Kirche. Calvinismus in Schottland und Waadt.** Auch in andern protestantischen Ländern kamen kirchliche Bewegungen zum Vorschein, wenn gleich in minderer Stärke, weil ein freies Staatsleben den unruhigen Geistern einen anderweitigen Kampfplatz gewährte.

In England ging das bunte „Gewirr" der Dissentergemeinden nicht in neue Spaltungen über, mit Ausnahme der von dem phantasievollen, mit alttestamentlicher Prophetensprache vertrauten presbyterianischen Prediger Irving gestifteten schwärmerischen Secte, „welche die apostolischen Kirchenämter mit alttestamentlichen Ansprüchen erneute", in den „Aposteln"

[Margin: England. a) Dissenters. Irving 1792—1834.]

„Propheten", „Evangelisten" und „Engeln" neue Vorsteher der religiösen Gemeinden schuf, sich die Gabe der Weissagung beilegte und der leiblichen Wiederkunft Christi in seine gereinigte Kirche entgegenharrt. Vielmehr beurkundete sich unter ihnen das Streben nach freier Einigung zu größern Gemeinschaften, um der starren Staatskirche mit besserm Erfolg entgegentreten zu können. Und wirklich war selbst in dem glaubenssteifen England die öffentliche Meinung mäch-
1830. tig genug, den Dissenters eine freiere Stellung zu erwirken. Der Aufhebung der Testacte (§. 753), die ihnen das Parlament öffnete, folgte die Entbindung ihrer Taufen und Trauungen von der bischöflichen Geistlichkeit und der Zutritt zu der freien Londoner Universität; dagegen blieben sie der Staatskirche steuerpflichtig, und die alten Landesuniversitäten mit ihren ausgelebten orthodoxen Formen wurden durch das Oberhaus vor ihrem Eindringen geschützt.

b) Puseyismus. Bald gab sich in der englischen Staatskirche selbst eine Spaltung kund zwischen der hochkirchlichen und der evangelischen Partei; jene, mehr das katholische Element der bischöflichen Kirche hervorhebend, sieht ihr Heil nur in der ununterbrochenen Continuität der anglo-katholischen Kirche mit der apostolischen und betrachtet die Reformation nur als einen Act der Selbstreinigung durch die legitimen Kirchenbehörden; diese, mehr das protestantische Element darstellend, legt größeres Gewicht auf die Uebereinstimmung des Kirchenglaubens mit der heiligen Schrift als mit den Satzungen der Kirche und hält die Fortbildung des Lehrbegriffs durch zeitgemäße Reformen für ein wesentliches Erforderniß. Das katholische Element steigerte sich in den Oxforder Gelehrten Newman und Pusey zu solcher Höhe, daß sie ihre nach den Glaubenslehren der katholischen Kirche geformten religiösen Ansichten nur durch gezwungene sophistische Deutungen mit den 39 Artikeln in Uebereinstimmung bringen konnten, was die ehrlichen unter den Puseyiten bewog, lieber zur katholischen Kirche überzutreten, als eine zweideutige Stellung voll Heuchelei einzunehmen. Aehnliche Tendenzen verfolgen die „Ritualisten", welche den hochkirchlichen Gottesdienst durch Einführung katholischer Ceremonien und Cultusformen in größere Uebereinstimmung mit dem römischen zu setzen suchen. Diese Uebertritte, verbunden mit der immer offenkundiger werdenden Aehnlichkeit des Puseyismus mit dem römisch-katholischen Kirchenwesen und dem hoffnungsvollen Triumphgeschrei der Papisten, schärften das protestantische Bewußtsein in England und bewirkten, daß auch von den hochkirchlichen Bischöfen der Puseyismus als der wahre Ausdruck der anglo-katholischen Kirche nicht anerkannt ward. Durch Gründung neuer Bisthümer (z. B. Manchester) aus den Ersparnissen (ohne Mehrung der Sitze im Oberhause) suchten sich die Whigs die Gunst der hochkirchlichen Partei zu erwerben. Als die römische Curie in Ueberschätzung der katholischen Sympathien Englands den irischen
1850. Prälaten Wiseman zum Cardinal und Bischof von Westminster ernannte, erwachte wieder der altenglische Religionseifer und der No-Popery-Ruf mit solcher Stärke, daß Regierung und Parlament, trotz des Widerspruchs der Katholiken und der Anhänger unbedingter Religionsfreiheit, durch ein Gesetz („Titelacte") diesen und ähnlichen Uebergriffen des kirchlichen Oberhaupts begegnen zu müssen glaubten. — In dem glaubens-
Schottland. 1834. eifrigen Schottland erzeugte das wiedererwachte puritanische Unabhängigkeitsgefühl einen mächtigen Kampf gegen das durch weltliche Gewalt eingeführte Patronatsrecht, vermöge dessen es in der Macht der Patrone stand, den Gemeinden mißfällige Geistliche aufzudringen. Als das von der kirchlichen Generalversammlung angesprochene Verwerfungsrecht (Veto) der Gemeinde vor den Gerichtshöfen keine Geltung fand, und auch das Parlament die Patrone in ihrem Rechte schützte, trennten sich die Verfechter der Kirchenfreiheit (Nonintrusionists) von der herrschenden Kirche und gründeten von den freiwilligen Gaben des schottischen Volks die presbyterianische „Freikirche". Der trotzige Sinn des demokratischen Knox lebte in seiner Kirche fort. Die kraftvolle, charakterfeste Geistlichkeit, den gemüthreichen Chalmers an der Spitze, entsagte ihren Einkünften und ihren Gotteshäusern, um nicht mit ihrem Gewissen in Zwiespalt zu kommen, und protestirte feierlich gegen die Schmach, „der Krone Christi angethan durch die weltliche Macht". In Kurzem waren von dem glaubensstarken Volke Millionen aufgebracht für die
Waadtland. Bedürfnisse der freien schottischen Nationalkirche. — Im Waadtland und in andern Kantonen der französischen Schweiz hatte der religiösen Lauheit der Landeskirche gegenüber

in höhern und niedern Ständen ein strenger Methodismus Boden gewonnen. Die Anhänger dieser „methodischen Frömmigkeit", vom Volke spottend Mommiers genannt und wegen ihres geistlichen Hochmuths verhaßt, pflegten ihrer Andacht in erbaulichen Abendversammlungen, die meistens von Geistlichen ihrer Gesinnung geleitet wurden. Nach dem Sieg der Radicalen in Lausanne wurden diese von der gestürzten (aristokra- 1845. tischen) Partei besuchten Versammlungen vom Pöbel bedroht und gestört und die Landesgeistlichen verwarnt, daran Theil zu nehmen, und wo sie es dennoch thaten, suspendirt. Empört über diesen Gewissenszwang, weigerten sich viele Geistliche, die von der Regierung ihnen zugefertigte Proclamation zum Lobe der demokratischen Verfassung von den Kanzeln herab zu verlesen, weil dies nur in Sachen der Religion zu geschehen habe. Deshalb vor Gericht gefordert und mit einjähriger Amtsenthebung bestraft, entsagte die Mehrzahl derselben ihrem Amt und ihrem Gehalt. Aber verlassen von der protestantischen Kirche des Auslandes und ihren fürstlichen Schirmherren und „ohne Halt in der Volksgesinnung", waren sie auf fremde Unterstützung angewiesen und vermochten ihren unabhängigen Sinn nur in den Conventikeln der Vornehmen fortzupflanzen, indeß die Regierung die Bedürfnisse anderweitig zu befriedigen bedacht war.

Das mannichfaltigste Kirchen- und Sectenwesen findet sich in den Vereinigten Nordamerika Staaten Nordamerika's, wo die unbeschränkteste Religionsfreiheit herrscht. Der Staat kümmert sich verfassungsmäßig um keine Kirche, erweist seinen christlichen Charakter blos durch ein Sabbathgesetz und gewährt Jedem, der an Einen Gott glaubt, volles Staatsbürgerrecht. — „Jede Gemeinde ist für sich, doch streben Gemeinden desselben Bekenntnisses nach möglichst großen Synodalverbindungen". Bei aller Freiheit besteht in Amerika ein eifriges Kirchenthum mit „puritanischer Strenge und methodistischer Aufregung", da das kirchliche Interesse fast die einzige geistige Lebensäußerung des amerikanischen Mischvolks ist.

5. Literatur- und Culturleben in Deutschland.

A) Die deutsche Literatur unter dem Einfluß der politischen Meinungskämpfe.

§. 1026. Aristokratische und liberale Richtung in der Literatur. Die Literatur und namentlich die Dichtkunst kann sich dem Einfluß der Ideen, welche die Zeit durchdringen und beherrschen, nicht entziehen, und sie wird um so mächtiger auf die Zeitgenossen einwirken, je bestimmter und entschiedener sie sich an die herrschenden Ideen anlehnt. Jede Literatur, insbesondere die lyrische Poesie, wird daher stets den Stempel ihrer Zeit an sich tragen und erst in ihrer historischen Stellung vollkommen verstanden werden können. So drehte sich die mittelalterliche Dichtung um Ritterthum und Minnedienst; im Reformationsjahrhundert und in der nächstfolgenden Periode stand die Literatur und Poesie unter religiösen und kirchlichen Einflüssen, und daß die klassische Zeit der deutschen Literatur nicht einen ähnlichen Mittelpunkt aufzuweisen hat, lag hauptsächlich in dem Mangel großer, weltbeherrschender Ereignisse und Ideen, ein Mangel, den der deutsche Geist durch großartige und mannichfaltige Schöpfungen auf dem Gebiete der Phantasie, des Denkvermögens und der Wissenschaft auszufüllen bemüht war. — Dies änderte sich, als die französische Revolution und die Napoleonische Militärherrschaft auf kühnen und blutigen Pfaden einherschritt und die frühere Zeit mit ihrem gemüthlichen Stillleben und ihren veralteten Formen niedertrat. Die europäische Menschheit und vor Allem das deutsche Volk wurde aus seiner Ruhe und gewohnten Lebensweise aufgerüttelt und zur Betheiligung an den großen weltgeschichtlichen Ereignissen gezwungen. Freiheit und Politik traten in den Vordergrund, und der Kampf, der anfangs gegen den äußern Feind gerichtet war, gestaltete sich nach dem Sieg zum Meinungskampf wider die innere Gegenpartei. Die Zeit der heiligen Allianz, die der europäischen Menschheit mit dem Frieden auch die alten Zustände in Kirche, Staat und Leben zurückgeben wollte, begründete in der deutschen Literatur keine Periode der Zufriedenheit und Versöhnung, son-

dern wie in der Politik und im ganzen öffentlichen Leben die Geister nach den verschiedensten Richtungen aus einander gingen und ein in frühern Zeiten unbekanntes Parteiwesen alle Verhältnisse durchdrang, so auch in der Dichtkunst und in der gesammten Literatur. Auch hier gab sich eine aristokratische conservirende und eine liberale volksthümliche und reformirende Gesinnung kund. Die Romantiker schlossen mit den Aristokraten und Regierungen ihren Bund, betrachteten die Literatur als Sondergut der Vornehmen und Gebildeten und suchten den aus der Revolution hervorgegangenen demokratischen Geist durch Wiederbelebung mittelalterlicher Religiosität, Poesie, Kunst und Weltanschauung zu bekämpfen. Unter ihren Händen erhielt die Dichtkunst ein exclusives, aristokratisches Gepräge, und hatte dies einerseits den Vortheil, daß die Poesie gehoben und der zunehmenden Verflachung entrissen ward, so hatte es anderseits die Folge, daß der größere Theil der Nation ihnen und ihren Bestrebungen entfremdet wurde und sich den Dichtern zuwandte, die sich an das wirkliche, handelnde Leben anlehnten und sich an den Bestrebungen und Anliegen des Volks betheiligten. Zwar hatten die letztern eine weniger beneidenswerthe Stellung als die erstern. Denn während die Romantiker sich der Gunst der Fürsten und Vornehmen erfreuten, die Genüsse des Lebens in vollen Zügen schöpften und über dem Bewundern mittelalterlichen Wesens und dem Lobpreisen Italiens, des Feenlandes jeglicher Kunst, das deutsche Vaterland mit seinen Kämpfen und Leiden übersahen, waren die Sänger der Freiheit, die zum Volke hielten und auf Erfüllung der in der Noth gegebenen Verheißungen drangen, der Zurücksetzung, Mißachtung, Verfolgung ausgesetzt. Kein Wunder, daß Manche, die anfangs der Freiheit und dem Fortschritt gehuldigt, sich bald eines Andern besannen und wie Görres u. A. sich der entgegengesetzten Seite zuwandten, die reicheren Lohn in Aussicht stellte. Nur Wenige hielten Stand und störten die Lobgesänge und Verherrlichungen der Conservativen durch liberale Mißtöne und Mahnrufe. Unter diesen war Ludwig Uhland eine helle Stimme in trüber Zeit, und Moritz Arndt bewahrte auch unter gerichtlicher Verfolgung und Amtsentsetzung den Glauben an Deutschlands dereinstige Einheit. Auch Aug. Graf v.
Platen 1796–1835. Platen-Hallermünde, ausgezeichnet als formgewandter Lyriker (Ghaselen, Lieder, Oden, Sonette), als satirischer Komödiendichter und auch im Epos („Abbasiden") nicht unglücklich, den der „Weltschmerz" und die innere Zerrissenheit aus der Heimath wegtrieb, huldigte dem politischen Liberalismus. Sie bildeten neben Schiller und Körner die Lieblingslectüre des deutschen Volks und alle Bemühungen der Romantiker und ihrer gleichgesinnten Nachfolger, unter denen selbst fürstliche Personen, wie König Ludwig von Bayern und Prinz Johann von Sachsen, und hochgestellte Staatsmänner, wie der bayerische Staatsminister v. Schenk und der österreichische Freiherr v. Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) u. A. nach dem Dichterlorbeer strebten, durch poetische Werke von loyaler Färbung und aristokratischer Haltung jene Freiheitssänger zu verdrängen, blieben ohne Erfolg. Je mehr die Romantiker in aristokratischer Vornehmheit Schillers Werth und Verdienste herabsetzten, desto treuer bewahrte das deutsche Volk ihm und seinen Gesinnungsgenossen ausschließlich seine Zuneigung. An den in Schillers Werken mit Wärme und Begeisterung ausgesprochenen Ideen der Freiheit, Vaterlandsliebe und Menschenwürde hob und stählte sich das Gemüth des Volks, indeß es auf die romantischen Verherrlichungen einer untergegangenen Welt, eines entschwundenen Ritterthums, einer unwiederbringlichen Kunstreligion mit Gleichgültigkeit blickte und selbst die künstlerische Vollendung eines Goethe der freisinnigen Gemüthspoesie Schillers nachstellte.

Ludw. v. Bayern † 1868. König **Ludwig von Bayern**, geb. 1786. Von diesem kunstliebenden Fürsten besitzen wir drei Bände lyrischer „Gedichte" und die in einem eigenthümlichen deutschen Stil verfaßten „Walhallagenossen", kurze Lebensabrisse berühmter Männer, deren Büsten er in seinem
Johann v. Sachsen 1801–1873. herrlichen Walhallabau unweit Regensburg aufstellen ließ. — Prinz **Johann von Sachsen** (seit 1854 König von Sachsen), geb. 1801, einer der gebildetsten Männer der hohen Aristokratie, befaßte sich vorzugsweise mit italienischer Literatur. Von dem Umfang und der Tiefe seiner Studien gibt die von ihm bearbeitete, unter dem Namen Philalethes herausgegebene, metrische Uebertragung der „göttlichen Komödie" Dante's mit kritischen und historischen Erläuterungen einen schönen Beweis. Seine ältere Schwester **Amalie** (1794—1870), hat sich

in der literarischen Welt (anfangs unter dem Namen Amalie Heiter) durch eine Anzahl Lustspiele („der Krönungstag“; „die Fürstenbraut“; „der Verlobungsring“; „der Pflegevater“; „der Majoratserbe“ u. a. m.) bekannt gemacht. Der 1854 verstorbene König Friedrich August II. ist ebenfalls als Schriftsteller in der Botanik aufgetreten. — Ed. v. **Schenk**, geb. Schenk 1788—1841. zu Düsseldorf 1788, trat 1817 zur katholischen Kirche über; um 1828 bayerischer Staatsrath und Minister des Innern, Urheber des strengen Censurgesetzes und eifriger Anhänger des Ultramontanismus. Unter seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen („Henriette von England“; „Kaiser Ludwigs Traum“; „Albrecht Dürer“; „Bethulia“ u. a. m.) ist sein Trauerspiel „Belisar“ mit einigen rührenden Zügen aus Sophokles' Oedipus auf Kolonos, über Gebühr gepriesen worden. Seit 1834 gab er das Taschenbuch „Charitas“ heraus, worin er seine dichterischen Erzeugnisse niederlegte. — El. Franz Jos. v. **Münch-Bellinghausen**, bekannt als Münch-Bellinghausen. Dichter unter dem Namen Friedrich Halm, geb. 1806 zu Krakau. Sein um 1834 zum 1806—71. erstenmal aufgeführtes Drama „Griseldis“ hatte solchen Erfolg, daß die an dem Stücke gerügten Mängel wenig Beachtung fanden. Neben der Griseldis erlangten nur noch das romantische Drama „der Sohn der Wildniß“ und das vielbesprochene vaterländische Trauerspiel der „Fechter von Ravenna“ (dessen Priorität der bayerische Schullehrer Franz Bacherl ansprach), den Beifall des Publikums, wogegen sowohl seine übrigen dramatischen und lyrischen Dichtungen (Adept; Camoens; Imelda Lambertazzi) als seine Bearbeitungen einzelner Stücke von Lope de Vega und Shakespeare weniger Beachtung fanden. Nach dem Vorbilde von Calderon gab Halm dem Drama einen lyrischen Charakter, der bei ihm häufig ins Sentimentale übergeht. „Er ist Meister im poetischen Ausmalen lyrischer Stimmungen; die verschiedensten Seelenlagen, die tiefsten Empfindungen, die mannichfaltigsten Wandlungen eines reichen innern Lebens weiß er mit Klarheit und Lebendigkeit sich aussprechen zu lassen.“

§. 1027. Börne und Heine. Durch die Julirevolution wurde der Aristokratismus im Staat und in der Literatur aus seiner sichern Ruhe aufgeschreckt und in seinem Besitzthum gefährdet; und wenn es auch der Staatskunst gelang, im öffentlichen Leben die alten Zustände und die gewohnten Formen größtentheils zu erhalten oder wieder herzustellen, in der Literatur blieb der Geist des Liberalismus Sieger; er gewann täglich an Boden und nahm eine mit dem äußern Umfange wachsende Kühnheit und Schärfe an. Bald war die romantische Poesie nur noch eine historische Erinnerung; sie hatte sich nicht um das Volk bekümmert, es geschah ihr daher auch kein Unrecht, als dieses ihr den Rücken zuwandte. Ihre Erscheinung war ein flüchtiger „Blüthenstaub“ ohne nachhaltige Wirkung. Desto massenhafter und wirksamer trat dagegen die Literatur der politischen Opposition und des Demokratismus ins Leben; anfangs mit Mäßigung und Zurückhaltung, nach und nach aber, ermuthigt durch den Beifall des über die Beamtenherrschaft und den Polizeistaat mißmuthigen Volks, mit wachsender Kühnheit und destructiver Heftigkeit, so daß sich der Liberalismus bald durch den Radicalismus überflügelt sah, der, nicht zufrieden mit der politischen Opposition, allmählich alles Bestehende in Kirche und Staat bekämpfte und die gesellschaftliche Ordnung aufzulösen drohte. Die Vorfechter dieser zersetzenden und vernichtenden Literatur war eine Anzahl talentvoller Männer jüdischer Abkunft, welche sich für die Verfolgungen, Kränkungen und Rechtsverkürzungen, denen das israelitische Volk in Deutschland so lange ausgesetzt war, nunmehr dadurch zu rächen suchten, daß sie die bestehende Weltordnung umzustürzen und die gewohnten Verhältnisse durch Spott, Satire und kecke Angriffe zu untergraben sich bemühten. Fremdlinge in dem Lande ihrer Geburt durch eigene wie durch fremde Schuld, war ihnen Vaterlandsliebe ein unbekanntes Gefühl; für Religion und Kirche, deren Werth und Bedeutung sie nie empfunden, hatten sie weder Ehrfurcht noch Liebe; und wie sollten sie gesellige Einrichtungen und Sitten achten, nach denen sie stets für Unebenbürtige galten? In ihrem Herzen, in dem der religiöse Aberglaube der Väter einem kalten philosophischen Deismus weichen mußte, sprach keine Jugenderinnerung zu Gunsten des Bestehenden. Es lag daher sehr nahe, daß die jüdischen Schriftsteller, geleitet von dem ihrer Nation inwohnenden Instincte für das Gewinnbringende, Vortheilhafte und Zeitgemäße, in der destructiven Gattung der Literatur den Vorrang einnahmen. Ludwig **Börne** erscheint Börne 1786—1837. sowohl in seinen Zeitschriften („die Zeitschwingen“, „die Wage“) wie in seinen

„Briefen aus Paris" als ein mehr durch Sprachgewandtheit, stilistisches Talent und kritischen Verstand als durch Tiefe ausgezeichneter Vorkämpfer des Liberalismus und demokratischer Grundsätze, die „Incarnation des socialen Fortschritts", dem die politische Ueberzeugung zur Religion wurde. In seinen satirischen Schriften gibt sich die Bitterkeit gekränkter Eitelkeit und mangelhafter Anerkennung kund. — Heinrich **Heine**, ein reichbegabter Dichter, dessen Lyrik alle Stimmungen und Gemüthsverfassungen mit Innigkeit und Lieblichkeit kund gibt und der wie kein anderer seit Goethe „die Sprache der Natur zum Echo des Menschenherzens" zu machen verstand, verscherzte nach der Julirevolution durch seine Frivolität und seine schonungslosen Satiren den Ruhm und die Anerkennung, die er sich vor derselben durch seine „Reisebilder", sein „Buch der Lieder" und andere gemüth- und poesiereiche Werke erworben. Leichtfertig und anmaßend und ohne Pietät behandelt er Alles mit Spott und Satire, verhöhnt alle Religion, achtet, wie sein Buch „über Börne" beweist, weder Freundschaft noch Treue und übt seinen Witz am Hohen und Heiligen wie am Niedrigen und Gemeinen. Das Gift seiner zersetzenden Schriften ist um so gefährlicher, als es in ein gefälliges Gewand gehüllt, in eine lebendige, bilderreiche Sprache gekleidet, und mit einer der schlaffen Zeit zusagenden Gefühlsamkeit und Sentimentalität gemischt erscheint. Unter den zahlreichen Werken seiner spätern Periode sind: „der Salon", „französische Zustände" und seine „Neue Gedichte" am bekanntesten. In der witzigen Dichtung: „Deutschland ein Wintermärchen" erscheinen satirische Schilderungen deutscher Zustände an eine Reise von Paris nach Hamburg angereiht. — Von körperlichen Leiden gebrochen, wendete sich Heine zuletzt wieder der Religion zu und schilderte in einem Nachwort zu seinem jüngsten Werke „Romanzero" die Rückkehr des „verlornen Sohnes, der bei den Hegelianern die Schweine gehütet", und seine Bekehrung zum Glauben an den persönlichen Gott, „der Arme zum Helfen habe". Aber „in seinem Munde verwandelt sich selbst das Gebet in Lästerung". Heine liefert den Beweis, „daß ohne den sittlichen Ernst und die Reinheit der Gesinnung kein umfassendes Werk der Poesie in fleckenloser Vollendung geschaffen werden kann, daß die künstlerische Größe auf der menschlichen ruhen muß, wenn sie das Höchste erreichen soll". Er war „ein Stern in Nebelhüllen, der es liebte, giftige Dünste aufzuziehen und in ihnen bald seine Strahlen zu bergen, bald siegreich hervorblitzen zu lassen".

H. Heine 1799—1856.

Ludwig **Börne** (vor seinem Uebertritt zur evangelisch-christlichen Kirche 1817 Baruch) wurde 1786 zu Frankfurt a. M. geboren, bekleidete, nach vollendeten Studien, in seiner Vaterstadt eine Zeit lang das Amt eines Polizeiactuars, von dem er jedoch bald enthoben wurde, worauf er sich der Publicistik und freien Schriftstellerei zuwandte. Eine vorübergehende Verhaftung und Anklage wegen Verbreitung demagogischer Flugschriften verlieh seinen Worten größere Bedeutung. Nach der Julirevolution nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Paris, wo er 1837 starb und auf dem Père La Chaise begraben liegt. In seiner Zeitschrift „Balance" suchte er deutsches und französisches Wesen zu vermitteln. Börne war mitunter derb und von leidenschaftlicher Heftigkeit und Spottsucht, wie seine letzte Schrift „Menzel der Franzosenfresser" beweist, aber er war ein Mann von Charakter und ohne Frivolität, der nicht, wie H. Heine, das Vaterland mit Schmach bedeckte. — Unter seinen „gesammelten Schriften" zeichnen sich seine „dramaturgischen Blätter" durch klare und scharfe Kritik, wie durch den hohen sittlichen Standpunkt vortheilhaft aus. „Alles, was er schrieb, war der ganze Mensch, er kannte keine Phrase." — Heinrich **Heine**, geb. in Düsseldorf 1799 von jüdischen Eltern, trat 1825 zur evangelisch-christlichen Kirche über, ohne für dieselbe Sympathie zu fühlen oder an ihre Dogmen zu glauben, und lebte, gleich Börne, seit der Julirevolution in Paris. Ausgerüstet mit einer leichten Gabe der Darstellung hat er eine Menge Gedichte und prosaische Schriften belletristischen Inhalts verfaßt und war namentlich ein fruchtbarer Correspondent der „Allgemeinen Zeitung". Aber ohne Tiefe des Gemüths wie der Erkenntniß, hat Heine in seinen Schriften nur den Schaum des wirklichen Lebens geschöpft und dem Leeren und Nichtigen durch künstlerische Composition eine Bedeutung zu verleihen gesucht. Der „Romanzero", ein Cyclus von romanzenartigen Gedichten mit vielen Beziehungen auf die Gegenwart, vereinigt mit der alten poetischen Genialität und Formgewandtheit frivole Ungezogenheiten und verletzende Ausfälle gegen den Christenglauben. Heine's sinnentrunkenener Realismus war der poetische Vorläufer des philosophischen Materialismus.

§. 1028. Das junge Deutschland. An Heine schließt sich das junge Deutschland an, dessen Einflüsse auf Religion und Sitte schon oben (§. 1023) angedeutet wurden. Man versteht darunter eine Reihe gewandter Schriftsteller, die sich ein freies Literatenleben als Beruf wählten und auf den Ertrag ihrer vielseitigen literarischen Leistungen ihre Existenz gründeten, die ein leichtes, künstlerisches Talent höher stellten, als Gelehrsamkeit und geistige Tiefe, und darum ihre ganze Sorgfalt der stilistischen Glätte, der pikanten, lebendigen Darstellung, der formellen Vollendung zuwandten. Inhaber oder Mitarbeiter politischer und literarischer Zeitschriften, deren Macht und Bedeutung auf die öffentliche Meinung und auf das vorschnelle Urtheil der oberflächlichen Leserwelt von Tag zu Tag zunahm, wußten sie die Aufmerksamkeit des Publikums stets auf sich und ihre Leistungen zu richten und einen Geschmack zu bilden, dem ihre leichten, skizzenartig hingeworfenen Erzeugnisse, in denen häufig die Mittelmäßigkeit und Plattheit der Conception unter einem geistreichen, pikanten Anstrich verhüllt war, zusagten. Die große Ausdehnung des Buchhandels und die wachsende Zahl der Leser erleichterte ihr Unternehmen. — Als das Haupt dieser jungdeutschen Schule kann Karl **Gutzkow** gelten, ein beweglicher Geist von großem Aneignungsvermögen, klarem Beobachtungssinn und vielseitigem Talente, der jedoch den Erzeugnissen einer fruchtbaren jugendlichen Phantasie nicht immer die gehörige Reife gönnte. Nachdem er sich als Mitarbeiter einiger Zeitschriften durch eine Reihe kritischer, satirischer und literarischer Arbeiten bereits einigen Ruf erworben, zog er sich durch seine in künstlerischer Hinsicht unbedeutende Novelle „Wally", wegen der darin enthaltenen Angriffe auf Religion, christliche Sitte und Ehe, eine kurze Haft zu. Diese Verfolgung wurde hauptsächlich durch die denunciatorischen Ausfälle Wolfgang Menzels, des längjährigen Redacteurs des Stuttgarter Kunst- und Literaturblatts, mit dem Gutzkow anfangs befreundet war, herbeigeführt, daher von da an ein untilgbarer Haß und Neid zwischen Beiden bestand. Nachdem sich Gutzkow noch durch eine Anzahl Novellen und Romane („Seraphine", „Blasedow und seine Söhne" u. a.), durch satirische und kritische Aufsätze in dem von ihm redigirten „Telegraphen" und durch literarische Arbeiten verschiedenen Inhalts eine Stelle unter den schriftstellerischen Notabilitäten Deutschlands erworben, wendete er seinen Fleiß dem Theater und der dramatischen Poesie zu, einem Felde, das er mit gutem Erfolg bearbeitet hat, wie unnatürlich auch oft sein Haschen nach Effekt und „drastischen Wirkungen" erscheinen mag (nach den älteren Stücken „Nero", „König Saul" folgten „Richard Savage", „Patkul", „Zopf und Schwert", „Urbild des Tartüffe", „Uriel Acosta" u. a.). Diese Werke, sowie seine „Briefe aus Paris", seine an die Fragen und Bestrebungen der Gegenwart angelehnten Zeitromane „die Ritter vom Geist" und „der Zauberer von Rom", seine (seit 1863 von Karl Frenzel herausgegebene) Wochenschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd" geben Zeugniß von Gutzkow's geistiger Beweglichkeit und rastloser Thätigkeit, so wie von seinem Talent der Erfindung, Charakterzeichnung und technischen Anordnung, aber auch von einem nicht geringen Selbstgefühl. Der flachen Zeitrichtung dienend, hat er meistens nur Helden des Tages geschaffen, denen Charakterstärke, Natur und moralische Größe abgeht. Alle sind „von der Blässe des Gedankens angekränkelt". — Neben Gutzkow sind die bekanntesten Glieder dieses auf verschiedenen Wegen gemeinsame Zwecke verfolgenden Bundes: Theodor Mundt, Gustav Kühne, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Andere. Auch Robert Heller, bekannt als Romanschriftsteller und Verfasser der „Brustbilder aus der Paulskirche", und Ernst Kossak, „ein witziger und geistvoller Humorist, der den Ernst des Lebens unter den komischen Widersprüchen desselben wohl aufzufinden und diese wie jenen poetisch zu verklären weiß", können ihnen beigezählt werden. Politische und sociale Reformbestrebungen ohne Klarheit des Ziels, wie sie dem malcontenten Zeitgeiste entsprachen, Emancipation des Fleisches und Befriedigung der Triebe, wie sie dem lüsternen, sinnlichen Geschlecht zusagten, Bekämpfung des Christenthums und christlicher Sitte durch vage philosophische Gebilde und erschlaffende Humanitätsideen, die eine vorlaute Jugend mit Ungestüm forderte — dies sind die gemeinsamen Kennzeichen, „der rothe Faden" der literarischen Producte dieser mehr oder minder begabten Schriftsteller. Begierig, immer mit neuen Erzeugnissen vor dem Publicum zu erscheinen, versuchten sie sich in den verschiedensten Gattungen der belletristischen

Literatur. Ihr Streben war besonders auf angenehme Unterhaltung gerichtet, daher sie auch so großen Werth auf die Form, auf eleganten Stil und Leichtigkeit der Darstellung legten, indeß sie Gediegenheit des Inhalts, tiefe und ernste Studien weniger in Anschlag brachten. In periodischen Schriften und Unterhaltungsblättern, in Taschenbüchern und Sammelwerken, in Romanen und Novellen, in Briefen und Reisebeschreibungen, deren Zahl mit der zunehmenden Reiselust sich ins Unendliche vermehrte, legten sie ihre Gedanken und Urtheile, ihre pikanten Kritiken und Schilderungen nieder. Mehr dem handelnden Leben als der Wissenschaft zugewendet, machten sie größtentheils die Gegenwart oder jüngste Vergangenheit zur Folie ihrer literarischen Wirksamkeit und führten die geistige Lebensthätigkeit und die socialen, politischen und religiösen Zustände der Jetztzeit in einseitiger Auffassung und subjectiver Färbung dem Leser vor die Seele. Die Verbote, die einige Regierungen gegen das „junge Deutschland" ergehen ließen, weil sie die christliche Religion und Sitte wie die socialen Ordnungen gefährdeten, haben die Verbreitung ihrer Werke nicht zu hemmen vermocht.

Wolfg. Menzel 1798—1873. Wolfg. **Menzel**, geb. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, machte den Feldzug von 1815 mit, bekleidete nach vollendeten Studien eine Schulstelle in Aarau und begab sich dann nach Stuttgart, wo er mit Cotta in Verbindung kam und sich zuerst, gleich Börne, durch seinen Eifer gegen Goethe bemerklich machte. Nach der Julirevolution trat er in die Würtembergische Ständekammer, wo er seinen Sitz bei der liberalen Opposition nahm; doch zog er sich bereits um 1838 von dem politischen Leben zurück. Unter seinen zahlreichen Werken, die sich über alle Gebiete der Geschichte und Literaturgeschichte verbreiten, sind am bekanntesten seine „Streckverse", seine „Geschichte der Deutschen" seine „Reise nach Oesterreich" und „nach Italien", und einige Märchen („Rübezahl", „Narcissus"), außerdem eine Anzahl polemischer und historischer Schriften. Im Jahre 1824 gab er mit dem Nationalöconomen Fr. List u. A. die „Europäischen Blätter" heraus, übernahm aber schon im nächsten Jahr die Leitung des „Literaturblattes" einer Beilage zum „Morgenblatt". Ein erklärter Feind der Franzosen, ging er in den letzten Jahren von dem politischen Liberalismus und dem religiösen Rationalismus, wozu er sich früher bekannt, ab und trat in den Dienst der Reaction in Staat und Kirche. Erst das Jahr 1866 hat ihn wieder auf den nationalen deutschen Standpunkt geführt. — Karl **Gutzkow**, geb. im März 1811 in Berlin, studirte anfangs Theologie, wählte aber bald nach der Julirevolution das Journalisten- und Literatenleben und trat mit Menzel und der „Allgemeinen Zeitung" in Verbindung. Das anonym erschienene Buch „Briefe eines Narren an eine Närrin" mit Rousseau'schen Socialideen erregte nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit; eben so der phantastisch-ironische Roman: „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" mit satirischen Anspielungen auf die Gegenwart. Von dem an erschienen mit jedem Jahre neue Schriften verschiedener Gattung, bald Novellen und Romane, bald „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur", bald kritische und satirische Aufsätze („die rothe Mütze und die Kapuze") und endlich dramatische Dichtungen. Nach einem wechselvollen Wanderleben ließ er sich in Dresden nieder, von wo er später als Secretär der Schiller-Stiftung nach Weimar übersiedelte. In einem Anfall von Seelenstörung und geistiger Ueberreizung machte er im J. 1864 einen Selbstmordversuch, in Folge dessen er zu ärztlicher Behandlung auf einige Zeit in die Heilanstalt von St. Gilgenberg bei Bayreuth gebracht wurde, wo er bald Genesung fand, so daß er seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufnehmen konnte („Hohenschwangau", Roman und Geschichte; „die Söhne Pestalozzi's", ein Roman aus der Schulwelt; „Lebensbilder"; „die neuen Serapionsbrüder" u. a.). Sein plötzlicher Tod in Sachsenhausen durch ein Brandunglück kurz vor Weihnachten 1878 machte in ganz Deutschland den tiefsten Eindruck. — Theodor **Mundt**, geb. zu Potsdam 1808, nahm nach einigen unsteten Lebensjahren zuletzt seinen bleibenden Aufenthalt in Berlin, wo ihm die anfangs versagte Aufnahme unter die Universitätslehrer gewährt wurde. Seine „Novellen", worin er meistens die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart behandelte, sind ohne künstlerischen Werth („Madelon", „Moderne Lebenswirren", „Madonna", sein historischer Roman „Thomas Münzer" u. a.); bedeutender sind seine Kritiken, Charakteristiken u. dergl. (Kunst der deutschen Prosa", „Geschichte der Literatur der Gegenwart", „Geschichte der Gesellschaft", „Aesthetik", „Spaziergänge und Weltfahrten", „Völkerschau auf Reisen"). Eine Anzahl zerstreuter Aufsätze gab er heraus als „Charaktere und Situationen, Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur". Mundts journalistische Unternehmungen blieben ohne Erfolg und längere Dauer („Lit. Zodiakus", „Dioscuren für Kunst und Wissenschaft", „der Frei-

Gutzkow 1811—1878.

Theod. Mundt 1808—1861.

hafen, Gallerie von Unterhaltungsschriften" u. s. w., „der Pilot" u. a.). Seine Gattin ist unter dem Namen Luise Mühlbach als Verfasserin zahlreicher Romane aufgetreten, welche bald im Geiste der George Sand das Culturleben in Gemälden sittlicher Versunkenheit vorführen, bald in geschichtlichen Darstellungen zum Theil mit gelungenen Charakterzeichnungen sich bewegen. — Ferdinand Gustav **Kühne**, geb. im Dec. 1806 in Magdeburg, ließ sich nach beendigten philosophischen Studien in Leipzig nieder, wo er die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm, die er im Sinne des Fortschritts, aber mit Mäßigung leitete, bis sie 1842 an Laube überging. Unter seinen durch stilistische Form und seine Beobachtung ausgezeichneten Schriften sind hervorzuheben: „Weibliche und männliche Charaktere", „Portraits und Silhouetten", sodann: die „Klosternovellen" und der Roman: „die Rebellen in Irland". Auch als dramatischer Dichter ist er aufgetreten („Isaura v. Kastilien", „Kaiser Friedrich III. in Prag"), doch mit geringem Erfolg. — Heinr. **Laube**, geb. am 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien, studirte Theologie, wählte nach einigen Jahren politischer Verfolgung und Haft wegen demagogischer Umtriebe und nach einer Reise nach Italien (1834) und nach Algier (1839) Leipzig als Aufenthaltsort. Unter seinen zahlreichen Schriften verschiedenen Inhalts sind zu erwähnen: der Roman „das junge Europa", die „Reisenovellen", „französische Lustschlösser", „der Prätendent" u. a.; unter seinen dramatischen Werken „Monaldeschi", „Struensee", „Prinz Friedrich", „die Karlsschüler", „der Statthalter von Bengalen", „Böse Zungen" u. a.; bei Abfassung seiner „Geschichte der deutschen Literatur" wagte er sich an eine Aufgabe, der er nicht gewachsen war. Mitglied des Frankfurter Reichsparlaments im Jahre 1848, hat er eine gewandte Schilderung von dieser Versammlung entworfen und übernahm dann die seinen Gaben zusagende Leitung des Burgtheaters, später, nach seiner Bühnenleitung in Leipzig, die des Stadttheaters zu Wien. — Ludolf **Wienbarg**, geb. 1803 im Holstein'schen, studirte in Kiel und Bonn, lebte eine Zeit lang in Frankfurt a. M., wo er mit Gutzkow an der „deutschen Revue" arbeitete, und begab sich, als die Proscribirung des „jungen Deutschlands" auch ihn traf, nach Hamburg, wo er die meisten seiner Schriften, unter denen seine Kritiken und Reisebeschreibungen am bedeutendsten sind, verfaßte. („Holland in den Jahren 1831 und 1832"; „Tagebuch von Helgoland"; „Aesthetische Feldzüge", dem „jungen Deutschland" gewidmet; „die neueste Literatur", eine Anzahl Recensionen u. a. m.).

Louise Mühlbach 1814—1873.

G. Kühne geb. 1806

Heinr. Laube geb. 1806.

L. Wienbarg 1803—1872.

§. 1029. **Die Dichter unter dem Einfluß politischer und socialer Zeitfragen.** Hatten die dem „jungen Deutschland" beigezählten Literaten, trotz ihres zur Schau gestellten Liberalismus und Reformeifers, doch hauptsächlich die höheren Kreise der Gesellschaft, „die elegante Welt" im Auge (weshalb sie auch so große Sorgfalt auf die künstlerische Anordnung und Ausarbeitung ihrer Schriften verwendeten), so trat dagegen in den dreißiger und vierziger Jahren eine Anzahl junger Dichter auf, die nicht blos Fürsten und Regierungen, sondern Alles, was eine aristokratische Färbung trägt, bekämpften und in den Augen des Volkes, dessen Begierden und Leidenschaften sie schmeichelten, herabzusetzen suchten. Nicht sowohl auf Erregung ästhetischen Wohlgefallens, als auf Erreichung politischer Zwecke bedacht, kümmerten sie sich weniger um künstlerische Vollendung, elegante Form und edle Sprache, als um aufregenden Inhalt, um energievolle Darstellung, um leidenschaftliche Haltung. Sie hauchten ihren meistens lyrischen Gedichten eine demokratische Gluth ein, die dem Leser zu Kopf stieg und ihn gewaltig fortriß. In ihren Schilderungen des Elends der Proletarier, in ihrer Ironie über die Genüsse und Lebensfreuden der Reichen und Vornehmen, in ihren zornigen Klagen über die Verkehrtheit aller menschlichen Verhältnisse lag eine solche Fülle von Leidenschaft, von wilder, zerstörender Kraft, von schonungslosem Hohn, daß sie die mächtigste Wirkung hervorbrachten und als die Vorboten einer gewaltigen Umwälzung aller bestehenden Zustände erscheinen mußten. Sie schilderten die Machthaber und Regierenden als Bedrücker und Blutsauger des Volks und stellten Besitz und Reichthümer als eine ungerechte und gewaltsame Aneignung von Gütern dar, auf die alle Menschen gleiche Ansprüche hätten; sie suchten durch ergreifende Darstellung des Elends der Armuth dem besitzlosen Stande seine schreckliche Lage recht lebendig vor die Seele zu führen, und um ihn zur Ergreifung des Augenblicks, zum eiligen Handeln zu spornen, stellten sie den Glauben an Unsterblichkeit und ein ewiges Leben als einen Wahn dar, ersonnen in der

Absicht, den Unglücklichen mit seinen Forderungen auf Genuß und Lebensglück an ein trügerisches Jenseits zu verweisen. Solche Grundsätze traten mit mehr oder minder Klarheit, Schärfe und Offenheit hervor in den Gedichten von Georg Herwegh („Gedichte eines Lebendigen"), in Hoffmann von Fallersleben, dem Erneuerer des echten deutschen Volksliedes, in R. E. Prutz, Franz Dingelstedt, Ferdinand Freiligrath u. A. Anklagen, gerichtliche Verfolgungen, Amtsentsetzungen erhöhten ihre Bedeutung und förderten die Verbreitung ihrer Schriften. Dingelstedt zog bald Fürstengunst der Volksgunst vor und nahm am Stuttgarter Hof ein Amt an, das er dann mit der Leitung der Hofbühne in München, in Weimar, endlich in Wien an Laube's Stelle vertauschte; Herwegh lieferte im Jahre 1848, als er an der Spitze deutscher Arbeiter aus Paris die Insurrection im badischen Oberlande unterstützen wollte, den traurigen Beweis, daß vom Freiheitssänger zum Freiheitshelden ein weiter Weg sei; und Freiligrath, ein sprachgewandter Lyriker von fruchtbarer Phantasie, hat in seiner früheren Periode der Welt von Neuem das Zeugniß abgelegt, daß Mangel an klassischer Bildung und historischer Erkenntniß leicht auf Irrwege und zu unhaltbaren Doctrinen führt. Durch eine großartige Unterstützung des deutschen Volks, in dem der talentvolle Dichter so manche erhebende Seelenstimmung zu erregen verstand, den Sorgen des Lebens enthoben, hat er seitdem an dem patriotischen Aufschwung der Nation warmen Antheil genommen. — Auch der talentvolle Berthold Auerbach, ein Israelite aus dem Würtembergischen Schwarzwalde, der Spinoza's Schriften übersetzt und in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" das einförmige Stillleben jenes gemüthlichen Völkchens sinnig und gemüthvoll dargestellt hat, huldigte in seinem Volkskalender („der Gevattersmann") einer politisch-demokratischen Richtung, die ihm eine vorübergehende Haft auf Hohenasperg zuzog. Lag aber schon diesen früheren Werken die Absicht zu Grunde, dem Volke durch lehrreiche Beispiele an der Hand volksthümlicher Erzählungen Mittel und Wege zur Hebung und Besserung seiner sittlichen und materiellen Zustände zu zeigen, so trat dieses Streben noch mehr zu Tage in seinen späteren Schriften, sowohl in seinen größeren Erzählungen („Barfüßle"; „Joseph im Schnee"; „Edelweiß"), als in den Beiträgen zu den verschiedenen Jahrgängen des „Volkskalenders". Gleich Hebel aus den unteren Ständen hervorgegangen, hat er wie dieser stets Liebe und Verständniß für das Kleinleben des Volkes bewahrt, ist in dessen Gedanken- und Gefühlswelt eingedrungen und hat seinen Bedürfnissen gelauscht. In dem mit großem Beifall aufgenommenen Roman „Auf der Höhe", einem Werk von künstlerischer Anlage, scharfer Charakterzeichnung und fließender Darstellung, hat er, wie in der älteren (von Frau Birch-Pfeiffer dramatisch behandelten) Erzählung „die Frau Professorin" Dorfleben und Stadtleben, so hier Dorfleben und Hofleben einander gegenübergestellt. Doch ist in beiden die Zeichnung des Landlebens richtiger und gelungener, ein Beweis, daß da seine wahre Heimath ist und sein Herz weilt. Und wie er das deutsche Volk in Haus und Familie und in seinen landschaftlichen Eigenthümlichkeiten zu erfassen gesucht, so hat er auch stets für die großen vaterländischen Interessen einen offenen Sinn bewahrt und die Rückführung der Elsässer in die alte Heimath freudig begrüßt („Wieder unser"). Den Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Amerika hat er vielfach nachgedacht, wie auch sein neuester Roman „das Landhaus am Rhein" darthut. — Gottfried Kinkel, der in gemüthvollen lyrischen Gedichten seine poetische Befähigung und seinen vaterländischen Sinn beurkundete, der in seinem „Otto der Schütz" das romantische Epos erneuerte und über „christliche Kunstgeschichte" geistreiche Forschungen machte, wurde erst im Jahre 1848 von dem demokratischen Freiheitsschwindel ergriffen, der ihn zuletzt in eine Strafanstalt und dann nach glücklich vollbrachter Flucht nach England führte, von wo er in der Folge zur Uebernahme einer Professur nach Zürich übersiedelte. — Friedrich Hebbel aus Dithmarschen, in ärmlichen Verhältnissen geboren, einer der talentvollsten dramatischen Dichter der Gegenwart, obwohl politisch conservativ, baute gleichfalls seine Dramen („Judith", „Genoveva", „Maria Magdalena", „Julia", „Herodes und Mariamne", „das Trauerspiel in Sicilien", „Agnes Bernauer" u. a.) auf die krankhaften Zeitrichtungen und die verschrobene Weltanschauung des Tages. Nicht die ideale Seite des Menschenlebens, nicht edle Motive und großartige, gegen die Widerwärtigkeiten

B. Auerbach 1812—1882.

Hebbel 1813—63.

des Schicksals ankämpfende Charaktere bilden die Grundlage seiner Bühnenstücke, sondern die wilde Gewalt krankhaft erregter Leidenschaften, die dämonische Macht des Bösen, die Thorheiten verkehrter Naturen, die höhnende Freude am Häßlichen. Seine Welt „ist von Gott verlassen", ist leer an Freude, Liebe und Glauben. Hebbel besitzt die Gabe, den dramatischen Nerv der Handlung herauszufinden und in lebendiger Form und Sprache und kräftiger Charakterzeichnung darzustellen, aber er ist unglücklich in der Wahl der Stoffe. Der Mangel an Schönheitssinn tritt selbst in seinem größten und vollendetsten damatischen Werke, der Nibelungentragödie („der gehörnte Siegfried", eine Art Vorspiel; „Siegfrieds Tod"; „Kriemhildens Rache"), hervor. Sein „Demetrius" blieb unvollendet. Er starb in Wien, wo er seinen langjährigen Aufenthalt genommen hatte. — Alle diese Dichter und ihre jüngern Nachahmer und Gesinnungsgenossen, wie Rud. Gottschall, der Verfasser mehrerer erzählenden und dramatischen Stücke und neuerlich einer „deutschen Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts", welcher in der Dichtung: „Die Göttin, ein hohes Lied vom Weibe", der Befreiung des Menschengeschlechts, besonders der Frauen, aus den „Banden des Vorurtheils, des Aberglaubens und der falschen Sitte" und der Wiederherstellung eines „reinen, freien, nur in sich selbst begründeten Menschenthums" das Wort redete; wie Rob. Giseke („Moderne Titanen", „Pfarr-Röschen. Ein Idyll aus unserer Zeit"; „Kleine Welt und große Welt"), Joseph Rank („Aus dem Böhmerwalde", Schilderungen aus dem deutsch-böhmischen Volksleben, „Vier Brüder aus dem Volke") u. A. standen auf Einem Boden und strebten nach Einem Ziele mit den oben (§. 1023) erwähnten negirenden Philosophen, welche eine Zeit lang die von Arnold Ruge gegründeten Hallischen Jahrbücher zum Organ ihrer schneidenden Polemik machten, bis die sächsische Regierung durch ein Verbot der bedrängten Religion und Wissenschaft zu Hülfe kam. Auch Wilhelm Jordan aus Ostpreußen huldigte anfangs dieser Richtung („Schaum"); aber nach seiner politischen Thätigkeit im Frankfurter Parlament und in der Bundesmarine suchte er andere Wege. („Demiurgos. Ein Mysterium"). Den größten Ruhm erlangte er durch die Ausführungen der „Sigfridsage" und „der Nibelungen". — Diesen an Zahl und Talent überlegenen Sängern einer wilden, stürmischen Freiheit und eines revolutionären Umsturzes waren die ruhigeren, besonneneren Dichter, die in der Vaterlandsliebe und in der Eintracht von Fürsten und Volk das Heil Deutschlands erblickten und auf dem Boden der Kirche beharrten, nicht gewachsen. Unter den Letzteren war Nicolaus Becker zu Köln der harmloseste und unbedeutendste, so sehr er sich auch durch sein „Rheinlied" die Gunst und den Dank der Fürsten und einen vorübergehenden Ruhm erworben. Ein früher Tod entzog ihn heftigern politischen Parteikämpfen, die über seine Kräfte gegangen wären. Mit größern dichterischen Gaben ausgerüstet, betrat Emanuel Geibel aus Lübeck das Feld der loyal-politischen, conservativen Poesie und verdiente sich dadurch vom König von Preußen ein Jahrgehalt, den auch Freiligrath ein Zeit lang genossen, dann aber zurückgewiesen hatte. Seine durch Wohllaut und Formvollendung ausgezeichneten Gedichte (Zeitstimmen; Juniuslieder) beurkunden ein tiefes poetisches Gemüth und eine christlich-religiöse Gesinnung. Mit feinem Verständniß hat er in Verbindung mit Paul Heyse, dem Verfasser kleinerer Novellen, der „Novellen in Versen" (Urika u. a.), des Preis-Drama „die Sabinerinnen", „Elisabeth Charlotte", der „Brüder", „Hans Lange", des Romans „die Kinder der Welt" u. a. W. einige ausländische (spanische und französische) Volksdichtungen übertragen. Auch Geibel, der einige Jahre als Hauslehrer in Griechenland verlebte, hatte die Dichtkunst und ein unabhängiges Literatenleben zu seinen Berufe gewählt, bis er als Professor der Literaturgeschichte an der Universität zu München einen praktischen Wirkungskreis fand, der ihm noch Zeit zu dichterischen Arbeiten ließ (das Drama „Brunhilde", „Sophonisbe" u. a. Werke). Für die Ungnade, die er sich durch ein Gedicht auf den König von Preußen mit begeisterter Anerkennung der Neugestaltung Deutschlands zuzog, fand er Ersatz in dem neuen Großstaate selbst. — Am weitesten in dieser Richtung ging Oskar von Redwitz, der Erneuerer mittelalterlicher Romantik und Minneseligkeit, ein junger, in Franken geborener, in Rheinbayern herangewachsener Dichter, dessen (mit Kinkel's „Otto der Schütz" verwandtes) romantisches Epos „Amaranth" großen Beifall gefunden und dem Dichter wegen der darin zur Schau getragenen frommen katho-

N. Becker 1810—45

Geibel geb. 1815

Heyse geb. 1830

Redwitz geb. 1823

lischen Gesinnung und kirchlichen Gläubigkeit Lohn und Ehre gebracht hat. Künstlerische Anlage und dichterische Gewandtheit läßt sich nicht verkennen, aber in den weichen, verschwommenen Tönen und der empfindsamen Stimmung vermißt man Kraft und Natur. Noch mehr trat die matte, sentimentale Romantik des frommen Sängers in seiner dramatischen Dichtung „Sigelinde" in ihrer ganzen Blöße zu Tage, während die in neuester Zeit auf den bedeutenderen Bühnen zur Aufführung gelangten Schauspiele „Philippine Welser" und „der Zunftmeister von Nürnberg" nicht unverdiente Anerkennung fanden. Das neueste Stück dagegen, „der Doge von Venedig" führt einen grausenhaften Inhalt voll Unnatur und teuflischer Bosheit in einer pomphaften Sprache vor. Das neue deutsche Reich begrüßte er mit vaterländischer Gesinnung in schwungvollen Versen und erntete dafür huldvolle Dankschreiben vom Kaiser selbst, von dem Reichskanzler und von Moltke.

Herwegh 1817—1875. Georg **Herwegh**, geb. zu Stuttgart am 31. Mai 1817, studirte anfangs Theologie auf der Universität Tübingen, begab sich aber vor Beendigung der Studien nach Stuttgart, wo er an der von A. Lewald herausgegebenen Zeitschrift „Europa" Mitarbeiter wurde. Um sich dem lästigen Militärdienst zu entziehen, verließ er nach einiger Zeit Würtemberg und flüchtete sich nach der Schweiz. Hier führte er als Mitarbeiter an Wirth's „Volkshalle" ein kümmerliches, unbemerktes Leben, bis seine „Gedichte eines Lebendigen", die nach einander siebenmal aufgelegt wurden, alle Blicke auf ihn lenkten, so daß seine Reise durch Deutschland im Jahre 1842 ein wahrer Triumphzug für ihn war. Selbst König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ertheilte ihm eine Audienz, erkannte aber bald, daß er ein Versehen begangen, als Herwegh ihm von Königsberg aus einen tactlosen Brief schrieb, in Folge dessen die Ausweisung des Dichters aus dem Königreich verfügt ward. Durch seine Verheirathung mit der Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns in günstigere Verhältnisse gesetzt, nahm er bald nachher seinen Aufenthalt in Paris. Seitdem sind seine schriftstellerischen und dichterischen Leistungen von keiner Bedeutung gewesen. — Heinr. Aug. **Hoffmann**, geb. zu **Fallersleben** im Lüneburg'schen im April 1798, studirte in Göttingen und Bonn altdeutsche Sprache und Literatur und bewies schon im Jahre 1821 durch seine „Lieder und Romanzen" wie durch seine etwas später bekannt gemachten Abhandlungen über die altniederländische Literatur und Sprache seine Anlagen zum Dichter und Sprachforscher. In Breslau als Professor der deutschen Sprache und Literatur angestellt, erwarb er sich große Verdienste um die deutsche Literatur durch Herausgabe und Bearbeitung älterer Sprachdenkmäler, die er in vielen Bibliotheken durch mühsamen Fleiß auf längeren Reisen ausfindig machte. Bei dieser gelehrten literarischen Thätigkeit fand er indessen doch noch Muße zu dichterischen Arbeiten und gab von Zeit zu Zeit Sammlungen von Gedichten und Liedern heraus, die, wenn auch von ungleichem Werth, doch Zeugniß gaben von seinen vielseitigen Talenten und seiner geistigen Regsamkeit. In seinen zum Singen bestimmten Liedern hat er mehr als alle andern Dichter den frischen Ton und raschen, lebendigen Gang des alten Volksliedes zu treffen gewußt. Beurkundeten auch viele von diesen des Verfassers Freimuth und liberale Gesinnung, so hielt er sich doch in den Schranken der Mäßigung; dies geschah aber weniger in seinen um 1840 und 1841 herausgegebenen „Unpolitischen Liedern", in denen Manches enthalten war, was dem bestehenden Regierungssystem gefährlich schien, weshalb er seiner Professur enthoben wurde. Dies war der Wendepunkt seines Lebens. Von dem an irrte er Jahre lang als fahrender Ritter in Deutschland umher und verzehrte sein Talent in fruchtlosem Demagogenwesen. Erst in neuerer Zeit, nachdem er in Weimar bleibenderen Aufenthalt gefunden und zu den altdeutschen Studien zurückkehrte, scheint er die richtige Haltung wieder gewonnen zu haben und lebte zuletzt als Bibliothekar zu Corvey bei Höxter, wo er vor Kurzem seine Lebensschicksale in ausführlicher Breite der Welt dargelegt hat. Seine Forschungen auf dem literarischen Felde haben manche treffliche „Findlinge" und „Volkslieder" aus Deutschlands Vergangenheit zu Tage gefördert. — Reinh. Ernst **Prutz**, geb. 1810 in Stettin, studirte in Halle, wo er sich später als Anhänger der „Jung-Hegel'schen" Schule an den „Hallischen („Deutschen") Jahrbüchern" betheiligte. Seinen Ruf als Literarhistoriker begründete er durch die werthvolle Schrift „der Göttinger Dichterbund" und durch verschiedene Aufsätze in dem von ihm in Verbindung mit mehreren anderen Schriftstellern herausgegebenen „literar-historischen Taschenbuch". Unter seinen poetischen Werken sind seine lyrischen Ge-

Hoffmann v. Fallersleben 1798—1874.

Prutz 1810—1872.

dichte, größtentheils politischen Inhalts, von weniger Werth als seine dramatischen, unter welchen letztern seine Trauerspiele „Karl von Bourbon“ (eine Art Wallenstein von mehr ritterlicher Natur), „Moritz von Sachsen“, „Erich der Bauernkönig“ (mit demokratischen Anklängen und Tendenzen), und vor Allem die „politische Wochenstube“, eine satirische Komödie voll Witz und kecken Anspielungen auf Zustände und Personen der Gegenwart, große Anerkennung fanden. Von Jena ausgewiesen, begab er sich 1846 nach Berlin, wo er unter mancherlei polizeilichen Hemmnissen literar-historische Vorlesungen hielt. Seit 1849 lebte er als Professor der Literaturgeschichte in Halle, bis er 1859 nach Stettin übersiedelte, wo er am 21. Juni 1872 starb. Das unter seiner Leitung erschienene „deutsche Museum“ so wie sein neuestes Werk „die deutsche Literatur der Gegenwart“ geben ein günstiges Zeugniß von seinem kritischen Urtheil wie von seinem ästhetischen Geschmack, und in allen seinen Werken weht der Hauch der Freiheit und Vaterlandsliebe. — Franz **Dingelstedt**, geb. 1814 Dingelstedt 1814—1882
in Oberhessen, nach vollendeten philologischen Studien Gymnasiallehrer in Cassel, dann in Fulda, trat 1841 nach dem Erscheinen der scharfen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ aus dem Staatsdienst, hielt sich als Correspondent der „Allgemeinen Zeitung“ einige Zeit in Wien auf und wandte sich dann nach Stuttgart, wo er 1843 vom König zum Hofrath und Bibliothekar ernannt ward und sich später mit der Sängerin Jenny Lutzer vermählte. Im Jahre 1850 wurde er als Intendant des Hoftheaters nach München und einige Jahre später nach Weimar berufen, in welchen Stellungen er eine erfreuliche Thätigkeit entwickelte, bis er seinen Aufenthalt abermals in Wien nahm. Seine lyrischen Gedichte sind nur wegen ihres Inhalts merkwürdig; in künstlerischer Hinsicht sind sie weniger bedeutend als seine Novellen („Licht und Schatten in der Liebe“ u. a.), seine Erzählungen („die neuen Argonauten“; „sieben friedliche Erzählungen“) und sein Trauerspiel („das Haus des Barneveldt“). — Ferd. **Freiligrath**, geb. 1810 in Detmold, lernte in Soest die Handlung, lebte bis 1839 als Hand- Freiligrath 1810—1876.
lungsgehülfe in Amsterdam und Barmen, entsagte dann, ermuntert durch den Beifall, den seine lyrischen Gedichte fanden, der kaufmännischen Laufbahn und ließ sich zu St. Goar am Rhein nieder, wo er, im Genuß eines Jahrgehaltes des Königs von Preußen, sich ganz der Dichtkunst widmete. Meister der Sprache und Rhythmik und von lebhafter Phantasie, gefällt sich Freiligrath besonders in Schilderungen ferner Gegenden, südländischen und morgenländischen Lebens und ist daher in der beschreibenden und malerischen Poesie am ausgezeichnetsten. Aber überall bemerkt man das Haschen nach Originalität, nach pikanten Wendungen und klangvollen, gesuchten Reimen. Durch den Jahrgehalt des Königs von Preußen von seinen politischen Meinungsgenossen getrennt und lange mit sich selbst im Zwiespalt entsagte er endlich der königlichen Gnade und nahm wieder Dienste bei einem Londoner Handlungshaus. Von der Zeit an war ihm die Dichtkunst nur Trägerin seiner politischen und socialen Grundsätze, die im äußersten Demokratismus wurzeln, daher ihn auch das tiefbewegte Jahr 1848 wieder vorübergehend der Heimath zuführte. Doch brachte es ihm so wenig Ruhm, wie seinem Gesinnungsgenossen Herwegh. Die veränderten Zeitumstände bewogen ihn bald wieder zur Rückkehr nach England, bis ihm zuletzt der „Nationaldank“ des deutschen Volks ermöglichte, sich dem Druck des kaufmännischen Lebens zu entziehen. — Gottfried **Kinkel**, geb. 11. Aug. 1815 zu Oberkassel bei Kinkel 1815—1882.
Bonn, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war, widmete sich nach einer durch pietistische Strenge verbitterten Jugend in Bonn und Berlin dem Studium der Theologie und wirkte dann in seiner Heimath als Religionslehrer und Hülfsprediger. Eine im Jahre 1837 unternommene Reise nach Italien führte ihn auf das Gebiet der christlichen Kunst und hatte die gediegene und geistreiche Schrift „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern“ zur Folge, durch die er sich eine Professur in Bonn erwarb, wo er vielbesuchte Vorlesungen über Kunst und Literaturgeschichte hielt. Sein der Liebe sehr zugängliches Herz verwickelte ihn in viele zarte Verhältnisse und führte ihn zu mehreren Verlobungen, bis er sich zuletzt mit der poetisch und musikalisch hochbegabten Johanna Mockel, der geschiedenen Frau eines Buch- und Musikalienhändlers, vermählte, die, katholisch geboren, nunmehr zur protestantischen Kirche übertrat, zugleich aber auch den Gemahl für ihre freireligiöse Richtung gewann. Kurz vor seiner Vermählung, im Anfang der vierziger Jahre, dichtete er das berühmteste seiner poetischen Erzeugnisse, die epische Erzählung „Otto der Schütz“, eine romantische Rheinsage aus der Ritterzeit, voll Anmuth, Zartheit und künstlerischer Vollendung in Composition und Ausführung. In den nächsten Jahren erschienen noch manche Gedichte lyrischen, epischen und idyllischen In-

halts, die Zeugniß von seiner poetischen Begabung und phantasievollen Natur gaben. Da kam das Jahr 1848 mit seinen Stürmen und Uebertreibungen und führte Kinkel auf die gefahrvolle Bahn des demokratischen Freiheitskampfes. Er warf sich auf das politische Gebiet, wurde in die constituirende Versammlung nach Berlin gewählt, und ergriff mit dichterischer Erregtheit die äußerste Richtung bis zum offenen Aufstand. In die badisch-pfälzische Insurrection verflochten, wurde er gefangen genommen und kriegsgerichtlich zu lebenslänglicher Haft in einer Strafanstalt verurtheilt. Nachdem er etwa ein Jahr in Naugardt und Spandau die ganze Strenge der Zuchthausstrafe erfahren, wurde er mit Hülfe eines Gesinnungsgenossen (Student Karl Schurz) aus letzterem Orte auf wunderbare Weise befreit, worauf er sich nach England und Amerika begab. Die im Jahre 1849 erschienenen „Erzählungen" von Gottfried und Johanna Kinkel schließen sich theils, wie Auerbach's Dorfgeschichten, an die Wirklichkeit an, theils streifen sie in das Gebiet des Märchens über. Johanna Kinkel, eine begabte Frau, die an der Flucht ihres Gatten den bedeutendsten Antheil hatte und ihm durch ihre musikalischen Talente („Acht Briefe über Klavierunterricht") auch in der britischen Weltstadt die Sorgen des Flüchtlingslebens erleichterte, starb im November 1858 in Folge eines Herzkrampfes durch einen unglücklichen Fall aus dem Fenster. In „Hans Ibeles" hat sie eigene und fremde Erfahrungen aus dem Flüchtlingsleben in London wahr und anschaulich dargestellt. Mehrere Jahre lebte Kinkel, aus Amerika zurückgekehrt, in London, mit Vorlesungen über Kunst und Literatur und mit Herausgabe der Zeitung „Hermann" beschäftigt, bis er als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnicum in Zürich berufen ward.

§. 1030. **Oesterreichs Sänger.** Auch das gemüthliche Oesterreich, wo man so lange Lebensgenuß und heitere Kunst über Freiheit und Vaterlandsliebe stellte, wo so lange die publicistischen Schriften des eben so sinnlichen und genußsüchtigen, als talentvollen und geistreichen Fr. Gentz aus Breslau (1764—1832) für die einzige echte Staatsweisheit gehalten und die politischen und geschichtlichen Produkte eines Jarke († 1852), Hurter († 1865) und anderer aus der Fremde eingewanderten Vorfechter ultramontaner und absolutistischer Grundsätze als der Ausdruck der Nation angesehen wurden, konnte sich der politischen Freisinnigkeit in der Dichtung nicht entschlagen. Unter der Metternich'schen Polizeiherrschaft und Geistesbedrückung wurden einzelne klagende Stimmen laut, die nach Erlösung seufzten von dem ehernen Joche. Diese Stimmen waren um so ergreifender und wirksamer, als sie mit Haltung und Würde einem strengen, jede freie Aeußerung beargwohnenden Regierungssystem entgegentraten und dem empfänglichen Volke Selbstachtung und Gefühl für Menschenwürde einzuflößen suchten. Zedlitz, der Dichter der „Todtenkränze"; Anastasius Grün (Graf von Auersperg), der in seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" und in „Schutt" tiefe Blicke in die trostlose Zeit der Metternich'schen Verwaltung thun läßt, ohne den Glauben an eine hoffnungsreiche Zukunft zu verlieren, und Nicol. Lenau (Niembsch von Strehlenau), dessen phantasiereicher Geist zuletzt vom Dunkel des Wahnsinns umnachtet war, sind die drei hervorragendsten Gestalten aus dem gesangreichen Lande Oesterreich. Auch des Letztern Freund, der lyrische Dichter Alexander Graf v. Würtemberg („Lieder des Sturms" u. a.), der abwechselnd in Stuttgart und Wien lebte und dieselbe Bahn verfolgte, kann ihnen beigezählt werden. In ihren Dichtungen waltet nicht jene politische Zerrissenheit und zerstörende demokratische Leidenschaft, die auf den Trümmern der Gegenwart eine paradiesische Zukunft errichten will, sondern die stille Wehmuth eines gedrückten Gemüths, ein würdiger Kampf gegen ein freiheitfeindliches Regierungssystem und das edle Streben, die Menschheit vor einem Tod bringenden Stillstand zu bewahren und für höhere Interessen zu wecken. Gaben sich einzelne Klagen kund über die Ungleichheit der irdischen Güter, wie bei Hilscher, der in der Einförmigkeit und dem Zwang des Soldatenstandes sein freudenarmes Dasein zubringen und das Feuer seiner strebsamen Seele unter der Uniform wirkungslos verhauchen mußte, so waren es die tiefgefühlten Trauertöne über das eigene Elend. — Auch die epische und dramatische Poesie wurden im österreichischen Kaiserstaat mit Erfolg gepflegt und hier größtentheils aus künstlerischem Antrieb, ohne politische Färbungen, ohne Anspielungen und Beziehungen auf die Gegenwart. Der ungarische Bischof Ladislaus

Zedlitz 1790—1862. An. Grün 1806—1876. Lenau 1802—1850. Alex. v. Würtemberg 1801—1844. Hilscher † 1837.

Pyrker besang in dem regelrechten Kunst-Epos „Tunisias" Karls V. heldenmüthigen Zug gegen Tunis (§. 593) und in der „Rudolfias" den Krieg zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar in glatten Hexametern, aber ohne volksthümliche Unterlage; in Böhmen entfaltete Karl Egon Ebert in dem nationalen Epos „Wlasta" und in vielen lyrischen Gedichten ein schönes Talent; und in Grillparzers „Ahnfrau" erreichte die auf Schillers „Braut von Messina" ruhende Schicksalstragödie ihren Höhepunkt, so daß nicht nur Platen (in der „verhängnißvollen Gabel"), sondern auch der österreichische Satiriker und Dramatiker Castelli („der Schicksalsstrumpf") mit Witz und Spott diese Verkehrtheit bekämpften. Dagegen hielt sich der Wiener Bühnendichter Deinhardstein von dieser Richtung fern, indem er seine meisten Dramen auf ruhiger geschichtlicher Grundlage aufbaute. Pyrker 1772–1847. Ebert 1801–1882. Grillparzer 1790–1872. Castelli 1781–1862. Deinhardstein 1794–1859.

Jos. Christ. Freiherr von **Zedlitz**, geb. 1790 zu Johannesberg im österreichischen Schlesien, trat als sechzehnjähriger Jüngling in Kriegsdienste und machte den Feldzug von 1809 mit, wählte aber nachher die diplomatische Laufbahn. Seine lyrischen Gedichte, unter denen die obenerwähnten „Todtenkränze" und „die nächtliche Heerschau" die bekanntesten sind, zeichnen sich aus durch Schwung und Empfindung. Nicht minder berühmt sind seine dramatischen Dichtungen: „Turturell"; „zwei Nächte zu Valladolid"; „der Stern von Sevilla" (nach Lope de Vega, §. 675); „Kerker und Krone"; „der Königin Ehre"; „Herr und Sklave" u. a.; sein neuestes Werk „Waldfräulein" ist im Geiste der Romantiker gedichtet. Auch als glücklicher Uebersetzer hat sich Zedlitz bei der metrischen Uebertragung von Byrons „Childe Harold" bewährt. — Ant. Alex. Graf v. **Auersperg**, bekannt unter dem Dichternamen **Anastasius Grün**, geb. 1806 zu Laibach in Krain, machte sich als Dichter zuerst berühmt durch das romantische Epos „der letzte Ritter", eine Reihe von Balladen im Nibelungenversmaß aus dem Leben Maximilians I. Unter seinen lyrischen Gedichten sind die durch Freimuth, Kraft und poetischen Schwung ausgezeichneten „Spaziergänge eines Wiener Poeten" und die zarten, bilderreichen Elegien „Schutt" am bedeutendsten. Nach längerm Schweigen hat er in neuerer Zeit durch die humoristische Dichtung „Nibelungen im Frack", eine launige Erzählung aus der deutschen Fürstengeschichte des vorigen Jahrhunderts, und durch den „Pfaffen vom Kalenberg", eine Volkssage aus Oesterreichs heiterer Vergangenheit, seinen Namen von Neuem verherrlicht. Auch als Staatsmann und Parlamentsredner hat Auersperg in neuester Zeit in liberalem patriotischen Sinn für das Festhalten an der Reichsverfassung erfolgreich gewirkt. — **Niembsch von Strehlenau**, unter dem verkürzten Namen Nicol. **Lenau** bekannt, ward am 31. Aug. 1802 zu Csatad in Ungarn geboren. Nach zurückgelegten Studien machte er große Reisen, selbst nach Nordamerika, und lebte dann in Wien, Ischl und Stuttgart. Im Begriff, an letzterem Orte sich zu verheirathen, wurde er 1844 von einer Geisteskrankheit ergriffen, die ihn bis zu seinem Tode (im Irrenhaus zu Oberdöbling bei Wien den 22. August 1850) nicht wieder verließ. Seine lyrischen Gedichte, unter denen seine Polenlieder und die „Schilflieder" am weitesten bekannt sind, zeichnen sich aus durch Wohllaut, Bilderreichthum und tiefes, schwermüthiges Gefühl. Seine größern Dichtungen „Faust", „Savonarola" und die „Albigenser" sind reich an einzelnen Schönheiten, leiden aber an dem Mangel innerer Einheit. In allen drei ist der Kampf für religiös-sittliche Freiheit der Grundgedanke. Das letzte Werk Lenau's, die wilde dramatische Dichtung Don Juan, eine Ergänzung des „Faust", hat sein Freund Anastasius Grün nach des Dichters Tod herausgegeben. — Joh. Ladisl. **Pyrker** von Felsö-Eör, geb. 1772 in Ungarn, trat in den geistlichen Stand, wo er bald von Stufe zu Stufe emporstieg, bis er als Erzbischof von Erlau und wirklicher kaiserlicher geheimer Rath im Jahre 1847 starb. Er war ein um die Bildung der österreichischen Geistlichkeit wie um die Dichtkunst hochverdienter Prälat. Unter seinen poetischen Werken sind seine epischen Dichtungen („Perlen der heil. Vorzeit", „Tunisias", „Rudolfias") am bedeutendsten; doch sind auch seine lyrischen Gedichte, besonders die „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen", und seine historischen Schauspiele („die Korvinen", „Karl der Kleine", „Zriny's Tod") nicht ohne Werth. — Franz **Grillparzer**, geb. zu Wien 1790; Privatsecretär der Kaiserin und seit 1832 Archivdirector; von seinen sonstigen Lebensumständen ist außer einer Reise nach Italien und Griechenland wenig zu berichten, da er sehr zurückgezogen lebte. Unter seinen dramatischen Werken sind außer der einst bewunderten, später verspotteten „Ahnfrau" hervorzuheben: „Sappho", „König Ottokar's Glück und Ende", „des Meeres und der Zedlitz. Anastasius Grün. Lenau. Pyrker. Grillparzer.

Liebe Wellen", in welchem letztern die Sage von Hero und Leander zart und sinnig behandelt ist, u. a. m. Bei Gelegenheit seiner achtzigjährigen Geburtstagsfeier ist der Name des greisen Dichters aufs Neue in die Oeffentlichkeit getreten, wobei ihm viele Beweise der Anerkennung von allen Seiten zu Theil geworden sind. — Ign. Friedr. **Castelli**, geb. 1781 zu Wien, wurde durch eine mühsame Beamtenlaufbahn weder seines Mutterwitzes noch seiner angebornen Laune beraubt. Nachdem er sich durch eine Anzahl von Lustspielen, Travestien, Uebersetzungen und lyrischen Gedichten („Patriotische Kriegslieder für die österreichische Armee") einen Namen gemacht, erlangte er die Stelle eines Hoftheaterdichters, die er besonders dem großen Erfolg seiner „Schweizerfamilie" zu verdanken hatte. Außer seinen dramatischen Dichtungen, unter denen „die Waise und der Mörder" am bekanntesten ist, hat Castelli noch eine große Menge Gedichte, Anekdoten, Erzählungen u. dergl. verfaßt und war der Herausgeber des Taschenbuchs „Huldigung der Frauen". Die Travestie „der Schicksalsstrumpf" erschien unter der Bezeichnung: Von den Brüdern Fatalis. — Ludw. Franz **Deinhardstein**, geb. 1794 in Wien, Vicedirector am Hofburgtheater, mehr durch seine „dramatischen Dichtungen" (Künstlerdramen) und „Theaterstücke" als durch seine lyrischen Gedichte bekannt. Zu seinen beliebtesten Dramen gehören „Boccaccio", „Hans Sachs", „Garrick in Bristol", „die verschleierte Dame" u. a. Die „Skizzen einer Reise" sind oberflächlich. Er starb 1859 in Wien.

(Castelli.) (Deinhardstein.)

§. 1031. Frauenliteratur. Die hohe, durch den langen Frieden gesteigerte und über alle Stände und Volksklassen verbreitete Cultur und die durch den Mangel großer Thaten und Begebenheiten erzeugte Wichtigkeit literarischer Erscheinungen führte Viele, die in andern Ländern und unter andern mehr natürlichen Verhältnissen sich dem praktischen und handelnden Leben zugewendet haben würden, auf das Gebiet der Wissenschaft, Kunst, Literatur und Schriftstellerei. Dabei blieben auch die Frauen nicht zurück. In Briefen, Gedichten, Romanen, Reisebeschreibungen, Uebersetzungen u. dergl. traten sie vor die Oeffentlichkeit und setzten die altehrwürdige Sitte, welche den Frauen Schweigen auferlegt in der Versammlung, bei Seite. Nur Wenige bewahrten dabei die der weiblichen Natur angemessene poetische Innigkeit, zarte Gefühlsamkeit und schüchterne Sitte; die Meisten vergaßen das Wesen und die Bestimmung des Weibes, ergriffen mit der Lebhaftigkeit und Heftigkeit einer aus der Bahn gerückten Natur häufig die äußerste Meinung, bald (wie Annette von Droste-Hülshof, eine lyrisch-romantische Dichterin aus Westfalen) in feudalem, streng katholischen Conservatismus, bald in negativer malcontenter Geistesrichtung und Verstimmung über die bestehenden socialen und politischen Zustände. Rahel, die als Jüdin geborene, später zum Christenthume übergetretene Gattin Varnhagens von Ense (§. 1033), eine Frau von Talent und Originalität, erregte durch die von ihrem Gemahl als Nachlaß herausgegebenen Briefe („Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" und „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang"), die mehr durch Gedankenfülle als durch Stil und (aphoristische) Form glänzen, großes Aufsehen in den vornehmen Kreisen, wo pikante, geistreiche Bemerkungen, Urtheile und Aussprüche mehr Anklang und Bewunderung finden, als gediegene, auf Nachdenken und Erfahrung beruhende Lebensanschauung, und wo ein Ankämpfen wider natürliche Verhältnisse nicht selten für ein Zeichen einer höhern, ungewöhnlichen Individualität gilt. Uebrigens war Rahel nicht blos berühmt als Mittelpunkt eines sie bewundernden geistreichen Kreises von namhaften Persönlichkeiten und wegen ihres ausgebreiteten brieflichen Verkehrs, sondern auch durch ihre wohlthätige Wirksamkeit in Zeiten der Noth und Bedrängniß. — Elisabeth von Arnim (genannt Bettina), die erregbare, excentrische Schwester des Novellendichters Cl. Brentano und die Gattin des Romantikers Achim von Arnim, ging von einer an Anbetung grenzenden Bewunderung Goethe's, die sie in ihrem an vortrefflichen Schilderungen, geistreichen Bemerkungen und poetischen Ideen und Bildern reichen „Briefwechsel eines Kindes" niedergelegt hat, allmählich zum äußersten Demokratismus über, eine Denkweise, die der Goethe'schen Weltanschauung schroff gegenüberstand. Ein zweiter, in dem Buche „die Günderode" veröffentlichter Briefwechsel ist ebenfalls reich an dichterischen Schönheiten und musikalischen Wohlklängen, und zeugt namentlich von ihrer hohen Empfänglichkeit für das mächtige Walten der Natur; aber die übergroße Naivetät und zur Schau getragene Originalität

(Annette v. Droste-Hülshof 1797—1848.) (Rahel 1771—1833.) (Bettina v. Arnim geb. 1785 zu Frankfurt a. M. † in Berlin 1859.)

und Ungebundenheit, wodurch sie auch ihren spätern Werken stets den Charakter der Kindlichkeit zu bewahren suchte, bewiesen eine krankhafte Geistesrichtung und eine überspannte Phantasie, die nothwendig auf Irrwege führen mußte. Doch bewahrte sie stets ein warmes Gefühl für die leidende Menschheit, ein Gefühl, das sie auch in den Schriften ihrer spätern Periode bewährte, als sie sich in die socialen Probleme, in die verworrene Lebensgestaltung der Neuzeit vertiefte („Dies Buch gehört dem König", „Ilius Pamphilius und die Ambrosia", „Gespräche mit Dämonen"). — Als Bettina's Antipode kann die aristokratische Gräfin Ida von Hahn-Hahn gelten, eine durch äußere Widerwärtigkeiten wie durch innere Unruhe und durch den Hang zu einem vagirenden Leben vielfach umhergetriebene Dame, die ihre blasirten Ansichten und die Erzeugnisse einer überreizten Phantasie in zahlreichen Romanen und Reisebeschreibungen dargelegt hat. Im Zwiespalt mit sich selbst und mit der Welt, suchte sie zuletzt durch den Uebertritt zur katholischen Kirche und durch klösterliche Ascetik den innern Frieden und die Seelenruhe zu erlangen, die ihr bisher fremd geblieben, und verdammte in dem Buche „von Babylon nach Jerusalem" ihr früheres Streben und Schaffen als Verirrung. — Geistesverwandt mit dieser Gräfin, wenn auch in dem Romane „Diogena" als ihre Gegnerin auftretend, ist Fanny Lewald aus Königsberg, eine durch Tendenzromane („Jenny"; „eine Lebensaufgabe"; „Wandlungen" u. a. m.) und Reiseschilderungen („italienisches Bilderbuch"; „England und Schottland") bekannte, zum Christenthume bekehrte Jüdin, Verwandte von Aug. Lewald. Unruhig und verfahren, theilte sie in ihren frühern Jahren mit ihren Stammesgenossen Rahel, Börne, Heine die schnelle Auffassungsgabe und die gewandte Darstellung, aber auch den skeptischen und friedlosen Geist, der in den von der Kirche, vom Staat und von der Gesellschaft gesetzten Schranken nur Hemmnisse der individuellen Freiheit, nur Fesseln des menschlichen Geistes erblickt. Später vermählte sie sich mit dem durch Reisebeschreibungen und Werke über Literatur und Kunst („Torso", „Lessing's Leben") wie durch mehrere Monographien aus der Geschichte des Alterthums („Tiberius"; „Cleopatra") bekannten Schriftsteller Adolph Stahr, fuhr aber fort, durch Reisebriefe und andere Erzeugnisse die deutsche Unterhaltungsliteratur zu bereichern. — Von der in den höhern literarisch und künstlerisch gebildeten Kreisen Berlins herrschenden krankhaften Ueberspannung lieferte Charlotte Sophie Stieglitz, die geistig reichbegabte Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz, einen tragischen Beweis. Sie gab sich selbst den Tod, in der Absicht, ihren Gatten durch einen tiefen Schmerz zu größerer Thätigkeit und Kraftentfaltung zu spornen und dadurch sein von Mißmuth und Verstimmung gelähmtes poetisches Talent productiver zu machen. Für ihren Gatten hatte dieses erschütternde Ereigniß, diese freiwillige Selbstaufopferung einer starken, aber verirrten Seele nicht die beabsichtigte Wirkung. Er führte fortan ein unstetes Wanderleben, bis er sich zuletzt in Venedig niederließ, wo er auch starb. Was er während dieses Wanderlebens gedichtet („Gruß an Berlin", ein „Zukunftstraum", u. a.) steht dem Frühern („Bilder des Orients"; „Stimmen der Zeit in Liedern" u. a. m.) an Werth nach. — In der Romanliteratur haben viele Frauen bald durch Uebersetzungen und Nachahmungen, bald durch Originalwerke sich einen Namen gemacht. Darunter dürften außer der einer früheren Zeit angehörenden Karoline Pichler aus Wien und Johanna Schopenhauer, vorzüglich zu erwähnen sein: die durch mehrere geschichtliche Romane („Godwie Castle", „St. Roche", „Thomas Tyrnau" u. a.) bekannte Auguste von Paalzow, Klingers Freundin Fanny Tarnow (Natalie), die mit Levin Schücking vermählte Luise von Gall durch ihre Frauennovellen und die schwedische Schriftstellerin Friederike Bremer, deren auch ins Deutsche übersetzte Romane („die Nachbarn", „das Haus" u. a.) das schwedische Familienleben nach den verschiedensten Seiten mit Wahrheit darstellen; die im September 1852 auf Java verstorbene „Therese" (geb. v. Struve, verheirathete v. Lützow), Elise Polko (geb. Vogel), Verfasserin der „musikalischen Märchen". Eine ähnliche Richtung wie Friederike Bremer nahm auch Henriette Wilhelmine Hanke, die Verfasserin mehrerer gutgemeinten, häuslichen Sinn und fromme Sitte erweckenden, aber ohne hervorragendes Talent geschriebenen Romane („die Freundinnen"; „die Perlen"; „die Schwiegermutter" u. a.), und Ottilie Wildermuth aus Schwaben († 1877), deren Romane und Novellen Kenntniß des schwäbischen Lebens und warme Liebe für die Zustände der

Ida v. Hahn-Hahn 1805–1880.

Fanny Lewald geb. 1811.

Ch. Sophie Stieglitz † 1834.
H. Stieglitz 1803–1851.

K. Pichler 1769–1843.
J. Schopenhauer 1766–1838.
Frau v. Paalzow † 1847.
Fanny Tarnow 1783–1862.
Fr. Bremer 1801–1865.

Wilhelmine Hanke 1785–1862.

Heimath kund geben („Bilder aus der schwäbischen Heimath"; „Auguste. Ein Lebensbild"). Die früher gepriesene, dann vergessene Helmina v. Chezy, eine Enkelin der Karschin, gehört der Zeit und der Richtung der Romantiker an. Von ihrem vielbewegten Leben, das sie in Genf beschloß, geben die nach ihrem Tode erschienenen Denkwürdigkeiten ein anziehendes Bild. Als lyrische Dichterinnen haben sich bekannt gemacht Adelheid v. Stolterfoth durch ihre „rheinische Lieder und Sagen", Luise v. Plönnies aus Hessen, sowohl durch kunstvolle Uebersetzungen französischer und englischer Dichter als durch eigene Gedichte (der Sonettenkranz „Abälard und Heloise"; „Gedichte"; die niederländische Sage „Marieken von Nymwegen", ein weiblicher Faust und Tannhäuser, und zuletzt „die sieben Raben", liebliche Bilder aus der deutschen Märchenwelt), die Oesterreicherin Betty Paoli u. A. m. In der dramatischen Poesie erlangte Charlotte Birch-Pfeiffer einigen Ruf, hauptsächlich darum, weil sie jeden beliebigen Stoff in eine bühnengerechte Form einzukleiden verstand, während Elise Schmidt durch mehrere Stücke im kraftgenialischen Geist Hebbels („Judas Ischariot"; „der Genius der Gesellschaft"; „Machiavelli") bald anzog, bald abstieß. Ihre Werke, ohne tiefern Gehalt, haben keinen andern Werth, als daß sie gleich den Kotzebue'schen sich leicht aufführen lassen und empfindsamen Gemüthern eine flüchtige Rührung bereiten. Als Verfasserin anziehender Jugendschriften von sittlicher Tendenz und gediegenem Inhalte verdient Thekla von Gumpert eine rühmliche Erwähnung.

(Helmina v. Chezy 1783—1856. — Luise v. Plönnies 1803—1872. — Ch. Birch-Pfeiffer 1800—68.)

(Ida v. Hahn-Hahn.) Ida Gräfin von **Hahn-Hahn**, geb. 1805 im Mecklenburgischen, Tochter eines sonderbaren Mannes, der durch thörichte Theaterunternehmungen den größten Theil seines Vermögens verschwendete, war drei Jahre (von 1826—1829) mit dem reichen Grafen von Hahn vermählt, ließ sich dann aber von ihm scheiden und führte seitdem ein unstetes Wanderleben, während dessen sie nicht blos fast alle Länder Europa's, sondern auch den Orient bereiste und zum Gegenstand ihrer schriftstellerischen Thätigkeit machte („Jenseits der Berge", „Reisebriefe", „Erinnerungen aus und an Frankreich", „Ein Reiseversuch im Norden", „Orientalische Briefe"). Von ihren in den exclusiven Kreisen beliebten Romanen folgten rasch auf einander: „Aus der Gesellschaft", „der Rechte", „Gräfin Faustine", „Ulrich", „Sigismund Forster" und als Fortsetzung „Cecil". Auch als lyrische Dichterin ist sie aufgetreten. Ihr Streit mit dem Operateur Dieffenbach wegen ihrer Augenkrankheit und mit der Redaction der Allgemeinen Zeitung wegen ungünstiger Recensionen beweisen ihren unverträglichen Charakter. — (K. Pichler.) Karoline **Pichler**, geb. zu Wien 1769, Tochter des Hofraths von Greiner, genoß einer vortrefflichen Erziehung unter der Leitung ihrer Mutter, die einst Maria Theresia als Waise zu sich genommen und zur Vorleserin gebildet hatte. 1796 vermählte sie sich mit dem Regierungsrath Andr. Pichler. Nach einigen „Idyllen" und unbedeutenden Dichtungen verfaßte sie ihren berühmtesten Roman „Agathokles", worin sie im Gegensatz zu Gibbons freireligiösen Urtheilen (§. 811) „den wohlthätigen und beglückenden Einfluß des Christenthums auf die Veredelung der Menschheit" darzustellen versuchte. Ihre übrigen meistens historischen Romane („die Grafen von Hohenberg", „Ferdinand II.", „die Belagerung Wiens von 1683", „Henriette von England" u. a. m.) sind weniger bedeutend und die erst nach ihrem Tode als Nachlaß erschienenen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" leiden an breiter Geschwätzigkeit. — (J. Schopenhauer.) Johanna **Schopenhauer**, geb. 1766 in Danzig, führte ein bewegtes, wechselvolles Leben und starb 1838 in Jena. Als Künstlerin und Kunstkennerin machte sie sich zuerst in der schriftstellerischen Welt bekannt durch ihres Freundes „Fernow's Leben"; dann folgten eine Anzahl Reiseschriften und Novellen („Reise durch England und Schottland", „Reise durch das südliche Frankreich bis Chamouny", „Ausflucht an den Rhein" u. a. „Novellen, fremd und eigen") und endlich ihre Romane, worunter „Gabriele", „die Tante", „Sidonia" am bekanntesten sind. Von ihrer Tochter Adele Schopenhauer rühren her: „Haus-, Wald- und Feldmärchen" u. a. Ihr Sohn, Arthur Schopenhauer (1788—1860), ein geistvoller Sonderling, hat sich durch philosophische Schriften einen berühmten Namen gemacht.

B) Die deutsche Wissenschaft.

(Die Aufgaben.) §. 1032. Während die Poesie und Kunst das Reich des Schönen zu erschließen und zu erweitern und das Leben durch ästhetische Genüsse zu veredeln und zu bereichern

bemüht war, suchte die Wissenschaft in die Natur und in die Menschenwelt einzudringen; suchte die Geschichtschreibung durch Erforschung und Darstellung der Thaten und Bestrebungen früherer Generationen die Nachgebornen über die Zustände und Erlebnisse der Vergangenheit zu unterrichten, die Continuität des Menschengeschlechts durch alle Jahrhunderte festzuhalten und der Gegenwart die Arbeit und die Errungenschaften der Vorfahren zu bewahren; suchte die Jurisprudenz die Rechtsnormen und Rechtsinstitute zu erzeugen und zu beleuchten, unter welchen das staatliche und gesellschaftliche Zusammenleben seinen geordneten Lauf vollbringen könnte; suchte die Naturwissenschaft auf dem Wege der Induction mittelst Beobachtung und Erfahrung der Natur ihre Kräfte und Wirkungen abzulauschen, die Erscheinungen und Vorgänge in der physischen und materiellen Welt zu begreifen und zu erklären, die Naturdinge des Universums in ihrem Entstehen, Bestehen und Vergehen zu erforschen, das Weltall und die kosmische Ordnung und ihre Gesetze zu ergründen; suchte die Theologie, wie wir oben gesehen, in die Wahrheiten der Religion, in das Wesen und die Bedeutung der Offenbarung einzudringen und die Entstehung und Fortbildung der Glaubenslehren und den Gang des kirchlichen Lebens zu erfassen und darzuthun, und auch die Philosophie, wenn sie gleich durch kein neues weltbeherrschendes System die früheren Lehrgebäude verdrängte, vielmehr ihre Aufgabe in der kritischen und historischen Behandlung älterer Philosophen zu lösen suchte, wie Heinr. Ritter in Göttingen, Ed. Zeller in Heidelberg, dann in Berlin, Kuno Fischer in Jena, jetzt in Heidelberg u. A. oder wie J. F. Herbart (§. 860. 1037. b) in der Erforschung der geistigen Functionen und ihrer Anwendung auf die reale Welt, behauptete dennoch ihre Macht und hohe Stellung im Reiche der Wissenschaft, indem sie die durch Kritik und Empirie erlangten Resultate zur Aufstellung allgemeiner Gesetze verwerthete und den andern Wissenschaften Formen und Methode zum abstrakten Denken und zur Speculation darbot. Hat die Philosophie von dem kühnen Constructionsverfahren früherer Jahre abgelenkt, hat sie es aufgegeben, die geistigen und physischen Lebensfunctionen der Natur und Menschenwelt durch eine mächtige aber einseitige Geistesarbeit zu umspannen; so hat sie dennoch ihre Würde als „Weltweisheit" zu wahren gewußt. Nur an ihrer Hand und mit ihrer Hülfe konnte die Naturwissenschaft zu einer Theorie der Genesis der Erde und ihrer Zeugungen gelangen; konnte der Versuch gewagt werden, in dem Gebiete des geschichtlichen Lebens eine bestimmte Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, die menschliche Willensfreiheit und die Handlungen selbstbewußter Persönlichkeit unter die Macht einer naturnothwendigen Causalität zu bannen; konnte die Philologie zur vergleichenden Sprachwissenschaft aufsteigen, wie sie dem Geiste eines Wilhelm von Humboldt vorgeschwebt.

Concentration u. Popularisirung der Wissenschaften durch Vorträge u. Versammlungen.

Als ein großer Schritt zur Vermehrung und Verbreitung wissenschaftlicher Bildung muß die Einrichtung der öffentlichen Vorträge betrachtet werden, eine Sitte, die immer weitere Dimensionen annimmt und die Wissenschaft zum Gemeingut aller Stände und jedes Alters und Geschlechts zu erheben bezweckt. Wurde früher die Wissenschaft als das Sondergut kleiner abgeschlossener Gelehrtenkreise betrachtet und behandelt, so trat in den letzten Jahrzehnten ein lebhaftes Streben zu Tage, die Resultate gelehrter Studien, Forschungen und Untersuchungen in gemeinverständlicher populärer Fassung Jedermann begreiflich und zugänglich zu machen, ein Streben, das von der mündlichen Rede bald seinen Weg in die Schrift fand, so daß populäre Vorträge über alle Zweige der Wissenschaft und Kunst neben den zahlreichen Zeitschriften in den verschiedenen Culturgebieten zu einer eigenen Literaturgattung heranwuchsen. Begünstigt wurde diese Richtung durch die Zunahme des Associationswesen, durch die Wanderversammlungen und durch die größeren und kleineren Zusammenkünfte und Vereine von Fachgenossen. Nicht nur, daß die Gleichgesinnten in Kirche und Staat von Zeit zu Zeit zusammentraten, um ihre Interessen zu besprechen und gemeinsame Schritte zur Erreichung ihrer Zwecke zu beschließen, wie die katholischen Vereine, wie der Kirchentag, der Protestantentag, wie die Zusammenkünfte des Nationalvereins; auch die Philologen und Schulmänner, die Naturforscher, die Juristen, die Lehrer hielten periodische Versammlungen zur Förderung ihrer gemeinschaftlichen Interessen, und die Germanisten, die Männer der deutschen Wissenschaft auf dem Gebiete des Rechts und der Geschichte tagten in den Jahren 1846 und 1847 in Frankfurt und Lübeck. Unter König Max II. von Bayern wurde im Jahre 1858 eine

eigene historische Commission gegründet, die, mit der Münchener Academie in Verbindung gesetzt und von dem König mit Geldmitteln ausgestattet, sich die wichtige Aufgabe gestellt hat, die Geschichte der deutschen Wissenschaft in allen ihren Zweigen durch sachkundige Männer anfertigen zu lassen und die Vergangenheit des deutschen Volkes und Reiches durch Herausgabe von Städtechroniken und öffentlichen Urkunden aufzuhellen. Für die Kunst waren die Ausstellungen in den größeren Städten eine ähnliche anregende Bildungsschule.

1. Philologie und Sprachwissenschaft.

1. Klassische Philologie. §. 1032b. 1. Das kunstreiche Werk der Sprachbildung war von jeher Gegenstand der Forschung und Wißbegierde unter den Kulturvölkern alter und neuer Zeit. Die Griechen und Römer, die Inder und Araber haben die Regeln und den Organismus ihrer Idiome zu ergründen und in Sprachlehren oder Grammatiken festzustellen und zu ordnen gesucht. Seit der Reformation sind die grammatischen Studien Gemeingut des gesammten Abendlandes geworden, und wenn sich das Interesse der Humanisten zunächst den klassischen Sprachen, dem Lateinischen und Griechischen zuwandte und daneben nur noch das Hebräische, den Grundtext der heil. Schrift, in den Kreis ihrer Sprachforschung zog, so dehnte sich diese wissenschaftliche Thätigkeit bald auch über die Landessprachen aus. Doch behaupteten die klassischen Sprachen den ersten Rang; die griechischen und lateinischen Schriften bildeten die Grundlage der Erziehung zu einer menschlicheren Bildung (Humaniora), die Mittel und Wege zu ihrem Verständniß und zu ihrer Auslegung wurden zu einer eigenen Wissenschaft, der klassischen Philologie zusammengefaßt, einer Wissenschaft, welche sich die Erforschung und Durchdringung der alten Culturwelt in allen ihren Lebenserscheinungen zur Aufgabe stellte, in erster Linie aber das wichtigste Hülfsmittel aller Alterthumskunde, die Erkenntniß der Sprachen zu fördern bestrebt war. Alle Völker haben an dieser Thätigkeit Theil genommen und die Blüthe der philologischen Studien, mit denen das gelehrte Schul- und Erziehungswesen aufs Innigste verbunden war, konnte als Maßstab für den gesammten Bildungsstand einer Nation angesehen werden. Durch diese allseitige Theilnahme wuchs die Philologie zu einer Wissenschaft vom weitesten Umfange heran, die fortwährend neue Elemente in sich aufnahm, immer mehr Zweige ansetzte und zu Hülfswissenschaften ausbildete, sie wurde zur Polymathie und Polyhistorie, in welcher die formale Seite hinter der materiellen und realistischen zurücktrat, die Sprachkenntniß selbst nur die Geltung eines nothwendigen Hülfsmittels im Dienste einer überfluthenden Gelehrsamkeit erlangte. „Daran hat die klassische Philologie nie gedacht, eine Sprache um ihrer selbst willen zum Gegenstand des Studiums zu machen, die Beschäftigung damit als Selbstzweck anzusehen, den Gesetzen ihrer inneren Entwickelung nachzuspüren und sie als den Ausfluß der psychologischen Organisation eines Volkes zu betrachten.“ Je nach der vorherrschenden Zeitrichtung wurde sie der Rhetorik, der Kritik, der Aesthetik untergeordnet oder beigesellt; die Grammatik und Linguistik erhielt nur eine propädeutische Bedeutung. Erst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert machte sich eine neue Auffassung geltend. Wenn noch Chr. Gottlob
Heyne 1729—1812. Heyne in Göttingen, der eigentliche Begründer der Philologie zu einer Wissenschaft des klassischen Alterthums, die Sprachkunde in den Vorhof des Tempels verwies, wo der Archäologie und der Kunstgeschichte Opferdienst und Verehrung dargebracht wurden, so
Wolf 1759—1824. schuf Fr. Aug. Wolf, zuerst als Professor in Halle, dann als Mitglied der Berliner Akademie eine neue Periode, indem er die Philologie zur selbständigen Wissenschaft erhob, ihre Grenzen und Ziele feststellte und sowohl der Grammatik als den übrigen Disciplinen der „Alterthumswissenschaft“ ihre Stellung und Geltung zutheilte. Wir wissen, welchen Anstoß seine Prolegomena über Homer für die Entstehungsgeschichte des Epos und die gesammte Kritik gegeben haben (§. 70). Den Spuren Wolfs, welcher auf einer zur Herstellung seiner Gesundheit nach dem südlichen Frankreich unternommenen Reise in Marseille starb, sind seitdem alle deutschen Philologen gefolgt, wenngleich einzelne mehr die formale, andere mehr die reale Seite hervorhoben. So hat Gottfried Hermann
Gottfr. Hermann 1772—1848. in Leipzig unter den verschiedenen Disciplinen der Alterthumswissenschaft der Grammatik

den Ehrenplatz zu wahren gesucht, in der richtigen Erkenntniß, daß das Sprachstudium eine vorzügliche Geistesgymnastik, die sicherste Methode zum logischen Denken sei, und in dieser Ansicht von Buttmann, Zumpt († 1849), Immanuel Bekker, Fr. Jacobs u. A. unterstützt worden, während August Böckh, der Redner und Mathematiker unter den Philologen, die Sachkenntniß voranstellte, und K. Ottfried Müller, Fr. Thiersch, Fr. Creuzer, Fr. Hermann, K. W. Göttling, Fr. G. Welcker mehr die archäologische Seite, die cultur- und religionsgeschichtlichen Resultate in's Auge faßten. Einen vermittelnden, ausgleichenden Weg schlugen Lobeck in Königsberg und Ritschl in Bonn und Leipzig ein, indem sie sowohl der formalen als der realen Seite der Alterthumswissenschaft gerecht zu werden suchten. „Und so hat sich denn die von Wolf ausgegangene Richtung als die wahrhaft fruchtbare und fortwirkende bewährt, in welche die bedeutendsten Philologen, wenn auch mit manchen Differenzen der Systematisirung oder der Studienrichtung eingetreten sind, während die früheren Einseitigkeiten keine hervorragenden Vertreter für ihr wissenschaftliches System im Ganzen gefunden haben." Wie viele Anfechtungen die Philologie zu erleiden haben mochte, bald von Seiten einer engherzigen christlichen Orthodoxie, welche sie als Trägerin und Pflegerin heidnischer Anschauungen zu verdächtigen suchte, bald von Seiten einer praktischen Nützlichkeitstheorie, welche den weiten Weg durch das Alterthum für einen Zeit und Kraft raubenden Umweg angesehen wissen wollte; sie wird stets das Kennzeichen weltgeschichtlicher Cultur und echtmenschlicher Bildung bleiben, die ihre Bedeutung nicht in einer gewissen Summe von Kenntnissen und Wahrheiten besitzt, sondern darin, daß sie die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft, die Continuität des Menschengeistes in seinen hervorragendsten Merkmalen darthut und festhält, die Güter und Errungenschaften der Väter in ehrwürdiger Form und solidem Gefäß den Nachkommen wahrt und überliefert.

Buttmann 1764—1829. Bekker 1785—1872. Jacobs 1764—1847. A. Böckh 1785—1867. K. O. Müller 1797—1840. Thiersch 1784—1860. Creuzer 1771—1858. Fr. Hermann 1804—1855. Göttling 1799—1869 Welcker 1784—1868. Lobeck 1781—1860. Ritschl 1806—1876.

2. Vergleichende Sprachwissenschaft.

2. Während die Philologie die klassischen Sprachen als einen überlieferten Schatz des Alterthums in ihrer echten Gestalt von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte und als edles Gehäuse geistiger Güter in sorgfältiger Obhut hielt, wurde das kostbare Gut von anderen Händen mit anderen Gaben vermehrt und zu einer neuen Wissenschaft verbunden. Die philosophische Forschung, die seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts so mächtig in das Geistesleben der deutschen Nation eindrang, und der Weltverkehr, durch Reiseberichte erweitert, lenkten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die menschliche Sprache im Allgemeinen; man suchte ihre Entstehung zu ergründen, aus dem Ganzen ihrer Entwickelung die geistige Heranbildung des Menschengeschlechts zu errathen, ihre Verzweigungen in bestimmte Klassen und Ordnungen zu bringen, ihren Zusammenhang und ihre Abweichungen aus Naturgesetzen und geschichtlichen Schlußfolgerungen zu deduciren. Bei diesen Versuchen „handelt es sich nicht blos darum, die Sprachen der Erde ihrem Baue nach zu erforschen und darzustellen, sie zu einzelnen Skizzen zusammenzufassen und die verschiedenen Grade ihrer Verwandtschaft festzustellen; im Hintergrund steht die höhere Aufgabe, zu untersuchen, in welcher Weise sich die Verschiedenheit des menschlichen Empfindens und Denkens bei den so mannigfach organisirten Nationen in dem durch die Sprache vermittelten Ausdruck reflectirt". Wir wissen, daß bereits Herder über den Ursprung der Sprache nachgedacht hat und damit ein Thema berührte, welches seitdem den Forschungstrieb der Philosophen und Linguisten vielfach beschäftigte. Wenn diese Untersuchungen über das charakteristischste Unterscheidungszeichen des Menschen vom Thiere mehr der Speculation angehören, in die Gebiete der Psychologie und Physiologie eintreten und die Sprachwissenschaft nur insoweit berühren, als diese einen Theil der Anthropologie bildet; so verfolgten Andere den mehr empirischen Weg der comparativen Sprachforschung, indem sie aus der unendlichen Menge der Idiome und Dialekte, die sie aus Wörtersammlungen und Sprachproben zur Vergleichung zusammenstellten, die Gesetze der Sprachbildung anzudeuten oder nachzuweisen bemüht waren. Eine in Petersburg veranstaltete Sammlung des „Vater Unser" in allen Sprachen Rußlands ergab allein über hundert Sprachen und Mundarten. So konnte schon J. Chr. Adelung in Dresden kurz vor seinem Tode das Ergebniß langjähriger linguistischer Thätigkeit in einem von Severin Vater fortgeführten Werke niederlegen, dem er den Namen des sprachkun-

Adelung 1732—1806.

digen Königs von Pontus als Titel vorsetzte: „Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde“. Damit waren die Grundlagen angedeutet, auf denen eine neue Wissenschaft aufgebaut werden konnte, die zugleich in der Naturwissenschaft und in den historischen Wissenschaften wurzeln mußte. Im Gegensatze zu der klassischen Philologie, welcher die Sprachkunde nur als Mittel dient zur Erkenntniß einer vergangenen Kulturwelt in allen ihren Lebenserscheinungen, machte diese neue Wissenschaft die Sprache selbst zum Objekt und Inhalt ihrer Betrachtung, ihrer vergleichenden Beobachtung, ihrer Schlußfolgerungen. Wie die Naturwissenschaft, sucht sie zunächst einen festen realen Boden zu schaffen, indem sie möglichst viele Sprachen in den Kreis ihrer Beobachtung zieht, dieselben nach der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in Stämme und Familien theilt und auf Grund dieser Beobachtungen und comparativen Thätigkeit die Fragen nach den letzten Gründen aller sprachlichen Erscheinungen zu beantworten versucht. Sie machte das **Wort** zum Kern und Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen, zum Grundelement ihres Lehrgebäudes. Da aber jedes Wort aus artikulirten Lauten oder Complexen von artikulirten Lauten besteht, welche Gefühle, Vorstellungen, Begriffe ausdrücken, einen geistigen Inhalt, eine Bedeutung haben, so erscheint das Wort zugleich als Ausdruck und Form einer inneren Seelenthätigkeit und wird somit ein wichtiger Faktor der geistigen Anlagen, Richtungen und Vorgänge im menschlichen Organismus. Mußte die linguistische Thätigkeit sich lange mit dem Geschäfte des Kärners begnügen, der Material und Bausteine zusammenträgt, so erhielt sie einen künstlerischen Beruf, seitdem man durch die Bekanntschaft mit dem Sanskrit den Zusammenhang des großen Sprachkreises entdeckte, den man als „indogermanischen“, „indo-europäischen“ oder „arischen“ zusammenfaßt. Die Eroberung Indiens durch die Engländer erleichterte das Erlernen der alten Hinduspräche. Es entstanden Grammatiken und Wörterbücher; englische Gelehrte, wie Alex. **Hamilton**, **Jones**, **Colebrooke**, widmeten ihre Thätigkeit und ihre Lebenskraft der Erforschung der indischen Sprache und Literatur. Ihr Thun fand bald in anderen Ländern Nachahmung. In
Fr. Schlegel 1772–1829. Frankreich waren es vor Allen **Chezy** und **Burnouf**, in Deutschland Fr. **Schlegel** und von ihm angeregt sein Bruder August Wilhelm, welche die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf „die Sprache und Weisheit der Indier“ hinlenkten. Wir wissen, daß das Hauptverdienst der neuromantischen Schule in dem erfolgreichen Streben bestand, die geistigen und künstlerischen Güter anderer Nationen für Deutschland zu erobern, die fremden Literaturprodukte durch Uebersetzungen zugänglich zu machen und zugleich das deutsche Mittelalter den nachgeborenen Geschlechtern wieder näher zu bringen. In beiden Richtungen haben die Häupter der Schule den Weg gebahnt. In dem Schriftchen von Fr. Schlegel mit dem oben bezeichneten Titel nebst einigen Uebersetzungen war zuerst auf die Verwandtschaft des Sanskrit mit anderen bekannteren Sprachen hingewiesen, sowohl in einzelnen Wörtern als in der „inneren Structur“ in den grammatischen Formen und Bildungen, und zugleich das Verfahren angedeutet, wie man durch vergleichende Sprachstudien zu neuen wichtigen Aufschlüssen und Resultaten gelangen könne. Was Schlegel
Bopp 1791–1867. nur in Umrissen und Beispielen versuchte, führte der geniale Sprachforscher **Franz Bopp** aus Mainz in größerem Maßstabe und mit umfassenderen Sprachkenntnissen weiter aus, nicht wie die Romantiker in der Absicht, für mystische und nebelhafte Gebilde Stützen zu suchen, sondern um mit fester Hand die Grundlagen eines neuen Systems zu gewinnen. Bopps Schrift „das Conjugationssystem der Sanskritsprache, in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprachen.“ Frankfurt 1816, worin dargelegt war, wie man „vermittelst vergleichender und historischer Untersuchungen die Entstehung der grammatischen Formen in den mit dem Sanskrit verwandten Sprachen erforschen“ möge, gab zum erstenmale einen Begriff von den Gesetzen, nach denen eine bestimmte Sprachform gebaut war und sich entwickelt hatte, und sichere Kriterien für die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Idiome. Diese Schrift regte vor Allem zu weiteren Studien des Indischen an. Während er selbst auf Grund der Arbeiten von Wilkins, Colebrooke u. A. ein „ausführliches Lehrgebäude der Sanskrit-Sprache“ verfaßte,
Lassen 1800–1876. wurden zugleich in Bonn auf Schlegels Anregung von Christ. **Lassen** aus Norwegen die Sanskrit-Studien wesentlich gefördert und in dem umfassenden Werke „Indische Alterthumskunde“ das Land und Volk der Hindu nach allen Seiten seines geschichtlichen Lebens

beleuchtet. Bald wurden in allen deutschen Universitäten Lehrstühle für Sanskrit errichtet, an denen sprachkundige Männer im Geiste Bopps wirkten und die indische Philologie auf gleiche Höhe mit der klassischen und orientalischen hoben, wie Albrecht Weber in Berlin („Indische Studien"), Theodor Benfey in Göttingen, Herm. Brockhaus in Leipzig, Rud. Roth in Tübingen, und in erster Linie Max Müller in Oxford. Diese Thätigkeit auf dem Gebiete des Sanskrit gab der gesammten Sprachforschung einen mächtigen Impuls. Nicht nur daß die klassische Philologie den linguistischen Theil ihrer Aufgabe wieder mehr betonte; auch die germanistischen Studien wurden neu belebt; auch das Zend, die altpersische Sprache wurde, seitdem Anquetil dü Perron die Zoroastrischen Schriften nach Europa gebracht (§. 45) durch Burnouf und Haug in München gründlich erforscht und ihre Verwandtschaft mit dem Sanskrit nachgewiesen; auch die slavischen Sprachfamilien und die Ueberreste des Celtischen und Baskischen wurden zur Vergleichung herbeigezogen, und in der skandinavischen Sprache und Literatur die germanischen Elemente erforscht. Durch diese ausgreifende Thätigkeit kam man aber in Gefahr, über dem Sammeln und Zusammenstellen des Einzelnen, über der philologischen Behandlung verschiedenartiger Sprachgebiete den höheren philosophischen Gesichtspunkt aus dem Auge zu verlieren. Es war daher ein großes Glück, daß einer der ersten Geister Deutschlands, welcher Detailkenntniß mit philosophischem Scharfsinn vereinigte, Wilhelm von Humboldt wieder das richtige Maß herstellte. Durch die Einleitung zu seinem Werk über die Kawisprache: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbau's und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" wurde er der eigentliche Begründer der neuen Sprachwissenschaft. „Aufgewachsen in Verhältnissen, welche ihn nicht nöthigten, seine großen geistigen Anlagen und Kräfte der Ausbildung in einem beschränkten Berufe dienstbar zu machen, zog er ein Gebiet des Wissens nach dem anderen in das Bereich seines Erkennens und Denkens, und zwar mit solcher Energie, daß er, noch kaum zum Mannesalter gereift, fast in allen Heimathsrecht und Selbständigkeit erworben hatte." Wir sind dem bedeutenden Manne, dem das seltene Glück zu Theil geworden, sich wissenschaftlichen Studien einzig zur harmonischen Ausbildung des eigenen Geistes zu weihen, schon auf manchem Felde der literarischen und politischen Thätigkeit begegnet. „Seine Arbeiten im Kreise der klassischen sowohl, als der Sanskrit-Philologie, der Aesthetik, Geschichte und Staatswissenschaft gaben alle Zeugniß von einem tiefen und freisinnigen, philosophisch gebildeten, kenntnißreichen Denker, welcher die Waffen der Dialektik mit Meisterschaft zu führen verstand. Ein Freund und Geistesgenosse von Goethe, Schiller, Fr. A. Wolf, als Staatsmann und Diplomat in den höheren Lebenskreisen aller Länder heimisch, der wichtigste Berather bei Gründung der Berliner Universität, unterstützt von den Beobachtungen seines Bruders Alexander, der sich das ganze Reich der Naturwissenschaften unterworfen, hat Wilhelm von Humboldt wie ein König im Reiche des Geistes geherrscht." Wo er ansetzte, hat er edle Schätze zu Tage gefördert; aber den Kern und Glanzpunkt seiner vielseitigen Thätigkeit bilden seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten. Indem er die Sprachen der amerikanischen und oceanischen Völker zur Vergleichung herbeizog und die philosophische und historische Betrachtungsweise in der Art verband, daß jene „die Kette, diese den Einschlag seiner wissenschaftlichen Gewebe" bildete, kam er zu dem Resultate, daß die Sprache nicht ein todtes Mittel, nicht ein Werkzeug sei, das zur Bezeichnung der Dinge vom menschlichen Geiste verwendet wird, sondern eine Thätigkeit, das bildende Organ der Gedanken, die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen, daß es mithin keinen Gedanken ohne Sprache gebe, das menschliche Denken erst durch die Sprache entstehe. „Die Thätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden und aus dieser Verbindung reißt sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt als solches aufs Neue wahrgenommen in jene zurück." Die besondere Art, wie sich diese fortlaufende Thätigkeit des Geistes, den Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen, im Einzelnen manifestirt, beruht auf der Geisteseigenthümlichkeit der einzelnen Völker. „Die Verschiedenheit der Sprache läßt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt, durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht."

Wilh. v. Humboldt 1767–1835.

Denn jedes Volk drückt in seiner Sprache die besondere Art aus, wie es die Dinge der Außenwelt auffaßt. Damit war ausgesprochen, daß die Einsicht in den Bau der Sprache zugleich ein Einblick sei in das innerste Wesen eines Volkes und der ganzen Menschheit, ein Grundsatz, wodurch die Sprachwissenschaft die größte Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte des gesammten Menschengeschlechts erhält. Alle Sprachen der Erde, lehrte er, müßten zu Hülfe gerufen werden, um als Unterlage für sprachphilosophische Betrachtungen und Untersuchungen zu dienen. Nachdem Humboldt auf solche Weise Aufgabe und Ziel der sprachforschenden Thätigkeit dargelegt, suchte er die vorhandenen Sprachen in ein wissenschaftliches System zu ordnen, auf den Bau der Sprachen die Classification derselben zu gründen. Ausgehend von der Form des Worts, bei dem er zwischen Wurzel und Beziehungslauten unterschied, theilte er die Sprachen in drei Classen, in isolirende oder einsilbige Sprachen, worin die Sprachwurzeln d. h. die im Anfang der Sprachschöpfung entstandenen Lautgruppen einfach neben einander gesetzt sind; in eine zusammenfügende (agglutinirende) Klasse, die durch äußerliche Aneinanderfügung oder Einverleibung von Wurzeln dem Verständniß zu Hülfe kommen und die Zusammengehörigkeit so wie die Beziehungen der einzelnen Begriffe auszudrücken strebt, und in eine flectirende Klasse mit wirklicher Abwandlung der Wurzeln. Bei dieser Eintheilung setze jede höhere Klasse die niedrigere als Vorstufe voraus und alle zu einer und derselben Klasse gehörigen Sprachen seien unter einander als formverwandt zu betrachten. Verschieden davon sei die materielle Verwandtschaft, welche die Sprachstämme bildet, deren man bis jetzt drei aufgestellt hat, den indogermanischen, den semitischen und den finnisch-tatarischen. Alle zu Einem Stamm gehörenden Einzelsprachen gehen auf eine einstmals ungetheilte Grundsprache zurück; die Spuren dieser Grundsprache in den vorhandenen Idiomen zu entdecken, ist seitdem das Hauptbestreben der vergleichenden Sprachforschung. Dabei steht der indogermanische Sprachstamm in erster Linie, daher auch die linguistische Thätigkeit vorzugsweise dahin gerichtet blieb. Nicht blos daß Bopp fortfuhr, durch mehrere Schriften, besonders durch das epochemachende Werk „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Littauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen" die Sprachkunde zu bereichern, und die linguistischen Gesetze und grammatischen Verhältnisse festzustellen; auch ein anderer gründlicher Forscher, Aug. Friedr. Pott in Halle, widmete in dem bedeutenden Werke: „Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen" dem indogermanischen Sprachstamm und seinen Familien eingehende Studien, und der kenntnißreiche Aug. Schleicher hat die vergleichende Sprachwissenschaft durch gründliche Untersuchungen namentlich auch über die slavischen Sprachen bereichert, und die „Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen" darzuthun gesucht.

Pott geb. 1802.

Schleicher 1821—1868.

3. Semitische Sprachen.

3. Neben den indogermanischen Sprachen waren es zunächst die semitischen, welche sich der eingehendsten und umfassendsten Bearbeitung erfreuten. Unter ihnen allen verfügt die arabische über die reichste Literatur und hat vor den anderen überdies den Vortheil einer noch lebenden Zunge voraus. Hier begründete Silvestre de Sacy eine neue Epoche des Studiums, welches wie in Frankreich (Renaud, Quatremère, Munk), so auch in Deutschland sorgsamste Pflege fand durch Schaffung neuer Hülfsmittel (Ewald, Freytag), durch zahlreiche Publicationen arabischer Werke (Fleischer, Wüstenfeld, Flügel) und Uebersetzungen (Hammer-Purgstall, Weil). Die Kenntniß des Phönicischen erweiterte sich beträchtlich, nachdem Gesenius hiefür die richtige Grundlage gewonnen hatte, durch neu aufgefundene Inschriften, welche von Ewald, Levy, Blau entziffert wurden. Auch das Syrische hielt sowohl im Grammatischen (Merx) als auch im Lexikalischen (Bernstein) gleichen Schritt mit den übrigen Sprachen und das Aethiopische fand in Dillmann einen Sachverständigen ersten Ranges. Den Ausgangspunkt für diese lohnenden Streifzüge auf das gesammte Gebiet des semitischen Orients bildete in der Regel das Hebräische, welches in Gesenius' großen grammatikalischen und lexikalischen Leistungen zuerst den engen Formen einer theologischen Fachdisciplin entwachsen ist und dann unter den Händen von Heinrich Ewald, Justus

Gesenius 1786—1842.

Olshausen, Ferd. Hitzig, H. Hupfeld u. A. eine mit den Fortschritten der classischen Philologie durchaus ebenbürtige und dabei stets den Zusammenhang mit dem gesammten Sprachgebiet wahrende Ausbildung fand. Ein ganz neues Gebiet des Semitismus wurde entdeckt, nachdem auf den Denkmälern von Persepolis, Babylon und Ninive, aber auch sonst vereinzelt in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien die s. g. Keilschrift (§. 24) ans Licht getreten war. Während nämlich die erste Gattung dieser, von den alten Königen Babyloniens und Persiens herrührenden Inschriften, deren Entzifferung von Grotefend 1802 begonnen, von Lassen, Burnouf und H. Rawlinson 1846 vollendet worden war, eine indogermanische Sprache darstellt, nämlich das alte Persisch, und die zweite dem türkisch-tatarischen Stamme anzugehören scheint, ist die dritte fast von allen Forschern, so namentlich auch von deutschen Gelehrten Olshausen, Oppert, Schrader, als rein semitisch erkannt worden. Gerade die in dieser letzten Sprache abgefaßten Inschriften der Achämeniden, die s. g. assyrisch-babylonischen Keilinschriften lassen zugleich die interessantesten Schlaglichter sowohl auf den Entwickelungsgang der semitischen Sprache, als auf die spätere Geschichte Israels fallen. Aber auch die frühere Entwickelung dieses Volks sollte noch anderwärtsher eine unerwartete Beleuchtung erfahren. Seit Napoleons Feldzug in Aegypten fingen die Hieroglyphen an, ihr jahrtausendlanges Stillschweigen zu brechen. Was der jüngere Champollion und Chabas begonnen hatten, das führten Rosellini und vor Allen Lepsius und Brugsch weiter, und so sieht die ganze alte Geschichte des Orients angesichts dieser allenthalben wieder aus dem Staub erstehenden Monumente und zum Reden gebrachten Inschriften einer durchgängigen Erneuerung entgegen.

4. Germanische Philologie.

4. Die stärkste Stütze und Hülfe erhielt die vergleichende Sprachwissenschaft neben dem Sanskrit an den immer mehr aufblühenden germanistischen Studien, an der tiefen Erforschung der altdeutschen Sprache und Literatur. Wir haben in den culturhistorischen Abschnitten dieses Buches wiederholt auf den großen Umschwung hingewiesen, den diese Studien zunächst im Gefolge der Romantik, dann auf eigenen Füßen als selbständige Wissenschaft einherschreitend in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erfahren haben. In den schwersten und schmachvollsten Tagen der deutschen Geschichte erwachte die Liebe und das Interesse für die Denkmale der vaterländischen Vorzeit und führte zu ungeahnten Resultaten. Mit instinctiven Gefühlen wie durch höhere Eingebung wendete eine Anzahl deutscher Männer ihre geistige Thätigkeit, ihren Sammel- und Forschungsfleiß dem germanischen Alterthum zu und begann ein Werk, das mehr als jedes andere Ringen und Streben bestimmt war, das deutsche Nationalgefühl, das Bewußtsein der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme zu wecken und zu beleben. In einem Augenblick, da die deutsche Nation zerrissen und gebrochen zu Boden lag, wurde von hochherzigen Männern fast unbewußt die ältere deutsche Sprache und Dichtung aus dem Todesschlummer gerufen und ein Band gewoben, das mit unsichtbarer Kraft die aufgelösten Theile des alten Reiches zusammenhielt und zu gemeinsamen Lebenszielen anregte. Die deutsche Sprache und Literatur war lange Zeit das einzige Verbindungsglied der nationalen Einheit, aber sie wurde zum Feuerheerd für alle vaterländischen Gefühle. Wie viele herrliche Schätze sind zu Tage gefördert worden, seitdem die Romantiker, vor Allen Friedr. Schlegel, Tieck, Arnim, Joseph Görres die mittelalterlichen Dichtungen, die Minne- und Volkslieder aus der Vergessenheit hervorgezogen, seitdem Friedr. H. von der Hagen die Nibelungen dem deutschen Volke wieder zuführte und der fleißige Docen aus den Schätzen der Münchner Bibliothek den älteren Titurel und so manches Andere bekannt machte, bis auf die Glanzzeit der germanischen Philologie, welche durch die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm begründet und an ihrer Seite durch K. Lachmann, Schmeller, Uhland, Moritz Haupt, Simrock und so viele andere Mitarbeiter fortgebildet und nach allen Seiten ausgebreitet wurde! Welches Licht haben Jacob Grimms Forschungen über das altdeutsche und nordische Epos, über Sage und Volksdichtung, über Reinhart Fuchs und so vieles andere ausgestreut; welche Wirkungen haben seine „deutsche Grammatik", seine „Weisthümer des deutschen Rechts", seine „deutsche Mythologie" für die Erkenntniß deutschen Lebens und deutscher Sitten in der Sprache, in den Rechtsalter-

v. d. Hagen 1780—1856.
Docen 1782—1828
Jacob Grimm 1785—1863.
Wilh. Grimm 1786—1859.
Lachmann 1793—1851.
Haupt 1808—1874.
Schmeller 1785—1852.
Simrock 1802—1878.

thümern und den religiösen Vorstellungen und Gebräuchen hervorgebracht, und wie sind die „Kinder- und Hausmärchen" der beiden Brüder ins Volk, in die große und kleine Welt gedrungen! Unter ihren Händen und durch ihre Anregung sind die Studien über deutsche Sprache, deutsche Literatur, deutsches Wesen im Innern des Gemüths wie in der Bethätigung des äußeren Lebens zu einer Tiefe und zu einem Umfang gediehen, daß der germanischen Philologie so wenig wie der vergleichenden Sprachforschung der Rang und die Ehre einer eigenen Wissenschaft mehr streitig gemacht werden darf. Allenthalben regten und regen sich fleißige Hände, um durch emsige Bestellung des weiten Ackerfeldes immer reichere Ernten hervorzurufen, den Vorrath von edlen Früchten immer noch zu mehren. Wir haben gelegentlich die Namen der hervorragendsten Germanisten erwähnt, die neben dem Berliner Brüderpaar an dieser vaterländischen Arbeit mitgewirkt haben: Wie verschieden auch die Ansichten, Richtungen und Studien sein mögen, die bei G. F. Benecke, Maßmann, Mone, Hoffmann von Fallersleben, Graff, Meusebach, A. Holtzmann, Wackernagel, Müllenhoff, Bartsch, Frz. Pfeiffer, Zarncke und so vielen Andern hervortreten, sie alle fördern treffliche Bausteine zu dem vaterländischen Ehrentempel der germanischen Sprachwissenschaft, dessen Entstehung und Architekturgeschichte uns Rudolf von Raumer in einem eingehenden Werk vorgeführt hat, wie ein Jahr vorher Theod. Benfey die Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie.

„Wie alle philologische Wissenschaft", so schließt v. Raumer sein Werk, „hat sich die germanische Philologie geschult an der strengen und ausgebildeten Methode der klassischen Philologie. Die Erforschung des Sanskrit und des Zend ist ihr, wie allen indoeuropäischen Studien, gewinnbringend gewesen. Die wissenschaftliche Untersuchung einerseits der Littauischen und der slavischen Sprachen, andererseits des Celtischen hat auch der germanischen Philologie gedient. Andererseits haben alle diese Wissensgebiete die unverkennbarsten Einwirkungen von Seiten der germanischen Philologie erfahren. Aber nicht darin allein liegt der Werth der germanischen Philologie, daß sie ein Glied bildet in der Kette der gesammten Sprach- und Literaturforschung. Ihre wesentlichste Bedeutung in unserem Vaterlande giebt ihr die Stellung, welche sie im Kreise der Wissenschaften einnimmt, deren Gegenstand das deutsche Volk ist. Sie steht in der engsten Beziehung zu dem großartigen Aufschwung, den die Erforschung der deutschen Geschichte nach allen Seiten hin genommen hat. Die Thaten und Schicksale des deutschen Volkes, sein Recht, seine Kunst, seine gesammte Cultur werden in unserer Zeit mit einer Gründlichkeit erforscht, einer Wärme und Lebendigkeit dargestellt, von der frühere Jahrhunderte kaum eine Ahnung hatten. — Und wie die Sprache der tiefste Ausdruck unseres Volkes ist, so ist die Wissenschaft von dieser Sprache und den in ihr niedergelegten Geisteswerken gleichsam das Herz der Wissenschaften, die sich die Erforschung unseres Volkes zur Aufgabe gestellt haben."

2. Geschichtschreibung.

§. 1033. In allen Wissenschaften spiegelt sich mehr oder minder der Geist und die Richtung der Zeit ab, in keiner jedoch mehr als in der Historiographie, welche unter den großartigen Zeitereignissen einen bedeutenden Aufschwung nahm und die Erfahrungen und Erlebnisse der reichen Gegenwart benutzend das Völkerleben aller Jahrhunderte in seiner Totalität zu durchdringen bestrebt war. Barthold Georg Niebuhr, ein im preußischen Staatsdienst und im akademischen Lehramt (in Bonn) einflußreich wirkender Mann, beleuchtete im ernsten Geist der Freiheitskriege, für die er aus allen Kräften thätig war, und mit der Fackel historischer Kritik die Geschichte Roms und sammelte mit rastlosem Fleiß und bewunderungswürdiger Belesenheit aus den Werken der Alten die zerstreuten Winke und Notizen zu seinem unsterblichen Werke, das eine neue Epoche in der Behandlung der Geschichte des Alterthums begründete. Nicht zufrieden, das Widersprechende der traditionellen Geschichte nachzuweisen und die Irrthümer in dem bisher für historisch Gehaltenen darzuthun, war Niebuhr zugleich bemüht, „die unter der Hülle der Sagendichtung verborgene Wahrheit zu erkennen und ans Licht zu bringen, die ältesten Zustände in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit wiederherzustellen, aus den brauchbaren Werthstücken ein neues historisches Gebäude aufzuführen". Obwohl ein Bewunderer der antiken Republiken und

Niebuhr 1776–1831.

der Kraft der römischen Plebejer, sah er doch in der französischen Revolution und ihrer Tochter, der Julikatastrophe, das größte Unheil für die moderne Staatsordnung. Fr. Christoph **Schlosser** in Heidelberg faßte in seiner **Weltgeschichte** mit tiefem Blick die Lebensthätigkeit der Völker alter und neuer Zeit in ihrer Totalität auf, indem er die innige Verbindung der Literatur, Sitten und Denkweise mit den Erscheinungen des öffentlichen Lebens nachwies, und schilderte in seiner **Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts** die Erscheinungen und Charaktere, die Thaten und Meinungen der jüngsten Vergangenheit mit Tiefe, Schärfe und Freimuth und mit dem strengen Richtmaß der Moral und des Rechts. Ausgerüstet mit umfassenden historischen Kenntnissen, übte er als akademischer Lehrer wie als unermüdlicher Schriftsteller und im kleinen Gesellschaftskreise als Erklärer des Dante einen anregenden Einfluß auf die gebildeten Stände der deutschen Nation. Karl v. **Rotteck** aus Freiburg im Breisgau, ein Vorfechter liberaler Grundsätze mit Wort und Schrift, bediente sich der **Weltgeschichte** als Mittel zur Verbreitung politischer Ideen und demokratischer Lehren unter dem Volke; während Heinrich **Leo** von Halle, ein fruchtbarer protestantischer Historiker von großem Wissen und beweglicher Natur, der für die Heeren-Ukert'sche Geschichte der europäischen Staaten die „Geschichte von Italien" mit einer gewissen Wärme bearbeitete, in seinen späteren Jahren (in seiner **Universalgeschichte** u. a. W.) mit dem Zorn eines Dominikaners gegen die durch die Reformation und Revolution in die Welt gekommene Aufklärung eiferte, nur in der göttlichen Fürstenmacht, umgeben von einer starken Priesterschaft, nicht aber in einem in gesetzlicher Freiheit lebenden Volke das Heil der Welt, das Glück der Staaten erblickte und, im „Eifer für die Sache des Herrn" die unbefangene menschliche Erwägung der Zeitbedürfnisse und Zeitrichtung verlierend, „den Zeiger der Weltgeschichte zurückzustellen" sich bemühte. Verwandt mit seiner Richtung waren zwei protestantische Theologen Fr. **Hurter**, geb. 1786 in Schaffhausen, und Aug. **Gfrörer** († 1861), welche über der Bearbeitung kirchengeschichtlicher Werke (Papst Innocenz III. von Hurter; Gregor VII.; Kirchengeschichte; Geschichte der Karolinger von Gfrörer) sich so sehr in den Romanismus hineinlebten, daß sie zur katholischen Kirche übertraten. — A. H. L. **Heeren** in Göttingen stellte in seinen „Ideen über Politik, Verkehr und Handel ꝛc. der alten Welt" und in andern historischen Werken über die vielseitige Lebensthätigkeit der Völker des Alterthums manche neue Ansichten auf; E. Wilh. **Wachsmuth** in Leipzig hat mit tiefer Gelehrsamkeit und gründlicher Forschung sowohl das **hellenische Alterthum** als die **französische Revolutionszeit** und die **Culturzustände** der verschiedenen Völker in allen Zeiten durchdrungen, und Friedr. Christoph **Dahlmann**, einer der bedeutendsten theoretischen **Politiker** der Gegenwart, hat, nachdem er sich in der **Geschichte Dänemarks** u. a. W. auch als geistvollen und gelehrten **Historiker** bewährt, in der **Geschichte der englischen und französischen Revolution Politik** und **Geschichte** verbunden, um Fürsten und Staatsmännern aus der Vergangenheit prophetische Winke und Warnungen über die zu wählende Regierungsweise zu ertheilen. **Varnhagen von Ense**, ein in das deutsche Staats- und Kriegsleben der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vielfach verflochtener Mann von Freimuth und patriotischer Gesinnung, hat in einer fruchtbaren literarischen Thätigkeit eine große Anzahl von Schriften verfaßt, die, wenn sie auch nicht der strengen Historiographie angehören, sondern auf dem Boden des **Biographischen** und **Memoirenhaften** sich bewegen, manches Licht über die behandelten Zeiten und Personen verbreiten. Seine Werke zeichnen sich besonders durch einen so geglätteten Prosastil aus, daß dadurch nicht selten aller Charakter und alle Eigenthümlichkeit verwischt wird, geben aber Zeugniß von einem frischen Auffassungsvermögen und einer jugendlichen Lebendigkeit. Heinr. **Luden** hat als akademischer Lehrer in Jena eine fruchtbare Thätigkeit entfaltet, in zahlreichen Geschichtswerken („Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums und des Mittelalters" und die unvollendete „Geschichte des teutschen Volkes"; „Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte" u. a. W.) vaterländische Gesinnung und männlichen Freimuth dargelegt und in dem nach seinem Tode herausgegebenen Nachlaß „Rückblicke in mein Leben" viele interessante Bemerkungen über Personen und Ereignisse seiner Zeit mitgetheilt; von ihm angeregt hat sich Johannes **Voigt**, geboren 1786 zu Bettenhausen

Schlosser 1776—1861.
Rotteck 1775—1840.
Leo 1799—1878.
Heeren 1760—1842.
Wachsmuth 1784—1866.
Dahlmann 1785—1860.
Varnhagen von Ense 1785—1858
Luden 1780—1837.
J. Voigt 1786—1863.

im Meining'schen, dem Studium der Geschichte gewidmet und während einer langen akademischen Wirksamkeit an der Universität Königsberg durch eine große Anzahl historischer Werke, unter denen die „Geschichte Preußens unter der Herrschaft des deutschen Ordens" den ersten Rang einnimmt, die Zeiten des Mittelalters zu beleuchten gesucht. Sein Sohn Georg Voigt (geb. 1827), dermalen Professor in Leipzig, hat die Laufbahn des Vaters verfolgt und die Ausgänge der mittelalterlichen Lebensordnungen zum Gegenstand seiner Darstellungen gemacht („die Wiederbelebung des klassischen Alterthums oder das erste Jahr des Humanismus"; „Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter"). Stenzel 1792—1854. Gust. Ad. Stenzel, der als Jüngling in den Reihen der Freiheitskämpfer nach Frankreich zog und gegen das Ende seines Lebens im Frankfurter Reichsparlament thätig war, hat neben seinen akademischen Vorlesungen in Breslau eine Reihe historischer Arbeiten aus der vaterländischen Geschichte verfaßt („Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern"; „Geschichte des preußischen Staats"; „Geschichte Schlesiens" u. a. W.). Raumer 1781—1873. Friedr. v. Raumer schrieb seine „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" im Geiste und mit der Vorliebe eines Romantikers für die untergegangene Herrlichkeit der mittelalterlichen Welt, und Ranke geb. 1795. Leopold v. Ranke, der Begründer einer historischen Schule, welche in ganz Deutschland zahlreiche Jünger und Anhänger zählt, suchte das bewegte Leben und die verwickelten Zustände der Reformationszeit in Deutschland, in Italien („Geschichte der Päpste"), in Frankreich und in England durch neue Forschungen aufzuhellen und durch lichtvolle und gewandte Darstellung anschaulich zu machen. Beherrschung des Materials mit geistreicher Auffassung und würdiger Verarbeitung verbindend hat Ranke die Kunst der Historiographie auf eine hohe Stufe der Vollendung geführt. Dahlmanns Gervinus 1805—71. Freund und Gesinnungsgenosse, Georg Gottfr. Gervinus aus Darmstadt, einer der Göttinger Sieben (§. 1071), hat in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", oder, wie der Titel der vierten Auflage lautet „Geschichte der deutschen Dichtung" ein Werk ausgeführt, das an Tiefe der Forschung wie an freier, großartiger Auffassung und vaterländischer Gesinnung stets eine Zierde unserer Literatur bleiben wird, und hat dann in seinem gründlichen und geistreichen Werke über Shakespeare den Blick der deutschen Nation zur Zeit der größten politischen Verwirrung durch das Hinweisen auf das harmonische Schaffen dieses großen, klaren Geistes zu schärfen und aufzuklären gesucht. In seiner „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" unternahm er, den Gesetzen des Aristoteles folgend, die Construction der Weltgeschichte im Großen, indem er, gestützt auf den Verlauf der Geschichte im Alterthum und Mittelalter, den Entwickelungsgang des Staats in der neuern Zeit und den Charakter der geschichtlichen Zukunft zu bestimmen versuchte. Die Geschichte selbst, von der bei seinem Hinscheiden acht Bände, die Jahre 1815 bis 1830 umfassend, vollendet waren, ist ein Meisterwerk deutscher Historiographie sowohl an gründlicher Forschung als an edler Dar-Pertz 1795—1876. stellung. Gg. Heinrich Pertz hat in dem „Leben des Freiherrn von Stein" und „des Feldmarschalls Gneisenau" eine große Zeit an großen Persönlichkeiten geschildert und durch Herausgabe und Leitung der Quellen zur deutschen Geschichte (Monumenta) der vaterländischen Häusser 1818—67. Geschichtschreibung einen soliden Boden bereitet. Ludw. Häusser hat, nachdem er durch die „Geschichte der rheinischen Pfalz" die Vergangenheit seines Heimathlandes den nachgebornen Geschlechtern vor die Erinnerung geführt, in seiner „deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" die Gebrechen und den Fall des deutschen Reichs und die große Zeit der Freiheitskriege mit vaterländischem Sinn und kräftigem Naturalismus dargestellt und den Verlauf und die Bedeutung dieser welthistorischen Begebenheiten von deutschen Gesichtspunkten beleuchtet. Bei seinem frühen Tod wurde Heinrich v. Treitschke zu seinem Nachfolger in Heidelberg berufen, ein jüngerer Mann, welcher als Redacteur der „Preußischen Jahrbücher" in Schrift und Rede mit dem Muthe und dem feurigen Geiste eines siegesbewußten Feldherrn für die Neugestaltung Sybel geb. 1817. Deutschlands unter Preußens Aegide die Waffen schwingt. Heinr. v. Sybel in Bonn, der Begründer der „historischen Zeitschrift", hat mit kritischem Scharfsinn manche dunkle und schwierige Frage der Geschichte zu lösen gewußt und neben seiner akademischen und politischen Thätigkeit noch Muße gefunden, die „Geschichte der Revolutionszeit" mit pragmatischem Geschick und strenger Wahrheitsliebe zu behandeln. Auch sein College Arnold

Schäfer, der nach dem gründlichen und umfassenden Werk über „Demosthenes" in neuester Zeit eine Geschichte des siebenjährigen Krieges zu schreiben unternommen hat, ist ein thätiger Mitarbeiter der historischen Zeitschrift. Ein anderer Bonner Historiker, W. Maurenbrecher, jetziger Herausgeber des „historischen Taschenbuchs" hat die Geschichte des Reformationsjahrhunderts durch mehrere werthvolle Schriften aufzuhellen gesucht. Georg Waitz setzte in der „Geschichte Schleswig-Holsteins" seinem Vaterlande, aus dem ihn der dänische Haß vertrieben, ein schönes Denkmal, mit dem das eingehende Werk „Lübeck unter Jürgen Wullenweber" in nahen Beziehungen steht, und suchte in der „deutschen Verfassungsgeschichte" und in verschiedenen anderen Werken die verflochtenen Zustände und das reiche Leben des deutschen Mittelalters an der Hand des gründlichsten Quellenstudiums zu erforschen. Gustav Droysen, Max Duncker und Theodor Mommsen widmeten ihre schriftstellerischen Talente der Geschichte und Literatur des Alterthums; der erste, indem er durch die Uebersetzung des Aristophanes die Stellung und Bedeutung dieses großen Komödiendichters anschaulich machte, in der „Geschichte Alexander's des Großen" ein begeistertes Bild von diesem königlichen Helden entwarf und in der „Geschichte des Hellenismus" die dunkeln Jahre der Diadochenzeit aufzuhellen suchte, bis er es in neuerer Zeit unternahm, den Gang der „preußischen Politik" geschichtlich nachzuweisen und im „Leben York's" diesem entschlossenen Gegner der französischen Zwingherrschaft ein würdiges Denkmal zu setzen; der zweite, indem er in den bis jetzt erschienenen vier Bänden der „Geschichte des Alterthums" die morgenländischen Staaten und das hellenische Volk bis zum Ende der Perserkriege mit epischer Anmuth und stilistischer Gewandheit nach den verschiedenen Lebensäußerungen zeichnete, ein Unternehmen, wobei er in E. Curtius („Griechische Geschichte") einen würdigen Rivalen gefunden hat. Mommsen endlich hat die „römische Geschichte" bis zu Cäsars Tod mit sicherem Griff und genialer Meisterhand dargestellt, aber der antiken Geschichte durch moderne Färbung, schroffen Subjectivismus und einschneidendes Urtheil viel von ihrer Würde und plastischen Ruhe genommen. Wilh. Giesebrecht aus Berlin, an der Münchener Universität thätig, hat in seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" die Zustände der deutschen Nation unter den sächsischen und fränkischen Herrschern in eleganter Form und epischer Fülle behandelt. Auch K. W. Nitzsch aus Kiel, in Königsberg und Berlin thätig († 1880), Sohn des berühmten Philologen Gg. W. Nitzsch und Neffe des Theologen Karl Im. Nitzsch, und Wilh. Wattenbach, früher in Heidelberg, jetzt in Berlin, haben sich als gründliche Geschichtsforscher bewährt, jener durch seine Arbeit über die Gracchen und die Staufische Periode, dieser durch sein Werk über die Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter, welches in Ottokar Lorenz einen ebenbürtigen Fortsetzer gefunden hat. Wattenbach's Nachfolger in Heidelberg, Ed. Winckelmann hat in der „Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche" namentlich die Hohenstaufische Zeit, Treitschke's Nachfolger, B. Erdmannsdörffer die neuere Geschichte Preußens gründlich bearbeitet. Fr. K. Biedermann aus Leipzig, auch als akademischer Lehrer, Publicist und Politiker vielseitig thätig, hat in dem umfangreichen Werke „Deutschland im 18. Jahrhundert" das geistige und sociale Leben der deutschen Nation von einer neuen Seite darzustellen und in den „Dreißig Jahren deutscher Geschichte" (1840—70) die historischen Ereignisse zu schildern gewußt, die er selbst, beobachtend wie mitwirkend durchlebt hat. Sein College K. v. Noorden unternahm es die „Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert" in umfassendster Weise und mit Benutzung archivalischer Forschungen zu bearbeiten.

Waitz geb. 1813.

Droysen geb. 1808.

Duncker geb. 1811.

Curtius geb. 1814.

Mommsen geb. 1817.

Giesebrecht geb. 1814.

Biedermann geb. 1812.

Barthold Georg Niebuhr, Sohn des berühmten Reisenden Karstens Niebuhr (§. 822), geboren zu Kopenhagen am 27. August 1776, wirkte, nachdem er in Göttingen die Rechte studirt und längere Zeit in Edinburg geweilt, zuerst im dänischen, dann im preußischen Staatsdienst, neben den praktischen Geschäften stets eifrig mit den Wissenschaften sich befassend und durch Flugschriften, im Bunde mit dem Freiherrn vom Stein, für Verbreitung vaterländischer Gesinnung während der Napoleonischen Zwingherrschaft sich bemühend. Von 1816—1823 lebte er als preußischer Gesandter in Rom, in erster Linie mit wissenschaftlichen Untersuchungen über das Alterthum beschäftigt, und verbrachte dann den Rest seines Lebens als Universitätsprofessor in Bonn, wo er im Bunde mit Savigny, Eichhorn u. A. für historische Rechtskunde wirkte und Vorträge über alle Theile der Länder- und Völkerkunde des Alterthums hielt, welche in der Folge sämmtlich gedruckt wurden. Die Zahl seiner Schriften, historischen, antiquarischen und philologischen Inhalts, ist sehr groß. Voll Kummer und trüber Ahnungen über die Folgen der französischen Julirevolution für Deutschland starb er am 2. Jan. 1831. — Fr. Christ. Schlosser, geb. am 17. Nov. 1776 in Jever, verbrachte nach zurückgelegten Studien in Göttingen und einer kurzen Lehrthätigkeit in seinem Geburtsort, den größten Theil seines Lebens

in Süddeutschland, zuerst in Frankfurt als Privatlehrer und Gymnasialprofessor, dann seit 1817 als akademischer Lehrer in Heidelberg, wo er am 23. Sept. 1861 starb. Von dem großen Wissen auf allen Gebieten der Geschichte geben außer den universalhistorischen Werken noch zahlreiche Arbeiten Zeugniß, die er theils in dem mit Bercht herausgegebenen „Archiv für Geschichte und Literatur", theils in besonderen Büchern bekannt gemacht hat (Leben des Theodor de Beza und des Petr. Martyr Vermili u. a.). — **K. v. Rotteck**, geb. 18. Juli 1775 zu Freiburg im Breisgau, wo er 1798 die Professur der Geschichte an der Universität antrat, die er dann mit dem Lehrstuhl der Rechts- und Staatswissenschaften vertauschte. Als Mitglied des badischen Landtags war er mit Welcker und Itzstein der Führer der liberalen Partei, deren Ansichten er sowohl in seiner „Allgemeinen Geschichte", einem unter dem deutschen Mittelstande weit verbreiteten Werk, als in vielen andern publicistischen, historischen und juristischen Schriften verkündete. Am einflußreichsten auf die politische Zeitbildung der liberalen Partei wirkten die in Verbindung mit Welcker u. A. herausgegebenen periodischen und encyclopädischen Werke: „der Freisinnige", „Staatslexicon" u. a. Seine politische Wirksamkeit zog ihm mancherlei Zurücksetzungen und Kränkungen von Seiten der Regierung zu. Selbst das Monument, das seine Vaterstadt ihrem am 26. Nov. 1840 gestorbenen Mitbürger errichtete, wurde längere Zeit entfernt. — Arnold Herm. Ludw. **Heeren**, geb. den 25. Oct. 1760 zu Arbergen bei Bremen, wendete als Professor der Geschichte in Göttingen seine Thätigkeit besonders der Erforschung des Alterthums zu, das er, außer in den oben erwähnten „Ideen", durch eine Reihe von Werken („Geschichte der Staaten des Alterthums" u. a.) zu beleuchten gesucht. Auch seine „Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien" enthält manche neue Ansichten und scharfsinnige Entwickelungen. — Fr. Christ. **Dahlmann**, geb. 13. Mai 1785 zu Wismar, wirkte als akademischer Lehrer in Kopenhagen, Kiel, Göttingen durch Vorträge und Schriften über Politik und Geschichte, eine Thätigkeit, die vorübergehend durch seine Enthebung von dem Lehrstuhl in Folge seiner Eidesweigerung bei dem Hannover'schen Verfassungsbruch im J. 1837 (§. 1071) unterbrochen und bald in Bonn fortgesetzt ward. Ueber seine Thätigkeit in der Paulskirche wird später gehandelt werden. Er starb am 5. Dez. 1860, hochverehrt wegen seiner Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit, wie wegen seiner vielseitigen gründlichen Kenntnisse und politisch-historischen Thätigkeit. — Karl Aug. **Varnhagen von Ense**, geb. 1785 zu Düsseldorf, stand schon während seiner Studienzeit in Berlin mit Chamisso, den Brüdern Schlegel, Fichte u. A. in Verbindung. Im Jahr 1809 trat er in österreichische Kriegsdienste und wohnte den Schlachten von Aspern und Wagram bei. Mit Stein, Just. Gruner und den preußischen Patrioten befreundet, nahm er um 1813 Theil an den Befreiungskriegen und zwar im russischen Heer als Tettenborns Adjutant, dessen „Kriegszüge" er auch beschrieben hat. In preußische Dienste als Diplomat eingetreten, begleitete er den Staatskanzler von Hardenberg nach dem Wiener Congreß und später nach Paris. Seit 1819 lebte er ohne Anstellung mit dem Titel eines geh. Legationsraths meistens in Berlin. Seine „Deutsche Erzählungen", „Vermischte Gedichte", „Geistliche Sprüche des Angelus Silesius" u. a. gehören der romantischen Richtung an. Unter seinen „Denkwürdigkeiten" und „Biographien" sind zu merken: „Biographische Denkmale", „Leben des Generals Winterfeldt", „Leben der Königin von Preußen, Sophie Charlotte", Leben des Feldmarschalls Keith", „Hans von Held" und andere mehr. Seine Briefe und Gespräche mit Alexander von Humboldt, nach des Letztern Tod herausgegeben, und seine eigenen Tagebücher, nach seinem Ableben von seiner Nichte L u d m i l l a A s s i n g veröffentlicht, haben durch die scharfen Urtheile über hochgestellte Persönlichkeiten großes Aufsehen erregt und manchen Anstoß gegeben, sind aber zugleich ein werthvolles Schatzkästlein verschiedener interessanter Notizen über Personen und Zustände der jüngsten Vergangenheit.

3. Rechtswissenschaft.

Die philosophische Rechtsanschauung.

§. 1034. Romanisten und Germanisten. Auch die Rechtswissenschaft vermochte sich den allgemeinen Zeitströmungen nicht zu entziehen, wie sehr auch die als Grundlage dienenden Rechtsquellen und Rechtsinstitute einen stationären den Einwirkungen des Zeitgeistes unzugänglichen Charakter an sich zu tragen scheinen. Wenn die Periode der Aufklärung und der Philosophie am Ende des vorigen Jahrhunderts ihr Streben nach Reformen und Neugestaltungen auch im Rechtsleben durch die Vorliebe für systematische Abfassung von Rechtsbüchern kund gab, ein Streben, das in Bayern, Preußen, Oesterreich und anderwärts zur Codification gemeingültiger Landrechte führte und in dem Napoleonischen Gesetzbuch seinen Abschluß und schärfsten Ausdruck fand; so trat zu Anfang dieses Jahrhunderts die Macht der Romantik, der Restauration und Legitimität in der Rückkehr zum Historischen, in der Pietät für das geschichtlich Gewordene, in der Ehrfurcht für die Institute der Vergangenheit zu Tage. Wie also dort die Grundanschauung vorherrschte, „daß die Staatsgewalt als die zum Herrschen bestimmte Ver-

nunft der Gesammtheit und als das Gemeinorgan Aller" die Macht habe, an der Hand der Philosophie den Organismus des gesammten öffentlichen Lebens fest und genau zu bestimmen, somit das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie als Urgrund und Hauptquelle der Staats- und Rechtswissenschaft angesehen ward; so machte sich hier das Bestreben geltend, an der Hand der Rechtsgeschichte aus den römischen, kanonischen und germanischen Rechtsquellen alle lebenskräftigen Elemente, alle bewährten Dogmen, Normen und Institute zu sammeln, zu Nutz und Frommen der Mitwelt zu verwerthen und mit neuen Errungenschaften vermehrt den Nachgebornen zu überliefern. Diese Entwickelung der Rechtswissenschaft stand demnach mit der allgemeinen Zeitrichtung in Uebereinstimmung. Wie die Reformlust der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts überhaupt ihre Quelle und Berechtigung in den verkommenen und ausgelebten Zuständen des Staats und der Gesellschaft hatte und als nothwendiger Kampf der Vernunft gegen verjährte unhaltbare Mißstände aufgefaßt werden muß; so suchte man auch im Rechtsleben und in der Rechtswissenschaft mit den scharfen, einschneidenden Waffen der Vernunft und der Philosophie sich aus der Barbarei zu retten und dem Rechte, das mit uns geboren ist, Geltung zu verschaffen. Die Jurisprudenz war so sehr „in hohlem Formalismus, in pedantischer Geist- und Geschmacklosigkeit, in unfruchtbarer Autoritätenverehrung verknöchert", daß solchen Zuständen und Anschauungen gegenüber die rationalistische Lehre des Naturrechts nicht nur an ihrem Platze war, sondern auch leichtes Spiel hatte. „Das Bestehende erschien so unvernünftig, daß man aus der geistlosen Oede der Gegenwart sich auf das Gebiet der Abstraction rettete, von dem idealen Staat und von dem ewigen gleichen Rechte für alle Menschen träumte, welches man aus dem schlechtverstandenen positiven Recht sich beliebig herausconstruirte."

Neue Wege.

So sehr indessen diese reformatorische Thätigkeit als ein Fortschritt zu betrachten war, so konnte sie in ihrer einseitigen Richtung doch nur als eine Uebergangsstufe gelten. Auf ihrem eigenen Boden wurden die Männer groß gezogen, welche, wie Gustav Hugo (Hugo 1764–1844.) in Göttingen, Heise in Jena, Thibaut in Heidelberg u. A., die auf anderen Gebieten gewonnenen Resultate und Methoden auf die Jurisprudenz anwendend, eine tiefere, gründlichere und geschmackvollere Behandlung des Rechtsstudiums hervorriefen. „Allein alle diese Männer standen noch wesentlich auf dem Boden des alten Rationalismus, und wenn sie auch den Werth der Rechtsgeschichte besser als ihre Vorgänger würdigten, so erblickten sie doch die Aufgabe der Wissenschaft wesentlich in einer philosophirenden Methode, um die Gesetze Justinians mit den Anforderungen des gesunden Menschenverstandes, der natürlichen Vernunft in Einklang zu bringen." Erst die romantische Schule, die neben manchem Krankhaften und Verkehrten viele edle Bestrebungen ins Leben rief, die aus dem Schachte der Vergangenheit so manches edle Metall zu Tage förderte und zur Bereicherung und Verschönerung der Gegenwart verwerthete, zeigte auch in der Jurisprudenz ihre anregende Kraft. Indem sie zu dem kritisch-philosophischen Geist die tiefere historische Forschung hinzufügte und mit empfänglichem Sinn und Verständniß sich in die Natur und Eigenthümlichkeiten der Völker und Zeiten versenkend, (Die historische Rechtsschule.) der geistigen Arbeit früherer Geschlechter nachging und die Begriffe und Anschauungen im rechten Lichte darstellte, bewirkte sie, daß die von dem Geist der Romantik berührten Rechtsgelehrten die Jurisprudenz auf eine höhere Stufe führten. Dies geschah vor Allen durch Friedr. Karl v. Savigny, den (Savigny 1779–1861.) Sprößling eines nach Deutschland übergesiedelten oberlothringischen Rittergeschlechts, der in Frankfurt a/M. geboren, in Marburg, Landshut und Berlin als gefeierter akademischer Lehrer, zuletzt als Staatsmann und Minister wirkend, den ganzen geistigen Aufschwung der Zeit auf die Rechtswissenschaft übertrug und als „Haupt der historischen Rechtsschule" zur Begründung einer neuen Aera in der Jurisprudenz den größten Impuls gab. Nachdem er in der geistvollen Schrift „das Recht des Besitzes" das Vorbild einer echt juristischen Methode aufgestellt, hat er in den beiden Hauptwerken „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" und „System des heutigen römischen Rechts" eine feste Basis für die historische und dogmatische Behandlung dieses Hauptzweiges der Rechtswissenschaft gelegt.

Der Streit über Codification.

Mit dem Falle Napoleons und der Aufrichtung des deutschen Bundes traten neue Ziele und Richtungen in das Staats- und Rechtsleben ein, die sich auch in der Wissenschaft ausprägten. Wenn im Gegensatz zu Thibaut (Thibaut 1772–1840.), welcher in einer berühmten Flug-

schrift: „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland" im Sommer 1814 „so recht aus der vollen Wärme seines Herzens" die Aufstellung eines gemeinschaftlichen deutschen Gesetzbuches des bürgerlichen Rechts dringend empfahl, Savigny in der kleinen Schrift: „Ueber den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" von einem solchen Verfahren abmahnte und nachwies, daß das wahre nationale Recht eines Volkes nicht ein Erzeugniß gesetzgeberischer Weisheit, sondern gleich seiner Sprache, seiner Kunst, seiner gesammten Sitte ein organisches Product des Volksgeistes, der Inbegriff der Rechtsthätigkeit aller Jahrhunderte sei; so kann man in diesem Zwiespalt immer noch die Keime und Wurzeln der alten Doppelrichtung erkennen, aber bereits auf einer Höhe, wo eine Versöhnung und Verständigung ermöglicht und angebahnt war. Beide Anschauungen fußten, wie ihre Vertreter, auf dem Boden umfassender wissenschaftlicher Bildung und Rechtskunde, beide verfolgten eine wissenschaftliche philosophisch-historische Methode, beide strebten nach einem patriotischen Ziel; nur über den Begriff und die Beschaffenheit des höchsten Gutes im Rechtsleben gingen die Ansichten aus einander: ob die Summe des in der Volkssitte, im Gewohnheitsrecht, in den Traditionen und überlieferten Instituten der Nation lebenden Rechtsbewußtseins der höchste Ausdruck des nationalen Rechts, das wahre Ziel und Objekt der Rechtswissenschaft sein solle, oder das Product einer durch das Zusammenwirken von Wissenschaft und Staatsgewalt mit allen Mitteln der Vernunft, Erfahrung und Intelligenz unterstützten gesetzgeberischen Thätigkeit.

Blüthe des römischen Rechts. Es war ein Bürgerkrieg, welcher der Jurisprudenz selbst die besten Früchte eintrug, in dem nur Siege zu feiern, keine Niederlagen zu betrauern waren. Man hatte das Schlachtfeld gemeinschaftlich behauptet, nun brachte man auch die gewonnene Beute gemeinschaftlich in Sicherheit. Man hatte die Waffen kennen gelernt und erprobt, nun benutzte man sie zu weiteren Eroberungen. Diente die Historie mit ihren Hülfswissenschaften, der Kritik und Hermeneutik, der Sprach- und Alterthumskunde zum Beschaffen, Ordnen und Klären des Stoffes, und war man durch eine gesunde wissenschaftliche Methode zu den positiven Resultaten aufgestiegen, so blieb der Vernunft und Philosophie die große Aufgabe, die Ausbeute der geistigen Arbeit, die Ergebnisse sorgfältiger und emsiger Studien für das praktische Leben zu verwerthen. Mit solchen Kräften und Erfahrungen ausgerüstet, bauten nun die Gelehrten an dem mächtigen Tempel der Rechtswissenschaft weiter, und wie sehr auch die Arbeiten auseinander gingen und sich ins Einzelne verliefen, sie verloren den Grundriß, die Arbeitsregeln und die Ziele nicht aus dem Auge. Hatten Savigny und Thibaut verschiedene Ansichten über die Aufgabe der Zeit in Betreff der gesetzgeberischen Thätigkeit, so waren beide unermüdlich bestrebt, durch akademische Vorlesungen wie durch Schriftwerke das römische Recht zu erklären, an der Geschichte seiner Entstehung, seiner Entwickelung, seiner Vollendung, seiner Macht und Bedeutung zu allen Zeiten die Methode der Rechtsbildung darzuthun, und an den einzelnen Bestimmungen der Pandekten für alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens ein juristisches Urtheil über alle Beziehungen des Privatrechts zu schaffen. Einen edlen Mitbewerber hatten die Häupter der Romanisten an dem erwähnten Historiker Niebuhr, „dessen durchdringender, von dem reichsten lebendigen Wissen unterstützter Forschungstrieb nicht nur über die innere Entwickelung der römischen Zustände ein unerwartetes Licht verbreitete, sondern auch vermittelst der dadurch angeregten Methode auf dem ganzen Gebiete der historischen Wissenschaften im In- und Auslande die fruchtbarsten Wirkungen hervorgebracht hat." In die Fußstapfen der Häupter traten jüngere Männer, welche auf derselben Bahn fortschreitend den errungenen Schatz wahrten und mehrten, in zahlreichen Hand- und Lehrbüchern die Geschichte des römischen Rechts durch alle Perioden darstellten und den im Corpus juris enthaltenen Rechtsstoff nach eigenen Systemen ordneten und beleuchteten, oder einzelne Lehren und Rechtsfragen in besonderen Abhandlungen erläuterten. So wirkte in Heidelberg Thibauts Nachfolger auf dem Lehrstuhl des römischen Rechts K. A. v. Vangerow, ein bis zu seinem Tode (10. Okt. 1870) in ganz Deutschland hochgefeierter Romanist; so förderten in Bonn Ed. Böcking und Ferd. Walter, in Leipzig K. G. v. Wächter die römische Rechtskunde im Geiste Savigny's und Niebuhrs; so bereicherten in Berlin G. Fr. Puchta († 8. Jan. 1846), F. L. Keller († 12. Sept. 1860) und Bethmann-Hollweg († 1877), in Gießen und Wien Ihering, in München und später in

Heidelberg und Leipzig **Windscheid**, an andern Orten andere Professoren das juristische Wissen durch geistreiche Arbeiten über Geschichte und Dogmatik und verbreiteten Licht und Leben über das gesammte weite Gebiet des römischen Rechts.

Und nicht blos das römische Recht nahm unter den Händen und durch den Einfluß dieser Männer einen mächtigen Aufschwung, auch das **germanische Recht** gewann durch eine wissenschaftliche Behandlung an Umfang und Tiefe. Schon im achtzehnten Jahrhundert hatte man das deutsche Recht von dem römischen abgelöst und zu einer selbständigen Disciplin erhoben, und der gelehrte **Pütter** machte bereits den Versuch, ein gemeines deutsches Privatrecht aufzustellen. Aber erst das durch die romantische Schule geweckte Interesse für die historische Vergangenheit und das Geistesleben des Mittelalters führte auch zu genauerer Erforschung der deutschen Rechtsinstitute. Nachdem zuerst **Biener** ein durch Genauigkeit und Quellenstudium ausgezeichnetes Werk über die Geschichte des deutschen Rechts begonnen aber nicht vollendet hatte, begründeten **K. Fr. Eichhorn**, welcher mit Savigny und Göschen die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" leitete, durch sein umfassendes Werk „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" und **Jacob Grimm**, gleichfalls ein Freund und Schüler Savigny's, durch die „Deutschen Rechtsalterthümer" eine neue Periode in der Auffassung und Behandlung des deutschen Rechts. Während der letztere in die Tiefe des deutschen Volkslebens hinabsteigend Alles sammelte und verwerthete, worin das Rechtswesen mit der Sitte, der Sprache und dem Gemüthsleben zusammenhängt, hat Eichhorn mit juristischer Methode den reichen Stoff nach wissenschaftlicher Eintheilung und Ordnung systematisch dargestellt, die rechtshistorischen Forschungen auf die geschichtliche Begründung der vorhandenen Einrichtungen und des jetzt geltenden Rechts hingelenkt und durch Beispiel und Anregung dem germanischen Rechtsstudium einen mächtigen Impuls gegeben. Seitdem zeigte sich ein großer Eifer und ein warmes vaterländisches Interesse für die Erforschung des deutschen Rechtslebens, die sich theils in der mit großer Sorgfalt und kritischer Schärfe veranstalteten Herausgabe der Quellen, theils in der Bearbeitung der Rechtsgeschichte sowohl des gesammten Reichs als einzelner Territorien, theils in der Abfassung von Lehrbüchern des deutschen Privatrechts, wie von **Mittermaier**, **R. Maurenbrecher**, **Gerber** u. A., kund gaben, theils in den gründlichen und eingehenden Untersuchungen über einzelne Punkte zu Tage traten, wodurch mitunter ganz neue Anschauungen gewonnen und viele dunkle Seiten des Geschichtslebens aufgehellt wurden. Wie Niebuhrs historische Arbeiten die Kenntniß des römischen Rechts wesentlich förderten, so die oben erwähnten geschichtlichen Forschungen und Sammelwerke von **Waitz**, **Pertz**, **Wattenbach**, **Giesebrecht** u. A., denen die rechtsgeschichtlichen Arbeiten von **Stobbe**, **Homeyer**, **Albrecht**, **Beseler**, **Philipps**, **Walter**, **Zoepfl** u. A. ergänzend zur Seite traten, das Studium des deutschen Rechts. Vor Allen hat Waitz einen folgenreichen Weg eingeschlagen, „indem er die älteste Zeit nicht aus sich selbst zu erklären suchte, sondern jedes einzelne Verhältniß mit beständiger Berücksichtigung der späteren Entwickelung feststellte. Unter der jüngeren Generation nimmt Herm. **Schulze** (Preußisches Staatsrecht) in der Literatur des Staatsrechts eine hervorragende Stelle ein.

Das germanische Recht.

Pütter 1725—1807.

Biener 1748—1828

Eichhorn 1781—1854.

§. 1035. **Staatsrecht und Politik.** Diese mit nationalem Sinn und Vaterlandsliebe unternommenen und gepflegten Studien kamen nicht minder dem Privatrecht als dem **Staatsrecht** zu gute, daher in diesem Theile der Jurisprudenz wie in der ganzen Behandlung der Staatswissenschaft gleichfalls eine doppelte Richtung, eine historisch-positive und eine philosophisch-politische hervortrat. „Die letztere hatte die von Frankreich herübergekommene Theorie des Staatsvertrags zum Ausgangspunkt, die andere die noch auf dem Feudalismus ruhende Verfassung des deutschen Reichs." Das Staatsrecht, das zunächst an die bestehenden öffentlichen Verhältnisse gewiesen ist, steht am meisten unter dem Einfluß der Zeitideen und der geschichtlichen Ereignisse. Es war daher natürlich, daß die von **Pütter** und seiner Schule befolgte Behandlungsweise, welche das alte Reichsstaatsrecht zur Unterlage hatte, mit der Auflösung des deutschen Reiches ein Ende nahm. Die Macht der Ereignisse und der Widerstreit der Anschauungen gegenüber der französischen Revolution und ihren Doctrinen machte sich nunmehr auch in den Lehren von Staat und Staatsrecht geltend. Nachdem zunächst die Philosophie, besonders der **Idealismus Fichte's**, nach Rousseau's Vorgang die Begriffe von Staat und

gesellschaftlichem Zusammenleben theoretisch festzustellen gesucht hatte und ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit zu Resultaten gelangt war, die gleich dem französischen Politiker einen angeblichen Staatsvertrag als das rechtliche Band aller staatlichen Gemeinschaft statuirten, zugleich aber dem Staatsorganismus eine Macht beilegten, welche die Keime des Absolutismus in sich trug; gingen unter den Einflüssen der zeitgeschichtlichen Ereignisse und der historisch-romantischen Restaurationsideen die politischen und staatsrechtlichen Anschauungen und Systeme weit aus einander. Von republikanischen, auf dem Grundsatze der Volkssouveränetät und des Gesammtwillens beruhenden Staatsgrundsätzen schreckten die Vorgänge in Frankreich ab: seit Burke und Gentz galt das conservative Erhaltungsprincip als die Seele der Staatsweisheit, wozu sich dann im Laufe der Zeit die Lehre von der heiligen Macht der Legitimität gesellte. In der Rheinbundsperiode entwickelte sich die Staatsidee philosophisch und praktisch im Sinne eines gesteigerten Monarchismus, „die Omnipotenz des Staats oder des Souveräns galt als Dogma". Nach dem Wiener Congreß und insbesondere seit der Julirevolution wurde die gemischte oder Repräsentativ-Verfassung, die auf Englands Boden erwachsen und ausgebildet als Constitutionalismus oder Parlamentarismus allmählich in allen germanischen Staaten Eingang fand, die vorherrschende Staatsform, zu deren Vertheidigung oder Bekämpfung die bedeutendsten Staatsrechtslehrer ihre geistigen Waffen führten. Demgemäß lassen sich die Werke über Staatsrecht und Politik, so sehr auch die einzelnen Theorien in einander überspielen oder an den Enden sich berühren mögen, unter drei Gesichtspunkten zusammenfassen: Während Klüber, „der Taufzeuge des deutschen Bundes", aus Pütters Schule hervorgegangen in seinem „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts" den historischen Standpunkt einhielt, dabei jedoch auch den Staatstheorien des Jahrhunderts Geltung angedeihen ließ, wirkten die mehrfach erwähnten Staatsrechtslehrer K. v. Rotteck und K. Th. Welcker in Reden und Schriften für Ausdehnung der Volksrechte und der individuellen Freiheit gegenüber der Staatsgewalt und ihren Organen, jener mehr im Geiste Kants das Vernunft- und Naturrecht verkündigend und mehr für die Rousseau'sche Idealdemokratie als für die constitutionelle Monarchie begeistert; dieser mehr auf philosophisch-historischem Weg einen auf Vernunft, Willensfreiheit und Geschichte gegründeten Rechtsstaat anstrebend, dessen Zweck er „in der möglichsten Erreichung der Tugend und Humanität und durch sie der Glückseligkeit Aller" erblickt, und dem modernen Repräsentativstaat mit der Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente den Vorzug gebend. Im Gegensatz zu diesen Vorkämpfern des Liberalismus kam Karl Salomo Zachariä, in seinem Hauptwerk: „Vierzig Bücher vom Staat" und in andern staatswissenschaftlichen Schriften zu der Ansicht, daß die Machtvollkommenheit (Souveränetät) nicht dem Volke, sondern dem Staatsherrscher zustehe und wurde, wenn auch nicht unbedingt dem Absolutismus huldigend, doch ein Fürsprecher monarchischer Machtfülle, umgeben von strengen Rechtsformen, und ein Gegner demokratischer Volksregierung. Ein geistreicher, mit großen Kenntnissen ausgerüsteter Universitätsprofessor, übte Zachariä durch Vorträge und Schriften eine bedeutende Wirksamkeit in der Nähe und Ferne. Er war neben Thibaut, Vangerow, Mittermaier u. A. eine der Säulen der Heidelberger Juristenschule. Sein Nachfolger war Robert v. Mohl, welcher in einer Reihe von Werken, worunter die „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" den ersten Rang einnimmt, den Zwiespalt der Ansichten über die philosophische und historische Auffassung des Staats und seiner Aufgaben dadurch auszugleichen bemüht war, daß er mit kritischer Schärfe zunächst die in der vorhandenen Literatur niedergelegten Ideen und Lehren über die politischen Wissenschaften zu ergründen und in ihrer Bedeutung darzustellen suchte. Sein Werk „ist ein unentbehrliches Hülfsmittel der Orientirung in den verirrlichen Anlagen und Pflanzungen der Staatswissenschaften. Eine so reiche Bücherkenntniß, eine so vielseitige Belesenheit auf dem ganzen Gebiet der Staatswissenschaften ist wohl noch nie dagewesen." Als er in den praktischen Staatsdienst eintrat, erhielt seine Lehrkanzel einen würdigen Nachfolger in J. C. Bluntschli, dem Verfasser des „Allgemeinen Staatsrechts und der Politik" u. a. W. und dem Mitherausgeber des „Staatswörterbuchs". Der Geburt nach der Schweiz angehörend, welcher auch seine ersten Studien gewidmet waren („Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich") hat er in der Folge

Klüber 1762—1837.

Welcker 1790—1869.

Zachariä 1769—1843.

Mohl 1799—1875.

Bluntschli 1808—1881.

der Entwickelung des deutschen Volkes in religiösen wie in staatsrechtlichen Dingen mit warmer Hingebung seine männliche Kraft und Thätigkeit geweiht.

Während der Restauration und der heiligen Allianz widmete eine Anzahl französischer und deutscher Staatsrechtslehrer ihre Feder dem monarchisch-aristokratischen Regierungssystem mit hierarchisch-feudalen Grundlagen, das sie von „Gottes Gnaden" herleiteten. Wir kennen bereits die Führer dieser krankhaften Reactions- und Restaurationstheorien, einen Bonald, de Maistre u. A. Auch von den deutschen Vorfechtern jener verderblichen und unwürdigen Rückschrittspolitik, welche unter Metternichs Schutz und Gunst der Freiheit, den Volksrechten und allen Errungenschaften der Revolution mit den Waffen mittelalterlicher Scholastik entgegentraten, dem Schweizer Ludw. v. Haller, dem Berliner Adam Müller, ist schon die Rede gewesen. Der romantischen Schule in ihren äußersten verschrobenen Consequenzen angehörend, sahen sie in der Rückkehr zur hierarchisch-feudalen Monarchie des Mittelalters den Anker der Rettung gegen die Wogen des revolutionären Geistes, der das Volk zur Theilnahme und Mitwirkung am öffentlichen Leben beiziehen wollte. Den ersten Abfall zur Sünde wider den heiligen Geist ihrer Doctrinen erblickten sie in der Reformation, daher sie auch, wie ihre Gesinnungsverwandten auf andern Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sich in den Schooß der katholischen Kirche flüchteten. Hallers Hauptwerk: „die Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegengesetzt"; und Müllers politische Schriften: „Elemente der Staatskunst" und „von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaft" waren lange das Evangelium der feudalen und reactionären Partei in Preußen und anderen deutschen Staaten. Verwandt mit dieser Richtung, nur die Consequenzen minder grell hervorkehrend und zu dem orthodoxen Eifer noch die Waffen der Wissenschaft fügend, ist der erwähnte Historiker Heinr. Leo in Halle, welcher den Staat als ein „Kunstwerk göttlichen Ursprungs" betrachtet und in leidenschaftlichem Hasse gegen die Revolution „das Reich der Hölle auf Erden" als Führer der „Königstreuen" der eifrigste Vertheidiger ward „jener wunderlichen Mischung aus jüdischer Theokratie, straffer militärischer Zucht, lehensmäßiger Oberherrlichkeit über die kleinen Herrn, vererbtem Absolutismus und modernen Gelüsten, aus welchen Elementen nach den Ansichten einer am Hofe und in der Beamtung einflußreichen Partei die preußische Königskrone zusammengesetzt ist". Der entschiedenste und geistreichste Vertreter aber dieser theologisirenden Rechts- und Staatsphilosophie ist Friedr. Jul. Stahl, ein zur lutherischen Kirche übergetretener Israelite, welcher als akademischer Lehrer zuerst auf den bayerischen Universitäten, dann in Berlin eine bedeutende Wirksamkeit hatte. Ein Mann von Geist, Scharfsinn und Redegabe, verstand er es vor Allen, „die Tendenzen der königlichen Romantik und die Ansprüche des ritterschaftlichen Adels in wissenschaftliche Formeln zu fassen und mit dialektischer Gewandtheit die Blößen der Gegner darzulegen". Durch seine „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" wurde Stahl der Begründer einer Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung, welche sich in den höheren Kreisen einer besonderen Gunst erfreute. „Ueberzeugt von der Richtigkeit und Gefährlichkeit der ganzen auf die Autorität der hochmüthigen Vernunft basirten neueren Philosophie, fordert er Umkehr der Wissenschaft zum Glauben an die geoffenbarte Wahrheit der christlichen Religion, und verlangt die Erneuerung jener ungetrübten Einheit von Theologie und Philosophie, wie sie im Mittelalter Thomas von Aquino dargestellt hat". Ihm ist der Staat nur in monarchischer Form denkbar, das göttliche Recht des legitimen Herrschers gilt ihm als das höchste Rechtsprincip. — Auch der katholische Professor Ferd. Walter in Bonn († 1879) hat in seinem „Naturrecht und Politik" den christlichen Standpunkt für seine Staatslehre gewählt; doch vermied er den zelotischen Eifer der Ultramontanen wie die aufregende Schärfe Stahls.

Stahl 1802–61.

Bei diesem Widerstreit der Meinungen, bei dieser Zerfahrenheit der Richtungen ist es erfreulich, auch solchen Bestrebungen zu begegnen, welche auf gesundem Boden erwachsen und erwärmt vom Sonnenlichte der Humanität mit den belebenden Strahlen echter philosophischer und historischer Bildung den Staat als einen lebensvollen Organismus auffaßten, in welchem alle menschlichen Kräfte zur Thätigkeit kommen und durch

ihr Zusammenwirken und Ineinandergreifen die rechte Harmonie und die wohlthätige Bewegung begründen sollten, welche das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwickelung zu fördern vermöchten. Dies geschah am nachdrücklichsten durch Wilh. von Humboldt und Dahlmann. Der erstere, ein Gesinnungsgenosse und Mitarbeiter Steins auf dem praktischen Felde der Politik in der schweren Uebergangszeit aus der Napoleonischen Machtherrschaft zu den stillen Tagen der landesväterlichen Fürsorge unter der Aegide der heiligen Allianz, und im Umgang mit Schiller und Goethe auf der Höhe der Bildung und der Gesellschaft sich bewegend, hat die philosophischen Ideen mit den Erfahrungen der Geschichte zu verbinden gesucht, um eine den Zeitbedürfnissen entsprechende Staatsform zu schaffen. Ausgehend von der Maxime, „daß neue Maßregeln und Einrichtungen im Staate an schon vorhandene geknüpft werden müssen, damit sie als heimisch und vaterländisch im Boden Wurzel fassen können", wollte er mit der Wiederherstellung der alten ständischen Verfassung den Grundbau zu einer neuen Verfassung in der preußischen Monarchie legen, „die liberalen Ideen mit den conservativen Interessen versöhnen". Wenn auch die Früchte seiner Bemühungen durch den Winterfrost der Reaction zu Grunde gingen, seine politischen Anschauungen werden mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten fortleben. F. C. Dahlmann hatte sich frühe durch seine praktische Thätigkeit wie durch seine historischen Studien gewöhnt, „die Begründung des Rechts in der Geschichte zu erkennen" und in seiner Schrift: „Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt", wovon nur der erste Band erschienen ist, ein Werk geschaffen, das sowohl durch die historische Methode und durch den Adel seiner Grundgedanken als durch den sittlichen Ernst, womit es die festen und ehrwürdigen Formen der Rechtsordnung mit den Bedürfnissen und Regungen der Volksfreiheit in Harmonie zu setzen suchte, allgemeine Anerkennung fand. Dahlmann, wie sein geistesverwandter Nachfolger Georg Waitz in seinem Buch „Grundzüge der Politik" stehen auf dem Boden der constitutionellen Monarchie, als deren Vorbild beiden die Parlaments-Verfassung Englands gilt. Das Wesen, die Entstehung und Fortentwickelung dieser Verfassung nach allen Seiten geschichtlich beleuchtet zu haben, ist das Hauptverdienst des historisch und philosophisch gebildeten Professors und Parlamentsredners in Berlin Rud. Gneist in seinem umfassenden Werk „über das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht".

[Margin: W. v. Humboldt 1767–1835.]

[Margin: Gneist geb. 1816.]

§. 1036. Prozeß- und Strafrecht. Der Wetteifer und gelehrte Streit zwischen der philosophisch-praktischen und der historisch-restaurirenden und conservirenden Schule, von denen jene in dem „Archiv für die civilistische Praxis", diese in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" lange Zeit ihr einflußreiches Organ hatte, kam auch den andern Zweigen der Jurisprudenz zu Statten, so daß sowohl das Prozeß- und Strafrecht, als das Völker- und Kirchenrecht eine Umgestaltung erfuhren und daß durch den kräftigen Aufschwung, den das gesammte juristische Studium nahm, die Rechtspflege und Rechtswissenschaft nach allen Seiten mächtig gefördert und gehoben wurden. Wenn die rationalistisch-philosophische Behandlung des Strafrechts und Strafprozesses, welche noch während des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts die Herrschaft behauptete, durch die Aufstellung neuer Strafrechtstheorien im Geiste der Humanität und Aufklärung die Härten früherer Zeiten zu mildern, das Veraltete und Ueberlebte zu beseitigen oder zu reformiren bemüht war; so suchte man jetzt auf allen Seiten brauchbare Institute der Vergangenheit ins Leben zurückzuführen, die Theilnahme geschworner Beisitzer bei den Gerichtsverhandlungen und ihre Mitwirkung bei der Rechtsfindung allgemeiner zu machen, die Rechtspflege anderer Völker für die deutsche Nation zu verwerthen; bis endlich durch die Vereinigung geschichtlicher Erfahrung und philosophischer Speculation unter dem Einfluß der Humanität und der fortschreitenden Gesammtbildung eine Gerichtspraxis und ein Strafverfahren ins Leben traten, welche einerseits die Forderungen der Gerechtigkeit zu erfüllen und die Sicherung des gemeinen Friedens und gesellschaftlichen Zusammenlebens zu befestigen, andrerseits aber auch den Geboten der Menschlichkeit, des gesteigerten Culturlebens und der individuellen Freiheit Rechnung zu tragen beflissen waren. Ist es hauptsächlich dem Einfluß der Rechtswissenschaft zuzuschreiben, daß bei dem Straf-

prozeß oder peinlichen Gerichtsverfahren alle Mittel und Wege zugelassen werden, welche zur vollen und wahren Erkenntniß des Criminalfalles, zur Eruirung der Schuld oder Unschuld des Angeklagten ohne allen Zwang oder Ueberredungskunst führen können; daß bei der Vertheidigung alle aus den äußeren Verhältnissen oder dem inneren Seelenleben herfließenden Gründe zur Rechtfertigung oder zur Minderung der Schuld in Anwendung kommen; daß bei dem Zeugenbeweis und dem ganzen Justizverfahren Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und unparteiisches Urtheil durch Geschworene fast allgemein und einstimmig als der Zeitbildung und der Gerechtigkeit entsprechend angesehen und in Uebung gesetzt ward; so war die Rechtswissenschaft nicht minder bemüht, die Regierungen zur Verbesserung der bestehenden Gesetze, zur Abfassung neuer Rechtsbücher zu bewegen und für eine Strafart der Verbrechen zu wirken, welche weniger die alte Vergeltungslehre oder die Abschreckungstheorie ins Auge faßte als die Reue und Besserung des Verurtheilten, welche die Sicherheit der Staatsgesellschaft weniger in dem gewaltsamen Ausreißen eines ungesunden Gliedes als in der Heilung desselben zu erreichen suchte. Die Besserungsanstalten mit Einzelhaft, mit nützlicher Beschäftigung, mit Unterricht und religiöser Belehrung; die Einführung der Schwurgerichte; die Vervollkommnung der Rechtspraxis durch scharfbegrenzte Begriffsentwickelung; der in manchen Staaten siegreich durchgeführte Kampf gegen die Anwendung der Todesstrafe, diese und andere Errungenschaften zeugen von der heilsamen Wirksamkeit der verbesserten Criminaljustiz und von dem wohlthätigen Einfluß einer zugleich nach Gerechtigkeit und Humanität strebenden Strafrechtswissenschaft. Auf allen deutschen Universitäten wirkten namhafte Rechtsgelehrte in diesem Sinne; und wenn sie auch über manche Grundsätze verschiedener Ansicht waren, wenn auch in der Methode oder in der Anwendbarkeit dieser oder jener Reformen des Gerichts- und Strafverfahrens ihre Wege auseinander gingen; die großen Errungenschaften der Cultur und Humanität, die sich auf allen Lebensgebieten geltend machten, die Fortschritte in der Anschauung menschlicher Würde und Rechte, die Achtung vor jedem Einzelleben konnten auch vor dem richterlichen Forum, im Strafrecht und in der Gesetzgebung nicht verläugnet oder unterdrückt werden. Unter den zahlreichen Männern, die in Rede und Schrift für Ausbildung und Veredlung des Prozeß- und Strafrechts ihre ganze Kraft und Geistesthätigkeit einsetzten, stehen die Namen Feuerbach, Grolman und Mittermaier in erster Linie. P. J. A. v. Feuerbach, geboren am 14. Nov. 1775 in Jena, gest. den 29. Mai 1833 auf einer Badereise in Frankfurt a. M., hat als akademischer Lehrer in Jena, Kiel, Landshut, durch Vorträge und Lehrbücher, als praktischer Jurist im bayerischen Staatsdienst bei der Abfassung des Strafgesetzbuches wie in hohen richterlichen Stellungen, trotz aller juristischen Strenge in der Strafrechtstheorie, philosophischen Geist und Scharfsinn, Achtung vor individueller Freiheit und eine ungemeine allseitige Bildung bewährt. Aehnlich an Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Lebensgang, wenn auch in Ansichten und Prinzipien vielfach abweichend war Karl v. Grolman, welcher, gleichfalls die juristische Lehrkanzel in Gießen mit dem praktischen Staatsdienst vertauschend, als hessen-darmstädtischer Minister starb, nachdem er die juristische Literatur mit namhaften Werken über den Code Napoleon und verschiedene Gebiete des Rechtslebens bereichert, und C. J. A. Mittermaier, geb. am 5. Aug. 1787 zu München, gestorben als vieljähriges Mitglied der berühmten Juristenfacultät in Heidelberg am 28. Aug. 1867, hat die Grundsätze der Humanität, der Toleranz und der Menschenliebe im Leben wie in seinen Schriften und Vorträgen an Tag gelegt und die großen Kenntnisse, die ihm eine umfassende Gelehrsamkeit lieferte, und die reichen Erfahrungen, die er auf weiten Reisen im Auslande gesammelt, zum Wohle des Vaterlandes und zum Nutzen der Menschheit zu verwerthen gewußt. Neben ihnen entwickelte K. G. v. Wächter aus Würtemberg sowohl als Universitätsprofessor in Tübingen und Leipzig, wie als praktischer Jurist in Ständeversammlungen und auf Reichstagen und als Präsident des Oberappellationsgerichts in Lübeck eine bedeutende Wirksamkeit auf allen Gebieten der Rechtskunde.

Feuerbach 1775–1833.

Grolman 1775–1829.

Mittermaier 1787–1867.

Wächter 1797–1880.

§. 1037. Kirchenrecht und Völkerrecht. Das Interesse für das historische Rechtsstudium kam auch dem Kirchenrecht zu statten. Wenn man in früheren Jahrhunderten die gesammte Jurisprudenz nach dem weltlichen und geistlichen Recht schied, so

ist in unsern Tagen das letztere gegenüber dem ersteren bedeutend zurückgetreten und kommt gegenwärtig wesentlich nur noch als eigentliches kirchliches Recht in Betracht. Auch hat durch die Reformation ein beträchtlicher Theil des kanonischen Rechtsbuches seine Geltung für die protestantischen Länder verloren. Je mehr das Band, welches im Mittelalter die Staaten an die allgemeine Kirche knüpfte, gelockert und gelöst ward, je mehr der moderne Staat alle ethischen Kräfte, alle menschlichen Beziehungen in sein Bereich zog, desto mehr mußte sich das Forum der rein kirchlichen Gerichtsbarkeit in engere Grenzen einschränken, desto mehr suchte der Staat alle gemeinsamen Gebiete für seine eigene Jurisdiction zu erobern und die geistlichen Organe auf das Religiöse und Kirchliche zu verweisen. Das allgemeine Kirchenrecht verlor daher immer mehr Boden; die kirchlichen und religiösen Angelegenheiten wurden in den einzelnen Staaten und Ländern durch besondere Bestimmungen auf dem Wege der Gesetzgebung und Verordnung oder durch Concordate und Conventionen mit dem päpstlichen Stuhl geregelt. Die Arbeiten über das Kirchenrecht, unter denen von Seiten der Katholiken das Lehrbuch von Ferd. Walter in Bonn, von Seiten der Protestanten die Werke von Eichhorn und von A. L.
Richter 1808–1864. Richter in Berlin sich einer besonderen Anerkennung erfreuten, haben daher mehr eine wissenschaftliche als praktische Bedeutung. Alle wichtigen Fragen, alle streitigen Fälle von zweifelhafter Natur fallen entweder unter das Landes-Staatsrecht oder sie beruhen auf besonderen Abkommen mit dem päpstlichen Stuhl, für welche von diesem der Charakter völkerrechtlicher Verträge in Anspruch genommen wird. Dieses sogenannte Völkerrecht aber, das gleichfalls einen Zweig der wissenschaftlichen Jurisprudenz bildet, ist mehr das Resultat solcher Formen und Zugeständnisse, welche die fortschreitende Cultur, der gesteigerte Verkehr zwischen den einzelnen Staaten und Nationen, die Anerkennung allgemeiner Menschenrechte bei Freund und Feind geschaffen und geheiligt hat. Durch Errichtung von Gesandtschaften und Consulaten und durch Aufstellung gemeingültiger Rechtsprinzipien suchte man die Angehörigen fremder Staaten gegen Gewalt und Unrecht sicher zu stellen, die Geschäfte der Industrie und des Handels zu schützen und den verderblichen Wirkungen des Kriegs Schranken zu setzen. Die Aufstellung eines allgemeinen Völkerrechts kann jedoch erst einer Zeit zufallen, wo die cultivirte Menschheit, in Völkerfamilien gegliedert, zu einer allgemeinen Conföderation vereinigt sein und ein ewiger Friedenszustand, wenn auch nicht nach den utopischen Träumen der Schwärmer oder Philanthropen, wohl aber unter der Gesammtgarantie aller Regierungen aufgerichtet werden wird. Dann wird das allgemeine Völkerrecht, das jetzt nur, wie gewisse gesellschaftliche Formen und Anstandsregeln, als die Summe von gemeingültigen Sittengeboten und Humanitätsgesetzen Anerkennung findet, den Charakter eines völkerbindenden Staatsrechts annehmen, das in der christlichen Ethik, in der europäischen Cultur, in dem Gesammtgefühl und Gesammtbedürfniß aller civilisirten Völker und in dem der Menschenbrust inwohnenden Friedensgebot seine Quelle und seine Wurzeln hat und alle Störungen dieses Friedenszustandes, alle Durchbrechung der Rechts- und Sittengebote vor einem allgemeinen europäischen Areopag mit den Waffen des Geistes nach dem ewigen göttlichen Rechte verhindern wird. — Ueber die wissenschaftliche Pflege der Nationalökonomie in Deutschland s. §. 1137 b.

4. Pädagogik.

Pädagogik. §. 1037 b. Seit Pestalozzi (§. 859) nach den im vorigen Jahrhundert neugewonnenen Prinzipien den Elementarunterricht reorganisirt und dem Schullehrerstande seinen eigentlichen Standesgeist eingehaucht hatte, ist es in Deutschland immer allgemeinere Ueberzeugung geworden, daß allein durch verbesserte Volkserziehung der rechte Grund gelegt werden könne, um politische und sociale Schäden zu heilen und den Nachkommen eine bessere Zukunft zu sichern. Zu keiner Zeit waren die pädagogischen Fragen so im Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen und Interessen der Nation gestanden; nie war man überzeugter davon, daß das Schicksal eines Volks, seine Blüthe und sein Verfall in letzter Instanz von der Erziehung abhänge, welche seiner Jugend zu Theil wird. In Staat und Kirche, in der Philosophie und Poesie, ja selbst in den Staats- und Kriegs-

wissenschaften machte sich dieser Punkt in seiner allbedingenden, übergreifenden Wichtigkeit je länger, desto mehr geltend. Aber auch eine eigene pädagogische Literatur und Fachgelehrsamkeit hat sich gebildet, deren Produkte schon um die Mitte des Jahrhunderts fast ins Unübersehbare angeschwollen waren und seither noch fortwährend anwachsen.

Ihren wichtigsten Anstoß hat die Bewegung auf dem Gebiet des Unterrichts- und Erziehungswesens ohne Frage von Seiten der Philosophie erhalten, deren hervorragendste Vertreter von Anfang an lebhafte Theilnahme für diese Seite der gesellschaftlichen Aufgabe an den Tag legten. Wie einst Kant eine Zeit lang das Heil der Welt von der pädagogischen Reform Basedow's erwartet hatte, so war Fichte begeistert für Pestalozzi. Jener baute, den Grundsätzen seines Systems zufolge, Alles auf die moralische Erziehung, welche den Kindern bei Zeiten die richtigen Gründe begreiflich machen und sie lehren solle, das Gute um seiner selbst willen zu thun. Systematische Darstellungen der Erziehungskunst in dieser Richtung gaben Niemeyer, Schwarz, Stephani, Greiling u. A. In fast noch strengerer Weise forderte der Andere eine Erziehung, welche an die Stelle der selbstsüchtigen Motive die unbedingte Liebe zum Guten setzt und den Zögling gewöhnt, sich als ein dem Ganzen verpflichtetes Glied in der Kette vernünftiger Wesen zu wissen. Diesem Gedanken gab Fichte dann in den „Reden an die deutsche Nation" eine politische Wendung, indem er in einer strammen Nationalerziehung nach antikem Vorbild das einzige Mittel, „die Menschheit auf ihre eigenen Füße zu stellen", erblickte. Auch aus dieser Schule einer abstracten, aber charaktervollen Pädagogik gingen Theoretiker hervor, wie Ritter, Sauer, Johannsen u. A. Auch von Schelling, wiewohl er sich unmittelbar höchstens in seinen „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" der Pädagogik genähert hat, gingen doch bedeutende Anregungen aus, wie die Namen J. J. Wagner, Blasche und vor Allem Graser bezeugen. Eingehender hat sich Hegel mit diesen Fragen beschäftigt; ihm ist der Mensch, was er ist, erst durch Erziehung und Bildung, die ihn zum Abstreifen seiner Zufälligkeiten und Besonderlichkeiten, zum Wissen und Wollen des Allgemeinen bringen soll. Von diesem Standpunkte aus ist sowohl das System der Erziehungskunst selbst durch Rosenkranz als auch besonders die Gymnasialpädagogik von Deinhardt, Kapp, Thaulow bearbeitet worden, während Emil Anhalt sich der Theorie des Volksschulwesens zuwandte. Sehr tiefgreifende Wirkungen hat neben Hegel in seinen „Vorlesungen über Pädagogik" auch Schleiermacher geübt, z. B. durch seine idealistischen Ansichten über die Strafen und seine unbedingte Polemik gegen alle Körperstrafen. Während er sich übrigens noch ganz von philosophischen Prinzipien leiten läßt, haben Theologen wie der katholische Dursch und der protestantische Palmer, das System der Pädagogik auf Voraussetzungen von dogmatischer Natur auferbaut. Am förderlichsten aber haben in neuerer Zeit diejenigen Philosophen in die Erziehungswissenschaft eingegriffen, welche dieselbe auf rein psychologischer Unterlage durchzubilden versuchten. Die hier in Betracht kommenden Hauptrichtungen führen sich auf die Namen Herbart und Beneke zurück. Jener, der Nachfolger Kants auf dem Königsberger Katheder, ist von der Pädagogik erst zur Philosophie übergegangen und hat zuerst über Pestalozzi geschrieben, dann eine ganze Reihe pädagogischer Werke verfaßt. In strenger Verfolgung seines Begriffs von der menschlichen Seele als einem schlechthin einfachen Wesen, welches die von Außen es treffenden Affektionen mit Vorstellungen beantwortet, sucht er die ursprünglichen Thatsachen der inneren Erfahrung auf, um aus ihnen alle zusammengesetzten Erscheinungen des geistigen Lebens zu begreifen und endlich den Zweck der Erziehung in einer, der sittlichen Charakterbildung untergeordneten „gleichschwebenden Vielseitigkeit der geistigen Interessen" zu finden. „Alle müssen Liebhaber für Alles, Jeder muß Virtuose in Einem Fache sein": Dies sein berühmtester Kanon. Während Kant, Fichte, Schleiermacher, Rosenkranz das Ziel der Erziehung mehr in das Gemeinsame verlegen, dem der Zögling einzubilden und einzuverleiben ist, gehört es zum wesentlichen Charakterzug der bedeutenden pädagogischen Schule, die sich an Herbart anschloß, den Menschen zunächst als Einzelwesen zu fassen und den Zweck der Erziehung nie außerhalb des Zöglings zu verlegen. Dieser Richtung gehören an Mager, Miguel, Kern, Rothert, ganz besonders aber Ziller und Allihn, Theodor Waitz und Stoy. Einen anderen Versuch in ähnlicher Richtung machte F. E. Beneke, dessen als reine

Schule Kant's.

Schule Fichte's.

Schelling-Hegel'sche Schule.

Theologische Schule.

Herbart 1776—1841

Beneke 1798—1854.

Naturwissenschaft construirte Seelenlehre sich ganz am Gegensatze zu Herbart gebildet hat und dessen untersten Grundsatz von der Einfachheit und Unveränderlichkeit der Seele verwirft. Nach ihm bringt der Mensch nur die Fähigkeit sinnlicher Empfindungen und Anschauungen mit ins Leben; es gilt nun, die Spuren, welche dieselben in der Seele zurücklassen, zu bewahren, sie nach ihren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in sich zu verbinden und zu trennen, die unter ihrem Einflusse entstandenen Anlagen auszubilden; die Pädagogik ist es, welche Kunst und Regel in diesen Prozeß zu bringen hat. „Die Natur will — so lautet hier einer der obersten Sätze — daß der Mensch zuerst überwiegend sinnlich sei, darauf überwiegend reproduktiv sich entwickele, und dann erst produktiv werde für das Intellektuelle. Diese Ordnung soll der Erzieher nicht stören.“ Solche Grundsätze, welche in ihrer Anwendung sich freilich mehr für Verstandes- als für Gemüths- und Charakterbildung ergiebig erwiesen, wurden theoretisch weiter gebildet und praktisch verwerthet durch Dreßler, Ueberweg; auch schloß sich, theilweise wenigstens, an sie die s. g. Gothaer Pädagogik an, vertreten durch Dittes, E. Schmidt, Kehr u. A. —

Neben diesen die pädagogische Entwickelung in erster Linie bedingenden Philosophen, denen aber noch zahlreiche andere wie J. H. Fichte (der jüngere), der für die Gemeinschaft erzogen wissen will, und Krause, der dagegen den Zweck der Erziehung im Zögling selbst sucht, sich anschließen, sind es die großen Heroen unserer poetischen Nationallitteratur, welche theils durch Ausbildung und Verfeinerung des allgemeinen Bildungsideals, wie vor Allen Schiller und Göthe selbst, theils auch durch direkte Betheiligung an den Arbeiten
Jean Paul. der theoretischen Erziehungskunst großen Einfluß gewonnen haben. So hat Jean Paul Friedrich Richter (§. 956) in seiner „Levana“ einem Grundgedanken seines Lebens Anwendung auf die Pädagogik gegeben, der Anschauung nämlich von der, nur durch einen selbst schon Freigewordenen möglichen Befreiung und Lösung des Idealmenschen, der in jedem verborgen liegt, freilich aber nur in individueller Form ans Tageslicht gebracht werden kann. Es gilt also, zu den Kleinen hinabzusteigen, wie die Götter zu den Menschen; aber mit Vorsicht, da Niemand voraussehen kann, „an welchen gefährlichen Stellen der Zukunft sich der Zauberer, der in ein kleines Kind verwandelt vor ihm spielt, sich aufrichte als Riese.“ Beschirmen müsse man daher das Kind vor allen heftigen und starken, vor allen süßen und weichlichen Empfindungen; ja keine verordneten Rührungen, kein religiöser Methodismus! So ist das Buch Ausdruck einer reich blühenden Liebe zur Kinderwelt, nicht ohne bemerkbare Reminiscenzen an Rousseau und Fichte. Unter den eigentlichen Pädagogen schloß sich an Jean Paul zunächst Curtmann an, welcher den Gedanken vom Idealmenschen mit dem Christenthum in Verbindung brachte und überhaupt conservativere Bahnen einschlug.

Wieder ganz eigenthümlich als Theoretiker sowohl wie als Praktiker steht neben den
Fröbel 1782—1852. Genannten Friedrich Fröbel, ohne Zweifel der tiefsinnigste und begabteste Schüler Pestalozzi's, zugleich diesen seinen Meister mannichfach ergänzend. Er ist „der Psycholog des Kindheitslebens. Mit wahrer Genialität und innigstem Verständniß hat er sich in die Kindesanfänge zurückgedacht und von dem tiefreligiösen, wie zugleich humanen Glauben durchdrungen, daß die Ursprünglichkeit der Menschennatur noch nichts Falsches oder Irreleitendes bergen könne, will er dies Ursprüngliche nur entwickeln, stufenweise und nach allen Seiten seiner eingepflanzten Anlage hin. Dies die Gesammtaufgabe der frühesten Erziehung.“ Niemand seit Pestalozzi hat so anregend auf das sittliche Bewußtsein und Pflichtgefühl der Eltern und Lehrer gewirkt. Die bekannteste Frucht seiner Thätigkeit, die ganz in der Losung: „Kommt, lasset uns unseren Kindern leben“ aufging, liegt in den „Kindergärten“ vor, die trotz des vom preußischen Cultusminister v. Raumer, welcher ihren Urheber mit Julius Fröbel verwechselte, gegen sie geschleuderten scharfen Bannes, bald überall in Deutschland, ja sogar in Europa zu blühen begannen. Dies war namentlich das Werk begeisterter Anhänger des Systems, unter welchen Middendorff, Barop, Wichard Lange und vor Allem Frau Bertha von Marenholtz-Bülow zu nennen sind.

Der Kindergarten soll der eigentlichen Volksschule vorangehen. Diese letztere erfreute sich einer vielseitigen, auf Lehrplan, Methode und Lehrmittel gerichteten Pflege, wie sie denn überhaupt einen Schatz des darum viel beneideten deutschen Volkes darstellt. Zu

den verdienstvollsten Pädagogen, die sich auch literarisch am Werk der Reform der Volks-
schule betheiligten, gehören Stephani, einer der ersten Vertreter der Idee von der Stephani 1781—1851.
Schule als Staatsanstalt und nicht minder auch der s. g. Lautirmethode; Dinter, der Dinter 1760—1831.
berühmte Virtuose der s. g. sokratischen Fragemethode und dialektischen Unterweisung;
Denzel, der den Ertrag der auf Basedow, Rochow, Pestalozzi zurückgehenden Reform Denzel 1773—1838.
dem Durchschnittmaße der deutschen Volksschule, zunächst in Nassau und Würtemberg;
anzupassen wußte, und brauchbare Lehrgänge schrieb; Zerrenner, welcher in ganz ähn- Zerrenner 1780—1832.
licher Richtung in Norddeutschland wirkte; Johann Baptist Graser, ein philosophisch Graser 1766—1841.
durchgebildeter Geist, welcher der schwankenden Empirie gegenüber den Unterricht von der
Idee des Menschenwesens aus behandelt wissen wollte, und unter Anderm zuerst den
folgenreichen Gedanken von der Verbindung des Leseunterrichts mit dem Schreibunterricht
aussprach; ferner Gräfe, der Direktor der Bürgerschule zu Bremen, Zeller, der Vor- Gräfe 1802—1868.
steher des Waisenhauses zu Beuggen u. A. Ein tiefgreifender Gegensatz, welcher sich
innerhalb dieser, auf Pestalozzi zurückgehenden, pädagogischen Richtung aufthat, betraf
die Stellung zur Religion und Kirche. Während nämlich Diesterweg, der Heraus- Diesterweg 1790—1866.
geber der „Rheinischen Blätter" und Seminardirektor in Berlin, in zahlreichen Schriften
der Selbständigkeit und Emancipation der Volksschule, die ihr Ziel in der Ausbildung
des rein Menschlichen hat, das Wort redete, und den kirchlichen Einfluß auf diesem Ge-
biet zeitlebens und kräftigst bekämpfte, verband sich eine andere, durch ausgezeichnete
Theoretiker und Schulmänner wie Ramsauer, Stern, Carl von Raumer, und
vor Allen Harnisch vertretene Richtung aufs Engste mit der kirchlichen Reaktion und Harnisch 1787—1864.
gab einer reichen, halb theologisch, halb pädagogisch gefärbten Literatur Dasein, die schließ-
lich in den „Preußischen Schulregulativen" von Stiehl einen gesetzgeberischen Ausdruck
und Abschluß gewann (1854—1872). In Folge dieser und anderer Kämpfe hat die Volks-
schule leider auch alle Schwankungen des politischen und kirchlichen Lebens in Deutschland
mit empfunden; sie ist Gegenstand öffentlicher Verhandlungen auf Synoden und Kirchen-
tagen, in Parlamenten und Lehrerversammlungen geworden; Lehrer sind vielfach zu ver-
schiedenartigen und entgegengesetzten Parteizwecken mißbraucht worden; ein tief gewurzeltes
Mißtrauen gegen die Geistlichkeit ist weit verbreitet unter ihnen und Trennung der Schule
von der Kirche ein eigentliches Losungswort der Zeit geworden.

Aber auch in die Gymnasialpädagogik griff der kirchliche Gegensatz vielfach ein, wenn-
gleich er von einem andern, ihn durchkreuzenden, noch an Wirksamkeit überboten wurde,
dem alten Streit nämlich zwischen Humanismus und Realismus. Die allmähliche Aus-
einandersetzung beider Gebiete erfolgte in der z. B. von Köchly in seiner Schrift zur
Gymnasialreform vorgezeichneten Richtung, wonach das Gymnasium die Vorbereitung
zu den historischen Wissenschaften zu leisten hat, wie die Realschule diejenige zu den Natur-
wissenschaften. Ein anderer Weg der Ausgleichung war es, wenn Brandt den Gegen-
satz innerhalb des Gymnasiums selbst durch Herstellung von Parallelclassen für Huma-
nisten und Realisten versöhnen wollte. Im Gegensatze dazu entwarf Klopp einen ein-
heitlichen, neue und alte Sprachen zugleich umfassenden Lehrplan, um dessen Ueberführung
in die Praxis sich Hauschild bemühte. Das Resultat aller dieser Kämpfe war, daß sich
aus der früheren Bürgerschule die Realschule entwickelte, deren Idee schon Spilleke
in einer Epoche machenden Abhandlung beschrieben hatte. Allgemein anerkannt ist jetzt,
daß die Realschulen ihr Centrum in den Naturwissenschaften und in den Sprachen der
neueren Culturvölker besitzen; streitig ist, wie weit zur Erreichung dieses Zweckes das
Lateinische unentbehrlich sei. Die Universitäten der Realschulen aber sind die poly-
technischen Schulen, wie sie seit einem halben Jahrhundert zu immer größerer
Blüthe in Deutschland herangediehen sind.

Im Gegensatze zu diesem neu sich gestaltenden Schulwesen schien die humanistische Die Gymnasial-
Richtung eine Zeit lang ihren Halt in einem Bunde mit Kirche und Confession finden pädagogik.
zu wollen. So wenig dies in Sinn und Trieb der großen Begründer unserer gegen-
wärtigen humanistischen Bildung F. A. Wolf, G. Hermann, A. Böckh (§. 1032b) ge-
legen war, so haben doch dieselben verdienten Schulmänner, welche das Schlagwort der
„Concentration des Unterrichts" ausgaben, und aus Furcht vor Zersplitterung am lieb-
sten allen Unterricht in den Naturwissenschaften und modernen Sprachen aus dem Gym-

nasium verbannt hätten, dem Religionsunterricht fast allein eine bedeutende Stellung neben den classischen Sprachen eingeräumt, so vor Allen Friedrich Thiersch selbst, der Begründer der Gymnasialpädagogik; aber auch Nägelsbach, Flatt, Karl von Raumer, K. L. Roth, G. Schwab, Landfermann u. A. Dagegen suchte Lübker, indem er das historische Prinzip durchführte, nach einer Vermittelung in dem Sinne, daß die Gelehrtenschule Alterthum, Christenthum und moderne Welt in ihrer gegenseitigen Verbindung kennen lehren soll. Allgemein einverstanden ist man übrigens in der Anerkennung, daß für die Jugend Kenntniß der griechischen und römischen Welt, d. h. des Alterthums, das Naturgemäße sei, daß die classischen Sprachen am meisten dazu geeignet seien, die Denkkraft zu entwickeln, überhaupt für die Geisteswissenschaften vorzubereiten und so diejenige Bildung, welche das Gymnasium geben soll, zu fördern. Reges Leben ist in allen Richtungen dieser Fachliteratur zu bemerken. Lehrmittel, Schulbücher, Classiker-Ausgaben folgen in Fluthen und fortwährend wird sowohl die theoretische als die praktische Seite an der Sache in Programmen und Zeitschriften wie auf Philologenversammlungen behandelt.

5. Mathematik und Naturwissenschaften.

Bedeutung und Blüthe der Naturwissenschaften.

§. 1038. Einer besonders eifrigen und erfolgreichen Pflege hatten sich in unserem Jahrhundert die Naturwissenschaften zu erfreuen. Der dem Realismus zugewendete Geist der Zeit, welcher die Befriedigung des Wissensdranges nicht mehr zu finden erhoffte in religiösen und philosophischen Speculationen, der, getäuscht durch die vielen vergeblichen Versuche, aus den allgemeinen Voraussetzungen des menschlichen Geistes das Räthsel des Daseins auf deductivem Wege zu erklären, sich auf den Boden der Erfahrung und der strengen logischen und mathematischen Deduction als die allein sichere und unangreifbare Grundlage unseres Erkennens flüchtete, mußte das Aufblühen der Naturwissenschaften, die ja ausschließlich die Dinge der Erfahrung zum Gegenstand haben, in hohem Maße begünstigen. So aus der allgemeinen Zeitströmung naturgemäß hervorgewachsen, haben ihrerseits wieder die Bestrebungen und Forschungen im Gebiete der exacten Wissenschaften einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt auf unser gesammtes Staats- und Volksleben, auf die Bildung der Denkweise der modernen Nationen. Durch die großartigen Fortschritte der Technik, durch die Vervollkommnung der Maschinen, durch den elektrischen Telegraphen, der seit seiner Entdeckung in wenigen Jahrzehnten zu einer an Vollendung grenzenden Entwickelung emporgeblüht ist, durch die alle Nationen verbindenden, vor den kühnsten Wagnissen, vor den größten Schwierigkeiten nicht mehr zurückschreckenden Eisenbahnbauten haben unsere wirthschaftlichen und socialen Zustände in kurzer Zeit eine durchgängige Umgestaltung erfahren, welche tief in das politische Leben der europäischen Staaten eingreift. Und nicht minder bedeutsam, wenn auch weniger augenfällig ist der geistige Einfluß, welchen die Gewöhnung an ein inductives Forschen, an strenge mathematische Schlußfolgerung auf den Bildungsgang und auf die gesammte wissenschaftliche Thätigkeit der Völker ausgeübt hat. Bereits haben Männer wie Stuart Mill und Buckle den Versuch gemacht, die Methoden der inductiven Forschung, deren Fruchtbarkeit die glänzenden Erfolge der Naturwissenschaften dargethan haben, auf die Wissenschaft des praktischen Lebens, die Politik und die Nationalökonomie, und selbst auf die Geschichtsforschung anzuwenden. Durch Whewell, Mill u. A. wurden die philosophischen Grundlagen der naturwissenschaftlichen Forschung aufs Neue untersucht, von Mill hauptsächlich in seinem „System der inductiven und deductiven Logik" in geistreicher und anziehender Weise die Erfahrung als die einzige Quelle unserer fundamentalen Begriffe und Erkenntnisse hingestellt. Wie sehr auch diese Versuche den Stempel der Einseitigkeit an sich tragen mögen, wie wenig auch durch sie ein tieferes philosophisches Bedürfniß befriedigt werden kann, so trugen diese Arbeiten doch durch ihre große Verbreitung zur Klärung der Anschauungen und zur Bekämpfung der Vorurtheile einer überwuchernden Speculation bei und vor Verflachung und Verarmung im entgegengesetzten Extrem wird wenigstens der deutsche Geist durch die unvergänglichen Leistungen unserer classischen Philosophie bewahrt bleiben. Bei der großen Bedeutung der exacten Wissenschaften ist es erklärlich, daß die Resultate der

Forschung nicht die Geheimlehre einer Gelehrtenkaste bleiben konnten, daß dieselben in hohem Maße die Aufmerksamkeit der Laien auf sich zogen und daß sich allseitig das Bedürfniß fühlbar machte nach einem Einblick in die Wege der Naturforschung. Daher hat sich denn auch das Interesse des gebildeten Publikums mit großer Vorliebe den Naturstudien zugewandt, und das verdienstvolle Streben vieler Männer der Wissenschaft, in Rede und Schrift die Ergebnisse der Forschung zum Gemeingut des Volkes zu machen, fand einen fruchtbaren Boden. Die populären naturwissenschaftlichen Schriften bilden heut zu Tage einen nicht unbeträchtlichen Theil der Literatur, und großen Anklang finden die jetzt fast allerwärts üblichen populären Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände.

Der erste und hervorragendste Vertreter dieser populären Richtung in der naturwissenschaftlichen Literatur ist Alexander von Humboldt, der in seinen „Ansichten der Natur" und im „Kosmos" dem deutschen Volk zwei classische Werke hinterlassen hat, welche für alle Zeiten ein schönes Zeugniß ablegen von deutschem Fleiß und deutscher Wissenschaft. Ausgerüstet mit einer seltenen Fülle und Vielseitigkeit der Kenntnisse, denen fast kein Gebiet des menschlichen Wissens fremd blieb, durch jahrelange Reisen vertraut mit der Natur dreier Welttheile, war Humboldt wie kein Anderer geeignet, die Naturwissenschaften sowohl in ihrer Gesammtheit als in ihren Beziehungen zum Leben der Völker und der Einzelnen zu erfassen. Ohne in der Allgemeinheit zu verflachen, ging sein Streben dahin, die Natur als ein großes Ganze zu begreifen, die Erfahrungen, die er während seines langen und reichen wissenschaftlichen Lebens gesammelt hatte, diesem universellen Gedanken dienstbar zu machen, und die Wissenschaft zu behüten vor dem Irrweg einer kleinlichen Zersplitterung in Einzelheiten. Diesem Streben hat er in seinem letzten Werke einen würdigen Ausdruck gegeben, dessen stolzer Titel „Kosmos", die Weltordnung, das Ziel des Verfassers erkennen läßt. In diesem Werke wollte Humboldt die Summe unseres Wissens über das Weltall vor die Augen führen, aber nicht registerartig neben einander gestellt, sondern als ein organisches Ganze, überall verknüpft und abgerundet zu einem Bilde der physischen Beschaffenheit des Universums. Es ist die Frucht einer langen wissenschaftlichen Arbeit, die Darstellung seiner eigenen großartigen Anschauung der gesammten Natur, wie er sie in seinem vielbewegten Leben erworben hatte. Begabt mit feinem poetischen Sinn für das Schöne hat er die Wirkung der Natur auf das Gemüth zu würdigen gewußt, und durch seine herrlichen Schilderungen überall Liebe und Begeisterung für die Natur zu wecken verstanden. Das Streben Humboldts, die Resultate der Naturforschung nicht blos den Fachgelehrten, sondern allen Gebildeten zugänglich zu machen, hat unter allen cultivirten Nationen zahlreiche Nachfolger gefunden, von denen namentlich der Franzose D. Fr. Arago († 1853), ein Mann der Freiheit auf dem Gebiete des Geistes wie der Politik, hervorzuheben ist. Keiner dieser Nachfolger erreicht jedoch Humboldt an Genialität, an Tiefe der Gedanken und an Schönheit der Darstellung. In der Folge machte sich vielfach der Dilettantismus und die Oberflächlichkeit in einer Popularität breit, welcher der wissenschaftliche Hintergrund abging.

Alex. v. Humboldt 1769—1859

§. 1039. Diejenige Wissenschaft, welche durch Humboldts Bestrebungen am meisten gefördert wurde, ist die Geographie. Durch die vergleichende Zusammenstellung der reichen Erfahrungen, welche er auf seinen Reisen gesammelt hatte, ist er der Schöpfer mancher neuen Zweige der physischen Erdbeschreibung geworden, welche seitdem bestrebt war, die natürlichen Verhältnisse und Vorgänge auf der Erdoberfläche in ihrer Gesammtheit zu erfassen und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit zu begreifen. Durch die Thätigkeit Karl Ritters, Petermanns u. A. hat die geographische Wissenschaft bedeutende Fortschritte gemacht, und durch kühne Reiseunternehmungen werden unsere Kenntnisse der Beschaffenheit der Erdoberfläche beständig erweitert. Männer wie Barth, Vogel, von der Decken, Livingstone, haben sich dem kühnen Wagniß der Erforschung des Innern von Afrika unterzogen, und zum Theil der Wissenschaft ihr Leben zum Opfer gebracht, während andere, nicht minder gefahrvolle und beschwerliche Unternehmungen auf die Erforschung der nördlichen Polargegenden gerichtet sind. Eine in ihrer Entstehung und Ausbildung fast ausschließlich den letzten hundert Jahren angehörige Wissenschaft ist

Geographie und Entdeckungsreisen.

K. Ritter 1779—1859

Geologie. die Geologie, deren Ziel vorzugsweise die Erforschung der Urgeschichte unserer Erde ist. Derjenige, welcher diese Bestrebungen zuerst auf wissenschaftlichen Boden stellte, indem er sie phantastischen Träumereien entrückte, und die sorgfältige Beobachtung und erfahrungsmäßige Erklärung des bestehenden Zustandes der Erdoberfläche als den einzigen Schlüssel zur Lösung der Räthsel einer fernen Vergangenheit hinstellte, ist A. G. Werner, der als Lehrer an der Bergakademie in Freiberg, wiewohl er nie über die Grenzen seines Vaterlandes Sachsen hinauskam, die dort gesammelten Thatsachen zu einem System der Geologie verarbeitete, welches in ganz Europa lauten Widerhall fand. Nach Werners Ansicht ist das allein in großem Maßstab wirkende Agens das Wasser, während er einer erhöhten Temperatur, wie sie sich bei den vulkanischen Erscheinungen zeigt, eine nur sehr untergeordnete und locale Bedeutung zuschreibt. So ist Werner der Stifter der sogenannten neptunistischen Schule in der Geologie, welcher bald eine andere Richtung, die plutonistische, schroff entgegentrat, indem sie den Wirkungen einer hohen Temperatur bei der Bildung der jetzigen Gestalt der Erdoberfläche eine viel größere Bedeutung zuschrieb, als Werner. Da die Werner'sche Lehre immerhin auf einen sehr beschränkten Kreis von Thatsachen gegründet war, so war es unvermeidlich, daß gewisse Einseitigkeiten und Schwächen derselben anhafteten. So kam es denn auch, daß viele von Werners eigenen Schülern und ursprünglichen Anhängern, und gerade die hervorragendsten, denen es vergönnt war, ihre Beobachtungen und Forschungen auf einen größeren Theil der Erdoberfläche auszudehnen, wie Humboldt und Leopold von Buch, von des Meisters Ansichten abfielen und sich der plutonistischen Richtung zuwandten. Der bedeutendste unter den Schülern Werners und derjenige, dessen Arbeiten für die Wissenschaft am folgereichsten waren, ist der geniale Leopold von Buch, der, anfänglich ein begeisterter Anhänger Werners, auf ausgedehnten wissenschaftlichen Reisen die geologischen Verhältnisse anders kennen und würdigen gelernt hatte als sein Lehrer und so allmählich durch seine Erfahrungen zu einem der eifrigsten und einflußreichsten Vorkämpfer der plutonistischen Richtung wurde, welcher sich in Kurzem die bei weitem größere Zahl der Forscher zuwandte.

A. G. Werner 1750–1817.

Leopold v. Buch 1774–1853.

Wiewohl Werners Ruhm weit über Deutschland hinaus verbreitet war, wiewohl er persönliche Schüler in allen Ländern Europas zählte und seine Lehre Anfangs überall begeisterte Aufnahme fand, so brach sich doch auch außerhalb Deutschlands bald eine der neptunistischen Richtung entgegengesetzte Anschauungsweise Bahn, allerdings gestützt und angeregt durch die aus der Werner'schen Schule überkommene exacte Forschungsmethode, befördert durch die Arbeiten von Humboldt und Buch. In Frankreich, wo schon früher durch Dolomieu eine der Werner'schen Ansicht entgegengesetzte Lehre aufgestellt worden war, trat vor Allen ein persönlicher Schüler Werners, d'Aubuisson de Voisins, belehrt hauptsächlich durch die Erforschung der geognostischen Verhältnisse der Auvergne, gegen die Ansichten seines Lehrers auf und verschaffte der plutonistischen Richtung ziemlich allgemeine Anerkennung, welcher später auch ein ausgezeichneter Geologe und Mineraloge, Elie de Beaumont, huldigte.

Elie de Beaumont 1798–1874.

In England, wo ebenfalls die geognostische Beschaffenheit des Landes auf alte Wirkungen feuerflüssiger Massen hinwies, waren es hauptsächlich Hutton und Hall, welche der rein neptunistischen Anschauung entgegentraten und einer Lehre, welche den unverkennbaren Wirkungen des Feuers gebührend Rechnung trägt, Eingang verschafften. Sir Charles Lyell näherte sich in sofern wieder den Ansichten Werners, als er, gestützt auf ausgedehnte Beobachtungen den Nachweis versuchte, daß die Veränderungen auf der Erdoberfläche das Ergebniß Jahrtausende währender Einwirkung derselben Ursachen und Kräfte seien, deren Thätigkeit wir noch gegenwärtig wahrnehmen, wodurch die großen Erdrevolutionen, die man sonst angenommen, beseitigt würden.

Lyell 1797–1875.

Petrefaktenkunde und Paläontologie. In neuerer Zeit hat eine mit der Geologie verwandte Wissenschaft, welche früher nur als ein untergeordneter Zweig derselben, als ein Mittel zur Erkennung der Gesteine behandelt wurde, ein hohes selbständiges Interesse gewonnen, die Petrefaktenkunde, welche, indem man die in den Gesteinen enthaltenen Ueberreste urweltlicher Thiere und Pflanzen sorgfältig sammelte und verglich, um daraus ein Bild des orga-

nischen Lebens auf der Erde in ferner Vergangenheit herzustellen, zur **Paläontologie** heranreifte. Manche kostbare Funde haben dem forschenden Geist Aufschluß gegeben über die Urgeschichte und die Entwickelung der Bewohner der Erde, und was insbesondere die Urgeschichte des Menschengeschlechts anlangt, so haben darüber die Entdeckungen der **Pfahlbauten** und anderer Ueberreste einer ursprünglichen, sehr rohen menschlichen Thätigkeit neue, wenn auch noch spärliche und unsichere Anhaltspunkte gewährt, an welche anknüpfend, und durch weitere Entdeckungen unterstützt, vielleicht die Forschung der Zukunft über diese so dunkle, aber für unsere ganze Weltanschauung hochwichtige Frage Licht verbreiten wird.

Die Richtschnur und das leitende Princip aller neueren Forschungen über die Entwickelung des organischen Lebens auf der Erde bildet die geistreiche Theorie des Engländers **Darwin**, der in seinem Werk „über die Entstehung der Arten", gestützt auf Darwin 1809—1882. seine Beobachtungen und scharfsinnige Schlüsse, den Nachweis unternommen hat, wie sich die unendliche Mannichfaltigkeit der Thier- und Pflanzenformen unter dem Einfluß des „Kampfes ums Dasein" vermittelst „Zuchtwahl" und „Vererbungskraft" aus wenigen Urtypen auf völlig naturgemäßem und nothwendigem Wege herausgebildet hat.

Die Fortschritte der Geologie in Verbindung mit der größeren Ausdehnung des Mineralogie. Bergbaues hatten naturgemäß auch ein Aufblühen der **Mineralogie** zur Folge, welche von da an ausschließlich auf die physikalische und chemische Untersuchung der Mineralien basirt wurde. Den Krystallformen der Mineralien wurde eine besondere Beachtung geschenkt, seitdem **Weiß** der Krystallographie einen wissenschaftlichen Boden gegeben hatte und seitdem durch **Mitscherlich** die merkwürdigen Beziehungen der Krystallformen zu der chemischen Zusammensetzung der Mineralien aufgedeckt worden waren. Diese physikalisch-chemische Behandlungsweise der Mineralogie wurde von **Naumann**, **Rose** u. A. weiter ausgebildet und zu systematischer Classifikation der Mineralien verwerthet.

§. 1040. Der Entwickelungsgang eines großen Theils der Naturwissenschaften, der Astronomie, der Physik, der Physiologie, ist mit den Fortschritten der **Mathe-** Mathematik. **matik** aufs engste verknüpft, ein Gebiet, auf welchem in unserem Jahrhundert eine bedeutende Regsamkeit zu Tage tritt. Seit der Erfindung der Infinitesimalrechnung durch Leibnitz und Newton im siebenzehnten Jahrhundert, welche einen gewaltigen Umschwung in der mathematischen Wissenschaft zur Folge hatte, ist die mathematische Speculation bis in unsere Tage ununterbrochen und erfolgreich beschäftigt gewesen mit dem weiteren Ausbau dieser großartigen Schöpfung.

Die Natur des Gegenstandes verbietet uns hier auf Einzelnes einzugehen, indessen ist es Pflicht, wenigstens die Männer zu nennen, deren Namen in die Entwickelungsgeschichte der Wissenschaft unzertrennlich verflochten sind. Was im vorigen Jahrhundert durch Leonhard Euler, Lagrange, La Place, Legendre rühmlichst begonnen wurde, das haben in würdiger Weise Cauchy, Gauß, Jacobi, der leider so jung dahingegangene geniale Abel u. A. in unserem Jahrhundert fortgesetzt. C. F. **Gauß** war einer der Gauß 1777—1855. größten Mathematiker aller Zeiten, nicht minder hervorragend durch seine Leistungen in der Astronomie und Physik, als in der reinen Mathematik. In letzterer sind es hauptsächlich die Gebiete der Zahlentheorie und der Geometrie, welche Gauß nicht nur bedeutende Fortschritte, sondern großartige neue und fruchtbare Grundlagen verdanken; während er für die Astronomie und die beobachtende Physik in der sogenannten Methode der kleinsten Quadrate durch ungemein tiefsinnige Gedanken und Schlüsse ein Verfahren geschaffen hat, um die wenn auch kleinen, doch immerhin bemerklichen und unvermeidlichen Fehler der Beobachtung möglichst unschädlich zu machen, wodurch die Beobachtungen mit einer früher nicht geahnten Sicherheit und Schärfe zu Resultaten verwerthet werden konnten. Im Verein mit dem Physiker **Wilhelm Weber** in Göttingen schuf Gauß Wilh. Weber geb. 1804. neue Grundlagen und Hülfsmittel für die Untersuchung des Erdmagnetismus, Forschungen, welche durch die Gründung des magnetischen Vereins bald systematisch über ganz Europa ausgedehnt wurden, und welche mit die Veranlassung waren zur Erfindung der elektrischen Telegraphie. Auch in der Kunst der Darstellung ist Gauß muster-

gültig. Seine Schreibweise, in der er sich großentheils der lateinischen Sprache bedient, läßt sich vergleichen mit der Klarheit und Gedankenschärfe der Mathematiker des classischen Alterthums. Die sehr zahlreichen Werke des großen Gelehrten, welche zum Theil gänzlich vergriffen und sehr selten geworden waren, werden in neuester Zeit gleichzeitig mit dem handschriftlichen Nachlaß durch die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften in einer prachtvoll ausgestatteten Ausgabe aufs Neue publicirt und dadurch allgemein und leicht zugänglich gemacht. Auf den von Gauß angebahnten Wegen sind mit besonderem Erfolge zwei Männer fortgeschritten, welche beide frühzeitig der Wissenschaft durch den Tod entrissen wurden, gleichwohl aber durch ihre Schöpfungen wesentlich zur Fortentwickelung der neueren Mathematik beigetragen haben und deren Namen für alle Zeiten in der Geschichte der Mathematik glänzen werden: Lejeune-Dirichlet und Riemann. — Nicht minder hervorragend ist die Wirksamkeit Jacobi's in Königsberg, der durch seine zahlreichen Arbeiten fast alle Theile der Mathematik gleichmäßig bereichert hat. Aber fast noch bedeutsamer als durch seine Schriften hat Jacobi durch seine Lehrthätigkeit gewirkt, in der ihm Bessel und Neumann würdig zur Seite standen. Durch die Begründung des mathematisch-physikalischen Seminars zu Königsberg, welches Jacobi gemeinschaftlich mit Neumann leitete, ist er als der Stifter einer eigenen mathematischen Schule zu betrachten, aus welcher ein großer Theil der hervorragendsten Mathematiker der Gegenwart hervorgegangen ist, wie Hesse, Borchardt, Aronhold, Clebsch († 1872) u. A. Die neuerdings begonnene Herausgabe seiner Vorlesungen durch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin wird noch unschätzbare Ergebnisse seiner Forschungen, die bis dahin nur dem kleinen Kreis seiner Zuhörer bekannt waren, allgemein zugänglich machen. Nach Jacobi's Uebersiedelung nach Berlin wurde dessen Lehrthätigkeit in Vorlesungen und im Seminar durch seinen Schüler Richelot in einer des Meisters würdigen Weise fortgesetzt. — Nächst Göttingen und Königsberg ist auch Berlin eine hervorragende Pflanzstätte für die mathematische Wissenschaft in Lehre und Schrift. Der alte Ruhm der Akademie, in welcher Friedrich der Große schon die hervorragendsten Gelehrten zu vereinigen wußte, ist nicht verblichen, und an der noch jungen Berliner Universität hat seit Dirichlets und Jacobi's Zeiten das mathematische Studium einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die dort thätigen Lehrer, Kummer, Weierstraß, gehören auch jetzt zu den Zierden der Wissenschaft.

Dirichlet 1805—59. Riemann 1826—66. Jacobi 1804—51. Richelot 1808—1875.

Astronomie.

Die Fortschritte, welche in unserem Jahrhundert die Mathematik gemacht hat, sind in hohem Maße der Himmelskunde förderlich gewesen, welcher durch die Verbesserung der Hülfsmittel der Beobachtung eine Fülle neuer Aufgaben erwachsen sind, die sich noch fortwährend mehren, und deren Lösung ein geordnetes, angestrengtes Zusammenwirken der Astronomen und Mathematiker dringend erheischt. Die mit allen Hülfsmitteln der Technik aufs Sorgfältigste und Genaueste ausgeführten Fernröhre, unter denen sich die von Fraunhofer, Repsold u. A. besonders auszeichnen, haben uns eine große Zahl neuer Weltkörper und neuer Vorgänge im Himmelsraum kennen gelehrt, deren genaue Erforschung und Erklärung eine große, aber schwierige und mühevolle Aufgabe der Theorie ist. Durch die Arbeiten des großen Astronomen Bessel zu Königsberg ist es möglich geworden, die Bewegungen im Fixsternsysteme zu ermitteln und zur Kenntniß der Entfernung der Fixsterne und selbst der Massen von Doppelsternen zu gelangen. Eine der hervorragendsten Errungenschaften der Astronomie in unserem Jahrhundert ist ferner die Entdeckung des Planeten Neptun, dessen Existenz aus seinen Einwirkungen auf den im Jahr 1781 durch den ältern Fr. W. Herschel entdeckten letzten Planeten Uranus geschlossen wurde. Bessel gebührt der Ruhm, zuerst das Dasein eines solchen Planeten behauptet und den Versuch gemacht zu haben, seinen Ort, seine Größe und seine Bahn durch Rechnung zu bestimmen, eine Arbeit, welche durch Krankheit unterbrochen, später durch den Director der Pariser Sternwarte, Leverrier, durchgeführt wurde. Die nachmalige wirkliche Auffindung des Planeten durch Galle in Berlin bestätigte auf das Glänzendste das Resultat der Berechnung. Eine andere für die Astronomie nicht minder wichtige Entdeckung ist die der kleinen Planeten, deren Zahl jetzt schon auf über hundert und achtzig angewachsen ist, und deren Bahnen um die Sonne durch die Rechnung und durch die Beobachtung aufs Sorgfältigste verfolgt werden. Die Arbeit, die daraus dem Astronomen

Bessel 1784—1846. Herschel, Vater, 1738—1822. J. Herschel, Sohn, 1792—1871. Leverrier 1811—1877.

erwächst, ist eine ungeheure und nur durch ein wohl organisirtes Zusammenwirken aller Kräfte ist sie zu bewältigen. Dieses Bedürfniß der Arbeitstheilung gab Veranlassung zu der im Jahre 1863 auf der Astronomenversammlung zu Heidelberg erfolgten Gründung der Astronomischen Gesellschaft, deren erfolgreiche Wirksamkeit sich in wenigen Jahren weit über Deutschland hinaus verbreitet hat. Auch der Mond ist vielfach Gegenstand der astronomischen Untersuchung gewesen, wodurch der Wissenschaft Fragen gestellt wurden, deren Beantwortung zum Theil noch von der Zukunft durch fortgesetzte Beobachtungen erwartet werden darf. Lohrmann und dann besonders Mädler haben durch ihre auf scharfen Messungen beruhenden Karten der Mondoberfläche die Beschaffenheit dieses Himmelskörpers genauer kennen gelehrt. Durch Hansen in Gotha, Delaunay in Paris und später Newcomb in Washington wurde die Bewegung des Mondes scharfen Berechnungen unterworfen, welche zu kleinen Unterschieden geführt haben, deren Ausgleichung eine wichtige Aufgabe der Astronomie ist, welche die Zukunft zu lösen hat. Eine unerwartete Bereicherung unserer Kenntnisse über die Beschaffenheit der Gestirne hat die schöne Entdeckung der Spectralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen in Heidelberg gebracht, wodurch die Möglichkeit geschaffen wurde, über die Stoffe, welche nicht nur die Sonne, sondern selbst die entferntesten Fixsterne und Nebelflecken zusammensetzen, aus den Eigenschaften des Lichtes, welches sie aussenden, Aufschluß zu erhalten. Endlich hat in jüngster Zeit wieder die merkwürdige Erscheinung der Sternschnuppen und Meteorsteinfälle in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich gezogen, seitdem die glänzende Erscheinung im November 1866 über dieses früher sehr räthselhafte Phänomen neue Aufschlüsse gebracht hat. Die Untersuchungen von Schiaparelli in Mailand, von Leverrier, Weiß u. A. haben einen engen Zusammenhang dieser Erscheinungen mit gewissen Kometen nachgewiesen.

Mädler 1794—1874.

Hansen 1795—1874.

§. 1041. Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Errungenschaften der Physik in unserem Jahrhundert, so tritt uns hier zunächst eine immer ausgedehntere Anwendung der Mathematik entgegen, welche in Verbindung mit einer weit fortgeschrittenen Experimentir- und Beobachtungskunst zu bedeutsamen Aufschlüssen über die Ursachen der physikalischen Erscheinungen geführt hat. Die Naturkräfte und ihre Wirkungen sind nicht allein durch vielfältige Beobachtungen im Einzelnen genauer erforscht, durch mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen ihre Erklärung versucht worden, sondern sie wurden auch durch allgemeine Grundprinzipien unter einander verbunden, die durchgreifenden, Allen gemeinschaftlichen Gesetze des Wirkens gesucht, und in manchen Beziehungen auch aufgefunden. In der Optik gelangte mehr und mehr die sogenannte Undulationstheorie zum Siege, nach welcher das Licht in einer wellenartigen Bewegung besteht, deren Grundgedanke schon im siebenzehnten Jahrhundert von Huyghens ausgesprochen, aber von Newton aufs Eifrigste bekämpft wurde. Auf Newtons großen Namen gestützt, hatte lange Zeit diejenige Ansicht, nach welcher das Licht die Wirkung einer besonderen Lichtmaterie sein sollte, unbestrittene Alleinherrschaft, bis der geniale französische Physiker Fresnel, unbefriedigt durch die Newtonsche Erklärung der Erscheinungen, auf die alte Ansicht von Huyghens zurückgriff und mit bewunderungswürdiger Geistesschärfe, gestützt auf die unbestrittenen Thatsachen der Beobachtung, durch unangreifbare Schlüsse die Wellenlehre bis in ihre kleinsten Einzelheiten feststellte, so daß die mannichfaltigen optischen Vorgänge darin ihre vollständige und befriedigende Erklärung finden. Dem englischen Physiker und Mathematiker Hamilton ist es gelungen, auf die Fresnel'schen Gesetze gestützt, Thatsachen, welche der Beobachtung bis dahin entgangen waren, vorher zu sagen, und später als wirklich vorhanden nachzuweisen.

Physik.

Optik.

Fresnel 1788—1827.

Mit kaum geringerem Erfolge wurde die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität bearbeitet, welche erst im vorigen Jahrhundert Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind. Durch die Entdeckung des Galvanismus im Jahr 1789 und die darauf gerichteten Forschungen Volta's hatte die Elektricitätslehre an Allgemeinheit und Reichthum der ihr zufallenden Thatsachen ungemein gewonnen und durch die Entdeckungen von Oersted und Faraday war ein früher ungeahnter Zusammen-

Magnetismus und Elektricität.

Volta 1745—1827

hang zwischen der Elektricität und anderen Naturkräften, namentlich dem Magnetismus und dem Lichte nachgewiesen, welcher der Wissenschaft manches Räthsel zu lösen gab. Auch hier war es ein französischer Physiker von hervorragendem Geist, Ampère, welcher zuerst den Versuch machte, aus den unumstößlichen Thatsachen der Erfahrung durch strenge mathematische Schlüsse zu einer Theorie dieser Erscheinungen zu gelangen. Auf den von Ampère betretenen Bahnen sind mit großem Erfolg mehrere deutsche Physiker fortgeschritten, wie Neumann, Wilhelm Weber, Kirchhoff u. A., welche den immer mehr anwachsenden Reichthum an bekannten Thatsachen für die Theorie fruchtbar zu machen bemüht waren. Die größte und folgenreichste Entdeckung, durch welche die Physik in unserem Jahrhundert bereichert wurde, ist die der sogenannten mechanischen Wärmetheorie, eine Entdeckung, die sich nicht allein, wie der Name sagt, auf die Theorie der Wärme bezieht; aus ihr haben alle Theile der Physik gleichmäßig Nutzen gezogen; sie hat unsere Grundanschauungen über die Vorgänge der Natur wesentlich geändert, dieselben auf ein einheitliches allgemeines Prinzip zurückgeführt, und dieses Prinzip in allen Theilen der Physik durchzuführen, ist für die Zukunft das Ziel der Forschung. Der Grundsatz dieser Theorie ist der, daß in der Natur nirgends Bewegung absolut verloren gehe, und sie sucht daher die bei vielen Vorgängen verschwindende sichtbare Bewegung in der Form von Wärme als unsichtbare Bewegung wiederzufinden. Der erste Gedanke dieser Lehre wurde von einem Arzte, Robert Mayer in Heilbronn, im Jahre 1840 ausgesprochen, der bei seinen Beobachtungen am Krankenbette durch scharfsinnige Schlüsse zu Folgerungen geführt wurde, welche das ganze Weltall beherrschen. Fast gleichzeitig mit Mayer und unabhängig von ihm waren mit ähnlichen Untersuchungen Joule in England und Helmholtz in Deutschland beschäftigt. Die Bestrebungen dieser und anderer Forscher haben nun die Grundlagen der neuen Theorie theils durch den mathematischen Calcul, theils durch Beobachtungen und Experimente festgestellt und über jeden Zweifel erhoben.

Ampère 1775—1836. *Wärmetheorie.*

Chemie.

Mit dieser Entwickelung der Physik hielten die Fortschritte einer verwandten Wissenschaft, der Chemie, gleichen Schritt. Die Chemie hat sich vergleichungsweise erst spät frei machen können von den tief eingewurzelten mittelalterlichen Anschauungen und scholastischen Vorurtheilen, erst die Entdeckung von Priestley, Scheele, Lavoisier gegen Ende des vorigen Jahrhunderts haben dieselbe in den Kreis der modernen Wissenschaft als ebenbürtiges Glied eingeführt; aber gleichwohl ist die Chemie in unserem Jahrhundert bald zu einer Lieblingswissenschaft geworden. Man erkannte die zahlreichen Beziehungen, in denen dieselbe den übrigen Wissenschaften ergänzend zur Seite steht, die Technik stellte an die Chemie immer höhere Anforderungen, das noch wenig bebaute Feld versprach eine reiche Ausbeute, und so wandte sich der Forschungstrieb mit besonderem Eifer diesem Gebiete zu, und wenn auch noch viele Fragen zu beantworten, manche Ergebnisse unsicher und bestritten sind, so sind doch in wenigen Jahrzehnten unsere Kenntnisse der chemischen Vorgänge, die theoretischen Aufschlüsse über dieselben, sowie die Hülfsmittel der Forschung wunderbar gewachsen. Unter den älteren Chemikern sind hauptsächlich hervorzuheben der Franzose Gay-Lussac und der Schwede Berzelius, welche die Wissenschaft nicht nur durch neu entdeckte Thatsachen, sondern auch durch neue grundlegende Anschauungsweisen bereichert haben. Der letztere hat sich namentlich durch die Ausbildung der Atomtheorie, welche noch heut zu Tage das Fundament der chemischen Theorien bildet, ferner durch die Erforschung des innigen und allgemein verbreiteten Zusammenhangs der Elektricität mit den chemischen Vorgängen unsterbliche Verdienste erworben. In gleicher Richtung und theilweise mit demselben durch wissenschaftliche Untersuchungen verbunden wirkte Mitscherlich in Berlin, ein vielseitig gebildeter Gelehrter; und Leop. Gmelin, einer durch wissenschaftliche Leistungen ausgezeichneten Familie aus Würtemberg entstammt und lange Jahre als Professor in Heidelberg thätig, hat in seinem „Handbuch der Chemie" alle Resultate, die während seiner Zeit auf dem Gebiete dieser Wissenschaft durch Forschungen und Experimente zu Tage gefördert wurden, mit großer Genauigkeit zusammengefaßt und verbucht. Die merkwürdigen Beziehungen der Elektricität zum Chemismus sind vielfach Gegenstand der Untersuchung gewesen, da man in denselben nicht vereinzelte Erscheinungen, sondern den Ausfluß allgemeiner Gesetze zu

Gay-Lussac 1778—1850. Berzelius 1779—1848. Mitscherlich 1794—1863. Gmelin 1788—1853.

finden glaubte. Die Arbeiten von Humphry Davy, Faraday, Bunsen und Anderen sind hierin von fundamentaler Bedeutung. Aber auch die Wirkung der anderen Naturkräfte bei chemischen Vorgängen wurde nach allen Seiten hin aufs Sorgfältigste durchforscht. Auch hierin sind die mit allen Hülfsmitteln der Wissenschaft, mit aller Kunst der Beobachtung ausgeführten Untersuchungen von Bunsen über die chemischen Wirkungen des Lichtes von besonderem Interesse. Eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben, die sich die Chemie der neuesten Zeit gestellt hat, ist die Untersuchung der organischen Verbindungen, welche, wiewohl meist aus einer sehr geringen Anzahl von einfachen Stoffen gebildet, doch eine so große Mannichfaltigkeit bieten, und dadurch der Wissenschaft viele Fragen stellen, durch deren Beantwortung die Kenntniß der allgemeinen Gesetze der Chemie gefördert wird. Der hervorragendste Vertreter dieser Richtung in der Chemie ist Justus v. Liebig in München, welcher seine Forschungen besonders auf die Vorgänge während des Lebens der Thiere und Pflanzen, namentlich den Ernährungsproceß ausgedehnt und darin Resultate ans Licht gebracht hat, welche nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Volkswirthschaft und die Gesundheitspflege von der höchsten Wichtigkeit sind. Welche unglaublichen Fortschritte die Chemie während der wenigen Jahrzehnte ihres wissenschaftlichen Bestehens zurückgelegt hat, erfährt man am gründlichsten in der „Geschichte der Chemie" von Herm. Kopp und in dem „Grundriß der Chemie" von Fr. Wöhler.

Bunsen geb. 1811.

Liebig 1803—1873.

Kopp geb. 1817.

Wöhler 1800—1882.

Physiologie.

Die Errungenschaften in der Physik und Chemie konnten nicht ohne Nutzen bleiben für eine Wissenschaft, die mit diesen in genauem Zusammenhang steht, die Physiologie, welche sich die Ergründung der Gesetze des Lebens als Ziel vorgesteckt hat, ja erst nachdem die Gesetze in den einfacheren Vorgängen der unbelebten Natur erkannt worden waren, konnte der Versuch gemacht werden, dieselben auch in den viel dunkleren und verwickelteren Vorgängen in lebenden Organismen nachzuweisen. Noch viele Räthsel sind hier zu lösen und werden vielleicht ewig ihrer Lösung harren. Mehr und mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß in diesem Gebiete die exacte Forschung und damit die Möglichkeit des Begreifens nur so weit reicht, als sich die Thätigkeit nothwendig wirkender Naturkräfte verfolgen läßt, die von den die sogenannte todte Natur beherrschenden Kräften dem Wesen nach nicht verschieden sind. Auch in der Physiologie wie in den übrigen Theilen der Naturwissenschaft ist die in Kurzem zu hoher Vollendung herangereifte Experimentirkunst der Beobachtung ergänzend zur Seite gestanden und hat den heutigen Stand dieser Wissenschaft wesentlich mitbedingt. Der Erste, welcher die Physiologie auf einen festen naturwissenschaftlichen Boden stellte, welcher mit Nachdruck auf die Anwendung physikalischer und chemischer Gesetze in dieser Wissenschaft hinwies, der somit als der Begründer der modernen Physiologie angesehen werden kann, war Johannes Müller. Nicht minder hervorragend als Anatom und Zoologe, denn als Physiologe hat er sich besondere Verdienste um die vergleichende Anatomie erworben, und dadurch wieder fördernd auf die Physiologie zurückgewirkt, indem er die allgemeinen Gesetze des Lebens in den verschiedenen Formen des organischen Daseins nachwies. Die von Müller betretenen Wege verfolgte sein Schüler und Nachfolger an der Berliner Universität, Emil Du Bois-Reymond weiter, welcher hauptsächlich der Erforschung der physikalischen Vorgänge im thierischen Leben seine Kräfte widmete, und durch seine Entdeckungen über das elektrische Verhalten der Muskeln und Nerven neues Licht und neue Anschauungen über die verborgenen Gesetze der Lebenserscheinungen verbreitete. In gleichem Sinne und mit nicht geringerem Erfolg ist Helmholtz (in Heidelberg und Berlin) bestrebt, die so dunkeln und räthselhaften Vorgänge der Sinneswahrnehmungen auf dem Wege des Experiments, der physikalischen, mathematischen und anatomischen Forschung, zu ergründen und zu erklären. In seinem ausgezeichneten Werk „die Lehre von den Tonempfindungen" hat Helmholtz nicht allein die feinen physikalischen Vorgänge im Ohr und in den Nervenapparaten bis in die äußersten Consequenzen verfolgt, er hat auch die physikalischen Ursachen der angenehmen Empfindung musikalischer Töne und des daraus entspringenden musikalischen Kunstgenusses in der Natur der Schallwellen und im Bau des Ohres aufgedeckt und dadurch den Grund gelegt zu einer neuen, auf naturwissenschaftlichem Boden erwachsenen Theorie der Musik. Mit gleichem Scharfsinn wandte sich Helmholtz der Erforschung der Vorgänge des Sehens und des Zustandekommens der

Johannes Müller 1801—1858.

Du Bois-Reymond geb. 1818.

Helmholtz geb. 1821.

Gesichtswahrnehmungen zu, Forschungen, deren Resultate er in einem Werke über „physiologische Optik" niedergelegt hat. Ueberall hat er mit philosophischem Geist den Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen sowohl unter sich als mit den Thatsachen des Bewußtseins aufzudecken gesucht und hat so die Physiologie auf Bahnen gelenkt, welche die Aussicht eröffnen, den Räthseln der Lebensvorgänge näher zu treten.

Botanik und Zoologie. §. 1042. Auch für die weitere Entwickelung der **Botanik** und **Zoologie** war die neue Richtung der Physiologie von bestimmendem Einfluß. Den natürlichen und künstlichen Systemen des Thier- und Pflanzenreichs, wie sie von **Büffon**, **Linné**, A. L. **Jussieu**, einer um die Anordnung des Pariser Pflanzengartens und um die gesammte Botanik hochverdienten Familie angehörig, **Cuvier**, **Decandolle** aufgestellt worden, und ihrer Zeit für das Aufblühen der Wissenschaft und für die Verbreitung und Förderung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse eine hohe Wichtigkeit gehabt haben, wurde in neuerer Zeit geringere Bedeutung beigelegt. Die Zoologie und Botanik erhoben sich über den Rang von bloß beschreibenden Wissenschaften, indem man mehr und mehr den Hauptnachdruck legte auf die Erforschung des Entwickelungsganges im Thier- und Pflanzenleben, der inneren Vorgänge während des Lebensprozesses. Die durch die Vervollkommnung und immer wachsende Anwendung des Mikroskops erreichten Entdeckungen von **Hugo Mohl**, **Hofmeister**, **de Bary**, **Sachs** u. A. haben auch diesen Wissenschaften neue Bahnen geöffnet und neue Gesichtspunkte geschaffen. — Von großem Einfluß auf den Entwickelungsgang der Naturkunde und Naturphilosophie war Lorenz **Oken**, ein charakterfester Mann, der wegen seiner freien, den herkömmlichen Ansichten vielfach widerstrebenden Ideen, die er in seiner Zeitschrift „Isis" und in mehreren naturgeschichtlichen Werken niedergelegt hat, viele Anfechtungen von Seiten der deutschen Regierungen zu erdulden hatte, bis er ein Asyl in der Schweiz fand. Unbefriedigt von dem bisherigen empirischen Verfahren, das in der genauen Erkenntniß und Beschreibung der Naturdinge die Aufgabe und das Ziel der naturgeschichtlichen Studien erblickte, suchte er zu allgemeinen Gesetzen und Entwickelungsformen zu gelangen, ein Streben, das ihn einerseits zu großartigen Ideen, anderseits aber auch zu unklaren mystischen Irrgängen führte. Am weitesten in der polemischen und negirenden Richtung gehen die naturwissenschaftlichen Arbeiten Karl **Vogt's** aus Gießen, der nach der Auflösung des Frankfurter Reichsparlaments, wo er als einer der Führer und Hauptredner der „Linken" thätig war, seinen Aufenthalt in der Schweiz genommen hat, ein kühnvorstrebender Mann, der in weit verbreiteten Schriften über alle Theile der Naturwissenschaft („Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde"; „Physiologische Briefe"; „Bilder aus dem Thierleben" u. a. W.) den bisherigen Ansichten über die Entstehung und Entwickelung der Naturgeschöpfe und des Menschen schroff entgegentrat. Im Geiste der französischen Materialisten der Aufklärungszeit, aber mit umfassenderen naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, suchte er darzuthun, daß der Ursprung des Menschen, seiner höheren körperlichen und geistigen Begabung, auf natürlichen Vorgängen beruhe und eine gesetzmäßige Folge von älteren Entwickelungen und Lebensformen sei, die in weit entlegene Fernen der Geschichte der Erde und der Lebewelt zurückreichten: eine Ansicht, die von einigen jüngeren Männern (**Moleschott**, **Büchner** u. A.) zu einem materialistischen und atheistischen System der Anthropologie ausgebildet wurde.

Büffon 1707—88. Linné 1707—78. Jussieu 1748—1836. Cuvier 1769—1832. Decandolle 1778—1841. Oken 1779—1851. K. Vogt geb. 1817.

Medicin. §. 1043. Erst verhältnißmäßig spät ist in den Kreis der empirisch forschenden Wissenschaften die **Medicin**, oder genauer gesagt, die **Pathologie**, eingetreten, diejenige Wissenschaft, welche die Lebenserscheinungen unter veränderten abnormen Umständen, die Vorgänge im kranken Körper zu erforschen hat, und deren letztes praktisches Ziel es ist, auf Grund solcher Forschungen jene abnormen Umstände zu beseitigen, die Krankheit zu heilen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch ging die allgemeine Richtung der Medicin dahin, die Krankheitserscheinungen aus gewissen allgemeinen Hypothesen und Theorien zu erklären, die, wenn sie zum Theil auch ursprünglich auf einzelnen und richtigen Thatsachen beruhten, doch keineswegs erwiesen und jedenfalls viel zu allgemein und durchgreifend aufgefaßt worden waren, und solchen Theorien ordnete man ohne große Rücksicht auf die Thatsachen die verschiedenen einzelnen Krankheiten unter,

und richtete natürlich auch das Heilverfahren danach ein. Solche medicinische Systeme entstanden und verschwanden in rascher Folge; das eine wurde als unhaltbar zurückgedrängt, um einem anderen, ebensowenig berechtigten Platz zu machen. Die Anhänger der verschiedenen Systeme bekämpften sich aufs Aeußerste und manches Talent und mancher Scharfsinn wurde in unfruchtbaren Streitigkeiten um unhaltbare Theorien nutzlos vergeudet. Während aber am Anfang unseres Jahrhunderts die Pathologie in England und Frankreich bereits auf einen realeren Boden exacter Forschung gestellt war, gerieth die Medicin in Deutschland auf einen Irrweg, der noch verderblicher zu werden drohte, als die Systeme des vorigen Jahrhunderts. Es war die naturphilosophische Richtung, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts unter den deutschen Aerzten die herrschende und die allein anerkannte war, welche die sorgfältige Beobachtung der Thatsachen mit den damals schon der Wissenschaft zu Gebote stehenden Hülfsmitteln verschmähte, fast verachtete, und an deren Stelle philosophische Speculationen treten ließ, welche gänzlich des Inhalts entbehrten. „Aber inmitten dieses trostlosen Wirrwarrs der medicinischen Anschauungen," sagt Friedreich in einer Rede über den heutigen Stand der Medicin, „war es eine rettende That, als Schönlein, wesentlich durch die (Schönlein 1793—1864.) Gewalt seines Wortes und seiner unmittelbaren Lehre, eine durchgreifende Umgestaltung der deutschen Medicin zu Stande brachte. Wie Hippokrates dereinst die Heilkunde aus den Banden der Priester und der alten philosophischen Secte erlöste; wie Sydenham seinen in Systemmacherei und Doctrinarismus versunkenen Zeitgenossen die Fahne der reinen Naturbeobachtung und unbeeinflußten Erfahrung entgegenhielt; so war es Schönlein, der Hippokrates unseres Jahrhunderts, welchem es gelang, die naturphilosophischen Fesseln zu sprengen und der Medicin wieder die empirische Basis zu verschaffen, ohne welche ein reeller Fortschritt, ein bleibender Gewinn nicht möglich sein konnte." Schönleins Bestreben war hauptsächlich darauf gerichtet, alle Hülfsmittel einer exacten Beobachtung, die Percussion und Auscultation, die chemische Analyse und das Mikroskop auf die pathologische Forschung anzuwenden, die unendliche Mannichfaltigkeit der Krankheitsformen zu studiren und zu classificiren und dadurch sichere Anhaltspunkte für das Heilverfahren zu gewinnen. Diese großen Gedanken einer Reformation der Medicin auf naturwissenschaftlichem Boden zündeten gewaltig und führten eine bedeutende Zahl begeisterter und talentvoller Schüler auf die gleiche Bahn, welche die Lehren des Meisters weiter ausbildeten und die Medicin als ebenbürtiges Glied in den Kreis der Naturwissenschaften einführten. Nachdem er mehrere Jahre in Würzburg und Zürich eine große wissenschaftliche und praktische Thätigkeit entfaltet, erhielt er in Berlin, wo schon vor ihm einer der bedeutendsten Mediciner des Jahrhunderts, Chr. W. Hufeland, als (Hufeland 1762—1836.) Arzt und Schriftsteller („Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" und viele andere Werke) sich eines europäischen Rufes erfreut hatte, einen ausgedehnteren Wirkungskreis. Auch der Gegensatz, welcher dieser rationellen Behandlung in dem von Hahnemann aufgestellten System der Homöopathie entgegentrat, hat einen wohlthä- (Hahnemann 1755—1843.) tigen Einfluß auf die Heilkunde geübt, so wenig auch bisher dasselbe in weiteren Kreisen sich Geltung zu verschaffen vermocht hat. Viele deutsche Aerzte von hervorragender Bedeutung, wie Canstatt, Fuchs, Pfeufer, Friedreich, Biermer u. A., gingen aus Schönleins Schule hervor. Nachdem so einmal die Wissenschaften auf die richtigen Bahnen gewiesen war, machte sie auf denselben rasche Fortschritte. Es war hauptsächlich die Wirksamkeit Virchow's, (Virchow geb. 1821.) welcher der naturwissenschaftlichen Richtung in der Medicin in Deutschland zum entschiedenen Siege verhalf, der aufs Nachdrücklichste die Anwendung exacter Methoden verlangte und diesen Geist bei seinen Schülern weckte und nährte, der an der Hand naturwissenschaftlicher Forschungen, der Beobachtung und des Experiments, zum Schöpfer eines neuen Zweiges der Medicin, der pathologischen Anatomie wurde, derjenigen Wissenschaft, welche die Wirkung krankhafter Zustände in den Veränderungen der Organe des Körpers nachzuweisen bestrebt ist, um dadurch sichere Grundlagen für die Heilung, namentlich auch für chirurgische Operationen zu gewinnen. Aber wenn auch in vielen Krankheitsfällen trotz mancher besseren Erkenntniß der Medicin gänzlich die Mittel einer wirklichen Heilung fehlen, wenn z. B. den großen Volkskrankheiten und Epidemien die eigentliche Medicin fast machtlos gegenübersteht, so läßt sich doch ein praktischer Nutzen der richtigen Erkennt-

niß zum Besten der leidenden Menschheit nicht verkennen. Gerade jenen furchtbaren Seuchen gegenüber kann die auf eine richtige Einsicht in die Ursachen gegründete, durch rationelle Grundsätze geleitete Vorsorge unendlichen Segen verbreiten, indem die verderbliche Wirkung der Krankheit, wenn auch ihr Ausbruch nicht ganz verhütet werden kann, doch auf einen möglichst engen Kreis beschränkt wird. Durch die Cholera-Epidemien, welche in unserem Jahrhundert Europa heimgesucht haben, ist die Frage nach einer rationellen öffentlichen Gesundheitspflege zu einer brennenden geworden, und hauptsächlich der Thätigkeit **Pettenkofers** in München ist es zu danken, daß die wissenschaftliche Medicin sich dieser Frage angenommen hat. Die Hygieine ist bereits an mehreren deutschen Universitäten ein eigener Lehrgegenstand geworden, und täglich gewinnt diese Wissenschaft an Bedeutung, denn nur durch eine weise Vorsorge, verbunden mit einer richtigen Erkenntniß der verderblichen Ursachen, wird es endlich gelingen, den Ausbruch der verheerenden, ganze Nationen ergreifenden Epidemien zu verhüten.

Schluß. Wir sind zum Schlusse unserer Darstellung gelangt, und glauben gezeigt zu haben wie die verschiedenen Theile der Naturwissenschaft gleich den Rädern einer Maschine fördernd und stützend ineinander greifen, wie überall das Streben nach echter und wahrer Wissenschaft in der edelsten Bedeutung des Worts, nach unumstößlicher Erkenntniß der Wahrheit auf sicheren und unwandelbaren Grundpfeilern zu Tage tritt, wie dieses Streben nach allen Seiten hin reiche Früchte getragen hat, und wie in Folge dessen alle Theile der Naturwissenschaft in wenigen Decennien mehr gefördert wurden, als in früheren Jahrhunderten. Aber je mehr die Wissenschaft weiter schreitet, desto mehr wächst auch ihr Stoff, wachsen ihre Aufgaben. Jede neue Entdeckung stellt neue Fragen, die der Beantwortung harren. Dies aber wird die Kraft des Forschers nicht lahm legen, sondern anspornen, mit immer erneuter Anstrengung dem Ziele zuzustreben, denn es ist ja nach Lessings schönem Ausspruch nicht der Vollbesitz der Wahrheit, sondern das Bewußtsein des treuen und redlichen Strebens nach der Wahrheit, was den Menschen Glück und Befriedigung gewährt.

C. Literarische Rundschau der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit.

§. 1044. Waren in früheren Zeiten einzelne Gegenden vorzugsweise die Sitze der Dichtkunst, so daß diese mehr oder minder ein bestimmtes landschaftliches oder örtliches Gepräge annahm, so kann es als Beweis von dem zunehmenden Nationalgefühl und Einheitsstreben des deutschen Volks gelten, daß in unserm Jahrhundert die Literatur überall ziemlich gleichmäßig gepflegt und verbreitet war, daß sie einen nationalen Charakter annahm und daß einzelne Richtungen und gewisse politische und religiöse Parteifärbungen nicht hie und da ausschließlich vorwalteten, sondern das ganze Vaterland durchzogen. Daß die Residenzstädte mit ihren Theatern, Kunstsammlungen und anregenden geselligen Verbindungen, die Universitätsstädte mit ihren Bibliotheken und ihrem wissenschaftlichen Verkehr, die Hauptsitze des Buchhandels, wie Leipzig, Berlin, Stuttgart, Frankfurt u. a., vorzugsweise die Sammelplätze der Schriftsteller und Dichter wurden, liegt in der Natur der Sache; ebenso daß die vorherrschenden Eigenthümlichkeiten dieses oder jenes Volksstammes, die geistige Richtung des Landes oder einzelner hervorragenden Persönlichkeiten nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Literatur blieben; aber einen geistigen Mittel- und Brennpunkt, von wo aus sich die Strahlen nach allen Richtungen ausgebreitet hätten, wie in früheren Jahren die sächsischen und thüringischen Länder, wird man vergebens suchen. Blieb auch **Berlin** vorzugsweise der Sitz der Philosophie und aller auf Speculation und Systematik beruhenden Wissenschaften, **München** die Pflanzschule der schönen Künste und in neuester Zeit der Sitz einer regsamen schöngeistigen Lebensthätigkeit, **Leipzig** und **Dresden** der Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Kritik, der dramatischen Kunst und der Belletristik, so wird man doch auch in andern Gegenden ein selbständiges geistiges Leben und Wirken gewahr.

Die Rheingegenden. 1) **Am Rhein.** In den regsamen Städten des **Rheins**, namentlich in **Düssel**-

dorf, wo eine der Münchener ebenbürtige Kunstschule eine große Wirksamkeit entfaltet (§. 1002); in Bonn mit seiner weltberühmten Universität, wo Arndt, Dahlmann u. A. wirkten und wo Beethoven, der phantasievollste Tondichter, das Licht der Welt erblickte (§. 1006); in dem bewegten Frankfurt mit seinen historischen Erinnerungen, seinem Wohlstand und seiner ehrsamen, für Kunst, Literatur und jegliche Bildung empfänglichen Bürgerschaft wurden die mannichfachen Gebiete der Literatur, Wissenschaft und Kunst mit Eifer und Erfolg bearbeitet. K. Immermann (1796—1840), als Dramatiker und Romandichter unter dem Geschlechte der Nachgebornen („Epigonen") in der Vorderreihe, der Dramendichter Christ. Grabbe (1801—1836), ein verwildertes und verkommenes Talent, bei dem die gährende Leidenschaft nie zur Klarheit und Besonnenheit durchzudringen vermochte („Don Juan und Faust"; „Herzog Theodor von Gothland"; „Hannibal"; „Friedrich Barbarossa"; „Heinrich IV."; „Hermannsschlacht" u. a. m.), die Lyriker Christ. Matzerath und der im J. 1858 jung verstorbene A. Schults aus Elberfeld („Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus"; „Ludwig Capet"), der Bearbeiter und Sammler altdeutscher Heldensagen und Volkslieder K. J. Simrock, der dichterische Domherr W. Smets in Aachen, der Kritiker und Romanschriftsteller Levin Schücking („Schloß am Meer"; „Ritterbürtigen" u. a.), der beliebte fruchtbare Lustspieldichter Rod. Benedix (1811—73: „Doctor Wespe"; „der Liebesbrief"; „der alte Magister"; „das bemooste Haupt"; „der Steckbrief"; „Aschenbrödel" u. a.), der phantasievolle Dichter und Kunstkenner Gottfried Kinkel, der gelehrte Kunsthistoriker und Kunstkritiker G. Schnaase († 1875) u. A. m. lebten oder leben noch an den romantischen Ufern des Rheins, dessen Sagen die Dichterin Adelheid v. Stolterfoth, Karl Geib, Wolfg. Müller von Königswinter gesammelt und bearbeitet haben. In den Gedichten des Letztern „spiegeln sich neben den Rebenhügeln des Rheins auch die Trümmer der Vergangenheit wieder, die ernst und still in den königlichen Strom niederschauen und mit seine allerschönste Zierde bilden". Auch der durch Bildung und durch Welt- und Menschenkenntniß ausgezeichnete Novellist Rehfues, Verfasser mehrerer kunstvollen Romane („Scipio Cicala"; „die neue Medea" u. a.), hatte bis zu seinem Tod (1842) seinen Wohnsitz in Bonn, als Curator der Universität, und der durch seine zahlreichen Schriften über Italiens Geschichte, Landeskunde und Kunstgeschichte bekannte preußische Legationsrath Alfred v. Reumont wurde 1808 zu Aachen geboren. Wie im Alterthum der römische Dichter Ausonius die Mosel, so hat Pfarrius von Köln das Nahethal besungen, und der schreibfertige Prediger Oertel von Sobernheim verfaßte unter dem angenommenen Namen W. O. von Horn volksthümliche Erzählungen („die Spinnstube"; „Friedel"), „rheinische Dorfgeschichten", „die Maje", ein Volksblatt, und eine Reihe von Erzählungen mit christlich-religiöser Tendenz. Kurz vor seinem Tod in Wiesbaden († 14. Oct. 1867) vollendete er noch das Werk: „Der Rhein. Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster, Städte." In Mannheim und abwechselnd in andern Städten hat Otto Müller in mehreren biographischen Romanen aus Deutschlands literarischer Vergangenheit („Bürger, ein deutsches Dichterleben"; „Charlotte Ackermann"; „der Stadtschultheiß von Frankfurt") Talent, Fleiß und achtbare Studien an Tag gelegt. — **Frankfurt**, die Vaterstadt Goethe's und Klingers, zog von jeher strebsame Männer an, doch besaß es nicht immer Kraft genug, sie auf die Dauer zu fesseln. Das Städel'sche Institut mit seinen alten und modernen Kunstschätzen, dem Künstler der romantischen Schule wie Veit, Steinle († 1860), Passavant († 1861), der Bildhauer Schmidt v. d. Launitz († 1869) u. A. ihre Kräfte zuwandten, das naturhistorische Museum, wofür Reisende wie Rüppel thätig waren, die Schulanstalten humanistischer und realistischer Richtung, wo die Directoren Classen, Tycho Mommsen, Kühner, Paldamus u. A., die Historiker und Literarhistoriker Kriegk (zuletzt am städtischen Archiv) († 1878), Creizenach, Weismann, und manche Gelehrte von Ruf (Fleckeisen, Schenk u. A.) wirkten oder noch wirken, geben ein ehrenvolles Zeugniß von dem Bildungssinn der Einwohner. In Frankfurt ließ sich auch Wilhelm Jordan aus Ostpreußen nieder, nachdem er als Mitglied des deutschen Parlaments in der Paulskirche seine politischen und vaterländischen Ideale zerrinnen gesehen, bald in religionsphilosophischen Dichtungen („Demiurgos"; „Andachten") die Fragen und Probleme der Zeit zu lösen suchend, bald die Sage von den Nibelungen und Siegfried, „die wundergewaltige uralte Weise der deutschen Dichtkunst" stabreimend dem lebenden Geschlechte als verjüngtes Epos vorführend. — **Darmstadt**, von den kleineren Residenzstädten eine der rührigsten, wo der Büreaukratismus nicht jede künstlerische und literarische Regung erdrückte, ist die Vaterstadt vieler talentvoller Männer, von denen einige, wie Lichtenberg (aus Ober-Ramstadt) und Gervinus, zu den ersten Größen der deutschen Literatur zählen. Wenn gleich von der

Frankfurt.

Darmstadt.

frühern künstlerischen Höhe heruntergekommen, ist doch Darmstadt auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur nicht schlaff geworden. K. Wagner hat im Gebiete der Pädagogik und deutschen Literatur, Wilh. v. Plönnies († 1871) als Militärschriftsteller und Dichter eine erfolgreiche Wirksamkeit entfaltet. Offenbach war der Wohnort des deutschen Sprachkenners und Grammatikers Karl Ferd. Becker, und an der Bergstraße weilte die Dichterin und gewandte Uebersetzerin ausländischer Dichter Luise v. Plönnies (§. 1031). — **Heidelberg**, die freundliche Neckarstadt mit ihrer altehrwürdigen Universität und dem historischen Hauch, der über Schloß und Stadt ausgegossen ist, war vor einigen Jahrzehnten der Hauptsitz romantischer Bestrebungen, als sich die weltberühmte Kunstsammlung der Brüder Boisserée daselbst befand, als die „Studien" von Daub und Creuzer das Organ poetisch-philosophischer Forschungen bildeten, als die durch ihr tragisches Ende, wie durch Bettina's Briefe berühmte Günderode einige Zeit in dieser Musenstadt weilte und die hohe Gestalt des kraftvollen Thibaut für die „Reinheit der Tonkunst" wirkte. Selbst das Gegengewicht, das die romantische Richtung und Creuzers symbolische Mythenerklärung, wonach in den griechischen Göttersagen die Grundideen einer orientalischen Urreligion verhüllt liegen, an dem rüstigen Voß fand, war der Literatur im Allgemeinen ersprießlich. In Friedrich Wilhelm Karl Umbreit († 1860) erstand der hebräischen Poesie ein Erklärer und Uebersetzer im Geiste Herders. Die Universität, im fünfzehnten und sechszehnten Jahrh. ein heller Stern, dann durch den Krieg und geistlichen Druck im siebenzehnten und achtzehnten Jahrh. verdunkelt, wurde durch den hochsinnigen Karl Friedrich aus dem Verfall der kurfürstlichen Zeit emporgehoben und hat seitdem unter der Pflege eines wohlmeinenden Fürstenhauses auf dem Gebiete des Wissens und der Gelehrsamkeit eine hervorragende Stelle behauptet, also daß bis zur Stunde in allen Fächern Männer wirken, die zu den ersten Größen deutscher Wissenschaft zählen. — In **Karlsruhe**, wo der Dramaturg Ed. Devrient längere Zeit dem Hoftheater vorstand, lebten Max von Schenkendorf, ein frommes, vaterländisches Gemüth, und Peter Hebel, der die schwarzwälder Gemüthlichkeit, die sich in seinen „allemannischen Gedichten" ausspricht, und die praktische Lebensweisheit, die seine „Erzählungen" offenbaren, auch im geselligen Leben, im Kreise der Freunde kund gab. Auch der dramatische Dichter Jos. von Auffenberg (geb. zu Freiburg 1798, † 1857) der Verfasser von „Pizarro", „die Flibustier", „Wallas", „die Syrakusaner", „Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova" u. a., und Jos. Victor Scheffel, der begabte Dichter geselliger Lieder voll realistischen Humors, des erzählenden Gedichtes: „der Trompeter von Säckingen", des literar-historischen Romans „Ekkehard" und „Frau Aventiure", einer Sammlung freigedichteter Lieder im Geiste der Minnesänger, gehören Baden an, und der geistreiche Graf von Benzel-Sternau (geb. zu Mainz 1767; gest. zu Mariahalden 1849), als Humorist in Jean Pauls Manier, nur weniger idealistisch („das goldene Kalb", „der steinerne Gast"), Dramatiker („der Geist von Canossa" u. a.) und vielseitiger Schriftsteller voll sittlichen Ernstes und warmer Begeisterung für menschliche und bürgerliche Freiheit bekannt („Gespräche im Labyrinth", „der alte Adam"), wirkte längere Zeit im badischen Staatsdienst, dem noch jetzt als Archivrath Fr. v. Weech angehört, ein fleißiger Schriftsteller auf biographischem und geschichtspolitischem Gebiete. In dem lieblichen Baden-Baden hielt sich August Lewald, geb. zu Königsberg 1792, langjähriger Herausgeber der vielgelesenen Zeitschrift „Europa" und Verfasser vieler beliebten Reiseschilderungen, Novellen und anderer belletristischen Schriften, längere Zeit auf. — **Freiburg** mit seinem altehrwürdigen Münster war vor einigen Jahrzehnten eine politische Macht, als die liberalen Deputirten Rotteck, Welcker, Duttlinger u. A. daselbst lebten und die beiden ersten das auf die öffentliche Meinung so einflußreiche „Staatslexicon" gründeten, und im Felde der Archäologie war Anselm Feuerbach († 1851), Verfasser des „Apollo von Belvedere", ein geistreicher Kenner und Forscher. Als vorzügliche Bildungsanstalt für katholische Theologen besitzt Freiburg großes Ansehen und ausgedehnte Wirksamkeit in kirchlichen Dingen; früher mehr der freien Richtung huldigend, trat die Curie in neuerer Zeit in den Dienst des Ultramontanismus, doch galten Hirscher († 1865) und der gelehrte Staudenmaier († 1856) lange für die Zierden ihrer Kirche. Eine Bewohnerin Freiburgs, Wilhelmine von Hillern, die Tochter der Frau Birch-Pfeiffer auch in der „Kunst des Fabulirens", hat sich in neuester Zeit durch den Roman: „Ein Arzt der Seele" und durch verschiedene

Arbeiten in periodischen Zeitschriften einen Namen gemacht. In Constanz lebte und starb (1860) der frühere Bisthumsverweser Ign. Heinr. Karl Freiherr von Wessenberg (§. 1020) in stiller Opposition gegen den römischen Ultramontanismus, seine Muße mit lyrischen und epischen Dichtungen („Blüthen aus Italien"; „Julius oder die Pilgerfahrt" u. a.), historischen und philosophischen Studien („die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrh.", „Gott und die Welt") würdig ausfüllend. Treu seiner Ueberzeugung hat er mit ehrenhafter Consequenz den kirchlichen Freimuth, verbunden mit echter Frömmigkeit des Herzens und Wandels, aus einer freiern Zeit bis zu seinem Tode bewahrt. Zu Eppishausen an den lieblichen Rebgeländen des Bodensee's verbrachte der Freiherr von Laßberg († 1855), ein lebendiges Abbild mittelalterlicher Jäger- und Ritterzeit, unter Studien und Sammlungen aus längst entschwundenen Zeiten („Liedersaal") seine spätern Lebensjahre, über der Verehrung einer untergegangenen Welt voll Romantik und Feudalität die Gegenwart vergessend. Auf seinem Gute starb auch seine Schwägerin Annette von Droste-Hülshof. — In der Schweiz haben sich in neuester Zeit Jeremias Gotthelf (eig. Alb. Bitzius, † 1854) durch gelungene Volksbücher in Pestalozzi's Geist, nur mit minder edler Haltung und mit allem derben Naturalismus („Bauernspiegel", „Uli der Knecht" u. a.) und durch seine „Bilder und Sagen aus der Schweiz", der Maler und Dichter Gottfried Keller („Der grüne Heinrich. Ein Roman"; „Gedichte" u. a.), der Romanschreiber Charles Sealsfield (eig. Postel), von deutscher (österreichischer) Abkunft (1797—1864), durch geschickte Bearbeitung amerikanischer Stoffe („Lebensbilder aus beiden Hemisphären", „Süden und Norden", „Virey" u. a.) und A. E. Fröhlich, Dichter von Fabeln, Erzählungen und geistlichen Liedern, einen Namen erworben, und im Elsaß hielt das Brüderpaar August und Adolf Stöber den deutschen Dichtergeist auch unter französischer Herrschaft lebendig. — Basel, seit alten Tagen mit Deutschland innig verwachsen, zog viele seiner bedeutendsten literarischen Kräfte aus unserm Vaterlande (de Wette, §. 1023, Wilh. Wackernagel, Dichter und Sprachforscher u. A.). Hagenbach, der Kirchenhistoriker und Dichter, J. Burckhardt, der Geschichtschreiber und Kunstkenner, und H. Gelzer, der Literarhistoriker, gehören dagegen auch durch ihre Geburt der Schweiz an. Auch Zürich und Bern haben manchem deutschen Schriftsteller von Ruf dauernd oder vorübergehend ein Asyl und einen angemessenen Wirkungskreis geboten und wenigstens auf dem Felde der Literatur und der geistigen Arbeit die deutsche Stammverwandtschaft treu bewahrt. Schweiz.

§. 1045. 2) Schwaben. Die größte dichterische Regsamkeit aber herrscht in **Schwaben**, der alten Heimath der Lieder und des Gesangs. In Stuttgart, wo Cotta († 1863), der König unter den Buchhändlern und der Verleger mehrerer Zeitschriften mannichfachen Inhalts, einen Thron aufgeschlagen hat, um den sich eine vielgeschäftige Schaar von Schriftstellern in rastloser Thätigkeit bewegt, wo Wolfg. Menzel bis zum Jahr 1873 den kritischen und kunstrichterlichen Stab im Dienste der wissenschaftlichen „Umkehr" schwang, wo der frühverstorbene Wilh. Hauff († 1827) seine anmuthigen Novellen und Märchen dichtete, und sein älterer Bruder Hermann Hauff die Redaction des vielgelesenen Morgenblattes bis zu seinem am 16. Aug. 1865 erfolgten Tode leitete; wo Fr. Haug (1761—1829), der witzige Lieder- und Epigrammendichter, seine „zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase" verfaßte, wo Hackländer seine durch lebendige Schilderungen und gesunden Realismus ausgezeichneten „Bilder aus dem Soldatenleben" und „Europäisches Sclavenleben" entwarf und als Romanschriftsteller und Belletrist („Ueber Land und Meer"), zum Theil in Verbindung mit dem Novellenschriftsteller Edm. Höfer († 1882) („In einer stillen Straße", „Das verlassene Haus", An der Gränze" u. a.), bis zu seinem Tode (6. Juli 1877) eine große Thätigkeit entfaltete, da regten und regen sich Kräfte mannichfaltiger Art. Neben Ludwig Uhland († 1862), dem gemüthlichen Sänger und kräftigen Vorkämpfer liberaler Ideen, wirkten hier Gustav Schwab († 4. Nov. 1850, Dichter und Uebersetzer, Sammler deutscher Lieder und Sagen und Biograph von Schiller); der Publicist Paul A. Pfizer († 30. Juli 1867) und sein jüngerer Bruder Gustav Pfizer, Dichter und vielseitiger Schriftsteller, Rud. Tanner († 1849 in Schwaben.

Aarau), Karl Mayer, Herm. Kurz († 1873), Karl Grüneisen, der lyrisch-dramatische Dichter J. G. Fischer, dessen „Excursionen am Bodensee" durch Schönheit der Schilderung und sittlichen Ernst, wie seine Dramen „Saul", „Florian Geyer", „Friedrich II." durch Freiheitsliebe und vaterländische Gesinnung hervorragen; der fromme Alb. Knapp, Wilh. Zimmermann, der Verfasser der demokratischen „Geschichte des Bauernkriegs" und der „Hohenstaufen", der Buchdrucker und Natursänger Niklas Müller, der Lyriker und Erneuerer mittelalterlicher Kunstepik Wilh. Hertz, der Dichter und Uebersetzer Ludw. Seeger († 1864), der Orientalist Ernst Meier († 1866), bekannt als Uebersetzer orientalischer Dichtungen (Nal und Damajanti; Sakontala) und Sammler schwäbischer Sagen u. A. m. Bei dem in der Geschichte der schwäbischen Vorzeit berühmten Weinsberg bewohnte in ländlicher Stille der sinnige und menschenfreundliche Dichter und Arzt Justinus Kerner (1786—1862) ein gastliches Haus, das, trotz der Gespenster, womit der Verfasser der „Seherin von Prevorst" die Umgegend heimsuchen läßt, als ein Sitz behaglicher Lebensfreude weithin bekannt war; seine lyrischen Gedichte sind der wahre Ausdruck einer gemüthvollen Schwabennatur; nicht fern davon dichtete Ed. Mörike († 1875) seine ansprechenden Lieder, Idyllen und Novellen („Maler Nolten", „Idylle vom Bodensee"), und Hölderlin, der für das Hellenenthum schwärmende Verfasser des Brief-Romans „Hyperion" und vieler schwungvollen Gedichte in antiken Rhythmen, dessen phantasiereicher Geist, von einer ungestillten Sehnsucht nach unerreichbaren Zielen verzehrt, frühe durch die Nacht des Wahnsinns umhüllt ward, bis er in hohem Alter sein bewußtloses Leben in Tübingen schloß (1843), war bei Heilbronn geboren. Sein Landsmann Waiblinger, der 1830 in Rom starb, überließ sich einer wilden Natürlichkeit voll ursprünglicher Kraft aber ohne „die Zucht der Bildung". Auch David Friedrich Strauß (§. 1023), der, die dornenvolle Laufbahn des Theologen aufgebend, sich vielseitigen literarischen Studien widmete und das Feld der Biographie mit dem glänzendsten Erfolg bearbeitete (Dan. Schubart; Nicod. Frischlin; Ulrich v. Hutten; Voltaire u. A.), hat sich nach einem wechselvollen Wanderleben ab und zu wieder seiner alten Heimath zugewendet, die auch dem Kritiker und Aesthetiker Vischer, nach einem längeren Aufenthalt in Zürich, wieder einen entsprechendeu Wirkungskreis darbot. — Im Hohenlohe'schen verbrachte K. Jul. Weber (1767—1832), Verfasser der satirischen „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen", des „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen", Sammlungen von Scherzen und Späßen, „an einen humoristischen Reflexionsfaden gereiht und mit Lesefrüchten aus verschiedenen Wissenschaften ausgefüllt", und einiger historischen Werke („die Möncherei", „das Ritterwesen") sein einförmiges Leben.

Franken. §. 1046. 3) Franken. **Franken**, von einem gemüthlichen, kunstsinnigen Volksstamme bewohnt, wo Nürnberg, die Geburtsstätte des Meistergesangs und im Reformationszeitalter der Mittelpunkt deutscher Kunst, als ein herrliches Denkmal mittelalterlichen Städtewesens in die Gegenwart hineinragt, hat manche literarische Kräfte hervorgebracht, besaß aber nicht die Macht, sie festzuhalten. K. L. v. Knebel aus Wallerstein, als ernster Lyriker und Uebersetzer bekannt, wurde Prinzenerzieher am Weimarer Hof und blieb bis zu seinem Tode (1834) ein Mitglied jener geistreichen Kreise, die sich in Weimar und Jena um Goethe und Schiller, um Herder und Wieland sammelten. Friedr. Rückert aus Schweinfurt wählte zuerst Erlangen als Wirkungskreis seiner dichterischen Thätigkeit und seiner orientalischen Studien, bis ihn der preußische König nach Berlin berief; Aug. von Platen aus Ansbach, der Heimath der beiden Dichter Uz und Cronegk, der sprach- und formgewandte Lyriker und satirische Dramatiker in aristophanischem Geiste, suchte unter Italiens hellem Himmel Heilung für seine Schwermuth und beschloß sein unstetes Leben im fernen Syrakus. Ein hohes Talent, „konnte er in der großen Umgebung von Rom und Neapel doch die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen". Nürnbergs literarische Lebensfähigkeit scheint mit seiner reichsstädtischen Freiheit untergegangen zu sein; denn weder Grübels Lieder im heimischen Dialekt, die einer frühern Periode angehören, noch die kirchenfeindlichen Bestrebungen einiger philosophischen Schriftsteller der Gegenwart (unter denen Fr. Daumer, der Uebersetzer

des Hafis und Verkünder einer neuen, auf orientalischer Sinnlichkeit und junghegelischer Abstraction aufgebauten Religion der Zukunft, den Reigen anführte, bis er im weiten Schooß der römisch-katholischen Kirche Heilung suchte) können als Beweis großer geistiger Triebkraft gelten. Die religiös-gemüthliche Bürgerschaft zehrt noch an den Erinnerungen ihrer großen Vergangenheit auf dem Gebiete der Kunst und Literatur. Doch hat in neuerer Zeit die Gründung des germanischen Museums den historischen und vaterländischen Studien einen rühmlichen Aufschwung verliehen. — An diesem Aufschwung hat auch die Universität Erlangen Theil genommen, wo in den letzten Jahrzehnten sich ein regeres geistiges und wissenschaftliches Leben entfaltete und mehrere strebsame Männer (August Schaden, † 1853; Nägelsbach, † 1857; Döderlein, † 1863 u. A.) edle Studien zu heben bemüht waren. — Bamberg mit seiner geschichtlichen und künstlerischen Vergangenheit (welche Joseph Heller, 1798—1849, durch zahlreiche Schriften und Sammlungen erläutert hat) und Würzburg mit seiner mehr dem Realen als Idealen zugewandten Universität leiden an den Nachwirkungen geistlicher Herrschaft. — Das gemüthliche Oberfranken, wo einst Jean Paul sein reiches Seelenleben lebte, scheint gegenwärtig von den Musen verlassen zu sein. Vielleicht daß der Plan Richard Wagners, Bayreuth zum Mittelpunkt großartiger musikalisch-theatralischer Production zu erheben, zu einem frischen gehobenen Kunstleben Anregung gibt.

§. 1047. 4) **Bayern**, sonst ein gesangreiches Land, blieb bis vor Kurzem an dichterischem Ruhm hinter andern Staaten zurück, so reich auch das Volk von jeher an poetischen Sagen und künstlerischen Traditionen war. Einige Lieder und Poesien in Musenalmanachen und einige Gedichte in verschiedenen Volksdialekten (Kobell) lieferten einen schwachen Beweis von der poetischen Thätigkeit der Bayern. Erst in neuerer Zeit hat sich daselbst ein regerer Sinn für Poesie kund gegeben, wenn auch größtentheils unter fremder Einwirkung. In München, dem Hauptsitz antiker und christlicher Kunst, voll herrlicher Kirchen und Bauwerke, herrscht ein bewegtes Künstlerleben mit regem Witz und frischem Humor („fliegende Blätter"), welches König Ludwig, der Freund und Beförderer aller schönen Künste, hervorrief und hegte. Aber die einseitige Begünstigung des strengen Katholicismus hat früher manche bedeutende Männer in andere Länder getrieben. Zog doch der größte Maler, Peter Cornelius, und der berühmteste Philosoph der Neuzeit, Fr. W. J. Schelling, nach Berlin, und der große Naturforscher Lorenz Oken (1779—1851), sowie der gründliche Kenner der neugriechischen und orientalischen Welt Fallmerayer († 1861) mußten, jener dauernd, dieser vorübergehend, in der Schweiz eine Zufluchtsstätte gegen politische Verfolgungen suchen. Friedrich Thiersch dagegen (1784—1860), der geistreiche Kenner des griechischen Alterthums in seinen künstlerischen und literarischen Erzeugnissen, und Schelling's Jünger, der Ergründer der Natur und der Menschenseele, Gotth. H. Schubert, gleich Thiersch aus Sachsen (1780—1860), „ein bibelfester, glaubenstreuer, mystisch-kühner Apostel der Nachtseiten der Natur und einer jenseitigen Geisterwelt", harrten bis zu ihrem Tode in München aus. So sehr auch manche Wissenschaften durch geistreiche und gelehrte Forscher, wie die Physik durch Steinheil, die alt- und mittelhochdeutsche Sprache durch Schmeller, bereichert und gepflegt wurden, und so gründliche Arbeiten in einzelnen Zweigen die bayerische Akademie in ihrer vieljährigen Wirksamkeit zu Tage gefördert haben mag, so war doch lange Zeit die Universität München mit all' ihren reichen Hülfsquellen im Gebiete der freien Wissenschaft nur ein trüber Stern, wo Mysticismus (Franz Xaver Baader, † 1841, der Schöpfer der „Philosophie, welche für Natur und Gottesweisheit einen geheimnißvollen Mittelpunkt suchte") und Ultramontanismus ihr düsteres Reich aufgeschlagen hatten. Die „historisch-politischen Blätter", wo der gelehrte Döllinger, der redegewandte E. v. Lasaulx († 1861), der Mediciner Ringseis, der Staatsrechtslehrer Philipps (später in Oesterreich wirkend) u. A., die Freunde und Gesinnungsgenossen von Joseph Görres (§. 1020) und seinem Sohne Guido († 1852), ihre kirchliche Polemik niederlegten, waren für alle Freunde humaner Bildung eine unerfreuliche Erscheinung. Erst seit dem Regierungsantritt des Königs Max II. (1848—64), eines Gönners gründlicher Wissenschaften, nahm auch die Universität München eine freiere

Richtung und einen vielversprechenden Aufschwung, der noch durch mehrere begabte Dichter und Schriftsteller, die daselbst ihren Wohnsitz haben oder hatten, gefördert ward, wie Em. Geibel, Paul Heyse, Hermann Lingg („Gedichte"; „die Völkerwanderung", epische Dichtung u. a.), Friedr. Bodenstedt (geb. 1819, j. in Meiningen; „Gedichte", „Ada", „Demetrius", „Lieder des Mirza Schaffy", „Tausend und ein Tag im Orient", ein Wanderbuch voll frischer Eindrücke aus eigenen Erlebnissen, „Epische Dichtungen" u. a.), Franz Löher („General Spork"), der Philosoph und Aesthetiker Mor. Carriere, Fr. v. Schack, Kunstmäcen und Uebersetzer persischer, spanischer und arabischer Dichtungen („Firdusi" u. a. W.), Aug. Becker („Jung Friedel, der Spielmann") u. A. m. Hier ließ sich auch W. H. Riehl nieder, der mit feinem Spürsinn aus Natur und Sage, aus Werken und Anlagen von Menschenhand glänzende Steine zu musivischen Arbeiten über das Culturleben und die Bildungsgeschichte deutscher Stämme und Landschaften auszulesen und mit gewandter Feder zu einem schillernden Bilde zusammenzufassen versteht. In Franz Trautmann, dem begeisterten Verehrer mittelalterlichen Lebens mit seiner Gläubigkeit, Einfalt und ritterlichen Kraft, hat das bayerische Volk einen nationalen Dichter von echter Prägung gefunden („Eppelein von Geilingen", „Herzog Christoph genannt der Kämpfer", „Petrus Nöckerlein"). Im Gegensatz zu dem früheren Religionseifer hat in München seit dem vatikanischen Concil unter der Aegide von Döllinger, Friedrich u. A. eine Opposition gegen die jesuitischen und ultramontanen Bestrebungen Wurzel gefaßt, welche der Vernunft und Wissenschaft ihre Rechte zu wahren bemüht ist. — Regensburg, die alte Römerstadt, in deren Nähe König Ludwig den deutschen Ehrentempel Walhalla errichten ließ, besaß eine Anzahl ausgezeichneter Bischöfe und Domherren, von denen einige, wie Sailer (§. 1020) und Diepenbrock (später Bischof in Breslau, wo er 1853 starb), als Zierden ihrer Kirche dastehen. — Augsburg, einst neben Nürnberg der Hauptsitz reichsstädtischer Blüthe und Bildung und eines großartigen Weltverkehrs, war einige Jahrzehnte lang durch die Bedeutung und Verbreitung der „Allgemeinen Zeitung" ein Mittelpunkt ausgedehnter journalistischer Thätigkeit. Auch lebte und wirkte bis zum 3. Sept. 1854 daselbst der greise, als Kinderschriftsteller weitberühmte Domherr Christoph Schmidt (geb. 15. Aug. 1768), der Verfasser der „Ostereier" und vieler ähnlichen Erzählungen.

Oesterreich. §. 1048. 5) Oesterreich. Reich an dichterischen Kräften aller Art ist Oesterreich, wo selbst die Ungunst der Zeiten weder die angeborene Dichternatur, noch die literarische Regsamkeit des Volks zu ersticken vermochte. Abgesehen von den bedeutenderen Dichtern, von denen oben die Rede war, und auch abgesehen von den Sumpfpflanzen, die unter einem genußsüchtigen, lebensfrohen Volke leicht aufschießen und nach dem Beifall der großen Menge streben, von Blumauers Travestien, von den Wiener Theaterpossen eines Nestroy, Bäuerle u. A., ist das österreichische Land nicht arm an Künstlern und Schriftstellern, wenn schon manche, wie Ed. Duller (Lyriker, Romanschreiber und populärer Volksschriftsteller), Dräxler-Manfred (Herausgeber des „Kursaals in Wiesbaden"), Kuranda, mehrjähriger Redacteur der „Grenzboten", Schuselka, ein fruchtbarer Literat, der Romanschriftsteller und Dichter Karl Herloßsohn aus Prag († 1849 in Leipzig), Herausgeber des „Kometen" u. A. m., die Heimath und die Metternich'sche Polizei mieden und sich in der Fremde niederließen. Auch der jüdische Humorist, Satiriker und Witzmacher Mor. G. Saphir aus Pesth (1794—1858) mußte eine Zeit lang die österreichische Hauptstadt verlassen, und der biedere, als Arzt, Universitätslehrer und vielseitiger Schriftsteller allgemein geachtete Freih. v. Feuchtersleben zog sich durch seine kurze Theilnahme am öffentlichen Leben als Unterstaatssecretär in dem Ministerium Doblhoff 1848 das Mißfallen der Regierung und höheren Stände in solchem Grade zu, daß ihn der Kummer über seine Zurücksetzung im 45. Jahre ins Grab stürzte (3. Sept. 1849). Als Epiker in Anast. Grüns Manier hat sich Karl Beck aus Pesth („Nächte", „der fahrende Poet", „Janko, der ungarische Roßhirt"), als Lyriker J. Gabr. Seidl, J. N. Vogl, der Ritter von Tschabuschnigg aus Klagenfurt und die böhmischen Freiheitssänger Moritz Hartmann (1821—1872, „Kelch und Schwert"; aus Böhmens Vergangenheit; „Reimchronik des Pfaffen Mauritius"; „Adam und Eva",

ein anmuthiges Idyll; „Bretonische Lieder" u. a.) und Alfred Meißner („Ziska", „das Weib des Urias", u. a.), als Dramatiker und Novellist Uffo Dan. Horn (1817—1860), als Lustspieldichter Ed. Bauernfeld (geb. 1802, „Großjährig"; „Bürgerlich und romantisch") und der Alpensänger Nic. Baumann („das Versprechen hinterm Herd"), Feldmann („ein höflicher Mann"; „die Schicksalsbrüder") und der unglückliche, in Melancholie verkommene Ferd. Raimund († 1836, „Verschwender", „der Alpenkönig und der Menschenfeind" u. a.) auch in weitern Kreisen bekannt gemacht, und als Uebersetzer orientalischer Poesien suchte der Verfasser der osmanischen Geschichte und der große Kenner des Morgenlandes, Hammer-Purgstall, mit Rückert zu wetteifern. Vor Allem aber blühte die Tonkunst in Oesterreich, wo der geniale Mozart (1756—1791) und Joseph Haydn (1732—1809) geboren waren und der phantasiereiche Beethoven (1770—1827) den größten Theil seines Lebens zubrachte. Das Wiener Burgtheater, viele Jahre unter Laube's Leitung, war von jeher ein Brennpunkt künstlerischer Thätigkeit, der auch in neuester Zeit dichterische Kräfte anzog, wie Hebbel aus Dithmarschen, Mosenthal († 1877) aus Kassel („Deborah"; „Bürger und Molly", „die deutschen Komödianten" u. a.). Und doch muß man mit Wehmuth bekennen, daß Oesterreich sich an den literarischen Interessen des deutschen „Reichs" wenig betheiligte, daß es auch in dieser Hinsicht lange als ein fremdes Land angesehen war. Auch Adalbert Stifter († 1868), der Verfasser der durch lebendige Naturschilderungen ausgezeichneten „Studien", und Rob. Hamerling, dessen philosophisch-epische Dichtungen „Ahasver in Rom", „der König von Sion" durch phantasiereiche, effektvolle Schilderungen die Leser fesseln, gehören Oesterreich an, und der schlesische Lyriker von aristokratischer Färbung v. Strachwitz, der im Gegensatz zu den „Gedichten eines Lebendigen" in den „Liedern eines Erwachenden" für moderne Ritterlichkeit in die Schranken trat, dann nach einer Reise durch Schweden und Norwegen in mehreren dichterischen Schilderungen die Reiseeindrücke in formgewandten Versen niederlegte, starb 1848 in Wien. Aus Ungarn stammt der in Berlin lebende Jul. Leop. Klein, Verfasser einer durch seinen frühen Tod unvollendet gebliebenen Geschichte des Dramas und mehrerer dramatischen Werke.

§. 1049. 6) Thüringen und Sachsen. Thüringen mit der Wartburg, dem einstigen Sammelplatz der Minnesänger, und mit Weimar, dem glänzendsten Musensitz der Neuzeit, hat noch jetzt an seiner großen Vergangenheit einen starken Anhalt und einen reichen Schatz von Erinnerungen. Die Romane Ernst Wagners aus Meiningen und Augusts von Tromlitz (Witzleben), so wie die Dichtungen und Uebersetzungen („Tegner's Frithiof-Sage") der Amalie v. Helvig, geb. Imhof von Weimar († 1834 in Berlin), gehören einer früheren Periode an; aber auch die Gegenwart oder jüngste Vergangenheit besitzt in Ludwig Bechstein zu Meiningen († 1860), in Arnold Schlönbach († 1866; „Weltseele"; „der Stedinger Freiheitskampf" u. a.) und in Adolf Bube zu Gotha geschickte Bearbeiter der thüringischen Sagen und Volksballaden, und in letzterm einen sinnigen und gemüthvollen Beobachter der Natur in ihrem stillen Walten („Naturbilder"). Dabei hält Jena, die lebenskräftige Universitätsstadt, und der wissenschaftliche Geist einiger Gymnasien wie Gotha und Weimar, den Sinn für Literatur und geistiges Leben aufrecht, und in Weimar und Coburg-Gotha finden unter dem Schutze kunstliebender und freisinniger Fürsten Wissenschaften und Künste eine friedliche Stätte: Jul. Grosse von Erfurt („das Mädchen von Capri") Alb. Lindner aus Rudolstadt, Verfasser des gekrönten Preisdrama „Brutus und Collatinus" und „die Bluthochzeit"; der Dramatiker Ed. Tempeltey aus Berlin, Verfasser der „Klytämnestra" u. a. W.; Palleske, der Biograph Schillers; der Dichter, Publicist und Historiker Biedermann, jetzt in Leipzig; der kunstsinnige Ad. Schöll († 1882) u. A. Fr. Gottl. Becker in Gotha trat in die Fußstapfen seines als Volksschriftsteller und Journalist berühmten Vaters Rud. Zach. Becker, der unter Napoleons Machtherrschaft für seinen deutschen Freimuth durch siebenzehnmonatliche Haft in Magdeburg büßen mußte. August Thieme, dramatischer und lyrischer Dichter aus Thüringen (geb. 1780) wirkte lange im Kirchen- und Schulfache in Rußland und Finnland. — Sachsen, der alte Sitz protestantischer Cultur, bewahrte auch in der neuern Zeit seinen literarischen Ruhm, wenn gleich seit dem Uebertritt des Herrscherhauses zur katholischen Kirche in **Dresden** die

Thüringen.

Dresden.

Kunst mehr Geltung fand als Literatur und Wissenschaft. Tiedge verbrachte hier den Abend seines Lebens und Ludw. Tieck der Romantiker stand lange in der Elbestadt unter dem jungen Geschlechte da wie eine gebeugte und wankende Säule aus vergangenen Tagen, ehe er dem Rufe des gleichgesinnten Königs nach Berlin folgte, um in seiner Geburtsstadt sein Grab zu finden († 1853). Der Dramatiker Maltitz, der Verfasser von „Schwur und Rache", „Hans Kohlhaas", „Oliver Cromwell" u. a., starb in Dresden im vierundvierzigsten Lebensjahre (1837); Karl Förster, der Romantiker, wirkte hier bis zu seinem Tode (1841) neben Tieck, und auch Gutzkow hat die kunstliebende Stadt viele Jahre lang zum Aufenthalt gewählt. Otto Ludwig aus dem Meiningen'schen, der Verfasser des „Erbförster" und der „Makkabäer", zweier dramatischen Dichtungen voll kräftiger Zeichnung und klarer Gestaltung der Charaktere, aber ohne ideale Größe und Reinheit, ferner der Novelle „Zwischen Himmel und Erde", hatte sich gleichfalls in Dresden niedergelassen, wo er im J. 1865 starb, und in der Nähe der schönen Elbestadt suchte Otto Heubner während seiner zehnjährigen Haft in Königstein und Waldheim in der Dichtkunst („Klänge aus der Zelle in die Heimath") und in metrischen Uebersetzungen englischer Lyriker Trost und Erhebung für die Trübsal in langer Nacht. Der durch verschiedene Schriften im Geiste Rückerts, besonders durch die Spruchgedichtsammlung „Schau um dich und schau in dich" bekannte Literat Jul. Hammer war in Dresden geboren und starb 1862 in Pillnitz; auch der Novellenschriftsteller Rob. Waldmüller gehört der sächsischen Hauptstadt an. Die herrliche Gemäldegallerie unter Hübners und Bendemanns Leitung und die Antikensammlung (Beckers Augusteum) unter der Aufsicht des Literarhistorikers und Archäologen Herm. Hettner († 1882), so wie das treffliche Theater, für dessen Oper einst K. Maria von Weber († 1826) und bis in die neueste Zeit, vorzüglich auch als Liedercomponist populär, Karl Gottlieb Reissiger († 1859) thätig waren, sind mächtige Magnete für künstlerische und kunstsinnige Naturen. Die königliche Familie ist durch Bildung und wissenschaftlichen Sinn ausgezeichnet, Eigenschaften, die von jeher dem ganzen sächsischen Volke innewohnten und sich noch jetzt durch die trefflichen Schulanstalten bewähren. Eine glänzende Stelle in der neuesten Literatur nimmt **Leipzig** ein, der große Markt der Bücherwelt und der Hauptsitz des „jungen Deutschland". Die ausgedehnten Buchhandlungen, die Menge von Zeitschriften verschiedenen Inhalts, die berühmte Universität, das rege Leben während der Messen, der Einfluß eines ununterbrochenen literarischen Rufes, dies Alles hat der Stadt ein solches Gepräge von Bildung, Wissenschaftlichkeit, Kunstsinn und literarischer Regsamkeit verliehen, daß sie von jeher vorzugsweise als Musensitz galt und die bedeutendsten Schriftsteller, Dichter und Gelehrten anzog. Auch für die ernste Tonkunst wußte der früh verstorbene, als Künstler wie als Mensch ausgezeichnete Felix Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig, dem einstigen Wirkungsort des großen Sebastian Bach, ein reges Interesse zu wecken und zu erhalten, und für Verbreitung der Alterthumswissenschaft hat außer den großen Philologen, wie Gottfried Hermann u. A., besonders W., Ad. Becker durch deutsche Werke („Gallus, oder römische Scenen aus der Zeit Augusts") vortheilhaft gewirkt. Unter den neuesten Dichtern sind, seitdem der Dramatiker Julius Mosen, der sich auch im epischen Lehrgedicht („Lied vom Ritter Wahn"; „Ahasver"), in Volksliedern und Balladen („die letzten Zehn vom vierten Regiment"; „Andreas Hofer") sowie in Novellen und Romanen („Bilder im Moose"; „Georg Venlot"; „Congreß von Verona") versucht und durch eine Reihe geschichtlicher Dramen („Heinrich der Finkler"; „Cola Rienzi"; „Don Juan von Oesterreich"; „der Sohn des Fürsten" u. a.) sich einen guten Namen erworben hat, als Theaterdirector nach Oldenburg berufen wurde, wo er am 10. Oct. 1867 einer langen schmerzhaften Krankheit erlag, am bedeutendsten: J. Minckwitz aus Leipzig (Platens Freund und Uebersetzer des Aeschylos und Homer); Gustav Freytag, der beliebte Roman- und Dramendichter („Valentine", „Waldemar", „die Journalisten", „die Fabier" u. a., der verbreitete Roman „Soll und Haben", das anziehende, größtentheils aus alten Chroniken geschöpfte Buch „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" mit seiner Fortsetzung: „Neue Bilder", der Roman „die verlorene Handschrift" und in jüngster Zeit die Romandichtung „die Ahnen", eine Reihenfolge historischer Romane aus verschiedenen Jahrhunderten der deutschen Geschichte, an die Abkömmlinge eines Thüringischen Geschlechtes geknüpft);

Leipzig.

Hermann Marggraff († 1864 in Leipzig), mehrere Jahre Redacteur der „Blätter für liter. Unterhaltung", welche Stellung dann Rud. Gottschall übernahm; die Romanschriftstellerin Elise Polko, Tochter des bekannten Schuldirectors Vogel („Musikalische Märchen"; „ein Frauenleben" u. a.) und mehrere Schriftsteller des „jungen Deutschland". Der Leipziger Universität gehört auch der Aegyptologe Georg Ebers an, der in weitverbreiteten Romanen („Eine ägyptische Königstochter"; „Uarda"; „Homo sum"; die Schwestern"; „der Kaiser") die Sitten, Lebensgänge und Seelenzustände einer längst dahingegangenen Generation in anschaulichen Schilderungen verständlich zu machen gesucht hat. Wilhelm Gerhard (1780—1858) und Ad. Böttger (1815—1870) sind mehr durch ihre Uebersetzungen als durch ihre eigenen poetischen Erzeugnisse bekannt geworden. Der dramatische Dichter und Humorist K. Fr. G. Wetzel von Bautzen (1780—1819) und Wilh. Müller aus Dessau (1794—1827), der talentvolle Bearbeiter der „Griechenlieder" und der „Lieder eines reisenden Waldhornisten" gehören einer früheren Zeit an. Auch der größte Meister der ernsten Musik, G. Fr. Händel, war in Sachsen (Halle) geboren, doch war England das Land seiner musikalischen Wirksamkeit. — Muskau in der Lausitz ist der durch herrliche Parkanlagen ausgezeichnete Stammsitz des geistreichen Fürsten Pückler († 1871), der als angeblicher „Verstorbener" eine große Anzahl interessanter und pikanter, wenn gleich flüchtiger und mitunter leichtfertiger Schriften, besonders Reiseberichte („Briefe eines Verstorbenen", Jugendwanderungen", „Semilasso's vorletzter Weltgang" u. a.) und vermischte Aufsätze („Tutti frutti") verfaßt und zuletzt seine Feder dem Preise des ägyptischen Beherrschers Mehemed Ali gewidmet hat, und der Wohnort des empfindsamen Dichters des pantheistisch gefärbten „Laienbreviers" und Verfassers mehrerer Novellen in Jean-Paul'scher Manier, Leopold Schefer (1784—1862). Köstritz in Reuß-Schleiz ist der Geburts- und Wirkungsort des Pfarrers Julius Sturm, des Verfassers lyrischer Gesänge und „frommer Lieder" in conservativem und gläubigem Sinne.

§. 1050. 7) Preußen. Das östliche Preußen, namenlich das bewegliche Königsberg, hat auch in neuester Zeit bewiesen, daß mit Herder, Kant, Hamann u. A. seine Literatur nicht ausgestorben, aber auch die von jeher herrschenden geistigen Gegensätze nicht versöhnt sind. Wie man auch die excentrischen Richtungen auf dem Gebiete der Religion (der mystisch-pietistische Kreis unter dem Einfluß der Frau von Krüdener im Hause der Frau Barkley, der spätern Gattin des Dichters Max von Schenkendorf, mit seinen Nachwirkungen in den Muckerkreisen der dreißiger Jahre und als Gegensatz Rupp und die freie Kirche) und der Politik (Jacoby) beurtheilen mag, einen strebsamen, rührigen Geist kann man der dortigen Bevölkerung nicht absprechen. Aber das Land hat mehr Erzeugungs- als Erhaltungskraft; wie in früheren Jahren Hamann, Herder u. A. die Blüthen ihres Geistes in andern Gegenden entfalteten, so auch in neuerer Zeit die bedeutendsten Schriftsteller, Franz von Gaudy aus Frankfurt an der Oder (1806—1840) und Johannes Falk, der Sohn eines armen Perrückenmachers in Danzig (1770—1826). Der erstere, ein beliebter Dichter und Novellenschriftsteller („Erato", „Korallen", „Venetianische Novellen", „aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen" u. a.), brachte einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zu, bis er in der Blüthe männlicher Jahre in Berlin starb; der zweite, nicht minder ausgezeichnet durch seine satirischen und humoristischen Schriften („der Mensch und die Helden", „die Gräber von Rom und die Gebete", „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire") wie durch seine menschenfreundliche Wirksamkeit, als Gründer einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, war einer der Genossen des Weimarer Musenkreises. Auch Freiherr von Eichendorff von der romantischen Schule, bekannt als gemüthvoller lyrischer Dichter, als Roman- und Novellenschriftsteller („Aus dem Leben eines Taugenichts", „das Marmorbild", „Ahnung und Gegenwart") und als Dramatiker („Meierbeths Glück und Ende", „Ezzelino von Romano", „die letzten Helden von Marienburg" u. a. m.) und als Uebersetzer Calderons, gehört seiner Geburt nach Schlesien, seinem amtlichen Wirkungskreis nach dem östlichen Preußen an, lebte aber längere Zeit in Berlin. Die katholische Richtung der Romantiker auf die Spitze treibend, gerieth er in seiner „Geschichte des Drama's" zu einem so befangenen Kunsturtheil, daß er den „Selbstzweck aller Kunst für den Dienst im Vorhofe der katholischen Kirche hingiebt". Ebenso verbrachte Otto Gruppe aus Danzig, Verfasser des „Alboin", der „Königin Bertha" und anderer Romanzen aus den Heldensagen Karls des Großen nach Paul Diaconus, sein Leben fern von dem Geburtslande; sein Landsmann Rob. Reinick

Preußen.

(† 1852), der Maler und Dichter heiterer Natur- und Frühlingslieder, hatte Dresden zu seinem Aufenthaltsort gewählt, wo ihn ein früher Tod im Jahre 1852 der Kunst und Poesie und dem Freundeskreise entriß, und Ferd. Gregorovius, der talentvolle Beschreiber italienischer Landschaften, weilt schon seit vielen Jahren in der Stadt Rom, deren Geschichte im Mittelalter er zu schreiben unternommen und nunmehr glänzend vollendet hat. Alexander Jung theilte die Richtung des „jungen Deutschland", dessen Genosse er war und der Humorist in Jean Paul'scher Manier, Bogumil Goltz, geboren in Warschau († 1870), hat nach mehrjährigem Aufenthalt in Thorn als reisender Vorleser und Improvisator viele Länder und Städte besucht. In der Nähe von Königsberg mit seiner geistesfrischen Universität, wo neben anderen berühmten Gelehrten der Philosoph und Literarhistoriker Rosenkranz († 1879) u. Felix Dahn aus München, Rechtshistoriker u. Dichter („die Könige der Germanen"; „der Kampf um Rom") thätig sind, verlebte bis zum Jahre 1856 der Freiherr v. Schön, ein Genosse Steins und der Männer der Freiheitskriege, seine späteren Tage in stiller Opposition gegen die politische Richtung der preußischen Regierung. Ein Zögling der Königsberger Hochschule, Julian Schmid, hat als früherer Mitredacteur der Zeitschrift „Grenzboten" und besonders durch seine Schrift „Geschichte der neuesten Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert" einen kritischen Geist und mannichfache Studien, wenn auch mitunter einseitiges Urtheil und parteiischen Sinn beurkundet. Ein patriotischer Dichter aus Preußen, C. F. Scherenberg, unternahm es, große geschichtliche Ereignisse poetisch aufzufassen und darzustellen („Waterloo"), und hat mit seinem vielgepriesenen und vielgetadelten Gedicht „Leuthen" versucht, die hohe Gestalt Friedrichs II. und den siebenjährigen Krieg für eine neue Gattung epischer Poesie zu benutzen und mit Humor zu behandeln. Aber der derbe Naturalismus der Form und Sprache verletzt nicht selten den ästhetischen Kunstsinn. Auch der Maler Ernst Scheren-
Schlesien. berg hat sich als Dichter versucht („Stürme des Frühlings"). In neuester Zeit hat der Königsberger Gerichtsrath Ernst Wichert (geb. 1831) eine fruchtbare literarische Thätigkeit entwickelt und insbesondere den historischen Roman (Heinrich von Plauen") mit Erfolg bearbeitet. — Schlesien, im siebenzehnten Jahrhundert die Heimath einer weltberühmten Sängerschule und das Geburtsland vieler hervorragender Talente, ist auch in neuerer Zeit hinter andern Ländern nicht zurückgeblieben und hat seine Freiheitsliebe nicht selten in scharfer Opposition gegen das preußische Staats- und Kirchenregiment kund gegeben. Die Keime dieser Richtung finden sich schon bei Friedrich von Sallet (1812—1843), dem talentvollen Verfasser des freigeistigen, auf Hegel'schen Sätzen aufgebauten „Laienevangeliums", witziger Epigrammme und anziehender Märchen, der wegen satirischer Verhöhnung des Soldatenstandes, dem er selbst angehörte, eine durch kriegsrechtlichen Spruch erkannte, aber von dem König ermäßigte Gefängnißstrafe zu bestehen hatte. Raupach, der fruchtbare, oberflächliche Dramatiker in Kotzebue's Art („die Hohenstaufen", Cyklus von Tragödien u. v. a.; † 1852 in Potsdam), ein schroffer, dem Absolutismus ergebener Mann, der Aesthetiker und Romanzendichter Kahlert († 1880), der Romanschriftsteller Gustav vom See (Struensee) u. A. lebten und wirkten in Schlesien. Auch Max Waldau (Hauenschild; 1822—1855), der Verfasser des Romans „Nach der Natur", einer epischen Erzählung aus Graubündtens Alpenwelt, „Cordula", einer Art „Dorfgeschichte in Versen mit kriegerischem Hintergrund" und einiger „Canzonen", der Dramatiker und Literarhistoriker Rud. Gottschall „(Ferdinand v. Schill"; „Lambertine von Méricourt"; „die Diplomaten"; „der Nabob"; das Lustspiel „Pitt und Fox" u. a.) und die Dramatiker Brachvogel („Narciß") u. Fr. v. Uechtritz („Chrysostomus"; „Alexander u. Darius"; „die Babylonier in Jerusalem") gehören dem schlesischen Lande an. Die lebenskräftige Universität Breslau, wo der Historiker Stenzel und viele bedeutende Männer wirkten, ist eine Pflanzschule deutscher Bildung für die slavischen Ostländer. In Freienwalde an der Oder hat der Drechslermeister Karl Weise, gebürtig aus Halle, in seinem „Familienleben in Dichtungen" das Volks- und Naturleben sinnig und gemüthvoll, mit der Wärme und dem Realismus eigener Erlebnisse
Posen. darzustellen versucht. Aus der preußischen Provinz Posen stammt Otto Roquette, der beliebte Sänger der erzählenden Gedichte „Waldmeisters Brautfahrt" und „der Tag von St. Jacob", in welchem letztern das hochtragische geschichtliche Ereigniß mit tiefgreifenden Familieninteressen verbunden und der Gegensatz des einfachen, freiheitliebenden, tapfern Volkes gegen die kampfgehärteten, übermüthigen Raubschaaren auf ergreifende Weise in einzelnen Zügen dargestellt ist. Die fähigsten Männer auf dem Gebiete der

Kunst und Literatur zog das reiche Leben Berlins an, das in dem preußischen Königreiche eine ähnliche centripetale Anziehungskraft übt, wie die größeren Hauptstädte Englands und Frankreichs. So aus Schlesien, unter vielen andern bereits Erwähnten, den Romanschriftsteller Häring (Willibald Alexis, 1797—1871) von Breslau und den Dichter und Maler Aug. Kopisch (1799—1853), den Entdecker der „blauen Grotte" auf Capri bei Neapel und Platens Freund; den Lyriker, Dramatiker und Romanschriftsteller K. v. Holtei (1797—1880), einen Epigonen aus den Freiheitskriegen („Vagabunden"); den Schöpfer der Berliner Localposse, Dav. Kalisch aus Breslau (1820—72), Verfasser von „Hunderttausend Thaler"; „Berlin bei Nacht"; „Namenlos"; „der Aktienbudiker"; „Dr. Peschke"; „Verblefft", u. A.; aus Pommern den Dichter („Jakobäa", Tragödie) und Kunstkenner Franz Theodor Kugler (geb. 1808 in Stettin, † 1858), den Romanschriftsteller Fr. Spielhagen von Stralsund („Problematische Naturen"), den Dramatiker Gust. zu Putlitz („Ein Hausmittel"; „die blaue Schleife"; Familienzwist und Frieden"; „das Testament des großen Kurfürsten"; das poetische Märchen: „Was sich der Wald erzählt") u. A. m. Auch Rob. Prutz nahm zeitweise seinen Aufenthalt daselbst, so wenig auch seine Muse in die Nähe des Thrones und Hofes paßte. Der Dichter Michael Beer, Bruder des Componisten Meyerbeer und Verfasser mehrerer Dramen („Klytämnestra"; „der Paria"; „Struensee" u. a. ist in Berlin geboren, brachte aber einen großen Theil seines Lebens in andern Städten zu, besonders in München, wo er mit Ed. v. Schenk in freundschaftlichen Beziehungen stand. Heinrich Steffens (1775—1845), Romantiker und Naturphilosoph in Schellings Geist, vertauschte sein norweg'sches Vaterland mit Deutschland, zu dem er eine innere Verwandtschaft fühlte, kämpfte während der Freiheitskriege in den deutschen Heeren und verlebte seine spätern Jahre in der preußischen Hauptstadt, ein fruchtbarer und thätiger Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie, der Novellendichtung, der Politik und der Religion. Bei der Abgeschlossenheit Oesterreichs, wodurch Wien für die literarische Lebensthätigkeit Deutschlands von wenig Bedeutung war, erlangte Berlin den ersten Rang unter den deutschen Städten und wurde von seinen Verehrern als die Metropole der deutschen Bildung gepriesen. Die zwei ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, wo so viele Sterne erster Größe daselbst glänzten, ist Berlins goldenes Zeitalter gewesen. Aus jenen Tagen des Ruhms stand noch bis zum Jahre 1859 Alexander von Humboldt, der unermüdliche Durchforscher der Erde und des Weltalls („Kosmos"), wie ein starker Pfeiler da. Von ihm angeregt hat Karl Ritter (1779—1859) durch seine Geographie von Asien die Wissenschaft der Erdkunde gänzlich umgestaltet und ist ihm nach einem „geheiligten Stillleben der Wissenschaft" in demselben Jahre in die Gruft gefolgt. „Wie Ritter die Geschichte des Menschengeschlechts aus den natürlichen Bedingungen des Erdlebens entwickelt, wie er zuerst das Leben auf der Erdoberfläche so recht eigentlich aus den Grundfesten des Erdbaues hervorwachsen ließ, so hat Humboldts Kosmos die innige Verflechtung aller Natur- und Geschichtserscheinungen mit dem gesammten Weltenleben zuerst in den weitesten Kreisen zur feststehenden Ueberzeugung gemacht." Der ältere Bruder Wilhelm v. Humboldt, gleich ausgezeichnet als Staatsmann, Aesthetiker und Sprachkenner, ist schon im Jahr 1835 von hinnen geschieden. Unter den vielen berühmten Namen, die noch jetzt oder bis in die jüngste Zeit die preußische Hauptstadt zierten, sind vor Allen die Brüder Grimm und Wilhelms Sohn, der Kunsthistoriker Hermann Grimm, die Geschichtschreiber Raumer († 1873), Ranke, Pertz († 1876), Droysen, und der fromme Kirchenhistoriker Neander († 1850) zu nennen. Lachmann, unter den deutschen Philologen und Germanisten in der vordersten Reihe, hat nach seinem Tode (1851) in Moritz Haupt († 1874) einen würdigen Nachfolger erhalten. Im Schulwesen hat Director Diesterweg († 1869) in Pestalozzi's Geist lange eine bedeutende Wirksamkeit auf den ganzen deutschen Lehrerstand geübt, und als Verfasser weitverbreiteter Jugendschriften haben sich Theod. Dielitz, Ferdinand Schmidt, H. Kletke u. A. einen guten Namen erworben. Die von Goethe verspotteten „Musen und Grazien in der Mark" hat Niendorf durch seine „Hegler Mühle, ein Cyklus märkischer Gedichte" und Theod. Fontane aus Neu-Ruppin durch seine Preußenlieder „Männer und Helden" und andere Werke zu Ehren gebracht. — In Freiburg an der Unstrut verbrachte „der alte Vater

Berlin.

Jahn", der Schöpfer der Turnkunst und Verfasser des „deutschen Volksthums", die Jahre der reactionären Ungnade, bis ihn im Jahre 1848 der Dank des deutschen Volks in die Frankfurter Nationalversammlung sandte. Er starb am 15. October 1852.

Hannover. §. 1051. 8) Hannover. Auch **Hannover** mit der weltberühmten Universität Göttingen, der Geburtsstätte des Hainbundes, ist nicht ohne Pflege der schönen Literatur und Kunst geblieben. Der begabte, durch den frühen Tod seiner Geliebten in Schwermuth versunkene Erneuerer der romantischen Heldendichtung, Ernst Schulze (1789—1817), der Verfasser der durch Zartheit der Form und klangvolle Sprache ausgezeichneten, aber an elegischer Eintönigkeit leidenden epischen Erzählung „Cäcilie" in 20 Gesängen aus Otto's I. Heldenkämpfen wider die heidnischen Dänen und des romantischen Gedichts „die bezauberte Rose" in drei Gesängen, so wie vieler lyrischen Gedichte in weichen, sanften Klagetönen, war in Celle geboren, wo er auch in der Blüthe der Jahre starb; in der Hauptstadt des Landes dichtete Spitta († 1859) seine Lieder voll religiöser Gemüthlichkeit („Psalter und Harfe") und der Dichter Eckermann († 1854), Goethe's Gesellschafter im Alter, gehörte seiner Geburt nach Hannover an. — Braunschweig. In Braunschweig dichtete Rob. Griepenkerl († 1869) seine Revolutionsdramen „Robespierre" und die „Girondisten", die eine Zeit lang einen vorübergehenden Beifall erregten, und Karl Köchy, „der letzte Ritter der Romantik", Verfasser vieler dramatischen Stücke und anderer dichterischen Werke, war längere Zeit Dramaturg und Intendanturrath am Braunschweiger Hoftheater. In Braunschweig fand auch Friedr. Gerstäcker, der vielgewanderte Verfasser amerikanischer Reisebilder und Romane, im Jahre 1872 im Grabe die Ruhe, die er im Leben wenig gekannt. — Das Schaumburger Ländchen ist die Heimath des beliebten Dichters und Reisebeschreibers Julius Rodenberg; aus Bückeburg stammt Victor Strauß, lyrischer und epischer Dichter („Richard") Waldeck. und der Waldeck'sche Flecken Korbach ist der Geburtsort Karl Josias' Freiherrn von Bunsen (geb. 1791, † zu Bonn 1860), der lange als Niebuhrs Nachfolger in Rom der Mittelpunkt der archäologischen und antiquarischen Studien und Forschungen gewesen, später als preußischer Gesandter in London durch gelehrte Werke auf dem Gebiete der Alterthumskunde (über Aegypten) und der Kirchengeschichte (Hippolyt) die deutsche Wissenschaft im Auslande würdig vertrat und während seiner Zurückgezogenheit in Heidelberg in seinen Briefen an E. M. Arndt über die „Zeichen der Zeit" Duldung, Humanität und Gewissensfreiheit muthig und kräftig verfocht, bis er zuletzt zur Veröffentlichung des großen Bibelwerks schritt, das, eine neue Uebersetzung nebst Erklärungen und historischen Einleitungen und Ausführungen enthaltend, als das Werk seines Lebens gelten kann. Nach seinem Tode wurde die Arbeit unter der Leitung seines Sohnes von geschickten Händen weiter geführt.

Hansestädte. Hamburg. §. 1052. 9) Unter den Hansestädten war von jeher Hamburg wie durch Handel, Betriebsamkeit und Reichthum, so durch literarische Thätigkeit hervorragend. Von den Tagen Klopstocks, Reimarus' und Lessings bis auf die Gegenwart, oder jüngste Vergangenheit, wo der Historiker Lappenberg († 1865; „Geschichte von England") die Publicisten Wurm, († 1859), Aegidi u. A. daselbst wirkten, wo Otto Beneke die „Geschichten und Sagen" der Stadt sinnig bearbeitete und, angelehnt an die heimathlichen Zustände und Verhältnisse vergangener Tage, die Culturgeschichte mit der belehrenden und unterhaltenden Schrift „von unehrlichen Leuten" bereicherte, war in Hamburg ein reges, wissenschaftliches Treiben, das sich besonders in der Erforschung der Landesgeschichte durch Zeitschriften und monographische Arbeiten bethätigt. Joh. Gottw. Müller (1744—1828), der Verfasser des komischen Romans „Siegfried von Lindenberg", war der Geburt nach ein Hamburger; doch hat die Stadt ihre bedeutendsten literarischen Kräfte aus der Ferne gezogen. Die Hamburger Schauspielerin Charlotte Ackermann, aus Lessings großer Zeit, die aus Liebe für einen Wüstling, einen dänischen Werbeoffizier, am gebrochenen Herzen plötzlich in jungen Jahren starb, hat in unsern Tagen dem Literaten Otto Müller den Stoff zu einem anziehenden biographischen Roman geliefert. Lebrecht Dreves (geb. 1816), ein Romantiker im Geiste Eichendorffs, vertauschte nach

seinem Uebertritt zur katholischen Kirche seine protestantische Geburtsstadt Hamburg mit dem friedlich-beschaulichen Leben zu Feldkirch im Vorarlberg. Auch sind mehrere Schulmänner wie Classen (früher in Frankfurt), Wichard Lange, Theod. Hofmann u. A. getreue Hüter der geistigen Güter in der Weltstadt des Verkehrs. — In Bremen wirkte Fr. Ad. Krummacher (1768—1845), der Verfasser der lieblichen Parabeln, als Prediger; und unter dem Einfluß des langjährigen Bürgermeisters J. Smidt († 1857) und des Historikers und Publicisten Hormayr (1781—1848 §. 929), der viele Jahre als bayerischer Ministerresident daselbst lebte, hat die Stadt in neuerer Zeit eine bedeutende journalistische Wirksamkeit geübt. Die gelehrte Schule Bremens erfreute sich unter der Leitung des Philologen und Aesthetikers Wilh. Ernst Weber († 1850) eines guten Rufes. Sein College J. W. Schäfer hat sich durch Werke über die deutsche Literaturgeschichte bekannt gemacht. Und auch in der Dichtkunst ist die altberühmte Weserstadt in der Gegenwart nicht zurückgeblieben. J. P. Willatzen hat als Uebersetzer „altisländischer Volksballaden und Heldenlieder der Färinger" und neuestens durch eine Sammlung lyrischer Gedichte voll Anmuth und Gemüthlichkeit Talent und Formgewandtheit entfaltet. — Lübeck, einst die stolze Beherrscherin der Ostsee, zeigte von jeher mehr Sinn für das praktische Leben, für Handel, Verkehr und Seewesen und für tüchtige Rechtspflege, als für die stille Seelenthätigkeit und die Freuden der Muse. Der im Gebiete der Kunst, des Geschmacks und der Reiseliteratur berühmte v. Rumohr († 1834; „deutsche Denkwürdigkeiten"), so wie der Dichter Em. Geibel und der als Dichter und Publicist bekannte Georg Phil. Schmidt († 1849) gehören ihrer Geburt nach dem lübischen Lande an.

Bremen. Lübeck.

§. 1053. 10) Oldenburg und Mecklenburg. Auch **Oldenburg,** Geburtsort des romantisirenden Geschichtsschreibers K. A. Woltmann (1770—1817), wo unter der Leitung des Dramatikers Jul. Mosen ein gutes Theater bestand, ist vom wissenschaftlichen Verkehr nicht ausgeschlossen. Karl Mayer und Greverus, wovon jener Italien, dieser Griechenland bereist und beschrieben hat, waren ehedem in Oldenburg angestellt. Dort wirkte auch längere Zeit Adolf Stahr (1805—1876) aus Prenzlau in der Ukermark, ein vielseitiger Schriftsteller auf dem Gebiete des Alterthums (Aristotelische Schriften; „Bilder aus dem Alterthum"), der Kunstästhetik („Torso, oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten"), und der Literaturgeschichte („G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke"), in literarischer Thätigkeit mit seiner zweiten Gemahlin Fanny Lewald wetteifernd. Auch in den Ostseeprovinzen, welche vor Jahren der berühmte Reisende J. Georg Kohl aus Bremen beschrieben und eingeborne Gelehrte wie Schlözer, Rathlef, v. Rutenberg u. A. nach ihren geschichtlichen, geographischen und politischen Verhältnissen dargestellt haben, hat der Druck der russischen Herrschaft die deutsche Sprache und Literatur nicht aus dem Herzen der Bewohner zu verdrängen vermocht. Die Universität Dorpat und die deutschen Städte Riga, Reval, Mitau u. a. sind eifrig beflissen, deutsches Wesen und deutsches Recht gegen fremde Zudringlichkeit und Vergewaltigung ehrlich zu schirmen (§. 1155). — Im fernen Petersburg lebte unter dürftigen Umständen Elisabeth Kulmann (1808—1825), die sprachgewandte Dichterin und Uebersetzerin, deren zahlreiche lyrische Gedichte als merkwürdiges Denkmal einer frühreifen poetischen Naturanlage und eines sinnigen jugendlichen Gemüths dastehen. — Wismar in Mecklenburg ist Dahlmanns Geburtsort; aber die historische und politische Wirksamkeit dieses thatkräftigen Mannes in Kiel, Göttingen und Bonn († das. 5. Dec. 1860) gehörte dem ganzen Vaterlande an. In der Nähe von Stralsund verbrachte der als Dichter und Jugendschriftsteller bekannte Karl Lappe, Kosegartens Freund und Landsmann, den größten Theil seines Lebens und Bützow ist der Geburtsort von Hans Köster, Verfasser mehrer historischen Romane („Maria Stuart"; „der große Kurfürst" u. a.). Die Universitäten Rostock (in Mecklenburg) und Greifswald (in Pommern) sind die Pfleger deutscher Bildung und Literatur an den fernen Ufern der Ostsee, wo die plattdeutsche Mundart vorherrscht, in welcher Fritz Reuter (1810—1874) in Dichtungen und Erzählungen („Olle Kamellen", enthaltend: „Ut de Franzosentid"; „Ut mine Stromtid"; „Dörchläuchting") das Mecklenburger Volksleben mit Gemüthlichkeit, liebenswürdigem Humor und frischer pla-

Oldenburg. Mecklenburg und Pommern.

stischer Gestaltung dargestellt hat. Eine auffallende Erscheinung in dem verständigen und nüchternen Norden ist der dem Katholicismus geneigte protestantische Pfarrer Meinhold (1797—1851), Verfasser epischer und lyrischer Gedichte, humoristischer Reisebilder und des wunderlichen Romans „die Bernsteinhexe", und abergläubischer Verfechter der „Lüning'schen Weissagungen".

Schleswig-Holstein.

§. 1054. 11) Schleswig-Holstein, für seinen deutschen Patriotismus von Dänemark so hart behandelt, hat mit der deutschen Gesinnung auch die deutsche Bildung sich erhalten. Die blühende Universität Kiel, wo der als Geschichtschreiber und Uebersetzer griechischer Klassiker bekannte Prof. Droysen, der Historiker Gg. Waitz und viele andere Männer von deutscher Gesinnung und Wissenschaft längere Zeit wirksam waren, bewahrte lange den alten Ruhm, bis dänischer Grimm und dänische Rach- und Verfolgungssucht auch in die Räume der Wissenschaft eindrangen, wie sie schon vorher in Schule und Kirche gedrungen. — Der Dramatiker Friedr. Hebbel (§. 1029) aus Dithmarschen hat sich nach einigen Wanderjahren im Auslande, wozu ihm der König von Dänemark ein Reisestipendium ertheilte, dauernd in Wien niedergelassen. Eben so hat Aug. Binzer, einst ein Vorkämpfer burschenschaftlicher Bestrebungen durch Lied und Wort, später Mitarbeiter an der Allg. Zeitung und in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin als Novellenschriftsteller thätig, sein Schleswig-Holsteinisches Vaterland mit dem österreichischen Kaiserstaat vertauscht († 1868). In jüngster Zeit hat Klaus Groth aus Nord-Dithmarschen das Volksleben und die Gedanken- und Gefühlswelt seiner Landsleute in seinem „Quickborn" mit begeisterter Liebe für die alte Sitte und Volkssprache in plattdeutscher Mundart treu und anziehend dargestellt.

Hessen.

§. 1055. 12) Hessen. In Kurhessen, wo Jahre lang eine volksfeindliche Regierung und ein eigennütziges Herrscherhaus den geistigen Interessen keine Aufmunterung gab, vermochten einige strebsame Schulmänner in Kassel und Fulda und einige Professoren der Universität Marburg die künstlerische und literarische Oede nur dürftig zu befruchten. Der gewandte Romanschriftsteller Heinr. König († 1869; „die hohe Braut", „die Waldenser", „die Clubisten in Mainz", „König Jerome's Carneval", „Georg Forster's Leben" u. a.) war, seitdem Dingelstedt aus Fulda weggezogen, einer der wenigen Pfleger belletristischer Studien. Vilmar (1800—1868) hat den guten Namen, den ihm früher seine Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Literatur und Sprachforschung eingetragen, durch seine nachherige reactionäre Thätigkeit in Staat und Kirche verdunkelt. Ernst Koch, Verfasser von „Prinz Rosa-Stramin", ein Mann von krankhaft gereizter Seelenstimmung, hat nach einem Leben voll innerer Zerrissenheit und äußerer Abenteuerlichkeit, das ihn nach Algier und Spanien führte, Ruhe in der katholischen Kirche gesucht und ist nach vielen schweren Kämpfen und Leiden zu Luxemburg am 24. Nov. 1858 gestorben. Aus der Universitätsstadt Gießen, dem früheren Wohnorte des freisinnigen Literarhistorikers J. Hillebrand und des (später nach München übergesiedelten) Philosophen M. Carriere, haben sich vor Jahren die Brüder Follen, in der Demagogenzeit der Burschenschaft hervorragende Chorführer, nach dem Ausland geflüchtet; Adolf Ludw. Follen lebte seitdem in Zürich, wo er Ende 1855 starb; Karl Follen fand nach einem wechselvollen Leben in Nordamerika einen tragischen Tod beim Verbrennen eines Dampfschiffes (1841). Auch Georg Büchner, dessen Trauerspiel „Dantons Tod" einst große Erwartungen erregte, mußte aus denselben Gründen eine Freistätte in Zürich suchen (1835), wo er zwei Jahre später im vierundzwanzigsten Lebensjahre einem Nervenfieber erlag. Pfarrer Oeser († 1859) hat unter dem Namen Glaubrecht eine Reihe von Erzählungen aus dem Hessenlande („die Schreckenstage von Lindheim", „Fluch und Segen", „die Heimathlosen", „das Wassergericht" u. v. a.) erscheinen lassen, Volks- und Dorfgeschichten in religiös-sittlichem Geiste. Die Sprachforscher Jacob und Wilhelm Grimm, gleichfalls hessische Kinder, fanden in Göttingen und Berlin den geeigneten Boden für ihre vaterländische Wirksamkeit.

II. Staatengeschichte.

A. Die constitutionellen Staaten.

1. Frankreich.

§. 1056. Charakter der Juliregierung. Die französische Revolution hatte die mittelalterliche Scheidung der Stände vollends gelöst, dem Adel und der Geistlichkeit ihre Vorrechte entrissen und dem Mittelstande die Herrschaft verliehen. Die Bourbons erkannten dieses Resultat nur mit Widerstreben an und suchten die Zustände, wie sie vor der Revolution bestanden, wieder zurückzuführen. Thron und Altar schlossen einen innigen Bund; der Adel brüstete sich mit dem eiteln Ruhme seiner Vorfahren und pries die Großthaten und den Heldensinn der Kreuzfahrer, von denen er seinen Ursprung herleitete; der Mittelstand sollte wieder zurückkehren zu der alten Dienstbarkeit. Da erfolgte die Julirevolution und trieb die letzten Sprößlinge einer Familie, die mit allen Wurzeln an die französische Nation geknüpft war, abermals in die Fremde. Louis Philipp, Herzog von Orleans, erlangte als „König der Franzosen" die Krone. Die Häupter der liberalen Opposition, verbunden mit den aus der Verbannung heimgekehrten Anhängern der Napoleonischen Herrschaft, umgaben den neuen, auf den unsichern Boden der Volkssouveränetät gestellten Thron. Diese rasche Gestaltung der neuen Ordnung war das Werk des Bürgerstandes, der, auf Erwerb und auf Besitz und Genuß des Erworbenen bedacht, nur in einer von freien Institutionen und liberaler Gesetzgebung getragenen constitutionellen Monarchie sein Heil und Ziel finden kann und der daher eben sowohl die Bewegung einer von Parteiung und politischen Leidenschaften durchwühlten Republik, als den Stillstand einer auf Ständevorrechten und Militärgewalt aufgebauten, von aristokratischen und hierarchischen Einrichtungen umgebenen absoluten Monarchie scheut. Verstimmt über diesen Ausgang, traten sowohl die Anhänger der Bourbons (Legitimisten, Karlisten) als die eifrigen Republikaner der neuen Ordnung feindlich entgegen, jene, indem sie sich vom Hof und von den Staatsämtern fern hielten und in legitimistischen Journalen alle Handlungen und Bestrebungen, alle Schritte und Pläne der Regierung verdächtigten und tadelten; diese, indem sie bald durch geheime Verbindungen, bald durch wiederholte Aufstandsversuche in Paris, Lyon u. a. O., später auch durch Mordanfälle auf Louis Philipp, das „Bürgerthum" zu stürzen suchten. So lange der König, ein kluger, gewandter und durch ein sturmbewegtes, wechselvolles Leben an Verstellung und diplomatische Ränke gewöhnter Fürst, den Grundsätzen der Julirevolution treu blieb und sich auf den Mittelstand stützte, war seine Regierung sicher und fest. Selbst daß er bei der in ganz Europa herrschenden Aufregung und Parteiung nicht durch bewaffnete Intervention in Polen, Italien u. a. O. die Losung zu einem europäischen Kriege gab, sah ihm die Mehrheit der sonst so sehr nach Kriegsruhm strebenden Nation mit Freuden nach, da der Bürgerstand das Ziel seiner Lebensthätigkeit mehr bei friedlicher Entwickelung als in stürmischen Kriegszeiten erreichen konnte. Allein nur zu bald entfremdete sich Louis Philipp das Herz des Volks, indem er sich in seiner Politik immer mehr den Grundsätzen der Bourbons und der alten Höfe näherte und Eigenschaften zu Tage kehrte, die ihm die Liebe und Achtung der Nation rauben mußten. Statt durch freie Institutionen den Volksgeist für die neue Ordnung zu gewinnen und durch Ausdehnung des Wahlrechts den ganzen Mittelstand und alle Glieder der untern Volksklassen, die durch Fleiß, Regsamkeit und Ordnung in die Höhe kamen, am Staatsleben zu betheiligen, ließ Louis Philipp durch ein neues Wahlgesetz den Steuer-Census nur von 300 auf 200 Franken ermäßigen, wodurch die Zahl der wahlfähigen Bürger auf weniger als eine halbe Million beschränkt blieb. Nur der reiche Bürgerstand, die Kaufherren, die Bankiers, die Gutsbesitzer, die Geldaristokratie fand Geltung; der Handwerker, der Bauer, der geringe Mann von kleinem Kapital sah sich zurückgesetzt und in Eine Linie gestoßen mit dem Arbeiter, mit dem Tagelöhner, mit dem besitzlosen Proletarier; er besaß kein Wahlrecht, seine Stimme

verhallte unbemerkt. Bei dieser Beschränkung war der Wahlbeherrschung und Wahlbestechung Thür und Thor geöffnet; durch Aemter, Versprechungen, materielle Vortheile gelang es der von Louis Philipps „unwandelbarem Gedanken" geleiteten Regierung, stets eine willfährige Deputirten-Kammer zu erhalten und alle Vorhaben und Wünsche durchzusetzen. Von der durch den König ernannten Pairs-Kammer war als einem Organ der Gesetzgebung kaum die Rede; sie war ein willenloses Werkzeug und diente der Regierung fast nur als außerordentlicher Gerichtshof für Staatsverbrechen. Im Vertrauen auf die Lenkbarkeit der Volksrepräsentanten begründete nunmehr Louis Philipp jenes System der Selbstsucht, des Eigennutzes, der Käuflichkeit und der moralischen Verderbniß, das man so vielfach als tiefe Staatsweisheit bewundert und gepriesen hat. Er entfernte sich immer mehr von den Urhebern der Julirevolution, Lafitte und Lafayette (der, zur Niederlegung der Oberbefehlshaberstelle der Nationalgarde getrieben, im Jahre 1834 sorgenvoll ins Grab stieg), und umgab sich mit Leuten, die seinen Willen vollzogen, seine Pläne ausführten, seinen dynastischen Interessen dienten. Im Besitz eines unermeßlichen Vermögens benutzte Louis Philipp seine erhabene Stellung zu dessen steter Vermehrung. Er umging zuerst das Gesetz, nach welchem das Privatvermögen des Königs dem Staat anheimfällt; dann ließ er durch die Kammermehrheit eine Civilliste festsetzen, welche um ein Drittel mehr betrug, als die Opposition ihm zugestehen wollte; für seine zahlreiche Familie beantragte er von Zeit zu Zeit hohe Jahrgelder (Apanagen); und statt der nach der Julirevolution in Aussicht gestellten „wohlfeilen Regierung" schwoll das Budget von Jahr zu Jahr an und überstieg die Ausgaben aller frühern Verwaltungen. Dabei stand er im Ruf gewinnsüchtiger Geldspeculationen im In- und Auslande; und wo seine Kasse im Spiel war, scheute er nicht Neid, nicht bösen Leumund, nicht Spott. Als der Herzog von Condé auf mysteriöse Weise durch Selbstentleibung oder Meuchelmord ums Leben kam, zog der König für einen seiner Söhne die reiche Erbschaft desselben ein, ungeachtet der Verdacht der Fälschung auf dem Testament lastete; und als der Finanzminister Humann eine dem Lande wohlthätige Herabsetzung (Reduction) der Staatszinsen bewirken wollte, wußte der König durch die Pairskammer das von den Deputirten gebilligte Vorhaben zu hintertreiben. — Diese Selbstsucht gab sich auch bald in den meisten Gliedern der Regierung zu erkennen, und der König sorgte dafür, daß keine selbständigen, ehrenfesten Charaktere sein System durchkreuzten. Der alte Grundsatz eines englischen Staatsmannes, daß jeder Mensch seinen Preis habe, bewährte in Frankreich seine traurige Richtigkeit. Aemterhandel, Bestechung, erkaufte Concessionen, Actienbetheiligungen für erwirkte Zugeständnisse, Unterschleife und wie die Mittel und Wege schmählicher Gewinnsucht alle heißen, gehörten zu den täglichen Erscheinungen in den höhern Kreisen der Gesellschaft und verloren allmählich durch die Gewohnheit das Schmachvolle; die Schande der Münzverfälschung und Falschspielerei entehrte einige der ersten Familiennamen Frankreichs. Die Regierungsstellen wurden als Lohn für Dienstleistungen verliehen und die damit Betrauten benutzten sie zur Befriedigung ihres Eigennutzes und ihrer Genußsucht. Materielle Vortheile gingen über Ehre und guten Namen. Selbst die ersten Minister, ein Soult, Bugeaud, Thiers standen in dem Ruf der Gewinnsucht, der General und frühere Kriegsminister Cubières wurde wegen Bestechlichkeit vor Gericht gestellt und Teste büßte die überwiesene Schuld im Kerker. Kein Wunder, wenn das Volk Alle, die an der Regierung Theil hatten und aus dem Goldbrunnen schöpften, der von seiner Arbeit und seinem Schweiß sich füllte, mit Mißtrauen betrachtete! — Louis Philipp, an Verstand, Klugheit und Menschenkenntniß Allen überlegen, umgab sich mit einem Kreis von Staatsmännern, die sich ihm unbedingt fügten, und aus denen er abwechselnd seine Minister bildete. Thiers, der lobpreisende Verfasser der Revolutionsgeschichte und der Napoleonischen Herrschaft, ein gewandter, geistvoller und beredter Mann, wollte sich nicht unbedingt Louis Philipps Willen unterordnen und stellte den Grundsatz auf, der König dürfe nur König sein (régner), nicht das Ruder des Staats lenken (gouverner); allein auch er vermochte so wenig als die Andern eine Umgestaltung der Politik und Regierungsweise zu bewirken. In den Tagen, wo ihm die Hofgunst nicht leuchtete, hielt er in seinem Organ, dem Constitutionel, an den Grundsätzen einer demokratisch-constitutionellen

Monarchie fest. Lenksamer als Thiers war Guizot, ein als Gelehrter und Geschichtschreiber verdienstvoller und in seinem Privatleben achtbarer Mann, der seinen Namen nicht durch den Makel schmutziger Gewinnsucht besudelt hat. Aber als willfähriger Diener seines Gebieters bewies er nicht die erforderliche Selbständigkeit und Charakterstärke und verleugnete die Grundsätze des Liberalismus, die ihn in die Höhe gebracht. Er huldigte immer mehr der Ansicht der heiligen Allianz: „Alles für das Volk, Nichts durch das Volk!" — Louis Philipp liebte es, wenn man den Gang der französischen Ereignisse mit den englischen zusammenstellte und daraus die Folgerung zog, daß das Orleans'sche Regentenhaus auf gleiche Dauer rechnen könnte, wie das englische Königthum seit 1688; aber Wilhelm von Oranien hatte nicht wie Louis Philipp die Freiheit und Gerechtsame seines Landes seinen dynastischen Interessen geopfert.

§. 1057. Frankreichs innere Zustände. Die Julíregierung dachte am sichersten das Staatsruder lenken zu können, wenn sie keiner der großen Parteien, in die damals die europäischen Völker geschieden waren (§. 953), sich anschließe, sondern einen Mittelweg wähle, auf dem dann die Gemäßigten von beiden Seiten sich vereinigen würden. Die leitenden Minister, Casimir Périer an ihrer Spitze, bildeten daher (Casimir Périer † 1832.) das System der rechten Mitte (Justemilieu) aus und stellten es als Richtschnur ihres Handelns auf. Sie erhielten davon den Namen Doctrinaire, und zogen sich den Vorwurf zu, daß ihre Staatsweisheit nicht auf dem wirklichen Leben und der praktischen Anschauung der Zeitverhältnisse, sondern auf selbstgeschaffenen Theorien, auf vorgefaßten Meinungen und Ansichten, auf berechneter Unterlage beruhe. Ihre Herrschaft fand bald Widerspruch und unternehmende Gegner. Zuerst regten sich die Legitimisten im Vertrauen auf die Macht des mit ihnen verbundenen Klerus. Aber noch war der Haß gegen die Bourbons zu frisch. Das Aufpflanzen der weißen Fahne in der Kirche St. Roche am Todestage des Herzogs von Berry erregte einen heftigen Aufstand, (15. Febr. 1831.) in Folge dessen der erzbischöfliche Palast zerstört und das Hausgeräth in die Seine geworfen wurde. Nun setzten sie ihre Hoffnungen auf die getreue Vendée. Die Herzogin von Berry begab sich selbst dahin, um den kriegerischen Muth des frommen Volks zu ritterlichen Großthaten anzufeuern. Allein auch hier hatte der Aufstand keinen Fortgang, und als nun gar die Herzogin in Haft kam und ihr körperlicher Zustand ein geheimes (7. Nov. 1832.) Ehebündniß zu Tage brachte, da verschwand allmählich der romantische Zauber, der an der verwiesenen Königsfamilie haftete. Die Legitimisten, an ihrer Spitze der greise Dichter Chateaubriand, gaben nunmehr die Hoffnung auf, ihren Auserwählten, den Herzog von Bordeaux, den sie mit dem prunkvollen Namen Henri-Quint schmückten, auf den Thron zu bringen, und zogen sich schmollend in die Vorstadt St. Germain zurück oder unterstützten die republikanischen Schilderhebungen mit ihrem Golde, von der eiteln Zuversicht gewiegt, daß bei einem Umsturz ihr Stern aufgehen würde. — Gefährlicher für den Julithron waren die verwegenen Unternehmungen der Republikaner. Empört über die Maßregeln einer Regierung, die Polen preisgab, die mit den alten Cabineten diplomatische Ränke schmiedete, die die Liberalen in Deutschland und Italien der Rache ihrer Gegner opferte, die im Innern die republikanischen Zeitschriften unterdrückte und die Verbindungen und Vereine verbot, griffen die Republikaner in Lyon zu den Waffen und hielten, von den zahlreichen mißvergnügten Seiden- (Novbr. 1831.) arbeitern unterstützt, eine ganze Woche lang die Stadt in ihrer Gewalt, bis Soult mit großer Heeresmacht die Unterwerfung erzwang. Ihr Fall schreckte ihre Meinungsgenossen in Paris nicht ab, Aehnliches zu wagen. Das Leichenbegängniß des liberalen (5. Juni 1832.) Generals Lamarque, der mit Lafayette, Lafitte u. A. den Mittelpunkt der Opposition gebildet, wurde zu einem Aufstand benutzt, der jedoch keinen Erfolg hatte und den Theilnehmern harte Bestrafung zuzog. Einen gleichen Ausgang hatte ein zweiter viertägiger (April 1834.) Aufstand in Lyon. Von dem an wagten auch die Republikaner keine gewaltsamen Umsturzversuche mehr; sie fügten sich der Uebermacht, suchten aber ihre Ansichten in Zeitschriften und geheimen Verbindungen zu verbreiten. Druck und Verfolgung steigerten nur ihren Groll und ihre Verbitterung. Der National, redigirt von dem wackern Armand Carrel und nach dessen Tod im Zweikampf von Marrast, war das viel-

verfolgte und vielbestrafte Organ ihrer Partei. Bald spalteten sich aber die Republikaner in mehrere Fractionen von sehr verschiedener Richtung. Denn während die ächten Anhänger republikanischer Staatsformen nur die bestehende Verfassung angriffen und in einer Umgestaltung des Staatswesens ihr Ziel suchten, erklärten Andere (wie Proudhon §. 1017) das Eigenthum für Diebstahl und drohten Krieg gegen alle Besitzenden, oder sie schmeichelten (wie Louis Blanc) der Eigenliebe und dem Selbstgefühl der arbeitenden Klassen durch Ueberschätzung ihrer Leistungen und Bedeutung, predigten Ausgleichung von Kapital und Arbeit und forderten bessere Belohnung und Sicherstellung der letzteren mittelst einer vom Staat vorzunehmenden Organisation. Diese fanden ihr Heil nur in einer Umgestaltung der socialen Verhältnisse und eigneten sich die von einigen Schwärmern und verschrobenen Köpfen ausgesonnenen Systeme des Communismus und Socialismus (§. 1016) an. Ohne Einsicht in das großartige Räderwerk des Völkerverkehrs legten sie an die menschliche Gesellschaft den kleinen, engherzigen Maßstab der Werkstätte und der Clubs. Wuchernd verbreiteten sich die communistischen und socialistischen Ideen; in den Schleier des Verbotenen und Geheimnißvollen gehüllt erschienen sie beschränkten Köpfen und gedrückten Gemüthern als tiefe Weisheit und als Anker der Rettung; von den gebildeten Klassen wenig beachtet oder als Hirngespinnste verspottet, blieben sie unwiderlegt und wurden von böswilligen Volksverführern unkrautartig in allen Ländern ausgestreut. Die durch den langen Frieden bewirkte Blüthe des Handels, des Verkehrs, der Industrie hob den Wohlstand der besitzenden Klassen; durch ein ausgedehntes, auf Wechseln und Papiergeld beruhendes Creditsystem wurde das Vermögen Einzelner ins Unberechenbare vermehrt; der dadurch herbeigeführte mit hoher Civilisation stets verbundene Glanz und Luxus der höhern Stände blendete die mittellose Masse und erzeugte in ihr den Wahn von unermeßlichen Schätzen, die in den Häusern der Reichen lägen, von unglaublichen Gewinnsten, welche die Kauf- und Fabrikherren aus dem Schweiß und der Thätigkeit darbender Arbeiter zögen. Diese Zustände wurden schlau benutzt, um die ungebildeten, beschränkten, oft arglosen Gemüther der untern, von materieller Noth gedrückten und durch die Zurücksetzung gekränkten Volksklassen mit einem sophistischen Truggewebe von Gleichheit und Bruderliebe zu bestricken. Ihre der Selbstsucht, der Schlaffheit wie der wirklichen Noth zusagenden Lehren fanden bei dem zunehmenden Proletariat einen fruchtbaren Boden. Umsturz des Bestehenden, Ausgleichung des Besitzes und der Lebensbedürfnisse, Kampf gegen die höhern Klassen war das Ziel der geheimen Vereine; ihre offene Losung Wahlreform, Verfassungsänderung. Aufregende, den Haß gegen das Bürgerthum nährende Gedichte und ergreifende Schilderungen der socialen Verhältnisse und des menschlichen Elends steigerten die Unzufriedenheit: unnatürliche, durch den Zwang der herrschenden Verkehrtheit und Verschrobenheit der bestehenden Zustände bewirkte Lagen und Verhältnisse bildeten den Lieblingsstoff der Literaten und Romanschreiber. Der Glaube an Unsterblichkeit und an eine Vergeltung im Jenseits wurde als ein Wahn hingestellt, wodurch man den um sein Glück betrogenen Armen auf den Himmel vertrösten und von seinen gerechten Ansprüchen auf irdische Glückseligkeit ablenken wolle; Regierung und Obrigkeit wurde als eine durch Gewalt begründete Ordnung geschildert, gegen die man keine Verpflichtung habe, und die nur so lange bestehe, als „das Volk" sich seiner Kräfte nicht bewußt sei, oder sie nicht in Anwendung bringe. Durch diese in Frankreich wurzelnden und nach allen Ländern verzweigten Lehren wurde allmählich der Boden, auf dem das Staatsgebäude ruhte, unterwühlt. Gährende Elemente, die von Jahr zu Jahr an Umfang, Ausdehnung und Organisation gewannen, drohten der ganzen bestehenden Weltordnung Umsturz und Verderben. Von der Ansicht geleitet, daß der französische Staatsorganismus nur durch die Gewandtheit und Klugheit des Oberhauptes zusammengehalten werde, trachteten die Glieder dieser geheimen Verbindungen dem König nach dem Leben, um in dem Augenblik der Verwirrung eine republikanische Staatsform zu begründen und alsdann rasch zu den socialen Reformen zu schreiten. Acht Mordanschläge wurden auf Louis Philipp unternommen, aber allen entging er mit wunderbarem Glück. Der schrecklichste darunter war das bei der Feier der Julitage 1835 von dem Korsen Fieschi vermittelst einer sogenannten

Höllenmaschine auf den Boulevards ausgeführte Attentat, wodurch 21 Personen in der Nähe des Königs, unter ihnen der greise Marschall von Treviso (Mortier), umkamen. Fieschi und seine beiden Mitschuldigen starben unter der Guillotine, doch schreckte ihr Tod Andere nicht von ähnlichem Beginnen ab. Alibaud, Darmès u. A. büßten ihre Mordversuche theils auf dem Blutgerüste, theils als Deportirte auf einer Strafcolonie, und der große, aber mißglückte Aufstand vom Jahre 1839 enthüllte zum Theil die in der Tiefe der Gesellschaft gährenden zerstörenden Elemente. Die höhern Stände sahen dem Treiben der Arbeiterverbindungen mit Gleichgültigkeit zu, ja sie leisteten wohl gar, verstimmt über die Schritte der Regierung, der von ihnen ausgehenden Opposition Vorschub. Statt nämlich die Zeitverhältnisse richtig zu würdigen und durch zeitgemäße Reformen im liberalen Sinn, durch Rechtserweiterungen und volksthümliche Gesetze die Mittelklassen zu gewinnen und an das bestehende Staatswesen zu knüpfen, benutzte die Juliregierung jeden Aufstand, jeden Mordanfall, jede demokratische Regung zur Beschränkung der durch die Charte gewährleisteten Rechte und zur Schärfung der Repressiv-Maßregeln. Die in Folge des Fieschi-Attentats erlassenen Septembergesetze, welche die periodische Presse durch hohe Cautionen fesselten, und durch 1835.
Einführung geheimer Abstimmung bei den Schwurgerichten und durch Ausdehnung der Strafe auf die Abwesenden (in contumaciam) die richterlichen Erkenntnisse zu schärfen suchten, bedrohten wie ein Damoklesschwert die Preßfreiheit und die persönliche Sicherheit. Vergebens widersetzte sich die von Odilon Barrot u. A. geleitete Linke, diesmal unterstützt durch die gewichtige Stimme des alten royalistischen Staatsmannes und Philosophen Royer-Collard, diesen retrograden Maßregeln; die ministerielle Mehrheit, von dem Wahne befangen, daß der aufstrebende Demokratismus nur durch Schrecken im Zaum gehalten werden könne, und daß die liberale Presse einzig und allein die in den untern Klassen herrschende Gährung und Unzufriedenheit erzeugt habe und nähre, billigte alle Beschränkungsgesetze. Im sichern Vertrauen auf die durch Wahlbeherrschung und Corruption bei jeder Kammererneuerung erlangte Majorität schritt die Regierung auf der betretenen Bahn fort und isolirte sich immer mehr von der Nation; durch ihre Einwirkung auf die Wahl der Geschwornen schwächte sie sogar das Vertrauen auf das volksthümliche Institut der Schwurgerichte. Nur in einem Fall erlitt die Regierung bei den Gerichten eine Niederlage. Im Jahre 1836 machte der junge Prinz Louis Napoleon Bonaparte, unterstützt von einigen Anhängern seines Oheims, 30. Oct. 1836.
in Straßburg den Versuch, vermittelst eines Militäraufstandes den Julithron zu stürzen und den Bonapartistischen Kriegsadler wieder aufzupflanzen. Mit leichter Mühe überwältigt, wurde der unbesonnene junge Mann, ohne vor Gericht gestellt zu werden, nach Amerika gebracht. Diese willkürliche Begnadigung machte einen solchen Eindruck auf das Volk, daß bei den nächsten Assisen alle Mitschuldigen des Prinzen freigesprochen wurden, und als die Regierung, um für die Zukunft sicherer zu gehen, das sogenannte Disjunctionsgesetz vor die Kammern brachte, wonach bei Verschwörungen und Aufständen, an denen sich Civil- und Militärpersonen betheiligt hätten, nur die erstern den Schwurgerichten, die letztern aber den Kriegsgerichten überwiesen werden sollten, drang sie nicht durch. Nach einiger Zeit wiederholte Louis Napoleon seinen thörichten 6. Aug. 1840.
Versuch, den Julithron zu stürzen, indem er von England aus eine Landung in Boulogne machte. Diesmal büßte er sein abenteuerliches Unternehmen mit mehrjähriger Festungshaft im Schloß Ham, aus der er sich zuletzt als Bauarbeiter verkleidet durch glückliche Flucht befreite. So sicher fühlte sich aber die Regierung vor dem Gelingen Bonapartistischer Umtriebe, daß sie es wagte, die Asche Napoleons von St. Helena abholen und im Invaliden- 15. Decbr. 1840.
dome beisetzen zu lassen. Größere Besorgnisse hegte Louis Philipp vor der zunehmenden Opposition der Republikaner und der communistischen und socialistischen Clubs, besonders als sein ältester Sohn, der beliebte Herzog von Orleans, durch einen tödtlichen Sturz 13. Juli 1842.
aus dem Wagen verunglückte und dadurch die Thronfolge minder gesichert erschien. Da sein Enkel, der nunmehrige Thronfolger, noch ein Kind war, so wurde für den Fall, daß der König vor dessen Volljährigkeit sterben sollte, durch ein Gesetz die Regentschaft dahin bestimmt, daß nicht die wackere Mutter des Prinzen, Helene von Mecklenburg, sondern sein Oheim, der wenig beliebte Herzog von Nemours, dieselbe führen sollte.

Und um sich und seine Dynastie gegen jedes unerwartete Ereigniß sicher zu stellen, setzte der König endlich mit Thiers' Hülfe sein Lieblingsproject durch, ganz Paris mit Festungswerken einzuschließen, angeblich zum Schutz gegen den äußern Feind, in Wahrheit aber zur Unterdrückung demokratischer und republikanischer Bewegungen. Denn bei der strengen Centralisation, wodurch alle politische Lebensthätigkeit in Paris ihren Mittel- und Brennpunkt hat, ist der Beherrscher der Hauptstadt der unbestrittene Gebieter des ganzen Landes. Mit unermeßlichen Kosten, die hinreichend gewesen wären, Frankreich mit einem Netz von Eisenbahnen zu durchziehen, wurde das Werk ausgeführt, aber wenige Tage im Februar 1848 reichten hin um zu beweisen, wie eitel das Vertrauen auf Festungswerke und Militärgewalt ist, wenn nicht die Liebe und Anhänglichkeit des Volks den Thron stützt. Einige Arbeiterschaaren und einige Barricaden wären nicht im Stande gewesen, einen gänzlichen Umsturz der Dinge herbeizuführen, hätte sich die Regierung nicht immer mehr von den liberalen Grundsätzen der Julirevolution entfernt, Jesuiten und Geldaristokraten begünstigt und den großen Mittelstand, den Kern des Volks, von sich gestoßen. Gleichgültig blickte man auf die Erneuerung der Kammer, denn wie konnte da ein großer Wechsel eintreten, wo nicht die Nation, sondern ein kleines reichbegütertes Bruchtheilchen die Abgeordneten wählte; theilnahmlos vernahm man die Nachrichten von einem Ministerwechsel; ob Guizot oder Molé das Ruder führte, der unveränderliche Gedanke lenkte doch die Staatsmaschine; und die Lob- und Schutzreden des Journal des Débats blendeten nur die Wenigen, die von der Juliregierung Vortheil zogen; die Uebrigen lasen die Oppositionsblätter und bemerkten mit Schadenfreude, wie fast alle um Louis Philipps Thron geschaarten Leute allmählich in der Achtung des Volks sanken und als „verbraucht" beseitigt werden mußten; sie freuten sich über die fulminanten Flugblätter, die Lamennais, Cormenin u. A. gegen das System der Regierung in die Welt schleuderten, oder sie sogen arglos das Gift ein, das in schlüpfrigen und aufregenden Romanen, Theaterstücken und Sittenbildern dem Volke als geistige Nahrung geboten ward. (Vgl. §. 997).

§. 1058. Frankreichs Stellung nach Außen. 1. Politische Haltung. Die Julirevolution war für die meisten Staaten des europäischen Festlandes ein elektrischer Schlag, der, verbunden mit der gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung Europa durchziehenden Cholera, Schrecken und Bekümmerniß über die Lenker der Staaten brachte und die höhern Klassen aus dem behaglichen Genuß des Lebens aufscheuchte. In den Niederlanden, in Polen, in Deutschland, in Italien regte sich die mit den bestehenden Zuständen unzufriedene Partei der Liberalen und suchte im Vertrauen auf Frankreichs Unterstützung ein freieres Staatswesen und zeitgemäße Reformen zu erringen. Die Scheu der europäischen Mächte vor einem Krieg, der bei der herrschenden Aufregung und Parteiung und bei der politischen Reife der Völker leicht in einen Meinungskampf und Bürgerkrieg übergehen konnte, bewog die Regierungen zu manchen Zugeständnissen, und würde sie zu noch größerer Nachgiebigkeit bewogen haben, hätten nicht auf der einen Seite die ungestümen, mit Drohungen, Verschwörungen und planlosen Aufständen verbundenen Forderungen und Bestrebungen der Liberalen die Regierungen zu gemeinsamem Widerstande ermuthigt und genöthigt, und hätte nicht sehr bald die friedfertige Gesinnung des Bürgerkönigs, der die Anerkennung seiner Thronberechtigung und Ebenbürtigkeit nicht wie einst Kaiser Napoleon mit dem Schwert, sondern, als ein „Napoleon des Friedens", mit den Waffen der Politik und Diplomatie zu erwerben suchte, die Befürchtungen der Fürsten zerstreut. Die Unabhängigkeit des Königreichs Belgien (§. 980) war das einzige gelungene Ereigniß, das nach jahrelangen Unterhandlungen auf der Minister-Conferenz zu London aus der Julirevolution hervorging. Polen wurde geopfert, und alle Verschwörungen und Aufstandsversuche, die in der Folge von den über alle Länder zerstreuten und durch eine geheime Propaganda für Wiederbelebung ihrer Nationalität wirkenden Emigranten veranstaltet wurden, endete zu ihrem Schaden und füllten die Kerker und Verbannungsorte mit neuen „Märtyrern". Die deutschen Fürsten, dem Gelüsten der Franzosen nach der Rheingrenze mißtrauend, buhlten um die Gunst des in seiner Selbstherrlichkeit (Autokratie) starken Rußland und beförderten das Streben des Zaars, ver-

mittelst Ehebündnissen und Verwandtschaftsbanden über die meisten deutschen Höfe ein Netz zu werfen. — In Italien gab die Julíregierung wenigstens in so weit den Forderungen der liberalen Partei der Bewegung nach, daß sie durch Besetzung Ancona's 1832.
die Halbinsel gegen eine österreichische Schutzherrschaft sicher zu stellen und die neuerungssüchtige Partei des Fortschritts vor einer gänzlichen Niederlage zu bewahren suchte (§. 1009). Sechs Jahre blieb Ancona unter der Obhut der französischen Besatzung, bis diese endlich bei dem ungestörten Friedensstand für überflüssig erachtet und abberufen wurde. — Hatte demnach bei der Friedfertigkeit des französischen Königs die Julirevolution für das europäische Staatswesen und die öffentlichen Zustände nicht die erschütternden Folgen, die anfangs einige sorgliche und schwarzsichtige Männer, wie der Historiker Niebuhr, befürchteten, so mußte dagegen Louis Philipp dem kriegerischen Geiste der Nation in der Ferne einen Triumphplatz verschaffen. Dazu eignete sich vortrefflich das kurz vor der Julirevolution eroberte Gebiet von Algier in Nordafrika, zu dessen weiterer Unterwerfung und Kolonisirung daher sogleich Anstalten getroffen wurden.

§. 1059. 2. Algier. Wie theuer der Besitz von Algerien, das nur durch eine große Kriegsmacht in Gehorsam gehalten werden konnte, die französische Nation auch zu stehen kam, und von welchen Gräueln und blutigen Kämpfen das unglückliche Land auch heimgesucht wurde — für Frankreich und für Louis Philipp gewährte der Eroberungskrieg in der Ferne unendliche Vortheile. Der hartnäckige Kampf mit den streitbaren, von religiösem Fanatismus angefeuerten Beduinen- und Kabylen-Stämmen hielt in der Nation Kriegsmuth und Kampflust wach und gab den Truppen Gelegenheit, sich im Gebrauch der Waffen zu üben und die durch langen Frieden erzeugte Erschlaffung und Scheu vor Kriegsnoth und Kriegsgefahr von sich fern zu halten. Das afrikanische Land bot der französischen Regierung einen geeigneten Schauplatz, um eine große Zahl Unzufriedener und Widerspenstiger von Frankreichs Boden zu entfernen und in der Fremde zu beschäftigen, oft zu ihrer eigenen Besserung und Bekehrung, immer zum Vortheil des Vaterlandes. Auch viele Revolutionsmänner anderer Länder, die nach dem Scheitern ihrer Umsturzversuche in der Heimath bei den Franzosen Schutz und Sicherheit gegen Verfolgung gesucht, zogen halb freiwillig, halb gezwungen über das Mittelmeer, um in der Fremdenlegion ihr Blut für fremde Eroberung auf fremder Erde zu verspritzen. Die Unterwerfung des Landes war keine leichte, und für Begründung eines mit Civilisirung verbundenen Kolonialwesens haben die Franzosen kein Geschick. Zwar wurden große Waffenthaten vollbracht und kühne Kriegszüge ausgeführt, aber das von einem Generalgouverneur beherrschte Land, wohin man unter lockenden Verheißungen Kolonisten aus allen Nationen und Gegenden, namentlich aus Deutschland, berief, gelangte zu keiner Blüthe. Wie sollte da Cultur und Wohlstand erstehen, wenn die französische Militärmacht nicht einmal im Stande war, die durch den Fleiß der Ansiedler bebauten Mais- und Kornfelder gegen die Anfälle und die Zerstörungswuth räuberischer Beduinenschwärme zu schützen? wenn die mühsam erbaute Hütte und der junge, emporstrebende Obstbaum bei dem nächsten Streifzug niedergebrannt wurde? Die Provinz Afrika, in der römischen Kaiserzeit eines der reichsten, blühendsten und cultivirtesten Länder mit herrlichen Städten, mit berühmten Lehranstalten, mit einer durch Handel und Betriebsamkeit wohlhabenden Bevölkerung, vermochte sich unter den Händen der Franzosen nicht aus dem Zustand der Barbarei, in den sie durch die mohammedanischen Raubvölker gerathen, emporzuarbeiten. Freilich konnten die neuen Eroberer das Schwert keinen Augenblick in die Scheide stecken, indem sie an dem Emir Abd-el-Kadér einen Gegner fanden, wie einst die Römer an Jugurtha. Schlau und unternehmend, reich an Plänen und Hülfsmitteln, als Priester (Marabut) und Heerführer mächtig durch sein unbegrenztes Ansehen bei den Eingebornen, und den Fremdlingen überlegen durch Kenntniß der Gegend und der Natur der Bewohner, widerstand Abd-el-Kadér lange Jahre mit Glück und Erfolg den französischen Heeren, und wenn in einem Jahr seine Macht gänzlich gebrochen schien, rückte er im nächsten mit vermehrten Streitkräften ins Feld. Nach vielen wechselvollen Kämpfen in den Jahren 1834 bis 1837 unter Clauzels Statthalterschaft, wobei die Franzosen zwei Niederlagen (an der Makta

und Tafna) erlitten, dagegen aber Maskara, des Emirs Hauptstadt, niederbrannten, gelang es endlich dem General Bugeaud, dem seine Kriegsthaten in Afrika den Marschallstab und den Herzogstitel (von Isly) erwarben, durch den Frieden
30. Mai 1837. an der Tafna den unternehmenden Häuptling zur Anerkennung der Oberherrlichkeit Frankreichs über die Regentschaft Algerien zu bringen. Aber während die Franzosen nunmehr ihre Streitkräfte nach der östlich gelegenen Provinz Konstantine richteten und nach Erstürmung der Hauptstadt, wobei der tapfere General Damrémont den Helden-
14. Oct. 1837. tod starb, das Land allmählich unter der Leitung des Marschalls Valée bewältigten, unterwarf sich Abd-el-Kadér alle arabischen Stämme südlich von seinem Gebiet bis zur Wüste und steigerte seine Macht zu einer furchtbaren Höhe. Einen von Valée nach dem Engpaß des eisernen Thores unternommenen Streifzug betrachtete der Emir als eine Verletzung seines Gebiets und begann von Neuem den „heiligen Krieg" gegen die christlichen Eindringlinge. Die Niederlassungen der Europäer auf dem offenen Lande wurden überfallen und verwüstet, auf der Metidscha-Ebene lagerten sich 40,000 Araber und streiften bis vor die Thore Algiers, die Frucht aller Kämpfe und Anstrengungen schien
1841. verloren — da erhielt Bugeaud das Ober-Kommando über das afrikanische Gebiet und die vermehrten Streitkräfte. Unterstützt von dem tapfern General Lamori-
1842. cière und andern umsichtigen Führern gelang es ihm, die Macht Abd-el-Kadérs zu brechen, indem er durch unaufhörliche Streif- und Beutezüge (Razzias) und die bei den Arabern sehr wirksamen Künste der Bestechung die einzelnen Stämme zu ermüden und zum Abfall zu bringen suchte, und zugleich durch größere Unternehmungen die Streitkräfte des Emirs aufzureiben und durch Zerstörung seiner Festungen und Stützpunkte im Innern (Saida) sein Ansehen zu untergraben und seine Hülfsquellen zu vernichten trachtete. Nach der zweiten Einnahme Maskara's fielen die meisten Kabylenstämme von Abd-el-Kadér ab und unterwarfen sich den Franzosen, und der Emir selbst sah sich endlich zur Flucht auf das marokkanische Gebiet genöthigt. Aber unerschöpflich an Hülfsmitteln und von rastloser Thätigkeit baute er auf den Religionshaß der Mohammedaner und auf den Wankelmuth und die Treulosigkeit der Kabylenstämme frische
1844. Kriegspläne. Er erschien von Neuem am Saum der Wüste und brachte die Araber zum Abfall und zur Erneuerung des Kampfes, und als er endlich nach wiederholten Niederlagen auf marokkanischem Boden Schutz suchen mußte, wandte er, wie einst Jugurtha bei Bocchus von Mauretanien, alle Künste an, um den Beherrscher von Marokko zu einem Krieg gegen Frankreich zu bewegen, und suchte durch Aufstachelung des Religions- und Nationalhasses alle Mohammedaner zu einem allgemeinen heiligen Krieg wider die Franzosen zu bewaffnen, die, gereizt durch die Treulosigkeit der Eingebornen, nunmehr den Krieg mit großer Grausamkeit führten und den Boden für ihre Ansiedelungen mit Feuer und Schwert erkämpften. Gab doch der Oberst Pelissier (der, in der Folge zum Marschall erhoben, den Titel eines Herzogs von Malakoff erhielt) einen Araberstamm, der mit Weib und Kind in einer weiten Höhle Schutz gesucht, durch Anzünden von Fa-
1845. schinen dem schrecklichsten Erstickungstode preis. Eine allgemeine Stimme des Unwillens und Entsetzens erhob sich in ganz Europa gegen dieses schreckliche Kolonisationssystem, das nur in dem Kriegsminister, dem alten Marschall Soult, der in seinem ganzen Leben nie Schonung und Menschlichkeit gekannt und geübt hatte, einen Schutzredner fand. Aber allerdings hatte das System des Schreckens die Wirkung, daß zuletzt Abd-el-Kadér, von Allen verlassen und an Freiheit und Leben bedroht, den Franzosen sich unterwarf
Decbr. 1847. mit der Bedingung eines freien Abzugs nach Aegypten. Allein die Regierung der „civilisirten Nation" bestätigte den von dem eigenen Sohn des Königs eingegangenen Vertrag nicht, sondern ließ Abd-el-Kadér mit seiner Familie und seinem Gefolge nach Frankreich bringen, wo er mehrere Jahre lang zu Amboise in strenger Aufsicht gehalten ward, bis ihn Louis Napoleon Bonaparte, nach Erwerbung der Kaiserwürde, unter prunkenden Aufzügen nach Bursa im türkischen Klein-Asien entließ und ihm einen Jahrgehalt anwies.

§. 1060. 3. **Der Orient.** Was den Franzosen den Besitz von Algier so wichtig macht, ist der dadurch bedingte Antheil an der Herrschaft über das Mittelmeer und der Einfluß auf die Angelegenheiten des Orients. Es ist eine altüberlieferte Politik

aller französischen Regierungen, mit den mohammedanischen Staaten des Morgenlandes in gutem Vernehmen zu stehen und sich einen Einfluß auf die Gestaltung der dortigen Dinge zu bewahren; namentlich verlieren sie nie das seit Napoleons denkwürdiger Unternehmung (§. 900) ihnen näher gerückte Aegypten aus den Augen. Sollte einst das morsche Reich der Pforte zusammenstürzen, so wünscht Frankreich auch seinen Antheil an der Beute zu haben, und was könnte ihm dann gelegener sein als das fruchtbare Nilland, das, mit Algerien verbunden und durch weitere Eroberungen vergrößert, ein Reich bilden würde, welches an Bedeutung mit dem englischen Ostindien wetteifern könnte? Dieser noch im Dunkel der Zukunft verborgene Plan mag der Beweggrund gewesen sein, daß Louis Philipp und seine Minister den hartherzigen, tyrannischen Pascha Mehemed Ali und dessen kriegerischen Sohn Ibrahim so warm in ihre Freundschaft einschlossen. Mehemed Ali, ein Makedonier von geringer Abkunft, hatte sich nach einer wechselvollen Jugend zum Pascha von Aegypten emporgeschwungen. Hier vernichtete er zuerst durch Hinterlist, Mord und Gewaltthat die Macht der Mameluken und tödtete ihre Führer; dann begründete er mit Hülfe europäischer, namentlich französischer Rathgeber ein Regierungssystem, wobei abendländische Civilisation mit morgenländischem Despotismus, in einer gräuelvollen Mischung gepaart war. Durch einen furchtbaren Steuerdruck und durch die Verfügung, daß alle Bodenerzeugnisse zu einem festgesetzten Preis an ihn abgeliefert werden müßten und alle fremden Lebensbedürfnisse nur durch ihn bezogen werden dürften, brachte er die grundbesitzenden Bauern (Fellahs) zur Verzweiflung, so daß diese es vorzogen, ihr steuerbares Eigenthum dem Tyrannen zu übertragen und als dessen Tagelöhner und Sklaven es zu bebauen, wodurch fast ganz Aegypten in ein großes Herrengut (Domäne) des Pascha's umgeschaffen wurde. Nun führte er europäische Industrie ein, die ihn selbst immer reicher, das Volk dagegen immer ärmer machte, ließ das ganze Land mit Baumwolle anpflanzen, deren Handelsbetrieb ihm allein zustand, und führte von europäischen Einrichtungen gerade diejenigen ein, die, wie die Polizei und das Conscriptionssystem, das Volk in immer drückendere Fesseln schlugen, oder die, wie die Anfertigung eines neuen Gesetzbuches nach französischem Muster, die Gründung einer höhern Lehranstalt, einer Druckerei, einer Zeitung u. dgl., dem Staat den Anstrich eines civilisirten verleihen und das Ausland blenden sollten. Im Vertrauen auf seine bedeutende, nach französischem Muster eingerichtete und geübte Militär- und Seemacht versagte er dem türkischen Sultan den schuldigen Tribut und dehnte sein Reich nach allen Seiten aus. Er unterwarf Nubien und Kordofan, wo er den Negerhandel auf die empörendste Weise betreiben ließ, und unterstützte seinen Sohn Ibrahim bei der Eroberung Syriens und Palästina's. Unbekümmert um die von der Pforte ausgesprochene Achtserklärung gegen Mehemed Ali, unterwarf sich Ibrahim nach einem siegreichen Feldzug Syrien und willigte dann in einen von den europäischen Mächten vermittelten Frieden, wodurch ihm die Statthalterschaft über das eroberte Land unter der Oberhoheit des Sultans übertragen wurde. Damit nicht zufrieden, strebte Mehemed Ali nach einer von der Pforte unabhängigen Erbmonarchie, die Aegypten, Syrien, Kreta und andere eroberte Landschaften umfassen sollte, und verweigerte dem Sultan jeden Tribut. Darüber brach der Krieg von Neuem aus. Schon war das türkische 1839–41.
Heer bei Nisibis von Ibrahim Pascha aufs Haupt geschlagen und der verrätherische Kapudan Pascha mit der ganzen türkischen Flotte zu dem Feinde übergegangen; schon stellte Mehemed Ali, von Frankreich unterstützt, die verwegensten Forderungen an die Pforte, als die vier durch die sogenannte Quadrupelallianz verbundenen europäischen Großmächte, ohne Beiziehung Frankreichs, sich des bedrängten Sultans annahmen. Wie sehr auch die französische Regierung, den kriegslustigen Thiers an der Spitze, gegen jede Einmischung protestirte und einen europäischen Krieg in Aussicht stellte — als die 1840.
Engländer Beirut bombardirten und Alexandria mit einer Einschließung bedrohten, da willigte Mehemed Ali in die von den europäischen Mächten vorgelegten Friedensbedingungen, worin ihm und seinen Nachkommen Aegypten mit Nubien als erbliche Statthalterschaft gegen Entrichtung eines Tributs an die Pforte zugesichert, dagegen die Abtretung von Syrien und Kreta und die Zurückgabe der Flotte aufgelegt ward. Louis Philipps Friedfertigkeit gestattete nicht, daß die Drohungen seines Ministers, die in

Deutschland eine vorübergehende kriegerische Begeisterung von Beckers Rheinlied erzeugten, zur Wahrheit würden.

§. 1061. Otaheiti. Eine kleinliche, von dem Neid gegen England eingegebene Politik befolgte Frankreich gegen Otaheiti (Tahiti), eine der Gesellschaftsinseln. Das harmlose, im unschuldigen Naturzustande lebende Völkchen dieser Insel war durch den Verkehr mit Europäern sittlich und körperlich gesunken und ausgeartet; Krankheiten, Laster und ein gräuelvoller Gottesdienst schändeten die Bewohner, bis englische Missionare durch Einführung des Christenthums den Keim einer moralischen Erhebung legten, und die Begründung eines geordneten Staatswesens nach europäischen Begriffen den entschwundenen Naturzustand durch die Güter der Civilisation zu ersetzen anfing. In den zwanziger Jahren war Otaheiti ein christlich-civilisirtes Land; und war auch der geistige Zustand, den ein von methodistischer Scheinheiligkeit und puritanischer Strenge erfülltes Christenthum hervorbrachte, für den vorurtheilsfreien Beobachter kein erfreulicher Anblick, so war er doch um Vieles besser als ein Zustand, in dem alle Laster der Civilisation mit der Rohheit und derben Sinnlichkeit wilder Völker gepaart erscheinen. 1835. Da zogen unter dem Schutze eines französischen Consuls katholische Missionare ins Land, suchten das protestantische Christenthum durch den Papismus zu verdrängen und streuten den Samen des Unfriedens und religiöser Zwietracht. 1836. Umsonst vertrieb die den Engländern und ihrem Glauben ergebene Königin Pomare die katholischen Sendboten von der Insel; zwei Jahre später führten einige französische Schiffe die Missionare zurück und erzwangen die Erlaubniß zur Erbauung katholischer Kirchen, und damit ihr Werk festern Bestand habe, suchten sie in Verbindung mit dem französischen Consul die 1842. Insel unter Frankreichs Protectorat zu bringen. Louis Philipp dachte kleinlich genug, auf das erschlichene Ansuchen einiger Häuptlinge um Frankreichs Schutzherrlichkeit einzugehen und trotz des Widerspruchs der Königin (welche die französische Flagge abnehmen ließ, dafür aber von dem Admiral Düpetit-Thouars der Regierung verlustig erklärt ward) und trotz der Protestation Englands das französische Protectorat ins Werk zu setzen. Von dem an herrschte Zwietracht und Aufruhr in dem Lande. Die Königin, die sich auf eine andere Insel begeben, und die von englischen Missionaren angestifteten Einwohner beharrten im Widerstand gegen Frankreichs Schutzherrschaft.

2. Die pyrenäische Halbinsel.

§. 1062. Meinungskämpfe in Spanien. Spanien und Portugal blieben auch nach der Julirevolution der Herd leidenschaftlicher Parteikämpfe. Obwohl das Volk der großen Mehrheit nach für ständische Staatseinrichtungen, für Communal- und Municipalwesen, für bürgerliche Ordnung wenig Sinn hat; obwohl es sich vermöge seiner sinnlichen Natur und seiner romantisch-ritterlichen Neigungen und Gewohnheiten eher für eine tapfere, militärische Persönlichkeit, für einen kühnen Heerführer und Bandenhauptmann begeistert als für constitutionelle Staatsformen und parlamentarische Verhandlungen, und obwohl der mächtige Einfluß der Geistlichkeit und der Mönche auf das unwissende und abergläubische Volk einer freien politischen Entwickelung nicht förderlich ist, so fanden doch alle Formen des modernen Staatslebens, von der demokratischen Republik bis zum apostolischen Absolutismus unter der Fahne der heil. Jungfrau, in der pyrenäischen Halbinsel ihre Anhänger und Verfechter. Die untern Volksklassen, namentlich die Land- und Bergbewohner, die ohne alle Einsicht, Urtheil und politische Bildung ganz den Eingebungen der Priester und Mönche folgten, hielten an den alten hierarchischen und monarchischen Einrichtungen fest und dienten der Aristokratie und dem Klerus zur Erhaltung und Beschützung der verfaulten morschen Zustände der altspanischen und apostolischen Königsmacht gegen die Reformbestrebungen der „Liberalen"; während der aufgeklärte Mittelstand in den Städten, die studirte und gebildete Klasse und viele Offiziere der Armee den aus Frankreich überkommenen Ansichten huldigten, wonach das Königthum durch Betheiligung der Volksvertreter am Staatsleben und durch Verantwortlichkeit der Minister beschränkt sein sollte. So lange Ferdinand VII. regierte, blieb die Partei der constitutionell Gesinnten gefährdet und gedrückt, da der König den alten Groll gegen die Cortes und die Liberalen nie ablegte. Selbst die Julirevolution, welche die Hoffnung der Verfolgten mächtig hob, brachte in ihre Lage keine Aenderung. Zwar schaarten sich einige hundert Flüchtlinge um den aus England herbeigeeilten Mina und wagten einen bewaff-

neten Einfall in Spanien, aber von Frankreich verlassen und von den königlichen Truppen in die Enge getrieben, scheiterte ihr Unternehmen und vermehrte Druck und Verfolgung. Einen noch kläglicheren Ausgang nahm das Beginnen des Generals Torrijos, März 1831.
der mit einer kleinen Schaar Getreuer im südlichen Spanien einen Landungsversuch machte und die Fahne der Cortes-Verfassung aufpflanzte, sowie die gleichzeitige Verschwörung einiger alten Seesoldaten in Cadix zu demselben Zweck. Von einer überlegenen Truppenmacht überwältigt, büßte Torrijos und 54 seiner Gefährten das kühne Wagniß mit einem schmachvollen Tod. Erst als der heuchlerische König ins Grab sank, brach für die Constitutionellen eine bessere Zeit an.

§. 1063. **Kampf der Christinos gegen die Karlisten.** Einige Monate 29. März 1830.
vor den Julitagen hatte sich Ferdinand von seiner vierten Gemahlin, Marie Christine von Neapel, bewegen lassen, durch ein aus königlicher Machtvollkommenheit erlassenes Hausgesetz („pragmatische Sanction") das in allen bourbonischen Staaten eingeführte salische Gesetz, welches die Frauen von der Thronfolge ausschließt, aufzuheben und dadurch seiner in demselben Jahre geborenen Tochter Isabella die (nach 10. Oct.
altkastilischem Rechte zulässige) Thronfolge zu sichern. Diese Aenderung mißfiel der apostolischen Partei, die ihr ganzes Vertrauen auf Ferdinands jüngern Bruder Don Carlos geworfen hatte und von seiner muthmaßlichen Thronbesteigung goldene Tage für die Anhänger des monarchisch-hierarchischen Absolutismus erwartete. Sie bewog Don Carlos zu einer Protestation gegen jeden Act, der ihn seines eventuellen Thronrechts berauben würde, und benutzte den Augenblick, als der König in einen Zustand körperlicher und geistiger Schwäche verfiel und sein baldiger Tod zu erwarten stand, um durch eine bestochene Hofdame einen Widerruf der pragmatischen Sanction zu erschleichen. Allein Ferdinand erholte sich wieder und empört über das treulose Spiel, das seine Vertrauten mit ihm getrieben, verbannte er seinen Bruder, berief dann die alten Cortes zusammen und ließ durch sie das neue Hausgesetz bestätigen. Kaum hatte jedoch der König die Augen geschlossen, so pflanzte die weitverbreitete apostolische Partei die Fahne des Bürger- 29. Sept. 1833.
kriegs auf und rief Don Carlos als Karl V. zum König von Spanien aus (daher Karlisten). Sie fanden Unterstützung in den nördlichen Landschaften, namentlich bei den rauhen, kräftigen Bergbewohnern der baskischen Provinzen, die ihre alten, verbrieften Rechte und Freiheiten (Fueros), insbesondere die Selbstbesteuerung und die Befreiung von militärischer Aushebung und vom Salzmonopol durch die Cortes-Verfassung gefährdet sahen. Angefeuert von Priestern und Mönchen und geleitet von kühnen und unternehmenden Anführern (Zumalacarreguy und Cabrera) erhoben die streitbaren Basken das Schwert für den absoluten König, der aus seiner Verbannung in ihre Mitte flüchtete. Um ihnen mit Erfolg zu widerstehen, suchte die bis zur Volljährig- 3. Oct. 1833.
keit Isabella's zur Regentschaft berufene Königin Marie Christine die Partei der Constitutionellen und Liberalen für ihre Sache zu gewinnen, indem sie ihren Thron auf die Cortes-Verfassung stützte, den Flüchtigen und Verbannten durch Ertheilung einer Amnestie die Rückkehr in die Heimath gestattete und freisinnige Männer in das Ministerium berief (wie den vielverfolgten, als Dichter und Schriftsteller bekannten Martinez de la Rosa und den als Geschichtschreiber des Befreiungskrieges berühmten Toreno, † 1843) und an die Spitze der Heere stellte (Mina). Auf diese Weise gestaltete sich der Thronstreit zu einem Bürgerkrieg und Meinungskampf. Die Karlisten kämpften für die altspanischen Einrichtungen, für Thron und Altar im alten freiheitgefährdenden Bunde, für Legitimität und Priesterherrschaft. Auf ihrer Seite standen die absoluten Mächte, die italienischen Höfe, Don Miguel und sein Anhang in Portugal, die hohe Aristokratie aller Länder und die kleine Zahl romantischer Verehrer mittelalterlicher Zustände und eines unbeschränkten Königthums „von Gottes Gnaden". Die „Christinos" stritten für landständische Verfassung und bürgerliche Freiheit und Rechtsgleichheit, für die Errungenschaften der Revolution und für die Vernichtung der Priestermacht und des Camarilla-Regiments. Sie fanden Beschützer an Frankreich und England, an Maria da Gloria von Portugal, an dem aufgeklärten Bürgerstand und an den Constitutionellen und Liberalen aller Länder Europa's So entbrannte ein siebenjähriger Bürgerkrieg, in

dem Mord, Raub, Verwüstung und alle Gräuel, wozu politischer und religiöser Fanatismus, südliche Leidenschaftlichkeit und die Gluth spanischen Rachegefühls antreiben können, zum Vorschein kamen. Waren die Truppen der Königin an Zahl den Gegnern überlegen, so wurden diese mit fremdem Gelde desto reichlicher versehen und die aus verschiedenen Ländern ihnen zueilenden Freiwilligen brachten Ordnung und Kriegszucht in die Karlistenbanden. Auch stach die Thatkraft des heroischen Zumalacarreguy, des kühnen Priesters Merino, der bald mit dem Meßbuche, bald mit der Flinte in der Hand die Bauern und Hirten der Gebirgsthäler für Thron und Altar entflammte und des unermüdlichen Gomez, der durch romantische Züge die Phantasie der Zeitgenossen fesselte, vortheilhaft ab gegen die Unfähigkeit und Rathlosigkeit der meisten Christinosführer, worunter selbst der vom Alter gebeugte Mina,
24. Dec. 1836. der noch kurz vor seinem Tod durch unmenschliche Härte seinen frühern Kriegsruhm befleckte, keine Ausnahme bildet. Und als Zumala vor Bilbao die Todeswunde empfing,
17. Juni 1835. stellte sich ein von der Universität entflohener, mit hohen Gaben ausgerüsteter Jüngling, Cabrera, an die Spitze der Insurgentenschaaren und behauptete sich gegen die Truppen der Königin und deren laue Bundesgenossen. Erst gegen das Ende der dreißiger Jahre trat eine Wendung der Dinge ein. Die Christinos erhielten einen tüchtigen Oberfeldherrn in Espartero, indeß im Heerlager der Gegner eine Spaltung eintrat. Die baskischen Insurgenten, unzufrieden über die Unfähigkeit, Charakterschwäche und fanatische Grausamkeit des Prätendenten Don Carlos, trennten ihre Sache von der seinigen und strebten nur nach Sicherstellung ihrer Fueros. Sie erhielten einen unternehmenden und verschlagenen Führer an Maroto, der, während er sich das Vertrauen des finstern, mißtrauischen Infanten zu erhalten wußte, mit Espartero geheime Unterhandlungen anknüpfte, die endlich
31. Aug. 1839. zu dem Vertrag von Bergara führten, worin von Seiten der Insurgenten Niederlegung der Waffen, von Seiten Espartero's Amnestie gelobt und Bestätigung der baskischen und navarresischen Fueros in Aussicht gestellt wurde. Umsonst erließ Don Carlos einen Aufruf, worin er Maroto für einen Verräther erklärte; sein Ansehen war dahin und das Vertrauen seiner Umgebung auf einen erfolgreichen Ausgang dermaßen geschwächt, daß die meisten seiner Offiziere und gegen dreihundert Priester nach Frankreich flüchteten, worauf er selbst mit seiner Familie den Schutz der französischen Regierung ansprach. Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Bourges unter polizeilicher Aufsicht erhielt er, nach
1845. Abtretung seiner Ansprüche an seinen ältesten Sohn (Graf v. Montemolin), die Erlaubniß, sich nach Italien zu begeben, wo er den Rest seines Lebens zubrachte. Am 10. März 1855 starb er in Triest. — In Catalonien setzten die Karlisten den Kampf noch ein Jahr lang fort, bis auch sie, von Espartero überwältigt, auf französischem Gebiete Zuflucht suchen mußten. An 30,000 Karlisten überschritten mit ihrem Führer Cabrera die Pyrenäen, und sprachen, an Allem Mangel leidend, die Hülfe des Nachbarvolkes an.

§. 1064. **Parteikämpfe und Hofintriguen.** Bald darauf wurde Espartero, nunmehr zum Herzog von Vittoria erhoben, der Retter der spanischen Volksrechte gegen die Ränke des Hofs und die diplomatischen Künste der Rückschrittspartei. Christine nämlich, eine sinnliche, leidenschaftliche und selbstsüchtige Frau, war weit entfernt, dem Freiheitsbedürfniß des Volkes durch zeitgemäße Reformen Rechnung zu tragen. Sie bediente sich der Cortes nur, um die Ausschließung des Infanten Don Carlos und seiner ganzen Linie von der Erbfolge und die Einziehung seiner Güter decretiren zu lassen; im übrigen regierte sie, getreu den Lehren und dem Beispiele ihres Freundes Louis Philipp, nach dem alten System und beleidigte das Ehrgefühl des Volkes durch ihre rücksichtslose Hingebung an den schönen Leibgardisten Fernando Munnoz, den sie zum Herzog von Rianzares und zum Grande von Spanien erhob und mit dem sie sich zuletzt zur linken Hand trauen ließ. In vielen Städten kam es zu unruhigen
1835. Auftritten; Klöster wurden zerstört, Mönche verfolgt und ermordet, Gräuel aller Art begangen; der Ruf nach der Constitution vom Jahre Zwölf (§. 924) ertönte durch das ganze Land. Die Regentin suchte durch einen Ministerwechsel und durch verschiedene Zugeständnisse den Sturm zu beschwören, aber die Opposition der Cortes war so mächtig, daß sich die Regierung zu wiederholten Kammerauflösungen

gezwungen sah; die ganze Nation war jetzt nicht mehr in Liberale und Servile, sondern in Exaltados (Progressisten) und Moderados getheilt. Die ersten forderten mit Ungestüm die Constitution von 1812 (mit Einer Kammer), und als Christine deshalb Madrid in Kriegsstand erklärte und die Nationalgarde auflöste, da zog August 1836. eine Abtheilung Bürgermilizen nach La Granja (St. Ildefonso), dem Aufenthaltsort der Königin, und zwang sie zur Aufhebung des Belagerungszustandes, zur Herstellung der Nationalgarden und zur Einführung der verlangten Constitution, bis die neu einzuberufende constituirende Versammlung eine neue Verfassung entworfen haben würde. Diese kam im nächsten Jahr mit der Abänderung in ein Zweikammersystem und mit andern passenden Modificationen zu Stande; allein es erwies sich bald, daß die Königin, trotz aller Zusagen, wenig Lust hatte, in echt constitutionellem Sinn zu regieren. Durch wiederholte Kammerauflösungen und Wahlumtriebe brachte sie die Moderados in die Cortes und in die Regierung und erließ ein unvolksthümliches Gemeindegesetz. Da bildeten sich in Madrid und in verschiedenen Städten Aufstände und Junten, wodurch 1836. sich die Regentin genöthigt sah, das Haupt der Exaltados, Espartero, zum Ministerpräsidenten zu ernennen und ihm die Bildung eines Cabinets zu übertragen. Am 16. September 1840 hielt der Herzog von Vittoria seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, und stellte alsbald an die Königin die Forderung, das Gemeinde- (Ayuntamiento-) Gesetz zurückzunehmen, die Camarilla zu entfernen und die Cortes aufzulösen. Dadurch in ihrem Herrscherstolz gekränkt und doch außer Stande, die Anmuthung zurückzuweisen, dankte die Königin-Regentin ab und begab sich nach Frankreich, worauf Espar- October 1840. tero von der neugewählten Cortes-Versammlung zum Regenten ernannt ward. Die 7. Mai 1841. Regierung des Herzogs-Regenten, vortheilhaft für Handel, Industrie und inneren Verkehr, war von kurzer Dauer. Die Intriguen der von Frankreich unterstützten, mit unermeßlichen Schätzen versehenen Königin Christine, der Neid seiner mit jedem Tag sich mehrenden Gegner, und der Haß, den sich der englisch-gesinnte Herzog und seine als Anglo-Ayacuchos bezeichneten Anhänger durch die blutige Unterdrückung aller Aufstandsversuche in Barcelona, Madrid (Diego Leon) und andern Orten zuzogen, erschwerten ihm die Regierung und erzeugten, als er zuletzt auch noch mit dem Papst und der Geistlichkeit zerfiel, eine solche Gährung im ganzen Lande, daß er sich nicht länger halten konnte. Als der von Christine gewonnene und mit Geld reichlich versehene General Narvaez in Valenzia landete und mit einem zahlreichen Heer auf die Haupstadt losrückte, zog sich Espartero mit seinen Truppen nach der Sierra Morena und dann, als die Kunde von der Uebergabe Madrids zu ihm gelangte, nach Cadix, von wo er sich nach England überschiffte. Der Fall des Regenten und die Verfolgung der Ayacuchos war 30. Juli 1843. ein Sieg der französischen Politik über die englische. Bald nachher wurde die junge Königin Isabella für volljährig erklärt, Narvaez, nachdem er mehrere Aufstandsversuche strenge unterdrückt, zum Herzog von Valencia und zum Ministerpräsidenten erhoben Novbr. und Marie Christine nach Spanien zurückgerufen. Von der Zeit an herrschte die französische Politik in Madrid, und Louis Philipps Klugheit umstrickte Spanien wie Frankreich mit den Netzen einer volksfeindlichen, freiheitgefährdenden Staatskunst. Nach französischer Eingebung wurde durch Marie Christine und die wieder zur Herrschaft gelangten Moderados die Verfassung zu Gunsten der Königsmacht abgeändert, die Volkssouveränetät gestrichen, die Preßfreiheit beschränkt und wegen eines Concordats mit dem päpstlichen Stuhle Einleitungen getroffen. Die Krone setzte aber Louis Philipp seiner Politik durch die spanische Doppelheirath auf. Nachdem nämlich die europäische Diplomatie Jahre lang beschäftigt gewesen, der jungen Königin von Spanien einen passenden, die Interessen keiner der Großmächte gefährdenden Gemahl auszusuchen, und deshalb bald einen neapolitanischen Prinzen (Prinz von Trapani), bald den Grafen von Montemolin, bald andere eingeborne und fremde Bewerber vorgeschlagen, brachte es Louis Philipp in Verbindung mit Marie Christine dahin, daß die verzogene, von ihrer Mutter sittlich und geistig verwahrloste Isabella mit ihrem Vetter Franz von Assis vermählt ward, und zu gleicher Zeit ihre jüngere Schwester ihre Hand und damit die Anwartschaft auf den spanischen Thron dem Herzog von Montpensier, dem jüngsten Sohne Louis Philipps, reichte. Dieses durch die Ränke des französischen Königs und der herzlosen Mutter

Isabella's zu selbstsüchtigen Zwecken geschmiedete Ehebündniß, das eine merkliche Spannung zwischen der englischen und französischen Regierung erzeugte, erwies sich nur zu bald als ein unheilvolles. Die junge Königin, von ihrer ausschweifenden, habsüchtigen Mutter nur auf Sinnengenüsse hingewiesen, aller höhern und edlern Ideen, Gefühle und Neigungen unfähig, wurde ihres körperlich und geistig schwachen Gemahls bald überdrüssig. Sie entfernte sich von ihm und wandte ihre Gunst dem General Serrano, einem Exaltado, zu. Palastintriguen und Ohrenbläsereien vergrößerten den Zwiespalt und die Abneigung; und wenn gleich Marie Christine es für gerathen fand, sich dem Haß des spanischen Volks zu entziehen und mit ihrem Gemahle sich nach Frankreich zu begeben, so dauerte doch das eheliche Mißverhältniß noch lange fort. Doch hatte die Entfernung der Königin Mutter zur Folge, daß sich das constitutionelle Regiment mehr und mehr befestigte und den Einfluß der Camarilla zurückdrängte.

§. 1065. Portugal. In Portugal nahmen, seitdem Don Miguel das Land verlassen und Maria da Gloria mit Beiziehung der Cortes als constitutionelle Königin regierte, die Dinge einen ähnlichen Gang, wie in Spanien, nur daß hier nicht französischer, sondern englischer Einfluß vorherrschte. Auch das portugiesische Volk war in mehrere Parteien von den verschiedensten politischen Ansichten gespalten; Republikaner und Absolutisten bildeten die Minderheit, aber selbst die Constitutionellen huldigten bald mehr bald minder liberalen Ansichten; dabei herrschte, wie in Spanien, große Finanznoth und die Königin zeigte, wie Christine, Vorliebe für das unbeschränkte Königthum und eine unverkennbare Abneigung gegen ständische Rechte und Volksrepräsentation, be-
1836. sonders seitdem nach dem schnellen Tod des volksbeliebten ersten Gemahls der Königin, August von Leuchtenberg, der zweite Gatte Ferdinand von Sachsen-Koburg aristokratische Grundsätze begünstigte. Eine aus Frauen und Höflingen bestehende Camarilla versäumte auch nicht, ihren schlimmen Einfluß geltend zu machen. Schon hatten wiederholte Kammerauflösungen (namentlich wegen der Weigerung, dem königlichen Gemahl den Oberbefehl über das Heer zu übertragen) das Volk in Aufregung gesetzt, als die Kunde von den Vorgängen in La Granja ähnliche Auftritte in Portugal
1836 hervorrief. Am 9. September ertönte von Tausenden der verhängnißvolle Ruf: „Es lebe die Constitution von 1820!“ Bald sah sich Maria da Gloria genöthigt, dem Sturme nachzugeben, als die Truppen größtentheils zum Volke übergingen. Sie erkannte die demokratische Verfassung an, und ernannte ein neues aus „Septembristen“ zusammengesetztes Ministerium. Als sie aber bald nachher, von diplomatischen und aristokratischen Einflüssen verleitet, durch die Proclamation von Belem die Zugeständnisse wieder zurücknahm und sich an die (minder liberale) Charte Dom Pedro's halten zu wollen erklärte, griffen die Nationalgarden zu den Waffen und erzwangen die Einberufung einer constituirenden Cortes-Versammlung, welche dann die durch Einführung des Zweikammersystems und durch Verleihung eines absoluten Veto an die Krone ermäßigte Verfassung vom Jahre 1820 zum Staatsgrundgesetz erhob. Umsonst versuchte der Hof und die Aristokratie mit englischer Hülfe das neue Verfassungs-
1837. gesetz umzustürzen; die zu Gunsten der Charte Dom Pedro's erregten Volksbewegungen wurden unterdrückt und die Constitution, deren gemäßigte Form jedoch den Exaltados gleichfalls mißfiel, endlich angenommen und beschworen. Aber noch immer gelangte die Nation zu keiner dauernden Ruhe. Moderados und Exaltados kämpften mit steigender Wuth um die Herrschaft und um Geltendmachung ihrer Prinzipien. Im Jahre 1842 siegte unter Costa Cabral, Grafen von Thomar, die erstere Partei und setzte ein Ministerium ein, das, den Herzog von Terceira an der Spitze, nach dem Staatsgrundgesetz Dom Pedro's regierte; der Druck der Regierung und die zunehmende Geldnoth erzeugte jedoch bald neue Aufstände und wiederholte Ministerwechsel — aber das Wohl des Volkes wurde dabei wenig geachtet und wenig gefördert. Endlich erregte das freiheitgefährdende Verwaltungssystem Terceira's und Costa Cabrals eine solche Gährung im ganzen Lande, daß der Thron der Königin in Gefahr kam und Donna Maria
August 1846. sich endlich entschloß, die Leitung der Regierung dem volksthümlichen, geachteten Herzog von Palmella zu übertragen. Allein so verhaßt war dem Hof die demokratisch-

constitutionelle Staatsform und Verwaltung, daß im folgenden Jahr vermittelst einer Palastrevolution Palmella gestürzt und verhaftet und das Regierungssystem umgestaltet wurde. So trieb die Königin, beherrscht von Leidenschaft und Vorurtheilen und geleitet von den Einflüsterungen einer aristokratischen Umgebung, ein vermessenes Spiel mit der Ruhe des Landes, mit dem Glück ihres Volks und mit der Sicherheit des Thrones. Als darauf in Oporto und andern Orten neue Aufstände erfolgten, wandte sich Maria da Gloria um Hülfe an England und Spanien, welche durch bewaffnetes Einschreiten die 1847.
Insurrection niederschlugen, zugleich aber auch die Königin zur Erlassung einer Amnestie bewogen. Nach einiger Zeit wiederholte sich jedoch das alte Intriguenspiel, diesmal weniger durch den Hof als durch den Ehrgeiz einiger Parteiführer hervorgerufen. Aus Neid auf Costa Cabral, das Haupt der Chartisten, stellte sich der herrschsüchtige Marschall Saldanha an die Spitze der Septembristen und erzwang sich den Vorsitz im Ministe- 15. Nov. 1853.
rium und eine dictatorische Gewalt, welche er noch in Händen hatte, als Maria da Gloria in blühendem Alter starb. Ihr Nachfolger war ihr Sohn Dom Pedro (V.), über Pedro V. 1853–61.
welchen Anfangs, da er noch minderjährig war, sein Vater „König" Ferdinand die Regentschaft führte. Auch unter diesem blieb Marschall Saldanha noch vier Jahre am Ruder. Mittlerweile legten sich die Parteileidenschaften, die politischen Kämpfe traten vor den Schwierigkeiten der Finanzlage und vor den durch Mißernten und Traubenfäule erzeugten Nothständen zurück. Noch vollständiger wurde die Ausgleichung der Parteien, als Saldanha's Nachfolger, der Marquis v. Loulé, ein Cabinet bildete, in welchem die ver- 1857.
schiedenen Parteien vertreten waren. Doch fehlte es auch jetzt nicht an parlamentarischen Stürmen, welche Wechsel und Modificationen im Ministerium herbeiführten. Ein herbes Geschick verfolgte die Königsfamilie. Nachdem Pedro seine junge Gemahlin Stephanie v. Hohenzollern-Sigmaringen nach vierjähriger Ehe verloren, wurde er selbst nebst zweien 17. Juli 1859.
seiner Brüder von einem hitzigen Fieber dahin gerafft. Diese Todesfälle erzeugten in 11. Nov. 1861.
Lissabon große Aufregung, indem das Volk nicht an einen natürlichen Verlauf glauben wollte. Nun bestieg Pedro's zweiter Bruder Ludwig den portugiesischen Thron. Er Ludwig seit 1861.
leistete vor den versammelten Cortes den Eid auf die Verfassung und vermählte sich im nächsten Jahr mit der Prinzessin Maria Pia von Italien. Der Marquis (später Herzog) 1862.
v. Loulé blieb im Amte und suchte durch liberale Gesetze und Reformen im Geiste der Zeit das Königreich von den Mißständen vergangener Tage zu heilen. Saldanha übernahm eine Mission nach Rom zur Ausgleichung eines Streites, der zwischen der portugiesischen Regierung und der Curie sich erhoben, die indessen wenig Erfolg hatte.

3. Großbritannien.

§. 1066. Englands Staatsleben. Die Julirevolution, die fast gleichzeitig mit der Thronbesteigung des freisinnigen Königs Wilhelm IV. eintrat, blieb nicht 26. Juni. 1830.
ohne große Einwirkung auf England. In Folge des bestehenden alten Wahlgesetzes befanden sich die Parlamentssitze fast ausschließlich in den Händen der Aristokratie. Auf dem Lande (in den Grafschaften) beherrschten die Edelleute, als die alleinigen Grundbesitzer und Inhaber wichtiger Ehrenämter, durch ihre Macht und ihren Einfluß die Wahlen ganz unbedingt, so daß sie stets die jüngern Söhne hoher Familien oder Anhänger und Verfechter ihrer Grundsätze ins Parlament brachten. Bei der Vertretung der Städte herrschten Uebelstände anderer Art. Orte, die mit der Zeit zu geringen („verrotteten") Burgflecken herabgesunken waren und sich in der Gewalt des Adels befanden, besaßen das alte Recht, einen oder mehrere Abgeordnete ins Parlament zu schicken, indeß andere Orte und darunter die bedeutendsten Städte des Landes entweder das Recht der Absendung von Deputirten gar nicht besaßen, weil sie zu der Zeit, als die Privilegien ertheilt wurden, noch nicht existirten, oder in solcher Beschränkung besaßen, daß die Zahl ihrer Parlamentsglieder mit der gegenwärtigen Bevölkerung im größten Mißverhältniß stand. Das Whigministerium, den Grafen Grey an der Spitze, begünstigte daher die im Unterhause beantragte Parlaments-Reform, wodurch den „verrotte- 1. März 1831.
ten Flecken" ihr bisheriges Privilegium entrissen, die Parlamentswahlen den veränderten

Verhältnissen entsprechend neu geordnet und das Einkommen (der Census) für die Wahlberechtigung ermäßigt werden sollten. Diese Reform-Bill stieß auf den hartnäckigsten Widerstand bei der Aristokratie, die dadurch ihren Einfluß bedeutend geschwächt sah; der Antrag wurde wiederholt verworfen; das Parlament wurde darüber aufgelöst, das Ministerium gewechselt; allein die drohende Haltung des Volks, die heftige Sprache der dem Reformplan günstigen Presse, das entschiedene Auftreten der sich täglich mehrenden politischen Vereine, Volksversammlungen (Meetings) und Adressen erzwangen nach langem
7. Juni 1832. Kampfe die Parlamentsreform. Das neue Gesetz so wie die drei Jahre später eingeführte
Juni 1835. Städteordnung (Municipalreform) mit freier Wahl der Gemeindevertreter, war ein Sieg der Whigs über die Tories, des wohlhabenden Mittelstandes über die Aristokratie. Aber den Siegern erstand bald eine neue Opposition in den niedern, von schwerer Noth und Armuth gedrückten Volsklassen, die auf eine radicale Umgestaltung und völlige Demokratisirung des Unterhauses drangen, indem sie allgemeines Wahlrecht (ohne Census), jährliche Parlamente, geheime Abstimmung, Diäten für die Mitglieder u. dgl. mehr verlangten. Im Lauf der Zeit verbanden die Radicalen die bis zum Jahr 1835 in dem geistreichen Journalisten William Cobbet einen talentvollen Führer hatten, mit den politischen Reformen auch sociale, und legten ihre Grundsätze in einer Volkscharte nieder, welche die arbeitenden Klassen in Stand setzen sollte, durch Einwirkung auf die Gesetzgebung ihre ökonomische Lage zu verbessern. Davon erhielten sie den Namen Chartisten; ihre einflußreichsten Führer waren der später in Geisteskrankheit verfallene Advocat Feargus O'Connor und der talentvolle in Deutschland erzogene Ernest Jones. — Mag es auch noch lange dauern, bis die Grundsätze der Chartisten in dem aristokratischen, plutokratischen und am Alten festhaltenden England den Sieg erringen und die Verfassung, auf welcher der Ruhm und die Größe Altenglands beruht, umgestalten, so ist ihre Einwirkung auf den Gang der parlamentarischen Thätigkeit doch nicht ohne Einfluß geblieben. Namentlich ist die wichtige Reform der Getreidegesetze als ihr Werk anzusehen. Das alte strenge Korngesetz, welches die Einfuhr fremden Getreides sehr erschwerte, indem es den Zoll je nach den Bedürfnissen nach einer wechselnden Preisscala (sliding scale) bald erhöhte bald
1842. erniedrigte, wurde in Folge heftiger Anti-Korngesetz-Agitationen gemildert, bis es endlich
1846. abgeschafft und der Kornhandel freigegeben wurde. Der Führer dieser Bewegung nach Aufhebung der Korngesetze war Richard Cobden, der Gründer der Anti-Korngesetz-Liga, ein begeisterter Agitator für das Wohl der untern Classen. Die Aristokratie hatte sich lange aus allen Kräften der Neuerung widersetzt, damit das inländische Getreide seinen hohen Preis behaupte; da nun zugleich die unermeßliche Nationalschuld die drückendsten Zölle auf die eingeführten Nahrungsmittel nothwendig machte, so waren dadurch die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu einer für den Armen unerschwinglichen Höhe gestiegen. — Um den aus der Minderung des Getreidezolls hervorgehenden Ausfall in dem Staatshaushalte zu decken, wurde alsdann unter dem Ministerium Sir Robert Peel's eine,
1842. hauptsächlich die Wohlhabenden treffende Einkommensteuer von drei Procent eingeführt. Zugleich suchte man dem Handel, dem Nerv des Volks, durch Abänderung des bisherigen Zollsystems und Beseitigung der alten Schifffahrtsacte einen neuen Schwung zu geben und machte die hohe Idee des freien Handels zur Losung des Tages. Ein praktisches, besonnenes Volk, widerstreben die Engländer jedem gewaltsamen Umsturz; aber zeitgemäße Reformen werden durch die Beharrlichkeit der Nation stets durchgesetzt.
1847. Ein Gesetzesantrag auf Zulassung der Juden in das Parlament ohne die christliche Eidesleistung wurde lange von dem hochkirchlichen Oberhause hartnäckig bekämpft und verworfen, bis er nach mehrmaliger Wiederholung endlich in einer beschränkenden Form durchging und somit die Pforten des Unterhauses jetzt auch den Juden geöffnet
1850. sind. Ein großer Verlust war der durch einen Pferdesturz herbeigeführte plötzliche Tod des großen Staatsmannes Sir Robert Peel. — Das englische Volk bessert von Jahr zu Jahr, aber mit Umsicht, an seinem staatlichen Verfassungsbau, damit er stets den Anforderungen der Zeit entspreche, und gelangt so auf dem besonnenen Wege der Reform zu einer Freiheit, wie sie allein in einem geordneten, durch geschichtliche Verhältnisse bedingten Staatswesen möglich ist. Durch die Gesetze in seiner persönlichen Freiheit, in seinem Eigenthum, in seinem Rechte geschützt und im sichern Bewußtsein, daß seine Vertreter des Landes Wohl nach Kräften wahren und fördern, wendet das Volk seine ganze

Thatkraft dem Ackerbau, der Gewerbthätigkeit, dem Handel, der Schifffahrt zu; die Nation erwirbt sich Reichthum im Innern, Macht und Ansehen nach Außen; ferne Kolonien mit dem Mutterlande in Verbindung bieten der überfluthenden Bevölkerung Gelegenheit zur Auswanderung und zum Erwerb. Der wohlhabende und gebildete Mittelstand ist der Schwerpunkt der Nation.

§. 1067. Irische Zustände. Seitdem die Emancipation der Katholiken dem irischen Volke gestattete, Stimmführer seines eigenen Bluts und Glaubens ins englische Parlament zu schicken, verhallten seine Klagen nicht mehr so erfolglos wie früher, besonders als der große Volksmann, Redner und Demagog, Daniel O'Connel, der mit einem „Schweif" von vierzig und mehr gleichgesinnten und gleichstimmenden Irländern ins Parlament einzog, den Klagen durch die Drohung eines Widerrufs der Union (Repeal), einer Trennung Irlands von der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit der „Sachsen", Nachdruck verschaffte. Die Irländer, in dem trotz der zahlreichen Auswanderung nach Amerika übermäßig bevölkerten Insellande ausschließlich auf Ackerbau unter ungünstigen Pachtverhältnissen angewiesen und von der Tuchfabrikation und dem Handel ausgeschlossen, waren in Noth und Armuth gerathen, die mit jedem Jahre wuchs. Diese zunehmende Verarmung, die bei mangelhafter Kartoffelernte Hungerseuchen erzeugte, verlangte dringend Abhülfe der kirchlichen und politischen Mißstände. Bei der Reizbarkeit und beweglichen Natur der Irländer fiel es einem so hochbegabten und mit allen demagogischen Künsten vertrauten Manne wie O'Connel nicht schwer, das Land in steter Gährung zu halten und durch das Losungswort Repeal die ganze Kraft des Volks nach Einem Ziel zu lenken. Aller Orten und Enden bildeten sich Repeal-Vereine mit Unionskassen zur Förderung der Zwecke O'Connels; die katholische Geistlichkeit, die über das unwissende Volk eine unbedingte Herrschaft übt, stand in O'Connels Dienst; sein Wort gebot über Irland, aber vorsichtig und gewandt mißbrauchte er nie seine Gewalt zu ungesetzlichen Schritten, die ihm hätten verderblich werden können; gehaßt und gefürchtet von den Engländern als der „große Agitator" Irlands, hielt er das aufgeregte und in Bewegung gebrachte Volk doch stets in den Schranken des Gesetzes, wenn gleich die von ihm veranstalteten Riesen-Versammlungen (Monster-Meetings) bisweilen von hunderttausend Menschen besucht waren. — Aufhebung des an die anglikanische Geistlichkeit in Irland zu entrichtenden Zehnten war die erste Forderung des irischen Volkes nach der Reformbill. Als man im englischen Parlament den Bitten und Beschwerden der Irländer nicht Rechnung trug, weigerten die Pächter den Zehnten und hinderten die Pfändung; und als die Engländer Gewalt anwendeten, setzten sie ihnen Gewalt entgegen. Schaaren bewaffneter Banden, von einem Abzeichen, das sie trugen, Weißfüße genannt, durchzogen das Land, ihren Weg mit Blut und Brand bezeichnend. Mordthaten, Brandstiftungen, Tumulte waren an der Tagesordnung und mahnten dringend, „dem revolutionären, ausgehungerten Irland, dem Lande der Leidenschaften und des Elends", die größte Sorgfalt zuzuwenden. Zwei Gesetzesvorschläge, die irische Kirchenbill und 1833
die irische Zwangsbill, schienen dem englischen Ministerium die geeigneten Maßregeln zur Herstellung der Ruhe und Ordnung in dem tiefbewegten Lande; die erstere hob die Kirchenabgaben auf, verminderte die Zahl der anglikanischen Bisthümer und Pfründen, übertrug den Zehnten vom Pächter mit einer Ermäßigung auf den Grundbesitzer und wollte (durch die sogenannte Appropriationsclausel) die dadurch gewonnenen Ueberschüsse als Staatsgut zur Unterhaltung der Kirchen, dann aber auch zu andern nichtkirchlichen Zwecken, namentlich zur Hebung des Unterrichts und Errichtung von Schulen für Katholiken wie für Protestanten, verwendet wissen; die zweite ermächtigte den Lordstatthalter, alle Versammlungen und Vereine, die er der öffentlichen Ruhe für nachtheilig erachte, zu unterdrücken und jeden aufrührerischen District unter das Kriegsgericht zu stellen. Beide Vorschläge fanden heftigen Widerstand; jener an der hochkirchlichen Partei, welche die Verwendung des Kirchenguts zu nichtkirchlichen Zwecken als einen Raub am Altare bezeichnete und sich der Appropriationsclausel mit solcher Macht widersetzte, daß man diesen Zusatz von der Kirchenbill zu trennen beschloß; der andere

an O'Connel und seinem Anhange, der ihn eine „Saat von Drachenzähnen" nannte, aus welcher bewaffnete Männer hervorgehen würden. Dennoch wurde die Bill angenommen und das Zwangsgesetz zunächst auf zwei Jahre eingeführt und dann von Zeit zu Zeit wiederholt. So lange die Whigs das Ruder des Staats führten, bildeten die irischen Zustände den Hauptgegenstand der parlamentarischen Thätigkeit. Zuerst wurde eine Armenbill durchgeführt, welche nur dem Arbeitsunfähigen die Unterstützung der Kirchspiele zuwies, dem Fähigen dagegen Gelegenheit zur Arbeit in öffentlichen Werkhäusern verschaffte, ein Gesetz, das, trotz seiner wohlthätigen Absichten, durch die harte Bestimmung, daß die zu unterstützenden Familien getrennt und abgesondert werden sollten, die Whigs um die Liebe des Volks brachte; dann wurde der Vorschlag gemacht, den verhaßten Zehnten, dessen Entrichtung die Irländer hartnäckig weigerten, so daß die Regierung die anglicanische Geistlichkeit mit Waffengewalt unterstützen mußte, und die Eintreibungskosten oft den Ertrag überstiegen, in eine an die Krone zu bezahlende und von dieser an die Berechtigten zu vertheilende, binnen fünf Jahren ablösbare Grundsteuer zu verwandeln. Aber auch dieser Antrag scheiterte an der conservativen Hartnäckigkeit des Oberhauses; und da um dieselbe Zeit die Regierung durch Begünstigung des Gesetzesvorschlags, wonach die englischen Dissenters zu den akademischen Würden der Universitäten Oxford und Cambridge zugelassen werden sollten, den Religionseifer der hochkirchlichen Partei weckte und zu der Anklage, daß sie die Kirche gefährde, Veranlassung gab, so erhob sich ein mächtiger Sturm gegen die Whigs. Die anglicanische
Nov. 1834. Geistlichkeit und die große Partei der blinden Verehrer „Altenglands", mit dem Wahlspruch: „König und Kirche!" forderten laut einen Wechsel der Regierung und wirkten durch den alt-nationalen No-popery-Ruf im Interesse der Tories; auch der Hof und namentlich die von deutsch-aristokratischen Ideen erfüllte Königin arbeiteten für sie. König Wilhelm gab den Vorstellungen und Einflüsterungen Gehör und berief, auf den Rath des
10. Dec. 1834. alten Herzogs von Wellington, den talentvollen Sir Robert Peel, „den Sohn des Wollspinners von Tamworth", an die Spitze der Regierung. Aber wie sehr auch der kluge Staatsmann durch den Grundsatz „Erhaltung mit progressiver Verbesserung" beide Parteien zu versöhnen strebte — seine neue irische Zehntenbill ohne Verwendung des Kircheneigenthums zu andern als kirchlichen Zwecken erlag einem von Lord John Russel gestellten Gegenantrag, „die Ueberschüsse des irischen Kircheneinkommens zur allgemeinen Verbesserung des Erziehungswesens in Irland zu verwenden", d. h. die Zehntenbill nur mit der Appropriationsclausel anzunehmen, was zur Folge hatte, daß die
8. April 1835. Tories abdankten und das Whigcabinet unter Melbourne's Vorsitz wiederhergestellt wurde. Aber je eifriger das Unterhaus und die Whigregierung auf Reformirung der kirchlichen Mißstände, auf Milderung der drückenden Lage und auf Hebung des Volks in Irland drangen, um so heftiger und entschiedener war der Widerstand des Oberhauses und der Tories. Während die Whigregierung darauf bedacht war, die zwischen den Irländern und Briten bestehende nationale und kirchliche Feindschaft zu mildern, stifteten die Tories und die Eiferer für anglicanisches Kirchenthum die sogenannten Orangelogen, die das Fortbestehen und die Stärkung dieser kirchlichen Feindschaft und die Erhaltung und Hebung des protestantischen Uebergewichts in Irland zum Zweck hatten. Diese mit jedem Jahre zunehmenden und unter die Oberleitung des Herzogs von Cumberland gestellten Orangistenverbindungen, die unter allen Ständen und namentlich in der Armee ihre Mitglieder zählten, erreichten zuletzt eine solche die Ordnung, Ruhe und alles Vertrauen gefährdende Macht, daß endlich das Parlament gegen dieselben einschreiten
1836. mußte. Alle Versuche der englischen Liberalen und namentlich des humanen, als Verfechter volksthümlicher Freiheit bekannten Lord-Statthalters Mulgrave (Marquis von Normanby), Irland von dem Joch, das die religiöse Unduldsamkeit einer harten, verfolgungssüchtigen Zeit dem Volke aufgeladen, zu befreien, durch Errichtung besserer Erziehungsanstalten Bildung, Gesittung und Sinn für Ordnung und Fleiß zu erzeugen, durch zeitgemäße Reformen im Gemeinde- und Municipalwesen und durch Ausdehnung der Wahlberechtigung das katholische Volk zur Theilnahme am öffentlichen und politischen Leben heranzuziehen und zu heben, scheiterten einestheils an der Indolenz, der Trägheit und dem Stumpfsinn der Irländer selbst, anderntheils an der kirchlichen und aristokra-

tischen Engherzigkeit der Tories und an den Vorurtheilen und Aengsten der conservativen Lords. Die Zehntenbill konnte nur nach Aufhebung der Appropriationsclausel durchgesetzt werden, und die von den Whigs beantragte liberale Gemeindeordnung 1838.
(Municipalreformbill), die, nach den Grundsätzen der im J. 1835 in England eingeführten Städteordnung entworfen, mit den entsprechenden Modificationen auch in Irland in Anwendung kommen sollte, wurde von dem Oberhause so verstümmelt zurückgeschickt, daß die Regierung für gut fand, das ganze Gesetz, das den ärmern katholischen Bürgern Zutritt zu den städtischen Wahlen und Aemtern gestattet hätte, fallen zu lassen. Als die Whigs, die das volle Vertrauen der in liberalen Grundsätzen erzogenen Königin Victoria besaßen, im Anfange der vierziger Jahre den Tories weichen mußten, sank die Hoffnung des katholischen Irlands, auf dem Wege der Reform aus seiner schweren Lage befreit zu werden. Victoria seit 20. Juni 1837.
O'Connel erneuerte daher seine Repealbewegungen; in riesenmäßigen Volksversammlungen reizte er den Nationalhaß der celtischen Iren gegen die „sächsischen" Engländer, der gedrückten Katholiken gegen die hartherzigen Anglicaner, der bedrängten Pächter gegen die übermüthigen, unbarmherzigen Gutsherren und stellte Auflösung der Union als das einzige Rettungsmittel des unglücklichen Landes dar. Eine gewaltige Bewegung ergriff das ganze Volk; die Pächter verweigerten Zins und Abgaben und stellten ihren hartherzigen Grundherren nach dem Leben; bewaffnete Schaaren durchzogen abermals die grüne Insel und trugen Mord und Brand in die Landgüter und Schlösser der Reichen, die ihre Einkünfte größtentheils im Auslande verzehrten. Alle Mittel, welche die Tories in Anwendung brachten — Erneuerung der Zwangsbill, Verbot der Volksversammlungen, Anklage und kurze Verhaftung des „Agitators", waren nicht 1854.
im Stande, mehr als eine vorübergehende Stille zu erzeugen; selbst die Armen- und Werkhäuser waren bei der allgemeinen Armuth und Arbeitsscheu des Volks mehr verderblich als nützlich, und die Bessern des Landes wollten nicht Mitleid und Almosen, sondern Gerechtigkeit und freie Institutionen; es half nichts, daß England bei der großen Hungersnoth, die in Folge der Mißernte im J. 1846 eintrat, öffentlich und durch Privatmildthätigkeit die größten Opfer brachte; die Irländer, die in den Engländern die Urheber ihrer Armuth und ihres Elends erblickten, sprachen diese Mildthätigkeit als Pflicht und kleine Abschlagszahlung an und setzten ihre Repealbewegungen fort. Der Tod des großen Agitators raubte zwar diesen Bewegungen Nerv und Halt und führte Spaltungen im 1847.
Heerlager der Repealmänner herbei; allein die französische Februarrevolution warf einen Feuerbrand in die entzündliche Masse und erzeugte einen Zustand von Gesetzlosigkeit, Anarchie und Faustrecht, der endlich in einen revolutionären Aufstand überging. Zwar ist es dem englischen Militär nicht schwer gefallen, die ungeordneten, schlechtbewehrten und kraftlosen Schaaren irländischer Arbeiter, Bauern und Pächter, die von unfähigen Volksführern, wie O'Brien u. A., geleitet wurden, zu bewältigen und die Bewegung niederzuhalten, aber dauernde Ruhe und ein geordneter Zustand wird nur durch gründliche Verbesserung der kirchlichen, politischen und socialen Mißstände bewirkt werden. O'Brien, ein sonderbarer Charakter, in dem hochherzige und ritterliche Bestrebungen und ehrenwerthe Eigenschaften mit donquixotischen Verkehrtheiten versetzt waren, wurde als Hochverräther nach Australien deportirt, schloß aber, von der Regierung in der Folge begnadigt, sein Leben in der Heimath. Er starb 1864.

§. 1068. Das Aeußere. Nach Außen befolgte England eine glückliche und großartige Politik. Im Besitz einer überlegenen Seemacht und eines streng disciplinirten, nach dem alten Werbesystem, nicht durch Conscription gebildeten Landheeres, war die englische Nation im Stande, der von ihren umsichtigen, klugen und die Zeitverhältnisse richtig bemessenden Staatsmännern verfolgten Politik Kraft und Nachdruck zu verleihen. Wo in den europäischen Staatsverhältnissen eine Störung und Verwickelung eintrat, wurde Englands Vermittelung und Schiedsrichteramt angerufen oder angenommen, und nichts Bedeutendes konnte ohne seine Mitwissenschaft und Mitwirkung unternommen und ausgeführt werden. Hauptsächlich auf Hebung des Handels, der Industrie, des friedlichen Völkerverkehrs bedacht, damit der Absatz der englischen Waaren keine Stockung erleide, suchte die britische Regierung in Europa den Friedens-

zustand auf jede Weise aufrecht zu erhalten und sich das Vertrauen der Regierungen und die Sympathien der Völker zu erwerben; in den außereuropäischen Gebieten richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf Stärkung und Vergrößerung der englischen Besitzungen und Territorien, auf Erweiterung und Hebung des Colonialwesens und auf Befestigung der britischen Herrschaft.

Canada. 1) In **Canada**, besonders in dem einst zu Frankreich gehörenden und größtentheils von Franzosen bewohnten Unter-Canada, waren im Laufe der Zeit viele Beschwerden über Druck der Regierung, über Beeinträchtigung der nationalen Einrichtungen, Sitten, Sprache und Religion, über Bevorzugung der englischen Ansiedler und ihrer Interessen vor den altfranzösischen laut geworden und hatten, besonders seitdem der talentvolle und rührige Papineau das Haupt der Oppositionspartei geworden, eine große Aufregung erzeugt. Aufgestiftet von den Nordamerikanern, die diese nördlichen Staaten ihrer Union beizufügen wünschten, verlangten die
1837. Canadier drei Punkte, die ihre nationale Selbständigkeit sicher stellen und den Weg zu einer demokratischen Selbstregierung bahnen sollten — Wählbarkeit des bisher von dem englischen Statthalter aus Beamten und Richtern ernannten Gesetzgebungs-Raths (Oberhauses); Ausdehnung des dem Hause der Gemeinen (Assembly) zustehenden Steuerbewilligungsrechts; Verantwortlichkeit des den Gouverneur umgebenden Verwaltungs-Raths gegenüber der gesetzgebenden Gewalt. Als diese Forderungen abgelehnt wurden, erfolgte von Seiten der untercanadischen Stände eine Steuerverweigerung. Das Beispiel und die Nähe der vereinigten Freistaaten, die, auf die Macht des meerbeherrschenden Englands stets eifersüchtig, leicht Hülfe leisten konnten, machte die Sache bedenklich. Schon waren an verschiedenen Orten Aufstände ausgebrochen; amerikanische Freiwillige erhöhten den Muth der Kinder der Freiheit (Independenten); Englands Herrschaft über Canada schien zu wanken. Aber durch Klugheit und Energie schlug die britische Regierung die drohende Bewegung nieder. Sie nährte die Nationaleifersucht der britischen Bevölkerung gegen die französische und erzeugte dadurch Spaltung und Parteiung unter den Canadiern; sie nahm eine kriegerische Haltung gegen die Amerikaner an und schickte den kraftvollen, energischen Lord Durham, das Haupt der radicalen Whigs, als Gouverneur mit dictatorischer Gewalt nach Canada. Dieser stellte durch Kraft und Milde die Ordnung wieder her, und wenn gleich sein Verfahren ihm das Mißfallen des Ministeriums zuzog, so daß er bald sein Amt niederlegte und nach England zurückkehrte (wo er
Nov. 1838. kurze Zeit nachher, 28. Juli 1840, in ein frühes Grab sank), so wurde doch die Ruhe nicht weiter gestört. — In der Folge wurden Einleitungen getroffen, sämmtliche britische Besitzungen in Nordamerika durch eine gemeinsame Repräsentativ-Verfassung zu einem Staatsganzen zu ver-
Ostindien. einigen. 2) In **Ostindien** erlangte die britische Herrschaft eine größere Ausdehnung und der britische Kriegsruhm neuen Glanz. Durch kluge Einmischung in die Thronkämpfe der mohammedanischen Fürsten war es den Engländern gelungen, ihr Gebiet über das rechte Indusufer auszudehnen und sich der wichtigen Handelsstädte Peschaur, Kabul, Ghasni, Kandahar u. a. durch Besatzungen zu versichern; da glückte es dem russischen Einflusse, das streitbare, tapfere
1840. Bergvolk der Afghanen zum Aufstand und blutigen Kampf gegen die Engländer zu reizen. In Kabul, Ghasni u. a. O. wurde die britische Besatzung vertrieben und unter der Anführung Dost Mohammeds und seines energischen Sohnes Akbar alles Land bis zum Indus mit wilder Kriegswuth erfüllt; nur in Dschellalabad hielt sich der tapfere General Sale durch die
1841. heldenmüthigste Vertheidigung; in Kandahar fiel der berühmte Reisende Alex. Burnes als Opfer seines Forschungstriebes. Afghanistan war unhaltbar; aber die Niederlage und die beleidigte Nationalehre Englands forderte Rache. Darum unternahm der tapfere Gouverneur Ellenborough einen neuen Feldzug, um die britische Kriegsehre herzustellen und die Feinde
1842. zu züchtigen. Istalif und Kabul gingen in Flammen auf und alles Land der Afghanen vom Indusufer bis an die riesigen Arme des Hindukuhgebirgs wurde mit Feuer und Schwert schwer heimgesucht. Dann verließen die britischen Heere Afghanistan, um ihre Waffen gegen nähere Feinde zu kehren. Sind, ein großes Land am südlichen Indus, dessen Emir mit den Afghanen verbunden gewesen, wurde von General Napier bekriegt und nach Eroberung der Hauptstadt Hyderabad dem englischen Gebiet beigefügt. Lord Ellenborough, dessen kriegerischer Sinn dem Handelsgeiste der ostindischen Compagnie nicht zusagte, wurde auf deren Betreiben zurückgerufen und durch Sir W. Hardinge ersetzt. Allein so friedfertig des letztern Instructionen waren,

so konnte er doch einem blutigen, hartnäckigen Kriege mit den tapfern, abgehärteten Sikhs nicht ausweichen, einem Kriege, der nach vielen mörderischen Schlachten, wobei der tapfere Sale den Heldentod starb, mit dem Siege der britischen Waffen endigte. Die Sikhs, in ihrer kriegerischen Macht gebrochen und von einem lasterhaften Weib (Rani) regiert, mußten sich den Frieden von Lahore gefallen lassen, der die Selbständigkeit ihres Reichs vernichtete. Zwei Fürsten regierten seitdem Lahore nebst dem reizenden Thale von Kaschmir unter der Oberhoheit der ostindischen Compagnie, die sich nebst dem ausschließlichen Handel noch andere bedeutende Hoheitsrechte vorbehielt. Umsonst versuchten die Unterworfenen zwei Jahre später noch einmal das Glück der Waffen; nach einem wechselvollen Kriege wurden sie von General Gough abermals besiegt, worauf der neue Gouverneur Lord Dalhousie dem Reiche der Sikhs ein Ende machte. Die unermeßlichen Schätze des alten Herrschers Rundschid Sing wurden die Beute der Engländer. Darunter befand sich der größte Diamant Kohinur (Lichtberg), welcher, nachdem er in der großen Londoner Ausstellung geprangt, dem britischen Kronschatz übergeben ward. Auch über einen Theil Hinterindiens wurde die britische Herrschaft ausgedehnt durch den im Jahre 1825 begonnenen Krieg mit den Birmanen, einem starken und tapfern Volke, das Indien von dem „himmlischen Reiche" der Chinesen trennt. Schon im nächsten Jahr (1826) wurden die Birmanen durch Campbell und Sale, welche von Rangun aus den Irawaddy aufwärts zogen, die Verschanzungen durchbrachen und die Hauptstadt Ava bedrohten, genöthigt, die Landschaften Arakan und Assam abzutreten und eine hohe Summe Kriegskosten zu entrichten. Im Jahre 1852, als die parteiische Rechtspflege der Engländer einen neuen Aufstand hervorrief, fiel auch Pegu sammt dem Küstenreich in die Gewalt der europäischen Großmacht. Die innere Zwietracht zwischen Mohammedanern und Hindu, der Neid und die Feindschaften der eingebornen Fürsten unter einander und der Haß der gedrückten Völker gegen die einheimischen Despoten erleichterten den Engländern die Ausbreitung ihrer Herrschaft. Im J. 1856 entsetzte Dalhousie den König von Audh, der in Lahore seine Residenz hatte, des Thrones und fügte das Reich den britischen Besitzungen bei. — Nicht minder wichtig und erfolgreich für die Ausbreitung der englischen Herrschaft und des englischen Handels war der Krieg mit **China.** — Zwischen den Chinesen und der ostindischen Compagnie bestanden alte Handelsverbindungen, die von Canton und Macao aus unter Vermittelung der chinesischen Hong-Kaufleute (Mäkler) unterhalten wurden. — So lange die ostindische Compagnie unbedingt in den östlichen Meeren herrschte, traten nur selten und vorübergehend einige Störungen der Handelsverhältnisse ein, indem die klugen Kaufherren dem kindischen Hochmuth und Nationaldünkel der Chinesen, die auf die fremden „rothborstigen Barbaren" mit Verachtung herabsahen, nicht schroff entgegentraten. Als aber die englische Regierung den ostindischen Handel unter ihre eigene Leitung nahm und dadurch zu dem Beherrscher des „himmlischen Reichs" in eine veränderte völkerrechtliche Beziehung trat, führten Handelsconflicte einen mehrjährigen Krieg zwischen den beiden Reichen herbei, der eine Vergrößerung der englischen Macht und eine Erschließung des chinesischen Weltreichs für den europäischen Verkehr zur Folge hatte. Im Jahre 1836 erließ die chinesische Regierung, besorgt über die gefährliche Wirkung der wachsenden Opiumconsumtion unter dem entkräfteten Volke, ein strenges Verbot gegen den Verbrauch und Verkauf des Opiums, eine Maßregel, welche dem Handel der Engländer, die aus der Einführung dieses Artikels unermeßliche Summen zogen, schwere Wunden schlug. In Folge dieses Verbots verlangte der chinesische Gouverneur Lin die Auslieferung alles in Canton vorräthigen Opiums und ließ, als sich die englischen Kaufleute außer Stande sahen, der Forderung zu widerstehen, 28,000 Kisten Opium, im Werthe von vier Millionen Pfd. St. vernichten. Dies war der Anfang von einer Reihe feindseliger Handlungen, die endlich einen Krieg zwischen England und China herbeiführten. Die britische Flotte befuhr die chinesischen Gewässer, um den Forderungen der Handelsherren auf Entschädigung Nachdruck zu geben. Da aber der Krieg aus Rücksicht für den Theehandel, der dadurch eine Störung erleiden konnte, von Seiten der Engländer anfangs schwankend und kraftlos geführt ward, so suchte die kaiserliche Regierung von Peking die feindliche Macht durch falsche, treulose Politik hinzuhalten und zu schwächen, indem sie stets über Friedensbedingungen unterhandeln, aber nie abschließen ließ. Endlich erkannten die Engländer ihre fehlerhafte Politik und schritten zu energischen Maßregeln. Sie besetzten die Insel Tschusan, eroberten eine bedeutende Handelsstadt am Yang-tsekiang und dem Kaiserkanal und bedrohten endlich die wichtige Stadt Nanking. Dies brach den Widerstand der Chinesen, die während

Marginalia: 1846 (beside "Frieden von Lahore"); 1848—49 (beside "General Gough"); China. (beside "Krieg mit China"); 1839 (beside "In Folge dieses Verbots")

dieses Krieges, wenn auch nicht Tapferkeit, doch Muth im Dulden und Ertragen, Anhänglichkeit
11. Aug. 1842. an Vaterland und Nationalität und Treue gegen Kaiser und Reich bewiesen. Es kam ein Friede zu Stande, welcher den Engländern fünf chinesische Häfen eröffnete, 21 Millionen Dollars zusprach und die Insel Hong-Kong überließ. Der Opiumhandel bestand fort. „Die tiefe Immoralität von Seiten eines christlichen Volks trug den Sieg davon über die Tugend eines Heidenvolks." — Im Anfange der fünfziger Jahre wurde das „himmlische Reich der Mitte" durch eine tiefgehende innere Bewegung in seinen Grundfesten erschüttert. Ein chinesischer Schriftgelehrter, der sich von einem Missionär einige christliche Glaubenslehren angeeignet und diese mit heidnischen Satzungen und Gebräuchen zu einem wunderlichen Religionssystem verbunden hatte, trat als Prophet auf, nannte Christus seinen „Bruder", legte sich den Namen Tien-te, d. i. himmlische Tugend, bei und rief das chinesische Volk zum Aufstande wider die herrschenden Mandschu und ihre Mandarinen und Bonzen auf. Sein Glück mehrte die Zahl seiner Anhänger. Sie nannten sich Taiping, „Männer des Friedens", schnitten sich den Zopf ab und ließen ihre Haare wachsen. Wenn die Mandschu vertrieben würden, verkündete Tien-te, so würde eine Zeit ewigen Friedens anbrechen; dabei hielt er seine Gläubigen zur Sittlichkeit, Ordnung und Mäßigkeit an und verbot aufs Strengste den Genuß des Opiums und geistiger Ge-
März 1853. tränke. Bald war der ganze Süden in der Gewalt der Taiping; sie erstürmten Nanking, zerstörten die Götzenbilder und suchten mit den Engländern in Verbindung zu treten. Selbst Canton wurde von ihnen bedroht und nur durch die Schreckensmaßregeln des Gouverneurs Yeh, der die zum Abfall neigenden Einwohner zu Tausenden hinrichten ließ, den Mandschu erhalten. Als aber Tien-te nach dem Norden vordringen wollte, scheiterte er an der Energie der kaiserlichen Partei. Er erlitt eine Niederlage, die sein Ansehen schwächte. Uneinigkeit unter den Führern lähmte seine ferneren Unternehmungen und brachte die Empörung ins Stocken; doch konnte sie nicht gänzlich unterdrückt werden. — Nun entstanden aber neue Streitigkeiten zwischen den Chinesen und Engländern. Die letzteren waren während des Aufruhrs in Canton gebieterisch aufgetreten und hatten die Landesgesetze verachtet. Dies wollte sich Yeh nicht gefallen lassen. Er ließ zwölf schuldige Chinesen, die sich auf ein englisches Schiff geflüchtet, von
1856. dort gewaltsam wegholen. Als er die Herausgabe weigerte, beschossen die Engländer Canton, zerstörten den Palast des Gouverneurs und versenkten mehrere chinesische Fahrzeuge. Dies war der Anfang eines Krieges, bei dem sich auch französische Schiffe betheiligten, indem Napoleon III. den Engländern seine Bundesgenossenschaft aufdrängte, um diesen die zu erwartenden Vortheile nicht allein zukommen zu lassen. Die Chinesen leisteten nur geringen Widerstand; Canton wurde eingenommen und Yeh als Gefangener nach Calcutta gebracht, wo er zwei Jahre später starb. Bald mischten sich auch die Russen und Amerikaner ein, um die bedrängte Lage der Chinesen zu Handelszwecken auszubeuten. Als der chinesische Kaiser den beiden letzteren günstige Verträge gewährte, die Engländer und Franzosen aber zurückwies, segelte die vereinigte Flotte derselben vor die Mündung des Peiho, erstürmte einige Festungswerke und erzwang einen Ver-
Juni 1858. trag, worin die chinesische Regierung sich zu einer beträchtlichen Geldentschädigung verstand, Handelsfreiheit gewährte und Schonung der Christen im Reiche versprach. Aber bei der Ratification des Vertrages entstanden neue Verwickelungen, indem die Chinesen die englischen Bevollmächtigten, welche sich nach Peking begeben wollten, gewaltsam vom Einlaufen in den Peiho abhielten, wobei etliche Hundert von der Schiffsmannschaft getödtet oder verwundet, und etwa vierzig in Gefangenschaft nach Peking geführt wurden, wo die Hälfte durch Mord oder Mißhandlung zu Grunde ging. Diese Treulosigkeit forderte Rache. Abermals setzte die englisch-
Aug. 1860. französische Armee über den Peiho, zwang die Besatzung der Forts nach tapferer Vertheidigung zur Uebergabe und rückte, die überlegenen Truppen der Feinde in zwei Treffen besiegend, in
7. Oct. die schöne Ebene vor Peking. Der prachtvolle Sommerpalast des Kaisers wurde besetzt, geplündert und einige Wochen nachher, als die Kunde von der grausamen Behandlung der Gefangenen eine gerechte Erbitterung unter den Europäern erzeugt, den Flammen übergeben. Der französische Befehlshaber Cousin de Montauban, der aus dem abgebrannten Kaiserpalast kostbare und interessante Geschenke nach Paris brachte, erhielt von Napoleon zum Andenken an die Schlachtstätte den Titel eines Grafen von Palikao. Nun entsank den chinesischen Machthabern der Muth. Die Verträge von Tien-tsin wurden bestätigt und sowohl die gesteigerten Kriegskosten als die Entschädigungen für die Angehörigen der Gefangenen ohne Widerstand entrichtet.
24. 25. Oct. Noch im October hielten die beiden Befehlshaber mit starker Bedeckung ihren Einzug in die

Kaiserstadt Peking; und im nächsten Frühjahr nahmen europäische Gesandte daselbst ihren Wohnsitz. Nun war der Zaubergürtel, welcher die geheimnißvolle Wunderstadt im Osten so lange den Blicken der Europäer verhüllt hatte, gelöst. Der Kaiser Hien-fong überlebte die Demüthigung des Himmlischen Reiches durch eine Truppenmacht von etwa 18,000 Mann, nicht lange. Er starb im folgenden Jahr zu Je-ho in der Mandschurei, einen sechsjährigen Sohn, Ki-tsiang, als Nachfolger hinterlassend. 22. Aug. 1861. Der von dem Verstorbenen eingesetzte Regentschaftsrath von acht Mandarinen wurde durch eine Palastrevolution gestürzt; fünf davon wanderten in die Verbannung, drei verfielen dem Tod. Darauf übernahm der Oheim des jungen Kaisers, Prinz Kong, im Einverständniß mit der Kaiserin Mutter, das Regiment und stellte mit den Europäern, denen er als Friedensvermittler nahe getreten war, das gute Einvernehmen wieder her. Seitdem nahm, da auch die Japanesen sich herbeiließen, den Europäern den Zugang zu ihrem Inselreiche zu gestatten, der östliche Handel einen mächtigen Aufschwung, und der Industrie und dem Forschungsgeiste Europa's wurde eine neue Welt erschlossen, namentlich als es der chinesischen Regierung gelang, mit englisch-französischer Hülfe den rebellischen Taipings die Stadt Schangai, den Mittelpunkt des östlichen Handels zu entreißen und sie durch einen dreijährigen wechselvollen Krieg zuletzt aus allen Positionen zu vertreiben. Endlich fiel auch August 1864. Nanking nach tapferer Vertheidigung in die Gewalt des englisch-chinesischen Heeres, nachdem der Rebellenkaiser Tien-wang sich und seine Frauen den Flammen übergeben.

B. Deutschland.

§. 1069. Liberale Bewegungen. Das deutsche Volk entschließt sich schwer zum eigenen politischen Handeln; der Anstoß dazu kommt in der Regel aus der Fremde, aus dem benachbarten Frankreich. Als die Kunde von der Pariser Julirevolution am Rhein erscholl, ergriff eine mächtige Bewegung die Geister. Der Moment schien gekommen, wo die kranken Zustände des Staatslebens geheilt werden könnten, wo die deutsche Nation zur Einheit, Freiheit und Größe zurückkehren werde. Aber mit dem allgemeinen Gefühl der Krankheit kam nicht auch zugleich die Erkenntniß der Heilmittel. Wie hätte eine seit Jahrhunderten politisch und kirchlich getrennte und zerrissene Nation, mit einem starken Gefühl der Stammverschiedenheit und der Sonderinteressen und ohne gemeinsame Bundesrepräsentation und kräftiges Staatenband, plötzlich sich über allgemeine Nationalinteressen, über gemeinschaftliche Staats- und Regierungsformen, über die Mittel und Wege einer raschen Verständigung und eines übereinstimmenden Handelns vereinigen sollen? Jeder Staat und jede Landschaft suchte daher zunächst Abstellung der eigenen Leiden und Nöthe, unbekümmert um den Nachbar, und die Regierungen eilten, theils durch billige Zugeständnisse, theils durch rasche Anerkennung glücklich vollbrachter Umgestaltungen die Sonderinteressen wach zu halten und eine gemeinsame Verständigung zu hintertreiben. So kam es, daß in verschiedenen deutschen Staaten, in Braunschweig, Sachsen, Hessen, Hannover u. a. O., sowohl in der Verfassung als in der Verwaltung wesentliche Veränderungen und Reformen ins Leben traten. Als aber die Julireregierung einen so friedlichen Charakter annahm und zugleich die Bestrebungen der deutschen Liberalen nach einer kräftigen, einheitlichen Staatsform bestimmter und October 1830. kühner hervortraten, da vereinigten sich die Regierungen zu gemeinsamen Maßregeln und traten den Neuerern mit Strenge entgegen. Ein Bundestagsbeschluß verfügte, daß jede Septbr. 1831. deutsche Regierung verpflichtet sei, dem Nachbar auf sein Verlangen militärische Hülfe zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung zu gewähren, und brachte die Beschlüsse über Beschränkung der Presse in Erinnerung. — Der Fall von Warschau und die Auswanderung der polnischen Patrioten steigerte die Aufregung in Deutschland und verstärkte den Ruf nach Freiheit und politischer Umgestaltung. Am lautesten äußerte sich der Liberalismus am Rhein, in Baden, Hessen und besonders in Rheinbayern, wo die alten Erinnerungen an die Revolutionszeit, die mit manchem Leid auch Segen und Glück gebracht, wieder auftauchten. Hier wirkte Dr. Wirth aus Hof, ein feuriger, charakterfester, wenn gleich in Ueberspannung und wunderlichen Ideen befangener Mann, in Verbindung mit mehreren gleichgesinnten Advocaten, Beamten, Literaten und Bürgern durch

Zeitungen („die deutsche Tribüne"), Flugschriften, Reden und Vereine für constitutionelles Staatswesen, für Volksfreiheit, für „Deuschlands Wiedergeburt". Die aus der französischen Zeit geretteten freieren Institutionen des Landes gestatteten eine größere Wirksamkeit, eine ungehindertere Kraftentfaltung. Die Folge war eine mächtige, durch eingeborene und eingewanderte Demagogen und Zeitungsschreiber genährte Aufregung, die
Mai 1832 ihren Höhepunkt in dem am 27. Mai 1832 auf der Hambacher Schloßruine bei Neustadt a. d. Haardt abgehaltenen Constitutionsfest erreichte. Hier wurden vor einer aus allen Theilen des südwestlichen Deuschlands zusammengeströmten Volksmenge, wobei sich auch Franzosen und Polen befanden, feurige Reden voll „wogenden Freiheitsdranges" gehalten, die „Tyrannei" der Fürsten, die „Servilität" und „Despotie" der Beamten, die Brutalität des Militärs, der Aristokratismus der Vornehmen mit hochtönenden Worten und schwungvollen Redensarten bekämpft, besiegt, vernichtet; man geberdete sich, als ob der Feind schon bezwungen sei, als ob die den Männern der französischen Revolutionszeit abgelernten begeisterten Reden, glühenden Phrasen, heftigen Invectiven Throne umzustürzen, Heere zu überwältigen im Stande wären. Es lag viel Uebertreibung, viel Unverstand, viel hohles, eitles Wesen in dem Lärmen und Treiben, in dem Reden und Thun dieser Verfechter der Freiheit, aber viele ihrer Klagen waren gerecht und das Regierungssystem, das sie bekämpften, trug große Gebrechen. Eine kräftige, die Interessen und Wohlfahrt des Gesammtvolks beachtende Obrigkeit hätte die billigen Wünsche und Forderungen durch zeitgemäße Reformen befriedigen, dabei aber immerhin die Ungebührlichkeiten und Uebertreibungen energisch zurückweisen mögen. Statt aber diesen Weg der Vermittelung und Versöhnung einzuschlagen, vereinigten sich alle Regierungen unter der Aegide von Preußen und Oesterreich zu einem System des Widerstandes und der unbedingten Versagung, ohne zu bedenken, daß die Mißstände, über die keine Klagen laut werden dürfen, nichtsdestoweniger vorhanden sind, und daß Verstimmung und Unzufriedenheit unter Druck und Despotismus unkrautartig zunimmt. Freilich kamen im Laufe dieses und des nächsten Jahres noch mehrere Umstände zusammen, die den Zorn der auf die drei östlichen Großmächte gestützten und vor Frankreichs Angriffen sichern Regierungen reizen mußten: Eine heftige, mit Talent, Geschicklichkeit und Kraft geführte Opposition, die theils in den süddeutschen Kammern, theils in den zahlreichen Journalen und Flugschriften, welche trotz des gesteigerten Preßzwangs in wuchernder Fülle auftauchten, sich kund gab; geheime Verbindungen, die, durch eine weitverzweigte Propaganda im Einverständniß gehalten, durch Verschwörungen und unbesonnene Aufstände die behagliche Ruhe des „Polizeistaats" störten; und vor Allem das Wiedererwachen der burschenschaftlichen Verbrüderungen und des Demagogenwesens auf den Universitäten, das zu
3. April 1833. dem unbesonnenen Frankfurter Attentat führte. Von der Ansicht ausgehend, daß auf dem friedlichen Wege des Verständnisses und des geistigen Kampfes keine durchgreifende Staatsreform erzielt werde, beschlossen nämlich einige jugendliche Brauseköpfe, Studenten, Literaten, politische Flüchtlinge und schwärmende Freiheitsfreunde, einen gewaltsamen Umsturz zu versuchen und mit Frankfurt, dem Sitz des Bundestages, den Anfang zu machen. Im Vertrauen auf einige Mitverschworene der Stadt und getäuscht durch lügenhafte Vorspiegelungen gewissenloser Verführer, die ihnen zahlreiche Zuzüge aus der Ferne und die sichere Hülfe des umwohnenden Landvolks in Aussicht stellten, wagten die Verblendeten einen bewaffneten Angriff auf die Constabler-Wache, tödteten einige Soldaten und riefen das Volk zur Freiheit auf. Als aber die Frankfurter Bürgerschaft sich von ihrem Freiheitsruf nicht begeistern ließ, und die erwarteten Zuzüge ausblieben, wurden sie von dem anrückenden Militär nach tapferm Kampfe übermannt und, wer sich nicht durch schleunige Flucht zu retten vermochte, in Haft gebracht.

§. 1070. Reaction. Dieses thörichte Unterfangen und sein kläglicher Ausgang versetzte dem Liberalismus eine tiefe Wunde und zog über seine Anhänger die schwere Hand der Verfolgung herab. Zahllose Verhaftungen und gerichtliche Proceduren und Untersuchungen ohne Ende wurden über die Schuldigen und Verdächtigen verhängt; Kerker und Festungen füllten sich mit „politischen Verbrechern" (Wirth, Behr, Eisenmann, Seidensticker u. A.); ein ehrloses, Treue und Vertrauen aus der Menschenbrust

tilgendes System von Angeberei, Spion- und Polizeiwesen ward geduldet oder begünstigt, Ueberschreitungen des Militärs blieben ungeahndet; liberale Staatsdiener wurden versetzt, entlassen, gekränkt. Hessische Reiter überfielen eine Schaar Bauern, die zur Erhaltung der Ordnung und zum Schutz des Eigenthums gegen einen aufrührerischen Volkshaufen ins Feld gezogen waren; am Jahrestag des Hambacher Festes wurden 1833.
einige Spaziergänger und Einwohner von Neustadt, die durch eine stille Nachfeier ihre liberale Gesinnung kund gaben, von Soldaten angefallen und selbst Greise, Weiber und Kinder verwundet und mißhandelt; im Großherzogthum Baden, dem Herd des Liberalismus, wo einige Zeit die Preßfreiheit waltete, wurden, nachdem auf höhere Anordnung die Censur wieder eingeführt worden, die Professoren Rotteck und Welcker, die Herausgeber des „Freisinnigen" und des „Staats-Lexikons", ihres Lehramts entsetzt und die Universität Freiburg auf einige Zeit geschlossen; in Bayern kam August 1832.
man durch Polizei- und Cabinetsjustiz dem langsamen Rechtsgang zu Hülfe, führte politische Gefangene zur Abbitte vor das Bildniß des Königs und errichtete eine Art Staatsinquisition, der Niemand leicht entging, namentlich da die Denuncianten mit Aemtern und Orden belohnt wurden. Im Darmstädtischen endete der wegen Demagogie verhaftete Pfarrer Weidig nach langer Kerkerqual sein Leben im Gefängniß, aus Verzweiflung 1837.
über die Peinigungen seines feindlich gesinnten, im Rufe der Trunksucht stehenden Untersuchungsrichters und in Folge gewissenloser Unterlassung ärztlicher Hülfe. Einige Jahre später (12. Aug. 1845) sang das protestantische Volk in Leipzig vor dem Gasthof, wo der katholische Thronfolger von Sachsen abgestiegen war, das lutherische Glaubenslied, worauf ein muthwilliger Pöbelhaufen Unfug trieb und die Fenster zertrümmerte. Da wurde Befehl gegeben auf das Volk zu feuern, und mehrere unschuldige Menschen fanden einen elenden Tod. Im Kurfürstenthum Hessen wurde Professor Jordan von Marburg in Untersuchungshaft gebracht und nach langen Gefängnißleiden, die seine Gesundheit untergruben, auf Indicien hin verurtheilt „wegen Beihülfe zum versuchten Hochverrath durch Nichtverhinderung hochverrätherischer Unternehmungen vermittelst der unterlassenen Anzeige", ein Richterspruch, der in ganz Deutschland einen Schrei der Entrüstung hervorrief. Solche und ähnliche Vorgänge erfüllten die Liberalen mit Schrecken und Besorgniß und bewirkten, daß die an den „hochverrätherischen Umtrieben" Betheiligten und Alle, die in den Vorderreihen gestanden und gerichtliche Verfolgungen zu fürchten hatten, sich ins Ausland flüchteten und in der Schweiz oder Frankreich Schutz suchten, und daß Schaaren von Auswanderern ihre Habe, ihren Fleiß und ihr deutsches Herz übers Meer trugen, um im „Lande der Freiheit" sich ein neues Dasein zu gründen. Die Gemäßigten und Aengstlichen verließen entweder die Fahne des „Liberalismus" oder sie verschlossen ihre Gesinnung in schweigsamer Brust. So gewannen die Regierungen den Sieg. Aber durch die Art, wie man den Sieg gebrauchte, verletzte man das Rechtsgefühl des Volks und schlug der öffentlichen Meinung, die bei der allgemeinen Theilnahme am politischen Leben, bei der zunehmenden Reife und bei der durch die Presse bewirkten größeren Einsicht in das Staatswesen eine bedeutende Macht geworden war, ins Angesicht. Durch Zurücksetzung und Verfolgung der Liberalen und durch Begünstigung der „Loyalen" zogen sich die Regierungen den Vorwurf der Parteilichkeit zu und beluden ihr System mit dem gehässigen Schein der Rache und des Mißbrauchs der Gewalt zu persönlichen Zwecken. Der von Oesterreich und Preußen geleitete Bundestag trat dem demokratischen Geiste, der sein Organ hauptsächlich in den Landtagen hatte, immer schärfer ent- Oct. 1831
gegen. Nachdem er die Einsendung von Adressen untersagt, erfolgten (besonders auf Betreiben Preußens, das Fürst Metternich schlau vorzuschieben wußte, damit es den öffentlichen Haß allein zu tragen habe) die bekannten Bundestagsbeschlüsse vom 28. 1832.
Juni und 5. Juli „zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe".

Darin ist ausgesprochen, daß die gesammte Staatsgewalt in dem Fürsten vereinigt sei; daß die Steuerverweigerung der Stände einem Aufruhr gleich komme; daß die Gesetzgebung der einzelnen Staaten dem Zwecke des Bundes oder den Bundespflichten nicht entgegen sein dürfe, folglich einzelne Landesgesetze vom Bunde cassirt werden könnten; daß eine Bundes-Commission stete Aufsicht über die Verhandlungen der Landstände führen solle; daß die

Auslegung der Bundesgesetze ausschließlich der Bundesversammlung zustehe; daß auswärtige Zeitungen und Schriften unter zwanzig Bogen nur mit Erlaubniß der Regierungen ausgegeben werden dürften; daß politische Vereine, so wie alle Abzeichen, Farben, Fahnen verboten seien, Volksversammlungen und Volksfeste nur mit höherer Genehmigung statt haben, die Universitäten wieder unter die frühere strenge Aufsicht gestellt werden sollten und alle Bundesregierungen einander zu gegenseitigem schnellen militärischen Beistand bei Unruhen verpflichtet seien. — Diese Reactionsbeschlüsse erhielten zwei Jahre später ihre Vervollständigung durch die geheime
12. Juni 1834. **Minister-Conferenz** in **Wien**, worin die Bestimmungen der Bundesgesetze, daß die gesammte Staatsgewalt den Fürsten inwohne, die Regierungen sich durch ständische Einsprüche in ihrem Gange nicht stören lassen sollten, und die Kammern die Gültigkeit der Bundesbeschlüsse keiner Berathung unterwerfen dürften, von Neuem anerkannt wurden, das Steuerbewilligungsrecht der Stände eine solche Deutung erfuhr, daß es zu einem Schein herabsank, die Beeidigung des Militärs auf die Verfassung untersagt ward und den Regierungen der Grundsatz empfohlen wurde, daß Staatsdiener zu ihrem Eintritt in die Kammer der obrigkeitlichen Erlaubniß bedürften. Dabei wurden Bestimmungen getroffen, wie die Rede-, Lehr- und Preßfreiheit auf die sicherste und unanstößigste Weise beschränkt und die Ueberwachung der Universitäten in ihren Lehrern und Zöglingen zuverlässig bewerkstelligt werden könne, und endlich zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen ein vom Bundestag einseitig angeordnetes **Schiedsgericht** bestellt, das, nur aus Bevollmächtigten der Regierungen bestehend, seinem Namen nicht entsprach und daher keine Wirksamkeit hatte.

Durch diese Verfügungen wurde das constitutionelle Wesen in den deutschen Staaten verkümmert und herabgewürdigt. Die Minister führten ihr Amt fort, mochte auch die Kammermehrheit sich gegen sie erklären; kam ein mißfälliger Antrag mit einiger Aussicht auf Erfolg vor, so wurden die Kammern aufgelöst und vermittelst Wahlbeherrschung, Urlaubsverweigerungen, Bestechung eine willfährigere gebildet. In Bayern dehnte man die Staatsdienereigenschaft auf Advocaten, Aerzte und Magistratsbeamte aus, die daher nur mit höherer Erlaubniß ihre Repräsentantenpflicht ausüben durften; in Kurhessen bestritt man den Ständen die Befugniß, aus dem Gesammtvolke zu wählen, und verweigerte, wie auch zum Theil in Bayern geschah, die Nachweisungen und Rechenschaftsablage der Staatsausgaben; ja man ging so weit, daß man erklärte, ein Steuerbewilligungsrecht begreife das Steuerverweigerungsrecht nicht in sich, und erlaubte sich unter Scheffers Ministerium gegen die Ständeversammlung ein Benehmen, das sogar dem österreichischen Gesandten „das Blut in den Adern rollen machte". In Nassau erklärte der Herzog die Domänen des Landes ohne Unterschied ihrer Herkunft für sein Eigenthum, erwirkte sich bei den von beiden Kammern darüber geführten Verhandlungen eine künstliche Majorität, indem er die erste Kammer auf ungesetzliche Weise durch Glieder seiner Familie vergrößerte, die Stimmen derselben mit der ihm günstigen Minderheit der zweiten Kammer vereinigte und dann die widerstrebenden Mitglieder ausschließen, den siebenzigjährigen Präsidenten Herber aber wegen eines mißliebigen Zeitungsartikels zur Festungsstrafe verdammen ließ, von welcher ihn nur sein baldiger Tod befreite. Von persönlichem Recht war nirgends die Rede; irgend eine Beschuldigung, irgend eine Denunciation, irgend ein Verdacht war hinreichend, um persönliche Haft zu verhängen; wenn keine gerichtliche Verurtheilung erfolgte, hielt man den Beschuldigten in jahrelangem Untersuchungsarrest oder stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht; gefällige Richter gaben statt eines freisprechenden Urtheils eine Instanz-Entbindung und beraubten den Angeklagten dadurch seines politischen Vollbürgerrechts. Dieser Mittel bediente man sich in Bayern, Kurhessen, Hannover, um unbeliebte Männer aus der Kammer fern zu halten. — Schwer war der Druck, der auf der Presse lastete. Keine Schrift unter zwanzig Bogen durfte ohne Druckerlaubniß (Imprimatur) verlegt, keine Zeitung ohne Durchsicht eines dazu bestellten Beamten (Censors) verschickt werden; auswärtige Blätter unterlagen einer Nachcensur; innere Angelegenheiten durften in vielen Ländern gar nicht besprochen werden; Oppositionsblätter wurden durch Censurstrenge, Chicanen und Preßprozesse so lange verfolgt, bis sie eingingen; andern versagte man

die Versendung durch die Staatsposten, noch andere unterdrückte man auf polizeilichem Wege.

§. 1071. Hannover. Im Jahre 1837, dem hundertsten Stiftungsjahre der ruhmreichen Universität Göttingen, starb Wilhelm IV., König von England und Hannover und hatte zur Nachfolgerin seine Nichte Victoria; da nun nach deutschem Fürstenrecht weibliche Erbfolge unstatthaft ist, so fiel die Krone von Hannover an den Oheim der Königin, Ernst August, Herzog von Cumberland. Das ganze Land jubelte 20. Juni 1837. über die gewonnene Selbständigkeit, aber die Freude verkehrte sich bald in Schmerz, als der neue König seinen Regierungsantritt mit der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes 5. Juli 1837. vom J. 1833 bezeichnete, „wegen mangelnder agnatischer Zustimmung und weil es eine wesentliche Verletzung der Regierungsrechte enthalte", und die alte ständische Verfassung vom J. 1819 wieder herstellte. Alsbald erging an alle Beamte („königliche Diener") die Aufforderung zur Leistung eines neuen Dienst- und Huldigungseides. Manche Staatsdiener mögen dadurch mit ihrem Gewissen in Zwiespalt gerathen sein, aber sie kamen der Aufforderung nach. Nur sieben Professoren von Göttingen, darunter die Zierden deutscher Wissenschaft, weigerten den Eid. Sie wurden ihrer Stellen ent- 18. Nov. 1837 hoben und drei von ihnen, Dahlmann, Jacob Grimm und Gervinus, weil sie ihre Protestation veröffentlicht, des Landes verwiesen. Die Anerkennung, womit ganz Deutschland die That der „Sieben" begrüßte, und die Theilnahme, die sich in der ihnen angebotenen Unterstützung kund gab, bewies zum erstenmal die Macht der öffentlichen Meinung und die im Stillen gewachsene Gesinnung des Volks. Aber weder der Bundestag, noch die Regierungen ließen sich in ihrem Gange stören. Ohne auf die von Städten und Individuen ergangenen Protestationen zu achten, ließ der König die neuen Wahlen nach dem Gesetz von 1819 anordnen; und als sich die Stände nach einigem Schwanken für incompetent erklärten, die Abschaffung des Staatsgrundgesetzes von 1833 anzuerkennen, wurden sie vertagt. Umsonst wandten sich nun viele Ständemitglieder und Wahlcorporationen mit einer Beschwerde über Rechtsverletzung an den Bundestag; dieser erklärte den Streit für eine innere Landesangelegenheit und lehnte die Einmischung ab; umsonst erfolgten, gestützt auf die Gutachten der Juristenfacultäten von Jena, Heidelberg und Tübingen, einzelne Steuerverweigerungen; durch Auspfändung gelangte die Regierung zum Ziel. Als im nächsten Jahre viele Abgeordnete den Eintritt in die verfassungs- 1839. widrig zusammengesetzte Kammer weigerten, und dadurch bewirkten, daß wegen Mangels der gesetzlichen Zahl kein gültiger Beschluß gefaßt werden konnte, wurden die Stellen der Ausgebliebenen durch Minoritätswahlen, wobei man sich allerlei ärgerlicher Maßregeln bediente, besetzt, bis man die nothwendige Zahl zur Steuerbewilligung zusammenbrachte. Im folgenden Jahr verfuhr die Regierung auf ähnliche Weise und erreichte dadurch ihren Zweck — die Annahme einer neuen, in aristokratischem, altständischem 6. Aug. 1840. Sinne gehaltenen Verfassung. Alle Protestationen dagegen blieben unbeachtet.

§. 1072. Folgen. Dies war eine ungerechte und kurzsichtige Staatsweisheit; eine Staatsweisheit, die den Regierungen augenblicklichen Erfolg und Befriedigung ihrer Wünsche brachte, die aber in dem Herzen des Volks Treue und Glauben erschütterte, die Begriffe von Recht verkehrte und verwirrte und die Fundamente des Staatsbaues untergrub. Während man, auf die von Berlin ausgehenden Lehren vom historischen Recht gestützt, alle verjährten Rechte und Privilegien, alle Befreiungen und Belastungen bestehen ließ und dadurch die höhern Stände auf Kosten der schwergedrückten niedern bevorzugte, trat man auf der andern Seite verbriefte und beschworne Verträge mit Füßen, umging die Volksrechte durch gezwungene Deutungen und bestärkte den alten Spruch, daß Gewalt über Recht geht. Dadurch mußte der Glaube im Volke aufkommen, daß das Recht, das man ihm als ewig und heilig dargestellt, im Dienste der Vornehmen und Mächtigen stehe, und sich drehe und wende, wie es diesen vortheilhaft sei, und daß die öffentliche Treue, auf die man sich stets berief, nur von Seiten der Armen und Schwachen anerkannt werden solle. — Diese Staatsweisheit schuf eine tiefe Kluft zwischen Volk und Regierung, zwischen „Unterthanen" und „Gouvernement", zwischen Nation

und „Polizeistaat"; sie bewirkte, daß alle Gesetze, Anordnungen, Einrichtungen und Vorschläge, sofern sie von den Regierungen ausgingen, mit Mißtrauen betrachtet wurden. Durch Polizeimaßregeln konnte man leicht die Presse im Zaum halten, aber der Preßzwang war den Regierungen verderblicher, als die Preßfreiheit gewesen wäre; was in den censirten Zeitungen gepriesen war, fand keinen Glauben und kein Vertrauen; was darin gerügt war, wurde für schlimmer angesehen; die Censorenwillkür bewirkte, daß sich die Wohlgesinnten und Stimmberechtigten von der Journalistik abwandten und diese daher in Hände gerieth, die selten das rechte Maß einzuhalten verstanden oder gewillt waren. Die Sitte, alle öffentliche Lebensthätigkeit durch amtliche Verordnungen zu regeln und durch Polizeimaßregeln zu überwachen, erzeugte einen großen Widerwillen gegen die Herrschaft der Schreibstube, gegen die „Bureaukratie" und den „Beamtendespotismus". Die Nation war in zwei mächtige Parteien gespalten, auf der einen Seite standen die auf Militär und Polizei sich stützenden Regierungen mit ihren „besoldeten Dienern", auf der andern das ganze übrige Volk aller Stände. So kam es, daß alle Anfechtungen des bestehenden Systems, aller Widerstand gegen Fürsten, Höfe und Beamten freudige Aufnahme und die in diesem Sinn verfaßten Schriften, Gedichte, Zeitungen einen großen Leserkreis fanden. Was Wunder, daß bei der deutschen Schreibseligkeit dieses Feld vorzugsweise bebaut wurde? Gab es früher Hofdichter, die sich die Schilderungen der Freuden und Festlichkeiten der Höfe zur Aufgabe stellten, so gab es jetzt Dichter, welche die Lumpen der Bettler und das Elend der Proletarier zum Gegenstand ihrer aufreizenden Poesie machten. Nur Oppositionsblätter konnten auf Dauer und Bestand und eine große Abonnentenzahl rechnen, conservative Zeitungen standen im Ruf der Käuflichkeit oder gingen bald unter. Selbst in der Wissenschaft und Literatur, dem einzigen Felde, wo sich der deutsche Geist frei bewegen konnte, gewann die Opposition gegen das Bestehende einen immer breiteren Boden und verlieh den Erzeugnissen des Verstandes und der Phantasie jenen zersetzenden und auflösenden Charakter, der in der öffentlichen Stimme einen so mächtigen Anklang und Nachhall fand. Aus Abneigung gegen den von den Regierungen festgehaltenen starren „Positivismus" in Kirche und Staat förderte der seiner Natur nach conservative Mittelstand mit einer gewissen Schadenfreude alle destructiven Regungen und Tendenzen, mochten sie auch seinen heiligsten und theuersten Interessen einen furchtbaren Abgrund bereiten. — Nur Ein Streben gab sich unter allen Kämpfen und Spaltungen kund und war der „rothe Faden", der durch alle öffentlichen Lebensthätigkeiten des deutschen Volkes ging — das Streben nach nationaler und politischer Einheit, nach einer Umgestaltung des Staatswesens zu einem großen Ganzen, nach einer ehrenvollen Stellung und gemeinsamen Vertretung gegen Außen; und in diesem Streben begrüßte man den allgemeinen Zollverein, den die preußische Regierung mit patriotischer Ausdauer gegen den Widerstand des Particularismus durchführte, als einen Grundstein der deutschen Einheit durch freie Vereinigung der Stämme und Staaten. Zunächst bestimmt zur Hebung der materiellen Interessen, brachte er bald das Gefühl der Nationalität und des gemeinsamen Vaterlandes zum Bewußtsein und erzeugte Selbstvertrauen, Gemeinsinn und Liebe zur deutschen Heimath.

Zollverein. Nach vergeblichen Versuchen, mittelst des Bundestags eine Zolleinigung zu erzielen, traf Preußen zunächst für seine eigenen Staaten zweckmäßigere Verkehrseinrichtungen, indem es die Binnenzölle beseitigte und an die Grenzen verlegte und dann mit den benachbarten Regierungen besondere Zollverträge abschloß. Diese Bestrebungen hatten nur langsamen Fortgang, wie unermüdlich auch manche preußische Beamten, wie der General-Steuerdirector K. G. Maaßen und insbesondere der Ministerialrath S. F. Eichhorn aus Wertheim viele Jahre hindurch mit ungebrochenem Muthe das patriotische Ziel verfolgten, da nicht blos die für ihre Souveränetätsrechte besorgten Fürsten sich dagegen sträubten und in diesem Widerstand von Oesterreich bestärkt wurden, sondern auch die Liberalen in Mittel- und Süddeutschland aus Furcht vor einer Hegemonie oder doch vor einem überwiegenden Einfluß des absolutistisch-monarchischen Staats über die constitutionellen Verfassungsstaaten den Anschluß mit aller Entschiedenheit bekämpften. Ja mehrere deutsche Mittelstaaten, Sachsen und Hannover in erster Linie, schlossen einen eigenen Handelsvertrag, hauptsächlich zu dem Zweck, die Ausdehnung des preußischen Zoll-

vereins zu hintertreiben. Zeitweise traten selbst in der preußischen Regierung die Männer des Rückschritts, die Anhänger der österreichischen Stillstandspolitik wie Wittgenstein und Schuckmann jeder durchgreifenden Reform offen oder mit heimlichen Ränken entgegen. Dennoch gewann die Idee mehr und mehr Boden, besonders seitdem der einsichtsvolle badische Staatsmann Nebenius für dieselbe zu wirken begann und, unterstützt von der Handels- und Industriewelt, die sich allmählich über die engherzigen Gesichtskreise emporhob, den Plan einer alle deutschen Staaten umfassenden Zolleinigung empfahl und zum Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen machte. Auch der würtembergische Publicist und nationalökonomische Schriftsteller Fr. List, ein höchst begabter aber vielverkannter Mann, der sich in einem Anfall von Trübsinn selbst das Leben nahm (30. Nov. 1846) wirkte in seinem „Zollvereinsblatt" in ähnlichem Sinn. Doch erst als die Julirevolution die deutschen Regierungen mit der Furcht vor einer neuen französischen Invasion erfüllte und das Bedürfniß einer engeren Vereinigung nachdrücklicher hervortrat, kam der deutsche Zollverein zwischen Preußen und den Staaten von Mittel- und Süddeutschland zum völligen Abschluß. Nur die Küstenländer und freien Städte im Ost- und 1834
Nordseegebiet hielten sich noch fern, den eigenen Vortheil höher achtend als das vaterländische Gesammtinteresse. Dagegen siegte in Frankfurt a. M. die bessere Einsicht. Der kurz zuvor geschlossene Schifffahrtsvertrag mit England wurde aufgelöst und die Verbindung mit dem Zollverein durchgeführt.

C. Die absoluten Staaten.

1. Oesterreich.

§. 1073. In Oesterreich blieb sowohl unter Kaiser Franz I. als seit dessen Tod unter dem schwachen, unselbständigen Ferdinand I., einem Fürsten von wohlwollender Gesinnung und weichem Gemüth, aber von hinfälligem Körper und ohne geistige Spannkraft, der Staatskanzler Metternich der eigentliche Lenker des Staats, die Seele der ganzen Politik. Ein Feind aller demokratischen Staatsformen, sowohl republikanischer als constitutioneller, ein eifriger Verfechter unbeschränkter Fürstengewalt mit aristokratischer Umgebung gegen den aufstrebenden und fortwuchernden Geist der Revolution, war Fürst Metternich, als leitendes Haupt der „Staatsconferenz", einer Art von Regentschaftsrath, der Mittelpunkt der conservativen und reactionären Staatskunst. Unter seiner Verwaltung war das österreichische Kaiserreich durch eine feste von Zöllnern und Schaarwächtern beaufsichtigte Mauthlinie und durch ein strenges Paßwesen gegen das Ausland abgeschlossen und der geistige Verkehr durch behutsame Ueberwachung der eingeführten Bücher und Zeitschriften, ja sogar der Briefe, und durch die drückendste Beschränkung des Buchhandels gehemmt und erschwert. Durch diesen dichten Grenzcordon hoffte man das „Gift der Aufklärung" anderer Länder von den treuherzigen Oesterreichern abzuhalten, die Macht der Geistlichkeit auf die Gemüther der Menschen unerschüttert zu bewahren und das Volk im Herkömmlichen und Gewohnten zu befestigen, begründete aber nur ein System von Betrug, Käuflichkeit, Vertuschung, Umgehung und gänzlicher Unmoralität. Wie Metternich das geistige Leben und die politischen und religiösen Kämpfe des Auslandes fern zu halten suchte, so war er auch bedacht, durch die geheime Staatspolizei jede Regung im Innern zu beobachten und niederzudrücken. Polizeibeamte, Spione und Angeber überwachten die Straßen und öffentlichen Orte, belauschten die Reden und erspähten die innersten Gedanken, die religiösen und politischen Ansichten der Einheimischen und Fremden. Seit den Tagen der venetianischen Staatspolizei und der spanischen und italienischen Inquisition gab es wohl kaum irgendwo ein so drückendes, Treue und Vertrauen untergrabendes Sykophantenwesen als zu dieser Zeit der Unfreiheit im österreichischen Kaiserreiche. Den Verwegenen, der sich bei unvorsichtigen Reden, Klagen und tadelnden Bemerkungen betreten ließ, der sich in Schriften vorwitzige Kritiken erlaubte oder gar sich den Verdacht zuzog, geheimen Verbindungen gegen das herrschende System anzugehören, erwarteten Staatsgefängnisse, die ihn wie ein Grab umfingen und von denen der hartverfolgte Silvio Pellico ein so

Franz I. † 2. März 1835.

anschauliches Bild entworfen hat. Als Gegenmittel wider den revolutionären Geist und die Macht der Aufklärung waren die Träger geistiger Verdumpfung, die Mönchsorden, Klöster und Jesuiten, thätig und wurden eifrig unterstützt. Die letzteren ließen sich, bald unter verstecktem Namen, bald öffentlich, in Grätz, Innsbruck u. a. O. nieder und suchten als Leiter des Jugendunterrichts die künftigen Geschlechter gegen den neuerungssüchtigen Zeitgeist zu sichern, und wenn auch der Staatskanzler selbst mit seinem nüchternen Verstande kein Freund der Jesuiten und der mittelalterlichen Romantik war, so vermochte er doch der ultramontanen Strömung weder den Ernst einer tiefern Ueberzeugung noch die Schärfe eines staatsmännischen Prinzips entgegenzustellen. Zwar blieben Wissenschaften und Künste nicht ohne Pflege und Aufmunterung, und die höhern Lehranstalten und Kunstakademien hatten manche Namen von literarischem und künstlerischem Ruf aufzuweisen. Aber diese wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung war eine sehr ungleiche. Bei der strengen Ueberwachung des Unterrichtswesens kamen nur die praktischen und empirischen Wissenschaften, Naturkunde und Medicin, Mathematik und Technologie, und allenfalls noch die Philologie und Alterthumskunde auf eine dem deutschen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Höhe; die Geschichte dagegen mußte sich entweder dem Gedankenkreise und der Anschauungsweise des herrschenden Kirchen- und Staatensystems anbequemen oder auf gelehrte Durchforschung längst vergangener Zeiten und entschwundener Geschlechter beschränken; die Philosophie wurde in der freien Speculation gehemmt und auf die scholastischen Denkformen gewiesen, und die Theologie durfte sich nur innerhalb eines abgeschlossenen engen Kirchenglaubens bewegen. Wenig bedacht auf die Ausbildung des Volkes, für das der geringste Grad von Kenntnissen zu genügen schien, wendete die österreichische Regierung ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise den höhern und mittlern Ständen zu, und beförderte insbesondere solche Bildungsanstalten, die, wie die adeligen Erziehungsinstitute und Kriegsschulen, der mächtigen Aristokratie zu Gute kamen, oder die, wie die Gewerb- und Realschulen und die polytechnischen Anstalten, die bürgerliche Industrie und technische Betriebsamkeit in die Höhe brachten. Dagegen blieb das Volksschulwesen vernachlässigt und der Leitung der wenig gebildeten und müheschеuen Geistlichkeit überlassen, und von den höhern Anstalten wurden die freien, den menschlichen Geist veredelnden und das Denkvermögen bildenden Unterrichtsgegenstände fern gehalten. Materielle Güter und Lebensgenüsse sollten für den Verlust der Freiheit entschädigen; aber der Mangel idealer Bestrebungen und geistiger und sittlicher Hebung kann durch kein vergängliches Gut ersetzt werden. — Während man im Westen für das Volk immer dringender größere Betheiligung am Staatsleben verlangte und dem Grundsatz der Volkssouveränetät, wonach die Regierungen nur die Organe des Nationalwillens seien, Geltung zu verschaffen suchte, huldigte man in Oesterreich dem dehnbaren Grundsatz: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk", und beschränkte das ständische Wesen, wo es noch bestand, mehr und mehr, bis es zuletzt zu einem bloßen Schein und Schatten herabsank; so im Erzherzogthum Oesterreich, in Böhmen, in Steyermark u. a. O.; in dem lombardisch-venetianischen Königreich war jede Volksvertretung so gut wie beseitigt, und in den kroatischen nnd illyrischen Provinzen erlangten die einheimischen Stimmen nur dann Bedeutung und Gehör, wenn die drohende Haltung eines streitbaren Volks denselben Nachdruck verlieh. Ungarn allein hielt seine Nationalrepräsentation aufrecht. Während alle Staaten durch Ablösung der Feudallasten die wachsende Ungleichheit des Besitzes billig auszugleichen. und dem Pauperismus, der wie ein drohendes Gespenst seine verzweiflungsvollen Blicke auf die höhern Stände richtete, bei Zeiten zu begegnen suchten, blieben in Oesterreich die Frohnden (Roboten) und alle Verhältnisse einer unfreien Zeit in den drückendsten Formen bestehen und nährten dadurch einen Haß zwischen Gutsherren und Bauern, der zu galizischen Gräueln führte und alle Ordnung und alles friedliche Zusammenleben der Stände gefährdete. Der Staatshaushalt und das ganze Finanzwesen geriethen wiederholt in Verwirrung, so daß die Staatsgläubiger schwere Verluste erlitten, die Staatsschulden und das Papiergeld in bedenklicher Art vermehrt wurden, und die Steuern, Zölle und Abgaben auf eine drückende Höhe stiegen. Schon im Jahre 1811 waren durch ein Patent des Ministers Wallis die

im Umlauf befindlichen Bankzettel auf ein Fünftheil ihres Werthes und die Zinsen der öffentlichen Staatsobligationen auf die Hälfte herabgesetzt worden. — Mußte man rühmend anerkennen, daß Oesterreich ein gut gerüstetes, starkes Militärwesen besaß, daß die Kauffahrteischiffe von Triest den östlichen Handel vermittelten, daß Heerstraßen und Eisenbahnen in gutem Zustande sich befanden, daß manche Zweige der Industrie blühten und gediehen, daß Fabriken und Manufacturen aller Art zahllose Hände beschäftigten und an vielen Orten sich eine rege Betriebsamkeit kund gab; so konnte man doch auch hier die schlimmen Wirkungen des Absolutismus nicht übersehen. Venedigs frühere Herrlichkeit und Pracht war verschwunden; dahin war der Reichthum, die Kraft, das Freiheitsgefühl und die bürgerliche Rührigkeit der Lombarden, die einst der Heldenkraft der Hohenstaufen widerstanden; die österreichische Regierung hat den Beruf, Trägerin germanischer Cultur im Osten zu sein, nicht erfüllt; sie hat die Donaustaaten nicht gegen Rußlands vordringende Macht geschützt; sie hat in Griechenland, in der Türkei, im ganzen Orient dem Kaiserstaat keine Stellung erworben wie England, Rußland oder Frankreich. Man schien das alte Losungswort: „Oesterreich voran!" vergessen zu haben. Nur auf Hemmung des Fortschritts und auf Unterdrückung des Geistes der Freiheit in allen Formen und Gebieten bedacht, sah die Regierung ruhig zu, wie die andern Staaten der großen österreichischen Macht den Vorrang abgewannen, und wie unter den Händen des Polizeiregiments allmählich alle Bürgertugend erlosch. Selbst mit allen möglichen Orden, Titeln und Ehren geziert und im Genuß großer Reichthümer und Pensionen, nährte Fürst Metternich auch im Volke die Rang- und Titelsucht, erstickte jede Regung der Freiheit und wahrer Ehre durch Erweckung der Eitelkeit und des kleinlichen Ehrgeizes und lenkte das ganze Dichten und Trachten des Volks auf materielle Güter, auf sinnliche Freuden, auf irdischen Lebensgenuß. Wie einst die römischen Kaiser kam auch die österreichische Regierung dem Rufe des Volkes nach „Brod und Schauspielen" durch Begünstigung von Volksbelustigungen und Theaterpossen niedriger Art fördernd entgegen, und nährte die dem Volkscharakter inwohnende Indolenz und Bequemlichkeit, damit man die führende Hand der Regierung willig ertrage und preise. „Denn es darf nicht verkannt werden, daß andauernde Volks- und Verfassungszustände zu aller Zeit weit mehr die Ursache als die Wirkung von Regierungssystemen, beide zusammen fast immer die gemeinsamen Wirkungen von Volksnatur und übermächtigen allgemeinen Weltverhältnissen sind." — Und dasselbe System der Ruhe und Ueberwachung wurde auch den übrigen Regierungen des Festlandes empfohlen oder aufgenöthigt. Fürst Metternich duldete keinerlei Versuche einseitiger Veränderung der vertragsmäßig geordneten Territorialverhältnisse und leistete dem leisesten Trachten der Cabinete nach Vermehrung ihrer Macht oder Erweiterung ihrer Grenzen Widerstand. Um Oesterreichs willen sollte die Welt ringsumher regungslos und stumm in die Zukunft starren, keine Hand begehrlich zucken, kein Wort des Sehnens sich vernehmen lassen, keine Reform von Bedeutung die Lüsternheit wecken. Metternich war der Urheber aller jener Maßregeln, die Deutschlands Staatsleben verkümmerten und seine edelsten Bestrebungen und Kräfte lähmten, während unter seinem Einfluß in Spanien, in Portugal, in der Schweiz die Priesterpartei gegen die Männer des Fortschritts Unterstützung fand, und überall der Reaction und dem Obscurantismus gegen die Freiheit und Aufklärung die helfende Hand geboten wurde.

2. Preußen.

§. 1074. In Preußen wurde bis zum Tode des vielgeprüften Königs Friedrich Wilhelm III. (7. Juni 1840) der alte Zustand mit möglichster Gleichförmigkeit festgehalten, nur daß mit dem Alter auch das von Rathgebern wie Kamptz u. A. herbeigeführte Mißtrauen des Königs gegen die freisinnigen Bestrebungen der Zeit wuchs, und eine zunehmende Strenge wider die Liberalen sich kund gab. Die Beschlüsse des deutschen Bundestags zur Beschränkung des freien Staatslebens in den constitutionellen Ländern, zur Unterdrückung der in Baden auf kurze Zeit eingeführten Preßfreiheit, zur Schärfung der Censur und zur Ueberwachung der periodischen Presse und des Buchhandels wurden

meistens von Preußen beantragt oder doch unterstützt. Was der König in andern Staaten unterdrücken ließ, duldete er noch weniger in seinem eigenen. Weit entfernt, durch Einführung einer reichsständischen Verfassung sein Königswort in vollem Maße und zur Zufriedenheit der Völker zu lösen, minderte er noch stets die Befugnisse und das Bereich der Provinzialstände und benahm ihnen dadurch alle Bedeutung; eine übermüthige Beamtenhierarchie („Büreaukratie"), wenngleich aus intelligenten Männern bestehend und die Regierungsmaschine mit Geschick führend, hüllte ihre Handlungen und Vorhaben in das Gewand der Heimlichkeit und verletzte durch den absprechenden, büreaukratischen Ton einer gebieterischen Amtssprache („beschränkter Unterthanenverstand"); die Finanzverwaltung war, wenn auch gewissenhaft geführt, von geheimnißvollem Dunkel umgeben, und in der Besteuerung blieb eine nach Provinzen, Ständen und herkömmlichen Rechten obwaltende, den geringen Mann schwer drückende Verschiedenheit herrschend. Im Gerichtswesen behielt man das alte schriftliche und geheime Verfahren bei und bemühte sich nicht, durch Eingehen in den Geist der Zeit, der auf Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Geschworene drang, das Zutrauen des Volks zu erhöhen; vielmehr unterließ man nicht, eine gewisse Abneigung gegen diese in den Rheinprovinzen heimische volksthümlichen Institutionen zu beurkunden und Umänderungen damit vorzunehmen. Der „eximirte Gerichtsstand" und die „Patrimonialgerichtsbarkeit" der Bevorrechteten stand der allgemein geforderten Rechtsgleichheit aller Staatsbürger hemmend im Wege. Zwar besaß Preußen als Errungenschaft aus der unglücklichen und doch für dasselbe so großen Zeit der fremden Vorherrschaft demokratische Einrichtungen, die es über viele andere Staaten emporhoben: einen von Grundlasten großentheils entfesselten Boden, einen des Zunftzwangs ledigen Gewerbstand, eine volksthümliche Wehrverfassung, eine freisinnige Gemeindeordnung; allein an strenger Ueberwachung der Kirche, Schule und Presse gab es dem österreichischen Regierungssystem wenig nach. Die Universitäten standen unter Aufsicht der Regierung; die Lehrfreiheit wurde durch das Verbot gegen den Besuch mancher Hochschulen und durch die Einstellung mißliebiger Vorträge vielfach beeinträchtigt; das Unterrichtswesen unterlag der strengsten Beaufsichtigung. Die periodische Presse wurde nicht nur durch die Censur und Nachcensur aufs Aeußerste beschränkt, sondern es durften auch innere Angelegenheiten keiner kritischen Beleuchtung unterworfen werden, und gefährlich scheinende Bücher kamen nicht in den Buchhandel. Besonders unterlagen Kirche und Glaubenslehre einer genauen Ueberwachung, was in der vorherrschend religiösen Richtung des Königs seinen Grund hatte. Er duldete in der protestantischen Kirche keine Abweichung von der Unionsurkunde und bestrafte die Widerstrebenden mit dem Verluste der politischen Rechtsgleichheit; und auch gegen die katholische Kirche beurkundete er seinen ernsten Herrscherwillen durch die befohlene Haftnahme des Erzbischofs von Köln (§. 1021). — Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm IV., der Sohn einer hochgebildeten Zeit und einer geistreichen Umgebung, in dessen empfänglicher Seele die Strahlen aller in Berlin, der „Metropole der Intelligenz", sorgfältig gepflegten Wissenschaften wie in einem Brennpunkte sich vereinigten, verließ theil- und stoßweise des Vaters Bahn, aber von wandelbarem Sinn, lenkte er bald wieder in dieselbe ein. Im Vertrauen auf die Ueberlegenheit seines Verstandes lockerte er anfangs, gegen die Vorstellungen Metternichs und des Wiener Cabinets, die Fesseln, womit sein Vorgänger die Freiheit der Presse, der Rede und der Gedanken gebändigt, in der Meinung, er werde schon der losgelassenen Geister wieder Herr werden; als er aber merkte, wie mächtig die Schwingen einer auch nur halb gelösten Presse die freiheitdurstige Zeit aufregten, da gab er zu, daß die Regierung die Zügel allmählich wieder straffer anzog, namentlich seit der verbrecherischen That des abgesetzten
26. Juli 1844. Bürgermeisters Tschech, der aus Privathaß ein gefährliches Attentat auf das Leben des Königs machte. — Ein Fürst von lebhaftem Geiste, gewandter Rede und raschem Wesen, fand Friedrich Wilhelm IV. an dem ruhigen, gewohnten Gange der Staats- und Kirchenverwaltung kein Wohlgefallen; er wollte wirken und schaffen, aber nach eigener Einsicht; er wollte reformiren, aber nur so weit als sein Herrschersinn für gut fand; daher das Schwanken zwischen Stillstand und Bewegung, das viel verspottete Schaukelsystem des „gehemmten Fortschritts". Viele große Gedanken und Pläne keimten in seiner Seele,

aber die Ausführung scheiterte bald an seinem Königsstolze, der dem Zeitgeiste keine Zugeständnisse machen wollte, bald an seinen mittelalterlichen und aristokratischen Vorurtheilen, die am historischen Rechte festhielten und den reformirenden Liberalismus als ein Erzeugniß der Revolution haßten, bald an seiner Strenggläubigkeit, die das religiöse Leben und den kirchlichen Fortschritt nur in so weit gestatten wollte, als die symbolischen Bücher die Grundlage und Schranke bildeten. Das große Ziel aller volksthümlichen Staatskunst, Deutschlands Einheit, fand in dem patriotischen Sinne des Königs und vieler seiner Räthe Anklang und Halt; allein wie sehr auch die Regierung durch Beförderung und Erweiterung des Zollvereins diesem Streben entgegenkam, die sichtliche Antipathie gegen den süddeutschen Liberalismus, die sich in der kleinlichen Ausweisung zweier badischen Abgeordneten aus den preußischen Staaten kund gab, zerstörte wieder das Vertrauen des Volks in die Lauterkeit ihrer Absichten. Diese Antipathie gegen die Liberalen und ihre Bestrebungen war es auch vorzugsweise, was den Monarchen abhielt, dem Reiche eine „Constitution" zu geben, wie sie die öffentliche Meinung forderte, und nach jahrelangen „Verfassungsmythen" bewog, durch das königliche Patent vom 3. Februar 1847 das mittelalterliche Ständewesen wieder zu erwecken. — Bei allen Verordnungen und Einrichtungen merkte man in Friedrich Wilhelm IV. einen Kampf und ein stetes Schwanken zwischen hohen, freien Ideen und tiefwurzelnden Vorurtheilen; zwischen großartiger, edler Politik und Mißkennung und Mißachtung der öffentlichen Meinung; zwischen Herrschergröße und Fürstenstolz; zwischen eifrigem Trachten nach Volksliebe und Volksgunst und einem selbstgefälligen Bewußtsein seiner Königswürde „von Gottes Gnaden" und seiner geheiligten Majestät.

3. Rußland.

§. 1075. Russische Zustände. Nach Bewältigung einer blutigen Militär-Revolution, deren Urheber theils auf dem Schaffot starben, theils in Sibiriens Bergwerken und Eisfeldern schmachten mußten, gelangte Kaiser Nicolaus zum ruhigen Besitz des mächtigsten Thrones (§. 979). Mit derselben Entschlossenheit, Kraft und Energie, womit er der weitverzweigten Verschwörung Meister geworden, führte er seitdem die Zügel der Herrschaft nach Innen und Außen, gleich einem Imperator von altrömischer Kraft. Die liberalen Grundsätze Alexanders, welcher der Presse eine freie Bewegung gestattet, die Fesseln der Leibeigenschaft, so viel er vermochte, zu lösen gesucht und feierlich erklärt hatte: „die freisinnigen Prinzipien allein können das Glück der Völker begründen", fanden keine Gnade vor den Augen des neuen Machthabers, der den Absolutismus in seiner unmittelbarsten Gestalt zu seinem ausschließlichen Regierungsprinzip erhob. Der Cäsareopapismus, seit Peter dem Großen der Grundgedanke des russischen Kaiserthums, wurde von Nicolaus nach Innen und Außen mit aller Consequenz durchgeführt. Sein Bestreben ging dahin, zunächst „innerhalb des Reiches eine Propaganda der Orthodoxie zu organisiren, alle abweichenden Elemente mehr und mehr in der Staatskirche aufgehen zu lassen"; und sodann: „alle außerhalb Rußlands befindlichen Elemente der griechisch-orthodoxen Kirche an das Oberhaupt derselben in Rußland, also an den Czaren, zu ketten". — Freilich blieben noch immer die Völker und Zustände des russischen Weltreichs in kimmerische Nacht gehüllt, und die Oeffentlichkeit, die im übrigen Europa die Ruhe des Beamtenstaats und das patriarchalische Regiment der Fürsten so häufig störte, war noch nicht in Rußlands Verwaltung, Rechtspflege, Militärwesen und Staatsleben gedrungen; allein die wenigen Notizen, die neugierige Reisende oder unzufriedene Edelleute und Beamte über russische Zustände der Welt mitgetheilt haben, ließen doch einen Blick thun in des Land, wo ein einziger Mann über Leben, Gut und Freiheit von Millionen unumschränkt und mit eiserner Hand gebot. Der Kaiser war das Oberhaupt des Staats und der Kirche, die Quelle aller Macht und Gesetzgebung; die Civil-, Justiz- und Militärbeamten waren kaiserliche Diener, die nur die höhern Befehle vollzogen, sich aber für die Knechtschaft, in der sie dienten, durch grenzenlosen Betrug, Unterschleif und Bestechlichkeit schadlos zu halten suchten. Der Adel war im Besitze uner-

24. Dec. 1825.

Nicolaus 1825—55.

meßlicher Güter und Reichthümer, blieb aber dem Kaiser gegenüber eben so rechtlos, wie der leibeigene Bauer gegenüber dem Edelmann; ja es war stets klugberechnete Politik, den Adel durch die Furcht vor den Leibeigenen in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten; deshalb durften alle Erleichterungen, die das Loos der Leibeigenschaft nach und nach milderten, nur vom Thron ausgehen, damit sie als Ausfluß der kaiserlichen Gnade erschienen und damit es nicht in der Macht eines Edelmanns stehe, sich durch Humanität oder Freigebigkeit die Liebe und Anhänglichkeit seiner leibeigenen Unterthanen zu erwerben. Denn auf der Furcht und dem Knechtgefühl beruht die absolute Herrschaft. Die Todesstrafe ist dem Namen nach abgeschafft, aber entehrende, unmenschliche, das Leben vernichtende Strafen sicherten den kaiserlichen Befehlen (Ukasen) und Gesetzen Gehorsam; die Knute des Zuchtmeisters und lebenslänglicher Soldatendienst hielten jede Art von Widerspenstigkeit nieder. Dieser Soldatendienst, wozu der Leibeigene auf zwanzig und mehr Jahre ausgehoben wurde, war ein die Zuchthausstrafe civilisirter Länder an Härte übertreffendes Loos. Der Tag der Aushebung war ein Tag der Thränen und des Kummers; denn der Soldat ward nicht blos auf immer den Angehörigen entrissen und in ferne Gegenden geführt, auch die tägliche Nahrung und Löhnung wurde ihm durch die Raubsucht der Vorgesetzten geschmälert und entzogen. — In die Lehmhütte des Leibeigenen drang kaum ein Strahl von Civilisation und Aufklärung; in einem Zustand von Sklaverei, blindem Aberglauben und roher Sinnlichkeit brachte er unter Schmutz und stumpfer Gewöhnung sein düsteres, freudenleeres Dasein hin. Die höhern Klassen des Volks haben sich den äußern Anstrich der Cultur angeeignet; die wahre Bildung ist aber dem größten Theile fremd geblieben. Ohne das erhebende Gefühl der Ehre und Menschenwürde betrachtete der vornehme Russe Befriedigung seiner Lüsternheit und Genußsucht als Ziel und Zweck des Lebens und suchte aus allen Stellen und Lagen Vortheil zu ziehen; ohne ideales Streben, ohne höhere Motive berücksichtigte er bei seinen Handlungen nur den eigenen Gewinn und die sinnliche Lust; kriechend vor dem Vornehmen, despotisch gegen den Untergeordneten. — Die russische Politik hatte zum Zweck: Einförmigkeit im Innern, Erweiterung der Macht und Herrschaft nach Außen. Um das erstere zu erreichen, suchte sie alle Stamm-, Sprach- und Religionsverschiedenheit allmählich zu vernichten und russisches Wesen und griechische Religion allenthalben zu begründen. In **Polen** wurden seit dem organischen Statut alle Mittel angewendet, um die Nationalsitten, die Religion der Vorfahren, die polnische Sprache, Literatur und Geschichte in Vergessenheit zu bringen, damit sich die alte Republik Polen als eine Nummer in die Zahl der russischen Provinzen einreihe; den **unirten Polen** raubte man ihren katholischen Glauben und ihre kirchlichen Institute; den Juden verbot man die Nationaltracht und die Bärte; den evangelischen Bauer der Ostseeprovinzen suchte man durch trügerische Versprechungen, durch Geld und persönliche Vortheile zur griechisch-katholischen Kirche zu locken, und bei Mischehen duldete man nur griechisch-katholische Kindererziehung. Auf den Universitäten Dorpat und Wilna, auf den polnischen und deutschen Schulanstalten ward die russische Sprache und mit ihr der militärisch-russische Organismus immer fester begründet und die einheimische Literatur, Lehrweise und Wissenschaft verdrängt. Alle Einrichtungen wurden nach Einer Form getroffen, das ganze geistige und religiöse Leben sollte sich in gleicher Richtung bewegen; eine militärische Uniformität mit soldatischer Unterordnung und Zucht sollte allenthalben herrschend sein.

§. 1076. **Aeußeres.** In der **äußeren Politik** verfolgte die russische Regierung einen consequenten Gang: sie suchte die schwächern Staaten durch List und Drohung unter ihren Einfluß zu bringen, die mächtigern durch kluge diplomatische Künste, worin die Russen allen andern Nationen überlegen sind, zu bestricken. Die Türkei wurde durch schlaue Verträge (Tractat von **Unkiar Skelessi**, 8. Juli 1833) ganz in das russische Interesse gezogen. Die **Moldau** und **Walachei** sind zinspflichtige Wahlfürstenthümer unter russischem Schutz geworden, und die Wahl des Hospodars und somit der Charakter der Verwaltung ward durch russischen Einfluß geleitet und bestimmt; **Preußen** ließ sich wiederholt zu einem der öffentlichen Meinung sehr widerstrebenden Cartel-Vertrag bewegen, während ein undurchdringlicher, von Kosacken bewachter Grenzcordon

den Bewohnern der preußischen Ostländer jeden Verkehr abschnitt; die deutschen Fürsten wurden durch Ehebündnisse an den Petersburger Hof gekettet. Mit Persien ward zuerst ein glücklicher Krieg geführt, wodurch zwei Provinzen jenseit des Kaukasus mit der Stadt 1828.
Eriwan an das russische Reich kamen, und nach hergestelltem Frieden bediente sich die russische Diplomatie ihres Einflusses auf den schwachen Schah von Persien, um die englischen Kolonien im Osten dieses Reichs zu beunruhigen. Dafür versah dieses praktischkluge Inselvolk die streitbaren Bergbewohner des Kaukasus, die ihre Freiheit und nationale Selbständigkeit mit wunderbarer Tapferkeit und Ausdauer gegen den „nordischen Koloß" vertheidigten, mit Waffen und Kriegsbedarf. Noch zwei Jahrzehnte versuchten die Russen vergebens, das ritterliche Räubervolk der in verschiedene Stämme gespaltenen, unter patriarchalisch-feudalen Einrichtungen lebenden und größtentheils der Lehre Mohammeds folgenden Tscherkessen zur Unterwerfung und Huldigung zu bringen. Streitbare Fürsten, unter denen Schamyl (wie Abd-el-Kadér Priester und Stammhäuptling) sich den größten Namen erwarb, und ritterliche Familienhäupter mit zahlreichem Kriegsgefolge trotzten lange der ganzen russischen Militärmacht und ihren mit unermeßlichen Kosten errichteten Grenzfesten und Standplätzen. Die kriegerischen Heldenthaten und räuberischen Ueberfälle dieses kühnen, kräftigen und gewandten Bergvolks gaben Stoff zu romantischen Schilderungen und unterbrachen das eintönige Friedensleben der europäischen Culturstaaten. Die prahlerischen Siegesberichte der Russen, die so große Opfer an Geld und Streitkräften im erfolglosen Kampfe eingebüßt, fanden so wenig Glauben, wie einst Napoleons Bülletins. Sie lieferten vielmehr den Beweis, daß Rußlands Macht drohender erschien als sie wirklich war.

C. Die Revolutionsbewegungen der Jahre 1848 und 1849.

I. Die Vorboten.

1. Italien.

§. 1077. Italien. Im Juni 1846 starb Papst Gregor XVI., ein Mann von einfacher, strenger Sitte, aber ein Feind der neuen politischen und religiösen Bildung und ohne Sorgfalt für die Wohlfahrt seines Staats und das Glück der Völker. Ihm folgte in rüstigem Mannesalter Mastai Ferretti als Pius IX., ein Mann des Fortschritts, Pius IX. geb. 1792.
der „durch den Enthusiasmus des römischen Volks einerseits, durch den Gegensatz, der sich wider ihn erhob, anderseits, zum Gefühle einer göttlichen Bestimmung als Reformator und Retter des Kirchenstaats erhoben ward". Seine Milde und Leutseligkeit gewannen ihm die Herzen des Volks; seine raschen Reformen erweckten kühne Hoffnungen. „Er begann die Ersparnisse am eigenen Haushalte, gestattete der Presse eine freiere Bewegung, verstärkte die vorgefundenen Commissionen für Gesetzbücher und Gerichtsverfahren mit Männern des öffentlichen Vertrauens, genehmigte den Bau von Eisenbahnen, öffnete den Laien die Bahn zu höhern Staatsämtern, beschloß eine Besteuerung der Klöster des Kirchenstaats, berief aus den Provinzen erwählte Notablen zu seinem Staatsrathe, gab der Stadt Rom eine freisinnige Municipalverfassung und traf Einleitung zu einem italienischen Staatenbunde". Zur Bewältigung einer offen und geheim gegen diesen „verzehrenden Keim und Chef des jungen Italiens" auftretenden und von den bedrohten Fürsten der italienischen Halbinsel genährten Opposition schuf er eine neue Bürgerwehr. So stellte sich Pius IX. an die Spitze der Nationalbewegung und machte das Papstthum wieder zum „politischen Mittelpunkt Italiens". Eine mächtige Aufregung gab sich alsbald in dem ganzen von der Natur so gesegneten, von Militärdespotismus und Pfaffenthum so gedrückten und mißhandelten Lande kund. Pio nono! war der laute

Ruf des Tages, die Losung der Liberalen, die Hoffnung der Patrioten; ein Evviva auf den Papst galt in Neapel, in Modena, in der Lombardei für revolutionär. Im Königreiche Neapel und Sicilien, wo fremde Miethtruppen, ein verweichlichter Hof und eine reiche Beamtenaristokratie vom Marke des Landes zehrten, wo ein zahlreicher Klerus und eine träge, ignorante Klostergeistlichkeit im Besitz unermeßlicher Güter und Reichthümer war und das Volk in Unwissenheit und Aberglauben erhielt, wo die Polizei und ein zur Parade dienendes Heer die Provinzen nicht gegen Raubgesindel und Banditen zu schützen vermochte, da wurde der Ruf nach Reformen und einem freien Staatswesen immer lauter und drohender, besonders seitdem die gedrückte, verarmte Insel Sicilien, wo eine aus den verschiedensten Volksstämmen gemischte heißblütige Bevölkerung unter den Trümmern antiker Herrlichkeit die Luft der Freiheit einathmet, die Kette zerriß, die sie mit Neapel zusammengefesselt, und im Vertrauen auf englische Hülfe die Fahne der
Januar 1848. Unabhängigkeit aufpflanzte. Als Sicilien mit einem Muth, mit einer Todesverachtung und mit einer Ausdauer, wie sie Niemand von dem so lange geknechteten Volke erwartet hatte, sich von Neapel frei machte und lieber seine reichste Handelsstadt Messina von der unüberwindlichen Citadelle aus bombardiren ließ, als mit Neapel den angebotenen Vertrag abschloß, der die Verbindung, wenn auch in loser Form, erhalten hätte, so erzeugte die Bewunderung von der fremden Tapferkeit auch in Neapel einen Aufstand, in Folge
10. Febr. dessen der König dem drohenden Volke eine landständische Verfassung zu gewähren versprach. Diesem Beispiele folgten, freiwillig oder gezwungen, Leopold, Großherzog von Toscana, der ungeachtet seiner österreichischen Abkunft und Verwandtschaft die Liebe und Achtung des Volks besaß und sein gesegnetes Land zu dem glücklichsten in Italien gemacht hatte, und Karl Albert, König von Piemont und Sardinien, der seine frühere Verbindung mit den Liberalen durch strenges Regiment im alten Sinn, durch Theilnahme an dem Feldzuge der Franzosen in Spanien und durch Begünstigung des Jesuitismus und der Reaction bei den Fürsten in Vergessenheit zu bringen gesucht hatte, nun aber durch eine zweite Sinnesänderung im Geiste der Zeit die Zuneigung der italienischen Völker sich zu gewinnen strebte. Ehrgeizig und auf seine militärische Geschicklichkeit vertrauend, hoffte er zum Beherrscher eines einigen und unabhängigen Italiens erhoben zu werden. Der Herzog von Modena, ein eifriger Verfechter der aus Gott stammenden Fürstenrechte und Legitimität, entzog sich dem revolutionären Geiste seiner Unterthanen durch die Flucht; der Tod der wenig geliebten und wenig geachteten Maria Luise von Parma (18. Dec. 1847), die für ihr großes Schicksal keine Empfänglichkeit gezeigt und in einer zweiten unebenbürtigen Ehe den Kaiser Napoleon und sein verhängnißvolles Geschick vergessen zu haben schien, steigerte die Hoffnungen des italienischen Volks auf nationale Einheit unter eingeborenen Fürsten und auf freiere politische Zustände. Nur zwei Mächte, eine geistliche und eine weltliche, schienen der Erreichung dieses Ziels im Wege zu stehen, die Jesuiten und die Oesterreicher. Gegen beide richtete sich daher der glühende Haß der Italiener. Evviva's für Gioberti, den Jesuitenfeind, und „Tod den Deutschen" (Tedeschi) gegen Oesterreich mischten sich in das Jubelgeschrei für Pio nono, namentlich als dieser gegen die Besetzung Ferrara's durch die österreichische Garnison der Citadelle energisch protestirte. Reibungen und Händel zwischen Italienern und Oesterreichern in Padua, Mailand und ganz Oberitalien, Verspottungen, Neckereien, höhnende Lieder und Drohworte wider die „Deutschen", Verbindungen zur Enthaltung vom Taback und Lotteriespiel, um die österreichischen Einkünfte zu schmälern, feindselige Demonstrationen und kränkende Uebereinkünfte steigerten die Erbitterung und den Groll der beiden Nationen zu einer solchen Höhe, daß die österreichischen Soldaten in den Städten des lombardisch-venetianischen Königreichs wie in Feindesland lebten, und daß
22. Febr. 1848. endlich die österreichische Regierung die Lombardei in Kriegszustand erklärte, um durch Strenge die Bewegung und Aufregung niederzuschlagen.

2. Deutschland und die Schweiz.

§. 1078. Preußen. Die Bewegungen und Kämpfe des Jahres 1847 waren die Vorboten der gewaltigen Erschütterungen und Umwälzungen vom Jahre 1848. Als

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sich entschloß, der öffentlichen Meinung reformatorische Zugeständnisse zu machen, und nach Gestattung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei Gerichten und einer begrenzten Religionsfreiheit in dem Toleranzedict, durch das Patent vom 3. Februar die „vereinigten Stände" nach Berlin berief, bezeichnete die allgemeine Stimme diese mit einer beziehungsvollen Anspielung als „Notablenversammlung", ohne zu ahnen, daß diese Bezeichnung durch die Ereignisse selbst bald ihre Bestätigung erhalten würde. Viele Stimmen sprachen von „Ablehnen" einer Verfassung, die so weit hinter den frühern Verheißungen und den jetzigen Anforderungen zurückblieb, die nicht einen durch freie Volkswahl gebildeten Reichstag gewährte, sondern nur eine Vereinigung der ständisch gegliederten, aus einer engen Wahlform hervorgegangenen Provinzialstände; die, ohne festgesetzte Periodicität, Zeit und Ort des Zusammentritts der jedesmaligen Bestimmung der Regierung anheim gab, die das Recht der Gesetzgebung und Steuerbewilligung durch eine Menge von Ausnahmen zu einem leeren Schein machte, die das Petitionsrecht beschränkte und durch Aufstellung eines ständischen Ausschusses die künftige Einberufung des vereinigten Reichstags in Frage stellte. Aber trotz aller beengenden Formen gab sich auf der in eine Herrencurie und eine Ständecurie geschiedenen Versammlung eine so mächtige, von den bedeutendsten Männern aller Stände gebildete Opposition kund, wurde so nachdrücklich auf die früheren Verheißungen zurückgewiesen, so beredt die gerechten Ansprüche gebildeter Männer auf Preßfreiheit und die andern Güter eines freien Staatswesens dargethan, daß die Vertreter der Regierung, den Minister von Bodelschwingh allein ausgenommen, nur einen schwachen Widerstand zu leisten vermochten und die Unhaltbarkeit des alten Systems, trotz der merkwürdigen Thronrede, worin der König äußerte, daß ihn keine Macht der Erde zur Ertheilung einer papiernen Constitution bringen werde, jedem unbefangenen Beobachter einleuchtend ward. Zwar siegte des Königs Wille über die Opposition und die vereinigten Stände hatten keinen wesentlichen Erfolg; desto größer war die moralische Wirkung der Reden und der Verhandlungen auf die Nation, die mit Stolz dem Gang einer Versammlung folgte, wo sich glänzende Rednertalente und eine Fülle von Einsicht und Geist kund gaben. — Während die Gebildeten und Wohlhabenden mit gespanntem Interesse die innern Kämpfe auf dem Gebiete des Staats und der Kirche verfolgten und mit ängstlicher Besorgniß auf die großen Erschütterungen in der Handelswelt blickten, wo in Folge eines übermäßig gesteigerten Credit- und Wechselwesens eine Reihe von Fallimenten eintrat, die Tausende um Hab und Gut brachten, ertönte in den Hütten das Nothgeschrei der Hungernden, die bei der wachsenden Theuerung der durch zwei unergiebige Jahre verminderten Nahrungsmittel ihre Lebensbedürfnisse nicht genügend befriedigen konnten. Berichte über furchtbaren Mangel, der in Oberschlesien Hungerseuchen erzeugt und in vielen Fabrik- und Gewerbegegenden irische Nothscenen hervorgebracht habe, riefen, verbunden mit der aufreizenden Proletarierliteratur und dem überall herrschenden Elend, eine große Aufregung hervor, die zuletzt in Berlin, Stuttgart, München und andern Städten Aufstände zur Folge hatte. Diese wurden zwar durch Militär und Polizei unterdrückt, und die Mildthätigkeit der Wohlhabenden und ein reicher Erntesegen brachten bald Erlösung aus der augenblicklichen Noth, aber die zunehmende Verarmung und die große Ungleichheit des Besitzes und der Lebensgenüsse kamen dabei zum erstenmal in ihrer vollen Höhe zum Vorschein. Man erblickte einen Abgrund von Jammer und Elend, in dem sich der Proletarierstand befand und aus welchem Verderben über die ganze bürgerliche Gesellschaft kommen werde, und die Nothwendigkeit einer Abhülfe durch politische und sociale Reformen wurde immer fühlbarer. Was half es, daß jedes Jahr Tausende nach Amerika führte, wenn nicht durch vereinte Thätigkeit der Regierungen, Gemeinden und Privaten auch den Mittellosen die Möglichkeit einer Uebersiedelung gegeben und außerdem die Quelle der Verarmung und Entsittlichung verstopft ward! Ein drückendes, ein banges Gefühl des Unbehagens gab sich allenthalben kund, der gegenwärtige Zustand schien auf die Dauer unhaltbar, um so mehr, als es durch die Regierungen dahin gekommen war, daß den mangelhaften politischen Zuständen die meiste, wo nicht alle Schuld beigemessen wurde. Und wie sehr man auch durch Censur und Ueberwachung der Presse solche An-

sichten niederzuhalten suchte, sie drangen doch ins Volk und wirkten durch die Heimlichkeit um so stärker.

§. 1079. **Bayern.** Da wurde das deutsche Volk durch die Kunde in Aufregung gesetzt, der bejahrte König Ludwig von Bayern sei von den Netzen einer spanischen Tänzerin, **Lola Montez**, bestrickt, lasse sich durch sie nicht nur zu den thörichtsten Verschwendungen hinreißen, sondern bedrohe auch mit Amtsentsetzungen und Ungnade Alle, die der neuen „Dübarry" ihre Huldigung versagten. Die ultramontane Partei, die seit Jahren den König und das Reich unumschränkt beherrscht hatte, gerieth aus unbekannten Gründen mit der prostituirten Mätresse in Zwiespalt und sah sich plötzlich in ihrer Macht bedroht. Das Ministerium **Abel** und die Häupter der Ultramontanen an der Universität wurden entlassen und erlebten somit nach einer unheilvollen Wirksamkeit einen unverdienten ehrenhaften Fall. Das langmüthige bayerische Volk gerieth in Unruhe, als die strengkirchliche Geistlichkeit das sittenlose Leben des Königs enthüllte und den Widerstand der Frommen als die einzige Ursache ihres Falls darstellte; als die zur **Gräfin von Landsfeld** erhobene Tänzerin mit schamloser Frechheit ihre Schmach und ihren Einfluß zur Schau trug; als die grenzenlose Schwachheit und Verblendung Ludwigs dem aus Gott stammenden Königthum und der Majestät des Throns den schirmenden Glanz raubte. Selbst die Aussicht auf längst gewünschte Reformen und auf ein zeitgemäßes Regierungssystem unter einem neuen Ministerium war nicht im Stande, die Mißstimmung des Volks zu zerstreuen, und die liberale Partei, die man zu gewinnen hoffte, zeigte keine Lust, ihre Sache durch Beförderung eines die Sitte und den Anstand verletzenden Verhältnisses zu beflecken und den Gegnern Gelegenheit zur Verunglimpfung zu geben. So herrschte unter allen Ständen, mit Ausnahme einiger servilen Hofleute und Beamten, eine trübe, mißvergnügte Stimmung, die endlich am Vorabend der fran-
Febr. 1848. zösischen Februarrevolution einen offenen Aufstand herbeiführte, als der König, verdrießlich, daß die Studirenden, theils im sittlichen Unwillen, theils aus Anhänglichkeit an die gestürzten ultramontanen Führer, einer von der Mätresse begünstigten Studentenverbindung den Umgang versagten, die Universität auf einige Zeit schließen ließ und den Studenten die Abreise gebot. Nach einem kurzen Straßenkampf, den die Bürgerschaft, die Studenten und der Pöbel vereint gegen die Polizeimannschaft und das mild verfahrende Militär bestanden, sah sich der König zur Zurücknahme der Suspension der akademischen Vorlesungen und zur Entfernung der Gräfin bewogen.

§. 1080. **Freischaaren und Sonderbund in der Schweiz.** Gleichzeitig mit diesen Erscheinungen warfen die Vorgänge in der Schweiz einen mächtigen Zündstoff in die aufgeregten Gemüther. Ueber ein Jahrtausend war die katholische Schweiz an das Bisthum **Constanz** geknüpft gewesen. Bei der neuen Gestaltung der Dinge nach Napoleons Sturz wurde sie unter einen vom Papst unmittelbar ernannten Generalvicar gestellt, der bald in Luzern, bald in Schwyz seinen Sitz hatte und in dessen Gefolge die Jesuiten in Freiburg und Wallis einzogen und vielbesuchte Erziehungsanstalten gründeten. Die Julirevolution verkümmerte den Ultramontanen den Sieg; die demokratischen Verfassungsänderungen waren der Hierarchie entgegen, und auf der **Con-**
1834. **ferenz zu Baden** beschloß die Partei der Bewegung, daß die Kirche unter die Aufsicht des Staats gestellt, freie Nationalerziehung eingeführt und die Klöster zu gemeinnützigen frommen Zwecken beigezogen werden sollten. Ungeachtet der Protestation der römischen Partei nahmen nun mehrere gemischte Kantone, namentlich die radicale Regierung des **Aargau**, die Verwaltung des Klosterguts in die eigene Hand, und als deshalb im letzteren Kantone die katholische Partei einen Aufstand gegen die im Sinne der Badener Artikel abgeänderte Verfassung erhob, benutzte die Regierung diese Gelegenheit, um die acht Klöster, darunter das reiche Muri, die Stiftung des Hauses Habsburg,
20. Jan. 1841. „als Sammelplatz des Aufruhrs", durch einen Beschluß des großen Raths „für allgemeine Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit" in Beschlag zu nehmen. Ohne Rücksicht auf die Protestationen der katholischen Kantone und Oesterreichs gegen diesen „kirchenräuberischen" Act zu nehmen, blieb die aargauische Regierung im Besitz des Kloster-

guts und erlangte unter der angebotenen Bedingung der Wiederherstellung dreier Frauenklöster die Zustimmung und Bestätigung der Tagsatzung. Von der Zeit an 1843. war die Schweiz in zwei Heerlager gespalten, in Radicale und Conservative. Den Kern der letzteren bildeten die sieben katholischen Kantone: die drei Waldstädte Schwyz, Uri, Unterwalden, sodann Luzern (wo seit der unter dem Eindruck der aargauischen Klosteraufhebung vorgenommenen Verfassungs-Revision im J. 1841 die ultramontane Partei mit Hülfe des Landvolks über die früher herrschenden Liberalen den Sieg davon getragen), Zug, Freiburg und Wallis (in welchem letzteren Kanton die radicale Partei des untern Rhonethales von der Priesterpartei in einem mörderischen Treffen überwältigt und dann die Regierung im Sinne der Sieger eingerichtet worden war). Bei der wachsenden Parteiwuth und Meinungsspaltung glaubten die Luzerner Conservativen ihrer Sache für alle Zukunft den Sieg zu verschaffen, wenn sie die Jesuiten zur Leitung des Jugendunterrichts in den Kanton beriefen. Nach harten Kämpfen wurde der Antrag durch die überwiegenden Stimmen des Landvolks durchgesetzt. Da suchte die freisinnige Partei der Luzerner Hülfe bei ihren Gesinnungsgenossen anderer Kantone, um durch einen bewaffneten Handstreich den Jesuiten und ihren Anhängern die Herrschaft zu entreißen. Aber der übel geleitete Freischaarenzug wurde durch die März 1845 Rathlosigkeit der Führer und die „Banner der Urkantone" auseinander gesprengt, worauf die rachsüchtige Regierung in Luzern ein Regiment des Schreckens errichtete und durch strenge Justiz jeden Widerstand niederschlug. Nun gestaltete sich der Kampf zu einem leidenschaftlichen Ringen zwischen Jesuitismus und Radicalismus. Die sieben katholischen Kantone forderten Bestrafung der Freischaaren, gesetzlichen Schutz gegen ähnliche Unternehmungen und Wiederherstellung der Aargauer Klöster und schlossen, als ihrem Verlangen nicht mit der gewünschten Bereitwilligkeit entsprochen wurde, einen „Sonderbund" zu gegenseitiger Abwehr äußerer Ueberfälle und innerer Unruhen. Dagegen suchten die Radicalen durch einen Handstreich („Putsch") die Regierungen der noch übrigen conservativen Kantone zu stürzen, um auf der nächsten Tagsatzung der Majorität sicher zu sein. In Genf und Waadt glückte der Anschlag. Die ehrwürdige Stadt Calvins, die auf dem Wiener Congreß ein unheilbringendes Geschenk in einigen October 1846. katholischen Ortschaften erhalten hatte, gerieth, unter Mitwirkung der letzteren, in die Gewalt einer ultraradicalen Partei, nachdem schon vorher im Waadtland der Radica- 1845. lismus durch die Thätigkeit des Staatsraths Druey über die gemäßigt-aristokratische Regierung und die mit ihr verbundenen Methodisten (§. 1025) gesiegt hatte. Dieser Schlag und seine moralische Rückwirkung auf die andern sicherte den Radicalen, den mächtigen Kanton Bern an der Spitze, das Uebergewicht, zog ihnen aber die Abneigung Guizots zu, der für das alte Genf, wo er einen Theil seiner Jugendjahre zugebracht, eine große Vorliebe hatte. Die radicale Partei forderte nun allgemeine Ausweisung der Jesuiten als nothwendig zum Frieden der Eidgenossenschaft und erwirkte auf der Tagsatzung einen Beschluß, der den Sonderbund als unverträglich mit dem Bundes- Juli 1847. vertrag der Eidgenossenschaft auflöste und die Entfernung der Jesuiten anordnete. Pius IX. mahnte zum Frieden, wagte aber nicht durch Abberufung der Ordensbrüder den Gegnern den Sieg zuzugestehen, und da auch die Glieder des Sonderbunds, durch den Einfluß einer kleinen fanatischen Partei in Luzern geleitet (Siegwart Müller), dem Beschlusse der Tagsatzung nicht Folge leisteten, so sollte das Schwert entscheiden. Gegen alle Erwartung und gegen die sonstige Art eines Bürger- und Religionskriegs war der 4. Nov. — 1. Decbr. 1847. Kampf schnell vorüber. Eine unter den Oberbefehl des erprobten Generals Düfour von Genf gestellte Bundesarmee eroberte unter geringem Widerstand Freiburg und Luzern, worauf die andern Kantone sich freiwillig unterwarfen und sich den Beschlüssen der Tagsatzung fügten. Die Uebernahme der Kriegskosten und die Aenderung der Kantonalregierungen waren nebst der Auflösung des Sonderbundes und der Ausweisung der Jesuiten die wichtigsten Friedensbedingungen. Dieser rasche Ausgang machte die drei Großmächte Oesterreich, Frankreich und Preußen, die, den Radicalen abgeneigt, bereits über eine gemeinsame Vermittelung oder Intervention übereingekommen waren und zum Theil heimlich die Verbündeten mit Geld und Waffen unterstützt hatten, nicht wenig betroffen. Guizots Courier fand den Sonderbund, dem er Depeschen überbringen sollte, bereits gesprengt und die Häupter desselben auf der Flucht nach

Italien. Er eilte ihnen über die Alpen nach und gab dadurch den Gegnern reichen Stoff zum Witz und Spott. Diese Politik Guizots, der bei Besetzung Krakau's erklärt hatte, daß er die Wiener Verträge für vernichtet ansehe, und der jetzt dennoch dieselben Wiener Verträge zu Gunsten des Jesuitismus gegen die Liberalen und Radicalen geltend machte, war das Grab des Julikönigthums. Nur England befolgte in der Schweiz wie in Italien eine volksthümliche Politik. Nach vollendetem Sieg traf die Tagsatzung Anstalten zu einer Verfassungs-Revision, wonach an die Stelle der bisherigen Vertretung der Kantonalregierungen in der Tagsatzung eine mit größerer Macht ausgerüstete Föderativ-Verfassung trat. Dem Bundesrath, der in Bern seinen ständigen Sitz hat und die höchste Regierungsgewalt im Namen der ganzen Eidgenossenschaft übt, steht ein Ständerath als Vertreter der einzelnen Kantonalregierungen und ein von allen Kantonen nach Maßgabe der Volkszahl frei gewählter Nationalrath zur Seite. Zugleich wurden Maßregeln zur Begründung einer größern Centralisation und nationalen Einheit der Eidgenossenschaft in Beziehung auf Militairwesen (Volksheer), Münze, Maaß und Gewicht u. A. getroffen. Dieser zeitgemäßen Verfassungsreform verdankte die eidgenössische Schweiz einen langen Friedenszustand, während ganz Europa in revolutionärer und kriegerischer Bewegung war. Die in den siebenziger Jahren von der Bundesregierung im Einvernehmen mit den beiden Räthen beschlossene „Revision der Bundesverfassung" war nur eine Weiterbildung auf der im Jahr 1848 gelegten Basis im Sinne größerer Einheit und Gleichförmigkeit und zur Erhöhung der Eidgenössischen Regierungsgewalt. Anfangs durch die Coalition der Ultramontanen, Radicalen und Cantonalisten mit geringer Majorität zurückgewiesen, erlangte die revidirte Verfassung bei einer zweiten Volksabstimmung die Stimmenmehrheit und Gesetzeskraft.

II. Die Pariser Februarrevolution.

§. 1081. Die Reformbankette. Es war ein großes Unglück für die Julidynastie, daß bald nach Erneuerung der Kammer, in welcher Guizot entschieden die Majorität besaß, der Ruf der Käuflichkeit und schmutzigen Gewinnsucht, der auf der Juliregierung lastete, in dem Bestechungsprozeß gegen den General Cubières und den Minister Teste seine Bestätigung fand; daß Emil Girardin, der talentvolle aber charakterlose Redacteur des Journals La Presse, den Republikanern verhaßt, weil Armand Carrel durch seine Kugel im Duell den Tod gefunden, als Besoldeter des Ministeriums erschien; daß in der nächsten Umgebung des Hofes Gaunerstreiche entdeckt wurden; daß die scheußliche Ermordung der Herzogin von Praslin, der hochsinnigen Tochter des Marschalls Sebastiani, durch ihren eigenen Gatten bei nächtlicher Weile im Schlafgemach die ganze Sittenlosigkeit und innere Entartung der um den Julithron geschaarten höhern Stände in ein furchtbares Licht setzte. Und als der Selbstmord des Herzogs im Gefängniß dem empörten Volke den Genuß einer gerichtlichen Untersuchung und den Triumph der Hinrichtung eines Adeligen entzog, glaubte die mißtrauische und aufgeregte Menge an eine absichtliche Begünstigung des zweiten Verbrechens, um nicht einen Herzog dem Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz und der Schmach einer öffentlichen Enthauptung preiszugeben. Das Gefühl, daß ein von so morschen und verfaulten Stützen getragenes Regierungssystem unhaltbar sei, durchdrang die ganze Nation, ergriff alle politischen Parteien. Nur durch Erneuerung der Volks-Repräsentation vermittelst einer Ausdehnung des Wahlrechts konnte eine Aenderung und Besserung erzielt werden; nur wenn die Nation, oder doch der ganze Mittelstand, sich an der Deputirtenwahl betheiligte und dadurch eine Bestechung der Wähler oder der Gewählten unmöglich wurde, konnte die Kammer als der Ausdruck der Nationalgesinnung, als wahre Vertreterin des Volkes gelten. Darum wurde der Ruf nach einer Wahlreform immer lauter; alle Stände und Meinungen waren in diesem Punkte einig; Wahlreform war die Losung des Tages, die Standarte der Legitimisten, Constitutionellen und Republikaner. Um diesem Grundsatz Oeffentlichkeit und Nachdruck zu verleihen und zugleich den Thatbestand ans Licht zu bringen, daß die dermalige Kammermehrheit nicht der Ausdruck des Volks sei, ordneten die Männer der Bewegung in mehreren Städten Frankreichs Reformbankette an, wobei häufig einige Abgeordnete der Linken (Opposition) zugegen waren und wo kühne Reden und Toaste die Gebrechen des herrschenden Regierungssystems schonungslos aufdeckten. Die Vor-

gänge in Italien und der Schweiz, wo die Sympathien des französischen Volks mit der von der Regierung befolgten Politik im entschiedensten Widerspruch standen, vermehrten die Aufregung und riefen immer neue Festmahle und kühnere Demonstrationen hervor. Unter dieser Stimmung fand die Eröffnung der Kammer statt, und die Opposition beschloß zugleich, in Paris selbst ein solches Reformbankett zu veranstalten und ihm, als Ausdruck der Volksgesinnung, eine besondere Bedeutung zu geben. Dies suchte die Regierung zu hintertreiben. Die Thronrede sprach von einer „Bewegung, die durch feindliche oder blinde Leidenschaften angefacht werde", und ein verjährtes Gesetz vom Jahre 1790 mußte einem Verbot aller künftigen Reformbankette als Grundlage dienen. Diese Verletzung des sogar unter der Restauration geachteten Vereinsrechts und die Rückkehr auf ein Gesetz, das seit der Einführung des napoleonischen Gesetzbuches außer Kraft war, erregte großen Unwillen und erzeugte die Ansicht, daß man durch juristische Chicanen die constitutionellen Rechte zu vernichten trachte. Die Discussionen über die Adressen auf die Thronrede waren daher äußerst lebhaft und stürmisch. Man beschuldigte Guizot des Aemterverkaufs, man rügte die richterliche Parteilichkeit gegen die Oppositionspresse, und Thiers unterwarf die Politik gegen die Schweiz, wo man die Jesuiten beschützt, mit Oesterreich ein Bündniß geschlossen und das seit Jahrhunderten befreundete helvetische Volk verstoßen und verrathen habe, einer scharfen Kritik. Nichts desto weniger konnte sich die ministerielle Partei den Triumph nicht versagen, in die Antwortsadresse eine tadelnde Rüge einzuflechten, „gegen die Wühlereien, welche feindliche Leidenschaften oder blindes Sichfortreißenlassen (entrainements) hervorriefen", und trotz des heftigsten Widerstandes der Linken durchzusetzen. Einen ähnlichen Sieg würde die Regierung auch in der Bankettfrage erlangt haben, hätte sie es allein mit der Kammeropposition zu thun gehabt. Denn wie sehr auch die Häupter der Linken, ein Odilon Barrot, Garnier-Pagès, Arago u. A. das Vereinsrecht verfochten und, trotz des Verbots, Anstalten zu einem Reformbankett trafen und Einladungen an die Nationalgarde u. A. erließen — als die Regierung, nach Bekanntmachung eines von Marrast, dem Redacteur des National, verfaßten Programms über den Zug und die Festordnung, militärische Maßregeln traf und durch einen Polizeibefehl die Versammlung und das Festmahl verbot, da schwankte die Opposition, stand zum großen Theil von dem Reformbankett ab und beschloß dafür, in der nächsten Sitzung einen Antrag zu stellen, daß das Ministerium wegen Verletzung der Verfassung in Anklagestand versetzt werde.

§. 1082. Sturz des Julikönigthums. Allein das Volk war bereits zu aufgeregt, als daß es sich durch das zaghafte und schwankende Benehmen der Kammermitglieder und Festordner von den beabsichtigten Willensäußerungen und Demonstrationen hätte abhalten lassen. Schaaren von Arbeitern und Blousenmännern, die Studenten, die Zöglinge der polytechnischen Schule, die kecke Gassenjugend der belebten Hauptstadt, durchzogen unter dem Rufe: „Reform! Nieder mit Guizot!" die Straßen und Plätze, umstellten das Deputirtenhaus und verlangten die Anklage der Minister. Ihre Zahl mehrte sich von Stunde zu Stunde; das Linienmilitär war schonend, die Nationalgarde sympathisirte mit dem Volke, die Polizeimannschaft (Municipalgarde) war der Menge nicht gewachsen; Barrikaden wurden in vielen Straßen errichtet und behauptet. Zwei Tage (22., 23. Februar) hatte der Kampf mit wachsender Erbitterung gedauert. Da entbot 1848.
der König den frühern Minister Molé in die Tuilerien, entließ das Ministerium Guizot und versprach die Reform. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich gegen Abend diese Kunde und erzeugte unter dem aufgeregten Volke einen unermeßlichen Jubel. Unter Gesängen und Freudenrufen wogte die Menge durch die Straßen; die Barrikaden verschwanden; die Häuser wurden beleuchtet; man umarmte sich im Hochgefühl des Siegs. Da geschah es, daß gegen zehn Uhr eine Volksmasse mit Fahnen und Fackeln singend und lärmend über die Boulevards zog. Vor dem Ministerium des Auswärtigen hielt sie still und forderte die Beleuchtung des Gebäudes. In dem Augenblick fiel ein Schuß und verbreitete unter dem im Hause aufgestellten Militär die Meinung, es würde angegriffen. Es erfolgte plötzlich eine Salve auf die Menge und 52 stürzten todt oder verwundet zu-

sammen. Eine unaussprechliche Wuth ergriff das Volk. Man belud eine Bahre mit Leichnamen und durchzog mit Fackelschein und unter dem Ruf: „Zu den Waffen! Man tödtet uns!" die Straßen der Hauptstadt. Um Mitternacht wurde die Sturmglocke von Notre-Dame geläutet und am Morgen des 24. Februar war ganz Paris durch Barrikaden abgesperrt. Umsonst nahm jetzt der König seine Zuflucht zur Linken und berief Thiers, Odilon Barrot u. A. ins Ministerium. Es war zu spät! Ihre Aufforderungen zur Ruhe fanden kein Gehör, ihre Verheißungen keinen Glauben. Der Sieg neigte sich immer mehr auf die Seite des Volks, die Linientruppen fielen zum Theil ab, zum Theil wurden sie überwältigt; die Nationalgarde, unter General Lamoricière's Oberbefehl gestellt, wirkte nur abwehrend, weigerte aber den Kampf gegen das Volk. Da sah Louis Philipp seine Täuschung und seine Gefahr ein. Er dankte ab zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, ernannte die Herzogin von Orleans zur Regentin und eilte um Ein Uhr, als auch dieser Act keine Wirkung hatte und die empörten Schaaren immer drohender gegen das Schloß vordrangen, mit seiner Gemahlin durch eine Hinterpforte dem Meere zu. Mehrere Tage irrte das königliche Paar an der Küste umher, ehe es mit Sicherheit nach England segeln konnte, wohin nach manchen Gefahren auf verschiedenen Wegen auch die übrigen Glieder der Familie gelangten. Die Herzogin von Orleans hatte, von Nemours begleitet, mit ihren beiden Kindern Schutz in der Deputirtenkammer gesucht; allein der Andrang bewaffneter Schaaren und der drohende Ruf nach einer Republik nöthigte sie zur Flucht. Die Einsetzung einer provisorischen Regierung unter dem Vorsitz des alten Dupont de l'Eure (1767—1855) war der Uebergang zur republikanischen Staatsform. Lamartine, Ledru-Rollin, Arago, Garnier-Pagès, Crémieux und Louis Blanc waren die bekanntesten Glieder dieser neuen auf dem Stadthaus eingerichteten Regierung. Indessen wurden die Tuilerien eingenommen, Möbel und Zierrathen verbrannt, der Thron auf den Bastilleplatz getragen und unter der Julisäule zertrümmert, und in die Prunkgemächer des Schlosses zog ein Schwarm zerlumpter Proletarier ein. Plünderungen oder rohe Vergehungen gegen Leben und Eigenthum fanden nirgends statt, und die Kunstschätze schützten die Studenten und Polytechniker. Wenige Stunden hatten hingereicht, die mächtigste Monarchie umzustürzen und den reichsten König zu einem Hülfe suchenden Flüchtling zu machen; die ministeriellen Deputirten flohen oder verbargen sich; die Legitimisten, der Klerus, die Beamten der Provinzen, das Heer, Alle beeilten sich, die neue Staatsform anzuerkennen; die Dynastie Orleans hatte keine Anhänger, keine Partei; ihre Herrschaft war auf Selbstsucht gegründet, darum fand ihr Fall keine Theilnahme, kein Mitleid.

§. 1083. Die Republik. Aber der Rausch der republikanischen Jubeltage mit ihren Freudenfesten und ihrer Fahnenweihe, und die Begeisterung für den neuen Wahlspruch: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" war vorübergehend, und die Wirklichkeit des praktischen, prosaischen Lebens schuf bald mancherlei Schwierigkeiten und Bedenken. Eine aus freiester Volkswahl zu bildende Nationalversammlung sollte die Verfassung der künftigen demokratischen Republik bestimmen und bis zu deren Zusammentritt im Mai die provisorische Regierung dem Staatswesen vorstehen. Edelmüthig hatte Lamartine die ersten Regungen eines gesteigerten Gefühls der Menschenwürde in der Brust des siegenden Volks benutzt, um die Entfernung der blutrothen Fahne, die Annahme der Tricolore, die einst siegreich Europa durchzogen, und die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen durchzusetzen. Da aber die Revolution das Werk der arbeitenden Klasse war, so mußte man deren Hebung und Besserstellung zur Hauptaufgabe der neuen Verwaltung machen. Man fügte der provisorischen Regierung einen Arbeiter, Albert, bei und gab Louis Blanc freie Hand, nach seinen Ideen die Arbeit zu organisiren und die ärmeren Klassen zu beglücken. Nun zeigten sich aber die socialistischen Systeme in ihrer ganzen Haltlosigkeit. Die Zusicherung der Arbeit von Seiten des Staats machte die Erhaltung einer Legion brodloser, arbeitscheuer und unbeschäftigter Menschen nöthig und führte die Errichtung von Nationalwerkstätten herbei, die Millionen verschlangen, ohne etwas Namhaftes zu leisten. Die

Unterstützung von zwei Franken, die dem Arbeitlosen täglich gereicht wurde, steigerte die Staatsausgaben ins Unendliche und mehrte die Zahl der bettelnden Proletarier mit jedem Tage. Daß eine solche Einrichtung in Kurzem den Ruin des Staats, die Verarmung der besitzenden Klassen und den Untergang aller Civilisation herbeiführen müsse, leuchtete Jedermann ein, und es war daher eine der ersten Maßregeln der Nationalversammlung (nachdem sie durch die Bewältigung des drohenden Socialistenaufstandes vom 15. Mai in den Besitz der höchsten Gewalt getreten), diese Werkstätten zu schließen und den Arbeitern die Staatsunterstützung zu entziehen. Da versuchten die Arbeiter eine neue Umwälzung, um dem vierten Stande die Herrschaft zu erwerben; Legitimisten und Bonapartisten machten insgeheim mit ihnen gemeinsame Sache und unterstützten sie mit Geld. Dies führte die Gräuelscenen vom Juni herbei, wo die Anhänger der „rothen 22.—26. Juni 1848. Republik" sich durch Thaten thierischer Rohheit und Barbarei schändeten. Sie mordeten den muthigen General Bréa und den frommen Erzbischof Affre von Paris, als er ihnen Worte des Friedens brachte, sie füllten die Barrikaden mit den Leichnamen ihrer Gegner aus und trugen einzelne Fahnen mit der Inschrift: „Leben durch Arbeit oder Sterben im Kampf!" Entsetzt über die bei dem Aufstande sich kund gebende Verwilderung und Unmenschlichkeit der untern Volksklasse bekleidete die Nationalversammlung den General Cavaignac mit dictatorischer Gewalt. Dieser besiegte die Empörer nach einem viertägigen blutigen Straßenkampfe, wobei zehn- bis zwölftausend Menschen ihren Tod fanden und sieben Generale theils auf dem Platze blieben, theils bald nachher an ihren Wunden starben, ließ die Führer und Anstifter verhaften und deportiren und stellte dann Paris unter das Kriegsrecht. Geschützt durch diese Maßregeln, setzte hierauf die Versammlung ihre Berathungen über die neue republikanische Verfassung fort. Gern hätte sie auch bei der Präsidentenwahl dem General Cavaignac die Stimmenmehr- 10. Dec. 1848. heit verschafft, aber die Nation, geblendet von dem Glanz des kaiserlichen Namens, wählte Louis Napoleon Bonaparte mit einer Stimmenzahl von sechs Millionen. Eben so gehorsam dem Gesetze und so ergeben dem Nationalwillen als tapfer und vaterlandsliebend, legte Cavaignac ohne Widerstreben seine hohe Gewalt in die Hände des glücklichern Mitbewerbers nieder. Unter allen diesen Erschütterungen hatten die Franzosen 20. Decbr. drei gute Eigenschaften bewährt, Tapferkeit, Vaterlandsliebe und politischen Tact; Frankreichs Größe war das Ziel aller Parteien.

III. Zug der Revolution durch Europa.

§. 1084. Deutschland. War einst die Julirevolution mächtig genug gewesen, eine europäische Bewegung zu erzeugen, so mußte bei der herrschenden Gährung und der erstarkten Opposition die Februarrevolution noch viel erschütternder wirken. In Italien, Deutschland, Polen, Irland, der Schweiz heftige Parteiung, aufgeregte Meinungskämpfe, leidenschaftliches Nationalgefühl! Es war kein Wunder, daß enthusiastische Naturen, unpolitische Schwärmer, demokratische Fanatiker, Freunde einer schrankenlosen Freiheit auf die Idee einer universellen, europäischen Republik geriethen, mit Abstreifung aller nationalen und religiösen Verschiedenheiten und mit dem Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! als Standarte. Die Aufstände, die in den meisten Ländern blitzschnell erfolgten, bestärkten sie in ihren Hoffnungen, und eine Propaganda, die in der französischen Weltstadt ihren Sitz und Mittelpunkt hatte, schürte das revolutionäre Feuer und verbreitete republikanische Ideen mit socialistischer und communistischer Färbung als Reizmittel für die untern Volksklassen. Die Ansicht, daß die Revolution ihren Zug durch Europa machen würde, setzte sich in vielen Köpfen fest und trieb sie an, ihr fördernd entgegen zu kommen. Die ersten Wirkungen zeigten sich in Deutschland, und zwar an der Grenze, in Baden. Das rege politische Leben, wodurch sich das Großherzogthum schon lange vor den übrigen deutschen Staaten ausgezeichnet, schien ihm das Recht zu geben, mit der Fahne des Fortschritts und der Neugestaltung voran zu gehen. Dringende

Petitionen an die gerade versammelten Landstände, in stürmischer Weise überbracht, verlangten Preßfreiheit, Schwurgericht, Bürgerwehr unter freigewählten Führern und ein deutsches Parlament, auf das kurz zuvor in der badischen Kammer durch den Abgeordneten Bassermann ein Antrag gestellt worden war und das dem die Regierungen vertretenden Bundestag als Repräsentation des Volks zur Seite stehen sollte. Die badische Regierung gewährte nicht nur diese Punkte, so viel in ihrer Macht stand, sondern erließ auch im Verein mit den Kammern ein Gesetz zur Aufhebung aller Feudallasten mit künftiger Entschädigung der Betheiligten aus der Staatskasse und entfernte mehrere bei dem Volke unbeliebte Beamten und Hofleute von ihren bisherigen Stellen; unpopuläre Deputirte legten ihre Mandate in die Hände ihrer Wähler nieder und wurden durch andere ersetzt. Das Beispiel Badens wirkte auf die übrigen deutschen Staaten. Dieselben Forderungen wurden nach und nach allenthalben gestellt und gewährt und damit in den verschiedenen Ländern verschiedene andere verbunden. In Würtemberg, Sachsen und andern Staaten wurden die Häupter der liberalen Opposition in die Ministerien berufen, und die Zügel der Regierung in ihre Hände gelegt; ständische Mißbräuche wurden abgeschafft, beschränkte Wahlgesetze einer Umänderung unterworfen, der Bundestag im liberalen Sinne umgestaltet und freisinnige Vertrauensmänner zur Berathung einer neuen Bundesverfassung ihm beigeordnet. Aber vollständig und sicher wurde der Sieg der Liberalen erst durch die Umwälzung in Wien und Berlin.

§. 1085. Oesterreich. Wie Louis Philipp galt auch der in den diplomatischen Künsten einer verwickelten Staatsweisheit ergraute Fürst Metternich als der größte Staatsmann und Volksregierer, und sein Rath und Wort wurde von den deutschen Regierungen wie ein Orakel angehört und befolgt. Aber auch seine Stunde hatte geschlagen. Er wollte die Macht des Zeitgeistes nicht anerkennen und hielt die morschen Grundpfeiler des Polizeistaats für stark genug, den stürmenden Andrang der jungen Freiheit zu bestehen. Ueber den Genüssen des Lebens hatte er nicht bemerkt, wie die Literatur der Opposition als Verführerin sich in die österreichischen Lande eingeschlichen und das verfaulte Staatswesen schonungslos aufgedeckt hatte. Fürst Metternich hatte, wie sein Freund Gentz, nach dem Grundsatz gelebt: wenn es nur uns noch aushält, mag auch die Nachkommen die Sündfluth bedecken! Doch es hielt ihn nicht mehr aus! Die Nachrichten aus Paris erzeugten im ganzen Kaiserstaat eine fieberhafte Aufregung. Die Stände von Ungarn, die eine selbständige Nationalregierung unter dem Erzherzog Palatin, eine Reform ihrer Verfassung, Minderung der Steuern, Befreiung von den Beiträgen zur österreichischen Staatsschuld und für das ungarische Militär das Vorrecht verlangten, nicht außerhalb ihres Königsreichs dienen zu müssen, bestürmten die kaiserliche Hofregierung mit dringenden Petitionen; dasselbe geschah in Prag, wo im vorhergehenden Jahre die böhmischen Stände in ihren Rechten und ihrer Ehre tief gekränkt worden waren, und endlich in Wien selbst, wo im März die österreichischen Landstände zusammen traten. Der ungewisse Zustand des in den Schleier des Geheimnisses gehüllten Finanzwesens hatte ein tiefes Mißtrauen erweckt. Man weigerte hie und da die Annahme des Papiergeldes; Handel und Gewerbthätigkeit geriethen ins Stocken; die Zahl unbeschäftigter und darbender Arbeiter mehrte sich. Unter diesen Umständen hatte das jugendliche, überstürzende Beginnen der Wiener Studenten einen überraschenden Erfolg. Durch Petitionen an die Stände, an die Minister, an den Kaiser, in lärmender Weise verfaßt und überreicht, und durch stürmische Versammlungen brachten sie die Wiener Bevölkerung in eine solche Aufregung, daß, als das mit Schonung und Milde handelnde Militär an einigen Orten zurückgedrängt und die Studenten bewaffnet wurden, Fürst Metternich, nachdem die Gewährungen, die er früher bekämpft, nun aber sich Schritt für Schritt abnöthigen
13. März 1848. ließ, nicht mehr genügten, seine hohe Stelle niederlegte und als landesflüchtiger Greis eine Zufluchtsstätte in England suchte, noch bis zum letzten Augenblick die anmuthigen Formen des vollkommenen Cavaliers bewahrend, womit er in den Tagen der Macht die Freunde bezaubert, die Gegner geblendet hatte. Plünderungen, Zerstörungen und rohe Pöbelexcesse kündigten die Auflösung der alten Ordnung, den Anfang eines gesetzlosen

Zustandes an. Die allgemeine Bewaffnung, die nunmehr gestattet wurde, erhöhte die Unsicherheit. Jetzt zeigte sich das Metternich'sche System in seinen traurigsten Folgen. Ein in der größten politischen Unwissenheit gehaltenes, für ein freies Staatsleben ganz unreifes Volk forderte und erlangte Freiheiten und Rechte, die es nicht zu gebrauchen verstand. Die Preßfreiheit erzeugte in Kurzem eine revolutionäre Tagesliteratur, die, aus aufreizenden Blättern und Maueranschlägen bestehend, alle Verhältnisse erschütterte und die Neugestaltung des Staats auf dem Wege der Reform und Entwickelung störte; das freie Vereinsrecht wurde zu lärmenden Volksversammlungen und zur Bildung demokratischer Verbindungen benutzt, welche die Thätigkeit des neuen aus volksthümlichen Männern zusammengesetzten Ministerraths lähmten. Die Studenten und eine in der Eile gebildete Bürgerwehr führten das Regiment in der Stadt; beredte Demokratenführer, aus allen Gegenden in Wien versammelt, übten mit Hülfe der zahlreichen, unbeschäftigten und vermöge ihrer Natur und ihrer Unwissenheit lenksamen Arbeiter eine große Macht und hielten den Zustand der Revolution aufrecht. Unter diesen Umständen fiel es den Demagogen nicht schwer, die Unzufriedenheit des Volks mit dem ministeriellen Verfassungsentwurf, der einer nach Ständen geordneten Reichsversammlung zur Berathung vorgelegt werden sollte, zu einem neuen Aufstand und Straßenkampf zu 15. Mai. steigern und von der Regierung die Einberufung eines constituirenden Reichstages mit einer einzigen Kammer zu erzwingen, zu welchen von allen der österreichischen Gesammtmonarchie angehörigen Staaten und Volksstämmen die Abgeordneten nach dem allgemeinen Stimmrechte frei gewählt und zur Entwerfung einer neuen Reichsverfassung nach Wien einberufen werden sollten. Der Kaiser, beunruhigt über diese Vorgänge und durch die aufregenden Auftritte in seiner Gesundheit geschwächt, begab sich auf den Rath einer reagirenden Partei mit seiner nächsten Umgebung nach Innsbruck. 19. Mai 1848. Dieser unerwartete Schritt erfüllte die Hauptstadt mit Bestürzung und bewirkte einen kurzen Umschlag in der Gesinnung. Als aber die Regierung die veränderte Stimmung zur Auflösung der Studentenlegion benutzen wollte und die Aula mit Militär umstellte, erfolgte die dritte Erhebung, drohender und gewaltiger als die vorhergehenden. 26. Mai. Tag und Nacht war die Stadt durch Barrikaden abgesperrt und mit Wachfeuern erleuchtet. Endlich vereinigte man sich dahin, daß das Militär abziehen und ein aus Bürgern, Nationalgarden und Studenten gebildeter Sicherheitsausschuß die Ordnung in der Stadt erhalten sollte, worauf die Aula in aller Stille geschlossen ward. Bald nachher wurde die Nationalversammlung von Erzherzog Johann im 22. Juli. Namen des abwesenden Kaisers eröffnet; da jedoch bei der in der Hauptstadt herrschenden Aufregung eine ruhige Berathung und eine gesetzliche Ordnung nicht eintreten konnte, so lange der Hof in Innsbruck weilte, so wurde der Kaiser wiederholt zur Rückkehr ersucht. Aber erst der zweiten ansehnlichen Deputation des Reichstags wurde die Bitte gewährt. Am 12. August zog Ferdinand unter dem Jubel des Volks und unter dem feierlichen Geleite der Nationalgarden wieder in Wien ein. Die Czechen in Prag, nicht zufrieden mit den großen Zugeständnissen und Reformen, die ihnen die neugebildete kaiserliche Regierung in Aussicht stellte, und aufgeregt durch einen allgemeinen Slavencongreß, wollten sich den aufgelösten Zustand des Reichs zu Nutze machen, 2. Juni. um durch einen Handstreich die Herrschaft an sich zu reißen, erhielten aber durch eine blutige, mit der Beschießung der Stadt verbundene Niederlage von dem energischen Fürsten Windisch-Grätz, dessen Gemahlin bei dem Aufstand ihren Tod gefunden, die derbe Lehre, daß Oesterreichs militärische Macht und Größe noch unerschüttert sei, eine Lehre, die später durch Radetzky's Siege in der Lombardei und durch den erfolgreichen Kampf des Ban Jellachich von Kroatien gegen die Magyaren eine neue glänzende Bestätigung erhielt.

§. 1086. Die Berliner Märztage. Lange widerstand die preußische Regierung dem mächtigen Impulse der neuen Zeit, aber nur um die Erschütterung desto heftiger zu empfinden. Viele patriotische Männer, die ein großes, einiges Deutschland nur im Verein mit Preußen als möglich erkannten und dem König gerne den seiner Macht gebührenden Vorrang übertragen gesehen hätten, ließen nach der Februar-

revolution die ernste Mahnung ergehen, Friedrich Wilhelm IV. möge rasch und entschlossen den neuen Zeitgeist erfassen und durch Zugeständnisse sich die entfremdeten Herzen des Volks wiedergewinnen, ehe das verhängnißvolle: Zu spät! auch ihn ereile. Aber der Gedanke einer gezwungenen Nachgiebigkeit war ihm unerträglich; noch als er die Ausschüsse des vereinigten Landtags in die Heimath entließ, hob er bei Gestattung der anfangs verweigerten Periodizität die freie Entschließung hervor. Dieser Herrscherstolz und die Zuversicht auf das Militär hielten den König auch ab, die Petitionen um Preßfreiheit und die andern in den meisten Staaten bereits gewährten Rechte zu genehmigen, selbst als ein Bundestagsbeschluß die Aufhebung der Censur den Einzelregierungen schon gestattet hatte. Erst als die Nachricht von den Wiener Ereignissen die Aufregung steigerte, in den Vereinen, deren sich täglich neue bildeten, eine drohende Sprache sich kund gab und auswärtige Emissäre die unteren Klassen aufreizten, da erkannte man endlich die Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen. Allein man zögerte mit der Bekanntmachung, weil die Zusammenrottungen, die mehrere Abende hintereinander in Berlin stattfanden und zu deren Zerstreuung militärisches Einschreiten angeordnet werden mußte, den Verdacht erzeugen konnten, als habe die Regierung einem Zwange nachgegeben. Nur nach hergestellter Ruhe wollte man die beschlossenen Zugeständnisse als Geschenk dem Volke darbringen. Dieses Zaudern mehrte die Aufregung in dem von Polen und anderen Revolutionsmännern aufgewiegelten Volke von Stunde zu Stunde. Immer lauter wurde der Ruf nach Entfernung des Militärs, das, gereizt durch das mehrtägige Harren in den Casernen und durch Schmähreden und Beleidigungen, bei mehreren Gelegenheiten sich gewaltthätiger Handlungen schuldig gemacht hatte. Endlich schien der Tag zur Bekanntmachung der Gewährungen gekommen. Am
März 1848. 17. März wurde die Censur aufgehoben, die Presse unter gewissen gesetzlichen Bestimmungen frei gegeben und eine gründliche Umgestaltung der Verfassung und öffentlichen Verhältnisse des deutschen Bundes durch Verständigung mit den übrigen deutschen Regierungen in Aussicht gestellt. So viele Freude auch diese Veröffentlichung gewährte, der Haß gegen das Militär und der Ruf nach dessen Entfernung und Uebertragung der Bewachung der Stadt an eine Bürgerwehr dauerten fort. Die Zusammenrottungen vor
18. März. dem Schlosse mehrten sich. Die Stimmen, die den Abzug der Soldaten forderten, wurden immer lauter und drohender; eine Deputation von Stadtverordneten und Bürgern erlangte keinen Zutritt; die Ansichten in der Umgebung des Königs schienen getheilt. Da rückte eine Abtheilung Infanterie aus dem Schlosse, um die sich mehrenden Volkshaufen zurückzudrängen. Es fielen zwei Schüsse, ob absichtlich oder zufällig, ob von Seiten des Militärs oder geheimer Aufwiegler, darüber herrschte Ungewißheit. Entsetzt verlief sich die Menschenmasse unter dem lauten Ruf: „Verrath, man mordet uns! Zu den Waffen!“ Eine leidenschaftliche Wuth überkam das Volk. Mit unbeschreiblicher Rührigkeit schritt man zur Errichtung von Barrikaden, deren sich innerhalb zwei Stunden gegen zweihundert in allen Straßen erhoben. Nun erfolgte ein vierzehnstündiger blutiger Straßenkampf, von einer Heftigkeit, wie die neuere Geschichte Deutschlands kaum etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Zwar gelang es der Tapferkeit der Truppen und der Gewalt der Kartätschen, einen Theil der Barrikaden wegzunehmen oder zu zertrümmern, aber mit der Fortdauer des Kampfes wuchs die Theilnahme der Bevölkerung; auch die wohlhabende Bürgerschaft, welche sich ursprünglich fern gehalten hatte, begann sich den Barrikadenkämpfern anzuschließen. Am Morgen des 19. März war der Kampf noch unentschieden; ein in der Frühe erlassener Aufruf an die Berliner zur Niederlegung der Waffen und zur Räumung der Barrikaden blieb ohne Wirkung. Da gab endlich der König, gedrängt von einer städtischen Deputation, Befehl zum Abzug des Militärs, entließ das Ministerium und willigte in die Errichtung einer Bürgerwehr zum Schutze der Stadt und zur Bewachung des Schlosses. Nach dem Rückzug der Soldaten unter gedämpftem Trommelschlag trug man die Leichen der Barrikadenkämpfer in den Schloßhof und nöthigte den König, mit entblößtem Haupte seine Achtung zu bezeigen; die ihn begleitende Königin sank in Ohnmacht. Damit war Friedrich Wilhelms IV. Herrschersinn gebrochen, und sein Entschluß reifte schnell, ohne Rückhalt sich dem Zeitgeiste hinzugeben und in die Wünsche und Forderungen des Volks einzugehen. Er erließ eine unbedingte „Vergebung

allen Denen, die wegen politischer oder durch die Presse verübter Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurtheilt worden". Diese Amnestie, die auch in den übrigen deutschen Staaten gewährt wurde, gestattete den flüchtigen Liberalen die Rückkehr ins Vaterland, an dessen Umgestaltung sie thätig mitwirkten; sie öffnete auch die Kerker der vor Kurzem verurtheilten polnischen Verschworenen (§. 1008), die nunmehr nach Posen eilten und ihre Stammesgenossen zum blutigen Kampf wider ihre deutschen Landsleute aufriefen. — Aber der König erkannte nicht, welche Kluft der 18. März zwischen ihm und dem deutschen Volke geschaffen. Seine am 21. März erlassene Proclamation: „An die deutsche Nation!" worin er verkündete, daß er sich „zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlands gestellt", daß er als neuer, constitutioneller König „Führer der freien, wiedergeborenen deutschen Nation" sein wolle, wurde in ganz Deutschland mit dem größten Mißfallen aufgenommen, und als er bald nachher, mit den deutschen Farben geschmückt, in Begleitung der Prinzen und Minister einen festlichen Umzug durch die Stadt hielt und feierlich versicherte, daß er „Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit" wolle, da ging ein Schrei der Entrüstung durch die südlichen Gaue des Vaterlandes, und selbst in Preußen erblickte das Volk in dem theatralischen Aufzuge nicht sowohl einen wirklichen, Dauer verheißenden Gesinnungswechsel, als vielmehr eine jener phantastischen Ueberstürzungen und Sprünge, an denen Friedrich Wilhelm IV. so reich war. Die Idee einer preußischen Vorherrschaft, mochte damit auch ein Aufgehen Preußens in Deutschland verbunden sein, war höchst unvolksthümlich, und der Augenblick, wo sie verkündigt ward, unglücklich gewählt. Die Entfernung des Prinzen von Preußen, dem man die Hauptschuld zuschrieb und dessen Palast nur mit Mühe vor Zerstörung gerettet worden war, nach England, und die feierliche Beisetzung der gefallenen Volkskämpfer in ein gemeinsames, von den Barrikadenstreitern eigenhändig gegrabenes Riesengrab auf der höchsten Stelle des Friedrich-Haines am 22. März bildeten den Schluß dieser ereignißvollen Märztage, in denen das unumschränkte Militärkönigthum, die Schöpfung ruhmgekrönter Fürsten, einen harten Stoß erlitt. Im folgenden Monat traten die „vereinigten Stände" auf kurze Zeit zum letztenmal zusammen, um ein Wahlgesetz zu genehmigen, aus welchem dann die neue constituirende Nationalversammlung für Preußen hervorging. Aber Berlin hatte seitdem sein Ansehen verändert. Hunderte von wohlhabenden Familien wanderten aus; die Unterbrechung von Handel und Wandel und das Stocken der Gewerbthätigkeit mehrte die Zahl der Brodlosen und Armen und bot der wühlerischen Thätigkeit aufregender Demagogen einen fruchtbaren Boden; Volksversammlungen, Clubs und Arbeitervereine entschieden über die großen Fragen des Tages. Die Minister wechselten in rascher Folge, und waren sie auch durchgängig wohlgesinnte, ehrenwerthe Männer, so fehlte ihnen doch Entschlossenheit und Thatkraft. Der König ging nur mit Widerwillen auf ihre Bestrebungen und Ansichten ein; so hatten sie keinen Halt nach Oben wie nach Unten.

§. 1087. Vorparlament und Nationalversammlung. Mittlerweile war in allen deutschen Staaten eine mächtige Umwälzung vor sich gegangen. Der Bundestag erhielt neue Lebenskraft, seitdem Welcker, „der alte Soldat der Freiheit", Jordan, das schwergekränkte Opfer des Polizeistaats und der Justiztyrannei, und andere Männer von liberalen Ansichten in denselben getreten, und siebenzehn Vertrauensmänner, darunter die Zierden Deutschlands, ihm zur Seite gestellt und mit Entwerfung einer neuen Bundesverfassung betraut worden. In Bayern wich König Ludwig der öffentlichen Meinung und legte das Scepter in die Hand des Kronprinzen; 24. März 1848.
in Hessen-Darmstadt gab der alte Großherzog einige Monate vor seinem Tode die Regierung seinem Sohne ab; in Kurhessen trat Wippermann aus einem Preßprozeß in das Ministerium, das der liberale Oberbürgermeister Eberhard von Hanau bildete; in Hannover wurde der hart verfolgte Stüve von Osnabrück in den Rath des Königs gerufen; in Nassau wurden die Domänen für Staatsgut erklärt und alle Forderungen des Volks gewährt. Die Liberalen hatten den vollständigsten Sieg errungen; Preßfreiheit, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, Abänderung der ständischen Wahlgesetze im demokratischen Sinn, Volksbewaffnung und das theils gewährte, theils

usurpirte Vereinsrecht waren die wichtigsten Zugeständnisse der neuen Regierungen. Aber bald kamen Erscheinungen zu Tage, welche bewiesen, daß die politischen Grundsätze der Liberalen nicht mehr die Wunden der kranken Zeit zu heilen vermöchten, daß die socialen Bestrebungen Frankreichs auch dem deutschen Volke, oder wenigstens den radicalen Elementen kein Geheimniß geblieben; daß man der Freiheit und Gleichheit nicht blos eine rechtliche, sondern auch eine materielle Verwirklichung zu verleihen trachte. In dem Main- und Taubergrund, im Odenwald und den Neckargegenden, dem alten Boden des Bauernkriegs, wurden die Rentbeamten der Standesherren und Edelleute verjagt, die Grund- und Zehntbücher vernichtet, die Schlösser der Gutsbesitzer zerstört, die Jagdrechte verletzt. In Sachsen loderte das Schönburgische Schloß Walden-
5. April 1848. burg in Flammen auf. Es genügte den Männern des äußersten Fortschritts nicht, daß eine aus Oppositionsgliedern der deutschen Ständekammern, aus liberalen Vorkämpfern, aus Journalisten, Literaten und politischen Flüchtlingen bestehende vorberathende Versammlung für ein deutsches Parlament (Vorparlament) zu Frankfurt a. M. im Anfang April den Grundsatz der Volkssouveränetät aufstellte und in Folge dessen den Beschluß faßte, daß eine aus dem breitesten demokratischen Wahlmodus ohne Rücksicht auf Stand, Vermögen (Census) und Glaubensbekenntniß hervorgehende Nationalversammlung zu Anfang des Mai über die künftige Verfassung und den politischen Rechtszustand Deutschlands mit unbeschränkter Machtvollkommenheit entscheiden solle, und daß ein ständiger Ausschuß von Fünfzigmännern über die genaue Vollführung dieses Beschlusses von Seiten der Regierungen zu wachen habe — eine radicale Partei, Hecker, Struve u. A. an der Spitze, verschmähte diesen Gang der Reform und empfahl den Weg der Revolution. Als ihre Anträge für Permanenzerklärung der gegenwärtigen Versammlung und Beseitigung des Bundestags nicht die erforderliche Majorität erhielten, schieden sie aus und riefen einige Wochen nachher im badischen Oberlande das aufgeregte und durch lärmende Versammlungen in Athem gehaltene Volk zur Gründung einer Republik mit gewaffneter Hand auf. Aber die republikanische Schilderhebung hatte wenig Fortgang. Nach einigen Streifzügen und nach den Gefechten von Kandern, wobei der tapfere Bundesgeneral Friedrich von Gagern seinen Tod
April 1848. fand, und bei Dossenbach, wurden die durch die Zuzüge fremder Republikaner und deutscher Arbeiter aus Frankreich verstärkten Freischaaren von den Bundestruppen zerstreut und der Aufstand unterdrückt. Allein die Idee einer deutschen Republik, unter welcher der gemeine Mann sich einen Zustand paradiesischen Glücks träumte, wo der Grundsatz „Freiheit, Wohlstand, Bildung für Alle" zur Geltung kommen würde, blieb im Volke herrschend und Heckers Name erklang im Liede durch das ganze deutsche Vaterland. — Am 18. Mai wurden die Sitzungen der aus freier Volkswahl hervorgegangenen verfassunggebenden Nationalversammlung eröffnet. Die durch Talent, Bildung und Beredsamkeit ausgezeichnete Versammlung in der Paulskirche zu Frankfurt, sowie die würdevolle Gestalt und Haltung ihres ersten kraft- und tactvollen Präsidenten, Heinrich von Gagern, waren ein ehrenvoller Ausdruck deutscher Bildung und Gesinnung. Um unter dem Schutze einer kräftigen Ordnung in Ruhe und Sicherheit gegen Störungen von Unten wie von Oben ihr hohes Werk vollenden zu können, beschloß die Nationalversammlung die Errichtung einer neuen Centralgewalt. Der Bundestag war in der deutschen Nation in zu schlimmem Andenken, als daß man hätte glauben dürfen, ihn trotz seiner gänzlichen Umgestaltung beibehalten zu können. Er wurde von den Demokraten als eine „Leiche" geschildert, deren Wiederbelebung nicht möglich schien. Darum vereinigte man sich nach heftigen parlamentarischen Kämpfen, wobei „der kühne Griff" des Präsidenten den Ausschlag gab, dahin, daß die Nationalversammlung einen unverantwortlichen Reichsverweser erwähle, der sich dann mit einem verantwortlichen Ministerium zu umgeben habe. Die am 29. Juni vorgenommene Wahl entschied mit glänzender Majorität für den Erzherzog Johann von Oesterreich, der am 11. Juli seinen feierlichen Einzug in Frankfurt hielt und sich zur Uebernahme des hohen Amtes bereit erklärte (§. 1091).

§. 1088. Schleswig-Holstein und Posen. Unterdessen waren die deutschen Grenzländer der Schauplatz großer Erschütterungen und blutiger Kämpfe. In Schleswig-Holstein bildete sich, in Folge einer revolutionären Bewegung in der dänischen Hauptstadt, durch welche der König gezwungen ward, die Einverleibung des Herzogthums Schleswig in das Königreich auszusprechen, eine provisorische Landesregierung, an deren Spitze Wilhelm Beseler stand; dies wurde die Losung zu einer Trennung von Dänemark und zu einem blutigen Krieg. Deutschland nahm sich des von den Dänen angegriffenen Landes an, als die kleine schleswig-holsteinische Armee bei Bau geschlagen 9. April 1848. sich nach der Festung Rendsburg zurückziehen mußte. Freischaaren bildeten sich aus Studenten und hoffnungsvollen Jünglingen, die Leben und Gesundheit im ungleichen Kampfe wagten; preußische und andere deutsche Bundestruppen eilten den Herzogthümern zu Hülfe, schlugen unter dem preußischen General Wrangel die dänische Armee bei 23. April. Schleswig, drangen siegreich bis nach Jütland vor und vertrieben die Feinde vom festen Lande. Aber bei dem Mangel einer deutschen Kriegsflotte (für deren Errichtung sich die öffentliche Meinung durch Privatbeiträge und das Parlament durch Bestimmung einer Summe von sechs Millionen Gulden aussprach) war der Kampf ein ungleicher, und der nördliche Seehandel erlitt große Verluste und Störungen. Dieser Umstand und die drohende Haltung Rußlands, Schwedens und Englands zu Gunsten der Dänen bewirkten, daß die preußische Regierung, der die deutsche Centralgewalt die Regelung der schleswig-holsteinischen Frage anheimgegeben hatte, sich auf diplomatische Vermittelung einließ, wodurch die kriegerische Energie gelähmt wurde und ein wenig ehrenvoller Waffenstillstand zum Abschluß kam, welcher sogar die Wirkung des „offenen 26. Aug. 1848. Briefes“ (1012), der Schleswigs Einverleibung in Dänemark verkündet hatte, im Wesentlichen bestehen ließ. — In der preußischen Provinz Posen pflanzten die polnischen Einwohner die Fahne der Unabhängigkeit und Nationalität auf. Nicht zufrieden mit einer von der preußischen Regierung verheißenen und angeordneten Reorganisation des Landes, wonach die deutschen Districte abgelöst und mit den benachbarten Provinzen vereinigt, die polnischen Landestheile dagegen unter eine nationale Verwaltung gestellt werden sollten, machten die Polen verjährte Ansprüche auf das ganze Reich, wie es vor der ersten Theilung gewesen, geltend und fielen mordend über ihre deutschen Landsleute her. Nach einem barbarischen Kampfe, wobei politischer und religiöser Fanatismus mit Nationalhaß gepaart die Polen zu den entsetzlichsten Gräuelthaten trieb, erlagen die Insurgenten der Tapferkeit der preußischen Truppen. — Auch an Englands aristokratische Nationalverfassung wagte sich der demokratische Zeitgeist. Aber die durch französische Aufwiegler hervorgerufene Aufregung und einzelne Volkstumulte in den Fabrikstädten waren ohne ernste Folgen. Eine große Versammlung und Demonstration der englischen Chartisten ging ruhig vorüber und ein Aufstand in Irland (§. 1067) wurde mit leichter Mühe unterdrückt. England sowohl als Belgien (wo eine Schaar französischer Emissäre, die dem Nachbarlande das republikanische Glück Frankreichs bringen wollten, bei ihrer Ankunft verhaftet wurde) gaben den Beweis, daß nur die Regierungen stark sind, die im Volke selbst ihre Wurzel und Kraft haben, daß dagegen Zwiespalt zwischen Obrigkeit und Unterthanen das Staatswesen schwächt und der Anarchie Thür und Thor öffnet.

§. 1089. Italiens Wechselfälle (vgl. §. 1077). a. Volkserhebungen. In der Schweiz führte die Kunde von der Februarrevolution den Abfall des Kantons Neuenburg von Preußen und den vollständigen Sieg der Radicalen herbei; und in Italien erzeugte sie innere Erschütterungen und einen nationalen Krieg wider Oesterreich. — Sicilien beharrte bei seiner Unabhängigkeit von Neapel; es wies jeden Antrag einer Verständigung mit dem König Ferdinand hartnäckig zurück, besonders seitdem dieser rachsüchtige Fürst eine zur Wiedererlangung früherer Rechte unternommene Erhebung der Bürgerschaft von Neapel durch seine Schweizergarde und durch den entfesselten Pöbel unterdrücken ließ und, wie vor fünfzig Jahren die Königin Karoline, die wohlhabende Bevölkerung seiner Hauptstadt der Mord- und Raubsucht rasender Lazzaronihorden preisgab. Das kraftlose, knechtische Volk von Neapel duldete das harte Joch des

Militärdespotismus; aber Sicilien sagte sich von den Bourbonen los und erwählte den Herzog von Genua, einen Sohn Karl Alberts, zum König. Doch war damit das Schicksal der schönen, unglücklichen Insel noch nicht erfüllt, das blutige Drama noch nicht ausgespielt. Zwar kam unter französischer und englischer Vermittelung eine Waffenruhe zu Stande, während welcher der östliche, durch eine Demarcationslinie begrenzte Theil der Insel mit Messina den Neapolitanern gehorchte, der westliche mit den Städten Palermo, Syracus und Catania von einer provisorischen Regierung unter Ruggiero Settimo geleitet wurde. Da aber die während des Winters geführten Unterhand-
1849. lungen zu keinem Ergebniß führten, so begann im April der Kampf von Neuem. Eine zahlreiche, von dem Polen Mieroslawski befehligte Fremdenlegion zog den Sicilianern zu Hülfe; allein die Kriegskunst und bessere Ausrüstung der neapolitanischen Miethtruppen trug den Sieg davon. Nach der Niederlage und Flucht der Fremdlinge rückte das neapolitanische Heer über Syracus nach der Hauptstadt Palermo. An einem erfolgreichen Widerstande verzweifelnd, ließ sich die Bürgerschaft in Unterhandlungen ein und übergab, nachdem sich die Häupter der Revolution auf die Insel Malta geflüchtet, die Stadt dem Sieger gegen die Zusage einer Amnestie. Am 14. Mai hielt das neapolitanische Heer seinen Einzug in Siciliens Hauptstadt, und die unglückliche Insel, wo über ein Jahr die dreifarbige Fahne geweht hatte, wurde von Neuem an das bourbonische Militärkönigthum gekettet. — Im Kirchenstaat nahm die Begeisterung für den Papst ab, als er die übertriebenen Ansprüche des Volks nicht rasch und umfassend genug befriedigte und die geforderte Kriegserklärung gegen Oesterreich als unverträglich mit seiner Stellung und religiösen Würde mit Ernst zurückwies. Selbst die Ausweisung der Jesuiten und die Gewährung einer ständischen Verfassung vermochten ihm nicht wieder die frühere Volksgunst zu erwerben. Der kluge Italiener Rossi aus Carrara, der einst in Genf die Rechtswissenschaft gelehrt, dann in Paris bei Louis Philipp und Guizot eine einflußreiche Stellung bekleidet und wichtige diplomatische Aufträge vollführt hatte, wurde von Pius IX. als constitutioneller Minister berufen, um die Zügel der Regierung, die den schwachen Händen des Kirchenfürsten zu entgleiten drohten, wieder fester anzuziehen. Aber durch die ernsten Maßregeln, die Rossi gegen die wachsende Anarchie ergriff, zog er sich so sehr den Haß der römischen Demokraten zu, daß er bei Eröffnung der Kammern auf der Treppe des Ständehauses an derselben Stelle, wo einst Cäsar gefallen, durch einen Dolchstoß in die Kehle ermordet wurde, worauf der zügellose
15. Nov. 1848. Pöbel, geleitet vom Fürsten von Canino (Bonaparte), den Quirinal umstellte und den Papst mit Drohen zur Ernennung eines radicalen Ministeriums unter Mamiani's Leitung zwang. Von da an wich Ordnung und Gesetzlichkeit aus der ewigen Stadt. Die Deputirtenkammer war ohne Macht und wurde durch den Austritt vieler Mitglieder so geschwächt, daß sie kaum noch beschlußfähig war; der demokratische Volksclub führte mit Hülfe des rohen und robusten Pöbels von Trastevere das Regiment, seitdem die päpstliche Schweizergarde entwaffnet und verabschiedet worden und eine unzuverlässige Bürgerwehr an deren Stelle getreten war; viele Cardinäle entfernten sich; Pius IX. wurde wie ein Gefangener bewacht. Empört über diese Vorgänge und in seiner Sicherheit
24. Nov. bedroht, entfloh endlich der Papst verkleidet nach Gaeta, wo er ein neues Ministerium bildete und gegen alle Vorgänge in Rom Protest einlegte. Dieser Schritt verschaffte
Februar 1849. vorerst der republikanischen Partei den vollständigsten Sieg. Eine neue constituirende Versammlung wurde einberufen, die in einer ihrer ersten Sitzungen das Papstthum seiner weltlichen Macht entkleidete, eine römische Republik einführte und für die Vereinigung Italiens unter einer demokratisch-republikanischen Staatsform aus allen Kräften zu wirken beschloß. Der Bannstrahl des Papstes wurde von dem Volksverein mit einem höhnenden Aufzug beantwortet. Eine provisorische Regierung unter der Leitung von drei Männern (Triumvirat) übernahm die Verwaltung des Freistaats, indeß die constituirende Versammlung Hand an das Kirchenvermögen legte, um kleine Pachtgüter für die Armen daraus zu bilden, und Garibaldi aus Nizza (geb. 4. Juli 1807), ein kühner Freischaarenführer, der sich als politischer Flüchtling lange in Amerika und anderwärts umhergetrieben, dann aber, in die Heimath zurückgekehrt, an dem Kampfe der Piemontesen und Lombarden wider Oesterreich den lebhaftesten Antheil genommen, aus

Freischaaren und Demokraten eine beträchtliche Volkswehr organisirte. Der unglückliche Ausgang des erneuerten Kampfes in Oberitalien, der eine Menge Flüchtlinge nach Rom führte, und die Ankunft Mazzini's, der so lange das thätige Oberhaupt des „jungen Italiens" und die Seele der demokratischen Propaganda gewesen, steigerten die revolutionäre Aufregung in Rom. Der Kirchenstaat sollte als letzte Zufluchtsstätte der Freiheit mit aller Kraft vertheidigt und als Mittelpunkt für weitere Unternehmungen benutzt werden. Truppen und Freischaaren waren in großer Masse vorhanden, an Waffen und Geschütz war kein Mangel und ein revolutionärer Terrorismus der wildesten Art schaffte die nöthigen Hülfsmittel herbei. Diese Vereinigung revolutionärer Kräfte bestimmte die Schutzmächte des Kirchenstaats, deren Hülfe der Papst angerufen, zu gemeinschaftlichem Handeln und zu bewaffnetem Einschreiten. Indeß die Oesterreicher sich nach harten Kämpfen in den Besitz von Bologna und Ancona setzten, die Neapolitaner von Süden her in das römische Gebiet einrückten, landete ein französisches Heer unter General Oudinot in Civitavecchia und umstellte das furchtbar aufgeregte Rom. Umsonst erklärten die Franzosen, daß sie als Freunde kämen, um die Ordnung und die gesetzliche Freiheit zu schirmen und die Besetzung des Kirchenstaats sammt der Hauptstadt durch die Oesterreicher und Neapolitaner zu verhüten — die Demokraten wiesen die dargebotene Hand des Friedens und der Versöhnung zurück und bereiteten den anstürmenden Feinden einen hartnäckigen Widerstand. Der erste Angriff der Franzosen scheiterte. Nach dem tapfersten Kampfe gegen die gut postirten und mit Geschütz trefflich bedienten Insurgenten mußte sich Oudinot unter großen Verlusten nach der See zurückziehen und Verstärkung abwarten. Um ihre Gegner zu trennen, knüpften hierauf die Triumvirn mit dem französischen Befehlshaber Unterhandlungen an und schlossen eine achttägige Waffenruhe, die Garibaldi klug benutzte, um die neapolitanischen Truppen bei Velletri anzugreifen und über die Grenze zurückzuschlagen. Als die Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, begannen die Franzosen von Neuem zu stürmen. Aber auch diesmal stießen sie bei dem Pancraziothore und an andern Orten auf den heftigsten Widerstand, so daß sie erst nach wochenlangen blutigen Kämpfen und Stürmen endlich vertragsweise in den Besitz der Stadt kamen. Die Barrikaden wurden sofort geräumt, die provisorische Regierung aufgelöst und eine militärische Fremdherrschaft errichtet. Garibaldi, Mazzini u. A. suchten ihr Heil in der Flucht. Aber der Papst beharrte noch lange in seiner freiwilligen Verbannung und in seinem Groll gegen die undankbare Stadt. Erst im April 1850 erfolgte seine Rückkehr. Seitdem wurde in Rom die Ruhe durch französische Besatzung aufrecht erhalten; allein die Räuberbanden, die unter verwegenen Anführern das Land durchstreiften, gaben Zeugniß von dem tiefen Verfall der gesellschaftlichen Ordnung und von der Ohnmacht der Regierung.

(Marginalien: März 1848. — 2. Mai. — 19. Mai 1849. — 3. Juli.)

§. 1090. b. **Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft in Mailand und Venedig.** Der Großherzog Leopold von Toskana wußte sich die Zuneigung seiner Unterthanen durch freisinnige Reformen, durch Verweisung der Jesuiten und durch die wenn gleich nothgedrungene Theilnahme an dem Krieg wider Oesterreich lange zu bewahren, bis es auch hier der radicalen Propaganda glückte, den Boden zu unterwühlen, die Einberufung einer constituirenden Versammlung zu bewirken, den Großherzog zur Flucht zu bringen und eine ephemere Republik unter Guerazzi's Leitung zu gründen. Aber nach einigen Wochen wurde Leopold durch eine vom Volke selbst bewirkte Gegenrevolution zurückgeführt und die alte Ordnung wiederhergestellt. — Der absolutistisch gesinnte Herzog Franz von Modena und der kurz vorher zur Regierung gelangte Herzog Karl von Parma vermochten den Märzstürmen nicht zu widerstehen. Sie verließen ihre Staaten und schlossen sich an Oesterreich an, mit dem sie die anfängliche Niederlage und den spätern Triumph theilten. Radetzky's Einzug in Mailand war auch für sie der Tag der Rückkehr. — Die merkwürdigste Umwandlung der Dinge ging in Oberitalien vor sich. Karl Albert, König von Piemont und Sardinien, von seinen Verehrern das „Schwert Italiens" genannt, ein Mann ohne Treue und Charakterfestigkeit, der früher seine liberalen Jugendsünden durch strengen Absolutismus abgebüßt, dann aber, den Zeitgeist erfassend, die

(Marginalien: 8. Febr. 1849. — 11. April.)

Fahne der italienischen Nationalität und Unabhängigkeit aufgepflanzt hatte, glaubte jetzt den passenden Augenblick benutzen zu müssen, um durch eine ohne alle Ursache und Veranlassung beschlossene Kriegserklärung an Oesterreich sich die Gunst des italienischen Volks und den Besitz des lombardisch-venetianischen Königreichs nebst der Oberherrschaft über Italien zu erwerben. Verbunden mit den Lombarden, die nach einigem Bedenken sich wider die Oesterreicher erhoben, eine provisorische Regierung eingesetzt und nach einem hartnäckigen mehrtägigen Kampfe in Mailand (vom 18. März an) den greisen Feld-
Radetzky 1766—1858. marschall Radetzky nebst seinen durch Abfall und Ausreißen geschwächten Truppen zum Abzug genöthigt; mit den Venetianern, die, nach Befreiung ihrer Hauptstadt durch die Capitulation des österreichischen Festungscommandanten Grafen Zichy, sich der allgemeinen Nationalerhebung anschlossen, und mit den zahlreichen Freischaaren (Crociati) des mittlern Italiens, rückte Karl Albert gegen den Mincio, drängte in der ersten Zeit der Begeisterung und Ueberraschung die österreichischen Heere durch die Ueberlegenheit seiner Streitkräfte nach der Nordgrenze Italiens und eroberte nach dem sieg-
April 1848. reichen Treffen von Goito das feste Peschiera. Ja sogar nach Wälschtirol zogen italienische Freischaaren, um auch dieses Grenzland den Oesterreichern zu entreißen. Allenthalben wehte die dreifarbige Fahne; die meisten Städte, mit Ausnahme der Festungen Mantua und Verona, schlossen sich den Insurgenten an; Florenz, Rom, Neapel erklärten an Oesterreich den Krieg und verstärkten das piemontesische Heer, das der König, tapfer und kriegsliebend, in eigener Person ins Feld führte. Der Kampf nahm den Charakter eines Kreuzzugs an; die Priesterschaft, vom neuernannten Erzbischof von Mailand bis zum untersten Bruder herab, wirkte für die nationale Sache und Italiens Unabhängigkeit und verlieh dem Aufstande die Weihe der Kirche. Die Freischaaren schmückten sich mit rothen Kreuzen zum heiligen Kriege. Bald änderte sich jedoch die Lage der Dinge. Denn „während Italien mit Festen, Gelagen und Triumphzügen sich seines Sieges, seiner Befreiung vom verhaßten Barbarenjoch freute, schärfte der alte Löwe die Klauen in seiner Höhle zu Verona, aus der er bald, seine Mähne schüttelnd, wieder her-
1848. vorging." Schon am 6. Mai bestand der mehr als achtzigjährige Feldmarschall Radetzky (geb. 2. Nov. 1766 in Böhmen) bei Santa Lucia unweit Verona ein blutiges Gefecht, in dem die tapfere österreichische Armee das Schlachtfeld gegen die überlegenen Streitkräfte der Feinde behauptete, während Feldmarschalllieutenant Welden das südliche Tirol befreite. Gegen Ende des Monats durchbrach Radetzky die tapfer vertheidigte
29. Mai. Linie von Curtatone und öffnete sich den Weg nach Mantua, um dieselbe Zeit, als Karl Alberts Heer bei Goito und Peschiera seine erfolgreichen Waffenthaten ausführte. Im Juni bemächtigte sich der Feldmarschall nach einem blutigen Gefechte der Stadt Vicenza, während der piemontesische König den in der Kriegsgeschichte berühmten Ort Rivoli besetzte. Heiße Kämpfe von wechselndem Erfolge wurden hierauf in der Nähe der beiden Festungen durchgefochten, und die Ufer des Flusses Mincio mit dem Blute vieler tapferen Streiter getränkt. Die Italiener kämpften für Freiheit und Nationalität, die Oesterreicher für Herrschaft und Kriegsehre; aber jenen fehlte die Uebung und strenge Zucht, die den gedienten Heeren der letzern zu Statten kamen, und während diese einem einzigen willens- und thatkräftigen Führer gehorchten, herrschte bei den aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Gegnern oft Zwietracht und getheilte Meinung. Daher neigte sich das wankende Kriegsglück zuletzt auf die Seite der Oesterreicher. Am 25. Juli,
25. Juli 1848. an einem glühendheißen Sommertage, erfocht Graf Radetzky bei Custozza einen Sieg, der Oesterreichs Waffenehre aufs Glänzendste herstellte. In raschem Siegeslauf rückte sodann der greise Feldmarschall, die bei Goito und Volta nochmals geschlagenen Feinde vor sich hertreibend, wieder in die Lombardei ein und stand Anfangs August vor den Thoren Mailands. Nach einem heftigen Kampfe, in welchem der König selbst in Gefahr schwebte, ergab sich die Stadt vertragsweise, worauf am 6. August Radetzky wieder seinen Einzug in Mailand hielt. Bedroht von der Volksmasse und als Verräther geschmäht und verfolgt, hatte Karl Albert unter dem Dunkel der Nacht die Stadt verlassen, froh, von Oesterreichs Großmuth einen Waffenstillstand zu erhalten. Radetzky, eben so mild und menschenfreundlich als tapfer und thatkräftig, schändete seinen Sieg durch keine Grausamkeit. Die flüchtigen Mailänder, nicht mehr so vorlaut in höhnenden

Schmähreden gegen die „Deutschen", kehrten allmählich still und gedemüthigt zurück. Garibaldi, einer der verwegensten Schaarenführer, zog noch einige Zeit mit seiner verwilderten Bande oberhalb Como umher, bis er von den Feinden bedroht zuerst in der südlichen Schweiz eine Zufluchtsstätte suchte, dann aber in dem aufgeregten Rom einen günstigen Boden für seine kriegerische Thätigkeit fand. Damit war jedoch der sardinisch-österreichische Krieg noch nicht zu Ende. Karl Albert, von dem Volke geschmäht, von den Radicalen, die das gemäßigt-liberale Ministerium Gioberti verdrängt hatten und in der Kammer wie in der Regierung das Uebergewicht besaßen, fortgerissen, von der republikanischen Propaganda in seiner Herrschaft bedroht, von gekränktem Fürstenstolz bethört, faßte in der Verzweiflung den Entschluß, das Kriegsglück abermals zu versuchen. Als Grund der erneuerten Kriegserklärung wurde der mangelhafte Vollzug der Bedingungen des Waffenstillstandes geltend gemacht. Im März drang ein großes sardinisches Heer, bei dem sich mehrere polnische Anführer befanden (Ramorino, §. 1009, Chrzanowski u. A.), über die lombardische Grenze, um einen zweiten Versuch zur Vertreibung der Oesterreicher aus Italien zu machen. Aber ein viertägiger Feldzug des alten Radetzky in dem durch Schlachten und kriegsgeschichtliche Ereignisse berühmten Stromgebiet des Tessin, und die blutigen Siege der österreichischen Armee bei Mortara und Novara über die ausgedehnten Truppenabtheilungen der Feinde setzten den Unternehmungen ein schnelles Ziel und vereitelten die Hoffnungen der italienischen Patrioten. Ramorino aus Genua, seit dem Falle Polens als unsteter Abenteurer umhergetrieben, gerieth in Verdacht der Verrätherei, weil er in sträflicher Fahrlässigkeit einen wichtigen Posten zu besetzen unterlassen, und wurde kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt und erschossen. Karl Albert, an seinem Glücke verzweifelnd, entsagte der Krone zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel, flüchtete sich auf verborgenen Wegen aus dem Lande seiner Väter und suchte im fernen Portugal eine Ruhestätte für den kurzen Rest seiner Tage. Wenige Monate nachher befreite ihn der Tod von allen Leiden und Kümmernissen des Erdenlebens. Der junge König Victor Emanuel schloß mit dem siegreichen Feldmarschall in der Eile einen Waffenstillstand, der aber im ganzen Lande solchen Unwillen erregte, daß die Abgeordnetenkammer die Bestätigung verweigerte und in Genua ein Aufstand ausbrach. Erst als jene aufgelöst und dieser mit Waffengewalt unterdrückt war, fügte sich das Volk in das Unvermeidliche. Die neue Kammer bestätigte später den Frieden mit Oesterreich, der dem Lande eine große Schuldenlast für die Kriegskosten aufbürdete. Von dem an ist die sardinische Regierung auf dem Wege liberaler Reformen und innerer Entwickelung ohne Störung fortgeschritten. Ein im Rücken des österreichischen Heeres erfolgter Aufstand in Brescia wurde nach Erstürmung der Stadt von dem schonungslosen Feldmarschalllieutenant Haynau mit blutiger Strenge unterdrückt. — Nur die Lagunenstadt Venedig, wo nach dem Abzug der österreichischen Besatzung zuerst eine provisorische Regierung im Namen des Königs von Sardinien das Staatswesen leitete, dann aber, nach der Niederlage des italienischen Heeres, unter Manins Wirksamkeit ein republikanisches Regiment eingeführt wurde, war durch die unüberwindliche Festigkeit ihrer Lage vermögend, dem österreichischen Belagerungsheere, selbst als sich dasselbe in den Besitz der Festung Malghera gesetzt und damit festen Fuß in den Lagunen gefaßt hatte, noch Monate lang zu widerstehen und allen Angriffen und Eroberungsversuchen zu trotzen. Erst als nach der Niederlage der Insurgenten aller Orten jede Hoffnung auf einen erfolgreichen Ausgang des Kampfes verschwunden und die Stadt durch die innere Zerrissenheit und den äußeren Feind in die höchste Noth gebracht war, ergab sich auch Venedig vertragsweise den Oesterreichern. Am 30. August hielt der Feldmarschall seinen feierlichen Einzug in die stolze Lagunenstadt. Manin, der an der heldenmüthigen Vertheidigung Venedigs den größten Antheil hatte, floh nach Frankreich, wo er, jede Unterstützung von sich weisend, als Sprachlehrer seinen Unterhalt suchte. Er sollte den Tag der Unabhängigkeit Italiens nicht mehr erleben. Er starb am 22. Sept. 1857. Ein Jahrzehnt nachher wurde seine Asche nach Venedig geführt und in der befreiten Vaterstadt beigesetzt. Daniel Manin und Georg Pallavicino Trivulzio, einem der ältesten Milanesischen Adelsgeschlechter entsprossen, der einst seine patriotische Freiheitsbegeisterung mit vieljähriger leidensvoller Haft auf dem Spielberg

Marginalia: März 1849 · 20.—24. März. · 26. März 1849. · 1.—4. April. · 27. Mai. · 25. Aug.

gebüßt hatte, waren, wie aus ihrem später veröffentlichten Briefwechsel hervorgeht, die Begründer und Schöpfer des italienischen Nationalvereins, in welchem in den fünfziger Jahren sich Republikaner und Constitutionelle zur Befreiung und Einigung des Vaterlandes um das Kreuz Savoyens schaarten. — Seit dem Falle Mailands und Venedigs breitete der Doppeladler seine Flügel aufs Neue über das lombardisch-venetianische Königreich; in Mittel- und Unter-Italien prangten wieder die Fahnen der legitimen Herrscher, und die hoffnungsreiche italienische Tricolore hatte nur noch in Sardinien eine Freistätte. Pius IX. gab durch öffentliche Bußgänge seine tiefe Reue über seine liberalen Sünden kund, und in dem unglücklichen Neapel herrschte seitdem ein finsteres, von Rachsucht und Grausamkeit geleitetes Reactionssystem, das aller Gesetze der Cultur und Humanität spottete. Wie viel Thorheit und unverständige Leidenschaft die italienische Erhebung auch zu Tage gefördert hat, Einen Ruhm kann man ihr nicht versagen — die Ehre der Nation wurde gerettet. Jahrhunderte lang der Gegenstand des Hohns und der Verachtung anderer Völker, haben die Italiener bewiesen, daß sie noch die Waffen zu führen verstehen; und sind sie auch diesmal nicht minder durch ihre eigene Unordnung und Verkehrtheit, als durch die militärische Uebermacht ihrer Gegner erlegen, so ward doch durch diese Erhebung die Hoffnung geweckt und gestärkt, daß auch ihnen einst der Tag aufgehe, wo die nationale Einheit und gesetzliche Freiheit ein glücklicheres und würdigeres Volksleben begründen würden.

IV. Die deutschen Verfassungskämpfe und Ungarns Fall.

§. 1091. 1. Die constituirende Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt. — Die Centralgewalt. Die deutsche Bewegung, obwohl von Grund aus demokratisch und stürmisch in ihrem Auftreten, „hielt ehrfurchtsvoll still vor den Thronen"; ein Beweis, daß das Streben der Nation im Großen nicht auf Erzielung republikanischer Staatsformen hinausging, sondern nur auf ein freies Staatsleben mit nationaler Einheit, unter welcher die Einzelstaaten in ihren gewohnten, mannichfaltigen Formen fortbestehen könnten. Eine solche Einheitsform zu schaffen, wodurch die deutsche Nation geordnete Freiheit im Innern, Kraft und Ansehen nach Außen erlangte, wodurch „des Vaterlandes Größe, des Vaterlandes Glück" von Neuem begründet würde, war die große, schwierige Aufgabe der Nationalversammlung in Frankfurt. Die Mehrzahl erkannte dieses Ziel und vermied die Abwege, auf welche eine rührige Minderheit die Versammlung zu reißen suchte, indem sie fremdartige Gegenstände vor ihr Forum brachte, wie z. B. den Streit zwischen der Bürgerschaft und dem preußischen Militär in Mainz, worüber die Versammlung nach Kenntnißnahme des Thatbestandes den Beschluß faßte, „im Vertrauen, daß die zuständigen Behörden thun werden, was ihres Amtes ist", zur Tagesordnung überzugehen. Aber bei dem heftigen Widerspruch, welchen der von den Vertrauensmännern ausgearbeitete Verfassungsentwurf bei einem großen Theil der aufgeregten Nation erfuhr, und bei den stürmischen Ereignissen, denen sich die von allen Seiten angerufene Versammlung nicht ganz zu entziehen vermochte, rückte das Werk langsam voran. Wurden die Berathungen anfangs durch die Unbekanntschaft der Mitglieder und die Unklarheit des Ziels gehemmt, so störte später, nach Ausbildung der Parteistellung, der Oppositionsgeist und die Verschiedenartigkeit der Zwecke das einmüthige Handeln. Die Parteistellung trat zuerst scharf und sicher hervor bei der Berathung über die Centralgewalt. Die Linke, auf eine republikanische Staatsordnung lossteuernd und auf dem Grundsatz der Volkssouveränetät fußend, verlangte eine aus dem Schooße der Nationalversammlung hervorgehende und ihr verantwortliche Vollziehungsgewalt, ohne Mitwirkung der Regierungen; die Rechte und ein Theil der Mitte, eine Vereinbarung der Regierungen und der Volksrepräsentanten anstrebend, kamen in dem Grundsatz überein, daß bei der Einsetzung einer Centralgewalt die Regierungen und die Nationalversammlung Hand in Hand gehen müßten. Zu dem Behufe sollte ein Directorium von drei Personen, die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen und die Gesammtheit der mittleren und kleineren Staaten repräsentirend, eingesetzt werden. Dieses Directorium sollte von sämmtlichen Regierungen, die sich zuerst über die Personen zu einigen hätten, der Versammlung vorgeschlagen und nach deren Einverständigung von denselben auch ernannt werden, so daß „in die Mitte zwischen Bezeichnung und Ernennung die zustimmende

Erklärung der Nationalversammlung fiele". Zwei Bedenken führten nach langen, bewegten Debatten endlich zum Aufgeben dieses Vorschlags: die Furcht, daß die Regierungen zur Einigung über die drei Personen eine lange Frist brauchen würden, und die Gewißheit, daß die vorgeschlagenen Directoren von den Gegnern einer so schonungslosen Kritik unterworfen werden würden, daß ihr Ansehen darunter leiden müßte. Man kam daher im Laufe der Verhandlungen zu der Ansicht, daß es besser sei, statt eines dreitheiligen Directoriums („Trias") ein einziges unverantwortliches Oberhaupt („Monas") mit der höchsten Gewalt zu bekleiden, das, von den Regierungen vorgeschlagen und ernannt, von der Versammlung ohne Discussion angenommen werden sollte. Von diesem Wege der Vereinbarung wurde die Nationalversammlung unerwartet durch das gewichtige Wort ihres Präsidenten abgeführt und zu dem „kühnen Griff" hingerissen, dieses unverantwortliche Oberhaupt selbst zu wählen. Nach langen, aufgeregten Debatten vereinigte man sich zuletzt zu folgendem Beschluß: „Die provisorische Centralgewalt wird einem nicht regierenden Mitgliede eines deutschen Regentenhauses als Reichsverweser übertragen. Die Nationalversammlung wählt denselben im Vertrauen auf die Zustimmung der Regierungen." Gagern glaubte durch diese Wendung die Regierungen einer großen Verlegenheit zu überheben, dem Reichsverweser in den Augen des Volks eine größere Popularität zu verleihen und zugleich den Regierungen durch die Person des Gewählten eine Bürgschaft zu geben. Auch hoffte er dadurch alle Parteien zu versöhnen und zu einem einmüthigen Beschluß hinzureißen. Daß der volksbeliebte und bürgerlich gesinnte Erzherzog Johann von Oesterreich der Erwählte sein würde, war schon längst außer allem Zweifel. Es schien, als ob die Anträge mit Rücksicht auf ihn gestellt worden wären. Trotz der anfänglichen Begeisterung über dieses Ereigniß bezeichneten doch Viele den „kühnen Griff" als einen Fehlgriff, durch den sich die Versammlung auf den Standpunkt der Revolution gestellt und den Regierungen die Möglichkeit gegeben habe, sich später der Centralgewalt zu entziehen. Die oberste Reichsregierung für alle den deutschen Gesammtstaat betreffenden Angelegenheiten fand daher gleich einem frühern Beschluß, daß die Verfassungen der Einzelstaaten in keiner ihrer Bestimmungen mit dem allgemeinen deutschen Verfassungswerk in Widerspruch stehen dürften, nur so lange Anerkennung und Geltung, als die Einzelregierungen und der Particularismus nicht den Willen oder die Macht besaßen, sich davon los zu machen. Besonders fühlte man sich in Preußen über die Wahl verletzt, die Demokraten, weil der Reichsverweser unverantwortlich sein sollte, die Patrioten, weil eine wenn auch nur vorübergehende Unterordnung Preußens unter einen österreichischen Prinzen undenkbar erschien. — Nachdem der Reichsverweser aus den Händen des Bundestagspräsidenten die bisher von diesem Staatskörper geübte Gewalt entgegengenommen, umgab er sich mit einem verantwortlichen Ministerium, in welchem unter der kurzen Präsidentschaft des Fürsten von Leiningen Schmerling, Peucker, Robert v. Mohl, Heckscher, Duckwitz und Beckerath den verschiedenen Geschäftskreisen vorstanden, und ernannte eine Anzahl Unterstaatssekretäre aus dem Schooße der Versammlung. 12. Juli 1848.

§. 1092. Die Parteistellung. Seit der Errichtung der Centralgewalt gewann die Parteistellung der einzelnen Mitglieder der Versammlung einen festern Boden und eine gesicherte Gestalt. Die Rechte, die das deutsche Verfassungswerk nur vermittelst einer Vereinbarung der Versammlung mit den Fürsten und Regierungen zu Stande gebracht wünschte, folgte dem überlegenen Geist und Rednertalent zweier gewaltigen Männer, von Radowitz und von Vincke, neben welchen der gewandte, geistreiche, den Augenblick geschickt erfassende Fürst Lichnowsky den größten Einfluß übte. Das „steinerne Haus" war der Sammelplatz der zu dieser Partei sich haltenden conservativen Männer. Ihnen gegenüber stand die Linke, gebildet aus einer Anzahl Parlamentsmitglieder, die, von dem Grundsatze der ausschließlichen Volkssouveränetät ausgehend, die neue Verfassung ohne Rücksicht auf bestehende Verhältnisse nach schroffen Prinzipien auf breitester demokratischer Grundlage aufbauen und mit der schrankenlosesten persönlichen Freiheit ausschmücken wollten. Sie strebten nach einem republi-

kanischen Bundesstaat, zu dessen Erzielung sie den Weg der Revolution empfahlen, und verfochten bei allen Fragen diejenige Seite, die offen oder versteckt zu diesem idealen Ziele zu führen schien. Schwach an Zahl, erlangten sie Stärke und Bedeutung sowohl durch die eigene Rührigkeit und Eintracht, als durch die Sympathien der untern Volksklasse, die sie durch klingende Redensarten und aufregende Schlagwörter zu gewinnen wußten. Verschieden an Natur und Bestrebung, waren sie wegen ihrer geringen Zahl genöthigt, fest zusammen zu halten und in allen wichtigen Fragen einmüthig zu stimmen; doch gab sich schon frühe eine äußerste Seite, „eine demokratisch-radicale Partei", kund, wo Männer der bloßen Verneinung, oder Begünstiger revolutionärer Anarchie oder theoretische Schwärmer für demokratische Freiheit, wie Vogt, Zitz, Ruge u. A., ihre Sitze hatten, indeß die eigentliche Linke sich um den Leipziger Volksredner Robert Blum schaarte. Das Versammlungshaus dieser Partei war der „Donnersberg". — Die große Mitte zwischen diesen extremen Richtungen nahmen die gemäßigt-freisinnigen Männer ein, die vor den Märztagen größtentheils zu den „Liberalen" gezählt wurden, und die vor Allem nach nationaler Einheit, verbunden mit bürgerlicher Freiheit, strebten und sich zur constitutionellen Monarchie bekannten. Sie gingen weniger als die Männer der Linken von vorgefaßten Prinzipien aus und trugen den bestehenden Verhältnissen mehr Rechnung; allein in ihren Zielen und Bestrebungen nicht minder idealistisch abgeschlossen, hat sich die Mehrzahl derselben den Vorwurf des „Doctrinarismus" zugezogen. Die große Menge der Mitglieder und die unabweisbare Verschiedenheit der Ansichten im Einzelnen führte bald eine Trennung in linkes und rechtes Centrum herbei. Jene betrachteten mit der Linken die Volkssouveränetät als die einzige Grundlage der zu schaffenden Bundesverfassung und verlangten die unbedingte Unterordnung der Einzelstaaten unter die Einheitsidee; aber „indem sie dabei die Berücksichtigung der Regierungsansichten und die unabweisbaren Particularbedürfnisse nicht in Abrede stellten", ließen sie Raum für verschiedenartige Auffassungen und Bestrebungen. Der „Würtemberger Hof" diente dieser hauptsächlich aus schwäbischen und bayerischen Abgeordneten (Römer, Fallmerayer, Eisenmann u. A.) bestehenden Partei, zu der sich auch von Wydenbrugk aus Weimar hielt, zum Versammlungsort. Später trat eine abermalige Spaltung ein, wo dann die „Westendhall" die der Linken zunächst Stehenden (Raveaux aus Köln) faßte, indeß sich die Andern im „Augsburger Hof" versammelten. Das rechte Centrum, auch die „Gagern'sche Partei" genannt, erkannte „in dem Gedanken der Souveränetät der Nationalversammlung eine tiefberechtigte Idee", welche aber die Mitberechtigung der Regierungen nicht ausschließe; ihr Ziel war „die aufrichtige Herstellung constitutionell-monarchischer Institutionen" und „die Hinüberleitung der vaterländischen Zustände von dem revolutionären Boden auf den Boden des Rechts". Zu dieser großen Partei, die bei den Abstimmungen gewöhnlich den Ausschlag gab, gehörten viele patriotische, für Deuschlands Größe, Einheit und Freiheit begeisterte Männer, wie Dahlmann, Gervinus, Arndt, Beseler, Bassermann, Jacob Grimm u. A. m. Auch Welcker hielt sich meistens zu ihnen. Nach dem 18. März trennte sie sich in zwei Hälften, wovon die eine mehr nach Links gehend im „Landsberg", die andere im „Casino" ihren Vereinigungsort hatte; doch waren sie in allen wichtigen Fragen in Uebereinstimmung.

§. 1093. **Die Grundrechte und die äußere Politik.** Am 4. Juli begann die „Berathung über die Grundrechte des deutschen Volks", eine Berathung, die von vorn herein als zweimalige festgesetzt, einen langen Zeitraum einnahm und von Ereignissen mannichfacher Art gestört und unterbrochen wurde. „Das Volk, im vorläufigen factischen Besitze der ausgedehntesten Freiheitsrechte, fand sich gelangweilt durch die theoretischen Bemühungen seiner Vertreter, diese Rechte sorgfältig zu registriren." Diese „Langeweile und Ungeduld" des von einer wühlerischen Partei stets in Athem gehaltenen Volks bestimmte einige Mitglieder, ein abgekürztes und beschleunigtes Verfahren zu empfehlen; dem widerstand aber die deutsche Gründlichkeit und Bedächtigkeit. Indem sich Niemand des Redens begeben wollte, wurde die zur Begründung neuer Zustände geeignete Zeit vergeudet und das ganze Werk allzusehr in die Länge gezogen, so daß, als zu-

letzt die Grundrechte zur Vollendung gebracht und als herrliche Errungenschaft dem deutschen Volke in zahllosen Vervielfältigungen mitgetheilt wurden, die unterdessen wieder zu Macht gelangten Regierungen die Einführung derselben verzögern oder gar versagen konnten. Diese Grundrechte, mag auch Einzelnes darin enthalten sein, was das Gepräge der sturmbewegten Zeit an sich trägt und der Gerechtigkeit, der Billigkeit oder dem Herkommen zu nahe tritt, entfernten oder ermäßigten die Schranken und Hemmnisse, die bisher der persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit im Wege gestanden; sie begründeten die Rechtsgleichheit aller Deutschen durch Aufhebung ständischer Bevorzugungen, gewährten Sicherheit gegen richterliche und polizeiliche Uebergriffe, stellten das freie Vereins- und Versammlungsrecht außer Frage, entzogen die Presse jeder unbefugten Ueberwachung und verliehen Religions- und Lehrfreiheit; und indem sie Schutz und Sicherheit des Eigenthums gewährleisteten, trafen sie zugleich Bestimmungen über die Aufhebung und Ablösung ständischer Vorrechte und veralteter Grundlasten; Schwurgerichte mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sollten, verbunden mit der Unabhängigkeit des Richterstandes, eine Rechtspflege begründen, wie sie der Zeitgeist und die fortgeschrittene Bildung forderten; und durch die Abschaffung der Todesstrafe brachten sie der Humanität eine große Huldigung. Nach allen Seiten hin gewährten somit die Grundrechte ein hohes Maß der Freiheit, und würden, wären sie unverkürzt ins Leben getreten, das deutsche Volk auf die seiner Natur und Bildung entsprechende Stufe in der Reihe der cultivirten Nationen gestellt haben. — Die Berathung über die Grundrechte wurde durch eine Menge Fragen und Anträge, die sich an die Versammlung herandrängten, durchbrochen. „Dieselbe war und blieb der Brennpunkt für Alles, was an patriotischen Hoffnungen, Wünschen und Interessen in den weiten Kreisen des Vaterlandes seit lange sich geregt, seit Kurzem aber mächtig hervorgebrochen war." Vor Allem waren es die Fragen der äußern Politik, die zu den lebhaftesten Parlamentskämpfen Veranlassung gaben. Die Partei der Bewegung, begierig, in ganz Europa die „neue Ordnung der Dinge" zu begründen, drang auf ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich und wünschte mit Ungeduld, „die Bruderhand des Volks über dem Rhein zu ergreifen". Allein die Mehrheit der Versammlung, geleitet von dem Grundsatz des Friedens und der Nichteinmischung in fremde Verhältnisse, verwarf das beantragte Bündniß, nahm aber die Anerkennung Frankreichs als Republik und die Absendung eines Reichsgesandten nach Paris als selbstverstanden an. Friedrich von Raumer, der Geschichtschreiber der Hohenstaufen, ward als dieser Gesandte ausersehen. — Bei den Verhandlungen über den österreichisch-italienischen Krieg verfocht die Linke den kosmopolitischen Grundsatz der nationalen Unabhängigkeit, selbst auf Kosten des eigenen Vortheils, und verlangte, daß man dem Kriege Einhalt thue, während die Mehrheit, hingerissen von der zwingenden Beredsamkeit des Herrn v. Radowitz, der das venetianische Gebiet und das Land bis zum Mincio als unentbehrlich für die militärische Sicherheit Deutschlands dem Reiche erhalten wissen wollte, damit nicht Oberitalien der Hegemonie von Frankreich, Unteritalien dem Einflusse Englands verfalle, die Angelegenheit der Centralgewalt anheimgab, in der Erwartung, 12. Aug. 1848.
daß sie die Interessen Deutschlands wahren werde. Ja selbst die später geforderte Abtretung von Wälsch-Tirol, was nach Radowitz' treffendem Worte so viel hieß, als wenn man von Jemand verlangte, er solle die Thüre seines Hauses abtreten, fand in den kosmopolitischen Volksrednern eifrige Verfechter. — Nur in einer Frage waren alle Parteien der Nationalversammlung einig, in dem Beschluß, „daß die bisherige Vereinigung des zum deutschen Bunde gehörenden Herzogthums Limburg mit dem Königreich der Niederlande unter Einer Verfassung und Verwaltung als unvereinbar mit der deutschen Bundesverfassung zu betrachten sei", weshalb der Centralregierung die Vermittelung wegen der Verpflichtung des Herzogthums zur Theilnahme an der holländischen Nationalschuld dringend empfohlen wurde. Desto heftiger entbrannte dagegen der Kampf bei der slavischen Frage, weniger als es sich darum handelte, ob die Czechen in Böhmen zur Beschickung der Nationalversammlung angehalten werden sollten, was man bei der österreichischen Regierung zu bewirken beschloß, als bei den Verhandlungen über die Anerkennung und Zulassung der Abgeordneten, die in dem mit dem deutschen Bunde vereinigten Theile von Posen zur Nationalversammlung gewählt worden. Die

Linke glaubte den Polen, den Trägern der demokratischen Ideen, den eifrigsten und muthigsten Förderern politischer Verschwörungen und Aufstände, ihren Dank nicht besser abtragen zu können, als wenn sie von der Versammlung die Anerkennung der Freiheit und Unabhängigkeit jeder Nationalität und in Folge dieses „neuen Völkerrechts" die Herstellung Polens forderte. Die allgemeine Sympathie mit dem unglücklichen Volke, das seine heiße Vaterlandsliebe nur durch Handlungen der Verzweiflung kund geben kann, verlieh diesmal den Worten Arnold Ruge's, den die Linke ins Vordertreffen schickte, größern Nachdruck, als sonst die unreifen Gedanken und unbesonnenen Aussprüche des kosmopolitischen Philosophen zu haben pflegten. Allein der Augenblick war übel gewählt. Die Leidenschaft und Grausamkeit der Polen, die sie kurz zuvor in dem treulos begonnenen Kriege gegen ihre deutschen Landsleute beurkundet, und die unverkennbare Absicht, Hand in Hand mit der Frankfurter Linken auf dem Wege der Revolution fortzuschreiten, schwächten die Sympathien für eine Sache, die bisher die „große Poesie des Märtyrerthums" für sich hatte. Die Versammlung, die soeben an der praktischen Wiedergeburt der deutschen Nation arbeitete und den philosophischen Idealismus der vergangenen Jahre abzuwerfen im Begriff stand, vernahm unter stürmischen Ausbrüchen des Unwillens Ruge's unpatriotische Darlegung seiner eigenthümlichen „Weltanschauung"; und was der beredte Fürst Lichnowsky im Sinne der Mehrheit den Polen zum Vorwurf machte, „daß sie überall in erster Linie auf den Barrikaden gewesen", gerade das rechnete ihnen die Linke zum Ruhme an. Die warmen Worte der deutschen Abgeordneten aus Posen, die halbe Million bedrohter Landsleute nicht zu verstoßen, „nicht vor die Thüre zu setzen", drangen zum Herzen und besiegten die leidenschaftliche Rhetorik des polnischen Redners, der das Mitleid der Versammlung für die „unaussprechlichen Leiden" seines Vaterlandes anregte, zugleich aber sich an „ihre Tugend der Gerechtigkeit" wendete. Und als gar ein Mann sich für die Deutschen in Posen erhob, der bisher mit der Linken gegangen, Jordan aus Berlin, und mit siegender Beredtsamkeit die Schmach und Ungerechtigkeit darthat, deutsche Brüder einem fremden Volke zu opfern, das in ihnen seine Todfeinde erblickte, als er das verfallene und verrottete Staatswesen und Volksthum der Polen als nothwendige Ursache ihrer Theilung mit lebhaften Farben schilderte, die Eroberungen der Deutschen an der Weichsel und Warthe nicht als Eroberungen des Schwertes, sondern als Eroberungen der Pflugschar darstellte, als er die Bemerkung, daß man Polen als Vormauer Deutschlands gegen Rußland herstellen müsse, mit der Berufung auf die eigene deutsche Kraft und mit der Hindeutung auf die größere Wahrscheinlichkeit eines russisch-polnischen Bündnisses zurückwies; — da war das Ergebniß der Berathung nicht mehr zweifelhaft. Man beschloß, die zwölf Abgeordneten aus dem zu Deutschland gefügten Theile von Posen zuzulassen und die Grenzlinie des Generals Pfuel, wodurch die Provinz in eine deutsche und polnische Hälfte getheilt ward, vorläufig zu bestätigen. Ein nachträglicher Antrag der Linken, „die Theilung Polens für ein schmachvolles Unglück zu erklären", wurde als historische Thatsache, über die der Versammlung kein Urtheil zustehe, beseitigt.

§. 1094. Preußen und die Nationalversammlung. Seitdem die Versammlung in der Paulskirche durch einen kühnen Griff die Centralgewalt selbst geschaffen, war eine leichte Gereiztheit von Seiten Preußens schwer zu verkennen. Der Befehl des Kriegsministers Peucker, daß alle deutschen Truppen dem Reichsverweser huldigen sollten, wurde in Preußen nicht ausgeführt; Alles, was in Frankfurt geschah, wurde in Berlin mit Eifersucht und Mißtrauen betrachtet; man befürchtete, das „Aufgehen in Deutschland" möchte das „Untergehen Preußens" herbeiführen, wogegen das neuerwachte „specifische Preußenthum" sich mit Macht sträubte. Man bekümmerte sich in Berlin wenig um den Ausbau der deutschen Verfassung, weil man erst die eigene gründen wollte; und in Frankfurt verhielt sich die Majorität äußerst lau gegen die Freiheitsbestrebungen der preußischen Versammlung und war geneigt, in vereinzelten revolutionären Akten den Kern der preußischen Bewegung zu erblicken. Diese Gereiztheit wurde durch den gehässigen Ton, womit man in Süddeutschland in Rede und Schrift gegen Preußen ankämpfte, gesteigert und manchmal hatte es den Anschein, als ob statt der gehofften Ein-

heit Deutschlands eine größere Spaltung und ein geschärfterer Particularismus das Ergebniß der ereignißvollen Zeit sein würde. Dies war besonders der Fall, als am 7. August die Linke auf Ertheilung einer Amnestie und auf Zulassung des in Thiengen gewählten Friedrich Hecker zur Nationalversammlung einen Antrag stellte. Die Mehrheit war der Ansicht, daß ein Mann, „der an die Stelle der ewigen Ordnungen des Rechts das Banner der Gewalt zu pflanzen versucht", nicht in einer Versammlung sitzen könne, der das deutsche Volk die Gründung der Einheit, die Festigung der Freiheit anvertraut habe „in den Wegen des Rathes, der Mäßigung, der Weisheit, der Geduld". Aber weit entfernt dieser Ansicht beizutreten, unterstützte die Linke die verletzenden Worte des Abgeordneten Brentano, worin der Prinz von Preußen in eine Linie gestellt ward mit dem badischen Freischaarenführer. Ein stürmischer Tumult folgte dieser Aeußerung; unter Lärmen und Toben wurde der Ordnungsruf von der einen Seite gefordert, von der andern verwehrt; die Sitzung mußte aufgehoben werden. Und als am folgenden Tag der verweisende Ordnungsruf von dem Vorsitzenden ausgesprochen wurde, wiederholte sich die Aufregung und der Tumult dergestalt, daß sich der Präsident genöthigt sah, die Sitzung auf kurze Zeit auszusetzen und die lärmende Gallerie räumen zu lassen. Diese Scene ließ in den Preußen einen Stachel zurück, so sehr auch die Versammlung durch ihre Haltung und Abstimmung ihre Mißbilligung zu erkennen gegeben. Nur als zehn Tage später der Reichsverweser und etwa die Hälfte der National-Versammlung zu dem Dombaufeste nach Köln reisten und dort mit dem König von Preußen zusammentrafen, verdrängte die Begeisterung für Deutschlands künftige Größe auf einige Zeit das Gefühl des Particularismus aus Aller Herzen. Die von einer jubelnden Volksmenge begrüßte Rheinfahrt und das darauf folgende Fest war der schönste und hoffnungsreichste Zeitpunkt.

§. 1095. Der Waffenstillstand von Malmö und die Frankfurter Septembergräuel. Den höchsten Grad erreichte die Verstimmung zwischen Frankfurt und Berlin, als die Nachricht laut ward, daß die preußische Regierung bei der ihr überlassenen Regulirung der schleswig-holsteinischen Sache mit Dänemark die dabei ausgesprochene Erwartung der Versammlung, „daß bei dem Friedensabschlusse das Recht der Herzogthümer und eben damit die Ehre Deutschlands werde gewahrt werden", nicht erfüllt habe; daß vielmehr der am 26. August abgeschlossene Waffenstillstand von Malmö unehrenhafte und nachtheilige Bedingungen enthalte, indem darin alle seit dem 17. März erlassenen Gesetze und Verordnungen in Schleswig-Holstein aufgehoben, die provisorische Landesverwaltung durch eine neue von Preußen und Dänemark gemeinschaftlich ernannte Regierung von vier Männern ersetzt und die schleswig'schen Truppen von den holsteinischen getrennt worden seien. Und was den Unwillen noch vermehrte, war die Kunde, daß Graf Karl Moltke, der eifrigste Verfechter des dänischen Gesammtstaats, an die Spitze dieser provisorischen Regierung und der vereinigten Herzogthümer treten sollte, und die Wahrnehmung, daß in dem Vertrage von der Frankfurter Centralgewalt keine Rede sei, sondern Preußen im Namen des „deutschen Bundes" gehandelt habe. Als dieser Waffenstillstand in der Nationalversammlung zur Sprache kam, war es nicht allein 4. Sept. 1848.
die Linke, die sich der Bestätigung widersetzte, sondern die erste Stimme des Widerspruchs ging von dem rechten Centrum, ging von Dahlmann aus, welcher der Schleswig'schen Sache „die besten Kräfte der Jugend, die Treue eines Menschenalters gewidmet" und der jetzt mit Worten der Wehmuth an die Rechte Schleswigs und an die Ehre Deutschlands erinnerte und auf Verwerfung des Waffenstillstandes durch Sistirung der militärischen Rückbewegungen antrug. Die Versammlung war getheilt; mit einer geringen Majorität wurde Dahlmanns Antrag zum Beschluß erhoben. 5. Sept.
Aber der Ausführung stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Das gesammte Reichsministerium, das sich für Aufrechthaltung des Waffenstillstandes erklärt hatte, trat ab, und da weder Dahlmann, noch irgend ein anderer Gegner des Vertrags im Stande war, ein neues Ministerium zu bilden, so verflossen einige werthvolle Tage, während welcher die preußischen Truppen ihren Rückzug antraten und somit thatsächlich die Uebereinkunft vollzogen. Und da auch zugleich von Preußen aus Hoffnungen erregt wurden, daß Graf Moltke die ihm anfangs

zugedachte Stelle nicht einnehmen und überhaupt Dänemark sich zu einigen Ermäßigungen bereit finden lassen würde, so gewann nach und nach die Parteistellung eine andere Gestalt. Die Erwägung der Verluste, die aus einer Erneuerung des Krieges den Ostseebewohnern erwachsen würden, die Schwierigkeit, ohne Preußen den Krieg mit Erfolg fortzusetzen, und vor Allem die Furcht, den Förderern der Revolution, den Feinden staatlicher
14.–17. Sept. Ordnung in die Hände zu arbeiten, zogen die gemäßigten Gegner allmählich auf die andere Seite. Nach einem neuen dreitägigen Parlamentskampf, in dem die Schleswig'schen Abgeordneten selbst für die Annahme sprachen, die Linke in ihrem redefertigsten Gliede, Karl Vogt, durch Hinweisung auf einen „Convent" die Schwankenden auf die Friedensseite stieß, und die Rechte in Vincke und Lichnowsky die Nothwendigkeit eines Zusammenhaltens mit Preußen und einer Versöhnung der Parteien in der Paulskirche wie im Reiche darthat, wurde der frühere ablehnende Beschluß verworfen, und die Vollziehung des Waffenstillstandes gutgeheißen, aber dabei der provisorischen Centralregierung die Erwirkung der nothwendigen Modificationen und die schleunige Einleitung von Friedensunterhandlungen zur Aufgabe gestellt. — Lichnowsky's Friedensworte waren sein Schwanenlied. Der unvolksthümliche Beschluß über den Waffenstillstand war der Bewegungspartei ein willkommener Vorwand, die Märztage der Revolution zu erneuern. Nicht als ob den Männern der „rothen Republik" die schleswig-holsteinische Sache so sehr zu Herzen gegangen wäre, ihre Zeitschriften spotteten ja unaufhörlich über die „blutige Komödie", die daselbst gespielt werde; aber die Abstimmung gab ihnen einen willkommenen Vorwand, einen Schlag gegen die Nationalversammlung zu richten; nun konnten sie ihre entsetzlichen Pläne mit der Hülle der Vaterlandsliebe und der Nationalehre verdecken. Bei einer Volksversammlung auf der Pfingstweide in der Nähe Frankfurts, wo ein Mitglied der Linken die Nothwendigkeit hervorhob, „in Fracturschrift zu reden", wurde der Widerstand gegen die Nationalversammlung organisirt und die Aufregung aufs Furchtbarste gesteigert. Die Ueberreichung einer Sturmadresse, worin die Mehrheit des Parlaments für Hochverräther erklärt und zum Austritt aufgefordert wurde, sollte als Einleitung zu dem großen Schlag gegen die Paulskirche dienen. Durch die von Mainz herübergerufenen
18. Sept. 1848. Truppen in ihrem Vorhaben gehindert, schritten die Republikaner, von Proletarierbanden unterstützt, zum Aufstand und zum Barrikadenkampf, der zwar bald vom Militär unterdrückt wurde, aber eine gräuelvolle Frevelthat im Gefolge hatte; denn „während in den Thoren ein hinterlistiger und feiger Kampf gekämpft worden war, hatte vor den Thoren der Mord seine Opfer gefordert." Lichnowsky und General Auerswald waren aus der Stadt geritten. Von Pöbelhaufen erkannt und verfolgt, suchten sie Schutz in einer Gärtnerwohnung auf der Bornheimer Haide, wurden aber entdeckt, ins Freie geschleppt und unter entsetzlichen Mißhandlungen ermordet. Auerswald war ein tapferer Militär von alter Treue und Biederkeit und einem ruhmvollen Geschlechte angehörig; Fürst Lichnowsky eine ritterliche Gestalt, nicht ohne einen Anstrich von romantischer Abenteuerlichkeit, ein junger Mann von seltenen Talenten und begabt mit hinreißender Beredsamkeit. Heckscher, damals Minister des Aeußern, entging nur mit Mühe in Höchst einem ähnlichen Schicksal. „Der innere Pragmatismus des Aufstandes warf dunkle Schatten bis in die Paulskirche hinein."

§. 1096. **Zunehmende Spaltung.** Die Frankfurter Septembertage bildeten einen Abschnitt in dem Parlamentsleben der Paulskirche. Die schönen Tage der Hoffnung und Begeisterung gingen damit zu Ende. Die ernsten Worte der Rüge wie die Ermahnungen zur Versöhnung und Eintracht, womit der Präsident die nächste Sitzung eröffnete, waren ohne dauernde Nachwirkung; die Parteien standen von der Zeit an einander schroffer und entschlossener gegenüber. Der Belagerungszustand, den das Ministerium unter Schmerlings Leitung über Frankfurt verhängte, das Gesetz zum Schutz der Nationalversammlung gegen ähnliche Vorfälle, der dem Militär votirte Dank, die von dem Frankfurter Gericht begehrte und von der Versammlung in einer stürmischen Sitzung, trotz eines von Gagern als „Frechheit" bezeichneten Antrags der äußersten Linken, zugestandene Bewilligung zum gerichtlichen Verhör dreier Parlamentsglieder wegen Aufreizung zum Aufstand: alle diese Schritte weckten den Zorn der Demo-

traten und erweiterten die Kluft zwischen der linken und rechten Seite der Versammlung. Die in Vorschlag gebrachte Ansprache an die Nation unterblieb, weil die Linke mit einer Gegenadresse drohte. Diese zunehmende Spaltung lähmte die parlamentarische Lebenskraft und hinderte Beschlüsse, die durch ihre Einmüthigkeit oder überwiegende Majorität Eindruck gemacht hätten. Die Linke, früher auf die ausschließliche Souveränetät der Nationalversammlung pochend, jetzt aber ergrimmt, daß sie dieselbe nicht mit sich fortreißen konnte, näherte sich immer mehr dem Particularismus, der die Einheitsbestrebungen der Paulskirche zu brechen suchte. Unter diesen Kämpfen erstarkte die Reaction, die, anfangs als Retterin gegen die maßlosen Ausschweifungen des demokratischen Geistes von den Besonnenen und Gemäßigten freudig begrüßt, bald den constituirenden Versammlungen über den Kopf wuchs und alle erworbenen und gehofften Errungenschaften der sturmvollen Zeit in Frage stellen konnte. Den größten Anstoß zu innerem Zerwürfniß erlangte die Frankfurter Versammlung in den **Berliner** und **Wiener Vorfällen.**

§. 1097. 2. **Die constituirende Nationalversammlung in Berlin.** Die Nationalversammlung in der Paulskirche hatte die bedeutendsten politischen Kräfte in Deutschland an sich gezogen, so daß die übrigen constituirenden Reichs- und Landtage, die zu gleicher Zeit an allen Orten und Enden ins Leben traten, Spuren der geistigen Erschöpfung der Nation an sich trugen. Besonders wurde die mit allzugroßer Eilfertigkeit, unter der aufregenden Nachwirkung der Märzereignisse nach einem unbeschränkten, indirecten Wahlverfahren einberufene Berliner „Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung" in ihrer Mehrheit häufig von den Strömungen des Tages hingerissen. Ihrem Kerne nach demokratisch, stand sie unter dem Einflusse des Berliner „Volks", das seit dem Abzuge des Militärs in schrankenloser Ungebundenheit das Regiment in Preußens Hauptstadt führte, und verlor im Streben nach radical-demokratischen Institutionen und über zwecklosen Erörterungen, Interpellationen und Wortkämpfen ihre eigentliche Aufgabe nicht selten aus dem Auge. Statt den von der Regierung vor- 9. Juni 1848.
gelegten Entwurf einer Verfassung, der alle Grundbedingungen eines freien Staatslebens darbot, einer schleunigen Berathung zu unterwerfen, reizte man zuerst die Leidenschaften durch den Antrag, „die hohe Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl um das Vaterland verdient gemacht hätten", ein Antrag, der, weil er nicht in seiner ganzen Ausdehnung angenommen wurde, die Wuth des von einheimischen und fremden Demokratenführern geleiteten Pöbels dermaßen reizte, daß der Minister Heinr. **Arnim** und der Prediger **Sydow** beim Ausgang aus der Versammlung bedroht und mißhandelt wurden; dann ernannte man eine Commission zur Abfassung eines neuen Verfassungsentwurfs, wodurch ein Ministerwechsel herbeigeführt ward, und vergeudete die kostbare Zeit mit nutzlosen Debatten über die Befugnisse und Stellung der Frankfurter Nationalversammlung zu den einzelnen Regierungen und Landtagen und über die Frage, ob eine Adresse an den König zu richten sei oder nicht. Während die zügellose Volksmasse in Berlin durch ihr freches Gebahren allgemeines Aergerniß erregte, während der schmachvolle **Zeughaussturm** Juni.
und der Mißbrauch der Freiheit zu schrankenlosen Ausschweifungen und tumultuarischen Auftritten die gänzliche Verwilderung der unteren Volksklassen beurkundete, bekämpfte die Nationalversammlung jede gesetzliche Beschränkung demokratischer Freiheit und berief einen zum Abgeordneten gewählten Barrikadenkämpfer, dessen Wahl beanstandet worden, aus der Haft zu ihren Sitzungen. Die Gesetze über das Vereinsrecht und die persönliche Sicherheit gewährten ein Uebermaß von Freiheit; bei Berathung des Bürgerwehrgesetzes versuchte man das preußische Militärwesen zu lockern; die Einführung einer Schutzmannschaft (Constabler) schien den demokratischen Wortführern eine allzugroße Beschränkung persönlicher Willensäußerung, zu einer Zeit, wo Pöbelschaaren („Bummler") ein schmähliches Straßenregiment führten. Unter solchen Umständen war die Abschaffung der Todesstrafe unzeitgemäß und übereilt, mochte sie auch im Prinzip als gerechtfertigt erscheinen. Eine solche Haltung der Majorität der preußischen Nationalversammlung wäre allerdings undenkbar gewesen ohne die Schlaffheit der Minister und ohne die zweideutige, bald sogar

offen provocirende Stellung des Hofes und der Militärpartei. Das Heer grollte, die Offiziere trugen offen ihren Haß gegen die neue Aera zur Schau; die schwarzrothgoldene Kokarde wurde in diesen Kreisen verhöhnt. Durch die Abschaffung des Jagdrechts und durch das Gesetz „über die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse" wurde der kleine Landadel zur erbitterten Opposition gegen die neuen Bestrebungen aufgeregt, obwohl beide Maßregeln nur als Consequenzen der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung angesehen werden konnten. Die Wahrnehmung dieser Gesinnung trieb die Abgeordneten immer weiter in das demokratische Lager und vergrößerte die Kluft zwischen
1. Aug. der Versammlung und der Regierung. Ein Streit zwischen der Bürgerwehr und dem Militär in Schweidnitz, der einen blutigen Ausgang hatte, gab Gelegenheit, nicht nur gegen die bürgerfeindliche Gesinnung der Offiziere heftige Reden zu führen, sondern auch nach leidenschaftlichen Verhandlungen den Beschluß zu fassen, daß der Kriegsminister einen Erlaß an die Offiziere wegen der reactionären Tendenzen richten solle, wie schon vorher ähnliche Erlasse an die Civilbeamten gerichtet worden. Als es sich darum handelte,
10. Sept. die Versammlung durch ein Gesetz gegen den Einfluß der Masse sicher zu stellen, setzte die Linke den Beschluß durch, daß man sich „unter den Schutz des Volkes" begebe, und bewirkte dadurch, „daß die Mitglieder zum Dank dafür von diesem Volke aufs Gröblichste mißhandelt wurden". Bei entscheidenden Fragen umstellten bewaffnete Volkshaufen unter der Leitung der Clubführer das Sitzungshaus, um auf die Abstimmung einzuwirken. Als man endlich nach vielen Interpellationen, Anfragen und Abschweifungen zur Berathung des Verfassungsentwurfs, der eigentlichen Aufgabe der Versammlung, überging, entbrannte gleich über die ersten Sätze ein so heftiger Parlamentskampf,
23. Oct. daß nach solchen Vorgängen eine Beendigung kaum zu erwarten stand. Die Linke bekämpfte die Benennung „König von Preußen" und die Formel „Von Gottes Gnaden" und „betastete mit neugierigem Vorwitz die tiefsinnigen Ordnungen des Staats". In der Posener Frage wurde in einer stürmischen Sitzung mit einer Mehrheit von einer einzigen Stimme die von der Regierung angeordnete Theilung des Landes durch eine Demarcationslinie verworfen und somit der Beschluß der Frankfurter Nationalversammlung, gegen die sich überhaupt eine gewisse Rivalität nicht verkennen ließ, aufgehoben; Adel, Titel und Orden sollten abgeschafft werden. Man verkannte gänzlich den Boden der gegebenen monarchischen Zustände, wenn gleich die Zahl der eigentlichen Republikaner nur gering war. Als die Nachricht von den Wiener Ereignissen (§. 1100) nach Berlin
31. Oct. 1848. kam, stellte Waldeck, das Haupt der Linken, den Antrag, „das Reichsministerium aufzufordern, zum Schutz der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte aufzubieten". Während der Berathung umstellten Volkshaufen lärmend das Sitzungshaus, bedrohten mißliebige Abgeordnete mit Messern und Stricken und widersetzten sich sogar der zum Schutz der Versammlung aufgebotenen Bürgerwehr. Da reifte bei dem König und seiner Umgebung der Entschluß, solchen Vorgängen für die Zukunft vorzubeugen. Der Sieg der Reaction in Wien ermuthigte
5. Nov. auch in Berlin zu ähnlichen Schritten. Das Ministerium Pfuel wurde zum Rücktritt bewogen und Graf Brandenburg, ein Verwandter des königlichen Hauses, mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut. Am 9. November war dieses Ministerium „der rettenden That", dessen Seele der Minister des Innern, von Manteuffel, war, gebildet, und seine erste Handlung war eine königliche Botschaft, worin die Nationalversammlung, „um ihre Berathung vor dem Scheine der Einschüchterung zu bewahren", nach Brandenburg verlegt und bis zum 27. des Monats vertagt wurde. Umsonst hatte die Versammlung bei der ersten Kunde von der Ernennung eines so mißliebigen Ministeriums durch eine Adresse den König zur Aenderung seines Vorsatzes zu bewegen gesucht; die Worte des Abgeordneten Jacobi von Königsberg, eines standhaften Verfechters volksthümlicher Rechte und Freiheit, der einst in der vielgelesenen Broschüre „Vier Fragen" dem herrschenden Regierungssystem kühn den Fehdehandschuh hingeworfen, bei Ueberreichung der Adresse, „das sei das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nie hören wollten", konnten den Monarchen in seinem Entschluß nur bestärken. Umsonst legte die Versammlung Verwahrung gegen die Verlegung ein, bestritt der Krone das Recht zu einem solchen Schritt und erklärte, daß die verantwortlichen Beamten, die zu

dieser Botschaft gerathen, sich einer schweren Pflichtverletzung gegen die Krone, das Land und die Versammlung schuldig gemacht hätten und nicht fähig seien, die Regierung zu führen — der Ministerpräsident untersagte jede weitere Berathung, und als die Versammlung, im Vertrauen auf die ihr ergebene Bürgerwehr, die Sitzungen nicht einstellte, erhielt General Wrangel, der schon seit dem 15. Sept. zum Oberbefehlshaber in den Marken 10. Nov.
ernannt worden war, den Befehl, mit einer beträchtlichen Truppenmacht wieder in die Hauptstadt einzurücken. Das Sitzungshaus wurde hierauf vom Militär besetzt, die Bürgerwehr aufgelöst, und als die protestirenden Mitglieder unter dem Präsidenten v. Unruh fortfuhren, ihre Sitzungen an andern Orten zu halten, wurde der Belagerungszustand über Berlin verhängt, eine vollständige Entwaffnung angeordnet, alle 12. Nov.
Clubs und Vereine geschlossen und eine strenge polizeiliche Ueberwachung ins Werk gesetzt. Die Abgeordneten, etwa 230 an der Zahl, die gelobt hatten, nur der bewaffneten Macht zu weichen, blieben mit merkwürdiger Festigkeit ihrem Vorhaben treu; von einem Orte vertrieben, sammelten sie sich wieder an einem andern, bis sie endlich, außer Stande der Uebermacht zu widerstehen, und durch die ruhige Haltung des entwaffneten Volks von der Wirkungslosigkeit ihrer Proteste und ihres passiven Widerstandes überzeugt, vor ihrer Trennung den bedenklichen Schritt wagten, zu erklären: „das Ministerium Bran- 15. Nov.
denburg sei nicht berechtigt, Steuern zu erheben und Staatsgelder zu verwenden, bis die Versammlung wieder in Berlin ihre Pflichten in Sicherheit erfüllen könne". Der Beschluß, wodurch das ganze Land zu einem passiven Widerstand gebracht werden sollte, beruhte auf einer gänzlichen Mißkennung ihrer Kräfte, und wie hoch man auch den Muth und die Standhaftigkeit der „Steuerverweigerer" stellen mag, die Nachahmung der französischen Nationalversammlung vom Jahre 1789, die überhaupt der Partei der Linken aller Orten als Vorbild vorschwebte, erregte wenig Sympathie; das Berliner Volk, das angesichts dieser Vorgänge sich ruhig verhielt, und die preußischen Staatsbürger, die mit geringen Ausnahmen der Suspension der Steuern keine Folge gaben, bewiesen, daß die Nationalversammlung die wahre Stimmung und Sachlage verkannt hatte.

§. 1098. Die Frankfurter Nationalversammlung und das Ministerium Brandenburg-Manteuffel. — Die Berliner Vorgänge erregten einen neuen Sturm in der Frankfurter Versammlung. Die Linke, an ihrer Spitze Ludwig Simon von Trier und Heinrich Simon von Breslau, verlangte, daß die preußische Krone bewogen werde, das von der Nation mit Mißtrauen betrachtete Ministerium Brandenburg-Manteuffel zu entlassen und die Verlegung der Berliner Versammlung als ein widerrechtliches Verfahren zurückzunehmen; sie wurde in ihrem Antrag unterstützt von dem feinen Dialektiker Wydenbrugk, dem linken Centrum angehörig; die Rechte unter der Leitung des beredten Vincke, der sich stets den „Rechtsboden" wählte, vertheidigte die Schritte der preußischen Krone als rechtsgültig, bestritt die Befugniß der Frankfurter Versammlung, die Aufhebung der Verlegung und die Entlassung der unpopulären Großbeamten zu erwirken, und trug auf Tagesordnung an; ein mittlerer Antrag, von der Mehrheit des Ausschusses gestellt und am wärmsten und gefühlvollsten von Beckerath vertheidigt, suchte dem Wunsche der Nation Rechnung zu tragen, ohne den Rechten der Krone zu vergeben, indem er an die preußische Regierung das Ersuchen stellte, die angeordnete Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg aufzuheben, „sobald solche Maßregeln getroffen seien, welche ausreichend erscheinen, um die Würde und Freiheit ihrer Berathungen in Berlin sicher zu stellen", zugleich aber auch das Verlangen aussprach, „daß die preußische Krone sich alsbald mit einem Ministerium umgebe, welches das Vertrauen des Landes besitze und die Besorgnisse vor reactionären Bestrebungen und vor Beeinträchtigung der Volksfreiheiten zu beseitigen geeignet sei." Dieser Antrag wurde am 14. Nov., also einen Tag vor dem Berliner Steuerverweigerungsbeschluß, angenommen. Aber ehe er noch zur Ausführung kommen konnte, kehrte der Staatssecretär Bassermann, der sich seit mehreren Tagen als Reichscommissar in Berlin befunden, um das Verhältniß Preußens zur Centralgewalt ins Klare zu setzen, und nachträglich auch beauftragt worden war, als Vermittler in den

Zerwürfnissen der preußischen Regierung mit ihrer Versammlung aufzutreten, nach Frankfurt zurück und bewirkte durch seine Darstellung der Verhältnisse bei der Mehrheit der Parlamentsglieder einen Umschwung der Meinung. Nach dieser Darlegung habe die Berliner Nationalversammlung so übertriebene und übermüthige Forderungen gestellt, daß eine Vermittelung unmöglich gewesen; ein Antrag, sich an die Centralgewalt zu wenden, sei von derselben mit Hohn zurückgewiesen worden; dagegen habe der König die bündigsten Zusagen gegeben, daß es in keinerlei Weise auf eine Verkürzung der im März gewährten Freiheiten des Volks abgesehen sei. Nunmehr trat das rechte Centrum entschieden auf die Seite der Krone. Aber der Wunsch, die Partei des linken Centrums im „Augsburger Hof" für einen neuen ermäßigten Antrag zu gewinnen, und einige Rücksicht auf die öffentliche Volksstimmung, die den Namen Brandenburg und Manteuffel sehr entgegen war, bewogen zuletzt doch die Versammlung, von dem Wege der Klugheit und den „einfachen Grundsätzen des Rechts", die Vincke empfahl, abzugehen und sich durch Rießers Politik des Gemüths, „die auf dem Rechte fuße, das mit uns geboren",
20. Nov. 1848. zu einem mittlern Verfahren bestimmen zu lassen. Der neue Beschluß forderte die Centralgewalt auf, in Berlin auf Ernennung eines Ministeriums hinzuwirken, welches das Vertrauen des Landes besitze, erklärte dagegen den auf Suspension der Steuererhebung gerichteten, rechtswidrigen und die Staatsgesellschaft gefährdenden Beschluß für null und nichtig und versprach, „die dem preußischen Volke gewährten und verheißenen Rechte und Freiheiten gegen jeden Versuch einer Beeinträchtigung zu schützen". Dieser Beschluß gab zwar Zeugniß von dem gesetzlichen Geiste, der in der Paulskirche herrschte, aber als vermittelndes Wort des Friedens zwischen hadernde Parteien geworfen, fand er wenig Dank und wenig Beachtung. Die Demokraten sahen darin einen Verrath an der Volkssache und die preußische Regierung fühlte sich verletzt durch das Mißtrauensvotum gegen die Großräthe der Krone und durch die den Beschluß begleitende Proclamation des Reichsverwesers. Das Ministerium blieb; die demokratischen Erhebungen und drohenden Manifestationen in den Provinzen Sachsen, Schlesien, Westfalen und Rheinland waren ohne Nachwirkung; der gesprengte Reichstag wurde an dem bestimmten Tage in der Domkirche zu Brandenburg von Neuem eröffnet. Da aber die Zahl der dem Befehle der Regierung folgenden Mitglieder zu einer Beschlußfassung nicht hinreichte und ein Theil der Opposition nur erschien, um gegen das Verfahren nochmals zu protestiren, so
5. Dec. 1848. wurde die Auflösung der Versammlung ausgesprochen und zugleich von der Regierung selbst eine Verfassung bekannt gemacht (octroyirt), welche einer neu zu wählenden gesetzgebenden Versammlung mit zwei Kammern zur Durchsicht und Annahme vorgelegt werden sollte. Diese „octroyirte" Verfassung und das Wahlgesetz beruhten auf demokratischer Grundlage und hatten nach allen Beziehungen einen möglichst freien Standpunkt; ja in einigen Punkten wollte es besonnene, conservative Männer bedünken, als sei den ungestümen Forderungen des Zeitgeistes allzu viel Rechnung getragen. Man hatte sich bei der Anfertigung dem Entwurfe der Verfassungscommission in der preußischen Nationalversammlung eng angeschlossen und theils die wichtigsten Beschlüsse des aufgelösten Reichstags, theils die Bestimmungen der Frankfurter Versammlung über die Grundrechte darin aufgenommen und überdies den Weg einer Verständigung offen gehalten. Beide Kammern sollten durch Volkswahl vermittelst Wahlmänner (indirectes Wahlverfahren) gebildet werden, nur daß für die erste eine bestimmte Steuersumme (Census) und ein höheres Alter festgesetzt war, indeß für die zweite das Wahlrecht unbeschränkt sein sollte. Darum versöhnte sich auch die öffentliche Meinung schnell mit der dargebotenen Verfassung; und selbst die Demokraten fügten sich in die Verhältnisse, die sich über Erwarten günstig für sie gestaltet hatten, und rüsteten sich zum neuen Wahlkampf. Die preußische Krone hatte ihre Kraft gezeigt; der Sieg war erfochten, aber großmüthig gewährte die Regierung die vom Volke angestrebte Freiheit im reichsten Maße als freiwillige Gabe. So ging unter freudigen Hoffnungen für Preußen das verhängnißvolle Jahr 1848 zu Ende.

§. 1099. 3. **Der österreichische Reichstag und die Wiener Zustände.** In den Maitagen 1848, als Kaiser Ferdinand noch in Innsbruck weilte (§. 1085),

begannen die Wahlen zum österreichischen constituirenden Reichstag nach dem allgemeinen Stimmrecht, und im Juli konnten die Sitzungen eröffnet werden. Die Versammlung bot einen merkwürdigen Anblick. Abgeordnete, den verschiedensten Volksstämmen und Ständen angehörend, darunter 32 galizische Bauern in leinenen oder härenen, an die Steppe erinnernden Kitteln, die nicht lesen und schreiben konnten und die deutsche Sprache nicht verstanden, waren zur Anfertigung einer gemeinsamen Reichsverfassung vereinigt, von deren Beschaffenheit nur Wenige einen klaren Begriff hatten. Wie sollte sich eine Versammlung, in der nicht nur politische Meinungsverschiedenheit, sondern auch nationale Interessen und tiefgewurzelter Stammeshaß weite Spaltungen schufen, zu einem Verfassungswerk einigen, das für alle Landestheile der österreichischen Monarchie, so verschiedenartig an Abstammung, Einrichtungen und Bedürfnissen, geeignet gewesen wäre? Daß ein solches Unternehmen scheitern mußte, lag in der Natur der Sache, wären auch die Zustände der Hauptstadt und des Reichs minder schwierig und verwirrt gewesen, als sie in der That waren. Italien im offenen Krieg, Böhmen und Ungarn im Aufstand, die Grenzländer leidenschaftlich aufgeregt, Wien von Anarchisten durchwühlt, der Staatshaushalt in Verwirrung und die Finanznoth so groß, daß jede Ausfuhr baaren Geldes monatelang untersagt und Papiergeld zu den geringsten Werthen ausgegeben werden mußte. Wie konnte unter solchen Umständen ein Werk gedeihen, zu dem Ruhe, Ordnung und Einsicht gehörte? Auch kam die Versammlung eigentlich nicht zur Vornahme ihrer Aufgabe; die äußern Verhältnisse drängten so mächtig an sie heran, daß sie sich deren Einflüssen nicht zu entziehen vermochte und daher den Gang ihrer Berathung stets mit Tagesfragen und Interpellationen an die Minister unterbrechen mußte. Nachdem an die Stelle von Pillersdorf ein neues Ministerium unter Wessenbergs Vorsitz getreten, in dem Doblhoff (Inneres), Latour (Krieg), Schwarzer (Arbeiten), Hornpostel (Handel) die bedeutendsten Mitglieder waren, wurde am 22. Juli der Reichstag feierlich eröffnet. 1848.
Die Verhandlungen nahmen aber bald einen heftigen Charakter an, der auch nach des Kaisers halb erzwungener Rückkehr nicht gemildert wurde und mit dem unruhigen 12. Aug. 1848.
Treiben der leidenschaftlich erregten untern Volksklassen der Hauptstadt in Uebereinstimmung war. Namentlich führte der Antrag des Abgeordneten Kudlich für Aufhebung der Robot- und Unterthänigkeitsverhältnisse heftige Kämpfe und stürmische Auftritte herbei. Dieser Antrag hatte eine ähnliche Tragweite wie weiland die Beschlüsse der französischen constituirenden Versammlung am 4. August (§. 873), indem er auf Abschüttelung aller Feudallasten, auf Vernichtung aller grundherrlichen Rechte und auf Ablösung aller Unterthänigkeitsverhältnisse u. dgl. m. ohne Entschädigung hinauslief. Zwar wurde der Antrag, der durch zahllose Verbesserungsvorschläge zu einem wahren „parlamentarischen Ungeheuer“ anschwoll, nach vierwöchigen Debatten dahin ermäßigt, daß für einige 31. Aug.
der abzulösenden Lasten Entschädigung gewährt werden sollte, für andere nicht; aber immerhin war der am 9. September durch kaiserliche Bestätigung mit Gesetzeskraft versehene Beschluß ein folgenreicher Eingriff in die Gerechtsame und Vermögensverhältnisse der österreichischen Grundbesitzer und Inhaber von Feudalrechten.

Bei der großen Mannichfaltigkeit dieser Lasten, Giebigkeiten, Abgaben und Leistungen und bei den Schwierigkeiten, die der Ablösung im Wege standen, konnte freilich das Gesetz nicht sogleich in Ausführung kommen, zumal da durch die Ueberweisung der Entschädigungen an den Staat der mißlichen Finanzlage des Kaiserreichs neue unabsehbare Verwickelungen in Aussicht gestellt waren. Die Ausführung des Beschlusses hätte eine gänzliche Umgestaltung der bäuerlichen und bürgerlichen Zustände, der Patrimonialrechte und der Gemeindeverhältnisse zur Folge gehabt und dem geringen Mann, der so lange schutzlos den Bedrückungen der Bevorrechteten bloßgestellt war, die hohen Güter persönlicher Freiheit, politischer Berechtigung und unbelasteten Eigenthums gewährt. — Auch bei der Revision des „Recrutirungsgesetzes“ huldigte der Reichstag dem Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze, indem er die Befreiung des Adels von der Militärpflicht aufhob, die Dienstzeit von acht auf fünf Jahre herabsetzte und an die Regierung das Verlangen stellte, den bisher üblichen Vorbehalt der Offiziersstellen für den Adel aufzuheben. — Nicht minder stürmisch waren die Verhandlungen bei Prüfung des Staatshaushalts und Bewilligung der Steuern und Anlehen, und ehe die beabsichtigte Berathung der „Grund-

rechte" vor sich gehen konnte, trat eine Wendung der Dinge ein, die auf das Schicksal des Reichstags entschiedenen Einfluß hatte.

Während dieser Berathungen war die Kaiserstadt der Schauplatz unaufhörlicher Bewegungen. Die untere Volksklasse, in großen Städten immer sehr zahlreich und für ihren Unterhalt auf den täglichen Verdienst angewiesen, war in Folge der Revolution durch die Stockung aller Geschäfte, alles Verkehrs, aller Unternehmungen und durch die Entfernung vieler reichen Familien aus Wien in eine verzweifelte Lage gekommen. Dieser Zustand, der reine Gegensatz zu dem gehofften Glück, das den Armen aus der Revolution erwachsen würde, gab den radicalen Volksrednern und Literaten, die sich die kaiserliche Hauptstadt als fruchtbaren Boden ihrer Wirksamkeit ausersehen, eine günstige Gelegenheit, durch Bildung von Arbeitervereinen, durch aufreizende Reden, durch zügellose Zeitungsartikel, Maueranschläge und Flugblätter die untere Volksklasse, die durch die zunehmende Verarmung täglich wuchs und vermöge der Unwissenheit, in der sie unter der frühern Verwaltung gehalten worden, Wahrheit und Lüge nicht zu unterscheiden vermochte, in steter Aufregung und gährender Bewegung zu erhalten. Weder der „Sicherheitsausschuß" mit der „Sicherheitswache", noch die „Studentenlegion", noch auch die Wiener „Nationalgarde" traten dem unruhigen Treiben müßiger Pöbelschaaren kräftig genug entgegen; alle diese Körperschaften bestanden großentheils aus Demokraten, die entweder mit den „Arbeitern" sympathisirten, oder doch Scheu trugen, ihre Popularität aufs Spiel zu setzen, und dadurch für die Zukunft ihren Einfluß zu verscherzen. Diese Rücksichten und das Gefühl der innern Meinungsverschiedenheit lähmten in Wien wie allenthalben die Kraft der aus der Revolution hervorgegangenen und auf Hemmung ihrer Ueberschreitung gerichteten Schöpfungen und Einrichtungen. So kam es, daß Pöbelschaaren mehr und mehr Einfluß auf das Staatsleben übten; sie hemmten die freiwilligen Anwerbungen für die italienische Armee, damit ihre Menge nicht vermindert würde; sie ertrotzten Zuweisung öffentlicher Arbeiten von Seiten der Regierung; sie bestimmten den Taglohn und schreckten durch Drohungen von jedem Versuch einer Minderung desselben ab. Mit dem Erfolg wuchs ihre Verwegenheit und Frechheit. Als die Beschäftigung der brodlosen Arbeiter an den öffentlichen Werken dem Staat und der Gemeinde unerschwingliche Lasten zu bereiten drohte, setzte der Minister Schwarzer den Arbeitslohn um fünf Kreuzer herab. Diese Maßregel führte die blutigen Auftritte vom 23. August herbei. Große Massen Volks versammelten sich in dem Prater und nachdem sie hier unter allerlei bezeichnenden Ceremonien eine aus Lehm geknetete Puppe, den Minister Schwarzer vorstellend, feierlich begraben und zwei Sicherheitswachen mißhandelt hatten, schickten sie sich an, mit Fahnen und unter lärmendem Geschrei in die Stadt einzuziehen. Aber hier stießen sie auf eine Abtheilung Nationalgarden; aus einigen Neckereien und Steinwürfen entstand ein blutiger Kampf, in Folge dessen sechs Arbeiter getödtet und mehrere verwundet wurden. Viele Verhaftungen, die Einstellung der öffentlichen Arbeiten und die Selbstauflösung der Sicherheitsausschüsse waren die nächsten Ergebnisse dieses Kampfes, den die Bürger selbst ohne militärische Beihülfe zur Erhaltung der öffentlichen
11. 12. Sept. 1848. Ordnung bestanden. — Einige Wochen später ereignete sich ein neuer Tumult, als ein Gewerbverein, der sich eigenmächtig gebildet hatte, eine Menge von Actien ausgab, welche, da der Verein durchaus keine Garantie bot, bald allen Credit verloren, wodurch die aus geringen Gewerbleuten bestehenden Besitzer ihre Einlagen einbüßten. Trotz einer beruhigenden Bekanntmachung des Ministers Doblhoff, in welcher eine Untersuchung und Ausgleichung in Aussicht gestellt war, gestaltete sich die Aufregung zu einem drohenden Aufstand, der von den Demokraten und der Studentenlegion zur Wiederbelebung des Sicherheitsausschusses und zur Aenderung des Ministeriums benutzt werden sollte. Aber die ernste Haltung des von der Regierung zum Schutz herbeigezogenen Militärs vereitelte das Vorhaben. Die Erhebung, während welcher der Reichstag ohne Unterbrechung getagt hatte, blieb ohne nachtheilige Folgen, und zur Erleichterung des Gewerbstandes wurde dem Ministerium ein Credit von zwei Millionen bewilligt.

§. 1100. **Die Octobertage in Wien.** Die Vorgänge in Ungarn warfen
die Hauptstadt des österreichischen Kaiserreichs in eine furchtbare Gährung. Schon lange
hatte **Jellachich**, der Ban von Croatien, insgeheim unterstützt vom Hof und von der
Regierung, die Magyaren bekriegt. Der Reichstag, wo die Czechen und Slaven den
Ungarn feindlich gesinnt waren, hatte die magyarische Deputation, die seine Vermittelung
nachsuchte, abgewiesen; durch aufgefangene Briefschaften war die Verbindung des Kriegs-
ministers **Latour** mit dem Ban an Tag gekommen; der als kaiserlicher Commissar und
Oberbefehlshaber nach Ungarn geschickte Graf **Lamberg** wurde auf der Brücke von
Buda-Pesth von dem rasenden Pöbel ermordet. Da erfolgte das kaiserliche Kriegsmani- 28. Sept. 1848.
fest, und ein Theil der Wiener Truppen erhielt Befehl zum Abzug nach Ungarn. Dies 3. Oct.
gab Veranlassung zu einer Erhebung, die alle frühern Auftritte an Umfang und Wuth
weit überbot. Die Wiener Bevölkerung, voran die Studentenlegion, die Zöglinge der
polytechnischen Schule und viele Nationalgarden suchten den Abmarsch der Truppen ge-
waltsam zu hindern; die Eisenbahn wurde theilweise zerstört, einige Kanonen wurden 6. Oct.
erobert und ein blutiger Kampf eröffnet, bei dem ein General und einige Offiziere und
Soldaten das Leben verloren. Die demokratischen Clubs entwickelten eine furchtbare
Thätigkeit; die Arbeiter und die ganze niedere Volksmasse stürmten durch die Straßen
und Plätze, mit Piken, Stangen und Haken bewaffnet. Die ganze Stadt war in Auf-
ruhr, aller Orten wurden Barrikaden errichtet; das Militär, verführt und dem unga-
rischen Krieg abhold, ging zum Theil zum Volk über, Andere waren lau im Widerstand.
In der Stephanskirche und im Hofe des Kriegsgebäudes war der Kampf am heftigsten,
der Boden mit Leichen bedeckt. Das Kriegsgebäude wurde endlich erstürmt, worauf eine
zahllose Masse Volks eindrang, um den Minister Latour zu suchen. Der rasende Haufen
durchstöberte die weitläufigen Räume des vierstöckigen riesenhaften Gebäudes. Im vierten
Stockwerk fanden sie den Unglücklichen in einem Versteck. Finsterblickend schleppten sie
ihn hinunter; umsonst flehte er die wüthende Schaar um sein Leben; ein Streich mit
einem schweren Hammer zerschmetterte ihm die Hirnschale; unter Säbelhieben und Piken-
stößen verhauchte er auf dem Platze am Brunnen sein Leben; und so groß war die Wuth,
daß ihm der entmenschte Haufen die Kleider abriß und den Leichnam in ein Tuch gehüllt
an einem Laternenpfahl aufknüpfte. Unter Sturmläuten und wildem Geschrei verbrei-
tete sich hierauf der Empörungskampf immer weiter. Das Zeughaus war das nächste
Ziel der tobenden Schaaren; mit seinem reichen Vorrathe von Kriegsgeräth wollte man
die schlechtbewehrte Menge bewaffnen. Aber zwei Kompagnien polnischer Truppen setzten
den Stürmenden einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Die ganze Nacht hindurch
wurde das Gebäude mit Geschütz, Gewehrfeuer und Brandfackeln ohne Erfolg ange-
griffen. Erst als gegen Morgen die Truppen abzogen, drang der stürmende Pöbel in
das Gebäude ein und raubte die reichen Vorräthe an Waffen aller Art, bis eine aus
Studenten und Nationalgarden bestehende Besatzung einzog und das weitere Verschleppen
hinderte. — Diese schrecklichen Ereignisse machten auf den in Schönbrunn weilenden
Kaiser einen erschütternden Eindruck und brachten ihn von Neuem zur Flucht. Mit
Hinterlassung eines Manifestes, worin er sich beklagte, daß alle Beweise von Liebe und
Güte, die er bisher mit Freuden erschöpft habe, ohne Anerkennung geblieben, und kund
gab, daß er die Nähe der Hauptstadt, „wo die Anarchie ihr Aeußerstes vollbracht habe",
verlasse, „um Mittel zu finden, dem unterjochten Volke Hülfe zu bringen", reiste der 7. Oct. 1848.
Kaiser mit seiner Umgebung unter militärischer Bedeckung in früher Morgenstunde ab
und erreichte ohne erhebliche Störung die mährische Stadt **Olmütz**, die sich der Hof
zur neuen Residenz ausersehen. Die Entfernung des Kaisers war der Anfang einer
fluchtähnlichen Auswanderung aus der sturmbewegten Hauptstadt. Die vornehmen und
wohlhabenden Einwohner verließen zu Tausenden die unglückliche Kaiserstadt, den Wohn-
sitz des Schreckens; dafür strömten die Männer der Bewegung, die neuen Apostel der
Anarchie, zu allen Thoren ein. Das Ministerium war seit Latours tragischem Ende
zerstoben, zwei Räthe hatten sich geflüchtet, den dritten, Hornpostel, berief der Kaiser
nach Olmütz; nur der Minister **Kraus** verharrte auf seinem gefahrvollen Posten. Der
Reichstag hatte den Präsidenten **Strobach** und einen großen Theil seiner Mitglieder
durch die Flucht eingebüßt; die übrigen hielten unter dem Vicepräsidenten **Smolka** ihre

Sitzungen in Permanenz und suchten durch Ernennung einer Sicherheitscommission, bei der Schuselka, ein zum Deutschkatholicismus übergetretener österreichischer Schriftsteller, das thätigste Mitglied war, dem wilden Treiben der Demokratenvereine und der Legionäre der Aula (die so sehr verwildert waren, daß sie ohne Zeichen von Unwillen und Entrüstung einen der Mörder Latours seine schauerliche That in öffentlicher Versammlung erzählen ließen) einige Schranken zu setzen und den Schein gesetzlicher Ordnung zu erhalten. Eine Adresse an den Kaiser suchte diesen zur Rückkehr zu bewegen, und ein Aufruf an die Völker Oesterreichs ein unerschütterliches Festhalten „an der Achtung vor dem Gesetze, an der constitutionellen Monarchie und an der Freiheit" zur heiligen Pflicht zu machen. Aber die Würfel waren bereits geworfen. Der in Wien commandirende General v. Auersperg nahm mit seinen Truppen auf dem kaiserlichen Belvedere und im Schwarzenberg'schen Garten eine feste, drohende Stellung; zu gleicher Zeit näherte sich der kriegerische Ban Jellachich mit einem großen Heer wilder und räuberischer Kroaten und Grenzer den Marken der Hauptstadt, und in Böhmen machte der gefürchtete Fürst Windisch-Grätz, der neue „Städtebelagerer", kriegerische Bewegungen. Diese Anzeichen eines feindlichen Angriffs mit vereinten Streitkräften setzten die Bevölkerung der Kaiserstadt in eine fieberhafte Aufregung. Die Weigerung des Kaisers, den Ban Jellachich dem österreichischen Ministerium unterzuordnen, nahmen die Demokraten in Wien als einen Beweis, daß es auf eine Militärdictatur abgesehen sei; die Adressen des Reichstags zur Erwirkung der kaiserlichen Rückkehr blieben erfolglos; die Deputation des städtischen, im radicalen Sinne erneuten Gemeinderaths wurde nicht vorgelassen; so kam es, daß die Leitung der Dinge gänzlich in die Hände der Revolutionspartei gerieth, die mit der wachsenden Gefahr immer größere Rührigkeit kund gab. Der Studentenclub in der Aula bildete den Mittelpunkt der revolutionären Bewegung; ihm zur Seite wirkten verschiedene demokratische Ausschüsse; die bewaffnete Macht war der unter radicale Anführer gestellten Nationalgarde untergeordnet; ein allgemeiner Landsturm sollte aufgeboten werden. Je mehr der Ausgang dieser revolutionären Erhebung von der Entscheidung der Waffen abhängig ward, desto mehr kam die Leitung des Ganzen von dem Reichstag und Gemeinderath an die Ausschüsse und Insurgentenführer. Der ehemalige Lieutenant Messenhauser wurde zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde gewählt; der polnische General Bem, der später in Ungarn glänzende Beweise kriegerischer Befähigung ablegte, leitete an der Spitze der Artilleristen die Vertheidigungsanstalten; Freischaaren, die von allen Seiten in die Hauptstadt strömten, standen unter eigenen Führern, die sich meistens als Clubredner und Literaten einen Namen gemacht. Feste Barrikaden waren an geeigneten Orten aufgerichtet, das Pflaster in den Straßen gelockert, für Unterhalt und Verpflegung von den städtischen Behörden Anstalten getroffen. Aber was vor Allem den Muth und die Hoffnung der Wiener Insurgenten belebte, war der erwartete und verheißene Zug der Magyaren, deren Hülfstruppen man schon von dem Beobachtungsort auf dem Stephansthurm zu bemerken glaubte. — Unter diesen Anstalten und Zurüstungen hatte der Ban die südliche Seite der Stadt am Wienerberg mit 50,000 Mann kaiserlicher Truppen der verschiedensten Waffengattungen, Kriegstrachten und Nationalitäten besetzt. Ein buntes Völkergemenge, das an Wallensteins Lager erinnerte; Kroaten und Grenzer, mit und ohne Uniform, die gefürchteten Rothmäntel oder Sereschaner standen neben italienischen und polnischen Truppen und Husaren in prunkenden Gewändern. Eine mannichfaltig gemischte Kriegsmenge, durch das starre Commando und die militärische Zucht zu einem festen Körper verbunden, gegenüber einer beweglichen, von dem vagen Begriffe der Freiheit getriebenen, an Zucht und Unterordnung nicht gewöhnten Insurgentenmasse. Graf Auersperg, der Gesinnung seiner
12. Oct. 1848. Soldaten mißtrauend, räumte seine bisherigen Standorte, die sofort von der Studenten-
20. Oct. legion besetzt wurden, und vereinigte sich mit Jellachich. Bald erschien auch Fürst Windisch-Grätz, den der Kaiser zum Oberbefehlshaber aller Truppen, mit Ausnahme der italienischen, ernannt und zur Züchtigung der empörten Hauptstadt mit unumschränkter Vollmacht ausgerüstet hatte, mit großer Heeresmacht in der Nähe Wiens. Eine kaiserliche Proclamation, die ihm voranging, suchte die aufgeregten Gemüther des Volks zu beruhigen und von einer Betheiligung an der Erhebung abzumahnen, indem

sie die Versicherung gab, daß die gewährten Rechte und Freiheiten ungeschmälert erhalten, die verheißene Verfassung zur Vollendung geführt und das Gesetz über die Ablösung der bäuerlichen Lasten und Zehnten in Ausführung gebracht werden sollte. In Anwendung der militärischen Maßregeln sollte nur so weit gegangen werden, „als zur Herstellung der Ruhe und Sicherheit, zum Schutze aller getreuen Staatsbürger, so wie zur Aufrechterhaltung der Würde des constitutionellen Thrones nöthig sein würde". Der besonnenere Theil der Wiener Bevölkerung hätte gern noch bei Zeiten eingelenkt, zumal da die schwankende Haltung der ungarischen Armee, die bald zaudernd still hielt, bald rückgängige Bewegungen machte, wenig Aussicht auf kräftige Unterstützung bot; allein der revolutionäre Geist war schon zu mächtig geworden, die Leitung der Dinge war schon zu sehr in die Hände der äußersten Partei gerathen, als daß noch eine Vermittelung möglich gewesen wäre. Schleunige Flucht schien noch die einzige Rettung, und viele Einwohner, darunter auch mehrere Mitglieder des Reichstags, ergriffen diesen Ausweg, ehe sie durch den Terrorismus im Innern oder durch die militärische Sperre von Außen daran gehindert wurden.

§. 1101. Wiens Fall. Der zum Feldmarschall ernannte Fürst Windisch-Grätz hatte bereits alle Anstalten zur völligen Einschließung der Stadt getroffen. Eine Proclamation „an die Bewohner Wiens", die in energischen Worten die Stadt, die Vorstädte und die Umgebung in Belagerungsstand erklärte, alle Civilbehörden den Militärbehörden unterordnete und gegen die Uebertreter der Verfügungen das Standrecht verkündete, bewies den furchtbaren Ernst des Mannes mit der eisernen Willenskraft. „Eure Stadt ist befleckt worden (heißt es darin) durch Gräuelthaten, welche die Brust eines jeden Ehrenmannes mit Entsetzen erfüllen. Sie ist noch in diesem Augenblick in den Händen einer kleinen, aber verwegenen, vor keiner Schandthat zurückschaudernden Faction. Euer Leben, euer Eigenthum ist preisgegeben der Willkür einer Handvoll Verbrecher. Ermannt euch, folgt dem Rufe der Pflicht und Vernunft!" Dieser Aufruf, der trotz aller Wachsamkeit an mehreren Straßenecken angeschlagen ward, weckte aufs Neue die Wuth und die Leidenschaft der Insurgenten, insbesondere der jugendlichen Krieger auf der Aula, die kurz zuvor durch die Entdeckung eines furchtbar verstümmelten und durch barbarische Mißhandlung entstellten Studentenleichnams in die heftigste Aufregung gebracht und zur Rache entflammt worden waren. Eine Vermittelung konnte jetzt keinen Erfolg mehr haben; und wie viele Versuche der Art auch noch von Seiten des städtischen Gemeinderaths, der noch anwesenden Glieder des Reichstags und der Commissare der Frankfurter Nationalversammlung (§. 1102) unternommen wurden, die Bedingungen, die der strenge Feldherr am 23. October stellte, waren so hart und drohend, daß sie verworfen wurden. War doch darin die Auslieferung mehrerer noch näher zu bezeichnenden Individuen verlangt, eine Forderung, durch deren Gewährung das Schwert des Damokles über allen Demokratenhäuptern geschwebt hätte. Die Entscheidung beruhte jetzt auf den Waffen; das Schwert der Empörung war so hoch geschwungen, daß die Scheide weggeworfen werden mußte. Von beiden Seiten wurden daher die kriegerischen Kräfte aufs Aeußerste angestrengt. Bem, Messenhauser und Fenneberg leiteten die Vertheidigungsanstalten; der demokratische Centralausschuß bildete zwei Freicorps, die mobile Garde und das Elitencorps, die auf der äußersten Warte fochten, und worin mehrere Literaten, darunter auch die Frankfurter Parlamentsmitglieder Robert Blum und Julius Fröbel, Dienste versahen; die Maßregeln des Schreckens, die von Außen gegen die Demokraten angeordnet worden, fanden im Innern ihre Anwendung gegen die Gemäßigten und Reactionäre. Gefechte und Ausfälle, täglich wiederholt, steigerten durch den blutigen Ausgang die Wuth und Rache auf beiden Seiten. Die Flammen, die jeden Abend von den brennenden Häusern glühend roth am nächtlichen Himmel emporstiegen, gewährten den angstvoll in der Ferne Harrenden einen grauenvollen Anblick. Ueber eine Woche wurde der blutige Kampf mit der größten Erbitterung Tag und Nacht fortgeführt. Die akademische Legion, die Arbeiter, die Nationalgarde, die Freicorps machten jeden Fußbreit streitig; Mauern und Barrikaden gewährten ihnen Ersatz für die mangelnde Kriegskunst. Der Zorn der Soldaten wuchs mit dem Widerstand; besonders brannte das Regiment

Latour, das mit umflorten Fahnen einherzog, vor Verlangen, den Tod des Generals zu rächen. Am 28. und 29. October war der Kampf am heißesten; schon waren die Außenwerke und Vorstädte erobert, den Insurgenten gebrach es an Lebensmitteln und Kriegsvorrath; die Stadt war unhaltbar, fernerer Widerstand drohte das Unglück nur größer zu machen. Der Gemeinderath, nunmehr die einzige gesetzliche Obrigkeit, da der Reichstag durch kaiserliche Botschaft geschlossen und auf den 15. November nach dem mährischen Städtchen Kremsier einberufen worden, beschloß die Stadt auf Gnade und Ungnade, wie der Sieger verlangte, zu übergeben. Am Abend begann schon die Abführung der Waffen, und am 30. October rückten die Truppen von allen Seiten bis zum Glacis vor. Da sah um zwei Uhr ein Wächter vom Stephansthurm gegen die ungarische Grenze hin Pulverdampf aufsteigen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Straßen: „Die Ungarn kommen!" und weckte von Neuem den Kriegsmuth. Der Vertrag wurde gebrochen, die abgelieferten Gewehre den Zeughäusern wieder entnommen, die Kanonen auf die Wälle gepflanzt und neue Ausfälle gewagt. Die Stadt war gänzlich in den Händen des Proletariats und verzweifelter Rotten von Freischaaren. Aber die Hoffnung der Insurgenten wurde getäuscht. Zwar waren die Ungarn wirklich im Anmarsch; aber ihr großentheils aus einem raschgebildeten Landsturm von jungen Leuten bestehendes Heer wurde von den Kroaten und dem österreichischen Militär an der Schwechat mit großem Verlust zurückgeschagen und zum schnellen Abzug nach Preßburg gezwungen. Mit doppelter Wuth wurde nunmehr die Kaiserstadt von den über den
30. Oct 1848. Treubruch empörten Soldaten von Neuem bestürmt. Der Widerstand war schwach und von kurzer Dauer. Die Truppen drangen unter Begünstigung der über die Proletarierherrschaft entrüsteten Nationalgarden bis zum Stephansplatz und auf den Hof des Kriegsgebäudes, wo der Laternenpfahl, an dem Latours Leiche gehangen, unter Geheul umgestürzt und zertrümmert wurde. Die Aula war leer, die Kalabreserhüte verschwanden plötzlich. Wien bot einen Anblick des Schreckens und Jammers dar. „In den meisten Straßen Kugelspuren an den Häusern, in den Vorstädten ganze Straßenreihen niedergebrannt, an tausend Stellen Leichen und Blutlachen, überall Frauen oder Kinder, nach den Männern oder Vätern suchend, dazwischen Kroaten, nur auf Plünderung bedacht". Am 2. November hielt Jellachich seinen Einzug in die eroberte Stadt, über welche bereits Windisch-Grätz von seinem Hauptquartier Hetzendorf aus den strengsten Belagerungszustand verhängt hatte. Nun begann die eiserne Herrschaft des Schwertes. Die Stadt wurde streng abgeschlossen, die Einwohner entwaffnet, alle Häuser und Straßen durchsucht, alle Gefängnisse mit Schuldigen und Verdächtigen gefüllt. Wochenlang hielten die Nachrichten über die standrechtliche Behandlung „mit Pulver und Blei" das deutsche Volk in Aufregung. Messenhauser, der von Wiedererneuerung der Feindseligkeiten ernstlich abgemahnt hatte, und viele Barrikadenhelden fanden ihr blutiges Ende durch die siegreiche Militärmacht; Alfred Julius Becher, der begabte Meister der Tonkunst, und der jugendliche Hermann Jellinek büßten für die revolutionäre Tendenz ihrer Zeitschrift „der Radicale" mit dem Leben; aber was vor Allem die Demokraten mit Wuth und Entsetzen erfüllte, war die Erschießung Robert Blums (9. Nov. 1848), des Führers der Frankfurter Linken. Hervorgegangen aus niederm Proletarierstande und aufgewachsen unter Druck und Entbehrung, hatte er sich durch Anlage und Energie zum beredten Vorkämpfer der religiösen und politischen Freiheit in ihrer äußersten Gestalt herangebildet und brachte ihr jetzt sein Leben als unfreiwilliges Opfer. Unberufen hatte er sich in das brausende Treiben der österreichischen Hauptstadt gestürzt, hatte in der Aula seine pathetische Beredsamkeit bewiesen, hatte im Elitencorps am Kampfe Theil genommen, hatte bei seiner Verhaftung und bei dem gerichtlichen Verhör auf seine Eigenschaft als Mitglied der Reichsversammlung getrotzt. Er hatte nicht an das weise Sprichwort gedacht: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um". Sein Tod sollte als abschreckendes Beispiel allen ähnlichen Bestrebungen dienen; darum war auch „Blums Todtenfeier" für die ganze Partei ein Erkennungszeichen, und die großartige Unterstützung, die seiner Frau und seinen Kindern zu Theil ward, bewies, welche Bedeutung der Mann und sein Fall für die Demokraten und Republikaner hatte. Mit derselben kalten Ruhe, die er so oft auf der Tribüne bewiesen, ist er auch den Todesweg gegangen

Sein minder bedeutender Gefährte und Gesinnungsgenosse Julius Fröbel wurde nach angstvollem Schweben zwischen Leben und Tod einige Tage später unverletzt entlassen. — Bem, Fenner v. Fenneberg und der Demokratenredner Dr. Schütte entkamen unter manchen Gefahren und Abenteuern durch glückliche Flucht. Der Erste begab sich nach Ungarn, wo er eine polnische Legion bildete; der Letzte verbrachte den Rest seines Lebens in den ver. einigten Staaten Amerika's. Das Gerücht, daß er als Kriegsquartiermeister sich durch gemeinen Betrug entehrt und ein Ende mit Schande genommen, wird von anderer Seite als verläumderische Nachrede seiner politischen Gegner erklärt. — Hauck, der Redacteur des radicalen Blattes „Constitution" und Stifter und Anführer des Elitencorps, gerieth erst nach der Katastrophe in Ungarn in die Hände der Oesterreicher und fand dann nachträglich noch seinen Tod durch Pulver und Blei.

§. 1102. Die Frankfurter Versammlung in der österreichischen Frage. Die ersten Nachrichten von der Wiener Octoberbewegung trafen das Frankfurter Parlament bei der Berathung über die Reichsverfassung. Wie sehr auch die gemäßigte Partei auf Beschleunigung dieses Hauptwerkes ihrer Thätigkeit drang, die Tagesereignisse schlugen zu mächtig an die Pforten der Paulskirche, als daß nicht die Frage über das Verhalten der deutschen Centralgewalt in diesem wichtigen Ereigniß sich in den Vordergrund gedrängt hätte. Zwar widerstand die Versammlung auch diesmal dem Antrag der Linken, welche die Wiener Erhebung als eine nationale Sache gegen eine widerstrebende undeutsche Regierung darzustellen suchte und an die Frankfurter Reichsgewalt das Ansinnen stellte, die Bewegung zu unterstützen und die österreichische Regierung nöthigenfalls mit Waffengewalt zur Entfernung aller nichtdeutschen Truppen zu zwingen, und beharrte auf dem besonnenen Wege ruhiger Erwägung. Allein die öffentliche Stimme forderte zu dringend eine Bethätigung ihrer Theilnahme an diesem gewaltigen Kampfe, als daß sie dieselbe hätte überhören können. Sie bewirkte die Absendung zweier Commissare, Mosle und Welcker, nach Olmütz und in das Lager des kaiserlichen Feldherrn und empfahl ihnen aufs dringendste „die Geltendmachung des Ansehens der Centralgewalt, den Schutz der Interessen Deutschlands in Oesterreich, die Sorge für friedliche und unblutige Lösung der österreichischen Wirren und die Wahrung der im März und Mai den österreichischen Völkern zugestandenen Rechte und Freiheiten"; und als die Vermittelungsversuche in Olmütz „an der glatten Etikette des kaiserlichen Hofes abgeglitten", in Wien „von dem Machtbewußtsein des kaiserlichen Feldherrn" zurückgewiesen worden, so glaubte die Versammlung doch in so weit die Entrüstung der Linken über den Tod ihres Führers besänftigen zu müssen, daß sie das Ansinnen einer „Todesfeier" für Robert Blum nicht ganz von der Hand wies, wenn sie derselben auch nicht das beabsichtigte feierliche Schaugepränge verlieh, wodurch sie zu einer „Demonstration" hingerissen werden sollte. Diese Vorgänge drängten die Frage über die künftige Stellung Oesterreichs zum deutschen „Bundesstaat" in den Vordergrund der Berathung. Je mehr es zweifelhaft wurde, ob sich die österreichische Regierung rückhaltlos den Beschlüssen der Frankfurter Nationalversammlung unterwerfen werde, desto mehr drangen die unbedingten Anhänger eines deutschen Einheitsstaats mit monarchisch-constitutionellen Formen auf eine klare Auseinandersetzung der staatlichen Verhältnisse beider Reiche. Daher machten sich bei der Berathung bald drei Möglichkeiten geltend: 1) Oesterreich löst sich in seine nationalen Bestandtheile auf, dann werden die deutsch-österreichischen Lande dem deutschen Reiche zufallen und an dessen Gesammtverfassung Theil nehmen. 2) Oesterreich bleibt in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung als ein Ganzes beisammen, dann wird der deutsche Theil Oesterreichs sich von dem deutschen Bundesstaat ablösen müssen. 3) Der deutsche Bundesstaat und die österreichische Gesammtmonarchie werden zu einem großen mitteleuropäischen Reich in fester Union verbunden. Außer diesen drei Hauptrichtungen tauchten noch mehrere Vermittelungsvorschläge auf, die, von dem thatsächlichen Standpunkt ausgehend, entweder das gegenseitige Verhältniß noch einige Zeit unbestimmt lassen oder eine Ausnahmsstellung Oesterreichs auf dem Wege der Vereinbarung mit bestimmten „Modificationen" begründen wollten. Gegen die Ablösung der deutschen Lande von Oesterreich sprach die gegründete Furcht, daß dann die nichtdeutschen Staatengebiete dem germanischen Elemente immer mehr entfremdet und dem Einflusse Rußlands gänzlich

anheimfallen würden; gegen die Herbeiziehung des gesammten Oesterreichs sträubte sich der Begriff einer natürlichen Staatsordnung und das Gefühl der Unmöglichkeit eines gesunden politischen Organismus. Daher erschien der Plan einer friedlichen Auseinandersetzung und Lösung der allein ausführbare, und diesem Gedanken gab Heinrich v. Gagern eine bestimmtere Gestalt und mildere Fassung.

§. 1103. Der engere und weitere Bund. Von der Ansicht ausgehend, daß das deutsche Element in Oesterreich das einflußreichste sei und daß es eben so sehr dem nationalen Interesse Deutschlands widerstrebe, als es für Oesterreich eine „rechtliche Unmöglichkeit" sei, die Staatseinheit zwischen den deutschen und nichtdeutschen Provinzen der österreichischen Monarchie zu lösen, suchte Gagern den Boden für ein Verhältniß zu gewinnen, „wonach das außerösterreichische Deutschland sich bundesstaatlich fest aneinanderschließe; zwischen Oesterreich aber, welches wegen seiner undeutschen Bestandtheile in diesen engsten Bund nicht eintreten könne, und dem übrigen Deutschland eine anderweitige enge Verbindung bestehe." Dieses Band fand er in der Gemeinschaft der materiellen Interessen, und sein Antrag lautete daher: „Oesterreich bleibt, in Berücksichtigung seiner staatsrechtlichen Verbindung mit nichtdeutschen Ländern und Provinzen, mit dem übrigen Deutschland in dem „beständigen und unauflöslichen Bunde". Die organischen Bestimmungen für dieses Bundesverhältniß, welche die veränderten Umstände nöthig machen, werden Inhalt einer besonderen Bundes-Acte". Es lag also hier ein doppeltes Bundesverhältniß vor, ein engerer deutscher Bundesstaat und eine österreichisch-deutsche Union mit gemeinsamen Handelsinteressen und mit Gründung eines gleichmäßigen Zollvereins. Die weiteren Discussionen über diese Lebensfrage der deutschen Verfassung wurden nach Gagerns Wunsch bis zur zweiten Lesung ausgesetzt, damit die Centralregierung Zeit gewinne für eine Anfrage an Oesterreich, wie sich dasselbe in Bezug auf Deutschland zu verhalten gedenke. Diese Anfrage aber unterblieb, weil der Leiter des Frankfurter Ministeriums, Schmerling, dem die Interessen seines österreichischen Vaterlandes mehr am Herzen lagen als die gedeihliche Entwickelung des deutschen Bundesstaats, dieses Verhältniß lieber noch einige Zeit in der Unbestimmtheit lassen wollte. Um Zeit zu gewinnen, hüllte er daher die ganze Sache in den Schleier diplomatischer Zurückhaltung und ränkevoller Politik, gab unbestimmte Antworten und suchte Anträge und Interpellationen, die eine klare Auseinandersetzung bezweckten, unter allerlei Vorwänden und scheinbaren Beweggründen fern zu halten oder durch eine kluge Wendung scheitern zu machen. Dieses Verfahren setzte Schmerling auch dann noch fort, als das neue österreichische Ministerium Schwarzenberg am 27. November in seinem dem Reichstage von Kremsier vorgelegten und von diesem mit lautem Beifalle begrüßten Programme den Standpunkt bezeichnet hatte, den es in der deutschen Frage einzunehmen gedächte und der mit Gagerns Plan vereinbar schien. Darin ist nämlich ein „Zerreißen der Monarchie" entschieden verworfen, dagegen deutlich ausgesprochen, daß man die „natürliche Entwickelung des noch nicht vollendeten Umgestaltungsprozesses" beider Staaten abwarten wolle und erst, „wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt seien", würde es möglich sein, „ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen". Selbst nicht gehindert in der gesonderten Constituirung ihrer Gesammtmonarchie, schien also die österreichische Regierung auch die Ausbildung eines deutschen Bundesstaats nicht hindern zu wollen. Aber das deutsche Verfassungswerk konnte nicht zu Ende geführt werden, so lange das Verhältniß Oesterreichs ungeordnet blieb, weil von dem Verbleiben oder Ausscheiden dieser Großmacht die Oberhauptsfrage bedingt war. Im ersteren Falle konnte man nicht füglich eine einheitliche Spitze aufstellen, sondern mußte einem Fürstendirectorium von Dreien den Vorzug geben; im letztern Falle schien es natürlich, daß das Oberhaupt des mächtigsten unter den rein deutschen Staaten an die Spitze des Bundesstaats trete. So wurde die österreichische Frage eine neue Scheidungslinie für die Parteistellung im Frankfurter Parlament, und je mehr die Verfassung ihrem Ende entgegenrückte, desto schroffer trat der mächtige Zwiespalt, der nationale und confessionelle Dualismus, hervor. Die Verfechter eines Bundesstaats mit klaren constitutionellen Formen, worin geordnete Freiheit im Innern mit einer starken Executivgewalt nach Außen ge-

paart erscheine, suchten Deutschland von Oesterreichs Oberleitung und bestimmendem Einfluß zu befreien und mit Preußen, das mit seinem Gesammtgebiete dem deutschen Bunde beigetreten, enger zu verbinden, und zwar so, daß demselben nicht nur die „Hegemonie" zukäme, sondern daß das deutsche und preußische Oberhaupt in Einer Person vertreten wäre und die Stellung und Macht des letztern dem deutschen Bundesstaat zu Gute käme. Diesem Streben, das erst allmählich in seiner ganzen Consequenz und Klarheit hervortrat, erstanden viele Gegner. Nicht blos daß die österreichischen Abgeordneten einem Plane abhold waren, der sie selbst und 13 Millionen Deutsche von dem künftigen Reiche ausschloß, auch die Mitglieder aus Bayern und aus den meisten Staaten Süddeutschlands waren theils aus confessionellen Bedenken, theils aus Particularismus oder Abneigung gegen Preußen dieser Bevorzugung Norddeutschlands entgegen, und die ganze Linke widerstrebte einer Staatsform, die von ihrem republikanischen Ideale so fern als möglich lag und die einen Mann zum Verfechter hatte, den sie als ihren heftigsten Widersacher aufs bitterste haßte und schmähte, weil er in ihren Augen ein Abtrünniger von der Sache der „Freiheit" war, für die er früher gekämpft und gelitten. So schuf die österreichische Frage eine veränderte Parteistellung; die bisher um Gagern geschaarte Majorität sah mehrere ihrer Glieder, darunter auch Welcker und Jürgens, den Verfasser des gelehrten Werks über Luthers Leben, aus ihrer Mitte scheiden. Sie nannten sich die „großdeutsche" Partei und zogen dadurch ihren Widersachern den ungerechten, mit einer leisen verächtlichen Nebenbeziehung beladenen Namen der „Kleindeutschen" zu. Der Austritt des Herrn von Schmerling, dessen politische Windungen und diplomatische Künste vor der mißtrauisch gewordenen Nationalversammlung keine Geltung mehr fanden, aus dem Reichsministerium und die Uebertragung der ministeriellen Vorstandschaft an Heinrich von Gagern bildete einen bedeutsamen Abschnitt in der Lebensthätigkeit der Frankfurter Staatsgewalten. Der Abgeordnete Simson aus Königsberg war ein würdiger und fähiger Nachfolger Gagerns auf dem Präsidentensitze der Paulskirche. Die „großdeutsche" Partei, aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt und in den meisten übrigen Fragen weit auseinandergehend, wurde durch Schmerlings Gewandtheit in steter Opposition gegen den Gagern'schen Plan gehalten. Sie schuf sich später ein Organ in der „Frankfurter Zeitung", die als Motto den Schlußvers des Arndt'schen Liedes: „Das ganze Deutschland soll es sein!" an der Stirn trug. Der „Pariser Hof" diente ihr als Versammlungsort.

§. 1104. Gagerns Ministerprogramm. Gagern besaß nicht die diplomatische Gewandtheit seines Vorgängers, den er einst in einem Augenblick der Uebereilung seinen „Freund" genannt, und der jetzt sein gefährlichster Gegner ward. Aber wo sein Name das Banner war, da schlossen sich edle Kräfte an. Seine bedeutende Persönlichkeit, sein offenes und gerades Wesen, seine unbestrittene Vaterlandsliebe, seine kernhafte, deutsche Natur und sein reines, von wahrer Begeisterung getragenes Streben fesselte Alle, die in seine Nähe kamen. Mit gewohnter Aufrichtigkeit stellte er auch sogleich 18. Dec. 1848. in seinem Programme die österreichische Frage als die Lebensfrage seiner ministeriellen Wirksamkeit hin, indem er, von dem Nichteintritt Oesterreichs in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat ausgehend, nur ein Unionsverhältniß zwischen den beiden Reichen herstellen wollte, wozu durch Unterhandlungen auf gesandtschaftlichem Wege, die sich jedoch nicht auf die Verfassung des deutschen Bundesstaates erstrecken dürften, Einleitungen getroffen werden sollten. Aber als er die Nationalversammlung um Ermächtigung zu dieser „gesandtschaftlichen" Verbindung anging, erfuhr er heftigen Widerspruch. Ein Mitglied der Linken (Venedey) sprach von einem „Hinauswerfen" Oesterreichs, von einer „Theilung" Deutschlands, die an Schmach der Theilung Polens gleichkäme. Und damit nicht der Vorwurf dieser „Theilung" auf Oesterreich falle, begab sich Schmerling über die Weihnachtsferien nach Wien und Olmütz, um andere Ansichten, als das Ministerprogramm von Kremsier aufgestellt, zur Geltung zu bringen. Zum Bevollmächtigten Oesterreichs bei der Centralgewalt ernannt, erschien der gewesene deutsche Ministerpräsident, der indessen vor seinen

Wiener Wählern in einer merkwürdigen Rede das Bekenntniß abgelegt, daß ihm die Aufrechthaltung der Integrität des österreichischen Staats „das Höchste und Wichtigste im Leben sei", nach Neujahr wieder in Frankfurt und überreichte eine Note seiner Regierung, worin die Behauptung ausgesprochen war, Gagern habe jenes Novemberprogramm von Kremsier falsch ausgelegt. Ohne sich über die künftige Gestaltung der österreichischen Monarchie im Geringsten auszulassen, behielt sich die Olmützer Regierung ausdrücklich die Freiheit des Eintritts in den Bundesstaat vor, verbat sich den blos „gesandtschaftlichen Verkehr" und gab endlich der Centralgewalt so wie der Nationalversammlung die Lehre, „daß die gedeihliche Lösung des deutschen Verfassungswerks nur auf dem Wege der Verständigung mit den deutschen Regierungen, unter welchen die kaiserliche den ersten Platz einnehme, zu erreichen sei." Der Eindruck, den diese Note und das versteckte Benehmen Schmerlings auf die Nationalversammlung machte, war dem Gagern'schen Plan günstig und zog viele Mitglieder auf seine Seite. Der Weg der Vereinbarung, der hier vorgezeichnet war, verletzte die Verfechter der Nationalsouveränetät. Und als nun Gagern
5. Jan. 1849. selbst die Schärfe seines Programms durch einige Modificationen milderte, indem er das Ausscheiden Oesterreichs nicht als bereits erklärt annahm und den Antrag vom 18. December dahin abänderte, „daß das Ministerium ermächtigt werde, zu geeigneter Zeit und in geeigneter Weise mit der Regierung des österreichischen Kaiserreichs, Namens der Centralgewalt, über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland in Verhandlung zu treten", da versöhnte sich die Mehrheit der Versammlung allmählich mit dem Gedanken. Zwar war der zur Prüfung des Antrags niedergesetzte Ausschuß der Mehrzahl nach gegnerisch gesinnt, und der gewandte Dialektiker v. Wydenbrugk aus Weimar deckte die Blößen des Plans mit Kunst und Geschicklichkeit auf: aber Beckeraths warnende Worte, daß „das Warten auf Oesterreich das Sterben der deutschen Einheit" sei;
13 Jan. Vincke's kräftige Unterstützung und vor Allem Gagerns versöhnende und überzeugende Rede selbst verschafften seinem Antrag den Sieg. Die nationale Einheitsidee, ein so mächtiger Factor bei der Neugestaltung Deutschlands, widerstrebte dem Gagern'schen Plane, und wie verschieden auch die Beweggründe der Widersacher waren, sie fußten alle auf diesem einen vaterländischen Grunde. Aber die Geschichte des deutschen Volks in so vielen drangvollen Jahren schien die warnende Lehre zu begründen, daß nur dann ein gesundes, freies und starkes Staatsleben in Deutschland erblühen könne, wenn es sich von Oesterreich „emancipire". Wie sehr also die Gagern'sche Partei auch bemüht war, den Vorwurf einer „Theilung Deutschlands" von sich zu weisen, das Endergebniß ihres Strebens war, wenn es zum Ziele kam, eine Trennung der deutschen Bundesstaaten. Sie brachte ein gefährdetes Glied zum Opfer, um dem übrigen Körper wieder Gesundheit und neue Lebenskraft zu verleihen.

§. 1105. **Die deutsche Reichsverfassung.** Mittlerweile war die deutsche Reichsverfassung ihrem Abschluß nahe gekommen, und auch die zweite Lesung der „Grundrechte" wurde noch vor Ablauf des Jahres 1848 zu Ende geführt. In einigen Punkten hatte man eine gemäßigtere Fassung erlangt, aber die Aufhebung der Todesstrafe, und der vage Satz, „daß Niemand verpflichtet sei, seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren", war noch ein Zugeständniß an die auf dem Boden des Humanismus und der schrankenlosen Freiheit fußende Linke. Trotz des Sträubens der auf der Rechten sitzenden Partei der Vereinbarung, die vor der eigenmächtigen und gesonderten Bekanntmachung dieses Theils der Verfassung von Seiten der Centralgewalt mit guten Gründen warnte, wurde die Publication der Grundrechte beschlossen und durch das Reichsgesetzblatt vom 28. Dec. vollzogen. Die Linke betrieb vorzugsweise die Separatveröffentlichung. Man hatte schon am 24. Nov. auf ähnliche Art eine „deutsche Wechselordnung" als Reichsgesetz bekannt gemacht, und die Regierungen hatten dasselbe fast ohne Ausnahme angenommen; sollte nicht hier der gleiche Fall eintreten? So wurden die Grundrechte als Weihnachtsgabe in zahllosen Abdrücken der deutschen Nation dargeboten; doch verhehlte man sich nicht, daß einerseits „das Volk die Grundrechte mit ihren überreichen Freiheitsgaben mit Begier ergreifen könnte, um vielleicht später die conservativen Zugaben der Verfassung zu verschmähen", und andererseits die Regierungen der Anerkennung und Einführung

allerlei Bedenken und Schwierigkeiten entgegenstellen möchten. Das letztere ist in reichlichem Maße geschehen. —

Was die Verfassung anbelangt, so suchte man bei Begründung der „**Reichsgewalt**" sowohl die „centripetale" Richtung, die einen Einheitsstaat anstrebte, als den „centrifugalen" Particularismus, der den losen Staatenbund zurückführen wollte, zu vermeiden; man sicherte den einzelnen deutschen Staaten ihre Selbständigkeit und alle staatlichen Hoheiten und Rechte, aber man suchte zugleich durch Aufstellung eines allgemeinen Staatsorganismus mit einer mächtigen Reichsgewalt der politischen Lebensthätigkeit einen würdigen Ausdruck zu geben und der Sehnsucht der deutschen Nation nach Einheit und Macht Befriedigung zu gewähren. „Aus einem losen, mechanischen Nebeneinander der Staaten sollte ein organisch Gegliedertes erwachsen" und über der ungehemmten Thätigkeit der Einzelnen die höhere Ordnung als Ziel und Richtschnur schweben. Darum mußte der Reichsgewalt vor Allem anheimgegeben werden: 1) die Vertretung nach Außen durch Gesandtschaften und Consuln und das ausschließliche Recht, Staatsverträge zu schließen. 2) die Kriegsmacht und das Heerwesen; das Reichsoberhaupt bestimmt über Krieg und Frieden und verfügt über die militärischen Kräfte der Einzelstaaten wie über die Seemacht und die Reichsfestungen, daher auch die Verpflichtung zur Treue gegen das Reichsoberhaupt und die Reichsverfassung in den Fahneneid in erster Stelle aufzunehmen ist. 3) Die Beschaffung der finanziellen Hülfsmittel, wozu außer den Reichszöllen und den Matricularbeiträgen der Einzelstaaten auch das Recht eigenmächtiger Besteuerung und Reichsanlehen gehörte. Im Interesse der staatlichen Einheit wurde das gesammte deutsche Land zu Einem Zoll- und Handelsgebiet umgestaltet und daher die Oeffnung der Verkehrswege, die Befreiung der deutschen Ströme, die oberste Leitung der Eisenbahnen, Posten u. dgl. der Reichsgewalt zugetheilt und ihrer Sorge zugleich die Einführung eines gleichen Münz-, Maß- und Gewichtssystems, so wie die Wahrung des „Reichsfriedens", die Aufrechthaltung der innern Sicherheit und Ordnung anheimgegeben. — Die Aufrichtung eines obersten „**Reichsgerichts**", welches, allen Verfassungsgewalten übergeordnet, den Streit zwischen Ständen und Regierung, zwischen Staat und Staat, zwischen Reichsgewalt und Einzelregierung schlichten sollte, verlieh der Verfassung „die Bürgschaft ewiger Rechtsordnungen". — Unter großen Parlamentskämpfen kamen die Satzungen über den „**Reichstag**" zu Stande. Die Anträge der Linken zu Gunsten des Einkammersystems, der beliebten Theorie aller Radicalen, erlagen bald der überzeugenden Beweisführung der Verfechter des Zweikammersystems. Ein Vorschlag, wonach ein Zustand von Unstätigkeit und haltloser Beweglichkeit in die gesetzgebende Gewalt eingeführt worden wäre, konnte vor einer gesunden Staatsweisheit, die Vernunft, Geschichte und Erfahrung auf ihrer Seite hatte, nicht bestehen. Man beschloß eine zweigegliederte Vertretung: ein Staatenhaus, auf dem Grundsatz der Selbständigkeit der Einzelstaaten beruhend, dessen Mitglieder daher aus der gemeinsamen Wahl der Regierungen und Ständeversammlungen hervorgehen und sich an Zahl nach dem Umfang der absendenden Einzelstaaten richten sollten, und ein Volkshaus, das, auf dem Boden der Nationalsouveränetät erwachsen, der Einheit des Volks als Träger und Erhalter dienen und aus freier Volkswahl nach einem besondern Wahlgesetz hervorgehen sollte; für jenes wurde eine sechs-, für dieses eine dreijährige Erneuerungsperiode festgesetzt. Zu einem Beschluß sollte die Theilnahme von wenigstens der Hälfte der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder erforderlich sein. Weigert sich aber die Reichsregierung, den Beschluß der beiden Häuser als Gesetz einzuführen, welche Bestimmungen sollen dann gelten? soll dem Reichsoberhaupt ein unbeschränktes oder nur ein verschiebendes Einspruchsrecht (absolutes oder suspensives Veto) zustehen? Für jenes trat Dahlmann in die Schranken und kämpfte, wie einst Mirabeau, für die Würde der Krone, deren Glanz auf den Staat selbst zurückfalle; allein wie sehr er und seine Gesinnungsgenossen auch nachwiesen, daß ein wahrhaft constitutioneller Regent sich wohl hüten würde, von einem solchen Vorrechte Gebrauch zu machen, daß aber dessen Schmälerung dem Ansehen der Krone schaden würde; das von Fallati in Antrag gebrachte suspensive Veto erhielt die Stimmenmehrheit und wurde in folgender Fassung zum Beschluß erhoben: „Ist von dem Reichstage in drei sich unmittelbar folgenden Sitzungsperioden derselbe Beschluß unverändert gefaßt worden, so wird derselbe, auch wenn die Zustimmung der Reichsregierung nicht erfolgt mit dem Schlusse des dritten Reichstages zum Gesetz." —

Die Verhandlungen über den delicatesten Punkt der deutschen Verfassung, das Reichsoberhaupt, nahmen erst im Januar 1849 ihren Anfang, als das Gagern'sche Programm in Betreff Oesterreichs bereits von der Nationalversammlung anerkannt worden war. Durch diese Annahme war aber auch ein großer Schritt zur Entscheidung der Frage gethan und Gagern selbst hatte sich bereits für ein „einheitliches und erbliches Oberhaupt" ausgesprochen. Gelang es nun, Oesterreich von dem deutschen Bundesstaat fern zu halten, so war kein Zweifel, daß in diesem vielgegliederten „Westreich" „der Schwerpunkt dahin fallen müsse, wo er factisch liegt." Zum Abschluß konnte die Frage aber nicht geführt werden, so lange die Unterhandlungen mit Oesterreich noch in der Schwebe waren. Man mußte sich also vorerst damit begnügen, alle der Idee eines „preußischen Erbkaiserthums" widerstrebenden Ansichten zu beseitigen und somit den Boden zu bestellen, in dem dann bei der zweiten Lesung diese erbkaiserliche Schöpfung als Krone und Schlußstein der Verfassung wurzeln und gedeihen könne. Die verschiedenartigsten Vorschläge tauchten auf und wurden berathen; von einer Umgestaltung und Erneuerung des Bundestages, wie die Altconservativen und Reactionäre verlangten, bis zu einer Präsidentschaft, wozu jeder volljährige Deutsche sollte gelangen können, was die Republikaner erstrebten, lag eine bunte Reihe mittlerer Vorschläge vor, die, von den bestehenden Verhältnissen ausgehend, theils eine Mehrheit, theils einen Einzigen der regierenden Fürsten mit der Leitung des Reichsregiments betraut wissen wollten, aber in der Form, wie dies zu bewerkstelligen, weit auseinandergingen. Die Einen bestanden auf einem Directorium („Fürstencollegium") von mehr oder weniger Gliedern unter dem abwechselnden Vorsitz von Oesterreich und Preußen, oder sie erneuten die alte Idee einer dreiheitlichen Oberleitung („Trias") und begingen dabei die doppelte Ungerechtigkeit, Bayern den beiden Großmächten als gleichberechtigt zur Seite zu stellen und dadurch zwei katholische süddeutsche Häupter dem Einen norddeutschen protestantischen entgegenzusetzen. Da man an diesem collegialischen Reichsregiment hauptsächlich den Mangel eines raschen, einmüthigen und kräftigen Handelns und einer „constanten Politik" rügte, so gewann allmählich die Ansicht, daß eine „einheitliche Spitze" größere Vorzüge habe, einen festen Boden; aber ob die Oberhauptswürde in den mächtigern Herrscherfamilien abwechseln, d. h. ein „Turnus" eintreten sollte, oder ob das Reichsoberhaupt durch Wahl, sei es auf Lebenszeit, sei es auf eine längere oder kürzere Reihe von Jahren, zu dieser Würde gelangen oder endlich ob ein erbliches Kaiserthum geschaffen werden solle, darüber waren die Meinungen im Verfassungsausschuß wie in der Versammlung sehr verschieden. Es war keine schwierige Aufgabe, aus der Geschichte den Vorzug der Einheit und Erblichkeit der Herrscherwürde vor einer gespaltenen oder durch Wahl oder Wechsel gelähmten und geschwächten nachzuweisen: ob aber diese in der Theorie vorzüglichere Verfassungsform für Deutschlands vielgegliedertes Staatswesen möglich und ausführbar sei, darüber wurden nicht zu verachtende Bedenken laut. Allein wie viele Stimmen auch gegen die, hauptsächlich von Dahlmann und Beseler verfochtene „romantische Kaiseridee" ankämpften, wie sehr der ultramontane Katholicismus (in E. v. Lasaulx) Verwahrung einlegte gegen die „historische Sentimentalität" einer Erneuerung des Kaiserthums, wie stark sich der Particularismus der verschiedenen Stämme und Länder und die „Großstaatssucht" der Bayern gegen die Bevorzugung eines einzelnen Staats vor den übrigen ereiferten; wie verächtlich die Partei der Linken und die Großdeutschen im „Pariser Hof" die Idee einer künstlichen Wiederbelebung des deutschen Kaiserthums behandelten — die Verfassungsparagraphen, daß die Würde des Reichsoberhaupts einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen werde, und daß dieser den Titel: „Kaiser der Deutschen" führe, wurden von der Mehrheit der Versamm-
23. Jan. 1849. lung angenommen; nur über die Erblichkeit konnte vorerst nicht die erforderliche Stimmzahl erlangt werden. — Der „Reichsrath", den der Verfassungsentwurf als „begutachtende Behörde" zur Wahrung der Interessen der Einzelstaaten dem Reichsministerium zur Seite gestellt hatte, schien als „Hemmschuh für die Wirksamkeit der Centralgewalt" gefährlich und wurde daher in der Folge beseitigt.

§. 1106. **Preußens und Oesterreichs Haltung zur Frankfurter Nationalversammlung und das Wahlgesetz.** Am 3. Februar 1849 war die erste Lesung der deutschen Reichsverfassung vollendet, und es kam nunmehr den Regierungen zu, sich über dieselbe zu äußern. Die mittleren und kleineren Staaten hatten sich bereitwillig erklärt, das Werk der Nationalversammlung anzuerkennen, aber die Königreiche hatten bis jetzt geschwiegen. Allein schon befand sich in den Händen der Centralregierung eine von dem preußischen Ministerium an sämmtliche deutsche Regierungen erlassene Circularnote, welche, wenngleich behutsam und in gemessenen Ausdrücken abgefaßt, einem Plane, wie ihn das Gagern'sche Programm vorgezeichnet, beizustimmen schien. Es war darin angedeutet, daß man den bestehenden deutschen Bund in allen seinen Beziehungen aufrecht erhalten wissen wolle, daß aber der nach Einigung strebenden Nation nicht verwehrt sein solle, innerhalb des Bundes sich zu einem engern Verbande, zu einem Bundesstaate, zusammen zu schließen. Das von der Versammlung angesprochene Souveränetätsrecht wurde zwar nicht anerkannt, aber ihr Verfahren mit der Lage der Dinge entschuldigt. Und damit das in erster Lesung beschlossene Verfassungswerk zum Ziele komme, sollten sämmtliche deutsche Regierungen ihre Erklärungen darüber der Nationalversammlung „zur Erwägung" übergeben, um so „auf dem Wege der Verständigung" zu einem gemeinsamen Resultat zu gelangen. Schließlich versicherte die Note, daß Preußen nach keiner Machtvergößerung oder Würde für sich selbst strebe, und eine angebotene Stellung „nur mit freier Zustimmung der verbündeten Regierungen" annehmen werde; daß Sr. Majestät dem König die Aufrichtung einer neuen deutschen Kaiserwürde nicht als nothwendig erscheine und wohl eine andere Form gefunden werden dürfte, welche das Verlangen der Deutschen nach wahrhafter Einigung befriedigen könnte. Nach dem Wortlaute dieser Note sollte also das bisherige Bundesverhältniß Deutschlands zu Oesterreich, wie zu Dänemark und den Niederlanden ungestört bleiben und die Grundlage der weitern Union bilden, indeß der engere Bundesstaat als eine neue Schöpfung hinzutrete. Gegen diese klare preußische Note bildete die österreichische vom 4. Februar einen merkwürdigen Gegensatz. Sie verwahrt sich gegen den Bundesstaat, den sie als „einheitliche Centralgewalt" darstellt, verwirft das Doppelverhältniß eines engern und eines weitern Bundes und stellt in unklaren Worten eine Zukunft in Aussicht, aus der für Deutschland wenig Heil zu hoffen stand. „Der kaiserlichen Regierung (heißt es) schwebt ein nach Außen festes und mächtiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes und doch in sich einiges Deutschland vor." Die Grenzmarke des großen Reichs soll weit ausgestreckt werden, so daß „auf der von der kaiserlichen Regierung in Aussicht zu stellenden Grundlage alle ihre außerdeutschen Landestheile Platz finden". Also ein mitteleuropäischer Riesenstaat von siebzig Millionen Bewohner aller Nationen und Stämme! Und schließlich die Bemerkung, daß die kaiserliche Regierung nunmehr, weil eine Verständigung mit Preußen nicht erzielt worden, allein den „Weg der Vereinbarung mit Frankfurt" gehen wolle; und die Gerüchte, daß Oesterreich nichts Geringeres im Sinne habe, als sowohl das Parlament wie die kleineren Fürsten zu beseitigen und sich mit den deutschen Königen über eine neue Bundesverfassung zu verständigen! — Nichts desto weniger war die „großdeutsche" Partei aufs Eifrigste beflissen, das preußische Erbkaiserthum und den Gagern'schen Verfassungsplan scheitern zu machen. **Heckscher, Welcker, Hermann** von München und einige Oesterreicher (**Sommaruga, Würth**) bildeten den Mittelpunkt dieser Bestrebungen. Eine von Welcker geleitete Versammlung in der Mainlust, bei der sich auch die Mitglieder der Linken betheiligten, bezweckte alle Gegner des Gagern'schen Plans zu einer festgeschlossenen Partei zu vereinigen und den Verfassungsentwurf dahin abzuändern, daß er für alle deutschen Regierungen annehmbar würde. Dagegen verbanden sich die „Kaiserlichen" ihrerseits zur Aufrechthaltung der bedrohten Paragraphen der Verfassung und organisirten sich zur „**Weidenbuschpartei**". Diese drängten auf die zweite Lesung; aber die „Großdeutschen", welche Zeit zu gewinnen suchten, setzten noch vorher die Berathung über das „**Wahlgesetz**" durch. Dieses Wahlgesetz, wie es aus der ersten Lesung hervorging, war die „Achillesferse" der Nationalversammlung, daher auch eine namhafte Zahl von Mitgliedern (194) gegen dasselbe Verwahrung einlegten. Durch die unnatürliche Verbindung der „Großdeutschen" mit den

Männern der Linken kam ein Gesetz zu Stande, das, auf revolutionärem Boden wurzelnd, mit der bisherigen Haltung des Parlaments im Widerspruch stand. Da nämlich viele sonst conservativ gesinnte Mitglieder Bedenken trugen, ein Wahlverfahren, durch das sie selbst in die Versammlung gekommen waren, zu beschränken, so fand gleich anfangs das auf dem Grundsatz der Freiheit und Gleichheit beruhende „allgemeine Wahlrecht" viele Verfechter; und da sich die Gegner dieses ausgedehnten Rechts über eine Beschränkung, sei es durch einen Vermögens-Census oder durch die Bestimmung, daß nur „selbständige" Bürger dasselbe üben sollten, nicht einigen konnten, so kam es, daß bei der Abstimmung nicht nur das „allgemeine Wahlrecht" für jeden unbescholtenen Deutschen, der das 25. Lebensjahr zurückgelegt habe, angenommen, sondern daß auch die bisher übliche indirecte und öffentliche Wahlart verworfen und durch eine directe, vermittelst Stimmzettel ohne Unterschrift vorzunehmende ersetzt ward. Durch dieses Wahlgesetz auf „breitester demokratischer Unterlage" verlor die Versammlung an Ansehen und Credit bei allen denen, die aus der Geschichte und Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen, daß eine kräftige und consequente Regierung mit dem allgemeinen Wahlrecht nicht möglich ist. Es gab den Gegnern einen festen Standpunkt zum Angriff gegen das ganze Verfassungswerk.

§. 1107. Vollendung der Reichsverfassung. Im Februar und März des Jahres 1849 war die Nationalversammlung mehr als je gespalten und zu einem befriedigenden Abschluß des Verfassungswerkes wenig Aussicht. Die österreichisch-bayerische Rechte, die auf dem Eintritt Oesterreichs in den deutschen Bundesstaat beharrte und zu dem Zweck einem Directorium von Sieben, unter dem Vorsitz eines „Reichsstatthalters", die oberste Bundesgewalt zugewiesen und allerlei Abänderungen in der Verfassung vorgenommen wissen wollte, stand mit der „erbkaiserlichen" Partei des Weidenbusches in entschiedener Opposition. Die „Linke" benutzte dieses Zerwürfniß zur Erreichung ihrer Zwecke, indem sie ihre Unterstützung nur gegen bedungene Zugeständnisse gewährte — ein unsittliches Verhältniß, das die moralische Kraft der Versammlung untergrub und den Gegnern scharfe Waffen in die Hände gab. Umsonst suchten milde und versöhnliche Naturen durch Hinweisung auf die Wohlfahrt des Vaterlandes den Zwiespalt zu heben, umsonst rügte der gemüthvolle, treffliche Rieffer von Hamburg mit edlem Zorn das Schmachvolle einer unlautern „Coalition" — die Parteien standen einander schroff gegenüber und keine wollte von ihrer Meinung lassen. Unternahmen doch Heckscher, Hermann und Sommaruga eine neue erfolglose Reise nach Olmütz! Da führte die Nachricht, daß der Reichstag von Kremsier aufgelöst und durch die österreichische Regierung eine Verfassung für die Gesammtmonarchie eigenmächtig verliehen („octroyirt") worden (§. 1108), eine Wendung der Dinge herbei. Ohne Rücksicht auf Deutschland waren darin die sämmtlichen Länder der Monarchie zu einem untheilbaren, unauflöslichen Einheitsstaat zusammengefaßt; kein Wort von einer Ausnahmsstellung der deutschen Gebiete der neuen constitutionellen Erbmonarchie; nirgends eine Silbe von einer Unterordnung oder Anbequemung an die deutsche Reichsverfassung! Und noch überdies forderte eine Note den Eintritt von Gesammtösterreich in den deutschen Bund und stellte ein Directorium von sieben Personen, unter dem bleibenden Vorsitz von Oesterreich, als Centralgewalt auf, das in Gemeinschaft mit einem Staatenhaus, dem kein Volkshaus „lähmend" zur Seite stehen könnte, die gemeinsamen Interessen „berathen und pflegen" sollte. Dieses Auftreten Oesterreichs machte in Frankfurt einen mächtigen Eindruck. Die Regierung von Olmütz hatte dem Reichsparlament den Fehdehandschuh hingeworfen, und während sie die verschiedenen Landestheile zu einem „constitutionellen Reich" zusammenfaßte, wollte sie den Vertretern der deutschen Nation ein gleiches Verfahren wehren. Diesem Eindruck verlieh Welcker Worte, indem er unvermuthet am 12. März in einer Reihe von Anträgen die Nationalversammlung zu bestimmen suchte, „die gesammte deutsche Reichsverfassung, so wie sie jetzt nach der ersten Lesung mit Berücksichtigung der Wünsche der Regierungen von dem Verfassungsausschusse redigirt vorliege, durch einen einzigen Gesammtbeschluß anzunehmen, die erbliche Kaiserwürde dem Könige von Preußen zu übertragen und die sämmt-

lichen deutschen Fürsten einzuladen, großherzig und patriotisch mit diesem Beschlusse übereinzustimmen und seine Verwirklichung nach Kräften zu fördern." Mit Erstaunen und Ueberraschung vernahm man diesen plötzlichen Gesinnungswechsel, und als er seine Rede mit dem warnenden Rufe schloß: „Das Vaterland ist in Gefahr, retten Sie das Vaterland!" fühlte sich Mancher erschüttert und hingerissen. Aber die Zeit der patriotischen Begeisterung und der enthusiastischen Hingebung, auf die bei diesen Anträgen gerechnet worden, war vorüber; kalte Parteisucht und starres Festhalten an Prinzipien vereitelte den zweiten „kühnen Griff". Als einige Tage nachher die mitlerweile von 21. März 1849 einem Ausschuß geprüften und ihrem Wesen nach gutgeheißenen Anträge zur Abstimmung gebracht wurden, fielen sie durch — ein überraschendes Resultat selbst für diejenigen, die dagegen gestimmt. Man hatte gehofft, die österreichischen Abgeordneten würden austreten oder sich der Abstimmung enthalten; aber nur zwei hatten so viel Zartgefühl bewiesen, und die Linke hatte ihre Unterstützung von Bedingungen abhängig gemacht, in welche die „kaiserliche" Partei mit Ehren nicht willigen konnte. Der Unmuth und die Verlegenheit der „Kaiserlichen" war groß. Bei der herrschenden Erbitterung und der festen Verbindung der „Directorialen" mit der „Linken" schien die Lösung der Oberhauptsfrage und der Abschluß des Verfassungswerkes eine Unmöglichkeit. An einen freiwilligen Austritt der Oesterreicher war nicht zu denken, ja es hieß sogar, ihre Partei sollte durch weitere Wahlen verstärkt werden; ein Protest gegen das fernere Mitstimmen derselben, wie er hie und da in Vorschlag kam, hatte keine rechtliche Grundlage und mußte daher unterbleiben. Ein Trost für die erbkaiserliche Partei war die Wahrnehmung, daß die Gegner wohl einig und mächtig genug waren, einen Plan scheitern zu machen, aber nicht Kraft genug besaßen, selbst einen positiven Antrag durchzuführen. Heckschers Vorschlag auf Errichtung einer Directorialgewalt konnte nicht durchdringen. Dies gab den „Kaiserlichen" neuen Muth; sie ergriffen daher begierig einen von einem Mitglied der Linken (Eisenstuck) gestellten Antrag auf beschleunigte zweite Lesung der Verfassung ohne Discussion, um „im Einzelnen zu erreichen, was sie im Großen und mit Einem Schlag hatten erobern wollen". Aber nicht ohne große Kränkungen und schwere Opfer kamen sie zum Ziel. Sie mußten der Linken das „suspensive Veto" zugestehen und sogar erleben, daß die unbedingte Einsprache selbst bei Verfassungsänderungen verworfen wurde; ja sie mußten sich entschließen, für das unhaltbare demokratische „Wahlgesetz", wie es aus der ersten Lesung hervorgegangen, zu stimmen. Dadurch aber entstellten sie ihren Bau. Zwar wurde in der merkwürdigen Sitzung vom 27. März mit einer Mehrheit von vier Stimmen die „Erblichkeit" der Würde des Reichsoberhaupts durchgesetzt und beschlossen, daß derselbe den Titel „Kaiser der Deutschen" führen solle; ein Beschluß, nach welchem die am folgenden Tage vorgenommene Uebertragung dieser Kaiserwürde an den König von Preußen eine selbstverstandene Consequenz war. Aber das Verfassungswerk war nicht mehr aus Einem Guß; die Einheit der Centralgewalt, die man mit so vieler Mühe erkämpft, war durch die Zugeständnisse an die Linke geschwächt und gelähmt; und die geringe Majorität, womit das Ergebniß erzielt wurde, ließ den Beschluß nicht als Ausdruck des gesammten Nationalwillens erscheinen, so sehr auch die erbkaiserliche Partei den Umstand hervorheben mochte, daß über hundert österreichische Abgeordnete ihre verneinende Stimme abgegeben, da doch ihre Mitwirkung bei einer Verfassung, die unter den obwaltenden Verhältnissen auf Oesterreich keine Anwendung mehr finden konnte, als eine unberechtigte erscheinen mußte.

§. 1108. Olmütz und Kremsier. Während der Frankfurter Verfassungswehen erholten sich allmählich die beiden Großstaaten aus ihrer Betäubung. Aber beide erkannten, daß eine Umgestaltung des Staatslebens, wie es die öffentliche Meinung verlangte, durch die Nothwendigkeit geboten sei, daß der „Polizeistaat" mit seiner „Beamtenherrschaft" vor den Forderungen des Zeitgeistes nicht mehr bestehen könne, daß man sich anschicken müsse, dem Freiheitsbedürfnisse gebildeter Völker entsprechende Formen zu geben. Beide erklärten sich daher entschlossen, das constitutionelle Staatswesen mit allen dadurch bedingten Reformen in ihren Reichen einzuführen, ein freies Gemeindeleben zu

begründen, die persönliche Freiheit auf dem Gebiete der Religion, der Rechtspflege, der Politik, des Verkehrs u. s. w. durch neue Gesetze zu ordnen und zu schützen, und das Steuerwesen und die bäuerlichen und grundherrlichen Verhältnisse im Geiste der Neuzeit umzugestalten. Diese Ansichten legte jenes merkwürdige Programm dar, womit das neue Ministerium Schwarzenberg-Stadion vor den am 22. Nov. 1848 zu Kremsier neu eröffneten Reichstag getreten war. Die Regierung versicherte darin, daß sie „die constitutionelle Monarchie aufrichtig und ohne Rückhalt wolle", daß sie alle den Völkern Oesterreichs zugesicherten Rechte und Freiheiten in nationaler, staatsbürgerlicher und persönlicher Beziehung erhalten und durch entsprechende Gesetze sichern und ordnen werde, und daß erst dem „verjüngten Oesterreich" seine künftige Stellung zu Deutschland angewiesen werden sollte. Der Reichstag nahm, ungeachtet einige Mitglieder noch den trotzigen Geist der Wiener Zeit in sich trugen und gegen die Verlegung protestirt hatten, dieses Programm mit großem Beifall auf; allein die bald nachher eingetroffene Botschaft,
2. Dec. 1848. daß Kaiser Ferdinand die Krone niedergelegt, sein Bruder Erzherzog Franz Karl der Thronfolge entsagt und des Letztern Sohn Franz Joseph die Herrschaft über den österreichischen Kaiserstaat übernommen habe, „da die Durchführung der begonnenen Reformen jüngere Kräfte erheische", machte die Mitglieder besorgt, die neue Regierung möchte sich nicht an die Zusagen der vorhergehenden gebunden erachten. Diese Besorgniß wurde zwar durch das Manifest des jungen Kaisers, worin die „Gleichberechtigung aller Völker des Reichs", die „Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz", so wie die „Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung" als Grundlage „der heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesammtmonarchie" verheißen war, einigermaßen gemindert; aber beim Fortgang der Berathungen trat die Unvereinbarkeit einer aus den Revolutionsstürmen hervorgegangenen Versammlung und einer auf neue Stärkung und Befestigung der ausübenden Macht bedachten Regierung immer mehr zu Tage. Die kritische Finanzlage des Kaiserstaats, die von dem Reichstag immer neue Opfer und Zugeständnisse zu heischen zwang, stärkte die Opposition der demokratisch gesinnten Mitglieder, und bei Berathung der „Grundrechte" kam die Verschiedenheit des Standpunktes, auf dem die constituirende Versammlung und das Ministerium fußten, klar zum Vorschein. Das Prinzip der „Volkssouveränetät", von dem der Reichstag von Kremsier wie der in Frankfurt ausging, fand in dem an der Herrschermacht „von Gottes Gnaden" festhaltenden Ministerium entschiedenen Widerspruch; und als der Reichstag nicht nur bei diesem Grundsatze beharrte, sondern Freiheiten in Anspruch nahm, die für das politisch noch so unreife und in religiöser und kirchlicher Beziehung noch so sehr am Gewohnten hängende österreichische Volk viel zu ausgedehnt waren und bei der Einführung auf endlose Schwierigkeiten und Hindernisse gestoßen sein würden, als Rieger, Schuselka und andere Volksvertreter die Politik des Ministeriums und die immer kühner hervortretende Reaction mit heftigen Reden angriffen, da reifte in Olmütz der Entschluß einer Auflösung, ehe das Verfassungswerk zu Ende geführt würde. Am 7. März 1849 wurde der erzbischöfliche Palast in Kremsier, wo der Reichstag seine Sitzungen hielt, vor Tagesanbruch von Militär besetzt und die Abgeordneten zur Abreise genöthigt. Am Abend des 7. März war das Städtchen wieder so leer und öde wie vor dem November 1848. Eine Reihe ministerieller Erlasse (wovon der erste als Beweggründe der Auflösung der Nationalversammlung angab, „daß dieselbe eine Stellung eingenommen, die mit der dem kaiserlichen Hause gebührenden Treue wenig vereinbar gewesen" und daß durch die inzwischen erfolgten Siege der Heere in Ungarn und Italien eine „Gesammtverfassung" nothwendig geworden, „die über die Grenzen des Berufs des Reichstages hinausgetreten") ertheilten dann eine „octroyirte" Verfassung, ein „Gesetz über die Grundrechte" und ein „Robotentschädigungspatent". Die darin gewährten Rechte blieben zwar hinter den Forderungen der Volksvertreter zurück, allein sie verliehen doch, besonders im Vergleich mit früheren Zuständen, ein hohes Maß von Freiheit und verhießen Reformen in allen Gebieten des kirchlichen, staatlichen und bürgerlichen Lebens, die den Anbruch einer neuen Zeit verkündeten.

Die Verfassung schuf für die einzelnen Länder „**Provinzialstände**" und verhieß für die Gesammtmonarchie einen aus dem „Senat" und der „Kammer der Abgeordneten" bestehenden „**Reichstag**". Der letztere sollte jedoch erst dann ins Leben treten, wenn in sämmtlichen Kronländern die Landesverfassungen und Landtage eingeführt sein würden, eine Bestimmung, durch welche die für Oesterreichs verschiedenartige Staatenmasse fast unausführbare Einrichtung eines „Reichstags", wo nicht in Frage gestellt, doch nothwendig weit hinausgezogen ward. — Bei der Rechtspflege sollten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und in bestimmten Fällen Schwurgerichte statt haben und ein oberstes „Reichsgericht" in letzter Instanz über politische Verbrechen entscheiden und zugleich als oberstes Schiedsgericht dienen. Der ausübenden Macht tritt ein vom Kaiser bestellter „Reichsrath" zur Seite.

§. 1109. Die zweite Nationalversammlung in Berlin. Diese Vorgänge waren nicht ohne Wirkung auf Preußen. Hier wurden am 26. Febr. 1849 noch unter dem Belagerungszustand der Hauptstadt die neugewählten Kammern vereinigt, um die „octroyirte" Verfassung einer Revision zu unterziehen und durch Einverständigung mit der Regierung zum Abschluß zu bringen. So viel Mühe sich auch die Beamten gegeben hatten, die neuen Wahlen im Interesse der Regierung zu lenken — das allgemeine Wahlrecht und die Rührigkeit der Volksvereine bewirkten doch, daß in der zweiten Kammer die demokratische Partei stark vertreten war und daß die namhaftesten Redner und Führer der „constituirenden" Versammlung auch in dieser ersten „gesetzgebenden" wieder ihre Plätze gefunden. Zwar hatten sie nicht die Majorität, aber durch ihre Einigkeit und sichere Leitung bildeten sie in allen Lebensfragen eine starke geschlossene Opposition. Die erste Kammer, die aus einem durch festen Census beschränkten Wahlverfahren hervorging, war dem Kerne nach conservativ, aber für eine constitutionelle Monarchie. Hier hatten die äußersten Meinungen nach Links keine, nach Rechts wenige Bekenner. — Um in der zweiten Kammer der Partei der Linken kräftig widerstehen zu können, hatte v. Vincke, der Führer der Frankfurter Rechten, alle conservativen Mitglieder durch ein weites Programm, worin sie nur die Rechtsgültigkeit der Verfassung vom 5. December und das Prinzip der constitutionellen Monarchie unter der erblichen Regierung des Hauses Hohenzollern anerkannten, zu einer starken Partei vereinigt, die, den Demokraten an Zahl um wenige Stimmen überlegen, die Beschlüsse im Sinne des Ministeriums durchsetzte. So theilte sich die zweite Kammer in zwei feindliche Heerlager, die ohne Vermittelung durch Centren täglich zur Schlacht gerüstet einander gegenüberstanden. Daß eine solche Versammlung, worin die eine Hälfte bejahte, die andere verneinte, zu einer erfolgreichen, segenbringenden Wirksamkeit nicht geeignet war, leuchtete bald Jedermann ein. Bei den Verhandlungen über die Adresse kam es zu stürmischen Auftritten, indem die Rechte die Auflösung der constituirenden Versammlung und die Octroyirung einer Verfassung billigte und als „rettende That" mit Dank anerkannt wissen wollte, die Linke darin nichts als Willkür, Ungerechtigkeit und Unheil sah und der eigenmächtig ertheilten Verfassung alle Rechtsgültigkeit versagte. Auch die Debatten über den Belagerungszustand waren lärmend, und die „deutsche Frage" bot schon jetzt das Vorspiel des gewaltigen Widerstreits, der bald nachher durch die Beschlüsse der Paulskirche herbeigeführt ward und die zweite Kammer einer neuen Auflösung entgegenführte.

§. 1110. Die Kaiserdeputation in Berlin. Es war am 3. April des Jahres 1849, als König Friedrich Wilhelm IV. im Rittersaale seines Schlosses zu Berlin die Deputation empfing, die ihm im Namen der deutschen Nationalversammlung die erbliche Würde eines Kaisers der Deutschen antrug, vorausgesetzt, daß er damit auch die Reichsverfassung, das Ergebniß so heftiger Kämpfe und Wehen, nach allen ihren Bestimmungen anzunehmen und zu befolgen entschlossen wäre. Es war ein großer geschichtlicher Moment, und die Träger der Botschaft erhöhten durch ihre Namen und durch ihre geistige Bedeutung die Größe des Auftrags. Ueber dreißig Mitglieder der Frankfurter Nationalversammlung, den würdigen und tactvollen Präsidenten Simson an der Spitze, waren die Ueberbringer einer Gabe, die Deutschlands Einheit, Macht und Größe neu zu be-

gründen versprach. Noch einmal richtete die deutsche Nation hoffende und theilnehmende Blicke auf die Versammlung der Paulskirche, die durch die Länge ihrer Berathungen bereits die Sympathien verscherzt hatte; die Reise der Botschafter war ein Triumphzug, ähnlich dem, der einst bei der Wahl des Reichsverwesers stattgefunden. Aber die Hoffnung der Patrioten, daß die Reichsverfassung die Revolution schließen und eine neue Zeit begründen würde, wurde vereitelt. Friedrich Wilhelm IV. gab nach Anhörung der Rede dem Präsidenten Simson eine unbestimmte Antwort, aus der man jedoch die Verneinung und Ablehnung heraushörte; eine Antwort, die um so mehr überraschte und verstimmte, als man aus einer Rede des Ministers Brandenburg in der ersten Kammer auf einen ganz anderen Ausgang geschlossen hatte. Und wirklich soll der König bis zur entscheidenden Stunde nicht abgeneigt gewesen sein, aus Hingebung für die deutsche Einheit dem Rufe zu folgen, und vorbehaltlich der Zustimmung der übrigen Regierungen den Beschluß der Nationalversammlung anzunehmen; aber trotz der warmen Unterstützung, die dieser patriotische Aufschwung in der königlichen Umgebung gefunden, änderte Friedrich Wilhelm „in der zwölften Stunde" seine Ansicht und wies eine Krone zurück, die nicht „von Gottes Gnaden" kam, sondern ihren Ursprung in einer revolutionären Bewegung hatte. Auch fürchtete er, die Annahme möchte ihn in einen Krieg mit Oesterreich verwickeln, dem seine romantische Natur durchaus widerstrebte. Die anfangs noch unbestimmte Ablehnung trat nur zu bald als gewiß hervor, und die Minister gingen allmählich auf die Sinnesänderung ein. Die Deputation der Frankfurter Nationalversammlung, bekümmert über das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen, gekränkt durch unfreundliche Worte und im Innersten verletzt über die laue Aufnahme, die ihr allenthalben zu Theil wurde, und wofür nur die wohlwollende Behandlung im Hause des Prinzen von Preußen einigen Ersatz gewährte, kehrte nach etlichen Tagen in die Mainstadt zurück, nachdem sie noch in einer Zuschrift an den Minister von Brandenburg die Erklärung abgegeben, daß die unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung mit der Annahme der Kaiserwürde unzertrennlich verbunden wäre. „Wie Triumphatoren waren sie ausgezogen, fast wie versprengte Flüchtlinge kehrten sie zurück." So scheiterte die deutsche Reichsverfassung, das mühevolle Werk heißer Arbeiten und Kämpfe, und die Hoffnungen der Nation auf Einheit waren abermals in die ungewisse Zukunft verwiesen. König Friedrich Wilhelm IV. hatte die hohe Berufung, sein Herrscherhaus ohne Krieg und Eroberung mit neuem Glanz zu umgeben und ihm die schöne Bestimmung zu verleihen, Ordner, Gebieter und Erhalter des verjüngten Deutschlands zu werden, von sich gewiesen. Seine Annahme hätte wohl den Beitritt der übrigen Regierungen herbeigeführt, sein Ablehnen machte das ganze Unternehmen scheitern.

Die Vertheidiger der Ablehnung hoben die Mängel und Ungleichartigkeit einer durch ein „Compromiß" mit kleiner Stimmenmehrheit entgegengesetzter Parteibestrebungen zu Stande gebrachten Verfassung hervor und tadelten insbesondere das demokratische Wahlgesetz, als unvereinbar mit einer starken, monarchischen Regierung; die Anhänger der Reichsverfassung machten dagegen geltend, daß das Wahlgesetz nicht als integrirender Theil der Verfassung angesehen worden; daß von der Begeisterung und Freudigkeit des Volks über die errungene Einheit zu erwarten gewesen wäre, daß die nächsten Wahlen das Gepräge dieser Freudigkeit über den Aufschwung des Vaterlandes an sich getragen und einen Reichstag ins Leben gerufen haben würden, der sich willig der Aufgabe gefügt hätte, in ruhigern Tagen das Verfassungswerk von seinen Mängeln und Auswüchsen zu reinigen. Man müsse in bewegten Zeiten auch dem Enthusiasmus des erregten Volkes einige Rechnung tragen, dürfe nicht Alles mit der Wage des Verstandes und der diplomatischen Klugheit prüfen und erwägen. — Der Präsident des Reichsministeriums soll bei seiner frühern Anwesenheit in Berlin die Versicherung erhalten haben, daß Preußen ablehnen würde, und es wird ihm daher zum Vorwurf gemacht, daß er dennoch mit seiner Partei auf dem „doctrinären" Wege beharrte. Aber konnte er nicht hoffen, daß die Macht der Verhältnisse, der Ruf des Vaterlandes, der Reiz des wirklich erfolgten Antrags, daß unvorhergesehene Umstände und Einflüsse eine Sinnesänderung bei einem Fürsten erzeugen möchten, dessen erregbare Natur durch äußere Eindrücke sich leicht lenken und bestimmen ließ, und dessen Gemüth für vaterländische Regungen und deutsche Größe so empfänglich war, zumal da durch die voraus-

gesetzte freiwillige Zustimmung der übrigen Fürsten seinem Gerechtigkeitssinne nicht der geringste Zwang angethan ward?

§. 1111. **Die Frankfurter Nationalversammlung nach Ablehnung der Kaiserkrone.** Die preußische Regierung hatte ihre Absichten noch nicht bestimmt ausgesprochen; die Reichsverfassung mit der Kaiserkrone im Gefolge war noch nicht definitiv abgelehnt. Deshalb suchte die erbkaiserliche Partei in Frankfurt so lange zu „temporisiren", als noch Hoffnung auf eine günstige Wendung vorhanden war. Fest entschlossen, die Verfassung unverändert zu erhalten und sie als Standarte aufzupflanzen, wies sie alle übereilten Anträge zurück, die eine Abänderung derselben in der Oberhaupts-frage herbeigeführt hätten. Der von einer kleinen Zahl Vereinbarungs-Männer auf der Rechten gemachte Vorschlag der Vertagung, um den Regierungen Zeit zur Berathung und Einigung zu lassen, fand wenig Unterstützung, da man nicht hoffen konnte, durch Unterhandlungen mit so vielen Regierungen zum Ziele zu kommen. Auch die Aende-rungsvorschläge der Directorialpartei konnten nicht durchgeführt werden; und da bald nachher die meisten österreichischen Abgeordneten in Folge eines Abberufungsschreibens 18. April 1849.
von Olmütz aus der Nationalversammlung ausschieden, so verlor diese Partei ihren Haltpunkt und ihre Bedeutung. Desto mehr Macht und Ansehen gewann die Linke. Die „erbkaiserliche Partei" mußte daher ihren alten Groll gegen dieselbe ablegen und zu einer Versöhnung und gemeinsamen Wirksamkeit auf dem Grund der Reichsverfassung die Hand bieten. Die Linke, die in der Reichsverfassung nicht ihr Ziel, sondern nur eine Uebergangsstufe zur Republik erkannte, wurde durch diesen Bund mit den „Männern der Ruhe und Ordnung" von übereilten Schritten abgehalten, und diese erlangten durch die Annäherung an die „Männer des Fortschritts" die verscherzte Volksgunst wieder. Daher waren von Neuem die Blicke der deutschen Nation erwartungsvoll auf Frank-furt gerichtet und von allen Seiten kamen der Versammlung Zustimmungsadressen von Landständen und Vereinen zu. Aber diese ruhige Haltung konnte bei der Ungeduld des Volks und bei der Rührigkeit der auf entschiedenes Handeln dringenden Linken nicht lange andauern, um so mehr, als die preußische Regierung mit ihrer offenen Erklärung immer noch zurückhielt. Zwar wurde der Antrag Ludwig Simons, die Versammlung solle eine Aufforderung an alle Fürsten zur Anerkennung der Rechtsgültigkeit der Reichsver-fassung ergehen lassen und unter den Zustimmenden den Mächtigsten als Oberhaupt wählen, in dieser Fassung nicht angenommen und damit der erste entscheidende Schritt zum Bruch mit Preußen vermieden; aber durch den von Mathy beantragten und von der Versammlung gebilligten Zusatz: „die Regierungen sind zu veranlassen, sich aller Anordnungen zu enthalten, durch welche dem Volke die verfassungsmäßigen und gesetz-lichen Mittel, seinen Willen kund zu geben, in diesem entscheidenden Augenblick geschmä-lert oder entzogen würden, insbesondere von ihrem Rechte, die Ständeversammlungen zu vertagen oder aufzulösen, keinen Gebrauch zu machen — vielmehr dieselben in Thätig-keit zu setzen oder zu belassen, bis die Reichsverfassung zur Anerkennung gebracht sein wird", gab sie ihren festen Entschluß zu erkennen, sich zur Durchführung des Ver-fassungswerks aller gesetzlichen Mittel zu bedienen. Bis zum 14. April hatten bereits 28 Regierungen, voran der Großherzog von Baden, ihren Zutritt zu der Reichsver-fassung in Frankfurt erklärt; aber die Königreiche Bayern, Hannover, Sachsen und Würtemberg zögerten mit ihren Beitrittserklärungen, theils aus confessionellen und par-ticularistischen Interessen, theils geleitet von österreichischen Einflüssen; und um nicht durch ihre Stände zu einer Anerkennung gedrängt zu werden, entledigten sie sich dersel-ben durch Vertagungen. Zu einem ähnlichen Verfahren schritt nunmehr auch die preußische Regierung und vergrößerte dadurch den Bruch zwischen Berlin und Frankfurt. Die zweite Kammer hatte nämlich, hauptsächlich bestimmt durch eine klare und über-zeugende Rede Vincke's, eine Adresse an die Krone beschlossen, worin die Annahme der Reichsverfassung und Kaiserwürde als Wunsch der Nation empfohlen wurde; dieser unter stürmischen Debatten erfolgte Beschluß, so wie die aufgeregten Verhandlungen bei Gelegenheit eines die Aufhebung des über Berlin verhängten Belagerungszustandes be-zweckenden Antrags von Waldeck bestimmten das Ministerium am 27 April die Auf-

lösung der zweiten und die Vertagung der ersten Kammer auszusprechen. Bei der behufs der Durchführung der Reichsverfassung in allen deutschen Landen sich erhebenden Bewegung wünschte das preußische Ministerium die Hände frei zu haben und nicht durch eine starke Kammeropposition in seinen Handlungen gehindert und gelähmt zu sein. Durch dieses Verfahren im eigenen Lande und durch die gleichzeitigen Bemühungen, die deutschen Regierungen zur Uebertragung der provisorischen Centralgewalt an die Krone Preußen zu vermögen und somit ohne Mitwirkung der Nationalversammlung und ohne unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung die oberste Leitung der deutschen Angelegenheiten in die Hände zu bekommen, zerriß das Ministerium das letzte Band zwischen Preußen und der Frankfurter Paulskirche. Graf Brandenburg hatte bereits am 21. April durch jenes bedeutungsvolle, „Niemals! Niemals! Niemals!" die bestimmte Ablehnung der Reichsverfassung ausgesprochen, „weil bei der zweiten Lesung die von der Regierung Sr. Majestät in Gemeinschaft mit andern deutschen Regierungen aufgestellten Erinnerungen größtentheils ganz, ganz unberücksichtigt geblieben", und hinzugefügt: „Anzuerkennen sei allerdings die Macht der öffentlichen Meinung; wenn man sich ihr aber hingebe, ohne das Steuerruder fest in der Hand zu behalten, so werde das Schiff nie den rettenden Port erreichen!" Und was hier angedeutet war, verkündete eine durch den preußischen Bevollmächtigten Camphausen der Centralgewalt mitgetheilte Note vom 28. April mit Bestimmtheit. v. Radowitz war nach Berlin berufen worden. Durch sein ungemeines Talent und durch seine gewandte, fügsame Natur, die sich in alle Personen und Verhältnisse leicht zu finden wußte, hatte dieser Mann die Vorurtheile, die ihm als dem Träger und Repräsentanten vormärzlicher Staatskunst beim Eintritt in die Paulskirche entgegentraten, allmählich besiegt, aber Vertrauen in seine Redlichkeit hatte er sich nie zu erwerben vermocht. Seine Zurückhaltung und sein zweideutiges Benehmen in der Oberhauptsfrage hatten dieses Mißtrauen noch gesteigert; und wenn die Versammlung in seiner Berufung noch einen Schimmer von Hoffnung erblickt hatte, so schien jetzt die Note kund zu geben, daß er gegen die erbkaiserliche Einheitspartei nicht aufrichtiger gehandelt habe, als Schmerling. Nun war der Würfel gefallen! Diese preußische Note und eine frühere bayrische, die ebenfalls die Reichsverfassung zurückwies und eine Abänderung derselben auf dem Wege der Vereinbarung forderte, verschaffte der Linken immer mehr das Uebergewicht. Durch ihren Einfluß war der Beschluß durchgesetzt worden, „daß das Präsidium ermächtigt sein solle, zu jeder Zeit und an jedem Orte nach eigenem Befinden der Zweckmäßigkeit Sitzungen anzuordnen, daß auf das Verlangen von 100 Abgeordneten eine außerordentliche Sitzung statt haben und die Zahl von 200 Mitgliedern zu einem Beschlusse genügen solle"; durch ihren Einfluß wurde gegen die von der preußischen wie von der hannöverschen Regierung verfügte Auflösung der Ständekammern eine öffentliche Mißbilligung ausgesprochen und die schleunige Vornahme neuer Wahlen gefordert. Und um den immer dringlicher werdenden Anträgen auf Errichtung einer „Reichsregentschaft" zu begegnen, ließ sich die Versammlung am 4. Mai mit einer Mehrheit von zwei Stimmen zur Annahme eines von Wydenbrugk mit stilistischer und logischer Vollkommenheit formulirten, aber den Rechtsboden überschreitenden Antrags hinreißen, der den widerstrebenden Regierungen die willkommene Veranlassung zur Abberufung ihrer Mitglieder bot. Umsonst hatte Beckerath vor diesem übereilten Schritt gewarnt und eine Vertagung angerathen; die Umstände schienen ein neues kräftiges Lebenszeichen der Versammlung zu heischen; Beckerath legte daher noch vor der Abstimmung sein Mandat nieder.

Der Wydenbrugk'sche Antrag lautet, nach Aufzählung der Beweggründe: „1) Die Nationalversammlung fordert die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk auf, die Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März zur Anerkennung und Geltung zu bringen. 2) Sie bestimmt den (22. Aug. d. J.) als den Tag, an dem der erste Reichstag auf Grund der Verfassung zu Frankfurt a. M. zusammen zu treten hat. 3) Sie bestimmt als den Tag, an welchem im deutschen Reiche die Wahlen für das Volkshaus vorzunehmen sind, den (1. August). 4) Sollte, abgesehen von Deutsch-Oesterreich, einer oder der andere Staat im Reichstage nicht vertreten sein und deshalb eine oder die ander-

Bestimmung der für ganz Deutschland gegebenen Verfassung nicht ausführbar erscheinen, so erfolgt die Abänderung derselben auf dem in der Verfassung selbst vorgeschriebenen Wege provisorisch bis zu dem Zeitpunkte, wo die Verfassung überall in Wirksamkeit getreten sein wird. Die zwei Drittel der Mitglieder sind dann mit Zugrundelegung derjenigen Staaten, welche zum Volks- und Staatenhause wirklich gewählt haben, zu ermitteln. 5) Sollte insbesondere Preußen im Reichstage nicht vertreten sein und also bis dahin weder ausdrücklich noch thatsächlich die Verfassung anerkannt haben, so tritt das Oberhaupt desjenigen Staats, welcher unter den im Staatenhaus vertretenen Staaten die größte Seelenzahl hat, unter dem Titel eines Reichsstatthalters in die Rechte und Pflichten eines Reichsoberhauptes ein. 6) Sobald aber die Verfassung von Preußen anerkannt ist, geht damit von selbst die Würde des Reichsoberhauptes nach Maßgabe der Verfassung auf den zur Zeit der Anerkennung regierenden König von Preußen über. 7) Das Reichsoberhaupt leistet den Eid auf die Verfassung vor der Nationalversammlung und eröffnet sodann den Reichstag. Mit der Eröffnung des Reichstags ist die Nationalversammlung aufgelöst. 8) Die Nationalversammlung vertagt sich auf unbestimmte Zeit mit Zurücklassung ihres Büreau's und überträgt dem letztern die Befugniß, sie nöthigenfalls wieder einzuberufen".

§. 1112. Preußen und die deutsche Verfassungsfrage. Hatte die preußische Regierung gehofft, durch die Ablehnung der Reichsverfassung mit der dargebotenen Kaiserkrone und durch die gleichzeitige Erklärung, Preußen würde, „um den zerstörenden und revolutionären Bestrebungen nach allen Seiten hin mit Kraft und Energie entgegenzutreten", solche Maßregeln treffen, „daß den verbündeten Regierungen die etwa gewünschte und erforderliche Hülfe rechtzeitig geleistet werden könnte", den Dank der Regierungen zu verdienen und sie zur freiwilligen Uebertragung der Centralgewalt an Preußen zu bewegen, so erfuhr sie eine bittere Täuschung. Sie konnte bald wahrnehmen, wie schwer es sei, die Regierungen, die nicht durch patriotische Erhebung, sondern nur durch den mächtigen Impuls des Volkswillens sich den Einheitsbestrebungen gefügt hatten, nun zu einer freiwilligen Uebereinkunft zu bringen, die ihre Selbständigkeit und Souveränetät zu beschränken drohte. Es war keine leichte Aufgabe, die Gelegenheit, die man in stolzem Selbstgefühl hatte entrinnen lassen, nun „am kahlen Scheitel wieder einzufangen". Und wie sehr man auch der Kraftentfaltung und Consequenz des preußischen Ministeriums „der rettenden That" Anerkennung zollen muß, den Vorwurf eigenmächtiger Handlungen, wodurch das Vertrauen des Volks tief erschüttert wurde, kann es nicht von sich wälzen, und die Leiden und Unglücksfälle, die über viele deutsche Staaten hereinbrachen, hatten in der Verwerfung des Verfassungswerkes ihren Ursprung. Sowohl die Centralgewalt, als die deutschen Einzelregierungen widersetzten sich den preußischen Hoheitsbestrebungen. Der Erzherzog-Reichsverweser, der nie seine österreichische Abkunft vergaß, hatte an dem Tage, wo die Oberhauptsfrage sich zu Gunsten des Königs von Preußen entschied, der Nationalversammlung seinen Entschluß kundgegeben, sein hohes Amt niederzulegen, wie es schien aus Verdruß über Oesterreichs Zurücksetzung. Diesen Entschluß hatte er dann auf Bitten der Versammlung und auf Zureden der österreichischen Wortführer bis zu dem Zeitpunkt verschoben, wo dies „ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe und Wohlfahrt Deutschlands irgend geschehen könne". Oesterreichische Einflüsse, denen sich der Reichsverweser von nun an immer mehr hingab, bestimmten ihn, auf seinem Posten auszuharren; und von welcher Seite die Bestrebungen ausgingen, ihn zum Weichen zu bringen, sie scheiterten an dem beharrlichen Willen des schweigsamen Greises. Mit seiner Uebereinstimmung erklärte Gagern auf die obige Note Preußens, daß nur der provisorischen Centralregierung die vollziehende Gewalt in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaats betreffen, zustehe, und daß kein Einzelstaat einen Anspruch auf die Leitung solcher allgemeinen Maßregeln erheben könne. Auf diesem Grundsatz beharrte die Centralregierung in Frankfurt auch, nachdem Gagern abgetreten und die Nationalversammlung ihr nicht mehr zur Seite stand. Alle Versuche der preußischen Regierung, die Leitung der deutschen Angelegenheiten provisorisch an sich zu reißen, wurden vereitelt. Trotz Hohn und Schmähungen harrte ein „großdeutsches" Reichsministerium bei dem Erzherzog

aus und verhinderte dadurch die Zerreißung des Fadens, womit Oesterreich an Deutschland geknüpft war. Preußen war stark genug, diese machtlose „Centralgewalt" zu ignoriren und bei Seite zu schieben; es war rücksichtslos genug, mit Umgehung der Frankfurter Reichsregierung, in die Angelegenheiten anderer Staaten, wo seine Hülfe gewünscht wurde, handelnd einzugreifen, allein es betrat dadurch denselben Weg der Eigenmächtigkeit, den es an der Nationalversammlung und der Centralgewalt so sehr gerügt hatte. Und wäre nicht das spätere Reichsministerium und die ganze Centralgewalt so ohne allen Halt im Volke gewesen, und hätten nicht die stürmischen Ereignisse die Nothwendigkeit eines kraftvollen Regiments zu einleuchtend gemacht, Preußen würde durch dieses eigenmächtige Verfahren alle Sympathien verscherzt haben. — Nicht geringeren Widerstand fand Preußen für sein Bestreben, die deutsche Oberhauptswürde ohne die Nationalversammlung an sich zu bringen, bei den deutschen Einzelregierungen. Zwar war der Weg, den das preußische Ministerium dabei einschlug, klug ausgesonnen: Durch das „Niederwerfen der Revolution, sowohl derjenigen, die auf offenem Felde rast, als derjenigen, die in einigen gefährlichen Paragraphen der Reichsverfassung schleicht", hoffte es die Fürsten zu gewinnen, und durch die in Aussicht gestellte Errichtung eines Bundesstaates mit einer kräftigen einheitlichen Executivgewalt und einer Nationalvertretung im Staatenhaus und Volkshaus wollte es die Einheitsbestrebungen der Nation befriedigen und dadurch auch deren Zuneigung erwerben. Aber in beiden Hoffnungen ging es fehl. Die Regierungen der kleinern deutschen Staaten mußten schon aus Furcht vor der drohenden Macht der Demokraten und der unterwühlten Volksmasse bei der Anerkennung der Reichsverfassung und der Frankfurter Centralregierung beharren, und die Könige zeigten wenig Neigung, in das Verhältniß der Unterordnung unter Preußen zu treten. Es kam nun sehr bald zu Tage, daß der Weg der Unterhandlung nicht zu dem gewünschten Ziele führe, daß die deutschen Regierungen sich wohl in die Nothwendigkeit einer Anerkennung der Reichsverfassung unter Preußens Vorangehen gefügt hätten, daß sie aber nimmermehr sich freiwillig ihrer selbstherrlichen Stellung begeben und der Krone Preußen sich unterordnen würden. An dem Regierungs-Congreß in Berlin, wo die deutsche Verfassung abgeändert werden sollte, betheiligten sich nur Hannover, Sachsen und Bayern, und von diesen trat das letztere bald zurück, so daß nach einigen Wochen die revidirte Reichsverfassung nur als Grundlage eines „Dreikönigsbundes" erscheinen konnte, dessen lose Verbindung jedoch bald klar ward*). Daß aber die große Masse des Volks sich von der Zeit an grollend von Preußen abgewendet habe, bewies die Theilnahmlosigkeit bei allen folgenden Wahlen. Zu dieser Theilnahmlosigkeit trug besonders das neue sowohl für Preußen als für den deutschen Reichstag entworfene Wahlgesetz bei, in Folge dessen in Zukunft die Wähler in drei nach der Größe der Steuersumme bestimmte Klassen getheilt werden sollten, so daß jede der in Höchst-, Mittel- und Mindest-Besteuerte gesonderten Klassen eine gleiche Zahl Wahlmänner zu stellen habe. Da nach diesem Wahlgesetz die „schwielige Hand des Arbeiters" keinen Stimmzettel abgeben konnte, so zogen sich die Demokraten seitdem schmollend von den Wahlen zurück. — Unbekümmert um diese widerstrebenden Elemente trat nunmehr Preußen in den Vordergrund des handelnden Lebens, weniger auf sein Recht, als auf seine Macht und die Nothwendigkeit sich stützend. Es bekämpfte den Aufruhr, wo er sich zeigte, und stellte sich die Aufgabe, in dem verwirrten und zerrissenen Reiche Ordnung zu schaffen und das Ansehen der Gesetze und der Obrigkeit wiederherzustellen. Im Vertrauen auf die neuen Zusagen blickten die über die zunehmende Verwilderung des Volks bekümmerten Patrioten theilnehmend und billigend auf die kraftvolle Haltung der preußischen Regierung, die mit Gewalt der Waffen einen gesetzlichen Zustand zurückführte und Leben und Eigenthum sicher stellte; nur in einem Lande verletzte sie das Nationalgefühl der Deutschen auf eine empfindliche Art und entfremdete sich die Herzen eines edeln, hochsinnigen Volksstammes — in Schleswig-Holstein.

*) Der „Entwurf der Verfassung des deutschen Reichs", der dem „Dreikönigsbunde" als Grundlage dienen und einem künftigen Reichstag zur Annahme und Revision vorgelegt werden sollte, hielt sich an das Frankfurter Verfassungswerk, verlieh demselben aber durch wesentliche

Aenderungen einen andern Charakter. Im I. Abschnitt: „das Reich“ wurde die „Frankfurter Aufstellung“ dahin ermäßigt, daß das deutsche Reich (der deutsche Bundesstaat) nur diejenigen Staatsgebiete umfassen solle, welche die Reichsverfassung anerkennen. Im II. Abschnitt: „die Reichsgewalt“ wird in dem 1. Artikel die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands durch die Centralgewalt so aufgefaßt, als ob dies in Folge einer freiwilligen Uebertragung des Gesandtschaftsrechts der Einzelregierungen an die Centralgewalt geschehe, und durch mildere und unbestimmte Fassung denselben ein Schein von Selbständigkeit nach Außen bewahrt; im 2. und 3. Art. wird die Macht der Centralgewalt über das Heerwesen wesentlich beschränkt, der Eid der Treue gegen das Reichsoberhaupt aus dem Fahneneid entfernt und nur den obersten Feldherren vorbehalten, die Einrichtung des Heeres den Einzelregierungen überlassen und die Verfügung über dasselbe nur im Krieg und in „Fällen nothwendiger Sicherheitsmaßregeln“ der Centralgewalt anheimgegeben. In den folgenden Artikeln sind die Befugnisse des Reichsoberhauptes über die Schifffahrtsanstalten, die Hafen- und Flußzölle, die Eisenbahnen und Heerstraßen, das Zoll- und Postwesen u. dgl. m. zu Gunsten der Einzelstaaten modificirt, doch so, daß die im Interesse der Einheit so nothwendige Centralisation nicht aufgehoben wird. Die bedeutendste Aenderung erfuhr der III. Abschnitt: „das Reichsoberhaupt“, wo die höchste Würde nicht einem „Kaiser der Deutschen“, sondern einem „Reichsvorstand an der Spitze eines aus sechs Stimmen bestehenden Fürstencollegiums“ übertragen wird. Diese Vorstandswürde ist mit der Krone Preußen verbunden; die Civilliste des Kaisers fällt weg; der Reichsvorstand umgibt sich mit einem verantwortlichen Ministerium, aber in wichtigen Dingen ist er an die Zustimmung des Fürstencollegiums gebunden. Im IV. Abschnitt: „vom Reichstag“ erfuhren die Artikel über das Staatenhaus keine wesentlichen Abänderungen; in den Artikeln über das Volkshaus dagegen fiel das suspensive Veto weg, die einjährige Budgetperiode ward in eine dreijährige verwandelt und bei streitigen Positionen die Entscheidung nicht endgültig dem Volkshause vorbehalten, sondern beiden Häusern gemeinschaftlich zugewiesen; auch ist dem Hause die Macht entzogen, „die Aufhebung der Haft oder Untersuchung eines Mitgliedes bis zum Schlusse der Sitzungsperiode zu verfügen“. Der V. Abschnitt: „das Reichsgericht“, an dessen Statt bis zur endlichen Vereinbarung ein provisorisches Schiedsgericht der verbündeten Staaten trat, erlitt blos in dem einen Punkt eine Abänderung, daß die Anklage der Minister der Einzelstaaten nur dann dem Reichsgericht zugewiesen werden sollte, wenn die Gerichte des Einzelstaates nicht competent sind. Im VI. Abschnitt, welcher die Grundrechte des deutschen Volkes enthält, wurde zunächst die Aufhebung des Adels als Stand, sowie das Verbot der Titel und Orden entfernt, die Todesstrafe wieder hergestellt, gegen Mißbrauch der Preßfreiheit größere Sicherheit geschaffen, die Glaubens- und Gewissensfreiheit von dem Zusatze befreit, daß Niemand verpflichtet sein solle, seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren, den Religionsgesellschaften „der Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds“ gewährleistet, die Geistlichkeit nicht von dem Beaufsichtigungsrecht des Unterrichts- und Erziehungswesens ausgeschlossen und die Aufhebung des Schulgeldes für die Volksschulen gestrichen. Ferner wurde das Petitionsrecht beschränkt, das Vereinsrecht ermäßigt und die Theilbarkeit und Veräußerlichkeit des Grundeigenthums, so wie die Ablösbarkeit aller Feudallasten und Zehnten und die Entschädigung für den Verlust der Jagdgerechtigkeit der Landesgesetzgebung anheimgestellt. Den Gemeinden war die Ortspolizei entzogen. In dem VII. Abschnitt: „die Gewähr der Verfassung“ ist der angefochtene Satz, daß eine Aenderung ohne Zustimmung des Reichsoberhauptes eintrete, wenn in drei Sitzungsperioden derselbe Reichstagsbeschluß unverändert gefaßt worden sei, entfernt. — Was endlich das Reichswahlgesetz betrifft, so wurde dasselbe gänzlich umgestaltet: indirecte und offene Wahlen nach dem oben angegebenen Drei-Klassensystem auf Grund des Steuer-Census und dabei Erhöhung des zur Wählbarkeit befähigten Alters von 25 auf 30 Lebensjahre.

§. 1113. Schleswig-Holstein. (Vergl. §§. 1012. 1088.) Die Bevölkerung der vereinigten Herzogthümer Schleswig-Holstein hatte bisher mit eben so viel Beharrlichkeit als Mäßigung ihr Ziel, selbständige Verfassung und Anschluß an das stammverwandte Deutschland, verfolgt. Selbst in den stürmischsten Tagen hatte das Volk nie die ruhige Besonnenheit verloren, hatte sich fern gehalten von allen jenen maßlosen Aus-

schweifungen demokratischer Volksmassen, die in den meisten übrigen Staaten Deutschlands den Patrioten mit Widerwillen erfüllten. In der richtigen Einsicht, daß sie nur durch deutsche Hülfe ihren gerechten Kampf durchführen könnten, hatten sie sich selbst dem wenig ehrenvollen Waffenstillstand von Malmö (§. 1095) gefügt, der in Frankfurt jene Scenen roher Grausamkeit hervorgerufen. Im März 1849 hatte dieser sein Ende erreicht, und da die mittlerweile gepflogenen Friedensverhandlungen zu keinem Ergebniß geführt hatten, so kündigte Dänemark den Waffenstillstand zu einer Zeit, wo es von seiner Seemacht Gebrauch machen konnte. Die von Preußen und Dänemark gemeinschaftlich für die Dauer des Waffenstillstandes in den Herzogthümern ernannte Regierung legte ihre Macht nieder, worauf die Frankfurter Centralgewalt eine Statthalterschaft für beide Lande bestellte (Wilh. Beseler, Graf Reventlow-Preetz). Nun rückten die deutschen Reichstruppen von Neuem in Schleswig ein; der Herzog von Coburg-Gotha war einer ihrer Führer; muthvoll und ohne Stammesneid fochten hier Preußen und Bayern, Hannoveraner und Würtemberger, Norddeutsche und Süddeutsche gegen den gemeinsamen Feind, ein schönes Bild deutscher Einheit und Eintracht. In jenen trüben Tagen, als durch die schwankende Haltung der preußischen Regierung gegenüber der Reichsverfassung eine beklommene Stimmung sich aller Gemüther bemächtigt hatte, wurden die Patrioten durch die unerwartete Nachricht erfreut,
5. April 1849. daß die deutschen Truppen siegreich gegen die Dänen gefochten, daß sie im Hafen von Eckernförde durch Strandbatterien das dänische Linienschiff „Christian VIII." in Grund geschossen, die stolze Fregatte „Gefion" nach Vernichtung ihres Steuerruders zur Ergebung gezwungen und die deutsche Flagge auf derselben aufgepflanzt hätten. Die Nachricht war ein Lichtstrahl in das Dunkel der deutschen Angelegenheiten. Der Himmel selbst schien die Waffen zu begünstigen. Bald nachher wurden im Sundewitt,
13. April. der Insel Alsen gegenüber, die festen „Düppeler Schanzen" von bayerischen und sächsischen Truppen erstürmt und die Dänen zurückgeworfen. Bei diesem Unternehmen erkämpfte sich der bayerische Oberstlieutenant v. d. Tann, schon im vorigen Jahr als Anführer des Freicorps durch ritterliche Tapferkeit hervorragend, neue Lorbeeren. Der
20. April General v. Bonin, Ober-Commandant der schleswig-holsteinischen Truppen, erstürmte die jütische Grenzstadt Kolding, schlug, als die dänische Armee ihn daraus verdrängen
23. April. wollte, dieselbe in einer blutigen Schlacht und erzwang sich mit seiner kleinen Schaar
7. Mai. durch einen neuen Sieg bei Gudsoe den Einmarsch in Jütland. Aber die preußischen und deutschen Truppen unter General v. Prittwitz zauderten; während die schleswig-holsteinischen Soldaten, welche den geschlagenen Feind kampfbegierig und todesmuthig bis unter die Wälle der Festung Fridericia verfolgt hatten, vor dieser Stadt dem Feinde blutige Gefechte lieferten, blieben die Preußen in ihren friedlichen Quartieren in Schleswig und sahen von ferne dem Kampfe zu. Kein Wunder, daß das Mißtrauen von Neuem rege ward; daß man Zweifel aufwarf, ob es den Preußen auch Ernst sei mit dem Kriege, ob nicht doch am Ende der Argwohn der Demokraten, die über das blutige Kriegsspiel in Schleswig-Holstein die bittersten Schmähungen ausstießen, gegründet sei. Und als v. Prittwitz endlich langsamen Zuges nach Jütland bis Veile vorrückte, gingen die Preußen so schonend zu Werke, vermieden so sehr alle blutigen Begegnungen mit den Dänen, hielten sich so ausschließlich nur auf dem Vertheidigungsfuße, daß man deutlich die Absicht erkannte, nur so lange einen Scheinkrieg zu führen, bis es den Diplomaten gelungen sein würde, die bereits angekündigten Friedensunterhandlungen zum Abschluß zu bringen. Denn nun hatte die Bewegung in Deutschland selbst einen so ernsten und drohenden Charakter angenommen, daß die preußische Regierung nichts sehnlicher wünschte, als des nordischen Kriegs entledigt zu sein, zumal da England und Rußland Dänemark begünstigten und in die Trennung der vereinigten Herzogthümer von dem dänischen Königreiche, dessen Fortbestand dadurch in Frage gestellt war, nicht willigen wollten. Dies Alles führte während der Monate Mai und Juni einen lähmenden Stillstand in den Kriegsoperationen herbei; die Soldaten wurden mißmuthig und kampfscheu, das Land wurde ausgesogen, die Einwohner verarmten durch die Kriegslast; die Dänen, deren jütländische Truppen unter General Rye von dem viermal stärkeren Heere des preußischen Feldherrn nicht angegriffen wurden, faßten neuen Muth und ver-

stärkten ihre Armee und ihr Geschütz in Fridericia. Nur die Schleswig-Holsteiner, die Fridericia belagert hielten, verloren weder den Kriegsmuth noch die Kampflust. Wiederholte Ausfälle der Dänen, die sie siegreich zurückschlugen, boten ihnen häufig Gelegenheit, ihren Nationalhaß im heißen Kampfe zu bewähren. Die Verwirrung in Deutschland und der Mangel einer anerkannten Centralgewalt übten auf die deutschen Truppen an der nördlichen Grenzmark eine nachtheilige Rückwirkung. Endlich erfolgte der lang- 6. Juli 1849.
gefürchtete Schlag. General Rye hatte sich von Jütland nach Fühnen eingeschifft, ohne daß Bonin davon Kenntniß erhalten, und war dann nach Fridericia übergesetzt. So verstärkt unternahmen die Dänen zu einer Zeit, als schon die Bedingungen eines neuen Waffenstillstands zwischen Preußen und Dänemark in Berlin zum Abschluß fertig waren, aus der umlagerten Festung einen unerwarteten Ausfall in solcher Stärke und Uebermacht, daß Bonins geschwächte Truppen dem plötzlichen Andrang nicht zu widerstehen vermochten. Nach hartem Kampfe, dem blutigsten unter allen, wurden sie zum Weichen gebracht, worauf sich die Dänen des ganzen Belagerungsgeschützes und der Schanzen bemächtigten. So erlangten sie einen kleinen Ersatz für die Niederlage in Eckernförde und eine kurze Befriedigung ihrer Rache. Aber auch im Unglück retteten die Schleswig-Holsteiner die Waffenehre. Ueber ihre Tapferkeit und muthvolle Haltung war nur Eine Stimme.

Die Nachricht von diesem Unfalle war noch wirksam genug, in dem niedergeworfenen und zerrissenen Deutschland einen allgemeinen Schrei der Entrüstung über die schmachvolle Kriegführung hervorzurufen. Im Rücken des preußischen Heeres war der Ueberfall bewerkstelligt worden, und Prittwitz hielt sich nach wie vor ruhig. Diesmal waren es nicht die Demokraten, die mit Schmerz und Zorn eine Staatskunst verwünschten, die das gezückte Schwert zu gebrauchen verbot und dadurch treue und edle Menschenleben einem tückischen Feinde preisgab, die Demokraten waren bereits zum Schweigen gebracht, aber alle Vaterlandsfreunde, die Preußens Ruhm und Ehre unbefleckt und strahlend sehen wollten, und die Deutschlands Heil nur im engsten Bunde mit Preußen erblickten, sie trauerten, als sie die Kunde vernahmen, daß trotz des heimtückischen Verfahrens der Dänen dennoch in Berlin ein unehrenhafter Waffenstillstand zum Abschlusse gekommen, bei dem weder Bevollmächtigte der Reichsregierung noch der Herzogthümer beigezogen wurden. Darin wurde vorläufig die Trennung Schleswigs von Holstein 10. Juli 1849.
ausgesprochen, und während das letztere, wie bisher, unter der von der Centralgewalt angeordneten „Statthalterschaft" stände, sollte Schleswig von einer dreiköpfigen „Landesregierung" unter dem Vorsitz eines englischen Commissars im Namen des Königs von Dänemark regiert werden und im Süden eine preußische, im Norden eine schwedische, auf den Inseln eine dänische Besatzung erhalten. — Mit Unwillen vernahm man in den Herzogthümern diese die Fundamentalsätze ihres Staatsrechts gefährdenden*) Bedingungen, und die Statthalterschaft wie die Landesvertretung legten Protest gegen den Vollzug ein. Als aber die deutschen Truppen allmählich abzogen und der schwedisch-preußischen Besatzung Platz machten, mußten sie sich in das Unvermeidliche fügen. Von dem an begann für die unglücklichen Schleswiger eine Zeit der Bedrückung und der Willkürherrschaft; aber ungebeugt beharrte die willenskräftige Bevölkerung auf ihrem Rechte und setzte der Gewalt den Trotz eines guten Bewußtseins und eines gerechten Strebens entgegen.

*) Die Forderungen der Herzogthümer (deren Rechtmäßigkeit der König von Preußen in einem Briefe an den Herzog von Augustenburg vom 24. März 1848 anerkannt hatte) beruhten auf folgenden Grundsätzen des schleswig-holsteinischen Staatsrechts: 1) Daß die Herzogthümer selbständige Staaten sind; 2) daß nur der Mannsstamm des oldenburgischen Hauses zur Erbfolge in den Herzogthümern berechtigt ist und 3) daß die Herzogthümer fest mit einander verbundene Staaten sind. In dem Waffenstillstandsvertrag aber heißt es, daß Schleswig, was seine gesetzgebende Gewalt und seine innere Verwaltung betrifft, eine abgesonderte, von Holstein getrennte Verfassung erhalten solle, unbeschadet der politischen Verbindung welche das Herzogthum Schleswig an die Krone Dänemark knüpft.

§. 1114. **Die Bewegung zur Durchführung der deutschen Reichsverfassung.** Der Wydenbrugk'sche Antrag, am 4. Mai zum Beschluß erhoben, löste die Bande der Nationalversammlung. Von der Zeit an brachte jeder Tag neue Austrittserklärungen. Wie wenig auch die Demokraten bisher mit dem Frankfurter Reichsparlament übereingestimmt hatten, wie sehr ihre Wortführer auf der linken Seite der Paulskirche das Verfassungswerk bis zur letzten Stunde bekämpft hatten, die Weigerung der Regierungen, dasselbe anzuerkennen, gab den Demagogen den erwünschten Vorwand, „zur Durchführung der Reichsverfassung" die Fahne der Volksempörung aufzupflanzen. Der Schein von Recht, auf dem sie dabei fußten, verlieh diesmal der Erhebung eine größere Bedeutung und eine weitere Ausdehnung. Durch lärmende Versammlungen und aufreizende Reden wurde das Volk in eine furchtbare Aufregung gesetzt; Volksvereine forderten in drohenden Aufrufen zum Kampfe auf gegen die „rebellischen" Fürsten und Regierungen, die den Beschlüssen der Reichsversammlung zu trotzen wagten; an vielen Orten wurde die Bürgerwehr, hie und da sogar das Militär, auf die Reichsverfassung beeidigt; städtische Behörden sprachen ihre Anerkennung aus; die Zahl der Adressen und Petitionen war endlos. Wie verschiedenartig und mitunter unlauter die Motive und Ziele sein mochten, von denen die Bewegung getragen ward, das Verlangen nach nationaler Einigung und die Furcht, dieses so lang ersehnten Gutes in der Stunde der Erfüllung abermals auf unbestimmte Zeit beraubt zu werden, bildete die gemeinsame und ehrenhafte Grundlage, auf der sich freilich auch die Lüge, das Verbrechen und der Hochverrath umhertrieb. Der erste Artikel des Wydenbrugk'schen Antrags konnte als Rechtsgrund für jede Erhebung gelten; die Volksführer bemächtigten sich daher desselben, um im Namen der Nationalversammlung zu handeln und die eigenen revolutionären Zwecke mit einem ehrenwerthen Mantel zu verhüllen. Mochte auch die Bewegung schon vor dem 4. Mai hervorgerufen worden sein, mochte auch die Mehrheit der Nationalversammlung in Verbindung mit dem Reichsministerium jenen Beschluß durch nachträgliche Erläuterungen dahin erklären, daß die Durchführung der Reichsverfassung nur durch friedliche und gesetzliche Mittel, keineswegs durch Maßregeln der Gewalt oder durch bewaffneten Zwang zu bewerkstelligen sei — die Losung war gegeben; wie sollten sich die demokratischen Aufwiegler die günstige Gelegenheit entschlüpfen lassen, unter einer ehrbaren Fahne für die Revolution und die Republik zu wirken? Nie ist noch mit einer edlen Sache ein so schmählicher Mißbrauch getrieben worden; noch nie hat man den Sinn des Volkes mit einem so schändlichen Truggewebe umstrickt, noch nie die Begriffe von Wahrheit und Recht so lügenhaft verkehrt und entstellt! — Die ersten Bewegungen zeigten sich in denjenigen Staaten, wo die Regierungen sich der Reichsverfassung widersetzten. In **Würtemberg** zwangen die Stände in Verbindung mit dem liberalen
25 April 1849. Ministerium **Römer** den widerstrebenden König zur unbedingten Anerkennung der Reichsverfassung, so schwer es demselben auch ankam, sich „einem Hohenzollern" zu unterwerfen. Die Aufregung in dem tief unterwühlten Lande und die unsichere Gesinnung des Militärs nöthigten ihn zur Nachgiebigkeit; doch erklärte er dabei mit schwäbischer Aufrichtigkeit, daß er nur der Gewalt weiche und wieder zurücktreten würde, sobald er die Macht dazu habe. In dem **preußischen Rheinland** und **Westfalen** bemächtigten sich die städtischen Behörden der Agitation für die Reichsverfassung in dem gesetzlichen Sinne, wie er dem Parlamentsbeschluß zu Grund lag; wo es, wie in Elberfeld und Düsseldorf, zu bewaffneten Aufständen und Barrikadenkämpfen kam, wirkten noch andere Beweggründe mit.

§. 1115. **Der Aufstand in Dresden.** Die gewaltigste Erhebung entstand in **Sachsen**. Hier waren die beschränkenden Gesetze und Einrichtungen des alten Polizeistaats frühe den Märzstürmen erlegen. Unter dem Ministerium **Braun-Oberländer**, in welchem der Leipziger Professor des Rechts **von der Pfordten** die auswärtigen Angelegenheiten leitete, waren eine Reihe neuer Gesetze ins Leben getreten, die allzusehr die sturmbewegte Zeit ihrer Entstehung beurkundeten. Eine ungezügelte Presse und ein fast unbeschränktes Vereins- und Versammlungsrecht diente der demokratischen Partei zur Verbreitung ihrer Grundsätze, die sowohl in den volkreichen Gewerbstädten,

als bei dem verarmten Bauernstand einen fruchtbaren Boden fanden. Als nun in Folge eines neuen, auf breitester demokratischer Grundlage beruhenden Wahlgesetzes, das für die erste Kammer einen geringen, für die zweite Kammer gar keinen Census festsetzte und ein directes Wahlverfahren anordnete, eine neue Ständeversammlung einberufen wurde, kam durch die Thätigkeit der „Vaterlandsvereine“ ein Landtag zusammen, der als Hohn auf das constitutionelle Staatswesen gelten konnte und mit Recht als „Repräsentation des souveränen Unverstandes“ bezeichnet ward. Dieser Landtag, der für das Frankfurter Verfassungswerk, so lange es noch unvollendet war, eben so wenig Theilnahme bewiesen wie die sächsische Regierung selbst, stieß nun nach der Verwerfung desselben durch Preußen in die demokratische Lärmtrompete und drang auf Anerkennung der Reichsverfassung. Die Regierung antwortete mit der Auflösung; die Deputationen der Städte und Kör- 30. April 1849.
perschaften, die dasselbe Verlangen stellten, richteten nicht mehr aus; der König rechtfertigte seinen Widerstand mit Preußens Weigerung. Dies gab die Losung zum Aufstand. Ein Volkshaufe stürzte sich auf das Zeughaus, um die Waffen herauszuschaffen, wurde 3. Mai.
aber von dem dort aufgestellten Militär mit Gewehrfeuer zurückgetrieben. Jetzt wurden die Sturmglocken geläutet; in den Straßen erhoben sich Barrikaden von unzerstörbarer Festigkeit; Bürgerwehrmänner und Volksschaaren, zum Theil mit Sensen und Piken bewaffnet, eröffneten einen heftigen Kampf gegen die sächsischen Truppen. Als am folgenden Tag der Aufstand wuchs und die Zahl der Insurgenten durch bewaffnete Zuzüge 4. Mai.
aus der Nähe und Ferne sich mehrte, begab sich der König, begleitet von seiner Familie und sämmtlichen Ministern, unter militärischer Bedeckung nach der Festung Königstein. Dadurch gerieth die sturmbewegte Hauptstadt in die Hände der Demokratenführer. Eine provisorische Regierung, den Advocaten und Landtagsabgeordneten Tzschirner an der Spitze, übernahm die Leitung der Dinge; sie erließ eine Proclamation, daß der Kampf die Anerkennung der Reichsverfassung zum Zweck habe; sie zeigte ihre Einsetzung der Frankfurter Nationalversammlung an und stellte sich unter deren Schutz. Aber bald nahm die Erhebung einen fremdartigen Charakter an, neben den deutschen Fahnen erschienen die rothen; „wer in gutem Glauben die Waffen ergriffen hatte, legte sie nieder, um nicht einer republikanischen und anarchischen Bewegung Vorschub zu leisten“; rohe, verwilderte Pöbelschaaren, die von allen Seiten herbeizogen, gaben dem Aufstande mehr und mehr das Ansehen eines Kampfes gegen jede Ordnung, gegen Besitz und Eigenthum. In Leipzig, wo die Bürgerschaft ebenfalls für die Reichsverfassung war und sich „bis zu Austrag der Conflicte zwischen Krone und Volk“ unter den Schutz der deutschen Centralgewalt stellte, zog die entschlossene Communalgarde zum Schutze der öffentlichen Sicherheit gegen die Insurgenten in den siegreichen Kampf. Jetzt war für das preußische Ministerium der Zeitpunkt gekommen, seine Verheißungen zu erfüllen. Die sächsische Regierung, außer Stande, mit eigenen Kräften den Aufstand zu unterdrücken, wendete sich nach Berlin um Hülfe, und schon am 6. Mai eröffneten preußische Truppen einen lebhaften Kampf gegen die Dresdener Barrikadenmänner. Aber der Sieg wurde ihnen sehr erschwert. Drei Tage vertheidigten sich die Aufständischen hinter ihren festen Stellungen; das alte Opernhaus und ein Theil des Zwingers mit werthvollen Sammlungen ging in Flammen auf; Wuth und Leidenschaft führten die Waffen. Schrittweise mußten die Truppen die Stadt erobern; von den Dächern und aus den Fenstern der Häuser unterhielten die Scharfschützen der Aufständischen ein ununterbrochenes Gewehrfeuer, und die Barrikaden boten durch ihre wunderbare Festigkeit einen sichern Schutz und Hinterhalt. Endlich siegte die Tapferkeit und überlegene Kriegskunst des preußischen Militärs über die ungeordneten, schlecht geleiteten Freischaaren; als die Truppen, vom Dunkel der Nacht begünstigt, am 9. Mai den Postplatz und die große Barrikade am Eingang des Altmarktes erstürmt hatten, minderte sich allmählich der Widerstand. Gegen vier Uhr Morgens begann die Flucht der Freischaaren; dreimal drei Schläge von der Kreuzkirche gaben das Signal zum Abzug. In Kurzem waren die Straßen geöffnet und die Stadt in der Gewalt des Militärs. Ein über Dresden und die Umgegend verhängter Belagerungszustand mit Kriegsgerichten und Ausnahmsgesetzen erleichterte der Regierung die Wiederherstellung der Ruhe und die Unterdrückung des Demokratismus. Die Kerker füllten sich mit Verhafteten; einige der Schuldigsten, darunter Tzschirner,

entkamen durch die Flucht; andere, wie Heubner und der Russe Bakunin, einer der thätigsten Förderer des Aufstandes, fielen der strengen Strafgerechtigkeit anheim.

§. 1116. Das letzte Ringen der Frankfurter Reichsversammlung. Die ersten dunkeln Gerüchte von den Vorgängen in Sachsen trafen die Frankfurter 7. Mai 1849. Nationalversammlung bei der aufgeregten Berathung über den Antrag der Linken, daß das Militär der zur Reichsverfassung haltenden Staaten auf diese Verfassung vereidigt werde. Das Reichsministerium bekämpfte diesen Vorschlag, der Zwiespalt in dem Reichsheer erzeugen und in der Brust des Soldaten Zweifel und Verwirrung hervorrufen würde, mit Entschiedenheit. Die Nachrichten von dem Einrücken der Preußen in Sachsen steigerten die Aufregung in der Versammlung und brachten die Reichsminister und die Fürsprecher friedlicher und gesetzlicher Mittel in eine schlimme Lage gegenüber der Linken, die zum entschiedenen Handeln drängte. „Ihr habt das Volk zur Empörung aufgefordert," riefen sie, „und wollt ihm die Waffen verweigern!" und „die provisorische Regierung in Dresden hat sich unter den Schutz der Nationalversammlung gestellt, nun schützt sie auch!" Die Ereignisse hatten jetzt die Versammlung an einen Punkt gedrängt, wo die Wege auseinander gingen. Sollte die Versammlung ihr moralisches Gewicht zu Gunsten der Revolution oder der „renitenten Regierungen" gebrauchen? Sollte sie die Fackel des Bürgerkriegs unter Bruderstämme schleudern? Vor diesem Gedanken schauderte Gagern zurück. Er rief: „und wenn die Waffen gezogen würden, ich würde mich im letzten Augenblick noch dazwischen werfen." Als auf der Linken gelacht wurde, hörte man den zürnenden Ausruf: „Buben lachen darüber!" eine Aeußerung, die einen furchtbaren Sturm hervorbrachte und dem Redner den Ordnungsruf von Seiten des leitenden Präsidenten Simson zuzog. Dieser Auftritt war der Anfang einer Reihe stürmischer, von dem Lärm der Gallerien durchtobter Sitzungen voll leidenschaftlicher Heftigkeit. Auch in der bayerischen Pfalz war eine Bewegung „zur Durchführung der Reichsverfassung" ausgebrochen. Ein Landesausschuß hatte sich gebildet; der bayerischen Regierung war der Gehorsam gekündigt worden; man organisirte eine Volkswehr und traf einleitende Schritte zu einer Lossagung von Bayern. Die Linke verlangte, die Versammlung solle die Erhebung von Sachsen und der Pfalz, die eine Durchführung der Reichsverfassung und folglich die Herstellung des Reichsfriedens gegen die „renitenten Regierungen" bezweckte, aufs kräftigste schützen und stützen; die „Weidenbusch-Partei", zerrissen und uneinig, machte den Versuch, mit der Centralgewalt gemeinschaftlich einen mittlern Weg zu gehen, indem sie erklärte, daß sie nur gesetzliche und constitutionelle Mittel zur Geltendmachung der Reichsverfassung gestatten, dagegen aber jedem Einzelstaate, der in einem andern Lande eine zu diesem Zwecke entstandene Bewegung unterdrücken wolle, entgegen treten würde; der Erzherzog versagte diesem letzten Gagern'schen Programm seine Zustimmung. Dadurch verlor die gemäßigte Partei ihre gemeinsame Fahne und ihren letzten Halt; rathlos und gespalten konnte sie sich zu keinem gemeinschaftlichen Vorschlag einigen, und so kam es, daß in der Sitzung vom 10. Mai auf den Antrag des Abgeordneten Reden ein Beschluß durchging, welcher der Nationalversammlung den Todesstoß versetzte.

Der Beschluß lautete: 1) „Dem schweren Bruche des Reichsfriedens, welchen die preußische Regierung durch unbefugtes Einschreiten im Königreich Sachsen sich hat zu Schulden kommen lassen, ist durch alle zu Gebote stehenden Mittel entgegen zu treten. 2) Neben Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit sind diejenigen Bestrebungen des Volks und seiner Vertreter, welche zur Durchführung der endgültig beschlossenen Reichsverfassung geschehen, gegen jeden Zwang und Unterdrückung in Schutz zu nehmen. Die provisorische Centralgewalt ist zur Ausführung dieser Beschlüsse aufzufordern."

Noch einige Zeit lebte die Nationalversammlung im Siechthum dahin. Projecte und Anträge tauchten in Menge auf, scheiterten aber alle an ihrer Unausführbarkeit. Aller Augen waren auf Gagern gerichtet, der bei der obwaltenden Schwierigkeit, ein neues Ministerium zu bilden, immer noch provisorisch sein machtloses Amt fortführte. Manche dachten ihm die Rolle eines Dictators zu, auf daß er die Leitung der immer mäch-

tiger ausbrechenden Bewegung in die Hand nehme und sie in den Schranken der Gesetzlichkeit halte; Andere riethen, sich Oesterreich zu nähern und, als ersten Schritt dazu, dem Reichsverweser selbst die Oberhauptswürde provisorisch zu übertragen. Aber dieser zurückhaltende Fürst hatte gerade jetzt seine Mißachtung gegen die Versamlung dadurch zu erkennen gegeben, daß er Männer in das Ministerium berief, — Grävell, Detmold, Jochmus — deren Ernennung die Versammlung für eine „Beleidigung der Nationalrepräsentation“ erklärte. Mit ihm war demnach kein gemeinsames Handeln mehr möglich; daher wurde der Plan entworfen, ihn zu beseitigen durch Erwählung eines der verfassungstreuen Fürsten zum „Reichsstatthalter“. Mittlerweile war die Abberufung der preußischen Abgeordneten zur Nationalversammlung in Berlin beschlossen worden, was die Zahl der Scheidenden mit und ohne Austrittserklärung mehrte. Noch immer blieb jedoch ein fester Kern der „Weidenbuschpartei“, die sich in die Fractionen des „Nürnberger Hofs“ und des „Casino“ getrennt hatte, um Gagern und Dahlmann geschaart, beisammen. Sie bestritten der Regierung das Recht, ihr Mandat, das ihnen vom Volk übertragen worden, eigenmächtig aufzuheben. Doch immer mehr überzeugten sie sich, daß sie zwischen den beiden Gewalten, die sich jetzt blutig um die Herrschaft bekämpften, der Revolution und der Reaction, keine haltbare Stellung einnehmen könnten; sie beschlossen daher nach heftigen innern Kämpfen ihren freiwilligen Austritt. Fünf und sechzig ehrenwerthe Männer, darunter Gagern, Simson (der schon vorher dem Präsidentenstuhl entsagt), Dahlmann, Moritz Arndt und viele Andere, unterzeichneten am 20. Mai eine Austrittserklärung und verließen die Paulskirche, den Schauplatz ihrer ruhmvollen Wirksamkeit und ihres vaterländischen Strebens. Eine Ansprache an ihre Wähler gab die Gründe dieses Schrittes an.

§. 1117. Das Rumpfparlament. Durch den Austritt der Gagern'schen Partei gewann die Linke immer mehr Boden für ihre revolutionären Bestrebungen. Als die Versammlung den Antrag auf Vertagung verwarf, schieden abermals zwei und zwanzig Mitglieder, fast der gesammte „Augsburger Hof“. Nun wurde die beschlußfähige Zahl der Stimmen auf Hundert herabgesetzt, was eine neue Minderung zu Folge hatte. Eine Ansprache an das deutsche Volk, in der edelsten Fassung, von dem schwäbischen Dichter Uhland verfaßt, war der letzte edle Laut aus der Versammlung, war das Schwanenlied des Frankfurter Reichstages. „Aber die poetische Unbestimmtheit des Manifestes gab jeder Mißdeutung Raum; zu gut für eine schlechte Sache, war es zu schwach, dieselbe zu läutern.“ Die Verwerfung eines von Welcker u. A. beantragten Zusatzes, „welcher die Reichsverfassung als das nicht zu überschreitende Ziel der Bewegung hinstellte und jede Einmischung Fremder in die Angelegenheiten Deutschlands zurückwies“, vernichtete den letzten Schein eines vaterländischen Zwecks von dieser Bewegung und entführte abermals eine große Zahl von Mitgliedern. Der Rest, von den Männern der äußersten Linken beherrscht, beschloß nun die Uebersiedelung nach Stuttgart, um dem Herde der Bewegung näher zu sein und für ihre revolutionären Bestrebungen in den Demokraten und Anarchisten des Südens einen Rückhalt und eine Streitmacht zu haben. Die hundert und etliche Männer, die am 6. Juni im Saal der Abgeordnetenkammer zu Stuttgart ihre Sitzungen aufs Neue eröffneten, führten noch immer den Namen „constituirende deutsche Nationalversammlung“, aber da nunmehr auch Bayern und andere Regierungen die ihren Staaten angehörigen Mitglieder abberiefen, so gestaltete sich das „Rumpfparlament“ immer mehr zu einem „macht- und autoritätslosen Convent, der den Rest von Würde, welcher an dem Namen der Nationalversammlung haftete, in einigen unglücklichen Aufwiegelungsversuchen verzettelte“. Eine „Reichsregentschaft“ von fünf Mitgliedern, darunter Raveaux, Vogt, Heinr. Simon, ward ernannt, die badische und pfälzische Erhebung gutgeheißen und gefördert, und um auch das würtembergische Land in die Bewegung hineinzuziehen und der Regierung die Macht aus den Händen zu winden, wurde ein Gesetz zur „Organisation der Volkswehr“ angenommen und eine Creditforderung von fünf Millionen erhoben. Nun konnte Römer, der damalige Ministerpräsident, „ein Mann mit fester Hand und hartem Kopf“, das revolutionäre Treiben nicht länger gewähren lassen. Obwohl dem linken

Centrum in der Paulskirche angehörig und mit einigen der gemäßigteren Mitglieder, die wie Uhland aus gewissenhafter Consequenz nicht ausgeschieden waren, befreundet, mußte Römer zur Rettung und Sicherheit des eigenen Landes an das Rumpfparlament und die Regentschaft die Forderung stellen, ihren Sitz außerhalb Würtembergs aufzuschlagen. Am 18. Juni wurde das Sitzungshaus gesperrt und die sich gemeinschaftlich dahin begebenden Abgeordneten mit Gewalt zurückgetrieben. Ein letzter stenographischer Bericht meldete die Thatsache, daß sie der Gewalt gewichen. Von dem an fand man einige Mitglieder „nur noch als Theilnehmer des offenen Aufruhrs, bald als Flüchtlinge auf republikanischem Boden, als Gefangene oder als Angeklagte vor den Assisen". — Diesen kläglichen Ausgang nahm das erste deutsche Parlament. Zwar scheiterte sein Einigungswerk, die Hoffnung und das Ziel des deutschen Volks, an den Schwierigkeiten, die ihm von Innen und Außen entgegentraten, an der Verschiedenheit der Prinzipien und Parteibestrebungen, wodurch der rasche Gang der Berathungen verhindert und die Unbefangenheit und das gegenseitige Vertrauen der Mitglieder zerstört ward, an dem ausschweifenden und maßlosen Treiben einer unverständigen, verwilderten Volksmasse und ihrer leidenschaftlichen, auf Umsturz und Republikanismus lossteuernden Führer, am tiefgewurzelten Particularismus und Stammeshaß, am Widerwillen der Fürsten und der Reactionspartei, auch den gerechtesten Forderungen des Volks durch einige Opfer und Entsagungen entgegenzukommen; aber dennoch wird die Nation stets mit Stolz und Bewunderung auf eine Versammlung blicken, die so strahlend an glänzenden Namen, so reich an Talenten mannichfacher Art war, die sich so mäßig gezeigt im Gebrauch ihrer hohen Macht zu Anfang der Bewegung, und die in ihrer großen Mehrheit Muth, Vaterlandsliebe, Hingebung für die Wohlfahrt der Nation und ein hohes Maß politischer und sittlicher Tugend an den Tag gelegt. Und so wenig ihr Ruhm und ihr Andenken aus der Geschichte schwindet, so wenig wird auch ihr Werk und ihr Streben dem Kern und Wesen nach zu Grunde gehen.

V. Unterdrückung der Revolution.

§. 1118. **Die Bewegung in der Pfalz.** Die Aufregung, die sich in Folge der Verwerfung der Reichsverfassung von Seiten Preußens an allen Orten kund gab, füllte die Republikaner mit der Hoffnung, durch eine neue große Schilderhebung das im vorhergehenden Jahre verfehlte Ziel zu erreichen. Hatten sie doch diesmal in der Weigerung der Regierungen, die Reichsverfassung anzunehmen, einen scheinbaren Rechtsgrund, womit sie ihre Zwecke verhüllen und auch weniger entschiedene Demokraten auf ihre Seite ziehen konnten. Daher entstand auch die Bewegung zunächst in den Staaten, wo die Regierungen die Annahme verweigerten, in Würtemberg, in Sachsen, in dem preußischen Rheinland und Westfalen, und in der bayerischen Rheinpfalz. Dieses letztere Land, schon im Jahr 1832 der Herd der liberalen Agitation (§. 1069), schien wegen der Nähe Frankreichs und der großen Verbreitung liberaler und radicaler Ansichten unter dem Volke besonders zum Stützpunkt einer republikanischen Schilderhebung geeignet. Kaum hatte daher die Aufwiegelung durch wiederholte Volksversammlungen eine solche Höhe erreicht, daß man zur Errichtung einer provisorischen Regierung in Kaiserslautern und einer „Volkswehr" schreiten konnte, so stürmten von allen Seiten Freiwillige herbei, flüchtige Barrikadenkämpfer, wühlerische Demagogen, emigrirte Polen, Handwerksburschen, unstete Abenteurer und Taugenichtse, Turner und jugendliche Schwindelköpfe. Durch freiwillige Beiträge und durch Zwangsbesteuerungen erlangten die Führer des Aufstandes in dem wohlhabenden Lande bald die nöthigen Geldmittel. Der Uebergang vieler Soldaten aus den beiden Festungen Landau und Germersheim erhöhte das Vertrauen der Demokraten. So sehr waren schon alle Bande der Zucht und Subordination gewichen, daß sich die zwei Regimenter Infanterie, welche Landau besetzt hielten, fast gänzlich auflösten, daß die Soldaten einzeln und truppweise mit gepacktem Tornister, Gewehr und Säbel ausrissen

und man zuletzt Offiziere, das Gewehr im Arm, Schildwache stehen sah. Der Versuch der Centralregierung, durch Absendung eines Mitgliedes der Linken, Eisenstuck, als Reichscommissar die Bewegung in den Schranken der Gesetzlichkeit zu halten, war ohne Erfolg. Eisenstuck handelte so sehr im Sinne seiner Partei, daß ihn das Frankfurter Ministerium wegen Ueberschreitung seiner Instructionen abberief. Er hatte die preußischen Truppen, die auf Anordnung der Reichsregierung von Mainz aus in die Pfalz einrückten, zum Rückzug genöthigt und dadurch, bei der Unzulänglichkeit des bayerischen Militärs, die Sache in die Hände der provisorischen Regierung und der Freischaaren gegeben.

§. 1119. Die revolutionäre Erhebung in Baden. a) Rückblick. Während ganz Deutschland mit gespannter Erwartung auf den Ausgang dieser fast widerstandslosen Bewegung blickte und die Zahl der von allen Seiten in das Land einströmenden Freischärler und Demokratenführer mit jedem Tage zunahm, bereitete sich in dem angrenzenden Großherzogthum Baden, jenem tief unterwühlten Lande, eine Erhebung vor, die an Umfang und Bedeutung alle ähnlichen Erscheinungen dieses und des vorhergehenden Jahres weit übertraf. Hier konnten die Demokraten nicht wie in andern Staaten die Durchführung der Reichsverfassung auf ihre rothe Fahne schreiben; Baden, von einer liberalen Regierung geleitet, war unter den ersten gewesen, welche die Frankfurter Verfassung anerkannt hatten; es hatte vor allen Ländern bereitwillig die Hand zur deutschen Einigung geboten, hatte sich einer Unterordnung unter eine deutsche Reichsgewalt nicht widersetzt, hatte zur Einführung und Beschwörung der Reichsverfassung bereits Einleitungen getroffen. Aber Baden, im Süden und Westen von zwei demokratischen Republiken umgeben, war zu günstig gelegen, als daß die Förderer der Revolution dasselbe hätten missen können. Hier mußte man also, um doch den Schein zu wahren und dem, wenngleich in seinen Begriffen verwirrten, darum jedoch nicht alles Rechtsgefühls baaren Volke nicht allzusehr gegen den Sinn zu handeln, das System der Lüge in großartigem Maßstabe aufrichten. Viele Umstände kamen zusammen, um einen Aufstand in solchem Umfange hervorzurufen. Durch seine freisinnige Verfassung von jeher der Hauptsitz des Liberalismus und der landständischen Opposition, war Baden reich an volksthümlichen Rednern, an politischen Agitatoren, an kecken Journalisten, die in ihrem Kampfe für Fortschritt und Volksaufklärung nicht immer das rechte Maß einhielten und ihre dem ganzen deutschen Staatswesen geltenden Angriffe stets in erster Linie gegen die eigene Landesregierung richteten, welche freilich oft durch herbe Formen, durch unbedingte Versagung, durch Einwirkung auf die ständischen Wahlen und durch Zurücksetzung liberaler Beamten in frühern Jahren die Gegenpartei gereizt hatte. Dadurch wurde eine Kluft zwischen Volk und Regierung geschaffen, in welche das Jahr 1848 seinen vergifteten Samen streute. Die französische Februar-Revolution fand in Baden einen günstigen Boden für die verführerischen Lehren ihrer Propaganda, und die wiederholten Versuche, hier zuerst die Fahne der Empörung für ganz Deutschland aufzupflanzen, hielten das Volk in steter Aufregung. Zuerst erzeugte die Nachricht, daß der „Poet" Herwegh an der Spitze deutscher Arbeiter, die in Paris auf den Barrikaden gefochten, zur Erkämpfung republikanischer Freiheit den deutschen Strom überschreite, eine wilde Gährung in den untern Volksklassen; dann erließ Friedrich Hecker, um nicht das Schicksal seines Freundes Fickler zu theilen, den der Abgeordnete Mathy wegen beabsichtigten Landesverraths verhaftet hatte, einen Aufruf an die streitbaren Bauern des Oberlandes, sich zu bewaffnen und auszuziehen zum heiligen Kampf für die Freiheit. Eine volksthümliche Gestalt im Rinaldini-Aufzug, riß Hecker im Sturme wilder Begeisterung die streitbare Jugend mit sich fort und wirkte mit romantischem Ungestüm auf die erregte Phantasie des Volks. Die Unterdrückung des Aufstandes (§. 1087) und die klägliche Haltung der Freiheitskämpfer gegenüber den Bundestruppen minderte nichts an seinem Ruhme. Die Anhänglichkeit des Volks begleitete ihn auf seiner Flucht nach der Schweiz und auf seiner Reise nach Amerika. Das „Heckerlied" nach der Melodie „Schleswig-Holstein, meerumschlungen", blieb fortan die Marseillaise der deutschen Republikaner. Im Laufe des Sommers nahm die Aufregung in

[Randnotizen: 8. April 1848. — Mitte April.]

Baden keineswegs ab; durch lärmende Volksversammlungen, durch politische Vereine, durch eine zügellose, alle gesetzlichen Grenzen überschreitende Presse wurde unter den Augen der Regierung, die wohl den Willen, aber nicht mehr die Macht hatte, dem verwegenen Treiben mit Erfolg entgegen zu treten, der Boden des Staats und Rechts gänzlich unterwühlt und die Saat zu neuen Aufständen ausgestreut. Schon im September wagte Gustav Struve, früher Advocat und Journalist in Mannheim, von der Schweiz aus einen neuen Einfall in Baden. Aber durch Geburt und Erziehung dem Volke entfremdet, fand er für seinen politischen Fanatismus in Marats Geiste wenig Sympathie, so sehr er sich auch bestrebte, durch seine socialistischen Lehren die gierige Leidenschaft der Proletarier zu erregen. Von den Landleuten selbst verhaftet und ausgeliefert, wurde er
20. März 1849. im Zellengefängnisse zu Bruchsal eingeschlossen, bis die Mairevolution ihm die Freiheit brachte. Sein Prozeß vor dem Schwurgerichte in Freiburg enthüllte die bodenlose Rechtsverwirrung, die durch sophistische Reden und Zeitungsartikel in dem Volke erzeugt worden war.

§. 1120. b) Die Mai- und Junitage von 1849. — Rastatt und Offenburg. Unter solchen Umständen fiel es im Mai 1849 nicht schwer, das auf seiner ganzen Oberfläche gährende Land aufs Neue in die Bewegung hineinzureißen. Durch zahlreiche „Volksvereine", an deren Spitze der Advocat Brentano als Obmann stand, und gegen welche die in einigen Städten bestehenden „vaterländischen Vereine" mit conservativer Richtung nur ein schwaches Gegengewicht bildeten, wirkten die Demokraten für ihre Sache. Sie verlangten immer drohender die Auflösung der Kammern und die Einberufung eines constituirenden Landtages; und als ihrem Begehren nicht willfahrt wurde, erzwangen sie allmählich den Austritt ihrer Gesinnungsgenossen, um die Kammer beschlußunfähig zu machen, und eröffneten in den radicalen Blättern einen leidenschaftlichen Kampf gegen den Vorstand des Ministeriums „Baptist" Bekk. Ueberzeugt jedoch, daß sie nicht zum Ziele kommen würden, so lange das Militär noch gehorche, organisirten sie ein System der schmachvollsten Verführung, um die Soldaten zum Ungehorsam gegen ihre Offiziere zu bewegen. Hierbei kamen ihnen die Umstände fördernd zu Hülfe. In Folge eines Beschlusses des Frankfurter Parlaments mußte der Militärstand in den Einzelstaaten erhöht werden. Dadurch wurden noch nachträglich viele junge Leute einberufen, die bereits republikanische Grundsätze eingesogen, von denen manche den Heckerzug als Freiwillige mitgemacht und welche die lockende Lehre vernommen hatten, daß man im Kampfe zum „Volk" halten müsse. Mißmuthig ohnedies über ihre Einberufung, horchten sie leicht auf die Stimme der Verführung. Hatten sie doch gesehen, wie man die beurlaubten Soldaten, die einst gegen Heckers Freischaaren gekämpft, in der Heimath mit den ärgsten Schmähungen belegte. Nicht minder folgenreich war das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht und die Aufhebung des Einstandswesens, wodurch den Unteroffizieren die Möglichkeit entzogen ward, durch Einstehen für Andere ihr Einkommen zu mehren. Eine beabsichtigte Erhöhung ihrer Löhnung war noch nicht in Vollzug gekommen. Diese Ursachen, verbunden mit den Klagen über rohe Behandlungen von Seiten mancher Offiziere, mit Bestechung durch Freibier, mit lockenden Verheißungen und Aussichten auf Beförderungen u. dgl. m., erschütterten die Treue im badischen Heer und erzeugten einen widerspenstigen Sinn, der endlich in eine Meuterei überging. Nach einigen unruhigen Auftritten bedenklicher Art brach in Rastatt am 11. Mai eine furchtbare Soldatenempörung aus. Der Kriegsminister Hoffmann eilte mit einer Anzahl treuer Truppen in die Festung, um die Ordnung herzustellen. Umsonst! Bedroht von den tobenden und zuchtlosen Soldaten, die schon mehrere Offiziere verwundet hatten, flüchtete er sich am Abend unter großer Gefahr mit den meisten Offizieren aus der Stadt und ließ die Festung in der Gewalt der Meuterer. Aehnliche Auftritte hatten an demselben Tag in Lörrach statt. — Nun war auf den 13. Mai eine große Volksversammlung nach Offenburg ausgeschrieben. Am Tage zuvor traten die Abgeordneten sämmtlicher Volksvereine zu einer Vorberathung zusammen und setzten im Hochgefühle des Sieges, weil ihnen so eben die Bundesfestung Rastatt zur Verfügung gestellt worden, eine Reihe von Forderungen auf, deren sofortige Gewährung sie bei dem Staatsministerium durch

eine Deputation nachsuchten. Darin war die Auflösung der Kammern, die Einberufung einer constituirenden Landesversammlung nach dem allgemeinen Wahlrecht, die Entfernung des Ministeriums Bekk und eine allgemeine Amnestie begehrt. Die Regierung ertheilte eine ausweichende Antwort und wendete sich nach Frankfurt mit der Bitte um schleunige Absendung von Reichstruppen. Während ihr aber von hier die Nachricht zuging, daß die Centralregierung für den Augenblick keine Truppen zur Verfügung habe, war der Verlauf der Offenburger Volksversammlung, bei der sich auch Abgeordnete der Rastatter Besatzung eingefunden, so stürmisch, daß sich nicht nur der als Commissar der Centralregierung anwesende Raveaux mit Unwillen von diesen verwilderten Menschen abwandte, sondern daß auch der kurz zuvor durch richterliches Urtheil aus seiner Haft befreite Fickler und der Obmann der Volksvereine Brentano sich fern hielten und zur Mäßigung riethen. Aber wie konnte man von einer solchen Versammlung Mäßigung erwarten! Der „Landescongreß zu Offenburg" erklärte die „Revolution für fortwährend", beschloß „die alsbaldige Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr unter selbstgewählten Führern", und errichtete einen „Landesausschuß", der die Durchführung der Reichsverfassung, „wie sie nun nach der durch die Ereignisse beseitigten Oberhauptsfrage feststeht", mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bewirken sollte. Zugleich wurden Bestimmungen getroffen, die das ganze Verwaltungs- und Gerichtswesen umgestalteten, die Besteuerung abänderten und einige socialistische Einrichtungen zur Erleichterung des Gewerbstandes und zur Unterstützung „arbeitsunfähig gewordener Bürger" mittelst eines großen „Landespensionsfonds" in Aussicht stellten.

§. 1121. Karlsruhe. Der Revolutionsschwindel verbreitete sich schnell über das ganze Land. Am nämlichen Sonntag Abend kehrten zwei Compagnien von Bruchsal in trunkenem Zustande und wilder Zügellosigkeit nach Karlsruhe zurück und verbreiteten den Aufruhr in die Hauptstadt. Das Innere der Kaserne wurde zerstört, die Wohnung eines mißliebigen Oberst verwüstet, ein Dragoner-Rittmeister, der mit seinen Leuten die Ordnung herstellen wollte, nebst einem Unteroffizier und Gemeinen getödtet. Unter wildem Toben und Schießen verbreiteten sich die rasenden Soldaten, mit herbeiströmenden Freischärlern vermischt, während der grauenvollen Nacht durch alle Straßen und versuchten dann das von einer Abtheilung Bürgerwehrmänner muthig vertheidigte Zeughaus zu erstürmen. Wuth und Leidenschaft setzten Alles in die furchtbarste Aufregung; Schießen und tobender Lärm verwandelten die stille Mainacht in Stunden der wildesten Verwirrung, des angstvollsten Schreckens, der bangsten Erwartung. Die Offiziere, von ihren eigenen Soldaten verlassen und bedroht, suchten Rettung in schneller Flucht; der muthige Prinz Friedrich schwebte in Lebensgefahr. Unter diesen Scenen rasender Empörung verließ der Großherzog mit seiner Familie das Schloß und begab sich, geschützt durch das Dunkel der Nacht und geleitet von einer Abtheilung Dragoner und einigen Artilleristen, zuerst nach der Festung Germersheim, dann nach dem elsässischen Städtchen Lauterburg. Am nächsten Tag (14. Mai) folgten die Staatsminister. Nun war der Landesausschuß, der sich von Offenburg nach Rastatt begeben hatte, im Besitze der Herrschaft, und der Stadtrath von Karlsruhe, um größeres Unheil von der Bürgerschaft abzuwenden, ließ durch eine Deputation demselben die Erklärung abgeben: „daß die Stadt Karlsruhe ihnen nicht entgegen treten werde, wenn sie dahin kommen wollten, in der Voraussetzung, daß sie für den Schutz der Stadt Sorge tragen würden." Unter klingendem Spiel zog am Abend des 14. Mai der Landesausschuß mit militärischer Begleitung in Badens Hauptstadt ein, und Brentano, das Haupt der „provisorischen Regierung", gab vom Balkone des Rathhauses herab die Versicherung, „der Landesausschuß werde seine Thätigkeit auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und die Durchführung der Reichsverfassung beschränken". Struve, gleich vielen andern politischen „Märtyrern" aus seiner Haft befreit, nahm Theil an dem „Landesausschuß". Am Sonntag Morgen hatte die Karlsruher Besatzung den Eid auf die Reichsverfassung geleistet und am Abend kämpfte sie in den Reihen der Aufständischen! Und doch waren die Meisten auch jetzt noch der Meinung, der Kampf gelte nur der Begründung der deutschen Einheit und Freiheit, ein Glaube, den die radicalen Führer nicht durch Procla-

mirung der Republik zu vertilgen wagten. Die von Oberst Hinkeldey geführten Dragoner, die den Großherzog nach Germersheim geleitet hatten, und bei denen sich der Kriegsminister Hoffmann und viele Offiziere befanden, wollten, als sie in der Festung keine Aufnahme fanden, mit den Kanonen nach Frankfurt ziehen, wurden aber durch die von allen Seiten herbeiströmenden Freischaaren, Turner und Bürgerwehrmänner daran verhindert und mußten, verfolgt und gejagt, über das Gebirg nach der Würtemberger Grenze ziehen, wo sie auf fremdem Gebiet todtmüde überrascht und theils zersprengt, theils gefangen wurden. Die Soldaten, von ihren Anführern größtentheils verlassen, bildeten den Kern der „Volkswehr", die jetzt die neue Regierung durch ein allgemeines Aufgebot der wehrbaren Jugend von achtzehn bis dreißig Jahren ins Leben rief. Zahlreiche Freischaaren, die von allen Seiten herbeiströmten, mehrten die Menge der Streiter. Waffen und Kriegsbedarf boten die Arsenale und Vorrathshäuser des Staats. In Kurzem waren alle Geister der Revolution in Baden vereinigt.

§. 1122. **Die Krisis.** Der Sieg der Radicalen in Baden konnte nur dann der republikanischen Sache zur Herrschaft verhelfen, wenn es gelang, die benachbarten Staaten in den Strom der Bewegung hineinzureißen. Darum wurde sogleich mit der Pfalz ein Bruderbund geschlossen und Hessen-Darmstadt, Nassau und Würtemberg durch demokratische Aufwiegler in Gährung versetzt. Eine Volksversammlung in Ober-Laudenbach an der Bergstraße, auf der Grenzscheide der beiden Großherzogthümer, sollte der Anfang sein, die revolutionäre Bewegung nach Hessen zu tragen; aber die gräuliche Ermordung eines geachteten Darmstädter Beamten (Regierungsdirigent Prinz), der die Versammlung in den Schranken der Gesetzlichkeit halten wollte, empörte so sehr alles sittliche und menschliche Gefühl, daß sich die Bevölkerung und vor Allem das Militär mit Unwillen von einer Sache abwandte, die durch solche Mittel durchgeführt werden sollte; und wie sehr auch in Worms und Mainz, wo noch alte Erinnerungen aus den neunziger Jahren den Wühlereien eines Zitz und Genossen als Unterlage dienten, durch Turner und Freischärler für die rothe Fahne gewirkt wurde, in der Provinz Starkenburg fand die republikanische Bewegung keinen Boden. Als badische Truppen an die hessische Grenze rückten und mit klingendem Spiel in das nachbarliche Land einziehen wollten, um auch hier den Bund der Volksverbrüderung zu schließen, wurden sie von dem hessischen Militär mit Kartätschen empfangen, was sie dermaßen außer Fassung brachte, daß sie sich in eiliger verwirrter Flucht nach Heidelberg zurückzogen. Dies war ein kritischer Moment; die Soldaten, ohne Vertrauen in die neuen selbstgewählten Offiziere, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, fingen an nachdenklich zu werden, ob auch die Vorspiegelungen ihrer Verführer wahr seien; der erste Rausch war vorüber und manchen beschlich Reue und Sorge. Zwar gelang es den radicalen Führern, diesen Kleinmuth der Soldaten niederzuschlagen und sie durch aufreizende Reden zur Rache gegen die „blinden Hessen" anzutreiben; aber ihre eigenen goldenen Hoffnungen begannen zu schwinden, als sie merkten, daß die Revolution nicht über die Grenze bei Heppenheim und Hemsbach vorzudringen vermochte. Wie sehr sie auch durch lügenhafte Gerüchte von nahen und fernen Siegen des Volks, von Aufständen und Abfall des Militärs, von französischen Hülfstruppen die Leichtgläubigen und die Unwissenden täuschen und zum Ausharren anfeuern mochten; über die hessische Grenze konnte die Empörung nicht getragen werden, und die schönen Fluren der Bergstraße von Heppenheim bis Weinheim wurden in nutzlosem Kampfe mit deutschem Blute getränkt. — Einen geeigneteren Boden für die Revolution schien Würtemberg zu bieten. Nicht minder unterwühlt als Baden, wurde auch dieses Land durch eine zügellose Presse, durch Demokratenvereine und Volksversammlungen, durch Ausübung schrankenloser Wahlrechte, durch Adressen und Petitionsstürme dermaßen in Aufregung erhalten, daß die Regierung allmählich Macht und Ansehen verlor, die Radicalen in der Kammer wie im Volke das entscheidende Wort führten und das Militär unzuverläßig wurde. Und als nun Fickler und andere Aufwiegler aus Baden sich einfanden, um das schwäbische Volk zum brüderlichen Bunde zu bereden, als endlich die Frankfurter Linke als „Rumpfparlament" nach Stuttgart übersiedelte, um sich auf die revolutionäre Kraft zu stützen, als man in der

Kammer auf ein Bündniß mit Baden und der Pfalz antrug, — da schien Würtemberg dem Strome der Bewegung folgen zu müssen und Aller Augen waren nach jenem Lande gerichtet, wo der gewaltige Kampf der conservativen Macht mit der Revolution zur Entscheidung kommen würde, wo eine auf Pfingstmontag nach Reutlingen ausgeschriebene Volksversammlung die Rolle der Offenburger zu spielen drohte. Es waren schlimme Tage voll Sorge und banger Erwartung. In einigen preußischen Städten hatte zu derselben Zeit die Einkleidung der „Landwehr" Widerstand gefunden; in Elberfeld und Düsseldorf waren Barrikaden errichtet worden, in Nassau herrschte eine drohende Aufregung, allenthalben hielten die Demokraten im Interesse der „Sache" Regierung, Polizei und Militär in Athem. Damals rettete Römer, ein populärer Mann von schwäbischer Derbheit, durch energisches Handeln Süddeutschland vor der Revolution. Das „Rumpfparlament" wurde ausgewiesen, Fickler verhaftet und auf den Asberg gebracht, den Umtrieben der fremden und einheimischen Demagogen Einhalt gethan. Und wie sehr die Radicalen schmähten und lästerten — Römers Name war dem Volke Bürgschaft, daß keine freiheitgefährdende Reaction im Spiele sei; stark durch das Vertrauen des Volkes, widerstand er den schäumenden Wogen der Empörung. Auch die Hoffnungen auf den Juniaufstand in Paris, den man in Baden schon als einen gelungenen Sieg der „rothen Republik" darstellte und zur Steigerung der Aufregung und Kampflust benutzte, gingen nicht in Erfüllung. So blieb die Revolution auf die Rheingegend im Südwesten beschränkt; und während man sich hier rathlos und ohne Erfolg abmühte, das lose Wesen und die ungebundenen Elemente zu einer haltbaren Form zu gestalten, und sich die Revolution an ihrem eigenen Uebermaß verzehrte, kam der Norden von Deutschland schnell zur Ruhe, als der König von Preußen in einer Vertrauen erweckenden Ansprache das Verlangen nach deutscher Einheit durch Gründung eines Bundesstaates mit Volksvertretung zu befriedigen versprach und der bald nachher bekannt gemachte „Dreikönigsbund" den Wünschen und Forderungen der Patrioten billige Rechnung zu tragen schien.

§. 1123. Der Ausgang. Bei der Isolirung der revolutionären Bewegung auf einen kleinen Raum und bei dem Mangel alles Widerstandes konnten die Radicalen in Baden von ihrem Siege keinen rechten Gebrauch machen. Sie beriefen eine constituirende Landesversammlung ein, die, aus demokratischen Minoritätswahlen hervorgegangen, nur das Abbild der unfähigen provisorischen Regierung war; die aus radicalen „Schreiern" zusammengesetzte Versammlung gab ein klägliches Zeugniß von der politischen Befähigung der Bewegungspartei; ein verkörperter Ausdruck geistiger Impotenz, war dieser constituirende Landtag in Karlsruhe eine Satire auf das constitutionelle Staatswesen; in gleichem Grade unfähig zeigten sich die „Civilcommissare" der Amtsstädte und die Anführer der Soldaten und der „Volkswehr". Zwar bildete sich eine Partei des beschleunigten Fortschritts, die den Socialdemokraten Struve als Haupt anerkannte, und von der republikanischen „Schweizer-Legion" unterstützt, mit dem Plane umging, die rothe Republik auszurufen und die socialistischen Wahngebilde zu verwirklichen, allein Brentano, ein nüchterner Mann von republikanischen Grundsätzen aber ohne Schwindelei, hintertrieb das gefährliche Unterfangen, das von fremden Abenteurern vollführt, unberechenbares Unheil über das Land gebracht haben würde. — Mittlerweile hatte sich der Großherzog nach Ehrenbreitstein und von da nach Frankfurt begeben und sich um Hülfe an die Centralgewalt und, als diese keine hinreichende Truppenmacht zur Verfügung hatte, an die preußische Regierung gewendet. Letztere gewährte die verlangte Unterstützung nur unter der Bedingung, daß Baden dem „Dreikönigsbunde" beitrete, weshalb der Großherzog das bisherige Ministerium entließ und sich ganz an Preußen anschloß. Und als auch das bayerische Ministerium, dessen Leitung der frühere Professor und sächsische Minister v. d. Pfordten übernommen hatte, trotz seines Widerstandes gegen den „Dreikönigsvertrag" das Einrücken preußischer Truppen in die Pfalz nachsuchte, so wurde ein combinirter Angriff auf das revolutionirte Land beschlossen. Während hessische und mecklenburgische Reichstruppen die Bergstraße bis Weinheim besetzt hielten und die Soldaten und Volkswehr der Aufständischen von ihren unfähigen Füh-

rern in nutzlosen Märschen ohne Plan und Ziel herumgezogen wurden, rückten preußische Truppen, Landwehr und Linienmilitär, unter geübten Generalen und Offizieren und dem gemeinsamen Obercommando des Prinzen von Preußen untergeordnet nach Süden vor. Nun riefen die Häupter der provisorischen Regierung in Baden und der Pfalz den Polen Mieroslawski herbei und übertrugen ihm den Oberbefehl über die ganze streitbare Insurgentenmacht. Allein Mieroslawski, obwohl er mehr Plan und Ordnung in die Unternehmungen brachte und den Soldaten wieder Muth und Vertrauen einflößte, war doch am Ende in Baden nicht glücklicher, als vorher in Posen und Sicilien. Gegen Mitte Juni rückte eine preußische Truppenabtheilung in die bayerische Pfalz ein, wo die Insurgenten lange umsonst versucht hatten, die von Militär fast entblößte Festung Landau in ihre Gewalt zu bringen, und durchzog das Land fast ohne Schwertstreich. Die von Polen und fremden Abenteurern geführten Aufständischen begaben sich sofort nach Baden, um in vereinter Macht den „Feinden" kräftigeren Widerstand zu leisten. Nach Einnahme der Pfalz setzten die Preußen bei Philippsburg über den Rhein, während zugleich ein anderes Armeecorps an der Bergstraße vordrang und die deutschen Reichstruppen nach ihrem Uebergang über den Neckar an der würtembergischen Grenze hinzogen. So von allen Seiten bedroht, mußten sich die Insurgenten nach dem unglücklichen
15. Juni 1849. Treffen von Waghäusel südwärts ziehen, um sich hinter den Wällen der Festung Rastatt zu vertheidigen. Bald war alles Land bis zum Bodensee und zur helvetischen Grenze in der Gewalt der Preußen und Reichstruppen; die zersprengten Soldaten und die jungen Leute vom ersten Aufgebot begaben sich größtentheils in ihre Heimath, die Freischärler dagegen und die vereinigten Truppencorps flüchteten sich mit den Anführern in die Schweiz. Rastatt hielt sich noch einige Wochen unter Kämpfen und Ausfällen. Als aber Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf eintrat, mußte sich die eingeschlossene Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben. So wurde der Aufstand im „Lande Baden" niedergeworfen. Der Großherzog kehrte zurück, die alte Ordnung wurde wieder hergestellt und den Gesetzen durch strenge Bestrafung der Schuldigen neues Ansehen verschafft. Aber während die Kasematten und die Gefängnisse sich mit vielen Verhafteten füllten und einige Freischaarenführer und Demokratenhäupter (darunter das Parlamentsmitglied v. Trützschler) durch die Kriegsgerichte in Mannheim und Rastatt zum Tode mit „Pulver und Blei" verurtheilt wurden, retteten sich die Anstifter dieses unendlichen Jammers nach der Schweiz oder nach Amerika. Hecker, von der provisorischen Regierung zur Rückkehr eingeladen, fand bei seiner Landung in Frankreich die Revolution bereits unterdrückt. Sein Name würde der Erhebung einen neuen Aufschwung verliehen haben. Nun blieb dem Zürnenden nichts übrig, als neue Flucht über den Ocean. Der Dichter Gottfried Kinkel, mit Wort und That ein eifriger Förderer der republikanischen Erhebung, wurde von der über ihn verhängten Todesstrafe befreit und nach einer preußischen Zwangsanstalt abgeführt, rettete sich aber im nächsten Jahre durch glückliche Flucht nach England. — Bis zur vollendeten Neubildung des einheimischen Militärs blieb das unter Kriegsrecht gestellte Großherzogthum Baden von preußischen Truppen besetzt. Auf das Gemüth des bürgerfreundlichen Großherzogs Leopold hatten diese Ereignisse einen so erschütternden Eindruck gemacht, daß er bald nachher erkrankte und nach unsäglichen Leiden am 24. April 1852 ins Grab sank.

§. 1124. Ungarns Erhebung und Fall. (Vergl. §§. 1013. 1085.) Kampf der Nationalitäten. Das sturmbewegte Jahr 1848 erschütterte in Ungarn die altständische, feudal-monarchische Verfassung früherer Jahrhunderte. In rascher Berathung beschloß der Reichstag die Ablösung aller bäuerlichen Grundlasten und Giebigkeiten ohne Entschädigung, führte die allgemeine Steuerpflichtigkeit ohne Unterschied des Standes ein und gewährte Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit mit Schwurgerichten und ein liberales Wahlgesetz auf demokratischer Grundlage. Die österreichische Regierung, von allen Seiten bestürmt und gedrängt, gab nicht nur zu diesen Neuerungen ihre Einwilligung, sondern war auch bemüht, durch wichtige Zugeständnisse die ungarische Nation, die sich von jeher dem österreichischen Verwaltungssystem nur mit Widerwillen gefügt hatte, in Ruhe zu halten. Allein die streng magyarische

Partei, erfüllt von Nationalstolz und Selbstüberschätzung, glaubte jetzt den günstigen Augenblick gekommen, das ungarische Königreich in seiner Größe und Selbständigkeit wiederherzustellen, und drang daher auf Lockerung der Bande, womit es an die österreichische Gesammtmonarchie geknüpft war, und auf Gewährung von Rechten und Einrichtungen, welche Ungarn zu einem unabhängigen, mit den übrigen Landestheilen des Kaiserstaats nur im Verhältniß der „Personal-Union" stehenden Reich umgeschaffen haben würden. Im Drang der Verhältnisse gab die Wiener Regierung in einigen Punkten nach, in andern suchte sie die alte Verbindung aufrecht zu halten. Sie willigte ein, daß ein liberales Ministerium, worin der vaterländisch gesinnte, willenskräftige Graf Louis Batthyanyi den Vorsitz führte und der Advocat Ludwig Kossuth, in Wort und Schrift der Vorkämpfer für Ungarns Freiheit, das einflußreichste Mitglied war, die Leitung der Dinge in die Hände nahm; aber hinsichtlich des Finanz- und Kriegswesens wollten der Hof und die kaiserliche Regierung nicht in die Sonderstellung Ungarns willigen. Sie verlangten wenigstens, daß die Magyaren einen Theil der Staatsschuld und angemessene Beiträge für die gemeinschaftlichen Staatsausgaben trügen. Da fanden die Oesterreicher einen unerwarteten Bundesgenossen in den slavischen Volksstämmen des Südens, den Kroaten, Slavoniern und Grenzern, welche bisher mit den Magyaren zu einem Königreich Ungarn verbunden und im ungarischen Reichstag vertreten, jetzt durch die panslavistischen Bestrebungen (§. 1013) aufgereizt und durch die Parteilichkeit der Magyaren für ihre eigene Sprache und Volkseigenthümlichkeit in ihrem Nationalgefühl verletzt, Trennung von Ungarn und ein selbständiges Staatswesen unter dem kaiserlichen Reichsministerium verlangten. Aehnliche Forderungen wurden auch von den übrigen Volksstämmen in Siebenbürgen und anderwärts gestellt, so daß das ungarische Königreich, statt zu einem selbständigen, freien und starken Staatswesen sich zu consolidiren, nun mit einer Auflösung und mit dem Abfall aller nicht magyarischen Stämme bedroht war. „Gleichberechtigung der Nationalitäten" wurde jetzt die Losung aller Volksstämme von den Karpathen bis zur Save und Donau. Der Stolz und Uebermuth der Magyaren, welche die beim Reichstage und in obrigkeitlichen Erlassen übliche lateinische Sprache durch ihre eigene verdrängt hatten und ihre nationalen Einrichtungen allenthalben auf Kosten des Heimischen und Herkömmlichen zu verbreiten bemüht waren, hatte den Samen des Nationalhasses ausgestreut, und wenn auch der ungarische Reichstag zuletzt zu Gunsten der Kroaten eine Ausnahme von dem Gesetze machte, daß die magyarische Sprache die officielle Sprache des Königreichs sein sollte, so war doch der Stammeshaß schon zu tief gewurzelt, als daß nicht die allgemeine Aufregung auch hier die nationalen Bestrebungen zu Tage gebracht hätte. Eine kroatische und eine ungarische Deputation bestürmten die kaiserliche Regierung in Wien zu gleicher Zeit mit dringenden Forderungen, jene um Vereinigung der drei Königreiche Kroatien, Slavonien, Dalmatien und der Militärgrenze zu einem selbständigen Staatswesen, unabhängig von dem ungarischen Ministerium und Reichstag, diese um Fortbestand der bisherigen Verbindung und Erhaltung der Integrität des Königreichs Ungarn. Die österreichische Regierung suchte diesen Racenhaß zur Schwächung ihrer Gegner zu benutzen und beobachtete daher eine unentschiedene Haltung. Den Bitten der Kroaten willfahrte man dadurch, daß man den Magyarenfeind Jellachich, eine bei Hof beliebte Persönlichkeit, zum Ban ernannte, und die Ungarn suchte man durch Versprechungen und Zugeständnisse zu besänftigen; und als der Ban die Unabhängigkeitsbestrebungen der slavischen Bevölkerung bis zum Aufstand gegen Ungarn steigerte, mißbilligte ein kaiserliches Manifest dieses Verfahren und entsetzte den Ban seiner Stelle; aber der Hof, durch eine mündliche Besprechung von seinen loyalen Gesinnungen überzeugt, hielt ihn auf seinem wichtigen Posten. Im Vertrauen auf den hohen Schutz schritt Jellachich in seinem Streben, die südslavischen Staaten von Ungarn zu trennen, eifrig fort. Durch Zeitschriften, Reden und Proclamationen wurde der Nationalhaß gegen die Magyaren mehr und mehr aufgestachelt und der Widerstand gegen Ungarn als ein heiliger Kampf für Freiheit, Religion und nationale Selbständigkeit dargestellt. Eine letzte Unterhaltung zwischen Jellachich und Batthyanyi im Juli zu Wien führte nicht zur Vereinigung. Die Frage, ob das neugestaltete Ungarn in seinem bisherigen Umfang fortbestehen oder zu einem kleinen

März 1848.

Juli 1848.

magyarischen Königreich zusammenschwinden solle, mußte mit den Waffen entschieden werden.

§. 1125. **Jellachich.** Schon hatte der Nationalkrieg im südöstlichen Ungarn seinen blutigen Anfang genommen. Das alte **Syrmien** mit den „**Römerschanzen**", ein sumpfiges, von Wällen und Gräben durchschnittenes, in Ungarns Kriegsgeschichte oft genanntes Land, ist neben den **Rumänen**, den alten Landesbewohnern romanischen Stammes und griechischer Confession, von rohen, kriegerischen Volksstämmen slavischer Abkunft, **Serben, Illyrern, Czaikisten, Raizen** u. s. w. bewohnt, die in Verbindung mit dem **Banate** und einigen umliegenden Landschaften eine von Ungarn unabhängige slavische Woiwodschaft gründen wollten. Von slavischen Aufwieglern und fanatischen Geistlichen aufgereizt, kündigten sie den ungarischen Behörden den Gehorsam auf und unternahmen verheerende Streifzüge in die benachbarten Comitate. Den Anfang bildete ein mit entsetzlichen Gräuelscenen, Mord und Raub begleiteter Aufstand in dem Städtchen **Kikinda**, am Ostermontag. Durch Zuzüge verstärkt und von den noch ungerüsteten Ungarn nicht kräftig genug bekämpft, gewannen die Insurgenten schnell Boden. An Krieg und Raub gewöhnt, füllten die wilden Grenzer und Serben die ganze Gegend an der Theiß und Donau mit Blut und Verwüstung. Die Städte Neusatz, Karlowitz, Pancsova, Weißkirchen u. a. O. waren der Schauplatz der entsetzlichsten Gräuelthaten und der wildesten Raubzüge. Monate lang dauerte dieser verheerende Racenkampf ohne Feldschlacht und Kriegsplan; Nationalhaß und Rachsucht reizten die Leidenschaften; die Erhebung der Czechen in Prag und die Gährung unter allen slavischen Stämmen des Kaiserreichs erhöhten die Wuth und Kampflust der rohen Grenzbewohner. Erst im August gelang es den ungarischen Heeren bei den Schanzen von **St. Thomas** und in der Stadt **Weißkirchen** die empörten Gegner im
August 1848. heißen Kampf zu schlagen und den serbischen Aufstand zu unterdrücken. — Mittlerweile hatte die Aufregung der **Kroaten** und **Slavonier** gegen die „asiatische Horde", deren Joch sie nicht länger tragen wollten, eine solche Höhe erreicht, daß der Krieg unvermeidlich war. Im Einverständniß mit dem Hofe und der Reactionspartei
Sept. 1848. pflanzte daher der ritterliche Banus **Jellachich** die Fahne der kroatischen Unabhängigkeit auf und überschritt im September mit seinen wilden Heerschaaren die Drave. Voraus ging ein Manifest, in dem er verkündete, „daß ihm vom Kaiser der Auftrag geworden, die gekränkten Interessen eines in seinen Tiefen aufgeregten Volkes zu wahren und den durch den muthwilligsten Eigensinn der herrschenden Partei in Ungarn nicht mehr blos gefährdeten, sondern bereits drohend erschütterten Bestand und Verband der österreichischen Monarchie zu erhalten." „Er wolle die ungarische Nation aus den Händen einer Fraction befreien, welche die Macht der Krone durch Trug und List gebrochen, die Eintracht unter den Völkern zerstört, Ungarns gesetzmäßige Verbindung gewaltsam gelockert habe." — Ohne Widerstand drang Jellachich bis zum Plattensee vor; die ungarischen Truppen, größtentheils unter österreichischen Anführern, waren unschlüssig, an Zahl schwach und keineswegs zum Kampfe begierig; und da weder von den Ungarn, noch von der österreichischen Regierung das letzte entscheidende Wort gesprochen war, so mußte in die ungarischen Heere eine schwankende, kraftlähmende Haltung und ein unsicherer Geist kommen. Die Magyaren betraten noch einmal den Weg friedlicher Vermittelung in Oesterreich. Sie wendeten sich an den Wiener **Reichstag**, stießen aber auf denselben Stammesgroll, welcher der österreichischen Regierung allenthalben den Sieg über die zwieträchtigen Völker erleichterte. Durch den Einfluß der Slaven vom Reichstag zurückgewiesen und durch die Schritte der Regierung mehr und mehr in der Meinung befestigt, daß weder die Wünsche und Bestrebungen des Reichstages in Pesth von dem Wiener Hof angenommen, noch die im März gegebenen Zusagen ihrem ganzen Umfange nach erfüllt werden würden, daß vielmehr die österreichische Regierung die slavischen Aufstände offen oder geheim begünstige, um vermittelst eines erbitterten Stammeshaders über alle Gegner zu triumphiren, sahen sich jetzt die Magyaren auf ihre eigene Kraft gewiesen und trafen kriegerische Anstalten. Die Erscheinung Jellachichs mit seinen Kroatenschaaren in der Nähe der Hauptstadt steigerte die Wuth und bewirkte, daß **Kossuths** volksthüm-

liche Beredsamkeit über die warnenden Worte der Besonnenen den Sieg davon trug. Der ungarische Landsturm trat ins Leben; die Aufregung des leidenschaftlichen Volks wurde zum Fanatismus gesteigert; ein Nationalkrieg der heftigsten und blutigsten Art nahm seinen Anfang. Durch den Rücktritt des Erzherzogs Stephan von der Würde eines Palatin und durch Batthyanyi's und Eötvös' freiwilligen Verzicht auf ihre Ministerstellen kam die Leitung der Dinge gänzlich in die Hände Kossuths und der magyarischen Eiferer. Die gräuliche Ermordung des zum Oberbefehlshaber der ungarischen Truppen ernannten Grafen Lamberg auf der Schiffbrücke gab ein schreckliches Zeugniß von der in Ungarns Hauptstadt herrschenden Wuth und Aufregung. Diese Schreckensthat, so wie die fast gleichzeitige Kunde, daß Graf Zichy, des Kaisers Commissar bei Jellachich und seiner Armee, von dem Magyarenführer Görgey als Verräther standrechtlich durch den Strang hingerichtet und seine im Keller verborgenen Schätze entführt worden seien, hatte die Auflösung des ungarischen Reichstages, die Erklärung des Kriegsstandes über das ganze Königreich und die Uebertragung der Oberbefehlshaberwürde über alle kaiserlichen Truppen in Ungarn und den Nebenländern an den Banus Jellachich zur Folge. Dieser hatte bereits zwei verlustvolle Niederlagen erfahren, als ihn der Octoberaufstand in Wien vom ungarischen Boden abrief (§. 1100). Daß magyarisches Geld und magyarische Verführung bei dieser Erhebung mitgewirkt, ist vielfach behauptet worden; warum aber die ungarischen Truppen der bedrängten Hauptstadt erst zu Hülfe zogen, als die Eroberung schon erfolgt war, blieb Vielen unerklärlich. Entweder trugen die Magyaren Bedenken, durch Ueberschreitung der Grenze den Krieg mit Oesterreich selbst zu beginnen, oder die nothwendig gewordene Umgestaltung des Heeres, bei dem sich Kossuth selbst eingefunden, und die zur Errichtung des Landsturms erforderlichen Maßregeln führten die Verzögerung herbei. Die verspätete Erscheinung der Ungarn und ihre schnelle Niederlage an der Schwechat entschied das Schicksal der empörten Stadt.

28. Sept. 1848. — 30. Oct.

§. 1126. Windisch-Grätz in Pesth und der Nationalitätskrieg in Siebenbürgen. Herstellung der österreichischen Monarchie in ihrer frühern Gestalt und mit der ganzen Centralgewalt der alten Reichsregierung war seit dem Falle Wiens das Ziel der („schwarzgelben") Partei, die nunmehr die Leitung der Dinge in die Hände nahm. Mit diesem Streben waren die von Kaiser Ferdinand den Ungarn ertheilten Zugeständnisse und Verheißungen unvereinbar und es stand zu fürchten, daß der gewissenhafte Monarch Bedenken tragen würde, die früheren Zusagen zurückzunehmen. Kaiser Ferdinand entsagte jedoch dem Thron und sein jugendlicher Neffe Franz Joseph erhielt durch die Verzichtleistung seines Vaters die Herrscherkrone. Der ungarische Reichstag protestirte gegen diesen Thronwechsel und verwahrte sich gegen alle Regierungshandlungen des neuen Kaisers, ehe derselbe dem Herkommen gemäß in Ungarn gekrönt wäre und die Verfassung und Rechte beschworen hätte. Und um dem drohenden Kriege, zu dem in Oesterreich die ausgedehntesten Rüstungen gemacht wurden, kräftig begegnen zu können, erließ Kossuth glühende Aufrufe an Ungarns waffenfähige Mannschaft und bewirkte dadurch, daß in kurzer Frist ein Heer von 200,000 Mann, theils reguläres Militär, theils Landwehr (Honved) unter den Waffen stand. Die weiten morastigen Ebenen an der Theiß, auf denen der ungarische Roßhirt mit seinen Heerden sich tummelt, waren der Sammelplatz der magyarischen Streiter. Am 15. December brach der zum Oberbefehlshaber bestimmte Fürst Windisch-Grätz gegen Ungarn auf. Unter leichten Gefechten wurden die Städte Oedenburg, Preßburg, Raab u. a. ohne sonderlichen Widerstand eingenommen und besetzt und dann mit acht Heersäulen ein vereinter Angriff auf Buda-Pesth, die Hauptstadt des Landes, beschlossen. Mitten im Winter durchzogen die kaiserlichen Truppen den Bakonyer-Wald, dessen sumpfige Wege der Frost gangbar gemacht hatte, und näherten sich in den ersten Tagen des Jahres 1849 der Hauptstadt. Als der fürstliche Heerführer die von Graf Batthyanyi an der Spitze einer ansehnlichen Deputation begehrten Unterhandlungen ablehnte, verließ Kossuth in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar mit der ungarischen Armee und allen Kriegsvorräthen in der Stille die Hauptstadt und zog nach Debreczin, die

Dec. 1848. — Januar 1849.

Krone des heiligen Stephan, die Reichsinsignien und die Banknotenpresse mit sich fortnehmend. Der Landesvertheidigungsausschuß und die Deputirten des Reichstags be-
5. Jan. gleiteten ihn. Am folgenden Tage hielt der Feldmarschall mit dem Banus Jellachich seinen Einzug in Ofen und Pesth und schickte die Schlüssel der beiden Schwesterstädte an den Kaiser. — Mittlerweile hatte der Kampf gegen die Serben um Pancsova und an den festen Römerschanzen und Lagerwällen an der Donau und Theiß seinen blutigen Fortgang, und in Siebenbürgen war ein Krieg ausgebrochen, der an Entsetzen und Gräuel Alles überbot, was seit den Tagen der Hunnen und Vandalen in den Jahrbüchern der Kriegsgeschichte verzeichnet worden. Auch in die entlegenen Thäler und Berghöhen jenes wildromantischen Landes, wo seit Jahrhunderten verschiedene Volksstämme, die germanischen Sachsen, die magyarischen Ungarn und Szekler und die weit nach der Walachei, Moldau und Bukowina verbreiteten Rumänen, mit verschiedenen Rechten und Einrichtungen und mit einem gemeinsamen siebenbürgischen Landtage in Eintracht neben einander gelebt, war der Stammeshader mit seiner Neuerungssucht gedrungen, um das Glück und den Frieden zu verscheuchen. Zuerst verlangten und erhielten die Rumänen gleiche Rechte mit den Sachsen und Magyaren und schickten ihre Abgeordneten zum Landtage nach Klausenburg; dann bewirkten die Szekler und Magyaren, daß der vereinte siebenbürgische Landtag an die österreichische Regierung die Forderung stellte, mit Ungarn durch eine unauflösliche Union verbunden zu werden; und auch diesem Verlangen willfahrte Kaiser Ferdinand in jenen sturmvollen Tagen, die der Frühling 1848 über Europa herbeigeführt. Aber bald erzeugten fremde Einflüsterungen und reifere Ueberlegung eine Sinnesänderung. Die Rumänen und Walachen verwarfen die Union mit Ungarn und hielten zum Kaiserstaat, und die Sachsen, mehr auf Erhaltung ihrer alten verbrieften Rechte und Freiheiten als auf Erwerbung unsicherer Reformen bedacht, erklärten sich für Beibehaltung der alten Zustände. Beide Stämme schaarten sich um die österreichische Reichsfahne und lenkten dadurch die ganze Kriegswuth ihrer magyarischen Nachbarn auf sich. Die Szekler Husaren auf flüchtigen Rossen und die ungarischen Landwehrmänner überfielen die offenen Flecken und die reichen Dörfer und Maierhöfe der Sachsen und schonten in ihrer Wuth weder Geschlecht noch Alter, weder Eigenthum noch Kirchengut; die Rumänen bildeten räuberische Freischaaren, die mordend, plündernd und verheerend in das Gebiet ihrer feindlichen Nachbarn eindrangen; die Sachsen, minder kriegerisch und wuthentbrannt als ihre Nachbarn, wehrten blos die fremde Unbill ab und riefen zu ihrem Schutze die österreichische Armee unter General Puchner ins Land. So lagerten sich alle Schrecken eines leidenschaftlichen, verheerenden Nationalkrieges über das schöne, unglückliche Siebenbürgen. In dem aufgeregten Stammeshaß erlangte die österreichische Regierung den kräftigsten Bundesgenossen. Als im Januar 1849 der polnische General Bem, ein edler und tapferer Mann, dem selbst seine Feinde ihre Achtung nicht versagen konnten und der Muth und Kriegserfahrung mit einem humanen Sinn verband, den Oberbefehl über die ungarischen Truppen in Siebenbürgen erhielt, nahm der Krieg eine regelmäßigere Gestalt an. Von der Ansicht ausgehend, daß nur die Magyaren vereint mit den Slaven und Rumänen die österreichische Herrschaft zu brechen vermöchten, suchte er die Walachen und Szekler zu versöhnen oder doch zu gegenseitiger Milde und Schonung zu bewegen. Um so schrecklicher wurden aber nunmehr die mit Oesterreich verbündeten Sachsen von der ganzen Kriegswuth getroffen. Zwei ihrer Hauptstädte, Kronstadt und Klausenburg, fielen in die Hände der Magyaren, und die dritte, Hermanstadt, wurde durch Bem von den umliegenden Berghöhen und von der Stolzenburg aus hart bedrängt. Puchners Kriegsmacht war unzulänglich, und wie groß auch der Heldenmuth der Sachsen in Hermanstadt war, auf die Dauer hätten sie den Szeklern und Magyaren nicht zu widerstehen vermocht. Da gelang es den österreichischen Parteigängern, die Ausschüsse des sächsischen und walachischen Landtages zu einem folgenreichen Schritt zu bereden. Unter österreichischer Vermittelung wurden die Russen, die schon seit zwei Monaten die walachische Grenze besetzt gehalten, zu Hülfe gerufen. Diese folgten bereitwillig dem Rufe. General Engel-
31. Jan. hardt rückte mit 6000 Mann und 20 Stück Geschütz in Siebenbürgen ein und besetzte

Kronstadt und Hermanstadt nach heftigen Gefechten. Dadurch erlangten die österreichischen Truppen freie Hand zu weiteren Unternehmungen. 1. 4. Februar 1849.

§. 1127. **Ludwig Kossuth und Arthur Görgey.** Die österreichische Regierung schien der Meinung zu sein, mit der Einnahme von Ofen-Pesth und der Verkündigung des Kriegsrechts sei der ungarische Aufstand zu Ende. Sie ernannte nun den Banus Jellachich zum Gouverneur von Dalmatien, mit Beibehaltung seiner bisherigen Würde, bewilligte die Absonderung der Woiwodschaft Serbien und stellte die Auflösung der Union zwischen Ungarn und Siebenbürgen in Aussicht. Dies weckte von Neuem den Geist des Aufruhrs in den kriegerischen, für den Fortbestand des Königreichs besorgten Ungarn, und ein Kampf bereitete sich vor, der an Heftigkeit und Ausdauer alle Kriegsthaten der beiden tiefbewegten Jahre weit übertraf. Polnische Emigranten und Parteigänger, darunter Feldherren von Ruf und Geschick, wie Dembinski, Bem u. A., schlossen sich der ungarischen Erhebung an, in der Hoffnung, dadurch die Wiederherstellung Polens zu erringen; Kossuths großartige Demagogengabe war von wunderbarer Wirkung auf das rauhe, abgehärtete, vaterländisch gesinnte Volk der Magyaren, und die allenthalben herrschende Gährung und Kampflust führte Freischaaren und Abenteurer in Masse herbei. Ein vom Reichstag schon im Juli bewilligter und im October erneuerter und erweiterter Credit wurde von Kossuth zur Anfertigung ungarischer Banknoten im Belauf von mehr als siebenzig Millionen benutzt. — Dembinski erhielt die Würde eines Oberbefehlshabers, was den Neid der magyarischen Führer, namentlich des talentvollen, ehrgeizigen Arthur Görgey weckte; unter ihm dienten Meszaros, Perczel, Klapka und Andere. An allen Orten und Enden wüthete ein furchtbarer Bürger- und Nationalkrieg zu gleicher Zeit. Nach der zweitägigen blutigen Schlacht von Kapolna, wo von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit gekämpft wurde, ohne daß jedoch eine Entscheidung erfolgt wäre (weil Görgey aus Abneigung gegen Dembinski zu spät auf dem Schlachtfelde erschien), zogen sich die ungarischen Heere wieder nach den Niederungen der Theiß zurück und überließen die Hauptstadt dem österreichischen Feldherrn, der durch strenge Verfügungen gegen alle Förderer der magyarischen Erhebung von fernerer Unterstützung der Insurgenten abzuschrecken suchte. Dafür kam aber im Monat Februar wieder ganz Siebenbürgen in Bems Gewalt. Die Russen mußten Hermanstadt und Kronstadt räumen und sich über die Grenze zurückziehen; Puchner, von Bem bis zum Rothenthurmpaß verfolgt, suchte mit seinem ganzen Truppencorps Schutz in der Walachei, die übrigen wurden zersprengt und nach der Bukowina und andern Orten getrieben. — Mit dem Beginne des Frühlings unternahm Windisch-Grätz von der Hauptstadt aus mit allen kaiserlichen Truppenabtheilungen einen Gesammtangriff auf die ungarische Streitmacht im Herzen des Landes; durch einen vereinigten Angriff hoffte er die Festungen zu Fall zu bringen und dann die magyarischen Heere in den sumpfigen Niederungen der Theiß zu ersticken. Aber seine Pläne scheiterten. Der Theißübergang wurde an mehreren Stellen von den Ungarn zu gleicher Zeit mit der größten Geschicklichkeit und Tapferkeit bewerkstelligt; General Schlick erlag bei Gyöngyös gegen Dembinski; Jellachich und die übrigen österreichischen Feldherren wurden bei Czegled, Hatvan, Gödöllö, Isaszeg u. a. O. zurückgeschlagen, und die „jungfräuliche" Donaufestung Komorn trotzte den heftigen Angriffen des kaiserlichen Belagerungsheers mit solchem Erfolg, daß Feldzeugmeister Welden zuletzt von der Beschießung abließ und die Festung durch enge Umlagerung auszuhungern und dadurch zur Uebergabe zu zwingen beschloß. — Immer mehr näherten sich die Magyaren, die mit erhöhter Begeisterung allenthalben zum Angriffskrieg geschritten, der furchtbar aufgeregten Hauptstadt; die heilige Osterzeit wurde durch tägliche Gefechte in der Umgebung der Stadt und auf dem Felde Rakos, der alten Wahlstätte der ungarischen Könige, entweiht; allein während Windisch-Grätz und Jellachich darauf bedacht waren, Pesth vor einem Ueberfall zu schützen, umging die ungarische Armee unter Damjanics und Klapka das feindliche Heer und erstürmten nach einem furchtbaren Kampfe mit der österreichischen Besatzung, wobei der General Götz die Todeswunde empfing, die in strategischer Hinsicht höchst wichtige Stadt Waizen. In raschem Zuge

26. 27. Februar 1849.

2.–6. April 1849.

setzte sodann Görgey mit den beiden Generalen Damjanics und Klapka über die Gran, siegte über den österreichischen Feldherrn Wohlgemuth bei Nagy-Sarlo und entsetzte Komorn, das die Belagerungsarmee wochenlang vergebens bombardirt hatte und auf dessen Thürmen die schwarze Fahne als Zeichen der verzweifeltsten Entschlossenheit der Besatzung zum Todeskampf aufgepflanzt war. Diese Unfälle überzeugten den Hof von Olmütz, daß Windisch-Grätz und seine altgräflichen Generale der großen Aufgabe nicht gewachsen seien. Eine kaiserliche Botschaft brachte die Abberufung des fürstlichen Feldherrn; Welden trat an seine Stelle und neue Generale übernahmen die Führung der Truppen. Aber die Umstände waren so drohend geworden, daß der Oberbefehlshaber die Hauptstadt nicht mehr zu halten vermochte. In der Nacht des 23. April verließen die österreichischen Truppen Pesth; die Schiffbrücke, die diese Stadt mit Ofen verband, wurde hinter ihnen abgebrannt, damit die in Ofen verbleibende Besatzung vor unerwarteten Ueberfällen gesichert wäre. Noch an demselben Vormittage zogen die Magyaren unter dem Jubel des Volks in die freudetrunkene, festlich geschmückte Stadt ein. Zwei
25. April. Tage nachher wurde das kaiserliche Belagerungsheer von Komorn zum Rückzuge genöthigt, nachdem es den Ungarn gelungen war, noch eine zweite Brücke über die Donau zu schlagen und sich der Verschanzungen und eines großen Theils des Geschützes zu bemächtigen.
3. Mai. Aber der heftigste Kampf zog sich um Ofen zusammen. Als Görgey anfangs Mai mit seinen tapfern, wohlgerüsteten Truppen auf den benachbarten Berghöhen sich zeigte, in der Absicht, auch das rechte Donauufer von den Feinden zu befreien, da erkannte die kaiserliche Besatzung, daß ihr einziges Heil auf ihrer Tapferkeit beruhe. Der Befehlshaber, General Hentzi, ein Schweizer, ließ daher in aller Eile die in guten Stand gesetzten Festungswerke schließen, Schanzen und Umpfählungen errichten, Gräben und Brüstungen aufführen und traf alle Vorkehrungen zu einer harnäckigen Vertheidigung. Umsonst! Durch ein furchtbares Bombardement, täglich wiederholt, durch unterirdische Minen und durch häufige Angriffe vernichtete Görgey allmählich die Vertheidigungsanstalten. Es half nichts, daß Hentzi, um den Feind zum Einstellen der Belagerung zu zwingen, ganze Quartiere der jenseitigen Hauptstadt Pesth in Brand schießen ließ; als am 21. Mai durch das unaufhörliche Feuern mit glühenden Kugeln Ofen in Brand gerieth und ein heftiger Wind die Flammen rasch von einem Ort zum andern trug, brachte ein während der Verwirrung mit aller Anstrengung unternommener Sturm auch die Stadt Ofen zu Fall. Die Tapferkeit und Kriegswuth war auf beiden Seiten gleich; schrittweise wurde die Stadt erobert und vertheidigt; in Höfen und Zimmern focht Mann gegen Mann; Leichen und Blut bedeckten weithin den Boden. Hentzi fand bei der Erstürmung den Heldentod; die Ueberlebenden geriethen in Kriegsgefangenschaft. Die österreichischen Heere zogen sich nach Preßburg und an das äußerste Ende der Insel Schütt zurück, um neue Verstärkungen abzuwarten. — Auch im Süden behielten die Magyaren die Oberhand; die Schanzen von St. Thomas fielen in ihre Gewalt, bis Pancsova trugen sie ihre siegreichen Waffen; die österreichischen Truppen blieben auf fremdem Boden; auf drei Seiten standen die Ungarn drohend an den Grenzen ihres befreiten Landes. — Voll stolzen Vertrauens über diese Erfolge hatte bereits der Reichstag
14. April 1849. in Debreczin die Unabhängigkeit Ungarns von Oesterreich ausgesprochen, eine provisorische Regierung unter der Leitung Kossuths als Gouverneur bestellt und somit die Brücke zu einer friedlichen Ausgleichung abgebrochen. Dieser entscheidende Schritt zur Begründung einer magyarischen Republik erzeugte die erste große Spaltung zwischen Kossuth und Görgey und schuf „den Geist des Zerwürfnisses" in ihren eigenen Reihen. Letzterer, mit der Unabhängigkeitserklärung unzufrieden und von Neid erfüllt über die hohe Stellung des Gouverneurs, folgte von dem an den Eingebungen seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht und nahm eine von der Regierung immer mehr unabhängige Haltung an. Weder der Rang eines Oberbefehlshabers, der von Dembinski auf ihn übertragen ward, noch die damit verbundene Würde eines Kriegsministers waren vermögend, den ehrsüchtigen Feldherrn mit Kossuth und der Landesregierung zu versöhnen. In seinem militärischen Stolze verachtete er die Befehle der Regierung, lehnte das ihm vom Reichstag zugetheilte Militär-

verdienstzeichen nebst Rangerhöhung ab und handelte im Bewußtsein des überlegenen Talentes eigenmächtig und rücksichtslos.

§. 1128. **Haynau und Paskiewitsch.** In ihrer Bedrängniß wendete sich die österreichische Regierung an Rußland um Hülfe. An demselben Tage, wo Görgey Ofen erstürmte, war zwischen dem Kaiser von Rußland und dem jungen Beherrscher von Oesterreich in einer persönlichen Besprechung zu **Warschau** Ungarns Schicksal beschlossen worden. 21. Mai. Der Aufstand hatte eine solche Ausdehnung genommen, daß das geschwächte Kaiserreich denselben allein nicht mehr zu unterdrücken vermochte; ein siegreicher Ausgang der ungarischen Erhebung hätte Oesterreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, hätte die Partei des Umsturzes in ganz Europa ermuthigt, hätte alle monarchischen Staaten in ihren Grundfesten erschüttert. Die begeisterte Theilnahme der Polen an dem ungarischen Kriege und die laute Freude der polnischen Grenzländer über die siegreichen Waffen der Insurgenten gaben Zeugniß von der hohen Bedeutung dieses Kampfes für jene unterdrückten und nach Befreiung seufzenden Völker. Auch die Ruhe des russischen Kaiserreichs war bedroht. Wie sollte nicht der Czaar eine Unterstützung gewähren, wodurch die Geschicke der östlichen Länder in seine Hände gelegt wurden? Nicht blos für Oesterreich und für die Sicherheit des eigenen Landes, wie ein Manifest des russischen Kaisers verkündete, sondern auch für die künftige Größe und Machtstellung griff daher der Czaar aller Reußen zu den Waffen. Gegen Ende Mai waren die Rüstungen so weit beendigt, daß die russischen Heere unter dem Obercommando des ruhmgekrönten **Paskiewitsch** über **Krakau** und **Dukla** in verschiedenen Abtheilungen die ungarische Grenze überschreiten konnten, während die österreichischen Truppen, durch neue Zuzüge verstärkt, unter dem aus Hessen stammenden General **Haynau** ostwärts vorrückten und der Ban **Jellachich** von Süden her aufs Neue in Ungarn eindrang. So auf allen Seiten von furchtbaren Streitkräften und feindlichen Heerschaaren bedroht, hatten die Magyaren nur die Wahl zwischen Unterwerfung und Verzweiflungskampf. **Kossuth** war zu dem letztern entschlossen; er entwickelte damals eine wunderbare Thätigkeit, um einen allgemeinen Volkskrieg zu erregen, um die Nation zu den größten Opfern und Anstrengungen anzufeuern, durch die sie allein zu Sieg, Freiheit und Unabhängigkeit gelangen könne. Seine flammenden Worte, womit er die ungarischen Völker zum schonungslosen Guerillakrieg, wie ihn einst die Spanier gegen Napoleons Heere geführt, aufrief, entzündeten in den leidenschaftlichen und kriegerischen Magyaren eine Gluth der Begeisterung und Kampflust. Und wie groß auch die feindliche Heeresmacht war: kam ein Volkskrieg zu Stande, in dem Umfang, wie ihn Kossuth beabsichtigte, und wurde er mit allen Waffen ausgeführt, die einem tapfern und zur Verzweiflung getriebenen Volke zu Gebote stehen, so war ein siegreicher Ausgang noch immer möglich. Land und Klima kämpften für die Ungarn; Mangel an Heerstraßen erschwerte die Verbindung der einzelnen Truppenabtheilungen; traten Regengüsse ein, so wurden die Wege für Märsche und Fuhrwerk unbrauchbar; die Hitze des Tags und die Reiffröste der Nacht erzeugten Krankheiten, und in den Fiebersümpfen der Theißgegenden waren die Beiwachten für die des Klima's ungewohnten Russen und Oesterreicher tödtlich. Und woher sollten die Heeresmassen die nöthigen Lebensmittel nehmen, wenn, wie Kossuth gebot, allenthalben, wo sich der Feind zeigte, Feldfrüchte und Vorräthe von den Eingebornen vernichtet wurden? — Die ungarischen Insurgentenheere bestanden nicht wie die deutschen Freicorps aus ungeübten, schlecht bewehrten und aller militärischen Zucht ermangelnden Schaaren, sondern zum Theil aus gedienten Truppen, zum Theil aus militärisch gebildeten Zuzüglern kriegerischer und abgehärteter Völkerschaften unter waffenkundigen Anführern und mit Geschütz und Kriegsgeräth aufs Beste versehen. — Der Anfang des erneuten Kampfes war für die durch zahlreiche russische Armeecorps verstärkten österreichischen Truppen, bei denen sich der jugendliche Kaiser selbst zur Belebung ihres Muths auf kurze Zeit eingefunden hatte, sehr günstig. **Görgey** wurde von 20. 27. Juni 1849. **Wohlgemuth** und **Haynau** an der **Waag** und bei **Raab** nach mehreren tapfern Gefechten zurückgedrängt und genöthigt, sich hinter den Mauern und Festungswerken von **Komorn** zu vertheidigen, worauf Haynau durch eine strenge Proclamation vom 1. Juli

die Ungarn zur Niederlegung der Waffen aufforderte und alle, die bei dem Aufstande beharren und dem „Convente" in Debreczin Beistand leisten würden, mit den härtesten
12. Juli. Strafen bedrohte. Bald fiel Ofen und Pesth wieder in die Hände des kaiserlichen Befehlshabers; wo kurz zuvor Kossuth mächtig und hoffnungsreich gewaltet hatte, nahm jetzt der österreichische Generalstab seinen Sitz, und die aus dem Hauptquartier Paskiewitschs in Gödöllö abgesandten Kosacken sprengten durch die Straßen der erschreckten Hauptstadt. Die schweren Strafen, die der unbarmherzige Haynau über die Hauptstadt und namentlich über die den magyarischen Aufstand begünstigende Judengemeinde verhängte, und die drohenden Proclamationen, wonach Jeder, „der durch Wort, That oder durch Tragen revolutionärer Abzeichen die Sache der Rebellen zu unterstützen wagen würde", als dem Tode verfallen erklärt wurde, waren das Vorspiel der kommenden Schreckenstage. Besitz, Verausgabung oder Annahme der ungarischen Banknoten (Kossuthnoten) wurde unter Todesstrafe verboten, eine Maßregel, die unsägliche Verluste herbeiführte, da bisher das ungarische Geld allgemeinen Curs hatte und sogar bei den öffentlichen Kassen angenommen worden war. Nicht minder erfolgreich waren die Waffen Jellachichs im Süden. Der ungarische General Perczel wurde zurückgedrängt, Neusatz von Peterwardein aus in Brand gesetzt, die Römerschanzen und die Festungen am Franzenscanal erstürmt und endlich nach der Einnahme von O'Becse der Uebergang über die Theiß bewerkstelligt. Aber mit welchen Leiden hatten die Soldaten zu kämpfen! Die Ungarn hatten, um sich für die Räubereien der Czaikisten zu rächen, die Ernten vernichtet, die Brunnen zerstört und somit eine künstliche Wüste erzeugt. Hier mußten die Truppen bei glühender Junisonne ohne den Schatten eines Baumes, ohne schirmendes Dach, ohne einen andern Trunk als das faulende Wasser der Donausümpfe mehrere Tage zubringen. Bald brach die Cholera aus und hielt eine furchtbare Todtenernte. Das Gestöhn der Kranken und Sterbenden, das die angstvolle Stille der Nächte durchbrach, erhöhte die Qualen der Krieger. Auch war auf dieser Seite der Sieg von kurzer Dauer. Auf die Nachricht von dem Vorrücken des Banus wendete sich Bem plötzlich westwärts, den Kampf in Siebenbürgen den Szeklern und andern Eingebornen
1. Juli. überlassend. Er gewann nach schwerer Belagerung die Festung Arad durch Vertrag, zwang das geschwächte und entmuthigte Heer Jellachichs zum eiligen Rückzug über die Theiß und Donau und drang siegreich bis Neusatz und Peterwardein vor. Nur der Plan, die hartbedrängte, von Krankheit und Hunger schwer heimgesuchte Stadt Temesvár zu erobern, scheiterte an dem standhaften Muth des österreichischen Commandanten Rukavina, der jedoch bald nachher von der Cholera hingerafft wurde. Ende Juli und Anfang August erschien Bem wieder in Siebenbürgen, das mittlerweile zum großen Theil in die Hände des russischen Befehlshabers Lüders gefallen war. Seine Erscheinung vermehrte die Kriegsleiden des unglücklichen Landes, das bald gewonnen, bald verloren, stets von dem Sieger hart mitgenommen wurde. Schlachtfelder und Brandstätten wechselten mit einander ab. Ein Versuch der Szekler, die Bewohner der Moldau zum Aufstand zu bringen, blieb ohne Erfolg. — Während dieser Zeit befand sich Kossuth mit den Ministern und Gliedern des Reichstags in Szegedin, welches seit der Besetzung von Pesth durch die Oesterreicher und Russen, zum vorläufigen Sitz der Regierung bestimmt worden. Hier hielt der ungarische Reichstag gegen Ende Juli seine letzten Sitzungen, und die Regierung faßte Pläne und Vorschläge, welche die innere Zerrissenheit, Rathlosigkeit und Parteispaltung sattsam beurkundeten. Görgey sollte vom Obercommando entfernt werden; aber wer wagte es, den Gewaltigen, dem man mißtraute, von einer Armee zu trennen, die ihm mit Begeisterung anhing! Man reizte ihn ohne ihn zu schwächen.

§. 1129. **Die Katastrophe von Vilagos.** Bald nahte sich der gewaltige Kampf, auf den die Blicke Europa's nun noch ausschließlich gerichtet waren, seinem Ende. Ein kühner Ausfall der Komorner Besatzung unter dem tapfern Klapka war das letzte
3. Aug. 1849. glückliche Ereigniß. Reich beladen mit Beute und aufs Neue mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath versehen, kehrten die Besatzungstruppen, die bis Raab und Wieselburg gestreift, in die unüberwindliche Stadt zurück. Bald zogen sich die vereinten Streitkräfte an der Theiß und Maros zusammen. Von Norden her waren nämlich die Russen unter Paskiewitsch, Osten-Sacken, Grabbe u. A. schon im Juli bis nach Tokay

und Miskolcz vorgerückt, während Görgey noch in Komorn verweilte. Auf die Kunde hiervon brach dieser sogleich auf, um wo möglich die Verbindung der Russen mit den von Westen vordringenden Oesterreichern zu verhindern; dieser Plan mißlang, aber nach dem glücklichen Gefechte bei Waitzen entging er durch einen meisterhaften Marsch über die Karpathen dem russischen Armeecorps und erreichte die obere Theiß. Die Kriegsmacht der Feinde war der seinigen weit überlegen; nach einem unglücklichen Gefechte bei Debreczin mußte er sich daher immer weiter nach Osten und Süden zurückziehen, langsam verfolgt von den nachrückenden Russen, bis er am 8. August in Vilagos, einem Flecken unweit Arad, sich in einer Lage befand, welche ihm die Fortsetzung des Kampfes unmöglich zu machen schien. Zu gleicher Zeit hatte General Haynau mit österreichischen und russischen Heeren von Pesth aus einen Zug nach der untern Theiß unternommen, hatte bei Szegedin den Uebergang über diesen Fluß bewerkstelligt und war dann, die Ungarn vor sich hertreibend, den Ufern der Maros entlang südostwärts gezogen, bis er in die Nähe der belagerten Stadt Temesvár kam, wo er ein glückliches Treffen mit den Magyaren bestand, und dadurch die Befreiung dieser von Hungersnoth und Cholera schwer heimgesuchten Stadt bewirkte. Nach der Schlacht von Temesvár, in welcher die Truppen Dembinski's und Meszaros' zersprengt und in die Flucht getrieben wurden, concentrirten sich die ungarischen Streitkäfte um Arad, wo sich Kossuth mit der provisorischen Regierung befand und wohin auch Görgey gezogen war. Letzterer hatte schon während des Marsches von russischen Parlamentären Anträge zu Niederlegung der Waffen unter bestimmten Bedingungen empfangen und mit einigen russischen Offizieren Verbindungen unterhalten; jetzt scheint die verzweifelte Lage der Dinge und die Mißstimmung gegen Kossuth den Entschluß, den er schon längere Zeit in seiner Brust gehegt haben mochte, rasch zur Reife gebracht zu haben, durch die denkwürdige Katastrophe von Vilagos dem Kriege ein Ende zu machen. In dem letzten zu Arad abgehaltenen Kriegsrath sprachen sich die überwiegenden Stimmen dahin aus, daß Kossuth die Gewalt niederlegen und Görgey die Dictatur übernehmen sollte. Beides geschah. Zwei Proclamationen vom 11. August, die eine unterzeichnet von Ludwig Kossuth und sämmtlichen Ministern, die andere von Arthur Görgey, gaben der ungarischen Nation Kunde von diesem Ereigniß, und schon am 13. August in der Frühe streckte der neue Dictator mit einer Armee von 30,000 Mann und 120 Kanonen vor dem russischen General Rüdiger in Vilagos die Waffen. Knirschend vor Zorn, aber gebeugt von dem Gefühle der Beschämung und niedergeschlagen über das eigene Schicksal und das Unglück des Vaterlandes, fügte sich das Heer in die Nothwendigkeit und vollzog das Gebot des Machthabers. Nicht ohne Verdruß über den Triumph der Russen vernahmen die Oesterreicher die Kunde der Uebergabe, gerade als sie im Begriff standen, dem ungarischen Heere die letzte Hauptschlacht zu bieten. Die Unwahrscheinlichkeit eines für die Ungarn günstigen Ausganges des ungleichen Kampfes, die Hoffnung, durch die Waffenstreckung das Leben so vieler tapferen Krieger zu erhalten und dem Vaterlande einige Erleichterung zu gewähren, die Abneigung gegen die polnischen Heerführer und endlich die offenkundigen Zerwürfnisse mit Kossuth, mit der Landesregierung und mit dem Reichstag, deren republikanische Tendenzen er mißbilligte und deren Versuche, ihm den Oberbefehl zu entziehen, seinen militärischen Stolz beleidigt hatten, scheinen den tapfern Görgey zu dem unerwarteten Schritte, der ihn zum Verräther der eigenen Sache machte, bewogen zu haben. Die Art der Kriegführung während der letzten Wochen gab der Vermuthung Raum, daß Görgey (wie auch in der Folge seine Denkwürdigkeiten „Mein Leben und Wirken in Ungarn" andeuteten) schon längere Zeit mit Paskiewitsch in Unterhandlung gestanden, und daß er im Vertrauen auf mündliche Zusagen sich und sein Heer ohne alle Bedingung den Russen überliefert habe. Allein die Hoffnung, durch russische Vermittelung und Fürsprache Straflosigkeit für alle in die Ergebung inbegriffenen Soldaten und Führer zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. Er selbst erlangte zwar wegen seines großen Dienstes Gnade und einen sichern Aufenthaltsort in Klagenfurt; aber die andern wurden den Gerichten überliefert. Nach der Capitulation von Vilagos ging der ungarische Krieg bald zu Ende. Die Festungen Arad, Peterwardein u. a. ergaben sich; die Honveds zogen in ihre Heimath, Kossuth, Bem, Dembinski,

Randnotizen: 15. Juli. — 2. Aug. — 9. Aug. — 10. Aug. — 13. Aug 1849.

Meszaros und viele Andere flohen über die Grenze und suchten Schutz auf türkischem Gebiet; in Siebenbürgen wurden die Szekler und Magyaren von den Walachen und Slaven überfallen, beraubt, ermordet, bis endlich die Russen und Oesterreicher Einhalt thaten. Nur Komorn, wo Klapka den Oberbefehl führte, hielt sich noch über einen Monat. Erst als sich der kühne Feldherr überzeugt hatte, daß
27. Sept. der ungarische Aufstand überwunden sei, übergab er die Festung unter ehrenhaften Bedingungen und zog in die Fremde. Damit endete der ungarische Krieg, großartig in seiner Erscheinung, tragisch in seinem Ausgang. Triumphirend berichtete Paskiewitsch seinem Herrn: „Ungarn liegt besiegt zu den Füßen Eurer Majestät." Daß Görgey nicht die Krieger Haynau's, die das Waffenglück bis unter die Mauern von Temesvár getragen, sondern die Russen, die noch keine namhafte Schlacht gewonnen, als Sieger ehrte, zeugte von dem tiefen Ingrimm, der zwischen Ungarn und Oesterreich obwaltete, wie von dem Haß, den der kaiserliche Feldherr durch seine Härte und schreckliche Kriegführung auf sich geladen. — Während die österreichische und russische Diplomatie den Flüchtlingen die Zufluchtsstätte auf türkischem Boden zu entziehen bemüht war, ließ Haynau, der Unerbittliche, in Ungarn selbst ein furchtbares Strafgericht über die Theilnehmer und Förderer des Aufstandes ergehen. Die Glieder der edelsten Familien hatten die Erhebung begünstigt und theils als Anführer im Felde, theils als Beamte und Rathgeber bei der Regierung oder dem Reichstag ihrem Vaterlande zu nützen gesucht. Sie alle wurden hart behandelt; die Schuldigsten fanden ihren Tod am Galgen oder durch Pulver und Blei, in Pesth und Arad; so der Graf Ludwig Batthyanyi, der, zum Galgentod verdammt, wegen einer sich selbst zugefügten Wunde erschossen werden mußte; so der Minister Csányi und der greise Perenyi, Präsident des Oberhauses; so ferner die Generale Karl Vecsey, Nagy-Sandor, Ludwig Aulich, Graf Karl Leiningen, Dessöffy, Török, Pöltenberg, und wie sie alle heißen; so der tapfere Damjanics, der, als er mit seinem hölzernen Beine zuletzt unter den Galgen hinkte, kaltblütig ausrief: „Wunderbar, sonst war ich doch immer der Erste!" Andere wurden als Gemeine oder Fuhrleute in die österreichischen Heere eingereiht und in die Fremde geschickt. Am 6. October, dem Todestage Latours, fiel in Ungarn „eine Hekatombe der Sühne". Seitdem sind Wohlstand und Bürgerglück aus Ungarn verschwunden. „Zahllose Städte, Dörfer und Edelsitze liegen in Trümmern und überall blutet das Land und das Volk an fast unheilbaren Wunden. Eine dumpfe Todesstille ruht auf den weiten Pußten der Theiß und der Donau, und verborgenen Grimm im Herzen trägt die Nation ihr hartes Geschick." Der Grundbesitz ist durch die Auflösung der Roboten (Frohnden) und durch die erhöhte Besteuerung in seinem Werthe gesunken, der Boden entbehrt der zur gedeihlichen Bebauung nöthigen Arbeitskraft, der einträgliche Tabaksbau ist ein kaiserliches Regale geworden; und wie sehr auch die Regierung in der Folge bemüht war, durch Auftheilung und Verkauf der großen Staats- und Gemeindegüter als Eigenthum und durch neue Ordnung der Urbarial- und Ablösungsverhältnisse das zerrüttete Land wieder auf fester Grundlage herzustellen, die Wunden werden noch lange bluten, die Schäden noch lange nicht geheilt sein. Zwei Jahre später begab sich Kossuth nach England, wo ihn das Volk mit Begeisterung aufnahm. Vor seinem Weggang hatte er die heilige Krone der Ungarn sammt den Reichskleinodien vergraben, aber im September 1853 wurde sie wieder entdeckt und dem Kaiser zurückgestellt. Die Hofpartei erblickte darin ein glückliches Zeichen für die Fortdauer der Habsburgischen Herrschaft in Ungarn. Dembinski starb im J. 1864 in Paris.

§. 1130. Die deutschen Bundesverhältnisse. 1. Der Dreikönigsbund. Mit Ungarns Fall war die Revolution von 1848 und 1849 in Europa niedergeworfen. Es waren zwei ereignißvolle Jahre, reich an Hoffnungen und Erfahrungen, an Täuschungen und Wehen. Wie sehr man sich auch von mancher Seite bemühen mag, die „tollen" Jahre, die so viele Schäden zu Tage gefördert, zu verunglimpfen und sie aus dem Gedächtnisse „herauszuringen", sie haben ihre Berechtigung und ihre geschichtliche Größe; und waren auch die Ergebnisse der langen Kämpfe nicht der Art, daß sie durch ihre guten Gaben im Andenken des deutschen Volkes bleiben, so haben die unzähligen Leiden und Thränen, die sie hervorgerufen, noch lange die Erinnerung daran wach

erhalten. Sie waren ein gewaltiger Schlag ins öffentliche Leben, mächtig an Wirkungen und reich an Lehren, und für Deutschland der Wendepunkt der bisherigen Denkweise und politischen Haltung. Das bewegte Volksleben mit seiner Oeffentlichkeit, seinen Straßenkämpfen, seiner lauten Lust und Begeisterung verlieh ihnen der Charakter der Jugendlichkeit im Gegensatz zu dem rede- und schreibseligen Greisenalter der frühern thatenarmen Zeit; und wenn wir auch den Schlamm, den die Wogen über unsere Erde gespült, gerne aus der Erinnerung vertilgen mögen: der innere Kern, der allen Bewegungen zu Grunde lag — Deutschlands Freiheit, Größe und Einheit wird stets in Ehren bleiben. Die Macht der Waffen brachte das laute Volksleben bald zum Schweigen; Stille und äußere Ruhe kehrten in Stadt und Land zurück; die gewohnten Beschäftigungen wurden wieder vorgenommen und die Regierungen fanden Zeit, an das verwirrte Staatswesen wieder die ordnende Hand zu legen. Wo man, wie in Italien, die alten Zustände zurückführen konnte, kam man bald zum Ziel; aber in Deutschland, wo das ganze Bundesverhältniß erschüttert und gelöst war, wo viele Regierungen im Drange der Noth Freiheiten gewährt hatten, die alles Maß überschritten, Gesetze und Verfassungen verliehen, mit welchen das frühere Regiment der Schreibstube unvereinbar war, und wo die Auflösung des Bundestages von den Regierungen selbst anerkannt und gebilligt worden, stieß die Herstellung eines neugeordneten Zustandes auf große Schwierigkeiten. Preußen hatte sich durch Bewältigung der Revolution in den deutschen Landen Achtung und Vertrauen erworben, weshalb es auch vorzugsweise berufen schien, die Neugestaltung der Bundesverhältnisse in die Hand zu nehmen. Als daher der König das aufgeregte deutsche Volk durch die Verheißung beruhigte, daß dem Streben nach einem einheitlichen Bundesstaate mit einem Volkshause Rechnung getragen werden sollte, und in den stürmischen Junitagen des Jahres 1849 der neue Verfassungsentwurf, über den sich die Regierungen von Preußen, Hannover und Sachsen am 26. Mai geeinigt, als Grundlage eines Bundesstaates dargeboten wurde, da begrüßten alle vaterlandsliebenden Männer mit Freuden eine Gabe, welche geordnete Freiheit im Innern, Kraft und Ansehen nach Außen verhieß. Der Kern der erbkaiserlichen Partei aus der Paulskirche, Gagern und Dahlmann an der Spitze, hielten Ende Juni eine Besprechung in Gotha („Nachparlament"), wo sie den Beschluß faßten, für die Annahme und Verwirklichung des Entwurfs und das Zustandekommen eines Reichstags nach Kräften zu wirken. Anfangs nahm die Sache einen günstigen Fortgang. Ein Verwaltungsrath, bestehend aus den Bevollmächtigten der drei Königreiche und aller derjenigen Staaten, die allmählich dem „Dreikönigsbunde" beitraten, befaßte sich unter dem Vorsitz des früheren preußischen Ministers v. Bodelschwingh in Erfurt mit den Angelegenheiten dieses entstehenden Bundesstaates und traf zugleich die vorbereitenden Schritte für den künftigen Reichstag; und wenn auch vorerst Bayern und Würtemberg sowie einige kleinere Staaten weder den Verwaltungsrath beschickten, noch das gleichzeitig errichtete „Bundesschiedsgericht" anerkannten, so stand doch zu erwarten, daß, sofern nur Preußen und seine Bundesgenossen bei dem Vorhaben unwandelbar beharrten, dennoch ein deutscher Bundesstaat, wie ihn einst Gagern im Auge gehabt, wenn auch in loserer Gestalt, ohne die einheitliche Executivgewalt und mit größern Gerechtsamen der einzelnen Bundesglieder, mit der Zeit ins Leben treten würde. Auch gab Preußen durch die Wiedereinberufung der Kammern behufs der Revision des Verfassungsentwurfs für das eigene Königreich den festen Entschluß zu erkennen, in die Reihe der constitutionellen Staaten einzutreten. Da die Wahlen für die zweite Kammer nach dem neuen dreigegliederten Wahlgesetz vorgenommen wurden, so betheiligten sich die Demokraten nicht dabei, daher in dieser zweiten aus Minoritätswahlen hervorgegangenen Kammer die radicale Partei keine Vertreter hatte. Dieser neue preußische Landtag setzte der Regierung weder eine leidenschaftliche, noch eine prinzipielle Opposition entgegen, daher in den ersten Wochen des Jahres 1850 ein constitutionelles Staatsgrundgesetz für das Königreich Preußen auf dem Wege der Vereinbarung zwischen Volk und Regierung erzielt und am 6. Februar von dem König in feierlicher Sitzung beschworen wurde. 6. Febr. 1850
Zugleich erlangte Preußen durch die Erwerbung der Hohenzollern'schen Stamm-

lande in Schwaben, die von den Fürsten von Sigmaringen und Hechingen vertragsmäßig abgetreten wurden, eine Erweiterung seines Gebiets.

§. 1131. 2. Erfurt. Durch Ertheilung der Landesverfassung hatte sich Preußen den übrigen deutschen Staaten genähert und schien daher um so mehr berufen, die Begründung des deutschen Bundesstaats zu verwirklichen. Aber je näher die Entscheidung heranrückte, desto schwieriger wurden die nunmehr wieder erstarkten Regierungen. Der Einfluß von Oesterreich, das sich zwar mit Preußen zu einer kurzdauernden interimistischen Bundesregierung, die in Frankfurt ihren Sitz nehmen und aus den Händen des Erzherzog-Reichsverwesers die Befugnisse des alten Bundestages erhalten sollte, vereinigte, das aber natürlich der Bildung eines deutschen Bundesstaates, von dem es selbst ausgeschlossen sein sollte, sehr abhold war, bereitete der Ausführung des „Dreikönigsvertrags" unüberwindliche Schwierigkeiten. Durch seine Einwirkung wurden nicht nur Bayern und Würtemberg in einer feindseligen Stellung zu Preußen und dem projectirten Bundesstaat gehalten, sondern auch Sachsen und Hannover zum Abfall von dem Dreikönigsvertrage bewogen. Als nun die Zeit herbeikam, wo nach der Uebereinkunft von den verbündeten Regierungen die Wahlen zu dem Reichstage in Erfurt, auf welchem der Verfassungsentwurf revidirt und endgültig vereinbart werden sollte, anzuordnen waren, so schickten diese beiden Königreiche nicht nur keine Abgeordneten nach Erfurt, sondern Hannover sagte sich auch förmlich von dem Bündnisse des 26. Mai los. Und um die Verwirrung und Rathlosigkeit vollständig zu machen, rückte zuletzt noch Bayern mit einem neuen Bundesverfassungsentwurf hervor, der, angeblich auch von Hannover, Sachsen und Würtemberg gebilligt, sich als „Vierkönigsbündniß" geltend zu machen suchte, aber das Gepräge der Lebensunfähigkeit an der Stirne trug und von Hannover gleichfalls verworfen ward. Im Vertrauen auf den Beistand Oesterreichs, welches die süddeutschen Regierungen durch die Aussicht auf Zollverträge und Handelswege zu gewinnen suchte, löste dann der König von Würtemberg die der Mehrheit nach demokratische Ständeversammlung in Stuttgart auf, berief an die Stelle von Römer und Duvernoy vormärzliche Staatsmänner in seinen Ministerrath und setzte bei Wiedereröffnung des neuen Landtages so sehr alle Rücksichten bei Seite, daß er in der
15. März 1850. Thronrede den deutschen Einheitsstaat „das gefährlichste aller Traumbilder", das Bündniß vom 26. Mai einen „künstlichen Sonderbundsversuch, auf den politischen Selbstmord der Gesammtheit berechnet" nannte und gegen Preußen so verletzende Worte sprach, daß die Berliner Regierung sich bewogen fühlte, auf einige Zeit allen diplomatischen Verkehr mit Würtemberg abzubrechen. — Auch in Kurhessen wurde die Stimmung des Hofes immer ungünstiger für den Bundesstaat; und als der Kurfürst, der früher feierlich gelobt hatte, „nur mit Männern des öffentlichen Vertrauens den Thron um-
3. Febr. geben zu wollen", plötzlich an die Stelle des liberalen Ministeriums Eberhard-Wippermann den in ganz Hessen verhaßten ehemaligen Minister Hassenpflug aus Preußen in seinen Rath berief und die Kammer, die denselben mit einem Mißtrauensvotum empfing und ihm die verlangte Creditbewilligung zur Aufnahme einer beträchtlichen
15. März. Geldsumme verweigerte, auf unbestimmte Zeit vertagte, so sahen Viele in diesem Verfahren den ersten Schritt zu einer Lossagung von dem Bunde des 26. Mai. Ungeachtet dieser entmuthigenden Vorgänge schien jedoch Preußen auf dem begonnenen Wege fortschreiten zu wollen, und sein Beispiel war für die übrigen Glieder des Bundes so wirksam, daß am 20. März in Erfurt die Sitzungen des Staaten- und Volkshauses eröffnet werden konnten. Auch bei den Wahlen zu diesem „Festungs-Parlament" enthielten sich die Demokraten jeder Theilnahme, daher auch hier die radicale Partei unvertreten blieb. Eine Versammlung von vorherrschend conservativer und aristokratischer Färbung, aber reich an Einsicht, Bildung und Talent und dem Kerne nach von deutscher Vaterlandsliebe durchdrungen, schien das Erfurter Reichsparlament berufen und befähigt, die gefährliche Spaltung zwischen Volk und Regierungen wieder auszugleichen und auf dem Boden eines Rechts- und Bundesstaates, einer deutschen „Union", wie in der nachträglichen „Additionalacte" der neu zu schaffende Bundesstaat bezeichnet ward, eine allmähliche Versöhnung herbeizuführen. Radowitz, in dessen gewandte Hand die preußische Re-

gierung die Leitung der bundesstaatlichen Interessen gelegt hatte, stellte in einer meisterhaften Eröffnungsrede Preußens deutsche Politik und vaterländische Bestrebungen in einem solchen Lichte dar, daß die Hoffnungen auf eine deutsche Einigung sich wieder aufs Neue belebten, wenn gleich das nachherige Benehmen dieses räthselhaften Mannes die Vertrauenden wieder irre machte. Trotz der Bemühungen einiger gegnerisch gesinnten Abgeordneten, das Unionswerk scheitern zu machen, wurde durch die Anstrengungen der „Gothaer Partei", der viele vaterländische Männer beitraten, im Erfurter Volks- und Staatenhaus die Annahme des Verfassungsentwurfs vom 26. Mai im Ganzen (en bloc) beschlossen und bei den nachfolgenden Discussionen über die einzelnen Punkte die Wünsche der Regierungen sämmtlich berücksichtigt, so daß in wenigen Wochen die Unionsverfassung zu einem befriedigenden Abschluß kam und nur noch der Annahme sei- 27. April.
tens der Bundesregierungen bedurfte.

§. 1132. 3. Union und Bundestag in Opposition. Aber auch das deutsche Unionswerk sollte scheitern. Um dieselbe Zeit, als der Erfurter Reichstag zu Ende ging, erließ Oesterreich eine Circulardepesche, in der eine außerordentliche Plenar- 26. April.
versammlung des Bundes nach Frankfurt a. M. berufen wurde, zu dem Zweck, die von Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich eingesetzte provisorische Centralgewalt durch ein definitives Bundesorgan zu ersetzen. Einige Regierungen folgten der österreichischen Einladung; Preußen antwortete ablehnend und erließ am 1. Mai Einladungsschreiben an sämmtliche Unionsfürsten zu einem Fürstencongreß in Berlin, um sich über die Annahme der Maiverfassung zu erklären. Hier wurden aber in den vom 9. bis 16. Mai abgehaltenen Verhandlungen manche Bedenken über die Ausführbarkeit des Planes laut; durch unbestimmte Erklärungen oder unausführbare Bedingungen suchten Einige die Entscheidung hinauszuschieben; namentlich trat die der Union abgeneigte Gesinnung des Kurfürsten von Hessen, den Hassenpflug dahin begleitet hatte, immer deutlicher hervor. Hassenpflug unternahm es, „die Union von Innen heraus zu sprengen". Alles, was erzielt wurde, war die nur von den kleinern Bundesgliedern ohne Rückhalt anerkannte Schöpfung des provisorischen Fürstencollegiums oder Unionsministeriums an der Stelle des bisherigen Verwaltungsrathes. Ermuthigt durch diese Kundgebung innerer Uneinigkeit, beharrte Oesterreich bei seinem Vorhaben und erließ, auf den Vorschlag der Mitglieder der in Frankfurt tagenden Plenarversammlung, ein Rundschreiben 19. Juli 1850.
zur Wiedereröffnung des Bundestages auf den 1. September, „da in der Rückkehr zu einem durch die bisherigen Vorgänge nur verdunkelten, aber nicht erschütterten Rechtsboden das einzige Mittel zur Lösung der Verfassungsfrage in Deutschland erkannt werden müsse". Preußen lehnte es jedoch abermals ab, zur Wiederherstellung der alten 25. Aug.
Bundesverfassung, die sich als unzureichend für die Bedürfnisse der Nation erwiesen und den feierlichen Verheißungen so vieler Regierungen entgegen sei, die Hand zu bieten. So kam es, daß zwei Bundesregierungen ohne allgemeine Anerkennung vom 1. September an neben einander bestanden, das Fürstencollegium, aus dem jedoch mittlerweile auch die beiden Hessen und einige kleinere Staaten ausgeschieden waren, und der Bundestag in Frankfurt, jenes unter Preußens, dieser unter Oesterreichs Leitung. Beide Großmächte nahmen eine drohende Haltung an, und es schien, als ob die Waffen die Entscheidung geben müßten, namentlich seitdem die Monarchen von Oesterreich, Bayern und Würtemberg in einer persönlichen Zusammenkunft zu Bregenz sich 11. Oct.
zu gemeinsamem Handeln verbunden hatten. Die zwei brennenden Fragen des Tages, der Verfassungskampf in Kurhessen und der Krieg in Schleswig-Holstein, drängten zur Entscheidung. Beide Angelegenheiten hatte die Frankfurter Bundesversammlung bereits vor ihr Forum gezogen; sie hatte durch Zulassung des dänischen Bevollmächtigten in die Zahl der Bundestagsgesandten ihre Absicht kund gegeben, Schleswig wieder unter die Gewalt des Königs von Dänemark zu bringen, und hatte der kurhessischen Regierung die Hülfe des Bundes in Aussicht gestellt, falls die eigenen Kräfte zur Bewältigung des Widerstandes gegen die Verfassungseingriffe des Ministeriums Hassenpflug nicht zureichten.

§. 1133. Der Verfassungskampf in Kurhessen. — Hassenpflug, der sich durch seine frühere unheilvolle Thätigkeit den allgemeinen Haß des hessischen Volks zugezogen und dessen gerichtliche Verfolgung in Preußen wegen unrichtiger Rechnungsstellung mindestens einen Mangel an Rechtsgefühl bekundete, verfolgte standhaft den Plan, die Regierungsgewalt in Hessen auf Kosten der Verfassung zu stärken. Als am 16. Mai die vertagte Ständeversammlung in Kassel wieder zusammentrat, verlangte das Ministerium, ohne Vorlegung eines Budgets oder Finanzgesetzes und ohne alle Angabe der Verwendung, die Ermächtigung zur Erhebung einer Staatsschuld im Belaufe von 760,000 Thalern mittelst Schuld- und Kassenscheinen, und als der Landtag
13. Juni 1850. dieses Ansinnen zurückwies, wurde die Versammlung plötzlich und unerwartet aufgelöst, ehe für den Staatsbedarf in verfassungsmäßiger Weise gesorgt worden. Neue Wahlen wurden ange-
22. Aug. ordnet, und im August kamen die der Mehrzahl nach demokratischen Stände abermals zusammen. Hier wiederholte Hassenpflug sein früheres Verfahren, indem er, ohne vorausgegangenen Nachweis des Staatsbedarfs, die Forterhebung der Steuern über den bereits abgelaufenen Termin hinaus verlangte. Als die Versammlung diesen Antrag verwarf und sich in dem Beschluß einigte, daß bis zur verfassungsmäßigen Vorlegung des Budgets die Erhebung der directen Steuern zu unterbleiben habe, die indirecten zwar erhoben, aber nicht verausgabt, sondern als Depositum in der Staatskasse niedergelegt werden sollten, benutzte der Minister diesen als „Steuerverwei-
2. Sept. gerung" bezeichneten Beschluß zu einer nochmaligen Auflösung. Nun ließ das Ministerium an den „bleibenden Ständeausschuß" die Einladung ergehen, mit dem Staatsministerium zu einer Berathung in der Steuerfrage zusammenzutreten; da aber der Ausschuß in diesem Schritte die schlaue Absicht erkannte, dem Wortlaute der Verfassungsurkunde, der eine „Zuziehung" der Stände als erforderlich angibt, scheinbar zu genügen, so lehnte derselbe die Einladung ab. Darin erkannte die Regierung einen „Verfassungsbruch" und den „ersten Schritt zur Rebellion" und traf demgemäß ihre Maßregeln. Ein Erlaß vom 5. September gebot die Forterhebung aller Steuern; da aber der bleibende Ständeausschuß diese ohne seine Mitwirkung getroffene Verfügung für gesetzwidrig erklärte und die Steuererheber und Staatsdiener, die sich zur Beobachtung und Aufrechterhaltung der Verfassung eidlich verpflichtet hatten, aufforderte, der Verordnung keine Folge zu geben, so sistirten die Steuer- und Finanzbeamten alle Steuer-Erhebungen und die Gerichte unterließen die Anwendung des Stempelpapiers. Dieser einmüthige Widerstand vermochte jedoch den festen Entschluß Hassenpflugs nicht zu beugen. Trotz der tiefen Ruhe, die sich in der Hauptstadt wie im ganzen Lande zu erkennen gab, erklärte eine Verordnung vom 7. September sämmtliche kurhessischen Lande in Kriegszustand, bestellte einen militärischen Oberbefehlshaber, der zugleich der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit enthoben war, ordnete eine strenge Ueberwachung der Tagespresse an und unterwarf alle Staatsbürger den militärischen Gesetzen und Gerichten. Aber auch diese durch keine Rechtsverletzung von Seiten des Volks, durch keinen Aufstand oder Volkstumult hervorgerufene oder gerechtfertigte Maßregel blieb ohne Wirkung; die Behörden beharrten in ihrem passiven Widerstand und hielten sich strenge an das Gesetz und die beschworene Verfassung, und die Bewohner der Hauptstadt wie des ganzen Landes beobachteten dasselbe feste, ruhige Benehmen wie zuvor. Ungesetzliche Eingriffe der Polizei in die Druckereien wurden von den Gerichten und städtischen Behörden zurückgewiesen und bestraft. Umsonst versuchte Hassenpflug, den Stadtrath von Kassel und die oberen Finanzverwaltungs- und Gerichtsbehörden mit der ihm eigenen juristischen Interpretationskunst durch spitzfindige Deductionen von der Rechtsbeständigkeit seines Verfahrens zu überzeugen; seine Belehrung vermochte nicht ihre Ansichten von der Verfassungs- und Gesetzwidrigkeit der Verordnungen vom 5. und 7. September zu erschüttern. Der Kriegszustand erwies sich als ohnmächtig. Der Oberbefehlshaber, betroffen über den unwandelbaren Widerstand der Gerichte und Behörden, fühlte sich in seinem Gewissen beunruhigt; er erkrankte und forderte Enthebung von seinem Amte. Die einberufenen Soldaten wurden mißmuthig; der Unwille über das unverantwortliche Verfahren gab sich immer lauter kund: das verletzte Rechtsgefühl eines treuen Volks erzeugte in dem niedergeworfenen und ermatteten Deutschland noch einen allgemeinen Schrei der Mißbilligung. Aber Hassenpflug gab seinen Plan nicht auf. In dem Augenblick, wo alle rechtlichen Leute seine Entlassung erwarteten, beredete er den Kurfürsten durch erdichtete Vorspiegelung bevorstehender Gefahren zu dem unerwarteten Schritt, in der Nacht vom 12. auf den 13. September mit dem Ministerium heimlich die Hauptstadt zu verlassen und den Sitz der Regierung in die Provinz Hanau zu verlegen, um dem restaurirten Bundestag näher

zu sein. Auch diese Begebenheit brachte das hessische Volk nicht aus der ruhigen Haltung; weder die Bürger, noch die Beamten ließen sich zu einer ungesetzlichen, verfassungswidrigen Handlung hinreißen, so sehr auch Hassenpflug in dem neuen Regierungssitz zu Wilhelmsbad durch Versetzung und Entlassung mißliebiger Beamten, durch Anstellung ergebener und zur Förderung seiner Pläne bereitwilliger Diener und durch Zurückhaltung aller Besoldungen und Pensionen den Haß und Unwillen der Hessen mehrte. Die letztere Verfügung wurde dadurch unwirksam gemacht, daß ein Comité die vorläufige Auszahlung der Gehalte übernahm und die Staatsregierung durch Richterspruch zur Rückerstattung anhielt. Unter den Männern, die sich als Werkzeuge Hassenpflugs gebrauchen ließen, war der zum Consistorialrath erhobene Gymnasialdirector und Literarhistoriker Vilmar der bedeutendste und talentvollste. Gleich dem Ministerpräsidenten und dem ebenfalls beigezogenen Obergerichtsrath Abée der strengkirchlichen, symbolgläubigen Richtung angehörend, vergaß Vilmar doch so sehr die christliche Lehre von der Wahrhaftigkeit und Heiligkeit des Eides, daß er in dem „Hessischen Volksfreund" als Vorfechter der Reaction in ihrer äußersten Gestalt auftrat und Alle als ungetreue Diener und Unterthanen hinstellte, denen Gewissen und Gesetz mehr galt als die Gebote einer volksfeindlichen Regierung, die den „Rechtsstaat" höher achteten als den „Fürstenstaat" und denen das Evangelium in seiner Lauterkeit größern Werth hatte als die sophistischen Lucubrationen und das neue verfängliche Staatsrecht des „Hessischen Volksfreundes". — Nun wendete sich Hassenpflug an die Frankfurter Bundesversammlung, die sich in einen „Engern Rath" verwandelt hatte, aber von der Mehrheit der deutschen Staaten noch nicht anerkannt war. Er selbst nahm als kurhessischer Gesandter an den Sitzungen Theil und erwirkte durch seine Darstellung der Sachlage bei der Versammlung, die durch dieses Entgegenkommen den Beitritt des wegen seiner Lage wichtigen Kurstaats erzielen wollte, den Ausspruch, daß das Verfahren der kurhessischen Ständeversammlung einer Steuerverweigerung gleichkomme, daß allen Anforderungen der Regierung Folge 21. Sept. 1850.
zu leisten sei und daß, falls der Widerstand fortdauerte, der Bundesversammlung die Verpflichtung obliege, der Landesregierung die zur Wiederherstellung der Ordnung erforderliche Hülfe zu leisten. Gestützt auf diesen Beschluß (dem eine Bestimmung der Wiener Schlußacte vom Jahre 1832 zur Grundlage diente, obwohl im Jahre 1848 alle Ausnahmsbeschlüsse aufgehoben worden), schritt nun die Regierung in Wilhelmsbad zu neuen Zwangsmaßregeln. Die Steuerverordnung vom 5. September war durch die Weigerung der Behörden unausführbar geworden, die Durchführung des Kriegszustandes vom 7. September hatte an den Gerichten, welche die erlassenen Verordnungen durch Rechtssprüche für ungültig erklärten, unüberwindliche Hindernisse gefunden; dieser Widerstand sollte jetzt gebrochen werden. Eine landesherrliche Verordnung vom 28. September untersagte den Gerichten jede der Politik des Ministeriums widerstreitende Thätigkeit und verschärfte den Kriegszustand, indem sie das Land einer Militärdictatur unterwarf, mit deren 2. Oct. 1850.
Handhabung der greise General v. Haynau betraut ward. Ein Kriegsgericht sollte gegen Jeden erkennen, der sich mit Wort oder That der Regierung ferner widersetze. Aber auch dieses Mittel scheiterte an der Verfassungstreue des hessischen Volks und Militärs. Die gebotene Auflösung und Entwaffnung der Bürgerwehr in Kassel hatte keinen Erfolg, und als das Militärauditoriat der Anklage des bleibenden Ständeausschusses gegen den Oberbefehlshaber Haynau 4. Oct.
wegen Vergewaltigung und Verfassungsverletzung Folge gab und eine gerichtliche Untersuchung über ihn verhängte, als der wiederholte Versuch, den Kurfürsten durch Deputationen zur Aenderung seiner Politik zu bewegen, fehlschlug, vielmehr Haynau mit verstärkten Vollmachten ausgerüstet wurde — da gab das gesammte hessische Offiziercorps, mit wenigen Ausnahmen, seine 9. Oct.
Entlassung. 233 Offiziere, 4 Generale, 7 Obersten, 20 Oberstlieutenants, 13 Majore, 59 Hauptleute und Rittmeister, 50 Premierlieutenants, 80 Secondelieutenants forderten ihren Abschied „angesichts des Conflicts von Pflichten, welcher ihnen einerseits durch die Pflicht des Gehorsams, anderseits durch die eidlich übernommene Verpflichtung auf die Beobachtung der Verfassung bevorstehe". Damit waren alle Zwangsmittel Hassenpflugs erschöpft; von den Verwaltungs- und Finanzbehörden, von den Gerichten, vom Militär zurückgewiesen, was blieb noch übrig, als fremde Hülfe anzurufen, um mit Gewalt den Widerstand niederzuschlagen und das „monarchische Prinzip" nach der eigenthümlichen Auffassung Hassenpflugs zur Geltung zu bringen?

§. 1134. 4. **Die Bundesexecution in Kurhessen.** Die Vorgänge in Kurhessen bedrohten in den Augen der Fürsten und Regierungen das „landesherrliche

Ansehen". In Bregenz wurde daher von den drei vereinigten Monarchen beschlossen, kraft der von der kurhessischen Regierung angerufenen Gesetze des Bundes, dem „Aufruhr" entgegenzutreten. Demgemäß überschritt ein aus Bayern und Oesterreichern bestehendes Bundes-Executionsheer die Grenzen des Kurstaats. Aber Preußen, das die Unionsidee noch nicht aufgegeben hatte und demnach der von ihm nicht anerkannten Bundesversammlung in Frankfurt nicht das Recht einräumen konnte, ohne seine Zustimmung und Betheiligung in einem benachbarten und befreundeten Lande eigenmächtig einzuschreiten, hatte bereits die ihm bundesrechtlich zustehenden Militärstraßen, so wie die Hauptstadt Kassel besetzt und nahm eine drohende kriegerische Haltung an, indem es die Landwehr einberief, das Heer auf den Kriegsfuß stellte und die in Baden liegenden Truppen zurückzog. Der Eintritt des der Union ergebenen Generals v. Radowitz in das Ministerium schien die Absicht der preußischen Regierung, an der Idee eines Bundesstaates festzuhalten, zu beurkunden. In der Nähe von Fulda standen anfangs November die preußischen Truppen dem bayerisch-österreichischen Bundesheer etliche Tage gegenüber; da aber das Berliner Ministerium, aus dem Radowitz bald wieder ausschied, lange zu keinem festen Entschluß kommen konnte, so erhielt der preußische Befehlshaber Graf v. d. Gröben so unbestimmte und schwankende Verhaltungsbefehle, daß er nichts zu unternehmen wagte; das Zusammentreffen der beiderseitigen Vorposten bei dem Dorfe
8. Nov. Bronzell wurde als ein „Mißverständniß" erklärt. Erwartungsvoll blickte das deutsche Volk auf das Fulder Ländchen, wo der Verfassungskampf in Kurhessen und die deutsche Frage ihre Entscheidung finden sollten. Die Verwickelungen hatten einen Grad erreicht, wo, wie es schien, nur das Schwert Lösung zu schaffen vermochte, und wie betrübend und schrecklich auch allen Vaterlandsfreunden ein Bruderkrieg erscheinen mußte, Preußens Ehre und Deutschlands Recht standen auf dem Spiele und forderten Schutz und Anerkennung. Aber die preußische Regierung gestattete dem Heere nicht, das gezückte Schwert zu gebrauchen; General v. d. Gröben zog sich „aus strategischen Rücksichten" nach Hersfeld zurück und überließ Fulda den Bundestruppen. Nun erging der Befehl an die Richter und Beamten, den landesherrlichen Verordnungen hinsichtlich der Steuererhebung und des Stempels Folge zu leisten. Wer sich weigerte, wurde mit einer starken Einquartierung belastet, welcher nicht blos Verköstigung in vorgeschriebenen Rationen gereicht, sondern auch noch Executionsgebühren gezahlt werden mußten. Jede Verzögerung führte eine Verstärkung der Mannschaft herbei. So wurde durch Entlassungen und „Bequartierungen" zunächst im Hanau'schen und Fulda'schen der Widerstand der Gerichte und Behörden gebrochen. Man gab Stempel aus und erhob die rückständigen Steuern. Diese Maßregeln, subtile Gewissen zum Schweigen zu bringen, waren nicht minder wirksam, als einst die französischen Dragonaden gegen die Huguenotten; daher wurden sie auch bald auf Alle ausgedehnt, die sich auf irgend eine Weise das Mißfallen der Regierung zugezogen. Während dieser Vorgänge lag Preußens Schicksal in den Händen des Ministers von Manteuffel, indem Graf Brandenburg, nach dem vergeblichen Versuch unter Vermittelung des Kaisers von Rußland in Warschau eine Verständigung mit Oesterreich
6. Nov. 1850. zu erzielen, plötzlich am Nervenfieber starb, tief erschüttert über die Demüthigung seines Vaterlandes; und da jener Minister fest entschlossen war, „mit der Revolution zu brechen" und deshalb vor Allem einen Krieg, bei dem sich Preußen auf die constitutionelle und demokratische Partei der Nation hätte stützen müssen, zu vermeiden wünschte, so leitete er directe Verbindungen mit dem Vorstand des österreichischen Ministeriums, Fürst Schwarzenberg, ein und überließ Kurhessen, in dessen „Zerwürfnissen widerwärtigster Art" er nur eine revolutionäre Auflehnung der Demokraten gegen das landesherrliche Ansehen erblickte, seinem Schicksal. Er reiste nach Olmütz zu einer Conferenz mit dem Fürsten von Schwarzenberg, „der an diplomatischer Klugheit und Vorsicht seinem großen Vorgänger gleich, an Kühnheit des Plans und an Kraft in der Ausführung ihm überlegen, mit scharfem Auge die Schwächen seines Gegners zu erspähen wußte, um seine Pläne darauf zu bauen". Diese gingen dahin, „Preußen aus allen seinen vorgeschobenen Stellungen zu verdrängen, es zu isoliren, ihm die Sympathien nicht nur der Bevölkerungen, sondern auch der Regierungen der deutschen Staaten zu entziehen, in ganz Deutschland, bis an dessen nördlichste Grenzen, die Fahnen und damit die Macht des österreichischen Kaiser-

staats zu entfalten und alle Spuren der nationalen und freiheitlichen Bestrebungen des Jahres 1848 überall zu vernichten". Und dieser Plan gelang vollständig. Die auf der Conferenz von Olmütz aufgestellte Punctation setzte fest, daß Preußen in Kurhessen „der Action der von dem Kurfürsten herbeigerufenen Truppen kein Hinderniß entgegen stelle", nur solle ein preußisches Bataillon in Kassel verbleiben, um in Verbindung mit den Bundestruppen die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten; in Schleswig-Holstein solle durch Preußen und Oesterreich vereint der Friedenszustand hergestellt und eine theilweise Entwaffnung des Heeres vorgenommen werden; und zur schließlichen Entscheidung der Bundesverhältnisse sollten freie Conferenzen sämmtlicher Regierungen in Dresden stattfinden. Nun rückten die Executionstruppen ungehindert in die noch übrigen Theile des Kurstaats vor. Durch Einquartierungen und Entlassungen „renitenter" Gerichts- und Steuerbeamten kamen im Anfang des December die Septemberverordnungen in Oberhessen zur Ausführung. In Niederhessen ging es noch rascher, da das Ober-Appellationsgericht wider Erwarten in der zwölften Stunde nachgab. Dem Einfluß des preußischen Commissars Peucker gelang es nämlich, diesen Gerichtshof zu bewegen, bis zur definitiven Regulirung der kurhessischen Angelegenheiten auf den bevorstehenden Conferenzen, die Steuerverordnung für gültig zu erklären. Die in Aussicht gestellte Hoffnung, dadurch der Einquartierungslast zu entgehen, war eine trügerische. Oesterreichische und bayerische Bundestruppen zogen in Kassel ein und ermöglichten dem Bundescommissar das Geschäft, durch „Bequartierung" und Amtsentsetzungen „die Ordnung herzustellen". Die Bürgergarde wurde entwaffnet, eine strenge Polizei eingeführt und die Landesgesetze durch das Kriegsgericht verdrängt. So endigte „das Trauerspiel in Kurhessen" oder, wie v. Manteuffel sich ausdrückte, „die Revolution in Schlafrock und Pantoffel". Nach Wiederherstellung des „landesherrlichen Ansehens" kehrte der Kurfürst mit seinem Ministerium in die Hauptstadt zurück. Die Glieder des Landesausschusses wurden durch kriegsgerichtlichen Spruch zu mehrjähriger Festungshaft verurtheilt. Unter ihnen befand sich der tapfere Schwarzenberg, der einst als Theilnehmer der Dörnberg'schen Verschwörung und als Genosse von Braunschweigs schwarzer Schaar (§. 930. 931) für die deutsche Freiheit und das hessische Fürstenhaus ruhmvoll gestritten.

[Randnotizen: 29. Nov — 21. Dec — 27. Dec.]

§. 1135. 5. **Die Herstellung des Bundestages und die Lage der Dinge in Schleswig-Holstein.** Einen ähnlichen Ausgang wie der Verfassungskampf in Kurhessen nahm auch der Nationalkrieg in Schleswig-Holstein. Wurde schon während der erwähnten Waffenruhe unter der Landesverwaltung (§. 1113) die deutschgesinnte Partei in Schleswig in ihren heiligsten Rechten beeinträchtigt und verletzt, so stand noch Schlimmeres zu erwarten, als Preußen im Namen des deutschen Bundes einen Frieden abschloß, wonach es dem König von Dänemark überlassen bleiben sollte, alle zur Bewältigung des Widerstandes in Schleswig-Holstein dienlichen Mittel zu gebrauchen, und die thätige Mitwirkung zur Einführung einer alle Staaten des dänischen Königreichs umfassenden Erbfolgeordnung verhieß. Im Vorgefühl der bevorstehenden Drangsale versuchten daher die Herzogthümer zuerst durch directe Verhandlungen mit Dänemark eine Verständigung zu erwirken, und als der Versuch an dem Uebermuth und Nationalhaß der Feinde scheiterte, faßten sie den Entschluß, nach Abzug der preußischen und schwedischen Truppen, den Krieg mit eigenen Kräften und mit freiwilliger Unterstützung der Deutschen fortzusetzen. Sie fühlten sich stark genug, ihr Recht von Dänemark zu erkämpfen, und begannen den Streit mit neuer Begeisterung. An die Stelle des frühern Obercommandanten v. Bonin, der, weil er sein preußisches Dienstverhältniß nicht aufgeben wollte, seine Entlassung genommen, war der ehemalige preußische Generallieutenant v. Willisen, ein kenntnißreicher, jedoch mehr theoretisch als praktisch gebildeter Militär, getreten. Als ein letzter Versuch friedlicher Lösung ohne Erfolg blieb, rückten unter seiner Führung im Juli die schleswig-holsteinischen Truppen zugleich mit den Dänen in Schleswig ein und concentrirten sich zwischen Flensburg und Schleswig. Hier kam es bei Idstedt zu einer zweitägigen Schlacht, wo das Glück den Deutschen entgegen war; der anfangs siegreiche Kampf der Schleswig-Holsteiner endigte mit einem Rückzug nach der Festung Rendsburg und hatte die Besetzung Schleswigs durch

[Randnotizen: 2. Juli 1850. — 9. April. — 24. 25. Juli.]

12. Sept. 1850. dänische Truppen zur Folge. Nicht besser war der Erfolg des Gefechts bei Missunde; nachdem der tapfer ausgeführte Sturm auf die Verschanzungen von den Dänen zurückgeschlagen war, zog sich Willisen abermals hinter die Wälle der Festung Rendsburg zurück und verharrte in der frühern Thatlosigkeit. Und als ob die von den Feinden zugefügten Unglücksschläge nicht genügend wären, wurden die Schleswig-Holsteiner auch noch von den Elementen heimgesucht. Schon war das Laboratorium in Rendsburg mit großen
7. Aug. Pulvervorräthen in die Luft geflogen und hatte über hundert Menschenleben hingerafft und unermeßlichen Schaden in der Stadt angerichtet, als die Witterung durch fortwährendes Regenwetter so ungünstig ward, daß alle militärischen Operationen eingestellt werden mußten. Umsonst verlangten die tapfern Truppen, von Neuem dem Feinde entgegengeführt zu werden; Willisen hielt einen Kampf für unrathsam und verblieb in der nachtheiligen Unthätigkeit. Endlich versuchte er mit einem Theile der Armee die vom
4. Oct. Feinde stark befestigte Stadt Friedrichstadt zu erstürmen; aber auch dieses Unternehmen, wobei 700 Soldaten das Leben verloren, schlug fehl; der Sturm wurde zurückgeschlagen, nachdem bereits die Stadt genommen war. Die Statthalterschaft, aus diesen Vorgängen auf Willisens Unfähigkeit schließend, entließ nunmehr den Oberbefehlshaber aus dem schleswig-holsteinischen Kriegsdienste und übertrug dessen Würde dem General v. der Horst, der sich in der Schlacht bei Idstedt durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Es war jedoch zu spät. Denn bereits waren die beiden deutschen Großmächte auf der Olmützer Conferenz übereingekommen, den Nationalkrieg im Norden zu beendigen und damit die Revolution in ihrem letzten Ringen zu unterdrücken. In den ersten Tagen des Januar 1851 forderten daher Oesterreich und Preußen im Namen des deutschen Bundes die Einstellung der Feindseligkeiten, unter Androhung derselben Zwangsmaßregeln, die so eben in Kurhessen die entsprechende Wirkung hervorgebracht. Nach ernster
11. Jan. 1851. Erwägung der Sachlage erklärte die Landesversammlung, um den Einmarsch österreichischer und preußischer Executionstruppen zu verhindern und weil sie die Unmöglichkeit erkannte, diesen und Dänemark zugleich zu widerstehen, ihre Unterwerfung unter die Beschlüsse des deutschen Bundes. Nun wurde die schleswig-holsteinische Armee aufgelöst, die Statthalter legten ihre Stellen nieder und machten einer von Dänemark und den beiden deutschen Großmächten gemeinsam ernannten Regierung Platz; und während viele Offiziere und Soldaten der aufgelösten Armee ihr deutsches Herz über den Ocean trugen, um in Brasilien Sicherheit und Lebensunterhalt zu finden, zogen österreichische Truppen an die Gestade der Ostsee und besetzten das Land von Hamburg bis Rendsburg. Man hatte versprochen, die Rechte der Herzogthümer zu wahren, aber alle Forderungen der Dänen wurden zugestanden und Schleswig seinen Gegnern völlig preisgegeben, die ein System des Drucks und der Verfolgung einführten, wie die Geschichte nur wenige aufzuweisen hat. „In Schleswig schaltete unter Tillisch ein ganz und gar dänisches Regiment, das Alles verletzte und vernichtete, was des Landes Recht und Interesse war. Jede Verbindung mit Holstein, auch das gemeinsame Oberappellationsgericht, ward beseitigt, eine Zollgrenze an die Eider gelegt, dänische Kirchen- und Schulsprache den Städten Hadersleben, Tondern, Apenrade, Sonderburg und gegen dreißig Kirchspielen, zum großen Theil ganz deutschen Districten, aufgedrängt, dänische Geistliche und Lehrer eingesetzt, alles Deutsche befeindet und verfolgt." Durch den Londoner Vertrag wurde im Jahr 1852 die Integrität der dänischen Monarchie als eines einigen und untheilbaren Staatskörpers festgestellt und der Prinz Christian von Glücksburg mit Zustimmung der europäischen Höfe als Thronfolger anerkannt. Dabei wurde das ganze reiche Kriegsmaterial sammt Schiffen und Anderem, was das Land zu seinem Schutz beschafft, ausgeliefert „und wie eine Siegesbeute nach Dänemark gebracht". Durch einen Federstrich wurden somit alle herkömmlichen Verfassungen und Sonderrechte beseitigt, und im europäischen Staatsrecht sollte von nun an nur die dänische Monarchie vom Skager-Rack bis zur Elbe, vom Sund bis zur Nordsee Geltung haben. — Die Herstellung der dänischen Herrschaft in Schleswig-Holstein war der entscheidende Schritt der Rückkehr zu den auf dem Wiener Congreß festgestellten und durch die Stürme von 1848 vorübergehend gestörten Zuständen und Einrichtungen. Es war daher nicht schwer vorauszusehen, daß man auch in den deutschen Bundesverhältnissen ein ähnliches Verfahren einschlagen würde.

Die „Dresdener Conferenzen“, die zu Anfang des Jahres 1851 unter den Auspicien des Fürsten v. Schwarzenberg und des Ministers Manteuffel abgehalten wurden, führten hinsichtlich der Bundesorganisation zu keinem Resultat und dienten nur dazu, die Nothwendigkeit der Wiederherstellung des alten Bundestages in seiner frühern Gestalt darzuthun. Preußen nahm nun nicht länger Anstand, durch Anerkennung und Beschickung desselben allen weitern Verfassungskämpfen ein Ende zu machen. Und damit Oesterreich keinen Vorwand habe, auf dem anfangs begehrten Eintritt seiner sämmtlichen Staaten in den deutschen Staatenbund zu bestehen, entzog auch Preußen wieder die älteren Provinzen dem deutschen Bundesverhältniß und suchte zugleich durch Wiederherstellung der frühern Provinziallandtage und andere Verfügungen die alten Zustände mehr und mehr zurückzuführen. Nunmehr fingen auch die Regierungen der Einzelstaaten an, sich der lästigen Gesetze und Einrichtungen aus den Revolutionsjahren zu entledigen; die „Grundrechte des deutschen Volkes“ wurden nach und nach wieder beseitigt, die Verfassungen in einigen Staaten ihrer demokratischen Bestandtheile entkleidet, die Tagespresse durch strenge Verordnungen und Strafbestimmungen unschädlich gemacht und alle zur Stärkung der Regierungsgewalt dienlichen und den schweigsamen Gehorsam der Unterthanen befördernden Mittel des alten „Polizeistaats“ in verschärfter Weise wieder hergestellt. Siegesfreudig und hoffnungsvoll durchzogen die Missionsprediger der Jesuiten die deutschen Lande, um bei der allgemeinen Reaction als Bannerträger voranzugehen, und die ultramontane Partei schöpfte die kühnsten Hoffnungen, seitdem in Oesterreich durch Aufhebung des Placitum regium und durch das Concordat der kaiserlichen Regierung mit dem päpstlichen Stuhl (§. 1157) der katho- 18. Aug. 1855.
lischen Geistlichkeit eine Unabhängigkeit gewährt worden, wie sie dieselbe früher nie besessen. Die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz einigten sich zu einer „Denkschrift“, worin sie die kühnsten Forderungen an die Regierungen stellten und im Gefühle der eigenen Stärke der weltlichen Macht den Fehdehandschuh hinwarfen. Mit der neuen Grundlehre der Staatskunst, „Solidarität der conservativen Interessen“, begann die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

§. 1136. **Rückblick auf Frankreich. 1. Die Republik.** Die Erschütterungen der Jahre 1848—1850 haben in allen von der Revolution berührten Ländern eine große Erschöpfung und Entkräftigung zur Folge gehabt, deren traurige Wirkungen noch lange fühlbar geblieben sind. In Italien sehen wir ein Volk, das sich vergebens mit allen seinen Kräften abgemüht hat, aus seinem dreihundertjährigen politischen Todesschlummer aufzustehen, das in den alten erschütterten Zuständen nicht fortleben und neue nicht erringen kann; in Ungarn einen niedergeworfenen Volksstamm, der die kaum erworbenen Güter der Civilisation und der bürgerlichen Freiheit im heißen Todeskampf eingebüßt hat und auf den Trümmern seines früheren Glücks die neuen Lebensformen erst gewinnen muß; in Deutschland ein müdes Volk, das im eiteln Ringen nach politischer Einheit seine edelsten Kräfte verbraucht und vergeudet hat, ein geknicktes Staatsleben ohne feste und dauerhafte gesetzliche Grundlagen, einen gestörten Wohlstand in Familie und Staatshaushalt. Dabei allenthalben Flüchtlinge, Verurtheilte und Gefangene in zahlloser Menge; Anklagen und gerichtliche Verfolgungen ohne Maß und Ende; eine erschreckende Verwilderung der Sitten, ein geschwächtes Ehr- und Pflichtgefühl, Verwirrung und Verdrehung der heiligsten Rechtslehren. — Das traurigste Bild dieser Entkräftung und Entartung bot Frankreich dar, jenes sturmbewegte Land, das vermöge seiner Größe, seiner Lage und seines geschichtlichen und politischen Lebens von jeher einen so mächtigen Einfluß auf die Geschicke der europäischen Staaten geübt hat. Das französische Volk, so lange der Träger und Schöpfer der europäischen Bildung und Gesittung, dessen erregbare Hauptstadt von ihren Bewunderern so oft die Metropole der Cultur genannt wurde, ist durch die inneren Bewegungen und Erschütterungen so sehr aus den Fugen gerückt worden, daß sich der einsichtsvolle und wohlmeinende Theil der Nation zusammenschaaren mußte, um die ersten Grundlagen der Civilisation, Familie, Eigenthum und persönliche Freiheit, gegen einen verwilderten und entsittlichten Proletarierstand zu vertheidigen; um Güter zu verfechten, die alle Völker, sobald sie sich aus dem Zustand der

Wildheit und Barbarei herausgerungen, außer Frage gestellt haben. Die französische Februarrevolution war nicht das Ergebniß eines Nationalwillens, sondern ein glücklich vollführter Handstreich der socialistischen und republikanischen Clubs; aber bei dem Mangel bestimmender Persönlichkeiten und ordnender Kräfte griff das Gift des Socialismus immer mehr um sich und durchdrang allmählich den ganzen Staatskörper. Die constituirende Nationalversammlung, obwohl aus allgemeiner Wahl und unter dem mächtigen Impulse der ersten republikanischen Begeisterung hervorgegangen, zählte nur wenige Social-Republikaner in ihrer Mitte; kräftig und entschieden bekämpfte sie jede neue Schilderhebung zu Gunsten der „rothen Republik“ und waffnete die Regierung und die Gerichte mit starken Vollmachten, um die Urheber und Theilnehmer der Aufstände und die socialistischen Führer und Clubredner durch Verhaftung und Deportation zu beseitigen. Dieses Loos traf mehrere der Februarhelden, wie Blanqui, Albert, Barbès u. A. m.; Louis Blanc und Caussidière entzogen sich der gerichtlichen Verfolgung durch die Flucht nach England. Kriegsstandserklärungen, Gesetze zur Beschränkung und Ueberwachung der Presse, der Vereine und Versammlungen, Schärfung polizeilicher Aufsicht u. dgl. waren die Mittel, durch welche die constituirende Nationalversammlung in Verbindung mit der republikanischen Regierung die staatliche Ordnung zu erhalten bemüht war. Als aber diese Versammlung nach Beendigung der demokratisch-republikanischen Verfassung mit allgemeinem Wahlrecht, mit individueller Freiheit auf religiösem und politischem Gebiete, mit einer einzigen Kammer und einem alle vier Jahre neu zu wählenden verantwortlichen Präsidenten, im Mai 1849 sich auflöste und einer legislativen Platz machte, konnte man aus der großen Anzahl der social-demokratischen Abgeordneten, die sich den alten Namen „der Berg“ beilegten, die große Verbreitung wahrnehmen, welche die Grundsätze „der rothen Republik“ binnen Jahresfrist im französischen Volke erlangt hatten. Zwar blieben sie auch diesmal in der Minorität, aber festgeschlossen und einig bildeten sie eine starke Macht, welcher die andern nur durch Aufgeben aller besonderen Parteibestrebungen, sei es im Interesse des Legitimismus oder des Orleanismus, und durch einträchtiges Handeln bei allen Lebensfragen zu widerstehen vermochten. Erzürnt, daß die französische Regierung zur Unterdrückung der römischen Republik (§. 1089) beträchtliche Streitkräfte nach Italien schickte und somit gemeinsame Sache machte mit dem Kaiser von Oesterreich und dem volksfeindlichen König von Neapel, erregte die
13. Juni 1849. äußerste Berg-Partei in den Junitagen, als am Rhein, an der Donau und an dem Tiber der Kriegssturm tobte, in Paris und Lyon neue Aufstände, die aber schnell unterdrückt wurden und die Flucht der Führer (Ledru-Rollin u. A.), die Verurtheilung der Betheiligten zu Haft und Deportation und die Verschärfung der Strafgesetze zur Folge hatten. Dieser Aufstand hatte die Insurgenten in Baden und der Pfalz (§. 1122) mit neuen Hoffnungen erfüllt; die schnelle Unterdrückung beschleunigte die Niederlage ihrer deutschen Gesinnungsgenossen. Von der Zeit an blieb in dem republikanischen Frankreich die Ruhe äußerlich ungestört, selbst als die Polizei der Hauptstadt im Anfange des Jahres
Jan. 1850. 1850 die zur Zeit der Revolution gepflanzten Freiheitsbäume wegschaffen ließ. Die Socialisten, durch Erfahrung belehrt, daß gewaltsame Erhebungen nur Niederlagen und Schwächung herbeiführten, und zugleich der zunehmenden Verbreitung ihrer Grundsätze versichert, gaben vorerst die Revolutionsversuche auf, in der Hoffnung, durch das allgemeine Wahlrecht allmählich auf gesetzlichem Wege den Sieg zu erlangen. Bei jeder Wahl hielten sie Heerschau über ihre Streitkräfte und meistens sahen sie ihre Zahl gewachsen. Waren sie doch stark genug, bei einer im März 1850 in der Hauptstadt nothwendig gewordenen Ersatzwahl den sittenlosen Romanschreiber Eugen Sue in die Versammlung zu bringen. Dies bestimmte die Nationalversammlung, durch ein neues
31. Mai. Wahlreformgesetz das allgemeine Stimmrecht aufzuheben, das Wahlrecht durch die Festsetzung eines dreijährigen Domicils und durch andere Bestimmungen zu mindern und zugleich die Presse nicht nur durch Erhöhung der Cautionen, des Stempels und der Geldstrafen bei Uebertretungen zu beschränken, sondern auch durch die Verfügung zu lähmen, daß alle Artikel, die politische, religiöse und philosophische Betrachtungen enthielten, mit der Namensunterschrift ihres Verfassers versehen sein müßten. Die Wahrnehmung, daß besonders der Lehrerstand den socialistischen Bestrebungen Vorschub leistete, hatte schon

früher die Nationalversammlung bewogen, ein neues Unterrichtsgesetz zu entwerfen, wodurch das Aufsichtsrecht über das Schul- und Unterrichtswesen zwischen der Regierung und der Geistlichkeit getheilt und der Universität die oberste Leitung entzogen wurde. Bei den aufgeregten Verhandlungen über dieses Gesetz sah man Thiers, den Vorkämpfer des Liberalismus, mit Montalembert, dem Wortführer der Ultramontanen, Hand in Hand gehen. Wo es sich um Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung handelte, verschwanden die untergeordneten Parteifragen. Hatte doch Tocqueville, der Bewunderer der amerikanischen Demokratie und der standhafte Verfechter des Parlamentarismus, als Minister des Auswärtigen die französische Expedition gegen Rom angeordnet. — Von Geldmangel und Schulden gedrückt, mußte der Präsident bei der Nationalversammlung um Erhöhung seines Gehaltes einkommen. Diese bewilligte ihm aber nur eine Zulage auf Ein Jahr und vergrößerte dadurch die schon lange zwischen den beiden Gewalten bestehende Spaltung und Rivalität. Das sichtbare Streben des Präsidenten nach einer die republikanischen Schranken überschreitenden Macht erfüllte die Nationalversammlung mit Argwohn und trieb sie zur Opposition. Da sie aber in Beschränkung der Volksrechte und der republikanischen Freiheit immer weiter ging und zugleich über dynastischen Parteibestrebungen und kleinlichen Intriguen in Coterien zerfiel, so verlor sie das Zutrauen und die Achtung der Nation.

Juni 1850.

§. 1137. 2. Das zweite französische Kaiserthum. Die Abneigung und Gleichgültigkeit des französischen Volks gegen die Versammlung kam dem Präsidenten zu Statten. Er war bemüht, sich auf alle Weise der Armee zu versichern und das Obercommando, nach Beseitigung des selbständigen, der Nationalversammlung ergebenen Generals Changarnier, in zuverlässige Hände zu bringen; er suchte die Präfecturstellen und andere einflußreiche Aemter mit ergebenen Männern zu besetzen; auf seinen zahlreichen Reisen im Innern des Landes wußte er sich die Gunst der städtischen Behörden zu gewinnen und durch Freigebigkeit und Gnadenacte erwarb er sich die Zuneigung der untern Volksklasse. Dabei ließ er keine Gelegenheit vorbeigehen, sich als den Beförderer und Beschützer der nationalen Wohlfahrt und der Volksrechte hinzustellen, die Gebrechen seiner Regierung dem hemmenden Widerstand der Versammlung Schuld zu geben und die schlummernden Sympathien des Volkes für die Napoleonische Kaiserzeit zu wecken. Durch solche Mittel bahnte er sich den Weg zur Alleinherrschaft. Die Weigerung der gespaltenen und zerrissenen Nationalversammlung, durch die beantragte Verfassungsreform seine Wiedererwählung im Jahre 1852 möglich zu machen, beschleunigte die Ausführung des lange gehegten Planes. Entschlossen, die errungene Gewalt nicht wieder aus den Händen zu lassen, und wäre damit auch eine Verletzung seines auf die Verfassung geschworenen Eides verbunden, wagte er es, das Verfahren seines Oheims am 18. Brümaire 1799 (§. 901) nachzuahmen, indem er sich am 2. December, dem Tage der Kaiserkrönung und der Austerlitz-Schlacht, mittelst eines Staatsstreiches der Versammlung entledigte, mit Hülfe des ihm ergebenen Heeres die Herrschaft eigenmächtig an sich riß und die parlamentarische Opposition niederwarf. Die einflußreichsten Parlamentsglieder, darunter die Generäle Changarnier, Lamoricière, Cavaignac, Bedeau, der tapfere Oberst Charras, die Staatsmänner Thiers, Duvergier de Hauranne, der Dichter Victor Hugo, die Republikaner Lagrange, Raspail u. A. wurden in der Nacht vom 1. auf den 2. December verhaftet und nach vorübergehender Gefangenschaft größtentheils aus dem Reiche verbannt, einige auf immer, andere auf unbestimmte Zeit. Dieser Gewaltstreich gegen die Vertreter der Nation führte in Paris, Lyon und mehreren Städten des innern Landes neue Aufstände und Barrikadenkämpfe herbei, indem die Republikaner und Socialisten, weniger aus Sympathie für die Nationalversammlung, als weil sie sich jetzt der Hoffnung beraubt sahen, bei der neuen Präsidentenwahl zur Herrschaft zu gelangen, die Waffen zum Schutze der bedrohten republikanischen Staatsverfassung ergriffen. Aber in wenigen Tagen war nach mehreren blutigen Straßenkämpfen die Erhebung durch das der neuen Gewaltherrschaft günstig gesinnte Militär unterdrückt, worauf die Urheber und Führer durch Verhaftung, Gerichtsurtel und Deportation unschädlich gemacht wurden. Der Abgeordnete Baudin fiel auf der Barrikade im Fauburg St. Antoine, die Ver-

2. Dec. 1851.

fassungsurkunde als Waffe schwingend, von dem französischen Volk in der Folge als Freiheitskämpfer hochgefeiert. Bei einer von dem Präsidenten angeordneten allgemeinen Volksabstimmung sprach sich eine kolossale Majorität von mehr als sieben Millionen Stimmen zu Gunsten der neuentworfenen, der napoleonischen Consularverfassung nachgebildeten Staatsordnung aus, kraft deren Louis Napoleon die Präsidentenwürde auf weitere zehn Jahre, aber in monarchischer Machtfülle, bekleiden, die legislative Gewalt aber, wie zur Zeit des Consulats und Kaiserreichs, aus einem Senat und einem gesetzgebenden Körper bestehen solle und zwar mit gleich scharfer Beschränkung ihrer Befugnisse und Discussionsfreiheit. Diese Einrichtung bildete indessen nur den Ueber-
2. Dec. 1852. gang zu der Erneuerung des Kaiserthums, welche ein Jahr später, gleichfalls in Folge einer allgemeinen Nationalabstimmung und einer noch größeren Majorität, ins Leben trat. Das französische Volk, durch die unaufhörlichen Revolutionsstürme geistig gebrochen und körperlich geschwächt, fügte sich willig der Machtherrschaft, die dem erschütterten Lande wieder eine festere Ordnung und eine dauernde Ruhe in Aussicht stellte und durch ihre strengen Maßregeln gegen die Tagespresse, wie durch ihre sorgfältige Ueberwachung des ganzen öffentlichen und geistigen Lebens mittelst Polizei und Militärgewalt sattsam beurkundete, daß sie entschlossen sei, das eiserne Regiment der großen korsischen Gebieters, nur mit größern Zugeständnissen an die katholische Geistlichkeit, zu erneuern. Die Furcht vor den „Rothen" verschaffte dem neuen Kaiser **Napoleon** III. auch in solchen Kreisen Gönner und Anhänger, die in einem parlamentarischen Staatsleben die wahre Grundlage bürgerlicher Freiheit erkannten; allein der unerhörte Eingriff in das
22. Jan. 1852. Privateigenthum der Familie Orleans durch Beschlagnahme und Verkauf ihrer sämmtlichen in Frankreich gelegenen Güter, Schlösser und Besitzungen, ein Verfahren, in welchem Viele eine großartige Anwendung communistischer Grundsätze erkennen wollten, schuf dem Machthaber, der in seinem verwegenen machiavellistischen Geiste vor keinem Schritt zurückbebte, neue Gegner. Die Helfer und Rathgeber der Gewaltstreiche, vor Allen Jean Gilb.
Persigny 1808–1872. Victor Fialin, bekannter unter dem Namen Vicomte de Persigny, der seit den Aufstandsversuchen von Straßburg und Boulogne sich an Napoleon angeschlossen und die Herstellung des Bonaparte'schen Thrones als Lebensziel verfolgt hatte, erhielten Titel, Ehrenstellen und hohe Aemter zum Lohn. — So ging die französische Republik zu Grabe; ihr eifrigster und redlichster Verfechter, Armand Marast, der uneigennützige Volks-
10. März 1852. freund, starb um dieselbe Zeit, niedergebeugt und gebrochen über das Scheitern seiner Hoffnungen und Bestrebungen. Fünf Jahre später folgte ihm der ehrlichste und auf-
1857. richtigste Republikaner Cavaignac ins Grab. In einem Lande, wo seit lange das Familienleben gelockert, das Gemeindeleben durch strenge Centralisation geknickt, das Staatswesen ohne naturwüchsige Organisation war und Verfassung und Gesetze der tieferen Ehrfurcht im Gemüthe des Volks entbehrten, fehlten alle Grundpfeiler eines republikanischen Gemeinwesens, daher war auch die republikanische Verfassung nur eine todte Form ohne Lebensstamm und Wurzel.

Schlußbetrachtung. Der Staatsstreich vom 2. Dec. war der letzte entscheidende Sieg der monarchischen Machtherrschaft über das parlamentarische Staatsleben. Seitdem ist Manches, was unter heißen Kämpfen und Mühen erbaut worden war, wieder zusammengebrochen; Manches, was man für todt und begraben hielt, wieder auferstanden. In Frankreich, wie in den meisten Staaten des europäischen Festlandes hat die Lehre, die einst der römische Kaiser Septimius Severus seinem Sohne Caracalla ertheilte, nur den Soldatenstand zu ehren und zu begünstigen, alles Andere für Nichts zu achten, aufs Neue ihre volle Geltung erhalten. Die Hierarchie, bemüht den freien Flug des Gedankens zu hemmen und die Geister in die sichere Obhut der Kirche zu nehmen, bewirkte Concordate, durch welche der Klerus die Herrschaft über die Völker, die Bischöfe eine lähmende Obmacht über die landesfürstlichen Behörden und die Dynastien in dem Papste einen auswärtigen Mitregenten oder Herrn empfingen; der Adel benutzte die reactionäre Strömung, um sich in seinen erschütterten Vorrechten von Neuem festzusetzen, die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze anzufechten und dem vorwärts strebenden Zeitgeiste die alten Standesprivilegien als Damm entgegenzustellen. Viele „Blüthenträume" sind unreif abgefallen, viele theuere Hoffnungen unerfüllt ins Grab gesunken; an der Zukunft verzweifelnd und mit der Gegenwart zerfallen, wendeten Tausende und aber Tausende der Heimath den Rücken und suchten in der neuen Welt das ersehnte Glück. Aber wie trübe sich auch der Blick senken mochte, der Gedanke, daß kein wahres Gut, keine echte, auf gesundem Boden erwachsene Idee der Menschheit verloren geht, und daß kein lebenskräftiges Volk sich die Errungenschaften mühevoller Anstrengungen auf die Dauer entreißen läßt, hat allmählich wieder Trost, Freudigkeit und Lebensmuth erzeugt, und die Wahrnehmung, daß in dem bürgerlichen Mittelstande Tugend, Ehrbarkeit und edle Sitte in ungeschwächter Kraft

fortbestanden, hat den Zagenden wieder aufgerichtet. „Wir wollen nicht verzweifeln", schrieb E. M. Arndt, „die Zeit wird durch alle diplomatischen Dorngeslechte und Märtyrerkreuzesvögel auch für das Vaterland ihren Weg finden und bohren". Keine menschliche Weisheit hatte in den sturmvollen Tagen der jüngsten Vergangenheit die Probe bestanden, kein heiliges Recht war seitdem vor Verletzung, keine beschworene Uebereinkunft vor Treubruch sicher gestellt, darum wendete sich der Geist des Volks wieder mehr als früher dem Göttlichen zu und suchte Hülfe, Trost und Beruhigung an dem Throne des Allmächtigen, der „das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen wird und den glimmenden Docht nicht auslöschen".

VI. Die neuere Volkswirthschaftslehre und die sociale Bewegung.

§. 1137 b. Umschwung der Wirthschaftsverhältnisse. Nationalökonomische Wissenschaft. In keiner Periode der Geschichte haben die socialen und wirthschaftlichen Grundverhältnisse so gewaltige Umwälzungen erfahren wie in unserem Zeitalter der Dampfkraft, des Maschinen- und Fabrikbetriebs, der Eisenbahnen und Telegraphen. Keine Erfindung früherer Zeiten hat die ganzen Lebensverhältnisse der Gesellschaft dermaßen umgestaltet, wie die Nutzbarmachung der Dampfkraft im Dienste menschlicher Arbeit und Cultur. Die rauchenden Fabrikschlote, die allenthalben von regster gewerblicher Production zeugen, die vielen tausende Kilometer Eisenbahnen und Telegraphendrähte, die den ganzen Erdball umspannen, sind die redenden Denkmäler unserer rastlos fortschreitenden Zeit. Der immer wachsende und unendlicher Ausdehnung fähige Gebrauch der Maschinenkraft bildet in wirthschaftlicher Beziehung das charakteristische Merkmal der neusten Zeit. Die ungeheure Erleichterung der Production, die gewaltige Verstärkung der menschlichen Arbeitskraft, die wunderbare Beschleunigung des Verkehrs, das mit dem Groß- und Maschinenbetrieb nothwendig verbundene Prinzip einer weitgehenden Arbeitstheilung mußte in allen menschlichen Lebensverhältnissen, Gewohnheiten und Anschauungen einen außerordentlichen Umschwung hervorbringen. Die großen Umwälzungen der neueren Zeit in den ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnissen haben auch die Wissenschaft mächtig angeregt, die Erscheinungen des wirthschaftlich-socialen Lebens zu erforschen, dessen Grundbegriffe festzustellen, aus der wirren Masse so vieler Einzelthatsachen Systeme zu entwickeln, durch die Beweisführung der Geschichte, der Logik, der Vernunft allgemeine socialpolitische Wahrheiten darzuthun, zweifelhafte und widerspruchsvolle Probleme aufzuklären und auf Grund wissenschaftlicher Theorien praktische Reformen im volkswirthschaftlichen Leben anzubahnen. Die Wissenschaft der Nationalökonomie hat sich in neuerer Zeit aus dem allgemeinen Rahmen der Staatswissenschaften heraus immer mehr zu einer sehr bedeutsamen selbständigen Disciplin entwickelt und wegen ihrer hohen Wichtigkeit als Erforscherin der Grundbedingungen des menschlichen Zusammenlebens und der gesellschaftlichen Ordnung immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

Die Nationalökonomische Wissenschaft in England. Adam Smith 1723–1790.

Der Begründer der neueren wissenschaftlichen Volkswirthschaftslehre ist der Schotte Adam Smith (§. 774), auf dessen scharfdurchdachten Forschungen und Theorien, namentlich dem Werk: „Untersuchung über die Ursachen des Reichthums der Nationen" seitdem fortgebaut wurde. Wer fortan den wirthschaftlichen Gesetzen nachgegangen, mußte immer an die Lehren Smith's, des Vertreters der modern-freiheitlichen Richtung in der Nationalökonomie, beistimmend oder widerlegend, anknüpfen, wie die Philosophen an Aristoteles oder Kant. Auch in der Folge war England ein fruchtbarer Boden für die wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiet. Folgenreiche Anregungen gingen namentlich aus: von Robert Malthus, dem Begründer der Bevölkerungstheorie, dem pessimistischen Verkündiger der Lehre, daß die Bevölkerung sich rascher vermehre als die Subsistenzmittel, daß darum Uebervölkerung mit dem nothwendigen Gefolge socialen und materiellen Elends die größte Gefahr unserer Zeit sei, und von David Ricardo, einem der bahnbrechendsten Begründer der Freihandelslehre, dem Schöpfer einer vielbesprochenen Grundrententheorie, dessen Beobachtungen vor Allem der Art der Vertheilung des Nationalvermögens und dem Wesen und Begriff des Werthes zugewendet waren. Der Einfluß dieser Forscher und ihrer zahlreichen Jünger auf die Praxis und Theorie der Volkswirthschaft in England war sehr bedeutend und nachhaltig. In der Aufhebung der Verkehrs- und Handelsschranken, in einer weisen und liberalen socialpolitischen Gesetzgebung schritt England in jenen Jahrzehnten des ungeheuern ökonomischen Umschwungs bald allen andern Ländern voran. Die wirthschaftspolitischen Schöpfungen des großen Reformators Robert Peel waren die praktische Frucht der Anregungen jener Theoretiker, und in der mächtigen Anti-Korngesetzbewegung, als deren Leiter Richard Cobden, der volksthümliche Agitator von Manchester dasteht (§. 1066), fanden die Grundsätze des freien Verkehrs,

Malthus 1766–1834.

Ricardo 1772–1823.

namentlich der ungehinderten Einfuhr des unentbehrlichsten Lebensmittels, einen gewaltigen Ausdruck. Auch der berühmte Philosoph und Socialtheoretiker John Stuart Mill (§. 1038) muß als einer der bahnbrechenden Geister auf dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre, namentlich in der auf Beförderung des Wohls der arbeitenden Klassen ausgehenden sittlich-socialen Richtung genannt werden. Die freihändlerische, individualistische, jedem Eingreifen des Staats abgeneigte, später als „Manchesterlehre" angegriffene Doctrin der englischen Schule, die damals nur wenige Gegner fand, wie z. B. den Amerikaner Carey, einen fanatischen Schutzzollprediger, herrschte lange Zeit unbestritten auch auf dem Continent.

Französische Volkswirthe. Say 1767—1832. In Frankreich begründete Jean Bapt. Say das nationalökonomische Studium auf den von Adam Smith gelegten Fundamenten, ein entschiedener Vertreter des jeder Einwirkung des Staats entzogenen Systems des absoluten »Laisser faire«, des Vertrauens in die eigene Schwerkraft der wirthschaftlichen Dinge, der in den Zeiten des durch die Kriege und die Continentalsperre Napoleons gehinderten ökonomischen Verkehrs der Völker seine großartigen freihändlerischen Lehren verkündete. Sein Gesinnungsgenosse

Bastiat 1801—50. war der geniale Friedr. Bastiat, der Verfasser der berühmten „Volkswirthschaftlichen Harmonien", der die Grundsätze des freien Verkehrs und Handels, der ungehemmten ökonomischen Bewegung, der unbeschränkten Concurrenz, der Interessensolidarität der Völker in scharfsinniger Weise entwickelte, ein feuriger Agitator für freihändlerische Grundsätze, und heftiger Gegner jeder Einmischung der Staatsgewalt in die gesellschaftliche und wirthschaftliche Lebensordnung der Völker, wie auch des Socialismus und Communismus. Diese freihändlerisch-individualistische Richtung fand naturgemäß auch Gegner, welche eine stärkere Einmischung des Staats in die wirthschaftlichen Vorgänge verlangten, ihm die Aufgabe der Ausgleichung in dem Kampf schrankenloser Privatinteressen zuschrieben und aus der zügellosen freien Concurrenz, dem modernen Industrialismus, dem Großbetrieb und der Kapitalmacht nur die Erweiterung der Kluft zwischen ungeheuerm Reichthum und tiefstem Elend hervorgehen sahen. Als Vertreter

Sismondi 1773—1842. dieser Richtung mag der Genfer Geschichtschreiber, Staatsrechtslehrer und Nationalökonom Sismondi (§. 998) genannt werden.

Deutsche Nationalökonomen. In Deutschland gehört die Nationalökonomie zu den jüngsten wissenschaftlichen Disciplinen; allein wenn die Deutschen auch außerordentlich viel von den Engländern und Franzosen, von Adam Smith und Bastiat, gelernt und übernommen haben, so haben sie doch auch diese Wissenschaft erfolgreich und selbständig fortgebildet und in ihrer Mitte Namen aufzuweisen, die sich den besten Volkswirthen des Auslandes würdig zur Seite stellen können. Und auch der Widerspruch gegen die freihändlerisch-atomistische englische Lehre fand in Deutschland bedeutende Vertreter. Ein Altmeister der deutschen Volkswirthschaftslehre (Lehrbuch der politischen Oekonomie; Finanzwissenschaft) in Smith-

Rau 1792—1870. Say'scher Richtung ist Karl Rau, Professor in Heidelberg, ein Forscher von außerordentlicher Gelehrsamkeit, wissenschaftlicher Klarheit und Stoffbeherrschung, der in mancher Hinsicht die Grundlagen dieser Disciplin in Deutschland legte. Hatte gegen die Lehre von der freien Concurrenz und der Nichteinmischung des Staats in wirthschaftliche Dinge schon der Philosoph Fichte in seinem „geschlossenen Handelsstaat" einen Widerspruch erhoben, der bisweilen an den Socialismus streifte, so war der hervorragendste Vertreter einer schutzzöllnerisch-nationalen Opposition gegen den kosmopolitisch-freihändlerischen

List 1789—1846. Smithianismus der Würtemberger Friedrich List, der Verfasser des „nationalen Systems der politischen Oekonomie". Für Deutschland, welches auf einer Mittelstufe der industriellen Entwickelung stehe, verlangte List ein umfassendes Schutzzollsystem, Ausbildung des Zollvereins, Vervollständigung des Verkehrswesens, einheitliches Eisenbahnsystem; für diese Bestrebungen entfaltete er einen feurigen agitatorischen Eifer, der auf einen fruchtbaren Boden fiel in einer Zeit, da die deutsche Industrie sich mühsam aus dem Verfall erhob und gegen das englische Uebergewicht einen schweren Kampf führen mußte. Der hervorragendste Vertreter einer reactionären feudal-kirchlichen Volkswirth-

Adam Müller 1779—1829. schaftslehre ist der bekannte Staatsmann der Restauration Adam Müller (§. 1035) („Elemente der Staatskunst" u. a. W.), der die Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaften nachzuweisen suchte und das Heil der Menschheit in der Rückkehr zu mittelalterlichen Gesellschaftszuständen und Lebensordnungen erblickte. Er ist der ächte Repräsentant der Anschauungen der Restauration und der heiligen Allianz gegen die aus der Revolution hervorgegangenen Grundsätze vom Staats-, Gesellschafts- und Wirthschaftsleben; die Kreise der rückschrittlichen Publicisten und Politiker, eines Haller, Leo, Stahl, erkannten in Adam Müller ihren Meister in den Fragen der volkswirthschaftlichen Ordnung, und die ractionär-ultramontanen Socialpolitiker der Neuzeit sind stets auf seine Forderungen zurückgekommen. Erhoben die Lehrsysteme fast aller

früheren Nationalökonomen den Anspruch, für alle Zeiten, Völker, Culturstufen und Entwicklungsperioden absolut gültige Gesetze und Wahrheiten, eine allgemeine normale Wirthschaftstheorie aufzustellen, so verzichtete die „historisch-realistische" Richtung auf diesen Anspruch, die absolute Wahrheit, die von praktischen und historischen Zuständen absehende „Idealökonomie" finden zu wollen, und erkannte an, daß die Menschheit in einem fortwährenden Bildungs- und Bewegungsprozeß, im Auf- und Absteigen, in den verschiedensten Culturentwicklungen begriffen ist, daß ein wirthschaftliches Gesetz zu einer Zeit und bei einem Volk richtig und heilsam sein kann, zu einer andern Zeit und bei einem andern Volk falsch und schädlich. Die „historische Schule" ist damit vorzugsweise geeignet, die gegensätzlichen Resultate der verschiedenen nationalökonomischen Systeme zu vermitteln, zu versöhnen, zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufassen. Dieser Richtung zur wissenschaftlichen Geltung verholfen zu haben, ist das Verdienst von Wilh. Roscher, Professor in Leipzig, einem Gelehrten von den gründlichsten und vielseitigsten staatswissenschaftlichen und historischen Kenntnissen und der Gabe geistvoller Darstellung. Einer ähnlichen Richtung huldigten Karl Knies, Professor in Heidelberg und Bruno Hildebrand in Jena. Die Statistik haben Wappäus in Göttingen und Engel in Berlin zu hoher Blüthe und praktischer Bedeutung gebracht. In der neusten Entwicklung der deutschen Nationalökonomie sind besonders die zwei großen Gegensätze der „Manchestermänner" und der „Kathedersocialisten" hervorgetreten, wie die beiden Richtungen von ihren Gegnern mit einigem Spott bezeichnet zu werden pflegen. Das charakteristische Merkmal der beiden Richtungen ist die Auffassung, die sie von der Aufgabe des Staats gegenüber dem wirthschaftlichen Leben hegen. Die sog. Manchesterpartei, auf den Lehren von Adam Smith fußend, huldigt dem Prinzip des »Laisser faire«, der freisten Entwicklung der socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse mit möglichst wenig Eingreifen der Staatsgewalt und der Gesetzgebung, dem Grundsatz, daß die freie Concurrenz alle Leiden heile; sie vertritt namentlich mit größter Entschiedenheit das Prinzip des Freihandels. Ihr gehören Männer wie Prince-Smith, Faucher, Schulze-Delitzsch und eine Reihe bekannter liberaler Parlamentarier wie K. Braun, Bamberger, Eugen Richter u. A. an. Gegen den einseitigen Doctrinarismus dieser Schule hat sich dann jene als „Kathedersocialisten" bezeichnete Richtung erhoben, welche dem Staat auch in wirthschaftlichen Dingen eine activ eingreifende Aufgabe zuschreibt und meist auch die Berechtigung der Schutzzölle anerkennt. Dahin gehört eine Reihe jüngerer academischer Lehrer, wie Adolf Wagner und G. Schmoller in Berlin, E. Nasse in Bonn, der frühverstorbene A. Held. Noch mehr wirkliche Annäherung an die socialistischen Lehren findet sich bei dem geistreichen Schäffle, eine Zeitlang Mitglied des österreichischen Ministeriums.

Roscher geb. 1817.

§. 1137c. Sociale Reformen und Umsturzbestrebungen. Der wissenschaftlichen Forschung traten praktische Reformbestrebungen zur Besserung der Lage der untern, arbeitenden Klassen, auf Grund der bestehenden Ordnung und nach einem erreichbaren Ziele zur Seite. In dieser Hinsicht hat in Deutschland Hermann Schulze-Delitzsch, ein Veteran des politischen Fortschritts, eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Als „Anwalt der deutschen Genossenschaften" hat er der Arbeiterfrage ein langes erfolgreiches Leben gewidmet und das Associationswesen in seinen verschiedenartigsten Gestaltungen zu geselligen, Bildungs-, Unterstützungszwecken und zur Erreichung gemeinschaftlicher Interessen mächtig gefördert, allerwärts Arbeitergenossenschaften mit praktischen Zielen für Erwerbs- und Wirthschaftszwecke, Volksbanken, Rohstoff-, Consum-, Vorschuß-, Krankenkassen- und dergleichen Vereine ins Leben rufend, welche den Genossenschaften der Arbeiter die Vortheile des Großbetriebs und des billigeren Massenbezugs ihrer Bedürfnisse verschaffen sollten. Dabei sollte die Mitwirkung des Staats nur in so weit eintreten, daß er alle Fesseln des Verkehrslebens beseitige. Das Freihandelssystem mit dem Grundsatze unbedingter Freiheit des Eigenthums und der Verträge, der Arbeit und des Verkehrs, schien eine ausreichende Bürgschaft zu sein für den wachsenden Wohlstand Aller, für vermehrte Gütererzeugung und für naturgemäße Güterverteilung, stets unter der Bedingung, daß kein fremder Zwang, keine bindende Vorschrift des Staats in das ökonomische Treiben der Einzelnen störend eingreife. Allein neben die theoretischen Forscher und die praktischen Reformatoren traten die Schwarmgeister, Phantasten und Agitatoren, die in der Erregung des Klassenhasses, in der Aufstachelung des Neids der Besitzlosen, in der Schürung der bösen Leidenschaften ihr auf allgemeinen Umsturz der bestehenden Ordnung gerichtetes Streben verfolgten. Mit der Schilderung der Ungerechtigkeiten und Härten dieser Welt, wo der Arbeiter, der moderne Sclave, von dem ehernen Joch des Kapitals niedergedrückt wird, wo die Lebensgenüsse und die Lasten aufs unbilligste vertheilt sind, mit dem sinnberückenden Hinweis auf ein Dasein allgemeiner Glückseligkeit und auf den schrillen

Schulze-Delitzsch 1808—1883.

Gegensatz des jetzigen Jammers und Elends haben diese Socialdemagogen eine Bewegung angefacht, welche die ernsteste Gefahr der Zukunft bildet und die wachsamste Gegenwehr des Staats und der Gesellschaft herausfordert. Zu Anfang der sechziger Jahre entstand durch Besprechungen von republikanischen Flüchtlingen, von Demagogen und Arbeiterführern verschiedener Länder die „Internationale Liga", mit dem Sitz in London, ein Arbeiterbund zur gemeinsamen Bekämpfung der bestehenden Gesellschaftsordnung von großartiger Ausdehnung und mächtiger Wirksamkeit. Einer der Gründer und hervorragendsten Führer dieses
Marx 1818—1883. internationalen Bundes war Karl Marx in London, ein deutscher Publicist jüdischer Abkunft, der Verfasser des „Capital", der bedeutendsten wissenschaftlichen Begründung des Communismus, ein scharfsinniger zersetzender Geist, der in der Zusammenfassung des Proletariats aller Länder zum Kampf gegen das „Bourgeoisthum" und die capitalistische Ausbeutung seine Aufgabe erblickte. Noch viel weiter ging in der Aufstellung eines Systems des rohesten, wüstesten
Bakunin 1814—76. und frechsten Nihilismus der Russe Bakunin, ein wahnwitziger Phantast, der die Anarchie als Selbstzweck erstrebte, dem sogar der communistische Zukunftsstaat von Marx ein reactionäres Bourgeoisgebilde war. Das wichtigste Anliegen der „Internationale" war, die gesammte Arbeiterbevölkerung, das gesammte Proletariat aller Länder für die socialistischen Doctrinen, für den neuen Jacobinismus der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zu gewinnen und zu einem gegliederten Bund von mehreren Millionen Menschen mit einem dirigirenden Centralrathe und einer Gesellschaftskasse zu vereinigen, zu welchem Zweck geeignete Persönlichkeiten als agitatorische Wanderlehrer und Vereinsredner für alle Länder und Nationen aufgestellt wurden. Um die Ausbeutung des vierten Standes, des „Volkes", durch die Capitalisten, Fabrikherren und Grundbesitzer, die Bourgeoisie und Aristokratie, in Zukunft zu verhindern, lautete ihre Lehre, müsse alles Privateigenthum und alles Erbrecht abgeschafft, die Organisation der Arbeit und der daraus hervorgehende Lohn und Gewinn nach einem für alle Mitwirkenden gleichen Verhältniß neu geregelt werden. Dies sei nur möglich, wenn die Gesammtheit des Staats diese neue Ordnung und Vertheilung alles durch Arbeit und Production erzeugten Nationalvermögens in die Hand nehme; und dies wiederum könne nur geschehen, wenn das Proletariat im Regimente sitze, wenn die Staatsgewalt nicht einigen durch Geburt, Reichthum, Intelligenz hervorragenden Klassen, sondern dem die Mehrheit bildenden „Volke", d. h. dem arbeitenden und dienenden vierten Stande zu Gebote stände. Daher ist die sociale Revolution, durch welche die vorwiegende Macht der Besitzenden und Gebildeten auf immer beseitigt werde, der höchste Zweck, das Endziel der internationalen Liga. Damit müßten denn auch alle Institute, auf denen die menschliche und bürgerliche Ungleichheit beruht, zusammenfallen, vor Allem die christliche Glaubenslehre und das angebliche göttliche Gesetz, das jenen angemaßten Rechten zur Stütze diene; eine neue menschliche Wissenschaft und Sittenlehre, wie sie der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen entspreche, müsse durch die Allmacht des neuen Socialstaats begründet werden.

Die deutsche Socialdemokratie verehrt ihren Gründer und Führer vornehmlich in Ferdinand
Lassalle 1825—64. Lassalle, dem Sohn eines reichen jüdischen Kaufmanns in Breslau, einem genialen, ehrgeizigen, herrschsüchtigen Mann, einem Agitator von hinreißender Beredsamkeit und theatralischem Pathos, der in seinem hohen Selbstbewußtsein Alles erreichbar glaubte. Als Gründer und Vorstand des „allgemeinen deutschen Arbeitervereins" übte er durch mündliche und schriftliche Agitation bis zu seinem frühzeitigen Tod und darüber hinaus eine dämonische Wirksamkeit auf die deutsche Arbeiterwelt. In einem durch einen Liebeshandel veranlaßten Duell mit einem rumänischen Edelmann ist der genial angelegte aber verirrte Mann gefallen. Seine wissenschaftliche Bedeutung trat hinter der agitatorischen weit zurück; noch am meisten von dauerndem Werth ist sein „System der erworbenen Rechte". Die Lassalle'sche Anhängerschaft in der deutschen Socialdemokratie bewahrte auch in der Folge einen gewissen nationalen und patriotischen Charakter im Gegensatz zu der internationalen kosmopolitischen Richtung von Marx, als deren bekannteste und fähigste Vertreter Liebknecht und Bebel auftraten. Der Fundamentalsatz der von Lassalle begründeten neueren socialistischen Theorien ist der, daß alle Güter nur als Product der Arbeit anzusehen sind und daß der Arbeit im Gegensatz zum Grund- und Capitaleigenthum ein größerer Antheil am Erwerb gebühre, als sie bei der heutigen Lohnform finde, daß in gerechtem Verhältniß zur Arbeit die Güter zu vertheilen seien. Bei der heutigen Gesellschaftsordnung seufzet der Arbeiter unter der Herrschaft des „ehernen Lohngesetzes", welches darin besteht, daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt beschränkt bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Zur Herbeiführung einer gerechteren Vertheilung der Lebensgenüsse, zur Aufhebung des „ehernen Lohngesetzes" ist der vierte Stand durch Selbsthülfe nicht fähig; es muß die Hülfe des Staats, eine staatliche Organisation der Arbeit gefordert werden. Die Befreiung der Arbeit erfordert die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft; der capitalistischen Ausbeutung kann nur dann wirksam begegnet werden, wenn der

Staat den Arbeitern die Mittel an die Hand gibt, sich zu Productivassociationen zu vereinigen; dann wird es möglich werden, den Arbeitslohn durch den vollen Arbeitsertrag zu ersetzen. Die nothwendigen Consequenzen der communistischen Gesellschaftsordnung sind: der gemeinschaftliche Besitz aller Productionsmittel, die Aufhebung des Privateigenthums oder jedenfalls des Erbrechts, die Verwandlung der Gesellschaft in communistische Productivassociationen. Auch die großen sittlichen Grundbegriffe tastet der Socialismus frevelhaft an; seine Religion ist der Atheismus, seine Ehe die „freie Liebe", sein Staat die Republik mit absoluter demokratischer Gleichheit. Der Socialismus breitete sich immer weiter in der deutschen Arbeiterwelt aus; die stolzen Zahlen von Anhängern, mit denen einst Lassalle seine Phantasie erhitzt, wurden im Laufe der Zeit zur wirklichen Thatsache; üppig schoß die socialistische Presse in den mannichfachsten Erscheinungsformen empor; immer dichter spann das Vereinswesen seine Netze um die Arbeiterwelt; in jeder Fabrik und Werkstatt ertönten die Phrasen von der Ungerechtigkeit der heutigen Gesellschaftsordnung, von der sittlichen Verdorbenheit der höheren Stände, von der Aussaugung und Unterdrückung des darbenden Volks, von dem menschenunwürdigen Dasein der arbeitenden Klassen; Arbeitseinstellungen waren eine gewöhnliche Erscheinung; in großartigen Straßendemonstrationen und Volksfesten sah man in Berlin und andern großen Städten die Arbeiterbataillone im dröhnenden Massenschritt vorüberziehen, für ängstliche Gemüther das Vorspiel revolutionärer Ereignisse.

D. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte in Umrissen.

I. Die Westmächte und Rußland.

1. Frankreich und England in ihrer geschichtlichen Stellung.

§. 1138. 1. Das französische Kaiserreich. Die Errichtung des neuen Kaiserthums in Frankreich erfüllte die reactionäre und conservative Partei in Europa mit neuer Zuversicht. Die Furcht vor der Revolution schien dadurch auf längere Zeit beseitigt, und die vornehme Welt konnte sich wieder ohne Scheu den gesellschaftlichen Freuden und Genüssen hingeben. Zurückhaltender benahmen sich Anfangs die Regierungen, indem sie besorgten, der dritte Napoleon würde wie in der inneren Organisation und Regierungsweise, so auch in der äußeren Politik die Wege des Oheims einschlagen, die „napoleonischen Ideen" und Traditionen aufs Neue beleben. Doch gaben sie sich mehr und mehr dem frohen Glauben hin, daß die Worte, die er auf seiner ersten Rundreise in Bordeaux aussprach: „Frankreich wünscht den Frieden, und wenn Frankreich zufrieden gestellt ist, ist die Welt ruhig. Der Ruhm geht wohl als Erbschaft über, nicht aber der Krieg", aufrichtig gemeint und die Parole: „Das Kaiserthum ist der Friede" ein Wahrspruch sei. Reifer an Jahren als der große Oheim auf seiner Höhe, hat der Neffe allerdings den stürmischen Gang desselben gemieden, und die schwere Lebensschule, in die ihn das Schicksal schon in der Jugend geführt, hat ihn frühe gewöhnt, seine Leidenschaften zu zähmen und zu beherrschen, seine Gedanken und Pläne in schweigsamer Brust zu verschließen oder sie unter räthselhaften, vieldeutigen Ausdrücken und diplomatischen Künsten zu verhüllen; aber ein „Napoleon des Friedens", wie sein Vorgänger Louis Philipp sich gern nennen hörte, wollte er doch nicht werden. Die „große Nation" hatte sich in ihrem Stolze gekränkt gefühlt, daß sie auf die Geschicke Europa's, auf den geschichtlichen Weltgang nicht mehr, wie in den glorreichen Tagen der Vergangenheit, den entscheidenden Einfluß üben, den bewegenden Impuls geben, das gebieterische Wort reden sollte. Diesem nationalen Selbstgefühl kam Napoleon fördernd entgegen. Indem er dem ritterlichen und militärischen Charakter, der tief in der Natur des französischen Volkes wurzelt, Raum und Gelegenheit zur Entfaltung gab und der Ruhm- und Ehrliebe sammt ihrer Gefährtin, der Eitelkeit, schmeichelnd entgegenkam, erweckte er die schlummernden Sympathien für die Bonaparte'sche Dynastie, befestigte seinen Thron und gab den unruhigen und gährenden Kräften eine Ableitung nach Außen. Napoleon trieb eine active Politik, und wenn er bei seinen Interventionen alle Eroberungsgelüste ableugnete und den französischen Kriegsunternehmungen eine „civilisatorische Mission" zuschrieb, eine Erklärung, die allerdings bei der Welt wenig Glauben fand und sich nicht überall bewährt hat, so schmeichelte er dadurch der französischen Nation und zerstreute zugleich die Befürchtungen der auswärtigen Mächte.

Das Streben seines Oheims, unter den legitimen Herrscherhäusern Europa's eine Stellung zu gewinnen, den revolutionären Ursprung seines Kaiserthrones durch glänzende

Ehebündnisse mit den alten Fürstengeschlechtern in Vergessenheit zu bringen, hatte keine erfreulichen Früchte getragen. Der Neffe vermied diese Klippe, indem er, verletzt, daß die alten Fürstenhöfe den angebotenen Bruderbund nur mit Zurückhaltung eingehen wollten, die Rechtsquelle seiner Herrschaft im Volkswillen suchte und sowohl dem längst erschütterten, aus einer überlebten Feudalzeit stammenden Legitimitätsbegriff, als der Vorstellung von einem Königthum „von Gottes Gnaden" freiwillig entsagte. Als seine Brautwerbung um Carlota, die Enkelin der verwittweten Großherzogin Stephanie von Baden, seiner Verwandten, keinen Erfolg hatte, reichte er der schönen jungen Spanierin
Jan. 1853. aus edlem Geschlechte, Eugenia Montijo, Herzogin von Theba, die Hand zum Ehebund, wobei er in einer Botschaft das merkwürdige Geständniß ablegte, „daß ein Souverän, welcher durch ein neues Prinzip erhoben worden, diesem Prinzipe treu bleiben und dem übrigen Europa gegenüber offen die Stelle eines Parvenü einnehmen solle, welches ein ruhmvoller Titel sei, wenn er durch die freie Abstimmung eines großen Volkes erlangt werde. Dynastische Vermählungen erzeugten nur trügerische Bürgschaften und setzten das Familieninteresse an die Stelle des Nationalinteresses. Seit siebenzig Jahren seien alle in Frankreich vermählten fremden Fürstentöchter unglücklich gewesen; nur einer gedenke das Volk in Liebe und diese sei nicht aus fürstlichem Stamme gewesen (Josephine)". Wie sehr der kluge Herrscher durch diesen Schritt sich die Gunst und den Beifall des
30. Jan. 1853. Volkes gewonnen, bewies die allgemeine Freude bei dem Vermählungsfest und drei Jahre
16. März 1856. nachher bei der Geburt eines Prinzen. Daß die neue Herrscherin ihre Jugend nicht in einer Atmosphäre unbefleckter Unschuld verlebt hatte, schlug die leichtfertige Pariser Gesellschaft nicht sehr hoch an. Der Kaiser vergalt diese Anerkennung durch einen Akt der Versöhnung, indem er allen Verbannten und Flüchtigen, welche seiner Regierung und den Gesetzen zu gehorchen versprachen, freie Rückkehr in die Heimath gestattete und viele Deportirte begnadigte. Dem neuen Grundsatz von der Selbstbestimmung der Völker, wonach bei dem Wechsel einer Herrschaft der Wille des Volkes durch Abstimmung erforscht werden sollte, suchte er auch anderwärts Geltung zu verschaffen. Wir werden sehen, wie er in der Folge die Annexion von Savoyen und Nizza durch eine Volksabstimmung einleitete, wie er in Mexico die Errichtung eines Kaiserthums auf den ausgesprochenen Volkswillen zurückführte, wie in Italien die Kundgebungen der Bewohner als Rechtstitel für die Einverleibung der kleineren Staaten anerkannt wurden; auch bei dem Erbfolgestreit in Schleswig-Holstein empfahl er die Anwendung desselben Verfahrens. War auch diese Abstimmung meistens nur ein Schein, durch welchen der Volkswille nicht zum wahren, freien Ausdruck kommen konnte, so diente der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts doch dazu, das alte Legitimitätsprinzip, wonach Völker und Staaten als dynastisches Eigenthum angesehen wurden, in seiner Geltung zu erschüttern und dem Prinzip der Volkssouveränetät in einer neuen Gestalt Eingang in das europäische Staatsrecht zu verschaffen. Große Sorgfalt wendete der neue Kaiser den socialen Fragen zu. Wir haben gesehen, daß die Revolutionsstürme der Jahre 1848 und 1849 ihre Hauptquelle in dem Mißverhältnisse der arbeitenden und besitzenden Volkstheile gehabt haben. Zu verständig und einsichtsvoll, die socialistischen und communistischen Träume ernstlich in Anwendung zu bringen, oder eine Ausgleichung des Besitzstandes durch gewaltsame Eingriffe in das Eigenthum zu versuchen, erkannte er dennoch die Nothwendigkeit, dem Arbeiterstande mehr unter die Arme zu greifen und ihn vor Armuth und Elend zu schützen. Als im Jahre 1853 in Folge einer dürftigen Ernte Brodmangel und Theuerung entstand, wurde in Paris eine „Bäckereikasse" ins Leben gerufen, wodurch mittelst Zuschüssen der Stadt ein mäßiger Brodpreis erzielt werden sollte. Durch Wasserbauten, Dämme und Flußcorrectionen suchte er den verheerenden Wirkungen der häufig eintretenden Rhoneüberschwemmung zu begegnen. Straßen, Brücken und Eisenbahnen erleichterten und belebten den inneren Verkehr. Großartige Bauunternehmungen, vom Staat und von den Städten ausgehend, dienten dazu, den unbemittelten Volksklassen lohnende Beschäftigung zu geben. Paris erhielt durch die eingreifende Thätigkeit und den rücksichtslosen Unternehmungsgeist des Stadtpräfecten Haußmann eine neue Gestalt; die engen Gassen wurden zerstört und durch Anlegung neuer Stadttheile und Straßen wurden nicht nur gesundere Wohnungen geschaffen, sondern

auch die Stützpunkte der Revolutionen und Aufstände weggeräumt. Die große Kunst- und Industrie-Ausstellung, welche nach dem Vorbilde der Londoner im Mai 1854 in Paris eröffnet ward, und Handelsverträge mit verschiedenen Staaten förderten das Industrie- und Verkehrsleben und mehrten den Absatz französischer Erzeugnisse nach dem Auslande. Ganz verschieden von seinem Oheim, welcher durch die Continentalsperre Handel und Wandel in enge Fesseln schlug, löste er die Bande des alten Prohibitivsystems in Frankreich und that durch Minderung oder Beseitigung der Zölle und Zollschranken einen bedeutenden Schritt zum Freihandel, dem Ziele des modernen Gesellschaftslebens. Auch die Begünstigung der Creditvereine und Actiengesellschaften hatte die Hebung der Industrie und der Betriebsamkeit zum Zweck, führte aber auch den großen Nachtheil mit sich, daß die Speculationssucht zu einer gefährlichen Höhe stieg, daß die Gier nach müheloseem Gewinn in alle Klassen drang und schwindelhafte Unternehmungen Vertrauen und Solidität erschütterten. Die Staatsausgaben stiegen ins Unermeßliche, und da der Ausfall nur durch neue Anlehen gedeckt werden konnte, so erlangte die Finanzwelt und die Speculation eine bedenkliche Macht. Jedes politische Ereigniß influirte auf den Stand der Staatspapiere, wodurch die Welt in fortwährender Spannung und fieberhafter Aufregung erhalten ward; man gewöhnte sich, Millionäre auf der Verbrecherbank zu sehen. Es war nur ein geringes Palliativmittel gegen den zunehmenden Speculationsgeist, daß die Regierung zweimal zu Nationalanlehen schritt; die Börse behielt dennoch die Oberhand; der Versuch hatte nur die Wirkung, daß die große Betheiligung unter allen Ständen als Beweis dienen konnte, daß die kaiserliche Regierung sich eines hohen Vertrauens bei der Nation erfreue. — Aber so sehr sich Napoleons Herrschaft bei dem Volke befestigte, die Zahl seiner erbitterten Gegner blieb doch noch sehr groß. Die Legitimisten beharrten in ihrer Zurückgezogenheit, wenn gleich bei der Thatlosigkeit und passiven Natur ihres Hauptes, des kinderlosen Grafen von Chambord (Bordeaux), die Hoffnungen auf eine neue Restauration mehr und mehr sanken. Der Versuch einer „Fusion" der Legitimisten und Orleanisten hat auf keiner Seite großen Anklang gefunden; doch haben sich auch nur wenige dem neuen Regimente angeschlossen. Das Beispiel von Laroche-Jacquelein blieb eine vereinzelte Erscheinung; und die vielgeschäftige Thätigkeit des Grafen Montalembert (geb. 1810) schweifte in den Fragen der Politik unstät umher, da sein Hauptinteresse den kirchlichen Dingen und der Verbreitung ultramontaner Anschauungen zugewendet war. In dieser Richtung stimmte er mit der Kaiserin Eugenie überein, und auch Napoleon, obwohl in Glaubenssachen so indifferent wie sein Oheim, trat doch gern als Schirmherr des römischen Stuhls auf, um dadurch die Geistlichkeit und das Landvolk in sein Interesse zu ziehen. Aber selbst Montalembert sah sich noch kurz vor seinem Tode (7. März 1870) in die Opposition gedrängt gegen den wachsenden Einfluß des Jesuitismus und gegen das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma. — Von den Orleanisten hat sich Guizot in ein literarisches Stillleben zurückgezogen, in ausführlichen Denkwürdigkeiten die Welt über sich und seine Zeit zu belehren gesucht und sich seinen religiösen „Meditationen" hingegeben, zugleich als Wächter der calvinischen Rechtgläubigkeit den weltlichen Arm gegen die freie Bibelforschung zu Hülfe rufend, und Thiers, durch seine geschichtliche Darstellung des ersten Kaiserreichs der napoleonischen Familie innerlich mehr befreundet, hat erst nach mehreren Jahren des Schweigens wieder am öffentlichen Leben Theil genommen und in der parlamentarischen Opposition seine Geistesfunken von Neuem blitzen lassen, zugleich aber in seiner Bekämpfung der auswärtigen Politik des Kaiserthums den Beweis geliefert, wie schwer es selbst dem geistreichsten Staatsmann fällt, in späteren Jahren sich von den Traditionen der Vergangenheit frei zu machen und neuen völkerrechtlichen Anschauungen und Prinzipien gerecht zu werden. Die eigene Größe auf die Schwächung der Nachbarn zu gründen und das internationale Verkehrsleben durch Schutzzölle zu hemmen, kann als überwundener Standpunkt gelten. — Schroffer und verbitterter als die Männer des Prinzips und der Doctrin standen die Republikaner der napoleonischen Herrschaft entgegen. Viele hervorragende Persönlichkeiten, wie Ledrü-Rollin und Louis Blanc, wie Victor Hugo und Quinet, wie Charras, Changarnier, Lamoricière

Mai 1854.

u. A. verharrten als unbußfertige Widersacher des Imperialismus in der Fremde, in England, Belgien, der Schweiz, einen neuen Umschwung in dem tiefbewegten Lande erwartend, und in Frankreich selbst traten bei manchen Gelegenheiten, wie bei dem Begräbniß des Volksdichters Béranger anti-bonapartistische Regungen und Gesinnungen zu Tage. (17. Juli 1857.) Aber Napoleon III. war auf seiner Hut: wie sein Oheim suchte auch er sich durch eine weitverzweigte wachsame Polizei zu schützen und setzte sein Vertrauen auf sein schlagfertiges Heer, auf seine stolze Garde, auf seine Generale und Offiziere, welche die bevorzugte Stellung, die er ihnen im Staat und in der Gesellschaft einräumte, mit Treue und Hingebung vergalten. Für Nationalgarden, deren Dienstleistungen mehr zur Parade als zum wirklichen Kampf dienten und häufig in militärische Spielereien ausarteten, war die Zeit zu ernst, auch waren die bürgerlichen Kreise, aus denen sie hervorgingen, dem neuen Kaiserthum zu wenig hold, als daß Napoleon seine Herrschaft und Sicherheit auf sie hätte stützen mögen. Das goldene Zeitalter der Bourgeoisie war mit dem Julikönigthum zu Ende gegangen. Ein mit großer Klugheit entworfenes Vereinsgesetz gab der Regierung die Mittel in die Hand, das Associationswesen sorgfältig zu überwachen und alle gefährlichen Regungen im Keime zu ersticken, und die strengen Maßregeln gegen die Presse brachten die Stimmen der Opposition zum Schweigen und stellten den Ausdruck der öffentlichen Meinung ganz unter die Obhut des Staats und seiner Organe. Nicht nur, daß durch hohe Cautionen, wie durch vieldeutige Gesetze und Verordnungen die Journalistik in ihrer Bewegung gehemmt und zu einer vorsichtigen Haltung genöthigt ward; das Gebot, daß jeder Artikel die Unterschrift des Verfassers tragen müsse, legte der Tagespresse schwere Fesseln an. Auch wurde ihr Einfluß und ihre Bedeutung noch durch eine officiöse Broschürenliteratur gelähmt, worin alle wichtigen Zeitfragen in tendenziösem Sinne behandelt wurden, um die öffentliche Meinung zu bestimmen oder zu erforschen. — Die glänzendsten Triumphe feierte Napoleon auf dem Felde der äußern Politik. Im engen Bunde mit England trat er als Schützer der Türkei gegen Rußland auf, und wenn auch der zweijährige Krieg an der Niederdonau und in der Krim das französische Reich nicht vergrößerte und Rußland nicht aus seiner Stellung als Großmacht drängte, so hatte derselbe doch zur Folge, daß Frankreich auf dem Pariser Friedenscongreß das entscheidende Wort führte, daß die heilige Allianz in ihren innersten Fäden zerrissen ward und daß sowohl der russische Hof, der dem neuen Kaiser Anfangs die fürstliche Anrede: „Mein Bruder" verweigerte, als die übrigen europäischen Regierungen sich um Napoleons Gunst und Freundschaft bewarben. Eine persönliche Zusammenkunft des französischen Kaisers mit Alexander II., dem neuen Beherrscher aller Reußen, in Stuttgart gab der versöhnten Gesinnung Ausdruck. (27. Sept. 1857.) Von noch wichtigeren Folgen für Frankreich und für ganz Europa war Napoleons Einmischung in die Angelegenheiten Italiens. Auch hierbei stand ihm England fördernd und hülfreich zur Seite, wenn auch nicht thatsächlich als Waffengenosse, so doch durch die Zustimmung und Billigung seiner Politik. Zugleich wußte er den Groll Rußlands und die Rivalität Preußens gegen die österreichische Regierung zu seinem Vortheil zu kehren, wodurch es ihm gelang, den italienischen Krieg zu „localisiren" und Oesterreich in eine isolirte Stellung zu bringen. Durch diese kluge, wenn man will machiavellistische Staatskunst, verbunden mit den Siegen der französischen Waffen im Felde und mit den Mißständen der österreichischen Armeeverwaltung, erreichte Napoleon den Zweck, daß der Einfluß und die Vorherrschaft Oesterreichs in Italien gebrochen ward, daß sein Bundesgenosse Victor Emanuel die Lombardei und die Territorien des mittleren Italiens gewann und, nachdem er noch mit Garibaldi's Hülfe Neapel und Sicilien erobert, sich zum König von Italien aufschwang und als solcher von den meisten Staaten Europa's anerkannt ward, sowie daß Frankreich nicht nur Savoyen und Nizza „annectirte", sondern auch als Schutzmacht des neuen Königreichs an Oesterreichs Stelle trat und zugleich durch seine Besatzungstruppen in Rom das Schicksal der päpstlichen Herrschaft in der Hand hatte. (14. Jan. 1858.) Wenn das Attentat Orsini's und seiner Genossen den Impuls zum activen Vorgehen in Italien gegeben hatte, so benutzte Napoleon dasselbe zugleich zu scharfen Zwangsgesetzen in Frankreich selbst: durch die Errichtung von fünf Marschallkreisen und durch die Ernennung des Haudegens Espinasse, der einst bei dem Staatsstreiche thätig mitge-

wirkt hatte, zum Kriegs- und Polizeiminister wurde das ganze Reich unter das Schwert gebeugt; ein strenges Ueberwachungssystem im Innern und gegen das Ausland hemmte jede freie Bewegung, ein militärisch-polizeilicher Terrorismus, wie ihn Europa lange nicht gesehen, verbunden mit Verhaftungen und Deportationen, hielt die Geister gefesselt und füllte Alles mit Furcht und Zagen. Nur allmählich wurde das System des Kriegs und Schreckens durch Maßregeln der Versöhnung und des Vertrauens gemildert. Doch blieb die freie Meinungsäußerung sowohl in der Tagespresse, als in der gesetzgebenden Versammlung fortwährend großen Beschränkungen unterworfen, die Centralisation, die alle Macht in die Hände des Beamtenstandes legte, leitete und bestimmte das ganze öffentliche Leben und hielt jedes Selbstregiment in Corporationen und Gemeinden nieder. Dem Kaiser gereichte es zum Trost und zur Beruhigung, daß alle Anschläge gegen sein Leben von Fremden ausgegangen, daß kein Franzose sich eines so schwarzen Verbrechens schuldig gemacht. — Auch in den Meeren Ostasiens machte die französische Flotte gemeinsame Sache mit der englischen, damit das Inselreich aus den Handelsverträgen mit China nicht allein den Gewinn ziehe (§. 1068), und die Intervention in Mexico wurde Anfangs im Verein mit Spanien und England unternommen, aber nur von Frankreich zu einem entscheidenden Austrag geführt. — So sehr sich übrigens Napoleon bemühte, seine Regierung als eine „Aera des Friedens" hinzustellen, das Ausland setzte wenig Glauben in diese Parole. Besonders wuchs das Mißtrauen nach der Annectirung von Savoyen und Nizza. In der Schweiz herrschte eine Aufregung, die eine Zeit lang eine drohende Höhe erreichte; in Belgien, in Holland, in Deutschland fürchtete man die Wiederbelebung der imperialistischen Ideen von den „natürlichen Grenzen"; in England wurde unter den Augen der Königin eine große Musterung der freiwilligen Schützen vorgenommen. Am meisten Ursache zur Besorgniß hatte man in Deutschland. Ist doch die Rheingrenze von jeher ein Lieblingstraum der großen Nation gewesen. Die Beschaffenheit der Bundeskriegsverfassung gab wenig Bürgschaft, daß im Fall eines Krieges der Sieg sich auf die deutsche Seite neigen würde. Darum sammelten sich im Juni 1860 viele deutsche Fürsten in Baden-Baden um den Prinz-Regenten von Preußen, Juni 1860.
in der Absicht, ihr einmüthiges Zusammenstehen für die Integrität Deutschlands zu bekräftigen. Aber Napoleon wußte diese Befürchtungen zu zerstreuen, indem er in der Staatszeitung (Moniteur) erklären ließ, „des Kaisers einziger Zweck sei, mit den Souveränen, seinen Alliirten, in Frieden zu leben und alle seine Sorgfalt auf die thätige Entwickelung der Hülfsquellen Frankreichs zu verwenden", und dann sich selbst zu dem Fürstentag einlud und durch sein Erscheinen jedes Mißtrauen zu verscheuchen suchte. Aber so sehr die französische Nation sich geschmeichelt fühlte, daß die kaiserliche Regierung in den großen Weltfragen eine so gewichtige Stimme führte, und gleichsam die Wage des politischen Gleichgewichts in der Schwebe hielt: so wenig war sie befriedigt über die verschwenderische Finanzwirthschaft, welche die Kräfte des Reiches übermäßig in Anspruch nahm, so daß sogar die Staatswaldungen angegriffen werden sollten, und welche immer neue Staatsschulden anhäufte, sowie über die Strenge, womit im Innern die Bewegung der Geister niedergehalten, die Freiheit der Rede und der Presse gezügelt und überwacht, jedes Streben nach einem volksthümlichen Selbstregiment unterdrückt wurde. Wenn der Herzog von Morny, der zehn Jahre lang mit Beredsamkeit und Geschick die † 10. März 1865.
Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers leitete, bei seinem Tode dem kaiserlichen Halbbruder die Mahnung gab, die langverheißene „Krönung des Gebäudes", auszuführen, so ist dieser Rath des Sterbenden nicht erfüllt worden. Denn in dem kaiserlichen Decret vom 19. Jan. 1867, wodurch die Adreßdebatte durch das Interpellationsrecht ersetzt, die Presse unter das Polizeistrafgericht gestellt, die Beschränkungen des Vereinswesens gemildert wurden und jeder Minister gehalten sein sollte, die Angelegenheiten seines Amtskreises selbst vor der gesetzgebenden Körperschaft zu vertreten, vermochte die Nation nicht das volle Maß ihrer politischen Freiheit zu erblicken. — Während einer längeren Ab- April 1865.
wesenheit Napoleons in Algier wurde der Versuch einer Regentschaft unter der Leitung der Kaiserin gemacht, aber die unbotmäßige Rede des Prinzen Napoleon bei der Einweihung des Denkmals seines Oheims in Ajaccio konnte als Beweis dienen, welche Schwierigkeiten Frankreich zu erwarten haben würde, wenn eine solche Staatseinrichtung auf die

Dauer eintreten müßte. Ihrem Einfluß schrieb man auch die wachsende Gunst zu, welche der kaiserliche Hof in der jüngsten Zeit der klerikalen Partei zuwendete. In dem „Leben Cäsars", das der Kaiser nach gründlichen Studien und Forschungen in seinen Mußestunden ausarbeitete, suchte er zugleich dem napoleonischen Regierungssystem ein Denkmal der Bewunderung zu stiften, eine Apotheose des Cäsarismus, gegen welche sich im Inlande und Auslande viele protestirende Stimmen erhoben. Der große Eifer, mit welchem man im J. 1867 die Armee-Reorganisation vornahm, die Streitmacht durch Ausdehnung der Conscriptionspflicht und Errichtung der mobilen Nationalgarde vermehrte und die Truppen mit einer verbesserten Waffe, den weittragenden, leichten Chassepotgewehren, versah, welche
October 1867. zuerst in den Kämpfen gegen die Freischaaren Garibaldi's im römischen Gebiet zum Schutze der weltlichen Besitzungen des Papstes in Anwendung kamen, wurde vielfach als Anzeichen gedeutet, daß die Parole „das Kaiserthum ist der Friede" für die Zukunft außer Geltung gesetzt werden dürfte. Durch diese wohlgerüstete und imposante Militärmacht unter der Leitung des kampflustigen Marschalls Niel als Kriegsministers nahm Frankreich die Haltung einer Macht an, „die in den Falten ihrer Toga Krieg oder Frieden trägt". Aber nachdem Napoleon durch diese Militärorganisation das Kaiserthum in die Lage gesetzt, nach Außen die seinem Range gebührende Stellung zu behaupten, im Innern die feindlichen Elemente niederzuhalten, lenkte er mit der ihm eigenen
1868. Klugheit in freiere Bahnen ein, die zu der verheißenen „Krönung des Gebäudes" führen sollten. Er gewährte Preßfreiheit mit weit gezogenen Linien gegen Ueberschreitung und ließ sich selbst durch den schrankenlosen Gebrauch, den die lauten Stimmen der Opposition, wie Rocheforts „Laterne", von dem neuen Gute machten, nicht zur Verkümmerung des
2. Dec. 1868. Zugestandenen fortreißen. Nur als am 2. December die Wiederstandspartei allzukühn hervortrat, eine Reihe von Zeitungen Subscriptionen zu einem Denkmal für den auf der Barrikade gefallenen Baudin eröffneten, griff die Regierung wieder zu dem alten Mittel gerichtlicher Verfolgungen, mußte aber deshalb scharfen Tadel über sich ergehen lassen. Auch das freie Vereins- und Versammlungsrecht, das seit 1851 geruht, wurde hergestellt und dadurch den alten Demagogen und Socialdemokraten ein weites Forum zu Angriffen gegen das herrschende System des „persönlichen Regiments" geöffnet. Diese inneren Angelegenheiten nahmen die französische Nation so sehr in Anspruch, daß die Kriegsgerüchte längere Zeit verstummten. Nur vorübergehend wurde die Welt wieder
1869. alarmirt, als die französische Ostbahngesellschaft unter Begünstigung der Regierung die Eisenbahn nach Brüssel durch Kauf an sich zu bringen suchte, weil man darin den ersten Schritt zur Annexion Belgiens zu erblicken glaubte. Doch wurde der Streit bald auf dem Wege friedlicher Verhandlungen ausgeglichen. Durch die Gewandtheit des belgischen Ministers Frère-Orban wurde die französische Regierung bewogen, von den Ostbahnverträgen gänzlich Umgang zu nehmen und sich mit einem Betriebsvertrage zu begnügen, der Belgien in keiner Weise zu nahe trat. Doch konnte man allenthalben bemerken, mit welcher Eifersucht die Franzosen auf Alles blickten, was von Preußen und dem norddeutschen Bunde ausging; selbst den Plan einer Gotthardsbahn, welcher von Deutschland, der Schweiz und Italien ausgeführt werden soll, suchte das mißtrauische Frankreich zu durchkreuzen. — Als im Frühjahr die dritte Legislaturperiode zu Ende ging und neue Wahlen zum gesetzgebenden Körper ausgeschrieben wurden, gerieth die französische Nation in eine fieberhafte Aufregung. Man fühlte, daß eine neue Aera im Anbruch sei; der Kaiser selbst ließ sich von dem liberalen Deputirten Ollivier über die Stimmung und Wünsche des Volkes in einer persönlichen Unterredung berichten. Der Ausfall der Wahlen in den größeren Städten, insbesondere in Paris, wo mehrere „Unversöhnliche", Radicale und Republikaner, über die Männer constitutioneller Freiheit den Sieg davon trugen, machte den Kaiser betroffen, und es fehlte nicht an Solchen, die einen neuen Staatsstreich erwarteten oder anriethen. Aber Napoleon blieb fest. Als im Juli die neuen Abgeordneten zu einer kurzen Session zusammentraten, um die Wahlen zu prüfen und 116 derselben in einer Interpellation Verantwortlichkeit der Minister und Unabhängigkeit und freie parlamentarische Bewegung mit Initiative für den gesetzgebenden Körper verlangten, gab er einen zustimmenden Bescheid und vertagte die Sitzungen, bis

der Senat die beabsichtigten Gewährungen geprüft und berathen haben würde. Zwar erregte die unerwartete und etwas formlose Vertagung einige Mißstimmung, die noch wuchs, als der anfangs bestimmte Termin des Wiederzusammentritts um einige Wochen hinausgerückt wurde; allein die Entlassung des Staatsministers Rouher, des gewandten Verfechters des kaiserlichen Absolutismus, bewies, daß es dem Kaiser Ernst sei mit den Reformen. Er billigte sogar die so stark angefochtene Rede des Prinzen Napoleon im Senat, welcher nur in dem aufrichtigen Eintreten in das constitutionelle Staatsleben den sichern Bestand des Kaiserthums erkennen wollte. Nach einigen unruhigen Monaten, während welcher der Tod des Marschalls Niel neue Veränderungen im Cabinet herbeiführte, der leidende Zustand des Kaisers große Besorgnisse weckte, die Kaiserin Eugenie über Constantinopel nach Aegypten zur Einweihung des Nilcanals reiste und die Nachwahlen in Paris neue Aufregungen erzeugten, eröffnete Napoleon an dem bestimmten Tag den gesetzgebenden Körper mit einer Thronrede, worin er in folgenden Worten Ziel und Aufgabe seiner künftigen Politik bezeichnete: „Frankreich will die Freiheit, aber mit der Ordnung. Für die Ordnung stehe ich ein; helfen Sie mir, meine Herren, die Freiheit zu schützen. Halten wir uns, um dieses Ziel zu erreichen, in gleicher Entfernung von dem Rückschritt und von den revolutionären Theorien. Zwischen denen, welche Alles ohne Veränderung zu erhalten streben, und denen, welche Alles umzustürzen trachten, läßt sich ein rühmlicher Standpunkt einnehmen.“ Ein neues Ministerium unter der Leitung Emil Olliviers sollte dieses neue Programm durchführen und ein parlamentarisches Regiment anstatt des bisherigen persönlichen begründen. Der Kaiser schien aufrichtig in das neue System einzugehen; verglich er sich doch selbst einem müden Wanderer, der einen Theil seines Reisegepäcks ablege. Unter den Präfekten und Beamten wurde bedeutend aufgeräumt, selbst Haußmann, der mächtige Seine-Präfekt, mußte der öffentlichen Stimme weichen, wie ungern ihm auch sein kaiserlicher Herr den Abschied gab. Sehr zur unrechten Zeit für den Kaiser kam ein Vorfall in der napoleonischen Familie. Peter Bonaparte, Lucians Sohn, ein heftiger, leidenschaftlicher Mann, gerieth mit einigen Journalisten wegen persönlicher Angriffe auf ihn und seine Familie in Streit, und als zwei derselben, Mitarbeiter von Rocheforts Blatt „Marseillaise“ bewaffnet in seine Wohnung traten, um ihn zur Rede zu stellen, schoß er den einen derselben, Victor Noir, nieder. Die Republikaner suchten bei Gelegenheit der Beerdigung einen Massenaufstand zu erregen, aber die Bewegung wurde im Entstehen durch Polizei und Militär unterdrückt. Rochefort wurde mit Zustimmung des gesetzgebenden Körpers, dessen Mitglied er war, wegen hochverrätherischer Umtriebe gerichtlich verfolgt und zu einer Gefängniß- und Geldstrafe verurtheilt. Peter Bonaparte stellte sich selbst in Haft, wurde aber am 27. März durch einen außerordentlichen Gerichtshof in Tours freigesprochen, weil er sich im Zustande der Nothwehr befunden. Die Republikaner benutzten den Wahrspruch der Geschwornen als Beweis, daß es gegen die Verwandten des Kaisers keine Gerechtigkeit gebe. Der Gerichtshof legte dem Prinzen eine Entschädigungsstrafe von 25,000 Francs an den Vater des Getödteten auf und Napoleon veranlaßte ihn einige Zeit nachher, Frankreich zu verlassen. Der Professor Tardieu, der zu Gunsten des Prinzen gezeugt hatte, wurde von den Studenten in seinem Auditorium insultirt. Um die Opposition, die bei dieser Gelegenheit sehr scharf sich äußerte, niederzuschlagen und die Volkssouveränetät, die er stets so gern als seinen Rechtstitel zum Regieren betonte, aufs Neue hervortreten zu lassen, beschloß der Kaiser, die parlamentarische Verfassung durch eine allgemeine Volksabstimmung, ein Plebiscit, sanktioniren zu lassen. Zu dem Behufe erhielt jeder wahlberechtigte Franzose einen kaiserlichen Brief mit der Frage: „Billigt das französische Volk die liberalen Reformen, die seit 1860 von dem Kaiser unter Mitwirkung der großen Staatskörperschaften an der Verfassung vorgenommen worden sind und genehmigt es das Senatsconsult vom 20. April 1870?“ Nach einer großen Aufregung und Wahlbewegung, während welcher die Regierungsorgane einen brennenden Eifer in der Bewerbung für Ja-Stimmen entfalteten und hervorhoben, daß dadurch die Freiheit und der Friede für die Zukunft gesichert sei, erfolgte das Resultat, daß am 8. Mai gegen 7½ Millionen

Marginalien: Juli. — 29. Nov. 1869. — 2. Jan. 1870. — 10. Jan. — 22. Jan. — 8. Mai 1870.

Wähler mit Ja stimmten, somit dem kaiserlichen Regimente ein glänzendes Vertrauensvotum abgaben. Daß in mehreren der größeren Städte die Opposition in der Mehrheit war und in der Armee über 45,000, in der Marine 6000 Nein abgegeben wurden, dämpfte wohl die Freude, war aber nicht vermögend, die Bedeutung des Plebiscits für die Befestigung der bestehenden Ordnung herabzusetzen. Als eine Deputation
21. Mai 1870. des gesetzgebenden Körpers, den Präsidenten Schneider an der Spitze, dem Kaiser im großen Saale des Louvre das Ergebniß der Abstimmung beglückwünschend mittheilte, sprach Napoleon seinen Dank aus für das Vertrauen, das die Nation ihm nun zum viertenmal in so glänzender Weise dargebracht. Ein neues festes Band schien damit um Thron und Volk geschlungen; zumal als im nächsten Monat die Wahl der Generalräthe in den Departements im Sinne des Kaiserthums ausfiel und gewissermaßen das Plebiscit ergänzte; aber es war eine Sinnentäuschung, die bald schrecklich zerrinnen sollte, es war die abspannende Windstille vor dem nahenden Sturm.

§. 1139. 2. England. Die englische Regierung blickte, obwohl sie das neue Kaiserthum in Frankreich alsbald anerkannte, doch nicht ohne Sorge auf die Wiederherstellung der Bonaparte'schen Dynastie mit ihren Traditionen. Sie unterließ daher nicht, über den Werken des Friedens, denen sie fortwährend ihr Hauptaugenmerk zuwandte, wie die großartige Ausstellung der Weltindustrie im Sommer 1851, die Beförderung des Handels und Verkehrs durch Herabsetzung oder Aufhebung der Zölle, durch unterseeische Telegraphenverbindungen u. dergl. m. kund thaten, auch die Wehrkraft des Landes und Volkes zu heben. Sie verstärkte die Kriegsflotte, sie setzte die Seehäfen und Küstenbefestigungen in Vertheidigungsstand, sie mehrte die Heeresmacht, erleichterte die Anwerbung fremder Kriegsmannschaft und traf Vorkehrungen zur Errichtung einer Landwehr. Und allerdings trat anfangs sowohl in Frankreich als auf dem übrigen Festlande eine gereizte Stimmung gegen England zu Tage, als aus allen Ländern politische Flüchtlinge und Verbannte in dem Inselreiche eine sichere Zuflucht fanden und, geschützt durch das Asylrecht, der Revolutionspartei in den europäischen Staaten Vorschub leisteten und das herrschende Regiment zu stürzen suchten. Durch Klugheit und Mäßigung beschwichtigte jedoch die Regierung das Ausland, ohne das Asylrecht zu beschränken; und da die orientalischen Verwickelungen zwischen Rußland und der Türkei die Blicke Europa's auf andere Dinge richteten und Englands Mitwirkung zur Bekämpfung der russischen Herrschgier und Eroberungssucht nicht entbehrt werden konnte, so wurde das gute Einvernehmen zwischen dem Inselreiche und den Continentalmächten bald wieder hergestellt, und die Regierungen von Frankreich und England traten in ein enges Bundesverhältniß, das, durch wiederholte persönliche Zusammenkünfte der regierenden Häupter befestigt, während des russischen und italienischen Krieges ungestört fortbestand. Das auf britischem Boden entworfene und vorbereitete Attentat Orsini's war nicht vermögend, das Freundschaftsbündniß zu zerreißen, wenn auch eine vorübergehende Trübung entstand, die sich in gereizten Manifestationen Luft machte. Der Versuch Palmerstons, durch Einführung strengerer Strafbestimmungen über Theilnahme an Mordthaten die Franzosen zu beruhigen, erregte bei Volk und Parlament lauten Unwillen, so daß ein Ministerwechsel eintrat. Erst als auf eine Anfrage des neuen Ministeriums aus Paris die Erklärung erfolgte, der Kaiser verlange nichts, was mit der Ehre Englands unvereinbar sei, und hege zu der freundlichen Gesinnung der britischen Nation volles Vertrauen, ward das alte Verhältniß wieder hergestellt. Auch später führte die Weigerung Englands, an dem von Napoleon vorgeschlagenen Congreß zur Herstellung des europäischen Friedens und Völkerrechts auf neuen Grundlagen Theil zu nehmen, ein Entfremdung herbei, ohne jedoch eine feindliche Stellung beider Staaten zu erzeugen. — Die Engländer hatten alle Ursache, mit Frankreich in gutem Einvernehmen zu bleiben, da sie durch Uebermuth, Herrschsucht und Eigennutz sich in allen Erdtheilen heftige Feindschaften bereitet hatten. Denn so sehr man rühmend anerkennen muß, daß die englische Nation in ihrem inneren Staatsleben auch in der jüngsten Zeit hochherzige und freisinnige Ideen verfolgte, daß alle Ministerien, mochten sie, wie Lord Stanley (Graf Derby), Malmesbury, d'Israeli in den Jahren 1852 und 1858, den Grundsätzen der Tories huldigen, oder wie Lord

Palmerston, John Russel u. A. (um das Jahr 1855 und später) der Partei der **Whigs** angehören, oder wie im Jahre 1853 unter Lord Aberdeen, Gladstone u. A. aus einer Coalition beider Parteien zusammengesetzt sein, auf der Höhe ihrer Zeit standen, daß das Wort Macaulay's: „die Geschichte von England ist vorwiegend die Geschichte des Fortschritts" als Wahrheit gelten darf; so sehr man es preisen muß, daß die Regierung Großbritanniens vor Allem die Herrschaft des Gesetzes anerkannte und feststellte, daß sie aus allen Kräften an der Unterdrückung des Sclavenhandels arbeitete, daß sie dem Versuche Napoleons, durch Einführung sogenannter *freier Neger* nach den französischen Kolonien der Sclaverei unter einer andern Form wieder Eingang zu verschaffen, entschieden entgegentrat; daß sie eine zeitgemäße Reform des Seerechts zuließ, indem sie den Grundsatz annahm, daß auch in Kriegszeiten die neutrale Flagge jede Waare, Waffen und Kriegsbedarf ausgenommen, decke und schütze; daß dem Unterhause die Befugniß eingeräumt ward, in dem Parlamentsschwur die Worte: „auf den Eid eines wahren Christen" ausfallen zu lassen und damit den Eintritt der Juden in die höchste Reichsversammlung zu ermöglichen; daß Vereine zu wissenschaftlichen und humanen Zwecken auf alle Weise gefördert wurden: so wenig läßt sich leugnen, daß England in der *äußeren Politik* oft einen einseitigen Standpunkt festhielt, daß die Regierung häufig in kleinlichen, einer Großmacht unwürdigen Zänkereien ihren Einfluß verzettelte, daß materielle Vortheile und Handelsinteressen großartige politische Anschauungen zurückdrängten, daß nationale Vorurtheile den Blick häufig trübten, daß sie nicht selten dieselben Erscheinungen nach einem ungleichen Maßstabe beurtheilte, je nachdem sie bei einer starken oder schwachen Nation zu Tage kamen. In Europa erzeugte die brutale Art, in der die Regierung zuerst in dem schwachen Griechenland, dann in dem zerrütteten Königreich Neapel die Entschädigungsansprüche englischer Unterthanen geltend machte und durchsetzte, großes Mißfallen, und selbst in Deutschland fühlte man sich gedrungen, den Anmaßungen einzelner Reisenden mit Ernst entgegen zu treten (Macdonald). Auch in der Folge wurde das Königreich Griechenland von der englischen Regierung mit Mißtrauen und Ungunst behandelt, so lange König Otto, dem sie größere Hinneigung für Rußland und Frankreich Schuld gab, auf dem Throne saß, und die unzufriedene, aufgeregte Stimmung des Volkes gegen die deutsche Herrscherfamilie genährt. Als die *ionische Republik* der sieben Inseln, Englands Schutzbefohlene, in ihrer Antwort auf die Botschaft des Lord-Obercommissars bei Eröffnung des Parlaments in Corfu ihre Unabhängigkeit verlangte 12. März 1861.
und auf Vereinigung mit Griechenland drang, wies die englische Regierung, im Widerspruch mit den in Italien kundgegebenen Grundsätzen, das Begehren zurück und vertagte die Versammlung. Erst als an der Stelle des vertriebenen Königs *Otto* ein dänischer Nov. 1863.
Prinz, der Bruder der Prinzessin von Wales, als König *Georg* I. den Thron in Athen eingenommen, willigte England in die Vereinigung der ionischen Inseln mit dem griechischen Königreich und entließ sie aus der bisherigen Schutzherrschaft. — Mit den Vereinsstaaten Nordamerika's nahmen die Verwickelungen und Streitigkeiten kein Ende und erreichten bisweilen einen Grad der Erbitterung, daß mehrmals der Ausbruch eines neuen Krieges zu erwarten stand, eines Krieges, der bei der Stammverwandtschaft, bei der herrschenden Rivalität und bei den gleichen Interessen und Lebensrichtungen beider Nationen einen leidenschaftlichen Charakter hätte annehmen müssen. Auch das auffallende Verfahren, welches die englische Regierung in dem deutsch-dänischen Streit wegen der Herzogthümer Schleswig-Holstein eingeschlagen, indem sie zuerst versuchte, durch Drohnoten und unhöfliche Schriftstücke die Deutschen einzuschüchtern und schließlich, als die Bundestruppen Holstein besetzten und die preußisch-österreichische Armee Schleswig nebst Alsen mit Waffengewalt eroberte und ohne Rücksicht auf das Ausland das alte Recht zur Geltung brachte, die Dänen im Stiche ließ und sie in ihren Hoffnungen und Erwartungen täuschte, hat auf Freund und Feind einen peinlichen Eindruck gemacht. Doch wurden diese und andere Conflicte nach einigen scharfen Noten und gereizten Erklärungen am Ende ohne Blutvergießen ausgeglichen oder beigelegt, dagegen erzeugten in *Ostindien* die Rücksichtslosigkeiten, Ungerechtigkeiten und mangelhafte Ausführung geschlossener Verträge von Seiten englischer Beamten und Militärpersonen einen Nationalkrieg, welcher das anglo-indische Reich im Tiefsten erschütterte und unmenschliche Gräuel

im Gefolge hatte. Doch diente die Empörung auch wieder zur Verherrlichung Englands und zur Befestigung seiner Macht. Die Tapferkeit und heldenmüthige Haltung der europäischen Heere gaben ein glänzendes Zeugniß von ihrer Ueberlegenheit, und die Unterwerfung des indobritischen Reiches unter die unmittelbare Herrschaft der Königin und ihrer Regierung begründete eine neue Aera in dem öffentlichen Leben Ostindiens. Einige Jahre nachher wurde das englische Volk durch die Nachricht von einer Negerverschwörung auf der Insel Jamaica erschreckt. Durch das rasche, energische Einschreiten des Statt-
1865. halters Eyre und der weißen Pflanzer wurde die Bewegung bald unterdrückt und die bisherige selbständige Verwaltung durch eine neue Verfassung wesentlich eingeschränkt. Dabei kamen aber solche Grausamkeiten und unmenschliche Strenge zu Tage, daß die öffentliche Meinung eine Untersuchung verlangte und die Regierung sich veranlaßt sah, den Gouverneur zu suspendiren und vor Gericht zu stellen. Seine Freisprechung vermochte nicht den öffentlichen Unwillen zu beschwichtigen. — Die gewissenhafte Treue, womit die Königin Victoria in England dem parlamentarischen Selbstregimente und der Herrschaft des Gesetzes freien Lauf ließ, vereinigte Regierung und Volk durch das Band des Vertrauens und der Liebe. Nur in Irland, das stets ein Pfahl im Fleische Englands bleibt, regten sich die nationalen Antipathien aufs Neue, als die in Amerika entstandene Fenierverbindung durch Sendlinge in die alte Heimath die Bewohner des „grünen Eilandes" zu einem Geheimbunde, behufs der Gründung einer irischen Republik, sammelte und zum Aufstand wider das herrschende England reizte, so daß sich die Regierung genöthigt sah, mit Verhaftungen einzuschreiten und durch Aufhebung der Habeascorpusacte (§. 754) das Kriegsrecht in einigen Bezirken einzuführen. Der Hauptanstifter Stephens wurde verhaftet, entkam aber aus dem Kerker in Dublin. Seitdem hielten Verschwörungen, Brandlegungen, mörderische Ueberfälle das englische Volk in steter Aufregung und riefen zahlreiche Gerichtsverfolgungen und polizeiliche Ausnahms-
13. Dec. 1867. maßregeln ins Leben. Der Versuch der Fenier, durch eine Explosion die Mauer des Clerkenweller Gefängnisses zu sprengen, wobei viele Menschen getödtet und verstümmelt wurden, verbreitete solchen Schrecken, daß sich 40,000 außerordentliche Schutzmänner einschwören ließen. Doch hatten diese Vorgänge auch die Wirkung, daß die liberale Partei der Whigs, welche nach dem Toryministerium Derby-d'Israeli unter Gladstone's Leitung ans Ruder kam, ernstliche Anstrengungen machte, um durch Beseitigung der englischen Staatskirche in dem katholischen Irland die ungerechte Erhebung des Zehnten für den anglikanischen Klerus wegzuräumen und eine Reform der Agrargesetzgebung herbeizuführen, welche zwischen Gutsherren und Pächter billigere Rechtsverhältnisse begründen und mittelst Zuschüssen oder Darlehen von Seiten des Staats die letzteren in Stand setzen sollte, das Pachtgut in Grundeigenthum zu verwandeln. — Ein harter Schlag für
† 14. Dec. 1861. das Gemüth der Königin war der Tod ihres Ehegemahls, des Prinzen Albert, der stets einen versöhnenden und heilsamen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten wie am Königshof geübt hatte. Victoria fühlte sich durch das herbe Geschick so gebrochen und gebeugt, daß sie sich lange Zeit allen Geschäften ihres hohen Amtes entzog; und als vier
† 10. Dec. 1865. Jahre nachher auch des Prinzen Oheim, König Leopold von Belgien, der mit so innigen Banden an das englische Königshaus geknüpft war, zu Grabe ging, wurde ihr Schmerz von Neuem geweckt. Sie versenkte sich mehr und mehr mit ihrem Geiste in die Tage der Vergangenheit, die sie mit ihrem Gemahle verlebt hatte, und die ungemeine Verbreitung und liebevolle Aufnahme, welche die von ihr verfaßten „Blätter aus dem Tagebuch über unser Leben in den Hochlanden" allenthalben gefunden haben, konnte als Beweis der Theilnahme und Hochachtung der Nation für das Herrscherpaar gelten. Auch der
† 18. Oct. 1865. Tod des großen Staatsmannes Palmerston, dessen geschickte Hand so oft das Staatsschiff durch Stürme und schwierige Lagen geführt, und der durch sein freundschaftliches Verhältniß zu Napoleon besonders geeignet war, das Bündniß zwischen beiden Staaten zu erhalten, war ein großer Verlust für das britische Inselreich, zumal in dem Augenblick, da die Frage über Weiterführung der Parlamentsreform die Parteien heftig aufregte und in das bewegte politische Leben einen mächtigen Zündstoff schleuderte. Einen großen Triumph feierte die englische Nation durch die rasche Beendigung eines Feldzugs nach Abessinien. Als der tyrannische König Theodoros, der sich von nie-

drigem Stande zum Beherrscher des schönen afrikanischen Alpenlandes emporgeschwungen und von Stolz und Ehrgeiz getrieben die Aufrichtung eines großen äthiopischen Reichs anstrebte, einige Missionare und andere englische Staatsangehörige ins Gefängniß warf und alle Verwendung der Londoner Regierung hartnäckig zurückwies, wurde unter der Führung Sir Robert Napiers eine bewaffnete Expedition nach dem rothen Meere abgeschickt, welche nach einem kurzen Krieg der nationalen Ehre und dem europäischen Völkerrecht volle Genugthuung verschaffte. Bei der Erstürmung der Festung Magdala fand König Theodoros selbst bei der Vertheidigung seinen Tod, wie es heißt durch Selbstmord. Seine Söhne wurden unter englische Aufsicht gestellt, die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Es war ein neuer Sieg der Cultur und geistigen Ueberlegenheit Europa's über Barbarei und rohe Naturkraft. Die langjährigen Unterhandlungen und Streitigkeiten, welche England mit den Vereinsstaaten Nordamerika's über das Caperschiff „Alabama" (§ 1194) und über die nordwestliche Grenzlinie im San-Juan Archipel führte, wurde endlich durch schiedsrichterlichen Spruch entschieden.

13. April 1868.

2. Die orientalischen Wirren und der Krimkrieg.

§. 1140. Die Stellung Rußlands und die Christen in der Türkei. Die Revolution hatte auf ihrem Zuge durch Europa die Grenzen des russischen Reiches nicht berührt; selbst das polnische Volk, sonst bereit, jede Gelegenheit zu seiner Befreiung mit Begierde zu ergreifen, hatte sich in stummer Hingebung unter den Herrscherwillen des strengen Gebieters in Petersburg gefügt; Oesterreich hatte seine Hülfe in Ungarn angerufen; Preußen war von jeher sein treuer Bundesgenosse; die deutschen Fürstenhöfe betrachteten ihn als den starken Schutzherrn monarchischer Machtherrschaft; die Völker waren niedergeworfen und muthlos, die öffentliche Meinung zum Schweigen gezwungen, die Partei des Rückschritts in Ehren und Ansehen. Bei dieser Lage der Dinge war es erklärlich, daß Nicolaus, „der Selbstherrscher aller Reußen", den Gedanken fassen konnte, den kühnen Eroberungsgang Katharina's II. zu wiederholen, im Süden seines Reiches eine russische Hegemonie aufzurichten, die Fürstenthümer an der Donau in ein engeres Schutz- und Abhängigkeitsverhältniß zu bringen und die Herrschaft der Osmanen auf Asien zu beschränken. Das türkische Reich war in einem zerrütteten Zustande; der Zaar selbst nannte es in einem vertraulichen Gespräche einen „kranken Mann"; eine Theilung schien leichter zu bewerkstelligen, als dereinst in Polen, wenn einige Großmächte sich verständigten. Von dem neuen französischen Kaiserthum, das im eigenen Lande mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, glaubte er keinen Widerstand befürchten zu müssen; Oesterreich hatte Nicolaus in seinem Todeskampfe geschützt, Preußen von jeher „liebreich in Zucht genommen" und in Abhängigkeit und Ergebenheit zu halten gewußt. So war denn England die einzige Großmacht, die dem Zaaren in den Weg treten konnte. Diese in sein Interesse zu ziehen, war daher sein eifrigstes Bemühen. Er gab dem englischen Gesandten in Petersburg, Lord Seymour, deutlich zu verstehen, daß England als Preis seines Bündnisses Aegypten und Candia gewinnen könnte. Allein das kluge Inselvolk ließ sich durch die lockende Aussicht nicht blenden; der Fortbestand der Türkei schien ihm für das Gleichgewicht Europa's eine nothwendige Bedingung; mit dem Besitze Constantinopels wäre der levantische Handel ausschließlich in die Hände der Russen gekommen; eine Machtvergrößerung, wie sie Rußland durch die Eroberung der Donauländer erlangt hätte, bedrohte die Sicherheit und Selbständigkeit aller übrigen Staaten; auch mochte sich in der Brust einiger leitenden Persönlichkeiten, besonders der Königin Victoria und ihres edlen Gemahls, des Prinzen Albert, ein Gefühl der Billigkeit und Gerechtigkeit regen gegen einen Staat, der von jeher große Hingebung gegen England an den Tag gelegt hatte. — Dennoch beharrte der Zaar auf seinem Vorhaben. Bei dem Mißtrauen der europäischen Fürsten gegen das neue französische Kaiserthum mochte er eine Allianz der Westmächte nicht für wahrscheinlich halten, und auf Preußen und Oesterreich glaubte er sicher rechnen zu können. Der energievolle Minister Schwarzenberg, welcher einst geäußert hatte, er werde

die Welt durch seine Undankbarkeit in Erstaunen setzen, war im Jahre 1852 aus dem Leben geschieden, und in Berlin ging sowohl der Hof als die „kleine aber mächtige Partei", welche die „Kreuzzeitung" als ihr Organ benutzte, mit Rußland Hand in Hand. Was aber vor Allem den Zaar mit Vertrauen erfüllte, war der große Zwiespalt zwischen der mohammedanischen und christlichen Bevölkerung im türkischen Reiche und die Ergebenheit der Bekenner des griechischen Glaubens, die ihn als ihren Schirmherrn verehrten. Zwar hatte sich die türkische Regierung gegen die christlichen Unterthanen keiner Bedrückungen schuldig gemacht; Christen aller Confessionen durften ungestört ihres Glaubens leben, wenn sie nur die Kopfsteuer entrichteten; in den Ländern und Städten südwärts der Donau bildeten die Christen die Mehrzahl der Bewohner; in Constantinopel und in andern Städten wohnten sie in besonderen Quartieren; aber das schwache Regiment des Großsultans war nicht immer vermögend, dem Fanatismus der Mohammedaner in den entlegeneren Provinzen Einhalt zu thun; die Christen wurden manchmal überfallen, beraubt, mißhandelt, getödtet. Nun bestanden alte Verträge, die dem russischen Kaiser ein gewisses Schutzrecht über die Christen griechischen Bekenntnisses einräumten, und Nicolaus, seiner Kirche eifrig zugethan und ihre Verbreitung als seine heiligste Regentenpflicht erachtend, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, kraft dieser in unbestimmten, vieldeutigen Ausdrücken abgefaßten Stipulationen sich in die religiösen Streitigkeiten des türkischen Reiches einzumischen. Russische Agenten und Parteigänger suchten die Schutz- und Glaubensgenossen immer enger an Rußland zu fesseln, und in Constantinopel führte der russische Botschafter eine Sprache, als ob der Zaar der rechtmäßige und anerkannte Protektor der griechischen Christenheit des Orients wäre. Durch diesen mächtigen Schutz erlangten die Christen griechischer Confession nicht nur eine gesichertere Stellung gegenüber den Moslemen; sie betrachteten sich auch als die allein berechtigten Besitzer der heiligen Pilgerstätten in Palästina, insonderheit des heiligen Grabes in Jerusalem und der Kirche in Bethlehem, und wollten die Wallfahrer römisch-katholischen Glaubens von den geweihten Orten ausschließen oder doch nur unter Bedingungen zulassen, die sie nicht als Gleichberechtigte erscheinen ließen. Oft war die heilige Grabkapelle der Schauplatz blutiger Händel zwischen den Bekennern der morgenländischen und abendländischen Kirche. Nun besaß Frankreich seit dem Jahre 1740 ein ähnliches Schutzrecht über die römisch-katholischen Glaubensgenossen Palästina's, wie Rußland über die griechischen. Da aber die Zahl der griechischen Pilger viel größer war und die französische Regierung und Nation sich nur selten in der Lage und Stimmung befand, um die pilgernden Mönche im heiligen Lande sich zu kümmern, so hatten die griechischen Glaubensgenossen durch die mächtige Hülfe und Fürsprache Rußlands wie durch die Schwäche der Pforte die Oberhand erlangt. Dieses thatsächliche Verhältniß suchte nunmehr Nicolaus zu einem rechtlichen und gesetzlichen zu erheben, um als Protector aller Christen im Türkenreich auftreten und jederzeit sich in die innern Angelegenheiten desselben einmischen zu können. Eine solche Stellung, welche dem Sultan die Herrschaft über seine christlichen Unterthanen entzogen und ihn auch in den Augen der Mohammedaner herabgewürdigt haben würde, wäre der erste Schritt zur Auflösung des Osmanenreichs gewesen. Es waren gerade vier Jahrhunderte verflossen, seit Mohammed II. dem byzantinischen Reiche ein Ende gemacht: eine alte Prophezeiung, die damals geflissentlich ausgestreut ward, daß nach vierhundert Jahren der Halbmond aus Constantinopel verschwinden würde, sollte die Welt auf ein großes Ereigniß vorbereiten, enthüllte aber zugleich die Wünsche und Pläne des russischen Kaisers und seiner Parteigänger.

§. 1141. **Die Pforte in Bedrängniß.** Es blieb den Einsichtigen und tiefer Blickenden kein Geheimniß, wohin Rußlands ehrgeizige Pläne zielten, daß die erstrebte Schirmvogtei über die morgenländische Christenheit nur die Hülle politischer Entwürfe von großer Tragweite sei, daß hinter dem zur Schau getragenen religiösen und kirchlichen Interesse gewaltige Eroberungsgedanken verborgen lägen. Die europäischen Großmächte, mit Ausnahme des in den russischen Zauberkreis gebannten Preußens, beschlossen daher, dem Vorhaben Rußlands entgegenzutreten und die Türkei in ihrer Integrität zu erhalten. Es war eine eigenthümliche Erscheinung, daß drei christliche Groß-

staaten sich verbanden, um christliche Völker, deren Befreiung das nächste angebliche Ziel des russischen Machthabers war, unter dem Joche roher Mohammedaner zu halten; daß dasselbe Osmanenreich, gegen welches zwei Jahrhunderte lang die gesammte abendländische Christenheit ins Feld gezogen war, nun mit liebender Fürsorge geschützt und gepflegt wurde, ja daß die öffentliche Meinung, die sich nun wieder schüchtern hervorwagte, für die Türken in die Schranken trat. Die Großmächte waren übrigens klug genug, den Russen auf demselben Boden zu folgen; das protestantische England freilich, das keine Pilger zu schützen hatte, konnte von der religiösen Maske keinen Gebrauch machen; es mußte die Erhaltung des politischen Gleichgewichts, die Beschützung einer befreundeten Macht in ihrer Bedrängniß und die Vertheidigung einer gerechten Sache gegen Uebermuth und Gewalt als Denkspruch und Losungswort führen. Ein tieferer Beweggrund aber lag in der Besorgniß, durch Rußlands Uebermacht vom schwarzen Meere ausgeschlossen und in seinem östlichen Handel beeinträchtigt zu werden. Der Kaiser von Frankreich dagegen, der seine Herrschaft nicht glorreicher einweihen konnte, als durch einen Rachekrieg gegen dasselbe Rußland, dem einst sein Oheim und die große Armee erlegen, warf sich zum Beschützer der römisch-katholischen Christen auf und verlangte für sie gleiches Recht und gleichen Schutz; und Oesterreich, das dem Bunde der Westmächte überhaupt nicht aufrichtig beitrat, das an dem Kriege keinen thätigen Antheil nahm, aber noch weniger einen Löwenbund mit Rußland eingehen wollte, durchkreuzte mit der ihm eigenen instinctiven Schlauheit die Pläne des gewaltigen Machthabers, indem es in dem von Rußland angefachten Streit der Montenegriner gegen die Türken die Pforte in brüsker Weise zur raschen Nachgiebigkeit brachte, um dem nordischen Nachbar jede Gelegenheit zur Einmischung abzuschneiden.

Die slavischen Bewohner des „schwarzen Gebirges" (Montenegro), dessen Gipfel in das adriatische Meer niederschauen, ein streitbares Räubervolk griechischer Confession, bildeten einen kleinen Clientelstaat unter türkischer und russischer Schutzherrschaft, dessen Fürst (Vladika) die geistliche und weltliche Obermacht in seiner Person vereinigte, aber ganz unter Rußlands Einfluß stand. Im December 1852 folgte der junge Fürst Danilo seinem Vater in der Regierung. Er begab sich sogleich nach Petersburg, um sich von Nicolaus Verhaltungsmaßregeln ertheilen zu lassen. Als nach seiner Rückkehr die geistliche Würde von der weltlichen getrennt ward, und bald darauf die Montenegriner einen Kriegs- und Raubzug gegen das türkische Gebiet unternahmen, glaubte man darin die Hand des russischen Kaisers zu erkennen. Der erste Schritt sollte die griechischen Christen des Landes dem Patriarchen von Constantinopel entziehen und der russischen Kirchenaufsicht unterstellen; der zweite sollte das Signal zu einem allgemeinen Aufstand der slavischen Christen gegen die Osmanen geben. Die Türken begegneten dem Einfall mit großer Energie. Von allen Seiten rückten Truppen an die Grenzen; von Skutari aus drang der Renegat Omer Pascha in die Thäler ein, verwüstete das Land und übte die größten Gewaltthaten. Da legte sich Oesterreich, das weder die christliche Bevölkerung unter seinen Augen hinmorden lassen, noch den Russen Gelegenheit zu einer Intervention geben wollte, ins Mittel. Der Feldmarschallieutenant v. Leiningen reiste schnell nach Constantinopel und verlangte drohend die Einstellung der Feindseligkeiten; und wie barsch auch sein Auftreten war, die Pforte erkannte die Absichten Oesterreichs, das Einschreiten Rußlands zu verhindern, und willigte in die Forderungen des Gesandten. Schon im Februar wurden die türkischen Truppen zurückgezogen, und Fürst Danilo dankte persönlich dem Wiener Cabinet für die geleistete Hülfe. Montenegro blieb in dem früheren Zustande. Aber der Haß der Bevölkerung gegen die Türken führte in den folgenden Jahren neue Feindseligkeiten und Raubzüge herbei.

Montenegro. — 1852. — Jan. 1853.

Kaiser Nicolaus sah mit verbissenem Aerger auf den Triumph Oesterreichs, aber noch größer war sein Grimm, als auch der französische Gesandte Marquis de Lavalette mit seinen gebieterischen Forderungen für Gleichberechtigung der römisch-katholischen Christen in den heiligen Wallfahrtsorten des Morgenlandes bei der eingeschüchterten Pforte durchdrang. Der staatskluge Kaiser Napoleon hatte mit großem Scharfblick erkannt, daß er durch ein solches Verfahren den katholischen Klerus für seine Politik gewinnen würde. Nach diesen Vorgängen glaubte der Zaar, daß der türkischen Regierung

durch schroffes Auftreten Alles abzutrotzen sei, und er beschloß, die andern noch zu überbieten. Sein Admiral, Fürst Menzikoff, reiste als außerordentlicher Gesandter nach Constantinopel. Nachdem derselbe in Sebastopol die russische Flotte und ein Landheer von 30,000 Mann mit großer Ostentation gemustert, erschien er in der Hauptstadt
2. März 1853. am Bosporus. Ohne sich mit dem Minister des Auswärtigen, Fuad Effendi, in Unterhandlungen einzulassen, forderte er Audienz bei dem Sultan selbst und trat, als ihm diese bewilligt wurde, im Reisekleid (Paletot) und mit bestaubten Stiefeln in den festlich gekleideten Divan. Diesem verächtlichen Auftreten entsprachen seine Forderungen. Er verlangte für seinen Gebieter das Protectorat über alle griechischen Christen, eine Forderung, deren Gewährung den russischen Herrscher zum Mitregenten des Sultans in allen inneren Anliegen erhoben hätte. Denn bei der innigen Verflechtung von weltlichem und geistlichem Regimente im osmanischen Reiche würde in vielen Fällen die Entscheidung oder Zustimmung dem russischen Kaiser oder seinem Gesandten zugestanden haben. Die Forderung wurde daher abgewiesen; alle nachfolgenden Verhandlungen hatten keinen bessern Erfolg, so daß Menzikoff, nach Einreichung eines Ultimatum, am 21. Mai unverrichteter Dinge abreiste, mit drohenden Worten sein baldiges Erscheinen in Uniform in Aussicht stellend. Drei Wochen später legte sich die französische und englische Kriegsflotte in der schönen Besikabai am Eingang der Dardanellen vor Anker, um den weiteren Gang der Dinge zu beobachten.

§. 1142. **Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs.** Es war nicht zu erwarten, daß Kaiser Nicolaus, ein Mann von mäßigen Geistesgaben, aber von großer Willenskraft und Charakterfestigkeit und stolz auf die glänzenden Erfolge seiner bisherigen Regierung, vor dem bevorstehenden Kriege zurückweichen werde. Der drohenden Haltung der französisch-englischen Flotte begegnete er durch den Befehl an den Fürsten Michael
7. Juli 1853. Gortschakoff, mit zwei von den Generalen Lüders und Danneberg befehligten Heerabtheilungen zu je 40,000 Mann den Pruth zu überschreiten und die Donaufürstenthümer als „materielles Unterpfand" in Besitz zu nehmen, bis die Pforte seine Forderungen befriedigt haben würde. Um das russische Volk für die Sache mehr zu begeistern, suchte er dem Kriege einen religiösen Charakter aufzuprägen. Ehe die Heere über den Pruth setzten, veranstaltete er in Petersburg eine große Militärparade und einen feierlichen Gottesdienst, wobei er als Patriarch der russischen Kirche das griechische Kreuz in der Hand in die Isaakskirche zog, um den Beistand des Himmels für den heiligen Kampf zu erflehen, und als die Truppen in die Donaufürstenthümer einrückten, verkündete ein kaiserliches Manifest, daß dies nur zur Vertheidigung des heiligen orthodoxen Glaubens geschehe. Der Sultan Abdul-Medschid dagegen, der den gebildeten, zu Reformen geneigten Redschid Pascha zum Großvezier erhob, erließ einen Ferman, worin er den Christen seines Reiches ihre Rechte feierlich bestätigte; und der Dank, den ihm dafür der Patriarch von Constantinopel wie die armenische Geistlichkeit aussprachen, konnte als Beweis gelten, daß sehr viele Christen es vorzogen, unter türkischer Herrschaft ihres Glaubens zu leben, als in der russischen Kirche aufzugehen. — Beim Uebergang über den Pruth hatte der Oberbefehlshaber den Bewohnern der Moldau und Wallachei Schutz ihrer Rechte und ihres Eigenthums zugesichert; nichts desto weniger bemächtigten sich die Russen der öffentlichen Kassen, nahmen den Bauern Vieh und Getreide weg, belegten sie mit schweren Abgaben und nöthigten die einheimische Miliz in ihre Dienste zu treten. Wie beim Anrücken eines Feindes entflohen viele Edle (Bojaren), an ihrer Spitze die Hospodare Ghika von der Moldau und Stirbey von der Wallachei, auf österreichisches Gebiet. — Unter diesen Umständen war der Krieg unvermeidlich. Dennoch suchte die europäische Diplomatie noch zu vermitteln. Die Pforte wurde bewogen, den Einzug in die Donaufürstenthümer nicht als Kriegsfall zu betrachten; die deutschen Großmächte wurden angegangen, in Petersburg für Erhaltung des Friedens zu wirken. Das Ergebniß der diplomatischen Bemühungen war die Wiener Vermittelungs-Note, nach welcher der Sultan gehalten sein sollte, die russischen Forderungen mit einigen Beschränkungen zu gewähren. Obwohl das Vorgehen Rußlands nirgends gebilligt wurde, so war man doch nicht nur in Berlin und Wien, sondern selbst in London geneigt, dem Zaar

eine goldene Brücke zu bauen. Da noch keine directen Feindseligkeiten zwischen Russen und Türken eingetreten waren, indem jene nördlich, diese südlich der Donau ihre Stellungen behaupteten, so konnte, wenn die Wiener Vermittelungs-Note angenommen wurde, der Krieg vermieden werden. Aber jetzt mischten sich andere Mächte ein, welche das fein gesponnene Diplomatennetz zerrissen. Indem nämlich der russische Kaiser sich zur Annahme der Note bereit erklärte, ihren Inhalt aber zugleich als eine volle Gewährung seiner Ansprüche, als einen siegreichen Ausgang des Streits auslegte, verletzte er die öffentliche Meinung und das Rechtsgefühl der Völker. In England erhob die Presse laut ihre Stimme gegen die mattherzige Politik, und Layard, der Entdecker der vergrabenen Königsburgen in der alten Weltstadt Ninive, sprach im Parlament gewichtige Worte zu Gunsten der Türkei. Noch heftiger war der Unwille der alttürkischen Partei in Constantinopel: sie ließ dem Sultan nur die Wahl zwischen Verwerfung der Note und Abdankung. Er entschied sich für das Erstere und gab dadurch die Losung zum Krieg. Das Osmanische Reich litt nach der allgemeinen Annahme an großen Schäden und Zerrüttungen; aber der alte Russenhaß und der religiöse Eifer gaben demselben einen neuen Aufschwung. Als endlich am 4. October der Krieg an Rußland erklärt 4. Oct. 1853.
wurde, wenn nicht sofort die Donaufürstenthümer geräumt würden, zeigte die Bereitwilligkeit, mit der man allenthalben der Steuerpflicht und dem Kriegsdienst genügte, daß die Völker die Sache des Sultans als eine gerechte ansahen. Viele Freiwillige traten in die Heere ein und selbst die Clientelstaaten, wie Aegypten, Tunis u. a. leisteten Beistand. In Kurzem stand eine beträchtliche Streitmacht unter dem kühnen Omer Pascha am Südufer der Donau und beobachtete von Widdin und dem stark befestigten Brückenkopf Kalafat aus die Bewegungen der Feinde; ja es gelang ihm am 4. November, sich auf dem Norduser festzusetzen und die Russen, trotz ihrer überlegenen Truppenzahl, bei Oltenizza tapfer zurückzuschlagen.

§. 1143. Die Theilnahme der Westmächte. Wären die russischen Heere gleich nach der Kriegserklärung rasch in das Balkangebiet vorgedrungen, so hätte leicht ein entscheidender Schlag fallen können, ehe die Westmächte die Osmanen mit ihren Waffen unterstützen konnten; allein Nicolaus hatte dem österreichischen Kaiser, mit dem Sept. 1853.
er in Olmütz zusammengekommen war, und dem preußischen König, den er in Berlin besucht hatte, die Zusicherung gegeben, vorerst die Donau nicht zu überschreiten, eine Zusicherung, durch welche er die deutschen Großmächte, wenn auch nicht zu einem Waffenbund, so doch zu einer neutralen Haltung bewog. Dagegen schlossen Frankreich und England einen Vertrag mit der Pforte, worin sie sich zur bewaffneten Hülfe verpflich- 27. Nov.
teten, falls Rußland fortführe, billige Friedensvorschläge zurückzuweisen. Zugleich ließen sie die vereinigte Flotte nach dem Bosporus segeln. Bald nachher überfiel Admiral Nachimoff an einem nebeligen Novembertage mit der bei Sebastopol liegenden Flotte 30. Nov.
ein türkisches Geschwader, das Osman Pascha im Hafen von Sinope geborgen hatte. Die russische Uebermacht trug in dem ungleichen Kampfe den Sieg davon, fast alle Schiffe wurden zerstört, die Mannschaften bis auf etliche hundert Mann getödtet, der Anführer verwundet und gefangen. Aber der Heldenmuth und die Todesverachtung, welche die Osmanen bei dem blutigen Kampfe an den Tag legten, erregte allgemeine Bewunderung und gab Zeugniß, daß der kriegerische Geist in dem türkischen Soldatenstand noch nicht erloschen sei. Dieser Schlag, fast unter den Augen der französisch-englischen Seemacht vollführt, war von entscheidender Wirkung. Besonders fühlte sich die englische Nation tief beleidigt über den zugefügten Hohn. Lord Aberdeen, der aus Friedensliebe bisher zu große Nachgiebigkeit gezeigt hatte, erfuhr so heftige Angriffe, daß eine theilweise Aenderung im Ministerium nothwendig ward und Lord Palmerston, ein energischer und dem französischen Kaiser innig befreundeter Mann, der kurz zuvor ausgeschieden, dann aber wieder eingetreten war, den größten Einfluß gewann. Sein Wiedereintritt in den Rath der Königin war das Signal der Krieges. Als Nicolaus die Vorschläge, welche ihm im Namen der vier Mächte von Wien aus zugestellt wurden, verwarf und die Räumung der Donaufürstenthümer verweigerte, erfolgte von Seiten Frankreichs und Englands die Kriegserklärung. Oesterreich beobachtete eine zuwartende 28. März 1854.

Haltung. Ohne sich durch feste Zusagen nach irgend einer Seite hin die Hände zu binden, begnügte es sich vorerst mit der Aufstellung eines Beobachtungscorps an der serbischen Grenze. Auch Preußen trug Bedenken, mit Rußland in Bund zu treten; es nahm eine neutrale Stellung und suchte den östlichen Nachbar zum billigen Nachgeben zu bewegen. Allein der russische Selbstherrscher war weit entfernt, seinen harten Sinn zu beugen. Er hatte bisher durch seine Festigkeit und Beharrlichkeit so Vieles erreicht, sollte er jetzt in seinem Alter den Muth sinken lassen? Seine Hoffnung beruhte hauptsächlich auf einer allgemeinen Erhebung der Christen in den Donauländern und in Griechenland. Deshalb betonte er in allen Ansprachen und Proclamationen das religiöse Motiv. Allein diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die Serben, Bulgaren, Bosnier verhielten sich ruhig, zum Theil deshalb, weil die russischen Waffen geringen Fortgang hatten. Ein mitten im Winter unternommener Angriff auf Kalafat wurde von Achmed Pascha und seinem Unterfeldherrn, dem polnischen Grafen Jelinski (Iskander Bey) siegreich zurückgeschlagen. Nur in Griechenland waren die Aufwiegelungen russischer Parteigänger wirksam genug, einige Aufstände zu erregen. Grivas und andere Führer sammelten Klephtenbanden um sich und suchten die Regierung zu einer energischen Theilnahme am Krieg zu nöthigen. Von allen Seiten zogen Freiwillige an die Nordgrenze; in Athen und anderwärts träumten einige schwärmerische Köpfe von einem neuen byzantinischen Reiche. Da aber König Otto, theils aus Mangel an Energie und Thatkraft theils aus Furcht vor den Westmächten, die mehrere Schiffe in den Piräeus einlaufen ließen, dem Drängen der Russenfreunde widerstand, so wurden die zuchtlosen Freischaaren und ihre zwieträchtigen Führer leicht zersprengt. Durch diese Haltung verlor übrigens Otto bei seinem Volke noch den letzten Rest von Anhänglichkeit und Sympathie. Er schien den beweglichen Hellenen nicht der Mann zu sein, die „große Idee" ins Leben einzuführen, daher seine spätere Vertreibung ohne große Kämpfe vor sich ging.

§. 1144. **Der Krieg an der Donau und die Expedition in die Ostsee.** Der bisherige Gang des Krieges hatte den großsprecherischen Verkündigungen der Russen und Russenfreunde keineswegs entsprochen. Das alte Sinnbild von einem schweren Koloß auf thönernen Füßen schien sich zu bewähren. Die russischen Heere waren nicht nur vor Kalafat zurückgewichen, sie waren auch bei Cetate überfallen und geschlagen worden. Da Rußlands bisherige Machtstellung hauptsächlich auf dem Glauben der Welt an dessen unerschöpfliche Kräfte und Hülfsmittel beruhte, so mußte zur Erhaltung des bisherigen Ansehens und zur Rettung der Waffenehre der Krieg mit mehr Nachdruck geführt werden. Deshalb wurden Rüstungen und Aushebungen in großer Ausdehnung durch das ganze Reich veranstaltet und der greise Fürst **Paskewitsch**, der berühmteste Feldherr des Jahrhunderts, als Oberbefehlshaber aufgestellt. Zugleich wurde der Kriegsschauplatz weiter nach Osten verlegt, zum Theil um den Oesterreichern jede Besorgniß zu nehmen, zum Theil in der Hoffnung, die slavischen Christen würden im Rücken der
März 1854. Heere eher zum Anschluß geneigt und ermuthigt werden. Mitte März ließ Paskewitsch nicht gar weit von der Mündung des Pruth seine Heere über die Donau setzen, ohne die früher an Oesterreich und Preußen gemachten Zusicherungen zu beachten. General **Lüders** besetzte, ohne bedeutenden Widerstand von Seiten der Türken, die Dobrudscha, drang über den Trajanswall und vereinigte sich, während Omer Pascha sich vor der Uebermacht nach der Festung Schumla zurückzog, mit der Heeresabtheilung, welche General Schilder vor die Mauern und Wälle von Silistria geführt hatte. Dieses herausfordernde
April. Verfahren trieb die Westmächte zu größerer Thätigkeit. Schon im April segelte ein englisches Heer von 20,000 Mann unter dem erprobten Feldherrn Lord **Raglan**, dem alten Freunde und Waffengefährten Wellingtons, der bei Waterloo einen Arm verloren hatte, und ein mehr als doppelt so starkes französisches Heer unter dem genialen Marschall St. **Arnaud**, der nach einer zügellosen Jugend sich in Africa Ruhm und Kriegserfahrung erworben und im Jahr 1851 als Kriegsminister durch rasche Entschlossenheit zum Gelingen des Staatsstreiches wesentlich beigetragen hatte, nach dem Oriente, landeten bei Gallipoli an den Dardanellen und bewiesen durch die, wenn auch in schonender
22. April. Weise vollführte Beschießung der Handelsstadt **Odessa** den Ernst ihrer Absichten. Auch

Oesterreich und Preußen fühlten sich durch das Vorgehen Rußlands verletzt. Sie schlossen einen Vertrag zu Schutz und Trutz für den Fall, daß die Russen den Balkan überschreiten oder die Donaufürstenthümer sich aneignen würden. Wie wenig aber die preußische Regierung ernstlich an einen Krieg mit Rußland dachte, bewies die Entlassung des Kriegsministers Bonin und des preußischen Botschafters in London Ritter Bunsen, als sie die Politik im Sinne der Westmächte auffaßten. (Mai 1854.) Selbst die wichtigen Anerbietungen, die England dem Berliner Cabinet in Beziehung auf Schleswig-Holstein machte, waren nicht vermögend, den König von der alten Bundesgenossenschaft loszureißen. Doch vereinigten sich die deutschen Großmächte, nach einer persönlichen Zusammenkunft des österreichischen Kaisers mit König Friedrich Wilhelm IV. in Teschen, zu einer Note nach Petersburg, worin die Räumung der Donaufürstenthümer verlangt ward, (10. Juni.) und Oesterreich wurde von der Pforte durch einen eigenen Vertrag zu der Besetzung derselben ermächtigt. Die deutschen Bundesfürsten fürchteten von den beiden Großmächten in der äußern Politik gänzlich überflügelt zu werden. Die Bamberger Conferenzen, (Juli.) welche deshalb auf Anregung von Bayern und Sachsen von acht Regierungen beschickt wurden, sollten dem Bundestag eine Stimme in der äußern Politik erwirken und zu Gunsten Rußlands ein Gegengewicht bilden, eine Bemühung, die resultatlos zerrann. Die Haltung Oesterreichs, dessen Truppen allmählich zur Besetzung der Wallachei und Moldau vorrückten, so wie die Landung einer Truppenabtheilung der Verbündeten bei Varna bestimmten den Oberbefehlshaber Paskewitsch, nachdem seine gegen Silistria unternommenen Stürme durch die Tapferkeit des Commandanten Mussa Pascha und die Geschicklichkeit des preußischen Artillerieofficiers Grach abgeschlagen worden waren, sein geschwächtes Heer über die Donau und dann über den Pruth zurückzuführen. Das Unternehmen hatte schwere Opfer gefordert; Paskewitsch selbst hatte eine, wenn auch leichte Wunde empfangen; er trat vom Kriegsschauplatz ab und starb anderthalb Jahre später in Warschau (1. Februar 1856). Die übrigen Führer, Schilder, Mussa, Grach sanken noch früher ins Grab. Nicht minder empfindlich waren die Verluste der Verbündeten. Bei einem übereilten Versuch der Franzosen, von Varna aus in die Dobrudscha vorzurücken, wurden zweitausend Menschen durch Hitze und Anstrengung und durch die Cholera dahingerafft, und auch im Lager von Varna richtete diese schreckliche Krankheit große Verheerungen an. Dazu kam noch ein Brand, der die Stadt in Asche (10. Aug.) legte, so daß nur mit großer Mühe das Pulvermagazin gerettet werden konnte, und bei der Schwierigkeit der Verpflegung großer Mangel an Lebensmitteln. Unterdessen segelte eine englische Flotte, begleitet von einigen französischen Schiffen, unter dem alten Admiral Charles Napier nach der Ostsee, in der Absicht, Schweden zum Anschluß zu bewegen, die Inselfestung Kronstadt, welche den Zugang der russischen Hauptstadt beschützt, zu erobern und Petersburg selbst die Schrecken einer feindlichen Belagerung erfahren zu lassen. Aber die Erfolge entsprachen nicht den stolzen Erwartungen. Schweden ahmte das Beispiel Preußens nach, die Mauern von Kronstadt spotteten aller Angriffe; außer der Eroberung der kleinen Festung Bomarsund auf den russischen Aalandsinseln durch (16. Aug.) Baraguay d'Hilliers hatte dieser Seekrieg keine andern Trophäen aufzuweisen, als einige gekaperte Handelsfahrzeuge, die Brandstätten friedlicher Städte und Dörfer auf der Küste Finnlands, die Verwüstung russischer Holz- und Theerlager.

§. 1145. Alma und Inkerman. In Varna wurde Kriegsrath gehalten. Gewichtige Stimmen, darunter General Stein, oder wie er seit seinem Uebertritt zum Islam hieß, Ferhat Pascha, und Schamyls Schwager, der mit fünfzig tscherkessischen Häuptlingen erschienen war, empfahlen eine Landung in Asien, um die Russen aus dem Kaukasusgebiet zu verdrängen, ein Vorschlag, der den Engländern besonders zusagen mußte, da ihnen aus diesem Unternehmen am meisten Vortheil und Ehre erwachsen wäre. Aber St. Arnaud, der den Keim des Todes in seinem kranken Körper fühlte und sein Leben mit einer großen Kriegsunternehmung ruhmvoll schließen wollte, stimmte für einen Angriff auf Sebastopol, den mächtigen Kriegshafen in der Krim, und Lord Raglan, dem die Vernichtung der russischen Seemacht im schwarzen Meer vor Allem am Herzen lag, gab seine Zustimmung. 15,000 Mann der verbündeten Armee waren bereits ins

Grab gesunken; mit dem übrigen Heer, etwas über 50,000 Mann nebst 6000 Türken,
4. Sept. 1854. fuhr die Flotte im September über das schwarze Meer und landete, ohne von dem Feind gehindert zu werden, bei Eupatoria an der Westküste der Halbinsel. Im Innern eine öde, baumlose, wasserarme Steppe, wo die im Frühling aufsprießenden Gräser und Pflanzen bald vor der glühenden Sonne verdorren und absterben, ist die taurische Halbinsel am Südrande von einem Gebirge durchzogen, in dessen geschützten Thälern und Abhängen Wein und edle Früchte in seltener Fülle und Güte gedeihen und reizende Landhäuser mit Gärten und Rebhügeln einen lieblichen Anblick gewähren. Südwärts von Eupatoria bildet das Meer eine Bucht, in welche sich neben den Ruinen der alten Bergstadt Inkerman das Flüßchen Tschernaja ergießt. Auf der Südseite liegt die befestigte Stadt Sebastopol, auf der Nordseite waren starke Festungswerke angebracht zum Schutz der Kriegsflotte, die in der als Hafen dienenden Bucht vor Anker lag. Weiter nordwärts wird das westliche Randgebirge von dem Flusse Alma durchbrochen, über welchem Fürst Menzikoff, Gouverneur der Krim, mit einer Landarmee von 30,000 Mann die Höhen
20. Sept. besetzt hielt. Gegen diese richteten die Alliirten zuerst ihren Angriff; und wie fest auch die Stellung der Russen über den steilen Felsenufern war, und wie tapfer sie den mit kaltem Todesmuth vorrückenden Feinden begegneten, als der französische General Bosquet mit den Zuaven, einer leichten Infanterie in arabischer Tracht, die für besonders tapfer und verwegen galt, einen unerwarteten Flankenangriff machte, wurde Menzikoff zum Rückzug genöthigt und verdankte seine Rettung vor gänzlichem Untergange nur dem Mangel an Reiterei im Heere der Verbündeten. Der schwer errungene blutige Sieg an der Alma ließ eine rasche Beendigung des Feldzuges hoffen, und eine falsche Botschaft, welche ein Tatar überbracht haben soll, verkündigte schon den ängstlich harrenden Völkern die Einnahme der Festung. Aber so schnell und glücklich sollte das Bollwerk der russischen Herrschaft im schwarzen Meere nicht fallen; noch viel Blut, noch manche Thräne sollte fließen, ehe die Flaggen Frankreichs und Englands auf den Mauern des wichtigen Waffenplatzes wehen konnten, den die Russen mit großen Vorräthen an schwerem Geschütz und Kriegsbedarf reichlich versehen hatten. Da die Verbündeten, geschwächt und ermüdet durch den furchtbaren Kampf an der Alma, nicht sofort zum Angriff schritten, so fand Menzikoff Zeit, die Besatzungstruppen zu verstärken und die Stadt von allen Seiten mit neuen Festungswerken zu umgeben, wobei ihm Todleben aus Mitau (geb. 1818), ein genialer Artillerieoffizier, der während der Belagerung bis zum Range eines Generals emporstieg, treffliche Dienste leistete. Zugleich ließ er sieben große Kriegsschiffe im Hafen versenken, um der feindlichen Flotte das Einlaufen unmöglich zu machen. Als die Verbündeten in die Nähe der Stadt gelangten, überzeugten sie sich bald, daß vor solchen Festungswerken jeder Sturm zurückprallen würde, daß sie die Ankunft neuer Geschütze und Kriegswerkzeuge abwarten und mittlerweile zu einer regelmäßigen Belagerung schreiten müßten. Zu dem Zweck wurden im Süden von Sebastopol Lagerstätten ausersehen, wo sie vor plötzlichen Ueberfällen geschützt waren und mit dem Meere in Verbindung blieben. Die Engländer setzten sich an der Bucht von Balaklava, die Franzosen westwärts an der von Kamiesch fest. Bald nachher starb St. Arnaud auf dem Schiffe, das den sie-
29. Sept. 1854. chen Feldherrn nach Constantinopel führen sollte, ein Mann, den das Leben durch die Höhlen des Lasters und der Verbrechen geführt, den aber seine geniale Natur und sein kühner Geist hoch emporgehoben hatte über die Kreise der Menge. An seiner Stelle übernahm General Canrobert den Oberbefehl. Nun begann ein Belagerungskrieg, wie die Weltgeschichte nur wenige aufzuweisen hat. Der erste Versuch, durch einen vereinten An-
17. Oct. griff des Landheeres und der Flotte die Stadt zu erstürmen, endete mit einem verlustvollen Rückzug der Verbündeten. Acht Tage später wurden die Engländer in ihrer festen Stel-
25. Oct. lung bei Balaklava von General Liprandi angegriffen, wobei die Reiterei unter Lord Cardigan, die sich tollkühn und unüberlegt in einen ungleichen Kampf stürzte, unersetzlichen Schaden litt. Am 5. November wurde, als Menzikoff neue Verstärkungen an sich gezogen, unter den Augen der beiden Großfürsten Nicolaus und Michael, die mörderische
5. Nov. Schlacht von Inkerman geliefert, die nach furchtbaren Kämpfen und Anstrengungen endlich zu Gunsten der Verbündeten entschied. Auch in ihren Reihen befanden sich zwei

fürstliche Personen, der Herzog von Cambridge und Prinz Napoleon, Sohn des ehemaligen Westfalenkönigs Jerome.

§. 1146. Der Winterfeldzug vor Sebastopol. Die blutige Schlacht von Inkerman mehrte nur die Leiden und die Trauer, brachte aber in der Lage keine Aenderung hervor. Man mußte sich zu einem Winterfeldzug entschließen, wozu keine Vorbereitungen getroffen waren. Seit dem russischen Feldzuge vom Jahre 1812 hat kein Heer solches Elend, solche Noth und Entbehrung erlitten, als die Soldaten in der Krim während des Winters 1854 auf 1855. Schon im Herbst traten Stürme und Regengüsse ein, wodurch die Laufgräben in Kanäle verwandelt, die Zelte oft Fuß hoch mit Wasser gefüllt wurden. Der Mangel an warmer Kleidung, hinreichender Nahrung, gesunder Verpflegung, verbunden mit dem beschwerlichen Felddienst bei naßkalter Witterung ohne Obdach und Quartier, erzeugte Krankheiten aller Art und bereitete der Cholera und Ruhr eine reiche Ernte. Am meisten litten die Türken und Engländer. Bei den letzteren traten große Mängel und Schäden in der Verwaltung zu Tage, durch welche die Unglücksfälle noch vermehrt wurden. „Ein Theil der Winterkleidung ging mit dem unglücklichen „Prince" unter" schreibt ein Augenzeuge, „ein anderer Theil ist verloren gegangen und jetzt hören wir, daß ein Schiff mit warmen Kleidern für die Offiziere bei Constantinopel verbrannt ist; ich selbst hatte Gelegenheit, mehrere Fahrzeuge, vollgeladen mit Pelzen, Ueberröcken u. dgl. für die Mannschaften einen ganzen Tag lang einem unaufhörlichen Regen und Schneefall im Hafen von Balaklava ausgesetzt zu sehen. Als sie ans Land gebracht wurden, war Niemand da, sie in Empfang zu nehmen oder Niemand wollte sie in Empfang nehmen, ohne dazu durch Befehl ermächtigt zu sein." Barmherzige Schwestern und englische Jungfrauen, vor Allen Miß Nightingale, waren mit edler Aufopferung bemüht, die Leiden und Wunden, die Krieg, Hunger, Kälte und Krankheit über die unglücklichen Soldaten brachten, nach Kräften zu mildern. Der geringe Fortgang der Kriegsoperationen vor Sebastopol ermuthigte den russischen Kaiser zum beharrlichen Widerstand. Er verwarf die vier Punkte, die ihm in einer neuen Note als Friedensbedingungen angeboten wurden, obwohl auch Oesterreich und Preußen dieselben unterstützten. Nach diesen Forderungen sollte Rußland dem bisherigen Protectorat über Moldau, Wallachei und Serbien entsagen und der freien Donauschifffahrt keine Hindernisse in den Weg legen; ferner sollten die älteren Verträge einer Revision unterworfen und die Christen in der Türkei, nach Beseitigung jedes Sonderprotectorats, unter den Schutz sämmtlicher Großmächte gestellt werden, denen die Pforte Garantie zu leisten habe. Durch die Hartnäckigkeit Rußlands sah sich Oesterreich veranlaßt, dem Bunde der Westmächte beizutreten 2. Dec. 1854.
und in Siebenbürgen und Galizien ansehnliche Streitkräfte aufzustellen. Ein beträchtliches Anlehen und die Verpachtung der Staatseisenbahnen an eine französische Gesellschaft auf neunzig Jahre sollte die dadurch vermehrten Ausgaben decken. Einige Wochen nachher schloß auch Sardinien einen Bund mit Frankreich und England und entsandte den 26. Jan. 1855.
General Lamarmora mit einem Heer von 15,000 Mann nach der Krim. Dadurch erwarb sich König Victor Emanuel die Gunst der beiden Westmächte. Preußen und die deutschen Bundesstaaten dagegen beharrten bei ihrer Neutralität. Eine Kriegsbereitschaft, wozu sich die Mittelstaaten herbeiließen, war ohne alle Bedeutung und hinderte sogar, da man nicht wissen konnte, auf wessen Seite sie treten würden, das Wiener Cabinet an einem energischen Handeln, wenn anders ein solches im Plane gelegen. — Mit dem neuen Jahr traten wichtige Ereignisse ein, welche dem Gang der Dinge bald eine entscheidende Wendung gaben. In England sprach sich im Parlament und in der Presse die Entrüstung über die Mißstände im Heer und in der Kriegsverwaltung in so scharfer Weise aus, daß Lord Aberdeen, der alte Freund des Kaisers Nicolaus und der Friedenspolitik, gänzlich aus dem Ministerium schied, mit dessen Leitung nunmehr Lord Palmerston betraut ward. Dieser betrieb den Krieg mit mehr Energie. Der Noth wurde durch Zufuhren abgeholfen, neue Mannschaft ersetzte die Lücken, Kriegsbedarf und Maschinen wurden eingeschifft. An der Stelle des abberufenen Napier wurde Admiral Dundas zum Führer der Ostseeflotte eingesetzt, der aber nicht mehr ausrichtete, als sein Vorgänger. Eine ähnliche Regsamkeit trat in Frankreich zu Tage, als der zurückgekehrte

Prinz Napoleon über die Lage der Dinge Bericht abstattete. Dieser Thätigkeit begegnete der russische Kaiser mit gleichen Anstrengungen. Eine allgemeine Aushebung im ganzen Reich setzte ihn in Stand, große Heermassen nach der Krim zu senden. Aber der schwierige und lange Marsch über die Schneefelder Südrußlands verzögerte ihre Ankunft und stürzte
10. Febr. 1855. Viele ins Grab. Ein Angriff, den General Chrulef auf **Eupatoria** machte, scheiterte an der Festigkeit der Verschanzungen und an der Tapferkeit der türkischen Besatzung unter Omer Pascha. Die Nachricht von diesen Unfällen wirkte so mächtig auf den stolzen und
2. März. starren Geist des schon einige Zeit kränkelnden Kaisers, daß er unerwartet schnell starb. Sein Sohn **Alexander II.**, ein humaner Fürst von milderer Gesinnung und friedlicherer Natur, wurde sein Nachfolger.

§. 1147. **Eroberung von Sebastopol und Ausgang des Kriegs.** So sehr man auch in Rußland, wo der Krieg schon 25,000 Menschen dahin gerafft hatte, den Frieden wünschte, so verlangte doch die Ehre der Nation und die Achtung vor dem verstorbenen Kaiser, daß der Kampf seinen Fortgang nahm. Aber auch die Ehre Frankreichs und des Napoleonischen Kaiserthums forderte eine rühmliche Lösung des blutigen Waffenganges, dem bereits so große Opfer gefallen. Darum hatte Napoleon schon im Januar den Artillerie-General **Niel**, einen erfahrenen, kenntnißreichen Kriegs-Ingenieur, nach der Krim geschickt, um von dem Stand der Dinge Einsicht zu nehmen und seine Rathschläge zu ertheilen. Denn die Eroberung Sebastopols sollte durchaus einem Friedensschluß vorangehen. Niel erkannte alsbald die richtige Stelle, wo der Hauptangriff geschehen müsse, und nach seinem Rath suchte man durch Laufgräben und Verschanzungen sich der südlichen Vorstadt Karabelnaja immer mehr zu nähern. Aber Todleben begegnete ihrem Vorhaben durch gewaltige Befestigungen und schuf in dem sogenannten **Malakoffthurm** ein fast uneinnehmbares Bollwerk. Nun gewann der Belagerungskrieg eine furchtbare Gestalt und Ausdehnung. Die Streitkräfte waren auf beiden Seiten bedeutend verstärkt worden. Mit Inbegriff der Türken betrug die Armee der Verbündeten wohl an 175,000 Mann, die der Russen über 150,000. Mit Geschütz, Munition und Kriegsgeräth war man aufs Reichlichste ausgerüstet. Das Wiener Cabinet, bei welchem **Gortschakoff** seine diplomatische Gewandtheit entwickelte, hatte wieder eine zuwartende Stellung angenommen und einen Theil seiner Truppen entlassen, wodurch Rußland in Stand gesetzt war, die gegen Oesterreich aufgestellten Streitkräfte gleichfalls nach der Krim zu entsenden, wo Fürst Gortschakoff, ein Bruder des Diplomaten, an Stelle von Menzikoff zum Oberbefehlshaber ernannt worden war. Während vor den Schanzwerken Sebastopols der Boden durch Ausfälle und Angriffe bei Tag und bei Nacht mit Blut getränkt ward, segelte ein Theil der verbündeten Flotte nach dem
Mai 1855. **Asow'schen** Meere, um die Vorräthe in den Hafenstädten Kertsch, Jenikale, Mariopol, Taganrog und Anapa zu vernichten, ein Unternehmen, das zwar gelang, aber von rohen, eines civilisirten Zeitalters unwürdigen Gewaltthaten begleitet war. Die werthvolle Sammlung von Alterthümern in Kertsch fand dabei ihren Untergang und Brand und Verwüstung bezeichneten die Spuren des Zugs. Unterdessen fuhr das Belagerungsheer vor Sebastopol fort, die Laufgräben, Schanzen und Batterien immer näher an die Stadt zu führen, stieß aber bei jedem Schritt auf die heftigste Gegenwehr und auf neue Befestigungen. Der General Canrobert, der gemeinschaftlich mit Raglan die Operationen leitete, war nicht von so harter, durchfahrender Natur, daß er ohne Rücksicht auf Menschenleben mit unerbittlicher Consequenz das Eroberungswerk betrieben hätte; und da er sich mit dem englischen Commandanten nicht gut vertrug, so wurde er, seinem Wunsche ge-
16. Mai. mäß, des Oberbefehls enthoben und dieser dem General **Pelissier** übertragen, der schon in Afrika Beweise einer erbarmungslosen Energie gegeben (§. 1059). Mit edler Selbstentsagung stellte sich Canrobert unter die Befehle seines bisherigen Untergebenen. Die Folgen des Wechsels traten bald zu Tage. Ob auch durch die Gewalt des feindlichen Geschützes und durch die Wuth der Cholera Tausende dem Tod zum Opfer fielen, die
7. Juni. Laufgräben wurden dicht an die feindlichen Schanzen geführt, einzelne Festungswerke,
18. Juni. wie der grüne Mamelon, erstürmt. Dagegen wurde der am Schlachttag von Waterloo unternommene allgemeine Sturm mit unermeßlichem Menschenverlust zurückgeschlagen.

Zehn Tage nachher wurde Lord Raglan von der Cholera hingerafft, worauf General Simpson den Oberbefehl übernahm, und am 11. Juli traf eine feindliche Kugel den tapfern russischen Admiral Nachimoff, als er die Festungswerke besichtigte. So hielt der Tod eine furchtbare Ernte unter den Häuptern wie unter dem Volke; von den Urhebern und Leitern des schrecklichen Kriegs stürzte einer um den andern in die Gruft. Auch ein Bruder des sardinischen Generals Lamarmora starb an der Cholera. — Pelissier verfolgte seinen Plan, die Laufgräben bis dicht vor die feindlichen Schanzen zu führen und so die Festung „wie in einem Schraubenstock“ zu fassen, mit der größten Energie. Ein Versuch Gortschakoffs, von der Tschernaja aus mittelst eines Flankenangriffs die feindlichen Linien zu durchbrechen, wurde vereitelt und endigte, indem General Faucheux das Flußufer nebst der Tschernajabrücke im Rücken der Russen gewann, mit einem verlustvollen Rückzug. In diesem Gefechte zeichnete sich die piemontesische Mannschaft durch kriegerische Tüchtigkeit aus. Ermuthigt durch den Erfolg an der Tschernaja, verdoppelte Pelissier seine Anstrengungen. Vom 17. August an dauerten die Angriffe fast ohne Unterbrechung fort, damit die Russen nicht Zeit fänden, die zerstörten Werke wieder herzustellen und durch den unaufhörlichen Kugelregen die Zahl der Vertheidiger in den Straßen und auf den unbeschützten Stellen gemindert würde. Er erreichte seinen Zweck. Wie bewunderungswürdig immer die Ausdauer war, welche die Russen der kühnen Tapferkeit der Franzosen und dem kalten Muthe der Engländer entgegen setzten; da die Zahl der Todten sich täglich auf mehr als tausend belief, so mußte zuletzt ihre Kraft gebrochen, ihre Energie gelähmt werden. Nachdem vom 5. September an ein furchtbares, Tag und Nacht fortdauerndes Bombardement schreckliche Verheerungen angerichtet und gegen 5000 Russen auf den Schanzen und in der Stadt hingerafft hatte, begann am 8. September Schlag zwölf Uhr der Hauptsturm. Der schwerste Theil der Arbeit fiel den Franzosen zu, welche den Malakoffthurm als Ziel und Kampfpreis gewählt; die Engländer richteten ihren Angriff gegen den sogenannten Redan. Die leichten Sturmcolonnen der Generale Bosquet und Mac Mahon erstiegen bald die Höhe und pflanzten die Tricolore auf; aber im Innern setzten die Russen, durch viele in einander laufende bedeckte Gänge geschützt, den Eindringlingen einen verzweifelten Widerstand entgegen. Tausende stürzten unter den Schüssen und Bayonetten todt oder verwundet zu Boden, darunter vier russische Generale, andere Schaaren wurden durch die Explosion einer Batterie unter Schutt und Trümmern begraben; ja, als endlich nach fünfstündigem Riesenkampf die Franzosen Meister des Thurmes wurden, hätten sie leicht mit demselben in die Luft fliegen können, wäre es ihnen nicht gelungen, die Dräthe zu zerschneiden, die aus der Stadt nach den in der Tiefe verborgenen Pulvermassen leiteten. Gleichzeitig wurde auch an den übrigen Festungswerken mit derselben Anstrengung und Erbitterung gestritten und über Leichenhügeln um den Besitz von Mauern und Schanzen gerungen. Die Engländer bemächtigten sich mit großer Tapferkeit des Redan, wurden aber wieder zum Weichen gebracht. Ihr Verlust betrug 2400 Mann, indeß der der Franzosen sich auf 7300 belief und die russische Kriegsmacht an diesem und dem folgenden Tage um mehr als 13,000 Streiter vermindert wurde. Mit dem Falle des Malakoffthurms war das Schicksal von Sebastopol entschieden. Während der Nacht ließ Gortschakoff alle Festungswerke der südlichen Stadt, die noch in russischen Händen waren, in die Luft sprengen und die noch übrigen Schiffe der Kriegsflotte bis auf einen einzigen Dampfer im Hafen versenken. Darauf führte er den Rest des Heeres auf die Nordseite des Meerbusens, die Schiffbrücke hinter sich zerstörend. So endete der denkwürdige Belagerungskrieg von Sebastopol. Er hatte allen Betheiligten große Opfer an Menschen und Geldsummen auferlegt, daher regte sich auch der allgemeine Wunsch nach einer Ausgleichung durch einen billigen Frieden. Rußland war durch die Eroberung der Festung noch keineswegs so geschwächt, daß die Westmächte hätten glauben dürfen, dasselbe aus seiner europäischen Machtstellung zu drängen, zumal da Oesterreich nicht länger mit ihnen ging, und Preußen sowie die meisten deutschen Bundesstaaten sich mehr und mehr auf dessen Seite neigten. Noch hielt der russische Doppeladler die Halbinsel Krim mit starken und scharfen Klauen fest, da Gortschakoff auf den Höhen im Osten der Stadt eine imponirende Stellung genommen hatte, von wo aus er über Perekop und das faule Meer mit dem übrigen Reich in Verbindung stand.

28. Juni 1855.

16. Aug.

Es änderte wenig an der Sachlage, daß die verbündete Flotte auf zwei weiteren Expeditionen zuerst die kleinen russischen Festungen Taman und Phanagoria gegenüber von Kertsch zerstörte und dann von Kinburn aus Oczakow bedrohte. Aber je offener sich der Wunsch nach Frieden aussprach, desto mehr wünschte Rußland, um nicht als überwundene Macht zu erscheinen, durch einen neuen Erfolg im Feld die Niederlage bei Sebastopol auszugleichen. Dieser Wunsch wurde erreicht. Die von General Murawiew belagerte türkische Festung Kars südöstlich von Trebisonde wurde, nach der heldenmüthigsten Vertheidigung unter Wassif Pascha, dem der Engländer Williams und der ungarische General Kmety mit Rath und That zur Seite standen, durch
27. Nov. 1855. Hunger zur Uebergabe gezwungen. Nun konnte auch Rußland mit Ehren Frieden schließen. Nachdem am 16. Januar der österreichische Bevollmächtigte Fürst Esterhazy
Jan. 1856. mit dem russischen Staatsmann Graf Nesselrode über mehrere Punkte übereingekommen war, die als Friedensbasis dienen konnten, und die Pforte den Westmächten und Oesterreich in einem Vertrag die Gleichstellung der Christen mit den Mohammedanern und andere wichtige Zusicherungen gewährt hatte, wurde am 25. Februar in
25. Febr. Paris ein Friedenscongreß eröffnet, an dem außer den vier betheiligten Großmächten und der Türkei noch Sardinien und schließlich auch Preußen Theil nahmen.
30. März. Nach mehrwöchigen Verhandlungen vereinigte man sich zu einer Uebereinkunft, welche die Integrität des osmanischen Reiches sicher stellte, Rußland eine kleine Gebietsabtretung auferlegte, welche die Donauschifffahrt frei machte, die durch einen Theil von Bessarabien vergrößerten Fürstenthümer Moldau und Walachei, so wie Serbien neben der Oberherrlichkeit (Suzeränetät) des Sultans noch unter den Schutz der Vertragsmächte stellte, die Gleichberechtigung der Christen mit den Mohammedanern unter Gewährleistung und Ueberwachung sämmtlicher Großmächte aufrecht erhielt und durch die Neutralisirung des schwarzen Meeres und die Ausschließung aller Kriegsschiffe von dessen Häfen dem Uebergewicht der russischen Seemacht in den pontischen Gewässern ein Ende bereitete. So wurde durch den (dritten) Pariser Frieden gegen den bisherigen Gebrauch auch die Türkei in das europäische Völkerrecht aufgenommen und zugleich der Grundsatz zur Geltung gebracht, daß die Meere und die großen internationalen Ströme dem allgemeinen Weltverkehr offen stehen sollten. Damals stand Napoleon auf der Höhe seiner Macht. Von allen Seiten wurden dem „Emporkömmling" Huldigungen dargebracht, sein Minister Walewski, ein natürlicher Sohn des ersten Napoleon, leitete den Congreß; Aller Augen waren auf den neuen Schiedsrichter Europa's gerichtet, der im Siegesglanz dastand und dessen Glück um dieselbe Zeit noch durch die Geburt eines Sohnes erhöht
16. März 1856. ward, den seine schöne spanische Gemahlin Eugenie zur Welt brachte, das „Kind Frankreichs", dessen Thronfolge zu sichern sein höchstes Anliegen war.

§. 1148. **Die Türkei und Griechenland.** Die **Pforte** ging übrigens nicht gestärkt, sondern geschwächt aus dem Krimkriege hervor. Der „kranke Mann" kam nicht zur Genesung,
Syrien. sondern schritt mehr und mehr seiner Auflösung entgegen. In Syrien erhob sich der alttürkische Fanatismus zu gräuelvollen Christenverfolgungen, welche, da die Pforte nicht mit gehörigem
1860. Nachdruck eingriff, dem französischen Kaiser Gelegenheit zu bewaffneter Intervention gaben. Und es war nur dem energischen Widerstande Englands zuzuschreiben, daß sich die Intervention nicht,
1861. wie in Rom, zu einer dauernden Occupation gestaltete. Im Juni kehrten die französischen
26. Juni 1861. Truppen zurück. Bald darauf starb der Sultan Abdul-Medschid, der, „obwohl voll guten Willens und der Civilisation des Westens zugethan, seine Kraft in den Genüssen des Harems verschwendet hatte". Sein Bruder und Nachfolger Abdul-Aziz ist nach kurzem Anlauf zur Beseitigung mancher Uebelstände bald wieder der herkömmlichen Schlaffheit, dem Regiment der Günstlinge und der Verschleuderung der Finanzen verfallen. Doch kam man in Constantinopel mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß der türkische Staat nur durch Reformen im Geiste des Abendlandes und durch Annäherung an die europäische Cultur vom gänzlichen Verfalle gerettet werden könne. Diese Ansicht erhielt ihren bedeutendsten Vertreter in dem großen Staatsmann Fuad Pascha, der sich durch eifriges Studium europäische Bildung angeeignet hatte, und in seinem langjährigen Freund und Gesinnungsgenossen Aali Pascha. Jener begleitete den
Sommer 1867. Sultan auf der großen Reise nach Paris, London, Wien u. a. O. und benutzte die überwälti-

genden Eindrücke, welche die Zustände des Occidents und die Schöpfungen der christlichen Civilisation auf das Gemüth des Großfürsten hervorbrachten, um ihn zu freisinnigen Reformen, zu einer Gleichstellung der christlichen und mohammedanischen Bevölkerung im türkischen Reich, zu einer Emancipation des Staats von den Satzungen der Religion des Koran zu bewegen. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos; der Sultan zeigte ein lebhaftes Verlangen, sein Reich nach dem Vorbilde der christlichen Staaten zu heben und durch Beförderung von Eisenbahnen und Verkehrsmitteln die Verbindung mit denselben zu erleichtern; und durch Reformen in der Organisation der Provinzen, durch die Gründung eines neuen Staatsraths aus Christen und Muselmanen sowie eines obersten Justizrathes und durch die Aufnahme einer Anzahl Christen selbst in die höchsten Stellen der Regierung hat das System wenigstens einen kräftigen Anfang erhalten. Ob aber bei der Unwissenheit der Beamten, bei den Vorurtheilen des Volkes, bei dem Christenhaß der Armee und bei der volkswirthschaftlichen und finanziellen Zerrüttung des Osmanischen Reiches die Durchführung von Reformen im Geiste des modernen Staats möglich sein wird, mag Manchem zweifelhaft erscheinen, namentlich seitdem durch den Tod Fuad Pascha's in Nizza die Hauptsäule dieser Culturrichtung gebrochen ist. In der Folge hat der Versuch, die altmohammedanische Senioratsordnung in der Thronfolge zu beseitigen und dafür die in den übrigen europäischen Staaten geltende Succession nach dem Majoratsrecht in der herrschenden Dynastie einzuführen, unter den Bekennern des Islam eine große Aufregung erzeugt. — Die größten Schwierigkeiten bereiteten der Pforte die nach Unabhängigkeit strebenden Vasallenstaaten. Die Donaufürstenthümer Moldau und Wallachei vereinigten sich gegen den Willen der türkischen Regierung zu einem Fürstenthum Rumänien, unter Bedingungen, welche die Oberhoheitsrechte des Sultans zu einem wesenlosen Schein herabdrückten. Die Landstände wählten den Moldauischen Edelmann Alexander Cusa zum gemeinschaftlichen Herrscher, ohne sich um die Protestation der Pforte gegen die Union zu kümmern. Als dieser jedoch durch despotische Regierung, wie durch Habsucht und Sittenlosigkeit sich Haß und Verachtung zuzog, entstand nach einigen Jahren in Bucharest eine Empörung, welche die Vertreibung Cusa's und die Wahl eines deutschen, dem preußischen Königshause verwandten Fürsten, Karl Anton von Hohenzollern, zur Folge hatte. Cusa starb im Mai 1873 zu Heidelberg. In Serbien wurde, gegen die ausdrückliche Bestimmung der Tractate, von dem Fürsten und der von ihm einberufenen Nationalversammlung eine Volksbewaffnung unter dem Namen „Nationalmiliz" gegründet, in der unverkennbaren Absicht, wenn einst die christlichen Rajahs der europäischen Türkei sich gegen die mohammedanischen Herrscher erheben würden, wirksamen Beistand leisten zu können. Auch hier blieb die Protestation der Pforte ohne Wirkung. Alexander Karagiorgiewitsch, der im Jahr 1843 nach Vertreibung des Michael, zweiten Sohnes von Milosch Obrenowitsch, von der Nationalversammlung (Skuptschina) zum Fürsten von Serbien erhoben und von der Pforte bestätigt worden war, entfremdete sich durch seine Hinneigung zu Oesterreich die slavische Nationalpartei, die zu Rußland hielt. Es bildete sich daher eine starke Opposition, welche in der Skuptschina vom J. 1858 die Oberhand bekam und die Absetzung des Fürsten Alexander durchsetzte. Er flüchtete sich auf österreichisches Gebiet, während den serbischen Thron der alte verbannte Fürst Milosch Obrenowitsch wieder einnahm, dem dann auch die Pforte auf Verwendung Rußlands und Frankreichs nach einigem Sträuben die Investitur ertheilte. Als er im nächsten Jahr starb, erlangte sein Sohn Michael III. (Obrenowitsch) zum zweitenmal die Herrschaft, die in seinem Hause erblich erklärt wurde. Heftige Streitigkeiten zwischen den christlichen Bewohnern und den Türken in der Festung Belgrad, oft zu blutigen Kämpfen gesteigert, nöthigten die Pariser Vertragsmächte zu vermittelndem Einschreiten, in Folge dessen die türkischen Einwohner mit Ausnahme der Besatzungstruppen das Land verlassen mußten. Aber selbst dieses genügte den Serben nicht auf die Länge. Sie forderten und erlangten endlich die Räumung aller serbischen Festungen, wodurch das Suzeränetätsrecht der Pforte zu einem wesenlosen Schatten herabsank. Im folgenden Jahr fand Michael Obrenowitsch ein tragisches Ende. Als er sich in dem Park von Topschider bei Belgrad erging, wurde er von drei mit Revolvern bewaffneten Verschwornen ermordet und eine Verwandte, die ihn begleitete, auf den Tod verwundet. Die Volksstimme bezeichnete den verbannten Fürsten Alexander Karagiorgiewitsch als den geheimen Anstifter der blutigen That. Von der Nationalversammlung wurde darauf der junge Neffe des Ermordeten, Milan Obrenowitsch, der in Paris seinen Studien oblag, zur Herrschaft berufen, bis zu seiner Volljährigkeit eine Regentschaft eingesetzt und die Verfassung in liberalem Sinne verändert. Von den der Theilnahme an dem Morde Beschuldigten ward

11. Febr. 1869.

Moldau u. Wallachei (Rumänien) Jan. 1859.

Febr. 1866.

Serbien.

23. Dec. 1858.

Sept. 1859.

28. Sept. 1860.

6. Oct. 1862.

März 1867.

30. Juni 1868.

Nov. 1868. Einer zum Tode verurtheilt, drei zu fünfjährigem Gefängniß. Vier Jahre dauerte die Regentschaft, während welcher Zeit Cultur, Industrie und Handel sich hoben und ein wohlthätiger Aug. 1872. Montenegro. Friede herrschte. Dann übernahm Fürst Milan selbst die Regierung, ein junger Mann von vorherrschend russischen Sympathien. — In Montenegro, wo Fürst Danilo am 12. August 1860 von einem Eingebornen ermordet und dann durch den Einfluß seiner Wittwe seines Bruders Sohn Nicolaus zur Herrschaft berufen ward, dauerten die Feindseligkeiten gegen die Türken fort. Als die christlichen Unterthanen der Herzegowina sich gegen die Mohammedaner erhoben, fanden sie bei dem montenegrinischen Bergvolke und seinem Fürsten Unterstützung. Die türkische Regierung, besorgt, der Aufstand möchte in andern Theilen der Donauländer Nachahmung finden, berief ihren besten General Omer Pascha aus der Verbannung zurück und übertrug ihm den Oberbefehl gegen die Insurgenten und ihre Bundesgenossen, die Montenegriner. Aber weder durch Verträge und Unterhandlungen, noch durch Waffengewalt ist es der Pforte gelungen, ihre sinkende Autorität in Europa auf die Dauer zu kräftigen. — Auch den Oesterreichern vergalt Fürst Nicolaus ihre früheren Dienste mit Undank. Denn als im Herbst 1869 die Einwohner des felsigen Küstenlandes von Cattaro in Süddalmatien aus Opposition gegen das Landwehrsystem einen bewaffneten Aufstand wider den Kaiserstaat machten, stand der Fürst, ein eifriger Anhänger Rußlands, im Verdacht, den Insurgenten Vorschub geleistet zu haben. —

Griechenland. Der zunehmende Verfall der osmanischen Macht erfüllte die Griechen mit der Hoffnung, daß die „große Idee" zum Durchbruch geführt werden könnte, wenn ein thatkräftiger König auf dem Throne säße, daher wurden die Agitationen und Verschwörungen bei dem Militär und unter den gebildeten Ständen immer gefahrdrohender für die bayerische Dynastie. Fast dreißig Jahre hatte König Otto das Scepter mit schwachen Händen, wenn auch nicht ohne guten Willen geführt, und aus seiner bayerischen Heimath war manche schöne Summe nach Athen geflossen, um das griechische Königthum würdig zu stellen. Aber der gutmüthige Otto vermochte kein Gefühl der Anerkennung und des Dankes zu erwecken. Wie sehr auch die königliche Regierung bemüht war, das Staatswesen in verfassungsmäßigem Gang zu erhalten, das hellenische Volk wußte die Segnungen einer friedlichen Verwaltung in beschränkten Sphären nicht zu würdigen; der Mangel an militärischen Gaben und ehrgeizigem Unternehmungssinn, der besonders während des russisch-türkischen Krieges zu Tage trat, entzog dem König die Achtung und Theilnahme seines Volkes und entfremdete ihm besonders die Herzen der Soldaten. Freilich war die passive Natur des Monarchen, den selbst seine Gattin Amalie von Oldenburg, eine Frau von kräftigem, fast männlichem Geist und romantischen Regungen, nicht zum entschlossenen Handeln zu bewegen vermochte, wenig geeignet, die Schwierigkeiten zu heben oder zu mindern, welche der bewegliche Charakter des Volkes, die Armuth des dürftig angebauten Landes und die schlimme Finanzlage bei der hohen Nationalschuld schufen. Bei dem sichtbaren Hinsinken des osmanischen Reiches glaubten die Griechen zu einer künftigen Weltstellung berufen zu sein, die sie unter Otto's friedlichem Scepter nie erlangen könnten. Es bildete sich daher eine weitverzweigte Verschwörung, die im Heere viele Genossen zählte und, da Rußland dem ehrgeizigen Traume eines byzantinischen Reiches widerstrebte, ihre Blicke auf England warf. Die Seele derselben war der alte Seeheld Kanaris. Im Februar 1862 brach in Nauplia eine Militärrevolte aus, die erst im April unterdrückt werden konnte. Die Nachsicht, die der König dabei bewies, indem er eine ausgedehnte Amnestie ertheilte und dann, den Volkswünschen entsprechend, die Errichtung einer Nationalgarde vorbereitete, ermuthigte Andere zur Nachahmung. Im October, als der König auf einer Rundreise durch den Peloponnes begriffen war, brachen Aufstände in Vonizza, Patras, Korinth und October 1862. endlich in Athen aus; es bildete sich eine provisorische Regierung, deren erster Act die Thronentsetzung Otto's war. Auf die Kunde davon eilte der König nach dem Piräus; aber auf den Rath der Gesandten gab er bald den Gedanken eines Widerstandes auf. In Salamis machte er durch eine letzte Proclamation den Griechen seinen Entschluß kund, in sein Vaterland zurückzukehren, und bestieg dann ein englisches Schiff, das ihn nach Triest brachte. Die Umwälzung ging ohne Blutvergießen und Gewaltthat vor sich und wurde von den europäischen Mächten als vollendete Thatsache hingenommen, hatte aber auch keine weiteren Folgen, als daß sich die Griechen nach einem andern König umsahen. Die neue Regierung erkannte bald, daß zu einem Angriff gegen die Türkei die ihr zu Gebote stehenden Mittel unzulänglich seien. Ihre nächste So.ge war daher, den erledigten Thron wieder zu besetzen. Ohne die Bestimmung der Verfassung zu beachten, nach welcher der jüngere Bruder des kinderlosen Königs Otto, Adal-

bert von Bayern, zum Thronfolger berufen war, richteten die Griechen zuerst ihre Blicke auf den englischen Prinzen Alfred. In England schien man dem Vorhaben nicht abgeneigt zu sein; als aber Rußland für den Herzog von Leuchtenberg wirkte, den auch Frankreich begünstigte, gab man den Gedanken auf. Nun kamen die drei Regierungen überein, daß sie an den früheren Verträgen, kraft deren die regierenden Familien der Schutzmächte vom griechischen Thron gleichmäßig ausgeschlossen sein sollten, festhalten wollten, worauf die schriftliche Verzichtleistung erfolgte. 4. Dec. 1862. Da aber das englische Cabinet zu verstehen gab, daß, falls die Königswahl nach seinen Wünschen ausfalle, es in die Vereinigung der ionischen Inseln mit Griechenland willigen würde, so blieb sein Einfluß vorwiegend. Aber umsonst bemühte es sich, unter den Gliedern des Hauses Sachsen-Coburg den Griechen einen König zu finden, indem es zuerst den König von Portugal, dann den Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha vorschlug. Beide lehnten die wenig beneidenswerthe Krone ab. Endlich wurde der zweite Sohn des durch den Londoner Vertrag zum König von Dänemark bestimmten Christian von Glücksburg, ein Bruder der Gemahlin des Prinzen von Wales, zur Annahme der griechischen Krone bewogen. 30. März 1863. Von der griechischen Nationalversammlung und von den drei Schutzmächten als König von Griechenland unter dem 5. Juni. Namen **Georg I.** anerkannt, begab sich der junge Fürst nach Athen, wo er im October anlangte und die Zügel der Herrschaft mit schwachen Händen ergriff. Großbritannien entsagte nunmehr seiner Schutzherrschaft über die Republik der ionischen Inseln und willigte in deren Vereinigung mit dem griechischen Königreich. Ob aber durch diesen Thronwechsel Griechenland sich aus dem Zustande der Zerrüttung und Unordnung emporzuheben vermag, ist sehr zweifelhaft. Vielmehr steht zu fürchten, daß es immer mehr der Anarchie und Barbarei anheimfallen werde. Statt im Innern ein würdiges Staatswesen auszubilden, richten die Griechen ihre Blicke stets nach Außen und suchen die Schwäche der Türkei zu ihrer eigenen Vergrößerung zu benutzen. Die Aufrichtung eines Hellenenstaats auf den Trümmern des Osmanenreichs bleibt die „große Idee" der Nation, die bei jeder tieferen Bewegung aufs Neue zu Tage tritt. Als das Einigungswerk Italiens durch die Erwerbung Venetiens seinem Abschluß nahe gebracht wurde, regten sich auch in der griechischen Welt neue Unabhängigkeitsbestrebungen, die auf der nach Vereinigung mit dem griechischen Königreich strebenden Insel **Candia** (Kreta) zu einem allgemeinen Aufstand 1866. führten, welcher durch türkische und ägyptische Kriegsmannschaften zwar niedergehalten, aber trotz mancher günstigen Anerbietungen von Seiten der Pforte nicht gänzlich unterdrückt werden konnte, da er durch Zuzüge griechischer und selbst italienischer Freiwilligen stets neue Nahrung erhielt und heimlich von Rußland begünstigt ward. Auch in Rhodos und andern von Griechen bewohnten Inseln und Landschaften des Osmanenreichs erzeugte der Steuerdruck und der religiöse Fanatismus der Mohammedaner Aufstände und kriegerische Bewegungen unter der christlichen Bevölkerung. Diese waren noch im vollen Gange, als König Otto in einem Alter von 52 Jahren nach kurzer Krankheit in Bamberg starb. 26. Juli 1867. Die Vermählung des Königs Georg mit einer russischen Fürstentochter knüpfte das Band zwischen Rußland und Griechenland noch enger. Aber alle Bemühungen des Petersburger Cabinets und anderer Mächte, die Pforte zur Abtretung der Insel Candia zu bewegen, blieben erfolglos. Die Griechen fuhren fort, die aufständischen Candioten zu unterstützen. 1868. Da schritten die Türken endlich zu energischen Maßregeln. Anfangs December wurde ein Ultimatum nach Athen gerichtet, und als man dort auf dasselbe nicht einging, wurden die türkischen Häfen den griechischen Schiffen verschlossen und alle griechischen Unterthanen von türkischem Gebiet ausgewiesen. Aufs Neue wurden die europäischen Mächte durch die orientalische Frage beunruhigt: England, Frankreich und Oesterreich standen auf Seiten der Türkei; Rußland befand sich in einer schwierigen Lage: sollte es durch Unterstützung der Griechen einen neuen Krieg wagen oder durch Preisgebung derselben seinen Einfluß im Orient gefährden? Da machte Preußen den Vorschlag, die Sache auf einer europäischen Conferenz in Paris zum Austrag zu Jan. 1869. bringen. „Wozu sich Griechenland der Pforte gegenüber nicht hatte verstehen wollen, glaubte es ganz Europa gegenüber nicht verweigern zu können." Die candiotische Insurrection ging nunmehr zu Ende, und die Insel kehrte wieder unter die Botmäßigkeit der Pforte zurück. Die Geldnoth in beiden Staaten machte eine friedliche Ausgleichung zur Nothwendigkeit. Seitdem ist man in Constantinopel auf dem betretenen Weg fortgeschritten. Der Besuch der Kaiserin Eugenie von Frankreich, des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, des Kronprinzen von Preußen und anderer hohen Herrschaften, welche zur Feier der Eröffnung des unter der Leitung des französischen Diplomaten Lesseps vollendeten Suezkanals nach dem Orient reisten, hat die Annäherung 16/11. ~~Sept.~~ 1869.

zwischen dem osmanischen Reich und der europäischen Culturwelt einen Schritt weiter geführt. Bei dieser Gelegenheit mochte auch ein Besuch in der türkischen Hauptstadt um so angemessener scheinen, als der Sultan den „Vicekönig" Ismail Pascha im Verdacht hatte, er wollte das Vasallitätsverhältniß mit der Pforte zerreißen und sich zum unabhängigen Herrscher machen, ein Verdacht, der besonders dadurch gesteigert ward und den „Großtürken" mit Eifersucht erfüllen mußte, daß der „Khedive" auf einer Rundreise durch die europäischen Hauptstädte im Mai und Juni 1869 bei den Höfen seine persönliche Einladung zu der Einweihungsfeier ohne Vermittelung seines Suzerains angebracht hatte und bei der Festlichkeit selbst einen für die ägyptischen Finanzen bedenklichen Aufwand entfaltete. Die Pforte, durch den günstigen Ausgang der griechisch-candiotischen Streitfrage in ihrem Selbstgefühl gehoben, stellte nunmehr auch an den Khedive von Aegypten eine Reihe von Forderungen, wodurch die türkische Oberlehnsherrlichkeit in Beziehung auf Finanzen und auf Heer und Marine hergestellt ward. Dagegen trat die Unfähigkeit der griechischen Regierung, im eigenen Lande Ordnung zu schaffen und das Gesetz zur Geltung zu bringen, in auffallendster Weise zu Tage, als mehrere angesehene Engländer, welche von Athen aus das Schlachtfeld von Marathon besuchten, von einer Räuberschaar überfallen und ermordet
Mai 1870. wurden und bei dem Verhöre der Gefangenen verdächtige Verbindungen der Schuldigen in der Hauptstadt selbst zur Sprache kamen.

3. Rußland und Polen unter Alexander II.

§. 1149. **Die Reformen in Rußland.** Die Unfälle in der Krim, besonders
† 2. März 1855. die Niederlage bei Eupatoria, gaben dem Kaiser Nicolaus den Herzstoß. Sein Sohn und Nachfolger **Alexander II.** wandelte nicht in des Vaters Wegen. Wenn auch die russische Waffenehre verlangte, daß der begonnene Krieg mit der bisherigen Energie zu Ende geführt werde, so gab der neue Kaiser doch bald nach dem Friedensschluß zu erkennen, daß ein anderer Geist in ihm lebe. Schon bei dem glänzenden **Krönungs-**
7. Sept. 1856. **fest in Moskau** bewies er durch eine Reihe von Gnadenacten, welche vielen Verbannten Heimath, Ehre und Namen zurückstellten, daß Versöhnung und Milde nicht länger unbekannte und verachtete Regungen auf dem Herrscherthrone in St. Petersburg sein sollten. Während die feudale Partei in Deutschland wehklagte, daß mit Kaiser Nicolaus „der Vater der reactionären Weltordnung" aus dem Leben geschieden, wählte der Sohn die bessere Lebensaufgabe, „das ererbte Reich zum Boden eines wichtigen Aufstrebens zu machen, wo der Fortschritt in Förderung des Volkswohles und Bildung des Volksgeistes bestehen sollte." Zunächst galt es, die schweren Wunden zu heilen, die der verheerende Krieg geschlagen. Durch die Blokade der Küsten und Wasserstraßen war die Ausfuhr der Rohproducte gehemmt worden, war der Handel ins Stocken gerathen. Eine drückende weitgreifende Aushebung zum Kriegsdienst hatte die Finanzen erschöpft und die Kräfte dem Ackerbau, der Industrie, den Künsten des Friedens entzogen. Diese Uebelstände zu heben, war daher Alexanders eifrigstes Anliegen. Eine bedeutende Reduction des Heeres minderte die Ausgaben und entfesselte viele gebundene Hände; durch Handelsverträge mit mehreren Staaten Europa's wurde die Scheidewand niedergerissen, welche bisher das russische Reich abgeschlossen hatte, und das Prohibitivsystem mit dem demoralisirenden Schleichhandel im Gefolge gegen die mildere Form der Schutzzölle vertauscht; Dampfschifffahrts- und Handelsgesellschaften nahm der Kaiser unter seine besondere Protection. Durch Verträge mit einheimischen und fremden Bankhäusern ermöglichte er den Bau großer Eisenbahnen, welche den Verkehr und Waarentransport aus und nach den ent-
Sept. u. Oct. 1857. legenen Provinzen erleichterten und förderten. Eine Reise nach Deutschland, wo er in Stuttgart mit Napoleon, in Weimar mit dem österreichischen Kaiser zusammentraf, wurde zu politischen Zwecken und Anknüpfungen benutzt. Zugleich wurden in Asien dem Verkehr und Waarenumsatz neue Wege geschaffen, bald durch Beförderung der Schifffahrt auf dem kaspischen Meere, bald durch Gründung oder Erweiterung neuer Handelsstationen, bald durch diplomatische Verhandlungen mit den Reichen Ostasiens, bald durch Sicherung und Ausdehnung der Grenzen in Tscherkessien und am Südrande Sibiriens. Innerhalb zehn Jahren wurden im Stromgebiet des Jaxartes (Syr-Darja) die russischen Besitzungen

nach Kokand ausgedehnt, drangen die russischen Waffen siegreich gegen Chiwa und Samarkand vor, wurde das nordwestliche Turkestan in ein russisches General-Gouvernement Taschkend verwandelt und das Machtgebiet des Zaaren den englischen Besitzungen in Indien nahe gerückt. Schamyl, der alte Erbfeind Rußlands, wurde so sehr in die Enge getrieben, daß er sich in der Bergfestung Ghunib dem russischen General Bariatinsky übergeben und als Gefangener nach Rußland wandern mußte, wo er zwölf Jahre später starb. 6. Sept. 1859. Um sich gegen die englische Politik, welche den Russen in Mittelasien wie in Griechenland vielfach feindlich entgegentrat, zu stärken, trat das Petersburger Cabinet in nähere Verbindung mit der Regierung der Vereinsstaaten Nordamerika's, eine Verbindung, die, genährt durch gegenseitige Aufmerksamkeiten und durch den Verkauf der russisch-amerikanischen Besitzungen an die Union, mit den Jahren an Festigkeit zunahm. — Aber auch auf anderen Gebieten regte sich unter Alexander II. ein neuer Geist. Es wurde früher angedeutet (§. 1075. 1076), mit welcher Strenge Nicolaus das geistige Leben fesselte, wie er dem religiösen Bewußtsein seiner Unterthanen Gewalt anthat, mit welcher Rücksichtslosigkeit er gegen die Bekenner aller von der griechischen Confession abweichenden Lehrbegriffe verfuhr, mit welchem Glaubensdruck er die russische Kirche zu mehren und zur Alleinherrschaft zu führen beflissen war, wie er gegen die Juden Menschenrechte und Humanität in Staub trat. Solcher Geistes- und Gewissensdruck widerstrebte dem Charakter Alexanders II. und wenn er auch nicht alle Fesseln abstreifen konnte, so suchte er doch auf dem Gebiete der Religion wie der Gedanken Raum zu schaffen für freiere Lebensregungen, für freiheitliche Entwickelung und räumte dem Gewissen und dem Denkvermögen größere Rechte ein. Nicht nur, daß er den christlichen Kirchen anderen Bekenntnisses, sowohl der römisch-katholischen als der evangelisch-protestantischen, gestattete, nach ihren Lehr- und Glaubensformen zu leben und die Kirchenverfassung unter eigenen Beamten auszuführen und walten zu lassen; auch die Zwangsgesetze gegen die Juden wurden gemildert und wesentliche Schritte zu ihrer Gleichstellung gethan. Noch wirksamer waren die Maßregeln zur Beförderung der Volksaufklärung. Nicht allein, daß man die Einführung fremder Druckwerke erleichterte und das System der Ueberwachung und Censur in liberalerer Weise anwandte, wodurch der deutschen Wissenschaft und Literatur eine größere Verbreitung und neben den russischen und französischen Schriften eine Stelle eingeräumt ward; auch gegen die Presse des Inlandes wurden die Verordnungen des früheren Regiments in milderem Sinne gehandhabt, so daß bald die Zahl der Zeitungen und periodischen Schriften in russischer Sprache bedeutend zunahm. Die Reisen nach dem Auslande mehrten sich, seitdem die Pässe nicht mehr um so hohe Summen erworben werden mußten und auch die Zahl der nach Rußland reisenden oder einwandernden Fremden stieg, seitdem nicht mehr eine argwöhnische Polizei jeden Kommenden und Gehenden mit Argusaugen beobachtete und überwachte und die Hindernisse beseitigt wurden, welche der Niederlassung und Ansässigmachung der Ausländer im Wege standen. Dadurch wurde der Austausch der Gedanken, Kenntnisse und Erfahrungen erleichtert. Zugleich war man auf Hebung des Unterrichts unter allen Klassen des Volkes bedacht, theils durch Verbesserung und Mehrung der Schulen, besonders der Mittelschulen, theils durch Aussendung von Lehrern, welche mit Staatsunterstützung in Deutschland und andern Ländern sich über das Unterrichtswesen Erfahrungen sammeln und sich zugleich in den verschiedenen Lehrfächern weiter ausbilden sollten. Dies hatte zur Folge, daß deutsche Schuleinrichtungen und Methoden mehr und mehr Anerkennung und Geltung fanden. Erst der polnische Aufstand unterbrach den Gang der friedlichen Entwickelung und brachte die freisinnige und humane Politik Alexanders II. ins Stocken. — Auch eine Reform der Rechtspflege mittelst Einführung von Friedens- und Geschwornengerichten wurde in Angriff genommen, durch welche die Sicherheit des Eigenthums eine größere Bürgschaft erhalten und der Bestechlichkeit, die bis in die Gerichtssäle hinauf ihren entsittlichenden Einfluß übte, gesteuert werden sollte, und in den neuen Instituten der Kreis- und Provinziallandesversammlungen durfte man das geeignete Mittel erblicken, die verschiedenen Klassen der Bevölkerung nach und nach zu größerer

politischer Thätigkeit und Selbständigkeit zu erziehen und den Uebergang zu einer ständischen Reichsverfassung anzubahnen. Die eingreifendste Reform aber fand auf socialem Gebiete statt, durch die in Gang gesetzte Aufhebung der Leibeigenschaft und Gründung freier Bauerngemeinden mit Grundeigenthum, eine Maßregel, welche eine vollständige Umwälzung in allen socialen, finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen des Staats herbeizuführen geeignet war.

Waren auch schon früher Schritte gethan worden „zur Verbesserung der Lage der Bauern", so wagte doch erst Alexander II., allem Widerstande der Grundherren zum Trotze, die Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse an der Wurzel anzugreifen. Nachdem in den Gouvernements
1857. Wilna, Grodno, Kowno und Petersburg der Adel auf erhaltenen Wink um die Ermächtigung gebeten, die Lage seiner Leibeigenen zu erleichtern und diese Erlaubniß erhalten, trat unter des Kai-
1858. sers eigener Leitung ein großes Leibeigenschaftscomité ins Leben, welches das Werk der Bauernbefreiung in die Hand nahm. Diesem Hauptcomitié waren für jedes einzelne Gouvernement besondere Ausschüsse untergeordnet, welche mit der grundherrlichen Adelsgemeinde sich in Verbindung setzten, um die näheren Bedingungen mit ihr zu vereinbaren. Nach den vom Kaiser aufgestellten Grundprinzipien soll das Eigenthumsrecht der Grundherren sicher gestellt bleiben, doch so, daß der Bauer eine umzäunte Wohnstätte erhält und in Stand gesetzt wird, innerhalb zwölf Jahren sich durch Geld oder Leistungen von den Verpflichtungen gegen den Gutsherrn frei zu machen. Nach Ablauf jener Frist wird der Leibeigene frei und erhält unter den mit dem Grundherrn verabredeten Bedingungen das Eigenthumsrecht an sein Gehöfte und seine Landstücke. Die so befreiten Bauernschaften sollen dann in Landgemeinden vertheilt werden, wobei dem Grundbesitzer die polizeiliche Aufsicht als Vorrecht verbleibt, aber eigene Friedensrichter über die Ausführung der Gesetze und Verträge wachen. Um den Bauern die Erwerbung des Landes zu freiem Eigenthum zu erleichtern, wird die Regierung durch Darlehn Unterstützungen bewilligen. Nach diesen Grundsätzen wurde nun das große Werk der allmählichen Ablösung in Angriff genommen, eine Arbeit, die bei der Abneigung und Widersetzlichkeit der meisten Adelsversammlungen gegen die Emancipation mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war. Der Kaiser beharrte jedoch bei seinem Entschluß und gab durch die gänzliche Freierklärung der Bauern auf den Gütern des gesammten kaiserlichen Hauses und die unentgeltliche Ueberweisung der von ihnen bebauten Grundstücke ein hochherziges Beispiel edler Gesinnung und uneigennütziger Menschenliebe. Vor diesem ernsten Willen, den der Kaiser auf mehreren Rundreisen durch verschiedene Theile des Reichs klar und fest aussprach, beugte sich der Adel; und wenn er auch der Ausführung alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legte, so konnte er doch nicht verhindern, daß die Gubernial-Ausschüsse alle vorbereitenden Arbeiten ins Werk setzten und die nothwendigen Materialien und statistischen Aufnahmen zur Aufstellung der Vermögens- und Wirthschaftsverhältnisse und der Zahl und Zustände der Leibeigenen des weiten Landes zusammenbrachten. Aus diesen Aufstellungen und aus den Commissionsberichten, ergab sich, daß im russischen Reiche, ohne die Ostseeprovinzen, wo die Leibeigenschaft bereits aufgehoben, und ohne das Gebiet der Kosacken am schwarzen Meer, wo sie nie bestanden, noch über 23 Millionen leibeigener Bevölkerung lebten, die theils als Gutshörige unter mehr oder minder drückenden Bedingungen an die Scholle gefesselt waren, theils gegen Entrichtung einer jährlichen Geldabgabe, des Obrok, an den Leibherrn sich ihren Lebensunterhalt außer den Grenzen des Gutes suchen durften. Dieser unfreien Bevölkerung ein menschenwürdiges Loos zu verschaffen, sie in eine Lage zu versetzen, in der sie zu einer freiheitlichen Entwickelung, zu einem geordneten Gemeindeleben, zu einer Existenz mit Eigenthum und Menschenrechten sich emporarbeiten könne, ist das hohe Ziel, dessen Erreichung sich Kaiser Alexander zur Lebensaufgabe gesetzt hat; und wie viele Hindernisse sich der Ausführung in den Weg stellten, wie heftig der Widerstand war, den ihm nicht blos die bevollmächtigten Abgeordneten des Adels bereiteten, der ihm selbst im Reichsrath und Ministerium entgegentrat, wie viele bittere Erfahrungen er bei einem großen Theil der Bauern selbst machte, die, aus Mißverständniß oder durch boshafte Einflüsterungen getäuscht, sich zu Arbeits- und Abgabenverweigerungen und zu Aufständen und Gewaltthaten hinreißen ließen, in der irrigen Meinung, der Kaiser habe ihnen die volle Freiheit und den freien Besitz der Felder und Wiesen zugesprochen; er ließ sich von dem großen Gedanken nicht ab-

bringen. Die Bauernaufstände wurden durch Waffengewalt niedergeschlagen und die Rädelsführer schwer bestraft. Zugleich aber bewies ein kaiserliches Manifest vom 19. Februar 1861, daß 1861.
auch die Opposition der Bevorrechteten ihn nicht von seinem Plane zurückzuhalten vermöge. Mit diesem Manifeste, das die Motive und Bedingungen des Befreiungswerkes sammt dem Verfahren der Oeffentlichkeit übergab, wurde der Grund zur innern Entfaltung der Volkskräfte Rußlands 3. März 1863.
gelegt und eine hoffnungsreiche Zukunft angebahnt. Zwei Jahre später erfolgte die Emancipation der Leibeigenen.

§. 1150. **Lage und Parteistellung in Polen.** Es ist eine alte Erfahrung, daß der Haß und die Leidenschaft, die sich unter einer drückenden Zwingherrschaft in den Gemüthern einer Nation sammeln, erst dann zum Aufruhr emporschlagen, wenn mildere Zustände eintreten, wenn die Hand zur Versöhnung ausgestreckt wird, wenn der redliche Wille sich kund gibt, alte Wunden zu schließen und nach Kräften zu heilen. Diese Erfahrung sollte sich aufs Neue bei dem Volke bewähren, dem im Drama der Weltgeschichte die tragischste Rolle zugefallen ist. Die polnische Nation ist ein verstümmelter Körper, der in gewaltigen Zuckungen den rasenden Schmerz kund gibt und das Verlangen der Natur nach Wiedervereinigung der abgestoßenen Gliedmaßen, in dem noch die Fülle der Lebenskraft vorhanden ist und doch der zum freien Handeln erforderliche Organismus fehlt. Wie ein verwundeter Gladiator rafft sie von Zeit zu Zeit ihre Kräfte zusammen, um sich den zermalmenden Armen des Siegers zu entwinden; aber alle Anstrengungen dienen nur dazu, den Todeskampf schmerzhafter zu machen und die noch gesunden Theile der Erstarrung entgegenzuführen. Seit den Tagen der Theilung hat Polen die Sympathien der europäischen Menschheit wie nie ein anderes Volk besessen; man sah es als eine heilige Pflicht an, das große Nationalunglück durch Beweise von Liebe und Theilnahme zu mildern und der Ungerechtigkeit der Mächtigen das Mitleid der Völker gegenüberzustellen. Diese Sympathie verleugnete sich auch nicht in solchen Fällen, wo vernarbte Wunden wieder aufgerissen wurden, um neue bedenkliche Heilungsversuche anzustellen; auch in solchen Fällen, wo Eigensinn und Leidenschaft die dargebotene Hülfe zurückstieß, fand der Schmerzensschrei der Zerschlagenen und Zerstoßenen einen Wiederhall in den Gemüthern der Völker. — Kaiser Alexander II. dehnte die Reformthätigkeit, die er in Rußland begonnen, auch über Polen aus, wo an die Stelle des alten Fürsten Paskewitsch, der kurz vor Abschluß des Pariser Friedens aus der Welt geschieden war, 1. Febr. 1856.
Fürst Michael **Gortschakoff**, der Vertheidiger von Sebastopol, als Statthalter trat. Nicht nur, daß ein Amnestieerlaß den meisten polnischen Flüchtlingen die Rückkehr in die Heimath und die Wiedereinsetzung in ihre bürgerlichen Rechte gewährte; im folgenden Jahre wurde eine neue, der russischen nachgebildete Gerichtsorganisation eingeführt und 1857.
an jedem Gymnasium ein Cursus zur Ausbildung im polnischen Recht errichtet. Im September desselben Jahres erschien ein kaiserliches Manifest, worin die Gutsbesitzer aufgefordert wurden, sich wegen Ablösung der bäuerlichen Frohnden innerhalb fünf Jahre auseinander zu setzen; nach Verlauf dieser Frist werde die Regierung die Ablösung durchführen. Mehrere Jahre lang unterblieben die Aushebungen zum Militär; die Schranken, welche bisher das Reich von dem Auslande hermetisch abgeschlossen hatten, fielen in Polen wie in Rußland, und Warschau wurde wie Petersburg in das 1858.
große Eisenbahnsystem aufgenommen, durch welches alle Theile des Reichs unter sich und mit dem übrigen Europa in Verbindung gesetzt werden sollten. Zugleich wurden die Statuten einer **Landwirthschaftlichen Gesellschaft** in Warschau genehmigt, damit der Feldbau nicht hinter dem Industrieleben zurückbleibe. Bei der Postverwaltung und an der sogenannten Grenzkammer trat an die Stelle der bisher eingeführten russischen Sprache die polnische; den Städten wurde die freie Wahl ihrer Gemeindebehörden eingeräumt und in der Verwaltung und im Geschäftsgange der Regierung Erleichterung und Reformen in Aussicht gestellt. Auch in kirchlichen Dingen machte sich ein duldsamer Sinn geltend, und wegen Wiederbesetzung der erledigten Bisthümer knüpfte die Regierung mit Rom erfolgreiche Unterhandlungen an. Nur der Uebertritt von der griechischen zur römisch-katholischen Kirche blieb untersagt; und den Mäßigkeitsvereinen, die sich in Polen und Rußland bildeten, und unter deren Hülle sich fremdartige Bestre-

bungen verbergen konnten, glaubte man aus politischen und finanziellen Gründen ent-
1859. gegentreten zu müssen. — Trotz alledem gab sich unter den Polen eine aufgeregte Stimmung kund, die sich immer mehr steigerte und den Ausbruch ruhestörender Auftritte befürchten ließ. Es entging den Polen nicht, daß Rußland in dem Krimkriege eine Schwächung erlitten hatte. Wenn darauf die polnische Nationalpartei, die mit den Emigranten in ununterbrochener Verbindung stand, die Hoffnung gründete, daß im Falle eines Aufstandes die Russen nicht mehr mit der früheren Macht und Energie einschreiten könnten; so übten die Vorgänge in Italien, wo die volksthümliche Erhebung die Befreiung und Einigung der Nation herbeiführte, und das von Frankreich aus verkündigte und unterstützte Prinzip der nationalen Selbstbestimmung einen unverkennbaren Einfluß auf die Gemüther und weckten alte Erinnerungen und schlummernde Gefühle. Unter der Einwirkung der im Auslande weilenden Emigration, welche, dem wirklichen Leben und den veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart entfremdet, an den Ideen der Vergangenheit festhielt, bildete sich eine Partei des nationalen Widerstandes, die, durch Geheimbünde und Verschwörungen über das ganze Land verbreitet, jede Gelegenheit benutzte, durch Demonstrationen ihre Gesinnungen zu bethätigen und die Zahl der Genossen zu mustern. Es traten mannichfaltige Elemente zu Tage. Während die ländliche Bevölkerung, dem polnischen Adel mißtrauend und durch die bitteren Erfahrungen der Vergangenheit belehrt, sich von der ganzen Bewegung fern hielt, ja sogar hie und da den Russen in der Folge bei der Unterdrückung behülflich war, zählte die Nationalpartei ihre Stützen und Theilnehmer hauptsächlich unter den bürgerlichen Kreisen der alten Städte, besonders der Hauptstadt Warschau, unter der gebildeten Jugend, welche in der Wiederherstellung einer idealisirten Vergangenheit, in der Verwirklichung ihrer Träume und Phantasiegebilde das Heil und die Rettung der polnischen Nationalität erblickte, unter einer fanatischen Priesterschaft, welche die patriotischen Bestrebungen zu religiösen und kirchlichen Zwecken auszubeuten bedacht war, unter der malcontenten Judenschaft, welche die von der russischen Regierung noch immer versagte bürgerliche Gleichstellung zu erringen hoffte, unter der zahlreichen Klasse der Emigranten und ihrer Emissäre, welche den Haß gegen die Unterdrücker der ruhmreichen polnischen „Republik" als heiliges Erbtheil in ihrer Brust trugen. Daß von einer aus so gemischten Elementen zusammengesetzten Partei, die nur durch Schrecken und Agitation wirken konnte, keine fruchtbringenden Thaten ausgehen konnten, mußte jedem Besonnenen sofort einleuchten. Und wenn die Unterdrückung der revolutionären Bewegung nicht wie die früheren Verschwörungen und Aufstände eine größere Knechtung zur Folge hatte, nicht zur Folge hatte, daß die Ketten noch tiefer in das Fleisch einschnitten, so war dies weder der Verwendung der französischen Regierung und den Sympathien des französischen Volkes, noch der lauten, aber nachdrucklosen Stimme Englands zuzuschreiben, sondern nur dem versöhnlichen und gerechten Sinne des russischen Kaisers, der die Unternehmungen Einzelner nicht dem ganzen Volke anrechnete, der das Ringen einer unglücklichen, zerrissenen Nation nach Wiedervereinigung der verlornen Theile, nach einer Auferstehung zu einem neuen staatlichen Leben nicht zu strenge beurtheilte, nicht erbarmungslos verdammte und bestrafte.

§. 1151. **Demonstrationen und Volkstumulte in Warschau.** Schon
1860. im Herbst 1860, als die Herrscher von Rußland, Oesterreich und Preußen, den drei verhaßten Theilungsmächten, in Warschau eine Zusammenkunft hatten, trat ein unheimlicher Geist zu Tage, der auf Verabredungen und politische Tendenzen hindeutete. Der Adel hielt sich fern von den Festen, welche durch die Anwesenheit der hohen Herrschaften veranlaßt wurden. Am 29. November, dem Jahrestag der Revolution von 1830, fand in der Karmeliterkirche, damals Gefängniß für die Polen, ein Trauerfest statt, wobei in einem Liede, das seitdem als polnische Nationalhymne galt und bald verboten wurde, die Befreiung des Vaterlandes vom Tyrannenjoch gefeiert und erfleht ward. Nach diesen
1861. Kundgebungen, welche die Regierung unbeachtet ließ, folgte am 25. Februar 1861, dem Jahrestag der Schlacht von Grochow, eine umfassendere Demonstration, wozu öffentliche Einladungen erlassen worden. Ein endloser Zug von meist jungen Leuten, den ein Mann

mit der polnischen Fahne eröffnete, bewegte sich am Abend von dem Altmarkt und der nahe gelegenen Paulinerkirche mit Fackeln und Fähnchen und unter religiösen und patriotischen Gesängen durch die Straßen nach dem Palaste der Statthalterschaft, wo die Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins aus dem ganzen Königreiche zu einer Generalversammlung vereinigt waren, um die Mittel und Wege zu berathen, wie man am zweckmäßigsten die Erbzinsgüter in freies Eigenthum verwandeln könne. Durch diese freiwillige Ablösung der bäuerlichen Lasten, welche ohnedies von der russischen Regierung in nahe Aussicht gestellt war, hoffte man den Bauernstand für die nationale Erhebung zu gewinnen. Ehe der Zug, der durch fortwährendes Zuströmen lawinenartig anwuchs, vor der Statthalterei anlangte, drang eine Abtheilung der berittenen Gensdarmerie auf die singende und jauchzende Menge ein und trieb sie mit Säbelhieben auseinander, wobei, da man sich den beabsichtigten Verhaftungen widersetzte, mehrere Verwundungen vorkamen. Ob auch Todte, wie behauptet ward, ist ungewiß. Am andern Tage sah man die polnische Bevölkerung mit Trauerzeichen. Ein Leichenzug, wie es hieß zu Ehren eines Gefallenen, gab am Abend des 27. Februar dem Militär Veranlassung zu neuem Einschreiten, als man dessen Aufforderung zum Auseinandergehen mit Hohn und Steinwürfen beantwortete. Diesmal war der Ausgang blutiger. Drei Personen stürzten todt nieder, mehrere wurden verwundet. Darüber gerieth die Stadt in Aufruhr. Die Läden wurden geschlossen, die Leichen auf Brettern durch die Straßen getragen. Die Regierung war betroffen. Fürst Gortschakoff sprach in einer Proclamation sein Bedauern über das Vorgefallene aus und verhieß eine gerichtliche Untersuchung; er gestattete, daß eine Anzahl angesehener Bürger als „Sicherheits-Comité" oder Bürgerwehr die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe übernahm, eine feierliche Beerdigung der am 27. Februar Gefallenen veranstaltete und an den Kaiser eine Adresse richtete, worin es hieß, daß die Ereignisse der letzten Tage nicht die Ausbrüche vorübergehender Leidenschaften einzelner Klassen des Volks, sondern die heiße, einstimmige Kundgebung unterdrückter Gefühle und unbefriedigter Bedürfnisse des Landes seien, worin geklagt war, daß sie, eine selbständige, eigenartige Nation, eines gesetzlichen Organs entbehrten, durch das sie unmittelbar zum Throne zu reden und ihre Wünsche und Bedürfnisse darzulegen vermöchten. Nach einigen Tagen veröffentlichte der Statthalter eine kaiserliche Zuschrift, worin zwar getadelt war, daß einige Individuen sich berufen glaubten, alle Schritte der Regierung zu verdammen, und mit Entschiedenheit erklärt, daß der Kaiser in keinem Falle thatsächliche Unordnungen gestatten werde, zugleich aber auf die Reformen hingewiesen ward, denen er seine ganze Zeit widme. Weder über die Beschaffenheit dieser Reformen, noch über den Zeitpunkt der Ausführung war eine Andeutung zu finden. Aber schon am 26. März erschien ein Ukas, worin den Polen die Errichtung einer besonderen selbständigen Section für Cultus und Unterricht bei der Regierung in Warschau unter der Leitung des polnischen Markgrafen Alexander Wielopolski, eines geachteten Patrioten, der im Jahre 1831 als Gesandter der revolutionären polnischen Regierung in London gewesen, sich nachher aber der russischen Regierung genähert hatte, so wie die Einsetzung eines polnischen Staatsraths und die Organisation von wählbaren Gemeinde-, Kreis- und Gubernialräthen zugestanden wurde. Es war der Anfang einer staatlichen Neubildung auf nationaler Grundlage. Dies erkannte auch der Fürst-Statthalter, indem er in einer Proclamation die Einwohner als „Polen" anredete, von der ihm so theuern „Nationalität" sprach, sie aber zugleich vor den schlimmen Menschen warnte, von denen die bisherigen Unordnungen ausgegangen seien. Aber die dargebotene Gabe genügte den gesteigerten Ansprüchen nicht mehr. Die Herstellung der alten polnischen Republik in ihrem ganzen Umfang und mit voller nationaler Selbständigkeit war das Ziel der Patrioten. Jeden Abend fanden an der Stelle, wo die Februaropfer gefallen waren, Versammlungen statt, wobei die Nationalhymne gesungen und andere Demonstrationen vorgenommen wurden. Die Regierung suchte durch verschärfte Polizeiverordnungen, durch Entlassung der Bürgerwehr und durch andere Maßregeln dem halbrevolutionären Zustande ein Ende zu machen. Als sie damit nicht zum Ziele kam, erklärte sie den landwirthschaftlichen Verein, den sie nicht ohne Grund als die Seele der ganzen Agitation ansah, für aufgelöst. Dies hatte zur Folge, daß die Aufregung noch einmal mit größter Heftigkeit aufbrauste. Nachdem

2. März 1861.

April 1861.

7. April. am Morgen das Volk in Masse zu dem Grabe der im Februar gefallenen Märtyrer gewallfahrt, bewegte sich ein langer Zug, mit Zweigen und Kränzen vom Kirchhof geschmückt, vor das Gebäude des landwirthschaftlichen Vereins, wo das bekannte Nationallied: „Noch ist Polen nicht verloren!“ angestimmt und auf dem reichverzierten Balkon der polnische weiße Adler auf schwarzem Grund schnell enthüllt ward. Die Leitung des Ganzen schien von einigen Herren auszugehen, die auf dem von Damen gefüllten Balkon standen. Hierauf begab sich die immer mehr anwachsende Volksmenge vor die Wohnung des Grafen Zamoyski, des Präsidenten der aufgelösten Gesellschaft, begrüßte ihn mit stürmischen Hochrufen und sammelte sich endlich vor dem Schloß des Statthalters, das Polenlied vom Neuem anstimmend. Fürst Gortschakoff ließ das Militär ausrücken und forderte dann, an das Volk heranreitend, zum Auseinandergehen auf. Die Menge aber verlangte zuerst die Entfernung der Soldaten. Einige Augenblicke besann sich der Fürst; dann begann ein Bataillon nach dem andern abzuziehen, begleitet von dem Hohngelächter des Volks. Dieser Ausgang erhöhte die Zuversicht der Polen. Sie glaubten einen Sieg über die Regierung errungen zu haben, und die geheimen Leiter bestärkten sie in dem Wahne, das Militär dürfe nicht scharf schießen. Am folgenden Tag wiederholten sich daher die Auftritte. Gegen Abend versammelten sich gewaltige Volksmassen vor dem Schlosse und in den angrenzenden Straßen, ohne sich durch die aufgestellten Truppen einschüchtern zu lassen. Alle Mittel, sie auf dem Wege der Güte zu zerstreuen, waren fruchtlos. Die Aufruhracte wurde dreimal unter Trommelwirbel verlesen — die Menge antwortete mit Schreien, Zischen, sogar mit Steinwürfen. Nun erhielten die Gendarmen den Befehl, mit der flachen Klinge die Masse zurückzutreiben; allein bald drängten sich andere vor, mit Heiligenbildern und religiösen Abzeichen versehen, unter ihnen auch Priester, um unter dem Schutze der Religion jedem Angriff Trotz zu bieten. Nachdem auf solche Weise die Langmuth der Truppen zwei Stunden hindurch auf eine schwere Probe gestellt worden, erhielt das Fußvolk Befehl, von den Waffen Gebrauch zu machen. Auch jetzt noch feuerte man zuerst in die Luft. Da erfolgten aber Schüsse und Steinwürfe aus benachbarten Häusern, durch welche zwei Soldaten getödtet und mehrere verwundet wurden. Nun ging die Geduld in Wuth über. Es wurde in die Häuser und auf die Menge gefeuert und bald lagen dreißig Todte und eine große Anzahl Verwundeter auf dem Platze. Mit heulendem Geschrei stürzte die Masse fort und in wenigen Stunden waren die bisher so belebten Straßen wie ausgestorben. Am folgenden Tag wurde die militärische Besetzung der Stadt vorgenommen, der Gemeinderath aufgelöst und Anordnungen getroffen, die einem Belagerungszustande nahe kamen. Die Begräbnisse mußten in der Stille vollzogen werden; alle nationalen Kundgebungen wurden mit Gewalt verhindert, und das „Volk in Trauer“ durfte seinen Schmerz nicht durch die Kleidung kund geben.

§. 1152. **Wielopolski und die Revolutionspartei.** Durch diese Maßregeln wurde jedoch die nationale Bewegung nur zusammengepreßt, nicht erstickt. Von den Straßen und öffentlichen Plätzen flüchtete sie in die Kirchen, wo sie an der Geistlichkeit Schutz und Hülfe fand. Schon am 22. April sah sich Wielopolski genöthigt, einen Erlaß gegen die Agitationen der polnischen Priester zu veröffentlichen, worin er sie beschuldigte, „in der Nation offenen Haß gegen die Regierung zu erwecken“. Umsonst stellte der Statthalter an den Erzbischof von Warschau das Verlangen, einen beruhigenden Hirtenbrief an die Geistlichkeit zu erlassen; es wurde abgelehnt; statt dessen erklärte die Priesterschaft, sie würde nicht mehr mit der bisherigen sündhaften Gleichgültigkeit die Verfügungen hinnehmen, welche die heiligen Rechte der Kirche beeinträchtigen. Trotz des Verbotes wurden in den Kirchen national-religiöse Lieder gesungen, in denen die Herstellung Polens vom Himmel erfleht ward, und von den Geistlichen nicht gehindert.
Juli 1861. Am 15. Juli wurde der in Paris erfolgte Tod des Fürsten Adam Czartoryski, des Nestors der polnischen Patrioten vom Jahre 1831, zu großen Trauerfeierlichkeiten benutzt. Als die Demonstrationen in kirchlicher Hülle sich immer mehr hervorwagten, als sich bei jeder Gelegenheit der erbittertste Russenhaß kund gab und die nationale Trauer in Kleidung und Abzeichen absichtlich zur Schau getragen ward, schritt endlich Graf

Lambert, der Nachfolger des am 30. Mai gestorbenen Gortschakoff in der Statthalterwürde, zu energischeren Maßregeln: Vier Tage nach der Beerdigung des Erzbischofs Fialkowski von Warschau, bei welcher wieder auffallende Demonstrationen vorkamen, 14. Oct. 1861. verhängte er den Kriegszustand über das ganze Königreich und verbot durch eine Proclamation das Zusammenstehen von mehr als drei Personen, das Tragen aller Abzeichen und Nationalcostüme, das Absingen des nationalen Klag- und Bittliedes, das Vertheilen von Placaten und Bildern und jede Art politischer und nationaler Manifestation. Als dessen ungeachtet am folgenden Tage die Todesfeier Kosciuszko's begangen ward, besetzten 15. Oct. Soldaten die Thüren der dicht gefüllten Kirchen und verhafteten die heraustretenden Männer. Auf die Kunde davon weigerten sich die Uebrigen, die Kirchen zu verlassen; Tausende verharrten die ganze Nacht in den heiligen Räumen, bis sie am Morgen aus der Kathedrale und der Bernhardinerkirche durch eintretendes Militär mit Gewalt vertrieben wurden. Nun erklärte aber die gesammte Geistlichkeit, den Administrator der Erzdiöcese Bialobrzweski an der Spitze, daß die Kirchen entweiht worden und geschlossen bleiben sollten, bis genügende Garantie für die Sicherheit der Gotteshäuser und ihrer Besucher gegeben wäre. So wurde die Stadt gleichsam unter Interdict gelegt. Die Regierung gab jedoch nicht nach. An die Stelle des Grafen Lambert, der um seine Entlassung nachsuchte und sie erhielt, trat General Lüders. Dieser ließ alsbald eine Reihe der angesehensten Männer, darunter fast alle Mitglieder des ehemaligen Sicherheitsausschusses, verhaften und zum Theil in entfernte Festungen abführen. Auch der Bisthumsverwalter wurde ins Gefängniß gebracht und durch kriegsrichterlichen Spruch zum Tode verurtheilt, jedoch unter Vermittelung des Papstes von Alexander zu einem Jahr Festungshaft begnadigt. Felinski, ein einfacher Priester, der bisher in St. Petersburg gelebt hatte, wurde zum Erzbischof von Warschau ernannt, worauf sich die Kirchen den Gläubigen wieder öffneten. — Wie ungünstig auch unter solchen Verhältnissen der Boden für die Begründung der beabsichtigten Reformen sein mochte, so verlor der Kaiser dennoch sein Ziel nicht aus dem Auge. Nach einer Berathung mit dem Markgrafen Wielopolski, der fern von den unpraktischen Bestrebungen und Träumen der Emigranten und Idealisten sich zu der Ueberzeugung bekannte, „daß Polen zwar seiner eigenen nationalen Entwickelung unter dem Schutze freier Institutionen zurückgegeben werden müsse, aber in engem Anlehnen an das stammverwandte Rußland und unter derselben Dynastie mit demselben vereint", ernannte Alexander seinen Bruder, den Großfürsten Constantin, zu seinem Statthalter in Polen und stellte ihm Wielopolski als Chef der Juni 1862. Civilverwaltung zur Seite. Nun traten die Reformen rasch ins Leben. Die neue Organisation der Verwaltung mittelst gewählter Municipal-, Kreis- und Guvernialräthe, die durch die Unruhen verschoben worden war, kam jetzt wirklich zur Ausführung; an die Spitze der Regierung in den einzelnen Gouvernements, so wie in den zur Vorberathung der Gesetze errichteten polnischen Staatsrath wurden vom Kaiser geborne Polen gewählt; das Unterrichtswesen wurde in nationalem Sinne umgestaltet, die Universität Warschau auf neuer Grundlage hergestellt und ausgebaut, die Gleichstellung der Juden mit geringen Ausnahmen durchgeführt. Es waren große Güter und Errungenschaften, die den Polen geboten wurden, und die wahren Patrioten, denen die Wohlfahrt des Landes über ideale Träume ging, nahmen die dargebotenen Gaben an und liehen der Regierung ihren Beistand zur Verwirklichung. Aber die große Masse der städtischen Bevölkerung stand unter dem Einfluß einer geheimen Verschwörung, deren Häupter das ganze Königreich unter das Joch eines revolutionären Terrorismus stellten. Das Absingen der verpönten Hymne, Mordversuche in rascher Zeitfolge auf Lüders, auf den Großfürsten selbst, auf Wielopolski unternommen, und andere Manifestationen waren düstere Symptome der in den untern Volksschichten herrschenden revolutionären Gesinnung. Der polnische Adel, den Grafen Andreas Zamoyski an der Spitze, trat in die nationale Strömung ein, theils aus Ueberzeugung, theils aus Furcht vor den Häuptern der Revolutionspartei im Inlande und Auslande, indem er an den Großfürsten eine Adresse richtete, worin nicht nur eine nationale Verwaltung, sondern auch eine nationale Vertretung verlangt ward. Selbst in den Landschaften des russischen Reiches, die ehemals zu Polen gehört hatten, regten sich altpolnische Sympathien.

§. 1153. **Die polnische Insurrection und die Diplomatie.** Die russische Regierung mußte auf alle Weise suchen, dieser nationalen und revolutionären Aufregung Meister zu werden, wollte sie sich nicht fortwährend an der Einführung der neuen Staatsorganisation gehindert und gestört sehen. Sie beschloß daher die Militäraushebung, die nach mehrjähriger Unterbrechung für das Jahr 1863 wieder angeordnet war, als Mittel zur Unterdrückung der Bewegungen zu benutzen, indem sie dieselbe hauptsächlich über die Städte verhängte, die Landbevölkerung dagegen schonte. Die Kunde von diesem Vorhaben versetzte Warschau in die größte Aufregung: Trat die Aushebung ins Leben, so schwebte das Schwert des Damokles über der ganzen städtischen Jugend. Der Magistrat richtete daher an den Großfürsten selbst eine Vorstellung, worin er um Abwendung der drohenden Maßregel nachsuchte. Umsonst. Die Regie-
1863. rung bestand auf ihrem Plan; mit dem neuen Jahr sollte die Aushebung beginnen und zwar in der Art, daß in der Nacht des 14. Januar in Warschau alle jungen Leute, die im Verdacht standen, der Bewegung Vorschub zu leisten, oder beschäftigungslos in der Stadt verweilten, ergriffen und ins Militär abgeführt werden sollten. Diese unheimliche Maßregel wurde mit einer nicht zu rechtfertigenden Willkür und Härte in Ausführung gebracht. In der bestimmten Nacht drangen Soldaten in die Häuser ein und schleppten die Opfer gewaltsam fort. Aber der Schlag kam doch nicht so unerwartet, daß nicht Manche vorher hätten entfliehen können. Der Schrecken und Jammer, der sich nun über das ganze Land verbreitete, vermehrte die Zahl der Flüchtigen und Ausreißer. Nun hielten die Häupter der revolutionären Partei den Zeitpunkt für geeignet, zum offenen Widerstand überzugehen. Sie sammelten die flüchtigen Schaaren und alle Theilnehmer der patriotischen Verbrüderungen in Wäldern und abgelegenen Orten und organisirten, indem sie sich als provisorische **Nationalregierung** constituirten, einen Volkskrieg gegen die Russen. In Banden vereinigt überfielen die Polen unter der Führung heimgekehrter Emigranten die feindlichen Truppen an verschiedenen Orten. Um die Landbevölkerung für die nationale Sache zu gewinnen und die Zahl der Streiter zu
22. Jan. mehren, erließ „das Central-Comité als provisorische Nationalregierung" eine Proclamation, worin den Bauern das erbliche Eigenthumsrecht der von ihnen bisher besessenen Grundstücke sammt Wirthschaftsgebäuden zugesichert ward, ohne alle weiteren Verbindlichkeiten, als die davon entfallenden Steuern zu bezahlen und den Landesdienst zu verrichten. Den bisherigen Eigenthümern wurde eine Entschädigung aus Nationalfonds vermittelst der Staatsschuld und den Hintersassen, Knechten und Tagelöhnern, sofern sie in die Reihen des Heeres eintraten, ein Grundbesitz von mindestens drei Morgen aus den Nationalgütern in Aussicht gestellt. So war denn abermals die Losung zum Kampf zwischen Polen und Russen gegeben; und wie sehr auch die europäischen Völker durch eigene Anliegen beschäftigt waren, so richteten sich doch bald alle Blicke nach dem Weichsellande, für dessen unglückliche Geschicke sich so oft die öffentliche Theilnahme geregt hatte. In England und Frankreich lebten die alten Sympathien für das so lange gedrückte und mißhandelte Volk mit frischer Stärke auf; und die öffentliche Meinung erklärte sich an der Seine und Themse so laut zu Gunsten einer Nation, die ihre letzten Kräfte zu einem Riesenkampf wider den mächtigen Nachbar zusammenraffte, daß auch die Regierungen nicht umhin konnten, sich für das schwache Polen zu verwenden, insbesondere da die beiden andern Theilungsmächte, für ihre eigenen polnischen Länder besorgt, kriegerische Vorkehrungen in den Grenzgebieten trafen und Preußen sich anschickte, mit Rußland gemeinsame Sache zu machen. Am 8. Februar wurde zwischen beiden Mächten eine geheime Convention behufs der Unterdrückung der polnischen Insurrection abgeschlossen, die jedoch, da das Abgeordnetenhaus in Berlin und die gesammte öffentliche Meinung laut sich dagegen aussprachen, und die polnische Nationalregierung die Ausbreitung des Aufstandes auf preußisches und österreichisches Gebiet zu verhindern suchte, wirkungslos, „ein todter Buchstabe" blieb. Man fürchtete, der Kaiser von Frankreich möchte davon Gelegenheit zu Einmischungen nehmen und die Streitsache vor das Forum der europäischen Politik ziehen. Und in der That wurden bereits Schritte dazu gethan. Denn wie wenig auch in England und Frankreich der ernste Wille vorhanden war, mit Rußland abermals einen Krieg anzufangen, so glaubten doch beide sich zu Gunsten Polens

verwenden zu müssen, sei es auch nur, um die Volksstimme zu beschwichtigen. Doch war man entschlossen, nicht über einen diplomatischen Notenkrieg hinauszugehen. Um der Intervention vollends jede Schärfe zu nehmen, zog man noch Oesterreich in den Bund, das doch durchaus nicht in der Verfassung war, zu Gunsten der polnischen Insurrection wider Rußland feindlich aufzutreten. Nach längeren Verhandlungen einigten sich die April 1863.
drei Mächte zu gleichlautenden Schriftstücken, worin mit Berufung auf die Wiener Verträge gegen das Petersburger Cabinet der Wunsch ausgesprochen war, die Angelegenheiten in solcher Weise zu ordnen, „daß dem polnischen Volke der Friede wieder geschenkt und auf dauernder Grundlage befestigt werden möchte". Als der Minister des Auswärtigen, Fürst Alexander Gortschakoff, erklärte, daß die russische Regierung keineswegs abgeneigt sei, in eine Verständigung auf dem Boden der Verträge einzugehen, zugleich aber einfließen ließ, „daß die polnische Insurrection nur den fortwährenden Aufwiegelungen der über ganz Europa ausgebreiteten kosmopolitischen Revolutionspartei zuzuschreiben sei, und daß daher die Mächte zu der gewünschten Pacification Polens am meisten selbst beitragen könnten, wenn sie jene Quelle verschließen würden"; so begnügten sich schließlich die drei Cabinette mit der Vorlegung von sechs Forderungen, von denen Ende Juni.
die russische Regierung bereits einige gewährt hatte, andere zu gewähren entschlossen war.

§. 1154. Ausgang des Nationalkampfes in Polen. Als die Depeschen in Petersburg anlangten, war der Aufruhr, so weit er auf offenem Felde raste bereits im Verschwinden. Der Aufruf der „Nationalregierung" an die Bauernschaften hatte keinen Erfolg gehabt; diese setzten in die Zusagen der russischen Regierung mehr Vertrauen, als in die Verheißungen ihrer Landsleute. Statt eines Nationalheeres konnten daher die Insurgenten nur einige Kriegshaufen aufbringen, mit denen sie vereinzelte feindliche Detachements überfielen oder beunruhigten, aber größeren Heerabtheilungen nicht zu widerstehen vermochten. Dazu kam noch das alte Grundübel: Hader und Parteisucht. Jede Schaar stand unter einem besondern Führer, der unabhängig von den andern, auf eigene Hand den Krieg führte. General Mieroslawski, der bekannte Abenteurer der Revolutionsjahre von 1848 und 1849, war im Februar in seinem Vaterlande eingetroffen und von der Nationalregierung zum Dictator ernannt worden; aber wenige Tage nachher von den Russen geschlagen, flüchtete er sich über die preußische Grenze und lähmte dann durch Schriftstücke voll Verdächtigungen die Unternehmungen seiner Landsleute. Rühmlicher war das Auftreten des aus dem Posen'schen stammenden Insurgentenführers Langiewicz. Nachdem er im Sandomir'schen einige erfolgreiche Gefechte gegen die Russen bestanden, erklärte er sich eigenmächtig, aber mit nachträglicher Bestätigung der geheimen Nationalregierung, zum Dictator. Allein auch sein Glück war von kurzer Dauer. Durch innere Zerwürfnisse unter seinen Schaaren geschwächt, sah er sich genöthigt, vor den überlegenen Streitkräften der Feinde auf österreichisches Gebiet zu flüchten, wo er erkannt und unter Aufsicht gestellt ward, bis er später die Er- 19. März.
laubniß zur Auswanderung nach der Schweiz erhielt. Aber wenn es der Nationalregierung, die jetzt wieder die Zügel ergriff, auch nicht gelang, eine ansehnliche Truppenmacht ins Feld zu stellen; so war sie doch im Stande, noch lange das ganze Königreich durch einen weit verzweigten Bandenkrieg in Unsicherheit zu halten und, unterstützt von dem Adel, von den Einwohnern der Städte und von der Geistlichkeit, den Terrorismus auf die Spitze zu treiben. Was der Erbischof Felinski von Warschau schon im März in einem Schreiben an den Kaiser verlangte, „er möge Polen zu einer unabhängigen Nation machen, die mit Rußland nur durch das Band der Dynastie verknüpft sei", war das Ziel und Streben der ganzen Partei, die in dem Maße, als die bewaffnete Insurrection dahinschwand und die einzelnen Banden aufgerieben und zersprengt wurden, die Gewalt geheimer Verschwörungen in einer, man möchte sagen großartigen Weise ausbildete und in Anwendung brachte. Die geheime Nationalregierung, deren Mitglieder und Aufenthalt von den Russen trotz aller Anstrengungen und Machtmittel nicht entdeckt wurden, entwickelte eine Thätigkeit, eine Kraft, eine Organisation, welche die Welt in Erstaunen setzte. Sie erließ gedruckte Verordnungen und Gesetze, sie ordnete durch das ganze Land ihr eigenes Steuerwesen und untersagte jede Steuerzahlung an die russischen Behörden;

sie errichtete in Warschau und in den Provinzstädten Vehmgerichte oder Revolutionstribunale, um alle Handlungen, „welche den revolutionären Impuls hemmen oder schwächen und der nationalen Sache schädlich sein könnten", als Staatsverbrechen zu strafen. So standen sich zwei Regierungen feindlich gegenüber; die eine stützte sich auf die offene Gewalt, die andere auf die Macht des Terrorismus; wer der russischen Obrigkeit zu widerstehen wagte, war den Mißhandlungen des Militärs und der Polizei ausgesetzt, wer der revolutionären Regierung nicht zu Willen war, lief Gefahr vom geheimen Dolch ihrer Agenten erreicht zu werden. „Es war von beiden Seiten ein Ringen auf Leben und Tod, doch mit dem Unterschied, daß die Mittel der russischen Regierung ungleich nachhaltiger waren, als die der Revolution, sobald diese auf ihre eigenen Kräfte beschränkt bleiben sollte." Wie konnte die polnische Insurrection, der eine strenge Grenzwache auf preußischem und österreichischem Gebiet jede Zufuhr an Waffen, Kriegsbedarf und Mannschaft abschnitt und die ländliche Bevölkerung jede Unterstützung versagte, auf die Dauer einer Macht widerstehen, welche die Hauptstadt und das ganze Land in Belagerungszustand setzte, welche immer neue Heere einrücken ließ, welche in Litthauen und wo sich sonst polnische Sympathien regten, den gutsherrlichen Adel durch die Freilassung der Bauern schreckte und seine künftige Entschädigung vom Belieben der Regierung abhängig machte? Unter solchen Umständen war die Bewältigung des polnischen Aufruhrs nur eine Frage der Zeit. Wenn auch an verschiedenen Orten der kleine Krieg noch lange fortdauerte, wenn auch noch häufig blutige Zusammentreffen zwischen russischen Kriegsmannschaften und Insurgentenschaaren stattfanden; so war doch schon im Juli das Petersburger Cabinet des baldigen Sieges so gewiß, daß es jede weitere Einmischung der Wiener Vertragsmächte ablehnte, die Angelegenheit Polens für eine nur die Theilungsmächte betreffende Sache erklärte und den von Frankreich und England vorgeschlagenen Waffenstillstand behufs der Abhaltung von Conferenzen als mit der Würde des Kaisers unverträglich zurückwies. Und wie sehr der russischen Regierung eine rasche Unterdrückung der revolutionären Bewegung am Herzen lag, bewies sie dadurch, daß sie um dieselbe Zeit den Markgrafen Wielopolski entließ oder in Urlaub schickte und den General v. Berg, einen energischen Mann von militärischer Strenge und Festigkeit, der durchgreifender verfahren konnte, an die Spitze der Regierung in Warschau stellte. Damit wurde die Sache auf einen Punkt geführt, wo den drei Mächten nur die Wahl blieb, die russische Regierung ruhig gewähren zu lassen, ohne sich weiter um die polnische Frage zu bekümmern, oder das Schwert zu ziehen. Oesterreich, dem die schiefe Stellung schon längst unbehaglich gewesen, ergriff die Gelegenheit eines Rückzugs mit beiden Händen; England, das sich nicht zum zweitenmal mit Frankreich zu einem russischen Krieg verbinden wollte, folgte bald dem Beispiele. Nun mußte auch Napoleon suchen, sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen. Die öffentliche Meinung des katholischen Frankreichs war zu entschieden auf die Seite Polens getreten, als daß der Kaiser ihr nicht einen Schein von Genugthuung hätte gewähren müssen. Nachdem eine Note die bestimmte Zurückweisung des Petersburger Cabinets constatirt und demselben alle Verantwortlichkeit für die möglichen Folgen aufgebürdet, erklärte er bei Eröffnung des gesetzgebenden Körpers, daß die Verträge von 1815 aufgehört hätten zu existiren und daß durch einen Congreß, auf welchem
5. Nov. 1863. alle europäischen Mächte zu einem obersten Schiedsgerichte sich vereinigten, ein neuer Zustand der Dinge geschaffen werden sollte, in welchem das wohlverstandene Interesse der Herrscher und der Völker zusammenträfe. Dieser Weg führe durch Versöhnung und Frieden zum Fortschritt, während hartnäckiges Festhalten an einer überwundenen Vergangenheit früher oder später zu einem verhängnißvollen Kriege führen würde. Es wurde oben (§. 1139) bemerkt, daß der Vorschlag eines europäischen Congresses, zu dem Napoleon sofort Einladungen an alle Höfe ergehen ließ, hauptsächlich an der Weigerung Englands scheiterte, und daß dadurch eine merkliche Spannung zwischen London und Paris herbeigeführt ward. Aber auch die übrigen Regierungen hatten nur mit Vorbehalt ihren Beitritt zu der Idee eines europäischen Fürstenrathes erklärt, auf welchem dem französischen Kaiser die Rolle eines Schiedsrichters zugefallen wäre. Da bald nachher der Tod des Königs von Dänemark die Blicke Europa's nach einer andern Seite lenkte, so konnte Rußland in der Unterdrückung der polnischen Insurrection ohne alle Einmischung

von Außen fortschreiten, insbesondere als eine Zusammenkunft des Zaaren mit dem Kaiser von Oesterreich in Kissingen und mit dem König von Preußen in Karlsbad bei den Westmächten Besorgnisse wegen etwaiger Erneuerung der heiligen Allianz erregte. (1864.) Bald war der Widerstand gebrochen, die Thätigkeit der Nationalregierung unterdrückt, die Stimme der Patrioten verstummt. Gar manches edle Opfer hatte der Krieg in Feld und Wald, gar manches die russische Strafgerechtigkeit durch Abführung nach Sibirien, durch den Strang oder durch Pulver und Blei gefordert, ehe wieder, wie ehemals verkündigt werden konnte: „Die Ruhe herrscht in Warschau.“ Aber aus der Vergangenheit haben die Mächtigen des Tages die Lehre geschöpft, daß eine Reaction nicht geeignet sei, einen dauernden Frieden zu begründen, daß zur Heilung der Wunden Kriegsrecht, Belagerungszustand und die Schrecken eines starren Despotismus nicht die zweckmäßigen Mittel seien. Darum zog auch Kaiser Alexander II. die früher dargebotenen Reformen nicht zurück, suchte aber zugleich durch einschneidende Maßregeln die polnische Nationalität zu zersetzen und das polnisch-katholische Kirchen- und Schulwesen einzuengen und zu unterbinden. Während die ländliche Bevölkerung durch Verleihung des Eigenthumsrechts auf die bisher in Zins oder Erbpacht besessenen Grundstücke fester an Rußland gefesselt ward, verbot ein Ukas Personen polnischer Herkunft in den westlichen Gouvernements (22. Dec. 1865.) Güter zu erwerben, zwang die polnischen Edelleute, deren Güter in Folge der Insurrection mit Beschlag belegt waren, diese innerhalb zweier Jahre an Personen nicht polnischer Abkunft zu verkaufen oder gegen Güter im Innern Rußlands zu vertauschen. Zugleich wurden viele Polen geringerer Stände zur Auswanderung in rein russische Gouvernements bewogen und an ihrer Stelle russische und deutsche Colonisten angesiedelt. Die höheren Aemter kamen in die Hände von Nationalrussen, in den höheren Regierungsbehörden wurde die polnische Sprache durch die russische ersetzt, die Verwandlung der Warschauer Hochschule in eine russische Universität angebahnt. Im eigentlichen Polen scheint die russische Regierung den Plan zu verfolgen, einerseits in dem Bauernstand sich eine Generation zu erziehen, die den Dank für ihre Freiheit und Rechtsstellung durch Anhänglichkeit und Treue abtragen werde, andererseits durch rücksichtslose Strenge gegen alle widerstrebenden Elemente im Adel und bei der Geistlichkeit die Wiederkehr unzeitgemäßer „Träumereien“ zu verhindern. (26. Nov. 1865.) Durch den kaiserlichen Ukas vom 26. Nov. 1865, welcher das Kirchengut säcularisirte und unter die Verwaltung des Staats stellte und den gesammten Klerus auf feste Besoldungen anwies, wurde die bisherige Unabhängigkeit der katholischen Kirche und Geistlichkeit gebrochen. Die Einsprache des Papstes gegen diese und andere harte Maßregeln, die den polnischen Klerus tief ins Herz trafen, führte zu bitteren Auseinandersetzungen zwischen Rom und St. Petersburg, welche endlich die Aufhebung des Concordats von 1847 und den Abbruch aller diplomatischen Verbindungen zur Folge hatten. Nun konnte die national-russische Partei die Bekehrungen zur „orthodoxen“ Kirche um so ungehinderter betreiben. Das alte Polen wird nun wohl für immer „verloren“ sein. Auch die anfangs gehegte Hoffnung, daß an der Hand eines verjüngten Rußlands auf neuen Grundlagen ein neues Polen emporwachsen könnte, in welchem die nationalen Güter neben einem geordneten Staatsleben und neben dem „Rechte der Menschen, das Allen gemein ist,“ gedeihen und Pflege finden möchten, ist in der letzten Zeit verschwunden. Das Moskowitenthum droht alle nationalen Eigenthümlichkeiten der außerrussischen Slavenwelt zu ersticken, ein Bestreben, das durch die panslavistischen Bewegungen in den österreichischen Slavenländern gefördert wird. Hat doch der bei Gelegenheit einer ethnologischen Ausstellung abgehaltene Slavencongreß in Moskau kaum ein schüchternes Wort zu Gunsten der „verirrten Brüder an der Weichsel“ zu erheben gewagt.

§. 1155. **Die russische Uniformitätspolitik.** Auf die russische Politik hat die polnische Insurrection einen nachtheiligen Einfluß geübt. Seitdem hat die milde Praxis in der Presse, im Vereinswesen, im geistigen Verkehr manche Einschränkungen erfahren; und wie sehr auch Härte und Despotismus dem humanen Sinn Alexanders widerstehen mögen, die Staatsraison trug den Sieg davon. Demokratismus und Absolutismus reichten einander die Hand, um den grundbesitzenden Adel in allen nichtrussischen

Provinzen des weiten Moskowiterreichs als den Träger und Hüter der nationalen Güter und überlieferten Einrichtungen niederzuhalten. Wie einst unter Kaiser Nicolaus ging das Bestreben hauptsächlich dahin, allem politischen, kirchlichen und nationalen Leben den Charakter der russischen Uniformität aufzuprägen. Bald kam die gegen Polen befolgte Politik auch gegen die übrigen nichtrussischen Volkstheile, die Schweden in Finnland und die Deutschen in den Ostseeprovinzen, in Anwendung. Den Finnländern brachte man in Erinnerung, daß ihre Repräsentativ-Verfassung nur durch die kaiserliche Gnade bestehe und nur so weit Geltung habe, als sie sich russischen Wünschen accommodire; das vom finnländischen Landtage verworfene neue, strenge Preßgesetz ist auf dem „Verwaltungswege" eingeführt und dem Senate des Großfürstenthums bedeutet worden, man habe für den Fall fortgesetzter Ungefügigkeit gegen die Absichten der Regierung die Ausdehnung russischer Gesetze auf Finnland zu gewärtigen. Am schwersten hatten die Ostseeprovinzen, Liv-, Esth- und Kurland, unter der Feindschaft der altrussischen Partei zu leiden. Trotz des Reformeifers, mit welchem die baltischen Deutschen bemüht gewesen waren, durch Einführung einer neuen freisinnigen Gemeindeordnung (October 1866), durch Aufhebung des adeligen Güterbesitzrechts (in Kurland Juni 1865, in Livland März 1866, in Esthland Sommer 1867), durch Beseitigung des ausschließlich adeligen Rechts zur Richterwahl und verschiedener anderen Mittelalterlichkeiten jeden Vorwand zu Eingriffen in die
Juni 1866. Provinzial-Verhältnisse zu entfernen, erklärte der Kaiser in einer auf dem Schlosse zu Riga gehaltenen russischen Rede, der enge Zusammenhang zwischen allen Gliedern der „russischen Familie" mache Umgestaltungen im Sinne größerer Annäherung an die Institutionen des übrigen Reiches nothwendig; wenige Wochen später wurde die Einführung der russischen Sprache in die Regierungsbehörden der Ostseeländer decretirt und der Protest des livländischen Landtages gegen diese Verletzung der Landesprivilegien durch einen kaiserlichen Machtspruch beseitigt. Zu dieser reactionären Politik trug neben dem polnischen Aufstand vor Allem das Attentat auf das Leben des Kaisers Alexander bei, eine
16. April 1866. Wirkung der durch die Reformen und die politischen Vorgänge erzeugten Aufregung. Am Thore des Schloßgartens richtete ein junger Russe Karakasow eine Pistole auf die Brust des heraustretenden Monarchen; nur durch die rasche Entschlossenheit eines der Zuschauer, des jungen Handwerkers Kommissaroff, welcher den Arm des Thäters durch einen Stoß ablenkte, wurde die verbrecherische Absicht vereitelt. Die unermeßliche Freude der ganzen Nation über die glückliche Rettung und die große Theilnahme des Auslandes gaben Zeugniß von der allgemeinen Liebe und Achtung, deren sich der Zaar zu erfreuen hat. Der Retter Kommissaroff wurde in den Adelsstand erhoben und mit Ehren und Gütern überschüttet. Ein harter Schlag für das Herz des Monarchen war der Tod des Großfürsten Thronfolgers, welcher kurz vor seiner beabsichtigten Vermählung mit der
24. April 1865. dänischen Königstochter Dagmar in Nizza einem Brustleiden erlag. Er verschied in den Armen des Vaters, der über Frankreich an das Sterbelager des Sohnes geeilt war. Nachdem die Trauer um den Gestorbenen vorüber war, reichte die dänische Braut, die schöne Dagmar, dem zum Thronfolger erklärten zweiten Sohne, Alexander, die Hand zum Ehebund, ein Familienereigniß, das, von großen Festlichkeiten begleitet, auch wieder einige Erleichterungen in die Hütten der Unglücklichen und in das Elend der Verbannten brachte. Am 1. Juni traf Kaiser Alexander, einer Einladung Napoleons Folge leistend, zur Besichtigung der Weltausstellung in Paris ein. Hatte er sich zu der Reise nur schwer entschlossen, so wuchs seine Verstimmung, als bei verschiedenen Gelegenheiten, wo er sich öffentlich sehen ließ, selbst im Justizpalast, die Franzosen ihre Sympathien für Polen laut werden ließen. Den höchsten Grad erreichte aber seine Erbitterung, als bei einer Fahrt vom Boulogner Wäldchen ein junger Pole, Berezowsky, nach dem Wagen schoß, worin
6. Juni 1867. die beiden Kaiser saßen. Das Attentat hatte keine Folge und der Verbrecher fiel dem Arme der Strafgerechtigkeit anheim; allein die Frevelthat war nicht geeignet, in der Brust des Zaaren versöhnlichere Gefühle gegen die Polen zu wecken. Sein Groll erhielt durch diese Erfahrungen neue Nahrung und ermuthigte die moskowitische Partei, in ihren Uniformitätsbestrebungen rücksichtslos fortzuschreiten. Ihr Plan geht dahin, in den süd- und nordwestlichen Provinzen, in Litthauen und Podolien, in Kiew und Wilna die polnischen Elemente gänzlich zu vertilgen, die polnische Bevölkerung „lebendig zu begraben", im

eigentlichen Königreich Polen die russische Sprache und die griechisch-orthodoxe Kirche zur Herrschaft zu bringen. Schon ist das Russische als Unterrichts- und Amtssprache eingeführt worden und nun soll es auch im katholischen Gottesdienst zur Anwendung kommen. Polen ist nur noch ein historischer Name. Auch in den deutschen Ostseeprovinzen geht das System der Russificirung ungehindert fort. Als ein deutscher Professor der Dorpater Hochschule, Schirren, gegen Juri Samarin, einen Wortführer der moskowitischen Partei, eine „Livländische Antwort" veröffentlichte, wurde er seines Lehramtes entsetzt. Juni 1869. Die europäischen Großmächte, in sich gespalten und voll Eifersucht und Mißtrauen unter einander, lassen die russische Propaganda schalten und walten, um das mächtige Kaiserreich nicht auf die eine oder andere Seite zu treiben. Bei dem leidenden Zustand Alexanders erlangte der slavische Fanatismus immer freiere Hand. Die eigenmächtige Lossagung der Petersburger Regierung von den Beschränkungen, welche der Pariser Friede (§. 1147) der russischen Kriegsmarine in den pontischen Gewässern auflegte, ging nach einigen Verhandlungen auf der Londoner Conferenz ohne kriegerische Verwickelungen 1871. vorüber.

II. Deutschland und die deutschen Großmächte.

1. Die deutschen Bundesstaaten.

§. 1156. Gang der deutschen Geschichte. Es ist kein erfreuliches Bild, das auf den nachstehenden Blättern entrollt werden wird: die Tage von Olmütz und Bronzell hatten Preußen gedemüthigt und Oesterreich entschieden wieder auf die erste Stelle erhoben. Dadurch wurde der Zwiespalt, der von jeher zwischen den beiden Großmächten bestanden, erweitert und eine Rivalität erzeugt, welche auf das gesammte politische Leben Deutschlands eine unheilvolle Rückwirkung übte. Waren auch beide darin einig, daß man die Demokratie niederhalten, das parlamentarische Leben mit seiner aufregenden Volksbewegung beseitigen oder lahm legen, die geschwächten Landesregierungen aufrichten, den Feudalherren und der hochkirchlichen Partei beider Confessionen aufhelfen und sie den erschütterten Thronen als Stützer und Schützer nähern müsse; so verfolgten sie doch so auseinandergehende Interessen, so ruhten sie doch auf so verschiedenartigen Grundlagen, daß sie in ihren Bestrebungen häufig in feindlichen Gegensatz geriethen, der, genährt durch die Stammesunterschiede von Süd- und Norddeutschland, durch die religiöse Spaltung der Katholiken und Protestanten, durch die Sympathien und Antipathien der Völker, durch das Mißtrauen und den Selbsterhaltungstrieb der Kleinstaaten und durch mancherlei andere Motive, dem ganzen Staatsleben des deutschen Volkes Impuls und Richtung gab. Die Herstellung des Bundestages war Oesterreichs Werk, Preußen gab seine Einwilligung nur mit Widerstreben und innerem Groll. Es war daher natürlich, daß die meisten Mittel- und Kleinstaaten, die nur durch den Bundestag der gefürchteten Unterordnung zu entgehen vermochten, mit Oesterreich Hand in Hand gingen und ihm in allen Conflicten die Majorität verschafften. Hätte die preußische Regierung in Deutschland eine ähnliche volksthümliche Richtung eingeschlagen, wie Sardinien in Italien, so würde der Zwiespalt, der sich hauptsächlich in den diplomatischen Künsten und Kämpfen abspiegelte, tiefer in die Nation eingedrungen sein und vielleicht auch zu einer Centralregierung auf föderativer Grundlage, mit einer parlamentarischen Gesammtvertretung zur Seite, wie sie die deutsche Nation einmüthig anstrebte, geführt haben; da aber Preußen in allen Dingen ganz und gar in die Atmosphäre der Reaction eintrat, dem bedrängten Liberalismus nirgends die Hand bot, mit romantischer Vorliebe die Privilegien des Adels pflegte, die Zustände einer hingeschwundenen Vergangenheit zurückführte und, befangen in der Vorstellung, daß die Königsgewalt ein Ausfluß göttlicher Gnade sei und die modernen Zeitideen die Gefühle der Loyalität und Pietät zerstörten, im eigenen Lande wie in den andern Bundesstaaten das parlamentarische Leben zu einem wesenlosen Schatten herabzudrücken bemüht war: so entbehrten die deutschen

Parteibestrebungen eines festen Anhaltes, einer concreten und realen Macht, an die sie sich anklammern konnten. Das politische Nationalleben in Deutschland litt an zwei Gebrechen, entweder es strebte nach einer idealen Gesammtstaatsform, die in den bestehenden Einrichtungen keine Stütze und keinen Halt hatte, oder es verzettelte und zerbröckelte die Kräfte in kleinlichen Kämpfen um geringfügige Resultate. Dort führten vage Ziele und Unklarheit der Mittel und Wege häufig zu einer Trennung der Feldzeichen und Heerlager; im letzteren Falle nahmen die politischen Handlungen oft den Charakter des Persönlichen an, dem nicht selten Sympathien und Antipathien ohne höhere Motive, Launen und Vorurtheile zur Folie dienten. Und so sehen wir denn über ein Jahrzehnt das klägliche Schauspiel, daß sich die Kraft des deutschen Volkes abmüht und verzehrt, theils um der Reaction in den Einzelstaaten den vollständigen Sieg zu erschweren und wenigstens einige Trümmer der errungenen Freiheiten und Verfassungen auf politischem, religiösem oder socialem Gebiete vor dem Untergang zu retten; theils um eine Staatsordnung zu ersinnen und zu erschaffen, bei welcher unbeschadet des Sonderlebens der Stämme und Staaten die deutsche Nation als Gesammtheit auftreten und im europäischen Staaten- und Völkerbund eine ihrer Größe, Macht und Bildung entsprechende Stellung einnehmen möchte. Es war ein trauriges Schauspiel in den Jahren, da anderswo große Thaten geschahen, das deutsche Volk auf der eigenen Erde dahinjagen zu sehen, um wie die Schatten der Fabelwelt nach seiner leiblichen Hülle, seinem Staat, zu suchen. Aber wie sehr man auch die Forderungen beschränkte, wie weit man den Traum von einem deutschen Bundesstaat mit monarchischer Spitze von sich warf und vorerst nur auf eine einheitliche Kriegführung und auf eine politische und diplomatische Vertretung gegenüber dem Ausland bestand; auch die bescheidensten Ansprüche zerschellten an den Souveränetätsrechten der Fürsten, an dem Mangel realer Grundlagen, an der Abneigung der Regierungen, den wenn auch noch so gerechten Volkswünschen entgegen zu kommen. Und als die Vorgänge in Italien, wo die nationale Einigung wunderbar rasch vollzogen war, auch in Deutschland gar mancherlei Gefühle und Betrachtungen auf die Oberfläche trieben und die allgemeine Aufregung einen Blick in die Gemüther des Volks thun ließ; da trat es wieder von Neuem mit entsetzlicher Klarheit zu Tage, wie rath- und hülflos die deutsche Nation in allen Fragen des politischen Gesammtlebens dasteht, so lange nicht der Zwiespalt zwischen den Großmächten ausgeglichen, so lange nicht eine Form erfunden ist, unter welcher die Gegensätze vereinigt, die widerstrebenden Elemente eingefügt werden möchten. Wenn der „National-Verein", wie einst die Kaiserpartei der „Kleindeutschen" in Frankfurt, mehr auf einen Anschluß an Preußen hinarbeitete, ohne jedoch den Ausschluß Oesterreichs ausdrücklich auf sein Programm zu schreiben, und die Reichsverfassung von 1849 mit einigen Modificationen zu seinem Panier erhob, so bestand der „großdeutsche" Reform-Verein, dem auch H. von Gagern beitrat, „da das constitutionelle Oesterreich eine andere Stellung einnehme, als das frühere absolute", auf einem Staatsorganismus, in welchem Oesterreich neben Deutschland und Preußen Platz fände. Wie wenig auch die preußische Regierung, sowohl unter Friedrich Wilhelm IV., als nach dessen Siechthum und Tod unter Wilhelm I. sich dem Nationalverein günstig zeigte, wie bestimmt sie auch seine Huldigungen mit den daran geknüpften Bedingungen in ähnlicher Weise zurückwies, wie einst die dargebotene Kaiserkrone; so fühlten sich dennoch die deutschen Fürsten und Regierungen mehr zu dem Reform-Verein hingezogen, theils weil sie trotz der liberalen Maske doch die illiberalen Tendenzen herausfühlten, theils weil sie von Preußen größere Gefahr für ihre Selbstherrschaft zu fürchten hatten, als von Oesterreich. Als daher Kaiser Franz Joseph, nachdem er dem eigenen Reiche eine Verfassung gegeben und durch diese und andere Einrichtungen seine freisinnigen politischen Grundsätze an den Tag gelegt, den günstigen Augenblick benutzte, da die preußische Regierung mit dem Abgeordnetenhaus wegen der Ordnung des Staatshaushaltes und der Umgestaltung der Heerverfassung in schweren Conflict gerathen war, um die deutschen Monarchen behufs einer Reform der Bundesver-
Herbst 1863. hältnisse zu einem Fürstentage nach Frankfurt zu berufen, so leisteten fast alle regierenden Häupter Folge. Da aber der König von Preußen sich von der Berathung fern hielt, der Großherzog von Baden dem Reformentwurf seine Zustimmung versagte, und sowohl der Abgeordnetentag, der gleichzeitig in Frankfurt tagte, als der Nationalverein sich mit dem Vorschlage einer Delegirtenversammlung aus den einzelnen Landständen statt eines freigewählten Nationalparlaments nicht befriedigt erklärten, so hatte der Frankfurter Fürstencongreß keinen andern praktischen Erfolg, als daß dadurch klar zu Tage kam, wie selbst in den höchsten Kreisen die Ueberzeugung Eingang gefunden habe, daß der Bundestag in seiner dermaligen Zusammensetzung und Verfassung für die

Leitung der deutschen Dinge nicht mehr geschaffen sei und daß den Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes wenigstens einige Zugeständnisse gemacht werden müßten, eine Anschauung die auch in den Bemühungen zur Herstellung einer größern Einheit im Münzwesen, im Maß und Gewicht, in den Posterleichterungen u. A. m. hervortrat. Auch die Anstrengungen mehrerer Regierungen des südlichen und mittleren Deutschlands, den preußisch-deutschen Zollverein, sammt dem mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrag in der Art umzuändern, daß Oesterreichs Beitritt ermöglicht würde, hatten eben so wenig Erfolg, als die Versuche, mit Oesterreich eine besondere Zoll- und Handelseinigung abzuschließen. Sowohl der materielle Vortheil, den die Regierungen aus den Erträgnissen der Zölle zogen, als die laute Stimme der Betheiligten in der Presse, in den Kammern, in Versammlungen retteten Deutschland vor der Gefahr, das letzte Band der Einheit schwinden zu sehen. Der Zollverein wurde abermals auf zwölf Jahre verlängert, und zwar mit einer Ermäßigung der Eingangszölle für fremde Handels- und Industrieartikel, wodurch die Mitbewerbung des Auslandes erleichtert und damit eine größere Handelsthätigkeit erzielt ward, ein wesentlicher Schritt zum Freihandelsystem. — Nicht viel befriedigender waren die Resultate der Verfassungs- und Meinungskämpfe in den Einzelstaaten. Die folgenden Blätter werden darthun, wie die meisten Regierungen sich der unliebsamen Gesetze und Verfassungsbestimmungen, zu denen sie gedrängt worden waren, wieder entledigten, wie der Adel seine Vorrechte zurückgewann, wie in Kirche und Schule die strenggläubige Richtung ans Regiment kam. Nur in wenigen Staaten konnte sich die Stimme der Liberalen Gehör verschaffen. So in Bayern, wo ein wohlwollender Fürst, der früh verstorbene König Max II., den Conflict der Landstände und der Regierung mit den Worten niederschlug: „Ich will Friede haben mit meinem Volke", das Ministerium von der Pfordten entließ und in die Forderungen des Landtags willigte. So in Coburg-Gotha, wo der freisinnige Herzog Ernst der reactionären Strömung sich entgegenstemmte, die Vereinigung der bisher getrennten landständischen Verfassungen von Coburg und Gotha mit Energie durchzusetzen bemüht war und, unterstützt von freidenkenden und patriotischen Männern, die er in sein Land berief, in allen Lebenskreisen den Anforderungen der Zeit und den Wünschen der Fortschrittspartei Rechnung trug. So in Baden, wo ein humaner Fürst der Reactionsbewegung frühzeitig Einhalt gebot, und in allen Gebieten des öffentlichen Lebens Raum schuf zur freien Entfaltung aller Kräfte und Geistesrichtungen innerhalb des Gesetzes und der Verfassung. In Sachsen, wo im Jahre 1854 dem auf einer Reise in Tirol durch einen Wagensturz verunglückten König Friedrich August II. sein Bruder Johann folgte, wußte der staatskluge Minister v. Beust durch die Herstellung einer veralteten Wahlordnung sich so gefügige Landstände zu schaffen, daß die Regierung, ohne namhaften Widerstand zu erfahren, in die reactionäre und strengkirchliche Strömung eintreten konnte. — Aber durch wie viele dunkle Gänge, über wie viele unfreundliche Winterlandschaften die deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit hinführen mag, viele bedeutende Errungenschaften sind dennoch in die Gegenwart gerettet worden und schreiten einer weiteren Entwickelung siegesfroh entgegen. Zu diesen Errungenschaften rechnen wir in erster Linie das klare Nationalbewußtsein, das im Kampfe mit dem engen Stammesgeist und dem kirchlichen Confessionhader immer mehr Boden gewinnt und dem deutschen Namen auch nach Außen Achtung zu verschaffen bestrebt ist. Ist demselben auch im öffentlichen Leben wenig Raum zur Entfaltung geboten, so tritt es bei allen Veranlassungen des bürgerlichen und geschichtlichen Lebens um so kräftiger hervor. Noch die künftigen Geschlechter werden sich erzählen, wie am 10. November des Jahres 1859 das deutsche Volk in der Gedächtnißfeier an seinen großen nationalen Dichter Schiller zugleich dem Gefühle der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit auf dem Gebiete edler Geistesfreiheit und Humanität Ausdruck gegeben; wie die fünfzigjährige Gedenkfeier des 18. October im Jahre 1863 den festen Entschluß des deutschen Volkes aller Stämme beurkundete, nie wieder die Schmach eines Rheinbundes über sich ergehen zu lassen. Wer erinnert sich nicht des lauten Unwillens und der glühenden Proteste aus allen Gauen, als dem Hannover'schen Minister Borries bei Gelegenheit einer Petition um Schaffung einer Centralgewalt und um einheitliche Organisation der militärischen und politischen Kräfte Deutschlands die Aeußerung entschlüpfte, „die kleinen Staaten würden eher die Allianz auswärtiger Mächte suchen, als in eine Mediatisirung willigen." Der Grafentitel, womit der blinde König die Welfentreue seines Ministers belohnte, vermochte seinen Namen bei dem deutschen Volke nicht mehr zu Ehren zu bringen. Die Worte wurden deshalb mit so großer Entrüstung vernommen, weil man ahnte, daß sie die wahre Gesinnung vieler der ehemaligen Rheinbundsfürsten enthüllten.

† 10. März 1864.

9. Aug. 1854.

§. 1157. **Die religiöse Erregung in Deutschland und der badische Kirchenstreit.** Als in den deutschen Landen die Revolution niedergeworfen, das politische Leben gebrochen und eine trübe Resignation in die Gemüther eingekehrt war, da machte sich zuerst die Kirche auf, um über die gedemüthigten und zerrütteten Staaten ihre Triumphe zu feiern, um den Zustand der Bußfertigkeit und Zerknirschung der Völker zu ihrer Erhöhung und Verherrlichung zu verwerthen. Es wurde schon oben (§. 1135) erwähnt, mit welchem Eifer die Jesuiten durch Wanderpredigten der inneren Mission oblagen; mit welcher Siegeszuversicht die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz in einer Denkschrift ihre Forderungen den gebeugten Regierungen vorlegten; wie das römische Kirchenregiment die schwierige Lage der Zeit zur Abschließung günstiger Concordate und Conventionen im hierarchischen Sinne benutzte; wie die Reste der deutschkatholischen und lichtfreundlichen Gemeinden mehr und mehr in ihren Rechten beschränkt, in ihrer Existenz bedroht wurden. Kirchliche Vereine wurden ins Leben gerufen, welche, wie der Pius- und Vincenzverein, durch innere Mission unter dem Volke für den Aufschwung der Kirche wirken oder, wie der Bonifaciusverein, den Katholicismus in protestantischen Ländern fördern sollten. Das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Maria, durch eine glänzende Kirchenversammlung unter dem
Dec. 1853. Vorsitz des Papstes feierlich festgestellt, sollte das gläubige Volk mit mystischen Vorstellungen erfüllen und den Aufgeklärten ein Beweis sein, wie gering man die Forderungen der Vernunft und Wissenschaft in Sachen der Religion und Kirche anschlage. — Aehnliche Bestrebungen zur Erweckung und Belebung des kirchlichen und religiösen Sinnes unter dem Volke gaben sich auch in dem evangelisch-protestantischen Deutschland kund. Der Kirchentag, eine freie Versammlung gläubiger Geistlichen und Laien, der zuerst in Wittenberg, dann in Frankfurt als Gegensatz und Correctiv des Reichsparlaments auftrat und seitdem bald in dieser, bald in jener Stadt seine Meinung über die Lage der Zeit abgab, suchte kirchliche Gesinnung und evangelische Gläubigkeit zu wecken und zu stärken. Da die Union mit ihrer latitudinarischen Basis und freien Schriftforschung die symbolischen Bücher nicht hoch genug zu stellen schien, so richtete in Preußen, Mecklenburg (Kliefoth), Kurhessen (Vilmar) und anderwärts das strenge Lutherthum seine Angriffe wider dieselbe und suchte sie durch Geltendmachung der Bekenntnißschriften und durch Stärkung der geistlichen Amtsgewalt und Kirchenzucht zu untergraben oder ihr einen andern Charakter aufzudrücken. Um der geschlossenen römisch-katholischen Kirche in größerer Einheit und Machtfülle entgegen treten zu können, strebte der Protestantismus in der „evangelischen Allianz" eine gemeinsame Verbrüderung evangelischer Christen aus allen Ländern zu schaffen mit einer dogmatischen Grundlage, die jedoch weder die Strenggläubigen noch die Männer der freien Richtung befriedigte. Auch auf dem Gebiete der inneren Mission entfaltete die evangelische Kirche eine mannichfache Thätigkeit, um mit der Milderung des Elends der leidenden Menschheit zugleich eine Erweckung und Erwärmung des Glaubens zu erzielen. — Während jedoch die protestantische Kirche ihre Kräfte zur Bekämpfung der Gegenpartei im eigenen Lager verbrauchte, gewann die römische Hierarchie immer mehr Grund und Boden im Staate. In ihrem Siegesbewußtsein träumte sie bereits von einer „Selbstauflösung des Protestantismus." Die Durchführung der in der bischöflichen Denkschrift aufgestellten Forderungen sollte den Anfang ihres aggressiven Vorgehens bilden. Dazu ersah sich die ultramontane Partei das Land, das von den Revolutionsstürmen am meisten gelitten hatte und das somit den geeignetsten Boden zur Aufrichtung eines hierarchischen Regiments zu bieten schien — das Großherzogthum Baden. Der Erzbischof von Freiburg, Hermann v. Vicari, ein mehr als achtzigjähriger Greis, von einer fanatischen Umgebung geleitet und vorwärts getrieben, mußte als Fahnenträger vorangehen. Sein Alter konnte als Schild gegen den Feind, als Gegenstand der Verehrung bei dem Volke dienen, und als endlich der allzustraff gespannte Bogen zerriß und die Regierung sich zum Widerstand waffnete, war das weiße Haupt des Märtyrers eine pathetische Unterlage für die ultramontane Dichtung (Oscar v. Redwitz) wie für rhetorische Declamationen.

Am 24. April 1852 erlag der bürgerfreundliche Großherzog Leopold von Baden den Leiden und Schmerzen einer langen Krankheit. Die Regierung verlangte von der Geistlichkeit beider Confessionen eine Todtenfeier, wie sie bei den früheren Landesfürsten stattgefunden. Der Erzbischof aber gestattete nur ein Trauerfest ohne Hochamt und verurtheilte alle Priester, welche den Geboten der weltlichen Behörden Folge geleistet, zu Bußübungen in einer kirchlichen Anstalt des Schwarzwaldes. Vielleicht war die Regierung im Unrecht, als sie von dem katholischen Klerus ein Todtenamt forderte, welches die römische Kirche nur ihren Angehörigen gewährt; daß aber die der weltlichen Gewalt gehorsamen Geistlichen der strafenden Hand der Curie preisgegeben wurden, hat die Ansprüche und Siegesfreudigkeit der letzteren in demselben Grade gesteigert, wie das Ansehen der ersteren gemindert. Daß bei dieser Lage der Dinge Conflicte und feindselige Berührungen nicht ausbleiben würden, war leicht vorauszusehen. Als die in der Denkschrift verlangten Rechte eine Zurückweisung erfuhren, wurde im Namen des Erzbischofs und der vier mit unterzeichneten Bischöfe von Mainz, Rottenburg, Fulda und Limburg eine energische Erklärung veröffentlicht, worin es unter Anderm hieß, „man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen". Dieser drohenden Erklärung begegnete die Regierung mit der Bestimmung, daß kein Erlaß des Erzbischofs an die Geistlichkeit seiner Diöcese ferner Gültigkeit haben sollte ohne Genehmigung und Unterschrift des ersten Beamten in Freiburg als Regierungscommissars. Die nächste Folge dieser Verfügung war ein heftiger Streit zwischen der Curie und der weltlichen Obrigkeit. Wie jene den Regierungscommissar und den gesammten katholischen Oberkirchenrath mit dem Banne belegte und einen Hirtenbrief zu ihrer Rechtfertigung erließ, so verbot diese das Vorlesen desselben auf der Kanzel, sperrte den ungehorsamen Geistlichen die Temporalien, schloß das Priesterseminar, das der Erzbischof ausschließlich unter seine Obhut genommen, und übertrug die Aufsicht über die frommen Stiftungen dem Staat. Renitente Gemeinden wurden durch Einquartierung zum Gehorsam gebracht, der Erzbischof selbst in seinem Palast einige Tage unter Aufsicht gestellt. Aber auch aus diesem Streit ging schließlich die Curie als Siegerin hervor. Von den Katholiken geschmäht und angefeindet, ließ sich die Regierung mit Rom in Unterhandlungen ein, in deren Folge jene Verordnungen bis auf Weiteres außer Kraft gesetzt wurden. Das kühne Selbstvertrauen, das diese Vorgänge bei dem katholischen Klerus erzeugten und das sich im Juni 1855 bei der achthundertjährigen Erinnerungsfeier des heiligen Bonifacius in Fulda am zuversichtlichsten aussprach, gewann noch an Stärke, als im August desselben Jahres Oesterreich mit Rom ein Concordat abschloß, wodurch die Rechte des josephinischen Systems gänzlich beseitigt wurden. Dieses Concordat, welches der Kirche zusicherte, „daß sie alle ihr nach der Anordnung Gottes und nach den Bestimmungen der Kirchengesetze zukommenden Rechte genießen sollte" und über dessen praktische Ausführungen ein Nationalconcil unter dem Vorsitze des päpstlichen Nuntius in Wien Berathungen pflog, verlieh der Kirche die Selbstverwaltung ihres Vermögens, dem Klerus die Leitung des religiösen Unterrichts und die Censur aller in das Gebiet der Religion und Kirche einschlagenden Bücher, den Bischöfen den freien Verkehr mit Rom, die ausschließliche Leitung der Priesterseminare u. A., dem Jesuitenorden die Errichtung eigener Lehranstalten, und gestattete nicht, daß die Leichen von Protestanten auf katholischen Kirchhöfen beerdigt würden. Und so sehr lagen die Regierungen während dieser Reactionsjahre unter dem Einfluß der Kirche, daß dieses Concordat, gegen welches die gesammte freisinnige Presse und die öffentliche Meinung ihre Stimme erhob, selbst in dem zum größten Theil protestantischen Königreich Würtemberg Eingang fand und nach einigem verschämten Zögern und Zuwarten endlich bestätigt ward, und daß die Regierung von Hessen-Darmstadt die Ansprüche der römischen Kirche durch eine ähnliche Convention mit dem Bischof von Mainz zu befriedigen suchte. Auch in Baden, wo, bei der unheilbaren Seelenstörung des Thronerben Ludwig, der zweite Sohn des Großherzogs Leopold Friedrich zuerst als Prinz-Regent, dann seit seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise von Preußen (September 1856), und dem einige Monate später erfolgten Tod seines Bruders als Großherzog mit dem Range „königliche Hoheit" die Regierung führte, wurde eine Uebereinkunft (Convention) mit Rom abgeschlossen, wodurch der Kirche eine von der Staatsregierung fast unabhängige selbständige Stellung eingeräumt und Wissenschaft, Unterricht, ja das gesammte geistige Leben unter die Aufsicht und Censur des Klerus gestellt war. Aber der Großherzog, der die Verfassungstreue und den volksfreundlichen Geist des Vaters als Erbtheil übernommen hat, gewann die Ueberzeugung, daß ein Staatsvertrag von so tiefgreifender Wirkung zu seiner gesetzlichen Geltung der Zustimmung des Landtages bedürfe. Er legte daher

Juni 1855.

Concordate u. Conventionen.

April 1856.

5. Juni 1857.

22. Jan. 1857.

die Convention seinen Ständen vor, und als diese in überwiegender Mehrheit sich dagegen aussprachen, hob er dieselbe auf und berief Männer in seinen Ministerrath (Lamey, Roggenbach, Stabel u. A.), welche das Vertrauen des Volkes besaßen und geeignet waren, das Staatsleben im Geiste der Verfassung und auf dem Boden gesetzlicher Freiheit und Ordnung im geregelten Gange zu halten. Mit ihrer Beihülfe gewährte der Großherzog der Kirche seines Landes, ohne Unterschied der Confession, eine selbständige Stellung und ordnete das Verhältniß zwischen der geistlichen und weltlichen Macht auf neuen gerechten Grundlagen. Mit der erzbischöflichen Curie wurde eine Uebereinkunft über die Besetzung der Pfarrstellen getroffen und in der evangelisch-protestantischen Kirche den Gemeinden eine größere Betheiligung am kirchlichen Leben, Freiheit in Gebrauch und Anwendung der neuen Agende, welche die der Mehrheit nach aus orthodoxen Mitgliedern zusammengesetzte Generalsynode vom Jahre 1855 entworfen hatte, und eine Mitwirkung bei der Anstellung der Prediger eingeräumt. Da in Folge der Selbstregierung der Kirche die Schule nun nicht länger in ihrer bisherigen Abhängigkeit von der Geistlichkeit verbleiben konnte, wenn nicht der Staat sein Oberaufsichtsrecht darüber aufgeben sollte, so wurde auch eine neue Schulreform in Angriff genommen und von Regierung und Ständen ein Schulaufsichtsgesetz aufgestellt, durch welches die Volksschulen mit Beibehaltung des confessionellen Charakters und mit gebührender Berücksichtigung der geistlichen Rechte und Mitwirkung der Leitung und Beaufsichtigung der Staatsbehörden unterstellt sein sollten. In gleichem Geiste wurde die Verwaltung und Rechtspflege durch Heranziehung bürgerlicher Beisitzer neu geordnet, Gewerbefreiheit mit dem Rechte freier Niederlassung eingeführt, die rechtliche Gleichstellung der Juden zum Gesetz erhoben und dem ganzen Staatsleben der Charakter eines volksthümlichen Selbstregiments verliehen. Auch in den allgemeinen deutschen Angelegenheiten ist seitdem Baden durch liberale Anträge am Bundestage vorangegangen, so in dem kurhessischen Verfassungsstreit, bei dem Fürstentage, in den Anliegen Schleswig-Holsteins u. A. m. Diese Vorgänge wirkten auch auf andere Staaten zurück. In Würtemberg wurde auf den Widerspruch der Landstände hin die Uebereinkunft mit Rom gleichfalls außer Kraft
1861. gesetzt und das Verhältniß des Staats zur katholischen Kirche auf dem Wege der Gesetzgebung geordnet; und in Oesterreich machte man wenigstens den Versuch, eine Revision des Concordats zu erzielen, ein zunächst freilich erfolgloses Bemühen.

§. 1158. **Das Staatsleben in den deutschen Bundesstaaten.** Nicht nur die Kirche suchte die reactionäre Strömung zur Erhöhung ihrer Macht auszubeuten; auch die Regierungen und der Adel waren beflissen, die neuen Einrichtungen, welche der Revolutionssturm zu Tage gefördert, zu beseitigen oder umzugestalten. Die liberalen Minister, die doch nicht wohl die Hand zur Vernichtung ihrer eigenen Schöpfungen bieten konnten, wurden in den meisten Staaten durch Männer der conservativen oder reactionären Richtung ersetzt, die Verfassungsurkunden von den demokratischen Bestandtheilen und Reformen gereinigt, die freien Wahlgesetze umgeändert oder durch die älteren verdrängt, die Tagespresse durch Gesetze, Verordnungen und Strafbestimmungen in enge Schranken gewiesen, so daß die freie Meinungsäußerung fast eben so sehr gefesselt war, wie unter der vormärzlichen Censur; die politischen Vereine wurden unterdrückt oder strenge überwacht und alle liberalen Ideen und Institutionen in ihrer Entwickelung und Thätigkeit gehemmt. Diesen Charakter hatte die Politik, mehr oder minder schroff ausgeprägt, in Bayern, Sachsen, Würtemberg, in Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und in fast allen kleineren Staaten. Nur wenige Fürsten hatten, wie der Großherzog von Sachsen-Weimar und der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, den festen Muth, gleich anfangs bei der besiegten Sache des Fortschritts auszuharren. Wo die Einzelregierungen nicht den Willen oder die Kraft besaßen, das fortgeschrittene Staatsleben zurückzuschrauben, da rief der Bundestag, der seit seiner Herstellung immer mehr in die alte Bahn einlenkte und den bewegten Zeitgeist wieder zur Ruhe zu bringen beflissen war, die streitenden Parteien vor sein Forum und entschied, indem er einer eigenen „Bundescentralcommission" (Reactionsausschuß) die Prüfung und Beurtheilung der Verfassungsangelegenheiten übertrug, in der Regel im Sinne der Umkehr. Auf diese Weise wurden nicht nur beschworene Staatsgrundgesetze ohne Weiteres beseitigt, wie in Hessen-Kassel, Hessen-Homburg, Lippe-Detmold u. a. O., andere durch einschneidende Revisionen ihrer liberalen oder demokratischen Bestimmungen über Wahlordnung und

Vertretung oder über die Befugnisse und Rechte der Landstände entkleidet; in einigen Ländern, wie in Hannover, Würtemberg, Mecklenburg wurden die feudalen Zustände einer überwundenen Zeit selbst über den Wunsch der Regierungen hinaus zu Gunsten der Ritterschaft und Standesherren wieder hergestellt. Wenn bei den früheren Reactionen, wo es zunächst nur auf Unterdrückung des politischen Freisinnes und Fortschrittes abgesehen war, hauptsächlich die Bureaukratie den Mittelpunkt der Thätigkeit bildete, so traten nunmehr die privilegirten Stände, die sich durch die socialen Bewegungen der beiden Revolutionsjahre in ihren materiellen Interessen bedroht sahen, in den Vorgrund und suchten den ganzen neuen Zeitgeist durch die Rückführung vergangener Zustände auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens aus der Welt zu bannen. In diesem Bestreben suchten und fanden sie eine Stütze an dem Bundestag in Frankfurt. Damit in den freieren Staaten nicht dem Geiste des Fortschritts eine Freistätte geschaffen und zugleich den zaghaften Regierungen ein Rückhalt geboten würde, griff der Bund mit kühner Hand in die Preßverhältnisse ein, indem er in dem Bundespreßgesetz vom 6. Juli 1854 für sämmtliche deutsche Bundesstaaten eine allgemeine Norm aufstellte. Hatte der alte Bundestag in vormärzlicher Zeit viele Schuld auf sich geladen, so blieb der restaurirte nicht hinter dem älteren Bruder zurück. Er verschmähte es nicht, einem Hassenpflug, einem Hannibal Fischer und ihren Gesinnungsgenossen die Hand zu ihren volksfeindlichen und rechtswidrigen Unternehmungen zu bieten.

§. 1159. **Kurhessen und Lippe-Detmold.** Wir haben oben (§. 1133. 1134) die Mittel und Wege kennen gelernt, wie Hassenpflug die Verfassung in Kurhessen zu Fall brachte und das Staatsleben mit militärischer Gewalt niederdrückte. Kaum hielt nun der Bundestag wieder seine Sitzungen in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt, so nahte sich ihm der hessische Minister, um ihn als Werkzeug für seine weiteren Pläne zu gebrauchen. Auf seine Veranstaltung erklärte ein Bundesbeschluß die hessische Verfassung vom Jahre 1831 für unvereinbar mit dem Bundesgesetzen und ertheilte dem Kurfürsten den Auftrag, im Einvernehmen mit den Landständen ein neues Staatsgrundgesetz aufzurichten. Dieser Aufforderung kam die Regierung bereitwillig nach. Unter dem noch immer andauernden Kriegszustand wurde eine Verfassungsurkunde aufgestellt und am 13. April bekannt gemacht, „aus welcher alle seit Jahrhunderten landesverfassungsmäßigen Rechte weggelassen und durch neue Bestimmungen ersetzt waren, die in der That die fürstliche Willkür statuirten". Die Fundamentalrechte, die jede landständische Verfassung dem Volke zutheilt: Mitwirkung bei der Gesetzgebung, Zustimmung zu der Steuererhebung, Einsicht in den Staatshaushalt, waren durch beschränkende, vieldeutige Bestimmungen illusorisch gemacht und die Wahl der Abgeordneten in einer Weise begrenzt und erschwert, daß kein Schatten von Freiheit bestand und der Regierung volle Gelegenheit gegeben war, alle unfügsamen Elemente von der Versammlung fern zu halten. Nach diesem noch nicht zu Rechte bestehenden Wahlgesetz wurden nun die Stände einberufen, um dem Bundesbeschluß zu genügen. Allein wie schlau man auch bei der Wahl zu Werke ging, also daß die „Ritterschaft" ein Drittel der Abgeordneten stellte, die übrigen aus Ortsvorständen, Gemeindebehörden und Landbevölkerungen hervorgingen und daß man diejenigen Mitglieder, die selbständig aufzutreten wagten, durch Amtsentsetzungen oder gerichtliche Anklagen der Rechtsbedingungen zum Eintritt in die Kammer zu berauben suchte; an dem Rechtssinn und der Festigkeit des Hessenvolkes scheiterten alle Machinationen. Zweimal machte Hassenpflug den Versuch, mit unerhörter Rechtsverletzung einen Landtag zusammen zu bringen, der das neue Grundgesetz durch seine Zustimmung sanctioniren würde; die Abgeordneten beharrten bei der Gültigkeit der alten Verfassung vom Jahre 1831. Statt aber diesem Verlangen des Volkes sich zu fügen, zog man in Kassel vor, ohne alle Rechtsgrundlage zu regieren. Ohne sich um die verunstalteten „Stände" zu kümmern, ohne sich an die Bestimmungen der alten Verfassung oder des neuen Entwurfs zu kehren, ja ohne die einfachsten Rechtsgrundsätze zu beachten, wurde nach reinster Willkür gewirthschaftet. Wie Hassenpflug das bürgerliche Recht beugte und drehte, alle Mißliebigen von Amt und Geschäftsbetrieb ausschloß und das unglückliche Land sittlich und materiell niederdrückte, so mißbrauchte sein Genosse Vilmar Religion und Kirche, um eine lutherische Rechtgläubigkeit einzuführen, um die Gewissensfreiheit unter eine finstere Kirchenzucht zu beugen, um ein hierarchisches Amtsregiment aufzurichten. Hassenpflug wurde endlich in Ungnade entlassen. Da aber nur die Person, nicht das System gewechselt ward, so dauerten

27. März 1852.

die kurhessischen Verfassungskämpfe noch Jahre lang fort; das Volk bestand auf seinem alten Rechte, die Regierung glaubte es ihrer Ehre schuldig zu sein, den Verfassungsentwurf von 1852 aufrecht zu erhalten; der Bundestag war bemüht, aus diesen Wirren, auf welche die Blicke von ganz Deutschland gerichtet waren, einen Ausweg zu finden, ein Mittel zu ersinnen, wie zwischen dem Volksrecht und der landesherrlichen Autorität eine Ausgleichung herbeigeführt werden möchte. Als gegen Ende der fünfziger Jahre die reactionäre Strömung zu sinken begann und die politische Luft wieder reiner und freier wurde, nahm der Verfassungskampf in Kurhessen einen bewegteren Charakter an: die öffentliche Meinung gab in der Presse, in Kammerreden, bei jeder geeigneten Gelegenheit laut ihren Unwillen kund gegen die jahrelange Mißhandlung eines biederen Volkes, das Gewalt, Tücke und Hinterlist nicht von der Loyalität gegen den Landesfürsten, aber eben so wenig von der Treue und Anhänglichkeit an sein altes gutes Recht abzubringen vermochten. Der Bundestag, der einen eigenen Ausschuß zur Prüfung und gutachtlichen Aeußerung über den Verfassungskampf niedersetzte, war getheilter Meinung, indem Oesterreich und einige Mittelstaaten, besonders Bayern, an dem octroyirten Entwurf, der hauptsächlich unter ihrem Schutz und Einfluß zu Stande gekommen, festhielten, Preußen dagegen, wo während der Regentschaft ein freisinniges Ministerium der Regierung eine andere Richtung gab, und einige gleichgesinnte Staaten für das Recht des Volkes eintraten. Die letzteren erkannten im J. 1860
März 1860. „das Zurückgehen auf die Verfassung von 1831 unter Beseitigung der darin enthaltenen bundeswidrigen Bestimmungen“ als den einzig rechtmäßigen Weg zur Beruhigung des Landes; die Ausscheidung dieser „bundeswidrigen“ Theile sollte aber von den Ständen selbst vorgenommen werden. Allein Preußen blieb mit seinem Vermittelungsantrag in der Minorität; die deutschen Regierungen fürchteten ein Beispiel zu geben, das auch gegen ihre einseitig eingeführten Verfassungsänderungen seine Anwendung finden könnte. Mehrere derselben hatten sich zu dem Behuf
Nov. 1859. auf einer Conferenz in Würzburg zu einem gemeinsamen Handeln bei dem Bundestage geeinigt. So blieb denn die kurhessische Verfassungsfrage in dem bisherigen rechtlosen Zustande Alle Versuche der Regierung, die wiederholt einberufenen Stände für ihre Vorlagen zu gewinnen, waren vergebens; es war eine Ehrensache des hessischen Volkes geworden, auf der betretenen Bahn auszuharren; jede neue Kammer forderte mit gleicher Entschiedenheit das alte Recht des Landes und legte Verwahrung ein gegen die aufgezwungenen Verfassungsbestimmungen. Da
März 1862. einigten sich endlich Oesterreich und Preußen, beunruhigt durch die wachsende Aufregung des deutschen Volkes, zu der Ansicht, „daß die endliche Herstellung eines gesicherten Rechtszustandes in Kurhessen im dringenden Interesse des Landes wie des gesammten Deutschlands liege“, und beantragten am Bunde die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 „unter Berücksichtigung der bundesrechtlich verbürgten Standschaftsrechte der Mediatisirten und der Reichsritterschaft“. Auch jetzt noch versuchte der Kurfürst, unterstützt von einigen Regierungen, einen entscheidenden Bundesbeschluß zu hintertreiben. Da erklärte aber Preußen, „daß es seine Action nicht länger von dem Zögern und Schwanken in Frankfurt abhängig machen dürfe“ und nahm, als ein eigenhändiges Schreiben des Königs von dem Kurfürsten in einer beleidigenden Weise entgegengenommen wurde, eine drohende Haltung an. Man verlangte als Genugthuung die Entlassung des Ministeriums, und als diese verweigert wurde, rief die preußische Regierung ihren Gesandten
24. Mai 1862. ten ab und stellte zwei Armeecorps auf Kriegsfuß. Aber erst als Oesterreich dem Kurfürsten bedeuten ließ, daß ein weiterer Widerstand unmöglich sei, fügte er sich widerstrebend dem Bundesbeschluß, der die Verfassung von 1831 widerherstellte, und entließ das Ministerium. Aber sein späteres Benehmen bewies, daß er nur der augenblicklichen Nothwendigkeit gewichen und keineswegs das Bedürfniß habe, mit seinem Volke im Frieden zu leben. Nur die Personen wurden gewechselt, um in Kurzem wieder von Gleichgesinnten ersetzt zu werden. Das System blieb unverändert.

Hassenpflugs Lorbeeren ließen einen andern Staatsmann berüchtigten Andenkens, den ehemaligen oldenburgischen Regierungsdirector in Birkenfeld Lorenz **Hannibal Fischer**, nicht schlafen. Er ruhte nicht, bis er den Gesinnungsgenossen noch überboten hatte. Zuerst ließ er
Febr. 1852. sich von dem Bundestag den Auftrag ertheilen, die neugeschaffene Bundesflotte, die in den Tagen der Hoffnung und der nationalen Begeisterung zum Theil durch freiwillige Beiträge des deutschen Volkes geschaffen worden, zum öffentlichen Verkauf zu bringen, nachdem der Finanzminister v. Bodelschwingh es abgelehnt hatte, dem preußischen Staat das „interessante Nessushemd“ zu erwerben; dann setzte er, zum Minister in **Lippe-Detmold** ernannt, selbst die Staats-

männer in Frankfurt in Erstaunen durch die Rechtsdeductionen und Sophismen, mittelst deren er zu beweisen suchte, daß die bisherige Ständeversammlung nach der zwischen Regierung und Volk vereinbarten Verfassung „eine usurpirte Landesvertretung von ungesetzlicher Stellung sei", und die alte Ordnung, wonach den Ständen nur eine berathende Stimme zukam, noch gesetzliche Geltung habe, und, als sich die Volksvertreter deshalb mit einer Beschwerde an den Bundestag wandten, sah er darin ein Zeichen, „wie weit der Starrsinn und die Verblendung einer systematischen Opposition in der Mißachtung der landesherrlichen Gewalt sich zu erheben erkühne". Die Verfassungsfrage war im Lande Lippe-Detmold noch nicht zum Austrag gekommen, als Fischer während einer Reise nach Thüringen auf Befehl des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha 8. Juli 1855. in Haft genommen ward, wegen Majestätsbeleidigung, deren er sich in einer von ihm verfaßten Beschwerdeschrift der Sachsen-Gothaischen Ritterschaft an den Bundestag schuldig gemacht. Zwar wurde er bald gegen Caution in Freiheit gesetzt, allein der Fürst von Lippe sah sich dennoch durch diesen Vorfall veranlaßt, den Minister seines Dienstes zu entheben. An seine Stelle trat ein preußischer Beamter, mit dessen Hülfe der Landesherr seinen Krieg mit den Landständen fortsetzte und in Kirche und Schule dem liberalen Zeitgeiste entgegenwirkte. Aehnliche Vorgänge spielten in **Anhalt**, wo unter der Aegide einiger Rückschrittsmänner, wie Schätzell, Sintenis, Pernice eine Landschaftsordnung von mittelalterlichem Charakter mit strengster ständischer 1855. Gliederung ins Leben trat und über fünfzehn Jahre in Geltung blieb.

§. 1160. **Mecklenburg**. Auch in Mecklenburg war in den Revolutionsjahren die Ruhe und Sicherheit des mittelalterlichen Feudalstaats unsanft gestört worden und nach manchen stürmischen Debatten ein Staatsgrundgesetz zu Stande gekommen, das, beide Großherzogthümer umfassend, neben dem Adel, der in Verbindung mit einigen bürgerlichen Gutsbesitzern und Bürgermeistern bisher allein die Ständeversammlung gebildet hatte, auch den Abgeordneten der Städte und Landschaft Sitz und Stimme gewährte. Kaum aber waren die deutschen Volksbewegungen niedergeschlagen, so legte die adelige Ritterschaft, an ihrer Spitze einige erbberechtigte Agnaten des Fürstenhauses, Verwahrung ein gegen die Gültigkeit der neuen Verfassung und wurde in ihrem Auftreten sowohl von dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als von der „Bundescentralcommission" unterstützt. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, obwohl der neuen Ordnung zugethan, aber außer Stand, dem mächtigen Drange zu widerstehen, entließ das liberale Ministerium v. Lützow und übertrug, nachdem er einen Mann des Rückschritts, den Grafen Bülow aus Preußen, in seinen Fürstenrath berufen, einem Schiedsgerichte, bestehend aus drei Staatsmännern, einem preußischen, einem hannöverischen und dem sächsischen Gerichtspräsidenten v. Langenn als Obmann, die Entscheidung über die Rechtsbeständigkeit der neuen Verfassung. Diese „Compromißinstanz" erklärte durch einen Rechtsspruch zu Freienwalde in der Mark Bran- 11. Sept. 1850. denburg die Einführung des Staatsgrundgesetzes und die Aufhebung der alten landständischen Verfassung für null und nichtig und legte dem Großherzog die Verpflichtung auf, nach Anleitung des grundgesetzlichen Erbvergleichs vom Jahre 1755 einen neuen Landtag zu berufen. Dieser Rechtsspruch versetzte der mecklenburgischen Verfassung den Todesstoß. Vergebens strengte die liberale Partei unter der Führung des charakterfesten Landtagsabgeordneten Moritz **Wiggers** alle Kräfte an, das beschworene Recht vor der heranschwellenden Fluth der Reaction zu retten; der **Landtag von Malchin**, bei welchem die Ritterschaft weitaus die Mehrheit bildete, führte 15. Febr. 1851. Mecklenburg wieder in die alten Bande des Feudalismus zurück. Das Staatsgrundgesetz wurde abgeschafft, die Abgeordnetenkammer durch den zuchtlosen mittelalterlichen Landtag mit seinen stabgeschmückten Marschällen verdrängt und eine schonungslose Reaction mit Anklagen, Amtsentsetzungen und Verfolgungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eingeleitet. Was die Privilegirten in ganz Deutschland anstrebten, das erwarb somit der mecklenburgische Grundadel im vollen Umfang — Die Rückführung einer hundertjährigen Vergangenheit. Der Großherzog der sich anfangs mit Sträuben auf den Weg der Umkehr und des Rückschritts begab, ließ sich, um den grollenden Adel wieder mit dem Hofe auszusöhnen, mehr und mehr in die Atmosphäre hineinziehen, welche drei finstere Mächte, das Junkerthum, die Bureaukratie und das hochkirchliche Lutherthum über das unglückliche Ländchen an der Ostsee verbreiteten. Seitdem hat Mecklenburg mit Kurhessen den traurigen Vorzug genossen, den öffentlichen Blättern Deutschlands reichen Stoff zu überraschenden Berichten zu liefern. Die Männer des Rückschritts begnügten sich nicht mit dem Sieg, sie dürsteten auch nach Triumph und Rache. Die Gerichte wurden mit „Hochverrathsprozessen" über-

häuft, die Gefängnisse füllten sich mit „Demokraten" und „Communisten"; die Lehrstühle und Kirchenämter wurden mit symbolgläubigen Eiferern besetzt; die Presse und die politischen Vereine wurden unterdrückt oder durch Gerichtsverfolgungen und Polizeiüberwachung in allen Lebensäußerungen gehemmt; dafür wurde die Spielpacht in Dobberan erneuert und das patriarchalische Regiment der grundherrlichen Ritterschaft mit allen Vorrechten einer entschwundenen Vergangenheit zurückgeführt. Noch in späterer Zeit, als in allen andern Ländern ein frischer Luftzug das schwere Gewölk der Reaction bereits zu zerstreuen begonnen, wurde die Welt durch ein Gesetz überrascht, welches den mecklenburgischen Gutsherren das Recht der Prügelstrafe über die gutshörigen Leute in die Hand gibt. Und damit kein Zug einer finstern Vergangenheit dem Lande erspart bleibe, wurde die kirchliche Rechtgläubigkeit auch gegenüber den Katholiken aufrechterhalten, wie in Tirol gegenüber den Protestanten. Einzelne Religions-Bekehrungen unter dem grundherrlichen Adel (z. B. Kettenburg) erfüllten die Hochwächter des lutherischen Zion mit Besorgniß über ihre Alleinherrschaft; und so wetteiferten sie denn mit dem Klerus des südlichen Berglandes im Eifer für die Reinerhaltung des Glaubens der Väter durch Fernhaltung aller Andersdenkenden. Allein wenn die mecklenburger Grundherren geglaubt haben, daß die Rückführung veralteter Formen genüge, um die gute alte Zeit in allen Erscheinungen wieder aufleben zu lassen, so wurden sie bald zu ihrem eigenen Schaden gewahr, daß man Freiheit und Menschenrechte nicht ungestraft verletzt. Die Auswanderung nahm in solchem Maße überhand, daß sich bald ein fühlbarer Mangel an Arbeitskräften einstellte.

§. 1161. **Hannover.** Neben Mecklenburg und Kurhessen litt besonders das Königreich Hannover unter dem Druck der Reaction. In den stürmischen Tagen des Jahres 1848 hatte auch der alte König Ernst seinen harten Sinn gebeugt und unter dem Ministerium Stüve dem Lande nicht nur eine liberale Verfassung mit zwei Kammern gegeben, sondern auch im Gerichtswesen, in der Verwaltung und in andern Gebieten des Staatslebens zeitgemäße Reformen bewilligt, wobei ihn die Ritter und Junker bereitwillig unterstützten, ja aus Furcht vor den demokratischen Bewegungen und im Bewußtsein früherer Verschuldungen die Neuerungen förderten. Kaum aber hatte sich die revolutionäre Fluth in Deutschland verlaufen, so faßte auch die Hannover'sche Ritterschaft wieder neuen Muth. Zunächst suchte sie die noch nicht vollzogenen Verwaltungsreformen, vor Allem die Umgestaltung der Provinziallandschaften zu verhindern und dann allmählich zum Kampf wider das neue Staatsgrundgesetz vorzuschreiten. Als nämlich die Regierung mit Zustimmung des an seinem Wort festhaltenden Königs die alten Provinziallandschaften, worin bisher die ritterschaftlichen Grundbesitzer die entscheidende Stimme geführt hatten, in der Art umgestalten wollte, daß sie als eine Vertretung der Stadt- und Landgemeinden gelten konnten, wendeten sich die Ritterschaften an den Bundestag und erwirkten
Oct. 1851. einen Beschluß, „daß vorerst mit Gesetzen und Verfügungen gegen die bestehenden Provinziallandschaften inne zu halten sei". Der König und das Ministerium hätten ein solches Einschreiten
18. Nov. des Bundes in die inneren Landesangelegenheiten wohl nicht ruhig hingenommen; aber schon im nächsten Monat starb Ernst August, und sein Sohn Georg V., ein durch seine Blindheit von äußeren Einflüssen abhängiger und in aristokratischen und hochkirchlichen Gedankenkreisen sich bewegender Fürst, bestieg den Thron. Nun unterblieb nicht nur die beabsichtigte Reorganisation der Provinziallandschaften, sondern es trat auch in andern Dingen eine Umkehr ein und die Regierung war beflissen, so viel als möglich den Interessen des Herrenstandes Rechnung zu tragen. Wenn übrigens die Minister und Landstände hofften, durch solche Concessionen den Adel zu befriedigen und von einem Sturm auf die Landesverfassung abzuhalten, so waren sie in großem Irrthum; mit den Zugeständnissen stiegen seine Forderungen; das sichtbare Trachten, ihn zu beschwichtigen, erfüllte den Adel mit den Hoffnungen und Ansprüchen, alle verlornen Vorrechte wieder zu gewinnen. Es genügte nicht, daß man eine Revision der Verfassung in Aussicht stellte, worin die Erste Kammer im Interesse des grundherrlichen Adels eine gänzliche Umgestaltung erfahren und das Wahlrecht abgeändert werden sollte; das ganze Verfassungswerk sollte fallen. Selbst der König zögerte, diesen äußersten Schritt zu thun. Er ließ die Commissarien der Rit-
5. April 1853. terschaften vor sich kommen und theilte ihnen die Punkte mit, welche die Regierung zu gewähren bereit wäre. Da antwortete der Schatzrath v. Bothmer, wegen seiner hohen und gebückten Gestalt und seiner frommen Richtung vom Volke „die lange Trauerweide" genannt, „in einem Tone, der an Reinecke Fuchs erinnert": Ihre Pflichten gegen die Monarchie, wie gegen den Glauben,

in dem sie aufgewachsen, gegen das Land und dessen wahre Wohlfahrt verwehrten ihnen auf das Anerbieten einzugehen. König Georg wurde gerührt durch die pathetische Betheuerung der Treue und Anhänglichkeit der Ritterschaft an das Welfenhaus und an das wahre Christenthum, und machte sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, solche loyale Gesinnung würdig zu lohnen und die Ritterschaft wieder um seinen Thron zu schaaren. Doch mußte man vorsichtig zu Werke gehen. Da alle Versuche, die Stände selbst zu solchen Beschlüssen und Revisionen zu bringen, die den Charakter und Zweck des Grundgesetzes vernichtet hätten, erfolglos waren und die Stimmung im Volke, wie sie sich durch die Wahlen kund gab, unruhige Auftritte befürchten ließ, so mußte man sich zunächst der Bundeshülfe versichern und die Sache in solchen Gang leiten, daß die Hannover'sche Regierung sich mit dem Scheine eines Zwanges durch die höhere Gewalt decken konnte. Die Ritterschaft hatte nämlich wiederholt bei dem Bundestag Beschwerde erhoben wegen Vorenthaltung ihres Zustimmungsrechts bei Verfassungsänderungen, sowie wegen Entziehung der Standschaft in der Ersten Kammer. Die Hannover'sche Regierung, vom Bundestag zur Erklärung aufgefordert, antwortete in einer (von G. Zimmermann verfaßten) Denkschrift, daß die ritterschaftliche Beschwerde gegründet und die Verfassungsurkunde vom Jahre 1848 nicht auf gesetzmäßige Weise zu Stande gekommen, somit nicht rechtsbeständig sei. In Folge dieser Darlegung richtete der Bundestag, der sich in den Jahren 1838 und 1839 für incompetent erklärt hatte, in der Beschwerde des Hannover'schen Volkes gegen den offenkundigen Verfassungsbruch einzuschreiten, nunmehr an die Hannover'sche Regierung die Aufforderung, die bestehende Verfassung und Gesetzgebung des Königreiches in der Art abzuändern, daß sie mit den Grundgesetzen des Bundes übereinstimme und die ritterschaftlichen Beschwerden daraus entfernt würden. So war denn die Regierung autorisirt, die verhaßte Verfassung, deren Rechtsgültigkeit von dem König beschworen und wiederholt versichert worden, ins Grab zu legen. Die Ausführung wurde einem neuen Ministerium übertragen, dessen Seele Herr v. Borries war, ein Edelmann von mäßigen Gütern und Gaben, aber ein ergebener Diener seines königlichen Herrn, dessen pecuniäre Wünsche er auf alle Weise zu befriedigen suchte, und ein willfähriges Werkzeug der Junker und Ritter. Als Einleitung wurde der Bundesbeschluß über Presse und Vereinswesen bekannt gemacht, theils um die Willfährigkeit gegenüber dem Bundestage darzuthun, theils um der aufgeregten Stimmung des Landes, die sich in zahllosen Adressen für Aufrechterhaltung der Verfassung aussprach, sicherer begegnen zu können. Dann erfolgte die Einberufung der Stände in der bisherigen Ordnung. Mit der größten Spannung erwartete das Hannover'sche Volk die Entwickelung des Drama's, dessen Fäden so fein und von so langer Hand gelegt waren. Man wollte gern einen Theil der Schuld auf die Versammlung wälzen, daher wurde der Staatsstreich durch einige Vorgefechte und parlamentarische Scheinkämpfe eingeleitet, aus Furcht, eine allzu acute Action möchte die Aufregung zu öffentlichen Volksbewegungen steigern. Die Regierung legte daher den Ständen die Grundzüge einer Revision der bestehenden Verfassung vor, welche das innerste Wesen derselben veränderte und den Zweck des ganzen Werkes illusorisch machte, wobei das Ministerialschreiben noch die Hoffnung aussprach, „daß die richtige Erkenntniß der vorliegenden Verhältnisse die Stände zu jener besonnenen und patriotischen Erwägung führen werde, welche allein eine gedeihliche Entwickelung auf dem jetzt betretenen Wege zu schaffen vermöge". Als Antwort hierauf stellte ein Verfassungsausschuß unter der Leitung von Adolf Ellissen, einem vieljährigen Vorkämpfer der Göttinger Liberalen in einer Adresse an den König die Bitte, er möge Maßregeln ergreifen, geeignet, die Souveränetät der Krone, die Selbständigkeit des Königreichs und die Rechtsbeständigkeit der Verfassung sicher zu stellen. Dies führte die Entscheidung herbei. Nachdem das Ministerium durch den Eintritt einiger reactionären Mitglieder des hohen Adels die erforderliche Einheit und Energie erhalten, wurde die Versammlung vertagt. Unter feierlicher Verwahrung der beschwornen und unantastbaren Rechte des Landes schloß der Vorsitzende des Ausschusses Ellissen die Sitzung. Bald erfolgte die Auflösung und nun wurde durch königliche Verordnung vom 1. August „in Gemäßheit des Bundesbeschlusses vom 19. April" eine Reihe von Gesetzen octroyirt, welche in ihren wesentlichen Bestimmungen die Staatseinrichtungen von 1840 herstellten und die vertragsmäßige und beschworene Verfassung des Jahres 1848 außer Geltung setzten. Die Aufhebung der Ministerverantwortlichkeit, die Mehrung der königlichen Machtbefugnisse, die Verwandlung der Ersten Kammer in eine Adelskammer, die Beschränkung der Wahlfreiheit für die zweite Kammer, die Minderung der Rechte der Landstände und der ihrer Mitwirkung und Zustimmung vorbehaltenen Fragen und Entscheidungen, waren die wichtigsten und entscheidendsten Bestimmungen des restaurirten Staatsgrundgesetzes. Das Volk nahm die königlichen Verordnungen ruhig hin, wenn auch hie und da unter Rechtsverwahrungen bei neuen Wahlen; die Beamten und Richter, welche die Rechtsgültigkeit der

16. Nov. 1854.

12. April 1855.

16. Juni 1855.

10. Juli.

octroyirten Verfassung in Frage zu stellen wagten, wurden durch „Maßregelungen" und durch eine strenge Staatsdienerordnung zum Schweigen gebracht. So konnte denn die Regierung, ohne von der fügsamen Ständeversammlung in ihrem Gange gehemmt zu werden, in dem altgewohnten Geleise fortfahren. Doch gaben Finanzgesetze von tiefgehender Wirkung (Vereinigung der königlichen Kasse mit der Landeskasse und Ausscheidung des Domanialguts) zu Gunsten der Krone Zeugniß von der gesteigerten Herrschergewalt des Königthums in Hannover.

2. Die deutschen Großmächte.

a) Oesterreich.

§. 1162. Reactionäre Strömungen. Die reactionären Bestrebungen in den deutschen Bundesstaaten fanden einen starken Rückhalt an den beiden deutschen Großmächten Oesterreich und Preußen. Der Kaiserstaat hatte den Riesenkampf der Jahre 1848 und 1849 glücklich überwunden und war noch stark genug gewesen, den Bundestag wieder von den Todten zu erwecken, den verhaßten Rivalen im Norden zu demüthigen, den verlassenen Bruderstamm an den nördlichen Meeren gefesselt seinem feindlichen Zuchtmeister auszuliefern und das Ringen der deutschen Völker nach einem freien und würdigen Staatsleben zu erdrücken. Aber diese Erfolge waren mit schweren Opfern erkauft worden. Die Unterhaltung einer unermeßlichen Militärmacht, die zur Unterdrückung der innern Bewegungen unter den Waffen stehen und die auch nach dem gewonnenen Sieg zur Ueberwachung und Zähmung der mißvergnügten Völker und zur Beschützung der Grenzen in gleicher Stärke bleiben mußte, legte der Regierung unerschwingliche Kosten auf, welche, verbunden mit den hohen Ausgaben für Polizei und Verwaltung, den Staatshaushalt in unheilbare Zerrüttung brachten Die Staatsschulden mehrten sich ins Endlose und da die Zinsen größtentheils ins Ausland flossen, so verschwand im Kaiserreiche selbst alles Metallgeld aus dem öffentlichen Verkehr und mußte bis auf die Scheidemünze herab durch Papierscheine ersetzt werden. Eine schwankende Valuta hemmte den Geld- und Wechselverkehr mit dem Auslande und hielt jeden Aufschwung nieder. Der Credit sank immer tiefer und da die Nationalbank von der Regierung abhängig war, so theilte sie auch das Mißtrauen des Publicums in die finanzielle Solidität, so daß ihre Noten, die nicht versilbert werden konnten, nur durch Zwangscurs sich erhielten. Selbst
Oct. 1855. die Ueberlassung von Staatsgütern an die Bank im Betrag der Schuld war nicht vermögend, eine dauernde Abhülfe zu schaffen. Wie reich und mannichfaltig auch die Hülfsmittel des großen Staats sein und wie hoch auch die Summen sich belaufen mochten, welche die schwere Besteuerung aller Güter, Einkünfte und Erwerbsquellen sowie die Zölle und Abgaben aller Art in die Staatskassen lieferten; die Ausgaben überstiegen die Einnahmen um viele Millionen; alljährlich nöthigte ein beträchtliches Deficit die Finanzverwaltung, neue Wege zur Deckung zu suchen. Bei der Abneigung der österreichischen Aristokratie gegen Staatspapiere und Geldspeculationen und bei dem durch die eigenthümliche Beschaffenheit des Kaiserstaats mit seiner bunten Völkermischung und seinen nationalen Antipathien erklärbaren Mangel an Gemeingeist und Patriotismus konnten die Versuche, durch freiwillige Nationalanlehen die Bedürfnisse zu decken, nicht den Fortgang haben wie in England oder Frankreich. Auch die Ueberlassung der Staatseisenbahnen auf eine lange Reihe von Jahren an französische Gesellschaften für beträchtliche Summen, die Veräußerung von Kohlengruben, Staatsländereien u. dgl. m. brachten nur eine vorübergehende Erleichterung, welche durch die fruchtlose Theilnahme Oesterreichs an dem russisch-orientalischen Kriege wieder dahinschwand. Unter solchen Umständen konnte es nur als eine leere Ostentation gelten, daß die österreichische Regierung während der durch Ueberspannung der Credit- und Wechselverhältnisse ausgebrochenen Geld- und Handelskrisis im November 1857 dem bedrängten Handelsstande Hamburgs mit einem Darlehn von zehn Millionen Gulden zu Hülfe kam. Die österreichische Finanzwirthschaft krankte an schweren Wunden, die in ihrer ganzen Tiefe und Unheilbarkeit in dem italienischen Kriege zu Tage traten. Mit der Erkenntniß dieses trostlosen Zustandes gab sich aber auch die

Nothwendigkeit kund, durch eingreifende, das gesammte Staatsleben umfassende Reformen dem Nothstande abzuhelfen und den Credit neu zu beleben. Der Friede von Villafranca setzte der bisherigen Politik und Finanzverwaltung ein Ziel; und wenn auch die Reformpläne, die von der Zeit an auf allen Gebieten des österreichischen Staatslebens in Angriff genommen oder entworfen wurden, zum großen Theil unvollendet geblieben oder an mächtigen Hindernissen gescheitert sind; so ist mit jener Periode doch ein neues politisches Leben erwacht, der Bruch mit dem alten verjährten System ernstlich versucht worden. — Wie in den meisten Ländern Europa's und insbesondere Deutschlands, war auch in Oesterreich die reactionäre Partei bemüht, Alles, was die Revolutionsjahre ins Leben gerufen, in das Grab der Vergessenheit zu legen. Es ist ein trauriges Zeugniß der geistigen Armuth der Zeit und des Mangels an Schöpferkraft des lebenden Geschlechts, daß man nach Beseitigung der „Märzerrungenschaften" keine neuen Institutionen zu schaffen vermochte, sondern alles Heil in der Rückkehr zu den abgestorbenen und verlotterten Zuständen der Vergangenheit suchte. Nirgends hatte sich die absolute Monarchie so sehr in ihrer ganzen Impotenz und Unfruchtbarkeit gezeigt, als in dem Metternich'schen Kaiserstaat; und dennoch hatten die Rathgeber des jugendlichen Kaisers Franz Joseph nichts Eiligeres zu thun, als ihn zu veranlassen, die „in der Eile und nach fremden Mustern gearbeitete Märzverfassung" aufzuheben und das alte Regiment wieder herzustellen. Fürst Metternich, nach verlaufener Sturmfluth wieder in die Kaiserstadt zurückgekehrt, lebte noch lange genug, um den gefällten Staatsbaum von Neuem aufrichten zu sehen, aber die faulen und todbringenden Früchte kamen erst nach seinem Hingange zur vollen Erscheinung. † 11. Juni 1859.
Die kaiserlichen Patente vom 31. December 1851, durch welche die von Franz Joseph noch nicht beschworene Reichsverfassung außer Wirksamkeit gesetzt, die absolute Monarchie wieder eingeführt, die Ministerverantwortlichkeit nur gegenüber der Person des Kaisers festgestellt und der Staatsrath zum Rath des Kaisers und der Krone erklärt wurde, erzeugten keine Aufregung. Die unter dem Scepter Oesterreichs vereinigten Völkerstämme hatten zu wenig Gesammtinteressen, als daß sie sich für eine Staatsform hätten begeistern sollen, die sie zum Theil nicht begriffen, zum Theil nicht wollten, und von deren Wirkungen sie noch keine Erfahrungen hatten. Wie sollten die Völker deutscher, ungarischer, italienischer und slavischer Zunge und Abkunft, die bisher kaum durch ein anderes Band als Militär, Polizei und Büreaukratie umschlungen waren, nun auf einmal den Wunsch nach einer Vereinigung durch eine gemeinsame Reichsverfassung und Gesetzgebung in sich tragen? War doch das ganze Streben der ungarischen und italienischen Revolutionsbewegung mehr auf Lösung als auf Stärkung des österreichischen Reichsregiments gerichtet gewesen! Aber diese Resignation, womit die österreichischen Völker die Entfernung einer ungewohnten Staatsform hinnahmen, war kein Zeichen der Zufriedenheit; vielmehr freuten sich die nichtdeutschen Nationalitäten, daß sie sich nun um so ungehemmter ihren Sonderbestrebungen hingeben konnten. Und gerade darin lag für den Kaiserstaat das Verderbliche, daß durch die Aufhebung der Reichsverfassung jedes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit unter den Stämmen erstickt war, während das erwachte National- und Stammesgefühl in seiner vorigen Kraft blieb, daß die centrifugale Strömung mit großer Heftigkeit fortdauerte, während der hergestellte Absolutismus nicht mehr die alte überwältigende Kraft besaß. Umsonst versuchte man in herkömmlicher Weise durch strenge Gesetze über die Presse und das Vereinswesen die Geister in die alten Bande zu schlagen und wo die Aufregung die gesetzlichen Schranken durchbrach, wie in Italien, Ungarn und schließlich auch in Galizien, auf einige Zeit das Kriegsrecht walten zu lassen; es waren Mächte wach geworden, die sich nicht unterdrücken ließen, es waren Ideen von Freiheit und nationaler Selbstbestimmung in die Welt getreten, welche die Fesseln des alten Polizeistaats sprengten. Der Mordversuch, den Joseph Libenyi aus Ungarn wider den Kaiser unternahm, als dieser sich auf den Festungswällen der Hauptstadt erging, war 18. Febr. 1853.
nicht die Folge einer Verschwörung, sondern nur die verbrecherische That eines Einzelnen; aber er war doch ein merkwürdiges Zeichen der herrschenden Aufregung in dem sonst so getreuen Oesterreich. Die Regierung erkannte auch bald, daß durchgreifende Reformen in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, wie in der Rechtsstellung der Unterthanen nicht länger zu umgehen seien, und sie ließ es an Eifer und Thätigkeit nicht fehlen. Die

Rechtspflege wurde durchgängig verbessert; in Ungarn suchte man durch eine neue Eintheilung in fünf Verwaltungsgebiete mit einem Oberstatthalter einen gesicherten Rechtszustand zu begründen und die nationalen Antipathien durch mancherlei Zugeständnisse zu tilgen, und man betrachtete es als ein glückliches Vorzeichen, daß die von Kossuth einst vergrabene uralte ungarische Königskrone sammt den Kronjuwelen entdeckt und dem Habs-
8. Sept. 1853. burger Herrscherhaus wieder zugestellt wurde. Aber in diesem Lande hatte das Schwert der Rache zu tiefe Wunden geschlagen, war in das nationale Leben ein zu tiefer Schnitt geführt worden, hatte die siegende Reaction das Ehrgefühl der alten Familien zu schwer verletzt, als daß die Nation sich hätte entschließen können, über dem Grabe ihres Glücks, ihres Wohlstandes und ihrer Freiheit die Hand zur Versöhnung zu reichen und anzunehmen. Noch war die Zahl der verbannten und flüchtigen Patrioten, die sich im Auslande umhertrieben und die Gluth des Hasses in ihren Landsleuten lebendig zu erhalten bestrebt waren, zu groß, als daß hier der schwellende Strom der Leidenschaft in einen ruhigen Lauf hätte geleitet werden können. Oftmals ging die Fluth des Widerstandes so hoch, daß neue Erhebungen zu befürchten standen; und mancher ungarische Patriot hat sich den Gefahren und Versuchungen in dem sturmbewegten politischen Leben und dem Zwiespalt der Parteiung durch düstern Selbstmord entzogen (Graf Szechenyi † 8. April 1860. Graf Teleky 8. Mai 1861.) — Auch in andern Ländern hatte Oesterreich heftige Widersacher zu bekämpfen, tiefwurzelnde Vorurtheile zu überwinden; doch schnitt man hier nicht, wie in Ungarn und Italien, die Wege der Verständigung und Versöhnung gänzlich ab; man erkannte den guten Willen der Regierung, durch neue Kreiseintheilungen, durch Verbesserung der Verwaltung und des Gerichtswesens, durch Wiederbelebung der Provinziallandschaften die inneren Schäden allmählich zu heilen, den Bedürfnissen der Zeit und den Forderungen des Culturlebens gerecht zu werden, und die mittleren Stände ergriffen mit Freude und Zufriedenheit die Vortheile, die ihnen die Auflösung des Urbarialverbandes und die Entlastung des Grundes und Bodens brachten, eine großartige sociale Umgestaltung aller Besitzverhältnisse, welche die Regierung Jahre lang mit unverdrossenem Fleiß und manchen schweren Opfern ins Leben gerufen hat. Und wenn auch die hochgestellten katholischen Ultras, welche als eine mächtige Camarilla den Kaiserthron umstanden, Einfluß genug besaßen, das erwähnte Concordat mit dem päpstlichen Stuhle zuwege zu bringen und es trotz der Schläge, welche die öffentliche Meinung gegen dasselbe führte, aufrecht zu erhalten; so mußten sie doch auch geschehen lassen, daß durch ein kaiser-
1. Sept. 1859. liches Patent die kirchlichen Verhältnisse der ungarischen Protestanten geregelt und im ganzen Reich den Bekennern der protestantischen Confessionen bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Katholiken und die Ausbildung ihres kirchlichen Glaubens- und Gemeindelebens eingeräumt ward. Freilich besaßen sie immer noch Macht genug, der Ausführung und praktischen Geltendmachung des geschriebenen Rechts durch Ränke und Intriguen, durch Aufstellung von Ausnahmen und durch parteiische Entscheidungen in streitigen Fragen manches Hinderniß zu schaffen.

§. 1163. **Umschwung und Reformen.** So wenig auch das absolut-monarchische Regiment in Oesterreich den Zeitbedürfnissen entsprach, die aristokratisch-klerikale Partei im Bunde mit der Militärmacht und dem Beamtenthum hätte dasselbe noch länger erhalten, wäre nicht durch den italienischen Krieg die ganze Schadhaftigkeit in ihrer furchtbaren Gestalt zu Tage getreten und hätte nicht die gänzliche Zerrüttung des Staatshaushaltes und die Unmöglichkeit, ohne durchgreifende politische Reformen das erschütterte Vertrauen der Finanzwelt zu heben, zu der Nothwendigkeit geführt, mit dem alten System gründlich zu brechen und durch Gewährung einer Reichsverfassung eine Controle und Bürgschaft für die rathlose Geldlage zu schaffen. Hatte die österreichische
1859. Regierung schon im Friedensmanifest vom 15. Juli 1859 die Nothwendigkeit anerkannt, „nunmehr ihre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Entwickelung der geistigen und materiellen Kräfte des Staats und zeitgemäßen Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung zu widmen" und bald darauf offen eingestanden, „daß ererbte Uebelstände und ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände" dem Vaterlande ebenso tiefe Wunden geschlagen hätten, als der unglückliche Feldzug; so wurden doch alle Befürchtungen,

welche dieses Geständniß in den mißtrauischen Völkern erregen mußte, durch die nachfolgenden Entdeckungen und Ereignisse weit überboten. Als es an den Tag kam, daß die österreichische Regierung heimlich das Nationalanlehen um 111 Millionen überschritten habe; als die Gerüchte von Betrug und Unterschleif hochgestellter Personen, die von Mund zu Mund gingen, durch gerichtliche Untersuchungen sich als Wahrheit herausstellten, als die Kunde, daß der verhaftete General Eynatten im Gefängniß Hand an sich selbst gelegt, daß der gewandte Finanzminister Bruck kurz nach seiner Entlassung in einem Anfall von Trübsinn oder Verzweiflung sich in seinem Schlafgemach den Tod gegeben, daß der Bankdirector Robert gleichfalls durch Selbstmord geendet und ein anderer hochgestellter Mann der Handels- und Finanzwelt, der Director der Creditanstalt in Triest, Richter, wegen Betrugs in Anklagestand gesetzt und weniger im Bewußtsein der Schuld, als in Folge der fieberhaften Aufregung gestorben sei, daß mehrere angesehene Kaufleute in Haft und Untersuchung genommen, als die Kunde von diesen Vorgängen die Welt mit Entsetzen und Grauen erfüllte über die sittlichen Zustände in den höheren Lebenskreisen, da wurde es Jedermann klar, daß Oesterreich nur durch einen gründlichen Bruch mit der Vergangenheit vom Untergange gerettet werden könne, daß nur eine politische Wiedergeburt den gesellschaftlichen und finanziellen Ruin abzuwenden vermöge. Aber so mächtig waren noch immer die alten Anschauungen und Vorurtheile, daß noch ein ganzes Jahr mit halben Maßregeln und Experimenten vergeudet wurde, ehe man aufrichtigen Herzens in das constitutionelle Leben eintrat, ehe man sich entschloß, das Volk zur Theilnahme an dem Staatshaushalt und der Gesetzgebung herbeizuziehen und an der Stelle des monarchischen Selbstregiments einen parlamentarischen Rechtsstaat aufzurichten. Zwar wurden schon während des Jahres 1860 mancherlei Reformen eingeführt, welche dem zerrütteten Finanzwesen aufhelfen und die Aufregung in Ungarn beschwichtigen sollten. So folgte der Errichtung einer aus sieben sachkundigen Finanzmännern bestehenden „Staatsschuldencommission“ die Einsetzung des „verstärkten Reichsrathes“, um die Finanzlage des Staats und allgemeine Gesetzvorlagen zu prüfen, jedoch ohne das Recht der Initiative. Aber schon nach einigen Monaten sah sich der Kaiser veranlaßt, den Ungarn neue Zugeständnisse zu machen und die Rechte des verstärkten Reichsraths dahin zu erweitern, „daß in Zukunft die Einführung neuer Steuern und Auflagen, so wie die Erhöhung der bestehenden Steuern und die Aufnahme neuer Anlehen nur mit seiner Zustimmung stattfinden solle“. Doch wagte man noch nicht zum eigentlichen Verfassungsbau vorzuschreiten. Man versuchte, durch Preisgeben einiger Außenwerke die innere Burg des Absolutismus noch zu retten. Erst am 20. Oct. brachte ein kaiserliches Manifest die Grundzüge der zukünftigen Verfassung Oesterreichs, kraft deren Ungarn seine frühere Organisation, so weit sie sich mit den neuen Verhältnissen vereinigen ließ, zurück erhielt, alle anderen Kronländer für ihre besonderen Anliegen eigene Landtage bekommen und die gemeinsamen Interessen mit einem zum Theil vom Kaiser, zum Theil von den Landtagen zu beschickenden Reichsrath verhandelt und erledigt werden sollten. Aber selbst jetzt noch verkümmerte man die Gabe durch beschränkende Bestimmungen über die Zusammensetzung der einzelnen Landtage, indem darin dem Adel und Klerus ein unverhältnißmäßiger Antheil an der Vertretung eingeräumt war. Wie wenig die Statuten den Anschauungen der Zeit entsprachen, ließ sich aus der allgemeinen Unzufriedenheit erkennen, mit der die öffentliche Meinung dieselben aufnahm. Dies bewog den Kaiser, das bisherige Ministerium zu ändern und den Ritter v. Schmerling, dessen Name für eine liberalere Richtung Bürgschaft leistete, an die Spitze der inneren Verwaltung zu stellen. Sein von dem Kaiser gebilligtes Programm setzte für die Landtage an die Stelle der ständischen Vertretung die der Interessen, besonders des Grundbesitzes, verstärkte den Reichsrath in der Mitgliederzahl und verlieh beiden das Recht der Initiative und der Oeffentlichkeit und den Landtagen directe Wahl für den Reichsrath. Auf Grundlage dieses Programms wurde dann die Februar-Verfassung ausgearbeitet, durch welche Oesterreich in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrat, und deren Ausbau fortan das eifrigste Anliegen der Regierung zu sein schien. Es bedurfte der ganzen Kraft und Energie des Staatsministers v. Schmerling, die Ausführung eines Werkes durchzusetzen, gegen das sich von manchen Seiten hartnäckiger Widerstand erhob. Den

1860. 8. März. 23. April.

27. Dec. 1859. 5. März 1860. Mai. 19. Juli. 20. Oct.

26. Febr. 1861.

Anhängern des Absolutismus, bei Adel und Klerus noch zahlreich und mächtig, war die bloße Idee von verfassungsmäßigen Volksrechten ein Gräuel, und sie waren wenigstens in Tirol noch einflußreich genug, die Durchführung der liberalen Grundgedanken, vor Allem die Gleichberechtigung der Protestanten, zu hintertreiben und das „getreue" Volk zu dem Bittgesuche an den Kaiser zu bewegen, daß er sie vor der „Besudelung durch den Pesthauch einer schlechten Zeit" bewahren möge. Ein noch heftigerer Gegner erstand jedoch dem neuen Reichsgesetze in der nationalen Antipathie der nichtdeutschen Stämme gegen jede Gesammtstaatsverfassung. Nicht nur in Venetien, wo die Einführung einer Landesverfassung einem „geeigneteren Zeitpunkt" vorbehalten werden mußte, und in Ungarn, wo man die dargebotene Organisation und Gesetzgebung mit der Grundbedingung einer Gesammtstaatsverfassung „achtungsvoll bei Seite legte", und auf ein von den Erblanden Oesterreichs völlig getrenntes Staatswesen hinarbeitete, das nur in dem gemeinsamen Oberhaupte einen Vereinigungspunkt haben sollte (die sog. Personalunion), erhob sich ein heftiger Widerspruch gegen die Februarverfassung; auch in Böhmen, Galizien und andern Provinzen trat die nationale Partei mit mehr oder minder Heftigkeit dagegen auf, also daß die Wahlen zum Reichsrath nur unvollständig und unter Verwahrungen vorgenommen wurden. In Ungarn erreichte, trotz der Mahnung des Cardinal-Primas und anderer gemäßigten Edelleute, die dargebotene Friedenshand nicht zurückzustoßen, die nationale Bewegung eine solche Höhe, daß die Verwaltung und Rechtspflege gänzlich gelähmt wurde, daß man der Regierung die Steuern und die Aushebung zum Militär verweigerte, so lange nicht ein für das Königreich Ungarn nebst Siebenbürgen und Kroatien frei gewählter Landtag seine Einwilligung dazu gegeben; daß Anarchie und Terrorismus im Bund einen Zustand herbeiführten, der von Aufruhr und Revolution nicht weit entfernt war. Die Regierung ließ sich jedoch nicht irre machen. Die Thronrede, womit am 1. Mai der Kaiser die Sitzungen der beiden Kammern des Reichsrathes eröffnete, enthielt die feierliche Versicherung, „daß er als seine im Angesichte aller seiner Völker übernommene und bekräftigte Regentenpflicht erkenne, im Sinne der im Diplome vom 20. Oct. 1860 ausgesprochenen und in den Grundgesetzen vom 26. Febr. 1861 zur Durchführung gelangten Ideen, die Gesammtverfassung als das unantastbare Fundament seines einigen und untheilbaren Kaiserreichs, dem in feierlicher Stunde geleisteten Angelöbniß getreu, mit seiner kaiserlichen Macht zu schützen", und verkündete den festen Entschluß, „jede Verletzung der Gesammtverfassung als einen Angriff auf den Bestand der Monarchie und auf die Rechte aller seiner Länder und Völker nachdrücklich zurückzuweisen." Um jedoch den schwierigen Verhältnissen möglichst gerecht zu werden, schuf man zunächst eine zwiefache Gesammtrepräsentation in dem engeren und weiteren Reichsrathe, also daß jener nur für die deutsch-slavischen Länder der Träger der Reichsidee sein, dieser durch den Beitritt der ungarischen Vertreter das vollständige Reichsparlament darstellen sollte. Das ganze Verfassungswerk wurzelte jedoch nur in Deutsch-Oesterreich; die slavische und magyarische Bevölkerung widerstrebte einer Einrichtung, welche dem deutschen Elemente das Uebergewicht zu erhalten oder zu verschaffen drohte. Aber wie unvollkommen immer das Institut des Reichsraths zur Ausführung gebracht werden konnte, dennoch wurde durch dasselbe ein wichtiger Schritt zur Entwickelung des öffentlichen Geistes und zur Begründung eines Rechts- und Verfassungsstaates gethan. Die Finanzlage wurde gebessert, die Valuta hob sich, und das Abgeordnetenhaus in Wien war aufs Eifrigste bemüht, die Regierung zur Minderung des Deficits durch Sparsamkeit zu bewegen und eine feste Grundlage für eine gesunde Staatshaushaltung zu schaffen.

b) Preußen.

§. 1164. **Friedrich Wilhelms IV. letzte Regierungsjahre und Ausgang.** In Preußen begann die Zeit der Reaction nicht mit einem Verfassungsbruch, sondern mit der Beeidigung der mit den Ständen vereinbarten Verfassungsurkunde durch König Friedrich Wilhelm IV. am 6. Februar 1850. Aber aus den Worten und Reden, mit denen er seinen Eid begleitete, konnte man die Widerwilligkeit seiner innersten Denkweise erkennen. „Der König feierte nicht den Geburtstag einer neuen

Freiheit, sondern die Grablegung der fürstlichen Willkür in der Hoffnung ihrer Auferstehung"; und wenn er gleich betonte, daß die Verfassung aus freier Entschließung hervorgegangen, daß ihm nichts abgetrotzt worden sei, so sah er doch in dem ganzen Werk das Ergebniß einer Zeitbewegung, die in seiner Erinnerung als Inbegriff aller Frevelhaftigkeit fortlebte. Dieser Widerwillen gegen die Verfassung, die seine freie, von der Gnade Gottes hergeleitete Königsgewalt in gesetzliche Schranken bannte, und der Haß gegen deren Urheber durchzog die ganze Regierung Friedrich Wilhelms IV. und war die Quelle und Triebfeder der inneren Politik. Wenn er auch nicht in Allem den Eingebungen der „kleinen aber mächtigen Partei" folgte, welche unter der Leitung von Stahl, Gerlach, Wagener und Genossen in ihrem Organ, der Neuen preußischen Zeitung, gewöhnlich von dem Landwehrkreuz auf der Stirne „Kreuzzeitung" genannt, das öffentliche Leben in Staat und Kirche unter die Fittiche einer schroffen Reaction zu stellen und die Leitung der Dinge in die Hände der Feudalen zu bringen bemüht war; wenn auch der Wink, den diese Staatssophisten bald nach dem königlichen Schwur gaben, „daß eine Cassirung der gesammten Verfassungsurkunde durch Cabinetsbefehl ein geringeres Unrecht sein würde, als die Ablösung feudaler Grundlasten gegen Entschädigung", wie das Gesetz über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse vom 2. März 1850 sie feststellte, nicht zur vollen Anwendung kam; so wurde doch so lange geändert, gestrichen und gedeutet, bis das ganze Staatsgrundgesetz zu einer farblosen, matten Rechtsurkunde zusammenschrumpfte, deren verschwommene vieldeutige Ausdrücke zu gezwungenen Auslegungen reichen Anhalt boten. Ueber dem Suchen nach Heilmitteln gegen den „verderblichen Geist des Umsturzes" wurde der Ausbau der Verfassung gehemmt und die nothwendigen Consequenzen des constitutionellen Systems umgangen oder verletzt, wurden die Gesetzesreformen der vorhergehenden Jahre außer Wirkung gesetzt und die ständischen Privilegien wieder hergestellt, wurde die Willkür des Beamtenthums und die hierarchische Macht der Kirche auf neuen Grundlagen aufgerichtet. Nur in Einer Frage verfolgte Preußen eine glückliche und volksthümliche Politik — in der Erweiterung und Neubildung des Zollvereins.

Oesterreich empfand es mit Verdruß, daß Preußen durch die Zollverträge mit den meisten Bundesstaaten eine feste und überwiegende Stellung in Deutschland besitze. Um dasselbe auch auf diesem Gebiete zu überflügeln, suchte es mit Hülfe einiger süddeutschen Regierungen in den Zollverein aufgenommen zu werden. Da brachte Preußen durch geheime Unterhandlungen eine Handelseinigung mit Hannover unter Gewährung eines Präcipuums aus den Eingangszöllen zuwege, der auch bald die übrigen Glieder des im Jahre 1834 als Gegensatz zum preußischen Zollverein gestifteten „Steuervereins" (Oldenburg, Braunschweig, Lippe-Schaumburg) beitraten. Dieses einseitige Abkommen erregte in Süddeutschland Unzufriedenheit; man legte Preußen die Absicht unter, die nationale Handelsschöpfung ganz zu zerstören. Daher fanden die Vorschläge Oesterreichs, das kurz zuvor seine Binnenzölle aufgehoben und den Grenzzolltarif dem der Vereinsstaaten nahe gebracht hatte, in den Zollverein einzutreten, manche Gönner. Im Laufe des Jahres 1852 wurden in Wien und Darmstadt Zollconferenzen abgehalten, welche wenigstens die Folge hatten, daß eine Anzahl Staaten (Bayern, Sachsen, Würtemberg, die drei Hessen, Nassau) sich verpflichteten, nach Kräften für die Zolleinigung mit Oesterreich zu wirken und in die Wiederaufrichtung des zu Ende gehenden deutsch-preußischen Zollverbandes nur unter der Bedingung zu willigen, daß derselbe auch auf Oesterreich ausgedehnt werde. Auf solche Bedingung konnte das Berliner Cabinet unmöglich eingehen; nicht nur daß dadurch Preußens politische Machtstellung auch auf diesem Gebiet gebrochen worden wäre, die zerrüttete Finanzlage des Kaiserreichs mit seinen schwankenden Valutaverhältnissen, der geringere Consum an Zollwaaren, die Corruption der Mauthbeamten hätte große materielle Nachtheile gebracht. Preußen blieb daher fest. Es verlangte auf der Berliner Zollconferenz, daß seine Uebereinkunft mit dem „Steuerverein" von allen Zollvereinsgliedern anerkannt werde, und wollte erst nach der Wiederherstellung der deutschen Zolleinigung in Unterhandlungen mit Oesterreich treten. Eine solche Beharrlichkeit hatte man von Preußen nicht erwartet. Die Drohungen, den Zollverein aufzulösen, waren nicht so ernsthaft gemeint gewesen; die Regierungen wußten zu gut, welche Vortheile ihnen der Zollverband brachte und wie groß

Preußens Zoll- und Handelspolitik.

7. Sept. 1851.

April 1852.

der Widerstand von Seiten der Völker sein würde. Sie hatten gehofft, Preußen einzuschüchtern, zu einem Bruch wollten sie es aber nicht treiben; dazu wollte nicht einmal Oesterreich die Hand bieten. Da Oesterreichs Eintritt in einen neu zu gründenden Gesammtzollverein nicht zu erreichen war, begnügte sich das Wiener Cabinet (wo an die Stelle des plötzlich durch einen
3. April 1853. Schlagfluß dahingerafften hochfahrenden, energischen Fürsten Schwarzenberg, welcher das gedemüthigte Preußen zum Rang eines Mittelstaats hatte herabdrücken wollen, Buol-Schauenstein als Minister der auswärtigen Angelegenheiten trat,) vorläufig mit dem Abschluß eines Handelsvertrags mit gegenseitigen Zollerleichterungen, der die Möglichkeit eines künftigen Eintrittes in den deutschen Zollverein offen ließ, aber weit hinausschob. Nun zögerten auch die Bevollmächtigten der übrigen Staaten nicht länger, den Zollverein mit Preußen auf den früheren Grundlagen, aber erweitert durch den Beitritt des Steuervereins, auf weitere zwölf Jahre zu erneuern.
April 1853. Um dieselbe Zeit legte Preußen auch den Grund zu einer Seemacht, indem es bei der Versteigerung der deutschen Flotte zwei Schiffe an sich brachte und von Oldenburg, trotz des Widerspruchs von Seiten Hannovers, den Jahdebusen und damit einen Hafen an der Nordsee erwarb. Als der zwölfjährige Vertragstermin mit dem Zollverbande seinem Ende zuging, wiederholte sich in Oesterreich und in den süddeutschen Bundesstaaten dasselbe Manöver. Die drohenden Vorschläge einer Sonderübereinkunft mit dem Kaiserstaat, welche auf verschiedenen Conferenzen in München, Darmstadt u. a. O. laut wurden, sollten Preußen bestimmen, den im Jahre 1862 mit Frankreich im eigenen Namen, wie für das mit ihm verbundene Zollvereinsgebiet abgeschlossenen Handelsvertrag zu lösen oder zu modificiren und den Beitritt Oesterreichs zu gestatten, das zu dem Behufe sich zur Annahme des ganzen bisherigen Zollvereinstarifs erboten hatte; als aber das Berliner Cabinet bei dem französischen Handelsvertrag beharrte, ohne daß die Forderungen Oesterreichs und seiner Parteigänger erfüllt worden wären, beeilten sich die andern noch
1864. vor dem Ablauf des Termins ihre Zustimmung zu der preußischen Handelspolitik zu ertheilen. Oesterreich schloß darauf mit England, Frankreich und Preußen eigene Zoll- und Handelsverträge ab.

Mit der Erneuerung des Zollvereins und dem Abschluß des österreichischen Handelsvertrags waren die letzten Ausläufer der deutschen Verfassungsbewegung auch unter den Regierungen verschwunden; und da man zugleich durch die Friedensworte des französischen Kaiserthums sich vor äußeren Störungen gesichert fühlte, so schritt nun die preußische Regierung unter dem Ministerium Manteuffel muthig auf der Bahn der Reaction fort. Wie in Hannover und Mecklenburg trat auch hier die „feudale Partei", der kleine Grundadel, mit dem landläufigen Ausdruck „Junker" bezeichnet, in den Vordergrund des politischen Lebens und suchte im Anschluß an den Hof, an den höheren Offizierstand und an die Gesinnungsgenossen in der Regierung und in den Beamtenkreisen das preußische Staatsleben wieder in den Zustand des alten Absolutismus und des privilegirten Ständewesens zurückzuführen. Auf Grundlage eines umfassenden Organisationsgesetzes vom 11. März 1850 hatte man gesucht, „ein harmonisches Gesammtgefüge aller Kräfte der Selbstverwaltung" von der Gemeindeordnung durch die Kreis-, Bezirks- und Provinzialverfassungen bis zur einheitlichen und höchsten Gewalt des Staates ansteigend zu erzielen, indem man eine „Gemeindeordnung" erließ, welche alle persönlichen Befreiungen und Privilegien innerhalb der Gemeinde aufhob, den Unterschied zwischen Vollbürgern und Schutzverwandten beseitigte und die Gleichberechtigung aller Gemeindebürger feststellte, indem man ferner aus diesen Gemeinden mittelst Wahl die Kreisversammlung mit einem Kreisausschuß hervorgehen ließ, denen dann wieder in jedem Regierungsbezirk ein Bezirksrath und endlich in jeder Provinz eine Provinzialvertretung übergeordnet sein sollten. Diese zweckmäßige und zeitgemäße Organisation wurde auf Antrag der Ersten Kammer durch drei Ministerial-Verordnungen im Mai 1851 außer Wirksamkeit gesetzt, die alte ständische Kreis- und Provinzialordnung mit Bevorrechtigung der Rittergutsbesitzer hergestellt und drei verschiedene Städteordnungen für die einzelnen Theile der Monarchie geschaffen mit der Dreitheilung bei den Gemeindewahlen, mit einzelnen Befreiungen oder Bevorzugungen in der Gemeindebesteuerung und mit großen Beschränkungen der städtischen Gerechtsame und Befugnisse. Gerne hätte man auch die Gewerbfreiheit, welche eine Verordnung vom

9. Februar 1849 durch Abgrenzung der verschiedenen Gewerbe und Aufstellung von Gewerbräthen zu beschränken gesucht, um den unzufriedenen Handwerkerstand auf die Regierungsseite zu ziehen, durch eine Zunftordnung ersetzt; dem widerstrebte aber der gesunde Sinn des Volkes. Die einleitenden Maßregeln scheiterten in Kurzem an dem Widerstand der Fabrikanten und Kaufleute und an der erwachenden besseren Einsicht des Handwerkerstandes selbst; aller angewandten Bemühungen ungeachtet gelang es nicht, die Zünfte wieder zu beleben. „Was das Fundament eines neuen Baues werden sollte, blieb nur ein Leichenstein auf dem Grabhügel längstverblichener Gebeine." Auch in andern Gebieten der Gesetzgebung ließ sich die reactionäre Tendenz leicht erkennen: In dem neuen Strafgesetzbuch vom 14. April 1851 hat man die harten und weitgreifenden Bestimmungen gerügt, wodurch man nicht nur jedem „Widerstand gegen die Staatsgewalt", jedem „Vergehen gegen die öffentliche Ordnung" zu begegnen, sondern auch jede „ein hochverrätherisches Unternehmen vorbereitende Handlung" zu verhindern bemüht war, so wie die „puritanischen Anschauungen" bei allen Verbrechen und Vergehen „gegen die Heiligkeit der Ehe", „gegen die Sittlichkeit", „über Gotteslästerung" u. dgl. m. Ein neues Preßgesetz vom 12. Mai 1851 mit einer dem Censurzwang nahe kommenden Präventiv-Polizei und Strafgewalt hielt die scharfen Federn in ehrerbietigen Schranken. Die Beamten wurden durch weitgreifende Disziplinargesetze ihrer Selbständigkeit beraubt und zu willenlosen Werkzeugen in der Regierungsmaschine herabgedrückt, zugleich aber vor der Gefahr bewahrt, wegen etwaiger Ueberschreitung staatsbürgerlicher Rechte sofort zur Verantwortung gezogen zu werden. Staatsverbrechen wurden an einen „Staatsgerichtshof" verwiesen und den Schwurgerichten entzogen. Ein strenges Gesetz über den Belagerungszustand gab den militärischen Befehlshabern und den Kriegsgerichten eine die Freiheit und Rechte der Staatsbürger schwer bedrohende Gewalt in die Hände. Und statt der evangelischen Kirche, wie die Verfassung verheißen, eine selbständige Stellung einzuräumen, gründete man in dem nur der Krone verantwortlichen „Evangelischen Kirchenrath" ein Staatskirchenthum, welches in die religiöse Lebens- und Gewissensfreiheit stark eingriff und vor Allem die bestehende Ehegesetzgebung aus allen Kräften bekämpfte. Auch die berüchtigten Schul-Regulative des Cultusministers v. Raumer vom Jahre 1854 waren ein Ausfluß der strengkirchlichen Richtung. Solchen Feinden gegenüber war die Verfassungsurkunde selbst „eine schwache Vertheidigungslinie, eine Festung ohne Graben und Geschütz"; wenn dabei noch einige „parlamentarische Sanddünen" bestehen blieben, wenn man das Erdwerk nicht völlig beseitigte, so geschah es nur, „weil man in der sichern Berechnung seines Zusammenbröckelns die Anstrengungen weiterer planmäßiger Zerstörung sparen zu können glaubte". Die Rückschrittsbewegung wurde in ihrem Gange nur wenig gehemmt; die Demokratie hielt sich vom politischen Leben fern und die liberal-constitutionelle Partei suchte durch vertrauensvolle Gefälligkeit und Hingebung die Nachreden der Gegner Lügen zu strafen. — Bei dem vorwiegenden Einfluß der feudalen Partei auf die preußische Politik war es begreiflich, daß in dem russisch-orientalischen Krieg das Berliner Cabinet sich zu keinem Bündniß gegen den „Beherrscher aller Reussen", in dem der Hof und die ganze Adelsgenossenschaft ihren Schirmherrn verehrten, fortreißen ließ. Doch ging auch die romantische Schwärmerei für die alte Waffenbrüderschaft nicht so weit, daß man gemeine Sache mit Rußland gemacht hätte. Wir haben gesehen, wie wenig Preußens „Politik der freien Hand" auf den Gang der Ereignisse einwirkte. Es war nur ein Act der höflichen Rücksicht, daß man die fünfte Großmacht als Mitgaranten der Wiener Verträge zu dem Friedenscongreß in Paris zuließ. Das System des Manteuffel'schen Ministeriums stützte sich auf kleine unsittliche Mittel und Hebel, auf Corrumpirung des Beamtenstandes, auf Beförderung religiöser Heuchelei, auf kleinliche Verfolgungen, auf Verdächtigung und Schmähung freisinniger Männer, auf Beschützung der Verleumder und Denuncianten vor den gesetzlichen Folgen durch königliche Gnadenacte (Lindenberg u. A.). Während die ganze europäische Welt mit Spannung auf die großartigen Kriegsereignisse im Osten blickte, wurde der Polizeidirector v. Hinckeldey, weil er eine adelige Spielhölle im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit schließen ließ, von einem jungen Edelmann (v. Rochow-Plessow) im Duell erschossen, und aus der nächsten Umgebung des Königs wurden wich- 10. März 1856

tige Depeschen an die französische Gesandtschaft verkauft. Es herrschte eine schwüle Luft am Berliner Hof und in den tonangebenden Kreisen. Gar manches erinnerte an die alten Tage und Sitten des zuchtlosen Junkerregiments im vorigen Jahrhundert, und doch waren die Zeiten so ganz anders geworden! — Einige Monate nach Abschluß des Pariser Friedens wurde Preußen durch ein geringfügiges Ereigniß, den royalistischen Aufstand in dem Fürstenthum Neuenburg in der Schweiz, zu kriegerischen Demonstrationen fortgerissen.

Die Vorgänge in Neuenburg. Während der Revolutionsstürme des Jahres 1848 hatte das Fürstenthum Wälsch-Neuenburg am Jura, hauptsächlich auf Anregung der Fabrikorte Locle und Lachaux-de-fonds, das alte Band mit dem preußischen Königshaus gewaltsam zerrissen und war der Schweizer Eidgenossenschaft beigetreten. Preußen legte Verwahrung dagegen ein, that jedoch keine Schritte, das entlegene Ländchen, von dem es keinerlei Vortheil zog, wieder zu gewinnen, obschon seine Heere im Sommer 1849 während des Feldzuges in Baden bis an die Grenze der Schweiz vorrückten. Die königliche Regierung mochte das Streitobject für zu geringfügig halten, um deshalb einen Krieg anzufangen, dessen Dimensionen bei der eigenthümlichen Lage der helvetischen Republik nicht zum Voraus zu berechnen waren. Nun hatte aber Preußen in der Hauptstadt noch ergebene Anhänger, sowohl bei den altadeligen Familien des Cantons, unter denen die Pourtalès und Meuron durch Reichthum und Ansehen hervorragten, als in einigen bürgerlichen Kreisen. Diese machten
1856. am 2. September 1856 den Versuch, mittelst eines Aufstandes das alte Verhältniß wieder herzustellen. Sie bemächtigten sich des Neuenburger Schlosses und nahmen die Mitglieder der republikanischen Regierung in Haft. Aber schon nach zwei Tagen ging der „royalistische Putsch" zu Ende. Die Radicalen des Landes, unterstützt von einigen eidgenössischen Truppen, bemächtigten sich des Schlosses mit leichter Mühe und machten die Royalisten zu Gefangenen. Nun sollten die Häupter der Verschwörung, Pourtalès an der Spitze, vor Gericht gestellt und als „Rebellen" behandelt werden. Da forderte aber Preußen die sofortige Freilassung der Verhafteten und drohte mit Krieg, falls der Bundesrath bei seiner Weigerung beharre. Die Schweiz ließ sich nicht einschüchtern. General Dufour, zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt, besetzte die Grenze gegen Deutschland. Es wäre ein wunderliches Nachspiel zu dem Krimkrieg gewesen, „wenn sich 100,000 Preußen auf eine bewaffnete Schweizerreise begeben hätten." Darum wurde von der europäischen Diplomatie ein friedlicher Ausgleich in Vorschlag gebracht und angenommen. Unter Vermittelung Napoleons willigte die Schweiz in die Freilassung der Gefangenen Royalisten,
Mai 1857. wogegen der König von Preußen seinen Rechten auf Neuenburg entsagte. Die Geldentschädigung wies er freiwillig zurück, dagegen bestand er auf der Beibehaltung des Fürstentitels. Von der Zeit an war der französische Einfluß auch in der Schweiz vorherrschend.

Mit dem kleinen Triumph, welchen der in den Zauberbanden der Romantik befangene König in der Befreiung seiner Anhänger in Wälsch-Neuenburg erblickte, schied Friedrich Wilhelm IV. von der Schaubühne des politischen Lebens. Der Widerspruch der Zeitideen mit seinen Vorstellungen vom göttlichen Rechte der Könige, der in den Jahren 1848 und 1849 so schroff hervorgetreten war, hatte zuerst seinen hochfliegenden Geist geknickt und gelähmt; von der Zeit an hatte sich „der nagende Wurm der Zerstörung" in sein Gemüthsleben eingenistet und seine Heiterkeit und Lebenslust verkümmert. „Die ganze Zeit erschien ihm, gerade in ihren mächtigsten und lebensvollsten Richtungen als ein Abfall von der Wahrheit und vom Rechte, den anzuerkennen ihm unmöglich war, den er aber auch nicht zu überwinden vermochte." Und wenn er auch die Befriedigung hatte, die Revolution an ihrem eigenen Uebermaß scheitern zu sehen; die Wahrnehmung, daß ihre Prinzipien noch fortlebten, daß sie einst wieder als verzehrende Flamme aus der glühenden Asche emporlodern könnten, verhüllte den Herbst seines Lebens mit düstern Nebelbildern. „Auf den Trümmern seiner Ideen, welche der Sturm aus ihren Fugen gerissen, welche er selbst zu einem Floß nothdürftig zusammengefügt hatte, trieb Friedrich Wilhelm IV. in der letzten Zeit seiner Regierung haltlos umher. Geschlagen in seinen Berechnungen, sträubte er sich doch dagegen, die Naturgewalten im Völkerleben als Kräfte anzuerkennen, denen sich selbst der Mächtigste unter den Sterblichen unterordnen muß." Die Schwächung Rußlands durch den Krimkrieg und der Tod des Kaisers Nicolaus, der

einen so mächtigen Einfluß auf den König und den Gang der preußischen Politik geübt hatte, steigerte noch seine trübe Weltanschauung; nun war in seinen Augen der letzte starke Damm gegen die revolutionäre Sündfluth zerrissen. Schon im October zeigten 1857.
sich Spuren eines Gehirnleidens, das bald so sehr zunahm, daß er die Regierungsgeschäfte nicht mehr besorgen konnte. Nach der Verfassungsurkunde sollte bei dauernder Verhinderung des Königs eine Regentschaft eintreten. Dies suchte aber der Kreis von Vertrauten und Günstlingen, welcher den Monarchen schon seit Jahren als eine mächtige, einflußreiche Camarilla umgab und in den absolutistischen Zauberring gebannt hielt, auf alle Weise zu verhindern. Nicht kraft der Verfassung, sondern durch den Willen des Königs sollte die Regierung fortgeführt werden, damit weder in den Personen, noch im System ein Wechsel eintrete. Darum wurde Prinz Wilhelm von Preußen, der Bruder des kinderlosen Königs, durch königliche Vollmacht zum Stellvertreter auf drei Monate ernannt und dieser Termin noch zweimal verlängert. Während dieser Zwischenzeit erfolgte die Vermählung des ältesten Sohnes des Prinzen, Friedrich Wilhelm, mit Victoria, der Tochter der Königin von England, eine Verbindung, welche das preußische Volk als die Bürgschaft einer glücklichen Zukunft begrüßte. Da in dem Gesundheitszustand Friedrich Wilhelms keine Besserung zu erwarten war, so mußte endlich der Verfassung Genüge geschehen. Demzufolge übertrug der König am 8. October 1858 1858.
dem Bruder die volle Regierungsgewalt unter dem Titel eines Prinz-Regenten, ein Staatsact, zu dem zwei Wochen später die beiden Häuser des Landtags ihre Zustimmung ertheilten. 20. Oct.
Friedrich Wilhelm unternahm hierauf in Begleitung seiner Gemahlin, welche ihm mit treuer Liebe zur Seite stand, eine Reise nach Italien, die aber seinem geschwächten Geist keine Heilung brachte. Bald zwang der Ausbruch des Krieges das Königspaar zur Rückkehr in die Heimath. Am 23. November 1859 traf Friedrich Wilhelm wieder in seinem geliebten Sanssouci ein, um es nie mehr zu verlassen. Im August des folgenden Jahres verschlimmerte sich der Zustand durch wiederholte Gehirnschläge, so daß das Bewußtsein mehr und mehr schwand. In dieser schrecklichen Mitte zwischen Leben und Tod dauerte Friedrich Wilhelm IV. noch über ein Jahr aus. Er überlebte noch seine Schwester, die Kaiserin-Mutter von Rußland, die im Sommer 1860, drei Monate vor ihrem Tod, ihn in Sanssouci besucht hatte. Erst gegen Ende des Jahres nahte sich ihm die Erlösung. In der Nacht auf den 2. Januar 1861 ging endlich sein bewußtloser Zustand in den Tod über.

§. 1165. Die neue Aera. Mittlerweile hatte der Prinz-Regent die Regierung in liberalem Sinne geführt und dem Schattenspiele verfassungsmäßiger Zustände ein Ende bereitet. Schon die Wahl seiner Minister, die der Mehrzahl nach als gemäßigt freisinnige Männer bekannt waren, gab Zeugniß, daß eine neue Aera in dem preußischen Verfassungsleben zu erwarten stehe. Neben dem (katholischen) Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, der an der Spitze stand und durch seine Religion den Katholiken eine Garantie für die staatliche Parität beider Confessionen zu bieten schien, waren Auerswald, Schleinitz, Bethmann-Hollweg, Flottwell und einige Zeit nachher Graf Schwerin unter den Räthen der Krone. Mit Freude und Vertrauen hatte das preußische Volk einen Regenten begrüßt, der die geistige Beweglichkeit des Bruders durch einen männlicheren Charakter ersetzte, der statt der romantischen Anschauungen und unzeitgemäßen Ideen Friedrich Wilhelms IV. praktischen Verstand, militärische Geradheit und einen klaren Blick für die Realitäten des Lebens auf den Thron mitbrachte; der die Wechselfälle menschlicher Dinge aus eigenen, zum Theil bittern Erfahrungen kennen gelernt und daraus die Einsicht in die Bedürfnisse seines Volkes geschöpft und den Willen, allen redlichen Bestrebungen desselben gerecht zu werden; der in seiner ersten Anrede an seine Minister erklärte, daß er der bisherigen Orthodoxie und Heuchelei entgegentreten, Schule und Wissenschaft in größter Freiheit pflegen, die Rechte der katholischen Kirche wahren, aber keinen Uebergriff derselben dulden und das Heerwesen in gutem Stande erhalten wolle; der, wenn er auch vor liberaler Ueberstürzung warnte, doch den Zeitideen freien Ausdruck und freie Bewegung gestattete. Bald trat es in dem gesammten öffentlichen Leben, in der Presse, in den Kammern, in dem gesellschaftlichen Verkehr zu Tage,

wie sehr der Freiheit die Schwingen gewachsen, seitdem der schwere Alp, der auf dem Volksleben lastete, gewichen, seitdem eine frische Morgenluft die düstere Nebelatmosphäre verscheucht hatte. Die Volkspartei, die sich seit 1850 in einen „Gesammtmäßigkeitsverein" umgeformt zu haben schien, trat aus ihrer bisherigen Zurückgezogenheit und Thatlosigkeit hervor, und indem sich die Gemäßigteren und Besonneneren derselben mit den Altliberalen zu einer „Fortschrittspartei" einigten, empfing das öffentliche Leben neue Impulse. Man gab sich der Hoffnung hin, daß die Verfassung in freiheitlichem Sinne ausgebaut werden, daß die hemmenden Schranken allmählich sinken, daß vor Allem das Herrenhaus, das in seiner unzweckmäßigen Zusammensetzung jeden Aufschwung wie ein schweres Bleigewicht niederhielt, zeitgemäße Reformen erhalten würde. Diese rosenfarbigen Ansichten und frohen Erwartungen überdauerten noch die Tage der Regentschaft. Das liberale Regierungssystem stand noch in unerschütterter Kraft, als der kranke König Friedrich Wilhelm IV. endlich die Augen schloß und der bisherige Prinz-Regent als König Wilhelm I. den Thron bestieg. Selbst das Herrenhaus, das die „neue Aera" bisher standhaft bekämpft und das Manteuffel'sche Regiment bei jeder Gelegenheit aufs wärmste gepriesen hatte, wagte nicht länger, seine
7. Mai 1861. Zustimmung zu den „Grundsteuervorlagen" der Regierung zu verweigern. Aber noch während des Jahres 1861 trat in den Anschauungen des Königs eine sichtbare Wendung ein. Das Programm der „deutschen Fortschrittspartei in Preußen", welches für Deutschland eine starke Centralgewalt nebst Volksvertretung, im Innern eine Reihe von Reformen in Gesetzgebung und Verwaltung, die Verantwortlichkeit der Minister, die Trennung des Staats von der Kirche, die größte Sparsamkeit für den Militäretat im Frieden und vor Allem eine Reform des Herrenhauses verlangte, ließ Ziele und Bestrebungen erkennen, die mit den dynastischen Ansichten des Monarchen nicht in Harmonie standen. Ein Rechts- und Verfassungsstaat mit der Herrschaft des Gesetzes und mit einem bewegten parlamentarischen Leben, nach der Idee der Fortschrittspartei, widersprach allen Traditionen und Anschauungen des Hohenzollern'schen Herrscherhauses, das seine Krone von der göttlichen Gnade herleitete und in dem persönlichen Regimente des obersten Kriegsherrn und Staatslenkers den würdigsten Ausdruck des monarchischen Prinzips erkannte. Während die liberale Majorität des bisherigen Abgeordnetenhauses dem Ministerium mit außerordentlicher Schonung und Mäßigung begegnet war, um die Wiederkehr des Manteuffel'schen Regiments, das wie ein drohendes Gespenst fortwährend im Hintergrund stand, zu verhindern, trat jetzt eine Parteiagitation an die Oberfläche, welche das öffentliche Leben durch die Macht politischer Prinzipien und Doctrinen zu beherrschen und in steter Bewegung zu erhalten beflissen war. Die „neue Aera" sollte auf allen Gebieten durchgeführt werden, sollte in das Fleisch und Blut des Staates eindringen. Der Zweikampf zwischen Twesten und dem Vetter des ehemaligen Ministerpräsidenten, v. Manteuffel, konnte als das Vorspiel des bevorstehenden großen Kampfes angesehen werden. Bei der weiten Verbreitung, welche die Ansichten der Fortschrittspartei unter dem gebildeten Mittelstande hatten, war ihr Sieg bei den bevorstehenden Landtagswahlen mit Sicherheit vorauszusehen. Nahm nun der König an dem ganzen politischen Standpunkt des Programms Anstoß, so fühlte er sich noch ganz besonders verletzt durch die standhafte Weigerung der Partei, der von ihm aus eigener Machtvollkommenheit vorgenommenen Reorganisation der Heeresordnung die nachträgliche Bestätigung zu ertheilen und dadurch der Umgestaltung der bisherigen Landwehrordnung und der dreijährigen Dienstpflicht aller zur Linie berufenen Mannschaften sammt der damit verbundenen Erhöhung des Militärbudgets gesetzliche Geltung zu geben. Die durch diese Vorgänge hervorgerufene Aufregung wurde noch gesteigert durch das Attentat des Stu-
14. Juli. denten Oskar Becker in Baden-Baden. Wenn auch das verbrecherische Unternehmen, über das sich ganz Deutschland mit der größten Entrüstung aussprach, nicht vermögend war, den König zu reactionären Maßregeln zu drängen; so sah er doch darin eine Wirkung des von der Religion abgewandten, den Gefühlen der Loyalität entfremdeten Zeitgeistes, dem mit allen Kräften entgegen zu arbeiten Pflicht und Gewissen von ihm heischten. Der feierliche Krönungsact am 18. October in Königsberg sollte seine Vorstellung von einem monarchischen Regimente der Welt offenbaren. Darum betonte er so sehr in

seinen Reden „das Königthum von Gottes Gnaden", hob er so nachdrücklich hervor, „daß die Herrscher Preußens ihre Krone von Gott empfingen und auch er in diesem Sinne die Krone vom Tische des Herrn nehme und auf sein Haupt setze; daß die Häuser des Landtages berufen seien, dem König zu rathen." Damit wurde eine Bahn betreten, welche die Regierung nothwendig in scharfen Conflict mit der Partei des Fortschritts und mit den Anhängern des Rechts- und Verfassungsstaates bringen mußte, ein Conflict, welchen die Hochkirchenmänner und die Hof- und Militärpartei klug zu erweitern und zu benutzen wußten, um den König, der es anfangs mit der Verfassung und mit der kirchlichen Freiheit ehrlich gemeint hatte, gegen die Pläne und Ziele der Ständeversammlung mit Mißtrauen zu erfüllen. Diese Operation der Feudalen gelang. Schon im März 1862 führte der Antrag des Abgeordnetenhauses, daß die Regierung gehalten sein sollte, das Budget der Ausgaben in größerer Spezialisirung vorzulegen, da bei der Weise, wie bisher der Staatshaushalt geordnet worden, das wesentlichste Recht der Volksvertretung, die Einnahmen und Ausgaben des Staats zu bewilligen und zu überwachen, fast bedeutungslos sei, solche Zerwürfnisse zwischen Regierung und Landesvertretung herbei, daß das gemäßigt-liberale Ministerium von den Geschäften zurücktrat und der Landtag aufgelöst ward. Der Conflict steigerte sich und nahm einen immer gereizteren Charakter an, als die nächsten Wahlen, trotz der Erlasse der Minister an alle ihre Untergebenen, „die Rechte der Krone mit Entschiedenheit zu wahren und nicht zuzugeben, daß der Kraft des königlichen Regiments zu Gunsten einer sogenannten parlamentarischen Regierung Abbruch geschehe" und Bestrebungen entgegen zu treten, „die unverkennbar darauf gerichtet seien, den Schwerpunkt der staatlichen Gewalt, welcher nach Geschichte und Verfassung Preußens bei der Krone beruht, von dieser in die Volksvertretung zu verlegen", dennoch gegen die Regierung Mai 1862. ausfielen, als die Majorität des Abgeordnetenhauses zurückkehrte, an Zahl verstärkt, durch die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der Nation gekräftigt und gehoben. Da unter diesen Umständen keine Aussicht war, daß die Zerwürfnisse zwischen der Regierung und der gesetzgebenden Macht über den Staatshaushalt sich ausgleichen würden, zumal da nach der Entlassung des Ministers v. d. Heydt der König seine Kronräthe aus der feudalen Partei wählte und den Herrn v. Bismarck-Schönhausen an die Spitze Septbr. des Ministeriums stellte, und da die Umgestaltung der Heeresverfassung nach des Königs Plänen auf keine Bewilligung und Bestätigung von Seiten des Abgeordnetenhauses zu rechnen hatte, so erfolgten noch weitere Auflösungen und Vertagungen, ohne daß der Zwiespalt dadurch gehoben oder gemindert worden wäre. Mit jeder neuen Einberufung der Reichsstände wiederholten sich dieselben Auftritte. Die Regierung bestand auf der neuen Heeresorganisation mit der dreijährigen Dienstzeit und stellte demgemäß die Budgetsätze auf; und als die Abgeordneten den Militäretat verwarfen und die geforderten Summen herabsetzten, das Herrenhaus dagegen dem verkürzten Budget seine Zustimmung versagte und die Vorlagen der Regierung wiederherstellte, erklärten die Minister, daß die Verfassung, welche über den vorliegenden Fall keine Bestimmungen enthalte, eine „Lücke" habe, und führten die Staatsgeschäfte ohne Budgetgesetz in der herkömmlichen Weise fort, die vermehrten Ausgaben aus den laufenden Einnahmen, dem Staatsschatz, den Kassebeständen bestreitend. Einzelne Versuche von Steuerverweigerung fanden keine Nachahmung. Eine Ausgleichung zwischen Regierung und Volksvertretung hatte noch nicht stattgefunden, als der Krieg mit Oesterreich und den deutschen Bundesstaaten zum Ausbruch kam und die großen Waffenthaten des preußischen Heeres eine zweite „neue Aera" schufen, in welcher der alte Streit über den höheren Zielen sein Ende finden sollte.

3. Schleswig-Holstein.

a) Der diplomatische Krieg.

§. 1166. Gegen die seit Jahrhunderten in Schleswig-Holstein gültige Erbfolgeordnung, wonach die Herrschaft in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt fortgehen sollte, wurde durch das Warschauer Protocoll vom 5. Juni

1851 und sodann durch den Londoner Tractat vom 8. Mai 1852 dem Prinzen Christian von Sonderburg-Glücksburg (geboren den 8. April 1818), der durch die Verzichtleistung der nächstberechtigten weiblichen (hessischen) Linie zum Thronfolger in Dänemark bestimmt worden war, auch der dereinstige Anfall der Herrschaft in den Herzogthümern Schleswig-Holstein zugesichert, um die „Integrität der dänischen Monarchie" zu bewahren. In Gemäßheit dieser Londoner Uebereinkunft, welche nicht nur von den europäischen Großmächten und von Schweden, sondern auch von mehreren deutschen Regierungen (Hannover, Sachsen, Würtemberg), nicht aber von dem deutschen Bundestage anerkannt ward, wurde für das Königreich Dänemark eine neue Thronfolgeordnung geschaffen und nach einigem Bedenken von dem Reichstag
31. Juli 1853. in Kopenhagen angenommen, welche für die Herzogthümer ohne Rechtsgültigkeit war, da sie den Ständen nicht zur Beschließung vorgelegt und von den nächstberechtigten Agnaten, dem Hause Holstein-Augustenburg, verworfen ward. Zwar wurde der Herzog von Augustenburg selbst durch Vorenthaltung seiner Güter und durch Drohung weiterer Verfolgung bewogen, für jene eine theilweise Entschädigung in Geld anzunehmen und bei
30. Dec. 1852. der Gelegenheit sich zu verpflichten, nichts gegen die Neuordnung der Erbfolge in den Staaten des Königs von Dänemark zu unternehmen; aber auf seine Rechte hatte er nicht Verzicht geleistet, von seinem bereits volljährigen Sohne Friedrich ist nie eine Zustim-
März 1853. mung begehrt oder gegeben worden, und der Bruder des Herzogs, Prinz v. Noer, hat ausdrücklich Verwahrung seiner Rechte eingelegt. So wurde Christian von Glücksburg, der „Protocollprinz", der einzige seines Hauses, der in den Kriegsjahren wider die Herzogthümer die Waffen getragen, gegen das überkommene Recht, gegen die Stimme des Landes, durch die willkürliche Bestimmung fremder Gewalthaber, als Thronfolger des regierenden kinderlosen Königs Friedrich VII. in allen unter dem Scepter des letztern vereinigten Staaten aufgestellt, weil, wie es im Londoner Vertrag hieß, „die Integrität der Monarchie für die Bewahrung des Friedens von hoher Wichtigkeit sei und die beabsichtigte Combination das geeignetste Mittel sein dürfte, diese Integrität sicher zu stellen." Mit diesem Actenstück, das den Frieden erhalten sollte, begann für die Herzogthümer Schleswig-Holstein ein Kriegszustand, wie er bisher nur von einem siegreichen Feinde in eroberten und unterworfenen Ländern verhängt worden war. Wenn man in Holstein und Lauenburg aus Rücksicht für das deutsche Bundesverhältniß, dessen Fortbestand im Londoner Vertrag ausdrücklich festgestellt war, noch hie und da einige Schonung eintreten ließ, so verfuhr man um so rücksichtsloser und verletzender in Schleswig. Nicht genug, daß durch eine feindselige, von einer herrschenden Demokratie vorwärts getriebene Regierung das volle Maß übermüthiger und gewaltthätiger Fremdherrschaft über das unglückliche Land ausgeschüttet ward, indem man dänische Beamte, Prediger und Lehrer, oft Männer ohne Sitte, Ehre und Gerechtigkeitsgefühl, anstellte und die Deutschen verdrängte oder zur Flucht nöthigte; das ganze dänische Volk, insbesondere die leidenschaftliche Bevölkerung Kopenhagens, betrachtete es als eine nationale Sache, ihren Haß und ihre Rachsucht über die Deutschen auszugießen. Jeder einzelne Däne sah in dem deutschen Schleswiger einen persönlichen Feind und hielt es für seine Pflicht, das deutsche Wesen im Norden der Eider von der Erde zu vertilgen. „Mit leidenschaftlichem Eifer ward die Herstellung dänischer Sprache, dänischer Einrichtungen betrieben. in Rechtspflege und Verwaltung, in Kirche und Schule bis in die Kreise der Familie und des Hauses machte das aufgedrungene fremde Element sich geltend." Mit kleinlichem Haß unterdrückte und verfolgte man alle Regungen des Nationalbewußtseins, zerriß man alle Bande, die den „verlassenen Bruderstamm" an die stammverwandten Völker des Südens knüpften, erstickte man alle Erinnerungen an die Vergangenheit. Dänisches Militär lag über das ganze transalbingische Land zerstreut, um der Zwingherrschaft der Polizei und Amtleute den rechten Nachdruck zu geben, während die Söhne des Landes über das Meer geführt wurden, um in dänischen Garnisonen ihrer Heimath zu vergessen oder als Geißeln festgehalten zu werden. Von den Verpflichtungen, die einst Dänemark bei der Pacification der Herzogthümer feierlich eingegangen, war kaum die Rede. Erhob sich doch in dem ermatteten und niedergebeugten Deutschland kaum eine Stimme für das gekränkte Recht an der Eider. Der „Schmerzensschrei" vom Norden fand in den Tagen

der Erniedrigung nur einen schwachen Wiederhall im deutschen Volke, und bei den Regierungen keine Beachtung. Dänemark wäre zu dem erstrebten Ziel gekommen, hätten nicht die Herzogthümer selbst mit männlicher Festigkeit ihre Rechte gewahrt. In den Jahren der Reaction, da die deutschen Zeitungen und Kammerreden viel von Verfassungsbruch und Verfassungsverletzungen zu melden hatten, machte auch die dänische Regierung den Versuch, durch eine Gesammtstaatsverfassung für das ganze Königreich das Werk der „Pacification" zu schließen. Ueber dem dänischen Reichstag in Kopenhagen und über den Provinzialständen von Schleswig und von Holstein-Lauenburg sollte ein Reichsrath bestehen, der, anfangs mit berathender, dann auf Verlangen des dänischen Volkes mit beschließender Befugniß ausgerüstet, in einer Weise durch künstliche Wahl und königliche Ernennungen zusammengesetzt war, daß dadurch die Herzogthümer stets in der Minderheit bleiben mußten. Zugleich wurden sie in ihren besonderen landständischen Rechten hinsichtlich der Steuerbewilligung und der Mitwirkung bei der Ordnung des Staatshaushaltes beeinträchtigt und ihre Domänen für den Gesammtstaat in Anspruch genommen. Diese unter dänischem Druck entstandene Reichsverfassung, die den Ständen von Schleswig und Holstein nicht einmal zur Berathung und Genehmigung vorgelegt ward, drückte dem ganzen Staat und folglich auch den in denselben hineingezogenen Herzogthümern einen dänischen Charakter auf: Armee und Flotte, Zoll, Post, Münze u. s. w. sollten dänisch sein. „Wie ein schweres Joch fremder Herrschaft ward die neue Ordnung durchgeführt." Das alte Band war zerschnitten; Schleswig und Holstein und Lauenburg sollten nur noch als zerrissene Glieder der dänischen Monarchie neben Jütland und dem Inselreich gelten. Der Druck gegen das deutsche Wesen, gegen alle nationalen Ueberlieferungen erreichte den höchsten Grad. „Was mir jetzt noch in den Weg kommt," äußerte sich der Minister v. Scheel, „soll zertreten werden!" Aber auch in dieser schweren Zeit wurde der deutsche Sinn im Norden der Elbe nicht gebrochen, der Muth nicht gebeugt. Als nach zwei Jahren der Reichstag sich versammelte, verlangten elf deutsche Mitglieder — an ihrer Spitze Scheel-Plessen — „daß die Gesammtverfassung den Ständen der Herzogthümer vorgelegt und auf Grund ihrer Gutachten ein neuer Entwurf aufgestellt werde." Als ihre Forderung von den Dänen zurückgewiesen ward, protestirten sie gegen die Gültigkeit der Verfassung. Dieses Auftreten deutscher Männer, die von Wühlerei und Demokratismus weit entfernt waren, veranlaßte die deutschen Großmächte, sich zu erkundigen, wie es mit der Erfüllung der einst eingegangenen Verpflichtungen sich verhalte. Daraus ging ein Notenwechsel hervor, der sich über ein Jahr hinzog, bis endlich die Sache an den Bund gebracht ward. Dänemark rief den Schutz der andern europäischen Mächte an und erbot sich, um durch scheinbare Nachgiebigkeit die Klagen niederzuschlagen, den Holstein'schen Ständen die Gesammtstaatsverfassung vorzulegen. Diese weigerten sich jedoch, einseitig über eine Reichsverfassung zu verhandeln, „so lange nicht die politische Stellung Holsteins in der Gesammtmonarchie in einer dem gerechten Anspruch auf Selbständigkeit und Gleichberechtigung entsprechenden Weise geregelt sei." Die Dänen hätten für das Bundesgebiet die Gesammtverfassung gerne geopfert, wenn ihnen dafür Schleswig als Beute zugefallen wäre. Nun erklärte der Bundestag nach elfwöchiger Ueberlegung, daß die Gesammtverfassung, so wie ein Theil der Sonderverfassung, für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg nicht als rechtsgültig zu betrachten seien, weil sie mit den Grundsätzen des Bundesrechts und mit den Zusagen von 1851 und 1852 im Widerspruch ständen, und verlangte die Beseitigung. Dänemark sträubte sich lange, den Beschluß zu vollziehen; erst als der Bundestag, ungeduldig über den endlosen Notenwechsel, mit Execution drohte, wurde die Reichsverfassung nebst dem darauf bezüglichen Theile der Sonderverfassung für Holstein und Lauenburg außer Wirksamkeit gesetzt, dabei aber erklärt, „daß die gedachte Verfassung für die nicht zum deutschen Bunde gehörenden Theile der Monarchie in ungeschwächter Kraft zu bestehen fortfahre und daß die Minister für das Auswärtige, so wie für Krieg, Marine und Finanzen auch in Betreff Holsteins nur dem König verantwortlich seien." Nach dieser Anordnung dauerte die königliche Machtvollkommenheit in allen wesentlichen Punkten fort, nur ohne die Vertretung der Holstein-Lauenburger Abgeordneten im Reichsrath, der somit zu einem „Eiderparlament" umgeschaffen ward, ein Ziel, das der Eider-

1854 und 1855.

März 1856.

Oct. 1857.

Septbr. 1857.

11. Febr. 1858.

Nov. 1858.

dänenpartei schon lange als Ideal vorschwebte. Damit war die Incorporation Schleswigs bis auf den Namen verwirklicht. Die Holsteinischen Stände verweigerten jedoch
März 1859. die Annahme dieses trügerischen Abkommens und legten dafür einen Organisationsentwurf vor, in welchem die volle Selbständigkeit der einzelnen Länder der Monarchie die Grundlage bildete und auf das alte Recht der Verbindung von Schleswig-Holstein hingewiesen war, wenn auch noch nicht gerade die Herstellung verlangt wurde. Die dänische Regierung ging jedoch auf die Vorlage nicht ein, und während sie den Bundestag mit neuen Vorschlägen und Noten hinhielt, stellte sie das Staatsbudget für die Finanzperiode 1860 und 1861 auf, ohne von den Holstein-Lauenburg'schen Ständen die Zustimmung eingeholt zu haben. Als hierauf die Bundesversammlung, von Oldenburg aufmerksam gemacht, die Executionsdrohung wiederholte, schritt das dänische Cabinet zu einem „Taschenspielerkunststück", indem es den Ständen einen „Gesetzentwurf, betreffend die provisorische Stellung Holsteins" vorlegte und dieses „unehrliche" und „lügenhafte" Verfahren den auswärtigen Mächten als Budgetvorlage darstellte. Zugleich trug die Regierung kein Bedenken, als die Kriegsrüstungen zur Bekämpfung Deutschlands erhöhte Steuern nothwendig machten, das deutsche Herzogthum mit außerordentlichen Ausgaben zu belasten. Unter diesen Verfassungskämpfen, zu denen die Bedrückungen der deutschen Bevölkerung in Schleswig, die Kränkung der heiligsten Interessen, „die Verödung und Verwüstung in Kirche und Schule" ein grelles Seitenstück bildeten, erstarkte indessen wieder das deutsche Nationalgefühl in den stammverwandten Ländern jenseit der Elbe. Die Presse, die Kammern, kirchliche und politische Versammlungen erhoben ihre Stimme lauter und lauter gegen die Schmach und Mißhandlung, denen der nördliche Bruderstamm schutzlos preisgegeben war, und erweckten auch dort wieder die eingeschlummerten Sympathien. Während der holsteinische Bundestagsgesandte in Frankfurt Schleswig für ein „dänisches Herzogthum" erklärte, in dessen Angelegenheiten dem Bunde kein
März 1861. Recht der Einmischung zustehe, sprach die holsteinische Ständeversammlung wiederholt
Febr 1863. die Ansicht aus, „daß der wahre Friede dem Lande nicht wiederkehren werde, so lange nicht dem Verlangen nach Herstellung der Verbindung mit Schleswig Genüge geschehen". Aber davon wollte Dänemark nichts hören. Je lauter die öffentliche Meinung in Deutschland, deren Macht sich auch die Regierungen nicht zu entziehen vermochten, für die Vereinigung der beiden Herzogthümer zu einem gemeinschaftlichen Staats- und Rechtsleben sich aussprach, um so leidenschaftlicher hielt die Regierung und der Reichstag in Kopenhagen an der Idee des „Eiderdänenthums" fest, die mit der Einverleibung Schleswigs in Dänemark gleichbedeutend war. Selbst der Vermittelungsvorschlag des dänischgesinnten englischen Ministers Lord John Russel, Schleswigs Selbständigkeit zu sichern, mit den Ständen der drei Herzogthümer ein Normalbudget zu vereinbaren und für jede weitere außerordentliche Ausgabe die Zustimmung derselben einzuholen, wurde zurück-
Jan. 1863. gewiesen, obwohl die meisten europäischen Mächte sich damit einverstanden erklärten. Denn schon längst war „die Schleswig-Holstein'sche Frage" eine Sache der internationalen Politik geworden. Dänemark und Schleswig zu einem „Eiderstaat" unter Einer Verfassung vereinigt, Holstein ihnen angeschlossen, aber nach dänischen Interessen regiert, das war das Ziel, nach dem die herrschende Partei strebte. Diesem System entsprechend, wurde für Holstein eine neue Provinzialregierung eingesetzt, die ihren Sitz in Plön nahm und aus Männern bestand, „die jedes Ansehns und Vertrauens im Lande entbehrten".
30. März 1863. Zugleich erließ das Kopenhagener Cabinet eine Bekanntmachung, durch welche die Vereinigung Schleswigs mit Dänemark unter Einer Verfassung ausgesprochen und die Rechte der holsteinischen Stände auf das geringste Maß herabgedrückt waren. Umsonst verlangte die Bundesversammlung die Aufhebung der Bekanntmachung; der dem Reichs-
Sept. bis Nov. 1863. rath in Kopenhagen vorgelegte und von demselben mit geringen Abänderungen genehmigte Entwurf einer neuen Verfassung vollendete den Eiderstaat, indem er Schleswig in
1. Oct. allen wesentlichen Dingen dem dänischen Königreich einverleibte. Da beschloß endlich der Bundestag, zur Ausführung der längst gedrohten Execution zu schreiten. „Friedrich VII., ganz in der Hand der nationalen Partei, gab zu allem seine Einwilligung. Er, der letzte von dem Mannesstamm der seit dreihundert Jahren in Dänemark und in Schleswig-Holstein zugleich regierenden Linie des oldenburgischen Hauses, vermaß sich, das Band

vollständig zu zerschneiden, welches die beiden Herzogthümer verfassungsmäßig vereinte, den Boden des Rechts zu zerstören, auf dem hier seine und seines Hauses Herrschaft beruhte, zugleich aber die Verträge zu vernichten, welche versucht hatten, Schleswig und Holstein dauernd mit Dänemark unter Einer Herrschaft zu einem staatlichen Ganzen zu verbinden."

b) Der Waffengang.

§. 1167. **Dannewerke und Düppel.** Aber das Schicksal zerschnitt den ungerechten Plan. Bevor noch die letzte Hand an das Werk gelegt werden konnte, ereilte 14. Nov. 1863.
den König plötzlich der Tod. Nun bestieg der durch den Londoner Vertrag zum Nachfolger bestimmte Prinz von Holstein-Glücksburg als **Christian IX.** den Thron und vollzog, von den Kopenhagenern gedrängt, das neue Verfassungsgesetz. Zugleich aber nahm der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, auf den der Vater sein Recht übertragen hatte, als Herzog **Friedrich VIII.** durch eine Proclamation vom 16. November Besitz von der Regierung der vereinigten Herzogthümer Schleswig-Holstein und schickte sich an, sein Recht mit allen Mitteln geltend zu machen. Das deutsche Volk, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, unterstützte sein Vorhaben aus allen Kräften. In den Kammern, in Vereinen, in Volksversammlungen erging an Alle die ernste Mahnung, dahin zu wirken, daß dem Bruderstamm im Norden sein Recht werde, daß die Herzogthümer unter ihrem angestammten Fürsten dem großen Vaterlande, dem sie durch Sprache und Abstammung angehörten und dem sie so lange auf die schnödeste Weise entfremdet worden, zurückgegeben würden. Wie weit in den meisten übrigen Fragen die Parteien auseinander gingen, in dieser nationalen Forderung waren alle einig. Das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" wurde gleichsam zur Nationalhymne. Ein Abgeordnetentag, aus den verschiedenen Landtagen beschickt, stellte einen Central-Ausschuß von 36 Mit- 31. Dec.
gliedern auf, welcher die nationale Bewegung mit allen gesetzlichen Mitteln unterstützen und leiten und die freiwilligen Geldbeträge auf zweckmäßige Weise anwenden sollte. Auch die Beschaffung von Waffen und Mannschaft wurde in Aussicht genommen, falls die Regierungen nicht zur Action schreiten würden. In diesen Tagen der Aufregung waren Aller Augen nach Frankfurt gerichtet. Wie viel auch der Bundestag in den Tagen des Rückschritts gesündigt hatte, jetzt war die Stunde gekommen, wo über die Vergangenheit ein dichter Schleier geworfen werden, wo ein Fest der Einigung und Versöhnung gefeiert werden konnte. Aber der Bundestag ließ sich nicht in den Strom der Volksbegeisterung hineinreißen. Zwar gab er durch die Ausschließung des dänischen Bundestagsgesandten von den Sitzungen und Berathungen zu erkennen, daß er das Recht der Vertretung für Holstein und Lauenburg und mithin die Erbfolge in den Herzogthümern für eine offene Frage ansehe; allein dem von allen Seiten gestellten Verlangen, die beschlossene Execution nunmehr in eine Occupation zu verwandeln, wurde nicht willfahrt. Eine gleichlautende Note Oesterreichs und Preußens hatte die Wirkung, daß sich eine geringe Majorität für die Execution aussprach, die denn sofort auch zur Ausführung kam. Noch im December rückten sächsische und hannöverische Bundestruppen unter dem Oberbefehl des sächsischen Generallieutenant v. **Hake** über die Elbe, um die 7. Dec.
deutschen Herzogthümer Holstein und Lauenburg zu besetzen, während österreichische und preußische Mannschaft als Reserve in Hamburg und Lübeck verblieb. Die Dänen, auf den Rath der übrigen Großmächte die Execution nicht als Kriegsfall betrachtend, räumten alsbald alles Land südwärts der Eider und des Eiderkanals, selbst die Festung Rendsburg, so daß mit Neujahr 1864 das ganze Herzogthum Holstein in den Händen der Bundestruppen war und die beiden Bundescommissare, welche dem Heere auf dem Fuße nachfolgten, einstweilen die Verwaltung übernahmen. Mit dem Einrücken der deutschen Mannschaft begannen die Kundgebungen des Landes für den Erbprinzen Friedrich von Augustenburg. Nachdem sich die holsteinischen Stände in großer Mehrheit zu einer Bitte an den Bund um Anerkennung und Einsetzung desselben in sein Recht geeinigt, riefen ihn nach und nach alle Städte und am 27. December eine große Volksversammlung zu Elmshorn als Herzog aus. Ermuthigt durch diese Vorgänge, verließ Friedrich von Augustenburg plötzlich seinen bisherigen Aufenthaltsort Gotha und reiste incognito

nach Kiel, wo er am 30. December unerwartet eintraf und mit großer Begeisterung empfangen ward. Doch enthielt er sich jeder Regierungshandlung, jedes Eingriffs in den Geschäftskreis der Bundescommissare. Aber der schwierigere Theil der Aufgabe harrte noch der Lösung. So fügsam sich die Dänen in Holstein erwiesen, so trotzig beharrten sie auf dem Besitze von Schleswig. Im Vertrauen auf England, wo Regierung und Volk einstimmig für Dänemark Partei nahmen und das Parlament und die Presse die Noten unterstützte, mit denen Lord John Russel den Bundestag und die deutschen Höfe überschüttete, um die Gültigkeit des Londoner Vertrags und die Nothwendigkeit der Integrität des Inselreichs zu beweisen, und in der Hoffnung, die deutschen Regierungen würden bald in Zwietracht und Hader auseinander gehen, oder aus Furcht vor einem europäischen Krieg, vielleicht auch aus Scheu vor dem Dannewerke und den Düppeler Schanzen nicht wagen, das Bundesgebiet zu überschreiten — nahmen die Dänen eine zuversichtliche Miene an. Konnte die kriegerische Haltung der beiden deutschen Großmächte, die doch schließlich allein zu fürchten waren, nicht ein Spiel sein und in gleicher Weise enden wie früher? Aber die Dinge nahmen einen andern Gang. Oesterreich und Preußen, die man jetzt zum erstenmal wieder Hand in Hand gehen sah, verlangten die Aufhebung der Novemberverfassung, die den früheren Vereinbarungen wie dem Londoner Abkommen widerspreche, und als Christian IX., der unter dem Druck der fanatischen Eiderdänen-Partei stand, diesem Verlangen nicht entsprach, erklärten sie, daß sie in Folge dieser Weigerung den Londoner Tractat nicht länger als bindend ansehen könnten und daß sie Schleswig besetzen würden, ohne sich durch den Protest des Bundestages gegen das eigenmächtige Vorgehen, noch durch die Noten und Deductionen des englischen Ministers abhalten zu lassen. Eine von England vorgeschlagene Conferenz zur Ausgleichung des deutsch-dänischen Streites fand keinen Anklang und scheiterte insbesondere an Napoleons Weigerung, sich daran zu betheiligen. Er grollte der englischen Regierung, weil sie, wie erwähnt, seinen Vorschlag eines allgemeinen europäischen Congresses
Jan. 1864. nicht unterstützt hatte. Schon im Januar rückte die vereinigte österreichisch-preußische Heeresmacht unter dem Oberbefehl des achtzigjährigen Feldmarschalls von Wrangel in Holstein ein, nachdem beide Höfe übereingekommen waren, die künftigen Verhältnisse der Herzogthümer nur im gegenseitigen Einverständnisse festzustellen. Da vorher von Berlin und Wien die Erklärung abgegeben worden war, daß weder die Bundestruppen, noch die Commissarien in ihren Stellungen und Verrichtungen eine Hinderung erfahren sollten, so wurde ihrem Durchmarsch Nichts in den Weg gelegt. Der Schlagbaum, der den Einzug in das Oldenburger Ländchen Eutin verhindern sollte, war nur ein deutliches Bild der lächerlichen Mißverhältnisse, in welche das deutsche Kleinstaatenthum gegenüber der ernsten Situation gerathen war. Das deutsche Volk blickte übrigens auf das kriegerische Vorgehen der Großmächte mit getheilten Gefühlen: Wenn man sich einerseits freute, daß endlich einmal das dürre Feld diplomatischer Noten und Verhandlungen verlassen und zur Action geschritten ward, so konnte man sich des finstern Argwohns nicht erwehren, das blutige Waffenspiel möchte nur dazu dienen, die Volksbewegungen und Agitationen niederzuschlagen und die Integrität der dänischen Monarchie, vielleicht mit einigen günstigeren Bestimmungen im Sinne einer Personal-Union, aufrecht zu erhalten, wenigstens sandte noch am 31. Januar das Berliner Cabinet die Erklärung nach London, „daß es nicht die Absicht habe, das Prinzip der Integrität zu verletzen." Allein was auch immer die deutschen Großmächte im Sinne haben mochten, der Gang der Kriegsereignisse führte zu großen Resultaten. Die preußische Armee, unter der Führung des ruhmbegierigen Prinzen Friedrich Karl, brannte vor Verlangen, die Erinnerungen, die der erste schleswig-holsteinische Feldzug zurückgelassen, auf dem zweiten auszulöschen; und die Oesterreicher unter dem Commando des ritterlichen Generals v. Gablenz wollten hinter den Waffenbrüdern nicht zurückstehen. Als daher in den
Febr. ersten Tagen des Februar die Preußen über Kiel und Eckernförde unter fortwährenden Gefechten mit dem Feinde nach Missunde vorrückten und dann weiter abwärts ziehend bei Arnis auf einer rasch geschlagenen Brücke über die Schlei setzten, die Oesterreicher dagegen von Neumünster aus über die von den Dänen gänzlich geräumte Festung Rendsburg nordwärts marschirten und nach den hitzigen Treffen bei Lottorf, Oberselk u. a. O.

sich dem Dannewerke näherten, das im Süden der Stadt Schleswig sich in weiter Ausdehnung von Westen nach Osten hinzog, fürchtete der dänische Oberfeldherr de Meza, daß er nicht im Stande sein dürfte, mit seiner Mannschaft die weitgezogene Festungslinie mit dem gehörigen Nachdruck zu vertheidigen und daß, während er seine Hauptmacht gegen die Oesterreicher kehre, die Preußen gegen Flensburg ziehen und ihm den Rückweg abschneiden würden. Er versammelte daher einen Kriegsrath, und als dieser bis auf Eine Stimme seiner Ansicht beitrat, daß unter den obwaltenden Umständen ein Vertheidigungskrieg gegen den doppelt so starken Feind nur zum Verderben gereichen könne, und daß es rathsam sei, durch einen rechtzeitigen Rückzug einen wesentlichen Theil der dänischen Armee zu retten, so wurde der Beschluß gefaßt, in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar Schleswig und das Dannewerk aufzugeben und sich nach Alsen und in die Düppeler Schanzen zurückzuziehen, wohin König Christian IX., der mit seinem Minister, Bischof Monrad, einige Tage zuvor sich bei dem Heere eingefunden und die Behauptung der Festungswerke empfohlen hatte, vorausgeeilt war. Der Beschluß wurde sogleich ausgeführt, schon am 6. Februar war die ganze Dannewerkstellung geräumt. Febr. 1864.
Um zehn Uhr konnte Wrangel, begleitet von dem Kronprinzen von Preußen, sein Hauptquartier in Schleswig aufschlagen. Nun begann die Verfolgung. Während Gablenz mit der österreichischen Armee dem Feinde auf dem geraden Wege nachsetzte, sollte Prinz Friedrich Karl von Cappeln aus über Wittkiel und Sterup auf Flensburg losrücken, um wo möglich die Dänen abzuschneiden, und General von Mülbe weiter westwärts auf dem sogenannten „Ochsenweg" über Husby und Schuby dieselbe Richtung einschlagen. Da aber letzterer den Marschbefehl zu spät erhielt, der Weg von Cappeln weiter und bei dem eingetretenen Frost und Glatteis beschwerlicher war, so erhielten die Dänen einen Vorsprung. Nur die österreichische Vorhut, aus Lichtensteiner Husaren bestehend, erreichte den dänischen Nachzug bei dem Dorfe Oeversee. Hier entspann sich ein hitziges Gefecht, in welchem besonders die österreichischen Reiter und Jäger durch die hinter Gehölz und Knick versteckten Feinde großen Schaden litten, bis sie, durch weitere Mannschaft verstärkt, endlich bei einbrechender Dunkelheit einen glänzenden Sieg erfochten. Am 7. Februar wurde Flensburg ohne Widerstand besetzt, nachdem die dänische Armee theils im Sundewitt hinter den Düppeler Schanzen eine feste Stellung eingenommen, theils ihren Rückzug auf Friedericia fortgesetzt hatte. Aber so aufgeregt war die Volksmasse in Kopenhagen, daß Straßenexcesse mit drohenden Demonstrationen gegen die Königsfamilie und gegen die „Verräther" im Heer stattfanden, daß das Ministerium sich veranlaßt sah, durch die Entlassung des Oberfeldherrn de Meza der Volkswuth ein Opfer zu bringen, und der König in einer Proclamation voll Niedergeschlagenheit und Trauer den Soldaten zurief, muthig auszuharren und ihn, der mit seinem Volke in der Welt allein stehe, nicht zu verlassen; denn das Land liege dem Feinde offen. Mit dem Vorrücken der deutschen Truppen in Schleswig mehrten sich auch hier die Manifestationen und Huldigungen zu Gunsten des „Herzogs"; aber daß trotzdem seine Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang noch nicht fest wurzelte, bewies sein Schreiben an Napoleon, in welchem er die Fürsprache und Unterstützung des französischen Kaisers zur Geltendmachung seiner Ansprüche anrief. In Deutschland freute sich das Volk über die glänzenden Erfolge im Felde, aber das Mißtrauen über die Absichten der Großmächte dämpfte die Freude; man konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, daß die Herzogthümer schließlich doch wieder, wenigstens in der Gemeinschaft des Regenten (Personal-Union) mit Dänemark vereinigt werden möchten, eine Befürchtung, die noch verstärkt wurde, als der Oberbefehlshaber und die neuen Civilcommissare, besonders der preußische, alle Kundgebungen zu Gunsten des Herzogs von Augustenburg untersagten, die verhaßten dänischen Beamten und Lehrer mit großer Schonung behandelten und auf den Grund hin, daß der Zugang für die nachrückenden Truppen und den Kriegsbedarf gesichert sein müsse, auch in Holstein an einigen Orten festen Fuß zu fassen suchten. Die Regierungen der Mittelstaaten waren für ihre Souveränetät besorgt; und die Handelsstädte an den nördlichen Küsten litten große Verluste durch die feindlichen Schritte der Dänen, welche die Seehäfen in Blokadestand erklärten und alle deutschen Schiffe mit Beschlag belegten oder durch Kreuzer wegfangen ließen. In diesem Dunkel der Ungewißheit und Befürchtungen

waren jedoch die Nachrichten vom Kriegsschauplatz fortwährend ein heller Lichtstrahl, der die niedergeschlagenen, von bangen Zweifeln erfüllten Gemüther des Volks aufrichtete und belebte. Die deutsche Waffenehre trat wieder glänzend zu Tage. Selbst auf das Ausland, das so oft über die „deutschen Zänkereien“ gespottet, blieb das kräftige und energische Auftreten nicht ohne Eindruck. Der Haß, der sich hie und da, besonders in England, kund gab, konnte als Zeichen des wachsenden Respects gelten. Die Schleswiger zerschlugen den ehernen Löwen, jenes Denkmal der Schmach, das die Dänen auf dem Schlachtfeld von Idstedt errichtet, denn der lang ersehnte Tag der Vergeltung war gekommen. In Flensburg beschloß Wrangel zwei Operationen zu gleicher Zeit auszuführen; während das preußische Hauptheer unter Friedrich Karl Befehl erhielt, gegen die Düppeler Schanzen vorzurücken, sollte die österreichische Armee in Verbindung mit einer Abtheilung preußischer Garden ganz Schleswig bis zur Königsau besetzen. Diesem Plane entsprechend, zogen die Preußen auf der Nordseite des Flensburger Meerbusens nach Gravenstein, wo der Prinz sein Hauptquartier aufschlug, pflanzten gegenüber, auf der Landspitze von Holnis, eine Batterie auf, um gegen die dänischen Fahrzeuge, besonders das starke Panzerschiff Rolf Krake, zu feuern, und besetzten, nachdem sie über den Ekensund eine Brücke geschlagen, die Halbinsel Broacker, so daß sie zu gleicher Zeit von Süden und Norden gegen die Düppeler Schanzen vorgehen konnten. Bald folgte eine Reihe von Recognoscirungs-Gefechten, als Einleitung für größere Kämpfe, indeß die andere Hauptabtheilung, fast ohne auf Widerstand zu stoßen, über Apenrade, Hadersleben und Christiansfeld an die Grenze vorrückte und am 18. Februar sogar in Kolding einzog, der ersten Stadt auf jütischem Boden. Der heftige Sturm, der sich bei der Nachricht von dem neuen „Frevel“ der deutschen Großmächte in London erhob, machte in Berlin einigen Eindruck. Man suchte zu entschuldigen und zu beschwichtigen: bald hieß es, Wrangel habe seine Vollmacht überschritten und werde einen Verweis erhalten; bald sollte die Besetzung nur aus strategischen Gründen erfolgt sein, um eine militärische Position zu gewinnen, würde aber nicht weiter ausgedehnt werden; man zeigte sich bereit, auf die von England so eifrig gewünschte Conferenz einzugehen, vorausgesetzt, daß Dänemark sich entgegenkommend benehme. Erst als man sich mit Oesterreich aufs Neue über ein gemeinsames Vorrücken geeinigt und die nationale Partei im dänischen Reichsrath die Annahme der Conferenz unter den vorgeschlagenen Bedingungen hintertrieben hatte, wurde im März beschlossen, mit der Besetzung Jütlands fortzufahren, theils um Repressalien zu ergreifen für die Wegnahme deutscher Schiffe, theils als Ersatz für Düppel und die noch zu Schleswig gehörende Insel Alsen. Während Gablenz nach einem hitzigen Gefechte sich des Ortes Veile bemächtigte und den Feind nach Horsens drängte,
8. März 1864. rückten die Preußen, nachdem sie durch die Treffen von Gudsöe und Heisekrug die kleine Niederlage gerächt, welche die Husaren acht Tage zuvor bei einem Ueberfall er-
21. 22. März. litten, auf Fridericia los. Die Hoffnung, durch ein zweitägiges Bombardement die stark befestigte Stadt zur Uebergabe zu bringen, ging nicht in Erfüllung; man mußte zur
28. 29. März. Einschließung schreiten. Mit diesem Unternehmen wurde die österreichische Armee beauftragt, während die Preußen bis auf einen kleinen Theil nach Schleswig zurückkehrten, um bei dem beabsichtigten Sturm auf die Feldschanzen von Düppel mitzuwirken. Hier war nämlich während dieser Zeit ein scharfer Belagerungs- und Vertheidigungskrieg mehrere Wochen hindurch unter häufigen Vorpostengefechten fortgeführt worden ohne eine entscheidende Wendung. Die Dänen strengten alle Kräfte an, die bei dem Dannewerke verdunkelte Kriegsehre im Sundewitt wieder herzustellen. Sie waren unaufhörlich bemüht, durch neue Befestigungswerke, künstliche Anstalten, versteckte Kriegslisten die Düppeler Feldschanzen zu einem zweiten „Sebastopol“ umzuschaffen und zugleich die feindlichen Strandstellungen durch den Rolf Krake zu beunruhigen. Die ungünstige Witterung in der rauhen Jahreszeit, gegen welche die Armeebekleidung und Verpflegung der Preußen sich als unzureichend erwies, so daß durch Privatunterstützung und patriotische Mildthätigkeit nachgeholfen werden mußte, erhöhte die Leiden und Beschwerden des Felddienstes und mehrte die Zahl der Kranken. Erst gegen Ende des Märzmonats, als die Kunde von der kühnen Landung preußischer Mannschaft auf der Insel Fehmarn
15. März. und die Wegführung der überraschten dänischen Strandwache und der Besatzung aus dem

Hauptorte Burg in Kriegsgefangenschaft, so wie das rühmliche Seegefecht, das ein kleines preußisches Geschwader unter Kapitän Jachmann gegen die dänische Kriegsflotte auf der Höhe von Rügen bestanden, den Muth der Armee neu belebt hatten, wurde beschlossen, aus dem Belagerungskampf zum Sturmangriff überzugehen. Schon am 15. März hatten die Strandbatterien am Alsener Sund den Rolf Krake und ein anderes Schiff in die Flucht getrieben und das Städtchen Sonderburg auf Alsen, wo die Dänen ein großes Pulvermagazin und allerlei Kriegsvorräthe hatten, beschossen und einige Zeit nachher in Brand gesetzt, ein Ereigniß, das im englischen Parlament zu heftigen Schmähreden auf die deutsche „Barbarei" Veranlassung gab; zwei Tage später eroberten einige Bataillone unter schweren Kämpfen die festen Stellungen von Rackebüll und Wester-Düppel. Nachdem die Preußen auf diese Weise sich den feindlichen Festungswerken genähert hatten, wurde am 28. März der Angriff eröffnet und drei Wochen lang in der Art fortgesetzt, daß sie unter steten Gefechten immer mehr vorrückten und den erkämpften Boden durch sogenannte Parallelen, vom Strande des Venning-Bond bis zur Sonderburger Landstraße, befestigten und sicherten. Nach Beendigung der dritten Hauptparallele standen sie unmittelbar vor den sechs stärksten, durch Graben, Pallisaden, Sturmpfähle und andere Hindernisse geschützten Schanzen, auf welche dann am 18. April der Hauptsturm eröffnet wurde. Es war ein furchtbarer Tag, der an 1200 tapfere Krieger der preußischen Armee, darunter 70 Offiziere todt oder verwundet in den Schanzwerken niederwarf; aber es war ein Tag des Ruhmes und der Ehre in der Kriegsgeschichte Preußens. Am Abend waren die blutig erkämpften Düppeler Schanzen in preußischen Händen und die Dänen auf die Insel Alsen zurückgeworfen. Mit gehobenem Gefühle vernahm man in ganz Deutschland die frohe Botschaft von den glorreichen Kämpfen, und je mehr die Einzelheiten des kühnen Schanzenkrieges in die Oeffentlichkeit drangen, desto mehr stieg die Bewunderung des Muthes und der Todesverachtung, welche Alle, Linie und Landwehr, Offiziere und Gemeine, in gleicher Stärke an Tag gelegt. Die Heerabtheilungen hatten um die Ehre gestritten, bei der Anordnung der Sturmcolonnen vorangestellt zu werden, so daß das Loos die Reihenfolge entscheiden mußte, und mit Erstaunen hörte man von den Zügen opferfreudiger Hingebung einzelner Krieger. Als die Pallisaden den Anstürmenden eine unüberwindliche Schranke entgegenstellten, wobei jede Minute Aufenthalt bedeutende Opfer forderte, da bahnte der westfälische Landwehrmann Klinke, ein zweiter Winkelried, seinen Kameraden eine Gasse, indem er mittelst einer Pulverexplosion einen Theil der Schanzpfähle einriß, aber dabei auch das Leben einbüßte. König Wilhelm selbst eilte auf den Kriegsschauplatz, um der siegreichen Armee seine Zufriedenheit auszusprechen. Die Verluste der Dänen an Todten, Verwundeten und Gefangenen waren sehr groß, dazu fielen Waffen und Geschütz in die Hände der Sieger; wahrlich! sie hatten Grund zur Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit. — Mit dem Falle der Düppeler Schanzen war das Schicksal des Krieges entschieden. Die Dänen machten daher auch keine Anstrengungen mehr, das Festland zu behaupten. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die Inseln und den Seekrieg gerichtet. Als daher ein Theil der preußischen Truppen aus dem Sundewitt wieder nach Jütland zog, um mit den Oesterreichern vereinigt auch dieses nördliche Land in Besitz zu nehmen, wagten die Dänen keinen Widerstand mehr. Ehe noch die Verbündeten Anstalten zur Belagerung von Fridericia trafen, verließen die dänischen Besatzungstruppen die Festung. Als v. Gablenz bei dem Dorfe Bredstrup ankam, erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß der Feind in der Nacht heimlich und in größter Eile sich nach Fehmarn eingeschifft und sogar einen bedeutenden Theil des Geschützes zurückgelassen habe. Damit war jeder bewaffnete Widerstand in der Halbinsel zu Ende; keine Hand regte sich, als die Festungswerke zerstört wurden, und ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, konnte Wrangel von Veile aus die gesammte Streitmacht in zwei Flügeln nach Norden entsenden, damit der rechte die Stadt Aalborg, der linke Viborg und Skive besetze. Jütland sollte als Unterpfand dienen für die weggenommenen Handelsschiffe; der einzige Widerstand, den der Heerführer erfuhr, war die Weigerung der Bauern, die ausgeschriebene Kriegssteuer zu entrichten. Als am 12. Mai behufs der Londoner Conferenzen eine Waffenruhe eintrat, war die ganze Halbinsel bis zum Limfiord in den Händen der Deutschen. Nur zur See erlebten die

10. März 1864.

18. April

28. April.

Dänen noch einen kleinen Triumph. Ein österreichisches Geschwader segelte aus dem Mittelmeer in die Nordsee, um in Verbindung mit den Preußen, deren Kanonenboote und Strandbatterien bisher die Hafenorte an der Ostsee beschützt und die dänische Blokade unwirksam gemacht hatten, die deutschen Handelsschiffe zu schützen. In der Nähe
9. Mai 1864. von Helgoland trafen sie mit einem stärkeren dänischen Kriegsgeschwader zusammen und es ereignete sich ein Seetreffen, in welchem zwei österreichische Schraubenfregatten (Schwarzenberg und Radetzky) einigen Schaden litten und einen Theil ihrer Mannschaft verloren. Aber wie sehr auch in England dieser „dänische Sieg" gepriesen ward, die Tüchtigkeit der deutschen Seeleute war dabei so glänzend zu Tage getreten, daß der Verlust, der auf feindlicher Seite nicht viel geringer war, über der rühmlichen Haltung der Schiffsmannschaft und der Befehlshaber leicht verschmerzt werden konnte.

§. 1168. **Die Londoner Conferenz. Alsen. Der Friedensvertrag von Wien.** Als dieses Gefecht vorfiel, waren die Bevollmächtigten der europäischen Staaten bereits in London versammelt, um auf einer Conferenz „die Mittel zu suchen, dem Norden Europa's die Segnungen des Friedens wiederzubringen". Auch der deutsche Bund war durch den sächsischen Minister v. Beust vertreten. Während der Verhandlungen sollte eine Waffenruhe eintreten, die am 12. Mai beginnend zuerst auf einen Monat festgesetzt, dann noch um weitere vierzehn Tage verlängert ward. Nun trat aber eine solche Verschiedenheit der Ansichten und Wünsche hervor, daß eine Vereinbarung sich bald als unmöglich erwies. Preußen und Oesterreich sagten sich von dem Londoner Protocoll los, dessen Gültigkeit von England und Dänemark festgehalten ward; und wenn die deutschen Großmächte einem Uebereinkommen, wonach die beiden vollständig getrennten Gebietstheile Schleswig-Holstein und Dänemark in der Person des Oberhaupts verbunden sein könnten, nicht gerade entgegen waren, so bestand dagegen der Bevollmächtigte des deutschen Bundes auf einer gänzlichen Losreißung der Herzogthümer und Constituirung derselben zu einem selbständigen deutschen Bundesstaat. Eben so wenig Anklang fand der Vorschlag einer Theilung Schleswigs nach der Sprachgrenze nebst andern daran geknüpften Bedingungen. Abgesehen davon, daß die Herzogthümer selbst dem Plane sich abgeneigt zeigten und auf dem alten Recht: „Auf ewig ungetheilt!" bestanden, konnte man sich auch nicht über die Grenzlinie vereinigen, und eine Volksabstimmung herbeizuführen, wie sie von Beust beantragt, von Frankreich befürwortet wurde, stand zu sehr mit den Interessen und Anschauungen der deutschen Großmächte im Widerspruch. Bei der sichtlichen Abneigung Dänemarks, das auf den Beistand Englands vertraute, in einen den Verhältnissen und dem Rechte entsprechenden Vergleich zu willigen, trat die Unfruchtbarkeit weiterer Berathungen mehr und mehr zu Tage. Die Conferenz ging daher auseinander und die Feindseligkeiten nahmen wieder ihren Anfang. Aber die dänischen Hoffnungen auf Englands Unterstützung erwiesen sich als trügerisch. Weder der Einfluß der Gemahlin des Prinzen von Wales, Alexandra, Prinzessin von Dänemark, die mit leidenschaftlichem Eifer für ihr Volk und ihren Vater arbeitete, noch die Drohungen und Schmähreden, die in der Presse, im Parlament, in Volksversammlungen widertönten, waren vermögend, das Ministerium Palmerston-Russel zum bewaffneten Eintreten in den fremden Krieg zu bewegen. Der erneuerte Waffengang nahm daher rasch eine für die Dänen ungünstige Wendung. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni schritt Prinz Friedrich Karl, der nunmehr an der Stelle des zum Grafen ernannten Wrangel den
28.–29. Juni 1864. Oberbefehl über die gesammte Streitmacht erhalten, zum Angriff auf Alsen, eine Kriegsthat, die dem Düppeler Schanzensturm an Kühnheit kaum nachstand. In aller Stille setzten die Truppen gegenüber von Arnkiels Oere auf zahlreichen Booten über den Alsener Sund, stiegen, während die Dänen aus den Batterien und Schützengräben ein heftiges Feuer unterhielten, an den Strand und rückten auf Ulkebüll los, wo General Steinmann die dänischen Streitkräfte an sich gezogen. Bald folgten neue Landungen, nur wenig gehindert durch das Panzerschiff Rolf Krake, das durch die preußischen Strandbatterien in der Action gehemmt ward. Bei Kjär von den Preußen mit großen Verlusten zurückgeschlagen, wandten sich die Dänen südwärts und wichen, das Städtchen Sonderburg in Flammen setzend, nach dem Hörup-Haff, um die stark befestigte und schwer zugäng-

liche Halbinsel Kekenis zu gewinnen. Aber so sehr hatten sie die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang verloren, daß sie in der nächsten Nacht und am folgenden Tag auf Kanonenbooten nach der Insel Fühnen überschifften, so daß am 1. Juli die Preußen auch die Halbinsel Kekenis ohne Widerstand besetzten und somit im Besitz der ganzen Insel Alsen waren. Die Verluste der Dänen waren sehr beträchtlich. Nicht nur daß über 4000 Mann, darunter 79 Offiziere, getödtet, verwundet oder gefangen wurden; da Alsen das Hauptquartier für Waffen und Kriegsbedarf war, so fiel sehr große Beute in preußische Hände. — Einen ähnlichen Ausgang hatten die Unternehmungen in Jütland. Als der dänische General Hegermann-Lindencrone, der mit etwa 5000 Mann das von Buchten und Meereseinschnitten zerrissene Nordjütland vertheidigen sollte, den Fall von Alsen und das Anrücken der österreichisch-preußischen Armee nach Skive und Aalborg vernahm, bewerkstelligte er in Frederikshavn die Einschiffung seiner Truppen sammt dem Geschütze nach Seeland und gab das feste Land den Feinden preis. Ungehindert drangen nun die Preußen bis nach Skagen, dem nördlichsten Punkte der cimbrischen Halbinsel vor, indeß die Oesterreicher über den Limfjord setzten und von der fruchtbaren Insel Mors (Morsö) mit der Stadt Nykiöbing Besitz nahmen. Der Ottesund, der seit den Tagen des großen Kaisers nicht mehr von deutschem Kriegsvolk berührt worden war, wurde von Kriegern aus den Donaulanden überschritten und in Thisted sah man österreichische Fahnen wehen. Zu gleicher Zeit brachte das österreichische Kriegsgeschwader die westfriesischen Inseln Romöe, Sylt, Amrom, Föhr u. a. in seine Gewalt, zwang den dänischen See- Mitte Juli 1864.
capitan Hammer, wegen seiner Wuth gegen alle Deutsche „der Tyrann von Sylt" genannt, trotz seiner durch die genaueste Ortskunde unterstützten Listen und Winkelzüge zur Ergebung in Kriegsgefangenschaft und bemächtigte sich der Fahrzeuge sammt der 19. Juli.
Mannschaft, welche so lange der Schrecken der Inseln und der westlichen Küstenländer gewesen. Diese wiederholten Unfälle und Verluste brachen den Starrsinn der Dänen. Eine Landung auf Fühnen oder Seeland lag nun, da seit der Ankunft des österreichischen Geschwaders den Verbündeten eine ganz achtbare Marine zur Verfügung stand und von Seiten Englands keine Hülfe zu erwarten war, nicht mehr außer dem Bereiche der Möglichkeit. Darum beschloß König Christian IX. durch directe Verhandlungen mit Oesterreich und Preußen einen Ausgleich herbeizuführen. Die Entlassung des strengnationalen Ministeriums Monrad war die Einleitung zu einem längeren Waffenstillstand, während dessen die Bevollmächtigten der drei kriegführenden Staaten in Wien über die Grundlagen eines Friedens in Verhandlungen treten sollten. Demgemäß wurden am 20. Juli alle Feindseligkeiten zu Land und zur See eingestellt, und die Wiener Conferenzen übernahmen nun das schwierige Werk einer friedlichen Lösung. Der deutsche Bund war dabei nicht vertreten. Diese Rücksichtslosigkeit, verbunden mit dem eigenmächtigen Vorgehen der Preußen in Rendsburg, wo in Folge von Streitigkeiten zwischen Preußen und hannöverisch-sächsischen Bundestruppen der Oberfeldherr Friedrich Karl die Festung besetzte und den Bundesgeneral v. Hake zum Abzug nöthigte, erhöhte die zwischen den Großmächten und 21. Juli.
dem Bundestage obwaltende Spannung. Ein tiefes Mißtrauen, Preußen trage sich mit der Idee, die Herzogthümer zu „annectiren" oder doch unter eine Art Schutzherrschaft zu stellen, griff immer weiter um sich. Dennoch wagte man in Frankfurt in der Successionsfrage noch immer keine Entscheidung zu treffen. Vielmehr erging, wie früher an den Augustenburger, so nun auch an den Großherzog von Oldenburg, der gleichfalls als Prätendent aufgetreten war, seine eigenen Anrechte mit den von dem verwandten russischen Herrscherhaus ihm durch Cession übertragenen verstärkend, die Aufforderung, seine Erbansprüche in einer genealogischen Begründungsschrift nachzuweisen. Die Friedenspräliminarien, über welche die Bevollmächtigten von Dänemark, Oesterreich und Preußen schon am 1. August sich einigten, und auf deren Grundlage am 30. October der Friede zum Abschluß geführt wurde, waren nicht geeignet, dieses Mißtrauen zu heben oder zu mindern. Ohne über das künftige Schicksal der besetzten Länder eine Bestimmung oder nur eine Andeutung zu enthalten, besagten die Friedensartikel zunächst nur, daß der König von Dänemark auf alle seine Rechte an die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Königs von Preußen und des Kaisers von Oesterreich Verzicht leiste und sich dabei verpflichte, die Dispositionen anzuerkennen, welche die genannten Majestäten

hinsichtlich dieser Herzogthümer treffen würden, und bestimmten dann im weiteren Verlauf, wie die Grenze zwischen Schleswig und Jütland gezogen, wie die Enclaven ausgeglichen und welche Inseln als zu Schleswig gehörend und in die Abtretung inbegriffen betrachtet werden sollten, und endlich wie die Staatsschulden und die Kriegskosten zu vertheilen und die Entschädigungen für die weggenommenen deutschen Schiffe zu leisten seien. Mit dem Abschluß dieses Wiener Friedens begann für die Herzogthümer eine neue Periode der Geschichte. So manche Bedenken auch gegen einen Friedensschluß laut wurden, der für die Herzogthümer ein „Condominat", eine solidarische Doppelherrschaft beider Großmächte schuf, und die von Deutschland so lange bestrittenen Rechte des Dänenkönigs auf die Herzogthümer als gültig voraussetzte, somit dem Krieg den Charakter eines Eroberungskrieges gab, und so sehr noch immer im Schooße der Zukunft „die schwarzen und die heitern Loose" verhüllt lagen; eine große Errungenschaft hat der Krieg und der Friede gebracht: der Schmerzensruf der deutschen Bevölkerung „Los von Dänemark" ist erhört worden. Nun galt für die deutsche Nation die Losung: „Wahre treu, was schwer errungen!"

III. Die Gründung des Königreichs Italien.

1. Der Kampf gegen Oesterreich.

§. 1169. Lage und Parteistellung in Italien. Auf dem Friedenscongreß in Paris (§. 1147) war Sardinien durch den großen Staatsmann Camillo Cavour, Victor Emanuels ersten Minister und Rathgeber, vertreten. Er repräsentirte einen Staat, der sich der Theilnahme Frankreichs und Englands erfreute und durch die uneigennützige Hülfeleistung im orientalischen Kriege den Dank dieser Mächte verdient hatte. Es geschah daher wohl nicht ohne deren geheime Zustimmung, wenn Cavour der Versammlung zu beweisen suchte, daß kein dauernder Friede in Europa begründet werden könne, so lange Italien nicht die nationale Selbständigkeit errungen habe, die das Strebeziel aller Parteien bilde, und in einem Schriftstück die Forderungen aussprach: Europa solle die nationale Einheit Italiens anerkennen, Oesterreich dem lombardisch-venetianischen Königreich eine freisinnige Verfassung geben, der Kirchenstaat von den fremden Besatzungstruppen befreit und unter der Oberhoheit des Papstes einem weltlichen Statthalter unterstellt und der Mißregierung in Neapel und Sicilien mittelst einer Intervention ein Ende gemacht werden. Diese Forderungen, wenn sie auch vorerst bei dem Congreß keine Berücksichtigung finden konnten, bildeten fortan das Programm der Fortschrittspartei in Sardinien und in der ganzen italienischen Halbinsel, die Grundbedingungen aller Reformbestrebungen von den Alpen bis zur Südspitze Siciliens; und wenn auch eine radicale Partei, die den Eingebungen Mazzini's folgte, sich mit diesen Punkten keineswegs begnügte, sondern in einer demokratischen Republik das Ziel ihrer Wünsche erkannte, so ging sie doch für jetzt größtentheils mit der liberal-monarchischen Nationalpartei, die in Cavour ihr Haupt und in dem König und in der Regierung von Sardinien ihre Stütze hatte, Hand in Hand, um nicht durch Spaltungen die Volkskräfte zu schwächen und die Action in ihrem Gange zu lähmen, das Weitere der Zukunft anheimstellend. Piemont, das mit Einschluß des Gebirgslandes Savoyen und der Insel, von der das Königreich den Namen führt, kaum fünf Millionen Einwohner zählte, konnte nur dann hoffen, an die Spitze der italienischen Nation zu treten, wenn es ihm gelang, die Macht und den Einfluß Oesterreichs zu brechen. Denn nicht nur, daß das lombardisch-venetianische Königreich seit den Siegen Radetzky's von einer bedeutenden Militärmacht und gewaltigen Festungen niedergehalten wurde, Oesterreich war auch zugleich der Halt und Hort der conservativen und reactionären Partei im übrigen Italien und in den kleineren Staaten, mit denen es durch Verträge oder verwandtschaftliche Bande verknüpft war. Im Vertrauen auf seinen Schutz errichteten die heimgekehrten Fürsten von Modena und Parma ein Regiment der Rache und Verfolgung nicht nur gegen ihre Widersacher aus den Revolutionsjahren, sondern gegen alle Anhänger eines freien Staats-

lebens. Durch österreichischen Einfluß wurde in Toscana die Verfassung beseitigt; der nördliche Theil des Kirchenstaates, die Legationen, waren von österreichischen Truppen besetzt; im Vertrauen auf und nach dem Vorbild von Oesterreich hielt König Ferdinand II. von Neapel und Sicilien mit einer großen durch fremde Söldner verstärkten Soldatenmacht sein Volk in niedriger Knechtschaft und trieb den Steuerdruck und die Staatslasten auf eine unerschwingliche Höhe. Den Papst schützte Oesterreich durch seine Besatzungsmannschaft in den Legationen und räumte durch ein Concordat dem Klerus in seinen Staaten große Rechte und Vortheile ein, um sich dessen Hülfe gegen die Tendenzen der Zeit zu versichern. Die Machtstellung des Kaiserreichs zu brechen, war nun das eifrigste Bestreben der sardinischen Regierung unter Victor Emanuel, einem König, der mit militärischem Sinn und festem Muth ein Herz für vaterländische Interessen und nationale Ehre verband. Die Versuche, Italiens Befreiung mit Waffengewalt zu erzwingen, hatten bisher unglückliche Folgen gehabt; darum sollte das österreichische Regiment zuerst geistig unterwühlt und erschüttert werden, ehe man verstärkt durch fremde Hülfe das Schwert abermals gegen dasselbe zog. Und so sehen wir in den fünfziger Jahren zwei politische Systeme in der apenninischen Halbinsel thätig, die in Oberitalien wurzelnd die ganze Nation in zwei Heerlager sammelten und, indem sie sich auf die entgegengesetzten Meinungen, Interessen und Leidenschaften der Bevölkerung stützten, einander die Herrschaft mit verschiedenartigen Waffen streitig machten. Setzte Oesterreich nach alter Gewohnheit sein Vertrauen auf die Macht der Bajonette und den Einfluß des Klerus, suchte es durch Geistesdruck und Polizeigewalt die Völker in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu erhalten, durch Verträge die Regierungen an sich zu fesseln und zu übereinstimmenden Maßregeln und Grundsätzen zu bewegen; so schlug Sardinien den entgegengesetzten Weg ein, indem es die Macht des Klerus schwächte, im eigenen Lande ein freies Staatsleben schuf und die Sympathien des italienischen Volkes zu gewinnen bemüht war. Schon im Jahre 1850 wurden durch die „Siccardischen Gesetze", welche die geistliche Gerichtsbarkeit aufhoben, die nichtkatholischen Unterthanen unter den Schutz der Staatsgesetze stellten und die kirchlichen Einkünfte beschränkten, der Herrschaft des Klerus schwere Schläge versetzt. Die Drohungen Roms blieben unbeachtet und die widerstrebenden Bischöfe wurde gerichtlich bestraft. Um die vermehrten Ausgaben zu decken, wurden in den nächsten Jahren Reformen im Steuerwesen auf Grund der Gleichberechtigung aller Unterthanen durchgeführt, durch Eisenbahnen und Handelsverträge mit dem Auslande Verkehr und Betriebsamkeit in Aufschwung gebracht, die Zahl der Klöster beschränkt, die freie Bewegung der Presse gestattet, die Auflösung der Zehnten eingeleitet u. dgl. m. Zugleich wurde die Kriegsmacht verstärkt, die Festung Alessandria in Stand gesetzt und die Wehrkraft des Landes auf alle Weise erhöht. Dadurch erlangte Piemont den Vortheil, daß es, während die übrigen Staaten Italiens dem revolutionären Treiben einen kraftlosen Damm entgegen setzten, dem inneren Strom durch rechtzeitige Institutionen einen schnellen Abfluß verschaffte, ihn aber zugleich in sichere und geregelte Schranken drängte.

§. 1170. Oesterreich und Sardinien. Die österreichische Regierung blickte mit Unruhe und Verdruß auf das bewegte politische Leben des Nachbarlandes, welches zu der Grabesstille in Lombardo-Venetien unter dem Druck der Reaction einen auffallenden Contrast bildete, auf welches die Hoffnungen und die sehnsüchtigen Wünsche der italienischen Patrioten gerichtet waren. Sie blickte mit Unmuth und Besorgniß auf die wachsende Auswanderung angesehener Männer und ganzer Familien nach dem gelobten Lande der Freiheit, wo sie mit offenen Armen aufgenommen und nicht nur geschützt, sondern auch häufig im Heer oder zu Staatsämtern verwendet wurden. Schon im Februar 1853, als ein mißlungener Aufstand in Mailand den Zorn Oesterreichs von Neuem reizte, kamen geschärfte Maßregeln in Anwendung. Man verlangte, daß die lombardischen Flüchtlinge von den Grenzgebieten entfernt (internirt) werden sollten, und belegte zugleich, um von weiteren Auswanderungen abzuschrecken und der sardinischen Regierung die Last ihrer Unterhaltung aufzubürden, die Güter derselben in der Lombardei und Venetien mit Beschlag. Schon damals stieg die Spannung zwischen beiden Staaten zu solcher Höhe, daß der diplomatische Verkehr abgebrochen ward. Die thätige Theilnahme Sardiniens

am Krimkrieg hatte zur Folge, daß es auf dem Friedenscongreß in Paris mit den Staaten ersten Ranges über europäische Fragen verhandeln durfte und sich nun um so mehr be-
Novbr. 1855. rechtigt und berufen glaubte, als Schutz- und Vormacht Italiens aufzutreten. Eine Reise des Königs Victor Emanuel und seines gewandten Ministers nach Paris und London diente dazu, durch persönliche Anknüpfungen das Bündniß zu befestigen. Das Interesse der englischen Nation für die Befreiung und Einigung Italiens gab sich laut und unverhohlen kund; und in Frankreich lebten noch alte Sympathien für das schöne Land, das in den Tagen des Ruhmes mit dem großen Kaiserreich so innig verbunden gewesen. Wie verstimmt auch Oesterreich über diese Vorgänge sein mochte, bei seiner eigenen schwankenden Haltung in dem östlichen Kriege durfte es seine Empfindungen nicht durch neue feindselige und drückende Maßregeln bemerklich machen. Vielmehr versuchte es durch versöhnliche Mittel wieder einigermaßen einzulenken. Im Winter 1856—1857 machte der Kaiser mit seiner jungen, schönen Gemahlin, Elisabeth von Bayern, eine Reise durch seine italienischen Staaten. Dieser erste „fröhliche Einzug", mit der Aufhebung der Güter-Sequestration aller politischen Flüchtlinge und mit einer Amnestie im Gefolge, war noch vermögend, wenigstens bei dem unteren Volke in Mailand und andern lombardischen Städten, einige Kundgebungen von Loyalität und Begeisterung zu erzeugen. Aber die Leidenschaften und nationalen Antipathien waren bereits zu sehr aufgestachelt, als daß ein leidliches Verhältniß und Zusammenleben hätte zurückgeführt werden können. Die sardinische Presse hatte schon lange einen zügellosen Ton angeschlagen; über ganz Italien waren Verbindungen organisirt worden, welche, wenn auch in Zwecken und Motiven vielfach gespalten, doch vorerst die nationale Einigung durchzuführen bemüht waren. Vor Allem wirkte in diesem Sinne der italienische Nationalverein (§. 1090) unter der Leitung des hochsinnigen Patrioten Pallavicino und des thätigen Messinesen La Farina, ein politischer Bund, dem auch Garibaldi sich anschloß, der nach vielen Irrfahrten und wechselvollen Lebensgeschicken wieder nach Italien zurückgekehrt war und mit seiner Familie auf der kleinen Insel Caprera eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Das Hauptbestreben dieses Vereins war, im Anschluß an die sardinische Regierung die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft zu begründen und die dahin zielenden patriotischen Bestrebungen des Grafen Cavour auf alle Weise zu unterstützen. Mit diesem Zweck war die Vertreibung der kleineren Fürsten, die nur nach den Eingebungen Oesterreichs handelten, nothwendig verbunden. Der radicale „Bund der That" (Actions-Verein), der von dem zuerst in Locarno, dann häufig in seiner Vaterstadt Genua weilenden Agitator Mazzini seine Weisungen empfing, verfolgte weitergehende Pläne, war aber nicht vermögend oder nicht Willens, den nationalen Aufschwung unter den volksthümlichen Namen Cavour und Garibaldi zu lähmen. In ganz Italien gab sich eine allgemeine Gährung kund; Waffeneinkäufe mittelst freiwilliger Geldbeiträge deuteten auf kriegerische Unternehmungen, einzelne Aufstände an verschiedenen Orten, meistens blutig unterdrückt, hielten das Volk in steter Aufregung und lenkten die Blicke der andern Staaten auf das gährende, tief durchwühlte Land, wo Regierungen und Unterthanen in ewigem Kampfe lagen, wo Recht und bürgerliche Ordnung unbekannte Güter waren, wo die Dolche der Verschwörer den Gräueln der Tyrannei und ihrer Schergen das Gegengewicht hielten.

Schon im März 1854 war Herzog Karl III. von Parma, ein Todfeind der Demokraten und Patrioten, der den ehemaligen englischen Stallmeister Ward zu seinem allvermögenden Minister erhoben hatte, auf offener Straße ermordet worden, ohne daß der Thäter ergriffen werden konnte; zwei Jahre später bluteten an demselben Orte zwei verhaßte Männer, der Strafhausdirector Cereali und der Kriegsauditor Bordi, unter Mörderhänden. Die allgemeine Unsicherheit erreichte einen solchen Grad, daß die Herzogin Marie Louise, die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Robert die Regentschaft führte, den Kriegszustand über Parma verhängte. Auch an andern Orten suchte die Rache und der Meuchelmord seine Opfer. In Mailand wurden österreichische Soldaten einzeln überfallen und erdolcht. In Pavia wurde ein kaiserlich gesinnter Professor getödtet.

§. 1171. Neapel. Am schrecklichsten war der Zustand im Königreich Neapel und Sicilien, das die Natur zu einem Paradiese, der Mensch zu einem Lande der

Verdammniß geschaffen hat. König Ferdinand II. (§§. 1077. 1089), den das Volk wegen der Härte und Grausamkeit, womit er im Jahre 1848 die Volkserhebung in Neapel unterdrückt hatte, „König Bomba" nannte, benutzte die Jahre der europäischen Reaction, um mit Hülfe seiner Schweizergarde und Miethtruppen jede Regung der Freiheit, jede Spur von Volksrechten niederzudrücken, um die Gefängnisse und Galeeren mit seinen politischen Widersachern zu füllen und mit Hülfe des zahlreichen Klerus und einer despotischen Beamtenschaar ein Regiment des Schreckens und der Knechtung aufzurichten. Eine Reihe von Briefen des englischen Staatsmannes und Gelehrten Gladstone machte das gebildete Europa mit diesen heillosen Zuständen, die jener auf einer Reise kennen gelernt, bekannt und erregte einen so allgemeinen Unwillen, daß sich die englische und französische Regierung zu ernsten Vorstellungen gedrungen fühlten und erklärten, daß die Ruhe Europa's nicht erhalten werden könne, wenn nicht Ferdinand eine Verfassung einführe, Verwaltung und Gerichtswesen zeitgemäß umgestalte und die politischen Gefangenen schonender behandle. Diese Vorstellungen machten auf das harte Gemüth des Königs und die ränkevolle Hofpartei keinen Eindruck, worauf beide Regierungen ihre Gesandten abriefen und allen diplomatischen Verkehr mit Neapel abbrachen. Von Oct. 1856
der Zeit an lagen in dem Königreiche beider Sicilien die revolutionären und absolutistischen Kräfte in blutigem Zweikampf: im November erhob in Sicilien Baron Bentivegna die Fahne der Empörung, um die Rückführung der Verfassung von 1812 zu erzwingen, erlag aber den königlichen Truppen und wurde mit mehreren seiner Gefährten hingerichtet; im December wurde der König bei der Parade von dem Soldaten Milano, einem Theilnehmer mazzinistischer Verbindungen, verwundet. Der Tod des Verbrechers Januar
durch den Strang schreckte Andere nicht ab. Am 5. Januar wurde während der Nacht 1857.
eine Dampffregatte, welche der Regierung Waffen zuführen sollte, im Hafen von Neapel in die Luft gesprengt, wobei viele Menschen das Leben verloren. Bewaffnete Banden, in einen Geheimbund, Camorra, vereinigt, durchzogen das Land und benutzten die allgemeine Verwirrung und Gesetzlosigkeit zu Raub und Mord; eine über das ganze Königreich verbreitete Partei wirkte im Interesse des Prinzen Mürat, eines Sohnes des ehemaligen Königs Joachim. Anarchie und Despotismus kämpften mit einander um die Herrschaft; und um das Maß des Elends und Unglücks voll zu machen, wurde der Landstrich um Potenza in der Provinz Basilicata bis nach Salerno hin von einem Erdbeben heimgesucht, welches 20,000 Wohnungen zerstörte und gegen 10,000 Menschen verschüttete (December 1857). Der König wagte nicht länger in der Hauptstadt unter dem aufgeregten Volke zu leben; er bezog mit seiner Familie das Schloß Caserta, wo er, von zahlreichen Truppen bewacht, nur den nächsten Vertrauten den Zugang gestattete. Die Anwesenheit Mazzini's in Genua im Sommer 1857 steigerte die Aufregung in der ganzen Halbinsel zu einer fieberhaften Höhe. Wenn auch der Plan des Agitators, sich der günstig gelegenen Seestadt durch einen Handstreich zu bemächtigen und sie zum Herd der italienischen Revolution zu machen, durch die rasche und energische Unterdrückung des genuesischen Aufstandes von Seiten der sardinischen Regierung vereitelt ward, so gaben sich doch in Livorno und im Neapolitanischen die Wirkungen in verschiedenen Aufstandsversuchen kund. Eine Anzahl politischer Flüchtlinge fuhr auf dem einer sardinischen Gesellschaft gehörigen Dampfer Cagliari nach der neapolitanischen Insel Ponza, wo der Anführer Pisicane die dort bewachten politischen Strafgefangenen befreite und dann mit denselben vereinigt bei Sapri die Fahne der Empörung aufpflanzte. Aber das Unternehmen schlug fehl. Der Aufstand wurde von den königlichen Truppen im Keime unterdrückt, Pisicane und mehrere seiner Gefährten fanden den Tod, die übrigen wurden den Gerichten überwiesen, das Dampfschiff mit Beschlag belegt, die Mannschaft, darunter zwei englische Maschinisten, in Gewahrsam genommen. Erst im folgenden Jahr erwirkten die Drohungen Sardiniens und Englands die Herausgabe des Schiffes und die Freilassung der fremden Gefangenen. Diese Vorgänge führten den König mehr und mehr der absolutistischen Partei (Sanfedisten) in die Arme, die ihn durch fortwährende Gerüchte von Verschwörungen zu schrecken und zu den härtesten Maßregeln zu drängen bemüht war. Als er schon auf den Krankenlager dem Tode entgegensiechte, ließ er, um in den Gefängnissen Raum zu schaffen eine bedeutende Anzahl politischer Verhafteten,

unter ihnen Poerio, nach Amerika einschiffen. Diese zwangen jedoch unterwegs den Capitän zu einer Landung in Irland, wo sie sich befreiten und großentheils in die sardinische Armee eintraten.

§. 1172. Napoleons Stellung in Italien. Mittlerweile waren in Oberitalien nach langen Vorbereitungen die Würfel des Krieges gefallen. Die wachsende Gährung in der Halbinsel machte es der sardinischen Regierung, wollte sie nicht durch die Thätigkeit der geheimen Vereine in ihrem Einfluß auf die nationale Partei gelähmt werden und der Lenkung der volksthümlichen Bestrebungen verlustig gehen, zur Pflicht, zum Gebot der Selbsterhaltung, mit den Männern des Fortschritts Hand in Hand zu gehen und das Prinzip der Nationalität und der italienischen Unabhängigkeit und Selbstregierung auf ihre Fahne zu schreiben. Es kam dabei dem König zu Statten, daß das savoyisch-piemontesische Herrscherhaus die einzige eingeborne Dynastie war, während in Neapel, Toscana, Parma Abkömmlinge der Bourbonen und Habsburger auf den Thronen saßen. Die Italiener fühlten sich zu einem König, der ihres Blutes und Stammes war, mehr hingezogen, als zu Herrschergeschlechtern, die, aus der Fremde eingewandert, ihren Halt nicht im Volke, sondern in der Abstammung und Verwandtschaft suchten. Daß bei der gespannten Lage der Dinge zwischen Sardinien und Oesterreich noch einmal die Entscheidung der Waffen gesucht werden würde, daß der italienische Krieg nur noch eine Frage der Zeit sei, war gegen Ende der fünfziger Jahre Jedermann einleuchtend. Zum Glück für Sardinien stand Oesterreich damals ganz isolirt. Seine Haltung im orientalischen Kriege hatte ihm die Feindschaft Rußlands zugezogen, ohne ihm das Vertrauen und die Freundschaft der Westmächte erworben zu haben. Mit Preußen war bei der eingewurzelten Rivalität und dem tiefgehenden Mißtrauen zwischen beiden Staaten auf ein herzliches Einverständniß nicht zu hoffen, und der vielköpfige deutsche Bund war außer Stand, in den großen Welthändeln mitzusprechen oder mitzuhandeln. Auch war es Napoleons eifrigstes Bemühen, Rußland mit Frankreich und Sardinien auszusöhnen und in freundliche Beziehungen zu setzen und dadurch der heiligen Allianz, die schon durch den Krimkrieg einen tödtlichen Stoß erlitten hatte, auf immer die Wiederkehr unmöglich zu machen. Als im Herbst 1856 die Kaiserin Mutter Alexandra von Rußland die Bäder in Nizza besuchte, wurde sie von Victor Emanuel mit Beweisen von Hochachtung und Aufmerksamkeit überhäuft, und als im nächsten Jahr
1857. eine russische Dampfschifffahrts-Gesellschaft im geheimen Auftrag der Regierung den Hafen von Villafranca unweit Nizza, angeblich als Kohlenlager, zu kaufen wünschte, kam ihr die sardinische Regierung mit aller Willfährigkeit entgegen. Bald sah man russische Kriegsschiffe das Mittelmeer befahren. Nicht minder erfolgreich waren Napoleons Bewerbungen um Rußlands Freundschaft für Frankreich. Nachdem er in einer persön-
6. Aug. 1857. lichen Zusammenkunft mit der Königin Victoria zu Osborne, welcher auch die beiden Minister Walewski und Palmerston anwohnten, die englisch-französische Allianz
27. Sept. aufs Neue befestigt, traf er im September mit Alexander II. in Stuttgart zusammen, und wenn auch die Begegnung zunächst nur den Charakter einer persönlichen Begrüßung trug, so hatte sie für den französischen Machthaber doch den Vortheil, daß er als Ebenbürtiger auftrat und Rußland von der Zeit an gegen Frankreich ein wohlwollendes Entgegenkommen an Tag legte. Auch in Deutschland suchte Napoleon schlummernde Sympathien zu wecken, indem er für die noch übrigen Soldaten der großen Armee seines Oheims die Helenamedaille stiftete. — Allen diesen Schritten lag ohne Zweifel der geheime Gedanke zum Grunde, Oesterreichs Macht und Uebergewicht in Italien zu brechen und eine Regierung zu unterstützen, welche die Sympathien des Volkes für sich hatte und nie so mächtig sein würde, daß sie sich des Dankes gegen ihn entschlagen oder seines fortdauernden Beistandes in Zukunft entbehren könnte. Daß es dabei auch auf eine Vergrößerung Frankreichs abgesehen war, trat bald hervor. Indessen, wie beunruhigend auch die Zustände in Italien waren, der behutsame Kaiser hätte sich vielleicht noch nicht so schnell bestimmen lassen, abermals „für Ideen" ins Feld zu ziehen, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das einen großen Eindruck auf ihn hervorbrachte. Als er am 14. Januar mit seiner Gemahlin in die Oper fuhr, platzten unter und neben

seinem Wagen drei Hohlgeschosse von so zerstörender Wirkung, daß die Straße von Leichen und Verwundeten bedeckt war, alle Fenster der anstoßenden Häuser zertrümmert wurden und der Kaiser und die Kaiserin selbst leichte Verletzungen davon trugen. Dennoch begaben sie sich in das Theater und wohnten der Aufführung bis zu Ende bei, während draußen die Urheber entdeckt und verhaftet wurden. Der Hauptschuldige war Felix Orsini, einer jener verwegenen Italiener, welche von der Gluth der Leidenschaft und des Hasses zu den verzweifeltsten Thaten sich hinreißen ließen, in deren Augen selbst der sicher drohende Tod seine Schrecken verloren hatte. Einst Mitglied der constituirenden Versammlung in Rom, dann Gefangener in Mantua, war er seinem Kerker entflohen und hatte in England, wo er mit drei anderen Flüchtlingen, Pieri, Gomez und Rudio, in Verbindung getreten war, die Werkzeuge seiner verbrecherischen That construirt. Es waren gefüllte Bomben in Birnenform derart mit Zündhütchen gespickt, daß, wo sie auffielen, sie sogleich explodiren mußten. Der Kaiser wurde tief erschüttert. Er war einst selbst Mitglied eines italienischen Geheimbundes gewesen und hatte den Eid der Eingeweihten geschworen; er galt nun in den Augen der ehemaligen Genossen als Verräther und darum sollte er sterben. Orsini gestand offen bei seinem Verhör, daß von Jugend an sein ganzes Thun und Denken auf die Befreiung seines Vaterlandes und auf Rache an Oesterreich gerichtet gewesen, daß er Napoleon lange Zeit für den Einzigen gehalten, von dem diese Befreiung ausgehen könne; da dieser aber Italien nicht retten wolle und statt eines Werkzeugs ein Hinderniß der Befreiung geworden sei, so habe er die Ermordung desselben für nothwendig gehalten. Im Februar wurde ein Brief veröffentlicht, worin Orsini aus dem Gefängniß den Kaiser beschwor, für Italiens Unabhängigkeit zu kämpfen. „Erinnern Sie sich, daß die Italiener ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen haben," so schloß das Schreiben. „Befreien Sie mein Vaterland und der Segen von 25 Millionen Bürgern wird Ihnen auf die Nachwelt folgen." Am 13. März starben Orsini und Pieri auf dem Schaffot, während die beiden andern in die Strafcolonien Südamerika's deportirt wurden. Die Standhaftigkeit, womit der erste den Tod ertrug, und die Liebe zu seinem Vaterland, dem noch sein letzter Ausruf galt, erregten allgemeine Theilnahme, und es machte daher einen großen Eindruck, als am 31. März in einer Turiner Zeitung ein zweiter Brief veröffentlicht wurde, den Orsini zwei Tage vor seiner Hinrichtung gleichfalls an Napoleon geschrieben haben sollte. In diesem dankte er dem Kaiser für die Veröffentlichung des ersten Schreibens, weil er darin einen Beweis sehe, daß die dort ausgesprochenen Wünsche und Gefühle für Italien in dessen Herzen ein Echo gefunden und sprach die zuversichtliche Erwartung aus, daß er dem unglücklichen Lande ein Helfer sein werde. „Indem ich dem Tode entgegen gehe," hieß es ferner, „gereicht es mir zum großen Troste, daß Ew. Majestät von wahren italienischen Gesinnungen beseelt sind." Mögen die Briefe echt sein oder nicht, sie erfüllten ihren Zweck; wonach der lebende Orsini vergebens gerungen, das erreichte der todte. Während der Mordversuch benutzt wurde, um Frankreich durch das Sicherheitsgesetz vom 28. Januar aller Freiheit zu berauben, schickte sich Napoleon an, im Verein mit Cavour das Testament Orsini's zu vollstrecken. Zuerst mußte aber mit England wieder ein freundliches Verhältniß hergestellt werden. Wenn man jenseit des Kanals dem französischen Kaiser grollte, daß durch seine Haltung die Friedensbedingungen für Rußland so günstig ausgefallen seien und die Resultate mit den großen Opfern, die England gebracht, in keinem Verhältnisse ständen; wenn man in dem Inselreiche mit einiger Besorgniß auf die Annäherungen Frankreichs und Rußlands blickte, die eine neue Bundesstellung zu begründen drohten; so war die französische Regierung ungehalten, daß alle Gegner Napoleons und seines Systems: Orleanisten, Republikaner, Mazzini und seine Genossen fortwährend ein sicheres Asyl in England fanden, daß Orsini und seine Mitverschworenen in Birmingham ihre Mordwerkzeuge ungehindert anfertigen durften, daß der Franzose Bernard, der einer Theilnahme an der Verschwörung angeklagt war, von dem englischen Schwurgerichte freigesprochen worden, daß sich die Regierung der Königin auf Seite Belgiens stellte, als der Kaiser eine drohende und gebieterische Haltung gegen das Nachbarland annahm, weil es die Fremdenpolizei nicht strenger und sorgfältiger handhabe. Die feindselige Sprache der offiziösen Presse in

[Margin notes: 14. Jan 1858. — März 1858.]

Paris und eine von einer Anzahl höherer Offiziere an den Kaiser gerichtete Adresse mit überhebenden und drohenden Ausdrücken gegen die englische Nation steigerten die Erbitterung. Aber Napoleon beschwor die Gefahr eines Bruches. Er bedurfte der Zustimmung und der Neutralität Englands zur Ausführung seiner Pläne in Italien; darum waren die Regierungsnoten gemäßigt und versöhnlich, und die britische Regierung, damals mit der Unterdrückung des Aufstandes in Indien beschäftigt, ergriff gerne die dargebotene Hand. Palmerston, Napoleons ergebener Freund, beredete die Königin Victoria,
5. Aug. 1858. der Einweihung des neubefestigten Kriegshafens von Cherbourg anzuwohnen, obwohl derselbe bestimmt war, in vorkommenden Fällen als Bollwerk und Stützpunkt gegen England zu dienen, und durch diesen Beweis von Freundschaft und Vertrauen die gestörte Harmonie wieder herzustellen. — Einige Wochen nachher hatte Graf Cavour mit Napo-
Herbst 1858. leon in dem Vogesenbade Plombières eine geheime Zusammenkunft, wobei die Pläne über Italien näher berathen und die erforderlichen Verabredungen und Verträge festgestellt wurden. Die Vermählung des Prinzen Napoleon Bonaparte mit Clotilde, der sechszehnjährigen Tochter Victor Emanuels, sollte das Band zwischen den beiden Herrscherhäusern noch fester begründen.

§. 1173. **Magenta.** Als am Neujahrstage 1859 das diplomatische Corps zu Paris nach herkömmlicher Sitte dem Kaiser Napoleon die Glückwünsche in den Tuilerien darbrachte, äußerte er zu dem österreichischen Gesandten, Baron Hübner: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen nicht so gut sind, als ich sie zu sehen wünsche, aber ich bitte Sie, dem Kaiser zu melden, daß meine persönlichen Gefühle für ihn stets die nämlichen bleiben." Diese Worte konnten nur auf ein kriegerisches Vorgehen in dem tiefbewegten Italien deuten; und hätte darüber noch ein Zweifel bestanden, so wurde derselbe vollends beseitigt, als bald nachher Victor Emanuel bei Eröffnung der Kammern in Turin verkündigte, daß Sardinien nicht länger unempfindlich sein könne gegen den „Schmerzensschrei", der sich von allen Seiten Italiens Hülfe flehend erhebe. Oesterreich wurde nicht gerade überrascht durch diese Wendung. Schon lange war seine Stellung in Italien eine unleidliche geworden. Die feindselige Haltung Sardiniens, das alle Flüchtlinge und Gegner des Kaiserreichs in seinen Staaten aufnahm, das die Bildung von Freicorps gestattete und beförderte, das alle Kräfte des Landes aufbot, die Kriegsmacht zu stärken, hatte die österreichische Regierung genöthigt, auch in ihren italienischen Staaten eine große Truppenmacht aufzustellen, welche die schon lange zerrütteten Finanzen des Reiches sehr stark in Anspruch nahm und den Steuerdruck erhöhte. Bei der herrschenden Stimmung war ein zwischen Krieg und Frieden schwebender Zustand, wie er schon längere Zeit bestand, fast schlimmer als der Krieg selbst. Dieser mußte doch eine Entscheidung bringen, während ein bewaffneter Friede einer eiternden Wunde glich, bei der keine Gesundheit eintreten konnte. Die österreichische Regierung nahm daher den Fehdehandschuh auf; sie verstärkte ihre Heere, stellte die Lombardei unter Kriegsrecht und ergriff alle Maßregeln, ihre Besitzungen und Machtstellung in Italien zu erhalten. Auf eine „Revision der Verträge", welche von Sardinien und Frankreich in Zeitungen und Broschüren als nothwendig und zeitgemäß hingestellt wurde, wollte sie so wenig eingehen, als sie dem von Frankreich aufgestellten neuen Prinzipe des Staats- und Völkerrechts, der „Berechtigung der Nationalitäten", Geltung geben durfte. Ehe jedoch das Schwert gezogen ward, machte die Diplomatie noch einige vergebliche Versuche, eine Verständigung und friedliche Ausgleichung zu bewirken. Wie wenig auch Europa den in der
7. Febr. 1859. gesetzgebenden Versammlung ausgesprochenen Versicherungen Napoleons, daß der früher verkündigte Satz: „das Kaiserthum ist der Friede", noch immer seine Geltung habe, Glauben beimaß, so begab sich dennoch der englische Gesandte in Paris, Lord Cowley, mit Zustimmung des französischen Hofes nach Wien, um die österreichische Regierung zu Concessionen zu bewegen. Während noch die Unterhandlungen im Gange waren, trat plötzlich Rußland mit dem Vorschlag eines Congresses zur Entscheidung der italienischen Frage hervor. Da aber Oesterreich verlangte, daß die Verträge von 1815 die Grundlage der Verhandlungen bilden sollten und daß vor Allem eine allseitige Entwaffnung eintrete, so kam der Congreß nicht zu Stande. Eben so erfolglos blieb ein Vermit-

telungsversuch Preußens, um dessen Bundesgenossenschaft man sich in Wien damals eifrig bemühte. Unter solchen Umständen konnte Oesterreich von einem längeren Aufschub nur Nachtheile haben, indem dadurch die Gegner Zeit gewannen, ihre Rüstungen zu vollenden, seine eigene Finanzlage aber durch die Unterhaltung einer großen Kriegsmacht immer schwieriger wurde. Darum stellte endlich das Wiener Cabinet an die sardinische Regierung in einem Ultimatum die Forderung, innerhalb drei Tagen das Heer 23. April 1859.
auf den Friedensfuß zu setzen und die Freicorps aufzulösen oder den Krieg zu erwarten. Als von Turin eine ablehnende Antwort erfolgte, empfing der Feldmarschall Gyulay den Befehl, den Tessin zu überschreiten. So wurden denn die schönen Fluren Oberitaliens, wo sich die Waffen der europäischen Völker so oft gemessen, nach zehnjähriger Unterbrechung abermals der Schauplatz eines Völkerkriegs. Oesterreich wurde hart getadelt, daß es die Feindseligkeiten begonnen, daß es den ersten Schritt zu einem Krieg gethan, der lange vorbereitet, nicht mehr zu vermeiden war. Die neutralen Mächte sprachen ihre Mißbilligung aus und Napoleon machte sich diesen Umstand zu Nutzen, indem er in einem Kriegsmanifest Oesterreich eines Friedensbruches beschuldigte, weil es in das Gebiet des Königs von Sardinien, Frankreichs Alliirten, eingedrungen sei, und es als seine Pflicht hinstellte, dem Ehrgeize und der Herrschsucht eines Staates entgegen zu treten, der bis zu den Alpen gebieten wolle und in jedem freien und unabhängigen Lande eine Gefahr für seine Macht fürchte. Allein nicht darin lag die Schuld und der Fehler Oesterreichs, daß es mit einem kühnen Griff die heuchlerische Hülle zerrissen und den offenen Kampf dem faulen Frieden vorgezogen; sondern daß es ein verrottetes und unhaltbares System, das dem Geiste der Zeit widerstrebte und von den Völkern verdammt war, aufrecht erhalten wollte. Durch Unglück und Schaden sollte es zur Erkenntniß kommen. Mit dem alten Feldmarschall Radetzky, der vor Ausbruch des Krieges aus der Welt geschieden, war auch das Waffenglück des Kaiserreichs ins Jan. 1858.
Grab gesunken. Wohl waren noch tüchtige Männer vorhanden, die wie Heß, Benedek u. A. sich als Heerführer bewährt hatten; aber Hofgunst und Geburt gingen über Talent und Erfahrung, und diesen Vorzügen verdankte Franz Gyulay, aus einem ungarischen Grafengeschlecht, der viele hohe Aemter verwaltet, aber noch keine hervorragende Befähigung gezeigt hatte, den Oberbefehl über die gesammte österreichische Kriegsmacht in Italien. In Sardinien und Frankreich hatte man den Ausbruch des Krieges noch nicht erwartet, die Vermittelungsversuche der neutralen Mächte waren noch nicht ganz aufgegeben; es wäre also dem österreichischen Feldherrn nicht gar schwer gefallen, durch rasches Vordringen dem Krieg von vornherein eine günstige Wendung zu geben, die französischen Hülfstruppen, die in mehreren Abtheilungen über die Alpen zogen, einzeln anzugreifen und die Vereinigung der gesammten sardinisch-französischen Streitkräfte zu verhindern. Statt aber mit militärischer Kühnheit und Entschlossenheit auf die Hauptstadt loszugehen, setzte sich Gyulay in der Landschaft Lomellina, zwischen Tessin und Sesia, fest, und blieb daselbst unthätig liegen, bis die Gegend von Regengüssen überschwemmt wurde. Durch dieses Zögern gab er den Sardiniern Zeit, ihre Truppen, etwa 80,000 Mann, um die Festung Alessandria zu concentriren, wo im Mai mehrere französische Heerabtheilungen Mai 1859.
sich mit ihnen vereinigten, während Garibaldi mit seinen „Alpenjägern" sich am Fuß des Gebirges aufstellte, um von dort aus den rechten Flügel der Oesterreicher zu beunruhigen und die Operationen der Hauptarmee zu unterstützen. Sein volksthümlicher Name führte von allen Seiten Freiwillige unter seine Fahne und sein Erscheinen an den nördlichen Seen erzeugte eine tiefe Bewegung unter der italienischen Bevölkerung. Um die Mitte des Mai erschien Napoleon selbst in Italien; er hatte gründliche Studien über das Kriegswesen gemacht und durch Einführung der gezogenen Kanonen mit einer bis dahin noch unerhörten Schußweite seinem Geschütze einen großen Vorzug verliehen; und wenn er auch, mit der Ehre des obersten Kriegsherrn sich begnügend, die strategische Führung mehr seinen erfahrenen Generalen überließ, so war doch seine Anwesenheit für die Soldaten ein Sporn zur Tapferkeit, so weckte doch sein glorreicher Name alte Erinnerungen bei Franzosen und Lombarden, so war doch seine Person der feste Mittelpunkt, von dem alle Bewegungen ausgingen und nach einem bestimmten Plane auf ein klares Ziel gelenkt wurden. Und wie sehr er die Natur und die herrschenden Neigungen seiner

Soldaten kannte, bewies sein erster Tagesbefehl vom 12. Mai, worin er an die Thaten der Väter unter seinem großen Oheim in demselben Lande erinnerte und ähnliche Erfolge in Aussicht stellte. Dieser einheitlichen und energischen Kriegführung gegenüber zeigte sich der österreichische Oberfeldherr nicht von ferne seiner hohen Aufgabe gewachsen. Er hatte den günstigen Augenblick zum Angriff versäumt; jetzt blieb ihm nur der Vertheidigungskrieg übrig; er mußte suchen, seine Stellung zu behaupten, und dem Feinde den Vortheil der Action und freien Bewegung in die Hand geben. Da er über die Stellung der verbündeten Armee gänzlich im Unklaren war, so sandte er den Grafen Stadion
20. Mai 1859. mit 12,000 Mann zum Recognosciren aus. Dieser stieß bei Montebello auf die Franzosen und wurde nach tapferer Gegenwehr zum Rückzug gezwungen. Nun richtete Gyulay seine Aufmerksamkeit nach jener Seite, in der Meinung, dort stände die Hauptmacht des Feindes und von dort würde der Angriff erfolgen. Allein Napoleon hatte beschlossen, von Alessandria aus nordwärts zu ziehen, um sich auf den rechten schwächeren Flügel der Oesterreicher zu werfen, und möglichst bald nach Mailand vorzurücken. Während die Hauptarmee von Alessandria aus nach Vercelli zog und Canrobert nach dem
31. Mai. hartnäckigsten Widerstande von Seiten des österreichischen Generals Zobel die Sesiabrücke bei Palestro besetzte, drang Garibaldi mit seinen Freiwilligen den Bergen entlang nach Como vor und war bereits auf dem Wege nach Monza, als Gyulay den General
1. Juni. Urban zur Deckung der lombardischen Hauptstadt absandte und dann den Rückzug über den Ticino anordnete. Aber auch Napoleon zögerte nicht, das lombardische Gebiet zu betreten. Sein rasches Vordringen an der Spitze seiner Garde hätte ihm an der Brücke von Buffalora verderblich werden können, wären nicht die übrigen Truppenabtheilungen unter Mac Mahon, Canrobert und Niel noch rechtzeitig eingetroffen. Nun erfolgte
4. Juni. die Schlacht von Magenta, in welcher, da auf Seiten der Oesterreicher jede einheitliche Führung fehlte und die einzelnen Befehlshaber Clam-Gallas, Liechtenstein, Zobel sich völlig selbst überlassen waren, die Franzosen den Sieg davon trugen. Die Tapferkeit, womit die österreichischen Soldaten vorgingen, erregte sogar die Bewunderung der Sieger, obwohl das Heer durch die großartigsten Unterschleife und Betrügereien der Lieferanten den bittersten Mangel litt. Nie traten die Gebrechen und die Fäulniß des österreichischen Staatswesens greller und schrecklicher zu Tage, als in dem italienischen Feldzuge. Die Lombardei war der Preis des Sieges bei Magenta. Gyulay, unfähig die zerstreuten Truppencorps um sich zu sammeln und einen neuen Kampf zu wagen, gab alsbald Befehl zum allgemeinen Rückzug. Schon an den beiden nächsten Tagen wurde Mailand geräumt und zwar in fluchtähnlicher Eile, so daß eine Menge Kriegsmaterial und Vorräthe zurückblieben; die Festungswerke von Pavia und Piacenza wurden gesprengt, die Besatzungstruppen aus allen Städten abberufen. Am 8. Juni zog Napoleon an der Seite Victor Emanuels unter dem Jubel des Volkes in Mailand ein, während die österreichischen Truppen ihren Rückzug ohne Unterbrechung fortsetzten und erst am Mincio eine neue Stellung nahmen, wo sie durch das Festungsviereck (Peschiera, Mantua, Verona, Legnago) gedeckt waren.

§. 1174. Lage und Stimmungen. Die Unfälle Oesterreichs führten auch den Sturz anderer Regierungen herbei. Schon im April war Großherzog Leopold von Toscana, obwohl seine Herrschaft weniger drückend und weniger verhaßt gewesen, durch einen allgemeinen Abfall von Heer und Beamten in die Nothwendigkeit versetzt worden, Florenz zu verlassen und sich unter den Schutz Oesterreichs zu stellen, worauf eine provisorische Regierung unter dem Protectorat Victor Emanuels eingesetzt wurde. Nach der Schlacht von Magenta verließ auch die Herzogin Louise von Parma mit ihrem minderjährigen Sohne Robert ihr Land und wandte sich nach der Schweiz, und wenige Tage nachher suchte der Herzog von Modena Schutz im österreichischen Lager jenseit des Mincio. Ueberall wurde die italienische Fahne aufgepflanzt und der Anschluß an Sardinien verlangt. Als der Oberst Anviti von Parma, zur Zeit der Reaction ein gefürchteter Günstling des Herzogs, sich öffentlich blicken ließ, fiel er unter den Dolchen des ergrimmten Volkes (7. Oct. 1859). Auch Bologna sagte sich von dem Papste los und rief die Dictatur des sardinischen Königs aus. Diesem Beispiele folgten

mehrere andere Städte des Kirchenstaats; und schon damals wären die päpstlichen Besitzungen größtentheils von Rom abgefallen, hätte nicht die blutige Erstürmung der Stadt Perugia durch die Schweizertruppen des Papstes solchen Schrecken verbreitet, daß in Ancona, Ravenna, Ferrara und anderwärts die römische Herrschaft vorerst noch erhalten blieb. — Während dieser Vorgänge herrschte in Deutschland große Aufregung. Oesterreich bemühte sich, Preußen und die deutschen Bundesregierungen zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen und die Beschützung des österreichischen Reichs als eine deutsche Sache, als eine Pflicht der Selbsterhaltung darzustellen. Denn der Krieg, der jetzt am Po geführt würde, könne bald an den Rhein verlegt werden. Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als ob die öffentliche Meinung, die sich besonders in Bayern und in ganz Süddeutschland laut für Anschluß an Oesterreich aussprach, die Regierungen fortreißen würde: es wurden Kriegsrüstungen gemacht; man verstärkte die Besatzungstruppen der Festungen; Preußen stellte nach und nach sein ganzes Heer auf den Kriegsfuß. Aber mancherlei Umstände vereinigten sich, die kriegerische Begeisterung und Kampflust zu dämpfen. Es zeigte sich bald, daß die lautesten Stimmen für Oesterreich aus einem Heerlager kamen, das bisher für die nationalen Fragen sehr geringe Theilnahme zu erkennen gegeben, daß die österreichischen Sympathien weniger die Ehre und Sicherheit Deutschlands, als particularistische und confessionelle Sonderbestrebungen, politische Parteisucht oder materielle Interessen zur Grundlage und zum Motiv hatten. Die liberale Partei und der protestantische Norden fühlten daher wenig Neigung, eine Macht zu stützen und zu erhalten, die nur ihre Gegner stärken würde, die standhaft das Concordat mit Rom aufrecht erhielt, und die ihren Sieg nur benutzen möchte, die deutschen Einheits- und Freiheitsbestrebungen niederzuschlagen, die gelockerten Bande des Polizeistaats wieder strammer anzuziehen, den Klerikalen und den Männern des Rückschritts das Regiment in die Hände zu spielen. Bei den deutschen Bundesregierungen wurden die kriegerischen Anwandlungen bald beschwichtigt, als an gar manchen Orten ein kläglicher Zustand im Heer- und Kriegswesen zu Tage trat, als das englische Ministerium, das den Einfall Oesterreichs in das sardinische Gebiet eine „verbrecherische Handlung" genannt hatte, die drohende Erklärung gab, daß es die deutschen Handelsschiffe gegen die französischen Kriegsschiffe und Kaper nicht in Schutz nehmen würde, wenn der Bund, ohne von Frankreich angegriffen zu sein, Oesterreich Beistand leisten sollte; als der russische Minister Gortschakoff in Frankfurt den Satz geltend machte, daß der Bund nur defensiver Natur sei und mithin gar nicht das Recht habe, in einer fremden Kriegssache angriffsweise vorzugehen. Rußland hatte nicht vergessen, daß ihm Oesterreich in den Tagen der Noth die früheren Dienste mit Undank gelohnt, und freute sich über dessen Demüthigung. Von gleicher Gesinnung war die Mehrheit des Berliner Cabinets erfüllt. Auch hier gedachte man noch mit Groll der Tage von Olmütz und Bronzell und zeigte keine Lust, durch die Theilnahme an einer fremden Sache den Krieg an den Rhein zu ziehen und das eigene Land in Noth und Gefahr zu stürzen, um einem Staate beizustehen, der durch eigene Schuld sich in die schlimme Lage gebracht hatte und stets mit Neid und Eifersucht gegen Preußen erfüllt war. Die preußische Kriegsbereitschaft hatte daher nur den Zweck, das eigene Land und das deutsche Bundesgebiet zu schützen und für mögliche Eventualitäten gerüstet zu sein, ohne die bisherige Politik „der freien Hand" zu verlassen, zumal da von Frankreich aus die Versicherung gegeben wurde, der Krieg würde „localisirt" d. h. auf Italien beschränkt bleiben, um jede äußere Veranlassung einer Einmischung niederzuschlagen. Bei dem alten Erbgelüsten des französischen Volkes nach der Rheingrenze hätte die Theilnahme Deutschlands und Preußens an dem lombardischen Waffengange leicht einen europäischen Krieg von unberechenbaren Folgen entzünden können.

§. 1175. Solferino. Als man sich in Oesterreich überzeugte, daß von Preußen und Deutschland keine Hülfe zu erwarten sei, beschloß man, auf eigene Hand das Kriegsglück noch einmal zu versuchen. Um den Muth der Truppen mehr zu beleben, übernahm, nach dem Beispiele Napoleons, Kaiser Franz Joseph selbst den Oberbefehl, den unfähigen Gyulay in das Dunkel der Vergessenheit verweisend. Aber auch unter dem

neuen Heerführer waren Oesterreichs Waffen nicht vom Glücke begünstigt. Wie sehr auch die Soldaten, deren Muth und Tapferkeit allgemein anerkannt wurden, vor Verlangen brannten, die Niederlage von Magenta zu rächen und die Kriegsehre wieder herzustellen, so daß der Kaiser die gedeckte Stellung in dem Festungsviereck aufzugeben und, den Mincio überschreitend, angriffsweise vorzugehen beschloß; das zweite Zusammentreffen mit den Verbündeten brachte abermals in Folge strategischer Fehler einen für Oesterreich unglücklichen Ausgang. Das österreichische Heer, an Zahl den Gegnern überlegen, hatte sich zwischen dem Mincio und Chiese in einem Halbkreis aufgestellt, um von drei Seiten concentrisch auf den Feind zu drücken. Aber die Linie war zu weit ausgedehnt, die beiden Flügel nahmen einen Raum von vier Stunden ein, während das Centrum verhältnißmäßig schwach und ohne Reserve war. Napoleon, von der Aufstellung und Anordnung genau unterrichtet, wendete daher seine Hauptstärke gegen das feindliche Centrum, das 24. Juni 1859. seinen Mittelpunkt auf einer Höhe bei dem Dorfe Solferino hatte. Nach einem mörderischen Kampfe, in welchem der französische Heerführer immer neue Massen gegen den entscheidenden Punkt in Bewegung setzte, während auf der andern Seite aus Mangel an Uebersicht und einheitlicher Führung nicht die nöthigen Verstärkungen eintrafen, wurde endlich die Höhe, trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr der österreichischen Soldaten, von den Franzosen erobert und behauptet und damit die feindliche Schlachtlinie durchbrochen und die Gesammtarmee in zwei getrennte Heerabtheilungen zerschnitten. Ein zweiter Stoß, den Napoleon rasch gegen Cavriano richtete, hatte gleichen Erfolg, indem die Befehle der österreichischen Generale sich verwirrten und keine übereinstimmende Richtung angaben. Das Schicksal der Schlacht war in der Hauptsache schon entschieden, als zwischen vier und fünf Uhr ein furchtbares Gewitter eintrat, welches dem Kampfe an den meisten Orten ein Ende machte und den Oesterreichern Gelegenheit gab, sich in guter Ordnung zurückzuziehen. Nur Benedek, der die Sardinier bei San Martino zweimal zurückgeschlagen hatte, setzte den Kampf noch einige Stunden fort. Auf französischer Seite hatte sich General Niel durch Umsicht und Tapferkeit vor Allen hervorgethan. Es war ein blutiger Tag, der 24. Juni 1859, an welchem zwei kriegerische Nationen zwölf Stunden lang ihre Kräfte mit einander gemessen. Die Oesterreicher hatten den Verlust von 13,000 Todten und Verwundeten zu beklagen und mußten 9000 Gefangene in den Händen der Feinde lassen; auf Seiten der Verbündeten war die Zahl der Gefallenen und Verwundeten noch stärker, in Folge des schwierigeren Angriffs auf wohlvertheidigte Höhen, dagegen waren viel weniger in Kriegsgefangenschaft gerathen.

§. 1176. Der Frieden von Villafranca und Zürich. Die Schlacht von Solferino war ein frischer Zweig im Sieges- und Ruhmeskranze der französischen Nation, und sie trug nicht wenig bei, den Kaiserthron zu befestigen und dem napoleonischen Herrscherhause die Sympathien des für Ehre und Waffenruhm so empfänglichen Volkes in erhöhtem Maße zuzuwenden. Allein die Lage des siegreichen Machthabers war damit nicht ohne Gefahr und Dornen. Das französische Heer war durch den italienischen Feldzug hart mitgenommen worden; zu den Verlusten in den Schlachten, welche gerade die besten Truppen, die Garden und Zuaven, am stärksten betroffen, kamen noch viele durch die Hitze und Sumpfluft herbeigeführte Leiden und Gefahren. In Deutschland stieg die Aufregung zu einer bedenklichen Höhe. Wilhelm I., damals noch Prinz-Regent, schien den Rechtszustand Europa's und die Sicherheit Deutschlands, für deren Wahrung er einzustehen gelobt hatte, als gefährdet anzusehen, indem er alle preußischen 4. Juli. Armeecorps mobil machte und bei dem Bundestage eine ähnliche Maßregel beantragte mit der Bedingung, daß die Oberleitung sämmtlicher deutschen Streitkräfte der Krone Preußens unterstellt werde. Dieses Ansinnen wurde zwar durch einen Gegenzug Oesterreichs, das selbst in seiner Bedrängniß die Rivalität gegen den Berliner Hof nicht aus dem Auge verlor, vereitelt, indem es den Antrag stellte, für den Fall eines Krieges solle der Prinz-Regent von Preußen nach Vorschriften der Bundeskriegsverfassung zum Bundesfeldherrn ernannt werden, eine Bedingung, auf die man in Berlin nicht einging, weil sonst der Regent als Feldherr vom Bundeskriegsrath in Frankfurt abhängig gewor-

den wäre; aber ein kriegerisches Vorgehen am Rhein war darum doch nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Dazu kam noch, daß die Oesterreicher hinter ihren Festungen eine Stellung hatten, aus der sie schwer zu verdrängen waren, zumal da ihnen aus dem Hauptlande leicht Verstärkungen zugehen konnten. Napoleon, ein Mann von berechnender Klugheit, der sich nicht, wie einst sein Oheim, durch Ehrgeiz und Herrschsucht blindlings fortreißen ließ, der vielmehr bei aller Kühnheit einen hohen Grad von Selbstbeherrschung besaß und selbst im Glück stets eine gewisse Mäßigung zeigte, erkannte die Schwierigkeiten der Lage und beschloß, dem überwundenen Feinde eine goldene Brücke zu bauen und das Kriegsglück nicht auf eine allzu gefährliche Probe zu stellen. Er hatte freilich die Losung in die Welt geschleudert: „Italien frei bis zur Adria!" da aber die Verfolgung dieses Zieles für den Augenblick allzu gewagt gewesen wäre, begnügte er sich mit einem geringern Siegespreis. Er ließ durch einen österreichischen Offizier, welcher um die Auslieferung der Leiche des jungen Fürsten Windischgrätz bat, dem Kaiser Franz Joseph einen Waffenstillstand anbieten, der auch alsbald in **Villafranca** zum Abschluß kam. 8. Juli 1859. Drei Tage nachher erfolgte eine persönliche Zusammenkunft beider Kaiser, auf welcher die Grundbedingungen (Präliminarien) des Friedens festgestellt wurden. Napoleon machte den jungen Monarchen aufmerksam, daß Oesterreich von keiner Seite Hülfe zu erwarten habe, daß England und Rußland die Vereinigung der italienischen Staaten zu einem Gesammtkönigreiche wünschten, daß Preußen, statt Beistand zu leisten, die Verlegenheit des Kaiserstaates zu seiner eigenen Machtvergrößerung in Deutschland benutzen würde, daß durch die Einmischung fremder Mächte leicht härtere Bedingungen stipulirt werden dürften, als jetzt gefordert würden; er mochte ihm zu Gemüthe führen, wie sehr bei einer längeren Dauer des Krieges die Revolutionspartei in Venetien und andern Provinzen seines Reiches Boden fassen würde; er mochte ihm Winke und Andeutungen geben, an welchen Schäden und Gebrechen die Kriegsverwaltung leide. Der französische Machthaber erreichte, was er wollte. Man kam überein, daß Oesterreich die Lombardei, mit Ausnahme von Peschiera und Mantua, an Frankreich abtrete; Italien solle einen Staatenbund bilden unter dem Ehrenvorsitz des Papstes, der zugleich um Einführung von Reformen ersucht werden sollte; der von Oesterreich geforderten Wiedereinsetzung der Souveräne von Toscana und Modena in ihre Staaten solle kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, sofern diese von ihren Unterthanen zurückgerufen würden und keine fremde Intervention statt fände. Zur völligen Erledigung dieser Punkte sollten Bevollmächtigte beider Reiche in Zürich zusammentreten. So wurde denn durch den **Frieden von Villafranca** das schöne lombardische Land, um dessen Besitz so 11. Juli. viel deusches Blut vergossen worden ist, dem französischen Kaiser übergeben, der es dann dem Könige von Sardinien zuwandte, wogegen dieser einige Zeit nachher Savoyen, das Stammland seines Hauses, nebst dem Stadtgebiet von Nizza an Frankreich überließ.

Mit großer Ueberraschung vernahm Europa den Abschluß des Friedens; und nicht minder überrascht war man durch ein Manifest, worin Kaiser Franz Joseph aussprach, daß er, nachdem Oesterreichs Ehre durch die heldenmüthigsten Anstrengungen seiner tapfern Armee unversehrt aus den Kämpfen dieses Krieges hervorgegangen sei, sich entschlossen habe, aus politischen Rücksichten der Wiederherstellung des Friedens ein Opfer zu bringen, da er die Ueberzeugung gewonnen, „daß durch directe, jede Einmischung Dritter beseitigende Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen jedenfalls minder ungünstige Bedingungen zu erlangen waren, als bei dem Eintreten der drei am Kampfe nicht betheiligt gewesenen Großmächte in die Verhandlung mit den unter ihnen vereinbarten und von dem moralischen Druck ihres Einverständnisses unterstützten Vermittelungsvorschlägen zu erwarten gewesen wären." Umsonst protestirte die preußische Regierung gegen diese Unterstellung; der darüber geführte Schriftwechsel diente nur dazu, das Verhältniß zwischen beiden Staaten zu verbittern.

Wie ein Triumphator zog Napoleon in seine Hauptstadt ein. Die Uebereinkunft von Villafranca, die in ihren wesentlichen Punkten durch den **Friedensvertrag von Zürich** ihre Bestätigung und ihren Abschluß fand, vernichtete den Einfluß Oester- 10. Nov. 1859. reichs in der apenninischen Halbinsel und legte den Grund zu der staatlichen Einigung

Italiens. Der Anstoß zu einer mächtigen Umgestaltung war gegeben, die weitere Durchführung konnte Napoleon den Italienern selbst überlassen. Denn weit entfernt, daß die vertriebenen oder flüchtigen Fürsten wieder von ihren ehemaligen Unterthanen zurückgerufen worden wären, eilten diese vielmehr, durch Landesversammlungen die Absetzung der alten Dynastien auszusprechen und sich an Sardinien anzuschließen. Selbst Bologna entzog sich der päpstlichen Herrschaft und richtete den Wunsch an Victor Emanuel, unter seinen Schutz zu treten. Und dieser lehnte den Antrag nicht ab, so sehr er sich auch dadurch den Zorn des heiligen Vaters im Vatican zuzog. Sofort wurden in der ganzen Romagna die nöthigen Schritte zur Vereinigung mit Sardinien eingeleitet, und von Neujahr 1860 ab befaßte sich ein eigenes Ministerium mit den Angelegenheiten der neuerworbenen Staaten Mittelitaliens, denen man den von der altrömischen Via Aemilia entlehnten Namen Emilia beilegte. Der Grundsatz der Nichtintervention, den Frankreich und England aufstellten, genügte, die italienischen Einheitsbestrebungen ihrer Verwirklichung entgegen zu führen. Die in Villafranca und Zürich in Aussicht genommene Conföderation oder Staatenbund sollte nie eine Wahrheit werden. Dazu hätte Oesterreich selbst so wie der Papst durch Einführung zeitgemäßer Reformen den Weg bahnen müssen. Aber beide kamen dieser Forderung so wenig nach, wie die kleineren Staaten der Rückberufung ihrer Dynasten, und in Neapel machte der neue König Franz II. keine Miene, von dem Regierungssystem seines Vaters abzugehen. So bereiteten die alten Mächte durch ihr Beharren bei den verlotterten Einrichtungen den vorwärts eilenden Zeitideen selbst den Weg. Eine in Paris gegen Ende des Jahres 1859 erschienene Schrift „der Papst und der Congreß" schleuderte zuerst den Gedanken in die Welt, daß die zeitliche Herrschaft des Kirchenfürsten aufhören und sein Regiment auf das Stadtgebiet von Rom beschränkt werden sollte, ein Gedanke, der zwar die ganze katholische Welt in Bewegung setzte und den Papst zu geharnischten Protestationen hinriß, der aber dennoch im Laufe der Jahre verwirklicht ward und seitdem eine der brennenden Zeitfragen geblieben ist. Napoleon hatte es nicht vergessen, daß sich einst der heilige Vater geweigert hatte, dem neuen Kaiserthum die Weihe der Krönung und Salbung zu verleihen.

Die Annexionen. Die Vereinigung der mittelitalienischen Staaten mit Sardinien bildete den Anfang der „Annexionen", welche den bisherigen Zustand der Halbinsel vollständig umgestalteten. Denn Napoleon begünstigte die Vergrößerung des oberitalienischen Königreichs nur um den Preis von Savoyen und der Grafschaft Nizza, über deren Abtretung an Frankreich er bereits mit Victor
1860. Emanuel und Cavour übereingekommen war. Darum hatte auch im Januar Graf Cavour wieder den Vorsitz im Ministerium übernommen. Um das Mißtrauen der Cabinete über Frankreichs Vergrößerungssucht zu zerstreuen, und die Schweiz, die sich durch die Abtretung der an ihr Gebiet grenzenden Landschaften Faucigny und Chablais am Südufer des Genfer Sees in ihrer anerkannten und garantirten Neutralität bedroht sah, und sich deshalb beschwerend und Hülfe suchend an England und die übrigen Schutzmächte der Wiener Verträge wandte, zu beschwichtigen, wurden von Napoleon und Cavour alle diplomatischen Künste der Verstellung, des Ableugnens, der Versprechungen in Bewegung gesetzt, bis die nöthigen Verabredungen und Sicherheitsmaßregeln getroffen waren. Dann erfolgten im März 1860 die Volksabstimmungen, kraft deren Savoyen und Nizza sich für den Anschluß an Frankreich, Toscana, Parma, Modena und die römischen Legationen für die Einverleibung in das Reich des Königs von Sardinien aussprachen; und noch in demselben Monate nahm Victor Emanuel in den annectirten Staaten persönlich die Huldigung entgegen. Der Papst schleuderte den Bann gegen Alle, welche den Eingriff in die römischen Staaten begangen, veranlaßt oder auch nur gebilligt hätten. Aber „diese letzte Waffe, die Rom geblieben war, hatte im Laufe der Jahrhunderte ihre Schärfe verloren". Am 2. April wurde das erste italienische Parlament eröffnet, in welchem nicht nur Abgeordnete aus Sardinien und der Lombardei, sondern auch aus Toscana, Modena, Parma und den römischen Legationen erschienen.

2. Durchführung des Einigungswerks.

§. 1177. Garibaldi. Mit dem Züricher Frieden und den darauf folgenden „Annexionen" war der erste Act der italienischen Befreiung geschlossen. Aber schon seit 1848 hatte sich in den gebildeten Klassen Italiens die Ueberzeugung Bahn gebrochen, „daß nur durch ein einheitliches Italien im Anschluß an die constitutionelle Monarchie Sardiniens ein dauernder Umschwung und ein gesicherter Besitz verfassungsmäßiger Zustände erzielt werden könne". Um diesen Zweck zu erreichen, verbanden sich die nationalen und revolutionären Kräfte zu gemeinsamem Handeln. Da das Gebiet von Rom durch die französischen Occupationstruppen wie durch die eigenthümliche Stellung der päpstlichen Regierung gegen feindliche Angriffe geschützt war, so wurde das Königreich Neapel und Sicilien, wo kurz zuvor dem König Ferdinand II., dem unversöhnlichen Feinde des Fortschritts und der liberalen Zeitideen, sein junger, einseitig erzogener und in den Regierungsgeschäften völlig unerfahrener Sohn Franz II. auf dem Thron gefolgt war, zum Schauplatz der Action ausersehen. Es war ein kühnes Unterfangen, ein Königreich anzugreifen, das über ein gut organisirtes, mit besonderer Vorliebe gepflegtes Heer von 150,000 Mann zu gebieten hatte. Aber die Tyrannei der Regierung hatte den geheimen Gesellschaften den Boden bereitet, die dringendsten Vorstellungen des englischen und französischen Gesandten, ein Regierungssystem aufzugeben, das schließlich den Untergang der Dynastie herbeiführen müsse, blieben unberücksichtigt, und die Entlassung der Schweizer Söldnertruppen, die, wegen Trotz und Meuterei in Neapel bestraft und zurückgesetzt und durch einen Beschluß der Bundesregierung in Bern gegen das Reislaufen in ihren bürgerlichen Rechten und Ehren bedroht, den Abschied begehrten und in ihr Vaterland zurückkehrten, beraubte den Thron seiner stärksten Stützen in einem Augenblick, wo die Genossen Mazzini's und Garibaldi's sich zu einem Hauptschlage die Hand reichten. Anfangs April wurde die Losung zum Kampfe gegeben. Einzelne Aufstände in Messina und Palermo bildeten das Vorspiel. Sie wurden leicht durch die Besatzungstruppen unterdrückt, gaben aber, trotz des über beide Städte verhängten Belagerungsstandes, den Häuptern der Revolutionspartei Gelegenheit, durch Demonstrationen die Gemüther aufzuregen und ihre Streitkräfte zu mustern. Die blutige Unterdrückung einer Insurgentenschaar bei Carini drängte endlich zur Entscheidung. Am 6. Mai segelte Garibaldi mit 1062 italienischen und fünf ungarischen Freiwilligen auf zwei Dampfern von Genua ab, ohne von der sardinischen Regierung gehindert zu werden, und landete am 11. Mai bei Marsala, an der Westküste Siciliens. Nachdem er, von zwei englischen Corvetten gedeckt, die Ausschiffung bewerkstelligt, zog er sich in die Berge und sammelte bei Salemi die zerstreuten Freischaaren um sich. Am 14. Mai, als die Mannschaft bereits auf 4000 angewachsen war, erließ er eine Proclamation, kraft welcher er die Dictatur über Sicilien im Namen Victor Emanuels, Königs von Italien, übernahm. Unter großen Beschwerden und vielen meist glücklichen Gefechten mit den königlichen Truppen rückte sodann Garibaldi über Calatafini und Misilmeri auf die Hauptstadt los, durch nächtliche Wachfeuer den Gesinnungsgenossen seine Ankunft verkündend. Am 27. Mai stand er vor der Porta Termini von Palermo und gab sogleich das Zeichen zum Angriff. In wenigen Stunden war die Stadt, wo die Bevölkerung sich in Masse erhob und durch Barrikaden und Straßenkampf die stürmenden Krieger unterstützte, zur Hälfte in den Händen Garibaldi's. Nun aber ließ General Lanza, den der junge König mit bedeutender Kriegsmannschaft und großen Vollmachten nach der Insel geschickt hatte, von der Citadelle und von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen die Stadt furchtbar bombardiren, so daß am folgenden Tage ein großer Theil derselben in Schutt und Trümmern lag. Da wurde unter Vermittelung des englischen Admirals ein Waffenstillstand geschlossen, der, mehrmals verlängert, zuletzt mit dem Abzug der neapolitanischen Truppen und Schiffe und der Uebergabe der Stadt endigte. Lanza, der die wehrlose Hauptstadt der Zerstörung preisgegeben und dann, vor seinem eigenen Werke erschreckend, mit 25,000 Mann einer Insurgentenschaar von 5000 dürftig bewaffneten Freiwilligen das Feld räumte, war ein sprechender Zeuge von der in des Königs Umgebung herrschenden

Ferdinand II. † 22. Mai 1859

April 1860.

Mai.

6. Juni 1860.

Unfähigkeit, Rathlosigkeit und Zaghaftigkeit. Die Ereignisse von Palermo waren von unberechenbarer Wirkung. Sie erschütterten die Monarchie in ihren Grundfesten, während sie den Ruhm Garibaldi's in alle Welt trugen. Die glühende Phantasie der Südbewohner erblickte in ihm den Nationalhelden, vor dem alle Feinde in den Staub sinken müßten. Und selbst am neapolitanischen Hofe schien man unter dem Banne dieser Vorstellung zu liegen. Alles Vertrauen war verschwunden; man ließ sich die schmachvollsten Demüthigungen auswärtiger Mächte gefallen. Umsonst suchte der König seinen wankenden Thron
25. Juni 1860. mit neuen Stützen zu umgeben, indem er die von seinem Vater im Jahre 1848 ertheilte und beschworene, später aber aus eigener Machtvollkommenheit wieder beseitigte Verfassung herstellte, sich mit einem liberalen Ministerium umgab und seinen Entschluß erklärte, eine Amnestie zu ertheilen und mit Sardinien eine Allianz zu schließen; das verhängnißvolle „Zu spät!" übte wieder seine Macht, der Proclamation folgten Aufstände und Anarchie in Stadt und Land. Welches Vertrauen sollte man einem Hofe schenken, wo in der unmittelbaren Nähe des Thrones sich die größten Gegensätze geltend machten, wo die Königin-Mutter nebst der Camarilla noch fortwährend ihren verderblichen Einfluß auf den schwachen Monarchen übte und die wohlgesinnte Königin, **Maria** von Bayern, fern hielt, während die beiden Oheime des Königs, die Grafen von Syracus und von Aquila, in unwürdiger Weise um die Volksgunst buhlten und sich rückhaltslos der nationalen und revolutionären Partei in die Arme warfen. Es bedurfte nur der Ankunft Garibaldi's, um den Kriegsbrand in helle Flammen zu setzen. Und dieser ließ
18. Juli. nicht allzulange auf sich warten. Sechs Wochen nach der Einnahme von Palermo brach der „Dictator" gegen Messina auf, ohne, wie man in Turin erwartete und verlangte,
21. Juli. die Annexion der Insel an Sardinien zu verkündigen. Schon nach drei Tagen wurde General Bosco zur vertragsmäßigen Uebergabe der Festung Milasso gegen freien Abzug
28. Juli. der Besatzung gezwungen; und kurz darauf schloß der Befehlshaber von Messina einen Waffenstillstand unter der Bedingung, daß die Stadt mit Ausnahme der Citadelle von den neapolitanischen Truppen geräumt und die Meerenge frei bleiben sollte. Mit Erstaunen schaute Europa auf die raschen Erfolge des Freischaarenführers; aber noch wunderbarer waren die Vorgänge auf dem Festlande. Kaum hatte er, fast im Angesicht der in der Meerenge kreuzenden neapolitanischen Flotte, seine Landung mit 5000 Mann be-
21. Aug. werkstelligt, so übergab die Besatzung von Reggio Stadt und Burg unter der Bedingung freien Abzugs. Allenthalben lösten sich die Truppenkörper auf, die Soldaten liefen auseinander, in den Städten und Provinzen bildeten sich provisorische Regierungen; wie ein Triumphirender durchzog Garibaldi den Süden der Halbinsel, ohne auf Widerstand zu stoßen. Am Ende des Monats war er in Cosenza, am 5. September bereits in Eboli unweit Salerno. Oft eilte er mit wenigen Begleitern seinem Freiwilligenheere voran, obwohl die aufgelösten Truppen in größeren und kleineren Abtheilungen im Lande umherschwärmten. Der bloße Name Garibaldi übte auf die Bevölkerung eine zauberhafte Macht aus. Ueber die Hauptstadt wurde der Kriegszustand verhängt und die Bewachung der Nationalgarde übertragen; in der Regierung sprang man von einem Entschlusse zum andern über; am Hofe war alle Haltung und alles Selbstvertrauen verschwunden. Am 6. September verließ Franz II. seine Hauptstadt und zog sich mit den noch treugebliebenen Truppen, etwa 40,000 Mann, hinter die Linie des Volturno und in die Festungen Gaeta und Capua zurück, und schon am nächsten Tag feierte Garibaldi fast ohne Ge-
7. Sept. folge unter dem begeisterten Jubelruf der ganzen Bevölkerung seinen Einzug in Neapel. Die fremden Mächte hielten sich an den Grundsatz der Nichtintervention und ließen den Dingen ihren Lauf. Napoleons Versuch, ein gemeinsames Einschreiten Englands und Frankreichs zu bewirken, scheiterte an der Abneigung Palmerstons und Russels.

§. 1178. **Die Vorgänge im Kirchenstaat.** Unter diesen Vorgängen stieg die Aufregung des italienischen Volkes zu einer fieberhaften Höhe. Mit dem bevorstehenden Sturz des bourbonischen Herrscherhauses in Neapel näherte sich die Einigung der ganzen apenninischen Halbinsel unter dem Scepter Victor Emanuels immer mehr ihrer Erfüllung. Die Erklärung Garibaldi's, daß er „vom Quirinal aus" das Königreich Italien in seiner natürlichen Hauptstadt verkündigen wolle, fand einen Widerhall in dem

Herzen des Volkes, der die Entschlossenheit andeutete, nur um diesen Preis sich zu beruhigen. Je mehr aber das eigentliche Ziel der nationalen Bewegung zu Tage trat, desto verwickelter wurden die Verhältnisse wegen der schwierigen Lage Roms. Die päpstliche Regierung setzte dem Drängen des französischen Kaisers auf innere Reformen eine unüberwindliche Weigerung entgegen und bedrohte jeden Versuch einer Schmälerung des Kirchenstaats zum Voraus mit dem Fluch der Kirche. Durch ganz Europa ertönte in den strenggläubigen Kreisen ein Schmerzensschrei über die Gefahren der Religion, wenn die weltliche Herrschaft des Papstes Schaden nehme. Umsonst verlangte die französische Regierung in ihren Verhandlungen mit Rom, „daß doch die päpstliche Regierung aus den religiösen Regionen, mit denen die Frage nichts zu thun habe, herabsteigen und die weltlichen Interessen, um die es sich allein handle, berücksichtigen möge"; der Vatican blieb bei der alten Taktik, die Interessen seiner weltlichen Herrschaft mit den ewigen, unveränderlichen der Kirche zu identificiren; denn nur auf diese Weise konnte eine tiefgehende Agitation in Scene gesetzt, konnten die Sympathien und Leidenschaften der katholischen Völker erregt werden. Je mehr es zu Tage trat, daß Umbrien, die Marken, ja selbst die Stadt Rom mit Ungeduld dem Augenblicke entgegensahen, wo auch ihnen das Loos zu Theil werden würde, frei von der geistlichen Herrschaft „in den Schooß der gemeinsamen italienischen Familie aufgenommen zu werden", desto lauter wurde der Hülferuf der Ultramontanen, desto kühner erhob der französische Klerus seine Stimme, um die kaiserliche Regierung zu beschwören, daß sie den heiligen Vater schütze gegen die verschlingenden Mächte der Hölle, und mit ewigen Flüchen zu bedrohen, wenn sie gemeine Sache mit dem Verderber mache. In der ganzen katholischen Christenheit wurden die Gläubigen aufgefordert, dem bedrängten Kirchenfürsten beizustehen, daß er sich seiner Feinde erwehren möge. Von den Geringen sammelte man den „Peterspfennig", den Wohlhabenderen machte man die Betheiligung an dem Anlehen und an der Lotterie zur Pflicht; an die Wehrhaften erging der Ruf zum Eintritt in die heiligen Schaaren, welche als Streiter Christi das gefährdete Reich des Apostelfürsten schirmen sollten. Die durch die Agitation der Ultramontanen erweckte Theilnahme erfüllte die päpstliche Regierung mit der Zuversicht, „daß die Pforten der Hölle sie nicht überwinden würden". Sie wies daher alle Vorschläge einer Vermittelung und Ausgleichung, die ihr Napoleon stellen ließ, mit Entrüstung von sich. Um ihre feindselige Gesinnung offenkundig an Tag zu legen, bewog der Kriegsminister Merode, der feurige Ultramontane aus Belgien, seinen Freund, den verbannten französischen General Lamoricière, den Oberbefehl über die buntgemischte päpstliche Armee zu übernehmen. Man hoffte, daß der Name des berühmten Feldherrn der Republik auf die französischen Besatzungstruppen in Rom einen Zauber ausüben werde. Denn bei der gereizten Stimmung, die zwischen dem Vatican und den Tuilerien obwaltete, glaubte man, daß dieselben weniger zum Schutz als zur Ueberwachung aufgestellt seien. Unter diesen Verhältnissen gab es für den Kaiser Napoleon nur zwei Wege: entweder er ließ der italienischen Revolution ihren freien Lauf, mit deren Hülfe dann Garibaldi ohne Zweifel der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende gemacht und Rom zur Hauptstadt Italiens erhoben hätte, oder er gestattete seinem Schutzbefohlenen, Victor Emanuel, mit derselben in Bund zu treten und auf diese Weise ihr Ziel und Grenzen zu setzen. Blieb die Revolution sich selbst überlassen, so lag die Gefahr nahe, daß Mazzini und die Actionspartei die Oberhand gewinnen und alle bisherigen Errungenschaften durch republikanische Bewegungen in Frage gestellt würden. Napoleon zog daher den andern Ausweg vor. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Kaiser durch die beiden Abgesandten Victor Emanuels, Farini und Cialdini, welche ihn auf seiner Reise durch Savoyen in Chambery begrüßten, dem König melden ließ: „er solle 28. Aug. 1860.
freie Hand haben, die Marken und Umbrien mit seinem Reiche zu vereinen und mit seiner Armee in Neapel einzurücken, um daselbst statt der revolutionären Dictatur Garibaldi's ein geordnetes monarchisches Regiment einzurichten, wenn er nur Rom selbst und das sogenannte Patrimonium Petri, das die Franzosen besetzt halten würden, unangetastet lasse." — Wie es mit dieser Uebereinkunft sich verhalten mochte, jedenfalls wurde danach gehandelt. In den ersten Tagen des September rückten zwei sardinische Heerabtheilungen unter dem Kriegsminister Fanti und General Cialdini an die Grenzen des

Kirchenstaats. Ihre Ankunft gab das Zeichen zu einer allgemeinen Volkserhebung; in Pesaro, Montefeltre, Sinigaglia und Urbino wurden provisorische Regierungen eingesetzt und Deputationen nach Turin gesandt. Der sardinische Oberfeldherr stellte an General Lamoricière und an den römischen Hof die Forderung, daß man allen päpstlichen Städten gestatte, den Volkswillen ungehindert kund zu geben. Als man dieses Verlangen mit Entrüstung zurückwies, rückte General Fanti in Umbrien vor, während Cialdini die Marken besetzte. Dem Letzteren zog Lamoricière von Macerata aus entgegen, und obwohl er an Truppenzahl dem Gegner weit nachstand, lieferte er demselben doch bei
18. Sept. 1860. Castelfidardo ein Treffen. Von beiden Seiten wurde mit Tapferkeit gestritten, der päpstliche General Pimodan fiel an der Spitze seiner Mannschaften; aber die Uebermacht siegte nach kurzem Gefechte. Die päpstlichen Truppen wurden geschlagen und theils gefangen, theils zersprengt; mit wenigen Begleitern rettete sich Lamoricière nach Ancona; als jedoch Cialdini schon am folgenden Tage vor die Seestadt rückte und sie zu Lande einschloß, während gleichzeitig der sardinische Admiral mit einem Geschwader sie von der
29. Sept. Seeseite aus belagert hielt und die Festungswerke zerstörte, mußte sich Ancona ergeben. Lamoricière und die ganze Besatzung wurden in Kriegsgefangenschaft geführt. Das Geschenk eines Ehrensäbels, womit die Gesinnungsgenossen den französischen General nach seiner Freilassung belohnten, war ein geringer Ersatz für den verlornen Kriegsruhm. Wenige Tage nachher erschien Victor Emanuel in Ancona und übernahm selbst den
9. Oct. Oberbefehl. Ein Manifest schloß mit der Versicherung: „seine Politik werde dazu dienen, den Fortschritt der Völker mit der Stabilität der Regierungen zu versöhnen.“ Lamoricière, „der französische Achilles“, lebte noch fünf Jahre in tiefster Zurückgezogenheit in Frankreich, wo er am 12. September 1865 in einem Alter von nicht ganz sechszig Jahren starb.

§. 1179. Gaeta. Die Absicht des Königs bei Uebernahme des Oberbefehls war, in Verbindung mit Garibaldi das Königreich Neapel vollends zu erobern. Denn so rasch die Freischaaren bis in die Hauptstadt vorgedrungen waren, so langsam waren die Fortschritte an der Volturnolinie. Die Erwartung, daß das ganze neapolitanische Heer zu den Insurgenten übertreten oder sich auflösen würde, war nicht in Erfüllung gegangen; weitaus die Mehrzahl der Truppen blieb der Fahne treu, so daß Garibaldi, obwohl seine Freischaaren auf etwa 25,000 Mann angewachsen waren, nicht daran denken konnte, ohne die Hülfe Sardiniens den König Franz zu vertreiben oder die Festungen Capua und Gaeta zu erobern. Aber gegen den staatsklugen Minister Cavour, der fern von aller Ideologie mit klarer Verstandesschärfe die Realität der Dinge ins Auge faßte, hegte der offene und gerade Garibaldi eine tiefe Abneigung. Er verzieh ihm nie, daß er seine Vaterstadt Nizza den Franzosen überliefert. Dagegen fühlte er sich durch einen geheimen Zug des Herzens, durch eine gewisse Verwandtschaft der Natur persönlich zu dem König hingezogen, in welchem er den von der Vorsehung gesandten „Befreier“ Italiens erblickte. Als nun Victor Emanuel an der Spitze seines Heeres in Sessa einzog, wurde Garibaldi leicht bewogen, die dictatoriale Gewalt in des Königs Hand niederzulegen und die Vollendung des großen Werks der Befreiung und Einigung Italiens, das er mit begeisterter Hingebung begonnen und das seine ganze Seele erfüllte, einem kräftigeren Arm anzuvertrauen. Nachdem er Victor Emanuel in Sessa als „König von
7. Nov. Italien“ begrüßt und mit den Worten: „Sire, ich gehorche!“ die verlangte Entsagung des Oberbefehls geleistet, zog er an des Königs Seite in Neapel ein und kehrte dann, seine Kampfgenossen dem besonderen Schutze des Monarchen empfehlend, nach seiner kleinen Besitzung auf der einsamen Insel Caprera zurück, jeden Lohn und jede Auszeichnung von sich weisend. Nun gewannen die Kriegsoperationen einen schärfern Charakter. Am 27. November sah sich die neapolitanische Armee gezwungen, die Volturnolinie aufzugeben und sich hinter den Garigliano zurückzuziehen. Nach der Eroberung von
2. Nov. Capua durch die Piemontesen wurde König Franz mit dem Reste seiner besten Truppen in die Festung Gaeta gedrängt. An diesem letzten Bollwerk hing das Schicksal des Königreichs und der bourbonischen Dynastie. Die tapfere Vertheidigung dieser Seestadt, wobei vor Allen die junge unglückliche Königin, Maria von Bayern, einen heroischen Muth zeigte, bildet den Glanzpunkt in dem kurzen Regentenleben Franz' II. So morsch

auch der bourbonische Herrscherstamm in der üppigen Erde geworden war, ganz ruhmlos sollte er doch nicht fallen. Ueber drei Monate leistete die Besatzung von Gaeta muthigen Widerstand. Der preußische „Junker Schlippenbach" vermittelte die Verbindung mit den sicilischen Besatzungstruppen, indem er auf dem Kriegsdampfer Loreley Depeschen nach Messina beförderte. Napoleon suchte den Verdacht von sich abzuwälzen, als sei er mit der Eroberungspolitik des Königs von Sardinien einverstanden; deshalb rief er nicht nur, wie die meisten übrigen Mächte, England ausgenommen, seinen Gesandten von Turin ab, sondern er schickte auch eine französische Flotte nach dem tyrrhenischen Meer, welche den Hafen von Gaeta besetzt hielt und dadurch dem König die Möglichkeit gewährte, sich fortwährend mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versehen. Als aber dessen Hülferuf an die Mächte Europa's und seine laute Beschwerde über den an ihm begangenen Bruch alles Völker- und Fürstenrechts kein bewaffnetes Einschreiten zu bewirken vermochte; als seine Verheißungen und Manifeste an die Völker beider Sicilien keine wirksame Erhebung zu seinen Gunsten hervorriefen, vielmehr die einzelnen reactionären Aufstände in den Abruzzen den Charakter eines wilden Räuber- und Banditenwesens annahmen; da meinte Napoleon, jetzt sei von Seiten des Königs Franz für die Ehre genug geschehen, und rief, nachdem er einen Waffenstillstand vermittelt, seine Flotte zurück. Nun dauerte der Widerstand noch kurze Zeit fort, bis die Fortschritte der Belagerer, Mangel an Lebensmitteln und Kriegsmunition, unglückliche Zufälle (Explosionen und Typhus), Aussichtslosigkeit auf irgend einen Entsatz, vielleicht auch Verrath den König endlich zur Capitulation zwangen. Am 13. Februar 1861 verließ er auf einem französischen Schiffe Gaeta und begab sich mit seiner Gattin und seinem Gefolge nach Rom, wo er seinen Wohnsitz nahm und zehn Jahre lang behalten hat, von der Hoffnung getragen, durch eine Gegenrevolution, die seine Agenten und Parteigänger in Neapel nach Kräften und mit seiner Unterstützung betrieben, wieder in seine Staaten und Königsrechte eingesetzt zu werden. Im nächsten Monat ergab sich auch die Citadelle von Messina an General Cialdini und die kleine Festung Civitella. Damit nahm das Königreich beider Sicilien sein Ende. Schon am 18. Februar versammelte König Victor Emanuel die Abgeordneten aller Staaten, die seine Oberhoheit anerkannten, in Turin um seinen Thron und legte mit ihrer freudigen Zustimmung sich und seinen rechtmäßigen Nachfolgern den Titel „König von Italien" bei. (Gesetz vom 17. März 1861.) 13. Febr. 1861.

§. 1180. **Graf Cavour.** So war denn das unglaubliche Ereigniß eingetreten, daß sämmtliche Staaten Italiens, mit Ausnahme des österreichischen Venetiens im Nordosten und der päpstlichen Stadt Rom mit ihrer Umgebung, zu Einem Königreich vereinigt waren. Wie weit waren die Resultate über die Bestimmungen des Züricher Friedens und über die anfänglichen Absichten des französischen Kaisers hinausgegangen! Durch die Staatsklugheit Cavours, durch die kriegerische Entschlossenheit Victor Emanuels, durch die patriotische Hingebung Garibaldi's, durch den politischen Tact der gebildeten Stände war das große Werk der nationalen Einigung gelungen, und selbst die Aufwiegelungen Mazzini's und seiner republikanischen Freunde hatten zu diesem Gelingen wesentlich beigetragen, so wenig auch die errungenen Güter ihren Wünschen und Bestrebungen genügten. Aber das Erworbene zu erhalten und zu befestigen, die äußerlich verbundenen Glieder auch innerlich zu einigen und zu verschmelzen, war eine schwierigere Aufgabe, als das Erwerben selbst. Während hier ein mächtiger nationaler Aufschwung, getragen von einer großen Persönlichkeit und unterstützt durch glorreiche Thaten im Felde, unerwartet rasch zu einem realen Ziele führte, mußte man jetzt mühsam auf dem wenig dankbaren Wege diplomatischer und politischer Transactionen bald das Mißtrauen und die Abneigung der auswärtigen Höfe zu beseitigen suchen, bald dem Ungestüm der vorwärtsstrebenden Revolutionspartei wehren, bald die reactionären Bewegungen, die von Rom aus geschürt und unterstützt wurden, mit starker Hand niederhalten. Diesen schwierigen Aufgaben gegenüber entfaltete Graf Cavour dieselbe staatsmännische Gewandtheit, die er von jeher an Tag gelegt. Sollte die große Idee der nationalen Einigung Italiens, die in seinem Geiste vorzugsweise ihre Entstehung genommen, nicht wie ein schönes Traumbild nach kurzer Zeit wieder entschwinden, nur als glänzendes Phänomen am geschichtlichen Hori-

zonte ein flüchtiges Dasein feiern; so bedurfte es einiger Jahre der Ruhe und des Friedens, um das Gewonnene zu ordnen und zu festigen, um das Zerstreute zu sammeln, um dem Auslande den Glauben einzuflößen, daß die rasche, zum Theil mit ungesetzlichen Mitteln zu Stande gebrachte Schöpfung auch Dauer und Bestand habe und würdig sei, als ein neues starkes Mitglied der europäischen Staatenfamilie anerkannt zu werden. Mit Frankreichs Hülfe und Bundesgenossenschaft war das Werk der Befreiung und Einigung zu Stande gebracht worden, daß es aber viel weitere Dimensionen angenommen, als Napoleon gehofft und gewünscht hatte, daß der französische Kaiser von Cavour in den Strom seiner activen Politik weiter hineingerissen wurde, als anfangs seine Absicht gewesen, ließ sich aus seiner auffallenden, unberechenbaren Haltung bei den raschen Vorgängen schließen. Eine unbesonnene Handlung von Seiten des Turiner Cabinets hätte ihn leicht zu andern politischen Gängen führen können. Daß die Einheit Italiens eine unvollständige sei, so lange die Losung: „Frei bis zur Adria!" nicht in Erfüllung gegangen, daß die italienische Königskrone ihres schönsten Schmuckes entbehrte, so lange Rom in andern Händen war, erkannten und fühlten die italienischen Patrioten mit großem Verdruß. Aber dieses Ziel war vorerst nicht zu erreichen, sollte nicht die ganze Errungenschaft der blutigen und heißen Arbeit wieder gefährdet und in Frage gestellt werden. Napoleon hatte im October 1860, bei Gelegenheit einer persönlichen Zusammenkunft der drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen, die beruhigende Versicherung gegeben, daß Piemont für den Fall eines Angriffs auf Venetien von Frankreich keinen Beistand erhalten werde. Wie konnte aber das Turiner Cabinet daran denken, das von Festungen gedeckte, von Waffen strotzende Oesterreich in Italien ohne auswärtige Hülfe feindlich anzufallen, während im Innern der Halbinsel noch so viele gährende Elemente sich regten? Nicht minder große Schwierigkeiten, wenn auch anderer Art, standen in Rom einem solchen Unternehmen im Wege. Hier wäre die päpstliche Armee, welche v. Merode nach dem Tage von Castelfidardo wieder aus Freiwilligen aller Nationen durch Werbungen um sich gesammelt, kaum im Stande gewesen, bei der geringsten Handreichung von Seiten Sardiniens die Volksaufstände im eigenen Lande niederzuwerfen; aber die französische Besatzung in Rom hatte den Befehl, jeden Angriff mit den Waffen zurückzuweisen; und würde Napoleon, wenn dennoch ein solcher Angriff von irgend einer Seite erfolgte, nicht mit seiner ganzen Macht für das Leben und die Sicherheit seiner Soldaten eingetreten sein? Zudem mußte die „römische Frage" noch näher besprochen und studirt, mußte die katholische Welt noch mehr mit der Idee einer Trennung der geistlichen und weltlichen Herrschaft vertraut gemacht werden, sich noch mehr an den Gedanken eines Kirchenregiments ohne Territorialbesitz gewöhnen. Nur wenn der römische Stuhl selbst die Hand zu einer Uebereinkunft bot, konnte in der letzteren Frage eine Lösung eintreten; aber Cavours Anerbieten, „dem Papste und der katholischen Kirche gegen den Verzicht auf die weltliche Herrschaft vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit vom Staate in allen geistlichen Dingen zuzugestehen", wurde mit Entrüstung zurückgewiesen. Während die Welt ringsum in lebendigem Fortschreiten begriffen war und alle Kräfte sich anstrengten, die gewohnten Formen und Lebensordnungen nach den Zeitideen zu gestalten, hielt man in Rom mit Bajonetten und Priesterdruck die verkommenen Zustände einer entschwundenen Vergangenheit mit eiserner Consequenz aufrecht, fristete lieber das Leben mit Almosen, als daß man mitwirkte an dem Webestuhl der Zeit und mitbaute an dem Werke der nationalen Wiedergeburt, und leistete dem Brigantenwesen und der verrotteten Reaction in Neapel Hülfe und Vorschub.

§. 1181. **Die Actionspartei und Garibaldi's zweite Schilderhebung.** Bei dieser Lage der Dinge kam dem Grafen Cavour das Drängen und Treiben der italienischen Heißsporne, der „Italianissimi", sehr ungelegen. Indem sie das Volk durch den großsprecherischen Ruf „Rom und Venedig" in Aufregung hielten, füllten sie auch die Gemüther mit Mißtrauen und Unzufriedenheit gegen die Regierung und gegen das monarchische Regiment überhaupt. Von diesen hauptsächlich durch die Mazzinisten hervorgerufenen Bewegungen hielt sich auch Garibaldi nicht fern. Ein militärischer Mann, der einen großen Theil seines Lebens in republikanischen Staaten zuge-

bracht, der fast immer in Kampf und Opposition gegen monarchische Herrschaften gelegen, der in seinen idealen Weltanschauungen, in seiner opferfreudigen Liebe für Freiheit und Vaterland die Macht der realen Verhältnisse nicht kannte und nicht würdigte, mußte an der zögernden Politik Cavours Aergerniß nehmen. Am 20. April 1861 erschien er im Parlamente zu Turin, um die Auflösung des einst von ihm gebildeten Freiwilligenheeres und die Behandlung, die seinen ehemaligen Waffengefährten widerfahren, mit scharfen Worten zu rügen und auf eine allgemeine Volksbewaffnung zu dringen. Der Gewandtheit Cavours gelang es, den Zürnenden wieder zu versöhnen. Er kehrte nach seiner Felseninsel Caprera und zu seinem Einsiedlerleben zurück. Bald nachher starb Graf Cavour, der größte Staatsmann seit dem Cardinal Richelieu. Er hatte wenigstens noch die Freude, das junge Königreich Italien, seine eigentliche Schöpfung, das große Ziel seines thatenreichen Lebens, in gedeihlichem Fortschreiten zu sehen. Viele Regierungen hatten bereits ihre Anerkennung ausgesprochen, und wenn auch einige Mächte aus Rücksicht für Oesterreich damit noch zurückhielten, so war doch vorauszusehen, daß sie, wenn der bisherige politische Gang in Italien fortdauere, dem Beispiel von England und Frankreich folgen würden. Darum war auch Cavours Nachfolger, der Toscanese Ricasoli, beflissen, in die Bahn seines Vorgängers einzutreten. Zuerst wiederholte er den Versuch, mit Rom auf Grund einer freien Kirche im freien Staat eine Uebereinkunft zu treffen und dadurch die tiefe Wunde in dem neuen Königreich zu schließen. Aber seine Vorschläge hatten eben so wenig Erfolg, als die seines Vorgängers. Frankreich verweigerte die Vermittelung, welche Ricasoli angerufen. Um so thatkräftiger wurde gegen das Bandenwesen im Königreich Neapel eingeschritten. General Cialdini wurde als Oberstatthalter des Königs mit ausgedehnten Vollmachten und beträchtlichen Streitkräften dahin abgeschickt; und seinen energischen Maßregeln gelang es, das Ansehen der Obrigkeit und des Gesetzes wieder fester zu begründen; der spanische General Borjès, früher ein höherer carlistischer Offizier, der sich mit einigen Begleitern nach der römischen Grenze durchzuschlagen versuchte, fiel in die Hände der Piemontesen und wurde kriegsrechtlich erschossen; dasselbe Schicksal traf den Marquis de Tracigny, einen jungen Belgier, und einige andere royalistische Parteigänger. Dagegen wagte keiner der vornehmen neapolitanischen Emigranten die bourbonische Fahne aufzupflanzen. Der entthronte König und sein Hof begnügten sich, durch Geld und Verführung Abfall und Aufruhr zu nähren, ohne sich selbst einer persönlichen Gefahr auszusetzen. — Ricasoli's Regiment war von kurzer Dauer. Schon im März 1862 reichte er seine Entlassung ein, worauf Rattazzi die Leitung des Ministeriums übernahm. Er trat der Actionspartei näher, nahm den Ueberrest der Freischaaren Garibaldi's in das Heer auf und erklärte, daß der Beschluß des Parlaments vom 27. März 1861, worin Rom feierlich als künftige Hauptstadt des Reichs verkündigt worden, als ein von der Nation dem König übertragenes Mandat anzusehen sei, das ausgeführt werden müsse. Zugleich wurden nach dem Vorgange Englands Schützenvereine errichtet und die Organisation und Ausbildung einer Volksbewaffnung oder Landwehr in Aussicht genommen. Bei diesem patriotischen Unternehmen wollte sich die Regierung der Unterstützung Garibaldi's bedienen, der zu dem Zweck von seiner Insel nach dem Festlande berufen ward. Diese Vorgänge erfüllten die Partei der Action mit kühnen Erwartungen und entzündeten die revolutionären Leidenschaften. Nicht nur Rom und Venedig wollte man mit stürmender Hand erobern, die ganze italienisch redende Bevölkerung im südlichen Tirol und jenseit der Adria sollte in den Reichsverband aufgenommen werden. Bald gingen die Wogen der Bewegung so hoch, daß die Regierung, welche keineswegs gesonnen war, in kriegerische Action zu treten, einen festen Damm dagegen aufrichten mußte. Es wurden in der Gegend von Bergamo und Brescia Verhaftungen vorgenommen und einige Zusammenrottungen durch Militär zersprengt. Unter den Verhafteten befanden sich auch Freunde und Begleiter Garibaldi's, der gleichfalls von dem revolutionären Schwindel ergriffen worden war. „Es war ein Unglück für Italien, daß dieser General keine organische Sphäre der Thätigkeit innerhalb des neuen Staatswesens fand. Ausgezeichnet durch mannichfaltige Eigenschaften des Charakters, war er es nicht ebenso durch politischen Verstand. Obgleich dem König persönlich zugethan und aufrichtig ergeben, ließ er sich fortwährend von den Männern der Actionspartei leiten und

Marginal notes: 6. Juni 1861. — Decbr.

wollte fort und fort mit revolutionären Mitteln wirken, auch nachdem die Zeit für diese
Juni 1862. Mittel vorbei war." Garibaldi beschloß, den Waffengang, den er vor zwei Jahren wider Neapel gerichtet, nunmehr gegen Rom zu kehren. Im Juni segelte er von Genua nach Palermo, wo auf seinen Ruf bald bewaffnete Freiwillige unter seine Fahne eilten, um die Fremdherrschaft von Italien abzuschütteln und dem Reiche die natürliche Hauptstadt zu gewinnen. Die thatendürstende Jugend schloß sich ihm um so eifriger an, da die Actionspartei die Meinung zu verbreiten gewußt, als sei die Regierung insgeheim mit dem Unternehmen einverstanden und werde dem General nichts in den Weg legen, eine Ansicht, die er vielleicht selbst gehegt haben mag, und die auch im Ausland Glauben fand. Gerade darum mußte die Regierung um so entschiedener auftreten. Eine energische Proclamation des Königs vom 8. August sprach unumwunden aus, „daß derjenige nicht der Fahne Italiens folge, der die gesetzlichen Schranken durchbreche und die Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes gefährde, indem er sich zum Herrn seiner Geschicke aufwerfe", und warnte alle Italiener, sich an den Handlungen strafbaren Ungestüms und unbesonnener Agitationen zu betheiligen. In ähnlichem Sinne sprach sich das Parlament aus. Garibaldi ließ sich indessen von seinem Vorhaben nicht abbringen. Als die Besatzung von Messina ihm den Weg verlegte, bog er nach Catania ab, wo er sich mit etwa 2000 Freiwilligen einschiffte, um „in Rom als Sieger einzuziehen oder unter seinen Mauern zu sterben". In fieberhafter Aufregung blickte Italien, ja ganz Europa nach dem Süden, wo der volksthümliche Held die so oft betretene Kriegslaufbahn von Neuem begann. Am 24. August landete er zu Melito und rückte sofort, da er das wohlvertheidigte Reggio nicht anzugreifen wagte, in die calabrischen Berge. Aber sein Lauf war bald zu Ende. General Cialdini schickte eine Abtheilung des Hauptheeres unter dem Oberst Pallavicino
28. Aug. 1862. gegen die Freischaaren aus. Bei Aspromonte kam es zu einem Zusammenstoß. Ein unbewachter Schuß führte ein kurzes Gefecht herbei, in welchem einige Freiwillige fielen, Garibaldi selbst verwundet und mit den Seinen gefangen wurde. Ein Regierungsdampfer brachte ihn nach Varignano im Golf von Spezzia, wo er sich einer langen und schmerzvollen Operation unterziehen mußte. Während der langsamen und schweren Heilung hatte er wenigstens den erhebenden Trost, daß ganz Europa mit der innigsten Theilnahme auf den unglücklichen Verwundeten blickte und daß Alles freudig aufathmete, als die Kunde sich verbreitete, daß die Todesgefahr beseitigt sei, und als er wieder frei, wenn auch an der Wunde leidend, nach seiner Felseninsel zurückkehrte. Der Tag von Aspromonte war eine schwere Niederlage für die Revolutionspartei und schob die Erwerbung Roms als Hauptstadt in weite Ferne. Nach mehreren vergeblichen Versuchen der französischen Diplomatie, zwischen dem Papst und Victor Emanuel ein Verständniß herbeizuführen, kam am
1864. 15. Sept. 1864 zwischen Frankreich und Italien ein Vertrag zu Stande, welcher die Verlegung der Residenz von Turin nach Florenz und die allmähliche Entfernung der französischen Besatzung aus Rom festsetzte und der päpstlichen Regierung kein Hinderniß in den Weg zu legen versprach, wenn sie während der auf zwei Jahre bestimmten Abzugszeit eine Armee bilden würde, „genügend zur Aufrechthaltung der Autorität des heil. Vaters und der Ruhe im Innern und auf der Grenze, aber nicht so stark, daß sie in ein Angriffsmittel gegen die italienische Regierung ausarte". Diese Uebereinkunft erzeugte in der Hauptstadt Turin, die sich durch die Entfernung des Hofes und der Regierungsbehörden mit schweren materiellen Verlusten bedroht sah, große Unzufriedenheit. Würde Rom zum Herrschersitz erhoben, erklärten die Piemontesen, so wollten sie gerne zurückstehen, aber warum sollten sie den Florentinern das schwere Opfer bringen? Die dumpfe Gährung
20.—22. Septbr. ging bald in Aufruhr und Straßenexcesse über. Statt die Aufregung zu beschwichtigen und den Ausbruch einer nicht unbegründeten Mißstimmung durch versöhnendes Entgegenkommen verlaufen zu lassen, schritt das Ministerium scharf ein. Es gab Verwundete und Todte. Dem König ging das Schicksal der Stadt, die seinem Hause so viel Treue und Hingebung bewiesen, zu Herzen. Er entließ das Ministerium und übertrug dem General Lamarmora, einem Piemontesen von Geburt, die Bildung eines neuen Cabinets. Die Ruhe kehrte bald zurück; aber seinem Schicksal konnte Turin nicht entgehen. Als sich im nächsten Monat das Parlament für die Verlegung der Hauptstadt erklärte und mit großer Opferwilligkeit alle Finanzmaßregeln der Regierung genehmigte, wurden Vorbereitungen

zur Uebersiedelung des Hofes und der Staatsgewalten in die altberühmte Hauptstadt am Arno getroffen. Die Wiederkehr ruhestörender Auftritte zu Anfang des nächsten Jahres bei Gelegenheit eines Hoffestes beschleunigte den Umzug. Als der Gemeinderath und die angesehenere Bürgerschaft den Ausschreitungen des Pöbels nicht ernst entgegentraten, verließ Victor Emanuel am Morgen des 3. Februar ohne Ankündigung und Abschied seine bisherige Hauptstadt und nahm seinen Aufenthalt in Florenz. Lange 3. Febr. 1865. standen die Vertreter Piemonts aus Verdruß über die Verlegung der Hauptstadt und über die unverdiente Zurücksetzung als Partei der „Permanenten" auf Seite der Opposition, bis endlich die Verstimmung sich legte und eine Versöhnung mit der Regierung erfolgte. — In Rom zürnte man heftig über die ohne Beiziehung der päpstlichen Regierung abgeschlossene französisch-italienische Convention, und um zu beweisen, wie wenig die Curie dem Zeitgeiste und den modernen Anschauungen Zugeständnisse zu machen gesonnen sei, überraschte der Papst die Welt mit dem Weihnachtsgeschenk einer „Encyclica" und eines „Syllabus", worin eine Reihe von Sätzen und Lehrmeinungen religiösen, philosophischen 22. Dec. 1864. und staatsrechtlichen Inhalts, Errungenschaften der modernen Zeitbildung, verworfen und verdammt waren. Dieses merkwürdige Actenstück, welches sich auf den Standpunkt des Mittelalters stellte und die ganze Entwickelung des Staats, den Bildungsstand und die Anschauung der modernen Gesellschaft als Irrthümer verurtheilte, zeigte der Welt, wie unmöglich es sei, sich mit einer Macht zu verständigen, welche gegen die Realitäten des Lebens und die Rechte des gegenwärtigen Menschengeschlechts die Augen fest verschlossen hält, und wie wenig eine solche Macht den Willen und das moralische Vermögen besitze, zeitgemäße und nothwendige Reformen und Freiheiten zu gewähren. Darum blieb auch die Encyclica ohne Wirkung. Es war ein Schlag in die Luft. Die Erklärungen einiger französischen Bischöfe, als der Minister der Justiz die Veröffentlichung des Schriftstückes untersagte und der Kaiser das Verbot gutthieß, waren mehr eine Protestation gegen die Maßregeln der Regierung, als eine Zustimmung zu dem Inhalte. Die italienische Regierung aber legte so wenig Gewicht auf die Darlegung von Grundsätzen aus einer entschwundenen Zeit, daß sie die Verkündigung des Erlasses durch die Bischöfe ruhig geschehen ließ. Die gleichzeitigen Verhandlungen der Abgeordnetenkammer, wo man die Einführung der Civilehe, die Aufhebung der Klöster und die Säcularisation der geistlichen Güter beschloß und auf die Abschaffung der Todesstrafe antrug, waren die schlagendste Widerlegung. Und der Papst selbst trug einige Monate nachher den realen Verhältnissen in so 6. März 1865. weit Rechnung, daß er an Victor Emanuel ein eigenhändiges Schreiben richtete, um die Wiederbesetzung der verlassenen Bischofssitze zu erwirken. Der König sandte einen gewandten Staatsmann, Vegezzi, nach Rom mit dem Auftrage, über kirchliche Angelegenheiten wo möglich eine Verständigung mit der Curie herbeizuführen, die politischen Fragen aber zu vermeiden. Die Mission scheiterte zwar an den reactionären Einflüssen, die bald wieder die Oberhand erlangten, doch gestattete der König freiwillig einer Reihe von Bischöfen die Rückkehr in ihre verwaisten Diöcesen. Trotz der eigenen schwierigen Finanzlage, in welche Italien durch den Befreiungskrieg, durch den großen Militäraufwand gegen Venetien, durch seine staatliche Reorganisation gerathen war, zeigte sich doch Victor Emanuel bereit, gegen die Anerkennung des neuen Staats auf Grund seines gegenwärtigen Besitzstandes einen entsprechenden Antheil der römischen Staatsschuld zu übernehmen; allein der Papst setzte allen Ausgleichungsversuchen ein »non possumus« entgegen. Wie groß indessen auch die Schwierigkeiten waren, mit denen das junge Königreich zu kämpfen hatte, die Nation und die Regierung lebten der festen Zuversicht, daß in nicht gar ferner Zeit sich für Italien Gelegenheit bieten würde, „seine Geschicke zu erfüllen" und innerhalb seiner natürlichen Grenzen seine nationale Einheit zu begründen. Im Gefühle des neuen geistigen und politischen Lebens feierte Italien im Mai das sechshundert- 14. Mai 1865. jährige Jubelfest seines großen Dichters Dante Alighieri, gleichsam als Erfüllung der heißesten Wünsche des alten Florentiners für ein großes und einiges Italien.

VI. Die außereuropäischen Staaten.

1. Die Empörung im indobritischen Reich.

§. 1182. Ursache und Anfänge. Schon seit Jahren gab sich in dem anglo-indischen Reiche eine große Unzufriedenheit kund. Man klagte, daß die mit den einheimischen Fürsten und ihren Angehörigen geschlossenen Verträge nicht gehalten würden, daß die englischen Gerichtshöfe das Recht beugten, daß die Besteuerung drückend sei und mit jedem Jahre sich mehre, daß die Beamten, Richter und Offiziere aller Grade ihre Stellen nur als ein ergiebiges Feld für goldene Ernten betrachteten und durch Erpressungen sich solche Reichthümer verschafften, daß sie, trotz eines ungeheuren Luxus und eines alles Maß übersteigenden Aufwandes und verschwenderischen Lebens, doch noch unermeßliche Summen in die Heimath zurückbrächten; daß sie die Eingebornen mit tiefer Verachtung behandelten und den aus allen Völkern und Ländern zusammengeworbenen Truppen jeden Frevel ungestraft hingehen ließen, daß Wucher, Spiel und alle Laster geduldet würden. Alle Mißbräuche eines orientalischen Despotismus kamen zum Vorschein und schnitten um so tiefer in das Fleisch, als sie von fremden Machthabern eines andern Glaubens verübt wurden. Hierin lag die eigentliche klaffende Wunde. Zu der Unzufriedenheit über die Mißhandlungen gesellte sich noch der Fanatismus eines heißblütigen Volkes. Denn wenn auch die Regierung die äußerste Schonung gegen die religiösen Gebräuche und Anschauungen der Hindu und der Mohammedaner empfahl und den Eifer der Missionäre in Schranken hielt, ja manche Statthalter und Großbeamte diese Schonung so weit trieben, daß man sie einer Begünstigung des Heidenthums oder Islams beschuldigen konnte; so hegten die Engländer doch im Allgemeinen eine zu tiefe Verachtung gegen das indische Religionswesen mit seinem grenzenlosen Gesetzesdienst, seinem knechtischen Kastenzwang, seinem unsinnigen Aberglauben und seinen empörenden Gebräuchen, als daß sie nicht tausendfachen Anstoß gegeben, nicht die Vorurtheile und den religiösen Wahn verletzt und die Leidenschaften in ihren tiefsten Wurzeln gereizt hätten. Diese und viele andere Umstände hatten in allen Theilen des großen Reiches einen brennenden Haß gegen die fremden Herrscher erzeugt und einen Zündstoff gehäuft, der bei der ersten Veranlassung in Flammen ausbrechen mußte. Es bildete sich eine geheime Verschwörung, an welcher Mohammedaner und Hindu mit gleichem Eifer sich betheiligten. Kleine Brödchen, von Hand zu Hand gereicht, dienten als Erkennungszeichen. Diese Verschwörung war um so gefahrvoller, als sie Eingang in die Armee gefunden hatte, die weitaus zum größten Theil aus Eingebornen, Sipahi's (Sepoys) bestand, welche, mochten sie an Mohammed oder an die Brahmagötter glauben, im fanatischen Haß gegen die christlichen Gebieter übereinstimmten. Waren doch alle höheren Militärstellen in den Händen der Europäer, die voll Stolz und Uebermuth sich von den Eingeborenen absonderten, in Luxus und Ueppigkeit dahinlebten und um die Inder, von denen nur Wenige sich mühsam aus der großen Masse der Gemeinen auf die unteren Stellen emporzuschwingen vermochten und nur hie und da Einer oder der Andere im Alter Hauptmannsrang erlangte, sich nicht bekümmerten. Ein Umstand eigener Art förderte den Aufruhr im Heer. Man hatte seit einiger Zeit Patronen eingeführt, in welchen die Kugeln mit Schwein- und Ochsenfett eingerieben waren. Dies gab den Anstiftern Veranlassung, die Empörung weiter zu verbreiten, da den Mohammedanern das Schwein ein Gräuel ist, den Hindu Kühe und Rinder als heilig gelten, deren Verletzung die Ausstoßung aus der Kaste nach sich zieht. Der Zweck wurde erreicht. In Kurzem waren in den vier Regierungsbezirken: Bengalen, Allahabad, Madras und Bombay die Truppen mehr oder minder von der Verschwörung angesteckt, ohne daß die sorglosen Anführer eine Ahnung davon hatten. Es waren gerade hundert Jahre verflossen, daß Lord Clive durch die siegreiche Schlacht von Plassey die Eroberung des Landes begonnen hatte; nun ging eine alte Prophezeiung, daß die Fremdherrschaft nicht über ein Jahrhundert dauern würde, von Mund zu Mund und steigerte die Aufregung. Lord Ch. J. Canning, Sohn des berühmten Ministers, welcher nach Dalhousie die indische

Oberstatthalter-Würde bekleidete, ein an friedliche Geschäfte und geordnete Zustände gewöhnter Herr, besaß für so schwierige Verhältnisse nicht die erforderliche Kraft und Umsicht. Der Aufstand begann am 9. Mai in Mirut, im oberen Gangesgebiet, wo eine Anzahl Sipahi's, welche die Fettkugeln nicht annehmen wollten, verhaftet, aber sofort von ihren Kameraden befreit wurden. Schon zwei Tage nachher tobte der wildeste Aufruhr in der großen Stadt Delhi. Alle Engländer, die sich nicht zeitig genug durch die Flucht retteten, Offiziere, Beamte, Kaufleute, Geistliche mit Frauen und Kindern wurden auf die martervollste Weise getödtet und unermeßliche Geldsummen aus den Schatzkammern geraubt. Die großen Kriegsvorräthe, die man mit unbegreiflicher Sorglosigkeit fast ausschließlich dem Schutze der Eingebornen überlassen hatte, fielen in die Hände der Aufständischen, wodurch diese in Stand gesetzt waren, der Empörung größeren Nachdruck zu geben und die feste Herrscherstadt zum Herd und Mittelpunkt der Rebellen zu erheben. Der mehr als neunzigjährige ehemalige Großmogul Akbar, den die Engländer auf einen Jahrgehalt gesetzt hatten, wurde aus seiner Vergessenheit gezogen und sein ältester Sohn Mirza Mogul dem stumpfsinnigen Greise an die Seite gestellt. Gleichzeitig brach der Aufruhr, von ähnlichen Gräueln begleitet, in den bengalischen Garnisonsstädten aus. Zu Indore, Azimgur, Dschihanpur, Allahabad u. a. O. wurden die Offiziere ermordet, ihre Wohnungen in Brand gesetzt, englische Familien zu Tode gemartert. Aber vor Allen steht der Name Cawnpore in den Annalen des Schreckens und schwarzen Verraths während dieser Unglückstage verzeichnet. Hier stellte sich Nana Sahib, der Sohn eines Brahmanen im Dekhan, den der letzte Peschwa der Mahratten an Kindesstatt angenommen hatte, an die Spitze der Empörung, ein eben so kluger als treuloser Mann, der sich europäische Bildung angeeignet hatte, aber die Engländer tödtlich haßte, weil sie seine Ansprüche auf das Erbe seines Adoptivvaters nicht anerkannten. Er bedrängte den General Wheeler, welcher alle englischen Einwohner in sein mit aller Eile aufgeführtes und durch Holzbuden und Gruben leicht befestigtes Lager angesammelt und unter den Schutz einer kleinen Besatzung gestellt hatte, durch die Uebermacht der abgefallenen Sipahiregimenter so lange, bis Hunger und Erschöpfung die Eingeschlossenen zu einer vertragsmäßigen Uebergabe zwang. Nana Sahib versprach dem Führer, der aus väterlicher Liebe zu seinen zwei blühenden Töchtern sich auf die Capitulation einließ, und allen seinen Schutzbefohlenen freien Abzug. Mit Angst und voll trüber Ahnungen verließen sie, etwa 450 Personen stark, die Umzäunung und begaben sich an das Ufer des Ganges, wo Kähne bereit standen, um sie stromabwärts zu führen. Kaum aber hatten sie die Fahrzeuge bestiegen, so wurden sie mit Feuerkugeln beschossen, wodurch die Barken in Brand geriethen. Allen drohte der sichere Tod in der schrecklichsten Gestalt; wer den Flammen oder den Wellen entrann, fand seinen Untergang durch Flintenschüsse oder durch die Säbel der Reiter. Wheeler selbst und etwa fünfzig seiner Begleiter wurden gefangen nach Cawnpore zurückgebracht, wo sie der Reihe nach aufgestellt und sich die Hände reichend sämmtlich erschossen wurden. Die Frauen und Kinder, etwa 130 an Zahl, wurden zuerst in dem berüchtigten „gelben Hause" eingeschlossen, einem engen Raume, in dem sie kaum neben einander Platz hatten, bis die Unmenschen sie herausrissen, sie dann entkleideten und niederstießen und die Leichen in einen großen Brunnen warfen. Rasch verbreitete sich nun der Aufruhr über Audh, Gwalior und das Fünfstromgebiet (Pendschab). „Nicht eine Seele der verruchten Frengibrut, welche die Kaste aufheben und die Eingebornen ihrer Religion berauben will, soll am Leben bleiben", so lauteten die drohenden Reden der Empörer, womit sie sich gegenseitig zu dem Mordgeschäfte aufmunterten. Die Herrschaft Englands in Indien, die Frucht eines hundertjährigen Eroberungskrieges, hätte damals ihr Ende finden mögen, wäre die Rebellion überall zu gleicher Zeit ausgebrochen; da dies aber nicht geschah, da die meisten Clientelfürsten aus Furcht und Zaghaftigkeit eine zuwartende Stellung beobachteten, und mehrere Stämme, wie die kriegerischen Sikh, fest zu England hielten, so fanden die Europäer, die bei der wachsenden Gefahr sich zur größten Tapferkeit und Entschlossenheit ermannten und die Ueberlegenheit der weißen Race glänzend bewährten, Zeit und Gelegenheit, die eingebornen Regimenter von wankender Treue zu entwaffnen, einzelne Aufstände im Keime zu ersticken, durch die furchtbarste Bestrafung der Unruhstifter Schrecken in alle

Mai 1857

Juni 1857.

Glieder zu verbreiten und die noch nicht vom Strome der Empörung Fortgerissenen bei dem alten Gehorsam zu erhalten. Viele starben durch den Strang, Andere wurden vor die Kanonen gebunden und „weggeblasen". So gelang es, die wichtigen Städte Benares, Agra, Patna, Firangpur u. a. zu retten und theils durch Schrecken, theils durch Geistesgegenwart und Entschlossenheit in Unterwürfigkeit zu halten. Auf diese Weise blieb der Aufstand hauptsächlich auf Delhi und Audh beschränkt; und da die englische Regierung alle Kräfte anstrengte, sowohl in Lahore und im ganzen Fünfstromland als in Calcutta die Kriegsmacht zu verstärken, so konnten zuverlässige Heere unter erfahrenen Führern bald von zwei Seiten gegen den Herd des Aufstandes vorrücken, um die Abgefallenen zu züchtigen und die noch lebenden Landsleute und Waffenbrüder aus Verzweiflung und Todesnöthen zu befreien.

1857. §. 1183. **Unterdrückung des Aufstandes.** Schon im Juni rückte eine Armee aus dem Pendschab in das Gebiet von **Delhi**. Aber schwach an Mannschaft und Geschütz und hart mitgenommen von der Cholera, welche einen der Heerführer nach dem andern dahinraffte — auf **Anson** folgte **Barnard**, auf diesen **Reed**, dann **Wilson** — vermochte sie gegen die große, mit allem Kriegsbedarf reich versehene Stadt und die zahlreichen Insurgentenschaaren in ihren Mauern nichts Entscheidendes zu unternehmen. Doch behauptete sich das kleine Lager gegen die feindliche Uebermacht mit Heldenmuth und schlug alle Ausfälle der Sipahi's tapfer zurück. Erst im September war das Belagerungsheer durch die Ankunft neuer Truppen, Sikh, Ghorka und Europäer, mit schwerem Geschütze so weit verstärkt, daß General **Wilson** zum Angriff schreiten konnte. Nun wurde von beiden Seiten mit einer Wuth und Todesverachtung gestritten, wie die Geschichte nur wenige Beispiele aufzuweisen hat. Die Insurgenten kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung gegen einen Feind, von dessen Grimm sie das furchtbarste Schicksal zu erwarten hatten, gegen den sie ihren Glauben, ihr Leben, ihre Weiber und Kinder, ihr Hab und Gut vertheidigten, die Engländer glühten vor Rachgier und Leidenschaft; und wenn jene an Zahl überlegen waren, so besaßen diese größere Kriegskunst, Einsicht und Ausdauer. Nachdem die unglückliche Stadt längere Zeit Tag und Nacht mit Feuerkugeln und andern verderbensvollen Wurfgeschossen bedrängt worden und Brand und Tod die Reihen der Aufständischen schon bedeutend gemindert hatte, wurde um die Mitte Septembers ein allgemeiner Sturm angeordnet, der, mehrere Tage fortgesetzt, endlich Delhi wieder in die Gewalt der Engländer brachte. Der Sieg war mit schweren Opfern erkauft worden; auch der tapfere General **Nicholson** war unter den Gefallenen. Um so grenzenloser war die Wuth und Rachgier der Sieger. Wir wollen einen Schleier ziehen über die grausigen Thaten, die in der eroberten Stadt vollbracht wurden. Nur mit Mühe wurde der entsetzliche Entschluß hintertrieben, Delhi der Erde gleich zu machen als ein „Sühnopfer der durch feigen Ueberfall ermordeten Unschuld" und alle Einwohner dem Tode zu weihen. Der alte Herrscher wurde auf der Flucht eingeholt und nach Calcutta in Haft gebracht, seine Söhne und Enkel ohne Gnade erschossen. Das ganze Geschlecht der Barberiden, des alten Herrscherstammes der Mahratten, wurde ausgerottet; vierundzwanzig Glieder fielen als Sühnopfer der schweren Verschuldung. Die flüchtigen Sipahischaaren wurden verfolgt und massenweise niedergemacht. Nur wenige kamen nach Audh, wo gerade der Aufruhr in seinen letzten Zuckungen lag.

„Die Sipahi's wurden truppweise, zehn zu zehn, herbeigeführt," erzählt der englische General Cooper. „Nachdem ihre Namen aufgeschrieben, ließ ich sie fesseln, zusammenbinden und auf den Richtplatz führen, wo eine Schützenabtheilung ihrer harrte. Ungefähr 150 waren bereits erschossen, da ist einer der ältesten Henker in Ohnmacht gefallen. Die Verzweiflung, die Wuth, das Geheul und die rasende Tollheit der dem Tode entgegen geschleppten Sipahi's hatte ihn angegriffen. Man mußte eine Pause machen. Die Hinrichtungen haben bald von neuem begonnen; es lagen 237 Leichen auf dem Platze, als gemeldet wurde, die Gefangenen weigerten sich, ihre Kerker zu verlassen. Ich befahl, die Gefängnißthore gewaltsam zu sprengen. Siehe, die berühmte Tragödie des „Schwarzen Lochs von Calcutta" hatte sich unwillkürlich an den Einheimischen gerächt, es

wurden 45 Leichen herausgezogen; die Leute konnten in dem engen heißen Raume nicht mehr athmen, fielen nieder und sind den erschrecklichen Tod der Erstickung gestorben. Alle Leichen, die Erstickten wie die Erschossenen, wurden von den Gassenkehrern in dieselbe große Grube geworfen. Nur einen Sipahi hatte man gleichsam als „Zeugen der Königin" geschont, er konnte wegen starker Verwundung nicht zum Richtplatz gebracht werden. Mit vierzig andern, welche man unterwegs aufgelesen hatte, wurde der Mann von Amretsir nach Lahore abgeführt, wo sie dann sämmtlich, in Gegenwart einiger verdächtiger Regimenter aus Mian-Mir, welche der Rebellion geneigt schienen, von den Kanonen weggeblasen wurden. So habe ich ungefähr fünfhundert in kurzer Zeit vom Leben zum Tode befördert."

In Audh hatte der hochherzige Sir Henry Lawrence, ein Mann, der edle Bildung und puritanische Frömmigkeit mit Kriegsmuth und Heldensinn verband, sich den ganzen Sommer über in der Citadelle von Lucknow gegen die Rebellen, die Nana Sahibs Fahnen folgten, mit wunderbarer Tapferkeit und Geistesgegenwart vertheidigt, bis am 2. Juli eine geborstene Bombe seinem Heldenleben ein Ziel setzte. Bei seinem Tode hatte die Noth den höchsten Grad erreicht; die kleine Besatzung vermochte sich kaum mehr zu halten gegen die wüthenden Schaaren, welche die Festung umlagert hielten und unaufhörlich beschossen. Die Eingeschlossenen, darunter vierhundert Frauen und Kinder, erwarteten täglich und stündlich das Schicksal ihrer Landsleute von Cawnpore zu erleiden. Neben den Geschossen der Aufrührer forderte auch die Cholera ihre Opfer; und immer enger wurde der Raum, der noch gegen die heulenden Rebellenhaufen vertheidigt werden konnte. In dieser entsetzlichen Lage hörte zuerst eine Frau, die vor Ermattung auf die Erde gesunken war, den Kriegsmarsch der schottischen Hochländer. Die Andern glaubten, es sei ein Fieberwahn, die Wirkung ihrer aufgeregten Phantasie und Seelenangst. Aber sie hatte sich nicht getäuscht. Auf die erste Kunde von den Vorgängen in Delhi und Cawnpore war General Havelock, ein Held in den Waffen und im Felde, ein frommer Diener des Herrn in den Stunden der Andacht, mit einer kleinen Kriegerschaar von Calcutta aufgebrochen, um die bedrängten Landsleute und Waffengefährten am obern Ganges vom drohenden Untergang zu retten und die Autorität des Gesetzes in den empörten Landschaften wieder aufzurichten. Aber wie sehr auch die Herzen der Soldaten von ritterlichem Muthe erglüht waren, und wie sehr der Durst nach Rache ihre Schritte beflügelte, die große Entfernung und die Schwierigkeit des Marsches in der glühenden Hitze des Sommers machten es ihnen unmöglich, den Kriegsschauplatz vor Ende Juni zu erreichen. Nach einer kurzen Rast in Allahabad rückte Havelock mit etwa 1400 Mann englischen Fußvolks in das Land des wildesten Aufruhrs; bei Fattihpore (Futtipur) stießen sie auf den Feind, und obwohl die Gegend durch Sumpf und Moor fast unwegsam war und die Rebellen sich hinter Zäunen und Barrikaden wohl verschanzt hatten, erfochten die Engländer doch einen glänzenden Sieg und rückten in die Stadt ein. Drei Tage später standen sie vor Cawnpore, wo Nana Sahib mit seiner ganzen Kriegsmacht ihnen entgegentrat, aber trotz der großen Menge und der muthigen Haltung der Sipahi's durch die überlegene Kriegskunst der Europäer eine Niederlage erlitt. Sein Stammschloß Bithur, wohin er den flüchtigen Fuß lenkte, wurde ein Raub der Flammen; während der Tyrann mit seiner Bande eilig nach Audh zog, um der Besatzung von Lucknow dasselbe blutige Schicksal zu bereiten, wie den Unglücklichen in Cawnpore, betraten die Engländer den Schauplatz des Schreckens und Grausens, und wenn sie schon vorher sich als die „Armee der Rache" bezeichneten, so wurde dieses Gefühl durch den Anblick der Mordstätte zu einer furchtbaren Höhe gesteigert.

Lucknow.

13. Juli 1857.

„Wer die Greuel gesehen," meldet ein Augenzeuge, „dem kann das Wort Gnade und Barmherzigkeit nicht in den Mund kommen. Der Boden strotzte noch von geronnenen Bluthaufen, welche hie und da bis zum Fußknöchel reichten. Lange Haarlocken lagen massenhaft umher, mitten unter Fetzen weiblicher Kleidungsstücke, unter Kinderhüten und Schuhen, unter zerrissenen Büchern und zerbrochenem Spielzeug. Furchtbarer noch war der Anblick des tiefen und engen Brunnens, wo die verstümmelten Leichen aufgethürmt übereinander lagen. „Ich sah hinab," schreibt ein Offizier, „solch Ungeheuerliches habe ich niemals gesehen und hoffe, Aehnliches niemals wieder zu sehen in meinem ganzen Leben. Die Körper waren nackt, die Glieder abgehauen. Ich habe den

Tod in allen möglichen Formen gesehen, hinab in dieses Brunnenloch konnte ich nicht mehr schauen." Allerlei Geschriebenes in zerstreuten Papierblättchen, in Gebet- und Taschenbüchern wurde vorgefunden und als heilige Reliquien aufgelesen und bewahrt für alle Zeiten."

Diese Schreckensscenen drängten zur Eile. Nachdem man im Blute der Einwohner von Cawnpore und der Gefangenen die Rache gestillt hatte, setzte Havelock über den Ganges und rückte in Audh ein. Alle Leiden und Beschwerden häuften sich auf die kleine Kriegsschaar, welche Ende Juli und Anfang August das feindliche Land durchzog. Nicht nur, daß die Rebellen in großen Heerhaufen ihnen den Weg verlegten, so daß sie jeden Schritt erkämpfen mußten; der Regen, der um diese Zeit in Strömen herabgießt, machte die sumpfige Gegend ungangbar, die Cholera und das ungewohnte, ungesunde Klima übten auf die mit Lebensmitteln und Kleidung schlecht versehenen europäischen Krieger ihre verderbliche Wirkung; dicht belaubte Bäume diente ihnen öfters als Lagerstätte. Dennoch setzte die Heldenschaar ihren Marsch fort; die Todesgefahr der in Lucknow Eingeschlossenen gab ihnen Kraft zum Kämpfen und Dulden. Endlich stieß General Outram mit Verstärkungen zu Havelock und obwohl im Range höher stehend, ordnete er sich dem tapferen Führer unter, der, wie er selbst an seine Familie in Bonn schrieb, in neun Treffen den Feind überwunden hatte. Vereint rückten sie dann gegen Lucknow vor, das sie gegen Ende Septembers erreichten. Mit Gefühlen, die sich nicht beschreiben lassen, vernahmen die Eingeschlossenen den „Pibroch" der Hochländer, jenen hellen Ton der schottischen Sackpfeife, der ihnen die Stunde der Rettung verkündete. Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Havelock und Outram hatten nicht mehr als 2600 Mann, während die Rebellen in der Stadt 50,000 Mann stark waren. Dennoch schlugen sie sich durch und gelangten, allerdings mit schweren Verlusten, in den Festungsraum, wo sie wie rettende
26. Sept. 1857. Engel mit unaussprechlicher Freude empfangen wurden. Bald erkannten sie jedoch, daß es unmöglich sei, mit der geringen Mannschaft, die jetzt in der Citadelle vereinigt war, den Rückzug durch die Ueberzahl der Feinde zu erzwingen, mit den Frauen, Kindern und Kranken in der Mitte die Schwärme der Rebellen, die wie ein brausendes Meer die Mauern umtosten, zu durchbrechen. Man mußte sich entschließen, gemeinsam auszuharren, bis neue Verstärkungen eintreffen würden. Nun gingen aber die Lebensmittel zur Neige, so daß die Rationen täglich kleiner wurden und man in Gefahr stand, ausgehungert zu werden. Zu diesem Aeußersten sollte es jedoch nicht kommen. Bereits war Sir Colin Campbell, der neue Oberbefehlshaber, mit 7000 Mann frischer wohlbewaffneter Truppen auf dem Wege. Er erreichte Lucknow am 14. Novbr., wagte aber nicht, in die volkreiche Stadt einzudringen, sondern näherte sich dem Festungsraum von einer Seite, wo zwei weitläufige, wohlbefestigte Gebäude den Zugang versperrten. Diese wurden mit großer Kühnheit erstürmt und dann die Eingeschlossenen befreit. Acht Tage nachher starb Havelock an der Cholera mit christlicher Ergebung. Er selbst sagte einst, er habe stets auf Gott vertraut und dabei seine Schuldigkeit gethan. Sein Andenken wurde in England hochgeehrt. — Seit dem Falle von Delhi war die Unterdrückung des Aufruhrs mit Sicherheit vorherzusehen. Zwar setzten die Rebellen in Gwalior und Audh den Kampf noch den ganzen Winter über fort; sie überfielen und schlugen den General Windham und eroberten sein Lager mit 3000 Zelten, aber Campbell und Outram rächten
1858. die Schmach durch wiederholte Siege. Im Frühjahr langten neue Verstärkungen aus dem Pendschab und von Calcutta im oberen Gangesgebiet an, während die Reihen der Insurgenten mehr und mehr zusammenschwanden. Sir Hugh Rose entriß den Gwalior-Truppen die festen wohlvertheidigten Städte Dschansi und Kalpi und ließ Hunderte von Gefangenen vor die Kanonen binden oder am Galgen sterben. Mit wunderbarer Kaltblütigkeit ertrugen die Sipahi's Marter und Tod. Ohne Aussicht auf Rettung und Gnade drängten sie sich vor die Mündung der Mordgeschütze, um desto rascher des ver-
März 1858. zweiflungsvollen Daseins ledig zu werden. Im März eroberte der Oberbefehlshaber nach einem fünftägigen mörderischen Kampfe die Stadt Lucknow und ließ die Truppen nach Herzenslust plündern und morden. In jedem Hause lagen Todte oder Sterbende, in mannshohen Haufen waren die Sipahileichen auf einander geschichtet; die Kriegsbeute, welche die Soldaten, Europäer, Sikh und Ghorka, in Gold, Juwelen und Schätzen aller

Art aus der reichen Herrscherstadt davontrugen, war unermeßlich. Die Königin Wittwe von Audh reiste nach England, um in den „dunkeln Ländern des Westens“ die Unschuld ihres Sohnes darzuthun und ihrem Hause den Schatten einer selbständigen Herrschaft zu erhalten. Sie sah das sonnige Indien nicht wieder. Auf der Rückreise starb sie am gebrochenen Herzen, während ihr Heimathland von einem Ende zum andern von den feindlichen Heeren durchschritten und wehrlos mit gebundenen Händen dem anglo-indischen Reiche beigefügt ward. Was dem Schwerte zu entrinnen vermochte, floh nach Rohilkand und weiter gen Nepal. So lange Tantia Topi, ein strenggläubiger Brahmane und Nana Sahibs Gefährte, die Schaaren führte, hatte der Aufstand noch immer Halt und Zusammenhang; als aber auch dieser letzte kühne Rebellenführer im Felde überwunden ward und bald darauf am Galgen starb, wurden die noch übrigen Banden wie Räuber verfolgt. Sie verbargen sich in den dichten Dschungeln und führten noch manche kühne That aus. Ueber ein Jahr dauerte noch die Menschenjagd in Audh fort; fast alle Rebellenhäupter fanden ihren Tod, die Einen durch Selbstmord, die Andern, meistens durch Verrath den Engländern ausgeliefert, am Galgen. Nur der Hauptschuldige Nana Sahib und die beiden heroischen Frauen, die Begum von Audh und die Rani von Dschansi, entkamen nach Nepal. Im Laufe des Jahres 1858 kehrte die alte Ruhe und Ordnung im anglo-indischen Reiche zurück und die Regierung konnte auf Mittel der Versöhnung denken. Durch eine Proclamation der Königin wurde allen Aufständischen, die an der Ermordung britischer Unterthanen nicht unmittelbar Theil genommen und bis zum Januar 1859 zur Pflicht und zum Gehorsam zurückgekehrt sein würden, eine vollständige Amnestie und Vergessenheit aller Vergehen zugesichert. Diese Proclamation brachte aber auch den Völkern in Hindostan und Dekhan die große Kunde, daß Königin Victoria mit Zustimmung ihres Parlaments beschlossen habe (durch die India bill vom 8. August 1858), das Privilegium der ostindischen Compagnie aufzuheben, die Regierung in die eigene Hand zu nehmen und durch einen besondern Staatssecretär und Rath für Indien besorgen zu lassen. Doch wurden alle Beamten der Compagnie in ihren Stellen bestätigt, der Oberstatthalter als „Vicekönig“ zum Stellvertreter der Königin ernannt und den Unterthanen die Versicherung gegeben, daß für Alle, ohne Rücksicht auf Religion oder Abstammung, vollkommene Glaubensfreiheit und Rechtsgleichheit bestehen und Niemand in seinem Besitz oder Recht, in seinen Sitten und Lebensordnungen verletzt werden sollte. Das indische Reich hatte im Innern und nach Außen seit einem Jahrhundert so großartige Dimensionen angenommen, daß die Kräfte der Gesellschaft nicht mehr zu genügen schienen. Ihre Zeit war vorüber, nur die Staats- und Regierungsgewalt einer europäischen Großmacht schien die erforderliche Kraft und Energie zu besitzen, die Eroberungen im fernen Osten zu behaupten. Nun wurden die Truppen, die bisher im Dienste der Compagnie gestanden, für die Königin in Eid und Pflicht genommen. Viele forderten jedoch ihren Abschied und zogen in die Heimath zurück, von der englischen Regierung, die ihren Abzug ungern sah, nicht nach Verdienst belohnt. Diese politische Maßregel schien geeignet, in der Verwaltung und im gesammten öffentlichen Leben Indiens eine neue Aera zu begründen. In Folge dieser Organisation steht die Oberhoheit über ganz Hindostan bei der Königin und dem Ministerium. Die indischen Fürsten treten somit zu der englischen Regierung in ein ähnliches Verhältniß, wie die hohe Aristokratie des Mutterlandes zu dem Staatsoberhaupte, eine Stellung, die auf das ganze Regierungssystem, auf Recht und Gesetze des angloindischen Reiches von eingreifenden Wirkungen sein muß. Die mediatisirten Dynasten und ihre Familien, durch Gesetze in ihrem Eigenthum, ihren Lehen und ihren Vorrechten sicher gestellt, werden den Verlust der Hoheitsrechte mit der Zeit verschmerzen, wenn die englische Regierung, nach dem Vorschlage des Oberstatthalters, die einheimischen Großen zur Theilnahme an hohen Staatsämtern heranzuziehen suchen wird. Auf diese Weise wird Indien „aus der Stufe der Zwingherrschaft zu dem Range von Colonien“ emporsteigen. Diesem System entsprachen die Maßregeln, welche von der Zeit an die englische Regierung in Anwendung brachte: Sie suchte die indischen Besitzungen enger an das Mutterland zu knüpfen, durch zweckmäßige Einrichtungen nach europäischem Vorbild das Staats- und Rechtsleben zu heben, und durch Eisenbahnen und Bildungsanstalten die Industrie und Cultur zu fördern. Sie suchte eine einheimische Grundaristokratie

heranzubilden, deren Interessen mit dem Organismus des indobritischen Reiches im innigsten Zusammenhang ständen; sie suchte das Prinzip der Selbstregierung, wodurch England selbst groß geworden, auch am Indus und Ganges zur Geltung zu bringen, indem sie den großen Grundbesitzern weitgreifende Patrimonialrechte übertrug, in Bengalen Ehrenmagistrate oder unbezahlte Friedensrichter ernannte u. A. m.; sie suchte im Heer wie in den Beamten- und Richterkreisen die Sonderstellungen zu beseitigen und dadurch mehr Gemeinsinn zu erzeugen. Dabei war sie mehr auf Erhaltung und Befestigung des
1864—65. Reiches im Innern als auf Ausdehnung der Grenzen bedacht. Der Krieg im Himalajalande Bhutan im Nordosten Bengalens, durch welchen einige Bergdistrikte an Assam kamen, diente nur zur Sicherung des Reichs gegen räuberische Einfälle. Diese friedliche
Jan. u. Febr. 1872. Thätigkeit wurde durch keine inneren Störungen oder Aufstände unterbrochen. Die Ermordung des Oberrichters Norman und des Generalgouverneurs Graf Mayo war nur das Werk mohammedanischer Fanatiker aus Privatrache.

2. Mexico.

§. 1184. Die französische Invasion. Von allen Staaten des mittleren und südlichen Amerika hatte Mexico die größten Zerrüttungen und Wechselfälle erlitten. Seit der Lostrennung von Spanien hatte es neunmal seine Regierungsform gewechselt; 50 Personen folgten sich binnen 43 Jahren in der Herrschaft und die Zahl der kleinen und großen Parteigängererhebungen, Militäremeuten und Pronuncia-
1855. mientos überstieg 300. Als Santa Anna (§. 971) im August 1855 seine Abdication unterzeichnete und sich nach der Havanna einschiffte, stieg die Verwirrung bis zur Anarchie. Endlich erlangte General Alvarez, ein Indier aus dem Süden, die Präsidentenwürde und herrschte mit Hülfe der Liberalen und Radicalen (Puros) willkürlich
1857. und gewaltthätig. Er entwarf eine neue Constitution, wodurch besonders die Rechte der Kirche oder vielmehr der im Besitze der Kirchengüter übermäßig bevorzugten höheren Geistlichkeit schwer betroffen wurden. Bald entstand daher eine Gegenbewegung, in
1858. Folge deren General Felix Zuloaga von den Conservativen zum Präsidenten ausgerufen ward und die Verfassung von 1857 beseitigte. Die Partei der Puros aber hielt an ihrem Werke „mit aufopfernder Ueberzeugungstreue" fest, reizte die Landbevölkerung der Provinzen gegen die „reactionären" Klassen der Hauptstadt und erhob Benito Juarez, einem alten Aztekengeschlecht entstammt, zum Gegenpräsidenten. Dieser nahm seinen Sitz in Veracruz und organisirte mit Guerillabanden den Bürgerkrieg wider Zuloaga und dessen General Miramon. Die vereinigten Staaten Nordamerika's suchten aus dieser Lage Gewinn zu ziehen. Sie verlangten, daß ihnen das Recht des Transits über die Landenge von Tehuantepec auf ewige Zeiten abgetreten werde, eine Forderung, die mit der Auslieferung des gesammten mexicanischen Handels an die Union gleichbedeutend war. Da Zuloaga diese Anmaßung zurückwies, erkannte die Regierung von Washington Juarez als Präsidenten an. Dieser nahm jetzt, um sich den Speculanten seiner „Beschützer" gefällig zu zeigen, eine großartige Veräußerung der Kirchengüter zum Vortheil des Staats vor und setzte den Krieg gegen
25. Dec. 1860. die Conservativen mit Energie fort. Im December 1860 hielt sein General Ortega mit den Liberalen seinen Einzug in die Hauptstadt. Waren schon seit Jahren während des kriegerischen Zustandes die Rechte und das Eigenthum der Fremden häufig verletzt worden, ohne daß die Entschädigungsforderungen der europäischen Regierungen Beachtung gefunden hätten; so häuften sich jetzt die Klagen und Beschwerden, als die „Puros" unter Juarez ans Regiment kamen. Miramon und seine Genossen hatten wie verzweifelte Spieler gewirthschaftet und sich baares Geld gegen unerschwingliche Schuldbriefe verschafft. Anstatt nun diese und andere Reclamationen und Ansprüche zu befriedigen,
Juli 1861. war die neue Regierung zunächst bedacht, die leere Staatskasse zu füllen. Der Congreß erließ ein Gesetz, wonach alle Zahlungen, also auch die Zinsen der englischen Schuld, auf zwei Jahre eingestellt und die Binnenzölle auf fremde Waaren verdoppelt werden sollten. Nun gelang es der Regierung von Spanien, wo die Königin Isabella und ihre klerikale Camarilla mit Schmerz und Verdruß auf die kirchenfeindliche Richtung

ihrer ehemaligen Unterthanen blickten und wo man schon lange wegen Wegnahme eines Schiffes sammt Ladung durch Juarez vergebens eine Entschädigungssumme verlangt hatte, England und Frankreich zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Republik zu bewegen. Durch die Convention von London erklärten die drei Mächte, 31. Oct. 1861.
„daß sie sich durch die Unzuverlässigkeit der mexicanischen Behörden in die Lage versetzt sähen, für ihre Unterthanen und ihren Besitz größeren Schutz zu verlangen und die Ausführung der vertragsmäßigen Verpflichtung zu fordern"; fügten aber zugleich hinzu, daß sie der Republik Mexico das Recht, ihre Regierungsform frei zu wählen und zu gestalten, nicht zu verkürzen gedächten und keinerlei Besitzerweiterungen oder sonstige Privatinteressen beabsichtigten. Nach Abschluß dieser Convention wurden drei Geschwader mit Landungstruppen nach Amerika abgeschickt, um Genugthuung für das Vergangene und Garantien für die Zukunft zu fordern. Sie besetzten die von den mexicanischen Truppen und Behörden geräumte Stadt Veracruz sammt dem Fort San Juan de Ulloa und nahmen passende Lagerplätze landeinwärts, wo die Truppen den Wirkungen des gelben Fiebers weniger ausgesetzt waren. Die Spanier unter General Prim lagerten sich in Orizaba, die Franzosen unter Jurien de la Gravière in Tehuacan, der englische Befehlshaber Sir Charles Wyke wählte Cordova. Da aber die Expedition keinen Oberfeldherrn hatte, mithin ein gemeinsames Vorgehen schwer zu erzielen war, auch die drei Anführer verschiedene Ziele und Interessen verfolgten, fehlte der Unternehmung Kraft und Einheit. Auf ein mäßig gehaltenes Manifest der drei Mächte antwortete Juarez mit drohenden Straferlassen gegen Alle, die mit den Fremden in Verkehr 19. Febr. 1862.
treten würden, und ein Ultimatum wies er nach langem Zuwarten mit Worten zurück, die wie eine Verhöhnung klangen; zugleich legte er Einheimischen und Fremden eine hohe Kriegssteuer auf. Und dennoch knüpften die Befehlshaber neue Unterhandlungen mit demselben an und schlossen durch den Vertrag von La Soledad eine Art Waffenstillstand, worin im Widerspruch mit der Londoner Convention seine Präsidentschaft indirect anerkannt war. Bald nachher langte Don Juan Almonte, der Sohn des Freiheitskämpfers Morelos, ein geachteter Mann, der mehrere Jahre in Paris verlebt hatte und bei den Conservativen großes Ansehen genoß, begleitet von Pater Miranda und andern Häuptern der Kirchenpartei, im Lager an und führte sich als Vertrauensperson des Kaisers Napoleon ein. Seine Anwesenheit wurde dem englischen und spanischen Befehlshaber bald unbequem, weil dadurch die Intervention größere Dimensionen anzunehmen drohte, als in ihrer Absicht lag, und sie in eine feindliche Parteistellung gegen die Liberalen gedrängt wurden. Sie hatten es nicht auf einen Krieg, sondern nur auf eine Demonstration abgesehen. Als daher Juarez Almonte's Auslieferung verlangte, hielten Prim und Wyke die Forderung für gerecht und billig. Sie stießen jedoch bei Jurien de la Gravière auf entschiedenen Widerstand. Der Verdruß darüber sowie die geringen Streitkräfte, die ihnen zu Gebote standen und die nicht durch Nachsendungen verstärkt wurden, bewogen sie zum Abzug. Ohnedies hatte der Eifer, womit Napoleon sich der übertriebenen und zweifelhaften Geldforderung eines Schweizer Bankhauses annahm, bereits den Verdacht erweckt, daß die Geldsache nur als Vorwand gebraucht werden solle, um Mexico zu erobern und die „lateinische Race daselbst zu regeneriren". Schon im April 1862 segelten die spanischen 1862.
und englischen Schiffe mit ihren Mannschaften wieder der Heimath zu, das mexikanische Reich seinem Schicksal überlassend. — Diesem Beispiel wollten die Franzosen nicht folgen. Die Ehre der Nation und des Kaisers forderte, daß ein Unternehmen, welches mit so großer Ostentation begonnen worden, nicht so unrühmlich aufgegeben werde, und der religiöse Eifer der Kaiserin Eugenie bestärkte ihren Gemahl in einem Vorhaben, durch das er seine Mitwirkung an der Beraubung des Kirchenstaats wieder einigermaßen sühnen könne. Um dieselbe Zeit, da die andern ihre Einschiffung vornahmen, langte General Lorencez mit Verstärkungen an. Jurien de la Gravière legte darauf den Oberbefehl nieder und kehrte gleichfalls nach Europa zurück. Indessen war die Lage der Franzosen während der Sommermonate eine sehr bedenkliche, so daß man in Frankreich die Politik des Kaisers scharf angriff, im Auslande sich eine schadenfrohe Stimmung kund gab. Almonte, der im Lager der Franzosen weilte und sich zum Haupt der Republik

erklären ließ, zählte nicht so viele Anhänger, als er seine Beschützer mochte glauben gemacht haben. Zwar war die Partei der Conservativen und der Gegner der Regierung nicht gering, und die Zahl der Streiter, die General Miramon und andere Anhänger dem conservativen Oberhaupte nach und nach zuführten, belief sich auf mehr als 5000; allein die französische Mannschaft war gering und wurde noch überdieß durch das gelbe Küstenfieber stark mitgenommen. Unter diesen Umständen konnte Lorencez nicht daran denken, mit seiner schwachen Mannschaft und den einheimischen Hülfstruppen den Präsidenten anzugreifen, der durch Schrecken und Erpressungen beträchtliche Streitkräfte gesammelt und die Hauptstadt und alle günstig gelegenen Orte wohl befestigt hatte, und auf dessen Seite der Vortheil war, daß er von seiner Partei als der Vorkämpfer für Freiheit und Nationalität angesehen ward. Denn so sehr auch die Franzosen und ihre Verbündeten fort und fort versicherten, daß das mexicanische Volk in die Lage versetzt werden sollte, frei seine Regierungsform zu wählen; so blieb es doch kein Geheimniß, daß Napoleon und Almonte die Ueberzeugung hatten, daß nur durch eine über allen Parteien stehende monarchische Regierung die Wiederherstellung geordneter Zustände erreicht und dem wachsenden Einfluß der nordamerikanischen Union und des Republikanismus eine Schranke gesetzt werden könne, daß somit dem Siege der französischen Waffen die Monarchie auf dem Fuße folgen würde. Lorencez konnte unter diesen Umständen nicht wagen, gegen das dem Oberbefehl des Generals Zaragoza unterstellte feindliche Heer angriffsweise zu verfahren, das Höchste, was er erreichen konnte, war sein Lager in dem höher gelegenen Orizaba aufzuschlagen, wo die Soldaten weniger von Krankheit zu leiden hatten als an der Küste, und in seiner befestigten Stellung auf neue Verstärkungen zu warten. Im August langten diese an und der neue Oberfeldherr, General Forey, der nun eine Armee von 30,000 Mann zur Verfügung hatte, konnte wieder zum Angriff vorgehen. Mühsam erstiegen die Franzosen auf schwierigen Gebirgspfaden die Hoch-
1863. ebene, wo Puebla liegt, und begannen um Neujahr 1863 die Belagerung der aufs Stärkste befestigten und mit Vorräthen reichlich versehenen Stadt, in welcher, seitdem Zaragoza einer Krankheit erlegen war, General Ortega mit 22,000 Mann der besten und zuverlässigsten Soldaten die Vertheidigung leitete, unterstützt von dem Hauptheer, womit Juarez den Weg nach Mexico deckte. Drei Monate des Kampfes verflossen, ohne daß die Beschießungen der Franzosen oder die Ausfälle der Belagerten einen entscheidenden Erfolg gehabt hätten. Um die Mitte des Monats März wurde der Widerstand der Mexicaner schwächer; nun wagte aber Forey keinen Sturm, weil er vernahm, daß Cholera und Typhus in furchtbarer Weise in der Stadt wütheten, deren verderblichen Wirkungen er seine Truppen n cht preisgeben wollte. Er wendete sich daher westwärts gegen das von General Commonfort befehligte Hauptheer und brachte ihm eine Niederlage bei, wodurch die Straße von Mexico in die Hände der Franzosen kam und Ortega von den andern abgeschnitten ward. Nun erst schritt Forey zur Erstürmung der Stadt. Es war ein schweres Unternehmen. Straße für Straße, Haus für Haus mußte erobert werden und um die größeren Gebäude, besonders die Kirchen und Klöster, entspann sich ein Kampf, der auf beiden Seiten viele Opfer kostete. Bald waren die Belagerten nur noch auf einige Festungswerke beschränkt und die Lebensmittel gingen zur Neige. Umsonst suchte Commonfort mit neugeworbenen Truppen die Verbindung mit Ortega wieder herzustellen. Er erlitt am San Lorenzo durch General Bazaine eine Niederlage, welche das Schicksal
17. Mai 1863. Puebla's entschied. Außer Stand, länger Widerstand zu leisten, sah sich Ortega zur Ergebung gezwungen, 26 Generale, 225 Stabsoffiziere, 800 Subalternoffiziere und 11,000 Soldaten lieferten sich als Kriegsgefangene in die Hände der Franzosen. Am 10. Juni verkündeten Kanonenschüsse in Paris den neuen Ruhm der französischen Waffen. — Auf die Kunde von den Falle Puebla's versuchte Juarez die Hauptstadt durch Schrecken im Gehorsam zu halten. Er erklärte sie in Belagerungszustand und zwang alle männlichen Einwohner, mit Ausnahme der Fremden, unter die Waffen zu treten. Aber seine Macht war vorüber. Ein Aufstand nöthigte ihn, die Stadt zu verlassen und San Luis de
31. Mai. Potosi zum Sitz der Regierung zu erheben. Dorthin zog er sich mit seinen getreuesten Anhängern zurück, während die Franzosen auf die Hauptstadt losrückten. An demselben
10. Juni. Tage, da die Nachricht von der Einnahme Puebla's in Frankreich anlangte, hielt Forey

an der Seite Almonte's seinen Einzug in Mexico, gleich einem Triumphator von dem Jubel des Volkes begrüßt. Dem Beispiele der Hauptstadt folgten die Provinzen. Ohne erheblichen Widerstand besetzten die französischen Generale das Innere des Landes. Nun schritt man zur Begründung einer neuen Staatsordnung, welche dem Lande den langentbehrten Frieden und gesetzliche Zustände zurückgeben und die „größte Idee“ Napoleons verwirklichen sollte. Eine aus den angesehensten Männern bestellte Regierungs-Junta wählte aus ihrer Mitte ein Triumvirat, bestehend aus Almonte, Labastida, Erzbischof von Mexico, und Mariano Salas, und berief eine Notablenversammlung ein. Darauf wurde in gemeinsamer Berathung der Beschluß gefaßt, 19. Juli.
statt des republikanischen Regierungssystems, welches für Mexico stets die Quelle des Uebels gewesen, die gemäßigte erbliche Monarchie unter einem katholischen Fürsten einzuführen, der den Titel Kaiser von Mexico annehmen sollte, und die Krone dem Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich (über dessen Gesinnung sich Napoleon durch vertrauliche Anfrage zuvor versichert hatte) für sich und seine Nachkommen anzutragen.

§. 1185. Das Kaiserthum. Die Wahl war mit Umsicht getroffen. Maximilian, ein jüngerer Bruder des regierenden Kaisers von Oesterreich, konnte als Habsburger alte Erinnerungen und historische Legitimitätsrechte in die neue Welt mitbringen; durch eine treffliche Erziehung mit vielen Kenntnissen sprachlicher und sachlicher Art ausgerüstet, durch große Reisen mit manchen Erfahrungen über Politik, Volkswirthschaft und Verwaltung bereichert und erfüllt von Thatendrang, zu dessen Befriedigung ihm die Heimath keine Gelegenheit bot, schien der Erzherzog die geeignetste Persönlichkeit für eine Weltstellung, welche vor Allem männlichen Muth, Unternehmungsgeist und ritterlichen Sinn verlangte, wie sie dem Kaisersohne beiwohnten. Von lebhafter Phantasie, hatte er von jeher einen gewissen Hang zum Ungewöhnlichen und Abenteuerlichen gezeigt, und die Verhältnisse in seinem Vaterlande, wo er wegen seiner freisinnigen Grundsätze in den Hofkreisen übel angesehen war, wo man weder seine Verdienste um die Flotte und das Seewesen im adriatischen Meer würdigte, noch das Lob, das er sich einige Jahre früher als Gouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs erworben, ihm anrechnete, wo eine mißliche Stellung ihn drängte, machten ihm eine Aenderung wünschenswerth. Auch seine Gemahlin Marie Charlotte, Tochter des Königs Leopold von Belgien, bekümmert, daß sie dem Eheherrn keine Kinder gab, begünstigte jedes Unternehmen, das geeignet schien, dessen Sinn durch höhere Ziele zu zerstreuen, und war bereit, alle Gefahren und Wagnisse mit ihm zu theilen. Dazu kam noch die große Bewunderung, welche beide für den politischen Geist und das Herrschertalent des französischen Kaisers in der Seele trugen. Eine feierliche Gesandtschaft überbrachte den Beschluß dem Erzherzog. Der fürstliche Mann empfing die Gesandten in dem schönen Schloß Mira- 3. Oct 1863.
mare am Meer. Er erklärte sich bereit, die Krone anzunehmen, „sobald die ganze Nation in freier Kundgebung ihres Willens den Wunsch der Hauptstadt bestätigt habe“. Als die Deputation in der Heimath ankam, waren die Zustände in einer solchen Verfassung, daß alsbald zu einer Abstimmung in den Gemeinden geschritten werden konnte. Zwar hatte Juarez alle Kräfte angestrengt, den Beschluß der Regentschaft zu vernichten; aber seine Anhänger schwanden mit jedem Tage mehr zusammen, die Union, deren Beistand er angerufen und für deren Hülfe er die goldreiche Landschaft Sonora angeboten, war durch den Krieg mit den Südstaaten außer Stand gesetzt, den vortheilhaften Antrag anzunehmen. Spaltungen im eigenen Heerlager mehrten den Abfall und führten die republikanische Partei allmählich der Auflösung entgegen. General Commonfort wollte eine Reise ins Ausland unternehmen, wurde aber von einer Kriegsschaar überfallen und getödtet; Ortega, welcher, der Gefangenschaft entflohen, sich wieder mit Juarez vereinigt hatte, zerfiel bald mit demselben und stellte sich dem General Bazaine, der anstatt des zum Marschall beförderten Forey zum Oberbefehlshaber ernannt worden war, zur Verfügung. Verlassen von seinen getreuesten Anhängern, sah sich endlich Juarez genöthigt, Mexico zu räumen. Er flüchtete sich nach Texas und stellte sich unter den Schutz der Union. Am 4. Februar wurde nun durch ein feierliches Tedeum der endgültige Sieg der 1864

Intervention über das Regiment Juarez gefeiert, und um dieselbe Zeit erhielt der Erzherzog Maximilian die Nachricht, daß nahe an 2000 Gemeinden sich für ihn ausgesprochen hätten, daß mithin der allgemeine Wunsch des Landes, „unter dem milden Scepter eines weisen Fürsten zu neuem Leben zu gelangen", keinem Zweifel unterliege. Nun trug der Habsburger nicht länger Bedenken, die dargebotene „Krone Montezuma's" anzunehmen. Nach einer Zusammenkunft mit Napoleon in Paris, wo nähere Verabredungen über die Sicherheit des neuen Kaiserthrones getroffen wurden, setzte er mit seiner belgischen Gemahlin, Marie Charlotte, über den Ocean und zog unter dem Freudenruf der Bevölkerung als Kaiser Maximilian I. in Mexico ein. Aber es war vorherzusehen, daß das monarchische Prinzip in dem romanischen Amerika große Kämpfe und Anfechtungen zu bestehen haben würde. Die Vereinigten Staaten, die schon längst ihre gierigen Blicke auf Mexico gerichtet hatten und nur durch den Bürgerkrieg im eigenen Land abgehalten waren, der europäischen Intervention entgegenzutreten, benutzten bald die schwierige Lage des jungen Kaiserstaates, um die neue Monarchie, durch welche, nach Napoleons eigenem Geständniß, der amerikanischen Union „ein materielles und moralisches Gegengewicht" geschaffen werden sollte, wieder zu stürzen und die „Monroe-Doctrin", daß es gegen die Interessen der Vereinigten Staaten sei, wenn die Monarchen Europa's ihr System in irgend einem Theile Amerika's einführten, zur Geltung zu bringen. Zu gleicher Zeit wurde die friedliche Entwickelung des Staatswesens gestört und gehemmt, sowohl von Seiten der Liberalen und Republikaner, welche das gewohnte Parteitreiben mit Aufruhr und Bandenwesen im Gefolge nicht aufgeben wollten, als auch von Seiten der Priesterschaft und der gesammten reactionären und klerikalen Partei, welche versuchte, die Einziehung der geistlichen Güter und die Schmälerung der Rechte der Kirche so viel als möglich rückgängig zu machen. Es ließ sich also voraussagen, daß dem neuen Kaiserstaat keine harmlos heitere Jugendzeit beschieden sei, zumal, da die Staatskasse leer, die Finanzverhältnisse zerrüttet, die Einnahmsquellen versiegt waren. Doch war der äußere Widerstand noch verhängnißvoller als der innere. Das Repräsentantenhaus in Washington hatte schon am 4. April die Erklärung abgegeben, „daß das Volk der vereinigten Staaten es nicht mit seinen Grundsätzen vereinbar finden könne, eine in Amerika unter den Auspicien einer europäischen Macht auf den Trümmern der republikanischen Staatsform errichtete monarchische Regierung anzuerkennen"; und wenn auch der Senat dem Beschlusse nicht beitrat und der Präsident den Eindruck in Frankreich zu mildern bemüht war, so täuschte sich doch Niemand darüber, daß ein Conflict zwischen der Union, welche fortwährend den Präsidenten Juarez als den gesetzmäßigen Vertreter der Republik Mexico betrachtete, und der Schutzmacht Frankreich, welche den Kaiserthron mit Darlehen und Hülfstruppen unterstützte, nur eine Frage der Zeit sei. Und diese trat bald ein. Wie sehr auch der ritterliche Kaiser Maximilian alle Kräfte anstrengte, seinen Thron zu befestigen und Sicherheit und Ordnung in seinem Reiche zu begründen; wie sehr er sich bemühte, die verwahrloste Volksbildung durch Verbesserung des Unterrichtswesens zu heben, durch eine neue Gerichtsorganisation der gesunkenen Rechtspflege aufzuhelfen, durch Sicherung und Mehrung der Straßen Handel und Verkehr in neuen Schwung zu bringen, durch Verheißung eines Reichsstatuts mit Volksvertretung Vertrauen bei den Liberalen zu erwecken, das Loos der gedrückten Indianer („Peons"), die von harten Gutsbesitzern und Geistlichen in Leibeigenschaft und Schuldhaft gehalten wurden, zu erleichtern; weder die französische Occupationsarmee, noch seine eigenen, durch Freiwillige aus Belgien und Oesterreich verstärkten einheimischen Truppen waren im Stande, den republikanischen Kriegshaufen Juarez' und den Guerillabanden die von ihnen besetzten Landschaften zu entreißen. Chihuahua blieb mit kurzer Unterbrechung der Regierungssitz des Präsidenten, und selbst der Süden wurde von republikanischen Kriegsschaaren unsicher gemacht, obschon der kriegskundige Marschall Bazaine die Stadt Oaxaca zur Unterwerfung gezwungen hatte. Die Geldmittel, die durch zwei unter den ungünstigsten Bedingungen in Frankreich bewerkstelligte Anleihen zusammengebracht wurden, waren bald erschöpft, die Einkünfte des Landes reichten nicht hin. Diese Umstände schienen der Regierung in Washington, die seit der Beendigung des Bürgerkriegs wieder freie Hand hatte, geeignet, der monarchischen Schöpfung in Mexico ihr Ende zu bereiten.

Sie verlangte auf Grund der Monroe-Doctrin, daß Napoleon seine Truppen zurückrufe und dadurch dem mexicanischen Volke möglich mache, sich durch freie Selbstbestimmung zu entscheiden, welche Regierungsform in Zukunft Geltung haben solle und wie es seine öffentlichen Angelegenheiten ordnen und gestalten wolle. Umsonst versuchte der französische Gesandte in Washington die Union zu bestimmen, die in Mexico begründete Monarchie wenigstens als eine factisch bestehende Regierung anzuerkennen und in diplomatische Beziehungen mit derselben zu treten, unter welcher Bedingung die Abberufung der französischen Truppen zu geeigneter Zeit in Zwischenräumen erfolgen sollte; die Regierung der Vereinsstaaten ließ sich auf diese Bedingung nicht ein und gab deutlich zu verstehen, daß sie eine Monarchie, die nach ihrer Meinung nicht auf dem Volkswillen beruhe, sondern durch fremde Bajonette gewaltsam eingeführt worden sei, in Mexico nicht dulden würde, und daß die bisherigen freundlichen Beziehungen zwischen der Union und Frankreich in Gefahr gerathen könnten, „wenn der französische Kaiser es nicht mit seinem Interesse und seiner Ehre vereinbar finden sollte, von der bewaffneten Intervention in Mexico abzustehen". Von der Zeit an war Napoleon, der die Abneigung der französischen Nation gegen die mexicanische Expedition wohl kannte, nur darauf bedacht, eine Form für einen ehrenvollen Rückzug zu finden und die französischen Capitalisten vor allzu großen Verlusten zu bewahren. Die Befehle, welche Bazaine erhielt, ließen errathen, daß man in Paris die Sache des Kaisers Maximilian aufzugeben entschlossen sei, daher der französische General, der sich mit einer reichen Mexicanerin verheirathet hatte, eine solche Haltung beobachtete, daß er für sich und die französischen Heere möglichst wenig Schaden aus der schlimmen Situation nehmen möchte. 9. Febr. 1865.

§. 1186. **Maximilians Ausgang.** Die Folgen dieser Politik gaben sich bald kund. Mit angebornem Instinkte merkten die Romanen schnell, daß das Schiff des Kaiserthums im Sinken sei, und suchten sich bei Zeiten zu retten. Mit jedem Tag schwanden die Reihen der Getreuen mehr zusammen; von den Tausenden, die den Habsburger einst mit Jubel begrüßt und sich seiner Sache angeschlossen hatten, harrten nur wenige aus. Zum Abfall gesellten sich Verschwörungen gegen das Leben des verrathenen und verlassenen Fürsten. Es half nichts, daß sein General Mendez, um ein abschreckendes Beispiel aufzustellen, kraft eines kaiserlichen Decrets gegen bewaffnete „Banditen" zwei republikanische Anführer, Arteaga und Salazar, erschießen ließ; der Terrorismus verfehlte seine Wirkung; die Guerillabanden mehrten sich durch den Beitritt freiwilliger Kriegsleute aus den Vereinsstaaten; das vergossene Blut schrie um Rache, die bald des Kaisers eigenes Haupt treffen sollte. Als er die Enkel von Iturbide (§. 971) als „kaiserliche Hoheiten" zu Prinzen und Prinzessinnen erklärte, wankte bereits sein eigener Thron. Selbst der alte Santa Anna verließ sein bisheriges Asyl in Havanna, um sich noch einmal auf den politischen Schauplatz zu begeben und die Verwirrung seines Vaterlandes zu mehren. Die Sendung Almonte's nach Europa brachte keine Aenderung in die verzweifelte Lage: Napoleon hatte das Kaiserthum Mexico im Geiste bereits aufgegeben; der Papst verweigerte das vorgeschlagene Concordat, wodurch der Verkauf der Kirchengüter sanctionirt werden sollte; weitere Zuzüge von Freiwilligen aus Oesterreich wurden an der Abfahrt gehindert. Vergebens reiste die Kaiserin Charlotte selbst im Sommer 1866 nach Paris und Rom, um bei Napoleon materielle, bei dem Papste geistliche Hülfe zu suchen; von ihren Freunden verlassen, in ihren Hoffnungen getäuscht, verfiel sie in einen Zustand von Seelenstörung. Während sie in der freundlichen Seeburg Miramare trübe Tage verlebte, von dem schrecklichen Wahn gefoltert, daß sie von Mördern und Giftmischern umgeben und bedroht sei, gerieth ihr Gemahl jenseits des Oceans in eine so schwierige Lage, daß er sich nur mühsam gegen die wachsende Macht der Republikaner zu halten vermochte. Eine Abdankung, wozu ihn Bazaine zu bewegen suchte, hätte ihm unter dem Schutze französischer Truppen eine Rückkehr nach Europa gewähren können; aber die Vorstellungen seiner Getreuen, daß sein Abzug das unvermeidliche Verderben auf ihr Haupt herabziehen würde, und der peinliche Gedanke, wie ein Fahnenflüchtiger den Schauplatz seiner Thaten zu verlassen und ohne Ruhm und Ehre in das Vaterland heimzukehren, machten auf den ritterlichen Geist des hochsinnigen

3. Oct. 1865.

Fürsten solchen Eindruck, daß er den Vorschlag seiner Beschützer verwarf. In den ersten
1867. Monaten des folgenden Jahres schifften sich die französischen Truppen in Vera-Cruz ein und kehrten in Zwischenräumen nach Europa heim. „Tausende von gefallenen tapfern Männern ließen die Abziehenden in der fremden Erde zurück, ihr Blut hatte keine Saat der „Civilisation" gedüngt. Grauenhafte Verwirrung herrschte wie dereinst bei ihrer Landung im alten Montezumareiche und sollte erst im Blute des Fürsten erstickt werden, der sein reiches Glück, seine herrliche Begabung, die Kräfte seiner edlen Natur der „Idee" Napoleons III. geopfert hatte." Kaum hatten die letzten Franzosen Vera-Cruz verlassen, als die Armeen der Liberalen und die zahlreichen Schaaren der Guerilla herandrängten. Bald beschränkte sich das Kaiserreich auf wenige Punkte, die wie Inseln und Felsen in einer Sturmfluth aus der allgemeinen Umwälzung noch hervorragten. „Vom äußersten Südrande, wo die kaiserlichen Generale in Yucatan einen Verzweiflungskampf um das Leben fochten, bis zum äußersten Norden von Sonora, wo die letzten Haufen der Apachen und Opatas, welche der kaiserlichen Standarte gefolgt waren, ihren erschossenen Führern eintönige Klagegesänge nachschickten, von der Küste des stillen Weltmeeres, wo die Häfen Tehuantepec und S. Blas durch Sturm in die Hände der Republikaner fielen, bis zum Golf von Mexico, in dessen Hafen Vera-Cruz sich die kaiserlichen Besatzungen der Städte Orizaba und Cordova zum letzten Widerstande zusammendrängten, überall erlagen die Reste der kaiserlichen Autorität". Schon hatten die Banden Porfirio's Diaz das Thal von Mexico überschwemmt und mit allen Gräueln heimgesucht, als die Bewohner der Hauptstadt, für ihre Sicherheit besorgt, den Kaiser beredeten, sich nordwärts zu ziehen und nur eine kleine Besatzung zu ihrem Schutze zurückzulassen. Maximilian ging auf den Vorschlag ein. Begleitet von Prinz Felix von Salm, der sich nach Beendigung des amerikanischen Krieges zu ihm begeben hatte und von wenigen Getreuen, zog er an der Spitze seines kleinen Heeres nach der Festung Queretaro. Gegen seinen Willen und Befehl ließ General Marquez, der Hauptführer der Kaiserlichen, viele Gefangene, die auf dem Zug in seine Hände fielen, grausam erschießen, und als derselbe bald darauf zurückkehrte, um die Hauptstadt gegen die Republikaner zu vertheidigen, organisirte er, den Namen des Kaisers mißbrauchend, ein System des Schreckens, das allgemeine Entrüstung hervorrief. Es dauerte nicht lange, so wurde Queretaro durch Escobedo und andere Bandenführer von allen Seiten eingeschlossen. Die kaiserlichen Truppen leisteten tapfern Widerstand, selbst als der Mangel an Lebensmitteln und Zufuhr ihnen die größten Entbehrungen auferlegte. Maximilian ging den Seinen mit kühnem Muthe voran; er suchte einen Soldatentod im ehrlichen Kampfe, der ihm aber nicht zu Theil ward. Er sollte durch Verrath fallen, welcher ihn bereits umlauerte. Oberst Miguel Lopez, einer der wenigen Führer, die bisher der Fahne Maximilians treu geblieben, welcher von dem Kaiser wegen seiner militärischen Verdienste vor Allen ausgezeichnet worden war, verrieth in der letzten Stunde seinen Herrn um Judaslohn. Gegen ein Geldsumme öffnete er die feste Citadelle, wo sich der Habsburger mit dem Reste seiner Getreuen muthvoll vertheidigte, dem feindlichen General Escobedo, der während der Nacht vom 14. auf den 15. Mai durch seine Mannschaft Besitz davon nahm und den Kaiser sammt seinen Begleitern unter Aufsicht stellte, bis Befehle von dem in San Luis Potosi weilenden Präsidenten Juarez eingetroffen sein würden. Die Erschießung des Generals Mendez, die schon am Tage der Einnahme vor sich ging, konnte als Vorspiel seines eigenen Schicksals angesehen werden. Mehrere Wochen schwebte „Maximilian von Habsburg" zwischen Todeserwartung und Lebenshoffnung, während Marquez in der Hauptstadt das System des Schreckens und der Erpressung auf die Spitze trieb, durch lügenhafte Botschaften den wahren Sachverhalt verleugnend. Endlich nahte die blutige Katastrophe. Man hatte in Queretaro ein Kriegsgericht aufgestellt, um die Ermordung in die Form eines Justizverfahrens zu kleiden. Der Tod „Maximilians von Habsburg" und seiner beiden Generale Miramon und Mejia war bei der Bande Escobedo's bereits beschlossene Sache; der Prozeß sollte nur als Hülle dienen für den beabsichtigten Racheact, für die Befriedigung wilder Leidenschaftlichkeit; das Blut des hohen Gefangenen sollte für alle Zukunft monarchische Gelüste von dem amerikanischen Welttheil fern halten. Darum beeilte sich auch die Regierung von Washington nicht, durch ihre Verwendung den fürst-

lichen Mann zu retten, und europäische Vermittelung fand keine Beachtung. Am 19. Juni wurde Ferdinand Maximilian aus dem engen Zellengefängnisse des Kapuzinerklosters zu Queretaro, wo er seit seiner Gefangenschaft eingeschlossen war, auf den Richtplatz geführt und mit seinen Leidensgefährten Miramon und Mejia erschossen. Muthig und standhaft blickte er dem Tod ins Auge. An demselben Tag, da er seine hochherzige Seele unter den Kugeln aushauchte, fiel auch die Hauptstadt Mexico, nachdem Marquez sein Commando niedergelegt und sich durch heimliche Flucht entfernt hatte, in die Hände des Bandenführers Porfirio Diaz; und als acht Tage später auch noch Vera-Cruz, wo die kaiserliche Fahne am längsten wehte, sich ergeben, konnte der Präsident Juarez nach vieljähriger Verbannung wieder seinen feierlichen Einzug in die alte Aztekenstadt halten. Bald darauf wurde er durch Wiederwahl von Neuem in sein hohes Amt eingesetzt. Nur nach langen Unterhandlungen vermochte die österreichische Kaiserfamilie die Herausgabe der Leiche des Erzherzogs zur Bestattung in vaterländischer Erde zu erwirken. Noch ehe der Admiral Tegetthoff die theueren Reste in die Heimath brachte, wurde die edle Kaiserin Charlotte, von der Nacht des Wahnsinns umhüllt, in das Land ihrer Geburt zurückgeführt. Dort weilt sie noch bis zur Stunde. Seitdem man ihr das tragische Geschick ihres Gatten mitgetheilt, ist ihr Geist nur selten durch lichte Augenblicke erhellt worden. Juarez behauptete sich bis an sein Lebensende in der Präsidentenwürde. Einzelne Aufstandsversuche wurden mit Strenge unterdrückt. Unter dem nächsten Präsidenten, Lerdo de Tejada, erregte General Porfirio Diaz einen Aufruhr, der mit seiner eigenen Erhebung zum Präsidenten endigte, worauf eine Zeit liberaler Reformen, namentlich in kirchlicher Hinsicht folgte.

19. Juni 1867. — 27. Juni. — 15. Juli. — † 1872. — 1877.

3. Die republikanischen Staaten von Mittel- und Süd-Amerika.

§. 1187. Oeffentliche Zustände. Die Vorgänge und Wechselfälle in Mexico mußten in allen Staaten des mittleren und südlichen Amerika, die einst unter spanischer Herrschaft gestanden, einen aufregenden Eindruck hervorbringen. Litten sie doch alle an denselben Parteikämpfen und Zersetzungen, an denselben finanziellen, staatlichen und socialen Gebrechen und Zerrüttungen, welche dort die europäische Intervention hervorgerufen hatten. Wäre es gelungen, in Mexico eine neue Staatsordnung auf monarchischer Grundlage aufzurichten, so hätte das Beispiel sicherlich in den südlichen Staaten Nachahmung gefunden, so wäre Napoleons „größte Idee" kein Traum gewesen. Das Scheitern dieses Planes hat die Republiken der Mitte und des Südens vor solchen Erschütterungen bewahrt, aber nur um sie den Stürmen, denen das öffentliche Leben daselbst schon seit Jahrzehnten ausgesetzt war, noch länger preiszugeben. Es ist ein klägliches Bild politischer Unfähigkeit, das die Bewohner der großen und reichen Länder im Westen und Süden des mexicanischen Golfs seit der Losreißung von der spanischen Herrschaft darbieten. Von wilden Parteikämpfen und leidenschaftlichem Racenhaß zerrissen, stürzten sie von einer Revolution in die andere und konnten die Segensfrüchte ihrer Unabhängigkeit wenig genießen. Wie ihr Boden von unterirdischen Stößen zittert und erbebt, so konnte auch ihr Staatsleben zu keiner Ruhe, zu keiner fröhlichen Culturentwickelung sich emporarbeiten. Wohl bewegen sich alle in republikanischen Formen von mehr oder minder demokratischem Charakter; aber diese Formen sind nicht aus der Natur des Volkes hervorgegangen, sind keine eigenartigen Schöpfungen, keine Resultate heißer Anstrengungen und inneren Ringens; es sind Nachbildungen der nordamerikanischen Unionsverfassung, es sind entlehnte Staatsordnungen, denen jede solide Unterlage fehlt. Statt eine nationale Selbstregierung zu schaffen, die in der Natur des Volks, in den Sitten, Rechtsanschauungen und Gewohnheiten der Bürger wurzelte, hat man die republikanischen Einrichtungen oberflächlich und flüchtig nach fremdem Muster zugeschnitten und statt der wahren Freiheit ein Schattenbild aufgerichtet. Die südamerikanischen Republiken haben gegen die spanische Herrschaft im Grunde nur die Dictatur ehrgeiziger, habsüchtiger Generale und eines trägen, zu Meutereien geneigten Soldatenhaufens eingetauscht. Wie in den Vereinsstaaten des Nordens ist auch in den Republiken des Südens und in der Mitte die Staatsgewalt zwischen einem gewählten Präsidenten und einem aus Senat und Deputirtenhaus bestehenden gesetzgebenden Congreß vertheilt, bald mit directem, bald mit indirectem Wahlmodus; aber unter dieser Decke tummeln sich die verschiedenartigsten

Leidenschaften und Bestrebungen. Nicht nur daß Kreolen, eingeborne Indianer und Mischlinge in unaufhörlichem Kampfe um die Herrschaft liegen; neben den sich anfeindenden Racen bekriegen sich die politischen Parteien der Föderalisten und Centralisten oder des republikanischen Staatenbundes und der einheitlichen Republik; und zwischen diesen widerstrebenden Tendenzen bewegen sich wieder die leidenschaftlichen Conflicte der Conservativen und Liberalen, der Aristokraten, Klerikalen und Demokraten. Der Widerstreit dieser Parteiinteressen und der dadurch erzeugte Gährungsprozeß bildet das eintönige Gemälde, die unfruchtbaren Ergebnisse einer mehr als vierzigjährigen Geschichtsperiode, welche die südamerikanische Menschheit um keinen Schritt vorwärts geführt hat. Die Kreolen, einst die herrschende Klasse im spanischen Amerika, haben nicht nur das frühere Uebergewicht verloren und Mischlingen und Indianern weichen müssen; sie haben auch an Geist und Seele Schaden genommen. „Ueberall ist der Kreole ausgeartet, er hat die alte spanische Kraft verloren, und bei manchen liebenswürdigen Eigenschaften, die auf den ersten Anblick bestechen können, fehlen ihm doch namentlich zwei Hauptmomente, ohne welche Völker und Staaten niemals gedeihen können, Fleiß und sittliche Spannkraft. Die Race der spanischen Kreolen ist im Ableben begriffen und es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß sie, wenigstens in manchen Ländern, die Herrschaft völlig den Mischlingen wird einräumen müssen. Vielleicht haben die Weißen aus romanischem Stamme auf die Dauer keine Zukunft in dem Welttheil, den sie zuerst eroberten. Offenbar mangelt ihnen der innere Trieb und die Ausdauer, das mit den Waffen Erkämpfte auch zu behaupten und zu benutzen. Blos der alte castilianische Stolz ist dem Kreolen übrig geblieben, er ist aber bei ihm ohne alle Berechtigung und erscheint nur als widerwärtiges Zerrbild." Zu den kläglichen Zuständen, welche die folgenden Blätter in kurzen allgemeinen Zügen vorführen, bildet „der traurige Fehler sinkender Nationen, Dünkel und jene tragikomische Ruhmredigkeit, die sich über den eigenen Unwerth durch bombastischen Redeschwall so vortrefflich zu täuschen versteht", einen eigenthümlichen Contrast. — Die katholische Kirche ist die herrschende und die in den Grundrechten aufgestellte Religionsfreiheit thut ihr bei der romanischen Bevölkerung keinen Abtrag; dagegen erfuhr die klerikale Partei mit ihren hierarchischen Tendenzen von Seiten der Liberalen manchen harten Stoß. Die Sklaverei wurde unter den bürgerlichen Kämpfen abgeschafft. Nur Brasilien, das als constitutioneller Kaiserstaat unter einem Sprößling des portugiesischen Königshauses Braganza überhaupt eine Ausnahmsstellung einnimmt, hat auch noch an dem System der Sklaverei und des Menschenhandels, des Handels mit „Ebenholz", festgehalten.

§. 1188. Central-Amerika. Nach dem Vorgange von Mexico hatten sich einst die Staaten Guatemala, San-Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa-Rica zu einer Republik der
1. Juli 1821. Vereinigten Staaten Centralamerika's mit einem gewählten Präsidenten constituirt. Aber die Eintracht dauerte nicht lange. Zuerst entstand ein heftiger Meinungskampf und Bürgerkrieg zwischen der Aristokratenpartei von Guatemala und den Demokraten mit dem Hauptsitz
1829. San-Salvador. Die Letzteren trugen den Sieg davon; der neue Präsident Don José Francesco gehörte ihrer Partei an. Bald jedoch gewann die aus Indianern und Mischlingen (Ladinos) bestehende eingeborne Bevölkerung das Uebergewicht und suchte den Weißen, Kreolen
1838. und Europäern, die Herrschaft zu entreißen. Ein halbblütiger Indianer, Carrera, erhob die Fahne der Empörung und begann einen blutigen Racenkrieg, in dessen Folge die Union sich auflöste. Der Präsident Morazan von Guatemala, der von Costa-Rica aus sein System des Centra-
15. Sept. 1842. lismus mit den Waffen zu behaupten suchte, wurde überwältigt und in St. José erschossen. Von der Zeit an war die „Republik von Central-Amerika" nur ein geographischer Begriff: jeder der fünf Staaten besaß seine eigene unabhängige Regierung; alle Versuche, die Union wieder herzustellen, scheiterten an der inneren Uneinigkeit oder wurden mit Waffengewalt vereitelt. Die Nie-
2. Febr. 1851. derlage der Verbündeten durch Carrera bei Araba gab den Föderalisten einen harten Stoß. Alles, was man seitdem erreichen konnte, waren Verträge zwischen den einzelnen Staaten zur Erhaltung friedlicher Verhältnisse und zur Sicherung des mercantilen Lebens. Eine politische Vereinigung mit einem gemeinschaftlichen Congreß nach Art der nordamerikanischen Union konnte nicht erzielt werden. So viele Staaten, so viele besondere Regierungen und Präsidenten. Streitigkeiten und

Parteikämpfe im Innern, eine Obrigkeit ohne Autorität, gegenseitige Rivalität lähmten die politische Kraft. So konnte es geschehen, daß William Walker, ein nordamerikanischer Abenteurer von Muth und Unternehmungssinn, mit einem Haufen zusammengelaufener Kriegsleute in Nicaragua sich zum Oberbefehlshaber aufwarf und mehrere Jahre lang eine dictatorische Gewaltherrschaft gründete, bis er endlich bei einem Angriff auf Honduras von den Engländern den Behörden dieses befreundeten Bundesstaates ausgeliefert wurde, die ihn dann in Truxillo erschießen ließen. 12. Sept. 1860. Auch in Costa-Rica wurde bald nachher eine politische Hinrichtung vollzogen, indem der ehemalige Präsident Rafael Mora, als er seine frühere Stellung mit Waffengewalt wieder zu erlangen trachtete, gefangen genommen und in San José erschossen ward. Der Krieg in Mexico übte auch auf Central-Amerika, wo fortwährend aristokratische, demokratische und klerikale Elemente gegen und durch einander flutheten, seinen Einfluß. Auch hier standen Liberale und Conservative feindlich einander gegenüber und rangen um die Herrschaft. Unter diesen Umständen gelangte der gewandte Carrera von Guatemala zu einer dictatorischen Autorität. Im Gegensatz zu dem mexicanischen Befehlshaber Juarez, mit dem er in Herkunft und Schicksalen viele Aehnlichkeit hatte, stützte er sich auf die klerikale und conservative Partei, so daß man ihn eines Einverständnisses mit Kaiser Maximilian und eines Strebens nach monarchischer Gewalt beschuldigte. Aber noch ehe das blutige Trauerspiel in Queretaro zu Ende war, starb Carrera plötzlich. 15. April 1865. Einige Monate nachher wurde sein langjähriger Gegner und Nebenbuhler Barrios von San-Salvador, als er die verlorene Präsidentenstelle wieder zu erlangen strebte, auf Befehl seines siegreichen Nachfolgers Dueñas in seiner ehemaligen Hauptstadt erschossen. 29. Aug. 1865. Seitdem führten die fünf Staaten von Central-Amerika ihr Leben in der alten Weise fort ohne centrale Autorität und ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse der beiden Hemisphären.

§. 1189. **Columbia.** Ein Jahr nach Bolivars Tod (§. 970) löste sich die Republik Columbia in die drei selbständigen Freistaaten Venezuela, Neugranada und Ecuador auf mit Verfassungen, die unter sich ähnlich und im Großen und Allgemeinen der nordamerikanischen nachgebildet waren. 1831. Ein gewählter Präsident mit Ministern oder Regierungsräthen steht an der Spitze der executiven Gewalt, die Gesetzgebung liegt in den Händen des aus Senat und Repräsentanten bestehenden Congresses; die bewaffnete Macht besteht aus dem stehenden Heer und der Landmiliz u. s. w. Aber während in der Union die Parteien nur innerhalb der Grenzen der Verfassung sich bekämpften, bietet die Geschichte der südamerikanischen Freistaaten eine ununterbrochene Reihe von Umwälzungen bald im revolutionären bald im reactionären Sinn, indem jede der großen Parteien, in welche sich auch hier die Bevölkerung schied, das Regiment in ihre Hände zu bringen und das öffentliche Leben nach ihren Grundsätzen zu organisiren suchte, bis zu den politischen Kämpfen noch Racenleidenschaften, noch Kriege zwischen der weißen und farbigen Bevölkerung sich gesellten. Die Theilungen in verschiedene Staaten unter einer schwach organisirten Centralgewalt war nicht vermögend wie in Nordamerika, das Gefühl der Freiheit zu befestigen, sondern begünstigte nur den Hang zu innerer Unruhe und Parteiung.

1) In **Venezuela** war in den vierziger Jahren die Republik in Oligarchen (Conservative) 1. Venezuela und Föderalisten (Liberale) gespalten, durch deren Rivalität und Feindseligkeiten der Staat in einen Zustand von Anarchie gerieth, welchen die Familie Monágas zu einer Art dictatorischer Gewaltherrschaft zu benutzen suchte. Zehn Jahre lang wußten Glieder dieser Familie durch Corruption und Aufstände sich in der Macht zu erhalten, bis endlich General Castro durch 1859. die Partei der Conservativen oder Oligarchen auf den Präsidentenstuhl erhoben ward und durch einen „Nationalconvent“ die Verfassung revidiren ließ. Aber Castro, der sich zwischen den Parteien durchzuwinden suchte, konnte keiner Genüge thun: bald lagen Föderalisten, Conservative und Liberale mit einander im Kampf, und die Präsidentenwürde ging in drei Jahren 1860—63. viermal in andere Hände über. Endlich erlangte das Föderalistenhaupt Falcon die höchste Würde und brachte mit einer neu einberufenen constituirenden Versammlung eine Verfassungs- 1864. revision zu Stande, welche sich aufs Engste an die der nordamerikanischen Union anlehnte und dem Föderativsystem den vollständigsten Sieg verlieh. Achtzehn Staaten, in ihrem inneren Staats- und Gerichtsleben von einander unabhängig, bilden die Bundesrepublik oder die „Vereinigten Staaten von Venezuela“, mit einem Präsidenten und Congreß zu Caracas als oberster Gesammtstaatsgewalt, m Instituten und Rechtsbestimmungen wie in der Union. Aber durch die Zerfällung des Ganzen in viele einzelne Glieder wurde die Saat neuer Revolutionen und bürgerlicher

Bewegungen gestreut, die jedoch auf kleinere Kreise beschränkt blieben und sich meist um Personenwechsel und Privatinteressen drehten.

2. Neu-Granada. 2) Noch stürmischer gestaltete sich das öffentliche Leben in **Neu-Granada**, welches sich seit dem 20. Sept. 1861 den Namen „Vereinigte Staaten von Columbia" beigelegt hat. Hier wechselten liberale, klerikale und militärische Revolutionen miteinander ab und hielten das Land in einer fast ununterbrochenen Aufregung. „Der Bevölkerung fehlt es keineswegs an Intelligenz und Rührigkeit, aber diese Eigenschaften dienen bei ihr mehr dem Geist des Zerstörens als Schaffens." Die Bolivianos d. h. die Anhänger Bolivars, die in den letzten Jahren dessen dictatorische Gewalt vertheidigt hatten, stritten mit den Patrioten oder Liberalen um die Präsidentenwürde. Als die letzteren nach langem Ringen den Sieg davon trugen, erregten jene unter General Obando einen Aufstand, in Folge dessen die Republik
1839—41. zwei Jahre lang allen Stürmen eines leidenschaftlichen Bürgerkriegs ausgesetzt war und Cartagena und andere Provinzen sich losrissen. Erst unter den Präsidentschaften der vom Geiste der Mäßigung beseelten Generale Herran und Mosquera kamen in den vierziger Jahren ruhigere Zeiten, so daß die Verfassung reformirt, das zerrüttete Finanzwesen geordnet, für Unterricht, Handel und gemeine Wohlfahrt und Sicherheit zweckmäßige Einrichtungen getroffen werden konnten.
1853. Nach einigen Jahren erlangten jedoch die Demokraten unter José Hilario Lopez und José Maria Obando die Oberhand und setzten die decentralisirende Constitution durch, kraft deren es jeder Provinz gestattet sein sollte, mit Zustimmung des Congresses sich zu einem eigenen unabhängigen
1856. 57. Staat zu erklären und mit dem Mutterstaat Neugranada in Föderationsverband zu treten. Dies geschah denn auch von Panama und Antioquia. Am Ende der fünfziger Jahre erhoben sich neue Bewegungen indem Mosquera, einem altspanischen Geschlechte entstammt, seine frühere gemäßigte Gesinnung aufgab und aus Neid und Eifersucht gegen den kräftigen Präsidenten Mariano Ospina, einen constitutionell gesinnten Rechtsgelehrten, die Demokraten und Radicalen unter seiner Fahne sammelte und gegen die Centralregierung in Bogotá in den Kampf führte. Das Ende des mehrjährigen Bürgerkriegs, in welchem Ospina's Nachfolger Arboleda, das Haupt der
1862. Conservativen, meuchlings ermordet, Bogotá erobert und gebrandschatzt und mehrere der angesehensten Beamten und Bürger hingerichtet wurden, war eine neue Verfassung im Sinne des Föderalismus, in Folge deren die Republik Neu-Granada sich durch einen Unionsvertrag als „Vereinigte Staaten von Columbia" constituirte. Während dieser Wirren hatte Mosquera achtzehn Monate lang eine dictatorische Gewalt behauptet, die er dann, nachdem er sie zu terroristischen Maßregeln gegen die Conservativen und Klerikalen benutzt, an die constituirende Versammlung in Bogotá abgab. Aber einige Jahre nachher wurde er von seinen Gesinnungsge-
1866. nossen abermals zum Präsidenten der Föderativrepublik gewählt, ohne daß dadurch die politische Aufregung gemildert worden wäre. Zu einem geordneten Staatsleben fehlt der spanisch-amerikanischen Bevölkerung die Hingebung an Gesetz und Verfassung und die Unterwerfung des eigenen Willens unter die Allgemeinheit. Die Kämpfe zwischen loser Conföderation und Einheitsrepublik dauerten fort oder brachen nach kurzen Pausen von Neuem aus, und in den einzelnen Staaten selbst führte das Parteitreiben oft zur völligen Anarchie. Namentlich regte sich in Panama fortwährend der Wunsch nach einer Trennung von Columbia und nach Umgestaltung zu einer unabhängigen Republik. Diese politischen Wirren bewirkten, daß das an werthvollen Erzeugnissen so reiche Land nicht in die Höhe zu kommen vermochte.

3. Ecuador. 3) **Ecuador.** Von der Zeit an, da sich die altspanische Landschaft Quito von der Republik Columbia losmachte und unter der Präsidentschaft des Generals Juan José de Flores,
Mai 1830. des treuen Waffengefährten Bolivars, auf dem Congreß zu Riobamba als unabhängige Republik Ecuador constituirte, wechselte das geschichtliche Leben des Landes zwischen Revolution und Reaction, neben welchen noch Kämpfe mit den Nachbarstaaten, insbesondere mit Peru herliefen. Flores selbst, das Haupt der Conservativen, welche die Regierungsgewalt zu stärken suchten, wußte sich fünfzehn Jahre lang theils als Präsident, theils als Oberbefehlshaber der Armee in der Macht zu halten, aber er mußte seine Amtsgewalt gegen seine zahlreichen Gegner, unter denen Vicente Rocafuerte, der Führer der Liberalen, den ersten Rang einnahm, fortwährend
1835. mit den Waffen erkämpfen. Nachdem eine constituirende Versammlung dem Freistaat eine revidirte Verfassung gegeben, wodurch ein Präsident an die Spitze der vollziehenden Gewalt gestellt, die Gesetzgebung einem Congresse von zwei Kammern übertragen ward, wechselte mehrere Jahre

lang die Präsidentenwürde zwischen Rocafuerte und Flores, und beide waren bemüht, durch Friedens- und Handelsverträge mit Spanien die Wohlfahrt des Landes zu heben und mit dem 1839—41. ehemaligen Mutterlande freundschaftliche Beziehungen herzustellen. Bald regte sich jedoch zwischen den Parteihäuptern die alte Eifersucht wieder. Flores, im Felde von seinem Widersacher besiegt, räumte vertragsweise das Land; aber er erlebte den Triumph, daß nicht Rocafuerte zum Präsi- 1845. denten gewählt ward, sondern ein Farbiger, Vicente Roca. Der Verdruß über diese Täuschung trug wohl dazu bei, daß der alte Volksführer bald darauf zu Lima ins Grab sank. Aber auch 1847. die Bemühungen des in halb freiwilliger halb gezwungener Verbannung lebenden Flores, mit Hülfe seiner Anhänger in Guayaquil wieder ans Regiment zu kommen, scheiterten an der Macht seiner Gegner und an den Hindernissen, die ihm von Auswärts in den Weg gelegt wurden. Um die Zeit, da in Europa die Reactionspartei ihren erobernden Lauf antrat, erlangte auch in Ecuador die klerikale Partei einen vorübergehenden Sieg, den sie unter dem Präsidenten Diego Noboa zu ihrem Vortheil auszubeuten bemüht war. Die Jesuiten wurden zurückgerufen, die 1850. aus Neugranada flüchtig gewordenen Conservativen fanden ein freundliches Asyl. Der Triumph war indessen von kurzer Dauer. Die drohende Haltung der Regierung von Neu-Granada verschaffte der Gegenpartei wieder die Oberhand. Eine in Guayaquil constituirte Junta sprach die Absetzung Noboa's aus und bewirkte, daß er gefangen genommen und verwiesen wurde. General José Maria Urbina, das Haupt der Radicalen, trat nunmehr als Präsident und Dictator an die Spitze des Staats und nahm seinen Sitz in Guayaquil. Der gänzliche Umschwung, 1851. der in Folge dieser Katastrophe in den politischen und kirchlichen Angelegenheiten Ecuadors eintrat, flößte dem alten Parteiführer Flores die Hoffnung ein, mit Hülfe der erbitterten Conservativen und Klerikalen sich wieder in die Höhe zu schwingen. Unter dem Vorwand, den rechtmäßigen Präsidenten Noboa zurückzuführen, landete er mit einem kleinen Geschwader, das er in Centralamerika und in Peru zusammengebracht, im Hafen von Guayaquil, sah sich aber bald März 1852 durch den Verrath seiner eigenen Mannschaft aufs Neue zur Flucht gezwungen. Das verfehlte Unternehmen befestigte die Herrschaft Urbina's, steigerte aber auch den Uebermuth der Demokraten in dem Maße, daß neue Parteikämpfe unvermeidlich waren. In den Nachbarstaaten lauerten Schaaren von Verbannten auf eine Gelegenheit, das verhaßte Demokratenregiment zu stürzen. Kriegerische Verwickelungen mit Peru, in Folge deren Guayaquil und andere Hafenorte eine Blokade zu erleiden hatten, steigerten die Erregung. Als der Präsident Robles den Schwierigkeiten nicht mehr gewachsen war und seine Stelle aufgebend sich nach Chile zog, ging der 1859 Staat in zwei Heerlager aus einander: die Demokraten legten die höchste Amtsgewalt in die Hände des Generals Franco, der in Guayaquil seinen Sitz nahm, die Conservativen riefen den Professor Garcia Moreno in Quito zum Präsidenten aus. Diesen Zwiespalt benutzte der unermüdliche Flores, der in der Verbannung zu Lima lebte, zu einer neuen Invasion. Es gelang dem alten Krieger, nach einem glücklichen Gefecht mit Franco sich Guayaquils zu bemächtigen und seine Parteigenossen wieder ans Ruder zu bringen. Ein neugewählter Nationalconvent übertrug dem durch Gelehrsamkeit und Bildung hervorragenden Moreno die Präsidentenwürde und ernannte den bejahrten Feldherrn zum Oberbefehlshaber in Guayaquil. Von der 1861. Zeit an hatten die Conservativen mehrere Jahre lang die Herrschaft, und Moreno, ein wissenschaftlicher Mann von mathematischen und historischen Kenntnissen, der mehrere fremde Sprachen verstand, benutzte die Ruhe, um durch Anlegung von Straßen und Hafenorten den Handel und den gesunkenen Wohlstand zu heben, durch Beförderung europäischer Ansiedelungen dem Staate neue Kräfte zu gewinnen, durch Reformen in der Verwaltung die bessern Elemente des Volks zu versöhnen. Aber die Demokraten hegten tiefen Haß und trachteten unaufhörlich nach seinem Sturze. Aus einer Correspondenz mit einem französischen Staatsmann, die in Peru veröffentlicht wurde, schloß man, daß er den Plan hege, die Republik Ecuador unter das Protectorat von Frankreich zu stellen, um dadurch den sich immer erneuernden Revolutionen mit europäischer Militärmacht kräftiger entgegentreten zu können, ein Verhältniß zu begründen, wie es zwischen Canada und England bestand. Es war nur ein Traum, der nie verwirklicht werden konnte und an dessen Ausführung Moreno wohl selbst kaum jemals geglaubt hat: aber seine Gegner benutzten die Sache, um ihn bei den auf ihre Selbständigkeit und politische Freiheit höchst eingebildeten südamerikanischen Republikanern zu verdächtigen und seinen Patriotismus in Zweifel zu ziehen; seine Hinneigung zu Rom reizte die Liberalen, ohne ihm die Gunst des einheimischen Klerus zu erwerben; und da er auch in dem zwischen Ecuador und Columbia ausge-

brochenen Krieg unglücklich war und die von Mosquera angeregte Idee einer staatlichen Vereinigung beider Republiken hartnäckig bekämpfte; so gewann die Opposition gegen ihn immer mehr Boden. Seine Hinneigung zu der Geistlichkeit, in der er sich eine Stütze für seine conservativen Bestrebungen zu schaffen suchte, weshalb er sie nicht nur für gewisse Fälle von der weltlichen Gerichtsbarkeit befreite, sondern auch den Unterricht in die Hände der Jesuiten und der „Brüder der christlichen Lehre" legte, erweckte großes Aegerniß im Heerlager der Liberalen. Dennoch hielt sich Moreno durch seine geistige Ueberlegenheit noch mehrere Jahre in der Präsidentschaft. Sein Entlassungsgesuch wurde durch die Thätigkeit seiner Freunde von dem Congresse zurückgewiesen. Erst als seine Haltung in dem zwischen Peru und Spanien ausgebrochenen Krieg bei den südamerikanischen Republiken allgemeine Mißbilligung fand, die Demokraten unter der Führung des früheren Präsidenten Urbina an der Grenze Kriegsrüstungen
1864. machten, gerade als Flores in Guayaquil in hohem Alter starb; da konnte er sich nicht länger in seiner Stellung behaupten. Nach einem heftigen Wahlkampf wurde Hieronymus **Carrion**
1. Mai 1865. zum Präsidenten von Ecuador gewählt. Auch er gehörte der conservativen Partei an, schlug aber in der äußeren Politik einen andern Weg ein. Während Moreno aus Mißtrauen gegen Peru, welches in seinen kriegerischen Verwickelungen mit Spanien die südamerikanischen Republiken zu einer Art von Conföderation unter einander zu vereinigen suchte, den Spaniern Vor-
1866. schub geleistet hatte, trat Carrion dem Bündnisse Peru's und Chile's gegen das ehemalige Mutterland bei.

1. Peru. §. 1190. **Peru und Chile.** 1. **Peru.** Unter allen Republiken des südlichen und mittleren Amerika hat allein Peru von Spanien nicht die Anerkennung seiner Unabhängigkeit erlangen können. Die Peruaner geriethen daher in große Aufregung, als sie von der europäischen Invasion in Mexico hörten. Denn seitdem die Spanier nach der Niederlage bei Ayacucho ihre letzte Position, Callao, aufgegeben und das Land geräumt hatten, bot die Geschichte von Peru zwanzig Jahre lang das traurigste Bild von Umwälzungen und Bürgerkriegen, welche die Entwickelung des Landes hemmten, den Wohlstand untergruben und kein einziges segensreiches Gut als Entschädigung brachten. Ehrgeizige und selbstsüchtige Parteihäupter stritten um die Herrschaft; ohne höhere Ziele wurden sie von persönlichen, eigennützigen Motiven geleitet. Erst in den vier-
1845. ziger Jahren trat eine bessere Zeit ein, als **Ramon Castilla** den Präsidentenstuhl bestieg und ein geordnetes Regiment aufzurichten bemüht war. Als seine Amtszeit ablief, ging zum erstenmal seit dem Bestehen der Republik die höchste Staatsgewalt an den gesetzlich gewählten Nach-
1851. folger über. Es war Don José Rufino **Echénique**, der zwar, mehr General als Staatsmann, die Republik in kriegerische Verwickelungen mit Ecuador brachte und mit den Vereinsstaaten um den Besitz der guanoreichen Lobosinseln erfolgreich stritt; doch auch zugleich für Ausdehnung und Sicherung des Verkehrs durch einen Handelsvertrag mit Brasilien bedacht war. Aber noch ehe seine Amtszeit vorüber war, entstand in Folge einer Herabsetzung des Zinsfußes von der Nationalschuld ein Aufruhr, welcher, da er mit einem Krieg gegen Bolivia zusammentraf, bald den Bestand der Regierung gefährdete. Um sich zu stärken, versprach
1854. Echénique allen Sklaven, die in sein Heer eintreten würden, die Freiheit, eine Maßregel, welche von General Ramon Castilla, dem Haupt der Insurgenten, überboten ward, indem er die völlige Emancipation der Sklaven und die Aufhebung der Kopfsteuer der Indianer verkündigte.
1855. Castilla siegte bei Lima, erlangte die Präsidentenwürde und ließ eine Revision der Verfassung vornehmen, eine Arbeit, die zwar durch neue Aufstände, durch einen Mordversuch auf das Staatsoberhaupt und durch andere Begebenheiten Jahre lang hingezogen wurde, die aber end-
1860. lich dennoch zu dem neuen Staatsgrundgesetz führte. Die Unzufriedenheit mit dem Präsidenten wurde indessen durch diese Verfassungsrevision, welche die Autorität der Centralregierung gegenüber den particularistischen Tendenzen zu stärken suchte, nicht vermindert. Ein Militäraufstand brachte sein Leben in Gefahr und während ein mit Ecuador drohender Krieg das Land in Aufregung hielt, landete der frühere Präsident, General Echénique, in Callao, um durch eine Volksbewegung seinen Rivalen zu stürzen. Castilla behauptete sich jedoch in seiner Stellung; Echénique wurde schnell verhaftet und deportirt. Unter heftigen Parteistürmen fand im nächsten Jahr die
1861. neue Präsidentenwahl statt; und wenn auch die Opposition mächtig genug war, die Wiederwahl Castilla's zu verhindern, so gelang es seinen Anhängern doch, befreundete Männer aus seiner Verwandtschaft an das Ruder zu bringen, so daß er immer noch einen bedeutenden Ein-

fluß auf die Staatsgeschäfte übte. Um diese Zeit stellte sich die Dominicanische Republik frei-
willig wieder unter die spanische Herrschaft; Mexico wurde von den drei vereinigten Mächten
bedroht; General Moreno von Ecuador wurde beschuldigt, seine Republik unter Frankreichs Pro-
tectorat bringen zu wollen. Es waren drohende Anzeichen, daß man sich in Europa die Ver-
wirrung der ehemals spanischen Colonien zu Nutze machen wollte, um die alte Herrschaft wie-
der aufzurichten. Gegen solche Tendenzen richtete Castilla seine ganze Thätigkeit. Er gründete
in Lima eine „Gesellschaft der Vertheidiger der Unabhängigkeit" und suchte alle amerikanischen
Republiken zu einem Bund zu vereinigen mit dem Zweck, die Monroe-Doctrin auch für Süd-
amerika zur Geltung zu bringen. Bald kam Peru in directen Conflict mit dem ehemaligen
Mutterlande Spanien. Eine aus baskischen Auswanderern bestehende Colonie in Talambo war
gewaltthätig angegriffen und mißhandelt worden, ohne daß die peruanische Regierung gegen
die Schuldigen eingeschritten wäre. Da erschien Salazar y Mazerrado als „außerordentlicher
Specialcommissarius der Königin" in Lima, um Genugthuung zu fordern. Die peruanische März 1864.
Regierung, welche unter diesem veralteten Titel eine Erneuerung erloschener Ansprüche arg-
wohnte, weigerte sich, denselben in dieser Eigenschaft anzuerkennen; nur als „confidentiellen
Agenten" wollte sie ihn empfangen. Da begab sich der spanische Bevollmächtigte an Bord des
in den chilenischen Gewässern kreuzenden spanischen Geschwaders und bewog den Admiral Pinzon
die zu Peru gehörenden Chincha-Inseln als Unterpfand für die Entschädigungsforderungen
in Besitz zu nehmen. Die Inseln enthalten das kostbare Düngungsmittel, Guano oder Huano,
dessen Verkauf im Durchschnitt sieben Millionen Piaster einbringt. Die Peruaner geriethen in
Schrecken: man verlangte mit Heftigkeit von der Regierung ein kriegerisches Vorgehen gegen
Spanien; und als das Ministerium einwandte, daß die peruanische Marine nicht in der Lage
wäre, in einen solchen Kampf einzutreten, erhob sich auf dem nächsten Congreß ein so heftiger Juli 1864.
Sturm, daß die Minister abtreten mußten und daß eine Commission zur Prüfung ihrer Amts-
führung niedergesetzt ward, die sie wegen Mißbrauchs ihrer Gewalt den Gerichten zuwies. Da-
rauf wurde vom Congreß der Beschluß gefaßt, „daß alle Mittel angewandt werden sollten, um 26. Nov. 1864.
die Chincha-Inseln den Spaniern zu entreißen und daß, so lange sie daselbst stehen würden, in
keine Unterhandlung mit ihnen eingegangen werden dürfe." An der Spitze der Opposition
stand Castilla. Der Präsident der Republik, Pezet, ließ sich jedoch nicht zu unbesonnenen Maß-
regeln fortreißen. Unterstützt von dem in Lima zusammengetretenen südamerikanischen Congreß,
der zwar seine Mißbilligung über das Auftreten Spaniens aussprach, aber auch an die perua-
nischen Kammern die Aufforderung richtete, das Decret zurückzunehmen, knüpfte er mit dem
spanischen Befehlshaber Pareja Unterhandlungen behufs einer Ausgleichung an. Bald darauf Jan. 1865.
erschien Pareja vor Callao und drohte mit einem Bombardement, wenn nicht sein Ultimatum
sofort angenommen würde. Da gab der Präsident nach: er nahm den „Special-Commissarius"
in Lima an und gewährte volle Entschädigung. Die Kammern, welche den Vertrag weder billi-
gen noch verwerfen wollten, vertagten sich; Castilla, der in Callao und Lima einen Volksaufstand
erregte, wurde überwunden und deportirt. Aber die Erbitterung gegen den Präsidenten war
im ganzen Lande sehr groß. Um die Zeit, da der Congreß der südamerikanischen Staaten (Peru,
Chile, Columbia, Venezuela, Bolivia, Guatemala und Salvador) ohne Resultat sich auflöste, März 1865
erhoben sich in verschiedenen peruanischen Städten Militäraufstände, denen der Vicepräsident der
Republik, Canseco, heimlich Vorschub leistete. Allenthalben wurde Pezet als Landesverräther
erklärt; und als auch die Truppen, die in der Nähe der Hauptstadt im Lager standen, sich der October.
Insurrection anschlossen, sah sich Pezet zur Flucht auf ein englisches Schiff genöthigt. Sein
treuester Anhänger Oberst Gonzales, der sich lange mit großer Tapferkeit gegen die Uebermacht
zu halten gesucht, wurde überwältigt und gefangen genommen. Auch Canseco, der mit Spa-
nien eine Ausgleichung zu treffen bemüht war, konnte sich gegen die erbitterte Menge nicht
halten. Er mußte zurücktreten und geschehen lassen, daß eine Volksversammlung den Oberst
Prado, den Leiter des Aufstandes, zum Dictator ausrief, und daß ein oberstes Tribunal eine
gerichtliche Untersuchung einleitete gegen alle „Verräther", welche den Grundsätzen der Freiheit,
oder der Ehre und Unabhängigkeit des Staats zuwider gehandelt hätten. Darauf schloß die
Republik mit Chile ein Schutz- und Trutzbündniß und erklärte an Spanien den Krieg. Bald 5. Decbr. 1865.
traten auch Ecuador und Bolivia dem Bunde bei, wodurch der Krieg größere Dimensionen an-
nahm. Nachdem Admiral Nuñez mit der spanischen Flotille das chilenisch-peruanische Ge-
schwader in der Ancudbai angegriffen und dann die wehrlose Handelsstadt Valparaiso durch

31. März 1866. ein mehrtägiges Bombardement geschädigt hatte, suchte er Callao, die wichtige Hafenstadt von
2. Mai Lima, in seine Gewalt zu bringen; aber nach einer vierstündigen Beschießung des gut befestig-
1866. ten Ortes mußte er sein Vorhaben aufgeben. Selbst verwundet zog er mit seinen stark be-
schädigten Schiffen ab und hob damit die Blokade der peruanisch-chilenischen Küste thatsächlich
Decbr. auf. Prado aber wurde zum Dank für die glorreiche Vertheidigung mit großer Mehrheit zum
Präsidenten der Republik gewählt, nachdem bereits im Juni in Peru und Bolivia die Aus-
weisung aller Spanier erfolgt war. Die nächsten Jahre brachten schwere Zeiten über Peru.
1868. Nicht genug, daß in Folge eines Erdbebens die blühendsten Hafenorte an der ganzen Westküste
zerstört wurden mit großen Verlusten an Gütern und Menschenleben; auch politische Unruhen
und Leidenschaften schlugen tiefe Wunden. Der neue Präsident Balta wurde bei einem durch
1872. den Oberst Gutierrez hervorgerufenen Aufstand in Lima ermordet, der Urheber der That, der
sich zum Dictator aufwarf und den Congreß auflöste, durch Volksjustiz an den Galgen geknüpft.
Erst unter Oberst Cevallos, dem bisherigen Vicepräsidenten kam wieder Ruhe und Friede in das
Aug. 1872. Land. Er berief den Congreß ein, welcher der Verfassung gemäß Manuel Pardo zum Präsiden-
ten auf vier Jahre wählte. Während seiner Amtszeit wurde die öffentliche Ruhe nicht gestört
und das Gemeinwesen durch mancherlei liberale Reformen verbessert. Desto größeren Stür-
men ging die Republik unter Pardo's Nachfolger Mariano Ignacio Prado am Ende der
siebziger Jahre entgegen, als die drei Staaten an der Westküste Südamerika's Peru, Chile und
1879. Bolivia in einen heftigen Krieg um den Besitz der Landschaft Atacama geriethen, die wegen
ihrer Einträglichkeit durch Guano- und Salpeterlager und Silberminen von den drei Staaten
begehrt wurde. Peru begünstigte aus Eigennutz die Ansprüche Bolivia's und reizte dadurch
Chile, sein Recht auf die streitige Küstenlandschaft mit den Waffen zu verfechten. Die Republi-
ken maßen in einem heftigen See- und Landkrieg ihre Kräfte wider einander. Indessen neigte
sich der Sieg mehr und mehr auf die Seite der thatkräftigen Chilenen; nach verschiedenen Er-
Jan. 1881. folgen im Felde konnten sie sogar in die peruanische Hauptstadt Lima einziehen; die Armee und
das Staatswesen in Peru sowohl als in Bolivia geriethen in völlige Zerrüttung. Unter Ver-
mittlung der Unionsregierung fanden alsdann langwierige Ausgleichsverhandlungen statt, welche
erst im Jahr 1883 zum förmlichen Friedensschluß führten.

2. **Bolivia.** Nachdem das reiche und fruchtbare Land vom Fluß Beni bis an die west-
2. Bolivia. liche Küstenregion Atacam mit den Städten Chuquisaca, La-Paz, Cochabamba und den ergie-
bigen Goldminen von Potosi durch Bolivar und General Sucre seiner Unabhängigkeit ent-
1826. gegengeführt worden und sich eine republikanische Repräsentativ-Verfassung gegeben hatte, traten
dieselben Erscheinungen wie in den übrigen Republiken zu Tage — Parteikämpfe zwischen Con-
servativen und Liberalen, Aufstände und Bürgerkriege, Verfassungsveränderungen im Sinne der
siegenden Partei und ihrer Führer. Schon in der Neujahrsnacht auf 1829 wurde General
1829. Blanco, der nach Sucre's Abzug in bewegter Zeitlage zum Präsidenten gewählt worden war,
1831. bei einem Aufstand ermordet. Erst als der Großmarschall Santa-Cruz den Präsidentenstuhl
einnahm und durch ein neues Gesetzbuch eine Ausgleichung der Parteigegensätze bewirkte, kamen
bessere Jahre, während welcher das Land einer gedeihlichen Entwickelung entgegenging. In dem
von inneren Kämpfen zerrissenen Peru trat er als Pacificator auf und brachte zwischen beiden
1836. verwandten Staaten eine Union zu Stande, worin er als Protector an der Spitze der Central-
gewalt stehen sollte. Damit war aber die Saat zu neuen Bürgerkriegen ausgestreut. Sowohl
in Peru als in Bolivia fand die Conföderation heftige Gegner. Dort erhob General Ga-
marra die Fahne der Empörung gegen den Protector und brachte ihm, von den eifersüch-
20. Jan. 1839. tigen Chilenen unterstützt, in der Schlacht bei Yungay eine Niederlage bei, und in Bolivia
fand General Velasco so viele Anhänger, daß es Santa-Cruz für gerathen hielt, die Repubik zu
verlassen. Er schiffte sich nach Guayaquil in Ecuador ein, während in Bolivia die Parteistürme
1841. fortdauerten. Erst als die Peruaner unter Gamarra sich die Verwirrung des Nachbarstaates zu Nutze
machten, um die reiche Landschaft La-Paz am Titicaca-See an sich zu reißen, vereinigten sich die
Bolivier und wählten den General Ballivian zum Präsidenten. Nach einer siegreichen Schlacht
Nov. 1841. auf der Pampa von Ingavi unweit Viacha, worin Gamarra blieb, rückte Ballivian über die Grenze
Juni 1842. und erzwang den Frieden und die Herstellung des früheren Zustandes. Aber mit der Gefahr ver-
schwand auch die Eintracht wieder. Neue Aufstände verwirrten den Staat. Santa-Cruz kehrte zurück
1844. und suchte mit einem Haufen Insurgenten sich wieder die Herrschaft zu erkämpfen; er wurde besiegt
1848. und in Chile unter strenge Aufsicht gestellt. Einige Zeit nachher wurde Ballivian von Velasco ver-
drängt, dieser wieder durch einen Militäraufstand unter dem Kriegsminister Belzu gestürzt; in
allen Provinzen standen Bewerber auf und bekämpften einander; Anarchie herrschte im ganzen Lande.
Trotz mehrerer Verschwörungen behauptete sich jetzt Belzu auf dem Präsidentenstuhl und wirkte
mit Umsicht und Verstand für Herstellung eines geordneten Staatswesens und für Förderung
Aug. 1855. des Handels, des Ackerbaus und der Industrie, bis er durch eine Soldatenerhebung verdrängt
ward. Nun kehrte die Anarchie zurück, eine Verschwörung drängte die andere, die Regierungs-

gewalt war die Beute glücklicher Bandenführer. Endlich warf sich Dr. Linares, der in mehreren Aufständen eine Rolle gespielt, zum Dictator auf und suchte durch Maßregeln der 1858.
Strenge die Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber wo sollte er die Kräfte zur Begründung einer festen Autorität hernehmen? Seine Widersacher schritten zu Verschwörungen, Mordversuchen und Aufruhr, um den Gewaltherrscher zu stürzen und einen „constitutionellen Präsidenten" an die Spitze des Staats zu bringen. General Cordova trat an seine Stelle; aber noch ehe das Jan. 1861.
Jahr zu Ende war, sah er sich von Jose Maria de Acha verdrängt. Auf die Kunde, daß eine neue Verschwörung zu Gunsten Cordova's oder Belzu's im Werk sei, ließ der Befehlshaber von October 1861.
La-Paz, Oberst Placido Yanez, in einer Nacht hundert und sechs Personen, die ihm als Schuldige bezeichnet wurden, erschießen, darunter Cordova selbst, einen Bruder des früheren Präsidenten Belzu und mehrere angesehene Militär- und Civilbeamten. Diese Grausamkeit schreckte indessen Andere nicht ab, einen Umsturz der Regierung zu versuchen; es folgten in der nächsten Zeit noch mehrere Verschwörungen, welche jedoch alle von dem wachsamen Acha unter- 1862.
drückt wurden, die des Generals Perez freilich erst durch ein blutiges Gefecht. Von der Zeit an blieb Acha's erneuerte Präsidentschaft unangefochten, so daß er seine Thätigkeit auf die Hebung des Landes richten konnte. Er schloß Handelsverträge mit mehreren Staaten und wußte den 1863.
Küstenstrich Mexillones am stillen Ocean mit den ergiebigen Guanolagern, den Chile in Anspruch nahm, bei Bolivia zu erhalten. In dem Kriege zwischen Spanien und Peru stand Acha zu dem Nachbarstaat, obwohl er auf dem Congreß zu Lima von allen Beschlüssen abrieth, welche den europäischen Mächten als eine Drohung und Herausforderung erscheinen könnten. Aber trotz seiner klugen und gemäßigten Verwaltung konnte Acha den Geist der Anarchie nicht lange unterdrücken. Zwei Jahre nachher pflanzte der gewesene Präsident Belzu die Fahne des Auf- 1865
ruhrs von Neuem auf, Acha wurde geschlagen und verwundet; bald aber erhoben sich neue Bewerber um den Präsidentenstuhl, so daß unter den inneren Kämpfen ehrgeiziger Bandenführer der Staat zu keiner Ruhe gelangen konnte und die Früchte von Acha's Thätigkeit und Umsicht wieder verloren gingen.

3. **Chile.** Chile, das langgestreckte Küstenland zwischen der Andenkette und dem stillen 3. Chile.
Weltmeer, hatte sich einer stabileren politischen Ordnung zu erfreuen, als die übrigen Republiken Südamerika's und geht mit seinem Reichthum an den mannichfaltigsten Naturproducten, insbesondere an Kupfer und anderen Metallen, einer gesicherten Zukunft entgegen, vielleicht deshalb, weil die Bevölkerung vorwiegend europäischer Abkunft ist, die Menschen gemischten Blutes und die Ureinwohner, die Indianer und Araukaner, keinen Einfluß auf das geschichtliche und politische Leben üben. Freilich blieb auch Chile von bürgerlichen Unruhen nicht verschont. Von der Zeit an, da General San-Martin mit ausgewanderten Chilenen und Hülfstruppen aus 1817.
La Plata von Mendoza aus die Andenpässe von Uspallata überstieg und ein Jahr darauf die durch diesen kühnen Marsch überraschten Spanier bei Chacabuco am Mayoflusse in heißer Feld- 1818.
schlacht überwand, bis zu dem Jahr 1826, wo General Freyre die Insel Chiloë, den letzten 1826.
Haltpunkt der spanischen Besatzungen eroberte, wurde auch Chile von politischen Parteikämpfen zerrissen. Die Staatsverfassung von 1824 erfuhr nach dem Sturze und der Vertreibung des 1828.
Oberdirectors Freyre eine erste, und fünf Jahre später eine zweite Umgestaltung, in der Weise, 1833.
daß die öffentliche Gewalt zwischen der aus Präsident, Ministerium und Staatsrath gebildeten Regierung und dem aus Senat und Abgeordnetenhause bestehenden Congreß vertheilt ward, und in Santiago, dem Sitze der Regierung und der Repräsentanten, auch ein oberster Gerichtshof mit unabsetzbaren Räthen ins Leben trat. Doch wurden die beiden Parteien, die das Staatswesen nach ihren Grundsätzen leiten wollten, die Conservativen wie die Liberalen, von höheren vaterländischen Gesichtspunkten geleitet. Unter dem Präsidenten Prieto wurden im 1831.
Anfang der dreißiger Jahre manche nützliche Einrichtungen getroffen. Am gefährlichsten war die Lage, als der bolivianische Präsident Santa-Cruz, nachdem er auch in Peru die höchste Staatsgewalt in seine Hände gebracht, Chile mit den Waffen zum Eintritt in die peruanisch-bolivianische 1837
Conföderation zwingen wollte. Aber wir haben gesehen, daß der zweijährige Krieg, den Chile unter großer Kraftanstrengung zu Land und zur See durchführte, mit der Verbannung des Generals Santa-Cruz endigte. Dieser Erfolg erhöhte das Nationalgefühl und die Energie der 1839
Chilenen, so daß die Republik in den vierziger Jahren eine geachtete Stellung einnahm. Spanien erkannte Chile als unabhängigen Freistaat an und schloß einen Handelsvertrag mit ihm ab. 1844.
Auch Frankreich und Belgien traten mit demselben in Verbindung. Durch die Besitzergreifung Californiens von Seiten der Vereinsstaaten Nordamerika's, welche der Schifffahrt im stillen Ocean einen mächtigen Impuls gab, mehrte sich der Handelsverkehr Chile's, und die Regierung versäumte nicht, durch Verträge mit Peru und Neugranada neue Absatzwege zu schaffen. Der Präsident Bulnes, der nach Ablauf seiner ersten fünfjährigen Amtszeit zum zweitenmal gewählt ward, förderte durch seine zehnjährige conservative Verwaltung wesentlich die Blüthe und 1841—1851.
Wohlfahrt des Staats, und sein Nachfolger Manuel Montt, wenn gleich demokratischen Grund-

sätzen huldigend, schritt auf derselben Bahn fort. Zwischen Copiapó und Caldera wurde eine
Eisenbahn geführt, der bald eine zweite von Santiago nach Valparaiso folgte; ein neues Civil-
gesetzbuch, eine Disconto- und Depositenbank in Valparaiso, Umwandlung der Zehnten in eine
Grundsteuer für Kirche und Schule, Handelsgerichte und Gemeindeordnungen erweckten Ver-
trauen und mehrten die Einwanderungen aus Europa. Mit Großbritannien wurde ein Han-
1856. dels- und Schifffahrtsvertrag geschlossen. Auch Montt wurde nach Verlauf seines ersten Amts-
lustrums zum zweitenmal auf den Präsidentenstuhl erhoben, und seine Regierung war stark ge-
1859. nug, einen von General Vidaurri Leal geleiteten Aufstand siegreich niederzuwerfen. Da nach der
Verfassung die höchste Amtsgewalt nur zweimal nach einander in dieselben Hände gelegt werden
1861. darf, so trat bei seinem Abgang José Joaquin Perez an die Spitze der Regierung. Seine Prä-
sidentschaft war weniger friedlich. Wir wissen, daß zwischen Bolivia und Chile sich Streit erhob
über den Besitz eines an Guano reichen Küstengebiets. Die Araukanen, altindianische Stämme
im Süden der Republik, theils seßhafte Bauern, theils schweifende Jäger, entzogen sich der chile-
nischen Hoheit, verweigerten den Tribut und führten eine Zeitlang unter der Leitung eines fran-
zösischen Abenteurers, de Tonnens aus Perigueux, einen Bandenkrieg, bis es den Chilenen
gelang, den „König" gefangen wegzuführen. In der Hauptstadt Santiago brach bei einem Feste
8. Dec. 1863. in der kerzenerleuchteten Kirche ein furchtbarer Brand aus, der zweitausend Personen, meist Frauen,
1864. den schmerzlichsten Feuertod brachte. Daß Chile in den spanisch-peruanischen Krieg gezogen ward,
haben wir früher gesehen. Der Präsident Perez benutzte die nationale Aufregung, um die Küste
in Vertheidigungszustand zu setzen und die Kriegsmarine zu verstärken. Doch konnte weder diese
Rüstung noch die gemäßigte Politik, welche Regierung und Congreß einhielten, die von Spanien
verhängte Küstenblokade verhindern. Da der Handelsverkehr dadurch sehr gehemmt ward, so
suchte die englische und französische Regierung eine Ausgleichung herbeizuführen. Ihre Be-
mühungen waren nicht umsonst. Das spanische Cabinet erklärte sich bereit, auf friedliche Unter-
handlungen einzugehen. Aber ehe dieselben zum Ziele geführt werden konnten, geschah es, daß
26. Nov. 1865. das spanische Avisoschiff „Covadonga" von einer chilenischen Corvette angegriffen und weggenom-
men ward, bei welcher Gelegenheit 114 Soldaten und 6 Offiziere in Kriegsgefangenschaft ge-
riethen, ein Ereigniß, das in Chile eben so große Freude als in Spanien Verdruß erregte. Der
spanische Admiral Pareja nahm sich das Leben. Nun wurden die Feindseligkeiten schärfer.
Die Spanier verbrannten mehrere chilenische Segelschiffe, und als das unglückliche Gefecht in
den ancudischen Gewässern bei Chiloë ihren Grimm noch steigerte, übte Pareja's Nachfolger
Mendez Nuñez eine barbarische Rachethat, indem er, wie erwähnt, über die wehrlose Stadt
31. März 1866. Valparaiso ein Bombardement verhängte, wobei die in den öffentlichen Entrepots niederge-
legten Waaren zerstört wurden und viele europäische Handelshäuser unermeßliche Verluste erlitten.
Aber auch die Chilenen erfuhren großen Schaden aus dem Kriege, und den Spaniern trug er
nur Schmach und Unehre ein. Im folgenden Jahr wurde unter Vermittelung der Regierung
von Washington ein Waffenstillstand geschlossen und für Valparaiso ein Schadenersatz festgesetzt.

§. 1191. Die La Plata-Staaten. 1. **Argentinische Republik und Buenos-Ayres.**
9. Juli 1816. Schon im J. 1816 hatte ein Congreß zu Tucuman die Unabhängigkeit der „Vereinigten Staaten
von Rio de la Plata" ausgesprochen. Die Hoffnung, daß der neue Staatenbund das gesammte
spanische Vicekönigreich umfassen würde, scheiterte an der Verschiedenartigkeit der Interessen. Es
entstanden bürgerliche Kämpfe unter ehrsüchtigen Parteihäuptern, welche dahin führten, daß sich am
oberen Strom Paraguay, an der Mündung Uruguay oder die Banda Oriental als besondere
Republiken constituirten. Aber auch nach Ausscheidung dieser und anderer Territorien war von
1825. dem alten Vicekönigthum La Plata noch immer ein so umfangreiches Gebiet vorhanden, daß sich
1. Argentinische Republik und Buenos Ayres. eine „Argentinische Conföderation" bilden konnte, welche vierzehn republikanische Staaten
umfaßte und in dem General-Capitän von Buenos-Ayres den Leiter der auswärtigen Ver-
hältnisse und die oberste Executivbehörde erkannte. Aber die einzelnen Staaten hingen wegen ver-
schiedenartiger Interessen nur lose mit einander zusammen. Im Norden wohnte eine fast feudale
Aristokratie, und auf den ausgedehnten Weidelandschaften machte sich die rohe Gewalt des Heerden-
besitzers geltend; die Ackerbaudistricte waren dürftig bevölkert. Bald erhob sich Buenos-Ayres über die
andern Republiken und suchte die Leitung des ganzen Staatenbundes an sich zu bringen. Der auf
Handel und Landbesitz gegründete Reichthum der höheren Bürgerklassen und ihre überlegene Bil-
dung, die sie sich meistens in Europa erworben, schien ihnen zu einer solchen bevorzugten Stellung

ein natürliches Recht zu geben. Man nannte diese Partei Unitarier (Centralisten), und es gelang ihr eine Zeit lang, besonders unter der geschickten Führung Rivadavia's, die ganze Conföderation zu regieren. Dies erregte den Neid der übrigen Bundesrepubliken: es bildete sich die Partei der Föderalisten, welche in den Heerdenbesitzern ihre eifrigsten Anhänger zählte, und in Don Manuel Ortez de **Rosas** einen fähigen und unternehmenden Führer erhielt. Obwohl in Buenos-Ayres geboren, hatte er seine Jugend auf den Landgütern seiner Eltern unter den Gauchos zugebracht und schon in den Revolutionskämpfen sich einigen Ruf erworben. Durch glückliche Feldzüge gegen die Wilden Patagoniens erlangte er Waffenübung, erwarb sich das Vertrauen der ländlichen Bevölkerung und verschaffte sich die Möglichkeit, zu gelegener Zeit die Indianer bei seinen Unternehmungen mitwirken zu lassen. Unter den Stürmen, die am Ende der zwanziger Jahre die Argentinische Republik durchtobten, gelang es ihm mit Hülfe des Landvolkes die Unitarier aus dem Regiment zu verdrängen und sich selbst zum Gouverneur von Buenos-Ayres 1829.
und somit zum Haupt der Conföderation wählen zu lassen. Und so imponirend wurde bald sein Ansehen, daß er von der Zeit an sich viele Jahre im Regiment zu halten wußte, daß er seine Würde, zu der er immer wieder von Neuem gewählt ward, mit einer dictatorischen Gewalt umgab, die ihn zum unumschränkten Regenten der Argentinischen Republik machte. Seine Herrschsucht verschmähte kein Mittel, sich in dieser Stellung zu behaupten. Nachdem er über die Unitarier triumphirt, füllten die Föderalisten das Repräsentantenhaus und dienten seinem Ehrgeiz als willfähriges Werkzeug. Und da er in der Republik eine gewisse materielle Ordnung zu erhalten, durch seinen gewandten Minister Felipe Arana nach Außen seine Würde zu behaupten wußte und in seinem Privatleben keinen Anstoß gab, so ertrug man lange seinen Terrorismus, der mit blutiger Strenge alle Widersacher niederwarf und mit dem Leben und Vermögen von Tausenden ein frevelhaftes Spiel trieb. Schon hatte Rosas' dictatorisches Regiment fünfzehn Jahre gedauert, als er durch seine Einmischung in den Bürgerkrieg von Uruguay sich in schwierige Verhältnisse stürzte. Er leistete dem Präsidenten Oribe bewaffneten Beistand gegen dessen Rivalen Ribera, für den England und Frankreich Partei nahmen. Die Unzufriedenheit mit einer Politik, welche den Argentinischen Staatenbund in Kriegs- und Finanznoth brachte, führte zu Abfall und Aufständen. Corrientes und Entre-Rios sagten sich von ihm los, und während er die Abtrünnigen mit Gewalt bei der Conföderation zu halten suchte, wuchs ihm die Opposition in Argentina allmählich über den Kopf. Die Gegenpartei unter Don José de Urquiza, Gouverneur von Entre-Rios, wurde unterstützt von Brasilien, Uruguay und Paraguay, und ihren vereinten Anstengungen war der Dictator nicht gewachsen. In der Schlacht von Monte-Caseros aufs Haupt geschlagen, mußte er das Land ver- 3. Febr. 1852.
lassen und mit seiner Familie Zuflucht in England suchen. Sein unermeßliches Vermögen, in Ländereien und Viehheerden bestehend, wurde zum Besten des Staates confiscirt. Urquiza, der Führer der Gegenpartei, vor Kurzem noch ein Gauchohäuptling, trat nun an die Spitze der Verwaltung in Buenos-Ayres. Er erkannte die Unabhängigkeit Paraguay's an und sicherte die freie Schifffahrt auf allen in den La Platastrom sich ergießenden Flüssen. Als er sich aber zu dem Congresse nach Santa-Fé begab, brach während seiner Abwesenheit in Buenos-Ayres eine Empörung Sept. 1852.
aus, in Folge deren Valentin Alsina zum Gouverneur erwählt ward, und das Stadtgebiet sich von der Conföderation lossagte und als selbständiger Staat constituirte. Umsonst suchten die übrigen Staaten die abtrünnige Stadt durch Gewalt und Zugeständnisse bei dem Bunde zu erhalten, indem sie den zum Präsidenten gewählten Urquiza beauftragten, den Aufruhr mit Waffengewalt niederzuschlagen, zugleich aber in der neuen Constitution, die der Congreß nach dem Vorbilde der 1853.
Unionsstaaten aufstellte, Buenos-Ayres ausdrücklich zur Hauptstadt der Conföderation bestimmten; die Vereinigung konnte vorerst nicht erzielt werden. Die Argentinische Bundesrepublik erhob Bajada del Parana in der Landschaft Entre-Rios zum Sitz der Regierung und Buenos-Ayres gab sich eine eigene Verfassung, in welcher jedoch ebenfalls die Rückkehr zur Conföderation vorgesehen war. Die Gefahr vor den Flibustiern führte einige Zeit nachher die beiden Republiken einander näher, ohne jedoch eine Vereinigung zu bewirken. Vielmehr schlossen beide als selbständige Staaten ein Bündniß zu gegenseitigem Schutz wider auswärtige Feinde mit Gewährleistung Jan. 1855.
ihrer beiderseitigen Territorien und Zollfreiheit. Alle nachfolgenden Versuche, die verderbliche Spaltung auszugleichen, scheiterten an der Rivalität der „Unitarier" in Buenos-Ayres und der „Föderalisten" am Parana. Vielmehr nahm die Animosität noch zu und steigerte sich wieder zum Bürgerkrieg, als der Congreß von allen über Buenos-Ayres eingehenden Waaren einen Differen- 1856.
zialzoll zu erheben beschloß. Erst als der Präsident Urquiza über die feindliche Stadtrepublik bei

23. Oct. 1859. Cepada einen vollständigen Sieg davon trug, kam ein Friedens-Unionsvertrag zu Stande,
1860. in Folge dessen Buenos-Ayres wieder mit dem Argentinischen Staatenbund vereinigt ward. Die Vereinigung war jedoch keine aufrichtige. Buenos-Ayres konnte die hervorragende Rolle, die es so lange gespielt, nicht vergessen; es wollte das Haupt des Staates sein und von seiner selbständigen Stellung so wenig als möglich an die Bundesregierung unter dem Präsidenten Derqui abgeben. Bald kam es zu neuen Streitigkeiten, als Buenos-Ayres eine Ausnahmsstellung in der Zoll-
1860. gesetzgebung beanspruchte. Diese wurden zwar durch einen Compromiß ausgeglichen, und Buenos-Ayres wieder zum Sitz des Congresses und der Bundesregierung bestimmt; aber die Eifersucht und der Haß zwischen „Unitariern" und „Föderalisten" dauerte fort. Die Versuche des dermaligen und des früheren Präsidenten, auf einer Zusammenkunft mit General Mitre, Gouverneur von Buenos-Ayres, eine Versöhnung zu bewirken, scheiterten an den hohen Ansprüchen dieser Republik, welche ihre politische Suprematie und eine exceptionelle Stellung in Beziehung auf Zollgesetze und Bundesausgaben nicht aufgeben wollte. Bald ging man wieder von Reden und Unterhandlungen
Sept. 1861. zu den Waffen über: die Truppen von Buenos-Ayres unter General Mitre trugen in einem Gefechte den Sieg über die Föderalisten unter Urquiza davon, ein Ereigniß, das die Auflösung der Centralregierung in Parana zur Folge hatte. Derqui entfloh nach Montevideo; Mitre wurde
1862. zum Präsidenten gewählt und entbot den Congreß nach Buenos-Ayres. Die Unitarier hatten die Oberhand, aber bewaffnete Banden durchzogen die Provinzen, das ganze Land lag im Parteikampf und Anarchie. Zugleich nahm die Bundesrepublik unter dem vorwiegenden Einfluß von Buenos-Ayres Theil an dem Bürgerkrieg, der in Uruguay ausgebrochen war, indem sie den General Flores, ehemaligen Präsidenten dieses Nachbarstaats, der seine frühere Stellung mit Waffen-
1863. gewalt wieder erkämpfen wollte, durch freiwillige Hülfsmannschaft unterstützte, ohne sich um die Einsprache mehrerer europäischen Mächte zu kümmern. Aber trotz der Unsicherheit, welche über der Zukunft des Argentinischen Staatenbundes schwebt, hat sich das Ansehen Mitre's dennoch gehoben. Seine Fürsorge für die materielle Wohlfahrt der Conföderation durch Förderung von Eisenbahnen, Handelsstraßen und Dampfschifffahrt, durch Begünstigung europäischer Einwanderungen in das dürftig bevölkerte Land (Esperanza), durch zweckmäßige Bank- und Finanzgesetze, hat ihm Vertrauen verschafft und die Opposition gemindert, so daß bei dem neuen Krieg, in wel-
1865. chen der Argentinische Staatenbund mit Uruguay und Paraguay wegen Grenzansprüchen gerieth, ein Krieg, der durch die Einmischung der brasilianischen Regierung größeren Umfang gewann, das ganze Land, insbesondere die Jugend der gebildeten Stände zu ihm hielt und daß über der äußeren Gefahr der Parteihader zwischen Unitariern und Föderalisten auf längere Zeit verstummte. Mitre selbst begab sich zu dem Heere. Die Bildung von Nationalgarden im ganzen Lande ging ohne Widerstand vor sich. Gegen die Einfälle der wilden Indianer des Südens suchte man sich durch Verträge und durch Anlegung von Militärcolonien zu sichern.

2. Uruguay. **2. Uruguay.** Bei diesem Krieg gegen die Nachbarstaaten auf der linken Seite des La Plata und des Paraguay wurde der Präsident von Buenos-Ayres von der geheimen Hoffnung getragen, es könnten die beiden Republiken, die man ungern der Argentinischen Conföderation entfremdet sah, wieder für den Gesammtstaat gewonnen, wieder mit der Ländergruppe, zu der sie durch Natur und Lage gehören, auch politisch vereinigt werden. Ist doch Montevideo in jeder Beziehung ein drohender Rivale der gegenüberliegenden Handelsrepublik Buenos-Ayres. In den zwanziger Jahren, als die Unabhängigkeit Südamerika's von Spanien bereits errungen war, stritten Brasilien und Buenos-Ayres um den Besitz der Ostseite (Banda Oriental) des La Plata. Als die Brasilianer nach langen Kämpfen die Hoffnung aufgaben, die „Cisplatinische Provinz" für ihr Reich zu gewinnen, besonders auch deshalb, weil die Einwohner selbst einer solchen Vereinigung widerstrebten, so beförderten sie die Bildung eines eigenen Staats, damit wenigstens nicht die gegnerische Handelsrepublik Buenos-Ayres an Macht zunehme. In diesem Streben wurden sie durch die vermittelnde Thätigkeit Großbritanniens unterstützt, welches durch den
1828. Friedensvertrag von Rio-de-Janeiro und Santa-Fé bewirkte, daß sich die Provinz Montevideo als unabhängiger Staat constituirte mit einer der nordamerikanischen Union nachgebildeten Verfassung und dem Code Napoleon als Gesetzbuch. Aber wenige Jahre nachdem die Constitution
24. März 1830. der Republica Oriental del Uruguay beschworen und von den Mächten anerkannt war, erhob sich ein innerer Streit zwischen dem Präsidenten Ribera und seinem Nachfolger Oribe, ein Streit, der bald das ganze Land in zwei Heerlager schied, indem die Conservativen, die

großen Grundbesitzer in den Provinzen (Estanceros) zu Oribe hielten, die Liberalen, die Stadt- und Landbevölkerung dagegen zu Ribera. Jene wurden in Uruguay Blanquillos (Weiße), diese Colorados (Rothe) genannt. Die Parteikämpfe nahmen an Bedeutung zu, als die von dem Dictator Rosas verfolgten Unitarier aus Buenos-Ayres nach Uruguay flüchteten und sich an Ribera anschlossen, wogegen Rosas und Oribe gemeinsame Sache machten. Daraus entwickelte sich am Ende der dreißiger Jahre ein verheerender Bürgerkrieg, der sich über die beiden Nach- 1839. barstaaten ausdehnte und nach sechsjähriger Dauer, nach verschiedenen Wechselfällen und Friedens- 1845. pausen mit der Niederlage und Flucht Ribera's endigte. Aber die Gegner Oribe's und Rosas' gaben den Widerstand nicht auf. Selbst als England und Frankreich sich mit dem Dictator von Buenos-Ayres ausglichen und dann durch vermittelnde Thätigkeit einen Frieden zwischen beiden 1849. 51. Republiken zu begründen suchten, hatte der Krieg seinen ununterbrochenen Fortgang. Nicht einmal der Sturz und die Abreise Rosas' und die dadurch herbeigeführte Niederlage und Flucht Oribe's 1852. waren vermögend, dem aufgeregten und zerrütteten Staate Ruhe und Ordnung zu schaffen. Der neue Präsident, durch den Einfluß von Oribe's Anhängern aus der Partei der „Weißen" gewählt, mußte einer Triumviralregierung weichen, in welcher neben dem General Ribera der Oberst **Flores** den größten Einfluß besaß, und als im nächsten Jahr Ribera starb, wurde 1853. Flores zum Präsidenten gewählt. Damit war der Gegenpartei das Signal zu neuen Aufstän- 13. Jan. 1854. den gegeben. Montevideo wurde durch Oribe abermals in Blokadezustand erklärt, Flores zur Abdankung bewogen. Der Intervention von Brasilien, welches 4000 Mann Pacifications- 1855. truppen hatte einrücken lassen, und der vermittelnden Thätigkeit der Gesandten von England, Frankreich und Spanien gelang es, zwischen den Parteihäuptern eine Ausgleichung zu erzielen, in Folge deren ein neuer Präsident, **Pereira**, gewählt ward. Er fand aber wenig Unter- 1856. stützung, so daß, als im folgenden Jahr Oribe aus dem Leben schied, sich neue Aufstände er- 1857 hoben, denen Flores nicht fremd war. Die Insurgenten wurden jedoch, trotz des Zuzugs von Freiwilligen aus Buenos-Ayres, bei Quinteros am Rio Negro von dem Regierungs-General Medina überwunden und die beiden Anführer Freire und Diaz nebst fünfundzwanzig Offizieren 31. Jan. 1858. erschossen. Bei der neuen Präsidentenwahl trug der Candidat der Weißen, **Prudencio Berro**, den Sieg über seine Mitbewerber davon; aber seine Politik fand viele Gegner. Nicht nur, daß 1860. er die Forderungen Englands und Frankreichs wegen Rechtsverletzungen von Staatsange- hörigen nicht befriedigte, er nahm auch gegen Brasilien eine feindselige Haltung an. Dies be- nutzte General Flores, der sich bisher in Buenos-Ayres aufgehalten, zu einer neuen Schilder- hebung, um mit Hülfe der Liberalen (Colorados) die Präsidentenwürde aufs Neue an sich zu bringen. Er landete bei Colonia del Sacramento mit einer kleinen Mannschaft und erhielt April 1863. schnell Zuwachs. Auch von Buenos-Ayres schlossen sich Freiwillige an den „Libertador" an, ob- gleich die Conföderation von Argentina sich neutral zu halten verkündet hatte. Die Wegnahme und Beschädigung einiger argentinischen Fahrzeuge mit Kriegsbedarf und Mannschaft für Flores von Seiten der Regierung in Montevideo führte zu einem gereizten Notenwechsel und zu einem gespannten Verhältniß zwischen beiden Republiken. Dadurch gewann das Unternehmen des Generals Flores, der ohnedies seinen Gegnern an kriegerischer Uebung und Gewandtheit weit überlegen war, immer mehr Fortgang. Er näherte sich der Hauptstadt auf drei Stunden und forderte in einem Manifest Volk und Heer zum Anschluß auf, damit Ruhe und Ordnung zurückkehre. Er fand jedoch nicht die erwartete Unterstützung. Als die Amtszeit Berro's zu Ende ging, wurde ein anderer Parteigenosse, **Aguirre**, an die Spitze der Regierung gestellt. Flores aber beharrte in seiner feindseligen Stellung. Diese Lage März 1864. mochte sowohl in Brasilien als in Buenos-Ayres die stille Hoffnung erzeugen, die zerrüttete Re- publik, deren Unabhängigkeit sie freilich einige Jahre zuvor aufs Neue garantirt hatten, für ihre Staaten zu gewinnen. Wenigstens nahmen die Brasilianer, als ein in Gemeinschaft mit Eng- land und der argentinischen Regierung unternommener Vermittelungsversuch zwischen Flores und Aguirre an der Weigerung einer Ministerveränderung von Seiten des letzteren gescheitert war, zu Land und zur See eine kriegerische Haltung an, angeblich zum Schutze ihrer Staats- angehörigen in Montevideo. Bald kam es zu Feindseligkeiten, als eine brasilianische Kriegs- corvette ein Uruguay'sches Transportschiff mit Lebensmitteln für die von Flores belagerte Be- satzung in Mercedes wegnahm. Dadurch sah sich Flores veranlaßt, mit größerer Energie vor- August 1864. zugehen. Er eroberte, zur See von Brasilien unterstützt, die Hafenstädte **Salto** und **Pay- sandu** und ließ am letzteren Ort, als nach dem heldenmüthigsten Widerstand die Stadt mit

Sturm genommen wurde, den tapfern Oberst Gomez nebst mehreren höheren Offizieren erschießen. Die Lage wurde noch schwieriger, als die von Aguirre um Beistand angerufene Republik Paraguay das Vorgehen Brasiliens, durch welches das Gleichgewicht der La Plata-Staaten gestört
Nov. 1864. werde, für einen Kriegsfall erklärte und auch ihrerseits Feindseligkeiten eröffnete. Das conservative Parteiregiment in Montevideo war in schlimmer Lage. Durch terroristische Maßregeln brachte man in Eile eine Armee zusammen; aber die Einschließung Montevideo's zu Land und
1865. zu Wasser durch Flores und das brasilianische Geschwader setzte die Hauptstadt in große Bestürzung. Man wagte nur schwachen Widerstand, aus Furcht, das Schicksal von Paysandu zu
15. Febr. erleiden. Als daher im Februar Aguirre's Amtszeit zu Ende ging, suchte man diesen Umstand zu einer Ausgleichung zu benutzen. Der Congreß übertrug dem Senator **Vilalba** die höchste Gewalt mit der Bedingung, eine vertragsmäßige Uebergabe der Stadt und die Beendigung der Blokade zu erwirken. Dies geschah durch den Friedensvertrag von La-Union, in Folge dessen
23. Febr. 1865. Flores triumphirend in Montevideo einzog, das Aguirre und die Häupter der Weißen verlassen hatten, und als Gouverneur und Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht eine unumschränkte Herrschaft übte. Nun nahmen schnell die politischen Dinge in den La Platastaaten eine andere Gestalt an. Uruguay schloß mit Brasilien und Argentina einen Kriegsbund wider Paraguay dessen Präsident Lopez diese Friedensübereinkunft nicht zugeben wollte, weil er darin eine Gefährdung der Handelsinteressen der Republik erkannte. Bald zog die Kriegsmacht der drei verbündeten Staaten wider Paraguay ins Feld; aber gegenseitiges Mißtrauen lockerte den Bund; und da die Paraguayiten sich mit Heldenmuth vertheidigten, so zogen sich nach einigen Gefechten von schwankendem Kriegsglück die argentinischen und Uruguay'schen Truppen zurück und überließen den Krieg allein den Brasilianern. Während der Abwesenheit des Generals hatte die Gegenpartei der Weißen in Montevideo wieder Boden gewonnen. Man suchte sein Ansehen herabzusetzen durch die Nachrede, er sei mehr brasilianischer Feldherr als Haupt eines unabhängigen Staats. In dem Augenblick, als die Colorados damit umgingen, ihm durch die Wahl zum Präsidenten ein legitimes Ansehen zu geben, wurde Benancio Flores, als er in den Regierungs-
19. Febr. 1867. palast fuhr, von vier verschwornen Blancos durch Dolchstöße und Schüsse ermordet. Empört über diese ruchlose That, wandte sich die Volkswuth gegen die ganze Partei und übte blutige Verfolgung. Unter diesen Eindrücken übertrug der Senat dem Bruder des Ermordeten, Don **Manuel Flores**, die höchste Gewalt, der den Kriegszustand über die Republik verhängte und alle der Blanco-Partei angehörenden Offiziere aus der Armeeliste streichen ließ. Aber noch war kaum ein Jahr verflossen, so starben einundzwanzig hervorragende Anhänger des ermordeten
22. Febr. 1868. Generals, darunter auch sein Bruder, der provisorische Präsident, in kurzen Zwischenräumen. Ob an Gift oder an der Cholera, blieb unentschieden.

3. Paraguay. **3. Paraguay.** Lange hatte der alte Jesuitenstaat zwischen den Flüssen Parana und Paraguay gezögert, ehe er dem von La Plata ausgehenden Ruf nach Abschüttelung der spanischen Herr-
Juni 1811. schaft Folge leistete; und als die Regierung endlich nachgab, bewahrte sich der Staat die Stellung einer unabhängigen Republik. Der Congreß von Buenos-Ayres konnte das Recht der Selbstbestimmung, das er für sich in Anspruch nahm, dem Nachbarstaat nicht versagen; doch hat er es dem kleinen Lande nie verziehen, daß es seine eigenen Wege gehen wollte und den Gedanken einer Suprematie nie aufgegeben. Nach einigen Jahren gelang es dem ehrgeizigen und herrschsüch-
1812. tigen Dr. **Francia**, sich an die Spitze des Staats emporzuschwingen. Er wurde zum Dictator
1817. gewählt und einige Zeit nachher diese Würde ihm auf Lebenszeit übertragen. Und nun vereinigte er alle Regierungs- und Richtergewalt in seiner Hand, so daß er bis zu seinem Tode als unumschränkter Herr und Gebieter das Land im Sinne des früheren Systems der Jesuitenmissionen mit eisernem Arm beherrschte und es gegen das Ausland vollständig abschloß. Kein Fremder durfte ins Land, kein Eingeborner ins Ausland. Er selbst war der einzige Kaufmann,
20. Sept. 1840. der reichste Grundbesitzer, das Haupt des Volkes. Nach seinem Tod wurde das Absperrungs-
März 1844. system allmählich aufgegeben. Ein Nationalcongreß trat in Assuncion zusammen, beschloß ein Staatsgrundgesetz und ernannte Don Carlos Antonio **Lopez**, einen Neffen des Dictators, zum Präsidenten. Und so sehr war die einherrliche Gewalt dem Volke von Paraguay zur andern Natur geworden, daß auch Lopez die Präsidentenwürde mit dictatorischer Gewalt bis zu seinem Tod bewahrte. Wir wissen, welche Anstrengungen Rosas machte, um Paraguay mit Gewalt zum Eintritt in die Argentinische Republik zu zwingen; erst nach dem Sturze dieses gewalt-

thätigen Mannes wurde die Unabhängigkeit des Landes von den amerikanischen und europäischen Regierungen allgemein anerkannt. Schon vorher hatte Lopez das fruchtbare und wohlhabende Land durch Handels- und Schifffahrtsverträge dem Verkehrsleben geöffnet, und von der Zeit an war er unermüdlich bestrebt, den Staat im Geiste der Neuzeit durch Reformen und Unterrichtsanstalten zu heben. Verwickelungen und Streitigkeiten mit den Vereinsstaaten Nordamerika's, mit Brasilien, mit England und Frankreich wurden ohne Waffengewalt durch friedliche Unterhandlungen und Verträge ausgeglichen. Als der Präsident nach einer mehr als zwanzigjährigen Regierung, der zu einer monarchischen nichts als der Name fehlte, aus dem Leben schied, gab der Congreß seine Zustimmung, daß dessen Sohn Francisco Solano Lopez, dem Testament 10. Sept. 1862.
des Vaters zufolge, die Präsidentschaft übernahm. Mit ihm gingen die Jahre des Friedens und der inneren Wohlfahrt zu Ende. Wir kennen die Ursachen des Kriegs zwischen Paraguay und Brasilien, als dieses zu Gunsten des Generals Flores in Uruguay intervenirte. Lopez, welcher fürchtete, daß durch die Verbindung der drei Staaten der Verkehr Paraguay's mit der See gehindert und die Unabhängigkeit des Landes gefährdet werden könnte, trug kein Bedenken, mit dem mächtigen Nachbar, mit welchem er schon längere Zeit wegen Grenzstreitigkeiten auf gespanntem Fuße gestanden, seine Kräfte zu messen. Die gute Heerorganisation, die sein Vater begründet und er selbst fortgeführt hatte, die kriegerische Tüchtigkeit der zur Arbeit angehaltenen abgehärteten Bevölkerung von Paraguay, der langgenährte Nationalhaß zwischen beiden Völkern flößten dem Präsidenten Vertrauen ein und ließen ihn einen günstigen Erfolg erwarten. Und dieses Vertrauen sollte nicht getäuscht werden. Man erkannte in Paraguay, daß es nicht nur auf den Sturz des Präsidenten, sondern auch auf die Selbständigkeit des Staates abgesehen sei, und dieses Bewußtsein stärkte die Kraft und den Kriegsmuth der Paraguayiten. Lopez nahm den Kampf gegen den dreifachen Feind auf und hat denselben mehrere Jahre lang mit Ruhm und Tapferkeit durchgeführt. Trotz der großen Kriegsmacht der Brasilianer zu Land und zur See haben die Verbündeten Paraguay nicht bezwingen können. Vor dem Lager von Curupayti und vor der Festung Humayta begegneten sie einem heldenmüthigen Widerstand, obwohl Kaiser Pedro II. selbst und sein Schwiegersohn Louis Graf von Eu, Sohn des Herzogs von Nemours, Gemahl der zur Thronerbin erklärten ältesten Kaisertochter, zur Belebung des Muthes der Truppen sich bei dem Heere eingefunden hatten. Freilich hat während der Zeit auch in Paraguay die Opposition gegen das bisherige dictatorische Regiment an Boden gewonnen und Solano Lopez zu mancher terroristischen Maßregel im Geiste des alten Dictators, des Gründers der Familie, gebracht. Endlich nahte auch seine Stunde. Am 1. März 1870 fand der Präsident 1870.
Lopez im Kampfe gegen die Brasilianer am Ufer des Aquidaban einen ruhmvollen Tod in der Schlacht; die Reste der paraguayitischen Armee wurden zerstreut und das Land kam factisch in Besitz der Alliirten, die nun bemüht waren, mit Hülfe einer provisorischen Regierung in Assuncion das Volk zu veranlassen, sich eine neue Verfassung und ein neues Staatsoberhaupt zu geben.

4. Die Vereinsstaaten Nordamerika's.

§. 1192. Die Parteistellung. Im Anfange der fünfziger Jahre, als Europa an tiefen Wunden blutete, wurde das freie Amerika als das Land der Zukunft gepriesen, und viele Europamüde, die in der alten Heimath ihre Ideale zerschlagen sahen, viele Flüchtlinge, Compromittirte oder Verdächtige, die der Arm der Gerichte oder Polizei bedrohte, viele Bedrängte, die zu Hause ein kümmerliches Auskommen hatten und dem Druck der Nahrungssorgen entfliehen wollten, viele ruhelose Leute, die ihr Glück in der Ferne suchten oder unklaren Zielen und trügerischen Hoffnungen und Träumen nachjagten, setzten über das Meer, um in der neuen Welt ein neues Dasein zu beginnen. Manchem regsamen und thätigen Europäer von kräftigen Armen und gesundem Verstand mochte es gelingen, in dem weiten Erdtheile mit seinen gewerbreichen Handelsstädten und unerschöpflichen Hülfsquellen, wo der Arbeitslohn hoch ist und der Landerwerb billig, sich zu Wohlstand und einer ehrenvollen Stellung im bürgerlichen Leben aufzuschwingen; aber gar Viele erkannten bald, daß auch dort das Erdenleben voll Mängel und Unvollkommenheiten sei, und daß die Mißstände und Leiden, denen sie entflohen, dort durch

andere Gebrechen und Schäden reichlich ersetzt wurden. Wenn sie glücklich landeten, wenn es ihnen nicht erging, wie den unglücklichen Passagieren der „Austria", welchen
31. Sept. 1858. nur die schreckliche Wahl gelassen war, entweder in den Flammen des brennenden Schiffes oder in der Tiefe des Meeres zu sterben, so hatten sie dort unter dem Egoismus und Eigennutz der Eingeborenen (Natives), welche mit Neid und Mißtrauen auf den wachsenden Einfluß der neuen Ankömmlinge blickten, und von der Lieblosigkeit und Herzenshärte der erwerbsüchtigen Bevölkerung zu leiden. Wie viele Drangsale sie auch im alten Vaterland zu ertragen haben mochten, die kalte Selbstsucht, die ihnen im jenseitigen Erdtheil auf Tritt und Schritt entgegen kam, war ihnen sicherlich eine neue fremdartige Erscheinung: die Nächstenliebe und die brüderliche Hülfe, die in Europa auch in der niedrigsten Hütte einkehrt, haben sie dort vergebens gesucht. Es soll nicht geleugnet werden, daß das Selbstgefühl der Amerikaner, verbunden mit der Energie und dem Unternehmungsgeist jugendlicher Völker, von großartigen Erfolgen begleitet war: sie haben in rascher Folge von Frankreich Louisiana, von Spanien Florida erworben, sie haben das westliche Oregon durch Besiedelung der Stromthäler des Columbia gewonnen und den Mexicanern Texas, Neu-Mexico und das Goldland Californien abgenommen, sie haben das Mississippiland, das noch vor sechszig Jahren eine öde Wildniß war, durch Fleiß, Ausdauer und Geschicklichkeit in das Cultur- und Industrieleben der Union gezogen; sie haben einen Riesenstaatenbund geschaffen, der von den canadischen Seen im Norden bis an den Golf von Mexico reicht und von dem atlantischen Ocean und dem stillen Weltmeer begrenzt wird, und dies Alles weniger durch das Schwerdt, als durch friedliche Verträge, weniger durch Eroberung, als durch freiwilligen Anschluß der Bewohner. Und wie sie die angrenzenden Länder allmählich sich aneigneten, so wußten sie auch die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, die sie einst gegen das englische Mutterland siegreich verfochten, kräftig und standhaft zu wahren. Als im Jahre 1823 die europäische Reaction mit dem Plane umging, die abgefallenen spanischen Provinzen wieder in die alten Fesseln zu schlagen, wurde auf den Rath des greisen Jefferson, des Mitbegründers der Nordamerikanischen Republik, unter dem verständigen, ehrenwerthen Präsidenten Monroe
Decbr. 1823. von dem Congreß der Grundsatz aufgestellt, daß keine Einmischung europäischer Mächte in die Angelegenheiten Amerika's geduldet werden sollte, ein Grundsatz, der unter dem Namen „Monroe-Doctrin" bis zur Stunde für die Politik der Vereinsstaaten maßgebend geblieben ist. Nicht minder waren sie bemüht, in ihrem Staatsleben Freiheit und Selbstbestimmung mit Gesetz und obrigkeitlicher Autorität in Verbindung zu halten, indem sie das ursprüngliche Prinzip (§. 819), daß nur die gemeinsamen Angelegenheiten der Union von der Central-Regierung besorgt werden, die innere Verwaltung der einzelnen Staaten dagegen, mit Einschluß der Gerechtigkeitspflege, jedem Staate überlassen bleiben sollte, strenge durchzuführen suchten. Aber mit diesen Vorzügen, in welchen die freiheitliche Entwickelung und Prosperität im Innern, wie das Ansehen und die Macht nach Außen wurzelten, waren auch Gebrechen und Entartungen verbunden. Nicht immer hielt sich die Erwerb- und Vergrößerungssucht in den Schranken der Gerechtigkeit und der Anerkennung fremder Rechte; die abenteuerlichen und rechtswidrigen Unternehmungen der Flibustierbanden, durch welche Cuba und die Küstenländer Central-Amerika's für das Bundesreich gewonnen werden sollten, fanden in den Vereinsstaaten Hehler und Förderer, wenn auch die Unionsregierung selbst ihnen keinen Vorschub leistete. Und wie sehr immer patriotische Staatsmänner bestrebt waren, den Föderalismus festzuhalten, das Prinzip der Selbstbestimmung der Einzelnen mit der Gesetzesmacht der Gesammtheit zu verbinden; unter der Vereinsform schlummerten tiefwurzelnde Leidenschaften und politische und sociale Gegensätze, die dem Fernstehenden so lange verborgen blieben, als die nationale Gesammtkraft mehr nach Außen, mehr auf Ausdehnung und Abrundung ihres Gebiets, auf Erweiterung ihres Handels und ihrer Erwerbsthätigkeit gerichtet war; die aber scharf zu Tage traten, als der gesteigerte Bildungsstand zu inneren Reformen, zu neuen Entwickelungsstufen, zu gleichmäßigeren Normen und Verhältnissen drängte. Schon lange hatte eine einschneidende Rivalität zwischen den Nord- und Südstaaten in den Gemüthern Wurzel gefaßt, eine Rivalität, welche auf der Verschiedenheit der Interessen, der Anschauungen, der Lebensgestaltungen beruhend, schließlich

in der Sklavenfrage ihren Mittel- und Ausgangspunkt fand. Ueber ein halbes Jahrhundert waren die Männer des Südens der herrschende Theil der Unionsregierung; im Besitze großer Ländereien mit Zucker- und Indigoplantagen, mit Reis- und Maisfluren, mit ausgedehnten Tabak- und Baumwollefeldern, die sie durch Sclaven bebauen ließen, lebten sie in großem Wohlstande und waren dadurch in die Lage gesetzt, sich feinere Bildung anzueignen. Die meisten Staatsmänner, die in der Heimath durch Geist und Verstand, im Auslande durch elegante Formen, durch gesellschaftliche Gewandtheit, durch ein gentlemännisches, vom Selbstgefühl der nationalen Macht und Freiheit gehobenes Betragen glänzten, gingen aus den Reihen der südstaatlichen Gutsbesitzer hervor; Virginien, das einst den großen Washington ins Feld gestellt, wo seit den Tagen der Gründung ein aristokratisches, ritterliches Wesen heimisch war, wurde als das „Mutterland der Präsidenten" bezeichnet; als reiche Productenhändler waren sie in der Geld- und Handelswelt angesehene „respectable" Leute. Die Erweiterung der Vereinsstaaten durch das von Frankreich abgetretene Louisiana und die von Spanien erworbene Halbinsel Florida war dem Süden zu gute gekommen und hatte dessen Machtstellung gehoben. Aber schon im zweiten Jahrzehnt trat im Congreß eine Opposition der Nordstaaten gegen das südländische Uebergewicht zu Tage. Da der Strom der europäischen Einwanderer sich vorzugsweise dem Norden zuwandte, wo die Erwerbung kleiner Eigengüter leicht bewerkstelligt werden konnte, die Arbeit geachtet war und ein mannigfaltigeres Industrieleben dem Fleißigen und Geschickten Gelegenheit zum Erwerb bot, so kam der Süden, wo die Beschaffenheit des Grundeigenthums und die Art der Bebauung die Niederlassung freier Ansiedler erschwerte, und der instinctive Widerwillen gegen das Sclavenwesen und die Verachtung des geringen, auf Arbeit angewiesenen Mannes die Europäer fern hielt, in Gefahr allmählich überstimmt zu werden und sein Uebergewicht einzubüßen. Er suchte daher bei der Ausdehnung des Bundesgebiets nach Westen die neugegründeten Staaten in seine Lebensordnung und Culturkreise hineinzuziehen und insbesondere dem Sklavensystem, das die Grundbedingung und Basis seiner Existenz in den bisherigen Formen und Ueberlieferungen bildete, weitere Ausdehnung zu verschaffen. Diese widerstrebenden Richtungen gaben sich zuerst kund, als Missouri um Aufnahme in das Staatengebiet der Union nachsuchte. Eine ansehnliche Partei im Congreß verlangte, daß man die Zulassung des neuen Staates nur unter der Bedingung gewähre, daß die Sklaverei darin ausgeschlossen bleibe. Zwei Jahre lang dauerte der Kampf um diese wichtige Prinzipfrage; sie drohte die ganze Union zu sprengen; endlich siegten die Männer des Südens: durch die Vermittelungsacte Clay's, „Missouri-Compromiß" genannt, sollte das Sklavensystem in Missouri gestattet, aber in Zukunft über keinen Staat, der sich nördlich vom 36°. 30′ der Breite bilden würde, ausgedehnt werden. In diesem Sinne wurde im Jahre 1820 zu St. Louis die Constitution aufgestellt und Missouri somit in die Zahl der sklavenhaltenden Staaten eingereiht. Unter gleichen Bedingungen trat auch im Jahre 1845 das von Mexico abgefallene Texas den Vereinsstaaten bei. Nun bildeten die Sklavenstaaten ein geschlossenes Ganze, und da in der Unionsverfassung die Auslieferung entlaufener Sklaven gesetzlich bestimmt war, so waren die Plantagenbesitzer und Baumwollepflanzer des Südens in ihrem Eigenthum sicher gestellt, so lange die Verfassung unverändert zu Rechte bestand. — Noch einige Jahrzehnte bewahrte der Süden das Uebergewicht in der Union trotz des Widerstandes der „Abolitionisten", die aus Gründen der Humanität, Religion und Politik die Abschaffung der Sklaverei herbeizuführen suchten, und der „Freibodenmänner" (Freesoilers), welche der Ausdehnung der Sklaverei auf Territorien, d. h. auf die erst in Zukunft zu bildenden Staaten der Union, widerstrebten. Reichthum, Bildung, Erfahrung in den Geschäften des Staats wie des Kriegs, großartiger Waarenabsatz und vor Allem die auf die Gemeinsamkeit der Interessen gegründete Eintracht verliehen dem Süden Macht und Einfluß über den gespaltenen Norden. Um den zahlreichen Gegnern des Sklaventhums, die sich in neuerer Zeit zu der großen Partei der „Republikaner" vereinigten, die Stirne bieten zu können, machten die Sklavenhalter gemeine Sache mit den „Demokraten", den Vertheidigern der Sklaverei in den Staaten und Territorien, denen die Reichen und viele abhängige Leute der unteren Volksklasse

angehörten, und wußten mit deren Hülfe in der Regel bei den Präsidentenwahlen den von ihnen aufgestellten Candidaten an die Spitze der Regierung zu bringen, wodurch, da die Minister und Beamten stets aus der Partei des Staatsoberhaupts gewählt wurden, die Leitung des Ganzen in ihren Händen lag. Man kann nicht behaupten, daß die Männer des Südens im Anfang ihren Einfluß und ihre vorwiegende Stellung in der Regierung und im Congreß zu Parteizwecken, zum eigenen Vortheil einseitig mißbraucht hätten. In ihren politischen Anschauungen wurden sie von höheren Ideen getragen, als die Feudalen und Aristokraten der europäischen Staaten. Sie ließen es geschehen, daß die fremden Waaren mit bedeutenden Eingangszöllen belastet wurden, obwohl, da die Handelsschiffe meistens in den bequemer gelegenen Seehäfen des Nordens einliefen, der Gewinn hauptsächlich jenen Staaten zufloß, während sie alle europäischen Waaren, insonderheit die Luxusgegenstände und Kunstproducte, deren sie in so reichem Maße bedürftig waren, um höhere Preise kaufen mußten. Sie legten den Ansiedelungen freier Einwanderer in den Territorien des Westens keine Schwierigkeiten in den Weg, obwohl sie fürchten mußten, daß diese Territorien, sobald sie sich zu eigenen Staaten formirten, auf die Seite ihrer Gegner treten würden. Aber in dem Einen Punkte, in der Sklavenfrage, die freilich für sie eine Lebensfrage war, ließen sie sich auf keinerlei Zugeständnisse oder Transactionen ein. Hier standen Alle für Einen; hier vertheidigten sie die Grenzlinie mit fanatischer Heftigkeit, weil sie richtig erkannten, daß hier jedes Nachgeben eine Niederlage ihres Prinzips zur Folge haben würde. Sie waren klug genug, ihre Sklaven, deren Zahl sich auf vier Millionen belief, in einer Weise zu behandeln, daß nur selten Gelegenheit gegeben war, die Rechte der Humanität und Menschenliebe gegen sie geltend zu machen. Zu ihrer Vertheidigung wurde angeführt, daß die Gutsbesitzer des Südens über ihre Sklaven ein patriarchalisches Regiment übten. Würden sie einerseits als Sache betrachtet, die dem Kauf und Verkauf unterläge, so ständen ihnen doch anderseits auch wieder gewisse durch gemeinsame Uebereinkunft der Herren festgesetzte Personenrechte zu, die sie gegen Mißhandlung und Tödtung sicher stellten, die ihre Ehen und die Verhältnisse der Kinder zu den Eltern ordneten, die sie in Stand setzten, sich durch Ersparnisse ein kleines Eigenthum zu erwerben, die ihre Freilassung unter den Schutz der Gesetze nahmen. Aber alle diese Bestimmungen waren nur die Ergebnisse des eigenen freien Willens der Herren, die je nach der Natur und dem Charakter des Besitzers eingehalten oder mißachtet wurden; die Schutzrechte der Sklaven waren nur ein erweitertes Haus- und Hofrecht, das dem Herrn gewisse Pflichten der Humanität und Pietät auflegte, ihn aber nicht in seinem vollen Eigenthumsrecht beschränkte. Je mehr die Gutsbesitzer bemüht waren, die Gebote der Menschlichkeit und der christlichen Sitte in der Behandlung ihrer Sklaven walten zu lassen, theils aus natürlichem Rechts- und Billigkeitsgefühl, theils um den Gegnern keine Blöße zu Angriffen zu geben, desto eifersüchtiger hüteten sie das Eigenthumsrecht, das unantastbare Prinzip ihres irdischen Lebensglücks. Es waren nur Nebengefechte, wenn sie ihren Gegnern vorhielten, daß auch in den Nordstaaten die Neger nicht auf gleicher Linie mit den Weißen ständen, daß sie von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen und als eine untergeordnete Menschenklasse betrachtet würden; es handelte sich nicht um die gesellschaftliche Besserstellung der schwarzen Bevölkerung, sondern um die Abschaffung eines unmoralischen und unchristlichen Prinzips. Es waren erhebliche praktische Gründe, wenn die Sklavenbesitzer geltend machten, daß man ihnen durch die Freigebung der Neger ein unersetzliches Kapital rauben würde, daß das Klima des Südens den weißen Mann zu ausdauernder Arbeit unfähig mache, daß der Schwarze, wie die Erfahrung unwiderleglich darthue, nur durch Zwang zur Arbeit zu bringen sei; ihre Argumentation konnte durch keine realen Gründe umgestoßen werden, wenn sie behaupteten: „so lange man das Klima des Südens nicht erträglich für Weiße machen kann, und für die natürliche Faulheit des Schwarzen und für seinen Mangel an Selbstachtung, welcher Diebstahl dem Fleiße vorzieht, kein entgegenwirkendes Mittel entdeckt, muß die unfreie Arbeit die einzig mögliche und daher die billigste bleiben, welche für die Erzeugnisse des Südens verwendet werden kann. Die Arbeit des Südens ist hauptsächlich eine solche, die körperliche Stärke und Gleichförmigkeit ohne Urtheilskraft voraussetzt; dazu ist der afrikanische Sklave allein geeignet.“ Aber vor der Macht sitt-

licher Ideen müssen Nützlichkeitslehren, müssen praktische Schwierigkeiten und Bedenken zurückstehen. Hohe ideale Güter können nur im heißen Kampf mit den Mächten der Erde errungen und durchgesetzt werden. Man führte lange nur Scheingefechte um die Außenwerke; endlich erfolgte der Angriff auf das Bollwerk selbst, auf die feste Burg, in welcher die Quelle des Reichthums, der goldene Zauberbrunnen, verschlossen war. — Immer zahlreicher wurde unter den „Republikanern" des Nordens die Partei, welche die Aufhebung der Sklaverei in ganz Amerika auf ihre Fahne schrieb und mit allen Mitteln, in der Presse, auf der Kanzel, in öffentlichen Reden, ihre Grundsätze zu verbreiten suchte. Ihr Stammsitz war Boston, die Metropole der Freiheit und Intelligenz. Ihre Zahl und moralische Macht steigerte sich mit jedem Jahr durch die Einwanderungen aus Europa. Denn wie verschiedenartig auch die der neuen Welt zuströmende Bevölkerung an Bildungsstand, Ansichten und gesellschaftlicher Stellung sein mochte, Anhänger und Verfechter der Sklaverei mögen sich nur wenige unter ihnen befunden haben; solche Einrichtungen waren längst in Europa, namentlich in Deutschland, durch die öffentliche Meinung mit dem Fluche der Verdammung belegt worden; durch die Literatur der Humanität, durch die geistige Macht der Philosophie, durch höhere religiöse Anschauungen war der Begriff von einer Gesammtmenschheit, von einem Menschengeschlecht, das alle Racen umfaßt, als ein unumstößliches Axiom in alle Klassen eingedrungen; die Humanitätsidee, womit die Gleichartigkeit des Menschengeschlechts in allen Lebensfunctionen und Bestimmungen aufs engste zusammenhängt, war der Grund- und Eckstein der modernen Gesammtbildung. Wer nur von einem Strahl des Lichtes, das von den großen Geistern am Ende des vorigen und am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts ausging, leise berührt war, dem mußte die Rechtfertigung der Sklaverei durch andere als Nützlichkeitsgründe als ein Mißbrauch der Vernunft, als ein Ausfluß sündhafter Ueberhebung, als das Resultat des herzlosesten Egoismus erscheinen. An diesen Einwanderern hatte daher die Partei der Abolitionisten und Freibodenmänner eben so eifrige Förderer ihrer Sache als die Sklavenhalter Gegner; und da die westlichen Staaten hauptsächlich von den neuen freien Ansiedlern bevölkert wurden, so war dort bald der Hauptherd der Agitation und des Prinzipienkampfes. Es war daher ein richtiger Instinkt der Männer des Südens, wenn sie durch ihre Satelliten im Norden, die demokratischen „Knownothings", welche das echte puritanische Yankeethum gegenüber den katholischen Irländern und den indifferenten Deutschen festzuhalten suchten, der Aufnahme der Fremden in das Bürgerrecht entgegenarbeiteten. Mit der vermehrten Einwanderung stieg auch der geistige Verkehr zwischen Europa und Nordamerika; die Zahl der Reisenden wuchs, viele junge Amerikaner besuchten deutsche Universitäten und brachten neue Kenntnisse und philosophische Anschauungen in die Heimath zurück. Diese und andere Ursachen stärkten in den vierziger und fünfziger Jahren die Opposition gegen das Sklavensystem, welche bald in allen Theilen des Nordens mit gleicher Macht hervorbrach; eine heftige Polemik, die sich in die Literatur und in die Kirche Bahn brach, entfaltete ihre aufregende Wirksamkeit. Wer erinnert sich nicht des großen Aufsehens, welches im Jahre 1852 der Roman „Onkel Toms Hütte" von Harriet Beecher Stowe in ganz Europa hervorbrachte? (§. 990). In Zeitungen, Flugschriften, Kanzelreden wurde die Sklaverei angegriffen und ihr Fortbestehen als Schandfleck der amerikanischen Verfassung dargestellt. Keine Schattenseite, keine Unwürdigkeit, keine Schmach, die dem Sklavensystem anklebte, blieb ungerügt. Man fand Beispiele in Menge, wo die Gesetze nicht hinreichten, die unfreien Arbeiter gegen die Brutalitäten gewinnsüchtiger und hartherziger Gebieter zu schützen; es kam zu Tage, daß, da durch den Congreß wie durch die europäischen Seemächte die Einfuhr neuer Sklaven aus Afrika verboten und damit der Menschenhandel sehr erschwert war, in Amerika selbst „Züchtungsanstalten" zur Vermehrung der Sklavenbevölkerung bestanden, daß es nicht selten vorkam, daß Sklavenhalter mit Negerinnen Kinder zeugten und sie dann verkauften, also ihr eigenes Fleisch und Blut auf den Markt brachten. Man warf ihnen mit Recht vor, daß sie Mitchristen, die doch wie sie selbst durch den göttlichen Weltheiland von den Banden der Knechtschaft erlöst worden seien, von jeder Lebensgemeinschaft, von jeder Fortbildung durch Belehrung fern hielten, daß bei Strafe verboten war, den

Negern Unterricht zu ertheilen, daß pharisäische Geistliche der englischen Kirche die Rechtmäßigkeit der Sklaverei aus der Bibel zu beweisen suchten, daß sie selbst die Abkömmlinge aus Mischehen, bei denen nur ein dunkler Schatten um die Augen die Spuren von Negerblut verrieth, bis in die entfernten Geschlechter vom Umgange ausschlossen. Je heftiger aber die Angriffe wurden, je leidenschaftlicher sich der Kampf gestaltete, desto hartnäckiger beharrten die Männer des Südens auf dem, was sie ihr Recht und ihr Eigenthum nannten. Sie setzten dem Drängen der Abolitionisten einen Terrorismus entgegen, der sich zu rohen Gewaltthätigkeiten verstieg. Seit durch die „Kansas-Nebraska-Bill" vom 24. Mai 1854 das „Missouri-Compromiß" aufgehoben und der Grundsatz aufgestellt wurde, daß auch in den Territorien die Zulassung oder Ausschließung der Sklaverei von der Abstimmung der Bewohner ohne Rücksicht auf irgend eine geographische Scheidelinie abhängig sein sollte, waren Kansas und die angrenzenden Theile des Staates Missouri der Schauplatz heftiger Kämpfe und feindlicher Ueberfälle zwischen den Sklavenhaltern und Freibodenmännern. Als die letzteren siegten und sich zu dem Beschluß einigten, daß Kansas als Freistaat der Union beitreten sollte, setzten die Demokraten und die Männer des Südens alle Hebel in Bewegung dieses Resultat zu vereiteln. Mit Hülfe von Vagabunden und verströmten Leuten, die sie schaarenweise nach Kansas schickten, suchten sie eine neue Abstimmung zu erzielen. Nun füllte sich das Land mit blutigen Raufhändeln, wobei in dem neuen Hauptort Lawrence die öffentlichen Gebäude niederbrannten; und wenn auch die Sklavenpartei nicht den Sieg davontrug, so bewirkte sie doch, daß die Entscheidung hinausgezogen ward. Noch höher stieg ihr Uebermuth und ihre Verwegenheit, als es der vereinigten Thätigkeit
1856. der Sklavenhalter und der Demokratenpartei gelang, am 4. November 1856 die Wahl Buchanans zum Präsidenten durchzusetzen und im Congreß die Oberhand zu behaupten. Der alte Hauptmann John Brown, der in den blutigen Auftritten von Kansas durch die Missourileute Hab und Gut und zwei Kinder verloren hatte, schwur den Zerstörern Rache. Er fiel zuerst mit einer Bande in Missouri ein und übte Vergeltung durch Brand und Verwüstung; dann reizte er zu Harpers Ferry in Virginien die Neger zum Aufstand gegen ihre Herren. Aber er wurde bald überwältigt und büßte sein Unter-
2. Decbr. 1859. nehmen in Charlestown mit dem Strange, von den Zeitgenossen als zweiter Spartacus gefeiert. Zuletzt drang die Partei der Freibodenmänner dennoch durch, so daß Kansas vom Congreß für einen freien Staat erklärt ward. Aber schon bei dieser Gelegenheit
29. Jan. 1861. erreichte die Parteiwuth eine solche Höhe, daß im Repräsentantenhaus ein Abgeordneter der Südstaaten einem gegnerisch gesinnten Repräsentanten des Nordens einige Stockschläge versetzte.

§. 1193. **Der Bürgerkrieg.** In der Kansas-Nebraska-Bill feierte indeß der Süden seinen letzten Triumph. Bei der neuen Präsidentenwahl strengten die Republikaner alle Kräfte an, um einen Mann ihrer Partei an die Spitze des Staats zu
1860. bringen. Ihre Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt: Abraham Lincoln, der Candidat des Nordens, erhielt die Mehrheit der Stimmen. Mit diesem scheinbar unwichtigen Ereigniß beginnt eine neue Periode in dem geschichtlichen Leben Nordamerika's. Unter den bisherigen Kämpfen hatte die Leidenschaft und Parteiwuth eine Höhe erreicht, daß im Süden der Entschluß reifte, aus der Union auszutreten und einen Sondercongreß in Richmond zu bilden. Nach der südstaatlichen Darstellung und Erklärung der Verfassungsurkunde war die Nordamerikanische Union ein freier Verein selbständiger Staaten, der zum Zweck hatte: „die gemeinsame Vertheidigung, die Sicherstellung der Rechte und die Beförderung der Wohlfahrt sowohl der einzelnen Staaten, als des ganzen Bundes." Da nun in Folge des neuen Regiments dieser Zweck „Förderung der allgemeinen Wohlfahrt" für die Südstaaten nicht länger bestehe, so seien sie berechtigt, einen Sonderbund zu gründen. Niemand könne sie gesetzlich zwingen, ihre Abgeordneten bei einer Bundesregierung mitwirken zu lassen, deren ganze Tendenz auf ihren Schaden und Ruin gerichtet sei. Die Republikaner verwarfen jedoch diese Auffassung, erklärten die Union für einen durch gesetzliche Vereinbarung und Verfassungs-Verträge fest geordneten Staatskörper, von dem kein Glied abgelöst werden dürfe, und verkündeten, daß sie jeden Versuch einer

Trennung als Rebellion betrachten und aus allen Kräften bekämpfen würden. So trat zu der Sklavenfrage und zu der Verschiedenheit der Handelsinteressen eine tiefgreifende Spaltung in den politischen Prinzipien, indem die Einen mehr das particularistische und föderalistische Sonderleben, die Andern mehr den republikanischen Einheitsstaat ins Auge faßten und auszubilden strebten. Die Südstaaten ließen sich nicht abschrecken. Schon am 20. Dec. 1860 sprach Süd-Carolina das verhängnißvolle Wort der Trennung. Bald folgten Georgia, Florida, Alabama und Mississippi. Am 18. Februar 1861 constituirten sie sich als unabhängige Conföderation in Montgomery, gaben sich eine provisorische Verfassung und wählten den früheren Kriegsminister Jefferson Davis aus Kentucky zu ihrem Präsidenten. Die Regierung in Washington zögerte noch, den entscheidenden Schritt zu thun. Erst als Beauregard, der General des Südens, sich des von einer Bundesbesatzung bewachten Fort Sumter bei Charleston mit Gewalt bemächtigte, nahm der Krieg seinen Anfang, ein Krieg, der in seinem Fortgange ganz den leidenschaftlichen Charakter bewahrt hat, der sich bei der furchtbaren Parteiwuth und Feindseligkeit zum Voraus errathen ließ. Was der Norden an Macht und Stärke voraus hatte, ersetzte der Süden durch bessere Führung, durch größere Kriegserfahrung und durch den Terrorismus eines Verzweiflungskampfes, zu dem er sich von vorn herein anschickte. Um den Kriegsheeren der Union, die bereits im ersten Jahr über eine halbe Million Streiter, größtentheils Freiwillige, zählten, gewachsen zu sein, rief der Präsident der Südstaaten fast die gesammte männliche weiße Bevölkerung unter die Waffen und organisirte, um Abfall und Verrath fern zu halten und in den Grenzstaaten Virginien, Tennessee, Kentucky und Missouri dem sklavenhaltenden Theile der Einwohner das Uebergewicht über die Gegenpartei zu verschaffen, ein System des Schreckens und der Gewaltthätigkeit. So trat die ganze amerikanische Nation, die bisher fast ausschließlich den Interessen der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft sich hingegeben, in einen Bürgerkrieg ein, der an blutigen Auftritten, an Gräueln und Verwüstung den wildesten Kämpfen der alten Welt nicht nachstand und in dem nur selten Züge von Ritterlichkeit das Einerlei des Mordens unterbrachen. Da die gesammte Handelswelt, welche die Rohproducte der Südstaaten, namentlich Baumwolle, schwer entbehrte, ein großes Interesse an der baldigen Herstellung des Friedens nahm, so bemühten sich beide kriegführende Theile, die europäischen Seemächte auf ihre Seite zu ziehen, die Conföderirten des Südens, um durch ihren Beistand das Uebergewicht zu erlangen, die Männer des Nordens, um jede Einmischung fern zu halten. Allein wie sehr auch die Union die Regierungen Englands und Frankreichs von der Richtigkeit ihrer Auffassung zu überzeugen und ihre Gegner als Rebellen darzustellen bemüht war; der Süden erfreute sich in London und Paris größerer Sympathien, und wenn diese Sympathien auch nicht so weit gingen, daß sich die zwei Großstaaten öffentlich auf seine Seite stellten, so erkannten sie doch beide Theile als kriegführende Mächte an und gaben, indem sie sich vorerst für neutral erklärten, zu verstehen, daß es Brauch und Sitte geworden sei, „neugebildeten Regierungen ihre Anerkennung nicht vorzuenthalten, wenn die geeigneten Bedingungen zu einer derartigen Anerkennung vorhanden seien". In Washington war man sehr ungehalten über ein solches Benehmen; die angebotene Vermittelung wurde zurückgewiesen und bald trat ein Fall ein, wo die Anerkennung dieser Neutralität auf eine gefährliche Probe gestellt ward. Der Anfang des Landkrieges brachte den Unionstruppen keine Lorbeeren; als sie gegen Richmond vorrückten, erlitten sie bei Bulls Run durch die Conföderirten unter Beauregard eine Niederlage. Um so eifriger suchte die Regierung von Washington die günstigere Lage des Nordens für den Seekrieg zu benutzen. Sie erklärte die ganze West- und Südküste in Blokadezustand, machte Jagd auf alle feindlichen Schiffe und verwehrte den europäischen den Zugang. Bis an die Küsten Englands und in das Mittelmeer verfolgten sich die Kreuzer der beiden kriegführenden Staaten. Nun geschah es, daß zwei südbündische Commissare, Mason und Slidell, welche trotz der Blokade glücklich nach der Havanna gelangten, von dort aus auf dem englischen Dampfschiff Trent sich nach Europa einschifften, um in London und Paris im Interesse ihrer Sache zu wirken. Aber in Washington hatte man von ihrer Absicht Kunde erhalten; eine Kriegsfregatte unter Capitän Wilkes lauerte daher in dem alten

14. April 1861.

17. Juli 1861.

Bahamacanal dem englischen Passagierschiff, das auch zugleich die Post führte, auf und zwang es durch Drohungen zum Halten. Ohne sich an die Protestation des Befehlshabers gegen diesen „illegalen Act muthwilligen Seeraubs" zu kehren, bemächtigten sich sofort amerikanische Bewaffnete der beiden Agenten und zweier Begleiter und führten sie als Gefangene nach Newyork. Die Kunde von diesem Gewaltstreich gegen Männer, welche den Schutz der britischen Flagge angerufen, brachte in England, wo man ohnedies gegen den Krieg wegen Stockung der Baumwollezufuhr höchst mißgestimmt war, eine gewaltige Aufregung hervor. Hatte sich die Regierung schon in früheren Jahren den Vorwurf zugezogen, daß man den Uebergriffen der Vereinsstaaten gegenüber aus Liebe zum Frieden die Ehre und das Recht der Nation nicht energisch genug behauptet habe, so durfte sie jetzt eine so eclatante Beleidigung nicht ruhig hinnehmen. Sie verlangte daher mit voller Zustimmung der öffentlichen Meinung von der Union die Herausgabe der Gefangenen und rüstete für den Fall, daß diese Genugthuung verweigert würde, zum Krieg. Ganz Europa blickte mit Spannung auf den Ausgang dieses verhängnißschweren Streithandels, der geeignet schien, einen Weltkrieg zu erzeugen. Im Congreß verlangten die Heißsporne, daß man das Geschehene gutheißen und den Krieg mit England aufnehmen solle. Aber die Regierung des Präsidenten Lincoln wollte den Bogen nicht allzu scharf spannen. Der geringe Fortgang der Unionswaffen gegen den wohlgerüsteten, kriegsgewandten Feind hatte bereits zu der Ueberzeugung geführt, daß die Unterwerfung der Südstaaten, denen sich auch noch Virginien, Nord-Carolina und Arkansas angeschlossen, kein so leichtes Unternehmen sei, als man anfangs geglaubt hatte. Sollte die Union jetzt dem Feinde einen mächtigen Bundesgenossen zuführen und dadurch den Erfolg des Kampfes noch unsicherer machen? So drang denn in Washington die Meinung durch, daß man den von den übrigen Großmächten unterstützten Forderungen Englands nachgeben und dadurch den drohenden Sturm beschwören wolle.
1861 Schon am 30. November, noch ehe die englische Note in Washington eingereicht war, wies daher der Staatssecretär Seward jede Verantwortlichkeit für die Handlungsweise des Capitäns Wilkes zurück, und am 26. December erklärte die Unionsregierung, daß sie bereit sei, die Gefangenen herauszugeben. Damit war England zufriedengestellt. Mittlerweile wurde der Land- und Seekrieg mit der ganzen Heftigkeit und Zerstörungswuth fortgeführt, die sich von dem leidenschaftlichen Charakter, den der Kampf gleich anfangs angenommen, erwarten ließ. Es liegt nicht in dem Plane dieses Werks, die Waffengänge und Feldzüge zu beschreiben, die gleichzeitig in verschiedenen Grenzstaaten, in Virginien vom Potomac bis zum Rappahannock, in Tennessee, in Missouri und anderwärts stattfanden. Die Erfolge, die M'Clellan in Westvirginien und der deutsche General Sigel in Missouri über die Verbündeten des Südens davon trugen, wurden mehr als aufgewogen durch die Siege des geschickten Feldherrn Beauregard und des tapferen Generals „Stonewall" Jackson bei Bulls Run und Manassas. Das Jahr 1861 ging zu Ende, ohne daß es irgend eine Entscheidung gebracht hätte; die Schiffe im virginischen Hafen Portsmouth waren in Flammen aufgegangen; wo der Feind vorübergehend oder dauernd den Fuß hingesetzt hatte, gaben zerstörte Ortschaften und Höfe und verwüstete Felder die Spuren des schrecklichen Bürgerkrieges kund; auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen herrschte Jammer und Elend in unbeschreiblicher Schrecklichkeit, und zahllose Leichen und Verstümmelte waren die Opfer des wüthenden Bürgerkampfes geworden. Und nicht nur im Felde und auf der See rasten die Leidenschaften, der Haß suchte auch die bürgerliche Existenz des Gegners zu vernichten. Wenn Lincoln allen Handelsverkehr mit den rebellischen Südstaaten verbot und ihr Eigenthum mit Beschlag belegte, so untersagte Davis alle Ausfuhr von Zucker und Reis auf dem Landwege, um der Union diese unentbehrlichen Lebensmittel zu entziehen. Nur in der Lebensfrage des ganzen Krieges, in der Sklavensache, schritt Lincoln noch nicht zu entscheidenden Maßregeln, um nicht jede Brücke der Versöhnung und Ausgleichung abzubrechen. Die Congreßacte vom 3. August, die allen im sonderbündischen Armee- und Flottendienst gefangenen Negern die Freiheit gewährte, war nur eine drohende Hindeutung auf weitergehende Beschlüsse, wenn die „Rebellion" fortdauerte. Denn als bald nachher General Fremont im Staat Missouri in einer Proclamation alles Eigenthum der Bewohner, welche die Waffen gegen die Vereinigten Staaten ergriffen, mit Beschlag belegte und ihre Sklaven für freie

Männer erklärte, versagte der Präsident der Verfügung die Gültigkeit und hob die Wirkung derselben auf. Erst im Laufe des Jahres 1862, als sich der Krieg in den Grenz- 1862.
staaten immer heftiger gestaltete und unter den Waffen die Parteiwuth immer höher stieg, ging die Unionsregierung einige Schritte weiter. Im März erklärte der Congreß auf den Vorschlag des Präsidenten, daß die Union jeden Staat unterstütze, der die Sklaverei gegen Entschädigung abschaffen wolle, und ging in dem Regierungsgebiet Columbia, wo die Hauptstadt liegt, mit gutem Beispiel voran; doch fand dasselbe in Virginien, Tennessee u. a. O. wenig Nachahmung. Im Juni wurde in den Territorien, die noch nicht zu selbständigen Staaten herangewachsen waren, die Sklaverei untersagt, und als alle diese einleitenden Schritte nicht zu dem erstrebten Ziele führten, verkündigte eine Proclamation Sept.
des Präsidenten, daß in allen Staaten, die mit Beginne des neuen Jahres noch in der Rebellion verharren würden, die Sklaverei abgeschafft sein solle. Vielleicht werden die künftigen Negergeschlechter den 1. Januar 1863 als den Tag ihrer Wiedergeburt zu Freiheit und Menschenrechten feiern, aber auf die jetzige Generation blieb die wichtige Verfügung ohne namhafte Wirkung; sie war zunächst nur eine Kriegsmaßregel des Präsidenten als obersten Feldherrn, die blos für die kriegführenden Sklavenstaaten Gültigkeit hatte und wie die ausgesprochene Confiscation und Küstenblokade nur in so weit Anwendung fand, als der Arm der Union reichte. Nirgends erfolgten Sklavenaufstände oder massenhafte Ausreißungen; wie die Südbündler und ihre Anhänger behaupteten, weil die Lage der Neger in der Sklaverei besser sei als in der Freiheit mit ihren nothwendigen Begleitern, Elend und Armuth, oder, wie ihre Gegner geltend machten, weil sie durch den Terrorismus ihrer Gebieter zu einer thierischen Stumpfheit herabgewürdigt worden, aus der sie nur durch freie Erziehung zu einem menschenwürdigen Zustand empor gehoben werden könnten.

§. 1194. **Ausgang des Kriegs. Ermordung des Präsidenten Lincoln; Grant und Garfield.** In der Kriegführung brachte auch das Jahr 1862 keine Ent- 1862.
scheidung. Wenn in den ersten Monaten durch die großen Anstrengungen des Nordens die Unionstruppen an verschiedenen Orten Vortheile errangen, ja sogar im April sich der Stadt New-Orleans, der Handelsmetropole des Südens, bemächtigten und mit einem Ge- 28. April.
schwader den Mississippistrom bis nach Vicksburg beherrschten; so stellte sich im Sommer und Herbst das Gleichgewicht der Waffen wieder her. Vom Mai bis Juli maßen die Feinde unter M'Clellan und Beauregard ihre Kräfte in der Gegend von Richmond, der Hauptstadt Virginiens, und eine Reihe von Treffen tränkte den Boden von Yorktown und Williamsburg, vom Rappahannock bis zum Jamesfluß mit dem Blute zahlloser Krieger aus beiden Heerlagern, bis die siebentägige möderische Schlacht in der Umgebung und unter den Mauern von Richmond eine solche Erschöpfung herbeiführte, daß M'Clellan den Ge- 26. Juni bis
danken einer Eroberung dieser Hauptstadt aufgab und die Bundestruppen wieder über 3. Juli 1862.
den Potomac zurückführte. Der Kampf, der sich so drohend über Richmond zusammengezogen und die Bürgerschaft mit Furcht und Schrecken erfüllt hatte, nahm daher schließlich einen rühmlichen Ausgang für die Conföderirten und steigerte ihren Muth und ihr Selbstvertrauen zu solcher Höhe, daß sie nun in die Nordstaaten einfielen, die Hauptstadt Washington bedrohten und bis Maryland streiften. Es war eine That des Uebermuths und der Prahlerei; denn als M'Clellan herbeieilte, erlitten sie in der Schlacht von Antietam bald eine Niederlage, die sie zum Rückzug zwang; allein so viel leuchtete 16. Sept.
doch Jedermann ein, daß die großen Opfer und Anstrengungen auch in diesem Jahre zu nichts weiter geführt hatten, als zu einer allgemeinen Schwächung und Selbstzerfleischung. Auch zur See waren die Verluste auf beiden Seiten gleich beträchtlich. Die Unionsflotte verlor durch das Panzerschiff „Merrimac" zwei Fregatten, bis sie in dem „Monitor" einen würdigen Gegner aufstellte. Es brachte einen gewaltigen Eindruck unter allen seefahrenden Nationen hervor, als die beiden eisernen Kolosse auf der Rhede von Norfolk 9. März 1862.
wider einander schlugen, mit so gleicher Wucht und Stärke, daß keiner über den andern einen Vortheil erlangte, daß sie wie zwei geharnischte Ritter oder zwei mächtige Stiere zerstoßen und zerschlagen, aber ohne Todeswunden aus dem Zweikampf hervorgingen. Allenthalben machte sich die Ueberzeugung geltend, daß mit diesem Kampf eine neue Aera

im Seekrieg begonnen habe, daß fortan das Schicksal der Seeschlachten durch Panzerschiffe entschieden werden würde. Einige Zeit nachher setzten die Südbündischen selbst den Merrimac in Flammen, damit er nicht in die Hände der Feinde fiele. Sie hatten ihn zu Fahrten auf dem Jamesfluß einrichten wollen, ihn aber dadurch zum Seekampf wider den Monitor untauglich gemacht. Die Volksstimme im Norden sprach sich unzufrieden über die Kriegführung M'Clellans aus. Er wurde daher abberufen und General Burnside an seiner Stelle zum Oberfeldherrn ernannt. Dieser überschritt abermals den Rappahannock, vermochte aber nicht den Feind aus seiner festen Stellung zu ver-
13. Dec. 1862. drängen. Er verlor die mörderische Schlacht bei Frederiksburg und mußte über den Fluß zurückweichen. In einer zweiten Schlacht an demselben Orte büßte General
2.–6. Mai 1863. Jackson, ein Bibelleser, bei welchem Religiosität und Kampflust Hand in Hand gingen, das Leben ein. Einige Zeit nachher drangen die Südbündischen unter General Lee in Pennsylvanien und Maryland vor, so daß Washington zum zweitenmal von der Gefahr eines feindlichen Angriffs bedroht war; aber nach der dreitägigen Schlacht bei
1.–3. Juli. Gettysburg gegen den Unionsgeneral Meade sah sich Lee zum Abzug genöthigt. Doch blieb das blutgetränkte Land im Westen Virginiens noch lange der Schauplatz eines unentschiedenen, von abwechselndem Waffenglück begleiteten Krieges; noch bei den fernen Enkeln werden die Namen Richmond, Frederiksburg und Petersburg trübe Erinnerungen wecken, werden die Flüsse Rappahannock und Rapidan und das Thal Shenandoah Bilder der Wehmuth in der Seele hervorrufen, denn diese Orte waren nicht nur das Grab vieler tapferen Streiter aller Nationen und Zungen, sie waren auch das Grab des Wohlstandes und des Glücks für lange Zeit, und zwar nicht minder für den Norden, wie für den Süden. Denn ist auch die Union reicher an Hülfsmitteln und Bewohnern, so überstieg doch der Kriegsaufwand so sehr alles Maß, daß die Nationalschuld zu einer unermeßlichen Höhe anwuchs und die Anwerbungen zu freiwilligem Militärdienst den Menschenbedarf nicht mehr deckten. Der Congreß mußte neben der Werbung noch die Conscription einführen, um die zur energischen Fortsetzung des Krieges erforderliche Heeresmacht von wenigstens 300,000 Mann ins Feld stellen zu können. Dabei stockte Handel und Gewerbthätigkeit; die Steuerlasten mehrten sich; das Metallgeld verschwand aus dem täglichen Verkehr; die Staatspapiere, ohne andere Sicherheit als den Credit der Regierung, sanken auf ein Drittel ihres Nominalwerthes; die Einwanderungen minderten sich und damit die aus dem Verkauf von Staatsländereien fließenden Einnahmen. Noch größer waren die Schwierigkeiten, mit denen der südliche Staatenbund zu kämpfen hatte. Durch die Blokade an der Ausfuhr der Baumwolle und der übrigen Rohstoffe gehindert, geriethen die Plantagenbesitzer bald in bittere Noth. Die Finanzen waren zerrüttet, die Lebensbedürfnisse stiegen auf eine unerschwingliche Höhe, die ganze weiße männliche Bevölkerung mußte zu den Waffen gerufen werden; schon sprach man davon, sogar Neger in die Heere einzureihen. Die Absperrung nahm noch zu, als sich die Stadt Vicks-
4. Juli 1863. burg nach längerer Belagerung an General Grant ergeben mußte und somit die Union den ganzen Lauf des Mississippi beherrschte und die Conföderirten auch noch gänzlich vom Westen trennte. Aber obwohl der Kreis, der den südlichen Sonderbund auf allen Seiten umschloß, sich enger und enger zusammenzog und die Hülfsquellen mehr und mehr zu versiechen begannen, dennoch wehrte er sich mit Löwenkraft gegen den überlegenen Feind. Mehrere Monate belagerten die Truppen der Union die von Beauregard vertheidigte feste Stadt Charleston in Süd-Carolina zu Wasser und zu Land, ohne dieselbe einnehmen zu können. So ging auch das Jahr 1863 ohne Aussicht auf Frieden zu Ende. Am 17. December verwarf der Congreß den Antrag eines demokratischen Abgeordneten, den Präsidenten zu ersuchen, „daß er mit den Behörden von Richmond über Beendigung des blutigen, verheerenden und unmenschlichen Krieges in Unterhandlungen trete" und setzte die Erklärung durch, „daß der Congreß die energischste und rücksichtsloseste Fortsetzung des Krieges bis zur unbedingten Wiederherstellung der Bundesautorität über das gesammte Nationalgebiet begehre; daß er jeden Waffenstillstands-, Friedens- oder Vermittelungsvorschlag, so lange noch ein Rebell in Waffen gegen den Bund stehe, verwerfe und daß er, alle früheren Parteibezeichnungen außer Acht lassend, während des Krieges nur zwei Parteien anerkenne: Patrioten und Verräther". Durch solche Ent-

schiedenheit glaubte die Unionsregierung die in Europa mehr und mehr hervortretende Ansicht, daß es schließlich doch zu einer Trennung und vertragsmäßigen Ausscheidung der Vereinsstaaten in zwei Bundesrepubliken kommen werde, niederschlagen und alle Vermittelungsversuche, zu denen besonders Kaiser Napoleon während des mexikanischen Krieges seine Dienste anbot, rundweg abschneiden zu müssen. Auch das folgende Jahr hat in dieser Lage der Dinge wenig geändert. Doch wurden durch Shermans genialen Zug vom Herzen Georgiens auf Savannah und durch die Eroberung dieser Seestadt dem Süden „die Flechsen durchhauen". Je mehr die Zeit der neuen Präsidentenwahl heranrückte, desto mehr wurde die Aufmerksamkeit vom Krieg abgelenkt. Die Partei des Friedens und der Ausgleichung wendete ihre Blicke auf M'Clellan; um so energischer betrieben die Republikaner und Abolitionisten die Wiederwahl Lincolns. Sie trugen einen entscheidenden Sieg davon. Am 8. Nov. 1864 wurde Abraham Lincoln zum zweitenmal an die Spitze der Unionsregierung in Washington gestellt und damit die Losung zur Fortführung des Krieges gegeben, bis die Einheit der Union hergestellt und der Grundsatz zur Anerkennung gekommen sein würde, daß das Prinzip der Freiheit und Menschenrechte ein allgemeingültiges sei; daß fortan in den Vereinsstaaten Amerika's auch die Negerrace als vollberechtigtes Glied der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschheit gelten solle. Dieser Grundsatz erhielt seinen gesetzlichen Ausdruck durch die Abstimmung des Repräsentantenhauses in Washington vom 31. Januar, wo die allgemeine Abschaffung der Sklaverei mit einer Mehrheit von über zwei Drittheilen der Versammlung beschlossen und in die Verfassung aufgenommen ward. Um dieselbe Zeit ging auch die Conferenz, welche der Präsident mit den Vertretern der Südstaaten abgehalten, fruchtlos auseinander, weil sich der Norden nicht zur Anerkennung der Conföderation verstehen wollte, und Jefferson Davis verkündigte aufs Neue die Fortführung des Kriegs. Die Wuth hatte noch nicht ausgetobt; aber die Kräfte des Südbundes waren erschöpft und seine Führer lebten in Zwietracht und Hader. Selbst das äußerste Mittel, zu dem man in der Verzweiflung griff, die Aushebung der Sklaven zum Militärdienst, war nicht mehr vermögend, den entscheidenden Schlag abzuwenden. Nach einem Kriegsrath des Präsidenten Lincoln mit den Feldherren der Nordarmee im Hauptquartier wurde ein gemeinschaftlicher Angriff Grants und Sheridans auf die Doppelfestung Richmond-Petersburg unternommen, welche der tapfere und begabte General Lee deckte. Die Stadt mußte nach den größten Anstrengungen geräumt werden; nach einer von Brand und Mord begleiteten Schreckensscene hielt der Nordgeneral Weitzel seinen Einzug in das Bollwerk der Feinde und befreite die Gefangenen auf Belle-Isle im James-Canal. Am nächsten Tag nahm Präsident Lincoln Besitz vom Capitol in Richmond, und kurz nachher schloß Lee mit Grant eine Capitulation, in Folge deren die virginische Armee aus dem Felde verschwand. Am 14. April wehte wieder das Sternenbanner auf Fort Sumter, von dem es vor vier Jahren herabgestürzt worden war. Einige Wochen nachher ergab sich auch General Johnson mit der Südarmee der Conföderirten dem Unionsfeldherrn Sherman, und als im nächsten Monat noch die letzte Heerabtheilung die Waffen streckte, konnte der Süden als besiegt, der Bürgerkrieg als beendigt angesehen werden. Allein die letzten Zuckungen sollten noch von einer blutigen Gräuelthat begleitet sein; der Urheber der Sklavenbefreiung sollte den siegreichen Ausgang seines Werkes nicht erleben. Am Charfreitag wurde der Präsident Abraham Lincoln, ein redlicher und wohlwollender Mann, der sich durch eigene Kraft und Regsamkeit aus der Mitte des Volkes zu dem erhabenen Herrscheramt emporgeschwungen, in der Theaterloge, wo er im Kreise seiner Familie dem Schauspiele zusah, von Wilkes Booth durch einen Pistolenschuß getödtet. Mit dem theatralischen Ausruf sic semper tyrannis! verschwand der Mörder von der Bühne; er wurde jedoch eingefangen und büßte sein Verbrechen mit dem Leben. Aber der innere Pragmatismus der schwarzen That wies auf Mitschuldige in den höchsten Kreisen. „Der Süden ist gerächt!" hörte man den Meuchelmörder frohlockend ausrufen. Ein gleichzeitiges Attentat eines andern Verschwornen auf den kranken Staatssecretär Seward in seinem Hause wurde glücklicherweise vereitelt. Wenn die Urheber der Frevelthat gehofft hatten, das schreckliche Ereigniß würde die Union in Verwirrung stürzen, so irrten sie sich. Nach den Bestimmungen der Verfassung trat der Vicepräsident Andrew Johnson an die Stelle des Ermordeten

12. Nov. – 14. Dec. 1864.

8. Nov. 1864.

1865.

März 1865

3. April

26. Mai

14. April

und führte das Begonnene weiter. Nachdem Jefferson Davis, als er sich eben anschickte, mit den zusammengerafften Schätzen nach Europa zu entfliehen, in Gefangenschaft geführt und in Banden gelegt worden, konnte der neue Präsident die Beendigung des Krieges verkündigen, eines Riesenkampfes, wie die Welt lange keinen gesehen. Nun begann das schwierige Werk der Neugestaltung der Union auf dem Grundsatze der Freiheit und Gleichberechtigung Aller, wobei die Amerikaner eben so viel Mäßigung und Humanität, als Umsicht und Vaterlandsliebe an den Tag legten. Trotz der entsetzlichen Parteiwuth und Erbitterung, womit der Krieg geführt worden war, wurde der Sieg durch keine Rachethat befleckt. Die empörende Mißhandlung und Ermordung der nordischen Kriegsgefangenen durch den Unmenschen Wirz in Andersonville wurde nur an dem Hauptschuldigen geahndet, den ein kriegsgerichtlicher Spruch zum Strange verurtheilte. Die gewaltigen Armeen wurden ohne Störung aufgelöst, die verabschiedeten Mannschaften kehrten zu ihren friedlichen Geschäften zurück, die Zahl der Kriegsschiffe wurde durch Verkauf gemindert, und bei der Opferwilligkeit des amerikanischen Volkes, das sich den schwersten Steuerlasten bereitwillig unterzog, konnte bald ein großer Theil der enormen Kriegsschuld abgetragen werden. Und wenn gleich über die Modalitäten der Reconstruction der Union und der Beiziehung der farbigen Bevölkerung zu dem öffentlichen Staatsleben zwischen dem republikanischen Congreß und dem mehr in südstaatlichen Anschauungen sich bewegenden Präsidenten Johnson ernste Differenzen eintraten, welche in Folge gereizter Reden desselben auf einer Rundreise sich immer mehr steigerten und endlich, als bei wachsender Verbitterung das Regierungsoberhaupt sich durch eigenmächtige Abdankung des Kriegsministers ohne Zustimmung und Beirath des Senats einen verfassungswidrigen Eingriff in den Staatsorganismus gestattete, die lange gedrohte Versetzung in Anklagestand zur Folge hatten, so hat doch die Umsicht und Vaterlandsliebe der besonnenen Männer in Washington auch diese Schwierigkeit überwunden. Johnson wurde mit sehr geringer Stimmenmehrheit freigesprochen; aber er war seitdem ein todter Mann. Als seine Amtszeit vorüber war, wurde General Grant, der sich während des Krieges durch Tapferkeit und Fähig-
3. Nov. 1868. keit ausgezeichnet hatte, zum Präsidenten gewählt. — Auch in Europa machten sich die Wirkungen der Kriegsbeendigung bald fühlbar in dem Wiederaufleben des Handels und Verkehrswesens; und die glückliche Vollendung der unterseeischen Telegraphenverbindung mittelst des Kabels über das atlantische Weltmeer wurde von den Völkern beider Hemisphären als ein neues Friedensband freudig begrüßt. Minder angenehm wurden die Regierungen Englands und Frankreichs von der Botschaft berührt, daß der Süden bezwungen sei und die Union wieder in alter Kraft aufblühe. Sie hatten sich durch ihre Sympathien für die Baumwollepflanzer und Sklavenzüchter des Südens in Washington wenig Dank verdient; und das Auftreten der Congreß-Regierung gab bald Zeugniß, daß man die zweideutige Haltung der beiden Großmächte nicht vergessen hatte. Wir haben gesehen, wie sie sich sofort in die mexicanischen Angelegenheiten einmischte und die Monroe-Doctrin in Erinnerung brachte; und in England forderte der amerikanische Gesandte Schadenersatz für die Verluste, welche die Unionsstaaten durch die in England gebauten oder aus englischen Seehäfen ausgelaufenen Caperschiffe der Conföderirten, besonders die „Alabama" erlitten hatten. Mehrere Jahre lang wurde diesseits und jenseits des Weltmeeres in Conferenzen und Denkschriften die „Alabamafrage" und das damit zusammenhängende völkerrechtliche Prinzip zum Gegenstand eingehender Untersuchungen und Verhandlungen gemacht; da man sich nicht einigen konnte, so stieg die Verstimmung und Erbitterung zu solcher Höhe, daß ein Krieg zwischen beiden Seestaaten zu befürchten stand; in Amerika vergalt man die Connivenz der englischen Regierung gegen die Conföderation mit einer gleichen Nachsicht gegen die Umtriebe der Fenier, welche Irland zu einer unabhängigen Republik zu erheben suchten. Endlich kamen die Regierungen beider Staaten überein, nachdem eine in Washington geschlossene Ausgleichung nicht zum Vollzug gebracht werden konnte, einem gemeinsam zu bestellenden Schiedsgericht, welches in Genf seine Verhandlungen führen sollte, die Entscheidung über die Höhe der Entschädigungssumme wie über die in Zukunft zu befolgenden Grundsätze des internationalen Völkerrechts anheimzugeben. Mit dem Spruche dieses Schiedsgerichts, der von England und Amerika anerkannt ward, ist endlich der lange Streit vom politischen Horizont verschwunden. Zugleich war die Union bemüht, ihre Besitzungen abzurunden und durch Eisenbahnen zu verbinden. So
1867. erwarb sie von Rußland das Territorium Alaska, von Dänemark die Inseln St. Thomas und St. Jean durch Kaufverträge und verband die fernen Westländer durch die Pacific-Eisenbahn mit dem östlichen Hauptlande, ein Unternehmen, das die Indianerstämme aufschreckte und unter die Waffen trieb. Als die zweite Präsidentschaft Grant's,
1876. welche durch die Weltausstellung in Philadelphia und die hundertjährige Jubelfeier

der Gründung der Republik ausgezeichnet war, zu Ende ging, entbrannte zwischen den beiden großen Parteien der „Republikaner" und „Demokraten" ein erbitterter Kampf um die Präsidentenwürde. Doch siegten auch jetzt wieder, wenn auch mit knappster Mehrheit, Nov. 1876. die „Republikaner" und ihr Candidat, Hayes, bestieg den Präsidentenstuhl. Unter dem neuen Staatsoberhaupt leitete Karl Schurz das Ministerium des Innern. Reform des Beamtenthums, Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung, Schutzzölle waren das Programm der neuen Regierung. Auch bei der folgenden Präsidentenwahl siegte der republikanische Nov. 1880. Kandidat James Garfield. Allein er sollte sein hohes Amt nicht lange ausüben. Er wurde von einem wahnwitzigen Menschen, Namens Guiteau, der mit der Bewerbung um einen Consulatsposten abgewiesen worden, aus Rache mit Revolverschüssen tödtlich ver- 2. Juli 1881. letzt und starb nach monatelangem Todeskampfe. Der Mörder wurde nach einem ärger- † 19. Sept. nißerregenden Gerichtsverfahren mit dem Strange hingerichtet. Der bisherige Vicepräsident Arthur übernahm alsdann den Bestimmungen der Verfassung gemäß das Präsidium.

V. Die geschichtlichen Vorgänge der Jahre 1865 bis 1870 in ihrem äußeren Verlauf.

1. Die preußisch-österreichische Politik bis zum Vertrage von Gastein.

§. 1195. Schleswig-Holstein. Durch die Losreißung der Herzogthümer Schleswig und Holstein-Lauenburg von Dänemark war nur die Hälfte des Werkes vollbracht. Hatte schon während des Krieges die Presse mehrfach die Vermuthung ausgesprochen, daß das Ministerium Bismarck die für Preußens politische Weltstellung und insbesondere für die Entwickelung seiner Marine so günstig gelegenen Besitzungen an sich zu bringen und die Entstehung eines unabhängigen Mittelstaates zwischen Ost- und Nordsee zu verhindern beabsichtige, so wurde man durch die nachfolgenden Schritte in dieser Meinung mehr und mehr bestärkt. Mit Oesterreich, das unter der Leitung des Grafen von Rechberg bisher so willig auf die preußische Politik in Bezug auf Schleswig-Holstein eingegangen war, hoffte man sich zu verständigen und auseinander zu setzen; bei der entfernten Lage hatten diese Territorien für den südlichen Mitbesitzer überhaupt geringeren Werth; und was die Herzogthümer selbst betrifft, so war bei der starken Schuldenlast, die auf sie gewälzt worden, die Errichtung eines selbständigen schleswig-holsteinischen Staats mit großen Schwierigkeiten verknüpft, und es mochte scheinen, daß die durch den langen Druck ohnedies so sehr geschwächten Lande zu ihrer gesicherten Existenz des Schutzes eines starken Bundesgenossen oder Protectors nicht entbehren könnten. Und hatten die beiden Großmächte schon in ihrem eigenmächtigen Vorgehen ihre Geringschätzung gegen den deutschen Bundestag kund gegeben, so sollte derselbe jetzt ganz und gar bei Seite geschoben werden, damit der Augustenburger Partei jede Stütze, jeder feste Anhalt entzogen würde. Demgemäß erklärte das Berliner Cabinet, da durch die Abtretung der Herzogthümer im Wiener Frieden die fernere Besetzung des Landes durch Bundesmilitär „gegenstandlos" geworden sei, so sollten die Executions- Nov. 1864. truppen abziehen. Da dieser Aufforderung nicht sogleich Folge geleistet wurde, so besetzten die Preußen die Etappenstraßen durch Holstein und zogen um Altona, den Sitz der Bundescommissare, eine ansehnliche Streitmacht zusammen. Darauf wurde an die Regierungen von Hannover und Sachsen das Verlangen gestellt, ihre Truppen und Commissare abzuberufen, ohne auf die Entscheidung des Bundestages zu warten. In Hannover zeigte man sich bereit; dagegen erklärte Sachsen, es werde nur einem Bundesbeschluß Folge geben, und traf, um etwaige Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, kriegerische Vorkehrungen. Nun legte sich Oesterreich ins Mittel, um in Frankfurt wenigstens eine anständige Form zum Nachgeben zu schaffen. Die beiden Großmächte selbst stellten den Antrag, das Executionsverfahren für beendigt zu erklären, und erwirkten die Abberufung 5. Dec. der Truppen und Commissare des Bundes aus Holstein und Lauenburg. Das sächsische Militär zog nun auf einem Umweg nach Hause; die Herzogthümer blieben blos von preußischen und österreichischen Truppen besetzt, und anstatt der hannöverisch-sächsischen Bundescommissare übernahmen die Civilcommissare der deutschen Großmächte die oberste Verwaltung. Doch galt Preußen bald als die gebietende Macht, besonders seitdem das Post- und Telegraphenwesen in Holstein aus dem Geschäftskreis der Landesregierung ausgeschieden und unter preußische Leitung gestellt ward. In Schleswig wurde unter 11. Dec. dem Freiherrn v. Zedlitz eine neue Landesregierung eingesetzt und nach Lauenburg ein preußisches Garderegiment gelegt. Der deutsche Bundestag war von der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, die so oft vor seinem Forum verhandelt worden, so oft die Gemüther aufgeregt hatte, so gut wie ausgeschlossen. Am Ende des Jahres war das in

Olmütz geschaffene Verhältniß zwischen den beiden deutschen Großmächten bereits umgekehrt: Preußen hatte die erste Stelle erobert. Mit Verdruß bemerkte man in Wien diese Wandlung und suchte wieder mehr in die Schwarzenberg'schen Wege einzulenken, indem man den Grafen Rechberg, der, wie erwähnt (§. 1164), für alle seine Hingebung nicht einmal bei der Erneuerung des Zollvereins einige Zugeständnisse zu Gunsten des Kaiserstaats zu erlangen vermochte, von dem Ministerium des Auswärtigen entfernte und durch den Grafen von Mensdorff-Pouilly ersetzte; aber die Fäden des gemeinsamen Handelns waren schon zu fest geschlungen, als daß sie so schnell wieder gelöst werden konnten; mit überlegenem Geschick wußte der preußische Ministerpräsident auch jetzt noch den alten Rivalen bei der bisherigen Politik festzuhalten. Ohne sich über seine Absichten näher auszusprechen, lehnte das Berliner Cabinet den Vorschlag Oesterreichs, die durch den Wiener Frieden erworbenen Souveränetätsrechte vorläufig an den Prinzen Friedrich von Augustenburg zu übertragen, ab, indem es als Vorbedingung feststellte, „zur Sicherung seiner staatlichen Interessen und der allgemeinen Interessen Deutschlands müsse Preußen verlangen, daß die Militärorganisation der Herzogthümer zu der seinigen in ein festes Verhältniß gesetzt, die Seestreitkräfte derselben für die preußische Marine nutzbar gemacht und die Handels- und Schifffahrtsverhältnisse des Königreichs gegen künstliche Hemmungen geschützt würden." Wie laut auch die Oppositionspresse sich gegen die „Gewaltpolitik" des Ministers aussprach; im Gefühle seiner Macht und im Bewußtsein einer hohen politischen Mission verachtete Herr v. Bismarck ihre Stimme und verzichtete auf den Ruhm der „moralischen Eroberungen" im übrigen
12. Jan. 1865. Deutschland. Mit dem neuen Jahr erfolgte die Verkündigung des zwischen den beiden Mitbesitzern vereinbarten Provisoriums mit einer gemeinsamen schleswig-holsteinischen Landesregierung.

Von der Zeit an beschäftigte man sich in Berlin mehr und mehr mit der Frage, wie die Constituirung der Herzogthümer mit den Interessen des Königreichs am besten in Uebereinstimmung gesetzt werden könnte. Preußen schien durch seine Lage und Geschichte auf Erweiterung und Abrundung seines langgestreckten, zerrissenen Gebietes angewiesen; daß der Staat wachsen müsse, wenn er seine Machtstellung behaupten wolle, galt von jeher als politische Maxime. Wenn Herr v. Bismark diesem nationalen Bewußtsein fördernd entgegenkam, wenn er der durch die Waffenthaten bei Düppel und Alsen geweckten Ruhm- und Ehrbegierde des preußischen Volkes ein bedeutendes Ziel wies, konnte er unter allen Umständen auf Beifall und Zustimmung rechnen, konnte er nicht nur für sich den Ruf eines patriotischen Staatsmannes und für den König den Ehrennamen eines „Mehrers des Reichs" erwerben, er konnte auch hoffen, den Conflict zwischen Krone und Volksvertretung zum Austrage zu bringen, den „innern Düppel" zu erstürmen. Denn wo der Vortheil und die Größe des preußischen Staats in Frage stand, da durfte man erwarten, daß sich alle Parteien um die königliche Fahne schaaren und die vielbestrittene Heeresorganisation, durch welche solche kriegerische Erfolge erzielt werden konnten, nicht länger auf Widerstand stoßen würde. Der kluge Mann irrte sich nicht. Als der Plan auftauchte, die Herzogthümer in engere Verbindung mit Preußen zu setzen, verstummte bald die Opposition, die öffentliche Meinung sprach sich mehr und mehr zu Gunsten desselben aus; nur um solchen Preis schienen die Manen der gefallenen Krieger gesühnt werden zu können. Man machte geltend, daß nur ein starker, waffengeübter Staat das eroberte Land für alle Zukunft vor feindlichen Angriffen zu schützen und der deutschen Nation zu erhalten vermögend sei; man hatte nichts gegen das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung, meinte aber, dasselbe dürfe den „berechtigten" Forderungen Preußens keinen Abtrag thun. Diese populäre Strömung wurde noch bedeutend verstärkt, als die Zweifel über die Erbberechtigung des Augustenburgers wuchsen und die Zahl der Prätendenten und die Beweisstücke ihrer Ansprüche sich mehrten. Es half nichts, daß durch gründliche Schriften der Nachweis geliefert ward, daß Friedrich von Augustenburg der erbberechtigte Herzog von Schleswig-Holstein sei, daß auf Grund einer solchen Beweisschrift von Warnstedt die juristischen Facultäten der angesehensten deutschen Universitäten sich für die Erbberechtigung aussprachen, daß weitaus die Mehrzahl der Einwohner in Stadt und Land den Prinzen als Herzog anerkannt und ihm ge-

huldigt hatte; die Ansicht, daß auf genealogisch-historischem Wege sich kein sicherer Rechts-
anspruch auf das gesammte Land nachweisen lasse, daß Rechtsdeductionen aus verjährten
und vergessenen Vertragsbestimmungen vor der Macht realer Verhältnisse späterer Zeiten
keine Beweiskraft besäßen, gewann immer breiteren Boden; selbst die preußische Königs-
familie trat in die Zahl der Prätendenten ein. Eine frühere Aeußerung auf den Lon-
doner Conferenzen zu Gunsten der Augustenburger Ansprüche wurde als „diplomatischer
Schachzug" erklärt. Und um den Aussprüchen der Juristenfacultäten ein Gegengewicht
zu bieten, holte man das Gutachten der preußischen Kronjuristen ein. Diese sprachen sich
in der Mehrheit im Sinne der Regierung aus, indem sie erklärten, daß nur Preußen
und Oesterreich kraft des Wiener Friedens ein Anrecht auf die Herzogthümer hätten.
Selbst in Schleswig-Holstein wurde für die Verbindung mit dem preußischen Staat
agitirt. Aber die Erklärung der siebenzehn Rittergutsbesitzer, welche auf Anregung des
Freiherrn von Scheel-Plessen, des einstigen Präsidenten der holsteinischen Stände,
in einer Adresse an König Wilhelm sich für den „engsten Anschluß" an Preußen aus- 2. Dec. 1864.
sprachen, und der „nationalen" Partei, welche die volle Militärhoheit zu Land und zu
Wasser, die diplomatische Vertretung und die handelspolitische Führung der Krone
Preußen „für alle Zeiten übertragen" wissen wollte, wurde durch zahlreiche Gegen- 12. Febr. 1865.
erklärungen überboten. Die Mehrzahl der Bevölkerung wünschte, daß Friedrich von Jan. Febr
Augustenburg auf Grund des Erbrechts und des Volkswillens zum Herzog von Schles-
wig-Holstein eingesetzt werde und daß es dann ihm überlassen bleiben sollte, im Verein
mit der legalen Ständeversammlung sich über einen „näheren Anschluß" mit Preußen
zu verständigen und zu vereinbaren. Aber in Berlin war man nicht gemeint, die Moda-
litäten dieses näheren Anschlusses von dem guten Willen des Landesherrn und von der
Stimmung der Stände abhängig zu machen und den Preis der kriegerischen Anstrengun-
gen gegen unsichere Hoffnungen aus der Hand zu geben, zumal da in den Herzog-
thümern bei einer großen Partei der dynastische und provinzielle Particularismus die
deutsch-patriotische Gesinnung und die nationalen Gesichtspunkte überwog. Man legte
daher in einer Depesche vom 22. Februar dem Wiener Cabinet die Bedingungen vor, 22. Febr. 1865.
unter denen die preußische Regierung geneigt wäre, über die Cession der Herzogthümer
an einen eigenen Souverän sich mit Oesterreich zu verständigen. Diese Bedingungen
waren jedoch der Art, daß das kaiserliche Ministerium erklärte, ein Herzog von Schles-
wig-Holstein, der mit den von Preußen verlangten Beschränkungen eingesetzt würde,
könne unmöglich als gleichberechtigtes und stimmfähiges Mitglied in den Kreis der
Souveräne des deutschen Bundes eintreten. Man forderte in Berlin nicht nur, daß
Militär und Marine mit der preußischen Kriegsmacht und Flotte vereinigt, die Festun-
gen von Preußen besetzt und das erforderliche Gebiet für einen zu erbauenden Nord-
Ostsee-Kanal und einen Kriegshafen abgetreten werden sollte, auch dem preußischen
Zollsystem und dem Post- und Telegraphenwesen sollten die nordalbingischen Herzog-
thümer beitreten, und alle im Heer und auf der Flotte dienenden Schleswig-Holsteiner
dem König von Preußen den Fahneneid schwören. Vergebens wurde unter Vermitte-
lung des Sechsunddreißiger Ausschusses eine Verständigung zwischen Vertrauensmännern 26. März.
der Herzogthümer und einer Anzahl hervorragender Mitglieder des preußischen Abge-
ordnetenhauses auf einer Zusammenkunft in Berlin versucht, indem man für ein Ueberein-
kommen zu wirken versprach, wobei noch eine gewisse Selbständigkeit der Landesregierung
möglich gewesen wäre; das preußische Ministerium ließ sich dadurch nicht zur Aenderung
seiner Politik bestimmen, und da es die „Februarforderungen" in ihrem ganzen Umfange
nicht durchzusetzen hoffen konnte, weder bei den augustenburgisch gesinnten Schleswig-
Holsteinern, welche jeder „Vergewaltigung" den beharrlichsten Widerstand entgegen zu
stellen entschlossen waren, noch bei Oesterreich, das sich ohne eine „äquivalente Abfindung"
nicht aus seinem Mitbesitzungsrecht drängen lassen wollte und dessen neuer Civilcom-
missar v. Halbhuber schärfer auftrat, noch auch bei dem Herzog, welcher über eine
Militär-Convention nach Art der Coburger nicht hinauszugehen geneigt war und die
Erhaltung einer schleswig-holsteinischen Armee unter eigenem Oberbefehl für unerläßlich
erklärte; so hielt Preußen die Besitzungen als materielles Pfand seiner Entschädigungs-
ansprüche fest und suchte den provisorischen Zustand so lange bestehen zu lassen, bis gün-

April. Mai. stige Umstände den engeren Anschluß gestatten würden. Die Unterhandlungen mit Oesterreich über die Einberufung einer schleswig-holsteinischen Ständeversammlung führten zu keinem Resultate, da man sich über die Modalitäten der Berufung nicht zu einigen vermochte. Auch wurde geklagt, daß die „Augustenburgische Nebenregierung" unter der Connivenz des österreichischen Commissarius keine freie Meinungsäußerung im Lande
6. Juli 1865. zulasse. Die glänzende Geburtstagsfeier Friedrichs VIII. welche die herzogliche Partei als demonstrative Antwort veranstaltete, war nicht vermögend, den preußischen Ministerpräsidenten auf andere Meinung zu bringen.

§. 1196. **Die Ministerien Bismarck und Belcredi.** Wenn das Auftreten Preußens hie und da an das Vorgehen Sardiniens erinnerte, so nahm Herr v. Bismarck wenigstens in der inneren Politik den Grafen Cavour nicht zu seinem Vorbild. Er bemühte sich weder um den Beifall oder die Zustimmung der Volksvertreter, noch um die Gunst der Presse oder die Sympathien des Volks. Wir wissen, in welchen Conflict die Regierung mit dem Abgeordnetenhaus gerathen war; dieser dauerte noch
14. Jan. 1865. immer fort. Als die Ständeversammlung sich weder durch die Erfolge der preußischen Waffen, noch durch die in der Form entgegenkommende Thronrede des Königs bei der Eröffnung des Landtages zu einer Aenderung ihrer Prinzipien und Anschauungen bezüglich des Budgetbewilligungsrechtes und der Armeeorganisation bewegen ließ, und nicht nur bei den Vorlagen der Regierung über die Kriegskosten in der alten Opposition beharrte, sondern auch den geforderten Credit zur Befestigung des Kieler Hafens ver-
17. Juni. weigerte, weil derselbe noch nicht im festen Besitze Preußens sei; wurden am 17. Juni die Abgeordneten ungnädig entlassen und der Staatshaushalt in alter Weise nach der Lückentheorie fortgeführt. Wenn gleich die Majorität des Abgeordnetenhauses die Erwerbung des für die Kriegsmarine so vortheilhaften Seehafens nicht weniger wünschte als die Regierung, so bestand sie doch fest darauf, dem Ministerium Bismarck keinen Credit zu bewilligen, um ihm keinen Hebel in die Hand zu geben, auch in dem Verfassungsconflict die Opposition zu bewältigen. Eine Duellforderung des Ministerpräsidenten an den Abgeordneten Virchow zeugte von der herrschenden Gereiztheit; bei der Schließung der Sitzungen mußte das Haus den Vorwurf hören, daß die Mehrheit „das Wohl des Vaterlandes nicht zu ihrem obersten Gesetze genommen". Herr v. Bismarck ließ sich indessen durch diese Opposition von seinen Plänen nicht abbringen. Durch die Verlegung der preußischen Flottenstation von Danzig nach Kiel bewies er thatsächlich, „daß Preußen entschlossen sei, im Besitz dieses Hafens zu bleiben"; und als man in Köln sich anschickte, den Abgeordneten ein großartiges Anerkennungsfest zu bereiten, als Kehrseite der voraus-
23. Juli. gegangenen Jubelfeier des fünfzigjährigen Anschlusses der Rheinlande an die preußische Monarchie, wurde das Vorhaben gewaltsam verhindert. Und so stark fühlte sich der Minister trotz des Widerstandes der Volksvertretung und der Schmähungen und Anfeindungen, die von allen Seiten über das „Junkerregiment" ergingen, daß er zu gleicher Zeit gegen Oesterreich in einer Weise vorging, die dasselbe entweder zu noch weiterer Nachgiebigkeit oder zur Ergreifung der Waffen führen mußte. Wir haben gesehen, wie sehr die Februarverfassung der nichtdeutschen Bevölkerung des Kaiserstaats widerstrebte. Als nun der Wiener Reichsrath in den Verhandlungen über die österreichische Finanzlage gegen das Ministerium Schmerling eine eben so verurtheilende Kritik übte und die Schäden der Verwaltung in eben so schonungsloser Weise offen legte, wie das Abgeordnetenhaus in Berlin, reifte in den Hofkreisen, wo der aus dem bürgerlichen Mittelstande hervorgegangene Ministerpräsident wenig Gönner zählte, der Plan, sich des unbequemen Reichstages zu entledigen und den Versuch zu machen, mit Ungarn in nähere Beziehung zu treten. Durch Zugeständnisse hoffte man den alten Groll zu tilgen und durch Freundlichkeit und schmeichelndes Entgegenkommen die ritterliche Nation zu gewinnen. Was Bismarck einst in einer vertraulichen Unterredung geäußert hatte, Oesterreich möchte den Schwerpunkt des Reichs von Wien nach Ofen verlegen, schien jetzt zur
Juni. Wahrheit zu werden. Ein mit großer Feierlichkeit und Ostentation unternommener Besuch des Kaisers in Pesth und die Erhebung des Grafen Mailath zum ungarischen Hofkanzler an die Stelle des Grafen Zichy war die Einleitung zu einem

Minister- und Systemwechsel. Schmerling und seine gleichgesinnten Collegen nahmen ihre Entlassung, und der böhmische Graf Belcredi, ein Staatsmann von hocharistokratischen Ansichten, erhielt einige Wochen nachher den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. Nun traf man einleitende Schritte, um Siebenbürgen und Croatien, welche seit der Revolution aus dem ungarischen Reichsverbande ausgeschieden waren, wieder in das alte Verhältniß zurückzuführen, so sehr auch diese slavisch-deutschen Provinzen die Herstellung der magyarischen Vorherrschaft fürchteten und haßten, und durch ein kaiserliches Manifest vom 20. Sept. wurde der engere und weitere Reichsrath, mithin die ganze Februarverfassung „sistirt", bis man die Vertreter der andern Königreiche und Länder darüber vernommen hätte. Die Rückkehr zum alten Absolutismus mit Einzellandtagen in den verschiedenen Kronländern und die ungeschwächte Fortdauer des Concordats, „das wie ein vergifteter Mehlthau über der geistigen Entwickelung Oesterreichs lag", versetzten dem deutschen Element und der liberalen Partei harte Schläge; die Landtage der deutschen Reichsgebiete unterließen darum auch nicht, in Adressen an den Kaiser um die Wiederherstellung der Februarverfassung zu bitten, jedoch ohne Erfolg. Seitdem bildeten die „Autonomisten" in allen nichtdeutschen Kronländern eine geschlossene Partei gegen die „Centralisten". Der spätere Plan, einen „außerordentlichen Reichstag der deutschen und slavischen Länder" einzuberufen, der sich dann mit dem ungarischen über eine Gesammtverfassung vereinbaren sollte, stieß auf heftigen Widerspruch, da er einen dauernden Dualismus zu begründen drohte. — Aber auch mit Ungarn ging die Ausgleichung und Versöhnung nicht so rasch von Statten, als man in Wien gehofft haben mochte. Zwar wurde bei der feierlichen Eröffnung des ungarischen Landtages durch den Kaiser selbst in der Thronrede die Theorie der „Rechtsverwirkung durch die Revolution" aufgegeben und die „Rechtscontinuität" und die formelle Gültigkeit der Gesetze vom Jahre 1848 anerkannt; aber während die Regierung verlangte, daß dieselben vor der Einführung einer Revision unterworfen werden sollten, drangen die Ungarn darauf, daß die Anerkennung und Ausführung der Revision vorauszugehen habe. Nur auf diese Weise werde die Rechtscontinuität außer Frage gestellt. 14. Dec. 1865.

§. 1197. Die Gasteiner Convention. Diese Zerwürfnisse zwischen der Regierung und den Völkern in Oesterreich, verbunden mit der immer schwieriger werdenden Finanzlage des Kaiserstaats, bestärkten das Berliner Cabinet in dem Plane, die Elbherzogthümer dem Königreich Preußen für alle Zukunft zu sichern. Umsonst hatte schon im März auf Anregung von Bayern, Sachsen und Hessen-Darmstadt die Bundesversammlung die „vertrauensvolle Erwartung" ausgesprochen, es möge den Regierungen von Oesterreich und Preußen gefallen, dem Erbprinzen von Augustenburg das Herzogthum Holstein in eigene Verwaltung zu geben; umsonst wurden auf einem deutschen Abgeordnetentag Anträge gestellt, welche die staatliche Constituirung Schleswig-Holsteins im Sinne der Bevölkerung bezweckten; die preußische Staatskunst wußte es stets dahin zu bringen, daß die Verhandlungen in Frankfurt ohne Resultat blieben, und wie sehr die Fortschrittspartei in Berlin die innere Politik Bismarcks bekämpfte; wo die Machtstellung Preußens in Frage kam, trug sie Bedenken, sich auf die gegnerische Seite zu stellen; das preußische Volk befreundete sich mehr und mehr mit dem Gedanken einer „Annexion", besonders seitdem auch der letzte Versuch Bismarcks, durch Vermittelung des bayerischen Staatsministers v. d. Pfordten, mit dem er in Salzburg zusammentraf, den Herzog zur Anerkennung der Februarbedingungen zu bewegen, erfolglos geblieben; die Rechtsfrage kam weniger in Betracht als das vaterländische Interesse. Wenn es dem preußischen Ministerium gelang, Oesterreich noch ferner zum Genossen seiner Politik zu machen, mit dessen Hülfe und Mitwirkung den Bundestag in der alten Unthätigkeit und Schwäche zu erhalten, der öffentlichen Meinung und der deutschen Opposition die Stirne zu bieten, so konnte es, ohne namhaften Widerstand zu erfahren, auf sein Ziel losgehen. Daß dieser Plan zur Ausführung kam, daß die österreichische Bundesgenossenschaft nicht nur bewahrt, sondern noch fester geknüpft ward, zeugt von der überlegenen Klugheit und Staatskunst des Ministerpräsidenten. In Karlsbad, wohin er im Juli den König begleitete, wußte er das Wiener Cabinet durch Klagen über die Umtriebe der augustenburgischen Partei und

durch Andeutungen möglicher Kriegseventualitäten zu neuen Zugeständnissen zu bewegen. Man ließ es geschehen, daß der Redacteur May in Altona, einer der thätigsten Führer der Schleswig-Holstein-Vereine, gewaltsam aufgehoben und nach der Festung Rendsburg
Juli gebracht, der preußische Abgeordnete Frese aus Holstein ausgewiesen ward. Als nun König Wilhelm nach beendigter Badecur über Regensburg, wohin er seine Minister und mehrere Gesandte zur Berathung berufen, sich nach Gastein begab, willigte Oesterreich,
14. Aug. 1865. um nicht in einen ungelegenen Krieg hineingerissen zu werden, in die „Gasteiner Convention" vom 14. August. Darin kam man überein, daß die Herzogthümer noch ferner im gemeinschaftlichen Besitz der beiden Eroberer bleiben sollten, und zwar in der Art, daß die Verwaltung und Regierung von Schleswig an Preußen, die von Holstein an Oesterreich überlassen, das Herzogthum Lauenburg dagegen von dem Kaiser an den preußischen König um die Summe von $2^1/_2$ Millionen dänischer Reichsthaler abgetreten würde. Dabei sollte Preußen den Kieler Hafen mit dem Rechte der Befestigung, die Mitbesetzung von Rendsburg und die Oberaufsicht über den zu erbauenden Nord-Ostsee-Kanal besitzen.
19. Aug. Nach einer persönlichen Zusammenkunft des Kaisers und des Königs in Salzburg kam der Vertrag zur Ausführung.

Die Convention von Gastein fand manchen Widerspruch: Viele waren unzufrieden über ein Abkommen, welches die Herzogthümer auseinander riß, den provisorischen Zustand mit dem Doppelregimente der beiden Monarchen ins Unbestimmte verlängerte und Land und Volk von Lauenburg „wie eine Heerde" um harte Thaler verkaufte; die thüringischen Fürsten protestirten gegen die Verfügung über Lauenburg und beantragten ein Austrägalverfahren; England und Frankreich beschwerten sich über die Nichtbeachtung des Nationalitätsprinzips in Schleswig und wahrten sich das Recht, bei der endgültigen Entscheidung ein Wort mitzureden; und obwohl der König die stipulirte Summe für Lauenburg aus seiner Privatkasse bezahlte, bestritt dennoch späterhin das Abgeordnetenhaus in Berlin das Recht des Erwerbs ohne Zustimmung der Volksvertretung, da nach der Verfassung der König nicht Herrscher „fremder Reiche" sein könne. Aber wie viele Anstände auch erhoben wurden, die deutsche Nation, rathlos und muthlos, fügte sich mit Resignation in das Geschehene. Die politischen Vereine waren im Hinschwinden oder in der Auflösung begriffen, die Versammlungen zum Behufe nationaler Wünsche und Kundgebungen machten durch die geringe Theilnahme keinen Eindruck; der Bundestag hatte den letzten Rest von Macht und Autorität eingebüßt; an den Senat der freien Stadt Frankfurt, der nach preußischer Ansicht dem Gebahren der Demokratie zu große Nachsicht schenkte,
Oct. erging von dem Berliner Ministerium eine drohende Note wegen Mißbrauchs des Vereinsrechts und Preßausschreitungen auf dem Gebiet der Stadt, ein Verfahren, das Oesterreich, wenn auch in milderer Form, unterstützte; die Zukunft Deutschlands lag in den Händen der Großstaaten und insbesondere Preußens. In Schleswig richtete der neue „Gouverneur", General v. Manteuffel aus der feudalen Partei, ein eisernes Regiment auf, indem er den Beamtenstand in preußischem Sinne „purificirte", die Presse und das Vereinswesen streng überwachte und allen augustenburgischen Demonstrationen scharf entgegentrat. Ja bei Gelegenheit einer Reise des Erbprinzen auf Schleswig'sches Gebiet bedrohte er denselben im Wiederholungsfalle mit einer Verhaftung. Das Herzogthum Holstein hatte sich unter dem österreichischen „Statthalter", dem ritterlichen und leutseligen Feldmarschall-lieutenant v. Gablenz, einer nachsichtsvolleren und humaneren Behandlung zu erfreuen; er wolle nicht, äußerte er mit unverkennbarer Anspielung, daß man einst bei seinem Abgange sage, „er habe wie ein türkischer Pascha regiert". Aber Preußens Einfluß war überwiegend; die Geschicke der Herzogthümer wurden durch die Politik des Minister-Präsidenten v. Bismarck bestimmt, den der König zum Zeichen seiner Zufriedenheit nach dem Gasteiner Vertrag in den Grafenstand erhob. Am 26. und 27. September nahm König Wilhelm persönlich in Lauenburg die Erbhuldigung entgegen.

2. Der Krieg vom Jahre 1866.

§. 1198. Der Notenkrieg der Cabinete. Die Uebereinkunft von Gastein schuf nur eine kurze Friedenspause. Man wollte dadurch Zeit zu neuen Unterhandlungen

gewinnen. Da die beiden Regierungen übereingekommen waren, daß die künftigen Verhältnisse der Herzogthümer nur durch gemeinsames Einverständniß der „Condomini" entschieden werden sollten, so hoffte Graf Bismarck Mittel und Wege zu finden, den vielfach bedrängten Kaiserstaat zu einem freiwilligen Aufgeben seines Mitbesitzungrechts in den überelbischen Landen zu vermögen. Der Vorgang in Lauenburg mochte den Glauben erzeugen, daß man in Wien sich auch für Holstein mit einer Geldsumme abfinden lassen werde, und ohne Zweifel wäre man in Berlin zu einem solchen Abkommen bereit gewesen; dem widerstrebte aber die Ehre des Kaiserreichs, wo seit dem Ausscheiden Rechbergs die traditionelle Politik des Hauses Habsburg wieder mehr zur Geltung kam, und die Scheu vor der öffentlichen Meinung, welche sich mit Entrüstung gegen jeden „Länderschacher" aussprach. Hatte man doch früher die Anerbietungen der italienischen Regierung, Venetien durch einen Kaufvertrag abzutreten, standhaft abgewiesen und lieber die Last einer fortwährenden Kriegsbereitschaft zum Schutze der bedrohten Besitzungen getragen! Gegen eine entsprechende Landabtretung, etwa in Schlesien, wodurch die Ehre des Großstaats gewahrt geblieben wäre, hätte man wohl die Condominatsrechte hingegeben; dem widersprachen aber die Traditionen des Hohenzollern'schen Herrscherhauses und das naturgemäße Streben des jungen Militärstaats, seine Besitzungen auszudehnen. Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß die unfertige Lage der Herzogthümer und das allgemeine Verlangen nach einer Beendigung des provisorischen Zustandes die possedirenden Regierungen in Zwiespalt bringen mußten, zumal da Oesterreich mehr und mehr den „bundesrechtlichen" Standpunkt betonte, Graf Bismarck aber neben den nationalen Interessen insbesondere die „berechtigten Ansprüche Preußens" bei der endgültigen Lösung hervorhob. Was half es dem preußischen Gouverneur v. Manteuffel in Schleswig, daß er alle Demonstrationen zu Gunsten des „Prinzen von Augustenburg" als hochverrätherische Handlungen mit den strengsten Strafen bedrohte, wenn derselbe in Holstein unter den Augen des österreichischen Statthalters von der Presse, in Vereinen, auf Volksversammlungen als legitimer Herzog behandelt und in Kiel eine herzogliche Regierung und Hofhaltung geduldet ward; wenn man immer dringender die Einberufung einer schleswig-holsteinischen Ständeversammlung fordern durfte? Schon im Januar beschwerte sich daher Graf Bismarck, daß die Haltung der holsteinischen Landesverwaltung die Beziehungen Preußens zu Oesterreich trüben müßte, und sechs Tage nachher, als mittlerweile in Altona eine Massenversammlung, welche auch von Männern aus andern Gegenden Deutschlands und von Mitgliedern des Sechsunddreißiger Ausschusses besucht war, ihre Sympathien für den „rechtmäßigen, geliebten Fürsten Herzog Friedrich" laut kund gegeben, richtete er eine scharfe Note an das österreichische Cabinet, worin er das Verhalten der kaiserlichen Regierung einer einschneidenden Kritik unterwarf. In Salzburg und Gastein, hieß es darin, glaubte er annehmen zu dürfen, daß Preußen und Oesterreich sowohl über ihren gemeinsamen Feind, die Revolution, als über die Nothwendigkeit und den Plan eines Kampfes gegen dieselbe einig seien. Auf diese Ueberzeugung gestützt, habe man ein gemeinsames Vorgehen in Vorschlag gebracht; aber wenn schon in Frankfurt das kaiserliche Cabinet durch sein Verfahren der preußischen Note die Spitze abgebrochen und sie dadurch aller Wirkung beraubt habe, so trage jetzt das Verhalten der kaiserlichen Regierung in Holstein geradezu einen aggressiven Charakter und setze sich in directen Widerspruch mit den Basen, auf welchen der Wiener Frieden und die Gasteiner Convention beruhten; revolutionäre und jedem Throne feindliche Tendenzen sehe man dort unter dem Schutze des österreichischen Doppeladlers sich entfalten. Die preußische Regierung habe das Recht, zu verlangen, daß der Status quo in Holstein erhalten werde, gleichwie auch sie verpflichtet sei, denselben in Schleswig zu beobachten. Sollte diesem Verlangen nicht entsprochen werden, so müßte Preußen die Ueberzeugung gewinnen, daß Oesterreich von dem, wie man hoffe, überwundenen traditionellen Antagonismus beherrscht, nicht auf die Dauer gemeinsame Wege mit ihm gehen wolle. Diese Ueberzeugung würde eine schmerzliche Enttäuschung sein; aber Preußen müsse endlich klar sehen. Sei die intime Gemeinsamkeit der Gesammtpolitik beider Mächte nicht zu verwirklichen, so müsse es die volle Freiheit seiner eigenen Person gewinnen, um von derselben den seinen Interessen entsprechenden Gebrauch zu machen. — Auf dieses merkwürdige Schriftstück, dem ein

(Randnotizen: 20. Jan. 1866. — 23. Jan. — 26. Jan.)

Fehdebrief der „Kreuzzeitung" gegen Oesterreich, „den Bundesgenossen des Sechsunddreißiger Ausschusses und der Augustenburger Demagogie", und scharfe Ausfälle der gesammten preußischen Regierungspresse eifrig secundirten, gab Graf Mensdorff am 7. Febr. eine gemessene Antwort, worin er die Klagen des preußischen Cabinets zurückwies. Die kaiserliche Regierung sei nicht verantwortlich, daß zwischen den Höfen von Wien und Berlin noch keine Verständigung über die künftige Gestaltung der Herzogthümer habe erzielt werden können. Oesterreich wisse, daß es Holstein nicht als Eigenthum besitze, aber in der einstweiligen Verwaltung nach der Uebereinkunft von Gastein sei es keiner Controle unterworfen. In der so natürlichen Weigerung, die Annexion der Herzogthümer an Preußen vor sich gehen zu lassen, scheine die königliche Regierung eine Politik verderblicher Eifersucht und Rivalität zu erblicken; was aber die Altonaer Versammlung angehe, auf welche zu großes Gewicht gelegt werde, so wäre diese nicht möglich gewesen, wenn nicht gerade Preußen sich geweigert hätte, ein Verbot solcher Versammlungen von Bundes wegen und für das gesammte Bundesgebiet zu beantragen.

7. Febr.

Nach solchen Erklärungen war wenig Aussicht zu einer friedlichen Verständigung, und die deutsche Zeitungspresse trug wesentlich bei, durch feindselige Haltung die gereizte Stimmung zu steigern. Das Wiener Cabinet sah in den Schlußworten der preußischen Erklärung eine versteckte Kriegsdrohung und eine Hinweisung auf ein beabsichtigtes Bündniß mit Italien. Mit großer Mühe hatte Preußen im vorhergehenden Jahre die deutschen Regierungen des Zollvereins zu einem Handelsvertrag mit dem transalpinischen Königreiche, und damit zur Anerkennung desselben gebracht. Dies wurde nun in Wien als Einleitung zu einer politischen Allianz angesehen; und als bald nach einer Minister-
28. Febr. 1866. berathung unter des Königs Vorsitz, zu welcher auch der Chef des Generalstabs v. Moltke, der Gouverneur von Schleswig v. Manteuffel und der preußische Gesandte in Paris, Graf v. d. Goltz, berufen waren, der italienische General Govone
10. März. in Berlin ankam, hegte man keinen Zweifel mehr, daß ein Bündniß zwischen Preußen und Italien gegen Oesterreich im Werke sei. Die Antwort Bismarcks auf die freundschaftliche Erkundigung des österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Karolyi, über den Sinn seiner Erklärung: „Oesterreich und Preußen träten nun wieder in das Verhältniß zurück, in dem sie sich vor dem dänisch-deutschen Krieg befunden", bestärkte die kaiserliche Regierung in ihrem Glauben. In einem von dem Kaiser versammelten Mar-
10. März. schallsrathe, dem Feldzeugmeister Benedek und andere militärische Notabilitäten anwohnten, gewann die Kriegspartei die Oberhand. Es wurden ausgedehnte Rüstungen angeordnet, um zugleich gegen Italien und gegen Preußen auftreten zu können. Der schwere Conflict des Ministeriums Bismarck mit dem Abgeordnetenhaus, welcher in der Anklage Twestens und Frentzels wegen ihrer Kammerreden und in der Gutheißung
20. Jan. dieser dem Art. 84 der Verfassungsurkunde widersprechenden Klage durch das Ober-
23. Febr. Tribunal seinen Höhepunkt erreichte und den vorzeitigen Schluß des Landtags herbeiführte, der Widerwille gegen einen Bürgerkrieg, der sich an vielen Orten Preußens laut kund gab, die Abneigung der meisten deutschen Bundesregierungen gegen die preußische Politik, die feindselige Volksstimmung, die sich allenthalben in Schrift und Rede aufs Heftigste gegen das Bismarck'sche Regiment aussprach, die Unterschätzung der Militärkräfte des Königreichs; dies Alles erfüllte Oesterreich mit der Hoffnung, der Ueberhebung Preußens eine ähnliche Demüthigung bereiten zu können, wie im Jahre 1850. Man mochte es in Wien nicht ungern vernehmen, daß Graf Bismarck einer Anzahl holsteinischer Feudalen, die eine Annexionsadresse an ihn gerichtet hatten, unverhohlen aussprach, er halte die Vereinigung mit der preußischen Monarchie für die für Schleswig-Holstein vortheilhafteste Staatsform, daß der König selbst in einer Verordnung Alle mit Zuchthaus-
11. März. strafe bedrohte, welche den ihm und dem Kaiser zustehenden Souveränetätsrechten zuwider einer andern landesherrlichen Autorität Geltung zu verschaffen suchten, daß Herr v. Manteuffel bei Gelegenheit der Beisetzung der Leiche des Prinzen v. Noer militärische Maßregeln traf, um den Neffen desselben, Friedrich v. Augustenburg, falls er sich dabei einfinden sollte, verhaften zu lassen.

§. 1199. **Neue Associationen und Plan einer Bundesreform.** Im Gegensatz zu dem schroffen Auftreten Preußens in Schleswig suchte die kaiserliche Regierung sich durch entgegenkommendes Benehmen die Volksgunst zu gewinnen und durch Annäherung an den Bundestag die verstimmten Regierungen und Bundesfürsten wieder zu versöhnen. Schon am 16. März gab sie in einem Rundschreiben ihren Gesandten den 16. März 1866.
Auftrag, den deutschen Bundesregierungen mitzutheilen, daß Oesterreich in Berlin die bestimmte Anfrage stellen werde, ob man die Gasteiner Convention mit gewaltsamer Hand zu zerreißen gedächte; falle die Antwort unbefriedigend oder ausweichend aus, so müsse man die Bemühungen um ein Einverständniß mit Preußen als gescheitert ansehen und es trete dann der Augenblick ein, wo die kaiserliche Regierung das Einschreiten des Bundes auf Grund des Artikels 11 der Bundesacte und des Artikels 19 der Wiener Schlußacte in Anspruch nehmen müsse, um zu verhüten, daß Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern mit Gewalt verfolgt würden. Deshalb werden die deutschen Regierungen ersucht, in vertraulicher Weise Mittheilung zu machen, ob man in Wien auf ihre Unterstützung rechnen könne für den Fall, daß man gegenüber dem drohenden Auftreten Preußens zu kriegerischen Maßregeln für Erhaltung des Friedens genöthigt sein würde. Zugleich wurden die Truppen an den schlesischen Grenzen verstärkt, die Festungswerke von Krakau armirt und andere kriegerische Vorbereitungen getroffen. In Berlin begegnete man diesen Schritten mit ähnlichen Maßregeln. Wenn Oesterreich, nun wieder in seine alte Politik einlenkend, den Bundestag auf seine Seite zu ziehen suchte, um im Verein mit ihm dem bisherigen Alliirten entgegen zu treten, so erklärte Graf Bismarck in einer Circulardepesche vom 24. März, nachdem er die Entstehung des Conflicts darge- 24. März
legt und die Nothwendigkeit auseinander gesetzt, den Kriegsrüstungen des Kaiserstaats mit ähnlichen Rüstungen zu begegnen, daß Preußen nicht blos Maßregeln für seine augenblickliche Sicherheit ergreifen, sondern sich auch nach Garantien für die Zukunft umsehen müsse, daß aber der deutsche Bund in seiner gegenwärtigen Gestalt diese Garantien nicht biete. Die Erfahrung habe gelehrt, daß selbst in dem Fall, wo die beiden Großmächte einig waren, die Bundesinstitutionen nicht ausreichten, um Deutschland an einer activen, nationalen und erfolgreichen Politik Theil nehmen zu lassen, noch viel weniger aber würden sie einen ernsten Antagonismus beider Mächte ertragen, einen drohenden Bruch und Conflict verhüten oder überwinden können. Würde Preußen jetzt angegriffen, so könnte es eine bundesmäßige Unterstützung nicht erwarten, sondern sei lediglich auf den guten Willen einzelner Regierungen angewiesen, die ohne Rücksicht auf den gewöhnlichen bundesmäßigen Weg ihm ihre Hülfe gewährten. „Schon durch die geographische Lage wird das Interesse Preußens und Deutschlands identisch," heißt es wörtlich, „dies gilt zu unsern, wie zu Deutschlands Gunsten. Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind, ist unsere Stellung gefährdeter, als die der anderen europäischen Staaten; das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Nationen nur noch passiv betheiligt bleiben würde. Dies zu verhüten, sollten alle deutschen Regierungen als eine heilige Pflicht ansehen und dazu mit Preußen zusammenwirken. Wenn der deutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt und mit seinen jetzigen politischen und militärischen Einrichtungen den großen europäischen Krisen, die aus mehr als einer Ursache jeden Augenblick auftauchen können, entgegen gehen soll, so ist nur zu sehr zu befürchten, daß er seiner Aufgabe erliegen und Deutschland vor dem Schicksale Polens nicht schützen werde." Man frage darum bei den einzelnen Regierungen an, ob und in welchem Maße Preußen auf ihre Unterstützung rechnen dürfe, wenn es von Oesterreich angegriffen oder durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genöthigt würde. In jedem Falle sei Preußen in die Nothwendigkeit gesetzt, eine den realen Verhältnissen Rechnung tragende Reform des Bundes in Anregung zu bringen. Auf diese denkwürdige Depesche antworteten die deutschen Regierungen theils ausweichend, theils mit Verweisung auf die Bundesverfassung. Preußen mochte ein solches Resultat vorausgesehen haben und stützte sich daher um so entschlossener auf die eigene Macht. Ohne Rücksicht auf die in ganz Deutschland sich kund gebenden Demonstrationen für Erhaltung des Friedens, erließ die Regierung Befehle, die Heerkräfte in den am meisten bedrohten 27.—29. März.

Provinzen in Kriegsbereitschaft zu setzen und die Festungen zu armiren. Zugleich
8. April. wurden die Unterhandlungen mit Italien so weit geführt, daß am 8. April ein Vertrag unterzeichnet werden konnte, worin die Regierung Victor Emanuels sich verpflichtete, den König von Preußen zur Durchführung der von ihm beabsichtigten Reform der deutschen Bundesverfassung selbst mit Waffengewalt zu unterstützen, Preußen dagegen versprach die Cession Venetiens an das Königreich zu erwirken. Auch sollte keiner ohne den andern Frieden schließen. Dabei versicherte das italienische Ministerium die preußische Regierung seiner freudigen Unterstützung, wenn Preußen, sich an die Spitze der deutschen Nationalpartei stellend, jenes Parlament einberufe, das seit so vielen Jahren Gegenstand der Wünsche der Nation sei, und für Deutschland, so wie es in Italien geschah, den Fortschritt der freisinnigen Institutionen mittels Ausschließung Oesterreichs sichere. Es war ein eigenthümliches Schauspiel, daß um dieselbe Zeit, da Graf Bismarck am Bundestag auf Einberufung eines Parlaments aus directen Volkswahlen und allge-
9. April 1866 meinem Stimmrecht behufs Reform der Bundesverfassung antrug, in solchen Kreisen, wo man sich mit aller Heftigkeit gegen die Cabinetspolitik des Berliner „Junkerregiments" ereiferte, „die das Recht des eigenen Landes nicht achtend mit Plänen einer Bundesreform hervortrete", und die Nation zur Bekämpfung derselben aufrief, dasselbe Mittel, Umgestaltung der deutschen Bundesverfassung durch ein freigewähltes Parlament, als das einzig richtige Heilverfahren in Vorschlag gebracht und empfohlen ward. Es bestätigte sich somit auch hier der alte Satz: „Wenn Zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe." Die Volkspartei mißtraute der dargebotenen Gabe wegen des Gebers.*) — Damals befaßte sich die ganze Nation mit der Frage, wie der Friede erhalten werden könne. Während Sachsen und Würtemberg durch geheime Rüstungen ihr geringes Vertrauen auf eine friedliche Ausgleichung bewiesen und Bayern noch einmal den Weg der Vermittelung betrat, suchte man aller Orten und Enden den Volkswillen zum Ausdruck zu bringen. Und in der That gewann es eine Zeitlang den Anschein, als sollte das
31. März. blutige Kriegsspiel vermieden oder verschoben werden. Oesterreich stellte die Absicht eines offensiven Auftretens gegen Preußen in Abrede; es habe keine Kriegsvorbereitungen gemacht, die geringfügigen Truppenbewegungen in Böhmen seien durch die Judencrawalle in einzelnen Gegenden hervorgerufen worden. Preußen erwiederte die friedlichen Kund-
6. April. gebungen durch die Versicherung, daß auch ihm nichts ferner liege als ein Angriffskrieg,
15. April. und erklärte sich bereit, die zur Grenzvertheidigung erlassene Mobilisirungsordre zurückzunehmen, wenn Oesterreich, welches mit den Rüstungen vorangegangen, auch mit der
18. April. Abrüstung beginnen wolle. Das kaiserliche Cabinet erklärte sich bereit dazu, sofern Preußen an dem nämlichen Tag oder doch am nächstfolgenden dasselbe thun werde, und als dieses damit einverstanden war, wurde der 25. April als der Anfangstermin der Abrüstungen festgesetzt. Aber ehe dieser Zeitpunkt eintraf, fand man in Wien, daß
21. April. Venetien von Victor Emanuel bedroht sei, und beschloß daher in einer militärischen Berathung, die Abrüstung nur gegen Preußen eintreten zu lassen, die italienische Armee dagegen zu verstärken und auf den Kriegsfuß zu setzen. Dieser Umschlag mußte in Berlin Bedenken erregen; fühlte sich Preußen bedroht, so war es einerlei, auf welcher Seite des Kaiserstaats die Truppenverstärkung stattfand. Eine entschuldigende Depesche
26. April. des Wiener Cabinets war nicht vermögend, die Besorgnisse zu zerstreuen, zumal da gleichzeitig der Vorschlag gemacht wurde, „Preußen und Oesterreich möchten die durch den Wiener Friedensvertrag erworbenen Rechte auf die nordelbischen Herzogthümer demjenigen Prätendenten weiter übertragen, welchem der deutsche Bund die überwiegende Berechtigung zur Erbfolge in Holstein zuerkennen würde". Für den Fall einer Ableh-

---

*) Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget;
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von Oben herab in ihren eignen Gestalten.

Goethe, Hermann und Dorothea

nung auch dieses Vorschlags würde der kaiserlichen Regierung kein anderes Mittel übrig bleiben, als dem deutschen Bund den ganzen Stand der Sache offen darzulegen und ihm anheimzugeben, welche Wege einzuschlagen seien, um zu einer bundesmäßigen Regelung der holsteinischen Angelegenheit zu gelangen. Zugleich würde man die holsteinischen Stände einberufen müssen, um die Stimme des Landes zu vernehmen. Mit diesen Actenstücken verschwanden die friedlichen Aussichten. Es war nicht denkbar, daß die Bundesregierungen freiwillig auf eine Reform eingehen würden, von deren Umfang und Beschaffenheit sie erst genauere Kunde erhalten sollten, wenn sie sich über den Zeitpunkt der Einberufung eines freigewählten Parlaments geeinigt haben würden, zumal da nach der offiziösen Provinzial-Correspondenz Preußens Absicht dabei sein sollte, „die militärischen Kräfte Nord- und Mitteldeutschlands zu wirksamer That um sich vereinigen zu können und einen Theil der Lasten der Armeeorganisation auf Deutschland überzuwälzen." Graf Bismarck antwortete auf die Wiener Depesche, wenn nicht Oesterreich seine gesammte Heeresmacht in allen Theilen der Monarchie auf den Friedensfuß setze, könne auch von einer Abrüstung Preußens keine Rede sein; er bedauerte, daß die kaiserliche Regierung nicht auch die übrigen Bundesstaaten zur Einstellung ihrer militärischen Vorkehrungen bewogen habe, da er dadurch in die Lage gesetzt worden sei, an Sachsen, das unter den übrigen Bundesregierungen in seinen Rüstungen am weitesten vorgegangen, eine dringende Anfrage über dessen Absichten und Haltung zu richten, und erklärte in Bezug auf den Vorschlag, die Entscheidung über die Herzogthümer dem Bunde zu übertragen, Preußen sei nicht gesonnen, den in Gemeinschaft mit Oesterreich erkämpften und durch völkerrechtliche Verträge erworbenen Besitz von anderer Entscheidung als der eigenen freien Entschließung abhängig zu machen, aber stets bereit, mit dem Kaiserstaat direct über die Bedingungen einer Verzichtleistung auf seinen Antheil zu verhandeln und in der Bundesreform mit demselben zusammen zu gehen. Mittlerweile nahmen die Rüstungen immer größere Dimensionen an. In Preußen wurden zuerst vier Armee- 3. 9. Mai 1866.
corps, dann die gesammte Heeresmacht in Kriegsbereitschaft gesetzt und gleichzeitig in Italien sämmtliche kriegspflichtige Mannschaften unter die Waffen gerufen. Mit seltener Opferwilligkeit gaben die Volksrepräsentanten in Florenz zu allen Maßregeln der Regierung ihre Zustimmung. Der Minister Lamarmora trat den Vorsitz des Ministeriums an den freisinnigen und patriotischen **Ricasoli** ab, um als Oberfeldherr die Truppen zu führen. Selbst die drohenden Symptome, die in Frankreich zu Tage kamen, wo im gesetzgebenden Körper Thiers für die Aufrechterhaltung der Verträge eintrat und die An- 3. Mai.
sicht aussprach, man müsse Preußen verhindern, den europäischen Frieden zu bedrohen, der Kaiser dagegen bei Gelegenheit eines landwirthschaftlichen Festes zu Auxerre offen das 6. Mai.
Geständniß ablegte, daß er die Verträge von 1815 verabscheue, die man jetzt zur einzigen Grundlage der auswärtigen Politik machen wolle, waren nicht vermögend, das gezückte Schwert in die Scheide zurückzustoßen. Oesterreich lehnte die Abrüstung gegenüber Italien ab und übertrug den Oberbefehl in Venetien dem Erzherzog **Albrecht**, während Feldzeugmeister **Benedek** zur Nordamee berufen wurde. In dem Kaiserreiche und in den meisten deutschen Bundesstaaten herrschte eine so aufgeregte Stimmung und Erbitterung gegen Preußen, daß die Regierungen, auch wenn sie gewollt hätten, der Volksströmung kaum mehr zu widerstehen vermochten. Der Antrag Sachsens, „die 5. Mai
Bundesversammlung möge Preußen angehen, daß durch geeignete Erklärung mit Rücksicht auf Art. 11 der Bundesacte volle Beruhigung gewährt werde", wurde mit Stimmenmehrheit angenommen, obwohl der preußische Gesandte Einspruch erhob und nachzuweisen suchte, daß seine Regierung nur defensive Maßregeln gegen die vorausgegangenen Rüstungen Oesterreichs und Sachsens getroffen und daß man von der Bundesversammlung vielmehr erwarte, daß sie diese beiden Staaten zur Einstellung ihrer kriegerischen Anordnungen veranlasse. Welche Höhe die preußenfeindliche Stimmung und der Haß gegen den Ministerpräsidenten v. Bismarck damals erreicht hatte, ging aus dem Mordversuch hervor, den ein sonst gesitteter und tadelloser Jüngling, Karl Cohn, Stiefsohn des be- 7. Mai.
kannten emigrirten Demokraten Blind, gegen den Grafen auf offener Straße in Berlin wagte. Nur wie durch ein Wunder entging der Angefallene den Wirkungen mehrerer Kugeln, die ganz in der Nähe mittelst eines Revolvers auf ihn abgefeuert

wurden. Der Thäter wurde in Haft gebracht, wo er sich selbst das Leben nahm. Durch leidenschaftliche Agitationen war der Name Bismarck der Gegenstand des blindesten Volkshasses geworden. Eine frühere Reise nach Paris und Biarritz gab seinen Gegnern eine Handhabe, ihn eines Einverständnisses mit Napoleon zu beschuldigen: er sollte ihm den Kohlendistrikt von Saarbrücken, die Erweiterung der französischen Grenze nach dem Rhein in Aussicht gestellt haben; auf Volksversammlungen wurden Beschlüsse gefaßt zur Wahrung der deutschen Grenzlande wider vaterlandsverrätherische Politik. Gegenüber der allgemeinen Aufregung blieben die Kundgebungen, die sich in Sachsen und andern Staaten für Erhaltung des Friedens oder für Neutralität hervorwagten, ohne alle Wir-
9. Mai 1866 kung. Die auf Antrag des Gesammtministeriums von dem König angeordnete Auflösung der preußischen Reichsversammlung trug noch zur Mehrung der erbitterten Stimmung bei. Allenthalben wurden die beurlaubten oder in Reserve gestellten Mannschaften unter die Waffen gerufen; säumige Regierungen wurden durch den Volksterrorismus fortgerissen. Vergebens versuchte eine zahlreiche Versammlung deutscher Abgeordneten, die sich um Pfingsten in Frankfurt einfand, eine vermittelnde Ansicht zur Geltung zu bringen, man sollte dahin trachten, daß der bevorstehende Bruderkrieg nicht ganz Deutschland in zwei große Lager theile, sondern auf den engsten Raum beschränkt bleibe, indem man die mittleren Staaten, insbesondere die süd-westdeutsche Gruppe von einer Theilnahme an dem Kampfe der Großmächte abzuhalten suche; diese von dem Ausschusse beantragte und von der Mehrheit gebilligte „Neutralität“ wurde von einer zu gleicher Zeit abgehaltenen demokratischen Volksversammlung für „Feigheit und Verrath“ erklärt, eine Parole, die nun als Agitationsmittel unter die Masse geworfen ward. Bald sah sich auch Baden, wo die liberale Regierung schon lange der Gegenstand der heftigsten Anfeindungen von Seiten einer ultramontanen „Casino“-Partei war, zu einer Annäherung an die Nachbarstaaten genöthigt, zumal seitdem an der Stelle des freiwillig ausgetretenen Freiherrn von Roggenbach der Minister v. Edelsheim die auswärtigen Angelegenheiten im Sinne der österreichischen Bundespolitik leitete. Noch einmal leuchtete ein Schimmer von Hoffnung, der von der deutschen Nation so heiß erflehte Frieden könne noch erhalten werden. Die neutralen Großmächte Frankreich, England und Rußland ließen eine Einladung zu einem Congreß ergehen, wo die drei brennenden Fragen des Tages, die Elbherzogthümer, der italienische Streit, die Bundesreform auf diploma-
24. Mai. tischem Wege gelöst werden sollten. Zugleich wurde von neun Regierungen der Mittelstaaten in Folge einer zu Bamberg abgehaltenen Ministerconferenz ein gemeinsamer Antrag auf gleichzeitige Abrüstung sämmtlicher Bundesglieder an einem bestimmten Tage bei der Bundesversammlung eingebracht, und der Großherzog von Baden, ein Fürst von warmer Vaterlandsliebe erfüllt und durch nahe Familienbande mit dem preußischen Königs-
2. Juni. hause verwandt, begab sich nach Pillnitz bei Dresden, um zwischen Sachsen und Preußen eine Verständigung zu vermitteln. Aber die schwache Hoffnung sollte bald verschwinden. König Johann, der kurz zuvor bei Eröffnung des Landtages erklärt hatte, daß auch der Mindermächtige sich entehren würde, wenn er unberechtigten Drohungen nicht mit männlichem Muth entgegenträte, beharrte bei dem Bunde mit Oesterreich; theils aus altsächsischem Groll gegen die preußische Vergrößerungspolitik, theils aus religiösen und politischen Sympathien für den Kaiserstaat, theils durch den Einfluß des auf Preußen erbitterten Ministers v. Beust fühlte er sich mehr auf jene Seite hingezogen. Die vorgeschlagene Pariser Friedensconferenz aber, auf welche Preußen und Italien einzugehen bereit waren, vereitelte das Wiener Cabinet durch die Erklärung, daß es nur unter dem Vorbehalte sich dabei betheiligen könne, „daß keine Combination auf derselben zur Verhandlung komme, welche einem der eingeladenen Staaten Gebietserweiterung oder einen Machtzuwachs zuzuwenden berechnet sei“. Da unter dieser Beschränkung das Zusammentreten des Congresses ohne Nutzen sein mußte, erklärte Napoleon denselben für „unmöglich“.

§. 1200. **Die Parteistellung.** So war denn zu Anfang Juni Alles in banger Erwartung. Die Lage glich der bei Ausbruch des siebenjährigen Kriegs, und es fehlte nicht an einem Historiographen, welcher aus sächsischen Urkunden bewies, daß auch

vor hundert Jahren der große Friedrich ohne alle Provocation blos aus Eroberungssucht das Schwert gezogen habe. Es bedurfte nur eines äußern Anstoßes, um den drohenden Sturm zum Ausbruch zu bringen. Diesen gab die österreichische Regierung, indem sie die schleswig-holsteinische Frage, trotz der ausdrücklichen Erklärung Preußens, daß es die Competenz des Bundes in dieser nationalen Sache nicht gelten lasse, dem Bundestag in Frankfurt zur Entscheidung vorlegte, „damit sie nicht zu Gunsten einseitiger Ansprüche, 1. Juni.
sondern nach dem Landesrecht und dem Bundesrecht gelöst werde," und zugleich dem FML. Gablenz den Befehl zugehen ließ, die Stände Holsteins auf den 11. Juni nach Itzehoe einzuberufen, „um die Stimme des Landes über sein künftiges Geschick zu hören". Preußen protestirte gegen dieses Vorgehen, welches einen Bruch des Gasteiner Vertrags 3. Juni 1866.
involvirte, und vollendete die Mobilmachung und Zusammenziehung seiner Heerkräfte, so daß es Linie und Landwehr vereinigt über 400,000 Mann unter den Waffen hatte und die Hand am Schwert der weiteren Entwickelung ruhig zusehen konnte. Die österreichischen Streitkräfte waren von gleicher Stärke, aber die Ausrüstung weniger vollständig. Die Mißstände und mangelhafte Heer-Verwaltung, die schon im italienischen Krieg so schlimme Folgen gehabt, traten auch diesmal wieder zu Tage. Der wirkliche Armeebestand entsprach keineswegs den in den Militärlisten verzeichneten Angaben und über die Verpflegungsanstalten wurden bittere Klagen laut. Auch hatte Oesterreich der „Genfer Convention", wonach alle zur Wartung und Heilung der Kranken und Verwundeten nothwendigen Personen und Anstalten unter den Schutz des Völkerrechts gestellt und gegen die Wirkungen des Krieges gesichert sein sollten, seinen Beitritt versagt, wodurch in der 4. Juni
Folge Tausende seiner Krieger einem schmerzlichen Tod oder unsäglichen Leiden preisgegeben wurden. Die Zerrüttung aller Verhältnisse im österreichischen Staatsleben war so allgemein angenommen, daß die Zeitungen den Grafen Bismarck in einem Rundschreiben an die preußischen Gesandten bei den auswärtigen Höfen die Ansicht aussprechen lassen konnten, Oesterreich habe absichtlich den Krieg herbeigeführt, „um seinen Finanzen durch preußische Contributionen oder durch einen ehrenvollen Bankerott Hülfe zu verschaffen." Da nun nach der preußischen Auffassung die Gasteiner Convention hinfällig war, somit in den Herzogthümern wieder der frühere Zustand des „Condominats" eintrat, so erhielt v. Manteuffel Befehl, seine Truppen von Schleswig nach Holstein einrücken zu lassen und zugleich dem österreichischen Statthalter anheimzugeben, Schleswig zu besetzen; doch sollte Alles in friedlicher Weise vor sich gehen. Gablenz wartete jedoch die Ankunft der Preußen nicht ab, sondern zog unter Protest mit seinen Truppen nach Altona, begleitet von dem Herzog und der holsteinischen Regierung. Nun nahm Manteuffel, da Gablenz seine Mitwirkung zur Herstellung einer österreichisch-preußischen Verwaltung in früherer Art ablehnte, auch von Holstein Besitz, verhinderte den Zusammentritt der nach Itzehoe berufenen Landstände und stellte den Baron v. Scheel-Plessen als „Oberpräsidenten" an die Spitze der Verwaltung. Gablenz aber erklärte in einer Proclamation, daß er die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte nicht nutzlos im ungleichen Kampfe opfern wolle, und begab sich mit seinen Leuten auf der Eisenbahn über Hamburg, Hannover, 11. Juni
Hessen-Kassel und Frankfurt zur Nordarmee nach Böhmen. In der Besetzung Holsteins erblickte Oesterreich einen Vertragsbruch und einen Act der Selbsthülfe, der gegen Artikel 19 der Wiener Schlußacte verstoße, und stellte den Antrag auf schleunige Mobilmachung des ganzen Bundesheers mit Ausnahme der preußischen Armeecorps. In einer außerordentlichen Sitzung am 14. Juni sollte über den österreichischen Antrag entschieden werden. Vergebens protestirte der preußische Gesandte bei Beginn der Sitzung gegen die den Bundesgesetzen und Bundesgebräuchen widerstrebende Behandlung des Antrages, in dessen Annahme seine Regierung eine Kriegserklärung und einen Act offener Feindseligkeit erblicken müßte; der Antrag auf „Kriegsbereitschaft" kam dennoch zur Verhandlung und wurde mit einfacher Majorität, wobei sich in der Folge noch eine Mandatsüberschreitung von Seiten des Geheimraths Victor v. Strauß von Lippe-Schaumburg, des Gesandten der sechzehnten Curie, ergab, zum Beschluß erhoben. Darauf erklärte Preußen, daß durch diese verfassungswidrige Abstimmung das Bundesverhältniß gebrochen und der Bund aufgelöst sei, und machte zugleich die schon am 10. Juni den deutschen Regierungen zur Erwägung mitgetheilten Grundzüge der Reform bekannt, auf denen ein

neuer Bund errichtet werden sollte. Ein aus directer Volkswahl zusammenberufenes Parlament, die Ausschließung Oesterreichs und die Errichtung einer nördlichen und südlichen Bundesarmee, jene unter Preußens, diese unter Bayerns Führung, bildeten die Hauptpunkte des neuen Verfassungsentwurfs. Daß der Dualismus die Grundursache der Schwäche Deutschlands sei und daß nur durch Ausscheidung Oesterreichs aus dem deutschen Bundesverhältniß ein naturgemäßer und lebenskräftiger Staatsorganismus geschaffen werden könne, hatte schon das Reichsparlament im Jahre 1848 erkannt. Die Ablehnung der dargebotenen Führerschaft von Seiten Preußens hatte damals die Demüthigung in Olmütz zur Folge gehabt. Bismarcks kühne active Politik ging nun dahin, jene zurückgewiesene Ehrenstellung der Krone Preußen wieder zu gewinnen, jedoch ohne die damit verbundenen „Grundrechte des deutschen Volks", die Schmach von Olmütz durch kriegerische Großthaten auszutilgen und den übrigen deutschen Stämmen Gelegenheit zu geben, unter der Aegide eines starken Preußens zu einem würdigen und kräftigen Staatsganzen sich auszubilden. Dieser Gedanke, lange im Verborgenen gehegt und vorbereitet, gewann jetzt Gestalt und Leben, und der Genialität der Conception entsprach die
14. Juni 1866. Energie der Ausführung. — Mit dem verhängnißvollen Beschluß vom 14. Juni nahm der Bundestag, gegen den so viele Schläge geführt worden, den Oesterreich im J. 1850 zur Demüthigung Preußens und zum Trotz der Liberalen wieder von den Todten erweckt hatte, sein Ende. Aber der alte Spruch, daß Niemand stirbt, ohne daß Jemand trauert, ging selbst hier in Erfüllung. Seit seinem Bestehen der Gegenstand des Spottes und des Hasses aller freisinnigen und vaterländischen Männer als das willfährige Werkzeug jeder reactionären Tendenzpolitik, fand er jetzt Theilnahme und Anhänglichkeit. Der Frankfurter Bundestag und die schwarz-roth-goldene Fahne, so lange die feindlichsten Antagonisten, wurden nun im Verein mit dem österreichischen Doppeladler die Feldzeichen einer großen Partei, die in Ansichten und Bestrebungen weit auseinander gehend nur in der Antipathie und im Widerstreit gegen Preußen einig war. Die alten Parteien und Vereine lösten sich auf; die ganze Nation schied sich in zwei große Heerlager. Zur „großdeutschen" Fahne unter Oesterreichs Führung schaarten sich in erster Linie alle Klerikalen und Reactionäre, die stets das Haus Habsburg als die feste Burg ihrer Ideale verehrt hatten, schaarte sich die große Menge der Servilen, welche in der Hof- und Beamtenatmosphäre der Kleinstaaterei emporgekommen, schaarte sich die Mehrzahl der Demokraten, die an dem preußischen „Junkerregiment", an dem festen, strammen Wesen des preußischen Militär- und Beamtenstaats Aergerniß nahmen, und die es verdroß, daß ihr wirksamstes Agitationsmittel, die Idee der deutschen Einheit, ihnen aus der Hand gewunden war, schaarte sich ein großer Theil der Finanzwelt, welche in der Entwerthung österreichischer Staatspapiere Verluste in ihrem Vermögen fürchtete, schaarten sich die „Particularisten" oder „Föderalisten", welche einen Staatenbund mit Schonung und Pflege der Stammeseigenthümlichkeiten, der Landestraditionen, der Gewohnheiten, Sitten und Herkommen der deutschen Natur mehr entsprechend fanden als den Einheitsstaat oder einen Bundesstaat mit militärisch-monarchischer Spitze und, ein Aufgehen Deutschlands in Preußen fürchtend, die alte Zerstückelung einem einheitlichen „Groß-Preußen" vorzogen; schaarten sich die Männer des strengen Rechts, denen der Grundsatz fiat justitia das heiligste Dogma war und die in dem Vorgehen Preußens gegen Schleswig-Holstein und seinen „angestammten" Herzog, in der Mißachtung des Verfassungsrechtes im eigenen Lande, in dem schroffen Auftreten der Regierung gegen das Abgeordnetenhaus eine Geringschätzung heiliger Rechte und Verträge erblickten. Alle diese verschiedenartigen Elemente bildeten nun mit Oesterreich und mit den Dynastien der meisten Mittel- und Kleinstaaten die große Phalanx, der sich die Volksmasse in ihrer Mehrheit anschloß, theils angetrieben von instinctiven Antipathien, theils aufgestachelt durch demokratische und ultramontane Wortführer in der Presse und in Versammlungen, theils fortgerissen durch Erinnerungen aus dem Jahre 1849, theils geleitet von der Furcht vor einer Mehrung der Staatslasten durch höhere Besteuerung und allgemeine Wehrpflicht. Wenn Leidenschaft und Kampflust hinreichend wären zum Sieg in geordneter Feldschlacht, so wäre die Niederlage der Preußen sicher gewesen. Denn es konnte nicht behauptet werden, daß das preußische Volk mit Begeisterung in den Kampf gezogen wäre. Die Adressen und Bittgesuche um

Erhaltung des Friedens waren zahllos; in der Presse, in Vereinen, in Corporationen erhoben sich ernste Protestationen gegen die Politik von „Blut und Eisen"; die Agitationen für einen Minister- und Systemwechsel wurden immer lebhafter; der Abzug der Landwehrmänner, bei deren Aushebung man sehr tief in das bürgerliche und gewerbliche Leben eingreifen mußte, war an vielen Orten von Scenen des Schmerzes, der Wehklage, der Verzweiflung begleitet. Die Stockung aller Geschäfte und die Klemmen am Geldmarkt, denen weder die Aufhebung der Wuchergesetze noch die Errichtung einer Darlehns- 12. Mai.
kasse „zur Abhülfe des Creditbedürfnisses" mit eigenen Kassenscheinen zu steuern 16. Mai.
vermochten, führten Fallite und Verarmung in viele Häuser und Familien. Als aber die Würfel gefallen waren, als es sich um die künftige Machtstellung Preußens, ja um seine staatliche Existenz handelte; da trat ein Umschwung ein, da wurde es sichtbar, welche Attractionskraft ein gut organisirter Staat auf alle seine Glieder übt, wie mächtig das Bewußtsein, einem großen Ganzen anzugehören, den Gemeinsinn weckt, die Individualitäten unter den Begriff der Gesammtheit beugt, das Zerstreute und Eigenwillige zusammenfaßt und der höheren Idee dienstbar macht. Seit dem verhängnißvollen 14. Juni trat Preußen, wie wiederholt aus königlichem Munde verkündigt ward, in einen Kampf um die höchsten nationalen Güter: daß es durch die eigene Politik in diese kritische Lage gebracht worden, daß der verwegene Mann, in dessen Hand die Zügel der Regierung gelegt waren, mit Plan und Absicht die Dinge auf diese Spitze geführt hatte, diese Betrachtung trat jetzt zurück hinter der Nothwendigkeit, für das gefährdete Vaterland mit aller Kraft einzustehen, über die Kluft gespaltener Meinungen sich die Hände zum einträchtigen Zusammenwirken zu reichen. Wie schrecklich auch die Wege waren, auf die man sich gedrängt sah, ein Stillestehen oder Rückwärtsgehen brachte Schmach, Verderben, Untergang. Auch in den übrigen deutschen Staaten mußte man die realen Verhältnisse ins Auge fassen und den alten Standpunkt aufgebend mit neuen Factoren rechnen. Und so sah man denn auch hier, je nachdem bei den Sturmfluthen der Gegenwart der sichere Schiffbruch gefürchtet oder eine raschere Landung am ersehnten Ufer erhofft ward, frühere Gegner sich vereinigen, frühere Gesinnungsgenossen aus einander gehen. Das alte Parteiwesen löste sich auf; mit Unrecht beschuldigte einer den andern des Abfalls von früheren Prinzipien und Anschauungen. Selbst die Führer der alten Demokratie in der Emigration trennten sich; Hecker, Rüstow, Ruge, Kinkel u. A. sprachen sich entschieden für das Zusammengehen mit Preußen aus. Das Schlimmste, das als nächstes Resultat aus dem Kampfe hervorgehen konnte, eine dictatorische Militärherrschaft, schien ihnen als „Zucht zur Freiheit" minder gefahrvoll für die Zukunft Deutschlands als die verlotterten Zustände der Kleinstaaterei. Wie unbestimmt und unbefriedigend auch der dargebotene Entwurf der Bundesreform sein mochte und wie zweifelhaft die Competenz des in Aussicht gestellten Parlaments; die nationale Einheit, das Ziel aller patriotischen Bestrebungen seit einem halben Jahrhundert, konnte nur an der Hand und unter der Führung eines starken streitfertigen Staats, konnte nur durch Vernichtung des Dualismus erzielt werden. Während die großdeutsche „österreichische" Partei in die Vergangenheit blickte oder sich mit der wenn auch nicht ruhmvollen, so doch leidlichen und behaglichen Gegenwart getröstete, richtete die „preußische" ihr Auge in die Zukunft und stand mit ihren Wünschen auf der Seite, wo sie allein die Möglichkeit eines dem Culturstand und der Größe der Nation entsprechenden würdigen Staatslebens gewahrte, das allerdings größere Opfer heischte, aber auch eine ehrenvolle Stellung unter den Völkern verhieß. Wenn die Partei, welche die nationale Einheit und Kraft als die einzig sichere Basis für den Fortbestand ihrer Culturentwickelung und aller idealen Güter ansah, nicht wie in Italien die Masse des Volkes auf ihrer Seite hatte, so hatte dies mancherlei Ursachen. Abgesehen von den verschiedenen Wegen jenseits und diesseits der Alpen und von den Persönlichkeiten, welche dort und hier als Urheber und Vermittler der Reformen auftraten, hatte der deutsche Particularismus tiefere Wurzeln als der italienische; waren die öffentlichen Zustände in den deutschen Kleinstaaten minder drückend und verkommen als in Italien und die Staatslasten gering; trieb dort nicht eine confessionelle Spaltung ihr zersetzendes Gift in die Adern des Volkes. Wie bedeutend dieser letzte Factor auf die Parteistellung einwirkte, kam in den Ländern mit gemischter Bevölkerung zu Tage,

wo der Kampf vorzugsweise als Religionskrieg aufgefaßt wurde, wo bei längerer Dauer der Aufregung häßliche Scenen von Intoleranz und Glaubenshaß erwartet werden durften.

§. 1201. Die kriegerischen Vorgänge in Norddeutschland. Als der Beschluß für Kriegsbereitschaft von vier Bundesarmeecorps in Frankfurt gefaßt wurde, war Preußen mit seinen Rüstungen schon so weit vorgeschritten, daß es den Kampf alsbald aufnehmen konnte. Die Elb-Armee unter General Herwarth v. Bittenfeld war als rechter Flügel zwischen Halle und Torgau aufgestellt und bereit in Sachsen einzurücken, den linken Flügel bildete die zweite schlesische Armee unter dem Kronprinzen, während die erste schlesische Armee unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl das Centrum zwischen Hoyerswerda und Görlitz inne hatte. In Berlin stand ein Reservecorps unter General Mülbe. Am wenigsten zahlreich und zum Theil weit auseinander liegend oder noch im Bilden begriffen war die Westarmee unter Vogel v. Falckenstein, welche Westfalen und Rheinland decken und gegen Hannover, Hessen und Nassau operiren sollte. Dazu gehörten die Divisionen Goeben, Beyer und Manteuffel. Die Bundesfestungen und die Stadt Frankfurt waren schon am 1. Juni auf Antrag Bayerns von den österreichischen und preußischen Besatzungstruppen geräumt und durch Garnisonen aus anderen Bundesstaaten besetzt worden. — Die österreichische Armee war unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Benedek, der sich in der Schlacht von Solferino durch Geschicklichkeit und Tapferkeit hervorgethan hatte, in einem weiten Bogen von Krakau bis auf das linke Elbufer in West-Galizien, Mähren, Oesterreichisch-Schlesien und Böhmen längs der Eisenbahnlinie aufgestellt, so daß die Hauptstärke zwischen Olmütz und Josephstadt concentrirt war. Auch bei Bodenbach an der sächsischen Grenze waren namhafte Truppenmassen angesammelt. Wenn Benedek in seinem ersten Heerbefehl an die Nordarmee, worin er sagte, daß der Kaiser das Schwert gezogen habe für die Ehre, die Unabhängigkeit und die Macht Oesterreichs, sich auf sein „altes Soldatenglück" berief, so sollte sich sein Vertrauen diesmal nicht bewähren. Obwohl von seinem Monarchen mit der Vollmacht freien Handelns ausgerüstet, sah er sich doch vielfach durch aristokratische Vorurtheile, durch klerikale Einflüße, durch die Unfähigkeit oder Leichtfertigkeit mancher Unterbefehlshaber in seinen militärischen Plänen und Unternehmungen gehindert oder abgelenkt. Auch ergab sich bald, wie später der kriegsgerichtliche Urtheilspruch darthat, „daß Feldzeugmeister Benedek einer so großen Aufgabe nicht gewachsen war, daß in seinen Plänen und Dispositionen Mißgriffe statt gefunden, welche nach den Regeln der Kriegskunst keineswegs zu rechtfertigen seien". — Durch den Bundesbeschluß am 14. Juni war für die deutschen Staaten keine neutrale Stellung mehr möglich, sie mußten sich der einen oder der andern Großmacht anschließend in die kriegerische Action eintreten. Sollte nun Preußen bei der ungünstigen geographischen Lage seines Ländergebietes nicht in der freien Benutzung seiner Streitkräfte gehemmt sein, so mußte es vor Allem suchen, diejenigen Staaten, durch welche seine östlichen und westlichen Provinzen unterbrochen waren, vom Anschluß an den Feind abzuhalten. Dabei mußte man jedoch auch auf den Kaiser von Frankreich Rücksicht nehmen, der nach dem vereitelten Congreß in einem Schreiben an den Minister Drouyn de Lhuys vom 11. Juni eine „aufmerksame Neutralität" empfohlen und seine Wünsche, die auf demselben hätten realisirt werden sollen, in folgende Punkte zusammengefaßt hatte: „Für die secundären Staaten des deutschen Bundes eine engere Vereinigung, eine kräftige Organisation, eine bedeutendere Rolle; für Preußen eine größere Gleichartigkeit und Macht im Norden; für Oesterreich die Aufrechthaltung seiner bedeutenden Stellung in Deutschland; für Italien, daß Oesterreich gegen eine gerechte Entschädigung demselben Venetien abtreten möchte." Daher faßte man in Berlin den Entschluß, die einst im Baseler Frieden vereinbarte Demarcationslinie zwischen Nord- und Süddeutschland wiederherzustellen und den Main als Grenze bezeichnend alle im Norden dieses Stromes gelegenen Staaten zu einem Kriegsbund unter Preußens Führung zu vereinigen oder doch zu einer neutralen Haltung zu nöthigen. Zu dem Zwecke richtete Preußen an die bei dem Bundesbeschluß betheiligten drei Staaten, die allein in
15. Juni 1866. Betracht kommen konnten, an Hannover, Sachsen und Kurhessen Sommationsnoten, in welchen es bis zum nächsten Tag Erklärungen forderte, ob die drei Fürsten von dem

Bundesvotum zurücktreten, ihre Truppen auf den Friedensfuß setzen und sich dem neuen Bunde auf Grund des Reformentwurfs vom 10. Juni anschließen wollten. Für den Fall der Zustimmung wurde ihnen der Fortbesitz ihrer Länder und ihrer Souveränetätsrechte innerhalb der Grenzen der Bundesreform zugesichert, im Fall einer Weigerung ward mit militärischen Maßregeln gedroht. In einer Proclamation „an das deutsche Volk" rechtfertigte die Regierung die zur „Vertheidigung der bedrohten Unabhängigkeit Preußens" angeordnete Einberufung der gesammten Heerkraft und sprach den Entschluß aus, „für die im Interesse Einzelner bisher gewaltsam gehemmte nationale Entwickelung Deutschlands den Kampf aufzunehmen". Diese Eile war um so mehr geboten, als auch in Süddeutschland die Mobilmachung der Bundestruppen, die dem Obercommando des bejahrten Prinzen Karl von Bayern unterstellt waren, eifrig betrieben wurde und Preußen viel daran gelegen sein mußte, die Vereinigung derselben mit den norddeutschen Armeecorps zu verhindern. Die drei Regierungen wiesen die Aufforderung zurück, worauf die Kriegserklärung und am folgenden Tag das Einrücken der Preußen erfolgte. 15. 16. Juni.
Dem Gesuche Sachsens um Bundeshülfe wurde in Frankfurt entsprochen und Oesterreich und Bayern aufgefordert, diese Hülfe allen Bedrohten zu gewähren. Dies gab Preußen Veranlassung, den Oesterreichern durch Parlamentäre verkündigen zu lassen, daß man die zugesagte Hülfeleistung als Kriegserklärung ansehe. Kurz nachher erklärte auch die Florentiner Regierung den Krieg an Oesterreich, weil der Kaiserstaat das neu construirte Königreich nicht anerkenne und fortfahre, die edelste Provinz zu unterdrücken, sowie ganz Italien in seiner Existenz und in seinen moralischen und materiellen Gütern zu gefährden, und umstellte Venetien und sein furchtbares Festungsviereck im Westen und im Süden. Nach diesen Formalitäten erfolgte der Einzug der Preußen in Kurhessen, Hannover und Sachsen. Vorausgesandte Manifeste erklärten, daß man nur gegen die Regierung Krieg führe, nicht gegen das Volk. In Kurhessen erreichte der General Beyer seinen Zweck nicht völlig. Wie sehr er auch seinen Marsch von Gießen über Marburg nach Kassel beschleunigte, so hatte doch die Garnison, zum Theil noch nicht völlig kriegsfertig, ihren Abzug nach Hanau bewerkstelligt, wo sie sich anfangs mit dem achten Armeecorps vereinigte, welches dem Commando des Prinzen Alexander von Hessen, eines österreichischen Generals, der im italienischen Krieg sich einen guten Namen gemacht hatte, unterstellt war, in der Folge aber zur Besetzung der Bundesfestung Mainz verwendet ward. Dagegen wurde der Kurfürst, welcher auf seinem Schloß Wilhelms-Höhe weilte und die dargebotenen Bedingungen nochmals standhaft zurückwies, von General Röder als Staatsgefangener nach Stettin weggeführt, wo man ihm 23. Juni 1866.
das alte Schloß der pommerschen Herzöge zum Aufenthalt anwies. — Gleichzeitig setzte der General v. Manteuffel mit seiner schleswig-holsteinischen Division über die Elbe, 17. 18. Juni.
zwang die Besatzung von Stade zur Capitulation und zog dann über Lüneburg nach der Hauptstadt Hannover, welche König Georg mit dem Kronprinzen verlassen hatte, um sich an die Spitze der in und um Göttingen sich sammelnden Truppen zu stellen, nachdem er zuvor sein Privatvermögen und über eine Million Landesgelder nach England geschafft. Als Manteuffel nach Hannover kam, war die Stadt bereits von Minden aus durch Vogel v. Falckenstein besetzt. Große Kriegsvorräthe fielen in die Hände der Preußen. König Georg, der anfangs zwischen dem österreichischen und preußischen Bündniß geschwankt, dann aber aus Besorgniß, in seiner Souveränetät beschränkt zu werden, sich dem Kaiserstaat zugewandt hatte, versuchte mit seiner etwa 19,000 Mann starken Armee nach Süden durchzubrechen, um sich mit den Bayern, welche Coburg besetzt hatten, zu vereinigen. Da aber die Linie von Eisenach bis Erfurt von preußischen und sachsen-gothaischen Truppen besetzt war, welche den Hannoveranern den Durchgang verlegten, und die um Hülfe angerufenen Bayern ihren Marsch nach Norden nicht eifrig betrieben, in der Voraussetzung, die Hannoveraner seien stark genug, auf eigene Hand durch die schwachen preußischen Linien durchzubrechen; so wurde ein mehrtägiger Waffen- 20.—25. Juni.
stillstand geschlossen, der unter Vermittelung des Herzogs von Gotha zu diplomatischen Unterhandlungen Behufs einer Capitulation benutzt ward. Als man sich über die Bedingungen nicht einigen konnte, suchten die Hannoveraner unter dem Oberfeldherrn v. Arendsschildt von Neuem sich durchzuschlagen; General Flies erreichte sie mit der Avantgarde 26. Juni.

der Falckenstein-Manteuffel'schen Armee bei Langensalza und wagte, nachdem er noch einige preußische und gothaische Truppen aus der Nähe an sich gezogen, trotz der großen Ueberlegenheit des Feindes, zwischen Langensalza und Merxleben an der Unstrut ein Treffen, in welchem er eine Niederlage erlitt und sich in der Richtung auf Gotha zurückziehen mußte.
27. Juni. Die Schlacht von Langensalza, wo die Hannoveraner ungeachtet der mangelhaften Ausrüstung und Verpflegung ihre alte Tapferkeit bewährten, war eine nutzlose Waffenthat, durch welche auf beiden Seiten edles deutsches Blut vergossen ward, ohne daß dadurch der nothwendige Gang der Dinge aufgehalten werden konnte. Die Hannoveraner überzeugten sich bald, daß sie, von preußischen Truppen eingeschlossen, von der bayerischen Bundesarmee verlassen, ohne Obdach und Nahrungsmittel keine Rettung zu erwarten hätten.
29. Juni. So kam denn eine Capitulation zu Stande, welche die Preußen zu Herren des Landes mit allen Kriegsvorräthen machte. Die Mannschaft wurde nach Ablieferung der Waffen in die Heimath entlassen; die Offiziere behielten ihre Degen, verpflichteten sich aber, in diesem Kriege nicht gegen Preußen zu kämpfen. König Georg und der Kronprinz begaben sich nach Wien und nahmen ihren Aufenthalt in Hietzing. Die Königin blieb noch längere Zeit in Schloß Herrnhausen unter dem Schutze der Preußen zurück. — Während dieser Vorgänge am Thüringerwald und an der Fulda war das Königreich Sachsen be-
18. Juni. reits im Besitze der Preußen. Gleich nach der Kriegserklärung hatte das sächsische Heer, nachdem es die Eisenbahnbrücke bei Riesa durch Feuer zerstört, das Königreich geräumt, um sich, begleitet von dem König, dem Kronprinzen und dem Minister v. Beust, in Böhmen mit den Oesterreichern zu vereinigen, wo es bald Gelegenheit fand, seinen alten Kriegsmuth zu bewähren. Nur auf der Festung Königstein, wo man die Schätze und werthvollsten Gegenstände geborgen, wehte noch die sächsische Fahne unter dem Schutze einer Besatzung. Sofort rückte General Herwarth v. Bittenfeld auf dem linken Elbufer in das Königreich Sachsen ein und nahm Besitz von Dresden, indeß Prinz Friedrich Karl von der zweiten schlesischen Armee einzelne Abtheilungen nach Zittau und Bautzen vorschob, Leipzig von dem vierten Garderegiment besetzt wurde. Preußische Commissarien nahmen die Oberleitung der Verwaltung in die Hand und suchten durch Milde und Schonung mit den Einwohnern in gutes Einvernehmen zu treten, da Preußen nicht gegen das Volk, sondern nur gegen die feindlich gesinnte Landesregierung im Kriege sei.

§. 1202. Der Krieg in Böhmen. Der Besitz von Sachsen gewährte den Preußen den Vortheil, daß damit ein concentrisches Vorbrechen der drei Armeen durch die Grenzpässe und eine rasche Vereinigung aller Heerkörper in Böhmen ermöglicht war. Dieser Operationsplan wurde mit derselben Schnelligkeit und Präcision, denen man die bisherigen überraschenden Erfolge zu verdanken hatte, ins Werk gesetzt, obwohl die Preußen den Nachtheil hatten, daß sie in weit von einander getrennten Colonnen über Gebirge debouchiren und überall den Gegner in gut gewählten, starken Positionen angreifen mußten. Durch die raschen Bewegungen des Feindes sah sich der Oberfeldherr Benedek, der seine Hauptmacht zwischen Theresienstadt, Prag, Josephstadt und Pardubitz vereinigt hatte, offenbar in der Absicht, von Bayern und den übrigen Bundestruppen seitwärts unterstützt, einen Hauptstoß auf das Herz des preußischen Staats zu richten, in seinem aggressiven Vorgehen gehindert. Anstatt daß, wie die Wiener Zeitungen in voreiliger Siegeszuversicht und in Unterschätzung des Gegners annahmen, der österreichische Oberfeldherr in raschem Lauf Sachsen befreite und dann in Berlin einziehend den Frieden dictirte, sah man plötzlich die drei preußischen Armeen durch die Gebirgspässe in das nordöstliche Böhmen einbrechen. Die österreichischen Kriegsvorbereitungen waren nicht mit der Schnellkraft und Energie betrieben worden, wie die preußischen, und die Bundesheere waren ohne planmäßige Führung und zum Theil ungenügend ausgerüstet. So nahmen die Dinge einen unerwarteten Verlauf, wenn gleich die österreichisch-sächsische Nordarmee an Stärke der vereinigten preußischen Heeresmacht in Böhmen kaum nachstand und die Streitkräfte des Bundes ihr weit überlegen waren. Auch die badische Regierung, die an dem Bundesbeschluß von 14. Juni nicht mitwirkte, hatte endlich, gedrängt durch die Volksstimmung und um den Gegnern keine Veranlassung zu geben, das Großherzogthum als „Compensationsobject" zu behandeln, ihr Contingent zu dem

achten Armeecorps unter Alexander von Hessen gestellt und Oesterreich 15,000 Mann, welche als Kern dienen sollten, mit demselben vereinigt. — Damit die militärischen Bewegungen und die Concentrirung der Streitkräfte nach einem einheitlichen Plan vor sich gingen, übernahm König Wilhelm selbst den Oberbefehl und unterzog sich trotz seiner vorgerückten Jahre den Strapazen eines Feldzugs. Nachdem er in einem Aufruf „An mein Volk!" an die Worte seines Vaters erinnert: „Das Vaterland ist in Gefahr" und 17. Juni.
die Zuversicht ausgesprochen, daß Preußens streitbares Volk, das er seit Jahren für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten für seine ernste Regentenpflicht erkannt, sich als ein wahres „Volk in Waffen" fühlen und in der gefahrvollen Stunde, wo die „Erniedrigung Preußens" das Kriegsgeschrei aller Feinde sei, den Kampf auf Leben und Tod um die Existenz, um die Erhaltung des preußischen Staats nicht scheuen werde; begab er sich nach dem Kriegsschauplatz, begleitet von dem Ministerpräsidenten v. Bismarck als Landwehrmajor, dem Kriegsminister, General v. Roon, und dem Chef des Generalstabs v. Moltke. Sobald der Angriff auf Böhmen beschlossen war, erfolgte das Einrücken der Preußen auf drei Seiten. Während General Mülbe mit dem Reserve-Armeecorps Sachsen besetzt hielt und Graf Stolberg mit Landwehr und Freiwilligen bei Oswiecim (Auschwitz) und Myslowitz Oberschlesien deckte, zog General 23. Juni 1866.
Herwarth über Rumburg auf Niemes und Hünerwasser zu, indeß Prinz Friedrich Karl über die gewerbsame Stadt Reichenberg nach Turnau vorrückend nach dem heißen Gefecht bei dem Dorfe Podol gegen die „eiserne Brigade" Gondrecourts die Iserlinie be- 27. Juni.
setzte, welche Clam-Gallas mit unzureichenden Streitkräften zu halten gesucht, und dann dem nach dem siegreichen Treffen bei Hünerwasser heranziehenden Herwarth die Hand reichte. Münchengrätz mußte nach mehreren heftigen Gefechten von den 28. Juni.
Oesterreichern geräumt werden, worauf die Preußen die von den Einwohnern fast gänzlich verlassene Stadt in Besitz nahmen. Noch blutiger war der Kampf um Gitschin. Nachdem die Preußen mit großer Anstrengung den Feind aus seinen vortheilhaften 28. Juni.
Positionen auf den benachbarten Anhöhen gedrängt, wurde ein nächtlicher Angriff auf die von Oesterreichern und Sachsen besetzte Stadt unternommen. Es war eine Nacht voll Schrecken und Grausen. Auch die Bewohner wurden beschuldigt, an dem unheimlichen Kampfe in den dunkeln engen Gassen Theil genommen zu haben. Als der Morgen graute, waren die Oesterreicher im Abzug begriffen und die mit Blut und Leichen 30. Juni.
gefüllte Stadt in der Gewalt der Preußen, ein schwer erkaufter Besitz, aber von entscheidender Wichtigkeit für den ganzen Feldzug. Denn während Clam-Gallas von Nordwesten her nach der Oberelbe gedrängt wurde, wo Benedeks Hauptarmee, auf die festen Punkte Josephstadt und Königgrätz gestützt, ihre Stellungen genommen hatte; war bereits von Osten her die Armee des Kronprinzen, dem General v. Blumenthal als Chef des Generalstabs zur Seite stand, im Anmarsch begriffen. Um dieselbe Zeit nämlich, da die Preußen unter Herwarth und Friedrich Karl an der Iser und bei Münchengrätz stritten, war auch die zweite Armee aus der Grafschaft Glatz und von Landshut 27. Juni.
aufgebrochen, um durch die Pässe des Riesengebirgs vorzudringen und sich mit jenen in Verbindung zu setzen. Dieses Vorhaben wurde jedoch sehr erschwert theils durch die ungünstigen Ortsverhältnisse jenes Gebirgslandes, theils durch den tapfern Widerstand der Oesterreicher. Als General Steinmetz, ein erfahrener Militär aus den Freiheitskriegen, die engen langgestreckten Defileen von Nachod durchzog, wurde er beim Debouchiren von General Ramming, einem der tüchtigsten österreichischen Feldherren, angegriffen. Dank der entschlossenen und tapfern Haltung der Avantgarde unter Löwenfeld konnte die Gefahr überwunden und nach den heißen Kämpfen bei Nachod 27. 28. Juni.
und Skalitz, wo das Zündnadel- oder Hinterladungsgewehr der preußischen Infanterie von furchtbarer Wirkung war, der Marsch fortgesetzt werden. Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten stark, dagegen fiel eine große Zahl von Gefangenen nebst Geschütz und mehrere Kriegsfahnen in preußische Hände. Gleichzeitig war eine andere Abtheilung der schlesischen Armee unter General v. Bonin von Liebau nach Trautenau vorgerückt, wo sie auf das Gablenz'sche Corps stieß. Nach einem 27. Juni.
heftigen Kampfe nahmen die Preußen Besitz von Trautenau, und da es schon spät am Tage war, hielt Bonin das Treffen für beendigt und lehnte daher die angebotene Hülfe

des Gardecorps ab, das auf dem Marsche von Braunau nach Eypel und Königinhof begriffen bei Kwalisch (Qualitzsch) eine Meile von Trautenau stand. Diese Zuversicht sollte den Preußen verderblich werden. Gablenz stellte sich von Neuem auf und alle seine Kräfte entwickelnd, nöthigte er die Preußen wieder zum Abzug. Bei dieser Gelegenheit sollen die Einwohner von Trautenau sich großer Grausamkeiten schuldig gemacht haben. Es wurde behauptet, sie hätten auf die abziehenden Preußen nicht nur aus den Häusern gefeuert, sondern auch siedendes Wasser auf sie herabgegossen. Der kleine Triumph war indessen von kurzer Dauer. Schon am nächsten Tag sah sich Gablenz von dem Befehlshaber des Gardecorps Prinz von Würtemberg angegriffen; zwar gelang es den Oesterreichern bei Alt-Rognitz zweien Bataillonen preußischer Grenadiere, die zur Flankendeckung zu weit vorgeschoben waren, durch ein heftiges Kreuzfeuer solche Verluste beizubringen, daß zwei Drittel der Offiziere, darunter der Oberstlieutenant v. Gaudy, und ein Drittel der Mannschaft fielen; aber noch vor Abend wurde Gablenz (nach den Gefechten von Bunkersdorf und Soor, auch als zweites Gefecht bei Trautenau bezeichnet)
29. Juni. zum Rückzug genöthigt. Am folgenden Tag eroberten die Preußen nach einem heftigen Straßengefecht die tapfer vertheidigte Stadt Königinhof, wobei die abziehenden Feinde großen Schaden nahmen und Geschütz und Fahnen einbüßten. — So war denn Ende Juni, als König Wilhelm in Reichenberg ankam und den Oberbefehl in Person übernahm, das preußische Gesammtheer bereits um Horsitz und Jaromierz concentrirt und um die Zeit, da der königliche Heerfürst sein Hauptquartier in dem Rohan'schen Schloß Sichrow, dann in Gitschin aufschlug, vernahmen die Wiener aus einem Telegramm, daß Benedek durch das Zurückweichen Clams und der Sachsen sich genöthigt sehe, seine Armee um Königgrätz zu vereinigen. In dieser Gegend durfte man somit in Kurzem der Entscheidungsschlacht entgegensehen. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Benedek hatte nordwestlich von Königgrätz zwischen Elbe und Bistriz eine durch die waldigen Hügel von Chlum und Lipa und durch das sumpfige Bistrizthal gedeckte Stellung genommen, als er am 3. Juli an einem trüben, nebeligen Regentage in aller Frühe von der vereinigten Streitmacht des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Herwarth angegriffen ward. Um neun Uhr erschien der König selbst auf dem Schlachtfeld und übernahm den Oberbefehl. Aber weit stärker an Zahl und geschützt durch die Stellung, leisteten die Oesterreicher erfolgreichen Widerstand und fügten durch ihre treffliche Artillerie mit durchgehends gezogenen Geschützen den in der Linie von Sadowa bis Dohalitzka vorrückenden Preußen furchtbare Verluste zu. Schwerlich hätten diese der überlegenen Macht zu widerstehen vermocht, wäre nicht der Kronprinz, durch des Königs Befehl zum Vorrücken aufgefordert, zwar später als man gehofft hatte, doch noch zeitig genug mit den in Königinhof und Arnau stehenden Truppencorps auf dem Schlachtfelde erschienen. Wie schwierig auch der Weg über den morastigen Boden an der Trotinka war, gegen Mittag kamen sie bei Horenowes und Benatek mit dem Feind in Fühlung und nöthigten ihn bald zum Rückzug nach Maslowed und Sendrasitz. Nach mehrstündigem furchtbaren Artilleriekampf erstürmten die erste und zweite Division des Gardecorps die Anhöhen von Lipa, Chlum und Rosbieriz, wo die österreichischen Batterien aufgestellt waren. Mit großer Unruhe hatte man in Dub, wo der König seine Stellung genommen, stundenlang der Ankunft des Kronprinzen geharrt. Denn die Armee Friedrich Karls war durch den sechsstündigen Heldenkampf wider den übermächtigen Feind so erschöpft, daß man um Mittag in der Umgebung des Königs überlegte, ob es nicht zweckmäßig sei, die Truppen auf das rechte Ufer der Bistriz zurückzuziehen. Bald nachher merkte man, daß das Artilleriefeuer sich theilte, und schloß daraus auf die Nähe der Waffenbrüder. Schon um drei Uhr war die vollständige Niederlage der Oesterreicher entschieden und Benedeks ganze Sorgfalt nur noch darauf gerichtet, die Trümmer der geschlagenen Armee nach Königgrätz zu retten, von wo aus sie dann an beiden Ufern der Elbe ihren Weg weiter nach Pardubitz suchten. Mit Freudenrufen wurde der König, als er über das Schlachtfeld ritt, von dem siegreichen Heer begrüßt. Sehr viele stimmten jedoch nicht mehr in den Freudenruf ein. Die österreichische Artillerie hatte die Reihen gelichtet. Unter den Tausenden, welche als Leichen oder mit Wunden bedeckt auf der weiten Wahlstatt umherlagen, war der tapfere General Hiller von Gärtringen und der junge Prinz

Anton v. Hohenzollern. Aber die Geretteten hatten Ursache auf die **Schlacht bei Königgrätz** (oder **Sadowa**) stolz zu sein; nicht blos die überlegene Waffe, das Zündnadelgewehr, mehr noch der überlegene Geist, die Genialität der Entwürfe, der die Schnellkraft der Ausführung entsprach, die Intelligenz, die tactische Uebung, die verständige Kampfweise des „Volkes in Waffen“ hat den böhmischen Krieg zu einem für Preußen so ruhmvollen Ausgang geführt. Den aus allen Völkern und Zungen gemischten Heerschaaren der Oesterreicher war ein Heer entgegengetreten, das in seinen Reihen alle Stände und Berufsklassen, die Blüthe und jugendliche Kraft des gesammten Preußenlandes vereinigte. Der König drückte dem Kronprinzen noch auf dem Schlachtfelde seinen Dank durch Ueberreichung des Ordens pour le mérite aus. Elf Fahnen, 174 Geschütze und 18,000 unverwundete Gefangene fielen in die Hände der Sieger. Mit Recht durfte der königliche Führer in seinem Tagesbefehl an die Armee sagen: „Der Tag von Königgrätz hat schwere Opfer gekostet, aber er ist ein Ehrentag für die ganze Armee, auf welche das Vaterland mit Stolz und Bewunderung blickt.“

3. Juli 1866.

4. Juli

§. 1203. Der Waffengang am Po und am Main. Die Trauerbotschaft vom Schlachtfelde bei Königgrätz verbreitete in Wien um so größere Bestürzung, als man kurz zuvor durch günstige Nachrichten vom italienischen Kriegsschauplatz erfreut und erhoben worden war. Gleichzeitig mit den Preußen waren auch die Italiener ins Feld gerückt, die Brust voll stolzen Muthes und nationaler Begeisterung. Victor Emanuel selbst befand sich bei dem Hauptheer, das unter der Führung des Generals und Kriegsministers Lamarmora den Mincio überschreiten und mitten durch das Festungsviereck nach der Etsch vordringen sollte, um dort, mit dem am untern Po heranziehenden Armeecorps Cialdini's vereinigt, die Eroberung des Landes zu vollbringen. Man glaubte dem Gerücht, die Oesterreicher wollten nur das Gebiet jenseits der Etsch vertheidigen. Zugleich sollte Garibaldi mit seinen Freischaaren auf dem linken Flügel westlich vom Gardasee in Tyrol einbrechen. An Zahl der Truppen waren die Italiener den Oesterreichern weit überlegen und sie brannten vor Verlangen, sich mit dem verhaßten Gegner, dessen Kräfte sie unterschätzten, zu messen. Aber die blutgetränkte Wahlstatt von Custozza, wo einst Radetzky den österreichischen Adler zum Siege geführt, sollte dem Kaiserstaat neue Lorbeeren bringen. Als, nach Verwerfung eines von preußischer Seite empfohlenen anderen Kriegsplanes, das italienische Heer Villafranca in der Ebene besetzte, ohne sich zugleich des nordwestlichen Höhenkranzes zwischen Verona und Peschiera zu versichern, auf dessen südöstlichem Abfall Custozza und Somma Campagna liegen, machte sich Erzherzog Albrecht, Sohn des Erzherzogs Karl, des Helden von Aspern, die Unvorsichtigkeit des Gegners zu Nutze, indem er das zerklüftete, mit zahlreichen Schluchten und vereinzelten Berggruppen durchsetzte und vom Bache Tione durchströmte Hügelland in Besitz nahm. Unterstützt durch die natürliche Beschaffenheit der Gegend, welche den Oesterreichern aus früheren Militärübungen genau bekannt war, erfocht der Erzherzog an einem glühend heißen Junitag in der Schlacht bei Custozza einen glänzenden Sieg über das feindliche Heer. Mit der größten Tapferkeit und Erbitterung hielten die Italiener unter des Königs Augen den Kampf bis gegen drei Uhr aufrecht, und die Verluste an Todten und Verwundeten waren auf beiden Seiten sehr beträchtlich; erst als es den Oesterreichern gelang, die letzten Stellungen des Feindes auf dem rechten Tione-Ufer, den Monte Vento und die Kapelle Sta. Lucia, zu erstürmen, da fing die Schlachtreihe an zu wanken, und am Abend mußte der Rückzug über den Mincio angetreten werden. Doch waren auch die Sieger so erschöpft, daß die Verfolgung unterblieb. Auf die Kunde von dem Unfalle der königlichen Armee bei Custozza gab Cialdini den beabsichtigten Uebergang über den Po auf und zog sich in seine frühere Stellung zu Bologna zurück. Seitdem wurden auf dem italienischen Kriegsschauplatz längere Zeit alle militärischen Operationen eingestellt, da sowohl die Italiener, mit der Herstellung ihres geschlagenen Heeres beschäftigt, als die Oesterreicher, durch die Vorgänge in Deutschland beunruhigt, jede Offensive unterließen. Garibaldi behauptete seine Stelle bei Rocca d' Anfo am Idrosee; aber die geringfügigen Gefechte und Streifzüge, die er mit seinen Freiwilligen und einigen

24. Juni 1866.

Nationalgarden unternahm, entsprachen keineswegs den Erwartungen und dem früheren Ruhme.

Da die Hauptmacht Preußens auf dem östlichen Kriegsschauplatz verwendet war, konnte im Westen die Entscheidung der Waffen nicht so rasch vor sich gehen. Nach der Schlacht bei Langensalza und der Capitulation der Hannoveraner war Vogel v. Falckenstein im Stande, die verschiedenen Truppentheile, die ihm die Generale Goeben, Manteuffel und Beyer zugeführt hatten, zu einer „Main-Armee“ zu vereinigen und gegen die Bundesheere, die, in das siebente und achte Armeecorps geschieden, in der Nähe des Mains aufgestellt waren, vorzugehen. Jenes umfaßte die bayerischen Streitkräfte, etwa 50,000 Mann stark, unter der Führung des greisen Prinzen Karl, eines Veteranen aus der napoleonischen Zeit, dem der aus dem schleswig-holsteinischen Kriege von 1848 bekannte Generallieutenant v. d. Tann als Generalstabschef beigeordnet war; das letztere, bestehend aus den Contingenten von Würtemberg, Darmstadt, Baden und verstärkt durch die Nassauer und eine aus den zerstreuten Garnisonen gebildete österreichische Division, mindestens von gleicher Stärke wie das andere, stand unter dem Oberbefehl Alexanders v. Hessen; aber im Laufe des Krieges wurde, um größere Einheit in die Action zu bringen, das Obercommando über sämmtliche Bundestruppen in die Hände des bayerischen Oberfeldherrn gelegt. Doch die gewünschte Einheit wurde darum nicht erzielt. Die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der Waffengenossen, die gleich anfangs in dem Verhalten der Bayern gegen die Hannoveraner zu Tage getreten, Mangel an Uebereinstimmung und kameradschaftlicher Gesinnung, gegenseitiges Mißtrauen, genährt durch Verdächtigungen und Vorwürfe, waren während des ganzen Krieges die schlimmen Gefährten der Bundesarmee, welche trotz der Tapferkeit und Kampflust der Mannschaften so klägliche Resultate herbeiführten; es war die lähmende Wirkung einer mit halbem Herzen geschlossenen lockeren Coalition, welche der kaum halb so starken preußischen Streitmacht schließlich den Sieg verschaffte, zumal da auf ihrer Seite die höhere politische und militärische Einsicht und strategische Kunst war, die nur unter großen Verhältnissen gewonnen wird. Erst Anfang Juli war die Bundesarmee hinlänglich gerüstet, um in kriegerische Action zu treten. Die Bayern standen im nördlichen Franken, zwischen Rhön und Thüringerwald, während das achte Armeecorps nördlich von Frankfurt in der Wetterau aufgestellt war und sich begnügte, Gießen und die preußische Enclave Wetzlar zu besetzen. Falckenstein faßte daher den Plan, sich zwischen die beiden Heerkörper in der Art einzuschieben, daß sie sich zu keiner gemeinsamen Action verbinden könnten. Zu dem Ende schickte er die Division Goeben ostwärts gegen die Bayern, welche aus der Gegend von Coburg und Meiningen nordwestlich bis Kaltennordheim vorgerückt waren und Neid-
4. Juli 1866. hardtshausen und Roßdorf im Fuldathale besetzt hatten. Bei Dermbach kam es zu einem blutigen Zusammenstoß, wobei von der einen wie von der andern Seite mit großer Tapferkeit gekämpft wurde. Obwohl die Bayern weit in der Mehrzahl waren, blieb doch das Treffen ohne Entscheidung, und auch die Zahl der Todten und Verwundeten war bei beiden ziemlich gleich; dennoch gab Prinz Karl den Gedanken auf, sich in dieser Richtung mit dem achten Armeecorps zu vereinigen und zog südwärts an die fränkische Saale, begleitet von dem preußischen Heer, welches weiter westwärts durch das Fuldathal auf Hanau losrückte, so daß nach einem mehrtägigen Parallelmarsch beide im Maingebiet anlangten. Um der lästigen Begleitung ledig zu werden, beschloß endlich General Falckenstein einen neuen Angriff. Nach einem beschwerlichen Marsche durch das Rhöngebirg erreichten die preußischen Truppen die Bayern im Saalthale und zwangen sie nach den scharfen Gefech-
10. Juli. ten in und bei Kissingen und Hammelburg, wo der General von Zoller, einer der ausgezeichnetsten Anführer der bayerischen Armee, den Tod fand, zum Rückzug nach Schweinfurt und hinter den Main. Nun wendete sich Falckenstein gegen das achte Armeecorps, das bisher in seinen geschützten Stellungen ruhig abgewartet hatte, bis man es angreifen würde. Als man im Hauptquartier zu Bornheim die Kunde von dem Anrücken der preußischen Main-Armee empfing, gerieth man wegen Frankfurt in Besorgniß; daher schickte Prinz Alexander rasch eine hessische und eine österreichische Division unter General Neipperg nach Aschaffenburg, um die von Gemünden her anrückenden Preußen aufzuhalten, und besetzte zugleich die Pässe bei Gelnhausen. Aber das siegreiche Gefecht

der Division Goeben mit der Brigade Wrangel bei Laufach, wo der als Kriegshistoriker bekannte brave hessendarmstädtische Hauptmann Königer seinen Tod fand, und die Eroberung Aschaffenburgs nach einem mehrstündigen heißen Treffen und einem blutigen Häuser- und Straßenkampf setzte den Oberfeldherrn so sehr in Bestürzung, daß er seine Stellungen bei Frankfurt und die Bundesstadt selbst aufgab und mit seiner ganzen Armee südwärts nach dem Odenwald zurückzog. Mit ihm verließen auch die noch anwesenden Bundestagsgesandten den Ort ihrer bisherigen Wirksamkeit; sie nahmen „vorläufig" ihren Sitz in Augsburg, wo sie noch einige Zeit als deutscher Bundestag ein wenig bemerktes Dasein fristeten. Auch der Herzog von Nassau und der Großherzog von Hessen-Darmstadt zogen aus ihren Staaten fort. Nun stand den Preußen der Weg nach Frankfurt offen. Es konnte als „offene Stadt" erklärt werden, da Senat und Bürgerschaft das Vorhaben des Oberfeldherrn, Verschanzungen zur Vertheidigung aufzuwerfen, hintertrieben hatten, und General v. Falckenstein zog daher an der Spitze der Division Goeben ohne jeglichen Widerstand in die Bundesstadt ein. Es erregte allgemeines Bedauern, daß die Preußen, gereizt durch mancherlei verletzende Kundgebungen früherer Tage, in Frankfurt nicht mit der Schonung und Humanität auftraten, die man ihnen in anderen Ländern nachrühmte. Nicht blos, daß man der Stadt eine Kriegscontribution von sechs Millionen Gulden auferlegte und die Bürgerschaft mit schwerer Einquartierung belastete; man ängstigte sie auch durch weitere unerschwingliche Forderungen und durch Androhung von Kriegs- und Gewaltmaßregeln, so daß der achtungswürdige Bürgermeister Fellner, um nicht bei ungesetzlichen oder gehässigen Schritten mitwirken zu müssen, sich selbst das Leben nahm. Erst nach einiger Zeit betrat man von Seiten Preußens den Weg der Versöhnung. Nach seinem Einzug nahm Falckenstein im Namen des Königs Besitz von Stadt und Land, sowie von ganz Nassau und Oberhessen, eine Maßregel, die als Vorbedeutung künftiger Beschlüsse gelten konnte. Damit endigte der vierzehntägige ruhmvolle Feldzug des bedeutenden Generals. Bald darauf wurde er abberufen und zum Gouverneur von Böhmen ernannt; an seiner Stelle übernahm v. Manteuffel den Oberbefehl über die Main-Armee.

13. Juli. 14. Juli. 14. Juli. 19. Juli 1866.

§. 1204. **Von Königgrätz nach Nikolsburg.** Die Schlacht bei Königgrätz hatte die Widerstandskraft Oesterreichs bis ins innerste Mark gebrochen, die schönen Hoffnungen, die man auf den „tief durchdachten" Feldzugsplan Benedeks gesetzt, zu nichte gemacht, das Ansehen des früher so hochgepriesenen Oberfeldherrn gänzlich erschüttert. Das System der Täuschung, welches bisher durch die österreichische Presse angewendet und von den Parteigenossen in allen Ländern unterstützt worden war, zerrann vor der nackten Wirklichkeit. Man hatte dem siegreichen preußischen Heere keine neue Armee entgegenzustellen; der Weg nach Wien, in das Herz des Kaiserstaats stand offen; das Gesuch um einen Waffenstillstand von vier Wochen, welches FML. Gablenz am Tage nach der Schlacht dem König persönlich vortrug, wurde abgewiesen. Da faßte Kaiser Franz Joseph einen Plan, der durch die rasche Wendung, die er dem Verlaufe der Dinge gab, an den Frieden von Villafranca erinnerte. Er beschloß nämlich Venetien an Napoleon abzutreten, in der Hoffnung, sich dadurch die Bundesgenossenschaft Frankreichs zu erwerben, das preußisch-italienische Bündniß zu sprengen und die Südarmee zur Verwendung in Böhmen frei zu bekommen. In der Nacht nach der Königgrätzer Schlacht meldete eine telegraphische Depesche nach Paris, daß Franz Joseph, nachdem die Ehre der österreichischen Waffen in Italien gewahrt sei, nunmehr Venetien an den Kaiser der Franzosen cedire und auf die von demselben in dem erwähnten Schreiben an den Minister des Auswärtigen vom 11. Juni ausgesprochenen Ideen eingehe. Aber der politische Schachzug hatte nicht den erwarteten Erfolg. Schon in der kurzen Meldung der wichtigen Thatsache im Pariser „Moniteur" erfuhr die Welt, daß der französische Kaiser in der Cession Venetiens nur die Aufforderung erkenne, zwischen den kriegführenden Mächten einen Frieden zu vermitteln. Dieser ehrenvollen Mission eines Friedensstifters zu entsprechen, wandte sich Napoleon an die Könige von Preußen und Italien, um zunächst einen Waffenstillstand herbeizuführen. König Wilhelm wies Frankreichs Friedensvermittelungen nicht von der Hand, erklärte aber, daß er einen Waffenstillstand mit Oesterreich nur unter sicheren Frie-

densgarantien abschließen und vor Festsetzung bestimmter Präliminarien sich in seiner militärischen Action und in der Verfolgung der errungenen Vortheile nicht aufhalten lassen könne. Victor Emanuel aber berief sich auf den mit Preußen geschlossenen Allianzvertrag, kraft dessen keiner von beiden Theilen einen einseitigen Frieden oder Waffenstillstand eingehen dürfe. Er mußte um so mehr jedes unehrenhafte Abkommen zurückweisen, als das durch die Niederlage von Custozza gereizte Nationalgefühl des italienischen Volkes sich sträubte, das venetianische Land, das es so oft mit seinem Herzblut erkämpfen zu wollen gelobt hatte, nun als Gnadengeschenk hinzunehmen. So wurde denn die Absicht Oesterreichs, sich mittelst Venetiens den Waffenbund Frankreichs zu erkaufen, durch die Bundestreue Victor Emanuels und durch die Mäßigung und Zurückhaltung Napoleons vereitelt. Selbst die Freunde Oesterreichs, die nicht ganz von Leidenschaft verblendet waren, wurden bedenklich über eine Politik, welche die Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten herbeizuführen suchte und eine Provinz wegwarf, von der man so oft behauptet hatte, daß sie zum Schutze Deutschlands nothwendig sei und daß ihre Hingebung einem „politischen Selbstmord" gleichkäme. Der Haß gegen Preußen überwog in den Wiener Hofkreisen jede andere Regung; die Anträge Bismarcks auf directe Unterhandlungen mit Fernhaltung Napoleons fanden keinen Anklang. — So hatten denn die Kriegsoperationen ihren Fortgang; doch forderte die Rücksicht auf Frankreich, daß man zu gleicher Zeit im preußischen Hauptquartier und in Wien mit den Abgesandten des Kaisers über die Bedingungen verhandelte, unter denen ein Frieden aufgerichtet werden könnte, und daß sich in Italien der Krieg auf einige Streifzüge der Freiwilligen und auf Berathungen und Rüstungen beschränkte.

In Oesterreich fühlte man das große Nationalunglück, das durch die Unfälle in Böhmen über das Reich hereingebrochen war. Als bekannt ward, daß die Preußen nach einigen Tagen der Ruhe auf die Eisenbahnlinie von Pardubitz vorrückten, und ein Beobachtungscorps vor den Festungen Königgrätz und Josephstadt zurücklassend, die geschlagene Nordarmee auf ihrem Rückzuge nach Olmütz verfolgten; daß die Garde-Landwehr-
8. Juli 1866. Division, welche aus Sachsen dem Hauptheer nachgezogen, schon am 8. Juli die Hauptstadt Prag ohne Schwertstreich in Besitz nahm; daß Gablenz mit einer Abtheilung des Heeres sich auf die Festungslinien von Florisdorf an der Donau geworfen, um die Hauptstadt gegen einen plötzlichen Ueberfall zu decken; da verbreitete sich Schrecken und Unruhe unter allen Ständen. In den Hofkreisen faßte man anfangs den Gedanken, eine allge-
9. Juli. meine Volksbewaffnung hervorzurufen. Ein kaiserliches Manifest „An meine Völker" forderte zur Ausdauer und zum Kampf auf Tod und Leben auf, empfahl Vertrauen in den Kaiser und in die nationale Kraft und versicherte, daß man nie in einen Friedensschluß willigen werde, durch welchen die Grundbedingungen der Machtstellung des Reichs erschüttert würden; aber bald erschrak man vor der Entfesselung der Volkskraft und lenkte wieder in die Bahnen regulärer Kriegführung ein. Die Vorgänge in Böhmen, wo die Beamten beim Anrücken der Preußen ihre Posten verließen und dadurch die Verwaltung in die größte Verwirrung brachten, wo die zum leidenschaftlichen Preußenhaß fanatisirte czechische Bevölkerung sich zu Scenen tückischer Grausamkeit hinreißen ließ, mochten das Vorhaben eines bewaffneten Volkswiderstandes bedenklich erscheinen lassen. Man begnügte sich zunächst, die Männer, welche die öffentliche Stimme als die Haupturheber des Unglücks bezeichnete, während dasselbe doch seinen tiefern Grund in dem mangelhaften Heerwesen, in den überkommenen Mißständen eines schadhaften Militärsystems hatte, Benedek, Henickstein und Clam-Gallas, zurückzusetzen oder abzuberufen und zog sie später in kriegsgerichtliche Untersuchung. Den Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht übernahm
13. Juli. dann Erzherzog Albrecht, nachdem er einen Theil der Südarmee nach Wien geführt und mit dem Rest der Nordarmee verbunden hatte. Während der Erzherzog damit beschäftigt war, die Truppen aus Italien nach Wien zu ziehen, war die preußische Kriegsmacht im Vorrücken über Brünn nach der Donaulinie begriffen. Die Armee des Kronprinzen genügte, Benedek mit seinen Truppen in Olmütz festzuhalten, indeß die Elbarmee und die Armee des Prinzen Friedrich Karl auf dem kürzesten Wege nach dem Erzherzogthum vorrückten. Vergebens suchte der Kaiser aufs Neue um eine Waffenruhe nach; die Unterhandlungen zerschlugen sich an den österreichischen Forderungen, daß die Einstellung der Waffen sich

auch auf die Bundesstaaten erstrecken und die Heranziehung der Südarmee nicht hindern
sollte. Bald nahmen die Preußen solche Stellungen ein, daß der Verbindung zwischen
Wien und Olmütz eine Unterbrechung drohte; daher ertheilte der neue Ober-Comman-
dant, Erzherzog Albrecht, dem Feldmarschall Benedek den Befehl, seine sechs Armeecorps
auf der Eisenbahn nach Wien zu befördern. Aber nachdem die Hälfte abgegangen war,
wurde der Weg verlegt, so daß Benedek sich mit der andern Hälfte in südlicher Richtung
nach Preßburg ziehen mußte, ein Plan, der nur nach empfindlichen Verlusten durch die
kühn anstürmende preußische Cavallerie bei Tobitschau und Prerau ausgeführt wer- 15. Juli.
den konnte. Um die Zeit, da König Wilhelm sein Hauptquartier in dem kleinen mäh-
rischen Städtchen Nikolsburg nahm, wo sich bald ein reges militärisches und diplo- 18. Juli.
matisches Leben entfaltete, standen die preußischen Truppen an der Grenze des in Oester-
reichs Geschichte so berühmten Marchfeldes und ihre Wachtfeuer leuchteten bis in die
Hauptstadt. Florisdorf und Preßburg waren die einzigen festen Stellungen,
welche die Oesterreicher noch auf dem Norduser der Donau inne hatten. Die letztere
wurde von den Generalen Fransecky und Bose vom Armeecorps Friedrich Karls bei
Neudorf und Blumenau so erfolgreich angegriffen, daß die wichtige Stadt, der 22. Juli.
Schlüssel zwischen Wien und Ungarn, unfehlbar in die Hände der Preußen fallen mußte,
als um die Mittagstunde ein Parlamentär sie mitten im Siegeslauf hemmte durch die
Botschaft, daß in Nikolsburg ein Waffenstillstand geschlossen worden. Der vermittelnden
Thätigkeit des französischen Kaisers war es hauptsächlich zu danken, daß die von Preußen
aufgestellten Friedensbedingungen: Ausschluß Oesterreichs aus dem deutschen Staats-
verband, Verzichtleistung auf das Condominatsrecht in den Elbherzogthümern und Ein-
willigung, daß das an Napoleon abgetretene Venetien von diesem dem Königreich Italien
überlassen werde, von Franz Joseph angenommen wurden. Nachdem man die Waffen-
ruhe so lange verlängert hatte, bis die Zustimmung Victor Emanuels zu den Prälimi-
narien eingetroffen war, kam der Nikolsburger Waffenstillstand zum Abschluß, auf dessen 26. Juli 1866.
Grundlage vier Wochen später der Prager Friede vereinbart wurde. Durch diesen 23. Aug.
blieb der Kaiserstaat im vollen Besitz seines bisherigen Territorialbestandes, mit Aus-
nahme der italienischen Besitzungen, wogegen die kaiserliche Regierung versprach, zwanzig
Millionen Thaler Kriegskosten zu entrichten (nebst Verzichtleistung ihrer Entschädigungs-
ansprüche in Schleswig-Holstein), das Bundesverhältniß, welches Preußen nördlich von
der Linie des Mains begründen werde, nebst den beabsichtigten Territorialveränderungen
anzuerkennen und die im Wiener Frieden erworbenen Rechte auf die Elbherzogthümer
dem König Wilhelm zu übertragen, (wobei man dem von Frankreich befürworteten Na-
tionalitätsprinzip in so weit Rechnung trug, daß, im Falle die nördlichen Districte von
Schleswig in freier Abstimmung den Wunsch aussprechen sollten, mit Dänemark vereinigt
zu werden, diesem Wunsche willfahrt werden solle). Dafür verpflichtete sich Preußen,
den Territorialbestand des Königreichs Sachsen in seinem gegenwärtigen Umfang
bestehen zu lassen, die Kriegskostenentschädigung und die Stellung zum norddeutschen
Bund einem besonderen Vertrage vorbehaltend, und den König Victor Emanuel zur An-
nahme der Friedensbedingungen zu bewegen, sobald durch Erklärung des Kaisers Napo-
leon das venetianische Königreich zur Disposition Italiens gestellt sein würde.

§. 1205. Ausgang des Kriegs und Friedensschlüsse. Als die Nikols-
burger Waffenruhe zum Abschluß kam, hatte sich das achte Bundesarmeecorps von Die-
burg, dem Hauptquartier des Prinzen Alexander, durch den Odenwald an die Tauber
gezogen und dort eine Stellung genommen, wo es mit der bayerischen Armee bei Würz-
burg Verbindungen unterhalten konnte. Man hatte gehofft, der Waffenstillstand würde
auch auf die Bundesstaaten Oesterreichs ausgedehnt werden, aber an den Bewegungen
Manteuffels, in dessen Hände seit Falckensteins Abberufung der Oberbefehl gelegt war,
konnte man bald wahrnehmen, daß die kaiserliche Regierung nur für Oesterreich gehandelt
und daß es nun jedem einzelnen überlassen sei, für sich selbst zu sorgen. Unter den gege-
benen Umständen war die Fortführung des Krieges ein grausames Spiel. Hatten schon
vorher die Bundestruppen keine Lorbeeren geerntet, wie sollten sie jetzt, da die Mainarmee
durch Mecklenburger, Oldenburger und andere nördliche Verbündete verstärkt worden

war und die Siege in Böhmen die ganze Armee mit Stolz und Zuversicht erfüllten und zur Nacheiferung anfeuerten, auf Erfolge rechnen? Bereits war auch in Baden und Bayern ein Umschlag in der Volksstimmung bemerkbar, zum großen Verdruß der Gegenpartei, welche denselben als „Götzendienst des Erfolges" bezeichnete; nur in Würtemberg, wo sich von Anfang an die preußenfeindliche Gesinnung in der lautesten Weise kund gegeben, wo die Sympathien für Oesterreich gleichsam als Erbtheil des ganzen Stammes bei der Regierung wie bei den Ständen, von den Hofkreisen bis in die unteren Schichten der Bevölkerung hervorgetreten waren, wo die Opposition nur unter dem Schleier der Anonymität sich schüchtern an die Oeffentlichkeit wagte und die großdeutsche demokratische Presse ihren Hauptsitz aufgeschlagen, schien mit den Siegen der Gegner die Verbissenheit und der Grimm zu wachsen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Gang des Krieges am Main und an der Tauber im Einzelnen zu verfolgen; eines Krieges, der von Seiten der Bundestruppen keinen andern Zweck mehr haben konnte, als die Waffenehre zu retten. Man hatte sich zu weit eingelassen, hatte zu große Rüstungen gemacht, hatte zu laut die Kriegstrompete ertönen lassen, als daß man es jetzt mit der militärischen Ehre hätte vereinbar finden sollen, sich ohne Kampf zurückzuziehen und damit das demüthige Selbstbekenntniß abzulegen, daß man von vornherein sich für überwunden erkläre. Die Erbitterung und Kampflust der Soldaten war so stark und öffentlich hervorgetreten, daß eine „Bluttaufe" Vielen durchaus nöthig schien. So hatte denn der Krieg im Main- und Taubergebiet seinen Fortgang, als die Waffen zwischen Oesterreich und Preußen in Böhmen und Mähren bereits ruhten; und der Ruhm, den die Mainarmee unter Falckenstein erworben, sollte unter Manteuffel durch neue Erfolge gegen die seit ihrer Vereinigung an Zahl und Stärke weit überlegenen Bundestruppen gemehrt werden. Es ist von
23. 24. Juli 1866. allen Seiten anerkannt, daß die badische Division unter Prinz Wilhelm bei Hundheim und Werbach durch ihre tapfere Haltung und ihre Geschicklichkeit im Artilleriegefecht sich rühmlich hervorgethan, daß die Würtemberger unter ihrem als Kriegslehrer
24. Juli. berühmten Anführer General v. Hardegg bei Tauberbischofsheim ihren alten Kriegsmuth trefflich bewährten; daß die Bayern bald allein, bald mit andern vereinigt
25. 26. Juli. bei Gerchsheim und Helmstedt, bei Uettingen und Roßbrunn mit Ehren im Kampf bestanden; und dennoch war das Resultat aller dieser Einzelgefechte, wobei die Bundestruppen in meistens gut gewählten Positionen vorzugsweise ihre überlegene Artil-
27. Juli. lerie wirken ließen, schließlich der Rückzug der gesammten „Reichsarmee" hinter den Main und die Besitznahme der Stadt Würzburg mit Ausnahme der Feste Marienberg
28. Juli. durch die Preußen. In Würzburg wurde zunächst eine Waffenruhe zwischen Manteuffel und Prinz Karl geschlossen und als Einleitung zu Friedensunterhandlungen benutzt. Diese führten, nachdem noch das zweite Reservecorps unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg in Bayreuth eingezogen und nach dem siegreichen Gefechte bei Seybottenreuth nach Nürnberg vorgedrungen war, zur Beendigung des Krieges im Main-
29. Juli. 30. Juli u. 2. Aug. gebiet. Nach den Waffenstillstandsverträgen mit Baden, Bayern und Würtemberg, welche einige Wochen später in Friedensschlüsse verwandelt wurden, löste sich das achte Armeecorps allmählich auf, nachdem es aufs Neue den Beweis geliefert, „wie wenig an und für sich tüchtige, aber nur locker an einander gereihte Bundestruppen zu leisten im Stande sind, wenn sie sich einem entschlossenen und gewandten Gegner und einer einheit-
13. 17. 22. Aug. lichen Führung gegenüber befinden." In den Friedensschlüssen, die Würtemberg, Baden und Bayern mit Preußen in Berlin eingingen, traten diese Staaten den zwischen Preußen und Oesterreich vereinbarten Friedensgrundlagen von Nikolsburg bei und erkannten mithin sowohl die Errichtung des norddeutschen Bundes als die Territorialveränderungen an, welche Preußen vornehmen würde. Der Zollverein sollte mit sechsmonatlichem Kündigungsrecht fortbestehen und die Schifffahrtsabgaben auf dem Rhein und Main aufgehoben werden. Als Kriegskostenentschädigung mußte Würtemberg acht, Baden sechs, Bayern dreißig Millionen Gulden entrichten, dafür blieben die beiden ersten ganz, Bayern bis auf zwei kleine Districte zur Grenzregulirung von Gebietsabtretungen verschont. Ein Schutz- und Trutzbündniß zu gemeinsamer Action im Falle eines auswärtigen Krieges blieb vorerst Staatsgeheimniß. Würtemberg kam am günstigsten weg. Preußen hatte ihm weder die scharf zu Tage getretene Animosität nachgetragen, noch

angerechnet, daß die Stuttgarter Regierung im Namen der Bundesversammlung die Hohenzollern'schen Fürstenthümer besetzt und einige Zeit in Verwaltung genommen, bis die Ereignisse die freiwillige Räumung rathsam machten. Am längsten verzögerte sich der Friede mit Hessen-Darmstadt und mit Sachsen, welche beiden Länder von ihren Fürsten verlassen, von den Preußen besetzt waren. Nur ungern willigte der in Wien weilende Großherzog in die Friedensbedingungen, kraft deren er Hessen-Homburg mit Meisenheim und ein Stück Land zur bessern Verbindung der Enclave Wetzlar abtreten und zugeben mußte, daß die Provinz Oberhessen dem norddeutschen Bunde beigefügt und die bisherige Bundesfestung Mainz ausschließlich von preußischen Truppen besetzt wurde. Noch länger hatte das Königreich Sachsen die schwere Last der preußischen Occupation zu ertragen, weil es König Johann nicht über sich gewinnen konnte, von seiner Souveränetät einen Theil aufzugeben. Erst als Herr v. Beust, dessen preußenfeindliche Gesinnung den Abschluß des Friedens zu erschweren schien, in Gnaden seines hohen Amtes enthoben worden (wofür ihn aber bald nachher der Kaiser von Oesterreich zum Minister des Auswärtigen an Mensdorff's Stelle und in der Folge zum „Reichskanzler" ernannte), wurde auch zwischen Preußen und Sachsen „Frieden und Freundschaft auf ewige Zeiten" geschlossen. Der König willigte ein, daß in Dresden und auf dem Königstein neben der sächsischen Besatzung eine preußische eingelegt werde, zahlte eine Kriegskostenentschädigung von zehn Millionen Thaler und erklärte sich bereit, dem norddeutschen Bunde beizutreten und die damit verbundene Militärorganisation anzuerkennen. Mit diesem Friedensschluß waren alle Hindernisse beseitigt, die der Constituirung des norddeutschen Bundes noch im Wege gestanden, da auch die Regentin Caroline in Reuß älterer Linie endlich sich in die Nothwendigkeit gefügt und der Herzog von Sachsen-Meiningen, der sich nicht zur Anerkennung der neuen Zustände entschließen konnte, durch die freiwillige Uebertragung der Regierung an seinen Sohn Georg eine Ausgleichung möglich gemacht hatte. Alle übrigen norddeutschen Regierungen hatten sich gleich anfangs zur Annahme der preußischen Bundesreform bereit gezeigt. In Betreff der südlich der Mainlinie gelegenen deutschen Staaten erklärte sich Oesterreich in Nikolsburg einverstanden, „daß dieselben in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt" und im Prager Frieden wurde auf besondere Anregung Frankreichs diesem Verein der süddeutschen Staaten „eine internationale unabhängige Existenz" zugesichert. Am Ende des Jahres trat in München Freiherr v. d. Pfordten aus dem Ministerium; an seine Stelle berief der junge König Ludwig II. den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, welcher eine Allianz mit Preußen und im Falle eines Kriegs dessen militärische Oberleitung, jedoch mit ausdrücklicher Wahrung der bayerischen Souveränetätsrechte und der Unabhängigkeit des Landes, als sein Programm aufstellte. Daß übrigens die Idee eines süddeutschen Bundes, wie sie der französischen Politik vorschwebte, nicht in Erfüllung gehen, daß Süddeutschland nur ein „geographischer Begriff" bleiben würde, trat schon in der Stuttgarter Militär-Conferenz hervor, zu welcher Fürst Hohenlohe die Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges der vier Staaten eingeladen hatte. Nicht einmal in der Heeresorganisation und Bewaffnung konnte eine Einigung erzielt werden.

26. Juni. — 3. Sept. — 21. Oct. — 20. Sept. 1866. — 5. Febr. 1867.

§. 1206. **Venetien mit dem Königreich Italien vereinigt.** Mittlerweile hatte auch in Italien der Krieg seinen Fortgang gehabt. Die Cession Venetiens an den Kaiser von Frankreich brachte den Oesterreichern nicht einmal den Vortheil, daß sie ihre Streitkräfte ungefährdet aus einem Lande ziehen konnten, das ihnen nicht mehr gehörte. Denn Napoleon betrachtete die Abtretung als unvollkommen, so lange nicht Franz Joseph auf die als Gegenbedingung gestellten Friedensvermittelungen eingegangen wäre, und gebot daher den Kriegsoperationen der Italiener keinen Einhalt. So trat denn das eigenthümliche Schauspiel ein, daß die Oesterreicher das siegreich vertheidigte Land als ein ihnen nicht mehr gehöriges räumten und sich nur auf Sicherung und Bewachung der Festungen beschränkten, die Italiener dagegen bei dem Vorsatze beharrten, das Land, das ihnen von selbst zufallen mußte, mit Waffengewalt zu erobern. Unter solchen Umständen war der Eroberungskrieg mit geringen Gefahren verknüpft. Als Cialdini, dem jetzt die Führung des Offensivkrieges übertragen war, indeß Lamarmora die

Festungen beobachten und in Schach halten sollte, den Uebergang über den Po bewerkstelligte, stieß er nirgends auf Hindernisse. Die österreichischen Truppen zogen sich fast überall ohne Kampf zurück; sie suchten nur durch Zerstörung aller Communicationsmittel
10. Juli 1866. den Marsch des Feindes aufzuhalten. Selbst die starke Festung Rovigo an der unteren Etsch gaben sie auf. Als sich der Feind näherte, sprengten sie die Mauern und Wälle in die Luft, so daß Cialdini den Fluß ohne Schwierigkeit überschreiten und seine Armee bis zur Brenta führen konnte. Mitte Juli stand die Hauptarmee der Italiener im Herzen Venetiens, in Padua und Vicenza; und als auch das feste Borgoforte am Po
17. Juli. vom General Nunziante erobert und die Besatzung zum Abzug nach Mantua gezwungen ward, war alles Land zwischen der Lagunenstadt und dem Festungsviereck in den Händen der Italiener. Die Oesterreicher zogen sich ohne Gegenwehr über den Tagliamento zum Isonzo; Cialdini drang mit dem Centrum seiner Armee nach Treviso vor, indeß sein rechter Flügel unter Cugia seinen Marsch nach Mestre nahm, um Venedigs Lagunen von der Landseite her einzuschließen, und General Medici mit dem linken auf Bassano losrückte, um Garibaldi bei der Eroberung Südtirols zu unterstützen. Denn die Italiener wollten sich schon nicht mehr mit Venetien begnügen, ihre Begierde reichte weiter; alles Land, wo italienisch gesprochen ward, sollte mit dem Königreich vereinigt werden. Vergebens ließ der französische Kaiser durch seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, Victor Emanuels Schwiegersohn, den König zur Mäßigung ermahnen; die Volksstimme trieb die Regierung zu weiteren Forderungen und verhinderte den Beitritt zu dem Waffenstillstand von Nikolsburg. Und doch entsprachen die Erfolge der Unternehmungen Garibaldi's so wenig den Erwartungen, die der glorreiche Name des Führers erregt hatte. Der Nationalheld, der einst im Triumphzug von Palermo nach Neapel gezogen und ein Königreich im Fluge erobert hatte, blieb auf den kleinen Krieg im Westen des Gardasee's beschränkt und vermochte trotz aller Anstrengungen und Begeisterung seiner Freischaaren nur einige Meilen in dem Gebirgsthale Judicarien vorzudringen und sich einiger Seitenthäler und Forts zu bemächtigen. Wie sehr auch die Freiwilligen von Vaterlandsliebe und Kampfslust erfüllt sein mochten, jung, unerfahren, dürftig bewaffnet und bekleidet und ohne kriegsgeübte Offiziere, waren sie den Tiroler Schützen, die ihre alte Treue und Anhänglichkeit für das Kaiserhaus auch in diesen Tagen der Bedrängniß bewährten und zur Landesvertheidigung auszogen, nicht gewachsen. So beschränkte sich der Krieg auf einzelne kühne Thaten und Gefechte, die von persönlicher Tapferkeit und heroischem Muthe ein rühmliches Zeugniß gaben, für den Ausgang des großen Kampfes aber ohne Bedeutung blieben. Erfolgreicher war das Vorgehen Medici's, der von Bassano aus über das
22. Juli 1866. Gebirge zog und nach einem siegreichen Gefechte über die Oesterreicher bei Levico sich der Stadt Trient auf wenige Meilen näherte. Hätte er nach dieser Richtung seine militärischen Operationen fortgesetzt und den Freiwilligen in Judicarien die Hand gereicht, so wäre Südtirol mit dem Etschthale wohl von den Italienern erobert und die Verbindung Wiens mit den Festungen unterbrochen worden. Aber bereits war an einem andern Orte eine neue Niederlage erfolgt, nicht minder empfindlich als der Schlag bei Custozza, und nun fand der Waffenstillstand keine Hindernisse mehr. Dieser neue Unfall war die
20. Juli. unglückliche Seeschlacht bei Lissa. Von dem Marineminister dringend aufgefordert und von der ungeduldigen Volksstimme gedrängt, segelte Admiral Persano mit der italienischen Flotte, aus 10 Panzerfregatten und 13 Holzschiffen bestehend, aus dem Hafen von Ancona, wo er schon mehrere Wochen unthätig verweilt hatte, vielleicht weil er zu einem Seekampf noch nicht hinreichend ausgerüstet zu sein glaubte. Er hatte die Absicht, die vor der Küste von Dalmatien gelegene Insel Lissa, welche die Oesterreicher durch Strandbatterien und Forts stark befestigt hatten, zu erobern und zum Stützpunkte für weitere Unternehmungen zu machen. Aber seine beabsichtigte Landung scheiterte an der Tapferkeit und Tüchtigkeit der österreichischen Küsten-Artillerie. Zwei Tage lang versuchte er durch ein heftiges Bombardement das feindliche Geschütz zum Schweigen zu bringen, und als er eben im Begriff stand, die Landungstruppen auszuschiffen, kam die österreichische Flotte unter dem muthigen und geschickten Vice-Admiral Tegetthoff zum Entsatz herbei. An Gesammtzahl der italienischen gleich, übertraf sie dieselbe durch die überlegene Stärke ihrer Panzerschiffe und ihrer Schiffs-Artillerie. Nach einem vie-

stündigen heftigen Seekampf, wie man in den europäischen Gewässern seit langer Zeit
nichts Aehnliches erblickt, sah sich Persano, nachdem sein größtes Panzerschiff „König von
Italien" von dem gepanzerten österreichischen Widderschiff „Erzherzog Max" in den
Grund gebohrt und ein gepanzertes Kanonenboot in Brand geschossen worden, zum Rückzug
in den Hafen von Ancona genöthigt. Das österreichische ungepanzerte Linienschiff „der
Kaiser" hatte durch seine Geschützmasse den Angriff mehrerer feindlichen Panzerschiffe
siegreich abgewehrt. Wie Benedek in Oesterreich wurde Persano in Italien von dem
Unwillen des Volkes betroffen und in der Folge einer gerichtlichen Untersuchung unter-
worfen. So hatte denn der italienische Krieg mit einer Niederlage begonnen und mit
einer Niederlage geendigt. Dennoch legte das Glück dem Königreich die schönsten Gaben
in den Schooß. Wenige Tage nach der Schlacht bei Lissa wurde auch in Italien der
Waffenstillstand verkündigt, nachdem Victor Emanuel zu den von Preußen und Frank- 25. Juli.
reich aufgestellten Grundbedingungen seine Zustimmung gegeben, und da Napoleon erklärt
hatte, daß er die Cession Venetiens nur in der Absicht angenommen, das Land nach er-
folgtem Frieden an Italien abzutreten, vorausgesetzt, daß die Bevölkerung damit einver-
standen sei, so stand die Vereinigung der ganzen apenninischen Halbinsel innerhalb ihrer
natürlichen Grenzen in sicherer Aussicht. Aber weit entfernt, daß die erlittenen Unfälle
die Italiener zur Bescheidenheit und Mäßigung geführt hätten, erhoben sie auch noch
Ansprüche auf Südtirol und Friaul, weil diese Länder zur Zeit des Waffenstillstandes
in ihrem Besitz gewesen, und markteten über den zu übernehmenden Antheil an der venetia-
nischen Staatsschuld. Erst als Oesterreich durch neue Truppensendungen nach dem Isonzo
und nach Villach die ernstliche Absicht kund gab, die Grenzstriche selbst mit Waffengewalt
zu vertheidigen, und Preußen erklärte, daß es nur für den Erwerb von Venetien, nicht
aber für Südtirol eintreten werde, gelang es dem Kaiser Napoleon, den König Victor
Emanuel zu bestimmen, auf Oesterreichs Bedingungen einzugehen. Die Truppen wurden
aus dem Trientinischen zurückgezogen und der Waffenstillstand zum Abschluß gebracht, 12. August 1866.
dem dann der Wiener Friede und die Anerkennung des Königreichs von Seiten Oester- 8. Oct.
reichs folgte. Darauf wurde eine Volksabstimmung angeordnet, um zu erfahren, ob die
Venetianer die Einverleibung wünschten. Diesmal bedurfte es keiner äußeren Einwir-
kung, um ein günstiges Resultat zu erzielen. Als die ganze Bevölkerung wie Ein Mann
ihren Willen ausgesprochen, mit dem Königreich Italien vereinigt zu werden, und da-
durch dem italienischen Nationalgefühl die Genugthuung geworden, daß diese Vereinigung
nicht durch einen bloßen Act des Wohlwollens Napoleons, sondern durch die freie Selbst-
bestimmung des Volkes vor sich gegangen, hielt Victor Emanuel seinen Einzug in Venedig.
Mit dem feierlichen Huldigungsacte auf dem prachtvollen Markusplatze der wundervoll
geschmückten Wasserstadt der Paläste schloß der zweite Theil des italienischen Einigungs-
werkes, eine Handlung, die durch den äußeren Glanz wie durch die Begeisterung und
gehobene Seelenstimmung des Volkes dem ganzen wunderbaren Ereigniß Charakter
und Siegel aufdrückte. Im letzten Monat dieses thatenreichen Jahres verließen auch
in Folge des Septembervertrags vom Jahre 1864 die französischen Besatzungstruppen
die Stadt Rom, die sie siebzehn Jahre in Besitz gehabt, dem Papste anheimgebend, seine
weltliche Herrschaft mit eigenen Miethtruppen zu behaupten. Nun war, wie König
Victor Emanuel bei Eröffnung des italienischen Landtags rühmend hervorheben konnte, 18. Dec.
die schöne Halbinsel seit Jahrhunderten zum erstenmal ohne fremde Truppen. Die Re-
gierung von Florenz begnügte sich vorerst mit diesen Erfolgen und suchte, wiewohl
vergebens, die päpstliche Regierung durch Unterhandlungen zu einem friedlichen Zu-
sammenleben auf Grund der bestehenden Verhältnisse zu bewegen; aber die nationale
Partei, Garibaldi an der Spitze, trachtete auch nach dem Besitze des Kirchenstaats:
Rom mit seinem Capitolium sollte die Hauptstadt des geeinigten Italiens werden.
Um diese „Romantik" zu verwirklichen, wagte im Spätherbst 1867 die national-liberale
Partei unter Garibaldi's Leitung einen neuen Einfall in die Besitzungen des Papstes.
Aber das Unternehmen scheiterte. Eine französische Hülfsarmee unter General de Failly,
mit den neuen Chassepotgewehren bewaffnet, vereinigte sich mit den päpstlichen Truppen
unter dem deutschen General Kanzler und brachte den schlecht gerüsteten Freischaaren bei
Mentana eine Niederlage bei. Die Angreifer wurden theils getödtet, theils zersprengt 3. Nov. 1867.

oder in Gefangenschaft geführt, Garibaldi selbst nach kurzer Haft im Fort Varignano auf der Insel Palmaria wieder nach seinem Asyl auf Caprera zurückgebracht, „nicht wie bei Aspromonte an der Ferse, aber tief im Herzen verwundet". „Das Chassepot hat Wunder gethan", meldete der französische General frohlockend nach Paris. Das unüberlegte Unternehmen aber hatte zur Folge, daß der Kirchenstaat aufs Neue mehrere Jahre hindurch von einer französischen Besatzungsmannschaft in der Hafenstadt Civita vecchia beschützt und behütet ward, bis die Zeit erfüllet war, da auch die ewige Stadt dem Königreich Italien zufallen sollte.

§. 1207. König und Nation in Preußen. Auch im Norden der Alpen schloß das denkwürdige Kriegsjahr mit einem Siegesfest, mit dem feierlichen Einzug des preußischen Heeres in Berlin am 20. und 21. September. Aber auf dieses Fest schaute nicht, wie in Italien, die gesammte Nation mit ungetheilter Freude und gehobener Stimmung. Wenn in Preußen selbst die Siegestrophäen und der Gedanke an die ruhmreiche Zukunft des Vaterlandes die schweren Opfer und Verluste, die der unerbittliche Krieg auferlegt, verschmerzen ließen, so gab es dagegen in andern deutschen Ländern gar Manche, welche die Ereignisse betrauerten und in der entschwundenen Vergangenheit das verlorene Paradies erblickten. — Bald nach Abschluß des Nikolsburger Waffenstillstandes war König
4. August 1866. Wilhelm vom Kriegsschauplatz in die freudig bewegte Hauptstadt geeilt, um am folgenden
5. August. Tage den Landtag zu eröffnen, der aus den während des Krieges vorgenommenen neuen Wahlen hervorgegangen war. Die meisten der alten Parteiführer und gefeierten Kammerredner waren wieder erschienen, aber mit den Verhältnissen hatten sich auch bei Manchen die Anschauungen geändert, und viele frische Leute waren hinzugetreten. Die alte Oppositionsstellung konnte daher nicht länger aufrecht erhalten werden, die klaffende Spalte mußte sich schließen, damit auf dem geebneten festen Boden der neue Staatsbau aufgeführt werden könne, der nun durch das siegreiche Preußen ins Leben treten sollte. Mit der größten Spannung sah man daher der königlichen Eröffnungsrede entgegen, und manches Herz wurde erleichtert, als die Regierung selbst die Hand zur Versöhnung bot, den Weg der Ausgleichung des langen Conflictes betrat. Nachdem König Wilhelm der Gnade Gottes gedankt, „welche Preußen geholfen hat, unter schweren, aber erfolgreichen Opfern nicht nur die Gefahren feindlicher Angriffe von den Grenzen abzuwenden, sondern in raschem Siegeslauf des vaterländischen Heeres dem vererbten Ruhme neue Lorbeeren hinzuzufügen und der nationalen Entwickelung Deutschands die Bahn zu ebnen", und der tapferen Krieger gedacht, die siegesfroh den Heldentod gestorben, sagte er, „daß Regierung und Volksvertretung in einträchtigem Zusammenwirken die Früchte zur Reife zu bringen hätten, die aus der blutigen Saat, solle sie nicht umsonst zerstreut sein, erwachsen müßten", und sprach dann das Vertrauen aus, „daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die unerläßliche Verständigung in so weit zu erzielen, daß der Regierung in Bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung die Indemnität, um welche die Landesvertretung angegangen werden soll, bereitwilligst ertheilt und damit der bisherige Conflict für alle Zeit um so sicherer zum Abschluß gebracht werden wird, als erwartet werden darf, daß die politische Lage des Vaterlandes eine Erweiterung der Grenzen des Staates und die Einrichtung eines einheitlichen Bundesheeres unter Preußens Führung gestatten werde, dessen Lasten von allen Genossen des Bundes gleichmäßig getragen werden". Mit dieser Rede, die im ganzen Lande einen freudigen Nachklang fand, war der Weg bezeichnet, auf welchem das Abgeordnetenhaus, sollte es der Ausdruck der Volksstimmung sein, mit der Regierung zusammengehen konnte, der Weg der inneren Verständigung und der Machtvergrößerung nach Außen. War es schon seit einiger Zeit zu Tage getreten, daß Graf Bismarck mit der reactionären aristokratischen Partei, die im Herrenhause ihren Mittelpunkt und in der „Kreuzzeitung" ihr Organ hatte, nicht mehr Hand in Hand gehe, daß mit den höheren Zielen der Regierung auch seine Politik gewachsen, auch sein staatsmännischer Horizont sich erweitert habe; so wurde diese Ansicht nun zur Gewißheit, als es galt, Preußen in die neuen durch den Sieg erworbenen Verhältnisse einzuführen. Mit den Anschauungen, Principien und engen Gesichtskreisen der Feudalen konnte Preußen seiner neuen Machtstellung nicht genügen; es mußte zuerst im eigenen Lande den Rechts- und Verfassungsstaat herstellen, wenn ihm auf die Dauer die

Führerschaft in Deutschland gesichert sein sollte. Das Abgeordnetenhaus begriff in seiner Mehrheit die Bedeutung der nachgesuchten Indemnität; es war ein Geständniß, daß man in eine verfassungsmäßige Ordnung einzulenken gedenke, daß man das budgetlose Regiment, zu dem man durch die Noth der Umstände gedrängt worden, als einen nicht zu Recht bestehenden Zustand anerkenne und ihn der Vergessenheit und Vergangenheit überweise, daß man nicht zu dem überwundenen Standpunkt eines militärischen Absolutismus zurückkehren, sondern mit Aufrichtigkeit und freiem Willen in den modernen Rechtsstaat eintreten wolle. Mochten auch einzelne Männer in starrer Consequenz bei der Ansicht beharren, daß man diesem Ministerium in keinem Falle Geld bewilligen dürfe, so gab sich doch bald in der Bildung der Parteien und in dem Gange der Verhandlungen die Absicht der Majorität kund, auf die dargebotene Handreichung einzugehen. Als der bisherige würdige Präsident Grabow vernahm, daß ein Wechsel im Präsidium als ein Symptom einer versöhnlichen Gesinnung des Hauses bei Hofe angesehen werden würde, lehnte er die Wiederwahl ab, worauf v. Forckenbeck zum Präsidenten gewählt ward. In der Antworts-Adresse kam man nach langen erregten Verhandlungen zu einer vermittelnden 23. August 1866.
Form, der die große Mehrheit beitrat, worauf im September das Indemnitätsgesetz und nach einigem Sträuben auch der von dem Finanzminister v. d. Heydt geforderte Credit von 60 Millionen Thaler bewilligt ward. Damit war der schwerste Stein weggewälzt, so daß über sämmtliche Budgetsätze eine bald mühsamer, bald leichter errungene Uebereinstimmung erzielt und somit zum erstenmal wieder ein gesetzlich geordneter Staatshaushalt geschaffen ward. — Noch geringeren Widerspruch setzte das Abgeordnetenhaus den Vorlagen der Regierung über die Machtvergrößerung des Staats und die deutsche Bundesreform entgegen. Am 17. August legte die Staatsregierung dem Landtage die königliche 17. August 1866.
Botschaft über die Vereinigung des Königreichs Hannover, des Kurfürstenthums Hessen, des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt mit Preußen vor, und schon am 7. September wurde der Gesetzentwurf über die Einverleibung der genannten 7. Sept.
Staaten mit 273 Stimmen gegen 14 im Abgeordnetenhaus und einige Tage nachher auch vom Herrenhause mit großer Mehrheit angenommen. Einige Zeit nachher erfolgte auch die Annexion der Herzogthümer Holstein und Schleswig. Am 20. September, an 20. Sept.
demselben Tage, da das siegreiche Heer unter seinem königlichen Oberfeldherrn durch eine prachtvolle kunstgeschmückte Via triumphalis seinen feierlichen Einzug in Berlin hielt, wurde durch ein Gesetz die Vereinigung der neuen Landestheile mit der preußischen Monarchie ausgesprochen und zugleich verkündet, daß mit dem 1. October 1867 die preußische Verfassung darin in Kraft trete. Ein königlicher Amnestie-Erlaß für alle wegen Preß- und politischer Vergehen unter Strafe gestellten Personen bildete den Schluß dieser denkwürdigen Tage. Daß trotz dieses Erlasses einige Zeit nachher die Anklage Twestens aufs Neue angeregt und die Preßpolizei verschärft wurde, war wohl nicht im Sinne des Ministerpräsidenten, welcher damals bereits zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit in der Provinz Pommern einen stillen Aufenthaltsort aufgesucht hatte. Während dieser Vorgänge wurde Europa in neue Aufregung versetzt. Am 7. August war Napoleon unerwartet aus dem Bade Vichy nach St. Cloud zurückgekehrt, und am 10. desselben 10. August.
Monats wurden die Friedenshoffnungen durch die Nachricht erschüttert, „in Anbetracht der ansehnlichen Vergrößerung Preußens habe Frankreich mit dem Berliner Cabinet Vorbesprechungen bezüglich der Rheingrenze eröffnet; doch habe Preußen bis dahin nicht geglaubt, die französischen Vorschläge entgegennehmen zu können". Daß man in Frankreich mit Neid und Eifersucht auf die Erfolge der preußischen Waffen blickte und es ungern vermerkte, wie man in England und anderwärts die militärische Kraft und Größe des preußischen Volkes rühmte und bewunderte und eine Erhebung und Neugestaltung Deutschlands in Aussicht stellte, war deutlich zu erkennen; der französische Volksgeist der alten Schule (Chauvinismus) forderte „Garantien" für die künftige Sicherheit des Reiches. Auch in Regierungskreisen mochte man an „Compensationen" wie im italienischen Krieg als Preis der Mäßigung und Vermittelung gedacht haben. Es trat später zu Tage, daß schon im August an den Minister Bismarck die bestimmte Forderung gestellt ward, Mainz an Frankreich abzulassen oder Krieg zu gewärtigen. Aber die Wahrnehmung, mit welchen Empfindungen nicht blos in Preußen, sondern in ganz Deutschland der

Gedanke an Gebietsabtretungen aufgenommen ward, wie sich der einmüthige Ruf erhob, „daß jeder Zollbreit deutschen Bodens in gemeinsamer Anstrengung mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen sei", schlug jeden Versuch einer Grenzerweiterung nieder. Es war ein neuer Beweis der besonnenen Mäßigung des Kaisers, daß er jede Besorgniß einer Einmischung in die deutschen Angelegenheiten sogleich beseitigte, den Minister des Auswärtigen, Drouyn de Lhuis, der die Kriegspolitik begünstigte, seines Amtes enthob und durch beruhigende Versicherungen die Wolken zerstreute. Die drohende Instruction des Botschafters, hieß es, sei dem Kaiser während seiner Krankheit entrissen worden. In preußenfeindlichen Kreisen hatte man ausgestreut, die Compensationsforderungen Frankreichs gründeten sich auf vorausgegangene Versprechungen Bismarcks; um in seinen Kriegsplänen gegen Oesterreich nicht gehindert zu werden, habe er dem französischen Kaiser Abtretungen auf der linken Rheinseite in Aussicht gestellt. Als diese Verdächtigungen, die schon vor Ausbruch des Krieges ausgestreut worden waren, auch jetzt wie damals in Nichts zerrannen, da schwanden die letzten Hoffnungen auf auswärtige Hülfe und in manchen Kreisen fing man an, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Hessen-Darmstadt und Sachsen schlossen die erwähnten Friedensverträge; die „depossedirten" Fürsten entbanden die Beamten und Offiziere ihrer früheren Besitzungen des Huldigungseides und ermöglichten dadurch den Eintritt in preußische Dienste; der Kurfürst von Hessen schloß mit Preußen eine Uebereinkunft, wodurch er gegen Vorbehalt bestimmter Güter und Einkünfte seinen Ansprüchen auf Kurhessen zu Gunsten Preußens entsagte. (Auch den andern depossedirten Fürsten wurden in der Folge hohe Entschädigungssummen bewilligt. Als jedoch König Georg, welcher fortwährend in Hietzing weilte, während seine Gemahlin in der Marienburg die welfischen Sympathien lebendig zu halten suchte, jede Verzichtleistung verweigerte und sogar längere Zeit eine eigene Kriegsmannschaft im Auslande unterhielt, wurde die Auszahlung der Abfindungssumme, welche ohnedies wegen ihrer enormen Höhe von 16 Millionen Thaler großen Widerspruch im preußischen Abgeordnetenhause gefunden hatte, suspendirt und auch sein übriges Vermögen, so weit man dessen habhaft werden konnte, unter Sequester gelegt, mit dem Zusatze, daß die Aufhebung der Beschlagnahme nur durch ein Gesetz, d. h. nicht ohne Zustimmung des Abgeordnetenhauses erfolgen könne.) Mit der Annahme des Reichswahlgesetzes für das zu berufende Parlament des norddeutschen Bundes und eines Dotationsgesetzes für die verdienten Staatsmänner und Heerführer (Bismarck, Roon, Moltke, Herwarth, Steinmetz, Vogel v. Falckenstein) schloß das Abgeordnetenhaus seine Thätigkeit für das bedeutungsvolle, an großartigen Ereignissen und erschütternden Wechselfällen so reiche Jahr. Als der Magistrat und die Stadtverordneten Berlins dem vom Schlachtfelde heimgekehrten König ihre Glückwünsche darbrachten, gab derselbe folgende Antwort: „Mein Heer, das Volk in Waffen, hat an Heldenmuth und Ausdauer sich den glorreichsten Thaten seiner Väter ebenbürtig gezeigt und Thaten vollbracht, die die Geschichte unauslöschlich verzeichnen wird. Die Gesittung, welche mein tapferes Heer in Feindesland zeigte, sowie die Gesinnung und Opferfreudigkeit, welche alle Klassen der Daheimgebliebenen bewiesen, sind die Frucht einer väterlichen Volkserziehung meiner großen Ahnen. Preußen mußte das Schwert ziehen, als es sich zeigte, daß es die Erhaltung seiner Selbständigkeit galt; aber auch zur Umgestaltung Deutschlands hat es sein Schwert gezogen; Ersteres ist erreicht, Letzteres möge mir unter Gottes fernerem Segen gelingen!" Diese wunderbaren Erfolge des preußischen „Volkes in Waffen" haben der Welt so gewaltig imponirt, daß alsbald in den süddeutschen Staaten und in Frankreich eine Umgestaltung des Heerwesens und der Bewaffnung auf der Basis allgemeiner Wehrpflicht ohne Stellvertretung und mehrjährigen Landwehrdienstes in Angriff genommen wurde. In Baden, Würtemberg, Bayern und Hessen war diese neue Heeresorganisation die nothwendige Folge des Schutz- und Trutzbündnisses, über welches die Regierungen dieser Länder bei den Friedensschlüssen mit Preußen sich für den Fall eines auswärtigen Krieges insgeheim geeinigt hatten. Aber alle politischen und militärischen Organisationen werden nur dann ihrem Zweck vollständig entsprechen, wenn sie, wie die königliche Rede hervorhob, auf einer „Volkserziehung" beruhen. Darum hat sich in Süddeutschland wie in Oesterreich und Frankreich neben den militärischen Reformen

und der Einführung von Hinterladungsgewehren das Hauptinteresse der Regierungen und der Völker der Verbesserung der Schulen zugewandt, die man von dem erdrückenden Einfluß der Kirche zu befreien und unter die Obhut des Staats zu stellen bemüht ist.

§. 1208. **Der norddeutsche Bund und das Jahr 1867.** Nachdem sämmtliche Regierungen nordwärts des Mains ihren Beitritt zu dem norddeutschen Bunde auf Grund der Reformvorlage vom 10. Juni erklärt hatten, wurden gegen Ende des Jahres Bevollmächtigte der einzelnen Regierungen nach Berlin eingeladen, um den von Preußen aufgestellten **Verfassungsentwurf des Norddeutschen Bundesstaates** zu berathen. Die aus diesen Berathungen hervorgegangene Verfassungsurkunde wurde dann dem **Reichstag** vorgelegt, der, aus unmittelbaren Volkswahlen hervorgegangen, unter dem Vorsitz des Abgeordneten **Simson**, des ehemaligen Präsidenten des Frankfurter Parlaments, in Berlin tagte, und von diesem nach längeren eingehenden Verhandlungen mit verschiedenen wesentlichen Abänderungen im Sinne parlamentarischer und politischer Freiheit und Rechte angenommen. Man hatte aus der Vergangenheit die Lehre gezogen, daß man an den neuen Staatsbau nicht den Maßstab idealer Systeme und politischer Theorien legen dürfe, sondern daß man ihn auf den gegebenen Fundamenten aufrichten müsse; man erkannte die Wahrheit der Thronrede: „Nur von uns, von unserer Einigkeit, von unserer Vaterlandsliebe hängt es in diesem Augenblicke ab, dem **gesammten Deutschland** die Bürgschaften einer Zukunft zu sichern, in welcher es, frei von der Gefahr, wieder in Zerrissenheit und Ohnmacht zu verfallen, nach eigener Selbstbestimmung seine verfassungsmäßige Wiederherstellung und seine Wohlfahrt zu pflegen und in dem Rathe der Völker seinen friedliebenden Beruf zu erfüllen vermag.“ Darum kam das Verfassungswerk zu Stande, wenn gleich Manche sich nicht mit einem Staatsgrundgesetz befreunden konnten, welches dem System des Constitutionalismus in vielen wichtigen Punkten so wenig zu entsprechen schien. Nach dieser neuen Bundesverfassung bildeten sämmtliche Staaten nordwärts des Mains ein Bundesgebiet mit gemeinsamen Bundesgesetzen, gemeinsamem Staatsbürgerrecht, gemeinsamem Militärwesen nach der Heerordnung und unter der obersten Führung Preußens, gemeinsamen Verkehrsanstalten nebst freiem Niederlassungsrecht aller Bundesangehörigen, gemeinsamem Postwesen u. A. mehr. Zur Leitung der Bundesangelegenheiten ist ein von sämmtlichen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Größe und Bevölkerung beschickter **Bundesrath** bestellt, in welchem ein von Preußen ernannter und dem Reichstag verantwortlicher **Bundeskanzler** den Vorsitz führt, und der in Verbindung mit dem **Reichstag** die Bundesgesetzgebung und den Bundeshaushalt aufstellt und überwacht. Die Abgeordneten zu diesem Reichstag sollen in directen Volkswahlen gewählt werden und keine Tagegebühren (Diäten) beziehen, aber in ihrer parlamentarischen Thätigkeit die volle Redefreiheit genießen. Das norddeutsche Bundesheer, auf Grund allgemeiner Wehrpflicht organisirt, ist dem Oberbefehl des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn und den preußischen Militärgesetzen unterstellt. Zur Bestreitung des Aufwandes hat jede Bundesregierung so viel mal 225 Thaler in die Bundeskasse zu entrichten, als die von ihr zu stellende Kopfzahl der Friedensstärke des Bundesheeres beträgt. Streitigkeiten unter Bundesstaaten unterliegen in letzter Instanz der Entscheidung des Oberappellationsgerichts in Lübeck als höchsten Bundesgerichts. Das Verhältniß zu den süddeutschen Staaten, Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, soll durch besondere Verträge geregelt werden. Als der Reichstag in seiner letzten Sitzung den von ihm vielfach verbesserten Verfassungsentwurf mit 230 gegen 53 Stimmen angenommen hatte, konnte die Thronrede beim feierlichen Schluß mit Recht hervorheben: „Wir Alle, die wir zum Zustandekommen des nationalen Werkes mitgewirkt, die verbündeten Regierungen eben so, wie die Volksvertretung, haben bereitwillig Opfer unserer Ansichten, unserer Wünsche gebracht; wir durften es in der Ueberzeugung thun, daß diese für Deutschland gebracht sind und daß unsere Einigung derselben werth war.“ Dieses Resultat hatte man vorzugsweise dem zugleich imponirenden und versöhnlichen Auftreten des Grafen Bismarck zu danken, welcher die ganze Kraft seiner Persönlichkeit und seiner Beredtsamkeit einsetzte, „um die Träume des schlafenden Barbarossa zu verwirklichen und den deutschen Namen wieder in Achtung zu bringen“, ein Auftreten, das ihm gerechte

15. Dec. 1866.

Vom 24. Febr. bis 17. April 1867.

16. April 1867.

17. April.

Anerkennung eintrug, auch bei Solchen, die früher feindliche Gesinnung gegen ihn hegten. — Während die Verhandlungen über die Vereinbarung der Bundesverfassung in Berlin noch in vollem Gang waren, wurde die Welt von neuer Kriegsfurcht befallen, als die Kunde erscholl, der König von Holland, zugleich Großherzog des ehemaligen Bundesstaates **Luxemburg**, der in das norddeutsche Bundesgebiet nicht eingeschlossen war, stehe im Begriff, die von einer preußischen Garnison besetzte Festung durch eine Privatübereinkunft um eine Geldsumme an den Kaiser von Frankreich abzutreten. Napoleon erkannte, daß die Dinge in Deutschland eben so wenig sich innerhalb der von ihm gewünschten Grenzen halten würden, wie einst in Italien, daß die Nikolsburger Bestimmungen den naturgemäßen Entwickelungsgang eben so wenig zu hemmen vermöchten, wie einst die Beschlüsse von Villafranca. Und wenn er auch, mit Berufung auf einen Ausspruch seines Oheims auf St. Helena, in einer Eröffnungsrede versicherte, daß das Gleichgewicht Europa's nur in der Zusammenschließung und Conföderation der großen Völker möglich sei, und somit andeutete, daß er das Einigungswerk der deutschen Nation nicht zu hindern gedenke, so glaubte er doch den „patriotischen Beklemmungen" der Franzosen und dem Kriegsruf der „Chauvinisten" in der Presse und auf der Rednerbühne einige Rechnung tragen zu müssen, zumal da die Veröffentlichung des sieben Monate geheim gehaltenen Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Preußen und den Südstaaten, wodurch die Leitung der gesammten deutschen Heeresmacht im Falle eines auswärtigen Krieges in die Hände des preußischen Königs gelegt war, das französische Nationalgefühl empfindlich berührt hatte. — Die Nachricht von dem Luxemburger Handel regte die Gemüther in Deutschland mächtig auf. Auch hier fehlte es nicht an Stimmen, welche laut auf einen Krieg drangen, der ja doch unvermeidlich sei, ein Ruf, in den auch die Gegner der preußischen Politik schadenfroh oder hoffnungsvoll einstimmten. In Holland wurden schon Werbungen für eine hannover'sche Legion vorgenommen.
1. April 1867. Selbst in den höchsten Kreisen hatte die Kriegspartei ihre Vertreter. Die Börse gerieth in die „äußerste Panik". Im Reichstag richtete der Abgeordnete v. Bennigsen eine Interpellation an den Ministerpräsidenten, worin er die Zugehörigkeit des Großherzogthums zu dem übrigen Deutschland und das preußische Besatzungsrecht der Festung betonte. Aber auch diese Wolken wurden durch die Mäßigung Preußens und das Friedensbedürfniß der europäischen Mächte verscheucht. Schon in seiner Antwort hatte Graf Bismarck darauf hingewiesen, daß die Frage einen europäischen Charakter habe, indem Luxemburg in dem Londoner Theilungsvertrag vom J. 1839 unter die Garantie der Großmächte gestellt sei, und wies somit die Entscheidung auf den Weg der Diplomatie. Er erreichte seinen Zweck. Der König von Holland erschrak vor der Verantwortung eines gefahrvollen Krieges und machte vor der Ratification des Kaufvertrags der preußischen Regierung Mittheilung von dem Vorhaben; und als er wahrnahm, welchen Eindruck der schmähliche Handel hervorbrachte, lenkte er ein. Für Napoleon war es sehr empfindlich, von einem Plane abzustehen, der vor der Zeit in die Oeffentlichkeit gedrungen war; allein den Vermittelungsbemühungen der übrigen Groß-
7.-11. Mai 1867. mächte, Oesterreich, England und Rußland, gelang es, auf einer Gesandten-Conferenz in London eine Verständigung herbeizuführen. Frankreich trat von der Erwerbung, Preußen von seinem behaupteten Besatzungsrecht zurück gegen die von den übrigen Mächten übernommene Gesammtgarantie einer „Neutralisirung des Großherzogthums Luxemburg" unter Schleifung der Festungswerke. So verzog sich das drohende Gewitter, und wenn auch, wie die englischen Minister im Parlament offen gestanden, die Gesammtgarantie nur eine geringe Bürgschaft für die Zukunft in sich trug, so konnte doch Deutschland in Frieden an dem Ausbau der nationalen Rechtsverhältnisse fortarbeiten. „Ein Vortheil des bewährten Feldherrn ist's, daß er nicht nöthig hat zu schlagen, um der Welt zu zeigen, er versteht zu siegen." Dieser Mäßigung war es zu danken, daß die Idee der nationalen Einigung unter Preußens Führung sich weiter entwickelte und Boden faßte.
3. 4. Juni. Anfangs Juni wurde auf einer Conferenz, zu welcher Graf Bismarck die süddeutschen Minister (Fürst v. Hohenlohe für Bayern; v. Varnbüler für Würtemberg; v. Freydorf für Baden; v. Dalwigk für Hessen-Darmstadt) nach Berlin berufen, der „Präliminarvertrag zur Reconstruction des Zollvereins" vereinbart. Derselbe enthielt in neun

Punkten die Schöpfung eines „Zoll=Parlaments und Zollbundesraths“, welche, ganz Deutschland außer Oesterreich umfassend, eine Verkehrs= und Rechtsgemeinschaft zu schaffen geeignet schien, die, wie die Freunde nationaler Einigung hofften, über die neue Gemeinschaft der Salz= und Tabaksteuer und die Verminderung oder Erhöhung der Zölle weit hinausgehen und ein gemeinsames Band um alle deutschen Staaten schlingen dürfte. Der auf Grund dieser Präliminarien ausgearbeitete neue Zollvertrag, dem auch Bayern nach einigem Sträuben ohne das anfangs geforderte Veto beitrat, bildete die Vorlage für das Zollparlament, das, gleich dem Reichstag aus allgemeinen directen Volkswahlen hervorgegangen, Ende April 1868 in Berlin in Berathung trat. April 1868.
Das Zollparlament konnte als die zweite Brücke über die Mainlinie gelten. Beide Verträge waren „bedeutungsvolle Schritte zur politischen Einigung Gesammt=Deutschlands“, als deren Kern der „Norddeutsche Bund“ sich von selbst darbot.

§. 1209. Lage und Ziele. Nach dem Schluß der erwähnten Ministerconferenzen begleitete Graf Bismarck seinen königlichen Herrn zu der Kunst= und Industrieausstellung in Paris, wo sie bei Hofe und bei dem Volke eine freundliche Aufnahme fanden, sehr verschieden von dem Empfange des russischen Kaisers, der ihnen vorangereist war und mit ihnen zugleich in der französischen Hauptstadt weilte (§. 1154). Diese Pariser Weltausstellung, welche im Laufe des Sommers zahllose Reisende aus allen Ländern und Ständen, selbst die mächtigsten Monarchen Europa's nach der glänzenden Seinestadt führte und Gelegenheit bot „zu Freud und Festlichkeiten“, wie sie die Welt nie gesehen, schlang ein neues Band des Friedens und der Völkervereinigung um die europäischen Nationen; und wenn auch französische Heißsporne (Chauvinisten) besonders aus den Militärkreisen noch hie und da in die Kriegstrompete stießen, damit der „Zauber“ (Prestige), der bisher in der öffentlichen Meinung auf der französischen Nation gelegen und ihr in den Augen der Völker die Suprematie verliehen, nicht schwinde: das Gefühl, daß der Krieg dem Zeitgeiste und der Zeitbildung widerstrebe, daß die Wohlfahrt der europäischen Völkerfamilie und die Solidarität der gemeinsamen Interessen nur auf dem Wege friedlicher Ausgleichung und Verständigung erzielt werden könne, gewann immer mehr Boden unter den Völkern und wirkte den kriegerischen Aufreizungen entgegen. Die Vereinigung gleichartiger oder verwandter Volkselemente und Stammesglieder zu größeren Staatseinheiten auf der Basis der Rechtsgleichheit und gemeinsamer Wehrkraft zur Selbstvertheidigung gegen äußere Anfechtungen scheint, so lange die menschlichen Leidenschaften den allgemeinen ewigen Völkerfrieden in das Reich der Träume verweisen, das sicherste Mittel, den Frieden zu fördern und zu erhalten, indem sie das Bewußtsein nationaler Kraft und gegenseitiger Achtung erzeugt, daher denn auch dieses Streben nach naturgemäßer Vereinigung des Gleichartigen als der gemeinsame Charakterzug des öffentlichen Lebens am Ende der sechziger Jahre betrachtet werden darf. Wir erkennen die Symptome dieses Strebens in Ereignissen in Italien, die zu dem voreiligen Einfall der nationalliberalen Partei in den Kirchenstaat und der Niederlage bei Mentana führten (§. 1206); wir erkennen dieses Bestreben in dem Ausgleichungswerk zwischen dem Königreich Ungarn und den österreichischen Völkern diesseits der Leitha, kraft dessen den Ungarn die alten Rechte, welche durch den Aufstand von 1848 und 1849 verwirkt sein sollten, zurückgegeben wurden und nach der feierlichen Krönung Franz Josephs und seiner Gemahlin als König und 8. Juni 1867.
Königin von Ungarn in Pest der Versuch gemacht ward, auf Grund eines constitutionellen Doppelreiches mit militärischer Einheit und einem vertragsmäßigen Beitrag Ungarns zur Verzinsung der Staatsschuld dem erschütterten Ostreiche neue Lebenskraft einzuflößen, durch Errichtung eines höchsten Reichsministeriums sammt Reichsvertretung für die allgemeinen und besonderen Interessen gesetzliche Organe zu schaffen und ein friedliches Zusammenleben aller Nationalitäten und Volkselemente zu begründen; wir erkennen dasselbe Bestreben in den ernsten Anstrengungen des österreichischen Volks, das Concordat zu brechen, welches den Klerus an eine fremde Macht bindet und ihm das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem eigenen Volke, dem er durch Blut, Abstammung und Sprache angehört, aus dem Herzen reißt; ein Bestreben, dem sowohl der Reichskanzler v. Beust, als das freisinnige Ministerium Auers=

perg-Giskra fördernd entgegen kamen, indem letzteres auf dem Wege der Gesetzgebung die Eheschließung und die Schule von der kirchlichen Zwingherrschaft zu befreien und unter die Obhut des Staats zu stellen sich anstrengte. Wir erkennen vor Allem die Zeichen dieses Strebens in der politischen Thätigkeit der deutschen Nation, durch Verträge und gesetzgeberische Arbeiten dem nationalen Gesammtgefühl Ausdruck zu geben und die künstlich geschaffene Mainlinie wirkungslos zu machen. Denn nachdem im Laufe des Mai und Juni die mit dem Verfassungsreichstag vereinbarte Bundesverfassung von den Landtagen der verschiedenen norddeutschen Einzelstaaten (wenn auch hie und da wie in Preußen unter starker Opposition der Fortschrittsmänner) angenommen und der Bundesrath unter dem Vorsitz des Grafen v. Bismarck, welchen König Wilhelm von Preußen zum Bundeskanzler ernannt hatte, ins Leben getreten war, gab sich auf dem „ersten ordentlichen Reichstag", welcher im September abermals unter Simson's Präsidium seine regelmäßigen gesetzgeberischen Arbeiten in Berlin in Angriff nahm, unter allen vaterländisch gesinnten Männern, die nicht durch kirchliche, demokratische oder particularistische Antipathien von den nationalen Zielen und Aufgaben abgelenkt waren, das eifrige Verlangen kund, die so lange ersehnte staatliche Einigung der deutschen Nation „vom Fels zum Meer" aus dem „Dämmerreiche der Träume in den hellen Tag der Wirklichkeit" zu führen. Die Erhebung der preußischen Gesandten zu „Vertretern des norddeutschen Bundes" und die Einführung einer deutschen Bundesflagge für die Marine waren weitere Schritte in derselben Richtung. Dieses nationale Einigungswerk hat Frankreich schon vor mehr als siebenzig Jahren in seiner großen Revolutionsbewegung vollzogen und dadurch gerade das Uebergewicht in Europa erlangt. Darum war es begreiflich, daß viele Franzosen mit nationalen Vorurtheilen und Gemüthserregungen auf die Vorgänge in Deutschland blickten, welche dieses bisherige Uebergewicht zu gefährden und ein Reich der Mitte zu begründen drohten, in dem wie vor Alters das europäische Gleichgewicht seinen naturgemäßen Schwerpunkt haben würde. Diese Stimmung trat in der französischen Presse, in den Kammersitzungen, bei dem Militär unverhohlen zu Tage. Es lag daher nahe, daß die Reise, welche Kaiser Napoleon einige Zeit nach der tragischen Katastrophe in Mexico mit seiner Gemahlin nach Salzburg unternahm, um
18.—23. August 1867. auf einer Zusammenkunft mit der österreichischen Kaiserfamilie in dem stillen Alpenthale dem Gefühle der Trauer und der Theilnahme über das schmerzvolle Ereigniß persönlich Ausdruck zu geben, in Deutschland aufs Neue Bedenken und Mißtrauen erweckte. Man wollte nicht glauben, daß der Besuch lediglich eine Beileidsbezeigung gewesen und sich von aller Politik fern gehalten habe. Doch haben nachträgliche Erklärungen auch diese Befürchtungen niederzuschlagen gesucht und dadurch das Vertrauen in den Fortbestand des Friedens aufs Neue gekräftigt. Ein französisch-österreichisches Bündniß zur Gründung einer süddeutschen Conföderation unter dem gemeinschaftlichen Protectorate beider Kaiserreiche und zur Beschränkung der preußischen Machtvergrößerung, wie es Napoleon im Sinne gehabt, kam nicht zum Abschluß. Er kehrte unbefriedigt nach Paris zurück; soll ihm doch das böse Wort entfahren sein, „mit dem österreichischen Leichnam sei keine Allianz möglich". Graf Bismarck aber nahm davon Gelegenheit,
7. Sept. in einem Rundschreiben zu versichern, wie er mit Vergnügen anerkenne, daß die an die Salzburger Zusammenkunft geknüpften Besorgnisse sich nicht bestätigt hätten, zugleich aber zu erklären: „Preußen habe sich von Anfang an zur Aufgabe gemacht, den Strom der nationalen Entwickelung Deutschlands in ein Bett zu leiten, in welchem er nicht zerstörend, sondern befruchtend wirke, und Alles vermieden, was die nationale Bewegung überstürzen könnte; dieses Bestreben würde, wie zu hoffen sei, gelingen, wenn auch von auswärtigen Mächten mit Sorgfalt Alles vermieden würde, was den deutschen Nationalstolz beleidigen möchte; denn Preußen habe sich jedes Druckes auf die süddeutschen Staaten enthalten und werde die Bestimmung des wünschenswerthen Maßes der gegenseitigen Annäherung jederzeit der freien Entschließung seiner süddeutschen Verbündeten überlassen."
3. Oct. In diesem Sinne sprach sich auch die Antwortsadresse des Reichstages aus, welche dem König bei der feierlichen Uebergabe der neu hergestellten Stammburg Hohenzollern von einer Deputation überreicht ward, indem darin das Recht der deutschen Nation, ihre inneren Angelegenheiten nach eigenem Ermessen zu ordnen, stark betont war. Aber die

offene Sprache einer würdigen, klaren Politik war nicht vermögend, die malcontenten Stimmen zum Schweigen zu bringen, die Vorurtheile und Antipathien zu unterdrücken, übelwollenden Deutungen und verläumderischen Nachreden Einhalt zu gebieten, wie sehr auch solche Kundgebungen geeignet waren, die Kriegs- und Eroberungsgelüste des lauernden Gegners zu reizen. Zwar ist es der diplomatischen Thätigkeit gelungen, die Kriegsgefahren, die im Jahre 1868 eine Zeitlang von der orientalischen Frage (§. 1148) und von dem belgischen Eisenbahnstreit (§. 1138) drohten, durch ausgleichende Vermittelung zu beseitigen und den Weltfrieden zu erhalten; aber ein bewaffneter Friede, wie er noch immer in Europa herrschte, war kein Segen für die Menschheit. Die Völker verlangen einen Frieden, der nicht auf der Furcht vor der mächtigen Waffengewalt des Nachbars beruht, sondern auf dem gegenseitigen Vertrauen und auf dem allgemeinen Wunsch der öffentlichen Wohlfahrt. Für die Aufrichtung eines solchen Friedenszustandes gibt es, wie ein berühmter General (v. Moltke) sich äußerte, nur eine Möglichkeit: „daß im Herzen Europa's sich eine Macht bilde, die, ohne selbst eine erobernde zu sein, so stark ist, daß sie ihren Nachbarn den Krieg verbieten kann. Dieses segensreiche Werk aber kann nur von dem *geeinigten* Deutschland ausgehen". Diese Einheit zu erzielen, die unnatürliche Mainlinie zu durchbrechen, war seitdem das Bestreben der nationalen Partei im Norden wie im Süden. Wenn auch die Bundesverfassung mit ihren vielen Lücken und Mängeln keineswegs allen Wünschen und Anforderungen genügte, so trug sie doch den thatsächlichen Verhältnissen leidlich Rechnung und konnte als Uebergangszustand zu einem soliden und dauernden Staatsbau dienen. Aber bei der Eifersucht, mit welcher Frankreich und die preußenfeindlichen Elemente in Deutschland alle Versuche einer Anschließung der noch getrennten Glieder an den norddeutschen Reichskörper verdächtigten und als Symptome preußischer Eroberungspolitik hinstellten, hielt sich der Bundeskanzler strenge innerhalb der durch den Prager Frieden gesetzten Grenzen und vermied jeden Schein einer Pression auf die Südstaaten. Als im Reichstag von einigen national-liberalen Mitgliedern der Antrag zur Auf- 24. Febr. 1870.
nahme Badens in den norddeutschen Bund gestellt ward, wies Graf Bismarck denselben in schroffer Weise zurück. Um so eifriger waren Regierung und Nationalvertretung bemüht, den norddeutschen Bundesstaat durch gemeinsame Gesetze und Einrichtungen immer mehr seiner Ausbildung entgegenzuführen. Ein Gewerbegesetz, die Ausarbeitung eines Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz, und vor Allem die von Sachsen angeregte Errichtung eines *obersten Gerichtshofes für Handelssachen*, welcher in Leipzig seinen Sitz hatte, förderten die gemeinsamen Interessen und weckten das Gefühl in allen Gliedern, daß sie einem organischen, im Wachsen und Fortschreiten begriffenen Staatsganzen angehörten, wie sehr auch noch in manchen Fragen, wie z. B. bei dem Entwurf eines allgemeinen deutschen Strafrechts für alle Bundesstaaten, das nach langen Verhandlungen über die Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe endlich im Sinne der Regierung angenommen ward, die parti- März 1870.
cularistischen Tendenzen scharf zu Tage traten. Die Kraft und Umsicht, welche die preußische Regierung im eigenen Staate entfaltete, erzeugten immer mehr Vertrauen: die Ernennung des gemäßigt liberalen *Camphausen* zum Finanzminister an der Stelle des zurückgetretenen v. d. Heydt, wodurch der lange Streit über ein Deficit im Staatshaushalt durch neue Finanzmaßregeln ausgeglichen ward, so wie der Eintritt des Präsidenten des Bundeskanzleramtes *Delbrück* in das Ministerium wurden freudig begrüßt; nur die engen und einseitigen Gesichtskreise, welche der Cultusminister v. *Mühler* in der Leitung der Angelegenheiten in Kirche und Schule einhielt, fanden bei den Freisinnigen viele Anfechtungen und schienen den hohen Aufgaben, welche der Regierung eines jugendlich kräftigen Großstaats gestellt sind, nicht zu entsprechen. Sein neues Unterrichtsgesetz konnte daher auch nicht durchgeführt werden. Aber wie sehr auch die Ansichten der Parteien und Fractionen noch in einzelnen Fragen auseinander gingen, über die Mittel und Wege noch verschiedene Meinungen zu Tage traten, dennoch gab sich bei der Mehrheit des Reichstages das ernste Bestreben kund, auf den gegebenen Grundlagen einen Staatsbau aufzurichten, dessen Ausbildung und Vollendung die Aufgabe der nächsten Zukunft sein müsse.

Dieses Gefühl, daß man bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch ein gemeinsames Ziel im Auge habe, sprach sich auch in der Theilnahme aus, welche der Hingang zweier parlamentarischen Größen allenthalben fand, Beckeraths und Waldecks,
15. Mai 1870. und die großartige Leichenfeier, die dem letzteren in Berlin veranstaltet wurde, konnte als Zeugniß gelten, daß man geneigt sei, die persönliche Ehrenhaftigkeit und aufrichtige Gesinnung anzuerkennen, wenn man auch in politischen Zwecken und Anschauungen getrennte Wege ging.

8. Die Vorgänge in Spanien und die Vertreibung der Königin Isabella II.

§. 1210. Gegensätze und Parteikämpfe. Als die Pariser Februarrevolution die bisherige Weltlage in ihren Grundfesten erschütterte, machte sich ihre Rückwirkung auch jenseits der Pyrenäen fühlbar. Doch war die Vibration in der durch vieljährige Parteikämpfe zersetzten und geschwächten Halbinsel nicht so mächtig, daß dadurch die Herrschaft der Moderados gestürzt worden wäre. Weder die vereinzelten Aufstände der Progressisten, welche an England einen geheimen Rückhalt hatten, noch der Versuch des zurückgekehrten Cabrera, für den Herzog von Montemolin die Karlisten des Nordens wieder unter die Waffen zu rufen, waren von Erfolg. Narvaez, Herzog von Valencia, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, unterdrückte die Aufstände mit fester Hand und behauptete sich durch die Gunst der jungen Königin gegen die Intriguen Maria Christina's, welche die Entfernung aus Spanien nicht lange ertragen hatte. Der englische Gesandte Bulwer, der bei der Schilderhebung gegen Narvaez betheiligt schien, erhielt seine Pässe; Cabrera flüchtete aufs Neue nach Frankreich. Aber so stark fühlte sich die Regierung, daß sie einige Zeit nachher eine Amnestie erließ, welche
1850. den Karlisten Gelegenheit zur Rückkehr bot. Reumüthig warfen sie sich der Königin zu Füßen und fanden Gnade und Verzeihung. Auch mit England versöhnte man sich. Dagegen trat mit den Vereinsstaaten von Nordamerika eine Spannung ein, als General Lopez, welcher die Insel Cuba mit den Waffen zum Abfall von Spanien und zum Anschluß an die Union zu bringen suchte, nach Vereitelung seines Unternehmens gefangen
1. Sept. 1851. genommen und in Havanna hingerichtet ward. — Nach der Errichtung des französischen Kaiserthums gelang es der Hofpartei in Madrid mit Hülfe der Königin Mutter Maria Christine, den verhaßten Minister Narvaez zu stürzen und die königlichen Machtbefug-
Oct. 1851. nisse zu steigern. Mit Rom wurde ein Concordat abgeschlossen, welches der Curie und dem spanischen Klerus weitgehende Zugeständnisse einräumte. Diese reactionäre Richtung am Hof und Cabinet erhielt neue Stärke, als Königin Isabella bei dem ersten Kirchengange nach ihrem Wochenbette von einem, wie es scheint, geistesver-
Febr. 1852. wirrten Priester, Martin Merino, verwundet ward. Nunmehr wurde die Presse beschränkt, die Cortesversammlung aufgelöst, die Verfassung im absolutistischen Sinn verändert, Karlisten und Klerikale erhielten die einflußreichsten Staatsämter und Militärstellen. Die Furcht vor der Rückkehr des alten Absolutismus führte eine Vereinigung aller liberal Gesinnten, Progressisten wie Moderados, herbei. Vergebens suchten Hof und Regierung unter den reactionären Ministerien Bravo Murillo, Roncali u. a. durch Wahlbeherrschung, Gewaltmaßregeln gegen die Presse, Verbannung von Narvaez unter dem Vorwande einer Sendung nach Wien, wiederholte Auflösungen oder Vertagungen der Cortes und andere Mittel die Opposition niederzuschlagen; die Furcht vor einem Staatsstreiche, der alle Garantien der öffentlichen Freiheit in Frage stellen könnte, und der Haß gegen Christine und ihren Gemahl, die in Verbindung mit dem jüdischen Bankier Salamanca durch Finanzkünste auf Kosten des Landes ihre Reichthümer mehrten, führten
1854. der Widerstandspartei stets neue Kräfte zu. Die Verbannung angesehener Generale, wie O'Donnells und Manuel de la Concha's, die Absetzung José de la Concha's und anderer Offiziere und endlich eine drückende Zwangsanleihe steigerten die Gährung bis zum Auf-
Juli 1854. stand. Moderados und Progressisten vereinigten sich zur „liberalen Union". Ein siegreicher Kampf Leopold O'Donnells, verbunden mit kriegerischen Bewegungen in und um Barcelona und mit drohenden Barrikadenkämpfen in der Hauptstadt selbst, führte endlich zu einem Minister- und Systemwechsel. Espartero übernahm die Bildung eines

neuen Cabinets, in welchem O'Donnell das Kriegsministerium erhielt. Maria Christine
wurde unter militärischer Begleitung über die Grenze nach Portugal gebracht, während
man ihre Güter mit Beschlag belegte. Im November trat eine neugewählte Versamm-
lung als „constituirende Cortes“ zusammen, worin die Progressisten die Mehrheit bil-
deten und durch tiefeingreifende Beschlüsse das Staatsleben umzugestalten suchten. Nicht
nur daß sie durch Eisenbahnen, Telegraphen und Banken die Volkswirthschaft zu heben
bemüht waren; ein Gesetz über Beseitigung der todten Hand, welches den Verkauf aller
sogenannten Nationalgüter, der Kirchen-, Kloster-, Stiftungs-, Gemeinde- und
Staatsgüter anordnete, sollte das öffentliche Leben und die gesellschaftlichen Zustände Spa-
niens in neue Bahnen führen. Ein großer Theil dieser Nationalgüter wurde auch wirklich ver-
kauft und der Ertrag zu gemeinnützigen Werken und zur Heilung der zerrütteten Finanzen
verwendet. Auch wurde der Bauernstand unabhängiger gestellt und dadurch eine breitere
Basis für ein freieres Staatsleben geschaffen. Allein über der Neuordnung der Verfassungs-
zustände ging die „liberale Union“ wieder auseinander. Espartero trat aus dem Ministerium; Juli 1856.
abermals erfolgten in Madrid und Barcelona Aufstände und Straßenkämpfe, die O'Donnell
mit blutiger Strenge unterdrückte und dann unter dem Schutz des Belagerungszustandes
die constituirenden Cortes auflöste. Dies bildete den Uebergang zu einem neuen Cabinet, Sept.
in welchem die alte Moderadopartei unter Narvaez, Herzog von Valencia, die Oberhand
hatte und eine Ausgleichung der Gegensätze anstrebte. Aber indem das gemäßigte Mi-
nisterium die parlamentarische Uebermacht durch die „constitutionelle Reform“ zu beschränken
und durch ein strenges Preßgesetz den revolutionären Ausschreitungen der Progressisten und
Republikaner entgegenzutreten suchte, gerieth es wieder mehr und mehr in eine reactionäre
Strömung, so daß die Glieder der „liberalen Union“, aus Furcht, die Errungenschaften des
Jahres 1854 wieder einzubüßen, ihren früheren Bund herstellten und dadurch die Königin
nöthigten, O'Donnell zur Bildung eines neuen Cabinets zu berufen. Es war wohl mehr Juni 1858.
eine Folge der allgemeinen Ermüdung als der Zufriedenheit, daß sich dieses gemäßigte Mini-
sterium fast fünf Jahre lang im Regiment behauptete. Denn den Männern des Fort-
schritts und der Aufklärung, deren Zahl und Macht unter dem Ringen der Parteien um
die Herrschaft stets zunahm, konnte doch ein System nicht gefallen, welches mehrere zum
Protestantismus übergetretene Spanier wegen ihres Bekenntnisses und wegen Verbrei- 1861.
tung der Bibel zu Gefängniß- und Galeerenstrafe verurtheilte (eine Strafe, die nur
durch die Bemühungen protestantischer Regierungen in Verbannung verwandelt ward),
und welches in dem Kampfe der Italiener um die nationale Einheit zu Gunsten des nea-
politanischen Königs und des päpstlichen Regiments im Kirchenstaat diplomatische Pro-
teste erließ und nicht abgeneigt schien, dem Drängen der Königin und der klerikalen Partei
auf eine Intervention zu entsprechen! Und doch machten auch diese gemäßigten Männer
die Erfahrung, daß die Ultramontanen niemals die Hand zu einem aufrichtigen Friedens-
bunde reichen, der nicht ihrer Partei die unbedingte Herrschaft in die Hand gibt. Denn
während die Spanier unter O'Donnells Oberbefehl einen erfolgreichen Krieg gegen
Marokko zur Rache und Entgeltung für verschiedene Beleidigungen führten und nach
der Schlacht bei Tetuan den überseeischen Feind zu einer Kriegsentschädigung und 4. Febr. 1860.
Gebietsabtretung bei Ceuta nöthigten, versuchten die Karlisten eine neue Schilderhe-
bung. General Ortega, Befehlshaber der Balearischen Inseln, landete mit bewaff-
neter Mannschaft bei Tortosa an der Ebromündung und erhob die Fahne der Empörung,
um dem Grafen von Montemolin, der sich mit seinem Bruder Fernando und mit Ca-
brera bei ihm einfand und als König Karl VI. proclamirt ward, den Thron zu ver- April 1860.
schaffen. Aber das Unternehmen fand ein klägliches Ende. Ortega wurde gefangen
und kriegsrechtlich erschossen. Die beiden Söhne des Don Carlos wurden gleichfalls er-
griffen und erst nachdem sie ihren Thronansprüchen förmlich entsagt, wieder in Freiheit gesetzt
und über die spanische Grenze gebracht. Für den volkswirthschaftlichen und industriellen
Fortschritt des Königreichs war indessen das ruhige und gemäßigte Regiment O'Don-
nells von großem Segen. Und auch im Auslande wurde der spanische Name wieder
genannt. Die Dominicanische Republik auf der vormals spanischen Osthälfte der Insel
Haiti (San-Domingo) erkannte freiwillig die Herrschaft Spaniens an, freilich nur auf
kurze Zeit, und der Kriegszug der drei Nationen gegen Mexico wurde von der spanischen

Regierung angeregt (§. 1184). Aber die Haltung des spanischen Befehlshabers Prim bei dieser Expedition erregte das Mißfallen Frankreichs, dennoch wurde dieselbe sowohl von den Cortes als von der Regierung gutgeheißen. Bei den nahen Beziehungen, in welchen die Königin Isabella von jeher zu dem französischen Hof und insbesondere zu der Kaiserin Eugenie stand, mußte dadurch eine Mißstimmung entstehen, welche, da auch mittlerweile die liberale Union sich wieder gespalten, eine Ministerkrisis und endlich die Auf-
März 1863. lösung des Cabinets unter O'Donnells Leitung herbeiführte. Ueber ein Jahr versuchte nun die gemäßigte Partei, die noch immer unter verschiedenen Ministern am Ruder blieb, sich zwischen den feindlichen Gegensätzen, der reactionären Hofpartei und den extremen Progressisten und Demokraten, durchzuwinden, fand aber auf keiner Seite Dank oder Billigung. Hatte schon bisher das geschichtliche Leben Spaniens größtentheils in kleinlichen Partei- und Verfassungskämpfen bestanden, welche die Kraft des Volkes lähmten und die ritterliche, mit kriegerischen Tugenden, mit Vaterlandsliebe und manchen edlen Eigenschaften ausgerüstete Nation aller Bedeutung im europäischen Staatenbunde beraubten; so erreichte dieses unwürdige System eines politischen Lebens ohne höhere Ziele und Aufgaben nunmehr seinen Höhepunkt. „Eine Monarchie von zweifelhafter Legitimität steht von Anfang an einem Kampfe ums Dasein gegenüber, in welchem sie unterliegen muß, wenn sie den Mangel, der ihrem Ursprung anhaftet, nicht durch die Tüchtigkeit ihrer Leistungen, durch den hingebendsten Eifer für das Wohl des Staates ersetzt. Die Regierung der Königin Isabella aber und ihrer Mutter Christine war nichts als eine Kette der widerwärtigsten Intriguen, Krisen und Pronunciamentos, ein wüster Wechsel von Reaction und Revolution, von Despotismus und Anarchie." Der rasche Ministerwechsel verhinderte eine feste und consequente politische Haltung; nur mühsam wurden die Aufstände und Gährungen, die bald im Militär, bald in den demokratischen Kreisen hervorbrachen, niedergehalten; der Krieg auf San-Domingo und mit Peru (§. 1190) mehrte die Finanzverlegenheiten, so daß sogar die Königin sich veranlaßt sah, einen großen
Febr. 1865. Theil der Krongüter der Staatskasse zum Opfer zu bringen. In allen Gesellschaftskreisen trat eine scharfe Opposition hervor, die mehr und mehr gegen die Dynastie der Bourbonen und die klerikale und reactionäre Camarilla sich richtete. Vergebens suchte Narvaez, in dessen Hand abermals die Leitung der öffentlichen Dinge gelegt ward, durch Repressivgesetze gegen die Presse, durch Absetzung oppositioneller Beamten und Universitätslehrer, wie des republikanisch gesinnten Professors Emilio Castelar, und durch andere an Terrorismus grenzende Maßregeln die gährenden Geister niederzuhalten; je mehr die
1864. Camarilla, welche durch die Rückberufung Maria Christinens aus zehnjähriger Verbannung neue Stärke gewann, ihren freiheitgefährdenden Einfluß auf den Gang der Regierung kund gab, desto mehr faßte die Ansicht Wurzel, daß unter der bourbonischen Dynastie für Spanien kein würdiges Staatsleben aufkommen könne. Republikanische Ideen fanden Eingang bei allen Volksklassen und drangen sogar in die Reihen des Militärs; eine andere Partei schrieb die „Einheit Iberiens", die Union Spaniens und Portugals unter dem Hause Braganza, auf ihre Fahne. Allenthalben sprach sich ein tiefer Unmuth aus über das unwürdige Spiel von Palastintriguen und launenhafter Willkür einer Königin, welche ein anstößiges Leben durch abergläubische Frömmigkeit und ostentative Hingebung an Kirche, Papstthum und Legitimität auszugleichen suchte, und den Rathschlägen und Eingebungen der Hofcamarilla mehr Gehör schenkte, als den Forderungen der Nation und den Wünschen und Ansichten der Cortes und der Minister.

§. 1211. **Die spanische Revolution vom J. 1868 und die neue Staatsverfassung.** Bei solchen Grundsätzen konnte nur ein gemäßigtes Ministerium hoffen, das schwankende Staatsschiff zwischen den Klippen der Revolution und der Reaction hindurchzuführen; darum wurde, als Narvaez endlich vor den Schwierigkeiten
Juni 1865. zurücktrat, die Leitung der Regierung abermals Männern der liberalen Union übergeben, unter denen die Marschälle O'Donnell und Serrano den meisten Einfluß besaßen. Diese suchten vor Allem die Partei des Fortschritts zu versöhnen, indem sie die unter dem vorhergehenden Regiment ergriffenen Zwangsmaßregeln wieder rückgängig machten, ein freisinniges Preß- und Wahlgesetz erließen, die Königin nöthigten, die Häupter der Camarilla, den Pater Claret und die Nonne Patrocinio, vom Hofe zu entfernen

und das Königreich Italien anzuerkennen. Zugleich wurde mit Frankreich ein innigeres
Freundschaftsverhältniß angeknüpft. O'Donnell erschien bei Kaiser Napoleon III. im Aug. 1865.
Lager zu Chalons, und einen Monat nachher wechselten die spanischen und französischen
Herrscherfamilien freundschaftliche Besuche in Biarritz und San-Sebastian. Allein alle
diese Mittel genügten nicht mehr den kranken Staat zu heilen. Die Demokraten und
Progressisten stellten höhere Forderungen, wie allgemeines Stimmrecht, Trennung von
Kirche und Staat u. A. General **Prim** war ihr Haupt und Führer. In verschiedenen
Provinzen und Städten, besonders in Catalonien und Valencia, entstanden republikanische Jan. 1866.
Pronunciamentos und bewaffnete Aufstände. Aber sie scheiterten an der eigenen Plan-
losigkeit. Prim wurde nach dem Süden gedrängt und ging mit 700 Bewaffneten über
die portugiesische Grenze. Von dort aus begab er sich nach England, um günstigere
Zeiten abzuwarten, seiner Mannschaft wurde später straflose Rückkehr gestattet. Allein
schon im Juni brachen neue Militäraufstände aus, die in Madrid, Salamanca u. a. O.
mit blutiger Strenge geahndet wurden. Nun reifte am Hof, wohin die früher verwie-
senen Vertrauten wieder zurückgekehrt waren, der Plan, durch eine vollständige Reaction
den Freiheitsbewegungen und dem anarchischen Treiben der Progressisten ein Ende zu
machen. Ein neues Ministerium, worin **Narvaez** wieder den Vorsitz führte und
Gonzalez Bravo das Innere übernahm, ging auf diese Absichten ein und suchte durch
ein strenges Militär- und Polizeiregiment das öffentliche Leben lahm zu legen. Die
Selbstverwaltung der Gemeinden und Provinzen wurde eingeschränkt, der Volksunter-
richt in die Hände der Geistlichen gelegt, die Cortesversammlung durch Wahlbeherr-
schung mit willfährigen Leuten gefüllt. Und als die Volksvertretung dennoch sich nicht
gefügig zeigen wollte, vielmehr 137 Abgeordnete eine Adresse an die Königin gegen das
Militär- und Polizeiregiment des Ministeriums unterzeichneten, erfolgte eine Art Staats-
streich. Am Ende des Jahres ließ Narvaez eine Anzahl Deputirter, darunter den Prä- 29. 30. Dec. 1866.
sidenten der zweiten Kammer, Rios Rosas, verhaften und nach den Canarischen Inseln
und andern Verbannungsorten deportiren. Dasselbe Loos traf auch den Marschall Ser-
rano, den Präsidenten des Senats, weil er in einer Audienz der Königin gegen die harte
Maßregel Vorstellungen gemacht. O'Donnell und andere hervorragende Mitglieder
der liberalen Union flohen ins Ausland. Die Cortes wurden aufgelöst, Ausschrei- März 1867.
tungen der oppositionellen Presse, sei es in Zeitungen oder Flugschriften, mit Todes-
strafe bedroht. Ein Terrorismus, wie ihn Spanien lange nicht gesehen, gestützt auf
Kriegsgerichte und Belagerungszustand, verbreitete sich über das Königreich und hielt das
ganze geistige und politische Leben gefesselt. Die Cortes-Mitglieder, unter dem allgemeinen
Druck gewählt, wagten keinen Widerspruch; ja sie willigten in eine Geschäftsordnung,
welche die Opposition als „Selbstmord" bezeichnete; das Ministerium Narvaez stand
gänzlich unter dem Einfluß der Hofcamarilla; die constitutionelle Verfassung war nur
ein Schein- und Schattenbild; selbst der Bruder des König-Gemahls, der Infant Heinrich
von Bourbon, welcher liberaleren Tendenzen huldigte, zog sich, durch ein königliches Decret März 1867.
seiner Würden und Ehren beraubt, nach Frankreich zurück. Einzelne Aufstände in Cata-
lonien und andern Gegenden wurden unterdrückt und gaben der Regierung die willkommene August.
Veranlassung, das terroristische System mit dem Kriegszustand aufrecht zu halten oder
von Neuem zu verhängen. Der Verkehr zwischen Madrid und Rom wurde immer leb-
hafter und inniger. Die Beschützung des heiligen Stuhles wurde für die erste und vor-
nehmste Pflicht des Landes erklärt; trotz der eigenen Finanznoth gingen fortwährend große
Summen nach der Apostelstadt. Schon sprach man von Wiederherstellung der säcularisirten
Klöster. Der Papst bezeigte der Königin durch eine geweihte goldene Rose „als Sinnbild 6. Febr. 1868.
aller weiblichen Tugenden" seine Zufriedenheit über ihre kirchliche Gesinnung. Das
reactionäre System erfuhr keine Veränderung, als das Haupt des Ministeriums, der
Marschall Narvaez, unerwartet aus der Welt ging; denn nun trat Gonzalez Bravo an 23. April.
die Spitze des Cabinets, das, nach seiner Erklärung, „von dem Schatten des Herzogs
von Valencia geleitet werde". Und nur zu bald gab der neue Ministerpräsident zu erkennen,
daß er den Terrorismus noch weiter zu treiben gedenke. Durch einen Staatsstreich ließ
er in Madrid und verschiedenen andern Städten mehrere der einflußreichsten und an- 7. Juli.
gesehensten Generale, unter ihnen Serrano (Herzog de la Torre), Dulce, Zavala, Cor-

dova, verhaften und nach den balearischen und canarischen Inseln interniren, und dem Herzog von Montpensier, dem Gemahl der einzigen Schwester der Königin, schickte er den Befehl, das Land zu verlassen, da er den Feinden der Regierung als Fahne dienen könnte. Dieser Gewaltschritt war der Schlußstein der Reaction. Schon längst war die spanische Nation im Tiefsten erbittert gegen die Dynastie der Bourbonen, welche durch ihren Despotismus wie durch ihre sittliche Verworfenheit die moralische Kraft des Volkes untergraben, und insbesondere gegen die Königin Isabella, welche durch ein dissolutes Privatleben, zu dem die kirchliche Devotion als heuchlerische Maske diente, jede Spur von Achtung und Ehrerbietung verscherzt hatte. Allein die Uneinigkeit unter den verschiedenen Parteien hatte bisher eine allgemeine Erhebung verhindert. Jetzt aber, da alle freidenkenden Männer von demselben Schlag bedroht waren, kam es zu einer Verständigung.
September. Die Häupter der drei Fractionen, der liberalen Union, der Progressisten und der Demokraten, schlossen nach langen Unterhandlungen ein Compromiß zum gemeinschaftlichen Vorgehen wider die Königin und das verhaßte Regiment. Sie traten mit dem in England weilenden General Prim in Verbindung, der schon im vorigen Jahr der Insurrection von Catalonien Vorschub geleistet und jetzt heimlich auf dem Postschiff nach Gibraltar segelte. In den schönen Septembertagen, da die Königin Isabella in San Sebastian weilte und mit dem Kaiser der Franzosen in Biarritz über eine Zusammenkunft und Allianz unterhandelte, erscholl plötzlich die Kunde, daß Admiral Topete im Hafen von Cadix die Fahne der Empörung aufgepflanzt und im Verein mit den verbannten Generalen, die sich auf einen Tag bei ihm eingefunden, ein Manifest erlassen, worin die Spanier aufgefordert wurden, alle Parteiunterschiede zu vergessen und zum Sturze der Regierung mitzuwirken. Cadix, Sevilla und andere Städte schlossen sich sofort dem Aufstand an und errichteten Revolutionsjunten; Prim schloß eine Proclamation mit dem Ruf: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Volkssouveränetät!“ In einem zweiten gemeinsamen Manifeste wurde ausgesprochen, „daß die allgemeine Abstimmung die Grundlage der socialen und politischen Regeneration bilden solle“. Damit war die Losung zur Revolution gegeben, die sich rasch über ganz Spanien verbreitete. Man machte kein Hehl daraus, daß es auf den Sturz der bourbonischen Dynastie abgesehen sei. Vergebens entließ die Königin das Ministerium Gonzalez Bravo und stellte den General Concha, Marquez de la Habana, an die Spitze des Cabinets: der von ihm zum Oberbefehlshaber gegen die Insurgenten ernannte General Novaliches wurde an der Brücke von Alcolea
29. Sept. 1868. unweit Cordova von Serrano aufs Haupt geschlagen und verwundet, und wenige
4. Oct. Tage später konnte der Sieger im Triumph in Madrid einziehen und in Verbindung mit Prim, Topete und Olozaga († Sept. 1873) eine provisorische Regierung bilden, bis die nach dem allgemeinen Stimmrecht einzuberufenden Cortes sich über die künftige Verfassung Spaniens geeinigt haben würden. Die Häupter der provisorischen Regierung waren monarchisch gesinnt; und vielleicht hätte Serrano, der frühere Vertraute Isabella's, noch einmal zu Gunsten der Gebieterin, der er einst so nahe gestanden, gewirkt, hätte sie sich entschließen können, den verhaßten unwürdigen Günstling Marfori aus ihrer Nähe zu entfernen oder ihrem Sohne, dem Prinzen von Asturien, das Scepter zu übergeben, und wäre nicht das reactionäre, auf Priester und Soldaten gestützte Regiment eines sitten- und schamlosen Weibes der ganzen Nation in tiefster Seele zuwider gewesen. Bald überzeugte sich Isabella, daß ihr Regiment zu Ende sei, und daß ein längeres Verweilen auf spanischem Boden ihr Gefahr bringen könne; sie verließ daher mit ihrem schwachen Gemahl, ihrem Günstling
30. Sept. Marfori, ihrem Beichtvater Claret und einem zahlreichen Gefolge San Sebastian und trat auf französisches Gebiet über. Nachdem sie in Pau einen Protest gegen die Umwälzung erlassen und ihre Rechte gewahrt, begab sie sich mit ihrer Begleitung nach Paris. Nach der Entfernung des Hofes kamen die alten Parteien wieder zum Vorschein. Während die provisorische Regierung an der Monarchie festhielt und sich, wie einst die Belgier und Griechen, nach einem König umsah, gewannen im Süden die Anhänger der föderativen Republik immer mehr Boden, und im Norden pflanzten die Karlisten die Fahne der Legitimität auf und riefen den Enkel des alten Don Carlos als Karl VII. zum König aus. Die karlistische Schilderhebung hatte keinen Erfolg; die meistens von Priestern angeführten Bauernbanden vermochten sich keines einzigen namhaften Ortes zu bemächtigen. Dagegen mehrte sich

die Zahl der Republikaner, so daß die Regierung nur nach heftigem Kampfe in Cadix und Malaga über die Aufständischen Herr werden konnte. In Madrid gab sich die November. neuerrungene Freiheit zunächst in heftigen Angriffen gegen die Priesterherrschaft und die Kirche kund: vor dem Hause des Nuntius wurde das Concordat verbrannt; der Justizminister Ortiz hob den Jesuitenorden und andere religiöse Genossenschaften auf und zog die Güter für den Staat ein; mehrere Klöster, die gegen das frühere Gesetz entstanden waren, erlagen dem Grimm des Volkes; die Schule wurde für frei erklärt; und wenn auch die Partei, welche die volle Glaubensfreiheit in die Verfassung aufgenommen haben wollte, nicht durchzudringen vermochte, so wurde doch der Grundsatz der Glaubenseinheit durchbrochen, und die Duldung auch anderer Confessionen neben der katholischen Kirche ausgesprochen. In Madrid und Barcelona wurde der protestantische Gottesdienst zugelassen. Die Cortes wahlen, welche in den ersten Wochen 1869. des Jahres 1869 angeordnet wurden, fielen zu Gunsten der Monarchisten aus. Aber wen sollte man auf den Thron berufen? Die drei bourbonischen Prätendenten, Prinz Alfons von Asturien, Isabella's Erstgeborner, Don Carlos, der Erkorne der Legitimisten und der Herzog von Montpensier, hatten wenig Sympathien in der Nation; der König von Portugal oder sein Vater Dom Ferdinand zeigten keine Lust zur Uebernahme der spanischen Krone und zu einer Union der beiden durch langen Nachbarhaß getrennten Völker. Auch in Italien scheiterten lange Zeit die Unterhandlungen. Weder Amadeus, Herzog von Aosta, der zweite Sohn des Königs Victor Emanuel, noch Thomas von Savoyen, Herzog von Genua, der Neffe desselben, konnten für den Thron in Madrid gewonnen werden. In Frankreich hätte man am liebsten gesehen, wenn die Wahl der Cortes auf den Sohn der Königin Isabella gefallen wäre, dem seine Mutter zu dem Zweck ihre Ansprüche durch einen förmlichen Abdankungsact übertrug, denn weder die Republik, noch die Thronbesteigung Montpensiers waren nach dem Sinne des Kaisers und seiner spanischen Gemahlin. Aber der, wenn auch von der Majorität der Cortes zurückgewiesene Antrag Castelars für Ausschließung aller Bourbonen gab Zeugniß von dem Widerwillen der Nation gegen die alte Königsfamilie. Auch als der Herzog von Montpensier den erwähnten Infanten Heinrich von Bourbon wegen persönlicher Beleidigung zum Zweikampf herausforderte und in einer Wald- März 1870. lichtung bei Alorcon, kaum eine Meile von Madrid, erlegte, wurde die Volksstimmung nicht günstiger für ihn, obwohl er dadurch wenigstens die Nachrede seiner Gegner, daß es ihm an Muth fehle, widerlegte. Aus Madrid verwiesen und mit einer Geldstrafe belegt, zog er sich auf seinen Landsitz bei Sevilla zurück. So wurde denn die Regierung in republikanischer Weise fortgeführt. Dieser Zustand änderte sich auch nicht, als die Cortes nach vielen stürmischen Verhandlungen die neue Verfassungs- 1. Juni 1869. urkunde, wonach ein erblicher König im Verein mit Senat und Volkshaus das Staatsleben leiten und der Nation alle Grundrechte eines freien Volkes auf politischem, religiösem und socialem Gebiete garantirt sein sollten, zum Gesetz erhoben. Man mußte zur Errichtung einer Regentschaft schreiten. Marschall Serrano wurde mit dem Titel „Hoheit" zu dieser Würde berufen, während Prim an die Spitze des Ministeriums trat und General Dulce den Oberbefehl in Cuba übernahm, um die aufständische Insel, welche während der Revolution ihre Unabhängigkeit zu erlangen strebte, wieder zum Gehorsam zurückzuführen. Bei dem aufgeregten Parteitreiben, das sowohl in den Cortes als in den größeren Städten zu Tage trat und nicht selten in tumultuarische Auftritte und Schilderhebungen ausartete, wurde jedoch der Versuch, die monarchische Verfassung mittelst einer Königswahl zur Wahrheit zu machen und somit durch „Krönung des Gebäudes" eine festere Ordnung zu schaffen, nicht aufgegeben. Bald versuchte man sein Heil im Auslande, bald gedachte man Espartero oder Serrano als König zu proclamiren. Wahrscheinlich hatte die Palastrevolution in Lis- 19. Mai 1870. sabon, durch welche der fast neunzigjährige Herzog von Saldanha den König Luis zwang, den bisherigen Minister Loulé zu entlassen und ihn selbst zum Ministerpräsidenten zu ernennen, den Zweck, die Weigerung des Hofes zur Uebernahme der spanischen Krone zu brechen und die iberische Idee zur Ausführung zu bringen. Es ist jedoch nicht blos die Königsfamilie, es ist das ganze portugiesische Volk, das sich

gegen den Gedanken einer Vereinigung mit Spanien aufs heftigste sträubt. Oft scheitern große politische Ideen an ererbten Vorurtheilen und Antipathien. — So zog sich das öffentliche Leben Spaniens unter inneren Kämpfen zwischen Monarchisten und Republikanern mit verschiedenen Verzweigungen und Unterabtheilungen ziellos und ohne fruchtbare Resultate hin, bis der Plan, den Fürsten von Hohenzollern auf den Thron zu berufen, den Anstoß zu dem großen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland gab, den wir im nächsten Abschnitt kennen lernen werden. Doch
Juni 1870. wurden im Innern mancherlei Reformen eingeführt, wie die Civilehe, welche das öffentliche Leben Spaniens in liberalem Sinne umgestalteten. Als die deutschen Heere bereits vor Paris standen, kam man endlich in Spanien mit der Königswahl zu dem ersehnten Ziel. Victor Emanuel ertheilte seinem zweiten Sohne Amadeus von Aosta (geb. 30. Mai 1845) die anfangs versagte Einwilligung, die dargebotene Krone anzunehmen. Aber ehe er noch seinen Einzug in sein neues Königreich hielt, empfing
27. Decbr. General Prim, als er aus einer Sitzung nach seiner Wohnung fuhr, von den Kugeln einiger Verschwornen eine Wunde, der er bald erlag. Die Thäter blieben unentdeckt. Wahrscheinlich war der „Königmacher" das Opfer republikanischer Rache, wenn man nicht lieber annehmen will, die legitimistische Emigration habe den Mörder gedungen. Aber die Kräfte des jungen Königs reichten nicht hin, die aufgeregte, von Parteien zerrissene, von legitimistischen und republikanischen Aufständen durchwühlte spanische Nation mit den Gesetzen und Mitteln einer constitutionellen Monarchie zu regieren und zum Gehorsam gegen die bestehende Ordnung und Autorität zu bringen; nach dritthalbjährigem Ringen gegen die widerstrebenden Elemente in dem Reichstag wie in der Armee entsagte er dem Thron in Madrid, gab den Cortes die Staatsgewalt
Febr. 1873. zurück und schiffte sich in Lissabon nach Italien ein. „König Amadeus", schrieb eine Berliner Zeitung auf die Kunde von der freiwilligen Abdankung des Monarchen, „scheidet aus Spanien nicht mit dem Ruhme der Thatkraft und Entschlossenheit. Noch weniger freilich kann man seinen Ausgang unrühmlich nennen. Ein wohlwollender, begabter und liebenswürdiger Herr, hat er in dem Residenzschlosse Ferdinands VII. das Beispiel reiner Sitte und edler Bildung gegeben. Noch größer war in einem Lande wie Spanien der Ruhm, daß er seinen Königseid auf die Constitution unverbrüchlich hielt. Die Sagasta und Serrano legten ihm im Sommer des vorangegangenen Jahres den Staatsstreich nahe genug, er lehnte denselben ab und berief das radicale Cabinet Zorilla, dessen Programm für einen selbstbewußten Monarchen wenig Anziehendes haben konnte. Sein Sturz ist wesentlich elegisch, weniger für ihn, der geachtet und glücklich in der Heimath noch lange von dem seltsamen Abenteuer seines spanischen Königthums träumen kann, als für das unglückliche, von ihm verlassene Land. Wenn dort vorläufig die Republikaner und die Radicalen sich zu einer compacten parlamentarischen Mehrheit vereinigt haben, so entsteht die Frage, wie lange diese Einigkeit dauern soll? Die eigentlichen Republikaner mit den neuen Ministern Figueras und Castelar an der Spitze sind wesentlich förderalistisch gesinnt, die Radicalen als Monarchisten wie als nothgedrungene Republikaner vor allem Unitarier. Hinter diesem Zwiespalt lauert das Prätendententhum der Alfonsisten, das zwar nur etwa 20 Vertreter in den Cortes, dafür aber starken Anhang in der Armee wie in der Bourgeoisie besitzt, und der Carlisten mit dem niedern Volke und der Geistlichkeit der kraftvollen nördlichen Provinzen als Anhängern. Was wird da in dem permanenten Parteihader aus dem Lande Karls V. werden? Das Wort „spanische Republik" hat bereits einen ominösen Klang, es erinnert einigermaßen an Mexico und Caracas." Die republikanische Regierung, die nunmehr ins Leben trat, führte, wie wir bald erfahren werden noch längere Zeit ihren Kampf ums Dasein sowohl mit den Communisten der Seestädte als mit den Carlisten in den nördlichen Gebirgslandschaften. Mittlerweile ging das Reich der Anarchie entgegen.

4. Das ökumenische Concil im Vatican.

§. 1212. Kirchliche Parteistellung. Seitdem Pius IX. am 8. December 1854 das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria verkündigt und gerade zehn Jahre darauf eine päpstliche Encyklica sammt angehängtem Syllabus Alles, worauf die Zeitgenossen als auf Errungenschaften des modernen Staats- und Geisteslebens stolz sein zu dürfen glaubten, in fulminantem Tone verdammt und ver-

worfen hatte, traten die letzten Grundsätze und Zielpunkte seiner Politik immer klarer zu Tage. Er betrachtete sich als den berufenen Vollender des gewaltigen Gebäudes römischer Kirchenherrlichkeit. Selten war ein Papst von willigeren Bischöfen umgeben gewesen als Pius IX. bei der Verkündigung seines Dogma's, dann wieder bei der großen Heiligen-Promotion von 1862, bei dem Säcularfeste Petri 1867 und bei seinem eigenen Priesterjubiläum 1869: „Feste, aus deren Geschmack ihm wohl das Verlangen gekommen ist, auch die höchste Feier der Kirche, ein ökumenisches Concil zu erleben". Schien es ihm doch ganz besonders in seiner Mission zu liegen, das katholische Dogma selbst an den beiden Punkten, wo es noch Lücken bot, die „Mutter Gottes" und die Machtbefugniß des Papstes betreffend, zu ergänzen und auszufüllen. In letzterer Beziehung namentlich war es seit den Zeiten der großen Concilien des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts noch fraglich geblieben, ob jene Unfehlbarkeit in Glaubenssachen, welche eine, unbedingte Hingebung fordernde Kirche jedenfalls sich beilegen muß, ihr Organ in den allgemeinen Kirchenversammlungen oder im römischen Papste zu suchen habe. Die ganze neuere, vorzugsweise vom Jesuitismus geleitete Entwickelung der Curialpolitik ging von der letzteren Voraussetzung aus. Aber schon die kühle Aufnahme, welche der seit dem Syllabus auftauchende Gedanke eines ökumenischen Concils unter den Bischöfen Deutschlands und Frankreichs fand, konnte zeigen, wie wenig gerade bei den gebildetsten Kirchenfürsten des gegenwärtigen Katholicismus Lust und Trieb vorhanden war, das seit dreihundert Jahren nicht mehr in Wirksamkeit getretene Institut eines allgemeinen Concils im neunzehnten Jahrhundert blos zu dem Zwecke noch einmal aufleben zu lassen, um zu Gunsten des Papstes in aller Form abzudanken und ihn zum Universalerben der alten Synodalautorität einzusetzen. Sogar das Cardinalscollegium hatte dem heiligen Vater abgerathen. Dennoch erfolgte die Berufung, und zwar in möglichst ökumenischer Form, selbst an die Bischöfe der orientalischen Kirche gerichtet, von denen sie nicht angenommen wurde; auch an die Protestanten erging eine Einladung, die Gelegenheit des Concils zu ergreifen, um in den „einigen Schafstall Petri" zurückzukehren. Eine dogmatische Commission, in welcher die Jesuiten Perrone und Schrader das große Wort führten, bereitete während des Winters die Aufgaben des Concils vor, und bald genug zerstreute das anerkannte Organ des Papstes, die von Jesuiten geschriebene Civiltà cattolica, die letzten Zweifel der ungläubigen und erstaunten Welt hinsichtlich dessen, was im Vatican geplant wurde. Den Papst für unfehlbar zu erklären, erschien dieser Partei als die bündigste Sicherstellung des, bei allgemeinem Wanken aller andern Autoritäten allein noch Festigkeit und Dauer verheißenden Felsen Petri wider feindselige Staaten und Kirchen, wider menschliche Freiheit und Neuerungssucht, wider zersetzende Duldsamkeit und vernünftelnde Wissenschaft, wider allen Irrthum und alle Sünde der Gegenwart und Zukunft. Die ganze Sache in Scene zu setzen war der Erzbischof von München, Cardinal Reisach, ersehen, welcher in Rom den Ruf hatte, im Besitz des Geheimnisses deutscher Wissenschaft zu stehen und hinter deren Richtigkeit gekommen zu sein. Jetzt wurden auch die Staatsmänner aufmerksamer auf diesen Handel, welcher, weil auf Generalsanction aller jemals von Päpsten dem Staate gegenüber erhobenen Ansprüche hinzielend, ganz dazu angethan schien, ein neues und dauerndes Zerwürfniß zwischen weltlicher und geistlicher Macht hervorzurufen und der Unabhängigkeit und Souveränetät der Staaten bedrohlich zu werden. In einem diplomatischen Rundschreiben beantragte der bayerische Minister, Fürst Hohenlohe, Conferenzen der Regierungen, um einen Plan zum Schutze ihrer gemeinsamen Interessen zu entwerfen. Aber in Folge der Ablehnung dieses Vorschlags durch den österreichischen Reichskanzler Beust ließen die Mächte den Gedanken einer Conferenz fallen; die ultramontane Partei benutzte sogar diese Angelegenheiten, um den bayerischen Minister bald darauf aus dem Amte zu bringen, und in Frankreich vereinigten sich die Stimmen des kurzsichtigen Ollivier und seiner Freunde mit denen der Ultramontanen in der Forderung einer, von Seiten des Staates einzuhaltenden absoluten Neutralität. Da zugleich auch Preußen in seiner grundsatzmäßig reservirten Haltung in katholisch-kirchlichen Fragen beharrte, schienen die Dinge für die Ansprüche des Papstes günstig zu liegen und man machte sich wenig daraus, daß der moderne Liberalismus das Unternehmen mit einstimmigem Hohne begrüßte, ja daß

29. Juni 1869.

13. Sept.

selbst namhafte katholische Theologen auf deutschen Universitäten, daß vor Allem die bedeutende Autorität des Münchener Stiftspropstes Döllinger (unter dem Namen „Janus") dem werdenden Dogma mit den schärfsten Waffen der Wissenschaft zu Leibe gingen, und daß gleichzeitig gelehrte französische Bischöfe, wie Maret und Dupanloup, die Grundsätze des altersschwach gewordenen Gallicanismus erneuerten, ja daß selbst der sterbende Montalembert sich auf ihre Seite stellte und bittere Worte gegen die „Versunkenheit" und das „römische Wesen" des französischen Klerus sprach. Etwas mehr Besorgniß gaben die neunzehn deutschen Bischöfe, welche gegen die mannich-
6. Sept. 1869. fachen Bedenken, die dem Concil begegneten, zu Fulda einen Hirtenbrief veröffentlichten, in welchem sie ihre Erwartung aussprachen, „daß das Concil keine neuen Dogmen einführen und in die bürgerliche Ordnung nicht eingreifen werde". Zugleich richteten sie an den Papst ein Privatschreiben, in welchem sie ihn unter Hinweis auf die Gefahr der Sachlage beschworen, von seinem Vorhaben zurückzutreten. Die Antwort war der Erlaß
27. Nov. einer Geschäftsordnung, welche die Einbringung von Vorlagen für das Concil ganz dem Papste vorbehielt und ihm das Recht zusprach, Anträge, die von Seiten der Bischöfe gestellt werden sollten, selbst gegen den Willen des ganzen Concils der Discussion zu entziehen. Zugleich war Vorsorge getroffen, den ganzen Geschäftsgang unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses zu halten und jede Betheiligung der öffentlichen Meinung von vornherein auszuschließen. So wurde denn das Concil, welchem stets
8. Dec. etwa 700 berufene Theilnehmer beiwohnten, mit allem Glanze eröffnet und tagte seither im rechten Kreuzarm der Peterskirche, einer akustisch möglichst schlecht eingerichteten Räumlichkeit. Aber trotz der Todsünde, welche die Väter mit jeder Veröffentlichung eines Vorgangs in den Congregationen und im Concil begingen, erschien während der ganzen achtmonatlichen Dauer der Synode in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" eine lange Reihe von Briefen („des Quirinus"), welche sich in allem Thatsächlichen als zuverlässig erwiesen und der gespannten Aufmerksamkeit der Welt die Vorgänge in Rom fast so durchsichtig machten, wie die Verhandlungen im norddeutschen Parlament oder im gesetzgebenden Körper zu Paris auch waren. Allmählich traten die Parteien auseinander, und es zeigte sich, daß der Majorität, bestehend aus Italienern und Spaniern, vor Allem aber aus Titularbischöfen (in partibus) und ungefähr 300 Klerikern, deren täglichen Unterhalt in Rom der Papst bezahlte („päpstliche Kostgänger") eine höchstens auf 150 Stimmen zu steigernde Opposition deutscher, französischer und ungarischer Bischöfe entgegenstand, welche die alten Rechte des Bisthums zu behaupten und der päpstlichen Monarchie eine aristokratische Begrenzung zu geben Willens war. Dabei waltete anfangs Artigkeit und Noblesse in den Verhandlungen ob. Als aber der Knoten sich enger schürzte und das fatale Entweder-Oder der Entscheidung immer näher rückte, ließen Zwischenträgerei, Aufregung, Ermüdung und Parteileidenschaft den Ton immer bitterer werden. Die Opposition, an deren Spitze die österreichischen Cardinäle Schwarzenberg und Rauscher, die Erzbischöfe von Prag und Wien, ferner der Bischof Hefele von Rottenburg, der Erzbischof Darboy von Paris, die Bischöfe Dupanloup von Orleans und Maret von Sura und der amerikanische Erzbischof Kenrick von St. Louis standen, befand sich gegenüber von Vorabmachungen, namentlich aber einer, der Hauptfrage schon vorgreifenden Geschäftsordnung, gegen welche nun eine Zeit lang Petitionen eingereicht und Proteste unterzeichnet wurden. Da das nichts fruchtete, lebte
Jan. 1870. in Frankreich der Gedanke wieder auf, die Staaten bei dem Concil vertreten zu lassen, um den Papst durch das Einwirken der Diplomatie geschmeidiger zu machen. Aber alle diese Versuche verursachten wohl schleppende Verhandlungen, welche Monate lang dauerten, scheiterten jedoch endlich kläglich an der überlegenen Schlauheit Antonelli's, welcher die Staatsmänner stets mit der Versicherung einzuschläfern verstand, es handle sich hier ja nur um untergeordnete, nur um theologische Gegenstände. Einstweilen übte der Papst auf die Wahlhandlungen, besonders auf die Zusammensetzung der dogmatischen Commission, einen so entschiedenen Druck aus, er trat überhaupt so offen und fast leidenschaftlich auf die Seite der Infallibilisten, daß eine große Verstimmung Platz griff und die Zaubergewalt persönlicher Verehrung, welche den katholischen Episkopat schon lange an die Person gerade dieses Papstes gefesselt hatte, auf einen Augenblick gebrochen

schien. Der Plan, die Unfehlbarkeit durch eine Demonstration von überwältigender Wirkung, eine sog. Acclamation, durchzusetzen, mußte fallen gelassen werden. Man beschäftigte daher das Concil durch Vorlage eines weitschichtigen Entwurfes vom katholischen Glauben, einer Art von Einleitung in die Glaubenslehre, mit Sätzen gegen Atheismus, Pantheismus, Rationalismus u. s. f., bis endlich eine Adresse mit über 400 Unterschriften den Papst zum Vorgehen in der Unfehlbarkeitssache aufforderte. Als Gegenschlag erschien eine abmahnende Adresse, nur von 137 Bischöfen unterzeichnet, die aber 80 Millionen Katholiken vertraten: es sei nicht wohlgethan, den Völkern Größeres aufzuerlegen, als die Synoden von Florenz und Trient schon gethan hätten. Um diesen Widerstand zu brechen und überhaupt mehr Schwung in den Gang der Verhandlungen zu bringen, wurde nunmehr an die Stelle des bald nach Eröffnung des Concils verstorbenen Reisach der Cardinal de Angelis zum Präsidenten ernannt, welchem sodann eine neue Geschäftsordnung mit dem ausge- 23. Febr. 1870.
sprochenen Zweck, die Verhandlungen zu beschleunigen, die Befugniß gab, jede Rede kurzweg abzuschneiden, der Versammlung aber das Recht, die Debatte jeden Augenblick zu schließen. Damit war die Majorität allmächtig geworden, die Minderheit forderte vergeblich moralische Einhelligkeit der Bischöfe als Vorbedingung eines gültigen Lehrausspruches. Aber sie selbst war bereits in sich gespalten und der Gegensatz groß genug zwischen dem Bischof Ketteler von Mainz, der die neue Lehre nur gerade nicht für „opportun" hielt und jetzt seinem alten Lehrer Döllinger den Fehdehandschuh hinwarf, und dem ritterlich muthigen Bischof von Sirmium, Stroßmayer, welcher es wagte, trotz der Präsidentenschelle und unter dem allgemeinen Sturm der 22. März.
Lippen und Füße loszugehen gegen einen Satz des Schemas über den Glauben, in welchem alle Gottlosigkeit in der Welt auf den Protestantismus zurückgeführt werden sollte. In der That ließ die Curie denn auch diese Beleidigung fallen, aber nicht wegen der Rede des kroatischen Bischofs, sondern wegen eines Telegrammes von Bismarck, der mit Zurückziehung des preußischen Gesandten drohte. Bald darauf wurde, während der genannte Bischof sich fern hielt, der übrige Theil des vom Papste vorgelegten Entwurfes 24. April.
über den katholischen Glauben, allerdings vielfach modificirt und verändert, mit Stimmeneinhelligkeit angenommen. Diese Schwachheit trug dazu bei, die Achtung vor der Opposition auf dem Concil wesentlich zu verringern. Es wurde demselben sofort mit Nichtachtung der dringlichsten Abmahnungen, zu welchen sich die Opponenten jetzt ermannt hatten, der Entwurf zu einer dogmatischen Constitution übergeben, deren drei 10. Mai.
erste Kapitel den Primat des Papstes ganz in der Weise der isidorischen Fälschung darlegten, während ihm das vierte förmlich die Unfehlbarkeit zusprach. Zwei ganze Monate 13. Mai—14. Juli.
hindurch währten die Debatten, die sich besonders auf den letztgenannten Punkt concentrirten. Aber so tapfer auch die hervorragendsten Wortführer der Opposition sprechen mochten: über der Versammlung lastete die Fieberhitze des römischen Sommers; nicht wenige Mitglieder unterlagen, und da der Papst fest entschlossen war, das Concil beisammen zu halten, bis es seine Mission erfüllt habe, so kam es denn endlich zum Hauptschlag.

§. 1213. Die Infallibilitätslehre und der Fall des Kirchenstaats. Aber während in der ganzen ersten Hälfte des Jahres die Aufmerksamkeit der Welt fast ausschließlich auf Rom gewandt blieb und Döllinger von München und im selben Geiste Gratry von Paris aus sogar der Laienwelt lebhaftes Interesse an den theologischen Streitigkeiten, die im Vatican geführt wurden, abzugewinnen wußten; zogen im Anfange des Juli die schweren Gewitterwolken des deutsch-französischen Krieges am Horizonte Europas auf, und fast unbeachtet von der Welt ist der Papst mit 451 Stimmen 14. Juli.
für unfehlbar erklärt worden; 62 sagten Ja mit Vorbehalt (ad modum), 88 Nein, 70, darunter Antonelli, fehlten. Ehe es zur feierlichen Verkündigung des neuen Dogma's kam, versuchte die Opposition noch einen letzten Schritt. Sechs Bischöfe erschienen als Deputation im Vatican, Ketteler von Mainz warf sich zu Boden und flehte den heiligen Vater an, er möge durch einige Nachgiebigkeit der Kirche den Frieden und der katholischen Welt die schwer gefährdete Einheit zurückgeben. Pius IX. war einen Augenblick erschüttert. Aber noch am selben Abende stimmten der Erzbischof Manning von Westminster und der Bischof Senestrey von Regensburg ihn um. Als die Op-

position das erfuhr, verließen ihre Mitglieder Rom, weil ihre „kindliche Pietät und Ehrfurcht" ihnen verbiete, in der öffentlichen Sitzung Nein (Non placet) zu sagen. So haben
18. Juli 1870. dieses muthige Wort zur entscheidenden Stunde nur zwei Männer gesprochen, Riccio von Cajazzo und Fitz-Gerald von Little-Rock, während 533 Stimmen Ja (Placet) sagten. Wegen eines ausgebrochenen Gewitters, welches äußerste Dunkelheit über die Versammlung verbreitete, mußte sich der Papst eine Kerze vorhalten lassen, als er die so beschlossene Constitution von der Kirche (genannt Pastor aeternus) verkündigte, durch welche alle Bischöfe zu bloßen Substituten und Beauftragten des Papstes herabgesetzt wurden, er selbst aber, „wenn er vom Lehrstuhle aus spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirt und Lehrer aller Christen vermöge seines höchsten apostolischen Ansehens eine von der ganzen Kirche festzuhaltende Lehre über den Glauben oder über die Sitten bestimmt, kraft des im seligen Petrus ihm selbst verheißenen göttlichen Beistandes mit jener Unfehlbarkeit gebietet, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche bei der Feststellung einer Lehre über Glauben oder Sitten ausgestattet wissen wollte", wozu beigefügt war, „daß also derartige Bestimmungen des römischen Papstes durch sich selbst, nicht aber durch Zustimmung der Kirche, unabänderlich sind. Wenn aber Jemand, was Gott verhüte, dieser unserer Bestimmung zu widersprechen wagen sollte, so sei er verflucht!"

Das Concil wurde sodann auf den 11. November vertagt, aber als diese Frist heranrückte, hatte man nicht blos in der übrigen Welt ganz andere Dinge zu denken, sondern dem unfehlbar gewordenen Papst selbst hatte das gegen seine Lehre rebellische Schicksal Prüfungen von überraschender Schwere bereitet; seine weltliche Herrschaft, an der gerade er so zäh festgehalten, war vollends zu Trümmer gegangen, und er betrachtete sich als einen Gefangenen im eigenen Hause. Denn ehe die heiligen Väter sich wieder im Vatican versammeln konnten, trat eine jener Katastrophen ein, welche in das Drama der Weltgeschichte zuweilen einen Zug von großartiger Ironie und erschütterndem Humor einflechten, um die Hinfälligkeit aller menschlichen Pläne und Schöpfungen desto drastischer erscheinen zu lassen. In demselben Augenblick, da es der hochkirchlichen Jesuitenpartei gelungen war, die Infallibilitätslehre durchzusetzen und den päpstlichen Absolutismus über Kirche und Episcopat zu erheben, wurde der Kirchenstaat dem Königreich Italien einverleibt und der weltlichen Herrschaft des kirchlichen Oberhauptes ein Ende gemacht. Hatte ein wohldienerischer Klerus sich hinreißen lassen, den Papst über die Schranken der Menschheit zu stellen, so raubte zu gleicher Zeit das Schicksal demselben den irdischen Boden, dessen er in seiner Erhabenheit nicht mehr zu bedürfen schien. Kaum nämlich
Septbr. 1870. waren die französischen Besatzungstruppen eingeschifft worden, um das eigene bedrängte Vaterland in seinem Todeskampfe zu unterstützen, so kündigte die florentiner Regierung den Septembervertrag und stellte ein Beobachtungsheer unter General Cadorna an der römischen Grenze auf, während Bixio, Garibaldi's ehemaliger Waffengenosse, in Civita vecchia einzog. Man versuchte zunächst den Papst durch Unterhandlungen zu einer friedlichen Abtretung zu bewegen, indem man ihm nicht nur den Fortgenuß der vollen Autorität in allen kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten, sondern auch die Ehrenrechte eines Souveräns, den Besitz des Leoninischen Stadttheiles auf der rechten Seite des Tiber sammt dem Vatican u. A. m. anbot; als er aber alle Ausgleichungsvorschläge entschieden von der Hand wies, wurde das Gebiet bis unter die Mauern der Hauptstadt besetzt. Von allen Seiten strömten römische Flüchtlinge und Verbannte herbei, um unter der Fahne Victor Emanuels an dem Umsturze der geistlichen Zwingherrschaft mitzuwirken. Am 20. September schlugen die Italiener ihr Lager im Osten der Stadt vor der Porta Pia auf und bedrohten Rom im Falle eines Widerstandes mit der Beschießung. In der Stadt lagen etliche tausend Mann päpstlicher Truppen, größtentheils Fremde aus allen Ländern und Erdtheilen, denen sich viele Freischaaren und Banditen aus den Abruzzen angeschlossen hatten. Den Kern bildeten die Zuavenbataillone, welche der Waffenminister, General Kanzler, organisirt und unter den Befehl des Obersten
20. Sept. 1870. Charette aus der Vendée gestellt hatte. Diese leisteten einige Gegenwehr. Aber eine dreistündige Kanonade genügte, um Rom zur Capitulation zu bringen. Die päpstliche Armee wurde aufgelöst, die fremden Soldknechte mußten die Halbinsel verlassen; eine provisorische Regierung besorgte die öffentlichen Geschäfte, bis die Vorbereitungen zur

Volksabstimmung (Plebiscit) getroffen waren, durch welche, da die Mißvergnügten sich größtentheils der Abstimmung enthielten, die Bewohner Roms und des gesammten ehemaligen Kirchenstaats sich fast einstimmig für den Anschluß an das Königreich Italien unter Victor Emanuels Herrschaft aussprachen. Dies geschah am 3. October und schon am 9. desselben Monats wurde die Annexion vollzogen. 3. 9. Oct. 1870. So ging in Erfüllung, was Garibaldi und seine Gesinnungsgenossen seit Jahren angestrebt. Aber der alte Feldherr hatte nicht einmal den Triumph der Mitwirkung; denn er stand als Freischaarenführer in Frankreich, einem republikanischen Idol nachjagend. Zur Beruhigung der katholischen Welt, die über den kirchenschänderischen Frevel einen lauten Schrei ausstieß, erklärte die italienische Regierung, der Papst solle nach wie vor mit der Würde eines Souveräns und mit voller Freiheit alle Rechte und Amtshandlungen des Kirchenoberhaupts ausüben. Aber der Bannstrahl, den Pius IX. über Victor Emanuel schleuderte, gab Zeugniß von dem tiefen Grolle des heiligen Vaters. 1. Nov. 1870. Auch das in der Folge von der florentiner Regierung mit Zustimmung der Deputirtenkammer erlassene **Garantiegesetz**, welches die Person des Papstes für heilig und unverletzlich erklärte, ihm den Rang und die Ehrenstellung eines Souveräns mit einem Jahreseinkommen von 3,225,000 Lire zuwies und der Kirche und ihren Lenkern so viele Rechte einräumte, wie in keinem andern Lande, so daß Cavours Programm: „freie Kirche im freien Staat", zur Wahrheit ward, vermochte den Zorn der klerikalen Partei nicht zu versöhnen. — Auch sonst waren die Erfolge des kühnen Schrittes der Unfehlbarkeitserklärung nicht eben sehr ermuthigender Art: die österreichische Regierung erklärte das Concordat für aufgehoben, weil der eine Contrahent seinen Charakter völlig geändert habe; Bayern verbot die amtliche Veröffentlichung des neuen Dogma's; Baden und Würtemberg erklärten alle Folgerungen, die daraus auf Staatsverhältnisse könnten gezogen werden wollen, für ungültig. Wenn auch nicht wenige derselben Bischöfe, welche zu Rom mit Muth und Geschick die neue Lehre als verderblich, widersinnig, geschichtslos und staatsfeindlich bekämpft hatten — voran die Prälaten von München, Augsburg, Köln, Mainz, Trier — auf einer neuen Versammlung zu Fulda die Gläubigen zur Unterwerfung unter die Aussprüche des Concils aufforderten, August. ja sogar gegen die renitenten Priester und Theologen sofort disciplinarisch vorzugehen sich nicht scheuten: so fiel doch andererseits der Widerspruch so vieler gebildeten Katholiken, welcher in Deutschland, Oesterreich und Ungarn sich erhob, die männlichen Proteste so vieler katholischen Mitglieder von Universitäten wie München, Breslau, Bonn, der offene Widerspruch der angesehensten katholischen Theologen an den genannten Hochschulen, und vor Allem das schneidige Nein, welches der gelehrteste aller Vertheidiger des katholischen Kirchenglaubens, **Döllinger**, den mehrfach ergangenen 28. März 1871. Aufforderungen zur Unterwerfung in einer Epoche machenden Schlußerklärung entgegenstellte, schwer genug in die entgegengesetzte Wagschale.

VI. Der deutsch-französische Krieg von 1870 auf 1871 und das neue deutsche Reich.*)

1. Entstehung des deutsch-französischen Krieges.

§. 1214. **Stimmungen und Lage.** Das constitutionelle Kaiserthum Napoleons war in das Jahr 1870 fertig eingetreten und hatte durch allgemeine Volksabstimmung

*) Die nachfolgende Darstellung wurde für die 15. Auflage dieses Buchs unmittelbar nach Beendigung des Krieges aus dem damals vorhandenen Material mit Benutzung zuverlässiger Karten, Schlacht- und Operationspläne bearbeitet, nämlich aus den Berichten der größeren **Zeitungen** des In- und Auslandes; aus **telegraphischen Depeschen**, aus **Tagebüchern** („Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870 von Georg Hirth"; seitdem bis zum 31. Heft fortgeführt; „Chronik des deutsch-französischen Kriegs", Berlin. „la guerre de 1870 par Emile **Leclercq**. Bruxelles 1871. 5me édit." „le siège de Paris par Francisque **Sarcey**. 5. édit."; **Fischbach**, die Belagerung und das Bombardement von Straßburg u. a.); aus **Einzelberichten** („der Krieg um Metz, von einem preußischen General, Berlin 1871"; Des causes qui ont amené la capitulation de Sedan. Bruxelles. u. a.); aus den ersten

die Sanction der französischen Nation erhalten (§. 1138). Emil Olivier war aus dem Heerlager der liberalen Opposition an die Spitze der neuen parlamentarischen Regierung gestellt, und die ganze Welt freute sich aus seinem Munde zu vernehmen, „daß der Friede noch nie gesicherter gewesen sei als heute!" Man traute diesen Worten um so mehr, als derselbe Mann schon im Jahre 1867 verkündigt hatte, daß er die deutsche Einheit als eine unwiderrufliche, vom Schicksal verhängte Thatsache betrachte, die Frankreich ohne Gefahr hinnehmen könne, daß der Friede ohne alle Hintergedanken die einzige Politik sei, der er sich anschließen könne. Auch in Berlin gab man sich der frohen Hoffnung hin, der Eifer der Chauvinisten würde sich endlich legen. Man war deutscher Seits so vorsichtig allen Streitfragen aus dem Wege gegangen, hatte sich so sehr bemüht, die „patriotischen Beklemmungen" der großen Nation durch Schonung und Nachgiebigkeit zu beruhigen; hatte die politische Präponderanz, welche die Franzosen als ererbtes Recht, als Grundlage ihres nationalen „Prestige" ansahen (§. 1208. 9.) unangefochten gelassen; sollte man denn jetzt nicht einige Friedensjahre als Lohn dieser Mäßigung davon tragen? So wenig dachte man in Preußen an eine Störung des Weltfriedens, daß König Wilhelm sich nach Ems ins Bad begab, daß Graf Bismarck und die Generale von Roon und von Moltke die Sommermonate auf ihren Gütern zuzubringen sich anschickten, daß in der Kriegsorganisation und Bewaffnung Reformen in Angriff genommen wurden, zu deren Durchführung längere Zeit erforderlich war; daß die feierliche Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelms III. auf den 3. August festgesetzt ward. Von den Anschlägen des kaiserlichen Hofes auf Gebietserweiterung im Norden, welche der französische Gesandte, Graf Benedetti, in geheimen Besprechungen mit dem norddeutschen Bundeskanzler wiederholt in Anregung gebracht, war zu der Zeit noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Erst in der Folge trat es durch Bismarcks Enthüllungen zu Tage, daß schon seit Jahren die französische Regierung dem preußischen Minister ein Bündniß vorgeschlagen habe, kraft dessen der Kaiser um den Preis von Belgien und Luxemburg den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Nordbund befördern wolle. Die Napoleonische Politik war fortwährend auf Vergrößerung des Reichs gerichtet; der Kaiser wußte, wie sehr er dadurch der Eitelkeit und Selbstliebe der Nation huldigte, sein eigenes Ansehen erhöhte und befestigte und die Zukunft seiner Dynastie sicherte. Dies schien ihm aber gerade jetzt um so nothwendiger, als die Opposition stets an Boden gewann: bei Gelegenheit des Plebiscits waren über 50,000 verneinende Stimmen in der Armee und Marine zum Vorschein gekommen; gerichtliche Untersuchungen über Verschwörungen und Complotte hielten das Volk in Unruhe; eine Mißernte stand vor der Thüre; im gesetzgebenden Körper sprach man von der Aufhebung des Verbannungsdecrets der Familie Orleans. Diese drohenden Alarmzeichen konnten am besten durch einen nationalen Krieg niedergedrückt werden. Und wenn es gelang, die Rheingrenze noch einmal zu erobern, die jeder Franzose als das dem Vaterlande gebührende, ihm gewaltsam entrissene Recht ansieht, so war der Name Na-

---

Lieferungen der gleichzeitigen Kriegsgeschichten von W. Rüstow (Zürich 1870), Wolfg. Menzel (Stuttgart 1871) u. a. Seitdem ist eine reiche Kriegsliteratur erschienen, an deren Hand wir den ganzen Abschnitt einer sorgfältigen Prüfung und Revision unterworfen haben. Zwar das Hauptwerk: „Der deutsch-französische Krieg. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes", behandelte bis dahin erst die Anfänge, ist aber seitdem zu Ende geführt worden; daneben sind von derselben Buchhandlung (Mittler u. Sohn) Berichte und Darstellungen ausgegangen, die den Eindruck vollkommenster Zuverlässigkeit und Sachkenntniß machen, von A. Borbstaed („der deutsch-französische Krieg bis zu der Katastrophe von Sedan", 1872); von W. Blume („die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zu Ende des Krieges"); von Herm. Graf Wartensleben („die Operationen der Südarmee im Januar und Februar 1871") von A. v. Schell („die Operationen der I. Armee unter General v. Steinmetz"). Dazu kommen noch die zusammenfassenden Darstellungen von W. Onken im „Europäischen Geschichtskalender von J. Schultheß". Elfter und zwölfter Jahrgang; von Wilh. Müller „Politische Geschichte der Gegenwart". Berlin 1871 u. a. W. Die Werke von K. v. Winterfeld, L. Hahn, Fontane, v. Tiedemann, und über die Pariser Commune die Arbeiten von Mehring, Wittig, Mehrheimb. In der Gesammt-Auffassung und Darstellung fand ich nach Durchlesung dieser Schriften keine Veranlassung zu Aenderungen; dagegen konnte in der Kriegsgeschichte Einzelnes genauer gefaßt, hie und da eine Lücke ergänzt, manchmal auch eines Führers oder Armeecorps namentlich gedacht werden.

poleon wieder so gefeiert wie in den Tagen des Oheims, so schwand die Opposition dahin wie ein Nebelbild, so war Frankreich mit dem Bonapartismus für alle Zeiten verbunden. Das Wagniß war kühn, aber dem Kühnen steht das Glück zur Seite. Die Land- und Seemacht war verstärkt, zu den zahlreichen Linientruppen waren Reserven und mobile Nationalgarden für den inneren Dienst herangebildet worden; die Arsenale waren gefüllt, die Chassepot-Gewehre hatten bei Mentana gegen die Freischaaren Garibaldi's „Wunder gethan" (§. 1206); eine neue Mordwaffe, die Mitrailleuse oder Kugelspritze, die wie eine Höllenmaschine fünf und zwanzig Kugeln aus einem kanonenartigen Rohr auf einmal gegen den Feind zu schleudern vermag, sollte ihre vernichtende Kraft erproben. Noch war ja Deutschland nicht geeinigt, geheime Agenten und journalistische Correspondenten wußten viel zu melden von der Antipathie der Demokraten, der Ultramontanen, der Particularisten, der Malcontenten aller Orten und Enden gegen das eroberungssüchtige gewaltthätige Preußen, gegen den verschlingenden Militarismus, wußten die Macht und Bedeutung der national-liberalen Partei in der öffentlichen Meinung als höchst geringfügig darzustellen. In der Revue des deux Mondes hatte ja Victor Cherbuliez überzeugend nachgewiesen, daß die neugeschaffene Ordnung in Deutschland ohne Dauer und Halt sei, daß bei dem ersten kräftigen Stoß alle Territorialgewalten wieder aufleben, alle Zwangsbündnisse sich wieder lösen würden. In München war das liberale Ministerium Hohenlohe den Angriffen einer aus Ultramontanen, Demokraten und Particularisten gebildeten specifisch bayerischen Partei erlegen und diese, welche sich als „patriotische" bezeichnete, besaß die Majorität in der Kammer; in Hessen und Würtemberg waren Männer im Rathe der Krone (Dalwigk und Varnbüler), die mit ihren preußenfeindlichen Gesinnungen bei jeder Gelegenheit offen hervortraten; in Hannover und andern annectirten Staaten gab sich in manchen Kreisen eine particularistische Zähigkeit und Verbissenheit kund, die an Fanatismus grenzte. Da und dort konnte man hoffen, zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen, verblaßte Erinnerungen wieder aufzufrischen, alte Sympathien wieder zu beleben. Der neue Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, hatte während seines mehrjährigen Aufenthalts als französischer Gesandter in Wien die deutschen Zustände und Stimmungen durch die trübe Atmosphäre der aristokratisch-klerikalen Hofkreise der Kaiserburg angeschaut und sich ein Abbild geschaffen, das der Wirklichkeit wenig entsprach. In Oesterreich hatte man die Niederlage vom J. 1866 noch nicht verschmerzt; die Czechen, Polen und Ungarn, die mehr und mehr Boden im Staatsleben gewannen, sympathisirten alle mit Frankreich, in diesem Gefühle mit dem Hofe übereinstimmend; der freundschaftliche Besuch, den um dieselbe Zeit der Zaar von Rußland dem König Wilhelm in Ems abstattete, hatte in Wien und bei den Böhmen Neid und Mißtrauen erregt. Der Wiener Reichskanzler, Graf Beust, stellte dem französischen Minister einen Kriegsbund Oesterreichs mit Frankreich in sichere Aussicht. So vereinigte sich Vieles, um in den Tuilerien die Ueberzeugung hervorzurufen, daß der Moment gekommen sei, wo der verschobene Waffengang mit Erfolg unternommen, die heiß ersehnte „Rache für Sadowa" gestillt werden könnte. Man hatte ja auch noch für Waterloo mit Preußen abzurechnen. Bei längerer Verzögerung erstarkte der norddeutsche Bund mehr und mehr; die natürliche Anziehungskraft eines großen Staatswesens mußte dann ihre Wirkung auch auf die noch selbständigen kleineren Staaten Deutschlands üben und die Fugen schließen, in welche man jetzt noch die trennenden und theilenden Hebel einer intriganten Staatskunst einsetzen, die erprobten Mittel einer verführerischen treulosen Politik in Anwendung bringen konnte. Umsonst warnte der französische Militärbevollmächtigte in Berlin, Oberst Stoffel, die kaiserliche Regierung vor einem Krieg, indem er die Vorzüge der preußischen Heerverfassung aufs Klarste darlegte und zugleich die Ueberzeugung aussprach, daß Graf Bismarck keinen Krieg beabsichtige, daß aber Alles in Bereitschaft gesetzt sei, falls Preußen dazu gedrängt würde; in Paris fanden seine Berichte keinen Glauben und keine Beachtung. Nach der Versicherung des Kriegsministers Leboeuf war man in Frankreich vollkommen bereit und gerüstet zu einem raschen Angriff, der eine eben so rasche Entscheidung bringen würde. Auch ging das Gerede von Unordnungen im Kriegsbudget, von Unterschleif und Verschwendung, die am leichtesten in einem allgemeinen Durcheinander verborgen blieben.

§. 1215. **Die spanische Throncandidatur und die Vorgänge in Ems.** Kaum hat jemals die Wahrheit des Spruches:

> Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
> Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

sich so sehr bewährt, als bei dieser Gelegenheit. Nachdem die spanische Regierung sich fast ein Jahr lang vergebens nach einem König umgethan, welcher geneigt und geeignet wäre, das Reich nach der neuen monarchischen Verfassung zu regieren, knüpfte der Minister Prim Unterhandlungen mit einem deutschen Fürsten, Leopold von Hohenzollern an, der in weitläufiger Verwandtschaft mit dem preußischen Königshaus stand und durch die Verheirathung seines Großvaters Karl mit Antoinette Murat, seines Vaters Karl Anton mit einer Tochter der Stephanie Beauharnais (§. 913) der Bonaparteschen Familie beigezählt werden konnte. Er gehörte der katholischen Kirche an, war verheirathet und Vater von mehreren Kindern, so daß auch die künftige Erbfolge als gesichert gelten konnte, und seine Persönlichkeit und Eigenschaften ließen die Wahl als eine glückliche erscheinen. Er war der ältere Bruder jenes Karl Anton, den einige Jahre zuvor die Rumänen zu ihrem Herrscher gewählt hatten (§. 1148). Fürst Leopold zeigte sich zur Annahme bereit, sofern die Vertreter der Nation ihre Zustimmung geben würden, und machte, da er volljährig und Herr seiner Handlungen war, dem König von Preußen Mittheilung von seinem Entschluß. Es war ein Act persönlicher Artigkeit, da nicht der König, sondern der Vater des Erbprinzen das Haupt der Seitenlinie des Hohenzollernschen Hauses war, somit dem preußischen Monarchen weder das Recht der Genehmigung, noch das der Versagung zustand. Nichts desto weniger faßte man in Paris, wo man andere Pläne begünstigte, die Candidatur als einen neuen Beweis preußischer Ehrsucht und Lust nach Machtvergrößerung auf: durch dynastische Interessen und Familienverbindungen gedenke das Königshaus der Hohenzollern, wie einst die Habsburger und Bourbonen, eine Vorherrschaft in Europa zu gründen; die Thronbesteigung eines von dem mächtigeren Zweige des Hauses abhängigen verwandten Fürsten sei für die ehrgeizige, emporstrebende Regierung in Berlin ein Mittel, Frankreich von zwei Seiten in Schach zu halten und in seiner freien Action zu hemmen oder zu lähmen. In den Tuilerien gab sich bald die größte Aufregung kund; Graf Benedetti, der französische Gesandte in Berlin, erhielt den Auftrag, den peinlichen Empfindungen Ausdruck zu geben, welche der Vorfall in Paris hervorgerufen habe, Freiherr von Werther, der Botschafter des Norddeutschen Bundes am französischen Hof, wurde nach einer Unterredung mit Gramont und Ollivier veranlaßt, seine beabsichtigte Urlaubsreise über Bad Ems zu nehmen, um seinen Herrn von der in Paris herrschenden Stimmung in Kenntniß zu setzen. In Berlin bekam Benedetti die Antwort, daß die spanische Throncandidatur die preußische Regierung gar nichts angehe; einen ähnlichen Bescheid meldete Werther von Ems aus. Wenn bei der großen Erregung, womit gleich anfangs die Frage in den Pariser Hof- und Regierungskreisen aufgenommen wurde, die Verhandlung die feine diplomatische Grenzlinie durchbrach und einen gereizten Charakter voll Verdacht und Drohung gegen Preußen annahm; so mußte sich die Spannung noch steigern, als der Herzog von Gramont bei Gelegenheit einer Interpellation in dem gesetz-
6. Juli 1870. gebenden Körper eine Antwort ertheilte, die allgemein als Kriegsdrohung aufgefaßt wurde. „Wir glauben nicht", sagte er, „daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt und dadurch zu unserem Nachtheile das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte Europa's stören und die Ehre Frankreichs gefährden dürfte". Der Beifall, den die Mehrheit der Versammlung den feierlich ausgesprochenen Worten des Ministers zollte, mehrte die Kriegslust, von der auch bald die ganze Nation ergriffen ward. Die warnenden Stimmen der kleinen Oppositionspartei verhallten wirkungslos; desto lauter stießen die Journalisten in die Kriegsdrommete und verkündeten schon zum Voraus den sicheren Sieg. Man schien zu fürchten, es könnte noch zu einer Ausgleichung kommen. Und in der That war eine solche Ausgleichung im Gange. Wie unschicklich und tactlos es auch erscheinen mußte, daß Graf Benedetti im Auftrage seiner Regierung nach Ems reiste, um den von seinen Räthen getrennten Monarchen während seiner Badecur mit Staatsgeschäften zu behelligen und ihn zu bestimmen, dem Erbprinzen von Hohenzollern die

Annahme der spanischen Krone zu verbieten; König Wilhelm empfing den Botschafter mit seiner gewohnten Freundlichkeit und Leutseligkeit; und wenn er auch das angemuthete Verbot als ein ihm nicht geziemendes Eingreifen in die Angelegenheiten eines persönlich selbständigen Fürsten von sich wies; so vernahm er es doch gern, daß Leopold von Hohenzollern, im Gefühle der großen Verantwortlichkeit, die er Europa gegenüber auf sich laden würde, der spanischen Thronbewerbung freiwillig entsagte und der Nation die Freiheit des Handelns zurückgab. Diese von dem Vater des Erbprinzen nach Madrid gemeldete Entsagung wurde von der spanischen Regierung amtlich der französischen mitgetheilt. Auch in Paris überlegte man, ob man die Verzichtleistung nicht als hinlängliche Genugthuung gelten lassen und den Kriegsfall als beseitigt ansehen sollte. Der Kaiser selbst war schwankend. Schon brachten die Botschafter Englands in Berlin und in Paris den Ministern des Auswärtigen die Glückwünsche ihrer Regierung über die friedliche Wendung dar. Aber im engeren Rathe wurde anders beschlossen. Erst die Zukunft wird den wahren Pragmatismus dieser verhängnißvollen Berathungen und Entschließungen enthüllen, bei welchen die Kaiserin das entscheidende Wort geführt zu haben scheint. Vielleicht hoffte man durch einen siegreichen Waffengang die immer kecker sich hervorwagende Opposition niederzuwerfen und den unbequemen Parlamentarismus wieder zu beseitigen. Genug, der Herzog von Gramont erklärte dem Freiherrn v. Werther, die Verzichtleistung des Fürsten von Hohenzollern sei nur Nebensache, da Frankreich die Thronbesteigung desselben doch niemals zugelassen hätte; die Verletzung für Frankreich bestehe darin, daß der König von Preußen, ohne sich zuvor mit dem Pariser Cabinet zu benehmen, dem Erbprinzen gestattet habe, auf die spanische Candidatur einzugehen. Frankreichs Ehre verlange, daß dafür Sühnung und Genugthuung gegeben werde. Als den geeignetsten Weg, wie dieses geschehen könne, bezeichnete der Minister ein Schreiben des Königs an Napoleon, daß er bei Ertheilung seiner Erlaubniß der Würde und den Interessen Frankreichs nicht habe zu nahe treten wollen und sich jetzt der Entsagung des Prinzen anschließe. Dabei möge aber jede Andeutung auf die verwandtschaftlichen Beziehungen des Fürsten zum Kaiserhause vermieden werden, da dieses Argument in Paris unangenehm berühren würde. Man muthete also dem preußischen Monarchen zu, er solle sich schriftlich entschuldigen, daß er dem Prinzen von Hohenzollern nicht die Annahme der Candidatur von vorn herein untersagt habe, und zugleich versprechen, daß, falls eine solche nochmals auftauche, er nie seine Einwilligung ertheilen werde. Damit stimmte auch Ollivier überein und meinte, bei der großen Aufregung, die bereits die Gemüther der Franzosen ergriffen habe, bedürfe das Ministerium zur Befestigung seiner Stellung einer gewissen Satisfaction von Seiten Preußens. Da Baron Werther sich nicht herbeilassen wollte, seinem Gebieter die Wünsche der französischen Minister persönlich zu überbringen und sich mit einem Bericht über die Unterredung begnügte, so erhielt Graf Benedetti die Weisung, den König in Ems aufzusuchen und die gewünschten Versicherungen zu verlangen. Dort wurde der Gesandte von dem Monarchen wiederholt zur Audienz zugelassen und vernahm aus dessen Munde, daß er die Verzichtleistung des Erbprinzen vollkommen billige; aber die Zumuthung, durch ein Versprechen die mögliche Wiederkehr einer solchen Frage für alle Zukunft abzuschneiden, wies König Wilhelm als einen demüthigenden Schritt von sich; und als Benedetti mit unschicklicher Zudringlichkeit sich eine dritte Audienz erbat, um dieselbe Forderung noch einmal dringender zu wiederholen, wurde er nicht vorgelassen, sondern erhielt durch den Flügel-Adjutanten den Bescheid, der König habe seine Willensmeinung bereits ausgesprochen. Auch eine förmliche Abschiedsaudienz wurde ihm nicht gewährt; als aber der König am andern Morgen nach Coblenz reiste, begrüßte er den Grafen auf dem Bahnhofe. Diese Zurückweisung des zudringlichen Mannes wurde in Paris als eine Ehrenkränkung aufgefaßt und da durch die von dem Monarchen approbirte Verzichtleistung des Prinzen die Kriegsursache beseitigt war, so wurde daraus ein neuer Kriegsfall gebildet. Man erklärte das Verfahren des Königs für eine Beleidigung der französischen Ehre und seine Weigerung, durch ein förmliches Versprechen eine künftige Throncandidatur des Hohenzollern unmöglich zu machen, für eine Gefährdung der nationalen Sicherheit, eine Auffassung, die man noch durch eine angebliche Note des Berliner Cabinets an die auswärtigen Höfe schärfte. Es half nichts, daß die Oppositionspartei widersprach; daß Thiers, sonst ein

13. Juli 1870.

14. Juli

eifriger Verfechter der „natürlichen Grenzen" Frankreichs, für jetzt von einem deutschen Krieg abrieth; daß die angeführte diplomatische Note sich als eine telegraphische Mittheilung an die preußischen Geschäftsträger erwies; die kriegslustige Partei hatte so sehr die Oberhand, daß jeder Widerspruch niedergedrückt und als Ausdruck unpatriotischer Gesinnung gebrandmarkt wurde. Die bonapartistischen Heißsporne zwangen Thiers durch Lärm und Schmähungen zum Schweigen, als er die Aufstellung einer Commission zur Prüfung der Actenstücke verlangte. Ollivier handelte ganz nach dem Herzen der Versamm-
15. Juli. lung, als er schon am nächsten Tag verkündete, man habe die Reserven einberufen und werde die nöthigen Maßregeln treffen, die Ehre und Sicherheit Frankreichs zu wahren. Die Geldforderungen der Regierung für Heer und Flotte so wie die Einziehung der gesammten Mobilgarde wurden mit einer der Einstimmigkeit nahe kommenden Majorität genehmigt. Und noch niemals seit der Gründung des Kaiserreichs waren die Presse, die öffentliche Meinung, die Stimme des Volkes in allen Schichten der Gesellschaft so sehr mit der Regierung und den legislativen Körperschaften in Harmonie als in den heißen Tagen, da die Kriegserklärung gegen Preußen geschleudert ward. Zum erstenmale erschallte wieder die Marseillaise mit ihrer revolutionären Gewalt. Man hatte die aufregenden Worte und Töne seit dem Staatsstreiche nicht mehr geduldet; jetzt wurde bei
18. Juli 1870. einem Feste in St. Cloud von dem Kaiser selbst der Bann gelöst und das berauschende Sturmlied als Losung zum Kampf freigegeben. Der Uebermuth, das Selbstvertrauen, die Eitelkeit traten in so grellen Zügen hervor, daß jeder Zweifel an Frankreichs Ueberlegenheit als vermessene Anmaßung erschien. Die „große Nation" war so lange als das verwöhnte Schooßkind in der europäischen Völkerfamilie behandelt worden, daß die ganze Welt und vor Allem jeder Franzose selbst an ihre „civilisatorische Mission" glaubte, ihre Suprematie auf allen Gebieten des öffentlichen und socialen Lebens als selbstverständlich ansah. Deutschland hat nicht wenig zu dieser Selbstüberhebung und Selbstbespiegelung des Nachbarvolks beigetragen; ihm war es jetzt auch beschieden, das Trugbild niederzuwerfen. Ueber drei Jahrhunderte betrachtete der Franzose den Rhein als die natürliche Grenze seines Landes und die Entfremdung der linken Uferseite als ein Unrecht des Schicksals; seit zwei Jahrhunderten beklagte man in Deutschland den Verlust von Lothringen und Elsaß als eine Schmach, welche fremde Raubsucht und eigene Zerfahrenheit und Zerklüftung der Nation angeheftet. Es war vorauszusehen, daß bei einem Zusammentreffen beider Völker die alten Wunden, die man auf der rechten Seite des Stromes verschmerzt zu haben schien, von Neuem aufbrechen würden, daß die Kriegsparole lauten würde: Hie Rheingrenze! Hie Elsaß-Lothringen! und daß mit dieser Losung der Preis des Siegers zum Voraus bestimmt sei. Wenn auch dieses Ziel nicht sofort öffentlich vorgeführt, diese Fahne nicht von vorn herein entfaltet ward, der Volksinstinct erkannte es richtig und die Tagesliteratur sprach es unverhüllt aus. Dieses instinctive Gefühl, daß ein hoher Kampfpreis eingesetzt sei, erzeugte auch die große Aufregung, die sich bei der Kunde von den Vorgängen in Paris und Ems aller Gemüther bemächtigte. Die Rückkehr des Königs von dem Badeort nach seiner Hauptstadt glich einem Triumphzuge; in der theilnehmenden Begeisterung des Volkes gab sich die Indignation über die unwürdigen Auftritte und die siegesfrohe Kampflust zu erkennen. Und während man an der Seine den Ruf ertönen ließ: Nach Berlin! nach Berlin! sprach man in Deutschland von der bevorstehenden Reise vom Rhein nach Paris. Es war das lebendige Gefühl, daß ein Völkerkampf bevorstehe, in welchem hundertjährige Streitfragen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und durch gegenseitige Vorwürfe und gereizte Beschuldigungen stets frisch erhalten, zum Austrag kommen würden. Denn auch in Preußen war auf die Kunde von der Einberufung der französischen Reserven am 15. Juli die Mobilmachung der gesammten norddeutschen Heerkörper angeordnet worden, und aus dem lauten Zurufe und der freudigen Bewegung des Volkes bei der Ankunft des Königs in seiner Hauptstadt ging klar hervor, daß Alles bereit sei, für den mit so großem Uebermuthe muthwillig und frevelhaft heraufbeschwornen Krieg Gut und Blut einzusetzen. Nirgends zeigte sich eine niedergedrückte oder ängstliche Stimmung. Das neue Volkslied „die Wacht am Rhein", vor dreißig Jahren von Schneckenburger gedichtet, das in der von Musikdirector Wilhelm componirten Melodie mit Blitzesschnelle sich über alle Gaue ver-

breitete, war der Ausdruck dieser festen Zuversicht im deutschen Heer und Volk. Es rief nicht wie die Marseillaise die Söhne des Vaterlandes zum aggressiven Vorgehen wieder den Feind auf, es sprach nur den festen Entschluß aus, den deutschen Strom zu bewachen und zu schützen.

§. 1216. Kriegserklärung und Thronrede. Am 19. Juli erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen und gleichzeitig die Eröffnung des Reichstages d s Norddeutschen Bundes. In jener hieß es, daß man den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten und in der Weigerung des Königs, dem französischen Botschafter eine, die künftige Möglichkeit einer solchen Candidatur ausschließende Zusage zu geben, einen sowohl Frankreich als das allgemeine europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken müsse. Der französischen Regierung liege daher die Verpflichtung ob, unverzüglich für die Vertheidigung ihrer Ehre und ihrer verletzten Interessen zu sorgen. Die Thronrede, edel und würdig gehalten, betonte, daß Deutschland, welches in früheren Jahrhunderten die Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre schweigend ertragen, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war, jetzt durch das Band geistiger und rechtlicher Einigung gestärkt, den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat in sich trage, daß das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, zu einem heilsameren Wettkampfe berufen seien, als zu dem blutigen der Waffen, daß jedoch die Machthaber Frankreichs es verstanden hätten, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten, und schloß mit den erhebenden Worten: „Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, Alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor Aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit." Die von glühender Vaterlandsliebe durchwehte Antwort auf die Thronrede, die rasche Bewilligung des zur Kriegführung erforderlichen Geldbedarfs gaben Zeugniß, wie sehr alle Gemüther von der Größe und Bedeutung des Augenblicks und von der Gerechtigkeit der Sache erfüllt waren. Auch Napoleon verkannte keineswegs den kraftvollen Geist, der aus der Thronrede hervorleuchtete: „Die Worte der Preußen sind so scharf als ihr Schwert", soll er geäußert haben, als er davon Kunde erhalten. Auf den talentvollen Publicisten Prevost-Paradol, welcher nach langer Opposition gegen das Napoleonische Kaiserthum sich dem constitutionellen Regimente Oliviers angeschlossen hatte und seit einigen Wochen als französischer Gesandter in Washington weilte, machte der Ausbruch des Krieges einen so tiefen Eindruck, daß er sich selbst durch einen Pistolenschuß das Leben nahm. — Noch an 22. Juli 1870.
demselben 19. Juli sah man König Wilhelm die Todtenkapelle seiner Eltern in Charlottenburg betreten und an ihrem Grabmale den Beistand des Himmels zu dem großen Unternehmen erflehen. Es war ja der Todestag seiner Mutter, der heißgeliebten Königin Luise. Als sie vor sechzig Jahren am gebrochenen Herzen aus der Welt geschieden, hatte sie zu ihren beiden ältesten Söhnen die mahnenden und prophetischen Worte gesprochen: „Wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr ist, dann weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt dem Umsturz meines Vaterlandes widme. Aber begnügt Euch damit nicht allein, handelt, entwickelt Eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder." König Wilhelm hatte in seinem langen Leben nie diesen Gedenktag vorübergehen lassen, ohne das Mausoleum zu besuchen. Aber niemals mag sein Herz so tief bewegt und so von inniger Gottesliebe und Gottvertrauen erfüllt gewesen sein, als in dieser schicksalsschweren Stunde. Wenn er damals der Tage von Jena und Tilsit gedachte, so mochte ihn auch die Hoffnung beseelen, daß jetzt die Zeit der Vergeltung gekommen sein dürfte. Denn die vaterländische Begeisterung, welche sich in der ganzen Nation zeigte, die selbst die Deutschen in fremden Ländern und Erdtheilen ergriff und

sich in Tausenden von Adressen und patriotischen Anerbietungen aussprach, konnte ihn überzeugen, daß alle deutschen Herzen von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl durchglüht seien, die nicht hinter dem Jahre 1813 zurückständen und zu gleichen Erfolgen führen müßten. Darum wurde auch noch an demselben Tag das Wiederaufleben des Ordens des eisernen Kreuzes für den beginnenden Krieg angeordnet. König Wilhelm fühlte sich bewegt und hingerissen von den zahllosen Beweisen patriotischer Gesinnung in Wort und That; und dieser gehobenen Stimmung hat er in den denkwürdigen Worten Ausdruck
25 Juli. gegeben, welche die Thronrede in edelster Weise ergänzten und besiegelten: „Aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands sind mir so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es mir ein unabweisliches Bedürfniß ist, diesen Einklang des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck meines königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich beschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde."

§. 1217. **Die Haltung des deutschen Volkes.** Als diese königlichen Worte in die Oeffentlichkeit drangen, war die militärische Einheit Deutschlands bereits eine vollbrachte Thatsache. Man hatte in Paris gehofft, der Krieg werde sich localisiren lassen. Man hatte nichts unterlassen, den ganzen Streit als einen Conflict zwischen Frankreich und Preußen, ja in manchen Schichten sogar als eine Art Zweikampf zwischen Napoleon und Wilhelm, zwischen den Hohenzollern und Bonapartes hinzustellen. In den politischen Kreisen an der Seine trug man sich mit dem Traumgebilde, es könne ein neuer Rheinbund ins Leben gerufen, die süddeutschen Regierungen, wenn nicht zum Anschluß an Frankreich, so doch zu einer neutralen Haltung bewogen, die malcontenten Elemente im norddeutschen Bunde ausgeschieden werden. Und man hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, eine solche Situation herbeizuführen und Preußen zu isoliren; es gab Stunden und Tage, an welchen mancher vaterländische Mann in banger Sorge schwebte, ob das Nationalgefühl allenthalben stark genug wäre, die Vorurtheile und die Antipathien gegen Preußen, die da und dort hohe Fluthen trieben, niederzuhalten und der Ansicht Geltung zu verschaffen, daß in dem vorliegenden Falle die Allianzverträge vom J. 1866 zur Anwendung kämen. Von Baden durfte man ein treues Zusammengehen mit dem norddeutschen Bunde sicher voraussetzen. Hier hatten Regierung und Landtag schon seit Jahren eine nationale Politik eingehalten, und es waltete kaum ein Zweifel ob, daß man in der Stunde der Entscheidung zu der deutschen Fahne stehen werde ohne Furcht vor den Gefahren und Opfern, die dieses schöne Land, der Garten der deutschen Erde, in erster Linie zu tragen haben würde. Denn in dem benachbarten Frankreich hatte man schon längst mit Verdruß wahrgenommen, wie gerade Baden, wo doch einst die Großherzogin Stephanie, die Tante des Kaisers Napoleon, ihr Leben zugebracht, so vollständig der alten Rheinbundspolitik entsagt, so offen und männlich in das nationale Heerlager eingetreten war; diesem Lande drohte daher der erste zermalmende Stoß, wenn der ergrimmte Feind über den deutschen Strom setzte. Die Schreckensscenen des Orleans'schen Kriegs (§. 758) waren in der Pfalz noch nicht vergessen; jetzt durfte man eine Wiederholung in ausgedehnterem Maßstab erwarten. Um einen Vorwand für die beabsichtigten Gräuel zu erhalten, beschuldigte man in Paris die badische Regierung, sie sei der Petersburger Convention, kraft deren keine explodirenden Handgeschosse bei europäischen Kriegen in Anwendung kommen sollten, nicht beigetreten, eine Beschuldigung, deren Falschheit actenmäßig nachgewiesen werden konnte, während die Anklage einer Uebertretung dieser Convention französischerseits, wenn auch von Mac Mahon in Abrede gestellt, doch nie ganz widerlegt worden ist. Mehr als im J. 1866 stand das Großherzogthum in Gefahr, als „Compensationsobject" für Bundesgenossen behandelt zu werden. Aber ohne die drohenden Gefahren und Kriegsdrangsale ängstlich

abzuwägen, stimmten alle Parteien in die Losung ein: Kampf gegen Frankreich! Die Kammern bewilligten ohne Widerspruch die zum Kriege nöthigen Geldmittel und die Regierung ordnete rasch die Mobilmachung der badischen Mannschaften an. Die künftige Kriegsgeschichte wird einst die großen Verdienste zu verzeichnen haben, welche Baden in diesen verhängnißschweren Tagen um die Hut des Grenzstromes sich erworben hat, als man in rascher Entschlossenheit die Rheinbrücke bei Kehl, das stolze Meisterwerk der Technik, sprengte und dann, von Würtembergern unterstützt, durch einzelne Militärabtheilungen, die sich da und dort in täglich wechselnden Stellungen am rechten Ufer sehen ließen, die Meinung erzeugte, das Land sei von einem „Schwarzwald-Corps" gut bewacht und man dürfe nur mit starker Heeresmacht den Uebergang wagen. — Anders stand es in Bayern. Von dem König zwar war es lange bekannt, daß sein jugendliches Herz von begeisterter Hingebung für die allgemeine deutsche Sache erfüllt sei; und auch von der Regierung in ihrer großen Mehrheit durfte man erwarten, daß sie einem Anschluß an den norddeutschen Bund, so weit ein selbständiges Staatsleben im eigenen Königreiche damit vereinbar sei, keine principielle Opposition entgegensetzen würde; dagegen hatten in der Landesvertretung die preußenfeindlichen Elemente sich zu einer großen Partei vereinigt, die bei allen wichtigen Fragen die Stimmenmehrheit erzielen konnte. Wie weit auch die Demokraten, Klerikalen und Particularisten in anderen Lebensanschauungen von einander abweichen mochten; in den politischen Hauptfragen gingen sie Hand in Hand. Für sie gab es nur ein bayerisches Vaterland, daher bezeichneten sie sich auch als die „patriotische" Partei, eine zweideutige Namens- und Begriffsbegrenzung, welche in den Augen der gedankenlosen Menge die Gegner mit einem Makel bedeckte. Man war noch gerade mit einer Vorlage beschäftigt, welche das Militärbudget und die active Dienstzeit vermindern und statt der stehenden Heere eine allgemeine Volkswehr begründen sollte, als die kriegerischen Verwickelungen zwischen Preußen und Frankreich das bayerische Stillleben durchbrachen und die Frage, ob der früher abgeschlossene Militärvertrag in dem vorliegenden Falle bindende Kraft habe, auf die Oberfläche trieben. Schon wurden von Paris aus Versuche gemacht, die antinationalen Elemente im französischen Sinne zu bearbeiten und einzelne Vorkämpfer ultramontaner Richtung zu verlocken; aber Dank der deutschen Gesinnung des Königs, dessen warmer Herzschlag alle Schlingen der bayerisch-österreichischen Neutralitätspolitik sprengte und für Ehre und Vaterland den Ausschlag gab, und des bayerischen Volkes, besonders der Bürgerschaft von München, trug die deutsche Gesinnung den Sieg davon. Doch mußte er im heißen Kampf erstritten werden; in der entscheidenden Sitzung des Landtags, in welcher die Geldmittel zur Mobilmachung des Heeres bewilligt werden sollten, beantragte die Commission nur eine solche Summe zu genehmigen, welche „zur Aufrechterhaltung bewaffneter Neutralität gegenüber den Kriegsereignissen zwischen Preußen und Frankreich" erforderlich sei; aber die Kammermehrheit verwarf diese Beschränkung des Ausschusses und gab der Regierung freie Hand. Der Jubel der Hauptstadt über diesen Beschluß und die Dankesworte, welche König Wilhelm sofort auf telegraphischem Wege an den jungen Monarchen von Bayern richtete, gaben Zeugniß, wie sehr man die Tragweite dieses Schrittes zu würdigen wußte. Damit war auch der Anschluß von Würtemberg und Hessen-Darmstadt entschieden und der nationale Charakter des Krieges besiegelt. Die Ernennung des Kronprinzen von Preußen, eines leutseligen ritterlichen Fürsten, zum Oberbefehlshaber über alle süddeutschen Truppen schloß das Band noch fester. Es ging ein Gefühl durch die Nation, daß eine neue Aera für Deutschland anbreche; man verhehlte sich nicht, daß die neue Einheit mit Blut gekittet werden müsse, aber man war zu allen Opfern bereit. Noch nie war in deutschen Landen eine solche Willigkeit zu werkthätiger Hülfeleistung bei den unvermeidlichen Leiden des Krieges zu Tage getreten, als bei dieser Gelegenheit. Allenthalben bildeten sich Vereine von Männern und Frauen zum Lazarethdienst, zur Verpflegung von Kranken und Verwundeten, zur Darreichung von Speisen und Getränken an die Ausziehenden, zur Unterstützung der in der Heimath zurückgelassenen Familien der Landwehrmänner. Das rothe Johanniterkreuz auf weißer Armbinde sollte als Erkennungszeichen dienen und vor feindseliger Behandlung schützen. Es war der Drang der Humanität und Menschenliebe, den auch die eiserne Nothwendigkeit des Krieges nicht zu ersticken vermochte. Die

16. Juli 1870.

19. Juli 1870.

Bewohner von Baden und der bayerischen Pfalz, obwohl am meisten gefährdet, standen an kriegerischer Begeisterung hinter keinem Stamme zurück. Sie fragten nicht, was aus ihrem schönen Lande, ihren blühenden Städten und Dörfern werden würde, wenn die feindliche Armee, der man absichtlich die afrikanischen Schaaren, die Turcos, Zuaven, Sipahis zugetheilt hatte, über die Grenzen bräche, welche Drangsale und Kriegsgräuel den Bewohnern selbst von diesen wilden Horden bevorständen, deren Verwendung unter civilisirten Nationen als eine Verletzung des Kriegs- und Völkerrechts angesehen werden konnte. Und doch war noch vor wenigen Jahrzehnten das linksrheinische Pfälzerland mit seinem Herzen und seinen Sympathien auf Frankreichs Seite gewesen und hatte sich unter der bayerischen Herrschaft so unglücklich gefühlt. Der vaterländische Geist war aber allenthalben erwacht: die deutsche Literatur und die deutsche Schule hatten an dieser Sinnesänderung keinen geringen Antheil, und Arndts flammende Lieder „Zum Rhein, über'n Rhein, Alldeutschland in Frankreich hinein" waren nicht umsonst erklungen. Hatte Geschichte und Literatur im Spiegel der Vergangenheit unsere Tugenden und Fehler gezeigt, so hatte die Schule Vernunft und Nachdenken geweckt und gestärkt und hatte gelehrt, Solidität vom Schein, Wahrheit von Phrase zu unterscheiden. Mit ernster Andacht strömte alles Volk am 27. Juli, den der gottesfürchtige König zu einem allgemeinen Bettag bestimmt hatte, in die Kirchen, um für die bevorstehende schwere Zeit Hülfe und Erbarmen vom Himmel zu erflehen und die Seele zu stärken durch inbrünstiges Gebet. Wie im Jahr 1813 war auch jetzt wieder Frömmigkeit und religiöses Gefühl mit Vaterlandsliebe in der deutschen Soldatenbrust vereinigt und stärkte die todesmuthige Begeisterung und Hingebung für die große Sache. Ohne Unterschied der Confession sah man die Krieger, ehe sie die feindliche Erde betraten, die Evangelischen zum Abendmahl, die Katholischen zur Beichte gehen, um versöhnt mit Gott und im gläubigen Vertrauen auf seine Gnade und Barmherzigkeit in den Todeskampf zu ziehen. Vor den hohen Lebensaufgaben des Augenblicks traten Vorurtheile und confessionelle Engherzigkeit, traten die Differenzen in Cultus und Kirchenform in den Hintergrund.

„Die Erhebung dieser großen Tage" — schreibt Treitschke — „offenbarte selbst den Einfältigen und Schwachen zu ihrer eigenen Ueberraschung, wie reich das Leben sein kann, und welchen Schatz bürgerlicher Tugenden dies erwerbende Zeitalter sich noch bewahrt hat. Die Kampfgenossenschaft in Noth und Tod hat ein festes Band der Treue geschlungen um die Herzen unserer Krieger, mit Einem Schlage tausend gehässige Vorurtheile zerstört, die den Süden von dem Norden trennten und der friedlichen Ueberredung nie gewichen wären. Auch eine altväterliche, von den starken Geistern des Radicalismus oft verspottete Wahrheit kommt wieder zu Ehren: die Einsicht, daß nur fromme Völker frei und tapfer sind. Wie ein Naturlaut brach der Name Gottes aus hunderttausend Lippen, als die Blüthe unserer Jugend in dichten Haufen gleich gemähten Halmen hinsank. Und wahrlich, nicht blöde Unfreiheit des Denkens, nicht jene knechtische Angst, die noch in allen schweren Zeiten die Franzosen schaarenweise zum Beichtstuhl trieb, sprach aus dieser deutschen Frömmigkeit. Katholiken und Protestanten, Schriftgläubige und philosophische Köpfe — alle die zahllosen persönlichen Glaubensbekenntnisse, die das freie Geistesleben unseres Volkes mit edler Duldsamkeit umschließt, beugten sich andächtig vor der göttlichen Vernunft, die über den Schrecken und Nöthen dieser Tage sinnvoll waltet. Ohne den männlichen Glauben an das Ewige, das über die niederen Sorgen des Einzeldaseins hinausreicht, konnten unsere tapferen Heere nicht schlagen wie sie schlugen, nicht leiden wie sie litten." — So groß war bei den süddeutschen Vortruppen am Oberrhein der Muth und die Kriegslust, daß eine Recognoscirungs-Patrouille unter dem würtembergischen Generalstabsoffizier Grafen Zeppelin bei Lauterburg die Grenze überschritt und in
26. Juli. einem 36stündigen kühnen Ritt fünf Meilen weit das Land durchstreifte. Beim Ausruhen überfallen, wurde der badische Dragonerlieutenant Winsloe getödtet, seine Gefährten in Gefangenschaft geführt. Graf Zeppelin dagegen entkam in das Hauptquartier mit der Meldung, daß zwischen Lauterburg und Wörth keine größere Truppenansammlung zu bemerken sei.

2. Weißenburg, Wörth, Saarbrücken.

§. 1218. Die Heere und das Ausland. Als vor dreihundert und mehr Jahren König Heinrich II. von Frankreich zur Eroberung von Metz und Lothringen

auszog, verkündete ein Manifest, daß die Beschützung der deutschen Freiheit gegen die Tyrannei der Habsburger der einzige Zweck des Krieges sei, und daß der König keine Vortheile für sich selbst erringen wolle (§. 611 a). In ähnlichem Sinne ließ sich auch die Proclamation des Kaisers Napoleon vernehmen, als er sich, nach Uebertragung der Regentschaft an seine Gemahlin Eugenie, mit seinem Sohne zur Armee begab. 23. Juli 1870. Auch hier ward hervorgehoben, daß Frankreich die glorreiche Fahne, welche die civilisatorischen Ideen seiner großen Revolution durch Europa getragen, wieder entfalte, um der Eroberungssucht Preußens entgegenzutreten, welche fortwährend zu Mißtrauen Veranlassung gegeben, allenthalben übertriebene Rüstungen nothwendig gemacht und Europa in ein Heerlager verwandelt habe. Frankreich führe keinen Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit es achte; Frankreich wünsche, daß die Völker, aus denen die große germanische Nation besteht, in freier Weise über ihre Geschicke verfügen, und verlange für sich selbst nur einen Stand der Dinge, welcher seine zukünftige Sicherheit verbürgt, einen Frieden auf dauernder Grundlage schafft. „Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache vertheidigt, ist unüberwindlich." Wenn Napoleon hoffte, diese Auffassung des Krieges würde von der übrigen Welt getheilt werden und ihm Verbündete zuführen, so irrte er. Seine Diplomaten strengten umsonst ihre Kräfte an, die übrigen europäischen Höfe zum Anschluß an Frankreich zu bewegen; die neutrale Haltung wurde allenthalben als politischer Grundsatz aufgestellt.

Wie sehr auch die kleineren Nachbarstaaten, Schweiz, Belgien, Holland mit ihrem Herzen auf Frankreichs Seite standen; wie sehr auch in Dänemark und Oesterreich eine einflußreiche Kriegspartei für den Anschluß an das Kaiserreich arbeitete, um Rache für Düppel und Sadowa zu nehmen; wie sehr selbst in Italien sich die alten französischen Sympathien regten; es kam zu keiner Intervention: die Rüstungen, die hie und da gemacht wurden, hatten nur einen eventuellen Charakter und gingen über die Grenzen einer bewaffneten Neutralität nicht hinaus. Vielleicht daß auch bei der Zusammenkunft des Königs von Preußen mit dem Kaiser von Rußland in Ems der Fall eines Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich, über welches Graf Beust mit dem Herzog von Gramont Unterhandlungen gepflogen, ins Auge gefaßt und Verabredungen getroffen wurden; denn bei den offenkundigen Sympathien Napoleons und der Franzosen für Polen konnte ein solches Bündniß auch für Rußland wichtige Folgen haben und kriegerische Verwickelungen herbeiführen. So wurde Oesterreich aus Besorgniß vor dem nördlichen Nachbar in den Tagen der Entscheidung von einer Action zu Gunsten Frankreichs abgehalten, und als nun noch der rasche Siegeszug der deutschen Heere die Kriegslust der Hof- und Militärpartei in Wien dämpfte, hielt es der vorsichtige Reichskanzler nicht für zeitgemäß, das Schicksal Oesterreichs an das von Frankreich zu knüpfen, die dem Minister Gramont eröffnete Aussicht einer Allianz zu verwirklichen. In England war die öffentliche Meinung anfangs der deutschen Sache nicht ungünstig, als durch Bismarcks „Enthüllungen" die bösen Absichten Frankreichs an Tag kamen. Die Erklärung der Regierung, daß England jede Verletzung der belgischen Neutralität und Selbständigkeit als einen Kriegsfall behandeln würde, konnte als eine Drohung gegen französische Eroberungsgelüste angesehen werden; erst als sich das Glück der Waffen so entschieden für Preußen wendete, machte das englische Ministerium wiederholt Vermittlungsversuche im Interesse Frankreichs.

So unterblieb jede fremde Einmischung, wodurch der Krieg weitere Dimensionen angenommen haben würde; der Streit mußte zwischen Frankreich und Deutschland allein ausgefochten werden; es mußte zur endgültigen Entscheidung kommen, ob die deutschen Völker ihre inneren Angelegenheiten allein und selbständig ordnen dürften oder ob die schiedsrichterliche Einmischung des Nachbars in alle Ewigkeit fortdauern sollte. Wenn nach den Ereignissen von Sedan, wie Zeitungen meldeten, der Historiker Ranke in einem Gespräch mit Thiers auf dessen Frage: mit wem Deutschland eigentlich Krieg führe, die Antwort gegeben hat: mit Ludwig XIV., so wurde damit der wahre Standpunkt bezeichnet. — Ende Juli verließ König Wilhelm seine Hauptstadt und begab sich zur Armee, um, wie die Abschiedsworte „An mein Volk" verkündeten, für Deutschlands Ehre und für Erhaltung der höchsten Güter der Nation zu kämpfen. Eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen sollte das Zeichen sein, daß in diesem schicksals-

schweren Momente eine innere Versöhnung in alle Gemüther einkehren möchte. Die französische Hauptarmee, etwa 200,000 Mann stark, stand in und um Metz unter dem Marschall Bazaine, der einst in dem Trauerspiel von Mexico die Hauptrolle gespielt und als Lohn eine Creolin von fabelhaften Reichthümern heimgeführt hatte, unter Canrobert, der sich im Krimkrieg einen guten Namen erworben, und unter General Bourbaki, dem Anführer der Kaisergarde. Der Name „Rheinarmee", den man derselben beigelegt hatte, deutete auf den Schauplatz hin, wo sie ihre Thätigkeit entfalten sollte.
27. Juli 1870. Dorthin begab sich der Kaiser, begleitet von seinem Sohne, „um ihn frühzeitig in die Heldenlaufbahn einzuweihen" und von dem Marschall Leboeuf, dem Kriegsminister und eigentlichen Oberbefehlshaber der gesammten Heeresmacht. Denn der Kaiser selbst, obwohl dem Namen nach der höchste Kriegsherr, überließ in allen wichtigen Operationen die Entscheidung seinen erfahrenen Generälen. Eine Proclamation an die französischen Soldaten verkündete: „Welchen Weg wir auch außerhalb unserer Grenzen einschlagen, wir werden dort die glorreichen Spuren unserer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Von unsern Erfolgen hängt das Schicksal der Freiheit und Civilisation ab." Weiter gen Osten stand die Südarmee unter Mac Mahon, Herzog von Magenta, dem berühmtesten Feldherrn in Frankreich, etwa 100,000 Mann stark, darunter die schwarzen und dunkelfarbigen Krieger aus Afrika und die Zuaven, meistens geborne Franzosen, die „verlornen Söhne" der großen Städte. Sie war nach dem Elsaß vorgeschoben und ihre Vorhut unter General Douay stand am Oberrhein. In dem stehenden Lager von Chalons war eine dritte Armee, aus Ersatzmannschaften und Mobilgarden zusammengesetzt, noch im Bilden und Sammeln begriffen, während eine gut bemannte Kriegsflotte von Cherbourg durch den Kanal segelte, um in der Nord- und Ostsee zu kreuzen, die Häfen zu blokiren und an den Küsten zu landen. Auch die deutsche Kriegsmannschaft, welche in der letzten, glühend heißen Juliwoche sich durch die bayerische Rheinpfalz den Grenzen Frankreichs näherte, war in drei Heersäulen getheilt, die erste unter General Steinmetz, 61,000 Mann stark, auf dem rechten Flügel, die zweite unter Prinz Friedrich Karl in einer Stärke von 206,000 Mann und 534 Geschützen, in der Mitte, die dritte, 180,000 Kriegsmannschaft und 480 Geschütze zählend unter dem Kronprinzen von Preußen und dem General von Blumenthal als Chef des Generalstabs, auf dem linken Flügel. Bei der mittleren befand sich der König, der Oberfeldherr über die Gesammtmacht, deren treffliche Organisation er als „sein eigenstes Werk" betrachten konnte, und ihm zur Seite der große Generalstab unter der Leitung des genialen Moltke. Auch der Bundeskanzler, Graf Bismarck und der Kriegsminister v. Roon waren in seiner Umgebung. General Vogel von Falckenstein leitete von Hannover aus die norddeutsche Küstenvertheidigung gegen die feindliche Flotte. Durch den wohlorganisirten Mobilisirungsplan der preußischen Armeekörper, der wie ein großartiges Räderwerk an allen Orten gleichmäßig und rechtzeitig in Bewegung gesetzt ward, konnten rasch namhafte Streitkräfte gesammelt werden. In Saarbrücken, einer offenen gewerbreichen Grenzstadt, hütete eine kleine preußische Heerabtheilung, Fußvolk und Reiterei, zusammen nicht über 1500 Mann, die Grenze. Gegen diese rückte ein französisches Armeecorps unter General Frossard von Metz aus ins Feld. Der Kaiser selbst befand sich mit dem Prinzen, zu dessen militärischem Erzieher Frossard bestellt worden war, bei dem Heer, um durch einen glücklichen Anfang das kaiserliche „Prestige" zu befestigen. Auf die Kunde von dem Anzuge so bedeutender Streitkräfte wollte man preußischer Seits die geringe Mannschaft zurückziehen; aber der Befehlshaber, Oberstlieutenant v. Pestel, erbat sich die Erlaubniß, den Kampf annehmen zu dürfen. So
2. August. ereignete sich denn das Gefecht bei Saarbrücken, welches, da die Preußen nach einem auf beiden Seiten gleichen Verluste am Abend sich in guter Ordnung vor der Uebermacht zurückzogen, von den französischen Zeitungen als ein glänzender Sieg gefeiert und zur Verherrlichung des kaiserlichen Namens ausgebeutet ward. „Saarbrücken ist wieder eine französische Stadt geworden," prahlte man, „das prächtige Steinkohlenbecken an der Saar ist Eigenthum der Franzosen. Saarbrücken ist die erste Etappe, bald werden wir die letzte, Berlin, erreichen." Der Prinz sollte, wie Napoleon selbst in einem Siegesbericht an seine Gemahlin meldete, mitten im Kugelregen eine seltene Kaltblütig-

keit bewiesen und den ersten Schuß aus den Mitrailleusen mit wunderbarer Wirkung gethan haben. Bald nach diesem militärischen Schaustücke, dessen einziger Erfolg die Beschießung des Bahnhofes von Saarbrücken war, wobei auch die offene Stadt einigen Schaden litt, kehrte der Kaiser nach der Festung Metz zurück. Dies war der Anfang der Prahlerei und Heuchelei, die bei dem Kriege in Scene gesetzt werden sollte. Die gewaltigen Ereignisse, die in den nächsten Tagen wie ein zermalmender Blitzschlag über Frankreich hereinbrachen, haben freilich die kaiserlichen Siegesbülletins schnell zum Schweigen gebracht; aber der übermüthige Ton der Presse ist sich stets gleich geblieben. Verlogene Berichte hielten Volk und Heer im Unklaren über die wahre Sachlage, und den siegreichen Waffen ihrer Gegner setzten sie Schmähungen und giftigen Haß entgegen. Bis zu Ende des Kriegs wurde die bevorstehende Vertreibung „der nordischen Barbaren" von dem „geheiligten Boden Frankreichs" verkündigt, und Sieg und Rache als unfehlbares Resultat der französischen Tapferkeit hingestellt. Man hat viel von der Eitelkeit, der Selbstüberschätzung, dem Komödiantenwesen der Franzosen geschrieben und erzählt; aber so kläglich und lächerlich wie die öffentliche Stimme zu diesen schweren Zeiten jene Eigenschaften zu Tage gekehrt hat, hatte man sich diesseits des Rheines die gleißnerische Selbstbespiegelung, den bodenlosen Eigendünkel doch nicht gedacht.

§. 1219. Die Augusttage. Eine französische Division von der Mac Mahon'schen Armee war unter General Abel Douay bis an die Grenze von Rheinbayern vorgerückt und hatte das befestigte Städtchen Weißenburg besetzt, den Mittelpunkt der in der Kriegsgeschichte vielgenannten „Weißenburger Linien", wo schon im spanischen Erbfolgekrieg und dann in den Revolutionskämpfen des Jahres 1793 deutsche und französische Heere ihre Kräfte miteinander gemessen hatten. Dieser an Erinnerungen reiche Boden im nördlichen Elsaß sollte auch jetzt wieder der Schauplatz des ersten ernsten Kampfes beider Nationen werden. Die aus Preußen und süddeutschen Bundestruppen zusammengesetzte dritte Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen war an die Lauter vorgedrungen und rückte zwischen Weißenburg und Lauterburg südwärts. Da stieß der rechte Flügel, zumeist aus Bayern unter den Generälen von der Tann und Hartmann und dem Divisionsgeneral Bothmer, aus Schlesiern und Posenern unter General von Kirchbach und aus Hessen, Nassauern und Thüringern unter Generallieutenant v. Bose bestehend, auf den Feind, der theils in der Stadt selbst, theils auf dem Geisberg, einer steilen Anhöhe mit Schloß im Süden derselben, aufgestellt war, und erfocht den ersten Sieg. Weißenburg wurde im heißen Straßenkampf erstürmt und die Franzosen trotz ihres tapfern 4. Aug.
Widerstandes und der vortheilhaften Stellung aus den Linien und vom Geisberg zurückgeworfen. Douay selbst ließ sein Leben in der Schlacht. Auf beiden Seiten waren die Verluste beträchtlich; nur mit Mühe rettete Major von Kaisernberg mit Aufopferung des eigenen Lebens eine Bataillonsfahne des Königs-Grenadier-Regiments. Damals sah das aufgeregte Deutschland zum erstenmal unter den Gefangenen afrikanische Turcos und dankte dem Himmel, daß diese wilden Söhne der Wüste nicht als Sieger oder als bewaffnete Angreifer den Rhein überschritten. Hatte schon die Erstürmung des Geisbergs, wo die preußischen und bayerischen Bataillone im stärksten Feuer der Chassepot- und Geschützkugeln mehrere tausend Schritte aufwärts vorrückend die Höhe erklimmten und den Feind in die Flucht jagten, die Welt mit Bewunderung erfüllt über die todesmuthige Tapferkeit der deutschen Krieger, so sollte diese Bewunderung noch steigen, als zwei Tage nachher die Kunde von der Hauptschlacht bei Wörth zu den Völkern Eu- 6. Aug.
ropa's drang. Die Feuertaufe zum einträchtigen Zusammengehen, welche bei Weißenburg Bayern, Preußen und norddeutsche Bundestruppen empfangen, wurde bei Wörth, wo neben ihnen auch Hessen, Würtemberger und Badener unter dem Befehl des preußischen Generals v. Werder in die Action eintraten, in größerer Ausdehnung ertheilt. Auf die Nachricht von der Niederlage des Generals Douay nämlich hatte Mac Mahon, einsehend, daß er die Vorhut in nicht genügender Stärke einem an Zahl überlegenen Feinde entgegengestellt und dadurch in die schlimme Lage gebracht, die sämmtlichen Heerabtheilungen im Elsaß zusammengezogen und sich auf dem rechten Ufer des Sauerbachs auf einem hügeligen, zur Vertheidigung äußerst günstigen Terrain aufgestellt,

also daß sich an das Mitteltreffen bei Fröschweiler der linke Flügel unter General Ducrot, der rechte unter Lartigue und Conseil-Dümenil anschloß, während auf dem linken Ufer des Baches der Kronprinz Friedrich Wilhelm, die gemischten Heeresabtheilungen mit den von Weißenburg vorrückenden Truppen vereinigend, die Höhenzüge von Wörth bis Gunstett besetzt hielt. Bei diesen und den umliegenden Orten wurde die blutige Schlacht von Wörth-Reichshofen geliefert, welche für den ganzen Krieg entscheidend sein sollte. „Zahlreiche Weiler und Gehöfte, die das Terrain an vielen Stellen coupiren, ein Wald, der die feindliche Rückzugslinie schützte, Rebengehänge, die zu demselben hinaufführen, gaben der französischen Armee oberhalb ihrer Linien die stärkste Deckung.“ Die Hauptstellung war durch alle Mittel der Kunst, Schützengräben, Verhaue Schanzen, Drahtbarrieren verstärkt. Aber wie tapfer auch die Franzosen, immer mit frischen Truppen unterstützt, bei Fröschweiler widerstanden und ihren alten Kriegsruhm bewährten; an der entschlossenen Festigkeit und strammen Haltung der preußischen und deutschen Truppen, welche, wie am Geisberg mit kühnem Todesmuthe die steilen, von Batterien geschützten Höhen erklimmten, brach der französische „Elan“ allmählich zusammen und gegen die sicher zielende Artillerie blieben auch die Mitrailleusen im Nachtheil. Alle Kämpfer des Nordens wie des Südens waren von gleichem Muthe beseelt, und der Kronprinz selbst bezeugte, daß die Bayern durch ihr rechtzeitiges Eingreifen und durch eine geschickte Flankenbewegung viel zur günstigen Entscheidung des Tages beigetragen. Die Schlacht endigte nach fünfzehnstündigem Ringen mit einem vollständigen Siege der Deutschen. Während die Trümmer der Mac Mahon'schen Südarmee einen fluchtähnlichen Rückzug nach Niederbronn, Zabern und Nanzig antraten, um sich mit der andern kaiserlichen Heersäule in Chalons zu vereinigen, nahm die Armee des Kronprinzen Besitz vom Elsaß und schickte sich an, die Festungen auf dem linken Rheinufer, von Straßburg bis Belfort, allmählich zu erobern. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr bedeutend. Zwei französische Cuirassierregimenter unter den Generalen Nansouty und Michel waren gänzlich vernichtet, kaum 150 Mann sollen von der prächtigen Reiterschaar übrig geblieben sein.

Selbst der Moniteur ließ unter der Verherrlichung der französischen Tapferkeit die wahre Lage durchblicken: „Um die Trümmer der Divisionen, die zu Brigaden geworden, zurückzubringen, wirft Mac Mahon der feindlichen Vorhut ein Cuirassierregiment entgegen, um deren zermalmenden Marsch aufzuhalten. Diese eisernen Soldaten wissen, daß sie dem Tode entgegengehen. Trotz der Batterien, trotz des Gewirrs der übereinanderfallenden Menschen und Pferde gelangen sie vor die Fronte der preußischen Regimenter, durchbrechen dieselben, hauen sie nieder, drängen vorwärts. Aber andere zahlreiche Bataillone kommen mit ihrer Wucht den Preußen zu Hülfe und der Rest unserer Cuirassiere verschwindet im feindlichen Strudel. Der Marschall hat noch ein Regiment Chasseurs zur Hand. Er gibt ein Zeichen, es greift an und macht gleich den Cuirassieren abermals eine gräßliche Lücke unter den Preußen. Dadurch wird der Rückzug des französischen Fußvolks gedeckt, aber die Chasseurs sind dahin.“

Unter den Gefallenen war General Colson, das Haupt des Mac Mahon'schen Generalstabes und General Raoul, Führer der dritten Division, die bei Fröschweiler den zähesten Widerstand geleistet. Sogar der Staatswagen des Marschalls mit seinen Briefschaften und Actenstücken und die Kriegskasse mit beträchtlichen Geldsummen fielen in die Hände der Sieger. Meilenweit waren Straßen und Felder mit Waffen, Kriegsgeräth, Tornistern und Monturstücken bedeckt. Aber auch auf deutscher Seite lagen viele brave Krieger, Offiziere wie Gemeine, auf dem Schlachtfeld. Der tapfere General Bose, Commandant des elften Armeecorps, blutete aus zwei Wunden, die bayerischen, preußischen und würtembergischen Truppen hatten einen Verlust von 8000 Mann, darunter über 400 Offiziere. Wiederum wurden über 6000 Gefangene, zur Hälfte Zuaven und Turcos, und eine große Menge Kanonen, Mitrailleusen, zwei Adler und andere Kriegsbeute über den Rhein geschafft. Die Franzosen schrieben ihre Unfälle theils der überlegenen Streitmacht der Feinde, theils dem Umstande zu, daß das fünfte Armeecorps, das unter General de Failly bei Bitsch stand, nicht rechtzeitig auf dem Gefechtsfeld eintreffen konnte; aber schon damals gab ein fremder Mann, der Augenzeuge des riesenmäßigen

Kampfes gewesen, das richtige Urtheil ab: „Die Franzosen sind verloren. Das sind keine Bataillone, das sind Mauern, die mit unwiderstehlicher Macht vordringen. Man sieht gar nicht, daß die Kanonen, Mitrailleusen, Gewehre sie berühren. Jede Lücke schließt sich augenblicklich. Nur hinter den Reihen merkt man, daß sie gelichtet wurden. Jeder Mann, vom ersten bis zum letzten, ist ein Held. Frankreich ist verloren, und um so mehr, je länger der Krieg dauert." Und dieses Urtheil fand seine volle Bestätigung in einer andern nicht minder glänzenden und nicht minder blutigen Waffenthat, die an demselben Augusttage vollbracht wurde, in der **Schlacht bei Saarbrücken und** 6. Aug.
auf den Spicherer Höhen, wo die Franzosen nicht nur wie bei Weißenburg und Wörth in höchst günstiger Position standen, sondern auch an Truppenzahl überlegen waren. Das Armeecorps des Generals Frossard hatte Saarbrücken und den auf einer Anhöhe liegenden Exercierplatz des Ortes geräumt und weiter südwärts auf dem waldigen Höhenzug von **Spicheren** und **Forbach** eine Position genommen, die sowohl durch die natürliche Lage auf dem steilen, zum Theil waldbedeckten Bergrücken, als durch Ringverschanzungen und aufgeworfene Wälle für uneinnehmbar gelten konnte. Bis in das Thal herab, welches den Saarbrücker Exercierplatz von den mehrere hundert Fuß hinansteigenden Höhen trennt, waren feindliche Batterien in gedeckten Stellungen aufgepflanzt. Mehrere Stunden lang versuchten die preußischen Vortruppen der ersten Armee unter den Generalen Zastrow, Kameke u. a. die Höhen in der Fronte und auf den Seiten zu ersteigen; zwei Angriffe wurden zurückgeworfen und auf den Felsenabhängen und Wällen verblutete manches tapfere Soldatenherz. Aber neue Zuzüge, welche General v. Alvensleben von der zweiten Armee nach dem Gefechtsfelde richtete, woher er den Kanonendonner vernahm, ergänzten nicht nur die gelichteten Reihen, sondern verstärkten auch die Truppenzahl und die Artillerie, so daß General v. **Goeben**, der nunmehr das Commando übernahm, einen neuen Angriff gegen die mächtigen Positionen des Feindes auszuführen wagte. Stürmend stiegen die heldenmüthigen Krieger die steilen Anhöhen empor, bis sie das Plateau erreichten. Aber hier strengten die Franzosen alle Kräfte an, um sich zu behaupten; es erhob sich ein Kampf von furchtbarer Heftigkeit. Erst als es der Artillerie gelang, mit unglaublichen Anstrengungen zwei Batterien auf schmalem Gebirgspfad empor zu schaffen, ein Meisterstück von Bravour und strategischer Kunst, und auch auf beiden Flügeln neue Truppentheile, die der Kanonendonner herbeigeführt, in den Kampf eingriffen, wurde der Feind, nachdem seine letzten Anstrengungen an der unerschütterlichen Ruhe und Energie der Preußen gescheitert und seine Kraft wie an einem Felsen zerschellt war, zum Weichen gebracht. Er räumte das Schlachtfeld, und nur der hereinbrechenden Dunkelheit hatte es das Corps Frossard zu verdanken, daß sein Rückzug nicht in vollständige Flucht ausartete. Aber wie sehr alle Bande der Zucht und Disciplin gelockert waren, bewiesen die in Forbach, in Saargemünd, wo das Hauptmagazin für die Feldarmee angelegt war, und auf allen Wegen erbeuteten Vorräthe von Proviant der verschiedensten Art, von Monturstücken, Munition und andern Gegenständen, so wie die Menge zersprengter Soldaten, die einzeln oder in Rotten in den Wäldern umherstreiften. Wie bei Weißenburg und Wörth wiederholte sich auch bei Spicheren und Forbach die Erscheinung, „daß die einzelnen Armee-Corps sich beeilen dem Kanonendonner entgegen zu marschiren, sich auch ohne besonderen höheren Befehl zum Gefecht aneinander schließen und selbständig in dasselbe gewandt und entschieden eingreifen, während auf französischer Seite selbst positiv ertheilte Befehle eine gegenseitige Unterstützung in den wichtigsten Momenten nicht herbeizuführen vermögen". Nur dieser einsichtsvollen Entschlossenheit und wunderbaren Kriegskunst waren die Erfolge bei Saarbrücken zu verdanken, da es ursprünglich nicht im Kriegsplane gelegen, mit der I. Armee angriffsweise vorzugehen. Sie sollte nur die Saarlinie besetzen und festhalten, bis die II. Armee auf gleicher Höhe angelangt sein würde. Es war also ein improvisirtes Gefecht, hauptsächlich herbeigeführt durch das Verlangen der deutschen Soldaten, sich möglichst bald mit den feindlichen Waffen zu messen. Göben und Zastrow führten abwechselnd den Oberbefehl. Steinmetz langte erst am Abend auf dem Schlachtfelde an. Wie verschieden war dagegen die Haltung auf französischer Seite! Marschall Bazaine, der nur drei Stunden vom Schlachtfelde entfernt

war, hat nicht in den Waffengang eingegriffen; sei es, daß Frossard seine Unterstützung anfangs nicht für nöthig hielt, oder daß der andere die Stellung vor Forbach nicht preisgeben wollte. — Es war ein glänzender Siegestag für die deutsche Kriegsehre, dieser sechste August; aber auch manches theure Leben war ihm zum Opfer gefallen. Unter den Todten befand sich der preußische General von François. Das Schlachtfeld auf dem Spicherenberge war wie der Geisberg und die Höhe von Fröschweiler mit Leichen bedeckt. „Die rothen Hosen und blauen Röcke der Gefallenen leuchteten auf den Feldern wie Mohn- und Kornblumen aus den Aehren."

3. Der Krieg um Metz.

§. 1220. **Die Heere in Lothringen.** Diese Vorgänge wirkten entscheidend auf den ganzen Krieg. Der Siegesrausch, der durch eine falsche Börsennachricht die aufgeregte französische Hauptstadt erfaßte, war von sehr kurzer Dauer und wich bald einer allgemeinen Bestürzung. Die Bewegungen der siegreichen Truppen, welche die Vogesenpässe besetzten und nach der Einnahme der kleinen Festung Lützelstein bis an die Mosel vordrangen, indeß der badische General Beyer Straßburg zu belagern begann, waren so rasch und überwältigend, daß man bereits Vorkehrungen für die Sicherheit von Paris
9. Aug. treffen zu müssen glaubte. Im gesetzgebenden Körper, dessen Einberufung schnell um zwei Tage vorgerückt ward, gab sich eine so scharfe Opposition gegen die Regierung kund, daß das Ministerium „der ehrlichen Leute", Ollivier-Gramont seine Entlassung einreichte und die Kaiserin Eugenie den hochbejahrten General Montauban Grafen von Palikao, den Helden von China (§. 1068), mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragte, welches seine Hauptaufgabe in der nationalen Vertheidigung gegen die feindliche „Invasion" erblicken sollte. Die erste Maßregel des neuen Ministeriums war daher die Vermehrung der Streitkräfte durch Einberufung ausgedienter oder befreiter Soldaten, durch neue Aushebungen, durch Bildung von Mobilgarden, durch Kriegsanleihen; zugleich wurde der Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht dem Marschall Leboeuf entzogen und dem Marschall Bazaine übertragen, ein Schritt, der als eine verhüllte Absetzung des Kaisers selbst vom Obercommando angesehen ward, obwohl derselbe mit seinem Sohne noch immer bei der Metzer Armee verblieb, ohne jedoch in die Operationen Bazaine's einzugreifen. Der neue Generalissimus zog nunmehr das bei Saarbrück-Forbach zurückgeschlagene Armeecorps Frossards und andere Truppentheile an sich, während Mac Mahon mit den Ueberresten der Vogesenarmee weiter südwärts sich gen Chalons wandte, wo frische Truppen sich gesammelt hatten oder noch in Zuzug oder in der Formation begriffen waren. Die ursprüngliche „Rheinarmee" war somit in zwei Hälften getheilt. Bei Bazaine in Metz befand sich auch der alte General Changarnier (§. 1138), welcher bei Ausbruch des Krieges dem Kaiser seine Dienste angeboten und aus dem Exil heimgekehrt war, so wie Canrobert, Bourbaki, Ladmirault, Decaen u. a. Mit Mac Mahon, dessen Heerkörper bereits als die Armee von Paris bezeichnet ward, vereinigten sich in und um Chalons die Truppen von de Failly, Felix Douay, Ducrot, Lebrun u. a. Auch die Marinesoldaten wurden nun nicht eingeschifft, sondern gleichfalls zur Landesvertheidigung verwendet. — Während dieser Vorgänge rückten die preußischen Heere, bei denen sich mittlerweile König Wilhelm selbst eingefunden, verbunden mit anderen deutschen Truppen aus den Nordstaaten und Hessen-Darmstadt,
11. Aug. in Lothringen ein und nahmen Besitz von Nanzig (Nancy) und dem ganzen offenen Lande. Eine Proclamation, welche der König beim Betreten des feindlichen Gebietes von St. Avold aus an das französische Volk richtete, sagte, daß er Krieg führe mit den französischen Soldaten, nicht mit Frankreichs Bürgern. Diese würden deshalb fortfahren, vollständige Sicherheit für ihre Person und ihre Güter so lange zu genießen, als sie nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen deutsche Truppen den König des Rechts beraubten, ihnen seinen Schutz angedeihen zu lassen. Die hier ausgesprochenen Voraussetzungen eines offenen und ehrlichen Kampfes wurden gar bald außer Acht gelassen. Wenn in den ersten Monaten der Krieg den Charakter eines großartigen militärischen Wettstreites behauptete, so ging derselbe mehr und mehr von fran-

zösischer Seite in einen Volkskrieg über und nahm, Dank der aufreizenden Sprache und den Lügenberichten der öffentlichen Blätter, eine so feindselige Haltung an, daß die Grenzlinie zwischen Krieg und Meuchelmord oft sehr verblaßt war. Von der gereizten Stimmung des Volkes gab auch die Ausweisung der Deutschen, die in den französischen Städten sich niedergelassen hatten und friedliche Geschäfte betrieben, ein auffälliges Zeugniß. Alle Leidenschaften, Haß, Neid, Verdacht des Spionirens, Mißtrauen in ihre Gesinnung vereinigten sich zu Angriffen und zur Verfolgung harmloser deutscher Bewohner, selbst wenn sie nationalisirt waren und den größten Theil ihres Lebens in Frankreich zugebracht hatten und sehr häufig französische Gesinnung hegten. Mit dem Einzug des Kronprinzen in Nanzig konnte Lothringen als erobertes Land angesehen 12. Aug.
werden, wenn auch Metz, Diedenhofen und einige kleinere Grenzfestungen noch in Feindeshand waren. Und daß man preußischer Seits schon jetzt die Erwerbung der früher zum Reiche gehörenden Länder und Städte für Deutschland fest ins Auge faßte, bewies die Einsetzung deutscher Verwaltungsbeamten in den beiden Landschaften Elsaß und Lothringen. Mit staunender Bewunderung blickte die Welt auf die Erfolge der preußischen Waffen und auf das Zusammenbrechen der Napoleonischen Herrschaft, welche ganz Europa zwei Jahrzehnte lang durch den Schein von Macht und Größe geblendet hatte. Daß auch den Kaiser selbst eine düstere Ahnung seines Falles beschlich, bewies ein Artikel seiner Amtszeitung vom 8. August, worin neben den Lobpreisungen der französischen Tapferkeit und der zuversichtlichen Hoffnung auf einen heldenmüthigen Aufschwung der ganzen Nation auch ein Hülferuf an das Ausland unverkennbar verborgen lag. Europa, heißt es darin, sehe mit Unruhe auf die Machtvergrößerung Preußens und alle Regierungen und Völker müßten in ihrem eigenen Interesse darauf bedacht sein, daß das Gleichgewicht nicht durch eine eroberungssüchtige Nation gestört würde, sie müßten Europa dem preußischen Despotismus entreißen und Frankreich unterstützen, sei es durch Allianzen, sei es durch Sympathien. Die Sympathien der neutralen Völker sind den Franzosen während des ganzen Krieges in reichlichstem Maße zu Theil geworden, aber zu Allianzen ließ sich die angerufene „Weisheit der Regierungen und Völker" nicht fortreißen.

„Es gibt im Leben der Völker feierliche und entscheidende Stunden," lautet der Artikel nach der Allg. Zeitung, „in welchen Gott ihnen Gelegenheit gibt zu zeigen, was sie sind, was sie vermögen. Dieser Augenblick ist für Frankreich gekommen. Man behauptete manchmal, daß die große Nation, unerschrocken im Aufschwung und Erfolge, schwer Unglücksfälle ertrug. Was vor uns nun vorgeht, berichtigt diese Verleumdung. Die Haltung der Bevölkerung ist nicht die der Entmuthigung; sie ist die der patriotischen Wuth und erhaben. Gegen die Eindringlinge in Frankreich, wo sie ihr Grab finden sollen, werden alle Franzosen sich erheben wie ein Mann. Sie denken an ihre Vorfahren, und ihre Abkömmlinge haben Jahrhunderte des Ruhmes hinter sich und eine Zukunft vor sich, die ihr Heroismus frei und mächtig machen soll. Niemals war das Vaterland für den Geist der Ergebenheit und Opferwilligkeit besser vorbereitet; niemals ließ es in imposanterer und großartigerer Weise die Kraft und den Stolz des National-Charakters erblicken. Es schreit mit Enthusiasmus: Auf zu den Waffen! Siegen oder sterben ist seine Devise. Während unsere Soldaten den Boden des Vaterlandes heroisch vertheidigen, beunruhigt sich Europa mit Recht über die Erfolge Preußens. Man weiß nicht, wie weit der Ehrgeiz dieser unersättlichen Macht gehen würde, wenn sie durch einen endgültigen Triumph überreizt würde. Es ist ein unveränderliches Gesetz der Geschichte, daß jedes Volk, das durch übertriebene Gelüste das allgemeine Gleichgewicht stört, einen Rückschlag gegen seine Siege hervorruft und alle anderen Völker gegen sich kehrt. Es kann nicht fehlen, daß diese Wahrheit sich noch einmal durch Thatsachen bewähre. Wer ist demnach an der Wiedererstehung des Kaiserthums in Deutschland interessirt, wer kann denn wünschen, daß die Nordsee und Ostsee preußische Seen werden? Sind es Schweden, Norwegen, Dänemark, die der Triumph Preußens vernichten würde? Ist es Rußland, das mehr als irgendeine andere Macht dabei interessirt ist, das Gleichgewicht im Norden gegen die germanischen Gelüste zu retten? Ist es England, das als große See- und Schutzmacht Dänemarks den Fortschritten der preußischen Marine widerstreitet? Ist es das durch die kühnen Intriguen Bismarcks bereits bedrohte Holland? Was Oesterreich betrifft, so würde die Wiederherstellung des germanischen

Kaiserthums zum Vortheile des Hauses Hohenzollern der verhängnißvollste Schlag nicht nur gegen die Dynastie Habsburg, sondern auch gegen den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie sein. Preußen wird sicherlich versuchen, dem Wiener Cabinet Versprechungen zu machen; aber man kennt den Glauben, den man den Worten Bismarcks schenken darf. Würde jedwede angebliche Garantie jemals stärker sein als die Bande, welche Preußen mit dem deutschen Bunde vereinigten, und die Preußen uns und seinen Pflichten und Verpflichtungen zum Trotze so gewaltthätig zerriß? Der endgültige Triumph Hohenzollerns würde für Italien nicht weniger unheilvoll als für Oesterreich sein. Ein germanisches Kaiserthum würde um jeden Preis Küsten haben wollen; es müßte dieselben im Süden eben so wie im Norden, es würde Venedig und Triest, eben so wie Kiel und Amsterdam haben wollen. Italien wäre in seiner Regenerirung gefährdet. Wir appelliren mit Vertrauen an die Weisheit der Regierungen und der Völker, um Europa dem preußischen Despotismus zu entreißen, um uns zu helfen, sei es durch Allianzen, sei es durch Sympathien, um das europäische Gleichgewicht zu retten. Bereits sind günstige Anzeichen von England zu signalisiren, das, durch unsere so kategorischen und so loyalen Erklärungen bezüglich der belgischen Neutralität vollständig befriedigt, unsere Nordgrenze deckt, indem es sich bereit zeigt, sie von der belgischen Seite zu vertheidigen, wenn Preußen sie verletzen wolle. Schweden, Norwegen und Dänemark zeigen eine von Patriotismus gehobene Haltung. Der Kaiser von Rußland beehrt unseren Botschafter mit ganz besonderem Wohlwollen, und die hervorragendsten Organe der russischen Presse führen eine ungünstige Sprache für die preußische Sache. Diejenigen der Wiener Journale, welche anfänglich schüchtern gewisse Sympathien für Bismarck zeigten, sind gezwungen, der öffentlichen Meinung nachzugeben, und führen eine den wahrhaften Interessen Oesterreichs entsprechende Sprache. Der Kaiser von Oesterreich, der König von Italien und ihre Regierungen bezeugen uns mehr und mehr befriedigende Dispositionen. Oesterreich und Italien rüsten thätig. Die Ministerien von Wien und Pest gehorchen einem gemeinsamen Gedanken, und der Augenblick naht, wo Preußen von dieser Seite her den ernstesten und schwierigsten Verlegenheiten begegnen wird. Unsere Diplomatie wird nicht minder thätig sein als unsere Armee. Frankreich macht eine äußerste Anstrengung. Vertrauen! Vertrauen! Unser Patriotismus ist auf der Höhe aller Gefahren. Je schwieriger die Verhältnisse werden, desto energischer wird die Nation sein. Alle Spaltungen hören auf, die französische Größe drückt einmüthig die praktischesten Gedanken aus, die edelste Mitwirkung des Senats und des gesetzgebenden Körpers wird unsern Truppen neue Stärke verleihen, und das Frankreich von 1870 wird den Völkern Europa's zeigen, daß wir noch nicht entartet sind."

§. 1221. **Borny und Mars la Tour.** Um die Mitte des Augustmonats bereiteten sich große Ereignisse an der Mosel vor. Zu derselben Zeit, als der Kronprinz mit der dritten Armee gen Nancy zog, nachdem er den General Beyer mit der badischen Division und preußische Landwehr unter Werder zur Belagerung von Straßburg abgegeben und eine bayerische Heerabtheilung gegen die kleine Festung Marsal entsendet, rückte die erste Armee unter General Steinmetz von Saarbrücken aus gerade auf Metz los, wo die Elite der französischen Heeresmacht, über 200,000 Mann der besten Truppen zu Fuß und zu Roß mit 500 Feldgeschützen und 150 Mitrailleusen, vereinigt war, und weiter südwärts Prinz Friedrich Karl gen Pont-à-Mousson. Um den feindlichen Streitkräften eine größere Macht entgegenwerfen zu können, faßte man im französischen Kriegsrath den Plan, von Metz nach Verdun abzuziehen und sich mit den neu ausgerüsteten Truppen Mac Mahons in Chalons zu vereinigen, also die Mosellinie mit der Maaslinie zu vertauschen. Nur so viel Mannschaft sollte zurückbleiben, als nöthig schien, die dem Oberbefehl des General Coffinières unterstellte, mit allen Bedürfnissen wohl versehene Festung zu vertheidigen. In den buschlosen Ebenen der Champagne, oder in den Argonnen, wo einst die erste Invasion der Deutschen gegen die junge Republik zurückgewiesen worden (§. 882), sollte die Entscheidungsschlacht geliefert werden. Diesen Plan zu vereiteln, die Verbindung der beiden Armeen zu verhindern, war der Zweck der großen Kämpfe um Metz, und dieser Zweck ist trotz der günstigen Stellungen der Franzosen auf Anhöhen und hinter Schützengräben durch die geniale Kriegskunst Moltke's, durch die treffliche preußische Heeresorganisation, welche die pünktliche Durchführung seiner Ent-

würfe ermöglichte, und durch die wunderbare Tapferkeit, Mannszucht und todesmuthige Ausdauer der deutschen Soldaten unter den Augen des Königs selbst ruhmvoll erreicht worden. Da Prinz Friedrich Karl, welcher die Straße von Metz nach Verdun gewinnen und dadurch die Vereinigung der beiden Marschälle unmöglich machen sollte, selbst mit den anstrengendsten Märschen von Pont-à-Mousson aus erst am 16. August seine Vortruppen in jene Linie bringen konnte, so kam Alles darauf an, den beabsichtigten Abzug Bazaine's aus Metz möglichst lange zu verzögern. Zu dem Behuf machten zwei Abtheilungen des Steinmetzschen Heerkörpers, welche von Pange und Courcelles an der Nied heranrückten, unter der Anführung der Generale von der Goltz und Zastrow auf der rechten (östlichen) Seite der Mosel einen Angriff wider die zum Abzuge sich anschickenden feindlichen Divisionen und zwangen sie in Verbindung mit Manteuffel, Kamecke und andern Führern, die allmählich zu ihrer Unterstützung herbeikamen, zu den Gefechten von Colombey-Nouilly, worin auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit und Hartnäckigkeit und mit gleichen Verlusten gekämpft ward. Das Treffen, in welchem die Deutschen ihre Gegner aus den trefflich vorbereiteten Stellungen drängten und sie von Abschnitten zu Abschnitten zurückwarfen, hatte zunächst keine anderen Folgen, als daß die Preußen sich auf dem Schlachtfelde festsetzten und von Osten her sich den Festungswerken mehr näherten; um so größer aber waren die Nachtheile für die Franzosen, so sehr sie auch mit Stolz die bewiesene Bravour ihrer Soldaten rühmen durften, indem dadurch der Abzug Bazaine's auf der Straße von Verdun um zwei Tage verzögert ward. Nach militärischem Urtheil hat Bazaine einen großen Fehler begangen: Entweder mußte er das Treffen nicht annehmen und gedeckt durch die Metzer Festungswerke den beschlossenen Rückzug ausführen; oder er mußte seine ganze Streitmacht nach Osten richten und dadurch die Gegend zwischen Metz und Diedenhofen zum Schlachtgefilde machen. Am folgenden Tag, es war der Napoleonstag, der seit dem Bestehen des Kaiserreichs stets mit dem größten demonstrativen Prunk gefeiert wurde, der in den Hofkreisen als der Einzugstag für Berlin in Aussicht genommen war, brachen die Franzosen in ihrer ganzen Stärke von Metz auf, um auf den beiden südlichsten Straßen theils über Rezonville, Vionville und Mars la Tour, theils über Doncourt, Jarny und Etain gegen Verdun zu marschiren. Wie sich später herausstellte, befand sich Napoleon mit seinem Sohne bei dem Zug und übernachtete in Gravelotte, dann verließ er aber das Heer und gelangte auf einem Umweg mit kleinem Gefolge und in steter Gefahr, von Ulanen aufgefangen zu werden, über Etain nach Verdun und von da nach Chalons. Allein Bazaine konnte sich nicht so schnell bewegen, daß ihn nicht die Vortruppen der zweiten Armee, nachdem sie bei Pont-à-Mousson und an verschiedenen andern Punkten den hochangeschwollenen Fluß überschritten, nach einem Gewaltmarsch über das hügelige Mosellând am Abend bei Tronville, Mars la Tour und Vionville erreicht hätten. Da man deutscherseits entschlossen war, mit Aufbietung aller Kräfte die französische Armee zwischen den beiden Flüssen Mosel und Maas zum Stehen und dann zur Entscheidungsschlacht zu zwingen, so mußten diese Vortruppen, trotz der Ermüdung am andern Morgen bei Tagesanbruch ins Feld rücken. Ihnen fiel also die schwierige Aufgabe zu, die feindliche Uebermacht so lange aufzuhalten, bis andere Theile der zweiten Armee und diejenigen Corps der ersten, die man nicht zur Bewachung der Ostseite von Metz nöthig hatte, herbeikommen konnten. Und diese Aufgabe haben die tapfern Kriegsmänner (es war hauptsächlich das dritte Armeecorps, Brandenburger Infanterie unter General Alvensleben, eine Abtheilung des zehnten Armeecorps (Voigts-Rhetz) und zwei Cavallerie-Divisionen) mit der heldenmüthigsten Ausdauer und der bewunderungswürdigsten Bravour gelöst. Fast sechs Stunden lang standen sie allein dem auf dem Höhenzug von Tronville bis Rezonville aufgestellten übermächtigen Feinde todesmuthig gegenüber und behaupteten das Feld, bis Hülfe kam. Es waren blutige Lorbeeren, welche hier unter den Divisionsgeneralen Kraatz, Schwarzkoppen, Stülpnagel, Buddenbrock u. a. errungen wurden. Die Reiterschwadronen, die Angesichts der französischen Batterien in die feindlichen Reihen einbrachen, sanken unter den Feuerschlünden zusammen, wie Kornähren unter der mähenden Sichel; einige Cavallerie-Regimenter der Garde wurden fast ganz vernichtet im ungleichen Kampf; aber heldenmüthig trugen alle das kühne Männer-

14. Aug.

15. Aug.

16. Aug.

herz den Kugeln entgegen. Die Leiche des tapfern Oberst Finck von Finckenstein vom zweiten Gardedragoner-Regiment wurde erst spät unter dem Haufen der Todten aufgefunden. „Gestern noch auf stolzen Rossen, Heute durch die Brust geschossen, Morgen in das kühle Grab!“ Durch diese Aufopferung fanden die nachrückenden Truppen Zeit, in das Gefecht einzugreifen und den Abzug des Feindes zu verhindern. Nach dem furchtbaren Kampfe um Flavigny behaupteten am Abend die Deutschen die Schlachtlinie von Mars la Tour, Vionville, Rezonville bis Gravelotte gegen die an Stärke immer noch weit überlegene französische Kriegsmacht. Von beiden Seiten war mit wunderbarer Tapferkeit gekämpft worden, daher auch die Verluste auf beiden Seiten gleich schwer waren. Als es den Franzosen klar wurde, daß es im Plane der Preußen lag, sie in die Festungswerke zu bannen, stritten sie mit dem Muthe der Verzweiflung, um die feindlichen Reihen zu durchbrechen, wobei Niemand größere persönliche Tapferkeit entfaltete als Bazaine selbst. Mit Mühe rettete er, als er mit seinem Gefolge in das Cavalleriegefecht verwickelt ward, Freiheit und Leben. Aber die Größe des Feldherrn besteht weniger in der persönlichen Betheiligung am unmittelbaren Kampfe als in der umsichtigen Leitung und Anordnung. Der Sieg verblieb den Deutschen. „Der Tag von Mars la Tour ist der Ehrentag ihres Führers, des Prinzen Friedrich Karl, und der Tag unvergänglichen Ruhmes für das dritte Armeecorps, von dem der dritte Mann mit seinem Körper das hart erstrittene Siegesfeld deckte,“ und für das zehnte, in welchem Hannoveraner, Braunschweiger und Oldenburger den Kern bildeten.

§. 1222. Gravelotte. Bazaine ließ sich durch die geringen Erfolge seiner bisherigen Operationen nicht entmuthigen. Nach seinem Berichte an die Regierung in Paris war bei Mars la Tour der Vortheil schließlich auf seiner Seite geblieben, er habe sich nur deshalb näher nach der Festung gezogen, um frische Munition zu fassen, und dann
17. Aug. den Kampf von Neuem zu beginnen. Er verwendete aber dazu einen vollen Tag. Dieser wurde von den Preußen benutzt, um alle verfügbaren Truppentheile der zweiten und ersten Armee heranzuziehen, von Bazaine, um sich gedeckte Stellungen zu schaffen. Wenn in früheren Jahren die Franzosen ihre kriegerische Ueberlegenheit im lebhaften Angriff, im kühnen Vorstürmen zu zeigen liebten, so gaben sie jetzt während des ganzen Krieges dem Vertheidigungskampf in geschützten Positionen den Vorzug. Zu einem solchen Defensivkrieg, den sie schon bei Weißenburg, Wörth und Spicheren befolgt, war die hügelige Gegend von Metz besonders geeignet. Daher sollte nunmehr hier der Entscheidungskampf gesucht und dann erst der gesicherte Rückzug nach Verdun bewerkstelligt werden. Zu dieser neuen, von dem früheren Kriegsminister Niel begründeten, aber dem französischen Charakter wenig entsprechenden Tactik gaben wohl die weittragenden Chassepotgewehre und die Mitrailleusen den Beweggrund. Demgemäß sollten die Truppen Stellungen nehmen, die ein weites Schußfeld und bedingte Zugänglichkeit hätten; sollten dort durch Schützengräben und Schanzwerke gedeckt den Angriff des Feindes abwarten, denselben durch ihr Feuer decimiren und in Unordnung setzen und schließlich selbst zum Angriff vorgehend ihn schlagen und aufreiben. Die Niederlagen von Weißenburg, von Wörth, von Spicheren bewiesen nach Bazaine's Ansicht nichts gegen die Richtigkeit der Niel'schen Tactik, dort entschied die Uebermacht, hier die feindliche Ueberraschung; bei Borny und Mars la Tour aber sei auf unvorbereiteten Schlachtfeldern ohne Entscheidung gekämpft worden. Warum sollte er nicht einen dritten Versuch wagen, welcher den Feind zersprengen, vielleicht vernichten konnte und ihm selbst die Verbindung mit dem westlichen Frankreich öffnete? Alles lag vortheilhaft für ihn. Der Muth der französischen Truppen war keineswegs gebrochen, ihre Kampfeslust vielmehr durch die bisherigen Mißerfolge zur Kampfeswuth gesteigert. Sein Heer, 160,000 bis 180,000 Mann stark, war dem deutschen an Zahl kaum nachstehend und hatte den Vortheil, daß es vereinigt war, während mehrere preußische Corps noch auf dem Marsch begriffen, erst gegen Mittag ankommen konnten, ermüdet und erschöpft; und was ihm vor Allem den Sieg sicher erscheinen lassen mußte, war eine Aufstellung, die als unüberwindlich gelten konnte. Westlich von Metz auf dem linken Moselufer zieht sich ein Höhenkamm drei Stunden weit von Jussy bis St. Privat und Roncourt über die Gehöfte Moscou und Leipzig, über das Dorf Amanvillers u. a. O., von wo sich das Terrain fast gleichmäßig etwa 2000 Schritte weit abwärts senkt,

dahinter und darüber eine fortlaufende Reihe dichter, zum Theil auf steilem Abhange liegender Wälder, und vor demselben ein Bach, der den Zugang von unten erschwert. Auf diesem Höhenkamm war die französische Armee mit 500 Geschützen und 150 Mitrailleusen aufgestellt, geschützt durch Schanzen, Verhaue, Gräben und die zur Vertheidigung sorgfältig hergerichteten Gehöfte und Oertlichkeiten. Vor der Hauptstellung waren die Dörfer St. Marie aux Chênes, St. Ail, Habonville und Verneville u. a. als erste Linie von Avantgarden stark besetzt. Die berühmtesten Feldherren Canrobert, Ladmirault, Le Boeuf, Frossard, befehligten die einzelnen Armeecorps. Ein preußischer General gibt von der Schlacht bei Gravelotte, in welcher König Wilhelm selbst den Oberbefehl führte und die mit der Einnahme dieser Stellungen und mit dem Rückzug der Franzosen hinter die Festungswerke von Metz endigte, folgenden Bericht: 18. Aug 1870.

„Der König formirte für den bevorstehenden Kampf seine Schlachtlinie vom rechten Flügel ab gerechnet aus dem 7., 8., 9. Garde- und dem 12. Corps, denen das 3. und 10., die beide am 16. stark gelitten hatten, als Reserve folgen sollten. Der Gefechtsdisposition nach sollte die ganze Armee eine Rechtsschwenkung machen, den rechten Flügel des Feindes umfassen und ihn so nach Metz hineinwerfen. Zu dem Ende war den beiden ganz frischen Armee-Corps der Garde und dem 12. die schwerste Aufgabe, die Ueberflügelung und eigentliche Entscheidung des Kampfes zugedacht, und da sie aus der Gegend von Mars la Tour bis an den Feind einen Marsch von fast vier Stunden Weges hatten, war befohlen, daß der rechte Flügel und die Mitte sich bis zu deren Eingreifen ins Gefecht nur auf vorbereitendes Artillerie-Feuer beschränken sollten. Es ist ein schönes Zeugniß ihrer Manövrirfähigkeit, das sich die deutsche Armee an diesem Tage erworben hat, daß sie diese großartige Schwenkung ohne irgend welche Stockung, ohne auseinander zu kommen und in der kurzen Zeit von nicht ganz vier Stunden ausführte und gegen Mittag auf der ganzen Linie gleichzeitig zum Angriff vorgehen konnte. — Gegen zwölf Uhr entbrannte an der französischen Vorlinie überall der Kampf, gegen zwei Uhr war sie überall in deutschen Händen und begann der Angriff der Hauptlinie in ihrer ganzen Ausdehnung." Vier Stunden lang rangen die Heerkörper mit einander, ohne daß ein wesentliches Resultat erzielt worden wäre. Die Franzosen hielten Stand und starben; die Preußen stürmten vorwärts und starben, beide zu Hunderten, fast zu Tausenden. Das 7. und 8. Corps, denen das Terrain besonders ungünstig war, waren nahezu erschöpft, das 9. behauptete sich mühsam und unter großen Verlusten vorwärts Verneville, die Garde war in einem Angriff auf St. Privat mit ungeheuern Opfern abgewiesen, nur das 12. (sächsische) Corps, unter dem Kronprinzen Albert, das den weitesten Weg hatte, war noch frisch. Nach fünf Uhr hatte dies letztere endlich die Gegend von Roncourt erreicht und konnte vorerst mit seiner Artillerie umfassend St. Privat beschießen. Aber erst am späten Abend zwischen halb acht und halb neun Uhr wurde dies Bollwerk des rechten Flügels der Franzosen durch vereinten Angriff des Garde-Corps und des 12. Armee-Corps erobert. Stundenlang hatten bei St. Privat die Garde-Infanterie-Regimenter den heldenmüthigsten Kampf bestanden gegen einen Feind, der an Zahl, Geschütz und Aufstellung im Vortheil war. „Ein überaus heftiges und rasantes Feuer", heißt es in einer andern Darstellung, „aus Geschützen, Mitrailleusen und Chassepots wurde den vorrückenden drei Garde-Infanterie-Brigaden entgegengeschleudert und führte gleich anfangs große Verluste herbei, die sich mit jedem Schritte vorwärts auf der mit Geschossen aller Art überschütteten Todesbahn steigerten. Aber unaufhaltsam drangen die tapfern, schwer getroffenen Garde-Regimenter mit stolzer Todesverachtung vor. Sämmtliche Generale, Stabsoffiziere und Adjutanten waren zu Pferde geblieben, um das Gefecht besser leiten zu können; aber in kurzer Zeit wurde ihnen fast sämmtlich das Pferd unter dem Leibe erschossen und viele von ihnen, darunter Oberst von Röder, Major von Rotz und der sächsische General von Craushaar, starben den Heldentod. Ueber das mit Blut getränkte Feld, über Leichen und verwundete Kameraden hinweg, stürmten die Garden immer weiter vorwärts in den dichten Kugelregen hinein, von dem Wunsche beseelt, schnell an den Feind zu kommen und entweder zu siegen oder zu sterben." In dem brennenden St. Privat mußte Haus um Haus erstürmt werden. Mittlerweile hatten mit gleicher Anstrengung hessen-darmstädtische und preußische Regimenter einen kühnen Vorstoß gegen die in Amanvillers eingenisteten französischen Tirailleurs ausgeführt. Fast gleichzeitig entschied sich auch auf dem andern Flügel der Sieg für die

Deutschen. Das 2. Armee-Corps von dem Steinmetz'schen Heerkörper (Pommern unter General Fransecky), in unaufhörlichen Gewaltmärschen über Pont-à-Mousson heranziehend, war endlich zur Stelle gekommen; um sieben Uhr entwickelte es sich vorwärts Gravelotte und nahm um acht Uhr in wahrhaft unwiderstehlichem Ansturm die dominirenden Höhen von Point du jour und Moscou.

Damit war der Sieg, der noch um 5 Uhr des Nachmittags unsicher war, für die Deutschen entschieden. Die Nachricht des Grafen Palikao in der Deputirtenkammer, daß von Bazaine drei feindliche Armeecorps in die Steinbrüche von Jaumont geworfen worden seien, war einer der leichtfertigen Lügenberichte, durch welche die Franzosen sich selbst und die Welt über den wahren Hergang und Sachverhalt zu täuschen suchten. Nach 9 Uhr schwieg das Feuer und Bazaine benutzte die Nacht, um seine Armee sammt dem Geschütz hinter die Festungswerke von Metz zurückzuführen. Gegen 40,000 Todte und Verwundete, die auf den weiten Waffenfeldern der beiden Heere umherlagen, bewiesen die unerhörte Erbitterung dieses neunstündigen Kampfes, in welchem deutscher Muth nur mühsam über französische Tapferkeit siegte. Das Gardecorps allein zählte an Todten 9 Stabsoffiziere, 7 Hauptleute, 61 Lieutenants und 1334 Unteroffiziere und Mannschaften; an Verwundeten: 14 Stabsoffiziere, 40 Hauptleute, 146 Lieutenants und 6196 Unteroffiziere und Mannschaften. Unverwundete Gefangene wurden 6000 weggeführt; die meisten waren in den Häusern und Gehöften ergriffen worden, wo sie sich aufs tapferste vertheidigt hatten. Unter den deutschen Gefallenen war auch der ritterliche Prinz Felix von Salm, der treue Gefährte des Kaisers Maximilian von Mexico (§. 1186), welcher nach seiner Rückkehr in die preußische Garde eingetreten war und nun im Kampf wider Bazaine, der auch den Fall des unglücklichen Maximilian mit verschuldet hatte, einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde fand. — Wie auf den Siegesfeldern von Weißenburg und Wörth, so wurde auch in den Kämpfen um Metz die neue deutsche Waffenbrüderschaft besiegelt. Neben Preußen stritten mit gleicher Tapferkeit Sachsen, Hessen, Hannoveraner, Oldenburger, Braunschweiger, Mecklenburger, Hanseaten. Von ihnen allen galt, was in dem einfachen Siegestelegramm des Königs an seine Gemahlin stand: „Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind". Die Gefahr, in welcher der König selbst schwebte, als er auf einer Anhöhe bei Rezonville den Gang der Schlacht beobachtete und durch den Minister v. Roon aus der Nähe der „historischen Granaten von Königgrätz" entfernt werden mußte, so wie die Scene an einer Gartenmauer, wo er auf einer Leiter sitzend, deren eines Ende auf eine Brückenwage gestützt war, das andere auf einen gefallenen Schimmel, die Schlachtberichte empfing, werden im Gedächtniß der Völker fortleben.

Ueber die deutsche Kriegführung vor Metz fällt ein sachkundiger Mann folgendes Urtheil: „Nach den Tagen von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken steht die deutsche Armee in einer schräg gegen die Mosel zulaufenden Linie, so daß der rechte Flügel derselben 10, die äußerste Linke 22 Meilen von dem Flußlauf entfernt ist. Die Mosellinie bildet nun das nächste Operationsobject, und es beginnt der Vormarsch der gesammten deutschen Armee gegen dieselbe, zurückhaltend am rechten, ausgreifend am linken Flügel, das Centrum paßt sich den Bewegungen der Flügel an, bis das ganze Heer in eine zum Lauf der Mosel parallele Linie eingerückt ist. Nun wird der Kronprinz (linker Flügel) abgetrennt, und das Centrum (Prinz Friedrich Karl) vollführt, nachdem es bei Pont-à-Mousson über die Mosel gesetzt, um den stehengebliebenen rechten Flügel (v. Steinmetz) als Pivot eine Schwenkung, die, wenn wir von dem Durchgangspunkte desselben bei Faulquemont ausgehen, bezüglich der Stellung der Armee des Prinzen Friedrich Karl bei Mars la Tour und Doncourt einer Drehung um den vollen Halbkreis gleichkommt. Bei Mars la Tour steht das einstige preußische Centrum mit der Front gegen den Rhein, mit dem Rücken gegen Paris, und ficht mit der französischen Armee, welche Front gegen Paris macht und den Rücken gegen den Rhein gekehrt hat. Ein gewiß selten dagewesener Fall! In allen deutschen Feldzügen Napoleons I. ist, mit Ausnahme der Gefechte, die der Capitulation von Ulm vorangingen, nichts Aehnliches vorgekommen. Dabei wird die Bewegung ohne die geringste Störung, rein wie auf dem Schachbrett, vollführt, gleich nach links, von der Stellung bei Mars la Tour gegen Briey, der Kreis ausgedehnt

und die Verbindung mit der am rechten Moselufer stehengebliebenen Armee gesucht. In dem Augenblick, wo wir dies schreiben, dürfte der Kreis nach dieser Seite wahrscheinlich bereits geschlossen sein. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl hat aber nicht nur die Bewegung vollführt, die sie schließlich in eine Stellung am linken, gerade gegenüber der innegehabten Stellung am rechten Moselufer bringt, sie hat in derselben Stellung auch drei Tage mit weittragendem Erfolg gekämpft, die französische Armee nach Metz zurückgeworfen und von der Rückzugslinie nach Chalons abgeschnitten. Wenn wir auch von blutigen Kämpfen, großen Verlusten der deutschen Armee und selbst partiellen tactischen Erfolgen von Seiten der Franzosen gehört haben, so haben wir doch nichts vernommen von einer Bedrohung des Rückens der deutschen Armee, von Gefährdung ihrer linken Flanke (die rechte ist durch den Kronprinzen gedeckt). — Fälle, die bei der exponirten erstaunlich kühnen Stellung der Armee des Prinzen Friedrich Karl wohl leicht denkbar wären. Daß nichts davon eingetreten, beweist nur, mit welcher Sicherheit jene Kreisbewegung vollführt worden ist, und wie richtig berechnet der Zeitpunkt war, in welchem das Corps des Generals Alvensleben auf die große Straße von Metz nach Verdun debouchirte. Zwölf Stunden später — und die ganze Bewegung wäre unmöglich gewesen, da ein Theil der Armee Bazaine's bereits in oder bei Verdun eingetroffen, und der preußischen Armee, wenn diese dennoch den Rest des französischen Heers hätte angreifen wollen, leicht in den Rücken gekommen wäre. Mit Bezug hierauf sagte schon Marschall Radetzky das richtige Wort: daß die tapferste Truppe das Schießen im Rücken nicht vertrage. Wir stehen keinen Augenblick an, die Bewegungen der deutschen Armee an der Mosellinie und um Metz als eine jener Operationen zu bezeichnen, bei welchen die Genialität und Kühnheit der ursprünglichen Conception nur durch die makellose Durchführung derselben übertroffen wird. Wenn die Völker, wie es leider allen Anschein hat, auch noch im kommenden Jahrhundert Heerführer bedürfen werden, so werden sich diese am Studium des Feldzugs von 1870 bilden, und den Namen des großen Strategen Moltke mit Ehren nennen." — „Der Tag nach der Schlacht war ein ernster, trauriger Tag. Von zwei Uhr Nachmittags an bis spät in die Nacht hinein wurden die gefallenen Helden beerdigt. Die Regimentsmusiken spielten den alten schönen Choral „Jesus meine Zuversicht". In dem weiten Kreise, der durch die Kameraden der zu Begrabenden gebildet war, standen die Offiziere des Regiments und des Stabs. Unendlich ergreifend waren die stillen bittern Thränen, die langsam über die sonnverbrannten Wangen der kriegerischen starken Männer herabrollten. Nein, niemand der ruhig zu Hause sitzt, und der den großen Kampf, den wir jetzt kämpfen, nur aus Berichten von blutigen Schlachten, von theuer erkauften Siegen kennt, kann sich einen Begriff von der furchtbaren Geißel des Kriegs machen: Hab und Gut, Leib und Blut, alles muß vor ihr vergehen. Ewige Schande den ruchlosen Frevlern, die sie heraufbeschworen! Gegen neun Uhr Abends wurde die feierliche Todtenmusik plötzlich durch einen kecken schnellen Marsch unterbrochen. Näher und näher kam das klingende Spiel, und jetzt zogen die Regimenter rasch und leichten Schrittes an uns vorüber. Es waren unsere wackern Kampfgenossen, die überall beliebten und gelobten Sachsen. Sie riefen uns einen freundlichen „Guten Abend, Kameraden" zu, der herzlich erwiedert wurde. Bald verklang die Musik in der Ferne, aber nicht lange, denn gleich darauf ertönte es in vollem Männerchor: „Stille Nacht, heilige Nacht", und von der andern Seite: „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein". Ja Vaterland, du **kannst** ruhig sein! So lange in deutschen Auen Männer geboren werden, wie jene treuen Helden, die vor Ste. Marie und St. Privat fochten, bluteten und starben, so lange kann kein Feind, woher er auch kommen möge, dem deutschen Vaterland etwas anhaben!"

§. 1223. **Die Belagerung von Metz.** „Mit dem 18. August schließt in diesem Kampfe der Abschnitt der kriegerischen Poesie, der der Prosa beginnt mit seinen langen Tagen und Nächten voll resignirten Ausharrens und ruheloser Wachsamkeit." Bazaine war durch die drei Schlachttage vor Metz hinter die Festungswerke zurückgeworfen worden. Jetzt war den Deutschen die schwierige Aufgabe gestellt, ihn daselbst festzuhalten und seine Kräfte zu binden, ohne jedoch im Uebrigen die kriegerische Action zu unterbrechen. Neben den Waffengängen im Felde mußte zugleich ein Belagerungskrieg geführt werden, in welchem zu den Gefahren des Kampfes und der Ausfälle sich der anstrengende und ermüdende Wachedienst in unbeständigem, oft ungünstigem Herbstwetter und Krankheiten und Seuchen gesellten. Um dieser zwiefachen Aufgabe zu genügen,

zweigte der König von den vereinigten Armeen drei Corps ab, das 12. sächsische, das Gardecorps und das 4. Corps sammt dem größten Theil der Cavallerie, um unter Führung des **Kronprinzen von Sachsen** als eine neue, die Maas-Armee auf Paris zu neuen Kämpfen vorzugehen und dem dritten Heerkörper als rechter Flügel zu dienen. Die übrigen Theile der ersten und zweiten Armee wurden zu einer besonderen Belagerungsarmee vereinigt, die zwar immer noch erste und zweite deutsche Armee genannt, aber unter die einheitliche Leitung des Prinzen Friedrich Karl gestellt wurde, während Steinmetz, der bei Saarbrücken nicht ganz in den Kriegsplan des Generalstabs eingegangen war, in der Folge eine anderweitige Verwendung im Osten des Königreichs erhielt. Die Belagerungsarmee, nach und nach durch herangezogene Reserven und Ersatzmannschaften verstärkt, hatte mindestens eine Höhe von 150,000 streitbaren Männern, welche die Stadt auf beiden Seiten der Mosel umstellten und in ihrem ganzen Umfang durch Schanzen, Batterien und Schützengräben oft in doppelter und dreifacher Linie und mit Benutzung der dazwischen liegenden Dörfer umschlossen. „Die Vorposten wurden vorwärts dieser Linie, so weit es das Feuer der Forts gestattete, vorgeschoben, ja sie standen meist sogar noch innerhalb des Bereichs ihrer schweren Geschütze, und nur die größeren Reserven waren auch diesem Feuer entzogen. Die ganze Länge der Einschließungslinie betrug gegen sechs Meilen. An allen Höhepunkten waren Observatorien errichtet, Telegraphen standen mit ihnen und mit sämmtlichen Hauptquartieren der Corps in Verbindung, so daß nichts versäumt wurde, um die Einschließung zu einer gegen jede Eventualität gesicherten zu machen." Nur durch eine strenge Blokade konnte die mit unüberwindlichen Festungswerken auf allen Seiten umgebene Stadt Metz bezwungen werden; die Hauptaufgabe des Belagerungskrieges bestand daher für die Deutschen in der sorgfältigsten Ueberwachung, für die Franzosen in wiederholten Versuchen, durch Ausfälle die Einschließungslinie zu durchbrechen. Kriegsmaterial war in großer Menge aufgehäuft; denn man war in Frankreich fest überzeugt gewesen, daß der Krieg in deutschen Landen geführt werden würde und hatte daher in den Grenzfestungen Geschütz und Waffen zum Nachschub für die Feldarmee in großer Menge angesammelt. Weniger günstig war es mit den Mundvorräthen bestellt, da nicht nur eine Armee von 150,000 Mann, sondern auch die städtischen Einwohner und eine zahlreiche Bevölkerung, die aus den umliegenden Ortschaften eingewandert war, unterhalten werden sollten. Die Unordnung und Rathlosigkeit muß in den ersten Tagen furchtbar gewesen sein; und es zeugt von der großen Umsicht und dem Organisationstalent des Marschalls Bazaine, daß er in kurzer Zeit der unermeßlichen Schwierigkeiten in so weit Meister ward, daß er schon am 26. August einen Ausfall vorbereiten konnte, der nur wegen des strömenden Regens verschoben ward. Erst als er unterrichtet wurde, daß das zweite und dritte Corps der Einschließungsarmee in der Richtung von Dun und Stenay abgezogen sei, um die von Mac Mahon bedrohte „Maas-Armee" des Kronprinzen von Sachsen
31. Aug. zu verstärken, traf er Anstalten zu einem energischen Ausfall, um entweder die Preußen zurückzuschlagen und die Freiheit seiner Bewegungen wieder zu gewinnen, oder wenigstens durch rasche Requisitionen und Fouragirungen die Proviantvorräthe zu mehren und somit den Feind länger zu fesseln. Er wählte dazu das rechte Moselufer, wo die feindlichen Vertheidigungskräfte weniger stark waren und zahlreiche detachirte Forts den Angriff unterstützen konnten. Es gelang ihm auch wirklich gegen Abend die Deutschen aus ihrer Stellung bei Noisseville und Montoy zu drängen und sich in diesen Ortschaften festzusetzen; aber durch einen nächtlichen Angriff unter General **Manteuffel** warf das erste Armeecorps und die Landwehrdivision **Kummer**, höchstens 40,000 Mann, den weit überlegenen Feind zurück, und da mittlerweile die zwei detachirten Armeecorps wieder zur Einschließungsarmee zurückgekehrt waren, so konnte Bazaine nicht mehr an die Durchführung seines Planes denken. Im Laufe des 1. September zogen die Franzosen wieder in Metz ein. Aus der ganzen Unternehmung ging deutlich hervor, „daß die Truppen durch die harten Kämpfe vom 14. bis 18. ihre Kampfeslust, ihre Elasticität, kurz ihr Vertrauen zu sich selbst und wiederum, daß der Marschall sein Vertrauen zu den Truppen verloren hatte". Von der Zeit an galt es im deutschen Lager für ausgemacht, daß das

Schicksal der großen Armee von Metz durch die Proviantvorräthe bedingt sei. Und schon am nächsten Tag begann das Schlachten der Pferde.

4. Die Katastrophe von Sedan und der Sturz des französischen Kaiserthums.

§. 1224. Der Marsch Mac Mahons. Im Norden von Chalons hatte die kaiserliche Regierung ein Terrain von zwei Meilen im Gevierte angekauft und in ein großes Lager mit Baraken und Uebungsplätzen verwandelt. Die große Anzahl Militär, die Jahr ein Jahr aus sich daselbst aufhielt, lockte Ansiedler aller Art an, besonders Händler, Wein- und Speisewirthe, Handwerker, so daß das Dorf Mourmelon in Kurzem das Ansehen einer Kaufmannstadt gewann, wo für alle Bedürfnisse und Lüste des Lebens gesorgt war. Alterthumsforscher wollten erkannt haben, die Lagerstätte sei die catalaunische Ebene, in welcher einst die große Hunnenschlacht geliefert worden; kein barbarisches Heer werde jemals diesen historischen Boden überschreiten. Zwischen dem Lager von Chalons und dem Festungsgürtel von Metz zieht sich ein hügeliges Plateau, gebildet von Armen der Ardennen, unter denen der Argonnerwald mit den „Thermopylen Frankreichs" vom J. 1792 bei Valmy und St. Menehould eine geschichtliche Berühmtheit erlangt hat, und durchschnitten von der Maas und Marne, welche auf dem Höhenzug von Langres ihren Ursprung haben und von der Aisne, einem Nebenfluß der Oise. Eine Reihe von Festungen ersten, zweiten und dritten Ranges schützen das Stromgebiet der Maas und ihres östlichen Nebenflusses Chier gen Osten und Norden, wie Verdun, Montmedy, Sedan, Mezières, Longwy an der Grenze von Luxemburg und das weit in das Königreich Belgien hineingetriebene Givet. Dieses Terrain bildete den Schauplatz der kriegerischen Ereignisse des Monats September, welche mit den Schlachten von Beaumont und Sedan begannen und mit der Belagerung von Paris zu einem längeren Abschluß kamen. Im Lager von Chalons hatte Mac Mahon, Herzog von Magenta, den Oberbefehl über eine Armee von etwa 125,000 Mann zu Fuß und 12,000 Reiter. Auch nachdem Kaiser Napoleon sich von Verdun aus mit ihm verbunden, führte der Marschall dem Namen nach das Commando. Unter ihm standen die Generale Ducrot, de Failly, Douay und andere Anführer der ehemaligen Rheinarmee, die nun mit den schon vorhandenen Truppen und Mobilgarden in Chalons vereinigt als „Armee von Paris" bezeichnet ward. Es war ein buntgemischtes Heer, das auch im Felde dem Freudenleben und den Genüssen der Hauptstadt nicht entsagen wollte und die Anstrengungen des Krieges scheute. Nach den Schilderungen von Augenzeugen fehlte es diesen verwöhnten Söhnen an aller Zucht und Disciplin. Bald fand sich noch General Wimpffen mit Verstärkungen aus Afrika ein. Auch General Trochu war anfangs im Lager, aber von Napoleon zum Gouverneur von Paris und Oberbefehlshaber sämmtlicher zur Vertheidigung der Hauptstadt vorhandenen Streitkräfte ernannt, begab er sich an seinen neuen Bestimmungsort. Auf die Nachricht von den Kämpfen um Metz ertheilte nun die Regentschaft, die von der wahren Sachlage sehr unvollkommen unterrichtet war, dem Marschall den Befehl, mit seinen Heersäulen zum Entsatz Bazaine's vorzugehen. Mac Mahon hegte Zweifel über das Gelingen des gewagten Unternehmens, das nur dann von Erfolg sein konnte, wenn Bazaine sich rechtzeitig aus der eisernen Umarmung der Preußen zu befreien vermochte. In einem unter dem Vorsitz des Kaisers gehaltenen Kriegsrath war man vielmehr zu der Ansicht gekommen, Napoleon sollte mit einem Theil des Heeres nach Paris zurückkehren; die Hauptstadt mit ihren Festungswerken sei der geeignetste Mittelpunkt für die ferneren Kriegsoperationen. Als jedoch die Regentschaft mit ihren Beiräthen, welche bei der herrschenden Aufregung von der Anwesenheit des Kaisers Gefahr fürchtete und daher die Rückkehr widerrieth, in bestimmtester Weise den Befehl wiederholte, gab der Marschall nach, aber beunruhigt von inneren Bedenken. Dieser Zwiespalt seiner Seele lähmte seine Bewegungen und verzögerte den Marsch, der zuerst nordwärts gen Rheims und dann nach einiger Rast nordostwärts über Rethel, Chêne le populeux nach Mouzon an der Maas gerichtet war, so daß die Spitzen seines Heeres erst am 28. August in dem letzten Orte eintrafen. Bei seinem Abgang hatte er im Lager zu Chalons alle militärischen Etablissements in Brand gesteckt. Wollte er dadurch den auf achtzehn Meilen entfernten

Landsleuten in Metz ein Feuerzeichen geben? Es blieb unbemerkt von Freund und Feind. — Der Feldzugsplan war kühn, und in Deutschland, wo man dem Waffengang an der Hand der Landkarten und Zeitungsberichte mit Spannung folgte, lebte man in großer Aufregung. Allein das künstlich angelegte Unternehmen war nur dann bedenklich, wenn durch die Schnelligkeit der Bewegungen die Preußen überrascht wurden und außer Stand gesetzt, die verschiedenen Armeen zu einem Gewaltstoß zu vereinigen. Wir wissen aber, wie zögernd der Vormarsch Mac Mahons vollzogen ward. Schon war die dritte Armee unter dem Kronprinzen von Preußen, nachdem sie die kleine Vogesenfestung Marsal eingenommen und in Lüneville die angehäuften Mundvorräthe erbeutet, über Bar le Duc und Vitry nach Chalons und Epernay gelangt, um unterstützt von der vierten Armee des Kronprinzen von Sachsen, welcher weiter nordwärts an Verdun vorbei gleichfalls nach Westen vorrückte, auf Paris loszugehen. Dahin gedachte auch der König, der sich mit dem Generalstab in Commercy befand, seinen Weg zu nehmen. Ein im Abzug begriffener Haufen
25. Aug. Mobilgarden wurde bei Epense, östlich von Chalons, durch ein Ulanenregiment niedergemacht, zersprengt, gefangen genommen, worauf eine königliche Proclamation verkündigte, daß man nur solche Personen nach dem Kriegsrecht behandeln werde, welche als französische Soldaten sich ausweisen und durch Uniform kenntlich sein würden. Als nun der Abmarsch Mac Mahons in der Richtung nach Nordosten im Hauptquartier bekannt ward, wie es heißt, durch eine Correspondenz der „Independance Belge" aus Mezières, stellte man sofort den Zug nach Westen ein und traf neue Dispositionen, um das Vorhaben des Feindes zu durchkreuzen und dessen beabsichtigte Verbindung mit Metz zu verhindern. Schon in den letzten Tagen des August erreichte die dritte Armee des Kronprinzen von Preußen, die bei Wörth gesiegt hatte, das rechte Ufer der Aisne und kam bei Buzancy und Le Chêne mit dem Feinde ins Gefecht, während die verstärkte vierte Armee nach
29. Aug. dem Treffen bei Nouart die Maaslinie von Dun und Stenay gewann. Der König selbst befand sich mit dem Generalstab zuerst zu Clermont in den Ardennen, dann in Varennes, bekannt in der Leidensgeschichte Ludwigs XVI. (§. 876), während der Kaiser und Mac Mahon ihren Aufenthalt in Mouzon nahmen. Hier ereilte sie die Kunde, daß
30. Aug. das Corps des Generals de Failly bei **Beaumont** von den Deutschen, besonders Bayern unter General **von der Tann** und Sachsen, unerwartet angegriffen und mit großem Verlust an Mannschaft und Geschütz in die Flucht geschlagen sei, weshalb sie ihren Marsch eilig nach Carignan und Sedan fortsetzten. Es wäre dem Kaiser leicht gewesen, heißt es in der kleinen Schrift eines französischen Generals über diese Begebenheiten, sich nach Mezières zu retten und seine Person in Sicherheit zu bringen, aber er wollte die Armee nicht verlassen. Noch am 31. August erließ er eine beruhigende und ermuthigende Proclamation an die Soldaten. Es sollte seine letzte Ansprache sein. Als sie den Weg nach Sedan einschlugen, dachten sie wohl weniger an die Möglichkeit, Metz zu entsetzen, als entweder durch siegreichen Kampf den Rückweg zu gewinnen oder die belgische Grenze zu erreichen und auf neutralem Boden Schutz und Sicherheit zu suchen. Aber durch die raschen Bewegungen der Deutschen wurden alle ihre Pläne vereitelt. Während die vierte Armee auf dem rechten Maasufer vorging und den Chiers bei Douzy überschreitend die Ostseite von Sedan in Besitz nahm, näherte sich die dritte Armee, aus Norddeutschen, Bayern und Würtembergern zusammengesetzt und mit trefflicher Artillerie versehen, auf der linken Stromseite über Raucourt und Remilly der Festung. Ein Versuch der Bayern, bei Bazeille, dem steinernen Dorf mit dem alten Schloß, in welchem Türenne seine Jugend verbracht hatte, über die Maas zu setzen, wurde anfangs zurückgewiesen; aber in der Nacht bewerkstelligten sie oberhalb der Stadt Sedan an zwei Stellen dennoch den Uebergang, indeß das 11. norddeutsche Corps bei Donchery und die würtembergische Division noch weiter abwärts den Fluß überschritten und die Armee des Kronprinzen von Sachsen die Höhen im Osten und Norden der Stadt zu gewinnen suchte. Der Kronprinz von Preußen stellte sich mit seinem Stab auf einer Bergkuppe bei Chateau Donchery, der König selbst mit dem Generalstab auf der dominirenden Höhe von Frénois auf.

§. 1225. **Die Vorgänge in Sedan.** Bald ereignete sich die Entscheidungs-
1. Sept. schlacht bei Sedan. Den Bayern unter General von der Tann gelang es nach einem

mehrstündigen furchtbaren Kampfe in Straßen, Häusern und Gärten sich des fast gänzlich niedergebrannten Dorfes Bazeille zu bemächtigen, wobei Marschall Mac Mahon durch einen Granatsplitter so schwer verwundet ward, daß er das Obercommando abgeben mußte, ein verhängnißvolles Ereigniß, da er Niemand in seine Pläne eingeweiht hatte. An seine Stelle trat zuerst der von ihm selbst zum Nachfolger ernannte Ducrot, dann der kürzlich aus Afrika herübergekommene ältere General Wimpffen, ein Mann von anerkannter Tapferkeit und kalter Berechnung. Dieser verwarf die von Ducrot angeordnete Rückzugsbewegung nach Illy, als entmuthigend für die französische Armee und ging zum Angriff über; als aber das preußisch-sächsische Heer den nordöstlichen Höhenzug von Villers-Cernay, Daigny, Givonne nach den heftigsten Anstrengungen in seine Gewalt brachte und den Bayern, die bei und in Bazeille mit den von den wuthentbrannten Einwohnern unterstützten französischen Marinesoldaten einen Vernichtungskampf führten, die Hand reichte, so daß diese trotz des furchtbaren Geschützfeuers der Franzosen die wichtige Position auf den Höhen von La Moncelle und Schloß Monvillé in Besitz nehmen und mit gemeinschaftlicher Anstrengung den Feind aus der festen Stellung von Balan vertreiben konnten, da neigte sich das Schlachtenglück auf die deutsche Seite. Im Nordwesten der Stadt besetzten norddeutsche Truppen die Ausgänge von St. Menges und Fleigneux und richteten ein furchtbares Artilleriefeuer auf die gegenüberstehenden französischen Heerabtheilungen, welche schon um Mittag dergestalt eingeschnürt waren, daß nur noch zwei dürftige Auswege nach Süden und nach Norden offen standen, um entweder zwischen Givonne und Fleigneux die belgische Grenze zu erreichen oder von der Vorstadt Torcy aus über Vouziers nach Rheims sich durchzuschlagen. Aber General Wimpffen trug Bedenken, einen dieser äußersten Auswege, die allerdings nur mit den größten Verlusten möglicher Weise gelingen konnten, mit rascher Entschlossenheit zu ergreifen. Bald war auch die Oeffnung bei Illy durch das preußische Gardecorps geschlossen und nun wurde von allen Seiten ein mörderisches Artilleriefeuer gegen die Franzosen gerichtet, so daß sie nach der letzten energischen Anstrengung bei Floing, wo General von Gersdorff vom elften Armeecorps und der französische Reitergeneral Margueritte auf den Tod verwundet wurden, alle Versuche eines Vordringens aufgaben und am Nachmittag den Rückzug nach Sedan antraten. In dieser kleinen Stadt war am Abend die ganze Armee Mac Mahons zusammengedrängt und es herrschte in den Straßen und Häusern eine beispiellose Unordnung und Verwirrung, die noch erhöht ward, als die deutschen Truppen von den umgebenden Höhen herab die Festung zu beschießen begannen und an mehreren Orten der Stadt Feuer ausbrach Um das Elend nicht noch zu vergrößern, ertheilte daher Kaiser Napoleon dem General Wimpffen den Befehl, zu capituliren. Er gehorchte mit innerem Widerstreben, aber durch die Nothwendigkeit gezwungen. Schon wehte die Parlamentärflagge am Thore von Sedan, als der Oberst Bronsart von Schellendorff aus Frénois eintraf, um im Namen des Königs von Preußen Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern. Bald kehrte er in das Hauptquartier zurück, begleitet von dem französischen General Reille, welcher dem König ein Schreiben Napoleons überreichte des Inhalts: „Da ich nicht in der Mitte meiner Armee sterben konnte, so lege ich meinen Degen in die Hände Eurer Majestät". König Wilhelm nahm das Anerbieten an mit dem Ausdruck der Theilnahme über das schwere Geschick des Kaisers und der französischen Armee, die sich unter seinen Augen so tapfer geschlagen. Uebrigens ergab sich Napoleon nur für seine Person, da er den Oberbefehl nicht führte und Alles der Regentschaft in Paris anheim gegeben hatte. Die Abschließung des Capitulationsvertrages blieb dem Höchstcommandirenden Wimpffen überlassen, der zu dem Zweck sich in Begleitung des Generals Castelnau nach Donchery begab, um mit Moltke und Bismarck in Verhandlungen zu treten. Sie dauerten die ganze Nacht hindurch; aber wie sehr auch der französische Feldherr sich bemühte, eine Milderung der bitteren Nothwendigkeit zu erlangen; an der ehernen Brust der preußischen Generale scheiterten seine Versuche: Moltke ging von der Bedingung der Waffenstreckung und der Uebergabe der ganzen Armee auf Gnade und Ungnade nicht ab; er gewährte eine kurze Bedenkzeit, sei diese erfolglos verflossen, so werde die Beschießung der Stadt von Neuem beginnen. Und nun wurde um 6 Uhr Morgens, nachdem Wimpffen die französischen

Generale zu einem Kriegsrath zusammen berufen, die Capitulation unterzeichnet und von
2. Sept. dem König im Hauptquartier zu Vendresse bestätigt. „Welch eine Wendung durch Gottes Führung", schloß die Meldung des wunderbaren Ereignisses an die Königin in Berlin. So erlebte denn die Welt das unglaubliche, in der ganzen Kriegsgeschichte einzig dastehende Schauspiel, daß außer den 25,000, die während der Schlacht gefangen genommen worden, ein Heer von 83,000 Mann, darunter 1 Marschall (Mac Mahon), 40 Generale, 230 Stabsoffiziere, 2600 Offiziere und Militärbeamten, sich dem Sieger ergab, die Waffen und alles Kriegsmaterial, bestehend in 330 Feldgeschützen, 70 Mitrailleusen, 150 Festungsgeschützen und 10,000 Pferden, ablieferte und nebst dem Kaiser nach Deutschland in Kriegsgefangenschaft wanderte. Nur den Offizieren, welche auf schriftliches Ehrenwort versicherten, in dem gegenwärtigen Krieg nicht mehr gegen Deutschland zu fechten und in keiner Weise den deutschen Interessen zuwiderzuhandeln, wurde „in Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung" gestattet, ihre Waffen und ihr persönliches Eigenthum zu behalten. Noch an diesem und dem folgenden Septembertag wurde auf dem Bogenterrain zwischen Villette und Iges im Angesichte eines bayerischen und eines norddeutschen Armeecorps die Waffenstreckung vollzogen, worauf die Festung Sedan mit allen Adlern, Feldzeichen und Kriegsgeräthen übergeben und die gefangene Mannschaft auf zwei Eisenbahnen abgeführt wurde, um in deutschen Festungen und Barakenlagern untergebracht zu werden. Nur ein geringer Theil der Offiziere wollte das verlangte Ehrenwort abgeben; die meisten zogen das Loos der Kriegsgefangenschaft vor, wo ihnen eine anständige Behandlung und eine möglichst geringe Beschränkung der persönlichen Freiheit zu Theil ward. Sie wollten sich nicht der Gefahr aussetzen, zu einem Wortbruch verleitet zu werden. Auch General Ducrot sollte sich in Gefangenschaft stellen; als aber in Pont-à-Mousson die Abführung nicht sofort vor sich gehen konnte, entwich er nach Paris. Die sophistische Rechtfertigung dieses unritterlichen Schrittes, die er in der Folge bekannt machte, vermochte die Schmach des Wortbruchs nicht auszulöschen, das verblichene Ehrgefühl nicht herzustellen. — Vielleicht war die Versicherung Napoleons, daß er den Tod auf dem Schlachtfelde gesucht, aber nicht gefunden habe, keine Phrase, wenigstens war das Schicksal des von körperlichen Schmerzen und Seelenleiden schwer heimgesuchten Mannes so ernst und tragisch, daß zur Heuchelei kein Raum war, und daß er sich persönlichen Gefahren ausgesetzt, ward von verschiedenen Seiten behauptet. Erst in der Folge wurde ihm die Aeußerung in den Mund gelegt: „der Tod in der Schlacht sei schön — in der Poesie". Mit dem gespanntesten Interesse vernahm man in Deutschland die Berichte über den Hergang bei seiner Ergebung; wie er begleitet vom Grafen Bismarck zunächst in einem kleinen ärmlichen Arbeiterhause am Wege nach Doncherh abstieg, wie er dann, mit dem deutschen Staatsmanne auf eine steinerne Bank vor der Thüre sich setzend, demselben sagte, er selbst habe den Krieg nicht gewollt, sei aber durch den Druck der öffentlichen Meinung in Frankreich zu demselben gedrängt worden; wie dann beide nach dem Schlößchen Bellevue bei Frenois sich begaben, wo König Wilhelm und der Kronprinz sich einfanden und jene Unterredung gehalten ward, von der ein Telegramm an die Königin Augusta berichtete: „Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Cassel zum Aufenthalte gegeben. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schlößchen vor dem westlichen Glacis von Sedan Statt." Die Besichtigung der deutschen Armee, welche darauf der König vornahm, die erhebenden Dankesworte, die er den vereinigten Truppen und Führern aussprach und der begeisterte Empfang, den der greise Kriegsherr allenthalben fand, bildeten einen ergreifenden Contrast zu den Scenen des Elends, des Jammers, der Unordnung, die sich dem Blicke in Sedan darboten, wo die Luft verpestet war, so daß es wochenlanger Reinigungsarbeiten bedurfte, um den Ort für Menschen wieder bewohnbar zu machen, zu der Verwilderung, Zuchtlosigkeit und thierischen Versunkenheit, zu denen Hunger, Unbotmäßigkeit und Verzweiflung die französischen Soldaten in diesem Momente des Untergangs geführt! Noch niemals war einem Kriegsheer, das noch vor wenigen Tagen im rühmlichen Kampfe unter den Waffen gestanden, solche Schmach geboten worden! Den späteren Geschlechtern wird es wie eine Ausgeburt mythenbilden-

der Volksphantasie erscheinen, daß ein greiser König, den man im Uebermuth herausgefordert, sich mit seinen Bewaffneten aufgemacht und den Beleidiger sammt seinem ganzen Kriegsheer im eigenen Lande gefangen weggeführt und in jene fernen Städte und Festungen untergebracht, in die sie als Sieger einzuziehen sich vermessen hatten. Wie schrumpfen jene viel berüchtigten Capitulationen von Ulm, Prenzlau, Baylen, Vilagos zusammen, im Vergleich mit der Capitulation von Sedan, welche den Kaiser und die ganze Gloire der kriegsstolzen französischen Nation in deutsche Gefangenschaft lieferte! Endlose Eisenbahnzüge mußten Tag und Nacht in Thätigkeit gesetzt werden, um die entwaffneten, demoralisirten, zusammengebrochenen Kriegsschaaren auf die deutsche Erde zu schaffen. Mit welchen Gefühlen mögen die Gefangenen auf den Rhein geblickt haben, den sie so gerne als einen französischen Fluß bezeichneten. In Zukunft wird dieser stolze Strom wohl für immer ihren Blicken entzogen werden. Französische Adler werden nie mehr in seine grünen Fluthen schauen!

§. 1226. Der revolutionäre Staatsstreich in Paris. In Paris wurde die wahre Lage der Dinge entstellt oder verheimlicht. Während die Regierung die aufgeregten Gemüther der Deputirten durch beruhigende Nachrichten zu beschwichtigen suchte, im Orakelton von einem großen Plan sprach, der nicht verrathen werden dürfte, der aber sicher den Sieg an die französischen Fahnen knüpfen würde; ergingen sich die Zeitungen in den tollsten Wuthausbrüchen über die barbarischen Horden, die den heiligen Boden Frankreichs zu besudeln wagten, schilderten die Kämpfe um Metz als Siege der französischen Waffen und verkündigten den Tag als nahe bevorstehend, wo man die „Invasion" abtreiben und den Feind über den Rhein zurückschlagen würde. In Zeiten kriegerischer Erregung werden die öffentlichen Organe stets die Volksstimmung und die Leidenschaftlichkeit des Augenblicks abspiegeln, stets den Ansichten und Gefühlen, wie sie mit instinctiver Gewalt in die Gemüther eindringen, Worte und Ausdruck geben; allein die französischen Tagesblätter ergingen sich in solchen Schmähungen gegen die Deutschen, stachelten in so aufreizenden, von groben Insulten strotzenden Reden und Invectiven das Volk zu Haß und tödtlicher Feindschaft auf, und verbanden zugleich mit den Lästerungen solche Lügenhaftigkeit, solche prahlerische Selbstüberhebung, solche Mißachtung aller Wahrheit und alles Anstandes, daß man darin keine Spur mehr von jener Urbanität, von jener geselligen Bildung, von jenen chevaleresken Umgangsformen wahrnahm, welche sonst der Stolz der französischen Nation gewesen waren und in ihrer eigenen Vorstellung und in den Augen so vieler Menschen den Anspruch ihrer „civilisatorischen Mission" zu rechtfertigen schienen. In einigen Blättern herrschte ein Ton, wie er seit den Sansculottenzeiten in gebildeten Kreisen nicht mehr gehört worden war. Zunächst richtete sich die Wuth auf die in Paris und in allen Handels- und Industriestädten Frankreichs seßhaften Deutschen, die man in der inhumansten Weise zur Auswanderung zwang. In einer Zeit, da man mehr als je beflissen war, die internationalen Schranken niederzureißen, die europäischen Länder durch Verträge zu einer großen Völkerfamilie zu vereinigen, die menschliche Gesellschaft durch die Gemeinsamkeit der Interessen auf allen Gebieten der Industrie, des Handels, der Geistesthätigkeit zu einer kosmopolitischen Gesammtgemeinde auszubilden; mußte man erleben, daß der Racenhaß zwischen romanischem und germanischem Blut erweckt und zu Scenen fanatischer Unduldsamkeit mißbraucht ward, die an die Religionsverfolgungen früherer Jahrhunderte und an die Judenmißhandlungen des Mittelalters erinnerten, sah man sich zurückgeworfen in die barbarischen Zeitalter, wo Fremdling und Feind dieselbe Bedeutung hatte. War der nationale Haß nicht wirksam genug, so traten Neid, Mißgunst, Verdacht oder Furcht vor Spionirerei und andere böse Triebe als Gehülfen hinzu. Das Ausland sah diesen Ausbrüchen völkerrechtswidriger Wuth gegen harmlose friedliche Fremde theilnahmlos zu. Nur einzelne Consuln schützten hie und da die Bedrängten oder Bedrohten vor der Volksrache. Und wie entsetzlich diese werden konnte, davon gab die schauerliche Unthat einiger rasenden Bauern zu Beaussac im Departement der Gironde Zeugniß, welche einen Gutsbesitzer der Gegend, den man im Verdacht feindseliger Gesinnung hatte, stundenlang marterten und dann lebendig verbrannten. In Lothringen und allerwege, wo Eisen-

bahnzüge deutsche Ersatzmannschaften einführten oder Sanitätspersonen mit Kranken und Verwundeten zurückbrachten, wurden häufig von ruchlosen Händen die Schienen zerstört, so daß endlich die deutschen Etappencommandanten die Vorsicht gebrauchen mußten, die Maires und andere angesehene Leute der angrenzenden Ortschaften bei jedem Bahnzug die ersten Wagen besteigen zu lassen, um von solchen Freveln abzuschrecken. — War schon während des Augusts die ganze Nation und vor Allem die Hauptstadt in fieberhafter Aufregung, so erreichte dieselbe den höchsten Grad, als die Kunde von der Katastrophe in Sedan das ganze System der Lüge, Verheimlichung und Entstellung, durch das man bisher die Gemüther gefangen gehalten, enthüllte und den entsetzlichen Fall des Reiches bloß stellte. Statt der gehofften Triumphe durfte man täglich den siegreichen Feind vor den Mauern von Paris erwarten. Ein revolutionärer Geist durchzuckte die Bevölkerung. Noch ehe der republikanische Abgeordnete Jules Favre im gesetzgebenden Körper den Antrag zur Abstimmung bringen konnte, den Kaiser und seine Dynastie aller ihrer Rechte für verlustig zu erklären und eine provisorische Regierung aus der Mitte der Versammlung zu wählen, um den Feind vom französischen Boden zu vertreiben, durchzog die tobende Menge mit dem wilden Geschrei „Absetzung! Republik!" die Straßen und Plätze, wälzte sich zuerst vor die Wohnung des Generals Trochu, den Napoleon in Chalons zum Militärgouverneur von Paris ernannt und ihm den Oberbefehl über alle Wehrkräfte der Stadt in die Hand gegeben hatte (§. 1224), und als dieser die wilden Volkshaufen an die gesetzgebende Versammlung wies, rückten sie in wachsender Menge vor den Palast Bourbon, das Sitzungshaus der Deputirten, immer dasselbe Feldgeschrei ausstoßend. Es half nichts, daß die Polizeimannschaft mit den Waffen einschritt; die zurückgedrängte Masse, wobei sich viele bewaffnete Nationalgardisten eingestellt, war bald wieder im Vorschreiten und das Geschrei wurde immer wilder und wilder. Am 4. September versammelte sich der gesetzgebende Körper zum letztenmale. Eine stürmische Sitzung, gestört und entwürdigt durch eindringende Volksmassen, welche die Tribünen und den Saal füllten, endigte mit der feierlichen Thronentsetzung Louis Napoleons und seiner Familie auf ewige Zeiten, ausgesprochen durch zwei hervorragende Führer der Linken, die Advocaten Jules Favre und Gambetta. Darauf eilten diese begleitet von ihren Parteigenossen nach dem Stadthause, wo unter dem wachsenden Zudrange der städtischen Volksmasse namentlich der unteren Klassen die Republik ausgerufen und bis zum Zusammentritt einer neuen constituirenden Versammlung eine provisorische Regierung zur nationalen Vertheidigung eingesetzt wurde. An der Spitze stand der Oberbefehlshaber Trochu, ein kenntnißreicher, strategisch ausgebildeter General, der trotz seiner glänzenden Theilnahme an der Schlacht bei Solferino bei der kaiserlichen Regierung nicht in Gunst gestanden, theils weil er in politischen Ansichten zur Opposition neigte, theils weil er in einem vielverbreiteten Buche die Mängel der französischen Heerverfassung dargelegt hatte. Neben und unter ihm leiteten republikanische Parteihäupter die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung, der Rechtspflege und des Kriegswesens, nämlich Favre das Auswärtige, Gambetta das Innere, Leflô die Kriegsangelegenheiten, Crémieux, bekannt aus dem Jahr 1848 (§. 1082), die Justiz, Jules Simon, der Vorkämpfer der Schulreform, Unterricht und Cultus, Fourichon die Marine, Darian die öffentlichen Arbeiten, Magnin den Ackerbau und Picard die Finanzen. Mit diesen obersten Staatslenkern sollte Etienne Arago als Maire von Paris nebst seinen Adjuncten Floquet und Brisson und eine weitere Commission, in welcher auch der aus dem Gefängniß befreite Rochefort als Barrikadenaufseher seine Stelle hatte, alle zur Nationalvertheidigung erforderlichen Geschäfte besorgen. Die erste Handlung dieser neuen revolutionären Regierung war die Auflösung des gesetzgebenden Körpers, in welchem die Bonapartisten die Mehrheit bildeten und die Abschaffung des Senats. Die meisten Mitglieder beider Körperschaften verließen Paris in eiliger Flucht und erleichterten dadurch das Unternehmen ihrer Gegner. Der Palast Bourbon wurde geschlossen. Auch die Kaiserin Eugenie hatte bereits das Tuilerienschloß verlassen und sich auf geheimen Wegen in Begleitung einiger Cavaliere nach Belgien geflüchtet, von wo aus sie dann ein Asyl in England suchte. Dort traf auch bald ihr Sohn Louis ein, jenes Enfant de France, dessen Geburt einst

ganz Frankreich mit so großem Jubel gefeiert, der, nachdem er bei Saarbrücken zur Verherrlichung des militärischen Schaustückes gedient, vor der Schlacht bei Sedan über die belgische Grenze geschafft worden war. Prinz Jerome Napoleon, kein Freund von Kriegsgefahren, hatte sich bereits zu seinem Schwiegervater nach Italien begeben, während seine Gemahlin Clotilde mit ihren Kindern auf Schloß Prangins in der Schweiz eine Zufluchtstätte suchte. Die Schaar der Höflinge, die noch vor Kurzem im Vollgenuß des Glückes und der Ehre sich gesonnt hatte, stob, nur auf die eigene Rettung bedacht, nach allen Winden auseinander. Einige wenige Getreue begaben sich nach dem Landsitz Chislehurst in Kent, wo die Kaiserin und der kaiserliche Prinz ihren Aufenthalt nahmen; einige andere gingen nach Kassel, in dessen Nähe auf Schloß Wilhelmshöhe der Kaiser die Tage der Gefangenschaft verbrachte, in jenem schönen Lustschloß und Park, wo einst sein Oheim Jérome Bonaparte sechs Jahre in Freude und Lustbarkeit verlebt hatte. Wie in den großen Tragödien Shakespeare's auch der Humor und die Ironie neben den Scenen des Schreckens und der Gemüthserschütterung eine Stelle finden, so geht auch oft durch die düsteren Dramen der Weltgeschichte ein Zug von tiefwirkender Ironie. Die Gegensätze zwischen Damals und Jetzt konnten nicht drastischer gezeichnet werden, als durch die Nebeneinanderstellung der Demüthigung und Erhöhung der beiden Völker und Reiche, die damals wie jetzt ihre Kräfte mit einander maßen. Nach dem Schiffbruch von Jena hatte bonapartistischer Uebermuth in Tilsit das Königreich Westfalen geschaffen; nach dem Siege bei Sedan wurde der Erbe des Machthabers als Gefangener in dieselben Räume geführt! Dort ein treues Volk, das mit seinem König niedergefahren und wiederauferstanden war; hier ein Herrscher, den die geknechtete Nation mit Flüchen abwarf und fortstieß! Nicht leicht ist noch eine Regierung so formlos und so ohne alle Rechtsbasis ins Leben getreten, als die Regierung der nationalen Vertheidigung, die man mit Recht als „Advocatenregiment“ bezeichnete, da die meisten Mitglieder und weitaus die Mehrzahl der von ihr angestellten Beamten diesem Stande angehörten. Unversöhnliche Widersacher des durch einen Staatsstreich zur Herrschaft gelangten Kaiserthums, haben sie sich mit Hülfe des Straßenpöbels durch einen gleichen Staatsstreich der Herrschaft bemächtigt, die Volksvertretung willkürlich und gewaltsam verdrängt, der Nation, ohne sie zu fragen, eine Parteiobrigkeit aufgezwungen, eine republikanische Verfassung octroyirt. Wie ehrenwerth auch manche Mitglieder sein mochten, eine innere Harmonie herrschte nicht unter ihnen und in ihrem Gewissen mußten sie den Weg verabscheuen, auf dem sie unerwartet und ungesetzlich zur Macht emporgestiegen. Trochu allein war mit einer gesetzlichen Autorität ausgerüstet und er hat auch durch Umsicht und Thätigkeit das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. Mit organisatorischem Geschick hat er die große Stadt in Vertheidigungsstand gesetzt; hat die Festungswerke armirt, die nationale Wehrkraft durch Einübung der städtischen Nationalgarde und durch Einberufung kriegstüchtiger Mannschaften aus der Provinz verstärkt, Mundvorrath aller Art eingebracht. Die übrigen Mitglieder der Vertheidigungsregierung, von denen drei (Crémieux, Simon, Gambetta) jüdischer Abkunft waren, hatten nur die Opposition gegen den cäsarischen Despotismus und die republikanische Gesinnung gemein; in allem Andern gingen ihre Wege und Charaktere auseinander; nur die fieberhafte Aufregung und Anspannung aller Kräfte ließ den inneren Zwiespalt wenig zu Tage kommen. Unter ihnen war Jules Favre, durch seinen ehrenwerthen republikanischen Charakter und Gambetta durch seine Energie und südländische Beweglichkeit am bedeutendsten. Jener hatte im gesetzgebenden Körper gegen den Krieg gestimmt und legte auf diese Abstimmung stets großes Gewicht. Auch Thiers hatte den Krieg wider Preußen als „unzeitgemäß“ verdammt; aber seine politischen Ansichten waren darum nicht freundlicher für den emporstrebenden Nachbar; und sein kriegdrohendes Ministerium aus den vierziger Jahren, dem man die Befestigung von Paris zu verdanken hatte (§. 1057), stand noch in frischem Andenken. Klug und vorsichtig hielt er sich jedoch vom Regimente fern, um für künftige Möglichkeiten die Hand frei zu haben.

5. Der Krieg gegen das republikanische Frankreich.

1. Die Deutschen vor Paris. Lage und Stimmung in Frankreich.

§. 1227. Die dritte Republik und die Neutralen. Hatte die erste Republik der Welt die Parole hingeworfen: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten"; hatte die zweite Republik durch den Grundsatz: „Eigenthum ist Diebstahl" die socialistische Fahne aufgesteckt; so begann auch die dritte ihre öffentliche Thätigkeit mit einer Phrase, die dem Auslande imponiren und die Meinung von unüberwindlicher Kraft und Entschlossenheit erwecken sollte. Sie stellte durch Jules Favre das Programm auf: „Kein Fußbreit von unserem Lande, kein Stein von unseren Festungen"; und auch dieses Princip hat, wenn gleich nicht bei der kriegführenden Macht, so doch im Auslande und unter den republikanischen Theoretikern Bekenner und Bewunderer gefunden. Es bildete sich jetzt bei den Neutralen und Doctrinären und bei allen Parteien, welche den Weltfrieden auf die Fahne schrieben, aber im Grund der Seele die Machtstellung Preußens, den Sieg der Militärmonarchie haßten und fürchteten, eine Auffassung der Sachlage, eine Art öffentlicher Meinung, nach welcher mit der Abführung Napoleons der Krieg gegenstandlos geworden sei und zu Ende gehen müsse. Man liebte es in gewissen Kreisen, den Waffengang als einen großartigen Wettkampf zweier herrschsüchtigen Potentaten hinzustellen, der durch die Niederlage des Einen seine Entscheidung gefunden habe; der Kaiser, hieß es, wollte den Krieg gegen den Willen der Nation, die Opposition in der gesetzgebenden Macht, in deren Hände nunmehr das Staatsruder übergegangen, habe von Anfang an gegen jedes kriegerische Vorgehen Einsprache erhoben; sie repräsentire die wahre Ansicht und Stimmung der Nation, die übrigen Deputirten seien nur der Ausdruck einer durch kaiserliche Einwirkung demoralisirten Wählerschaft gewesen und nun mit ihrem Haupte weggestoßen worden. Wie durch Uebereinkunft wurde nun in allen neutralen und preußenfeindlichen Kreisen alle Schuld dem „Mann von Sedan" aufgebürdet; man fing sogar hie und da an, das bisherige Vorgehen der Preußen zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, vorausgesetzt, daß jetzt das siegreiche Heer sich mit den errungenen Lorbeeren begnügen und wieder in Frieden heimziehen würde; höchstens dürften sie eine mäßige Kriegskostenentschädigung verlangen. Diese methodische Anschauung bildete jetzt den Maßstab des Urtheils in allen lauwarmen Seelen, die am Kampfe unbetheiligt oder durch das Zauberwort „Republik" geblendet in der Weiterführung des Krieges eine Versündigung gegen den heiligen Geist erblickten. Die meisten dieser Stimmen würden eine Niederlage der Deutschen mit Freuden begrüßt haben; jetzt aber, da sie siegreich in das Herz Frankreichs gedrungen, appellirte man an die Großmuth, predigte Mäßigung und Versöhnung. Und diese Auffassung war noch die günstigste; sie kam noch aus einem Heerlager, wo man sich die Miene gab, die Fehler und Gebrechen der Franzosen wohl erkannt zu haben, wo man sich sogar einiger deutschen Sympathien rühmte; aber noch weit größer war die Zahl Derer, welche mit Wuth und Zähneknirschen auf das siegreiche Vorrücken der deutschen Waffen blickten, bald das Gleichgewicht Europa's bedroht wähnten, um die Regierungen zur Intervention zu treiben, bald die Freiheit in Gefahr sahen, um alle Demokraten und Republikaner für die Sache Frankreichs zu gewinnen, bald den gänzlichen Schiffbruch aller Cultur weissagten, wenn die „Fackel der Civilisation" ausgelöscht würde, bald für den alleinseligmachenden Glauben Schaden verkündeten, wenn die Vormacht der katholischen Kirche außer Stand gesetzt würde, dem Papste den bisherigen Beistand zu gewähren. Diese mitleidigen Seelen, welche die barbarische Maßregel der Ausweisung aller Deutschen stillschweigend oder billigend hingehen ließen, waren die offenen oder geheimen Verbündeten der neuen Regierung. Der kluge Mann, der zwanzig Jahre lang über Frankreich geherrscht, kannte seine Nation sehr wohl; er wußte, daß nichts mehr sein gesunkenes Ansehen erheben, nichts mehr den alten Zauber des Napoleonischen Namens mit neuer Kraft erfüllen würde, als ein erfolgreicher Krieg um die Rheingrenze. Hätte sich das Waffenglück bei Weißenburg und Wörth für ihn erklärt, so war alle Opposition verstummt, so lag ganz Frankreich dem Sieger zu Füßen. Die Großmuth der alliirten Mächte gegen das französische Volk im

Jahr 1814 und 1815 hat ihnen keinen Dank und Europa keinen Segen eingetragen; jetzt sollte ihm durch ein strengeres Vergeltungsrecht die Lehre zum Bewußtsein geführt werden, daß man nicht ungestraft die Nachbarländer fortwährend beunruhigen und bedrohen dürfe. Die seit Ludwig XIV. national gewordene Aggressionspolitik sollte jetzt ihr Ende finden, die französische Nation sollte sich gewöhnen, in der europäischen Völkerfamilie nicht als das Haupt, sondern als eines der Glieder gelten zu wollen. Es wurde früher erwähnt, daß der Ruf der Franzosen nach der Rheingrenze in der deutschen Nation den Gegenruf nach der Vogesengrenze geweckt habe: dieser Ruf war seit Anfang des Krieges in der Presse so laut hervorgetreten, daß Bismarck ganz und gar die Volksstimmung für sich hatte, wenn er mit der Besitzergreifung der Länder Elsaß-Lothringen auch sogleich Anordnungen traf, welche auf eine dauernde Verbindung mit Deutschland hindeuteten. Die Aushebung für die französische Armee mittelst Conscription wurde untersagt; die besetzten Departements wurden unter deutsche Verwaltung gestellt und erhielten eine neue Eintheilung. Schon die Fürsorge für den ununterbrochenen Verkehr nach Deutschland, welche den neuen General-Gouverneuren (Bismarck-Bohlen und Bonin) und den Etappen-Inspectionen zugewiesen ward, machte eine solche Anordnung nothwendig. Man legte dabei preußischerseits weniger Gewicht auf die Stammverwandtschaft der allemannisch-lothringischen Bevölkerung, die noch in der Sprache fortdauert, noch betonte man das historische Recht, wonach diese dem weiland römischen Reiche entrissenen und dann vertragsweise an Frankreich überlassenen Landschaften der deutschen Nation zurückgewonnen werden sollten: vielmehr stellte man die politischen und strategischen Motive in den Vordergrund: Frankreich sollte durch die Lostrennung dieser Grenzlande außer Stand gesetzt werden, Deutschland zu überfallen, in kriegsdrohender Haltung mit gezücktem Schwerte am linken Rheinufer zu stehen. Auch den Franzosen war es nicht entgangen, worauf man es in Deutschland abgesehen habe; wie ein furchtbares Gespenst grinste der drohende Länderverlust vom Rhein her. Darum hob Jules Favre in dem Rundschreiben an die diplomatischen Agenten Frankreichs im Auslande über die Vorgänge in Paris die friedlichen Absichten des Volkes und der Regierung in pathetischen Worten hervor, stellte aber zugleich jenes Programm auf, das die einzige Basis eines dauerhaften Friedens sein könnte. Er mochte wohl selbst kaum glauben, daß ein siegreicher Monarch, dessen Heer mitten in Frankreich stand, so ohne Weiteres auf die Versicherung friedlicher Haltung umkehren werde; aber man war so sehr in den Gesichtskreisen vom Jahr 1792 befangen, man war so sehr von der Unüberwindlichkeit des republikanischen Frankreichs überzeugt, daß man gar nicht zweifelte, die dritte Republik werde einen ähnlichen Siegeslauf vollbringen, wie die erste. „Will der König von Preußen einen gottlosen Kampf fortsetzen; will er der Welt des 19. Jahrhunderts das grausame Schauspiel zweier Nationen geben, welche sich unter einander vernichten und uneingedenk der Humanität, der Vernunft, der Wissenschaft Ruinen und Leichen aufeinander thürmen, so mag er die Verantwortlichkeit vor der Menschheit und vor der Geschichte tragen; will er uns eine Herausforderung hinwerfen, so nehmen wir sie an." Was Jules Favre im Glauben an die Macht der republikanischen Ideen und Institute wagte, das wünschte Gambetta in der Absicht, durch den Krieg die revolutionäre Dictatur zu begründen. So betrat man denn die Wege des alten Convents und des Wohlfahrtsausschusses, in der Meinung, die Geister der Vergangenheit würden wieder erstehen und dieselben wunderbaren Resultate erzeugen wie zur Zeit der Väter. Aber Menschen und Verhältnisse waren anders geworden.

§. 1228. Die Einschließung von Paris. General Vinoy war mit einem Armeecorps auf dem Wege von Chalons nach Mézières, um sich mit Mac Mahon zu vereinigen. Als er aber von den Ereignissen in Sedan Kunde erhielt, gab er den Plan auf und kehrte, einzelne versprengte Truppentheile des geschlagenen Heeres an sich ziehend, nach Paris zurück, wo seine Mannschaften den Kern des Vertheidigungsheeres bildeten, mit dem Trochu die Forts und die Riesenhauptstadt vor dem anrückenden Feinde zu schirmen gedachte. Alles, was noch außerdem Frankreich an waffengeübten Leuten aufzubringen vermochte, Marinetruppen, Zollwächter, Feuerwehrmänner, Forstaufseher, Polizeimannschaft zu Fuß und zu Pferd, ausgediente Soldaten, wurde zu dem-

selben Zweck einberufen, so daß mit Inbegriff der ansässigen oder eingewanderten Mobil- und Nationalgarden die Zahl der Bewaffneten sich wohl auf 400,000 Mann belaufen mochte. Man durfte sich auf einen großen Kampf gefaßt machen; denn schon waren die beiden Armeen, welche bei Sedan gefochten unter den Kronprinzen von Preußen und Sachsen auf dem Marsch nach der Hauptstadt begriffen, und der König selbst nahm nach einem kurzen Aufenthalt in Rheims schon am 15. September mit dem Generalstab sein Hauptquartier in Meaux. Von welcher Erbitterung und blinden Wuth die Franzosen durch die revolutionäre Aufregung und durch die maßlose Sprache der Journalisten und Demagogen bei der Annäherung der Deutschen erfüllt wurden, bewies
9. Sept. der Vorfall in Laon. Nachdem Stadt und Citadelle von dem Commandanten, General Theremin d'Hame, vertragsweise dem Oberst von Alvensleben von der Cavalleriedivision des Großherzogs von Mecklenburg übergeben und von den Deutschen besetzt worden, flog das Pulvermagazin in die Luft, so daß gegen hundert deutsche Soldaten und Offiziere und eine noch größere Zahl französischer Mobilgarden getödtet oder verwundet wurden. Theremin selbst, den man anfangs für den Urheber hielt und in Haft setzte, erlag einige Zeit nachher der bei der Explosion erhaltenen Kopfwunde. In der Folge stellte es sich heraus, daß es die verbrecherische Handlung eines fanatischen Zeugwarts war. Pariser Blätter waren ehrlos genug, einen solchen Verrath, welcher noch dazu der Stadt und den französischen Besatzungstruppen den größten Schaden zufügte, als ein Exempel von patriotischem Heroismus zu preisen! „Ein Land, wo solche Thaten geschehen, rief die France aus, wird sich nie der fremden Invasion beugen. Das Alterthum bietet nichts Größeres." — Die Erregung des französischen Volkes und der Hauptstadt erreichte den höchsten Grad, als die deutschen Truppen nach einigen kleinen Gefechten allmählich die Einschließung von Paris vollführten, so daß die Armee des Kronprinzen von Sachsen sich am rechten Ufer der Seine und untern Marne auf der Linie von Argenteuil über Montmagny, Blanc Menil durch den Wald von Bondy bis Gournay aufstellte, während die dritte Armee des Kronprinzen von Preußen das linke Ufer von der erwähnten Station Gournay an der unteren Marne über Bonneuil, Choisy le Roy, Thiais, Chevilly, Sceaux, Meudon, Sèvres nach Bougival besetzte. Auf der Halbinsel von Argenteuil sollten sich beide Armeen die Hand reichen. In diesem nördlichen und südlichen Halbkreis des eisernen Ringes waren die einzelnen Heerabtheilungen, die durch Nachzüge allmählich wohl die Höhe von 250,000 erreichten, in der Art vertheilt, daß die preußischen Armeecorps vorzugsweise den Norden und Westen inne hatten, während im Süden die Bayern unter Hartmann und v. d. Tann, im Osten die Sachsen unter Prinz Georg, die Würtemberger unter Obernitz mit den Preußen gemeinschaftlich die Festungslinie bewachten. Die deutschen Waffen hatten bisher so merkwürdige, so überraschende Erfolge gehabt, daß man auch in dem großartigen Belagerungskrieg, der nun gleichzeitig in Metz, in Straßburg und in Paris im Gange war, einen ähnlichen glücklichen und schnellen Verlauf hoffen durfte. Wie sollte namentlich Paris, die Stadt der Sinnengenüsse und des sybaritischen Lebens, wo durch die Einwanderung vieler Familien aus der Umgegend mit Kindern und Habe die Bevölkerung auf mehr als zwei Millionen gestiegen war, den Anstrengungen, den Entbehrungen, den Leiden einer langen Blokade widerstehen können! Man wußte wohl, daß Paris unter Louis Philipp und unter dem zweiten Kaiserthum zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen worden war, daß eine Umwallung von 94 armirten Bastionen den inneren Umkreis schützte, daß in einer nicht unbeträchtlichen Entfernung von dieser bastionirten Hauptenceinte ein Kranz von detachirten Forts sich erhob, welche vortrefflich befestigt und mit Besatzung und Geschütz aufs Beste ausgerüstet, jedem feindlichen Angriff trotzten, jede gewaltsame Annäherung mit dem sicheren Tod bedrohten, daß insonderheit die Werke auf dem kegelförmigen Hügel Valérien im Westen zwischen Nanterre und Suresne für uneinnehmbar galten; man wußte, daß selbst außer diesem doppelten Festungsgürtel auf den Hügelreihen, die das Becken von Paris bis zu 300 und 400 Fuß Höhe umgeben, noch verschanzte Linien und Redouten angebracht waren, die mit einander verbunden eine dritte äußerste Umwallung bildeten, abgesehen von den Barrikaden, durch die noch die Eingänge in die Straßen abgesperrt werden sollten! Aber trotz dieser Befestigung, wozu noch im Norden

St. Denis mit einer Gruppe von Forts gerechnet werden muß, und trotz der Militärmacht in den Festungsräumen, wohl doppelt so stark als die Belagerungsarmee, hofften die Deutschen die Stadt bald zur Ergebung zu zwingen. Man zählte auf die unwiderstehliche Macht des Hungers, da man die Verproviantirung einer solchen Riesenstadt auf Monate für eine Unmöglichkeit hielt. Man war daher vor Allem beflissen, Paris zu isoliren und jede Zufuhr abzuschneiden, indem man durch Besetzung sämmtlicher Eisenbahnen, durch Absperrung aller Zugänge und durch militärische Einschließungswerke die Verbindung mit dem übrigen Lande unterbrach und jeden Ausfall zu verhindern suchte. Auf sich selbst beschränkt und von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, sollte die Pariser Bevölkerung zur Unterwerfung und Capitulation gezwungen werden. Ein stürmender Angriff schien ein zu gewagtes Unternehmen. Durch fortificatorische Arbeiten aller Art, Erdwerke, Geschütz-Emplacements, Schützengräben, Barrikaden, Blockhäuser, Verhaue, Befestigung von Dörfern und Gehöften, durch Observatorien und Telegraphenverbindungen suchte man die Cernirungslinie undurchdringlich zu machen. Schon der 30. Sept.
erste Ausfall im Süden gegen L'Hay und Chevilly, wobei der General Guilhem vom Corps Vinoy den Tod fand, endete mit einem verlustvollen Rückzug der Franzosen.

§. 1229. **Der Belagerungskrieg.** So begann denn an drei Hauptstellen und mehreren Nebenplätzen ein Festungskrieg, der an Beschwerden, Strapazen und Leiden den Winterfeldzug in der Krim übertraf. Nicht minder reich an Gefahren und Anstrengungen als der Schlachtenkrieg im Feld waren die Kämpfe vor den Mauern und Wällen, die sich in den Herbst und Winter hineinzogen, ohne die Poesie, ohne die aufregende Abwechselung, die jener darbietet. Auf Vorposten den feindlichen Kugeln ausgesetzt, in den Laufgräben und Schanzwerken zu beschwerlichen Arbeiten angehalten, durch schlimme Witterung, durch Nässe und Kälte, durch dürftige Nahrung und Kleidung, durch mangelhafte Pflege und Obdach in ihrer Gesundheit angegriffen, haben die deutschen Soldaten vor den Festungen unsägliche Drangsale, Leiden und Mühseligkeiten ertragen müssen und ertragen; und wie mancher ist bei den häufigen Ausfällen, die sie alle mit heldenmüthiger Tapferkeit zurückschlugen, vor den Wällen oder unter den Händen der Militärärzte seinen Wunden erlegen, wie mancher in den Lazarethen am Typhus, an der Ruhr, an anderen epidemischen Krankheiten gestorben; wie mancher mit verstümmeltem oder siechem Körper heimgekehrt! Die meisten Gefahren drohten vor Metz. „Hier lagerte die Armee auf einem Leichenfelde, wie die Geschichte kaum ein zweites kennt, und in den aus demselben aufsteigenden Miasmen lag eine Gefahr, welche selbst den schließlichen Erfolg in Frage stellen konnte. Diese Gefahr wuchs, als vom 6. September an unaufhörliche Regengüsse den Boden durchweichten, die Erde von den mühsam aufgerichteten Grabhügeln wegschwemmten und die Bivouakplätze der Truppen allmählich in wahre Moräste verwandelten. In der That begannen Ruhr und Typhus die Reihen zu lichten, die Krankenzahl stieg auf 15 Procent. Allein die Truppen hielten standhaft aus und überwanden alle Schwierigkeiten ihrer Lage, unterstützt und ermuthigt durch die Sorgfalt ihrer Vorgesetzten, wie durch die Theilnahme der ganzen Nation, welche hier reiche Gelegenheit fand und freudig ergriff, denen, die muthig fürs Vaterland stritten, den Tribut ihrer Liebe und Dankbarkeit darzubringen." — Nicht weniger schrecklich und leidensvoll war die Lage der Eingeschlossenen. Wenn die bewaffneten Mannschaften der Garnison auf dem Wachedienst, bei nächtlichen Angriffen, bei gewagten Ausfällen dem Tod stets ins Angesicht blicken mußten, oder in feuchten Kasematten und Festungsräumen voll Unreinlichkeit und ungesunder Luft ein trübseliges Dasein im ermüdenden Einerlei der Arbeit, der Entbehrung, der Noth verbrachten, immerwährend den Tag vor Augen, wo der unvermeidliche Fall eintreten werde und Entwaffnung und Gefangenschaft als Lohn alles Ringens und Mühens ihnen bevorstehe; schwebten die Bürger der Stadt, schwebten Frauen und Kinder in der Gefahr, von den furchtbaren Geschossen zerschmettert, unter einbrechenden Mauern und Dächern begraben, in Kellerräumen verschüttet zu werden; sahen die Aermeren mit Todesangst die Lebensmittel dahinschwinden oder einen für sie unerschwinglichen Preis ersteigen, so daß sie mit Pferdefleisch, mit widerlichen und ungesunden Speisen oft ohne Salz den Hunger stillen mußten. Wie mancher Mutter hat es das Herz zugeschnürt, wenn sie die Kleinen aus Mangel an weicher Nahrung,

an frischer Milch, an Eiern, an Butter dahinschmachten sah! Und wie so Viele, wenn sie das Leben vor den feindlichen Kugeln, vor Krankheit und Hunger gerettet, hatten ihre Habe, ihre Häuser, die Mittel ihres Unterhalts durch Brand oder Verwüstung eingebüßt und waren an den Bettelstab gebracht. Ein solches Meer von Elend und Kummer, voll Leiden und Tod ist wohl noch nie über die Menschenwelt hereingebrochen. Und was war für den Franzosen das Ende dieser Qualen, die Frucht der blutigen Aussaat? Ein zusammengebrochenes Reich, das sich nur mühsam wieder aufzurichten vermochte, verlorne Schlachten, Einbuße an Macht, Ruhm und Wohlstand. Dagegen kann der Deutsche mit gehobener Seele auf die durchlebten Tage des Kampfes und der Anstrengung blicken. Das Blut seiner Söhne ist nicht umsonst geflossen, die schwere Arbeit ist nicht umsonst verrichtet, das große Leid nicht umsonst getragen worden! Neben den Thränen der Wehmuth für die Opfer fließen auch Thränen der Freude für die errungenen Früchte. Die idealen Güter, der Schatz des Ruhmes und der Ehre sind gemehrt worden und was lange getrennt war, hat sich in treuer Waffenbrüderschaft zusammengefunden. Auf den Schlachtfeldern von Wörth, Gravelotte und Sedan und in den Laufgräben von Straßburg, Metz und Paris ist der Bund der deutschen Stämme geschlossen worden. „Treue um Treue" soll fortan die Losung sein.

§. 1230. Unterhandlungen und Proclamationen. Die republikanische Regierung besaß eine usurpirte Gewalt. Nur eine freigewählte Nationalversammlung konnte über das Schicksal der französischen Nation entscheiden. Diese sollte denn auch auf den 16. October einberufen werden. Aber es war den Herren, die das Regiment an sich gerissen hatten, kein rechter Ernst damit. Eine revolutionäre Dictatur, wie sie namentlich Gambetta im Auge hatte, sollte zuvor die Republik befestigen und wo möglich zugleich den Frieden herbeiführen. Drei Mitglieder der Regierung (Crémieux, Fourichon und Glais-Bizoin) wurden noch vor der gänzlichen Einschließung der Hauptstadt als besondere Delegation nach Tours beordert, um die Verbindung mit den Provinzen aufrecht zu erhalten. Zugleich wurde der Versuch gemacht, die Großmächte, die an dem Krieg unbetheiligt waren, zu einer vermittelnden Intervention und zur Anerkennung der neuen republikanischen Staatsordnung zu bewegen. Denn wenn auch die europäischen Höfe ihre Gesandten nicht abberiefen und die diplomatischen Verbindungen fortbestehen ließen, so erfolgten doch nur von Amerika, der Schweiz und Spanien offizielle Anerkennungen, die übrigen Regierungen beobachteten eine zuwartende Haltung. Zu der wichtigen und delicaten Mission wurde der greise Staatsmann und Historiker Thiers ausersehen, der auch trotz seiner dreiundsiebenzig Jahre sofort die beschwerliche Reise nach London, St. Petersburg, Wien und Florenz antrat. Diesen Vorgängen und Demarchen gegenüber mußte auch die preußische Kriegspolitik im Hauptquartier Stellung nehmen, und sie that dies mit der Aufrichtigkeit und dem Geschick, wie sich vom Grafen Bismarck erwarten ließ. Weit entfernt, in die Bahnen der Alliirten von 1814 und 1815 einzulenken und sich für eine bestimmte Regierung auszusprechen, der man in Frankreich zur Herrschaft verhelfen wolle, vermied der Minister vorsichtig jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten. Man nahm die Zustände, wie sie sich gebildet, als factisch bestehend hin, behielt sich aber die Freiheit des Handelns nach dem ferneren Verlauf der Dinge als selbstverständlich vor. Dagegen bezeichnete der Bundeskanzler in zwei Rundschreiben an die diplomatischen Agenten im Auslande, von Rheims am 13. und von Meaux am 16. September, genau den Standpunkt, den die preußische Politik gegenüber dem Programme Favre's und einer möglichen Einmischung der neutralen Mächte einzuhalten gedächte. Er hob darin hervor, daß der von Kaiser Napoleon begonnene Krieg von den Vertretern der Nation gebilligt und somit ganz Frankreich für die Folgen verantwortlich sei. Deutschland müßte daher Bürgschaften verlangen, die es in Zukunft gegen kriegerische Angriffe sicher stellten oder wenigstens dieselben erschwerten. Denn der französische Nationalstolz würde die erlittene Niederlage nie verzeihen und stets nach Rache schreien. „Wenn wir jetzt ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Contribution, ohne irgend welche Vortheile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen

Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen." Wenn Straßburg und Metz in deutschen Besitz übergingen, würden sie einen defensiven Charakter annehmen. Damit war also eine Gebietsabtretung von Seiten Frankreichs als Grundbasis eines Friedensschlusses hingestellt und dem Princip Favre's ein Gegensatz geschaffen. Den neutralen Mächten aber wurde zu Gemüthe geführt, daß, falls sie in den Franzosen die Hoffnung einer diplomatischen oder materiellen Intervention nähren sollten, dies nur eine Verzögerung des Friedens herbeiführen würde; denn Preußen werde in einem Kriege, zu dem es gezwungen worden und zu dessen Verhütung Europa keine ernstlichen Versuche gemacht, keine fremde Intervention zulassen. Wie sehr Bismarck mit diesen Grundsätzen im Sinne des deutschen Volkes handelte, bewiesen zahllose Zuschriften und Adressen, die von allen Seiten einliefen und die Fernhaltung jeder fremden Einmischung als eine Forderung der nationalen Ehre betonten. Der Gedanke, daß die neutralen Höfe in einem Kriege, den sie nicht zu verhindern vermocht oder gewollt, dem Sieger die Früchte verkümmern sollten, war um so unerträglicher, als man alle Völker mit ihren Sympathien auf Seiten des Feindes sah und englische Kaufleute Waffen und Kriegsbedarf über den Kanal schafften. Die Mission von Thiers trug daher auch der französischen Republik keine nutzbaren Früchte. Aber auch die directen Verhandlungen, welche Jules Favre mit Bismarck im Hauptquartier zu Ferrières führte, blieben erfolglos. Es 19. 20. Sept.
handelte sich zunächst um einen Waffenstillstand von drei Wochen behufs der Einberufung einer Nationalversammlung, von der dann die Friedensschließung ausgehen sollte. Bismarck verlangte, daß drei der belagerten Festungen, Straßburg, Pfalzburg und Toul den Deutschen eingeräumt und die Besatzung der ersten in Kriegsgefangenschaft gegeben werde, und für den Fall, daß die Versammlung nach Paris berufen und für die Dauer der Berathung und Verhandlung eine Verproviantirung gestattet werden sollte, forderte er ein militärisches Aequivalent, etwa die Ueberlassung des Mont Valérien, oder wenn die Constituante in Tours zusammentrete, die Erhaltung des Status quo vor Paris. Diese Bedingungen wies Jules Favre als ehrlos zurück; eben so gut, meinte er, könnte Bismarck lieber gleich Paris selbst verlangen. Ein Rundschreiben, das er in der Folge an die auswärtigen Höfe richtete, entwickelte in wortreicher Ausführlichkeit die Gründe, weshalb die Pariser Regierung auf die Vorschläge Bismarcks nicht habe eingehen können, und zeigte in seinem Verlauf und in seinem Schluß, wie wenig die französischen Machthaber den Stand der Dinge zu beurtheilen vermochten: „Ich ziehe unsere Leiden, unsere Gefahren und Opfer dem unbeugsamen und grausamen Ehrgeize unseres Feindes vor. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Frankreich siegreich sein wird. Würde es besiegt, so würde es in seinem Unglück noch so groß dastehen, daß es ein Gegenstand der Bewunderung und der Sympathie für die ganze Welt sein würde. Dort liegt seine wahre Kraft, darin wird vielleicht seine wahre Rache liegen." Und die Delegation von Tours erklärte in einer Proclamation an das französische Volk, daß der Krieg 24. Sept.
fortgeführt werden müsse, weil Preußen Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken wolle. „Auf Grund des Eroberungsrechts verlangt Preußen Elsaß und Lothringen bis Metz. Für die Bewilligung eines Waffenstillstandes wagt es die Uebergabe Straßburgs, Touls und des Mont Valérien zu fordern. Eher würde das erbitterte Paris sich unter seinen Trümmern begraben. Auf so anmaßende Ansprüche gibt es keine Antwort als den Kampf bis aufs Aeußerste. Frankreich nimmt diesen Kampf an und rechnet dabei auf alle seine Kinder." Umsonst wies Graf Bismarck in einer diplomatischen Circulardepesche den Vorwurf zurück, daß Frankreich durch den Verlust von Elsaß und Lothringen zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt werde, indem er auf den Erwerb von Savoyen und Nizza und auf die Eroberungen in Algerien sich berief, welche die verlangten Abtretungen weit überträfen und erst seit wenigen Jahren oder Jahrzehnten mit Frankreich vereinigt worden wären; der Krieg aufs Aeußerste war die Losung des Tages in dem republikanischen Paris, und Alles vereinigte sich, um das Volk zum Haß und Fanatismus gegen die Deutschen aufzustacheln. Alle Verbannte und Flüchtlinge des Kaiserreichs kehrten jetzt zurück, unter ihnen die Republikaner vom Jahr 1849, Ledru Rollin, Louis Blanc, Quinet, Victor Hugo u. a., auch die

Orleaniden zeigten sich wieder und trugen sich mit stolzen Hoffnungen. Und wie weit die Ansichten und Absichten der Heimgekehrten aus einander gingen, in den Kundgebungen eines glühenden Eifers für Frankreich und des Hasses und der tödtlichen Feindschaft gegen die „nordischen Eindringlinge" waren alle einig, suchte Einer den Andern zu überbieten. Der Haß gegen die Deutschen galt als nationale Pflicht, als patriotisches Gefühl. Selbst der alte Graf Chambord ließ seine verklungene Stimme in diesem Tone erschallen. Es schien, als ob die Herrschaft über Frankreich als Kampfpreis ausgesetzt wäre für solche, die am heftigsten die Volksleidenschaften anfachten, am lautesten den eigenen Ruhm und die fremde Schande ausriefen, am geschicktesten die Phrasen handhabten, die der Menge gefielen. Es machte diesseits des Rheines einen wunderlichen Eindruck, als der alte Romantiker Victor Hugo an die Deutschen einen Friedensaufruf richtete, der an Schwulst und hochtönenden Phrasen Alles überbot, was noch jemals rhetorisches Pathos hervorgebracht, in welchem das dem deutschen Charakter und den „Nachkommen der teutonischen Ritter" gespendete Lob nur als Folie diente, um die Verherrlichung der französischen Nation und der hochherzigen Culturstadt Paris desto glänzender hervortreten zu lassen. Aber Posaunentöne stürzen keine Mauern mehr um, wie in den Tagen Josua's. Selbst der Volkskrieg der wildesten Art, zu dem man die Franzosen aufrief, und der auch bald in Scene gesetzt ward, vermochte nicht „die Eindringlinge" zu vernichten.

2. Der Belagerungskrieg vor Straßburg.

§. 1231. **Straßburgs Leidensgeschichte im August und September.** An demselben 24. September, an welchem die Proclamation von Tours die Bedingungen des Waffenstillstandes für unannehmbar erklärte, fiel bereits eine der verlangten Festungen. **Toul**, die alte lothringische Stadt, schon längere Zeit von Truppen des Großherzogs von Mecklenburg belagert, sah sich nach einem furchtbaren Bombardement zur
23. Sept. Capitulation gezwungen, ein wichtiger Besitz für die Deutschen, weil dadurch die Eisenbahnverbindung vom Rhein bis nach Paris ohne Unterbrechung hergestellt ward. Und
27. Sept. wenige Tage nachher drang die Kunde in die Welt, daß auch **Straßburg**, dessen Auslieferung die französischen Staatsmänner als die größte Ehrlosigkeit von sich gewiesen, nach dessen heldenmüthigem Vertheidiger, General **Uhrich**, die Pariser eine Straße benannt, in die Hände der Deutschen gefallen sei.

Die altehrwürdige Hauptstadt von Elsaß, die einst auf verrätherische Weise dem deutschen Reiche entrissen worden, hatte sich mit der Zeit in ihr Schicksal gefunden; die Vortheile und die Ehre, einem großen Staate anzugehören und von den Jämmerlichkeiten eines verlotterten, in politische Ohnmacht und Unbehülflichkeit versunkenen Gemeinwesens erlöst zu sein, waren der Bürgerschaft ein genügender Ersatz für die verlorene Stammverwandtschaft, waren das Schmerzensgeld für die hart geschädigte und gefährdete Nationalität. Doch hatte die Stadt bis zur französischen Revolution mit den alten Privilegien und der reichsstädtischen Verfassung auch noch ihren deutschen Charakter bewahrt, so daß Goethe das internationale Zwischenland noch als „Halbfrankreich" bezeichnen konnte. Erst seitdem diese mächtige Weltbegebenheit, wie in ganz Frankreich, so auch in den „Departements Ober- und Niederrhein" die historische Vergangenheit weggefegt, hatte Alles einen französischen Anstrich angenommen, war das ganze öffentliche Leben französisch geworden und die Männer von Elsaß und Straßburg, deren Namen ihre allemannische Herkunft unleugbar verriethen, brüsteten sich mit ihrer französischen Nationalität und bewarben sich bei dem keltisch-romanischen Nachbarvolk um die Ehre der Ebenbürtigkeit. Die Bevölkerung glich zwei zusammenfließenden Strömen, die noch längere Zeit nach ihrer Vereinigung durch ihre Farbe den verschiedenen Ursprung andeuten, bis sie endlich zu einer gemeinsamen Wasserfläche sich sammeln. Schon am 7. August erfuhren die Straßburger durch Flüchtige und Verwundete die Niederlage bei Wörth und zugleich strömte das Landvolk massenweise mit seinen Habseligkeiten in die Stadt herein. Die Aufforderung eines Parlamentärs wurde zurückgewiesen und mit einer Proclamation des Commandanten Uhrich
10. Aug. beantwortet, daß die Stadt, mit Besatzung, Geschütz und Proviant reichlich versehen, sich aufs Aeußerste vertheidigen werde. Und der energische Befehlshaber hat sein Wort treu gehalten,

wenn auch die Vertheidigungsanstalten keineswegs in so glänzendem Zustande waren, als er glauben machen wollte. Die Garnison betrug, die Nationalgarde nicht eingerechnet, 11,000 Mann und die Vorräthe waren nicht reichlicher bestellt als in Metz. Man war fest überzeugt gewesen, daß der Krieg auf deutscher Erde durchgefochten werden würde; warum sich denn mit unnützen Zurüstungen beschweren! Aber bald genug sollte Straßburg alle Bitterkeiten einer Belagerung kosten, die um so eingreifender waren, als keine detachirten Forts den Feind in der Ferne hielten, vielmehr schon nach einigen Tagen badische Truppen, welche anfangs unter General **Beyer** die Einschließung allein vornahmen, die Dörfer Schiltigheim, Bischheim, Hausbergen, 13. Aug.
Königshofen besetzten und somit die Stadt von dem inneren Lande abschnitten. Bald wurde auch das Dorf Ruprechtsau in den Belagerungskreis eingeschlossen, und schon der Napoleons- 15. Aug.
tag, sonst ein Tag der Lustbarkeit und Festfreude, sah feindliche Granaten hereinfliegen, welche in Häusern und auf Dächern manche Verwüstung anrichteten, zum großen Entsetzen der Bewohner, die von solcher Gewalt und Tragweite des feindlichen Geschützes keinen Begriff hatten. Doch waren dies Alles nur Vorspiele der späteren Schrecken. „Die August- und Septembertage des Jahres 1870 werden nie aus dem Gedächtniß der Straßburger schwinden", bemerkt Fischbach, ein Leidensgenosse der Schreckenstage. Die Belagerungsarmee war durch preußische Truppen verstärkt und unter den Oberbefehl des entschlossenen, willenskräftigen Generals v. **Werder** gestellt worden, der die Rheinstadt von allen Seiten einschloß und Anstalten zum Bombardement traf. Der Festungscommandant Uhrich lehnte nicht blos die wiederholte Aufforderung zur Uebergabe ab, sondern er weigerte sich sogar, das Militärhospital aus der Nähe der Citadelle zu verlegen und das auf dem Münster eingerichtete Observatorium zu entfernen, wodurch dieses herrliche Denkmal gothischer Baukunst, das der deutsche General schonen wollte, in den Kreis der Beschießung gezogen ward. Werder hatte, als er das Bombardement anordnete, den Zweck, die Kasernen, Waffenplätze und Magazine zu zerstören und zugleich die Einwohner durch Einschüchterung dahin zu bringen, daß sie den Festungscommandanten zur Capitulation zu bewegen suchten. „Das Schicksal der braven Stadt Straßburg muß jedem anständigen Mann zu Herzen gehen, welcher Nationalität er angehöre, welcher politischen Ueberzeugung er sei. Darüber darf aber nie der Gerechtigkeit vergessen werden. In Frankreich ward des Bombardements von Straßburg allgemein nur als eines Actes deutscher Barbarei gedacht. Allein daß General Uhrich sagte, wenn die Deutschen in die Stadt eindrängen, so würde er sich in die Citadelle zurückziehen und von dort aus die Stadt bombardiren, ward von den französischen Zeitungen als Heroismus gepriesen." Vom 18. an folgten Geschosse auf Geschosse, so daß die Beerdigungen nicht mehr auf den gewöhnlichen, außerhalb der Mauern gelegenen Friedhöfen vorgenommen werden konnten, sondern der botanische Garten zum Todtenfelde gewählt ward, wo bald zahllose Kreuze als Denkmale des schrecklichsten Drama's zum Himmel emporschauten. Besonders furchtbar wüthete das Bombardement am 24. August. 24. Aug.
„Um eilf Uhr", erzählt Fischbach, „erschallten plötzlich zwischen dem Gekrache der Granaten Feuerrufe von den Wächtern des Münsterthurmes. Es brennt in der Neukirche! Ein wenig später schrien sie: Feuer in der Münstergasse; eine halbe Stunde darauf: Feuer am Broglie! Feuer in der Meisengasse! Feuer auf dem Kleberplatz! Feuer am Finkmattstaden! Feuer in der Schildsgasse! Die ganze Nacht ertönte dieser entsetzliche Nothschrei und ein ungeheuerer rother Widerschein beleuchtete schauerlich die ganze Stadt. Wie viele Schätze wurden ein Raub der Flammen!" Das Gemäldemuseum mit werthvollen Bildern alter Meister, die Neukirche, das größte protestantische Gotteshaus mit einer berühmten Orgel und einem merkwürdigen „Todtentanz" in Fresco, ein Sinnbild der schrecklichen Gegenwart, die Stadtbibliothek mit unschätzbaren Manuscripten, Incunabeln und Urkunden und so vielen historischen Merkwürdigkeiten, die schönen Häuser der vornehmen Stadttheile fielen der Kriegsfurie zum Opfer; ganze Straßen, vor allen die Steinstraße, waren Ruinen und Schutthaufen! Die wehrlose Bevölkerung flüchtete in die Keller, die wehrhafte versuchte mit Heldenmuth den Bränden Einhalt zu thun, von der Vaterstadt zu retten, was zu retten war. Vergebens versuchte der Bischof von Straßburg im deutschen Hauptquartier eine Vermittelung zu bewirken, eine 25. Aug.
Schonung der Stadt und der Bürgerschaft zu erbitten; da der Commandant Uhrich jedes Zugeständniß verweigerte, so mußte vor der unerbittlichen Kriegsstrenge die Humanität zurücktreten. Nicht einmal den Frauen, Kindern und Greisen durfte der Abzug gestattet werden,

weil dadurch die Hungersnoth, ein mächtiger Verbündeter der Belagerer, verzögert worden
26. 27. Aug. wäre. So dauerte denn das schreckliche Schauspiel an den beiden folgenden Tagen fort. Der
Gedanke einer Uebergabe wurde von der Garnison wie von der Nationalgarde entschieden ab-
gewiesen; die gesammte Bürgerschaft verschmähte es, den Commandanten durch Vorstellungen
zum Nachgeben zu bestimmen. „Man kämpfte mit Muth und Selbstverleugnung, aber Herz
und Geist mußten gestählt sein, um nicht inmitten so großer Schmerzen und Katastrophen der
Entmuthigung sich hinzugeben.“ Eine neue Gemeindevertretung, durch das allgemeine Ver-
trauen ernannt, nahm die städtische Verwaltung und die Verpflegung der Verwundeten, Kran-
ken, Obdachlosen und Hülfsbedürftigen in die Hand. Alle öffentlichen Gebäude wurden zu
Nothwohnungen hergerichtet. Aber jeder Tag brachte neue Leiden. Nicht genug, daß die Nah-
rungsmittel immer seltener und theuerer wurden, daß Milch und Bier ausgingen, daß der
Aufenthalt in Kellern und Erdgeschossen die Krankheiten mehrte; Diebe und Verbrecher benutzten
die Verwirrung zu Freveltbaten. Und dennoch machten nur Wenige Gebrauch von den Geleit-
scheinen, die von dem deutschen Hauptquartier an bestimmte Personen ausgestellt wurden.
Lügenhafte Botschaften von Siegen und herannahenden Entsatzheeren nährten noch falsche Hoff-
nungen, als schon das Kaiserreich zusammengestürzt und die ganze militärische Gloire in deut-
schen Festungen und Barackenlagern untergebracht war. — Während General v. Werder auf
dem linken Rheinufer das Geschützfeuer gegen die Stadt richtete, hatten auf der rechten Strom-
seite die badischen Batterien oberhalb Kehl die Citadelle mit großem Erfolg bombardirt und
die Militärgebäude und Magazine in Trümmer geschossen. Da ließ zur Vergeltung der fran-
zösische Commandant die offene Stadt Kehl in Brand schießen, eine Maßregel, die strategisch
kaum zu rechtfertigen war, weil die Batterien weit von dem Orte entfernt standen. Es sollte
ein Strafgericht für Straßburg sein; auch konnten möglicherweise feindliche Soldaten sich dort
verborgen halten. Gegen Ende August war die deutsche Artillerie so vollständig, daß Werder,
einsehend, daß das Bombardement nicht den gehofften Erfolg hatte, zur regelmäßigen
Belagerung überging. Zu dem Zweck ließ er auf der Nordwestseite von Schiltigheim
bis Königshofen eine großartige Angriffslinie errichten und mit weitreichenden Geschützen
1. Sept. versehen. Dieser ersten Parallele folgte bald mehr nach der Stadt zu die zweite
kürzere Parallele, beide mit furchtbaren Batterien von Mörsern und Shrapnels versehen,
welche gegen die Befestigungswerke ein mörderisches Feuer eröffneten. Vergebens versuchten
die Belagerten durch zwei gleichzeitige Ausfälle gen Norden auf die Inseln Wacken und Jars
und südwärts gegen den Bahnhof vor dem Austerlitzthor die Werke zu zerstören; sie wurden
nach kurzem Gefecht zurückgeschlagen. Unter steten Kämpfen wurden an den folgenden Tagen
2. Sept. und Nächten die gefahrvollen Grabenarbeiten fortgeführt, so daß bald eine dritte Parallele
den Glacisfuß der Lunette 53 und 52 berührte und nun die Breschbatterien mit mehr Erfolg
10. 11. Sept. wirken konnten. Schon war die stolze Finkmattkaserne, wo einst Louis Bonaparte bei seinem
6. Sept. ersten Staatsstreichversuch festgenommen worden (§. 1057), in Flammen aufgegangen, schon war
das Theater, wo so viele Obdachlose Zuflucht gesucht, den Granaten und Brandraketen zum
Opfer gefallen; und selbst die Citadelle hatte durch die badischen und preußischen Geschütze,
die von der Ile des Epis und der Ruprechtsau gegen dieselbe gerichtet waren, erheblichen
Schaden gelitten. Ausfälle, von der Garnison in Verbindung mit Mobilgarden und Frei-
schützen mit großer Kühnheit unternommen, blieben ohne Erfolg; die Besatzungsmannschaft war
zu gering, die Macht der deutschen Artillerie zu überwältigend. Der Fall des Obersten Fievé,
des stattlichen riesenstarken Befehlshabers der Pontonniers, bei Gelegenheit eines solchen Aus-
falls nach der Ile des Epis, erregte große Trauer und Bestürzung in Straßburg.

§. 1232. Das letzte Ringen. Das Schicksal der hart bedrängten Stadt
fand allenthalben die größte Theilnahme. In der Schweiz bildete sich ein Hülfsverein,
welcher durch eine Deputation den Schwachen, Bedürftigen und Kranken, deren Ent-
lassung erlangt werden könnte, ein Asyl anbot. Durch die Fürsprache des Großher-
zogs von Baden gelang es den wackeren Männern mit Zustimmung der beiderseitigen
Befehlshaber wenigstens achthundert wehrlose Bewohner, Frauen, Kinder, Greise aus
1.—16. Sept. der alten Bundesstadt auf schweizerischen Boden zu retten. Es war der erste Freudentag
in dem langen Trauerspiel; zugleich verbreitete sich die erste zuverlässige Nachricht über
die Vorgänge in Paris, über die Absetzung des Kaisers, den Sturz der Regentschaft, die

Errichtung der Republik. Nun durchzuckte ein neuer Hoffnungsstrahl die Stadt. Die republikanische Regierung hatte die Vertreibung des Feindes vom französischen Boden als nächstes und höchstes Ziel auf ihre Fahne geschrieben; dieser Aufgabe durfte Straßburg seine Mitwirkung nicht versagen; darin stimmte die Stadtgemeinde, die an Stelle des bisherigen Stadtverwalters Humann den Dr. Küß, Professor der Medicin, zu ihrem Maire wählte, mit dem Commandanten Uhrich überein, und selbst der Präfect Pron, obwohl er sein Amt als erloschen betrachtete, erklärte seinen Beitritt zu dem Programme, „die Würde der Nationalfahne zu wahren". Die Aufpflanzung des republikanischen Paniers erzeugte einen neuen Aufschwung, der noch zunahm, als Valentin, der frühere Abgeordnete von Straßburg, den die provisorische Regierung zum Präfecten des Niederrheins ernannt hatte, in seiner Vaterstadt anlangte. Es gelang ihm, unbemerkt durch die feindlichen Linien zu kommen; dem Feuer der Schildwachen trotzend, schwamm er über das Wasser, näherte sich der Festung und begehrte vor den General Uhrich geführt zu werden. Hier zog er ein Schreiben aus dem Aermel seines Rockes, durch das er sich als den neuen Präfecten auswies. Er brachte der Stadt und der heldenmüthigen Garnison den Dank der Republik für ihre patriotische Hingebung. Aber den Fall Straßburgs 21. Sept.
konnte er nur auf einige Tage verzögern. Als er anlangte, hatten die Deutschen mit unglaublichen Anstrengungen und Gefahren unter dem steten Feuer der feindlichen Werke über die breiten Wassergräben einen Damm und eine Tonnenbrücke geworfen und sich der Lunetten 53 und 52 bemächtigt, wodurch die französische Vertheidigungsfront unhaltbar geworden war. Wie sehr auch die Belagerten mit der größten Tapferkeit und Todesverachtung dem überlegenen Gegner jeden weiteren Schritt streitig machten, die Breschen mit Sandsäcken ausfüllend; die Wirkung des furchtbaren Belagerungsgeschützes auf die Stadt und die zusammengeschossenen Bollwerke der Citadelle hatte solche Verheerungen angerichtet, daß ein Gesammtangriff, wie er im Plane des deutschen Befehlshabers lag, nothwendig mit der Erstürmung der Festung geendigt haben würde. Um der unglücklichen Stadt dieses harte Schicksal mit den dabei unvermeidlichen Kriegsgräueln zu ersparen, ließ der Commandant Uhrich auf dem Münster die weiße Fahne 27. Sept.
entfalten. Nun schwieg die deutsche Artillerie, die seit Beginn der Belagerung aus 241 Geschützen verschiedener Größe gegen 200,000 Schüsse gethan, so daß 4 bis 5 auf die Minute kamen, und sofort wurde wegen der Uebergabe unterhandelt. Die Capitulation kam ohne Schwierigkeiten auf Grund der im Vertrag von Sedan aufgestellten Bedingungen zu Stande. Die Offiziere durften nach Verpfändung ihres Ehrenwortes frei nach einem von ihnen zu wählenden Aufenthaltsort abziehen; die Linientruppen und Mobilgarden wurden in Kriegsgefangenschaft geführt, die Nationalgarden und Franctireurs entwaffnet und gegen Revers entlassen; Waffen, Kriegsbestand und Militärkassen mußten abgeliefert werden. Am folgenden Tag, nachdem General Uhrich in einer 28. Sept.
warmen, seine innere Bewegung kund gebenden Proclamation den Stadtvorständen, den Soldaten und Mobilgarden und allen Bewohnern von Straßburg seinen Dank ausgesprochen für ihre mannhafte Haltung in der schweren Zeit, für ihre Opferwilligkeit und ihren Heldenmuth und sie mit der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft getröstet, erfolgte der Ausmarsch der Garnison und die Uebergabe der Citadelle und des Kriegsmaterials. Knirschend vor Wuth und Ingrimm fügten sich die Truppen in die bittere Nothwendigkeit und mancher Soldat zerschlug das Gewehr, das er abliefern sollte. So war denn der denkwürdige Belagerungskrieg, auf welchen ganz Deutschland seit Wochen mit der größten Spannung geblickt hatte, zu einem glücklichen Ende geführt; die deutsche Reichsfahne wehte vom alten Münster herab und Straßburg, die „wunderschöne Stadt", war dem neuerstandenen Reiche wiedergewonnen. Auf beiden Seiten hatte man gekämpft und gerungen bis zur Erschöpfung; hatte man sich den größten Anstrengungen und Entbehrungen willig unterzogen; hatte man Gesundheit und Leben eingesetzt. Wenn die Garnison und die städtische Bevölkerung durch die Geschosse der Deutschen unsägliche Drangsale und Gefahren erlitt und der Wohlstand vieler Familien vernichtet ward; so hat auch in den Reihen der Belagerer die anstrengende Arbeit in den Trancheen, der Vorpostendienst unter feindlichem Kugelregen, das Bivouakiren in den regnerischen Herbstnächten, der stürmende Angriff auf wohlvertheidigte Festungswerke, oft verbunden mit

Nahrungsmangel und dürftiger Bekleidung, zahllose Opfer dahingerafft. Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg war eine sechswöchige Leidensgeschichte innerhalb und außerhalb der Mauern. Daß man diesseits des Rheins die ganze Bedeutung des Ereignisses erkannte und würdigte, bewies die große Theilnahme, die sofort der unglücklichen Stadt von allen Seiten erwiesen ward. Geldsammlungen wurden veranstaltet; Lebensmittel, Wäsche und Kleidungsstücke aus den Nachbarländern in großer Fülle eingebracht, und selbst die Neugierde, welche Massen von Besuchern gleich einer Völkerwanderung der wiedergewonnenen Rheinstadt zuführte, wurde zur Erleichterung der Hülfsbedürftigen verwerthet. Dagegen bewies die fluchtähnliche Auswanderung vieler Elsäßer nach der Schweiz und nach Südfrankreich, daß für die deutschen Sympathien noch wenig Empfänglichkeit unter dem entfremdeten Bruderstamme auf der linken Rheinseite vorhanden war. Auch der tapfere Commandant Uhrich nahm die Gastfreundschaft der Schweiz in Anspruch, von den französischen Journalen, die ihn anfangs in die Sterne gehoben, als „Verräther" gelästert und gebrandmarkt. Statt in die eigene Brust zu greifen und die Quelle des Unglücks und Falles in sich selbst zu suchen, warf man die Schuld auf ein einziges auserlesenes Haupt, das dann als Träger aller Sünde in die Wüste verstoßen ward.

3. Die deutsche und französische Kriegführung und der Fall von Metz.

§. 1233. **Deutsche Kriegführung.** Zum Gouverneur der Festung Straßburg wurde nun Generallieutenant von Olleck, zum Commandanten Generalmajor von Mertens ernannt, während General v. Werder mit dem 14. Armeecorps auszog, um das südliche Elsaß von Schlettstadt bis Belfort zu erobern und die Vogesenpässe von den Mobilgarden und Freischaaren zu säubern, die sich dort von allen Seiten sammelten und auf die Bergfestung Langres gestützt, einen Bandenkrieg organisirten, der an Heimtücke, Verrath und plötzlichen Ueberfällen Alles überbot, was die Geschichte von ähnlichen Volkskriegen früherer Tage aufzuweisen hat. Wir werden die Vorgänge dieses schrecklichen Krieges in den östlichen Gebirgslandschaften Frankreichs, wo der Kampf bis aufs Messer jedem Einwohner zur Pflicht gemacht ward, an einem andern Orte kennen lernen. Jetzt wird es nothwendig sein, unsere Blicke nach den übrigen Schauplätzen zu wenden, wo ein gleichzeitiger großartiger Belagerungskrieg ins Werk gesetzt und mit derselben festen Beharrlichkeit und denselben Endresultaten durchgeführt ward, wie vor Straßburg. Die späteren Geschlechter werden mit Bewunderung und Erstaunen auf eine Heeresorganisation blicken, die es möglich machte, in einem fremden Lande, wo zahllose Festungen den Fortschritt hemmten, inmitten einer feindlichen Bevölkerung, die ihre zerstörende Wuth auf allen Wegen und Stegen, an Brücken und Eisenbahnen kund gab, gegen eine Nation, die Jahrhunderte lang als Meisterin der Kriegskunst galt, einen Kampf fortzusetzen, der nur Siege brachte, in welchem die geringen Unfälle, meistens durch feindliche Uebermacht oder durch Verrath herbeigeführt, rasch durch neue Anstrengungen und Erfolge ausgeglichen, die Verluste durch fortwährende Zuzüge von neu formirten Mannschaften ersetzt, alle Bedürfnisse in großartigster Weise herbeigeschafft wurden, in welchem Hunderttausende nach einem von sicherer Hand geleiteten Plane zusammenwirkten, ohne daß jemals Spuren von Ungehorsam, Meuterei, Insubordination, Vergehen gegen die Disciplin zu Tage getreten wären. Es war nicht nur die glänzende Bravour und die patriotische Begeisterung der deutschen Truppen, urtheilt ein österreichischer Stabsoffizier in der „Wiener Presse", welchen die Siege von Wörth, Metz, Beaumont und Sedan zuzuschreiben sind, sondern dieselben sind ebenso die natürliche Folge der viel rationelleren und überlegeneren Truppenführung bei den deutschen Armeen, daher nicht nur ein Ergebniß der materiellen und moralischen Factoren, sondern ein Triumph des wissenschaftlichen Fortschritts in der Kriegskunst. Während die Franzosen im stolzen Selbstbewußtsein ihrer militärischen Ueberlegenheit an den überlieferten Kriegsregeln und strategischen Grundsätzen festhielten, übersahen sie die Fortschritte, welche die Kriegswissenschaft im Nachbarlande durchgemacht; sie setzten ihr Vertrauen auf die treffliche Bewaffnung und den militärischen Geist ihrer Berufssoldaten, auf die Unfehlbarkeit der Taktik und Kriegsführung, die einst der große Napoleon ins Leben gerufen und mit der er die Welt bezwungen, und verschmähten es, fremde Beispiele nachzuahmen. „Während wir bei der

französischen Armeeleitung und Truppenführung alte verrottete Kriegsmaximen in der unglücklichsten Gebrauchsanwendung sehen," urtheilt dieselbe sachkundige Feder, „lächelt uns aus dem taktischen und strategischen Verfahren der deutschen Armeen das frische Lebensgrün eines neuen, auf die Fortschritte der Kriegswissenschaft und die Verbesserung der Feuerwaffen basirten Kriegssystems entgegen." Dieses Urtheil fand in dem ganzen militärischen Organismus, dem der preußische Kriegsgeist das Gepräge der Ordnung und Festigkeit gab und in den sich die übrigen deutschen Truppentheile widerstandslos fügten, seine volle Bestätigung, mochte man auf die eben so kühnen als umsichtigen und überlegten Pläne und Entwürfe des obersten Generalstabs unter Moltke's Leitung blicken, oder auf den Geist der Ordnung im Felde wie im Lager, auf die Heerespolizei der Feldgendarmerie, auf die Zuverlässigkeit der Feldtelegraphie, auf die musterhafte Verproviantirung mit gesunder und kräftiger Nahrung, wobei die großartige Fabrik der Erbswürste in Berlin die wichtigsten Dienste leistete, auf den raschen Verkehr mittelst Feldeisenbahnen, wie auf das Sanitätswesen, bei welchem ärztliche Hülfeleistung und Menschenliebe in Milderung des unvermeidlichen Elends sich die Hände reichten und Männer und Frauen in den schweren Diensten der Lazarethanstalten, in der Wartung und Pflege der Kranken um die Palme der Humanität und der Wohlthätigkeit wetteiferten. Als einst die französische Revolution mit dem allgemeinen Aufgebot ins Feld zog, als sodann der erste Napoleon die Conscription als Grundlage seiner Militärmacht gebrauchte; stießen beide auf das veraltete System der geworbenen Heere, das sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden warfen. Jetzt erfuhr Frankreich den Gegenschlag durch eine militärische Volkskraft, welche weder die beiden Napoleon noch ihre nach den alten Regeln und Doctrinen geschulten Feldherren und Offiziere würdigten und achteten. Selbst in Frankreich überzeugte man sich in der Folge, daß die traditionellen „Legenden" von der Ueberlegenheit und Vortrefflichkeit des französischen Heerwesens und des militärischen Geistes verderbliche Illusionen geschaffen.

§. 1234. Versailles. Von dem Rothschild'schen Lustschlosse Ferrières, in dessen feenartig ausgeschmückten Räumen und prachtvollem Park der reiche Besitzer so oft den kaiserlichen Hof und die elegante Pariser Welt als seine Gäste mit allem erdenklichen Luxus bewirthet, verlegte König Wilhelm sein Hauptquartier nach Versailles. Er zog an demselben 5. October ein, der dem alten französischen Königthum ein Ende mit Schrecken gebracht (§. 874). Wie bei der Abführung Napoleons nach Wilhelmshöhe, hatte auch hier die Nemesis der Geschichte die Maske der Ironie und des Humors vorgenommen. In denselben Räumen, von wo einst in den Tagen Ludwigs XIV. die Machtsprüche und die Gesetze ausgegangen, denen Europa sich in Demuth beugte, in denen das moderne Bürgerkönigthum und das zweite Kaiserreich die Großthaten des französischen Ruhms prahlerisch in mächtigen Wandgemälden darstellen ließ, da schlug jetzt der greise Heldenkönig sein einfaches Feldbett auf, da faßte der Generalstab seine Pläne zur Bewältigung des republikanischen Frankreich, da entfaltete Graf Bismarck die diplomatische Thätigkeit, die das neutrale Ausland von jeder Einmischung fern halten und ungerechten Vorwürfen begegnen sollte, da sah man wie in alten Zeiten fürstliche Persönlichkeiten und hochgestellte Staatsbeamte und Kriegsoberste aus- und eingehen, aber ihre Huldigungen galten einem fremden Monarchen. Und damit neben dem Glanze und der Herrlichkeit auch nicht vergessen werde, mit welchen theuern Opfern diese Wandlung erzielt worden, wurde ein Theil der Prachtsäle zu Lazarethen eingerichtet. Von hier aus wurde die denkwürdige Belagerung von Paris geleitet, die von Woche zu Woche, von Monat zu Monat sich hinziehend, die herrliche Umgegend, wo reiche Ortschaften, prachtvolle, mit allem erdenklichen Luxus ausgestattete Landhäuser, reizende Gärten und Parkanlagen in üppiger Fülle prangten, und die hauptstädtische Bevölkerung sich Wohnsitze des genußreichsten Daseins geschaffen, allmählich in eine Stätte der Verwüstung verwandelte. Und dieses traurige Werk der Zerstörung haben die Franzosen selbst gefördert. Wenn auch die eiserne Nothwendigkeit des Krieges auf die Schöpfungen der Kunst, auf die Arbeiten geschickter und fleißiger Hände keine Rücksicht nehmen konnte und fremdes Besitzthum wie eigenes Gut behandelte und benutzte, so wäre doch manche Beschädigung unterblieben, mancher werthvolle Gegenstand der Kunst und Industrie, der Bequemlichkeit, des Luxus,

des häuslichen Schmuckes geschont worden, hätten nicht die Eigenthümer die Flucht ergriffen, um in Paris oder in anderen Orten eine sichere Aufenthaltsstätte zu suchen, und dadurch den deutschen Soldaten in die Lage gesetzt, die verlassenen Orte beliebig in Gebrauch zu nehmen. Gaben doch die Franzosen selbst das Beispiel der Zerstörung,
13. Oct. indem sie das schöne alte Schloß St. Cloud, in welchem so viele Herrscher Frankreichs mit Vorliebe geweilt, in welchem vor Allen Napoleon III. in den Zeiten seines Glanzes so manche Tage und Wochen verbracht, so manche wichtige Regierungshandlung vorgenommen, mit ihren Brandgeschossen in Flammen setzten, so daß die Deutschen selbst unter großen Anstrengungen und mit Gefahr ihres Lebens die unschätzbaren Kunstwerke und Werthgegenstände zu retten suchten, womit die Prachtsäle des Schlosses angefüllt waren. Ein großes Stück französischer Geschichte war mit den Namen St. Cloud und Versailles verknüpft: es schien als ob die historische Vergangenheit Frankreichs zum zweitenmale ausgelöscht werden sollte. Der Winter von 1870 auf 1871 war für manches altehrwürdige Denkmal in der reichen Umgegend von Paris ein Nachspiel der zerstörenden Thätigkeit der Revolution.

§. 1235. **Die Blokade von Paris.** Wie sehr auch der Obercommandirende Trochu sich anstrengte, durch fortwährendes Feuern aus den Forts und durch wiederholte Ausfälle die Einschließung zu verhindern, den Belagerungsgürtel zu durchbrechen, die Schanzwerke zu zerstören; seine Unternehmungen scheiterten an der Wachsamkeit und Stärke der Deutschen; die Blokade wurde vollständig durchgeführt, Paris ringsum cernirt und von der Außenwelt abgeschnitten; selbst die unterirdischen Telegraphen, durch die noch eine Zeitlang eine geheime Verbindung mit der Provinz unterhalten ward, wurden nach und nach entdeckt und vernichtet. Aber zum großen Erstaunen von Europa, das mit der gespanntesten Aufregung seine Blicke nach dem großartigen Kriegsschauplatz gerichtet hielt, zog sich die Belagerung von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hin, ohne daß von Außen ein namhafter Fortschritt, von Innen ein Erlahmen der Widerstandskraft sich bemerkbar machte. Durch die Ausdehnung der Forts war man deutscherseits genöthigt, sich in solcher Entfernung zu halten, daß eine Beschießung der Stadt selbst anfangs unthunlich schien; eine Erstürmung der Außenwerke aber war voraussichtlich mit solchen Opfern verbunden, daß das menschenfreundliche Gemüth des Königs sich dagegen sträuben mochte. Es mußten Geschütze von größerer Tragweite und Wirkungskraft aus Deutschland herbeigeschafft werden; aber bei den unterbrochenen Eisenbahnlinien, namentlich, seitdem es dem Feinde gelungen war, den langen Tunnel von Nanteuil mittelst Sprengung des gemauerten Gewölbes nebst einem Theil des darüber gelagerten Hügels zu verschließen, so daß neue Schienen um den Berg herum gelegt werden mußten, und bei der Größe der Belagerungsmaschinen war der Transport mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß darüber viel Zeit verloren ging und der Belagerungskrieg sich im ermüdenden Einerlei des Wachedienstes und der Erdarbeiten hinzog, eine anstrengende Kriegführung, gefahrvoll für Gesundheit und Leben der Soldaten. Vielleicht trug man auch deutscher Seits Bedenken, die Stadt Paris, die so Viele als die „Metropole der Civilisation" ansahen, den Wechselfällen eines Bombardements auszusetzen, durch welche alle Anstalten und Werke der Kunst, der Wissenschaft, der geschichtlichen Vergangenheit ihren Untergang hätten nehmen können. Fanden doch die Declamationen der Franzosen über den Vandalismus der nordischen Barbaren nur zu viele gläubige und zustimmende Herzen im Auslande. Man mochte auch im Hauptquartier zu Versailles der Ansicht sein, die Regierung der nationalen Vertheidigung würde in Anbetracht der Nothstände, welche die Fortsetzung des Krieges in Frankreich schaffen müßte, und der Verantwortlichkeit, die sie auf sich lud, zu der Einberufung einer Nationalvertretung schreiten, mit der man über einen Frieden unterhandeln könnte, oder Mangel an Nahrungsmitteln würde zu einer Capitulation zwingen. Diesen An-
28. Oct. schauungen gab ein an den preußischen Gesandten in London gerichtetes Schreiben Bismarcks und eine Denkschrift über die Folgen der Belagerung Ausdruck.

In dem ersteren wird unwiderleglich dargethan, daß deutscher Seits Alles geschehen sei, um die Vornahme freier Wahlen zu einer constituirenden Versammlung in Frankreich zu er-

möglichen; daß man bereitwillig die dargebotene Vermittelung „angesehener, einer neutralen Nation angehörender Persönlichkeiten“ angenommen habe, daß aber alle Vorschläge bei der Pariser Regierung eine solche Aufnahme gefunden hätten, daß die vermittelnden Persönlichkeiten (der nordamerikanische General Burnside) selbst erklärten, nunmehr die Hoffnungen aufgeben zu müssen, die sie gehegt hätten. „Unmittelbar nachher verließ Herr Gambetta Paris mittelst eines Luftballons, und sein erster Ruf, nachdem er den Erdboden wieder erreicht hatte, ist nach französischen Quellen ein Protest gegen die Vornahme von Volkswahlen gewesen.“ Indem die Depesche im weiteren Verlauf die Bemühungen des englischen Cabinets für Herstellung eines Friedens zwischen den beiden kriegführenden Nationen dankbar anerkennt, wird mit diplomatischer Höflichkeit bemerkt, daß diese Versuche in erster Linie bei der französischen Regierung anzustellen seien, von welcher die Initiative zur Anbahnung von Friedensverhandlungen ausgehen müsse, und das Bedenken ausgesprochen, ob derartige Verwendungen zu dem erstrebten Ziele führen würden. „Wir können uns der Befürchtung nicht verschließen, daß bei der Verblendung, in welcher die Pariser Regierung befangen zu sein scheint, die wohlwollende Intention des englischen Cabinets von derselben nur mißverstanden, und in der humanen Theilnahme, welche diese Einwirkung veranlaßt hat, die Illusion einer Unterstützung durch die neutralen Mächte und dadurch eine Ermuthigung zu weiterem Widerstande gefunden werde, welche gerade das Gegentheil von den Absichten Lord Granville's bewirken könnte.“ — In der Denkschrift wird hervorgehoben, daß das Land die Consequenzen des von den französischen Machthabern in Paris gefaßten Entschlusses eines Kampfes aufs Aeußerste zu tragen hat, „seine Opfer werden sich unnützer Weise vergrößern und die socialen Zustände in immer gefährlicheren Dimensionen sich zersetzen. Die bisher von der Hauptstadt geführten größeren Gefechte am 19. und 30. November, in welchen der Kern der dort vereinigten Streitkräfte nicht einmal vermocht hat, die vorderste Linie der Cernirungstruppen zurückzuwerfen, gibt die Ueberzeugung, daß Paris über kurz oder lang fallen muß. Wird dieser Zeitpunkt durch die französische Regierung so weit hinausgeschoben, daß der drohende Mangel an Lebensmitteln zur Capitulation zwingt, so müssen daraus Schrecken erregende Consequenzen entstehen. Die französischer Seits in einem gewissen Umkreise von Paris ausgeführten widersinnigen Zerstörungen von Eisenbahnen, Brücken und Kanälen haben die Fortschritte der diesseitigen Armeen nicht einen Augenblick aufzuhalten vermocht; die für letztere nothwendigen Land- und Wasser-Communicationen sind in sehr kurzer Zeit von ihnen retablirt worden. Diese Wiederherstellungen beziehen sich naturgemäß nur auf die rein militärischen Interessen; die sonstigen Zerstörungen aber hemmen selbst nach einer Capitulation die Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen auf lange Zeit hinaus. Der deutschen Armeeführung ist es, wenn jener Fall eintritt, eine positive Unmöglichkeit, eine Bevölkerung von nahe an zwei Millionen Menschen auch nur einen einzigen Tag mit Lebensmitteln zu versehen, die Umgegend von Paris bietet alsdann, da deren Bestände für den Bedarf der diesseitigen Truppen nothwendig gebraucht werden, auf viele Tagemärsche hin ebenso wenig irgend welche Hülfsmittel und gestattet daher nicht einmal, die Bewohner von Paris auf den Landwegen zu evacuiren. Die unausbleibliche Folge hiervon ist, daß Hunderttausende dem Hungertode verfallen. Wollen die französischen Machthaber es bis zu diesem Extrem kommen lassen, so sind sie auch für die Folgen verantwortlich.“

§. 1236. **Gambetta in Tours.** Man hatte sich in Versailles verrechnet; die Republik setzte den preußischen Waffen einen energischeren und nachhaltigeren Widerstand entgegen als das Kaiserthum. Mit eiserner Consequenz klammerte sich die Regierung der nationalen Vertheidigung an das aufgestellte Programm: „Kein Fuß breit von unserem Lande, kein Stein von unseren Festungen!“ und wies alle Ausgleichungsvorschläge, welche territoriale Abtretungen zur Grundlage hatten, entschieden von der Hand. Der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Republik wurzelte als unwiderlegliches Dogma in den Herzen aller Franzosen; die Siege und die Machtstellung Frankreichs in den neunziger Jahren wurden so sehr als die nothwendigen Früchte der Revolution angesehen, daß man der festen Ueberzeugung lebte, die Aufrichtung republikanischer Staatsformen mit einer Volkswehr zu ihrer Beschützung würde auch die nämlichen Wirkungen nach Außen haben. Weit entfernt also, eine constituirende Nationalversammlung einzuberufen, welche nach dem Urtheile Preußens und der auswärtigen Mächte allein

im Stande war, die Bürgschaften eines dauernden Friedens zu schaffen, und die usurpirte Gewalt in ihre Hände zu legen, beschloß man, auf der revolutionären Bahn zu beharren und dieselben Wege zu betreten, welche in den Jahren 1792 und 1793 Frankreich vor der Coalition der europäischen Mächte gerettet. Die revolutionäre Dictatur, wie sie einst der Convent und die Männer des Wohlfahrtsausschusses geübt, und das allgemeine Aufgebot, die unüberwindliche Levée en Masse, die einst in Carnot's starker Hand die Tricolore über die Grenzen getragen, sollten wieder ins Leben gerufen werden. Um die zu einer solchen Volkserhebung nothwendigen Hebel in Bewegung zu setzen, bedurfte es einer jungen heißblütigen Natur. Zu dieser Rolle taugte nur **Gambetta**, der Advocat aus Südfrankreich, dem der Geist eines Robespierre, eines St. Jüst, eines Camille Desmoulins vorschwebte, dessen Seele von einem leidenschaftlichen Feuer durchglüht war, welches sich auf seinem dunkeln, durch den Mangel eines Auges markirten Angesicht abspiegelte. Um neben Trochu, dem monarchisch gesinnten General aus der Bretagne, und neben Jules Favre, dem bejahrten Advocaten von Paris, sich einen freien Wirkungskreis zu schaffen, an die Stelle der redseligen phrasenreichen Proclamationen, an denen diese beiden Gefallen fanden, energische Thathandlungen setzen zu können; ver-
7. Oct. ließ er die Hauptstadt mittelst eines Luftballons und vereinigte sich mit der Regierungs-Delegation in Tours, die durch ihn bald einen neuen Aufschwung nahm. Die nächste und wichtigste Aufgabe war die Befreiung der Hauptstadt von der deutschen Belagerungsarmee und die Vertreibung des Feindes vom „heiligen" Boden Frankreichs. Zu dem Behuf rief Gambetta, mit der Macht und Autorität eines Kriegsministers in dictatorischer Ausdehnung ausgerüstet, die gesammte wehrhafte Mannschaft bis zum vierzigsten Lebensjahr zu den Waffen, um sie nach kurzer Einübung als erstes und zweites Aufgebot unter neuen Führern ins Feld rücken zu lassen. Er schrieb Kriegssteuern aus und schreckte die Säumigen und Widerspenstigen mit Strafandrohungen. War Kriegslust, Nationalgefühl und republikanische Gesinnung nicht wirksam genug, so rief man den Fanatismus und den Deutschenhaß zu Hülfe, oder reizte den Muth durch lügenhafte Siegesberichte. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt; ganz Frankreich in ein Heerlager verwandelt; ein Bankhaus in England ließ sich zu einem Darlehn gegen hohen Gewinn bewegen; alle alten Waffen wurden in Gebrauch genommen, neue lieferten theils inländische Werkstätten und Fabriken, theils die Speculation englischer und amerikanischer Lieferanten; mit militärischer Kleidung nahm man es nicht genau. Waren ja doch auch die alten Sansculottenheere oft im dürftigsten Anzug mit zerrissenen Kleidern und Schuhen und elender Ausrüstung zu Kampf und Sieg ausgezogen, warum sollten die Nachgeborenen nicht auch hierin das ruhmvolle Beispiel der Väter nachahmen! An die Stelle des Soldatenkriegs sollte der Volkskrieg treten; was die Soldaten verdorben, verkündeten schwungvolle Proclamationen, müsse das Volk wieder gut machen, Frankreich retten, die Welt vom Despotismus befreien. Zu dem Behuf wurde ganz Frankreich, mit Ausnahme von Paris, in vier Generalgouvernements eingetheilt, deren Oberbefehlshaber für den **Norden** in **Lille** (Bourbaki), für den **Westen** in **Lemans** (Fiéreck), für die **Mitte** in **Bourges** (Pohlès), für den **Osten** in **Besançon** (Cambriels) ihre Hauptquartiere haben und aus elf Instructions- und Vertheidigungslagern, die an geeigneten Orten innerhalb jener Obercommando's eingerichtet wurden, die formirten und eingeübten Mannschaften an sich ziehen sollten. Zwei Armeen sollten gleichzeitig von der Loire und von der Somme aus auf Paris losrücken und unterstützt durch Ausfälle von Seiten Trochu's und seiner Mannschaften den Feind aus dem Lande schlagen. Zu dem Zweck wurden von Zeit zu Zeit energische Ausfälle nach verschiedenen Richtungen unternommen, um, wenn die Hülfsarmeen aus der Provinz in der Nähe wären, ihnen die Hand zu reichen; so nach Süden aus den Forts Issy, Vanvres
13. Oct. und Montrouge gegen die Höhen von Clamart; so in westlicher Richtung, unterstützt
21. Oct. durch die Geschütze des Mont Valérien und einige Kanonenboote auf der Seine; so
28. Oct. gen Nordosten nach dem Dorfe Le Bourget: aber stets wurden sie nach heißem Ringen von den deutschen Belagerungstruppen in die Festungswerke zurückgeworfen. Nur zwei Tage vermochten die Ausfallenden sich in Le Bourget zu behaupten; dann mußten
31. Oct. sie der preußischen Tapferkeit weichen; aber 500 brave Krieger büßten dabei ihr Leben

ein, darunter die Obersten Zaluskowski und Graf Waldersee. Zugleich wurde während des Octobers das Gebiet zwischen Oise und unterer Seine durch Recognoscirungstruppen unter Prinz Albrecht, Sohn, und Graf zur Lippe gesäubert; die südöstliche Gegend von einem würtemberger Detachement durch das siegreiche Gefecht bei Nogent an der Seine geschützt und nach Süden zog eine Abtheilung der dritten Armee, begleitet von zwei Cavalleriedivisionen. Ein großer Uebelstand für die Pariser war die Unterbrechung der Communication durch den Belagerungscordon, da die Deutschen alle Telegraphen zerstört hatten. Aber selbst diese Schwierigkeit überwand der erfinderische Geist der Franzosen. Mittelst Brieftauben und Luftballons wußten sie stets einen, wenn auch einseitigen, mangelhaften und unsichern Verkehr mit der Provinz zu unterhalten; und die aerostatische Kunst wurde bei dieser Gelegenheit in einer Weise vervollkommnet und ausgenutzt, wie man es nie für möglich gehalten hatte. Und blieb auch die Luftpost stets nur ein unsicherer Nothbehelf, da der Ballon nicht gelenkt werden konnte und vom Wind bald dahin bald dorthin getrieben wohl heraus aber nicht hineingelangte, so war es doch ein treffliches Mittel, die Phantasie des Volkes zu erregen.

§. 1237. Die Capitulation von Metz. Zum Gelingen seines Planes rechnete Gambetta auf die Mitwirkung Bazaine's und der in Metz gebundenen Heerkräfte. Aber ehe noch die Organisation der Loire-Armee vollendet war, ehe noch das strategische Kunststück in Scene gesetzt werden konnte, erfüllte sich das Schicksal der lothringischen Festung; erfolgte die Capitulation von Metz, die schon seit der Katastrophe von Sedan als unvermeidlich vorauszusehen war. Dieser Fall durchkreuzte die Entwürfe Gambetta's in hohem Grade; er folgte daher auch hier dem Beispiele des Wohlfahrtsausschusses, indem er und seine Parteigenossen den Feldherrn der Verrätherei beschuldigten. War doch selbst Uhrich rasch vom Helden zum Landesverräther gestempelt worden, wie sollte nicht Bazaine von demselben Vorwurf betroffen werden! Es mag sein, daß der Marschall als alter Militär und ergebener Anhänger Napoleons an dem republikanischen Advocatenregiment in Paris und Tours kein Gefallen fand, daß er darum vielleicht mißmuthig und verstimmt nicht zu rechter Zeit den Versuch gemacht hat, durch wiederholte Ausfälle einzelnen Abtheilungen seines Heeres Gelegenheit zum heimlichen Entkommen zu verschaffen, die dann den neugebildeten Heeren an der Loire als Kern und Lehrmeister hätten dienen können; aber von diesem möglichen Wagestück abgesehen hat er in seiner Lage Nichts versäumt, um durch wunderbare Ausdauer und Disciplin die Truppen und die Festung so lange als möglich zu halten, und indem er einem großen Theil der feindlichen Armee die freie Bewegung raubte, seinem ringenden Vaterlande wesentliche Dienste geleistet. Er mochte nach der Schlacht bei Sedan einen baldigen Friedensschluß erwartet haben. War es dann nicht von unschätzbarem Werthe für Frankreichs künftige Geschicke, wenn er sein Heer ungeschwächt zusammenhielt, und mußte ihm dann nicht selbst die wichtigste Mission in der Gestaltung der öffentlichen Dinge zufallen? Es ist ein günstiges Zeugniß seiner militärischen Leitung, daß in den Zeiten des wachsenden Mangels und der größten Entbehrung, als die Cavalleriepferde aufgezehrt werden mußten, als das Salz ausging und die Proviantvorräthe mit jedem Tage dahinschwanden, so daß nur Hungerrationen ausgetheilt werden konnten, und täglich Massen von Soldaten unbewaffnet den deutschen Vorposten nahten, um auf den Feldern nach Kartoffeln und Rüben zu suchen; als eine Bevölkerung von etwa 125,000 Civilpersonen und ebenso viel Militär durch Krankheiten, schlechte und unzulängliche Nahrung und Anstrengung erschöpft moralisch und körperlich mehr und mehr verkam; daß in dieser entsetzlichen Lage, die den ganzen September und den größten Theil des Octobers andauerte, keine Excesse, keine Meuterei, keine Aufstandsversuche stattgefunden haben; ja daß durch den unter Mitwirkung der Einwohner des Dorfes Peltre glücklich vollführten Ueberfall vom 27. September fünfzig Ochsen aus den feindlichen Vorräthen erbeutet wurden; ein Handstreich, der freilich über Peltre und andere feindlich gesinnte Ortschaften ein schweres Strafgericht herabzog. Aber die Tugend der Ausdauer und Entsagung blieb ohne Einfluß auf den Gang des Krieges. Wenn im September, als die Belagerung von Straßburg, Metz, Paris die deutschen Streitkräfte fast gänzlich in Anspruch nahm, so daß in den Vogesenpässen und in andern Gegenden nur etwa 50,000

27. Sept.

Mann in zerstreuten Aufstellungen den Franctireurs, den mobilisirten Nationalgarden, den Freischaaren entgegen treten konnten, ein heimliches Entkommen für einzelne Abtheilungen denkbar war, so hörte diese Möglichkeit vollständig auf, als nach der Capitulation von Straßburg ein Theil der Rheinarmee frei wurde und neue Zuzüge von Reserven und Ersatzmannschaften die Lücken ergänzten. So blieben denn die Ausfälle,
2. 7. Oct. welche der Marschall am 2. und am 7. October moselabwärts unternahm, vielleicht in der Absicht, sich auf das neutrale Luxemburg durchzuschlagen, erfolglos, wenn schon bei dem letzten die Franzosen verzweifelte Anstrengungen machten. Bis tief in die Nacht wüthete der furchtbare Kampf, und die Kanonen und Mitrailleusen erfüllten die Luft mit betäubendem Geschützfeuer. Allein die deutschen Heersäulen, deren Kern die Landwehr-Division Kummer bildete, standen wie Mauern und erstritten endlich den Sieg.

„Der Landwehr gebührte die Ehre des Tages," schrieb damals der englische Berichterstatter der Daily-News. „Sie war es, die den französischen Angriff aufhielt, bis kein Mann mehr stand, der ein Zündnadelgewehr halten konnte. Sie führte auch den großen allgemeinen Schlag, der die Franzosen aus den Dörfern fegte. Ich habe die preußische Linie vor dem heutigen Tag im Kampfe gesehen. Ich sah sie auf Hand und Fuß die Höhe von Spicheren erklettern, ich sah sie deployiren vor Colombey und Montoy in der Schlacht vom 14. August, ich sah sie Stand halten vor der Mitrailleuse auf den Abhängen vor Gravelotte und ich sah, wie sie die Franzosen am 1. September in die Festung Sedan hineinwarf. Ich habe glauben gelernt, daß die Männer der preußischen Linie vermögen, was nur irgend einem Heere der Welt möglich ist. Aber gestern habe ich das Kaliber der Landwehr kennen gelernt. Ruhig in den Verschanzungen, wo sie, gelassen am Boden liegend, die in ihrer Nähe niederfallenden Kugeln auflasen, entschlossen und unaufhaltsam in ihrem Vordringen, unwiderstehlich in dem Bajonnetangriffe, mit dem sie die Dörfer säuberte, stellt sie eine Truppe dar, die das Herz eines Mannes mit soldatischem Instincte erfreuen muß. Nichts war bemerkenswerther, als die Ruhe, mit welcher die Verwundeten, die nur irgend gehen konnten, sich auf sich selbst verlassend und jede Unterstützung ablehnend, hinter die Front gingen. Und es waren keine leichten Wunden, mit denen die Wackeren zurückkehrten. Ich selbst begegnete Einem, der durch die Lunge geschossen war und dem der Athem röchelnd durch die Wunde drang. Es geht dem Zuschauer zu Herzen, wenn er diese Tapferen sterben sieht. Der Landwehrmann kann nicht leichten Herzens in den Kampf gehen, wie der Soldat von der Linie, der Niemand hungernd zurückläßt, wenn er auf dem Schlachtfelde bleibt. Für jeden zweiten Landwehrmann, der da gefallen, gibt es eine Wittwe daheim im Vaterlande, und bei dem Gedanken an meine Kinder schwillt mir das Herz, wenn ich mir die Zahl der Waisen in den freundlichen Dörfern und friedlichen Ebenen Deutschlands vorstelle, welche noch nicht wissen, daß ihnen der gestrige Tag den Vater geraubt. Nicht daß es schien, als ob die Landwehrmänner lange bei dem Gedanken an Frau und Kind verweilten. Der haarige Kerl, der schon einiges Grau im Barte und wer weiß wie viele junge Vögel daheim im Neste hat, ging gerade so kühn auf den Feind, wie der muntere junge Freiwillige, dem nur die Liebste nachweint, wenn er fällt. Aber die Deutschen beten gern, und mir schien, daß Mancher im Augenblicke das Haupt beugte, als es vorwärts ging, als wäre er in der Kirche. Und was die Religion betrifft, wer war das, glaubt ihr wohl, der dort mit in den Kampf hineinstürzte im weißen Haar mit fliegenden Rockschößen? Das war der Divisionsgeistliche, eine mächtige Flasche in der einen und ein Gebetbuch in der andern Hand. Der gute Mann, der da im Kugelregen dahineilte, war ganz außer Athem und über und über mit Schmutz bespritzt, denn, wie er mir keuchend erzählte, sein Pferd war ihm unter dem Leibe erschossen worden. Als ich ihn wiedersah, da saß er hinter einer Mauer in Grandes Tapes unter einer Gruppe hingestreckter Krieger und erhob unter dem Brüllen der Geschütze seine Stimme im Gebet zu Gott."

Eben so erfolglos blieben die diplomatischen Unterhandlungen, welche Bazaine kurz darauf durch seinen Adjutanten, General Boyer, mit dem großen Hauptquartier in Versailles anknüpfte. So viel von diesen in die Oeffentlichkeit drang, scheiterten seine Anträge an den außerordentlichen Bedingungen, unter denen er einen Capitulationsvertrag anbot. Er verlangte nämlich für seine Armee freien Abzug mit Waffen und Gepäck, unter der Verpflichtung, drei Monate nicht am Kriege Theil zu nehmen, während Metz selbst

das Recht der weiteren Vertheidigung haben sollte. Erst die Zukunft wird die geheimen Fäden enthüllen, die auch noch zwischen Metz und der Kaiserin Eugenie in England gesponnen wurden, wobei ein Abenteurer Reignier eine mysteriöse Rolle spielte und selbst der Gardengeneral **Bourbaki** als Unterhändler genannt ward; aber alle Transactionen waren so resultatlos als die militärischen Operationen; die Kaiserin mochte Bedenken tragen, das Schicksal ihres Sohnes und die Zukunft der Napoleon'schen Dynastie in die Hand eines ehrgeizigen Mannes zu legen und durch ihren Namen seine Schritte zu legitimiren. So blieb denn dem Marschall, nachdem die Armee bis an den Rand des Verhungerns ausgeharrt hatte und die Zahl der verfügbaren Truppen auf kaum 70,000 herabgesunken war, nichts übrig als unter denselben Bedingungen wie das kaiserliche Heer bei Sedan zu capituliren. Der alte General Changarnier leitete die Unterhandlungen, die schließlich zur Uebergabe der „jungfräulichen" Stadt Metz und der Festungswerke mit Waffen, Geschütz und Kriegsvorräthen führten und die gesammte Armee, 3 Marschälle (Bazaine, Canrobert, Leboeuf), über 6000 Offiziere und mehr als 150,000 Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft lieferten. Mit Thränen in den Augen verkündete der greise General, der achtzehn Jahre in der Verbannung verbracht, der harrenden Besatzung ihr schweres Geschick. Es war ein verhängnißvoller Tag für Frankreich, der sich sogar im Naturleben durch ein großes Nordlicht und einen verheerenden Sturm ankündete. Die Wiesenfläche am Wege zwischen Jouy und Metz, wo die Entwaffnung vor sich ging, wird in der deutschen und französischen Geschichte in ewigem Andenken bleiben. Man hat den Marschall Bazaine hart angeklagt, daß er, statt in diese schmachvolle Uebergabe zu willigen, nicht lieber einen verzweifelten Ausfall versucht, nicht wenigstens die militärische Ehre, wenn auch auf Kosten des Lebens vieler Tausenden gerettet habe; man hat ihn sogar des Verraths gegen das Vaterland und die Nation beschuldigt und in der Folge vor ein Kriegsgericht gestellt. Aber sachkundige Männer haben dargethan, daß er bis zum letzten, verhängnißvollen Octobertag alle Pflichten eines Heerführers und Soldaten mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit erfüllte, daß der eiserne Ring, der sich immer enger und dichter um die Stadt schloß, nicht zu durchbrechen war und das Leben der tapferen Männer nutzlos geopfert worden wäre; und der Zustand der übergebenen Stadt bewies, daß bei einer weiteren Verzögerung von nur einigen Tagen „der Hunger sein Werk gethan und in schauriger Stille all die Stimmen erstickt hätte, die nach und in Folge der Capitulation sich erhoben, um den Marschall anzuklagen!" — König Wilhelm feierte den glänzenden Erfolg der deutschen Waffen durch die Ernennung des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl zu Feldmarschällen und durch die Erhebung Moltke's in den Grafenstand. 26. 27. Oct.

„Es lassen sich," heißt es im **Staatsanzeiger**, „während der neunwöchentlichen, durch mehrfache Ausfälle denkwürdigen **Cernirung von Metz** drei Perioden unterscheiden. Die **erste** derselben beginnt mit dem Ablaufe der dreitägigen Kämpfe, welche unweit der Festung auf beiden Ufern der Mosel Statt fanden; sie endete mit den Tagen, in welchen die gemeinschaftliche Operation der Marschälle Bazaine und Mac Mahon Statt finden sollte, und zwar mit der Capitulation von Sedan für Letzteren und der zweitägigen, für die deutschen Waffen siegreichen Schlacht bei Noisseville am 31. August und 1. September für die in Metz eingeschlossene Armee. Die **zweite** Periode umfaßt den Monat September, mit dem Tage von Noisseville beginnend, bis zu dem Tage, an welchem dem Marschall Bazaine die Mittheilung von der Capitulation von Straßburg gemacht wurde. In diesen Zeitraum fallen die Ausfall-Gefechte am 22./23. September bei **Peltre** und am 27. bei **Mercy le Haut**. Bis zur Capitulation von Straßburg hatte man diesseits auf die Wahrscheinlichkeit gerechnet, einen Durchbruch nach Süden zum Entsatze dieser Festung zurückweisen zu müssen; nach dem Falle derselben aber mußten Maßregeln der Cernirungs-Armee getroffen werden, um einem Ausfalle in der Richtung auf Thionville oder einem Entkommen des Feindes auf neutrales Gebiet vorzubeugen. Diesen veränderten Verhältnissen entsprechend, trat am 1. October eine Dislocation bei der zweiten Armee ein. Mit dieser Dislocation beginnt die **dritte** und letzte Periode der Cernirung von Metz, welche zunächst schon am folgenden Tage das **Gefecht bei St. Rémy** und dann am 7. October den neunstündigen **Kampf bei Woippy** in sich schließt. Nachdem der Marschall Bazaine die Erfahrung gemacht hatte, daß ein Durchbrechen der Cernirungs-

linie weder auf dem rechten noch auf dem linken Moselufer möglich, weder nach Süden noch nach Norden ausführbar, daß auf ein Entkommen auf neutrales Gebiet aber noch weniger zu hoffen sei, konnte er nur noch in Betracht ziehen, welchen Vortheil ein energischer Durchbruch seinerseits in der Richtung auf Paris für die Lage Frankreichs haben könnte: in dieser Beziehung aber mußte sich der Marschall sagen, daß er in den neun Wochen seiner Einschließung der Hauptstadt bereits den größten Dienst geleistet, indem er ein bedeutendes feindliches Heer fest- und dieser ferngehalten hatte. Die militärische Ehre war gerettet; ein Durchbruch hätte nur neue schwere Opfer gefordert, und selbst im Falle des Gelingens würde das Heer Bazaine's nur in ununterbrochener Verfolgung die Nähe der französischen Hauptstadt erreicht, dort aber alsdann sich zwischen zwei Feuern befunden haben. Die Erwägung all dieser Umstände rechtfertigt den Marschall um so mehr, als er, von allen Verbindungen zu Lande wie auf dem Wasserwege abgeschnitten und selbst des telegraphischen Verkehres beraubt, in einem Platze eingeschlossen war, welcher, auf etwa drei Monate für 15- bis 20,000 Mann mit Proviant versehen, jetzt bereits neun Wochen die achtfache Truppenzahl hatte ernähren müssen. Deutscherseits ist die Capitulation von Metz ein neues und das bedeutungsvollste Lorbeerblatt in dem Ruhmeskranze der zweiten Armee, in deren Geschichte bereits die Tage von Spicheren, Mars la Tour, Gravelotte verzeichnet stehen — Erfolge, welche ostpreußische, pommersche, westfälische, brandenburgische Regimenter neben Schleswig-Holsteinern, Sachsen, der Division Hessen-Darmstadt und der oftgenannten Landwehr-Division v. Kummer unter dem Oberbefehle Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl erkämpft haben. Es wird durch diese Capitulation ein bedeutender Theil der eigenen Streitkräfte für weitere Operationen verfügbar, ein Umstand, der die deutsche Armee um Paris wesentlich indirect unterstützt, da durch ihn jede Neubildung weiterer feindlicher Streitkräfte verhindert und selbst die Möglichkeit einer Unterstützung der französischen Hauptstadt von außen im Keime erstickt wird. Mit der Capitulation von Metz fällt der letzte, der wichtigste Punkt in unsere Hand, auf dessen Besitz als Basis etwa zu führender Waffenstillstands-Unterhandlungen Werth gelegt werden mußte; in ihm ist aber ferner der festeste Punkt an der Mosellinie nach 318 jährigem französischen Besitze den deutschen Waffen wieder überantwortet worden, welchen, bisher der Ausgangspunkt der französischen Angriffe gegen den östlichen Nachbar, nunmehr als defensives Bollwerk in deutscher Hand festzuhalten, vom militärisch-strategischen Gesichtspunkte betrachtet, absolut nothwendig ist."

4. Versailles und Paris.

§. 1238. **Die Pariser Commune und die Waffenstillstandsverhandlungen.** Ganz Frankreich und vor Allem die Hauptstadt war in tiefer Bewegung, als die Kunde von der Capitulation von Metz der gährenden Masse neuen Zündstoff zuführte. Während durch Gambetta's Thätigkeit an der Loire eine große Armee aus Mobilgarden, früheren Soldaten, mobilisirten Nationalgarden und Freischützen formirt und mit frischen beduinischen Reiterhorden (Gums) aus Afrika verstärkt ward, wurden durch Thiers neue Unterhandlungen zur Erzielung eines Waffenstillstandes in Versailles angeknüpft, und in dem belagerten Paris erhob die rothe Republik die Fahne der Empö- 31. Oct. rung, um die Regierung der nationalen Vertheidigung, die sich soeben die wichtige Position in Le Bourget hatte entreißen lassen, vom Regiment zu treiben. Wenn Trochu, Jules Favre und Picard sich die alte Gironde zum Vorbild nahmen; wenn Gambetta die Männer des Wohlfahrtsausschusses nachahmte; so suchte eine extreme Partei, an ihrer Spitze alte Socialisten, Verschwörer und Demagogen wie Flourens, der rastlose viel bestrafte Blanqui, Rochefort, Ledrü-Rollin, der dramatische Dichter Felix Pyat, Schölcher, Delesclüze u. a. mit Hülfe der Arbeiterbevölkerung von Belleville die alte Commune, das Regiment der Pariser Stadtgemeinde von 1793 wieder ins Leben zu rufen, die socialistischen Grundsätze von 1848 zur Geltung zu bringen, und im Geiste der Montagnards von Ehemals den Terrorismus der Masse zurückzuführen. An der Spitze bewaffneter Volkshaufen rückten die Insurgentenführer vor das Stadthaus, forderten drohend die Einsetzung eines aus freier Volkswahl gebildeten Gemeinderaths, der als dictatorische Nebenregierung mit durchgreifenderer Gewalt auftreten sollte, und verhafteten Trochu, Jules Favre und die übrigen Mitglieder der Nationalvertheidigung. Nur

der raschen Entschlossenheit Picards, der durch eine Hinterthüre entkam und eine Abtheilung der Pariser Nationalgarde nach dem Stadthause führte, hatte man es zu danken, daß für diesmal der Aufruhr niedergeschlagen und die provisorische Regierung hergestellt ward. Es war der erste Versuch, durch ein Regiment der „Commune" ganz Frankreich zu terrorisiren, die Einberufung einer constituirenden Versammlung zu verhindern, die rothe Fahne zum allgemeinen Feldzeichen zu erheben. Unter diesem Banner, so mochte man hoffen, würden die Glieder der internationalen Liga, würden die Demokraten und Socialisten aller europäischen Länder sich zusammenschaaren und die monarchischen Staatsgewalten sammt ihrer Militärmacht niederwerfen. Gambetta würde sich leicht der siegreichen Commune angeschlossen und von seinen Pariser Collegen getrennt haben. Bewies er doch in der Folge, als er den alten Garibaldi, der von seiner Insel der französischen Republik zu Hülfe eilte, an die Spitze der Freischärlerbanden an der Rhone und am Jura stellte, daß er alle revolutionären Kräfte sich dienstbar zu machen geneigt war, daß er alle Leidenschaften, den Egoismus, den Racenhaß, den Fanatismus, als Hebel und Werkzeuge für seine Zwecke ansah und benutzen wollte. Und wie wenig ihm die Herstellung einer gesetzmäßigen Gewalt am Herzen lag, zeigte er bald nachher durch die Auflösung der Generalräthe, des letzten Bandes einer legitimen Autorität in den Departements, und ihre Ersetzung durch republikanische Commissäre. Nur durch die revolutionäre Dictatur sollte Frankreich gerettet, nur durch eine demokratische Centralgewalt beherrscht werden. Man trug kein Bedenken, die Offiziere, die auf Ehrenwort in Freiheit gesetzt worden, zum Wortbruch zu verleiten, so daß viele sich als Gefangene stellten, um nicht zu einem ehrlosen Schritt gezwungen zu werden. Und da dennoch solche Beispiele vorkamen, wurde deutscher Seits die Anordnung getroffen, daß künftighin alle gefangenen französischen Offiziere sogleich nach Deutschland gebracht werden sollten. — Für diesmal war das rothe Gespenst unter dem Eindruck der äußeren Nothwendigkeit zurückgescheucht worden, aber weit entfernt, die Pläne aufzugeben, lauerte es in unheimlichem Dunkel eine günstigere Gelegenheit zu deren Verwirklichung ab. Die provisorische Regierung fühlte sich durch diesen Ausgang so gestärkt, daß auch sie keine Neigung zeigte, ihre Gewalt an eine Nationalvertretung abzugeben. Nachdem sie das Commando über die Pariser Bürgergarde dem Clement Thomas, einem alten Republikaner aus der Februarrevolution von 1848, übertragen, versöhnte sie sich mit ihren Gegnern, verkündete Vergessenheit des Geschehenen, zerriß die von Thiers in Versailles eingeleiteten Verhandlungen über einen Waffenstillstand und ließ die Volksgemeinde über die Frage abstimmen, ob die provisorische Regierung das Vertrauen der Hauptstadt besitze. Zugleich wurde eine Umformung der in Paris befindlichen Streitkräfte zur Erleichterung der Ausfälle vorgenommen. — So sehr man auch in Deutschland eine Beendigung des schweren Krieges wünschte, so hatte man damals doch mit einiger Besorgniß die Kunde vernommen, daß im Hauptquartier über einen mehrwöchigen Waffenstillstand behufs der Einberufung einer Nationalversammlung Unterhandlungen gepflogen würden, daß der König von Preußen, um den auswärtigen Höfen einen Beweis seiner Friedensneigung und seiner Anerkennung ihrer vermittelnden Dienste zu geben, günstige Bedingungen gewähren wolle. Und man fühlte sich erleichtert, als die Unterhandlungen an der von Thiers gestellten Forderung der Verproviantirung von Paris scheiterten. Das französische Volk war noch nicht von seiner eiteln Selbstüberschätzung geheilt; noch immer träumte die Bevölkerung von Paris von nahe bevorstehenden Siegen, und die Wortführer unterließen nicht, diese Täuschungen wach zu erhalten und die Leidenschaften fort und fort aufzustacheln; die Abschließung der Hauptstadt erleichterte die Verbreitung lügenhafter Nachrichten, welche die Gemüther in trügerische Hoffnungen einwiegten. Bei solcher Lage und Stimmung war nicht zu erwarten, daß ein Waffenstillstand zu einem Frieden führen würde, wie ihn Deutschland verlangen durfte. Als Bismarck in einem Rundschreiben die Gründe darlegte, warum die Verhandlungen mißlungen, fanden seine Worte diesseits des Rheines allgemeine Zustimmung: „Die unglaubliche Forderung, daß wir die Frucht aller seit zwei Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vortheile aufgeben, und die Verhältnisse auf den Punkt zurückgeführt werden sollten, auf welchem sie bei Beginn der Einschließung von Paris gewesen waren, konnte nur von

Neuem den Beweis liefern, daß man in Paris nach Vorwänden suchte, der Nation die Wahlen zu versagen, aber nicht nach einer Gelegenheit, dieselben ohne Störung zu vollziehen." Mit Thränen verkündete Thiers das Scheitern seiner Bemühungen. In Paris
3. Nov. aber ergab die Volksabstimmung eine zehnfache Majorität zu Gunsten der Regierung und der Politik der Abweisung, und die Verordnung Arago's, daß das Eigenthum der vertriebenen Deutschen der Besteuerung unterliegen und falls diese nicht entrichtet werde, in Beschlag genommen werden sollte, war der Dank der geretteten Regierung für das bewiesene Zutrauen des Pariser Volks. Hätte man die Frage: Annehmen oder Ablehnen, an die gesammte Nation gerichtet, so wäre das Resultat anders ausgefallen. Aber die Folgen der Leidenschaft sollten bald über alle Theile mit furchtbarer Gewalt hereinbrechen.

§. 1239. **Die „sublime" Haltung von Paris.** Nach dem Abbruch der Verhandlungen erwartete die Welt ein energisches Vorgehen gegen die belagerte Stadt. Doch auch jetzt noch wurde die Geduld der Zeitungsleser hingehalten. Man erging sich in allerlei Vermuthungen über die Ursachen. Unterrichtete Blätter beharrten dabei, daß die Verzögerung einzig und allein durch die in der Sache liegenden Schwierigkeiten, nicht durch irgend welche politische Bedenken, noch durch Rücksichten einer sentimentalen Humanität veranlaßt sei, daß man mit der Beschießung erst beginnen werde, wenn das zu einer erfolgreichen Durchführung des Bombardements erforderliche schwere Belagerungsgeschütz nebst Munition in gehöriger Zahl vorhanden sei, daß aber diese Herbeischaffung durch den Transport der Gefangenen von Metz noch mehr als zuvor erschwert werde. Um so mehr war man bedacht, den eisernen Gürtel immer fester zu ziehen, die Riesenstadt immer enger einzuschnüren und durch Abhaltung jeglicher Zufuhr die Nahrungsnoth so zu steigern, daß der Hunger zur Uebergabe zwingen müsse. Daß diese Absicht nicht so bald wie in Metz erreicht ward, daß die Stadt der Lüste, des Lebensgenusses, der Ueppigkeit eine Belagerung von vier Monaten aushalten würde, hatte Niemand gedacht. Freilich verschwand mit der Zeit alles frische Fleisch mit Ausnahme des Pferdefleisches von den Verkaufsstätten; freilich wurde das Weißbrod, auf das der Pariser so großen Werth legt, durch ein Gebäck von Mehl und Kleie ersetzt; freilich gingen mit der Zeit die aufgehäuften Vorräthe an gedörrten, gesalzenen, trockenen Speisen auf die Neige, so daß Entbehrung und Mangel verbunden mit endemischen Krankheiten die Sterblichkeit mit jedem Tage erhöhten; freilich wurden zuletzt Ratten, Hunde, Katzen und die Thiere des zoologischen Gartens in den Speisehäusern zubereitet, die vorhandenen Lebensmittel aufgesucht und rationenweise vertheilt; freilich mußten die Pariser auf die nächtliche Gasbeleuchtung und auf alle Vergnügungen verzichten und aus Mangel an Brennmaterial in der strengen Winterkälte in ungeheizten Räumen weilen; aber zum Erstaunen der Welt wurde alles Ungemach, wurden alle Leiden und Entbehrungen standhaft ertragen, wurden Nachtwachen, Militärdienste, Ausfälle durchgeführt, wurde Hunger, Kälte und Elend aller Art erduldet. Wenn sich die nationale Eitelkeit auch in diesen Tagen der Noth nicht verleugnete, wenn der Pariser selbstgefällig von der „sublimen" Haltung zu sprechen pflegte, so war diesmal das Rühmen kein leeres Prahlen, und der Ausdauer in drangsalvollen Tagen darf die Anerkennung und Würdigung so wenig versagt werden, als der Standhaftigkeit und dem Mannesmuthe des deutschen Kriegers außerhalb der Stadt in den Schanzen, in den Bivouaks, auf gefährlichen Wachposten. Aber der Pariser Vertheidigungskrieg hatte auch dunkle Schatten, die der französischen Nation in der Folge schlimme Früchte trugen. Durch den Mangel an jeglichem Verdienst und Einkommen war die Arbeiterbevölkerung auf die Unterstützung der Regierung angewiesen. Die Nationalgarde mußte besoldet, der ärmere Volkstheil mit Nahrungsmitteln versehen werden; die Zahlung fälliger Wechsel wurde von Termin zu Termin hinausgeschoben, die der Wohnungsmiethen eingestellt. Dadurch wurde ein Proletariat großgezogen, das sich schwer wieder an die Arbeit, an den mühevollen Erwerb gewöhnte, das die Versorgung auf öffentliche Unkosten als ein Recht beanspruchte, das die Waffen nicht wieder mit den Werkzeugen des Fleißes und der Handarbeit vertauschen wollte. Der Vertheidigungskrieg war Allen gemeinsam; die Gefahren, Anstrengungen und Entbehrungen trafen den Armen wie den Reichen; diese Gleichheit sollte fortdauern. War es daher zu verwundern, daß nach Be-

endigung des Krieges die Arbeiterbevölkerung nicht sofort wieder in die alten drückenden Verhältnisse zurückkehren wollte? Sahen sie doch auch in den deutschen Heeren alle Stände ohne Unterschied der Geburt, der Erziehung, des Vermögens an Rechten wie an Pflichten gleichgestellt. Daß der Kriegsdienst hier nur eine Ausnahmsstellung begründete, nach dessen Beendigung die Realitäten des Lebens in den gesellschaftlichen Verhältnissen zurückkehrten, wollten sie nicht einsehen. So gewann der Socialismus immer mehr Boden; das Gesetz der Gleichheit sollte nicht nur im Staatsorganismus, es sollte auch im bürgerlichen Leben und in der Gesellschaft seine Geltung haben.

§. 1240. Das Kriegsleben. Der Vertheidigungsmuth der Pariser wurde nicht wenig durch die Hoffnung belebt, die bewaffneten Mannschaften der Provinzen würden der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe eilen und im Verein mit den städtischen Heeren den Feind zurückwerfen; deshalb müsse man durch energischen Widerstand dem übrigen Frankreich Zeit zum Sammeln seiner Kräfte und zugleich ein erhebendes Beispiel geben. Man kann dieser Berechnung und Auffassung der Dinge die Anerkennung nicht versagen; und weder Trochu noch Gambetta ließ es an der zur Durchführung dieses Planes erforderlichen Energie und Umsicht fehlen. Jener ordnete von Zeit zu Zeit Ausfälle an, um zu recognosciren, ob die Entsatzarmeen aus der Provinz im Anmarsch seien, dieser strengte alle Kräfte an, um die Loirearmee an die Seine zu bringen. Allein beide unterschätzten die deutsche Kriegsmacht, die besonnene und geschickte Führung, die Ueberlegenheit eines tapfern, ausdauernden, an Mannszucht gewöhnten Heeres gegenüber einer, wenn auch zahlreichen und zum Kampf begeisterten, so doch zum größten Theil ungeübten und den Strapazen und Anstrengungen eines harten Winterfeldzuges nicht gewachsenen Kriegsmannschaft unter wenig befähigten und wenig gebildeten Offizieren. Sie glaubten nicht, daß die deutschen Heerkörper im Stande sein würden, zu gleicher Zeit Paris im Blokadezustand zu halten und den Armeen, die im Süden und Norden, im Osten und Westen wie aus dem Boden wuchsen, die Spitze zu bieten; sie hatten keine Vorstellung von der in der preußischen Heeresorganisation verborgenen unerschöpflichen Kraft, von dem Volk in Waffen, das immer neue Landwehrbataillone, immer neue Ersatzmannschaften aus seinem Schooße entsenden konnte. Wohl wurde auch in Frankreich die gesammte wehrhafte Bevölkerung zum Kampf gegen den Nationalfeind aufgeboten, und im Osten schaarten sich Demokraten, Flüchtlinge, verströmte Leute aller Völker und Zungen unter die Fahne des alten Bandenführers Garibaldi, um verbunden mit französischen Mobilgarden und Franctireurs für die Republik zu kämpfen; aber die moralischen Kräfte waren zu ungleich. Freilich blutete manches tapfere Soldatenherz auch außer der Schlachtordnung: denn hinter Gebüsch und Waldeshöhen, auf Eisenbahnen und Brücken, in Dörfern und Gehöften lauerten Nachstellungen und Verrath, und wenn der todtmüde Kriegsmann sich im Nachtquartier der Ruhe zu überlassen gedachte, wurde er nicht selten das Opfer eines feindlichen Ueberfalles, den der Hausbewohner oder die Ortsbevölkerung veranstaltete oder unterstützte. Dennoch konnte Niemand im Zweifel sein über den Ausgang des furchtbaren Krieges, über den endlichen Sieg der deutschen Kraft und Mannszucht.

6. Der revolutionäre Terrorismus in Frankreich und die Winterfeldzüge.

1. Der Festungskrieg und der östliche Kriegsschauplatz.

§. 1241. Der Festungskrieg in Nordfrankreich. In den letzten Monaten des ereignißvollen Jahres 1870 war die nördliche Hälfte Frankreichs vom Jura bis zum Kanal, von der belgischen Grenze bis zur Loire ein weites Gefechtsfeld. Von den durch die Capitulation von Metz freigewordenen Kriegsmannschaften blieb ein Theil unter General von Zastrow als Besatzung zurück, um zugleich zu weiteren Operationen gegen Thionville verwendet zu werden; ein anderer Theil zog nordwärts, um unter dem Oberbefehl des Generals v. Manteuffel die Provinzen Picardie und Normandie zu besetzen, die Verbindung mit dem Meer herzustellen und der französischen Nordarmee unter General Bourbaki, die in Lille ihren Mittelpunkt hatte, den Weg nach Paris zu

verlegen. Eine dritte Abtheilung, darunter die hessische Division, schloß sich der zweiten Armee an, deren Obercommandirender, Prinz Friedrich Karl, sein Hauptquartier in Troyes aufschlug und rechts durch die Truppen v. d. Tanns und die Heerabtheilungen des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin mit der Loirearmee, links durch das Werder'sche Corps mit der aus Mobilgarden, Franctireurs und den ausländischen Freischaaren Garibaldi's gebildeten Ostarmee in Fühlung war. Eine vierte Abtheilung, die Pommern unter Fransecky und die Würtembergische Division unter General v. Obernitz verstärkte die Cernirungsheere um Paris. Einzelne Detachements rückten vor die nördlichen Festungen, welche allmählich nach heftigem Widerstande zur Uebergabe gezwungen wurden. So Soissons am 16. October, Verdun am 8. Nov., Diedenhofen (Thionville), das schon seit dem 13. Nov. vom Generallieutenant Kamecke belagert ward, nach dreitägigem Bombardement am 24. Nov., Ham, wo einst Napoleon gefangen saß, am 10., Pfalzburg am 12. und Montmedy am 14. December. Mezières fiel am 2. Januar des folgenden Jahres durch General Woyna II. So lange diese Bollwerke in feindlicher Hand sich befanden, waren die Kriegsoperationen der Deutschen erschwert, indem jene die Proviantzüge hemmten und den Franctireurs als Stützpunkte dienten. Die Garnisonstruppen aller dieser Festungen wanderten als Gefangene nach Deutschland, die abgelieferten Waffen, Geschütze, Feldzeichen mehrten die unermeßliche Kriegsbeute der Sieger. Die Städte selbst aber gingen meistens in einem elenden Zustande in die Hände der Deutschen über. Viele Häuser waren Schutt- und Brandstätten; ein großer Theil der Einwohner von Armuth, Hungersnoth, Krankheit furchtbar heimgesucht. Nur Bitsch, die uneinnehmbare Felsenfestung, die von einer kleinen bayerischen Belagerungsmannschaft cernirt war, hatte den Triumph, bis zum Friedensschluß auszuharren, um dann auf immer in deutschen Besitz zu kommen.

§. 1242. Die Kämpfe in den Vogesen und im Jura. Die größten Schwierigkeiten hatte das aus verschiedenen Truppentheilen gemischte 14. Corps zu bestehen, mit dem der tapfere General v. Werder von Straßburg auszog, um den oberen Elsaß mit den Festungen Schlettstadt, Neubreisach und Belfort zu erobern und die Gebirgslandschaften der Vogesen und des Jura zu besetzen. Nicht nur, daß die Zahl seiner Truppen, unter denen die badische Division unter General v. Beyer eine hervorragende Stellung behauptete, zu gering war gegenüber dem zahlreichen Feinde; nirgends entfaltete sich der unheimliche Bandenkrieg in solcher Ausdehnung und in so gefahrdrohender Gestalt als in diesen Berggegenden, wo man an der Festung Langres einen sicheren Hinterhalt, an der gegen die Deutschen höchst feindselig gesinnten Bevölkerung Helfer, Hehler und Spürer, in den Arbeitern von Mühlhausen fanatisch-republikanische Bundesgenossen hatte und die verdorbenen oder durch Verhaue gesperrten Wege und Gebirgspässe die Märsche hemmten. Wenn gleich die badischen Truppen unter General
6.–12. Oct. von Degenfeld bei St. Dié, Etival, Nompatelize und anderwärts die überlegenen Kriegsschaaren mit großer Tapferkeit zurückschlugen und die Wahlstatt mit ihrem Blute behaupteten, wenn gleich der preußische General v. Schmeling die Festung
24. Oct. Schlettstadt zur Uebergabe zwang und Neubreisach, von wo aus das gegenüberliegende offene Städtchen Altbreisach auf dem rechten Rheinufer beschossen und selbst
11. Nov. die Bahnzüge von Franctireurs angefallen worden waren, in seine Gewalt brachte und durch Besatzung sicherte; die Ostarmee, die in der aufgeregten republikanischen Fabrikstadt Lyon anfangs unter dem bei Sedan verwundeten General Cambriels formirt ward, an die sich nicht blos Garibaldi mit französischen Franctireurs und Mobilgarden (Moblots) und mit italienischen, spanischen und polnischen Freischaaren unter seinen Söhnen Menotti und Ricciotti und seinem Schwiegersohn Canzio anschloß, bei der auch andere excentrische Demokratenführer, wie Cluseret, ein französischer Abenteurer aus dem nordamerikanischen Krieg, wie Cremer, ein fanatischer Republikaner aus Lothringen, wie der Pole Bosak-Haucke und sein Landsmann Dombrowski, der wegen Theilnahme am polnischen Aufstande zur Deportation nach Sibirien verurtheilt, auf abenteuerliche Weise entflohen war, und so viele andere einen Tummelplatz für ihren unruhigen Geist und ihre republikanischen Doctrinen suchten; diese Ostarmee sandte immer neue Züge aus, stellte immer neue Schaaren aus der zuströmenden brodlosen Arbeiter-

bevölkerung der südlichen Städte ins Feld. Lyon mit dem Lager von Satonay und der nahen Fabrikstadt St. Etienne wurde ein Herd republikanischer Aufregung, wo die rothe Fahne aufgepflanzt ward und eine socialistische Partei, welche das Regiment an sich riß, eine Zwingherrschaft mit Schrecken und Gewaltthat aufrichtete. Diese Erscheinungen und vor Allem das Auftreten Garibaldi's gaben ein klägliches Zeugniß von der Zerfahrenheit der romanischen Bevölkerung, von der Macht der Phrase und der Doctrin, von den widersprechenden Gegensätzen, in welchen sich die phantastisch angelegten Vorkämpfer republikanischer Freiheit bewegten. Hat auch Garibaldi schon in den italienischen Kriegen bewiesen, daß er für politische Dinge ein schwaches Urtheil besitze, daß er ein tapferer Haudegen und muthiger Volkskämpfer sei, aber für die Entwickelung und Gestaltung eines Staatswesens mit realen Grundlagen und Möglichkeiten kein Verständniß habe; daß er über idealistischen Träumen und Zielen den Boden der Wirklichkeit verkenne und eine fahrige Vielgeschäftigkeit, ein Hang zu Abenteuern seiner Natur tief eingeprägt sei; so traten diese Züge jetzt in auffallendster Weise zu Tage. Hatte schon vor Jahren die Welt mit Erstaunen auf die Rolle geblickt, die er bei dem wunderlichen Congreß der internationalen Freiheits- und Friedensliga in Bern spielte, so forschte man nun nach den leitenden Gedanken, die sein gegenwärtiges Auftreten zu erklären vermöchten, nach einem verbindenden Zusammenhange zwischen Sonst und Jetzt, nach einem lichten Ausweg aus dem Labyrinth der Gegensätze. Derselbe Mann, welcher der französischen Nation es nie vergeben konnte, daß sie seine Vaterstadt Nizza an sich gerissen, trat nun als Kämpfer für dieselbe Nation ins Feld gegen den preußischen Staat, dem Italien die Erwerbung von Venetien, die Vollendung seiner nationalen Einheit verdankte; derselbe Mann, der erst vor zwei Jahren durch die französischen Chassepots von der römischen Campagna verjagt worden war, dessen treue Gefährten im ungleichen Kampfe auf dem Waffenfelde dahinsanken oder in römischer Gefangenschaft schmachten mußten, betheiligte sich jetzt an einem Krieg, dem Italien die Befreiung Roms von der Hierarchie und ihren französischen Wächtern verdankte, welcher allein die Erreichung des Zieles ermöglichte, dem er sein Leben lang nachgejagt. Gelockt durch die klingende Schelle von Republik und Demokratie, welche durch das Gebahren Gambetta's und der Pariser Regierung zum Spott der Welt, zur heuchlerischen Maske ward, schlug er Nationalgefühl und Vaterlandsliebe in die Schanze, um einem Phantom nachzurennen, trat er in den Dienst einer Regierung, von der sich gerade damals seine Vaterstadt Nizza losreißen wollte. Die Geschichte Frankreichs bewies, daß die auswärtige Politik unter allen Regierungen denselben Charakter trug, Republik wie Monarchie dieselben Herrschaftspläne verfolgte; es war daher eine kurzsichtige Theorie, wenn man zwischen dem bonapartistischen und republikanischen Frankreich unterscheiden wollte. Auch darin gab sich die Zerfahrenheit der Nation in Contrasten und Widersprüchen kund, daß die republikanische Regierung durch die Verwendung Garibaldi's und seines priesterfeindlichen Generalstabschefs Bordone, eines Mannes von sehr zweideutiger Vergangenheit, der strengkirchlichen Partei vor den Kopf stieß, deren Mitwirkung und Unterstützung sie doch wieder bei dem Volke nicht entbehren konnte. Aber wie weit auch die verschiedenen Elemente bei der Ostarmee auseinander gingen und die Keime der Selbstauflösung in sich trugen; in dem Haß gegen die Deutschen und in dem heißen Wunsche, den Feind zurückzudrängen und wo möglich den Krieg über den Rhein zu spielen, waren alle einig. Darum entbrannte in den kalten November- und Decembertagen, als General von Treskow die wichtige Bergfestung Belfort zu belagern begann, in dem alten Burgunderlande, um Vesoul und Montbeliard, um Gray und Dijon ein Kampf, der an Gefahren und Anstrengungen, an Strapazen und Entbehrungen hinter keinem andern zurückstand. Denn hier hatte man nicht blos einen an Zahl weit überlegenen Feind im Felde zu bestehen, sich nicht blos gegen Geschosse aus dem Hinterhalt, aus Häusern und Kellern, aus Gebüsch und Wald, aus Gräben und von Höhen zu schützen, gegen „ungreifbare Banden" auszuziehen; das ausgehungerte Land gewährte nur spärliche Nahrungsmittel und die unterbrochenen Eisenbahnen hemmten die Zufuhr und die Verbindung mit der Heimath. Hier war es, wo die badische Division unter General Beyer, und nach dessen abermaliger Erkrankung unter General v. Glümer sich ihren Ehrenplatz erkämpfte. Schon Ende October drangen

die Truppen unter steten Kämpfen am Oignon, einem Nebenflusse der Saone zwischen Vesoul und Besançon, bei den Dörfern Rioz und Etuz und auf dem hügeligen Terrain von Gray, wo Werder sein Hauptquartier nahm, bis nach Dijon vor und nahmen nach
31. Oct. heißen Gefechten auf den Höhen von St. Apollinaire Besitz von dieser alten Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Burgund. Dieser vorgeschobene Posten, bei welchem Prinz Wilhelm, Bruder des Großherzogs von Baden, als Anführer einer Infanteriebrigade und die Generale Keller und Degenfeld sich tapfer hervorthaten, sollte das Terrain vom Feinde freihalten, damit die Belagerung der wichtigen Festung Belfort, die durch den umsichtigen und erfahrenen Commandanten Denfert hartnäckig und erfolgreich vertheidigt ward, keine Störung erführe. Als General Treskow den französischen Oberst auffordern ließ, die Leiden des Krieges nicht unnöthig zu mehren, erhielt er die Antwort, das beste Mittel, sie zu verkürzen, sei der Abzug der Deutschen.

„Die Stadt **Belfort** wird von einer noch von Vauban errichteten Citadelle beherrscht, welche auf einem fast senkrecht aufsteigenden Felsen gelegen mit einer bastionirten Enceinte umgeben ist, die sie von zwei bedeutenden Vorstädten trennt. Außer diesen Befestigungen des sogenannten „Roche de Belfort", deren höchster Punkt 200 Fuß über der Savoureuse liegt, wird Belfort wesentlich durch ein permanent befestigtes Lager vertheidigt, welches etwa 20,000 Mann umfassen kann und durch die bedeutenden Forts de la Miotte und de la Justice, so wie durch die neueren Werke des Basses und des Hautes-Perches, einen mit Erdwerken befestigten Höhenzug, geschützt wird." Mit Belfort in einem gewissen Zusammenhang stand das feste Schloß von Monbéliard, die ehemals würtembergische Besitzung Mömpelgard, die während der großen Revolution zu Frankreich geschlagen und im Lüneviller Frieden abgetreten worden war.

§. 1243. **Gambetta und die Elemente der nationalen Vertheidigung.** Diese ganze von Gebirgszügen durchschnittene Gegend vom Jura bis zu dem Plateau von Langres, wo schon in den Tagen Cäsars die Römer und Gallier ihre Kräfte mit einander gemessen, bildete im November und December den Schauplatz zahlreicher Gefechte, die in Verbindung mit mehreren Ausfällen der Garnison von Belfort dem aus verschiedenen kleinen Truppentheilen zusammengesetzten Werder'schen Armeecorps schwere und gefahrvolle Tage bereiteten. Wäre nicht die republikanische Kraft des Südens durch innere Zersetzungen, durch das Hervortreten der Social-Demokraten in den volkreichen Fabrik- und Handelsstädten Lyon, Marseille, Perpignan, Bordeaux u. a. O. im Anfang gelähmt und gebrochen worden; so würden die Moblots und Franctireurs im Verein mit den „Vogesenjägern" Garibaldi's in Dole und mit der feindlich gesinnten Bevölkerung des oberen Elsaß den deutschen Heerhaufen einen gefährlichen Stand bereitet, vielleicht das linke Rheinufer zurückerobert, das reiche und blühende Vorland des Schwarzwaldes mit verheerenden Einfällen heimgesucht haben. Dijon mußte wiederholt geräumt
20. Nov. werden und der nächtliche Ueberfall von Chatillon an der Seine durch Garibaldianer, wobei 120 Mann Landwehr und Husaren, darunter zwei Oberste und zwei Majore, elendiglich umkamen und 70 Pferde verloren gingen, gab den ergreifenden Beweis, welchen Gefahren die deutschen Truppen in dem feindlich gesinnten Lande ausgesetzt waren. Aber die revolutionären Bewegungen der unruhigen, von der Noth der Zeit schwer betroffenen Arbeiterbevölkerung des Südens, welche unter verwegenen Demagogen wie Cluseret, Esquiros, Delpech u. a. sich zu demokratischen Gemeinwesen unabhängig von der provisorischen Centralregierung organisiren wollte, nöthigten die Nationalgarden, zur Vertheidigung ihres Eigenthums die Waffen gegen den inneren Feind zu kehren. Zwar gelang es, angesichts der von Außen drohenden Gefahren, der Thätigkeit Gambetta's und seiner Commissäre, der revolutionären Bewegungen der „Commune" von Lyon und der „Liga des Südens" in so weit Meister zu werden, daß die communistischen und föderalistischen Bestrebungen bis zur Vertreibung der „Invasion" sich der Regierung der Nationalvertheidigung fügten; aber der Geist des Aufruhrs und Widerstandes wurde nicht erstickt, sondern nur vorübergehend zurückgedrängt, um bei nächster Gelegenheit von Neuem hervorzubrechen. In Lyon dauerte die Gährung fort und steigerte sich am Ende des Jahres zu solcher Höhe, daß der Commandant der Nationalgarde Ar-

naud von einer Bande Social-Demokraten in einem tumultuarischen Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erschossen ward. Gambetta selbst eilte zur Beschwichtigung der rasenden Menge nach der Rhonestadt und es gelang ihm, die Urheber des Frevels dem Arme der Gerechtigkeit zu überantworten und der unglücklichen Familie des Ermordeten eine Entschädigung zu erwirken; aber so sehr fürchtete er sich vor durchgreifenden Maßregeln, daß die rothe Fahne noch lange Zeit auf dem Stadthause von Lyon wehen durfte. Er glaubte seine usurpirte Herrschaft nur behaupten zu können, wenn er alle Leidenschaften wach rief und in den Dienst der Republik zwang. Aber die aufgerufenen Geister gehorchten nicht mehr seinem Zauberbann. Wie sollte eine Nationalvertheidigung zum Ziele kommen, bei welcher die größten Feinde und Verächter von Religion und Priesterthum, wie die Garibaldianer und Socialdemokraten, mit den Vendéer Bauern, den fanatischen Anhängern der katholischen Kirche und des Klerus, die der aus Rom herbeigeeilte Oberst Charette, ein Enkel des alten Glaubensstreiters (§. 885) ins Feld führte, und mit den streng kirchlichen Bretagnern unter dem ehemaligen Polizeipräfecten Keratry Hand in Hand gingen, wo man es nicht verschmähte, eine neue „Jungfrau von Orleans" zur Bethörung des abergläubischen Landvolkes in Scene zu setzen, und zugleich dem Papst Hoffnung machte, die republikanische Regierung würde nach glücklicher Beendigung des Krieges ihm zur Herstellung des Kirchenstaats und der weltlichen Herrschaft behülflich sein. Der einzige gemeinsame Impuls aller dieser Gegensätze und einander widerstrebenden Elemente, der Haß gegen die Deutschen, gegen das monarchische und ketzerische Preußen, konnte auf die Dauer die tiefklaffenden Spaltungen nicht ausgleichen. Was jetzt um die Fahne der Nationalvertheidigung sich schaarte, mußte in Kurzem in feindlichen Richtungen auseinander fliegen und die Waffen nach Innen kehren. Aus dem furchtbaren Krater konnten nur zerstörende Kräfte sich entwickeln.

2. Die Kämpfe an der Loire und Sarthe.

§ 1244. **Vor Orleans.** Durch die revolutionäre Dictatur Gambetta's wurde das ganze französische Volk in den Kampf gerissen, die Vernichtung des Feindes auf jede Weise zur vaterländischen Pflicht gemacht. Dadurch nahm der Krieg mehr und mehr einen Charakter von Grausamkeit und Verwilderung an, der mit der Gesittung des neunzehnten Jahrhunderts in grellem Widerspruch stand. Wo ein heimtückischer Ueberfall stattfand, wo Bürger und Bauern sich am Kampf betheiligten, da wurde ein strenges Strafgericht geübt. In der Nacht vom 7. auf den 8. October wurde in Ablis, einem wohlhabenden Orte nahe an der Eisenbahn über Vendome nach Tours, eine Escadron Husaren, welche auf Requisitionen ausgezogen war, von Freischützen überfallen, die Mannschaft getödtet oder zersprengt; nur Trümmer derselben vermochten sich zu retten. Da wurde das Städtchen, dessen Bewohner der Mitwirkung oder Beihülfe angeschuldigt waren, zur Vergeltung und zum abschreckenden Beispiel in Brand gesteckt. 9. Oct.
So erzeugte eine Gräuelthat die andere; im Lager der Neutralen ertönte ein Schrei des Unwillens und der Entrüstung über die Barbarei der Deutschen; wer gab aber die Veranlassung zu solchen Thaten der Rache? Als Chaudordy, Vertreter für das Auswärtige in der Regierungs-Delegation zu Tours, in zwei Rundschreiben die deutschen Truppen grausamer Ausschreitungen beschuldigte, konnte ihm Bismarck die Befehle republikanischer Präfecten vorführen, in denen der Bevölkerung ein Krieg aufs Messer geboten war! „In der ersten Hälfte des Feldzuges," bemerkte in der Folge, als das Urtheil ruhiger geworden war, ein großes englisches Blatt, „bewiesen die Deutschen eine bemerkenswerthe Humanität; erst später ermüdeten Kälte, lange Märsche, unaufhörliche Kämpfe mit einem Feind, der zu Zehntausenden aus der Erde emporzusteigen schien, die deutsche Geduld und verhärteten das Gemüth des Siegers gegen ein Volk, welches einen blutigen Kampf nutzlos verlängerte." Die Kavallerieregimenter, welche im October südwärts zogen, um das Terrain zwischen Seine und Loire zu erforschen und Requisitionen beizutreiben, stießen bald auf französische Truppen, welche die Vorhut der zum Entsatz von Paris heranrückenden Loirearmee unter General de la Motterouge bil-

deten, einem älteren Militär, der in Afrika und in Italien seine Schule gemacht hatte. Sie standen in Toury, zwischen Orleans und Etampes, als der Kronprinz von Preußen, von ihrem Anzug unterrichtet, den General v. d. Tann mit dem ersten bayerischen Armeecorps und einige norddeutsche Divisionen unter General Wittich gegen sie ausschickte. Diese er-
10. Oct. reichten die schon auf dem Rückzug begriffenen Franzosen bei Artenay, drängten sie nach einem hitzigen Gefechte in die „Forsten von Orleans", die waldbedeckten Höhen, die
11. Oct. sich von Gien am rechten Ufer des Stromes hinziehen, und besetzten nach einem furchtbaren Straßenkampf die reiche Stadt an der Loire. Motterouge, der seine Truppen in einiger Unordnung über den Fluß nach der öden unfruchtbaren Ebene der Sologne geführt, die sich auf der Südseite der Loire gegen Blois hin ausdehnt, wurde von Gambetta seines Commando's beraubt, das nun einem andern ältern General, der gleichfalls in Afrika, in der Krim und in Italien gedient hatte, Aurelles de Paladine, übertragen ward. Der neue Feldherr zog alle Mannschaften, die allmählich in den verschiedenen Lagern formirt und eingeübt wurden, an sich, um nicht nur die Loirelinie wieder zu gewinnen, sondern auch an mehreren Orten den Fluß überschreitend, den ursprünglichen Plan eines Marsches auf Paris in Ausführung zu bringen. Aber wie sehr man auch das strengste Geheimniß der Operationen einschärfte, die Bewegungen konnten von den jungen Truppen nicht so rasch durchgeführt werden, daß nicht von der Tann davon Kunde erhalten hätte. Um nicht auf seinen Flügeln umgangen und von der
8. Nov. Hauptarmee vor Paris abgeschnitten zu werden, räumte er wieder Orleans, die zurückbleibenden Kranken der Fürsorge und Menschlichkeit des Stadtraths empfehlend; denn er gedenke bald wieder zu kommen. Auch der preußische General Wittich, welcher nach Chateaudun entsandt worden war und diese durch Geschütz und Barrikaden befestigte, von Mobilgarden und Franctireurs unter dem Polen Lipowski mit Beihülfe der Einwohner hartnäckig vertheidigte Stadt im schweren Kampf mit Brand und Zer-
18. Oct. störung erobert hatte, erhielt Befehl zum Rückzug nach Chartres. Obwohl von den Feinden unaufhörlich verfolgt, bewerkstelligte von der Tann dennoch nach dem blutigen Ge-
9. Nov. fechte bei Coulmiers gegen die dreifach überlegene Truppenzahl der Franzosen auf beschwerlichen Märschen einen geordneten Rückzug nach Toury, wo auch General Wittich
10. Nov. wieder zu ihm stieß. Die Bayern hatten sich in der heißen Schlacht, die von sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends dauerte, mit außerordentlicher Bravour geschlagen, so daß der Feind einen Verlust von 2000 Mann hatte, während auf deutscher Seite die Zahl der Todten und Verwundeten sich auf etwa 1100 Mann mit 54 Offizieren belief. Dieser Rückzug, wenngleich unter heldenmüthigem Widerstand gegen die feindliche Uebermacht ausgeführt, machte im Hauptquartier einen peinlichen Eindruck, zumal da Gambetta die Begebenheit als einen glänzenden Triumph der französischen Waffen hinstellte, dem die Entsetzung von Paris und der endliche Sieg auf dem Fuße nachfolgen werde. Selbst der Bischof Dupanloup von Orleans, der sich gegen die Deutschen sehr zuvorkommend benommen hatte, pries den Erfolg Aurelles' als den Anfang eines Umschwungs in dem Gang des Krieges, empfahl aber zugleich eine Umkehr zu Gott. Auch unterließ Gambetta nichts, die Streitkräfte zu mehren und die ganze Kraft des Südens und des Westens zu einer gemeinsamen Action zu vereinigen. Er rief aus dem Süden immer neue Mannschaften herbei; er eilte nach der Bretagne in das Lager von Conlie, um die beiden Heerführer Charette und Keratry, die in Hader gerathen waren, zu versöhnen; er setzte die ganze militärische Volkskraft Frankreichs in Bewegung, um die Loirearmee auf eine solche Höhe zu bringen, daß sie unter dem energischen Befehlshaber Aurelles de Paladine, einem Mann von „eisernem Arm" und strenger Mannszucht, die Befreiung des Vaterlandes von den fremden Kriegsheeren vollbringen könnte. Allein der Fortgang des Feldzugs entsprach nicht den großen Erwartungen, die man nach dem ersten Erfolge gehegt. Während die jungen Mannschaften dürftig eingeübt und eingekleidet sich langsam zu einem größeren Heerkörper vereinigten, rückte der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, dem der Oberbefehl über die deutschen Streitkräfte jener Gegend über-
17. 18. Nov. tragen worden, westwärts, schlug bei Dreux, bei Chateauneuf, bei Digny und im Walde von St. Jean die Mobilgarden, die unter General Fiéreck zur Loirearmee ziehen wollten,

und verhinderte nicht nur die beabsichtigte Verbindung, sondern erzeugte auch unter der jungen Mannschaft solche Entmuthigung, daß Keratry seinen Oberbefehl niederlegte und Fiéreck entsetzt werden mußte. Einzelne Abtheilungen zogen sich über Nogent le Rotrou nach Lemans, von den Deutschen verfolgt und beobachtet. Da man aber im Hauptquartier zu Versailles deutliche Anzeichen hatte, daß der Feind bedeutende Streitkräfte an der Loire sammle um von dort aus einen Hauptstoß gegen die Cernirungsarmee zu unternehmen, so erhielt der Großherzog von Mecklenburg den Befehl, sich mehr ostwärts zu halten und mit der zweiten Armee des Prinzen Friedrich Karl, die im Anrücken begriffen war, in Verbindung zu treten, also daß dieser das Obercommando über die gesammten deutschen Streitkräfte im Süden führte. Gleichzeitig zog nämlich dieser Feldherr von Troyes aus westwärts über Sens und Nemours, die in Folge der Proclamationen Gambetta's immer schärfer hervortretende feindselige Gesinnung der städtischen und ländlichen Bevölkerung durch Strafandrohungen und Requisitionen nur mühsam niederhaltend, und vereitelte, verbunden mit den Bayern und mit dem zehnten Armeecorps unter Voigts-Rhetz, durch die blutige Schlacht bei Beaune la Rolande, nordöstlich von dem Forste 28. Nov. von Orleans, gegen ein wohl dreimal so starkes französisches Heer den Plan des Feindes, über Fontainebleau nach Paris vorzudringen. In beiden Heeren lebte das Bewußtsein von der hohen Bedeutung dieser Schlacht, daher auch auf beiden Seiten mit der größten Bravour gestritten wurde. „Ein Leichenfeld, wie selbst dieser blutige Krieg deren wenige gesehen haben mag, bedeckte die Gefilde um die Stadt.“ Auch ein neuer Versuch, weiter westwärts durchzubrechen, wurde durch die tapfere Haltung der Bayern bei Loigny und Chateau Goury und durch das rechtzeitige Eingreifen zweier preußischen 2. Dec. Divisionen unter Wittich und Colomb bei dem Dorfe Pouprh in das schwankende Gefecht zurückgewiesen. Mit großen Verlusten mußten die Franzosen wieder abziehen; aber auch auf deutscher Seite hatten Chassepots, Mitrailleusen und Granaten viele Opfer gefordert und der Marsch auf dem von Regengüssen durchweichten morastähnlichen Boden war mit unendlichen Anstrengungen und Beschwerden verbunden. In Paris hatte Trochu mit Sicherheit auf Hülfe und Entsatz gerechnet. Die wiederholten Ausfälle, die er um dieselbe Zeit in südlicher und östlicher Richtung anordnete, sollten die Unternehmungen der Freunde fördern und zum Ziele führen, und die rhetorischen Proclamationen Gambetta's, des Advocaten „mit der feurigen Zunge und der flammenden Feder“, daß der Genius Frankreichs, einen Augenblick verschleiert, wieder in seiner Glorie erscheine, zeugten von der Zuversicht, welche er und seine Genossen hegten oder zu hegen vorgaben. Mehr als je glich um diese Zeit Frankreich einem Heerlager; Alles griff zur Waffe, und Alles diente als Waffe. War es bei der feindseligen Gesinnung, die aller Orten dem deutschen Soldaten offen und versteckt entgegen trat, zu verwundern, daß auch in ihm Groll und Verbitterung sich regten und ihn zu gewaltthätigen Handlungen führten?

§. 1245. Die Loirearmee zersprengt. Kriegsleiden. Während der blutigen Vorgänge um Loigny war auch der Großherzog von Mecklenburg mit zwei Heersäulen südwärts vorgerückt, hatte bei Artenay, wo schon im October die Bayern einen siegreichen Kampf bestanden, und in andern Gefechten den Feind zurückgeworfen und reichte nun dem Prinzen Friedrich Karl, der in Pithiviers sein Hauptquartier hatte, die Hand zum gemeinsamen Vorgehen. Nach viertägigen Kämpfen am Ufer der Loire und am Rande des dichten Waldes, in denen das Blut in Strömen floß, wie der Regen, der gleichzeitig vom Himmel herabgoß, um dann einem harten Frost zu weichen, wurde die französische Armee überwunden und nach einem letzten unglücklichen Versuch, die Stadt der Jungfrau zu behaupten, zur Flucht nach Süden gezwungen, worauf die 4. Dec. Deutschen wieder als Sieger in Orleans einzogen. Eine große Menge Gefangener und eine beträchtliche Kriegsbeute, darunter vier armirte Dampfschiffe, fielen in ihre Hände; in zersprengten Haufen bewegte sich die Loirearmee, bei der sich besonders die päpstlichen Zuaven tapfer gehalten, aber auch am meisten gelitten hatten, stromabwärts gen Blois. Bischof Dupanloup ward in seinem Palaste unter militärische Aufsicht gestellt; in der Kathedrale wurden die Gefangenen untergebracht. Gambetta selbst, der von Tours nach dem Schlachtfeld reisen wollte, wäre beinahe in die Hände der Preußen gefallen. Aurelles de Paladine, auf den Gambetta die Schuld des Fehlschlagens des Kriegsplanes wälzte

und ihn mit einer Untersuchung bedrohte, legte gleichfalls das Commando ab. Nun faßte der Dictator den Plan, sowohl die vorhandenen Heerhaufen als die durch ununterbrochene Aushebungen fort und fort sich mehrenden neuen Truppen in zwei Armeen zu theilen, wovon die erste unter Bourbaki, der das Commando der Nordarmee an General Faidherbe abgetreten, weiter ostwärts operiren, die zweite unter Chanzy von der mittleren und unteren Loire aus den Feind zurückdrängen sollte. Und um in seinen Unternehmungen freiere Hand zu haben, verlegte er zugleich den Sitz der Re-
10. Dec. gierungs-Delegation von Tours nach Bordeaux, wohin auch ein Theil des diplomatischen Corps folgte. Mit den Hindernissen wuchs der revolutionäre Terrorismus des Dictators; und wie sehr immer die Noth und die Kriegslasten auf die Bevölkerung drückten, das erregte Nationalgefühl der Franzosen, die republikanische Begeisterung in den Städten, der Mangel an Arbeit und Verdienst, der Haß gegen die feindlichen Eindringlinge führten stets neue Schaaren zu den Fahnen; durch Zwangssteuern und Anleihen kamen auch die nöthigen Geldsummen für die Kriegsbedürfnisse zusammen, und in Requisitionen blieben die französischen Heerführer hinter den deutschen nicht zurück. So ward es möglich, durch eine Reihe von Gefechten in den kalten Decembertagen das Vordringen der durch unaufhörliche Kämpfe geschwächten, durch Anstrengungen und Märsche bis zur Erschöpfung ermüdeten Deutschen stromabwärts wo nicht zu verhindern, so doch zu erschweren. Wenn General Chanzy, der mit Linienmilitär und Mobilgarden sich den aus Norddeutschen, Bayern und Hessen gebildeten Truppentheilen des Großherzogs von
7. 8. Dec. Mecklenburg bei Meung, Beaugency, Marchenoir entgegenstellte, durch die
9. 10. Dec. Ueberlegenheit seiner Streitkräfte mehrere Tage lang den Feind vom weiteren Vorgehen abhielt, so änderte sich bald die Lage, als Prinz Friedrich Karl von Vierzon aus über La Ferté, St. Aubin, Schloß Chambord auf dem linken Ufer gegen Bourbaki vor-
16.–20. Dec. drang, denselben zum Rückzug nach Bourges nöthigte und dem Großherzog die Hand reichte. Chanzy zog sich nun über Vendome nach Lemans in das Gebiet der Sarthe, um sich durch die noch immer im Bilden begriffene Westarmee von Conlie zu verstärken, fortwährend von den Deutschen, die bei Troo und Montoir am Loir unter Oberst Bol-
27. Dec. tenstern eine der kühnsten Kriegsthaten mit glücklichem Erfolg ausführten, verfolgt und beunruhigt, so daß sein Heer durch Kämpfe und Märsche, durch Kälte und Hunger erschöpft und zerrüttet ward und Tausende von Mobilgarden mit und gegen ihren Willen in Gefangenschaft geriethen, während mittlerweile Bourbaki durch Prinz Friedrich Karl südwärts gedrängt und alles Land bis Bourges und Tours vom Feinde gesäubert ward. Weiter vorzugehen lag nicht im Plane der deutschen Kriegführung. Man wollte nur die Loirearmee von Paris fern halten, und diese Absicht war nunmehr erreicht. Orleans, Chartres, Beauvais wurden vorerst als Hauptpunkte und Sammelplätze gegen Süden, Westen und Norden festgehalten. Gegen Weihnachten bezog von der Tann die Winterquartiere in Orleans und gönnte seinen ermüdeten und zusammengeschwundenen Truppen einige Erholung, der sie so sehr bedurften. Aber die Flucht der Einwohner aus Touraine nach dem Süden gab Zeugniß von dem allgemeinen Schrecken vor den Deutschen. Auch Tausende von Verwundeten, die in den Städten der Loire keinen Raum mehr fanden, wurden im strengsten Winter nach dem Süden geschafft, nach Bayonne, Biarritz, Pau. Angst und Furcht hatte alle Gemüther erfaßt. Selbst unter den gepreßten Mobilen zeigte sich ein widerspenstiger Geist und eine solche Scheu vor den deutschen Waffen, daß permanente Kriegsgerichte im Rücken der Armeen errichtet wurden und Feldgendarmen die Zögernden vorwärts trieben. Was die französischen Lügenberichte einst den Deutschen nachgesagt, das trat jetzt in nackter Wirklichkeit in ihrem eigenen Lande zu Tage. Wie Viele im Stillen solchen Terrorismus verabscheuen mochten, nur wenige Stimmen wagten in dieser Zeit der Noth laut zu werden, um nicht die Vertheidigung zu lähmen. Die zornigen Worte Lanfrey's, des republikanischen Geschichtschreibers des ersten Kaiserreichs, gegen die „Dictatur der Unfähigkeit", welche Massen von Menschen aufbiete, die nicht bewaffnet, nicht ausgerüstet, nicht genährt werden könnten, und dem sicheren Tod entgegen gejagt würden, vermochten der unsinnigen Kriegswuth des Dictators von Bordeaux keinen Einhalt zu thun. „Die Moblots wurden wie das Vieh zusammengetrieben," berichtete der preußische Staatsanzeiger, „und

gleichsam in den Kampf gepeitscht, wenn sie sich durch die erlogene Nachricht von Siegen nicht aufreizen ließen.“ Und welche Höhe erreichte das Elend, als am Ende des alten und im Anfang des neuen Jahres eine Winterkälte eintrat, wie sie in jenen Landstrichen nur höchst selten zur Erscheinung kommt! In vielen Gegenden mußten deutsche Militärbehörden die Verpflegung der Einwohner übernehmen, da sie ohne solche Unterstützung dem bittersten Hungertode verfallen wären. Aber auch die deutschen Truppen hatten in jenen kalten Tagen und Nächten unsägliche Leiden zu ertragen und zu überwinden, als die vereinten Heerkörper des Prinzen Friedrich Karl und des Großherzogs von Mecklenburg, über 70,000 Mann, vom 3., 9., 10. und 13. Armeecorps gegen Chanzy's Westarmee zogen. Nicht nur, daß in den Gefechten zwischen Loir und Sarthe, 6—10. Jan. 1871.
bei Azay und la Chartre, bei Sargé und Nogent le Rotrou, bei Lampron und La Chapelle, gar manches tapfere Soldatenherz auf den Schneefeldern der Perche seinen letzten Schlag that, die Verwundeten und Kranken nur dürftige Verpflegung fanden; als sie den beschwerlichen Marsch über das wellenförmige, von Hecken durchzogene Land, wo der sich hebende und senkende Boden und die mit Frost, Schnee und Glatteis überdeckten Wege unglaubliche Schwierigkeiten boten und hinter Gebüsch und ummauerten Gehöften der Franctireur lauerte, wo sie auf jedem Zug, Berg für Berg, Feld um Feld dem Gegner abgewinnen mußten; als sie alle diese Strapazen endlich überwunden hatten, mußten sie durch einen scharfen Kampf vor den Thoren und Mauern der Stadt Le- 12. Jan. 1871.
mans den Eingang erzwingen und selbst in den Straßen und Häusern sich der feindlichen Geschosse erwehren. Dafür wurde der Bürgerschaft eine hohe Contribution aufgelegt. Die Gefangenen wurden zu Tausenden weggeführt und Geschütz, Munition und Proviantvorräthe in der Stadt selbst und im Lager von Conlie, das Oberst Lehmann und eine Abtheilung des 9. Armeecorps (Mannstein) nach zähem Kampf eroberten, 15. Jan.
in beträchtlicher Menge erbeutet. Und so sehr waren die Herzen verwildert, daß die französischen Flüchtigen, die sich schaarenweise nach der Eisenbahn stürzten, die in einigen Wagen befindlichen Verwundeten mitleidlos herauswarfen, um sich selbst zu retten. Sogar Chanzy beklagte sich in einem scharfen Armeebefehl über die schmähliche Schwäche und unerklärliche Panik der Soldaten und erblickte die Rettung des Landes und ihr eigenes Heil nur in einer moralischen Erhebung und in der äußersten Anstrengung aller Kräfte zum energischen Widerstand. Bei der Westarmee hatten sich auch die Orleaniden, Joinville und Aumale und ihr Neffe, der Herzog von Chartres, eingestellt, wurden aber durch Gambetta genöthigt, das Land ihrer Geburt wieder zu verlassen. Chanzy zog sich nach Laval zurück, wo er die Trümmer seines Heeres zu reorganisiren gedachte.

2. Zwischen Seine und Somme.

§. 1246. **Die Kämpfe am Mont Avron und bei Villiers.** In Paris hatte man die größten Hoffnungen auf die Loire- und Westarmee gesetzt. Wir wissen bereits, daß zu Anfang December, als die Truppen Chanzy's und Bourbaki's den Vormarsch nach Norden versuchten, aber in mehreren heftigen Treffen zurückgeworfen wurden, auch in Paris ein Ausfall unternommen ward, größer und erfolgreicher als alle früheren. Auf der steilen Höhe **Mont Avron** im Osten der Stadt vor den Forts Nogent und Rosny hatten die Franzosen um die Mitte Novembers Batterien mit schwerem Belagerungsgeschütz errichtet, von wo aus sie die von Sachsen und Würtembergern besetzten Dörfer mit Granaten beschießen konnten. Diese Gegend wurde von General Ducrot als die geeignetste Oertlichkeit zu einem energischen Ausfall ersehen, um, wie er in einer Proclamation verkündete, „den eisernen Ring zu durchbrechen, welcher sie in einem langen und schmerzhaften Todeskampf zu ersticken suche“ und die Verbindung mit den vordringenden Brüdern zu vollbringen. Er selbst, so schwur er dem Heer und der Nation, werde entweder als Leiche oder als Sieger nach Paris zurückkehren. Scheinangriffe, nach Süden und nach Norden gerichtet, sollten die Aufmerksamkeit des Feindes von dem südöstlichen Schauplatz ablenken, damit die Ausfallenden unbemerkt ihre Hauptmacht über Vincennes vorschieben und mittelst gepanzerter Eisenbahnzüge, mit Kanonen bewehrt, möglichst

nahe an die Stellungen der Würtemberger und Sachsen heranrücken könnten. Unter dem Schutze eines furchtbaren Granatenfeuers, das ohne Unterbrechung von dem Avron und aus den Forts Charenton und Nogent unterhalten wurde, schlugen sie acht Brücken über die Marne und drangen mit Ungestüm und in großer Ueberzahl in die Dörfer Brie, Champigny, Villiers, Noisy. Als ob in diesem Nationalkrieg jeder deutsche Stamm die Bluttaufe empfangen und sich durch Großthaten einen Ehrenplatz in dem neuen Reich erringen sollte, waren bei dieser Gelegenheit die Würtemberger unter Obernitz und die Sachsen vom 12. Armeecorps unter Prinz Georg vom Schicksal bestimmt, ihre alt-
30. Nov. gewohnte Tapferkeit zu bewähren. Einen ganzen Tag lang vertheidigten sie heldenmüthig ihre Stellungen gegen den doppelt so starken Feind; erst bei hereinbrechender Dunkelheit mußten sie Brie und Champigny räumen. Der Siegesjubel Gambetta's sollte jedoch bald verstummen. Denn nachdem am 1. December das zweite pommerische Armeecorps unter General Fransecky zu ihrer Verstärkung herangezogen, wurde an den
2. 3. Dec. beiden folgenden Tagen der Angriff von deutscher Seite mit größter Anstrengung erneuert und unter dem furchtbarsten Kugelregen des Feindes die verlorenen Positionen zurückerobert. Allein die Verluste betrugen gegen 4000 Mann, unter ihnen zwei brave Söhne des würtembergischen interimistischen Ministers Grafen Taube. Den Parisern wurde der Triumph zu Theil, etliche hundert Gefangene durch ihre Straßen geführt zu sehen; aber das städtische Heer hatte durch den Ausfall über 6000 Krieger und mehr als 400 Offiziere eingebüßt.

§. 1247. **Amiens. Bapaume. St. Quentin.** Die Hoffnung der Pariser auf Entsatz von Süden schwand immer mehr dahin; Kälte und Hunger drängten sich immer mehr mit unerbittlicher Schärfe heran; aber konnte denn nicht von Norden und Nordwesten her Hülfe kommen, von der Normandie, von Artois und Picardie, wo eine tapfere und treue Bevölkerung lebte, die von jeher so innig mit der Hauptstadt verbunden gewesen, von dem festungsreichen Flandern, wo das belgische Brudervolk so liebevoll die hülfreiche Hand entgegenstreckte, wo die verwegenen Franctireurs, jene „Eber der Ardennen", sich so lebhaft umhertrieben, stets zu Angriffen und Ueberfällen bereit? Dort waren schon seit October beträchtliche Streitkräfte gesammelt worden, die, auf die Festungen Lille und Amiens gestützt, zuerst unter Bourbaki und dann nach dessen Abzug an die Loire unter dem geschickten und thätigen General Faidherbe den preußischen Heerabtheilungen scharf zusetzten. Waren doch noch die festen Orte La Fère, St. Quentin, Péronne u. a. in ihren Händen, wodurch die Vereinigung der deutschen Truppen zu größeren Massen verhindert ward und leicht ein rascher Zug auf Paris ausgeführt werden konnte. Nur durch die angestrengteste Thätigkeit, Wachsamkeit und Tapferkeit gelang es im November den Generalen von Manteuffel und Goeben, mit Abtheilungen des 1. und 8. Armeecorps das Gebiet der Somme allmählich in ihre Gewalt zu bringen, nachdem sie den Feind in mehreren kleineren Gefechten überwunden
25. Nov. und in der größeren Schlacht bei der gewerbreichen Stadt Amiens, wo ein Bataillon von Marinesoldaten durch preußische Cavallerie niedergeritten ward, in die Flucht ge-
27. Nov. schlagen hatten. Nun erst wurde La Fère zur Uebergabe gezwungen und Amiens von
28. Nov. Goeben besetzt. Zwei Detachements, welche der Graf zur Lippe zum Recognosciren ausschickte, wurden in Etrepagny und les Thilliers en Vexin mit Beihülfe der Einwohner
29. Nov. unerwartet überfallen und das eine davon fast gänzlich aufgerieben. Von Amiens aus zogen die Deutschen unter Manteuffel in die Normandie, das Hauptland des alten Frank-
4. Dec. reichs. Nachdem sie bei Forges und Buchy die feindlichen Truppen zurückgeworfen,
6. Dec. mußte **Rouen**, die altberühmte Hauptstadt an der Seine, dem deutschen Heere die Thore
9. Dec. öffnen und drei Tage später fiel die wichtige Seestadt **Dieppe** mit ihrem trefflichen Hafen in ihre Hände. Damit war die Zufuhr aus England und Irland und die Schifffahrt auf der unteren Seine gehemmt. Aufs Neue wurde die Beute an Waffen und Munition und die Zahl der Gefangenen jenseits des Rheines vermehrt; und durch Requisitionen in den reichen Städten den Bedürfnissen der Truppen an Kleidung und Nahrung abgeholfen. In ununterbrochener Flucht zog das französische Heer in der strengsten Winterkälte gen Havre de Grace, wo die Soldaten im elendesten Aufzuge,

dürftig gekleidet und beschuht und halb verhungert anlangten und das Truppencorps des Generals Briand verstärkten. Auch das Landvolk zog massenweise in die große Handelsstadt, das Vieh und die nothwendigste Habe mit sich führend. Oft reichten einige Ulanen hin, um ganze Ortschaften in Angst zu setzen. Diese raschen Reiter waren den Augen der Franzosen so entsetzlich, wie ihren Vätern einst die Kosaken. In Havre herrschte die größte Aufregung; ein zur Schau getragener Kriegsmuth sollte die innere Furcht und Angst verbergen. Um die Bürgerschaft zu beruhigen und zum Ausharren in der Vertheidigung anzuspornen, wurde die Nachricht eines gelungenen Ausfalls der Pariser Besatzung ausgestreut und zugleich von Brest und Cherbourg neue Marinemannschaft abgesandt. Allerdings hatte Trochu um diese Zeit einen neuen Ausfall unter Ducrot 21. Dec. und Admiral La Roncière angeordnet, und zwar wiederum nach dem Dorfe Le Bourget, das schon früher einmal der Schauplatz blutiger Ereignisse gewesen war; aber er scheiterte an der Wachsamkeit der Garden. Die deutschen Kartätschen wirkten so gewaltig, daß sich das französische Fußvolk nach kurzem Kampf erschrocken und verwirrt zurückzog. Nun stand man in Paris vorerst von neuen Ausfällen ab, so daß die Deutschen ungestört ihre Weihnachtsbäume in ihren kalten Winterquartieren und Herbergen anzünden und der Lieben in der fernen Heimath gedenken konnten. Dagegen ging in der Normandie das Jahr blutig zu Ende. Die terroristischen Maßregeln Gambetta's entzündeten in den Truppen Faidherbe's neue Kampflust; während Manteuffel seine Aufmerksamkeit gegen die Westarmee gerichtet hielt, war es dem Feinde gelungen, sich noch 12.— einmal vorübergehend der festen Orte Ham, St. Quentin, La Fère zu bemächtigen. Dec. Aber es waren Lorbeeren, die bald verwelkten. Weder die geringfügigen Erfolge in einzelnen Landschaften und unbedeutenden Orten, noch der Lärm des Londoner Straßenvolks, als General Goeben, um den französischen Kanonenbooten die Fahrt aufwärts der Seine zu versperren, sechs englische Kohlenschiffe wegnahm und versenkte, waren auf den Gang und das Schicksal des Krieges von irgend einem Einfluß. In England beruhigte man sich rasch, als Bismarck Schadenersatz versprach, wozu er nach dem Kriegsrecht nicht einmal verpflichtet war. Um die Nordarmee von jeder Annäherung an Paris fern zu halten, wandten sich Manteuffel und Goeben von Neuem gen Amiens und drängten, unterstützt von General Bentheim, in einer Reihe von Gefechten vor dieser Stadt selbst, an dem Flüßchen L'Halu, bei Albert und endlich bei Bapaume die Feinde wieder nach Arras und Douai zurück. Diese Gefechte waren von sehr ernster Art. An der Hallue leisteten die Franzosen zwei Tage lang den heftigsten Widerstand, 23.24.Dec. so daß bei ihrem Abzug auf deutscher Seite 900 Todte und Verwundete, darunter 34 Offiziere, gezählt wurden. Auch bei Bapaume wurde zwei Tage lang mit großen 2. 3. Jan. 1871. Verlusten auf beiden Seiten gestritten; noch war die Schlacht zu keinem entscheidenden Ausgang gekommen, als die kämpfenden Heere in guter Ordnung abzogen, die Franzosen nordwärts, die Deutschen nach Süden. Zugleich mußte Rouen, wo die Kriegslust sich sehr aufgeregt zeigte, im Gehorsam gehalten werden. General Bentheim eroberte das Schloß Robert le Diable und führte glückliche Streifzüge bis Pont Audamer aus. An der Menge von Gefangenen, die bei diesen und andern Gelegenheiten eingebracht wurden, konnte man erkennen, daß die französischen Mobilgarden des Kampfes müde waren und nur durch den Terrorismus ins Feld getrieben wurden. Die Aussichten auf Erfolg minderten sich mit jedem Tage. Die Eroberung der kleinen Festung Rocroy durch General Senden 5. Jan. mittelst eines Handstreiches und der alten Stadt Péronne, wo einst Ludwig XI. 10. Jan. von dem kühnen Karl von Burgund in Haft gehalten worden (§. 499), mehrte die Gefangenen und die Kriegsbeute, die in deutsche Hände geriethen. Der Abgang Manteuffels zu der Ostarmee gab dem unternehmenden General Faidherbe neuen Muth. Von der See aus durch frische Zuzüge von Marinesoldaten und Mobilen verstärkt, rückte er wieder südwärts. Da er aber die Stellung des Feindes zwischen Péronne und Amiens zu stark fand, wich er nach St. Quentin aus. Allein General Goeben, der nun den Oberbefehl im Norden allein führte, folgte ihm auf dem Fuße und brachte ihm vor dieser in der Kriegsgeschichte vielgenannten Festung in einer siebenstündigen Schlacht solche Ver- 19. Jan. luste bei, daß die französischen Soldaten in zersprengten Haufen und im erbärmlichsten Zustande sich nach Cambrai zurückzogen, verfolgt von der deutschen Reiterei. St. Quentin

wurde erstürmt, und Tausende von Gefangenen wanderten nach deutschen Festungen und Barackenlagern. Noch schlimmer war das Loos der Flüchtigen, die auf schlammigen Wegen im eiskalten Regenwetter ohne Schuhwerk, in elender Kleidung und von Hunger gepeinigt mühsam sich hinschleppten, kaum fähig die Waffen zu tragen. Freilich waren auch die Leiden und Strapazen der deutschen Krieger übermäßig und gar mancher ließ Leben oder Gesundheit in diesen drangsalvollen Tagen. Aber alle waren von dem erhebenden Gefühl beseelt, daß durch ihre Anstrengungen der endliche Sieg errungen, die Größe des Vaterlandes begründet, der Schatz der Ehre und des Ruhmes gemehrt werde. Den entmuthigten französischen Soldaten wieder frisches Leben einzuhauchen, eilte Gambetta nach Lille, um die rhetorische Kunst, die er kurz zuvor bei Chanzy in Laval angewendet, auch bei der Nordarmee zu versuchen. Faidherbe mußte in einem Tagesbefehl die Haltung der Truppen rühmen, die so eben in Lumpen, in Holzschuhen und halbverhungert nach Cambrai und Lille geflohen waren, und der Dictator selbst pries in einer Rede die Großthaten der Republik und verkündete den bevorstehenden Ruin Deutschlands! Aber von der Nordarmee konnte der Entsatz von Paris, wo um dieselbe Zeit der letzte große Ausfall siegreich zurückgeschlagen ward, und die Befreiung Frankreichs nicht mehr erwartet werden. Wenn auch einige republikanische Volkshaufen den großsprecherischen Reden Beifall zujauchzten, die Mobilgarden hatten die Lust zum unnützen Kampfe verloren. Dennoch jagte Gambetta auf dem eingeschlagenen Weg weiter. Er kehrte über Calais nach Bordeaux zurück, um noch einen neuen Kriegsplan ins Werk zu setzen, um noch einen Versuch zu machen, das mit den letzten Kräften ringende Paris zu retten. Um dieselbe Zeit, als durch die Eroberung der Festung
25. Jan. Longwy nach sechstägiger Beschießung unter dem Landwehroberst Krenski die nördlichen Landschaften bis auf wenige Orte in die Hände der Deutschen gefallen waren und das Schicksal der Hauptstadt der Entscheidung entgegenging, wendeten sich die Blicke Europa's nach dem Kriegsschauplatz im Osten, nach dem Jura und Saonegebiet, wo ein neuer Waffengang in Scene gesetzt ward.

7. Das neue deutsche Reich und der Friede.

§. 1248. **Die Regierungen und die Kammern.** Während Aller Augen auf die kriegerischen Vorgänge an der Seine, an der Loire, an der Somme und in dem Ostlande Frankreichs gerichtet waren, wurde im Stillen der Verfassungsbau des deutschen Reiches zur Vollendung geführt, wurde die nationale Einheit Deutschlands geschaffen, welche der neidische Nachbar hatte verhindern und stören wollen. Jetzt, wo der Soldat aus Süddeutschland mit dem norddeutschen Blut und Leben einsetzte, um die höchsten Güter des Volkes zu erstreiten und zu behaupten, wo jeder Unterschied des Stammes und der Confession in dem kräftigsten Theile der Nation verschwunden und des Vaterlandes Ehre und Unabhängigkeit das gemeinsame Feldzeichen geworden war; jetzt schien auch daheim auf deutscher Erde der Zeitpunkt gekommen, die Kluft zwischen Nord und Süd auszugleichen, die unnatürliche Mainlinie, die der Krieg bereits factisch durchbrochen, auch für das Rechts- und Staatsleben zu beseitigen; jetzt konnte der Versuch, der im vorigen Jahr bei einem einzelnen Gliede gescheitert war, mit größerem Erfolge gewagt und für ganz Deutschland in legitimer Weise ins Werk gesetzt werden. Die Regierungen selbst, in erster Linie Baden, boten nunmehr die Hand zur vertragsmäßigen Einigung. Als bei dem Bundeskanzleramt der Gedanke angeregt ward, die norddeutsche Bundesverfassung auch über die vier süddeutschen Staaten auszudehnen, wurden im letzten Monat des ereignißvollen Jahres bevollmächtigte Minister der Königreiche Bayern und Würtemberg, der Großherzogthümer Baden und Hessen nach Versailles beschieden, um dort mit dem Kanzler des norddeutschen Bundes die Verträge zu vereinbaren und die Modificationen festzusetzen, unter denen die norddeutsche Bundesverfassung auch für die süddeutschen Staaten zur Geltung kommen sollte. Baden und Hessen erhoben keine Bedenken; auch mit Würtemberg wurde eine Uebereinkunft erzielt, wenn gleich im Post- und Telegraphenwesen eine Ausnahmsstellung gestattet und einigen „berechtigten Eigenthümlichkeiten", auf welche man in Stuttgart Werth zu legen

schien, Rechnung getragen werden mußte. Schwieriger waren die Verhandlungen mit Bayern, wo noch dasselbe Ministerium Bray, das nur zögernd und mit innerem Widerstreben in die Bahnen einer nationalen Politik einlenkte, die Staatsgeschäfte leitete. Doch auch hier brach sich endlich das Eis, freilich erst, als das Bundeskanzleramt in Bezug auf Heerwesen und Verwaltung sich zu nicht unerheblichen Zugeständnissen herbeiließ. Die zwischen den Regierungsbevollmächtigten vereinbarten Verträge bedurften zur gesetzlichen Gültigkeit der Zustimmung der süddeutschen Landtage und des norddeutschen Reichstages. In Karlsruhe, Stuttgart und Darmstadt wie in Berlin wurde die Genehmigung ohne Widerstand ertheilt. Wie viele Bedenken auch die Einen gegen die Bundesverfassung, die Andern gegen die Zugeständnisse haben mochten; im Hinblick auf das große Ziel überwand man die persönlichen Gefühle und Ansichten. Die norddeutsche Bundesverfassung, die seit drei Jahren von der Nord- und Ostsee bis zum Main zur Anwendung gekommen und sich praktisch bewährt hatte, war eine gegebene Grundlage, auf welcher sich weiter bauen ließ, sie war ein realer Boden, auf dem man Fuß fassen konnte. Darum wurde trotz der Mängel, welche das Werk in Vieler Augen haben mochte, doch in den genannten Versammlungen die erforderliche Stimmenzahl von zwei Dritteln der Mitglieder erzielt und damit die gesetzliche Anerkennung ausgesprochen. Man hatte in Deutschland seit den Jahren 1848 und 1849 große Fortschritte in der politischen Erkenntniß gemacht; man hatte gelernt, den Einzelwillen und die eigene Ansicht den realen Verhältnissen unterzuordnen; statt eigensinnig auf Principien und Doctrinen zu beharren, rechnete man mit Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Nur in München setzte die ultramontane und die demokratische Partei dem Einigungswerk eine hartnäckige Opposition entgegen: die Einen, die alles Heil von Rom erwarteten, widerstrebten einem Staatsorganismus, in welchem nicht der Papst, sondern ein evangelisch-protestantischer Monarch das Oberhaupt sein sollte; die Andern, welche die öffentliche Wohlfahrt in einer möglichst freien Bewegung des Einzelnen, in einer möglichst weit gehenden individuellen Ungebundenheit und Willensfreiheit erblickten, verabscheuten das scharfe militärische Regiment und den strammen Beamtenorganismus Preußens, die der süddeutschen Gemüthlichkeit und leichteren Natur eine drückende Zwingherrschaft auferlegen würden. Zu ihnen hielten auch die Particularisten, welche von einer besonderen Mission des bayerischen Reichs träumten, im patriotischen Hochgefühl an eine bayerische Hegemonie in Süddeutschland, an eine vermittelnde Stellung im Widerstreit der Confessionen glaubten. Wochenlang wurde die deutsche Nation in Spannung gehalten: in vielen Kreisen regte sich die Befürchtung, in den Fluthen der Isar möchte die deutsche Einheit Schiffbruch leiden; las man doch in den Zeitungen, daß achtundfunfzig Kammermitglieder sich das Wort gegeben, wie Ein Mann gegen die Annahme der Versailler Verträge und den Eintritt in den deutschen Bundesstaat zu stimmen, eine Art Verschwörung, welche die erforderliche Zweidrittel-Majorität im Landtage unmöglich machen sollte. Selbst als König Ludwig in jugendlicher Begeisterung für die Wiedererstehung eines deutschen Reiches an den preußischen König in Versailles den denkwürdigen Brief richtete, worin er demselben meldete, er habe sich mit den übrigen deutschen Fürsten verständigt, „daß die Ausübung der Präsidialrechte über alle deutschen Staaten mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde" und in der Kammer der Reichsräthe bereits die Mehrheit der Mitglieder ihre Zustimmung gegeben, bezweifelte man noch, ob die „Patrioten" der zweiten Kammer von ihrer Opposition abstehen würden. Gehörte doch die Majorität der Commission, die der Versammlung über die Versailler Verträge Vortrag halten sollte, sammt dem erkorenen Berichterstatter Jörg zu den entschiedenen Gegnern derselben. Die Haltung dieser Männer an der Isar bildete einen auffallenden Contrast zu der freudigen Begeisterung, die sich im ganzen übrigen Vaterlande über das große weltgeschichtliche Ereigniß kund gab.

§. 1249. **Kaiser und Reich.** Als der norddeutsche Reichstag in Berlin seine Zustimmung zu der neuen Ordnung gegeben und mittlerweile bekannt geworden war, daß der Antrag des Königs von Bayern bei allen Fürsten Anklang und Beifall gefunden, wurde beschlossen, an den preußischen Monarchen eine Beglückwünschungsadresse zu

richten und durch eine stattliche Deputation nach Versailles zu schicken. Dreißig Reichstagsmitglieder, an ihrer Spitze der gewandte Präsident Simson, überbrachten dem greisen Heldenkönig den Wunsch der Nation, daß er die neue Würde annehmen und den altehrwürdigen Namen von „Kaiser und Reich“ in verjüngter Kraft und Herrlichkeit wieder erstehen lassen möge. Es war eine zweite Kaiserdeputation, die damals unter Simson dem erlauchten Haupte der Hohenzollern den Dank und das Vertrauen der Nation entgegenbrachte. Aber wie verschieden waren die Verhältnisse zwischen damals und jetzt. Im Jahre 1849 bot eine kleine Majorität des Frankfurter Parlaments dem preußischen König die Kaiserkrone an, die nur durch schwere Kämpfe gegen die widerstrebenden Fürsten und den unzufriedenen Theil des Volkes hätte behauptet werden können; jetzt wurde sie dem königlichen Bruder als Preis der Tapferkeit und der heldenmüthigsten Kriegführung aus freien Stücken von dem deutschen Volke und seinen Fürsten dargeboten. Es war ein altes Prophetenwort, das deutsche Kaiserthum könne nur auf dem Schlachtfelde wieder belebt werden; jetzt ging dasselbe in Erfüllung. Die neue Würde war freilich keine Gabe des Volks, in parlamentarischen Parteikämpfen geschaffen; aber das deutsche Volk nahm in seiner unermeßlichen Mehrheit mit freudigen Gefühlen und stolzen Hoffnungen die Errungenschaft hin, die ihm in einem großen weltgeschichtlichen Momente das Schicksal dargeboten; es war ein instinctiver Impuls der gesammten deutschen Nation, die zum erstenmale seit Jahrhunderten in ihren Häuptern und Gliedern geeinigt dastand. Man fragte nicht mit doctrinärem Eigensinn nach der Rechtsquelle, aus welcher die erhabene Fürstenwürde hervorgegangen; sie stammte in Wahrheit von Gottes Gnaden vermittelt durch die gesammte Nation in ihren Spitzen und Wortführern, erzeugt in den Tagen vaterländischen Hochgefühls. Dies erkannte auch der erhabene Siegesfürst,
18. Dec. als er der Deputation in feierlicher Audienz erklärte, daß er die Kaiserwürde, die ihm das deutsche Volk und seine Fürsten dargeboten, annehme. Vom 1. Januar des kommenden Jahres sollte sie in Wirksamkeit treten. Die feierliche Uebernahme aber erfolgte
18. Jan. 1871. erst am 18. Januar, als dem Tage, an welchem vor 170 Jahren sein Vorfahr Friedrich I. sich in Königsberg die preußische Königskrone aufs Haupt gesetzt und damit den Grund zu der wachsenden Größe des Hauses gelegt hatte. Es war ein unvergeßlicher Act, als in dem glänzenden Spiegelsaal des Versailler Schlosses, wo seit den Tagen Richelieu's so viele Pläne zur Erniedrigung Deutschlands gefaßt worden und so viele bildliche Darstellungen an die Zeiten der Schmach und der Zerrissenheit der deutschen Nation und die glorreichen Thaten Frankreichs erinnerten, König Wilhelm sich zum deutschen Kaiser ausrufen ließ. Im Schloßhofe hielt das 7. Königsgrenadier-Regiment, das beim Sturm auf Weißenburg zuerst den feindlichen Boden betreten, mit seinen von Kugeln durchlöcherten Fahnen die Ehrenwache. Andere preußische und deutsche Fahnen schmückten den herrlichen Marmorsaal, wo in Gegenwart vieler fürstlichen Persönlichkeiten, militärischer Würdenträger, Offiziere aller Grade und auserlesener Mannschaften die Feier vorgenommen wurde. Den Eingang bildete eine Predigt über den Text (Ps. 21.): „Du überschüttest ihn mit Segen und setzest eine goldene Krone auf sein Haupt. Groß ist sein Ruhm durch deine Hülfe, Würd' und Hoheit legest du auf ihn. Du machest ihn zum Segen für und für; denn der König vertrauet auf den Herrn. Sie gedachten dir Uebles zu thun und machten Anschläge, aber sie konnten sie nicht ausführen.“ Darauf schritt der vierundsiebzigjährige König frisch und rüstig wie ein Jüngling auf die Estrade zu, verkündete mit bewegter Stimme, daß er die ihm dargebotene Kaiserkrone annehme und ertheilte dann dem Kanzler Bismarck den Befehl, die Proclamation an das deutsche Volk zu verlesen. Dieses denkwürdige Actenstück lautet: Wir Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen verkünden hiermit: Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechszig Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorhergesehen sind, bekunden Wir hiermit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesammte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger in der Krone Preußens

fortan den Kaisertitel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zu führen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren werden. Uns aber und Unseren Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen Allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung! — Nach der Verlesung brachte der Großherzog von Baden mit lauter Stimme dem „Kaiser Wilhelm" ein Lebehoch aus, in welches die Versammlung unter den Klängen der Volkshymne begeistert einstimmte. So vollzog sich der welthistorische Act, der das deutsche Reich wieder ins Leben rief und die Kaiserkrone mit frischem Glanze auf ein neues Herrscherhaus übertrug. Die alte Sage vom Barbarossa im Kyffhäuser war in Erfüllung gegangen, des Reiches Herrlichkeit war nach langer langer Trübung von den Hohenstaufen auf die Hohenzollern übertragen worden; der Traum, dem die deutsche Jugend einst nachgejagt, das Ideal, dem auch die Männer in der Paulskirche treu geblieben, jetzt war es zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden. Diesen gewaltigen Eindrücken gegenüber, die noch erhöht wurden durch die gleichzeitigen Erfolge der deutschen Waffen vor Paris, vor St. Quentin, vor Belfort, vermochte auch in Bayern die schwarze Partei dem Gange des Schicksals nicht länger Einhalt zu gebieten. Vier Tage nachher wurde gegen den Antrag der Commission der Versailler Vertrag von der Abgeordnetenkammer in München mit
der erforderlichen Stimmenzahl angenommen und damit das Einigungswerk Deutschlands, 22. Jan 1871.
die Wiederbelebung von Kaiser und Reich besiegelt. Damals wurde in Schwaben das Wort des Propheten Haggai auf die Gegenwart angewendet (2, 10): Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, als die des ersten gewesen ist, spricht der Herr Zebaoth, und ich will Frieden schaffen an diesem Orte, spricht der Herr Zebaoth.

§. 1250. **Das Bombardement von Paris und der letzte Ausfall.** Während der politischen und diplomatischen Arbeiten hatten die Kriegsoperationen vor Paris und in den Provinzen ihren ununterbrochenen Fortgang. Moltke hatte, trotz der Schwierigkeit des Transports bei dem Mangel an größeren Fuhrwerken und den gestörten Eisenbahnverbindungen, nach und nach unermeßliche Kriegsvorräthe herbeigeschafft und gezogene Geschütze von einer Tragkraft, wie man bis dahin noch nichts Aehnliches gesehen. Und nun sollte auch endlich mit dem lange verschobenen Bombardement von Paris begonnen werden. Nachdem man während der Weihnachtstage in aller Stille um den Mont Avron, von wo aus die Sachsen und Würtemberger so oft belästigt worden waren, zwölf Batterien mit 76 furchtbaren Geschützen errichtet,
begann in den letzten Tagen des Jahres die Beschießung der befestigten Anhöhe mit 27. Dec.
solchem Erfolg, daß schon in der zweiten Nacht die Franzosen nach großen Verlusten die wichtige Position, „den Schlüssel von Paris", räumten, die sofort von den Sachsen
besetzt ward. Schrecken und Verwirrung verbreiteten sich in der aufgeregten Stadt, als 29. Dec.
von dort aus die östlichen Forts Rosny, Nogent, Noisy mit unaufhörlichem Geschützfeuer bedrängt wurden. Umsonst suchte Trochu durch Proclamationen den sinkenden Muth der Nationalgarden zu beleben; umsonst versicherte er, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung sich niemals der Demüthigung einer Capitulation unterziehen werde; sein eigenes Ansehen war bereits geschwunden; die Journale fingen schon an, ihn der Unfähigkeit, des bösen Willens, des Verraths zu beschuldigen und alles Unglück auf die Männer zu werfen, die das Regiment eigenmächtig an sich gerissen hätten und doch nicht im Stande seien, die Vertheidigung der Hauptstadt und des Landes durchzuführen. Der Oberbefehlshaber mußte es sich gefallen lassen, daß ihm eine Commission von vier

Ministern und vier Generalen zur Seite gesetzt wurde. Nach Neujahr wurde auch ein
5. Jan. 1871. furchtbares Feuer gegen die Südforts Issy, Vanves, Montrouge eröffnet und ein Hagel von zermalmenden Geschossen auf die feindlichen Bollwerke gerichtet. Bald flogen Bomben in die Vorstädte und in die entlegeneren Stadttheile, ob wohl die Batterien fast eine Meile entfernt standen. Die Angst in der Stadt wuchs mit jedem Tage; aber der Terrorismus, den die radicalen Journale, die Clubs und die Commune ausübten, hielt jeden Gedanken an Nachgeben und Unterhandeln fern. Man hatte geglaubt, daß eine Beschießung aus solcher Entfernung nicht möglich sei; jetzt als bereits die preußischen Wurfgeschosse in die Stadt fielen, der Palast Luxembourg, die Kirche St. Sulpice, das Pantheon erreichten, in der Rue du Bac, im Faubourg St. Germain einige Personen tödteten und da und dort Feuersbrünste erzeugten, da erhob sich aufs Neue ein Schrei der Entrüstung und der Wuth gegen die Barbaren, welche die heilige Metropole der Civilisation zu zerstören trachteten. Der in Paris zurückgebliebene Theil des diplomatischen Corps beschwerte sich und verlangte Schonung des Eigenthums für die Fremden in der französischen Hauptstadt; es wurde aber erwiedert, daß sie längst gewarnt worden wären und Zeit zur Auswanderung gehabt hätten. Selbst die irische Universität Dublin erließ einen Protest gegen das rohe Verfahren, wurde jedoch in einer kräftigen Erwiederung von Professor Dove Namens der Göttinger Lehrerschaft auf den richtigen Standpunkt gewiesen. Jules Favre aber beklagte sich, daß man das Bombardement nicht zuvor angezeigt, und daß selbst Schulen und Krankenhäuser von Granaten und Bomben getroffen würden. Moltke gab die Versicherung, daß, wenn man erst näher gekommen sein würde und die Gegenstände genauer unterscheiden könnte, solche Gebäude verschont werden sollten. Trotz Nebel und Schneegestöber wurde die Beschießung regelmäßig fortgesetzt, unterstützt durch verstärkte Artillerieangriffe im Osten und Norden, damit die feindlichen Streitkräfte, wohl an 450,000 Mann aller Waffengattungen, sich zu vertheilen genöthigt wären; alle Batterien standen mit Versailles durch geschützte Telegraphendrähte in Verbindung, so daß Alles nach einheitlichem Plane vor sich gehen konnte; mit jedem Tage gewannen die furchtbaren Geschosse weitere Dimensionen. In Paris suchte man durch großsprecherische Worte die innere Furcht und Unruhe zu verbergen, die Lage der Deutschen als gefahrvoll und schwierig darzustellen. Hatte doch damals Gambetta einen neuen Kriegsplan ausgedacht, welcher nicht nur Paris entsetzen, sondern den feindlichen Truppen die Verbindung mit dem Rheine abschneiden sollte. Im Osten sollte der Todesstreich geführt werden, der bisher im Norden und Süden nicht gelungen war. „Ja die Schale der Wage senkt sich auf unsere Seite," verkündete das Siècle. „Man denke sich die erste Niederlage bei dieser Entfernung vom Rheine inmitten unserer Schneemassen! Der Rächer wird sich überall finden, überall, überall!" Man schalt Trochu, daß er bisher nur kleine Ausfälle unternommen, welche keinen Erfolg hätten haben können; jetzt sei der Augenblick gekommen, mit der gesammten bewaffneten Macht vorzugehen, durch einen Riesenausfall den Belagerungsgürtel zu durchbrechen und den Heeren, die Gambetta ins Feld gerufen, die Hand zum gemeinsamen Hauptschlag zu reichen. Dem lauten Ruf der Actionspartei wagte der Obercommandirende nicht zu widerstreben. Mit Zuziehung der Maires der zwanzig Bezirke von Paris wurde ein Kriegsrath gehalten. Die drohende Hungersnoth, die feindlichen Geschosse, die Gährung unter den Anhängern der rothen Republik drängten zu einem entscheidenden Schritt. So wurde denn auf den 19. Januar der große Ausfall beschlossen und durch eine hochtönende Proclamation die gesammte Wehrmannschaft der Hauptstadt unter die Waffen gerufen. Früh am Morgen zogen über
19 Jan. 100,000 Mann aller Waffengattungen, die Linientruppen voran, in der Richtung von Meudon, Sèvres, St. Cloud zum Entscheidungskampf aus. Den linken Flügel commandirte General Vinoy, den rechten Ducrot, während Trochu von der Sternwarte aus die ganze Schlacht leitete. Mit großem Muthe drang Vinoy mit seiner Angriffscolonne gegen das 5. Armeecorps des Generals Kirchbach vor und es gelang ihm, sich der von der 9. Division unter General Sandrart heldenmüthig vertheidigten Schanze Montretout durch die überlegene Truppenzahl zu bemächtigen und sie eine Zeitlang zu behaupten. Da aber Ducrot, durch die Barrikaden in der Stadt aufgehalten, nicht rechtzeitig zur Unterstützung herbeikam, so wurde der Angriff nach siebenstündigem furchtbaren Kampfe

von den Belagerungstruppen zurückgeschlagen. Mit einem Verlust von 7000 Todten und Verwundeten traten die Franzosen am Abend den fluchtähnlichen Rückzug nach der Stadt an. Am folgenden Tag begehrte Trochu einen Waffenstillstand, um die auf dem weiten Schlachtfelde umherliegenden gefallenen Nationalgardisten zu beerdigen. Aber auch die Sieger hatten manchen tapfern Mann zu bestatten; 39 Offiziere und 616 Soldaten wurden in den Verlustlisten verzeichnet.

§. 1251. Die „Convention“ von Paris. In Paris hatte man sein ganzes Vertrauen auf den großen Ausfall gesetzt. Als man nun die Niederlage in ihrem vollen Umfang erkannte, als sich die Zahl der Gefallenen noch viel größer herausstellte, als die ersten Angaben gelautet, da überkam eine dumpfe Verzweiflung die ausgehungerte Stadt, die sich zunächst in Wuthausbrüchen gegen Trochu, den „Verräther“, Luft machte. Die Capitulation stand in naher Aussicht; da aber der Obercommandant geschworen hatte, daß er niemals sich einer solchen Schmach unterziehen werde, so legte er den Befehlshaberstab in die Hände Vinoy's. Von Außen durch das Bombardement bedroht, im Innern von dem blassen Gespenst des Hungers erschreckt, durch die gährende Zwietracht unter der Bevölkerung gelähmt und verwirrt, ohne Aussicht auf einen wirksamen Entsatz aus den Provinzen, von der immer offener hervortretenden Socialdemokratie in Besitz und Eigenthum gefährdet, was blieb der stolzen Hauptstadt übrig, als von einem Kampfe abzustehen, dessen Fortsetzung das namenlose Elend nur vermehrte ohne die geringste Hoffnung einer Rettung? Wohl hatte man oft den Ruf gehört „lieber sterben, als sich ergeben“; aber in gar Vieler Herzen war dieser stolze Vorsatz verschwunden. So reifte denn allmählich der Entschluß, mit dem starken Feinde vor den Mauern in Unterhandlung zu treten. Auch diesmal fügte es wieder die Ironie des Schicksals, daß derselbe Mann, der vor vier Monaten die Parole in die Welt geschleudert: „Kein Fußbreit von unserem Land, kein Stein von unseren Festungen“, daß Jules Favre den ersten Schritt thun mußte, um sein Vaterland vom gänzlichen Ruin zu retten. Es war wohl die schwerste Stunde in dem Leben des wackeren Mannes, der Frankreich und die Freiheit mit aufrichtigem Herzen liebte, als er zu der Unterredung mit Graf Bismarck, um die er nachgesucht hatte und die ihm bewilligt worden war, durch die deutschen Vorposten nach Versailles geführt wurde. Er brachte den Vorschlag zu einer „Convention“, kraft deren es der Besatzung von Paris gestattet sein sollte, mit allen kriegerischen Ehren nach einer noch nicht besetzten Gegend Frankreichs abzuziehen gegen das Versprechen, einige Monate lang den Kampf nicht wieder aufzunehmen. Auf solche Bedingungen ließ man sich im preußischen Hauptquartier nicht ein; man forderte eine Uebergabe wie bei Sedan und Metz. Niedergeschlagen kehrte der Minister nach Paris zurück. In einer zweiten Unterredung am folgenden Tage kam man überein, daß vom 27. Nachts zwölf Uhr an das Feuer auf beiden Seiten eingestellt werden sollte. Dies war die Einleitung zum Abschluß eines dreiwöchigen Waffenstillstandes behufs der Einberufung einer Nationalversammlung, mit welcher der Frieden vereinbart werden könnte. 23. 24. Jan.

Die Hauptbedingungen der Convention waren folgende: „Der Waffenstillstand tritt bei Paris sofort ein, im übrigen Frankreich beginnt er in drei Tagen und läuft am 19. Februar Mittags ab. Die Demarcationslinie schneidet die Bezirke Calvados und Orne und läßt im deutschen Besitze die Bezirke Sarthe, Indre und Loire, Loire und Cher, Loiret, Yonne und davon nordöstlich außer Pas de Calais und Nord. Die Entscheidung über den Beginn des Waffenstillstandes in den Departements Cote d'or, Doubs, Jura und bei Belfort ist vorbehalten. Bis dahin nehmen die dortigen Kämpfe, einschließlich der Belagerung von Belfort, ihren Fortgang. Die freien Wahlen für die Versammlung, um über den Krieg oder die Friedensbedingungen sich zu erklären, werden stattfinden. Als Versammlungsort der einzuberufenden gesetzgebenden Versammlung ist Bordeaux bestimmt. Sämmtliche Forts von Paris werden sofort übergeben. Der Stadtwall wird von Vertheidigungsmitteln entblößt. Die Linie, Seetruppen und Mobilgarden sind gefangen, außer 12,000 Mann für den inneren Sicherheitsdienst. Die Kriegsgefangenen bleiben während des Waffenstillstandes innerhalb der Thore der Stadt. Ihre Waffen werden ausgeliefert. Nationalgarde und Gendarmerie behalten die Waffen für den Sicherheitsdienst, alle Freischaaren sind aufzulösen. Von deutscher Seite wird

die Verproviantirung von Paris möglichst erleichtert. Zum Verlassen der Hauptstadt ist die französische und deutsche Erlaubniß nöthig. Die Gemeinde Paris zahlt eine städtische Contribution von 200 Millionen Francs innerhalb 14 Tagen. Die öffentlichen Werthe dürfen während der Dauer des Waffenstillstandes nicht entfernt werden. Alle deutschen Kriegsgefangenen sollen sofort gegen die entsprechende Anzahl französischer Gefangenen ausgetauscht werden, desgleichen Schiffscapitäne und andere beiderseitige Gefangene vom Civil."

Die Ausführung der Convention ging in Ruhe und Ordnung von Statten: die Forts wurden geräumt und von den Deutschen besetzt, die nöthigen Vorbereitungen zur Vornahme der Wahlen getroffen; die Wuthausbrüche der Pariser Demokratie verhallten wirkungslos. Nur Gambetta versuchte die freie Wahl zur Nationalversammlung zu beschränken, indem er eine ganze Klasse von Bürgern, die dem Kaiserthum gedient hatten, von der Wahlberechtigung ausschloß, „um entgegenstehende politische Elemente von der Wirksamkeit fern zu halten". Als aber Graf Bismarck gegen diese Verletzung der Uebereinkunft Einsprache erhob, begaben sich zwei Mitglieder der Vertheidigung, Jules Simon und Etienne Arago, nach Bordeaux, um die pünktliche Ausführung der Convention ins Werk zu setzen. Nun trat der Dictator vom Schauplatz ab; seine Zeit war vorüber; aber das entvölkerte, in seinem Wohlstand geknickte Frankreich wird seiner noch lange gedenken. In Paris begrüßte man die ankommenden Proviantzüge mit Jubel; aber zur Erkenntniß der wahren Sachlage konnte sich die eitle, selbstgefällige Bevölkerung nicht aufschwingen. Die Schmähreden gegen Trochu, gegen Gambetta, gegen das gesammte Regiment wurden immer lauter; von ihnen sei Paris, das sich so bewunderungswürdig gehalten, das so heldenmüthig die Leiden und Entbehrungen der Belagerung ertragen, das so muthig und standhaft dem Bombardement getrotzt, mit gebundenen Händen dem Feinde überliefert worden. So verzettelten die Pariser durch eitle Selbstbespiegelung den Ruhm, den ihnen die heroische Ausdauer während einer viermonatlichen drangsalvollen Kriegslage bei allen Völkern eingetragen; und als es zu den Wahlen kam, zeigte es sich, wie weit sie noch von Selbsterkenntniß entfernt waren, wie sehr ihnen noch immer der Schein über die Wahrheit, die großsprecherische Phrase über verständiges Handeln ging. Nach ihren Reden war Paris nicht vom stärkeren Feind besiegt, es war durch die Schwäche und Unfähigkeit der Regierenden, durch den Verrath eigennütziger Seelen hingeopfert worden!

§. 1252. **Der Krieg zur See.** Was die Capitulation von Sedan für das französische Kaiserthum war, das war die Pariser Convention für das republikanische Frankreich. Der Sieg war errungen; der Krieg ging seinen letzten Zuckungen entgegen. Selbst die Unternehmungen zur See, von denen das norddeutsche Küstenland so große Gefahren und Schädigungen gefürchtet hatte, waren wirkungslos verlaufen. Auch bei der Marine war der günstige Moment auf französischer Seite versäumt worden. Wäre die Panzerflotte, die in Cherbourg ausgerüstet ward, zu Anfang des Krieges mit einer kampfestüchtigen Seemannschaft in der Nordsee erschienen, so hätte sie an Holland und Dänemark, wo die preußenfeindliche Partei so laut ihre Stimme erhob, wenn nicht Verbündete, so doch Vorschub gefunden; aber als der Viceadmiral, Graf Bouet Villaumez in die Nordsee einfuhr, um zunächst den Jahdebusen zu bedrohen, waren schon kräftige Anstalten zur Gegenwehr getroffen worden, hatte schon das Einrücken der deutschen Landarmeen in Frankreich das kriegerische Feuer in Kopenhagen gedämpft. Der französische Abgesandte, Herzog von Cadore, wurde in der dänischen Hauptstadt mit kühler Zurückhaltung empfangen. Und da bald darauf die zum Einschiffen bestimmten Marinetruppen für den Landdienst verwendet werden mußten, somit die Flotte nur dürftig mit Kriegsmannschaft versehen werden konnte, so waren die Erfolge der französischen Seemacht nicht viel glänzender als die der Landarmee. Durch die energischen Armirungsanstalten des Generals Vogel von Falckenstein waren die Flußmündungen und die Landungsorte der Nord- und Ostsee vor feindlichen Angriffen geschützt, so daß während des ganzen Sommers die französische Kriegsflotte aus Furcht vor den Strandbatterien und Torpedos der Küste nicht nahe zu kommen wagte und sich nur auf die Blokade der Hafenstädte Kiel, Lübeck, Stralsund und Stettin und auf das Abfangen

deutscher Handelsschiffe beschränkte. Das Letztere war um so unrühmlicher, als das europäische Völkerrecht den friedlichen Seehandel auch während der Kriegszeiten zu schirmen, Fahrzeug und Ladung gegen die Wegnahme durch Kreuzer sicher zu stellen gesucht und die preußische Regierung den französischen Kaufmannsschiffen eine Frist von sechs Wochen zur ungestörten Rückfahrt festgesetzt hatte. Eine Landung und Beschädigung der Küste wurde auch durch die natürliche Beschaffenheit, durch Untiefen und Sandbänke, durch den Mangel an seekundigen Lootsen und die Entfernung aller Sicherheitssignale verhindert, ja einige preußische Kanonenboote wagten sich sogar mehrmals mit großer Kühnheit in die Nähe der feindlichen Panzerflotte und beschossen sie. Selbst das von einer Nordpolfahrt zurückkehrende Schiff Germania gelangte glücklich in die Weser, wo 11. Sept
die Reisenden mit Jubel die erste Kunde von den deutschen Siegen vernahmen und die Resultate ihrer merkwürdigen Entdeckungsfahrt bekannt machten. Auch die zweite französische Flotte, die unter Fourichon in die Nordsee segelte, fand an dem „ungastlichen Ufer" keine angreifbaren Punkte. Unverrichteter Dinge kehrte der Befehlshaber nach Cherbourg zurück und wurde dann bei der Regierung in Tours verwendet. In der Ostsee, wohin Bouet im Herbst segelte, erntete die französische Flotte eben so wenig Ruhm. Zweimal beobachtete die pommersche Seestadt Colberg, die im Jahre 1807 sich so heldenmüthig gegen das französische Belagerungsheer vertheidigt, die feindliche Flotte in der Nähe; aber auch sie entging dem gefürchteten Bombardement und bald sah sich der erkrankte Ober-Commandant durch die baltischen Sturmfluthen zum Abzug genöthigt. Ja im November brachten die deutschen Zeitungen die Nachricht, daß in den Gewässern von Cuba das kleine preußische Kanonenboot „Meteor" das französische Schraubenschiff „Bouvet" mit großer Kühnheit angegriffen und dergestalt beschädigt habe, daß es nur mit Mühe den Hafen von Havanna erreichte. So ging auch zur See die Gefahr für Deutschland vorüber und die norddeutschen Städte, die bei Ausbruch des Krieges mit Sorge in die Zukunft geblickt hatten, athmeten wieder frei auf. Dennoch war der Schaden, den Deutschland durch die Störung des Seehandels und durch das Wegcapern preußischer und norddeutscher Kauffahrteischiffe durch die überlegene Flotte Frankreichs in allen Meeren erlitten, nicht unbedeutend. Allein wie geringfügig war dieser Schaden im Vergleich mit dem großen Schiffbruch, den der französische Staat in allen materiellen und idealen Gütern erlitten hat!

§. 1253. Nuits und Héricourt. Aber das Blutvergießen war noch nicht zu Ende; die Kriegsleiden der Franzosen sollten auch auf dem südöstlichen Schauplatz eine Höhe erreichen, die Alles übertraf, was sie an der Loire, an der Sarthe, an der Somme erfahren. In der Convention von Paris war deutscher Seits festgehalten worden, daß der Waffenstillstand sich nicht über Belfort ausdehnen und die Belagerung dieser Festung fortdauern solle. Man wußte, daß dieselbe ihrem Falle nahe sei, und wollte nicht die Früchte so großer Anstrengungen verlieren. Jules Favre willigte unter der Bedingung ein, daß dann auch die Armee Bourbaki's die Freiheit ihrer kriegerischen Bewegungen behalten sollte, eine Forderung, die man in Versailles gern gewährte. Denn bereits hatte Manteuffel Befehl erhalten, durch die Vogesenpässe in das Gebiet der Saone vorzudringen und das Werder'sche Armeecorps zu unterstützen. Wir wissen, mit welcher Ausdauer dieser treffliche Feldherr mit unzulänglichen Streitkräften im Spätherbst 1870 das alte Burgunderland gegen die französischen Mobilgarden und Franctireurs und gegen die Freischaaren Garibaldi's behauptete (§. 1242), sich nach rechts an die Abtheilungen des 7. Armeecorps anlehnend, womit General Zastrow die Linie Auxerre-Chatillon-Chaumont hütete. Längere Zeit hatte er sein Hauptquartier in Dijon, von wo aus er im November und December in vielen kleinen Gefechten den Feind vom Vordringen abhielt. Und als endlich Garibaldi, der von der alten Stadt Autun aus seine Operationen leitete, und der französische General Cremer mit überlegener Heeresmacht vorrückten, um das weinreiche Hügelland von den deutschen Truppen zu säubern und das belagerte Belfort zu entsetzen; da trafen sie auf eine Gegenwehr, wie sie dieselbe nie erwartet hatten. Schon waren sie bis Nuits südlich von Dijon an der Straße nach Beaune gelangt und hatten das Städtchen mit Barrikaden und die umliegenden Höhen mit 18 Geschützen befestigt. Und dennoch wagten zwei badische Brigaden unter General Glümer und Prinz

18. Dec. 1870. Wilhelm, den Feind in seinen günstigen Positionen anzugreifen, und nach einem erbitterten Kampfe unter dem heftigsten Granatenfeuer und Kugelregen gelang es ihnen, den Ort einzunehmen. Mit einem Verluste von 2000 Todten und Verwundeten traten die Franzosen am Abend einen fluchtähnlichen Rückzug an, das Kampffeld nebst 700 unverwundeten Gefangenen in den Händen der Sieger lassend. Bei Nuits haben sich die badischen Krieger ihren Ehrenplatz unter den deutschen Stämmen erstritten; aber die Lorbeeren, die der 18. December ihnen brachte, waren schwer errungen. 54 Offiziere und gegen 900 Mann lagen todt oder verwundet auf den Feldern und in den Weinbergen; jedes Haus wurde zum Lazareth. Auch den Prinzen Wilhelm trug man verwundet vom Schlachtfeld. Bald darauf merkten die Deutschen eine große Bewegung bei der französischen Südarmee: Gambetta hatte sich zu einem letzten kühnen Schachzug aufgeschwungen. **Bourbaki**, einer der tüchtigsten Generale des Kaiserreichs, sollte mit jenem Theil der Loirearmee, der sich nach der zweiten Eroberung von Orleans gen Bourges gezogen, über Nevers ostwärts vorrücken und dort die verschiedenen Kriegshaufen an sich ziehend mit überlegener Heeresmacht sich auf die Deutschen werfen, Belfort und die Gegenden am Oberrhein befreien, sodann, gestärkt durch die freiwilligen Mannschaften, die sich aller Orten erheben würden, den deutschen Strom überschreiten und in das badische Oberland und die blühenden Thäler des Schwarzwaldes die Brandfackel und die Kriegsfurie tragen. Zugleich sollten von Norden und Süden erneute Anstrengungen zum Entsatz von Paris gemacht und somit ein vernichtender Schlag gegen die gesammte deutsche Streitmacht geführt werden. Von Franctireurs und anderm leichten Volk war Alles aufgeboten, „was da kreucht und fleugt", um die Lücken zwischen den einzelnen Armeen auszufüllen, Telegraphen, Eisenbahnen und Brücken zu zerstören und andere Verlegenheiten zu bereiten. Selbst der Rückzug oder die Flucht nach dem Rhein sollte gehemmt und erschwert werden. In seiner erregten Phantasie glaubte Gambetta einen zweiten russischen Feldzug zu erleben, und die Journale übten sich schon auf den Triumphgesang ein und priesen zum Voraus den geheimen „genialen" Plan des Dictators. Wir wissen, welche furchtbaren Kämpfe und Märsche in den kalten Tagen des Januar um Lemans und Vendôme, um Amiens und St. Quentin ausgeführt wurden und welche Angriffe die Pariser Besatzungstruppen und Nationalgarden gegen die preußischen Einschließungslinien unternahmen;
22. Jan. 1871. um dieselbe Zeit wurde durch einen nächtlichen Ueberfall von Franctireurs unter Beihülfe der Einwohner die Moselbrücke bei Fontenoy, östlich von Toul, gesprengt und dadurch die Eisenbahnverbindung zehn Tage lang unterbrochen, und von der Festung Langres aus versuchte ein Streifcorps bei Chaumont einen Ueberfall. Mit den letzten Kräften eines Verzweifelnden stürzte sich das französische Volk noch einmal auf den Feind, um ihn, von allen Seiten zugleich angreifend, in seinen einzelnen Positionen zu zermalmen. Damals kam die Reihe an das Werder'sche Armeecorps, dessen Kern die badische und Schmeling'sche Division und das Detachement Goltz bildeten, den bei Nuits und am Oignon erfochtenen Ruhm in der schwierigsten Lage zu behaupten und auf immer an seine Fahne zu fesseln. Mit 28,000 Mann stand der entschlossene General in und um Dijon, als Bourbaki mit seinem gemischten Heer, das aus 150,000 Kriegern aller Waffengattungen zusammengesetzt war, über Besançon nach Montbéliard zog, um Belfort zu entsetzen und nach dem Elsaß vorzudringen. Da räumte Werder Dijon, wo nun Garibaldi seinen Einzug hielt, und durch einen anstrengenden dreitägigen Gewaltmarsch nach Gray, Vésoul und Lure gelang es ihm, dem Feind den Vorsprung abzugewinnen und nach
9. Jan. dem scharfen Gefecht von **Villersexel** am Oignon, wo um Park und Schloß 27 Offiziere und 619 Gemeine bluteten, westlich von Belfort auf den bewaldeten Höhen hinter dem Lisainebach eine günstige Aufstellung zu nehmen und bei Héricourt den Marsch
15.–17. Jan. Bourbaki's aufzuhalten. Hier wurden nun im schweren Todeskampf drei kalte Januartage hindurch die wichtigen Positionen von Frahier, Chagny, Luze über Héricourt bis Busserel und Montbéliard gegen die feindliche Uebermacht vertheidigt, und damit dem von Norden heranziehenden Hülfsheer Manteuffels die nöthige Zeit zum Nahen verschafft. Mit Recht hat man diese Kämpfe um **Héricourt** mit der Schlacht von Thermopylä verglichen. Der Name der kühnen Streiter und ihres Führers werden in der Geschichte fortleben wie Leonidas und seine hellenische Heldenschaar. Bei Héricourt

und vor Belfort wiederholte sich jene zähe Kraft und Ausdauer, welche bei Wörth die Welt in Erstaunen gesetzt hatte. „Das Werder'sche Corps," so schrieb ein patriotischer Mann, der kurz nachher aus dem Leben geschieden ist (J. Venedey) im vaterländischen Hochgefühl jener Tage „das Werder'sche Corps, das so eigentlich kein besonderes Corps, sondern nach und nach zu einem kleinen Heere von Heeres-Abtheilungen aus allen Gauen Deutschlands, Baden, Würtemberg, Westfalen, Holstein u. a. zusammengelesen ward, hat ein sehr einfaches, aber wunderbar großartiges Schauspiel von festem Muthe und unerschütterlicher Standhaftigkeit der Massen dieses kleinen Heeres, des gemeinen Mannes, des Volkes, das in ihm vertreten war, gegeben. Drei Tage haben die deutschen Krieger hier nicht nur wie die Helden gekämpft — das hätten auch andere Völker gekonnt, die Franzosen vor allen vielleicht auch — ja, nicht nur gekämpft, sondern auch gewacht, gehungert, gefroren, gedurstet, gelitten und überstanden, was je irgend einem Heere geboten worden ist. Wer darüber von den Mitkämpfenden sprechen, die Einzelnheiten erzählen hört, — dem wird es heiß und kalt im Herzen, der staunt und bewundert diese eisenfesten Männer. Es ist das Volk, es ist die deutsche Volkskraft, der deutsche Volksgeist, der so zu leiden, zu dulden, zu darben, zu hungern, zu frieren vermochte und dann wieder Tag um Tag unerschüttert und unerschütterlich dem tapferen, doppelt und dreifach starken Feinde festen Fußes Widerstand leistete. Es überlief uns ein Schauer, als ein Verwundeter dieser Heldenschaar schlicht und einfach erzählte: Wir sagten uns: „Hier kommt Niemand durch! Und es ist Niemand durchgekommen!" Es war das Volk, das kämpfte, es war das deutsche Volksbewußtsein zum Heldenmuthe erwacht, das sich den ganzen Feldzug hindurch bewährt hat, das vom ersten bis zum letzten Schuß sich sagte: „Hier kommt Niemand durch!" Zum Glück war der Ausgang minder tragisch als damals am heißen Thore von Thessalien, wenn gleich auch in dem gebirgigen Grenzland zwischen Elsaß und Burgund manches jugendliche Leben ausgelöscht, in manche Brust durch die übergroße Anstrengung der Todeskeim gesenkt ward. 87 Offiziere und 1847 von der Mannschaft lagen von deutscher Seite auf den Gefechtsfeldern, die Verluste des Feindes betrugen wohl das Fünffache. Am 18. Januar, als König Wilhelm im Prachtsaale zu Versailles dem deutschen Volke verkündete, daß er das Kaiserreich wieder aufgerichtet habe, da konnte ihm Werder als Morgengabe den herrlichen Sieg von Héricourt darbringen, wie General v. Goeben jenen von St. Quentin. Ganz Deutschland hatte mit der größten Spannung nach dem Kriegsschauplatz von Belfort, Héricourt und Mömpelgard geschaut, Alles athmete daher freudig auf, als die frohe Botschaft von dem Rückzug der Bourbaki'schen Armee nach Besançon eintraf. Die Ehrengaben, womit das deutsche Volk, besonders in Baden dem kühnen Feldherrn, dem „Schild Deutschlands", seinen Dank darbrachte, konnten als Beweis dienen, wie sehr man die Gefahr erkannt hatte und wie hoch man die rettende That anschlug. Auch Kaiser Wilhelm zollte dem General v. Werder seine Anerkennung, indem er ihm den höchsten Orden zusandte, weil er und sein Corps „sich um das Vaterland wohl verdient gemacht", und in einem Telegramm an die Königin-Kaiserin Augusta in Berlin vom 18. Januar seine Verdienste pries: „Bourbaki hat nach dreitägiger Schlacht sich vor dem Werder'schen heldenmüthigen Widerstande zurückgezogen. Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapferen Truppen!" Die größte Anerkennung aber konnte man aus einer Depesche Bourbaki's an Gambetta herauslesen: „Unser Angriff am 15. Januar, der am 16. und 17. erneuert wurde, brachte trotz aller aufgewandten Kraftanstrengungen nicht die gewünschte vollständige Wirkung hervor, flößte aber dem Feinde Achtung ein, so daß derselbe beständig die Defensive einhielt. Das Wetter ist so schlimm als möglich, der Vormarsch sehr schwierig, daher habe ich mich entschlossen, morgen in die Positionen zurückzukehren, die ich vor der Schlacht eingenommen hatte."

§. 1254. Untergang der Ostarmee. Bourbaki hatte die Absicht, von Besançon südwärts nach Lyon zu ziehen. Allein es war zu spät. Manteuffel war mit zwei Armeecorps, dem pommerschen unter Fransecky und dem westfälischen unter Zastrow auf dem Marsche, um über Auxerre und Avallon den Werder'schen

Truppen zu Hülfe zu kommen. Vor Dijon, wo Garibaldi mit 25.000 Mann Freischaaren stand, wurde General Kettler mit zwei Regimentern zurückgelassen, um den italienischen Bandenführer zu beobachten und in Schach zu halten, während die Haupttheile der Armee zwischen die Garibaldianer und Bourbaki's Heer sich hineinschoben und über Gray und Pesme nach Dôle, dem wichtigen Knotenpunkt von drei Eisenbahnen, vordrangen, die Vorräthe von Proviant und Kleidungsstücken, die für die hungernden und frierenden Soldaten Bourbaki's bestimmt waren, auf dem Wege abschneidend.
21.–23. Jan. Während Garibaldi, der auf den Höhen um Dijon, in Talant und Fontaine feste Stellungen bezogen hatte, sich mit dem kleinen Heerhaufen Kettlers herumschlug, in der Meinung, die ganze feindliche Armee vor sich zu haben, und in einem hochtönenden Tagesbefehl seine Soldaten, „die jungen Söhne der Freiheit", beglückwünschte, „daß sie eine ruhmreiche Seite in den Jahrbüchern der Republik beschrieben, die kriegerischsten Truppen der Welt besiegt hätten", wurde Bourbaki von Werder, Zastrow, Fransecky in mehrtägigen trefflich organisirten Märschen mit einzelnen Gefechten in einem Halbkreis umstellt, so
24.–27. Jan. daß er in eine Lage kam, wie Mac Mahon bei Sedan und ihm nur eine ähnliche Capitulation oder der Uebergang auf das neutrale Gebiet der Schweiz übrig blieb. Die Freischaaren Garibaldi's aber erlebten während des Kampfes mit den zwei Regimentern Kettlers einen Triumph, wie er während des ganzen Feldzugs den Franzosen nicht zu Theil geworden, — sie erbeuteten eine preußische Fahne. In einem Gefechte in der Nähe von Dijon wurde ein pommersches Bataillon von der feindlichen Uebermacht in eine solche Lage gebracht, daß, nachdem der Fahnenträger und alle Offiziere, die nach einander an seine Stelle traten, gefallen waren und die geringe Zahl der überlebenden Mannschaft im dichten Pulverdampf abzog, die Fahne unbemerkt zurückgelassen wurde. Aber wie ehrenvoll dieser Verlust für die Haltung des ganzen Bataillons war, geht aus einem Schreiben Ricciotti Garibaldi's an General Kettler hervor, worin es hieß, daß die Fahne unter einem Hügel von Leichen, mit Blut getränkt, zerschossen und zerbrochen aufgefunden worden sei.*) Was um Dijon vorging, waren nur blutige Nebengefechte, absichtlich herbeigeführt, um Garibaldi in Dijon zu fesseln und seine Vereinigung mit Bourbaki zu verhindern; sie dienten nur, die Entscheidung des Feldzugs am Jura zu beschleunigen. Und diese wurde denn auch kurz nachher an einem andern Orte so durchgreifend und einschneidend getroffen, daß für den alten Schaarenführer nichts übrig blieb, als Dijon zu räumen. Er legte den Oberbefehl über die Vogesenarmee nieder, „da er seine Mission als beendigt ansehe", verabschiedete sich von der Nationalversammlung in Bordeaux, wo sein Versuch, nach der Zurückgabe seines Mandats noch einmal zu sprechen, tumultuarische Auftritte herbeiführte, und kehrte dann nach seiner Insel Caprera zurück, nicht in der Ferse verwundet, wie bei Aspromonte, nicht im Herzen getroffen wie bei Mentana, aber in seiner Ehre und in seinem Namen geschädigt. Als die Preußen unter General Hann am 1. Februar Dijon nach einem kleinen Gefechte wieder besetzten, hatte sich das Schicksal der letzten französischen Armee auf eine unerwartete Weise entschieden. Wir wissen, daß in der Pariser Convention der östliche Schauplatz, die Departements Côte d'Or, Jura und Doubs, von dem Waffenstillstand ausgeschlossen war,

---

*) Die aufopfernde Tapferkeit der Brigade Kettler hat wesentlich zu den großen Erfolgen des Jura-Feldzugs beigetragen. Dies wurde auch von König Wilhelm durch eine Cabinetsordre d. d. Homburg, 9. Aug. 1871, ausdrücklich anerkannt: „Aus den mir vorgelegten Berichten habe ich mit Genugthuung ersehen, daß das zweite Bataillon des 8. Pommerschen Infanterieregiments Nr. 61 am 23. Januar d. J., an welchem Tage dasselbe vor Dijon seine Fahne verlor, mit heldenmüthiger Tapferkeit gefochten hat und daß der Verlust der Fahne eins jener beklagenswerthen Ereignisse gewesen ist, die als das Resultat widriger Umstände Niemand zum besonderen Vorwurf gereichen. Die Fahne ist weder durch einen siegreichen Feind erobert, noch durch eine entmuthigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapferen Vertheidiger ist auf dem Schlachtfelde noch ein ehrendes Zeugniß gewesen für die Truppe, welcher sie vorangeweht hatte, bis die einbrechende Nacht sie den blitzenden Blicken entzog. In Anerkennung der von dem 2. Bataillon 8. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 bewiesenen Tapferkeit verleihe ich demselben die beifolgende neue Fahne mit dem Bande der von mir für den Feldzug 1870/71 gestifteten Denkmünze, an dessen Einem Ende sich die wieder aufgefundene Quaste der Banderolle der alten Fahne befindet, und beauftrage Sie (Manteuffel), dieselbe dem Bataillon in meinem Namen feierlich übergeben zu lassen. gez. Wilhelm."

daß sowohl vor Belfort als bei der Bourbaki'schen Armee die kriegerischen Operationen ihren Fortgang haben sollten. Als Jules Favre diese Bedingungen annahm oder begehrte, war es ihm unbekannt, daß Garibaldi und Bourbaki getrennt und das Heer des letzteren in den schneebedeckten waldigen Thälern des Jura ohne Nahrungsmittel, ohne Winterkleidung und Schuhe, zum Theil mit erbärmlichen Waffen und ungenügender Munition versehen, sich in einer Lage befand, die einen erfolgreichen Kampf unmöglich machte. Wie sich später herausstellte, war die Pariser Convention der Ostarmee durch Gambetta ungenau mitgetheilt worden, so daß die französischen Anführer der Meinung waren, der Waffenstillstand erstrecke sich über das ganze Land. Deshalb warf man anfangs den deutschen Heerführern Vertragsbruch vor, bis sich der wahre Sachverhalt herausstellte; zugleich wurde aber behauptet, darüber hätten die Franzosen ihren Marsch, der den Abzug nach Lyon möglich gemacht, verzögert und die Gelegenheit der Rettung versäumt. Nach einigen kleineren Gefechten bei Salins u. a. O. wurden Bourbaki's Truppen westlich 27. Jan.
von Pontarlier bei den Dörfern Sombacourt und Chaffois von den Deutschen mit 29. Jan.
vereinter Macht angegriffen und auf die Schweizer Grenze gedrängt, wobei 10 Geschütze, 7 Mitrailleusen und 4000 Gefangene, darunter 2 Generale und 46 Offiziere, in die Hände der Sieger fielen. An den beiden folgenden Tagen wurden die Kämpfe bei 30. 31. Jan.
Frasne u. a. O. fortgesetzt mit unermeßlichen Verlusten von Seiten der immer wilder flüchtenden Franzosen, so daß die Zahl der Gefangenen auf 15,000 stieg, und die Schneefelder weithin mit Todten und Verwundeten, die man ohne Hülfe und Pflege liegen ließ, bedeckt waren. Bourbaki, von Gambetta mit Vorwürfen überhäuft und über das namenlose Elend in Verzweiflung gesetzt, legte Hand an sich selbst. Allein die Kugel ging fehl und verwundete ihn nur leicht am Kopfe. Er wurde nach Lyon gebracht, wo er bald wieder genas. An seine Stelle trat General Clinchant, und diesem blieb, nachdem das Regiment Colberg die Stadt Pontarlier besetzt und dann nach einem zähen Berg- und Waldgefecht die durch zwei Forts geschützte Thalstraße von La Cluse forcirt hatte, nur 1. Febr.
die traurige Wahl einer Capitulation wie bei Sedan oder eines Uebertritts auf den neutralen Boden der Schweiz. Er zog den letzteren Ausweg vor. Er schloß mit dem eidgenössischen General Herzog zu Verrières eine Convention, kraft deren die französischen Soldaten nach Ablieferung der Waffen und des Kriegsmaterials die Grenzen der Schweiz überschreiten durften. Und so erlebte denn Europa das merkwürdige Schauspiel, daß eine Armee von 85,000 Mann im elendesten Aufzuge, halb verhungert, zersetzt und im unreinlichsten Zustande sich nach der Schweiz rettete. Das stolze Frankreich mußte den Schutz und die Gastfreundschaft der helvetischen Kantone anflehen. In endlosen Zügen bewegten sich die waffenlosen kriegsgefangenen Truppen durch die Jurapässe in die Kantone Neuenburg und Waadt, um dann durch die ganze Republik vertheilt und internirt zu werden. Nur General Cremer vermochte mit einem Theil der Cavallerie den heimathlichen Boden zu erreichen. „Das ist also die vierte französische Armee, die zum Weiterkampf unfähig gemacht ist", telegraphirte König Wilhelm am 1. Februar von Versailles aus. Die Schweizer hatten nun Gelegenheit, die Sympathien, die sie während des ganzen Krieges für Frankreich an Tag gelegt, durch Werke der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe im reichlichsten Maße praktisch zu bethätigen.

Wie widerwärtig aber einem großen Theil der Bevölkerung ein solcher Ausgang war, bewies die kleinliche Rache gegen die Deutschen in Zürich, als diese ihrem vaterländischen Gefühl durch eine Sieges- und Friedensfeier in der Tonhalle Ausdruck geben wollten. Ohne durch Polizei oder Militär gehindert zu werden, drangen internirte Franzosen und Züricher Arbeiter in den festlich geschmückten Saal, bedrängten die Versammelten, unter denen viele Professoren der Universität und des Polytechnicums mit ihren Frauen sich befanden, mit Mißhandlungen und Drohungen und demolirten die Räumlichkeiten. In solchen rohen Wuthausbrüchen machte sich der Aerger Luft über den so unerwarteten und unerwünschten Ausgang des großen Krieges und die lästige Gastfreundschaft, zu der sich die Republik gezwungen sah. Der Präsident des Kantonraths entschuldigte die Auftritte mit der Befürchtung des Volkes vor der neuen Machtstellung Preußens und dem Mitleid mit der zu Boden getretenen französischen Nation, an welche die Schweiz mit stärkeren Banden der Freundschaft gebunden

sei. „Von der Furcht zum Haß ist nur ein kleiner Schritt." — Nach den Beschreibungen der Schweizer Zeitungen war die Armee, die in aufgelösten Haufen sich mehrere Tage lang über die Grenze der Schweiz bewegte, in einem Zustand von Noth, Elend und Verzweiflung, der die Leidensgeschichte des russischen Krieges und des Uebergangs über die Beresina vergegenwärtigte. „In den Straßen und Vorstädten," meldete die „Union liberale" aus Pontarlier, „wälzte sich ein Strom von Infanterie, von Soldaten aller Waffengattungen und aller Costüme, Uniformen konnte man sie kaum nennen. Während mehrerer Stunden dauerte dieser Einzug und Durchzug. Ein tiefer, mit Sand vermischter Schnee erschwerte den Marsch; viele Pferde, durch Hunger und Strapazen geschwächt, konnten sich kaum vorwärts bewegen, mit Gier nagten sie am Holzwerk der voranfahrenden Wagen. Da und dort sank ein Pferd zu Boden, um nicht wieder aufzustehen; man löste ihm das Geschirr vom Leibe, schob es zur Seite und ließ es liegen. Nach Aussage von Soldaten ist die Straße von Besançon nach Pontarlier davon wie übersäet. Eine große Anzahl Soldaten, ja selbst Offiziere, waren nur mit Holzschuhen versehen, und das waren noch nicht die Unglücklichsten. Ein arabischer Soldat hatte die Füße mit Lumpen umhüllt, viele Andere schleppten sich mit verwundeten bloßen Füßen mühselig vorwärts. Keine entfaltete Fahne, keine Musik, nicht einmal ein Tambour, von Zeit zu Zeit ein Trompetensignal, Zuaven ohne ihren Fez, Jäger von Vincennes, einige Turcos, dann viele Linieninfanterie, Freiwillige, Wagen mit Mauleseln bespannt, eiserne Bettstellen, Verwundete mit sich führend; Fourgons mit Pferdegeschirren, Kürassen, zerfetzten Kaputen ꝛc. beladen, kamen von verschiedenen Seiten her durcheinander nach Pontarlier gefahren und nahmen die Richtung nach dem Fort de Joux und Mouthe. In der Stadt selbst war das Bild des Straßenlebens ein buntes und gleichwohl tiefbetrübendes. Hier hatten Liniensoldaten ihre Gewehre zu Pyramiden zusammengestellt und kauerten dabei erfroren auf den Plätzen und Trottoirs herum; dort standen Mobile in schlechte Mäntel oder in bunte Wolldecken gehüllt, die sie über den Kopf gezogen hatten; dort Franctireurs in dünner dunkelblauer Blouse, einen Tyrolerhut mit Federn auf dem Kopf, Zuaven und Turcos vor Frost mit den Zähnen klappernd, Jäger, Marine-Infanterie, Kürassiere mit weißen, Dragoner mit rothen Mänteln, Lanziers, Jäger zu Pferd, alles Das steht ordnungslos herum und marschirt ebenso ordnungslos vorwärts durch den zehn Zoll hohen sandigen Schnee. Zu allem Dem das Fuhrwesen mit zahllosen Fourgons links und rechts der Straße, bespannt und jeden Augenblick zum Abmarsch bereit; die Artillerie und der Genietrain am Eingange der Stadt massirt und in Mitte all dieses Kriegszuges ein ununterbrochenes Durchmarschiren der Truppen. Unbeschreiblich aber ist der Ausdruck der Gesichter dieser Soldaten, die Entbehrung, in der sie die Zeit hindurch gelebt hatten. Statt Brod hatte man ihnen alten harten Zwieback gegeben, der die Kehle vertrocknete und unendlichen Durst erzeugte. Dazu wenig und schlechtes Fleisch; das war ihre tägliche Nahrung. Gab es auch dann und wann Kaffee, so hatten die armen Soldaten nicht einmal Zeit, ihn zu trinken, wenn er überhaupt trinkbar war, da sehr oft der Befehl zum Abmarsch oder zum Vorrücken sie überraschte." — „Werfen wir einen resumirenden Blick auf die militärische Situation am Anfang und am Ende des Monats Januar," heißt es im „Militärischen Wochenblatt". „Dort sehen wir zunächst die große Landeshauptstadt, zwar schon Mangel leidend, aber unerreicht von den feindlichen Geschossen, in sicherer Erwartung der baldigsten Befreiung durch die Provinz. Diese befindet sich im vollen Marsch; von allen Seiten dringen die in Hast formirten Haufen vor, um nicht nur den „heiligen Boden Frankreichs" von der Invasion der „Barbaren" zu befreien, sondern um diese selbst bis in das Herz ihres Landes zu verfolgen. Schon wieder ertönt, wie beim Beginn des Feldzuges, der verwegene und übermüthige Ruf: à Berlin! à Berlin! Und nun die Kehrseite des Bildes, die Lage am 1. Februar: Paris hat capitulirt, wenn auch eine großmüthige Politik oder eine politische Großmuth die vollen Consequenzen dieses Ereignisses zu ziehen bis jetzt noch Anstand genommen hat. Die französischen Massen sind überall geschlagen und unter großem Verlust zurückgeworfen. Das Heer, welchem die größte Aufgabe gestellt worden, existirt nicht mehr; es nimmt der Hauptsache nach die Gastfreundschaft der Nachbar-Republik in Anspruch, derselben schwere Lasten und Pflichten auferlegend." „In französischen Darstellungen", heißt es bei Wartensleben, „tritt die Behauptung auf, der Untergang der Ostarmee sei durch deren Irrthum über die Tragweite des Waffenstillstandes herbeigeführt worden: die Franzosen seien stehen geblieben und die Preußen hätten dadurch Zeit gewonnen, sie zu umstellen. Diese Ansicht bedarf kaum einer besonderen

Widerlegung. Vergleicht man auf der Karte die täglichen Stellungen und Bewegungen der Truppen, so ist es klar, daß die angemessene Zeit zum Handeln für die Franzosen hauptsächlich innerhalb der Periode bis zum 23. Januar lag. Von diesem Tage an war der französischen Ostarmee der gerade Rückzug auf Lyon und seit dem 28., also vor Eintritt des Waffenstillstandes und bevor ein Mißverständniß darüber obwaltete, überhaupt jeder Rückweg verlegt. Auf der einzigen tief verschneiten Gebirgsstraße von Pontarlier über S. Laurent, die Grenze unmittelbar in der linken, den Gegner unmittelbar in der rechten Flanke konnten 100,000 Mann mit Geschützen und Trains keinen Abzug bewerkstelligen. Als die Versailler Convention geschlossen wurde, war also das Schicksal der Ostarmee bereits besiegelt. — Eben so unrichtig ist die Behauptung, Garibaldi sei durch den Waffenstillstandsirrthum verhindert worden, Dôle zu nehmen. Auch für Garibaldi war am 28. Januar die günstige Zeit zum Handeln längst verstrichen. Hatte er sich bisher defensiv kaum der Brigade Kettler erwehrt, so wäre er bei einer Offensivbewegung jetzt auf das ganze Hann'sche Truppencorps gestoßen, abgesehen davon, daß außerdem badische Truppen zur Deckung von Dôle bereit standen."

§. 1255. **Belfort und der Präliminarfrieden von Versailles.** Mit der Besetzung der Forts um Paris und mit dem Untergang der großen Bourbaki'schen Armee war der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland thatsächlich zu Ende. Denn wo sollten neue Heere geschaffen werden, die mit einiger Aussicht auf Erfolg den Kampf hätten fortsetzen können! Gambetta's Massenaufgebot war kläglich gescheitert; die Franzosen, die sich seiner revolutionären Dictatur so lange gefügt, entzogen sich der Autorität des „Organisators der Niederlagen" und forderten laut die Beendigung eines Krieges, der so viel edles Blut gekostet, so Vieler Wohlstand und Lebensexistenz vernichtet hatte. Und der allgemeine Ruf nach Frieden sollte nicht unerhört verhallen. Wie verschiedenartig auch die Nationalversammlung zusammengesetzt war, die aus freien Wahlen hervorgegangen am 12. Februar in Bordeaux zusammentrat; daß weitaus die Mehrzahl der Mitglieder, mochten sie im Herzen Monarchisten oder Republikaner sein, vor Allem auf Begründung eines Friedenszustandes lossteuerte, trat bald klar zu Tage. Die Versammlung konnte als die wahre Vertreterin der gesammten Nation gelten; denn Bismarck hatte nicht nur die Wahlfreiheit gegen jede Beschränkung und Parteiumtriebe sicher gestellt, er hatte auch großmüthig gestattet, daß Elsaß und Lothringen ihre Repräsentanten nach der Stadt an der Garonne sandten. Als die Versammlung sich constituirt und den gemäßigten Republikaner Grévy zum Vorsitzenden gewählt hatte, legten Jules Favre und seine Collegen ihre Gewalt in die Hände der Vertreter nieder, die somit die volle souveräne Macht der Nation in sich vereinigten. Vier Tage nachher wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, indem die Nationalversammlung den hochbejahrten Staatsmann und Geschichtschreiber Thiers zum Chef der Executivgewalt der französischen Republik wählte, der sich dann mit einem Ministerium umgab, worin mehrere Glieder der Nationalvertheidigung, Favre, Picard, Simon, Leflô von Neuem die Leitung der Staatsgeschäfte übernahmen. Unter den übrigen Männern, die neben ihnen in das Cabinet traten, waren der Justizminister Dufaure, unter den früheren Regierungen als liberaler Staatsmann und Abgeordneter viel genannt, und Pouyer-Quertier, ein reicher Fabrikant und Finanzmann von schutzzöllnerischen Grundsätzen, die bedeutendsten. Da das Ende des Waffenstillstandes vor der Thüre war, so mußte bis zur Abwickelung des Friedensgeschäftes um eine Verlängerung nachgesucht werden. Diese war jedoch nur zu erzielen, wenn Belfort, die nun seit vier Monaten eben so tapfer vertheidigte als standhaft belagerte Festung, übergeben ward. Noch in der Nacht vom 26. auf den 27. Januar war es dem Commandanten Denfert gelungen, einen energischen Angriff der Deutschen gegen die beiden Perches erfolgreich zurückzuweisen und mehrere hundert Gefangene einzubringen; aber seitdem die zwei in den Felsen gebauten Forts erstürmt worden und nach der Niederlage der Bourbaki'schen Armee jede Aussicht auf Entsatz verschwunden war, durfte der Fall der Festung in Bälde erwartet werden. Es war daher eine nicht minder große Wohlthat für die Stadt und die Besatzung als für die Belagerer, die vor der Felsenburg durch Kälte und Nässe, durch mangelhafte Nahrung und Pflege, 8. Febr.

durch die Geschosse des Feindes von den Festungswerken und bei Ausfällen unsäglich gelitten hatten, daß der Commandant von Jules Favre, dem Minister des Auswärtigen, angewiesen ward, die Festung vertragsweise zu übergeben. In Anbetracht der tapferen Vertheidigung wurde der Garnison freier Abzug mit militärischen Ehren bewilligt. So verließ denn am 16. Februar das Besatzungsheer, etwa 12,000 Mann stark, mit Waffen und Gepäck und in guter Ordnung die Festung, worauf Treskow die so hartnäckig vertheidigte und von Krankheiten schwer heimgesuchte Stadt Belfort besetzte. Nun stand auch einer Verlängerung des Waffenstillstandes nichts mehr im Wege. Doch wurde nur eine kurze Frist bewilligt, damit, falls der Friede nicht zu Stande käme, der Krieg sofort wieder aufgenommen werden könnte; und im Hauptquartier in Versailles wurde eine solche Eventualität umsichtig ins Auge gefaßt. Denn so sehr auch der Friede ein unabweisbares Bedürfniß für das niedergeworfene Reich war; die leidenschaftliche Verbissenheit Gambetta's und der Kriegspartei, wozu nicht nur die Abgeordneten von Paris und die Anhänger der rothen Republik, sondern auch die Vertreter von Elsaß-Lothringen gehörten, führte zu heftigen Discussionen. Selbst General Chanzy war der Meinung, Frankreich besitze noch hinlängliche Streitkräfte zur Fortsetzung des Kampfes. Aber die neue Regierung unter dem Vorsitz von Thiers sprach sich für einen „ehrenvollen" Frieden aus, und die Mehrzahl der Versammlung gab ihre Zustimmung. Der
17. Febr. Protest des Abgeordneten Keller gegen die Abtretung von Elsaß, den die republikanische Opposition unterstützte, wurde unter Anerkennung der patriotischen Gesinnung der Bevölkerung abgelehnt und damit die Möglichkeit zu Friedensverhandlungen ge-
19. Febr. schaffen. Auf den Antrag Jules Favre's wählte die Nationalversammlung eine Commission von 15 Mitgliedern, welche den Chef der Executive und die ihm beigeordneten Minister Favre und Picard bei dem Friedensgeschäfte unterstützen sollten, und vertagte dann die Sitzungen bis zum Abschluß der Verhandlungen. Es waren schwere Tage für die französischen Männer, denen die Vereinbarung der Friedensbedingungen übertragen war, als sie mit dem Grafen von Bismarck in Versailles Unterhandlungen führten, wie dem Krieg ein Ende zu machen sei. Daß Gebietsabtretungen und Kriegskostenentschädigungen bewilligt werden müßten, hatte man im Princip schon zugegeben; nur über die Ausdehnung der ersteren und die Höhe der letzteren fanden lange und bewegte Discussionen statt; auch der verlangte Einzug der deutschen Truppen in Paris stieß auf heftigen Widerspruch. Allein Graf Bismarck bestand entschieden auf der Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen mit Einschluß von Metz und Diedenhofen. Vergebens bot Thiers die Schleifung der Grenzfestungen an; vergebens suchte er die Entscheidung vor ein europäisches Schiedsgericht zu bringen; der Reichskanzler beharrte bei der Gebietsabtretung als Bürgschaft gegen künftige Kriegsbedrohungen und als Siegespreis für die schweren und opferreichen Kämpfe; auch der von England und andern Neutralen erhobene Ruf, Großmuth und Mäßigung zu üben, der selbst in manchen deutschen Kreisen ein Echo fand, vermochte den gewiegten Staatsmann nicht von seiner Forderung abzubringen. War doch auch das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrzahl hierin mit den preußischen Staatsmännern und Heerführern einverstanden, und war es doch fast nur echtdeutsches altes Reichsland, was man begehrte. Nur mit Mühe ließ man im deutschen Hauptquartier sich bewegen, als das ganze Friedenswerk zu scheitern drohte, die Festung Belfort, auf deren Mauern seit einigen Tagen die deutsche Fahne wehte, von dem übrigen Elsaß zu trennen und noch ferner im Besitz von Frankreich zu belassen. Hinsichtlich der Kriegskosten vereinigte man sich auf die Summe von fünf Milliarden Francs, wovon die eine im Jahre 1871, der Rest in einem Zeitraum von drei Jahren gegen Verzinsung mit fünf vom Hundert getilgt werden sollte. Bis zur gänzlichen Abtragung mußten deutsche Besatzungstruppen in bestimmten Departements von Frankreich unterhalten werden. Auch von dem verlangten Einzug in Paris, so verletzend für den französischen Nationalstolz, wurde theilweise Abstand genommen; nur die westliche Seite bis zur Concordienbrücke sollte von den deutschen Truppen betreten und nach zwei Tagen wieder geräumt werden. Ja man war im königlichen Hauptquartier bereit, um den Preis von Belfort gänzlich auf den Einmarsch zu verzichten. Allein diesmal siegte bei den französischen Unterhändlern der Vortheil über die Eitelkeit. Belfort sollte behalten werden

und den Bewohnern der annectirten Länder freistehen, binnen einer bestimmten Frist zwischen beiden Nationalitäten zu wählen. Auf Grund dieser Bedingungen wurde am 26. Februar der Präliminarfrieden von Versailles zwischen dem Reichs- 26. Febr. 1871.
kanzler und Jules Favre mit Zustimmung der französischen Commissarien und der süddeutschen Minister, die zu dem Behuf nach Versailles beschieden worden, abgeschlossen und zugleich der Waffenstillstand auf den 6. März verlängert, damit die Genehmigung der Nationalversammlung in Bordeaux eingeholt werden könnte. Es war für Thiers eine „schmerzliche Mission", den Vertretern der Nation, die mit lautloser Stille und in der größten Spannung seinen Worten lauschten, den Inhalt des Friedensvertrags mit- 28. Febr.
zutheilen; er vermochte vor innerer Bewegung seinen Vortrag nicht zu Ende zu führen; Barthelemy de St. Hilaire mußte die Verlesung vollenden. Eine große Aufregung bemächtigte sich der Gemüther; es war ein schwarzer Tag in den Annalen der französischen Geschichte. Aber wie sehr auch die republikanische Oppositionspartei, Quinet und Victor Hugo an der Spitze, nochmals ihr verbrauchtes Rüstzeug wider die schmachvolle Verstümmelung Frankreichs ins Feld führte; die Versammlung erkannte in überwiegender Majorität die Nothwendigkeit des Friedens, so daß mit 546 gegen 107 Stimmen die Präliminarien angenommen wurden. Im 1. März.
Vergleich zum Jahre 1814 konnte der Friede in den Augen der Franzosen immer noch als ehrenvoll erscheinen; enthielten sich doch die Sieger diesmal aller Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Staats, aller Beschränkung der nationalen Selbstbestimmung hinsichtlich der Regierungsform! Am 2. März verkündete ein Telegramm des Kaisers Wilhelm an seine Gemahlin dem deutschen Volke das wichtige Ereigniß in folgenden Worten: „Soeben habe ich den Friedensschluß ratificirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden. So weit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde. Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes, der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen, ihm sei die Ehre, der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen meinen Dank." — So endigte der gewaltige Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, ein Krieg, wie die Weltgeschichte noch keinen erlebt hat. Zwei große Nationen haben mit ihrer ganzen Wehrkraft gegen einander gestritten, die eine, um ihre europäische Vorherrschaft und Machtstellung zu behaupten, die andere, um ihre nationale Selbständigkeit gegen fremde Einmischung zu schützen. Dank der Kraft der Heere, der Intelligenz der Führer, der Opferwilligkeit des Volkes haben die Deutschen den Sieg davon getragen; in 23 Schlachten und zahllosen kleineren Gefechten haben sie den Feind bezwungen und nicht eine einzige Niederlage erlitten, nur ein- oder zweimal sich zum kurzen Rückzug vor der Uebermacht genöthigt gesehen. Noch niemals sind solche Heerschaaren wider einander im Streit gelegen, wie in diesem Kriege. Bei Gravelotte standen 270,000 Deutsche gegen 210,000 Franzosen; bei Sedan 210,000 Deutsche gegen 150,000 Franzosen. Die französische Ruhmredigkeit suchte gern die deutschen Erfolge auf die überlegene Truppenzahl zurückzuführen; aber bei Mars la Tour haben von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags höchstens 45,000 Preußen gegen 160,000 Franzosen gekämpft und Bazaine zum Rückzug genöthigt; in der letzten Schlacht bei Orleans war das Zahlenverhältniß von 100,000 Deutschen gegen 200,000 Franzosen; bei Héricourt boten etwa 30,000 Preußen und Badener dem mehr als 100,000 Mann starken Heere Bourbaki's die Stirn. Freilich wurden diese Erfolge auch mit schweren Opfern erkauft. Wir alle werden uns Zeitlebens der erregten Spannung erinnern, mit welcher nach jeder Schlacht die Verlustlisten in den Zeitungen durchlesen wurden von den Tausenden und aber Tausenden, deren Angehörige über den Rhein gezogen waren. Nach den späteren Bekanntmachungen des Kriegsministeriums belief sich die Zahl der Gefallenen aus allen deutschen Heeren auf 5254 Offiziere (1534 Todte, 3614 Verwundete, 106 Vermißte) und über 112,000 Unteroffiziere und Mannschaften (18,131 Todte, 87,742 Verwundete, 6165 Vermißte). Das preußische Gardecorps verlor über ein Drittel seiner Gesammtstärke; das 3. (brandenburgische) Corps, das

bei Mars la Tour gefochten, büßte an Todten und Verwundeten die Hälfte seiner Mannschaft ein. Fast einzig in der Kriegsgeschichte war der Verlust des 48. Regiments, der sich bei der selten erreichten etatmäßigen Stärke von 64 Offizieren und 3000 Mann auf 60 Offiziere und 1497 Soldaten belief! Die Zahl der deutschen Gefangenen, die während des ganzen Krieges in die Gewalt der Feinde geriethen, betrug kaum 10,000. — Es waren immerhin schwere Wunden, welche in das Lebensglück so vieler deutscher Familien geschlagen wurden, und die Trauer wird noch lange andauern. Aber wie verschwinden diese Verluste gegenüber dem furchtbaren Schiffbruche, den die französische Nation in ihrer männlichen Bevölkerung, in ihren Kriegsvorräthen, in ihren militärischen Ehren= und Feldzeichen erlitten! Wie viele französische Männer und Jünglinge den Kugeln und Schwertern der Deutschen in den Schlachten oder auf den Wällen der Festungen erlegen sind, wie viele auf den Märschen und Schneefeldern dem Hunger, dem Frost, dem Elende, den Krankheiten zum Opfer gefallen, wer konnte das erfahren bei dem gewissenlosen Terrorismus, mit dem die Mannschaften zu Hunderttausenden in den Kampf getrieben wurden ohne militärische Uebung und Vorbereitung, ohne gebildete und geschulte Offiziere, ohne wärmende Winterkleidung und Fußbedeckung, häufig ohne Nahrung und Obdach! Die rücksichtslose Menschenverschwendung Gambetta's verwandelte ganz Frankreich in ein großes Heerlager und in ein weites Leichenfeld, wobei eine Zählung und Aufzeichnung der Umgekommenen unmöglich war. Aber die Massen von Gefangenen, die seit den Augusttagen von Weißenburg und Wörth bis zu den Schlachten von Héricourt und Montbéliard im Januar 1871 über den Rhein geführt wurden, um über ganz Deutschland bis an die äußerste Ostgrenze in Festungen und Barackenlagern untergebracht zu werden, erreichten eine Höhe, wie die Weltgeschichte nichts Annäherndes aufzuweisen hat. An 400,000 Mann, mehr als die Hälfte der gesammten Militärmacht Frankreichs, mußten waffenlos in der Fremde zuschauen, wie ihr Vaterland zerschlagen und zerrissen ward durch fremde Heere und durch das Schreckenssystem im Innern. Auf viele Tausende belief sich die Zahl der Geschütze, der Kanonen und Mitrailleusen; nach Hunderten zählten die eroberten Adler und Fahnen. Die ganze militärische Gloire des stolzen Frankreichs war auf deutscher Erde geborgen, und jener starke Gürtel von Festungen, womit die französischen Regierungen seit mehr als zwei Jahrhunderten die Grenzen im Osten und Norden, vom Rhein bis an den Kanal umgeben und geschützt, mehr zum Ausfall gegen die Nachbarvölker als zur Vertheidigung gegen fremde Invasionen, sie alle waren, bis auf Langres und Bitsch, 24 an Zahl, nebst den Forts von Paris nach und nach in die Hände der Deutschen gefallen, welche einen nicht unbeträchtlichen Theil derselben, darunter vor Allen Straßburg und Metz, im Besitz behielten. Fortan wird der Schwerpunkt des politischen Gleichgewichts unter den europäischen Staaten auf dem geeinigten deutschen Reich ruhen, der natürlichen Basis der Staatenfamilien, die dasselbe im Kreise umschließen, und dem neuen Kaiser und seinem Hause möge Gott verleihen, wie er selbst erbeten, „allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung". Dann wird der Wahlspruch: „das Kaiserthum ist der Friede", zur Wahrheit und Wirklichkeit werden.

§. 1256. **Der Einzug in Paris und die Lage der Dinge in Frankreich und in Deutschland.** An demselben ersten März, wo in Bordeaux über den Präliminarfrieden abgestimmt ward, erfolgte der Einzug der deutschen Truppen in die westlichen Stadttheile. Man hatte in Versailles der nationalen Eitelkeit in so weit nachgegeben, daß man nicht auf einer Besetzung der Hauptstadt bestand. Aber gegenüber den hoffärtigen und prahlerischen Reden der Pariser Journalisten und Zungenhelden war man dem deutschen Heere die Genugthuung schuldig, daß auch durch eine äußerliche Handlung unzweifelhaft dargethan ward, daß Paris überwunden sei. So kam man denn zu dem angegebenen Ausweg, daß preußische und bayerische Truppen an dem Mont Valérien und dem Triumphbogen vorüber durch die elysäischen Felder bis zum Eintrachtsplatze vorrücken und in dem Stadttheile nördlich der Seine lagern und Quartier beziehen sollten. Demgemäß stellten sich die zum Einmarsch befohlenen Abtheilungen bei Long=

champs im Boulogner Wäldchen vor den Thoren der Stadt auf, wo der neue deutsche Kaiser eine Revue abhielt, und vollführten dann ihren Einmarsch nach den bestimmten 2. März. Stadttheilen in strammer militärischer Haltung, ohne die einzelnen Wuthausbrüche der zahlreich herbeigeströmten Volksmasse einer Beachtung zu würdigen. Am folgenden Tag, da mittlerweile die Ratification des Friedensvertrags von Bordeaux eingetroffen war, 3. März. erfolgte der Rückzug, wenig gestört durch die feindseligen Demonstrationen, wodurch einzelne Volkshaufen ihrem ohnmächtigen Grimme Luft machten. Das schönste Frühlingswetter begünstigte das Schauspiel, welches mehrere Tage lang die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gelenkt hatte. Die französische Regierung und Nationalversammlung hatten bald Ursache, die schonende Rücksicht zu bereuen, die sie der Pariser Bevölkerung erwiesen. Eine Besetzung der Hauptstadt durch deutsche Truppen hätte von der Nation viel Leid und Unglück abgewendet und dem niedergeworfenen Lande die Schrecken eines Bürgerkriegs erspart. Das heuchlerische Trugspiel, als ob Paris, die „heilige Stadt", unbesiegt aus dem großen Kampfe hervorgegangen, trug dem französischen Volke und seiner selbstgeschaffenen Regierung bittere Früchte und vermochte doch das Urtheil der Welt über die wahre Lage nicht zu täuschen. An den nächsten Tagen wurden Anordnungen getroffen zur Räumung des Gebiets südlich und westlich der Seine und Truppenbesichtigungen von dem königlichen Kriegsherrn vorgenommen. Dann brach das große Hauptquartier von Versailles auf, wo es fünf Monate seinen Sitz gehabt 7. März. hatte. Der glänzende Empfang, der dem neuen Kaiser auf seiner Rückreise allenthalben bereitet wurde, und die begeisterte Theilnahme, die dem in den Fürstenstand erhobenen Reichskanzler Bismarck und dem neuen „Grafen" Moltke von dem deutschen Volke erwiesen ward, gab Zeugniß, daß man die hohe Bedeutung der vollbrachten Großthaten und der errungenen Güter in ihrem ganzen Umfange begriffen und gewürdigt habe. — Der Friedensschluß wurde in Frankreich und Deutschland mit sehr verschiedenartigen Gefühlen aufgenommen. Die monarchisch gesinnten Vertreter, die gemäßigten Republikaner und die ländliche Bevölkerung Frankreichs begrüßten die Botschaft mit Dank und Zufriedenheit: mußten auch schwere Opfer gebracht werden, so hörte doch der gezwungene Kriegsdienst auf, so wurden doch die wehrhaften Kräfte nicht länger durch das Massenaufgebot dem Tode in den Rachen geführt, oder namenlosem Elende überantwortet; so war doch die Aussicht eröffnet, daß mehrere hunderttausend Gefangene wieder der Heimath und ihren Familien zurückgegeben wurden; so konnten doch mit Fleiß, Sparsamkeit und guter Wirthschaft die Verluste wieder ausgeglichen, die ruinirten Städte und Ortschaften wieder aufgebaut, Handel, Industrie und Ackerbau wieder belebt, die reichen Hülfsquellen des Landes wieder flüssig gemacht, aus dem großen Schiffbruch noch manche werthvolle Güter gerettet und gesammelt werden; man konnte eine neue Basis schaffen, auf welcher die Nation mit Umsicht und haushälterischer Thätigkeit wieder zu Wohlstand und zu geordneten Verhältnissen sich emporzuarbeiten vermochte. Aber solche Selbsterkenntniß und Resignation blieb einem großen Theil des verwöhnten und eingebildeten Volkes fremd. Anstatt bußfertig und reumüthig an die eigene Brust zu schlagen, schrieen die republikanischen Heißsporne, die Socialdemokraten, die unteren Volksklassen der großen Städte über Feigheit und Verrath, spieen Haß und Rache gegen die Deutschen und suchten Heilung der Wunden in der Verwirklichung der alten Schlagwörter: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die schon so viel Unheil über Staat und Gesellschaft in Frankreich gebracht hatten. Theils aus Furcht vor der Demokratie, theils aus kindischer Leidenschaft legten viele Franzosen, darunter angesehene Kaufleute, Bankiers und Gelehrte das Gelübde ab, allen Verkehr mit Deutschland abzubrechen und alle Deutschen aus ihren Diensten zu entfernen. Unter den Männern, welche die Nation zur Aufrichtung einer neuen Ordnung nach Bordeaux gesandt hatte, herrschte Zwietracht und Parteiwuth, die noch wuchs, als der Exkaiser kurz vor seiner Abreise von Wilhelmshöhe nach Chiselhurst in einem Manifest gegen die von der Nationalversammlung be- 6. März. schlossene Absetzung der Napoleonischen Dynastie protestirte und eine neue Volksabstimmung forderte; in Paris waren einzelne Quartiere, Montmartre, Belleville, Villette, in wilder Gährung und die Nationalgarden, zum großen Theil aus den Arbeiterschichten gebildet, zeigten keine Neigung, die Waffen niederzulegen und sich den Geboten der

Nationalversammlung zu fügen; eine Anzahl republikanischer Abgeordneter, darunter viele politisch bekannte Namen, gaben ihr Mandat zurück; der wackere Maire von Straßburg, Dr. Küß, schied unter den stürmischen Auftritten dieser Tage in Bordeaux aus dem Leben und wurde als Leiche in seine Vaterstadt zurückgebracht; sein Herz war wohl zusammengebrochen unter den schweren Erlebnissen der letzten Monate. Die Aufregung nahm noch zu, als man in der Nationalversammlung über die Frage sich berieth, wo die neue Regierung ihren Sitz aufschlagen sollte, ob in Paris, in Versailles, in Fontainebleau. Man entschied sich für Versailles, für denselben Ort, wo den ganzen Winter über das preußische Hauptquartier sich befunden, wo das deutsche Kaiserthum aufgerichtet worden, von wo so merkwürdige geschichtliche Ereignisse ihren Ausgang genommen. Dadurch trieb man die Stadt Paris der Revolution in die Arme. Was im October unter den gewaltigen Eindrücken des äußeren Krieges nicht zur Durchführung gekommen,
18. März 1871. trat im März 1871 in die Erscheinung. Die von dem Central-Comité der Nationalgarde gewählte social-demokratische „Commune" von Paris, an ihrer Spitze Blanqui, Pyat, Assy, Cluseret, Grousset u. a. (§. 1238), versagte der Regierung und Nationalversammlung zu Versailles den Gehorsam und organisirte, als man sie mit Gewalt zur Unterwerfung zwingen wollte, einen bewaffneten Widerstand. Die Regierung hatte es verabsäumt, sich rechtzeitig der auf dem Montmartre aufgepflanzten Kanonen zu bemächtigen; und als nun die Linientruppen, statt auf die Empörer zu feuern, massenweise zu ihnen übergingen, gerieth die Herrschaft über Paris in die Hände der wildesten Demagogen. Und so sah denn die Welt das klägliche Schauspiel, daß an denselben Orten, wo kurz zuvor Franzosen und Deutsche mit allen Kräften gegen einander gestritten, ein schrecklicher Bürgerkrieg seine blutige Fahne aufpflanzte, daß in denselben Forts, welche die deutschen Heere kurz zuvor geräumt, das furchtbare Geschütz von Neuem ertönte, daß die Landhäuser und Gartenanlagen, die Lustschlösser und Ortschaften in der Umgegend von Paris, welche schon während des Belagerungskrieges viele Beschädigungen erlitten, nun vollends im fürchterlichen Bruderkrieg der Zerstörung und Verödung preisgegeben wurden, daß die Schöpfungen der Kunst, des Luxus, des Geschmacks, die Sitze des Reichthums und der Lebensgenüsse sich in Wüsteneien verwandelten. Jetzt bereuten die Herren von der nationalen Vertheidigung, daß sie der Pariser Volksmasse so große Rücksicht gezollt, und die von Bismarck geforderte Entwaffnung der Nationalgarden hintertrieben hatten. „Fünf Monate hatten sie die Belagerung von Paris ausgestanden, zweimal der Pöbelrevolte ins Auge geschaut, am eigenen Leibe hatten sie erfahren, welch zweischneidiges Schwert sie durch Bewaffnung der brodlosen Arbeitermassen geschliffen, dennoch blieb ihres Unterhändlers wichtigstes Anliegen beim Waffenstillstand, eben diese Armee der Revolution im Besitze ihrer Kanonen und Gewehre zu lassen, und am 23. März erklärt der unglückliche Jules Favre vor der National-Versammlung in Versailles: „Ein ganzes Programm von Verbrechen hat sich in Paris entfaltet. Die Provinz kann solche Schändlichkeiten nicht dulden. Lassen Sie mich mein Herz ausschütten. Als ich in Versailles über den Waffenstillstand unterhandelte, habe ich drei Tage mit dem Sieger gestritten, um der Nationalgarde die Waffen zu belassen. Ich habe Unrecht gehabt. Ich bitte dafür Gott und die Menschen um Verzeihung." Und mit den Worten: „Bismarck hat uns richtiger beurtheilt, als wir selbst", sagte die Presse Ja und Amen zu diesem tief beschämenden Geständniß. Wir wollen die schauderhaften Scenen dieser bürgerlichen Kämpfe, die unter den Augen der zurückgebliebenen deutschen Besatzungstruppen vor sich gingen, die wilden Ausbrüche eines sich immer toller und frevelhafter geberdenden politischen Fanatismus bei der Commune und die Zerfahrenheit und Rathlosigkeit bei der Versailler Regierung nicht eingehender in diesen Blättern behandeln. Paris hat in den Frühlingstagen 1871 der Geschichte der Verbrechen und Gräuel, die so oft in den Straßen der Seinestadt ihren Schauplatz aufgeschlagen, ein neues dunkles Blatt hinzugefügt. Nicht nur daß die Insurgenten die beiden Generale Lecomte und Thomas
22. März. ermordeten; daß sie am Place Vendome auf eine Schaar unbewaffneter Bürger feuerten, welche als „Freunde der Ordnung" eine Versöhnung mit Versailles versuchen
28. März. wollten, daß das Proletariat, nachdem die „communistische Republik" feierlich proclamirt worden, das Regiment an sich riß, durch Requisitionen und Zwangsanleihen bei

der Bank, bei Eisenbahngesellschaften und anderwärts sich Geldmittel verschaffte und das Vermögen der religiösen Genossenschaften für Staatseigenthum erklärte; daß das Haus von Thiers ausgeplündert und niedergerissen, der Erzbischof Darboy nebst vielen angesehenen Geistlichen und Bürgern als Geißeln in Haft gebracht wurden: als endlich der Marschall Mac Mahon, den die Versailler Regierung zum Oberfeldherrn ernannt, mit den Linientruppen und den aus Deutschland heimgekehrten Gefangenen nach wochenlangen heftigen Kämpfen an der Brücke von Neuilly und an anderen Orten sich allmählich der Enceinte näherte und der Fall der durch innere Zwietracht, Hader und Parteiwuth fieberhaft erregten Hauptstadt unvermeidlich war, da schändete sich die Commune durch unerhörten Vandalismus und blutige Frevel. Die Vendomesäule, das Symbol des französischen Kriegs- und Siegesruhms, wurde niedergerissen, die stolzesten Ge- 26. Mai
bäude der Stadt, von rasenden Frauen und Männern mit Petroleum getränkt und angezündet, wurden gänzlich oder theilweise zerstört. So die Tuilerien, ein Theil des Louvre, das Luxembourg, das Palais Royal, das Stadthaus, das Elysée, zwei Ministerialgebäude, der Rechnungshof u. a., mehrere der verhafteten Geißeln, voran der Erzbischof Darboy von Paris und der allgemein geachtete Pfarrer der Magdalenenkirche, Daguerry, wurden erschossen. Solche Gräuel reizten die Versailler Truppen zur furchtbaren Rache, als sie endlich des Aufstandes Meister wurden. Ueber Blut und Leichen ging ihr Weg; das Menschenleben ward für Nichts geachtet. Und als unter dem Schrecken der bewaffneten Gewalt die Commune zusammenbrach, da begannen die Strafgerichte in Versailles ihr Werk der Rache. Zu Hunderten wurden die Urheber, Führer und Theilnehmer des Aufstandes, die sich nicht durch die Flucht zu retten vermochten, erschossen, in Gefängnisse und Festungen eingeschlossen, nach überseeischen Verbrechercolonien deportirt. Ueber ein Jahr dauerten die Verhaftungen, Untersuchungen, Verurtheilungen und Hinrichtungen fort. Wir wollen über diesen letzten Act des furchtbaren Strafgerichtes, von dem die französische Nation heimgesucht wurde, einen Schleier werfen. Die Deutschen hatten keine Veranlassung, sich in den Bürgerkrieg einzumischen, da sowohl die Commune als die Versailler Regierung die abgeschlossenen Verträge anerkannten und vorsichtig jede Verletzung zu vermeiden suchten. Die Kämpfe vor Paris waren noch nicht zu Ende, als der Präliminarfrieden, über dessen Vollzug in den einzelnen Bestimmungen sich die Bevollmächtigten in Brüssel nicht einigen konnten, durch directe Unterhandlungen zwischen dem Reichskanzler Fürsten Bismarck und den französischen Ministern Jules Favre und Pouyer-Quertier in der Mainstadt Frank- 10. Mai
furt endlich abgeschlossen und sowohl über die Zahlung der Entschädigungssumme von fünf Milliarden als über die Grenzlinien um Belfort und Diedenhofen eine Vereinbarung getroffen ward, welche sodann die Zustimmung des deutschen Kaisers und der französischen Nationalversammlung erhielt. Wir alle erinnern uns noch des erhebenden Eindruckes, den die Nachricht vom Abschluß des Friedens bei dem deutschen Volke erzeugte, und der sich zunächst in den Gefühlen freudigen Dankes gegen den Lenker der Menschengeschicke kund gab. Die großartigen Friedens- und Siegesfeste, die allenthalben auf deutscher Erde in Stadt und Land gefeiert wurden, die auch die Deutschen im Auslande mit warmen Sympathien über den neuen nationalen Aufschwung begingen, gaben Zeugniß von dem vaterländischen Hochgefühl, das der glorreiche Ausgang eines so mächtigen Völkerkampfes in den deutschen Herzen geweckt hat. Treffend schrieb damals ein süddeutsches Blatt in freudiger Erhebung über das Errungene, aber auch im Hinblick auf die ernsten Pflichten und Arbeiten, die durch die neuen Ereignisse allen vaterländischen Männern auferlegt wurden: „Die Friedenstaube, welche aus der deutschen Arche ausgesandt war, ist endlich mit dem frischen Oelblatt zurückgekehrt. Kanonen und Glocken rufen nicht mehr zum blutigen Kampfe, sie sind zu Friedensherolden geworden; und auch sie sind jetzt verstummt. Wir stehen nun vor einer neuen Welt. Die Sündfluth des Krieges hat viele unserer Lieben in ihren Abgrund gerissen. Aber unser Land und Volk stehen wie vom Morgenthau erfrischt, empfänglich für die Arbeit unserer Hände und für geistigen Samen. Wir fühlen uns nicht ernüchtert, wie nach so manchem schönen Feste, welches einer fernen Vergangenheit und unbestimmten Hoffnungen geweiht war. Das Grundgefühl der ungeheuren Mehrzahl unseres Volkes ist: Gott Lob und Dank, daß wir den

Frieden nach außen und nach innen, die Einheit und die Kraft eines großen Vaterlandes und die Grundlagen der Bürgerfreiheit festgestellt haben. Wir wissen, daß unser Volk sich in diesem Riesenkampfe die Sporen der rechten Ritterschaft, die Ebenbürtigkeit mit den ersten Nationen errungen hat. Dieser höchste Adel legt aber uns Allen hohe Verpflichtungen auf. Gedenken wir zuerst der Pflichten gegen die Todten, „derer, die im heiligen Kriege gefallen auf dem Siegesfeld", damit wenn ihre Geister herniederstiegen, sie nicht auch zürnend das Urtheil sprechen: Doch sah ich manches Auge flammen und klopfen hört' ich manches Herz! Als in den Befreiungskriegen von 1813, 1814, 1815 der große Eroberer, dem die Franzosen nachrühmten, daß er sie in alle Hauptstädte des europäischen Festlandes triumphirend geführt habe, niedergeworfen war, da war ein großer Theil namentlich Norddeutschlands verwüstet, auch unser Süden erschöpft und wie blutlos meist vom Dienst der Fremden. Heute aber stehen unsere Städte und Dörfer in der Blüthe eines langen Friedens. Wohlhabenheit macht Muth und Freudigkeit, sie gibt Kraft zum Werke. Wenn wir aber das Werk jetzt nicht fest anfassen, so würden wir in Trägheit versinken. Von den Zeiten des Bundestags und seiner peinlichen Kleinwirthschaft her hat sich die unsere Arbeitsfrische lähmende Gewohnheit fortgeerbt, daß ein freisinniger, strebender Mann Mißvergnügen zeigen müßte. Und so sitzt denn auch noch mancher in der Ecke, weil es nicht so gegangen ist, wie er es gemeint und vorausgesagt hatte. Allein die Bewegung, die uns alle in den vierziger Jahren ergriffen hat, ist zum Ziele gelangt auf Umwegen bergauf und bergab, welche keiner, auch die gewaltigsten, erleuchtetsten Führer nicht vorzeichnen konnten. Nicht eine Partei hat es gewonnen; wir Alle, vor allen Deutschland hat gewonnen, es hat das Größte, es hat sich selbst gewonnen. Jene heiße Frage der vierziger Jahre, ob nicht die Republik überall die vollkommenste Staatsform sei, ist veraltet, seit die Fürsten im Felde und im Rathe große Opfer gebracht und bewiesen haben, daß auch mit ihnen die Freiheit, die dem Volke Segen bringt, möglich ist, wenn nur jeder seine Pflicht thut. Die Söhne des Adels, des Bürgers, des Bauern, des Tagelöhners fielen brüderlich neben einander auf den französischen Wahlstätten. Was Gott so zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Und im Wahlkampfe haben Fürsten mit dem Landmann gerungen um die hohe Ehre im deutschen Reichstag für das Wohl des ganzen deutschen Volkes zu rathen und zu thaten, Recht und Freiheit zu fördern. Und auch wir wollen von heute an mit erneuter Freudigkeit dabei mitwirken, jeder an seiner Stelle. Wenn der Landmann sein Sichelfest gefeiert hat, schickt er sich sofort an zur Bepflügung und Bestellung seines Ackers. So wollen auch wir als die Glieder eines starken Volkskörpers unser Friedensgeschäft angreifen zunächst für unsere Familien, aber stets ausschauend auf den Ausbau des Vaterlandes, das uns geschirmt hat, das uns Alle braucht und das auf Jeden von uns rechnet. Also an die gemeinsame Arbeit!" Und diese gemeinsame Arbeit wurde würdig und kräftig in Angriff genommen von dem ersten Reichstag, zu dem noch in demselben Friedens- und Frühlingsmonat März die Abgeordneten aus ganz Deutschland,
21 März nordwärts wie südwärts des Mains, in Berlin sich versammelten, um die Gesetze zu berathen und zu beschließen, welche die Neugestaltung Deutschlands nöthig machte, um die Normen festzusetzen, wie Elsaß-Lothringen als Reichsland am zweckmäßigsten dem deutschen Staatsorganismus zugeführt werden möge, und um der Armee, die so Großes vollbracht, durch Fürsorge für die Invaliden und die Familien der Gefallenen den Dank des Vaterlandes darzubringen. Es wurde eine Summe von vier Millionen bewilligt zur Ertheilung von Dotationen durch den Kaiser „an diejenigen deutschen Heerführer und Staatsmänner, welche im letzten Kriege in hervorragender Weise zur Erlangung des jetzt Erreichten beigetragen," und die gleiche Summe an die Regierungen der Einzelstaaten behufs Gewährung von Unterstützungen an Reservisten und Wehrmänner. Seitdem war sowohl der deutsche Reichstag und Bundesrath, als die Regierung und das Abgeordnetenhaus in Preußen aus allen Kräften bemüht, durch Gesetzesreformen den neuen Staatsbau immer mehr der inneren Harmonie entgegenzuführen, größere Uebereinstimmung in den öffentlichen Instituten zu erzielen und der Reichsgewalt eine gesicherte Autorität zu verschaffen.

VII. Der Gang des geschichtlichen Lebens seit dem Frankfurter Frieden.

1. Das deutsche Reich und Preußen.

§. 1257. Der erste Reichstag und die Parteistellung. Einst war das deutsche Reich das Herz des europäischen Völker- und Staatsorganismus, in welchem das gesammte öffentliche Leben pulsirte, der deutsche Kaiser das Haupt unter den gekrönten Scepterträgern. Auf vielen Blättern dieses Werkes ist nachgewiesen worden, wie dieser Reichskörper durch eigene und fremde Schuld in Schwäche gerieth und endlich eines gewaltsamen Todes starb. Seitdem haben nicht nur die entfernteren Glieder der europäischen Völkerfamilie alle Bande der Pietät für das ehemalige Haupt gelöst, sondern die deutsche Nation selbst hatte das traurige Geschäft der eigenen Verstümmelung an sich vollzogen und sich dadurch in solche Schwäche und Ohnmacht gestürzt, daß die Kraft und Fähigkeit der Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung immer mehr dahinschwand und sie die Gewaltsamkeiten wie die Mißachtung der andern Völker über sich ergehen lassen mußte. Diesen verstümmelten, zerschlagenen Körper wieder zu einem lebendigen Organismus zu erwecken und zu beseelen, war seit Jahrzehnten das Bestreben aller deutschen Patrioten gewesen, und wie manches brave Herz ist über den vereitelten Versuchen gebrochen! Ein großer historischer Moment hat das Reich unerwartet wie durch eine schöpferische Naturgewalt ins Dasein gerufen (§. 1249). Dieses Ereigniß wurde von der Welt mit verschiedenartigen Gefühlen aufgenommen, zumal da es zusammentraf mit dem militärischen Fall der französischen Nation, die so lange für die erste Kriegsmacht Europa's gegolten und mit der Auflösung der weltlichen Macht des Papstthums (§. 1213), das in früheren Jahrhunderten an der Zersetzung und Spaltung der deutschen Völker und Stämme so thätig mitgewirkt hatte. Das Ausland sah mit Neid und Mißgunst auf die in der Mitte Europa's emporgewachsene Großmacht, durch welche das Schwergewicht aller europäischen Dinge plötzlich verrückt wurde, und brachte ihr wenig guten Willen und freundliche Gesinnung entgegen, und im Innern regten sich alte und neue Widersacher eines einheitlichen Bundesstaates unter der militärischen Führung des kriegsgewaltigen Preußen. Dem neuen Reiche war daher eine klare politische Aufgabe gestellt: es mußte einen „Kampf ums Dasein" führen sowohl nach Außen, um bei den mißgünstig und feindlich gesinnten Regierungen und Völkern seine errungene Stellung zu behaupten und ihr Achtung und Geltung zu verschaffen, als nach Innen, um die widerstrebenden Elemente zu überwinden oder zu versöhnen. Dieses Ziel deutete die Thronrede, womit der Kaiser selbst den ersten aus allgemeinen unmittelbaren Wahlen hervorgegangenen Reichstag eröffnete, in würdigster Weise an: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde, die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung. Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke wenn auch verhüllt, doch stets lebendig, es hat seine Hülle gesprengt — in der Begeisterung, mit der die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben. Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reichs und seine Heereseinrichtung bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren. — Möge die Wiederherstellung des deutschen Reichs für die deutsche Nation auch nach Innen das Wahrzeichen neuer Größe sein! Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmvoll geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des

21. März 1871.

Friedens als Sieger zu erweisen! Das walte Gott!" Diese warmen Worte fanden bei der Mehrheit des Parlaments einen starken Wiederhall, und die Antwort ließ erkennen, wie sehr sie den allgemeinen Gefühlen Ausdruck gegeben. Doch nicht alle dachten so. Im Auslande wollte das Mißtrauen und eine kaum verhüllte Abneigung nicht schwinden, und im Innern bildete sich bald eine Opposition, die mit der Zeit an Umfang und Leidenschaftlichkeit zunahm. Gleich bei den Debatten über die Adresse zeigte es sich, daß eine Anzahl Abgeordneter mit der Herstellung des Reichs auch die Herstellung des Papstthums verbinden, die „beiden Schwerter" wieder ins Leben rufen wollte. Die Wortführer dieser klerikalen Partei, ein Mallinckrodt, Reichensperger, Windthorst, Schorlemer-Alst, gehörten dem nördlichen Deutschland an, während der meistens katholische Süden größtentheils reichsfreundliche liberale Vertreter gewählt hatte, mit Ausnahme des streitfertigen Bischofs Ketteler von Mainz. Diese katholischen Reichsboten vereinigten sich zu einer „Centrums-Partei", an die sich nach und nach alle anschlossen, welche der Neubildung und Stärkung Deutschlands entgegenzuwirken suchten, Polen, Particularisten, Social-Demokraten und der ganze Schwarm der Rückschrittspartei und der Malcontenten, so daß man die ganze Fraction als „schwarze und rothe Internationale" bezeichnen konnte. Die Klerikalen, denen die Encyclica nebst dem Syllabus (§. 1212) als höchstes Gesetz galt, wollten das neue Reich wieder in dieselben Bahnen lenken, auf denen einst das alte seinen Untergang gefunden, das neue Kaiserthum zum „weltlichen Arm" der Hierarchie herabsetzen, damit es den Stuhl Petri wieder aufrichte. Schon in die Antwortsadresse auf die Thronrede des Kaisers suchten sie einen Passus einzubringen, der wenigstens die Möglichkeit einer Intervention Deutschlands zu Gunsten des Papstes und seiner weltlichen Herrschaft durchblicken ließe und in die Reichsverfassung wollten sie einige „Grundrechte" im Interesse der katholischen Kirchengewalt aufgenommen wissen. Als die Reichsgewalten sich nicht in den Dienst einer Autorität begeben wollten, welche nur dem römisch-katholischen Kirchenthum die Berechtigung einer Staatsreligion zugesteht, beschlossen jene die „Mobilmachung" wider das neue Reich und suchten mit allen Mitteln den organischen Ausbau desselben zu hindern. Auf einem Seitenweg sollte das Prinzip von den „beiden Schwertern" eingeführt, der katholischen Kirche eine selbständige Stellung gegenüber dem Staate geschaffen werden. Gleichzeitig ging aus dem Schooße dieser Kirche selbst eine innere Bewegung hervor, die an das erste Auftreten Luthers erinnerte. Als die Beschlüsse des vaticanischen Concils ohne alle Rücksicht auf die Opposition (§. 1213) als Glaubens- und Kirchengesetze bekannt gemacht
28. März 1871. wurden, erließ der Stiftspropst Döllinger ein offenes Sendschreiben an den Erzbischof von München-Freising, worin er ausführte, daß das neue Dogma von der Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes der heiligen Schrift wie den Traditionen der Kirche entgegen sei. Es trage seinen romanischen Ursprung an der Stirne und würde, falls es bei dem katholischen Theil der deutschen Nation herrschend werden sollte, den Keim des unheilbaren Siechthums, an dem das alte Reich zu Grunde gegangen, auch in das eben erbaute neue Reich verpflanzen. Nach dieser von den Jesuiten aufgestellten Theorie werde dem päpstlichen Oberhaupte eine vollendete Universalherrschaft und geistliche Dictatur beigelegt, welche zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien führen müsse. Dieses „Pronunciamento" des gelehrtesten katholischen Theologen und die gleichzeitigen Debatten im Reichstag brachten es der Nation zum Bewußtsein, welche Tendenzen die ultramontan-jesuitische Partei verfolge: die Herrschaft der Kirche und ihrer hierarchischen Organe über die Christenwelt, die blindgläubige Unterwerfung der Menschheit unter die geistliche Autorität ohne Beachtung der Vernunft und Wissenschaft. Mit dieser herausfordernden Haltung der papistischen Partei war der Reichsregierung und der nationalen Politik der Weg gezeigt, den sie zu ihrer Selbsterhaltung, zur Vertheidigung ihrer theuersten Güter einzuschlagen hatte: sie mußte alle Ansprüche der Ultramontanen an den weltlichen Staat, alle klerikalen Ein- und Uebergriffe auf das staatliche Gebiet consequent zurückweisen und das im Schooße der katholischen Kirche im Entstehen begriffene Schisma sich frei und selbständig entwickeln lassen. Indem die Staatsregierungen erklärten, daß alle Katholiken, ob sie die neuen Concilsbeschlüsse annehmen oder verwerfen, nach ihren Gesetzen gleich und gleichberechtigt

seien, streiften sie von der kirchlichen Frage jeden confessionellen und religiösen Charakter ab. Diesen Prinzipien entsprechend mußte der Staat vor Allen beflissen sein, die Schule von der geistlichen Herrschaft zu befreien und unter seine eigene Verwaltung und Obhut zu nehmen. In den meisten deutschen Staaten war dies schon vor dem Krieg durch umfassende Schulgesetze geschehen; sogar die Scheidung nach Confessionen hatte man da und dort, selbst in der Volksschule, beseitigt; der offene und geheime Widerstand der Geistlichkeit hatte die von der Aufklärung, Toleranz und Humanitätsidee geforderte Emancipation der Schule von der Kirche nicht aufzuhalten vermocht. Wie sehr aber den Ultramontanen diese Verdrängung des Klerus von einem Gebiete, das er als sein eigentümliches Territorium, als das geeignetste Ackerfeld für seine Saat ansah, gegen den Sinn ging, zeigte sich bei Gelegenheit der Verhandlungen über die von Frankreich abgetretenen Provinzen Elsaß und Deutsch-Lothringen. Um nicht die Eifersucht anderer Staaten und Regierungen zu reizen oder Ansprüche zu einer Theilung des Eroberten hervorzurufen, wurde nicht die Einverleibung in den preußischen Staat beschlossen, sondern ein „Reichsland" Elsaß-Lothringen geschaffen, zunächst als Provisorium unter der Dictatur des Kaisers und Bundesraths, bis der Zeitpunkt gekommen sein würde, daß die neuen Landsleute als vollberechtigte Bürger des deutschen Reichs Aufnahme finden würden. Dieser Zeitpunkt wurde auf den 1. Januar 1873 angesetzt. Bei dieser Gelegenheit erging sich einer der ultramontanen Heißsporne in den heftigsten Ausdrücken gegen den weltlichen Schulzwang, das „unerträglichste Staatsmonopol" und rühmte die Verdienste des Klerus um den Jugendunterricht. Die Angelegenheiten des neuen Reichslandes wurden unter der besonderen Theilnahme des kurz zuvor in den Fürstenstand erhobenen Reichskanzlers Bismarck mit Umsicht und gerechter Würdigung der Lage geordnet, 21. März 1871.
gemäß den Versicherungen der Thronrede, daß Regierung und Volk in dem Entschlusse einig seien, „das rückerworbene Land unter Schonung bewährter Einrichtungen durch eine milde Verwaltung und durch eine freiheitliche Entwickelung seiner Gesetzgebung zu einem auch innerlich verbundenen Gliede unseres großen Vaterlandes zu machen".

§. 1258. **Jesuiten und Altkatholiken.** Auf den Schluß des ersten Reichstags folgte das großartige Siegesfest in Berlin, der Einzug des greisen Heldenkaisers und seines Stabes an der Spitze der heimkehrenden Garden und anderer Heerestheile auf der herrlich geschmückten Triumphstraße mit dem Siegesdenkmale der Germania, ein Schauspiel, das auch in andern deutschen Residenzstädten nachgeahmt, den erhebenden Abschluß des denkwürdigen Jahres bildete. Waren auch viele edle Opfer gefallen, sie hatten mit ihrem Blute dem Vaterland und der deutschen Nation eine neue ruhmvolle Aera geschaffen. Der Händedruck des Königs von Bayern und des Kronprinzen des deutschen Reichs bei dem Sieges- und Heimkehrfest in München war der symbolische Ausdruck, daß fortan der Süden und der Norden in Freundschaft verbunden sein und die Regierungen in allen großen Anliegen der Nation, in den politischen wie in den religiösen Zeitfragen gleiche Wege wandeln, gleiche Ziele verfolgen wollten. Während in Berlin die seit dreißig Jahren getrennt gewesenen Abtheilungen für evangelische und katholische Kirchensachen im Cultusministerium zu einer einzigen Section für „geistliche Angelegenheiten" vereinigt und damit der ultramontanen Partei in Preußen gleichsam ihr „Executionsausschuß" genommen ward: wies in München das Ministerium **Hegnenberg-Lutz** die maßlosen Ansprüche des bayerischen Episcopats an den Staat mit Entschiedenheit zurück und verhieß allen durch kirchlichen Zwang in ihren Gewissen oder in ihrer Lebensstellung Bedrohten den Schutz der Gesetze. Und es war ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß gerade in München die Versammlung wissenschaftlich hervorragender Männer katholischer Confession statt fand, welche Protest erhoben gegen den „päpstlichen Staatsstreich" im vaticanischen Concil und gegen das Streben der Ultramontanen, das auf „Vernichtung der Nationalitäten und Herstellung einer mechanischen Einheit der Menschheit" gerichtet sei, und zu der Bildung „altkatholischer" Gemeinden aufforderten. Die Regierung enthielt sich jeder Parteinahme, sagte aber allen Staatsangehörigen den gleichen Schutz der Gesetze zu und erklärte, daß sie Gemeinden, die sich aus Anhängern der alten katholischen Lehre bilden würden, als vollberechtigte Glieder der katholischen Kirche ansehe. Sie gab also zu erkennen, daß die durch das vati-

Randnotizen: 16. Juni. — 16. Juli. — 8. Juli. — 27. Aug. — 23. 24. Sept.

canische Concil eigenmächtig und einseitig begründete Neuerung im Dogma die bisherige Stellung und das Verhalten des Staats gegenüber den Confessionen nicht ändern könne. Seitdem standen auch in Bayern zwei Parteien einander schlagfertig gegenüber: die liberale, aufgeklärtere Bevölkerung der Städte und der protestantischen Landestheile und die Hierarchie mit der Mehrheit des katholischen Landvolkes und eines aus demselben hervorgegangenen zelotischen Klerus, unterstützt von einer alle Gesetze der Sitte und des Anstandes verletzenden Presse. Der unerwartet rasche Tod des Ministerpräsidenten Hegnenberg führte in München keinen Systemwechsel herbei. Um den ultramontanen Agitationen, welche die Leidenschaften des Volkes gegen diese kirchliche Parteilosigkeit und Duldsamkeit der Staatsregierung aufzureizen suchten, auf dem Rechtsweg entgegentreten zu können, wurde im nächsten Reichstag auf Anregung von Bayern dem Strafgesetzbuch ein Zusatz beigefügt, welcher den Mißbrauch des geistlichen Amtes und der Kanzel zu politischen Wühlereien, die den öffentlichen Frieden gefährden, mit Gefängnißstrafe bis zu zwei Jahren bedrohte. Den Auslassungen der Klerikalen über solche Beschränkung der „Freiheit" wurde mit Recht entgegengehalten, nicht die Freiheit werde dadurch beschränkt, sondern nur das von der Geistlichkeit usurpirte Vorrecht, ungestraft den öffentlichen Frieden zu stören und Gesetz und Obrigkeit zu schmähen. Seit Jahrzehnten hatte die römische Priesterpolitik die Staatsgewalt zersetzt und lahm gelegt; jetzt wurde man mit Bestürzung gewahr, daß sich die Papstkirche zu einem organisirten Gegenstaat ausgebildet, „der mit tausend und abertausend Polypenarmen den Körper der Gesellschaft umklammert hielt", daß die katholische Weltkirche mit ihrem auswärtigen Oberhaupte und mit ihrer streitfertigen geistlichen Miliz den weltlichen Nationalstaaten die Lebensadern unterbunden habe und jede freie Entwickelung, jeden Ausbau zu einem selbständigen Organismus mit eigener Gesetzeskraft zu verhindern suche. Die Hauptführer dieser hierarchischen Politik gingen aus jenem Orden hervor, der seit drei Jahrhunderten das friedliche Zusammenleben der Confessionen gestört hat, dessen Haupttendenz auf die Begründung einer theokratisch-priesterlichen Weltordnung, auf die Universalherrschaft des Papstes gerichtet war. Es war daher ganz natürlich, daß in allen nationalen und freisinnigen Kreisen katholischen wie protestantischen Bekenntnisses auf Entfernung der Jesuiten aus dem deutschen Reiche gedrungen ward. Die „Gesellschaft Jesu", die auf dem römischen Concil den Ausschlag gegeben, deren Geist die Curie und den Episcopat durchdrungen hatte und beherrschte, war unverträglich mit einem Staatswesen, welches das bürgerliche und gesellschaftliche Leben nach eigenen Gesetzen ordnen, der Freiheit der Gewissen Geltung verschaffen, der wissenschaftlichen Forschung eine Ringbahn und Freistätte gewähren, Vernunft und Intelligenz in die seiner Leitung unterstellte Schule einführen wollte.

October 1871.

§. 1259. **Bismarck's Politik nach Außen und im Innern im Jahre 1872.** Auch im Jahre 1872 hielt die auswärtige Politik des Fürsten Bismarck die angedeuteten Zielpunkte fest im Auge: durch standhaftes Beharren bei den Tendenzen des Völkerfriedens sollte den andern Regierungen Vertrauen eingeflößt und die Regungen des Neids und der Mißgunst verscheucht, zugleich aber auch durch Verbesserung, Ergänzung und Stärkung der eigenen Wehrkräfte die Ueberzeugung geweckt werden, daß das neue preußisch-deutsche Reich feindliche Angriffe zurückzuweisen im Stande sei; daß es nicht aggressiv vorgehen, aber auch nicht vertrauensselig und unthätig einer ungewissen Zukunft zusteuern wolle. Vor Allem war eine solche Haltung gegenüber Frankreich geboten: während man in Berlin bemüht war, der Versailler Regierung die große Aufgabe der Herstellung des zerrütteten Staatswesens auf alle Weise zu erleichtern, durch Neubesetzung des Botschafterpostens den diplomatischen Verkehr wieder einrichtete, dem Präsidenten der Republik vertrauensvoll entgegenkam und jede billige Ausgleichung förderte, sah man doch nicht gleichgültig zu, wie Frankreich alle seine Kräfte anspannte, um seine Armee in erhöhter Stärke wieder herzustellen, wie es gleich dem deutschen Reich die gesammte Nation zur Wehrpflicht heranzog, seine Artillerie in guten Stand setzte, durch Verbesserung seiner Heeresorganisation die erlittenen Schäden heilte. Bei dem gereizten Geiste des Volks, das den Gedanken an einen Krieg der Rache und Vergeltung sorgfältig pflegte und unterhielt, dessen Haß und feindselige Gesinnung sich bei jeder Gelegenheit

kund gab, mußte man auf eine neue Schilderhebung gefaßt sein und Gegenanstalten
treffen. Zu dem Ende wurden in Straßburg und Metz neue Festungswerke geschaffen,
in allen deutschen Bundesländern die Landwehr nach preußischem Muster eingerichtet,
das gesammte Kriegswesen in guten Stand gesetzt. Wie sehr immer im gegnerischen
Heerlager über den preußischen „Militarismus“ geeifert ward, die Regierungen gedach-
ten des alten Spruches: wer Frieden wolle, müsse zum Krieg gerüstet sein. — Zugleich
suchte der Reichskanzler die östlichen Großmächte zu einer freundschaftlichen Haltung zu
bewegen und die hie und da noch immer hervortretende ungünstige Stimmung zu ver-
scheuchen oder zu mildern. In Oesterreich sah die deutsche Bevölkerung dem Aufschwung
des stammverwandten Reiches mit Sympathie entgegen und die deutsche Presse verfehlte
nicht, diese Gesinnung zu erhalten und zu beleben; dagegen wurzelten bei der Aristokra-
tie, in den Kreisen der Klerikalen und der Ultramontanen und bei den nichtdeutschen
Stämmen die Gefühle des Hasses, des Neides, des Argwohnes zu tief, als daß diese
einflußreichen Klassen zu einer ehrlichen Handreichung sich herbeigelassen hätten; auch in
Rußland waren die Empfindungen des Wohlwollens und der Freundschaft nur auf den
Kaiserhof und auf wenige Glieder der höheren Gesellschaft beschränkt, die Masse des
Volkes, so weit hier ein Verständniß der öffentlichen Dinge einzudringen vermag, und die
moskowitische Aristokratie hielten sich kühl in der Ferne. Mit Geflissenheit ward dort die
preußische Eroberungssucht verdächtigt, als ob es auf eine Annectirung der russischen
Ostseeprovinzen an das deutsche Reich abgesehen sei. Bei solchen Bestrebungen mußte
man in Berlin großen Werth darauf legen, die Welt zu überzeugen, daß wenigstens bei
den Herrschern selbst und bei ihren Räthen das beste Einvernehmen bestehe, daß man in
Wien wie in St. Petersburg die neugeschaffene Ordnung vertrauensvoll hinnehme und
einträchtig die Fortentwickelung und den Aufbau der bestehenden Verhältnisse vor sich
gehen lassen wolle. Dieses wichtige Resultat wurde erzielt durch die Zusammenkunft der
drei Kaiser in Berlin. Es war nicht eine Erneuerung der heiligen Allianz gegen die Septbr. 1872.
Völkerfreiheit wie ehedem, als die drei mächtigsten Monarchen, begleitet von ihren Mi-
nistern des Auswärtigen, in der Hauptstadt des deutschen Reichs sich freundschaftlich be-
grüßten, sich vertrauensvoll die Hand zu einem persönlichen Eintrachtsbund reichten; es
war nur eine öffentliche Kundgebung, daß man die auf Grund des Prager und des Frank-
furter Friedens geschaffene neue Ordnung der Dinge in Europa als ein factisch und
rechtlich Bestehendes hinnehme, daß somit den Rachegelüsten Frankreichs von keiner Seite
Nahrung gegeben werden sollte und Rußland nicht darauf ausgehe, die slavischen Völker-
schaften an der Donau gegen die Türkei in Schutz zu nehmen und die Agonie des „kranken
Mannes am Bosporus“ durch eine gewaltsame Lösung der orientalischen Frage zur Ent-
scheidung zu führen. Dieses „herzliche Einverständniß“ der Ostmächte konnte also nur
als neue Garantie des Friedens gelten. Schon vorher war durch den Besuch des Kron-
prinzen und der Kronprinzessin von Italien in Berlin bei Gelegenheit einer Taufe in der Ende Mai 1872.
preußischen kronprinzlichen Familie angedeutet worden, daß auch das apenninische König-
reich bei dem alten Bunde beharren wolle, ein Zeugniß, das im nächsten Jahr durch die
Reise Victor Emanuels selbst noch bekräftigt worden ist. Damit war ein Keil zwischen
die Solidarität der romanischen Völker hineingetrieben. Mit großem Verdruß sprach
der Papst von dem „Areopag“, in welchem „manches Glied ein erklärter Feind der katho-
lischen Kirche sei“. Auch in den skandinavischen Reichen wurde die Stimmung zu Deutsch-
land eine günstigere, als nach dem Tode Karls XV. (18. September 1872) sein
Bruder Oskar II. den Thron bestieg. Nach seiner feierlichen Krönung in Stock-
holm und Drontheim stattete der Kronprinz des deutschen Reichs mit großem Ge- 12. Mai u. 13. Juli 1873.
folge dem neuen König einen Besuch ab und wurde vom Hofe und von der Bevöl-
kerung mit der größten Auszeichnung empfangen. Die Rückreise machte er über
Kopenhagen und wußte auch dort freundlichere Gesinnung zu erzeugen. Seitdem ver-
narbten die Wunden, die der dänische Krieg geschlagen, mehr und mehr und auch an der
Nord- und Ostsee wurden die Gemüther versöhnlicher und fanden sich in die neue Lage
der Dinge. — Diese Friedensstellung nach Außen gab dem Reichskanzler die Mög-
lichkeit, den Ausbau des deutschen Bundesstaates durch gesetzgeberische Arbeiten im Sinne
der Einheit zu fördern. Das Gewicht, das er zugleich als Präsident des preußischen

Staatsministeriums einlegen konnte, machte es ihm möglich, die Reichsverfassung von manchen Mängeln zu befreien und die Idee eines Gesammtstaats, worin die Einzelstaaten mit bestimmten Rechten und selbstthätigem Verfassungsleben sich dem Ganzen organisch einfügen sollten, ihrer Verwirklichung mehr und mehr entgegenzuführen. Daß er sich dabei auf die Mitwirkung des größten und mächtigsten deutschen Staats stützen konnte, machte es ihm möglich, ohne andere Mitarbeiter als die Räthe des Reichskanzleramtes und dessen Präsidenten Delbrück die unermeßliche Last der Geschäfte, für welche die ganze Verantwortlichkeit ihm allein zufiel, auf seine Schultern zu nehmen. Und wie viele Hindernisse waren dabei zu überwinden! Die Regierungsbevollmächtigten im Bundesrath suchten den Particularstaaten möglichst viel Selbständigkeit zu retten: manche, wie Bayern und Würtemberg, hatten sich gewisse „Reservatrechte" ausbedungen und hielten zäh an ihren „berechtigten Eigenthümlichkeiten" fest; gar manche Zumuthungen im Geiste des alten Frankfurter Bundestages tauchten auf und wenn sie gleich meistens nicht durchgeführt werden konnten, so mußten doch die Glieder des Bundesrathes in Berlin häufig genug auf dynastische und particularistische Wünsche und Regungen bei Abstimmungen Rücksicht nehmen. Daß der Reichskanzler auf alle Weise bedacht war, die Fürsten und Landesregierungen, die bei der Gründung des Reiches manche empfindliche Opfer zu bringen hatten, durch rechtzeitige Schonung, durch kluges Nachgeben für die neue Ordnung zu gewinnen, nicht durch Ueberspannung des Bogens die Empfindlichkeit und Eifersucht zu reizen, zeugt von seinem großen staatsmännischen Geschick. Denn nur durch das einträchtige Zusammenwirken der in dem Reichskanzler und seinen Organen verkörperten Regierung des Kaisers mit den Regierungen der Einzelstaaten und mit dem Reichstag war es möglich, die Grundlagen des Reichs immer tiefer in seinem natürlichen Boden zu befestigen und das darauf errichtete Gebäude weiter auszubilden durch ergänzende Gesetze, durch gleichförmige Einrichtungen, durch Uebertragung der Einzelrechte und Einzelgewalten auf die Gesammtheit, durch Umwandlung oder Einfügung der Einzelorgane in Reichsorgane. Im Reichsheer, in der Reichsmarine, in den Reichsgesandtschaften stand die neue Schöpfung dem Auslande gegenüber als ein Ganzes da; und mehr und mehr suchte man auch die inneren Verkehrsanstalten, Post- und Eisenbahnwesen, Telegraphenverwaltung, Münz- und Bankwesen u. a. in Uebereinstimmung zu setzen. Dank der nationalen Strömung nach Einheit, die alle Stämme und Stände durchzog, vermochten die Absonderungsgelüste und Zerbröckelungstendenzen den Gang der naturgemäßen Entwickelung zu einem kräftigen Bundesstaat nicht aufzuhalten. Auch die sogenannte Itio in partes, wonach bei gewissen Abstimmungen im Reichstag die Vertreter derjenigen Bundesstaaten, die kraft ihrer „Reservatrechte" von den zu fassenden Beschlüssen nicht berührt wurden, sich der Stimme zu enthalten hätten, fiel diesen Einheitsbestrebungen der Nation zum Opfer. Aber wie viele Mühe kostete es, bis ein für das ganze Reich gültiges Militärstrafgesetzbuch zu Stande kam und auf welchen Widerstand stieß besonders in den Mittelstaaten, den Königreichen Bayern, Sachsen, Würtemberg, der Antrag des Abgeordneten Lasker, die Competenz des Reichs auf das gesammte bürgerliche Recht auszudehnen, d. h. ein gemeinsames Reichsgesetzbuch für das Civilrecht zu schaffen, dem dann auch naturgemäß ein oberstes Reichsgericht folgen würde. Und daß schließlich der Antrag dennoch bei dem Bundesrath
December 1873. durchdrang, war ein glänzender Beweis von der fortschreitenden Macht der nationalen Idee. — Sogar im preußischen Ministerium gab es „zwei Seelen", die der Präsident nicht immer zu vereinigen vermochte. Selbst als endlich der Cultusminister Mühler
Januar 1872. entlassen wurde und Falk an seine Stelle trat, war der innere Zwiespalt nicht gehoben. Sah sich doch gegen Ende des Jahres Bismarck veranlaßt, das Präsidium auf einige Zeit niederzulegen, welches dann der Kriegsminister Roon als Alterspräsident übernahm, und nur die Leitung des Auswärtigen beizubehalten.

§. 1260. **Staat und Kirche.** Um so fester konnte sich der Reichskanzler auf die Vertreter der deutschen Nation, auf den Reichstag stützen, in welchem die „nationalliberale" Partei die zahlreichste war. Gestützt auf die Vertretung unternahm er den Kampf gegen die andere romanische Macht, die am Tage der französischen Kriegserklärung auch ihrerseits durch das Dogma von der päpstlichen Infallibilität eine

Kriegserklärung erlassen hatte gegen Alles, was sich nicht der Autorität des römischen Oberhirten unbedingt unterwerfen, nicht in stummer Hingebung das „Opfer des Intellects“ bringen wollte. Durch den romantischen Sinn König Friedrich Wilhelms IV. und durch die hochkirchlichen und hochconservativen Tendenzen der Hof- und Regierungskreise gegenüber dem liberalen und radicalen Zeitgeist war es dahin gekommen, daß in der preußischen Monarchie die katholische Kirche auf ihrem Gebiete unbeschränkt schalten und walten konnte, daß der Klerus von den Gesetzen des Staats und von den Rechten und Befugnissen der Regierung sich in höherem Grade emancipirte als in den katholischen Staaten, daß über ganz Norddeutschland bis nach Berlin hinein eine Menge von Klöstern, Orden, Congregationen sich bildete, vermehrte und in voller Freiheit und Selbständigkeit entwickelte. Ja die Heißblütigen in der römischen Propaganda gaben sich der Hoffnung hin, der Protestantismus werde mit der Zeit in seinen festesten Lagerstätten überwunden werden, in Brandenburg und Pommern werde der Romanismus seine siegreiche Entscheidungsschlacht schlagen. In Rom und in manchem deutschen Bisthum betrachtete man die nichtkatholischen Confessionsverwandten als zerstreute, in der Irre wandernde Schafe, die der Obhut und Fürsorge des rechtmäßigen Hirten nicht entzogen werden könnten. Dieser „Staat im Staate“, diese hierarchische Priestermacht, welche den Staatsgesetzen nur in so weit Folge leistete, als sie den höheren Geboten der Kirche sich ein- und unterordnen ließen, den Eid der Treue und des Gehorsams gegen jede weltliche Obrigkeit nur mit Vorbehalt und bedingungsweise leisten wollte und sich in jedem kritischen Falle hinter den Spruch flüchtete: „Man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen“; dieses fremdartige Element konnte in dem paritätischen Reich keine Aufnahme finden, sollte nicht der Keim der Zersetzung und Auflösung in die neue Schöpfung gepflanzt werden: die Kirchenbeamten durften so wenig wie die Staatsbeamten den Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit an Bedingungen knüpfen, den Treueid gegen den Kaiser und jeden weltlichen Souverän dem geistlichen Eide nachsetzen, der sie an ein fremdes Oberhaupt band: der mittelalterlichen Vorstellung, daß der Staat zur Kirche, wie der Mond zur Sonne sich verhalte, konnte in dem modernen Staat, der alle Lebenskräfte und Lebensäußerungen in sein Bereich zieht, keine Stätte gegönnt werden. Dazu kam noch, daß der päpstliche Hof und die gesammte Hierarchie Partei nahm für die beiden katholischen Mächte, welche dem preußisch-deutschen Schwerte erlegen waren, daß die ultramontanen Preßorgane, die aller Orten und Enden aufschossen, zum Theil unter täuschenden Namen und Ehrenschilden wie „Germania“, „Deutsche Reichszeitung“, „Vaterland“ u. a. ihre feindlichen Tendenzen verhüllend, für alle Gegner des Reichs eintraten und die Flamme des Hasses gegen Preußen und Deutschland zu einem „Krieg der Rache“ schürten. Der Reichsregierung war somit die Waffe der Nothwehr in die Hand gezwungen, und da der Kampfpreis die Erhaltung aller der Güter war, welche die Seele des modernen Staats ausmachen, der Freiheit der Wissenschaft, der Lehre, des geistigen Lebens, so gestaltete sich der Kampf zu einem wahren „Culturkampf“. Es handelte sich um das hohe Prinzip, ob die Anschauungen und Wahrheiten, welche der forschende Geist und die Wissenschaft seit Jahrhunderten errungen haben, Geltung und Bestand behalten, oder ob wie im Mittelalter die ganze Welt des Glaubens und Wissens der Autorität der Kirche unterworfen sein, nur durch das päpstliche Gepräge als Wahrheit erscheinen sollte. Und bei diesem Kampfe hatte das Reich auch zugleich das formale Recht auf seiner Seite; denn die durch das vaticanische Concil veränderte Kirche war nicht mehr dieselbe, mit welcher vordem die Regierungen ihre Verträge und Concordate geschlossen. Und wie sehr auch der in Demuth und Servilität sich beugende Episcopat und seine Satelliten in der Presse und auf der Kanzel zu beweisen suchten, daß die Aufstellung eines neuen Glaubenssatzes ausschließlich eine innere Angelegenheit der Kirche sei, die den Staat nichts angehe; der Aufschrei des Gewissens, der allenthalben ertönte und den Schutz des Staates gegen die Tyrannei der neuen Glaubensrichter anrief, bewies, daß diese Beschlüsse tief in das Fleisch der gesammten katholischen Welt eingedrungen. Und sollte die weltliche Obrigkeit diese Hülfeflehenden, die ja doch auch Glieder des Staates waren und zum Theil sehr edle Glieder, von ihren Thüren weisen, weil sie dem Zwang und den Verführungskünsten

der jesuitischen Zeloten sich nicht fügen wollten? Und sollte der Staat verpflichtet sein, gegenüber einer Religionsgenossenschaft, die auch abgesehen vom Glauben, in ihrer Verfassung, in ihren organischen Prinzipien eine andere geworden war, die alte Stellung zu bewahren? Sollte er gehalten sein, einen kirchlichen Organismus, der soeben unter seinen Augen durch so profane Mittel und egoistische Triebfedern eine so wesentliche Umgestaltung erlitten, der den Landesepiscopat zu einem willenlosen Werkzeug der päpstlichen Kirchenpolitik herabgesetzt hatte, als göttliche Institution, als Werk des Heiligen Geistes anzusehen und zu behandeln? Mochte er immerhin den Glaubensinhalt als ein der Kirche selbst gehörendes Gebiet anerkennen und sich jeder Einmischung enthalten, so konnte er doch die körperliche Form, den hierarchischen Ausbau nur als Menschenwerk gelten lassen. Es war der höchste Triumph des jesuitischen Prinzips, daß das ganze Kirchensystem nach Inhalt und Form, der innere und äußere Organismus durch das Dogma von der lehramtlichen Unfehlbarkeit und absoluten Gewalt des Papstes als göttliche Anordnung aufgestellt und daß diese Lehre allen Gläubigen als unantastbarer Glaubenssatz befohlen ward. So konnte man dem unwissenden und abergläubischen Volke die gerechte Nothwehr des Staats gegen hierarchische Eingriffe in sein Gebiet als Religionsverfolgung hinstellen und eine Begriffsverwirrung in Scene setzen, unter deren Hülle alle Leidenschaften, alle Sophisterei und Gleißnerei, alle Geister des Fanatismus, der Parteiwuth, der Lästerung und Verleumdung sich herumtummelten. Es wurde von den Verfechtern des Ultramontanismus als christenfeindliches Trachten hingestellt, wenn die Staatsgewalten verlangten, daß die Kirche sich auf ihre rein religiöse Aufgabe beschränke, ihre weltlichen Ansprüche fahren lasse, den modernen Staat in der Verfolgung seiner ethischen Zwecke nicht hemme oder bekämpfe, der freien Wissenschaft nicht die Lebensadern unterbinde; wenn sie die Aufsicht über Schule und Unterrichtswesen den Geistlichen abnahmen und ihren eigenen Behörden übertrugen; wenn sie die Eheschließung zu einem Staatsact erheben und von der geistlichen Einwirkung und Ueberwachung befreien wollten; wenn sie für die wissenschaftliche Erziehung und Bildung der anzustellenden Kleriker Bürgschaften verlangten und nicht dulden wollten, daß der Klerus selbst die Erziehung der künftigen Priester besorge und durch Abschließung seiner Lehranstalten die moderne Wissenschaft fern halte, daß die zum geistlichen Stande sich vorbereitende Jugend ganz in den jesuitisch-hierarchischen Vorstellungskreisen herangebildet werde.

§. 1261. **Die Bismarck'sche Politik und der Klerus.** In dem Streben, die Grenzen zwischen Staat und Kirche genauer zu bestimmen, jeder der beiden Mächte das zuständige Gebiet zuzuweisen und die Uebergriffe der geistlichen Gewalt auf die staatlichen Ordnungen abzuschneiden, ging das Königreich Preußen mit dem deutschen Reich Hand in Hand. Nachdem durch den Wechsel im Cultusministerium der Weg für zeitgemäße Reformen geöffnet worden und in dem Minister Adalbert **Falk** ein energischer, kühner und zielbewußter Staatsmann für das große Werk der Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche gefunden war, wurde nach heftigem Widerstande von Seiten der ultramontanen Kirchen- und Reactionmänner ein **Schulaufsichtsgesetz** zu Stande gebracht, welches das Schul- und Unterrichtswesen dem Staate vollständig zuwies, die bisherige Abhängigkeit der Volksschule von der Kirche beseitigte, dabei jedoch ihre Beihülfe und Mitwirkung für den Religionsunterricht und für die ganze sittliche Erziehung der Jugend in Anspruch nahm und gesetzlich ordnete.

13. Febr. 1872.

Bei dieser Reformthätigkeit erfuhr die preußische Regierung den heftigsten Widerspruch von Seiten der **polnischen** Bevölkerung des Königreichs. Obwohl der preußische Theil der ehemaligen Republik Polen unter seinen Nationsgenossen sich weitaus in der günstigsten Lage befindet, so stehen dennoch die Polen theils durch den übermächtigen Einfluß ihrer Geistlichkeit, theils aus nationalem Vorurtheil gegen das mehr und mehr vordringende germanische Element stets in der Opposition zur preußischen Herrschaft, der sie doch diese günstigere Lage in ihren Lebensverhältnissen wie in ihrer Cultur vorzugsweise zu danken haben. Aus nationaler Antipathie wehren sie sich gegen die Einführung des deutschen Sprachunterrichts in ihren Schulen und aus katholischem Religionseifer begünstigten sie die geistliche Herrschaft. Nationale und religiöse Leidenschaften wirkten somit gemeinschaftlich auf das reizbare Gemüth und die mangelhafte

Verstandesbildung des von dem polnischen Klerus geleiteten Volkes in Posen und polnisch Schlesien, um einen nachhaltigen Widerstand gegen die preußische Gesetzgebung und Verwaltung in Scene zu setzen. Die Schule sollte unter der Aufsicht und Leitung der Kirche bleiben, damit durch den klerikalen Einfluß das Volk in der bisherigen Unwissenheit und geistigen Beschränktheit gehalten würde und die deutsche Sprache und Aufklärung fern bliebe. Auch im Herrenhause stieß die Gesetzesvorlage auf den geschlossenen Widerstand der Ultramontanen, denen alle Rückschrittsmänner, die kirchlichen und politischen Ultra's beider Confessionen, feudale Junker und orthodoxe Hochkirchliche zur Seite standen. Es bedurfte der ganzen persönlichen Energie des Minister Bismarck und Falk, um auch hier das Schulaufsichtsgesetz zur Annahme zu bringen. Bald darauf hielten die preußischen Bischöfe in Fulda „am Grabe des Heil. Bonifacius" eine der Versammlungen, auf denen die Parole für die Gesammthaltung des Episcopats festgesetzt zu werden pflegt. Gegen Erwarten faßten sie den Beschluß, sich dem neuen Gesetze zu fügen und „auch zu Gunsten der im Prinzipe von der Kirche losgerissenen Volksschule ihre Pflichten treu zu erfüllen". In Berlin glaubte man darin eine versöhnlichere Stimmung erkennen zu dürfen; man wollte daher versuchen, mit Rom und dadurch mit den Häuptern der katholischen Kirche Deutschlands die alten Verbindungen zu erhalten, um durch Verständigung zu einem Ausgleich, zu einem modus vivendi zu gelangen. Lag ja doch dem frommen Kaiser nichts ferner, als die katholische Kirche in ihrer Rechtsstellung oder in irgend einer mit dem Glauben und der Religion zusammenhängenden Frage zu beeinträchtigen. Als daher durch die Versetzung des bisherigen Gesandten Arnim nach Paris die Stelle eines Diplomaten bei dem päpstlichen Stuhl in Erledigung kam, beschloß man, einen hochgestellten Kleriker, der sich in früherer Zeit der Gunst des Heil. Vaters zu erfreuen gehabt, der bei dem Concil mitgewirkt und erst nach der Beendigung desselben nach Deutschland zurückgekehrt war, den Cardinal Hohenlohe, als Vertreter des Kaisers und Reichs nach Rom zu senden. Allein kaum wurde diese Absicht im Vatican bekannt, so erfolgte eine Zurückweisung. Hohenlohe theilte nicht die Ansichten und Tendenzen der den Papst beherrschenden Jesuitenpartei; die Haltung seines Bruders, des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, Präsident des bayerischen Ministeriums warf in den Augen der papistischen Hochkirchenmänner einen Schatten auf das ganze Geschlecht; daß sich der Cardinal vom Vatican längere Zeit fern gehalten und auch unter dem Purpur seine deutschnationale Gesinnung bewahrte, wurde ihm nicht verziehen. Der Papst weigerte sich daher, Hohenlohe als Gesandten in Rom zu empfangen, eine persönliche Beleidigung gegen den Kaiser. Schon damals wurde im Reichstag der Antrag gestellt, die Ausgabe für das Gesandtenamt bei dem Papste im Budget zu streichen, da die Curie damit ihre Kriegserklärung abgegeben; allein Fürst Bismarck, der die Brücke einer Verständigung nicht vollständig hinter sich abbrechen wollte, verhinderte den Beschluß und empfahl den Weg der Gesetzgebung als das rathsamste Mittel zur Beseitigung des Conflictes zwischen Staat und Kirche. Bei dieser Gelegenheit war es, wo er den denkwürdigen Ausspruch that: „nach Canossa gehen wir nicht, weder in kirchlicher noch in politischer Beziehung", und der Centrumspartei den Standpunkt der Regierung klar machte, indem er versicherte, die volle Souveränetät des Staats müsse gewahrt werden gegen alle unberechtigten Ansprüche und die Gesetze müßten Gültigkeit haben für Jedermann; wer sie als für ihn nicht vorhanden ansehe, der stelle sich außerhalb der Gesetze und sage sich los vom Staate. Die Souveränetät könne nur eine einheitliche sein.

[Randnotizen: 3. März 1872. — 2. Mai.]

Um dieselbe Zeit erließ Bismarck eine Circulardepesche über die Haltung, welche den Regierungen bei einer künftigen Papstwahl in Folge der veränderten Stellung des Pontificats durch das vaticanische Concil geboten sein dürfte. Denn durch die neue Jurisdiction sei der Papst in die Lage gekommen, in jeder einzelnen Diöcese die bischöflichen Rechte in die Hand zu nehmen und die päpstliche Gewalt der landesbischöflichen zu substituiren; die bischöfliche Jurisdiction sei in der päpstlichen aufgegangen; der Papst sei im Prinzip an die Stelle jedes einzelnen Bischofs getreten, die Bischöfe seien nur seine Werkzeuge, seine Beamten ohne eigene Verantwortlichkeit, sie seien den Regierungen gegenüber Beamten eines fremden, vermöge seiner

[Randnotiz: Circulardepesche Bismarcks. 14. Mai 1872.]

Unfehlbarkeit absoluten Souveräns geworden; daher hätten auch die Regierungen ein wohlbegründetes Recht, sich um die künftige Papstwahl zu kümmern und Stellung zu derselben zu nehmen. Als diese Depesche in der Folge bei Gelegenheit des Arnim'schen Prozesses in die Oeffentlichkeit drang, gab der deutsche Episcopat eine Collectiverklärung gegen die Darlegung des Reichskanzlers ab (Januar 1875); aber wenn sie auch das Verhältniß mit „etwas andern Worten" ausdrückten, die Hauptsache, daß die Bischöfe der römischen Curie willenlos zu gehorchen hätten, wurde durch ihre sophistischen Deutungen und durch die kecke Behauptung, die Infallibilität sei eine alte Lehre der Kirche, nicht geändert. Hatten sie doch selbst vor dem Concil ein solches Dogma für eine jesuitische Schulmeinung erklärt, die nicht in der kirchlichen Tradition wurzele und unmöglich zum Glaubenssatz erhoben werden könne, und nun sollte es auf einmal eine göttliche Wahrheit geworden sein? Und wenn sie bemerkten, daß über die Gültigkeit einer Papstwahl lediglich die Autorität der Kirche zu entscheiden habe, so konnte entgegnet werden, daß die Anerkennung eben so unbedingt Sache der Regierungen sei. —

Wie sehr diese Auffassung und das entschiedene Auftreten des Fürsten Bismarck im Sinne der Mehrheit des deutschen Volkes war, trat bald zu Tage, als von allen Seiten Petitionen an den Reichstag gelangten, daß dem Treiben des Jesuitenordens, welcher das neue Dogma von der Allgewalt und Infallibilität des Papstes mit allen Mitteln zur Geltung zu bringen suchte, durch die Gesetzgebung ein Damm entgegengeworfen werden möchte; daß man gegen diesen Generalstab der „streitenden Kirche", welcher seit den Tagen seiner Gründung das friedliche Zusammenleben der Confessionen zu stören beflissen sei, einen energischen Schlag führe. Und so wurde denn trotz aller
15.16. Mai 1872. Gegenbemühungen der Centrumsfraction der Antrag angenommen, die verbündeten Regierungen möchten einen Gesetzentwurf vorlegen, „welcher auf Grund des Artikels 4 der Reichsverfassung die rechtliche Stellung der religiösen Orden, Congregationen und Genossenschaften, die Frage ihrer Zulassung und deren Bedingungen regele, so wie die staatsgefährliche Thätigkeit derselben, namentlich der Gesellschaft Jesu, unter Strafe stelle". Nach längeren Verhandlungen mit dem Bundesrath kam denn auch ein Gesetz
5. Juli. zu Stande und erhielt die Bestätigung des Kaisers, kraft dessen alle Jesuitenniederlassungen bis zum Ablauf des Jahres geschlossen und aufgehoben, die Mitglieder der Gesellschaft aus Deutschland ausgewiesen und der Thätigkeit des Ordens in jeder Form und Gestalt innerhalb des deutschen Reichs ein Ende gemacht werden sollte. Es herrschte dabei vor Allem der Zweck vor, den jesuitischen Lehranstalten, die unabhängig vom Staat die Jugend in einseitig kirchlichem Geiste erzogen und mit Fanatismus füllten, ihre Thätigkeit für die Zukunft abzuschneiden. Die Ausführung dieses Gesetzes in Preußen, Bayern, Hessen war die Antwort des Staats auf die Veröffentlichung der vaticanischen Decrete von Seiten der Bischöfe ohne Erlaubniß und zum Theil wider das ausdrückliche Verbot der Regierungen mit Androhung der Excommunication und anderer Gewaltmittel gegen alle Ungehorsamen. Binnen Jahresfrist waren die zahlreichen Niederlassungen des Ordens innerhalb des ganzen Gebietes des deutschen Reiches aufgehoben und die Glieder desselben genöthigt, außerhalb Deutschland ein neues Feld ihrer Thätigkeit zu suchen.

§. 1262. Regierungsgewalt und bischöfliche Excommunicationen. Indem der Staat die eifrigsten Diener und Werkzeuge der päpstlichen Allgewalt über die Grenzen wies, zeigte er den festen Willen, innerhalb seines Bereiches keinen Organismus zu dulden, der seine Gebote und Verhaltungsregeln von einer fremden Autorität, von einer andern Souveränetät als Kaiser und Reich empfange: es war die Kriegserklärung des modernen Staats gegen das mittelalterliche Papalsystem. Der Geistlichkeit sollte fühlbar gemacht werden, daß man nicht zweien Herren zugleich dienen könne; daß die Souveränetät des Gesetzes für alle Staatsangehörige gleiche Kraft und Geltung haben müsse. Die Kirche dagegen in ihren hierarchischen Gewalten bestand auch ihrerseits auf ihrer Autorität über alle Gläubigen, verlangte auch für ihre Gesetze unbedingten Gehorsam. Wer diesen versage, sollte als ein ungesundes Glied der religiösen Gemeinschaft ausgeschlossen werden und nicht blos der kirchlichen Gnadenmittel verlustig gehen, sondern auch aller der Rechte und Vortheile, welche den Angehörigen

der Kirche gesetzmäßig zuerkannt waren. Es waren prinzipielle Gegensätze, die nicht verfehlen konnten, in ihren praktischen Folgen hart an einander zu gerathen. Die Bischöfe sprachen Excommunicationen aus und verlangten, daß auch die Regierung die Gebannten von den Stellen entferne, die der Staat ihnen übertragen. Allenthalben organisirten die Klerikalen einen energischen Widerstand gegen den Staat. Der Erzbischof Paulus Melchers von Köln belegte vier Professoren der katholischen Theologie in Bonn, weil sie den vaticanischen Decreten den Gehorsam versagten, mit der Excommunication und verbot den angehenden Geistlichen seiner Diöcese den Besuch ihrer Vorlesungen; das Cultusministerium konnte nicht zugeben, daß die von ihm Angestellten in ihrer Stellung beeinträchtigt würden, und beließ sie im Amte. Als in Köln der altkatholische Prediger Tangermann in der dem Staate gehörigen Pantaleonskirche Gottesdienst abhielt, untersagte der katholische Feldpropst, Bischof Namszanowski, dem Divisionspfarrer Lünnemann eigenmächtig jede weitere Cultushandlung in dem seit vielen Jahren als Garnisonkirche gebrauchten Gotteshause. Als er einer Weisung von Rom folgend von seinem Widerstand gegen die Militärgesetze nicht abließ, wurde er seines Amtes enthoben. Bischof Krementz von Ermeland hatte über zwei altkatholische Priester, Michelis und Wollmann, die Excommunication ausgesprochen, obwohl das preußische Landrecht ein solches Vorgehen ausdrücklich untersagte. Als das Cultusministerium ihn zur Zurücknahme aufforderte, erklärte er, daß er den Gesetzen des Staates trotz seines Eides nur insoweit gehorchen werde, als dieselben nicht canonischen oder kirchlichen Gesetzen und Anordnungen widersprächen, und wandte sich dann persönlich an den König, ein Verfahren, das bald auch von Andern versucht ward. Bei Gelegenheit der Jubelfeier der Vereinigung Westpreußens mit der Monarchie 13. Sept. 1872. suchte der Bischof um eine Audienz nach: er erhielt jedoch den Bescheid, Se. Majestät werde ihn erst empfangen, wenn er seine bedingungslose Unterwerfung unter die Gesetze des Staats erkläre. Wollmann blieb Religionslehrer am Gymnasium zu Braunsberg. Dem im Widerstand beharrenden Bischof wurden die Temporalien eingehalten und diese Maßregel von den Gerichten bestätigt. Auch in München holte der Erzbischof aus der Rüstkammer die alten Waffen hervor, indem er über Döllinger, Friedrich und alle Altkatholiken den Bannfluch aussprach. Die Hierarchie zog mit allen ihren Streitkräften ins Feld; die Disciplin, die man im Heerlager des Gegners zu lockern und zu durchbrechen gedachte, wurde im eigenen Heere strenge festgehalten: der deutsche Episcopat stand wie Ein Mann zur Fahne des Papstthums; die Stimmen der Opposition, die sich vor und auf dem Concil hervorgewagt, wurden zum Schweigen gebracht: alle kirchlichen Würdenträger beugten sich in stummer Resignation unter das Commandowort des jesuitischen Papstthums. Auf wiederholten Versammlungen am Grabe des „Apostels der Deutschen" in Fulda wurde bei jeder neuen Wendung der Kriegsplan entworfen: man suchte durch unmittelbare Vorstellungen am Throne das Herz des Kaisers zu erschüttern, den jugendlichen König von Bayern zum Einschreiten gegen sein Ministerium zu bewegen. Die katholische Welt war in Schriften und Reden mit Schmähungen gegen den gottlosen Zeitgeist, mit Klageliedern über die Drangsale der Kirche und ihrer Bekenner erfüllt. Salbungsvolle Hirtenbriefe und geistliche Ansprachen in den langathmigen Phrasen eines veralteten „Curialstils" bildeten einen eigenthümlichen Contrast zu der offenen präcisen Sprache des Reichskanzlers. Es wurden Mittel und Wege gewählt, die einen revolutionären Beigeschmack hatten. Erzbischof Ledochowski von Posen, von nationalem und religiösem Haß gegen Preußen erfüllt, wurde vom Papst zum „Primas von Polen" ernannt und in dem römischen Kalender unter den regierenden Fürsten aufgeführt als Stellvertreter der polnischen Könige. Aus allen Anzeichen ging hervor, daß Rom den alten Kampf gegen Deutschland zu erneuern gedenke. In einer Ansprache an die Deputation eines katholischen deutschen Vereins schloß Pius IX. eine seiner Klagreden über die „Verfolgung der Katholiken" mit den Worten: „Seien Sie vertrauend und einig; denn irgend ein Stein wird von der Höhe herabfallen und den Fuß des Kolosses zertrümmern." Wie freute man sich in Paris über die ultramontane Bundesgenossenschaft, welche der französischen „Revanche" eine so nachdrückliche Unterstützung in Aussicht

stellte. Aber wie hoch man immer die Macht einer mehr als tausendjährigen, auf die höchsten Anliegen der Menschheit gerichteten Institution anschlagen mag; sie steht Gewalten gegenüber, die ihr einen ganz andern Widerstand zu leisten vermögen, als einst die Gegner im Mittelalter, dem modernen Zeitgeist mit seinen durch Wissenschaft und Erfahrung errungenen Wahrheiten und dem preußischen, auf monarchische Autorität und nationale Wehrkraft aufgebauten Rechtsstaat, der aus kleinen Anfängen unter Kämpfen und Nöthen emporgewachsen, seine mühsam erworbene Machtstellung um seiner Selbsterhaltung willen zu behaupten suchen muß. Und daß man in Berlin diese Nothwendigkeit erkannt habe und entschlossen sei, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern das begonnene Werk hinauszuführen, dafür zeugten die Vorbereitungen zu einer Reihe neuer Gesetze und Reformen von tiefeingreifender Wirkung. Die fromme religiöse Gesinnung des Monarchen, der die treue Erfüllung seiner Regentenpflichten stets in erster Linie stellte, war Bürgschaft, daß, indem man dem Kaiser zu geben suchte, was des Kaisers ist, man auch nie versäumen werde, Gott zu geben, was Gottes ist. Auf Grund einer vom Cultusminister veranstalteten Conferenz von Kirchenrechtslehrern und andern Fachmännern wurden von der Regierung Gesetzesvorlagen für den preußischen Landtag in Angriff genommen, welche das Grenzgebiet zwischen Staat und Kirche genauer bestimmen und die gegenseitigen Rechte feststellen sollten. Dieselben betrafen den gesetzlichen Austritt aus der Kirche, die kirchlichen Straf- und Zuchtmittel, die Vorbildung der künftigen Seelsorger und die Einsetzung eines obersten Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten. Außerdem wurde die Einführung der obligatorischen Civilehe und der staatlichen Standesbücher, so wie die Bildung von katholischen Kirchengemeinden mit bestimmten Rechten bezüglich der Verwaltung des Kirchenvermögens ins Auge gefaßt. Das Jahr ging vorüber, ehe diese Vorarbeiten beendigt und dem Landtage vorgelegt werden konnten. Aber aus ihnen gingen in der Folge die berühmten „Maigesetze“ hervor.

§. 1263. Der „Pairsschub“ im Herrenhaus. Speculationssucht. Und nicht blos gegen die römische Hierarchie hatte die preußische Regierung ihre Autorität festzustellen; auch im eigenen Lande regten sich noch manche Widerstandskräfte, welche das Königreich bei den alten Ordnungen und Gewohnheiten zu erhalten, es von der Bahn des Fortschritts abzulenken suchten. Wollte Preußen seiner neuen Aufgabe genügen, das leitende Haupt in dem Staatenbund des neuen Reichs sein und bleiben, so mußte es trachten, wie in den Heeres- und Kriegsangelegenheiten, so auch in dem ganzen Staatsleben sich auf der Höhe der Zeit zu halten, in keinem Zweige, sei es der Verwaltung, sei es des Gerichts- oder Unterrichtswesens, hinter einem andern Bundesstaate zurückzustehen. Nun hatten sich aber in der preußischen Monarchie aus der Vergangenheit noch viele feudale Elemente und veraltete Einrichtungen erhalten, welche für den modernen Staat nicht mehr geeignet waren. Es ist aus den früheren Blättern bekannt genug, wie sehr der kleinere Grundadel, mit dem landläufigen Namen „Junker“ bezeichnet, der fortschreitenden Entwickelung des öffentlichen Lebens in Staat und Kirche grundsätzlich widerstrebte, jede Reform, welche die Gleichberechtigung und Gleichstellung der Stände, die Selbstregierung der Staats- und Gemeindebürger, die Rechte der Volksvertreter zu begründen oder zu fördern beabsichtigte, zu hintertreiben bemüht war. Früher als „die kleine, aber mächtige Partei“ einflußreich, konnten diese Kreise sich in die neuen Verhältnisse, in die höheren Aufgaben des preußischen Staats nicht zurechtfinden. Dem „Königthum von Gottes Gnaden“ in Loyalität ergeben, bereit „mit Gott für König und Vaterland“ auf dem Schlachtfelde ihr Leben einzusetzen, betrachteten sich die „Junker“ als die Stützen und Wächter des Throns und suchten die constitutionellen Formen, die rechtlichen Beschränkungen eines auf Vereinbarung zwischen Herrscher und Beherrschten beruhenden Rechtsstaats von der Monarchie fern zu halten oder in ihrer Entwickelung zu hemmen. Ihre Anschauungen bewegten sich in Begriffen und Gedankenkreisen, die für die gegenwärtige Lage und Aufgabe Preußens zu enge und abgeschlossen waren, von den Ministern Bismarck und Eulenburg, die früher zu ihnen gezählt wurden, hatten sie sich losgesagt; sie standen dem modernen Staate und dem allgemeinen Zeitbewußtsein nicht minder schroff gegenüber als die

Ultramontanen. Wenn auch bei der Regierung wenig betheiligt, hatte der grundherrliche Adel durch seinen Sitz im Herrenhause auf das Staatsleben immer noch einen nicht unbedeutenden Einfluß und er wußte stets im rechten Momente seine Kräfte geltend zu machen, um Reformen abzuwehren, welche seine überlieferten Vorrechte, seine patriarchalische Stellung gegenüber den Bauernschaften und Gemeinden zu mindern drohten. Nun beabsichtigte die Regierung, die östlichen Provinzen des Königreichs, wo diese Reste der Feudalzeit, diese privilegirte, patriarchalische Ausnahmsstellung des grundherrlichen Landadels noch am meisten in Geltung bestanden, im Sinne der Selbstverwaltung und bürgerlichen Gleichheit in eine Verfassung zu setzen, daß sie hinter den westlichen Provinzen und den andern Staaten des südlichen und mittleren Deutschland in staatsbürgerlicher Freiheit nicht zurückständen, mit den Entwickelungsstufen, welche das öffentliche Leben anderwärts erstiegen, in Uebereinstimmung treten möchten. Zu dem Ende arbeitete die Regierung den Entwurf einer neuen Kreisordnung aus, welche, die Reformen des Freiherrn von Stein vervollständigend, die freie Bewegung der communalen Verbände fördern, das Volk zur Betheiligung an der Verwaltung seiner Angelegenheiten heranziehen, die bureaukratische Bevormundung durch das „Selfgovernment" erforschen und die Willkür der Beamten durch gesetzliche Vorschriften beschränken sollte. Diese neue Kreisordnung, welche die Grundlage einer künftigen gleichmäßigen Organisation aller Provinzen bilden sollte, wurde vom Hause der Abgeordneten mit großer Mehrzahl 23. März 1872.
angenommen; aber im Herrenhause, wo „dem alten und befestigten Grundbesitz" eine über seine Bedeutung hinausgehende Vertretung eingeräumt war, trat der Adel wie eine geschlossene Phalanx den Regierungsvorlagen schroff entgegen, so daß diese nicht durchgebracht werden konnten. Nach langen, erregten Debatten, wobei die Feudalen mit leidenschaftlicher Verbissenheit für ihre Standesinteressen in die Schranken traten, weder den persönlichen Wunsch des Kaisers, noch das Staatswohl beachtend, wurde der 22. Oct.
Reformplan mit großer Mehrheit zurückgewiesen. Da griff die Regierung zu einem Mittel, das manches Bedenkliche hatte: sie berief fünfundzwanzig neue Mitglieder in das Herrenhaus, mit deren Beihülfe die Vorlage die gesetzliche Mehrheit erhielt und 1. Decbr.
die Kreis- und Gemeindeordnung in Kraft treten konnte. Durch diesen „Pairsschub", einen Staatsstreich im Kleinen, zu dem König Wilhelm nur mit Mühe bewogen werden konnte, wurde die Macht des Junkerthums, zugleich aber auch das Ansehen des Herrenhauses gebrochen. Schon damals riethen namhafte Stimmen zu einer durchgreifenden Reform dieses Factors der gesetzgebenden Macht, durch zweckmäßigere, den Machtverhältnissen des Adels und Herrenstandes mehr entsprechende Zusammensetzung, eine Reform, die mit der Zeit unabweislich sein wird. — Auch auf andern Gebieten des Staats- und Gesellschaftslebens traten Mißstände hervor, die Abhülfe verlangten. Schon seit Jahren war durch die wachsende Gründungs- und Speculationssucht einzelner Unternehmer und Gesellschaften große Unsicherheit in die Geschäftswelt gekommen und manche Unerfahrene und Leichtgläubige in Armuth und Vermögensruin gerathen. An den Namen S t r o u ß b e r g knüpften sich traurige Erinnerungen. Nach dem französischen Krieg war, nicht ohne Mitschuld des Goldstroms der Milliarden, der Unternehmungsgeist ins Fieberhafte und Unnatürliche gewachsen. Durch mancherlei beunruhigende und betrübende Zeichen der Zeit sah sich der Abgeordnete Lasker bewogen, im Anfang des Jahres 1873 auf dem preußischen Landtag eine scharfe Kritik an den wirthschaftlichen Er- 14. Jan. 1873.
scheinungen des Tages und insbesondere an den Vorgängen bei neueren Eisenbahnbauten zu üben, die Klage zu erheben, daß der Staat so viele Concessionen zu Privateisenbahnen ertheile, wodurch oft die Unternehmer auf Kosten der Actienkäufer sich unbillige Vortheile zuwendeten. Das Handelsministerium wurde beschuldigt, bei solchen Concessionsertheilungen nach Gunst und Ungunst zu verfahren. Man nannte vornehme Namen, die daraus Gewinn gezogen. Darauf wurde von Seiten der Regierung eine Untersuchung angeordnet, in Folge deren der Geheimerath W a g e n e r sich veranlaßt sah, aus seiner bisherigen einflußreichen Stellung auszuscheiden; auch im Handelsministerium trat ein Personenwechsel ein. Ein allgemeines Mißtrauen und ein schwankender Credit durchdrang die wirthschaftlichen Kreise; man suchte bei der Gesetzgebung Schutz und Hülfe gegen Uebervortheilung, Täuschung und Betrügerei.

§. 1264. **Die Maigesetze.** Im Anfang des Jahres 1873 war der Zwiespalt zwischen dem preußischen Episcopat und der Regierung auf solche Höhe gestiegen, daß die letztere auf dem Wege der Gesetzgebung Abhülfe suchen mußte. Es handelte sich um die Stellung des Staats an der Spitze des neuen Reiches; Preußens Ansehen stand auf dem Spiele. Wenn es den Ultramontanen unter der Leitung der Bischöfe gelang, das Ministerium zum Nachgeben zu zwingen, so war zu erwarten, daß sich das katholische Ausland und die widerstrebenden Elemente im Reiche selbst mit der politisch-kirchlichen Reaction vereinigten, um die preußische Hegemonie zu Falle zu bringen. Man hatte schon so manchen Systemwechsel in Berlin erlebt; konnte nicht auch jetzt wieder über kurz oder lang eine Wendung eintreten? Darauf hoffte man in den Kreisen der Ultramontanen und schritt auf der betretenen Bahn fort. Es war somit für die bestehende Regierung ein Act der Nothwehr, als sie die erwähnten kirchenrechtlichen Gesetzesvorlagen einbrachte, durch welche die Rechte und die Freiheit der Staatsbürger gegen jedes gewaltthätige Vorgehen der Hierarchie mittelst kirchlicher Straf- und Zuchtmittel geschützt, die Anstellung der Geistlichen von der Erfüllung der Anzeigepflicht und einer wissenschaftlichen Vorbildung abhängig gemacht und dem Staate ein Einspruchsrecht bei der Besetzung kirchlicher Pfründen eingeräumt, ein königlicher Gerichtshof zum Schutz gegen geistliche Uebergriffe und zum Einschreiten gegen Bischöfe, die durch ihren Widerstand gegen die Staatsgesetze ihr Amt verwirkt, eingesetzt wurde, ein Ausnahmstribunal zur Sicherung der neuen kirchenpolitischen Gesetzgebung.

Das Hauptgewicht lag auf dem dritten Entwurf, welcher die Erziehung der künftigen Kleriker in geistlichen Seminarien verhindern und sie zum Besuche allgemeiner staatlicher Lehranstalten anhalten wollte. Dieser lautete: „Ein geistliches Amt, welcher Art es auch sein möge, darf in einer der christlichen Kirchen nur einem Deutschen übertragen werden, welcher seine wissenschaftliche Vorbildung nach den Vorschriften dieses Gesetzes dargethan hat und gegen dessen Anstellung kein Einspruch von der Staatsregierung erhoben worden ist. Zur Bekleidung eines geistlichen Amtes ist die Ablegung der Entlassungsprüfung auf einem deutschen Gymnasium, die Zurücklegung eines dreijährigen theologischen Studiums auf einer deutschen Staatsuniversität, sowie die Ablegung einer wissenschaftlichen Staatsprüfung erforderlich, bei welch letzterer vorzugsweise auf die für den geistlichen Beruf nothwendige allgemeine wissenschaftliche Bildung (Philosophie, Geschichte, deutsche Literatur, classische Sprachen) gesehen wird. Alle kirchlichen Anstalten, welche zur Vorbildung der Geistlichen dienen, stehen nach Hausordnung und Lehrplan unter Aufsicht des Staats u. s. w. Knabenseminare und Knabenconvicte dürfen nicht mehr errichtet und in den bestehenden Anstalten dieser Art dürfen keine neuen Zöglinge mehr aufgenommen werden." Jede Pfarrstelle sollte innerhalb eines Jahres besetzt und der vom Bischof Ernannte der Staatsbehörde zuvor angezeigt werden.

Die meisten der in den Vorlagen enthaltenen Bestimmungen waren in manchen andern Staaten von jeher in Geltung, ohne daß die Geistlichkeit daran Anstoß genommen hatte. Jetzt aber galt es, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit, welche die katholische Kirche in früheren Jahren der Regierung in Preußen abgetrotzt, zu wahren, die Grundbedingungen zu erhalten, auf denen die ultramontane Hierarchie ihren Machtbau aufgeführt hatte. Wie sollte sie sich einem königlichen Gerichtshofe für kirchliche Angelegenheiten fügen, von dessen elf Mitgliedern der Präsident und mindestens fünf Räthe dem Richterstande angehören mußten und der auf Grund der Staatsgesetze bei beharrlichem Widerstande bis zur Amtsentsetzung eines Bischofs vorgehen durfte? Im Abgeordnetenhause erlangten die Vorlagen eine bedeutende Majorität, wie sehr auch das Centrum und seine Alliirten über Vergewaltigung der Kirche durch den Staat sich ereiferten; aber im Herrenhause mußte der Reichskanzler selbst seine ganze Persönlichkeit und seine imposante Beredsamkeit einsetzen, um die klerikalen und feudalen Gegner zu überwältigen. Die vorliegende Frage, bewies er, sei eine Machtfrage zwischen Staat und Kirche, zwischen Königthum und Priesterthum; schon seit dem Mittelalter sei das Streben des Papstes und der Ultramontanen dahin gegangen, auch über den Staat die Herrschaft zu erringen; deshalb hätten sie mit Hülfe der Franzosen das Helden-

geschlecht der Hohenstaufen gestürzt und den letzten Sproß auf das Schaffot gebracht. Auch in Deutschland würde man von ähnlichen „Thaten Gottes durch die Franken“ zu erzählen haben, wäre der Krieg anders ausgefallen. Das Papstthum sei eine politische Macht, welche die Unterwerfung der weltlichen Macht unter die geistliche als ihr Programm aufgestellt habe; seine Ueberzeugung aber gehe dahin, daß im Reiche dieser Welt dem Staate auch das Vorrecht und der Vortritt gebühre. Endlich erlangten, nachdem die Berathung der Verschleppung durch die feudale Commission entzogen und vor das Plenum gebracht war, auch im Herrenhause die Entwürfe die Stimmenmehrheit und wurden, nachdem sie vom Kaiser bestätigt worden, als Gesetze veröffentlicht.

Seitdem war der Bruch des Fürsten Bismarck mit der feudalen Partei eine vollendete Thatsache. Sie hatte sich unfähig gezeigt, die Ideen der Zeit, die neue Aufgabe des preußischen Großstaats und des deutschen Reichs zu begreifen. Indem sie bei veralteten Vorstellungen beharrte, konnte sie für den Reichskanzler nicht länger eine Stütze sein. Denn dieser, „conservativ in seinen angebornen und anerzogenen Eigenschaften, Anschauungen und Gewohnheiten, ist liberal, weil schöpferisch, im innersten Kern seiner Individualität und in seinem wahren Wesen“.

§. 1265. Die Maigesetze und der Klerus. War der Krieg zwischen Kirche und Staat in Preußen bisher nur ein versteckter, nur in Nebengefechten hervortretender gewesen, so wurde er durch diese „Maigesetze“ zu einem offenen. Mochten dieselben auch den kirchlichen Glauben und die Spendung der Gnadengaben in der Kirche ganz unberührt lassen, und sich sorgfältig hüten, „in das Gebiet der Gewissensfreiheit, des Glaubenslebens und der mit demselben zusammenhängenden kirchlichen Einrichtungen und Sitten einzugreifen“; mochten die meisten Bestimmungen sogar in rein katholischen Ländern längst in Uebung bestehen und in Concordaten von dem päpstlichen Stuhle selbst den Regierungen zugestanden sein: der preußische Episcopat, der dem Staate nimmermehr das Recht einräumen wollte, die Stellung der Kirche und des Klerus zu den Gesetzen und der Obrigkeit des Landes auf eigene Hand und nach eigenem Rechte ohne Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhl zu ordnen und festzustellen, der den ganzen kirchlichen Organismus auch in seinen weltlichen Beziehungen als eine auf göttliche Anordnung gegründete Institution angesehen wissen wollte, nahm von Anfang an eine feindselige Haltung gegenüber den Maigesetzen ein, indem er in Gesammterlassen, Eingaben, Denkschriften, Adressen die Erklärung abgab, daß die Grundsätze ihres heiligen Glaubens den Bischöfen, so wie den Priestern und Gläubigen nicht gestatteten, sich derartigen Gesetzen zu unterwerfen, dieselben anzuerkennen und zu befolgen. In willenloser Hingebung an Rom sagten sich somit die deutschen Bischöfe los von den vaterländischen und nationalen Interessen, von der Mitwirkung an den großen patriotischen Staatsaufgaben, verfochten ein System, das sie selbst früher verdammt hatten und organisirten, gestützt auf eine blind ergebene, in beschränkten Vorstellungskreisen erzogene Priesterschaft, auf eine bigotte, unwissende Volksmasse und auf eine ultramontane Reaction und Demagogie einen Widerstand, der vor keinem Mittel und Hebel der Agitatoren zurückbebte, der sich auf die unlauteren Geister wissentlicher Entstellung, sophistischer Verdrehung, heuchlerischer Klagen über die Drangsale der Gläubigen stützte. „Die Kirche kann das Prinzip des heidnischen Staats, daß die Staatsgesetze die letzte Quelle alles Rechts seien und die Kirche nur die Rechte besitze, welche die Gesetzgebung und die Verfassung des Staats ihr verleiht, nicht anerkennen“, heißt es in dem Protest vom 31. Mai, „ohne die Gottheit Christi und die Göttlichkeit seiner Lehre und Stiftung zu leugnen, ohne das Christenthum selbst von der Willkür der Menschen abhängig zu machen.“ Und doch sagte der Heiland: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Freilich mußten die Bischöfe gewärtig sein, daß die preußische Regierung nicht ruhig ihrem trotzigen Gebahren zusehen, daß ihrer Weigerung, den Gesetzen zu gehorchen, Geld- und Gefängnißstrafen auf dem Fuße folgen würden; aber bei der Humanität des von der päpstlichen Cohorte so arg geschmähten Zeitalters durfte man auch erwarten, daß das Martyrium nicht allzuhart sein werde. Nichtsdestoweniger war der Vergleich der gottlosen Welt der Gegenwart mit den Neronischen und Diocletianischen Christen-

verfolgungen ein zu günstiges Thema, als daß man dasselbe nicht zur Unterlage elegischer Klagelieder und aufreizender Ergüsse hätte machen sollen. So kamen denn die salbungsvollen gleißnerischen Phrasen und Declamationen, an welche der „Curialstil" die Welt gewöhnt hatte, und die Schmähungen und Invectiven einer zelotischen Presse in vollen Gang. Die Wahrheit verhallte oder blieb verborgen unter dem Wuthgeschrei der Faction. Die Wirkungen der Maigesetze und der klerikalen Opposition gegen dieselben traten bald zu Tage. Als die Regierung eine Prüfung der geistlichen Lehranstalten anordnete, um sich zu überzeugen, ob die wissenschaftlichen Leistungen in den nicht zur Theologie gehörenden Fächern der Art seien, daß dieselben mit den Lehranstalten des Staats concurriren und als Vorbildungsschulen fortbestehen könnten, verweigerten die geistlichen Vorsteher, den Weisungen der Bischöfe folgend, den Inspectoren der Regierung Einsicht in die Lehrpläne und in den inneren Organismus des Unterrichts. Nur in die äußeren Räumlichkeiten wollten sie den Einblick gestatten. War ja doch der Zweck dieser Seminarien, die künftigen Kleriker gegen die moderne Wissenschaft abzuschließen, sie in einem Ideenkreise festzuhalten, wie er den ultramontanen Interessen und der päpstlich-hierarchischen Autorität dienlich war; wie sollte man nun die profanen Augen der Staatsbehörden in das priesterliche Heiligthum, in die geistlichen Geheimnisse eindringen lassen? Die nächste Folge war, daß diesen Seminarien die Staatsmittel entzogen, manche davon auch geschlossen wurden. Noch auf einem andern Feld gab sich der trotzige Widerstand der Bischöfe gegen die Maigesetze kund. Es wurde ihnen zur Pflicht gemacht, von jeder Ernennung zu einer Pfarrstelle oder zu einem Beneficium dem Oberpräsidenten der Provinz Anzeige zu erstatten und abzuwarten, ob dieser innerhalb eines bestimmten Zeitraums keinen Einspruch einlege. Auch dieser Verordnung weigerten sich die preußischen Bischöfe nachzukommen, obwohl in den meisten andern Staaten dieser Gebrauch von jeher bestanden und von den Ordinariaten befolgt worden war. Ja in Bayern wurde nicht blos die Bestätigung, sondern die Ernennung im Namen des Königs ertheilt. Als nun die Bischöfe fortfuhren, erledigte Pfarrstellen eigenmächtig und ohne vorherige Mittheilung an die Regierungsbehörden zu besetzen, untersagten diese den so Ernannten die Ausübung gottesdienstlicher Handlungen und entzogen ihren pfarramtlichen Verrichtungen jede bürgerliche Gültigkeit. So erhob sich ein Conflict, der, zunächst in Posen-Gnesen von dem hochmüthigen „Primas von Polen" Erzbischof Ledochowski ausgehend, sich bald über das ganze Königreich verbreitete und große Aufregung hervorrief. Denn in den strengkatholischen Gegenden, in Posen, Westfalen, Rheinland, stand die Masse des Volks, Dank der langjährigen klerikalen Einwirkung auf Schule und Unterricht, auf Seiten der Geistlichkeit und der Bischöfe, deren Geboten sie eben so unbedingt folgte, wie diese den Machtsprüchen Roms. Nur in den Kreisen der Gebildeten und in den Städten, wo man den wahren Sachverhalt verstand und sich nicht durch die sophistischen und verleumderischen Darstellungen einer fanatischen Presse, einer zelotischen Priesterschaft täuschen ließ, nahm man Partei für den Staat gegen den Episcopat. In diesen Kreisen gewann daher das altkatholische Glaubensbekenntniß mehr und mehr Anhänger. Da nun sowohl die Bischöfe als die widerrechtlich ernannten Geistlichen fortfuhren, die Staatsgesetze zu umgehen, ja geflissentlich ihren Widerstand öffentlich zu bezeugen, so war die Regierung genöthigt, bei den Gerichten Klage zu erheben. Diese aber erkannten den Gesetzen gemäß auf Geldbußen und schritten, wo die Geldmittel nicht zureichten oder die durch Pfändungen oder Temporaliensperre zusammengebrachten Summen erschöpft waren, zu Gefängnißstrafen fort. So wurde nicht nur eine Anzahl renitenter Geistlichen, Pfarrer wie Capläne, welche unberechtigt kirchliche Handlungen vorgenommen hatten, durch Strafurtheile in Gewahrsam gebracht, sondern dasselbe Schicksal traf auch im Laufe der Zeit mehrere der ersten Prälaten, den Grafen Ledochowski, der durch seinen mit Ostentation zur Schau gestellten Trotz und Uebermuth die Staatsgewalt geradezu herausgefordert hatte, den Erzbischof Paulus Melchers von Köln, einen der eifrigsten Verfechter römischer Allgewalt, die Bischöfe von Paderborn, Trier und Münster. Die Art und Weise, wie diese Verhaftungen vorgenommen und ausgeführt wurden, war freilich nicht nach dem Sinne der hohen geistlichen Herren. Dem Martyrium wurde durch die einfache Vollziehung der Staats-

gesetze und Gerichtsurtheile sein ganzer Glanz entzogen, ein gewaltsames Einschreiten mit ergreifenden Auftritten und Sensationsscenen hätte mehr Eindruck gemacht. Aber so sehr ist der Begriff von der Autorität und Bedeutung des modernen Staats selbst in die unteren Volkskreise gedrungen, daß die Abführung der hohen Gefangenen ohne Störung vor sich gehen konnte. Eine kleine Zahl von Gläubigen aus den niederen Klassen betrauerte kniend und betend die neuen Märtyrer. Und doch ward der Ultramontanismus nicht müde, in Presse und Vereinen über die „Diocletianischen" Zeiten zu jammern und zu zürnen, und auch der Papst klagte über die ungerechte und gottlose Welt und pries seine getreuen Knechte ob ihrer Standhaftigkeit und Beharrlichkeit im Glauben. Da aber die Verhaftung den Gesetzen gemäß nur von kürzerer Dauer sein konnte, so mußte der Staat zur Erhaltung seines Ansehens andere Strafmittel in Aussicht nehmen. Durch die Aufstellung eines obersten königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten war die Regierung in Stand gesetzt, gegen geistliche Würdenträger, welche den Staatsgesetzen beharrlichen Widerstand leisten, die Amtsentsetzung aussprechen zu lassen. Dieses höchste Strafurtheil wurde denn auch gegen den Erzbischof von Gnesen-Posen ausgesprochen, und derselbe, da er eine freiwillige Resignation zurückwies, nach Ostrowo in Haft gebracht. 3. Febr. 1874. Für die Verwaltung des kirchlichen Vermögens und für die Administrativgeschäfte wurde, falls die Domherren nicht binnen zehn Tagen zur Wahl eines Capitelverwesers sich entschlössen, durch Aufstellung weltlicher Beamten gesorgt. Künftige Bischöfe sollten von der Regierung nur anerkannt und in ihre Gehaltsbezüge eingesetzt werden, wenn sie zuvor einen Homagialeid geschworen, daß sie die Gesetze des Staats gewissenhaft beobachten und ihre Geistlichen und Gemeinden anhalten wollten, die Gesinnungen der Ehrfurcht und Treue gegen den König, die Liebe zum Vaterland und den Gehorsam gegen die Gesetze zu hegen und zu pflegen. Der erste, der diesen neuen Eid der Treue in die Hände des Cultusministers ablegte, war Joseph Hubert Reinkens, Professor der Theologie in Breslau, der von den dem Unfehlbarkeitsdogma und der päpstlichen Allgewalt widerstrebenden Katholiken des deutschen Reiches zum Bischof gewählt, vom Kaiser anerkannt und in Rotterdam durch den jansenistischen Bischof Hermann Heykamp von Deventer geweiht worden war. 11. Aug. 1873.

§. 1266. **Der päpstliche Brief und die kaiserliche Antwort.** Aus allen diesen Handlungen ging die volle Uebereinstimmung des Kaisers und seiner Minister hervor. Dennoch hatten die Ultramontanen den Glauben zu verbreiten gesucht, daß der Monarch anders gesinnt sei als seine Regierung. Dieser Ansicht gab auch der Papst 7. Aug. Ausdruck in dem merkwürdigen Brief an Kaiser Wilhelm. Er sei überzeugt, schrieb der heil. Vater, daß Se. Majestät die von der Regierung ergriffenen rigorosen Maßregeln, welche auf die Vernichtung des Katholicismus abzielten, nicht billige; wenn aber dem so sei, so möge er doch bedenken, daß diese Maßregeln keine anderen Wirkungen haben könnten, als den eigenen Thron zu untergraben. „Ich rede mit Freimuth," heißt es weiter, „denn mein Panier ist Wahrheit und ich rede, um eine meiner Pflichten zu erfüllen, nämlich die, Allen die Wahrheit zu sagen, auch Denen, die nicht Katholiken sind. Denn Jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Beziehung oder auf irgend eine Weise dem Papste an." Auf diesen Brief antwortete Wilhelm I.: 3. Sept. „Der heil. Vater sei über deutsche Verhältnisse falsch berichtet, wenn er der Vermuthung Raum gebe, daß die Regierung Bahnen einschlüge, welche der Kaiser nicht billige. Nach der Verfassung könne ein solcher Fall gar nicht eintreten, da alle Gesetze und Regierungsmaßregeln der landesherrlichen Zustimmung bedürften. Zu seinem Schmerze habe seit zwei Jahren ein Theil der katholischen Unterthanen Preußens eine politische Partei organisirt, welche den seit zwei Jahrhunderten bestehenden confessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören suche. Diese Bewegung hätten katholische Geistliche nicht nur gebilligt, sondern sie hätten sich ihr bis zur offenen Auflehnung gegen die Landesgesetze angeschlossen. Sr. Heiligkeit werde nicht entgangen sein, daß ähnliche Erscheinungen sich gegenwärtig in der Mehrzahl der europäischen und in einigen überseeischen Staaten wiederholten. Die Aufgabe des Kaisers sei es, in den Staaten, deren Regierung ihm von Gott anvertraut sei, den inneren Frieden zu schützen und das Ansehen der Gesetze zu wahren. Zu seinem Bedauern hätten viele katholische Geistliche

das Gebot des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit verletzt und dadurch die kaiserliche Regierung in die Nothwendigkeit gesetzt, die Befolgung der Landesgesetze durch weltliche Mittel zu erzwingen. Aber die Religion Jesu Christi und die Wahrheit, zu welcher auch er sich rückhaltslos bekenne, hätten mit diesen Umtrieben nichts zu thun. Uebrigens könne er die Aeußerung, daß jeder Getaufte dem Papste angehöre, nicht ohne Widerspruch übergehen. Der evangelische Glaube, zu welchem er sich gleich seinen Vorfahren und mit der Mehrheit seiner Unterthanen bekenne, gestatte ihm nicht, in dem Verhältniß zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen." Am Tag zuvor war in Berlin und in dem größten Theil von Deutschland der Jahrestag der Schlacht von Sedan gefeiert worden. Die königliche „That in Worten" war ein würdiger Schluß des Festes; die mannhafte Antwort fuhr wie ein Wetterstrahl in die Seelen der Menschen.

§. 1267. **Die Stimmung im Reich am Ende des Jahres 1873.** Bald nachher fanden die allgemeinen Erneuerungswahlen für das preußische Abgeordnetenhaus statt. Die Ultramontanen strengten alle Kräfte an, Männer von ihrer Gesinnung durchzusetzen; die Bischöfe forderten in Hirtenbriefen die Gläubigen zur eifrigen Theilnahme an der Wahl auf. Diesen Anstrengungen war es zu verdanken, daß die Centrumsfraction einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhielt. Dennoch blieb sie gegenüber den Nationalliberalen und der Fortschrittspartei, die in den kirchenpolitischen Fragen meist zusammenstimmten, weitaus in der Minderheit; von den Conservativen hatte sie wenig Hülfe zu erwarten; diese einst so einflußreiche Partei war, seit ihr die Unterstützung der Regierung fehlte, auf wenige Köpfe herabgesunken. In ultramontanen Kreisen triumphirte man über den Zuwachs: denn die Regierung hatte die Absicht, die Einführung der obligatorischen Civilehe zu beantragen und ein Gesetz vorzulegen, kraft dessen den Patronen oder Gemeinden das Recht eingeräumt werden sollte, bei fortgesetzter Erledigung der Pfarreien sich selbst ihre Pfarrer zu wählen. Diese Gesetze, die dem klerikalen Einfluß großen Abbruch zu bringen drohten, hoffte das Centrum mit Hülfe ihrer Verbündeten aus andern Oppositionsfractionen zu verhindern. Aber noch war wenig Aussicht, daß der Weg der Freisinnigkeit und des Fortschritts, den die Regierungen in Preußen, wie in ganz Deutschland eingeschlagen, durch die dunkeln Mächte versperrt würde. Eine der ersten Vorlagen war der Entwurf eines Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Form der Eheschließung, mit dessen Annahme in der preußischen Monarchie die obligatorische Civilehe rechtsgültig geworden ist. Der Antrag Mallinckrodts und Reichenspergers, die Maigesetze aufzuheben und zum alten Zustande zurückzukehren, wurde von dem Hause als eine Verhöhnung mit Entrüstung abgewiesen. So wenig die ultramontanen Wühlereien im preußischen Abgeordnetenhaus mehr als eine beachtenswerthe Minorität zu erzielen vermochten, so wenig waren die Anstrengungen bei den am 10. Januar 1874 vorgenommenen Reichstagswahlen im Stande, den bisherigen Charakter der Versammlung wesentlich zu ändern, wenn gleich, in Folge der Spaltungen im Heerlager der Gegner, auch hier die Partei des Centrums sich einer namhaften Verstärkung zu erfreuen hatte. Daß sie aber trotz aller Anstrengungen und trotz der Verstärkung, die ihr die Abgeordneten aus Elsaß-Lothringen, die Socialdemokraten, die Polen, Welfen und Particularisten, die ganze reichsfeindliche Genossenschaft zuführten, noch weitaus in der Minderheit blieb; daß die gemäßigt conservativen und liberalen Mitglieder, auf welche sich die Regierung stützte, in allen entscheidenden Fragen den Ausschlag gaben, konnte als Beweis gelten, daß die Bismarck'sche Politik sowohl in Preußen als in den übrigen deutschen Staaten nach dem Sinne der Nation war, die öffentliche Meinung zur Unterlage hatte. Denn nicht blos in Baden, in Hessen, in Württemberg war die nationale Idee im Fortschreiten, hatte der Particularismus, der in Darmstadt und Stuttgart lange in den Hofkreisen begünstigt worden war, an Boden verloren und seinen hohen Schutz ein-
29. Octbr. 1873. gebüßt; auch in Sachsen, wo nach dem Tode des bejahrten Königs Johann der Kronprinz Albert, der bei Gravelotte und Sedan unter preußischer Heerführung gekämpft hatte, den Thron bestieg, standen die Volksvertretung und auch mit einiger Zurückhaltung die Regierung zum Reiche und schützten die liberalen Ideen gegen die von

manchen Seiten drohenden Anfechtungen. Selbst in Bayern, das die Ultramontanen gerne als ihre eigentliche Domäne, als das Schlachtfeld ihrer künftigen Siege ansehen, hielt die Regierung tapfer die Reichsfahne hoch, wahrte die Rechte des Staats auf dem Gebiete der Schule und des confessionellen Lebens mit Kraft und Erfolg, und suchte im Sinne des Königs Ludwig die nationale Politik aufrecht zu halten gegen die stürmenden Anläufe der ultramontanen und particularistischen „Patrioten" der altbayerischen Lande. Der unerwartete Studienausflug des jungen Monarchen nach Paris und Versailles im August des folgenden Jahres hatte eben so wenig politische Bedeutung, wie der im October erfolgte Uebertritt der Königin-Mutter, einer Tochter des preußischen Königshauses, zur katholischen Kirche. — So sehen wir am Ende des Jahres in ganz Deutschland das Prinzip im Fortschreiten begriffen, daß die Kirche in Allem, was an ihr dieser Welt angehört, unter den Staat und die Staatsgesetze sich beuge. Ein Aufgeben dieses Prinzips würde Staat und Regierungen unter die Botmäßigkeit der Kirche und der Hierarchie liefern und eine theokratische Priesterherrschaft an die Stelle des modernen Rechts- und Verfassungsstaates aufrichten. Der Papst trieb die Gegensätze zwischen Staat und Kirche auf die Spitze, als er in der merkwürdigen Encyclica an die Erzbischöfe und Bischöfe in Preußen vom Februar 1875 die Maigesetze in der schroffsten Weise verwarf und erklärte, daß alle diejenigen Geistlichen, welche sich denselben fügen würden, der größeren Excommunication verfallen seien, worauf mit ihnen jeder Verkehr vermieden werden müsse. „Um die Pflichten Unseres Amtes zu erfüllen," heißt es in dem Schreiben, „erklären Wir ganz offen Allen, welche es angeht und dem ganzen katholischen Erdkreise, daß jene Gesetze ungültig sind, da sie der göttlichen Einrichtung der Kirche ganz und gar widerstreiten. Denn nicht die Mächtigen der Erde hat der Herr den Bischöfen seiner Kirche vorgesetzt in den Dingen, welche den heiligen Dienst betreffen, sondern den heil. Petrus, und darum können auch von keiner noch so hochstehenden weltlichen Macht diejenigen ihres bischöflichen Amtes entsetzt werden, welche der Heil. Geist zu Bischöfen gesetzt hat, um die Kirche zu regieren. — Es will Uns scheinen, als ob jene Gesetze nicht freien Bürgern gegeben, um einen vernünftigen Gehorsam zu fordern, sondern Sclaven aufgelegt seien, um den Gehorsam durch des Schreckens Gewalt zu erzwingen. — Jene Gottlosen aber, welche unter dem Schutze der bürgerlichen Gewalt verwegen Pfarrkirchen in Besitz genommen und den heil. Dienst in denselben auszuüben gewagt haben oder sich in Zukunft ähnlicher Verbrechen schuldig machen, erklären Wir gemäß der heiligen Canones rechtlich und thatsächlich der größeren Excommunication verfallen; und wir ermahnen die frommen Gläubigen, daß sie sich von dem Gottesdienst derselben fernhalten, von ihnen die Sacramente nicht empfangen, und so sich vorsichtig des Umgangs und Verkehrs mit denselben enthalten, damit der böse Sauerteig die gute Masse verderbe." Schließlich werden die Bischöfe um ihres standhaften Verhaltens willen gelobt: „Jene, welche Euch feindlich gesinnt sind, mögen wissen, daß Ihr, indem Ihr dem Kaiser zu geben verweigert, was Gottes ist, der königlichen Autorität kein Unrecht zufügen und ihr Nichts entziehen werdet. Denn geschrieben steht: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Die päpstliche Encyclica gegen die Maigesetze vom Febr. 1875.

§. 1268. Die evangelisch-protestantischen Kirchengesetze. Man hätte denken sollen, daß in dem großen Conflicte der preußischen Regierung mit dem Ultramontanismus die protestantischen Confessionsverwandten sich um so aufrichtiger an jene angeschlossen, sie durch ihre eigene innere Einigkeit um sie nachdrücklicher unterstützt haben würden. Denn wie die Prov.-Corr. mit Recht hervorhob, „handelte es sich bei dem Kampfe der Regierung gegen Rom zugleich um so unzweifelhafte Interessen der gesammten evangelischen Kirche, daß alle untergeordnete Bedenken zurücktreten müßten gegenüber der Pflicht, der Regierung des Königs auf dem schwierigen Wege zu stützen". Aber es liegt nun einmal in dem Charakter des Dogmatismus, sich engherzig und lieblos gegen jede abweichende Richtung abzuschließen. So lange das Mühler'sche System im Cultusministerium die Herrschaft besaß, wurde wie in der katholischen Kirche der Klerikalismus, so in der evangelischen der hochkirchliche Positivismus mit besonderer Vorliebe gepflegt und begünstigt (§. 1024). Wie manche Geistliche, die sich

vorzugsweise als die ersten Jünger Luthers bezeichnen, standen noch gegenüber den andern reformatorischen Bekenntnissen auf dem Standpunkte der Concordienformel (§. 692). Eine Nachwirkung dieses Mühler'schen Geistes war die Einleitung einer Untersuchung gegen den Berliner Prediger Sydow, der, nachdem er in einer langen Reihe von Jahren mit rüstiger Kraft für die Union und für die freie Entwickelung der evangelischen Kirche im Geiste Schleiermachers gewirkt, im Jahre 1872 durch einen im Unionsverein gehaltenen Vortrag „über die wunderbare Geburt Jesu" den Zorn der Orthodoxen erregt hatte. Darüber von dem Brandenburger Consistorium zur Rechenschaft gezogen, hatte er seinen Standpunkt klar und offen dargelegt und sollte deshalb durch den Urtheilsspruch dieses Collegiums mit Entsetzung bestraft werden. Er legte Berufung an den Oberkirchenrath ein, wo zu Anfang des neuen Jahres 1873 Dr. Herrmann, bisher Professor des Kirchenrechts in Heidelberg, als Präsident eingetreten war, ein Mann, der mit der Achtung vor der geschichtlichen Entwickelung des protestantischen Christenthums und ihrer Grundlehren eine weitherzigere Auffassung und ein klares Verständniß für die Ideen der Zeit und die Bedürfnisse der Gegenwart verband. Und es konnte als günstiges Wahrzeichen des milderen Geistes und der toleranteren Anschauungen der obersten Kirchenbehörde und ihres neuen Hauptes gelten, daß sie, ohne sich von den eifrigen Agitationen für und gegen den Beklagten beirren zu lassen, den Urtheilsspruch des Consistoriums zuerst milderte, dann aufhob
2. Juli 1873. und statt der Amtsentsetzung einen geschärften Verweis über Sydow verhängte. Dieser Geist der Versöhnung und der Ausgleichung der confessionellen Spaltungen innerhalb der evangelisch-protestantischen Kirche gab sich auch in der großen Aufgabe kund, die sich der neue Präsident in Uebereinstimmung mit dem Cultusministerium gestellt, die vorhandenen kirchlichen Gestaltungen zunächst in den sechs älteren Provinzen je nach ihrer historischen Entwickelung zu einem verfassungsmäßigen Ausbau zu bringen, d. h. den früher gescheiterten Versuch, durch Einführung einer allgemeinen Presbyterial- und Synodalordnung das kirchliche Leben zu fördern, mit zeitgemäßen Veränderungen zu erneuern. Zu dem Ende wurde eine Kirchenverfassung ausgearbeitet und mit kirchlicher Gesetzeskraft ausgestattet, welche, von dem Prinzip der Selbstverwaltung und der vorwiegenden Betheiligung des Laienelementes ausgehend, eine stufenmäßige Gliederung des kirchlichen Organismus von den durch freie Wahl constituirten Gemeindekörperschaften, dem Gemeindekirchenrath und der Gemeindevertretung, durch Kreis- und Provinzialsynoden zu der allgemeinen Generalsynode herstellen und damit eine größere Theilnahme an dem Leben und der Entwickelung des protestantischen Kirchenwesens und ein regeres Interesse für die religiöse Bethätigung erwecken sollte. Ueberall erkannte man in der Aufstellung der neuen Kirchengemeinde- und Synodalordnung das Bestreben, „ein spontanes Leben und Regen der evangelischen Gemeinschaft nicht blos zu erzeugen, sondern demselben auch einen möglichst reichen Inhalt, möglichst würdige Gegenstände der Arbeit zu geben". Man wollte zugleich dem sogenannten Laienstande eine derartige Organisation zu Theil werden lassen, „daß die in demselben vorhandenen kirchlich handlungsfähigen Kräfte zum Dienste in den Aufgaben des Gemeinwesens in möglichstem Umfange herangezogen und mit dem gebührenden Antheil an der Selbstbestimmung der Kirche ausgestattet wurden". Die Stimmen des Widerspruchs, die nicht nur im Heerlager des Positivismus und der Strenggläubigkeit, sondern auch in den liberalen Kreisen laut wurden, jene weil sie zu große, diese weil sie zu geringe Zugeständnisse an den Geist der Zeit darin fanden, konnten als Beweis gelten, daß man bei der Festsetzung der Rechte und Competenzen der Wahlkörper wie der Versammlungen eine gerechte und billige Ausgleichung der verschiedenen Richtungen zu erzielen bestrebt war, daß man einerseits nicht den Boden der Kirchlichkeit, nicht die Grenzen des christlichen Glaubenskreises und der christlichen Sitte verlassen, andererseits nicht dulden wollte, daß man mit dem Maßstab eines engherzigen Confessionalismus und kleinlicher Glaubensrichterei die christliche Menschheit in Schafe und Böcke scheide, mit einem dogmatischen Gradmesser Gerechte und Ungerechte stemple. Der Hauptzweck war, „daß durch diese von der Vertretung der Einzelgemeinde zur Kreissynode, von der Kreissynode zur Provinzialsynode aufsteigende geschlossene Reihe von Vertretungskörpern die evangelische Kirche Preußens zur

Selbstverwaltung und eigenen Lebensbethätigung in höherem Maße als bisher befähigt, ja, wenn man will, wohlthätigst genöthigt werde". Die Durchführung dieser Gemeinde- und Synodalordnung, verbunden mit dem neuen Gesetz über die Führung der Standesbücher durch weltliche Beamte und über die bürgerliche Form der Eheschließung (obligatorische Civilehe), die Strafverfügungen gegen die Vilmarianischen Geistlichen in Hessen, welche, ihre particularistisch-politische Opposition unter dem Deckmantel orthodoxer Kirchlichkeit verbergend, mit mückeseigendem Pharisäismus ihr zartes religiöses Gewissen nicht dahin bringen konnten, das von der preußischen Regierung eingesetzte Gesammtconsistorium anzuerkennen, gaben Zeugniß von dem festen Entschluß der Regierung, auf allen Lebensgebieten die sittlichen Aufgaben des modernen Staats zu erfüllen, die Autorität der Gesetze und die einer größeren nationalen Einigung und Concentration zustrebende Zeitrichtung zu fördern. Nicht auf eine Gleichmachung und Uniformirung aller öffentlichen Lebensthätigkeiten und Organe war es abgesehen, sondern auf Zusammenfassen des Einzellebens unter die höhere Staats- und Reichsidee. Alle lebenskräftigen Organe sollten fortbestehen und fortwirken in dem ihnen zugetheilten Kreise, aber in Harmonie mit dem Ganzen, mit der nationalen Gesammtwohlfahrt.

§. 1269. Der Reichstag im Frühjahr 1874. Der deutsche Reichstag wurde am 5. Februar von dem Reichskanzler eröffnet. Der Kaiser, schon längere Zeit unwohl, hatte sich bei Gelegenheit der Beerdigung der in Dresden am 14. December 1873 verstorbenen verwittweten Königin Elisabeth eine neue Erkältung zugezogen. Auch der bisherige Präsident Simson war durch Krankheit zurückgehalten. An seiner Stelle wählte das Haus den geschäftskundigen Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses v. Forckenbeck zum Vorsitzenden. Keiner der früheren Reichstage war von so großer Bedeutung für die Ausgestaltung des neuen staatlichen Organismus, theils weil zum erstenmal auch das Reichsland Elsaß-Lothringen mit sechzehn Abgeordneten vertreten war, theils weil wichtige Fragen zur Entscheidung vorlagen, theils weil, wie erwähnt, die der Consolidirung des Reichs abgeneigten Richtungen manche Sitze erobert hatten. Mit größter Spannung sah man die Deputirten, welche das Reichsland nach dreijähriger provisorischer Verwaltung als seine Vertrauensmänner nach der neuen Hauptstadt geschickt, in geschlossener Reihe in den Versammlungssaal treten, voran die beiden Bischöfe von Straßburg und Metz in geistlicher Kleidung. Mit ihrem Erscheinen schlossen sich die letzten Lücken im Reichstag; alle Stämme und Glieder hatten ihre freigewählten Repräsentanten. Man wußte, daß die wiedergewonnenen Lande den neuen Brüdern keinen guten Willen entgegenbrachten; daß sie die durch eine fast zweihundertjährige Dauer zur Gewohnheit gewordene französische Herrschaft zurückwünschten; daß viele Bewohner die kraft des Friedensvertrags gestattete Wahl der Nationalität benutzten, um für Frankreich zu „optiren" und ihre Zukunft, mit Aufgebung ihrer Heimath an die bisherigen Landsleute zu knüpfen. Aber daß die neuen Deputirten, anstatt die durch eine große Action geschaffene Lage als eine Nothwendigkeit, als ein Verhängniß hinzunehmen und sie nach Möglichkeit in ihrem Interesse zu bessern, mit einem Protest gegen die Annexion beginnen und den Deutschen zumuthen würden, das zurückerworbene Gut wieder herauszugeben, hatte man doch nicht erwartet. Selbst in der eigenen Mitte scheint der Antrag des Abgeordneten Teutsch: „der Reichstag wolle beschließen, daß die Bevölkerung Elsaß-Lothringens, welche, ohne darüber befragt worden zu sein, dem Deutschen Reiche durch den Friedensvertrag von Frankfurt einverleibt worden ist, sich speziell über diese Einverleibung auszusprechen berufen werde", einiges Erstaunen erregt zu haben; wenigstens fand sich der Bischof Räß von Straßburg in seinem Gewissen gedrungen zu erklären: „die Elsaß-Lothringer seiner Confession seien keineswegs gemeint, den Vertrag von Frankfurt, der zwischen zwei großen Mächten abgeschlossen worden, in Frage zu stellen." Wie zu erwarten stand, wurde der Antrag fast ohne Discussion verworfen. Darauf nahmen die Reichsboten des neuerworbenen Landes, wenn gleich seit der Erklärung des Straßburger Bischofs gespalten, an den Verhandlungen der Versammlung nur geringen Antheil; manche kehrten vor der Beendigung in die Heimath zurück, um nicht durch ihre Anwesenheit den Schein auf sich zu laden, als ob sie die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zum Deutschen Reiche

5. Febr. 1874.

Elsaß-Lothringen.

18. Febr. 1874.

3. März. anerkenneten. Die Zurückbleibenden schlossen sich an die Centrumsfraction an, die jene dann auch ihrerseits bei dem Antrag auf Aufhebung der noch gesetzlich bestehenden Ausnahmezustände, insbesondere in Bezug auf Preß- und Vereinswesen unterstützte, ein Antrag, der schließlich abgelehnt ward, aber zu vielen Klagen und Rügen gegen die deutsche Verwaltung Anlaß gab. Mit schlagender Schärfe, hie und da durch humoristische Bemerkungen gewürzt, beleuchtete der Reichskanzler die Haltung und den Standpunkt der Elsässer im Spiegel der geschichtlichen Vergangenheit und gab ihnen die tröstliche Versicherung: „wenn sie erst 200 Jahre zu Deutschland gehört haben, werden sie sich überzeugen, daß sie bei uns angenehmer gelebt haben; daß sie an der ursprünglichen Stammesgemeinschaft mit eben so warmer Energie hängen werden, wie jetzt diejenige Anhänglichkeit ist, welche die Herren in einem so vortrefflich geläufigen Deutsch für Frankreich kundgeben." — Nachdem der Reichstag nach heißen Debatten über ein neues **Reichs-Preßgesetz** auf Grund eines Entwurfes des Bundesraths sich mit der Regierung verständigt, ein Gesetz, das zwar durch Beseitigung des Zeitungsstempels und anderer drückenden Abgaben materielle Erleichterung schuf, aber in Betreff der Verantwortlichkeit der Redactoren periodischer Schriften und der Strafbestimmungen über Vergehen und Verbrechen durch die Presse viel Widerspruch in den Reihen der Opposition fand, wurde der wichtigste Gegenstand, das **Militärgesetz**, in Berathung gezogen. Bekanntlich gab die Heeresorganisation mit Verlängerung der Dienstzeit schon vor der Entstehung des Reiches die Hauptveranlassung zu dem Conflicte zwischen dem Abgeordnetenhaus und der Regierung in Preußen (§. 1165). Der König, dem diese aus seinem eigenen Haupte entsprungene Militärreform ganz besonders am Herzen lag, setzte endlich seinen Willen durch und der „Conflict" wurde unter dem Eindruck der preußischen Waffenerfolge in den sechziger Jahren glücklich beseitigt. Nach Beendigung des Krieges mit Frankreich, worin die Militärreform so glänzend die Probe bestanden, beschloß man in Berlin, diese Heeresorganisation in den wesentlichsten Zügen über das ganze Reich auszudehnen. Zu dem Ende wurde, bis die dazu erforderlichen Vorarbeiten und Entwürfe vollendet sein würden, auf dem ersten Reichstage ein Provisorium geschaffen, das, nachträglich bis zu Ende des Jahres 1874 verlängert, die Regierung ermächtigte, ein Reichsheer zu schaffen, welches, auf 1 Proc. der Bevölkerung berechnet, eine Friedenspräsenzstärke von 401,659 Mann umfassen sollte und zu dessen Unterhalt und Ausstattung ein Pauschquantum von 225 Thalern für den Kopf zu erheben. Da diese Summe nicht ausreichend war, so traf man die Auskunft, daß in den Verpflegungslisten die volle Zahl ausgeführt ward, thatsächlich aber eine Verringerung durch Beurlaubung stattfand. Diesem Mißstande sollte nunmehr abgeholfen, Gesetz und Ausführung in Uebereinstimmung gebracht werden. Zugleich wollte die Regierung dem Provisorium ein Ende machen und mit Abschaffung der Pauschsumme den Vertretern der Nation das Recht der Budgetberathung und Budgetbewilligung auch für das Militärwesen zurückgeben, freilich mit einer für den sicheren Bestand der Armee nothwendigen Begrenzung. Nach dem Regierungsentwurf, der schon im Jahre 1873 vorgelegt, aber zurückgestellt worden war, sollte die Stärke und Organisation des gesammten Heeres zum Voraus in das Gesetz aufgenommen und das parlamentarische Bewilligungsrecht nur innerhalb bestimmter Grenzlinien gestattet werden, so daß der freie Spielraum des Reichstages in Beziehung auf das Militärbudget sehr beschränkt erscheinen mußte. Wenn von vornherein die Friedenspräsenzstärke des Heeres an Unteroffizieren und Mannschaften bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung auf 401,659 Mann, mit Ausschluß der Einjährig-Freiwilligen, festgesetzt war und zugleich die ganze Einrichtung und organische Gliederung der Armee intakt bleiben sollte, so war die parlamentarische Mitwirkung nicht viel mehr als Schein; die Vorlegung des Militär-Etat mit den Nachweisungen der Einnahmen und Ausgaben nur ein Act der Höflichkeit und Achtung von Seiten der Regierung. Es war daher natürlich, daß die Gesetzvorlage heftigen Widerstand fand, sowohl weil sie der Nation eine schwere Last aufbürdete, als weil sie das Budgetrecht zu einer Form herabwürdigte, mithin den Vorwurf der Opposition, daß die Regierungspartei den „Militarismus" und den „Scheinconstitutionalismus" befördere, zu rechtfertigen schien. „Eine dauernde

Reichs-Preßgesetz vom 7. Mai 1874.

Das Militärgesetz.

Feststellung der Friedenspräsenzstärke vernichtet das Budget in seinem Kerne", führte der Abgeordnete Lasker aus, „indem sie dessen praktische Ausübung beschränkt auf die Fälle nothwendig werdender Mehrbewilligungen, da bei den materiellen Ausgaben für das Heer (Löhnung, Bekleidung, Nahrung des Soldaten) zwar wohl eine Kritik, kaum aber eine wirksame Abminderung möglich ist, sobald einmal die Ziffer der Soldaten feststeht, für die solche Bedürfnisse bewilligt werden müssen." Vergebens bewies Moltke, dem bei der Erkrankung des Reichskanzlers die Vertheidigung der Regierungsvorlage in erster Linie überlassen blieb, daß eine Militärmacht in der vorgeschlagenen Höhe zur Erhaltung des Reiches in seiner errungenen Stellung, wie zur Sicherung des europäischen Friedens nothwendig sei; daß man den lebenskräftigen Fortbestand des deutschen Heeres in seiner bewährten Organisation nicht alle Jahre den Schwankungen der Budgetdebatten aussetzen dürfe; vergebens wurde von anderer Seite geltend gemacht, mit der Heeresbewilligung verhalte es sich wie mit der Steuerbewilligung; das Recht einer unbedingten Steuerverweigerung könne praktisch nie in Anwendung kommen, weil sie den Staat selbst bedrohe; ebenso würde das dem Reichstage zustehende Recht die Präsenzstärke periodisch zu bewilligen in der Hand einer reichstreuen Mehrheit eine leere Form, in der Hand der Gegner eine Gefahr für das Vaterland sein; die Opposition war eine so weitgehende, daß wenig Aussicht zur Durchführung des Entwurfs sich öffnete. Schon sprach der Kaiser den Generalen, die ihm bei seinem Geburtstage ihre Glückwünsche darbrachten, die Bekümmerniß aus, daß über der Armee-Organisation, die sein eigenstes Werk sei, um deren Durchführung er vier Jahre lang so schwer gerungen, jetzt, nachdem sich dieselbe doch wiederholt als zweckmäßig bewährt, wiederum „eine Krisis" zu schweben scheine. Die Frage war noch unentschieden, als der Reichstag über die Ostern Ferien machte. Diese gaben den Abgeordneten Gelegenheit, sich über die Volksstimmung Aufklärung zu verschaffen. Und da konnten sie denn überall wahrnehmen, daß die öffentliche Meinung der Wiederholung eines Conflictes im innersten Grund der Seele abgeneigt war, daß die Opposition durchaus bei der Nation keinen Nachhall habe. Wenn in den Zeiten des Bundestages der Liberalismus stets auf Minderung der „Militärlast" gedrungen und dadurch seine Popularität erhalten hatte, so stellte sich jetzt ein anderes Bild dar: das national-liberale Bürgerthum nahm entschieden Partei für die Armee; es wollte die Militärmacht in ihrer Organisation und Stärke gesichert und sie vor dem zufälligen Votum seiner eigenen Vertreter gesetzlich geschützt sehen. Diese Wahrnehmung brachte manchen Reichsboten zum Entschluß, das Prinzip der jährlichen Budgetbewilligung in der Militärsache nicht auf die Spitze zu treiben, nicht in doctrinärem Eigensinn einen neuen Conflikt über das Reich zu bringen. Man wünschte nach Erneuerung der Sitzungen zu einem Austrag, zu einer Verständigung mit der Regierung zu gelangen, „da jetzt die Zeit nicht sei, wo der neue deutsche Staat einen Conflikt zwischen seiner Regierung und dem Reichstage auf dem Gebiete der Heeresverfassung vertragen könne". Dieser Stimmung gab der Abgeordnete v. Bennigsen Ausdruck, indem er im Einverständniß mit vielen seiner Parteigenossen einen Compromißvorschlag einbrachte, dahin lautend: die Festsetzung des Friedenspräsenzstandes der Armee durch ein Gesetz, verbunden mit der jährlich zu bestimmenden Ausgabesumme des Kriegsetats im Budget, solle angenommen werden, aber nur für einen begrenzten Zeitraum von sieben Jahren. Zwei Strömungen, bemerkte er im Eingang, durchzögen die Nation und die Reichsversammlung: „die eine Strömung geht davon aus, daß es vor allen Dingen erforderlich ist, die Integrität und Sicherheit unseres Staatswesens nach Außen zu verbürgen und darauf hin die Grundlage unserer Armeeverfassung unerschütterlich und dauernd festzustellen. Die andere Richtung geht von denjenigen Rechten aus, welche einer Volksvertretung in jedem constitutionellen Staatswesen unaufhörlich beiwohnen müssen. Wären die Gegensätze in diesem Falle unvereinbare, so würde ich sagen: die Rechte der Volksvertretung bei der Bewilligung im Budget, selbst bei den größten Summen, für die Armee müssen zurücktreten gegen die Frage der Sicherheit und der Integrität unseres Staates nach Außen". Da der Bundesbevollmächtigte, Kriegsminister v. Kameke, Namens der verbündeten Regierungen die Erklärung abgab, daß man auf das Amendement Bennigsen einzugehen bereit sei,

22. März 1874.

20. April 1874. so wurde schließlich das ganze Gesetz über die Heeresorganisation mit großer Majorität angenommen, ein militärisches Septennat als Seitenstück zu dem Regierungs-Septennat in Frankreich. Doch setzte es noch viele parlamentarische Kämpfe ab, sowohl von Seiten des Centrums und der Socialdemokraten, welche eine Verkürzung der Dienstzeit verlangten, als von Seiten der Fortschrittspartei, welche mit Ausnahme von Löwe-Calbe und wenigen andern Mitgliedern, an dem constitutionellen Prinzip festhalten zu müssen glaubten, ehe die Entscheidung getroffen ward. Die Freiconservativen, an ihrer Spitze Graf Bethusy-Huc, versuchten einen andern Ausweg, indem sie neben der Maximalpräsenz von 401,659 Mann eine Durchschnittsfriedenspräsenz von 384,000 Mann aufstellen wollten, so daß das parlamentarische Bewilligungsrecht zwischen beiden Ziffern sich bewegen würde, traten aber schließlich dem Bennigsen'schen Compromiß bei. Gewährte das Militärgesetz, zu dem noch in der Herbstsession ein Landsturmgesetz als Vollendung der deutschen Gesammtwehrverfassung hinzukam, dem Reich ein starkes Rüstzeug gegen äußere Feinde, so erhielten die Regierungen durch ein neues Kirchengesetz eine scharfe Waffe wider den inneren Feind. Wie sehr immer die Centrumspartei sich gegen den Versuch stemmte, den preußischen Maigesetzen durch einen Antrag zur „Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern" in allen deutschen Bundesländern Nachdruck zu verschaffen und ihre bewährtesten Vorkämpfer ins Treffen schickte: die vorgeschlagenen Maßregeln wider Geistliche, die wegen Ungehorsams gegen die Staatsgesetze ihres Amtes enthoben worden, wurden mit großer Majorität angenommen. Diese Erweiterung und Ergänzung der „Maigesetze" verschärfte die Strafmittel der Gerichte; indem sie den Regierungen das zwiefache Recht in die Hand gab, einmal renitente Kleriker an einen andern Ort zu versetzen, damit sie factisch verhindert seien, noch ferner amtliche Handlungen sich anzumaßen und sodann solchen Geistlichen, die beharrlich und systematisch dem Gesetze den Gehorsam versagten, die deutsche Staatsangehörigkeit zu entziehen. Unter diesen geistigen Kämpfen schied der ehemalige Cultusminister Mühler in Potsdam aus der Welt; sein System war gefallen, nun rief das Schicksal ihn selbst ab.

Reichsgesetz wegen unbefugter Ausübung von Kirchenämtern.

2. April 1874.

§. 1270. **Ultramontane Agitationen und der Mordversuch in Kissingen.** Die strenge Durchführung der Mai- und Reichsgesetze gegen alle, welche die geistliche Weltherrschaft über den Staat setzten, die Landesgesetze thatsächlich mißachteten und dem canonischen Rechte unterordneten, reizte die Wuth der Klerikalen. In der Presse, in Wandercasinos, in Gesellenvereinen wurde der Haß gegen die Liberalen geweckt und genährt und ein religiöser Fanatismus erzeugt, welcher der deutschen Volksnatur sonst ganz fremd war; in dem Mainzer Katholikenverein unter aristokratischer und klerikaler Führung kamen Anschauungen zum Ausdruck, die an Vaterlandslosigkeit und Knechtssinn gegen fremde Autorität an die Jahre der Napoleon'schen Zwingherrschaft erinnerten. An den ultramontanen Herzen schien der nationale Aufschwung, schien jede vaterländische Gesinnung spurlos vorübergegangen zu sein. Da wurde die Welt plötzlich aufgeschreckt durch die Nachricht, auf den zur Heilung seiner Gichtschmerzen im Bade Kissingen weilenden Reichskanzlers sei ein Mordversuch unternommen worden. Der Verdacht lag nahe, daß die ultramontanen Wühlereien nnd Lästerungen die ruchlose That hervorgerufen; und wenn sich auch bei der gerichtlichen Untersuchung in Würzburg herausstellte, daß der Urheber der Frevelthat, Kullmann, ein verkommener Tischlergeselle aus Magdeburg, nicht das Werkzeug einer Verschwörung gewesen, sondern den Mordplan aus eigenem Antrieb gefaßt, so ging doch aus seinen offenen Geständnissen hervor, daß er als Mitglied eines katholischen Gesellenvereins durch die aufreizenden Reden und das agitatorische Treiben der Leiter die Anregung zu dem Attentat empfangen habe. Glücklicherweise wurde der Reichskanzler, der gerade den Arm zum Gruße erhoben, nur an der rechten Handwurzel ungefährlich gestreift; aber ein banges Gefühl durchzog die Nation, welche Folgen für das noch im Werden und Bilden begriffene Reich ein Gelingen des Mordanschlags hätte haben können. Kullmann wurde von dem Schwurgerichte zu Würzburg zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, und die klerikalen Wortführer und Zeitungen bemühten sich aus allen Kräften, von ihrer Partei jede Urheberschaft und Mitschuld abzuleugnen, die ganze Begebenheit in ihrer

24. Juni.

13. Juli.

31. Oct.

Bedeutung abzuschwächen, den Thäter als einen halbverrückten, kaum zurechnungsfähigen Menschen hinzustellen; aber der Reichskanzler gab dem Gefühle der Nation den rechten Ausdruck, als er in der Folge den Ultramontanen, welche einen leidenschaftlichen, „landesverrätherischen" Angriff gegen die Politik Bismarcks richteten, zurief: „mögen Sie sich auch noch so sehr von dem Mörder lossagen, er hängt sich doch an Ihre Rockschöße". Der Angriff im Reichstag war hauptsächlich von Jörg ausgegangen, der schon im Juni im bayerischen Abgeordnetenhaus einen, freilich durch Abfall aus den eigenen Reihen vereitelten, jesuitischen Fechterstreich gegen den Cultusminister Lutz geführt. Seit dem Tode Mallinckrodts, des tapfersten und sichersten Streiters † 26. Mai 1874.
für die päpstliche Kirche, verlor das Centrum seinen festen Halt auf dem Kampfplatz. — Das erschütternde Ereigniß in Kissingen war eine Mahnung an die Freunde deutscher Weltanschauung und deutscher Reichspolitik, auch ihrerseits sich mehr um die unteren Volksschichten zu bekümmern und dem religiösen Fanatismus der Gegner durch Erweckung vaterländischen Gemeinsinnes entgegenzuwirken. Durch „Volksbildungsvereine", durch „Kriegervereine" und durch andere gesellige Veranstaltungen suchte man dem agitatorischen Treiben der Ultramontanen ein wirksames Gegengewicht zu schaffen. Auch dem Bestreben, den Sedantag zu einer allgemeinen Nationalfeier zu erheben, lag die Absicht zu Grunde, dem vaterländischen Sieges- und Machtgefühl einen entsprechenden Ausdruck zu geben. Die hirtenamtliche Abmahnung gegen die Feier durch Bischof Ketteler fand selbst in katholischen Kreisen Widerspruch und trug nicht wenig bei, daß „der Geburtstag des neuen Deutschen Reichs" am 2. September in ganz Deutschland 2. Sept.
als ein Nationalfest gefeiert ward. Daneben gab sich auch auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiete ein reges Streben kund, die dem Papismus und dem Infallibilitäts-Dogma abgeneigten Kräfte zu sammeln und zu einem activeren Vorgehen anzuspornen. Auf einer unter Döllingers Vorsitz zu Bonn abgehaltenen Unionsconferenz wurde die 14. Sept.
Idee angeregt, alle „altkatholischen" Episcopalkirchen, wie die griechische, anglicanische, deutsch-niederländische, die den römischen Supremat nicht anerkennen, zu einem gemeinsamen Verhalten gegenüber dem jede nationale Gliederung verschmähenden vaticanischen Papalsystem zu vereinigen; und auf einer Generalsynode der deutschen Altkatholiken in Frei- 6. Sept.
burg unter der Leitung des Bischofs Reinkens wurde der Fortbau der von Rom und dem Jesuitismus abgewandten Religionsgemeinden auf den Grundlagen der altkirchlichen Lehren und Ordnungen berathen und ins Werk gesetzt. Selbst der große Sensationsprozeß gegen den Grafen Harry von Arnim, der bei seiner Abberufung von dem Botschafteramt in Paris mehrere Aktenstücke und Briefschaften der Kanzlei vorenthalten und in seinen eigenen Besitz genommen, war nicht ohne allen Zusammenhang mit den Zerwürfnissen und Conflikten zwischen Staat und Kirche. Der Graf, ein alter Genosse der Kreuzzeitungspartei und mit der Politik des ihm früher befreundeten Reichskanzlers gegen Rom und Versailles nicht mehr einverstanden, hatte den Verdacht erweckt, daß er von den vorenthaltenen Schriftstücken einen dem Ministerpräsidenten nachtheiligen Gebrauch machen wolle. Nahe verwandt mit Savigny, der, obwohl Abkömmling einer um des Glaubens willen einst aus Frankreich ausgewanderten Hugenottenfamilie, aus persönlichen und religiösen Gründen der Centrumspartei sich angeschlossen, scheint Arnim, wenn gleich evangelischer Confession, der katholisch-feudalen Camarilla angehört zu haben, welche der herrschenden Berliner Politik eine andere Richtung zu geben bemüht war und in hohen Kreisen einflußreiche Gönner hatte. Wie leicht konnte sich das von Lamarmora gegebene Beispiel indiscreter Veröffentlichung amtlicher Urkunden wiederholen! Von dem Auswärtigen Amte vor dem Berliner Stadtgericht des Vergehens angeklagt, Aktenstücke der Gesandtschaftskanzlei in Paris an sich genommen und trotz ergangener Aufforderung nicht vollständig abgeliefert zu haben, wurde Graf Arnim in Untersuchungshaft genommen und nach längeren aufregenden 4. Oct.
Gerichtsverhandlungen zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Die bei der Gelegenheit veröffentlichten diplomatischen Depeschen erregten in ganz Europa die größte Aufmerksamkeit und warfen manche interessante Streiflichter auf das geschichtliche Leben der jüngsten Vergangenheit, gaben aber auch einen neuen Beweis von der großartigen Behandlung der Politik und dem genialen Geiste des Reichskanzlers. Er

durfte der öffentlichen Meinung kühn das Urtheil überlassen; denn das Auswärtige Amt in Berlin „hat saubere Wäsche". Um so mehr wurde das deutsche Volk im Anfange des neuen Jahres durch die Gerüchte beunruhigt: der Fürst gedenke sich seiner tief erschütterten Gesundheit halber von den Geschäften zurückzuziehen, gerade in
Februar 1875. einem Momente, da der Papst durch die schon erwähnte neue Encyclika im hierokratischen Geiste des Mittelalters das Rechtsgebiet des Staates anzugreifen, die katholischen Unterthanen offen zum Ungehorsam gegen die Gesetze aufzufordern wagte!

2. Oesterreich und Rußland.

§. 1271. Die Deutschen und ihre Gegner im österreichischen Kaiserreich. In den Wiener Hofkreisen und der hohen Aristokratie trug man bei Anbruch des Krieges große Neigung, mit Frankreich Hand in Hand zu gehen, und tief genug ließ sich der Reichskanzler Graf Beust mit dem Herzog von Gramont ein (§. 1214). Nur die raschen Erfolge der deutschen Waffen und das Mißtrauen gegen Rußland verhinderten den verabredeten Kriegsbund, und der gewandte Staatsmann fand sich schnell in die neuen Verhältnisse. Wie wenig auch die Gründung des deutschen Reichs unter Preußens Aegide in der Hofburg und den maßgebenden Kreisen Wiens Sympathien erregte, so unterließ Graf Beust doch nicht, in einem Schreiben an Bismarck die besten Wünsche für das große historische Ereigniß auszusprechen und eine freundschaftliche Annäherung beider Reiche in Aussicht zu stellen. Auch bei dem Siegesfest in Berlin fehlte es nicht an Kundgebungen von Seiten des Kaisers, so wenig sie auch von Herzen kamen. Desto aufrichtiger begleitete die deutsche Bevölkerung und die liberale Presse die Siege der Stammesgenossen mit warmer Theilnahme; sie erkannten mit richtigem Gefühle, daß der nationale Aufschwung im Nachbarreiche auch ihnen Stärke verleihen werde. Und gerade jetzt war den österreichischen Deutschen eine moralische Stütze mehr als je vonnöthen; denn die slavischen Völkerschaften, die mit ihnen in derselben Reichshälfte vereinigt sind, vor Allem die Czechen in Böhmen, strebten nach einer vorherrschenden Stellung, wie sie die Magyaren in dem östlichen Theile des Reichs inne haben. Wie die Centrumsfraction im Berliner Reichstag, so suchte auch hier eine feindselige Partei das deutsche Wesen, die deutsche Bildung und Wissenschaft zu unterdrücken, und anstatt des deutschen Liberalismus eine ultramontane, slavische, feudale Coalition an die herrschende Stelle im österreichischen Reichsrath zu bringen. Was der reichsfeindlichen Partei in Berlin nicht gelang, erreichten ihre Ge-
Februar 1871. sinnungsverwandten in Wien: zum allgemeinen Erstaunen trat im Februar ein Ministerium an die Spitze der Regierung, dessen Hauptmitglieder, der ultramontane Hohenwart, der schwäbische Particularist Schäffle, der czechische Habietinek, keine anderen Verdienste aufzuweisen hatten, als daß sie dem neuen deutschen Reich mit seinen nationalliberalen Tendenzen von Grund der Seele feind waren. Wie viele Experimente die Welt seit zwei Jahrzehnten im österreichischen Regierungssystem erlebt hatte; dennoch erregte diese Schöpfung einer im Verborgenen wirkenden reactionären Camarilla gerechte Verwunderung. Nachdem das neue Ministerium seinen Standpunkt durch die Untersagung öffentlicher Kundgebungen für die deutschen Siege offenbart, trat es nach längeren Vorbereitungen mit Vorlagen hervor, welche, im Widerspruch mit der Decemberverfassung vom Jahre 1867 und dem ungarischen „Ausgleich" (§§. 1163. 1209), die Autonomie der einzelnen Länder Cisleithaniens auf Kosten der Reichseinheit erweitern, insbesondere einen dem Staatsvertrag mit dem ungarischen Transleithanien sich annähernden „Ausgleich mit den Czechen" und eine größere Selbständigkeit der Polen in Galicien anbahnen sollten. Den Einzellandtagen eine größere Competenz zu geben, die Provinzen in Bezug auf Gesetzgebung und Verwaltung unabhängiger zu stellen, die Rechte des gemeinsamen Reichsraths und Reichsministeriums zu mindern war das Ziel dieser Begründer „einer wahrhaft österreichischen Politik". Das Uebergewicht des deutschen Elements in der westlichen Reichshälfte diesseits der Leitha sollte verdrängt werden durch einen Föderalismus, in welchem den slavischen Völkerstämmen unter dem Schilde der „Gleichberechtigung" das entscheidende Wort zufallen mußte. Vergebens richtete die Verfassungspartei eine Adresse an den Kaiser; dieser erklärte:

daß das Ministerium sein volles Vertrauen besitze; vergebens wurde im Abgeordnetenhaus der Antrag auf Verweigerung des Budgets gestellt; Vielen erschien der Schritt zu kühn und revolutionär, der Antrag erlangte nicht die Mehrheit. Dadurch ermuthigt ging das Ministerium weiter voran: die constitutionelle Reichsverfassung sollte zu einem Schattenbild herabgesetzt und der Schwerpunkt in die Provinziallandtage verlegt werden. Um diesen Zweck zu erreichen, wurde beschlossen, diejenigen Landesversammlungen, in welchen das deutsche Element vorwiegend war, aufzulösen und neue Wahlen anzuordnen. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß in demselben Augustmonat, als die 11. Aug. 1871.
Zusammenkunft der beiden Kaiser in Ischl und der beiden Reichskanzler in Gastein den Glauben an eine größere Annäherung zwischen dem deutschen Reich und der öster- 13. Aug.
reichisch-ungarischen Monarchie erweckte, Franz Joseph jene Patente erließ, welche die deutsche Verfassungspartei in Oesterreich als eine „Kriegserklärung" auffassen mußte. Sie verfügten die Auflösung des Abgeordnetenhauses, des Reichsraths und der deutschen Landtage und ordneten an, daß die neugewählten Deputirten am 14. September sich wieder versammeln sollten. Damit war dem deutschen verfassungstreuen Oesterreich das Zeichen zu einem Kampf auf Leben und Tod gegeben. Fielen die Wahlen ungünstig aus, so kam das Regiment in der cisleithanischen Reichshälfte an die Klerikalen, Feudalen, Czechen und Slovenen; dann wurde Oesterreich auch gegen das neue Reich in das Feld geführt. Schon stellte der österreichische Episcopat in einer Denkschrift das Ansuchen an den Kaiser, er möge bewirken, daß Rom dem Papste zurückgegeben würde. Die Führer der deutschen Bevölkerung strengten alle Kräfte an, dem gegen das Staatsgrundgesetz gerichteten Sturm zu begegnen; Alle sollten eintreten, verkündeten ihre Aufrufe für die Erhaltung der bestehenden Verfassung, die ihnen die letzte Bürgschaft einer rechtlichen und freien Existenz in diesem Völkerstaat gewähre. Aber was vermochten die patriotischen Ansprachen gegenüber dem Einfluß, den die Regierung, die Feudal-Ultramontanen, der Großgrundbesitz, der engherzige Particularismus in die Wagschale zu legen hatten! Die Anhänger der Idee der Staatseinheit waren nicht stark genug, die Pläne der Regierung und der Gegner zu Falle zu bringen. Schon wurde auf dem Prager Landtag ein neues Nationalitätengesetz berathen, welches die „historisch-politische Individualität" des Czechenthums begründen und die Monarchie im Sinne eines klerikal-partikularistischen Föderalismus umgestalten sollte; als alle deutsche Abgeordnete ihre Mitwirkung versagten, durch Arbeitseinstellung die gesetzgeberische Thätigkeit lähmten. „Man versuche es einmal mit einem Oesterreich, dem die Deutschen fehlen", rief die „Neue Freie Presse" aus. Auf einer Conferenz in Wien legten die deutschen Abgeordneten der cisleithanischen Reichslande die Erklärung nieder, daß sie kein Anlehen, das von diesem Reichstag votirt werden sollte, als rechtsverbindlich ansehen oder in dessen Verzinsung oder Rückbezahlung willigen würden. Durch das Fernbleiben der Deutschen hatte der Prager Czechen-Landtag freie Hand, eine Landesordnung zu entwerfen, nach welcher Böhmen in allen wichtigen Angelegenheiten auf sich selbst gestellt, die Verbindung mit Oesterreich und dem Wiener Reichsrath auf einen internationalen Vertrag beschränkt war. Nicht nur daß eine böhmische Landesregierung mit einem Hofkanzler an der Spitze die Staats- und Verwaltungsgeschäfte besorgen und für ihre Handlungen nur dem Landtage verantwortlich sein sollte; durch ein neues Wahlgesetz war der deutschen Bevölkerung der Eintritt in den Landtag so gut wie abgeschnitten. Diese neue Staatsverfassung sollte auf einem frisch zu wählenden „Krönungslandtag" bestätigt und von dem Kaiser in einem „Majestätsbrief" dem böhmischen Volke verkündigt werden. So verstanden Rieger und Consorten die „Gleichberechtigung der beiden Nationalitäten". Die Czechen sollten herrschen, die Deutschen dienen, gehorchen und zahlen. Mit diesen Vorlagen eilten die Häupter der Czechenpartei nach Wien, um die Unterschrift des Kaisers einzuholen. Hätte der Monarch die „Fundamentalartikel" dieser neuen böhmischen „Magna charta" genehmigt, so durften die andern Nationalitäten in dem österreichischen Völkergewimmel dieselben Rechte in Anspruch nehmen; die Reichseinheit war dann nur ein leeres Wort, die gemeinsame Monarchie ging in die „Vereinigten Staaten von Oesterreich" über, die von centrifugaler Kraft bewegt bald nach allen Richtungen der Windrose auseinander gehen

mußten. So weit sollte es jedoch nicht kommen. Dem Kaiser war die Bedeutung des Ausgleiches mit der „politischen Nation der Böhmen" klar gestellt worden. Er hielt mit der Bestätigung der „Fundamentalartikel" zurück und traf dann die Entscheidung, daß die bestehende Verfassung sammt dem Reichsrath (§. 1209) der gemeinsame Rechtsboden sei, und daß alle Abänderungsvorschläge auf diesem Reichsgrundgesetz beruhen müßten. Damit fiel das System der „historisch-politischen Individualitäten" zu Boden;
30. Oct. 1871. das Ministerium Hohenwart-Schäffle begehrte und erhielt seine Entlassung, und dem böhmischen Landtag blieb nichts übrig als Verwahrung einzulegen, daß der Reichsrath befugt sei, über das Staatsrecht und die Verfassung des Königreichs Böhmen zu beschließen. — Den größten Antheil an dieser Wendung hatte der Reichskanzler Beust; bei den Deutschen Oesterreichs gewann er deshalb mehr Ansehen und Popularität,
6. Nov. als er jemals besessen. Es erregte daher großes Erstaunen, daß derselbe Mann wenige Tage nachher seines hohen Amtes enthoben und als Botschafter nach London gesandt ward. Die öffentliche Meinung in Deutschland hatte sich mit ihm ausgesöhnt; um so heftiger zürnte ihm die reactionäre particularistische Hofpartei, die das gefallene Ministerium auf die Schaubühne gehoben, die Ultramontanen, die Feudalen, die Slaven. „Daß Beust kein geborner Oesterreicher, sogar Protestant, nicht vom hohen Adel und doch Reichskanzler war, das Concordat aufgehoben und gute Beziehungen mit dem deutschen Reiche angeknüpft hatte, das waren in den Augen dieser modernen Erinnyen eben so viele Todsünden." Die aufgeregten Geister schrien nach Rache; so wurde ihnen denn Beust zum Opfer gebracht. Dafür war er von den Deutschen als Märtyrer ihrer Sache hoch gefeiert.

§. 1272. Oesterreich in den Jahren 1873, 1874. Die österreichische Politik erlitt durch Beusts Abgang keine Aenderung; denn Graf Andrassy, bisher Ministerpräsident in Ungarn, der den Slaven gegenüber die Ansichten Beusts theilte,
14. Nov. wurde sein Nachfolger im Reichsministerium. In Pest übernahm Graf Lonyay die Leitung des Ministeriums für Ungarn, während in Wien Fürst Adolf Auersperg, Bruder des Dichters, an die Spitze der Staatsregierung in Cisleithanien trat. Erhaltung der Verfassung und des Gesammtstaats gegenüber den Absonderungsgelüsten der Slaven und Zusammengehen mit dem deutschen Reiche in allen wichtigen Fragen war das gemeinsame Programm. Durch Neuwahlen gewannen in den Provinziallandtagen
Februar 1872. die liberalen Elemente wieder Boden; durch ein „Nothwahlgesetz", welches direkte Volkswahlen für den Reichsrath anordnete, falls die Landtage die Beschickung durch Delegirte verweigerten, wurde dem Föderalismus der Boden zu particularistischen Wühlereien entzogen oder beschränkt; und wenn auch die Polen Galiziens im Jahre 1872 den Versuch der böhmischen Czechen, eine selbständige Stellung im österreichischen Reichsorganismus zu erlangen, mit denselben Mitteln wiederholten, dennoch befestigte sich unter der geschickten Leitung des vaterländischen Auersperg mehr und mehr die Ueberzeugung, daß die habsburgische Monarchie nur durch strammes Festhalten an der Verfassung und am Reichsrath und durch freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland gedeihen könne. Wie sehr auch immer die feindlichen Mächte des vielgegliederten Staates, „Nationalismus", „Klerikalismus", „Feudalismus", den deutsch-liberalen Ideen entgegenstreben mögen, dennoch bleibt dem germanischen Element und dem deutschen Wesen in Oesterreich die Aufgabe gestellt, das Ganze mit seiner Cultur zu umfassen, zu durchdringen und zusammenzuhalten. Nur an der Hand deutscher Bildung können die slavischen Völkertheile zu einem Culturleben emporsteigen. Durch die große Wahlreform, am Ende des Jahres 1872 eingebracht und im folgenden März von beiden Häusern angenommen, welche den Reichsrath auf die breite Basis der Volkswahlen in allen Landestheilen stellte, die Sonderlandtage auf ihre eigenen Angelegenheiten beschränkte, den Polen in Galizien einige nationale Zugeständnisse machte, ward der Weg betreten, der zu diesem Ziele führen muß: die verfassungsmäßige Einheit des Reichs mit Eindämmung der föderalistischen Tendenzen war ein Sieg des deutsch-liberalen Geistes. Umsonst setzten die Männer des Rückschritts, die Feudalen, Klerikalen, Aristokraten in Verbindung mit den Föderalisten, alle Hebel ein, selbst in der Umgebung des Monarchen, um die Reform des Reichsraths, wonach derselbe künftighin durch direkte Volkswahlen,

nicht mehr wie bisher durch Wahlen der 17 Landtage gebildet werden sollte, zu verhindern; Franz Joseph ertheilte den Beschlüssen seine Sanction. Damit lenkte Oesterreich wieder in freiere Bahnen ein. Und selbst in religiösen Dingen wird das Doppelreich mehr und mehr in die Atmosphäre des modernen Staats gedrängt. Hat auch das päpstliche Kirchenwesen bei dem katholischen Volke, in den dynastischen und aristokratischen Traditionen, in der geschichtlichen Vergangenheit, in der klerikalen Erziehung eine viel festere Basis als in dem durch verschiedene Bekenntnisse gespaltenen, von protestantischer Wissenschaft durchdrungenen deutschen Reich, so mußte doch auch die österreichische Regierung, wie wenig Sympathie der Cultusminister Stremayr für die Ideen der Toleranz und Humanität haben mochte, ernstliche Versuche machen, den Staat von den Banden der Kirche zu befreien und auf die eigenen Füße zu stellen; sie mußte confessionelle Gesetze erlassen, mußte das Ansehen der weltlichen Macht gegenüber den klerikalen und jesuitischen Bestrebungen wahren und rechtlich begründen, mußte die geistlichen Einflüsse von der Politik und Regierung abstreifen. Seitdem der ungarische Graf Andrassy, der einst wegen Theilnahme an der revolutionären Erhebung seines Vaterlandes in der Verbannung gelebt hatte, die Stelle des Grafen von Beust an der Spitze des Reichsministeriums übernommen, ist diese Richtung nicht mehr verlassen worden. Im Gegensatz zu der Beust'schen Politik der „freien Hand", wobei man aber niemals sicher gewesen, wohin sie im gegebenen Augenblick sich wenden könne, erklärte Andrassy seine Politik als eine „Politik mit gebundener Marschroute", und diese sei „der Friede mit allen, in erster Linie mit unseren Nachbarstaaten". Man müsse die Ueberzeugung erwecken, daß man „als Freund zuverlässig, als Feind gefährlich" sein könne. Ein ritterlicher Mann von gefälligem Wesen erfreute sich der ungarische Graf der Gunst des Kaisers und der Hofkreise und war ein geschickter Vermittler zwischen den beiden Reichshälften. Durch ihn und durch den österreichischen Ministerpräsidenten Auersperg wurden die reactionären und absolutistischen Elemente zurückgedrängt, das öffentliche Leben an die Verfassung geknüpft, die föderalistische, klerikale und feudale Opposition mit Schonung und Rücksicht, aber mit Kraft und Entschlossenheit niedergehalten. Bei der Stellung Oesterreichs zum deutschen Reiche konnten die kirchlich-politischen Vorgänge in dem letzteren nicht ohne Nachwirkung bleiben. Auch in Wien erkannte man die Nothwendigkeit, die Verhältnisse zwischen Kirche und Staat nicht wie früher durch Unterhandlungen mit Rom, sondern aus eigener Machtvollkommenheit zu regeln. Demgemäß wurden zunächst die Universitäten ihres spezifisch-katholischen Charakters entkleidet und der Ausbreitung der Jesuitenniederlassungen Schranken gesetzt; dann wurden die „Kirchengesetze" vorbereitet, welche die ungeschmälerte Wahrung der Staatshoheit gegenüber den kirchlichen Organismen durch die Gesetzgebung zum Zweck haben sollten. Trotz der agitatorischen Thätigkeit, welche die Geistlichkeit und die klerikale Partei gegen die Vorlagen in Scene setzten, wurden dieselben zu Anfang des folgenden Jahres nach sehr erregten Verhandlungen in beiden Häusern angenommen. So suchte denn auch in der österreichischen Monarchie der Staat in seine selbständigen Rechte einzutreten und sich von den ehernen Banden, womit ihn die Kirche gefesselt hielt, zu befreien. Auch auf wirthschaftlichem Gebiet hat das Kaiserreich Oesterreich-Ungarn im Jahre 1873 vielfach die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gezogen. Durch den Ausbruch einer furchtbaren Börsenkrisis, in der Finanzwelt als „Krach" bezeichnet, eine Folge des übermäßigen Anschwellens und Ueberwucherns der Speculation und der Sucht nach Reichthum und Gewinn, sind alle Klassen des Volkes von schweren Verlusten betroffen und Jammer und Noth in viele Familien getragen worden. Diese Schläge konnten nicht wieder gut gemacht werden durch die „Weltindustrieausstellung", die an Großartigkeit Alles übertraf, was in dieser Richtung vorher in London und Paris geleistet worden war. Was diese Ausstellungen zu ihrer Zeit durch Belebung des internationalen Verkehrs und durch die persönliche Begegnung von Fürsten und Staatsmännern die Ideen des Friedens und der Völkerverbrüderung geweckt hatten, so in noch höherem Grade dieser Wiener Weltmarkt. Sah man doch nicht nur die Glieder der kaiserlichen Familie von Berlin und eine Menge fürstlicher Persönlichkeiten aus den deutschen Landen nach der herrlichen Donaustadt reisen und freundschaftliche Gesinnung mit dem österreichischen Kaiserhaus austauschen;

[Randnotizen: November 1873. — Mai. — Mai–Nov. 1873.]

selbst der König Victor Emanuel leistete der Einladung Folge und gab durch seinen
Besuch in der Kaiserstadt den Beweis, daß die alte Feindschaft zwischen den beiden
Reichen beendigt sei und die Monarchen und ihre Völker, zum großen Aerger der Ultra-
montanen, gemeinsame Wege zur Erreichung gemeinsamer Zwecke und Aufgaben des
modernen Staats zu verfolgen gesonnen seien. Und wie einst der Sultan die Staaten
und Hauptstädte des westlichen Europa besucht hat (§. 1148), so erlebte jetzt die Welt
das eigenthümliche Schauspiel, daß der persische Schah, „der König der Könige", mit
großem orientalischen Gefolge, in Pracht und Edelgestein prunkend, die europäische Welt
durchzog, in den Residenzen der hohen Potentaten und Fürsten längeren oder kürzeren
Aufenthalt nehmend. — Bald nach dem Schluß der Weltausstellung wurde das fünf-
2. December 1873. undzwanzigjährige Regierungsjubiläum Franz Joseph's in beiden Reichshälften großartig
gefeiert und hinterließ eine gehobene Stimmung. Unter dieser Stimmung wurden im
21. Januar 1874. Januar 1874 im cisleithanischen Reichstage die erwähnten „confessionellen Gesetze"
eingebracht und nach scharfen Redeschlachten zwischen Liberalen und Ultramontanen in
beiden Häusern siegreich durchgeführt und vom Kaiser im Mai bestätigt. „Das erste
hob das Concordat auch formell auf, das zweite ordnete die Rechtsverhältnisse der
klösterlichen Genossenschaften, das dritte die Beiträge aus den Pfründen zum Religions-
fonds behufs der Deckung der Bedürfnisse des katholischen Cultus, das vierte brachte
Bestimmungen über die gesetzliche Anerkennung der noch nicht gesetzlich anerkannten
Religionsgenossenschaften." Aber der Klerus war mächtig und klug genug, die Aus-
führung hinzuziehen oder so abzuschwächen, daß die Gesetze selbst „ein frommer Wunsch
der Liberalen" blieben. Die obligatorische Civilehe, über deren Nothwendigkeit alle
Gebildeten einig sind, wurde von dem „katholischen Staate" ferngehalten und damit
dem Gewissenszwang und der Priestermacht ein weites Feld geöffnet. So wurde die
im Anfang des Jahres so hoffnungsreiche Aussicht einigermaßen verdüstert und die
März 1875. gehobene Stimmung der Liberalen stark gedämpft. Auch der Versuch, die Altkatholiken
in ähnlicher Weise wie im deutschen Reich in ein Rechts- und Schutzverhältniß zu stellen,
scheiterte an der in den Hof- und Adelskreisen herrschenden Ungunst. — Im Februar
hatte Kaiser Franz Joseph eine Reise nach Petersburg unternommen, eine Begebenheit,
von der man eine neue Befestigung des herzlichen Einvernehmens mit Rußland erwartete.
Seitdem wollte man bemerken, daß die antideutsche reactionäre Partei, als deren Führer
Erzherzog Albrecht bezeichnet wird, bei Hofe wieder mehr an Boden gewann. Ein
16. Juni 1874. Wechsel im Ministerrath, wo der als freisinniger Reformer in der Armee bei den An-
hängern der guten alten Praxis nicht beliebte Kriegsminister Kuhn seines Postens
enthoben und durch General v. Koller ersetzt ward, schien eine Wirkung dieser Ver-
änderung in der Temperatur des Hofes zu sein. Eine Broschüre über das Artillerie-
wesen, die zu Anfang des nächsten Jahres unter dem Namen des Erzherzogs Johann
Salvator erschien, gab dieser dem preußisch-deutschen Staat und dem liberalen Geiste
abgewendeten Stimmung und Gesinnung so offenen Ausdruck, daß dem jugendlichen
Schriftsteller eine Strafversetzung auferlegt werden mußte. Aber wie oft auch die Scala
der öffentlichen Meinung steigen oder sinken mochte, bei jeder Gelegenheit bewährte sich
die Erfahrung, „daß die Oesterreicher wie die Ungarn trotz allen häuslichen Zankes
und trotz aller aufregenden Scenen im Herzen gut kaiserlich und treu habsburgisch fühlen
und denken. Wenn dies eine historische Thatsache ist, so fallen dadurch auch alle feu-
dalistischen und ultramontanen Vorspiegelungen, als gerathe die habsburgische Monarchie
in Gefahr, wenn sie modernen, centralistischen Prinzipien folge und die kleinen Nationa-
litäten so wie die Junker und Bischöfe auf das gebührende Maß verweise. Nicht der
Adel und nicht die katholische Kirche als solche sind die Träger der großen Doppel-
Monarchie an der Donau, sondern die um den Thron geschaarten, durch zeitgemäße,
freisinnige Ideen, durch Aufklärung und Bildung, durch soliden Unternehmungsgeist
gehobenen, gefestigten und geeinigten Völker." Daß dieser „solide Unternehmungsgeist"
vor Allem geweckt und gepflegt werden müsse, hat das große Gerichtsdrama, das in dem
„Prozeß Ofenheim" die Gemüther während der ersten Wochen des Jahres 1875 so
mächtig aufregte und beschäftigte, in überwältigender Weise dargethan. Wenn auch der
„Ritter von Ponteuxin", der angeklagt war, den von ihm übernommenen Bau der

Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn zur eigenen Bereicherung, zu Bestechungen einflußreicher Mitunternehmer, zu allerlei unredlichen und betrügerischen Manipulationen und Täuschungen mißbraucht zu haben, schließlich durch das Geschwornengericht freigesprochen wurde, weil man fand, daß die ihm zur Last gelegten Beschuldigungen nicht unter die Strafgesetze fielen, so entrollten doch die gerichtlichen Verhandlungen ein düsteres Bild von der durch den Gründungsschwindel und die gewinnsüchtigen Speculationen in manchen hochstehenden Gesellschaftskreisen erzeugten laxen Moral und erschlafften Gewissenhaftigkeit. Wie zwei Jahre früher in Folge der erwähnten Untersuchung über Concessionsertheilung zu Privateisenbahnen in Preußen ein Personenwechsel im Handelsministerium eintrat, so warf auch der Prozeß Ofenheim dunkele Schlagschatten auf die höchsten Beamtenkreise in Wien und führte die Beurlaubung des Handelsministers Banhans herbei. Aus diesen und ähnlichen Erscheinungen drängte sich den Menschen das unheimliche Gefühl auf, daß das industrielle Leben und die Handels- und Geschäftswelt an schweren Gebrechen leide, daß Rechtlichkeit, Ehrlichkeit und Moralität bei einem großen Theil der höheren Gesellschaft auf schwacher Grundlage ruhe und daß festere Garantien geschaffen werden müßten gegen die Schwindeleien und Plusmachereien gewissenloser Gründer, Unternehmer und Speculanten, wenn der erschütterte Credit in den Handels- und Finanzkreisen wieder aufgerichtet, Treue und Glauben in die Gemüther zurückgeführt und die in redlicher Arbeit sich abmühenden mittleren und unteren Volksklassen vor Betrug und Täuschung geschützt und bewahrt werden sollen.

§. 1273. **Rußlands innere Reformen und der Kriegszug gegen Chiwa.** Die freundschaftliche Gesinnung des Kaisers Alexander gegen Preußen hat wesentlich beigetragen, daß der französisch-deutsche Krieg nicht zu einem europäischen sich erweiterte. Dies erkannte Kaiser Wilhelm an, als er dem Telegramm über die Frie- 27. Febr. 1871.
denspräliminarien an den kaiserlichen Neffen in Petersburg die Worte beifügte: „Preußen wird niemals vergessen, daß es Ihnen zu verdanken ist, wenn der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen hat". Diese Gesinnung des Wohlwollens zwischen den Häuptern der beiden Großstaaten dauerte auch nach dem Kriege fort und erhielt einen neuen Ausdruck bei dem Georgs-Ordensfest in der russischen Hauptstadt, dem December 1871.
Prinz Friedrich Karl und die Spitzen der preußisch-deutschen Armeen beiwohnten. Bei dieser Gelegenheit gab Kaiser Alexander so warme Sympathien gegen den „ältesten Ordensritter" Kaiser Wilhelm und die anwesenden Feldherren kund, daß sich das Ordensfest zu einer deutschen Siegesfeier gestaltete. Ein Trinkspruch Alexanders auf das Wohl des Oheims und der Ordensritter seiner Armee schloß mit den Worten: „Ich wünsche und hoffe, daß die innigste Freundschaft, die uns verbindet, in künftigen Geschlechtern fortdauern wird, eben so wie die Waffenbrüderschaft beider Armeen, welche aus unvergeßlicher Zeit datirt. Ich sehe darin die beste Garantie für den Frieden und die gesetzliche Ordnung in Europa". Auch zu Oesterreich wurden die Beziehungen des Petersburger Cabinets mit der Zeit freundlicher. Die erwähnte Zusammenkunft der drei Monarchen in Berlin sollte der Welt ein Zeugniß geben für das aufrichtige Zusammengehen der drei Großmächte in allen wichtigen Fragen. Aber diese Gesinnung des Kaisers Alexander fand weder bei der Nation noch bei der Aristokratie Anklang: vielmehr gaben sich auch in Rußland nicht selten die Gefühle der Eifersucht und des Mißtrauens kund, von denen die meisten Nachbarvölker erfüllt waren: das slavische Blut wollte den Vorrang des germanischen nicht anerkennen und gelten lassen. — War dereinst Kaiser Nicolaus bestrebt, durch aggressive Politik dem Czarenreich eine Art Suprematie in Europa zu verschaffen, so suchte Kaiser Alexander II. durch großartige Reformen im Innern Rußland auf die Höhe der andern civilisirten Völker zu heben und dadurch sein unermeßliches Reich dem übrigen Europa zu nähern und gleichsam einzufügen. Während die Befreiung der Leibeigenen ihren Fortgang hatte und die durch die große Veränderung der socialen und agrarischen Verhältnisse nothwendig gewordenen legislatorischen Arbeiten weiter geführt wurden, legte man zugleich Hand an eine durchgreifende Militärreform, welche die allgemeine Wehrpflicht mit 15jähriger Dienstzeit und die Aufhebung der Stellvertretung in einer für Rußland passenden Form und Ausdehnung begründen und die Intelligenz bei der Armee erhöhen sollte. Man ver-

mehrte und vervollständigte die Eisenbahnen zu wirthschaftlichen und militärischen Zwecken; man nahm eine Umgestaltung des Steuerwesens in Angriff, durch welche die Steuerfreiheit der Privilegirten aufgehoben und eine größere Ausgleichung unter den Ständen bewirkt werden möchte; man wendete der Verbesserung des Gerichtswesens und Rechtslebens, der Hebung des Handels, der Industrie, der Volksaufklärung und dem gesammten Unterrichtswesen große Sorgfalt zu. Von Kaiser Alexander II. ging auch die philanthropische Idee aus, die zerstörenden Wirkungen des Kriegs, die Leiden und Drangsale der Menschheit im mörderischen Kampfe der Staaten durch ein internationales Kriegsvölkerrecht zu vermindern, zu welchem Zwecke im August und September 1874 ein Congreß von Staatsmännern und Militärbevollmächtigten in Brüssel die Grundlinien eines europäischen Völkerrechts in Kriegsfällen festzusetzen bestrebt war. Und wenn auch, wie wir in dem Abschnitt über England erfahren werden, die Idee nicht vollständig verwirklicht ward, so blieb doch dem russischen Kaiser der Ruhm, ein Werk der Humanität angeregt zu haben, das nicht verfehlen wird, segensreiche Früchte zu tragen. — Während aber Rußland nach Westen hin eine Politik des Friedens und des internationalen Vertrauens und Einverständnisses verfolgte, hielt es zugleich den Blick unverwandt nach dem Orient gerichtet. Mit der Pforte wurde das gute Verhältniß, das der Großvezier Mahmud Pascha zu begründen gesucht, auch nach dem plötzlichen Sturz dieses Staats-
1. August 1872. mannes nicht gestört; vielmehr verfolgten die beiden Regierungen in der „bulgarischen Kirchenfrage" die gleiche Politik. Als nämlich der Sultan sich entschloß, trotz des Widerstandes des Patriarchen von Constantinopel den Bulgaren eine unabhängige Hierarchie mit einem Exarchen an der Spitze, wie die Nation lange gewünscht, zu gewähren, entschied sich Rußland in dem darüber ausgebrochenen Streit zu Gunsten der selbständigen bulgarischen Kirchenverfassung, obwohl es dadurch die Sympathien des griechischen Patriarchats und der gesammten griechisch-katholischen Bevölkerung des Orients, die es bisher besessen, einbüßte oder schwächte. Eine wichtige Vergrößerung seines Gebiets erlangte das russische Reich im fernen Osten, als es die Eroberung des Chanats von Chiwa, der letzten noch unabhängigen Macht von Turkestan unternahm. Bei Gelegenheit eines Grenzgefechtes hatte der Chan des im Oxusgebiet südwärts des Aralsees gelegenen Reiches Chiwa einige russische Unterthanen zu Gefangenen gemacht und die Herausgabe verweigert. Dies erklärte Rußland für einen Kriegsfall. Durch Unterwerfung des Fürsten unter die Oberhoheit des Czars und durch die Entfaltung der russischen Militärmacht sollte den Barbarenhäuptern Centralasiens Achtung und Schrecken eingeflößt und zugleich das Reich nach Süden ausgedehnt werden. Zu dem Ende suchte sich die kaiserliche Regierung zunächst mit England zu verständigen, das die Ausdehnung und Befestigung der russischen Herrschaft in jener Gegend, wodurch die Sicherheit seiner ostindischen Besitzungen bedroht war, mit Mißtrauen betrachten mußte. Graf Schuwalof erhielt daher die diplomatische Mission, die englische Regierung zu überzeugen, daß durch die bereits beschlossene Expedition gegen Chiwa die Interessen des britischen Indiens nicht gefährdet würden; man habe dabei nur die Absicht, den räuberischen Grenzfehden zu steuern und den Barbaren zu beweisen, daß man Rußlands Macht und Ehre nicht ungestraft verletzen dürfe, auf Eroberung und Annexion sei es keineswegs abgesehen. Wenn die englische Regierung gegen ein kriegerisches Vorgehen des Moskowiterreichs in Centralasien keine Einsprache erhob, so geschah es weniger aus Vertrauen in die angeblich nur den Zwecken des Friedens dienende Kriegspolitik Rußlands, als in dem Bewußtsein, daß auch sie fort und fort ihr indisches Reich nach Norden und nach Westen erweiterte, bald durch Verträge mit den eingebornen Fürsten, bald durch die Waffen, ohne deshalb bei andern Mächten anzufragen. Doch schloß England zugleich mit dem Chan von Afghanistan ein Bündniß zu Schutz und Trutz und setzte ihn durch Jahrgelder in die Lage, zur Sicherheit seines Landes gegen etwaige Angriffe Vertheidigungsanstalten zu treffen. Nachdem noch eine Grenzlinie in Betreff des Kriegsschauplatzes festgestellt worden, wurde der Feldzug gegen Chiwa im Frühling und Sommer von vier Seiten unter dem Oberbefehl des Generals Kaufmann unternommen. Vom April bis Juni rückten die Heeressäulen unter unglaublichen Beschwerden, Anstrengungen und Kriegsnöthen durch das weite Wüstenland der Hauptstadt zu. Stürme und Sand-

wolken, gegen die kein Zelt schützte, trostlose Einöden ohne Baum und Strauch, eine Glühhitze, die, bis zu 40 Grad R. steigend, Mann, Roß und Kameele niederwarf, dabei Mangel an genießbarem Trinkwasser; diese und andere Leiden, Entbehrungen und Strapazen lagerten sich den russischen Heeren in den Weg und hemmten den Marsch. Alle diese Anstrengungen, wozu noch Angriffe und Ueberfälle der Eingebornen kamen, ertrug der abgehärtete, an Ausdauer und Genügsamkeit gewöhnte russische Soldat. Als die verschiedenen Abtheilungen sich vor Chiwa vereinigt, begann die Belagerung der von 20,000 Turkomanen vertheidigten Stadt. Nach einem heftigen Bombardement mußte sie sich ergeben; am 10. Juni hielt General Kaufmann seinen Einzug als Sieger. 10. Juni 1873. Der Chan hatte sich geflüchtet, aber er kehrte bald zurück und nahm die Friedensbedingungen an, die ihm eine Kriegscontribution von zwei Millionen Rubel auflegten, alles Land auf dem rechten Ufer des Amu-Darja (Oxus) dem russischen Reiche beifügten und für das übrige Gebiet von Chiwa den Herrscher in ein Verhältniß zu dem Kaiser setzten, dem zur Vasallität nur der Name fehlt. Diese Bedingungen gingen weit über die Grenzen einer Züchtigung hinaus, wie Rußland der englischen Regierung das Unternehmen vorgestellt hatte, und vermehrten in hohem Grade die Machtstellung des Czarenreichs in Mittelasien. Kein Wunder, wenn England mit einiger Beklemmung auf diese Fortschritte der russischen Kriegs- und Eroberungspolitik blickt. Seitdem sind beide Regierungen bemüht, die noch unabhängigen Völkerschaften, die zwischen beiden Reichen wie ein Festungsgürtel gelagert sind, durch Gesandtschaften, Verträge, Subsidien in ihr Interesse und in ihre Freundschaft zu ziehen. Um die Mitte der siebziger Jahre wurde die Welt noch einmal an die vergangene Geschichte Rußlands erinnert. Am 18. Januar 1874 starb Graf Berg, der einst als Statthalter von Polen den Aufstand in Warschau so energisch niedergeworfen (§. 1154), und ein Jahr später meldeten die Zeitungen den Tod des Obersten Wysocky, der seine Theilnahme an der polnischen Revolution vom Jahre 1830 (§. 982) mit einer vieljährigen Verbannung in Sibirien gebüßt, bis er, durch Leiden und schwere Schicksale gebrochen, der Freiheit und der Heimath zurückgegeben ward. Er verlebte sein Alter in dem polnischen Städtchen Warta, wo er am 8. Januar 1875 aus dem Leben schied. In den nächsten Jahren erhielt der russische Einfluß in Mittelasien eine wesentliche Verstärkung, als kaiserliche Truppen siegreich in Chokand einzogen und ein Ukas Alexanders II. die Einverleibung Februar u. März 1876. des ganzen Chanats in das Moskowiterreich unter dem Namen Ferghanistan verkündete. In Kabul am Hofe des Emirs Schir Ali von Afghanistan suchte die russische und die englische Politik zuerst einander das Feld streitig zu machen. In den Tagen der Spannung zwischen beiden Großmächten wegen der europäischen Türkei, die wir später kennen lernen werden, weigerte sich der unter russischem Einfluß handelnde Emir, eine englische Gesandtschaft in seiner Hauptstadt aufzunehmen. Dies wurde in London als eine Kriegserklärung aufgefaßt und die Generale Browne und Roberts erhielten Befehl, in Afghanistan einzurücken. Ihre Operationen waren von so raschen Erfolgen begleitet, daß Schir Ali sein Reich verließ und das Regiment seinem Sohn Jakub Chan übergab (Ende December 1878 [vgl. §. 1298]). Noch weiter wurde die russische Herrschaft in Centralasien ausgedehnt, als General Skobelew die Tekke- 1880. 81. Turkmenen unterwarf und damit den Weg nach Merw öffnete.

3. England und Holland.

§. 1274. England unter dem Ministerium Gladstone. Im Anfang dieses Jahrhunderts stand England unter den Krieg führenden Mächten in erster Reihe und erntete beim Weltfrieden 1815 reiche Früchte. Von dieser activen Politik nach Außen ist das britische Inselvolk zurückgekommen: mit Ausnahme der Feldzüge an der unteren Donau und in der Krim (§§. 1143 ff.) hat es sich von den kriegerischen Verwickelungen Europa's fern gehalten. Allein die Regierung hat die Neutralität nicht so sorgfältig beobachtet, daß ihr nicht aus ihrer zweideutigen Haltung Widerwärtigkeiten und Nachtheile, ja selbst Demüthigungen erwachsen wären: die englischen Sympathien haben den Dänen nicht den Verlust von Schleswig-Holstein erspart; Rußland hat den deutsch-französischen Krieg benutzt, um sich in brüsker Weise von einigen

Bestimmungen des Pariser Friedens loszusagen (§. 1155); die Verwendung des Londoner Cabinets, um den Franzosen günstigere Friedensbedingungen zu verschaffen, blieb ohne Erfolg (§. 1255) und durch die geheime Begünstigung der südlichen Staaten Nordamerika's im Krieg gegen die Union hat sich England mit der Regierung in Washington verfeindet. In der Alabamafrage (§. 1194) mußte die stolze Nation schließlich ihr Unrecht bekennen, einen Schadenersatz von 15,500,000 Dollars leisten und als völkerrechtlichen Grundsatz zugestehen, „daß jede neutrale Regierung verpflichtet sei, die Ausrüstung und das Auslaufen von Kreuzern zu verhindern und nicht zu dulden, daß ein Kriegführender ihre Häfen als Operationsbasis oder zur Erneuerung oder Vermehrung militärischer Vorräthe, Waffen oder Mannschaft gebrauche.“ Auch in dem Grenzstreite über die San Juan-Insel wurden durch den Schiedsspruch des deutschen Kaisers die englischen Forderungen zurückgewiesen. Zu dieser Politik der Enthaltsamkeit wurde die Regierung nicht allein durch die Friedensliebe und durch die Fürsorge für den ungestörten Fortgang des Handels- und Industrielebens geführt; sie hatte auch erkannt, daß das englische Heerwesen hinter der Streitmacht der Continentalstaaten weit zurückstehe sowohl an Stärke als an Organisation: aber zu umfassenden Reformen nach Art der festländischen Militärstaaten war das Parlament nicht zu bewegen. Mit Mühe wurde gegen den Widerspruch des Oberhauses die Abschaffung des Stellenverkaufs bei der Armee durchgeführt. Und doch bargen die Fortschritte, welche Rußland in Centralasien machte, und die zunehmende Zerrüttung des „kranken Mannes“ am Bosporus, die stets wieder von Neuem eine „orientalische Frage“ auf das Forum der europäischen Politik und Diplomatie einführen konnte, Keime von Kämpfen und Zerwürfnissen im Schooß, die leicht auch das Inselreich wieder zu einem Landkrieg fortreiben mochten. Wie seit der Alabamafrage gegen Nordamerika eine gewisse nationale Eifersucht obwaltete, so seit dem Chiwakrieg gegen Rußland. Vielleicht war auch darin die Ursache zu suchen von der für ein so fortgeschrittenes Culturland fast unbegreiflichen zurückhaltenden Stellung des englischen Ministeriums gegenüber den Brüsseler Conferenzen zur Aufrichtung eines internationalen Kriegsvölkerrechts. Im Vertrauen auf die Seemacht, in der England mit Recht das Fundament seiner Größe und Herrschaft erblickt, und durch die insularische Lage vor feindlichen Invasionen und Occupationen mehr geschützt als die Continentalstaaten, war die großbritannische Regierung nicht geneigt, sich durch Bestimmungen binden zu lassen, die möglicher Weise der freien Bewegung der Flotte, der freien Disposition über die Marine im Wege stehen möchten. Unter Anerkennung der humanen Gesinnungen und Absichten, von denen Kaiser Alexander II. bei der Veranstaltung eines Areopags in Brüssel behufs der Festsetzung gewisser Rechtsbestimmungen in Kriegsfällen geleitet worden, lehnte das Londoner Cabinet nach Beendigung der Brüsseler Conferenzen die weitere Betheiligung ab. — Aber wie sehr das liberale Ministerium Gladstone beflissen war, sich von den continentalen Händeln fern zu halten, die europäische Völkerfamilie ist zu sehr von denselben Lebensinteressen bewegt, als daß die großen Culturfragen, welche die festländischen Staaten in Aufregung setzten, nicht auch jenseits des Kanals ihr Echo hätten finden sollen. Und auch in England sollte die Wahrheit des Erfahrungssatzes zu Tage treten, daß mit der römischen Hierarchie kein ehrlicher Vergleich auf der Basis der Gerechtigkeit und Billigkeit abgeschlossen werden könne, daß dieselbe in ihrer unbegrenzten Herrschsucht nur auf Unterwerfung aller widerstrebenden Elemente hinausgehe. Vergebens hatte die Regierung gehofft, in Irland einen confessionellen Friedenszustand zu schaffen, als sie die Entstaatlichung der englischen Hochkirche durchsetzte (§. 1139); die klerikalen Umtriebe hatten ihren ununterbrochenen Fortgang; und als Gladstone, dem man stets geheime Neigungen und Sympathien für die katholische Kirche zugeschrieben hat, eine Reform der Dubliner Universität in Antrag brachte, durch welche manche Beschränkungen der Katholiken beseitigt, die hochkirchlichen Collegs allmählich aufgelöst werden sollten, erfuhr er gerade von römisch-katholischer Seite den größten Widerstand, so daß die Bill nicht durchgeführt
März 1873. werden konnte und eine Ministerkrisis eintrat, die einige Zeit andauerte. Je mehr aber der Ultramontanismus auch in England Boden gewann und bei einem Manning und Consorten in der crassesten und anmaßendsten Weise hervortrat, die modernen

Ideen, die Resultate der Wissenschaft, die Rechte der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes schnöde verachtend, um so stärker regte sich auch bei dem Kerne der Nation, in den bürgerlichen Kreisen der altnationale Haß und Widerwille gegen Papismus und Jesuitismus. Die kirchlichen und religiösen Vorgänge in Deutschland fanden die größte Theilnahme bei dem englischen Volke; der alte freisinnige Lord John Russel kündigte am Ende des Jahres 1873 auf den nächsten Januar ein großes Meeting an, um dem deutschen Kaiser die Bewunderung des englischen Volkes für seinen männlichen Brief an den Papst und der deutschen Nation die Sympathien der englischen in ihrem Kampfe gegen den Ultramontanismus auszusprechen. Unter solchen Verhältnissen und Stimmungen war die vermittelnde und nachgiebige Politik Gladstone's nicht mehr zeitgemäß; die Tories, die zwar für die Fortschritte des wirthschaftlichen Lebens, für die Interessen der Arbeiterbevölkerung und für die socialen Fragen wenig Sinn zeigten, aber an den durch die Reformation geschaffenen religiösen Anschauungen und Ideen festhalten, gewannen immer mehr Boden in der öffentlichen Meinung, so daß ein baldiger Wechsel des Ministeriums sich voraussehen ließ. Vergebens wendete sich Gladstone noch einmal an die Nation, indem er bei Gelegenheit einer Niederlage in einer untergeordneten Frage das Parlament auflöste und neue Wahlen anordnete; als die Mehrzahl der durch geheime Abstimmung Gewählten aus den gegnerischen Kreisen hervorging, blieb dem alten politischen Kämpen nichts übrig, als sein Entlassungsgesuch einzureichen. Die Königin nahm es an und übertrug dem Haupte der Tories, dem Staatsmann und Schriftsteller Benjamin d'Israeli die Bildung eines neuen Ministeriums für seine Politik der „conservativen Reaction". Gladstone zog sich in die Stille des Privatlebens zurück und widmete seine Muße dem Studium der kirchlichen und religiösen Dinge, die ihm von Jugend auf besonders am Herzen gelegen. Und um sich desto freier und ungestörter seinen literarischen Arbeiten hingeben zu können, legte er einige Zeit nachher auch die Führerschaft der liberalen Partei im Parlament nieder. Die Schriften, worin der geistreiche Mann die religiösen Zeitfragen behandelte, und sowohl gegen die englischen Ritualisten als gegen den Vatican zu Felde zog, haben den Beweis geliefert, daß er nicht, wie seine Gegner behauptet hatten, mit den ultramontanen Anschauungen sympathisire: die scharfen Angriffe gegen die Papisten haben in den römisch-katholischen Kreisen viel Staub aufgeworfen und eine Menge Gegenschriften hervorgerufen. So ist denn auch in England der große Kampf entbrannt zwischen Gewissensfreiheit und kirchlicher Unfehlbarkeit, zwischen Wissenschaft und Autorität, zwischen Gebrauch und Opfer der Vernunft, der das deutsche Volk fort und fort in geistiger Bewegung hält.

(Februar 1874.)

§. 1275. **Der Aschantikrieg und Englands Colonialpolitik.** In seiner Marine und in seinem Colonialwesen hielt England fest an der überlieferten Politik, durch die es sich zu dem größten und mächtigsten See- und Handelsvolk emporgeschwungen hat. Wie früher in Abessinien (§. 1139), so hat es im Jahr 1873 an der Westküste Afrika's sein oberherrliches Ansehen gegen das eingeborne Volk der Aschanti mit den Waffen geltend gemacht und auf's Neue gefestigt. Jenes reiche Küstenland, das sich im Norden des Golfs von Guinea bis nach Sierra Leone hinzieht und dessen Mittelpunkt die Goldküste bildet, war schon seit den Entdeckungsfahrten der Portugiesen (§. 540) der Schauplatz einer regsamen Handelsthätigkeit: verschiedene Völker haben zu dem Ende daselbst Niederlassungen gegründet und ihre Factoreien durch Forts und Besatzungen in der Nähe des Meeres geschützt, so die Portugiesen, Holländer, Dänen und Engländer. Man erhandelte von den Eingebornen Goldstaub, Elfenbein, Oelpflanzen, Guranüsse und andere Producte der heißen Zone und holte dort in früheren Jahren die Neger, welche als Sclaven die Pflanzungen der Weißen in Westindien und in den Staaten des amerikanischen Festlandes bestellten. Die angrenzenden Negerstämme, unter denen die wilden kriegerischen Aschanti mit dem Hauptort und Königssitz Kumasi die erste Stelle einnahmen, standen in einem Vasallen- oder Schutzverhältniß zu den Europäern, die durch ihre Küstenforts und kriegerische Ueberlegenheit ihre Suprematie zu behaupten wußten. Im Laufe der Jahre gewannen die Engländer die größte Macht der Goldküste und als Holland durch den Vertrag vom

6. April 1872 seine dortigen Besitzungen der Regierung von Großbritannien abtrat, wogegen diese ihrem Protectorat in Sumatra entsagte, war die ganze Goldküste in ihren Händen. Unter diesen von Holland den Engländern überlassenen Besitzungen war auch das Fort Elmina, auf welches der Aschanti-König Koffi Kalkalli Anspruch machte. Aus feindlichen Ueberfällen entwickelte sich nun ein Krieg, zunächst zwischen den Aschanti und dem unter englischer Schutzherrschaft stehenden Nachbarstamm der Fanti, der aber bald, da die von den stärkeren Aschanti überwältigten Fanti sich in den Bereich der Forts Cape Coast Castle und Elmina zogen, die Engländer selbst berührte. Der Anführer der Aschanti, Atoschiempon, voll Rachbegier wegen einer früheren Gefangenschaft, fiel mit einem großen, zum Theil mit englischen Hinterladern bewaffneten Heere in das britische Gebiet ein, begünstigt von den Einwohnern von Elmina, welche über den Wechsel der Herrschaft in Folge des holländisch-englischen Tauschvertrags unzufrieden waren. Da beschloß die englische Regierung, ihre bedrohte Herrschaft in Westafrika nachdrücklich zu vertheidigen und die wilden Aschanti, welche sich stets als die erbittertsten Feinde der europäischen Niederlassungen gezeigt, weiter in das Innere zurückzuwerfen. So gingen dann beträchtliche Streitkräfte, mit trefflichem Geschütz versehen, unter dem neuen Gouverneur und Oberbefehlshaber Sir Garnet Wolseley nach
13. Juni 1873. dem westafrikanischen Küstenlande ab. Elmina wurde durch ein Bombardement für seine zweideutige Haltung gezüchtigt; bald sahen sich die Aschanti durch die europäische Kriegskunst in einer Reihe von Gefechten überwunden und durch Krankheit, schlimme Witterung und Mangel an Vorräthen sehr geschwächt, zur Räumung des Protectoratsgebietes und endlich zum Rückzug nach Kumasi genöthigt. Diese Stadt zu erobern, den König im Herzen seines Landes und Volkes anzugreifen, war nun der Kriegsplan des
Jan. 1874. englischen Oberbefehlshabers, der auch zu Anfang des neuen Jahres zur Ausführung kam. Wie viele Schwierigkeiten immer die von Wald und Gebüsch durchzogene Landschaft darbot, der Marsch wurde unternommen und mit Hülfe der als Lastträger verwendeten Fanti glücklich beendigt. Vergebens suchte der eben so schlaue als grausame König Koffi Kalkalli die feindliche Armee, nachdem sie den Grenzfluß Prah überschritten, durch Friedensunterhandlungen mittelst gefangener Missionare vom weiteren Vorrücken abzuhalten, um Zeit zu Vertheidigungsanstalten zu gewinnen; Wolseley ließ sich von seinem Ziel nicht abirren; ohne die Verhandlungen ganz von der Hand zu weisen, setzte er seinen Marsch fort. Bald stieß er auf feindliche Kriegshaufen, welche gedeckt von Bäumen, Buschwerk und Dorfhütten ihre Feuergewehre auf die Europäer richteten, so daß der Zug mit größter Vorsicht vorrücken mußte. In den ersten Tagen des Februar näherte sich Wolseley der durch die Flucht der Einwohner verödeten Hauptstadt Kumasi, die, zum Theil von den Entflohenen selbst in Brand gesetzt, in Kurzem ein Raub der Flammen ward. Auch der König hatte sich geflüchtet; er erkannte jedoch die Unmöglichkeit einer Fortsetzung des Krieges, da alle Nachbarstämme auf Seiten der Europäer standen. Daher schloß er, als Garnet Wolseley mit dem Hauptheer bereits
19. Febr. wieder in Cape Coast Castle eingetroffen war, mit dem in Kumasi zurückgebliebenen General Glover einen Friedensvertrag ab, worin er allen Ansprüchen auf das britische Protectoratsgebiet entsagte und sich zur Zahlung von 50,000 Unzen Goldes als Kriegsentschädigung anheischig machte. Auch brachten die Engländer den Häuptling zu dem Versprechen, dem gräuelvollen Gebrauch der Menschenopfer, deren Spuren und Denkmäler die Einziehenden mit Entsetzen erfüllt hatten, nach Kräften Einhalt zu thun. Ein glänzender Empfang bei der Rückkehr nach England bezeugte dem Gouverneur und seinen Truppen den Dank und die Anerkennung der Nation. Auch auf der Ostküste Afrika's feierte die englische Marine und zugleich die Humanität einen Sieg. Von Zanzibar aus wurde ein schwunghafter Sclavenhandel betrieben. Die englische Regierung schickte eine Gesandtschaft an den Sultan, die ihn zur Abstellung des unwürdigen Treibens bewegen sollte. Da aber der Herrscher keine Neigung zeigte, zu Gunsten der philanthropischen Ideen Englands dem einträglichen Geschäft zu entsagen und den Abgesandten unverrichteter Dinge abzuziehen nöthigte, erhielt der Admiral Cumming Befehl, von Bombay aus mit einigen Kriegsschiffen an der Küste von Zanzibar zu landen und den Sultan mit nachdrücklicheren Gründen von seinem Unrecht zu überzeugen.

In der That machte die Erscheinung des Geschwaders solchen Eindruck auf das Gemüth des Barbarenhäuptlings, daß er die früher zurückgewiesenen Vertragsbedingungen annahm. Noch an demselben Tage wurde der Sclavenmarkt in Zanzibar geschlossen. Dort traf einige Monate nachher die Leiche des unermüdlichen und kühnen Afrikareisenden David Livingstone ein, um nach der Heimath geführt und in vaterländischer Erde beigesetzt zu werden. Von der Ostküste aus in das unbekannte Land vordringend hatte Livingstone mehrere Jahre auf die Durchforschung der südostafrikanischen See- und Gebirgslandschaften verwendet, um das Quellgebiet des Nil zu ergründen und sicher zu stellen und war in dem Sumpflande, Moira Achnito, nordwärts vom Fluß Chambeze und dem Bangweolosee, dem Klima und den Strapazen erlegen; ein heldenmüthiger Mann, der sein Leben einsetzte, um das südliche Centralafrika der Erkenntniß, dem Verkehr und der menschlichen Gesittung zu erschließen. — Die Colonialpolitik ist überhaupt das Ehrenfeld Englands. Welche Parteien am Ruder des Staats sein mögen, in den auswärtigen Besitzungen, insbesondere in dem anglo-indischen Reiche herrscht stets derselbe umsichtige Verstand, dieselbe praktische Erfahrung in der Verwaltung und im ganzen öffentlichen Leben. Mit wunderbarer Umsicht und Thatkraft wurde im Jahre 1874 eine drohende Hungersnoth von Indien abgewendet, die, wenn nicht rechtzeitig von nah und fern die nöthigen Lebensbedürfnisse herbeigeschafft worden wären, Millionen in Elend und Tod gestürzt haben würde. Bei einer Wiederholung derselben Calamität im Jahre 1877 entfaltete England die gleiche werkthätige Energie.

Juni 1873. — 4. Mai 1873.

§. 1276. **Die Holländer auf Sumatra.** Der Tauschvertrag zwischen Holland und England verwickelte nicht nur das britische Reich in einen Krieg mit den Eingebornen, er gab auch Anstoß zu dem Krieg der Niederländischen Regierung mit dem Sultan von Atchin auf Sumatra. Schon seit Jahren war das Augenmerk der Holländer auf Abrundung ihres Colonialgebietes im indischen Archipel, insbesondere auf den vollständigen Besitz der Insel Sumatra gerichtet. Die großbritannische Colonialpolitik, stets eifersüchtig auf jede fremde Herrschaft in den ostasiatischen Meeren, hatte die Ausdehnung der holländischen Besitzungen zu verhindern gesucht, indem die anglo-indische Regierung mit dem Beherrscher des noch unabhängigen Reiches Atchin im Nordwesten jener Insel einen Vertrag abschloß, durch welchen das einst mächtige insularische Kaiserthum der englischen Schutzherrschaft unterstellt ward. Im Vertrauen auf die befreundete Großmacht trieb der Sultan See- und Menschenraub, wie einst die Corsarenhäuptlinge Nordafrika's, und sagte dem niederländischen Handels- und Colonieweſen manchen Schaden zu. Als nun Holland durch den erwähnten Vertrag, der übrigens in dem Abgeordnetenhause heftige Anfechtung erfuhr, „freie Hand" über Sumatra erhielt, ergriff die Regierung energische Maßregeln gegen das Piratenwesen. Ihre Vorstellungen wurden jedoch vom Sultan zurückgewiesen, und als nunmehr die Niederlande dem Barbaren Krieg erklärten, sah sich dieser nach fremder Hülfe um und rüstete sich zugleich zur Gegenwehr. Der Krieg hatte einen religiösen Anstrich. Die holländische Regierung in Indien hatte den Wallfahrten der Eingebornen nach Mekka Hindernisse in den Weg gelegt, weil die zurückkehrenden Pilger (Hadschis) den durch diesen Religionsakt in den Augen der mohammedanischen Bevölkerung erlangten Heiligenruhm zur Erregung des Fanatismus gegen die Christen benutzten. Der Sultan wandte sich daher zunächst an die Pforte; aber der Großtürke am Bosporus konnte keine thatsächliche Hülfe gewähren und seine Vermittelungsversuche machten keinen Eindruck. Dagegen fürchteten die Holländer, die Regierung in Washington, an welche sich der Sultan gleichfalls gewendet hatte, möchte die religiösen Bedenken minder hoch anschlagen als die politischen und commerciellen Interessen und die Verwickelungen in dem ostindischen Colonialgebiet zu ihrem Vortheil kehren. Man beschloß also rasch vorzugehen, um möglichst bald eine Entscheidung herbeizuführen, die keiner fremden Einmischung Raum gebe. Allein die Holländer schlugen die Widerstandskraft der Feinde zu niedrig an. Als sie die befestigte Moschee, den „Missigit", welche der Hauptfestung, dem „Kraton" oder „Cotta-Radja" als Vorwerk diente, mit ungenügenden Streitkräften anfielen, wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen, ein Unfall, der im Haag zu heftigen Angriffen wider das liberale Ministerium benutzt ward. Im Anfang des nächsten Jahres, nachdem namhafte

25. März 1873. — 25. Decbr.

Verstärkungen unter dem mit den indischen Verhältnissen vertrauten General van Swieten angelangt waren, nahm jedoch der Krieg eine andere Wendung. Der „Missigit" wurde von den Holländern durch den tapfersten Kampf erobert und dann die Hauptfestung selbst mit einem scharfen Belagerungskrieg bedrängt, dem die Flotte von der See aus Nachdruck gab. Diesen energischen Angriffen vermochten die Atchinesen nicht lange zu widerstehen. Der Sultan Panglima Polim zog mit seinen Truppen in das Innere des Landes, um von dort aus in größerer Sicherheit den Kampf fortsetzen zu können, worauf
24. Januar 1874. die Holländer die Festung in Besitz nahmen. Nach dem Fall der Hauptstadt geriethen die Küstenstädte in rascher Aufeinanderfolge in die Hände der Sieger. Die Flotte eroberte Pedir, den mächtigsten Vasallenstaat Atchins, dessen Radja dem Sultan, seinem Schwiegersohne, mit seinem gesammten Kriegsvolke zu Hülfe gezogen war; die übrigen Häuptlinge oder Stadtvögte an der Küste und an den beiden Ufern des Atchinflusses unterwarfen sich und gelobten, den König der Niederlande und dessen Stellvertreter, den Oberstatthalter von Indien, als ihre Herren anzuerkennen, dem Seeraub und Sclavenhandel zu entsagen, auf das Strandrecht zu verzichten und dergl. m. Auch dem Sultan wurde Frieden und Fortdauer seiner Herrschaft zugesichert, wenn er die holländische Souveränetät anerkennen und die übrigen Verpflichtungen eingehen würde. Panglima Polin beharrte jedoch in seinem Widerstande. Van Swieten aber, der mit der Einnahme der Küstenorte seine Aufgabe für gelöst ansah, kehrte über Java nach seinem Vaterland
April 1874. zurück. Den Oberbefehl über die Besatzungstruppen übernahm der Oberst Pel. Mit der Besitznahme der Küstenstädte haben die Holländer den atchinesischen Krieg vor der Hand mit Ehren beendigt. Die Ausdehnung ihrer Oberherrschaft über die ganze Insel Sumatra, eine wichtige Mehrung ihrer Colonialmacht, ist damit als gesichert anzusehen.

4. Frankreich.

§. 1277. **Thiers und die Parteistellung.** Die französische Nationalversammlung in Versailles, die den bejahrten, aber immer noch geistig regsamen Thiers an die Spitze der Regierung gestellt (§. 1255), bot auch nach der Bewältigung der Commune (§. 1256) ein Bild der Rathlosigkeit und Zerfahrenheit dar, in welche das Reich durch den Krieg und die Katastrophe von Sedan gestürzt worden: die republikanische Regierungsform, zu der man in der Noth gegriffen, erfreute sich keineswegs der Neigung und Sympathie der ganzen Versammlung oder des Gesammtvolkes: vielmehr hatten alle Systeme, die seit einem Jahrhundert in Frankreich herrschend gewesen, ihre Anhänger und Vertreter: Legitimisten, Bonapartisten, Orleanisten und Republikaner verschiedener Färbung. Man stellte sich auf den Boden der Republik, weil, wie Thiers meinte, diese Regierungsform die Franzosen am wenigsten trenne. Allein diese Republik des Herrn Thiers wurde von den Monarchisten wie von den Jacobinern auf der Linken nur als ein Provisorium betrachtet, aus dem man zu vergangenen Zuständen zurückzukehren strebte, sei es zu dem Bourbon'schen Royalismus, in absoluter oder constitutioneller Form, sei es zu dem Napoleonischen Empire mit seinen „Legenden" von Kriegsruhm und Herrschaft, sei es endlich zum Convent vom Jahre 1793 und den Prinzipien von Freiheit, Gleichheit und Demokratismus. Wenn diese innere Zerrissenheit im Anfang noch nicht in so grellen Schlaglichtern hervortrat als in der Folge; wenn sich die Nationalversammlung noch mit einiger Uebereinstimmung an Thiers und sein republikanisches Ministerium anschloß, so geschah dies nur im Bewußtsein der Unmöglichkeit, für den Augenblick eine andere Ordnung aufzurichten, eine andere Persönlichkeit für die schwierige Lage zu finden: noch standen die deutschen Heere auf französischem Boden, bis die Kriegskosten abgetragen sein würden, und der gewandte Chef der vollziehenden Gewalt besaß Mäßigung genug, die Volksleidenschaften zu beschwichtigen, den Deutschenhaß, der sich auf der Straße und im Gerichtssaal so frech hervorwagte, einzudämmen, den Ruf nach einem Rachekrieg nicht zu laut werden zu lassen. Die Parteistellung im Innern war aufgelöst und zersetzt, eine Störung der bestehenden Ordnung konnte nur zur Anarchie und zum Bürgerkrieg führen. Thiers war also der unentbehrliche Mann der Gegenwart; und so sehr war er selbst von diesem Bewußtsein durchdrungen, daß er mehrmals durch die Androhung seines Rücktritts die widerstrebenden Elemente in der

Versammlung zum Nachgeben und Zustimmen brachte. Dies geschah sogar schon während der Belagerung von Paris im Kampf gegen die Commune. In der Versammlung gab sich die Neigung kund, die durch die Revolution begründete scharfe Centralisation der Regierungsgewalt zu ermäßigen oder zu brechen und den Provinzen und Städten einige Autonomie zu verschaffen. Als daher eine neue Gemeindeordnung für Stadt und Land berathen wurde, verlangte ein großer Theil der Versammlung, daß die Bürgermeister nicht wie bisher von der Regierung ernannt, sondern von den Gemeinderäthen gewählt werden sollten. Nur mit Mühe konnte Thiers einen Compromiß durchsetzen, kraft dessen der Regierung das Ernennungsrecht für alle Städte über 20,000 Seelen zugestanden ward. (14. April 1871.) Bei den Gemeinderathswahlen trugen die gemäßigten Republikaner den Sieg davon. Mit geschmeidiger Klugheit wußte sich Thiers zwischen der demokratisch-republikanischen Partei und den Monarchisten durchzuwinden. Als Gambetta eine „Liga der republikanischen Städte" gründen wollte, wurde das Vorhaben als ungesetzlich untersagt; und als das Verbannungsdekret gegen die Bourbons und Orleans aufgehoben ward, und die letzteren nach Frankreich zurückkehrten, wußte er den Eintritt der zu Deputirten gewählten Orleaniden, des Herzogs von Aumale und des Prinzen von Joinville in die Nationalversammlung wenigstens bis zu Ende des Jahres hinauszuziehen. Im October wurde Aumale von dem Generalrathe der Oise zum Präsidenten gewählt, eine einflußreiche Stellung, seitdem diese Körperschaft von den Präfekten unabhängig gestellt war. Thiers konnte dem Sohne und dem Enkel Louis Philipps, dem er ja selbst einst als Minister zur Seite gestanden, diese Genugthuung gönnen: hatte doch der glänzende Erfolg des Nationalanlehens und die Nachwahlen zur Versailler Versammlung seine Autorität sattsam bethätigt. (28. Juli 1871.) Durch die hohen Angebote, welche durch die mehrfache Ueberzeichnung des geforderten Anlehens Zeugniß gaben sowohl von dem unerschöpflichen Reichthum der Nation, als von dem ungeschwächten Credit Frankreichs im Auslande, war Thiers in Stand gesetzt, die Abzahlung der Kriegsentschädigung und damit die Räumung des Landes von der Occupationsarmee zu beschleunigen und den zerrütteten Staatshaushalt und die gestörte Finanzwirthschaft wieder in einige Ordnung zu bringen. Selbst seine Gegner trugen durch ihre Maßlosigkeiten zur Mehrung seines Ansehens und seiner Machtstellung bei. Das Manifest des Grafen von Chambord, (5. Juli.) worin er seinen legitimistischen Anhängern erklärte, daß er nur mit der weißen Fahne, d. h. mit der Reaction und Restauration von ehedem zurückkehren werde und eine Petition der Bischöfe, daß Frankreich im Einvernehmen mit andern Mächten dem kirchlichen (24. Juli.) Oberhaupte seine Souveränetät zurückgeben möge, „der Stirne einer räuberischen und meineidigen Regierung ein unauslöschliches Brandmal aufdrückend", gaben Zeugniß von der unglaublichen Verblendung einer Partei, deren Blicke nur in die Vergangenheit gerichtet waren, und führte alle vernünftigen und praktischen Männer auf Thiers' Seite. Und vermochte er auch nicht die Opposition in der Nationalversammlung und in dem ultramontanen Klerus zu unterdrücken, mußte er Jules Favre aus dem Ministerium entlassen und die laut geforderte Auflösung der Nationalgarden in Aussicht stellen, so hatte er doch den Triumph, daß er in den letzten Augusttagen zum „Präsidenten der französischen Republik" ausgerufen ward; daß somit die namenlose Staatsform und die verhüllte Würde an das Licht der Oeffentlichkeit trat.

§. 1278. **Die Republik des Herrn Thiers.** Allein die Opposition in der Nationalversammlung gegen Thiers war nicht im Abnehmen; die Monarchisten auf der Rechten standen bei jeder wichtigen Frage dem Präsidenten schroff gegenüber und drängten ihn durch ihre feindselige Haltung mehr und mehr auf die Seite der Republikaner auf der Linken. Dadurch entging der französischen Regierung die einmüthige moralische Stärke, welche eine gründliche Herstellung des Staatswesens, eine Heilung der Schäden und Gebrechen durch eingreifende legislatorische Reformen ermöglicht hätte; sie gerieth in ein Schwanken und verzettelte ihre Kräfte durch leidenschaftliche persönliche und Parteikämpfe. Thiers hatte neben der Befreiung der besetzten Provinzen von den deutschen Occupationstruppen in erster Linie die Reorganisation des französischen Heerwesens ins Auge gefaßt. Doch konnte er sich nicht zu dem Entschlusse aufschwingen, die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Schulpflicht, durch welche sich einst das

niedergeworfene Preußen in einer noch viel drückenderen Lage zu einer sittlichen Regeneration emporgearbeitet hatte, im ganzen Umfange einzuführen und zur Wahrheit zu machen. Dem Namen nach wurde freilich auch in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetz erhoben und die Streitkraft auf eine enorme Höhe gebracht, aber unter solchen Bedingungen und Beschränkungen, daß sich die reicheren und gebildeteren Klassen vom Dienste im Heere befreien können und somit die aktive Arme nach wie vor aus Berufssoldaten besteht. Und als der Cult- und Unterrichtsminister Jules Simon ein Schulgesetz auf liberaler Grundlage in Vorschlag brachte, erfuhr dasselbe von Seiten des Klerus und seines Vorkämpfers, des Bischofs Dupanloup, so starke Anfechtungen, daß das Vorhaben von der Regierung aufgegeben ward. — Um das Heerwesen in solchen Stand zu setzen, wie Thiers beabsichtigte, bedurfte es einer Erhöhung des Militärbudget und folglich auch einer Erhöhung der Staatseinnahmen. Dazu wäre eine allgemeine Einkommensteuer das zweckmäßigste Mittel gewesen; aber aus Rücksicht für die höheren Klassen, denen diese Besteuerung eben so wenig genehm war, als die allgemeine Wehrpflicht, wählte Thiers nicht diesen Ausweg, sondern schlug neben andern kleineren Mitteln eine Besteuerung der Rohstoffe vor, also eine Rückkehr zum alten Schutzzollsystem, dessen Beseitigung eine der wenigen wohlthätigen Handlungen des Bonaparte'schen Kaiserthums gewesen war. In der Nationalversammlung erhob sich gegen diesen Antrag eine so lebhafte Opposition und von Seiten der Rechten eine so gereizte Debatte, daß Thiers und das ganze Ministerium ihre Demission einreichten. Aber noch konnte man sich nicht über einen Nachfolger vereinigen. Daher gab die Nationalversammlung unter dem Vorgange Batbies die Erklärung ab, daß in der Abstimmung über die finanzielle Frage kein Beweis von Mißtrauen gegen das Oberhaupt der Regierung enthalten sei und bewog den Präsidenten unter Berufung an seinen Patriotismus, von seinem Entschlusse abzustehen. Darauf wurde durch die Vereinigung
Juli 1872. der Regierungspartei und der Linken die Steuervorlage mit gewissen Modificationen zum Gesetz erhoben und die Kündigung der bestehenden Handelsverträge genehmigt. Nun konnte auch die Organisation des Heerwesens, über welche Monate lang die heftigsten Debatten geführt worden waren, nach dem Sinne des Chefs der Executivgewalt, der sich bei den Verhandlungen persönlich aufs Eifrigste betheiligt hatte, zur Einführung gebracht werden. Der aktiven Armee mit fünfjähriger Dienstpflicht und beibehaltener Stellvertretung sollte eine „Territorialarmee", eine Art Landwehr zur Seite stehen. Und so groß waren die Anforderungen an den wehrhaften Theil der Nation, daß die französische Kriegsmacht an Zahl jede andere übertrifft. Mit Genugthuung durfte Thiers auf die Resultate seiner Thätigkeit zurückblicken. In gehobener Stimmung begab er sich im August nach dem Seebade Trouville, um dort in Gemeinschaft mit dem Kriegsminister Cissey Schießexperimente mit neuen Kanonen vorzunehmen.

§. 1279. Wachsende Opposition gegen Thiers. Aber die Stellung des Präsidenten zur Nationalversammlung war nicht besser geworden. Unter dem Druck der Ereignisse hatte einst die Nation Vertreter gewählt, die ihr den heiß ersehnten Frieden schaffen sollten. Es zeigte sich jedoch bald, daß die Gewählten keineswegs der Ausdruck der gesammten Nation, ja nur des größeren Theiles derselben waren. Bei den Nachwahlen erlangten meistens Republikaner die Stimmenmehrheit, ein Beweis, daß die „conservative Republik", welche Thiers ausbauen und erhalten wollte, nach dem Sinne des französischen Volkes war. Aber je mehr die monarchischen Elemente sich sammelten und verständigten, desto mehr suchten sie den republikanischen Charakter von der Regierung abzustreifen: die bestehende Ordnung sollte als eine Art Interim so lange fortbestehen, bis die Errichtung einer monarchischen Regierung möglich sein würde; daher hintertrieben sie alle Versuche, welche geeignet schienen, die republikanische Verfassung definitiv zu befestigen. Aber auch die Linke, wo der feurige Gambetta das entscheidende Wort führte, war mit der Zwitterschöpfung einer „conservativen Republik" keineswegs befriedigt; sie verlangte, daß die Versammlung ihre Selbstauflösung beschließe und neue Wahlen anordne, denn sie sei nur zur Herstellung des Friedens berufen worden; nach Beendigung dieser Aufgabe sei sie verpflichtet, der Nation ihr Mandat zurückzugeben; jedes weitere Fungiren sei eine Usurpation. In diesem

Sinne suchte Gambetta auf mehreren Rundreisen die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Diese agitatorische Thätigkeit des ehemaligen Dictators war den Monarchisten ein Aergerniß, und da Thiers den republikanischen Umtrieben und Wühlereien, wenn er sie auch nicht billigte, doch auch nicht mit ganzer Energie entgegentrat, so wurde die Kluft zwischen ihm und der Rechten immer weiter. Der alte Orleanist Changarnier sprach in öffentlicher Versammlung seinen Unwillen aus, daß die „provisorische Regierung" dieser „Liga der Zerstörung" gegenüber nicht die nöthige Festigkeit zeige. Man nannte ironisch Gambetta den „Dauphin". Wohl stand das Centrum, in eine linke und rechte Seite geschieden, in der Regel auf Seiten der Regierung; aber auch in seinen Reihen herrschte oft in den wichtigsten Fragen Verschiedenheit der Meinungen. Bei solcher Parteiung konnte ein gesundes Staatsleben nicht Wurzel fassen: der Präsident hatte nicht das Recht, die Versammlung, die ihn gewählt hatte, aufzulösen; und doch vermochte er auch nicht, sie zu Beschlüssen zu bringen, welche der Verfassung ein bestimmtes republikanisches Gepräge gegeben hätten. Und während die Linke auf Selbstauflösung und Neuwahlen drang, suchte die Majorität ihre Gewalt ins Unbestimmte zu verlängern; jene in der Hoffnung, diese in der Furcht, daß aus einer neuen allgemeinen Volksabstimmung die Demokratie siegreich hervorgehen würde. So konnte weder die Errichtung einer Art erster Kammer, noch eine genauere Bestimmung über die Stellung des Präsidenten und die Verantwortlichkeit der Minister durchgeführt werden; selbst die zum dritten Male angebotene Amtsniederlegung des Oberhauptes der Regierung hatte keine Wirkung. Es blieb bei der „conservativen Republik", die Thiers in einer mit sehr getheilter Zustimmung vernommenen Botschaft bei dem Wiederzusammentritt der Versammlung verkündete. Man steuerte ohne bestimmte Fahne 13. Novbr. 1872. und ohne Versicherung gegen Unfälle einer unbekannten Zukunft entgegen. Ein neugewählter „Dreißiger Ausschuß", welcher Vorschläge für die künftige Verfassung ausarbeiten oder „constitutionelle Reformen" berathen sollte, erwarb sich ob seiner stationären Haltung den Beinamen der „dreißig Chinesen". So unstreitig die hohen Verdienste waren, die sich Thiers um Frankreich erworben hat, durch Aufrichtung der öffentlichen Ordnung und Autorität, durch Schaffung einer regulären Armee, durch Wiederherstellung einer soliden Finanzwirthschaft; alle diese Verdienste fanden vor der Parteisucht und der politischen Leidenschaftlichkeit der Volksvertreter in Versailles keine Anerkennung. Immer mehr gewann die royalistische Reaction Boden und suchte im Bunde mit den Klerikalen und mit dem nationalen Haß und Vorurtheil ihre Gegner zu Fall zu bringen. Gegen die Radikalen und Liberalen, zu denen auch der Voltairianer Thiers gezählt ward, wurde der Aberglaube und Fanatismus losgelassen und gegen die Bonapartisten organisirte man den Terrorismus der Kriegsgerichte. Die Kriegsgerichte. Franzosen konnten sich nicht in den Gedanken finden, daß ihre militärische Suprematie durch die Ueberlegenheit der preußisch-deutschen Waffen und Kriegskunst im letzten Kriege gebrochen worden sei; die Niederlagen sollten nur von dem Verrath oder der Unfähigkeit der Führer herrühren. Diesem nationalen Vorurtheil beschloß die Regierung entgegenzukommen, der Volksleidenschaft Opfer zu bringen. Und so erlebte denn die Welt das klägliche Schauspiel, daß die Commandanten, welche die französischen Festungen dem Feinde übergeben hatten, einem kriegsgerichtlichen Verhöre unter dem Vorsitze des Marschall Baraguay d'Hilliers unterworfen und die Mehrzahl derselben wegen bewiesener Unfähigkeit oder Schwäche in ihrer militärischen Ehre geschädigt wurden, in einem Augenblick, da Alle Ursache hatten, an die eigene Brust zu schlagen und auf den zusammengebrochenen Ruinen einen neuen Bau aufzurichten, statt in dem vergangenen Unglück zu wühlen und die Fehler Einzelner bloszustellen. Auch Uhrich, der einst so hochgefeierte Commandant von Straßburg, mit dessen Namen man eine Pariser Straße belegt hatte, wurde von dem kriegsgerichtlichen Rügespruch getroffen. Aber für die Hauptaktion war der Oberbefehlshaber von Metz, der Marschall Bazaine ausersehen, dessen „Verrath" das ganze Unglück Frankreichs verschuldet haben sollte. Monate lang wurde er in Versailles in Gewahrsam gehalten, während man die Vorbereitungen zu dem großen kriegsgerichtlichen Schauspiele traf, das dann im folgenden Jahr unter der Leitung des Herzogs von Aumale in Scene gesetzt ward.

§. 1280. **Mac Mahon zum Präsidenten gewählt.** Aber ehe der großartige Prozeß gegen Bazaine, wozu man Stöße von Akten herbeigeschafft, Tausende von Zeugen entbot, auf welchen die Augen von ganz Europa wochenlang gerichtet waren, zur Entscheidung kam, erfüllte sich das Schicksal des Präsidenten Thiers. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß zu derselben Zeit, da Thiers durch beschleunigte Abtragung der noch rückständigen Kriegsschuldtermine an das deutsche Reich seiner
15. März 1873. patriotischen Thätigkeit die Krone aufsetzte und durch einen neuen Vertrag über den Abzug der preußisch-deutschen Occupationstruppen bei der französischen Nation höher als je in Gunst stand, sein Ansehen in der Versailler Versammlung mehr und mehr dahinschwand, die Opposition nicht blos auf den beiden äußersten Flügeln, sondern selbst im Centrum mehr und mehr Boden gewann. Seitdem Kaiser Napoleon III. in seinem englischen Verbannungsort Chislehurst in Folge einer schmerzhaften Operation
9. Januar 1873. aus dem Leben geschieden war, entwickelten die Anhänger der alten Monarchie eine größere Thätigkeit als zuvor. Wenn auch in ihren Zielen und Bestrebungen weit auseinander gehend, da die Einen dem Grafen von Chambord die Krone zuwenden wollten, die Anderen für die Orleans arbeiteten, eine dritte Partei, an ihrer Spitze Rouher, den jungen Napoleon, der sich dem Alter der Mündigkeit näherte, als Prätendenten aufstellte, so waren sie doch in dem Einen Punkte einig, daß sie die Erklärung der Republik als bleibender Verfassungsform Frankreichs aus allen Kräften zu verhindern, die Monarchie im Prinzip aufrecht zu erhalten suchten. Die republikanische Staatsform, wie sie durch die Verhältnisse und die politische Lage von selbst sich aufgedrängt hatte, möchte immerhin als Provisorium fortbestehen, mittlerweile könnte die monarchische Idee sich mehr und mehr festsetzen und ausbreiten, bis die Umstände eine dynastische Restauration begünstigten oder möglich machten. Nun wissen wir aber, daß Thiers, obwohl theoretisch in seinen Ansichten und Gewohnheiten mehr zur constitutionellen Monarchie hinneigend, die „conservative Republik", die Republik der „ehrlichen Leute" für diejenige Staatsform hielt, die unter den obwaltenden Zeitverhältnissen in Frankreich allein möglich sei, unter welcher die verschiedenen politischen Parteien am ersten für das Wohl der Nation zusammenwirken könnten; daher war sein Streben auf den Ausbau und die definitive Befestigung der republikanischen Staatsordnung gerichtet. Die nothwendige Folge dieser Politik war, daß er immer mehr zur Linken hinneigte und dadurch sich nicht blos von der dynastisch gesinnten Rechten entfremdete, sondern auch in den beiden Centren, auf die er sich bisher hauptsächlich gestützt, aus denen er seine Minister gewählt hatte, allmählich an Boden verlor. Die Sympathien der Versammlung wandten sich im Stillen von ihm ab, die Zahl seiner getreuen und zuverlässigen Anhänger minderte sich unter der Hand. Die Constituirung der definitiven Republik, die er in seiner Botschaft vom 13. November 1872 empfohlen, mit der Auflösung der Nationalversammlung im Gefolge, wurde im Schooße des Dreißiger-Ausschusses, der darüber berathen und berichten sollte, begraben und dafür ein Gesetzesvorschlag über die Befugnisse des Präsidenten gegenüber der Nationalversammlung eingebracht, welcher das unmittelbare Eingreifen des Chefs der Executive in den Geschäftsgang und den darauf beruhenden persönlichen Einfluß desselben beschränken sollte. Zu den politischen Differenzen gesellten sich noch kirchliche. Je mehr in Deutschland die Opposition gegen den Ultramontanismus hervortrat, desto mehr stellten die tonangebenden Kreise in Frankreich ihre papistische Gesinnung, ihren politisch-klerikalen Katholicismus zur Schau. Man begünstigte Wallfahrten, man belebte einen Aberglauben und Wunderglauben, einen Marien- und Heiligencult, wie er im Mittelalter nicht krasser zu finden war, man erstickte die altkatholischen Regungen im Keim; die Präfekten erließen entehrende Verordnungen gegen die Protestanten, wie in den Tagen Ludwigs XIV. Diesem heuchlerischen und bigotten Gebahren, das wie eine Maske den inneren Unglauben, die irreligiöse freigeistige Gesinnung des größten Theiles der Nation verhüllte, waren die Republikaner, waren alle aufgeklärten vernünftigen Männer, waren auch Thiers und der mehrjährige Präsident der Nationalversammlung, **Grévy**, nicht zugethan. In Lyon hatte der Gemeinderath dem klerikalen Schulwesen ein Ende gemacht; die ultramontanen Abgeordneten auf der Rechten forderten, daß die Regierung

Abhülfe schaffe durch Abänderung der Gemeindeverfassung; bei der stürmischen Debatte wurde gegen einen klerikalen Eiferer der Ordnungsruf ausgesprochen: seine Gesinnungsgenossen wollten die Rüge nicht gelten lassen. Dadurch sah sich Grévy, eine der zuverlässigsten Stützen von Thiers, bewogen, den Vorsitz niederzulegen. Darauf wählte die monarchisch-klerikale Mehrheit einen der Ihrigen, den Abgeordneten Buffet zum Präsidenten; die Radikalen dagegen bewirkten, daß bei einer Ergänzungswahl in Paris der abgesetzte Maire von Lyon, Baraudet, in die Nationalversammlung gewählt ward. Nicht nur der Candidat der Rechten, sondern der Minister Rémusat, den die conservativen Republikaner begünstigten, blieb in der Minderheit. Dieses Hervortreten der Demokratie führte die monarchistischen Elemente aller Schattirungen einander näher. Unter solchen Umständen war es für Thiers ein gewagtes Unternehmen, als er der Nationalversammlung gleich nach den Osterferien Entwürfe zur Errichtung einer ersten Kammer, zu einem Wahlgesetz und zu einem Gesetz über die Befugnisse des Präsidenten vorlegte und sie nochmals zur definitiven Proclamirung der Republik aufforderte. Er selbst hatte kurz zuvor die Reihen seiner Gegner verstärkt, indem er bei einem Wechsel im Ministerium nicht zu dem rechten Centrum griff, sondern den gemäßigten Republikaner Casimir Périer aus der linken Seite desselben in das Cabinet berief. Dies verdroß die ehrgeizigen ämtersüchtigen Männer, meistens Orleanisten, die bisher fast ausschließlich die Ministerstellen inne gehabt, und viele aus ihrer Mitte traten in die monarchistische Opposition. Anstatt nun sofort zu den Verhandlungen über die Regierungsvorlagen zu schreiten, wurde auf Changarniers Antrag ein Tadelsvotum über die letzte Ministerwahl ausgesprochen. Dies bewog das Ministerium zum Rücktritt. Auch Thiers reichte sein Demissionsbegehren ein und erlebte die nicht verdiente und wohl auch nicht erwartete Kränkung, daß es von der Mehrheit der Nationalversammlung angenommen und der Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, an seiner Stelle zum Präsidenten der Republik gewählt ward. Nachdem dieser die Wahl angenommen, übertrug er dem Herzog von Broglie, der die ganze Intrigue gegen Thiers gesponnen und geleitet hatte, die Bildung eines neuen Ministeriums, in welchem die Monarchisten die Oberhand hatten. Gegen alles Erwarten ging diese innere Revolution ohne alle Störung vor sich; ein Beweis, daß sich die Nation zu dem Parteileben früherer Jahre noch nicht zu sammeln und zu erheben vermocht hatte. Selbst die Republikaner auf der Linken verhielten sich still, günstigere Tage abwartend. Denn wenn sie auch bisher zu Thiers gestanden, so war er doch nicht der Mann nach ihrem Herzen. Und was hätten sie durch agitatorische Bewegungen erreichen können gegenüber dem „Marschall-Präsidenten", welcher die Armee zu seiner Verfügung hatte und der Nationalversammlung, in welcher sich die drei Gruppen der Monarchisten zu einer Coalition die Hand reichten? Am meisten gewannen die Bonapartisten durch den unblutigen Staatsstreich. Während sie bisher von allen politischen Fractionen zurückgestoßen worden waren, traten sie jetzt als eigene Partei in den Ringkampf ein. Die 30 Stimmen, die der redegewandte, intrigante Rouher gegen Thiers in das Feld führen konnte, hatten zu dessen Sturz wesentlich beigetragen. Aber Napoleon IV., dessen Fahne sie emporhoben, weilte mit seiner Mutter, der Kaiserin Eugenie, in der Verbannung, indeß die Orleaniden, im Besitze unermeßlicher Reichthümer seit der Rückerstattung ihrer Familiengüter durch die Nationalversammlung, in Paris und Versailles eine ehrenvolle Stellung einnahmen und der letzte Bourbon, der Enkel Karls X., in seinem Schloß Chambord unweit Blois, von dem er den gräflichen Namen führt, ab und zu seinen Aufenthalt nahm, von den Legitimisten und Klerikalen im Herzen als künftiger „Roy" ausersehen.

4. April 1873.

Mai.

23. Mai.

§. 1281. Die Hoffnungen der Klerikalen und Legitimisten. So erlebte denn die Welt den in der Geschichte einzigen Fall, daß ein geschlagener Feldherr, der es nur einer im rechten Augenblick erhaltenen Wunde zu danken hatte, daß nicht die Katastrophe von Sedan sich unter seiner Leitung vollzogen, an die Spitze eines militärischen Großstaats emporgehoben ward, freilich nicht durch eigene Kräfte oder Verdienste, sondern durch wenig ehrenhafte Hebel und Mittel. Um dem ungläubigen, freigeistigen Republikanismus die Stirne bieten zu können, stützte sich das neue Regiment

auf die klerikalen Elemente Frankreichs. Nicht nur, daß die Schule unter der geistlichen Herrschaft blieb, daß die Erziehung der künftigen Geschlechter, besonders der weiblichen Jugend, noch mehr als zuvor den Händen der Ordensbrüder und Ordensschwestern anvertraut ward; auch im äußeren Leben wurde die kirchliche Werkheiligkeit mit bewußter Ostentation getrieben. Hatte schon vorher die Geistlichkeit den unglücklichen Ausgang des Kriegs zum Triumph der katholischen Kirche zu benutzen gesucht, indem sie die zerstoßenen und erschütterten Gemüther auf die Heilmittel und Tröstungen der religiösen Handlungen, der Gebete und Andachtsübungen hinwies, das öffentliche Unglück der zunehmenden Gottlosigkeit der Welt zuschreibend; so wurde jetzt, wo ein politisch und geistig wenig befähigter Militär und ein charakterloser, intriganter, in der Wahl seiner Mittel nicht wählerischer Ministerpräsident das Gemeinwesen leiteten und des Marschalls bigotte Gemahlin den Ton in der höheren Gesellschaft angab, eine heuchlerische Kirchlichkeit gepflegt und als Mode der vornehmen Kreise in Uebung gebracht, dergleichen man seit dem Mittelalter nicht erlebt hatte. Pilgerfahrten zu wunderthätigen Orten wurden als nationale Festpartien veranstaltet, wozu sich aus anderen Ländern papistische Aristokraten einfanden; an dem Wallfahrtsort Parey-le-Monial wurde von einer Anzahl legitimistischer Deputirten, unter Theilnahme des Bischofs von Autun, Frankreich dem heiligen Herzen Jesu in der einer verzückten Heiligen aus dem siebenzehnten Jahrhundert,
21. Mai 1873. Marie Alacoque, errichteten Kapelle geweiht; himmlische Visionen tauchten massenhaft auf; Wundererscheinungen und Wallfahrten verbreiteten sich wie ein dichtes Netz über Frankreich; der Abgeordnete Keller beantragte den Bau einer neuen Kirche auf dem Montmartre „zum heiligen Herzen Jesu", um auf Frankreich und die Hauptstadt die göttliche Barmherzigkeit und den göttlichen Schutz herabzuflehen. In diesem Treiben, an welchem sich alle monarchistischen und reactionären Fractionen gleichmäßig betheiligten, lag zugleich eine Demonstration gegen die „Verfolgung der Kirche" in Deutschland. Die alten Rachegedanken flossen mit der neuen Wuth über das Vorgehen der deutsch-preußischen Regierung gegen die Kirche in Eins zusammen. Auf den Wallfahrtsfesten betete man: „Rette Frankreich und Rom und hilf uns Elsaß und Lothringen wieder befreien". Aber auch die neue Regierung war weit entfernt, durch kriegerisches Auftreten dem himmlischen Arm vorgreifen zu wollen: vielmehr war sie eifrig beflissen, den Frieden nach Außen zu erhalten, um desto kräftiger dem bedenklichen Fortschreiten des republikanischen Geistes, das sich bei jeder Nachwahl kund gab, im Inneren entgegentreten zu können. Die sicherste Bürgschaft schien ihr eine monarchische Restauration zu bieten. Die herrschende Seite der Nationalversammlung betrieb daher aufs Eifrigste eine „Fusion" der beiden Zweige der Bourbon'schen Dynastie als den sichersten Weg zu diesem Ziele. Sie erlebte denn auch den Triumph, daß der Graf von Paris nach
5. August 1873. Frohsdorf reiste, um im Namen der Familie Orleans dem Grafen von Chambord als dem Chef des Hauses zu huldigen. Die Ausgleichung war jedoch nur eine äußerliche und hatte keineswegs die erwartete Wirkung. Aber in den herrschenden Kreisen machte das Ereigniß großen Eindruck: das Haupthinderniß einer Wiederherstellung der Monarchie schien damit beseitigt. Allein so schnell ging das Werk doch nicht von statten; es waren noch gar manche Anstöße aus dem Wege zu räumen. Und bestanden denn nicht zwischen den Legitimisten und Orleanisten, zwischen den Anhängern der weißen und der dreifarbigen Fahne scharfe prinzipielle Gegensätze? Indessen brauchte man ja nicht zu eilen. An eine Auflösung der Versammlung war nun nicht mehr zu denken; von dem Marschall, dem über Nacht das Regiment in den Schooß gefallen, war Nichts zu fürchten, und der Herzog von Broglie, der eigentliche Lenker des Staats, besaß Gewandtheit und Erfahrung genug, um durch Intriguen, Verführungskünste und klerikale Einflüsse sich und seine Gesinnungsgenossen am Ruder zu halten. Gegen eine republikanische Schilderhebung war man sicher, da der Marschall-Präsident Oberbefehlshaber der Armee war. Auch kam es der neuen Regierung zu statten, daß, Dank der von Thiers abgeschlossenen Uebereinkunft, im September die letzten deutschen Truppen den Boden Frankreichs räumten. So konnte denn die klerikal-legitimistische Partei im Herbst sich zu den kühnsten Plänen versteigen. Seit der Versöhnung der beiden Linien der Bourbon'schen Dynastie schien eine zweite Restauration im Geiste der Jahre 1814 und 1815

leicht durchführbar. Wenn es der Nationalversammlung, worin die Monarchisten und Ultramontanen die entscheidende Stimme hatten, gelingen sollte, den Grafen von Chambord, der in den Augen der Legitimisten als „Henry-Quint" der alleinberechtigte Herrscher Frankreichs war, auf den Thron seiner Väter zurückzuführen, welch ein mächtiger Umschwung der öffentlichen Dinge in ganz Europa ließ sich dann erwarten! Frankreich würde dann an die Spitze einer Reaction treten, an die sich die ultramontanen Parteien aller Länder anschließen könnten, welcher der „Gefangene im Vatican" seinen Segen und seine Unterstützung spenden würde, um sofort wieder in seine weltliche Herrschaft eingesetzt zu werden. Die Karlisten in Spanien, die Papisten in Großbritannien und Irland, die Ultramontanen in Deutschland und die ganze thätige Miliz des unfehlbaren Papstthums und der streitenden Kirche würden in dem restaurirten Frankreich mit dem legitimen „Roy" an der Spitze, ihren Hort und Vorfechter verehren. Dann würde das deutsche Reich mit dem Kaiserthum des protestantischen Hauses Hohenzollern, das so kriegsstark und drohend im Herzen Europa's emporgestiegen, bald wieder auseinander fallen, in Deutschland und Italien würden kleine Staaten wie ehedem die Suprematie und Schutzherrschaft des monarchischen Frankreich anerkennen; dann würde auch Oesterreich, das sich durch das deutsche Element in die Bahnen der modernen Staatsentwickelung und des geistigen Fortschritts hatte treiben lassen, wieder zu der alten katholisch-conservativen Politik zurückkehren. Wie vor fünfzig Jahren die Aera der Revolution, so würde jetzt die zweite durch die Restauration des Bourbon'schen Königthums geschlossen werden, eine christlich-gläubige Weltordnung zurückkehren. Der Legitimismus, der so lange nur in einigen altadeligen Gesellschaftskreisen ein gespensterartiges Dasein geführt, gleich einer Mumie in Todesschlummer gelegen hatte, schien zu neuem Leben erwachen, einen neuen Auferstehungsmorgen feiern zu sollen.

§. 1282. Ein Ritter der Legitimität. Diesen goldenen Traum in Wirklichkeit zu verwandeln, das zerrissene, unfertige Staatswesen Frankreichs durch die Verbindung von Thron und Altar wieder zu der alten monarchischen Einheit und Kraft zurückzuführen, war nunmehr das eifrigste Bemühen der Royalisten und Klerikalen in der Versailler Nationalversammlung wie ihrer Gesinnungsgenossen in den alten Aristokratenfamilien und unter der Geistlichkeit; und wie wenig auch die bürgerlichen Kreise der Nation für die Ideen und Anschauungen einer untergegangenen Welt Verständniß und Empfänglichkeit zeigten; bei der Beweglichkeit und Wandelbarkeit des französischen Volkes, bei seiner Neigung für das Neue und Ueberraschende, und bei der Macht, welche ein bestehendes Regiment, zumal wenn der einflußreiche Klerus ihm seinen Beistand leistet, auf die Gemüther und Denkungsweise der Menschen übt, konnte ein gelungener Umschwung in der staatlichen Ordnung leicht auch einen Umschwung in der Gesinnung, eine Wandlung des herrschenden Zeitgeistes erzeugen. Und so entwickelte denn in den Herbstmonaten die monarchisch-klerikale Partei eine fieberhafte Thätigkeit, um auf dem Septbr. u. Oct. 1873.
Wege der Unterhandlung und Verständigung ein politisches Ziel zu erreichen, welches durch die Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit Frankreich einer glücklichen Zukunft entgegenführen sollte. Zunächst galt es die „Fusion", welche in der Dynastie sich vollzogen zu haben schien, auch unter den beiden Parteien in der Nationalversammlung, den Legitimisten und Orleanisten, zu begründen; denn ohne dieses Zusammengehen konnte für eine Herstellung der Monarchie keine Mehrheit gewonnen werden, zumal da der Präsident, wenngleich dem Plane nicht entgegen, doch keine Begeisterung dafür zeigte. Aber schon bei diesen Besprechungen trat die Verschiedenheit der Prinzipien zu Tage: wie der Graf von Paris durch seinen Besuch in Frohsdorf nur andeuten wollte, daß er seine Ansprüche auf den Thron denen des älteren Familienhauptes unterordne, daß er dem Bourbon den Vorrang einräume in der Aussicht, dereinst der natürliche Erbe des kinderlosen Greises zu werden, daß er aber die politischen Anschauungen und Grundsätze des Orleans'schen Hauses nicht aufzugeben gewillt sei; so zeigte sich auch unter den beiden Gruppen der Monarchisten eine prinzipielle Verschiedenheit der Ansichten und Bestrebungen. Nach der Auffassung der Legitimisten und ihres Hauptes sollte der Enkel Karls X. als der einzig berechtigte Inhaber der Krone von der Nationalversammlung einfach zurückberufen, alles Weitere ihm vertrauensvoll überlassen werden;

denn jede Bedingung, die man ihm auferlege, würde sein Erbrecht in Frage stellen, sein göttliches Prinzip auf eine Linie mit der Revolution setzen; gerade diese Legitimität aber war in den Augen Chambords das höchste Gut, das er in keiner Weise antasten, durch die Zeitideen abschwächen lassen wollte; er konnte in Wahrheit als „Ritter der Legitimität" bezeichnet werden. Die Orleanisten bestanden wohl auch nicht gerade auf einem förmlichen Vertrag, auch sie wollten das erbliche Recht nicht durch eine Capitulation beschränken, allein sie forderten Garantien, daß man nicht zu dem absolutistischen Regime früherer Jahrhunderte zurückgreifen, nicht die Errungenschaften der Revolution in Frage stellen wolle; sie verlangten, daß Chambord vor seiner Rückberufung als König wenigstens die Verpflichtung eingehe, die Regierung in den Formen und mit den Rechten einer constitutionellen Monarchie zu führen. Jener Auffassung diente die weiße Fahne des alten Königthums, dieser die Tricolore als Symbol: nur mit der dreifarbigen Fahne, an welche Frankreichs Ruhm und Ehre seit bald einem Jahrhundert geknüpft war, sollte König Heinrich V. regieren. Nach langen Unterhandlungen vereinigten sich die beiden Parteien zu einem Programm, in welchem das Prinzip der erblichen Monarchie in erster Linie anerkannt, aber zugleich alle wesentlichen Rechte eines Verfassungsstaates mit zwei Kammern nebst Beibehaltung der Tricolore bedungen waren. Dieses Programm sollte von dem Grafen angenommen und auf Grund desselben die Rückberufung von der Nationalversammlung ausgesprochen werden. Zu dem Ende reisten Abgesandte der monarchistischen Parteien nach Salzburg, um in einer persönlichen Zusammenkunft die
13. Oct. 1873. Willensmeinung des Grafen von Chambord entgegen zu nehmen. Mit der größten Spannung erwartete Frankreich, erwartete Europa den Ausgang dieser Besprechung. Allein die neugierige Welt mußte ihre Ungeduld bezähmen. Die Antwort, welche Chambord den royalistischen Abgesandten ertheilte, war so reservirt und geschraubt, daß man den eigentlichen Sinn nicht sogleich verstand. Nach der Angabe der Unterhändler ging die mündliche Erklärung des Grafen dahin, daß er, auf den Thron zurückberufen, nicht gemeint sei, eine Verfassung zu octroyiren, sondern sie vielmehr mit den Vertretern der Nation zu vereinbaren, auch in Betreff der Fahnenfrage habe der Graf keinen Einwand erhoben. Die beiden Gruppen der Royalisten deuteten die Antwort als eine im Prinzip dem Programme zustimmende und beschlossen, in der Nationalversammlung den Antrag auf Zurückberufung des rechtmäßigen Königs zu stellen; in Frankreich und im Auslande betrachtete man die Restauration des bourbonischen Thrones als eine sicher zu erwartende Thatsache. Zwar mußte man auf einen schweren Kampf in der Versailler Versammlung gefaßt sein, da die Republikaner aller Schattirungen sich zu gemeinsamer Opposition vereinigten, deren Führung Thiers übernehmen sollte. Allein die Anstrengungen waren umsonst; ehe noch die wichtige Frage zur Verhandlung kam, gab der Graf in
27. Oct. einem Brief an einen seiner Getreuen eine Erklärung ab, die als eine Zurückweisung angesehen werden mußte. Es sei ein Mißverständniß, sagte er, daß er seine Zustimmung bezüglich der Fahne gegeben, er müsse bei der weißen Fahne beharren, er könne dieses Opfer seiner Ehre nicht bringen, er wolle nicht „der legitime König der Revolution" sein. Habe man denn seinem Ahnherrn Heinrich IV. Bedingungen auferlegt, als man ihm die Thore von Paris geöffnet? Dasselbe Vertrauen dürfe auch er erwarten, dasselbe Sicherheitsgefühl müsse auch er einflößen. Nach diesem Schreiben konnte der Plan einer Wiederherstellung des Bourbon'schen Thrones als gescheitert betrachtet werden. Ein Mann schon in vorgerücktem Alter, an ein zurückgezogenes, bequemes Stillleben gewöhnt, der Zeit und ihren treibenden Ideen entfremdet und ohne den brennenden Ehrgeiz für Herrschaft, war weder geeignet noch gewillt, die dornenvolle Mission zu übernehmen, das französische Staatsschiff durch die von allen Seiten herandrängenden Stürme zu führen. Selbst die eifrigsten Anhänger des legitimen Königthums verloren den Glauben an die Möglichkeit der beabsichtigten Restauration. Nimmermehr würde sich die Nation einem Regierungssystem gefügt haben, das die glorreichste Zeit Frankreichs, die stolzesten Errungenschaften der Väter als Abfall und Verbrechen ansah und über das Jahrhundert weg zu einer vergessenen, überwundenen Vergangenheit zurückkehren wollte.

§. 1283. **Mac Mahons Septennat und Marschall Bazaine.** Wie sehr immer die Ultramontanen und Legitimisten aller Orten trauern mochten, daß die

Aera der katholischen Reaction, die sie so nahe geglaubt, wieder in eine dunkle Ferne gerückt war, daß der Stein, der den Koloß zerschmettern sollte, noch nicht ins Rollen kam; in Frankreich überzeugte man sich, daß Chambord nicht der Fahnenträger sein könne; daß man für den Augenblick die royalistischen Restaurationsgedanken aufgeben und mit den republikanischen Formen und Gewalten fortregieren müsse. Mochten auch jetzt noch im Stillen die Royalisten ihrer alten Liebe treu bleiben und dem Grafen von Chambord, der im November über Paris nach Brüssel reiste, ihre Huldigungen darbringen und sein Herz mit Hoffnungen erfüllen; für jetzt vereinigten sich die Monarchisten und Conservativen zu einem Entschluß, welcher vor einer Rückkehr der Thiers'schen Republik bewahren und zugleich die Möglichkeit einer künftigen Restauration offen lassen sollte: beim Wiederzusammentritt der Nationalversammlung am 5. November wurde der Antrag gestellt, dem Marschall Mac Mahon die Würde eines Präsidenten der Republik auf die Dauer von sieben Jahren zu übertragen. Bei seiner bisherigen Haltung zu den monarchischen Restaurationsplänen glaubten Broglie und Genossen, daß 19. Nov. 1873.
die Errichtung eines „Septennats" bei künftigen Eventualitäten kein unübersteigliches Hinderniß sein würde. Durch diese Auskunft verlängerte man den faktischen, aber immer blos provisorischen Bestand der Republik und schuf eine schwankende, unsichere Staatsordnung, die Raum ließ für Intriguen, Parteisucht und ehrgeizige Pläne. Im Bunde mit den klerikalen Elementen und gestützt auf die Armee und den noch fortbestehenden Belagerungszustand in vielen Departements war seitdem die namenlose Regierung des Mac Mahon'schen „Septennat" bemüht, den bestehenden Zustand gegen Republikaner und Bonapartisten aufrecht zu halten. — Um dieselbe Zeit, da Mac Mahon auf die höchste Staffel der Ehre erhoben wurde, stand sein früherer Genosse, Marschall **Bazaine**, in einem andern Raum des Versailler Schlosses, in Trianon, vor dem Kriegsgericht, damit durch ein Sensationsstück, bei dem das ganze Volk Partei nahm, der Beweis erbracht werde, daß die große Nation nur durch den Verrath des Napoleon'schen Marschalls besiegt worden sei. Ueber zwei Monate dauerte das kriegsgerichtliche Schauspiel unter dem Vorsitz des Herzogs von Aumale; die von den Generalen Rivière und Pourcet zusammengestellten Schriftstücke zur Anklage füllten 382 enggeschriebene Seiten; Hunderte von Zeugen jedes Standes wurden vernommen, unter ihnen der Oberst Stoffel, der, in Frankreich wegen seines Berichtes über die preußische Heerverfassung gehaßt (§. 1214), noch vor beendigtem Prozesse wegen Beleidigung des Untersuchungsrichters Rivière zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt ward. Wir haben die Vorgänge vor Metz, welche schließlich die Capitulation herbeiführten, kennen gelernt; der Marschall mag in seinem Widerwillen gegen die Straßenrepublik in Paris und in seiner Hinneigung zu dem Kaiserhaus nicht die ganze Energie bei der Vertheidigung entwickelt haben; aber Verrath konnte ihm nicht nachgewiesen werden. Dennoch fand ihn das Kriegsgericht schuldig und verurtheilte ihn dem Gesetze gemäß zum Tode nach vorausgegangener Degradation. Ein Schreiben des Prinzen Friedrich Karl zu Gunsten des Angeklagten vermehrte noch den Haß des Volks, das nach seinem Opfer schrie. Allein als ob die Richter selbst sich in ihrem Gewissen über das Urtheil beklemmt fühlten, unterzeichneten sie zugleich ein Begnadigungsgesuch an den Präsidenten der Republik. Darauf hin verwandelte Mac Mahon die Todesstrafe in eine zwanzigjährige Haft, 12. Decbr. 1873.
erließ dem ehemaligen Kriegsgefährten das Beschimpfende der Formalitäten einer militärischen Degradation, ohne deren Wirkungen aufzuheben und bestimmte als Einschließungsort das Fort auf der Insel Sainte Marguerite gegenüber von Cannes, bekannt durch die „Eiserne Maske" (§. 751). Bazaine's reiche, mexicanische Gemahlin erhielt die Erlaubniß nebst ihrer Familie und Dienerschaft gemeinschaftlich mit ihm einen Pavillon der Seefeste zu bewohnen. Dies gab ihr Gelegenheit, in Verbindung mit ihrem Bruder im nächsten Jahr die Befreiung des Gemahls zu bewirken. Durch eine abenteuerliche 9. August 1874.
Flucht, mittelst eines Strickes auf ein Genuesisches Schiff sich rettend, entkam Bazaine nach Holland und bot dann der republikanischen Regierung in Spanien seine Dienste an.

§. 1284. **Uebergang zur neuen republikanischen Verfassung.** Das Jahr 1874 brachte in die politische Lage keine entscheidenden Veränderungen. Als die klerikale Agitation, mit ihrer Spitze gegen Italien und Deutschland gekehrt, sich allzu laut

Januar 1874. hervorwagte, selbst in bischöflichen Hirtenbriefen, da goß Fürst Bismarck einen „kalten Wasserstrahl" auf die erhitzten Köpfe, indem er in einer Note zu verstehen gab, „daß, wenn die französische Regierung dem Hetzen und Wühlen der ultramontanen Bischöfe und ihrer Presse nicht wehren und so sich widerstandslos einem nahen Kriege zutreiben lassen wolle, Deutschland auf den dann unabwendbaren Krieg nicht bis zu einer den Franzosen gelegenen Zeit warten werde, sondern sich zu einem verständigem Zuvorkommen jederzeit berechtigt halte". Dies hatte die Wirkung, daß der französische Cultusminister eine vertrauliche Mahnung an die in ihren Hirtenbriefen politisirenden Bischöfe erließ. Einige Zeit nachher erfolgte die Suspension des „Univers" und in der Nationalversammlung eine beruhigende Erklärung des Ministers Decazes in Beziehung auf Italien. Bei diesem Auftreten gegen den von den jesuitischen und legitimistischen Parteien geplanten Weltkrieg für die „Contrerevolution" hatte der Reichskanzler nur den Schutz des Friedens im Auge, und dieses Ziel wurde erreicht; die klerikalen Leidenschaften traten seitdem weniger laut in die Oeffentlichkeit. Die gesetzgebenden Arbeiten der Versailler Nationalversammlung blieben den Winter über auf geringfügige innere Angelegenheiten beschränkt; allein die Wahrnehmung, daß einerseits der Republikanismus, andererseits der Bonapartismus immer mehr im Wachsen sei, ließ es dem Ministerium Broglie rathsam erscheinen, mit der Verfassung eine Abänderung vorzunehmen, damit der Marschall-Präsident mehr leisten könne, „als blos den Schild über Versailles und die Nationalversammlung zu halten und auf die „moralische Ordnung" zu dringen".
Mai 1874. Aber sein Gesetzentwurf zur Errichtung eines „hohen Rathes" oder Senats, der die Absicht zu haben schien, den Orleanisten den Weg zur Macht zu bahnen, fand keine Gnade in den Augen der Versammlung; Broglie sah sich zum Rücktritt genöthigt, worauf das Cabinet Cissey-Decazes die Geschäfte übernahm. Von der Zeit an faßte man ernster als zuvor den Plan ins Auge, den provisorischen Zustand zu beendigen, aus dem Interim zu einer festeren Ordnung überzugehen, da die jetzigen Einrichtungen ohnmächtig seien, „den Interessen die Sicherheit zu geben, welche ihnen zu bieten nöthig sei". Aber die Furcht, der republikanischen Demokratie zu verfallen, war noch immer so allgemein, daß nicht nur jeder Versuch einer Kammerauflösung und Neuwahl zurück-
23. Juli. gewiesen ward, sondern auch ein von Casimir Périer eingebrachter Reformantrag als zu weit nach links gehend nicht die Mehrheit erlangen konnte. Eine Rundreise des Präsidenten Mac Mahon im August und September bestärkte jedoch diesen in der Ueberzeugung, daß das Land eine besser begründete Regierung wünsche. Und nun begann in Versailles wieder ein reges Parteispiel, um den Ausbau und die Feststellung der republikanischen Verfassung zu hintertreiben, abzuschwächen oder zu fördern. Auch der
12. Decbr. 1874. Graf Chambord trat noch einmal an die Oeffentlichkeit, indem er in einem Schreiben „An meine Freunde" jeden Schritt zur Organisirung des Septenniums für einen Abfall vom legitimen Prinzip erklärte. Das Jahr ging über Berathungen, Fractionsbesprechungen, Fusionsversuchen zu Ende, ehe eine Form gefunden werden konnte, wie man die republikanische Verfassung mit dem Septennat des dermaligen Präsidenten so gestalten möge, daß keine der Parteien in der Nationalversammlung ihre Ziele und Tendenzen für alle Zukunft zum Opfer bringen müßte und doch die Nation von dem Alp des Provisoriums und des schwankenden politischen Temperaturwechsels erlöst werden möchte. Endlich kam die französische Verfassung vom Jahr 1875 zu Stande und erlangte die Mehrheit in der Nationalversammlung. Das „Gesetz über die Organisation der öffentlichen Gewalten" stellt fest, daß die gesetzgebende Macht von zwei Versammlungen geübt werde, der Deputirtenkammer, die aus allgemeinen Volkswahlen sich constituire, und einem Senat von 300 Mitgliedern von mindestens vierzigjährigem Alter, von welchen 75 durch die Nationalversammlung, die übrigen durch besondere gesetzlich geregelte Wahlcollegien in den Departements gewählt werden sollten. Beide Körperschaften vereinigt wählen mit Stimmenmehrheit den Präsidenten und zwar auf 7 Jahre mit der Möglichkeit einer Wiederwahl. Der Präsident verfügt über die bewaffnete Macht, besetzt alle Aemter, entsendet und empfängt Botschafter und Gesandten, promulgirt die von beiden Kammern beschlossenen Gesetze und umgiebt sich mit einem Ministerrath, der dem Senat und dem Deputirtenhaus verantwortlich ist, sowohl solidarisch in Gesammtheit

für die allgemeine Politik, als jeder Einzelne für seine persönlichen Handlungen. Die Initiative bei Gesetzesvorschlägen soll dem Präsidenten wie den Mitgliedern der gesetzgebenden Körperschaft in beiden Kammern zustehen. Während dieser Zeit sind zwei Männer, die drei Jahrzehnte und darüber auf der politischen Schaubühne Frankreichs eine hervorragende Rolle gespielt haben, Guizot († 13. September 1874) und sein vieljähriger Gegner Ledru Rollin († 31. December 1874), aus der Welt gegangen.

5. Die Schweiz und Italien.

§. 1285. Klerikale Händel in der Eidgenossenschaft. Auch in der Schweiz entwickelte der Ultramontanismus seine wühlerische Thätigkeit. Und zwar sah er sich daselbst den Ort zum Mittelpunkte seiner Propaganda aus, von wo einst der heftigste Gegensatz gegen Rom ausgegangen war — die Mutterstadt des Calvinismus, Genf. Es war für den protestantischen Canton ein Danaergeschenk, als man ihn im Jahre 1815 mit einigen savoyischen Dörfern vergrößerte. Seitdem wuchs auch in der Hauptstadt die katholische Bevölkerung durch Einwanderung aus diesen Gemeinden. Arm, unwissend und neuerungssüchtig boten sie der ultramontanen wie der radikalen Agitation ein fruchtbares Feld. Mit ihrer Hülfe führte der ehrgeizige und gewissenlose Demagog James Fazy einen erfolgreichen Kampf gegen die conservative Bürgerschaft und die alten Institutionen der Lemanstadt und erlangte durch seine wühlerische Gewandtheit ein solches Ansehen bei der unteren Volksklasse, daß er Dank dem allgemeinen Wahlrecht mehrere Jahre lang wie ein Dictator über den Canton Genf herrschte, Ultramontanismus und Demokratismus vereinigt als Hebel und Waffen gebrauchend. Verbittert über diese Zersetzung des calvinischen Gemeinwesens wanderten viele angesehene Familien aus, so daß die alte, ehrbare Stadt mit ihrer wohlhabenden, gebildeten Bürgerschaft ihren früheren Charakter einbüßte. Nun eröffnete die römisch-jesuitische Propaganda ihren Feldzug. Wenn es gelänge, die Kirche Calvins, die herrliche Kathedrale Sanct Peter wieder für den Papismus zu gewinnen, welch ein Triumph für den Ultramontanismus! Man ging klug und vorsichtig zu Werke; durch eine Kriegslist sollte die Eroberung eingeleitet werden. Seit der Reformation gab es in Genf keinen Bischof mehr; die katholische Kirche stand unter dem Bischofssitz von Freiburg. Da ernannte nach einer Weisung von Rom der Freiburger Bischof den Genfer Pfarrer Abbé Mermillod zu seinem Generalvicar in jener Stadt und der Papst ertheilte demselben den Titel eines Bischofs von Hebron i. p. Damit war der Kriegsplan eingeleitet. Im Juli 1872 drang die Kunde in die Oeffentlichkeit, der Papst habe aus eigener Machtvollkommenheit, ohne sich um die Landesregierung im Geringsten zu kümmern, Mermillod in aller Form zum Bischof von Genf ernannt. Nun raffte sich der Staatsrath auf. Als er auf seine Beschwerde bei dem Freiburger Ordinariat eine ausweichende Antwort empfing, erklärte er Mermillod, daß man ihn nur als Pfarrer von Genf, nicht aber als Generalvicar und Diöcesanbischof anerkenne und untersagte ihm die Ausübung aller bischöflichen Rechte auf dem Gebiete des Cantons. Dieser aber erwiderte, daß er seine Vollmachten vom heiligen Stuhle habe und daß er fortfahren werde trotz des Verbots des Staatsrathes seine bischöflichen Functionen auszuüben. Die übrige katholische Geistlichkeit stand auf Mermillods Seite. In dieser kritischen Lage wandte sich die Landesregierung an den Bundesrath in Bern, und als dieser das Vorgehen der Curie und des Genfer Klerus für ungesetzlich erklärte, wurde Mermillod über die Grenze gebracht. Er nahm seinen Aufenthalt in dem nahen Fernay auf französischem Gebiete, da wo einst Voltaire den Abend seines Lebens verbracht hatte, über das Ecrasez l'infame nachdenkend, und setzte unter Connivenz oder Begünstigung der französischen Behörden sein agitatorisches Treiben in seiner Heimath fort. Der große Rath aber unternahm es, die Rechte und Verhältnisse der katholischen Gemeinden auf eigene Hand neu zu ordnen. Die Wahl der Geistlichen sollte den Gemeindegliedern zustehen, die Gewählten aber gehalten sein, vor ihrem Amtsantritt einen Eid zu leisten, daß sie den Gesetzen und der Obrigkeit des Landes gehorchen wollten, und ihre Wahl und Anstellung von Zeit zu Zeit erneuert werden. Bald darauf nahm der französische Kleriker Loison, bekannt unter dem Namen Pater Hyazinth und ehedem sehr gefeiert

Genf. October 1872. Febr. 1873.

als schwungvoller Kanzelredner, seinen Aufenthalt in Genf und gab den Anstoß zur Bildung einer altkatholischen Gemeinde französischer Zunge, eine Begebenheit, die bald in andern Gemeinden Nachahmung fand. — Um dieselbe Zeit schied ein andrer illustrer Fremdling, der seit Jahren in der schönen Lemanstadt ein Asyl gefunden hatte, der
18. Aug. 1873. verbannte Herzog Karl von Braunschweig, aus der Welt und setzte die Stadt Genf zur Erbin seines Vermögens ein, das sich auf 30 Millionen Francs belaufen haben soll. —
Basel u. Solothurn. Eine ähnliche Bewegung hatte sich auch in den Cantonen Basel und Solothurn erhoben, wo der Bischof Lachat, das Verfahren seiner deutschen Amtsbrüder nachahmend, über einen Geistlichen Absetzung und Excommunication aussprach, weil er die Infallibilitätslehre nicht annehmen wollte. Als der Bischof die von den Cantonsregierungen verlangte Zurücknahme der ungesetzlichen Maßregel verweigerte, wurde seine Amtsentsetzung ausgesprochen und damit auch in der deutschen Schweiz die Streitfrage über die Grenzen der Staats- und der Kirchengewalt vor das Volk gebracht. In der Eidgenossenschaft fanden jedoch die hierarchischen Machtgelüste weniger Anklang als in den katholischen Ländern Deutschlands. In dem fast ganz katholischen Canton Solothurn, wo schon seit Jahren Regierung, Großer Rath und die Mehrheit des Volkes fortschrittlichen Tendenzen huldigten, wurden nicht blos die excommunicirten Pfarrer und ihre Anhänger bei ihren bisherigen Rechten erhalten, es ging auch trotz der Einsprache des Bischofs
22. Dec. 1872. und der Agitationen der Klerikalen das Gesetz durch, daß die Geistlichen wie alle andern Staatsbeamten einer Wiederwahl unterworfen sein sollten, und die Diözesanstände (mit
Jan. 1873. Ausschluß der klerikalen Cantone Luzern und Zug) traten zu einer Conferenz zusammen und faßten darin den Beschluß, das Unfehlbarkeitsdogma nicht anzunehmen. In St. Gallen, Glarus und anderwärts wurden Forderungen gestellt im Sinne der preußischen Maigesetze. Und als der Bischof bei seinen Kirchenstrafen beharrte, wurde der Bischofsitz in Basel für erledigt erklärt. Unter Protest gegen das Verfahren siedelte darauf Lachat
Apr. 1873. nach Luzern über; das Bisthum blieb seitdem unbesetzt. Da die Ultramontanen in den zum Ordinariat von Basel gehörenden Cantonen die Minderheit bildeten, so mußten sie sich nach Bundesrecht den Beschlüssen der Mehrheit fügen. Ihre Proteste, worin sie ihren Ansichten Ausdruck gaben, fanden bei den Regierungen wenig Beachtung.
Bern. Nur in Bern glaubte man schärfer vorgehen zu müssen. In den katholischen Gegenden des Jura hatte fast die gesammte Geistlichkeit unter der Einwirkung des benachbarten Frankreich Protest gegen die Amtsentsetzung des Bischofs eingelegt. Als sie der Aufforderung auf Zurücknahme desselben nicht nachkam, verhängte die Regierung Suspension über die Widerstrebenden und erhob Klage bei dem obersten Gerichtshofe des Cantons auf Abberufung derselben. Auf Grund des richterlichen Urtheils sprach darauf die Regierung die Absetzung über die Mehrzahl der Pfarrer in den Bezirken des Bern'schen Jura aus, verbot ihnen die Abhaltung gottesdienstlicher Handlungen in den Kirchen und öffentlichen Gebäuden und stellte neue Prediger an, zugleich die meist sehr kleinen Parochien durch Zusammenlegung auf die Hälfte reducirend. Als darüber Ruhestörungen in einzelnen Ortschaften vorfielen, wurden dieselben militärisch besetzt und die Ordnung mit Gewalt aufrecht erhalten. Die abgesetzten Pfarrer aber mußten das Land verlassen. Sie begaben sich meistens in das benachbarte Frankreich, von wo aus sie, unterstützt von den Einwohnern, in ihren früheren Gemeinden den Geist des Fanatismus und des Widerstandes nährten und lebendig erhielten. Von jeher zeigten die französisch redenden Jurasser mehr Sympathien für den großen Nachbarstaat als für den Canton Bern; jetzt wurden die Separationsgelüste verstärkt durch ultramontane Agitationen. Deshalb glaubte auch die Berner Regierung um so strenger auf ihrer Autorität bei der widerwilligen Bevölkerung bestehen zu müssen. Durch die Errichtung einer altkatholischen Facultät bei der Universität Bern und die Stiftung eines altkatholischen Bisthums daselbst gab die Regierung ihren festen Entschluß zu erkennen, der vom Jesuitismus erfüllten römischen Papstkirche eine freiere, unabhängigere Geistlichkeit entgegenzustellen. Unter diesen Kämpfen erstarkte der eidgenössische Gemeinsinn und die von allen einsichtigen und patriotischen Männern längst als Nothwendigkeit erkannte Revision der Bundesverfassung im Sinne der Stärkung der Centralgewalt und Einschränkung des cantonalen Particularismus brach sich durch allen Widerstand

Bahn. Es galt, dem Bunde die Leitung des Militärwesens, die Aufsicht über die Volksschule, Abwehr kirchlicher Uebergriffe, die Controlle des Eisenbahnwesens, das Recht zu einheitlicher wirthschaftlicher und Justizgesetzgebung und dergl. einzuräumen oder zu erweitern. Bei der ersten Volksabstimmung scheiterte der Entwurf an dem Widerstand 1872.
der Wälschen, Particularisten und Ultramontanen. Bei einer späteren Abstimmung aber 1874.
drang die bessere Einsicht durch und die Verfassungsrevision wurde zum Gesetz erhoben.

§. 1286. **Das königliche Rom und der Vatican.** Während die Ultramontanen im Norden und Westen der Alpen dem gläubigen Volke die Leiden des „Gefangenen im Vatican" schilderten und zu Peterspfennigen aufforderten, um dessen große Noth zu lindern, befand sich dieser in Folge des Garantiegesetzes und des Prinzips der „freien Kirche im freien Staat" (§. 1213) in einer viel vortheilhafteren Lage als in den Tagen seiner Souveränetät. Alle Nachtheile und Sorgen, welche dem Pontificat aus dem weltlichen Regimente des Kirchenstaats erwachsen waren, wurden dem Königreich aufgebürdet, während dem Papste alle Rechte und Prärogativen eines Souveränes nebst einem beträchtlichen Jahreseinkommen zugesichert waren und er durch keinerlei Rücksichten auswärtiger Politik an der Ausübung seiner absoluten Kirchengewalt gehindert ward. Aber die angebliche Gefangenschaft des heiligen Vaters und seine apostolische Armuth, weil er die vom König ausgesetzte Civilliste zurückgewiesen, waren ein zu wirksames Agitationsmittel für die getreuen Seelen in Deutschland und für den rachgierigen Fanatismus in Frankreich, als daß dasselbe nicht fort und fort in Scene gesetzt werden sollte. Der redselige alte Herr selbst unterließ keine Gelegenheit über die arge Welt zu klagen und ihr zu fluchen, und seine geschäftige Miliz trug seine Worte und Kriegssignale in alle Welt. Judith sei mit Lobeshymnen gefeiert worden, sagte er einst zu päpstlichen Offizieren in einer Audienz, weil ihr Gott so viel Kraft verliehen, dem König Holofernes den Kopf abzuschlagen und das belagerte Bethulia zu befreien. Unterdessen richteten sich der königliche Hof im Quirinal und die Vertreter der Nation in Monte citorio häuslich ein, die fremden Gesandten nahmen in der ewigen Stadt ihre Residenz, und das constitutionelle Staatsleben hatte seinen ungestörten Fortgang. Wie in den Tagen der nationalen Vereinigung sind die Namen Vittorio Emmanuele, Cavour und Garibaldi dem Volke noch immer theuer. Zahllose Plätze und Hauptstraßen sind nach ihnen benannt und überall prangen ihre Statuen, Büsten und Bildnisse. Und als ob die Vollendung des Einigungswerks der gesammten apenninischen Halbinsel durch ein großartiges monumentales Werk der Nachwelt verkündigt werden sollte, wurde um die Zeit der Besitznahme Roms durch den König der Durchbruch des **Mont-Cenistunnels** vollendet und in der wunderbaren Alpenbahn dem Völkerverkehr ein neuer mächtiger Impuls gegeben. Obschon die Einverleibung des Kirchenstaats wie früher die Erwerbung Venetiens nur durch die Siege der Preußen und Deutschen ermöglicht worden war, so konnte doch das italienische Volk die alten Sympathien mit Frankreich und die Verdienste Napoleons um die Vereinigung nicht vergessen. Mit der größten Theilnahme hatte man daher jenseits der Berge auf die erschütternden Vorgänge in dem befreundeten Nachbarlande geblickt und selbst in den höchsten Kreisen war der Gedanke eines italienisch-französischen Kriegsbundes in Erwägung genommen worden. Aber bald überzeugte man sich am Tiber, daß die Nationalversammlung in Versailles mit ihren reactionären und klerikalen Richtungen der neuen Regierung in Rom nicht wohlgesinnt sei. Die Organe der ultramontanen Partei verlangten mit großem Nachdruck die Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltliche Herrschaft. Wir wissen, daß die klerikalen Abgeordneten die Frage eines papistischen Kreuzzuges in der Versammlung zur Sprache brachten und daß selbst Thiers, nach dessen Ansicht die Gründung des italienischen Einheitsstaates der größte Fehler der Bonaparte'schen Politik war, der Forderung nicht entschieden entgegentrat, wenn er auch vor der Hand jedes kriegerische Vorgehen zurückwies. Mehr und mehr trat es zu Tage, daß Frankreich der italienischen Regierung und Nation denselben Groll hege wie den Deutschen, daß, wenn die klerikale Partei in Versailles je die Oberhand gewänne, ein Kriegszug gegen das undankbare Italien keine Unmöglichkeit sei, und daß ein solcher Kriegszug zum Zweck der Befreiung des vaticanischen

„Gefangenen" und der Wiedereinsetzung in seine „geheiligten Rechte" die Zustimmung eines großen Theils der Nation haben würde. Wäre ein solches Unternehmen doch zugleich ein Schlag gegen das deutsche Kaiserreich und mit weniger Gefahr verbunden! Bis in den Oktober 1874 kreuzte ein französisches Schiff in den Gewässern von Civita vecchia für den Fall, daß der Papst Frankreichs Schutz anrufen würde. So kam denn die italienische Regierung zu der Erkenntniß, daß das Königreich nur im Bunde mit Preußen und Deutschland einer gesicherten Zukunft entgegen gehen könne; die alten Beziehungen wurden hergestellt. Die erwähnten Besuche der Königsfamilien zerstreuten die Wolken, die sich eine Zeit lang zusammengezogen hatten. Die feindselige Haltung des Papstthums und der Hierarchie gegen Italien wie gegen Deutschland war für beide eine Mahnung, daß ein politisches Zusammengehen in ihrem gegenseitigen Interesse sei. Von dem neuen deutschen Reiche war nicht zu besorgen, daß es in die Fußtapfen des alten „Römischen Reiches" zurückkehren, verjährte Ideen des Mittelalters im Süden der Alpen wieder geltend machen würde. So wenig der neue Kaiser „von Gottes Gnaden" daran dachte sich in Rom krönen zu lassen, wie ehedem die „Römischen Kaiser deutscher Nation", so wenig kam es dem deutschen Volk in den Sinn, die alten Römerzüge zu erneuern. Neben der Herstellung der guten Beziehungen zu Berlin legte man zugleich energisch Hand an die Wehrhaftmachung des Landes durch Verstärkung der Armee, durch Anschaffung von Kriegsmaterial, durch Herstellung neuer Befestigungen, wobei die Vertreter der Nation dem Ministerium willfährig entgegen kamen. Auf diese Weise gegen feindliche Anschläge gedeckt, schritt die Regierung muthig auf dem Wege der Reformen fort und nahm die von der öffentlichen Meinung in Italien verlangte Einziehung der Klöster für die römische Provinz in Angriff. Nach einem dem Parlamente vorgelegten Gesetzesentwurf sollten
20. Nov. 1872. die Klöster in Rom und im ehemals päpstlichen Gebiete eben so wie im übrigen Italien sämmtlich aufgehoben werden. Nur die Generalate der Orden wurden aus Rücksicht für das katholische Ausland von dieser einschneidenden Maßregel ausgenommen und zu ihrer Unterhaltung aus dem Ertrag der Klostergüter dem Papste die jährliche Summe von 400,000 Frcs. zugewiesen. Wie sehr auch die Papisten gegen diesen neuen Kirchenraub eiferten, wie sehr die Klerikalen Frankreichs, die um dieselbe Zeit durch den Wechsel in der Präsidentschaft der Republik zu großem Einfluß gelangt waren, von
Mai 1873. Neuem den Gedanken eines Kreuzzugs gegen das ungetreue Italien in Bewegung setzten; die Vorschläge wurden von dem Abgeordnetenhause fast einstimmig, von dem Senat mit überwältigender Mehrheit angenommen und auch sofort in Ausführung gesetzt. Nicht gegen die Annahme der Anträge, sondern gegen die Ausnahme der Ordens-Generalate erhob sich Widerspruch. Hatte es sich schon bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß die öffentliche Meinung in Frankreich sowohl bei den herrschenden Kreisen als in der Nation gegen Italien nicht freundlicher geworden war, ja daß bei irgend einer günstigen Veranlassung eine kriegerische Intervention von dorther stattfinden könnte, so wurde diese Befürchtung noch stärker, als die Versailler Nationalversammlung unter dem überwältigenden Einfluß der monarchistischen Rechten mit dem Plane umging, den Grafen von Chambord zum König zu erklären. Wenn gleich bald nach dem Klostergesetz ein für die Beziehungen zu Frankreich vortheilhafter Wechsel in der italienischen Regierung eingetreten war, indem in Folge der Steuervorlagen das Ministerium Lanza-Sella seine Entlassung nahm und ein aus der Rechten und dem rechten Centrum gebildetes Ministerium unter Minghetti's Vorsitz an die Spitze der Staatsgeschäfte trat; so war doch mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß ein Fürst von so engbegrenztem Gesichtskreise, von solcher Anhänglichkeit an seine legitimistischen und ultramontanen Grundsätze, sobald er die Krone des heiligen Ludwig auf seinem Haupte trüge, es als seine wichtigste Herrscherpflicht ansehen würde, dem Oberhaupte der Kirche seine weltliche Macht zurückzugeben und die vertriebenen italienischen Fürsten, vorab seine Stammesverwandten wieder in ihre Herrschaft einzusetzen. Die Zusammenkunft
5. Aug. des Grafen von Paris mit dem älteren Familienhaupte in Frohsdorf schien den Plan der monarchistischen Restauration zur Reife zu führen. Es konnte daher kein Zweifel
Sept. 1873. sein, daß die Reise Victor Emmanuels über Wien nach Berlin, deren wir oben gedacht

haben, für die Versailler Royalisten ein Fingerzeug sein sollte, wo Italien Hülfe suchen würde, falls die Klerikalen in Beziehung auf Rom ihre Wünsche und Pläne in Thaten zu verwandeln gedächten. Und die Aufmerksamkeit, mit welcher der König und die beiden Minister, die ihn begleiteten, in Berlin behandelt wurden, konnten als Beweis gelten, daß diese Hülfe gewährt werden würde. Das alte Bündniß war damit aufs Neue befestigt. Eine weitere Bürgschaft der freundlichen Beziehungen beider Mächte war die Ernennung des Legationsrathes v. Keudell, eines mit der Politik des Reichskanzlers vertrauten Staatsmannes zum Botschafter bei dem königlichen Hofe in Rom. Die politische Schrift „Ein wenig mehr Licht", welche der ehemalige Minister und General Lamarmora, der unglückliche Befehlshaber vor Custozza (§. 1203), veröffentlichte, um den französischen Staatmännern zu Liebe Preußen zu verunglimpfen, war ein Mißton zu der allgemeinen Stimmung des Landes, der bald verhallte. Wenn Lamarmora bei der Veröffentlichung seiner Schrift, worin die Unterhandlungen von 1866 mit unerhörter Indiscretion und Entstellung der Thatsachen besprochen wurden unter Mißbrauch amtlicher Urkunden, die Absicht hatte, das intime Verhältniß zwischen Italien und Deutschland zu stören, so verfehlte er seinen Zweck. Diesseits und jenseits der Alpen von der öffentlichen Meinung verurtheilt, sank er noch tiefer in der Achtung.

6. Spanien.

§. 1287. **Das republikanische Spanien.** Nach der freiwilligen Thronentsagung des Königs Amadeo (§. 1211) befand sich die pyrenäische Halbinsel in Febr. 1873.
einem ähnlichen Zustand, wie Frankreich nach dem Tage von Sedan. Die Noth führte zur republikanischen Staatsform; von den Cortes, denen thatsächlich die Souveränetät zugefallen war, wurde ein republikanisches Regiment bestellt, in welchem Figueras, Castelar, Pi y Margall und Salmeron die gefeiertsten Namen waren. Zugleich wurde beschlossen, daß eine neue constituirende Versammlung durch Volkswahlen einberufen werden solle mit der Aufgabe, die Verfassung und Grundrechte für das republikanische Spanien festzustellen. Bis zu deren Zusammentritt sollte ein von den Cortes aus ihrer Mitte gewählter permanenter Ausschuß als Vertreter März.
der Nation der Regierung zur Seite stehen. Mit diesem unter leidenschaftlichen parlamentarischen Parteikämpfen durchgeführten Beschluß war gleich Anfangs der Keim der Zwietracht in den Boden gepflanzt: denn während die zur Leitung des Staats berufenen Männer, vorab Castelar, ein glänzender Redner aber ein unpraktischer von idealistischen mitunter überspannten Theorien erfüllter Staatsmann, nach einer Republik im Sinne der Vereinigten Staaten Nordamerika's strebten, nahmen die Ausschußmitglieder, unter der Leitung des erfahrenen Marschalls Serrano, die conservative Republik des Herrn Thiers zum Vorbild und legten weniger Werth darauf, die Zukunft Spaniens an eine republikanische Staatsform von demokratischem Charakter und föderalistischer Grundlage zu knüpfen, als das Reich über die gegenwärtigen Schwierigkeiten hinüber zu führen und dem Gange der Ereignisse nicht durch doctrinäre Gebilde vorzugreifen. Bald erreichte der Streit eine solche Schärfe, daß in der Hauptstadt die Parteien bewaffnet einander gegenüberstanden. Doch kam es nicht zum Aeußersten. Die Bürgerwehr, die für die Permanenz-Commission und die alte Nationalversammlung eingetreten war, wagte es nicht mit den aus Freiwilligen gebildeten Regierungstruppen sich in einen Kampf einzulassen. Sie zog sich zurück und überließ den Gegnern das Feld. Dies war für Figueras das Zeichen, durch einen Staatsstreich im Kleinen den innern Zwiespalt zu heben; die Permanenz-Commission wurde für aufgelöst erklärt, Serrano und seine Anhänger flüchteten sich über die Grenze oder 24. April.
verbargen sich. Nun konnten die Wahlen zur constituirenden Nationalversammlung vor sich gehen und fielen auch, wie es in Spanien gewöhnlich geschieht, im Sinne der Regierung aus. Die Conservativen enthielten sich größtentheils der Wahl, so daß die Demokraten, Radikalen und Föderalisten die Oberhand behielten. Der ehrliche Salmeron selbst erschrak, als er am 1. Juni die neue Nationalversammlung ansichtig ward, mit welcher Castelar und Genossen die Ideen der Freiheit, der Menschenrechte,

des ewigen Friedens und der Bevölkerung verwirklichen wollten, wie der feurige Republikaner in schwungreichen Rundschreiben dem Auslande verkündigt hatte. Während nun die gesetzgebende Versammlung ans Werk ging, um das alte monarchische Spanien in eine Föderativrepublik mit dreizehn Bundesstaaten im Sinne populärer Selbstverwaltung umzugestalten, so daß die einzelnen Provinzen eigene Landtage, die Städte und Gemeinden weitgehende autonome Rechte besitzen, die Centralregierung und die gemeinschaftliche Cortesversammlung auf ein engbegrenztes Gebiet mit der Hauptstadt Madrid beschränkt sein sollten, wie der amerikanische Congreß auf Washington, trieb Spanien in Wirklichkeit einer vollständigen Anarchie entgegen. Die Regierung, welche in der ersten Begeisterung der jungen Republik die Conscription abgeschafft und eine freiwillige Volkswehr dekretirt hatte, war ohne hinlängliche Vertheidigungsmittel, da die älteren Soldaten großentheils die Fahne verließen, Rekruten nur in geringer Zahl eintraten. Und nun hielt der Prätendent Don Carlos, der seit einiger Zeit unter den Augen der französischen Behörden sich zum Kriege gerüstet und Geld gesammelt
3. Juli 1873. hatte, mit großem Gefolge als König Karl VII. seinen Einzug in den nördlichen Gebirgslandschaften, kündigte durch eine Proclamation seinen Regierungsantritt an und forderte alle Spanier zur Unterwerfung auf. Bald zählte er in Navarra, Biscaya, Aragon, Catalonien, eine Armee von 12,000 Mann, an ihrer Spitze berüchtigte Bandenführer, wie Dorregaray, Elio und der papistische Haudegen Saballs oder fanatische Priester, wie der verschlagene erbarmungslose Santa Cruz. Die baskische Bevölkerung der Pyrenäen, seit mehreren Jahrzehnten im Bürgerkrieg verwildert und von Abenteuern und fahrenden Leuten aller Nationen verstärkt, ließ sich als Werkzeug gebrauchen im Dienste einer grausamen Reaction und einer verfolgungssüchtigen Religionswuth. Von ultramontanen Parteigängern in England und anderwärts mit Gelddarlehen unterstützt, durch die Begünstigung oder Connivenz der französischen Regierung mit Waffen und Vorräthen versehen, führten nun die Carlisten gegen das republikanische Spanien einen gräuelvollen Bürgerkrieg, welcher dem civilisirten Zeitalter zur Schmach und Schande gereichte. Sie zerstörten die Eisenbahnen, schossen auf die Züge, steckten Dörfer und Flecken in Brand, mordeten wehrlose Einwohner und Gefangene. Ripoll und Berga in Catalonien wurden von Saballs, dem ent-
1873. arteten Sohne des Landes mit Feuer und Schwert verheert. Im August fingen spanische Seeleute eine englische Yacht unter dem ultramontanen Parteigänger Oberst Stuart, den „Deerhound" weg, welche den Carlisten Waffen und Kriegsvorräthe zuführen wollte. Auf Requisition der englischen Regierung mußten Schiff und Mannschaft ausgeliefert werden; doch wurde der Forderung auf Entschädigung keine Folge gegeben. Die Erfahrung mit der Alabama übte ihre Nachwirkung auf die englische Regierung. — Nicht minder stark und unbezwinglich war der Widerstand, welcher der Regierung im Süden und in allen volkreichen Küstenstädten entgegentrat. Die föderative Republik, für welche sich die Cortes ausgesprochen, stieg den Spaniern zu Kopf; in den unteren Volksklassen dachte man sich unter dem wenig verstandenen Namen einen Zustand von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, den Anfang eines goldenen Zeitalters mit Gütergemeinschaft und Vertheilung des Grundbesitzes. Die heißblütige Bevölkerung der südlichen und östlichen Seestädte nahmen daher die föderalistischen Institutionen, die erst verfassungsmäßig eingeführt werden sollten, vorweg und constituirten sich unabhängig von der Madrider Regierung. In Cadix, in Malaga, in Cartagena, in Barcelona bemächtigte sich die untere Volksmasse des Regiments, nicht ohne Gewaltthätigkeiten gegen Leben und Eigenthum. Die „Internationale" schürte die Flamme, indem sie zu der politischen Erregung noch socialistische Doctrinen hinzufügte. Castelars Idealrepublik, eine Copie der nordamerikanischen Union mit Menschenrechten, mit Religions-, Lehr- und Preßfreiheit, mit allen weltbeglückenden Gütern des liberalen Zeitgeistes, nahm bald die Züge eines häßlichen, abschreckenden Zerrbildes an. Das Ministerium Piy Margall, aus unerfahrenen und unfähigen Männern von weitgehenden republikanischen Ansichten zusammengesetzt, stand diesen Vorgängen ohnmächtig gegenüber; man ließ die radikale Demokratie längere Zeit ruhig ihr Wesen treiben, theils aus Schwäche und Rathlosigkeit, theils aus Sympathie mit den republikanischen

Prinzipien, welche jene auf ihre Fahne schrieb, theils aus Furcht, die Popularität einzubüßen. Als aber im Norden die Carlisten immer mehr Boden gewannen, in den Städten des Südens, in Sevilla, Cadix, Granada die rothe Republik mit Wohlfahrtsausschuß und dem ganzen communistischen Terrorismus immer greller hervortrat, in Catalonien beide Gegner sich herumtummelten; da war die Regierung genöthigt zur Rettung des Landes, zum Schutze von Leben und Eigenthum alle Kräfte, die ihr zur Verfügung standen, zusammenzuraffen. Nicht nur daß die Einführung der föderalistisch-republikanischen Bundesverfassung vorerst unterblieb und der spanische Einheitsstaat festgehalten ward; durch die Vereinigung der Regierung und der gemäßigten und conservativen Elemente in der Nationalversammlung wurde das Ministerium ermächtigt, in den aufständischen Provinzen und Städten die constitutionellen Garantien bis zur Herstellung der Ruhe und Ordnung zu suspendiren, mit andern Worten den Kriegszustand zu verhängen. Wüthend über solche „freiheitmörderische" Gesetze trat eine Anzahl radikaler Deputirten aus. Nach manchen stürmischen Verhandlungen trugen die Anhänger des Einheitsstaats den Sieg davon. Salmeron trat aufs Neue an Ende Juli 1873. die Spitze der Regierung und Dank den energischen militärischen Maßregeln gelang es ihm mit Hülfe der gemäßigten und conservativen Elemente, denen sich auch Serrano, Topete und andere heimgekehrten Emigranten anschlossen, in den meisten Städten der republikanischen Erhebungen Meister zu werden. Die Gräuelscenen zu Alcoy, einem Fabrikort in der Provinz Valencia, wo die der „Internationale" angehörende Communistenbande den Bürgermeister und mehrere achtbare republikanisch gesinnte Einwohner auf die empörendste Weise ermordete und ihre Leichen schändete, lieferten einen schrecklichen Beweis, bis zu welcher Verwilderung und Unmenschlichkeit die Gemüther durch die politische und socialistische Aufregung gebracht werden können. Nur in Cartagena, wohin sich alle „Intransigentes" oder Unversöhnlichen gezogen, wurde die Fahne der Föderativ-Republik hochgehalten und unter der Führung des energievollen Contreras, des Hauptes des Wohlfahrtsausschusses, der revolutionäre Widerstand bis zum Bürgerkrieg organisirt. Die feste mit allen Bedürfnissen reichlich versehene Seestadt trotzte der von der Regierung angeordneten Belagerung. Alle gährenden Elemente, Föderalisten, Socialisten, Intransigentes, fanden sich ein und machten Cartagena zum Heerde einer politischen und socialen Revolution, die, von dort aus weiter getragen, die noch kaum beruhigten andern Städte von Neuem in den Strom der communistischen Bewegung hineinziehen sollte. Im Besitz mehrerer Fahrzeuge konnten sie leicht zur See der Insurrection Impuls und Nachdruck geben und Piratenzüge ausführen. Dieser revolutionären Propaganda suchten zwei in jenen Gewässern kreuzende Schiffe, ein deutsches unter dem Seecapitän Werner und ein englisches Einhalt zu thun und der Regierung zur Unterdrückung des Aufruhrs behilflich zu sein. Es gelang auch wirklich den Bemühungen Castelars, der wieder die Leitung der öffentlichen Dinge übernahm Sept. 1873. und von den Cortes mit umfassenden, fast diktatorischen Vollmachten ausgerüstet ward, durch große Anstrengungen verbunden mit einem Bombardement der Stadt, der Insurrection, wenn auch nicht ganz Meister zu werden, doch deren Ausdehnung zu verhindern. Obwohl dem Föderalismus nach wie vor zugethan, sah Castelar doch ein, daß ohne eine feste Regierungsgewalt das spanische Reich aus den Fugen gehen würde, daß unter den obwaltenden Umständen die Einheit und Integrität Spaniens nur durch Centralisirung aller politischen und militärischen Kräfte erhalten werden könne. Aufrichtig adoptirte er den Homerischen Spruch: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten" und übernahm das schwierige Amt mit voller Regierungsgewalt, die Prinzipien von freiwilliger Volkswehr und republikanischer Selbstregierung wie eine theure Jugendliebe im Herzen verschließend. So erlangten denn die „Centralisten" nach und nach die Oberhand über die „Föderalisten". Aber noch lange hielten die „Intransigenten", die „rothe Demagogie", den Süden der Halbinsel in Gährung, während im Norden die Carlisten, die „weiße Demagogie", unter heimlicher Begünstigung der Monarchisten Frankreichs immer mehr Boden gewannen. Der republikanische General Moriones vermochte nur mühsam den Feind von weiterem Vordringen abzuhalten. Auch hier war der Haß gegen Preußen mit im Spiel: Donna Bianca,

Tochter Don Miguels und einer deutschen Mutter, die ihren Schwager Don Carlos in das Heerlager begleitet hatte, vereinigte in ihrer leidenschaftlichen Seele die Furien des politischen Absolutismus und des ultramontanen Fanatismus. Und doch rief die preußische Regierung den Seecapitän Werner ab und zog ihn zur Verantwortung, weil er durch die Einmischung in fremde Angelegenheiten ohne ausdrücklichen Befehl seine Vollmachten überschritten. Um die Verwirrung in Spanien und die Verlegen-
Cuba. heit der Madrider Regierung zu vermehren, pflanzten auch die Cubaner, welche durch das von den Cortes beschlossene Gesetz für Freilassung der Sclaven in ihrem Wohlstand sich gefährdet sahen, die Fahne der Empörung auf, um die große reiche Insel, die „Perle der Antillen" von Spanien zu trennen, und somit dem europäischen Mutterlande den letzten Rest jenes einst so unermeßlichen transatlantischen Colonialgebietes zu entreißen. Ein Anschluß an die Vereinigten Staaten Nordamerika's würde die nothwendige Folge der Losreißung sein, daher auch den Aufständischen von dort aus unter der Hand Hülfe geleistet ward. Die Unionsregierung selbst enthielt sich zwar jeder offenen Einmischung; aber sie legte den Privatunternehmungen keine Hindernisse in den Weg. Als nun im Oktober das Piratenschiff „Virginius" mit einer starken Bemannung auf Cuba lossteuerte, in der Absicht den Aufständischen auf der bewaldeten Osthälfte der Insel Beistand zu leisten, wurde es von den spanischen Behörden eingebracht, obwohl es, um zu täuschen, das Sternenbanner der Union aufgehißt hatte. Da bei näherer Untersuchung die feindliche Absicht zu Tage trat, so wurde ein großer Theil der Flibustier zum Tode verurtheilt und erschossen. Darob erhob die Regierung in Washington Beschwerde, ertrotzte die Rückgabe des Fahrzeuges und bedrängte das Madrider Ministerium mit Entschädigungsforderungen für die Familien der Hingerichteten. Castelar steuerte muthig und mit festem Willen durch dieses Meer von Schwierigkeiten, und die Ueberzeugung, daß er seinen Grundsätzen, zu denen er sich sein Leben lang bekannt, Gewalt angethan, daß er seine idealistische Theorie den realen Thatsachen zum Opfer gebracht, sich der Macht der eisernen Nothwendigkeit gefügt, ohne darum sich selbst untreu geworden zu sein, erwarb ihm die Achtung und das Vertrauen aller conservativen Männer. Allein es war Vielen zweifelhaft, ob er gegenüber den radikalen und demokratischen Elementen in den Cortes und in den städtischen Communen die nöthige Kraft besitzen werde, um sich auf dem Wege einer gemäßigten Central-Republik zu halten. Darum hatten die Männer, von denen die Revolution von 1868 und die Vertreibung der Königin Isabella hauptsächlich ausgegangen und die man nun von der Leitung der Staatsgeschäfte fern hielt, die Serrano, Topete, Sagasta, bereits im Stillen ein Aktions-Comité gebildet, um im Falle einer Wiederholung republikanisch-demokratischer Schilderhebungen jeder socialistischen und föderalistischen Wühlerei, jedem anarchistischen Unwesen durch einen militärischen Staatsstreich entgegenzutreten. Denn bei der Armee, welche bisher in allen entscheidenden Krisen den Ausschlag gegeben, hatte der Name des Marschalls Serrano einen guten Klang.

§. 1288. **Dictatur und Herstellung der Monarchie.** So ging das Jahr 1873 zu Ende, und wer konnte voraussagen was die nächste Zukunft diesem „Lande des Unvorhergesehenen" bringen würde? „Das politische Terrain in Spanien gleicht einer in Bewegung befindlichen Sanduhr", schrieb damals der Correspondent einer großen französischen Zeitung. Und in der That sollte das neue Jahr einen neuen Staatsstreich bringen, ohne daß dadurch eine dauernde Ordnung begründet worden wäre. Wie sehr immer Castelar sich anstrengte, das Staatsschiff durch die stürmischen Wogen zu retten, seine Kräfte reichten nicht hin, um die Carlistenbanden im Norden aus dem Felde zu schlagen und zugleich gegen die aufrührerischen Elemente des Südens, die Intransigenten, Föderalisten, Demokraten, Socialisten die obrigkeitliche Autorität aufrecht zu halten. Die Armee war nicht zahlreich genug und die Anführer ohne Vertrauen und Hingebung für das Regiment der Juristen und Advokaten; zwischen Salmeron, dem Präsidenten der Cortes, und Castelar, dem Chef der Executive, herrschte eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit über die zu befolgende Politik. Als die Mehrzahl
3. Jan. 1874. der Ständeversammlung in einer entscheidenden Frage zu ihrem Präsidenten stand, reichte Castelar seine Entlassung ein. Ein demokratisches Ministerium unter Piy Margall

war in Aussicht, das mit den Insurgenten und Föderalisten von Cartagena und Sevilla sympathisirend, der Unordnung und Verwirrung neue Nahrung gegeben hätte. Da schritt zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung gegen die Anarchie die Armee mit einem Pronunciamento ein, zu dem das Aktionscomité unter Serrano den Impuls gab. Plötzlich drang in später Abendstunde Pavia, ein junger entschlossener General, mit einigen Bewaffneten in den Sitzungssaal, erklärte die Cortes für aufgelöst und zwang die Abgeordneten auseinander zu gehen. Alle Proteste und schwungvolle Reden blieben wirkungslos; der Saal mußte geräumt werden und wurde noch in der Nacht von Pavia verschlossen. Dieser Gewaltstreich, der in jedem andern Lande die heftigsten Volksbewegungen hervorgerufen haben würde, aber in Madrid und in dem durchwühlten Pyrenäenreiche fast ohne alle Störung vorüberging, bildete den Anfang einer neuen Ordnung. Pavia versammelte die Häupter aller Parteien in demselben Sitzungssaal, wo noch vor Kurzem die Cortes getagt hatten, erklärte ihnen, daß er keine persönliche Absichten habe, daß er in ihre Hände die Gewalt niederlege, die er den Leuten habe nehmen müssen, welche das Land in Stücke geschlagen, und forderte sie auf, eine neue Regierung zu schaffen. Castelar, den man gerne im Ministerium gelassen hätte, weigerte sich, mit den Männern des Staatsstreichs, die sich als die Organe und Dolmetscher der öffentlichen Meinung ausgaben, gemeine Sache zu machen und legte sein Amt nieder. „Ich protestire mit der ganzen Energie meiner Seele gegen den brutalen Schlag," ließ er in einer öffentlichen Erklärung an die Nation sich vernehmen, „welcher gegen die constituirende Versammlung gerichtet worden ist. Mein Gewissen scheidet mich von der Demagogie, mein Gewissen und meine Ehre scheiden mich von der Lage, welche durch die Gewalt der Bayonette geschaffen ist." Da die Zeit zur Rückführung der Monarchie unter dem jungen Alfonso, auf den seine Mutter Isabella ihre Rechte übertragen hatte, noch nicht reif war, so mußte ein neues republikanisches Regiment errichtet werden, das mit Hülfe der Armee die Auflösung der Nation und einen allgemeinen Bürgerkrieg zu verhindern im Stande sein würde. Solche Autorität besaß nur der Marschall Serrano, Herzog de la Torre, und so kam man denn auch bald überein, daß er zum Chef der vollziehenden Gewalt, Sagasta zum Präsidenten des Ministerrathes ernannt, folglich in Spanien wie in Frankreich die öffentliche Gewalt in die Hand eines erprobten Kriegsmannes gelegt ward. Während des Jahres 1874 bestand somit auf beiden Seiten der Pyrenäen ein republikanisches Staatswesen mit einem gewählten militärischen Oberhaupte, in Frankreich auf eine Reihe von Jahren gesetzlich gesichert, in Spanien als eine Art Dictatur ohne Rechtsbasis, aber auch ohne Gewalt und Autorität. „Der Staatsstreich vom 3. Januar," erklärte der Minister des Innern Garcia Ruiz, „ist der Sieg der einheitlichen Republik gegen die Föderativrepublik." Dies sollte sich auch wenige Tage nachher durch die Uebergabe von Cartagena und die Unterdrückung der revolutionären Aufstände in ihrem Hauptsitze bewähren. 6. Jan. 1874. Nichts zeugt mehr von der gänzlichen Erschöpfung und Ermüdung der spanischen Nation als die Leichtigkeit, mit welcher die Umgestaltung der Regierungsform durchgeführt werden konnte. Die Madrider Bürgerwehr ließ sich ohne Widerstand entwaffnen; einzelne Aufstände in Barcelona, Valladolid, Zaragossa wurden bald unterdrückt; schon am 25. Januar konnte der Minister Sagasta in einem Rundschreiben an die aus- 25. Jan. ländischen Höfe in schwungvoller Rede berichten, daß in Spanien die aufrührerischen Elemente niedergeworfen und eine sichere Ordnung, gegründet auf Gesetz und Autorität, hergestellt sei. Aber es war vorauszusehen, daß das neue Regiment, das durch militärische Gewalt ins Leben gerufen, durch eine Coalition der Parteihäupter in Thätigkeit gesetzt, jeder gesetzgebenden Autorität durch Volksvertreter entbehrte, nur ein Provisorium von kürzerer oder längerer Dauer sein würde. Das Zusammenwirken von Männern verschiedener Grundsätze konnte keinen Bestand haben, und bald genug wiederholten sich die alten Zersetzungen und Personenwechsel im Ministerium. Eine einheitliche Regierung war nur so lange möglich, als die Armee dem Präsidenten der Republik" zur Seite stand, die militärische Dictatur unterstützte. Alle Gewalt lag somit in den Händen des Heeres, das den Umsturz vollzogen hatte. Daß die auf solche Weise entstandene Regierungsform sich ein ganzes Jahr zu halten vermochte, im inneren Lande einen

leidlichen Friedenszustand aufrecht erhielt, die unter der vorausgegangenen radicalen und demokratischen Republik eingeführten freiheitlichen Institutionen nicht durch reactionäre Handstreiche beseitigte, war ein Zeugniß von der staatsmännischen und politischen Einsicht des Herzog-Präsidenten Serrano, aber auch ein Beweis von der Sehnsucht der Nation nach einem Zustande der Ruhe und des Friedens im öffentlichen Leben. Die größte Schwierigkeit war die Insurrection der Carlisten im nördlichen Pyrenäenlande, die eiternde Wunde, die den republikanischen Staatskörper nicht zur Genesung, zu einem gesunden Dasein gelangen ließ. Gegen diese mußte Serrano alle Kräfte aufbieten und konnte daher zur Heilung der inneren Schäden durch Reformen im wirthschaftlichen und administrativen Leben nur wenig beitragen. Dank der Begünstigung der Versailler Regierung und der klerikalen und reactionären Partei des französischen Volkes konnten die Carlisten die an die Pyrenäen grenzenden Departements fast zur Operationsbasis machen; Pau war gleichsam das Hauptquartier des Prätendenten. Vergebens beschwerte sich die Madrider Regierung über diese Verletzung des neutralen Völkerrechts; im auswärtigen Ministerium stellte man die Beschuldigungen in Abrede und ließ den carlistisch gesinnten Präfekten Nadaillac in seinem Amte, obwohl es weltbekannt war, daß er den Insurgenten unter der Hand allen möglichen Beistand leistete. Was war natürlicher, als daß die Carlisten dadurch immer übermüthiger und selbstvertrauender wurden, daß sie immer verwegener und rücksichtsloser vorgingen! Wie viel spanisches
Februar, März 1874. Blut wurde in dem baskischen Gebirgslande um Bilbao und Tolosa im unseligen Bürgerkrieg vergossen! Und doch mußte Moriones mit den Regierungstruppen dem Feinde die nördlichen Landschaften und Städte überlassen und sich weiter nach Süden zurückziehen. Erst im April und Mai errangen die Republikaner unter der Führung des Marschalls Concha und des Generals Laserna wieder einige Vortheile, in deren Folge Serrano und Topete als Sieger in Portugalete und das vielumstrittene Bilbao einziehen konnten. Die kriegerischen Vorgänge in den Pyrenäen reizten das Interesse der europäischen Welt. War doch der Kampf zwischen den Carlisten und der republikanischen Regierung nur eine Episode in dem großen Weltkampfe zwischen Papisten und Liberalen! Die größeren Zeitungen aller Nationen schickten daher Berichterstatter nach der Halbinsel. Unter diesen war auch ein deutscher Correspondent, ein ehemaliger preußischer Hauptmann Schmidt, der noch im letzten Krieg gedient und zum Lohne seiner Tüchtigkeit mit dem eisernen Kreuz decorirt worden war. Er fiel in die Hände der Aufständischen und wurde, obwohl er keine Waffen mit sich geführt, auf aus-
30. Juni 1874. drücklichen Befehl des Don Carlos zu Villatuerta erschossen. Seine preußische Herkunft wie sein protestantisches Glaubensbekenntniß waren in den Augen der Papisten hinreichende Beweise seiner Schuld. Wenn das Gerücht, daß er sich vor dem Tod durch die Vorspiegelung seiner Begnadigung zum Uebertritt in die katholische Kirche habe bewegen lassen, in der Wahrheit begründet sein sollte, so würde die Thatsache wesentlich beitragen, den Charakter der Rebellen und ihrer Führer, Fanatismus gepaart mit Grausamkeit, im grellsten Lichte zu zeigen. Sollte der deutsche Reichskanzler eine solche der ganzen Nation zugefügte Schmach ruhig hingehen lassen? Das lag nicht in seiner Natur. Freilich eine direkte Genugthuung konnte er an der barbarischen Bande nicht nehmen. Denn was half es, daß zwei deutsche Kanonenboote „Nautilus“ und „Albatros“ aus dem Kieler Hafen nach den spanischen Gewässern zum Kreuzen ausgeschickt wurden, um Zufuhren abzufangen; die Insurgenten hatten ja die Landwege nach Frankreich offen, wo sie seit der Heldenthat gegen einen „Prussien“ um so höher in der Gunst stiegen. Doch sollten sie indirekt empfinden, daß Bismarcks Arm auch über die Pyrenäen reiche. Er suchte die Regierung in Madrid durch einen moralischen Beistand zu heben und ihr größeres Ansehen zu verleihen, indem er die öffentliche Anerkennung Serrano's betrieb und durchsetzte. Alle europäischen Staaten, mit einziger Ausnahme Rußlands folgten dem Beispiele Preußens. Durch diesen Schritt sah sich denn auch der französische Minister Decazes in die Nothwendigkeit gesetzt, die bisherige Unterstützung der Carlisten von Seiten Frankreichs in engere Schranken zu bannen. Auch
11. 12. December. als die mecklenburgische Brigg „Gustav“ bei Guetaria von den Carlistenbanden beschossen wurde, that der Fürst die geeigneten Schritte, um dem Reiche Genugthuung

zu verschaffen. In Spanien waren jedoch die Zustände nicht der Art, daß der republikanischen Regierung durch moralische Mittel von Außen aufzuhelfen gewesen wäre. Mehr und mehr gewann der Gedanke einer bourbon'schen Restauration bei der Armee Raum. Und auch dieser Staatsstreich vollzog sich ohne revolutionäre Bewegung, vielleicht mit geheimer Zustimmung Serrano's. Am 30. December erhob General Martinez Campos, der schon zur Zeit des militärischen Gewaltstreiches von Pavia alfonsistische Restaurationsgedanken geäußert hatte und deshalb auf einige Zeit verbannt worden war, in Murviedro, der alten Römerstadt Sagunt, die monarchische Fahne und rief Alfons XII., der sich gerade damals während der Weihnachtsferien bei seiner Mutter Isabella in Paris befand, zum König aus. Dem Pronunciamento der Armee im Osten trat sofort Stadt und Provinz Valencia bei; bald folgte das Centrumsheer unter Jovellar und die Besatzungstruppen von Madrid unter Primo de Rivera. So schloß denn in Spanien das Jahr 1874 mit einem militärischen Staatsstreich wie es begonnen: die Minister erließen einen öffentlichen Protest gegen die Vergewaltigung und legten ihr Amt nieder; eine neue Regierung wurde gebildet unter dem Vorsitz Cánovas del Castillo, und während Serrano sich nach Frankreich begab, landete der junge König in Valencia und hielt dann seinen Einzug in Madrid, allenthalben von einem jubelnden Volke empfangen. Damit brach für Spanien wieder eine neue Aera im Staatsleben ein: an die Stelle der Republik trat die Monarchie; ob sie in die constitutionellen Formen wie unter Isabella einlenken, oder im alten Absolutismus einherschreiten würde, lag noch in der Zukunft verborgen. Daß Alfonso den republikanischen Errungenschaften, die der spanischen Nation durch Castelar verliehen worden, nicht hold gesinnt sei, bewies eine seiner ersten Regierungshandlungen: die Religionsfreiheit sollte nicht fortbestehen und die Civilehe nur für diejenigen in Geltung bleiben, „die eine andere Religion bekennen als die wahre".

VIII. Geschichte Europa's in den Jahren 1875—1883.

1. Das deutsche Reich und Preußen.

§. 1289. Die geschichtlichen Zeitfragen. Wie im Mittelalter zur Zeit der Hohenstaufen der Kampf des Papstthums und des Kaiserthums um die Weltherrschaft den Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens bildete, so nimmt auch in unseren Tagen der sogenannte Culturkampf, das Ringen um die Feststellung der Grenzlinien zwischen Staat und Kirche, eine wichtige Stelle in der Geschichte der Entwickelung und Gestaltung des öffentlichen Lebens der europäischen Menschheit ein. Wir wissen aus den früheren Blättern, daß seit der Errichtung des neuen deutschen Reiches und der gleichzeitigen Niederwerfung der weltlichen Herrschaft des Papstthums bei den öffentlichen Gewalten ein eifriges Bestreben sich zeigte, den bisherigen Dualismus zwischen Staat und Kirche, zwischen geistiger und weltlicher Machtsphäre auszugleichen, die von Regierung und Volksvertretung durch gemeinsame Arbeit festgestellten Gesetze zur höchsten allgemeinen Geltung zu bringen, den staatlichen und kirchlichen Organen im Rahmen dieser allgemeingültigen Gesetzgebung die gebührenden Wirkungskreise zuzutheilen und zugleich die Werkstätten der Wissenschaft und der geistigen Forschung gegen Eingriffe und Vergewaltigung von Seiten einer anspruchsvollen Autorität zu sichern. Dieser Kampf des modernen Staates, welcher alle Lebensäußerungen der seinem Rechtsverbande zugetheilten und zu einem gesetzlichen Zusammenleben verbundenen menschlichen Gesellschaft unter die Macht gleicher Rechtsordnungen beugen will, und des kirchlich-hierarchischen Organismus, welcher seine Institutionen auf göttliche Einsetzung zurückführt und für alle seine durch geschichtliche Entwickelung entstandenen Ordnungen und Doctrinen absolute Wahrheit in Anspruch nimmt, durchzieht auch in dem Zeitraume, dessen öffentliche Erlebnisse den Inhalt der nachfolgenden Blätter bilden, einen wesentlichen Theil der geschichtlichen Begebenheiten und organisatorischen Arbeiten. Neben diesem Kampfe sind vorzugsweise noch von weltgeschichtlicher Bedeutung die Versuche, die bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnungen gegen die Umsturztendenzen einer von wüsten Trieben und Leidenschaften beherrschten Bevölkerungsklasse zu schützen und die Waffengänge diplo-

matischer und militärischer Art zur Herstellung neuer Staats- und Rechtszustände in der europäischen Türkei.

§. 1290. 1. **Der weitere Verlauf des Culturkampfes.** Die päpstliche
5. Februar 1875. Encyclica vom 5. Februar (§. 1267) war eine Kriegserklärung des kirchlichen Oberhauptes gegen das deutsche Reich und den preußischen Staat, die nicht verfehlen konnte den „Culturkampf" zu schärfen. Die Provinzial-Correspondenz, die als halbamtliches Organ der preußischen Regierung gilt, bezeichnete das Schreiben des Papstes als „Aufruf und Aufmunterung revolutionärer Leidenschaft", wodurch ein Wort des päpstlichen Nuntius in Wien, „daß die katholische Kirche sich nöthigenfalls auf die Revolution stützen müsse", seine thatsächliche Bestätigung fände, und deutete an, daß dadurch „weitere Auseinandersetzungen des Staats mit der römischen Kirche unerläßlich seien". Der Papst selbst war unter dem Schutze der italienischen Garantiegesetze der Berliner Regierung unerreichbar; sie mußte also zu verhüten suchen, daß die Kriegsparole von seiner Glaubensarmee, dem deutschen Klerus, in Ausführung gesetzt würde. Nachdem sie durch die gerichtliche Verfolgung der ultramontanen Blätter, welche das päpstliche Rundschreiben zuerst veröffentlichten, die Absicht kundgegeben, daß sie den feindlichen
4. März 1875. Angriffen begegnen werde, legte der Cultusminister Falk dem preußischen Abgeordnetenhause einen Gesetzentwurf vor, kraft dessen alle bisherigen Zahlungen und Leistungen des Staats an die römisch-katholischen Bischöfe und Geistlichen so lange eingestellt werden sollten, bis der im Amte befindliche Bischof oder Bisthumsverweser oder einzelne Geistliche durch eine schriftliche Erklärung sich zur Befolgung der Staatsgesetze verpflichtet haben würden. Diese Vorlage, zu deren Begründung man auf eine königliche Verordnung Friedrich Wilhelms III. aus dem Jahre 1821 zurückgreifen konnte, setzte die Geistlichkeit in große Aufregung. Die preußischen Bischöfe richteten,
2. April 1875. nach einer abermaligen Berathung in Fulda, eine Eingabe an den Kaiser mit der Bitte, dem beantragten Gesetze die Sanction zu versagen, da die darin verlangte „unbedingte Befolgung der Staatsgesetze unvereinbar sei mit dem Gewissen eines Christen". Das Staatsministerium wies in seiner Antwort die Behauptungen als unwahr zurück, führte dem Episcopate zu Gemüthe, daß dieselben Gesetze, die man als eine Verleugnung des christlichen Glaubens erkläre, in andern deutschen und fremden Ländern zu allen Zeiten in Gültigkeit gewesen, und erinnerte daran, daß die Unterzeichner selbst die Beschlüsse des vaticanischen Concils, die Hauptquelle der Wirren und
30. April Friedensstörungen, bekämpft hätten. Die sophistische Entgegnung der Prälaten beruhte auf unstichhaltiger Begründung ihres Verfahrens und befestigte die Bismarck'sche Behauptung, „daß durch die vaticanischen Beschlüsse der Papst ein absoluter Souverän, die Bischöfe seine Werkzeuge, seine Beamten ohne eigene Verantwortlichkeit geworden seien". Nach heftigen Debatten, die mehrere Wochen lang in beiden Häusern geführt
6. 16. April. wurden, erhielt das „Sperrgesetz", wie die Klerikalen dasselbe bezeichneten, eine
Gesetz vom überwiegende Stimmenmehrheit und durch die Unterschrift des Kaisers den Charakter
22. April. eines Staatsgesetzes. „Wir thun mit diesem Gesetzesentwurf," äußerte sich der Reichskanzler bei den Discussionen, „einfach unsere Pflicht, indem wir die Geistesfreiheit der deutschen Nation gegen die Ränke des Jesuitenordens und des von diesem geleiteten Papstes vertreten. Das thun wir mit Gott für König und Vaterland." — Die Ultramontanen hatten sich während der Verhandlungen auf die Artikel 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 berufen, worin der Kirche die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten zugesichert und das Ernennungsrecht der Geistlichen durch die Staatsbehörden unter gewissen gesetzlichen Vorbehalten aufgehoben war. Vermittelst dieser Bestimmungen hatten die Bischöfe, Dank der Connivenz und Begünstigung der Hof- und Regierungskreise, während der fünfziger und sechziger Jahre mitten in der Monarchie Friedrichs des Großen ihren Kirchenstaat aufgebaut, sogar noch eine katholische Abtheilung im Cultusministerium erobert. Bei der Aufstellung der Maigesetze vom Jahre 1873 wurden diese Paragraphen nicht ganz beseitigt, sondern nur beschränkt, so daß sie von der klerikalen Partei fortwährend als Agitationsmittel benutzt werden konnten. Um nun die Verfassung mit der neuen Kirchengesetzgebung mehr in Einklang zu bringen, legte die Regierung dem

Abgeordnetenhause einen Entwurf vor, wonach diese Artikel in Wegfall kommen und durch den kurzen Satz ersetzt werden sollten: „die Rechtsordnung der evangelischen und der katholischen Kirche so wie der andern Religionsgesellschaften im Staate regelt sich nach den Gesetzen des Staates.“ Auch diesem Entwurfe widersetzte sich das Centrum unter der Führung von Reichensperger, Windthorst, Schorlemer-Alst mit allen Kräften, aber unter den Schlägen der Nationalliberalen und der Fortschrittspartei wie unter den Beweisführungen des Cultusministers und des Reichskanzlers, daß seit der Umwandlung der Episcopalkirche zu einer absoluten Herrschaft des Papstes die Grundbedingungen sich verändert hätten, mithin jene Artikel des Staatsgrundgesetzes hinfällig geworden seien, zerrannen ihre Anstrengungen. Auch diese Gesetzesvorlage wurde in beiden Häusern mit großer Stimmenmehrheit angenommen und vom Landesherrn endgültig genehmigt. Und es entsprach ganz einer klug berechneten Strategie, die im Kriegsstande dem Feinde alle Hülfsmittel zu entziehen sucht, wenn um dieselbe Zeit auch „die Aufhebung der geistlichen Orden und ordensähnlicher Congregationen der katholischen Kirche“ vorgeschlagen und zum Gesetz erhoben ward. Nur solche klösterliche Niederlassungen, die sich dem Unterricht und der Krankenpflege widmen, sollten unter Aufsicht des Staates noch so lange fortbestehen dürfen, bis man anderweitigen Ersatz geschaffen. Das eingezogene Vermögen sollte für den Unterhalt der Klosterbrüder und Klosterschwestern, die nicht auswandern oder in den Dienst des Staates treten würden, verwendet werden. Bei der amtlichen Erhebung ersah man mit Erstaunen, daß im preußischen Staate der Gesammtstand der Ordensmitglieder sich auf 8795 in 914 Niederlassungen oder Stationen belief, nämlich 1032 männliche in 78 und 7763 weibliche in 836 corporativen Anstalten. Damit war die Zahl der neuen „Maigesetze“ noch nicht geschlossen. Es wurde noch eine Regierungsvorlage, welche die Vermögensverwaltung der katholischen Kirchengemeinden in die Hände gewählter Kirchenvorsteher und Gemeindevertreter aus dem Laienstande unter Aufsicht des Oberpräsidenten und des Bischofs legt, von beiden Häusern angenommen, und ferner kam auch noch auf den Antrag des Abgeordneten Petri das Gesetz, betreffend die Rechte der „altkatholischen Kirchengemeinschaften“, an dem kirchlichen Vermögen zu Stande, welches den Altkatholiken da, wo sie einen erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung bilden, einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Besitzstand der katholischen Kirche sicherte. Der Protest der Bischöfe gegen die neue „Säcularisation“ der geistlichen Güter vermochte die Beschlüsse der Gesetzgebung nicht aufzuhalten. Da aber die Gefahr drohte, „daß durch Nichtbetheiligung der Gläubigen an den Wahlen die Verwaltung des Vermögens durchweg in die Hände unkirchlicher oder gar kirchenfeindlich gesinnter Gemeindeglieder gerathen würde“, so gaben die Bischöfe nachträglich die Erklärung ab, daß sie bei Ausführung des Gesetzes, so sehr dasselbe auch die Rechte der katholischen Kirche beeinträchtige, mitzuwirken bereit seien. Diese fünf Gesetze ergänzten und vervollständigten den Waffenvorrath, den die preußische Regierung seit zwei Jahren angesammelt (§. 1265) und setzten sie in Stand, dem von der Curie und der päpstlichen Hierarchie angekündigten Kriege fest und gelassen zu begegnen. Mit einer solchen starken Rüstung versehen, konnte sie jeden Widerstand gegen Gesetz und Obrigkeit niederwerfen, den Willen und die Autorität der legalen Staatsgewalten zur Geltung bringen. Da die Bischöfe fortfuhren, ihre Sache als eine solidarische zu behandeln, so traf auch die meisten dasselbe Schicksal der Enthebung von ihren Stellen. Durch das neue königliche Specialgericht für kirchliche Angelegenheiten ihrer Aemter entsetzt, fielen sie dem Arme der weltlichen Strafgerechtigkeit anheim (§. 1265). Die meisten derselben entzogen sich der über sie verhängten Haft durch die Flucht ins Ausland. Die agitatorischen Hebel, welche die Ultramontanen in der Presse, in Vereinen, im Reichstage und im Abgeordnetenhause fort und fort einsetzten, hatten wohl die Wirkung, da und dort das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Confessionsgenossen, besonders in den unteren Volksklassen, zu stören; aber die Staatsregierung zeigte den entschlossenen Willen, die Autorität von Gesetz und Obrigkeit aufrecht zu halten. Nur solche Geistliche, welche sich bereit erklärten, den Staatsgesetzen zu gehorchen, wurden von dem „Sperrgesetz“ nicht betroffen. Bei dem hierarchischen Druck von Oben und den Schmähungen

16. April 1875.

Gesetz vom 18. Juni 1875.

Gesetz vom 31. Mai.

Gesetz vom 20. Juli 1875.

Gesetz vom 4. Juli.

der ultramontanen Zeloten gegen alle „Staatskatholiken", hielten aber fast alle mit ihrer Erklärung zurück, so daß im Laufe der nächsten drei Jahre die Zahl der unbesetzten Pfarrstellen in den preußischen Bisthümern sich auf mehr als tausend belief.
Juni und Juli 1875. Daß jedoch auch in den katholischen Landestheilen die gebildeten Stände und das städtische Bürgerthum in vorwiegender Mehrheit auf Seiten der Regierung stehen und den hierarchischen Anmaßungen abhold sind, bewies die Rundreise des Ministers Falk in Rheinland und Westfalen, die sich in den Städten Trier, Bonn, Köln, Düsseldorf zu einem wahren Triumphzuge gestaltete. Wie kläglich nahm sich gegenüber diesen
Aug. 1876. Kundgebungen des intelligenten Theiles der Bevölkerung die Jubiläumsfeier des „streitbaren" Bischofs Ketteler von Mainz oder die Wallfahrt aus, welche eine Anzahl
Sept. 1875. deutscher Katholiken unter Anführung des Grafen von Stolberg zu der Madonna von Lourdes, der Schutzheiligen der französischen Revanche unternahmen! Auch die Wundererscheinungen zu Marpingen, wodurch die Gründung eines deutschen Lourdes herbeigeführt werden sollte, zerrannen bald durch die Macht der Vernunft und den Ernst der Obrigkeit. Das agitatorische Treiben der Ultramontanen diente nur dazu, auch im Auslande die Religionswuth gegen das protestantische Deutschland aufzustacheln. Führte doch das Anerbieten eines belgischen Fanatikers, Namens Duchesne, an den Erzbischof von Paris, den Reichskanzler Bismarck gegen eine bestimmte Geldsumme zu
Febr. und Apr. 1875. ermorden, zu einem diplomatischen Notenaustausch mit der Brüsseler Regierung. Nach einigem Zaudern gab diese die Erklärung ab, daß sie den Mangel eines Strafgesetzes gegen einen derartigen Fall beseitigen werde. Das Königreich Belgien, das sich eines internationalen Neutralitätsrechts erfreut und unter dem Schilde „freie Kirche im freien Staat" ein klerikales Regiment aufgerichtet hatte, war ein günstiges Agitationsfeld für ultramontane Umtriebe, zumal wenn sie gegen das auch aus politischen Vorurtheilen gehaßte Deutschland sich wendeten. — Die preußischen Gesetze gegen die klerikalen Uebergriffe wirkten auch auf die anderen Bundesstaaten zurück: Als in dem der Mehrzahl nach katholischen Großherzogthum Baden der Bisthumsverweser Lothar Kübel von Freiburg durch Ertheilung der Priesterweihe an unberechtigte Kleriker die Landes-
Mai 1875. gesetze umging, wurde er auf Grund richterlicher Entscheidungen in Strafe genommen. In Würtemberg wurde die Verwendung von Ordensschwestern bei öffentlichen Schulen beschränkt oder untersagt, dem Stadtpfarrer Schwarz von Ellwangen, dem ultramontanen Gegner und Anschwärzer des Bischofs Hefele, die Führung des ihm vom Papste ertheilten Titels eines päpstlichen Hausprälaten nicht gestattet und jede jesuitische, reichsfeindliche Propaganda scharf zurückgewiesen. In Baiern, „wo ein Heerbann von 6000 männlichen und weiblichen Ordensmitgliedern für Erziehung und Unterricht der Jugend und für andere Zwecke des Vaticans arbeitet", suchten die liberalen Staatsbürger durch engeren Anschluß an das Reich sich vor der „klerikalen Umklammerung" zu retten. Die Regierung förderte die reichsfreundlichen Bestrebungen, so weit sie sich auf dem Boden der Landesverfassung bewegten. Um so eifriger setzten die Bischöfe, unterstützt von den ultramontanen Heißspornen unter der Führung von Jörg, Freytag, dem Zeitungsredacteur Sigl u. A., alle Hebel ein, um durch Hirtenbriefe, durch Adressen an den König, durch die Beschuldigung, daß man das bairische Volk „lutherisch" machen wolle, einen Umschwung herbeizuführen. In der Civilehe sahen sie eine Schädigung der katholischen Religion und einen Bruch des Concordatsvertrages. Insbesondere strengten die Klerikalen, oder wie sie sich selbst bezeichnen, „die Patrioten", alle Kräfte an, um bei den bevorstehenden Landeswahlen die Majorität zu erlangen
15. Juli. und dadurch den Sturz des Ministeriums zu erzielen. Als aber das Wahlresultat der Art war, daß die Parteien fast gleich stark einander gegenüberstanden, die Ultramontanen nur über ein Mehr von zwei Stimmen zu gebieten hatten, da beschuldigten sie die Regierung, daß sie durch eine willkürliche ungerechtfertigte Wahlkreiseintheilung, durch eine neue „Wahlkreisgeometrie", die Zwecke der Liberalen gefördert habe. Gleich bei Berathung der von Jörg verfaßten Adresse an den König fielen so heftige Reden und Angriffe, daß das Ministerium, nach der Annahme derselben durch die Mehrheit der Kammer sich veranlaßt sah, insgesammt ein Entlassungsgesuch einzureichen. Allein der König, durch die Vornahme einer ungesetzlichen Religionshandlung durch Bischof Ketteler

in Oggersheim über die Dreistigkeit der Klerikalen gereizt, verweigerte die Annahme der
Adresse, sprach den Ministern in einem Handschreiben sein Vertrauen und seine Zu- 21. Octbr. 1875.
friedenheit aus und ordnete die Vertagung der Kammer an. Dieser unerwartete Schlag
machte die ultramontane Partei bescheidener und vorsichtiger. Die Mehrheit wiederholte
zwar in der nächsten Session ihr Mißtrauensvotum gegen das Ministerium Lutz- 3. März 1876.
Pfretzschner, aber sie glaubte selbst nicht mehr an einen praktischen Erfolg. Für
ein von Jörg beantragtes neues Wahlgesetz, das den Ultramontanen auf lange hinaus
eine sichere Majorität verschaffen sollte, konnte die erforderliche Stimmenzahl von zwei
Dritteln der Kammer nicht erzielt werden; und als die Partei es durchsetzte, daß eine
Reihe von freisinnigen Wahlen in überwiegend katholischen Städten cassirt wurde, erlebte Mai.
sie die kränkende Niederlage, daß die Neuwahlen sämmtlich wieder im liberalen Sinne
ausfielen. So blieb den Klerikalen nichts übrig, als bei den Budgetberathungen die
Minister durch kleine boshafte Abstriche, die für das Ganze von wenig Belang waren,
zu ärgern. Noch mehr aber sank ihre Bedeutung, als in ihren Reihen selbst eine
Spaltung eintrat in eine extreme „katholische“ Fraction unter Sigl's Führung und in
eine „bairisch-patriotische“ unter der Fahne Jörg's. — Da die Opposition gegen das
deutsche Reich und gegen Preußen ihren Heerd und Mittelpunkt im Vatican hat, so
glaubte Fürst Bismarck auch die Stellung und Haltung des Papstes ins Auge fassen
zu müssen. Er machte die italienische Regierung auf die Nachtheile aufmerksam, welche
für fremde Staaten mit gemischter Bevölkerung aus dem Garantiegesetze entspringen,
unter dessen Schutz der Papst ungestraft alle feindseligen Akte ausführen könne (§. 1286).
Der Reichskanzler mußte um so mehr gegen die vaticanischen Machinationen auf der
Hut sein, als seit dem Tode des langjährigen Cardinal-Staatssecretärs Antonelli 6. Nov. 1876.
und seines Generalvicars Patrizi die Jesuitenpartei noch mehr als zuvor den alters-
schwachen Papst Pius IX. in ihre Netze zu ziehen und bei der schroffen Kriegspolitik
festzuhalten wußte. Antonelli's Nachfolger wurde Cardinal Simeoni, bisher Nuntius
in Madrid, ein entschiedenes Mitglied der Gesellschaft Jesu. Unter vaticanischem
Schutze konnte Cardinal Graf Ledochowski (§. 1266), der sich dem über ihn aus-
gesprochenen gerichtlichen Strafurtheil durch die Flucht nach Rom entzogen hatte, in
Posen gleichsam eine geistliche Nebenregierung gründen, indem er durch einen geheimen
Delegirten die katholische polnische Bevölkerung zum Widerstand gegen die Staats-
gesetze aufreizte, gegen ein Regiment, das der Papst in einer Ansprache an deutsche
Pilger mit dem von Attila verglichen hatte. Unter solchen Umständen war es ge-
rechtfertigt, wenn Minister Falk den Antrag des Centrums auf „Revision der Maigesetze“ 28. Febr. 1877.
mit der Erklärung beantwortete, daß zuvor die Beschwerdeführer die Autorität der
Staatsgesetze anerkennen müßten, eine Entschiedenheit, die er auch im folgenden Jahre
gegenüber der Centrums-Partei festhielt, als diese auf Herstellung der im Jahre 1875
aufgehobenen Artikel 15, 16, 18 der Verfassungsurkunde drang. Einen unersetzlichen
Verlust erlitt die ultramontane Partei durch den Tod des Bischofs Ketteler von
Mainz, der auf der Rückkehr von einer nach Rom unternommenen Reise erkrankte
und in dem baierischen Kloster Burghausen starb. Der vom Mainzer Domcapitel 13. Juli 1877.
zum Bisthumsverweser gewählte Moufang, einer der hitzigsten Vorkämpfer der
vaticanischen Kirchenpolitik, erhielt nicht die staatliche Bestätigung. Im folgenden Jahre
starb der greise Papst Pius IX. Sein Nachfolger war der Cardinal Pecci, der den 7. Febr. 1878.
Namen Leo XIII. annahm, ein weltkundiger Prälat von versöhnlicherem Charakter,
von dem man hoffte, daß er mit den weltlichen Gewalten sich auf friedliche Weise zu
verständigen suchen werde. Wenigstens hatte er dem deutschen Kaiser in einem eigenen
Schreiben seine Thronbesteigung angezeigt und dabei den Wunsch nach einer Aus-
gleichung der kirchlichen Streitigkeiten ausgesprochen; auch alsbald mit dem Fürsten
Bismarck Unterhandlungen angeknüpft, die freilich nicht zum Ziel geführt haben.
Da seit der Befestigung des republikanisch-parlamentarischen Regiments in Frank-
reich die Erwartungen der Klerikalen auf französische Hülfe für den „Gefangenen im
Vatican“ bedeutend herabgestimmt wurden, so durfte man wohl auch in Deutschland
eine Milderung und allmähliche Einstellung des Culturkampfes hoffen. Doch muß
von Seiten Roms ein aufrichtigeres Einlenken und Handreichen geboten werden als

bis jetzt geschehen. Dies deutete auch das Schreiben des Kronprinzen an, das er in Erwiderung auf die Theilnahmebezeugung des Papstes nach den Attentaten an den Kirchenfürsten gerichtet hat. Indem er darin mit aller Entschiedenheit die volle Unabhängigkeit des Staates und seiner Gesetzgebung gegen jede außerhalb desselben stehende Macht hervorhob, sprach er zugleich den Wunsch und die Hoffnung aus, „daß da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar ist, doch die versöhnliche Gesinnung beider Theile auch für Preußen einen Weg zum Frieden eröffnen werde, der andern Staaten niemals verschlossen war."

§. 1291. **Gesetzgeberische Arbeiten im Reich und in Preußen. Evangelische Kirche.** Noch ehe die päpstliche Encyclica in Deutschland bekannt geworden war und die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung und der Gesetzgebung auf das kirchenpolitische Gebiet lenkte, war dem preußischen Abgeordnetenhause eine Gesetzesvorlage über die Verwaltungs-Reorganisation der älteren Provinzen der Monarchie auf Grund der bereits bestehenden Kreisordnung unterbreitet worden.
1875. Die Vollendung des Werkes zog sich jedoch bis in den Juni hinein, theils wegen der großen Menge anderweitiger Arbeiten, theils weil die Vorlage einer starken Opposition begegnete, sowohl in den Kreisen der Abgeordneten, indem die Forschrittspartei unter Virchow's Leitung und andere Fractionen die Reformen auch auf Rheinland und Westfalen ausgedehnt sehen wollten, als im Herrenhause, wo man den freisinnigen Tendenzen der neuen **Provinzialordnung** mit dem Dotationsgesetz und dem Verwaltungsgerichten Einhalt gebieten zu müssen glaubte. Nach langen Debatten wurde die wichtige Frage durch ein Compromiß erledigt, so daß die neue auf dem Prinzip der Selbstverwaltung ruhende Organisation am 1. Januar 1876 für die fünf alten östlichen Provinzen des Königreiches ins Leben treten konnte (Provinzialordnung vom 29. Juni 1875). Durch diese Verwaltungsreformgesetze lenkte die Staatsregierung in die einst von dem Minister von Stein vorgezeichneten Bahnen ein. Unter der Oberleitung der Staatsbehörden trat damit eine communale und landschaftliche Autonomie und Selbstthätigkeit mit gewählten Vertretern ins Leben, welche eine verständige und zweckmäßige Verbindung particularistischer Sonderinteressen und monarchischer Centralisation, provinzieller Selbstverwaltung und einheitlicher Staatsregierung zum Ziele hatte und im folgenden Jahr durch das „Competenzgesetz" einen Schritt weitergeführt wurde. Leider aber ist das große Reformwerk, welches das bureaukratische Beamtenregiment durch die Mitwirkung der Laien an den Arbeiten der Verwaltung erfrischen will und durch die Einführung der Verwaltungsgerichte einen weiteren Schritt vom Polizeistaat zum Rechtsstaat gethan hat, bis jetzt nicht zur Vollendung gekommen, sondern steht als halbfertiger Torso da; namentlich fehlt noch eine neue Städteordnung und eine Landgemeindeordnung, und es muß die gesammte Monarchie in die Reform hereingezogen werden. Ein weiterer Schritt vorwärts geschah in der Landtagssession des Jahres 1880 durch das Gesetz über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung; der Minister des Innern Graf Eulenburg d. J. war nach Kräften bemüht, die Grundgedanken des Reformwerks gegen die rückschrittliche Strömung zu sichern und fortzuführen. Unter seinem Nachfolger von Puttkamer aber wurde eine Revision angestrebt und theilweise durchgeführt, welche vielfach die Grundlagen der durch die freisinnige Gesetzgebung geschaffenen Selbstverwaltung und Rechtssicherheit bedrohte. — Mit der organisatorischen Thätigkeit in dem preußischen Staatswesen ging der **Ausbau der Reichsgesetzgebung** Hand in Hand. Das Gesetz über
Febr. 1875. die bürgerliche Eheschließung wurde auf das gesammte Reichsgebiet ausgedehnt. Die Münzreform mit Goldwährung schuf ein einheitliches Geldsystem für alle deutschen Länder als Gegengewicht gegen das lateinische Münzsystem der südlichen und westlichen
5. März. Staaten. Ein Gesetz bestimmte die Abtretung der preußischen Bank an das deutsche Reich und die Errichtung von Zweiganstalten der Reichsbank an geeigneten Orten. Die
17. Juni. Bildung eines Landesausschusses für Elsaß-Lothringen mit berathender Stimme über innere legislatorische und administrative Landesangelegenheiten sollte eine Annäherung des linksrheinischen Reichslandes an die übrigen Glieder des föderativen Staatskörpers

anbahnen, eine „Abschlagszahlung auf Wohlverhalten". Zwei Jahre später wurde, nachdem der persönliche Besuch des Kaisers in Straßburg und Elsaß (2. Mai 1877) mit großer Theilnahme von Seiten der Bevölkerung aufgenommen worden, der Landesausschuß mit weiteren Befugnissen ausgestattet und zugleich die Rückwanderung der „Optanten" erleichtert. — Die Enthüllung und Einweihung des Hermann-Denkmals auf der Grotenburg im Teutoburger Wald im Beisein des Kaisers war, sowie zwei 16. Aug. 1875.
Jahre später die Grundsteinlegung zu dem großen Germania-Denkmal auf dem Niederwald, noch ein Nachklang der patriotischen Begeisterung vom Jahre 1870/71. — 16. Sept. 1877.
Von besonderer Wichtigkeit für den Ausbau und die Selbständigkeit der Reichsverfassung war die in der Herbstsession des Reichstags bei Gelegenheit der Budgetberathung zur Nov. u. Dec. 1875.
Verhandlung gebrachte Frage über die Nothwendigkeit einer Steuerreform, welche das Reich durch Vermehrung seiner eigenen Einnahmen aus Zöllen und indirekten Verbrauchssteuern unabhängig von den Matricularbeiträgen der Einzelstaaten stellt, und eines selbständigen collegialisch organisirten Reichsministeriums. Schon vor der Einberufung der Reichsboten schwirrten allerlei Gerüchte durch die Luft von einer „conservativen Umkehr" auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen und socialen Gesetzgebung, daher waren die Gemüther von einer sorglichen Stimmung ergriffen. Diese verzog sich allmählich, als die Regierung mit zurückhaltender Mäßigung auftrat. Die beiden Fragen sind von zu großer Tragweite, die eine hat eine zu tief einschneidende organisatorische Umgestaltung der bestehenden Reichsinstitute, die andere einen zu fühlbaren Eingriff in die wirthschaftlichen Verhältnisse zur Voraussetzung, als daß sie beim ersten Anlauf zum Austrag hätten gebracht werden können. Allein gerade um ihrer hohen Bedeutung willen werden diese Bestrebungen in ihren wesentlichsten Grundbestandtheilen nicht mehr aus der Welt geschafft werden. Die Steuer-, Zoll- und Finanzreform des Reichs, die bei der fortdauernden Calamität auf wirthschaftlichem Gebiete, bei der Stockung und Zerfahrenheit im Industrie- und Handelsleben zur brennenden Frage geworden war, sowie die Umwandlung des reichskanzlerischen Regiments mit untergeordneten Fachbehörden in ein mehr dem Constitutionalismus entsprechendes System mit selbständigen verantwortlichen Ministerien, blieb fortan der Gegenstand des höchsten Interesses der Reichsversammlung wie in der publicistischen Presse. Die Reichssteuerreform wollte der Reichskanzler auf die Erhöhung einiger Konsumtionsabgaben gründen, namentlich auf eine Steigerung des Zolls und der Steuer für Tabak, da er für seine Lieblingsidee, das Tabaksmonopol, einen gefügigen Reichstag noch nicht gefunden hat. Bei seiner Beschäftigung mit Steuerprojecten ist Fürst Bismarck zugleich immer tiefer in das schutzzöllnerische Fahrwasser gerathen, eine wirthschaftspolitische Richtung, die schon seit dem Rücktritt des hochverdienten Reichskanzleramtspräsidenten Delbrück, sowie seit dem Abschied des Finanzministers Camphausen immer mehr die Oberhand in den Regierungskreisen über die bisherige gemäßigt freihändlerische Politik gewann und mit ihrer Entfesselung eines leidenschaftlichen Interessenkampfes eine Bewegung erzeugte, deren Ausgang noch nicht abzusehen ist. Ein anderes geniales, aber ungemein umwälzendes Project warf Fürst Bismarck in die Welt mit dem Vorschlag der Erwerbung sämmtlicher Staats- und Privateisenbahnen für das Reich. Gereizt durch die Wahrnehmung, daß das auf Grund der Verfassung eingeführte Reichseisenbahnamt, welches sämmtliche Staats- und Privatbahnen der Oberaufsicht des Reichs unterstellen sollte, durch das egoistische und particularistische Sonderinteresse der einzelnen Regierungen und Gesellschaften den beabsichtigten Zweck einer einheitlichen Verwaltung und gleichmäßiger Fahr- und Frachtpreiseordnung sehr mangelhaft erreichte, und daß selbst ein Reichseisenbahngesetz einem bis jetzt nicht überwundenen Widerstand begegnete, warf Fürst Bismarck die zündende Idee hin, die einen wahren Sturm, theils der Zustimmung, mehr aber noch des Widerspruchs in der ganzen Nation erregte. Die Mittelstaaten, die dadurch abermals ein werthvolles Stück ihrer Souveränetät gefährdet sahen, verhielten sich ablehnend; aber in Preußen selbst wurde durch beide Häuser des Landtages das Staatsministerium ermächtigt, die Uebertragung der Staatseisenbahnen März 1876.
an das Reich einzuleiten und zu gelegener Zeit auszuführen. Indessen trat das Reichseisenbahnproject mit der Zeit in den Hintergrund. Aus Angst vor diesem

gewaltigen Plan haben sich seitdem die größeren Bundesstaaten durch „Verstaatlichung" der Privatbahnen in den Besitz ihres Eisenbahnnetzes gesetzt, und auch in Preußen selbst ist die Reichseisenbahnidee zurückgetreten hinter das Streben, alle bedeutenden Linien in Staatsbahnen zu verwandeln, ein Streben, das durch die großen Bahnankäufe aus der Landtagssession 1879/80 einen mächtigen Schritt vorwärts gethan hat und jetzt nahezu vollendet ist. — Der „Fall Duchesne", das feindselige Auftreten des Grafen Arnim (§. 1270), der sich vor dem Urtheilsspruch der Appellationsinstanz nach dem Auslande begeben und von der Schweiz aus die heftige Flugschrift „Pro Nihilo" gegen die Politik und den Charakter des Fürsten Bismarck geschleudert hatte, die leidenschaftlichen Angriffe und Lästerungen der „Hetzkapläne" und klerikalen Fanatiker, sowie die immer rücksichtsloser hervortretenden Umsturztendenzen der Socialdemokraten machten es fühlbar, daß das deutsche Strafgesetzbuch empfindliche Lücken habe und einer Ergänzung bedürfe. „Zwischen dem 1. Januar 1871," ließ sich der
3. Decbr. 1875. Justizminister Leonhardt im Reichstag vernehmen, „und dem heutigen Tage liegen große sociale und kirchenpolitische Wirren der gefährlichsten Art; die Rohheit, die physische wie die moralische, ist gewachsen; gesunken ist die Achtung vor der Autorität der öffentlichen Gewalt; gesunken ist der Sinn für öffentliche Ordnung und Rechtssitte." Er brachte daher eine Gesetznovelle vor den Reichstag, durch welche eine Reihe Mängel und Uebelstände des Strafgesetzbuches beseitigt, die staatlichen und sittlichen Institutionen sowie die obrigkeitlichen Organe gegen feindliche Angriffe geschützt werden sollten. Allein die Besorgniß, die beantragten Strafbestimmungen, besonders die gegen Ausschreitungen der Preß- und Redefreiheit gerichteten, die man wegen ihrer Dehnbarkeit und Vieldeutigkeit als „Kautschukartikel" bezeichnete, möchten eine neue Reactionspolitik herbeiführen, erzeugte eine so starke Opposition in der Versammlung, daß die Vorschläge der Regierung nur theilweise und mit erheblichen Abschwächungen und Verwahrungen durchgeführt werden konnten. Erst die erschütternden Ereignisse im Frühjahr 1878, von denen später die Rede sein wird, ließen die Nothwendigkeit erkennen, den Staat und die Gesellschaft gegen die „allzugroße Milde des Strafgesetzbuches" zu schützen.
4. Febr. 1876. Der sogenannte „Kanzelparagraph", der zu Anfang des nächsten Jahres angenommen wurde, war nur eine Ergänzung der Maigesetze und stärkte die Regierungsgewalt gegenüber den ultramontanen Agitationen, wie denn überhaupt der „Culturkampf" allmählich in gemäßigtere Bahnen einlenkte, als die Klerikalen erkannten, daß der Staat entschlossen sei, seine Rechte und seine Autorität energisch zu wahren. — Ein gewaltiger Schritt im Ausbau und in der Consolidirung des Reichs geschah in der zweiten Hälfte des Jahres 1876 durch die großen Justizgesetze über eine gemeinsame Gerichts- und Prozeßordnung, ein Werk, an dem durch den Bundesrath und die große Justizgesetzcommission des Reichstags monatelang mit dem hingebendsten Fleiße gearbeitet worden war. Die Entwürfe des Bundesraths stießen im Reichstage in vielen Punkten auf heftigen Widerspruch, so daß, als nach langen ernsten Debatten keine der beiden Körperschaften in mehreren wichtigen Bestimmungen, namentlich über das Strafverfahren bei Preßprozessen, nachgeben wollte, die ganze mühevolle Arbeit fruchtlos zu zerrinnen
Nov. u. Dec. 1876. drohte. Erst in der dritten Lesung wurde, hauptsächlich durch die patriotische Bemühung der nationalliberalen Partei, nach eingehenden Verhandlungen durch gegenseitige Concessionen ein Compromiß geschlossen, welches die Durchführung des für die nationale Einheit so bedeutsamen Werkes ermöglichte. Dabei war nur zu beklagen, daß die beiden liberalen Parteien, die Fortschrittsmänner und die Nationalliberalen, in bitterem Hader auseinander gingen, ein Bruch, der den conservativen und rechtsfeindlichen
20. Jan. 1877. Fractionen zum Vortheil gereichte, wie die neuen Reichstagswahlen kund gaben. Doch
März 1877. bildete die nationalliberale Partei noch immer die stärkste Fraction des Reichstags. In Ergänzung der Reichsjustizgesetze wurde in der nächsten Session der Beschluß gefaßt, daß das künftige Reichsgericht seinen Sitz in Leipzig haben sollte, ein Triumph der particularistischen Tendenzen im Bundesrath, im Verein mit einer liberalen Strömung im Reichstag, welche von der Niedersetzung des Gerichts in Berlin eine Gefährdung seiner Unabhängigkeit befürchtete. — Auch der evangelisch-protestantischen Kirche blieben innere Conflicte und dogmatische Gegensätze nicht erspart. Am 24. No-

vember wurde die im Laufe des Jahres durch die Provinzial-Synoden vorbereitete (§. 1268) außerordentliche General-Synode der evangelischen Landeskirche der acht alten Provinzen Preußens im Sitzungssaale des Herrenhauses durch den Präsidenten des Oberkirchenraths Herrmann im Namen des Königs, als des Trägers der Kirchengewalt, eröffnet. Nach eingehenden mehrwöchigen Verhandlungen gelangte die Verhandlung zur Lösung ihrer Aufgabe: die Vereinbarung einer „Synodal-ordnung", welche der evangelischen Landeskirche Preußens eine auf dem Grundsatze der Selbstbestimmung aufgebaute Repräsentativ-Verfassung verlieh. Ihren Abschluß erhielt die das Ganze der Landeskirche zusammenfassende General-Synodalordnung im folgenden Jahre durch die Bestätigung des Königs und durch die Zustimmung der beiden Häuser des Landtages in Beziehung auf den Staat und die Behörden. Aber die Orthodoxen wollten sich mit dem liberalen Geiste in der evangelischen Landeskirche nicht befreunden. Die strenggläubige Partei, als deren Haupt der Präsident des Brandenburger Consistoriums Emanuel Hegel, zweiter Sohn des Philosophen, angesehen werden konnte, klagte über „Entchristlichung des Volkes" durch die bürgerliche Standesbuchführung und obligatorische Civilehe, in Folge deren in den größeren Städten die Unterlassungen von kirchlichen Trauungen, ja von Taufen immer häufiger würden, über das Uebergewicht der Laien in den Synoden, über die staatliche Zulassung von Simultanschulen. Sie suchte durch Gegenbestrebungen die freiere Richtung vom Pfarramt und von den Lehrstühlen fern zu halten und in Verbindung mit der conservativen Partei dem Liberalismus in der Kirche wie in der Politik den Weg zu verschließen. Die Gegensätze schärften sich derart, daß ein Zusammenwirken der Präsidenten des Oberkirchenraths und des Brandenburger Consistoriums nicht länger möglich schien. Mehrere Vorfälle, in welchen die Strenggläubigen die Wirkungen der im Oberkirchenrath herrschenden freieren Ansichten zu erkennen vermeinten, bewogen Hegel ein Entlassungsgesuch einzureichen. Auf einer Berliner Kreissynode war die Beseitigung des obligatorischen Gebrauches des apostolischen Glaubensbekenntnisses in Anregung gekommen. Der Prediger Hoßbach aus der Schleiermacher'schen Schule wurde trotz einer von den Strenggläubigen für unkirchlich erklärten Kanzelrede zum Hauptpastor der Jacobigemeinde gewählt. Allein der Kaiser wollte einen Beamten nicht missen, „dessen Festhalten am strengen Glauben bekannt sei". Eben so wenig aber wollte er in die von Herrmann erbetene Entlassung willigen, einen Mann von seltener Arbeitskraft und juristischer Verstandesschärfe verlieren, der gleichfalls auf dem positiven Boden des Christenthums stand, wenn auch gemäßigter und weitherziger, und der das ganze Vertrauen des Cultusministers Falk genoß. Herrmann wurde daher zum Wirklichen Geheimerath mit dem Titel Excellenz ernannt und bewogen, noch länger im Amt zu bleiben. Aber die orthodoxe Strömung gewann in den hohen Kreisen immer mehr Boden: auf Grund eines Protestes, den einige Glieder der Jacobigemeinde auf Anregung eines strenggläubigen Predigers einreichten, wurde die Wahl Hoßbachs nicht bestätigt. Im September las man in der evangelisch-conservativen Presse, der Kaiser habe im Schloß Benrath am Rhein einer Deputation strenggläubiger Geistlichen seine Zustimmung zu ihren Bestrebungen ausgesprochen und dabei ein mißbilligendes Urtheil gefällt über die neue Kirchenverfassung, welche dem religiösen Liberalismus Vorschub leiste. Aus solchen Anzeichen glaubte der Oberkirchenraths-Präsident Herrmann folgern zu müssen, daß es ihm nicht gelingen würde, die verschiedenen evangelischen Parteien in den gesetzlich gegebenen Schranken der jungen Synodalverfassung zusammenzuhalten. Er reichte daher gleichfalls ein Gesuch um Entlassung aus seinem Amte ein. Allein der Kaiser hielt mit seiner Einwilligung zurück. Er gewährte dem Präsidenten der höchsten Kirchenbehörde einen längeren Urlaub. Erst als der kirchliche Positivismus in den hohen Gesellschaftskreisen immer mehr Boden gewann und im nächsten Jahr die erhaltenden und rückläufigen Tendenzen auf staatlichem und kirchlichem Gebiete schärfer sich hervorthaten, erhielt Herrmann seine Entlassung in ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste. Sein großes Werk, die Synodalordnung, blieb jedoch unverändert in Geltung, auch als der Oberkirchenrath durch zwei Glieder aus dem Kreise der Hofgeistlichkeit verstärkt wurde.

Margin notes: 24. Nov. 1875. — 20. Jan. 1876. — 9. 24. Mai. — Juni 1877. — Dec. 1877.

§. 1292. **Stellung des Reichs zum Auslande.** Der Ruf nach einem Revanchekrieg trat in den ersten Monaten des Jahres 1875 wieder lauter hervor. Das Dreikaiserbündniß vom September 1872 (§. 1259) war in den Augen der Franzosen eine Erneuerung der heil. Allianz, der man durch eine Vermehrung der militärischen Streitkräfte begegnen zu müssen glaubte. Wie sehr die Berliner Regierung sich Mühe gab, jeden Verdacht kriegerischer Absichten zu zerstreuen, die bedeutenden Pferdeaufkäufe
12. März 1875. von Seiten Frankreichs, das französische „Cadresgesetz", welches durch Verstärkung der Regimenter den Bestand der Gesammtkriegsmacht um 144,000 Mann erhöhte, und eine Vorkehrung, wodurch die Mobilmachung des aktiven Heers rascher als bisher ins Werk gesetzt werden konnte, waren bedenkliche Symptome. In den Blättern wurde die Frage erörtert: „Ist der Krieg in Sicht?" Die deutsche Regierung war auf ihrer Hut. Sie erließ zunächst ein Verbot der Pferdeausfuhr und entwickelte nach allen Seiten hin eine solche Wachsamkeit, daß die drohenden Wolken sich verzogen.
10–13. Mai 1875. Nicht wenig mag dazu Kaiser Alexander beigetragen haben, der auf seiner Durchreise nach Ems mit Gortschakow drei Tage in Berlin verweilte und für Erhaltung des Friedens in Europa wirkte. Wenigstens verstummte das Kriegsgeschrei der französischen Blätter und in Paris suchte man dem militärischen Organisationswerk jeden drohenden Charakter zu benehmen. Die Art indessen, wie der russische Staatskanzler die pacificatorischen Dienste des Zarenreichs bei dieser Gelegenheit kund gab, war nicht taktvoll und erregte in Berlin einige Verstimmung. Die Zusammenkunft des russischen und deutschen Kaisers in Berlin konnte als Gegenstück gelten zu der vorausgegangenen
5. 6. April. Zusammenkunft des österreichischen Monarchen mit dem König von Italien. Bei Gelegenheit einer Reise nach Dalmatien machte nämlich Franz Joseph dem König Victor Emanuel einen Gegenbesuch in Venedig. Dieser Monarchenconferenz wollte man den Plan einer katholischen Liga unterlegen, in welcher Oesterreich, Italien und Frankreich unter der Aegide des Papstes sich zu einer gemeinsamen Politik vereinigen sollten, daher auch die anfangs in Aussicht gestellte italienische Reise des Kaisers Wilhelm unterblieb. Gern hätte England unter der Maske einer „Friedensmediation" der, wie man in London behauptete, mit Unrecht verdächtigten und bedrohten Republik sowie den befreundeten Staaten Italien und Oesterreich die Hand gereicht, um das Dreikaiserbündniß zu Fall zu bringen; aber weder Bismarck noch Andrassy ließen sich durch die Sirenenstimmen verlocken. Man hörte die Meinung äußern, daß Graf Beust, der österreichische Botschafter in London, bei diesen diplomatischen Schachzügen die Hand im Spiele habe. Seine spätere Versetzung nach Paris in dieselbe wichtige Amtssphäre konnte daher nicht verfehlen in Berlin neues Mißtrauen zu erwecken. Man glaubte darin ein Zeichen zu erkennen, daß der Einfluß Andrassy's im Schwinden begriffen sei und eine Annäherung des östlichen Doppelreiches an Frankreich beabsichtigt werde. Dies würde denn auch die Auflösung des Dreikaiserbündnisses zur Folge haben, da die Antipathie des zu Intriguen geneigten österreichischen Staatsmannes aus Sachsen gegen das Reich und den Reichskanzler im Laufe der Jahre sich nicht vermindert zu haben scheint.
April 1875. Die nachträgliche Reise des kronprinzlichen Paares nach Italien und noch mehr die Kaiserfahrt Wilhelms nach Mailand, die an die alten Römerzüge der deutschen Imperatoren errinnerte und mit prachtvollen Festlichkeiten in der alten Longobardenstadt
18–23. Oct. 1875. gefeiert ward, verscheuchte die letzten Schatten, die das bisherige Freundschaftsverhältniß der beiden Staaten zu verdüstern drohten. Die italienische Presse faßte die Zusammenkunft der beiden Monarchen als Beweis auf, „daß nicht die Raçe die Grundlage einer andauernden Freundschaft sei, sondern gemeinschaftliche Interessen und gemeinschaftlicher Kampf für die Ideen des Fortschritts." Das Volk jubelte dem „Kaiser Weißbart" entgegen; und es zeugt von dem Eindruck, den die Zusammenkunft des ersten deutschen Kaisers und des ersten Königs des politisch-geeinten Italiens hervorbrachte, daß beide Monarchen auf dem großen Rathhaussaale zu Mailand die Thatsache ihres Besuches durch eigene Unterschrift „zum ewigen Gedächtniß" beurkundeten. Die Mehrheit des italienischen Volkes hat es nicht vergessen, daß es die geachtete politische Stellung, welche das Königreich unter den Nationen Europa's einnimmt, zum guten Theil dem Bunde mit Deutschland dankt und daß die Sicherheit, welche diese

Allianz der apenninischen Halbinsel gewährt, die Regierung in Rom in Stand setzt, den Ausbau des Verfassungswerks zu vollenden, sich die Güter des modernen Staates auf dem Gebiete der Cultur, der Finanz- und Volkswirthschaft, des Rechtslebens anzueignen und die in Unteritalien und Sicilien noch vielfach gefährdete Sicherheit durch energische Maßregeln zu wahren. Wurzelte doch in beiden Culturländern die Entfaltung des nationalen Lebens in derselben weltgeschichtlichen Wendung der europäischen Völkergeschicke. Der italienische Klerus war zurückhaltend. Der Erzbischof von Mailand lehnte die Einladung des Königs zum Galadiner ab. Auch in Oesterreich war der Einfluß Andrassy's stark genug, die in den höheren Gesellschaftskreisen immer noch herrschende Antipathie gegen Preußen und das deutsche Reich niederzuhalten. Als der Erzherzog Johann Salvator von Toscana in einer Broschüre vor den gefährlichen „Expansivbestrebungen" Deutschlands warnte und eine Verstärkung der militärischen Kräfte Oesterreichs empfahl, erlitt er eine Strafversetzung. Erzherzog **Albrecht**, welcher bisher für den leitenden Geist der antipreußischen Camarilla gegolten, begab sich zu den Herbstmanövern nach Schlesien, woraus man auf eine Annäherung an Deutschland schließen zu dürfen glaubte. Auch die vorausgegangene Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph mit dem Zaren Alexander in Eger wurde als ein Zeichen Juni 1875. gedeutet, daß man das Dreikaiserbündniß festzuhalten gedenke. Die Verwickelungen im Oriente, die wir an einem andern Orte kennen lernen werden, machten ein Zusammengehen Deutschlands und Oesterreichs zur Erhaltung des Friedens in den Donau- und Balkanländern für beide Staaten rathsam, daher denn auch in den zwei folgenden Jahren, trotz der einschneidenden Differenzen über die Erneuerung des Handelsvertrags, die beiden Reichskanzler Bismarck und Andrassy in der auswärtigen Politik gleiche Wege wandelten. Das gute Einvernehmen zwischen den beiden Nachbar- 11. Oct. 1878, mächten fand seinen Ausdruck in einem Vertrag, wodurch die Schlußbestimmung des ratificirt 11. Jan. Artikels 5 des Prager Friedens, welche eine Abtrennung gewisser Districte in Nord- 1879. schleswig an Dänemark vorbehielt, aufgehoben und damit ein Stoff für stets wiederkehrende Verwickelungen hinweggeräumt wurde. Auch mit Frankreich blieb man in friedlichem Einvernehmen. Wenn die Verstärkung der Garnisonen in Elsaß-Lothringen und die Rede Moltke's bei Gelegenheit einer Erhöhung des Militäretats zur Ver- 24. April 1877. mehrung der Hauptmannstellen einiges Mißtrauen in Paris erregten, so waren dies vorübergehende Wolken.

§. 1293. **Kanzlerkrisis. Attentate. Auflösung des Reichstags. Socialistengesetz.** Die zurückhaltende Politik des Reichskanzlers Bismarck in der orientalischen Frage trug wesentlich bei, daß Deutschland und das westliche Europa von der Kriegsfackel verschont blieb. Um so größer war die Beunruhigung des deutschen Volkes, als der Fürst im Frühjahr 1877 von Neuem seinen Entschluß aussprach, sich 29. März 1877. von den Staatsgeschäften zurückzuziehen, da seine Arbeitskraft erschöpft sei und er der Ruhe bedürfe. Zwistigkeiten mit General von **Stosch**, dem Chef der Admiralität und dessen Erhaltung im Amte durch den Kaiser, waren wohl neben andern „Frictionen" die nächste Veranlassung. Der Reichskanzler schloß daraus, daß er nicht mehr die unbedingte Fülle des Vertrauens bei dem Monarchen besitze. Doch auch diesmal wurde ein Ausweg gefunden, den wirklichen Rücktritt zu verhindern. Der Kaiser ertheilte dem Reichskanzler einen Urlaub von unbestimmter Dauer, während welcher Zeit er in inneren Angelegenheiten durch den Präsidenten des Reichskanzleramtes **Hofmann**, in auswärtigen durch den Staatsminister von **Bülow** vertreten werden sollte; doch blieb ihm auch während des Urlaubs die verantwortliche Gegenzeichnung der kaiserlichen Erlasse vorbehalten. Aber trotz dieser Auskunft kam die Nation das ganze Jahr über aus den Besorgnissen über die „latente Kanzlerkrisis" und die unsichere Stellung der Regierung zum Reichstag und preußischen Landtag nicht heraus. Auch die Hoffnungen, die man in den liberalen Kreisen auf die Berufung **Bennigsens** nach Varzin setzte, Ende Dec. 1877. gingen nicht in Erfüllung. Die mehrtägigen Besprechungen des Kanzlers und des vieljährigen Leiters der nationalen Partei in den Weihnachtstagen über ein Programm für die innere deutsche und preußische Politik gelangten zu keinem übereinstimmenden Ergebniß. Der Kernpunkt der Verhandlungen scheint die Bildung eines parlamenta-

rischen, liberalen Ministeriums gewesen zu sein, sowie ferner die „constitutionellen Garantien", welche für den Fall einer Vermehrung der indirekten Reichssteuern im Interesse des ungeschmälerten Budgetrechts der Volksvertretung zu gewähren seien. Insbesondere konnte auch über die wirthschaftlichen Projecte der Steuer- und Zollreform und das Tabaksmonopol eine Verständigung zwischen dem Reichskanzler und den nationalliberalen Parteiführern nicht erzielt werden. Eine Entfremdung von den Liberalen und eine Annäherung an die Conservativen war für den Reichskanzler die Folge des gescheiterten Gedankens, eine oder die andere Autorität der Nationalliberalen in die Regierung zu berufen. Die Unsicherheit der politischen Situation und Stimmung wurde nicht ver-
5. Jan. 1878. mindert, als ein Gesetzentwurf, betreffend „die Stellvertretung des Reichskanzlers", beim Bundesrath eingebracht wurde, kraft dessen von dem Kaiser, auf Vorschlag des Reichskanzlers, ein oder mehrere Stellvertreter ernannt werden können zur Besorgung der Geschäfte und zur verantwortlichen Gegenzeichnung kaiserlicher Anordnungen für den Fall, daß der Kanzler selbst behindert wäre, seinen amtlichen Ob-
Gesetz vom 17. März 1878. liegenheiten persönlich nachzukommen. Nach der Annahme des Gesetzes durch Bundesrath und Reichstag wurde Graf Otto Stolberg, bisher Botschafter in Wien, zum Vicepräsidenten des Staatsministeriums und Vicekanzler des Reichs ernannt. Der gleichzeitige Wechsel in mehreren Ministerien, die Ernennungen des Grafen Botho zu Eulenburg für das Innere an Stelle seines älteren Namensvetters, des bisherigen Oberbürgermeisters Hobrecht zum Finanzminister statt Camphausens und des Unterstaatssecretärs Maybach für Handel und Gewerbe an Achenbach's Stelle konnten nicht verfehlen, die Gemüther in Erregung zu setzen. Die tiefen Schäden auf wirthschaftlichem Gebiet, Stockungen im Industrie- und Verkehrsleben, Zahlungseinstellungen in der Kaufmannswelt mehrten die Beklemmungen. Inmitten dieser gespannten und trüben Situation wurde die deutsche Nation durch ein entsetzliches Ereigniß, einen Mordversuch auf den einundachtzigjährigen deutschen Kaiser, in Angst und Schrecken gesetzt vor einem Feinde, der aus den Tiefen der Gesellschaft allmählich zu einer dämonischen Schreckgestalt herangewachsen war, vor der revolutionären, social-
11. Mai 1878. demokratischen Bewegung (§§. 1016, 1137 c). Als Kaiser Wilhelm an einem Mainachmittage mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, eine Ausfahrt machte, wurden von einem Klempnergesellen aus Leipzig, Namens Hödel, Colporteur socialdemokratischer Schriften und Zeitungsblätter, „Unter den Linden" zwei Schüsse nach dem Wagen gefeuert, doch glücklicher Weise ohne zu treffen. Die Frevelthat war das Werk eines verkommenen jungen Menschen, der sich in einem sitten- und zuchtlosen Strolchenleben herumgetrieben und, wie es scheint, das Verbrechen ohne Mitschuldige aus eigenem Antrieb begangen hatte, aber sie war der Ausfluß der revolutionär-socialistischen Zeitkrankheit, die sich epidemisch fortgepflanzt und immer weitere Kreise ergriffen hatte. Auf die Kunde von dem Vorfall ließ Fürst Bismarck, in Friedrichsruh weilend, den Entwurf eines Ausnahmegesetzes zur Stärkung der Regierungen gegen revolutionäre Vereine und Agitationen ausarbeiten und nach Zustimmung des Bundesraths dem gerade versammelten Reichstage vorlegen. Allein der allzu eilig zusammengestellte Entwurf, der eine große Partei und Bewegung unter ein Ausnahmerecht stellen wollte, fand bei der Mehrheit der Reichsversammlung keine Billigung und wurde abgelehnt.
24. Mai 1878. Als Grund zur Ablehnung wurde geltend gemacht: „daß die Regierungen den Ausschreitungen der Socialdemokratie zunächst mit einer stetig strengen Anwendung der bestehenden Gesetze kräftig entgegentreten und dann, falls sie dabei Lücken in der Gesetzgebung über Vereine, Versammlungen oder über die Presse entdecken sollten, in einer nächsten, nöthigenfalls außerordentlich zu berufenden Session, deren Ausfüllung beantragen möchten." Noch verkannte man die Höhe des Nothstandes und konnte sich mit dem Gedanken eines Ausnahmegesetzes nicht befreunden. Kaum war der Reichstag geschlossen, als zwei neue Schreckensbotschaften das deutsche Volk erschütterten — der Untergang
31. Mai 1878. des neuen, mächtigen Panzerschiffes „Großer Kurfürst" nahe an der englischen Küste, wobei etwa 250 Matrosen und Seesoldaten den Tod in den Wellen fanden und
2. Juni. ein zweiter Mordanfall auf den Kaiser, gleichfalls „Unter den Linden", der eine Verwundung des Monarchen durch Schrotkörner an Gesicht, Schulter und Arm zur Folge

hatte. Der Urheber dieses zweiten Attentats, ein Dr. Nobiling, gehörte den gebildeten Ständen an und da er in Folge eines Selbstmordversuches in geistige Schwäche und Unzurechnungsfähigkeit verfiel und in dieser einige Zeit nachher starb, so ist nie klar zu Tage getreten, in wie weit die Frevelthat mit den socialdemokratischen Grundsätzen oder ihren Bekennern in Zusammenhang stand. Nur so viel ging aus den Verhören hervor, daß auch er sich in nihilistischen und socialdemokratischen Vorstellungskreisen bewegt hatte, wenn schon persönliche Eitelkeit und die Sucht, von sich sprechen zu machen, den Hauptantrieb zu der verbrecherischen That gegeben haben mögen. Da die Verwundungen, wenn auch zum Glück nicht lebensgefährlich, den Kaiser auf längere Zeit an das Krankenlager fesselten und ihn an der Vollziehung der nöthigen Unterschriften hinderten, so übertrug er dem Kronprinzen die volle „Stellvertretung in der obern Leitung der Regierungsgeschäfte". Obwohl nach der furchtbaren Erschütterung 4. Juni 1878. Deutschlands durch den zweiten Mordversuch auch von der damaligen Volksvertretung die Zustimmung zu Ausnahmsmaßregeln gegen die revolutionäre Agitation der Socialdemokraten zu erlangen gewesen wäre, so beschloß dennoch der Reichskanzler, bei dem Bundesrathe den Antrag auf Auflösung des Reichstags und Anordnung neuer Wahlen zu stellen. Er hoffte, daß bei der allgemeinen Entrüstung der Nation über die hochverrätherischen Verbrechen und über viele von tiefer Entsittlichung und Verwilderung der Gesinnungen zeugende Fälle roher Majestätsbeleidigung die auf den 30. Juli festgesetzten Neuwahlen die conservative Partei im Reichstage verstärken würden. Hatte es auch bisher die socialdemokratische Partei in der Reichsversammlung selbst nicht über zehn Mitglieder gebracht, so war doch bei allen Wahlen eine so große Stimmenzahl von Gesinnungsgenossen hervorgetreten, daß zu befürchten stand, bei dem allgemeinen Stimmrecht, bei der despotischen Parteidisciplin der Socialisten und bei der bewußten oder unbewußten Unterstützung von Seiten der particularistischen, klerikalen und reichsfeindlichen Elemente möchten immer mehr Leute von der Farbe der Bebel, Liebknecht, Hasselmann, Most u. A. zu Reichsboten gewählt werden. Die immer zügelloser auftretende Agitation gegen die Grundlagen unseres Cultur-, Wirthschafts- und Gesellschaftslebens forderte die Staatsgewalt dringend zu energischer Abwehr heraus. Die Auflösung wurde denn auch wirklich von dem Kronprinzen in Stell- 11. Juni. vertretung des Kaisers vollzogen. Um dieselbe Zeit als der europäische Friedenscongreß in den Prachträumen des neuen, ehemals Radziwill'schen Reichskanzlerpalais 13. Juni. in der Hauptstadt eröffnet ward, rüsteten sich in allen Reichslanden die verschiedenen Parteien zu den Wahlkämpfen. Die Zurückweisung der früheren Gesetzesvorlage gegen die Socialdemokratie durch die Parlamentsmehrheit diente der conservativen Presse aller Parteischattirungen zu Angriffen gegen die Nationalliberalen, deren Reihen denn auch bei den Neuwahlen nicht unerheblich gelichtet wurden. Doch waren die gegnerischen Agitationen, unterstützt von Flugschriften, Zeitungen, Versammlungen, Wahlbeeinflussungen und andern Mitteln, nicht vermögend, dem neuen Reichstag in der Grundstellung der Fractionen einen wesentlich und entscheidend veränderten Charakter zu verleihen, wenn auch die conservativen, klerikalen und particularistischen Gruppen um einige Mitglieder verstärkt wurden. Als der Reichstag seine Sitzungen wieder eröffnete, war die Genesung des Kaisers, Dank der sorgfältigen Pflege durch Gemahlin und Tochter und der eigenen kräftigen Natur, so weit fortgeschritten, daß er zur Kur nach Teplitz und Gastein reisen und den Nachsommer in Wilhelmshöhe, in Baden und am Rhein in seiner gewohnten Weise verbringen konnte. Während seiner Abwesenheit wurde Hödel, der während des ganzen Gerichtsverfahrens den frechen, leichtfertigen Charakter eines sittlich entarteten und verkommenen Menschen kund gegeben hatte, durch Richterspruch zum Tode verurtheilt und im Hofe des Zellengefängnisses zu Moabit enthauptet. Einige Wochen nachher starb Nobiling an Hirnvereiterung und Lungenlähmung. Mittlerweile 17. Aug. 1878. war der Reichstag zu einer außerordentlichen Session einberufen, um über den von 11. Sept. dem Bundesrathe mit mehr Reife und Ueberlegung ausgearbeiteten Gesetzentwurf gegen 9. Sept. die „Ausschreitungen der Socialdemokratie" Beschluß zu fassen. Es waren erregte Sitzungen, in welchen sowohl die aus 21 Mitgliedern zusammengesetzte Commission als die Plenarversammlung über die einzelnen Bestimmungen des Socialistengesetzes zu

Gericht saß, und manches scharfe Wort wurde in der leidenschaftlichen Gemüthsbewegung ausgesprochen. Denn wenn auch fast alle Fractionen bereit waren, der Regierung die zur Bekämpfung der socialdemokratischen Agitation und zur allmählichen Ausheilung der socialen Schäden dienlichen Mittel in die Hand zu geben, so wollte doch eine starke Minderheit nicht den Weg des Ausnahmegesetzes beschreiten und war von Mißtrauen und Besorgniß vor reactionären Eingriffen in die freiheitlichen Rechte und die politische Entwickelung der Nation erfüllt. Insbesondere kam es über die Beschränkung der Geltung des Gesetzes auf die kurze Probezeit von $2^1/_2$ Jahren, von welcher die Nationalliberalen ihre Zustimmung abhängig machten, und über die Zusammensetzung der „Beschwerdeinstanz" zu starken Meinungsverschiedenheiten. Die Regierung willigte endlich in die beschränkte Gültigkeitsdauer und in die Errichtung einer besondern Reichscommission, welche an Stelle des vorgeschlagenen Bundesrathsausschusses die Beschwerden und Berufungen gegen die Beschlagnahmen und Verbote der Polizeibehörden entgegennehmen und aus Bundesrathsmitgliedern und richterlichen Beamten bestehen sollte. Im Gesetz vom 21. Octbr. 1878. October wurde die außerordentliche Session geschlossen und das neue Gesetz verkündet. Aus der Menge von Zeitungen, Flug- und Zeitschriften, Broschüren und Büchern, die in rascher Folge verboten oder weggenommen, aus der großen Anzahl von Vereinen und Genossenschaften, welche auf Grund des neuen Gesetzes im ganzen Reiche geschlossen wurden, erkannte die Welt mit Erstaunen, wie weit die socialistische Verbrüderung verbreitet und wie mannichfaltig und zahlreich die Organe und Werkstätten waren, durch welche die Propaganda getrieben wurde. Die Ausführung des Gesetzes stieß auf keinen Widerstand; nur in Berlin und einigen anderen großen Städten glaubte man den schärfsten Paragraphen des neuen Gesetzes in Anwendung bringen, den sog. „kleinen Belagerungszustand" verhängen und eine Reihe von bekannten Agitatoren ausweisen 5. Decbr. zu müssen. Und doch waren die begeisterten Freudenbezeugungen der gesammten Bevölkerung, als der genesene Herrscher wieder nach Berlin zurückkehrte, so wie die freiwilligen Gaben, welche ganz Deutschland für die „Wilhelmsspende", eine Stiftung der Wohlthätigkeit, als Dankopfer für die Rettung darbrachte, der spontan hervortretende Ausdruck von der loyalen Gesinnung der Hauptstadt wie der Nation. Darauf übernahm der Kaiser wieder die Leitung der Regierungsgeschäfte im ganzen Umfang, dem Kronprinzen seinen Dank aussprechend, daß er mit so großer Hingebung im Sinne des Vaters bisher des hohen Herrscheramtes gewaltet. Bei Ablauf der „Probezeit" wurde die Gültigkeitsdauer des Socialistengesetzes vom Reichstage aufs neue verlängert. In nicht geringe Erregung wurde die öffentliche Meinung durch einen Gesetzentwurf, betreffend die „Strafgewalt des Reichstags über seine Mitglieder", versetzt, der eine Schutzwehr gegen oratorische Ausschreitungen der Abgeordneten errichten sollte, damit aber zugleich das unantastbare Palladium der parlamentarischen Redefreiheit zu gefährden drohte. Die Vorlage wurde vom Reichstag abgelehnt, ebenso ein später eingebrachter Gesetzentwurf über Verlängerung der Etats- und Legislaturperioden, worin man eine Verkürzung der budgetrechtlichen Befugnisse der Volksvertretung erkannte. — Auch in andern deutschen Bundesstaaten traten in den letzten Jahren in fürstlichen Häusern Ereignisse ein, die eine Erwähnung verdienen. Als Großherzog Friedrich von Baden, des Kaisers Schwiegersohn, am 29. April 1877 sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, gab sich im ganzen Lande eine aufrichtige, freudige Theilnahme kund für einen Fürsten, der stets so warm und eifrig für die nationale Entwickelung und einheitliche Gestaltung des deutschen Reiches gewirkt und mit treuer Pflichterfüllung den Ausbau constitutioneller Staats- und Rechtsinstitute gefördert hat. Eine Jubiläumsstiftung, durch freiwillige Beiträge gegründet, wird das Andenken an das freudige Ereigniß auch den künftigen Geschlechtern überliefern. — Am 12. Juni 1878 starb in Paris der ehemalige König von Hannover, Georg V., und wurde im Familienschloß zu Windsor beigesetzt. Sein Sohn Ernst August, der den Titel seines Großvaters vor der hannover'schen Thronbesteigung, Herzog von Cumberland, annahm, hielt auf Anregung der particularistischen Welfenpartei in einer öffentlichen Kundgebung seine „Ansprüche auf Hannover" aufrecht und weigerte sich somit, die neue Reichsordnung anzuerkennen. Auch sonst gab der hannover'sche Prätendent Beweise

seiner Feindschaft gegen das neue Deutschland, so z. B. bei der Duldung der welfischen Demonstrationen gelegentlich seiner Vermählung mit der Prinzessin Thyra von Dänemark. In Braunschweig vereinbarten daher Regierung und Stände ein Regentschaftsgesetz, kraft dessen nach dem Ableben des bejahrten, kinderlosen Herzogs Wilhelm die Regierung in provisorischer Weise fortgeführt werden könne, bis die Succession in endgültiger Weise geregelt sein würde. Die Braunschweiger wünschen, daß ihr Herzogthum in seiner dermaligen autonomen Stellung innerhalb des Reichsverbandes verbleibe, ohne weder dem hannover'schen Welfenthum ausgeliefert zu werden, noch in der preußischen Monarchie aufzugehen. — Am 13. Juni 1877 war Großherzog Ludwig III. von Hessen-Darmstadt mit Tod abgegangen und hatte zum Nachfolger seinen Neffen gleichen Namens, einen reichsfreundlichen, wohlmeinenden Herrn, der als Gemahl der Prinzessin Alice von England mit dem Kronprinzen von Preußen verschwägert war. Aber schon im nächsten Jahr wurde das großherzogliche Haus von schwerem Leid betroffen. Die ganze Familie erkrankte an der Diphtherie, einer Krankheit, die durch Berührung leicht übertragen wird. Der Großherzog selbst und die Kinder, mit Ausnahme des jüngsten Töchterchens Marie, wurden dem Leben erhalten. Dagegen erlag die Großherzogin Alice, nachdem sie alle die Ihrigen Tag und Nacht mit treuer Sorgfalt gepflegt, der tückischen Krankheit, eine Dame, die vor und während der Regierung ihres Gemahls sich allgemeine Liebe und Verehrung erworben hatte, sowohl wegen ihrer Bildung als wegen ihrer Hingebung für alle Werke der Mildthätigkeit und Menschenliebe, die sie in echter Humanität geübt hat, ohne die kirchlich-religiöse Ostentation, die so oft die Handlungen christlicher Philanthropie umschwebt. Die Großherzogin Alice war dieselbe hohe Frau, die sich als Kronprinzessin von Fr. David Strauß Vorträge über Voltaire halten ließ und zu allen Zeiten einen wißbegierigen, strebsamen Geist für Wahrheit und Wissenschaft kund gegeben hat. — In dem ehemaligen Kurfürstenthum Hessen-Cassel erlitten die Hoffnungen der Particularisten einen gewaltigen Stoß durch den am 6. Januar 1875 erfolgten Tod des Kurfürsten Friedrich Wilhelm auf seinem Schlosse bei Prag. Er starb unversöhnt mit Preußen und bis zu seinem Tode in agitatorischem Widerstand gegen die Besitznahme des Kurfürstenthums beharrend. — In Baiern wurde das siebenhundertjährige Fürstenjubiläum des Hauses Wittelsbach mit großen loyalen Festlichkeiten begangen, an denen in Erinnerung an die patriotische Haltung des Königs Ludwig in der kritischen Zeit ein Jahrzehnt vorher ganz Deutschland freundlichen Antheil nahm.

[Randnotizen: 15. Febr. 1879. — 14. Decbr. 1878. — Aug. 1880.]

§. 1293 b. Steuer- und Zollgesetzgebung. Elsaß-Lothringen. Justizreform. Die Steuer- und Zollfragen standen in der Geschichte der letzten Jahre in Deutschland außerordentlich weit im Vordergrund und haben die politischen Kreise andauernd in mächtiger Erregung gehalten. Gegen die gemäßigt-freihändlerische Zoll- und Handelspolitik, wie sie in der Delbrück-Camphausen'schen Aera geherrscht, hatte sich in industriellen Kreisen in den Zeiten geschäftlichen Niedergangs eine immer stärkere Opposition erhoben, welche Schutz der Erzeugnisse des heimischen Gewerbefleißes gegen die übermäßige Concurrenz des Auslandes verlangte und auch bei dem Reichskanzler und in der Volksvertretung wachsenden Anklang fand. Dem Rufe eines großen Theils der Industrie nach erhöhtem Zollschutz schloß sich die Landwirthschaft an. Es bildete sich ein industriell-agrarisches Bündniß zur Aenderung unserer Zollgesetzgebung im Sinne stärkeren Schutzes der „nationalen Arbeit“ in Gewerbe und Landwirthschaft. Die Regierung gab dieser Bewegung um so lieber Folge, als sich damit Gelegenheit bot, durch weitere Entwickelung der Finanzzölle eine wesentliche Vermehrung der Reichseinnahmen zu erlangen. War es doch schon lange der Plan des Kanzlers, das Reich finanziell unabhängig zu stellen, durch Erhöhung der Zölle und indirekten Steuern die wachsenden Bedürfnisse zu bestreiten, so daß die jährlich von den Einzelstaaten zu leistenden Matricularbeiträge beseitigt, ja aus den Ueberschüssen der Reichseinnahmen die Mittel zu Steuerreformen in den Einzelstaaten, zu Herabminderungen der direkten Staats- und Communalsteuern gewonnen werden könnten. Auf einer Conferenz zu Heidelberg verständigten sich die Finanzminister über die Grundzüge dieses Steuerprogramms. Zur Vorbereitung des neuen Zolltarifs wurde eine Commission unter dem

[Randnotiz: Aug. 1878.]

Vorsitz des hochschutzzöllnerischen Reichstagsabgeordneten und früheren würtembergischen Ministers von Varnbüler eingesetzt, und in einem das größte Aufsehen erregenden
15. Decbr. 1878. Schreiben an den Bundesrath stellte der Reichskanzler sehr weitgehende protectionistische Grundzüge für die neue Zollpolitik auf. Den handelspolitischen Umschwung kündigte die
12. Febr. 1879. Thronrede mit den Worten an: „Ich halte es für meine Pflicht, dahin zu wirken, daß wenigstens der deutsche Markt der nationalen Production insoweit erhalten werde, als dies mit unseren Gesammtinteressen verträglich ist, und daß demgemäß unsere Zollgesetzgebung den bewährten Grundsätzen wieder näher trete, auf welchen die gedeihliche Wirksamkeit des Zollvereins fast ein halbes Jahrhundert beruht hat, und welche in unserer Handelspolitik seit dem Jahre 1865 in wesentlichen Theilen verlassen worden sind. Ich vermag nicht zu erkennen, daß thatsächliche Erfolge dieser Wendung unserer Zollpolitik zur Seite gestanden haben." In dem neuen Zolltarifentwurf waren durchgängig im schutzzöllnerischen wie im finanziellen Interesse die bestehenden Eingangszölle ansehnlich erhöht, nur unentbehrliche, in Deutschland gar nicht oder ungenügend erzeugte Rohstoffe freigelassen, eine Reihe bestehender Finanzzölle, namentlich Kaffee, Thee, Wein, wesentlich gesteigert und eine Anzahl neuer Zölle, auf Eisen, Holz, Getreide, Vieh, eingeführt. Vor Allem die letzteren Zölle auf unentbehrliche Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände
Mai 1879. riefen den lebhaftesten Widerspruch hervor, der u. A. auf dem Berliner Städtetag einen mächtigen Ausdruck fand. Zugleich wurde ein Gesetzentwurf über eine ansehnliche Erhöhung der Tabaksteuer vorgelegt. Es zeigte sich bald, daß im Reichstage eine schutzzöllnerische Mehrheit vorhanden war. Allein in die wirthschaftliche Frage spielte mächtig die politische der constitutionellen Garantien hinein. Von liberaler Seite verlangte man, daß, wenn das Reich finanziell auf eigene Füße gestellt würde und die Matricularbeiträge in Wegfall kämen, für den Verzicht auf das in der Feststellung der letzteren enthaltene Maß von Steuerbewilligungsrecht ein Ersatz geboten würde, z. B. eine alljährliche Feststellung des Zollsatzes vom Kaffee und der Steuer auf Salz. Unter dieser Bedingung wäre mit nationalliberaler Hülfe die Zoll- und Steuerreform zu Stande zu bringen gewesen. Indessen begnügte sich die ultramontane „Centrumspartei" mit den „föderativen Garantien" des Abg. von Franckenstein, wonach derjenige Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer, welcher 130 Mill. im Jahr übersteigt, an die Einzelstaaten abgeführt werden muß. Damit wurden die Matricularbeiträge, die bisher nur als ein Provisorium und Nothbehelf dastanden, zu einer dauernden, normalen, gesetzlichen Einrichtung gemacht, eine Verkümmerung und Einschränkung der Reichsgewalt auf finanzpolitischem Gebiet. Auf dieser Grundlage wurde der Bund zwischen Conservativen und Centrum geschlossen und die particularistische Fortbildung des Reichsfinanzrechts
Zollgesetz vom 15. Juli 1879. erhielt die Zustimmung des Reichskanzlers. So kam der neue Zolltarif zu Stande. Zum erstenmal wurde ein großes Reformgesetz mit Hülfe des Centrums vereinbart. An Stelle der conservativ-nationalliberalen Mehrheit, von der bisher alle großen Schöpfungen der Reichsgesetzgebung getragen waren, trat zum erstenmal die conservativ-ultramontane Mehrheit, ein für die gesammte politische Lage sehr folgenschweres Ereigniß. Es war ein Zeichen der veränderten Situation, daß in diesen Tagen die Minister Falk, Hobrecht und Friedenthal zurücktraten, worauf das Staatsministerium in conservativerer Richtung durch die Minister von Puttkamer, Bitter und Lucius erneuert wurde. Kurz vorher hatte der Oberbürgermeister von Berlin, von Forckenbeck, sein Amt als Präsident des Reichstags niedergelegt, worauf der conservative Herr von Seydewitz an dessen Stelle gewählt wurde. Die Erwartung, daß mit den Zoll- und Steuerbewilligungen des Jahres 1879 sich eine eingreifende Reform und Entlastung in den Steuerverhältnissen der Einzelstaaten bewirken lassen werde, ist nur zum kleinen Theil in Erfüllung gegangen. Zwar konnten in Preußen die Klassensteuer ermäßigt und die zwei untersten Stufen ganz aufgehoben werden und auch in andern Staaten zeigte sich eine günstige finanzielle Rückwirkung, allein die Forderung einer weiteren Erhöhung der indirekten Reichssteuern zum Zwecke der Entlastung an direkten Staats- und Communalsteuern wurde auch jetzt nicht von der Tagesordnung abgesetzt. Indessen wurden die Vorschläge einer Wehrsteuer für die zum Militärdienst nicht herangezogenen Militärpflichtigen und einer Erhöhung der Brausteuer vom Reichstag abgelehnt; nur

eine Stempelabgabe auf gewisse Börsengeschäfte wurde in der Folge noch bewilligt. — Eine andere Errungenschaft der Reichstagssession von 1879 war die Erweiterung der staatlichen Selbständigkeit von Elsaß-Lothringen. Die Verwaltung der Reichslande, die bisher von dem Oberpräsidenten v. Möller eben so umsichtig als fest und gerecht geleitet worden, erfuhr eine Umgestaltung in der Art, daß ein im Namen des Kaisers in Straßburg residirender Statthalter mit einem eigenen Ministerium die vollziehende Gewalt üben und unter Mitwirkung eines Staatsraths Gesetze vorbereiten, die Landesvertretung (Landesausschuß) eine größere Erweiterung der Zahl und Competenz erhalten und im Bundesrathe ein eigener Vertreter mit berathender Stimme die Interessen des Reichslandes wahren sollte. Zum Statthalter wurde Feldmarschall Freiherr von Manteuffel ernannt, der seine Aufgabe dadurch am besten zu lösen glaubte, daß er den „nationalen" Gefühlen der Bevölkerung und auch den klerikalen Bestrebungen mit einer Politik der Versöhnung entgegenkam. Im Jahr 1881 wurde die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des elsaß-lothringischen Landesausschusses und die deutsche Geschäftssprache durch Reichsgesetz eingeführt. — Das Jahr 1879 führte endlich auch eine der werthvollsten nationalen Reformen ins Leben. Am 1. October traten die einheitliche deutsche Gerichtsverfassung und die neuen Prozeßordnungen in Kraft, so daß zu dem langerstrebten Ziel der deutschen Rechtseinheit jetzt nur noch die Herstellung eines gemeinsamen bürgerlichen Rechts fehlt, die ebenfalls in rüstiger Vorarbeit begriffen ist. Mit der Justizreform ist wieder ein gediegenes Fundament unserer nationalen Einheit in den Boden gesenkt. Kurze Zeit darauf schied der preußische Justizminister Leonhardt wegen andauernder Krankheit aus dem Amte, um im folgenden Jahre in seiner hannover'schen Heimat ins Grab zu steigen, ein um die Durchführung der deutschen Justizreform hochverdienter Mann. Sein Nachfolger war Dr. Friedberg.

§. 1293 c. Die neuesten preußischen Kirchengesetze. Der Cultusminister Falk, der unter dem Ansturm der rückschrittlichen Strömung sein System nicht länger aufrecht zu halten hoffen konnte, wurde der auf wirthschaftlichem Gebiete vollzogenen Annäherung des Reichskanzlers an die Ultramontanen zum Opfer gebracht. Noch selten hat ein Minister bei seinem Rücktritt vom Amt sich so sehr die Sympathien des Volkes unter allen Klassen zu erfreuen gehabt, wie der Begründer der weitherzigen Reformen auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens. Man ahnte, daß sein Abgang auch in Beziehung auf die inneren idealen Güter des Staatslebens der Anfang einer rückläufigen Strömung sein würde. In der evangelisch-orthodoxen August-Conferenz 1879. verspürte man schon mit Befriedigung den „wohlthätigen Hauch der Reaction", und wünschte, „daß Gott einen fröhlichen Fortgang geben möge". Als vollends im Spätherbst die erste ordentliche Generalsynode der preußischen Landeskirche abgehalten wurde, hatten die beiden orthodoxen Richtungen, die lutherisch Confessionellen und die „positiv Unirten", so sehr das Uebergewicht, daß Beschlüsse durchgesetzt werden konnten, durch welche die Kirchenverfassung in ihren Grundlagen erschüttert werden mußte; die Hofprediger beherrschten die Synode fast widerstandslos. So kam es zu Beschlüssen, durch welche die Civilstandsgesetzgebung des Reichs durchkreuzt, das Pfarrwahlrecht der Gemeinde zum bloßen Schein gemacht, die Kirchenzucht ausschließlich in die Hände des Pastors gelegt, die Simultanschule verurtheilt und jeder freieren Anschauung das Recht der Aeußerung nicht blos auf der Kanzel, sondern auch auf dem Katheder aberkannt wurde. Die Synode bedeutete den entschiedenen Sieg des Dogmatismus in der preußischen Landeskirche. Es zeigte sich bald, daß die Befürchtungen, die man auf liberaler Seite von dem Wechsel im Cultusministerium hegte, nicht unbegründet waren. Herr von Puttkamer schlug wesentlich andere Wege ein als sein Vorgänger Falk. Die Schulreformen wurden, wenn nicht rückgängig gemacht, so doch gehemmt, die Errichtung von Simultanschulen erschwert, die Reorganisation des Volksschulwesens zum Stillstand verurtheilt, der Falk'sche Unterrichtsgesetzentwurf zurückgeschoben. Und als im Jahr 1880 im preußischen Landtage eine Gesetzesvorlage eingebracht wurde, kraft deren es in die Gewalt der Regierung gestellt sein sollte, eine Reihe von Artikeln in den Maigesetzen in Anwendung zu bringen oder unausgeführt zu lassen, da konnte sich das liberale Deutschland der Sorge nicht entschlagen, daß damit „der Gang nach Canossa" eingeleitet

würde. Noch selten hat ein Gesetzentwurf so aufregende und einschneidende Debatten, Berathungen, Verhandlungen und Ausgleichungsversuche zwischen den Parteien hervorgerufen, wie die Vorlage über die discretionäre Gewalt der Regierung in den kirchenpolitischen Fragen des „Culturkampfes". Falk und seine Gesinnungsgenossen wollten schon in dem bloßen Einbringen einer solchen Vorlage, auch wenn sie zurückgewiesen würde, einen Mißgriff der Regierung erkennen, durch welchen das Ansehen des Staates gegenüber dem herrschsüchtigen Klerikalismus geschwächt und geschädigt würde; und als dennoch in die Berathung über die einzelnen Artikel eingetreten ward, strengten die Liberalen alle Kräfte an, von den maigesetzlichen Bestimmungen wenigstens die wichtigsten und folgenreichsten zu retten. Aber auch hier war Gefahr, es möchte sich eine conservativ-ultramontane Majorität bilden und den ganzen Gesetzentwurf, womöglich noch mit Verschlimmerungen, annehmen. Dies zu verhindern, war das Streben eines Theils der Liberalen unter Bennigsen's Führung, die an dem Zustandekommen eines Compromisses unter Beseitigung der bedenklichsten Bestimmungen der Vorlage arbeiteten. Und dies gelang ihnen auch. Die Hauptpunkte, wie die Rückberufung der von dem kirchlichen Gerichtshof abgesetzten und flüchtigen Bischöfe, die discretionäre Anwendung oder Sistirung der strafrechtlichen Bestimmungen der Maigesetze u. v. a., wurden ausgeschieden, der Rechtsschutz gegen Mißbrauch der kirchlichen Gewalt aufrecht erhalten und
Gesetz vom 14. Juli 1880. das Gesetz schließlich in einer sehr abgeschwächten und verwässerten Gestalt angenommen. Auf den Artikel von der Rückberufung der Bischöfe hatte man in den Hofkreisen das höchste Gewicht gelegt, damit bei der beabsichtigten Kirchenfeier zu Verherrlichung der Vollendung des Kölner Dombaues Kaiser und Erzbischof gemeinschaftlich und versöhnt zusammenwirken möchten. — Auch in Baden, wo seit September 1876 an Stelle Jolly's der Minister Turban die Regierung leitete, wurde der Versuch gemacht, durch
1881. Aufhebung des von der Freiburger Curie nicht anerkannten Examengesetzes für die Kandidaten der Theologie den Conflict zwischen Staat und Kirche auszugleichen. Auch hier wurde die Stimmung etwas friedfertiger, als nach des streitsüchtigen Kübel Tod Erzbischof Orbin die Leitung der Diöcese Freiburg übernahm. — Das Gesetz vom 14. Juli 1880 war, trotzdem es unter Widerspruch der Ultramontanen zu Stande gekommen und von denselben als gänzlich ungenügend bezeichnet wurde, nicht ohne wohlthätige Folgen für die katholische Kirche. In vielen erledigten Pfarreien konnte die Seelsorge und in den durch den Tod ihrer Inhaber erledigten Bisthümern durch Einsetzung neuer Oberhirten eine regelmäßige Diöcesanverwaltung wiederhergestellt, die Gehaltssperre aufgehoben werden. Die ultramontane Bewegung und Agitation ließ merklich nach in Folge des Entgegenkommens, das die Regierung bewies. Jetzt wurde auch die Vertretung Preußens beim Vatican wiederhergestellt und Herr von Schlözer, der bisherige Gesandte in Washington, mit der schwierigen Mission betraut, die Beziehungen zur Curie zu pflegen und weitere Unterhandlungen zu führen. Ein Theil der Bestimmungen des Kirchengesetzes von 1880 besaß nur bis Ende des Jahres 1881 Gültigkeit; sie waren gewissermaßen probeweise erlassen. Zu Anfang des Jahres 1882 legte daher der Cultusminister von Goßler, der Nachfolger des zum Minister des Innern ernannten Herrn von Puttkamer, dem Landtage ein anderes Gesetz vor, welches die abgelaufenen Bestimmungen erneuern und in verschiedener Richtung erweitern wollte. Dabei waren auch jetzt die „discretionären Vollmachten" beibehalten, eine „organische" Revision der Maigesetze abgelehnt, und auch dies Gesetz sollte in wesentlichen Bestimmungen nur für einen kurzen Zeitraum Gültigkeit haben. Wie das Gesetz von 1880 durch Conservative und Nationalliberale, so kam das von 1882 durch Conservative
Gesetz vom 31. Mai 1882. und Centrum nach langen parlamentarischen Kämpfen zu Stande. Die erloschenen „discretionären Vollmachten" des letzten Juligesetzes wurden danach auf einige Jahre erneuert, der berüchtigte Bischofsparagraph angenommen, das sog. Culturexamen (wissenschaftliche Staatsprüfung) abgeschafft oder sehr erheblich modificirt, das Institut der „Staatspfarrer" beseitigt. Ueber eine anderweite Regelung des Einspruchsrechtes und der Anzeigepflicht bei geistlichen Ernennungen kam man nicht zur Verständigung. Die Rückführung der abgesetzten Bischöfe ist trotz der Ermächtigung durch das Gesetz unterblieben. Den Ultramontanen aber schwoll bei der Friedenspolitik der Regierung der

Kamm immer mehr; so erregte z. B. das fanatische Auftreten des Bischofs Herzog von Breslau in der Frage der gemischten Ehen das peinlichste Aufsehen. Seitdem dauerten mit Unterbrechungen die Verhandlungen zwischen Regierung und Curie über die Beilegung des kirchenpolitischen Kampfes fort, ein neuer Briefwechsel zwischen Kaiser Decbr. 1882. und Papst erweckte die Hoffnung auf eine nahe Verständigung, allein es zeigte sich bald, Januar 1883. daß bei der Starrheit der römischen Curie und den wachsenden Ansprüchen des Ultramontanismus an einen ehrlichen Frieden noch nicht zu denken war. Unter höflichen Redewendungen und geringfügigen scheinbaren Zugeständnissen hielt die Curie an Forderungen fest, die der Aufhebung des wesentlichsten Inhalts der sog. Maigesetzgebung gleichkamen.

§. 1293 d. **Die jüngste Reichsgesetzgebung. Neue Wahlen. Stellung zu Rußland und Oesterreich.** Nachdem die Staatsgewalt die socialdemokratische Bewegung mit allen Mitteln der Repression niedergehalten, dachte die Regierung auch an Einlösung der Verpflichtung, durch positive arbeiterfreundliche Maßregeln den Nothständen und berechtigten Klagen in der Arbeiterbevölkerung einigermaßen abzuhelfen, den Weg praktischer socialer Reformen zu beschreiten. Allein unendliche Schwierigkeiten stellen sich in den Weg, wenn man an diese Grundfragen des menschlichen Zusammenlebens und Erwerbs herantritt. Den Arbeitermassen das bittere Gefühl der Noth und Hoffnungslosigkeit zu erleichtern, „praktisches Christenthum" gegenüber den gedrückten Volksklassen zu üben, ist ein schönes Ziel, dem niemand seine Mitwirkung versagen wird. Allein was der Staat und die Gesetzgebung in diesen Fragen thun können, ist der Natur nach recht beschränkt. Immerhin verdiente es volle Anerkennung, daß der Reichskanzler auch an die überaus schwierige und dornenvolle Aufgabe socialer Reformmaßregeln Hand anlegte. Es geschah dies in den Gesetzentwürfen zur **Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle und Krankheiten**, deren Ziel und Grundlage in der öffentlichen Meinung und im Reichstag überwiegend Zustimmung fanden. Und wenn auch die Gesetze in Folge der großen praktischen Schwierigkeiten und vieler Meinungsverschiedenheiten, namentlich über die Vertheilung der Beitragspflicht zwischen Arbeitgebern, Arbeitern und öffentlichen Verbänden (Reichs= oder Staatszuschuß) bisher nicht zu Stande gekommen sind, wenn auch das in der kaiserlichen Botschaft vom 14. April 1883 in warmen arbeiterfreundlichen Worten verkündigte socialpolitische Programm der Alters= und Invalidenversicherung noch große Hindernisse zu überwinden haben wird, so ist damit doch ein fruchtbarer schöpferischer Gedanke angeregt, dessen Verwirklichung der nächsten Zukunft vorbehalten bleibt. — Daß das Volk und der Reichstag im nationalen Interesse und zur Sicherung des Vaterlandes noch immer zu den größten Opfern bereit waren, bewies die Bewilligung eines neuen **Militärgesetzes**, welches nach Ablauf des alten Septennats Gesetz vom 6. Mai (§. 1269) bis zum Jahre 1888 die Friedensstärke des Heeres dem alljährlichen Budgetrecht 1880. des Reichstags entzog und sie in einer gegen bisher noch ansehnlich vermehrten Zahl feststellte. — Dagegen wurde die sog. **Samoa=Vorlage** vom Reichstag abgelehnt. Es April 1880. sollte darin dem in eine Actiengesellschaft verwandelten Plantagen= und Handelsgeschäft des Hamburger Hauses Godeffroy in der Südsee von Reichswegen eine Zinsgarantie gewährt werden. Allein die Mehrheit des Reichstags fand das Geschäft zu gewagt und unsicher und konnte sich auch nicht überzeugen, daß für eine überseeische Colonisationspolitik, für die sich sonst neuerdings viel Interesse im deutschen Volke regt, auf dem dürftigen Boden einiger ungesunden kleinen Südseeinseln ein erfolgversprechender Anlauf genommen werde. — Die wirthschaftlichen Pläne des Reichskanzlers, namentlich das Project des **Tabakmonopols**, hatten in weiten Kreisen des Volks so viel Beunruhigung und Beängstigung hervorgerufen und eine rührige, radicale Agitation hatte durch übertriebene Schilderung der von der rückläufigen Strömung drohenden Gefahren für die freiheitlichen Errungenschaften so große Besorgnisse vor einer durchgreifenden Reaction erzeugt, daß die neuen Wahlen zum Reichstag den extrem=liberalen Parteien, der Fortschrittspartei 27. Octbr. 1881. und den aus der nationalliberalen Partei ausgeschiedenen „Secessionisten" von radicalfreihändlerischer Richtung, ansehnliche Verstärkung zuführten. Wie sehr das allgemeine direkte Wahlrecht im Reich im Gegensatz zu dem indirekten Klassenwahlrecht in Preußen den oppositionellen Bestrebungen förderlich ist, bewiesen diese Wahlen, während ein Jahr später unter wesentlich gleichen Verhältnissen in das preußische Abgeordnetenhaus Oct. 1882.

die conservativen Parteien in verstärkter und kaum je erreichter Mitgliederzahl einzogen. Die neue Legislaturperiode des Reichstags wurde mit einer in ungewöhnlich ernster
17. Nov. 1881. und feierlicher Form gehaltenen Thronrede oder „kaiserlichen Botschaft" eröffnet, welche die volle Zustimmung des Monarchen zu dem social- und wirthschaftspolitischen Programm des Reichskanzlers aussprach, die Pflicht zur möglichsten Heilung der socialen Schäden durch Förderung des Wohls der Arbeiter betonte und in warmen Worten die Mitwirkung des Reichstags bei dieser Aufgabe anrief. Einige Wochen später erregte großes Aufsehen und führte zu lebhaften parlamentarischen Verhandlungen ein königlicher
4. Januar 1882. Erlaß an das Staatsministerium, worin die monarchische Natur der Verfassung betont, das Recht des Königs, die Regierung und Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, hervorgehoben und den Beamten zur Pflicht gemacht wurde, die Politik der Regierung auch in der Wahlbewegung zu unterstützen. Gegenüber den oppositionellen Reichstagswahlen waren die „Botschaft" und der „Erlaß" eine Kundgebung des Selbstbewußtseins der Regierung und ihrer Entschlossenheit, mit übergreifenden parlamentarischen Ansprüchen den Kampf aufzunehmen. Trotz der Sicherheit der Niederlage wurde dem neuen Reichstag die Einführung des Tabakmonopols, das aus dem Stand eines vagen Projectes endlich zur gesetzgeberischen Behandlung
Juni 1882. gelangte, vorgeschlagen, aber mit großer Mehrheit abgelehnt. Die Majorität des Reichstags konnte sich nicht überzeugen, daß eine so umwälzende, den Privatbetrieb eines hochentwickelten Industriezweiges vernichtende, wegen der zu zahlenden Entschädigungen auch finanziell zweifelhafte Maßregel eine Nothwendigkeit sei, und die Erfahrungen mit der Straßburger „Tabaksmanufactur" waren wenig einladend. Dagegen wurde die wirthschaftliche Einheit Deutschlands durch Genehmigung des Vertrags mit Hamburg gefördert, wonach diese Handelsstadt in den Zollverein eintrat und zu den Kosten der erforderlichen Neubauten einen Reichsbeitrag erhalten sollte. Der Stadt wurden noch einige Jahre Uebergangsfrist und der fernere Besitz eines beschränkten Freihafenbezirkes gewährt. Eine Reihe von Pressionen und Drohungen hatten vorangehen müssen, um Hamburg zum Opfer seiner zollpolitischen Sonderstellung zu bewegen. Der Anschluß von Bremen, der einzigen noch außerhalb des Zollvereins stehenden deutschen Stadt, ist nur noch eine Frage der Zeit. Das Wachsthum der fortschrittlichen Opposition in dem neuen Reichstag äußerte sich u. A. auch in einem
Jan.-Febr. 1883. schärferen Vorgehen gegen die Militärverwaltung. In der Session von 1882/83 wiesen die oppositionellen Redner auf manche Mißstände im Heerwesen hin, auf Bevorzugung des Adels, Soldatenmißhandlungen, Beförderung des militärischen Kastengeistes u. dergl.; verschiedene Kasernenbauten und Offizierscasinos, auch eine Unteroffiziervorschule in Neubreisach wurden abgelehnt. Die scharfe Kritik an verschiedenen Gebrechen im Heerwesen, die Differenzen mit dem Reichstag über einen Gesetzentwurf, welcher die Pensionsverhältnisse der Offiziere aufbessern wollte, und über die Frage der Heranziehung der Militärpersonen zu Communalsteuern, sowie auch Meinungsverschiedenheiten mit anderen militärischen Autoritäten über Fragen der Armeeorganisation gaben dem Kriegsminister von Kameke, einem allgemein geachteten und beliebten, um die Organisation
März 1883. des deutschen Heerwesens hochverdienten Mann, Anlaß, seinen Abschied zu nehmen. Sein Nachfolger war General Bronsart von Schellendorff. Zugleich trat General von Stosch von der Leitung der Marine zurück und erhielt einen Nachfolger in General von Caprivi. — Den Frieden zu erhalten, wenigstens soweit Deutschland dabei in Betracht kommt, war auch in den letztverflossenen Jahren der Reichskanzler mit glücklichem Erfolg bestrebt. Und es war nicht immer leicht; denn oft genug zogen drohende Wolken am politischen Himmel auf. Nicht nur, daß die Männer der „Revanche" in Frankreich jede Gelegenheit ergriffen, ihrem Hasse Luft zu machen, und unablässig nach einer günstigen Constellation gegen das deutsche Reich ausspähten, auch die vom Fürsten Bismarck einst als „thurmhoch" gepriesene Freundschaft zu Rußland war nach dem tragischen Untergang Alexanders II. wiederholt gefährdet und erschüttert, unter dem Einfluß der mächtigen panslavistischen Bewegung, als deren Gönner in den hohen Regierungs- und Militärkreisen der alte Kanzler Gortschakoff, der verschlagene, intrigante Graf Ignatieff und der rohe, heißblütige General Skobeleff auftraten, dessen hetzende, kriegsdrohende Ansprache in Paris zu Anfang des Jahres 1882 gewaltiges Aufsehen erregte. Die Bildung einer russisch-

französischen Offensivallianz mußte als eine der ernstesten Gefahren für den europäischen
Frieden betrachtet werden. Indessen gelang es noch immer, einer Störung des Ein-
vernehmens zwischen Rußland und Deutschland vorzubeugen, und die Zusammenkunft
zwischen den beiden Kaisern und ihren ersten Staatsmännern in Danzig, die Ersetzung 9. Sept. 1881.
Gortschakoffs durch den deutschfreundlicheren und besonneneren Herrn von Giers in der
Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die Entlassung des Grafen Ignatieff aus Juni 1882.
seiner Stellung als Minister des Innern konnten als werthvolle Friedensbürgschaften
betrachtet werden und als Zeichen, daß auch Alexander III. das Band altüberlieferter
Beziehungen zu dem Nachbarreiche, das Dreikaiserbündniß von ehedem, nicht zu lösen
gesonnen war. Ein festes Bollwerk gegen die Gefährdung des Weltfriedens bildete
andauernd das gute Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich, dessen Werth in
beiden Reichen der öffentlichen Meinung und den Regierungen immer mehr zum Be-
wußtsein kam und das nach persönlichen Unterhandlungen des deutschen Reichskanzlers
zu Wien in einer fünfjährigen förmlichen Vertheidigungsallianz einen innigen Ausdruck Octbr. 1879.
fand. Das Bündniß war einer der wenigen festen Punkte und Halte in den Wirren
der Zeit und wurde auch nicht gefährdet, als an Stelle Andrassy's Herr von Hay-
merle die Leitung der auswärtigen Politik in Oesterreich übernahm. Eine weitere
Ausbildung zu einem Dreibund (Tripelallianz) erhält dieser Vertrag durch den Bei-
tritt von Italien; es entstand dadurch ein mitteleuropäischer Bund zur Erhaltung
des Friedens, vornehmlich gegen Gefahren von Frankreich her. — Dem ehrwürdigen
Haupte des deutschen Reichs, dem greisen Kaiser, war noch das Glück beschieden,
freudige Familienfeste zu begehen: die Feier seiner eigenen goldenen und der silbernen
Hochzeit des Kronprinzenpaares, und einen Urenkel auf den Knieen zu wiegen, den
Sohn des Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Augusta Victoria von Schleswig- geb. 6. Mai 1882.
Holstein. Dagegen muß um die Jahreswende von 1882 auf 1883 der Chronist noch
zwei betrübende Ereignisse verzeichnen: die gewaltigen Ueberschwemmungen, welche die
Fluren der Rheinlande verwüsteten und einen Nothstand erzeugten, zu dessen Linderung Decbr. 1882.
die menschliche Wohlthätigkeit in großartigen Spenden beitrug, und den Untergang des
Hamburger Auswandererschiffes „Cimbria“, das hart an der deutschen Küste mit Jan. 1883.
einem englischen Dampfer zusammenstieß und mehrere hundert Menschen mit sich in
die Tiefe riß.

2. Das Ausland.

a. Oesterreich-Ungarn.

§. 1294. **Der Kaiserstaat und seine Theile. Verhältniß zu Ungarn. Andrassy's auswärtige Politik.** Ehedem stand die Habsburger Monarchie an der Spitze der deutschen Reichsgeschichte. Aber schon zur Zeit des Bundestages konnte ein süddeutscher Staatsmann den Ausspruch thun: „Die Deutschen und die Oesterreicher können nicht zusammen leben, sie können nur zusammen sterben, sterben auf dem Schlachtfelde gegen den gemeinsamen Feind.“ Wir wissen, wie vor einem Jahrzehnt und darüber der blutige Schnitt vollführt wurde, der das alte Band gelöst hat. Die Schöpfung eines Doppelreiches Oesterreich-Ungarn (§. 1209) war ein zweiter Schnitt in das Völker- und Staaten-Conglomerat an der Donau, das man einst auf dem Wiener Congreß künstlich zu einem monarchischen Staatskörper zusammengefügt hatte. Seitdem fehlte der einheitliche Mittel- und Schwerpunkt, und die centrifugalen Kräfte gewannen mehr Raum und Intensität. Nicht genug, daß das Königreich ostwärts der Leitha sich mehr und mehr zu einem nationalen Ganzen zu organisiren bemüht war, seine eigenen Interessen höher anschlug, als die Wohlfahrt und Größe des Gesammtreiches; wir wissen bereits (§. 1271), daß auch die slavischen Völkerschaften, welche dem Staatenband im Westen der Leitha angehören, insbesondere die Czechen in Böhmen, nach einer ähnlichen politisch-nationalen Autonomie streben wie die Magyaren, daß in manchen Köpfen die Idee von „Vereinigten Staaten Oesterreichs“ zu keimen begann, von einem Staatenbunde, dessen Einzelglieder nur in dem monarchischen Oberhaupte ihren Vereinigungspunkt hätten. Selbst im Herrenhause sprach man von einem „Zerbröckelungsprozeß“, in dem sich Oesterreich befände. Noch im Jahre 1875 weigerten sich 71 altczechische Abgeordnete in den böhmischen Landtag

einzutreten und überreichten eine Denkschrift mit Anklagen gegen die Mängel der Mai 1876. Verfassung. Im Jahre 1876 sah sich die kaiserliche Regierung sogar genöthigt, den Landtag in dem sonst so treuen Tirol „wegen pflichtwidrigen Benehmens der Mehrheit" zu schließen, als die Ultramontanen mit leidenschaftlicher Intoleranz für die „Glaubenseinheit" eintraten. Bei so getheilten Interessen und verschiedenartigen Zielen war es eine schwere und mühevolle Aufgabe, das Staatsschiff sicher durch die hochgehenden Wogen des Föderalismus und Particularismus zu lenken, die widerstrebenden Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zu sammeln, dem Kaiserreiche seinen deutschen Charakter zu bewahren, gegen die Magyaren wie gegen die Slaven anzukämpfen. Nur daß diese Nationalitäten unter sich selbst wieder getrennte Wege gehen und verschiedenartige Zwecke verfolgen, sichert dem deutschen Elemente das Uebergewicht. Der österreichischen Regierungspolitik liegt daher die Hauptaufgabe ob, die Idee des Gesammtstaats zu pflegen, bei allen Volkstheilen das Gefühl der staatlichen Zusammengehörigkeit zu beleben, die Ueberzeugung zu wecken, daß sie Glieder eines großen Ganzen sind, dessen Wohl und Gedeihen nur vereint erreicht werden könne. Aber so einfach und klar diese politische Aufgabe in der Idee erscheint, so schwierig ist ihre Bethätigung, weil Egoismus und Sonderinteresse, Leidenschaft und nationale Vorurtheile den Blick auf die Gesammtheit trüben. Dies gilt vor Allem von dem Verhältniß Oesterreichs zu Ungarn. Der Ehebund, durch welchen beide Staaten Jahrhunderte lang zur Lebensgemeinschaft zusammengefügt waren, hatte manche stürmische Tage, manchen Zwist und Streit im Gefolge gehabt; aber Nothwendigkeit, Gewohnheit, äußere Gefahren oder Zwang verhinderten die Lösung des Bandes. Es gab Zeiten einträchtigen Zusammenlebens, ja ehelicher Zärtlichkeit. Seitdem aber der Dualismus durch rechtsgültigen Scheidungsvertrag geschaffen worden, oder nur noch eine conventionelle Ehe mit Ausschluß der Gütergemeinschaft bestehen blieb, nur noch die lästigen Verpflichtungen, die Nationalschuld, der Heerbestand, das gemeinsame Band bilden, ist der Rechtsstreit um materielle Güter der normale Zustand der inneren Politik, sind Mißtrauen, Gewinnsucht, nationale Eigenliebe die Triebkräfte des ungarischen Patriotismus. Das Magyarenthum zu heben und zu verherrlichen, die Herrschaft der Deutsch-Oesterreicher zu schwächen und zu verkleinern, die fremden Völkerstämme, welche der Scheidungsakt der transleithanischen Reichshälfte zugewiesen, die Deutschen in Siebenbürgen, die Slaven in Croatien, Slavonien u. a. O. zu unterdrücken und in ihren nationalen Rechten und Eigenthümlichkeiten zu verkürzen, von den gemeinsamen Lasten möglichst viel der westlichen Hälfte zuzuwenden, das sind die leitenden Gesichtspunkte der magyarischen Politik. Nicht genug, daß das Königreich Ungarn von Ofen-Pest aus viel selbständiger und unabhängiger durch die eigenen vollziehenden und gesetzgebenden Gewalten regiert wird, als die cisleithanischen Länder von Wien aus; die Magyaren verlangten und erlangten einen überwiegenden Antheil an der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten, so daß der Schwerpunkt der Monarchie oft in Pest zu liegen schien; sie entrichteten zu den gemeinschaftlichen Reichsausgaben (Armee, Marine, Gesandtschaften, Verzinsung der Staatsschuld) kaum den dritten Theil. Und dennoch strebte die äußerste Linke nach einem Magyarenreich mit voller Selbständigkeit und Autonomie, höchstens mit einer Personalunion in dem monarchischen Oberhaupte. Mit der Zeit gelang es jedoch dem besonnenen Staatsmann Franz Deak, der Ueberzeugung Eingang zu verschaffen, daß der Ausgleich vom Jahr 1867 für Ungarn vortheilhafter sei als eine vollständige Trennung. Auch die Führer der Linken, Tisza und Ghiczy, befreundeten sich mit diesem Gedanken. So bildete sich eine „Deakpartei", die, mehr und mehr an Umfang und Bedeutung gewinnend, allmählich die öffentliche Meinung beherrschte. Ihr Ziel war, im Anschluß an Oesterreich die vaterländischen Interessen Ungarns auf Grund der bestehenden Organisation nach Kräften zu fördern. Koloman Tisza trat an die Spitze des Ministeriums und suchte mit Hülfe der vereinigten „liberalen Partei" zunächst die wirthschaftliche und finanzielle Lage des transleithanischen Königreiches durch Zoll- und Handelsverträge mit dem westlichen Kaiserstaat und durch eine Verständigung und Ausgleichung über die ungarische Notenbank aus dem zerrütteten Zustande zu retten. Allein bei den übertriebenen Anforderungen zu Gunsten Ungarns, wodurch die magyarischen Interessen ungebührlich vorangestellt wurden und das Nachbarreich allzu schwer und

ungleich belastet worden wäre, zogen sich die „Ausgleichs-Verhandlungen" Monate lang hinaus, so daß selbst in Wien vielfach die Frage erwogen wurde, ob nicht eine völlige Trennung oder eine bloße Personal-Union einem solchen opfervollen Bunde vorzuziehen sei? Der gemäßigte, von edlem Vaterlandsgefühle beseelte Franz Deak war unermüdlich bestrebt, ein einträchtiges Zusammenleben zu begründen. Sein Tod war daher ein Nationalunglück für beide Staaten. (28. Januar 1876.) Erst im Mai 1876, als die kriegerischen Verwickelungen in der Balkanhalbinsel, die, wie wir bald erfahren werden, den österreichischen Grenzländern sehr große Belästigungen zufügten, in Pest wie in Wien eine Verständigung über die eigenen Angelegenheiten als nothwendig erscheinen ließen, wurde die „Sisyphus-Arbeit" des Ausgleichs zwischen den Ministerien Auersperg und Tisza (6. Mai 1876.) durch die „Maistipulationen" der Vollendung entgegenführt. Man kam überein, das Zoll- und Handelsbündniß auf weitere zehn Jahre zu erneuern und die Nationalbank in ein dualistisches Bankinstitut umzuwandeln, ein Compromiß, das jedoch in beiden Reichshälften auf heftigen Widerspruch stieß und neue erregte Verhandlungen in beiden Hauptstädten zur Folge hatte. In den ersten Wochen des folgenden Jahres war man (Jan.-Febr. 1877.) noch so weit von einer Verständigung entfernt, daß beide Ministerien um ihre Entlassung einkamen, die der Kaiser jedoch nicht bewilligte. Bis tief in das Jahr 1878 dauerte die Spannung fort, so daß das Cabinet Auersperg zuletzt nur noch als „Ausgleichsministerium" ein provisorisches Dasein führte, bis endlich eine Verständigung (27. Juni 1878.) erzielt wurde. Die orientalischen Angelegenheiten machten der Wiener Regierung das Leben noch schwerer und erweiterten den Riß in dem Völkergemenge des Donaureiches, indem die Magyaren aus Furcht vor den panslavistischen Umtrieben und Verschwörungen und in der Besorgniß, ihnen selbst könnten die slavischen Elemente über den Kopf wachsen, den Kaiserstaat zu einem Bündniß mit den Osmanen und zu einem Krieg gegen Rußland zu drängen sich bemühten, während man in Prag und Agram für ein Zusammengehen mit dem Zarenreich agitirte, und in den hocharistokratischen Kreisen Wiens Einzelne sogar von einer Rückgewinnung der deutschen Kaiserkrone träumten. „Große Ideale," sagte Schmerling in einer Tischrede, „muß man mehrmals in Angriff nehmen, bis sie durchgeführt werden." Zwischen dieser Scylla und Charybdis führte Andrassy besonnen und vorsichtig das bedrohte Staatsschiff hindurch. Seine Absicht war, nicht Rußland allein Meister in den Balkanländern werden zu lassen, dem österreichischen Staat die Freiheit der Donauschifffahrt und den commerciellen Verkehr mit den Hinterländern seiner langgestreckten Küsten an der Adria zu erhalten und seine Grenzlande gegen eine panslavistische Propaganda sicher zu stellen. Konnte die Integrität der Türkei nicht erhalten werden, so lag es im Interesse von Oesterreich-Ungarn, daß sich in der Balkanhalbinsel mehrere selbständige Staaten, gering an Macht und Umfang bildeten, die zu ihrer eigenen Sicherheit gegenüber der moscowitischen Großmacht die Freundschaft und Bundesgenossenschaft Oesterreichs erstreben mußten. Darum widerstand Andrassy sowohl den Lockungen Rußlands, gemeinschaftlich mit ihm zur kriegerischen Action zu schreiten, als dem Drängen der Magyaren, der bedrohten Türkei beizuspringen. Auch eine Allianz mit England zu einem activen Vorgehen gegen die russisch-slavische Kriegspolitik gegenüber dem Osmanenreiche, wurde von dem österreichischen Reichskanzler abgelehnt. Seine Politik war die des Zuwartens, bis unter den Wechselfällen des Krieges der rechte Moment zum Einschreiten hervortreten würde. Gestützt auf das Dreikaiserbündniß, suchte er die österreichischen Interessen zu schützen, zunächst durch möglichst lange Bewahrung des Friedens, „im Uebrigen aber bei einer endgültigen Lösung der Orientfrage sich denjenigen Antheil an der „erledigten Masse" zu sichern, der in Oesterreichs unmittelbarer Machtsphäre liegt und einen Gebietszuwachs zur Folge haben würde, welcher dem schmalen dalmatinischen Küstenstrich das zu seiner gedeihlichen Entwickelung unumgänglich nothwendige Hinterland Bosnien und die Herzegowina sichern würde." Sollte er den von finanziellen Calamitäten gedrückten Kaiserstaat voreilig in einen Krieg stürzen? In den auswärtigen Angelegenheiten suchte daher das Wiener Cabinet mit Deutschland im Einverständniß zu bleiben, wenngleich in inneren Dingen, besonders in Beziehung auf Handels- und Zollwesen die Interessen oft weit auseinander gingen. Der Handels- und Zollvertrag,

der zwischen Deutschland und dem österreichisch-ungarischen Doppelreich lange Jahre bestanden, wurde im Jahre 1877 gekündigt und konnte seitdem nur durch Verlängerungsfristen und interimistische Vereinbarungen dürftig und ungenügend ersetzt werden. Aus dem engen handelspolitischen Bündniß mit einem Conventional-Zolltarif wurde schließlich unter der schutzzöllnerischen Strömung in beiden Reichen ein inhaltarmer, nur kurze Zeit gültiger Vertrag mit der Zusicherung, sich gegenseitig auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation in Zollsachen behandeln zu wollen. Dabei dauerte aber in den Fragen der europäischen Politik das gute Einvernehmen zwischen Oesterreich und Deutschland fort und wurde durch die Vorgänge im Orient noch inniger und fester (§. 1293 d). Beide Reiche erkannten mehr und mehr, daß sie in der Abwehr der panslavistischen Politik Rußlands im Orient gemeinsame Interessen hatten. Die Zu-
Herbst 1879. sammenkünfte der beiden Kaiser in Gastein und der beiden Kanzler in Wien beförderten die freundschaftlichen Beziehungen und hatten einen noch engeren Zusammenschluß der zwei großen Staaten der Mitte zur Folge. Auch als Andrassy aus bisher noch
8. Oct. nicht hinlänglich aufgeklärten Motiven sein Amt niederlegte, wurde der Grundzug seiner Politik aufrechterhalten. Die neuen Leiter der auswärtigen Politik, Baron Haymerle
Oct. 1881. und nach dessen baldigem Tod Graf Kalnoky, wandelten im Ganzen in den Fußstapfen Andrassy's.

§. 1294 b. **Ministerium Taaffe. Anfeindung des Deutschthums durch Slaven und Magyaren.** Im Februar 1879 legte das Ministerium
Aug. 1879. Auersperg nach siebenjähriger Thätigkeit sein Amt nieder, worauf Graf Taaffe nach einem kurzen Provisorium an die Spitze eines Cabinets trat, welches sich Anfangs als „Versöhnungsministerium" ausgab und sowohl verfassungstreue als feudal-slavische Mitglieder zählte, bald aber sich zu immer weiteren Zugeständnissen an die föderalistisch-klerikale Partei, zu immer weiterer Abwendung von der deutsch-liberalen Sache fortreißen ließ. Um die Czechen in Böhmen von ihrer bisherigen „Abstinenzpolitik" abzubringen und sie wieder zur Theilnahme am öffentlichen Leben zu bewegen, zeigte sich Graf Taaffe, der den Böhmen Prazak ins Ministerium gezogen hatte, zu Zugeständnissen im Sinne des Nationalitätsprinzips bereit. Der Umstand, daß eine Spaltung zwischen der schroff ablehnenden Fraction der Altczechen und den mehr zum Nachgeben hinneigenden beweglicheren Jungczechen eingetreten war, kam ihm bei seiner Vermittelungspolitik zu Statten. Die Böhmen ließen sich willig finden, wieder Abgeordnete in den Reichsrath zu wählen, wogegen ihnen der Ministerpräsident die Zulassung der slavischen Sprache in Schulen und Aemtern in Aussicht stellte. Anstatt aber durch die halben Schritte eine Annäherung oder Versöhnung zu bewirken, weckte er von Neuem alle Geister der Opposition, so daß die Männer des Einheitsstaates zu fürchten begannen, das politische System Hohenwart's möchte wieder von den Todten auferstehen. Die Föderalisten oder „Autonomisten" gewannen mehr und mehr an Boden, namentlich als die Verfassungspartei, welche am 1. Juni einen ihrer fähigsten und bedeutendsten Führer, den Dr. K. Giskra verloren hatte, im Abgeordnetenhause des
Oct. 1879. Reichsraths den von der Regierung eingebrachten Antrag auf Erneuerung des Wehrgesetzes aus allen Kräften bekämpfte und gegen den drückenden Militarismus zu Felde zog. Erst im letzten Augenblick konnte in Folge einer Spaltung in der Partei selbst der Vorschlag zum Gesetz erhoben werden. Die Verstärkung des slavischen Elements durch die Ausführung des „bosnischen Mandats" brachte die Wiener Regierung zu der Ueberzeugung, daß die veränderte politische Situation auch eine größere Berücksichtigung der slavischen Bevölkerung in dem Kaiserreiche nothwendig mache. Wenn es gelang, die verschiedenen Glieder der österreichischen Slavenfamilie zum aufrichtigen Anschluß an das Kaiserhaus zu bewegen, so konnte der panslavistischen Expansivpolitik Rußlands am erfolgreichsten entgegengewirkt werden. Die Zukunft wird lehren, in wie weit diese Hoffnungen der Hofburg in Erfüllung gehen werden. In dieser Wendung der österreichischen Politik darf man vielleicht das Hauptmotiv für den Rücktritt des Grafen Andrassy erblicken. Die Rechtsverwahrung, welche die czechischen Abgeordneten bei ihrem Eintritt in den Reichsrath dem Präsidium und dem Kaiser überreichten, konnte als Beweis gelten, daß sie sich nur mit Vorbehalt ihrer Rechtsansprüche an dem

Gesammtstaatsleben zu betheiligen entschlossen seien. Die immer weitergehenden Zugeständnisse an die föderalistisch-slavische und klerikal-conservative Coalition, die immer wachsende Entfremdung von der deutsch-liberalen Sache bewogen den Justizminister Stremayr und die andern Mitglieder der Verfassungspartei aus dem Cabinet auszutreten; dafür trat der Pole Dunajewski ein. Juni 1880. Im Abgeordnetenhaus wählte die feudal-national-klerikale Mehrheit den Polen Smolka zum Präsidenten; das verfassungstreue Herrenhaus wurde durch einen föderalistisch-klerikalen Pairsschub gefügig gemacht. Ein neues Wahlgesetz hatte die unverkennbare Tendenz, dem Slaventhum, dem Feudalismus und Klerikalismus für alle Zeit das Uebergewicht über das liberale deutsche Bürgerthum zu sichern und gegen das letztere zugleich die socialistische Arbeiterwelt (durch Herabsetzung des Census) aufzubieten. Die reactionär-föderalistische Aera Hohenwart war nahezu wiederhergestellt. Zugleich wurde durch rückschrittliche Gesetzgebungsexperimente auf dem Gebiet des Unterrichtswesens an der allgemeinen Schulpflicht und dem staatlichen Charakter der Schule gerüttelt. Ein neues Schulgesetz verschaffte dem kirchlichen Einfluß über die Volksschule freien Raum und gewährte den Gemeinden das Recht, die Dauer der Schulpflichtigkeit herabzusetzen. In dem Haß der Nationalitäten und Parteien stellte in diesem zerklüfteten Reiche die Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, wie sie sich u. A. bei der sechshundertjährigen Jubelfeier der Dynastie kundgab, oft December 1882. das einzige zusammenhaltende Band dar. Das Taaffe'sche System wurde selbst durch die Symptome tiefgehender Corruption unter seinen Stützen und Anhängern, wie sie in der „Trinkgelderangelegenheit" des polnischen Abgeordneten v. Kaminski bei dem Bau der galizischen Transversalbahn zu Tage traten, nicht nachhaltig erschüttert. Febr. 1883. Die Folge der Abwendung vom Deutschthum war ein immer anspruchsvolleres Hervortreten der Slaven und Magyaren, wie es sich namentlich in der Unterdrückung der deutschen Sprache und Schule zeigte. Die Sprachenverordnung für Böhmen und Mähren entzog 19. April 1880. der deutschen Sprache den Charakter als Amtssprache; die uralte deutsche Universitätsstadt Prag wurde einer czechisch-deutschen Zweitheilung unterzogen; ärgernißerregende Ausschreitungen, wie der Ueberfall der deutschen Studenten in Kuchelbad, zeugten von dem leiden- 28. Juni 1880. schaftlichen Fanatismus des Czechenthums. Die Vergewaltigungen des Deutschthums in Böhmen wurden womöglich noch überboten von dem nationalen Fanatismus der Magyaren in Ungarn. Der Sprachzwang, der in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, namentlich aber in der Schule unter dem Ministerpräsidenten Tisza und dem Cultusminister Trefort zur Ausrottung deutscher Art und Nationalität verhängt ward, ist eine empörende Mißhandlung von Recht und Cultur. Die trefflichen Volksschulen und Gymnasien der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen werden durch den blinden nationalen Haß der Magyaren geradezu mit Vernichtung bedroht, so namentlich in dem neuen Mittelschulgesetz, welches einen Sturm der Entrüstung auch in Deutschland erregte. In dem Gesetz über die Regelung des Königsbodens wurde die altverbriefte Selbstverwaltung des Sachsenlandes vernichtet. Noch herrscht in Oesterreich-Ungarn diese Hochfluth des nationalen Fanatismus der Slaven und Magyaren, verbunden mit den reactionär-ultramontanen Bestrebungen, und gegen diese übermächtige Coalition vermag die deutsch-liberale Partei nicht aufzukommen. Ein seltsamer Widerspruch, daß bei diesen Tendenzen in Oesterreich-Ungarn doch die Allianz mit dem deutschen Reich einen Angelpunkt der herrschenden auswärtigen Politik bildet!

b. Frankreich.

§. 1295. **Die Republik und ihre Gegner.** Durch das „Cadresgesetz" (§. 1292) war in Frankreich die auf dem System der allgemeinen Wehrpflicht und der Landwehr aufgebaute Kriegsmacht vervollständigt, durch das nach langen parlamentarischen Unterhandlungen und Parteikämpfen errungene „Gesetz über die Organisation Januar 1875. der öffentlichen Gewalten" die republikanische Staatsform thatsächlich zur Verfassung erklärt und die gegenseitige Beziehung ihrer staatlichen Organe geregelt worden (§. 1284). Aber die klerikal-reactionäre Minorität, mächtig durch die Unterstützung des Marschall-Präsidenten Mac Mahon und seiner Gemahlin, fügte sich mit innerem Widerstreben in die republikanische Ordnung und suchte durch factiöses Treiben, durch Hinterlist

und Ränke die Gewalt in Händen zu behalten, die Broglie'sche Majorität wieder herzustellen und womöglich bei den bevorstehenden Deputirtenwahlen den Republikanern den Rang abzulaufen. So hatte Frankreich eine Republik mit antirepublikanischer Regierung. Das neue Ministerium unter dem Vorsitz des bisherigen Kammerpräsidenten Buffet, in welchem nur der Justizminister Dufaure und der Finanzminister Leon Say freisinnigen Grundsätzen huldigten, verfolgte „conservative“ Tendenzen, um die Republik nicht zur Thatsache, die Liberalen nicht zur herrschenden Partei werden zu lassen. Der Belagerungszustand wurde wenigstens in den Hauptstädten, in Paris, Lyon, Marseille, aufrecht erhalten, damit Presse und Vereine sicherer überwacht und im Interesse der antirepublikanischen Partei beeinflußt werden konnten; die Regierung blieb im Besitze des unbedingten Ernennungsrechtes der Maires und beförderte zu den hohen Verwaltungsämtern nur „Conservative“, Orleanisten oder „transigente“ Legitimisten, die künftigen Abgeordnetenwahlen sollten nicht durch das sogenannte Listenscrutinium für ganze Departements, sondern durch einnamige Wahlen nach kleineren Wahlkreisen vollzogen werden. Unter dem Schutze und Beifall der Regierung fuhr die Regierung für die papistische Geistlichkeit fort, durch Wundererscheinungen,
16. Juni 1875. Prozessionen, Wallfahrten, durch die feierliche Grundsteinlegung der Kirche „zum heil. Herzen“ auf dem Montmartre u. dergl., den Fanatismus und den Aberglauben des Volkes zu nähren, um die Macht und Herrschaft der katholischen Kirche desto fester zu begründen; und so sehr war die Zuversicht und das Selbstvertrauen des Klerus gestiegen, daß er den Versuch machte, den gesammten Unterricht in seine Hände oder unter seine Leitung zu bringen. Bereits standen die Volksschulen und Mittelschulen vorwiegend unter kirchlichem Einfluß; nun suchte die Hierarchie auch das Universitätswesen für die Kirche zu erobern und dadurch die ganze Erziehung der künftigen Generation in ihrem Sinne zu beherrschen. Man ging vorsichtig und behutsam zu Werke. Bischof Dupanloup von Orleans, ein streitbares Werkzeug der vaticanischen Kirchenpolitik, hatte einen Antrag auf „Freiheit“ des höheren Unterrichts gestellt, wodurch auch Klerikern der Zugang zum Universitätsunterricht geöffnet werden sollte. Zur Begründung ihrer Herrschaft bedient sich ja die Kirche jeder Fahne und Parole. Unter dem bestechenden Namen „Freiheit des Unterrichts“ sollte die moderne Wissenschaft unter die Autorität der Kirche wie im Mittelalter gebracht werden. Die Ultramontanen erreichten ihren Zweck: der Staat lieferte die Volkserziehung der Kirche aus, wenn auch nicht vollständig, so doch theilweise. Der Berichterstatter der zur Prüfung des Dupanloup'schen Antrages niedergesetzten Commission, Professor Laboulaye, sonst ein freisinniger Schriftsteller von republikanischen Grundsätzen, warf sich, verlockt durch die doctrinäre Phrase von Freiheit, zum Fürsprecher auf. So ging denn mit einer Majorität von
12. Juli 1875. 50 Stimmen ein Gesetz durch, welches der Hierarchie nicht nur gestattete, ganze Universitäten oder einzelne Facultäten in ihrem Sinne nach Belieben zu errichten, sondern derselben wenigstens theilweise das Recht zugestand, die sog. akademischen Grade zu ertheilen, welche in Frankreich die Stelle der juristischen und medicinischen Staatsprüfungen vertreten. Während man in Deutschland bemüht war, die Wirksamkeit der klerikalen Seminarien einzuschränken, öffnete man somit in Frankreich der geistlichen Erziehung alle Thore. Die Bischöfe zögerten nicht, ihren Sieg rasch zu benutzen. Nachdem sie auf einer Zusammenkunft sich über die zu ergreifenden Maßregeln geeinigt, schritten sie alsbald zur Errichtung von „katholischen“ Universitäten, und ehe noch das Jahr zu Ende war, konnten einzelne Facultäten derselben ins Leben treten. Denn an Geld fehlt es dem katholischen Klerus niemals. Aber der Ausfall der Neuwahlen zur Nationalversammlung dämpfte die Triumphe. Das nächste Abgeordnetenhaus entzog den klerikalen Anstalten wieder das Recht der Ertheilung akademischer Grade und senkte damit durch die mächtige Concurrenz der Staatsanstalten in den katholischen Universitäten den Keim einer verkümmerten Existenz. Gab der gesetzgebende Körper schon durch diesen Beschluß zu erkennen, daß die Mehrheit der Vertreter den reactionären Bestrebungen und Experimenten, durch welche Frankreich in den letzten Jahren in steter Aufregung und Unruhe gehalten worden, Einhalt zu gebieten und die Fahne der Republik aufrichtig und ehrlich hochzuhalten entschlossen sei; so trat dieser Entschluß auch in der ganzen Haltung gegenüber

der Regierung und den monarchisch-klerikalen Tendenzen und Wühlereien zu Tage. Dabei waren die aufrichtigen Republikaner eifrig beflissen, sich in den Grenzen der Mäßigung und Besonnenheit zu halten, den Gegnern keine Veranlassung zur Verdächtigung zu geben, als beabsichtigten sie einen gewaltsamen Umsturz des Bestehenden, die Errichtung einer radicalen Demokratie. Denn bei der Mittelklasse, auf welche die Republikaner sich stützen mußten, war die Furcht vor dem socialistischen Ungeheuer, das in der Pariser Commune sich in seiner ganzen Schrecklichkeit und Gräßlichkeit gezeigt, noch nicht verschwunden. Als der Präsident Audiffret-Pasquier am letzten Tage des Jahres die Nationalversammlung schloß, glaubte er noch durch die Warnung vor der Commune das conservative Element bei den auf den Anfang des folgenden Jahres anberaumten Neuwahlen stärken zu können. 31. Decbr. 1875.

§. 1296. **Conflikte und Staatsstreich.** Bald zeigte es sich, daß der Kern der Nation republikanisch gesinnt sei. Wie sehr immer die Regierung mit Hülfe ihrer klerikalen Handlanger und wahldienerischen Präfekten bemüht war, durch Aufstellung officieller Candidaturen, durch ein Manifest des Marschall-Präsidenten und durch Wahlbeherrschung aller Art eine ihr günstige Majorität zu erlangen; das schließliche Ergebniß war so überwiegend für die Republikaner, daß Buffet, der nirgends ein Mandat erhielt, und erst nachträglich mit Hülfe seiner Gesinnungsgenossen in den Senat zu gelangen vermochte, sein Amt niederlegte, worauf Dufaure, ein gemäßigter Republikaner, zum Ministerpräsidenten ernannt ward. Mochten auch die Wahlen für den Senat so ausfallen, daß die Parteien einander so ziemlich das Gleichgewicht hielten; so zählte dagegen die Deputirtenkammer nach der allgemeinen Wahl am 20. Februar und den Nach- und Stichwahlen am 5. März 363 Republikaner aller Schattirungen auf 90 Bonapartisten und 80 Royalisten. Thiers, in die beiden Körperschaften gewählt, trat in das Abgeordnetenhaus, wo sein Freund Grévy den Vorsitz einnahm. Im Ministerium Dufaure erhielten durch die Berufung von Ricard für das Innere, von Waddington für das Unterrichtswesen, von Leon Say für die Finanzen, die Liberalen die Oberhand. Auch als Ricard in Folge übergroßer Anstrengungen schon im Mai starb und durch seinen bisherigen Unterstaatssecretär Marcère ersetzt ward, blieb der Charakter des Ministeriums unverändert. So sehr indessen die Wahlen ein deutliches Zeugniß gaben, daß die Nation in ihrer Mehrheit der republikanischen Staatsform, die eine friedliche Zukunft verhieß, zuneige, und so sehr die Republikaner selbst und ihre Führer, insonderheit Gambetta, bei jeder Gelegenheit den thatsächlichen Beweis lieferten, daß sie fern von allen radikalen Umsturzplänen das Prinzip der Ordnung und Erhaltung eben so hoch hielten wie das der Freiheit und Selbstbestimmung; so konnten sie doch die gegnerischen Parteien, die Klerikalen und Reactionäre, wie die Bonapartisten, Legitimisten und Orleanisten nicht versöhnen, nicht zum einträchtigen Zusammenwirken an dem Staatsleben der Nation gewinnen. Die Parteiung dauerte fort und Republikaner und Monarchisten machten einander den Kampfplatz streitig. Anfangs versuchte der Marschall-Präsident, überwältigt durch den republikanischen Flutandrang, die Regierung im Sinne der Liberalen zu führen. Aber man merkte bald, daß die Partei des Rückschritts und des Klerikalismus, die im Senat eine Stimmenmehrheit von einigen wenigen Stimmen zählte, aber in Broglie, Buffet und Consorten rührige und gewandte Führer besaß, mehr und mehr an Einfluß gewann. Durch die Monarchisten und Conservativen war Mac Mahon an die Spitze des Staats gestellt worden, und wiewohl dies mehr in der Absicht geschehen war, den Präsidenten Thiers durch den obersten Befehlshaber der Armee zu stürzen als dem Marschall selbst für alle Zukunft das Regiment zu übertragen, so fühlte sich dieser doch nicht blos durch die Uebereinstimmung der Gesinnung, sondern auch durch die Bande der Dankbarkeit an die Majorität von ehedem geknüpft. Als nun das Ministerium gestützt auf das Abgeordnetenhaus den Gegnern scharf zu Leibe ging, als es das Beamtenthum, das von Broglie und seinen Gesinnungsgenossen systematisch im antirepublikanischen Sinne besetzt worden war, von den feindlichen Elementen reinigen wollte, als der liberale protestantische Minister Waddington großartige Reformen entwarf, durch welche das gesammte Unterrichtswesen nach deutscher Weise umgestaltet, die Volksschulen vermehrt

30. Jan. 1876.
20. Febr. 5. März.

und in die Hände bürgerlicher Lehrer aus dem Laienstande gelegt, das gesammte Erziehungswesen der Geistlichkeit möglichst entzogen, das katholische Universitätsgesetz aufgehoben werden sollte, als Alles darauf hindeutete, daß die herrschende liberale Partei die Republik aus der bisherigen Zwittergestalt erlösen, eine neue republikanische Aera gründen und den Namen zur Wahrheit machen wollte: da strengte die monarchisch-conservative Opposition alle Kräfte an, um dem verhaßten Gegner das Regiment zu entreißen, um den Liberalismus und die Demokratie vom Staatsruder fern zu halten, die antimonarchischen und antiklerikalen Grundsätze zu Falle zu bringen. Der Einfluß der Rückschrittsmänner war mächtig genug, im Senat, wo durch Sterbefälle und Neuwahlen noch einige antirepublikanische Mitglieder Sitze erlangt hatten, eine conservative Oppositionspartei zu schaffen, welche die liberalen Gesetzesanträge des republikanischen Ministeriums, insbesondere das Unterrichtsgesetz Waddingtons bekämpfte und verwarf; die klerikal-reactionäre Camarilla, die das Staatsoberhaupt immer mehr mit ihren Netzen zu umspinnen wußte, war stark genug, den geistig unbedeutenden und politisch beschränkten Marschall-Präsidenten zu vermögen, daß er dem Verlangen der Republikaner, in den höheren Beamtenkreisen mit den reactionären, monarchistischen und klerikalen Elementen aufzuräumen, nicht oder doch nur in geringem Grade nachgab, das von
Juni 1876. der zweiten Kammer beantragte Amnestiegesetz, welches die wegen Betheiligung am Communeaufstande Verbannten dem Vaterlande zurückgeben sollte, in Uebereinstimmung mit dem Senate zurückwies. So kam denn die Regierung zu der Mehrheit des Abgeordnetenhauses in das Verhältniß eines fortwährenden Kampfes, der an Schärfe nicht verlor, als an die Stelle des gemäßigten Dufaure der entschiedenere Republikaner
Anf. Dec. 1876. Jules Simon zum Minister ernannt ward. Obwohl ein Staatsmann von verträglicheren Formen, trat doch Simon den rückläufigen Tendenzen offen entgegen und suchte in Uebereinstimmung mit seinen Gesinnungsgenossen der zweiten Kammer, das höhere Beamtenthum zu reinigen und das verantwortliche Ministerium gegen unberechtigte Eingriffe des unverantwortlichen Präsidenten sicher zu stellen. Wie sehr immer die republikanische Kammerfraction der „Opportunisten", unter der Führung von Thiers und Gambetta, sich von allen extremen Schritten fern hielt und eine Politik des Zuwartens empfahl; Broglie und die klerikalen Heißsporne, wie Chesnelong, Belcastel u. A. gewannen immer mehr Boden, zumal da die Republikaner gespalten waren und der Minister Simon noch immer nicht genug Enschiedenheit und Energie zeigte. Die schwüle Atmosphäre einer Kampfesregierung dauerte bis zum Frühjahr 1877. Da raffte die klerikal-conservative Partei alle ihre Kräfte zusammen, um im Elysée die Herstellung der „moralischen Ordnung" zu erzielen. Sie mußte eilen, Herr der Lage zu werden, ehe die Generalrathswahlen, von deren Ausfall die Stellung der Conservativen im Senate wesentlich bedingt war, vorgenommen wurden. Die gegen die ultramontanen Wühlereien gerichteten Maßregeln der Liberalen boten dazu eine günstige Handhabe. In Hirtenbriefen, Adressen, Versammlungen war von Bischöfen und katholischen Fanatikern über die Gefangenschaft des Papstes geklagt und die Pflicht Frankreichs betont worden, für die Freiheit des Kirchenfürsten einzutreten, dem heiligen Vater im Vatican die Mittel zu freiem Handeln wieder zu verschaffen. Pius IX. selbst stellte in einer Allocution seine Lage als die eines Gefangenen dar. Da wurde in Folge einer Interpellation von der Deputirtenkammer an die Regierung
4. Mai 1877. das Ersuchen ausgesprochen, „sie möge die Angriffe der Bischöfe gegen die Sicherheit der äußeren Beziehungen und gegen die Rechte des Staates im Inneren mit allen gesetzlichen Mitteln zurückweisen" und der Minister Simon, ein Mann von jüdischer Abkunft, sprach bei der Gelegenheit seine Ansicht dahin aus, „die sogenannte Gefangenschaft des Papstes sei eine Fabel". Diese Auslassungen, die nicht nur von den Bischöfen als Verletzung der dem Pontificate schuldigen Ehrfurcht scharf gerügt wurden, sondern auch der Curie Veranlassung zu einer Beschwerde bei dem Präsidenten selbst gaben, wurden von den Parteiführern der klerikal-aristokratischen Genossenschaft des Elysée als der rechte Moment ausersehen, um ihre Hebel einzusetzen. Sie erreichten ihren
16. Mai 1877. Zweck. Am 16. Mai richtete der Marschall-Präsident ein Schreiben an Jules Simon mit Vorwürfen über seine schwache Haltung in der Deputirtenkammer, woraus hervorgehe,

daß er nicht den erforderlichen Einfluß auf die Abgeordneten besitze. Jules Simon und die übrigen Mitglieder seines Cabinets verlangten sofort ihre Entlassung. Darauf bildete Mac Mahon ein neues Ministerium unter dem Präsidium von Broglie, in welchem nur Decazes für das Auswärtige und General Berthaut für den Krieg von den bisherigen Räthen beibehalten wurden; alle anderen Mitglieder, wie Fourtou für das Innere, Brunet für das Unterrichtswesen, gehörten der klerikal-reactionären Fahne an, zum Theil mit einem Anhauch von Bonapartismus. Gegenüber dieser Herausforderung erklärte die Kammermehrheit auf Gambetta's Antrag, „daß sie nur Vertrauen haben könne zu einem Cabinet, das frei sei in seinem Handeln und entschlossen nach den republikanischen Prinzipien zu regieren, welche allein die Ruhe im Innern und den Frieden nach Außen zu erhalten vermöchten". Dies gab der „geheimen Nebenregierung" im Elysée, wo außer dem Herzog von Broglie die Marschallin und ihr Rathgeber, der Bischof Dupanloup von Orleans, das entscheidende Wort führten, die Gelegenheit, die Krisis zu einem Staatsstreich zu steigern. Man wollte die Wiederwahl Mac Mahons nach Ablauf des Septennats im Jahre 1880 stellen. Eine Botschaft des Marschall-Präsidenten vertagte die Kammer auf 18. Mai 1877.
einen Monat, „damit sich die Aufregung beruhige". Wenn die Sitzungen wieder aufgenommen würden, hätten die Abgeordneten sich vor jeder anderen Angelegenheit mit dem Budget zu befassen; für den öffentlichen Frieden werde seine Regierung wachen. Diese von den Conservativen als „spontaner Willensact" des Staatsoberhauptes gefeierte „rettende That" sollte nur das Vorspiel zu einer Auflösung sein, für die man den Senat zu gewinnen hoffte. Mit dem Rufe: „es lebe die Republik!" und mit 19. Mai.
einem würdigen Manifest an die Nation, über die neue „Politik der Reaction und der Abenteuer", ging die Majorität des Abgeordnetenhauses auseinander. Kaum hat noch je ein Monarch den ersten Reichskörper mit solchem Uebermuth behandelt, wie das gewählte Oberhaupt der Republik. Und daß es auf eine politische Umkehr abgesehen sei, erkannte man an den ersten Handlungen der neuen Minister. Unter den Streichen Fourtou's fiel eine Hekatombe republikanischer Verwaltungsbeamten. Die Proscriptionen dehnten sich über alle Angestellten bis zum Feldhüter herab aus. Zugleich forderte Broglie in einem Rundschreiben die General-Procuratoren auf, ihre Energie 29. Mai 1877.
und Wachsamkeit zu verdoppeln, um den Gesetzen Achtung zu verschaffen, welche die Moral, die Religion und das Eigenthum schützen sollen, besonders die Verbreitung falscher, die öffentliche Meinung verwirrender Nachrichten durch die Presse strenge zu ahnden. Einige Wochen nachher wurde der reactionäre Staatsstreich vervollständigt durch das Senatsdecret, welches die Deputirtenkammer auflöste. Die liberalen Mitglieder erließen ein Manifest an die Nation zum festen Zusammenhalten bei den 22. Juni 1877.
künftigen Wahlen, die dem Gesetze gemäß in drei Monaten stattfinden mußten, damit dieselben Männer, die man jetzt als Deputirte heimschicke, als Richter wiederkämen. Die Parole der Republikaner war: Wiederwahl der 363 Deputirten der Kammermajorität.

§. 1297. Krisis und Sieg der Republikaner. Nunmehr wurde ganz Frankreich in aufgeregte Parteikämpfe hineingerissen. War doch die Nation vor die Entscheidung gestellt, ob in Zukunft die liberale und demokratische Republik oder die monarchisch-klerikale Reaction herrschen sollte. Auf beiden Seiten machte man die größten Anstrengungen, die öffentliche Meinung für die Parteitendenzen zu gewinnen. Der Marschall hielt Rundreisen und Ansprachen; die Beamten und der Klerus suchten das Volk in ihrem Sinne zu belehren; der ordnungsliebenden Menschheit wurde geflissentlich zu Gemüthe geführt, daß der Präsident sich zurückziehen würde, wenn die Entscheidung nicht zu seinen Gunsten ausfiele; die Gerichte und Behörden gingen den republikanischen Zeitungen mit drakonischer Strenge zu Leibe; man griff zu allen Mitteln politischer Maßregelung um die Freiheit der Presse und der Rede zu unter- 15. Aug.
drücken. Wurde doch selbst Gambetta, als er in Lille die Schlagworte aussprach, der Präsident wird sich dem Willen der souveränen Nation unterwerfen oder zurücktreten müssen (se soumettre ou se démettre), wegen Beleidigung des Staatsoberhauptes von dem Zuchtpolizeigericht mit einer Geld- und Gefängnißstrafe belegt. Doch wagte

man nicht die Verhaftung zu vollziehen. Die Bewegung der Gemüther wurde noch vermehrt, als Adolf Thiers nach kurzer Krankheit in St. Germain vom Tode hingerafft wurde. Selbst das Leichenbegängniß des großen Staatsmannes und Historikers, das doch ein nationales Trauerfest für ganz Frankreich hätte sein sollen, wurde zu Parteidemonstrationen benutzt. Seine letzte Schrift war eine Rechtfertigung der Republik und eine Zurückweisung der Vorwürfe, womit die Conservativen die Liberalen belasteten. Zwei Wahlmanifeste des Marschalls, worin er die Wähler aufforderte, für die von der Regierung aufgestellten Candidaten zu stimmen, und versicherte, „daß er in keinem Falle dem Radicalismus nachgeben, vielmehr auf seinem Posten ausharren und mit Hülfe des Senats die conservativen Interessen vertheidigen werde, daß er für die Ordnung und den Frieden einstehe", gaben der Opposition Stoff zu scharfen Rügen über die „dictatoriale Staatsgewalt". Trotz aller Anstrengungen und Wahlbeeinflussungen von Seiten der Regierung und der Geistlichkeit kam die rückläufige Bewegung doch nicht zum Siege. Wurde auch in den Octoberwahlen nicht die volle Zahl von 363 Republikanern wieder in die Versammlung gesandt, sondern nur etwa 320, so besaßen sie doch eine erhebliche Majorität über die Conservativen, die „Candidaten des Nuntius", wie man spottweise die antirepublikanischen Fractionen der Klerikalen, Royalisten und Imperialisten bezeichnete. Nun erfolgte eine Periode der Krisis. Die Deputirtenkammer war entschlossen, darauf zu bestehen, daß der Marschall-Präsident entweder dem Grundsatze parlamentarischer Regierung sich unterwerfe und mit einem der Gesetzgebung verantwortlichen Ministerium regiere oder seiner Stelle entsage. Im Elysée sträubte man sich gegen die Consequenzen dieser Alternative. Es fanden sehr erregte Berathungen und Verhandlungen statt. Bald wollte man es mit einem farblosen Geschäftsministerium versuchen, bald überlegte man die Eventualitäten einer neuen Kammerauflösung. Aber weder ein Cabinet unter Pouyer-Quertier, noch ein Ministerium Rochebouët konnte auf eine Majorität zählen und zu einer neuen Auflösung versagte der Senat, namentlich auch die Fraction der Orleanistischen „Constitutionellen", die Mitwirkung. Und doch bedurfte man vor Ende des Jahres der Einwilligung der Volksvertreter zu den im Budget aufgestellten Steueransätzen. Sollte man zu einem Staatsstreiche sich entschließen, selbst auf die Gefahr eines Bürgerkrieges? Auch dieser Gedanke wurde in Ueberlegung gezogen. Die Blätter sprachen von militärischen Maßregeln, die auf einen solchen Plan hinzudeuten schienen. General Ducrot hatte dabei die Hand im Spiel. Da gab denn endlich, als es in der Handels- und Finanzwelt unruhig zu werden anfing, der Marschall-Präsident den zur Versöhnung rathenden Stimmen Gehör und entschloß sich zu einem parlamentarischen Regimente. Er ernannte ein Ministerium, in welchem unter dem Vorsitze Dufaure's lauter republikanisch gesinnte Männer die Staatsgeschäfte leiten sollten. So Marcère das Innere, Waddington die Auswärtigen Angelegenheiten, Leon Say die Finanzen, Bardoux den Unterricht u. s. w. Eine Botschaft des Präsidenten kündigte den beiden gesetzgebenden Factoren in Versailles an, daß die Regierung die republikanischen Einrichtungen, zu deren Gunsten sich die Mehrheit des Volkes durch die Wahlen ausgesprochen, aufrichtig beobachten werde. Die Gambetta'sche Parole war somit anerkannt, die größte und gefährlichste Krisis, die das republikanische Frankreich durchgemacht, beschworen. Die Bewilligung des Budgets nebst den Steuervorlagen besiegelte die Versöhnung zwischen Regierung und Gesetzgebung. Die Deputirtenkammer hatte gleich bei Eröffnung ihrer Sitzung einen Ausschuß niedergesetzt, der die bei den Wahlen vorgekommenen Mißbräuche und Vergewaltigungen untersuchen sollte. Die Beseitigung einer großen Anzahl von Präfecten und anderer Beamten klerikaler und reactionärer Richtung, mit denen die Broglie'sche Camarilla die Stellen gefüllt hatte, war der Anfang der neuen republikanischen Aera, die während des ganzen folgenden Jahres keine Störung erlitt und am 5. Januar 1879, als bei Erneuerung der Wahlen für das ausscheidende Drittel der Senatsmitglieder die Republikaner auch in dieser Abtheilung der gesetzgebenden Gewalt die Mehrheit erlangten, die letzte Sanction der französischen Nation erhielt. Das ganze Jahr hindurch hielt sich das gemäßigte, bürgerlich-republikanische Regiment des Ministeriums Dufaure am Ruder

3. Sept. 1877. 8. Sept. 19. Sept. 12. Oct. 1877. 14. 28. October 1877. 14. Decbr. 1877.

und das französische Volk fand Zeit, durch mehrere Festlichkeiten, wie die Voltaire- 30. Mai. und die Bastillefeier 14. Juli 1878. sowohl seine Anhänglichkeit für geistige Freiheit und republikanisches Staatswesen zu bethätigen, als in der prächtig gelungenen, von vielen Millionen Menschen aus ganz Europa besuchten Weltausstellung Vom 1. Mai bis 10. Novbr. 1878. den Beweis zu liefern, daß es die früheren Kriegsunfälle überwunden und in Industrie, Kunst und Wohlstand einen frischen fröhlichen Aufschwung genommen habe. Deutschland versagte seine Betheiligung. Doch gestattete der Kaiser nachträglich, als die republikanische Regierung Frankreichs durch die Abberufung des klerikal gesinnten Botschafters Gontaut-Biron und die Ersetzung desselben durch den Grafen von Saint-Vallier ihre versöhnliche Gesinnung kund gegeben, daß deutsche Kunstwerke nach dem prachtvollen Ausstellungsgebäude auf dem großen Marsfelde eingesandt werden durften. Und sie haben die Concurrenz würdig bestanden. Zugleich wurden in Versailles Bürgschaftsgesetze erlassen, wodurch die Rückkehr eines Willkürregiments, wie es unter dem Ministerium Broglie bestanden, für die Zukunft verhindert werden sollte. Um den Einfluß der Klerikalen zurückzudrängen, die durch den Tod des Bischofs Dupanloup 11. Octbr. 1878. einen ihrer gewandtesten und beredtesten Führer verloren, fuhr man fort, die Gemeindeschulen mehr und mehr den Geistlichen zu entziehen und sie Lehrern aus dem Laienstande zu übertragen.

§. 1297 b. **Neue Präsidentenwahl. Amnestie.** Gegenüber der republikanischen Majorität, wie sie seit dem 5. Januar 1879 in den beiden Häusern des gesetzgebenden Körpers bestand, war die Stellung Mac Mahon's auf die Dauer nicht haltbar; er hatte zu offen seine Abneigung gegen Liberale und Republikaner kund gegeben, als daß die zur Macht gelangte Partei das Zutrauen hätte fassen können, er würde aufrichtig das freisinnige Programm ausführen, welches Minister Dufaure im Namen der Regierung dem Senate und dem Abgeordnetenhause vorgelegt hatte. Der Marschall erkannte die Schwierigkeit seiner Lage und beschloß der Nothwendigkeit zu weichen. Als Dufaure die Absetzung verschiedener Generalprocuratoren und der neue Kriegsminister Gresley die Enthebung mehrerer Corpscommandanten von ihren Posten verlangten, verweigerte er seine Unterschrift zu einer Maßregel, von welcher er desorganisatorische Folgen für die Armee fürchtete, und legte sein hohes Amt vor dem Ablauf des Septenniums nieder. 30. Jan. 1879. In einer würdig gehaltenen kurzen Zuschrift an die Präsidenten des Senats und der Abgeordnetenkammer gab er seine Gewalten dem Lande zurück und verließ das Elysée. Darauf traten beide Parlamentshäuser zu einem Congreß zusammen und wählten den bisherigen Vorsitzenden der Deputirtenkammer, Jules Grévy zum Präsidenten der Republik. Dieser große politische Akt, so wie die übrigen damit zusammenhängenden Veränderungen, die Wahl Gambetta's zum Kammerpräsidenten, Leon Say's zum Vorsitzenden des Senats, der Rücktritt des mehr als achtzigjährigen Dufaure aus dem Cabinet und seine Ersetzung durch Waddington, vollzogen sich in aller Ruhe und Gesetzlichkeit. Die Wahl Grévy's, eines Mannes von streng republikanischem Charakter und bürgerlicher Gesinnung, bezeichnete die Rückkehr zu dem System des Herrn Thiers, nur daß der neue Präsident weniger kräftig und erfolgreich als sein verstorbener Freund und Gesinnungsgenosse den von dem linken Flügel andrängenden Fluthen zu widerstehen vermochte. Doch hielt das neue Regiment standhaft die Linie des gemäßigten Fortschritts ein, eifrig beflissen, durch das Gleichgewicht der constitutionellen Gewalten dem Staate die Ruhe im Innern und das Vertrauen des Auslandes zu erhalten. Man wollte die alten Wunden vernarben lassen, um mit gesunderen Kräften der Zukunft entgegen zu steuern. Darum wurde der von einem „Enquête-Ausschuß" in der Kammer gestellte Antrag, das Ministerium 14. März 1879. Broglie-Buffet wegen Verraths an der republikanischen Verfassung und Verletzung der Amtspflicht in Anklagestand zu versetzen, nach langen erregten Debatten mit großer Stimmenmehrheit verworfen, da, wie Waddington hervorhob, die Nation selbst durch ihre Wahlen über die Minister zu Gericht gesessen und ihr Urtheil gesprochen. Man begnügte sich damit, eine größere Anzahl der als antirepublikanisch bekannten Generalprocuratoren und Corpscommandanten von ihren Stellen zu entfernen, durch ein Tadelsvotum das Gebahren der Männer vom 16. Mai zu brandmarken und das

Verdammungsurtheil in allen Gemeinden Frankreichs öffentlich anzuschlagen. Darum
15. Juni 1879. wurde ferner, nachdem der Senat nach langem Widerstand seine Einwilligung ertheilt, ein Congreß abgehalten, durch welchen der Artikel 9 der Verfassung aufgehoben und damit die Verlegung der gesetzgebenden Häuser von Versailles nach Paris beschlossen ward. Darum wurde endlich die Amnestiefrage, die schon seit Jahren in den Reihen der Radicalen als agitatorischer Hebel gedient hatte, in einer versöhnlichen Weise zu lösen unternommen. Es ist uns erinnerlich, mit welcher Strenge und Grausamkeit die Strafgerichte nach Niederwerfung des Communeaufstandes von Paris gegen die Ueberwundenen vorgegangen waren. Nicht nur die Führer und Urheber, sondern auch ihre Werkzeuge und alle Theilnehmer der Empörung waren massenweise verurtheilt, deportirt oder in die Verbannung gejagt worden. Seitdem waren acht Jahre verflossen, die Leidenschaften und die Rachegefühle, die im Jahre 1871 bei den Prozessen nicht selten den Ausschlag gegeben, hatten sich seitdem abgeschwächt und gemildert. Es war daher ein naturgemäßer Umschlag, daß in weiten Kreisen ein Gefühl der Humanität sich regte, daß der Ruf nach Vergeben und Vergessen sich immer lauter vernehmen ließ. Schon unter dem Ministerium Dufaure war eine beträchtliche Zahl minder Schuldiger begnadigt worden; aber die Führer der Linken drangen auf eine allgemeine
11. Febr. 1879. und unbeschränkte Amnestie. Der Gesetzentwurf des Justizministers Leroyer, welcher drei Kategorien aufstellte, für jeden einzelnen Fall einen Begnadigungsakt verlangte und die wegen gemeiner Verbrechen Verurtheilten von der Amnestie ausgeschlossen wissen wollte, war den Radicalen, Louis Blanc, Lockroy, Clemenceau u. A. nicht genügend, durch Interpellationen und öffentliche Reden suchten sie das französische Volk für einen hochherzigen Gnadenakt gegen alle geächteten und gefangenen Theilnehmer an dem Communardenaufstand zu erwärmen. Im Senate wirkte Victor Hugo in demselben Sinne. Die Amnestiefrage blieb das ganze Jahr hindurch das wirksamste Agitationsmittel der Fortschrittsmänner auf der äußersten Linken; selbst Gambetta und sein Gesinnungsgenosse, der Minister Freycinet hielten es nicht für opportun, der volksthümlichen Bewegung schroff und abweisend entgegenzutreten. Bei den Ergänzungswahlen zur Deputirtenkammer bewirkten die Radicalen, daß der alte Revolutionär Blanqui, trotzdem daß er sich noch immer in Haft befand, in Bordeaux zum Abgeord-
6. April 1879. neten gewählt wurde, um der Regierung den moralischen Zwang einer Amnestirung aufzulegen. Mochten auch im Laufe des Jahres bei verschiedenen Anlässen immer wieder neue Begnadigungsakte erlassen werden, die Forderung einer vollständigen Amnestie wurde dadurch nicht beschwichtigt; die Demokratie ruhte nicht, bis ihrem Verlangen willfahrt ward, bis die gesetzgebenden und executiven Gewalten die „Amnestie pleine et entière" verkündeten, und damit den Communardenaufstand vom Jahre 1871 gleichsam von jeder Schuld freisprachen. Doch erfolgte dieser letzte Sühnakt
9. Juli 1880. erst im folgenden Jahre. Die Zurückkehrenden wurden wie Märtyrer und Triumphatoren gefeiert, die Petroleumbomben waren vergessen. Ein Strom verbannter Communarden, verwilderter Existenzen, verbitterter und rachsüchtiger Menschen ergoß sich nun nach Paris und schürte den Haß gegen die „Bourgeoisie". Auch Rochefort kehrte nach Frankreich zurück und schoß in dem Journal „Intransigeant" seine giftigen Pfeile gegen Gambetta und die „Opportunisten". Die wahnwitzigen Reden einer Louise Michel von Revolution und Meuchelmord fanden begeisterten Beifall. Dem Maler Courbet, dem Apostel des Realismus in seinen äußersten Consequenzen, war der Tag der Heimkehr vom Schicksal versagt. Außer Stand, die ihm durch Richterspruch auferlegte Entschädigungssumme für die umgestürzte Vendomesäule zu entrichten, war er
31. Decbr. 1877. nach mehrmonatlicher Haft nach der Schweiz ausgewandert und sechs Jahre später in Vevay am gebrochenen Herzen gestorben, ein tragisches Opfer der Selbstüberschätzung und der getäuschten Eitelkeit.

§. 1297 c. Ferry's Unterrichtsgesetz. Neben der Amnestiefrage bildete der Gesetzentwurf des Ministers Ferry über die Einrichtung des höhern Unterrichts und die Stellung der Geistlichkeit zu dem öffentlichen Schulwesen den Hauptgegenstand des Interesses der Staatslenker. Wie uns bekannt, hatte der Klerus unter dem Aushängeschilde der Freiheit sich unter dem reactionären Cabinet von 1875 eines über-

wiegenden Einflusses bei den Schulen, namentlich den Universitäten bemächtigt. Diesem Ueberwuchern des ultramontanen Geistes suchte nun die liberale republikanische Regierung einen Damm entgegenzuwerfen. Der Gesetzentwurf Ferry's verlangte die Einsetzung eines obersten Unterrichts- und Prüfungsrathes von fünfzig Mitgliedern, von welchem alle kirchlichen und nichtstaatlichen Mitglieder ausgeschlossen sein sollten, übertrug das Recht der Verleihung akademischer Grade, das durch ein Gesetz vom 12. Juli 1875 auch den sog. katholischen Universitäten, d. h. den klerikalen Fakultäten eingeräumt worden war, ausschließlich dem Staat und seinen Anstalten und Unterrichtsbehörden, entzog allen nicht autorisirten Congregationen und geistlichen Genossenschaften die Befugniß als Lehrer zu wirken. Dieser letzte Vorschlag, der vielbesprochene Artikel 7 des Gesetzentwurfs, war besonders gegen den Jesuitenorden gerichtet, der siebenundzwanzig Unterrichtsanstalten mit 843 Mitgliedern in Frankreich zählte. Es waren schwere Geschütze, welche der Berichterstatter Spuller, der Minister Jules Ferry und insbesondere der beredte Paul Bert in dem Abgeordnetenhaus gegen die Gesellschaft Jesu, ihre Doctrinen, ihre Methoden und Trugkünste, ihre Lehrmittel richteten, und ihre Beweisführung war so wirksam, daß weder die klerikale und conservative Coalition auf der Rechten, noch die Verfechter des Prinzips der unbedingten Lehrfreiheit oder die radicalen Gegner aller Congregationen die Durchführung des Gesetzesantrags zu verhindern vermochten. Der Entwurf Ferry's wurde sammt dem Artikel 7 von der Deputirtenkammer mit überwiegender Majorität angenommen. Damit war jedoch das Schicksal des Gesetzes noch nicht entschieden. Im Senat wurde ein heftiger Angriffskrieg organisirt und als strategischer Führer diente der Opposition ein Mann, welcher bisher in den Reihen der Liberalen einen hervorragenden Rang behauptet hatte, Jules Simon. Er wurde zum Vorsitzenden der Commission gewählt, welche den Bericht für die Senatssitzung auszuarbeiten hatte. Er sprach sich aus liberalem Doctrinarismus gegen den Ferry'schen Entwurf aus. Aber ehe es darüber zur Berathung und Beschlußfassung kommen konnte, traten die Herbstferien ein. Das Ergebniß blieb somit einer späteren Periode vorbehalten. Niemand konnte voraussagen, in welcher Richtung die Würfel fallen würden. Beide Parteien benutzten die Zwischenzeit zu agitatorischen Rundreisen, zu Versammlungen und öffentlichen Reden, um alle Waffen für und wider die Kirchengesetze einzulegen. In Marseille feierte Louis Blanc überschwengliche Triumphe. Die liberalen Volksredner hatten die Regierung für sich, den Klerikalen, an ihrer Spitze Mun, Baragnon, Chesnelong u. A., stand die Geistlichkeit und durch sie ein großer Theil des Landvolks und der Frauenwelt zur Seite. Bischöfliche Hirtenbriefe forderten die Gläubigen gegen das gottlose Gesetz auf den Kampfplatz. Dieser aggressiven Haltung der Hierarchie gegenüber schärfte auch die Regierung ihre Waffen. Bei einer Reorganisation des Staatsrathes, der bei der Entscheidung der Streitfragen zwischen Staat und Kirche eine wichtige Stimme hatte, wurden alle reactionären Elemente ferngehalten; und zur Vertheidigung des Artikels 7, der jeder nicht vom Staate autorisirten religiösen Körperschaft untersagte, Unterricht zu ertheilen oder eine Schule zu leiten, berief die Regierung sich auf die Bestimmungen des Concordats und auf ältere Gesetze, die, obgleich öfters umgangen oder unbeachtet gelassen, doch nie aufgehoben worden waren und stets wieder in Anwendung gebracht werden könnten. So hatte denn auch Frankreich seinen „Culturkampf". Der Wechsel des Cabinets am Ende des Jahres, welcher an Stelle des ausscheidenden Waddington den Gambettisten Freycinet an die Spitze des Ministeriums führte, änderte nichts in der Situation, da die Unterrichtssachen nach wie vor in den Händen Ferry's verblieben. Ja das Schwergewicht rückte dadurch noch mehr nach der Linken und nach der „republikanischen Union". Unter solchen Umständen war es nicht vorauszusetzen, daß die Regierung von der eingeschlagenen Bahn abgehen würde. Und sie hielt auch fest. Als durch eine unnatürliche Coalition der Reactionäre und der liberalen Doctrinäre der Artikel 7 des Ferry'schen Gesetzentwurfes im Senate zu Falle gebracht ward, beschloß das Ministerium auf Grund alter, formell noch immer in Kraft stehender Gesetze aus der Zeit der Revolution und des ersten Kaiserthums vorzugehen. Zwei Decrete des Präsidenten befahlen der Gesellschaft Jesu, sich aufzulösen und ihre An-

10. Juli 1879.

21. Decbr. 1879.

30. März 1880.

stalten zu räumen, und allen andern staatlich nicht anerkannten Congregationen, binnen drei Monaten bei der Regierung um Genehmigung ihrer Statuten und Anerkennung ihrer Anstalten einzukommen. Die Klerikalen leisteten Widerstand, die Congregationen weigerten sich, ihre Statuten vorzulegen, die Bischöfe erließen Proteste gegen die März-decrete. Die Regierung aber ließ die Ordenshäuser und Lehranstalten der Jesuiten schließen, die Ordensangehörigen selbst ausweisen. Gegen die andern Congregationen wurde zögernder und schonender vorgegangen. Dies gab dem Kammerpräsidenten Gambetta, dem Herrscher in der Volksvertretung, der durch parlamentarische Intriguen jahrelang die Ministerien nach seinen Launen schuf und stürzte, Anlaß, das Cabinet Freycinet, das ihm zu selbständig war und seine bei einem Banket in Cherbourg proclamirte
Sept. 1880. Revanchepolitik verleugnet hatte, zum Rücktritt zu nöthigen. Die Bildung eines neuen Cabinets, dem indessen die meisten Mitglieder des vorigen angehörten, übernahm Ferry unter Beibehaltung des Unterrichtsministeriums, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der alte Barthélemy St.-Hilaire. Nun folgte rasch die Schließung der Ordenshäuser aller nicht autorisirten Congregationen.

§. 1297 d. **Tod des Prinzen Louis Napoleon. Expedition nach Tunis.** Wenn sich trotz aller inneren Wirren und Anfeindungen die republikanische Staatsform in Frankreich bisher erhalten hat, so kam es ihr sehr zu Statten, daß die dynastischen Prätendenten bei der Nation keinen großen Anhang besitzen. Die legitimistisch-klerikale Gruppe, die noch immer mit dem Grafen Chambord Verbindungen unterhält, ist nicht zahlreich und trägt so wenig wie ihr Erkorener, der bejahrte Henri V., Verlangen nach gefährlichen und ungewissen Unternehmungen; die Prinzen aus dem Hause Orleans hatten nie viel Sympathie im Lande und werden schwerlich zu gewaltsamen Umsturzplänen die Hand bieten; und selbst der Bonapartismus, der noch immer beredte Wortführer, wie den ehemaligen Minister Rouher und den Abgeordneten Paul de Cassagnac in seinen Reihen zählt und bei der Armee den alten Glanz der Tradition noch nicht verloren hat, ist durch eine tragische Katastrophe mächtig erschüttert worden. Der kaiserliche Prinz, der sich der Expedition der Engländer gegen die Zulukaffern in Südafrika als Freiwilliger anschloß, in der Hoffnung durch Waffenthaten und Unternehmungslust seinen Namen in Frankreich lebendig zu erhalten, fiel bei einer Recognoscirung in einen feindlichen Hinterhalt und wurde im
1. Juni 1879. ungleichen Kampfe elendiglich erschlagen. An seine Stelle als Haupt der bonapartistischen Partei trat nach dem Familienrecht Prinz Jerome, obwohl der Verstorbene vor seiner Abreise aus England seine Ansprüche auf dessen Sohn Victor übertragen haben soll. Wir wissen aber aus früheren Blättern, daß Jerome weder in den Reihen der Bonapartisten noch in den Augen der Nation viel Geltung hat. Jedenfalls hat durch den blutigen Ausgang des jungen Prinzen, an dessen Wiege einst alle Hoffnungen Frankreichs gestanden, die kaiserliche Partei, welche oft für die Republik ein Mittelpunkt unbequemer feindlicher Elemente war, in Gegenwart und Zukunft einen erschütternden Stoß erlitten. Der Mutter des Prinzen, der verwittweten Kaiserin Eugenie, der das Schicksal alle Hoffnung und Lebensfreude geraubt, war nur der Trost geblieben, die Todesstätte in dem fernen Erdtheil aufzusuchen und dem gefallenen Sohne, dessen Leiche in der Kapelle von Chiselhurst beigesetzt wurde, auf der Stelle, wo er geblutet, ein Denkmal ihrer Liebe zu errichten. — Die Mißerfolge Frankreichs in den Orientwirren, die Wahrnehmung von dem bedrohlich gewachsenen Einfluß anderer Mächte, namentlich Englands, in den Regionen des mittelländischen Meers, lenkten die Blicke der französischen Regierung auf die Gewinnung eines Ersatzes, und hierzu schien das an Algerien anstoßende **Tunis**, ein zerrüttetes barbarisches Reich in loser Abhängigkeit von der Pforte, ein günstiger Boden. Die Einfälle eines räuberischen Grenzstammes, der Krumir, nach Algier boten einen erwünschten Anlaß zum Einschreiten. Ein
12. Mai 1881. französisches Heer rückte in Tunis ein und zwang den wehrlosen Bei zu dem Vertrag von Bardo, welcher die festen Plätze und die Verwaltung des Landes den Franzosen und ihrem Generalconsul Roustan überlieferte, ein Protectorat, das einer völligen Einverleibung sehr nahe kam, zur großen Mißstimmung Englands, Italiens und der Pforte. Allein deren Widerspruch vermochte ebenso wenig, wie die Aufstände der wilden

Beduinenstämme die Besitzergreifung des Landes zu hintertreiben. In Frankreich stieß die Expedition auf ebensoviel Widerspruch, wie einst Napoleons mexikanischer Feldzug; die tunesischen Credite wurden zwar bewilligt, aber für das Ansehen Gambetta's, dem man im Verein mit seinem Schützling Roustan finanzielle Speculationen bei der Expedition unterlegte, war das Unternehmen nicht förderlich.

§. 1297 e. **Gambetta's Ministerium und Tod. Ministerien Freycinet und Ferry.** Einen neuen Zündstoff warf Gambetta in das politische Leben durch die Forderung einer Wahlreform: die Arrondissementswahlen sollten abgeschafft, das Listenscrutinium eingeführt werden, d. h. es sollte nicht mehr wie bisher jeder einzelne Wahlbezirk seinen Abgeordneten, sondern ein ganzes Departement sollte nach einer aufgestellten Liste zusammen eine Anzahl von Deputirten wählen. Auf diese Weise glaubte man günstigere Wahlergebnisse für die Republikaner herbeiführen und die Auswahl der Candidaten von localen Einflüssen befreien, das ganze Wahlgeschäft centralisiren, die Entscheidung einem Pariser Comité, dessen Mittelpunkt natürlich Gambetta war, sichern, kurz dem großen parlamentarischen Dictator allezeit eine gefügige Kammer verschaffen, die „cäsarische Republik" herstellen zu können. Die Deputirtenkammer nahm auch den Antrag Bardoux auf Einführung der Listenwahl an, der Senat aber lehnte denselben ab, ein empfindlicher „Echec" Gambetta's. Indessen fielen die neuen Abgeordnetenwahlen sehr zu Gunsten der Republikaner und scheinbar Aug. 1881. insbesondere der gambettistischen Partei aus, worauf der große „Volkstribun" endlich seine unverantwortliche Stellung aufgab und an Stelle Ferry's als Präsident und Minister des Auswärtigen in die Regierung eintrat, die ganz aus seinen 14. Novbr. 1881. Creaturen, Männern von wenig bekannten Namen zusammengesetzt wurde; der atheistische Paul Bert bekleidete die Unterrichtsverwaltung. Aber das „große Ministerium" sollte die Hoffnungen nicht erfüllen, die man seit Jahren auf die endliche Uebernahme der Regierung durch Gambetta gesetzt hatte. Auch die nächsten Senatorenwahlen fielen günstig für ihn aus. Der Kammer wurde jetzt der Entwurf einer Januar 1882. Verfassungsrevision vorgelegt, wonach die Einführung der Listenwahl für das Abgeordnetenhaus, eine Aenderung des Wahlgesetzes und eine Beschränkung der finanziellen Befugnisse für den Staat beantragt wurde. Allein wider alles Erwarten zeigte sich die Kammer oppositionslustig, der Nimbus Gambetta's war sichtlich im Schwinden begriffen; sein herrisches Auftreten, sein offenbares Streben nach einer Dictatur erweckte ihm auch unter den Republikanern viele Gegner, so daß die Partei der unbedingten Gambettisten sich plötzlich einer überlegenen Coalition von rechts und links gegenüber befand. Die Verfassungsrevision mit der Listenwahl wurde mit einer Majorität derer, denen sie zu weit und derer, denen sie nicht weit genug ging, abgelehnt. Gambetta trat alsbald von der Regierung zurück; so manches Ministerium hatte er gestürzt und nun konnte er sich selbst nur wenige Wochen halten. Von dieser schweren Einbuße an Ansehen hat er sich nicht wieder erholt. In dem neuen Cabinet übernahm Freycinet das Präsidium und das Auswärtige, Leon Say die Finanzen, 29. Januar 1882. Ferry den Unterricht; die Frage der Verfassungsrevision, die seit Jahren auf der Tagesordnung stand und namentlich in ihrem auf Beschränkung der Befugnisse des Senats abzielenden Bestandtheil von den radicalen Republikanern immer auf's Neue betrieben ward, wurde einstweilen vertagt. Indessen auf diesem unterwühlten Boden parlamentarischer Intriguen und verwirrter Parteiverhältnisse, wo die Ministerien im Laufe weniger Wochen oder Monate zu wechseln pflegen, konnte sich auch ein Cabinet nicht lange halten, dessen Stütze nur in einer an sich widernatürlichen, lediglich durch den Haß gegen Gambetta zusammengehaltenen Coalition von rechts und links bestand. Während die socialistisch-revolutionäre Bewegung immer wildere Formen annahm und sich in gefährlichen Arbeiterunruhen äußerte, während der „Börsenkrach", der sich an den Zusammenbruch der finanziellen Unternehmungen des Schwindlers Bontoux anknüpfte, von der herrschenden wirthschaftlichen Zerrüttung zeugte, während der Staatscredit, Handel und Industrie unter den inneren Wirren arg geschädigt wurden, hatte das unfruchtbare Treiben im Parlament und unter den Parteien seinen Fortgang. Ueber der Forderung eines Credits für Betheiligung an der englischen Expedition nach

24. Juli 1882. Aegypten, von der die Kammer nichts wissen wollte, kam das Ministerium Freycinet zu Falle. Für die Nachfolge irgend einen Mann von Bedeutung und politischer Stellung zu finden, war unmöglich. In der Noth griff man zu Staatsmännern zweiten und dritten Rangs, die unter dem Vorsitz des alten Duclerc ein möglichst farbloses „Geschäftsministerium“ unter Verzicht auf eine große active Politik bildeten. Die Unmöglichkeit, einen besseren Ersatz zu finden, die Scheu aller hervorragenden Männer, die Regierung zu übernehmen, hielt das Cabinet eine Zeit lang. Für die innere Politik Frankreichs von den tiefeingreifendsten Folgen war der Tod Gambetta's, des Mannes, der seit mehr als einem Jahrzehnt den entscheidenden Einfluß auf die Entwickelung der Dinge ausgeübt hatte und trotz seines Mißerfolges mit dem „großen Ministerium“ noch immer der Angelpunkt war, um den sich das politisch-parlamen-
Neujahr 1882/83. tarische Leben drehte. Er starb in der Nacht der Jahreswende an den Folgen einer Schußwunde, die er bei einem noch nicht völlig aufgeklärten Vorfall erlitten. Sein Tod gab den Anstoß zu neuen innern Krisen. Nach dem Hingang des großen Republikaners schienen die Aussichten für eine Herstellung der Monarchie günstiger. Die ersten, die sich regten, waren die Bonapartisten. Der alte unfähige Prinz Jerome Napoleon (Plon-Plon),
16. Januar 1883. den kaum Jemand mehr ernst genommen, erließ ein Manifest, worin er sich der französischen Nation als Prätendent wieder in Erinnerung brachte, heftige Anklagen gegen die Republik schleuderte und ein Plebiscit verlangte. Die Regierung, an deren Spitze jetzt Fallières stand, ließ ihn verhaften und in Anklagestand versetzen und legte der Kammer einen Gesetzentwurf vor, wonach die Mitglieder früherer Herrscherfamilien, welche die Sicherheit des Staats gefährdeten, ausgewiesen werden konnten. Darüber kam es zu heftigen Zerwürfnissen zwischen Senat und Deputirtenkammer und zu der üblichen Ministerkrisis. Es war nachgerade schwer, in Frankreich Minister zu finden und man mußte immer wieder auf die alten Männer in etwas veränderter Com-
22. Febr. bination zurückgreifen. An der Spitze des neuen Cabinets stand Ferry, zugleich mit der Unterrichtsverwaltung betraut; das Aeußere übernahm Challemel-Lacour, das Kriegsressort behielt General Thibaudin bei, der einst als deutscher Kriegsgefangener entflohen war und mit Bruch des Ehrenworts sich wieder am Feldzug betheiligt hatte, im Wesentlichen ein gambettistisches Ministerium, dem aber die Seele nicht mehr innewohnte. Das Prätendentengesetz wurde, da eine Verständigung zwischen den beiden Kammern nicht zu erzielen war, nach den erregtesten parlamentarischen Verhandlungen fallen gelassen. Statt dessen griff man auf ein altes Gesetz zurück und der Kriegsminister verfügte die Inactivität der in der Armee dienenden Prinzen von Orleans, auf die es vorzugsweise abgesehen gewesen. Auf finanziellem Gebiet that sich die neue Regierung durch eine Zinsenreduction der Staatsrente hervor, welche für die Staatsfinanzen nothwendig war, unter den kleinen Rentenbesitzern aber viel böses Blut erregte.

c. England. Niederlande und Scandinavien.

§. 1298. **Englands Weltpolitik.** Wir haben das geschichtliche Leben Englands im Innern und nach Außen bis zum Jahre 1874 in §. 1274 f. kennen gelernt und besonders seine großartige Colonialpolitik rühmend hervorgehoben. Dieser blieb auch in den nächstfolgenden Jahren die Aufmerksamkeit des Torycabinets unausgesetzt zugewendet. Sie war der innerste Kern der orientalischen Politik, die uns ein folgender Abschnitt vorführen wird. Vor Allem bildete das große angloindische Reich fortwährend den Gegenstand des höchsten Interesses und der eifersüchtigen Wach-
Nov. 1875. samkeit der Staatsmänner an der Themse. Im November des Jahres 1875 stattete der Prinz von Wales dem wichtigen Coloniallande im fernen Osten einen glänzenden Besuch ab, der mehrere Monate hindurch der englischen und der gesammten europäischen Journalistik reichen Stoff zu Schilderungen und Beschreibungen der prunkvollen Festlichkeiten, Jagdpartien und Geschenke darbot, womit die Anwesenheit des künftigen Herrschers von den eingeborenen Fürsten und Großen gefeiert ward. Dem Besuche lag die Absicht zu Grunde, durch persönlichen Verkehr das Band zwischen Mutter- und Tochterreich fester zu knüpfen. Bei dem steten Vordringen der Moskowitischen Macht im mittleren Asien, seit der Unterwerfung von Chiwa (§. 1273), mußte England auf

Befestigung seines Ansehens und seiner Herrschaft in dem Induslande bedacht sein. Denn wie in der Balkanhalbinsel die slavischen Sympathien, so wußte die russische Politik in dem Gebiete des Amu-Darja und des Syr-Darja oder Sihon, der in der alten Geschichte vielgenannten Ströme Oxus und Jaxartes, mit geschickter Hand die noch unabhängigen mohammedanischen Fürsten in das russische Interesse zu ziehen und als Pioniere für die Ausbreitung des Zarenreiches zu gebrauchen. Daher war das Augenmerk des Staatsmannes d'Israeli, der seit 1874 an der Spitze des englischen Cabinets stand (§. 1274), vor Allem dahin gerichtet, dem weiteren Vordringen der russischen Macht in Asien wie in Europa Einhalt zu gebieten und dem Inselreiche in der großen Weltpolitik wieder die dominirende Stellung zurückzugewinnen, die es in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts behauptet hatte. Nach den Intentionen des Torycabinets d'Israeli-Derby sollten die inneren Fragen und die heimischen Parteikämpfe in den parlamentarischen Staatsleben zurücktreten, dagegen das in den letzten Jahren gesunkene Ansehen Englands in den auswärtigen Dingen wieder gehoben werden. Die reservirte Haltung Frankreichs seit seinem großen unglücklichen Krieg mit Deutschland erleichterte dem alten Rivalen an der Themse das ehrgeizige Streben. Die Regierung von Versailles konnte nicht verhindern, daß der Suez-Kanal, der hauptsächlich durch französische Kunst und Geschicklichkeit ins Leben gerufen worden (§. 1148), fast ausschließlich in die Gewalt Großbritanniens kam, indem der englische Minister-Präsident dem in Folge verschwenderischer Unternehmungen, ungeordneter Finanzwirthschaft und eines unglücklichen abessynischen Krieges in arge Bedrängniß, Schulden und Geldnoth gerathenen Khedive von Aegypten seine sämmtlichen Aktien abkaufte, ein politisches Handelsgeschäft, dem nachträglich das Parlament die Zustimmung gab und die ganze Nation Beifall zollte. In Frankreich fühlte man patriotische Beklemmungen über ein Ereigniß, wodurch nicht nur der englischen Marine die Wasserstraße nach Indien und Südasien gesichert ward, sondern auch die Herrschaft im Mittelmeer dem seemächtigen Albion zufallen mußte. Damit war das alte Band zwischen Frankreich und dem Nillande zerschnitten und England schickt sich an, die Insel- und Küstenländer der gesammten Mediterraneischen Ostregion unter seinen Einfluß und seine Schutzherrschaft zu bringen. Wir werden bald erfahren, welche Früchte der orientalische Krieg dem klugen, reichen und seestarken Inselvolke einbrachte. Und noch einen weiteren Triumph bereitete d'Israeli, im Jahre 1876 zum Lord Beaconsfield erhoben, dem britischen Stolze. Er setzte, wenn auch nicht ohne Widerspruch von Seiten der parlamentarischen Opposition und eines großen Theiles der Nation, die Bill durch, kraft deren die Königin von England fortan auch den Titel Kaiserin von Indien führen solle, eine Rangerhöhung entsprechend den Würden der Herrscher von Deutschland, Rußland und Oesterreich.

Februar 1876. *23. März u. 3. April 1876.*

Ueberhaupt bildet das indische Reich den Mittelpunkt der auswärtigen Politik Englands; die Beziehungen zu Rußland und der Türkei werden vorzugsweise durch die Rücksichten und Hintergedanken auf die große mittelasiatische Ländergruppe bestimmt. Die zahlreiche mohammedanische Bevölkerung jener Ostwelt legte den Männern an der Themse die Nothwendigkeit auf, gegen den Padischa von Stambul, das Haupt der Islamischen Gläubigen, mit schonender Fürsorge vorzugehen; und das stetige und consequente Vorrücken des moskowitischen Einflusses in Afghanistan war geeignet, Englands Mißtrauen zu erregen und gab der Regierung gegründeten Anlaß, fortwährend auf ihrer Hut zu sein. Seit den großen an Siegen und Niederlagen reichen Kämpfen, welche die Engländer im Anfang der vierziger Jahre gegen die aufständischen Gildschi und die treulosen Beherrscher von Kabul, Kandahar und andern Städten und Landschaften Afghanistans zu führen hatten (§ 1068), hatte ein friedlicheres und freundschaftlicheres Verhältniß Platz gegriffen. Dost Mohammed und sein Sohn Schir-Ali-Chan hatten mit unbotmäßigen und rebellischen Stammfürsten und trotzigen Lehnträgern so viel zu schaffen, daß sie weiteren Verwickelungen mit den englischen Großbeamten und Heerführern sorgfältig aus dem Wege gingen, zumal so lange diese die gierigen Hände der Emire mit Gold füllten, durch Jahrgelder sie bei gutem Willen zu erhalten suchten. Diese inneren Kämpfe und Insurrectionen mehrten sich, als Dost Mohammed im höchsten Alter starb und sein von ihm zum Nachfolger ernannter Sohn Schir-Ali-Chan

Afghanenkrieg. *29. Mai 1863.*

die Würde eines Emirs von Kabul antrat. Seine Brüder und Verwandten machten ihm die Herrschaft streitig und zogen mit bewaffneten Heerhaufen wider ihn zu Feld. Ganz Afghanistan wurde nunmehr von einem mehrjährigen wechselvollen Krieg erfüllt, der den Engländern eine schiedsrichterliche Autorität über die hadernden Häuptlinge verschaffte. Schir-Ali siegte endlich nach mehreren Treffen über seine Widersacher und Rivalen. Sein kräftigster Gegner, sein Neffe **Abdurrahman** zog sich nach Balkh-Turkestan zurück, während Schir-Ali mit Hülfe seines Sohnes Jakub von Herat in Kabul, Kandahar und dem übrigen Afghanistan die
1868. Herrschaft an sich brachte und die Würde eines Emir behauptete. Im folgenden Jahr wurde
Jan. 1869. auch Abdurrahman von seinem Oheim und dessen General Mohammed Rafik bei Ghasna auf's Haupt geschlagen und zur Flucht genöthigt. Er rettete sich auf britisches Gebiet, unermüdlich beflissen, dem Herrscher von Kabul allenthalben Feinde zu erwecken. Schir-Ali gebrauchte seine errungene Machtstellung zu inneren Reformen. Er suchte die Lehensverbände zu lockern, die Vasallen und Verbündeten zu Unterthanen zu machen und zur Heeresfolge zu zwingen. Dadurch reizte er die Anhänger der altnationalen Einrichtungen zum Wider-
1870–74. stand, der neue Verwirrungen über das Land brachte. Selbst Schir-Ali's Sohn Jakub stand in den Reihen der Gegner. Die Engländer, die sich stets auf die Seite des Mächtigsten zu stellen bedacht sind, hatten mit Schir-Ali auf einer persönlichen Zusammenkunft desselben mit
März 1869. Lord Mayo, dem General-Gouverneur von Indien einen Freundschaftsbund geschlossen, der die Anerkennung des Emirs als Herrschers von Afghanistan besiegelte. Aber nach einigen Jahren merkten die englischen Herren, daß Schir-Ali mehr und mehr zu Rußland hinneigte, und daß der moskowitische Einfluß am Hofe zu Kabul, wo man den Engländern wegen ihrer früheren Parteinahme für die Rivalen Schir-Ali's tiefen Groll trug, das Uebergewicht erhielt. In der Hauptstadt wurde General Stoljetow, ein in den diplomatischen Verhältnissen Centralasiens wohlbewanderter Mann, an der Spitze einer zahlreichen russischen Gesandtschaft, mit ostentativem Entgegenkommen empfangen. Wir wissen, welche Fortschritte das Zarenreich in Turkestan, in dem Flußgebiete des Oxus gemacht hatte (§. 1273). Sollte nun die englische Regierung ruhig zuschauen, wie nach und nach auch Afghanistan in die Machtsphäre Rußland gezogen, vielleicht ihre eigene Herrschaft am Indus bedroht würde? Es wurde daher an den Emir die Forderung gestellt, er sollte auch einen britischen Gesandten, der zu seiner Sicherheit von einem großen bewaffneten Gefolge begleitet sein würde, in seiner Hauptstadt Kabul aufnehmen und residiren lassen. Der Afghanenfürst lehnte die Zumuthung ab und untersagte dem Gesandten, Lord Chamberlain, als er an der Grenze des Landes erschien, die Weiterreise. Diese Schmach konnte sich England nicht bieten lassen.

Es wurden im Parlament scharfe Reden geführt und da die Verhandlungen mit dem Emir und der diplomatische Notenwechsel mit dem Petersburger Cabinet nicht den erwünschten Erfolg hatten, besetzten die Engländer die Stadt Quetta am Eingang des nach Kandahar
Decbr. 1878. und Kabul führenden Bolanpasses und richteten an Schir-Ali ein Ultimatum, worin sie in scharfen Worten die Zulassung der Gesandtschaft verlangten. Zugleich ertheilte der Vicekönig Lytton den Anführern der westlichen Heere den Befehl, sich der drei Zugangspässe zu dem Land zu bemächtigen. Schon waren die englisch-indischen Truppen mitten im Winter bis Dschellalabad vorgerückt, als Schir-Ali, der fürchtete in das Abhängigkeitsverhältniß indischer Vasallenfürsten gezwungen zu werden, seine Hauptstadt verließ und sich auf russisches Gebiet flüchtete, die Regentschaft seinem Sohne Jakub, den er bisher in Gefangenschaft gehalten, übertragend. Er wandte sich an den General Kaufmann in Taschkend und dieser ließ eine Heerabtheilung in der Richtung von Merw vorrücken. Nun stand ein neuer Krieg vor der Thüre. Sollte aber Rußland, das soeben dem Berliner Congreß beigewohnt und zugestimmt hatte, den mühsam geschlossenen europäischen Frieden auf's Neue durch Unterstützung des asiatischen Fürsten gefährden? Es schien gerathen, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben, streitige Punkte nicht zu einer acuten Entscheidung zu drängen, nicht durch brüskes Vorgehen einen Kriegsfall zu veranlassen. Das Petersburger Cabinet überließ den flüchtigen Emir seinem Schicksal und meldete der Londoner Regierung, daß man die russische Gesandtschaft zurückgezogen habe. Im Londoner Parlament erhob sich unter der Führung Gladstone's eine scharfe Opposition gegen die unruhige „Kaiserpolitik" des Toryministers Beaconsfield; dennoch beharrte der Lord auf seinem Vorhaben, der englischen Regierung in Afghanistan einen vorwiegenden Einfluß zu verschaffen. Nur wenn die Pässe in englischer Gewalt seien

und in Kabul und den andern großen Städten Afghanistans britische Gesandten und Agenten in Sicherheit verkehren könnten, sei die Nordwestgrenze Indiens hinreichend geschützt. Das Glück begünstigte diese zugreifende Politik. Schir-Ali starb in seinem Zufluchtsort in der Nähe von Balkh, und sein Sohn und Erbe Jakub Chan hatte so viele Feinde und Widersacher, daß er nur mit Hülfe der Engländer des anarchischen Zustandes Meister zu werden hoffen konnte. Er begab sich daher mit mehreren höheren Würdenträgern und Familiengliedern nach Gandamak, wo sich das englische Hauptquartier befand, und schloß mit dem britischen Bevollmächtigten, Major Cavagnari einen Friedensvertrag ab, kraft dessen die drei nach dem afghanischen Bergland führenden Hochstraßen in dem Besitze der Engländer bleiben, in Kabul ein englischer Gesandter mit hinreichendem Gefolge residiren und in den andern Städten englische Agenten geduldet werden sollten; dafür wurde dem Emir eine jährliche Subsidie von 60,000 Pfd. St. garantirt. Darauf hielt Cavagnari als englischer Resident mit seinem Gefolge seinen Einzug in Kabul und wurde von Jakub Chan ehrenvoll empfangen. Aber einige Wochen nachher traf die Schreckensbotschaft in London ein, daß der Gesandte Cavagnari mit seiner aus siebenundsechzig Mann bestehenden Begleitung von meuterischen Soldaten, denen sich das Stadtvolk angeschlossen, überfallen und ermordet worden sei, und im ganzen Lande Anarchie und Empörung herrsche. Der Emir selbst flüchtete sich in das Lager des Generals Baker, erklärte seinen Entschluß abzudanken und wurde dann nach Indien gebracht. Die Insurgenten erreichte bald die verdiente Strafe. General Roberts zog, nachdem er die afghanischen Truppen und die wilden Stämme der Gildschi (Ghilzais) in einem heißen Treffen überwunden, wieder in Kabul ein, besetzte die Citadelle Balahissar und ließ die Haupturheber und Rädelsführer des Aufruhrs am Galgen sterben, die aufständischen Landschaften mit Feuer und Schwert verwüsten. Aber dieses Schreckensregiment, zu dem sich die Besatzung ihrer eigenen Sicherheit wegen genöthigt sah, erzeugte neue Empörung. Erbittert über die Fremdherrschaft, die nach der Abdankung des Emirs dem Lande drohte, griffen die Afghanen abermals zu den Waffen und nöthigten den General Roberts die Stadt zu räumen und alle Truppen in dem verschanzten Lager von Schirpur zu concentriren. Hier wehrten sie die stürmenden Feinde so lange ab, bis General Gough mit Verstärkungen heranzog. Noch ehe diese eingetroffen waren, machte General Roberts einen energischen Ausfall und trieb die Insurgenten in wilde Flucht. Nun konnte Kabul wieder besetzt und neue Strafgerichte über die Schuldigen verhängt werden. Das Jahr 1880 fand die Engländer als die eigentlichen Herren Kabulistans; Abdurrahman, den sie als Emir einsetzten, war nur ein Geschöpf und Schützling der englischen Regierung. Sie verkannten aber die Schwierigkeit, ein streitbares, durch Kämpfe, Aufruhr und Anarchie verwildertes, von treulosen Häuptlingen geleitetes Volk in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten. Im Juli 1880 wiederholten sich die Scenen des Aufruhrs, die in früheren Jahren die englisch-indischen Truppen in dem schwer zugänglichen Gebirgslande Afghanistan so oft in schlimme Lage gebracht. Durch einen Militäraufstand in Kandahar überrascht, gerieth die englische Besatzungsarmee durch den Rebellenhäuptling Ajub Chan in eine Bedrängniß, die an das Jahr 1839 erinnerte. Doch auch diese Gefahr wurde durch die Tapferkeit des englischen Heeres und durch die umsichtige Energie des Generals Roberts nach mehreren verlustvollen Kämpfen überwunden.

[Marginalien: 21. Febr. 1879. — 26. Mai. — 24. Juli. — 3. Septbr. 1879. — 12. Octbr. — 15. Decbr. — 24. Decbr. 1879.]

Auch das südliche Afrika behielt England unausgesetzt im Auge. Wie im Jahre 1874 im Kriege mit den Aschanti (§. 1275) das Colonialgebiet auf der Westküste erweitert und gesichert ward, so wurde drei Jahre später durch die Einverleibung des von den holländischen Boeren gegründeten Transvaal-Freistaats, der sich des Angriffs der Kaffernstämme nur mühsam zu erwehren vermochte, in das britische Reich die Colonialherrschaft Englands im afrikanischen Süden ausgedehnt und dem Seehandel neue Absatzgebiete erschlossen. Zugleich erweiterte der amerikanische Afrika-Reisende Stanley, den Spuren Livingstone's folgend, durch seine wichtigen Entdeckungen im Innern die geographischen Kenntnisse der gebildeten Welt von dem großen noch so wenig erforschten Erdtheile. Aber auch hier sollte es nicht ohne verlustvolle Kämpfe abgehen. Lord Beaconsfield's aggressive „Kaiserpolitik" verfolgte den Plan: Ueberall, wo Englands Handelsinteressen es wünschenswerth machen, neue Niederlassungen zu gründen, schwächere Staaten zur Annahme der englischen Schutzherrschaft aufzufordern, aus der Weigerung einen Kriegsfall zu machen und dann die Vasallenschaft bis

[Marginalie: Das Capland und der Krieg mit den Zulukaffern. 1877.]

zur Annexion auszudehnen. Das Streben der Engländer, das schöne und fruchtbare Küstenland von Englisch-Natal bis zur Delagoabai mit dem Transvaalgebiet zu vereinigen, führte zu Grenzstreitigkeiten mit den Zulus, dem streitbarsten kräftigsten Stamme der auf ihre Nationalität und Unabhängigkeit stolzen Kaffern, und zu einem Kriege mit Cetewayo (Kschetawayo), dem Nachfolger des im Jahre 1872 verstorbenen Zulukönigs Pandu. Ein grausamer blutdürstiger Tyrann, der eine wohlbewaffnete Armee von 40,000 Mann um sich gesammelt und durch barbarische Disciplin in kriegstüchtigen Stand gesetzt hatte, war Cetewayo kein zu verachtender Gegner. Dennoch ließ sich Sir Bartle Frere in einen Kampf ein, der durch die Unvorsichtigkeit und mangelhafte Führung des Befehlshabers den Engländern empfindliche Verluste brachte. Eine Heerabtheilung wurde bei Isandula am
22. Jan. 1879. Tugelafluß in einen Hinterhalt gelockt und fast gänzlich aufgerieben, Munition, Waffen, Schlachtvieh in großer Menge vom Feinde erbeutet; eine andere Heersäule unter Oberst Pearson wurde im Lager bei Ekowe eingeschlossen und hart bedrängt. Erst als Anfangs
April 1879. April beträchtliche Verstärkungen aus England und Indien nach Afrika abgesandt wurden, gelang es dem Sir Garnet Wolseley, dem Besieger der Aschanti, den die englische Regierung zum Civil- und Militärgouverneur in Natal und Transvaal ernannt hatte, dem Krieg, gegen den sich im Parlament viele tadelnde Stimmen hatten vernehmen lassen, eine günstigere Wendung zu geben. Nach der Weisung des Obercommandanten rückte Lord Chelmsford von Neuem ins Feld. Wir wissen, daß Prinz Napoleon sich an dem Zuge betheiligte und bei
4. Juli. einer Recognoscirung den Tod fand (§. 1297 d). Die Zulus erlitten bei Ulundi eine vollständige Niederlage; das Heer des Königs wurde zersprengt, mehrere Häuptlinge unterwarfen sich. Cetewayo selbst suchte mit einer Abtheilung seiner geschlagenen Armee Schutz in einem von Wald umgebenen militärischen Kraal oder Königsburg. Die Engländer verfolgten den
28. Aug. Flüchtling und brachten ihn in solche Noth, daß er sich ergeben mußte. Er wurde als Gefangener in ein Fort der Capstadt gebracht und sorgfältig überwacht. Trotz alles Barbarischen, welches sein Aeußeres zeigte, war sein Benehmen ein königliches, stolzes und würdiges. Garnet Wolseley vollendete darauf mit Kraft und Umsicht die Pacification des Landes. Den Häuptlingen, unter welche das Land vertheilt war, wurden „Residenten“ an die Seite gestellt, welche auf die Verwaltung einen starken Einfluß übten. Jede militärische Organisation sowie die Einfuhr von Feuerwaffen und Munition solle untersagt sein. Die holländischen Boers im Transvaal-Lande, welche die Verlegenheit der Engländer zur Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit zu benutzen gesucht und einige Kriegserfolge errungen hatten,
1881. verstanden sich schließlich zu einem Vertrag, der ihnen unter Anerkennung der englischen Hoheit die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten gewährte.

§. 1298 b. Innere Politik. Trotz der günstigen Erfolge der außereuropäischen Verwickelungen war die öffentliche Meinung in England der ausgreifenden kostspieligen Kriegspolitik des Torycabinets abgeneigt. Eine scharfe Opposition trat im Parlament und in der Presse zu Tage. Daß man immer ins Weite schweife, während im Lande selbst in Folge einer schlechten Ernte, einer empfindlichen Geschäftsstockung in Handel und Industrie, einer drohenden unheimlichen Agrarbewegung in Irland, viele Wunden klafften, erzeugte Mißstimmung; auch wollte man finden, daß das Ministerium Beaconsfield der Königin allzusehr zu Willen sei, der Krone über die parlamentarische Tradition hinaus zu viele Einwirkung in den Gang des öffentlichen Lebens gestatte. Dem Leiter der Regierung entging die Opposition nicht; er beschloß das Unterhaus vor Ende der Legislaturperiode aufzulösen und neue Wahlen anzuordnen. Er hoffte, die Nation würde dem Toryregiment, das so glänzende Erfolge nach Außen aufzuweisen hatte, auf's Neue ihr Vertrauen und ihre Anerkennung zuwenden. Allein Lord Beaconsfield erlebte den Verdruß und die Enttäuschung, daß die Mehrzahl der Gewählten aus Whigs, Liberalen und Radicalen bestand. Er erkannte daraus, daß seine Zeit vorüber sei und legte sein hohes Amt in die Hände der Königin nieder. Diese be-
April 1880. auftragte darauf den alten Staatsmann Gladstone, das Haupt der liberalen Opposition, ein neues Ministerium nach seinem Sinne zu bilden. d'Israeli aber widmete sich wieder dem Dienste der Musen, der ihm in früheren Jahren so viele Erfolge eingetragen. Die wichtigste Aufgabe für eine liberale Regierung lag in

Irland vor. Hier geordnete Zustände herzustellen und drückende Uebelstände zu beseitigen, war schon längst die eindringlichste Mahnung ergangen. Wir haben in früheren Blättern die traurigen agrarischen Verhältnisse in Irland kennen gelernt, wo fast der gesammte Grundbesitz in den Händen weniger großer angelsächsischer Latifundieninhaber sich befand und der einheimische irische Pächter und Taglöhner durchgängig so schlecht gestellt war, daß er des Lebens Nothdurft nicht zu bestreiten vermochte. Die irische Frage zog sich durch die Jahrhunderte hindurch, ohne daß je eine aufrichtige Versöhnung zwischen den durch Race, Religion, materielle und sociale Stellung schroff getrennten Herrschenden und Unterdrückten stattgefunden hätte. Für die offenen Aufstände früherer Zeiten war kein Boden mehr, um so unheimlicher und gefährlicher aber ging Verschwörung und Geheimbundwesen um; agrarische Morde und Gewaltthaten aller Art wurden ein alltägliches Ereigniß; die Autorität des Gesetzes und der Behörden sank bis zur offenen Anarchie herab. Während der Führer der „Homeruler", Parnell, im englischen Parlament schneidig und rücksichtslos für seine gedrückten Landsleute eintrat und die „Fenier" von Nordamerika aus unabläßig Anschläge gegen die britische Herrschaft machten, gelangte die „Landliga" zu einer Macht, die derjenigen der Regierung weit überlegen war. Abschaffung des englischen Grundherrenthums, Einstellung der Pachtzahlungen, Wiedereinsetzung des irischen Volks in den ihm unrechtmäßig entrissenen Landbesitz, Abschüttelung der britischen Herrschaft war das offen verkündigte Ziel der irischen Patrioten. Die Leistung der Pachtzahlung wurde mit dem Tode bedroht und häufig genug durch Mord bestraft, und die Thäter blieben meist unentdeckt. Die Regierung suchte theils durch Repressiv-, theils durch Reformmaßregeln diesen anarchischen Zuständen abzuhelfen. Ein Zwangsgesetz ertheilte 1881.
dem Vicekönig dictatorische Befugnisse zur Verhaftung und Gefangenhaltung von solchen, die des Hochverraths oder des Vergehens gegen die Ordnung des Landes verdächtig seien; ein anderes Gesetz schränkte das Tragen von Waffen in Irland ein. Dagegen sollte die irische Landbill ein humanes billiges Verhältniß zwischen Pächtern und Grundbesitzern herstellen, Festsetzungen über die Höhe der Pachtsummen und die Dauer der Verträge treffen, auch Regierungszuschüsse zum Ankauf von Gütern gewähren. Es war ein wohlgemeinter, aber unzureichender Versuch, der agrarischen Noth abzuhelfen. Die Aufregung, die Gewaltthaten, die blutigen Zusammenstöße ließen nicht nach. Allgemeines Entsetzen verbreitete die Schreckensthat im Phönixpark von Dublin, die Ermordung der höchsten Beamten, des Staatssecretärs Lord Cavendish und des 6. Mai 1882.
Unterstaatssecretärs Bourke. Die gerichtliche Untersuchung leitete auf eine weitverzweigte Mordverschwörung von erschreckender Ausdehnung. Gleichzeitig zeigten fortgesetzte Dynamitexplosionen in den englischen Handelsstädten von der unheimlichen Thätigkeit der Fenier und erregten Schrecken und Angst; selbst gegen das Ministerium des Innern in London wurde ein Sprengversuch unternommen. März 1883.

§. 1298 c. Niederlande und Scandinavien. Das politische Leben Belgiens in neuerer Zeit ist durch einen überaus heftigen Kampf zwischen Liberalen und Ultramontanen gekennzeichnet. Dieser Gegensatz, der ja auch anderwärts den tiefgehendsten Einfluß auf den Gang des öffentlichen Lebens ausübte, kam in Belgien zu ganz besonders schroffem Ausdruck. Unter dem Verfassungsgrundsatz von der Selbständigkeit der Kirche hatte der belgische Klerus eine ungeheure Macht erlangt; das ganze Volksschulwesen hatte er unter seiner Leitung; eine Jesuitenuniversität und klerikale Gymnasien sorgten für katholische Erziehung der höheren Stände; immer mehr nahmen die Klöster an Zahl und Macht zu. Seit 1870, wo das liberale Cabinet Frère-Orban zurücktrat, waren klerikale Regierungen am Ruder und eine Kammermehrheit derselben Richtung vorhanden. Erst im Jahr 1878 gelang es den Liberalen, eine kleine Mehrheit im Senat und Abgeordnetenhaus zu Stande zu bringen, worauf das Ministerium Malou zurücktrat und Frère-Orban auf's Neue an die Spitze der Regierung gelangte. Ein freisinniges Schulgesetz, welches die Volksschule der geistlichen 1879.
Herrschaft entzog und der staatlichen Leitung und Aufsicht zurückgab, war eine der ersten Thaten der liberalen Regierung und erregte den höchsten Zorn der Klerikalen; mit der Curie wurden darüber die diplomatischen Beziehungen abgebrochen.

Belgien.

Holland. Die kriegerischen Verwickelungen **Hollands** in seinen indischen Colonien haben wir früher (§. 1276) kennen gelernt. Im innern Staatsleben sind große Kämpfe und Erschütterungen nicht zu verzeichnen. In den wechselnden Ministerien kam bald eine conservativere, bald eine liberalere Richtung zum Ausdruck, beide in gemäßigter Form. Fragen der Schule und des Wahlrechts bildeten auch hier die hervorragendsten Gegenstände der Gesetzgebung. Nachdem der älteste Sohn des Königs, Prinz Wilhelm, der in Paris ein zügelloses Rouéleben geführt, und der Bruder des Monarchen, Prinz Heinrich, Statthalter von Luxemburg, der kurz vor seinem Tod sich mit der Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen vermählt hatte, aus dem Leben geschieden, war bei der geistigen und körperlichen Schwäche des letzten überlebenden Königssohnes Prinz Alexander die dynastische Zukunft des oranischen Hauses in hohem Grade bedroht.

Scandinavien. Die scandinavischen Reiche führten in neuster Zeit ein vom Strom der Weltereignisse wenig berührtes und in die große europäische Politik wenig eingreifendes, im Innern aber lebhaft bewegtes Dasein. In **Dänemark** erblicken wir seit Anfang der siebziger Jahre wechselnde conservative Regierungen in einem fast ununterbrochenen Conflikt mit der liberalen und zum Theil sehr radicalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses (Folkething) über Fragen der Militärreform und des Budgetrechts, einem Conflikt, der sich in wiederholten Kammerauflösungen, Ministerwechseln und Budgetverweigerungen äußerte, ohne bisher zu einem dauernden versöhnenden Abschluß zu gelangen. In **Schweden**, wo im Jahr 1872 auf König Karl XV. sein Bruder Oskar II. folgte, ein hochgebildeter, wissenschaftlich und dichterisch schöpferischer, für Deutschland freundschaftlich gesinnter Fürst, drehte sich das politisch-parlamentarische Leben vornehmlich um Fragen der Reorganisation des Heers und der Marine und der Steuerreform; die ablehnende Haltung des sparsamen Reichstags wurde ertragen, ohne daß erhebliche Erschütterungen und Krisen daraus entsprungen wären. Die herzlichen Beziehungen der Königsfamilie zu dem deutschen Kaiserhause wurden noch inniger durch
Sept. 1881. die Vermählung des Kronprinzen Gustav mit der badischen Prinzessin Victoria, der Enkelin des Kaisers, in deren Adern noch Wasablut floß. Das abgeschlossene See- und Gebirgsland **Norwegen**, das in Personalunion mit der Krone Schweden vereinigt ist, aber fast völlige Selbständigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung genießt, bewahrte seinen uralten Gegensatz gegen Schweden und seinen zum Republikanismus neigenden Sinn zur Unabhängigkeit auch in neuerer Zeit. Der Bauerntrotz des norwegischen Storthing (Reichstags) gab sich in heftigen Verfassungsconflikten kund, die aus der Frage über die Theilnahme der Minister an den Kammerverhandlungen und den Grenzen des königlichen Veto's entsprangen und sich bis zur Anklage gegen die Minister wegen Verfassungsbruchs und zur Drohung mit der Lösung der Union steigerten.

d. Die Schweiz und Italien.

§. 1299. **Staats- und Kirchenpolitik nordwärts und südwärts der Alpen.** Von dem Kampf der Staatsgewalt gegen die Hierarchie blieb fast kein europäisches Volk ganz verschont, wenngleich die Länder gemischter Confession den eigentlichen Kriegsschauplatz bildeten. Und so dauerten denn auch in der Schweiz die uns bereits aus §. 1285 bekannten klerikalen Händel fort. Die Eidgenossenschaft hat alle Ursache, bei dem Ausbau ihres politischen Lebens neben der Freiheit auch die Eintracht ins Auge zu fassen, da im Innern und von Außen Feinde lauern. Wie vor drei Jahrhunderten die Reformation Deutschland und die Schweiz zugleich ergriffen hatte, so nahm auch jetzt der Culturkampf einen gleichmäßigen Gang. Als der katholische Kirchengemeinderath in Bern den Altkatholiken den Mitgebrauch der katholischen Pfarr-
April 1875. kirche für ihre gottesdienstlichen Functionen gestattete, legten die Römischgesinnten Protest ein und mieden, da derselbe keinen Erfolg hatte, fortan das in ihren Augen entweihte Gotteshaus. Die ausgewiesenen jurassischen Geistlichen verlangten auf Grund der Bundesgesetze die Erlaubniß zur Rückkehr. Der Berner Regierungsrath widersetzte sich
November. ihrer Zulassung. Als er durch Beschluß des Bundesraths zur Aufhebung der „Pfaffensperre“ sich genöthigt sah, suchte sich die Cantonalregierung durch ein neues „Cultus-

polizeigesetz" gegen Ausschreitungen und Mißbräuche sicher zu stellen. Die Ultramontanen in der Schweiz, durch eine päpstliche Encyclica zur Erhaltung der Glaubenseinheit aufgemuntert, strengten alle Kräfte an, um die Einführung der Civilehe zu verhindern. Die bejahenden Stimmen errangen aber schließlich doch die Mehrheit. Auch Genf schritt auf der eingeschlagenen Bahn fort. Der Staatsrath wirkte durch gesetzliche Maßregeln den agitatorischen Umtrieben des ausgewiesenen Mermillod entgegen und der Große Rath hob die religiösen Körperschaften auf. Dagegen erlangten im Canton Tessin die Klerikalen die Oberhand, veränderten die Verfassung im ultramontanen Sinn und bedrückten ihre Gegner durch ein terroristisches Regiment. In Tessin erreichte der Fanatismus der Ultramontanen eine Höhe, daß Tumulte und Mordanfälle die öffentliche Sicherheit und das friedliche Zusammenleben gefährdeten, und daß in dem vielgenannten „Stabioprozeß" ein oberstes Bundesgericht gegen cantonale Justizvergewaltigung einschreiten mußte. — Für den Verkehr mit Deutschland und Italien und die Handelsinteressen der drei betheiligten Länder war von der größten Bedeutung die Eröffnung eines direkten Schienenwegs durch den St. Gotthardt. Das großartige Unternehmen des Durchbruchs der Alpenwand wurde von einer Actiengesellschaft unter finanzieller Betheiligung der Regierungen von Deutschland, Italien und der Schweiz ausgeführt und unter glänzenden Feierlichkeiten als völkerverbindendes Friedenswerk dem Verkehr übergeben. 23. März 1875. 23. Mai. Aug. 1875. Septbr. Mai 1882.

In Italien wurde das öffentliche Leben in derselben constitutionell-monarchischen Weise fortgeführt, wie es uns in §. 1286 entgegengetreten ist. Das Ministerium Minghetti, das seit Juli 1873 das Staatsruder lenkte, stützte sich hauptsächlich auf die Consorteria, eine den deutschen Nationalliberalen entsprechende Mittelpartei, welche bei der Theilnahmlosigkeit der Ultramontanen für das politische Leben Italiens in der gesetzgebenden Versammlung auf Monte citorio mehrere Jahre hindurch in der Majorität war. Aber durch innere Spaltungen, die mehr in persönlichen Motiven und individuellen Interessen als in prinzipiellen Gegensätzen ihren Ursprung hatten, verlor diese Partei allmählich das Uebergewicht, so daß das Ministerium Minghetti, als es bei einer Steuerfrage durch die Coalition der gegnerischen Fractionen nicht die Stimmenmehrheit erlangte, seine Entlassung nahm, worauf der König ein neues Cabinet aus Mitgliedern der Opposition bildete. So kamen die Führer der Linken Depretis und der Neapolitaner Nicotera an das Regiment. Die Kammer wurde aufgelöst. In dem neugewählten Abgeordnetenhaus war die Mehrheit dem fortschrittlichen Ministerium zugethan. Seitdem waren mehrere Jahre lang wechselnde liberale Ministerien von verschiedener Färbung, Depretis, Nicotera, Crispi, Cairoli, am Ruder. Wie in Deutschland suchte auch in Italien die Staatsregierung den Einfluß der Hierarchie zu schwächen. Ein Gesetz über „die Mißbräuche der Cultusbeamten in Ausübung ihres Amtes" wurde nach langen erregten Kammerverhandlungen schließlich durch die Anhänger der Doctrin von der freien Kirche im freien Staat zu Falle gebracht; um so eifriger schritt man in dem Bestreben fort, den Schulunterricht zu verbessern und von der Geistlichkeit zu emancipiren und zu dem Zweck einen Theil des Vermögens der Pfarreien und Brüderschaften dem Staate und den Gemeinden zuzuweisen. Aber bei aller Anerkennung der Fortschritte, die das italienische Staatsleben in der Entwickelung der constitutionell-monarchischen Grundlagen seit seiner nationalen Einigung gemacht hat, fühlt man doch, daß es innerhalb des Rahmens seiner Verfassungsformen an bedeutenden Gestalten und großen Gedanken fehlt, daß sehr oft kleinliche Parteikämpfe ohne höhere praktische Ziele das öffentliche Leben ausfüllen. Nur die Treue und Hingebung des Volkes an den Re galantuomo, den Schöpfer und Vollender des einheitlichen Königreichs Italien, blieb sich immer gleich. Mochten immerhin die gesetzgebenden Gewalten die monarchischen Machtbefugnisse auf ein geringes Maß herabsetzen; im Herzen des Volkes stand der Name des Königs stets in strahlendem Glanze. Dies trat besonders zu Tage, als Victor Emanuel nach kurzer heftiger Krankheit zu seinen Vätern berufen ward. Sein Leichenbegängniß gestaltete sich zu einem nationalen Trauerfest. Kurz nachher folgte ihm Papst Pius IX., dem er die weltliche Herrschaft entrissen, für den er aber stets eine kindliche Ehrfurcht im Herzen bewahrt hatte, ins Grab nach. Der 18. März 1876. November. 7. Mai 1877. 9. Januar 1878. 17. Jan. Februar 1878.

neue König Humbert war der Erbe der väterlichen Krone und Volksgunst, sowie des redlichen Willens und Bestrebens, die Verfassung und die Grundrechte der Nation heilig zu halten. Wohl schlug auch in der apenninischen Halbinsel, der alten Heimath der Geheimbünde und Complotte, die Socialdemokratie ihre Werkstätte auf und bedrohte mit ihren Umsturzplänen die monarchische und gesellschaftliche Ordnung. Eine allgemeine Entrüstung trat hervor, als sich die Schreckensbotschaft verbreitete, der König
17. Novbr. 1878. sei auf der ersten Reise durch die Provinzen seines Reiches von einem ruchlosen Neapolitaner Namens Passanante in seinem Wagen in mörderischer Absicht angefallen und sein Minister Cairoli verwundet worden. Aber wie sehr auch immer die öffentlichen Kundgebungen die Anhänglichkeit des Volkes für die constitutionelle Monarchie bethätigten, so lassen sich doch nicht die Symptome gesellschaftlicher Schäden und Gebrechen verkennen, die bei dem unruhigen leidenschaftlichen Temperamente des Südländers leicht zu gefährlichen Ausschreitungen führen können. Es wäre daher viel rathsamer, wenn sich der besonnene Theil der Bevölkerung mit der Regierung und den gesetzgebenden Gewalten zu gemeinsamen Anstrengungen wider die inneren Feinde der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung vereinigte, die wühlerischen und unbotmäßigen Elemente mit wuchtiger Hand niederdrückte, als daß die Menge immer mehr ins Weite auszuschreiten Miene machte, von neuen Annexionen träumte, die Losung von Rückeroberung der „Italia irredenta", des noch unter fremder Herrschaft lebenden italienischen Volkes in Triest und im Trentino in die Welt schleuderte. Bei den Excessen und republikanischen
März 1879. Volksdemonstrationen, die bei Gelegenheit der Verurtheilung des Königsmörders Passanante in verschiedenen Städten zu Tage traten, obwohl der König die von dem Schwurgericht verhängte Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit umwandelte, bei dem Fanatismus, der durch die Wühlereien der „Irredentisten" erzeugt wurde und sich in dem nichtswürdigen Bombenattentat in Triest kundgab, bei der öffentlichen Unsicherheit in Unteritalien und Sicilien hätte die italienische Regierung und Gesetzgebung alle Ursache, auf den inneren Ausbau des noch so jungen monarchischen Rechtsstaats ihre ganze Sorgfalt zu richten. So aber liegen Parteien und Fractionen fortwährend mit einander in Streit und Ministerwechsel oft mit Kammerauflösungen im Gefolge gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Ein solcher Fall trat auch wieder
Juli 1879. ein, als Regierung und Abgeordnetenhaus über die Aufhebung der Mahlsteuer und Ersetzung derselben durch andere Steuerarten mit einander in Hader geriethen. Eine wichtige Reform, die der italienische Liberalismus lange Zeit anstrebte und endlich durchsetzte, war die Aenderung des Wahlgesetzes, wenn auch nicht die volle Einführung
Februar 1882. des allgemeinen Stimmrechts, so doch eine Herabsetzung des wahlfähigen Alters und eine bedeutende Vermehrung der Zahl der Wahlberechtigten durch Verminderung des Census und Ausschluß nur der des Lesens und Schreibens Unkundigen, ferner die Anwendung des uns aus Frankreich bekannten „Listenscrutiniums (§. 1297 e). Auch über die Abschaffung der Mahlsteuer und des Zwangscurses gelang unter großen Schwierigkeiten eine Verständigung; ebenso über die Erhöhung der Wehrkraft. Die Flugschrift Italicae res von dem österreichischen Oberst Haymerle, dessen Bruder um dieselbe
Aug. 1879. Zeit zum Nachfolger Andrassy's ernannt worden war, suchte darzuthun, daß es für Italien die zweckmäßigste Politik sei, mit Oesterreich gute Beziehungen zu unterhalten und die Agitationen der Irredenta so wie die Rivalität mit dem Kaiserstaat an der Ostküste der Adria aufzugeben; aber der Rath fand nicht überall gute Aufnahme, am wenigsten bei der „demokratischen Liga" unter Garibaldi's Führung. Der Tod
2. Juni 1882. des alten Helden Garibaldi, der in den letzten Jahren die Regierung nur fortwährend in Verlegenheit gesetzt hatte, befreite Italien von manchen Schwierigkeiten. In jüngster Zeit trat, nachdem Italien in der orientalischen und tunesischen Frage verschiedene traurige Erfahrungen gemacht, eine Annäherung an Oesterreich und Deutschland ein, die sich zu einem förmlichen Dreibund zur Erhaltung des Friedens gestaltete (§. 1293 d). Ein Zeichen von der finanziellen und wirthschaftlichen Erstarkung
April 1883. des jungen Königreichs war die Wiederaufnahme der Baarzahlungen.

Die andere Großmacht in Rom, der heilige Vater im Vatican beharrte in der alten Opposition gegenüber der weltlichen Regierung, welche dem Papstthum das Erbe des Apostelfürsten Petrus und die ewige Stadt entrissen. Doch wollte man aus einigen Symptomen erkennen, daß Leo XIII. einer Annäherung zwischen den Päpstlichen und Staatskatholiken nicht ganz abhold sei. Wenigstens sollte den Gläubigen eine Betheiligung an den Wahlen nicht länger verwehrt sein. Um so abweisender verhielt sich die Curie gegen die auswärtigen Staaten. Sowohl in Deutschland als in Frankreich stellte sie sich auf die Seite der klerikalen Ultra's, und in Belgien beobachtete der Papst in dem Streite zwischen der Hierarchie und dem Ministerium über die Schulreform und Schulaufsicht eine so zweideutige Haltung, daß man in Brüssel die Abberufung des belgischen Gesandten bei dem Vatican beschloß. Auch in den inneren Angelegenheiten der Kirche verschmähte Leo XIII. jedes Zugeständniß an den liberalen Zeitgeist. Er sprach seinen Unwillen aus über die Errichtung protestantischer Schulen in Rom, empfahl in einer Encyclica die Philosophie des heiligen Thomas von Aquino als 11. Aug. 1879. Grundlage der wissenschaftlich-theologischen Studien und ließ eine neue Prachtausgabe dieses Vaters des scholastischen Kirchengebäudes in Vorbereitung nehmen.

e. Spanien.

§. 1300. **Das constitutionelle Königthum.** Das wichtigste Anliegen des neuen Monarchen **Alfonso**, mit dessen Thronerhebung das Jahr 1874 geschlossen hatte (§. 1288), war die Beendigung des **Carlistenkrieges**. Denn so lange der Prätendent, der außer Biscaya und Navarra einen großen Theil der Landschaften im Norden des Ebro mit der Bergfestung Seo de Urgel in seiner Gewalt hatte, seine agitatorischen Wühlereien in der aufgeregten Nation fortsetzte und, von den Papisten und Reactionären aller Länder unterstützt, vom biscayischen Golf bis in die Nähe des Mittelmeeres beträchtliche Streitkräfte in festen Stellungen zu unterhalten vermochte, war die Aufrichtung eines gesicherten Regiments und eines in gesetzlichen Formen sich bewegenden Staatslebens nicht möglich. Daher blieb auch Spanien noch geraume Zeit ein Tummelplatz der Parteiung und leidenschaftlicher Bestrebungen, die selten dem Fortschritt und der freiheitlichen Entwickelung, häufiger den klerikalen und absolutistischen Anschauungen zu gut kamen. Damit nicht der Papst sich offen für den Carlismus erkläre und dadurch den Prätendenten in seinem Widerstand ermuthige, zeigten sich der König und seine moderatistischen Minister den römischen Ansprüchen sehr entgegenkommend: die für den Unterhalt der Bischöfe und der Geistlichkeit ausgesetzte Summe wurde auf das Zehnfache erhöht; die vor Kurzem entstandenen protestantischen Schulen und Bethäuser wurden theils geschlossen, theils durch beschränkende Verordnungen in jedem fruchtbaren Wirken gehemmt; die Lehrfreiheit wurde aufgehoben, Professoren von antiklerikaler Richtung verwiesen oder in Haft genommen, der Unterricht unter bischöfliche Aufsicht gestellt; ein päpstlicher Nuntius, Cardinal Simeoni, kam nach Madrid, um über die Herstellung des Concordats vom Jahre 1851 zu verhandeln, und richtete ein Rundschreiben an die spanischen Bischöfe ohne, wie das Gesetz es verlangte, die königliche Erlaubniß einzuholen. Mit der Abschließung eines Concordats hätte dann auch die gesetzlich anerkannte Glaubensfreiheit ihr Ende finden müssen. Aber durch den Carlistenkrieg und die unter dünner Decke lauernden Dämonen revolutionärer Erregung waren der Regierung die Hände gebunden. Ein absolutisch-klerikales System, wie es in alten Tagen in Spanien bestanden, widerstrebte dem Zeitgeiste. Man mußte sich zu der Wiederherstellung einer Verfassung und der Einberufung der Cortes entschließen. Damit war die Rückkehr zur katholischen Monarchie früherer Zeiten abgeschnitten. Schon die Notablenversammlung, aus ehemaligen Senatoren zusammengesetzt, welche die Grundzüge der künftigen Verfassung entwerfen sollte, beharrte in ihrer Mehrheit bei dem Grundsatz der Glaubens- und Cultusfreiheit; ein Beschluß, der, verbunden mit der Annahme des allgemeinen Stimmrechts Juli 1875. bei den Corteswahlen, den Rücktritt einiger reactionären Minister zur Folge hatte; und als im nächsten Jahre das Repräsentativsystem mit einer in Senat und Abgeordnetenhaus getheilten Nationalvertretung wieder ins Leben gerufen ward, mußte auch Spanien

sich den Prinzipien des modernen Staats fügen, womit der kirchliche und politische Absolutismus unvereinbar ist. Nach langen Debatten in der größtentheils regierungs-
Juni 1876. freundlich gesinnten Cortesversammlung wurde Ende Juni 1876 der elfte Artikel, der auch Nichtkatholiken eine, wenngleich beschränkte Duldung zusicherte, in die Verfassung aufgenommen, obwohl der Papst in einem Breve an den Erzbischof von Toledo dagegen protestirte. Aber es zeigte sich bald, daß der Toleranzartikel nur ein Schein war, womit Canovas del Castillo die öffentliche Meinung in Europa beschwichtigen wollte. Die Regierung sah durch die Finger, wenn die Bischöfe, wie der von Menorca, unterstützt von dem Fanatismus des Volkes, den Protestanten alle möglichen Hindernisse in den Weg legten. Doch erlitt auch in Spanien der Ultramontanismus eine empfindliche Niederlage durch die endliche Besiegung der Carlistenbanden. Der Krieg, der unter den Augen des jungen Königs anfangs mit der Einnahme von Pampelona er-
Anf. Febr. 1875. folgreich begonnen, dann aber durch die Ueberrumpelung und Niederlage der königlichen Truppen bei Lucar wieder eine ungünstige Wendung genommen hatte, kam erst im Laufe des Sommers durch das Zusammenwirken der catalonischen Armee unter Martinez Campos und der Centrumsarmee unter Jovellar in bessern Gang. Nachdem der Carlistengeneral Dorregaray in mehreren Gefechten überwunden und über den Ebro
8. Juli. geworfen, das feste Cantavieja mit einer Besatzung von 2500 Mann gefallen und einige andere Forts zur Uebergabe gezwungen waren, wurden Catalonien und Valencia von den Insurgenten gesäubert und endlich der Feind in seinen letzten Stellungen bedrängt. Die Festungen Seo del Urgel und Vittoria mußten capituliren; mehrere Carlistenführer wurden von ihrem mißtrauischen „König" Carlos als Verräther ins Gefängniß geworfen, andere, wie Cabrera, gingen zu den Alfonisten über, wodurch der alte Guerillaheld nach so vielen Wechselfällen und Verbannungsjahren wenigstens das Loos erlangte, in seinem Vaterlande sterben zu können. Die Insurgentenschaaren verliefen sich in die Berge oder legten die Waffen nieder. Endlich wurde auch die Festung Estella, der starke Stützpunkt der Carlisten, durch General Primo de Rivera zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gezwungen und damit der ganzen
19. Jan. 1876. Insurrection in Nordspanien ein Ende bereitet. Don Carlos überschritt mit dem Reste seiner Anhänger die französische Grenze, wo man sie entwaffnete und internirte. Der Prätendent begab sich nach England. Sein Bruder Alfonso, der sich schon vor mehreren Monaten vom Heere getrennt hatte, nahm seinen Aufenthalt in Graz, von der Madrider Regierung wegen Brand, Mord und anderer Verbrechen steckbrieflich verfolgt, und darum von der Grazer Studentenschaft in einem Tumulte insultirt. Diesen Ausgang nahm der pyrenäische Bürgerkrieg, nachdem er vier Jahre lang das Land mit Gräueln bedeckt und das innerste Mark des Volkes verzehrt hatte. Er hinterließ eine traurige Erbschaft: eine zerrüttete Finanzlage und Creditlosigkeit, die den Staat dem Bankerott nahe geführt haben, eine schwache Regierung ohne Macht und Autorität und eine von Factionen zerrissene, in ihren Grundfesten erschütterte und sittlich verwilderte Nation. Der Feuerheerd dieser carlistischen Wühlereien waren von jeher die baskischen Provinzen und Navarra, die, wie uns bekannt, weitgehende autonome Rechte und Freiheiten, die sogenannten Fueros, besaßen, kraft deren sie vom Dienst im Reichsheere befreit und an den Staatslasten weniger betheiligt waren. Es konnte daher nur als gerecht erscheinen, wenn das neue Regiment und die Cortes diese Ausnahmsstellung auszugleichen suchten. Mehr und mehr befestigte sich nunmehr die monarchische Ordnung in Spanien, so daß selbst die beiden ehemaligen Königinnen Christine und Isabella aus dem Exil wieder in das pyrenäische Heimathland zurückzukehren wagten. Im Januar 1878
23. Jan. 1878. feierte König Alfonso seine Vermählung mit der Infantin Maria Mercedes de Orleans, der Tochter des Herzogs von Montpensier, bei welcher Gelegenheit Madrid acht Tage lang in einem Freudenrausche taumelte über die Festlichkeiten, die dem Volke in alt-
15. Febr. spanischer Weise, selbst mit Stiergefechten, vorgeführt wurden. Im nächsten Monat wurden die Cortes eröffnet und in der Thronrede mit Befriedigung die Beendigung
26. Juni. des Aufstandes auf Cuba gemeldet. Aber schon im Juni wurde die junge, liebenswürdige Königin durch einen schnellen Tod unerwartet dahingerafft zur großen Trauer
August 1878. des Landes. Einige Wochen nachher starb die ehemalige Königin Christine, die in der

spanischen Geschichte eine so verderbliche Rolle gespielt hat. Daß aber in der pyrenäischen Halbinsel, trotz der Bewältigung der Carlistenbanden und der Herstellung der constitutionellen Monarchie, die revolutionären Geister noch nicht ganz gebändigt sind und daß insbesondere die socialistischen Umsturzideen auch dort Verbreitung gefunden haben, geht aus den föderalistisch-republikanischen und communistischen Bewegungen an einzelnen Orten, namentlich in Andalusien, hervor, die nur mit Anwendung von Militärgewalt unterdrückt werden konnten, und geht vor Allem hervor aus dem Mordversuch des Cataloniers Juan Oliva y Moncasi, der auf den an der Spitze seines Stabes nach dem Palast in Madrid reitenden Monarchen einen Pistolenschuß abfeuerte. Von dem Gerichte zum Tode verurtheilt, endete der Hochverräther zu Anfang des nächsten Jahres auf dem Schaffot. Um dieselbe Zeit schied ein Mann aus dem Leben, der in den tiefbewegten Jahren der geschichtlichen Vergangenheit Spaniens in hervorragender Weise in die öffentlichen Dinge verflochten war — Espartero, Herzog von Vittoria, der vom jüngsten Sohne einer kinderreichen Handwerkerfamilie aus der Mancha bis in die Nähe des Thrones aufgestiegen war und in die Geschicke seines Vaterlandes mehrmals entscheidend eingegriffen hatte. — Die Revolution auf Cuba, deren Beendigung die Thronrede im vorigen Jahre verkündigt, hatte noch Nachwehen, die sich durch das ganze Jahr 1879 hinzogen, die Absendung neuer Truppen nothwendig machten und einen Wechsel im Ministerium zur Folge hatten. Bald nach den Hochzeitsfeierlichkeiten reichte Martinez Campos, der im März mit dem Ruhme eines Pacificators von Cuba an die Spitze der Regierung getreten war, seine Entlassung ein, weil er bei den Cortes seine Colonialpolitik nicht durchzusetzen vermochte, welche auf sofortige Abschaffung der Sclaverei, auf Aenderung des für den Inselstaat so nachtheiligen Zollsystems und auf Anerkennung der cubanischen Schuld durch das Mutterland hinauslief. Der König nahm die Entlassung an und übertrug die Bildung eines neuen Cabinets dem früheren Ministerpräsidenten Canovas del Castillo. Der Wechsel wurde als ein Einlenken in rückschrittliche clericale Bahnen aufgefaßt und erzeugte eine große Aufregung in Madrid und im ganzen Lande. Castelar hatte schon früher ein demokratisches Manifest erlassen, worin er die rückhaltlose Umkehr zu der Verfassung von 1869, zu der Freiheit des Glaubensbekenntnisses, der Presse, des Unterrichts, der Vereine und Versammlungen verlangte. Jetzt wurden diese Forderungen in energischeren, ja drohenden Worten wiederholt; mehrere Generale reichten ihre Entlassung ein, um ihre Sympathien für General Campos zu beweisen; ein neues Attentat erschreckte die Welt. Als das Königspaar in einem offenen Wagen von einer Spazierfahrt nach dem Palaste zurückkehrte, feuerte ein junger Mann, Franzisco Otero Gonzalez aus Galizien, aus einer zweiläufigen Pistole ganz aus der Nähe zwei Schüsse ab, welche jedoch glücklicherweise weder den Monarchen noch die Königin verletzten. Der Thäter wurde ergriffen und hingerichtet. Alle diese Zeichen der Zeit deuten auf ein bewegtes Staats- und Volksleben, das nur mühsam in den Schranken des Gesetzes und der monarchischen Ordnung gehalten werden kann. Der König wurde mit der Zeit des reactionär-clericalen Ministeriums Canovas, welches alle Uebergriffe der Curie und der Ultramontanen gutheiß, überdrüssig und wandte sein Vertrauen den Liberalen zu, aus deren Reihen das Ministerium Sagasta hervorging.

25. Octbr. 1878. Jan. 1879. 9. Jan. 1879. 7. Decbr. 30. Decbr. 1879. Februar 1881.

3. Der Orientalische Krieg und Rußland.

§. 1301. **Insurrectionen. Andrassy'sche Note. Berliner Memorandum.** In Zeiten kriegerischer Actionen, wobei es sich um die Geschicke von Staaten und Völkern handelt, ist das Interesse und die Aufmerksamkeit auch solcher Länder, die nicht unmittelbar betheiligt sind, nach dem Schauplatz gerichtet, wo Lebensfragen durch das Schwert gelöst, Völkerschicksale auf dem Schlachtfelde entschieden werden. Dann werden die eigenen häuslichen Anliegen mehr in den Hintergrund gedrängt. Dieser Fall trat in den letzten Jahren ein, während welcher man sich abmühte, die orientalischen Wirren zu ordnen. Das Dreikaiserbündniß war hauptsächlich mit Rücksicht auf die wachsende Zerrüttung in der europäischen Türkei geschlossen worden. Sein nächster Zweck sollte die Erhaltung des Friedens in der Balkanhalbinsel sein. Aber unter dieser

Decke lagen Nebenabsichten verborgen. Oesterreich und Deutschland hofften den russischen Kaiser moralisch zu binden, daß er den panslavistischen Tendenzen, die in Uebereinstimmung mit der altmoskowitischen traditionellen Politik die verwandten Volksstämme an der Niederdonau in das russische Weltreich einzufügen trachteten, widerstrebe; während man in Petersburg und Moskau die stille Ansicht hegte, die beiden verbündeten Großmächte würden der Begehrlichkeit und geheimen Ausdehnungspolitik des Zarenreiches Nachdruck verleihen. So begann denn ein diplomatisches Versteckspiel, das schon im Jahre 1875 zugleich mit den Volksaufständen in **Bosnien** und der **Herzegowina** seinen Anfang nahm und in den folgenden Jahren mit den sich mehrenden Verwickelungen in dem peninsularischen Völkerconglomerat immer weitere Dimensionen gewann, bis endlich durch das Hinzutreten kriegerischer Ereignisse die diplomatischen Gänge sich zu einem politischen Weltdrama steigerten. Der kleine Funken in dem „Bischen Herzegowina" entzündete sich zu einer Feuersbrunst, welche die ganze europäische Türkei in Flammen setzte. Seit dem Pariser Frieden ging das Osmanische Reich mehr und mehr seinem Verfall entgegen (§. 1148). Die Unfähigkeit der Pforte, im Lande eine feste Rechtsordnung zu schaffen und eine obrigkeitliche Autorität zu begründen, sowie die zunehmende Zerrüttung des türkischen Reiches in Folge der unsinnigen Verschwendung des Sultans und der Mißwirthschaft in den Provinzen wurden von Rußland benutzt, den trennenden Keil immer weiter in die Völker- und Staatengruppe einzutreiben, welche südwärts der Donau zwischen der Adria im Westen und dem schwarzen und ägäischen Meer im Osten hingelagert ist. Die tiefe Kluft zwischen den mohammedanischen Gutsherren, deren Vorfahren einst durch den Uebertritt zum Islam sich den Besitz ihrer Güter erhalten, und der christlichen Bevölkerung, die in einem Verhältniß der Dienstbarkeit mit hohem Pachtzins kümmerlich dahinlebt, bot eine natürliche Handhabe zu agitatorischer Aufstachelung. Bald wurden die religiösen Leidenschaften angefacht, bald der Rassenhaß geschürt und das Bewußtsein der slavischen Blutsverwandtschaft geschärft. Dem russischen Nationalstolz war es unerträglich, daß in den fünfziger Jahren die aggressive Politik des Moskowiterreichs durch die Westmächte zurückgewiesen worden. Schon während des deutsch-französischen Krieges hatte die Petersburger Regierung einen Theil der Fesseln abgestreift und den russischen Kriegsschiffen das schwarze Meer wieder geöffnet (§§. 1155, 1274). Nun boten innere Aufstände, wozu die christlichen Unterthanen durch die unerhörte Tyrannei und arge Willkürhandlungen der herrschenden Mohammedaner fortgerissen wurden, neuen Anlaß zu Einmischungen, zu Aufreizungen, zur Wiederaufnahme der alten Vergrößerungsgelüste und Eroberungspläne. Lag schon im Verhältniß der dienst- und zinsbaren Christen zu den mohammedanischen Gutsherren, die doch meistens gleicher Sprache und gleichen Stammes waren, ein Zündstoff verborgen, der leicht zum Aufruhr entfacht werden konnte, so verschlimmerte sich die Lage noch, als die Finanznoth in Constantinopel derart stieg, daß ein verdeckter Staatsbankerott ausbrach, indem die Zinsen der öffentlichen Schuld nur zur Hälfte bezahlt werden konnten und die türkischen Statthalter und Beamten in den Provinzen sich gezwungen sahen, die zum Staatshaushalt erforderlichen Geldsummen nebst dem Lohn für die eigene Mühwaltung durch Druck und Erpressung aufzubringen. Denn auch ihre eigene Besoldung und der Unterhalt der Truppen konnten nur durch Zwangsmittel beschafft werden. Das System der Regierung, die Steuern und Zehnten zu verpachten, gab die Unterthanen der willkürlichsten Uebervortheilung und Mißhandlung von Seiten der Steuerpächter und der habgierigen Einnehmer preis. Die unerträgliche Lage führte Juli 1875. zuerst in der Herzegowina und dann in Bosnien zu bewaffneten Volksaufständen. Die Frauen, Kinder und Greise flüchteten mit ihrem Vieh und ihren Habseligkeiten auf österreichisches und montenegrinisches Gebiet, während die Männer und Jünglinge in die Wälder zogen und gegen die türkischen Truppen, mit denen **Mukhtar Pascha**, ein natürlicher Sohn des Sultans Abdul Aziz, heranzog, einen Bandenkrieg eröffneten. Die Versicherung des Befehlshabers, in einigen Monaten fertig zu werden, erwies sich als eine Prahlerei. Der günstige Moment, wo durch rasches und kräftiges Einschreiten der Aufstand im Keime erstickt werden konnte, war durch die Trägheit und Intoleranz der Türken versäumt worden. Die Insurgentenschaaren wurden durch Freiwillige aus

Serbien und Montenegro verstärkt und nahmen in den Pässen und Schluchten feste
Stellungen. Auf Anregung Oesterreichs, dessen Grenzlande durch die Tausende von
Flüchtlingen schwer in Mitleidenschaft gezogen waren, versuchten die Mächte, die
einst den Pariser Frieden unterzeichnet, die Türkei in das „europäische Concert" auf=
genommen und damit gewissermaßen unter die Vormundschaft Europa's gestellt hatten,
eine Vermittelung. Eine consularische Deputation setzte sich sowohl mit den türkischen
Behörden, als mit den Insurgentenführern ins Benehmen. Den letzteren wurde erklärt,
daß sie jeder Hoffnung auf den Beistand irgend einer christlichen Macht sich entschlagen
müßten, und ihnen der Rath ertheilt, dem von der Pforte ernannten Bevollmächtigten
Server Pascha in Mostar ihre Beschwerden vorzutragen; der Ottomanischen Re=
gierung ward die Abstellung der Mißbräuche und die Nothwendigkeit von Reformen
empfohlen. Die Vermittelung hatte keinen Erfolg. Die Insurgenten, aus Erfahrung
belehrt, daß die in Constantinopel gemachten Versprechungen stets unerfüllt blieben,
konnten kein Vertrauen fassen zu den durch mehrere Ausschreiben und durch einen groß= 2. und 23. Octbr. und
herrlichen Ferman in Aussicht gestellten, weitgreifenden Reformen, sowohl in der recht= 12. Decbr. 1875.
lichen Gleichstellung aller Unterthanen als in der gesammten Verwaltung, wenn nicht
von den Mächten selbst für die wirkliche Erfüllung Bürgschaft geleistet würde. Sie
kannten die Taktik der Pforte, durch schimmernde Verheißungen jeder äußern Einmischung,
jedem diplomatischen Zwang vorzubeugen. Mittlerweile waren die drei Ostmächte Oester=
reich, Rußland und Deutschland übereingekommen, um dem Aufstand Einhalt zu thun
und die Bewohner der europäischen Türkei aus der unerträglichen rechtlosen Lage zu
befreien, der Ottomanischen Regierung einen vom Grafen Andrassy ausgearbeiteten
Entwurf zu unterbreiten mit Vorschlägen, wie den Mißständen abzuhelfen, die Lage der
christlichen Unterthanen in der europäischen Türkei zu bessern sei. Dieser Andrassy'schen
Note, in Betreff der zur „Pacification" der Balkanländer nothwendig befundenen „Ver=
waltungsreformen", gaben auch Frankreich und Italien ihre Zustimmung. Nur England
verhielt sich noch zuwartend. In London fürchtete man, Rußland suche eine Gelegenheit,
als Schutzmacht der slavischen Christen die Herrschaft des Halbmondes zu brechen, die
Türken nach Asien zu werfen und sich des Bosporus und der Hauptstadt Constantinopel
zu bemächtigen. So verging der Winter unter Feindseligkeiten zwischen den Osmanen
und den Aufständischen, während die politische Aufregung die ganze Halbinsel ergriff
und einen allgemeinen Rassen= und Religionskrieg ankündigte, die europäische Diplomatie
aber, vor Allem die österreichische und englische, am goldenen Horn durch Rathschläge
für Verständigung und friedliche Ausgleichung vermittelst zeitgemäßer Reformen zu
wirken sich abmühte. Endlich stimmte auch England der Andrassy'schen Note bei, so
daß dieselbe Ende Januar 1876 durch den österreichischen Botschafter Grafen Zichy 31. Jan. 1876.
dem Minister des Auswärtigen, Raschid Pascha, übergeben werden konnte. Wie
widerwillig auch die Pforte die fremde Einmischung in ihre häuslichen Angelegenheiten
aufnahm, die Forderungen von ganz Europa, den Rajahs ein menschenwürdiges Dasein
zu schaffen, konnten nicht abgelehnt werden. Nach einem von dem Großwesier Mahmud
Pascha abgehaltenen Ministerrathe wurde den Botschaftern erklärt, daß man die von
den Großmächten ausgehenden Reformvorschläge in Betreff der Gleichberechtigung der
christlichen Bevölkerung mit den Mohammedanern, der Abschaffung der Steuerverpach=
tung, Besserung der wirthschaftlichen Lage der Landbevölkerung u. A. m. annehme, und
ein Manifest (Irade) erlassen, welches den Aufständischen Amnestie, den Ausgewanderten 23. Febr.
straflose Rückkehr, Nachlaß des Zehnten auf ein Jahr und Befreiung von andern
Steuern auf zwei Jahre verhieß. Die Insurgenten wollten jedoch weder zurückkehren
noch die Waffen niederlegen, wenn nicht die Ausführung der Zugeständnisse von den
Mächten gewährleistet würde. Wie sollten aber die europäischen Regierungen, die so
verschiedene Interessen hatten und einander so wenig trauten, eine Garantie übernehmen,
welche die Türkei unter eine gemeinsame Vormundschaft gestellt hätte? So blieb denn
die Andrassy'sche Note ein Aktenstück ohne praktische Wirkung. Die Feindseligkeiten
begannen von Neuem und nahmen einen energischeren Charakter an, weil sich mittler=
weile die Gährung auch über Bulgarien verbreitet hatte und auch Fürst Milan
in Belgrad Miene machte, sich den Religions= und Stammesgenossen anzuschließen, in

der Hoffnung, mit Hülfe der Aufständischen sich zum souveränen Herrn von Serbien und Bosnien aufzuschwingen. Wie einst in Deutschland und Italien der Nationalverein für die innere Einheit wirkte, so war in der Balkanhalbinsel die Omladina ein thätiges Organ panslavistischer Unionsideen. Durch dieses Aufflackern des slavischen Stammesgefühls wurde Oesterreich, dem bisher die Arbeit des Vermittelns und Ausgleichens in den türkischen Donauländern vorzugsweise zugefallen war, in die zweite Linie gedrängt, weil die Ungarn mehr Sympathien für die Türken als für die Südslaven hegten. Wie viel das magyarische Volk in früheren Jahrhunderten von den Osmanen zu leiden gehabt, der Haß gegen Rußland, dem die Ungarn die Niederlage bei Világos nicht vergessen haben, und die Furcht vor einer Mehrung des slavischen Elementes in ihrem eigenen Staat überwiegen die Erinnerungen einer alten geschichtlichen Vergangenheit. Anstatt Oesterreichs trat nun Rußland an die erste Stelle. Mit welcher Genugthuung bemerkte man in Petersburg und Moskau, daß alle Rajahs in der Balkanhalbinsel ihre Blicke nach dem Zarenreich richteten! Welch eine Aufgabe fiel damit dem Selbstherrscher aller Reußen zu, wenn er als Mandatar der europäischen Großmächte die Vermittlerrolle gegenüber der Pforte und ihren aufständischen Unterthanen übernehmen, als Beschützer der Humanität, des Christenthums, der Civilisation auftreten konnte! Das ehrgeizige Ziel, welches das Moskowiterreich seit Peter dem Großen ununterbrochen als traditionelle Politik im Auge hat, durfte es jetzt im Auftrage Europa's, mit der begeisterten Zustimmung aller Religions- und Stammesgenossen im Norden wie im Süden der Donau und des Balkan, verfolgen! Nun war der „kranke Mann" am Bosporus einem Arzte anvertraut, der mit acuten Mitteln eine rasche Krisis herbeizuführen vermochte. Und die Petersburger Regierung brauchte sich nicht einmal zu dieser ehrenvollen, zukunftreichen Mission heranzudrängen. Ein übereiltes Vorgehen hätte leicht das Mißtrauen und den Neid der Westmächte wecken und eine neue Coalition wie im Krimkriege ins Leben rufen können. Die Dinge im Orient nahmen in den nächsten Monaten eine so drohende Gestalt, daß dem Zarenreiche die Rolle einer vermittelnden Intervention von selbst zufallen mußte. Und wenn der „kranke Mann" durch die inneren Aufstände immer schwächer wurde und sich immer mehr verblutete, wenn die Unfähigkeit der Pforte, die Uebelstände zu beseitigen und den unmenschlichen Gräueln der fanatisirten Mohammedaner Einhalt zu gebieten, immer greller zu Tage trat, so wurde Rußlands Aufgabe erleichtert und sein pacificatorisches Einschreiten um so dringender. Die Aufstände, zu denen die Verzweiflung die gedrückte Bevölkerung in der Herzegowina und in Bosnien getrieben, verbreiteten sich im Frühjahr immer weiter: die Insurgenten wurden durch Waffen, Kriegsvorräthe und Zuzüge von ihren Stammesgenossen in Montenegro und Serbien verstärkt, so daß sie im April dem türkischen Befehlshaber, als er die bedrängte Festung Niksitsch entsetzen und verproviantiren wollte, im Duga-Paß einen energischen Widerstnnd entgegensetzen konnten.

Mai 1876. Im Mai wurde durch die agitatorische Thätigkeit einiger Flüchtlinge von Rumänien aus die Losung zum Aufstande auch in Bulgarien gegeben. Die Flamme der Empörung drohte die ganze europäische Türkei zu ergreifen. Unter diesen Umständen glaubten die drei Kaisermächte der Andrassy'schen Note größeren Nachdruck geben, die Forderungen schärfer fassen zu müssen. Zu dem Ende wurde bei Gelegenheit einer Reise des Zaren durch Berlin nach Ems in der deutschen Hauptstadt eine Conferenz der drei Reichs-
10.–13. Mai. kanzler, Bismarck, Gortschakow und Andrassy, abgehalten, deren Ergebniß ein „Memorandum" war, das im Namen der verbündeten Großstaaten der Pforte überreicht werden sollte. In diesem wurde angedeutet, daß man gegenüber der türkischen Regierung die von den Insurgenten verlangten Garantien für die versprochenen Reformen als nothwendig und berechtigt anerkenne, und mit der drohenden Hinweisung geschlossen, daß, wenn die bestimmte Frist eines zweimonatlichen Waffenstillstandes ohne Resultat verstreichen sollte, „die drei kaiserlichen Höfe nach gemeinsamer Verständigung ihrem diplomatischen Vorgehen wirksamere Maßregeln hinzuzufügen haben würden, wie sie im Interesse des allgemeinen Friedens und zur Vermeidung des Weitergreifens der Empörung geboten erscheinen könnten." Diese versteckte Kriegsdrohung schien der englischen Regierung zu bedenklich, als daß sie dem Memorandum ihre Zustimmung hätte geben

mögen. Dadurch wäre ja Rußland, dem die Ausführung dieser „wirksameren Maßregeln“ naturgemäß in erster Linie zufallen mußte, ermächtigt worden, als Vollstrecker des Gesammtwillens der europäischen Mächte zur Action vorzugehen. Zu gleicher Zeit traten in der Türkei selbst Ereignisse ein, welche die Lage der Dinge noch mehr verwirrten und die orientalische Frage zu der wichtigsten Angelegenheit der europäischen Politik machten.

§. 1302. **Türkische Zustände. Die bulgarischen Gräuel und der serbisch-türkische Krieg.** Die Aufstände der Christen, die Unterstützung, welche der Montenegrinerfürst Nikita, der Schützling Rußlands, den Insurgenten von Niksitsch geleistet, und vor Allem die Kunde von der kriegerischen Erhebung der Bulgaren hatten die Glaubenswuth der Mohammedaner und den Volkshaß gegen Rußland aufgestachelt. Die Stimmung war eine so gereizte, daß der religiöse und nationale Fanatismus sich in blutigen Gewaltakten Luft machte. Noch vor der Berliner Zusammenkunft waren in Salonichi wegen eines angeblich oder wirklich zum Islam übergetretenen Bul- 6. Mai 1876.
garenmädchens Streitigkeiten zwischen Christen und Mohammedanern ausgebrochen, in Folge deren der deutsche und der französische Consul Abbot und Moulin vom türkischen Pöbel in einer Moschee mit Knütteln, Eisenstangen und Schwertern ermordet wurden. Und einige Tage nachher trat in der Hauptstadt selbst der national-religiöse Fanatismus in einem Gewaltakt gegen den Sultan hervor. Abdul-Aziz war in den Augen der Moslem der Urheber aller Unfälle, welche die türkische Nation betroffen. Seine launenhafte Willkür bei Anstellung und Absetzung seiner Großbeamten, seine Wollust und Verschwendung, und vor Allem sein Streben, gegen die gesetzliche Ordnung die Thronfolge seinem Neffen zu entziehen und unter russischer Beihülfe seinem eigenen Sohne zuzuwenden, hatten die Gläubigen mit solchem Unwillen wider den Herrscher erfüllt, daß seine Entthronung beschlossen und ohne Gewaltthätigkeiten bewirkt ward. Die Softas oder Theologiestudirenden thaten sich zusammen und rückten in langem Zuge vor den Palast des Großherrn, die Absetzung des Großwesiers Mahmud Pascha, 11. Mai.
der für einen Anhänger Rußlands galt, und des Scheich-ul-Islam verlangend. Der erschrockene Sultan gewährte ihre Forderungen und ernannte zwei andere Großbeamte. Damit war jedoch der Staatsstreich nicht zu Ende. Abdul-Aziz faßte den nicht ungegründeten Argwohn, daß die Bewegung von seinem Neffen und seinen Brüdern ausgegangen und seiner eigenen Person gelte. Er ließ daher die Verdächtigen in Gewahrsam bringen, während er sich selbst in das Innere seiner Gemächer barg. Da beschloß sein eigener Ministerrath, unter Zustimmung des neuen Scheich-ul-Islam, seine Entsetzung 30. Mai 1876.
und erklärte den rechtmäßigen Thronfolger Murad V. zum Herrscher der Gläubigen. Auf die Kunde von diesen Vorgängen gab, wie die öffentlichen Berichte meldeten, Abdul-Aziz sich selbst den Tod, indem er in einem Anfall von Irrsinn mit einer Scheere sich 4. Juni.
die Pulsadern öffnete. Unter dem neuen Sultan Murad V., dessen Gemüthsleiden einige Zeit verborgen gehalten ward, versuchten die drei Minister, der Großwesier Ruschdi, der energische Kriegsminister Hussein Avni und der gebildete Midhat durch politische Reformen nach Art des europäischen Parlamentarismus mit Selbstverwaltung und gleichen Rechten für alle Religionsparteien, aber aus eigener Initiative der Regierung, eine Regeneration des Osmanischen Reichs zu begründen, unabhängig von äußeren Einflüssen. Trotz Koran und Harem sollte die abendländische Civilisation an den Bosporus verpflanzt werden. Dazu war vor Allem die Unterdrückung der Insurrection die nöthige Vorbedingung, sowohl der offenen in der Herzegowina und Bosnien als der erst im Keim und in der Vorbereitung begriffenen bulgarischen. Im geschichtlichen Leben des türkischen Volkes ist es öfters vorgekommen, daß innere Erschütterungen die sonst apathischen Orientalen zu energischer Kraftentfaltung aufrüttelten, die träge Natur und den schlummernden kriegerischen Geist zu rascher Action antrieben. Die Vorgänge in Salonichi, wo das drohende Auftreten der christlichen Mächte, die zum Schutze ihrer Angehörigen Geschwader in das Mittelmeer entsandten, ein Strafgericht erzwang, das von den Anhängern des Propheten als eine Demüthigung angesehen ward, die Palastrevolution, welche den unwürdigen Sultan Thron und Leben kostete, die blutige That des rachedürstenden Circassiers Hassan, durch welche zwei der Urheber des revolutionären Staatsstreiches, Raschid und Hussein Avni, dem Mord-

15. Juni 1876. stahl in der Rathssitzung zum Opfer fielen, alles dieses erzeugte in den muselmanischen Kreisen, insbesondere bei der Armee, eine leidenschaftliche Erregung. Der gegen den Willen der Omladinistischen Agitatoren zu frühe ausgebrochene Aufstand in Bulgarien wurde durch Tscherkessenbanden und Freischaaren (Baschi-Bozuks) blutig niedergeworfen, freilich in Begleitung von Gräuelscenen, welche, als sie nach und nach in ihrem vollen Umfang bekannt wurden, in ganz Europa einen Schrei des Entsetzens hervorriefen. In Batak wurden von den Baschi-Bozuks, den mohammedanischen Freiwilligen ohne Uniform, die christlichen Einwohner jedes Alters und Geschlechtes zu Tausenden gemordet, verstümmelt, geschändet; über hundert bulgarische Ortschaften wurden eingeäschert; allenthalben unmenschliche Barbareien verübt. Man wollte Raum schaffen für die mohammedanischen Tscherkessen, die vor Jahren aus dem Kaukasus nach Bulgarien übergesiedelt und mit Waffen versehen worden waren. Fürst Milan von Serbien und Nikita von Montenegro hatten inzwischen mit den Insurgenten in Bosnien und der Herzegowina gemeine Sache gemacht, in der Absicht, die aufständischen Landschaften unter ihre Herrschaft zu bringen. Sie rechneten auf die Hülfe Rußlands und die Sympathien der panslavistischen Partei in Moskau. Ende Juni rückte Milan nach einem anspruchsvollen Manifest, das in Constantinopel als Kriegserklärung aufgefaßt wurde, mit seiner Armee, bei welcher der russische General Tschernajew das Hauptcommando führte und viele russische Freiwillige, Offiziere und Gemeine Dienste genommen hatten, an mehreren Stellen über die Grenze. Allein auch jetzt noch erfochten die Aufständischen keine Lorbeeren. Die meistens aus Freischaaren und Milizmannschaften bestehenden Truppen der Christen waren im Felde den türkischen Soldaten selten gewachsen. Denn wie faul auch die politischen und socialen Zustände der Türkei sein mochten, in der Armee zeigte sich immer noch der kriegerische, feldtüchtige Geist von ehedem. Der türkische Soldat erträgt mit fatalistischem Gleichmuth alle Entbehrungen und Strapazen, ist genügsam in seinen Lebensbedürfnissen, tapfer und todesmuthig in der Schlacht, ausdauernd im Ertragen aller Beschwerden auf Märschen wie im Lager, unempfindlich gegen Kälte und Hitze, gegen Hunger und Durst, aber auch ohne Mitleid und Erbarmen gegen den besiegten Feind. „Wir werden Serbien zermalmen“, rief der Großwesier
2. Juli 1876. aus, als ihm gemeldet ward, der Fürst Milan habe an der Spitze seines Heeres die Grenze überschritten. In Constantinopel zählte man um so sicherer auf einen erfolgreichen Ausgang, als die Haltung der europäischen Mächte schwankend geworden war. Hatte die englische Regierung der Andrassy'schen Note nur zögernd zugestimmt, so war sie vollends abgeneigt, dem von Gortschakow entworfenen Berliner Memorandum mit der Androhung „wirksamerer Maßregeln“ beizutreten. Vielmehr entsandte sie ein Geschwader in die griechischen Gewässer, weniger in der angeblichen Absicht, ihre Staatsangehörigen vor möglichen Gewaltthätigkeiten zu schützen, als im Falle eines russisch-türkischen Krieges das Osmanenreich in seiner Intregrität zu erhalten, wie schon daraus hervorging, daß die Schiffe in der Besika-Bai, nahe an den Dardanellen, Anker warfen. Damit war das Tory-Ministerium zu dem Standpunkte des Krimkrieges zurückgekehrt; und wie sehr immer die Wigh-Partei, voran ihr Führer Gladstone, die antirussische Politik bekämpfte und in Volksversammlungen und Flugschriften die „bulgarischen Gräuel“ als Agitationsmittel gegen das Cabinet d'Israeli-Derby in Scene setzte, an der Themse beharrte man auf dem eingeschlagenen Weg. Unter solchen Umständen konnte die Berliner Drohnote bei der Pforte nicht abgegeben werden. Die Insurgenten und ihre serbischen und montenegrinischen Bundesgenossen mußten ihre Sache mit den Türken allein ausfechten. In Constantinopel aber suchte man die Welt durch die Verheißung durchgreifender Reformen zu beschwichtigen und zugleich den Gönnern in England Scheingründe für ihre türkenfreundliche Politik zu liefern. Unterdessen hatte der Krieg in Westen und Norden seinen Fortgang, während in der Hauptstadt die russische und englische Diplomatie einander den Rang abzugewinnen bestrebt war. Die Absetzung des entnervten, an Geistesschwäche leidenden Sultans Murad V.
31. Aug. 1876. und die Uebertragung des Thrones an seinen Bruder Abdul Hamid II. hatte keine Aenderung der politischen Lage zur Folge. Auch der neue Sultan wurde als „Reformator des türkischen Reiches“ begrüßt. Im September bewirkte der englische Botschafter

in Constantinopel, Sir Henry Elliot, eine kurze Waffenruhe, um Zeit für Friedensunterhandlungen zu gewinnen. Es konnte jedoch keine Verständigung erzielt werden, und ein sechsmonatlicher Waffenstillstand, den die Pforte zur Abwendung des Winterfeldzuges wünschte, kam nicht zu Stande. Der Krieg gestaltete sich indessen für die Osmanischen Waffen günstiger als für die der Gegner. Es war nur eine bedeutungslose Komödie, wenn der Oberfeldherr Tschernajew, um die neue Wendung der Dinge zum Ausdruck zu bringen, Milan als „König von Serbien" proclamirte und durch seine Armee dem neuen Souverän den Eid der Treue schwören ließ. Denn schon im nächsten Monat durchbrach der türkische Befehlshaber Abdul Kerim nach achttägigem Kämpfen im Thale der Morawa bis zu den Waldbergen um Alexinatz die Hauptlinie der serbischen Heereskräfte Deligrad-Djunis-Kruschewatz, erstürmte die Festung Alexinatz und gewann eine Stellung, die ihm den Weg nach Belgrad offen legte. Milan bat die Vertreter der europäischen Regierungen um ihre guten Dienste zur Herbeiführung einer Waffenruhe. Aber hochmüthig wurden in Constantinopel alle Vermittelungsvorschläge der Mächte zurückgewiesen. Man wollte weder von einer autonomen Stellung der aufständischen Provinzen, noch von einer Garantie für die Durchführung der Reformen etwas hören. Bei der Eifersucht, womit das englische Cabinet auf die „Expansiv-Politik" des Zarenreiches blickte, eine Eifersucht, die der russische Botschafter in London, Graf Schubalow, vergebens mit diplomatischen Künsten zu ersticken sich abmühte, war ja für die Türkei zunächst keine bewaffnete Intervention zu befürchten. Vergebens machte Kaiser Alexander den Vorschlag, durch eine gemeinsame österreichisch-russische Besetzung der Balkanländer und eine gleichzeitige englische Flottendemonstration vor Constantinopel den pacificatorischen Arbeiten Nachdruck zu geben; weder Andrassy noch Lord Beaconsfield (d'Israeli) wollten über eine diplomatische Intervention hinausgehen.

16. Sept. 1876.

23.—31. October 1876.

§. 1303. **Rußland und die europäischen Großmächte.** Sollte aber Zar Alexander ruhig zuschauen, wie Serbien „ecrasirt", Bosnien und Herzegowina in ein Todtenfeld verwandelt, die bulgarischen Christen hingemordet würden? Sollte er den Schmerzensschrei überhören, der von den Donauländern zum ihm schallte, den Hülferuf unbeachtet lassen, den Milan in seiner Angst und Verzweiflung an ihn richtete? Er hatte sich bei seiner Rückkehr aus Deutschland auf einer persönlichen Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph in Reichstadt, welcher auch Gortschakow und Andrassy anwohnten, der fortdauernden Bundestreue Oesterreichs versichert und durch die nachträgliche Sendung des Generals Sumarakow nach Wien die Ueberzeugung gewonnen, daß Oesterreich sich nicht durch die magyarischen Agitationen zu einem bewaffneten Widerstand fortreißen lassen würde, wenn Rußland seine Heere über die Donau senden sollte; er hatte aus Berlin die freundlichsten Zusagen erhalten, daß Deutschland-Preußen an dem Dreikaiserbündniß festhalte und die Rolle eines Friedensvermittlers nicht aufzugeben beabsichtige; durch die fortwährenden Zuzüge von Freiwilligen aus Rußland nach Serbien und die Thätigkeit der Hülfscomités, die in Moskau ihr Centrum hatten, war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß das russische Volk den leidenschaftlichen Wunsch hege, die Moskowitische Nation möge den slavischen Brüdern in der Balkanhalbinsel die helfende Hand reichen, um sie aus den unwürdigen Sklavenbanden zu retten. Von Frankreich und Italien war keine Einsprache zu fürchten. Jenes buhlte um Rußlands Freundschaft für den Fall eines Revanchekriegs wider Deutschland; dieses hoffte im Trentino oder in Dalmatien seinen Antheil an der Beute zu erlangen. Diese und andere Dinge bildeten den Gegenstand ernster Berathung in Villa Yalta und in dem großfürstlichen Schlosse Livadia auf der Krim, wo die Kaiserfamilie im Herbst ihren Aufenthalt genommen und wohin der Reichskanzler Gortschakow und der langjährige Botschafter bei der Pforte, General Ignatiew, berufen worden. Aus verschiedenen Anzeichen ging hervor, daß Zar Alexander mehr und mehr in die Fußstapfen seines Vaters einzulenken gesonnen sei. Die Aufhebung der Stelle eines Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen, wodurch den baltischen Ländern der letzte Schein einer gewissen Selbständigkeit und Eigenart entrissen ward, die Vereinigung der griechisch-unirten und der orthodox-russischen Kirche, die Einführung des russischen Gerichtsverfahrens und der russischen Sprache als Amts-

6. Febr. 1876.

sprache in dem ehemaligen Polen, der Unterdrückungskrieg gegen die kleinrussische oder ruthenische Sprache und Literatur; diese und andere Maßregeln konnten als Beweis gelten, daß am Petersburger Hof die Uniformitätspolitik des Zaren Nicolaus wieder mehr Aufnahme gefunden habe. Um so geneigter war man jetzt, auch in der auswärtigen Politik, in der Haltung gegenüber der christlich-slavischen Völkerschaften zwischen Donau und Balkan das Beispiel des Vaters nachzuahmen, den bedrängten Brüdern und Glaubensgenossen die rettende Hand zu reichen. Das Resultat der Be-
31. Octbr. 1876. rathungen von Livadia war daher ein Ultimatum, welches der Pforte die Wahl stellte zwischen Krieg mit Rußland oder Einstellung der Feindseligkeiten auf zwei Monate. Die kriegerischen Anstalten in Rußland und die Verträge mit Rumänien, das man als Durchzugsland nicht entbehren konnte, ließen den Ernst der Drohung erkennen. Von der Krim aus schien der zündende Feuerbrand geworfen zu werden, der die ganze Balkanhalbinsel verzehren sollte. Eilends sandten die drei Mächte England, Oesterreich, Deutschland ihre Botschafter bei der Pforte nach Livadia, um das geschwungene Schwert noch aufzuhalten. Und in der That gelang es der vermittelnden Thätigkeit des englischen Cabinets den Ausbruch des direkten russisch-türkischen Krieges noch einmal hinauszuschieben. Beruhigt durch die dem englischen Botschafter gegebene Versicherung des Zaren, daß er nicht die Absicht habe, Constantinopel zu besetzen, daß er überhaupt der Pforte gegenüber an keinerlei Eroberungen denke, wenn er auch zu einer „vorläufigen" Occupation Bulgariens genöthigt sein möchte, wirkte England, wo die agitatorischen Meetings der Entrüstung des Volkes über die „Bulgarischen Gräuel" immer lebhaften Ausdruck gaben, im Interesse der Friedenserhaltung. Durch die Botschafterconferenz, zu welcher das Londoner Cabinet einen zweiten Vertreter in der Person des Marquis von Salisbury entsandt hatte, der auf seiner Reise die Höfe von Berlin, Wien und Rom besuchte, wurde Midhat Pascha, der seit dem Thronwechsel Großwesier geworden war, bestimmt, in den von dem Zaren verlangten zweimonatlichen Waffenstillstand zu willigen und in die Verhandlungen über die Be-
12. Dec. 1876. dingungen eines dauernden Friedens einzutreten. Wie wenig Vertrauen aber die regierenden Kreise zu dem Gelingen des pacificatorischen Werkes hegten, bewiesen so-
9. Nov. wohl die Rede von d'Israeli bei dem Lordmayorsbankett in der Guildhalle, als die Ansprache des Zaren bei Entgegennahme einer Adresse des Adels und Stadtraths von Moskau bei seiner Durchreise von Livadia nach St. Petersburg. Jener hob die unerschöpflichen Hülfsquellen Englands für den Fall eines Krieges hervor; dieser sprach die feste Absicht aus, selbständig vorzugehen, wenn nicht die Türkei volle Garantie biete, daß die Forderungen Rußlands aufgeführt würden. Der Befehl, daß sechs russische Armeecorps mobil gemacht werden sollten, und das Ausschreiben eines Anlehens von hundert Millionen Rubel deuteten auf kriegerische Absichten. Bald darauf wurde Großfürst Nicolaus, des Kaisers Bruder, zum Oberbefehlshaber ernannt und nahm sein Hauptquartier in Kischenew, nahe der rumänisch-türkischen
12.–20. December 1876. Grenze. Unter solchem „Krieg in Sicht" wurden in Constantinopel die „Vorconferenzen" der europäischen Botschafter ohne Theilnahme eines türkischen Bevollmächtigten abgehalten. Sie einigten sich über eine Reihe von Reformen zur Verbesserung des Looses der Christen in der Türkei, welche die Pforte unter der Aufsicht einer europäischen Sicherheitswache von 6000 Mann in den Provinzen Bosnien, Herzegowina und Bulgarien einführen sollte. Ließ sich die türkische Regierung eine solche Bevormundung gefallen, so war es um die Selbständigkeit und Souveränetät des Osmanenreichs geschehen. Lieber wollte man zum Schwert greifen, die völkerrechtliche Unabhängigkeit selbst auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland vertheidigen. Um aber nicht durch eine unbedingte Zurückweisung der Conferenzbeschlüsse den Schein eines provocatorischen Vorgehens auf sich zu laden, setzte Midhat eine Constitutionscomödie in Scene, in der Absicht, die öffentliche Meinung zu blenden und den Mächten die neue Institution als Schild entgegen zu halten. Wie erwähnt, hatte man sich seit einiger Zeit mit dem Projekte einer Reichsverfassung getragen, welche allen Provinzen und Einwohnern ohne Rücksicht auf Religion oder Abstammung gleiches Recht und Gericht gewähren und ein gesetzgebendes Parlament aus Abgeordneten aller Reichs-

länder ins Leben rufen sollte. Mit einem solchen Verfassungsentwurf, der am Tage der eigentlichen Conferenzeröffnung unter Kanonendonner verkündet ward, trat nunmehr die türkische Regierung plötzlich den durch Savfet Pascha ihr übergebenen Beschlüssen des Rathes der europäischen Diplomatie entgegen, indem der aus etwa 200 Würdenträgern bestehende Pfortenrath erklärte, nach der Verkündigung der Verfassung könne keiner Provinz eine Ausnahmsstellung gewährt oder Zugeständnisse von so eingreifender Beschaffenheit ohne Mitwirkung der Nationalvertretung, deren Einberufung bevorstehe, verliehen werden. Damit war die Wirksamkeit der Conferenz lahm gelegt. Rußland schickte sich bereits an, im Namen Europa's die Ausführung des Botschafter-Programmes mit den Waffen zu erzwingen. England, das zu seiner eigenen Bestürzung wahrnahm, daß es die Pläne Rußlands mehr gefördert hatte, als in seiner Absicht gelegen, und daß es gegenüber der Türkei in eine feindliche Stellung gerathen, wurde jetzt vorsichtiger und zurückhaltender. Der Inselstaat wollte weder den Russen die Unterwerfung der Balkanländer erleichtern, noch als Schutzmacht den Türken zur Seite stehen. Das Augenmerk des Londoner Torycabinets war hauptsächlich darauf gerichtet, falls die Integrität der Türkei nicht mehr zu erhalten sei, einen möglichst großen Antheil aus dem Schiffbruch für sich selbst zu retten und in keinem Falle zuzugeben, daß Rußland sich Constantinopel und der Dardanellen bemächtige. Auch Oesterreich stand auf der Wache. Andrassy ließ sich weder durch die türkenfreundlichen Demonstrationen der Magyaren, noch durch die Sympathien, die man in Prag, in Agram und in andern Slavenstädten für die Russen aussprach, in seiner Politik bestimmen. Er traf alle Vorbereitungen, um, wenn der russisch-türkische Krieg zum Ausbruch käme, die Interessen Oesterreichs zu wahren, die freie Schifffahrt der Donau zu erhalten und Bosnien für den Kaiserstaat der Habsburger zu gewinnen. Je mehr im Laufe der nächsten zwei Jahre Rußland und England auseinander gingen, so daß zeitweise ein Krieg zwischen den beiden Großmächten vor der Thüre zu stehen schien, um so mehr warb man an der Newa wie an der Themse um die österreichische Bundeshand. Durch diese vorsichtige Haltung erwarb sich die Politik Andrassy's das Vertrauen und den Beifall des deutschen Reichskanzlers, der, wenn er auch mehr zu dem befreundeten Rußland hinneigte, doch in erster Linie die Erhaltung des Friedens im Auge hatte und darum an der Rolle eines Vermittlers festzuhalten entschlossen war. Schon bei Eröffnung des Reichstages, am 30. October, hatte die von dem Präsidenten des Reichskanzleramtes Hofmann, Delbrücks Nachfolger, verlesene Thronrede hervorgehoben, daß der Kaiser unausgesetzt bemüht sei, unter den Deutschland nachbarlich (Oesterreich und Rußland) und geschichtlich (England) näher stehenden Mächten den Frieden zu erhalten, und versichert, „daß, was die Zukunft auch bringe möge, Deutschland das Blut seiner Söhne nur zum Schutze seiner eigenen Interessen einsetzen werde", eine Politik, welche der Reichskanzler bei einer späteren Gelegenheit als die eines „ehrlichen Maklers" kennzeichnete. — Obwohl die Forderungen des Botschafterrathes, daß die Reformen in den Balkanländer unter der Controle und „Bürgschaft" der europäischen Mächte vor sich gehen sollten, zu dem Standpunkte der Pforte, die ihre „völkerrechtliche Unabhängigkeit" behauptete, in principiellem Gegensatz standen, die Fortsetzung der Conferenzen somit ziellos geworden war, so wurden die Verhandlungen doch nicht sogleich aufgegeben, vielmehr zur Erleichterung derselben der Waffenstillstand auf zwei Monate verlängert. Erst als der Sultan die in dem Ultimatum der Conferenz-Diplomaten aufgestellten Hauptpunkte, Betheiligung der „christlichen Mächte" bei Ernennung der Provinz-Statthalter und einen „internationalen Ueberwachungsausschuß" zurückwies, wurde die Conferenz durch den Marquis von Salisbury für aufgelöst erklärt, worauf sämmtliche Botschafter einzeln die Hauptstadt am goldenen Horn verließen, nur Geschäftsträger zurücklassend. Nun wurde die Lage der Türkei immer bedrohter und verwickelter. Mochte auch immerhin mit Serbien ein Friedensschluß zu Stande gebracht werden; in den schwarzen Bergen und in den andern aufständischen Provinzen dauerten die Kämpfe und die Gährung fort, und Rußland zog eine mächtige Armee in seinen Südprovinzen zusammen. Zugleich trat in Constantinopel ein Ministerwechsel ein, der wenig Aussicht zu einer Verständigung eröffnete. Midhat Pascha, die Seele der

23. Dec. 1876.

20. Jan. 1877.

1. März.

Reformpartei, wurde gestürzt und verbannt, Edhem Pascha an seine Stelle erhoben. In Petersburg hatte man aber schon zu laut verkündigt, daß das Loos der christlichen Unterthanen der Pforte gebessert, die Zustände in den türkischen Provinzen geändert werden müßten, als daß man hätte stillhalten oder zurückschreiten können. Schon um der öffentlichen Meinung willen, die von den panslavistischen Heißspornen bestimmt und geleitet ward, mußte etwas Durchgreifendes geschehen; der Kaiser mußte der nationalen Strömung nachgeben, wenn er Herr der Situation bleiben wollte. Aber ehe der Zar das Schwert zog, wollte er sich Sicherheit verschaffen, daß die übrigen Großmächte der Türkei keinen Beistand leisteten. Wenn es der russischen Diplomatie gelang, der europäischen Politik eine solche Wendung zu geben, daß das Zarenreich als Vollstrecker der von der Pforte zurückgewiesenen Conferenz-Präliminarien zu handeln schien, daß ihm gleichsam eine europäische Mission zugetheilt wäre; so blieb der Krieg auf die Balkanhalbinsel beschränkt und Rußland konnte mit den Waffen von der Türkei verlangen, daß sie dem übrigen Europa zu Willen handle. Und wenn Rußland auch nur so viel erreichte, daß die übrigen Mächte ihre Neutralität erklärten, daß sie von jeder Intercession abstanden und somit der Krieg localisirt blieb, konnte man in Petersburg immerhin hoffen, über das zerrüttete Osmanenreich leicht Meister zu werden. Durfte man doch überall auf den Beistand der christlichen Einwohner im Lande selbst zählen. Darum waren die russischen Botschafter,
März 1877. Ignatiew und Schuwalow, aufs Eifrigste bemüht, die europäischen Mächte für ihre Zwecke zu gewinnen. Von Deutschland und Oesterreich, von Frankreich und Italien war wenig Widerspruch zu befürchten. Alle diese Regierungen trugen kein Verlangen, Gut und Blut für einen Krieg zu opfern, der, so lange er den Charakter eines Zweikampfes trug, kein besonderes Interesse für sie hatte. Oesterreich und Italien hofften ein Stück von der Beute davon zu tragen; Bismarck meinte, das noch unfertige junge Reich dürfe für unsichere und fremde Zwecke nicht die Knochen auch nur Eines pommer'schen Grenadiers zerschießen lassen. Frankreich bedurfte noch der Sammlung und Erholung nach seinen großen Unfällen und bei seiner inneren Krisis. So hatte es denn die russische Diplomatie nur mit England zu thun. Ignatiew und Schuwalow übten die diplomatische Kunst mit der ganzen Virtuosität, die durch Tradition ein Erbtheil der russischen Politik geworden ist. Es gelang ihnen jedoch nicht, das Torycabinet für die Auffassung zu gewinnen, daß ein höheres ideales Völkerrecht, welches für Zwecke eines Cultur- und Humanitätsfortschritts die Einmischung in ein fremdes von barbarischer Mißwirthschaft zerrüttetes Staatswesen gestatte und rechtfertige, mehr Geltung haben müsse als das positive auf Uebereinkunft beruhende völkerrechtliche Verhältniß zwischen souveränen Staaten. Nicht als ob die britische Regierung für geschlossene Verträge eine heilige Ehrfurcht fühlte; England hat in seinem geschichtlichen Leben häufig genug bewiesen, daß es sich nicht von Doctrinen leiten lasse, daß es die Zeitumstände im Spiegel der eigenen Interessen und Vortheile betrachte; aber es wollte nicht zugeben, daß die Türkei, mit deren Existenz so viel englisches Capital verflochten war, die den englischen Waaren stets einen so einträglichen Markt bot, deren Dasein für die britische Machtstellung im Orient unentbehrlich ist, zerschlagen werde; es wollte im Interesse seiner Schifffahrt, seines levantischen Handels, seiner indischen Verbindungen, nicht zugeben, daß sich Rußland Constantinopels und der Wasserstraßen des mittelländischen und schwarzen Meeres ausschließlich bemächtige. So weit ließ sich indessen das Torycabinet doch nicht fortreißen, daß es mit der Pforte eine Allianz, ein Defensivbündniß geschlossen hätte; die öffentliche Meinung, die in England getheilt war und noch immer durch die Agitationen der Whigs in den „Entrüstungs-Meetings" im Sinne der russischen Sympathien gegenüber den „Bulgarischen Gräueln" der Türken bearbeitet wurde, machte eine solche entschiedene Parteinahme bedenklich. So nahm denn die Regierung die Haltung einer beobachtenden Neutralität an; sie ließ ihre Schiffe in der Nähe der türkischen Küste kreuzen, hielt Constantinopel in Obhut und gab der Pforte eine moralische Stütze, indem sie die Möglichkeit einer eventuellen Hülfsleistung in Aussicht stellte. Alles was die russische Diplomatie erlangen konnte, war ein von den sechs Garantiemächten unterzeichnetes

vages Protocoll, in welchem von der Pforte die wirkliche Durchführung aller von ihr zugesicherten Reformen verlangt ward, „widrigenfalls die Mächte sich weitere Schritte vorbehalten, um die Wohlfahrt der Christen und die Interessen des allgemeinen Friedens sicher zu stellen". In Constantinopel zeigte man sich wenig geneigt, dem schwachen „Ultimatum" Folge zu geben. Als darauf Rußland sich anschickte, im Namen und Auftrag der europäischen Mächte die Beschlüsse mit den Waffen durchzuführen und an die Türkei den Krieg zu erklären, legte die Londoner Regierung Verwahrung ein gegen ein so gewaltsames Vorgehen. In dieser Haltung Englands mußte die Pforte einen Freibrief für ihre Apathie erblicken und eine Aufmunterung für ihren geheimen Widerstand gegen die ihr von Rußland aufgezwungenen Reformen. 31. März 1877.

§. 1304. **Der russisch-türkische Krieg.** Nun beschloß Kaiser Alexander aus dem politischen Halbdunkel herauszutreten und den diplomatischen Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen. In der zweiten Hälfte des April verließ er seine Hauptstadt und traf am 23. bei der Armee in Kischenew ein. Am folgenden Tage ließ er ein Kriegsmanifest ausgehen, welches der Welt verkündete, daß er ausziehe, „um für seine leidenden Glaubesgenossen auf türkischem Boden mit Waffengewalt diejenigen Bürgschaften zu erlangen, die für die Schonung ihrer künftigen Wohlfahrt unumgänglich nothwendig seien." In der Nacht erfolgte der Uebergang größerer Heeresmassen über den Pruth an drei verschiedenen Stellen, um kraft einer mit dem türkischen Tributärstaat Rumänien abgeschlossenen Durchgangs-Convention auf die Donau loszurücken. Der Kaiser selbst stellte sich bei der Armee ein, nicht um den Oberbefehl zu übernehmen, der vielmehr in der Hand des Großfürsten Nicolai verbleiben sollte, als um durch seine Anwesenheit den Muth und die Kriegslust der Truppen zu entflammen. Er nahm seinen Aufenthalt in Ploeschti, wo sich das Hauptquartier befand. Mit Zustimmung der Kammern erklärte sich Fürst Karl von Rumänien für unabhängig und zog bald darauf an der Spitze seines Heeres ins Feld, um vereinigt mit den Russen den Groß-Sultan, seinen bisherigen Suzerän, zu bekämpfen. Um dieselbe Zeit rückten andere russische Heerabtheilungen in Asien über die türkische Grenze, nahmen Bajasid ohne Schwertstreich und erstürmten Ardachan. Die türkische Donauflottille wurde durch Strandbatterien und noch mehr durch Torpedo's, von denen in diesem Kriege ein sehr erfolgreicher Gebrauch gemacht ward, in ihren Bewegungen gehemmt, zwei Panzerschiffe in die Luft gesprengt. Dank der Saumseligkeit des türkischen Oberbefehlshabers Abdul Kerim setzten die russischen Truppen, ohne auf große Hindernisse zu stoßen, auf Booten und einer Schiffsbrücke bei Galacz über die Donau und bemächtigten sich der festen Orte Matschin, Isaktscha, Tultscha, Babadagh, Hirsowa in der Dobrudscha, während die Türken sich nach der Linie Czernawoda-Kustendsche am Trajanswall zurückzogen. Ein Versuch Schuwalow's, das Londoner Cabinet auf Grund eines Programmes über die in den Donau- und Balkanländern durchzuführenden Reformen und Neugestaltungen zur Mitwirkung oder doch zu einer bestimmten Zusicherung seiner Neutralität zu gewinnen, hatte so wenig Erfolg wie die früheren Verhandlungen. Der neue Botschafter in Constantinopel, **Layard**, der berühmte Entdecker der Ruinen und Bildwerke von Ninive, hatte eine Anfrage Derby's mit der Versicherung beantwortet, die Pforte würde ein Programm nimmermehr annehmen, das die Bulgarei in eine autonome Vasallenprovinz zu verwandeln, Rumänien und Serbien unabhängig zu machen und Montenegro zu vergrößern vorschlage. So schritt denn Rußland allein und eigenmächtig in den Kriegsoperationen weiter. Fast ohne Widerstand setzte das Hauptheer von Simnitza nach Sistowa über die Donau und nöthigte die Türken, sich theils nach Nicopoli, theils nach Tirnowa, der alten Hauptstadt Bulgariens, zurückzuziehen. Der Kaiser selbst begab sich nach Sistowa und verkündete in einem Manifeste an die bulgarischen Christen, daß für sie die Stunde der Befreiung von der muselmanischen Willkürherrschaft gekommen sei. In den ersten Tagen des Juli waren die Russen im Besitze alles Landes von Sistowa bis Gabrowa am Fuße des Schipka-Passes über den Balkan, so daß Großfürst Nicolai sein Hauptquartier nach Tirnowa verlegen und Fürst **Tscherkaßky**, das Haupt der Panslavisten-Partei in Moskau, die Reorganisation der Verwaltung Bulgariens vornehmen konnte. Vier Tage nachher

23. April 1877. — 23.–24. April 1877. — 16. April. — 22. Mai 1877. — 14. Mai. — 21.–23. Juni. — 13. Juni. — 26.–27. Juni. — 27. Juni. — 12. Juli.

16. Juli 1877. wurde auch die wichtige Donaufestung Nicopoli zur Capitulation gezwungen, wodurch 6000 Mann, zwei Paschas und 40 Geschütze in die Gewalt die Siegers fielen. Auch die Städte Selwi und Lowatz wurden besetzt und als die Generale Gurko und Mirski nach scharfen Kämpfen mit den Truppen Reouf Pascha's den Schipka-Paß und den Hankiöi-Paß in Besitz nahmen, als im Süden des Balkan ihre raschen 25. Juli. Reiterschaaren über Eski-Sagra, Karabunar, Jamboli bis nach Harmanly zwischen Adrianopel und Philippopel vordrangen, und im Thale der Maritza sich lagerten, da hatte es den Anschein, als ob der Feldzug in wenigen Wochen zu Ende sein und die Russen in Constantinopel einziehen würden. Die bulgarischen Christen benutzten den Siegeszug ihrer russischen Glaubensgenossen zu Gewaltthätigkeiten gegen ihre langjährigen mohammedanischen Peiniger; die Osmanli drohten mit Repressalien; zu dem Racenhaß und den politischen Antipathien gesellte sich der religiöse Fanatismus. Alle Straßen waren mit Flüchtlingen gefüllt. Um neue revolutionäre Softaauftritte zu verhüten, hatte man schon vorher die Hauptstadt in Belagerungszustand erklärt. In England geriethen die Tories in Bestürzung. Die Regierung verstärkte ihr Geschwader in der Besika-Bay und bot der Pforte an, englische Kriegsschiffe in den Bosporus zu senden oder in der Stadt Gallipoli feste Stellung zu nehmen. Im Divan wollte man dies aber nur unter der Bedingung einer Allianz zu Schutz und Trutz gestatten. Zu einem so entscheidenden Schritte konnte man sich jedoch in London nicht verstehen. Nur im Bunde mit Oesterreich hätte man sich vielleicht zu einer solchen Kriegspolitik gegen Rußland entschlossen. Graf Andrassy glaubte aber die österreichischen Interessen durch das Dreikaiserbündniß am sichersten gewahrt. Eine Zusammenkunft Mitte Septbr. 1877. mit dem aus Wildbad Gastein nach Berlin zurückkehrenden deutschen Reichskanzler mag ihn noch mehr in dieser Politik der Zurückhaltung bestärkt haben. — Ist denn das Osmanenreich auch im Kriegswesen von seiner alten Kraft und Tüchtigkeit so sehr herabgesunken und entartet, daß es durch Einen Schlag niedergeschmettert werden kann? So fragte das erstaunte Europa. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Die Schuld an den bisherigen Unfällen trugen allein der Oberbefehlshaber und der Kriegsrath in Constantinopel, die mit der gewöhnlichen orientalischen Apathie und Trägheit unterlassen hatten, dem drohenden Sturm mit rechtzeitigen Vorkehrungen zu begegnen. Bald änderte sich die Lage der Dinge, als der Oberbefehlshaber Abdul Kerim und der Kriegsminister Redif Pascha ihrer Stellen entsetzt und auf die Insel Lemnos verbannt wurden, als statt der schlaffen Serailregierung Mahmud Damats frische Männer ans Ruder kamen, als der fanatische Kara'Chalil Effendi, der neue Scheich-ul-Islam die Glaubensfahne des Propheten zu entfalten Miene machte, Mehemed Ali Pascha, der Abkömmling einer einst nach Magdeburg ausgewanderten Hugenottenfamilie Detroit, das Obercommando über die Donauarmee erhielt, und der energische Osman Pascha, bisher Commandant von Widdin, mit 30,000 Mann die von Hügeln um-27. Juli. gebene Stadt Plewna, wo kurz zuvor eine türkische Division die Russen mit beträchtlichen Verlusten zurückgeschlagen hatte, in Besitz nahm und durch Schanzwerke zu einem festen Standort machte. Durch neue Zuzüge verstärkte er seine Armee bis zu einer Höhe von 50,000 Mann. Vergebens versuchte General Krüdener die Türken aus ihren wohlverschanzten Stellungen zu werfen und sich der Stadt zu bemächtigen: 30. Juli 1877. nach einer mörderischen Schlacht, worin die Russen 8000 Todte und Verwundete auf der Wahlstatt ließen, mußte sich Krüdener zurückziehen. Die Türken schändeten ihren Sieg durch Grausamkeiten gegen die Gefangenen, obwohl die Pforte der Genfer Convention beigetreten war. — Auf die Kunde von den Unfällen der Russen vor Plewna. verlegte Großfürst Nicolai, der bisher die Linie Rustschuck-Rasgrad-Schumla behauptet 31. Juli. hatte, sein Haupquartier von Tirnowa nach Bjela und von da nach Gornji-Studen, 13. Aug. wo auch der Kaiser eintraf. Fortan gewann die bisher fast unbekannte Stadt Plewna in dem russisch-türkischen Völkerkrieg eine Bedeutung wie in dem deutsch-französischen Krieg vom Jahr 1870 die Festung Metz. Zum Glück für die Russen machte Osman Pascha keinen Versuch nach der Donau vorzurücken. Er zog es vor, um Plewna einen Ring von Verschanzungen anzulegen, der einen Flächenraum von zwei Quadratmeilen umschloß, und mittelst zahlreicher Batterien eine uneinnehmbare Vertheidigungs-

größeren Ansprüchen auftreten, eine um so entscheidendere Stimme führen zu können. Trotz der Ungunst der Witterung und der Jahreszeit bewältigten die auf Sofia losrückenden Garden Skobelews mit leichter Mühe jeden Widerstand, umzingelten dann, mit der Armee des Generals *Radetzky* vereinigt, die in dem Schipkapaß aufgestellten türkischen Truppen und zwangen sie nach mehrstündigem Kampfe zur Ergebung. 9. Januar 1878.
30,000 Mann sammt dem Commandanten geriethen dadurch in russische Kriegsgefangenschaft. Kurz vorher war auch der Trajanspaß besetzt worden. Wer sollte den russischen Heeren den Marsch nach Konstantinopel verlegen? Die Moskowiter verkündeten jubelnd, daß der Pariser Frieden vernichtet werden müßte durch einen andern Frieden, den der Zar in Constantinopel dictiren würde; sie sahen schon im Geiste das griechische Kreuz auf der Hagia Sophia aufgepflanzt. Vergebens suchten die Engländer zu vermitteln; in Petersburg lehnte man jede Einmischung ab; vergebens sandte der Sultan zwei Bevollmächtigte, Server und Namyk Pascha, nach Kasanlik, um mit dem Großfürsten Nicolaus über Friedensbedingungen zu unterhandeln; die Operationen im Felde wurden darum nicht eingestellt. Die Einnahme von Philip- 16. 20.
popel und Adrianopel schnitt dem von Gurko verfolgten Suleiman Pascha die Rück- Januar.
zugslinie nach Constantinopel ab. Er zog mit den Trümmern seines Heeres südwärts, um sich in den Häfen des ägeischen Meeres nach Stambul, dem letzten Stützpunkt des Osmanenreiches, einzuschiffen. Er war ein Heerverderber, den in der Folge ein Kriegsgericht zu längerer Gefängnißstrafe verurtheilte. Jetzt nahm der Großfürst *Michael* seinen Aufenthalt in Adrianopel, wo die Friedensverhandlungen fortgesetzt 26. Jan. 1878.
werden sollten. Diese unerwarteten Erfolge der russischen Waffen belebten die Kriegspolitik des Londoner Torycabinets. Lord Beaconsfield ließ sich vom Parlamente einen Credit bewilligen und gab dem Admiral *Hornby* die Weisung, mit einer Flotte in die Dardanellen einzufahren. Doch kam es zu keiner kriegerischen Action, da Schuwalow beruhigende Zusagen gab und am letzten Januar zwischen Ignatiew und den türkischen Abgeordneten der *Waffenstillstand von Adrianopel* geschlossen 31. Jan.
ward, um Zeit für Friedensverhandlungen zu gewinnen. Auf Grund der in Adrianopel vereinbarten „Friedensbasen" wurde dann einige Wochen nachher der *Präliminarfrieden von San Stefano* zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossen, 3. März
in welchem die Fürstenthümer Serbien, Rumänien und Montenegro für unabhängig erklärt wurden und Gebietserweiterungen erhielten, Bulgarien in denjenigen Grenzen, die sich aus der Majorität der bulgarischen Bevölkerung ergaben, zu einem autonomen Tributär-Fürstenthum erhoben ward mit einer nationalen christlichen Regierung und einer aus Eingebornen bestehenden Miliz, die Türkei eine Kriegsentschädigung von 1410 Millionen Rubel bezahlen sollte, wovon 1000 Millionen durch Gebietsabtretungen in Asien entrichtet werden könnten. Bosnien und die Herzegowina sollten eine autonome Administration erhalten mit Reformen unter Garantie der Mächte. Wie der Zar einst in Livadia versichert, verlangte somit Rußland, keinen oder doch nur geringen, Gebietszuwachs für sich selbst. Aber der russische Stolz ertrug es nicht, daß der Landstrich *Beßarabien* im Norden der Donau, der einst im Pariser Frieden an Rumänien abgetreten worden, noch länger in fremden Händen bliebe. So wurde denn verlangt, daß Fürst Karl jenen Landstrich herausgeben und dafür im Süden des Stromes mit der Dobrudscha entschädigt werden sollte, ein ungroßmüthiger Ausgleich für den treuen Waffengenossen, gegen den Fürst und Volk vergebens Einspruch erhoben. Nach dem Abschluß dieses Präliminarfriedens verlegte Großfürst Michael sein Hauptquartier nach San Stefano, einem kleinen Orte am Marmara-Meer, südwestlich von Konstantinopel und sandte seine Glückwünsche an den Kaiser, der den Vertrag am 17. März bestätigte. Mit Begeisterung wurde die Nachricht 17. März 1878.
von dem russischen Volke begrüßt. In England aber war man höchst unzufrieden mit dem eigenmächtigen Vorgehen Rußlands. Das Toryministerium, wo an Derby's Stelle der entschlossene Lord Salisbury das auswärtige Amt übernommen, verlangte, daß der Gesammtvertrag einem europäischen Congreß zur Beschlußfassung vorgelegt werde. Als Rußland nur „die Fragen, welche das europäische Interesse berührten", einem solchen Areopag unterbreiten wollte, geriethen die diplomatischen Verhandlungen

Febr. 1878. von Neuem in lebhaften Gang und scharfen Ton. Zugleich machte England neue Rüstungen. Das Parlament bewilligte den von dem Ministerium verlangten Credit von sechs Millionen Pfund Sterling. Mehr als je gewann es den Anschein, daß der „localisirte" Krieg sich schließlich doch noch zu einem Weltkrieg gestalten werde. Die Türkei schöpfte neue Hoffnungen; es war jedoch nur eine Verlängerung des Todeskampfes. Wie sollte dieser Staat sich ermannen, dessen Heere geschlagen und zerstreut waren, wo in den Regierungs= und Beamtenkreisen Zerrüttung und Rathlosigkeit herrschte, die Geldnoth aufs Höchste gestiegen war, die Gemüther durch Gerüchte von Verschwörungen und Complotten in Angst gehalten wurden, Tausende von flüchtigen Mohammedanern, die den Mißhandlungen und dem Mordstahl der Feinde, insbesondere der rachedürstenden Bulgaren, zu entrinnen suchten, im jammervollsten Zustande nach Constantinopel und den südöstlichen Landschaften zusammenströmten, Minister und Generale in schnellem Wechsel einander ablösten! Weder Rußland noch England zeigten großes Verlangen in kriegerische Action mit einander zu treten. Lord Beaconsfield zog es vor, sich mit Rußland zu verständigen und dem britischen Reiche aus der zerschlagenen Türkei einen Theil der Beute zu erwerben. Die Petersburger Regierung ließ sich bereit finden, den Friedensvertrag von San Stefano einem europäischen Congresse vorzulegen, damit über die einzelnen Bestimmungen ein endgültiges schiedsrichterliches Urtheil erzielt werde. So trat denn in Berlin eine Diplomaten=Versammlung ins Leben, wie die Welt seit dem Wiener Congreß keine ähnliche gesehen. Unter dem Vorsitz des deutschen Reichskanzlers Bismarck, dessen vermittelnde und friedliebende Politik wesentlich bewirkt hat, daß der Krieg auf den Schauplatz beschränkt geblieben, welcher der Gegenstand des Streites war, tagten die ersten Staatsmänner der europäischen Großmächte hinter geschlossenen Thüren, um die neue Ordnung der Dinge im Orient festzusetzen. Außer den drei Reichskanzlern **Bismarck**, **Gortschakow**, **Andrassy** hatten sich Lord **Beaconsfield** für England, **Waddington** für Frankreich, **Corti** für Italien, **Karatheodory** und der Deutsche **Mehemed Ali** für die Türkei eingefunden, begleitet von andern Diplomaten und Staatsmännern, nicht zu gedenken der Agenten, welche die kleineren Orientstaaten abgesandt hatten. Daß die Hauptstadt des deutschen Reichs zum Sitze der glänzenden Versammlung und Fürst Bismarck zum Präsidenten gewählt ward, war ein Zeichen, welche Anerkennung die Politik des deutschen Reichskanzlers gefunden hatte. Die Hauptaufgabe des 13. Juni–13. Juli 1878. **Berliner Congresses** bestand darin, den Vertrag von San Stefano der für die Türkei allzu drückenden Bestimmungen zu entkleiden. Und so kam man denn nach mancher hitzigen Redeschlacht dahin überein, daß die den Fürsten von Serbien und Montenegro zugedachte Gebietserweiterung beschränkt, der Austausch Bessarabiens gegen die Dobrudscha für Rumänien dagegen anerkannt ward, mit der Bestimmung der Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse, mithin auch der Juden, in dem neuen unabhängigen Fürstenthum. Auch der Landzuwachs, den sich Rußland in Kleinasien ausbedungen, wurde nicht unerheblich beschnitten. Doch blieb ihm außer der Festung Kars die wichtige Seestadt **Batum** mit dem Gebiet der Lasen erhalten. Die größte Umgestaltung erlitt der Vertrag von San Stefano in Betreff Bulgariens. „Der mächtige Keil", heißt es in einem Bericht über den Berliner Congreß in den Pr. Jahrbüchern, „der sich nach jenem Präliminarvertrag zwischen die auseinandergerenkten Glieder des Osmanenreiches einschieben sollte und dem dürftigen Reste zusammenhangsloser Trümmer Licht und Lebensluft vollends benommen hätte, ist nach den Vereinbarungen des Congresses in wesentlich verringerte Form gebracht worden. Nicht bis dicht an das ägeische Meer soll sich das neue Fürstenthum Bulgarien erstrecken, sondern am Balkan seinen Abschluß finden. **Nordbulgarien** wird unter einem Fürsten constituirt, dessen Wahl einer Notablenversammlung vorbehalten bleibt und von den Großmächten bestätigt werden muß; die Festungen an der Donau und landeinwärts, bisher das starke Bollwerk der Osmanenherrschaft, werden geschleift. Die vollständige Freiheit der Donauschifffahrt bis zur Mündung wird garantirt. Süd-Bulgarien oder **Ost-Rumelien**, wie es fortan genannt werden soll, verbleiben bei der Türkei, aber auch dies nur unter europäischen Garantien für das künftige Wohl=

verhalten der Pforte. Ein christlicher Gouverneur wird für diese Provinz auf je zehn Jahre vom Sultan ernannt, von den Mächten bestätigt. Eine Art Volksvertretung, administrative Autonomie in gewissen Grenzen, Garantien für eine unparteiische Justiz, für gleiche Behandlung der Bekenntnisse u. A. sollen errichtet und unter die Controle der Botschafter in Constantinopel gestellt werden. Das Besatzungsrecht auch in diesem der Pforte verbleibenden Theil von Bulgarien ist auf die Balkanpässe und auf Etappenstraßen beschränkt." Diese Bestimmungen ins Leben einzuführen, war seitdem die Aufgabe des russischen General-Gouverneurs von Bulgarien, Dondukow-Korsokow, des Nachfolgers des inzwischen gestorbenen Fürsten Tscherkaßki, und einiger europäischer Commissare. Aber das Organisationswerk stieß auf große Schwierigkeiten, da die christlichen Bulgaren Ost-Rumeliens, an der Idee eines „großbulgarischen" Reiches festhaltend, nicht wieder unter die Herrschaft der Osmanen zurücktreten wollten und Miene machten, sich mit den Waffen derselben zu erwehren. Ueber Bosnien und Herzegowina, wo das erste Feuer des Aufstandes ausgebrochen war, enthielt der Vertrag von San Stefano keine Bestimmungen. Rußland hatte diese Frage geflissentlich vermieden, um nicht in das österreichisch-ungarische Machtbereich einzugreifen. Wenn aber die Fürsten von Serbien und Montenegro sich mit der Hoffnung trugen, diese Landschaften für sich zu gewinnen, so sollten sie bald enttäuscht werden. Der Traum von einem großserbischen Königreich, dem man sich in Belgrad hingegeben, wurde nicht zur Wirklichkeit. Sollten aber diese Gebiete, die nach der Losreißung Bulgariens und der Unabhängigkeitserklärung von Serbien und Montenegro nur noch durch einen schmalen Streifen Landes mit dem türkischen Hauptreich verbunden sind und fast zusammenhanglos in die österreichische Macht- und Interessesphäre hineinragen, bei der Osmanenherrschaft verbleiben, in alle Zukunft einen neuen Zündstoff für Verschwörungen, Wirren und Aufstände bilden? Das war weder die Meinung des österreichischen Reichskanzlers Andrassy noch der Congreßmächte. Das gute Verhältniß zwischen Rußland und der Doppelmonarchie an der Donau hatte hauptsächlich seinen Grund in dem stillen Einvernehmen beider Regierungen, hart an der österreichischen Grenze keine neuen oder wesentlich umgestalteten Staatsbildungen herbeizuführen oder zuzulassen, die eine beunruhigende Rückwirkung auf das Nationalitätengewirr des dualistischen Kaiserstaats ausüben könnten, und der Credit von 60 Millionen Gulden, um den Andrassy die Reichsstände für ungenannte Zwecke des Auswärtigen Amtes anging, ließ errathen, daß er diese Landstriche mit Oesterreich zu vereinigen gedenke, sei es dauernd oder nur vorübergehend in Gestalt einer Occupation, bis die Flüchtlinge zurückgeführt und neue Verwaltungsreformen unter Garantie der Mächte geschaffen sein würden. Dieser Plan wurde von dem Congreß gutgeheißen; und so erhielt denn die kaiserliche Regierung in Wien die Weisung oder Erlaubniß, die Herzegowina und Bosnien zu besetzen, selbst, wenn es nothwendig erschiene, mit Einschluß des Sandschaks von Novibazar. Die Pforte wagte nicht, gegenüber der Willensmeinung der europäischen Großstaaten die Ausführung dieses Beschlusses mit Waffengewalt zu verhindern; aber indem sie mit ihrer Zustimmung zurückhielt und ihr volles Besitzrecht wahrte, begünstigte sie die Aufstände der unzufriedenen Volkselemente, die, von Religionsleidenschaft und Raçenantipathie zum Haß gegen die Oesterreicher entzündet und von den Serben insgeheim aufgereizt und unterstützt, dem Einmarsch der kaiserlichen Heere unter General Philippowitsch einen heftigen Widerstand entgegensetzten. Nur unter blutigen Kämpfen in den hitzigen Treffen bei Zopin, Jaice und Tusla, worin die österreichischen Soldaten ihre alte Tapferkeit und zähe Ausdauer gegen die Insurgenten bewährten, konnten die beiden Landschaften von den durch Nachschübe verstärkten kaiserlichen Truppen in Besitz genommen, in der erstürmten Hauptstadt Serajewo eine österreichische Landesregierung eingesetzt und die Organisationsarbeiten begonnen werden. Im nächsten Jahre erfolgte auch kraft einer Convention zwischen Oesterreich und der Pforte die Besetzung von Novibazar, doch wurde ausdrücklich die Erklärung beigefügt, „daß durch die Occupation die Souveränetätsrechte des Sultans nicht beeinträchtigt werden sollten". Diese Souveränetätsrechte beschränkten sich jedoch hauptsächlich auf die Wahrung einiger Ehrenrechte des Großherrn. Im

März 1878.

August u. Sept. 1878.

21. April 1879.

September vollzog sich die Besetzung der Hauptorte durch den commandirenden General von Bosnien, Herzog Wilhelm von Würtemberg ohne jegliche Störung. Bei dem großen Brande, welcher im August einen ansehnlichen Theil der Stadt Serajewo in Asche legte, zeigte sich die österreichische Verwaltung von der wohlthätigsten Seite. Unter den Albanesen bildete sich eine Liga, um die Besitznahme von Novibazar und die Gebietsabtretungen an Montenegro zu verhindern. Die Pforte sandte den kurz vorher vom Berliner Congreß zurückgekehrten Muschir Mehemed Ali ab, um die Insurgenten zu beschwichtigen. Aber der tapfere General wurde von den fanatisirten
Septbr. 1878. Einwohnern Diakowa's überfallen und mit seinem Gefolge nach tapferster Gegenwehr ermordet. Uebrigens warf das Vordringen Oesterreichs in die südlichen Donauländer der panslavistischen Expansivpolitik einen Damm in den Weg. Mit Verdruß vernahm
Septbr. 1879. man in St. Petersburg, daß der Fürst von Montenegro, der bisher als der zuverlässigste Parteigänger des russischen Hofes gegolten hatte, eine Reise nach Wien unternahm, um sich die Gunst des Kaisers zu erwerben. In Bosnien und der Herzegowina kam die österreichische Herrschaft mehr und mehr zur Anerkennung und
Oct. 1881. Befestigung; ein weiterer Schritt zur dauernden Einverleibung war das Wehrgesetz, welches Mohammedaner wie Christen der beiden Provinzen zum Kriegsdienst verpflichtete. Ein Aufstand, der über der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bei den halbwilden Bocchesen der Krivoscie in Süddalmatien ausbrach und eine bedenkliche Gährung der südslavischen Völkerschaften gegen Oesterreich offenbarte, wurde durch
1881/82. einen beschwerdevollen Winterfeldzug in dem öden Gebirgsland niedergeschlagen. — Sollte denn aber Englands Staatsmann Beaconsfield allein mit leeren Händen vom Congreß heimkehren? Freilich war in den orientalischen Verwickelungen kein englisches Blut geflossen und die geschäftige Einmischung der Londoner Regierung hatte nur beigetragen, den Krieg zu verlängern und die Opfer zu mehren, ohne der Türkei irgend einen Nutzen zu bringen. Aber es war doch englisches Geld aufgewendet worden, und dafür verlangt ein Kaufmannstaat, zumal wenn ein Lord von orientalischem Geblüt am Steuerruder sitzt, einen Ersatz. So wurde denn der Congreß und die Welt mit der Nachricht überrascht, daß, wie Rußland in San Stefano, so auch Großbritannien auf eigene Hand mit der Türkei einen Vertrag geschlossen, kraft dessen die Pforte die Insel Cypern an England abtrat und in einem Sonderabkommen sich verpflichtete, auch in Kleinasien Reformen einzuführen, wofür ihr das Londoner Cabinet den Besitzstand ihrer asiatischen Provinzen gewährleistete. Damit ist die maritime Machtstellung Englands im Südosten des Mittelmeeres und seine Verbindung mit Aegypten, Arabien und Indien ebenso gesichert, wie die russische Herrschaft über das schwarze Meer und die Donaumündungen. — Es dauerte noch geraume Zeit, bis die Abmachungen des Berliner Friedens ausgeführt waren und die aufgeregten Wogen der Orientkrise sich einigermaßen beruhigten. Insbesondere schritt die Pforte nur sehr zögernd und widerstrebend zu den ausbedungenen Abtretungen in Albanien an Montenegro und in Thessalien und Epirus an Griechenland; wiederholt schien es aufs Neue zu blutigen Zusammenstößen kommen zu sollen, doch wurden die Grenzstreitigkeiten schließlich gütlich
27. Mai 1879. geschlichtet. Das neugeschaffene Fürstenthum Bulgarien gab sich eine Verfassung mit Volksvertretung und wählte den Prinzen Alexander von Battenberg (Hessen) den Neffen des Zaren zum erblichen Fürsten; allein das neue Staatsgebilde hatte alsbald Ministerkrisen, parlamentarische Stürme und innere Wirren aller Art zu bestehen, die seine ruhige Entwicklung gefährdeten und dem Fürsten sein schwieriges Amt bis zu Rücktrittsdrohungen verleideten. In dem der Pforte unterthänig gebliebenen, dabei aber mit gewissen Selbständigkeitsrechten ausgerüsteten Ostrumelien wurde Aleko Pascha, Fürst Vogorides, zum Generalgouverneur ernannt. Die Fürsten Karl von Rumänien
März 1881. und Milan von Serbien nahmen auf Beschluß der Kammern und unter Zustimmung
März 1882. der Mächte den Königstitel an.

§. 1306. Die Vorgänge in Aegypten. Die „orientalische Frage“, jenes vielverschlungene Gewirre der schwierigsten politischen Verhältnisse und immer neuen Verwicklungen, tauchte, an dem einen Orte mühsam und oberflächlich beschwichtigt, bald an einem andern in gefahrdrohendster Gestalt wieder auf. In Aegypten, dem Vasallen-

land der Pforte, war es dem Khedive (Vicekönig) Ismail Pascha, dem Freund und Bewunderer Napoleon's III. und der Franzosen, durch deren Unternehmungsgeist der Wasserweg des Suezcanals nach Asien eröffnet worden, gelungen, dem geldbedürftigen Sultan immer neue Zugeständnisse abzulocken und in dem Ferman vom 8. Juni 1873 thatsächlich fast die volle Unabhängigkeit zu erlangen; in einem jährlichen Tribut und einigen Ehrenbezeigungen bestand schließlich fast allein das Unterthänigkeitsverhältniß. Aber kriegerische Verwicklungen mit den südlichen Ländern, Darfur und Abessynien, tolle Verschwendung und empörende Mißwirthschaft brachten Aegypten in immer ärgere finanzielle Zerrüttung und Noth, und dies gab den europäischen Mächten, insbesondere denen des Westens, die in dem Nilland vor allen andern wichtige Handels- und Capitalinteressen zu schützen hatten, immer neuen Anlaß, sich in die ägyptischen Verwicklungen einzumischen. Um den Finanzverlegenheiten abzuhelfen, verkaufte der Khedive seinen Besitz an Suezcanalactien an die britische Regierung (§. 1298), ließ sich eine englisch-französische Controle der Finanzverwaltung gefallen und nahm sogar den Engländer Wilson und den Franzosen de Blignières in das Ministerium auf, in welchem Nubar Aug. 1878. Pascha den Vorsitz führte. Allein diese Abhängigkeit von den europäischen Mächten ertrug sowohl der Khedive als das ägyptische Volk mit Unwillen. Die einheimischen Beamten und Offiziere wurden zurückgesetzt und entlassen oder blieben ohne Besoldung, während die Fremden die fettesten Aemter an sich rissen und sich Willkürlichkeiten, Bedrückungen und Anmaßungen aller Art zu Schulden kommen ließen. Das erregte viel böses Blut. Allein der Versuch, durch einen Soldatenaufstand in Cairo und einen Febr. 1879. Staatsstreich sich der fremden Minister und der europäischen Finanzcontrole zu entledigen, hatte nur für einen Augenblick Erfolg. Auf Veranlassung der Mächte sprach Juni 1879. der Sultan die Absetzung Ismails aus. Der entthronte Fürst begab sich nach Italien, während sein schwacher Sohn Tewfik Pascha die Regierung übernahm und die Finanzcontrole der Westmächte in etwas andern Formen wiederherstellte. Der schon lange bestehende Widerwille des ägyptischen Volks und Militärs gegen die fremde Bevormundung, Ausbeutung und Aemtersucht erhielt durch diese Vorgänge neue Nahrung. Die nationale Partei mit dem Streben nach voller Unabhängigkeit Aegyptens von dem europäischen Einfluß erhob in gefahrdrohender Weise ihr Haupt; an ihrer Spitze stand der Oberst Arabi Pascha, der durch eine Soldatenrevolte vom Khedive Entlassung Septbr. 1881. des Ministeriums und eine Verfassung mit einer parlamentarischen Notabelnversammlung erzwang und als Kriegsminister in die Regierung eintrat. Den Westmächten waren diese nationalen Unabhängigkeitsregungen höchst unbequem; durch diplomatische Noten, durch Drohung mit einer bewaffneten Intervention, endlich auch durch Entsendung eines Geschwaders suchten sie die Bewegung niederzuhalten, steigerten aber nur die Aufregung im Volk, wie auch das Mißtrauen der Pforte und der Ostmächte gegen das eigenmächtige Vorgehen. Der Khedive ließ sich von dem englisch-französischen Einfluß noch immer beherrschen; als tscherkessische Offiziere einer Verschwörung gegen Arabi überführt und vom Kriegsgericht verurtheilt wurden, verweigerte er die Bestätigung des Erkenntnisses, aber er war längst nicht mehr Herr der Lage. Konnte doch der Kriegsminister von der Notabelnversammlung die Absetzung des Vicekönigs verlangen! Während noch die europäischen Mächte unter sich und mit der Pforte über die Bedingungen und Modalitäten eines Einschreitens in Aegypten verhandelten und in Constantinopel eine Conferenz zusammentrat, brach der nationale Fanatismus in Alexandrien in Juni 1882. einem Aufstand aus, in welchem der englische Consul verwundet und viele Europäer ermordet wurden. Die Ueberlebenden flüchteten, Schrecken und Verwirrung herrschten in der internationalen Weltstadt, Handel und Verkehr stockten. Als Arabi sich weigerte, die Befestigungsarbeiten einzustellen, beschossen englische Kriegsschiffe die Stadt und 12. Juli. setzten sie in Brand, worauf Arabi die Truppen ins Innere, nach Cairo, zurückzog. Die halbeingeäscherte Hauptstadt besetzten die Engländer. Jetzt wurde Arabi von dem Khedive abgesetzt und für einen Rebellen erklärt, allein an der Spitze des Heeres in Cairo war er vorerst Herr des Landes. Und er hätte sich lange halten und den Engländern einen schweren Stand bereiten können, wenn er und seine Truppen nicht eine Unfähigkeit, Feigheit und Kopflosigkeit bewiesen hätten, welche alle Erwartungen übertraf. Mit einem starken, keineswegs schlecht ausgerüsteten Heere, hinter ansehnlichen Be-

festigungswerken hätten die Aegypter den englischen Truppen, die überhastet, in ungenügender Zahl und zweifelhafter Kriegstüchtigkeit eingeschifft worden waren und bereits unter den Einflüssen des Klimas und mangelhafter Verpflegung zu leiden begannen, lange erfolgreichen Widerstand leisten können. Allein beim ersten Anprall wich diesen entarteten Schaaren Muth, Zucht und Selbstvertrauen und die Engländer errangen
13. Sept. 1882. einen über Verdienst leichten und glänzenden Sieg. Die Schanzen von Tel-el-Kebir, wo sich das ägyptische Heer festgesetzt, wurden von dem englischen Oberfeldherrn, Sir Garnet Wolseley, fast ohne Widerstand genommen, Abukir, Damiette, Cairo ergaben sich ohne Schwertstreich, der ägyptische „Nationalheld" selbst, der mit seinen stolzen, prahlenden Phrasen die Welt getäuscht hatte, überreichte kläglich seinen Degen den englischen Reitern und wurde nach Ceylon in die Verbannung geschickt. Seitdem ist England mit Erfolg bemüht, Aegypten in ein immer festeres Clientelverhältniß zu bringen und thatsächlich der alleinigen britischen Herrschaft zu unterwerfen. Frankreich aber, das seit des ersten Napoleon Tagen Aegypten als zu seinem Machtbereich gehörig betrachtet hatte, sieht sich aus dieser wichtigen Mittelmeerstellung vollständig verdrängt, die Folge einer Politik, die von Anfang an Unschlüssigkeit, Schwanken, Schwäche zeigte und den Beweis lieferte, daß über inneren Wirren und dem Streben nach Revanche an Deutschland die französische Republik im Begriff ist, ihre große Weltstellung und ihre wichtigsten Interessen mehr und mehr zu verscherzen. Zur Entschädigung für den Verlust seiner Stellung in Aegypten suchte sich Frankreich in Tunis festzusetzen (§. 1297 d).

§. 1307. Rußland nach dem Krieg. Die panslavistische Partei in Rußland war mit dem Resultate des türkischen Kriegs und des Berliner Congresses keineswegs zufrieden. Für die großen Opfer waren die materiellen Früchte sehr gering; wie weit standen die Errungenschaften des Augenblicks hinter den Erwartungen zurück! Der Congreßfriede erschien der großen Mehrheit der Russen als feiges Zurückweichen, als Verrath an der Sache des Reichs und des Slaventhums. Die Veröffentlichung des Vertrags vom 1./13. Juli versetzte Rußland in einen Sturm moralischer Entrüstung, die Wortführer der nationalen Partei in Moskau stießen heftige Zornesreden aus. In diesen Empfindungen stimmte ein Theil des Hofes und der Regierung mit den Panslavisten überein. Es war kein Geheimniß, daß in wichtigen Fragen eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Thronfolger und seinem kaiserlichen Vater obwaltete. Der Zarewitsch sowie die Staatsmänner Gortschakow und Ignatieff waren der Meinung, man solle den Drohungen der Westmächte Stand halten, die Regierung solle der Volksstimmung, die für energische Kriegspolitik sei, Folge geben und dadurch das Ansehen des Thrones erhöhen. Die Regierung an der Newa trug dieser Stimmung einige Rechnung. Sie zog die Ausführung der Congreßbeschlüsse in die Länge, zögerte mit der Räumung der besetzten Landschaften und leistete den großbulgarischen, gegen die Theilung des Landes gerichteten Bestrebungen allen möglichen Vorschub. Doch wagte man in Petersburg nicht, durch Verwerfung der Stipulationen die europäischen Mächte zu reizen und eine Erneuerung des Krieges herbeizuführen. Man erklärte sich bereit, die Berliner Festsetzungen anzunehmen, zog, nachdem die von den Congreßmächten zugestandene Verlängerung des Termins abgelaufen, allmählich die Occupationstruppen
8. Febr. 1879. zurück und schloß mit der Pforte einen Separatfrieden, dessen wesentlichste Bedingungen die Kriegskostenentschädigung und deren Abtragung betrafen. Die Wirren in der Balkanhalbinsel kamen damit nicht zur Ruhe. Gegen die Ausführung der Congreßbeschlüsse regte sich so viel Widerstand sowohl von Seiten der hohen Pforte als der eingebornen
Juli 1880. Völkerschaften, daß im folgenden Jahre eine Nachconferenz in Berlin abgehalten werden mußte, um die Türkei durch eine moralische Pression zur Erfüllung der Beschlüsse zu nöthigen, insbesondere durch eine im Namen aller europäischen Mächte erlassene Collectivnote die Vergrößerung des Königreichs Griechenland nach Norden durch Abtretung albanischer und thessalischer Landschaften mit den Städten Arta, Prevesa, Jannina u. a. und die Uebergabe der Seestadt Dulcigno an Montenegro vermittelst einer gemeinschaftlichen „Flottendemonstration" zu erwirken. Die Unzufriedenheit der leitenden russischen Kreise mit der Haltung Deutschlands auf dem Congreß gab sich in den immer offener hervortretenden Anzeichen der Verstimmung zwischen Petersburg und Berlin kund. Man beschuldigte den Fürsten Bismarck, daß er sich der Sache Rußlands bei

den Verhandlungen nicht entschieden genug angenommen, daß die preußische Regierung das Wohlwollen, das Rußland dem alten Verbündeten in dem deutsch-französischen Kriege erwiesen, nicht durch energische Gegendienste vergolten habe. Man zieh Preußen der Undankbarkeit, daß es die alten Freundschaftsbande zu lockern bestrebt sei. Es griff eine sichtbare Mißstimmung Platz, daß die Berliner Regierungskreise sich dem Einfluß entzogen hatten, der von Petersburg aus Jahrzehnte hindurch auf den Nachbarstaat geübt worden; daß das neue deutsche Reich unter der Leitung Preußens sich der bestimmenden Einwirkung von Seiten des Machtherrschers in Petersburg entledigt habe. Die panslavistische Nationalpartei goß Oel in die Flamme; die einflußreichsten russischen Blätter gaben der feindseligen Gesinnung gegen Deutschland unverhohlen scharfen Ausdruck. Es war nicht mehr zu verkennen, daß das „thurmhohe" freundschaftliche Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland eine schwere Bedrohung erfahren habe. Den beiden kaiserlichen Majestäten war dieser Gang der öffentlichen Meinung nicht nach dem Sinne; besonders suchte Kaiser Wilhelm das alte gute Einverständniß mit dem verwandten Monarchen aufrecht zu halten. Als er zu den großen Manövern nach Königsberg abging, ließ er durch den Feldmarschall v. Manteuffel dem in Warschau weilenden Neffen eine persönliche Zusammenkunft vorschlagen, die dann auch in Alexandrowo, der letzten Station auf russischem Gebiete stattfand. Wie wenig jedoch diese persönliche Begegnung der beiden Monarchen die verbitterte Stimmung auszugleichen, das alte Vertrauen und gute Einvernehmen herzustellen vermochte, ging sowohl aus der fortdauernden gehässigen Haltung der russischen Zeitungen als aus einer Unterredung hervor, welche fast um dieselbe Zeit der russische Reichskanzler Gortschakow mit einem französischen Journalisten in Baden-Baden hielt. Der in den Blättern veröffentlichte Wortlaut der letzteren war der Art, daß man darin den Gedanken eines Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland gegen Deutschland herauszuhören glauben konnte. Fürst Bismarck faßte die Eventualität eines Kriegs ins Auge und suchte sich durch ein Schutzbündniß mit Oesterreich-Ungarn sicher zu stellen, ein Plan, den er zehn Jahre lang in seinem Geiste herumgetragen. Ein deutsch-österreichisches Bündniß mußte allen den kriegerischen Eroberungsentwürfen des Moskowiterreichs einen Damm entgegenwerfen (§. 1293 d). — Die Verständigung zwischen Deutschland und Oesterreich hatte zur Folge, daß man in Rußland einzulenken begann. Sollte man in einem Augenblick, da die Wunden des letzten Krieges noch bluteten, da mit China bedrohliche Verwickelungen wegen der Landschaft Kuldscha eingetreten waren, da die Lage der Dinge in der Balkanhalbinsel leicht wieder zu neuen Waffengängen führen konnte, zu neuen Völkerbewegungen in Mittel- und Westeuropa Anlaß geben? Die Zeitungen erhielten einen Wink, sich einer gemäßigteren Sprache zu befleißigen; der Großfürst Thronfolger, in dessen früherer Reise nach Stockholm man russisch-schwedische Allianzpläne zu entdecken glaubte, stattete nunmehr den Höfen in Wien und Berlin einen Besuch ab; der Zar selbst brachte bei der Feier des St. Georgsritterfestes auf den Kaiser Wilhelm, seinen unwandelbaren Freund und ältesten Georgsritter, ein warmes Hoch aus. Nun verliefen sich die Wasser allmählich. Kaiser Alexander und die gemäßigteren und besonneneren unter seinen Räthen, wie Graf Schuwalow, waren der Ansicht, daß bei den im Innern herrschenden Gährungen die Erhaltung des Friedens das wichtigste Anliegen sein müsse.

[Randnotizen: 3. 4. September 1879. — 6. Septbr. — Octbr. — 16. 17. November 1879.]

§. 1308. **Der Nihilismus. Alexander III.** Zu der Unzufriedenheit mit den Ergebnissen des Kriegs gesellten sich die Anzeichen innerer Zersetzung und revolutionärer nihilistischer Gährung, um in dem Moskowiterreich erschreckende Bewegungen politischer und socialer Natur zu erzeugen. In der gefährlichsten und verwildertsten Gestalt trat die revolutionäre Zeitkrankheit, der Haß gegen die bestehenden Ordnungen in Staat und Gesellschaft in den russischen Nihilisten auf, deren Namen aus dem Turgenjew'schen Roman „Väter und Söhne" stammt. Die Halbcultur der höheren russischen Gesellschaft, der unvermittelte Gegensatz zwischen einem äußerlichen leichten Civilisationsfirniß und einer unausrottbaren Barbarei war ein fruchtbarer Boden für die Auswüchse und Sumpfpflanzen der socialen Bewegung des Abendlandes, deren Lehren in Rußland um so verderblicher und verwirrender wirken mußten, als eine alte festgewurzelte Cultur und Bildung den Ausschreitungen nicht in dem Maße

wie im Westen entgegentrat, ein intelligenter besitzender Mittelstand nicht in demselben Maße die gesellschaftlichen Gegensätze ausglich. Die begabte, leichtempfängliche, aber oberflächliche und excentrische Natur des Volks ließ auch den gebildeten Russen auf phantastische Weltverbesserungspläne leicht hören, und je weniger in früheren Zeiten geschehen war, um einen vernünftigen maßvollen Fortschritt und Freisinn zur Geltung kommen zu lassen, um so mehr wuchs die Neigung, den revolutionären Lehren eines socialen und politischen Umsturzes Gehör zu geben und sie noch mehr als anderwärts ins Maßlose, Wilde und Grauenhafte zu steigern. Die tiefe Corruption, die der Staatsverwaltung und der höheren Gesellschaft Rußlands als eine traurige Frucht eines Jahrhunderte langen Despotismus anhaftet, führte diesen umstürzenden Tendenzen auch manche besser angelegte Anhänger zu, die, empört über viele unverkennbare und unheilbare Mißstände im öffentlichen Leben und der Staatsverwaltung, von den revolutionären Bestrebungen der Anarchisten eine sittliche Wiedergeburt erhofften. Noch mehr aber war die vollendete Blasirtheit und Abgestumpftheit der höheren russischen Gesellschaft schuld, daß man in dem zügellosen Treiben einer mit aller Sitte und Zucht zerfallenen Jugend einen willkommenen Kitzel erblickte und ihm bis in hohe Lebensstellungen hinauf Huldigungen darbrachte. Halbbildung und blasirte Ueberfättigung, ein zur Mode gewordenes Kokettiren mit der Verhöhnung jedes Rechts und jeder Sitte war der Sumpfboden, aus dem diese Bestrebungen ihre Nahrung zogen. Nicht wie anderwärts die unteren Stände, nicht Bauern und Arbeiter, sind in Rußland die Träger der Umsturzbewegung, zuchtlose, unreife Studenten, emancipirte Damen, Leute, die anderswo die höheren Classen bilden, selbst Professoren, Offiziere und Beamten, stellen hier vorzugsweise das Contingent zum Nihilismus. Das eben ist das Gefährliche, daß die Fäulniß die eigentlichen Stützen des Staats und der Gesellschaft angefressen hat. Aus der langen, schrecklichen Reihe blutiger Frevelthaten, in denen die russischen Nihilisten, „die Fanatiker des Umsturzes", ihrem Haß gegen die bestehende Ordnung Luft machten, seien nur die hervorragendsten und erschütterndsten Fälle berichtet. Im Jahr 1869 gründete Netschajeff, Lehrer an der Petersburger Academie, der in Genf sich Bakunin's Vertrauen erworben und von diesem socialdemokratischen Agitator mit Empfehlungsschreiben versehen worden war, unter jungen Männern der besseren Classen in Petersburg und Moskau einen weitverzweigten, revolutionären Geheimbund,
21. Novbr. 1869. der seine Thätigkeit mit der „Hinrichtung" eines Studenten Iwanoff als Verräther begann, ein Ereigniß, das zu einem mehrjährigen Riesenprozeß in Moskau Veranlassung gab, der die Umtriebe der russischen radicalen und socialistischen Revolutionspartei vor den Augen der gesammten Nation enthüllte. Der Gerichtsakt hatte eine große Reihe
November 1877. von Verurtheilungen zu Tod, Zwangsarbeit, Verbannung zur Folge, aber durch die apologetische Rhetorik der Vertheidiger wurden die Angeklagten „mit der Aureole der Märtyrerschaft" umgeben für eine „selbständige, vielleicht irrthümliche, aber wegen ihrer Consequenz immerhin merkwürdige Gesinnung". Nicht geringeres Aufsehen erregte der
5. Febr. 1878. Mordanfall der Vjera Sassulitsch gegen den Petersburger Stadthauptmann General Trepoff, damals den mächtigsten Mann in Rußland neben dem Kaiser. Der General wurde von dem Revolver der Nihilistin schwer verwundet, und die Verwirrung aller Rechtsbegriffe gab sich in dem freisprechenden Urtheil der Geschworenen und dem lauten Jubel kund, mit dem dies Erkenntniß bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft hinauf verherrlicht wurde. Die Mörderin ward zur gefeierten Heldin des Tages. Seitdem wurde die Verschwörung und Geheimbündelei zu einem förmlichen System ausgebildet; aufreizende Proclamationen und Flugblätter, revolutionäre Maueranschläge, blutdürstige Drohungen gegen hochgestellte Beamte ängstigten Tag für Tag die Gesellschaft. Dem revolutionär-anarchischen Treiben gegenüber waren die Staatsbehörden machtlos; selbst den geheimen Druckereien, in denen die verbrecherischen Schriftstücke hergestellt wurden, vermochte man nur in den seltensten Fällen auf die Spur zu kommen. Odessa mit seiner gemischten Bevölkerung und seinem verwegenen Arbeiterproletariat war ein Hauptsitz der Nihilisten. Ein geheimes Executiv-Comité entfaltete einen entsetzlichen Terrorismus; freiwillige Schenkungen und erpressende Drohungen verschafften reiche Geldmittel. Unter den von der Verschwörerbande Verurtheilten befand sich in erster Linie der Chef der Geheimpolizei, der verhaßten dritten Abtheilung der kaiserlichen

Cabinetskanzlei, General Mesenzeff, der durch harte Behandlung von politischen Verbrechern den Groll der Anarchisten ganz besonders hervorgerufen hatte. Er wurde auf offener Straße erdolcht, ohne daß die Thäter entdeckt worden wären. Bald darauf 16. Aug. 1878.
wurde der wegen seiner Strenge gegen verhaftete Nihilisten aufs äußerste gefürchtete und verhaßte Gouverneur von Charkow, Fürst Krapotkin, als er von einem Balle 8. Febr. 1879.
heimkehrte, im Wagen erschossen, als „Werkzeug der Tyrannei und des Despotismus", wie das Executiv-Comité in einer Proclamation verkündete; auch in diesem Falle wurde der Thäter nicht entdeckt. Ein weiteres Opfer dieser unheimlichen, entsetzlichen Verbrechenepidemie war der Nachfolger Mesenzeff's als Chef der dritten Abtheilung, General von Drentelen, der in den Straßen von Petersburg von einem unbekannt März 1879.
gebliebenen Reiter mit zwei, allerdings fehlgegangenen Schüssen angefallen wurde. Zu dem Eisen und Mordgewehr gesellte man das Feuer. „Die Städte Irkutzk, Irbit, Orenburg, Koslow und Uralsk haben erfahren, daß die russische Revolutionspartei mit der Brandfackel ebenso geschickt umzugehen versteht, wie mit Dolch und Pistole". Endlich wagte sich der Meuchelmord auch an das Oberhaupt des Staats. Ein von dem Revolutions-Comité an „Herrn Alexander Nikolajewitsch" gerichtetes Schreiben bereitete auf noch entsetzlichere Frevelthaten vor. Als der Kaiser eines Morgens auf einem Spaziergang begriffen war, wurde er von einem jungen Mann in dem Anzug eines 14. April
Finanzbeamten mit drei Schüssen angefallen, die den Mantel des Zaren durchlöcherten. 1879.
Der Thäter wurde ergriffen und stellte sich als ein gewisser Solowjeff, ein unsteter und in den verschiedensten Lebensstellungen umhergeworfener Mann, heraus; nach einem merkwürdigen Prozesse, bei dem er sich mit kalter Resignation als das freiwillige Werkzeug der revolutionären Idee bekannte, ohne über den Zusammenhang oder die Organisation der conspiratorischen Complotte oder ihre Leiter irgend eine Auskunft zu geben, büßte er seine Frevelthat mit dem Tod am Galgen. Gegen diese entsetzlichen Ereignisse wurden jetzt außerordentliche Maßregeln ergriffen: in Petersburg und andern großen Städten wurden provisorische Generalgouverneure mit den weitesten Ausnahmsvollmachten zur Herstellung der Ruhe und Sicherheit eingesetzt, aber trotz zahlloser Verhaftungen und Verurtheilungen, trotz der strengsten Vorsichtsmaßregeln gelang es doch nicht, dem nihilistischen Unwesen ein Ende zu machen. Weder die Einsetzung von Militärgouverneuren in dem größten Theil des europäischen Rußland, noch die Aufrichtung eines unerhörten Polizeiterrorismus mit Kriegsgerichten und Belagerungszustand vermochte die nihilistischen Attentate zu verhindern, denen die Gleichgültigkeit der Bevölkerung und die tiefgehende Abneigung gegen das herrschende System wesentlich Vorschub leisteten. Nur durch einen Zufall entging der Kaiser einem neuen, verbrecherischen Anschlag auf sein Leben. Bei der Einfahrt des Eisenbahnzuges in Moskau sollte er nebst seiner ganzen Begleitung mittelst eines von einem benachbarten Hause aus unter die Schienen geführten Ganges in die Luft gesprengt werden. Der Hauptschuldige, Hartmann, 1. Decbr.
entkam nach Frankreich. Die Häupter der Verschwörung waren frech genug, dem Kaiser nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt durch eine gedruckte Proclamation zu drohen, daß er doch sterben müsse, wenn er nicht alle seine Rechte in die Hände einer Nationalversammlung übergebe, und zwar werde er in die Luft gesprengt werden. Eine Dynamitexplosion, wodurch im kaiserlichen Winterpalais die Zimmerdecken zweier Stock- 17. Febr. 1880.
werke zertrümmert oder erschüttert wurden und mehrere Wache haltende Gardisten ihr Leben verloren, andere Verwundungen davon trugen, gab bald danach den Beweis, daß die Drohung ernst gemeint war. Doch wurde der Kaiser auch diesmal durch eine Fügung des Schicksals vor Schaden bewahrt. In allen Schichten des Volks griff der Wunsch nach einer durchgreifenden Umgestaltung des absolutistischen Staats Wurzeln. Selbst in der Nähe des Thrones, bei dem Thronfolger und seiner Umgebung, bei einem Theile der hohen Staatsbeamten fand der Ruf nach einer Verfassungsreform Anklang. Der Verfasser des Buches „Rußland vor und nach dem Krieg" weist am Schlusse seiner Schrift auf die Anomalie hin, daß ein absolutistisch regierter Staat sich als Befreier und Reformator aufspiele, daß er andern Völkern Staatseinrichtungen und Wohlthaten des öffentlichen Lebens schaffen wolle, die er selbst nicht besitze und von seinem eigenen Staatsorganismus fern zu halten bemüht sei, daß er eine civilisatorische Mission beanspruche und dabei im eigenen Hause die werthvollsten Güter der

80**

Civilisation entbehre, und empfiehlt die Einführung von Institutionen, die dem politischen Emancipationsbedürfniß der Nation Rechnung zu tragen und durch eine „große Reform" der drohenden Revolution den Weg zu verlegen geeignet seien. Allein constitutionelle Einrichtungen nach abendländischem Muster widersprachen zu sehr den absolutistischen Traditionen des Zarenreichs und man durfte allerdings auch zweifelhaft sein, ob die socialen und politischen Verhältnisse Rußlands und der Stand seiner Cultur zu einer so gewaltigen Neuerung angethan seien. Dieser gewagte Entschluß bleibt der Zukunft vorbehalten. Einstweilen wandelte man auf den alten Wegen weiter. Um den conspiratorischen und revolutionären Umsturzplänen der Nihilistenpartei nachdrücklicher zu begegnen, als durch die „dritte Abtheilung" und die Einsetzung von außerordentlichen Militär-Generalgouverneuren bisher gelungen war, faßte man den Entschluß, eine
Febr. 1880. höchste Administrativ-Commission unter der Leitung des Grafen Loris-Melikoff zu errichten, der sich als Gouverneur von Astrachan durch sein energisches und zweckmäßiges Einschreiten gegen die Verbreitung der asiatischen Pest ausgezeichnet hatte, und dieses Regierungscollegium und sein energisches Haupt mit solchen Vollmachten auszurüsten, daß es einer Dictatur gleichkam. Der Zweck schien erreicht zu werden. Wenn gleich der Antritt des neuen Großbeamten durch ein Attentat auf seine eigene Person beunruhigt ward, so gelang es dem klugen, energischen Armenier dennoch durch großartige Umgestaltung der bisherigen Behörden, durch Aufhebung der verhaßten „dritten Abtheilung" einen Zustand von Ruhe und Sicherheit zu begründen, wie er in Peters-
19. Febr. (2. März) 1880. burg lange Zeit unbekannt gewesen war, so daß die Jubelfeier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsantritts des Kaisers zu einem Nationalfest sich gestaltete und das Volk mit Stolz und Befriedigung auf die lange Periode einer segensreichen Herrschaft voll mancherlei großartiger Fortschritte und civilisatorischer Thaten auf verschiedenen Gebieten des Staats- und Gesellschaftslebens zurückblicken konnte. Auch die Kaiserin hatte sich von Cannes, wo sie Monate lang an schwerer Krankheit darniedergelegen, zur Festfeier nach Petersburg begeben. Es sollte das letzte frohe Ereigniß ihres Lebens sein. Bald nachher schied sie aus der Welt, tief betrauert von der Nation ob ihrer Frömmigkeit, Menschenliebe und weiblichen Tugenden. Der Kaiser ließ sich kurz darauf mit der Fürstin Dolgoruki trauen, die ihm bereits mehrere Kinder geboren hatte. Die Ruhe in dem Zarenreich war aber nur eine augenblickliche und scheinbare. Kaiser Alexander II. sollte dem Verhängniß, dem er mehrmals durch glückliche Fügung entgangen, doch noch erliegen. Bei einer Fahrt nach dem Winter-
13. März 1881. palais in Petersburg wurde ein Sprenggeschoß gegen seinen Wagen geschleudert, welches den Unglücklichen dermaßen zerschmetterte, daß er eine Stunde später seinen Geist aufgab. Russakow und die andern Urheber der Schreckensthat erlitten den Tod durch den Strang. Von Polizei und Militär gegen neue nihilistische Freventhaten fast wie ein Gefangener bewacht, trat Alexander III. die Regierung an, schwankend zwischen absolutistischen und liberalisirenden, zwischen panslavistisch-kriegerischen und dreikaiser-
11. Mai. bündisch-friedlichen Neigungen. Ein Manifest, welches im Gegensatz zu den Constitutionsforderungen die alte cäsarische Machtfülle festhielt, konnte nicht im Sinne liberaler Reformen und parlamentarischer Institutionen gedeutet werden, die freilich auch leichter zu fordern, als auf diesem Boden roher Barbarei und maßloser Corruption zu gewähren waren. Loris-Melikoff nahm in Folge dessen seine Entlassung; an seiner Stelle wurde Graf Ignatjeff zum Minister des Innern ernannt. Die nihilistische Bewegung dauerte fort; Ausbrüche des Deutschenhasses und Judenverfolgungen, bei denen die Regierung sträfliche Gleichgültigkeit zeigte, gesellten sich hinzu, um das Land
Septbr. 1881. immer mehr zu beunruhigen. Durch die erwähnte Zusammenkunft von Danzig (§. 1293 d) und durch die Einsetzung des Herrn von Giers zum Minister des Auswärtigen an
April 1882. Stelle des alten Fürsten Gortschakoff wurde die Besorgniß feindseliger Pläne gegen
Juni 1882. Deutschland und durch die Ersetzung Ignatjeff's durch den Grafen Tolstoi in der Leitung des Ministeriums des Innern die Befürchtung allzu enger Verbindung der russischen Regierung mit den panslavistischen Bestrebungen einigermaßen zerstreut. Im folgenden Jahr starb in Baden-Baden in dem hohen Alter von 85 Jahren Fürst
11. März 1883. Gortschakoff, der drei Jahrzehnte lang auf den Gang der russischen Weltpolitik einen tiefgehenden, nicht immer glücklichen Einfluß ausgeübt hatte.

§. 1309. **Schlußbetrachtung.** So sind wir denn hart an die Schwelle der Gegenwart herangerückt und haben bereits die gewaltigen Ereignisse berührt, die noch frisch in unserem Gedächtniß leben und aus deren Schooß eine neue Aera im europäischen Staatsleben sich entwickeln wird. Es waren bedeutungsvolle, tiefbewegte Jahre, die wir soeben in ihrem geschichtlichen Gange vorübergeführt, Jahre, in denen viele treibende Kräfte in die Erscheinung traten, manche hohe Güter, wenn auch noch nicht völlig errungen, so doch als Kampfpreise und Strebeziele aufgestellt wurden. Sind auch in den zwei letzten Jahrzehnten tiefe Wunden geschlagen worden, die noch ihrer Heilung warten, ist auch manche zarte Pflanze, die sich zu früh an das trügerische Sonnenlicht gewagt, im rauhen Frost verdorrt, ziehen auch noch jetzt manche „dunkle Punkte" über den geschichtlichen Horizont der Gegenwart; so ist doch die Menschenwelt mit vielen fruchtbaren Ideen, der Lebensgarten mit vielen edlen Keimen und gesunden Saatkörnern gefüllt, so ist doch ein weites Ackerfeld für großartige schöpferische Thätigkeit gewonnen worden. Drei zukunftreiche Prinzipien sind zur Erscheinung gekommen und ringen nach allgemeiner Geltung und Anerkennung: die entscheidende Mitwirkung der Völker bei dem Gestalten und Ordnen ihrer Staats- und Lebensformen, die Ausbildung und Entwickelung des Freiheitsbegriffs in allen Gebieten der öffentlichen Thätigkeit auf dem Boden des gemeinsamen Rechts, der nationalen und persönlichen Eigenartigkeit und das Bestreben, den Krieg auf seine nächsten Zwecke zu beschränken und die Wirkungen desselben durch völkerrechtliche Vertragsbestimmungen im Sinne der Humanität zu mildern. Die Ueberfluthungen eines idealen Weltbürgerthums, für welches die früheren Geschlechter in Unschuld geschwärmt haben, sind eingedämmt worden durch die natürlichen Grenzen nationaler Geschlossenheit; aber um so mehr war man bedacht, den Lebensstrom dieses Nationalganzen in gesunder Bewegung und frischem Laufe zu erhalten und von störenden Hemmungen zu befreien. Und dieses Ringen und Streben nach einem Rechtsstaat mit nationaler Gesetzgebung, mit selbstgeschaffenen Organen des öffentlichen Lebens, mit obrigkeitlichen Autoritäten des eigenen Blutes und Stammes wird triumphiren über die neuen und alten Gegner, welche diesen nationalen Staatsorganismus mit den elementaren Mächten einer kosmopolitischen Arbeiterassociation oder mit den hierarchischen Gewalten einer universalen Priestertheokratie umzustürzen trachten. Nur wer mit verschlossenen Augen in die sonnige Welt blickt, kann verkennen, daß die Menschheit mit kühnen und mächtigen Schritten zu der Höhe emporsteigt, wo die Götter des Erdenglücks thronen. Die größten Erfolge hat das deutsche Volk errungen; die so lange getrennten Glieder haben sich wieder zu einem einheitlichen Organismus, zu einem mächtigen Reich der Mitte vereinigt, dessen wichtigste Aufgabe die Wahrung des europäischen Friedens sein wird. Aber auch an anderen Orten sind große Errungenschaften eingebracht worden: Im Westen und Osten wurden die Fesseln der Knechtschaft gelöst, hier durch die Macht der Humanität auf friedlichem Wege, dort im Gefolge eines gewaltigen Kampfes voll leidenschaftlicher Erregtheit. Mit sicher leitendem Instincte fordern die Völker die Niederreißung oder Lockerung der Schranken, welche bisher das Handels- und Verkehrsleben in seinem Gange gehemmt, welche die Geburts- und Berufsstände geschieden, welche der Niederlassung und Freizügigkeit im Wege gestanden, welche die bürgerlichen Rechte von der Geburt und vom Glaubensbekenntniß abhängig machten. Die Aera des Weltverkehrs mittelst Dampfkraft und elektrischer Drahtleitung, die im Sommer 1866 durch die glücklich vollbrachte Legung des Kabels von Irland nach Neufoundland die breite Naturgrenze zwischen der neuen und alten Welt überwunden, im Jahre 1869 durch Vollendung der Pacificeisenbahn und des Suezkanals die östliche und westliche Erdhälfte in nahe Verbindung gesetzt, im Jahre 1871 durch das wunderbare Werk des Montcenis-Tunnels die Alpenwand zwischen Frankreich und Italien durchbrochen und ein Jahrzehnt später eine Eisenstraße durch den St. Gotthardt vollendet hat, führte zu einem neuen Weltbürgerthum, aber von praktischer Natur und realen Zielen. Das organisatorische Genie des deutschen Generalpostmeisters Stephan rief ein Weltpostsystem ins Leben, das alle Culturländer gewissermaßen zu einem internationalen Verkehrsleben einigt. An die Stelle gebundener Genossenschaften und Verbrüderungen, welche die individuelle Freiheit durch Eide und Bundesgesetze in

Fesseln und Banden schlugen, trat das freie Vereinswesen zur Erleichterung der Lebensexistenz und zur Fortbildung in allem menschlichen Wissen. Und wenn auch unter dem Schutze dieses freien Vereins- und Gesellschaftslebens der vierte Stand mit heftiger Begehrlichkeit nach social-demokratischen Staats- und Gesellschaftseinrichtungen drängt, durch welche das bestehende Cultur- und Rechtsleben dem Umsturz entgegengeführt, die individuelle Freiheit unter dem Banne despotischen Genossenschaftszwanges ausgelöscht würde; so werden die mittleren bürgerlichen Klassen doch stark genug sein, die wühlerischen elementaren Gewalten in die gesetzlichen Schranken einer gesitteten Staats- und Gesellschaftsordnung zu werfen und den Fortschritt menschlicher Cultur gegen zerstörende revolutionäre Kräfte zu schirmen. Ein Trieb zur Selbstbestimmung und zur Selbsthülfe durchzieht das Völkerleben; die Einsicht und Erfahrung, die im kleinen Gesellschafts- und Vereinsleben erworben und geübt wird, strebt sich auch im Großen zu bewähren und zu bethätigen; der alte Beamtenstaat mit seiner büreaukratischen Allmacht und geheimnißvollen Amtsthätigkeit ist eine überwundene Einrichtung. Die wachsenden Geldbedürfnisse und der schwierige Staatshaushalt machten die Regierungen von fremder Hülfe abhängig und setzten einen Credit voraus, den nur die Gesammtheit des Volkes zu leisten im Stande war. Darum kann sich kein Staat mehr auf die Dauer einer Mitwirkung und Controle der Volksvertretung bei der Ordnung der Einnahmen und Ausgaben entziehen. Auch für eine unparteiische Rechtsprechung verlangte das Volk Bürgschaft durch beeidigte Beisitzer aus seiner Mitte. Die kriegerischen Verwickelungen der letzten Jahre in Amerika und Europa, welche durch das Schwert gelöst werden mußten, haben sodann dem Grundsatz Anerkennung verschafft, daß dem friedlichen Verkehr neutraler Mächte zur See und zu Lande daraus kein Hinderniß erwachsen solle, daß auch in Feindesland das Privateigenthum geachtet, Gut und Leben der Unbetheiligten und Wehrlosen geschont werde, daß das humane Werk der Genfer Convention vom Jahre 1864 zum Schutze der Verwundeten auf dem Schlachtfelde und in den Lazarethen, zur allgemeinen völkerrechtlichen Geltung kommen, daß durch Neutralerklärung des gesammten militärärztlichen Personals die Krankenpflege und Heilung gefördert und erleichtert werden möchte. Selbst das gewaltige Ringen der zwei großen abendländischen Culturvölker, von denen das eine die lange besessene Suprematie in der europäischen Völkerfamilie behaupten, das andere die seiner Macht, Bildung und Weltlage entsprechende Gleichstellung und damit das Recht der freien Bestimmung über sein Staats- und Verfassungsleben sich erkämpfen wollte, hat diesen humanen Bestrebungen im Ganzen Anerkennung gezollt, wenn auch aus Leidenschaft oder Unkenntniß einzelne Uebertretungen vorgekommen sein mögen. In noch weiterem Umfang suchte der von dem Kaiser von Rußland angeregte Congreß europäischer Staatsmänner und Militärbevollmächtigter zu Brüssel im Sommer 1874 die Grundzüge eines allgemeingültigen Kriegsvölkerrechts zu finden und festzusetzen. — So sehen wir in allen Lebensäußerungen eine gesteigerte Thätigkeit; und wenn auch die Wirklichkeit mit ihren gebieterischen Ansprüchen die Geister mehr auf die praktische Seite hinzog, wenn die Naturwissenschaften, wenn die Volkswirthschaftslehre, wenn die Staats- und Rechtskunde mit Vorliebe gepflegt und ausgebildet wurden; so entbehren doch auch die Geisteswissenschaften und die Künste nicht des Interesses und eines eifrigen Studiums. Noch immer gießt die Poesie ihre goldenen Früchte in die empfänglichen Gemüther; noch immer labt die Kunst durch edle Gestaltungen den Schönheitssinn; noch immer führt die Historie die Thaten und Schicksale vergangener Völker den lebenden Geschlechtern vor die Seele; noch immer sucht die Speculation in das Ewige und Ueberweltliche einzudringen; noch immer ist der Forschungstrieb auf das Wesen der Religion und die Grundlagen der Kirche gerichtet; noch immer lehrt das Christenthum Tugend, Sittlichkeit und Nächstenliebe, veredelt das Wirken und Schaffen des Tages durch ideale Ziele und reine Pflichtenlehre, versöhnet und tröstet den Leidenden durch den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit und durch die Hoffnung auf ein besseres Leben über dem Grabe.

29/1. 1. 28

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weber, Georg,

Lehrbuch der Weltgeschichte mit besonderer Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen und einem Abriß der deutschen Literaturgeschichte als Anhang ; für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung
Bd.: 2

Leipzig 1883

H.un. 707 x-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11623306-5